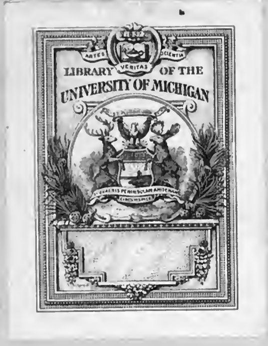
C 372915

304.


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN

AP
30
.A93

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Zweiunddreißigster Jahrgang.

1859.

Stuttgart und Augsburg.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1859

Digitized by Google

Alphabetisches

Inhalts-Verzeichniß.

Jahrgang 1859.

A.

Abdallah Bou Rema s. Algier.
Abessinien, - ische Notizen: 1) Kleidungsgegenstände: 374; 2) Schmuck: 376; 3) Gewicht, Geld, Zeitmaße: 376; 4) Ehrentitel, Rangstufen: 377; 5) Architektonik: 1143; 6) musikalische Instrumente: 1145.
Acclimatisation, s. Algier.
Ackerbau, Ergebnisse des Lois Weedon - systems: 24; Naturwissenschaft und Ackerbau: 193; - durch Maschinenkräfte: 1122.
Aegypten, das Königsbuch der alten - r von Lepsius: 199; E. v. Rougé über ein Bruchstück aus der - ischen Geschichte des XII. Jahrhdts. v. Chr.: 321; Alter der - ischen Cultur nach geologischen Merkmalen: 360; eine alt - ische Romanze: 385; Alexandria: 618; die Landenge von Suez und der Auszug der Israeliten aus -: 633; ein - isches Schreibzeug: 696; der gegenwärtige coptische Patriarch in Cairo: 982; der Suez-Canal: 1060.
Affen, s. Zoologie.
Afrika, Mrs. Colonel Somersets Erlebnisse unter den Kaffern: 1; Burtons Ausflug an den Pangani und nach Fuga: 15; Löwenjagden der Kaffern: 37; Burton und Speke's ostafrikanische Expedition: 168; O Mac Carthy's Abreise nach dem Sudan: 168; Dr. H. Barths Reisen in Inner -. Von Kukaua nach Timbuktu: 210; Timbuktu: 229; Rückkehr nach Europa: 386; - nischer Baumwollenbau: 216; Nigerexpedition: 240; der Süßwassercanal vom Nil ins rothe Meer: 305; Durchforschung des östlichen Afrika durch Burton u. Speke: 336; die Fetische des Akwapem-Volkes (Aschanti): 347; ein Besuch in der Hauptstadt des Königreichs Congo (San Salvador): 398; Nachrichten von Dr. Cuny aus Darfur: 480; die neue Expedition nach den Nilquellen: 500; Natur und Menschen im Kafferlande: 1) Physikalische Verhältnisse: 558; 2) Rückblicke auf frühere Zustände: 586; 3) Aussehen und Lebensweise der Kaffern: 606; 4) ihre socialen Zustände: 629, 654; 5) ihre Propheten und deren verderbliche Weissagungen: 676, 703; Duveyriers Abreise nach der Sahara: 600; Erzählungen an den Lagerfeuern in den Caplanden: 745; über die Infibulation bei den nubischen Völkern, vorzüglich den Gallasnegern: 822; Erzählungen aus dem Leben der Ansiedler in den Caplanden: 855; Erzählung eines Zulukaffern von seiner Reise nach England: 865; die Westküste von Afrika: 889, 922, 1132, (Bonny) 1166; Nachrichten von Dr. Roscher und dem Stand der Entdeckungen in -: 906; Kennelly's Expedition nach den inner - nischen Seen: 912; Beschiffung des Zambesi bis Tete durch Livingstone: 935; die militärische Expedition der Engländer gegen den Häuptling des Crobostammes der Goldküste; 937; die Entdeckung der großen Binnenseen Ost - s: 1) der Tanganvika-See: 961; 2) der Victoria- oder Ukerewe-See: 1117: 3) Speke's Rückkehr vom Nyanza: 1193; der Cunenefluß erreicht von Andersson: 984; Dr. Krapf über die von Burton und Speke entdeckten ost - nischen Seen: 998; das Croupiöl in West -: 1004; eine Tigerjagd in der Nähe der Capstadt: 1057; die Bevölkerung - s: 1096; Hexenmeister unter den Makuanegern: 1097; italienische Elfenbeinhändler auf dem weißen Nil: 1105; die Bevölkerung Marocco's: 1127; El Bekri's Beschreibung Nord - s: 1138; das Muala in Ost -: 1241; Saleh in Marocco: 1247; Heroismus der Negergarde in Marocco: 1248.
Aissawas, ein mystischer Sabbath bei den -: 7.
Akazie, s. Botanik.
Akwapem, s. Afrika.
Alabaster, s. Italien.
Alexandria, s. Aegypten.
Algier, Erzählungen des Scheich Abdallah Bou-Rema: 32, 79, 134, 196, 223, 243, 274, 330, 561, 611, 643; Rechtfertigung der Polygamie in - und in der Wüste: 608; s. Thuya; der Acclimatisationsgarten in -: 671; die Jagden in -: 721; Robert Houdin in -: 791.
Alpen, britische - reisende: 963.
Amboina, s. Niederl. Indien.
Ameisen, s. Zoologie.
Amerika, s. Süd- und Nord- -, s. Mittel -; Neue Beiträge zur Entdeckungsgeschichte - s: 392, 421; angeblich uralte Einwirkungen der Nordeuropäer auf - nische Völker: 497; über den Verfasser der ältesten Weltkarte des hydrographischen Bureau's in Sevilla vom Jahre 1527: 834, 846; über die rothen, schwarzen und weißen Bevölkerer - s: 1237.
Amur, s. Rußland.
Andaman, die - inseln: 641.
Andes, s. Südamerika.
Annam, die spanisch-französische Expedition gegen -: 92: der Hafen von Saigon: 478.
Antediluvianisch s. Geologie.
Antillen, Episode aus einem Seesturm in der - see: 469; Cuba und seine Bevölkerung: 899, 918.
Apenninen, s. Italien.
Araber, s. Syrien.
Arabien, Schifffahrt im - ischen Golf: 42; über den Windwechsel im rothen Meere und die Nerus Zeitrechnung: 72; Guano und Metallschätze im - ischen Golfe: 115; der Affe und die Schildkröte, aus einem - ischen Fabelwerke: 738: zur Charakteristik der - r: 1036; aus der - schen Heldensage: 1201.
Archäologisches. Ueber die uralten Seewohnungen in der Schweiz: 172; der Buckelochse des Alterthums: 358; die Saffranproduction im Alterthum: 478; ehemalige Verbreitung der Löwen in Europa: 485; die Erfindung der Maulthierzucht: 543; der Bär im Alterthum: 660; über verschiedene in den alten Gräbern der Hellenen aufgefundene Gegenstände: 684; das Menschenopfer: 697, 732; die einstige Verbreitung des Auerochsen: 728; das Nilpferd der alten Schriftsteller: 813; die Lösung des Räthsels im ersten Buche der sibyllinischen Orakel: 898; babylonische Schriften in arabischer Uebersetzung: 1009; der Mandelbaum im Alterthum: 1148; die Gesandtschaft des Porus an Kaiser Augustus: 1200.
Arier, s. Indien.
Arktisch, s. Nordpol.
Armstrong, s. England.

Assyrien, Charakter der -ischen Denkmäler: 312.
Astronomie. Die Kometen von 1811 und 1858: 24; Sie John Herschel über das Licht und den Lichtmantel der Sonne: 216; Intensität dee Sonnenwärme voe 10,000 Jahren: 287; Leverriers neueste planetarische Entdeckung: 1020; – ische Streitfragen auf dem letzten Meeting der British Association; 1067; über die nothwendige Vergrößerungsstärke der Teleskope: 1128.
Atlantisch, s. Physik. Geographie.
Auerochse, s. Archäologie.
Australien. Irrfahrten in West -: 433, 466; eine – ische Rieseneidechse: 599; Seide aus Victoria: 600; s. Geologie; s. Botanik; Bilder aus dem – ischen Ansiedlerleben: 1000; die Ergebnisse von Gregory's nord - ischer Expedition: 1) in südlicher Richtung bis Sturts Creek und Termination Lake: 1014; 2) Rückreise vom Victoriaflusse nach der Ostküste: 1043; John Mac Donall Stuarts neueste Entdeckungen in Süd -: 1072.
Aventurin, künstlicher -: 791.
Azteken, s. Mexico.

B.

Babylon, s. Archäologie.
Bär, s. Zoologie.
Balkan, s. Türkei.
Banda-Inseln, s. Niederl. Indien.
Bangkok, Sir Robert Schomburgk über -: 795; eine Hof- und Haremsgeschichte in –: 996.
Banka, s. Niederl. Indien.
Barth, s. Afrika.
Basken, s. Spanien.
Beirut, literarisches Leben in -: 1114.
Benyowsky, s. Madagaskar.
Bettler, - hieroglyphen und - Topographie: 1077.
Bienen, s. Zoologie.
Bonny, s. Afrika.
Boron, s. Chemie.
Borneo, s. Niederl. Indien.
Botanik, s. Samen; ein „Mauerbrecher" aus dem Reiche der Pflanzen: 479; – sche Excursionen um Savannah: 550, 662; das Thuyaholz Algeriens: 624; zwei Knollengewächse: 672; die - ischen Gärten von Kew: 711; über die Verbreitung der Dattelpalme: 713; über die Ursachen der Spiralbewegung bei Pflanzenreben: 744; über den Ursprung der Nutzpflanzen: 828; die älteste Akazie: 840; der - ische Garten bei Melbourne: 855; der Kuhbaum: 863; der Oelbaum: 984; der Mandelbaum im Alterthum: 1148; Genealogie einiger Pflanzenfamilien: 1153.
Bretagne, s. Frankreich.
Brod, s. Naturwissenschaften.
Buckelochse, s. Archäologie.
Burton, s. Afrika.

C.

Californien, s. Verein. Staaten.
Canada, Bekehrung - ischee Indianer zum Christenthum: 25, 52; Jagdabenteuer eines britischen Officiers in West -: 186; die Victoriabrücke in -: 407; J. G. Kohl über – isch-französische Ausdrücke: 783.
Canarienvogel, s. Zoologie.
Caplande, s. Afrika.
Carolina, s. Verein. Staaten.
Celebes, s. Niederl. Indien.
Central-Asien, Landschaftsbilder vom Issykkul und den - – atischen Alpen: 183.
Ceram, s. Niederl. Indien.
Ceylon, eine Elephantenjagd auf -: 446; Notizen über -: der Schlangenstein der Tamulen: 1061: die weinenden Muscheln auf -: 1062; Thierleben auf -: 1125.
Chemie, Boron 48; Ozon, s. Physik. Geogr.; der wahre Entdecker der - schen Bestandtheile des Wassers: 264.
Chili, s. Südamerika.
China, der Porcellanthurm in Nanking: 68; eine neue Seidenraupenart aus -: 72; der Mandarin Yeh: 206, 218; zur Chartographie des - esischen Reiches: 334; Fanny Loviot in der Gefangenschaft - esischer Piraten: 361; der englische Handel mit -: 381; die Halbinsel Corea und die katholischen Missionäre: 419; die Cultur der Rosen in - und Siam: 641; Statistik der katholischen Missionen in -: 696; die Seidenzucht in -: 701; die Land- und Seesoldaten - s: 858; eine amtliche – esische Depesche über den Aufstand der Sipahis: 992; der - esische Krieg: 1129; der - esische Kalender: 1142; die - esen auf Formosa: 1235.
Chippeway, s. Nordamerika.
Clipperton, s. Frankreich.
Club, s. England.
Colibri, s. Zoologie.
Colorado, s. Verein. Staaten.
Columbia, s. Südamerika.
Comoren, die -: 1) Einleitung: 1134; 2) Johanna oder Anzouan (Audschuan): 1161; 3) die Bewohner von Johanna: 1180, 1205.
Copten, s. Aegypten.
Corea, s. China.
Croupiöl, s. Afrika.
Cuba, s. Antillen.
Cunene, s. Afrika.

D.

Damaskus: 1038.
Dampf, s. Naturwissenschaften.
Darfur, s. Afrika.
Dattelpalme, s. Botanik.
Dondi, s. Neu-Guinea.
Dodona, s. Griechenland.
Donau, die – mündungen: 479.
Donaufürstenthümer, s. Türkei.

E.

Ehe, s. Frankreich.
Eier, Ausfuhe von - n aus Frankreich nach England: 144.
Eingeweidewürmer, s. Zoologisches.
Eisen, das Bessemer'sche Verfahren des - gusses: 408; Fortschritte der Gußstahl- und Stab – erzeugung: 976.
Eisenbahnen, s. Verein. Staaten; s. Frankreich; die schwierigsten – bauten der Erde: 714; die verschiedenen - systeme in Europa: 1029; - geschwindigkeiten: 1127.
El Bekri, s. Afrika.
Elektricität, s. Naturwissenschaften.
Elephant, s. Zoologie.
England, s. Finanzwissenschaften; Londoner Clubs: 164; die Armstrongkanone: 240; eine Scene aus dem Leben der - ischen Jugend: 265; Begräbnißstätten in London: 556; die Erfolge der Freihandelspolitik in –: 759; die Arbeitseinstellungen und die geheimen Handwerkergesellschaften - s: 1099; Rückblicke auf die auswärtige Politik - s: 1219.
Epirus, s. Türkei.
Erdbeben, s. Griechenland.
Erde, s. Physikal. Geographie.
Erdfresser, s. Südamerika.

F.

Felsenbohemuschel, s. Zoologie.
Felsengebirge, s. Verein. Staaten.
Feyara, der - See: 456.
Fidschi, Schöpfungs- und Fluthsage der - insulaner: 22; ältere und neuere Zustände auf den – Inseln: 1) materielle und politische Civilisation: 88; gesellschaftliche Gesittung: 111; ein Meke (Epos) der - insulaner: 136; das Lotu in den – landen: 254.
Finanzwissenschaften, Geschäftsmechanismus der Bank von England: 65; Vervollkommnung der europäischen und amerikanischen Verkehrsmittel seit 1851: 288; Werthsteigerung der Rohmaterialien durch die Fabrication: 336; Gold und Silber: 369; Silbergewinnung der Welt: 600; die Erfolge der Freihandelspolitik in England: 759; zur Geschichte der britischen Lebensversicherungsbanken: 817; die Bewegung der edlen Metalle: 877; Handel mit Pariser Trödelwaaren: 936; Werthverhältnisse verschiedener Metalle: 960.
Fische, s. Zoologie.
Flachkopf, s. Nordamerika.
Formosa, China.
Forschungsreisende, die - n in den Jahren 1858 und 1859: 342.
Franklin, s. Nordpol.
Frankreich. Ein Franzose über die Naturgeschichte der Ehe: 9; der Herbst in den Weinlanden - s: 241; Besitzergreifung der Insel Clipperton durch -: 480; - s Wehr- und Geldkräfte: 539; Scenen aus dem Volksleben in der Bretagne: 1) Einleitung: 839; 2) Brautwerbung und Hochzeit: 872; 3) Taufe und Begräbniß: 1173.
Fresko, Abhebung von – Gemälden: 624.

G.

Gallipoli, s. Türkei.
Geographie, das Handbuch der — von Stein und Hörschelmann: 912.
Geologie, Gerüche aus früheren · ischen Zeitaltern: 359; das Tertiärklima; 600; der Ausbruch des Mauna Loa: 649; Spuren antediluvianischer Menschen in England und Frankreich: 673; Australien der älteste Continent der Erde: 744; über urweltliche Thierspuren in England und den Verein. Stadten: 953; über das Auftreten der Menschen in - ischer Vergangenheit: 982.
Georgia, s. Verein. Staaten.
Gerüche, s. Geologie.
Gesellschaftsinseln, Constitutionalismus auf den -: 599.
Gold, s. Finanzwissenschaften.
Goldküste, s. Afrika.
Gorilla-Affe, s. Zoologie.
Granada, s. Spanien.
Great Eastern, der -: 1112.
Gregory, s. Australien.
Griechenland. Das Erdbeben in Korinth v. J. 1858: 131; Reisehandbnch für -: 360; Bilder aus - Thessalien: 411, 439; Irrsinnige in –: 657; die deutsche Colonie Herakli bei Athen: 736; die Quelle von Dodona: 936; Statistik der Schulen im Königreich -: 936; die Journalistik in -: 984; Ritus bei den Begräbnissen in -: 1151; der Weinbau in -: 1223.
Guano, s. Arabien; die - gräbereien: 581.

H.

Haifisch, s. Zoologie.
Haiti, der Wodudienst auf –: 101; Kaiser Faustin Soulouque: 553.
Handel, s. Finanzwissenschaften; s. Kröten.
Herakli, s. Griechenland.
Hudson, s. Verein. Staaten.
Hudsonsbay, s. Nordamerika.
Humboldt, Nekrolog Alexander v. - s: 490.
Huronen, s. Nordamerika.

J.

Japan, Jeddo die Hauptstadt von -: 286; Heilkunst in -: 401; die preußische Expedition nach -: 472; Justiz und Cultus in -: 533; die Briten unter Lord Elgin in Jeddo: 574, 595, 602; ein - esischer Taschenspieler: 693; Oliphant über Jeddo: 974; Handelsbeziehungen der Verein. Staaten mit -: 1152.
Java, s. Niederl. Indien.
Jeddo, s. Japan.
Indien. Proben des einzigen Romans in der Sanskritsprache: 121, 150, 178; schwarze und weiße Juden in Kotschin: 168; eine Gerichtsverhandlung in Mangalur: 308; eine Scene aus dem - ischen Soldatenaufruhr: 350; eine seltsame - ische Proceßgeschichte: 391; die - ischen Märchen von den Räthsellösern und ihre Verbreitung; die kluge Dirne: 457, 486, 511, 567, 589; die Jagden auf wilde Thiere in -: 618; das Meer der Arier: 750; die Lage des britischen Reiches in -: 808; die Parsen in - und die europäische Bildung: 918; neuere Mittheilungen in Bezug auf die tamulische Litteratur: 1195, 1214; die Gesandtschaft des Porus: 1200.
Infibulation, s. Afrika.
Irland, Skizzen aus -: 427, 443.
Ischia s. Italien.
Issykul, s. Centralasien.
Italien. Von Rom über Ancona nach Triest: 104, 128, 154; -ische Klöster: 268; der Monte Vulture im Basilicat und die Erdbeben von 1851 und 1857: 298; Montecassino: 327 842, 866; nach der Carthause von Trisulti: 464; in Trisulti: 546; der Alabaster von Volterra: 574; auf Ischia: 609; neapolitanische Volksfeste: 687; die Lotterieziehung auf der Piazza Madama in Rom: 715; die Bevölkerung des Kirchenstaates: 1) das Volk: 756; 2) der Adel: 778; die Riviera und Genua's Kunstschätze: 798; ein Uebergang über die Apenninen: 823; das Scipionengrab in Rom: 875; die Capelle Pellegrini und die Kirche der Madonna die Campagna: 1228.
Juden, s. Indien.
Jungferngeburten, s. Zoologie.

K.

Kaffee, neuer - zusatz: 672.
Kaffern, s. Afrika.
Kamtschatka, s. Rußland.
Kane, s. Nordpol.
Karten, s. Amerika; neuere - werke: 1175.
Kenelly, s. Afrika.
Kinnlade, s. Naturwissenschaften.
Kirchenstaat, s. Italien.
Kirgisen, Atkinsons Besuch einer - horde: 13; die Expedition der HH. Sjäwerzow und Vorschtschow nach der - steppe: 1224.
Kleinasien, Reisebriefe aus -: 1080.
Klöden, s. Physikal. Geographie.
Kohlen, Verein. Staaten; die tiefste - grube: 407.
Komet, s. Astronomie.
Koralleninseln, s. Physik. Geographie.
Koritza, s. Türkei.
Kotschin, s. Indien.
Krobo, s. Afrika.
Kröten, s. Zoologie.
Kuhbaum, s. Botanik.

L.

Lachs, s. Zoologie.
Lama, s. Zoologie.
Leavenworth, s. Verein. Staaten.
Lebensversicherung, s. Finanzwissenschaften.
Leverrier, s. Astronomie.
Licht, s. Naturwissenschaften; s. Astronomie.
Livingstone, s. Afrika.
Löwe, s. Zoologie.
Lombardei, s. Politik.
London, s. England.
Louisiana, s. Verein. Staaten.
Loviot (Fanny), s. China.
Luftballon, s. Naturwissenschaften.
Luftmaschine, s. Naturwissenschaften.

M.

M'Clintock, s. Nordpol.
Madagascar, Scene auf einer Fahrt von - nach dem Cap: 23; - und die Malagasen: 97, 137; Baron Benyowsky auf -: 188.
Madura, s. Niederl. Indien.
Märchen, s. Indien; s. Nordamerika.
Magnetismus, s. Physikal. Geographie.
Mahagony, Schiffe aus -: 431.
Makua, s. Afrika.
Malagasen, s. Madagascar.
Malström, der -: 648.
Mandelbaum, s. Archäologie.
Manketta, s. Niederl. Indien.
Marasch, der Blutegelhändler in: 1212
Marocco, s. Afrika.
Marquesas, ein Besuch bei den - insulanern: 1177.
Maschinen, s. Ackerbau.
Mauerbrecher, s. Botanisches.
Maulbeerbaum, s. Seide.
Maulthierzucht, s. Archäologie.
Mauna Loa, s. Geologie.
Mendocino, s. Verein. Staaten.
Menschenopfer, s. Archäologie.
Metalle, s. Finanzwissenschaften.
Mexico, Geschichte der Eroberung - s nach einheimischen Quellen: 1) das erste Auftreten der Spanier: 49; 2) das Bündniß mit den Tlaxcalteken: 82; 3) Ausbruch der Revolution in Tenochtitlan: 158; eine Reise durch das Land der Azteken: 289, 315; die Zustände der Republik -: 729, 760.
Mississippi, s. Verein. Staaten.
Mittelamerika, die Negeremancipation im britischen Westindien: 521; Briefe eines deutschen Naturforschers aus - Die Isthmusküste der „Tierra firme“: 625, 650, 679, 705; tropische Fahrten; die Panama-Eisenbahn: 1025, 1040.
Molukken, s. Niederl. Indien.
Monotheismus, s. Semiten.
Montecassino, s. Italien.
Montenegro, - inische Lieder: 529.
Morgenland, s. Türkei.
Muaka, s. Afrika.
Muskitos, s. Zoologie.

N.

Nanking, s. China.
Naturwissenschaftliches, s. Physikal. Geographie; Hr. Niepce über die Natur des Lichtes: 96; Claudets Stereomonoskop: 118; Einfluß eines hohen Druckes auf die Elektricität: 168; die Naturgeschichte des Brodes: 337; animalische Wärme: 378; Gassiots und Grove's neue elektrische Experimente: 384; ein neues Stereoskop: 480; Musik durch Elektricität: 480; zur Geschichte der Luftballonfahrten: 505; das Wasser und seine Eigenschaften: 601; Verdichtung des Quecksilbers in hohen Kältegraden: 620; überhitzter Dampf: 672; Luftmaschine: 672; die Benützung der comprimirten Luft: 692; Dampfmaschinen als Tagelöhner: 696; ein Regenbogen bei Sonnenaufgang: 720; ein Mittel um Bleiverfälschungen zu entdecken: 864; photographische Nebelbilder: 893; Erwärmung mittelst Eis: 960; der Werth des Schmutzes und der Abfälle: 985; ein neues Verfahren zur Aufbewahrung vollkommen reiner Milch: 1008; eine unterseeische Lampe: 1032; die gänzliche Auslösung der untern Kinnlade: 1031; ein unterseeisches Boot: 1080; Dampfwagen für gewöhnliche Straßen: 1176; unverbrennliche Hölzer: 1247.
Neapel, s. Italien.
Neger, - heroismus: 95; s. Haiti; eine Jagd auf einen entsprungenen - sträfling: 455.
Negeremancipation, s. Mittel-Amerika.
Neu-Caledonien, Sagen über Cooks und La Peyrouse's Anwesenheit in - -: 268.
Neu-Granada, s. Südamerika.
Neu-Guinea, ein Besuch der Inseln in der Torresstraße und Daudi's (Neu-Guinea): 1081.
Neu-Seeland, die Novara bei - -: 642; die Provinz Otago auf - -: 1063; Dr. Hochstetter über die Vulcane - - s: 1098.
Niederländisch Indien, die Erwerbungen der Holländer auf Sumatra: 85; Bemerkungen über den Feldzug von 1825–32 gegen die Javanen: 221; Jagdabenteuer in den Südwestprovinzen Java's: 293; die Goldgräber auf der Ostküste von Celebes: 335; Erinnerungen aus dem Insurrectionskrieg auf Java: 353; der Manketta-häuptling. Ein Sittengemälde aus Borneo: 481, 516, 534; die Insel Banka und ihre Bevölkerung: 618; die neuesten Unruhen in - -: 792; über die Vortheile der Laufspathen auf den Molukken: 792; Erinnerungen aus Ambonia und Ceram: 803, 822; die Passer (Märkte) auf Java und Madura: 959; die Schlangen- und Ziegeninsel in der Statthalterschaft Ternate (Molukken): 1003; über die Rechtsgewohnheiten der Sumatranen: 1059; Reiseskizzen aus Borneo: 1068, 1091; der Passer zu Amboina: 1103; über die Auctionen und den Handel in den Freihäfen Ternate, Menado und Amboina: 1121; über die Cultur der Vanille auf Java: 1126; Rechtspflege auf den Bandainseln: 1137.
Niger, s. Afrika.
Nikobaren, die Bewohner der -: 1078.
Nil, s. Afrika; das - pferd, s. Archäologie.
Nordamerika, s. Canada, s. Verein. Staaten; Verhältnisse, Hülfsquellen und Zukunft der britischen Besitzungen - - s: 48; das Schicksal der Hudsonsbaygesellschaft: 417; die letzten Huronen: 525; aus den Erlebnissen eines Jägers und Trappers in - -. 1) der Prairie-Wolf und das Schaf der Felsengebirge: 639; 2) ein Camerad in der Einöde: 640; 3) die Büffeljagd: 663; 4) Rückkehr in die Gebirge. Die Antilope. Der Carçagien: 667; 5) Kampf mit einem grauen Bären: 675; 6) ein Prairiebrand Der Biberfang: 709; 7) eine Jagd auf wilde Schweine in Texas: 764; Schingebis oder der Muschelprinz, eine Chippeway Sage: 793; Wanderungen unter den Rothhäuten des hohen Nordens: 841, 867; ein Märchen der Flachkopfindianer: 921; die Bevölkerung am Red-River: 942; Aufzeichnungen über Eigenthümlichkeiten der Chippeway-Indianer: 1108; die Saguenay: 1169, 1184.
Nord-Australien, s. Australien.
Nord-Europa, Bayard Taylor's - ische Reise: 141; Nordenskiolds Expedition nach Spitzbergen: 288.
Nordpol, eine neue Expedition nach dem -: 624; Schluß der Fahrten zur Auffindung Sir John Franklins und seiner Gefährten; 974; Rink's Kritik der Kane'schen Entdeckungen: 1149; Nachträge zu Mac Clintocks letzter arktischer Reise: 1171.
Novara, s. Neu-Seeland.
Nubien, s. Afrika.
Nutzpflanzen, s. Botanik.
Nyanza, s. Afrika.

O.

Ochotsk, die amerikanische Expedition in die See von -: 493.
Ocean, s. Physikalische Geographie.
Oelbaum, s. Botanik.
Oesterreich, Rückblicke auf die auswärtige Politik -s: 60.
Orientalisch, J. v. Mohls Jahresbericht über die Fortschritte der -en Wissenschaften: 1074.
Ost-Afrika, s. Afrika.
Ostern, späte -: 144.
Otago, s. Neu-Seeland.
Ozon, s. Physik. Geogr.

P.

Palästina, der gegenwärtige Zustand von -: 226, 281; der Vogelfang in -: 1018.
Pampas, s. Südamerika.
Panama, s. Mittelamerika.
Pangani, s. Afrika.
Papier, das -: 563.
Paradiesvögel, s. Zoologie.
Parana, s. Südamerika.
Parsen, s. Indien.
Pellegrini, s. Italien.
Perlen, Fischzucht und künstliche -: 48.
Pferde, s. Syrien.
Philippinen, die - und Herr de la Gironiè e: 692.
Photographie, s. Naturwissenschaften.
Physikalische Geographie. Lamont über magnetische Erdkraft: 48; die stehenden Landgewässer dee Erde: 156; über die Wirkung des Ozons in unserm Dunstkreis: 163; das Salz des atlantischen Meeres: 415; die Temperatur der Oceane: 432; Bildung der Korallleninseln im Stillen Meer: 453; v. Klöden's Handbuch der -: 686; über den Einfluß der physikalischen Länderbeschaffenheit auf das Wesen der Völker: 779; Der Regen: 852; Gewicht der Erde nach Bailly: 864; zur - n - des atlantischen Meeres: 1145.
Physiologisches. Schmerzstillende Mittel: 169; nochmals die Frage der homogenen und heterogenen Zeugung: 404; der Schweiß und das Schwitzen: 904.
Polar, s. Nordpol.
Politik, Erörterungen über auswärtige -: 189, 235, 355, 405; die Finanzen der kriegführenden Mächte: 425; weitere Erörterungen: 449, 474, 501, 526, 646, 668; 693; der statische Werth der Lombardei: 701; weitere Erörterungen: 716, 741, 766, 787, 860, 885, 909, 933, 1005, 1053.
Polygamie, s. Algier.
Porus, s. Archäologie.

Q.

Quecksilber, s. Verein. Staaten; s. Naturwissenschaften.

R.

Red-River, s. Nordamerika.
Regen, s. Physikal. Geographie.
Riviera, s. Italien.
Rom, s. Italien.
Roscher, s. Afrika.
Rosen, s. China.
Rothes Meer, s. Arabien.
Rothhäute, s. Verein. Staaten; s. Nordamerika.
Rückblicke, s. Vereinigte Staaten, Rußland, Oesterreich.
Runen, Rafn über die - schrift auf dem Löwen von St. Markus: 117.
Rußland, Rückblicke auf die auswärtige Politik -s: 39; Statistik der Leibeigenschaft in -: 70; die Jäger von St. Petersburg: 402; Collins Bericht über die Besitzungen -s im Amurgebiete: 509; ein Jagdabenteuer in Kamtschatka: 577; der Amur als Verkehrsmittel: 656; die Reorganisation des -ischen Heeres: 955; die -ischen Niederlassungen am Amur: 1094; weitere Ausbreitung -s in der Mandschurei: 1124.

S.

Safran, s. Archäologie.
Saguenay, s. Nordamerika.
Sahara, s. Afrika.
Saigon, s. Annam.
St. Louis, s. Verein. Staaten.
Samen, wandernde -: 456.
Samum, der -: 595.
San Diego, s. Verein. Staaten.
Sandwich, Zuckerpflanzungen auf den - inseln: 504.
San Salvador, s. Afrika.
Sanskrit, s. Indien.
Savannah, s. Verein. Staaten.
Schiltberger, Reisen des Johannes -: 187.
Schingebis, s. Nordamerika.
Schlagintweit, Hinrichtung Adolf -s: 432; Entdeckungen und Tod -s in Turkistan: 515.
Schlangenstein, s. Ceylon.
Schmetterlinge, s. Zoologie.
Schnee-Eulen, s. Zoologie.
Schönfärberei, neue Fortschritte der -: 431.
Schweiß, s. Physiologie.
Schweiz, s. Seewohnungen.
Seekriege, s. Verein. Staaten.
Seen, s. Physikal. Geogr.
Seewohnungen, s. Archäologie.
Seide, - nraupen, s. China; s. Australien; über die Cultur des Maulbeerbaumes und die Zucht der - nraupen: 1065, 1089.
Semiten, E. Renan über die monotheistischen Instincte der -: 1187.
Sibirien, eine Bärenjagd in -: 16.
Sibyllinisch, s. Archäologie.
Silber, s. Finanzwissenschaften; - in Glocken: 408.
Sinai, die neuesten Untersuchungen über die -tischen Inschriften: 524.
Sonne, s. Astronomie.
Soulouque, s. Haiti.
Spanien, Granada am Allerheiligentage: 203; eine Weinprobe in Xeres: 461; die Basken und ihre nationalen Sonderbarkeiten: 594.
Speke, s. Afrika.
Spitzbergen, s. Nord-Europa.
Stereomonoskop, s. Naturwissenschaften.
Stereoskop, s. Naturwissenschaften.
Stuart, s. Australien.
Süd-Amerika, ein deutsches Farmerleben in Valdivia: 310, 319, 395, 452, 571; vegetabilische Producte Columbiens: 442; ein Ritt durch die Andes und Pampas: 724, 752, 776, 805, 820; der Mineralreichthum Chili's: 740; die Sklavenbevölkerung in Surinam: 881, 895; eine Fahrt in den Urwald an der Nordküste Venezuela's: 925, 950; die letzte amerikanische Erforschung des Parana und seiner Nebenflüsse: 944, 970, 993; Physiographische Bemerkungen über die Landenge von Choco. Neugranada 1) das Delta, 2) die Atratobänke: 988; 3) die Lagunen, 4) die Palissaden der Eingebornen: 1023; 5) das Niederland: 1024; 6) das Tafelland, 7) die Wasserscheide, 8) das Alluvium, 9) der Manglestrich, 10) der offene Strand: 1040; die Erdfresser in Brasilien: 1151.
Süd-Australien, s. Australien.
Sues, s. Aegypten.
Sumatra, s. Niederl. Indien.
Surinam, s. Südamerika.
Syrien, über die Araber der -ischen Wüste: 143; britische Pferde-Ankäufe in -: 1175.

T.

Tahiti, das moderne -: 1136.
Tamulen, s. Indien.
Tanganyika, s. Afrika.
Taylor Bayard, s. Nordeuropa.
Telegraph, der atlantische -: 888.
Teleskope, s. Astronomie.
Ternate, s. Niederländisch Indien.
Thessalien, s. Griechenland.
Thuya, s. Botanik.
Tigerjagd. s. Afrika.
Timbuktu, s. Afrika.
Torresstraße, s. Neu-Guinea.
Trödelwaaren, s. Finanzwissenschaften.
Tropen, ein Gang über einen -ischen Fruchtmarkt: 769; -ische Thiere, s. Zoologie; -ische Fahrten, s. Mittelamerika.
Türkei. Ein Ausflug nach Gallipoli: 166, 176, 215, 248, 283; eine siebenbürgische Stimme über die Zustände in den Donaufürstenthümern: 307; Reiseskizzen aus Epirus. 1) Von Corfu nach Janina: 498; 2) Janina: 544; 3) Rückreise über Sayades: 583; Koritza in Macedonien: 908; v. Seetzens Uebergang über den Balkan von Pravadia nach Aidos: 977; zur Kenntniß der -ischen Verwaltung: 1104; die morgenländische Kirche und die vornehmen Griechen in der -: 1225.
Turkistan, s. Schlagintweit.

U.

Ukerewe, s. Afrika.
Unterseeisch, s. Naturwissenschaften.
Urwelt, s. Geologie.

V.

Valdivia, s. Südamerika.
Vanille, s. Niederl. Indien.
Venezuela, s. Südamerika.
Vereinigte Staaten, Leavenworth: 46; Californiens Hülfsquellen: 47; Quarzmühlen in Californien: 71; das Eisenbahnwesen in den -: 107; Wanderung zu den Yo Semite-Fällen (Californien): 126; der Hafen von Mendocino (Californien): 148; Wachsthum des Wohlstandes in Californien: 192; eine Entenjagd auf dem Savannahfluß in Georgia: 217; Möllhausen über den Colorado des Westens: 238; wegsame Pässe durch die Felsengebirge: 240; die Indianer-Reservation von Mendocino: 252; Reise von Savannah zu einem landwirthschaftlichen Feste in Atlanta: 258; San Diego del Rey im südlichen Californien: 276, 296; Parteistellung in den -: 302; die großen Steinkohlenlager der -: 311; Damen-Akademien in den -: 313; St. Louis: 354; das Mittagsmahl auf einer Plantage: 370; Jagd auf den Teufelsfisch in Süd Carolina: 383; das Mississippithal in Louisiana: 390; ein Feldzug gegen die Rothhäute im Westen: 409; die Waldbrände in Georgia: 448; die Quecksilberminen in Californien: 471; das Fest der englisch-lutherischen Sonntagsschule im Walde bei Savannah: 495; californische Ausfuhren: 504; Alterthümer in Wisconsin: 812; ärztliche Studien in den -: 815; Bilder aus den amerikanischen Seekriegen: 1) die Schlacht auf dem Eriesee: 837; 2) die Eröffnung des Krieges von 1812: 850; 3) die Jagd auf die „Constitution": 852: 4) Gefecht zwischen „Constitution" und „Guerriere:" 5) die „United States" und „der Macedonian": 884; 6) die „Wasp" und der „Frolic": 884

das Pferderennen bei Savannah i. J. 1858: 839; eine Jagdpartie in Chatham County (Georgien): 929; über einige indianische Namen im Mississippilande: 968; ein Besuch auf der Oatlandsinsel zwischen Georgia und Süd-Carolina: 1047; Karl Andree über die Zustände in den -: 1050; die Zitterprairien Louisiana's: 1128; die Umgebungen des Hudsonflusses und des Eriecanals: 1156; Eheliche Moral in den -: 1164; Rückblicke auf die auswärtige Politik der -: 1243; der Mississippi und seine Ufer: 1209, 1222.
Verkehrsmittel, s. Finanzwissenschaften.
Vogel, Herausgabe von Dr. -s Papieren: 812.
Vulture, s. Italien.

W.

Wärme, s. Naturwissenschaften.
Walfisch, s. Zoologie.
Wandervögel, s. Zoologie.
Wasser, s. Chemie, s. Naturwissenschaften.
Wein, s. Frankreich, s. Xeres.
Welt, eine Vergnügungsreise um die -: 312.
Westaustralien, s. Australien.
Westen, Briefe aus dem Westen, s. Ver. Staaten, s. Südamerika.
Westindien, s. Mittelamerika.
Wisconsin, s. Ver. Staaten.
Wölfe, s. Zoologie.
Wüste, Hallucinationen in der -: 599.

X.

Xeres, s. Spanien.

Y.

Yeddo, s. Japan.
Yeh, s. China.
Yo-Semite, s. Ver. Staaten.

Z.

Zambesi, s. Afrika.
Zoologisches. Schnee-Eulen an der Küste des baltischen Meeres: 48; Eingeweidewürmer: 63; s. Seidenraupen; über den Zeugungswechsel und die Jungferngeburten: 73; die Felsenbohrmuschel: 95; über die geographische Verbreitung des Löwen und seine Beziehungen zum Menschen: 118; Professor Owen über den Gorilla-Affen in Hanno's Schifffahrt: 144; Gewohnheiten der Zugvögel über der See: 145; über die Verbreitung des Elephanten und seine Verwendung zum Kriegsdienst: 245, 271; eine neue Art Paradiesvögel: 383; Teufelsfisch s. Ver. Staaten; der Zug der Wandervögel über die Pyrenäen: 420; ehemalige Verbreitung der Löwen in Europa: 485; Wölfe in Süd-Frankreich: 504; ein Bos gaurus im Zoological-Garden: 504; Gewohnheiten der Seefische: 552; ein schwätzender Canarienvogel: 576; eine australische Rieseneidechse: 599; Hr. de Saussure über die Colibris: 621; Bienenzähmung; 624; Reicher Lachsfang in Tweed: 624; der Bär im Alterthum: 660; über die Acclimatisation des Lama in Europa: 683; die Vögel des hohen Meeres: 687; Affenpelzwerk: 720; die einstige Verbreitung des Auerochsen: 728; eine fruchtbare Kreuzung zwischen Hund und Wolf: 768; über die Lebensweise der Ameisen: 790; ein Haifischfang: 801; aus dem Leben tropischer Thiere. Ueber einige Kletter- und Klammerfüßler auf der Landenge von Choco (Neu-Granada): 830; giftige Fische des kaspischen Meeres: 874; die Fische des hohen Meeres: 878; der Handel mit Kröten: 888; die Muskitos: 907; ein Fisch dessen Genuß den Menschen berauscht: 976; über die Vertheilung der Schmetterlinge: 1008; über eine neue Classenvertheilung des Thierreichs: 1031; ein Zweikampf zwischen Walfischen: 1032; die weinenden Muscheln auf Ceylon: 1062; künstliche Austernzucht: 1248.
Zucker, s. Sandwich.
Zugvögel, s. Zoologie.
Zulukaffern, s. Afrika.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 1. Augsburg, 1 Januar 1859.

Erlebnisse der Mrs. Colonel Somerset unter den Kaffern während der letzten Kriege.

Das Nachfolgende enthält die bis zum Romanhaften gesteigerten Schicksale einer brittischen Dame, welche, wie man sehen wird, durch Ueberspanntheit und ein irregehendes Zartgefühl auf eine, mit ihrem Geschlecht kaum verträgliche, heroische Laufbahn gedrängt wurde. Der Name Somerset ist erfunden, der wahre Familienname der merkwürdigen Frau am Cap aber sehr wohl bekannt. Wahrscheinlich um der Familie die Nachspürungen dreister Neugierde zu ersparen, sind verschiedene Umstände verschwiegen worden, und hat das Buch [1] von dem Herausgeber die Form einer Erzählung erhalten. Die Acten selbst befanden sich im Besitz eines Schulmeisters der Capstadt, außerdem wurden aber auch Tagebücher brittischer Soldaten benutzt, und endlich hat der begabte Herausgeber, wie es scheint, eigene Wahrnehmungen im Kafferland mit eingewebt, worüber wir ihm nicht gram sind, sondern uns vielmehr so anstellen wollen als sey alles was er erzählt, genau der Inhalt von Mrs. Somersets schriftlichem Nachlaß.

*

Mrs. Somerset hatte den jüngern Sohn einer vornehmen Familie geheirathet, der anfangs in der königlichen, später in der indischen Armee diente und bis zum Obristen aufstieg. Das Glück dieser Ehe trübte sich, als die beiden Töchter und einzigen Kinder des Paares zu kränkeln begannen und die Aerzte ihre Entfernung nach England verlangten. Als sich dort ihre Gesundheit befestigt hatte, konnten sie wieder heimberufen werden, und die Mutter gieng ihnen von Indien aus halben Weges bis ans Cap — denn noch gab es keine Ueberlandpost — allein entgegen, weil der Obrist damals wegen einer bedenklichen militärischen Lage keinen Urlaub erhielt. In der Capstadt schloß die Dame einige sehr enge Bekanntschaften, die auf ihr späteres Schicksal von großem Einfluß seyn sollten, eilte jedoch, als ihre Kinder eintrafen, mit dem nächsten Schiffe nach Indien. Dieses Schiff überfiel aber schon in den nächsten Tagen nach der Abreise einer der gefürchteten Stürme in jenen Fahrstraßen. Das Schiff wurde in ein Ungewitter und Blitze gehüllt, wovon einer sogar, jedoch ohne größeren Schaden, das Schiff traf. Bereits hatte der Capitän die Rettungsboote herrichten lassen, als das schlimmste eintraf: das Fahrzeug war gegen felsiges Ufer geworfen worden. Mrs. Somerset hatte ihre Töchter auf das Deck gebracht und ihnen eingeschärft ohne Widerrede und Frage ihren Befehlen zu gehorchen. Sie hatte sie glücklich in eins der überfüllten Boote bringen sehen, als das andere, zweite, vor ihren Augen mit sammt seiner Menschenfracht umschlug. Zwei Frauenzimmer, die sich vom Bord ins Wasser geworfen und an dem Boot festgeklammert hatten, waren Ursache dieser Katastrophe, und das andere Boot entfernte sich daher erschreckt und schleunig von dem lecken Schiff. Der Capitän, der zurückgeblieben war, sprach Mrs. Somerset Trost ein. Noch werde er mit seiner übrigen Mannschaft durch Pumpen das Fahrzeug so lange flott halten können bis das Boot wiederkehre. Der nächtliche Sturm aber verdoppelte seine Wuth und eine ungeheure Welle trug das lecke Schiff zuletzt zwischen zwei Klippen, wo es zwar von dem Stoße barst, aber doch wenigstens fest saß. Dieselbe Welle hatte aber auch den Capitän und sämmtliche auf dem Deck noch Beschäftigte hinweggespült, und Mrs. Somerset merkte zu ihrem Entsetzen daß sie allein auf dem Wrak zurückgeblieben sey.

Als die Unglückliche nach einem Schlafe, den die Ermüdung ihr zugezogen hatte, wieder erwachte, brannte die Sonne vom reinen Himmel nieder. Die See war ruhiger geworden, und das Schiff schwebte eingeklemmt zwischen zwei Klippen und der Länge nach gespalten, daß man durch den Schiffsboden sehen konnte, ganz in der Nähe des Ufers. Mrs. Somerset hatte noch nicht Zeit genug gehabt ihre Lage zu überdenken, als ein schwarzer Kopf sich über den Rand des Schiffes hob und zwei Augen halb verwundert, halb erschreckt sie anstarrten. Endlich gewann der Besucher so viel Muth auf das Verdeck zu steigen und sich ihr zu nähern. Er befühlte ihre Hand, ihr Gesicht und untersuchte alles mit größter Neugierde. Als aber die Dame ihm durch Zeichen zu verstehen geben wollte, er möchte sie ans Ufer bringen, entsprang der Schwarze wie ein scheues Wild. Mittlerweile hatten eine Menge anderer Kameraden am Ufer versteckt diesem Auftritt gelauscht. Jetzt begann eine eifrige Berathung, und schließlich begaben sich mehrere der Eingebornen an Bord, die, nachdem sie das Schiff von allen Seiten gemustert hatten, auf die Zeichen von Mrs. Somerset die Dame glücklich ans Ufer und den steilen Rand der Klippen hinauf brachten. Für ihre Sicherheit hatte die Schiffbrüchige, wie sie bald sich überzeugte, nichts zu fürchten, denn die Eingebornen, Mischlinge von Hottentotten und Buschmännern, schienen über das seltsame Wesen welches in ihre

---

[1] Adventures of Mrs. Colonel Semerset in Caffraria during the war. ed. by J. D. Fenton, London, Hope. 1858. 8.

Hände gefallen war, höchlich erschreckt, da sie noch nie, wie sich später fand, mit Europäern verkehrt hatten. Ihr Aufenthalt an der Küste war rein zufällig, denn sie gehörten zu einem Stamme, den Hungersnoth aus dem Innern getrieben hatte, und sie selbst waren als Streifpartie an die See gesendet worden, um einigen Vorrath an Fischen heimzubringen. Mrs. Somerset empfand einen brennenden Durst, aber da nirgend Wasser anzutreffen war, mußte sie dankbar die Brust eines ältern Buschmannweibes annehmen, die ihr dargeboten wurde. Die Wilden setzten sich in Marsch zum Lager ihres Stammes und trugen Mrs. Somerset, die ihnen nicht hätte folgen können, auf einem improvisirten Tragsessel mit sich fort. Nach einer kurzen nächtlichen Rast von nur wenigen Stunden erreichten sie endlich das Lager und brachten ihre wunderliche Beute vor ihren Häuptling, einen alten gebrechlichen Mann, der auf einem mit Fellen bedeckten Thron unter seinen Weibern saß, die mit großen und keineswegs freundlichen Augen die weiße Frau anstarrten, aus Furcht daß Se. Majestät nicht die Fremde zu seiner ersten Gemahlin erheben möge. Aber der Häuptling war über solche Jugendstreiche schon hinaus, und nachdem er die Dame eben so verwundert betrachtet, wie wir etwa in einem Museum eine ägyptische Mumie, schenkte er die Frau Obristin dem Wilden, der sie zuerst entdeckt hatte. Der verlegene Eigenthümer nahm das Geschenk an der Hand, führte sie in seine Hütte, stellte ihr ein Gefäß voll Milch zur Erfrischung hin, und entfernte sich dann mit großer Hast. Mrs. Somerset erquickte sich an dem Labetrunk, und sank nach einer Weile in gesunden Schlaf. Kaum verkündigte ihr Athem einen festen Schlummer, als die kleine schwarze Gestalt ihres neuen Eheherren sich wieder in die Hütte stahl und vor der Engländerin niederkniete. Mit besonderer Zufriedenheit fand er das Milchgefäß geleert, denn er schien dadurch dem übermenschlichen Wesen näher zu rücken, aber alle seine lächerliche Furcht kehrte wieder, als er aus Neugierde Kette und Uhr der Schläferin zu sich nahm. Die Uhr nämlich war, da sie nur aller acht Tage aufgezogen werden mußte, noch im Gang, und als der Wilde das Ticktack hörte, wurde er halb versteinert, denn er bildete sich ein dieß sey der lebendige Gott (Fetisch) der weißen Frau. Als er endlich auch noch die Bewegung des Secundenzeigers wahrnahm, warf er voll Entsetzen die Uhr in den Schooß der Dame, und suchte mit einem Schreckensrufe das Weite. Bald jedoch kehrte er mit zwei Frauen, seinen ältern Ehehälften zurück, die, nachdem sie gleichfalls die Uhr betrachtet, endlich leise das Fell hoben, auf welchem Mrs. Somerset sich ausgestreckt hatte, und mit der Schläferin gemeinsam ihren Marsch weiter ins Innere fortsetzten.

Halb wachend, halb schlafend ließ sich die Engländerin forttragen, bis nach Tagesanbruch ein Rastplatz erreicht wurde. Es fand sich dort eine Höhle, die in eine Hügelwand hineingegraben worden war, und wo man neben einem helllodernden Feuer ein Buschmannsweib fest eingeschlafen traf. Mrs. Somerset war nicht wenig entzückt als die aufgeweckte Schläferin in gebrochenem Englisch ihr Willkommen bot und sie zu beruhigen suchte. Später ergab sich daß diese Frau als zehnjähriges Kind während einer Hungersnoth von ihrer Mutter für 10 Pfund Mehl an einen brittischen Gränzsiedler verkauft, und diesem als Erwachsene wegen harter Behandlung entlaufen war, sobald die erste Streifpartie von Kaffern in der Nähe der Pflanzung vorbeizog. Diesem gutmüthigen Weibe trat der vorsichtige Buschmann das unheimliche Geschenk seines Häuptlings sehr bereitwillig ab. Das englisch redende Buschmannsweib zog die erschöpfte Dame in ihre Hütte oder Höhle, entkleidete sie dort und begann ihre Haut mit einem Oel einzureiben, worauf sie die Leidende in wollene Decken hüllte und befriedigt ihr rückkehrendes Wohlbehagen wahrnahm. Bald stellte sich auch die übrige Familie, Mann, Söhne und Töchter ein, die sämmtlich ihre Freude über den unerwarteten Gast zu erkennen gaben. So verstrichen etliche Wochen ohne andere Fährlichkeiten, als daß in einer der Nächte Mrs. Somerset durch Gebrüll aufgeweckt wurde, und zwei glühende Augen durch den Zaun vor dem Eingang der Höhle leuchteten. Die Engländerin war kaum so weit zur Besinnung gekommen, daß ein Löwe bei ihr einsprechen wollte, als sich dieses galante Thier auch schon wieder entfernt hatte. Etliche Tage später gewahrte Mrs. Somerset große Aufregung in den Gesprächen ihrer Wirthe, und glaubte sich schon von ihnen verlassen, als sie eines Morgens sich allein in der Hütte sah. Doch auf ihr Rufen erschien Silla, ihre gutmüthige Pflegerin, mit der niederschlagenden Nachricht, daß man nun seit etlichen Tagen schon an harter Hungersnoth leide und die übrigen auf die Jagd gegangen seyen. Am Abend fand sich die Familie wieder beisammen, aber alle waren mit leeren Händen heimgekommen. So wurde denn beschlossen den Ort zu verlassen und binnenwärts andere Gründe des nomadischen Stammes aufzusuchen. Da Mrs. Somerset die Hoffnung wieder unter Europäer zu kommen mit jedem Schritte landeinwärts sich entfernen sah, so war diese Nachricht für sie ein neues Schrecknis, doch ließ sich gegen die Nothwendigkeit nichts einwenden, sondern die Europäerin mußte vielmehr die Gutmüthigkeit der Buschmänner bewundern, die bisher ihre Verlegenheit nicht hatten merken und es ihrem Gaste an den täglichen Portionen nicht hatten fehlen lassen.

So brach denn der nomadische Hausstand auf, und suchte sich während des mehrtägigen Marsches mit den nichts weniger als leckern Knollen eines zwiebelartigen Gewächses zu sättigen. Nach der vierten Nacht endlich, als man eben aufbrechen wollte, ließ sich aus der Ferne ein Geräusch vernehmen, welches wie der Hufdonner eines Reiterregimentes klang. Näher und näher rückte der Lärm, die Wilden ergriffen ihre Speere, warfen sich auf den Boden und rissen auch Mrs. Somerset nieder, der die Alte nur das Wort: „Wild“ zuflüsterte. Was sich über die Ebene bewegte, war eine jener aus Gnus, Hartebeesten und Zebras gemischten Heerden, wie sie in Südafrika angetroffen werden. Die Köpfe einiger prächtigen Böcke kamen schon über dem Gras zum Vorschein, als plötzlich die vordersten stutzten, denn sie hatten wahrscheinlich den Wind der Lauernden in die Nase bekommen. Einige Augenblicke höchster Spannung folgten, denn der geringste Zufall hätte vielleicht die schlaue Heerde in eine Flankenbewegung versetzen können. Aber die mittlern und hintern Massen schoben vorwärts, ihr Geschrei wurde immer lauter, und endlich flogen mit kühnen Sprüngen die Leiter der Heerde über die Köpfe ihrer Feinde hinweg. Einer von ihnen sank von einem Speer durchbohrt zusammen, aber sein Todesschrei kam zu spät, denn die Heerde drängte Kopf an Kopf nach, und vermied nur durch noch größere Sätze die Stelle, wo ihr erschlagener Camerad lag, so daß es trotz der herrlichen Gelegenheit nicht gelang mehr als ein zweites Wild zu erlegen. Augenblicklich wurden die Felle abgezogen, das Fleisch in lange Streifen geschnitten und zum Trocknen aufgehängt. Da Mrs. Somerset sich noch immer nicht entschließen konnte nach Buschmännerart rohes Fleisch jedem andern vorzuziehen, so wurde ihr zu Gefallen ein Feuer angezündet und ein Stück Braten geröstet. Der Fleischesgeruch hatte in der kürzesten Zeit eine Schaar von Geiern herbeigezogen, gegen die man den jüngsten Buschmann als Schildwacht

vor die Beute stellte. Anfangs respectirten sie ihn, zuletzt aber wurde die Gier der gefräßigen Thiere so groß, daß sie sich auf das Fleisch stürzten und es nicht eher fahren ließen, als bis drei der ihrigen auf der Stelle erschlagen waren. Mit Einbruch der Nacht hatte man aber schlimmere Gäste, nämlich die Löwen, zu fürchten. Es wurde deßhalb der Sand rasch aufgeworfen, in die Grube das Fleisch gepackt, das Erdreich wieder zugeschüttet und darüber ein mächtiges Feuer angezündet. Abwechselnd hielten die erwachsenen Kinder der nomadischen Familie Wache. Wir dürfen gern glauben, daß Mrs. Somerset vor Aufregung nicht fähig war die Augen zu schließen, sondern die Tochter Silla's im ersten Viertel der Feuerwache voll Spannung beobachtete. Plötzlich sprang die schwarze Dirne lebhaft auf und rief: Löwen! Alles war erwacht und lauschte, aber nach kurzer Zeit sagte der alte Buschmann: „Keine Löwen, Männer!“ Ehe noch die Alte der Engländerin diese Worte übersetzt hatte, näherte sich eine Bande von Kaffern, die ebenfalls seit Tagen schon ohne Nahrung umherstreiften, das Feuer erblickt hatten, darauf zugegangen waren, und jetzt, wo man ihnen von den Vorräthen zur Sättigung gab, alle Entbehrungen bald vergaßen. Hier hatte unsere Heldin die erste Gelegenheit ächte Kaffern zu sehen, und sie staunte nicht wenig, als ihr der helle Brand und die sparsame Bekleidung diese schönen Gestalten zu betrachten erlaubte, die jedem Bildhauer als Muster hätten dienen können. So häßlich und abgemagert die Buschmänner aussehen, so vollkommen und edel erscheinen die Kaffern, aber nur diejenigen welche noch nicht von europäischen Colonisten verderbt worden sind, namentlich den Branntwein sich nicht angewöhnt haben.

Ihre Geschäfte in den nächsten beiden Tagen bestanden nur in Essen und Schlafen, denn wie alle Wilden, rühren sich auch die Südafrikaner nicht von der Stelle, so lange sie noch zu zehren haben. Dann erst trennten sich Kaffern und Buschmänner, welche letztere mit ihrem weißen Gaste bald eine neue Heimath an einem lustigen Strom erreichten, der durch reiche Grassteppen dahinfloß. Dieses Revier war stark bevölkert mit Gnus und Hartebeesten, denen man durch Fallgruben fleißig und glücklich nachstellte. Da bei allen Stämmen Südafrika's auf den Frauen die Lasten der Hausarbeit ruhten, so suchte sich, um nicht zu verstoßen, die Engländerin ihrer wilden Pflegefamilie durch Gartenbau nützlich zu machen. Sie begleitete sie überall hin, auch zu den Stammesversammlungen, auf denen gewöhnlich, da sich in beiderseitiger Auswahl die Junggesellen und Jungfrauen begegnen, die Heirathen abgeschlossen werden. Auch große gemeinschaftliche Jagden verabredet man dann, wie sie Einzelne nicht leicht unternehmen können. Ein merkwürdiges Jagdgewehr der Kaffern und Buschmänner sind die langen Speere mit einem Busch Straußenfedern am untern Ende. Sie werden bei den Löwenjagden benutzt, und zwar im Augenblicke wo das Thier Miene macht auf den Angreifer zu springen. Dieser schleudert den Speer dicht vor sich in den Boden, so daß das Schaftende mit dem Federbusch hin und her zittert. Der Löwe, aufgeregt durch den Kampf, hält dann stets den Federbusch für den Kopf des Jägers, der seitwärts ausbiegt und dem Löwen während des Fehlsprungs das ächte Wurfgeschoß in die Weichen wirft.[1] Ebenso große Reize gewähren die Jagden auf Elephanten. Noch finden sich große Heerden dieser Thiere dicht bei einander, und da wo man ihnen nicht mit Pulver und Blei nachstellt, zeigen sie ihre ächten Gewohnheiten und sind nichts weniger als scheu. Wahrhaft paradiesische Schauspiele gewährten sie Livingstone auf den Grassteppen nördlich vom Zambesi, wo hunderte jener Thiere friedlich mit Zebras zusammengrasten und die vorbeiziehende Karawane völlig unbeachtet ließen. Nach einer solchen Elephantenweide brach von einer der Stammes-Versammlungen ein Trupp Kaffern auf, und erreichte in einem sonnigen Thale eine Heerde von etlichen hundert Stück. Das nachgeahmte Geheul eines wilden Hundes diente dabei den zerstreuten Jägern als Signal bei Beschleichung des Wildes. Die Heerde argwöhnte keine Gefahr, und der Elephant, der noch nicht durch die Angst vor Nachstellungen entartet ist, erscheint viel drolliger und natürlicher, möchte man sagen, als sein von der Civilisation bereits verderbter Bruder. Die Exemplare welche wir in Menagerien an der Kette sehen, gewähren nur schlechte Begriffe von dem riesenhaften Bau und der feierlichen Bewegung der Thiere in der südafrikanischen Freiheit. Die Elephanten lagen arglos und schläfrig auf der Seite und hoben nur bisweilen ihre Rüssel, um von einigen erreichbar nahen Zweigen zu naschen. Die Jäger wählten nun nach der Größe der Zähne das beste Stück aus, umschlichen es und sendeten ihm gleichzeitig ihre Speere in den Leib. Das Thier gab durch lautes Geschrei seinen Schmerz kund und augenblicklich sammelte sich um den Verwundeten die Heerde, die ihm durch ihre Trompetenrufe ihr Beileid bezeugte. Der Elephant begann nun durch den Rüssel seinen wunden Leib mit Wasser zu bespritzen. Das Wasser schien aber mit Blut gemengt und wurde nach jedem Ausbruch röther und röther. Seine Kameraden umwandelten ihn beständig, gleichsam betroffen über den Unfall und als wollten sie helfen. Endlich schlotterte das Thier ein paar Schritte vorwärts und fiel dann mit aller Wucht auf einen der großen Zähne, der mit einem Knall wie ein Flintenschuß von der Wurzel brach. Mittlerweile hatte man aber auch etliche andere Thiere angeschossen. Eins davon bis zur Wuth gereizt, kehrte, während alle übrigen, der Gefahr jetzt bewußt, zu entkommen suchten, plötzlich nach seinen Verfolgern um. Diese entwischten sämmtlich bis auf den jüngsten, der zum erstenmale einer solchen Jagd beiwohnte. Er verlor die Besinnung, stolperte und fiel. Augenblicklich hatte der Elephant den Rüssel um seinen Leib geschlungen und hob den Jäger hoch in die Luft, wobei er einen seltsamen Laut ausstieß, der wie ein bestialisches Lachen klang. Dann schmetterte er sein Opfer mit solcher Gewalt zu Boden daß ihm alle Rippen brachen. Abermals wurde er in die Luft gehoben und zu Boden geschleudert, so daß bald nur ein unkenntlicher blutiger Klumpen übrig war. Auf diesen kniete der Elephant nieder, um ihn in die weiche Erde zu stampfen. Er war dabei vor Wuth gegen alles erblindet was um ihn her vorging, und so durfte es einer der Jäger wagen mit Affengeschwindigkeit ihm auf den Rücken zu klettern und ihm dicht hinter den Kopf an einer tödtlichen Stelle ein Messer ins Genick zu stoßen, worauf die Bestie zusammensank.

Silla's beide Töchter hatten auf dieser Jagdversammlung Männer gefunden mit denen sie davongezogen waren, während der Rest der Buschmannfamilie in das einsame Obdach auf den Steppen zurückkehrte. Als daher eines Abends Silla ausrief: „Sie kommen, sie kommen!“ so erwartete Mrs. Somerset nichts anderes als daß nach einer Art Hochzeitsreise die Schwiegerkinder des nomadischen Hausstandes heimkehren würden. Aber jedenfalls war dieß kein südafrikanischer Gedanke. Nicht Schwarze, sondern englische Reisende näherten sich,

[1] Diese Einzelnheiten über südafrikanische Jagden sind natürlich von dem Verfasser in die Erzählung eingewebt, aber da sie zum Theil meisterhafte Thierbeobachtungen enthalten, so wird man es nicht anstößig finden, wenn das Fremdartige hereingezogen wird.

wie der alte Buschmann fest behauptete. Bald sah man in größerer Ferne Rauch eines Wachtfeuers aufsteigen und der Buschmann raffte einige Felle und sonstiges Tauschgut auf, um sich zu den Ankömmlingen zu begeben. Wie man später erfuhr, hatte er den schlauen Gedanken gefaßt, ihnen solche Schrecknisse von Feinden und wilden Thieren zu erzählen daß sie zur Umkehr bewogen würden, denn es lag nicht in seinem Sinne die englische Frau auszuliefern, die für ihn den Werth einer Art von Schutzwesen oder Hausgottheit bekommen hatte. Aber noch am nämlichen Abend trat vor Mrs. Somerset ein wohlbekanntes Gesicht, Alick Waugh, ein ehemaliger Diener, den sie in der Capstadt einer Freundin abgetreten hatte. Die ersten Fragen galten natürlich dem Schicksal ihrer Kinder. Das Boot hatte während jenes Sturmes nach schwerer Arbeit endlich einen Landungsplatz erreicht und die Geretteten waren über Natal nach der Capstadt zurückgekehrt. Von dort aus hatten befreundete Familien Nachforschungen über das Wrak anstellen lassen, von dem man nichts mehr fand als etliche zerstreute Planken. Endlich kam Obrist Somerset aus Indien um seine Töchter zu holen und nach der vermißten Gattin zu fragen. Bei ihm nun meldete sich eines Tages ein Matrose, der ihm die herzbrechende Geschichte vom Untergang des Schiffes erzählte. Er selbst hatte alle Zurückgebliebenen und darunter Mrs. Somerset ertrinken sehen. Der Obrist hinterließ einer Freundin seiner Frau Mrs. Neil eine Geldsumme, aus welcher sie dem Matrosen einen kleinen Jahresgehalt auszahlen sollte, und reiste mit seinen Töchtern wieder in seine Präsidentschaft ab. Mrs. Neil nun faßte nach etlicher Zeit Verdacht gegen den Matrosen, wußte sich eine Liste der Mannschaft des untergegangenen Schiffes zu verschaffen, suchte seinen Namen vergeblich darin und entlarvte den betrügerischen Almosenempfänger vollständig, als sie ihn nöthigte einige seiner Schiffskameraden aufzuzählen und er eine Menge Matrosennamen eigener Erfindung nannte, von denen keiner zur Liste paßte. Mrs. Neil erkannte jetzt daß man die Nachforschungen nach der Vermißten viel zu früh aufgegeben habe, und begann wieder zu hoffen daß sich ihre Freundin vielleicht gerettet habe. Sie bewog nun den bei ihr zurückgebliebenen getreuen Alick Waugh bei einer Handelscompagnie der Stadt als Fuhrmann und Hausirer sich zu verdingen und auf Reisen zu den Kafferstämmen zu gehen, ob er nicht irgendwo Spuren von Mrs. Somerset antreffen möchte. Mehr als 18 Monate waren seit dem Schiffbruch verflossen, und Alick schon von zwei vergeblichen Reisen zurückgekehrt, als er auf der dritten etlichen Kaffern begegnete, die ihm von einer weißen Frau tief im Binnenlande erzählten. Dieß belebte seinen Eifer, bis er endlich auf die richtige Spur gelangte. Auf weitere Fragen gab der Wackere keinen Bescheid, da Briefe von Mrs. Neil, die er bei sich führte, alles übrige enthalten sollten. Diese Briefe zu holen, kehrte er nach seinem Lagerplatze zurück, aber spät am andern Tage erst überbrachte Alicks Hottentottenknecht Mrs. Somerset ein Päckchen Geschriebenes mit der Meldung: sein Herr müsse wegen seiner Handelsverpflichtungen ein paar Tage landeinwärts reisen, werde aber die Dame auf dem Rückwege abholen, er lasse zugleich seinen Wagen bei ihr in Obhut. Befremdet über dieses Betragen öffnete die Dame die Briefe, unter denen ein kleines Billet von der Hand ihres Gemahls ihre nächste Aufmerksamkeit erregte. Es war eine schriftliche Anzeige für Mrs. Neil, daß der Obrist es für verständig gehalten habe der Wittwe seines alten Freundes, des General M'Kenzie, Mrs. Edith M'Kenzie „die immer mit meiner armen, unvergeßlichen Frau so befreundet war“ — die Hand zu reichen!

Dieser Schlag war entsetzlich, denn in dem Augenblicke, wo sich alles leicht und heiter zu gestalten schien, mußte Mrs. Somerset fast wünschen, lieber bei dem Schiffbruch verschlungen worden zu seyn. Der erste gesunde Gedanke aber war daß Obrist Somerset ja doch immer noch ihr Gemahl sey und daß sie ihn nur aufzusuchen brauche. Die Leidenschaft raubte ihr die Besinnung so völlig daß sie ohne ein Wort des Abschiedes dem unglückseligen Briefboten Alick, der ihr wie ein Verräther vorkam, auf der Spur des Wagens nachzusetzen sich entschloß, ohne zu überlegen ob nicht dieser Mann aus gutem Herzen sich nur etliche Zeit entfernt habe, um ihr Ruhe zur Ueberlegung und zur Verwindung des ersten Schmerzes zu gönnen. So folgte sie gedankenlos den Spuren des Wagens, ohne daß ihre bisherigen Verpfleger etwas um diese Flucht wußten. Eine Stunde nach der andern wurde zurückgelegt bis der Abend in der Einöde sie überraschte. Jetzt setzte sie sich nieder und sann über ihre gewagten Schritte nach, die sie der Gefahr preisgaben eine Nacht ohne Obdach in einer von reißenden Thieren bevölkerten Steppe zuzubringen. Auch kam es ihr vor, als ob sie nicht recht gethan den Botschafter vom Cap einzuholen. Es schien ihr weit edler gehandelt, wenn sie sich den Ihrigen, die sie ja doch bereits aus der Reihe der Lebendigen gestrichen hatten, völlig entziehen würde, ohne die neuen Familienbande, die sich inzwischen geknüpft, zu zerreißen. Es war dieß freilich ein Entschluß, wie ihn nur sehr reizbare Empfindlichkeit fassen konnte, denn Mrs. Somerset legte sich ein Leben voll Qual auf, ohne sittlichen Zwang und ohne im Grunde jemand eine Wohlthat zu erzeigen. Sie fieng jetzt an langsam zurückzugehen, aber die Dunkelheit nahm so rasch zu daß sie fürchten mußte die Spur des Wagens, ihren einzigen Pfad, zu verlieren. Aus dieser Angst befreite sie der Glanz eines fern aufleuchtenden Feuers, welches in der Richtung ihrer ehemaligen Behausung angezündet worden war. Als sie es erreichte, traf sie die Buschmännerfamilie und Alick mit seinen Begleitern welche der Vermißten nachgesetzt waren, bis sie im Dunkeln ihre Spuren nicht mehr sahen, worauf sie ein Feuer anzündeten um ihr ein Signal zu geben. Treu ihrem neuen Entschluß, verabredete sie mit Alick niemand zu sagen daß sie noch am Leben sey, und sie nur dann wenn er wichtige Nachrichten aus Indien überbringen könnte, von neuem aufzusuchen. Nachdem Alick ihr etliche europäische Artikel aus seinen Vorräthen und darunter für außerordentliche Fälle auch ein paar Taschenpistolen zurückgelassen hatte, nahm er am andern Tag unter dem Gelöbniß von Verschwiegenheit wieder Abschied.

Wenige Wochen später wurde der Frieden der Einöde durch eine durchziehende Bande von Kafferkriegern unterbrochen, die gegen die Britten zu Felde ziehen wollten. Sie hatten die Wagenspuren entdeckt und die kleine Hütte aus der Ferne beobachtet. So kamen sie auf die Vermuthung, daß europäische Ansiedler sich dort niederzulassen gesucht hätten, und da sie diese gefährlichen Nachbarn nicht dulden wollten, so beschlossen sie die Hütte in der Dunkelheit anzugreifen. Der alte Buschmann erfuhr nicht eher etwas von ihrer Gegenwart, als dicht neben seinem Kopf ein Pfeil vorübersauste, während er im Begriff war die Hütte zu verschließen. Die Kaffern, von einem ihrer bekannten Häuptlinge, Macomo, geführt, drangen jetzt gewaltsam in das Haus, wo sie wider Erwarten nur eine weiße Frau fanden, die der Anführer sogleich zu knebeln befahl. Nachdem die Kaffern vergeblich nach den weißen Männern, die sie in der Nähe vermutheten, gesucht hatten und umhergestreift waren, raubten sie aus der Hütte was ihnen taugte, und brachen dann mit ihrer Gefangenen auf, ohne sich um Silla's und der

Buschmänner Geschrei zu kümmern. Nach einem guten Marsche wurde Halt gemacht und das Lagerfeuer angezündet. Mrs. Somerset war bald von der Erschöpfung in festen Schlaf gesunken. Macomo rückte nun seiner Beute näher und betrachtete mit großer Aufmerksamkeit die immer noch schöne englische Frau, deren weiße Haut er neugierig befühlte.

Als nun am Morgen aufgebrochen werden sollte, ließ Macomo die Europäerin wecken, und befahl ihr ihm sein Frühmahl zu bereiten. Mrs. Somerset hatte nicht bloß während ihrer bisherigen Gefangenschaft die Sprachen jener Stämme, sondern auch ihre Sitten so weit kennen gelernt, um recht gut zu wissen daß die Erfüllung jenes Befehls eine Anerkennung völliger Sklaverei bedeutet hätte. Sie weigerte sich also entschieden, und suchte, mit ihrem Shawl jede Bewegung verhüllend, vorsichtig in den Taschen nach ihren Pistolen. Macomo stellte sich anfangs als sey er nicht verstanden worden, wiederholte ruhig seinen Befehl, und deutete zugleich auf einen Haufen trockenen Fleisches, das vor ihm lag. Mrs. Somerset weigerte sich abermals standhaft. Jetzt war Macomo auf den Füßen, sein Auge rollte, er legte die Hand auf die Schulter der Frau und erneuerte sein Geheiß. Die Engländerin hatte mittlerweile ihre Pistole aufgezogen, hielt sie dem Wilden entgegen, und drohte abzudrücken wenn er Gewalt brauchte. Macomo war zurückgeprallt und hatte Speer und Schild aufgerafft, während Mrs. Somerset in der Zwischenzeit auch ihr zweites Pistol schußfertig machen konnte. So stand sich das Paar einen Augenblick streitfertig gegenüber, aber bereits war die Sache der entschlossenen Engländerin völlig gewonnen. Der Kaffer dachte bei sich, die weiße Frau müsse entweder von Fürstenblut oder eine große Zauberin unter den Ihrigen, sie könne wenigstens keine gemeine Frau seyn. Einer solchen aber sich zu fügen, sey auch für einen Häuptling keine Schande. Er legte deßhalb seine Waffen ab und befahl, auf Mrs. Somersets Wunsch, auch seinen Begleitern, die sich zu ihm geschlagen hatten, das gleiche zu thun. Nach diesem Waffenstillstand schwor Macomo nach Kaffernart, nämlich mit der Hand an der Hüfte, daß niemand der Dame etwas zu Leid thun solle. So war die kühne Frau nicht bloß von Sklaverei und Entehrung gerettet, sondern sie durfte sicher rechnen daß sie die Kaffern wie eine Kriegsgefangene höchsten Ranges behandeln würden. Macomo erwies ihr fortan auf dem Marsch die größten Rücksichten, und nannte sie nie mehr anders als den „großen Doctor." Die englischen Aerzte nämlich werden von den Eingebornen, bei denen Arzt, Priester und Zauberer ganz gleichbedeutend sind, mit Scheu und Ehrfurcht behandelt, und Mrs. Somerset wurde von den Kaffern seit jener Zeit nolens volens zur Zunft gezählt. Sie pflegte auf den Rastplätzen in ihrer Taschenbibel zu lesen, und Macomo fragte sie einst, was das Buch sey. „Das Wort Gottes," erwiederte die Engländerin. Der Kaffernhäuptling sah das Ding scheu und ehrfürchtig an, und setzte die naive Frage hinzu: was denn der Gott der Europäer der weißen Frau sagte? Weniger unschuldig waren seine andern Anträge. „Macomo, sprach er einst, stiehlt seinen Frauen kostbare Sachen, sie tragen lichte Gewänder und bunte Perlen. Will will der weiße Doctor nicht die vornehmste werden?" Mrs. Somerset dankte für diese nie geträumte Ehre, sah aber mit Vergnügen daß der Häuptling sein Betragen gegen sie deßwegen nicht im mindesten ändere.

Die Bande des Macomo vereinigte sich jetzt mit dem Kraal des Stammes unter des berühmten Sandilli Befehl, welche gegen die Britten zu Felde lag. Eines Tages kündigte Macomo Mrs. Somerset an, daß sie sich in der Nähe ihrer Landsleute befinde. Das Kaffernlager, setzte er ohne die mindeste Beunruhigung hinzu, sey auf allen Seiten vom Feinde, den englischen Truppen, den Landwirthen und Büchsenschützen der Gränzlande umstellt. Da er besorgt schien der „weiße Doctor" wolle zu dem Feinde entfliehen, so beruhigte ihn Mrs. Somerset durch den Vorwand, sie habe ein schlimmes Verbrechen in ihrer Heimath begangen, und hege die größte Furcht in die Hände der Engländer zu fallen. Das Kaffernlager stand hart an einer steilen, und, wie die Feinde meinten, unersteiglichen Bergwand, sonst war es rings eingeschlossen von den brittischen Kräften, die jetzt sicher ihre Gegner in der Falle glaubten. Aber in einer stillen, auserwählten Nacht kletterten die Krieger wie die Katzen an der Wand empor, ließen dann Seile über den Abhang, und zogen alles nach was den steilen Weg nicht zurücklegen konnte, ja selbst das Hornvieh im Lager, so daß die Engländer später nichts fanden als erlöschende Wachtfeuer. Im Viehdiebstahl bewiesen die Kaffern ihre größte Meisterschaft. Sie verkleideten sich als Fingu's, welcher Stamm, mit den Britten in Freundschaft, als Troß- und Viehknechte bei den Expeditionen diente. So schlichen sich die Kaffern unerkannt durch die Vorpostenketten und Zelte, und lauerten bis sich irgend ein einsamer Bull seitwärts verirrte, den sie geräuschlos hinwegtrieben. Niemals gelang es dem damaligen brittischen Feldherren, Obrist Graham, seine Gegner zum Gefecht zu nöthigen. Sie wichen überall aus, kamen bald in den Flanken, bald im Rücken zum Vorschein, und griffen die kleinen Posten mit ihren winzigen vergifteten Pfeilen [1] an, die aus großen Entfernungen mit höchster Sicherheit geschossen wurden.

Bei diesen Streifzügen fielen den Kaffern ein paar brittische Dragoner in die Hände, für deren Errettung und Auslieferung Mrs. Somerset sich glücklich verwendete. Sie hatte sich nämlich bei den Kaffern bald das höchste Ansehen erworben, indem sie, als Soldatenfrau in diesen Dingen nicht unerfahren, mit Hülfe von Kaffern-Frauen, darunter auch eine Tochter Sandilli's, eine Art Lazareth ausgebildet hatte. Sie verband die Wunden der Krieger und ließ die Blessirten pflegen. Damit erwarb sie sich solche Ehrfurcht daß die Kaffern sie nicht anders nannten als ihre „Zauberkönigin" (Queen-doctor), und unter diesem Namen wurde sie bald in den Caplanden bekannt. Die verwundeten Dragoner rissen die Augen nicht wenig auf, als sie sich in dem Kaffernlager von einer weißen Frau gepflegt sahen. Sie wußte sogar ihre wilden Freunde zu einer Auswechselung der Kriegsgefangenen zu bewegen. Einer jener Reiter, ein Schotte, sann auf alle möglichen Wege Mrs. Somerset zur Flucht zu bewegen, ja machte ihr sogar aus Dankbarkeit und romantischer Aufregung einen Heirathsantrag. Sie blieb aber fest, und um ihre Landsleute noch sicherer zu täuschen, behauptete sie den barmherzigen Schwestern anzugehören und das Gebiet der freien Kaffern zur Provinz ihrer Ordensthätigkeit freiwillig erwählt zu haben.

Je länger der Krieg währte, desto mehr erfüllten sich die Kaffern mit dem Wahn ihrer Ueberlegenheit. Aber die Britten hatten ihnen rasch ihre Kriegskunststücke abgelernt. Da sie nicht stehen wollten, legte man ihnen Hinterhalte, und ein solcher erwischte eine Kriegsbande, die

---

[1] Der Verfasser strengt sich an, die Kaffernrace nach Kräften zu idealisiren und sie als einen Ausbund unverfälschter Menschen darzustellen. Gewiß verdienen auch die Kaffern aus vielen Rücksichten unsere höchste Theilnahme, aber Menschenideale sind es gewiß nicht. Das Vergiften der Pfeile allein stellt sie schon auf eine sehr tiefe ethnographische Sittlichkeitsstufe.

eben im Begriff war eine gestohlene Heerde feister Bullen in Sicherheit zu bringen. Die Kaffern mußten Blut lassen, und bei ihrer Verfolgung entdeckten die Britten einen versteckten Pfad, mit Hülfe dessen sie bisher ihre Ueberfälle so glücklich ausgeführt hatten. Auf diesem Pfad kam man zu ihrer Lagerstelle, und glaubte abermals den Feind in der Falle zu haben. Allein in der nächsten Nacht hieben die Kaffern einen andern Pfad durch den Busch, auf dem sich die sämmtlichen Krieger mit ihrem Vieh entfernten. Zur Täuschung des Feindes blieben die Frauen bei den Lagerfeuern die Nacht hindurch, und zogen dann am Morgen auf dem einzigen ältern Pfade von dannen. Die Britten setzten ihnen eifrig nach und erreichten sie auch wirklich am andern Tag, wo sie aber zu ihrem höchsten Verdruß fanden daß nur Weiber in ihre Hände gefallen seyen, während die Krieger in entgegengesetzter Richtung dicht an den brittischen Truppen vorüber entwischt waren. Später vereinigten sich dann wieder beide Theile der Kaffern an einem verabredeten Schlupfwinkel.

Mrs. Somerset war auch bei dieser Gelegenheit ihren Landsleuten verborgen geblieben. Jetzt wurde ihr die Ehre zu Theil, zu einem Kriegsrath der Kaffernhäuptlinge zugezogen zu werden. Sandilli legte ihr eine englische Proclamation vor, worin der mittlerweile in der Capstadt eingetroffene neue Statthalter einen Preis auf den Fang des Kaffernhelden ausgeschrieben hatte. Ihre wilden Freunde behaupteten stets im Recht, der friedliebende und der angegriffene Theil zu seyn. Auch war es nicht anders. Die Ansiedler an der Gränze verstatteten sich die Freiheit, kafferisches Vieh sich anzueignen, wo es in ihren Griff kam. Natürlich vergalten die Kaffern mit gleicher Münze, und da sie im Viehstehlen ihren Nachbarn weit überlegen waren, so erhoben diese jedesmal das Geschrei nach einem Rachekrieg. Mrs. Somerset erbot sich eine Friedensepistel nach dem Cap zu schreiben, aber Sandilli lachte bitter über den guten Wahn seiner weißen Schwester, und er beschloß mit seinen Genossen von neuem blutigen Krieg gegen die Britten. Der Statthalter erschien bald mit einem zahlreichen Heer freiwilliger Truppen, Boeren, Fingus und Hottentotten auf dem Gallagebiet. Auch er wurde durch die Querzüge seiner Feinde gründlich ermüdet. Erfolge blieben aus, und die Boeren, anfangs so prahlerisch, fiengen an zu fürchten, der entsetzliche Sandilli habe sich in ihren Rücken geschlichen und plündere ihre entblößten Niederlassungen.

Es war auch ziemlich so. Sandilli dachte an nichts geringeres als an einen Ueberfall von Grahams-Town, wo sich unter anderm auch ein Pulvermagazin fand. Mit Flinten und Pulver werden und wurden nämlich die Kaffern in Friedenszeiten, solange sie zahlen konnten, von eigennützigen und gewissenlosen brittischen Kaufleuten hinreichend versorgt, an Pulver aber begann es damals zu mangeln. Sandilli's Anschlag gegen Grahams-Town gelang vollständig, nur daß ihm dießmal die mit den Britten verbündeten Fingus nachsetzten und ihm zwei Drittel der tausend erbeuteten Häupter Vieh wieder abnahmen, ja ihnen die ganze Heerde abgejagt haben würden, wenn die Kaffern nicht aus Bosheit erschlagen hätten was sie nicht mehr vertheidigen konnten. Bald nachher glückte ein ähnlicher Schlag gegen Beaufort. Macomo war es, der sich dort mit seinen Kriegern bis an die Thore wagte, ein paar Schüsse in die Stadt feuerte und davonsprengte. Die Britten, über diese Dreistigkeit aufgebracht, setzten ihm hitzig nach, aber kaum war die Besatzung ausgezogen, so brachen andere Kaffern aus einem Hinterhalt und trieben unter den Mauern der wehrlos gewordenen Niederlassung 50 Stück Hornvieh hinweg.

Während dieses neuen Krieges war Mrs. Somerset als Krankenpflegerin vielfach in Anspruch genommen, auch einige brittische Gefangene wurden wieder eingebracht und ausgewechselt. Darunter befand sich einst ein junger Officier, dessen Arm so schlimm verwundet war daß unsere Heldin befürchtete es sey eine Amputation unerläßlich. In keine geringe Aufregung aber gerieth sie, als der unglückliche Gefangene seinen Namen, Kenneth M'Kenzie, nannte, und es sich klar ergab daß er ein theurer Verwandter der Gemahlin des Obrist Somerset war. Gleichwohl blieb unsere Verbannte ihrer verschwiegenen Rolle getreu und erbat sich eilig von den Kaffernhäuptlingen die Erlaubniß, aus dem brittischen Lager einen Wundarzt zu holen. Drei Stunden Weges über heißen Sand mußte sie zurücklegen, ehe sie die Vorposten erreichte. Die Schildwachen staunten nicht wenig, als sie eine europäische Frau erblickten, und ließen sie nicht eher durch als bis der Officier von der Wache sie selbst zu dem Commandirenden führte. Der Obrist, ein Waffengefährte ihres Gemahls, wurde sogleich von ihr erkannt, allein ihre fremdartige Kleidung, ihr langes Verschollenseyn und die Uebung die sie in der Rolle der barmherzigern Schwestern erlangt hatte, verhütete die Entdeckung ihrer Persönlichkeit. Die brittischen Officiere äußerten nur Bewunderung und Dank für ihren weiblichen Heldensinn, und in einer halben Stunde schon saß sie im Wagen des Obristen an der Seite des Chirurgen. Der Arm mußte wirklich abgenommen werden, aber der junge Krieger überstand die Cur glücklich und kehrte, geheilt und ausgewechselt, zu seinem Regiment zurück, welches mittlerweile nach Indien versetzt worden war.

Natürlich war Kenneth M'Kenzie sehr vertraut mit der Familie Somerset, und als er einst die Person der räthelhaften Krankenmutter bei den Kaffern beschrieb, rief einer der Anwesenden aus: „das klingt ja als ob es auf Miß Somerset passen sollte.“ M'Kenzie warf nach dieser Aeußerung den ersten vergleichenden Blick nach der Tochter des Obristen und wurde jetzt gleichfalls die Aehnlichkeiten inne. Vielleicht hätte man auch diesen bedeutsamen Wink als ein Spiel des Zufalls vergessen, wenn nicht bald darauf ein anderer Officier desselben Regiments, Miß Annie Somerset, das Ebenbild ihrer Mutter, angeredet und ihr seine Ueberraschung ausgedrückt hätte, wie vollständig sie ihn an seine Erretterin und Pflegerin in der Gefangenschaft unter den Kaffern erinnere. Die indische Luft hatte damals schon die Gesundheit der zweiten Mrs. Somerset so völlig zerrüttet daß die Aerzte die gänzliche Rückkehr nach England gebieterisch verlangten. Der Obrist nahm deßhalb seinen Abschied und wollte sich auf immer nach Europa zurückbegeben. Allein dieser Entschluß war zu spät gereift: kurz vor dem festgesetzten Tage der Abreise war bereits seine zweite Frau gestorben. Er schiffte sich daher allein mit seinen Kindern ein, die er nur bis zum Cap begleitete, um, während seine jetzt erwachsenen Töchter unter sicherer Begleitung ihre Reise fortsetzten, noch einmal nach seiner todt geglaubten ersten Frau zu forschen, da seine Hoffnungen durch jene Aehnlichkeitsbemerkungen eben so stark als durch den Umstand aufgeregt worden waren, daß er auch wußte wie und warum ihn jener Almosenschleicher, der sich für einen Matrosen des gestrandeten Schiffes ausgab, getäuscht hatte. Jetzt, wo die Rücksichten nicht mehr bestanden welche Mrs. Somerset zu ihrer empfindsamen und romanhaften Entsagung bewogen, standen die Aussichten für die unglückliche Frau besser. Allein es verstrich eine geraume Zeit ehe Alick Waugh von einer seiner Hausirfahrten zurückkehrte, den der Obrist jedenfalls erwarten wollte, um in seiner Begleitung und mit Hülfe seiner Ortskenntnisse die Nachforschungen

fortzusetzen. Beim ersten Zusammentreffen gestand auch der wackere Handelsmann, der jetzt sah wie anders sich die Lage der Familie gestaltet habe, alles was er wußte, und danach blieb kaum ein Zweifel mehr daß Mrs. Somerset und die „Zauberkönigin" unter den Kaffern dieselbe Person sey. Der Obrist und sein ehemaliger Diener machten sich nun auf den Weg nach dem Kraal Macomo's und erreichten diesen während einer Friedenspause auch ungefährdet. Das Wiedersehen zu schildern, ist die Aufgabe von Romanschreibern, wir begnügen uns nur zu bemerken daß die Kaffern sich alle Mühe gaben Mrs. Somerset zum Bleiben, oder wenigstens zur Rückkehr zu überreden, indem sie ihr alle Ehren welche diese Naturkinder verleihen können, in Aussicht stellten. Mrs. Somerset hatte sich lange Zeit an dem Gedanken aufgerichtet, sie sey das auserwählte Werkzeug einer höheren Vorsehung, welche mit sichtbarem Finger ihr den Pfad in die Einöden Südafrika's vorbereitet habe, vielleicht um durch ihren Mund dort die christliche Lehre zu verbreiten. Sie hatte sich auch redlich abgemüht, als irregulärer Missionär bei den Kaffern zu wirken, aber aller ausgestreuter Samen fiel, wie uns aufrichtig bekannt wird, auf unfruchtbaren Boden, und Mrs. Somerset gewann nur eine einzige Seele für den christlichen Glauben, nämlich eine Tochter Sandilli's und diese auf sehr zweideutige Art, denn es ergab sich daß diese Prinzessin sich in einen verwundeten englischen Soldaten in Mrs. Somersets Lazareth sehr stark verliebt hatte und vermuthlich diesem Umstande ihre Gelehrigkeit verdankte. In der Capstadt wurde die räthselhafte barmherzige Schwester unter den Kaffern wie ein blaues Wunder angestaunt, von etlichen erkannt und im allgemeinen als Heldin gefeiert. In England endlich vereinigte sich die Familie nach einem Jahrzehent vollständig wieder, und erst der Krieg in der Krim riß wieder eine Lücke in ihre Familie, denn Kenneth M'Kenzie, der zu ihrem häuslichen Kreise eng gehörte, mußte dort mit andern wackern Kameraden im Cathcart Hügel beerdigt werden.

Ein mystischer Sabbath bei den Aissawas.

(Aus einer Mittheilung A. Bellemare's über geheime Gesellschaften unter den Arabern, in der Revue Contemporaine.)

Ich gieng eines Abends in dem obern Theil der Stadt Algier (Dschebel) spazieren, als mir ein dumpfes von mehreren Tamburinen herrührendes Geräusch kund that daß ich mich in der Nähe eines Orts befinde an welchem die Aissawas ein Fest feierten. Es ist für den Leser unnütz ihm das Mittel zu nennen das ich anwandte um in die Mitte dieser Leute zu gelangen; er würde es für ein Märchen aus „Tausend und einer Nacht" halten. Ich beschränke mich daher, um den Unterschied bemerklich zu machen welcher die Aissawas von 1842 von denen von 1853 trennt, auf die Angabe der Hindernisse die ich zu besiegen hatte. Wenn der Leser noch kein maurisches Haus gesehen hat, so kennt er ein solches wenigstens aus der Beschreibung: ein viereckiger, mehr oder minder geräumiger Hof, um welchen sich vier durch Marmor- oder Steinsäulen gestützte Gallerien ziehen; um diesen Hof vier große längliche Gemächer; in dem obern Stockwerk dieselbe Einrichtung; über dem Ganzen eine Terrasse — dieß ist unveränderlich die Gestaltung der Wohnungen der Landeseingebornen. Im Hintergrunde des Hofes, dem Ort gegenüber in welchen ich mich einzudrängen gewußt, befanden sich, im Halbkreise sitzend, der Mokaddam oder Präsident, zwei Beisaßen und endlich vier mit gewaltigen Tamburinen ausgerüstete Männer. Vor diesen Vorstehern der Hadra war ein Raum vorbehalten, in dessen Mitte sich zwei lange Wachskerzen erhoben, die jedoch nicht im Stande gewesen wären das gehörige Licht über die Versammlung auszubreiten, wenn nicht noch ein brennendes Kohlenbecken durch seinen röthlichen Glanz zur Verminderung der Dunkelheit beigetragen hätte. Die einfachen Brüder hatten unter den Gallerien Platz genommen, während im obern Stockwerk eine gewisse Anzahl weißverschleierter, wahren Gespenstern ähnlicher Frauen erschien, welche bereit waren einem Schauderfeste beizuwohnen. Als es mir geglückt in dieses Haus, in dem die Mysterien begangen werden sollten, Eintritt zu bekommen, hatte das Fest (wenn man dieß ein Fest nennen kann) schon eine Zeitlang begonnen; die Musikanten spielten vor, indem sie mit zwei langsamen Schlägen, denen ein dritter rascherer folgte, auf ihre gewaltigen Tamburine losschlugen, und Sänger, zur Beherrschung des Lärms gezwungen aus voller Kehle zu schreien, betäubten mit ihren eintönigen Gesängen die Ohren.

Ehe ich zur Schilderung der einzelnen Scenen übergehe, muß ich bemerken daß der Stifter dieses religiösen Ordens ein gewisser Schech Mohammed Ben Aissa war, der sich als Marabut einen großen Ruf zu verschaffen gewußt hatte. Nach der Angabe eines Aissawi selbst wurde der Schech im neunten Jahre der Hedschra in der Stadt Mekneß geboren, wo er auch starb, und wo noch jetzt sein Grabmal hoher Verehrung genießt. Wißbegierig, zog er viel in der Welt umher um sich Kenntnisse zu sammeln, und sah sich, durch die Wunder welche er wirkte, bald von einem Kreise von Schülern umgeben. Sein Ruf verbreitete sich weit und breit, und selbst der Sultan Mulei-Soleiman wurde auf ihn aufmerksam. Er suchte ihn und seine Wunder kennen zu lernen und ließ sich endlich, wie später alle seine Nachfolger, in die Brüderschaft aufnehmen. Worin indeß das eigentliche Geheimniß dieser religiösen Secte — denn das ist sie — besteht, kann ich nicht sagen; ich muß, wie so viele andere, nur rathen. Eine Versammlung der Aissawas, oder eine Hadra, ist für sie nur eine sich ihnen darbietende oder von ihnen ergriffene Gelegenheit die angeblichen Wunder ihres Herrn und Meisters zu verewigen; sie bildet, so zu sagen, den äußern Cultus der Gesellschaft, und ist eine Art Ehrengedächtnißfeier ihres Gründers. Die Hadra hat, wie gesagt, einen religiösen Charakter, und stellt alle ihre Ceremonien unter den Schutz Gottes, dessen Lob sie in eigenen Hymnen singt, welche auf den Zuschauer eine, ihm unerklärliche, nervenaufregende Wirkung hervorbringen. Wider Willen fühlt er sich zu einem ungeregelten Tanz hingerissen. Ich selbst hatte diesen eigenthümlichen Eindruck schon einige Augenblicke empfunden, als urplötzlich einer der mir zunächst stehenden Araber mit einem wilden unmenschlichen Geschrei, einem jener Rufe welche die Pythia ausgestoßen haben muß wenn der Gott sich ihrer bemächtigte, aufsprang. In seiner Entzündung schüttelte er seine Scheschia (rothe Mütze), und die lange Haarflechte welche er auf dem Scheitel des Kopfes trug, fiel auf seine Schultern herab. Sofort

begann der Aissawi den Dschedâb: [1] der Chor hält mit seinen Gesängen inne, und nur die Trommeln begleiten ununterbrochen die Verdrehungen des Rasenden, welcher singt: „Der Dom, o mein Vater, der Dom ist sehr hoch; Ben Aissa, mein Meister, hat ihn errichtet.

„Der Dom, o mein Vater, der Dom ist glänzend; dieser Dom, o mein Meister, ist zu Meknes erbaut.

„Der Dom, o mein Vater, der Dom ist berühmt; dieser Dom, o mein Meister, leuchtet wie ein Diamant.

„Dieser Dom, o mein Vater, dieser Dom ist der der Jünger; dieser Dom, o mein Meister, ist ihnen vorbehalten.“

Je nachdem der Aissawi seinen rasenden Tanz ausführt, sieht man das Blut in sein Gesicht steigen, die Adern seines Halses anschwellen, und sich auf demselben erhaben wie ausgespannte Saiten absondern; der Athem dringt nur noch pfeifend aus der zusammengepreßten Kehle hervor; jede Spur von Gesang verschwindet, und macht einem unarticulirten Tone Platz, der nichts andres mehr ist als die letzte Anstrengung einer dem Entschwinden nahen Athmung. Ist dieser Zustand von Paroxysmus eingetreten, so ergreift der Aissawi ein über einer Gluthpfanne rothglühend gemachtes Eisenplättchen, schlägt sich damit an Stirne und Kopf, legt es auf die Hand, die Füße, beleckt es mit der Zunge, und nimmt es endlich zwischen die Zähne.

Sind diese Dinge möglich? Die Vernunft sagt Nein, und doch habe ich sie gesehen. Ich habe sie gesehen, und alle diejenigen welche Habras und besonders den vor fünfzehn Jahren stattgehabten Habras beigewohnt, werden bestätigen was ich hier anführe. Wird man behaupten: ich habe schlecht gesehen, und habe es nur mit Gauklern zu thun gehabt welche mich getäuscht? Allein das Zeugniß meiner Augen erhielt seine Bestätigung durch das des Geruchs. Ich roch den ekelhaften Geruch des versengten Fleisches; ich bemerkte ferner einen armen grauhaarigen Alten, der, vor mir kauernd, das rothglühende Eisenplättchen an seine Wade hielt; ich sah den weißlichen Rauch sich in die Luft schlängeln, und hörte das Rascheln der Haut bei der Berührung des Feuers.

Neben diesen Aissawas erhebt sich ein zweiter, dann ein dritter Adept; die Trommler schlagen rascher, die Bewegungen des Dschedâb folgen im Tacte; es ist kein Tanz, es sind keine Gesänge mehr, sondern namenlose Verdrehungen, unarticulirte Töne, unter denen man die Worte „ia Allah (o Gott!),“ aus erschöpfter Brust hervorkommend, zu unterscheiden vermag. Dieser ergreift eine brennende Kohle, nimmt sie in den Mund und setzt seinen Dschedâb fort; wenn er athmet, sieht man das Feuer aufflackern, und wenn er den Athem ausstößt, so nimmt der Hauch eine Menge Funken mit sich fort. Jener nimmt ein Päckchen der kleinen Kerzen welche man in allen Buden maurischer Spezereihändler findet; er zündet sie an, fährt mit der Flamme langsam unter seinem Kinn, seinem Hals, seinen Achselhöhlen und seinem Gesicht hin und her; sind sie nahezu verbrannt, so nimmt er sie in den Mund, der dann einige Augenblicke lang Flammen ausspeit. Der dritte endlich entblößt seine Brust, stürzt sich auf die Scheide eines Yatagans, welchen zwei Männer vor ihm halten, und an der Schneide hängend, setzt er die Bewegungen des Dschedâb fort. In diesem Augenblick lassen die Frauen die auf der obern Gallerie befindlichen weißen Gespenster, als Zeichen der Zufriedenheit und der Aufmunterung ihren gellenden Ruf ju, ju, ju, ju ertönen. Ihr Zuruf wird gehört, es sind nicht mehr bloß drei Adepten, sondern sechs, acht Rasende welche sich in den umschlossenen Raum stürzen und dasselbe Geheul ausstoßen wie die erstern. Der eine thut einen kräftigen Schlag auf seinen Arm, das Blut springt einige Augenblicke aus der geöffneten Ader; der Aissawi legt die Hand auf die Wunde, das Blut stockt, die Spur der Wunde verschwindet. Andere, auf den Knieen sich herumschleppend, suchen die wiederhallende Stimme des Löwen und das Gekreisch des Kamels nachzuahmen. Sie gehen auf den Mokaddam, ihren Leib im Gleichgewicht haltend, zu, und verlangen zu essen. Der Häuptling reicht ihnen dann entweder ein scharfstacheliges Cactusblatt, in das sie furchtlos einbeißen, oder Glasscherben, welche sie kauen und verschlucken. Ein letzter sodann zieht aus einem Säckchen einen hüpfenden Scorpion heraus, nimmt den Kopf des Thiers zwischen die Zähne, das, verwundet und sich zu vertheidigen oder zu rächen suchend, seinen Feind unzähligemal in die Lippen sticht. Dann hört man das Klappen der Kinnbacken welche zusammengedrückt werden, der Scorpion ist entzwei gebissen, und während sein Schwanz zitternd auf die Steinplatten fällt, ißt der Aissawi ruhig den in seinem Munde gebliebenen Theil. Ich fühle, nach Verlauf von sechzehn Jahren, noch den Schauder der bei diesem schrecklichen Anblick meinen Leib durchrieselte, und doch hatte ich noch etwas weit gräßlicheres zu sehen. In dem Augenblick in welchem der Aissawi den Scorpion vollkommen verschluckt hatte, gerieth die ganze Versammlung in große Bewegung; mehrere Einzelne suchten, inmitten der Dunkelheit, ein fliehendes Thier zu erhaschen. Bald erfuhr ich auch daß dieses Thier eine Viper sey, und lernte die Rolle kennen zu der es bestimmt war. Drei Aissawas erheben sich um ihre Cameraden zu ersetzen; jeder von ihnen hält ein Reptil in der Hand, schwingt es über seinem Kopfe, und fängt den Dschedâb an. Das Thier, wüthend gemacht durch Schmerz und Furcht, sucht zu entwischen; allein gefangen gehalten durch den festen Druck der Hand, windet es sich hin und her, und erschöpft sich in fruchtlosen Anstrengungen. In diesem Augenblick nähern sich die drei Wahnsinnigen einander wieder, setzen ihren tollen Tanz fort, und verschlingen gegenseitig ihre Arme ineinander. In dieser Stellung hat der in der Mitte befindliche Aissawi das Aussehen als werde er mit zwei von seinen Nachbarn gehaltenen Schlangen gepeitscht, während daß er selbst das in seinen Händen befindliche Reptil über ihren Köpfen schüttelt. Man suche sich in Gedanken die Windungen dieser häßlichen, vor Wuth tollen Schlangen und ihre furchtbaren Verflechtungen vorzustellen; man denke sich diese menschlichen Köpfe, entblößt und haarlos, um welche sich diese lebendigen Stricke schlingen, und man wird sich vielleicht einen schwachen Begriff von dem Schauspiel machen können das ich vor Augen hatte, nie aber wird man das Entsetzliche der Wirklichkeit begreifen. Wie ihre Vorgänger, erlagen auch diese letzten drei Aissawas endlich der Ermattung; sie fielen ausgestreckt auf die Steinplatten des Hofes nieder, und die Schlangen, ihren trägen Händen entschlüpfend, flüchteten sich durch die Zuschauer hindurch: die Habra war zu Ende.

Ein Attaché des französischen Generalconsulats zu Tandscher, der die giftige Eigenschaft der von den Aissawas gebrauchten Hornschlangen bezweifelte, bot einem von ihnen eine Geldsumme wenn er vor seinen Augen eine Viper, die er selbst ihm einhändigen werde, und von der man vorher ein Huhn und einen Hund hatte beißen lassen, verschlingen wolle. Der Aissawi nahm den Vorschlag an, verrichtete eine Viertel-

[1] Der Dschedâb besteht in einer dem Kopf von rechts nach links gegebenen heftigen Bewegung. Während der Ausführung dieses Tanzes, welcher zuweilen eine halbe Stunde dauert, müssen die Arme längs dem Körper schlenkernd bleiben; die Beine allein regeln und erleichtern die Bewegung des Kopfes. Es ist schwer sich, wenn man ihn nicht gesehen hat, den Zustand vorzustellen, in welchen der Aissawi nach Verlauf einiger Minuten dieser wahnsinnigen Convulsionen geräth.

stunde lang den Dschedâb; ergriff dann, als er den nöthigen Grad von Ueberspanntheit erlangt hatte, das Reptil, bot ihm nacheinander die Hand, den Arm, das Gesicht, die Zunge, und verschluckte es endlich. Das Huhn und der Hund starben; der Aissawi empfand keine nachtheilige Wirkung davon. Wir glauben also, was uns betrifft, an die Wirklichkeit der von den Aissawas vollzogenen Handlungen, und gestehen dieß um so lieber ein, da wir sie nicht ungewöhnlicher finden als jene Wunder des Diakons Paris, welche selbst die skeptische Philosophie des 18ten Jahrhunderts als Thatsachen anerkennen mußte. Die einen wie die andern müssen, unserer Meinung nach, einer physiologischen Ursache zugeschrieben werden, die wir, was die Convulsionäre von 1724 anbelangt, zwar nicht kennen, die wir aber hier bei den Aissawas anzudeuten vermögen. Es muß bemerkt werden daß kein Aissawi eine der außerordentlichen Handlungen, von denen wir Zeuge gewesen, je verrichtet, ohne ihr den Dschedâb vorangehen zu lassen, d. h. ohne die Circulation dadurch gestört zu haben daß er das Blut nach dem Kopfe treibt, und hiedurch eine Art Anästhesie hervorbringt, welche das Gift verhindert sich auszubreiten und das Gehirn für den Schmerz unempfindlich macht. Wenn der Aissawi von Algier ein rothglühendes Eisen an sein Bein legt, so geschieht dieß erst nach Vollbringung des Dschedâb; wenn der von Tandscher eine Viper verschluckt, so geschieht auch dieß erst wenn er dieselbe Ceremonie verrichtet hat. Hieraus läßt sich vielleicht schließen daß der Dschedâb ein Mittel zur Herbeiführung der Unempfindlichkeit ist.

Ein Franzose über die Naturgeschichte der Ehe.

„Junger Mann, lies dieß ganz allein und nicht wenn dein thörichter Kamerad bei dir ist, den ich hinter dir sehe, und der dir über die Schulter ins Buch schaut. Wenn du allein bist, wirst du besser lesen, für Rührungen empfänglich seyn und von den heiligen Schauern der Natur dich angeweht fühlen. Hier ist ein Stück reiner und wahrer Religion, und wenn daraus für dich ein Stoff zur Unterhaltung oder zum Spaß werden sollte — dann hätte ich dich lieber beim Tode deiner Mutter lachen hören mögen!" So sagt Michelet an einer Stelle seines Buches über die menschliche Liebe [1] und von dem ernsten Sinne dieser Worte, die aus einem wahrhaft bewegten Herzen kommen, mag jeder sich warnen lassen, wenn er nach dem Titel und der Nationalität des Verfassers in jenem Buche eine Sammlung pikanter Frivolitäten sucht. Diese Schrift von der Liebe oder, was richtiger aber trockener gelautet hätte, von der Ehe, ist ein eigenthümlicher Punsch aus Poesie und Physiologie zu einem edlen und löblichen gesellschaftlichen Zweck gebraut. Die Statistik hat uns über das Wachsthum des französischen Volkes unheimliche Aufschlüsse verschafft. Nehmen wir das Annuaire du Bureau des longit. von 1858 zur Hand, so finden wir zuerst als Ergebniß des letzten Census von 1856 eine Gesammtbevölkerung von 36,039,364 Köpfen, also eine kaum merkliche Vermehrung in zehn und fünfzehn Jahren, und sehen wir dann, so weit sie bis jetzt reichen, die Tabellen über die Bewegung der Volksziffern nach, so erhalten wir folgenden grauenhaften Anblick.

	Geburten.	Sterbefälle.	Heirathen.
1845.	992,033	754,701	284,286
1846.	983,473	831,498	270,633
1847.	918,581	856,026	249,797
1848.	948,748	844,158	292,977
1849.	995,466	982,008	278,644
1850.	962,972	775,653	297,657
1851.	979,907	817,449	286,984
1852.	965,080	810,695	281,360
1853.	936,967	795,596	280,609
1854.	923,461	992,779	270,906

Wir stehen nun erst vor dem orientalischen Krieg, kennen aber bereits die Populationsziffern, welche uns nachwiesen daß in dieser Zeit die Geburten theils in der Gesammtzahl mehr und mehr, theils in noch viel höherem Grade relativ zur Gesammtbevölkerung abnahmen. Diese letztere wächst noch immer wenn auch das Wachsthum kaum mehr vom Stillstand zu unterscheiden ist. Wenn die Bevölkerung wächst obgleich die Geburten sich verringern, so kann dieß nur geschehen, wenn sich das durchschnittliche Lebensalter verlängert. Dieß wäre nun für sich ein gutes Zeichen, wenn nicht bei den Nachbarn die Bevölkerung in doppelter Richtung durch Mehrung der Geburten und durch Verlängerung des Lebensalters sich vergrößerte. Wo aber die Geburten abnehmen und nur das Lebensalter wächst, muß nothwendig das durchschnittliche Alter sämmtlicher Franzosen auch wachsen, das heißt die Nation altert, und es scheint beinahe als ob eine Art von Ekel vor der Ehe und ganz besonders vor fruchtbaren Ehen sie beschliche. Michelet ist geneigt der Verbreitung alcoholischer und narcotischer Genußmittel einen Antheil an dieser unheimlichen Erscheinung zuzumuthen (?). Es ist aber wohl mehr der polygamische Lebenswandel in den Jugendjahren welcher Abneigung gegen die Ehe erweckt. Es werden aber nicht bloß die Heirathen seltener, sondern auch das Alter wo die Heirathen geschlossen werden, rückt vor. Durchschnittlich heirathen Frauen in Paris, welches außerordentlich jung zu freien liebt, doch nicht vor dem 25. Jahr.

Um dieser physischen Entartung seiner Nation abzuhelfen, hat Michelet ein Buch über die Mysterien der Ehe geliefert und das Geheimnißvolle noch mit poetischem Mysticismus verschleiert. Er will, was er mißhandelt, verachtet und verkannt glaubt, nämlich das weibliche Geschlecht, reinigen und idealisiren, er will uns den Organismus des andern Geschlechtes als einen Gegenstand schildern, der eher Anbetung als Rohheiten verdiente, und zu diesem Zwecke ruft er die Naturwissenschaften zu Hülfe, so daß sein Buch, bemerkt das Londoner Athenäum bitter, bisweilen zu „einer Vorlesung über Mutterfruchtbildung in einem Kloster" ausartet. Roh, meint unser Verfasser, werde die Frau nicht etwa bloß vom gemeinen Schlage der Ehemänner, sondern was viel drückender ist, von der Kirche und vom Gesetz behandelt. Die heilige Schrift, die ihr im Paradiese schon die Initiative bei Fehltritten zuschreibe, behandle sie immer als verschwistert mit dem Dämonischen und als etwas Unreines. In diesem Sinne habe Moses bei Todes-

[1] J. Michelet. L'Amour. Paris 1859. Hachette.

strafe den Männern verboten sich ihren Frauen in gewissen Zeiträumen des Monats zu nähern, während gerade dann, wie der Verfasser durch das ganze Buch zu beweisen sucht, die Frau unsere höchste Theilnahme verdiente. Armer Moses! Er wollte vermuthlich für die Gesundheit seines Volkes im heißen Morgenlande sorgen, und er ahnte nicht daß die Physiologie eines sehr späten Jahrhunderts erkennen sollte, daß gerade zu jener Zeit die Knospenbildung im weiblichen Körper vor sich geht und die Befruchtung zu jener Zeit von der Natur begehrt wird! Auch der heilige Thomas wird von unserm physiologischen Heiligen hart angelassen daß er die Frau für ein „zufällig mißrathenes Geschöpf" erklärt habe, und Innocenz III, welcher „Gestank und Unsauberkeit" als die „unzertrennlichen Gesellschafter" der Frau erklärte. Wir überlassen den Theologen, die es weit besser verstehen ihre Häupter zu rechtfertigen, und es kann ihnen nicht schwer werden, wenn die Angriffe nicht tiefer begründet sind als die andern, welche gegen das giltige Recht geschleudert werden.

„Das bürgerliche Gesetz ist nicht minder roh (als die Kirche). Es erklärt die Frau für alle Zeiten als minderjährig. Der Mann wird ihr zum Vormund gesetzt, aber, wo es sich um mögliche Fehltritte, um angedrohte Strafen handelt, wird sie als volljährig, als vollkommen und zwar streng verantwortlich behandelt. Dieser Widerspruch findet sich in allen alten barbarischen Gesetzen. Die Frau geht wie eine Sache von Hand zu Hand, wird aber wie eine Person bestraft."

„Bewunderung von Kindern nur und Affen" wird man sich mit solchen oberflächlichen Paradoxen erwerben, die gar keinen Werth haben, als was die Franzosen fraicheur de l'ignorance nennen. Hätte sich Hr. Michelet die Mühe genommen einen Juristen über eine juristische Frage zu Rathe zu ziehen, so würde er ihm geantwortet haben: „Lieber Freund, weit entfernt daß uns von barbarischen Völkern der Grundsatz von der bürgerlichen Minderjährigkeit der Frau überliefert worden sey, haben wir die Einrichtung in dem alten Recht der Römer gefunden, die einen eigenthümlichen juristischen Scharfsinn besaßen, den wir noch heutigen Tages nicht völlig entbehren können. Die Römer stellten die Frau nicht nur sehr hoch, sondern sie wollten sie auch wegen ihrer Schwächen begünstigen; sie meinten daß eine Frau, die nur häuslich und nicht bürgerlich auftritt, auch die nöthige Erfahrung in bürgerlichen Geschäften nicht besitze, und erklärten sie für unmündig, um ihr alle bürgerlichen Rechtswohlthaten unerwachsener, geisteskranker oder körperlich mangelhafter Personen zuzuwenden; deßhalb wurde in Vermögensangelegenheiten die Frau vor dem Manne im günstigen Sinne privilegirt. Unser modernes französisches Gesetz, Hr. Michelet, der Code Napoléon, hat diesen Schutz, wie Sie wissen, auf eine höchst scharfsinnige Weise sogar auf das Heirathsgut der Frau ausgedehnt. Heirathen Sie morgen eine Frau mit Vermögen, mag dieses aus Renten, Actien, Hypotheken oder Grundbesitz bestehen, so werden (sind es Staatspapiere) die Renten in das große Buch eingetragen, die Actien auf die Person geschrieben. Auf dem Rentenschein, dem Actienbrief, im Hypotheken- und im Flurbuch stehen nur zwei Worte, Régime dotale. Diese zwei Worte, Hr. Michelet, geben dem Vermögen ihrer Frau eine fideicommissarische Sicherheit. Gesetzt Sie wollten etwas oder die ganze Rente verschleudern, so ist Ihnen dieß nicht möglich. Niemand kauft Ihnen etwas von dem Heirathsgute ab, weil er sonst wegen des Régime dotale Ihrer Frau Gemahlin für die volle Summe haftete. Sie müssen sich also zu einem Notar bemühen, und unsere französischen Notare sind — das wissen Sie, Hr. Michelet, viel besser als ich — nur sehr reiche Leute, weil sie eine hohe Caution erlegen müssen. Der Notar darf die Rente Ihrer Frau Gemahlin verkaufen, und — wenn Sie als ehemännlicher Verwalter darauf bestehen — Grundbesitz dafür erwerben, aber er sorgt auch daß in das Flurbuch, wo Ihrer Frau Gemahlin Besitzstand eingetragen wird, das verhängnißvolle Régime dotale von neuem zu stehen kommt. Wollte nun ein anderer — nicht Sie Hr. Michelet — mit dem Käufer und dem Notar vielleicht eine Scheinkaufsumme ausmachen, siehe da! so könnte nach Ihrem Tode Ihre Frau Gemahlin oder deren Erben gegen den ungetreuen Notar oder seinen Rechtsnachfolger auftreten und aus der Notariatscaution Entschädigung verlangen. Also wird jeder Notar sich hüten anders zu handeln als nach den Gesetzen des Régime dotale. Dieß zum Exempel, wie „barbarisch" die Frau vom bürgerlichen Gesetz mißhandelt wird. Daß wir auf sie die peinlichen Strafen erstrecken, können wir schon aus Galanterie nicht anders, sonst müßten wir die Frau für ein Mittelding zwischen Mann und Bestie erklären, und was würde Madame George Sand, die Sie so vergöttern, dazu sagen, wenn man sie, als Creatur unter den armen Schelm aus dem Departement Finisterre stellte, der weder lesen noch schreiben kann, und der so verwahrlost ist, daß ihm Heiland, Teufel und Druidenstein nur verschiedene Formen verschwisterter Begriffe sind, der aber nichtsdestoweniger wegen eines Diebstahls jetzt Geschmeide aus dem wohlfeilsten Metall tragen muß? Sie sehen ein, lieber Hr. Michelet, daß Sie zur Erlösung unserer Gesellschaft aus der Barbarei des Rechtes etwas zu spät kommen, denn Sie hätten vor Ulpian und Gajus, oder wie die andern Pandekten heiligen heißen, auftreten sollen."

Michelets größtes Wort, welches er mit Gelassenheit ausspricht, ist ein prächtiger Spruch des alten Hippokrates; „das Weib ist Krankheit, der Mann ist Gesundheit." Nicht bloß daß die Natur bei Vertheilung von Schmerzen für die Frau noch eine hohe Extradividende ausgeworfen hat, sondern der weibliche Organismus ist auch in Folge der ewig wiederkehrenden Keimbildung oder der Fruchtabstoßung in einem krankhaften Zustand. Die Frau ist ein Wesen, qui souffre presque constamment de la blessure et de la cicatrisation. Das nun ist es, was wir an unsern Müttern so hoch anschlagen, an unsern Frauen schonen sollten. „Die tiefe Schale der Liebe, die wir das Becken nennen, ist ein Meer voller veränderlicher Stürme, welche die Regelmäßigkeit der Ernährung hindern." Das Blut der Frau hat einen andern Umlauf, sie entwickelt einen andern Geschmack, sie nährt sich anders, ihr Körper ist nach einem andern Ausdruck geformt. Was folgt daraus? Daß wir Ehemänner, d. h. daß ihr französischen Ehemänner eure Frauen zu gewissen Zeiten sorgsamer und geduldiger betrachten solltet. Ihre Launen sind gewöhnlich nur die Wirkungen der Naturgewalten in ihrem Organismus, und ihr solltet ihnen dann die Privilegien der kranken Personen gönnen. Gewiß meint es Hr. Michelet gut, und hat er in diesem Sinne recht; wenn er aber die Natur anklagt daß es ihr an Gerechtigkeit bei Theilung der Lasten gefehlt hat, so vergeht er sich gröblich, denn die Natur legt immer ein Pfund in die eine, und ein Pfund in die andere Wagschale. Sie entzog dem Manne die Mutterschmerzen, sie entzog ihm aber auch die Mutterfreuden und die Mutterliebe, sie gab ihm nur die sehr schwachen Vaterfreuden und zwar zugleich mit den Nahrungssorgen. Für alle diese Leiden sollte die Frau von der Arbeit befreit seyn, und man kann

auch wohl sagen daß mit vorrückender Civilisation die Frau mehr und mehr der Arbeit entledigt wird.

Manche Goldkörner lassen sich sonst noch in Michelets Buch auffinden. „Wenn ihr euch, ruft er aus, an den Bettelstab bringen wollt, so heirathet eine reiche Frau.“ Er meint mit diesen Worten, daß sich die Ansprüche der Frauen immer wie ihr Vermögen verhalten, und daß der Mann zur Befriedigung einer reichen Frau, abgesehen davon daß er nur wie ein Prinz-Gemahl behandelt wird, leicht um ein glänzendes Haus zu machen in gewagte Geschäfte stürzt und sich den Hals bricht. Bei seiner Schilderung des Morgens nach der Hochzeit beschreibt er allerliebst, wie die reiche, junge Frau ihr neues Hausgeräthe mit Blicken mustert, die etwa sagen: „Neu und hübsch, aber ich habe schon Schöneres gesehen,“ während das arme Mädchen ganz Bewunderung und Entzücken ist. Hr. Michelet mustert auch das weibliche Geschlecht nach Nationalitäten. „Die Deutsche ist voll Zartheit und Liebe, rein wie ein Kind das uns ins Paradies versetzt. Die Engländerin keusch, an Stillleben gewöhnt, mit dem Hause verwachsen, treu, fest und zärtlich, ist das Ideal einer Gattin. Die Leidenschaft der Spanierin brennt bis ins Herz, die Italienerin in ihrer Schönheit und Durchsichtigkeit vereitelt durch ihre lebhafte Einbildungskraft, und durch ihre häufig ergreifende Hingebung jeden Widerstand, man wird aus sich selbst entrückt und gepackt. Verlangt aber der Mann eine Seele, die ihn mit Gedankenblitzen zugleich wie mit Liebe durchzücke, die ihm den Gemüthsdruck durch bezaubernde Munterkeit, heitern Sinn, Ausbrüche von Muth, durch Weiberwitz und Zwitschern wieder aufrichte, so muß er eine Französin nehmen!“

Der Herr gebe ihm seinen Segen, den unsrigen bekommt er neidlos in den Kauf! Die Französinnen, meint unser Verfasser, gelangen vorzeitig zur Reife, sie seyen mit 15 Jahren schon dort, wohin die Engländerin erst mit Achtzehn gelange, und dafür sey die katholische Erziehung und die Beichte verantwortlich.[1] „Im allgemeinen, fährt er fort, besitzt die Französin weder eine blühende Hautfarbe, noch die sichtbare Frische, noch die jungfräulichen und rührenden Reize der deutschen Mädchen. Beide Geschlechter sind bei uns etwas vertrocknet. Unsere Kinder sind frühreif, heißen und entzündlichen Blutes. Die Französin gewinnt aber mit der Heirath, während die Jungfrau des Nordens einbüßt und oft genug welkt. Bei uns hat es wenig Gefahr eine Häßliche zu heirathen. Oft ist sie nur so aus Mangel an Liebe. Einmal geliebt, ist sie nicht zum Wiedererkennen.“

Hr. Michelet will den Frauen helfen, aber es ist zu fürchten daß er sie, indem er ihnen den Kopf verdreht, erst recht elend und verderbt macht. Die Frau — die Französin muß man überall denken — will immer mehr und mehr geliebt werden. Ihr Gemahl soll jeden Tag irgend ein neues Wunder in ihrem Gemüth entdecken. Elle veut que l'homme l'entoure d'un insatiable désir, d'une curiosité éternelle. Elle a le sentiment confus qu'il y a en elle un infini de découvertes à faire, qu' à l'amour persévérant qui poursuivrait cette recherche sans fin elle aurait de quoi répondre, qu'elle l'étonnerait toujours de mille aspects inattendus de grâce et de passion. Armer Ehemann, der jeden Tag neue Welten bei seiner Frau entdecken soll, wenn er vielleicht von des Tages Lasten und Mühen erschöpft nach Hause kehrt und dort Erholung und Aufheiterung wünscht. Entdeckt er aber nicht beständig, „so entstehen jene unglücklichen Versuche eines für eheliche Treue geschaffenen Wesens, um anderwärts eine Seele zu finden die sich vertrauter mit der ihrigen macht, tiefer eindringt und höher sich beglückt fühlt.“ Uebersetzen wir diese Worte aus dem Eleganten ins Hausbackene, so heißen sie nichts weniger als: „wenn ihr Ehemänner nicht unablässig die Liebhaber eurer Frauen spielt, so suchen sie einen andern der dieses Handwerk besser versteht.“ Ohne es zu wissen und es zu wollen, entschuldigt, rechtfertigt der gute Michelet den Ehebruch, und während er die höchste und heiligste Institution seines und jeden Volkes, nämlich die Ehe, aus Schlamm und Fäulniß erretten will, macht er überspannten Frauen weis, sie hätten ein Recht sich als „unbegriffene Seelen“ zu betrachten, wenn ihre Ehemänner nicht fort und fort die Courmacher spielten! Wenn so gute Köpfe und so edle Gesinnungen sich derartig verirren, wer soll die Franzosen noch curiren? Und warum ist den gebildeten Franzosen jeder gesunde Begriff von dem Wesen der Ehe abhanden gekommen? Die nächste Seite schon lehrt es. Frau v. Gasparin, sagt Hr. Michelet, habe es ausgesprochen: der Zweck der Ehe sey das eheliche Leben (le but du mariage est le mariage). In diesem Kraftspruch findet Hr. Michelet schlichte Einfalt und moralischen Muth, aber entweder kannte die Dame nicht völlig den Sinn der Worte, oder sie brachte es zu einem für ihr Geschlecht ungewöhnlichen Cynismus. Nun sey es weit entfernt von uns zu behaupten daß der Zweck der Ehe die Kindererzeugung sey, denn es gibt ja ächte, aber kinderlose Ehen, auch bestehen die Ehen fort wenn die Kinder das Haus verlassen haben. Die Ehe hat jedenfalls den doppelten Zweck: die Gemeinschaft der Geschlechter und die Erziehung von Kindern. Die Franzosen, und ganz vorzüglich die Pariser, mit denen wir es doch im Grunde zu thun haben, schaffen ihre Kinder geschwind nach der Geburt aus dem Hause in ländliche Nähranstalten, dann in Institute, und begegnen ihnen erst im salonreifen Alter wieder. Dann freilich liegt es sehr nahe den Zweck der Ehe nur im ehelichen Leben zu suchen, und was soll wohl den jungen Mann zur Ehe bewegen und von seinem „polygamischen Wandel“ abziehen, wenn er, der nie das elterliche Haus gekannt, häusliches Glück in der Ehe nicht, sondern eben nur die eheliche Genossenschaft sucht? Von dem Glück des Britten, der im „Parlour“ unter seiner Familie die Füße nach dem helllodernden Kamin streckt, von der stillen Freude deutscher Familien, die ihren Christbaum zieren, hat der Franzose keinen Schimmer, im Gegentheil schildert uns Michelet mit außerordentlicher Treue eine jammernswerthe Scene, wo eine Mutter zum Besuch des Söhnchens in das Institut eilt, der Bube dann zerstreut erscheint, und — da es gerade Feierstunde ist — mit halbem Ohr auf die Spiele seiner Kameraden im Freien horcht, um die er durch die Visite der fremden Mama verkürzt zu werden fürchtet. Er hat Recht, was ist ihm Hekuba? Besser keine Mutter zu haben, als eine die sich nur zu Schaltzeiten um ihre Frucht bekümmert und den Knaben von seinen Cameraden abzieht, die *seine Familie* bilden!

Eine erbarmenswerthe Figur spielen die heranwachsenden Töchter *in dem undankbaren Alter vor der Hochzeit* (l'âge ingrat jusqu'au mariage). Wir können nicht sagen daß sie in Deutschland eine glänzende Rolle spielen, schon der drollige Name „Backfischchen“ drückt ihnen ein scherzhaftes öffentliches Mitleid aus, während in

[1] Es gibt einen großen protestantischen Staat, wo das Landrecht vorschreibt daß jede Mutter nach der Confirmation ihre Tochter über alle Geschlechtsgeheimnisse unterrichten soll. Außerdem aber sollte man nicht die Beichte selbst, sondern nur den unvorsichtigen Beichtvätern die Schuld an der allzu frühen Reife der Geschlechter beimessen.

der nämlichen Zeit die beglückten jungen Misses in England wenigstens einen höchst aufmerksamen Curmacher an der Seite haben, nämlich den Herren Papa, der mit ihnen nach dem Frühstück im Hyde Park spazieren reitet. „Die französischen Mütter sind entsetzlich, klagt Hr. Michelet. Sie lieben ihr Kind (!) aber sie liegen beständig mit ihm in Fehde, verdunkeln es durch den Glanz, die Macht und den Zauber ihrer Personen, so daß die armen Dinger oft die Herren sagen hören können: „Die Kleine ist nicht übel, aber wie ganz anders ist die Mutter!" Hier, lieber Hr. Michelet, haben Sie dreimal schwarz geschossen. An den sogenannten Müttern liegt das Uebel. Würden Sie den Französinnen gesagt haben daß der Zweck der Ehe nicht bloß Genuß, sondern daß die Ehe ein Inbegriff mannichfacher Pflichten sey, würden Sie ferner diese Pflichten deutlich aufzählen, so könnten Sie zur Minderung der „unbegriffenen Frauenseelen" sehr wohlthätig beigetragen haben. Mißkennung und Vernachlässigung der Pflichten hat Müßiggang zur Folge, und aus dem Müßiggang entspringt der Wahn, „ein besseres Loos," oder vielmehr einen „entdeckungssüchtigeren Liebhaber" verdient zu haben.

Die häusliche Einrichtung, meint Hr. Michelet, trägt sehr viel bei, die Gatten zu entfremden. Der Mann bewohnt sein „Cabinet," die Frau ihr „Boudoir," ein Ausdruck, der schon durch seinen ursprünglichen Sinn (Schmollwinkel) anstößig ist. Endlich schläft man auch in getrennten Räumen, so daß man zu jeder Zeit sich meiden, sich ignoriren, sich im Nothfall verschanzen kann. „Warum, ruft der gereizte Verfasser aus, sollte man die Ehescheidung wieder herstellen? Eine solche Ehe leistet die nämlichen Dienste. Die Zimmer sind ja schon dazu hergerichtet." In Frankreich ist mehr als bei uns die Classe der buchführenden und geschäftleitenden Frauen zahlreich. Hr. Michelet ist gegen jede Arbeit der Frau, und er hat ganz recht, wo ökonomische Verhältnisse eine Wahl verstatten. Er schildert auch sehr witzig, wie sich das Gemüth einer schönen Comptoirdame mit Wechselschulden bevölkert und wie sie am Abend den Ehegatten, im Ausbruch der höchsten Zärtlichkeiten unterbricht: „Lieber, hast Du auch nicht vergessen daß morgen der einunddreißigste ist?" Er macht dabei die treffliche Bemerkung daß derjenige irrt welcher sich bei Betrachtung einer verführerischen jungen Frau am Comptoirtische eines Caféssalons mitten unter einer zahlreichen Gesellschaft galanter Herrn einbilde, sie sey Fehltritten sehr ausgesetzt. Sie ist im Gegentheil in dieser zahlreichen Umgebung einsamer als hinter einer verschlossenen Thür und die Oeffentlichkeit selbst die beste Aufsichtsdame.

„Die Liebe — und damit meint der Verfasser die physische — ist bei der Frau ein sehr hohes und sehr edles Ding. Sie setzt ihr Leben dabei aufs Spiel. So oft sie in eine Einigung willigt, fügt sie sich dem Begehren des Mannes und ist bereit für ihn zu sterben. Wer die Frauen kennt, weiß vortrefflich daß beinahe alle nur aus Güte gefällig sind. Bei unsern jetzigen gesellschaftlichen Zuständen fühlen sie unendlich geringe Geschlechtsbedürfnisse. Diese Kälte hat ihren doppelten Grund, einmal weil sie durch Anmuth und Gespräch einen unglaublichen Vorrath von Nervenkraft verbrauchen (!!), und dann weil nur gar zu oft ein krankhafter Verlust von Lebenskraft bei ihnen auch in den Pausen der natürlichen Entwicklungen eintritt." Diese Eigenschaft der Französinnen ist ziemlich neu und klingt sehr vielen unerwartet; ob sie richtig ist, darüber können wir mit jemand nicht streiten, der sich durch und durch auf ärztliche Erfahrungen beruft. Etwas ähnliches will Hr. Michelet wahrscheinlich auch mit einem Wort sagen welches recht geistreich klingen soll und unendlich fad erscheint, so wie man nachzudenken anfängt: „die antike Frau war nur ein schöner Leib, die moderne Frau ist nur Seele," worauf man dann mit ebensoviel Ungezogenheit sagen könnte: die „modernen" Frauen sind Närrinnen, und die Römerinnen waren die Mütter der Scipionen und Gracchen. Eine andere und eine sehr ernste Seite hat aber Hr. Michelet den ehelichen Annäherungen abgewonnen, die unser tiefstes Nachdenken erregt. Seit zwei Jahrhunderten wird in England das Studbook oder Goldene Buch edler Pferde geführt, ihre Stammbäume und ihre Mißheirathen genau verzeichnet. Es hat sich dann genau bewährt daß das Thier welches sich zum erstenmale einer Stute nähert, einen Theil seiner Individualität auf das weibliche Geschöpf überträgt. Eine arabische Stute die sich ein einzigesmal „vergaß" und einen Esel zuließ, gibt dann ihren erlauchten Liebhabern Füllen, die zwar Pferde sind, aber durch Haar und Gestalt kläglich an den Fehltritt der Mutter erinnern. Man kennt auch diese Geheimnisse prächtig in den Stutereien und weiß sie zu vermeiden. Die edlen arabischen Pferde in der Wüste, die aber nicht unter so strenger Aufsicht stehen, verrathen oft durch ihre kümmerlichen Geburten die Niedrigkeit der ersten Liebe. Bei edlen Hunderacen ist die gleiche Beobachtung gemacht worden, daß nämlich der erste Besitznehmer den nachfolgenden Würfen ihre Individualität gibt. Wenn man noch zweifeln wollte ob sich diese Erscheinung analog auch bei den Menschen wieder fände, so sind auch hier Erfahrungen gesammelt worden. Aeltere Aerzte waren schon überrascht daß ehebrecherische Frauen Kinder auf die Welt brachten, die dem legitimen Gatten glichen und daraus entstand das Sprüchwort: „das Kind des Ehebruchs sucht die Schande der Mutter zu vertuschen" (Le fils de l'adultère excuse sa mère). Man erklärte sich dieses Räthsel damit daß die Angst der Mutter vor Entdeckung plastisch auf die verborgene Frucht wirke. In neuerer Zeit hat man aber auch Fälle erkannt, wo Wittwen, die in erster Ehe Kinder gehabt und glücklich in zweiter Ehe lebten, dem andern Gatten Kinder gebaren, die dem längst verstorbenen Ehegatten glichen, wo also weder Furcht noch Liebe plastisch auftreten konnten. Ist es wirklich so, und ändert die erste Befruchtung die physische Individualität der Frau auf immer, so wäre wenigstens was die Ergebnisse betrifft, der Ehebruch etwas anderes als man bisher ihn auffaßte. Die Bekanntschaft mit diesem Mysterium der organischen Schöpfung wird gewiß jeden denkenden und lauter empfindenden Menschen tief erregen und ihn mit einer Art von Scheu vor Dingen erfüllen, über die er sonst nur muthwillig zu reden pflegte. Hier erhält auch das alte Wort daß Mann und Weib Ein Leib seyen, eine ungeahnte Tiefe! Möge denn Michelets Buch seine guten Absichten erfüllen und sein theilweise gefährlicher Inhalt ohne üble Folgen bleiben. Jedenfalls gehört es zu den wunderlichen Zeichen daß die französische Nation eine solche Belehrung und einen solchen Zuspruch bedurfte!

Ein Besuch W. Atkinson's bei einer Kirgisen-Horde.

Der Engländer W. Atkinson, ein Maler, hat bekanntlich einen großen Theil des asiatischen Rußlands, meist unwirthbare Himmelsstriche, durchwandert. Er trat seine Reise von Moskau aus an, und durchzog Sibirien, die Mongolei und die Kirgisen-Steppen bis an die Gränzen des chinesischen Reiches. Seine Reise-Eindrücke sind in einem zu London unter dem Titel „Ost- und Westsibirien" erschienenen Werke niedergelegt, aus welchem wir die nachfolgende Skizze mittheilen. Hr. Atkinson gelangt bald in das Land der Gobi, in weite von Gebirgsketten umgebene Steppen. Der Wunsch von Europäern nie betretene Gegenden kennen zu lernen, hat ihn veranlaßt den Gefahren dieser Wanderung zu trotzen. Er ist genöthigt beständig auf seiner Hut zu seyn und sein Gewehr in der Hand zu halten, nicht um sich gegen die wilden Thiere, sondern gegen die Räuberbanden zu vertheidigen welche die Reisenden ausplündern und erwürgen, oder sie in die Sklaverei mit fortschleppen. Zum Glück hatte er als Geleite drei tapfere Kosaken, sieben wachsame Kalmüken und einen reichen Vorrath an Kugeln und Pulver. Sein Ausflug in diese Gegenden hatte den Zweck die Berge von Tangnu, die er vom Bikluka herabgesehen, und einen großen See, in den sich mehrere Flüsse ergießen, zu besuchen.

Einige der Piks der Gebirgskette von Tangnu erheben sich zu einer Höhe von 11,000 Fuß. Der Weg welcher dahin führt wird von verschiedenen Flüssen durchschnitten, die in den Ubra fließen. Nach einem zwölftägigen Marsch an einem dieser Flüsse hinauf kam die Karawane auf ein Hochplateau, von wo das Auge eine Rundsicht von erhabener Großartigkeit genoß: auf der einen Seite tiefe Moore, auf der andern Granitwände, Schneepiks, große Blöcke weißen Marmors und, an den Gebirgsabhängen, ein dichter Grasrasen, durchsäet mit einer Menge von Blumen aller Arten. Hier gab es keine Räuber, wohl aber mehrere Antilopenheerden, welche bei der Annäherung der Reisenden leichten Fußes nach einer Höhle flohen, indeß doch nicht so schnell, daß nicht einige dieser Thiere von den mörderischen Kugeln der Reisenden getroffen worden wären.

Noch einige Tagemärsche, und wir befinden uns in den weitgestreckten Ebenen der Mongolei, auf dem Wege welchen der schreckliche Länderverheerer Dschingis-Chan eingeschlagen hatte. Wie ergreifend mußte das Schauspiel dieser Legionen von Barbaren seyn, welche mitten durch diese öden Steppen daherzogen! Man sieht jetzt nichts mehr von ihnen, nur Banden von Wölfen trifft man hier noch an. Kaum hatten die Reisenden ihren Fuß ins Land gesetzt um ihr Lager aufzuschlagen, so sammelten sich diese wilden Bestien schaarenweise um sie. Der Karawanenführer läßt nun ein Reisigfeuer anzünden; die Wölfe machen in einiger Entfernung von diesem Feuerherd Halt, allein man sieht ihre Augen feuersprühen wie die Funken einer Kohlpfanne. Auf ein gegebenes Zeichen gibt man eine allgemeine Salve auf sie, und die Opfer wälzen sich unter Jammergeheul auf dem Boden. Sämmtliche Gewehre werden sofort wieder geladen. Die Wölfe halten sich immer noch in einiger Entfernung, bald aber stürzen sie mitten unter die Pferde hinein, und Kosaken und Kalmüken eilen rasch zur Vertheidigung ihrer Vierfüßer herbei. Eine neue Salve erzeugt neues Geheul. Unglücklicherweise sind die Reisigvorräthe beinahe erschöpft, und doch ist angesichts dieser gefräßigen Trupps das Feuer eines der besten Einschüchterungsmittel. Vier Kalmüken kriechen auf dem Boden an das Ufer eines Sees und holen einige Armvoll Baumzweige. Das Feuer wird wieder angezündet; die Zahl der Wölfe ist aber mittlerweile gewachsen; sie zeigen sich kühner, gehen nochmals auf die Pferde los, und einige derselben scheuen sogar die Annäherung an das Feuer nicht. Die Gewehre werden von neuem auf sie abgefeuert, dießmal aber ergreifen diejenigen welche den Kugeln entgiengen die Flucht, um nicht wieder zu kommen. Bei Anbruch des Tages fanden die Reisenden acht dieser Thiere todt auf dem Platze, und die Blutspuren mehrerer andern.

Doch nicht allein die Wölfe sind es welche die Reisenden in diesen weiten, unfruchtbaren und trostlosen Ebenen in Lebensgefahr bringen. Es gibt hier überdieß Heerden gefräßiger Schweine und eine Menge Schlangen. „Wir haben, sagt Hr. Atkinson, einen ganzen Haufen derselben auf einem Felsen-Plateau gesehen. In der Sonne liegend, richteten sie bei unserer Annäherung den Kopf in die Höhe, und pfiffen. Jeder der hier eine Nacht hindurch schlafen wollte, liefe große Gefahr am nächsten Morgen nicht wieder aufstehen zu können. Ich habe vier Arten dieser Reptilien beobachtet. Die einen sind ganz schwarz und sehr behend; andere sind graufarbig und zwei bis drei Fuß lang. Letztere sind die zahlreichern, und manchmal trat ich auf eins derselben ohne es wahrzunehmen. Glücklicherweise war ich gegen ihre Bisse durch meine großen Stiefel geschützt. Andere dieser Thiere sind aschenfarbig und rothgestreift. Mit einem Flintenschuß tödtete ich eine dieser Schlangen, vor welcher die Kalmüken die Flucht ergriffen hatten; sie war nicht weniger als drei Fuß lang, und ihr Gift soll eines der gefährlichsten seyn.

Aus diesen mit so vielen grauenhaften Thieren bevölkerten Steppen begab sich der muthige Reisende in die chinesische Tatarei, und hier endlich hatte er, nach langen mitten im dürren Sand der Wüste verbrachten Tagen, die Freude wieder eine menschliche Wohnstätte, einen Kirgisen-Aul zu sehen, von dem er eine sehr anziehende Schilderung entwirft.

„Wir bemerkten ihn, erzählt er, von einem etwa zwei oder drei Stunden von demselben entfernt liegenden kleinen Berg herab. Nach kurzer Berathung entschließen wir uns den Weg dorthin einzuschlagen. Bald gelangen wir in die Mitte einer zahlreichen Pferde- und Kameelheerde; die Hirten nähern sich uns, und fragen woher wir kommen und wohin wir gehen. Wir erfahren von ihnen sodann daß dieser Aul, der sehr ansehnlich ist, dem Sultan Basparihan gehöre, der sich in diesem Augenblick bei seinem Stamm befinde. Alle Kirgisen welchen wir begegnen haben ein Schlachtbeil, das am Sattel ihres Pferdes hängt. Der eine von ihnen, der unsere Waffen mit bewundernder Miene betrachtete, macht sich lachend davon um seinem Herrn unsere Ankunft zu melden. Die Jurten dieses Häuptlings sind, in einem frischen Thal wo Heerden Schafe und Ziegen weiden, zwischen einem etwa zwei Stunden langen See und einem Fluß aufgestellt. Einige Männer kommen zu Pferd uns entgegen. Der eine von ihnen legt mir die Hand auf die Brust, und sagt „Aman." Ich antworte ihm mit demselben Gruß. Bei unserer Annäherung scheint der ganze Aul in Bewegung zu seyn. Die Kirgisen galoppiren nach verschiedenen Seiten hin; andere sammeln Zweige von Gebüschen ein, und wieder andere stellen sich neben uns auf, um uns zu geleiten. Sie führen uns zu einer großen Jurte, der gegenüber sich ein Pfosten erhebt, an welchem ein langer Pferdsschweif flattert. Ein hochgewachsener Mann begibt sich an den Eingang dieser Wohnung, nimmt die Zügel meines Pferdes, reicht mir behülflich zum Absteigen die Hand, und führt mich in die Jurte ein. Es ist der in seine schönsten Gewänder gekleidete Sultan selbst: er trägt eine Sammetweste und darüber eine Zobeljacke; auf dem Kopf hat er eine spitzige,

Sr. Maj. Kinwere des Sultans von Fuga und verhörte unsere Capitäne: 1) wie und warum man das Reich Sr. Maj. betreten habe nachdem man durch das Gebiet der feindseligen Waseguras gezogen sey? 2) welchen Moment der (europäische) Mganga (Zauberer, Regenmacher) für den günstigsten zur Bewilligung einer Audienz halte? denn von den astrologischen Kenntnissen der Officiere hatten die Beludschen und alle Eingebornen gründlichen Respect. Um sechs Uhr empfieng der Sultan die Fremdlinge, welche aller Nöthigungen ungeachtet ihre Säbel nicht ablegen wollten. Der Monarch erhob sich von seinem Lager und ließ die Capitäne auf zwei kleinen Schemeln Platz nehmen. Es war ein Greis, der den höchsten Grad von Hinfälligkeit erreicht hat; sein Körper bestand nur aus Haut und Knochen, das Haupt war rasirt, das bartlose Gesicht mit tiefen Falten bewässert, die Augen geröthet, die Kinnladen zahnlos und die Glieder mit Geschwürflecken übersäet. Er trug eine schmutzige ostindische Mütze, eine abgeschabte Tuchjacke und einen gefütterten Baumwollenmantel. Se. Maj. bezeigte ihren Gästen ein gränzenloses Vertrauen, indem sie ihnen gnädig verstattete, einen Trank zu bereiten, der ihr Jugend, Kraft und Gesundheit zurückgeben sollte, worauf die indischen Officiere nur schmerzlich bedauern konnten daß sie die geforderten Arzneien leider zurückgelassen hätten. Sultan Kinwere war einst ein gefürchteter Kriegsheld, der beträchtlich das Reich seiner Nation mehrte und aus dessen organisatorischer Hand noch eine Leibwache von 400 Musketieren vorhanden war und als Garnison zerstreut auf den Dörfern lag. Er nannte sie nur seine Wangresi, was das afrikanische Aequivalent für Inglesi seyn soll. Noch damals besaß er 300 Frauen, von denen jede ihren getrennten Haushalt führte, und 80 — 90 Söhne, unter denen mehrere zum Islam übergetreten waren, während der Vater den alten Heidengöttern treu geblieben ist. Als Thronfolger war Prinz Mingny Katib bestimmt, welcher nach des Sultans Tode streng auf eine zweimonatliche Landestrauer halten wird, und gelobt hat jeden seiner Unterthanen zu erwürgen der in dieser Zeit eine Reise ins Ausland beabsichtigen würde. Kinwere selbst regiert seine Völker mit afrikanischer Milde, denn er verkauft sie nur wenn er Geld braucht, und macht dann keinen Unterschied der Person zwischen Mann, Weib, Kind, Reich oder Arm. Auch sind in seinem Lande weder Leibes- noch Freiheitsstrafen bekannt, sondern der Missethäter wird entweder verkauft oder seine Habe confiscirt zu Gunsten des Fiscus. Die Abgaben bestehen in den Erstlingen vom Vieh, in der Hälfte vom Elfenbein und sonst in Zehnten. Sie sind sehr mild bemessen, insofern man berücksichtigt daß nach dem Staatsrecht von Fuga der Sultan allein Eigenthümer seyn kann, und man daher wohl sagen darf daß jedermann von den Geschenken des Monarchen zehrt. Fuga ist die Hauptstadt der Usambaras, einer mit etlichen arabischen Tropfen gewürzten Negerblutrace. Die Kleidung besteht bei beiden Geschlechtern aus einem Hemd, einem Gürtel und einer Tracht von Talismanen und Perlen an allen tragbaren Theilen des Körpers. Am 16 Febr. schon schied man von diesem patriarchalischen Reiche unter großer Betrübniß des Sultans über die Vergeßlichkeit der medicinreichen Europäer.

Auf dem Rückwege nach und über Kohodav trug sich nichts bemerkenswerthes zu, als daß man während eines Gewitters etliche Wilde in großer Aufregung und Erhitzung mit ihren Pfeilen nach den Wolken schießen sah, um durch diese kriegerischen Angriffe Blitz und Donner zu verscheuchen.

Bärenjagden in Sibirien.

Im Dorf Schuschenskoje wohnt ein Bauer, Namens Iwan Pesegow. Er mag jetzt 25 Jahre zählen, aber man sieht es ihm an daß er einst eine herkulische Kraft besaß.

Iwan Pesegow war ein leidenschaftlicher Jäger. Schon in seiner frühesten Jugend durchstrich er mit anderen Liebhabern des edlen Weidwerks die Taigen. Den Bären brachte sein Rohr sicheren Tod; seine Bekannten behaupteten daß er schon längst den vierzigsten [1] hinter sich habe, aber Pesegow bestand hartnäckig darauf daß er erst 37 erlegt habe und daß der vierzigste noch kommen müsse. Da begegnete ihm folgendes Abenteuer.

Am 18 Juni 1852 begab sich Pesegow in Gesellschaft des Colonisten Iwan Schaxun, der ihn oft auf seinen Bärenjagden begleitet hatte, nach der Taiga, 80 Werst von seinem Wohnort. Ihr Weg führte sie zuerst nach dem Dorf Jermakowskoje und dann an den Fluß Oja. Die Ufer dieses schönen sanft fließenden Stromes sind mit dichtem Wald bedeckt, weßhalb sie von den Jägern häufig besucht werden. Am 21 Juni befand sich Pesegow mit seinem Gefährten an dem morastigen krümmungsreichen Bache Mantschalyk, der in die Oja fällt; sie setzten über denselben und wollten noch 10 Werst marschiren, um dann zu übernachten und am folgenden Morgen zum Angriff zu schreiten.

Der Abend brach heran als sie, von dem schwierigen Wege ermüdet, in der Ferne das ihnen schon längst bekannte Nachtlager erblickten — ein rohe Baumstammhütte (srub), das gemeinschaftliche Asyl der Jäger. Eine kleine Rauchwolke stieg über ihr auf.

Pesegow und sein Camerad glaubten zuerst daß Landstreicher hier eine Zuflucht gesucht hätten. Sie brauchten diese zwar nicht zu fürchten, indem sie gut bewaffnet mit Büchsen und Messern waren; da sie jedoch nicht wissen konnten, mit wie vielen solcher Leute sie es zu thun haben würden, so näherten sie sich vorsichtig und von hinten der Hütte.

Im Inneren derselben ließen sich zwei Stimmen hören, die den beiden Jägern bekannt waren. Das Gespräch drehte sich um die Bemerkung daß der heute angeschossene Bär nicht mehr weit laufen könne, daß er ohne Zweifel in der Nacht krepiren würde, und daß es daher leicht seyn müsse ihn Morgen in der Nähe des Swjetly Bjelnik zu finden. So heißt ein bekannter, etwa 10 Werst von dieser Stelle gelegener Hügel.

Indem die Jäger das Gespräch belauschten, das in der Hütte geführt wurde, warf jeder dem andern einen Blick zu, und in der Seele beider stieg der strafbare Gedanke auf, die Früchte fremder Arbeit zu genießen und sich des angeschossenen Bären zu bemächtigen. Pesegow flüsterte dieß seinem Gefährten ins Ohr; dieser nickte bejahend mit dem Kopf, und mit dem Ausruf: Hilf Gott! giengen sie in die Hütte hinein.

Sie fanden dort zwei ihnen bekannte Jäger aus einem benachbarten Dorfe, die Bauern Paschenin und Putimzow. Ohne sich etwas merken zu lassen, unterhielt sich Pesegow nebst seinem Cameraden eine Zeitlang mit ihnen von diesem und jenem, legte sich dann schlafen und begann bald zu schnarchen. In der That aber schloß er die ganze Nacht kein Auge.

Kaum machte sich in der düsteren und räucherigen Hütte die Dämmerung bemerkbar, kaum wehte die frische Morgenluft in die halb

[1] Man glaubt nämlich es bringe Unheil den 40sten Bären zu erlegen.

offene Thür, als Pesegow seinen Gefährten anstieß, ihn erweckte und sich zum Aufbruch rüstete. In diesem Augenblick erwachte auch einer der anderen Jäger. Mit der Bemerkung daß sie ziemlich früh aufbrächen, wünschte er ihnen eine glückliche Reise, drehte sich auf die andere Seite und schlief wieder ein.

Es war ein wundervoller, entzückender Morgen. In der Nähe bot die Taiga ein üppiges Grün dar, während sie in der Ferne dunkelblaue Tinten zeigte. Es wehte von ihr eine erfrischende und belebende Kühle. Das dichte Gras war mit kaltem, perlendem Thau bedeckt, der jedes Blättchen, jede Fichtennadel tränkte. Lange erinnerte sich Pesegow in der Folge dieses wundervollen, entzückenden Morgens.

Die ersten Strahlen der Sonne beschienen schon die Wipfel der Bäume, als Pesegow und Scharun sich einen Weg durch das Dickicht des Waldes und zwischen die Stämme halbverfaulter, kolossaler Cedern und Lärchen bahnend, die einst der Sturm niedergeworfen hatte, zu der Stelle kamen wo sie den verwundeten oder getödteten Bär zu finden glaubten. Vor ihnen öffnete sich eine geräumige Wiese, mit dichtem Gras bedeckt, welches an mehreren Punkten stark zertreten schien. Mitten durch die Wüste schlängelte sich ein kleiner Bach, der sich im Gras und im Gestrüpp verlor. An einer Stelle, wo der Bach sich etwas erweiterte, lag am Rand des zwischen dem Gras durchschimmernden Wassers ein nicht sehr großer Bär, der von Zeit zu Zeit ein dumpfes, schmerzliches Gebrüll ausstieß. Er wurde sichtbar von Durst gequält, indem er beständig den Kopf zu dem Wasser neigte und es gierig trank.

Pesegow und Scharun schlichen sich ihm unbemerkt so nahe als möglich, und jeder stellte sich hinter eine dicke Lärche, die ihnen im Fall eines Unglücks als Schutz dienen sollte. Pesegow stand einige 15 Schritt von seinem Gefährten, der nach Verabredung den ersten Schuß hatte.

Einige Minuten waren in tiefster Stille vergangen, nachdem die Jäger Posto gefaßt hatten. Plötzlich fiel ein Schuß.

Scharun mußte fehlgeschossen haben, da der Bär sich nur aufrichtete und einen Blick um sich warf, ohne sich von der Stelle zu rühren. Pesegow gab Feuer.

Er erzählte nachher selbst daß er kaum seine Büchse von der Stütze (soschki) abgenommen hatte, als der Bär in zwei bis drei Sprüngen bei ihm war, sich auf die Hinterbeine stellte und mit der ganzen Wucht seines Körpers sich auf den Jäger stürzte. Pesegow kam unter ihn zu liegen, und jetzt begann der Bär ihn nach Herzenslust zu zausen.

Mehreremal rief der unglückliche Jäger seinem Gefährten zu: „Schieß, Bruder!" aber Scharun schoß nicht, da er wahrscheinlich sein Gewehr erst laden mußte. Die wenigen Augenblicke schienen dem armen Pesegow eine ganze Ewigkeit.

Endlich knallte der lang erwartete Schuß von Seiten Scharuns. Im Nu ließ der Bär sein erstes Opfer fahren und warf sich auf den neuen Feind.

Als Pesegow die Augen öffnete, sah er daß der Bär schon dicht bei Scharun war. Ein erfahrener Jäger, glaubte Scharun sich von ihm loszumachen, indem er um die Lärche herumlief. Aber es gelang ihm dieß nur ein einzigesmal. Das Gras war von dem Thau schlüpfrig; er glitt aus und fiel. Weiter erinnert sich Pesegow nur daß er, außer Stande seinem Cameraden zu helfen und selbst schwer verletzt, sich in dem üppigen, dichten Grase verbarg und nach dem Ort zu kriechen begann, wo die Jägerhütte lag; er schleppte sich eine halbe Werst weit und schrie dann aus Leibeskräften.

Während Pesegow und Scharun sich so aus dem Lager fortgeschlichen hatten, um fremdes Gut aufzusuchen, waren inzwischen die beiden anderen Jäger erwacht. Sie ahnten gleich daß nicht alles in Ordnung sey und daß der Bär vielleicht in fremde Hände fallen könne, weßhalb sie sich eiligst aufmachten und an den Ort begaben, wo der eben beschriebene Auftritt stattfand. Als Scharun seinen ersten Schuß that, waren sie kaum eine Werst von dem Schauplatz entfernt, und als Pesegow nach dem dritten Schuß herankroch und zu schreien anfieng, befanden sie sich nur fünf Schritte von ihm.

Pesegow's Gefährte, Scharun, war gräßlich zugerichtet. Man sah nur noch eine Masse Fleisch und Knochen, mit warmem Blut übergossen, aus welchem noch der Dampf emporstieg. Der Bär hatte dem Unglücklichen den Schädel abgerissen, das Gehirn umhergestreut, die Augen ausgekratzt, die ganze Brust zerfleischt, die Beine zernagt und die große Zehe am rechten Fuß abgebissen. Pesegow war noch am Leben, aber gleichfalls verstümmelt; sein rechtes Bein war oberhalb des Knöchels gebrochen und zermalmt und hieng nur noch an der Haut, der rechte Arm, von der Schulter bis zum Handgelenk aufgerissen bis an den Knochen, der gleichfalls stellenweise beschädigt war. Halbtodt, hielt er trotzdem in der linken Hand noch die Büchse. Man besprengte ihn mit Wasser und brachte ihn wieder zu sich.

Der Bär lag todt unweit der blutigen Ueberreste Scharuns. Es fand sich daß er alt und von unbedeutender Größe war. Seine Haut war von so schlechter Beschaffenheit daß sie gar keinen Werth hatte.

Die Jäger zogen Pesegow den halbzerrissenen und mit Blut getränkten Kittel aus, legten ihn auf denselben, banden ihn an ein Pferd und führten ihn nach der Waldhütte. Hier nahmen sie ihm das Hemd ab, wuschen ihn und verbanden ihm, so gut sie es konnten, den Arm und das Bein. Alsdann begab sich einer von ihnen nach dem Dorf Jermakowskoje, um die Localbehörde von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen. Zwei Tage später brachte man Pesegow nach Hause in das Dorf Schuschenskoje.

Es traf sich daß der Civilgouverneur gerade um diese Zeit durch Schuschenskoje reiste. Von dem Unfall unterrichtet, der sich mit Pesegow ereignet hatte, schickte er nach seiner Ankunft in Minusinsk einen Arzt, um dem Verunglückten Beistand zu leisten. Der Arzt kam, untersuchte den Patienten, schüttelte den Kopf, nahm eine Prise, rieth der Frau dieß und das zu thun, und fuhr wieder davon, ohne die geringste Hoffnung zu seiner Wiederherstellung zu geben.

Im Dorf Schuschenskoje lebte damals ein altes Weib, das sich, neben dem Beruf einer Hebamme, mit der Heilung aller möglichen Krankheiten beschäftigte. Sie wickelte den Arm und das Bein Pesegow's in Baumrinde ein. Der Kranke litt unsäglich.

Der Sommer des Jahres 1852 war ungewöhnlich heiß. In der dumpfigen Isba, auf einem abstoßend schmutzigen Bette, lag Pesegow, Tag und Nacht von Myriaden blutdürstiger Fliegen und Mücken umgeben. Die verwundeten Körpertheile begannen zu eitern, und es nisteten sich darin bald so viele Maden ein daß seine Frau sie in ganzen Handvollen herausnahm. Gegen den Herbst begann er indeß sich allmählich zu erholen.

Das erste was Pesegow that als er sich besser fühlte, war, seiner Frau zuzuschwören daß, falls ihm Gott nur aufhelfe, so möge ihn die Erde verschlingen, wenn er je wieder daran denken werde in die Taiga auf die Bärenjagd zu gehen. Um ja nicht in Versuchung zu kommen, verkaufte er einem Nachbar sogar seine Büchse, die ihm viele Jahre

hindurch treu gedient hatte. Und dieses that er bei kaltem Blut, ohne das mindeste Bedauern: so fest stand sein Entschluß.

Sein Unglück schrieb Pesegow nichts anderem zu als dem Umstand daß der Bär, der ihn so arg zugerichtet hatte, der „vierzigste" gewesen sey. „Das ist einmal so mit dem vierzigsten Bären," sagte er, „was man auch thut, man kann sich nicht genug vor ihm in Acht nehmen. Umsonst versicherte man ihm daß er den vierzigsten Bär wenigstens fünf Jahre vorher erlegt habe, und daß dieser wohl schon der fünfzigste sey. Pesegow, der wahrscheinlich seinem Unglück den Charakter der Verfolgung von Seiten eines unvermeidlichen Schicksals geben wollte, blieb hartnäckig bei seiner Behauptung, und ließ es sich nicht nehmen daß dieser Bär erst der vierzigste gewesen, obgleich er dadurch seinen eigenen Ruhm verkürzte.

Pesegow lag über ein Jahr krank. Im Herbst 1853 war er wieder ganz auf den Beinen und nahm sich vor, seine freie Zeit von nun an einzig und allein dem Ackerbau zu widmen. In der That besorgte er den ganzen Winter hindurch seine häuslichen Angelegenheiten, ohne auch nur an die Taiga zu denken.

Der Frühling kam heran; es war um die Zeit der Petrowka (Tag des heiligen Petrus). Pesegow wollte frisches Gras mähen. Er spannte sein Pferd vor die Telega, nahm seine Sense und fuhr auf die Wiese.

Der Tag war heiß, schwül sogar, aber wunderbar schön. Es herrschte eine völlige Stille, am Himmel war nicht die leiseste Spur einer Wolke sichtbar und am blauen Horizont dehnte sich die unübersehbare Taiga aus, gleichsam in tiefes Träumen versunken. Hoch über ihr ragten zum Himmel empor die vielgestaltigen, phantastischen Kanten des schneebedeckten Bjelogorje.

Pesegow setzte sich auf einen Hügel, einem kleinen Bache gegenüber, der die Wiese durchströmte, heftete seine Augen auf die entfernte Taiga und verfiel in Nachdenken.

Sie erschien ihm in ihrer längst bekannten reizenden Gestalt — grün, blüthenreich, schweigend, geheimnißvoll.

Er gedachte seines früheren Lebens, setzte sich auf die Telega und kehrte nach Hause zurück, ohne einen einzigen Halm gemäht zu haben. Diesen ganzen Tag über war er äußerst tiefsinnig.

Am folgenden Morgen gieng Pesegow zu dem Nachbar und kaufte seine Büchse wieder zurück.

Nach einer Woche sattelte er sein Pferd, bekreuzte sich und ritt wieder in die Taiga.

Seitdem sind mehrere Jahre vergangen. Pesegow hat wohl noch ein Dutzend Bären erlegt, aber auch jetzt will er nicht zugeben daß der Bär, mit dem er jenes fatale Abenteuer hatte, der fünfzigste gewesen sey; er beharrt fest darauf daß es der „vierzigste" war.

Vor dem St. Peterstage des heurigen Jahres hatte ich Gelegenheit, das Dorf Schuschenskoje zu besuchen. Da ich mit Pesegow über seine Jagderlebnisse zu plaudern wünschte, so ließ ich ihn zu mir rufen. Aber er war schon vor einer Woche von neuem nach der Taiga abgegangen, um Bären zu schießen. (Aus Ermann's Archiv nach dem Rußkji Wjestnik.)

Rückblicke auf die auswärtige Politik.

3. Die Vereinigten Staaten.

Ein günstiger Zufall wollte es daß wir erst neulich mit einem sehr gebildeten Historiker und einem Kenner der überseeischen Zustände zusammentrafen und sich das Gespräch unwillkürlich auf die mit Ungeduld erwartete Präsidentenbotschaft richtete. Es ergab sich denn bald daß wir beide das Gemälde der fernen Demokratie unter sehr verschiedenem Licht betrachteten. Wo der eine von Verfall sprach, dachte der andere an unerhörte Entwicklung; wo dieser schon den Anfang des Endes eingetreten hielt, sah der andere die Bäume in den Himmel wachsen; wenn die letzte Geschichte der Union diesem als ein Beweis galt daß die demokratische Form unter modernen Völkern nicht dauernd zu erhalten sey, daß sie nur, wie eine Blumenscheide, eine künftige Blüthe und Frucht verhülle, meinte der andere daß das Beispiel der Vereinigten Staaten die Entbehrlichkeit und die Schwächen der Monarchien in Europa auf unwiderstehliche Art beweise. Der größte Nachtheil einer Herrschaft der ungesäuberten Masse war zu jeder Zeit das allmähliche Emporkommen der Mittelmäßigkeit. Hat man doch jetzt schon gesagt: Washington sey nicht der ächte Typus eines Amerikaners gewesen, diesem sey der feurige Franklin viel näher, und Jefferson gerade durch seine fehlerhaften Seiten am nächsten gekommen. Vom Adel Washingtons sind die Vereinigten Staaten herabgesunken bis zur Trivialität des Generals Pierce. Nachdem das Geschlecht der politischen Halbgötter aus den Befreiungszeiten zu dem seligen Tullus und Ancus versammelt worden war, folgten dann immer noch Heroen wie Webster, Clay, Calhoun. In neuester Zeit aber lassen die souveränen Millionen „die Kleinen zu sich kommen." Daß die Aemterjagd und Bestechungskünste die Demokratie verderbt und die Bürgertugenden in lauter „Smartneß" sich verwandelt haben, gestehen selbst die Rosenlichtpolitiker zu, sie meinen aber daß dieses Uebel keine schlimmeren Wirkungen hervorbringe als in unsern hochbetagten Monarchien die Einflüsse des verarmten auf Kriegs- und Hofdienst angewiesenen Adels, und die noch weit mißlichere Schürzengunst. Die Verwilderung der Rechtszustände und die Unsicherheit von Leben und Eigenthum in der Union wird — und wir geben es gern zu — größtentheils den europäischen Einwanderern zugeschrieben, insofern Europa sich ja alles gesellschaftlichen Unrathes zugleich mit seiner unbequemen Fülle durch die atlantischen Menschenexporte entledigt. Das glanzvollste Beispiel von der gesunden, sittlichen Kraft des überseeischen Bürgergeschlechtes liefert jedenfalls Californien. Dieser Staat bestand anfangs in seiner Mehrzahl aus galgenreifen Abenteurern, bei denen die sechsläufige Drehpistole den einzigen Ersatz für Polizei, Gesetz und Richter bildete. Zweimal mußte sich eine Art von Vehme gegen schändliche Obrigkeiten bilden, um die wichtigsten gesellschaftlichen Aemter den Genossen entsprungener Sträflinge zu entreißen. Jetzt ist alles anders. Die Ordnung hat sich gekräftigt, das Verbrechen ist eingeschüchtert, das Bedürfniß nach einer Reinigung des sittlichen Dunstkreises schon so mächtig, daß öffentliche Laster, welche einst frech sich an die Ehrenplätze drängten, jetzt schon genöthigt sind sich zu verstecken. Wenn man an diese Erscheinungen denkt, empfindet man sogleich daß es doch etwas zu gefährlich sey frischweg vom Verfall der Nation und vom Untergang der Staatsform zu reden. Allein diese Worte behalten doch nur ihre Geltung unter gewissen geographischen Beschränkungen. Wenn wir in den Vereinigten Staaten die politische Jugend, die Fülle von Lebenskraft und

die Stärke der sittlichen Regungen bewundern, wenn wir selbst beschämt eingestehen daß wahrscheinlich bei demokratischen Einrichtungen in Europa die gesellschaftlichen Zustände noch viel verderbter, unbehaglicher und widerwärtiger erscheinen möchten, so ist dieses Lob und diese Theilnahme doch nur wahr für den Norden der Vereinigten Staaten, und was wir bewundern, sind weit eher die Eigenschaften und der Geist der Neu-Engländer, als der Werth der Yankeenatur im allgemeinen. Betrachtet man diese lichte Hälfte der Union für sich, so erscheint uns die Größe und der Wuchs der Union unberechenbar schon für das nächste Menschenalter. Besitzer eines geräumigen und zum größern Theil noch leeren oder nur schwach belebten Festlandes, wachsen diese Staaten nicht bloß mit der allen Colonien eigenthümlichen Fruchtbarkeit, sondern sie vergrößern die eigne Ziffer noch mit mehr als einem vollen Procent durch die europäische Einwanderung. Sind diese aus dem Osten angespülten Elemente theilweis sehr zweifelhafte Geschenke, so sorgen doch harte Arbeit und Entbehrungen, welche auf die Landenden warten, bald dafür die mißrathenen Kinder der alten Welt durch strenge Zucht zu bessern, wie wir gern unsre Taugenichtse nach Amerika wünschen, damit sie Mangel und Hunger dort bezähmen mögen.

Wären die **Vereinigten** Staaten auch **einige** Staaten, was stünde ihnen im Wege von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ihre Gränzpfähle in der Richtung der Längenachse ihres Festlandes vorzurücken und ihr Reich vom Washington- bis zum Feuerland auszudehnen? Aber zwei Seelen wohnen, ach! in dieser Brust. Es ist ein Dualismus vorhanden zwischen Süden und Norden, nicht bloß ein materieller, sondern ein politischer, ein gesellschaftlicher und ein sittlicher. Man tröstet sich gern damit daß durch die materiellen Interessen beide Hälften zu fest verwachsen sind. Gewöhnlich sind es diejenigen die von staatswirthschaftlichen Dingen die schwächsten Kenntnisse haben, welche ihnen den größten politischen Zauber zutrauen. Die Vereinigten Staaten waren durch Vermögen und Genuß eng an das Mutterland geknüpft, aber diese Rücksichten hielten sie nicht vom Bruche ab, auch gediehen nach der Trennung die beiderseitigen Geldgeschäfte mit unerhörtem Impulse. Die Wahrheit ist also daß materielle Interessen sehr schwache politische Einigungsmittel sind, denn beruhen sie auf gegenseitigem Vortheil, so überleben sie Bruch und Lösung, und beruhen sie nicht darauf, so binden sie nur den einen Theil. Unsere Verkehrsmittel, die Raum und Zeit verkürzen, unsere Eisenbahnen und Telegraphen, sind mächtige Werkzeuge der Einigung. Gewiß sind sie es, wo wie in Deutschland Vorurtheile oder aus frühern Jahrhunderten vererbter Groll einem herzlichen Wiedererkennen geschwisterlicher Stämme im Wege standen. Wären aber die Eisenbahnen wirklich eiserne Bänder, so müßte man auch glauben Oesterreich könne den guelfischen Sinn der Lombarden leicht durch solche Eisenspuren bewältigen. Wo sich aber nothwendige Trennungen vorbereiten, da wirken Verkehrsmittel ebenso gut um die abstoßenden, wie die anziehenden Kräfte zu steigern. Nie ist ein größeres Verkehrsmittel erfunden worden als wie zu Mainz in der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts. Durch die Buchdruckerkunst rückten die entferntesten Denker zu einem Gespräch unter vier Augen zusammen. Der Letterndruck ist ein Verkehrsmittel der Gedanken welches weit mächtiger auf die Gemüther wirken kann, als je ein Personen- und Güterdienst auf noch so verzweigten Bahnen. Die Folge jener großen Erfindung aber war nicht die Einigung sondern die Spaltung eines achthundertjährigen Reiches. Wir wollen damit nicht sagen daß die Eisenbahnen der neuen Welt eine Trennung zwischen Süden und Norden der Union zur Folge haben möchten, sondern nur daß sie weder eine Trennung noch eine Einigung bewirken, höchstens die eine oder die andere beschleunigen können, wenn sittliche Kräfte nach einem dieser Ziele ringen.

Noch vor vierzehn Tagen konnte man uns einwenden, daß in der Union selbst sich niemand ernstlich von dem Trübsinn eines unheilbaren Dualismus beängstigt fühle, und daß der Gedanke, aus der Union könnten, wie durch die sogenannte Abschnürung bei gewissen Infusorien oder wie bei dem Biela'schen Kometen zwei getrennte Körper werden, nur der nach Aufregung gierigen Presse zur Fütterung überreizter Leser diene. Solche Aeußerungen, sagte man früher, müsse man nicht mit einem Körnchen, sondern mit einer Handvoll Salz genießen. Die Journale scheeren diese Schweine, damit es viel Geschrei und wenig Wolle gebe. Kansas wird ja aufgenommen, wird, wenn es einmal so seyn soll, ein Freibodenstaat werden, und wenn erst dieser Herzenswunsch erfüllt ist, so wird die alte Bruderschaft wieder von den Seen bis zu den Florida Keys reichen. Vor vierzehn Tagen noch hätte man auf solche Einreden verstummen müssen, wenn man nicht providentieller Faseleien beschuldigt werden wollte. Jetzt hat der erste Beamte des Bürgerstaates, jetzt hat der ci-devant Demokratenheilige, Buchanan selbst hat in einem für die Oeffentlichkeit bestimmten Bekenntnisse sehr trübe von einer Trennung gesprochen. Das ist, werden die Hartnäckigen sagen, nur Sand für blöde Augen, er bezweckt damit dieß und er erreicht damit das. Mag er wollen was er will, wir bilden uns nicht ein ihn zu ergründen; wir werden nur ernst vor der Thatsache daß das Oberhaupt eines Staates öffentlich das verderbnißvolle Wort genannt hat, daß es schon so geläufig, so wenig schreckhaft, so wenig anstößig geworden ist.

Kansas ist gerettet — wir vermuthen es wenigstens, aber man gebe scharf Obacht wodurch es gerettet wurde. Es war ein öffentliches Geheimniß geworden daß dieses Gebiet durch Bundesgewalt und durch den Terrorismus der blauen Logen in Missouri, die ihre Proslaverei-banden besoldeten, der freien Arbeit entrissen werden sollte. Was die demokratische Partei aber so mächtig gemacht hatte, war ihre Vertheidigung der Particularsouveränität. Nirgends wurde die Selbstherrlichkeit eines Staates, oder vielmehr eines erwachsenden Staates schnöder verletzt als in Kansas. Die Unionsregierung, so kümmerlich beschränkt, zeigte doch wie willkürlich sie im Bündniß mit, oder erniedrigt zum Werkzeug einer Partei sich gebärden könnte. Die demokratische Partei, aus Männern des Südens und Nordens zusammengesetzt, hielt bisher noch glücklich, nach beiden Polen balancirend, sich auf dem Seile. Jetzt besteht auch die demokratische Partei nicht mehr, und Buchanan, den die heißen Südländer noch immer zu lau fanden, ist im Norden bereits zu den Todten geworfen worden. Republikaner und nördliche Demokraten sind darin einmüthig, daß Buchanan sich schwer an der Territorialfreiheit versündigt habe, und damit ist der Dualismus jetzt auch innerhalb der Partei. Bei den letzten Wahlen zum Congreß hat der Präsident in den nördlichen Staaten nicht weniger als 30 Stimmen verloren. Der Staat New-York, welcher früher 12 Anhänger sendete, hat nicht weniger als 29 oppositionelle und vier regierungsfreundliche Deputirte gewählt. Noch entscheidender sind die Vorgänge in Pennsylvanien. Man pflegt zu sagen daß dieser nordische Staat immer bei der Präsidentenwahl den Ausschlag gebe und sein Candidat stets Sieger bleibe. Vor zwei Jahren musterte Buchanan dort 15 Pennsylvanier als Anhänger gegen 10 Opponenten, jetzt

zählt er nur 4 entschiedene Anhänger auf 17 Opponenten. Ein sicheres Wetterzeichen ist es aber daß der Senator Douglas sich an die Spitze der Jungdemokraten gestellt hat. Douglas hat sehr verständlich seinen Wunsch nach der höchsten Würde blicken lassen, indem er sich überall vordrängte wo es Lärm zu machen gab. Im Jahre 1853 war er derjenige welcher durch ein Amendement zu einem Gesetz über die Organisation von Nebraska den Grundsatz des großen Compromisses von 1820 über die Beschränkung der Sklaverei vernichtete, indem er die sogenannte „Squatter-Souveränität" zur Anerkennung brachte, daß nämlich jedes Gebiet selbstherrlich über die Einführung oder das Verbot der Sklaverei zu entscheiden habe. [1] Obgleich in einem Staate mit freier Arbeit geboren, hat er sich doch den Südländern verdungen, wie er überhaupt die große Gabe besaß immer sich der Sache beizugesellen welche den Göttern, aber nicht dem Cato gefällt. Wenn dieser Mann den Borderruffians und ihren Patronen die Fehde erklärt, so kann man daraus schließen wohin sich die Schale der Uebermacht neige.

Kansas ist gerettet! Das heißt so viel als Missouri, Virginien, Kentucky, Delaware und Maryland sind nicht mehr zu retten — für die Sklaverei nämlich. Diese vier Staaten stehen bekanntlich auf dem „Ausverkauf;" die Plantagenwirthschaft hat dort gänzlich aufgehört, und statt dessen wird nur noch die Sklavenzüchtung (slave-breeding) betrieben. In Missouri ist ohnedieß die nördliche Hälfte beinahe völlig sklavenlos, und die Freibodenpartei so mächtig, daß dort zwei Antisklavereiblätter erscheinen dürfen. In Virginien hat die Natur selbst die Sklaverei bei Seite gefegt. Die Plantagenwirthschaft läßt sich, dieß ist eine wissenschaftliche Erkenntniß, nur auf jungfräulicher Erde betreiben. Sie hört aus ökonomischen Gründen von selbst auf, nachdem die Bodenreichthümer so weit erschöpft sind, daß Düngung erforderlich wird. Negerarbeit und rationeller Ackerbau schließen sich aus, weil die Pflanzerwirthschaft nur ein Raubbau ist, mit dem es im Laufe eines gewissen Zeitraums zu Ende geht. Sie hört auch dann auf, wo Früchte gebaut werden, die eine Bearbeitung des Ackers mit Zuggespann verlangen. Das Pferd und der Neger passen nicht in eine Landwirthschaft; der Neger kann nämlich das Pferd nicht pflegen, denn dazu ist er zu wenig sorgsam. Pferdezucht und Sklavenpeitsche schließen sich also gegenseitig aus, und deßhalb gibt es auch in den südlichen Staaten nur Luxuspferde, während der Esel und Maulesel die sonstige Pferdearbeit verrichten, da das Genus Asinus und seine Bastarde nicht die Pflege eines gewissenhaften Stallknechtes bedürfen. In Virginien nun ist der geplünderte Boden für die Plantagenwirthschaft verloren und in die geleerten Räume dringen bereits die Einwanderer aus dem Norden, die den Grundsatz der freien Arbeit mitbringen. Es ist aber ein geographisches Problem, daß wenn Virginien zur Freibodensache übergeht, Delaware und Maryland von selbst, Kentucky mittelbar und Missouri mit gutem Willen folgen müssen.

Wir haben stets für die Sache der freien Arbeit gesprochen und uns nicht irre machen lassen durch die Niggerschimpfwörter der Prosklavereipublicisten, welche sich über die „einfältige Philanthrophie der gutmüthigen Deutschen" lustig machen. Wir theilen sogar ihre Ansichten, daß der Neger materiell sich besser in der Sklaverei als in der Heimath bei seinen Fetischen, bei seinen Menschenopfern und bei seinen bestialischen Fürsten befinden mag. Aber nie haben wir darin eine Rechtfertigung der Sklaverei gesehen, weil der Pflanzer gewiß nur aus Eigennutz handelt und nicht eine Wohlthat für die schwarze Race beabsichtigt. Auch diesen Einwand lassen wir nicht gelten, daß man ja nichts mit den heutigen drei Millionen Farbiger anzufangen wisse. Sie vermehren sich jährlich um 60,000 Köpfe, und was würde es nur an Frachten kosten, und wie viele Jahre würden nöthig seyn, wollte man Afrika seine ehemaligen Kinder zurückgeben! Washington blickte sorgenvoll schon auf dieses Element, und wurde höchst nachdenklich, ob es möglich sey Gesellschaften mit freier und mit Sklaven-Arbeit zu einem Bundesstaat zu vereinigen. Zu seiner Zeit (1790) gab es nur 697,897 Sklaven, jetzt hat sich ihre Zahl auf das Vier- und Fünffache vermehrt, weil die Farbigen eine weit größere Fruchtbarkeit als die weiße Race entfalten. Dieß führt, da die nördlichen Sklavenstaaten mehr und mehr ausverkaufen, zu einer völligen Afrikanisirung der südlichen Sklavenstaaten.

Man braucht kein Negerenthusiast zu seyn, und mag dennoch die Sklaverei wegen ihrer sittlichen Folgen fürchten und hassen. Das Loos der Farbigen ist von Jahr zu Jahr härter geworden. Je mehr sich das Mißverhältniß der weißen und farbigen Bevölkerung vergrößerte, um so schärfer prägte sich der Hochmuth des „blauen Blutes" aus. Als Lafayette 1825 die Union wieder sah, war er betroffen und beängstigt über die erwachten Racenvorurtheile, die er von früher her nicht kannte, denn während der Befreiungskriege schlief der Weiße noch Seite bei Seite mit dem Neger am Wachtfeuer, und die Farbigen wurden nicht anders als „Bürger" angeredet. Das schlimmste Product der Sklaverei ist aber jedenfalls die Verachtung jeder Art von Arbeit. Da nun in den Sklavenstaaten nur drei Zehntel der weißen Bewohner dem Pflanzerstande angehören, so bilden die übrigen 70 Procent ein elendes, unwissendes Proletariat, welches nicht arbeiten darf, wenn es nicht wie jeder Arbeiter in Sklavenverachtung sinken will, da selbst die Soldaten als Söldner und bezahlte Arbeiter mit Geringschätzung sich betrachtet sehen. Die Folge dieser Zustände ist ein Terrorismus voller Gräuel, wie er uns kürzlich erst von unbetheiligten Beobachtern in Kansas geschildert worden ist. [1] Der Zwang erstreckt sich dann auch auf die Gewissen. Die Geistlichkeit im Süden ist darauf angewiesen das Evangelium mit theologischen Frivolitäten zu verfälschen und die Kanzel mit Prosklavereisophismen zu verunreinigen. Man declamirt so gern in Europa über die Inquisition gegen Schriften und Bücher. Das Ding, ja sogar eine ähnliche Behörde, zum Theil unter geistlicher Autorität, besteht in den Sklavenstaaten, um alle Bücher auf den Index zu setzen, die Antisklavereiketzereien enthalten. Daher gelangen auch die besten Bücher nur in castrirten Uebersetzungen oder Ausgaben dorthin, und wir haben deßhalb vor zwei Jahren eine Verwahrung voller Unwillen von Seiten Alex. v. Humboldts gegen eine Uebersetzung seines Werkes über Cuba lesen müssen, weil darin alle auf die Sklaverei bezüglichen Stellen unterdrückt waren. Wie unsittlich und künstlich sind Zustände, wo man nicht einmal streng wissenschaftliche Untersuchungen wie im Kosmos wegen der bösen Stelle im ersten Bande über die Einheit des Menschengeschlechts, wo man nicht ein Buch, wie Mommsens römische Geschichte, wegen der Schilderungen italischer Plantagenwirthschaft lesen darf! Der Weiße selbst respectirt nicht einmal mehr seine Farbe, denn es gibt sehr viele weiße Sklaven, und man rechnet daß in der Stadt New-York allein nicht

[1] Eine treffliche Charakteristik des neuen Präsidentschafts-Candidaten findet sich bei T. H. Gladstone, Kansas, London 1858 p. 214.

[1] Der Streit um Kansas. Ausland 1858. S. 985.

weniger als 30 Kinder jährlich gestohlen und für theures Geld nach dem Süden als Sklaven verkauft werden. Auch ist die Freiheit der nicht sklavenbesitzenden weißen Bevölkerung mehr als einmal von der Absicht bedroht worden, sie zu Leibeigenen zu machen. Kann dieser Krampf noch länger dauern? Oder darf man sich gar dem Wahn überlassen, daß solche sittliche und gesellschaftliche Gegensätze, daß freie Arbeit und Racenknechtschaft durch Eisenbahnen und Telegraphen sich ausgleichen lassen?

Daß Kansas wirklich gerettet sey, läßt uns die Präsidentenschaft vermuthen, denn Buchanan sucht schon eifrig nach neuen Sklavenstaaten um das durch Kansas bedrohte Gleichgewicht der Senatsstimmen mit neuen Sternen im Unionsbanner wiederherzustellen. Er gedenkt zunächst ein Protectorat über etliche Theile von Sonora und Chihuahua (Tschiwawa) zu erstrecken. Da er aber in gleichem Athem von unbezahlten Forderungen amerikanischer Bürger an Mexico redet, und die Pfandergreifungssprache des Grafen Nesselrode beim Einrücken der Russen in die Donaufürstenthümer führt, so weiß man was ein Protectorat zu bedeuten hat. Uebrigens kann nur der Neid den Amerikanern bestreiten daß sie einen Beruf haben jene Gebiete sich anzueignen. Sonora und Chihuahua sind todessieche Provinzen, die in den viceköniglichen Zeiten eine dichte, betriebsame und wohlhabende Bevölkerung besaßen, jetzt aber unreif für die Freiheit, vor lauter Zerrüttung und Anarchie von den eingebrochenen Raubstämmen der Comantschen und Apatschen langsam ausgemordet werden. Für die dortige spanische Bevölkerung ist es nicht bloß eine sogenannte Lebensfrage, sondern buchstäblich eine Frage des Lebens daß Unionstruppen den Hirten auf der Weide vor der Kugel und dem Pfeil des berittenen Comantschen schützen. Braucht die Sklaverei aber frische Länder um wirthschaftlich sich erhalten zu können, so läßt sich bezweifeln ob gerade Sonora und Chihuahua sich besonders für Pflanzerbau eignen möchten. In den höher gelegenen Thälern wo sich Grasflächen und europäischer Baumwuchs finden, kann nur Viehzucht betrieben werden, und für diese paßt die Negerarbeit nicht. Die Hochebenen beider Staaten aber sind nur kahle Flächen welche die Spanier durch römerhafte bewundernswürdige Wasserleitungen in fruchtbare Fluren verwandelt hatten. Ob sich ein künstlich befruchteter Boden für Negerarbeit eignet, muß erst noch die Erfahrung lehren, auch hat der vortreffliche Fröbel, dem wir über Chihuahua so viel Unterrichtung danken, Zweifel geäußert ob der gegen jeden Zwang so aufsäßige Yankee sich die obrigkeitliche Aufsicht gefallen lassen werde, ohne welche ein Land nicht bebaut werden kann, welches einer großartig angelegten künstlichen Bewässerung bedarf. Ferner besitzt sowohl Sonora wie Chihuahua einen unerhörten Metallreichthum. Wenn die Amerikaner die ersäuften Gruben dort auspumpen, große Verkehrsmittel anrichten, den Bergbau rationell und sparsam zu betreiben anfangen, so lassen sich den dortigen Gebirgen Silberschätze abgewinnen, wie zur Zeit der Entdeckung des Cerro von Potosi. Aber Bergbau paßt abermals schlecht zur Negersklaverei, weil er sich nur durch freie Arbeit betreiben läßt, so daß der Gewinn der Prosklavereisache an Sonora und Chihuahua, je näher man sich beide Länder besieht, immer problematischer erscheint.

Weit lockender mag vielen die Erneuerung der Kaufvorschläge bezüglich Cuba's dünken. Aus dieser Insel ließen sich prächtig zwei neue Sklavenstaaten bilden und mehr als ein halbes Dutzend Senatorenstimmen erzielen. Wäre der Besitz von Cuba wirklich so entscheidend für die Sache der Sklaverei, die Vereinigten Staaten hätten während des türkischen Krieges sicherlich Gewalt gebraucht, besonders da der Norden und der Süden immer einig sind, wo es sich um Manifest-Destiny-Griffe handelt. Die Wahrheit aber ist daß eine starke Partei unter den Pflanzern selbst gegen den Erwerb von Cuba sich wehrt. In den zuckerbauenden Staaten bliebe den Sklavenhaltern nichts übrig als auszuverkaufen und nach Cuba zu wandern, oder statt des Rohres ein minder einträgliches Gewächs zu bauen: in beiden Fällen droht ihnen daher ein empfindlicher Vermögensverlust. Würde ferner Cuba in die Hände der Amerikaner fallen, so stiege augenblicklich der Preis sämmtlicher Sklaven in der Union um 30 und mehr Procent. Ein Sklave in Cuba wäre natürlich viel mehr werth als ein Sklave in Georgien, und die fünf „Negerbrutstaaten" Virginien, Kentucky, Missouri, Delaware und Maryland hätten nichts Eiligeres zu thun als ihren Menschenbesitz auf die Versteigerungen nach Cuba zu schicken, weßhalb auch die südlichen Staaten nicht aus Humanität, sondern aus Schlauheit gern den Verkauf von Sklaven aus einem Staat in den andern, oder richtiger den Ausverkauf der fünf sklavenzüchtenden Staaten verhindern möchten. So würde die Prosklavereipartei Cuba mit dem Verlust von fünf andern „Sternen" erkaufen und das Gleichgewicht im Senat wäre auf immer verloren.

Ganz ähnliche Rücksichten machen sich gegen die Wiedereröffnung des Negerhandels geltend. Wenn man davon noch vor zwei Jahren sprach, setzte man sich dem ärgsten Gespött aus, daß man die Rückkehr zu diesem Piratengeschäft für möglich halten könnte. In diesem Jahre haben wir nicht bloß in Versammlungen der Pflanzer kühl die Vortheile und Nachtheile des Negerhandels erörtern hören, sondern die kaiserliche Regierung in Frankreich hat sogar unter einer schlechten Verhüllung Negercomptoire gegründet. Ist nun in neuerer Zeit die Reue des Kaisers über diesen Versuch in Zweifel gezogen worden, so geben wir zu bedenken, wie gefährlich dieses Spielen mit dem Negerhandel für die jetzige Dynastie in Frankreich ist. Die französische Nation läßt sich beispiellose Dinge geduldig auferlegen, aber ihre Stimmungen sind unberechenbar. Zu den Eitelkeiten unserer Nachbarn gehört es, sich an der Spitze der Civilisation zu träumen, aber welchen Rang würden die Franzosen unter den gesitteten Nationen einnehmen, wenn sie allein und zuerst die völlig beseitigten Gräuel roher Jahrhunderte wieder in Schwung brächten? Die französische Nation könnte sich vielleicht in ihrem Ehrgefühl durch den modernen Negerhandel verletzt fühlen, und Ein Verstoß, den die französische Nation wirklich *empfindet*, ist noch immer der letzte Verstoß gewesen. In einem solchen Fall kann ein wohlklingendes Stichwort wie: la France s'attriste oder la France souffre die scheinbar stärkste Staatsgewalt vernichten. Wir wollen damit nicht sagen daß der Negerhandel nothwendig die Napoleonische Dynastie um die Früchte des Massenwahlrechtes bringen möchte, wir behaupten nur daß man in Frankreich nicht in der Lage ist, mit gefährlichem Feuerzeug zu spielen, und wir glauben deßhalb, es bereue der Kaiser aufrichtig daß er in Afrika Sklaven oder euphonisch zu reden „Lehrjungen auf 99 Jahre" habe ankaufen lassen.

Weit bedenklicher ist der Verzicht Englands auf das Recht Schiffe unter amerikanischer Flagge nach ihren Papieren zu fragen. Daß die Amerikaner dießmal in grellem Unrecht waren, hat sich sogleich ergeben, als man die Thatsachen selbst zu Rathe zog. Im Frühjahre 1857 wurden zehn Sklavenfahrer sämmtlich unter amerikanischen Farben aufgegriffen, acht davon von den Britten und zwei von den Portugiesen verurtheilt. Neunzehn andere, die auf der Jahresliste folgen, führten sämmtlich das Sternenbanner. Es ergab sich ferner daß der Sklaven-

handel jetzt nur noch von zwei Nationen Amerikanern (hauptsächlich New-Yorker Häusern) und von Spaniern betrieben wird. Dürfen die Kreuzer kein Schiff unter der Unionsflagge anhalten, wie umgekehrt, amerikanische Kriegsschiffe verdächtige Segel mit brittischen Farben stets untersuchen durften, so wird nicht bloß der Sklavenhandel, sondern in den westindischen Gewässern auch die gemeinste Seeräuberei wieder aufblühen, denn die Unionsflagge deckt dann beide: Seeräuber und Sklavenfahrer. Ueber kurz oder lang muß man also durch irgend ein Abkommen den Britten die Durchsuchung wieder verstatten. Während man 1840—1845 noch eine durchschnittliche, jährliche Verschiffung von 135,000 Sklaven rechnete, hatte ihre Zahl im Jahre 1857 schon bis auf 15,000 Köpfe abgenommen, im letzten Jahre aber rechnet man daß wegen des Flaggenstreites etwa 20 — 30,000 Afrikaner in Cuba ans Land gesetzt werden konnten. Gänzliche Wiedereröffnung des Negerhandels ist aber nicht möglich ohne eine Trennung der Union. Dieß weiß man im Süden vortrefflich. Man hat deßhalb an die Virginier, welche die Schritte der vier andern sklavenzüchtenden Staaten entscheiden, offen die Frage gestellt, ob sie, im Falle der Negerhandel wieder eingeführt würde und die Union sich trennte, zum Süden oder zum Norden halten wollten. Sie haben einfach geantwortet: zum Norden.

Ihre Beweggründe sind natürlich rein wirthschaftliche, wie überhaupt die Sklaverei- und Freibodensache weniger als sittliches wie als ökonomisches Problem angesehen wird. Wo Sklaverei besteht, sinkt der Werth des Grundes und Bodens in demselben Maße, wie der Preis der Sklaven steigt. Einwanderung freier Arbeiter hebt, Einwanderung von Sklaven mindert den Werth des Bodens. Nun ist der Preis eines vollkommen, gesunden Sklaven im günstigsten Alter von 300 Dollar, wie am Anfang des Jahrhunderts, auf 800 Dollar bis zum Anfang der 50ger Jahre, und gegenwärtig schon über 1000 Dollar gestiegen. Je mehr sich der Raum der Sklavenstaaten, wie z. B. durch Erwerbung von Texas erweiterte, desto höher stieg der Preis der Sklaven, würde aber durch Freigebung des Negerhandels die Zufuhr unbeschränkt, so müßte nothwendig der Werth der Sklaven bald nur auf die Spesen der Ueberfahrt, er könnte bis auf 300 und 200 Dollar sinken. Das Vermögen der Virginier besteht in ihren Negergestüten und würde mit Eröffnung des Sklavenhandels um den vierten Theil sinken, ihr werthloser Grundbesitz könnte aber nicht steigen, wenn sie bei einer Trennung zum Süden hielten und die Einwanderung freier Arbeiter aus dem Norden dadurch verhinderten. Im Grunde aber ist auch jeder Pflanzer im Stillen gegen den Negerhandel, denn er hat sein „Menschenvieh" hoch bezahlt, und die Aussicht noch mehr Afrikaner einführen zu können wird er doch nicht mit Verlust der größeren Hälfte seines Vermögens bezahlen wollen. Also ist auch hier gesorgt, daß die Rückkehr zur Barbarei nicht so bequem sey, als man vielleicht auf den ersten Blick besorgt.

Schöpfungs- und Fluthsagen der Fidschi-Insulaner.

(Aus Th. Williams Fiji and the Fijians.)

Der Gott Rokо Mouta machte dermaleinst einen Spaziergang längs der Küste von Viti Levu; wo nun sein Schlepp den Boden berührte, da verschwanden alle Unregelmäßigkeiten, und es blieb ein sandiger Strand zurück; wo er aber seinen Schlepp über die Schulter warf, behielt die Küste ihr felsiges Aussehen. Ndelai Loa, der höchste Hügel auf Ono, soll der Gipfel Korothau's seyn, eines 180 Meilen entfernten Berges in Viti Levu. Zwei Göttinnen, welche die Bedeutung Ono's zu erhöhen wünschten, trugen (so lautet die Sage), bei nächtlicher Weile den Gipfel dieses Berges hinweg, warfen aber, vom Tagesanbruch überrascht, ihre Bürde, ungefähr zwei Meilen von dem Orte wohin sie dieselbe bringen gewollt, ab. Auf ähnliche Weise wird die Stellung zweier Felsen, Landotangane und Landovalewa, zwischen Ovalau und Moturiki, erklärt, welche die Moturiki-Durchfahrt versperren sollten.

Das Wesentliche der Sage dieser Insulaner über die Schöpfung des Menschen wird von einem Häuptling aus dem Kauwandra-Bezirk folgendermaßen erzählt. Ein kleiner Falke baute sein Nest in der Nähe der Wohnung Ndengei's, und als der Vogel zwei Eier gelegt hatte, freute sich der Gott darüber so sehr, daß er sie selbst auszubrüten beschloß; zur gehörigen Zeit nun giengen, als Ergebniß dieser Brütung, zwei menschliche Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, aus den Eiern hervor. Ndengei trug sie mit Sorgfalt hinweg an den Fuß eines großen Vesi-Baums, und legte eines auf jede Seite desselben, wo sie verblieben bis sie die Größe sechsjähriger Kinder erreicht hatten. Der Knabe schaute dann um den Baum herum, und entdeckte seine Gefährtin, zu welcher er sagte: „Ndengei hat uns beide erschaffen, auf daß wir die Erde bevölkern." Als die Kinder hungrig wurden, ließ Ndengei Bananen, Jams und Taro um sie her wachsen; sie konnten aber die Jams und Taro nicht essen als bis der Gott ihnen Anweisung im Kochen derselben am Feuer gegeben hatte. Auf solche Weise wohnten sie bei einander, wurden Mann und Weib und hatten zahlreiche Nachkommen, welche im Fortgang der Zeit die Welt bevölkerten.

Eine andere Sage schildert den Ndengei als Lebengeber der niedrigern Thiere, nicht aber des Menschen; wiederum eine andere stellt ihn dar als unmittelbarer betheiligt bei der Erschaffung des Menschen, jedoch als, wie Brahma, mehrere plumpe Fehlgriffe bei seinen ersten Versuchen machend. Besonders unglücklich war er bei der Bildung des Weibes, so daß er sich die Vorwürfe eines Gottes mit Namen Roko Matu zuzog, welcher dem ersten Muster eines weiblichen Wesens begegnete, und auf dessen Anrathen das Weib in seine jetzige Gestalt umgeschaffen wurde.

Die Fidschi-Insulaner sprechen auch von einer Fluth, welche, einigen ihrer Erzählungen zufolge eine partielle, andern nach dagegen eine allgemeine gewesen seyn soll. Die Ursache dieser großen Ueberschwemmung war die Tödtung Turukawa's — eines Lieblingsvogels Ndengei's, durch zwei unglückliche Knaben, die Enkel des Gottes. Diese, statt ihren Fehler zu entschuldigen, erhöhten ihren Frevel durch eine ungebührliche Sprache, befestigten mit Hülfe ihrer Freunde die Stadt in welcher sie lebten, und forderten Ndengei trotzig heraus ihnen das Schlimmste zuzufügen. Man sagt daß, obgleich der unwillige Gott

drei Monate Zeit hatte um seine Streitkräfte zu sammeln, er doch nicht im Stande war die Empörer zu bezwingen, sondern sein Heer auflöste und eine wirksamere Rache beschloß. Auf sein Geheiß sammelten sich die dunkeln Wolken und barsten, und gossen sich in Strömen auf die Erde. Städte, Hügel und Berge sanken allgemach unter das Wasser; allein die Empörer, sicher in der höhern Höhe ihres eigenen Wohnplatzes, sahen dem mit Gleichgültigkeit zu. Als aber endlich die schrecklichen Fluthen in ihre Burg eindrangen, riefen sie um Hülfe zu einem Gotte, der, einer Ueberlieferung zufolge, sie ein Floß bilden lehrte aus der Frucht der Pompelmuß. Einer andern Sage nach schickte der Gott ihnen zwei Nachen zu ihrem Gebrauche; oder, wie eine dritte erwähnt, lehrte er sie einen Nachen bauen und so für ihre eigene Sicherheit sorgen. Alle stimmen darin überein daß die höchsten Stellen mit Wasser bedeckt wurden, und daß die Ueberbleibsel des Menschengeschlechts sich in einer Art Schiff retteten, welches endlich, als die Gewässer verliefen, auf Mbengga blieb. Auf diesen Umstand gründen die Mbengganer den Anspruch den ersten Rang unter den Fidschi-Insulanern einzunehmen. Die Anzahl der Geretteten — acht — stimmt genau mit den „wenigen" der h. Schrift überein. Durch diese Fluth sollen zwei Stämme der Menschenfamilie vertilgt worden seyn. Der eine bestand ganz aus Weibern, und der andere zeichnete sich durch das Anhängsel seines Schweifs gleich dem eines Hundes aus.

Der höchste Punkt der Insel Koro ist in die Geschichte der Fluth verflochten. Seine Name ist Ngginggi-tangithi-Koro, und bedeutet einen kleinen Vogel der dasitzt und über das ertränkte Eiland jammert. In diesem Vogel erkennen die Christen Noahs Taube bei ihrem zweiten Flug aus der Arche. Ich habe einen Eingebornen, nachdem er die Mosaische Schilderung des Ereignisses vernommen, singen hören: „Na qiqi sa tagici Koro ni yali" — der Qiqi jammert über Koro, weil es verloren ist.

Bei Na Savu, Vanua Levu, zeigen die Eingebornen die Stelle wo in frühern Zeitaltern die Menschen einen großen Thurm bauten, weil sie nach astronomischen Kenntnissen begierig waren, und besonders gern die schwierige Frage: ob der Mond bewohnt sey oder nicht, zur Entscheidung gebracht hätten. Um ihren Zweck zu erreichen, führten sie einen hohen Damm auf, und errichteten darauf ein großes hölzernes Gebäude. Der Thurm hatte sich bereits weit himmelwärts erhoben, und die ehrgeizigen Absichten seiner emsigen Erbauer schienen der Erfüllung nahe, als die untern Stützwerke plötzlich auseinander brachen, und die Arbeiter sich über dann alle Theile Fidschi's zerstreuten. Merkwürdig ist daß die Bewohner Ono's, der entlegensten Insel, behaupten: sie hätten ursprünglich zu dieser Oertlichkeit gehört; noch merkwürdiger aber ist daß zwischen diesen Endpunkten eine Dialektähnlichkeit besteht. Die Bewohner beider Inseln sind Tauvu, Anbeter des nämlichen Gottes, und können kraft dessen von einander nehmen was ihnen beliebt, und auf einander schwören ohne Gefahr zu laufen zu beleidigen.

Scene auf einer Seefahrt von Madagascar nach dem Cap.

(Aus Ellis' Madagascar.)

Während ich am 21 Januar 1856 in des Capitäns Prunkgemach saß, und auf ihn wartete um unsere Stellung auf der Karte zu bezeichnen, nahm ich von seinem Büchergestell ein Buch, das mich bald höchlich interessirte. Bald aber bemerkte ich daß ich mit einem alten Freunde zusammen getroffen war, welchen ich an Bord der „England" zu finden nicht erwartete, und daß ich die Schilderung des „Verlusts des Winterton, eines Ostindienfahrers," von weiland Hrn. Buchan, aus Kelloe, in Händen hatte. Ich sagte dem Capitän, nachdem wir die Karte in Augenschein genommen, daß ich den Verfasser kenne, und daß ich vor vielen Jahren ein Exemplar dieses Buchs von demselben erhalten habe. Capitän Dundas erwiederte, Hr. Buchan sey mit seiner Mutter verwandt, und der Capitän des „Winterton" sey sein Großvater gewesen. Ich erinnerte mich nun daß Dundas der Name des Capitäns war welcher bei dem Schiffbruch sein Leben verlor. Auf meine Bemerkung daß wir nicht weit von der Stelle seyen an welcher der Schiffbruch sich ereignete, begab sich Capitän Dundas aufs Verdeck. In wenigen Augenblicken hörte ich den Ruf: „Ein Wrack! ein Wrack! Ich eilte auf das Hüttendeck, und sah auf dem Backbord-Bug eine kleine Flagge oder ein Signal von blauem Tuch deutlich unter den Graten der Wellen, und ungefähr zwei (engl.) Meilen entfernt. In wenigen weiteren Minuten unterschied ich eine Art Floß, mit zwei Gestalten, einem weißen und einem farbigen Mann, die, bis an die Hüften im Meer, darauf saßen.

Die Flagge der „England" — das Symbol der Hülfe und der Befreiung — war aufgehißt worden, zum Zeichen für die Gescheiterten daß man sie gesehen, und der Lauf des Schiffs wurde geändert. Mittlerweile ward eins der Boote hinabgelassen und, mit fünf kräftigen, willigen Händen bemannt, dem Floß zugetrieben. Während die Ruder bei jedem Schlage knarrten und das leichte Fahrzeug mit unserem großen, kräftigen zweiten Officier, Hrn. Peters, der im Hintertheil am Steuerruder stand, über die Wellen hinwegzuspringen schien, waren aller Augen an Bord auf einen und denselben Punkt gerichtet; die Matrosen beugten sich über das Vordercastell und Vordertakelwerk; die Officiere und die Reisenden drängten sich auf den Basteien des Hüttendecks; Damen mit ihren Kindern schauten mit gespanntestem Interesse wie unser Boot sich dem Floß näherte. Niemand bewegte sich, kein Wort ward gesprochen, selbst der Athem schien gehemmt. Als aber der erste Mann, und dann der zweite — steif, erstarrt und von Wasser aufgetrieben — sicher in das Boot gehoben war, fand das unterdrückte Gefühl seinen Ausdruck in dem fast gleichzeitigen Ruf: sie sind gerettet! — einem Rufe der von allen Theilen des Schiffs ertönte. Einige mir nahestehende Personen weinten, andere schienen vor Freude und Rührung in Ohnmacht sinken zu wollen.

Unser Boot lag bald wieder an der Seite unsers Schiffs, und die beiden Männer wurden, in höchst trauriger Lage, in die Cajüte gebracht. Da ich den drängenden Haufen nicht noch vermehren wollte, so blieb ich auf dem Verdeck. Einige Augenblicke später aber hörte ich den Capitän rufen: „Hr. Ellis! Hier ist ein Sandwich-Insulaner. Kommen und sprechen Sie mit ihm." Ich begab mich in die Cajüte wo die beiden Männer auf dem Deck saßen. Der Weiße war der Capitän eines Schiffs das zwei Tage zuvor in einem heftigen Sturm umgeworfen

worden war; die gesammte Mannschaft, zweiundzwanzig Personen, mit Ausnahme der eben Geretteten, hatten dabei das Leben verloren. Der Insulaner, ein junger Mann, hatte zur Schiffsmannschaft gehört, und da er auf die von dem menschenfreundlichen Capitän an ihn gerichteten Fragen keine Antwort gab, so war ich hinuntergerufen worden.

Der Mann saß auf dem Deck, sein Kopf war gesenkt, und sein langes, schwarzes, träufelndes Haar hieng über Augen und Gesicht herunter. Ich betrachtete ihn, und sagte: „Aroha ehoaino, aroha — Gruß, theurer Freund — Liebe.“ Der Mann erhob seinen Kopf, schob mit seiner Hand das lange schwarze Haar auf eine Seite seiner Stirn, betrachtete mich aufmerksam, gleich einem der eben erst wieder zum Bewußtseyn gekommen war, und erwiederte, aufgeregt durch den Klang seiner heimischen Sprache, meinen Gruß. Auf einige an ihn gestellte Fragen sagte er mir, er sey ein Eingeborner von Oahu, der Insel auf welcher ich eine Zeitlang gewohnt hatte. Er sey, bemerkte er, gerade oben gewesen und habe die Segel eingezogen, als das Schiff plötzlich übergieng, und alle in einem Augenblick in die Tiefe sanken; noch andere Insulaner seyen an Bord gewesen, insgesammt aber in den Wellen versunken. Der Schiffsarzt gab hierauf den Leuten eine passende Erfrischung, wickelte sie in Flanelle ein, und legte sie zu Bette. Capitän Dundas nahm den Floß, ein sehr gebrechliches Ding, brachte es nach England, um es in dem Krystallpalast zu hinterlegen.

Das Schiff von welchem diese beiden Leute gerettet wurden, war der „Henry Crappo“ von Dartmouth, Massachusetts, ein Wallfischfänger mit voller Ladung und auf der Heimfahrt begriffen. Der Capitän erzählte uns später noch manche Einzelheiten von den Gefahren welche sie zu bestehen gehabt. Während sie auf ihrem Floß herumtrieben, waren sie von zwei Haifischen verfolgt worden; einer derselben suchte sie zu packen, allein sie zogen ihre Beine, so gut sie's vermochten, aus dem Wasser, stopften dem Angreifer das Maul mit einem kleinen Beil, das sie unter den Bruchstücken des Boots, aus welchem ihr Floß erbaut war, gefunden hatten, und jagten sie glücklich von dannen. Zwei Tage und zwei Nächte waren sie im Meer gewesen, und die einzige Erfrischung welche sie gehabt, war eine kleine Limone, die der Capitän in seiner Tasche fand, entzwei schnitt und mit seinem Leidensgenossen theilte; sodann ein Stück Pumpkin von ihrem eigenen Schiff, welches am folgenden Tage vorbeischwamm.

Miscellen.

Die Kometen von 1811 und 1858. In der astronomischen Gesellschaft zu London wurde folgender Auszug aus einem Schreiben des Admirals Smyth an den Herausgeber des Athenäums, über die großen Kometen von 1811 und 1858 vorgelesen. Dieses Schreiben dürfte um so mehr Interesse erregen, als der tapfere Admiral während seiner Dienstthätigkeit im mittelländischen Meer den Kometen von 1811 mehrere Monate lang beobachtet hatte. Es heißt darin: „Ich folgte der schönen Gestalt des herrlichen Kometen mit gespannter Aufmerksamkeit, und zu wiederholtenmalen hat man mich, da ich beide genau zu beobachten Gelegenheit gehabt, gefragt: welchen von beiden ich für die glänzendste Erscheinung halte, den von 1858 oder den von 1811? Meinem Gedächtniß nach, das sehr treu ist, gebührt die Palme dem letztern. Als bloßer Gesichtsgegenstand war der gezweigte Schweif von größerem Interesse, der Kern mit seinem „Hauptschleier“ bestimmter, und seine Circumpolarität ein glücklicher Zwischenfall für Betrachter. Mit diesen Bemerkungen aber will ich durchaus nichts achtungswidriges gegen den Donati gesagt haben, der, diese Umstände ausgenommen, eine der schönsten Erscheinungen bleibt welche ich je am Firmament gesehen habe. Der Kopf ist zwar nicht so vollkommen deutlich wie bei dem von 1811, allein sein physisches Interesse wird durch Lichtsegmente und eine dunkle Höhle erhöht, welche seinem Aussehen Aehnlichkeit mit einer gewissen Art Gaslicht geben .... Diese dunkle Linie, oder der Raum an dem Mittelpunkt des glänzenden Phänomens herab, war nicht nur ganz besonders geeignet die Leuchtkraft seiner Lichtstrahlen, in der Art wie sie beim Brennen einer Wachskerze zu beobachten sind, zu verstärken, sondern auch, bei genauerer Erforschung dieses eigenthümlichen Merkmals, an seine auffallende Aehnlichkeit mit dem gleichen Zug zu erinnern den man bei Wasserhosen und an den Pfeilern bei Sandstürmen, wie ich sie in Nordafrika gesehen habe, wahrnimmt.“

Neueste Ergebnisse des Lois Weedon Ackerbausystems. Wir haben früher (s. Ausl. 1855. S. 1033 und 1856. S. 756) unsre Leser mit dieser neuen Methode des Hrn. Smith auf der Farm Lois Weedon bekannt gemacht, und bemerken zur Auffrischung des Gedächtnisses nur daß der Landwirth seine Felder in gleich große Bänder theilt, wovon je eins bestellt wird, während das andre brach bleibt und beständig durch mechanische Mittel zerkleinert wird. In dem letzten günstigen Jahre 1858 erntete Hr. Smith 40 Bushel Weizen von guter Qualität und 2 Tonnen Stroh per Acre. Seit 1847 betrug der durchschnittliche Ertrag des Acre 34 Bushel und 1½ Tonnen Stroh, war also außerordentlich reich, und es wurde durchschnittlich das 68ste Korn geerntet. Die sämmtlichen Kosten der Erzeugung einschließlich von 2 Pfd. St. Pacht und 4 Sch. 3 P. Steuer belaufen sich im Acre auf 7 Pfd. St. 3 Sch. 9 P., während 34 Bushel à 5 Sch. und 1½ Tonnen Stroh (à 40 Sch.) einen Ertrag von 11½ Pfd. St. gaben, so daß 4 Pfd. St. 6 Sch. 3 P. reiner Nutzen blieben, obgleich der Quarter in jener Zeit nicht 40 Sch., wie Hr. Smith berechnet, sondern sogar 53 Sch. durchschnittlich galt. Wir haben hier also glänzende Resultate für einen schönen Zeitraum von 12 Jahren. Allein die Hauptsache bleibt noch immer bestritten, insofern Hr. Smith beweisen wollte daß man den Dünger völlig entbehren könne. Die Felder der Lois Weedon Farm wurden nämlich frisch umbrochen, und es ist noch nicht erwiesen wie lange sie die Zumuthungen des Landwirthes reichlich beantworten werden, und ob nicht, um in der Sprache der Liebig'schen Ackerbaugesetze zu reden, das System nur darauf hinausläuft, den Reichthum des Bodens mit der größten Energie in der möglich kürzesten Zeit auszurauben.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 2. Augsburg, 8 Januar 1859.

Bemerkungen über die Bekehrung canadischer Indianer zum Christenthum und einige Bekehrungsgeschichten.

(Von J. G. Kohl.)

Als ich vor einigen Jahren auf „La Pointe" einer der sogenannten „Apostel-Inseln" in dem westlichen Winkel des großen Oberen Sees (Lake Superior) weilte, lebte daselbst noch der alte Häuptling der dortigen Indianer, vom Volke der Chippeways oder Odjibbewäs, Namens „Buffalo" (der Büffel). — Es war ein Mann „von nahe an hundert Jahren." Er selbst zwar noch ein Heide, viele seiner Kinder, Enkel und nächsten Verwandten waren aber bereits Christen.

Man sagte mir daß auch der alte Buffalo selber schon längst „ébranlé" sey, und schilderte mir seinen Seelenzustand als einen schwankenden. „Er hält etwas auf die christliche Religion," sagte man mir, „es ist ihm nicht recht daß er und die Seinigen eines verschiedenen Glaubens sind. Er hat Furcht daß er im Tode, den er sich nahe weiß, von ihnen getrennt wird, und daß dann nicht bloß sein Leib auf einen andern Kirchhof gebracht werden soll, sondern auch, wie er glaubt, sein Geist in ein anderes Paradies wandern muß, wo er von seinen Kindern entfernt seyn wird."

Aber Buffalo war der Haupt-Repräsentant seines Stammes, gewissermaßen die lebendige Verkörperung der alten Traditionen und Geschichten dieses Stammes, dem einst nicht nur die ganze Gruppe der Apostel-Inseln, sondern auch weit und breit die großen Jagdgründe auf dem Festlande im nördlichen Wisconsin angehörten. Seine Vorfahren und seine Familie vom „Totem der Loons" (vom Geschlechte der Taucher [1]) machen Anspruch darauf zu den vornehmsten Häuptlings-Geschlechtern der Odjibbewäs zu gehören. Ja sie glauben sogar daß von ihnen und von ihrem Sitze aus einmal eine weitreichende Herrschaft über die gesammten Stämme der Odjibbewäs-Nation geübt sey, daß mit einem Worte eine Art Königthum existirt habe, mit dem Centrum bei ihnen.

Der alte Buffalo oder „le Boeuf," wie die Franzosen ihn nennen, oder „Pishiki," wie sein indianischer Name lautet, war nun gewissermaßen der letzte Abglanz jener längst untergegangenen Herrlichkeit. Er steckte zu tief in dem alten Aberglauben, er war zu sehr mit dem Médà-Orden und den „Wabanos" und den „Jossakids" oder der Priesterschaft seines Volks verflochten. Ein Uebergang zum Christenthum würde seinen ganzen Einfluß bei dem größtentheils noch heidnischen Stamme vernichtet haben. Es wäre einer freiwilligen Herabsteigung vom Throne ähnlich gewesen. Er hatte sich daher bisher noch immer, trotz seines „zweifelhaften" Gemüthszustandes, nicht zu dem Acte der Taufe entschließen können.

Ich besuchte selbst eines Abends den besagten alten Buffalo in seiner Rindenhütte, und fand in ihm einen ergrauten, und von den Jahren gebückten, trotzdem aber noch ziemlich rüstigen Greis. Wer weiß es, was für eine Rechnung so ein alter indianischer Häuptling am Obern-See, der sein ganzes Leben hindurch mit den Sioux gekriegt, bereits mit der Nordwestcompagnie, mit den Britten und nachher mit den Amerikanern gehandelt, und dann wieder mit den „Wabanos" und „Jossakids" (Priestern und Zauberern) seines Volks gezaubert hat, mit dem Himmel abzuschließen hat. Hier nennen die Leute ihn einen „Alten Sünder."

Aber ich konnte mich dennoch nicht enthalten, seines hohen Alters wegen, eine gewisse Hochachtung vor ihm zu hegen, und außerdem nahm er mich so freundlich auf, und vergaß auch nachher nie, sich meines Besuchs auf eine verbindliche Weise zu erinnern, als wäre es eine Ehre für ihn gewesen. Er erzählte mir viel von der alten Glorie seines Stammes und von der Herkunft seines Volks und seiner Religion aus dem Osten. Ich schenkte ihm Tabak, er — viel generöser — mir eine schöne Pfeife; und als ich bald nachher aus den Zeitungen erfuhr daß mein alter Gastfreund kurz nach meiner Abreise von der Insel erkrankt und von dieser Erde abberufen sey, ergriff mich eine aufrichtige Betrübniß und ich trauerte um ihn. Jene Zeitungen meldeten jedoch, gewissermaßen zum Troste, zugleich daß Buffalo auf seinem Sterbebette den Wunsch geäußert habe, auf christliche Weise beerdigt zu werden. Er habe daher noch kurz vor seinem Tode das Christenthum und das Abendmahl empfangen, und sey von den katholischen Missionären sowohl mit den letzten Tröstungen der Kirche versehen, als auch mit der Ceremonie ihrer Kirche auf den katholischen Kirchhof hinausgebracht und dort neben den daselbst bereits ruhenden Seinigen beerdigt worden.

Die Geschichte und das Ende des alten Buffalo stehen nicht isolirt da, vielmehr ist es etwas recht gewöhnliches daß alte Heiden erst auf

[1] Der Loon oder „Taucher" ist ein großer sehr bekannter Vogel Nord-Amerika's.

dem Todtenbette zum Christenthum übergehen, und daß die Belehrung indianischer Familien nicht mit den gereiften Erwachsenen, sondern mit ihren unentwickelten Kindern anfängt, und die Eltern dann zuletzt selber durch die Kinder gewonnen werden. Bei den Kindern, so lange sie unmündig und so zu sagen noch ohne Religion sind, scheint der Verrath an den alten Göttern und Satzungen nicht so groß. Die Eltern geben sie daher leichter her. Sie sind selbst vielleicht schon davon überzeugt, daß etwas recht gutes hinter dem Christenthum stecke, daß es ihren Kindern „recht gut thun könne.“ Sie wünschen für ihre Kleinen die Wohlthat des christlichen großen Gottes zu erlangen und führen sie daher oft zu den Missionären, obgleich sie sich selbst noch nicht entschließen können, ihre eigenen, mit dem Heidenthume verwebten Interessen aufzugeben. Die Christen wenden sich daher auch vorzugsweise zunächst an die Jugend, und wissen wohl daß wenn sie diese erst haben, dann auch die Eltern früher oder später nachfolgen werden, weil sie nicht lange die Idee ertragen daß sie von ihren Kindern im Glauben getrennt sind. Weil sie glauben daß die Taufe „eine gute Medicin“ für die Kinder sey, bringen sie dieselben besonders oft zu den Missionären, wenn sie krank sind.

Die mir erzählten Geschichten der Bekehrung von Kindern, und durch sie von Eltern und Großeltern sind äußerst interessant. Ein protestantischer Geistlicher theilte mir eine mit, die zugleich zu beweisen scheint daß eine solche Bekehrung oft nicht ohne einen heftigen Ueberzeugungskampf im Gemüthe der indianischen Convertiten und auch nicht ohne sonst allerlei Schwierigkeiten vor sich geht. Es war folgende:

Ein heidnischer Indianer, ein Mann von gutem Gemüthe, war schon mehreremale in der Baptisten-Kirche einer Mission beobachtet worden, wie er aufmerksam und ernst dem Gottesdienste beiwohnte. Endlich präsentirte er sich eines Tages bei dem Vorsteher der Mission, der zugleich eine Schulanstalt für die Bildung indianischer Kinder leitete. Er kam in Begleitung seiner beiden Söhne, zweier Knaben von 8 bis 10 Jahren, und äußerte den Wunsch daß der älteste derselben in die Schule aufgenommen und christlich erzogen werden möchte. Er glaube es würde seinem Burschen gut thun. Zugleich bat er daß man erlauben möchte daß der jüngere Bruder eine Zeitlang beim älteren bleibe. Sie seyen so aneinander gewöhnt daß er fürchte die plötzliche Trennung möchte seinem ältesten zu schwer fallen. Der jüngere solle aber selbst einstweilen noch nicht in die Schule treten, er wolle erst sehen wie es dem andern bekäme. Hätte sich dieser ein wenig in die neuen Verhältnisse gefunden, so solle dann der jüngere vorläufig wieder zu seiner Familie in den Wald zurückkehren, denn beide Knaben zugleich könne er nicht für die Länge entbehren.

Wie gewünscht, so geschehen. Der Vater kam zu Zeiten in die Anstalt um nachzusehen wie es seinem Sohne gienge, und freuete sich über dessen Fortschritte in Künsten und Wissenschaften. Als nach zwei Jahren die Erziehung im Lesen, Schreiben und Rechnen &c. für beendigt angesehen wurde, brachte der Vater dann auch seinen zweiten Sohn und zugleich auch den dritten, diesen jedoch vorläufig wieder nur „zur Gesellschaft,“ und auch um ihm selbst schon einen kleinen Vorschmack zu geben.

So wurden am Ende der Reihe nach alle seine drei Söhne im Christenthum und in allerlei nützlichen Geschicklichkeiten gebildet. Man versicherte mich, die Erziehung habe Stich gehalten, die drei indianischen Knaben hätten bis jetzt noch nicht wieder vergessen was sie in zwei Jahren gelernt hätten, und wären für den Augenblick noch von ihrer Lese-, Schreib- und Rechnenfertigkeit recht ordentlichen Gebrauch machend, ganz glückliche Pelzhändler in einer indianischen Station am See.

Bevor sie dieß jedoch wurden, und als der jüngste von ihnen noch in der Schule war, kam einmal im Herbst der heidnische Vater zu ihrem Lehrer, dem Prediger, und sagte ihm, er nehme jetzt für eine Zeitlang von ihm Abschied, er gedenke im nahenden Herbste auf seinen Jagdzügen sehr weit in die Wälder hineinzugehen, er müsse eine große Expedition machen und würde wohl kaum vor dem Frühling einmal wieder vorsprechen können.

Er reiste ab, aber gegen alles Erwarten war er schon mitten im Winter, wenige Wochen nach Weihnachten, wieder da, und brachte einen großen Reichthum von Pelzen und Thierfellen mit, die er alle zu guten Preisen verhandelte. Er kam zum Prediger und erzählte ihm daß es ihm anfangs im Herbste recht schlecht gegangen sey. Er sey Tag für Tag, Woche nach Woche in den Wäldern des Innern stets jagend und spürend und Fallen stellend hinein gereist, allein er habe wunderbares Unglück gehabt, er habe nichts, gar nichts erlegen können. Vielleicht hätten ihn die Gedanken an seine Kinder gestört. Er hätte beständig an sie denken müssen, und wie viel gutes sie bei den Christen lernten. Seine Träume wären immer sehr unruhig gewesen. Er hätte am Ende gar keinen guten Jägertraum mehr gehabt. Er hätte noch wohl einmal seinen Medicinsack herausgenommen, hätte getrommelt und seine Wabano-Gesänge (Zauberlieder) gesungen. Aber es sey ihm eben nichts erschienen, die Stelle keines Rehs, keines Bibers, keines Bären sey ihm angezeigt worden. Darauf eines Abends, als er wieder an dem Ufer eines wilden Stromes sein Nachtfeuer und Zelt eingerichtet, und als wieder ganz trübe, ganz mißmuthige und ängstliche Vorstellungen über ihn gekommen, da habe er sich plötzlich entschlossen, sey aufgesprungen, habe seinen Otterjack ergriffen, ein tiefes Loch gemacht, und denselben darin mit all seinem Inhalte und seinen Zaubermitteln vergraben, und auf der Stelle noch habe er sein Feuer und Zelt für die Nacht weiter abwärts verlegt. Da habe er sich in die Gedanken an den großen Geist vertieft, habe gebetet und gelobt er wolle ein Christ werden. Dieselbe Nacht habe er alsdann lauter „helle Träume“ gehabt, in denen seine Söhne die Hauptrolle gespielt hätten, und am andern Morgen, als er frischen Muthes auf die Jagd gezogen, da habe er sich kaum hundert Schritt weit entfernt, als ihm ein großes Elenthier in den Weg gekommen, das er alsbald erlegte. Von Sehnsucht getrieben, habe er dann den Rückweg zur Mission angetreten, und auf diesem Rückwege habe er nun Tag für Tag ein Thier nach dem andern geschossen und sey mit reicher Ernte hier angelangt. Er denke nun, sobald er seine Frau nur zur Stelle schaffen könne, sich taufen zu lassen und „auch mit dieser seiner Frau nach christlicher Weise sich zu verheirathen.“ Ueber den Zeitpunkt dazu würde er sich noch mit dem Prediger verabreden. Mit dieser Versicherung nahm er Abschied von seinem christlichen Freund.

Diesem guten Prediger schien es unterdeß, als ob es ein wenig lange dauere, bis der Mann sich zur Erfüllung seines Versprechens wieder meldete. Er erkundigte sich hie und da nach ihm, und vernahm, sein Indianer sey in Bezug auf die Bekehrung zum Christenthum wo nicht andern Sinnes geworden, doch noch keineswegs so ganz entschieden.

„Was höre ich,“ sagte der Prediger zu ihm, als er einst mit ihm zusammentraf, „hast du deinen Sinn geändert? Du kommst ja nicht

zur Taufe? Du kommst auch nicht mehr deine Söhne zu sehen? Was ist das?" — „Laß mir noch Zeit," erwiederte der Indianer ernst. „Mein Gemüth ist noch nicht völlig beruhigt; nach einiger Zeit will ich dir alles sagen." — Die Sache war die, daß der Indianer zwar für sich selbst, für das Christenthum, und zwar für das Christenthum der Baptisten entschieden war. Aber bei der Bekanntwerdung dieses Entschlusses hatten sich dergleichen äußere Hindernisse, Prüfungen und Conflicte hervorgethan, wie sie mehr oder weniger bei jedem Uebergang von einer Religion zur andern vorkommen, und wie sie auch bei den Bekehrungen dieser Waldkinder nicht ausbleiben.

Viele seiner heidnischen Verwandten hatten seinen Entschluß getadelt und ihn wankelmüthig zu machen gesucht.

Auch ein anderer noch mächtigerer christlich-protestantischer Einfluß, aber ein nicht-baptistischer hatte sich darein gemengt. Feinde der Baptisten hatten dem Indianer gesagt, er möge Christ und Protestant werden, aber nicht Baptist, und hatten ihm sogar mit Entziehung von Kundschaft, mit Ausschließung von der Theilnehmung an dem indianischen Tribut und solchen Dingen gedroht, wenn er sich doch dieser Secte anschließen würde. Der arme Mann, dessen Seele wegen seiner Kinder nun einmal den Baptisten ergeben war, hatte sich zwischen dem allem nicht gleich hindurch finden können.

Nach vier Wochen aber erschien er wieder bei dem Lehrer seiner Söhne und sagte, er sey nun fertig und bereit. Er erzählte daß er nach Abmachung und Ordnung aller seiner Geschäfte sich abermals in den Wald begeben habe, um „den Stimmen der Menschen aus dem Wege zu gehen," und um dort für sich allein an den großen Geist zu denken und zu beten. Er sey noch tiefer und stets tiefer in den Wald gegangen, und habe immer für sich allein eifriger und eifriger gebetet. Und nun sey er denn ganz fest geworden. Er komme direct aus dem Innern, habe niemanden gesehen und gesprochen, habe auch seine Frau schon mitgebracht, und der Prediger möchte ihn nun gleich taufen und verheirathen.

Und so geschah es denn auch, und niemand hatte hinterdrein Ursache es zu bereuen. Die „Feinde" ließen es am Ende bei jenen Drohungen bewenden, und des Bekehrten Söhne, wie ich schon andeutete, gediehen wohl.

Eine andere Bekehrungsgeschichte, die mir ein trefflicher Freund [1] aus dem reichen Schatzkästlein seiner Erfahrungen mittheilte, gehört auch hieher, und ist gleichfalls in vieler Beziehung charakteristisch für die hiesigen Verhältnisse.

Eine indianische Familie, die aus Vater, Mutter und fünf Kindern bestand, hauste weit entfernt vom Obern See im Norden an den Ufern des sogenannten „Long Lake" (Langen-Sees), der auf dem Weg zur Hudsons-Bay hin liegt. Sie waren Heiden, wie die meisten Indianer jener Gegenden, in die nur selten einmal ein Missionär hinauf gelangt.

Das älteste der fünf Kinder, ein Knabe, erkrankte heftig, zur Bekümmerniß und Verzweiflung seiner Eltern. Die Krankheit erreichte eine gefährliche Krisis. Die erschreckten Eltern wachten die ganze Nacht bei dem Kleinen, der in Fieberträumen in ihrem Schooße lag, endlich aber doch sanft einschlief, und am andern Morgen die Augen aufschlug und erklärte, er fühle sich besser, er sey genesen.

[1] Es war ein katholischer Missionär.

„Ein herrlicher Traum," sagte der Knabe, „habe ihn geheilt." „Ein Wind," so erzählte er, „sey aus dem Norden gekommen, nach Süden zum Obern See hinabwehend. Und aus dem Winde habe eine sanfte Stimme zu ihm geredet: das „Trommeln" [1] sey nicht gut, und „die Zaubersprüche" seyen nicht gut, sie hülfen zu nichts; die Indianer sollten davon ablassen. Das „Gebet" sey weit besser, und nur das Gebet allein könne ihnen helfen und sie trösten im Unglück, in Krankheit und Leiden. Bei Vernehmung dieser freundlichen Stimme habe er eine tiefe Sehnsucht nach dem Christus empfunden, den die Weißen verehrten, und er habe inbrünstig gelobt ihm zu gehorchen, und gleich darauf habe er sanft geschlafen, und nun sey er geheilt."

Die Eltern hörten die Wundermähr ihres Sohnes aufmerksam mit an, und da er nach kurzer Zeit mit ihnen auf die Jagd gieng, so beschlossen sie alsbald, sie wollten seiner Stimme und seinem Traum gehorchen, wollten sich alle taufen lassen, und zu diesem Zweck im nächsten Frühling zum Obern See, in der Richtung des Traumwindes südwärts hinabreisen. Den Winter über sammelten sie einige Provisionen, und als der Frühling kam, vollführten sie ihre Reise, die mehrere Wochen dauerte.

Zur ferneren Erläuterung der Sache mag ich hier wohl die Zwischenbemerkung einschieben, daß die indianischen Eltern überhaupt viel auf die Träume ihrer Kinder, die sie so sehr lieben, geben, und daß sie sich in vielen Dingen nach ihnen richten. So ist es z. B. nichts seltenes daß ein guter Sohn seinem Vater auf der Bärenjagd „mit seinen Träumen beisteht." — „Vater," spricht der Sohn eines Morgens zum Jäger, der vielleicht seit langer Zeit auf der Jagd unglücklich gewesen ist und nichts heimgebracht hat. „Vater, ich habe diese Nacht für Dich von einem Bären geträumt." — „Erzähle mein Kind." „Ja ich habe ihn nur noch undeutlich und in der Ferne gesehen. Aber dort bei jenem See, an den Ufern jenes Flusses, da muß er herumstreifen." — Der Vater begibt sich nach der bezeichneten Gegend, streift den ganzen Tag an dem vom Sohne ihm genannten Flusse oder See umher, findet jedoch nichts, und kommt des Abends matt und müde, aber ohne Beute zurück. — „Träume wieder, mein Sohn," spricht dann der Vater, „träume besser mein Kind." — Der gute Sohn legt sich aufs Ohr und spricht am andern Morgen: „Vater, ich habe wieder von dem Bären geträumt. Jetzt habe ich ihn ganz deutlich gesehen. O! es ist ein großes und schönes Thier! Es ist ein Weibchen, und sie hat ein Junges. Jetzt weiß ich auch die Stelle genauer anzuzeigen wo sie sind. Du mußt auf dem südlichen Ufer des Sees nachsuchen." Der Vater macht sich wieder auf, und durchstöbert das ganze Südufer des Sees. Aber am Abend kommt er wieder heim, und spricht wie zuvor: „Ich bringe noch nichts, mein Kind, obwohl ich allerdings die Spuren einer Bärin gesehen habe. Träume noch besser mein Sohn!" — Der Kleine hat unterdessen die Zeit über streng gefastet, hat sich das Gesicht kohlrabenschwarz angestrichen, und den ganzen Tag lang die Trommel geschlagen, und die Zauberlieder die er weiß, gesungen. Er legt sich wieder schlafen. Noch ehe die Sonne aufgeht, erwacht er und schreit auf: „Vater! Vater! der Bär! der Bär! Jetzt ist er mir ganz nahe gekommen. Ich bin mit ihm Kopf an Kopf, und Mund an Schnauze zusammengestoßen. Lauf!

[1] Da die Indianer alle ihre Zaubergesänge und religiösen Verrichtungen mit Trommeln begleiten, so steht hier das „Trommeln" für den heidnischen Glauben.

wenn Du da und da herumgehst und zu dem und dem Felsen kommst, da wirst Du die Bärin und ihr Junges an der Ecke finden. Sie graben da Wurzeln." — Der Kleine macht sich gleich wieder das Gesicht schwarz, schlägt die Trommel, verweigert sein Frühstück, so hungrig er auch seyn mag, und fastet den ganzen Tag wie zuvor, um seinem Vater aus der Ferne beizustehen.

Dieser geht unterdeß nach der nun genau bezeichneten Felsenecke hin, ertappt die Bären beim Wurzelgraben, erlegt sie beide, bringt sie nach Hause, und läßt nun seinen tapfern und gehorsamen kleinen Träumer ein herrliches Mahl halten, und auch die ganze übrige Familie dazu, und auch die Nachbarn und Verwandten, und überhaupt das gesammte Dorf.

So curios diese Dinge einem Europäer erscheinen mögen, so sind sie doch im indianischen Leben nichts seltenes. Wenigstens höre ich von dergleichen auf Weg und Steg, und man wird es daher, sage ich, ganz begreiflich und natürlich finden daß jene, unsere Indianer von Long Lake, alsbald nach dem Traume ihres Knaben zum Entschlusse kamen sich taufen zu lassen, und die beschwerliche Reise zum Obern See zu unternehmen. Sie hatten gehört daß dort am Nordufer dieses Sees alle Frühling zu einer bestimmten Zeit ein christlicher Priester vorüber reise, um nach den Schafen seiner kleinen Heerde zu sehen.

Dieser Priester — es war eben mein Freund, der mir diese ganze Begebenheit erzählte — reist manchmal in seinem eigenen Canoe, zuweilen auch mit einem kleinen Schooner der Hudsonsbay-Compagnie, der dann am Nordufer des Sees hinsegelt, um mit den aus dem Norden herabgekommenen Indianern in den verabredeten Terminen an den verschiedenen Stationen zu handeln und ihre Pelzvorräthe einzuernten. Das Handelsschiff trägt nun auch den Missionär, weil dieser dann am gewissesten ist die nomadischen Indianer, deren man sonst so schwer habhaft wird, beisammen zu finden.

Mir ist es recht ärgerlich daß ich mir die Namen jener guten Indianer von Long Lake nicht bemerkt habe. Ich kann sie daher leider nicht anders bezeichnen. Doch „die Familie von Long Lake" mit ihren fünf Kindern saßen nun schon seit fünf oder sechs Wochen in ihrem Hüttchen von Birkenrinde auf einem Vorgebirge des Sees, von dem sie weit ausschauen konnten. Sie hatten den Termin der Ankunft des „schwarzen Rocks," dessen sie wie eines Heilandes harrten, nicht genau gewußt, und ihr Eifer, nichts zu versäumen, hatte sie zu früh herabgeführt. Ihre mitgebrachten kleinen Vorräthe von getrocknetem Fleisch und Mehl waren bald aufgezehrt, und die Fischerei an der gewählten Station zeigte sich auch nicht sehr ergiebig.

Als daher mein Freund, der gute Black Robe, [1] der dießmal in seinem eigenen Canoe reiste, endlich bei ihnen ankam und sie entdeckte, da fand er sie alle ganz mager und ausgehungert. Sie hatten nur noch eine Handvoll Mehl, und auch der Missionär, der selbst nicht viel besaß, konnte ihnen nicht so reichlich geben, wie er wohl gewünscht hätte. Indeß die Leute hatten doch ausgehalten und festgehalten an ihrem Vorsatz, und waren froh über die Ankunft des erwarteten Gottesboten. Mitten in ihrer Armuth und Dürftigkeit machten sich beide Parteien nun an ihr Werk. So weit es die Umstände gestatteten, bereitete der Geistliche seine Katechumenen durch Belehrung und Gebet darauf vor, und verrichtete dann endlich die heilige Handlung der Taufe

[1] „Black Robes" oder Schwarzröcke ist der Name, den die Indianer häufig den katholischen Missionären geben.

zuerst an dem genesenen Knaben, der die Vision gehabt hatte, und darauf an der ganzen Familie, indem er so sieben Seelen auf einmal in den Schooß der Kirche führte.

Weil sein mühseliger Beruf ihn bald wieder längs der Küste, wo noch andere nach Seelenspeise Begierige seiner harrten, weiter zu eilen gebot, mußte er seine neuen Täuflinge nach kurzer Zeit wieder verlassen. Doch vergaß er nicht ihnen beim Abschied ein Stück Papier, auf dem ein christlicher Kalender gedruckt war, und dazu eine Stecknadel zu schenken.

Dieß Geschenk ist bei den katholischen Belehrungen gewöhnlich, und über seine Veranlassung, Bedeutung und Zweck kann man folgendes anmerken: da die Getauften gleich wieder in die Wälder gehen und dort in vereinzelten Familien auf Jagd und Fischfang das ganze Jahr herumziehen um sich zu nähren, und um etwas Pelze für die nächste Handelsepoche mit der Hudsons Bay-Company zu gewinnen, und da es demnach natürlich unmöglich ist daß sie mit ihrem Seelsorger vor dem nächsten Jahre, wo sie wieder zum See herabkommen, zusammentreffen, so dient ihnen ein Kalender gewissermaßen als Magnet und Wegweiser, durch den Lauf der Zeit, um ihrem Jahr darnach eine christliche Fassung zu geben, und ihre Lebensweise darnach kirchlich einzurichten. Ich besitze selbst ein solches merkwürdiges Kalenderblatt oder ein solches „Buch der Tage," [1] wie die Indianer es nennen, und will es beschreiben.

Es ist zuerst auf der einen Seite ein Schema oder eine kurze Uebersicht aller Tage des Jahres, mit der Andeutung der Monate und mit der Bezeichnung der gewöhnlichen und außergewöhnlichen festlichen und hochfestlichen Bedeutung jedes Tages. Jeder Sonntag, oder wie sie hier sagen, jeder „Tag des Gebets" (jour de prière) hat sein Kreuz (ein schiefes Kreuz). Jeder Alltag hat einen Strich. Jeder hohe Festtag der Kirche hat zwei schiefe Kreuze. Jeder Fasten-Freitag eine Null. Jeder andere gewöhnliche Fastentag ein Sternchen. Jeder andere strenge Fastentag zwei Sternchen u. s. w. Auf der anderen Seite des Blattes sind alsdann diese Zeichen und die Namen der Monate erklärt, sowohl auf Anischinabemong (Indianisch), als auch Wemitikoschimong (Französisch), als auch auf Jaganaschimong (Englisch.)

Freilich zum vollständigen Gebrauche eines solchen Kalenders sollte ein Indianer selber auch lesen können, was allerdings den wenigsten gegeben ist. Allein zur Aushülfe kommt der Kalenderbesitzer dann und wann im Laufe des Jahrs wohl einmal mit einem Franzosen, Engländer oder Halbindianer zusammen, der ihm nachhilft und ihm die Deutung der Zeichen, wenn er sie vergessen haben sollte, nach Anleitung des Gedruckten in Erinnerung bringt.

Theils aber auch hilft dem Indianer eben jene ihm zugleich mit dem Kalender geschenkte Stecknadel fort. Mit dieser punktirt der Geistliche den Tag, wo er seine Täuflinge sich selber überlassen mußte, und belehrt sie dann in ähnlicher Weise, jeden folgenden Tag oder Strich zu punktiren und sich so durchs ganze Jahr von Sonntag zu Sonntag, von Festtag zu Festtag hindurch zu punktiren.

Die Indianer vollführen diese mühselige Weise der Bestimmung des Werthes der Tage in ihren Wäldern meistens recht gewissenhaft, und finden sich richtig durch, fasten zur rechten Zeit und beten zur rechten Stunde.

[1] „Gijiyado masinai yan," buchstäblich „Papier der Tage."

Allerdings aber kommt es auch zuweilen vor daß ihr Kalender in Unordnung geräth, wie mir denn ein Beispiel erzählt wurde daß einst einer Indianerfamilie zwei Tage verloren gegangen seyen, und daß, als sie im Frühling wieder zum See kamen, es sich zeigte daß sie sechs Monate lang den Freitag für den Sonntag, und den Sonntag für den Dienstag genommen hatten, wie etwas ähnliches den Schiffern passirt, wenn sie nach Umseglung der Welt bei den Antipoden ankommen.

Mit dem Abhalten der Fasten dürfen es hier die katholischen Geistlichen nicht so genau nehmen. Sie müssen da mehrfach durch die Finger sehen. Sie können den Indianern z. B. in den großen Fasten kein Verbrechen daraus machen, wenn sie auch zuweilen statt Fisch das Fleisch von verschiedenen Thieren genießen, weil sie zuweilen nichts anders haben, und mitunter keiner Fische habhaft werden können. Unsere Fastengebote sind in Städten gemacht, in welchen die Märkte eine Fülle von Dingen darbieten. Auch sind unsere Fastengebote bloß mit Bezugnahme auf unsere europäischen Thiere und Nahrungsmittel gemacht. Für manche amerikanische Thiere hat man sich erst um eine Interpretation nach Rom wenden müssen. Und wenn ich nicht irre, ist dieß namentlich in Bezug auf das häufig genossene Wasserthier, den Biber geschehen, der alsdann vom Papst den Fischen gleich gesetzt wurde. Auch der Vogel Loon und die canadische Ente nannte man mir als erlaubte Fastenspeisen, nicht aber die „Canards de France" (die gewöhnliche „französische Ente," die auch in Amerika vorkommt). Auch erlaubt man den Indianern am Sonntag nach ihren Biberfallen zu sehen, weil eine solche Versäumniß ihnen wesentlichen Schaden bringen könne.

In der bezeichneten Art also, sage ich, wurde auch meine gute indianische Familie unterrichtet und ausgerüstet. Sie nahmen Abschied von ihrem wackern Lehrer, dem Black Robe, und giengen zu ihren nördlichen Wüsteneien zurück. Jagend zogen sie in den Wäldern das ganze folgende Jahr umher und auch das zweite Jahr, und streiften bis zur Hudsons-Bay und weiter. Sie waren nicht ganz glücklich in der Jagd, und hatten weder Provisionen noch Pelzwerk genug gewinnen können, um eine Reise nach Süden zum obern See lohnend und möglich zu machen. Erst nach zwei Jahren waren sie so glücklich gewesen diese Reise wiederholen zu dürfen, und im zweiten Frühling saßen sie wieder auf ihrem Vorgebirg, und da kam denn auch, nachdem sie einige Wochen geharrt hatten, wieder ihr „Habit noir" zu ihnen, besuchte und examinirte sie.

Sie hatten in der ganzen Zeit keinen Priester gesehen. Nichtsdestoweniger stimmte ihr Kalender, auf dem sie nun zwei Jahre hindurch jeden Tag zweimal punktirt hatten, völlig mit dem des Priesters. Auch hatten sie genau jeden halben und jeden ganzen Fasttag, und jeden Tag des Gebets inne gehalten. Auch wußten sie noch die Zehn Gebote, die sie vor ihrer Taufe hatten lernen müssen, Wort für Wort auswendig, und hatten sie auch alle ihren Kindern gelehrt, und sie oft für sich wiederholt.

Nun wollte sie der Missionär in die Beichte nehmen, und sie „ihre Sünden" bekennen lassen. Sie verstanden erst nicht was das heißen sollte, und der Vater mußte ihnen erklären, er wünsche zu wissen ob sie unterdessen nichts Böses gethan.

„Habt ihr," sagte er, „z. B. nichts Uebles von eurem Nachbar geredet?" „Nein!" sagten sie, „ach! wir haben keine Nachbarn. Nur ein paarmal in den zwei Jahren sind Jäger zu uns gekommen, die noch ärmer und noch hungriger waren als wir, und denen haben wir satt zu essen gegeben."

„Habt ihr nicht einem andern vielleicht etwas geraubt oder gestohlen?" — „Wie? Was?" sagten sie ganz entrüstet, „das wäre ja höchst abscheulich! Vater, wie ist es denn möglich daß du uns so etwas zumuthen kannst? Gibt es denn Menschen, die dergleichen thun könnten, nachdem du ihnen solche Lehren und Gesetze gegeben, und sie einen Christus kennen gelehrt hattest, wie du es uns gethan hast?"

Kurz, der Vater mußte schnell seinen Versuch zur Beichte aufgeben, damit er sich selbst nicht bei seinen Kindern in Mißcredit brächte. Er ließ sie ganz zufrieden, unterhielt sich mit ihnen an den folgenden Abenden über andere christliche Dinge, erzählte ihnen einige neue schöne unvergeßliche Geschichten von Christus, von den Aposteln und den Propheten, von Moses, von Adam, und ließ sie damit in den Wald zurückgehen, damit dort der ausgestreute Gottessame in und durch sich selber in ihren einfachen Gemüthern weiter wirke.

Diese nicht unmerkwürdige Geschichte steht keineswegs isolirt da. Die Missionäre, wenn sie sonst wollten, könnten noch manche ähnliche erzählen. Doch muß man freilich dabei im Auge behalten daß wie meine, so auch die meisten dieser Geschichten, im Norden des großen Süßwasser-Meeres spielen. Dort sind die Indianer häufiger als im Süden noch so frank, wahr, offen und so — „unbefangen wie die Kinder."

Im Ganzen genommen kann man sagen daß alle Indianer desto unverdorbener und besser sind, je weiter sie von den Weißen entfernt wohnen. Ja auch desto empfänglicher für das Christenthum und desto frömmer. Von vielen katholischen und protestantischen Missionären hörte ich es hier, wie auch am Mississippi behaupten daß sie viel lieber zur Belehrung eines ganz wilden und unberührten Stammes auszögen, als zur fernern Bearbeitung eines Feldes, das schon von der sogenannten Civilisation zerfurcht oder „inficirt" sey. Man erzählte sich Beispiele davon besonders aus früherer Zeit, daß ganze Indianerstämme das Christenthum mit Begierde und Jubel aufgenommen hätten, mehr freilich noch als die christliche Lehre selbst, die christlichen Legenden und Sagen, und namentlich die Geschichten aus dem alten Testamente. Sie waren zuweilen von diesen Geschichten so eingenommen daß habgierige canadische Voyageurs oder Pelzhändler sich für die Erzählung einer solchen Geschichte bedeutende Preise bezahlen ließen. Für „die Geschichte von Adam" ließen sie sich ein paar Biberfelle geben. Wurden die Indianer davon bezaubert, und verlangten nach mehr, so nahmen sie Vortheil von dieser erregten Leidenschaft, und „die Geschichte von Noah" kostete schon wieder ein paar Biberfelle mehr, oder ein paar geschmückte, zierlich ausgelegte Pfeifen. Sie gaben auch wohl ein Pferd dafür hin. Wollten die Indianer noch mehr Geschichten haben, so mußten sie für die Erzählung von Josephs Gefangenschaft in Aegypten noch ein Pferd mehr geben. Es gieng dabei gerade so zu, wie bei dem Handel mit Feuerwasser, wobei die Berauschten für jedes nachfolgende Gläschen auch den doppelten Preis des vorherigen Bechers entrichten mußten.

Ja jene abscheulichen Händler giengen sogar wohl so weit, wie mir ehrwürdige Männer erzählt haben, daß sie zuweilen mit einzelnen Sprüchen und Worten aus der Bibel einen schändlichen Wucher trieben. Sie schrieben den Indianern den Namen „Noah" oder „Adam," oder „Mani" (Maria) auf ein Papier, und ließen sich dafür Pelze geben, und die Indianer trugen das Papier mit dem Namen-Amulet mit sich herum.

Dieß sind aber wohl nur Ereignisse aus verhältnißmäßig sehr alter Zeit. Wie manche von diesen Namen und Geschichten dann als Traditionen, freilich als nachher sehr verunstaltete und veränderte Traditionen unter den Indianern blieben, davon habe ich schon ein Beispiel gegeben.

Aus der Geschichte der alten Missionen von Canada ist es bekannt genug, welches innige und rührende Verlangen fernwohnende Indianerstämme zuweilen nach dem Christenthum und nach der Anwesenheit eines Missionärs unter ihnen geäußert haben, wie sie mühsame Botschaften und Reisen nach Montreal und Quebeck unternommen haben, um ein „Habit noir" zu sich einzuladen und im Triumph in ihr Land hinaufzuführen.

Aber auch in neuester Zeit sind noch einzelne Beispiele dieser Art vorgekommen, und es ist dabei nicht selten daß das Verlangen nach einem Geistlichen einem ganzen Stamme eben so durch einen Traum eingeimpft wird, wie dieß bei meiner eben geschilderten Familie von Long Lake der Fall war. So wurde mir als ein ganz neues Beispiel noch der Fall der bekannten Missionen die der Jesuit Vater De Smett in den Rocky Mountains und Oregon unter den Flatheads stiftete, erzählt. Auch mit der Veranlassung zu diesen Missionen hatten Träume viel zu schaffen.

Die sogenannten Flatheads sind einer der wohlgebildetsten Indianerstämme. Auch sind sie zuverlässig, treu, den Weißen geneigt, und selbst die anderen Indianer geben ihnen als einem der besten Stämme Lob und Preis. Unter diesen Flatheads existirte schon vor 25 Jahren ein alter Jossakid,[1] den im Traum ein Geist in Gestalt eines weißen Hirsches besuchte, und dem offenbart wurde daß die Flatheads Christen werden, und einen Missionär zu sich einladen müßten. Da „der weiße Hirsch" diese Mahnung oft wiederholte, so hielten sie endlich einen Rath und sandten eine Deputation ab, die über die Rocky Mountains, das ganze Missouri-Land abwärts nach St. Louis reisen sollte, um ihr Begehren bei den Behörden und bei dem dortigen Jesuiten-Collegium kund zu geben. Allein die Deputirten kamen nicht hinab; sie hatten auf dem Weg so viel Noth, Hunger, Elend und böses Winterwetter auszustehen daß sie alle sammt und sonders den Drangsalen erlagen.

Nach einiger Zeit, da der weiße Hirsch fortfuhr zu mahnen, sandten sie eine zweite Deputation auf den über 2000 Meilen langen Weg ab. Aber auch diese erreichte nicht das Ziel ihrer Bestimmung. Die Feinde der Flatheads, die Blackfeet (Schwarzfüße) überrumpelten sie, fiengen sie ein, und brachten sie alle ums Leben.

Die ganze Nation der Flatheads war jedoch von einem so großen Verlangen nach einem christlichen Missionär beseelt daß sie noch einen Rath hielten, und daß noch einmal sechs junge Leute unter der Anführung eines Alten vortraten und sich abermals — wahre Märtyrer — man kann kaum sagen des Christenthums, sondern der Begierde nach seinen noch nie geschmeckten Wohlthaten erboten den Dornenweg nach St. Louis hinabzugehen.

Diese dritte Deputation kam denn auch endlich an in jener Stadt, brachte ihr Verlangen vor, und darauf entschloß sich jener berühmte Vater De Smett zu ihnen hinaufzuziehen und ihr Apostel zu werden. Daß sie wirklich angekommen seyen, und daß auch „der Missionär" im Anzug sey, wurde dem Stamm in den Gebirgen wieder im Traum geoffenbart. Denn eines Nachts erschien abermals der weiße Hirsch jenem alten Jossakid, und sagte ihm, er komme jetzt zum letztenmal zu ihm, er würde nicht wiederkehren. Denn er sehe ganz deutlich daß die „Habits Noirs" am Missouri heraufzögen; das Heil sey ihnen nahe.

Es ist indeß kaum nöthig zu bemerken daß ein solches unter einem Indianervolk entstehendes Begehren nicht bloß ein reines Dürsten nach dem Heil ihrer Seelen sey, und daß sich demselben gar keine Berechnung beimische. Mitunter ist wohl sehr viele Politik und eigennützige Erwägung dabei im Spiel. Die katholischen Missionäre, besonders die französischen, wissen sich den Sitten und Gewohnheiten der Indianer in hohem Grad anzuschmiegen. Sie leben gänzlich unter ihnen und mit ihnen. Sie wandern mit ihnen umher auf den Prairien. Sie ziehen mit ihnen auf die Büffeljagden. Sie beten mit ihnen um Regen oder Sonnenschein, wenn dieser oder jener fehlt. Sie verrichten mit ihnen auf den Prairien ihre Messen und Andachten, und bitten den Himmel vor dem Angriff auf die Büffel um einen günstigen Erfolg und eine reiche Ernte. Sie mischen sich in ihre Stammes- und Familienstreitigkeiten, und suchen sie mit vieler Sorgfalt und Mühe auszugleichen und zu versöhnen. Die Frauen, die Kinder, die Alten haben sie alle auf ihrer Seite, weil sich mit der Erscheinung eines Missionärs im Dorf das Loos dieser Classen immer bedeutend bessert. Vermöge der so zweckmäßigen Institution ihrer Kirche, der Ohrenbeichte, wissen sie um alles Bescheid, und sind im Stand drohendes Unheil schon im voraus zu beschwören.

Bei einem trefflichen katholischen Missionär las ich einmal ein unpublicirtes Tagebuch seiner 10jährigen Missionsfahrten und Thaten unter den Indianern. Es war voll der bewunderungswürdigsten Züge und Beweise von Hingebung und Aufopferung des Verfassers für seinen Beruf, und voll der merkwürdigsten und interessantesten Züge und Beiträge zur Kenntniß des indianischen Charakters. Auch hatte der gute Vater das Ganze mit niedlichen Bildern und Darstellungen illustrirt, von seiner „Mariencapelle," die er in den Zelten der Flatheads baute und schmückte, von seinen „Blumenaltären," die er auf den Prairien errichtete, von seinen Messen und Segnungen, die er dem Stamm ertheilte, wenn er mit ihm zum Angriff auf die Büffel ausgezogen war, von seinen Berathungen mit feindlichen Stämmen, mit denen er die Friedenspfeife rauchte. Ich habe nie so etwas hübsches gedruckt gesehen, und würde noch mehr darüber mittheilen, wenn ich es nicht aus verschiedenen Gründen für unpassend hielte.

Wie gut die katholischen Missionäre durch das Mittel ihrer Ohrenbeichte auf die Indianer einwirken, davon wurden mir von einem protestantischen Herrn viele hübsche Beispiele erzählt. Einmal war einer Indianerin ein reichgesticktes und vielfarbiges Manteltuch abhanden gekommen. Niemand konnte entdecken wo es geblieben. Endlich nach langen Jahren fand sie eines Tags zu ihrer großen Freude ihr kostbares Tuch wieder in ihrem Zelt auf ihrem Lager. Und bald darauf ließ ihre Nachbarin sie auf eine stille und geheime Unterredung bitten, worin sie ihr gestand daß sie die Diebin gewesen. Das prachtvolle Tuch habe ihre Augen so verblendet gehabt, und sie habe so sehr gewünscht es zu besitzen, daß sie es ihr damals entwendet habe. Sie habe es, aus Furcht entdeckt zu werden, zwar nie gebrauchen können, aber sie habe es die ganze Zeit über in ihrem Kasten verschlossen gehabt, und nur zu Zeiten es angeblickt. Kürzlich aber wäre sie krank geworden und hätte nun beim katholischen Geistlichen ein so umständliches Geständniß ihres ganzen bisherigen Thuns machen müssen, daß sie es nicht länger habe verschweigen können. Dieser

[1] Prophet. Zauberer.

habe sie sehr getadelt, habe ihr zur Strafe eine strenge Buße aufgelegt, und zugleich befohlen das Tuch zurückzubringen, ihrer Nachbarin alles auseinanderzusetzen, um ihre Verzeihung nachzusuchen, und auch sonst noch Schadenersatz anzubieten. Ein protestantischer Geistlicher hätte diese ganze Sache schwerlich so still und leicht abzumachen vermocht.

Wenn nun, sage ich, ein Indianervolk sieht daß ein benachbarter Stamm einen heilsam wirkenden Missionär unter sich hat, unter dessen Vermittlung die Dinge gedeihen, und der mit seinen Leuten wochenlang in den Prairien herumzieht und betet, bis endlich die Büffel erscheinen, so möchte er auch so etwas haben. Oft sind sie sogar geneigt sich gegenseitig die Missionäre abzuerobern, und solche Fälle von Kriegen um den Besitz von Missionären sollen wirklich vorgekommen seyn.

Ein getaufter Indianer wird von den Canadiern gewöhnlich „un Indien de la prière" (ein Indianer des Gebets) genannt. Ursprünglich wurde der Ausdruck wohl von den Indianern selber erfunden. Das stille Lesen im Breviarium, das einsame Gebet auf den Knieen waren die ersten religiösen Acte, die sie bei ihren Missionären beobachteten. Kniebeugung, Händefaltung und Anbetung Gottes vor dem Kreuze und vor den Heiligenbildern waren auch die ersten Acte die bei ihrer Bekehrung von ihnen verlangt wurden. Sie nannten daher die Christen „die Betenden" (im Odschibbewä heißt das „anamiad" [1]) und deren Religion „das Gebet" (anamiawin). Im Gegensatze dazu nannten sich dann die Heiden selber nachher „die Nicht-Betenden" (anamiassig).

Die französischen Canadier haben diese Redeweise der Indianer treu übersetzt und bei sich in Gebrauch genommen. Von einem Bekehrten sagen sie: „il s'est mis de la prière" (er hat sich dem Gebete angeschlossen) und von einem Heiden: „il n'est pas de la prière" (er ist noch nicht vom Gebete). Auch von den Engländern hörte ich zuweilen den Ausdruck: „the praying Indians."

Lange Zeit (wohl 150 Jahre) sahen die Indianer dieser Gegenden nur eine christliche Religion. Als aber die Engländer Canada eroberten (seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts), lernten sie eine andere Art Christen mit ganz anderen religiösen Gebräuchen und Ceremonien kennen. Sie machten daher einen Unterschied zwischen der „französischen" und „englischen" Religion. Mit dem ersten Namen fiengen sie nun an die Katholiken, mit dem zweiten die Protestanten zu bezeichnen. [2]

Wenn ein Indianer sich „dem Gebete anschließt," d. h. also sich taufen läßt, so wird vor allen Dingen von ihm verlangt daß er allem seinem alten heidnischen Aberglauben entsage, und zum Zeichen dessen zuerst seinen „Medicin-Sack" und dessen ganzen Inhalt von Zaubermitteln, Amuletten, Heilmittelchen und Birken-Rindenschriften überliefere, wenn er ihn nicht sonst schon selbst zerstört oder vergraben hat, als sein Entschluß, sich zum Betenden zu machen, reifte.

Die Geistlichen haben auf diese Weise wohl Gelegenheit zu Zeiten viele von diesen heidnischen Curiositäten zu sammeln, aber sie verbrennen oder beseitigen dieselben schnell, für den begierigen Ethnographen oft zu schnell. Ich habe an den Orten wo ich war, nur selten einiges von diesen Dingen auftreiben können, nicht einmal von den so interessanten Bilderschriften der Indianer auf Birkenrinde. Diese sollte man doch eigentlich aufbewahren, sammeln und der Wissenschaft überliefern.

Aber freilich ist dieß leichter gesagt als gethan. Erstlich pflegen die Indianer, wenn sie Christen werden, recht oft ihre alten Rindenbücher an ihre heidnischen Freunde, die danach stets so begierig sind, zu verhandeln oder zu verschenken. Und dann, bekommt sie ein Geistlicher in die Hände, so steht es ihm fast nicht an, Gegenstände zu sammeln, die er als unheilig und schlimm betrachtet, und das Arge was er den Indianern nimmt, noch bei sich zu bergen. Ein gewissenhafter Geistlicher darf die ernsten Forderungen der Religion nicht den Begierden der Wissenschaft unterordnen. Und er ist fast gezwungen solche Dinge zu verbrennen, nach dem Vorgange jener Bischöfe in Mexico, die ganze Haufen herrlicher alter Gemäldeschriften der Azteken verbrannten.

Gewöhnlich ist die Bekehrung eines Indianers „zum Gebet" auch sonst noch mit einigen Veränderungen in seiner persönlichen Erscheinung verbunden; so insbesondere muß er auf das Färben und Bemalen seines Angesichts verzichten; dieses Färben kann nicht ganz als ein so bedeutungsloses Vergnügen wie das Schminken unserer Damen betrachtet werden. Sie bemalen sich aber vorzugsweise für ihre religiösen Ceremonien, ihre wilden Krieger- und Zaubertänze. Die Farben erinnern daher zu sehr an das Heidenthum, und es ist de rigueur, daß ein betender Indianer sich wasche und auch gewaschen bleibe, und seine „Vermillon-Büchse," seine grünen und blauen und gelben Farbenpulver, Pinsel und Pallette dem Priester abliefere.

Endlich auch muß er seine Haare wie ein Christ tragen und kämmen. Die heidnischen Indianer haben ihre Haare verschiedentlich geordnet. Manche schneiden sie rund herum ab bis auf einen Schopf oder verknoteten Büschel (eine Skalp-Locke) in der Mitte. Die hiesigen Odschibbewäs tragen meistens 2 lange dicke Flechten, wie unsere Croaten. Die Canadier nennen diese Flechten „Cornettes." Bei unsern Croaten und Slavoniern, als sie Christen wurden, verlangte man nicht daß sie dieser Zierde entsagen sollten. Daß man es bei den Indianern thut, mag darin seinen Grund haben, weil jene Haarverschlingungen nicht so ganz unschuldiger Natur sind. Sie waren wohl meistens darauf berechnet, die blutigen Adlerfedern, die Haarschöpfe ihrer Feinde, und andere kriegerische Abzeichen, die an ihre unchristlichen Thaten erinnerten, aufzunehmen und zu befestigen. Und sie müssen daher bei der Taufe gelöst oder abgeschnitten werden, zum Zeichen der Lossagung von dem heidnischen Kriegerhandwerk. [1]

(Schluß folgt.)

[1] Das Wort kommt von nind anamia = ich bete.

[2] Im Odschibbewä ist der erste Name: „Wemitigodschi-anamiewin," und der zweite: „Jaganashi-anamiewin."

[1] Ein Canadier, mit dem ich einmal über diese Dinge sprach, zählte mir alle die Veränderungen, die bei der Taufe mit der Persönlichkeit eines heidnischen Individuums vorgenommen werden, in folgender origineller Weise auf:

1) On leur coupe les „cornettes," les deux queues qu'ils portent à la tête, et qu'ils appellent dans leur language „Otokoschaman."

2) On les fait renoncer au Vermillon et à toute autre terre et couleur.

3) Aussi à la danse sauvage et aux jeux payens.

4) De même à tout ce qui entre dans leurs sacs, et à toute autre médicine, qui fait du tort à leurs semblables.

5) Finalement ils renoncent aussi au commandement de leurs chefs, c'est à dire quant à la guerre et pour la médicine: mais pas pour les annuités et pas pour la police.

Die Erzählungen des Scheich Abdallah Bou-Rema.

(Von Karl Zill.)

Einleitung.

Abdallah Bou-Rema, aus der das Gebirgsmassiv des Filfila bewohnenden Abtheilung der Ouischaoua, ist seit Jahren mein guter Freund und Nachbar; die Lichtung im einsamen Bergwald, die seitdem mein Eigenthum geworden, ist die Stätte seiner Geburt, und mehrere seiner Vorfahren liegen dort begraben.

Meine Ankunft in seiner Sriba, [1] wo ich damals, mit Genehmigung des arabischen Bureau von Philippeville, einen bloßen Jagdposten, zum Behuf meiner naturgeschichtlichen Explorationen, errichtete, war ihm und seinen Brüdern nichts weniger als angenehm, da sie befürchteten — und nicht mit Unrecht — die Regierung möchte einst über das von ihnen bisher gebaute Land zu meinen Gunsten verfügen. Sie hatten bis auf diesen Tag in völliger Abgeschiedenheit gelebt; steile Berghänge und dichtbewaldete Schluchten trennten ihre Einsiedelei, die nur durch einen schmalen Bergausläufer mit dem Cap in Verbindung steht, von dem übrigen Gebiet der Ouischaoua, deren Weiler, mehr gegen die Seeseite hin, in dem ausgedehnten Korkeichenwald von Filfila zerstreut liegen, und kein fremdes Auge hatte je in die Mysterien ihres Familienlebens geblickt, in welchem wohl so manches vorkommen konnte was andere nichts angieng.

Nichtsdestoweniger machten meine neuen Nachbarn zum bösen Spiel die beste Miene, giengen täglich bei mir aus und ein, lernten meinen Kaffee trinken und von dem Brod der Christen essen, und hatten sich bald auf einen so vertrauten Fuß mit mir gesetzt, daß sie eine Menge Sachen von mir borgten, die sie mir nie wieder zurückgaben. Dabei waren sie nicht karg mit den allersüßesten Worten, und wer sie hörte, mußte glauben, ihr neuer Freund Mustapha Ben Zill gehe ihnen über alles; allein im Kreise der ihrigen nannten sie mich nicht ihren Freund Mustapha, sondern schlechtweg den „Rumi“, [2] oder auch wohl den „Kaffer“, [3] und die Schwatzhaftigkeit der Kinder ließ mich bald erfahren, in welchen liebreichen Ausdrücken sie sich über mich äußerten.

Nach einem vierzehntägigen Aufenthalt unter ihnen konnte ich sie folgendermaßen diagnosiren:

Ali, der zweite der Brüder in der Altersfolge und der wohlhabendste unter ihnen: viel Mutterwitz, verschlagen, verlogen, geizig, diebisch, wankelmüthig, falsch.

Taleb, der jüngste Bruder: dumm, habsüchtig, diebisch, treulos.

Brahim, Geschwisterkind der Vorigen; scheinheilig, träge, ein Freund seines Bauches. [4]

Bou-Scheicha, gewöhnlich Marabut Ali genannt, ein alter Hirt des verstorbenen Familienhauptes, dessen Schwester er geheirathet hatte: devot, gutmüthig, ehrlich, faul, schmutzig.

Alle aber ohne Ausnahme stupid fanatisch.

Wenn man nun mit dieser Feststellung und Vergleichung der unterscheidenden Merkmale, von der einzelnen Familie zum ganzen Stamm der Ouischaoua übergehend, weiter fortfährt, so gelangt man zu folgendem Resultat:

Die eine Hälfte der Mitglieder desselben: scheinheilig, verlogen, habsüchtig, diebisch, wankelmüthig, treulos, fanatisch.

Die andere: fanatisch, treulos, wankelmüthig, diebisch, habsüchtig, verlogen, scheinheilig.

Woraus wir den Schluß ziehen müssen daß sie alle einer und derselben Species angehören.

Dasselbe kann, mit wenigen Ausnahmen, von allen Eingebornen des nördlichen Afrika's gesagt werden, und ich muß mich deßwegen beeilen hinzuzufügen daß mein Freund Abdallah eine dieser Ausnahmen, ein weißer Rabe, eine Forelle in einem Unkenteich, ein Diamant in einem Kieselhaufen ist.

Dieser Mann, der heute vierzig und etliche Jahre haben kann, ist der älteste der Brüder der Familie der Bou-Rema. Ich konnte geraume Zeit nicht klug aus ihm werden, da er, im Gegensatz mit seinen Verwandten, meine Gesellschaft eher zu vermeiden als zu suchen schien. Ein Zufall brachte uns einander näher, und so wie wir uns wechselseitig besser kennen lernten, befestigte sich auch unsere Freundschaft auf eine Weise, die das vielfältig versuchte Dazwischentreten seiner eifersüchtigen Stammgenossen vergeblich machte.

Diese Annäherung ward auf folgende Art herbeigeführt:

Ein Panther hatte seit einiger Zeit großen Schaden unter dem Vieh der Ouischaoua angerichtet, ohne daß es den verschiedenen Jägern des Stammes gelingen wollte denselben zu erlegen; Abdallah selbst, der beste und kühnste Schütz der Gegend, hatte ihm schon über einen Monat vergebens nachgestellt. Da kam eines Tages der Marabut Ben Abderrahman von Kollo, der alljährlich die verschiedenen Stämme des Kreises von Philippeville durchzog, um die Leichtgläubigkeit seiner Glaubensgenossen auf eine gewinnreiche Art auszubeuten, nach dem Dmel Bes-Bes — so hieß die Niederlassung der Gebrüder Bou-Rema — und versprach ihm daß er ihm, durch die Fürsprache des heiligen Sidi Abdelkader von Bagdad, den Panther vor die Flinte bringen wolle, wogegen er aber im Fall des Gelingens zwei Duros zu erlegen habe. Abdallah gieng in den frommen Handel ein, und bald darauf war er so glücklich das Raubthier zu tödten, was für ihn ein unumstößlicher Beweis für die Wirksamkeit der Intervention des Marabut war. Dieser ermangelte nicht ihn von Zeit zu Zeit an die versprochenen zwei Duros mahnen zu lassen; Abdallah, der, was ihm oft widerfuhr, keine zehn Soldi im Beutel hatte, versuchte diese Summe bei seinen Brüdern zu entlehnen, fand aber überall taube Ohren, und war daher sehr betrübt diese Schuld, die er für eine heilige hielt, nicht abtragen zu können.

Da alles dieß vor meiner Ankunft auf dem Dmel Bes-Bes vorgefallen war, so hatte ich natürlich keine Kenntniß von dem eigentlichen Vorgang der Sache; ich erfuhr später bloß daß Abdallah dem Marabut schuldig sey, und ihm keiner seiner Verwandten mit einem Darlehen aushelfen wollte, weil man nicht wisse wann er es wieder zurückerstatten könne. Der gute Mann dauerte mich als ich ihn so niedergeschlagen sah, und ich beschloß ihm die zwei Duros zur Beschämung seiner zärtlichen Brüder vorzuschießen. Er war so verblüfft, als ich ihn zu diesem Zweck bei Seite nahm, daß er das Geld maschinenmäßig einsteckte und mir sogar im Augenblick dafür zu danken vergaß; allein auf den Abend kam er zu mir in meinen Gurbie, wo er mich ungefähr in folgender Weise anredete:

[1] Eine Gruppe von Hütten.

[2] Rumi, von Römer, Christ.

[3] Den Ungläubigen.

[4] Habib el Kerschou, Freund seines Bauches; arabische Redensart.

„Ich bin noch nie zu Dir gekommen und wir kennen einander kaum, und doch thatest Du heute mit mir nach dem Guten.[1] Ich will Deine Güte nicht vergessen und Dir ein Freund seyn, der nie von Dir lassen wird.[2] Und Du bedarfst eines Freundes, der nicht Honig auf der Zunge, sondern Aufrichtigkeit im Herzen hat.[3] Die Araber lieben die N'sara[4] nicht, weil sie nicht von ihrer Religion sind, und deßwegen liebt Dich auch kein Araber, was er Dir auch süßes sagen möge; er will Nutzen von Dir ziehen, und dieß ist alles. Du wohntest lange im Demd-Saf-Saf, und hältst vielleicht die dortigen Ouischaoua für deine besten Freunde, weil sie es Dir täglich versagten; sie hatten sich an Dich gewöhnt, allein sie hatten keine aufrichtige Freundschaft für Dich. Meine Brüder lieben Dich auch nicht, obgleich sie tagtäglich die Zeit der Hitze bei Dir zubringen und am Abend noch da sitzen; sie wollen nur hören was Du im Herzen hast, denn sie glauben die Regierung werde Dir den Dmel-Bes-Bes geben. Was können wir aber dagegen thun? Das Land ist nicht unser Eigenthum, und die Franzosen sind heute unsere Herren. Ich sage: wie Gott will! Sie verhehlen Dir ihre Gedanken, ich sage Dir die meinigen frei heraus; sie belästigen Dich täglich, weil sie dafür halten daß man es mit den N'sara nicht so genau zu nehmen brauche; ich blieb weg, denn bei uns darf kein Mann in ein Haus treten, ohne von dem Hausherrn dazu eingeladen zu seyn — warum sollte bloß Dein Haus zu jeder Zeit jedermann offen stehen, wie die Krambude eines Juden? Ich habe mich stets vor den N'sarah gefürchtet, denn ich that früher manches was ihre Gesetze seitdem verboten, und zudem sagen die Moslemin immer nur Böses von ihnen; ich sehe aber daß es auch gute unter ihnen gibt, denn Du hast aus freien Stücken an mir gethan, was ein Araber dir nie gethan hätte, er müßte denn seinen zehnfachen Profit dabei gesehen haben. Ein treuer Freund ist besser als ein Bruder![1] Laß uns daher Freunde seyn, und wir werden beide dabei gewinnen."

Von dieser Stunde datirte sich unsere Freundschaft, in Folge deren er nach und nach eines nach dem andern seiner alten Vorurtheile fallen ließ, und endlich herausfand daß es so gut geschrieben stehe[4] „daß ein Mensch in dieser, ein anderer in jener Religion geboren und erzogen werde, als daß der eine weiß, und der andere schwarz auf die Welt komme," und daß man daher einen Menschen eben so wenig für seinen Glauben als für seine Farbe verantwortlich machen könne. Wir wurden bald unzertrennlich, zum großen Aerger seiner Brüder, die bald ihn gegen mich, bald mich gegen ihn aufzuhetzen suchten, aber endlich geschehen lassen mußten was sie nicht hindern konnten, und dieses freundschaftliche Verhältniß blieb seitdem unerschütterlich bis auf den heutigen Tag.

Sowie ich ihn heute kenne, kann sein moralisches Signalement, das einen grellen Contrast mit demjenigen seiner Verwandten bildet, folgendermaßen festgestellt werden: gewöhnlicher Verstand, gutmüthig, aufrichtig, wahrheitsliebend, bescheiden, genügsam, freigebig, von erprobtem Muth.

Da aber kein Sterblicher vollkommen ist, so hat auch mein Freund Abdallah einen Fehler, ohne welchen er heute wohlhabender wäre als er wirklich ist: er ist nämlich jeder anhaltenden Handarbeit abhold — was von seinen frühern Hirten- und Jägergewohnheiten herrühren mag — und nur bei den Strapazen und Gefahren der Jagd zeigt er eine unermüdliche Ausdauer. Die Trägheit ist übrigens ein Laster, von welchem die meisten der Eingebornen Algeriens angesteckt sind.

Dagegen ist seine Wahrheitsliebe in der ganzen Gegend sprüchwörtlich: „er lügt nicht," sagt man von ihm, und dieß allein zeichnet ihn vortheilhaft vor einem so verlogenen Volke, wie das seinige, aus. Manche rühmen ihn deßhalb, sein Bruder Ali aber sagt von ihm, er sey ein einfältiger Mann, er brauche ja nicht einem jeden und in allen Fällen die Wahrheit zu sagen, zumal da es ja selbst von Religionswegen erlaubt sey zu lügen, wenn man seinen Vortheil auf keine andere Weise wahren könne. Noch mehr aber als diese lobenswerthe Eigenschaft wird von seinen Stammverwandten sein kühner Muth gepriesen, und man weiß von ihm manches gefährliche Abenteuer aus Krieg und Jagd zu erzählen.

Der gegenwärtige Obercommandant des Kreises von Philippeville, dem ich oft von meinem Freund Abdallah gesprochen, nahm, in Gemäßheit des Spruches „que les amis de nos amis sont nos amis" die Gelegenheit wahr, denselben zum Scheich der Ouischaoua von Filfila zu ernennen, und beauftragte mich ihm diese Standeserhöhung kund zu thun. Hier stellte sich wieder der Charakter eines jeden in seinem wahren Lichte heraus. Ich glaubte die ganze Familie mit dieser Nachricht auf das angenehmste zu überraschen; ich hatte mich aber getäuscht, denn der eine machte ein gleichgültiges, der andere ein neidisches Gesicht darüber, und Bruder Ali konnte seinen Ingrimm so wenig bemeistern daß er mit hämischer Miene ausrief: „Da hast du einen trefflichen Scheich recommandirt! Abdallah ist nicht zu einem Scheich gemacht! Ich hätte geglaubt du sehest heller als nur so!" Abdallah war seinerseits sehr verwundert über die Auszeichnung die ihm zu Theil wurde, er äußerte bescheiden daß er befürchte den Amtsverrichtungen eines Stammoberhauptes nicht gewachsen zu seyn, und deßhalb diese Ehre ablehnen müsse; ich möge dieß dem Obersten, der es so gut mit ihm meine, sagen, und ihm zugleich seinen verbindlichsten Dank ausdrücken. So unerwartet mir auch in dem Augenblick, wo ich der Ueberbringer einer Freudenbotschaft zu seyn glaubte, das Benehmen der Familie Bou-Rema war, so waren mir doch die Scrupel Abdallahs noch unerwarteter, da ich die Ueberzeugung hatte daß jeder Einheimische, wer er auch seyn mochte, gern die Hälfte seiner Habe aufopferte, wenn er dadurch den rothen Burnuß eines Scheich erlangen konnte. Es gelang mir jedoch den anspruchslosen Mann zu bewegen die ihm angebotene Würde anzunehmen, indem ich ihm versprach seine ersten Schritte in seiner neuen Amtsführung zu leiten. Seit dieser Zeit ist Abdallah Bou-Rema Scheich der Abtheilung der Ouischaoua von Filfila; er verwaltet sein Amt mit uneigennütziger und gewissenhafter Pünktlichkeit, und erfreut sich des Zutrauens und der Gunst der französischen Oberbehörde.

Der Leser kennt nun meinen Freund hinlänglich, und es bleibt mir nur noch zu sagen übrig, was mich dazu bewogen vorliegendes unter dem Titel: Die Erzählungen des Scheich Abdallah Bou-Rema" bekannt zu machen.

Die Geschichte der meisten Araber- und Kabylenstämme Algeriens liegt noch sehr im Dunkeln, obschon wir einige Werke einheimischer Schriftsteller, worunter dasjenige Ben-Chaldua's das vollständigste ist,

[1] 1, 2, 3. Arabische Redensarten.

[2] El N'sarah, die Nazaräer, Christen.

[3] Arabisches Sprüchwort.

[4] Mektub, es steht so geschrieben, Ausdruck des Fatalistenglaubens der Araber.

über den Ursprung dieser Stämme, ihre Zerstückelung in Unterabtheilungen (Farkas), und das nothgedrungene oder zufällige Auswandern dieser letztern nach verschiedenen Gegenden des Landes hin, besitzen. Nun sucht die militärische Oberbehörde, welcher die Regierung und Verwaltung der Einheimischen hauptsächlich obliegt, die zahlreichen Lücken zu ergänzen, die sich noch in dieser Geschichte finden, durch das Zusammenstellen sowohl der schriftlichen Documente, die man hie und da in den Stämmen antrifft, als auch der mündlichen Ueberlieferungen, wie sie darin von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzen, und die arabischen Bureaux, die meistens unter der Leitung unterrichteter, geschickter und der Landessprache kundiger Officiere stehen, haben in neuerer Zeit eine Menge interessanter Materialien über diesen Gegenstand gesammelt. Mir selbst war der Auftrag geworden zu diesem Zwecke Notizen über den Ursprung und die Geschichte der zu Filfila und in der Umgegend ansässigen Ouischaoua zu sammeln, was mir um so leichter ward, als mir mein Freund Abdallah schon früher, in den langen Winterabenden, eine Menge alter Sagen seines Stammes und interessanter Episoden aus der Geschichte desselben erzählt hatte. In diesen naiven Erzählungen, wie sie aus dem Munde eines Eingebornen kommen, stellen sich die frühern Zustände des Landes, der Charakter und die barbarischen Sitten seiner Bewohner, so wie auch die Weise auf welche die letztern zu dem Standpunkt, auf dem sie sich heute befinden, gelangt sind, auf das klarste heraus; sie dürfen daher nicht mit den zahlreichen Producten jener schreibseligen Feuilletonisten, aus welchen ein großer Theil des französischen Publicums seine Kenntniß der Nordküste Afrika's und ihrer Bewohner schöpft, verwechselt werden, und ihr unbestreitbarer Werth in Hinsicht auf Länder- und Völkerkunde bestimmte mich sie dem deutschen Leser in ihrer ganzen ursprünglichen Einfachheit darzubieten.

Erste Erzählung.

Wir haben über den Ursprung unseres Stammes nichts geschriebenes. Von den zwei einzigen Schriften die wir hier zu Filfila aufbewahren, ist die eine bloß ein bis in uralte Zeiten zurückgehendes Namensverzeichniß, welches indessen darthut daß die Ouischaoua von Lella Fatima Sohora, der Tochter unsers Herrn Mohammed, abstammen, und folglich Schörfa [1] sind; die andere enthält die Strafgesetze welche die Dschemmah [2] der hier ansäßigen Abtheilung der Ouischaoua in frühern Zeiten zum Behuf ihrer Gerechtigkeitspflege abfaßte und von einem Taleb [3] niederschreiben ließ. Wir wissen aber aus einer Sage, die sich von unsern Ur-Ureltern bis auf das heutige Geschlecht fortgepflanzt hat, daß unsere Vorfahren keine Kinder des Landes, sondern aus dem Gharb [4] hier eingewandert sind. Da wir aber alles gegen Sonnenuntergang gelegene Land den Gharb nennen, so können wir nicht bestimmen aus welcher Gegend desselben wir eigentlich herstammen, und die erste Heimath der Ouischaoua kann eben so gut die Kabylia des Dschurdschura, als das Gebiet von Oran, oder auch das Land des Sultan Mula Abderrahman [1] seyn. Soviel ist aber gewiß daß die Ouischaoua von einem mächtigen Nachbarstamm aus ihrem Geburtsland vertrieben worden sind und sich in das unwirthsame Gebirg der Seba-Rus [2] bei Kollo, welche Gegend man auch den Riff [3] nennt, geflüchtet haben. Dort nährten sie sich kümmerlich von ihren Ziegenheerden, von den Eicheln des Waldes und von den Wurzeln der wilden Kräuter, bis sie nach und nach dem unfruchtbaren Boden, der sich an vielen Orten nur mit der Hacke bearbeiten läßt, etwas magere Gerste und schwarze Hirse abgewinnen konnten; sie veredelten aber gleich von Anfang die zahlreichen wilden Olivenbäume die sie dort vorfanden, und diese wurden später ihre einzige Erwerbsquelle, wie sie es heute noch sind. Ihre erste Sprache soll die kabylische gewesen seyn, aber nach und nach, wie diejenige aller Kabylenstämme die sich den Gebieten der Zeltaraber genähert haben, durch die arabische verdrängt worden seyn; unsere Aussprache des Arabischen ist indeß heute noch etwas verschieden von derjenigen der Araber der Ebenen, und wir gebrauchen noch manche Worte welche diese nicht haben.

Im Riff waren die Ouischaoua die freisten und unabhängigsten Leute, und erkannten niemand für ihren Oberherrn, so wenig früher die Beys von Constantine, als in letzter Zeit die Franzosen, welchen letztern sie sich erst vor drei Jahren definitiv unterwarfen. Sie kannten aber auch kein Gesetz und waren nie einig, außer wenn sie einen gemeinschaftlichen Feind zu bekämpfen hatten, wo sie dann so lange dem kühnsten und tapfersten Mann als ihrem Anführer gehorchten, als die Fehde dauerte. Die wechselseitige Eifersucht der Familien ließ sie nie dazu kommen einen bleibenden Scheich zur Handhabung der öffentlichen Ordnung zu ernennen, und diejenigen dieser Familien welche die meisten Glieder zählten, ließen den schwächern bei jeder Gelegenheit ihr Uebergewicht fühlen. Der einzige Schiedsrichter war der Mord, dessen Sühne wieder die Blutrache war, zu welcher sich auch die entferntesten Verwandten eines Erschlagenen verpflichtet glaubten. Im Riff war Freiheit, aber kein Recht; die Riffia [4] gaben keinen Zehnten, allein der Nachbar stahl oft dem Nachbar mehr als den Zehnten seiner spärlichen Ernte; die Riffia hatten keinen Kadi, und alte Mißbräuche galten bei ihnen für Recht; so kann z. B. nach den muselmännischen Gesetzen keine Wittwe gezwungen werden einen zweiten Mann zu heirathen, der ihr nicht ansteht, im Riff aber riß der Bruder des Verstorbenen der Wittwe desselben, vor der versammelten Dschemmah, die Kopfbinde herab, und erklärte sie, durch diesen brutalen Act, für sein Eigenthum, ohne daß es jemand beigekommen wäre gegen diesen alten barbarischen Gebrauch Einspruch zu thun. Zwischen den meisten Familien war Blut [5] das gerächt werden mußte, und keiner war einen Tag seines Lebens sicher.

So war es im Riff seit undenklichen Zeiten, und so war es dort noch vor wenigen Jahren. Gelobt sey Gott! wir haben hier zwar weniger Freiheit als wie früher, allein desto mehr Sicherheit, Ruhe und Wohlstand, und die N'sara regieren und richten nach dem Recht.

---

[1] Scherif, plur. Schörfa, nennen sich die Mitglieder des religiösen Adels, welche von der Tochter des Propheten abzustammen behaupten.

[2] Dschemmah, der Rath der Aeltesten.

[3] Taleb, plur. Tolba, ein Gelehrter und überhaupt jeder der lesen und schreiben kann.

[4] El Gharb, der Westen.

---

[1] Der Kaiser von Marocco.

[2] El Seba-Rus, die sieben Kaps, eine wilde, schwer zugängliche Gebirgsgegend im Westen von Kollo.

[3] El Riff nennen die Einheimischen jede wüste Gegend des Küstengebirgs, so gibt es auch einen Riff im Staat von Marocco.

[4] Die Bewohner des Riff.

[5] Arabische Redensart.

Wie es scheint, hat sich der aus zwei Abtheilungen — den Beni-Kebir und den Beni-Meruan — bestehende Stamm der Ouischaoua, ungeachtet der innern Familienzwiste und der Fehden mit den Nachbarstämmen, nach und nach bedeutend vermehrt, und das arme Bergland konnte seine Bewohner nicht mehr alle ernähren. Man sagt daß jedesmal eine schreckliche Hungersnoth unter ihnen einriß, wenn die Ghazzias, [1] die sie auf die benachbarten Gebiete machten, unglücklich ausfielen, oder keine Schiffe an der rauhen Küste der Seba-Rus scheiterten, weßhalb, zu verschiedenen Zeiten, zahlreiche Familien der beiden Abtheilungen nach Osten auswanderten, und sich in der waldigen Küstengegend, welche sich zwischen Sgigeda [2] und Bona ausdehnt, festsetzten. Auf diese Weise siedelte sich eine Abtheilung der Beni-Meruan auf dem Berg Hasseïr, zwischen Sgigeda und dem Cap Filfila an, und mehrere andere der Beni-Kebir ließen sich an der Gränze des Fendek, an derjenigen der Sanhadja-Araber, in den Guerbes und zu Filfila nieder. Die Ouischaoua hatten also nach und nach das ganze Gebirgsmassiv, von Sgigeda an, bis nahe an den Wed-el-Kebir im Sanhadjagebiet, in Besitz genommen, während die unter Zelten wohnenden Araber die fruchtbaren Thäler dieser Gegend inne hatten. Auch konnten sie die Beni-M'henna, von deren Stamm verschiedene Abtheilungen sich ebenfalls nach und nach aus ihren Bergen in die Gegend um Sgigeda herabgezogen hatten, nicht aus ihren neuen Niederlassungen vertreiben, so oft sie es auch versucht hatten; bloß die Beni-Meruan, die auf dem Hasseïr beständig ihren Angriffen ausgesetzt waren, verkauften ihnen endlich die von ihnen dort angelegten Feigengärten, um sich nach dem, zwischen den Sanhadja und den Dschendel gelegenen Dschennen-Dib und dem von diesem letztern abhängigen Aïn-Neschma zurückzuziehen. Vor der Ankunft der Ouischaoua war diese ganze Gegend eine undurchdringliche Waldung — so wenigstens lautet die von unsern Voreltern bis zu uns gekommene Kunde — und es ist also falsch daß wir erst nach Filfila gekommen sind, nachdem ein angeblich früher daselbst ansäßiger Stamm nach dem Edough ausgewandert war, wie man dich einmal hat berichten wollen.

Die ersten aus dem Riff hier eingewanderten Ouischaoua hatten sich in der auf der östlichen Seite des Filfila sich ausdehnenden sandigen Ebene der Guerbes niedergelassen, wo sie durch die am Ufer des Meeres hinziehenden hohen Dünen gegen die rauhen Seewinde des Winters geschützt waren. Sie konnten sich daselbst schöne und bequeme Gurbies erbauen, zu welchen ihnen die an der Küste gestrandeten Schiffe die vorzüglichsten Materialien lieferten; auch legten sie bald ausgedehnte Feigengärten und Cactuspflanzungen an, die ihnen süßes Obst die Fülle brachten. Obschon die Gegend nicht zu den fruchtbarsten gehört, so brachte sie ihnen doch Gerste und Moorhirse, hie und da auch Weizen, über ihren Bedarf hervor, und die Eingewanderten, die im Riff nur einige Ziegen besaßen, konnten nun schönes Rindvieh, und selbst Pferde und Maulthiere halten. Zu allen diesen Vortheilen kam die Plünderung der Schiffe, die von Zeit zu Zeit an der Küste strandeten, und die ihnen manchmal in einem Winter mehr eintrug als alle Feldarbeit des vergangenen Sommers. Es läßt sich daher begreifen daß sich die in den ersten Zeiten ausgewanderten Riffia vorzugsweise nach den Guerbes wandten, bis sie endlich dort nicht mehr Raum genug fanden und genöthigt waren sich in den benachbarten Waldgegenden anzusiedeln. Auf diese Weise geschah es daß sich von den in spätern Zeiten aus dem Riff herabgekommenen Ouischaoua zu Filfila niederließen.

Man weiß nicht welche Familie den Grund zu der Niederlassung von Filfila gelegt hat; auf jeden Fall ist es nicht die unsrige, über deren Ankunft in dieser Gegend wir ziemlich genaue Kunde haben. Die Sage berichtet jedoch daß die ersten Ansiedler den ganzen Berg, und besonders das Thal des Wed-Rera, an dessen rechtem Ufer sich heute die Maulthierstraße von Bona hinaufzieht, so dicht bewaldet gefunden hatten daß sie sich nur mit vieler Mühe bis an den Fuß der Marmorfelsen Bahn brechen konnten. Dort lagerten sie sich am Rand eines mit einem undurchdringlichen Dickicht von Schilfrohr bewachsenen Sumpfes, aus welchem ein klares Bächlein des köstlichsten Wassers herausfloß. Es war dieß der Ort, wo die große Wasserleitung, vermittelst welcher die Dschuhella [1] lange vor der Zeit unsers Propheten, das Quellwasser von Filfila nach Sgigeda führten, ihren Anfang nimmt, und da sie ihn in jeder Hinsicht gelegen fanden, so erbauten sie sich dort, nicht wie wir es heute gewohnt sind, leichte Gurbies von Holz und Lehm, sondern feste Heith [2] aus schweren Steinen, mit ebenfalls Steinen beschwerten Dächern von Korkrinde, wie man solches noch, bis auf den heutigen Tag, in den Bergen der Seba-Rus sieht. Auch die Pferche für ihr Vieh waren aus Steinen errichtet, und diese Art zu bauen war hier, zu Filfila, noch bis zur Einnahme von Bona durch die Franzosen gewöhnlich. Lob sey Gott! Wir haben nicht mehr nöthig uns auf diese Weise zu verschanzen; wir genießen der Wohlthat eines Friedens, wie wir ihn nie gekannt, und ein Weib kann heute ohne Geleit von Sgigeda nach Constantine gehen. [3]

Der Wald von Filfila soll damals außerordentlich reich an Wild aller Art gewesen seyn: zahlreiche Banden von Affen, von welchen man jetzt nur noch wenige auf dem Berg Bou-Ksaïba antrifft, trieben ihr Wesen im Thal des Baches, wo heute sich das Haus von Mohammed Bouazīz befindet; die Dickichte waren erfüllt mit Rudeln von Hirschen und wilden Schweinen; an den Abhängen wimmelte es von Hasen und Rothhühnern, und die Felsenklüfte bargen zahlreiche Stachelschweine. Aber auch der Löwe, der Panther, die Tigerkatze und der Luchs waren hier — und in ungleich stärkerer Anzahl als heute — zu finden, und mögen im Anfang den Ansiedlern viel zu schaffen gemacht haben. Noch ein anderes großes Raubthier, el Dobb oder auch el Neßnäß [4] genannt, welches fast ebenso gefährlich als der Panther gewesen seyn soll, und heute niemand mehr bekannt ist, soll damals nicht selten zu Filfila angetroffen worden seyn. In heutiger Zeit wird der Hirsch nur noch an der Gränze von Tunis gefunden, und der Dobb ist sogar völlig aus dem Lande verschwunden.

Es steht außer allem Zweifel daß die ersten Ouischaoua zu Filfila ihre Arbeiten für die Bloßlegung des Ackerfeldes damit begonnen haben den ganzen Wald in Brand zu stecken, und dann die sich zum Anbau eignenden Flecke nochmals besonders rein zu brennen, wie man im Land der Araber und Kabylen, von den frühesten Zeiten her, zu verfahren gewohnt war, bis es auch Franzosen auf einmal gefiel diese gewiß ver-

[1] Ghazzia, Plünderung, bedeutet hier einen gegen einen feindlichen Stamm unternommenen Raubzug.

[2] Sgigeda, das heutige Philippeville; wahrscheinlich von Rusicada, dem römischen Namen der alten Stadt.

[1] El Dschuhella, die Heiden, Römer.

[2] El Heith, ein aus rohen Steinen und Erde aufgeführtes Gebäude.

[3] Sprüchwörtlich.

[4] El Dobb oder el Neß-näß, der Bär.

nünftige Art des Urbarmachens zu verbieten. Ich, für meinen Theil, kann auch hierin nicht recht geben, denn auf diese Weise muß der Wald bald wieder ein undurchdringliches Dickicht werden, die Zahl der Raubthiere zunehmen, und Brombeergesträuch und Farrnkraut wieder über die urbargemachten Lichtungen spielen, nicht zu gedenken daß das gute Futter unter dem alten dürren Unkraut ersticken muß. Es ist ja erwiesen daß das Feuer nicht eine einzige gesunde Korkeiche, sondern nur ganz alte hohle Stämme tödtet, die ohnehin bald von selbst absterben würden, und dasselbe nur die Rinde dieser Bäume leicht anbrennt. Was wollen übrigens eure Mercantis,[1] welche unsere Korkeichenwälder von dem Beylik[2] gepachtet haben, mit all diesem Kork, dessen Abschälung sie so schweres Geld kostet, beginnen? Wenn man auch alle Länder der ganzen Welt zusammennimmt, so ist es dennoch unmöglich daß es in denselben, selbst in einem Zeitraum von 20 Jahren, so viel Flaschen zuzustopfen geben kann als nur die Wälder der Küste allein in einem Jahr Pfropfe hervorbringen. Dieß ist aber eure Sache, und wir haben nichts darein zu reden.[3]

Es scheint daß die in unserer Gegend eingewanderten Ouischaoua bald das Bedürfniß der Handhabung einer bessern Ordnung im Innern ihrer verschiedenen Abtheilungen fühlten, denn wir wissen daß jede dieser letztern schon vor langer Zeit einen bleibenden, von der Dschemmah ernannten Scheich hatte. Die Ouischaoua der Guerbes machten, mit denjenigen von Filfila, eine besondere Farka[4] aus, bis die Franzosen sie von einander trennten, und die erstern dem Regierungsbezirk von Bona, letztere aber demjenigen von Egigeda einverleibten. Auf gleiche Weise bildeten die Ouischaoua von Mel-Aruk, Demb-Saffaf, Dschennen-Dib, Ain-Reschma und R'mada eine zweite, und diejenigen aus dem Wed-R'thal, dem Okrab und dem Fendek eine dritte Farka. Ich erinnere mich noch aus meiner Jugend der beiden letzten Scheichs welche wir vor der Ankunft der Franzosen hatten, und welche beide der Familie der Uled-Amira angehörten.

Das geschriebene Strafgesetz unserer Farka, das wir unlängst mit einander gelesen haben, soll schon sehr alt seyn, und ward zur Zeit meines Großvaters von einem von der Dschemmah damit beauftragten Taleb neu abgeschrieben.

(Wir lassen hier die wörtliche Uebersetzung dieser merkwürdigen Strafgesetztafel folgen.)

„Dieses sind die Strafen welche die Dschemmah der Ouischaoua von Filfila und der Guerbes vorgeschrieben hat."

„1. Die Familie desjenigen, welcher sich einer der durch gegenwärtiges Gesetz verordneten Strafen durch die Flucht entzogen hat, ist gehalten denselben, sey es durch Güte oder mit Gewalt, einzubringen, widrigenfalls sie selbst für die ihm auferlegte Strafe mit ihrem Vermögen haftet."

„2. Wer angeklagt ist einen von einem Fremden in der Farka begangenen Diebstahl begünstigt zu haben, und sich nicht durch einen von 25 Personen geleisteten Eid reinigen kann,[1] zahlt eine Geldbuße von 20 Reals."

„3. Wer ein Haus, sey es bewohnt oder nicht, einen Getreidemeiler oder einen Fruchtbehälter in Brand steckt, ist zum Ersatz des Schadens angehalten und zahlt überdieß noch eine Geldbuße von 50 Reals. (Eidesleistung durch 50 Personen.)"

„4. Wer ein Schießgewehr auf einen Menschen abfeuert, ohne ihn jedoch zu treffen, zahlt eine Buße von 50 Reals. (Eidesleistung durch 7 Personen.)"

5. Wer einen Obst- oder Gemüsegarten, oder einen Matmor[2] bestiehlt, entschädigt den Eigenthümer und zahlt eine Buße von 50 Reals. (Eidesleistung durch 25 Personen.)"

„6. Wer eine Flinte oder ein Pistol stiehlt, 25 Reals Strafe."

„7. Wer eine Stute stiehlt, 100 Reals Geldbuße. (Eidesleistung durch 50 Personen.)"

„8. Deßgleichen einen Ochsen, 30 Reals Geldbuße. (Eidesleistung durch 24 Personen.)"

„9. Deßgleichen ein Schaf, einen Ziegenbock oder eine Ziege, 4 Reals Geldbuße. (Eidesleistung durch 7 Personen.)"

„10. Wer einen Bienenstand bestiehlt, Schadenersatz von 5 Reals für den Eigenthümer und 5 Reals Geldbuße. (Eidesleistung durch 7 Personen.)"

„11. Wer den in der Bucht landenden Salzhändlern Salz entwendet, zahlt eine Buße von 50 Reals. (Eidesleistung durch 20 Personen.)"

„12. Wer eine verheirathete Frau entführt, zahlt dem Mann derselben 400 Reals Entschädigung, und eine Geldbuße von 80 Reals."

„13. Deßgleichen eine Wittwe, 20 Reals Entschädigung für die Verwandten derselben, und 40 Reals Geldbuße."

„14. Ist eine solche Entführung auf eine gewaltsame Weise geschehen, so zahlt der Entführer noch überdieß eine Summe von 40 Reals, welche dem Scheich der Farka zufällt.

„15. Derjenige welcher, ohne durch eine legitime Blutrache dazu berechtigt zu seyn, einen Menschen in irgendeinem Streit tödtet, wird aus der Farka verbannt; die Dschemma brennt sein Haus ab, und seine ganze Habe fällt der Familie des Erschlagenen als Dia[3] anheim."

---

[1] Merkantis, Kaufleute; im ausgedehntern Sinn alle Europäer bürgerlichen Standes.

[2] Beylik, vormals die Regierung des Bey, wird heute auch auf die französischen Zustände angewendet und bedeutet: Regierung, Staat.

[3] Gewöhnliche Kritik der Einheimischen über die neue Forstverwaltung der Franzosen.

[4] Farka, Stammabtheilung.

[1] Wenn ein Angeklagter, der nicht auf der That ertappt wurde, eine nach dem Grad des Verbrechens bestimmte Anzahl von Verwandten und Freunden findet, die seine Unschuld mit ihm beschwören, so wird er freigesprochen. Man nennt diese Art von Eidesleistung: „half, schwören, i half bei khamsin, er schwört mit 50 u. s. w. Man schwört gewöhnlich auf das Grab irgendeines berühmten Marabuts der Gegend, oder auch auf irgendein heiliges Buch, und die Formel dieses Eides ist folgende: „Sidi-Messaud (oder irgendein anderer Heilige), dessen Grab hier alle Orte überschaut, strafe mich, wenn ich (oder er) des Verbrechens dessen man mich (ihn) anklagt, schuldig bin (ist)!" Hat die Eidesleistung in einer Dschemma (Moschee) statt, so wird gewöhnlich hinzugefügt: „und diese Dschemma möge über mich zusammenstürzen!" Der Eid wird zuerst von dem Angeklagten, und dann, nach der Reihe, von den übrigen geleistet. Wir sind heute, durch vielfältige Erfahrung, zur Gewißheit gekommen daß, ungeachtet der Feierlichkeit womit man diese Ceremonie umgibt, wenig Einheimische Anstand nehmen falsch zu schwören.

[2] El Matmor, ein Silos oder unterirdischer Fruchtbehälter.

[3] El Dia, das Blutgeld.

„16. Die Verwandten eines Mannes welcher über einem in einem Hause, einem Garten, einem Meiler, einem Viehpferch u. s. w. von ihm verübten Diebstahl getödtet wurde, haben kein Recht auf die Dia."

„17. Wer einen Fremden, der ein Mitglied des Stammes zu besuchen gekommen war, entweder bei seiner Ankunft oder seiner Abreise, unterwegs anfällt und beraubt, zahlt eine Buße von 40 Reals. (Eidesleistung durch 7 Personen.)"

„18. Alle Mitglieder des Stammes sind überdieß dem von der Dschemmah erwählten Scheich unbedingten Gehorsam schuldig, und diejenigen welche diesem Gebot zuwiderhandeln, werden von der Dschemmah, je nach ihrem jedesmaligen Gutachten, dafür bestraft werden."

Dieses Gesetz ward von den drei außerhalb des Riff ansässigen Abtheilungen der Ouischaoua angenommen, und jeder Riffi, der sich bei uns niederließ oder auch nur auf Besuch zu uns kam, mußte sich dieser neuen Ordnung unterwerfen, sowie er die Furt des Feigenbaums [1] überschritten hatte. Es gab jedoch immer unruhige und gewaltthätige Leute unter den Ouischaoua, die sich in keine Ordnung fügen wollten. Manche Familien welche viele und handfeste Mitglieder zählten, wollten den Meister spielen und lehnten sich manchmal gegen die Autorität der Aeltesten auf, wenn diese im vorkommenden Fall das Gesetz gegen sie anwenden wollten; auch stand nicht selten eine dieser Familien der andern feindlich gegenüber, und es kam zwischen denselben zu blutigen Schlägereien, die oft mit einem Mord endigten, der wieder Blut heischte, wenn die Verwandten des Erschlagenen die Dia nicht annehmen wollten. Auf ähnliche Weise lebten wir selbst, die Uled-Bou-Rema, in tödtlicher Feindschaft mit der Familie der Khraut; auch die Uled-Amira und die Uled-Ben-Salah waren nicht zum besten gegen uns gesinnt, und so stand es ebenfalls zwischen verschiedenen andern Familien, weßhalb es der Klugheit gemäß war Tag und Nacht gegürtet [2] zu seyn. Diese Feindschaften zwischen Stammgenossen wurden indeß von der Mehrzahl mißbilligt, da die Kühnen und Starken ja Gelegenheit genug hatten ihren Uebermuth an den Feinden ihres Stammes — und dieß waren alle umliegenden Stämme, welches Ursprungs sie auch seyn mochten — auszuüben.

Was aber im Innern unserer Stammabtheilungen ein Frevel war und als solcher bestraft wurde, galt, wenn es auf fremdem Gebiet verübt ward, für eine Großthat, wobei sich Ruhm und Ansehen erwerben ließ. Wenn wir zu Hause einen Kürbiß stahlen, mußten wir 50 Reals Strafe zahlen, wenn wir aber den Sanhadja, den Ghadscheta, den Uled-M'nia oder den Beni-M'henna eine Viehheerde wegtrieben, so kam uns die ganze Farka mit Jubelgeschrei entgegen und überhäufte uns mit Lobsprüchen. Wenn ein Fremder als Gast zu uns kam, stand er unter dem Schutz seines Gastfreundes, der mit seiner ganzen Familie für seine Sicherheit bürgte; kam er aber auf andere Weise in unser Gebiet, so mußte er befürchten von dem ersten besten nackt ausgezogen zu werden, und dasselbe stand uns unsrerseits bevor, wenn uns unser Weg über ein fremdes Gebiet führte.

Es gab mehrere Familien unter den Ouischaoua, welche früher nur von den Ghazzias lebten, die sie in den benachbarten Gebieten machten, und zu diesem Zweck sich an einsamen, schwer zugänglichen Orten des Gebirges niedergelassen hatten; ich selbst stamme von einer dieser Familien ab, und wo du uns nachfragen magst, wirst du erfahren daß die Uled-Bou-Rema keine Feiglinge waren.

Wenn wir heute auch eingestehen müssen daß der Friede besser ist als eine immerwährende Furcht für unser Leben und Eigenthum, so vermissen wir dagegen oft unsere frühere Freiheit und Unabhängigkeit, wo ein Mann thun konnte was ihm beliebte, heute zu Filfila wohnte und morgen in die Guerbes zog, um es später vielleicht im Melaruk oder im Olhrab zu versuchen; wo er sich hinwandte, fand er eine Farka seines Stammes, welche seiner Niederlassung auf ihrem Gebiet nicht das geringste in den Weg legte. Zudem gehorchten wir nie den Beys von Constantine, welche sich nur selten mit ihrem Kriegsvolk in unsere flache Gegend, und nie in unsere Berge wagten. Salah-Bey brachte es zwar durch allerlei Versprechungen dahin daß wir ihm einigemal den Zehnten, der bloß aus 3 Reals für den Pflug bestand, entrichteten; wir kündigten ihm aber bald wieder auf, als wir sahen daß diese Versprechungen nicht gehalten wurden und er nicht im Stande war die Abgaben mit bewaffneter Hand einzutreiben. Unsere Brüder aber in den Seba-Rus erkannten zu keiner Zeit einen Sultan an; auch waren sie die letzten im Küstenland von Constantine, welche sich den Franzosen unterwarfen.

Dieses ist die Geschichte unseres Stammes, so weit sie uns aus den Erzählungen unserer Väter bekannt ist.

Löwenjagden der Kaffern.

(Aus Mrs. Colonel Somerset's Adventures in Caffraria.)

Die Jagdpartei war nur noch einige Tagreisen von ihrer Heimath entfernt, und hatte bis jetzt kein regelmäßiges Zusammentreffen mit Löwen gehabt; denn obgleich sie ziemlich viele gesehen und mehrere getödtet, so waren dieß doch entweder schwache oder junge Thiere und eine leichte Beute für die Speere und Bogen der Kaffern. Helenens abenteuerlustiger Geist war durch die Expedition, an welcher sie theilgenommen, wahrhaft belebt worden, und nicht ohne ein Gefühl des Bedauerns hörte sie daß die Jagd zu Ende sey, und ihre Begriffe von der Geschicklichkeit der Kaffern in Erlegung der Löwen noch nicht verwirklicht habe. Sie sprach hierüber mit dem Hauptjäger, der, obgleich ersucht die Art und Weise ihres Verfahrens dabei genau zu schildern, doch Tag um Tag es ablehnte, mit der Bemerkung sie werde es schon selbst sehen. Damit mußte sich Helene begnügen, bis man, wie sie muthmaßte, das Lager erreichen würde. Allein ihre Geduld ward auf keine so lange Probe gesetzt, denn während der Nacht noch welche der Unter-

---

[1] Diese Furt führt, unfern der heutigen Brücke, über den Wed-Safsaf bei Philippeville, und wird noch immer von den Einheimischen benutzt.
[2] m'hassem, gegürtet, d. h. von Kopf zu Fuß bewaffnet.

redung folgte, in der sie die gewünschte Aufklärung zu erhalten nicht vermocht hatte, ward sie durch einen fürchterlichen Lärm aufgeweckt, der theilweise durch das Gebrüll einer Anzahl Löwen veranlaßt wurde, welche, das Picket wo die Pferde standen umringend, die armen Thiere in solche Beängstigung versetzten, daß sie sich mit Gewalt losmachten und in die Ebenen flohen, verfolgt von ihren Feinden, die sie bald einholten und mehrere derselben tödteten.

Angefeuert durch diesen Angriff und voller Jagdlust, versammelten sich die Jäger bei Tagesanbruch, und beschlossen einmütbig den Spuren dieser Raubthiere zu folgen; sie untersuchten daher ihren Vorrath an Waffen, lasen die besten von den zurückgebliebenen aus, und brachen in Begleitung Helenens und Amalai's auf. Die von den Thieren hinterlassene Fährte war deutlich sichtbar, anfänglich durch das Blut der erwürgten Pferde, hernach durch die abgebrochenen Aeste oder das zertretene Gras bezeichnet über welches sie dahin gezogen waren. Nachdem man der breitesten Fährte etwas mehr als eine Meile nachgegangen, kam man an eine sumpfige Bodeneinsenkung, in welcher das lange schilfähnliche Gras den Flüchtigen einen prächtigen Schutz bot. Hier wurde wiederum Rath gehalten um den Angriffsplan zu beschließen. Der bessern Kenntniß des Führers vorläufig sich fügend, bildete man drei Abtheilungen, von welchen die eine hinter den beiden andern, die sich auf die beiden Seiten der Dschengel begaben, zurückblieb. Nun kam ein Augenblick gespannter, ängstlicher Erwartung. An allen Nerven zitternd und in der stärksten innern Aufregung schlich sich Helenens Abtheilung sachte in die Dschengel, so aber daß jeder den andern im Gesicht behielt. Helenens Hand packte den Griff ihres Speers so fest, daß die leichte Waffe, bei der Art und Weise wie die Leute giengen, Schritt um Schritt, still aber schnell sich bewegend, zitterte. Endlich erreichten sie die andere Seite der Dschengel: die Führer machten Halt, und legten sich, eine Linie bildend, nieder um die Bewegungen der hinten gelassenen Abtheilung zu erwarten. Sobald diese Anordnung vollständig war, stürzte die zurückbleibende Abtheilung, die Treiber, über Hals und Kopf in die Dschengel, so daß das lange Gras durch ihre raschen Bewegungen hin und her schwankte, und die Luft von ihrem Geschrei wiederhallte. Bereits hatten sie die Mitte des Sumpfs erreicht, ohne irgend eine Spur von Löwen zu treffen, und Helenens Hoffnungen schwanden allmählich; da brachen plötzlich die Treiber in noch lauteres Geschrei aus, und diesem folgte augenblicklich ein vollkommener Chor häßlicher Stimmen. Der Sumpf tanzte vor den Augen unserer Heldin, ein Nebeldunst stieg vor ihr empor, und wohl nahebei zum erstenmal seit sie ihre neue Lebensbahn betreten, fühlte sie sich von wahrer Furcht beseelt. Indeß hatte sie nicht viel Zeit dieser ängstlichen Gemüthsbewegung nachzuhängen, da mit einem Sprung und mit Gebrüll ein dunkelfarbiger Löwe innerhalb weniger Schritte von ihnen heraussprang, in seinem Schrecken und seiner Eile aber den am Boden liegenden Jägern — wenn er sie überhaupt sah, was dahin gestellt bleiben muß — keine Aufmerksamkeit schenkte. Allein man ließ ihn nicht lange in der Ungewißheit, denn die Kaffern, begierig die Wirkung ihrer Speere an dem Rücken ihres Feindes zu erproben, verwundeten ihn an mehrern Stellen. Wie der Blitz sich umwendend als die Speere seine Haut durchbohrten, stand der König des Waldes einige Augenblicke lang da, heftig wedelnd und seine Wunden leckend; dann faßte er seine Angreifer fest ins Auge, und gieng, wie wenn er sich Genüge gethan hätte, einige Schritte vorwärts. Bei dieser Bewegung des wüthend gemachten Thiers sprangen die Kaffern auf ihre Füße, und Helene folgte mechanisch ihrem Beispiel. Als der Löwe dieß sah, stand er wiederum still, lauerte dann nieder, bereitete sich zu seinem Schlußsprung vor, schlug mit seinem Schweife unwillig den Boden, und zeigte, unter dumpfem drohendem Knurren, eine schreckliche Reihe weißer Zähne. Da machte, fast noch in demselben Augenblick, ein Kaffer mit seiner Waffe eine Bewegung; im Nu aber war auch schon, mit donnerähnlichem Gebrüll, der Löwe auf ihm. So wenigstens schien es Helenen, als sie, da Amalai sie hinwegzog, einen Augenblick athemlos und schreckgebannt zurückschaute. Allein der Kaffer war entwischt, denn er hatte, das Auge des Ungethüms bewachend, sich rasch unter ihm hervorgewunden, seinem Feinde den federgekrönten Speer überlassen und gleichzeitig einen vergifteten Speer in den Leib gestoßen. Wiederum kauerte der Löwe hin, wiederum schien er auf einen der Männer loszuspringen, und wiederum durchbohrte ihn ein Speer. So nahm die Schlacht ihren Fortgang, bis der Löwe, von Wunden und Schmerz geschwächt, den Schweif umdrehte und den Sumpf zu erreichen suchte; allein hier wurde ihm der Weg von dreien der Jäger abgeschnitten. Mit ingrimmigem Geheul, gleich einem geschlagenen Hunde, machte er ähnliche erfolglose Versuche, fand aber überall, zuerst links, dann rechts, den gleichen Empfang. Auf allen Seiten im Gedränge, schaute er mit wuthentbrannten Blicken um sich, Ströme Blutes aus Nüstern und Flanken verlierend; endlich taumelte er und sank zu Boden. Die Jäger stürzten herbei, und in wenigen Minuten stand Helene neben dem todten Könige der Wälder. Es war der schönste Löwe welchen sie je gesehen, und die Jäger erklärten ihn für sehr alt. Eine Zeitlang beschäftigten sie sich mit nichts anderm als mit der Untersuchung ihrer Trophäe, sprachen nur von seiner Größe, Stärke und Farbe, und machten Helenen auf verschiedene Zeichen aufmerksam, aus welchen sie ihrer Behauptung nach das Alter des Löwen bestimmen könnten. Ihre Lection wurde indeß unerwartet unterbrochen.

Ein dumpfes von Knurren begleitetes Rasseln veranlaßte die Kaffern nach ihren Waffen zu greifen und sich umzuwenden. Da sahen sie, wenige Schritte entfernt, einen zweiten und noch größern Löwen vor sich stehen, der, mehr überrascht als erschreckt durch die Begegnung, weder Lust zum Angriff noch zur Flucht an den Tag legte; denn nachdem er sich eine Zeitlang ruhig umgeschaut, gieng er auf seinen todten Bruder zu, indem ihm die Kaffern den Weg öffneten. Nachdem er den Leichnam berochen und beleckt, legte er sich nieder, seine Augen auf die Jäger gerichtet, welche, unvermuthet überfallen, sich zusammengedrängt hatten — eine Stellung in der sie insgesammt nahezu zehn Minuten blieben, worauf sich der Löwe erhob und, nachdem er sich, wie eine Katze nach einem Schläflein auf dem Herd, träge gestreckt, gemächlich hinwegtrottete. Die Jäger, neuen Muth schöpfend, eilten ihm nach; allein er beschleunigte seine Flucht, und verschwand, ohne von einem Paar Speere die ihn in seine Hintertheile trafen Notiz zu nehmen, in dem Sumpf, und die getäuschten Kaffern hatten das Nachsehen. Als sie sich wieder mit ihren Cameraden vereinigt, zeigte es sich daß noch ein alter und ein junger Löwe getödtet worden waren.

Rückblicke auf die auswärtige Politik.

1. Rußland.

Wir haben am Schluß des vergangenen Jahres eine Entscheidung über die Aufhebung der Leibeigenschaft erhalten, nachdem dieses große Werk mehr als einmal in undeutliche Ferne zurückzuweichen drohte. Kaiser Alexander II, der sich seit seinem Regierungsantritt die Achtung und Liebe der europäischen Mitwelt zu erwerben wußte, hat sich jetzt als ein männlicher, unerschrockener, absichtsvoller und nicht leicht beirrter Monarch gezeigt. Hätte er sich mit unentschiedenen Ministern umgeben und wäre er den geheimen Angsträthen zugänglich gewesen, so würde sein großer Anschlag längst erschüttert worden seyn. Zuerst offenbarte der Adel einen schlecht versteckten Widerwillen gegen die Absichten der Krone. In der Statthalterschaft Moskau, wo sich der Kern des Altrussenthums niedergelassen hat, fielen die Wahlen in die Adelsausschüsse auf die erklärten Gegner der Bauernbefreiung. Wie weit die Macht und der Einfluß der altrussischen Aristokratie reichen, läßt sich aus der Ferne schwer bemessen. Denkt man daran daß schon seit Peter dem Großen der Geburtsadel völlig vernichtet worden ist, daß allein der Staatsdienst und die Uniform über Rang und Classe entscheiden, und jeder Adelige, wenn er nicht sinken will, nothwendig sich der Subordination fügen und seine hierarchischen Grade verdienen muß, gehört es auch nicht zu den seltenen Erscheinungen daß Granden und Reichswürdenträger ohne sonderliche Rücksicht nach Sibirien geschickt wurden, so deutet der plebejische Ursprung der Romanow uns schon an, daß der Adel im russischen Volke keine Wurzeln geschlagen hatte, und seitdem sind ihm die Flügel von beinahe jedem Monarchen beschnitten worden. Auch mit den Reichthümern dieser Classe ist es anders als man gewöhnlich denkt. Im Ausland lernen wir nur die reichen Russen kennen, weil arme gar nicht das Vergnügen europäischer Wanderschaft sich vergönnen dürfen, und so bilden wir uns ein daß Reichthum und russischer Adel verschwisterte Begriffe sind.[1] Der Krieg im Jahr 1812 brachte aber beinahe sämmtliche mittlere Grundherren in solche Vermögensverluste, daß sie sich entschließen mußten Industrien und Fabriken zu gründen und zu errichten. Seit jenem Jahr ist bekanntlich Moskau eine vollständigs Manchester geworden, wie denn auch die Zolltarif- und die Wirthschaftspolitik des Reiches eng zusammenhängt mit der Lage dieses gewerbtreibenden Adels, der in Folge des Prohibitivsystems vom besten Saft der russischen Verzehrer gefüttert wird. Jeder nachfolgende Krieg, auch der von 1828 schwächte das Vermögen dieser Classe, denn da der Adelige gezwungen wird seine Leibeigenen ins Feld zu stellen, so entgeht ihm durch jeden Recruten ein Capital. Kaiser Nikolaus war sogar, so hieß es wenigstens bei seinen Lebzeiten, nur aus Rücksichten auf die Vermögenszerrüttung des Adels in Folge seines ersten Türkenkriegs abgehalten worden die Leibeigenschaft aufzuheben. Man vergesse nie daß das Vermögen des Adels bisher nicht in den Ländereien bestand, die in Rußland nur in der Nähe großer Städte etlichen, sonst aber beinahe gar keinen Werth haben, sondern in den Köpfen der Leibeigenen, welche auch allein verpfändet werden können. So verschuldet aber ist im Augenblick der russische Adel daß dem Fiscus von den 23 Mill. adliger Bauern nicht weniger als 13 Mill. verhypothecirt worden sind! Die Bauern endlich haben niemals Liebe und Anhänglichkeit für ihre Leibherren empfunden. Der Aufstand des Pugatschew war ein reiner Bauernkrieg, und mit wie viel Haß und Blutgier der Leibeigene seine Herrschaft verfolgte, davon kennen die Leser dieser Blätter grauenhafte Beispiele aus der russischen Memoirenliteratur.[1] Wo der Adel Absichten gegen die Krone durchsetzen wollte, wählte er das verzweifelte Mittel der Palastrevolutionen. Doch sind die Zeiten wohl auf immer vorbei, wo Hofcavaliere und Garde-Officiere es wagen dürften eine Verschwörung gegen ihren Gebieter anzuzetteln und den Monarchen in seinem Schlafgemach zu erdrosseln. Unmöglich aber kann der russische Adel ohne etlichen Einfluß auf den Gang der Politik seyn. Man sagt daß Großfürst Constantin zu Gunsten seines jüngern Bruders Nikolaus aus verschiedenen, und auch aus diesem Grund habe abdanken müssen, weil er dem altrussischen Adel und dieser wieder ihm das Schlimmste zugeschworen hatte. Auch hieß es oder wurde es wenigstens seinerzeit in Wien so dargestellt, daß die altrussische Partei den Kaiser Nikolaus in den übelberathenen türkischen Krieg gedrängt und dieser ihnen zu Liebe allmählich alle Deutschen von dem hohen Vertrauensposten entfernt habe.

Wenn man sich in die Lage eines russischen Herrschers ein wenig denkt, so wird man sogleich inne daß er, ohne einen Mittelstand im Reich, gar kein anderes Werkzeug wählen kann als die Aristokratie, und daß er deßhalb bis zu einem gewissen Grade sie schonen muß. Auf der andern Seite aber ist die Masse der russischen Leibeigenen ein unsichres und stürmisches Meer. Leicht verführt und leicht entzündet, zum Betrug und zur Verstellung erzogen, zum Verschwören geschaffen und geübt, fanatisch im Hassen und im Glauben, voller Schlauheit und voller Knechtsinn — welchen Gefahren ist solch ein Volk nicht ausgesetzt und wie unberechenbar sind seine Bewegungen wenn ihm schlimme Impulse gegeben werden! Wie leicht konnte das Wort Freiheit zum Signal für agrarische Frevel, für Brandstiftung und Herrenmord werden. Auch blieben solche Störungen nicht völlig aus. In Esthland, wo die Leibeigenschaft längst abgeschafft und durch eine Art Erbpacht ersetzt worden war, führte ein Mißverständniß der kaiserlichen Absichten zu offenem Bauernaufruhr, der mit den Waffen niedergeschlagen werden mußte. Dieß war eine gefährliche Prüfung für die große sociale Reform, denn wie nahe lag es daß der Monarch an seinen eigenen guten Absichten und an der Reife seines Werkes irre werden konnte! Ein großer und besonnener Fürst würde sich aber gesagt haben daß Mißverständnisse bei einem bisher vernachlässigten und verwahrlosten Volk immer eintreten müssen, daß sie sehr zu entschuldigen sind und daß, wollte man vor den ersten bedenklichen Auftritten zurückschrecken und umkehren, Besserungen überhaupt, und gesellschaftliche Besserungen sich gar nicht einführen ließen. Auf jenen baltischen Hundstagsjubel, welcher den Gegnern der Bauernerlösung so erwünscht kam und von dem man eine Sinnesänderung des „russischen Trajan" erwartete, erschien aber am 6 August ein Ukas, der den Kronbauern ohne weitere Entschädigung völlige Eigenthumsrechte gewährte. Der Kaiser oder vielmehr der Staatsschatz brachte hier ein Opfer, um dem Adel ein Beispiel damit zu geben. Die Zahl der Kronbauern, d. h. der auf den

[1] Es gibt im Ganzen nur 1453 Herren mit mehr als 1000 Leibeigenen oder Grundherren von mehr als 1/2 Mill. S. R., und 2273 Herren von mehr als 500 und weniger als 1000 Leibeigenen oder 1/4 bis 1/2 Mill. S. R. Grundbesitz.

[1] S. Ausland 1858. S. 475.

Staatsgütern angesiedelten von der Leibeigenschaft längst, aber bis dahin von Roboten noch nicht befreiten Bevölkerung beträgt nach den neuesten Ermittlungen 9 Mill. „Seelen," während sich die Zahl der gutsherrlichen Leibeigenen auf 11¾ Mill. „Seelen" beläuft. Die russische Statistik zählt nur die männlichen Seelen, so daß man die Zahl verdoppeln muß, wenn man an beide Geschlechter denkt. Die Kronbauern bilden dann eine Bevölkerung von 18, die adeligen Leibeigenen von 23½ Mill.

Eine rege Unterstützung fand die Krone bei dem Klerus, und von historischem Werth ist eine Rede des Metropoliten vor dem Moskauer Adels-Ausschuß geworden, der den Gutsherren dringend rieth, nicht vom Eigennutz vor den drohenden socialen Gefahren sich verblenden zu lassen. [1] Unter den Vorschlägen der Adelsausschüsse fanden sich auch einige, die ein gutwilliges Eingehen auf die kaiserlichen Absichten verriethen. Unter andern hat sich in der Woiwodschaft Wilna der Adel ganz im Sinn des kaiserlichen Comité's erklärt, mit dem einzigen Unterschied daß er gegen eine Veräußerung der Wirthschaftsgebäude und der Gärten an die Bauern ist.

Am 13 November endlich wurden die Beschlüsse der vom Kaiser selbst über die Angelegenheit niedergesetzten Behörde unterzeichnet. Danach wird die Leibeigenschaft unentgeltlich beseitigt, und zwar deßwegen weil sie durch den Ukas des Boris Gudunow eingeführt, auch durch einen Ukas wieder aufgehoben werden könne. Es geschah bekanntlich am 21 Nov. 1601, daß die Bauern, bis dahin Pächter, die am Georgstag frei ab- und zuziehen konnten, an die Scholle gebunden wurden, und noch jetzt klagen die Bauern den Georgstag in ihren Liedern als den schlimmsten Kalendertag an. [2] So willkürlich und roh auch dieser Freiheitsraub war, so kann dafür doch ein stichhaltiger gesellschaftlicher Beweggrund angeführt werden. Der Russe hatte und hat noch heutigen Tages keinen Heimathssinn. Er betreibt den Ackerbau immer noch wie ein Nomade, denn seine Wanderlust wirft ihn bald da und bald dorthin. Er siedelt sich gern in geräumigen Dörfern an, und fährt dann meilenweit nach den abgelegenen Feldern, baut eine Hütte, und verrichtet während der Sommerszeit seine Arbeit und seine Ernte, um in das Dorf während der harten Jahreszeit zurückzukehren. Dieses unstete Wesen des russischen Bauern ist vielleicht das größte Bedenken, welches gegen die Segnungen der Freiheit erhoben werden kann. Kaum hatten sich im Jahre 1857 dunkle Gerüchte von dem kaiserlichen Freiheitsgeschenk verbreitet, so zog ein Theil der leibeigenen Bevölkerung von Ekatherinoslaw aus, und bewegte sich nach der Landenge von Perekop, weil angeblich in der Krim Ländereien jedem beliebigen Ansiedler vom Staat geschenkt worden seyn sollten. Die Volkswanderung mit sämmtlichem Vieh und sonstiger Habe mußte von Truppen am Dniepr aufgehalten und nach ihrer Heimath zurückgetrieben werden. Man denke sich den Zustand völliger Freizügigkeit hergestellt, und eine Bevölkerung von 50 bis 60 Millionen ohne Liebe für feste Wohnsitze auf der endlosen Fläche des russischen Reiches hin- und hergeschüttelt! Das Gute hatte wenigstens die Leibeigenschaft daß sie den Bauern zwang an der Scholle die er baute auszuharren, weil außerdem örtliche Hungersnöthe und plötzliche Verödungen kaum zu vermeiden schienen.

[1] S. die Rede im Annuaire des 2 mondes 1857—1858 p. 652.

[2] Frhr. v. Harthausen, Studien. Bd. 1. S. 113. not. 1.

Die Leibeigenschaft als agrarisches Band, mit gegenseitigen Rechten und Pflichten, besonders wenn beide rechtlich scharf begränzt gewesen wären, hätte vielleicht noch länger fortbestehen können, wenn nicht eben an der Stelle von Recht und Pflicht, selbst nach spätern Beschränkungen der Kaiser, die schlimmste Willkür geherrscht hätte. Schreiend wurde aber das alte Verhältniß als die agrarische Grundlage abhanden kam. Der Gutsherr verfügte wie eine fleischgewordene Vorsehung über seine Unterthanen: diesen gab er als Rekruten ab, den andern ließ er das Feld bestellen, den dritten machte er zum Kammerdiener oder zum Leibjäger, oder zum Koch. War dann Haus, Hof und Feld bestellt und ein Ueberschuß von Leibeigenen noch vorhanden, so hieß es: du wirst ein Musikant, du ein Schauspieler, du ein Uhrmacher, du gehst in die Fabrik und dich (wenn es eine Leibeigene war) schicke ich in ein Bordell! Von solchen Leibeigenen, die aus der ackerbautreibenden Bevölkerung heraustraten, empfieng der Gutsherr ein Jahrgeld (Obrok). Das Verdingen von Leibeigenen in Fabriken hat natürlich mit der Entwicklung der Industrie ungebührlich zugenommen, und hier war die Institution auf eine unerhörte Weise entartet. In Bezug auf die Hausleibeigenen, das heißt solchen die als Dienstboten der Gutsherrschaft dienen, wird festgesetzt daß sie nur noch 10 Jahre in ihrer alten Lage bleiben sollen, die Männer aber schon früher mit 300, die Weiber mit 120 S. Rubeln sich loskaufen können. Der Werth einer „Seele," das heißt eines Paares, Mann und Weib, einschließlich von 5 bis 6 Dessjätinen Land, wurde zu Hrn. v. Harthausens Zeit, bei Gutsverkäufen mit 4 bis 500 Silber-Rubel bezahlt, und die Banken liehen gegen Verpfändung einer „Seele" 250—300 Silber-Rubel. Daraus sieht man zugleich daß es sich bei der Befreiung um einen Vermögenswechsel von 5 bis 6 Milliarden Silber-Rubel handelt.

Der Ausschuß bestimmt ferner daß sämmtliche Grundherren ihren Bauern mindestens 5 Dessjätinen Grund und Boden auf die „Feuerstelle" überlassen müssen, und zwar sollen dazu zwei Drittel ihrer Ländereien ausreichen. Ist der Besitz zu gering, so werden so viel „Feuerstellen" frei als nicht ausgestattet werden können, und das Loos entscheidet dann wer frei abziehen darf und wer bleiben soll. Daraus folgt einfach, daß die Obrokleibeigenschaft gänzlich aufhört, und zwar zählt man nicht weniger als 88,000 Herren, die nur 1—10 Obrok-, oder Hausleibeigene besitzen, obwohl es außerdem noch eine Anzahl anderer gibt, die ihre Güter verkauft und ihre sämmtlichen Leibeigenen über die Zahl von 10 auf Obrok gestellt haben. Im Jahre 1834 gab es 109,340 Grundherren im Besitz von 10,704,378 (männlichen) Seelen. Davon gehörten 34 Proc. solchen Herren die zwischen 101 und 500, 33 Proc. solchen, die mehr als 1000 Seelen besaßen, aber nur 4 Proc. oder 450,037 „Seelen" 58,457 Eigenthümern von 1 bis 10 Seelen [1] an. Die Leibeigenen, welchen der Gutsherr das erforderliche Ackerloos gewährt, bleiben durch ihre Frohnden an die Scholle gefesselt. Sie leisten dann für jede Dessjätine je 10 Tage Hand-, und 10 Tage Spanndienste, also in dem Falle wo der Gutsherr 5 Dessjätinen gibt 50 Tage Arbeit ohne, und 50 Tage mit ihrem Gespann. Dieß wären also hundert Tage, und da der Gutsherr ein Drittel seiner Ländereien behält, und für die zwei Drittel von den Bauern je 100 Hand- und 100 Zugroboten empfängt, so bleiben jedem von diesen 200 Tage zur Bestellung seines Antheils übrig. [2] Noch wissen

[1] Tegoborski, la Russie tom II. p. 340.

[2] Das Jahr zu 300 Werktagen gerechnet.

wir nicht ob sich die Robottage gleichmäßig auf das ganze Jahr, z. B. je zwei in der Woche vertheilen, oder ob der Herr die 100 Tage willkürlich verlegen kann. Das letztere ist kaum anzunehmen, denn wenn er die 100 Tage auf die kurze Zeit während der Saat- und Erntezeit zusammenrückte, bliebe dem Bauern gar nichts übrig als seine Felder brach stehen zu lassen. Der Willkür der Gutsherrn ist übrigens schon dadurch vorgebeugt, daß der Bauer den Frohndtag abkaufen kann, und zwar mit dem dritten Theil des örtlichen und durchschnittlichen Tagelohns eines freien Arbeiters. Außerdem zahlen die Bauern für den Grund und Boden, auf dem ihr Haus und Garten steht, einen Zins, der 3 Proc. des Taxationswerthes beträgt und als ablösbar erklärt wird.

Man sieht aus diesen Anordnungen, daß man nicht daran denkt von der Leibeigenschaft in die völlige Freiheit zu springen. Dort freilich wo die Basis des agrarischen Bandes, der Grundbesitz, fehlt oder zu kurz geworden ist, bei dem gewerbtreibenden Leibeigenen und den Hausleibeigenen, hört die Knechtschaft entweder sogleich oder in zehn Jahren ohne weiteres auf. Daß die Hausleibeigenen nicht mit einem Federzuge für frei erklärt wurden, beruht auf dem billigen Grundsatz, daß ja die gutsherrliche Familie sehr oft solche Dienerschaft im eigenen Hause aufzog. Dem Talent oder ungewöhnlicher Brauchbarkeit wird es auch leicht werden die geringe Kaufsumme der Freiheit aufzubringen. Die großen Herren halten sich bisweilen eine vollständige Capelle aus ihren Leibeigenen, welche die höchsten Concertstücke, versichern uns Reisende, mit musikalischer Bravour ausführen. Natürlich kann es einem solchen „hausleibeigenen" Virtuosen nicht schwer fallen 300 Rubel vom nächsten Theater- oder Musikdirector vorgestreckt zu erhalten, wenn er wirklich etwas leisten kann.

Eine unbeschränkte Freizügigkeit hat man nicht gewähren wollen, und wie oben nachgewiesen wurde, nicht gewähren können. Doch ist dem frohndpflichtigen Bauer ein Ersatz gewährt worden. Der Leibeigene konnte sich nur von der Heimath mit einem Passe seines Gutsherrn entfernen, in der Folge aber wird die Gemeinde den Paß ausstellen. Der Frohndbauer soll jedoch dafür sorgen daß sein Ackerloos nicht unbestellt bleibt und zu diesem Zwecke einen Ersatzmann miethen. Die Gemeinde haftet auch dafür daß während der Abwesenheit des Beurlaubten alle Verpflichtungen gegen den Grundherrn und den Staat erfüllt werden. Sonst ist es der Gutsherrschaft freigestellt, ob sie mit dem einzelnen Bauer oder mit der Gemeinde selbst sich über die künftige Vertheilung von Besitz und Lasten verständigen will. Die russischen Gemeinden bildeten bekanntlich einen sehr engen gesellschaftlichen Verband, der beinahe als ein agrarischer Communismus bezeichnet werden darf, insofern die Gemeinde den Nießbrauch der ihr überlassenen Ländereien immer neu austheilte und nach dem Bedürfniß der Feuerstellen ausmaß. Diesen gesellschaftlichen Instinct, der die Russen auszeichnet, aber zugleich die scharfe Entwicklung des Sondereigenthums nicht zuließ, scheint man gewähren lassen zu wollen, und gewiß verdienen alle gesellschaftlichen Formen, die im Geiste und der Natur eines Volkes liegen, die höchste Achtung und zarte Schonung.

Wie aber auch örtlich diese neuen Verhältnisse sich gestalten mögen, die Zukunft allein vermag zu lehren ob sich durch die Enthebung von frivolen Lasten das materielle Behagen des russischen Volkes in der Gesammtheit wirklich vergrößern wird. Zwei Laster haften an beinahe sämmtlichen slavischen Stämmen, mit einziger Ausnahme der Czechen, nämlich Faulheit und Trunksucht. Der leibeigene russische Fabrikarbeiter, der seinem Herrn 100—150 Papierrubel Obrok zahlte, sieht, wenn er fortfährt so fleißig zu arbeiten wie früher, seine Einkünfte um eben so viel, als er sonst seinem Herrn zahlte, vermehrt. Was wird er jetzt thun? wird er um so viel Tage weniger arbeiten, als er früher für seinen Herrn sich regen mußte? oder wird er um 100—150 Rubel Branntwein mehr trinken? oder wird er auf häusliches Wohlbehagen die geschenkte Summe verwenden? oder wird er zu sparen beginnen? Der Arbeitslohn steht in Rußland außerordentlich hoch, und dieß mag theilweis von der immer noch dünnen Bevölkerung in einem äußerst fruchtbaren Lande herkommen, es kann aber der Grund auch in der ungewöhnlichen Genügsamkeit des Russen liegen, der aufhört zu arbeiten sobald er sich die Nothdurft gesichert hat. Wir haben in Galizien erfahren müssen daß nach Aufhebung der Roboten der Arbeitslohn in ungeahntem Maße stieg, und es ist dort vorgekommen daß Gutsherren ihre Ernte auf dem Halme mußten faulen lassen, weil sie nicht genug Arbeiter auftreiben konnten. Der Bauer dagegen ist tief in die Schulden gerathen bei dem Juden, der in jedem Dorfe den Branntwein verschenkt. Soviel wir über das russische Volk im allgemeinen unterrichtet sind, unterscheidet es sich wenig von den ruthenischen Galiziern, und die Branntweinpest reicht hinauf bis in die wohlhabende Gesellschaft. Der Branntweinpacht trägt dem Staate 78 Mill. Silberrubel oder zwischen einem Drittel und einem Viertel seiner sämmtlichen Einkünfte. Außerdem werden die Pächter (jetzt eine Gesellschaft) enorm reich. Ehemals wo die Pacht einzelner Gouvernements oder einzelner Städte versteigert wurde, gieng das Angebot immer in die Millionen, und eine halbe Million auf und ab entschied oft den Zuschlag. Trotz diesem gewaltigen Druck hat das Laster doch nicht abgenommen und wird auch nicht abnehmen, weil der Trunkenbold, wie Hr. v. Tegoborski richtig bemerkt, sich durch den Preis nicht abschrecken läßt, sondern eher seinen letzten Heller hergibt, als daß er sich das unentbehrlich gewordene Genußmittel versagte. Müßiggang und Trunksucht befördern sich gegenseitig, der eine verführt zur andern und diese erzeugt wieder die Unlust zur Arbeit. Hier ist also eine große Gefahr vorhanden, wenn die Leibeigenschaftslasten wegfallen, daß nämlich der Bauer weniger arbeitet wie früher, desto mehr aber der Schnapsflasche zuspricht, wenn es ihm der gesteigerte Arbeitslohn erlaubt.

Der mögliche Mißbrauch der Freiheit darf uns jedoch die Wohlthat selbst nicht verdächtigen. Auch walten ja in der materiellen Welt merkwürdige Gesetze, so daß jedes aufkeimende Uebel seine eigene Arznei mit erzeugt. Man lasse den wirthschaftlichen Dingen nur ihre Freiheit und enthebe sie von jedem Zwange, so reifen von selbst vollkommenere Verhältnisse aus den mangelhaften. Es ist einmal vorgesehen daß der Träge und der Lasterhafte, der Trunkenbold und der Faullenzer zu Grunde gehe und Platz mache für den Nüchternen und Fleißigen. Dieser verdrängt ihn zuletzt von Hof und Feld, und es geht ein älteres Geschlecht zu Grunde, um einem tüchtigeren und gesünderen Platz zu machen, während sich bei einer Herrschaft des Zwanges die alte dumpfe Mischung immer wiederholt. Daß die sittliche Kraft im russischen Volke durch den Wegfall der schnöden Leibeigenschaft gehoben wird, darf gar nicht angezweifelt werden. Man weiß daß dem russischen Volke jeder schärfere Begriff eines Eigenthumsverbrechens abgeht. Es bestahl und bestiehlt der Officier das Militärgut, der Beamte seinen Souverän oder

die Unterthanen, der Bauer seinen Grundherrn. Die „Talente" des Tschinownik (Beamten) wie er seine Schäfchen zu scheeren versteht, hat uns Saltikow [1] anmuthig und treu geschildert. In Sibirien erzählt uns Hr. v. Kittlitz, heißen alle Verbannten „Unglückliche," und man unterscheidet durchaus nicht zwischen politischen Opfern und gemeinen Sträflingen, denn man hält den einen für ebenso bejammernswerth als den andern. Es sind auch die Gefangenen auf ihrem Transport nach Sibirien der Gegenstand der allgemeinen Barmherzigkeit, und man wehrt es sogar nicht, wenn Freunde den durchreisenden „Unglücklichen" zu Tische bitten, auch wenn er vielleicht wegen Falschmünzerei oder Einbruch die Luft verändern mußte. Diese Dinge werden sich einigermaßen bessern, seit die russische Regierung der Presse völlige Freiheit gegeben hat den Wandel und die Handlungen der Beamten zu beaufsichtigen. Es zeigt sich zugleich an diesem Beispiel welche wichtigen und ersprießlichen Dienste eine befreite Presse dem Monarchen, und zwar einem unbeschränkten Monarchen weit mehr als einem constitutionellen zu leisten vermag. Man liebt es die Unterschleife der Beamten immer mit ihren dürftigen Gehalten zu entschuldigen. Hr. J. Ph. Simon [2] unterrichtet uns daß die Polizeidirectoren in den Regierungsstädten nur 6—700 fl. (343 S. R.) und die Polizei-Inspectoren 350 fl. (185 S. R.) Jahresgehalt beziehen! Je karger diese Besoldungen sind, desto stärker fallen die Unterschleife aus. Gewiß ist es ein Fehler der Regierung und eine schlechte Finanzpolitik, wenn der Beamtengehalt so ärmlich bemessen wird. Deßwegen aber ist die Corruption der russischen Beamten noch immer nicht gerechtfertigt, denn erstens lassen sich für das Augenzudrücken auch die höchsten Aufsichtsbehörden bezahlen, für die jene Entschuldigung nicht paßt, und dann ist niemand gezwungen die Beamtenlaufbahn zu betreten, wenn sie nothwendig zu Unredlichkeiten führt. Historisch hat man die Unehrenhaftigkeit des russischen Volkes mit der langen Knechtschaft unter den Mongolen entschuldigen wollen, während welcher die bessern und edleren Gemüthsregungen ertödtet worden seyn sollen. Die Russen können aber nicht bestreiten daß sie seitdem doch Zeit gehabt haben viel schlimme Gewohnheiten zu vergessen, und daß wenn Fremdherrschaften die Wirkung besitzen sollten ein Volk zu erniedrigen und ihm Diebsgelüste anzugewöhnen, umgekehrt die Rückkehr zur und ein vielhundertjähriger Genuß der Freiheit auch die Kraft äußern muß, neue sittliche Regungen in den Gemüthern einer Nation aufkeimen zu lassen. Es ist nicht unmöglich daß neuerdings so etwas geschieht. Wie die in dieser Beziehung jetzt völlig freie Presse die unredlichen Beamten auf allen Schlichen beaufsichtigt, so beginnt auch jetzt die Bühne das sittliche Urtheil über Erlaubtes und Unerlaubtes zu schärfen. „Es gibt noch redliche Menschen in der Welt," ist der Titel eines politischen Schauspiels von Lwow, welches mit einem unerhörten Glück über die russische Bühne im vergangenen Jahre gegangen, und worin das Elend der Ehrlichkeit verherrlicht worden ist. Nun ist es möglich, oder sogar wahrscheinlich, daß die bessern Regungen mit der Freiheit allgemeiner werden, denn der Despotismus wenigstens war unfähig das russische Volk aus dem moralischen Sumpf zu ziehen. Kaiser Nikolaus, unerbittlich gegen Untreue der Beamten, suchte durch seine raschen Reisen sich eine Art Allgegenwart zu geben, und er erschien mit der Geschwindigkeit der Ungewitter, wo etwas faul war im Staate Dänemark. Wohl gelang es ihm hie und da einen „Unglücklichen" zu ertappen und das Verbrechen einzuschüchtern, allein im Grunde schärfte er doch nur die Verschlagenheit der Betrüger und ihre Wachsamkeit, während er nichts zur Hebung des Ehrgefühls im Volke gethan hat. Solche Schriftsteller wie Saltikow oder Lwow würden unter Nikolaus wahrscheinlich überwacht worden seyn, und man hätte sie wie Anstifter der schlimmsten Uebel, ihre Producte wie entfernte Aufruhrsversuche betrachtet. Die Leibeigenschaft selbst hinderte jede Achtung vor fremdem Eigenthum. Ein Mutschik, erzählt Simon, der auf einem, an seinem Leibherren verübten Diebstahl ertappt wurde, läugnete die sittliche Möglichkeit des Verbrechens, denn, rief er, wie kann ich meinen Herrn bestehlen? gehöre ich doch und gehört ihm doch alle meine Habe, also auch die entwendete Sache! Wie kann man auch von dem Volke verlangen daß es die Rechte anderer achtet, wenn es willkürlich von seinen Leibherren und von den Beamten ausgesogen wird, und ihm als einzige Wehr nur die Bestechungskünste, die List und der Betrug übrig bleiben? Darin besteht, scheint es uns, die größte Wohlthat der neuen agrarischen Verfassung, daß dem Rechtssinn des Volkes Licht und Luft zur Entwicklung vergönnt wird. Wenn daraus auch für das lebende Geschlecht nicht fleckenreine Zustände reifen mögen, so wird sich doch von Jahr zu Jahr der gesellschaftliche Dunstkreis mehr säubern, und das russische Volk hat neben großen Fehlern doch im Ganzen so achtbare Seiten und noch so frische Säfte, daß man getrost von seiner jetzigen gesellschaftlichen Neugeburt ersprießliche Wirkungen erwarten darf.

[1] S. Ausland 1858. S. 977.

[2] Den Lesern dieser Blätter bereits bekannt durch seine Schilderungen der Gebräuche in der orientalischen Kirche, s. Ausland 1857. S. 689 ff. Von seinem Buch „russisches Leben," ein Schatz von ethnographisch werthvollen Anekdoten, ist in Berlin 1858 die zweite vermehrte Auflage erschienen, die reichlich von uns in obiger Erörterung benutzt worden ist.

Schifffahrt im arabischen Golf.

Die arabischen Boote sind im allgemeinen von scharfer Bauart, haben aber zu wenig Tiefgang, und was diesen Uebelstand noch verschlimmert, ist daß sie offen oder nur theilweise gedeckt sind. Das Steuer ist schwerfällig; der Araber bedient es sitzend mit unterschlagenen Füßen, er raucht und ißt dabei, erzählt und läßt sich erzählen, und so geschieht es daß er mit dem Compaß vor Augen, das Schiff beständig drei und vier Punkte vom Curs ab- und zuwanken macht, was natürlich auf dessen Lauf hemmend wirkt. Das Gewicht des Segels und der Rae, woran es befestigt, ist auf einem 20 Tonnen Boot schon so groß daß es 10 Mann nur zum Aufhissen und Wenden desselben erfordert.

Das Wenden bei einigermaßen frischem Wind ist unter solchen Umständen immer eine gefährliche Sache, und bei hohem Wellenschlag sogar unmöglich; deßhalb verläßt ein Barkenführer (Nahuda) den Anker-

platz Morgens nur, wenn der Wind günstig und er die Gewißheit vor Augen sieht den nächsten Zufluchtsort vor Sonnenuntergang zu erreichen.

Auf den größern arabischen Booten findet man den Compaß häufig, jedoch weniger zur Benützung als zur Schau; denn selten fand ich auf meinen häufigen Bootreisen einen in brauchbarem Zustand oder auch nur einigermaßen zweckdienlich gehauset und beleuchtet. Der Araber braucht dieses Instrument nur auf der Ueberfahrt von einer Küste des rothen Meeres zur andern, wobei er das Land höchstens auf 8 Stunden Zeit aus dem Gesicht verliert. Doch selbst da ist der Compaß nicht unumgänglich nöthig; denn der Nahuda fährt so hoch an der Küste, die er verlassen will, hinauf, daß der bis dahin ungünstige Wind auf der Ueberfahrt die Segel breit von hinten zu blähen kommt, und hält dazu seinen Curs hoch genug um die Landmarken der entgegengesetzten Küste, wenigstens 20 Meilen oberhalb des gesuchten Hafens, zu Gesicht zu bekommen.

Die zum Bau der arabischen Boote nöthigen Planken kommen aus Indien, die Masten aus Zanzibar und den Comoro-Inseln, die Raen aus dem Mittelmeer, und nur die Rippen und Kniestücke aus dem Inland. Die Planken sind entweder aus dem Amba- oder Tielbaum, beides für leichtsegelnde Küstenboote zu schweren Holzarten. Die Araber sind sehr ungeschickte Zimmerleute und ihre Werkzeuge sehr unvollkommen. Die Kniestücke sind zu schwach und zu spärlich, dasselbe ist auch mit den Querbalken zur Befestigung der Schiffswände der Fall. Einen Nagel zu vernieten fällt dem Araber nie ein, er begnügt sich die hervorragende Spitze einfach überzuschlagen und gebraucht deßhalb nur Nägel aus weichem Eisen, welche diese Operation aushalten.

Das Segeltuch wird aus der schlechtesten aller existirenden Baumwollgattungen in Bombay fabricirt und das Tauwerk aus den Fasern der Cocospalmen (Coir-rope), nicht selten jedoch aus einem noch schlechtern Material, dem Bast der Dattelpalmen. Daß Splitten und Flicken mit solchen Tauen und Segeln nie ein Ende nimmt, versteht sich von selbst.

Baumwolle vertritt die Stelle des Werges, Haifischleberthran die des Theeres, und eine Mischung von Kalk und Talg mit diesem Thran dient zur Bedeckung des Schiffbodens.

Was dem Anker an Gewicht abgeht, muß die Zahl ersetzen. Die arabischen Boote liegen immer vor zwei und häufig vor vier Ankern. Der Anker wird ohne Cabestan bloß von Hand gelichtet.

Die Schiffseigner im arabischen und persischen Golf geben der Bemannung statt festen Gehaltes und freier Beköstigung einen Theil, gewöhnlich die Hälfte des Frachtgeldes, den der Nahuda nach Uebereinkommen unter seine Gehülfen, Untergebene darf ich nicht sagen, vertheilt. Gewöhnlich steckt der Eigner einige seiner Sklaven unter die Mannschaft, die zu gleichen Theilen wie die Freien gehen, und zu wachen haben daß der Unterhalt des Schiffskörpers und Tauwerkes nicht allzugröblich vernachlässigt werde, wie gar oft geschieht, weil der Schiffseigner die Reparaturen aus seinem Frachtantheil zu bestreiten hat und die Mannschaft sich nicht gerne mit Arbeit plagt, die sie nicht direct beansprucht. Das Verschleudern der Zeit dagegen hier für einige Bund Brennholz, und dort für einige Faß Trinkwasser, wo es nichts kostet, ist gränzenlos; doch das kümmert den Eigner nicht, wenn nur das Schiff heil zurückkommt. Der Araber ist in diesem ganz der Antipode des Britten, dem Zeit Geld ist; freilich würde das Eilen weniger nützen, da die Abreise nach gegebenen Plätzen auf altgewohnte Epochen festgesetzt ist, welche die Activität des Schiffes und der Schiffer nicht stark in Anspruch nehmen. Deßhalb geschieht es auch häufig daß ein Boot mit einem Segel bloß und ohne Ersatzstücke auf die Reise geschickt wird, um so den Nahuda und seine Myrmidonen zu zwingen glimpflich mit dem einen, unersetzbaren Stücke umzugehen, wie das zu meinem Unstern auf dem letzten Boot der Fall war.

Der Nahuda gilt seinen Untergebenen bloß als Rechnungsführer (Purser), und gewöhnlich steht ihm ein Pilote (Ruban) zur Seite, dem die Leitung des Schiffes speciell anvertraut ist. Der Nahuda ißt aus derselben Schüssel mit den Matrosen, er hat, was Verproviantirung, Segelzeit und Wahl der Ankerplätze anbelangt, keinen freien Entschluß; dieses ist sogar mit dem Drehen und Wenden des Schiffes der Fall, das die Matrosen auch nur ausführen wenn es ihnen gefällt, und nachdem sie ein halb dutzendmal dazu aufgefordert worden sind.

Das Wenden geschieht gewöhnlich, ja fast immer unter dem Wind, und auf eine so langsame Weise daß dabei immer eine engl. Meile vom gewonnenen Weg wieder verloren geht. Die arabischen Matrosen sind schlaff und träge, und der Nahuda ängstlich; keiner wagt es ein Jot von der altgewohnten Routine abzuweichen oder seinen Untergebenen eine außergewöhnliche Kraftanstrengung zuzumuthen; freilich wäre das unnütz, weil die Türken noch nicht daran gedacht haben die Verhältnisse zwischen Schiffsmeister und Matrosen festzustellen, und zu ordnen. Die Somali, obschon schwächer als die Araber, sind doch bessere Matrosen, weil sie williger und thätiger sind; die besten jedoch im rothen Meer sind unstreitbar die Neger (Seedi-boys), die willig und thätig wie die Somali, und stärker noch als die Araber sind. Durch eine ernstliche Handhabung des Tansimats im rothen Meer, in Betreff der Sklaverei, könnten Tausende dieser trefflichen Seeleute dem Dienst der europäischen Schifffahrt erworben werden.

Daß die Küstenfahrt zwischen den Korallenbänken im rothen Meer alle Vorsicht erfordere, die eine tausendjährige Praxis lehren kann, ist nicht zu bestreiten; denn viele Stellen dort sind bei starkem Wind selbst des Tages nicht fahrbar. Eine tausendjährige Praxis jedoch und alle Neuerungen, die an ihren Augen vorübergehen und vorübergegangen sind, haben die Anwohner dieses friedlichsten der Mittelmeere bis jetzt nicht bewegen können auch nur die mindeste Verbesserung an ihren vorzeitlichen Fahrzeugen vorzunehmen. Doch ich irre, die Verwendung des Eisens zum Schiffsbau kann ihnen als Neuerung angerechnet werden, ja sogar als theilweise nur; denn heute wie zu Albuquerque's Zeiten finden sich im südlichen Theile des rothen Meeres häufig noch 20 und 30 Tonnen Fahrzeuge, wo hölzerne Nägel bloß und Lederstriemen zum Befestigen der Schiffstheile und zur Fügung der Planken dienen. Fromme Pilger im 15ten Jahrhundert, die auf ihrem Weg nach dem Sinai solche Schiffe zufällig in Suez gesehen, brachten die Fabel von einem Magnetberg im rothen Meere nach Europa, an dem kein Schiff mit Eisenbestandtheilen vorbeifahren könne.

Die Seegefahr auf den Booten der Eingebornen im arabischen Golf besteht hauptsächlich in Durchnässung der Ladung durch Wellenschlag und gelegentliche Regenschauer, während der Regenzeit, die vom November bis März dauert, aber an der arabischen Küste nur wenig fühlbar ist. So schlecht und unsicher ihre Boote schon sind, die Araber machen dieselben durch Ueberladen noch unsicherer und erhöhen zu diesem Ende die Schiffswände mit einer anderthalb Schuh hohen Garnitur

von Palmmatten, die natürlich dem Wellenschlag keinen Widerstand zu leisten vermag, und zu häufigen Beschädigungen der Frachtgüter Anlaß gibt.

Hinter dem Hauptmast wird auf diesen Booten ein bis zum Kiel offener Raum (Bentul) gelassen, der dazu dient das Bilgenwasser auszuschöpfen. Auf die rücksichtslose Art wie das gewöhnlich geschieht, werden alle Güter, die an dieser Oeffnung liegen, mehr oder weniger von dem stinkenden Bilgenwasser beschädigt. Der Bentul auf einem 20 Tonnen-Boot nimmt wenigstens drei Tonnen Raum ein, der durch eine Pumpe größtentheils gespart werden könnte; wodurch nicht allein dem Beschädigen der Waaren vorgebeugt, sondern durch die Beschwerung der Mitte des Bootes mit Gütern dasselbe „steifer" gemacht würde, was den arabischen Booten im allgemeinen noth thut.

Die Schiffsleute im rothen Meer sind dem Pilfern sehr ergeben, kein Wunder auf die Art wie die Ladung verwahrt ist: Tabak, Butter, Kaffee, Reis, getrocknete Datteln und Eßwaaren überhaupt sind vor ihnen nicht sicher; eigentliche Diebstähle jedoch kommen selten vor. Wer Frachtgüter auf solchen Booten vor Durchnässung bewahren will, muß selbst dafür sorgen; das geschieht am besten durch Bedeckung mit Rindshäuten.

Klagen wegen Beschädigung des Frachtgutes, so klar auch die Schuld daran auf das Schiffsvolk zurückgebracht werden kann, führen selten zum gewünschten Erfolg, und besonders nicht wenn der Kläger ein „Ungläubiger," der Richter ein zaghafter Türke und der Angeklagte ein Adept in der Resignationslehre ist, und das „Amr Ullah" (Gottes Befehl) geschickt zu deuten weiß.

Da auf arabischen Barken, wie sie einmal sind und wie sie geführt werden, von Versicherung (Bima) nicht die Rede seyn kann, selbst wenn der Koran nicht einer solchen Institution ebenso zuwider wäre als jener des Geldzinses (Rebba), so ist es natürlich im Interesse des Handelstandes, in den südlichen Häfen nicht zu weit, noch zu viel auf einem Boot zu wagen, also seine Versendungen nach altgewohnter Weise auf Dschedda zu begränzen, und dem dortigen Handel den fernern Nutzen mit der fernern Seegefahr auf der Reise nach den ägyptischen Häfen zu überlassen. Bei diesem zeit- und geldraubenden, unnützen Händewechsel sind die Waaren beim Landen und Laden im Hafen von Dschedda einer größern Seegefahr, und mehr Pilfereien ausgesetzt als auf der ganzen Reise von Mokka bis Suez.

Die arabischen Schiffer, wie alle furchtsamen Seefahrer überhaupt, sind sehr abergläubisch, sie wagen nicht an den Grabmälern oder Capellen (Muskiht) gewisser Heiligen (Schech) vorbeizufahren, ohne ein Andenken darauf niederzulegen. Diese Andenken bestehen gewöhnlich, dem habsüchtigen Charakter der Geber angemessen, aus werthlosen Gegenständen, als z. B. den hornartigen Auswüchsen des Schwert- und Sägefisches, abgenützten Sandalen, verfaulten Hemden und dergleichen mehr; doch gibt es Muskiht, die besser bedacht werden, besonders wenn ein Stellvertreter des Heiligen (Einsiedler) sich darin aufhält, der die Furcht der Gläubigen rege zu erhalten versteht, wie das unter andern mit der Capelle des heiligen Morebat in der Nähe von Wisch der Fall ist. Meine Bootsleute gedachten diesem Heiligen die Flasche Sesamöl zu weihen, die in Dschedda zur Beleuchtung des Compasses auf der gefürchteten Nachtfahrt über die hohe See angeschafft worden war, vorausgesetzt es sollte ihnen gelingen mir unterwegs Oel und Wachslichter abzubetteln, was aber mißlang, weil ich von dem frommen Vorhaben Wind bekommen und es nicht fördern wollte, und auch weil der Compaß keiner nähern Beleuchtung werth war. So wurde der Heilige mit der halben Flasche abgefunden. Bei diesem Anlasse verloren wir 24 Stunden günstigen Windes.

Da Nachtfahrten beim arabischen Schiffer zur Seltenheit gehören und er dieselben als Wagniß ansieht, so unterläßt er nicht, wenn ausnahmsweise eine solche beschlossen, bei Sonnenuntergang das Gebet des Einganges (Fadha genannt) herzusagen. Das ist auch am Eingang einer jeden für gefährlich gehaltenen Durchfahrt der Fall, so unter anderem bei der argverleumdeten das Thränenthor (Babel Mandeb) genannten. Beim Fadha stellt sich der Steuermann (Mukkadum) an den Hauptmast, und an denselben mit vier Stückchen Holz schlagend erfleht er in halbsingendem Tone Allahs Schutz vor einer Litanei von Gefahren und ladet alle Umstehenden, ob gläubig oder ungläubig, zum Chorus ein. Diese Einladung beobachten die nordischen Schiffer wenig, und besonders nicht wenn sie mit Essen oder Zotenreißen beschäftigt sind, überhaupt beten dieselben selten oder nie. Die Schiffer Yemens dagegen benehmen sich viel anständiger und sagen täglich die fünf Gebete wie ein Uhrwerk her; jede Arbeit muß dieser frommen Pflicht weichen, so sehr sie auch den Lauf des Schiffes selbst beeinträchtigen könnte. Dennoch ist der Fanatismus dieser Leute weniger gefährlich als der erstere, nur muß der Ungläubige in Yemen sich hübsch des Schimpfens enthalten, das er sich in Aegypten und in Nord-Arabien angewöhnt haben mag.

Zum Glück hat die Natur das rothe Meer mit einer Art von Binnenseen, von der Küste parallel laufenden Korallenriffen gebildet, versehen, die sich stellenweise beiden Küsten entlang hinziehen. Der wichtigste dieser Binnenseen ist der welcher sich von Locheia bis nach Moilah mit weniger Unterbrechung erstreckt und durch den sich die Küstenschifffahrt von und nach Dschedda bewegt. Auf diesem Binnensee ist der Wellenschlag nie so stark um das ungelenke Ruder auszuheben oder die schwachen Wände der erzväterlichen Arche einzudrücken; der Wind nur wird dem lockern Tauwerk und den Segeln oft gefährlich, besonders weil der Araber ihm die Inspection der Takelung zu überlassen pflegt. Uebrigens hat das häufig vorkommende Reißen eines Strickes oder des Segels wenig auf sich, da es immer bei Tage geschieht. Dieser Binnensee ist stellenweise mit Korallengruppen, wie ein englischer Garten mit Baumgruppen, ausstaffirt, die zur Ebbezeit ein Schuh und mehr über dem Wasser hervorragen. An solchen Stellen ist eine Nachtfahrt unmöglich, und wo sie möglich wäre, streicht der Araber die Segel dennoch um vom Herumliegen des Tages auf dem Verdeck auszuruhen und sich bestmöglich vor der Kälte der Nächte zu bewahren, wofür er äußerst empfindlich ist.

Sonderbarerweise ist der mittlere Theil des rothen Meeres von den „Two Brothers" in Ras Mohammeds Nähe bis nach Bab el Mandeb so schiffbar und frei wie das Mittelmeer.

Im nördlichen Theil des rothen Meeres sind neun Monate des Jahres die Nordwinde (Schamal), und umgekehrt in der südlichen Hälfte acht Monate lang Südwinde (Asiab) vorherrschend. (Für eine genauere Beschreibung der Winde bitte ich auf Horseburghs Direction verweisen zu dürfen.) Gegen den herrschenden Wind auf der Reise nach Kosseir oder Suez darf die durchschnittliche Meilenzahl, die ein arabisches Boot im Tage durchläuft, nur auf zwanzig englische Meilen angeschlagen werden, also nicht mehr als eine Kamel-Tagereise im Karawanenzuge. In der entgegengesetzten Richtung jedoch steigt diese Mittelzahl auf achtzig Meilen.

Von Dschedda nach Kosseir sind es 450 engl. Meilen, der arabische Barkenführer verlängert diese Entfernung auf 600, indem er an der Küste entlang bis nach Birr Sultan (zwischen Wisch und Moilah) hinauffährt, ehe er direct Kosseir zusteuert. Ich brauchte zu dieser Reise 42 Tage, wovon 12 in Yambo, Morebat, Wisch und Birr Sultan verloren giengen. Fünfundzwanzig Tage mögen als eine gute, 30 als eine mittelmäßige und 40 bis 45 Tage als eine schlechte, aber nichtsdestoweniger häufig vorkommende Reisezeit von Dschedda nach Kosseir angesehen werden. Nach Suez, das 650 Meilen von Dschedda entfernt ist, erfordert es ein paar Tage mehr.

Mit dem Schamal braucht es von Cosseir nach Dschedda im Durchschnitt eine Woche Zeit, weil auch da die Barken nicht auf der kürzesten Linie dem Ziele zusahren und das Meer quer durchfahren, um ja nicht mehr als eine Nacht auf der hohen See zubringen zu müssen. Von Suez nach Dschedda braucht es gewöhnlich acht Tage.

Die Nabuda pflegen im nördlichen Theile des rothen Meeres die Schiffsbarken (long boats) am Sterne festgebunden nachzuschleppen, was den Lauf des Schiffes sehr beeinträchtigt, im Süden ist das nicht oder doch weniger nur der Fall. Im Yemen ist die Kühle der Nächte eher angenehm und die Küste wenigstens von Aden bis Hodeida wenig gefährlich, weßhalb Nachtreisen dort nicht ungewöhnlich sind.

Die Schiffer im Hedschas sind an Rastpunkte gewöhnt, die sie selbst bei günstigem Wind nicht überschreiten, sollten sie einen solchen Punkt auch um 2 oder 3 Uhr Nachmittag erreichen, es sey denn daß sie die Gewißheit vor sich sehen die nächste Station noch vor Sonnenuntergang zu gewinnen.

Daß selbst in diesem Binnensee eine Beschleunigung der Schifffahrt mit arabischen Booten und unter arabischer Leitung möglich ist, sah ich in Locheia, wo ein reicher Eingeborner schon seit Jahren ein Boot zu Expreßfahrten nach Dschedda unterhält, das natürlich die Nächte durchfahrend die Reise hin und zurück in 10 bis 11 Tagen macht. Von Locheia nach Dschedda sind es 425 Meilen, mein Boot brauchte dazu zehn Tage, obschon wir häufig gute Winde hatten.

Ein englisches Kriegsschiff soll in den dreißiger Jahren die Reise von Suez nach Bab el Mandeb in 8 Tagen gesegelt haben. Der Bremer Brickshooner „Alf" brauchte im Januar 1844 dreißig Tage von Bab el Mandeb nach Suez und hielt sich dabei einen Tag vor Mokka, zwei vor Dschebel Zegher, einen vor Massauah, einen vor Dschedda, einen vor Ras Mohammed und zwei wegen Gegenwind vor Hamam Pharaün auf.

Es ist nicht zu wundern wenn Capitän Moresby einige von den tausend und tausend Inselchen und Riffen im rothen Meer entgangen wären, das macht seine Karte dieses Meeres nichtsdestoweniger zur besten Specialkarte der Neuzeit. Einen solchen unverzeichneten Punkt fand der Capitän des Alf auf der Höhe von Dschusan; so soll auch das Inselchen „Fatme" darauf fehlen, das 30 Meilen West von Mokka liegt und worauf vor 13 Jahren die amerikanische Bark „Fawn" Capitän Wilders gestrandet ist. Die Gesellschaft bei der das verunglückte Schiff versichert war, verweigert den Schadenersatz bevor nicht die Existenz dieser Insel constatirt ist. Ob das seitdem geschehen, ist mir unbekannt.

Ein arabisches Fahrzeug von zwanzig Tonnen Last braucht Nabuda und Ruban ungerechnet zehn Hände, ein 40 Tonnen Boot fünfzehn und eines von 150 Tonnen dreißig und mehr Hände. Die Seeleute leben hauptsächlich von indischem Reis und Dahm (eine Holcusart in Indien Joaree genannt), das auf der Reise zu Mehl gerieben und in Brödchen oder Kuchen umgewandelt wird. Diese Brode werden, wenn warm, zerbröckelt und wie der Reis stark mit Butter begossen, die im rothen Meere sehr billig ist. Getrocknete Datteln oder getrocknete Fische, am häufigsten Haifische, bilden die Zuspeise. Frisches Fleisch gilt als Leckerei, mit frischen Fischen dagegen sind die Seeleute oft im Stande sich zu regaliren, da Gelegenheit zum Fischfangen sich häufig bietet. Ihr Lieblingsgetränk ist Kaffee oder auch der Absud bloß von den Kaffeehülsen, die Pfeife (Nargileh) geht von einem Mund zum andern, und Zanken und Schwatzen nimmt nie ein Ende. Der Unterhalt eines Matrosen im rothen Meer kommt täglich auf 3 Cents (Sous) zu stehen. Ein Seemann der bessern Gattung verdient im Durchschnitt monatlich $1\frac{1}{2}$ Dollars, ein gewöhnlicher Seemann 1 D., und ein Bube einen halben Dollar.

Auf jedem arabischen Fahrzeuge, im Yemen besonders, befinden sich, wie schon erwähnt, einzelne Sklaven unter der Besatzung, und es gibt deren auch die ganz mit Sklaven bemannt und sogar von solchen befehligt sind. Solche Sklaven sind im allgemeinen besser genährt und gekleidet als die freien Seeleute, selbst an Weibern unter den Haussklaven läßt es ihnen der Meister nicht fehlen, die mit ihren Kindern den Mann und Vater selbst von einem Bombay und Aden, trotz allen Verlockungen der Freiheit und eines reichlichen Verdienstes, nach Hause zu ziehen vermögen. Fälle des Ausbleibens und Entwischens kommen nur selten vor.

Ein arabisches zwanzig Tonnen Boot zum Absegeln bereit kostet circa 500 D., und eines von 30—40 Tonnen gegen 800 D. Ein solches Boot dauert an die zwanzig Jahre und mehr noch wenn seine Wände aus Tiekholz sind. Die Segelzeit kann höchstens auf fünf Monate gerechnet werden, den Rest des Jahres ruht das Schiff in der Heimath oder in fremden Häfen, Ladung oder günstigen Wind abpassend, oft auch unter des Zimmermanns Händen. Beim arabischen Rheder kommen weder Zinsen, noch Seegefahr oder Verwerthung des Schiffes in Berechnung, er begnügt sich nach Umständen mit jedem Gewinn, und unterscheidet sich was die Handhabung seines Eigenthumes anbelangt in nichts von seinen Collegen in einem Hamburg, Liverpool oder New-York, obschon er es mit dem Rechnen nicht so genau nimmt wie diese.

Bei den folgenden Normalfrachten im rothen Meere habe ich die Kaffeefracht zur Basis genommen, mit Ausnahme nur derjenigen von Kosseir nach Dschedda, die für Weizen zu sechs Ardep per Tonne berechnet ist. Die Distanzen sind natürlich nur annäherungsweise.

	Entfernung. engl. Meilen.	Fracht, Doll. per Tonne.
Von Mokka nach Aden	120	2
„ Hodeida „ „	180	3
„ „ „ Dschedda	480	6
„ Locheia „ „	420	5
„ Kosseir „ „	450	$3\frac{1}{2}$
„ Suakin „ „	180	1
„ Massauah „	420	3
„ Dschedda nach Suez	650	$7\frac{1}{2}$

Die Ursache der verhältnißmäßig so theuern Frachten von Hodeida und Mokka nach Aden liegt in der Schwierigkeit der Durchfahrt

von Bab el Mandeb gegen den herrschenden Wind und dem Mangel an genügenden Retourgütern. Daß die Fracht von Dschedda nach Suez so viel theurer als die von Kosseir nach Dschedda ist, obschon für beide die Schwierigkeiten und die Zeit der Fahrt dieselben sind, liegt hauptsächlich in dem Mangel an Schiffen auf ersterer Linie, und in dem Umstand daß keine südlichen Schiffe, noch Schiffe in Kosseir geeignet, zur Fahrt nach Suez zu bewegen sind; sodann werden zu dieser Fahrt nur kleine, von 20 bis 50 Tonnen Fahrzeuge verwendet, während auf der letztern Linie Schiffe von 150 bis 300 Tonnen gebraucht werden. Zudem sind Schiffe in genügender Zahl in Kosseir vorhanden, und der Verdienst, wenn auch schwach, doch ununterbrochen, was bei der Rhederei in Dschedda nicht der Fall ist, die, wenn die Producte des Yemens zu fließen aufhören, zum Stillstand gezwungen ist.

Die Fracht zwischen Massauah und Dschedda ist deßhalb so billig, weil auf dieser Linie Schiffe ausnahmsweise volle Befrachtung hin- und zurück finden, und an der Billigkeit der Fracht zwischen Suakin und Dschedda trägt der regelmäßige Salztransport die Schuld.

Hodeida ist wie bekannt der größte Kaffeemarkt im ganzen arabischen Golf; sein Kaffee geht größtentheils nach Aden, und von dort auf dem directen Seeweg nach Marseille und New-York. Die Provençalischen Schiffe brauchen gewöhnlich fünf Monate zur Reise nach Aden, während den Amerikanern von New-York oder Salem (Mass.) aus schon drei genügen. Zeitverlust in Aden stellt für die Franzosen die Dauer der Reise hin und zurück auf ein Jahr. Es will also ziemlich sechs Monate, bis ein Kaffeeballen von Hodeida über Aden nach Marseille gelangt.

Da der Boden Frankreichs und dessen Industrie Aden nichts wie Cognak und Wein zu bieten vermag, so versteht sich daß der Unterhalt von Schiff und Mannschaft für ein ganzes Jahr auf die Kaffeefracht fällt, was zum wenigsten 30 D. die Tonne kosten mag.

Die Fracht des Kaffees von Hodeida nach Aden wird durch Handänderung und Umladungsspesen auf letzterm Platze auf wenigstens 10 D. die Tonne gebracht.

Von Hodeida nach Suez mögen es 1050 englische Meilen seyn; von Suez nach Alexandrien auf dem Schienenwege 250, und von Alexandrien nach Marseille, Genua (Villa Franca) und Triest sage 1400 Meilen.

Ich überlasse es nun einer beliebigen Dampfschifffahrtsgesellschaft im Mittelmeer, die eine Verbindung im rothen Meer aufzustellen wünschen kann, es auszurechnen, ob 40 D. per Tonne und 2½ Proc. Assecuanz, wie von Aden nach New-York gerechnet wird, für 2450 Meilen Dampfschifffahrt und 250 Eisenbahn belohnend genug für das Unternehmen sind. Dem Handelspublicum muß es auf jeden Fall willkommener seyn, Kaffee und andere werthvolle Producte des arabischen Golfs in einer fünffach kürzern Zeit wie bisher zu erhalten.

Schnellsegelnde Kutter und Schooner, mit gelenken Griechen bemannt, würden der traurigen Schifffahrt der Araber im rothen Meer in Bälde eben so effectiv ein Ende machen, als es im Mittelmeer der Fall ist. Wer weiß ob das nicht geschieht, die Araber in Dschedda wenigstens befürchten es, und die Tendenz dazu ist übrigens sichtbar genug. Das Land der Lagiden ist in diesen letzten dreißig Jahren wieder zum Erstaunen Griechisch geworden, warum sollte das mit dem Arm der Hippalischen See nicht eben so werden — wenn man sie nur thun läßt.

So sehr der zaghafte Türke im Norden an der hellenischen Influenza leidet, er leidet doch noch mehr im Süden, an der Wiege des Islam, an dem Wachabiten-Reformfieber, das ihn eher wie die Influenza seiner Existenz berauben könnte, wenn nur jemand den Wachabiten unter die Arme griffe. Dazu scheinen die Russen am geeignetsten, weil sie als die einzigen sinceren Feinde der verhaßten Eindringlinge, der Türken, angesehen, und deßhalb vor allen Franken bei den Arabern geachtet werden. Auf jeden Fall hat Politik mehr als materieller Gewinn die Idee zu einer Ausdehnung der russischen Dampfschifflinien nach dem entfernten, von ihnen so wenig bekannten rothen Meere gegeben. Qui vivra verra!

C. Weiß.

Leavenworth.

Die große Schnelligkeit, mit welcher sich einige Orte der Vereinigten Staaten entwickeln, setzt in Erstaunen und ist eines der interessantesten culturhistorischen Phänomene der Gegenwart. In Cincinnati starb die erste weiße Frau vor wenigen Jahren, Chicago, St. Louis und Memphis sind Städte von heute, die erstere dennoch schon von Weltbedeutung; Leavenworth, kaum noch ein unbedeutender Ort, scheint sich ihnen würdig zur Seite stellen zu wollen. Auf Kansas sind überhaupt noch die Blicke Amerika's mit mehr als großer Spannung gerichtet; es wäre jetzt wohl an der Zeit auch die Blicke der Auswanderer mehr auf diesen Staat zu lenken, und dazu mögen die folgenden statistischen Notizen, welche zum größten Theile den in Kansas erscheinenden Journalen entnommen sind, beitragen.

Leavenworth wurde vor 4 Jahren errichtet, d. h. es wurde das erste Haus hier zum Zwecke des Holzhandels im Jahre 1854 gebaut, und am 1 Jul. 1858 zählte man 1800 theils fertige, theils im Bau begriffene Häuser. Vor drei Jahren betrug die Einwohnerzahl 100, jetzt 10,000 Köpfe. Jetzt (am 1 Julius dieses Jahres, welcher Zeitpunkt auch für die übrigen Angaben gilt) enthält diese Stadt 103 Gast- und Schenkhäuser, worunter 75 Cafés und Restaurationen, 8 Banken, 9 Waaren-Expeditionen, 39 Manufacturhandlungen en gros und détail, 22 Modehandlungen, 1 Eisengießerei, 6 Dampfschifffahrt-Gesellschaften, 6 Lebensversicherungen, 79 Advocaten, 38 Mediciner, 5 Auctionsbureaux, 8 Journale, 9 Kirchen, 5 Schulen, 1 Mädchenseminar (Bildungsanstalt für ältere Mädchen), 5 Freimaurerlogen, 3 Buchhandlungen, 2 Theater u. s. w. Wenn hievon auch ein großer Theil dem auf die Zukunft speculirenden Geiste der Amerikaner zugeschrieben werden muß, so ist doch dadurch die große Wichtigkeit bewiesen welche diesem, nahe der Vereinigung des Missouri mit dem Kansas-Flusse gelegenen Orte zugeschrieben wird. In den 6 Monaten vom 1 Jan. bis zum 1 Jul. d. J. wurden, fast ausschließlich nach St. Louis,

612 Dampfschifffahrten gemacht, für welche die Schiffskosten allein 166,941 Doll. betrugen. Unter den Einfuhrwaaren in Leavenworth nennt die Kansas-Estafette allein 2 Mill. Fuß Bauholz.

Als das größte der Handlungshäuser wird dasjenige der HH. Russel, Majors und Waddell bezeichnet, welches in 3½ Monaten (15 März bis 30 Junius) 123 Waaren-Convois auf 3198 Wagen mit 41,328 Zugthieren und unter der Begleitung von 3895 Personen ins Innere versandt hat, wobei dieß Personal einen Lohn von 623,200 Dollars verdiente. Im Orte selbst beschäftigt dieß Haus 190 Personen, deren Salair sich auf 114,000 Dollars belaufen soll.

Nach dem Ausgabe-Budget der Vereinigten Staaten beläuft sich die Zahlung von Gehalten an Staatsdiener und die Truppen in den ersten sechs Monaten dieses Jahres auf 2,525,228 Dollars, welche Summe fast ganz in dieser Stadt bleibt, dort wenigstens zum Umsatz gelangt und ihre große Bedeutung am besten darzustellen vermag.

Seit dem 1 Julius d. J. hat sich nun zu dem Bodenreichthum dieses westlichen Staates die Arbeit in den Goldfeldern der Peaks-Gebirge gesellt, deren goldhaltige Gegend eine, freilich nicht verbürgte, Ausdehnung von 200 (engl.) Meilen in der Länge und 60 (engl.) Meilen in der Breite haben soll — ein Reichthum welcher im Stande ist für Kansas ein eben so mächtiges Interesse zu erwecken, wie dasjenige ist welches sich an die politischen Zustände dieses Staates fesselt. Dem Auswanderer, welcher wenig Vermögen aber Kraft und Gesundheit mitbringt, in welcher Lage die große Mehrzahl sich befinden wird, kann überhaupt der ganze Westen der Vereinigten Staaten nicht dringend genug empfohlen werden, wo er leicht Thätigkeit und Erwerb findet, während beides im Osten von Tag zu Tag mißlicher wird.

Californiens Hülfsquellen.

Gold ist wahrlich der geringste Schatz den Californien besitzt. In den Bergen der Sierra Nevada, vom Norden bis zum fernen Süden, durch die ganze Länge des Staates, auf einer Strecke von mehr als 800 Meilen, findet man tausende reicher schöner Thäler, die nur die bebauende Hand erwarten, um alle Arten von Getreide, Gemüse und Obst zu produciren. Man hat gefunden daß diese Thäler und Hügelseiten sich herrlich zum Obstbau eignen. Die Riesenbirnen, Pfirsiche, Aepfel und Trauben aller Art, die wir in diesem Jahr gezogen, übertreffen an Größe alle Producte ähnlicher Art anderer Länder; 80 bis 100 Sorten Trauben werden aber schon in unserem Staate gezogen, und gedeihen besser als in ihrem ursprünglichen Vaterland. Frankreich hat 5 Millionen Acker Weinberge, und zieht darin 80 Millionen Faß Wein im Werth von 600 Mill. Francs. Eine ungeheure Production! Unsere Thäler und Hügelseiten können fast dieselben Quantitäten erzielen, und die Cultur verschiedener Rebensorten und die Weingewinnung ist bereits ein einträgliches Geschäft. Bewohner von Weinländern, welche die Sache kennen, erklären unser Land für das beste der Welt für Weincultur. Drei Millionen Reben sind bereits gepflanzt, Millionen werden jährlich dazu gepflanzt, und es läßt sich das Resultat noch nicht einmal annähernd berechnen.

Bis vor fünf Jahren ließ sich niemand von der Fruchtbarkeit des californischen Bodens träumen. Alle Getreidearten, Obstsorten, Baumwolle, Hanf, Hopfen, Tabak, tropische Früchte und Obst werfen reichen Gewinn ab, der Staat hat 42 Millionen Acres fruchtbaren Landes und 5 Millionen leicht trocken zu legenden Sumpflandes. Weideland enthält er 35 Millionen, zusammen 77 Millionen Acres nutzbringenden Landes. Unter Cultur sind erst 48,000 Acres, eingefenzt 600,000 Acres. Zuckerrüben und chinesisches Zuckerrohr wurden letztes Jahr schon in verschiedenen Gegenden gezogen, hinreichend um deren Nutzbarkeit für Syrupgewinn zu constatiren. Tausende von Tonnen Zuckerrüben wurden dieses Jahr gezogen, und eine Runkelrübenzuckerfabrik ist bereits gebaut. Die HH. Smith und Winchel zogen dieses Jahr 50 Tonnen per Acre. Wir werden bald Zucker aus- statt einführen. Dr. Cobb in San Jose hat bereits Hanf gezogen, der dem russischen wenig nachgibt. Hanf wird für uns ein Ausfuhrartikel werden.

Die Schafzucht in den Bergen war von herrlichem Erfolg gekrönt; nirgends gedeihen Schafe besser als hier. Wir führen schon bedeutende Quantitäten von Wolle aus, und in wenigen Jahren werden wir mit den Städten am Mittelmeer wetteifern können, die jährlich 15 Millionen Pfund Wolle nach den atlantischen Städten ausführen, oder mit Australien, das die meiste Wolle in der Welt producirt. Kaum ein Product kann genannt werden, das in unseren Bergthälern nicht in der größten Vollkommenheit gedeiht. In wenigen Jahren werden wir genug exportiren, um unseren Staat reich zu machen.

Unsere Berge sind mit unerschöpflichen Vorräthen von Holz bedeckt. Mehrere Fichtensorten, Rothholz, Lebenseichen, besser als die aus den südlichen Staaten; Wallnüsse, Eichen, Schwarz- und Weißeichen (wie man hier die immergrünen Eichen nennt), Weiden, Mazonito, Ahorn, Virginia Dog Wood, Lorbeeren, Tannen, eine große Anzahl immergrüne Büsche, Haselnüsse und einen Holderstrauch, ähnlich dem australischen, sich vortrefflich zu Hecken eignend, findet man.

In den vulcanischen Regionen der Sierra Nevada findet man Bimsstein, Borax und Schwefel genug um die Welt zu versorgen. Die atlantischen Städte importiren jährlich 80,000 Pfund Borax und 20,000 Pfd. Bimsstein. In dieser Gegend findet man natürliches Glas, mit dessen Brauchbarkeit für die Glasfabrication eben Versuche gemacht werden. In neuerer Zeit hat man im nördlichen Theile unseres Staates eine Cochenille entdeckt, ähnlich der mexicanischen oder brasilianischen. Verschiedene Marmorsorten hat man an verschiedenen Orten gefunden; der bei Tunson steht dem weißen italienischen nur wenig nach und wird bereits viel verarbeitet.

Seifenstein, Kalkstein, Sandstein und Eisen trifft man in unerschöpflicher Menge. Porcellanerde, der besten chinesischen nicht nachstehend, findet man an verschiedenen Orten in den Gebirgen. Die Alazia, die das Gummi arabicum hervorbringt, hat man kürzlich in Mariposa County entdeckt, und die Bostoner naturhistorische Gesellschaft hat das Gummi davon für das, dem besten türkischen gleichkommende erklärt. Die Quecksilberminen in New Almaden liefern jährlich 1,807,000 Pfund, und können, wenn Nachfrage eintritt, jährlich das zehnfache

liefern. Wohlstand in allen Ecken, der nur noch der richtigen Art der Einwanderung bedarf, durch die bald alle diese reichen Hülfsquellen sich entwickeln würden.

Miscellen.

Fischzucht und künstliche Perlen. Im Departement der Meurthe hat die französische Fischzucht in der letzten Saison ein merkwürdiges Resultat erzielt, da aus einem sehr kleinen Strome die staunenswerthe Menge von 25,000 Kilogr. Weißfischchen (Cyprinus alburnus) gewonnen wurden. Die Schuppen dieses Fisches dienen bekanntlich zur Verfertigung falscher Perlen. Durch einen scharfsinnigen Proceß werden sie zunächst in einen glänzenden Teig verwandelt, den man Essence d'Orient, auch Perlmutteressenz nennt, und mit dieser Masse die innere Seite hohler Glaskugeln bestrichen. Werden diese dann mit Wachs gefüllt, so sind die künstlichen Perlen fertig.

*

Lamont über Erscheinungen der magnetischen Erdkraft. In einem Schreiben an die Royal Society in London theilt der große Münchner Astronom als Ergebniß seiner neuesten Untersuchungen mit, daß sich die Linien der horizontalen Intensität auf unserm Festland von Südwest nach Nordost bewegen, und zwar in einem Winkel mit dem magnetischen Meridian von 20° Oeffnung, also in einer Richtung welche mit den Declinationslinien zusammenfällt. Die Linien der magnetischen Neigung (Inclination) bewegen sich wahrscheinlich in der nämlichen Richtung, und ebenso scheint das Fortrücken der Declinationslinien vermuthlich zusammenzufallen mit den Linien der horizontalen Intensität.

*

Boron. Die Forschungen welche St. Claire-Deville im Verein mit Wöhler über das Boron machte, gehören zu den merkwürdigsten der neueren wissenschaftlichen Untersuchungen. Das Boron ist eine Substanz welche zwischen der Kieselerde und dem Kohlenstoff mitteninne steht, jedoch die Anomalie zeigt daß sie nicht, wie diese beiden, krystallisirbar ist. Allein die fraglichen Forschungen beweisen daß sie sich unter drei polymorphen Formen hervorbringen läßt und krystallisirbar ist. Verschiedenfarbige Proben, vom Honiggelb bis zum Krapproth, die Krystalle in einzelnen Fällen vollkommen hell und durchscheinend, wurden der Akademie vorgelegt. Eine, als Demant-Boron unterschiedene, Art wird aus einer Verbindung von Aluminium mit Boronsäure gebildet, und besitzt höchst bemerkenswerthe Eigenschaften. Sie ist härter als Diamant. Boron-Staub wird Rubinen, ja selbst den Diamant, mit größerer Leichtigkeit als Diamant-Staub schneiden und drillen. Dieser Umstand dürfte für viele eine Ueberraschung seyn, und obgleich er gegenwärtig noch unentwickelt ist, so schließt er doch belangreiche Folgen in Kunst und Wissenschaft in sich. Deville und Wöhler neigen zu dem Glauben daß der Diamant dimorph und unter bis jetzt noch unbekannten Bedingungen zur Annahme der Boron-Form empfänglich ist. In einer Hinsicht entspricht das Boron dem Titan, nämlich darin daß es bei einer hohen Temperatur Azot, und zwar Azot nur aus der Atmosphäre auffaugt, und nichts mit dem Sauerstoff zu thun haben will. (Chambers's Journal.)

*

Schnee-Eulen an der Küste des baltischen Meeres. Deutsche Blätter berichten aus Kolberg: „An unsern holzreichen Küsten haben sich große Schaaren nördlicher Schnee-Eulen (Strix nictea, Lin.) niedergelassen. Viele sind geschossen, und eine ist lebendig gefangen und in die Stadt gebracht worden. Dieser Vogel lebt nur in den höchsten Regionen des Nordens, oder auf der andern Seite des Polarkreises. Dr. Kane fand ihn nördlich vom Smith's Sund, unter dem 80. Grad nördlicher Breite, wo er auf den Polarhasen und das Schneehuhn Jagd macht. An Größe wenig kleiner als die langohrige Eule, hat die Schnee-Eule ein reines weißes Gefieder, mit hie und da einigen schwärzlich-braunen Flecken. Ihre Füße sind bis zu den starken schwarzen Klauen herab dick mit kleinen Federn bedeckt, welche das Aussehen von Wolle haben. Ihr Erscheinen in Deutschland ist wahrscheinlich eine Folge der heftigen Nordstürme welche um die Mitte Novembers ganz Europa durchfegten."

*

Die natürlichen Verhältnisse, die Hülfsquellen und die Zukunft der brittischen Besitzungen Nordamerika's. Unter diesem Titel liegt ein schon im vorigen Jahre (1857) erschienenes statistisches Werk vor uns von J. Haliburton, welches die Absicht hat, die Wichtigkeit der brittischen Besitzungen Nordamerika's für das Mutterland hervorzuheben und die Auswanderung aus letzterem in jene zu leiten. Die interessanteste Partie dieses Werkes bildet die Beschreibung Canada's, welches der Verfasser nennt „ein Land," so weit daß man kaum eine Vorstellung von seiner Größe hat, unerschöpflich fruchtbar, so gesund, wie kaum ein anderes Land der Welt, voller Naturschönheiten, herrlicher Seen und großer schiffbarer Flüsse, reich an Mineralien und großartigen Gegenden." Es folgt eine nähere Beschreibung der Einzelheiten, besonders der Flüsse und des Bodens. Der Gesundheitszustand ist so ausgezeichnet daß erst auf 102 Lebende ein Todesfall kommt (in den Vereinigten Staaten 1 auf 74, in England 1 auf 46); die Zunahme der Bevölkerung war in den letzten 40 Jahren verhältnißmäßig dreimal größer als diejenige in den Vereinigten Staaten. Oestlich und westlich vom Ontario, zwischen dem Huron- und Erie-See gedeihen Pfirsiche und Tabak sehr wohl, wie denn überhaupt West-Canada sich durch gesundes Klima zumeist auszeichnet. Der Verfasser, dessen Mittheilungen den Eindruck der Wahrheit machen, bespricht ferner die Producte, die Ein- und Ausfuhr, das Anwachsen der Bevölkerung in den einzelnen Gegenden des Landes, seine Schilderung immer durch Zahlen belegend, und gelangt zu dem Resultat daß Canada dem (brittischen?) Einwanderer unendlich größere Vortheile in Aussicht stellt als die benachbarten Vereinigten Staaten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 3. Augsburg, 15 Januar 1859

Geschichte der Eroberung Mexico's mit Benutzung einheimischer Quellen.

1. Das erste Auftreten der Spanier.

Wir wurden im alten Jahre noch mit einem neuen Bande von Abbé Brasseurs Geschichtswerk überrascht, welcher zur Beschämung seines eigenen Titels [1] einer vorcolumbischen Geschichte der mittelamerikanischen Culturvölker uns dennoch das Zeitalter der Conquista oder der spanischen Eroberung schildert. Wer Prescotts meisterhafte Darstellung der Eroberung Mexico's kennt, wird über die Verwegenheit des Hrn. Brasseur staunen, und augenblicklich fragen, welche neue Quellen zu einem solchen Versuche rechtfertigen. Der amerikanische Archäolog hatte meistens nur den nämlichen Stoff wie Prescott vor sich, doch sah er, der sich so genau mit der ältern Geschichte der Azteken beschäftigte, die spanischen Autoren in einem andern kritischen Lichte. Sahagun und Torquemada erhalten durch ihre tiefe Kenntnisse der indianischen Sprachen und Sitten für ihn einen höhern Werth. Er zieht wiederum Gomara, den Caplan des Cortes, der nie in Amerika war, seltsamerweise dem Augenzeugen Bernal Diaz vor, sonst aber kamen ihm noch der Codex Letellier, der Codex Chimalpopoca und andere Chroniken in der Nahuatlsprache sehr zu Hülfe, so daß wir von seinem Buche vorzügliche Aufschlüsse, aus dem Munde der Azteken selbst, über die Eroberung und die Eroberer erwarten durften.

Auch Prescotts Buch ließ noch viele kritische Zweifel über die räthselhafte Eroberung eines dicht bevölkerten und wohlgegliederten Reiches durch eine Handvoll Abenteurer übrig, an deren jedem freilich jeder Zoll ein Held war, die aber doch nur eine kleine Summe von Kräften gegen eine Fluth von streitbaren Millionen einsetzen konnten. Wir wissen ganz genau daß Ferdinand Cortes etliche Hundert Mann musterte, und müssen uns daher sagen daß wir entweder die Azteken für ein schwächliches und feiges Zwergengeschlecht, und die Nachrichten von ihrer Cultur für Uebertreibungen halten, oder uns gestehen müssen daß die Begebenheiten einen andern Verlauf nahmen, als wie sie Cortes und seine Gefährten uns darstellten. Als der Eroberer am 18 Febr. 1519 unter Segel gieng, zählte er in 11 Schiffen von 30 bis 100 Tonnen Gehalt, 110 Matrosen, 200 Indianer als Troßknechte und 553 Soldaten! Gewöhnlich stellt man sich vor daß es der Zauber der europäischen Waffen, und namentlich der Feuerrohre war welche Wunder verrichteten. Man irrt darin vollständig. Cortes hatte 32 Armbrust- und 30 Büchsenschützen unter seinen Truppen, außerdem 10 Feldstücke und 4 Falconette. Nun muß man sich zuerst erinnern daß im Anfang des 16ten Jahrhunderts die Feuerwaffen durchaus nicht so verheerende Werkzeuge als heutigen Tages waren. Gegen Tausende und Hunderttausende todesmuthiger Streiter waren der Kugeln jedenfalls zu wenig. Die Kanoniere brauchten unsäglich viel Zeit zum Laden, und mehr als zwanzig Schüsse ließen sich damals aus einem Geschütz im Laufe von 24 Stunden nicht abfeuern. Auch sehen wir daß gleichzeitig an den Golfküsten in Südamerika die streitbaren Cariben mit ihren vergifteten Pfeilen spanische Streifpartien von etlichen Hunderten stets aufrieben. Die Cuevastämme auf dem Isthmus von Darien, welche damals noch nicht ihre Geschosse vergifteten und auf einer beträchtlich tiefern gesellschaftlichen Stufe wie die Azteken standen, vertrieben die Spanier aus ihrem Lande, wie sie noch heutigen Tages völlig frei sind. Die beste Wirkung der Feuerwaffen bestand in dem Schrecken, den Blitz, Knall, Rauch und Pulvergeruch verbreiteten. Allein wir finden daß schon in dem ersten Gefecht zwischen Spaniern und den Nonohualcas von Tabasco diese vollständig das Unvermuthete bestanden, und nicht aus der Fassung kamen. Die Spanier, wird man sich weiter sagen, hatten durch ihre Schutzwaffen gegen die zerbrechlichen und kraftlosen Geschosse der Feinde eine Wehr, die sie beinahe unverwundbar machte. Das Umgekehrte ist hier beinahe das Richtige. Cortes ließ nämlich noch während seines Feldzuges seine Soldaten die schweren Eisenhemden mit den aztekischen Panzern vertauschen, Cuirasse aus dick wattirtem Baumwollenzeuge, welche die Pfeile nicht durchließen und bei dem heißen Klima den Soldaten weniger erschöpften. Einige Ueberlegenheit, aber freilich nur im Handgemenge, besaßen die Spanier durch ihre eisernen Waffen, die nicht nach dem ersten Hiebe brachen, wie die aztekischen Säbel mit ihren Obsidianglasklingen. Man frage sich aber, was der beste toledaner Stahl im Handgemenge ausrichten kann, wo Hunderte gegen Einen fechten? Eine einzige Waffe hatten die Spanier, deren Wirkung allerdings außerordentlich gewesen ist, nämlich die Reiterei. Es gab in Amerika vor Colons Landung keine Pferde, daher der Anblick von Roß und Reiter die Haufen der

[1] Histoire du Mexique durant les siècles anterieures à Christophe Colomb, tome IV. Paris 1859. Bertrand.

Feinde auseinander warf. Selbst als man sich an das fremde Schauspiel gewöhnt hatte, blieben im freien Felde die Attaken der Reiter stets von außerordentlicher Wirkung, und die gefährliche Schlacht bei Otompan, wo die Spanier nicht mehr an Rettung, sondern nur an einen theuern Kaufpreis für ihr Leben dachten, wäre nicht gewonnen worden wenn nicht die wenigen noch berittenen Anführer bis zum Träger der Reichsfahne von Tenochtitlan hätten heransprengen können. Indessen zählte Cortes bei seiner Landung nur 16 Pferde, und diese Zahl schmolz beträchtlich während der fortwährenden Gefechte. Auch waren die Reiter nicht immer zu gebrauchen, denn die meisten Schlachten wurden in den Städten, und vor allen Dingen in Mexico selbst geliefert, welches wie Venedig nur wenige Straßen, sondern nur Canäle besaß. Auch die Uebung in Gliedern zu fechten gab den Spaniern keine außerordentliche Ueberlegenheit, denn ihre Feinde waren zu solchen Kunststücken ebenfalls abgerichtet worden, und bei Straßengefechten, wie sie meistens bestanden werden mußten, geräth das Gefecht ohnedieß aus den Fugen. Daß die Azteken an Muth und Unerschrockenheit den Spaniern nichts nachgaben, bezeugen diese selbst, und die Schauderqualen welche während der Belagerung der Hauptstadt von ihnen ungebeugt ertragen wurden, haben wenige oder keine Seitenstücke in der ältern wie in der neuern Geschichte Europa's. Nur in einem Punkte waren die Spanier ihren Feinden überlegen, daß sie deutlich den Zweck von Gefecht und Schlacht vor Augen behielten. Diesen Zweck, die Vernichtung des Gegners, kannten die alten Mexicaner nicht. Kriege waren bei ihnen eine Art gottesdienstlicher Verrichtung, sie suchten ihre Feinde nicht zu tödten, sondern sie lebendig zu fangen, um sie den Göttern darzubringen. Natürlich kam es den Spaniern außerordentlich zu statten, daß ihr Leben im Handgemenge noch zu schonen gesucht wurde, und daß ihre Feinde es für ein halbes Mißgeschick hielten ihre Gegner zu erschlagen. Dieß rettete in unzähligen Fällen einzelnen das Leben, und erklärt uns daß die Spanier nicht durch die beständigen Gefechte rasch aufgerieben werden konnten. Mag man nun immer mit diesen Vortheilen Cortes' 500 Spanier multipliciren, sie erscheinen uns immer noch zu wenig, um ein Reich, welches seine Unterthanen nach Millionen zählte, und die es mit allen Despotenkünsten zum Widerstande aufbot, und durch nationales Gefühl und religiöse Gluth bis zur höchsten Erbitterung entflammte, im Laufe eines Jahres zu vernichten. Und wie geschah es denn, daß ein so schlauer und durchtriebener Monarch, wie Montezuma, die Fremdlinge ruhig in seine Hauptstadt einziehen ließ, während, wie sich später zeigte, ein Wink genügt hätte um die Spanier aus Mexico hinauszuwerfen, ja ihnen blutig und sauer ihr nächtliches Entweichen zahlen zu lassen? Prescott hat es schon angedeutet, daß die Heldenkraft der spanischen Conquistadoren nicht ausreichte das Reich Montezuma's zu zerstören, sondern daß nur begünstigt durch einen religiösen Wahn Cortes der Hauptstadt sich so friedlich nähern durfte, und daß er schließlich nur durch sein staatsmännisches Genie sich an die Spitze einer Revolution stellte, welche gegen die Universalherrschaft der Azteken beim Auftreten der Spanier ausbrach, so daß seine Truppen nur den Kern und die Elite der zahlreichen mexicanischen Stämme bildeten, die er gegen die Hauptstadt an den Seen zu Felde führte. Diese Ansicht bestätigt nicht nur Brasseurs Darstellung, sondern sie läßt uns deutlich sehen, wie nothwendig sich die Begebenheiten entwickeln mußten.

Die Stadt Tenochtitlan (Mexico) war wie Venedig mitten im Wasser erbaut, wurde durch unzählige Canäle rechtwinklig zerschnitten, und war an das Festland nur durch Dämme befestigt. Es gab in der Stadt selbst nur vier große Straßen, welche senkrecht nach den vier Seiten des Haupttempels von Huitzilopochtli führten. Tlatilolco, die Schwesterstadt, welche ehemals getrennte Könige besaß, war durch einen Canal völlig von Tenochtitlan abgeschnitten und mit diesem durch eine Anzahl fester oder beweglicher Brücken verbunden. Eine der Hauptstraßen war mit Alleen bepflanzt, wo die Spaziergänger ihre Abendkühle zu genießen pflegten, denn wie für die Fischerboote Leuchtthürme unterhalten wurden, gab es auch in Tenochtitlan eine regelmäßige Straßenbeleuchtung mit Feuerpfannen. Das Waffentragen war jedermann verboten, und eine wachsame Polizei sorgte mit größtem Fleiß für die Reinlichkeit der Straßen und Canäle. Ueber die Volkszahl schwanken die Angaben. Nach Brasseurs Urtheil, dem wir beitreten, gab es in Mexico 60,000 Feuerstellen oder 300,000 Einwohner, und 160,000 Feuerstellen, wenn man noch zu der Hauptstadt hinzuzählt was längs der Dämme und in der Verlängerung der großen Straßen wohnte. 79 größere Tempel und 400 andre Gebäude zu gottesdienstlichen Zwecken zählte die Hauptstadt Anahuacs. Diesem religiösen Aufwande entsprach auch der monarchische: die Hofdienerschaft bestand aus 3000 Personen, darunter 1000 Frauen des kaiserlichen Harems, die in einem geräumigen Palaste untergebracht waren, dessen platte Dächer ein endloses Gefolge von Terrassen bildeten, so breit daß 30 Reiter darauf hätten Tournier halten können. Ein eignes Gebäude diente als Vogelhaus, worin 300 Bediente beständig mit dem Sammeln der bunten Federn zur Federnmosaik beschäftigt waren, während in getrennten Häusern der Merkwürdigkeit halber Raubvögel und andre ornithologische Seltenheiten gefüttert wurden. Daran stieß die kaiserliche Menagerie, wo die Fauna der entferntesten Länder zu sehen war, und an diese ein Haus für Zwerge, Bucklige und sonstige menschliche Monstra. Endlich folgten die kaiserlichen Gärten sowohl für Blumen, wie für medicinische Gewächse.

Die Kaiser hatten allmählich die Etikette immer mehr verschärft. Niemand durfte Montezuma ins Gesicht sehen, selbst die höchsten Reichswürden erschienen vor ihm barfuß und bedeckten ihre reichen Gewänder mit groben Stoffen. Nur leise durfte gesprochen werden und bisweilen bloß durch Vermittlung eines Geheimschreibers. Die Mahlzeit wurde dem Monarchen in köstlichen Geschirren auf einer Matte servirt. Ueber Wärmpfannen trugen 400 Pagen die Gerichte in den Saal und übergaben sie dem Kammerherrn oder den schönsten, für diesen Dienst ausgesuchten Frauen. Nie erschien weder das Geschirr noch das Tafelzeug zum zweitenmal, nie trug der Kaiser ein Kleid welches er abgelegt hatte. Nach Tisch wurde Tabak aus Pfeifen geraucht, wobei sich der Monarch entweder durch seine Hofnarren oder durch sein Ballet die Zeit vertreiben ließ. Abends soll der Kaiser, wie einst der große Abbasidenchalife verkleidet in den Straßen umhergeschlichen seyn, um die Mysterien seines Volkes kennen zu lernen.

Montezuma, der, wie wir sahen, sich zuerst den Kaisertitel beilegte, hatte nie aufgehört von einer Universalherrschaft in dem Staatenbund Anahuac zu träumen. Als durch Nezahualpilli's Tod der Thron in Tezcuco erledigt und kein Nachfolger bezeichnet worden war, schlug der mexicanische Gesandte vor, den zweiten Sohn Cacama, Montezuma's Schwestersohn, auf den Thron zu erheben. Gegen diese Wahl erhob sich Ixtlilxochitl, der spätere Bundesgenosse des Cortes und Großvater des Geschichtschreibers, damals (1517) erst 17 Jahr alt, und legte, obwohl einer der jüngsten Prinzen, Verwahrung gegen diese Wahl ein, welche

Tezcuco in größere Abhängigkeit zu Mexico setzen müsse. Als er aber mit diesem Widerspruch vereinzelt blieb, begab er sich klagend in den Palast seiner Mutter, und als auch diese ihn beruhigen wollte, rief er: „Ich sehe recht gut daß Sie ein Weib und Eure Hoheit ebenso unfähig wie die anderen sind, die Absichten Montezuma's zu durchschauen." Für ihn war kein Bleiben in Tezcuco mehr. Er begab sich nach Meztitlan und wiegelte in den Bergen die Totonaken auf, mit denen er dann bewaffnet an die Seen herabstieg. Die Stadt Otompan war er genöthigt zu belagern, sie unterwarf sich aber rasch. Montezuma schickte jetzt gegen den Rebellen seine Truppen aus, als aber Ixtlilxochitl die Mexicaner entschieden geschlagen hatte, zog sich Montezuma völlig aus dem Erbfolgestreit zurück. Der Prätendent von Tezcuco hatte aber bereits in einem Bündniß gegen die Uebermacht von Mexico sämmtliche Totonakenstämme und die Tlaxcalteken hineingezogen. Endlich schloß Cacama, bisher nur aus Furcht vor Montezuma zögernd, einen Vergleich mit seinem Bruder Ixtlilxochitl, dem er unter dem Titel eines Reichsgeneralissimus von Tezcuco die empörten Provinzen abtrat. So standen die Dinge zur Zeit als die Spanier das benachbarte Yucatan entdeckten. Die unterworfenen Völker wurden, wie wir aus der ältern Geschichte sahen, von Abgaben fast erdrückt, sie waren aufgebracht über den Menschentribut der dem Götzen in Mexico alljährlich geschlachtet werden mußte, der tlaxcaltekische Grafenbund, um seine Unabhängigkeit besorgt, setzte ohne Unterbrechung seine Fehde gegen den Dreikronenbund fort, die ehemals freien Städte wie Cholula und Huexotzinco sahen ihre zweideutige Souveränität beständig problematischer werden, und endlich war in den Bund der drei Kronen Tenochtitlan (Mexico), Tezcuco und Tlacopan das Zerwürfniß selbst getreten, seit Ixtlilxochitl offen die Waffen gegen Montezuma erhob. So kamen die Spanier wie gerufen.

Das erste Geschwader unter Cordoba hatte sich bei Potonchan (das Champoton unsrer Karten) im Jahr 1517 gezeigt, und obgleich sich das Reich Montezuma's nicht nach dieser yukatekischen Stadt erstreckte, so wurde doch dieses Land von mexicanischen Karawanen besucht, und diese brachten bei ihrer Heimkehr von den Messen der Mayastämme die Nachrichten von der Erscheinung und dem Betragen der Fremdlinge mit. Daß es keine übermenschlichen Geschöpfe seyen, konnte man daraus wissen daß die Potonchaner 47 Spanier dem Cordoba erschlagen und den Rest seiner Mannschaft übel zugerichtet auf die Schiffe gejagt hatten. Doch blieb ihr Besuch immer bedeutungsvoll. Sie waren bleich von Angesicht und bärtig, wie die Gottheit und der Prophet Quetzalcohuatl dargestellt wurden, sie kamen auch von Osten her, wohin der Vertriebene gewichen war, um einst zur Stiftung eines neuen Reiches wiederzukehren. Endlich war das neue Jahrhundert mit allerlei unheimlichen Zeichen angebrochen, und der alte königliche Astrolog Nezahualpilli hatte bei seinem Tod die schlimmsten Weissagungen eines bevorstehenden Endes hinterlassen. Die alten Religionskämpfe zwischen den Bekennern des Quetzalcohuatl und Tezcatlipoca waren zwar längst verklungen, und der sanfte Prophet von Cholula wurde überall auch in Mexico neben Huitzilopochtli verehrt, auch pilgerten die Fürsten Anahuacs nach der heiligen Stadt (Cholula) und zu den Heiligthümern Quetzalcohuatls. Allein dennoch sah man die alten Gottheiten der Othomis, Sonne und Mond, den toltekischen Propheten, die uralten Götter, wie Tlaloc nur noch eine bescheidene Rolle neben Huitzilopochtli, dem Schutzpatron der Mexicaner, spielen, der mit dieser Nation allen andern Herrschern im Olymp Anahuacs über die Schultern gewachsen war. Der Cultus des Quetzalcohuatl, freilich verunreinigt durch Menschenopfer, gleichsam als Repressalie gegen die religiöse Blutgier der Azteken, war noch allmächtig in der Tierra Caliente, dem glühenden Küstenstreifen an der Gebirgsstufe. In voller Reinheit hatte er sich aber noch immer in einigen Klöstern des Totonakenlandes erhalten. So knüpfte sich an die Nachrichten von dem Erscheinen der seltsamen Fremdlinge sogleich der Mythus, es seyen die rückkehrenden Jünger des Quetzalcohuatl, des Propheten von Cholula, der einst wiederkehren werde um sein Reich neu zu bestellen. Diese alte Sage lebte nicht bloß im Volk, sondern wurde seit den unheimlichen Weissagungen des Königs Nezahualpilli von manchen Personen am Hof getheilt. So erzählt der Codex Chimalpopoca daß Montezuma seinen Schatzmeister Tzompantzin-Teuctli rufen ließ, der, wie man an dem zweiten Namen sieht, zu dem Ritterorden gehörte. Der Monarch verlangte von dem Minister eine neue Steuer um die Capelle Huitzilopochtli's mit Gold und Edelsteinen schmücken zu können, Tzompantzin widerrieth und soll dabei die unvorsichtigen Worte geäußert haben: „Bedenket wohl daß dieser bald aufhören wird unser Gott zu seyn, denn schon nahen sich jene denen alle diese Reichthümer und Herrschaften gehören sollen." Am nämlichen Tage noch ließ der erzürnte Kaiser den schwarzsehenden Kanzler sammt seinen Söhnen tödten. (Anno XII, Calli, 1517 n. Chr.)

Im folgenden Jahre endlich näherte sich ein Geschwader unter dem ritterlichen und liebenswürdigen Grijalva der Landenge von Tehuantepec,[1] und warf am Rio Grijalva Anker. Dieser Fluß heißt jetzt Tabasco, nicht weil ihn die Eingebornen so nannten, sondern weil der Monarch der Landschaft damals so hieß. Auch wird irrthümlich von einer yukatekischen Stadt Tabasco gesprochen, denn die Stadt am Rio Grijalva hieß, wie Brasseur nachweist, Centla. Dort hörten die Spanier zum erstenmale den Namen der Culhuas. Culhua hieß nämlich jene Nation, deren Hauptstadt Mexico war und die als Mexicaner im engern Sinn sonst als Azteken bezeichnet und früher oft genug mit den Acolhuas, ihren Bundesgenossen, den Bewohnern des Cantons Tezcuco verwechselt worden sind. Vom Tabasco gieng das Geschwader nach dem Rio Alvarado (Papaloapan), dann nach dem Rio de Banderas (Fahnenfluß), und an die Insel der Menschenopfer (Sacrificios), später San Juan de Ulua (corrumpirt aus Culhua) genannt. Montezuma hatte den Präfecten an der Küste Befehle gegeben, sobald sich die Fremdlinge an den Gestaden auch seines Reiches zeigen würden, mit ihnen freundlichen Verkehr zu pflegen. Die Provinz Cuetlachtlan (heute Vera Cruz) verwaltete als Calpixque oder königlicher Intendant Pinotl, der dem Grijalva einige Geschenke überbrachte, darunter aber solche, die nach dem Landesbrauch nur Königen gebührten, so tief war auch dieser Mann von dem Aberglauben erfüllt, er habe es mit den rückkehrenden Schaaren Quetzalcohuatls zu thun! Seine Maler mußten sogleich die Fremdlinge, ihre Waffen und Geräthe auf die Leinwand bringen, und er begab sich dann mit der königlichen Post, das heißt in Sänften eilig nach der Hauptstadt. Als er beim Kaiser gemeldet wurde, ließ sich dieser zweimal seine Botschaft wiederholen und gebot ihm das strengste Siegel für alle seine Nachrichten. Er beschied dann augenblicklich den König Cacama von Tezcuco zu sich, und hielt mit ihm und seinen Reichswürden einen geheimen Rath. Alle waren der Ansicht, es sey nach diesen außerordentlichen Berichten nicht unmöglich daß die Fremdlinge Nachkommen des Quetzalcohuatl seyen und man

[1] Der Name bedeutet Tigerberg.

sie deßhalb mit Achtung empfangen müsse. In Folge dessen wurden sogleich fünf der höchsten Hofbeamten als Botschafter an die Küste geschickt, aber sie kamen zu spät, denn Grijalva war bereits mit seinem Geschwader heimgekehrt.

Im nächsten Jahre (1519) kam Cortes. Er hatte unterwegs von der yukatekischen Küste einen spanischen Mönch Geronimo Aguilar abgeholt, der dorthin verschlagen jahrelang unter den Mayastämmen gelebt hatte und der Sprache der Yukateken völlig mächtig war. Auf der Fahrt längs der Küste lieferte Cortes den Bewohnern von Centla (Tabasco) vom Stamme der Nonohualcas ein heißes aber siegreiches Gefecht, und erklärte ihre Stadt als Eigenthum der spanischen Krone. Tabasco unterwarf sich aber erst nach einer zweiten Schlacht, die rein nur durch das Erscheinen der Cavallerie oder der 16 Pferde der Spanier entschieden wurde. Nach diesen Vorgängen, welche natürlich zeitig in Anahuac bekannt wurden, warf die Flotte bei Ulua Anker. Die Gesandtschaft aus Tenochtitlan brach sogleich auf, und unter den Geschenken, die sie mitnahm, befanden sich auch die kostbaren Insignien der Quetzalcohuatl-Bilder. Mit großem Verdruß bemerkte Cortes daß er sich nicht mit jenem merkwürdigen Volke verständigen könne, denn Aguilar sprach nur das Maya, dessen Gränze, der Coatzacualco, längst von den Spaniern überschritten worden war. Da wollte es nun das Glück des Eroberers daß sich unter den Sklavinnen, die Tabasco, der Herr von Centla, den Spaniern geschenkt hatte, eine Dirne befand, die entweder aus Xalisco oder Coatzacualco gebürtig in die Kriegsgefangenschaft gerathen und in den Palast des Tabasco verkauft worden war, wo sie zu ihrer Muttersprache, dem Nahuatl, auch das Maya lernte. Sie wird von den Spaniern Marina, von den Mexicanern Malintzin genannt, und diese Frau war es die mächtig zur Zerstörung von Montezuma's Herrschaft beitrug. Cortes erhob sie zu seiner Maitresse und sie gebar ihm den später so unglücklichen Don Martin.[1] Was Cortes dem Aguilar auftrug, übersetzte dieser ins Maya, die Marina ins Nahuatl oder in die Sprache Anahuacs. Wäre diese linguistische Kette nicht geschaffen worden, so hätte es natürlich lange währen müssen, ehe Cortes von der eigenthümlichen, zu einer Revolution reifen Lage des mexicanischen Reiches unterrichtet wurde, und wie viel gerade daran lag daß dieß rasch geschah, wird sich sogleich zeigen. Als die mexicanische Gesandtschaft vor Cortes sich befand, begann sie ihm göttliche Anbetung wie dem Quetzalcohuatl zu erweisen, und der Sprecher Yohualloychan nannte, indem er Cortes mit den Insignien des „Propheten" bekleidete, Montezuma „seinen Vasallen und Statthalter." Später kam noch ein neuer kaiserlicher Officier vom höchsten Range Teuhtlile hinzu, und dieser bemerkte bei einem spanischen Soldaten einen vergoldeten Helm, der zufällig dem Hauptschmuck des Quetzalcohuatl glich. Er bat sich diesen Helm aus, um ihn dem Kaiser zu schicken und versprach ihn mit Gold gefüllt wieder zurückzubringen.

In Mexico waren die ersten Nachrichten mit höchster Spannung erwartet worden, und es saß abermals ein geheimer Rath im kaiserlichen Palast, um zu entscheiden was man zu thun habe wenn Cortes seine Drohung erfülle und die Botschaft seines Herrn und Königs im Osten nach der Hauptstadt Mexico überbringe. Cacama, der Fürst von Tezcuco, soll damals geäußert haben, man müsse Cortes ruhig empfangen, denn wenn man die geringste Furcht vor ihm und seiner Handvoll Leute zeige, so würde bei dem schlimmen Geiste in den Provinzen das Ansehen der Reichsgewalten tief geschwächt werden. Zu seinem Unglück wollte sich Montezuma weder zur Gewalt noch zur besonnenen Beobachtung bewegen lassen, sondern schlug einen Seitenweg ein, der ihn stracks zum Verderben führte. Weil die Spanier im Scherz gegen die Mexicaner geäußert hatten, sie hätten eine Krankheit die sich nur durch viel Gold stillen lasse, so beschloß der Kaiser durch eine Last von Geschenken den Abzug der Fremdlinge zu erkaufen. Dieses zweischneidige Mittel konnte ihm nur die abergläubische Angst eingeben, denn die hochmüthigen Monarchen von Anahuac hatten sich das Schenken längst abgewöhnt, und gewaltig mußte der Eindruck auf alle unterworfenen Völker seyn, wenn sie sahen oder hörten daß kaiserliche Botschafter den Fremdlingen Geschenke auftrugen. Unter den Kostbarkeiten die Teuhtlile dem Cortes überbrachte, nicht ohne ihn auch dießmal zuvor angeräuchert und ihm göttliche Ehrfurcht erwiesen zu haben, befanden sich auch die beiden Scheiben aus Silber und Gold, die den Mond und die Sonne darstellten, welche letztere 20,000 Pesos oder 400 Mark köln. wog und 357,380 Francs im Werth besaß. Die Geschenke kamen gerade zur rechten Zeit um die Spanier zu unerhörter Kühnheit zu entflammen, denn ohne diese Lockung wäre es vielleicht Cortes nie gelungen seine Soldaten zur Erklärung ihres Abfalls von der cubanischen Statthalterschaft und zur Begründung einer eigenen, nur von der Krone abhängigen Colonie, zu dem berüchtigten Pronunciamiento von Vera Cruz zu bewegen. Cortes nahm die Geschenke, blieb aber immer fest dabei daß er nach Mexico selbst gehen müsse, um die Aufträge seines Monarchen dem Kaiser in Anahuac zu überbringen.

Während der mexicanische Unterhändler Montezuma diese betrübende Antwort überbrachte, erschien im spanischen Lager eine Gesandtschaft des Prinzen Ixtlilxochitl, des Prätendenten von Tezcuco, der dem Feldherrn ein Bündniß anbot. Die Dienste welche Marina hier erweisen konnte, waren von unaussprechlichem Werth, denn die Botschafter setzten die Lage der Verhältnisse in dem Staatenbund von Anahuac klar auseinander, und von jenem Augenblick an durfte Cortes seine Gedanken höher fliegen lassen, und auf mehr als eine bewaffnete Gesandtschaft nach Mexico sinnen. Er sah jetzt daß die zusammeneroberte Macht der Culhuas nur einen gläsernen Boden hatte, und daß es genüge einen Stein hineinzuwerfen, um alles in Scherben zu schlagen.

Bemerkungen über die Bekehrung canadischer Indianer zum Christenthum und einige Bekehrungsgeschichten.

(Von J. G. Kohl.)

(Schluß.)

Da die heidnischen Ehebande gewöhnlich sehr locker sind und nach den indianischen Gesetzen und Gewohnheiten bei der geringsten Ver-

[1] Später heirathete sie einen Spanier Juan de Xaramillo.

anlassung gelöst werden können, so ist dann auch bei der Taufe eines verheiratheten Mannes zugleich eine Wiederverheirathung oder eine feste christliche Vermählung herkömmlich. Darüber etwas festzusetzen ist um so mehr vonnöthen, da die indianischen Völker allesammt Polygamie zulassen. Freilich haben die meisten nur eine Frau, weil es ihnen schwer fällt, mehrere zu ernähren. Ist dieß aber bei einem Täuflinge der Fall, so muß er sich entschließen der Mehrheit zu entsagen, doch lassen die Missionäre ihm dabei die Wahl, er kann die behalten welche er am meisten liebt, und gewöhnlich haben dann diese undankbaren Ehemänner die Grausamkeit ihre alten treuen Weiber, die schon so lange bei ihnen aushielten, zu verabschieden, und mit der letzten und jüngsten an der Hand sich im Schooße der Kirche niederzulassen.

Auch in der Ausdrucksweise und Sprache der Indianer müssen bei der Taufe einige Reformen vorgenommen werden, und diese sind oft am schwersten durchzuführen. Die heidnische Sprache der Indianer hat manche Eigenthümlichkeiten, die nach der Taufe beizubehalten und deren Gebrauch noch im Christenthume zu gestatten, die Würde der Religion verletzen würde.

Sie ist z. B. voll von unbestimmten, vagen und zweifelhaften Ausdrücken. Man findet in ihr gewisse Ausdrucksformen und Endsylben welche gewissermaßen den Grad von Kenntniß bezeichnen, die sie von einer Sache oder einer Person erlangt haben. Haben die Indianer zum Beispiel von dem großen Gesetzgeber Moses reden hören, hat aber bloß das Gerücht ihnen eine dunkle Idee von ihm beigebracht, haben sie den Moses selber nicht gesehen, oder ihn in seinen Schriften und in seiner speciellen Lebensgeschichte noch nicht näher kennen gelernt, schwebt ihnen die ganze Vorstellung des Moses noch in undeutlichen Umrissen wie eine Wolke vor, so nennen sie ihn nicht geradezu „Moses," sondern hängen seinem Namen eine gewisse Sylbe an, um im Worte selber anzudeuten, was wir durch Umschreibungen, wie folgende geben würden: „ein gewisser Moses" — oder „der Moses, von dem die Leute so viel sprechen." — Diese Endsylben sind sehr mannichfaltig und drücken verschiedene Nüancen und Arten der Bekanntschaft und Berühmtheit der Person aus. Mit einer Endsylbe können sie ausdrücken was wir nennen würden: „den berühmten und allgemein gepriesenen Moses," mit einer andern, daß die Person von der man eben spricht, bloß „berüchtigt" sey. Wieder mit einer andern, daß sie selber noch sehr viel Zweifel an der wirklichen Existenz dieses Moses haben, wo wir sagen müßten: „der zwar allgemein genannte, aber uns doch noch sehr zweifelhafte Moses."

Solange sie nun noch Heiden sind, nennen sie alle die Propheten und heiligen Persönlichkeiten unserer Religion nie geradezu und bestimmt „Moses," oder „Jesaias," oder „Maria" oder „Christus," verändern diese Namen vielmehr immer so daß der Zweifel oder das bloße Gerücht darin ausgedrückt wird, als wenn wir zum Beispiel statt „Christus" sagen wollten; „ein gewisser Christus." Und diese Unart bringen sie immer ins Christenthum mit hinüber, wo sie doch nun eben an das wirkliche Vorhandenseyn dieser Persönlichkeiten fest und bestimmt glauben sollen. Man erzählte mir daß es sehr schwer fiele, sie an diese feste und bestimmte Ausdrucksweise zu gewöhnen.

Doch alle diese genannten Reformen im Aeußern sind verhältnißmäßig freilich noch leicht. Wie es aber mit der Umschmelzung und Christianisirung des inwendigen Menschen bei den Bekehrungen der Indianer gewöhnlich aussehen mag, und welche Erfolge da erzielt werden, das ist dann eine noch viel schwierigere Frage.

Es ist ein Punkt, der mit so vielen andern großen Fragen über die oft besprochene Civilisationsfähigkeit der indianischen Stämme so innig zusammenhängt, daß er nur in einem großen und tiefeingehenden Werke einigermaßen genügend beleuchtet werden könnte. Ich kann mich hier bei der Mittheilung meiner kleinen Erfahrungen über die Indianer natürlich nicht auf die Erörterung dieses großen Gegenstandes einlassen; doch mag ich von dem, was ich in meiner geringen Praxis selber sah und bemerkte, oder was ich oft hörte, einiges als Beitrag vorbringen. Etliches davon mag auch längst gemachte Bemerkungen bestätigen.

Eine traurige Beobachtung, die sich gleich aufdringt wenn man hier am Obern See reiset, ist die daß der Missionen und Kirchen unter den hiesigen Indianern noch so äußerst wenige sind. Es ist nun schon länger als 200 Jahre her, seitdem die ersten christlichen Missionäre zu diesem See vordrangen, und in ihren Lettres édifiantes der Welt ihre schönen, schnellen und scheinbar großen Erfolge unter den Indianern verkündeten. 200 Jahre nachdem Karl der Große die barbarischen Sachsen niederwarf und „zum Gebete" bekehrte, gab es in dem mit vielem Märtyrer- und Heidenblute gedüngten Sachsenlande schon viele blühende Bisthümer, zahlreiche schöne Kirchen und fortschreitende Gemeinden. Hier am Obern See aber findet man kaum mehr die Spur von jenen ersten Capellen und Kirchlein welche die Väter: Jogues, Raymbaut, Ménard, Allouez, Marquette und andere hier schon in der Mitte des 17ten Jahrhunderts bauten. Ihre Indianer-Gemeinden haben sich im Laufe der Zeiten wieder aufgelöst, sie sind wohl einmal wieder hergestellt, aber sie sind dann wiederum wie Spreu zerstoben. Weniges oder nichts von dem was jene Männer gründeten, hat fest gehalten, Wurzel gefaßt, und nichts ist gewachsen.

Alle katholischen Kirchen, Gemeinden und Missionen, die wir jetzt hier sahen und die sich in Summa wohl auf nicht mehr als ein Dutzend belaufen, sind wiederum ein ganz neu angefangenes Werk; sie sind fast alle die Producte der aufopfernden Bemühungen des ehrwürdigen und edlen Vaters Baraga, eines Oesterreichers, der jetzt zum Bischof eines neuen um den Obern See herum errichteten Kirchensprengels oder Bisthums erhoben ist, und den man wohl als den neuern Apostel dieses Sees bezeichnen darf.

Auch mit den nicht zahlreicheren protestantischen Missionen am See scheint es nicht anders zu stehen, obgleich das protestantische Missionswerk überhaupt hier erst in viel neuerer Zeit angefangen hat, so trifft man doch auch bei ihm schon auf viele Spuren des Rückfalls, auf vergebene Versuche, auf Ruinen und wieder aufgelöste Gemeinden.

Ja das protestantische Werk scheint überall weit weniger stichhalhaltig als die Arbeiten der Katholiken.

Kurz dieß Missionswerk unter den Indianern, wenn man es durch den Lauf der Zeiten und Jahrhunderte verfolgt, sieht fast der Danaidenarbeit ähnlich. Viel wurde in das Sieb hinein gefüllt, und es tröpfelte stets wieder aus, es ist wie ein Garten voll Unkraut; stets gewann dieses wieder die Oberhand, wenn nicht der Gärtner beständig zugegen war, und unablässig schaffte und wachte.

Daß es bei den Protestanten nicht anders ist, haben sie sich freilich zum Theil selber zuzuschreiben, insbesondere der Zersplitterung ihrer Kräfte, der Uneinigkeit ihrer auf einander eifersüchtigen Secten, dem Mangel an Aufopferungseifer und den Tendenzen so vieler Missionäre, die weniger Sinn für Märtyrerthum als für Gewinnung einer Lebensbeschäftigung und eines Unterhalts haben. Auch ist es sehr natürlich

daß die protestantische Auffassungsweise des Christenthums den Indianer weniger anspricht als die katholische. Daß aber auch die Katholiken mit all ihrem Uebergewichte, mit ihrer, bei so vielen wilden Völkern triumphirenden Kirche, mit ihrem Corps von eifrigen Dienern, auf diesem indianischen Glatteise so oft wieder ausglitten und so wenig Selbständiges schaffen konnten, der Grund davon muß denn wohl in den Indianern selber entdeckt werden.

Der wilde Naturmensch steckt zwar in uns allen, und lebt und wirkt fort, selbst in dem civilisirtesten unter uns. Er ist ein Stück oder vielmehr die Grundlage unserer Natur. Und die Civilisation ist mehr oder weniger nur etwas künstlich daraufgebautes und gepflanztes. Alle menschlichen großen Stiftungen nicht nur sondern auch alle Individuen neigen sich mehr oder weniger von Haus aus zum Rückfall und zur Verwilderung hin. Die Cultur bedarf eines beständigen Ringens und Kämpfens, einer anhaltenden Erneuerung und Wiedergeburt in uns. Wir werden es bei uns selbst oft mit Schrecken gewahr, wie zuweilen ganze Organe und Anlagen in unserer Seele verkümmerten, wenn wir kürzlich nicht nachsahen, wie unser Wesen hier und da schnell verknöcherte, wenn wir kürzlich nicht lockerten, wie wir alle Tage diese oder jene Empfänglichkeit verlieren oder durch Arbeit und Aufmerksamkeit wiedergewinnen und sie dann noch erhöhen und erweitern. Ueberall haben wir aber in uns abzustäuben, und das wuchernde Unkraut zu reuten. Daß wir, nachdem wir den Schulmeister verlassen, nicht ganz und gar wieder verkommen, das ist weniger unser individuelles Verdienst, als vielmehr eine glückliche Folge des Umstandes daß alles um uns her ringt und strebt, und daß wir in dem ganzen Strome der waltenden Kräfte, der uns umgibt, wie Tropfen in der Schwebe gehalten werden.

Wie bequem allen Menschen die Barbarei ist, oder besser gesagt, welche zauberische Reize das wilde, freie, zwanglose Naturleben für sie hat, wie leicht sie der Künstlerin Civilisation entsagen, das erkennt man in den Landen der Indianer, und in der ganzen Geschichte ihrer Conflicte und Berührungen mit den Weißen oft genug.

Mitglieder der „civilisirtesten Nation der Welt", Franzosen, sind häufig äußerst schnell und leicht so wild geworden daß man sie von den eingebornen Wilden kaum unterscheiden konnte. Und nicht nur von den gröbern französischen Voyageurs vernimmt man die Versicherung daß sie ihr mühevolles Leben allen Genüssen einer bequemen städtischen Existenz vorziehen.

Sogar auch brittische Officiere in irgendeinem wilden Hudsonsbayfort werden dir sagen daß sie in ihren Holzbaracken sehr zufrieden seyen. Ich sprach einen, der mir sogar von seiner schönen Garteninsel England, die er kürzlich wieder besuchte, ganz despectirlich zu reden schien. „Er habe nun kein Verlangen mehr darnach," sagte er; „eilenden Schrittes und begierig sey er seiner Hudsonsbay wieder zugeeilt, und werde schwerlich je nach Großbritannien zurückkehren."

Ebenso oder ähnlich sprach mir ein protestantischer Missionär des Obern Sees, der kürzlich Paris, Rom und die andern Wunderstädte der alten Welt gesehen hatte. Er sagte, das Leben dort hätte ihn degoutirt, und er sey nun zu seinem Obern See zurückgekehrt, um seine Laufbahn daselbst zu beschließen. Und nun gar die katholischen Missionäre, die in ihr Werk, und den See und in die Indianer so vertieft sind, die darf man gar nicht erst fragen ob sie dieß halbwilde Missionärleben oder eine fette Pfründe in der Lombardei vorziehen. Und doch wollen diese selben Menschen sich nachher darüber wundern daß der Indianer so schwer seinem wilden Leben zu entwöhnen sey.

„Der Mensch ist frei und wäre er in Ketten geboren." Ein schönes Wort in dem Sinn, wie unser Schiller es aussprach; doch ist das liebe Menschkind in einem andern Sinne nur allzu oft wirklich in Ketten geboren und bleibt dabei unfrei. Der civilisirte Mensch ist ein Diener des Herkommens und ein Kunstproduct der Cultur. Und dieses wilde Waldkind ist ein Erzeugniß der Natur, ein Sklave ihrer übermächtigen Elementargewalten. „Die Indianer," sagt der treffliche Heckewelder sehr richtig, „schauen die ganze lebendige Schöpfung als eine einzige große Gesellschaft an. Sie, die Menschen sind zwar an die Spitze derselben gestellt; dennoch aber existiren zwischen ihnen und den Thieren bis zur Kröte hinab intime Bande der Verwandtschaft. Sie sind in ihrer Meinung in der That nur die ersten inter pares. Die ganze belebte Natur ist in ihren Augen ein einziges großes Ganze, von dem sie sich noch nicht zu lösen gewagt haben. Ja sie gehen so weit daß sie sogar auch die Pflanzen und Bäume in gewissem Grad in diese Gesellschaft mit einschließen. Mehr noch, sie schließen die Thiere nicht einmal von der Geisterwelt, von ihrem Paradies aus, zu dem sie mit ihnen nach dem Tod zu gehen gedenken."

Und dieß ist bei ihnen nicht bloß ein philosophisches System, eine Theorie, sondern es ist Lebenspraxis. Sie denken sich nicht bloß in der besagten Weise als einen innigen Theil der ganzen belebten Natur, sondern da sie so denken, so sind sie dieß auch, und weil sie es sind, so denken sie so. Wie kann man sich daher nur wundern und wie kann man noch fragen, wie es komme daß es so schwer sey, einen Menschen zu civilisiren, der den Bären „seinen Bruder," den Fuchs „seinen Vetter," den Wolf seinen „Stammvater" und den weißen Hirschen seinen „Propheten" nennt, und der sich fürchtet daß der Biber oder die Klapperschlange, oder der Ochsenfrosch über ihn böse werden möchte, wenn er einem Fremden eines der Geheimnisse seiner Religion verriethe.

Ja mehr noch, sie sehen nicht bloß Verwandte in diesen Geschöpfen, nein, sie identificiren sich mit ihnen. „Ich habe die Seele eines Büffels in mir," sagen sie. Aber auch damit begnügen sie sich nicht. „Ich bin ein Büffel" oder „ich bin ein Elenthier," das ist oft ihre entschiedene Aeußerung. Und daß sie damit nicht spaßen, und daß dieß zuweilen weit mehr als eine bloße Redefigur ist, zeigt dir hinreichend die bedächtige und dumm-ernste Miene, mit der sie diese Sache vorbringen.

Wir haben unter uns selbst im alten civilisirten Europa Beispiele genug davon, in welche zarte, nicht gleich sichtbare und doch so äußerst feste Bande die Natur des Menschen Seele schlägt. Wir haben das Beispiel des halbwilden Zigeunerstammes vor Augen. Die Cultur eroberte ihn nur, wenn sie ihn völlig verschmolz, amalgamirte und zerstörte. Und Individuen dieses Stammes, die von der Cultur und der Schule lange bearbeitet wurden, deren sie schon ganz sicher zu seyn glaubte, entschlüpften ihr doch noch wieder in einem Alter, wo Selbständigkeit eintreten sollte, wo aber statt dessen die übermächtigen Jugendeindrücke und die Eigenheiten des Stammes und des Bluts die Obergewalt im Gährungsproceß bekamen, und alle angelegten Bande zersprengten.

Ja auch wenn wir von diesen halbwilden Kindern Indiens absehen wollen, so mögen wir nur unter unsern eigenen Leuten uns umsehen, und auch da hinreichend Stoff zur Vergleichung entdecken. Da finden wir den Sohn der schottischen Hochlande vor dem man den Dudelsack

nicht spielen darf, aus Furcht er möchte darüber sogar alle strengen Lehren und alle Drohungen der militärischen Disciplin vergessen, [1] und von unwiderstehlichem Naturtrieb hingerissen, seinen Heidemoräften und seinen Nebeninseln zueilen. Da finden wir weiter das Kind der Alpen und der Gletscher, das, obwohl gut geschult, obwohl gebildet und intelligent, ja mehr noch, obwohl gewinnlustig, speculativ und industriell, plötzlich, mitten in dem städtischen Getümmel der Fremde, von der, ich möchte sagen, terrestrischen Krankheit des Heimwehs ergriffen wird, und das, obwohl im übrigen dem Glück im Schooße, gleich den ihrem gewohnten Standpunkte entrissenen Bäumen, die nur eine Zeitlang in fremdem Erdreich wachsen, dahinsiecht, und wenn es den Kuhreigen vernimmt, in wunderbar geheimnißvollem Sehnsuchtsschmerz seinen Geist aushaucht.

Passirt nun so etwas am grünen Holze, wie mag man sich dann wundern daß diese seit Jahrtausenden so zu sagen ganz im Wald verknorrten und verholzten Völker sich in das Joch nicht beugen können. Man könnte auch mit dem obigen Citat, das ich aus Heckewelder gegeben habe, die ganze Frage als beantwortet und abgemacht betrachten, „C'est tout dire!“ könnte man sagen. Wenn der Indianer sich selbst als einen Theil einer Familie denkt, die auch Schlangen, Fische und Tannenbäume begreift, und wenn dieser Gedanke in dem ganzen Stamm eingewurzelt ist, schon in den Kindern geboren wird, und unvertilgbar im Blut steckt, so scheint er incurabel. Civilisation scheint schwer! zu schwer! — unmöglich?

Ich sage nur: „scheint.“ Denn wenn die psychologischen Fragen alle so einfach wären, wenn die menschliche Natur nicht so vieler Contraste fähig wäre, dann könnte man bald zu einem einfachen „Ja“ oder „Nein“ gelangen. Aber dieser selbe Mensch, dieser selbe „Vetter des Bären“ der dir eben ganz ernsthaft versichert hat daß er vom Wolf abstamme, oder daß die Seele eines Büffels in ihm stecke, oder daß er ein Elenthier sey, unterhält sich mit dir bald darauf wieder wie ein Philosoph. Führst du ihn auf ein anderes Feld, so denkt und raisonirt er über die höchsten Angelegenheiten wie du. Er verwirft die Lüge und das Böse mit Abscheu. Er erkennt ein höchstes Wesen an. Er betet zu ihm. Er glaubt an eine Unsterblichkeit der Seele, an ein Paradies, er übt nicht selten Werke der uneigennützigsten Gastfreundschaft, der Liebe und der Barmherzigkeit. Du glaubst unter der wilden Maske einen schönen Geist zu erkennen. Da fühlst du dich ihm wieder innig befreundet und seelenverwandt. Er ist schon ein halber Christ, denkst du — er hat bloß einige Nücken und Tücken — er ist wie ein Irrer, der nur eine fixe Idee hat, und im übrigen wie ein Weiser redet. Du schöpfest neuen Muth und nimmst ihn in deine Schule, in der Hoffnung, ihm diese „fixe Idee,“ diese „kleinen Nücken und Tücken“ bald ganz zu vertreiben. Um völlig sicher zu gehen, nimmst du ihn, wenn er recht jung ist — empfängst das Kind von der Mutter Brust. Du arbeitest an ihm bis er erwachsen ist. Aber zu deiner Betrübniß gewinnen selbst in diesem Kind von der Mutter Brust, wenn es mündig geworden ist, jene Tücken, jene wilden Elemente und Säfte wieder die Oberhand, und zerstören wieder dein ganzes mühseliges Werk. Mit Schrecken nimmst du wahr wie dein erwachsener Zögling anfängt zu leiden, melancholisch und nachdenklich zu blicken, wie er hinausläuft in die freie Natur, und mit wilden Blumen geschmückt zurückkehrt, wie er stundenlang da sitzt im Garten und die Vögel, die im Frühling ankommen, beobachtet, gleich einem Kätzchen, das sich bisher ganz unschuldig behabte, aber in dem nun, nachdem es eine Katze wurde, die angebornen Instincte erwachsen. Den Wandervögeln, wenn sie vorüberziehen, folgt er mit Augen und Sinn wie ein gefangener Kranich, der im Hühnerhof seine durch die Wolken ziehenden Brüder begrüßt.

Eines Tages fehlt dir dein Pflegekind — es bleibt sogar des Abends und die ganze Nacht aus — und erst am nächsten Tage kommt es mit betroffener Miene wieder, und gesteht dir, es habe einen Zug in den Wald gemacht, es habe nicht widerstehen können, es sey dort so herrlich. Du wirst natürlich böse, verweisest ihm die Sache streng, und seinerseits wird nun dein Schüler verschlossen, verliert Vertrauen und Liebe zu dir, dem Zürnenden. Er sinnt auf völlige Befreiung. Und er erlangt sie unter irgendeinem Vorwand, dem du nicht ausweichen kannst, z. B. indem er sich von seinem indianischen Vater zurückverlangen läßt. Auch nimmt er wohl sein Recht in eigene Fäuste, spreizt die Flügel aus, und zurückverwandelt zum Vogel, Fisch oder Thier — natura *semper* recurrit — fliegt, schwimmt oder läuft er dir davon in sein ihm homogenes Element und wird wieder ein wilder Jäger.

Triffst du dort später einmal wieder mit ihm zusammen, so findest du ihn in Felle gehüllt, das Gesicht bemalt, die Trommel schlagend, Zauberlieder murmelnd, den „großen Geist“ anbetend, und kennst ihn nicht wieder, da er deine Bibel, dein Gesangbuch, deinen Katechismus, deine Schreib- und Rechentafeln völlig vergessen hat.

Es war ein englischer Lehrer, der mir einmal einen Fall dieser Art, wie er ihm in seiner Praxis vorgekommen war, ungefähr so beschrieb, wie ich es eben ihm nachthat: einzelne Partien und Stücke dieser Geschichte, die sich oft wiederholt, habe ich selbst wohl beobachtet, zum Beispiel jenes leidende, melancholische, nachdenkliche und stille Wesen „that something pining in their expression“ (wie die Engländer sich oft ausdrücken), was sich der Indianer bemächtigt, wenn sie in den Schulen der Europäer aufwachsen, oder auch, wenn ihre Verhältnisse sie zwingen, als Halbgebildete unter den Europäern zu leben.

Ich erinnere mich noch lebhaft eines Besuchs, den ich einmal mit einem Freunde bei einer Indianerin in einer großen Stadt des amerikanischen Westens machte, und des trüben Eindrucks den dieser Besuch mir hinterließ. Diese Frau war in frühester Jugend ihrem Volk entfremdet und in einer europäischen Anstalt erzogen. Sie sprach vortrefflich französisch, und unterhielt sich mit Leichtigkeit über die gewöhnlichen Vorkommnisse des Lebens. Sie war die Frau eines französischen Canadiers gewesen, der sie nach seinem Tode als wohlhabende Wittwe hinterlassen hatte. Sie lebte im übrigen in vollkommen glücklichen Umständen, war auch körperlich wohl; dennoch aber machte sie auf mich den Eindruck einer Leidenden; sie hatte etwas äußerst scheues in ihrem Wesen. Sie sprach sehr leise und sehr langsam. Sie klagte nicht geradezu, aber dennoch kam mir alles was sie sagte, selbst wenn sie vollkommen gleichgültige Dinge berührte, z. B. wenn sie das schöne Wetter, das wir damals genossen, lobte, wie ein Klagelied vor. Wenn sie von ihren halberwachsenen Töchtern redete, wurde der Klageton vernehmlicher. Sie bedauerte ihre Kinder, die als Mischlinge (Halfbreds) doch nie ganz in die sie umgebende Welt würden hinüber schmelzen können, die auch von dieser Welt nie als voll würden anerkannt werden. Sie hatte fast Thränen in den Augen wenn sie von ihren Kindern redete.

[1] Die Hochländer-Regimenter ziehen, wie wir selbst gesehen haben, mit Sackpfeifenmusik auf die Wache. D. R.

Aber dieselben Augen leuchteten hell und sanftfreudig auf, als mein Freund und Begleiter ihrer alten Mutter erwähnte, und als er sie erinnerte daß nun die Sommerzeit schon vor ihrer Thür sey, wo sie zu ihrer Mutter auf die Prairie hinausziehen würde. Diese ihre Mutter, eine uralte Indianerin vom Stamme der Ottowas,[1] hatte sich nämlich nicht entschließen können zu ihrer Tochter in die Stadt zu ziehen. Die gute Tochter hatte ihr daher ein Stück Prairie, 30 Meilen von der Stadt, gekauft und ihr dort ein Blockhaus gebaut. Da lebte sie — von einigen indianischen Verwandten, die sich auch dazu gefunden hatten und die auch zum Theil auf Kosten der wohlhabenden Tochter lebten, gepflegt — das ganze Jahr nach indianischer Weise. Und im Sommer, wo die Erziehung ihrer Kinder sie nicht an die Stadt fesselte, pflegte dann auch die Tochter hinauszuziehen auf die Prairie, und ihr hübsches Stadthäuschen mit der indianischen Block- und Rindenhütte zu vertauschen, und zu einem Aschenbrödel verwandelt die häuslichen Angelegenheiten der alten Mutter wahrzunehmen.

Als wir einmal die Mutter und die Prairien erwähnt hatten, da war kein Abkommen mehr davon, und es blieb bis ans Ende das Thema unsers Gesprächs, das mir wie gesagt, zuletzt den Eindruck hinterließ als hätte ich eine Elegie gelesen.

Einen ähnlichen Eindruck empfieng ich ein anderesmal bei einem Besuche in einer Anstalt für Erziehung von Indianern am Obern-See, die von einem Baptisten-Prediger und seiner trefflichen Familie geleitet wurde. Ich unterhielt mich eben mit dieser Familie, als im Hause ein sanfter Gesang, ein Doppelgesang erscholl. „Es sind Mani und Magit" (Maria und Margarethe) sagte man mir, „unsere beiden indianischen Schülerinnen, die oben im Schulzimmer ihr Abendduett singen."

„Könnten wir nicht zu ihnen hinaufgehen," bat ich, „und sie in der Nähe sehen und hören?"

„Ach nein, das geht nicht!" war die Antwort, „unsere Mädchen sind so scheu wie die Rehe. Wenn sie sich belauscht wüßten, würden sie sogleich verstummen. Höchstens mögen wir auf der Treppe stehen."

Der gute alte Prediger und ich giengen demnach auf die Treppe und lauschten. Die Stimmen waren äußerst zart und lieblich, die Töne rund und sammetartig, die Intonation äußerst richtig und präcise, der Klang wie von etwas gedämpftem Metall, und der Charakter des Ganzen war von sanft melancholischer Färbung.

Da mein alter Freund, der Prediger, mich aufmerksam und vergnügt sah, so verklärte sich auch sein Antlitz zu neugieriger Freude, als wenn er auch selber ganz was neues hörte. So schlichen wir leise, leise, den Tact in der Luft schlagend, immer höher hinauf, und standen auf einmal, fast wider Willen, im Schulzimmer, den dunkeln Mädchenangesichtern gegenüber.

Aber lieber Himmel, was hatten wir da angerichtet! — Lala! la la! — wie bei einer zerrissenen Harfensaite war der Ton abgesprungen und wie ein Nebel die Mädchen verschwunden. Sie hatten sich in ein Nebengemach gerettet.

„Aber Mani! Magit! Ihr Närrinnen! Kommt doch wieder, ich habe euch hier einen Fremden vorzustellen, einen Freund der Musik, der euch singen hören möchte!" — Keine Antwort, kein Laut, Todtenstille! Ich glaube sie lagen in Ohnmacht auf ihren Sophas. — Die guten Töchter des Hauses giengen als Trösterinnen und Parlamentäre hinüber, und nach vieler Beredung brachten sie endlich die jüngere, die Magit, wieder zum Vorschein, damit wir unsere Entschuldigung und unser Anliegen vorbringen könnten. Aber die ältere, die Mani, war nicht zu bewegen. Sie konnte sich nicht erholen, sie blieb verschwunden, weggeschmolzen wie der Nebel, konnte Fassung und Gestalt nicht wieder gewinnen, kam auch nachher nicht zum Thee herab, während die jüngere Schwester sich doch dazu und später auch sogar noch zum Vortrag eines hübschen Sologesanges herbeiließ.

„Sonderbar, dachte ich bei mir, und das sind dieselben kühnen wilden Mädchen, diese Cousinen der Bären, die sich, so lange sie unerzogen bleiben, sogar nicht scheuen mit ihren Brüdern und Geliebten ins Lager der Feinde zu brechen und den Getödteten den Skalp vom Kopfe zu reißen.[1] Ist es nicht als ob sie sich doppelt schämten und dreifach schüchtern würden, nachdem sie die Frucht der Erkenntniß genossen?"

„Ja," sagte eine der Töchter des Hauses, „Mani macht mich oft recht besorgt. Sie fängt auch das Wesen schon an; ihr scheues Gebärden unter Menschen nimmt eher zu als ab, und in der freien Natur überläßt sie sich mehr als sonst der Ausgelassenheit. Sie hat so eine übertriebene romantische Vorliebe für die Natur und den Wald. Sie kann stundenlang draußen sitzen und sich die Wolken und andern Dinge da ansehen, und dann kommt sie auf einmal hereingestürzt, und von einer fast wilden Freude bewegt erzählt sie mir, sie habe so eben das Rothkehlchen zum erstenmal in diesem Frühling singen hören, und habe auch sein rothes Gefieder ganz deutlich im grünen Laub des Baumes schimmern sehen. Aber Mani, Mani!" erwiedere ich ihr dann, „mäßige dich doch! Es ist ja doch nur ein Rothkehlchen, was ist denn das besonderes?" — „O, ach! „spricht sie, „ich bin so froh, so froh, daß ich das Rothkehlchen gesehen habe," und setzt sich dann hin ans Clavier und singt mir ein melancholisches Lied vor.

Diese ernste Melancholie, dieß „something pining," das die Indianer annehmen, wenn sie aus ihrer Wildniß in den sogenannten Garten der Cultur verpflanzt werden, kommt auch nie wieder aus ihnen heraus. Man bemerkt es noch an ihren Kindern und Kindeskindern, die sie inmitten der Weißen und in der Ehe mit Weißen erzeugen. Es haftet am Blute und stirbt nur mit dem Blute aus.

Ja mehr noch, es zeigt sich nicht bloß in einer leidenden Seele, sondern es offenbart sich auch im körperlichen Blute selbst, in eigenthümlichen Krankheiten und Körperleiden. Man hatte es mir schon oft gesagt daß sich die Gewohnheiten und Tendenzen der Civilisation sich nicht mit den Gewohnheiten und Tendenzen des wilden Naturzustandes vertragen, so auch das Blut der Weißen und der Rothen feindlich und viel zu verschieden sey um sich vortheilhaft zu amalgamiren. Gewöhnlich, so hatte man mir gesagt, gibt die erste Mischung noch ein leidliches Product; aber bei der zweiten oder dritten Mischung tritt Entartung ein, der Stamm kränkelt, die Früchte, ich meine die Kinder, werden schwächlich und sterben frühzeitig dahin, und am Ende verliert sich die ganze Mischrace völlig, unfähig sich weiter fortzupflanzen. „Es scheint hier also," erwiederte ich dann, „ganz etwas umgekehrtes von dem einzutreten was wir in Europa bei Mischungen der verwandten kaukasischen Stämme sehen, wo, wie z. B. im Falle der Engländer, die Vermischung der Britten, der Normannen und Angelsachsen ein so überaus tüchtiges und gesundes Geschlecht gegeben hat."

[1] Die Ottowas wohnen im Staate Michigan.

[1] Daß indianische Mädchen Skalps erobern, kommt nicht selten vor.

„So ist es!" entgegnete man, „die Natur will zwar auf der einen Seite nicht daß sich zu nahe verwandtes mische, wie sich das in dem Falle der Geschlechter mancher Ihrer europäischen Länder zeigt, wo durch „in and in breeding" durch starke Verheirathung der Cousins mit den Cousinen das Geschlecht geistig und körperlich herabkommt. Auf der andern Seite will sie aber auch keinen zu großen Abstand. Die rothe und die weiße Race hat sie zu weit auseinander gestellt, als daß Mischung etwas ganzes und tüchtiges geben könnte. Um dieß zu erzielen, sind nicht nur gewisse Contraste, sondern auch gewisse Affinitäten nothwendig, und die letzten fehlen hier ganz. Bei diesem Extreme zeigen sich daher ganz ähnliche Erscheinungen wie bei jenem andern Extrem allzunaher Verwandtschaft. Es treten Ausartung, Geistes- und Nervenschwäche, scrophulöse Krankheiten und am Ende Erschlaffung und Idiotismus ein."

Solche oder ähnliche Gespräche, sage ich, hatte ich schon oft gehabt, ehe ich selber einige Fälle beobachtet hatte, um mir eine eigene Meinung darüber zu bilden.

Auf der ersten Stufe scheint sich, wie gesagt, alles ganz vortheilhaft anzulassen, z. B. bei meinem guten Canadier Jean Picard.[1] Er ist ein ächter canadischer Vollblut-Franzose; seine Vorväter kamen aus der Normandie, die sein canadischer Ahnherr als „Lieutenant du Roi" verließ. Derselbe war aus einem alten adeligen Geschlecht, wie denn allen diesen canadischen Voyageurs am Obern See fast immer der Kopf voll adeliger Ahnen steckt, so wenig nobel und so kümmerlich sie auch selber jetzt zu leben genöthigt seyn mögen. Picards Vater, Mutter, Großvater, Großmutter rc. waren alle weiß, wie er sagt, und seine eigene schneeweiße Gesichtsfarbe und sein ganzes übriges Wesen sind hinlänglich Bürge dafür daß er die Wahrheit spricht.

Trotz seines weißen Blutes hat Picard sich entschlossen eine dunkelrothe oder braune Indianerin zu heirathen, und trotz seiner adeligen Prätensionen lebt er um kein Haar besser als ein Indianer, hat ein Blockhaus im Innern, wo er im Winter der Jagd- und dem Pelzhandel obliegt, und baut sich im Sommer ein Rindenzelt am See, um des Fischfangs wahrzunehmen. Seine Frau ist eine ächte Vollblut-Indianerin; sie ist nicht hübsch, dick, rund, fast feist, und sieht viel älter aus als er, der noch in der Blüthe der Mannesjahre steht. Er ist aber doch sehr mit ihr zufrieden, denn sie ist äußerst geduldig und sorgsam, und schafft den ganzen Tag emsig für ihn in der Hütte fort, mag er zu Hause seyn oder nicht. Sie pflegt und erzieht die Kinder mit vieler Sorgfalt und Nachsicht, und ihm flickt sie unablässig die beständig zerrissenen Kleider, und macht es, obgleich sie freilich etwas lange daran näht, so fest und gut, daß das Tuch nachher da weit besser hält wo es geflickt wurde, als da wo es noch unzerrissen ist.[2] Sie kocht ihm den Fisch ganz vortrefflich, und auch aus dem Rehfleisch das er bringt, weiß sie eine kräftige, nahrhafte Suppe zu bereiten. Außerdem hat sie für Krankheitsfälle eine große Menge von Haus- oder Zeltmittelchen, Kräutern, Absuden und Tisanen, mehr als er gebrauchen kann, und darunter sind viele die unfehlbare Linderung und Heilung bewirken. Picard glaubt steif und fest an die indianische Heilmethode, und wenn seine Frau einen Fall nicht curiren kann, so wendet er sich sogar mit mehr Vertrauen an einen indianischen Doctor als an einen französischen. Freilich verbittet er sich dabei den Hokuspokus der Trommel, der Calabassen, der Knochenausbrechung und der Geisterbeschwörung. Es gibt indianische Doctoren die vernünftig genug sind sich bloß auf die Kraft ihrer Heilmittel und Kräuter zu verlassen.[1] Ganz besonders geschickt ist seine Frau in Curirung der kleinen Wunden, die täglich bei den rauhen Beschäftigungen des Mannes vorkommen; sie weiß sie vortrefflich zu behandeln und hat allerlei lindernde Salben.[2] Kurzum, die Frau Picards ist ein wahres Muster von einer indianischen Hausfrau. Und das merkwürdigste dabei ist, daß die indianischen Hausfrauen der Europäer fast alle solche Muster sind. Alle die ich zu sehen bekam, sahen der so eben beschriebenen ähnlich. Sie sind alle so wohlgenährt, dick, ältlich, still, wenig gesprächig, sittsam, emsig, stets beschäftigt, ihren Männern treu ergeben und geduldig wie Lämmer. Und alle die welche ich nicht kennen zu lernen Gelegenheit hatte, hat man mir eben so beschrieben, daher es denn auch kommt daß die oft ungeduldigen Franzosen sie so gern zu ihren Weibern nehmen. Sie finden immer sanfte und unterwürfige Lebensgenossinnen in ihnen.

Picard hat schon ein halbes Dutzend Kinder mit seiner Frau. Die Ehen der Franzosen mit den Indianerinnen erschienen mir immer ziemlich gesegnet. Die Kinder sind alle munter, wohlgebildet, ja zierlich! Sie schlagen, trotz ihrer indianischen Lebensweise, alle etwas mehr dem Vater als der Mutter nach, obwohl sie in ihrem dunklen Teint und ihrem rabenschwarzen Haar deutlich genug die Spuren ihrer gemischten Abstammung zur Schau tragen. Die älteste Tochter, ein Mädchen von 14 Jahren, ist lang gewachsen, schlank und äußerst proportionirlich gebaut. Ja sie ist graciös, und bewegt sich im Zelt aus und ein, wie eine gewandte kleine Nymphe. In ihrem neuen, mit einem rothen Seidenbande geschmückten Strohhütchen, in ihrem knappen, geblümten Kattunkleide, mit seidenem Schürzchen, sieht sie einem kleinen Pariser Bürgermädchen ähnlich, und wenn man sie gleich aus ihrer Hütte am Obern See zu den Boulevards in Paris versetzen könnte, so würde sie dort freilich große Augen machen, aber wenn sie sich dadurch nicht verriethe, so würde kein kritischer Dandy ahnen daß sie nicht in der Rue Ste. Geneviève, oder sonst in der Nachbarschaft geboren sey und daß ihre mütterlichen Vorahnen „Vettern der Bären" gewesen.

„Vous êtes si bonne, Mademoiselle, je vous remercie infiniment, Mademoiselle!" sagte ich zu ihr, als ich beim ersten Eintritt in ihre älterliche Hütte aus ihrem zierlichen Händchen ein Stück

[1] Es ist ein in Canada sehr häufiger Name, und ich setze ihn hier nur her, weil es bequem ist einen Namen zu haben, und weil der Name nichts zur Sache thut. Uebrigens trug mein Mann einen andern Namen.

[2] Ich habe dieß selber einst an mir erfahren, denn ich ließ mir einmal von einer solchen Indianerin den Rock flicken. Sie brachte freilich einen halben Tag dabei zu, und ich, neben ihr sitzend, rauchte meinen ganzen Tabaksbeutel dabei aus; aber es wurde auch gut, an derselben Stelle riß mir der Rock nie wieder, wohl aber anderswo.

[1] Ich habe mehr als einen kranken französisch-canadischen Fischermann gesehen, der sich von einem Indianer behandeln ließ. Einmal traf ich einen, der es zur Abwechselung mit einem europäischen Arzt versucht hatte. Er war aber durchaus nicht mit ihm zufrieden gewesen, hatte ihn weggeschickt und war zu seinem Indianer zurückgekehrt.

[2] Wie geschickt die Indianerinnen in Wundenheilung sind, habe ich auch selber einmal an mir erfahren. Ich hatte mir einst den Fuß wund gegangen, der Enkel war durchgerieben und ich konnte nicht mehr marschiren. Eine Indianerin, bei der ich mir Raths erholte, rieb mir die Wunde mit einer Fettsalbe ein, so hübsch und vorsichtig, daß ich schon davon Linderung verspürte. Dann machte sie mir aus dem weichsten Rehleder das sie besaß, einen sammetartigen Ueberzug über den ganzen Fuß, und namentlich über die Wunde. Und dieses schnell improvisirte Mocassin paßte so knapp, daß ich damit prächtig in den Stiefel hinein und so bequem wandern konnte, als hätte sie mir eine neue Haut angestückt.

aus dem Wasser abgekochten Fisches zu meinem Frühstück empfieng. Sie glotzte mich mit großen und fragenden Augen an, und wandte sich dann an ihren Vater, um zu erfahren was ich gesagt habe, und ob ich vielleicht an dem Fisch etwas nicht recht finde. Ich erfuhr dann erst daß diese Grazie kein Wort französisch verstünde, daß sie bloß „Anischinabemong" (auf indianisch) rede.

Von der europäischen Kleidung haben diese „Metif-Damen" zwar vieles angenommen. Aber weil die Mutter natürlich nie französisch hat lernen können, und weil der Vater auch mit der Mutter indianisch spricht, und sein Französisch bloß für den äußeren Verkehr so gut als möglich conservirt hat, so ist Indianisch daher auch die Haus-, Familien- und Kindersprache. Dieß fand ich bei allen gemischten französisch-indianischen Haushaltungen so. Die kleinen Burschen lernen dann allmählich draußen und beim Vater das Französische, und schnappen auch wohl etwas Englisch auf. Sind sie erwachsen, so sprechen diese Metif-Söhne durchweg französisch. Das ist ihre zweite Muttersprache. Jetzt verstehen sie nebenher auch meistens Englisch. Und da sie das Indianische außerdem mit der Muttermilch eingesogen haben, so geben sie gewöhnlich die besten Dolmetscher zwischen Europäern und Indianern, Franzosen und Engländern ab. Alle Dolmetscher die ich kennen lernte, auch die des amerikanischen Gouvernements waren Metifs. So wie die französischen Metifs das Englische, so lernen die englischen oder schottischen Halfbreeds auch meistens die französische Landessprache, und reden sie hier meistens besser als Vollblut-Anglosachsen.

Solche zierliche und hübsche Mädchen, wie die Tochter Picards, sah ich ziemlich gewöhnlich in den Hütten der mit Indianerinnen verheiratheten Franzosen. Den braunen beleibten Müttern waren sie nicht ähnlicher als ein Entchen der Henne. Und selbst von ihrem Papa stachen sie vortheilhaft ab. Der Apfel schien mir von beiden Stämmen weitweg gefallen zu seyn. Es war wie ein ganz neues Erzeugniß. Bei den Metif-Söhnen und jungen Männern war es mir nicht so auffallend. Doch hängt bei ihnen viel von ihrer späteren Lebensweise und Beschäftigung ab. Wirft diese sie mehr auf die europäische Seite, so fängt der Franzose an mehr hervorzutreten. Werden sie aber mehr zu den Indianern zurückgetrieben, so scheint der Indianer die Oberhand zu bekommen. Beobachtet man sie genau, so schimmern aber immer beide Typen durch.

Ich war einmal auf einem der eleganten Dampfboote auf dem Huronen-See. Eine junge, elegante, äußerst graciöse und scheinbar ganz aus Milch und Rosenfarbe componirte Dame zog bei Tisch aller Augen auf sich, und gewann entschieden von allen Anwesenden den Preis der Schönheit. Ein Freund sagte mir, er wolle mir einmal ihre leibliche Mutter zeigen, und ich fand eine alte, gutmüthige, braune, wohlbeleibte, dunkelgekleidete Indianerin. Die Tochter kam mir vor wie Preciosa, adoptirt von einer Zigeunermutter. Man sagte mir aber, diese Frau habe nicht weniger als 12 oder 13 solche liebliche oder leibliche Kinder, von denen manche sich noch durch größere Gaben auszeichneten als die anwesende Tochter, und alle seyen gesund, blühend und stark. Die Frau sey mit einem sehr wohlhabenden Manne — ich weiß nicht mehr ob Schotten oder Franzosen — verheirathet.

So, sage ich, wie bei Picard, fand ich es fast überall auf der ersten Stufe. Nun will ich einen Fall von der zweiten Stufe ausführen, wo die Eltern beide einer gemischten Race angehörten. Ich habe mehrere solche Fälle gekannt, und wenn ich sie mir jetzt alle vergegenwärtige, so kommt es mir vor als ob alle aus solchen Ehen hervorgegangenen Kinder durchweg eine entschiedene Familienähnlichkeit hatten, mochten sie von Sioux, oder Otschibbewäs oder Irokesen stammen.

Ich war bei einem Metif zum Besuch, der es mir nicht übel nehmen wird wenn ich ihm den Namen Monsieur Favard gebe, weil er es in dem Dickicht seiner Wälder nie erfahren wird daß ich je irgendwo von ihm geredet habe. Und da kein Mensch außer mir selber weiß wen ich mit „Monsieur Favard" meine, so liegt daher auch nichts indelicates darin, wenn ich zur Beleuchtung meines Gegenstandes von dieses erdichteten Hrn. Favards häuslichen Angelegenheiten rede.

„Favard," obwohl zwei lebhaften Nationalitäten entsprossen, der heiteren französischen und der kindlichen indianischen, ist doch selber in seinem Wesen weder sanguinisch heiter, noch kindlich unbefangen. Im Gegentheil ich möchte sein Behaben und Wesen geradezu als ein befangenes bezeichnen. Er kommt mir vor wie ein Mensch der sich zwischen zwei Stühlen niedergesetzt hat; obwohl er allerdings von seinem französischen Vater entschieden mehr Intelligenz geerbt hat als die Indianer gewöhnlich besitzen, und obgleich er sich diesen letztern geistig überlegen fühlt, so ist er doch weit davon entfernt die französische Geistesregsamkeit ganz zu besitzen. Ein tüchtiges Stück von dem Indifferentismus der Indianer schimmert durch. Dieß drückt sich schon in seinen Gesichtszügen aus. Denn sie präsentiren noch das Knochige und Starre des indianischen Antlitzes, und nur zuweilen wie eine, dem gröberen Canvas aufgetragene Broderie spielt oder vielmehr zuckt das verbindliche und artige französische Mienenspiel um seinen Mund. Er spricht zwar canadisch-französisch; doch ist dasselbe mit manchen indianischen Ausdrücken gemischt, und oft verfällt er ganz in seine Ammensprache und sagt mir zuweilen, wie sehr er es bedaure daß ich nicht indianisch spreche, weil er mir diese oder jene Sache viel besser indianisch erklären könne. Man hat mir erzählt daß er einmal während einer ziemlich langen Periode seines Lebens ein halt- und bodenloser Trinker gewesen, daß er jetzt von dieser Leidenschaft geheilt sey und ein Entsagungsgelübde gethan habe. Es bleibt in dieser letzten Beziehung freilich auch bei den französischen Canadiern noch vieles zu wünschen übrig. Doch behauptet man ziemlich allgemein daß die Metifs sehr häufig zu gränzenloser Unmäßigkeit entarten, und daß sie, selbst wenn sie eine Zeitlang recht musterhaft lebten, nie ganz davor sicher seyn sollen daß nicht der zügellose Indianer in ihnen die Oberhand gewinne und mit allen ihren guten Vorsätzen durchgehe.

Favards Frau, auch eine Metif, war als Mädchen höchst wahrscheinlich recht zierlich und hübsch. Sie ist aber frühzeitig gealtert, und hat jetzt fast noch mehr Indianisches als ihr Mann. Vermuthlich haben die Sorgen, Mühen und Arbeiten des Haushalts, die ihr immer allein oblagen, das ihrige dazu beigetragen. Denn obwohl die Familie in guten Umständen ist, so leben sie doch mehr oder weniger nach indianischen Gesetzen und Gewohnheiten, demzufolge der Frau der Löwenantheil der häuslichen Arbeit zufällt. In ihrem Wesen und Behaben hat sie viel von jenen „something pining", das, wie ich sagte, den Indianern selber eigen wird, wenn man ihnen Civilisation einzuimpfen sucht. Im übrigen aber erschienen mir Vater und Mutter körperlich stark und gesund. Dieß war nun aber keineswegs mit ihren Kindern der Fall!

Ein paar Kinder (Töchter), sind ihnen schon in jungen Jahren gestorben, von den noch lebenden dreien, die alle schon fast erwachsen sind, ist keines recht gesund und stark, zwei davon sind Mädchen. Ueberhaupt traf ich wie in diesem Falle einer Mischheirath von Metifs, so auch in einigen andern solchen Fällen das weibliche Geschlecht über-

wiegend. Ich möchte wohl wissen, ob ich recht vermuthe daß ein Naturgesetz dahinter steckt. Die Kinder sind alle wie verkümmert, keines recht „gamirt“ wie die Amerikaner sich ausdrücken; es ist als wenn in ihrem Blute feindliche Zersetzungsprocesse vor sich giengen, denn sie leiden alle an den Skropheln und sind muskelschlaff und nervenschwach. Die Mädchen haben etwas besonderes scheues und timides, sie sprechen, oder ich möchte fast sagen, sie wimmern beide mit äußerst piepsicher beinahe weinerlicher Stimme, sie reden überhaupt nicht viel und gehen mir überall aus dem Wege; das Französische lallen sie bloß und auch mit dem Indianischen soll es nicht viel besser seyn. Ihre geistigen Capacitäten sind sehr beschränkt; ihre Einfälle, Gedanken und Manieren erinnern ein wenig an das Wesen der Schwachsinnigen. Die armen Eltern, die so gern etwas tüchtiges aus ihnen machen möchten, sehen mit tiefem Kummer das betrübte Schicksal, dem ihre Kinder zu verfallen scheinen. Die Beobachtung dieses Falles frappirte mich erstaunlich, da ich mich erinnerte ganz etwas ähnliches einmal bei einer andern Mischheirath in der Nähe des Obern Mississippi erlebt und gesehen zu haben.

Weiter gehen meine eigenen Erfahrungen leider nicht, und da ich sehr wohl weiß, wie mannichfaltig trotz ihrer Regeln die Natur immer arbeitet, wie viele Ausnahmen sie überall macht und zuläßt, so bin ich auch weit davon entfernt die Charaktere und Fälle die ich schilderte, für typisch und allgemein gültig auszugeben. Es ist bekannt genug daß es Metifs in Menge gegeben hat, die einen überlegenen und großartigen Geist gezeigt haben, und namentlich, wenn sie sich den Indianern anschlossen, berühmte und herrische Stammhäuptlinge geworden sind, wie umgekehrt andere, wenn sie sich auf die europäische Seite wandten, sehr nützliche, ehrenhafte und sogar ausgezeichnete Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft geworden sind. Auch mag es wohl seyn, daß eine solche Verkümmerung der Race, wie ich sie beschrieb, nicht immer so graß, oder vielleicht nicht schon auf der zweiten Stufe hervortritt.

Soviel aber bleibt mir gewiß, daß alle im Lande selbst ansässigen Beobachter der Meinung sind daß diese Verkümmerung mit der Zeit entschieden eintritt, und daß, wenn Mischlinge sich fortgesetzt mit Mischlingen mischen wollten, sehr bald alles ins Stocken gerathen, und mit Unfruchtbarkeit, Krankheit und Tod enden werde.

„Wenn die Mischlinge,“ so sagten mir die amerikanischen Beobachter aus verschiedenen Gegenden des Landes, „nicht zu dem weißen oder rothen Stamme zurückkehren, so ist es aus mit ihnen. Die beiden reinen und ungemischten Stämme sind ihre Säulen und Lebensborne, an denen sie sich wieder aufrichten und erfrischen müssen.“ Bekanntlich hat man hier zu Lande ganz ähnliche Erscheinungen in den Fällen fortgesetzter Mischung zwischen Negern und Weißen beobachtet. Auch da rinnt die Lebenskraft und Zeugungsfähigkeit bald aus.

Wie gesagt, ich gebe hier nur Beiträge, wie ein Reisender sie gibt; und ich bin mir wohl bewußt, wie viele interessante Fragen ich bei dieser Gelegenheit noch unerörtert, unberührt lasse. Ich habe gar keine Erfahrungen darüber, wie die Fälle sich herausstellen, wenn eine Metiff mit einem indianischen oder einem weißen Manne, oder wenn ein Metif mit einem indianischen oder einem weißen Weibe sich verheirathet, und ob sich dabei besondere psychologische und physiologische Erscheinungen zeigen.

Wie interessant wäre es auch die Physiologie der verschiedenen möglichen Mischungen der Rothen mit den verschiedenartigen europäischen Völkern beurtheilen zu können. In dieser Beziehung habe ich bloß bemerkt, wie alle Leute hier darüber einig sind daß die Verheirathung eines Hochschotten mit einer Indianerin die stärksten und besten Metifs gibt. Diese Mischung ist nirgendwo stärker vor sich gegangen als in der bekannten, von Lord Selkirk gestifteten Colonie Pembina am Red River. Da hat sich fast ein förmliches Mischvolk aus Indianern und Hochschotten gebildet. Und alle Welt scheint mir hier einen hohen Respect vor der Kernigkeit dieses schottischen Mischstammes zur Schau zu tragen. Jeder beschreibt diese Leute als kräftig, unternehmend, kriegerisch, und einer sagte mir, als ein allgemeiner Krieg mit den Sioux drohte: „Oho, man lasse nur einmal die schottischen Halfbreeds von Pembina auf sie los. Sie sind hinreichend, um alle Sioux im Zaume zu halten und sie sammt und sonders zu Paaren zu treiben. Sie können 5000 Mann und mehr unter Waffen bringen. Sie sind an die Drangsale des Lebens auf den Prairien, die sie auf Büffeljagden eben so wie die Indianer durchstreifen, so gut wie die Sioux gewöhnt. Sie haben mehr Intelligenz und Disciplin als die Sioux, und haben auch einen gehörigen Nationalhaß gegen sie, denn sie haben sich schon gegenseitig Skalps genug abgenommen.“

Da nach der Meinung vieler die Indianer die knochige Physiognomie der mongolischen Race haben und aus dem östlichen Asien stammen, und da kürzlich, wie bekannt, aus diesem östlichen Asien wieder eine massenhafte Einwanderung stattgefunden hat, da die Chinesen, die eben solche hohe Spitzknochen-Backen und eine ähnliche Hautfarbe haben wie die Indianer, in Californien erschienen sind, so war ich sehr begierig zu erfahren, welchen Eindruck diese beiden für so verwandt gehaltenen Racen auf einander machen möchten. Und ich fragte darüber einen Herrn aus Californien, der sich viel mit dem Gegenstande beschäftigt hatte. Seine Antwort war mir so merkwürdig und neu, daß ich mir es nicht versagen kann sie bei dieser Gelegenheit dem deutschen Leser, dem sie vermuthlich eben so neu erscheinen mag, zum Schluß mitzutheilen. „Die californischen Indianer“ sagte mir mein Bekannter, „scheinen zwar auf der Stelle die Aehnlichkeit zwischen sich und den unter ihnen erschienenen östlichen Asiaten erkannt zu haben, denn sie nennen sie allgemein: „the foreign Indians“ (die fremden Indianer). Sie lieben sie aber gar nicht, eben so wenig wie die Chinesen Sympathie für die Indianer haben. Beide scheinen über einander erschreckt zu seyn und begegnen sich wie die feindlichen Brüder. Nie verheirathet sich ein Chinese mit einer Indianerin, und nie gibt sich eine Indianerin einem Chinesen hin. Die Indianer schaden den Chinesen, fallen sie an, ja schießen sie nieder wo sie nur können, da sie doch dieß keineswegs mit den Sprößlingen der andern Völkerstämme thun, die wir in so mannichfaltiger Auswahl in Californien haben. Selbst gegen die Indianer von den Südsee-Inseln, die zu uns kommen, hegen sie keine solche Antipathie. „Ich vermuthe,“ setzte mein Freund hinzu, „es stecken alte indianische Traditionen dahinter.“

Rückblicke auf die auswärtige Politik.

5. Oesterreich.

Es ist kein behaglicher Zustand in welchem sich die Beziehungen der Mächte unter einander befinden. Im Anfang des Jahrzehnts war es England welches überall ein Hühnchen zu pflücken suchte, dann galt es die bedrohlichen Ansprüche Rußlands mit den Waffen zu widerlegen, und jetzt peinigt Frankreich das Bedürfniß nach einer jährlichen Wiederholung eines Pariser Congresses, nach Erneuerung einer schiedsrichterlichen Rolle in europäischen Händeln, nach auswärtigen Problemen um den Geist der französischen Nation zu beschäftigen und die Gemüther in Spannung zu halten. Selbst wenn bei einem großen Cabinette nicht der Hunger nach irgendeiner „Frage" und nach dramatischen Würzen der auswärtigen Politik zur Entschädigung für die heimathliche Leere sich nicht regte, so gäbe es doch noch Stoff genug zur Lösung schwieriger Aufgaben. Es sind jetzt zehn Jahre her seit die dreifarbige Fahne auf der Hauptstadt der alten Welt weht, und Oesterreich die Legationen und Ancona besetzt hält. Zehn Jahre sind eine geraume Verjährungsfrist, und die Franzosen scheinen aus einem christlichen Ritterdienst ein Besetzungsrecht erwerben zu wollen. Mit jedem Jahr wird es ihnen schwerer wieder zu gehen woher sie gekommen, denn was man so lange gehalten, glaubt man preiszugeben wenn man es fahren läßt. Die Russen verließen nach ihrer langen Occupation die Donaufürstenthümer nur, um mit einer ganz veränderten Absicht wieder über den Pruth vorzudringen. Es ist natürlich daß die Franzosen, wenn es ihnen in Rom so außerordentlich behagt, immer neue Gründe vorbereiten müssen um ihr Bleiben zu motiviren. Dazu dient nun vortrefflich, das Mißbehagen der italienischen Patrioten beständig wach zu erhalten; denn so lange dort noch die Revolution zuckt, braucht man sich nicht mit dem Abschiednehmen zu übereilen. Piemont läßt sich zu der Rolle vortrefflich abrichten, denn dieser Staat besaß noch immer eine große Bereitwilligkeit heiße Castanien zu holen. Im Jahr 1848 zog es für die lombardische Freiheit zu Feld, und wurde dafür in der Person seines Königs durch die Steinwürfe des Mailänder Pöbels belohnt. Während des türkischen Krieges warf es sein gutes Blut und sein Geld oder vielmehr das Geld seiner Gläubiger in die Krim, damit seine Minister ihren Namen unter ein Instrument des öffentlichen Rechtes in Europa setzen konnten. So gelang es dem kleinen Staat allerdings eine Rolle zu spielen und sich Gnade bei hohen Gönnern zu erwerben, die seinen Ehrgeiz ganz vortrefflich brauchbar fanden, und mit Vergnügen sahen wie das italienische Preußen sich dem Bankerott mit allen Kräften entgegenarbeitete, während es doch gerade die weise Oekonomie der Kräfte gewesen war welche das ächte Preußen allmählich zur Großmacht reifen ließ. Selten verstattet der Zufall einen Blick in die geheimen Gedanken der großen Mächte. Wären den Polen nicht in den Warschauer Archiven Urkunden von unsäglichem Werth in die Hände gefallen, wir wären noch heutigen Tags um die Aufschlüsse des Portfolio ärmer. Das vergangene Jahr hat uns eine ähnliche Erkenntniß durch Hrn. v. Lamartine's Redseligkeit über die italienische Politik des provisorischen Frankreichs vom Jahr 1848 beschert. Bei dem Verfasser der Geschichte der Girondins, der jetzt so elegisch sich dem öffentlichen Almosen zu empfehlen weiß, durfte man ein gutes Theil Schwärmerei für fremde Völkerrechte und Mondschein in der auswärtigen Politik vermuthen. Siehe da aber! er denkt an nüchterne Erwerbungen auf Kosten des italienischen Freiheitsjubels, und will seine Truppen über die Alpen schicken um sich bei der Beute der Piemontesen zu Gaste zu bitten, natürlich aus purer Fraternité, nämlich jener Brüderlichkeit die stets halbpart machen will.

Man hätte denken sollen daß diese Berichte eines französischen Staatsmannes die schlauen Italiener völlig hätten ernüchtern müssen. Wenn ein solcher Ideolog wie Lamartine so praktisch französisch dachte und fühlte, was sollten sie wohl von einem Napoleon erwarten, der sich in oranisches Schweigen zu hüllen gewöhnt ist? Oder haben die Piemontesen vergessen daß ihnen ihre dicke Freundschaft mit der britischen Nation auch nicht einen Zoll breit zum Ziel geholfen hat, daß die gegenseitige Zuneigung jetzt längst kalt und steif geworden ist, und daß in dem Augenblick wo eine ernste Angelegenheit von europäischem Werth die alten und die einzig wahren Alliirten in unserm Welttheil, nämlich Oesterreich und England vereinigte, das kleine Piemont gänzlich vergessen war und ihm bedeutet wurde seinen Ehrgeiz bis auf weiteres zu verschlucken? So wird es auch dießmal geschehen daß, wenn sich Frankreich und Oesterreich aussöhnen, Piemont zu spät inne werden wird daß ihm das Tanzen zu den Melodien des großen Musikanten in Paris nur Kosten mit Undank einbringen wird.

Ein Schritt über das adriatische Meer führt uns von der einen krankhaften Extremität unsres Festlandes zur andern, zu dem Großtürken, der nicht mehr recht Groß und nicht mehr recht Türke ist. Die europäische Diplomatie hat mit der Industrie der Penelope im Jahre 1858 genau wieder das aufgetrennt was sie in den Kriegsjahren zusammengewebt hatte. Es war die Schattenherrlichkeit der Pforte über die rumänischen Ebenen, welche zu dem Angriff gegen Rußland bewog. Kaum war aber das Ziel erreicht, oder es war noch nicht erreicht, so wurde die Vereinigung der beiden Fürstenthümer vorgeschlagen. Dann hieß es, man müsse sich erst nach den Wünschen der Conferenzsubjecte erkundigen, und als nun, etwas tumultuarisch freilich, die Rumänen Ja zu ihrer Vereinigung gesagt hatten, so bereute man wieder sie gefragt zu haben, und gab ihnen einen zweischläferigen Zustand, den man eine Art wilder Union nennen kann, denn das Ding ist da ohne Heiligung und Anerkenntniß durch das öffentliche Recht. Damit dann Aergerniß in die Welt komme, verstattet man diesen Rumänen eine Art parlamentarischer Freiheit, wie sie sich in Deutschland keiner unserer quiescirten Demagogen sich träumen ließe. Ja würden die Rumänen einen Decimalbruch ihrer großen Selbstherrlichkeit der heutigen französischen Nation zum Geschenk machen dürfen, es ließen sich über dem Rhein damit Millionen befriedigen. Das nennt man nun eine orientalische Lösung, und es ist doch nichts weiter als eine Vorbereitung zu neuen Zerwürfnissen. Natürlich konnte man der Pforte, die nie die Donaufürstenthümer zu den Provinzen ihres Reiches, sondern immer nur zu den tributpflichtigen Lehensgebieten gezählt hat, eine mehr als suzeräne Macht nicht einräumen, aber daß man absichtlich die Keime zu neuen Verwirrungen dort pflanzte, damit nie der orientalische Stoff den europäischen Conferenzen ausgehe und die sogenannte östliche Frage in Permanenz bleibe, war ein Ergebniß welches in schneidendem Gegensatz zu den conservativen Absichten steht, in welchen der letzte Krieg unternommen wurde. Es bedarf aber kaum der Vorsorge für neue Verwicklungen in dem mürbe gewordenen osmanischen Reich, denn kaum war der Aufstand der bosnischen Serben gegen ihren zum Islam übergetretenen Adel erstarrt, so bricht in dem

nahen Fürstenthum eine Empörung aus, die mit einer Art von Dynastiewechsel endigt.

Man hat die Verjagung der Nachkommen des schwarzen Georg russischen Umtrieben und französischen Hetzereien zugeschrieben, und darin eine neue kleine Züchtigung für Oesterreich erblickt. Der alte Milosch gilt als ein russischer Agent, und die Karageorgiewitsch als Creaturen des Wiener Cabinets. Wir müssen einfach daran erinnern daß Milosch durch und durch Serbe war, und daß wenn die Russen sich seiner zu bedienen meinten, er umgekehrt nur russisch dachte, so oft er die Russen für serbische Zwecke brauchbar fand. Im Jahre 1812 verlangten die Russen von den Serben die Auslieferung ihrer festen Plätze, sowie die Unterordnung unter russischen Oberbefehl, und als die Serben klar genug sahen, um sich nicht dem Beschützer auf Gnade und Ungnade zu überliefern, entzogen ihnen die Russen jede Hülfe. In dem türkischen Kriege 1828/29 regten die Serben keinen Finger, obgleich Milosch an ihrer Spitze stand, und im Jahr 1856 stellten die Oesterreicher ein Beobachtungscorps an der serbischen Gränze auf, obgleich Fürst Alexander noch Fürst war. Endlich ist es bekannt daß Milosch bei seiner Vertreibung durch den Senat im Juni 1839 sich bitter über die Umtriebe des russischen Generalconsuls in Belgrad beklagte, und daß Rußland den serbischen Senat gegen den Fürsten aufwiegelte und stützte. Damals war die Pforte mit Rußland über die serbische Politik einig, und beide machten vergnügte Gesichter, daß es ihnen gelungen war die Begründung einer dauerhaften Fürstengewalt in Serbien zu hintertreiben. Aus dem jetzigen zweideutigen Benehmen der Pfortenbeamten in Belgrad erblickt man mit Staunen und Verdruß, daß die großherrliche Regierung auch zu den neuen Wirren in Serbien sich Glück wünscht.

So unbegreiflich dieß auf den ersten Blick erscheint, so deutlich erklärt sich alles, wenn man sich bei der frühern Geschichte Raths erholt. Das ganze Geheimniß besteht darin daß die Osmanen noch hoffen, und wer hofft nicht so lange die Pulse noch schlagen? Man glaubt in Konstantinopel daß sich die alte Herrschaft über die Donaufürstenthümer erneuern, daß sich auch Serbien wieder dem türkischen Einfluß unterwerfen lasse. Fürst Milosch war ein erblicher Fürst von Serbien. Als er durch den Senat, für den sich offen die Pforte erklärt hatte, gestürzt worden war, kamen die Karageorgiewitsch an die Reihe minus der Erblichkeit. Dieß war ein großer Gewinn für den Lehnsherrn, denn bei jedem Fürstenwechsel galt es in Konstantinopel erstens fette Bestechungsprämien einzustreichen, und zweitens konnte man unter den auftretenden Creaturen die bequemste aussuchen. Damit aber Fürst Alexander nicht zu lange regiere und keine Hausmacht begründen könne, kommt ein neuer Wechsel wie gerufen. Es wird den Obrenowitsch wahrscheinlich einen guten Theil ihres großen Vermögens kosten oder gekostet haben, ehe alle ausgestreckten hohlen Hände in Belgrad und in Konstantinopel gefüllt waren, und dann besteht ja neben ihnen, befestigter denn je, die Macht des Senats, welcher gegenüber sie jetzt den nicht mehr erblichen Fürstenstuhl besteigen. Die Pforte bedient sich Serbien gegenüber der nämlichen Politik, wie Kaiserin Katharina. Wie diese für die polnische, so ist sie für die serbische „Freiheit," für Senat, für Skupschtina, für Verantwortlichkeit des Fürsten, für alle jene Dinge die reife Völker sehr schwer verdauen, und die für die Serben so gut passen als wenn wir das Publicum eines unserer buntesten Viehmärkte plötzlich in einen politischen Convent verwandelten. Zufällig ist dann auch Rußland ganz derselben Ansicht, und wenn die Pforte etwas von ihrer Verblendung heilen könnte, so wäre es die Wahrnehmung dieser warnenden Harmonie. Man überlasse nur das Land ehrsüchtigen Parteien, und augenblicklich gewinnt der fremde Einfluß wieder eine Macht; die Serben selbst aber werden zuletzt ermüdet durch die eigene „Freiheit" sich nach irgend einer Art von Ruhe sehnen, selbst auf Kosten ihrer Unabhängigkeit.

Die Vorgänge in Serbien bezeugen aber auf eine neue traurige Weise, wie gedankenlos die Ansicht gewesen ist daß es zur Verjüngung der byzantinischen Halbinsel nur einer Vertreibung der Osmanen bedürfe. Wir haben die Serben immer für den fähigsten aller Stämme unter türkischer Herrschaft gehalten und halten sie noch dafür. Ihnen würde, wenn man das osmanische Reich nach Stammesgleichheit in vier Staaten trennte, nämlich in ein griechisches, serbisches, rumänisches und albanesisches (!) Reich, der reichste Antheil, nämlich das Fürstenthum Bosnien, die Herzegowina, Bulgarien und ein Theil von Macedonien und Thracien zufallen. Unter dieser serbisch redenden Bevölkerung sind die Bewohner des Fürstenthums jedenfalls die tüchtigsten, durch Knechtschaft nicht verderbt, durch Eigennutz nicht vom Christenthum abgefallen, ein rein ackerbautreibender Staat, ohne aristokratische Gliederung, ein Bauernreich. Und dennoch sehen wir daß auch die halbe Freiheit ihnen noch nicht zugemuthet werden durfte. Wäre ein Funken von politischem Verständniß unter diesem Volke, es hätte sich eng an seine Fürsten gedrängt, gleichviel ob Obrenowitsch oder Karageorgiewitsch, es hätte selbst seiner Unabhängigkeit zuliebe Mißbräuche der Verwaltung ertragen. Statt dessen folgen Empörungen auf Empörungen, und die letzte unter solchen frivolen Motiven daß kein Staat in Europa jetzt wäre wo man nicht ähnliche Beschwerden zu Papier bringen könnte, denn alle Anklagen gegen den Fürsten Alexander laufen darauf hinaus daß er die Aemter mit seiner Gevatterschaft besetzte und seine Beamten sich mehrfache Willkür erlaubt haben. Und zur Abhülfe dieser Uebel weiß man nichts besseres als den alten Milosch herbeizurufen, den derselbe Senat wegen Verfassungsverletzung mit russischer und türkischer Hülfe auf seine walachischen Güter gejagt hatte! Milosch war das Muster eines serbischen Regenten: er ließ die Häupter der zahlreichen Verschwörungen, die gegen ihn angezettelt wurden, stets hinrichten, und schenkte nur dem Wutsitsch Gnade, die so schlecht vergolten wurde. Dann hatte er lange Zeit Ruhe bis er zur Erfüllung der Verfassung gedrängt wurde und der Senat mit auswärtiger Hülfe ihn zur Abdankung zwang. Verschwörungen werden in Serbien nie aufhören: so viel politische Häuptlinge, so viele Prätendenten. Und hier zeigt es sich deutlich daß das slavische Blut auch in Serbien für die Unabhängigkeit nicht geschaffen ist. Daß eine Skupschtina nicht die Einsicht hat was der Nation frommt, darf man ihr billig nicht übel nehmen; daß aber die einzelnen politischen Anführer ihre ehrgeizigen Absichten immer über das Wohl des Landes stellen, das beweist die Dummheit des Salzes. Ein solches Volk wird nur unter einer Art von christlichem Pascha, wie der alte Milosch war, sich entwickeln können, es muß seine Unabhängigkeit mit der Freiheit erkaufen, es bedarf eines Zuchtmeisters und keines Senats. Die Zukunft dieses Staates hängt gänzlich von Begründung einer starken und dauerhaften monarchischen Gewalt ab, und daß die Serben auf dem Wege sind ihre Zukunft zu verscherzen, ja mittelbar dadurch die Nothwendigkeit einer Fortdauer der kläglichen osmanischen Macht zu illustriren, das ist die peinliche Moral der neuesten Vorgänge.

Wäre Oesterreich so ungeduldig auf den Antritt der türkischen

Erbschaft, es könnte ja zu der neuen Zwietracht in Serbien holde Mienen machen. Oesterreich ist aber die einzige Macht, England vielleicht ausgenommen, die ernsthaft und ängstlich am Bette des europäisch-asiatischen Patienten wacht. Wir dürfen uns nicht verhehlen daß seit dem Pariser Frieden Oesterreichs Stellung sehr gelitten hat. Es ist freilich ein schlechter Moment zur Erörterung dieser Dinge, da wir unter den verwirrenden Eindrücken der Pariser Drohworte und der italienischen Demonstrationen stehen, allein gerade solche Situationen schärfen auch, wie jede Gefahr, den Blick vor lauernden Begebenheiten. Wenn Piemont wirklich toll genug wäre noch einmal den Frieden zu kündigen und Frankreich durch irgend eine verhängnißvolle Verwicklung sich einmischte, so sehen wir vorläufig uns vergebens nach einem Bundesgenossen für Oesterreich um. Die kaiserliche Regierung ist zwar mit keinem Cabinet verfeindet oder zerworfen, sie ist aber beinahe isolirt, denn England, sein einziger getreuer Bundesgenosse gegen Westen wie gegen Osten, dessen politische Interessen auf dem Festlande fast überall parallel laufen mit den österreichischen, ist, seitdem der indische Aufstand genöthigt hat die asiatische Armee von 30,000 auf 100,000 Mann zu erhöhen, in Europa um 70,000 Mann schwächer geworden, und zu der höchsten Bescheidenheit und größten Gleichgültigkeit in und gegen die continentalen Angelegenheiten verurtheilt. Es muß schon viel verloren gegangen seyn, ehe England sich jetzt wieder in eine europäische Fehde stürzt; es wird immer den Frieden zu erhalten suchen, immer den Angegriffenen zur Nachgiebigkeit rathen, besonders unter seiner jetzigen schwankenden Toryregierung. Wollte man nachfragen, wie Oesterreich in seine jetzige Verlassenheit gerieth, so müßte man zurückgehen bis auf das Jahr 1849. Es war ein großer Fehler, die Russen nach Ungarn zu rufen. Wie die Kriegsbegebenheiten zeigten, war ihre Hülfe nichts weniger als entscheidend. Die Insurgenten hätten ohne die Russen noch etliche Züge mehr frei gehabt, der Krieg hätte sich vielleicht bis in das nächste Jahr hineingezogen, allein der Aufstand wäre durch Oesterreichs eigene Kraft bewältigt worden. Kaiser Franz Joseph, den man damals nie nannte ohne ihm den Beinamen des Ritterlichen zu geben, mochte wohl die Unterstützung des Kaisers Nikolaus für einen Reiterdienst halten, wie ein Edelmann ihn von einem Edelmann annehmen konnte, um ihn unter gleichen Verhältnissen zurückzugeben, es ist ihm aber gewiß nicht beigefallen, damit die höchsten Interessen seines Reiches einem kalten Borger zu verschreiben. Die Last dieser Verpflichtungen wurde nach der Ueberschreitung des Pruth durch die Russen unerträglich. Hätte Paskewitsch Ungarn nie „zu den Füßen Sr. Maj." liegen lassen dürfen, Kaiser Nikolaus wäre im Jahre 1853 nicht so herrisch gegen die Türkei aufgetreten, weil Oesterreich von vornherein eine ganz andere Sprache geredet, und weder den Winterfeldzug 1853 noch den Sommerfeldzug 1854 abgewartet hätte um die Russen wieder über den Pruth gehen zu heißen. Kaiser Franz Joseph war zur Schonung seines gefährlichsten Nachbars gezwungen und hat ihn geschont, aber die Folge blieb doch daß die Russen nach erledigtem Waffenspiel viel erbitterter über die bewaffnete Neutralität der Oesterreicher, als über den Anfall der Westmächte waren.

Der zweite Fehler, scheint uns, wurde im Jahr 1854 bei den Wiener Conferenzen begangen. Damals lag der Schwerpunkt aller europäischen Geschäfte in der Kaiserstadt. Oesterreich hatte beträchtliche Opfer an Blut und an Geld gebracht, ein Feldzug hätte ihm nicht weniger gekostet als die Rüstungen und die Cholera in Galizien. Es konnte damals den Westmächten, die zwischen Balaklava und den Bastionen Sebastopols eingeklemmt saßen, durch ein kraftvolles Vorbrechen aus Galizien und aus der Moldau Rettung bringen, es konnte die Russen durch eine solche That schwerlich giftiger machen, es hätte sich den großen Vortheil gesichert in Wien den Knoten des neuen europäischen Rechtes zu schürzen, hätte die erste Stimme an der diplomatischen Tafel geführt, hätte die Zudringlichkeiten der Piemontesen verhindert, hätte die Russen durch großmüthige Zugeständnisse ganz nach Art des Meisters in den Tuilerien versöhnen können, und die Franzosen wären nie zur Kenntniß und nicht zur Ueberschätzung ihrer militärischen Kräfte gelangt, sondern hätten sich mit dem gedrückten Gefühle von der Krim eingeschifft daß sie ihre Rettung doch nur der österreichischen Diversion verdankten. Dieß ist freilich nur ein Urtheil nach bekanntem Erfolg, wo es gar leicht ist die Begebenheiten nach den eingetretenen Wirkungen zu bemessen. Doch war es von jeher ein politischer und ein menschlicher Fehler auf halbem Weg umzukehren. Die Politik des Wiener Cabinets mußte nothwendig zu einem ungünstigen Ende führen. Siegten die Russen über die Westmächte, so hätte Oesterreich doch den Degen ziehen müssen und wäre wahrscheinlich nur matt von seinen Alliirten unterstützt worden, siegten aber die Westmächte, so mußte bei diesen die Empfindung zurückbleiben daß sie gleichviel aus welchen Beweggründen im gefährlichsten Momente verlassen worden waren.

Welche Gedanken damals das Wiener Cabinet leiteten, ob man die Lage der Verbündeten vor Sebastopol so verzweifelt hielt daß Oesterreich durch seine Entwaffnung ihnen den Frieden dictiren zu können glaubte, ob man sich, wie von österreichischen Staatsmännern damals ausgesprochen wurde, in der linken Flanke durch einen Cabinetsverrath bedroht meinte, oder ob der Kaiser aus ritterlichem Zartgefühl es nicht über das Herz bringen konnte gegen den einstmaligen ungarischen Helfer marschiren zu lassen, oder welche andere Beweggründe noch thätig waren, wird erst durch eine spätere Geschichtsforschung enthüllt werden. Wir sehen jetzt nur die Folgen: die Verlegung des europäischen Schwerpunktes nach Paris und ein Wachsthum des französischen Einflusses, der bereits drückender geworden ist als die Hegemonie Rußlands in der Zeit von 1849—1853. Aehnlich wie Frankreich vor 1853, ähnlich wie Rußland seit 1853, steht jetzt Oesterreich in einer gewissen Isolirung, und diese Stellung ist es allein welche die Piemontesen so dreist und die Lombarden so ungeduldig macht.

Es war daher ein österreichisches Glück daß gerade dieses Jahr der preußische Thron an einen Fürsten übergieng, der sich, so glaubt man wenigstens, die Erfahrungen der altnapoleonischen Zeit in Frische bewahrt hat, der sich jedenfalls durch Wahrhaftigkeit in seinen politischen Beziehungen auszeichnet, der es liebt klar zu sagen was er will und was er nicht will, der männlich genug ist um nicht durch Seitensprünge der Gefahr auszuweichen oder einer beunruhigenden Aufgabe sich zu entziehen, der alle schleichenden und schlüpfrigen Charaktere haßt, und nur Männer von kerzengerader Haltung in seiner Nähe duldet. Ein Mann und ein Soldat auf dem Thron Preußens ist ein Labsal für jedes deutsche Gemüth und ein Trost für die Oesterreicher. Damit ist noch gar nicht gesagt daß Preußen, wo es seine Interessen treiben, der andern Macht einen Zoll nachgeben sollte, nur daß es nicht im Kleinen anfängt, wo es nichts im Großen verrichten kann, daß jener neidische und argwöhnische Kanzleikrieg zwischen Wien und Berlin aufhöre unsre Stimmung zu vergiften, deß ist der hohe Sinn des Regenten uns Bürge. So lange nur in auswärtigen Fragen von entscheidender Wichtigkeit Eintracht zwischen den beiden Cabinetten besteht, ist auch das große

Deutschland, von dem wir so viel sprechen und so wenig sehen, wirklich vorhanden, und es kann den Oesterreichern kein großes Mißgeschick widerfahren, ohne daß sich ein größeres Glück einstellte, nämlich das Wiederfinden eines Waffenbruders, wie in der Befreiungszeit. Auch darf das Wiener Cabinet sich bei der deutschen Presse bedanken, die nicht abgelassen hat die Lehren der napoleonischen Schule der Vergeßlichkeit immer zu wiederholen.

So befriedigend aber auch diese Zustände sind, dürfen wir doch nicht vergessen daß die Noth schon sehr groß werden muß wenn jene Hülfe nahe kommen soll. Preußen ist durch die Eigenthümlichkeit seines Wachsthums und durch seine Landwehrverfassung nicht in der Lage für undeutliche Ziele sich zu schlagen, es kann seine Wehrkraft nur unter drängenden Beweggründen aufbieten. Es ist dieß auch mit dem deutschen Bunde der Fall, und wie schwierig es hält diesen in Bewegung zu setzen, dafür liegt uns die Geschichte von 1854 sehr nahe. So weit gelangte man jedoch schon damals, daß Preußen und der deutsche Bund einen Angriff der Russen gegen Oesterreich als einen Kriegsfall aufstellten. Bei einer Drohung von Westen her, und jetzt wo das preußische Cabinet anders beseelt ist, würde man jedenfalls ganz andere und bessere Ziele erreichen. Eben deßwegen ist es kritischer dem Kaiser Napoleon nicht eine frivole Kriegslust zuzutrauen, aber es gibt ein Mittelding zwischen Krieg und Frieden, nämlich die Beunruhigung, wodurch man den Gegner in allerhand Verlegenheiten verwickeln kann, und diesen Weg scheint der Kaiser betreten zu wollen.

Die gegenwärtige Spannung kann nicht fortdauern, sie muß auf die eine oder andere Art sich lösen. An der österreichischen Diplomatie ist es vor allem, sich aus der Vereinsamung wieder herauszuarbeiten, denn nur die frostigen Beziehungen zu Rußland und zu Frankreich sind es, die es dem Grafen Cavour erlauben ein Rad zu schlagen. Nach beiden Seiten, scheint es, stehen Oesterreich noch Wege offen, es kann sich Frankreich, es kann sich Rußland nähern, das letztere vielleicht mit größerem Gewinn, aber auch mit größerer Schwierigkeit. Was man von der Innigkeit der Cabinette in Paris und Petersburg geflissentlich verbreitet, besteht für den nicht welcher die kleinen Begebenheiten der Stuttgarter Kaiserbegegnung und die Mißstimmung kennt in welcher der eine Theil schied. Die Fehler die damals der andere Theil beging, ließen sich vielleicht geschickt benützen. Der Kaiser von Frankreich ist sehr empfindlich und empfänglich in allen Dingen, die mit seinem dynastischen Daseyn zusammenhängen. Man kann das kaum eine Schwäche nennen, weil wir sie auch bei dem großen Napoleon noch im Höhenpunkte seiner Macht antreffen und sie genau mit den Bedürfnissen eines jungen Herrschergeschlechts zusammenhängt. Solche Dinge lassen sich nur andeuten, um zu zeigen wie viele Hülfsmittel die Diplomatie gegen gewöhnliche Erkältungen der auswärtigen Beziehungen noch im Vorrath hat.

Uebrigens beunruhigt niemand mehr ungestraft den Weltfrieden. Die jetzige Erschütterung ist künstlich erzeugt, und jedermann weiß auf wen die größte Verantwortung fällt. Auch Frankreich wird wohl thun mit den Mitteln der Aufwiegelung sparsamer umzugehen, sonst könnte sich allmählich allenthalben die Ansicht befestigen daß die jetzige Dynastie in Frankreich und der Weltfriede im schroffen Gegensatz stehen. Das Stichwort l'Empire c'est la paix ist längst der Ironie verfallen, die Börsenspieler glauben auch nicht mehr an das Motto l'Empire c'est la hausse, nur die französischen Officiere können noch behaupten; l'Empire c'est l'avancement. Man hüte sich daß es in Europa sprüchwörtlich werde: das Kaiserreich sey ein Schrecken ohne Ende. Es könnte dann mit des Schiller'schen Philipps Worten hinzugesetzt werden: wenn Europa zu fürchten angefangen, hat es auch zu fürchten aufgehört, wofür zwei odiose Exempel bei der Hand sind: die Quadrupelallianz gegen Frankreich 1840, und die Quadrupelallianz gegen Rußland im Sommer 1854.

Eingeweidewürmer.

(Aus Chambers's Journal.)

Bis zu einer vergleichsweise neuen Zeit herauf würde es dem jüngsten Anfänger in der Zoologie nicht besonders schwer gewesen seyn den Unterschied zwischen einem Thier und einer Pflanze festzustellen. Entweder hätte er die Bestimmung Linné's, der, während er der Pflanzenwelt Organisation und Lebenskraft zugab, freiwillige Bewegung und Gefühl aber als eigenthümliche Begabung den Thieren vorbehielt, zu der seinigen gemacht; oder er würde sich für die praktischere Unterscheidung des größten aller vergleichenden Anatomen, John Hunters, ausgesprochen haben, der einen Mund und einen Magen als die unveränderlichen Charakterzeichen thierischen Lebens bezeichnete. Da jedoch das Studium der mikroskopischen Anatomie einen unverhofften Grad von Organisation enthüllte, der sich bis auf die winzigsten Abtheilungen sowohl des Thier- als des Pflanzenreichs erstreckt, so wurden diese Unterscheidungen allmählich aufgegeben. Man fand daß Pflanzen in ihren aufsaugenden Poren und Zellen Organe besaßen welche dem Mund und Magen der Thiere entsprechen, daß dagegen eine ziemlich große Anzahl Thiere ohne alle Fortbewegungskraft zu seyn schienen, mehrere Pflanzen aber in beträchtlichem Grad mit derselben begabt waren. Man versuchte sodann die Frage durch eine chemische Unterscheidung zu lösen. Man sagte, Thiere hauchten Kohlensäure, Pflanzen Wasserstoff aus; allein diese Probe, obgleich sie unanfechtbar ist in Betreff der höher entwickelten Vertreter beider Reiche, ist völlig unstichhaltig wenn man sie auf die niedrigeren Arten derselben anwendet. Es gibt Pflanzen welche nichts als Kohlensäure, und gewisse Thiere welche nur Sauerstoff aushauchen. Diese unerwartete Schwierigkeit führte zu einer sorgfältigern Erforschung des Gegenstandes, und das Ergebniß ist die Schlußfolgerung gewesen: daß, um die Worte des Professors Owen zu gebrauchen, „Thiere und Pflanzen nicht zwei natürliche Abtheilungen, sondern besondere Glieder einer und derselben Gruppe organisirter Wesen sind."

Gewisse praktische Unterscheidungen bestehen indeß, als Führer für uns, selbst unter den verwirrten Inhabern der Gränzen beider Ordnungen. Wo die Organisationsform bloß eine einfache Zelle ist, und eine starke mikroskopische Kraft erfordert um ihr Vorhandenseyn zu entdecken, wird eine thierische Natur angenommen, vorausgesetzt daß der

Gegenstand Contractilität entwickelt und in Essigsäure unlösbar bleibt. Das winzige Wesen welches dieser bescheidenen Probe entspricht, ist als die Gregarina bekannt, und wurde zuerst vor etwa dreißig Jahren als parasitischer Bewohner verschiedener Insecten beobachtet. Sein thierischer Charakter erhielt keine sofortige Anerkennung. Von einigen Zoologen ward es für das Ei eines Insects gehalten; von andern für ein verirrtes der Lebenskraft entbehrendes Kügelchen, und wieder andere betrachteten es als rein pflanzlich. Seine wahre Natur wurde endlich zugegeben, und obgleich es weder Mund noch Magen hat, kein Circulations-, kein Athmungs- und kein Nervensystem besitzt, und sich nur durch Absorption ernährt, so rechtfertigen doch seine Contractilität und Unauflöslichkeit, so wie seine große Aehnlichkeit mit thierischen für eine höhere Entwicklung bestimmten Embryonen die Erhebung desselben aus dem Pflanzen- in das Thierreich. Die Gregarina ist nicht bloß deßhalb von Interesse weil wir in ihr das rudimentärste Beispiel eines Thieres haben, sondern auch weil sie den niedrigsten Typus der entozoischen oder, wie wir sie gemeinhin genannt, der Eingeweidewürmer bildet.

Die umfangreiche Vertheilung der Entozoen, oder Schmarotzerthierchen, durch die verschiedenen Classen des Thierreichs ist erst neuerdings gehörig gewürdigt worden. Jedes Thier wird, wie man jetzt annimmt, von der einen oder andern Varietät heimgesucht. Bei dem Menschen hat man nicht weniger als achtzehn verschiedene Arten beobachtet — eine Anzahl die nicht sowohl davon herrührt daß der Mensch empfänglicher für dieselben ist, sondern weil man in diesem Fall mehr Beobachtungsmittel besitzt.[1] Man trifft sie bei Insecten (z. B. der Biene), Fischen, Reptilien und Vögeln, so wie bei Säugethieren im zahmen und im Naturzustande. Sie sind nicht auf eine besondere Oertlichkeit beschränkt, sondern bahnen sich ihren Weg in so abgeschlossene und empfindliche Orte wie das Gehirn, die Lungen, die Leber, das Herz und die Augen. Sie besitzen eine sehr starke Lebenskraft, welche sie in den Stand setzt den Wirkungen der äußersten Kälte und der äußersten Hitze mehr als jede andere Thierclasse zu widerstehen. Die Species welche den in Eis eingemachten baltischen Häring heimsucht, ist durch Anwendung der Wärme leicht zu Lebensäußerungen gebracht worden. Der Weizen-Parasit welcher den krankhaften Zustand dieser Getreideart, den man als Rost kennt, hervorbringt, lebt bei Feuchtigkeit wieder auf, obgleich er Jahre lang trocken und scheinbar todt war.

Da uns das Gesetz bekannt ist: daß die Verrichtungen einer jeden Species ihrer bestimmten Oertlichkeit angepaßt sind, so haben wir uns nicht nach einem hohen Organisationsgrad unter den Entozoen umzuschauen. Nur von verdautem Futter anderer Thiere genährt, ist ihre assimilirende Kraft natürlich eine einfache. Von der Luft ausgeschlossen, bedürfen sie keiner Athmungsorgane, und da sie stets die gleiche Stellung innehaben, so sind sie von allen Fortbewegungsmitteln gänzlich unabhängig.

Sie werden gewöhnlich in zwei Classen eingetheilt, in die festen und in die hohlen. Die Mitglieder der letztern Abtheilung sind die zahlreichsten, höher entwickelten und häufigsten, wenn auch mindest lästigen Gegenstände ärztlicher Behandlung; allein anstatt die Unterabtheilungen beider Ordnungen zu verfolgen, wollen wir solche charakteristische Beispiele auswählen welche sich zur Erläuterung der der Species im Haushalt der Thiere das meiste Interesse mittheilenden Züge am besten eignen. Wir wenden uns daher zunächst zu den Cestoiden oder der Bandwurm-Ordnung. Es gibt zwei große Repräsentanten dieser Familie, und diese behaupten ihre gegenseitigen Unterscheidungen so bestimmt, daß man, auf eine Weise welche wir nie ahnen würden, Nutzen daraus gezogen hat — nämlich in ethnologischer Beziehung; denn der Wurm welcher unter den Eingebornen von Britannien, Holland und Deutschland vorherrscht, findet sich nie unter den Bewohnern Rußlands oder der Schweiz. Ein Bandwurm besteht aus einer Reihe von Ringen oder Segmenten, deren Durchmesser schwankt, deren vereinigte Länge aber nicht selten zehn, zwanzig und selbst dreißig Fuß erreicht. Der obere oder innerste Ring, welcher den Kopf bildet, ist der merkwürdigste. Genau gesprochen: der Kopf bildet den Leib, da die übrigen Glieder bloß zeitweilige Anhängsel sind. Der vordere Theil des Kopfes ist mit einer doppelten Reihe Häkchen versehen, welche, benebst drei oder vier Saugrinnen in ihrer unmittelbaren Nähe, ebenso zur Einführung der Nahrung wie zur Aufrechthaltung der Stellung des Thiers dienen. Das Verdauungs-, das Circulations- und das Nervensystem, alle unvollkommen, sind im Kopf am besten entwickelt. Nur in der Nachbarschaft der Mundsauger kommen nervöse Ganglien vor. Der Nahrungscanal besteht aus einer doppelten Reihe von Röhren, die längs der aufeinander folgenden Gelenke ausgehöhlt sind, um die Hindurchleitung der Nahrung zu erleichtern. Die vier das Circulationssystem bildenden Gefäße laufen parallel mit den Abtheilungen der Verdauungsröhre. Das Thier ist indeß für seinen Unterhalt nicht ausschließlich auf die durch den Mund eingeführte Nahrung angewiesen, denn jedes einzelne Segment besitzt die Fähigkeit sich einen gewissen Betrag von Nahrung durch unmittelbare Absorption anzueignen. Dieser Proceß ist interessant wegen seiner Aehnlichkeit mit einer derartigen Anordnung bei der Ernährung der Pflanzen. Der Kopf des Bandwurms saugt Nahrung auf aus dem Thier in dem er lebt, wie die Wurzeln der Pflanze aus dem Boden. Die Analogie reicht noch weiter wenn man die Beihülfe welche der Ernährung der Pflanzen durch die Laubporen geboten wird, mit der dem Wurm durch seine durchdringbaren Gelenke gegebenen vergleicht. Jedes Gelenk ist überdieß ein reproductives Organ, und bricht, gleich dem ihm analogen bei Pflanzen, zu gewissen Jahreszeiten ab.

Die Trematodenwürmer, oder die eigentlichen Sauger, weichen in vielen Stücken von denen des Cestoiden-Typus ab. Sie sind kurz — im Durchschnitt nicht über einen Zoll lang; der Form nach eirund, und im allgemeinen flach. Ungleich dem Bandwurm, besitzen sie keine Haken im Mund, aber ihre Saugröhren sind zahlreicher und distincter. Sie sind über verschiedene Theile des Thiers zerstreut, und dienen, mit Ausnahme der obersten welche den Mund bildet, als Mittel zum Anhängen. Jeder Sauger wird durch ein Muskelstückchen unterstützt, neben welchem ein Nerven-Ganglion ist. Die Nahrungsröhre ist fast von ihrem Anfangspunkt an gespalten, und gleicht sehr stark den Adern eines Blattes. Bei diesen, wie bei der bereits betrachteten Varietät, ist die Reproductionsfunction am höchsten entwickelt. Allein die außerordentlichste alle Arten von Entozoen betreffende Thatsache ist ihr Hineinkommen in das Innere lebender Thiere. Dieses Phänomen bildete lange Zeit eine der schwierigsten Aufgaben in der Naturgeschichte, und bis vor kurzem konnte keine befriedigendere Erklärung

[1] Der Volksglaube welcher das Vorhandenseyn von Entozoen mit einer Krankheit in Verbindung bringt, ist nicht in allen Fällen richtig. Man hat die Trichinia Spiralis in menschlichen Muskeln so ausgedehnt entwickelt gefunden, daß diese ein ganz eigenthümliches Aussehen gewannen, während der, des Thierchens unbewußte Besitzer vollkommen gesund blieb.

darüber gegeben werden als die des Aristoteles, welcher diesen Umstand aus der Theorie freiwilliger Zeugung erklärte. Der wahre Hergang ist kaum minder merkwürdig.

Jedes Gelenk des Bandwurms ward geschildert als sey es ein reproducirendes Organ, in welchem Myriaden von Eiern niedergelegt werden. Sobald diese Eier ihre Reife erlangen, was gewöhnlich um die Mitte des Sommers geschieht, werden die Gelenke von dem Kopfe abgesondert, oder, wie wir von einer Pflanze sagen würden, die reife Frucht fällt ab. Der verlassene Kopf bleibt mit nur zwei oder drei anhängenden Segmenten zurück. Das äußerste von diesen fängt sofort an in zwei Theile sich zu sondern. Diese zerbrechen bald darauf in vier, und es dauert nicht lange, so ist der durch einen so umfangreichen Verlust verursachte Schaden auf wirksame Weise wieder gut gemacht. Mittlerweile werden die abgesonderten Segmente von ihren Eiern verlassen, welche sofort in einen Larven- (Raupen-) Zustand eintreten. So weit fand man keine Schwierigkeit die befreiten Jungen zu verfolgen; allein das Problem ihres Eindringens als große und reife Einzelwesen in die Höhlungen anderer Thiere blieb ungelöst. Es verbreitete sich erst Licht hierüber als man Larven entdeckte die an der Leber und andern innern Theilen von Schnecken hiengen. Möglicherweise wurde die Schnecke das Opfer irgendeines warmblütigen Thiers, eines Vogels z. B., und der wandernde Wurm sodann wohlbehalten seiner Bestimmung zugeführt — wahrscheinlich der einzige überlebende von den Millionen welche einige Zeit zuvor aus einer ähnlichen Behausung herausgiengen.

Die Entwicklung der Trematoden- oder Saugerwürmer ist noch merkwürdiger. Vielleicht geschieht es daß eine der ausgetriebenen Larven der Inwohner einer nackten Schnecke wird. In einer solchen Lage wächst sie rasch über ihre Larvenform hinaus, und nimmt die des niedersten aller Thiere und Entozoen, der Gregarina, an. Sie verläßt dann die Schnecke, und man sieht sie in nicht ferner Zeit im temporären Besitz zahlreicher Jungen. Diese nehmen bei der Geburt nicht die mütterliche oder gregarinenartige Gestalt an, sondern sind geschwänzte Thierchen. Sie sind vom ersten Augenblick an im Stande zu schwimmen, und zeigen eine besondere Vorliebe für diese Fähigkeit, bis endlich die ewigthätigen Gesetze ihrer Natur die nächste und letzte Umgestaltung nothwendig machen. Diese zeigt sich an durch den Verlust des Schwanzanhängsels, und dann greift der Wurm, — vorausgesetzt daß er stets von gutem Glück begleitet ist — irgendein Thier an, das ein passendes Nest für seine vollständige Entwicklung darbieten kann. [1] Den Gefahren der einem Entozoon auf jeder Stufe seines Wachsthums bevorstehenden langwierigen Wanderung muß die außerordentliche Fruchtbarkeit seiner Reproductionsfunction zugeschrieben werden. Man darf sich nicht verwundern daß man derartige verwickelte Vorgänge anfänglich mit sehr zweifelhaften Augen betrachtete. Das Ergebniß allgemeinerer Beobachtung hat indeß die Richtigkeit derselben festgestellt. Der in einer gewissen Art fleischfressender Fische zur vollen Entwicklung gelangte Wurm ist in seinem Larvenzustand ein Bewohner des Tintenfischs gewesen, der bekanntlich eine Lieblingsbeute des erstern bildet. Hinwiederum gelangt das Würmchen welches sich an eine Maus anhängt, nur durch die Uebertragung auf die Gewebe einer Katze zur Reife.

Man kann die Frage stellen: warum die Natur eine so ungeheure Zerstörung, wie sie bei den Entozoen vorkommt, gestattet. Die gemeine Ascaris lumbricoides erzeugt nicht weniger als 64 Millionen Eier, von denen möglicherweise nur eine Einheit Entwicklung erlangt. Die übrigen sind keineswegs ohne Nutzen, obgleich sie ihre Reife nicht erreichen. Sie dienen Myriaden jener Thierchen zur Nahrung welche in Fülle in Wasser und Luft leben, und von deren Thätigkeit das Wohlbefinden und freudige Gedeihen höherer Wesen unmittelbar abhängt. Die Wichtigkeit dieses untergeordneten Zwecks der Entozoen dürfte ihre Erläuterung durch einen ähnlichen Vorgang in der Pflanzenwelt, bei den gewöhnlichen Cerealien, finden. Diese sind in ihrem jährlichen Wachsthum zunächst zu ihrer eigenen beständigen Fortpflanzung bestimmt; allein ihr Gebrauch als Nahrungsmittel ist im Haushalt der Natur weit wichtiger.

[1] Diese beziehentlichen Vorgänge erläutern zwei wissenschaftliche Ausdrücke, deren Gebrauch häufig mißverstanden wird, Metamorphose und Metagenesis. Von dem erstern, der Metamorphose, welche eine beschränktere Veränderung ist, und sich auf die Aenderung der Form bezieht die ein Einzelwesen während seiner verschiedenen Entwicklungsstufen erleidet, hatten wie ein Beispiel in der Geschichte des Bandwurms. Die Metagenesis, ein verwickelterer Vorgang, bezieht sich auf die Veränderungen des Repräsentanten eines Thiers in seinem Fortschritt vom Larven-Ursprung bis zur Reife, und eine solche Veränderung erfordert eine Reihenfolge von Individuen. Dieser Vorgang ist erläutert in der Entwicklung der Trematoden-Würmer.

Geschäftsmechanismus der Bank von England.

(Aus einer Rede von Thomas Hankey, ehemaligem Bankdirector und Parlamentsmitglied.)

Die Geschäfte der Bank von England lassen sich als dreifache betrachten, und selbst einer von diesen drei Theilen kann wieder unterabgetheilt werden; ich will jedoch nur die drei großen Abtheilungen dieses Instituts ins Auge fassen. Die erste Abtheilung ist die Verwaltung der Nationalschuld, die zweite die Ausgabe von Banknoten, die dritte das Regierungs- und Privatbankgeschäft. Ich hoffe Sie nicht zu ermüden, wenn ich die Geschäfte einer jeden dieser drei Abtheilungen umständlich schildere. Was nun erstens die Verwaltung der Nationalschuld betrifft, so würde niemand geneigt seyn einer Regierung Geld zu leihen ohne eine positive Verpflichtung für die Wiedererstattung in einer bestimmten Zeit, oder ohne eine leichte und zweckmäßige Anordnung, durch welche der Darleiher diese Verpfändung — welcher Art sie seyn mag, sey's zur Zahlung von Capital oder Interessen, oder von beidem — auf einen jeden, der geneigt ist dieselbe von ihm zu kaufen, übertragen und solchergestalt eine Rückzahlung seines Geldes, wenn er es benöthigt ist, oder von so viel davon erhalten kann als die Verpflichtung der Regierung, eine gewisse festgesetzte Rate Zins zu bezahlen, zu derjenigen Zeit werth seyn mag in welcher er dieselbe zu realisiren oder zu verkaufen wünscht. Aus diesem Grunde hat man es bei jedem von der Regierung aufgenommenen Anlehen stets zur Bedingung gemacht daß den Darleihern, oder denen welche man gemeiniglich die Nehmer des Anlehens genannt hat, derartige Erleichterungen geboten werden. In Großbritannien ist

es daher bei jedem von der Regierung gemachten Anlehen erforderlich gewesen daß dasselbe stets übertragbar sey, und daß die Dividenden oder Zinsen immer halbjährlich bei der Bank von England bezahlt werden sollen. Die Gewißheit der Erfüllung dieser Bedingung ist eines der Elemente gewesen welche die Staatspapiere dieses Landes jederzeit zu einer Lieblingssicherheit für Capitalanlage gemacht haben. Ich will dieß nicht als einen Grund des der Bank von England gebührenden besondern Verdienstes anführen. Wäre dieses Institut nicht gegründet worden, so würde die Regierung zweifelsohne auf irgendeine andere ähnliche Maschinerie verfallen seyn, denn sie wäre nicht im Stande gewesen unter solchen günstigen Bedingungen Geld zu borgen. Allein Sie werden, glaub' ich, aus dem was ich anzuführen im Begriff bin, leichtlich erkennen daß der von der Bankagentschaft in dieser Weise geleistete gegenwärtige Dienst kein unbedeutender ist. Der ganze Betrag der Nationalschuld beläuft sich auf 735,000,000 Pfd. St. Diese nun ist unterabtheilbar in irgendwelche Anzahl von Conti, mit nur einer Beschränkung — daß niemand einen kleinern Conto als den Betrag eines Penny haben darf — allein bei dieser Beschränkung kann jedermann dessen Name einmal in die Bankbücher eingeschrieben ist, alles oder einen Theil, fast zu jeder Zeit, verkaufen, mit Ausnahme unmittelbar vor der Bezahlung der Dividenden; auch kann er es sofort, ohne daß dem Verkäufer oder dem Käufer von der Bank irgend Unkosten gemacht werden, auf alle diejenigen verschiedenen Leute übertragen, mit welchen er durch seinen Stockmakler (Wechselsensal) in Verkehr treten will. Die Einführung dieses Stockmaklers ist nur nothwendig um der Bank einige Sicherheit hinsichtlich der Person zu geben mit der sie es zu thun haben soll, oder, mit andern Worten, um Betrug zu verhüten. Von diesen Conti nun, auf welche die halbjährlichen Dividenden bezahlt werden, gab es in der letzten Zeit, in welcher ich Nachforschungen darüber anstellte, ungefähr 270,000; allein wenn eine größere Anzahl Personen ihr Geld in diesen Obligationen anzulegen wünschen sollte, so ist kein Grund vorhanden warum die Anzahl der Stock-Conti nicht ums zehnfache vermehrt werden könnte. Es ist gleichgültig wie groß die Menge der besondern Conti ist, die Bank hat die Verpflichtung sie aufzubewahren ohne alle Zahlungserhöhung abseiten der Regierung, und auf jedem Conto wird stets halbjährlich ein besonderer Befehl, oder was man einen „Warrant" nennt, ausgefertigt zur Bezahlung der Dividende, von welcher der Betrag der Einkommensteuer in Abzug zu bringen ist, welch letztere die Bank in einer großen Summe bei jeder halbjährlichen Dividendenzahlung der Regierung entrichtet. Diese Dividenden werden einem jeden ausbezahlt der sich, zwei Tage später als sie nominell fällig werden, an die Bank wendet; diese zwei Tage sind vorbehalten zur Ablieferung der Dividenden-Warrants, für welche die Stockinhaber ihren Banliers oder Agenten in London, die auf diese Weise von der gegenwärtigen Anzahl von 270,000 Conti die Dividenden von ungefähr 180,000 erhalten, Anwaltsvollmachten gegeben haben, und alle diese Dividenden, wie die Bankiers und andere sie empfangen, werden, an demselben Tag an welchem die Bank sie ausbezahlt, durch die Post in der gleichen Nacht noch an alle ihre Kunden übersendet oder avisirt, so daß an dem nämlichen Tage jeder Stockinhaber in Großbritannien entweder seine eigene Dividende auf sein eigenes Papier erhalten kann, oder hören wird daß sein Banlier sie empfangen und entweder ihm den Betrag übermacht oder die erhaltenen Weisungen zur Verwendung derselben ausgeführt hat. Und nun glaube ich, Sie würden sich in einiger Verlegenheit befinden irgendeine andere Art Maschinerie zu ersinnen, als eine Bank welche mit solcher Leichtigkeit die Einziehung der Dividende und die Uebertragung des Stocks übernehmen könnte. Ich muß beifügen daß der Rechtsanspruch an jedes Stocktheilchen auf die Verantwortlichkeit der Bank hin ertheilt wird; und auch wenn die Dividende unter einer unterschobenen Anwaltsvollmacht übertragen wurde, kann doch das Recht oder der Anspruch des Inhabers nie in Frage gestellt werden, wenn einmal der Stock in seinem Namen in andere Hände gelangt ist. Führe ich daneben noch an daß, bei der großen Anzahl vorgenommener Uebertragungen und ausbezahlter Dividenden, die vielen Schreiber das ganze Jahr hindurch höchst selten auch nur um einen einzigen Penny sich verrechnen, so werden Sie, glaub' ich, gerne zugeben daß die Geschäfte in dieser Anstalt nicht sehr schlecht geleitet seyn können. Für alle diese Geschäfte erhält die Bank eine feste Bezahlung von der Regierung, welche ich, obgleich sie ansehnlich ist, doch im Vergleich zu der Masse der Arbeit unbedenklich für geringer und zwar beträchtlich geringer erkläre als die Unkosten welche die Regierung haben würde wenn sie das Geschäft selbst übernähme. Die von der Regierung an die Bank für die Verwaltung der Nationalschuld bezahlte Summe geschieht im Verhältniß von 340 Pfd. St. per Million für die ersten 600 Millionen, und von 300 Pfd. St. per Million für den Rest. Dieß beträgt jetzt ungefähr 250,000 Pfd. St. jährlich.

Die Abtheilung Nr. 2 ist die der Notenausgaben. Die Bank gibt Banknoten einem jeden welcher Gold bringt, oder andere Noten, deren Auswechselung man von ihr verlangt. Wenn Parteien ungemünztes Gold bringen, so werden die Noten ausgegeben im Verhältniß von 3 Pfd. 17 Sh. 9 Pence für jede Unze Gold von der gesetzlich festgestellten Feinheit, d. h. zweiundzwanzig Theile von vierundzwanzig sind feines oder reines Gold, oder, mit andern Worten, frei von jeder Legirung. Von dem Gold welches die Bank auf diese Weise gegen Banknoten erhält, darf sie 14 Millionen in Staatsschuldverschreibungen anlegen, und den Zinsgewinn einziehen; den ganzen übrigen Rest des Goldes muß sie in ihren Gewölben aufbewahren und zum Gebrauch, wenn's erforderlich seyn sollte, bereit halten. Ich muß erwähnen daß die Bank, anstatt dieses Schatzes oder dieser Reserve in Gold, wenn sie es vorzieht, einen beschränkten Betrag in Silber, den vierten Theil des gesammten Goldes und Silbers, halten darf. Von diesen Noten nun wurden im verflossenen Jahre ungefähr zehn Millionen ausgegeben — ich meine jene Anzahl separater Banknoten — sie wurden alle innerhalb der Mauern der Bank zu Banknoten gemacht; das Papier war der einzige anderswo verfertigte Theil. Diese Banknoten werden gewöhnlich an Bankiers in großen Summen, gemeiniglich in je 500 Stück enthaltenden Bündeln, ausgegeben; allein wenn ich Ihnen sage daß jede einzelne Banknote beim Ausgeben besonders in ein zu diesem Zweck gehaltenes Buch eingetragen wird, daß man sie zum Austausch oder zur Zahlung in fast jeder Art Parcelle, kleiner oder größer, in die Bank bringt, und daß jede Note bei ihrer Wiederkehr in die Bank, sey sie nun einen Tag oder zwanzig Jahre ausgeblieben, sogleich in ihr eigenes Buch und an ihrem eigenen Platz verzeichnet und jeden Tag die Bilanz aller dieser Bücher gezogen wird, so daß die Bank, noch vor dem Abschluß jeder Tagesarbeit, den Gesammtbetrag der Banknoten für welche sie haftbar ist genau kennt: so werden Sie, glaub' ich, zugeben daß die zweite Abtheilung der Bank in keinem sehr mangelhaften Zustand ist. Ich muß hier noch erwähnen daß die Bank von England ihre Noten nie wieder ausgibt. So wie sie einlaufen, werden sie beiseite gelegt, und ein paar Jahre, ich glaube zehn, aufbewahrt, und

sodann verbrannt. Die Gesammtzahl wird nicht auf einmal, sondern zu verschiedenen Zeiten vernichtet; die Zahl der verbrannten entspricht der der ausgegebenen neuen Noten. Der Gewinn welcher der Bank aus dieser Abtheilung zufließt, beträgt ungefähr 100,000 Pfd. St. jährlich; d. h. nachdem die Bank für das Privilegium der Notenausgabe an die Regierung 120,000 Pfd. St., anstatt der Stempelgebühr 68,000 Pfd. St., und für Löhne und Rente 170,000 Pfd. St. bezahlt hat, erhält sie einen Gewinn von etwa 100,000 Pfd. St. bei den Geschäften in diesem Zweige ihres Thätigkeitskreises.

Die dritte Abtheilung ist vielleicht die wichtigste von allen, da sie die für die Regierung, für welche die Bank jeden Schilling des Einkommens der Nation einzieht, aufbewahrten Conti sowohl, als die einer großen Anzahl Staatsinstitute und Handels- und anderer Privatetablissements in sich begreift. Hier kann der Bankhaushalt am vollsten gewürdigt werden. Die Gesammteinnahme der Regierung, welche aus den täglichen Zöllen, der Accise, dem Postamt, den Steuern, den Stempeln ꝛc. erwächst, ob nun diese in London, Cornwall, den Hebriden oder Galway erhoben werden, findet ihren Weg fast sogleich in die Bank von England, und wird dadurch augenblicklich nutzbar gemacht für die täglichen Bedürfnisse des Staats. Bei allen diesen Uebermittelungen ist kaum ein Sovereign zu verausgaben, alles geschieht durch bloße Bankarrangements. Der Regierungs-Collector z. B. sollte 50,000 Pf. St. von Liverpool nach London übermitteln; irgend ein Privatmann hat an demselben Tage 50,000 Pf. St. von London nach Liverpool zu senden, durch die Bank von England oder durch irgend eine andere Bank: beide Geschäfte werden durch die bloße Eintragung in die Bücher und durch den Avis oder die Weisungen auf dem Wege der Post abgemacht. Das Staatseinkommen wird in die Bank von England im Verhältniß von ungefähr 1,000,000 Pf. St. wöchentlich, in gewöhnlichen Zeiten nämlich, einbezahlt; ein beträchtlicher Theil hievon bleibt liegen um für die Mittel zu sorgen welche an jedem Quartaltag zur Zahlung der Dividenden der Regierungsschuld nöthig sind. An solchen Tagen werden plötzlich 5 oder 6 Mill. Pf. St. von der Bank an das Publicum ausbezahlt; allein der Unterschied in Bezug auf Ueberfluß oder Mangel an Geld unmittelbar vor oder nach der Ausbezahlung dieser großen Summe ist kaum bemerkbar, so bequem und leicht machen die gewöhnlichen Bankoperationen alle diese umfassenden Geldübertragungen. Und für diese sämmtlichen Geschäfte erhält die Bank keine andere Belohnung als die Benützung der Regierungsbilanzen, welche vom „Nichts," am Tage nach der Bezahlung der Dividende, bis zu der für Dividenden-Zahlung erforderlichen Summe schwanken; wenn aber dann der Baarvorrath nicht ausreicht, so wird erwartet man daß die Bank die Differenz, welche aus den nächsten überschüssigen Einkünften zurückbezahlt wird, vorstrecke. Diese Bemerkungen finden indeß nicht bloß Anwendung auf die Staatsgeschäfte dieser Bankabtheilung, ihr Nutzen und ihre Bequemlichkeit sind gleich einleuchtend wenn wir ihre Privatbankgeschäfte ins Auge fassen. In diesem Zweige wird jede Art Bankgeschäft für gewöhnliche Privatkunden geführt; die Ersparnisse eines Privatmannes können von der Bank angelegt und die Dividenden und Zinsen aller Art für ihn eingezogen und auf seinen Conto gesetzt werden; alles Eigenthum welches er etwa in Schuldbriefen besitzt, wird für ihn verwaltet werden, und er kann seine ganze Baarschaft und andere Schuldscheine in derselben Weise aufbewahren wie wir es bei irgend einem andern Privatbankinstitut thun, und zwar mit gleicher Bequemlichkeit hinsichtlich der etwa erforderlichen Einnahmen oder Zahlungen. Wenn ein bedeutendes Depositum auf Rechnung einer Eisenbahn oder eine große auswärtige Zahlung durch Goldübermittelung zu leisten ist, so wird durch die Maschinerie des bestehenden Systems, welche alle diese Geschäfte täglich ohne Verursachung der mindesten Störung im gewöhnlichen Verkehr des Landes abmacht, jede Erleichterung geboten. Sollte indeß wirklich eine Störung oder Unzukömmlichkeit eintreten, so geschieht es, in Folge des im ganzen Lande herrschenden guten Banksystems, sicher in sehr gemilderter Form. Ich habe bisher bloß von dem allgemeinen Geschäftsgang der Bank von England gesprochen, allein das Gesagte gilt auch von den Privatgeschäften der übrigen Banketablissements in London; sie sind in ihrer Gesammtmasse weit, weit aus, größer als die der Bank von England. Der Durchschnittsbetrag der Depositen aller Classen in der Bank von England überschreitet selten zwanzig Millionen. Der Betrag der Depositen in den Actienbanken allein in London schien sich nach dem letzten allgemeinen Ausweis auf mehr als vierundvierzig Millionen Pf. St. zu belaufen, und neben diesen Actienbanken gibt es noch ungefähr 50 Privatbankinstitute in London, von denen viele sehr umfassende Bankgeschäfte treiben. Auf keine mir bekannte Art läßt sich der Umfang der allgemeinen Bankgeschäfte Londons deutlicher darstellen als durch die Arrangements des Clearing- (Abrechnungs-) Hauses. Denjenigen welche mit der Beschaffenheit der hier zur Verhandlung kommenden Geschäfte unbekannt sind, will ich bloß sagen daß es ein Haus oder ein großes Gemach ist, wohin fast sämmtliche Londoner Banquiers täglich einen ihrer Commis senden, mit dem Auftrag alle an irgendwelche Londoner Banken zahlbaren Wechselbriefe oder Cheques (Cassenbillete), die das den Commis sendende Haus im gewöhnlichen Geschäftsgang von seinen Kunden etwa erhalten hat, zu sammeln und auf die respectiven Conti zu setzen. Hier, in diesem Abrechnungshause, findet ein gegenseitiger Austausch aller dieser Wechsel und Cheques statt, und jeder Bankier hatte bisher, anstatt genöthigt zu seyn den ganzen Tag hindurch für alle, bei seinem Hause einlaufenden Wechsel und Cheques sich mit Geld zu versehen, am Schlusse jedes Tages nur für die Schlußbilanz die er besaß zu sorgen, welche dann durch die Anordnung des Clearing-Hauses unter die verschiedenen Parteien, denen er schuldig war, vertheilt wurde. So war das System im Clearing-Haus, und hiedurch wurde, wie Babbage in einer Schrift über diesen Gegenstand anführt, eine in einem einzigen Jahr (1839) auf 954,000,000 Pfd. St. sich belaufende Conti-Ausgleichung mit einer Gesammtzahlung von 66,275,000 Pf. St. in Banknoten, oder mit etwa 7 Proc. des sonst erforderlich gewesenen Betrags, bewirkt. So viel was den Bankhaushalt bis zum Jahr 1856 betrifft. In diesem Jahr wurde in den Anordnungen des Clearing-Hauses noch eine weitere Verbesserung eingeführt; man bestimmte daß alle diese Bilanzen täglich zwischen Bankier und Bankier durch Cheques auf die Bank von England bereinigt werden sollten, und dieß wurde so gut durchgeführt, daß, wie ich höre, tägliche Conti-Ausgleichungen im Jahr 1857 bis zu dem Gesammtjahresbetrag von 130,000,000 Pf. St. gemacht worden sind, welche sonach, wenn man die nämlichen Data nimmt die Hr. Babbage für das Jahr 1839 angegeben hat, eine Totalgeschäftssumme von mindestens 1,900,000,000 Millionen während des Jahrs 1857 repräsentiren, und all dieß geschah ohne den Gebrauch oder die Verwendung einer einzigen Banknote oder eines einzigen Sovereigns. Dieses System des Londoner Clearing-Hauses nun ist bloß ein Beispiel und eine Erläuterung dessen im Großhandel was täglich im Kleinverkehr in jedem Theil Englands,

Schottlands und Irlands vorkommt. Das tägliche Geschäft eines Banquiers, sey's in der Stadt oder auf dem Lande, ist ein beständiges Liquidiren oder ein Geld- oder Creditaustausch in irgendwelcher Form zwischen Einzelnen. Was früher durch Absendung eines Fasses voller Gold- oder Silberstücke an denjenigen geschehen wäre dem man ein Gut oder sonstiges anderes Eigenthum abgekauft, und der dann das Gold auf diese Weise wiederum in Masse oder in kleinern Summen an solchen Personen übermittelt hätte welchen er schuldig war, und so fort, geschieht nun durch Bankiers, die man in Peterborough ebenso gut findet wie in jeder Stadt durch ganz Großbritannien. Es ist gleichgültig in welcher Stadt des Königreichs eine Zahlung zu machen ist, die Uebermittlung wird bereitwillig von jedem Bankier als ein regelmäßiger Theil seines Geschäfts übernommen, und mit einer kleinen Ausgabe — gemeiniglich durch das bloße Eintragen in Bücher und, wie ich oben gesagt, durch einen oder mehrere mit der Post zu versendende Briefe — ist das ganze Geschäft abgemacht.

Der Porcellanthurm in Nanking.

(Nekrolog.)

Ein vergleichsweise kleiner Theil dieses weltberühmten Thurms ist weiß. Grün ist die vorherrschende Farbe, weil die gebogenen Ziegel der vorspringenden Dächer alle von dieser Farbe sind, während das die Dächer stützende Holzwerk den substantiellsten Charakter und den eigenthümlichen Styl chinesischer Architektur zeigt, absonderlich gearbeitet und in verschiedenen Farben reich bemalt ist. Die Backsteine im Körper des Gebäudes sind gut gebrannt, und an der äußern Oberfläche sind grüne, gelbe, rothe oder weiße. Die Backsteine und Ziegel sind aus sehr feinem Thon verfertigt und vortrefflich glasirt, so daß der Thurm ein heiteres und schönes Aussehen darbietet, das noch beträchtlich erhöht wird wenn man ihn in reflectirtem Sonnenlichte sieht. Mit einem Wort, man sieht sich in der Idee welche man sich in der Ferne von dem Nankinger Wunderwerke gemacht nicht sehr getäuscht. Sollte übrigens einer unserer Leser den Wunsch hegen einen ächten „chinesischen Backstein" von diesem berühmten Thurm zu sehen, so möge er, wenn er einmal nach London kommt, oder etwa schon in diesem Babylon der Neuzeit ist, sich auf einen Augenblick, falls er Bloomfield Street, Finsbury, passirt, in das Missionary Museum begeben, wo ohne allen Zweifel der Thürhüter oder der Secretär sich geschmeichelt fühlen wird ihm dieses eigenthümliche Probestück Nankinger Porcellans zeigen zu dürfen.

Das Nankinger Wunder ist, wie sich ohne Widerrede annehmen läßt, ein besonderer Liebling des chinesischen Volks gewesen, denn man hat nicht verfehlt es innen und außen zu schmücken. Die innern Wände eines jeden Stockwerks z. B. sind mit polirten Ziegeln belegt, deren jeder einen Quadratfuß breit und auf denen stets die Gestalt Buddha's, in Basrelief und reich vergoldet, abgebildet ist. Jede Fläche hat im Durchschnitt mehr als zweihundert dieser „Holländer-Ziegel," und über das ganze Innere sind wohl zweitausend ausgebreitet. Die Nischen an jedem Treppenplatz sind mit Götzenbildern und Miniaturgemälden geschmückt. Kurze und körnige Sprüchwörter sind hier, dort und überall darauf geschrieben, um dem Umherwandelnden bei jedem Tritt in das Auge zu fallen. Außerhalb, über jedem Balcon, befindet sich ein vorspringendes ausgeschnitztes und eigenthümlich bemaltes Holzdach, und in den hervorspringenden Winkeln schwingen sich Glocken, welche, so oft der Wind sie berührt, ein beständiges Geklingel unterhalten. Der chinesische Bericht über die Pagode berechnet daß „im ganzen 150 Glocken an dem Gebäude sind." Um ihr einen noch höhern Reiz zu geben, hat die Pagode ihre Lampen und Laternen in den Fenstern und an den Winkeln. Das bereits angeführte Werk bemerkt: „daß außerhalb der neun Stockwerke 128 Laternen und im untern Flur zwölf Glaslaternen hängen," im ganzen also 140, welche, wenn sie angezündet sind, eine sehr auffallende Beleuchtung bilden müssen. Ein Gebäude dieser Art muß daher für Leute verschiedener Art seine Reize haben: für die Abergläubischen wie für Gespensterseher, für Heitere und Neugierige wie für Müßiggänger. Einer der Namen welche man diesem hohen Bauwerk beilegt, ist „Denkmal kindlicher Dankbarkeit." Vor etwa vier Jahrhunderten nämlich verlegte der Kaiser Yung-loh seinen Hof von Nanking nach Peking. Als er dieß that, schaute er um sich, um zu sehen welchen Tribut der Dankbarkeit er dem Andenken seiner erlauchten Mutter in dieser Hauptstadt wo sie ihn gepflegt und auferzogen, zollen könne. Die berühmte Pagode lag in Trümmern, und Se. Großmächtigkeit faßte den Gedanken den verfallenen Bau wieder aufzurichten. Er that's, und, sieht man ab von der Verbindung mit einem sinnlosen Aberglauben, so stand die Pagode von Nanking vier Jahrhunderte lang im Mittelpunkte China's als ein ruhmvolles Merkmal dankbarer Liebe eines Sohns für die Pflege seiner Mutter, und als ein chinesische „Rede in Stein" über die Worte: „du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren." Unter den weitern Namen welche die Chinesen diesem berühmten Thurme geben, führen wir an: „der lange Speer" und „die dreizehnstöckige Pagode." Beide Benennungen weisen gewissermaßen auf seine Höhe hin, und zur Erläuterung beider dürfte eine flüchtige Schilderung des Gebäudes von der Spitze bis zum Boden wohl am Platze seyn.

Der Thurm liegt ein wenig südlich von den Stadtmauern, nahe dem Thore der „gesammelten Edelsteine," innerhalb der Gränzen einiger buddhistischen Ländereien, welche einen ansehnlichen Umfang haben, und sich nordwärts bis an die Ufer des Yang-tse-Kiang erstrecken. Eine Sage lautet dahin daß, als man den Grund zu diesem riesenhaften Oberbau legte, vor allem mehrere tausend Centner Kohlenstaub hinabgelassen wurden, um den Untergrund fest und sicher zu machen. Ueber diesem erhebt sich eine zehn Fuß hohe Backstein-Plattform, auf welcher, rings um die Basis herum, eine Flucht von zehn Treppen angebracht ist, die in das Innere der untersten Flur führen. Der Umfang des Gebäudes an diesem Theil beträgt nahezu 300 Fuß. Die Dicke der Mauer wird hier auf vier Ellen berechnet. Das bei dem Bau gebrauchte Material besteht aus Backsteinen, Steinen und Mörtel; die Backsteine im Körper des Gebäudes sind groß und gut gebrannt

— das Aeußere ist buntfarbig. Ein ungeheurer, hoher Mast läuft vom Boden bis zum Gipfel durch die Mitte des ganzen Gebäudes hinauf, und daher rührt möglicherweise auch der Name „langer Speer“ oder „Schaft,“ den man ihm beigelegt. Das Aeußere der Pagode ist durchaus achteckig, das Innere dagegen — mit Ausnahme der untern ebenfalls achteckigen Flur — bis zum Gipfel viereckig. Wenn Sie auf den Gipfel dieses Thurms hinaufsteigen, haben Sie sich über eine Wendeltreppe von 190 Stufen zu winden. Sie gelangen durch neun Fluren oder Stockwerke, alle von gleicher Höhe. In jedem Stockwerk ist eine Antrittstreppe, mit zwei oder drei auf einen kleinen und unsichern Balcon führenden Oeffnungen; von diesem Balcon aus genießt der sich dahin Wagende eine großartige Rundsicht ins Land. Wenn Sie die höchste Flur erreichen, finden Sie natürlicherweise daß der Durchmesser des Kreises sich bedeutend vermindert hat: die Dicke der Mauern beträgt vier Fuß weniger als am Boden. Worin Sie sich aber wahrscheinlich getäuscht fühlen, das ist die Entdeckung daß die sogenannte „dreizehnstöckige Pagode“ nur neun Stockwerke besitzt. Die Bürger von Nanking sprechen durchweg von „dreizehn Stockwerken,“ und ihre fernen Landsleute glauben an diese Angabe. Der Widerspruch erklärt sich dadurch daß man in der That ursprünglich dreizehn Fluren zu bauen beabsichtigt hatte; daß aber, als man die neunte erreichte, Befürchtungen entstanden, der Lauf der Wolken möchte, wenn man weiter baue, unterbrochen oder der Ingrimm des Donnergottes erweckt werden. Man hielt es daher für angemessen von der weitern Erhöhung eines Thurmes, „dessen Spitze in den Himmel reichen möchte,“ abzustehen. Dem ursprünglichen Plane zufolge sollte die volle Höhe des Thurms 350 Fuß erreichen; die letzten Besucher aber, die ihn gemessen, fanden daß er nur 261 Fuß Höhe hatte.

Dreißig Fuß über und oberhalb des letzten Stockwerks erhebt sich die Kuppel auf dem Gipfel des herrlichen Mastbaums, von dem wir gesagt daß er vom Grund an sich hinauferstrecke und für das ganze Gebäude einen Schaft bilde. Diese Zinne besteht aus mehreren Gewinden von eisernen Reifen, und unter diesem werthvollen Dom sind, wie die Sage geht, Edelsteine niedergelegt wunderbar an Kraft und Werth, daneben goldene Pfeile, Schnüre von Kupfermünze, Silberklumpen, Thee, Seide, Atlaß und heilige Handschriften. Die Aufführung eines Denkmals wie die Pagode von Nanking muß eine sehr bedeutende Summe gekostet haben, und die Ausbesserungen allein welche die kaiserliche Regierung vor vierhundert Jahren unternahm, verursachten dem Staatsschatz einen Kostenaufwand von 3¼ Mill. Dollars, oder nahezu 1 Million Pfd. Sterling.

Ein anderer der einheimischen Namen für den Porcellanthurm ist „Pagode A-yuh's,“ und dieser veranlaßt uns seine frühere Geschichte ein wenig ins Auge zu fassen. Der Bauform nach steht er offenbar in Verbindung mit der Einführung des Buddhismus in China. A-yuh war ein frühzeitiger Herrscher in Mittel-Indien, und ist bekannt durch die vielen Tempel die er zu Ehren Buddha's aufführen ließ. Man nimmt, nach dem Namen zu schließen den man dem Thurme beigelegt, an daß dieser von irgendwelchen seiner Nachfolger auf ihrer Wanderung in China errichtet worden sey. Die Sage führt über das Ereigniß folgendes an:

Ein indischer Priester des Buddhisten-Glaubens erreichte Nanking um das Jahr 250 unserer Zeitrechnung. Diese Stadt war damals die Hauptstadt China's und der Wohnsitz der kaiserlichen Familie. Der fremde Priester wurde, ob seiner Geschicklichkeit außerordentliche und unerhörte Thaten zu verrichten, die er alle dem von ihm angebeteten göttlichen Geist zuschrieb, unter dem Volke bald sehr beliebt. Der Ruf des westlichen Reisenden gelangte zu den Ohren des Kaisers, der ihn vor seinen Thron beschied, und ihn fragte welche übernatürlichen Beweise er zu Gunsten Buddha's vorbringen könne. In der Beantwortung dieser Frage ertheilte der buddhistische Mönch „dem Herrn des Himmels“ die Versicherung daß sich auf der ganzen Oberfläche der Erde zahlreiche Reliquien Buddha's fänden, und daß, wenn Se. Großmächtigkeit es wünsche, er selbst der Aufsuchung sich unterziehen und mit einer Reliquie zurückkehren werde welche übernatürliche Eigenschaften besitze. Der Kaiser versprach sodann daß, wenn es dem Priester gelinge eine solche Reliquie zu erlangen, er seinerseits ein Gebäude zur Aufbewahrung derselben errichten lassen wolle. Der Priester begab sich auf seinen Kreuzzug, und kehrte innerhalb eines Monats mit einem Krug oder irdenen Behältniß zurück, in welchem eine Reliquie Buddha's lag. Sie ward dem Kaiser sogleich vorgelegt, und augenblicklich fieng der Splitter — es war, wie man sagt, ein Knochen Buddha's — seine wunderbaren Kräfte zu zeigen an. Er erhellte das kaiserliche Gemach; er zerbrach das Kupfergefäß in das er geworfen wurde; Stahl und Diamant konnten ihn nicht ritzen; Feuer war nicht im Stande ihn zu beschädigen, und ungeheure Hämmer vermochten nicht den geringsten Eindruck auf ihm hervorzubringen. Doch nicht genug: der Kaiser ließ auch noch einen Diener von mächtiger Muskelkraft vor sich kommen, und befahl ihm mit einem schweren Hammer einige furchtbare Schläge auf das Stück zu thun. Umsonst — der Hammer zerbrach, und verherrlichte so nur den Glanz des Knochens. Des Königs Glaube war befestigt. Er baute sofort die erste Pagode in China, und dieß war die Nankinger Pagode.

Zum Schluß endlich haben wir, wenn auch mit großem Widerstreben, eine traurige Wahrheit der Geschichte unserer Nankinger Pagode während der letzten zwölf Monate zu berichten. Wir gestehen daß wir dieß nur höchst ungern thun. Wir haben bei der „geistlichen Wetterfahne“ (ein weiterer Name des Thurms) verweilt als bestehe sie noch und auch fürderhin. Allein wie auf jeden Gegenstand der Bewunderung inner- und außerhalb des „himmlischen Reiches,“ so ist auch auf ihn das Wort des königlichen Sängers anwendbar: „o Eitelkeit der Eitelkeiten.“ Während der 1600 Jahre seiner Existenz sind die Stürme über ihn dahin gebraust, und haben seinen Dom hinweggerissen; der Donner hat über ihm gerollt, und der Blitz die eisenumwundene Kuppel auf den Boden herabgeschleudert, und die grausamen Hände von Räubern haben mehrere Theile des Baues verunstaltet: zur ewigen Schmach der „Rebellen“ aber, welche seit den letzten fünf Jahren Nanking im Besitz hatten, sey es gesagt daß sie die ersten waren welche das Ganze des Innern durch Feuer verunstalteten, dann das Gebäude mit Pulver in die Luft sprengten, und seine berühmten Backsteine und alten Reliquien in alle Winde des Himmels zerstreuten. Der Krystall-Palast von Nanking ist nicht mehr.

Zur Statistik der Leibeigenschaft in Rußland.

Wir finden in Ermanns Archiv aus einem amtlichen russischen Blatt eine genaue Aufzählung der Leibeigenschaftsverhältnisse in allen russischen Gouvernements nach dem von der Regierung im Jahre 1857 eingeforderten Census. Was die allgemeine Bevölkerung betrifft, so liegt die im Jahre 1856 ermittelte Ziffer zu Grunde. Um Mißverständnissen zu begegnen, erinnern wir abermals daran daß die russische Statistik immer nur die männlichen Einwohner zählt, und daß man diese Ziffer stets verdoppeln muß, wenn man die Summe beider Geschlechter im Sinne hat. Die Leibeigenschaft ist ein europäisches, und kein asiatisches Institut, denn in Sibirien zählt man überhaupt nur 153 Leibherren und 1800 Leibeigene, oder, wie die russische Sprache dieses Wort versüßt, Befestigte (krjepostny), in ganz Transkaukasien aber nur 44, so daß im asiatischen Rußland bei einer Bevölkerung von 2,818,948 „Seelen" nur sechs Zehntausendtheile unfrei sind. Im europäischen Rußland mit Ausschluß des Königreichs Polen befinden sich unter einer Seelenzahl von 28,613,380 nur 10,844,900 Leibeigene oder 37,^{9} Proc. Hier sind aber bei der Summe der Gesammtbevölkerung die baltischen Provinzen und das Land der tschernomorischen Kosaken mit eingerechnet worden, wo die Leibeigenschaft nicht existirt. Die Leibeigenen sind sehr ungleich vertheilt. Es gibt Gouvernements wo sie 71,^{67} (Simbirsk), 68,^{81} (Tula) und 66,^{49} Proc. (Mohilew) der Gesammtbevölkerung bilden, und andere wo der Procentsatz nur 0,^{01} (Archangel), 1,^{18} (Bessarabien), 2,^{51} (Wiätka), 2,^{60} (Stawropol), 2,^{91} (Astrachan), 4,^{00} (Olonez), 7,^{04} (Taurien) beträgt. Die Bedeutung dieser Zahlen ist sehr klar. Im hohen Norden (Archangel, Olonez) verträgt die Leibeigenschaft das Klima nicht, während in den jüngern Erwerbungen Rußlands, gerade so wie in Sibirien und Transkaukasien, die Leibeigenschaft nur langsam eingewandert ist. Mehr als 50 Proc. Leibeigene besitzen Smolensk, Tula, Mohilew, Jaroslaw, Kaluga, Wolhynien, Minsk, Witebsk, Nischni Nowgorod, Kostroma, Kiew, Podolien, Rjäsan, Wladimir, Pskow, Nowgorod, Twer, Orel, also 18 Gouvernements. Zieht man eine Linie von Petersburg nach Kamjenjez in Podolien, und von Kamjenjez nach der Stadt Wiätka, von Wiätka aber eine Linie wieder nach Petersburg, so liegen in diesem Dreieck die mit Leibeigenschaft vorwiegend gesegneten Gebiete Rußlands. Wie man aus der Stellung dieses Dreiecks sieht, ist die Front gegen Europa, die Spitze gegen Asien gekehrt, oder mit andern Worten, sie wird vom Petersburger Meridian aus gegen Osten lichter und lichter. Merkwürdig ist daß gerade im Mittelpunkt des Dreiecks das Gouvernement Moskau eine etwas kahle Stelle bildet, denn dort beträgt die Ziffer der Leibeigenen nur 37,^{28} Proc. der Gesammtbevölkerung. Am dichtesten sind die Leibeigenen im Südwesten, in der ehemaligen polnischen Ukraine unter den Kleinrussen. Erst nach diesen folgen im Range die alten großrussischen Lande im Kern des Reiches.

Die Zahl der Leibherren beträgt 114,967 oder 0,^{4} Proc. der Gesammtbevölkerung, und im Durchschnitt besitzt jeder Leibherr 94,^{33} Leibeigene, so daß wenn man Genauigkeit den runden Zahlen opfern will, man auch sagen kann, in Rußland ist jeder dritte Mann leibeigen und hundert Leibeigene gehören einem Herrn; der größte Leibeigenschaftsbesitz findet sich in Perm und Kiew, wo je 2232 und je 329 Hörige auf einen Leibherrn kommen. Ferner läßt sich aus den Tabellen sehen daß da wo die Leibeigenschaft sehr häufig ist, der Leibeigenschaftsbesitz eines Herrn zwischen 100 und 300 Köpfen schwankt. Im Süden dagegen und im Osten, an den Rändern des Reiches sinkt der durchschnittliche Besitz eines Leibherrn von 75 bis auf 19 (Bessarabien) Köpfe.

Vergleichen wir nun, wie sich seit den letzten zwanzig Jahren die Ziffern entwickelt haben, so ergibt sich daß die Zahl der Leibeigenen

	Köpfe.	Proc. der Ges. Bevölkerung.
1837/38	10,870,061	44,^{82}
1856/57	10,844,902	37,^{90}

betrug. Die Leibeigenschaft hat sich also absolut ein wenig, relativ um sieben Procente vermindert, dadurch nämlich daß erstens alle Leibeigenen welche zum Heer gestellt wurden, nach vollbrachter Dienstzeit zur Freiheit gelangten, und zweitens in Folge von Freikäufen verschiedener Gemeinden. Während sich die Leibeigenen um 25,000 Köpfe minderten, stieg die allgemeine Bevölkerung um 4½ Mill. oder 18 Proc. Die allgemeine Tendenz ist also gegen die Aufhebung der Leibeigenschaft gerichtet. Vergleicht man nun die Vertheilung der Leibeigenen unter den einzelnen Herrschaften, so besaßen [1]

	1837/38		1856/57	
	Zahl		Zahl	
	der Leibherren	d. Leibeigen.	d. Leibherren	d. Leibeigen.
Edelleute ohne Land	17,763	62,183	5,508	15,390
Gutsherren mit weniger als 21 Seelen	58,457	450,037	47,465	357,496
Gutsherren mit 21—100 Seelen	30,417	1,500,357	35,441	1,628,884
Gutsherren mit 101 bis 500 Seelen	16,740	3,634,194	19,590	3,857,555
Gutsherren mit 500 bis 1000 Seelen	2,273	1,562,831	2,433	1,591,637
Gutsherren mit über 1000 Seelen	1,453	3,566,959	1,437	3,260,005
	127,103	10,766,561	111,874	10,711,911

Es ergibt sich daraus daß die Zahl der Leibherren viel beträchtlicher als die Zahl der Leibeigenen gesunken ist. Das unnatürliche Verhältniß der grundbesitzlosen Leibeigenschaft ist auf den vierten Theil reducirt und sichtlich im Verschwinden. Auch der kleine Leibeigenschaftsbesitz von weniger als 21 Seelen ist in der Auflösung begriffen, und zwar in noch rascherem Grad als der höchste Grundbesitz von mehr als 1000 Seelen. Zugenommen haben nur die mittleren Vermögen namentlich solcher von 101 bis 500 (durchschnittlich 200) Leibeigenen. Will man runde Zahlen, so kann man sagen, mehr als ein Drittel der Leibeigenen gehört Herrschaften von durchschnittlich 200, weniger als ein Drittel Herrschaften von durchschnittlich 2000 Seelen, und der Rest den dazwischen und niedriger liegenden Vermögensstufen zu gleichen Theilen an. Fünf Sechstel sämmtlicher Leibeigenen dienen solchen Herrschaften die über 100 Seelen besitzen. Schätzt man die leibeigene „Seele" der russischen Statistik auf 400 Silberrubel, den Mann zu 300, die Frau zu 100 S. R., so stellt der Werth einer Seele zu

[1] Ein Gouvernement (Don. Kosaken) blieb unermittelt, die Additionsfehler stammen aus dem Original.

5 Proc. eine Rente von 20 S. R. dar, also 100 Seelen eine Rente von 2000 S. R. (abgesehen von den Ländereien). Drückend ist aber die Leibeigenschaft nur bei dem kleinen Grundbesitz oder den Herrschaften unter 100 Seelen, also nur für ein Sechstel sämmtlicher Leibeigenen gewesen.

Quarzmühlen in Californien.

Es macht einen eigenthümlich überraschenden Eindruck — so schreibt ein Freund, welcher Californien vielfach durchwanderte — wenn in den ödesten Gegenden dieses Landes die tiefe Stille, welche bisher auf ihm lagerte, plötzlich durch das einförmige lärmende Geräusch der Quarzmaschinen unterbrochen wird. Man ersteigt unter zahllosen Schwierigkeiten in dem unwegsamen Lande den von gigantischen Tannen überragten Gipfel eines Felsens oder Bergrückens, und sieht überrascht an einem dunkeln Gebirgsschlunde, in dessen Tiefe ein schäumender Bach rauscht, um welchen sich die groteske Thätigkeit entwickelt. Der Bach — oder, wo ein solcher fehlt, der aus dem Holzreichthum des Landes erzeugte Dampf — treiben die Maschinen zur Zerkleinerung des goldhaltigen Gebirges, und um ihn her in den Wänden der Felsen öffnen sich die dunklen Höhlen der mit dem Ausgraben oder Brechen der Steine Beschäftigten.

Trifft man auf eine Colonie von Mexicanern welche auf diese Weise beschäftigt sind, so findet man in ihrer Nähe gewöhnlich noch heute die höchst einfachen Mühlen, deren sie sich seit langer Zeit schon bedienten. Ein schwerer Stein nämlich, welcher durch Wasser-, zuweilen auch wohl durch Menschenkraft um seine Axe gedreht wird und in einer Höhlung aus Eisen oder Stein läuft, zermalmt durch sein Gewicht den Quarzfels, das goldhaltige Gestein. Unter furchtbarem Kreischen dreht sich das schwerfällige Instrument; aus einer Rinne entläßt es den etwa zur Erbsengröße zerkleinerten Quarz, welcher alsdann in einem Tiegel, so gut es gehen will, geschmolzen wird, wobei das Gold durch sein Gewicht sich am Boden desselben absetzt. Die Mexicaner — wie erwähnt — bedienten sich seit langer Zeit solcher Maschinen, welche aber nur da wo das Gestein reich war und mindestens 10 bis 20 Dollars in der Tonne enthielt, einigermaßen günstige Erfolge liefern konnten, theils weil die Zermalmung des Gesteins nicht genügend war, theils weil bei der Strengflüssigkeit des Quarzes durch das Holzfeuer nur dasjenige Gold aufgelöst wurde welches mit dem Feuer selbst in nächste Berührung kam.

Dieser im allgemeinen geringe Erfolg verhinderte zunächst die weitere Anwendung solcher oder ähnlicher Maschinen, bis man endlich auf den Gedanken kam zur Zermalmung des Gesteins Mörser anzuwenden, und diese beginnen sich seit einigen Jahren mit wunderbarer Schnelligkeit zu vervielfältigen; man findet jene Mühlen nur noch bei den Mexicanern. Der große eiserne Mörser enthält einen 5—1500 Pfund schweren Stößel, welcher ebenfalls durch Wasser oder Dampf in Bewegung gesetzt wird, und die Quarzstücke, welche ihm schon grob zerkleinert geliefert werden, zur Pulverform zermalmt. In den Gegenden wo sich dieses Gestein reichlich findet, gibt es solche Maschinen, deren Eigenthümer sich nur mit der Pulverisirung des Gesteins beschäftigen, wofür ihnen die Vergütung nach Tonnenzahl gegeben wird. Die Besitzer der Gruben brechen das Gestein auf eigene Rechnung und führen es den Mühlen zu; die Bezahlung schwankt je nach der Härte des Gesteins, der Lage der Steinbrüche und der Concurrenz zwischen $1\frac{1}{2}$ und $3\frac{1}{2}$ Dollars für die Tonne.

Diese Mörser würden ihren Zweck vollkommen erfüllen, wenn der Schmelzungsproceß nicht noch zu große Schwierigkeiten in den Weg legte. Es handelt sich darum den Quarzfels selbst in Fluß zu bringen, damit sich das Gold vermöge seiner Schwere aus ihm sondert; dieß aber ist nur unvollständig möglich, da das Gestein sich durch Holz oder Holzkohle nicht in Fluß setzen läßt. Man hat zu diesem Zweck Steinkohlenmörser errichtet; da aber dem Transport der Steinkohlen ins Innere des Landes noch unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege stehen, so beschränken sich solche Oefen noch auf San Francisco und seine Umgebung. Dadurch entsteht natürlich das große Hemmniß: daß entweder der Eigenthümer die beträchtlichen Transportkosten des Quarzpulvers von den Minen nach St. Francisco tragen muß, oder dem Schmelzungsproceß nicht selbst beiwohnen kann. In Folge davon sind die Verluste durch die Unzweckmäßigkeit der Ausbeute noch sehr bedeutend, doch nichtsdestoweniger vermehrt sich die Zahl der Stampfmörser fortwährend, und das aus dem jetzigen Schmelzungsprocesse rückständige Material wird vielleicht später noch einmal wieder einer intensiveren Schmelzung ausgesetzt.

Ueber den Windwechsel im rothen Meer und die Nerus Zeitrechnung.

Die arabischen Schiffer, so wie die indischen Moslim und Banianen, die mit Arabern verkehren, richten sich für die Fahrt durch das Bab el Mandeb nach einer eigenen Zeitrechnung „Nerus“ genannt, die letztes Jahr mit dem siebenten des mohammedanischen Monats Moharrem anfieng. Diese Zeiteintheilung beruht auf keinen astronomischen Berechnungen, sondern auf wirklichem oder vermeintem regelmäßigem Windwechsel, worüber ich nicht entscheiden will, und bloß bemerke daß ich auf meinen häufigen Reisen im arabischen Golf noch keinen schlagenden Beweis des richtigen Eintreffens dieser periodischen Windewechsel nach den Nerusangaben gesehen habe.

Der arabische Kaufmann im Yemen, der mit dem „Insch' Allah“ (so Gott will) beständig im Mund sich nicht gerne an eine feste Zahlfrist bindet, stellt seine Verpflichtungen lieber nach dem Nerus auf,

wobei es auf ein Hinziehen der Schuld um 10 oder 12 Tage nicht ankommt.

Der Nerus beginnt mit dem Eintritt des Südpassats, in Yemen „Asiab" genannt, also Anfangs September. Dieser Passat dauert acht und der Gegenpassat (Schamal) über vier Monate. Der Schamal ist die ersten zwei Monate schwach und unstetig, die letzten zwei (Juli und August) jedoch heftig und anhaltend. Die hier in Rede stehenden Windewechsel haben bloß auf den Asiab Bezug und treten, angenommener Weise, den 60sten, 80sten, 120sten, 140sten, 160sten und 190sten Tag nach Nerus' Anfang ein. Der 51ste und 180ste Tag soll Stürme bringen, und die Mascate-Schiffer, die sich hauptsächlich auf Fischfang verlegen, gehen nur 10 Tage nach diesen beiden Epochen zur See. Dieses Abspringen des herrschenden Windes von Süd nach Nord ist entweder von kurzer oder langer Dauer, im erstern Falle von zwei bis fünf, und im letztern von 10 bis 12 Tagen. Diese kurzen und langen Windewechsel folgen sich abwechselnd, so daß immer ein kurzer einem langen folgt, und umgekehrt.

Im Golf von Aden ist Ostwind das ganze Jahr vorherrschend, die Strömung jedoch soll in entgegengesetzter Richtung gehen. Zum Hinausfahren in den indischen Ocean thut man jedoch am besten, von den an den Küsten gewöhnlichen Land- und Seebrisen geschickt Gebrauch zu machen.

Schiffe nach Calcutta, oder überhaupt nach Indien bestimmt, verlassen Dschedda 260 oder spätestens 280 Tage nach Nerus' Anfang, d. h. mit dem Schamal im Rücken. In der Nähe von Socotra kommen sie alsdann in den Bereich des Südwest-Passats, der sie bis zum Ende der Reise geleitet, die gewöhnlich 40—50 Tage dauert. Die Schiffe verbleiben in Calcutta bis der Nordost-Passat sich einstellt, also gewöhnlich 4—5 Monate um die Rückreise nach dem rothen Meer wieder anzutreten, die ebenso viel Zeit braucht wie die Hinreise, und wobei sie den Asiab zur Fahrt durch das Bab el Mandeb, und gewöhnlich bis Dschedda hinauf zum steten Begleiter haben. Unterwegs wird in Aden, Mokka und Hodeida nach Umständen stationirt, und noch dazu in Dschedda ein paar Monate gefeiert, so daß die Hin- und Rückreise zwischen Dschedda und Calcutta, mit einer kaum 4000 engl. Meilen Entfernung, immer ein ganzes Jahr in Anspruch nimmt. Wenn man noch dazu die außergewöhnlich starke Besatzung dieser Schiffe in Anschlag bringt, so läßt sich denken daß trotz aller diesen Leuten eigenen Sparsamkeit diese Fahrten dennoch theuer zu stehen kommen müssen; demungeachtet macht Mangel an Concurrenz dieselben immer noch zu lucrativen Unternehmungen. Daß die Passage der Pilger verhältnißmäßig so billig ist, kommt daher daß dieselben wie Häringe auf einander liegen und dem „Habschi" auf einem mohammedanischen Pilgerschiffe nicht den zehnten Theil des Raumes gegönnt wird, wozu der europamüde Franke auf einem nordeuropäischen Auswanderer-Schiffe berechtigt ist.

Die Pilgerschiffe von Calcutta, Surate, Bombay, Madras und von Holländisch-Indien sind gewöhnlich von 8—1200 Tonnen Tragfähigkeit, europäisch getakelt, mit den nöthigen nautischen Instrumenten und Karten versehen, und häufig sogar von einem europäischen Steuermann geleitet, sind aber durchgehends schlechte Segler und dürfen daher, wie ihr Hauptcargo, die Menschenfracht, untergebracht ist, es nicht wagen die Reise anzutreten, wenn der Passatwechsel zu nahe ist.

Diese Zeitverschleuderung kommt bei allen Fahrzeugen vor, die das rothe Meer besuchen, selbst bei denen vom nahen persischen Golf und den noch nähern Häfen des Hadramaut, die zu dieser Schifffahrt immer ein ganzes Jahr in Anspruch nehmen. E. W.

Ueber eine neue Seidenraupenart aus China. Guérin-Méneville zeigte in der Sitzung der Pariser Akademie am 16 August d. J. eine neue Art Seidenraupe vor, welche durch einen Missionär aus China nach Turin gebracht wurde, wo man die Zucht derselben im letzten Jahre mit gutem Erfolg betrieben hat. Diese Raupe nährt sich von den Blättern des Götterbaumes oder drüsigen Aylanth (Aylanthus glandulosa), eines jetzt auch in Frankreich sehr verbreiteten Baumes. Nach den Untersuchungen des Verfassers ist der aus dieser Raupe sich entwickelnde Schmetterling die eigentliche Bombyx cynthia von Drury (1773), welche zuerst von Daubenton jun. abgebildet wurde (1760—1765), und in China, wo die von ihr gelieferte Seide ganze Classen der Bevölkerung kleidet, seit Jahrhunderten gezüchtet wird. Roxburg glaubte daß die in Ostindien unter dem Namen Eria gezüchtete Raupe zu derselben Art gehöre, und diese Verwechselung hat bis in die neueste Zeit gedauert, so daß man allgemein die Eriaraupe, welche in Hindostan auch Arrindy-Arria genannt wird, aber eine andere Art ist, sich hauptsächlich von den Blättern der Ricinuspflanze nährt und in einem Jahr bis zu sieben Generationen hervorbringt, Bombyx cynthia genannt hat. Die von dem Verfasser ausgeführte vergleichende Züchtung dieser beiden Arten hat nun sowohl Verschiedenheiten an den Raupen und den Cocons als in der Lebensweise ergeben, durch welche man sie weit besser unterscheiden kann als durch die geringen Verschiedenheiten der Schmetterlinge. Die Producte dieser beiden Raupenarten sind einander fast gleich. Ihre Cocons geben durch Kratzen eine ausgezeichnete Florettseide, aus welcher man in China und Bengalen sehr dauerhafte Gewebe erzeugt. Der Pater d'Incarville führt an daß die Seide der Aylanthraupe, welche eine schöne graue Farbe besitzt, eine doppelt so lange Dauer habe als andere Seide und nicht leicht fleckig werde. In Ostindien ist die Seide der Ricinusraupe nicht weniger nützlich und verbreitet; das daraus gefertigte Gewebe hat ein lockeres und grobes Ansehen, aber es ist allen Berichten zufolge von großer Dauerhaftigkeit. Um die Seide der Bombyx cynthia, welche somit nun in Frankreich eingeführt ist, in größerem Maßstab zu gewinnen, braucht man nur den drüsigen Aylanth, welcher selbst auf schlechtem Boden leicht fortkommt, anpflanzen, die Anpflanzungen im Frühjahr mit den Raupen, welche man um die Mitte des Monats Mai hat auskriechen lassen, besetzen und die Raupen die Aylanthblätter fressen zu lassen, indem man sie dabei gegen die Gefräßigkeit der Vögel schützt, wozu ein Wächter anzustellen ist, wie es auch in China geschieht. Gegen Ende des Monats Juni hat man eine erste Ernte, welcher im Laufe des August eine zweite folgt. Die zur Fortpflanzung bestimmten Cocons lassen sich dann, ohne daß die Schmetterlinge auskriechen, bis zum Monat Mai des folgenden Jahres aufbewahren, was bei der Ricinusraupe, die vielmehr eine continuirliche Zucht während des Winters entweder mit im Gewächshaus erzeugten Ricinusblättern oder mit den Blättern der Kardendistel erfordert, nicht möglich ist. (Polytechnisches Centralblatt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 4. Augsburg, 22 Januar 1859.

Ueber den Zeugungswechsel und die Jungferngeburten der niedern Thiere.

(Aus G. H. Lewes' Sea-Side Studies.)

Eines Tags bemerkte ich daß in einem Gefäß auf verschiedenen Punkten das Wasser in Bewegung war, ohne daß ich eine dem Auge oder der Lupe sichtbare Ursache dafür auffinden konnte. Da ich unerwartete Geburten muthmaßte, so ließ ich den Zoophyten hineintauchen, und sah alsbald eine Menge junger eben erst ausgeschlüpfter Medusen erscheinen, die sich alle mit ungemeiner Lebendigkeit bewegten. Sie kamen offenbar aus dem Polypen (Laomeda geniculata) hervor; als ich unter dem Mikroskop die Zweige dieses letztern in Bewegung setzte, bemerkte ich deutlich andere junge Medusen, die ich mittelst eines leichten Drucks ohne Mühe zum Herausgehen brachte. Einmal isolirt, entfernten sie sich schwimmend, wie es ihre ältern Schwestern gethan. So vertraut ich auch mit dieser Erscheinung war, konnte ich doch nicht umhin über dieses Wunder zu staunen. Ich sah darin einen Polypen, welchen das Auge eines Neulings von einem Seegras nicht unterschieden hätte, und der eine Menge junger gallertartiger Gegenstände erzeugte, welche, wenn sie das Leben behielten, in einer gegebenen Zeit wieder andere Polypen erzeugen mußten.

Wenn man so Wunder auf Wunder sieht, so wird man leicht geneigt an das Phänomen zu glauben welches unter dem Namen Wechslung der Zeugungen (Alterniren der Generationen) bekannt ist, und seinen Namen von Steenstrup erhalten hat. Andere haben es anders bezeichnet: Owen nannte es Parthenogenesis; Van Beneden Digenesis, Victor Carus Neomelie; v. Quatrefages Geneagenesis. Allein obgleich alle diese Benennungen und Erklärungen unter einander abweichen, so herrscht doch, was das Phänomen selbst betrifft, vollkommene Identität.

Der berühmte Satz Owens: Omne vivum ex ovo (alles was lebt, entsteht aus dem Ei), hat eine viel zu ausgedehnte Allgemeinheit. Eine Menge belebte Wesen entstehen nicht aus einem Ei, sondern unmittelbar aus der Substanz der Eltern, durch einen dem Knospen der Pflanzen analogen Vorgang. Um diesen Vorgang und alle gewöhnlichen Vorgänge mit einem einzigen Ausdruck verständlich zu machen, hat August Comte mit Recht folgende Modification vorgeschlagen: Omne vivum ex vivo (jedes lebendige Wesen entsteht aus einem lebendigen Wesen), und da die Idee einer Zeugung aus Nichts von Tag zu Tag weniger haltbar wird, so hat diese Berichtigung Gesetzeskraft erlangt, und ich führe sie hier nur an um nicht mehr darauf zurückzukommen, weil, ehe das Folgende uns zu dem Schlusse führt: daß der Vorgang der Zeugung nicht wesentlich verschieden ist von der Vermehrung im allgemeinen, die Idee eines Eies, als nothwendiger Ursprung jedes lebenden Wesens, streng genommen nicht modificirt zu werden braucht.

Wir verdanken die erste Aufklärung in dieser Beziehung Hrn. Trembley, dessen Schriften über die Hydra oder den Süßwasser-Polypen einen so bewundernswerthen Charakter genauer und bis ins Einzelnste gehender Beobachtung besitzen, daß, trotz der Studien eines ganzen Jahrhunderts, nichts von dem durch ihn Vorgebrachten in Abrede gezogen worden ist, und daß das Mikroskop nur sehr weniges beizufügen vermochte. Trembley lehrt uns daß der Polyp, der ursprünglich aus einem Ei kommt, durch einen Knospungsvorgang gleich dem der Pflanzen eine Menge ihm ähnlicher Polypen erzeugt. Er lehrt uns ferner daß nicht nur dieser Vorgang die normale Vervielfältigungsart ist, sondern daß, wenn wir den Polypen zerreißen, jedes dieser Bruchstücke ein neuer Polyp werden wird, den man seinerseits abermals in mehrere Theile theilen kann, von denen jeder dann sich entwickelt und abermals zu einem vollkommenen Polypen ausbildet. Einige Naturforscher haben diese Erfahrungen bestätigt. Hr. R. Q. Couch, von Pensance, hat die merkwürdige Beobachtung gemacht daß, wenn der Körper einer Hydra nur durch einen Nadelstich oder einen heißen Sonnenstrahl beschädigt ward, an dem verletzten Ort eine junge Hydra zum Knospen gelangt. Diese Behauptung widerspricht förmlich der Harvey'schen, da der durch eine Wunde am Mutterkörper erzeugte Polyp genau dem ähnlich ist welcher aus einem Ei hervorgeht.

Trembley machte im Jahr 1744 die Welt mit der wunderbaren Reproductionskraft der Hydra bekannt. (Denkschrift über eine Gattung Süßwasser-Polypen. Leyden 1744.) Ein Jahr darauf gab Bonnet seine nicht minder überraschenden Enthüllungen über die Zeugung der Aphidien (Traité d'insectologie, 2 Vols. 1745) oder Blattläuse heraus. Das den meisten unserer Leser bekannte Aphid legt am Ende des Sommers unter die Stengel- und Blattstielwinkel der Blätter seine Eier nieder, welche im folgenden Frühling ausschlüpfen, deren Product aber flügel- und geschlechtlos ist. Bonnet erkannte daß dieß nur da der Fall war wo das Männchen nicht zur Fortpflanzung mitwirkte, d. h. wo

das erzeugende Insect eine bewundernswerth fruchtbare Jungfer-Mutter war. Er isolirte ein junges Aphidienweibchen sogleich nach der Ausschlüpfung, hielt es in strenger Abgeschlossenheit, und beobachtete es unausgesetzt jeden Tag, fast jede Stunde, mit der geduldigen Ausdauer eines hochbegabten Mannes. Er machte uns mit den Besorgnissen und den Qualen bekannt, welche ihm die Furcht verursachte der Tod seines Zöglings möchte ihm die Frucht seiner Arbeiten rauben; er schilderte uns seine Freude darüber daß er sah wie seine Blattlaus viermal die Haut änderte und ihre normale Entwicklung erreichte, und daß er endlich sich überzeugen konnte die einsame, unbedingte Abgeschlossenheit habe der Fruchtbarkeit des Thierchens keinen Eintrag gethan. Nach eilftägigem Harren brachte das Aphid eine lebendige Blattlaus hervor, dann eine zweite, dann eine dritte. Alle vierundzwanzig Stunden vermehrte sich die Zahl der Blattläuse um drei, um vier und selbst um zehn Individuen. Am Ende des einundzwanzigsten Tages zählte Bonnet deren fünfundneunzig. Seine Beobachtungen fortsetzend, überzeugte er sich daß die jungfräuliche Brut dieser Jungfermutter auch ihrerseits fortzeugte. Wir wissen jetzt daß diese freiwillige Reprodution sich bis zur eilften Geschlechtsfolge erstrecken kann. Diese, zuwider den vorangehenden, legt Eier, aus welchen im folgenden Jahre fruchtbare Jungfern hervorgehen wie die erste, deren Beobachtung Bonnet unternommen hatte.

Was kann es eigenthümlicheres geben als diese Combination eierlegender und lebendig gebärender, regelmäßiger, obschon ungleich vertheilter Zeugungen bei einem und demselben Insect? Sie enthüllt uns eine Vervielfältigung von Blattläusen im Einklang mit dem reißenden Wachsthum des Pflanzenreichs im Frühling und im Sommer. Sobald die Temperatur mild genug ist, damit das Ei welches seine Lebenskraft während des Winters bewahrt hat ausschlüpfen kann, bringt die Larve, ohne daß sie, wie die andern Insecten, die geflügelte und vollkommene Gestalt zu erlangen braucht, fast unmittelbar eben so freßgierige, unersättliche, fruchtbare Junge hervor wie sie selbst. Das Aphid, dessen wunderbare Vermehrung die folgende Schilderung andeutet, erzeugt alljährlich zehn Geschlechtsfolgen, deren jede aus ungefähr hundert Einzelwesen besteht.

1tes	Jahr . . .	1
2tes	„ . . .	100
3tes	„ . . .	10,000
4tes	„ . . .	1,000,000
5tes	„ . . .	100,000,000
6tes	„ . . .	10,000,000,000
7tes	„ . . .	1,000,000,000,000
8tes	„ . . .	100,000,000,000,000
9tes	„ . . .	10,000,000,000,000,000
10tes	„ . . .	1,000,000,000,000,000,000

Und wenn wir die eierlegende Generation beifügen, so haben wir ein dreißigmal höheres Resultat.

Zurückgekommen von dem Erstaunen in das uns derartige Thatsachen versetzen, bemerken wir daß wir hier, wie bei den oben erwähnten Ascidien und Polypen, stets eine Wechslung der Zeugungen finden: der Vater erzeugt ein Junges welches von ihm abweicht, und dieses Junge bringt seinerseits ein seinem Ahn ähnliches Junges hervor. Das vollkommene Aphid erzeugt eine sechsfüßige flügellose Larve; die Larve erzeugt ein geflügeltes und vollständiges Insect.

Man kann sich das große Aufsehen vorstellen welches diese Enthüllungen in der gelehrten Welt hervorbrachten, und welche Masse von Theorien auftauchte um dieselben zu erklären. Wir wollen sie nicht untersuchen, sondern uns nur an Thatsachen halten.

Im Jahr 1819 hat ein germanisirter Franzose, der Verfasser des Romans „Peter Schlemihl,“ in der Naturgeschichte eine Entdeckung gemacht fast eben so unglaublich wie sein schattenloser Mann. Die Litteratoren werden ohne Zweifel stolz darauf seyn zu sehen daß ein Romanschriftsteller zuerst auf eine Abweichung bei der Reproduction hinweist, welche die gründlichsten Zoologen nicht gemuthmaßt hatten. Sie werden diesen Namen mit Stolz neben den des großen Haller stellen, der zuerst Dichter und Schriftsteller war ehe er sich in reiferem Alter der Physiologie widmete, in welcher er so glänzende Erfolge errang.

Zur Zeit Chamisso's kannten die Naturforscher die den Namen Biphor (Salpa) führende merkwürdige Mollusle, ein unbeschreibbares Thier, durchsichtig wie Krystall und cylinderförmig; sie führten zwei Arten derselben auf, die offenbar von einander abzuweichen schienen, denn die eine bestand aus vereinzelten Thieren, während die andere eine lange Kette unter einander verbundener Individuen darstellte. Chamisso bewies daß diese Abweichung nicht zwei verschiedene Arten bildete, sondern daß die Wechslung der Zeugungen immer die nämlichen Formen wieder hervorbringe, indem der vereinzelte Biphor den Ketten-Biphor durch Knospung, und der Ketten-Biphor seinerseits den vereinzelten Biphor mittelst des Eies erzeuge. Krohn, Huxley, Leuckart und Vogt (ein einziger Engländer gegen vier Deutsche) haben später die Entdeckung Chamisso's bestätigt. Neun Jahre später, im Jahr 1828, kündigte Milne Edwards zuerst eine gleichartige Reproductionsart unter den Ascidien an, ohne sie jedoch mit der Entdeckung Chamisso's in Verbindung zu bringen. Im Jahr 1835 eröffnete Sars, der norwegische Prediger, ein unermüdlicher Naturforscher, jene wundervolle Reihe von Enthüllungen welche, Dank ihm, Loven, Lister, Dalyell, Steenstrup, Van Beneden, Allman, Forbes und noch andern, die Wechslung der Zeugungen bei den Polypen und den Medusen festgestellt haben.

Im Jahr 1842 sammelte der Däne Steenstrup die bereits bekannten Thatsachen, und fügte ihnen seinen Antheil wichtiger Beobachtungen bei. In seinem Werk fiel unvermuthet ein helles Licht auf das Verhältniß in welchem eine große Anzahl isolirte Vorschläge unter sich selbst standen. Eine Theorie wurde vorgeschlagen, die, obwohl sie in Wirklichkeit nur ein metaphorischer Ausdruck der bereits bekannten Thatsachen war, allgemein als eine genaue Lösung der Schwierigkeit angenommen wurde. Im Jahr 1849 veröffentlichte Prof. Owen seine beiden Vorlesungen über die Parthenogenesis, in denen er, die Resultate seiner Forschungen über die Reproduction der Aphidien aufzählend, zwei neue Theorien in Vorschlag brachte, die eine zur Ersetzung der Steenstrup'schen, die andere zu Gunsten dessen was er als bewährte Thatsachen betrachtete. Im Jahr 1843 erschien von Victor Carus ein kleines Werk, das neuere Beobachtungen enthielt. Im Jahr 1851 versuchte Leuckart zu beweisen daß die wechselnde Zeugung nichts anderes sey als eine einer geschlechtlichen Zeugung gefolgte Metamorphose — eine der unglücklichsten Erklärungen, da sie die Schwierigkeit nicht nur nicht löst, sondern in Dunkel hüllt. Im Jahr 1853 erschien von Van Beneden ein Werk in dem er sich bescheiden begnügt das Phänomen darzuthun, und die Thiere in zwei Classen, monogenetische oder ge-

schlechtliche, und degenetische oder solche welche sich auf geschlechtliche oder ungeschlechtliche Weise erzeugen. In den Jahren 1855 und 1856 veröffentlichte Hr. v. Quatrefages in der Revue des Deux Mondes fünf Aufsätze unter dem Titel „Metamorphosen," in denen er den Stand der Frage auseinandersetzt, die verschiedenen Theorien kritisirt, und eine neue vorschlägt, welche ihm eigens angehört. Im J. 1856 fällt aus Deutschland ein neuer Lichtstrahl auf die Frage. Von Siebold gab ein Buch heraus welches ergreifende Thatsachen enthält, und die der Art sind daß sie, meiner Ansicht zufolge, alle Wolken zerstreuen sollten welche die Frage noch in Dunkel hüllten.

Nachdem er die weiblichen Jungen sorgfältig isolirt hatte, beobachtete er sie beständig in kleinen Gefäßen mit gläsernen Stöpseln. Nach Verlauf einer gewissen Zeit legten sie Eier. Bis hieher war alles natürlich; diese Weibchen legten ihre Eier wie die Weibchen jedes andern Insects, oder, besser gesagt, aller eierlegenden. „Allein," fügt Hr. v. Siebold bei, „wie groß war mein Erstaunen als alle Eier dieser Weibchen, deren jungfräulicher Zustand mir unbestreitbar erwiesen war, jungen Raupen das Leben gaben welche sich begierig auf allen Seiten ihre Nahrung suchten!" Man nehme dafür eine aus den Eiern einer Henne hervorgegangene Enten-Brut an, und man wird das Erstaunen v. Siebolds begreiflich finden. Er fand später daß die Bienen Hunderte von Eiern legen, welche, unbefruchtet, dennoch und immer männliche Bienen werden; denn aus dem befruchteten Ei gehen nur weibliche Bienen, Königinnen oder Arbeitsbienen, hervor.

Einige nicht sehr galante Physiologen haben, sich auf ähnliche embryogenische Phänomene stützend, die Behauptung aufgestellt: das Weibchen sey nur ein in seiner Entwicklung aufgehaltenes Männchen — eine der schlechtest begründeten Deductionen, die vollkommen wieder gut gemacht ist durch eine geistreiche Frau, welche, als sie erfuhr daß eine von einer Gehirnerweichung bedrohte Person ihres Geschlechts sich leidenschaftlich dem Lesen metaphysischer Werke ergab, daraus den Schluß zog: „der Mann sey nur ein Weib mit erweichtem Gehirn." Wir wollen diese sonderbare geistige Abirrung nicht weiter verfolgen; auch nicht näher auf Hrn. v. Siebolds eigenthümliche Behauptung bezüglich der Untergeordnetheit der Männchen eingehen, sondern nur bemerklich machen daß, wenn sich die unvollkommene Biene stets als ein Männchen erweist, die Larve des Aphids beständig ein unvollkommenes Weibchen, und endlich die jungfräuliche Brut der Raupe des Seidenwurms zugleich Männchen und Weibchen ist.

Bemerken wir schließlich daß v. Siebold bei den Würmern und Bienen aus der Parthogenesis einen normalen Vorgang macht, gegen welchen auch der strengste Skepticismus keinen stichhaltigen Einwand vorzubringen vermag. Er fügt sogar bei daß man unter den Entomostraceen (Kiemenfüßern) Arten trifft bei denen das Weibchen allein bekannt ist, und daß man unter Tausenden von Blattläusen nicht ein einziges Männchen finden konnte.

Dieß waren die, zur Zeit in welcher ich meine Forschungen über die Parthogenesis der Polypen wieder begann, bekannten Thatsachen, und ich bin im Stande durch nachstehende Tabelle die Arbeiten der ausgezeichnetsten Naturforscher zu bestimmen.

A. Die Medusenmutter legt Eier.

B. Diese Eier entwickeln sich als Infusorien.

C. Diese Infusorien entwickeln sich als Polypen.

D. Diese Polypen erzeugen durch Knospung die Medusen, welche ihrerseits Eier hervorbringen.

Sonach vervollständigt D den Kreislauf, indem es ihn zu A zurückführt.

Dem entgegen drückt man diese Schwankung aus:

a. Die Meduse erzeugt Medusen durch Knospung.

b. Der Polyp erzeugt Polypen durch Knospung.

c. Der Polyp erzeugt Polypen unmittelbar aus Eiern, d. h. ohne seine Zuflucht zum medusenartigen Vorgang zu nehmen.

Diese zweite Tabelle ist der Aufmerksamkeit werth, obwohl die Thatsachen welche sie enthält bei der Erörterung der Theorien gar zu oft außer Acht gelassen wurden. Wenn man sich z. B. auf die Analogie stützte welche die Entwicklung einer Meduse als Polyp, und die einer Knospe in einer Blume zeigt, so scheint man zu vergessen daß, trotz ihres anscheinenden Verhältnisses, beide Thatsachen wesentlich von einander abweichen. In der That erzeugt keine Blume eine Blume durch den Vorgang der Knospung, wie die Meduse junge aus ihrer eigenen Substanz gebildete Medusen zur Welt bringt. Eine Rose theilt sich nicht in ein Dutzend Rosen, und die Knospe bringt durch unmittelbare Umgestaltung ihrer Substanz Samen hervor, wie der Polyp Eier erzeugt. Man hat dieser Tabelle so wenig Rechnung getragen, daß man vielmehr die Wechslung der Zeugungen hartnäckig in Abrede zog, und behauptete: die Polypen seyen keineswegs Zeugungen; sie seyen, richtig gesprochen, eben so wenig Einzelwesen wie die Knospen der Blätter. Dieser von Dr. Carpenter herrührenden Beweisführung zufolge könnte man Zeugungen wirklich nur das Resultat eines Zeugungsactes, d. h. der Vereinigung zweier zum Erzeugen geeignetern Zellen nennen; allein da er eine vollkommene Analogie zwischen dem Polypen und der Knospe des Blattes behauptet, da er in der Vervielfältigung der Polypen und der Medusen durch die Polypen nur einen einfachen Knospungsvorgang sieht, so wird seine Beweisführung, wie plausibel sie auch erscheinen mag, vollständig vernichtet durch die Thatsache die er selbst anerkennt, daß der Polyp durch die Befruchtung der Eier ebenfalls Polypen hervorbringt.

Ich werde später auf diesen Punkt zurückkommen; unterdessen kann ich beifügen daß ich im Verlauf eines langen Studiums über die Entwicklung von Sertular- und Plumular-Polypen in einiger Entfernung von Jersey gefunden, die Ueberzeugung gewonnen habe daß der Polyp nicht bloß Polypen, sondern auch Medusen durch den Proceß der Eier erzeugt; so zwar daß die Hervorbringung der Medusen nicht allein stattfindet durch die einfache Knospung, sondern, wie die des Polypen, die Wirkung ist bald der Knospung, bald der Eierlegung. Ich folgte dieser Entwicklung in allen ihren Stufen, und da das von mir Gesehene von jedem der sich die Mühe dazu nehmen will bestätigt werden kann, so will ich mich darauf beschränken gewisse theoretische Schwierigkeiten, welche der Wahrheit hinderlich seyn könnten, auf ihr Nichts zurückzuführen.

Dr. Carpenter sagt uns, in seiner Zusammenfassung der verschiedenen Ansichten der Naturforscher, daß die Eier-Capseln (die großen Gefäße welche sich am Leibe des Polypen erheben) uneigentlich Eierstöcke (Ovarien) genannt werden, „da Prof. Forbes bewiesen daß sie in Wirklichkeit metamorphosirte Zweige seyen." Ich begreife die Kraft der Einwendung nicht. Wolff und Goethe haben bewiesen daß die Stamina (Staubfäden) und die Pistille (Griffel) metamorphosirte Blätter seyen, und niemand hat je ihre Eigenschaft als Reproductionsorgane in Abrede gezogen. Die in Rede stehende Capsel ist kein Zweig, sondern eben eine Capsel, und zwar eine Eier-Capsel, und der Beweis

image
not
available

Allein, wird man vielleicht fragen, wie ist der Cyclus der Zeugung unveränderlich? Warum setzt der Polyp die Knospung neuer Polypen nicht fort? Warum bringt die Larve des Aphids nicht Generationen von Larven hervor? Warum sehen wir beständig eine Meduse von einem Polypen erzeugt, und ein Aphid aus der aphidischen Larve hervorgegangen? Warum endlich wird die Reproduction einer Pflanze der Blume anvertraut? Owen hat diese Fragen zum voraus beantwortet. Die ursprüngliche Zelle verliert in ihren wiederholten Unterabtheilungen durch die Verdünnung allmählich einen Theil ihrer plastischen Kraft. Wenn sie im Anfang eine Stärke von 100 hatte, so wird sie nach fünf Unterabtheilungen nur noch eine Stärke von 2 haben. Diese unvermeidliche Kraftschwächung in den auseinanderfolgenden Reproductionen ist es welche die Parthenogenesis an ihrer unendlichen Verlängerung hindert.

Die HH. v. Quatrefages und Siebold lassen das Wort Parthenogenesis nicht zu, da es ihrer Ansicht nach nur einen ungenauen Begriff ausdrückt. Das Larval-Aphid kann, dem erstern zufolge, nicht eigentlich Jungfer genannt werden, weil sich an die Bedingung der Jungferschaft nothwendigerweise die Möglichkeit des Aufhörens dieses Zustandes knüpft, während die Reproductionsorgane des Insects unvollständig, obgleich vollkommen erkennbar sind. Allein diese an sich selbst schon sehr bestreitbare Ansicht wird von Grund aus vernichtet durch die von Siebold gemachte Entdeckung unvollständiger Insecten, Männchen und Weibchen, bei der Brut der Biene und des Seidenwurms. Was den Einwurf Siebolds betrifft, welcher behauptet daß Owen durch dieses Wort die Parthenogenesis mit der Wechslung der Zeugungen verwechsle, so wird diese Behauptung sowohl durch Owen selbst als durch den wahren Stand der Sache widerlegt, d. h. die Zeugung der Bienen und der Seidenwürmer ist unbedingt dieselbe wie die der Ascidien, der Aphidien und der Polypen, und statt zwei gesonderte Dinge zu verwechseln, hat Owen sie nur in Einklang mit einander gebracht.

Der Segmentationsproceß im Dotter unterscheidet sich nicht von demjenigen welchen Owen aufstellt, da es der freiwillige Act des Eies ist daß dieses Ei befruchtet oder nicht befruchtet werde. Quatrefages stimmt dem bei, und fügt hinzu daß die Zellen des Gelben keine Zellen seyen. Was letztern Punkt betrifft, so wollen wir bemerklich machen daß die Embryologen sich noch über die genaue Definition des Wortes Zelle zu verständigen haben — eine Definition die gerade eben so wichtig ist wie diejenige, ob man ein Buch in Bogen mit Recht ein Buch nennen könne, oder nicht. Was die Theorie Owens anbelangt, der von einer bestimmten in der primären Keimzelle enthaltenen Zeugungskraft spricht — einer Kraft welche durch die Unterabtheilung der Zelle abnimmt und sich erst durch einen abermaligen Befruchtungsact erneuern kann, so ist sie, glauben wir, nicht leicht zu widerlegen. Der Physiolog, sagt der gelehrte Professor, wünscht sich mit vollem Rechte Glück mittelst auseinanderfolgender Deductionen beweisen zu können daß die wesentliche Entwicklungsbedingung die Berührung der befruchtenden Materie mit dem Keimgefäß ist, vorausgesetzt daß diese Berührung von gewissen günstigen Umständen begleitet ist, welche ohne sie neutralisirt würden. Er hat diese günstigen Umstände in Fällen darzuthun versucht wo Embryonen aus unbefruchteten Müttern hervorkamen, und hat gefunden daß die Ursache im Grund, nicht aber im Grad, eine und dieselbe ist; jede nachfolgende Zeugung oder Fission der befruchteten primären Keim-Zelle muß die auf diese auseinanderfolgenden Zellenzeugungen übertragene Samenkraft schwächen.

Hr. v. Quatrefages findet diese Theorie verführend, allein er fügt bei daß die imponirende Autorität Owens nicht hingereicht habe sie zur Annahme zu bringen. Und in der That möchte man, wenn man sie näher prüft, zu glauben veranlaßt werden daß die größte Wirkung von der verminderten Kraft herrühre, weil, wenn diese in ihrer ursprünglichen Stärke vorhanden, das Ei und der Same nur Polypen, Larven und Knospen hervorbringen; wenn sie aber in ihrer Erschöpfung ist, Medusen, vollkommene Aphidien und Blumen erzeugen. Der berühmte Wolff hat, wie wir wissen, behauptet daß die Blume ein unvollkommener Organismus sey, indem die Blume und die Befruchtung, seiner Ansicht nach, die Folgen des Aufhaltens der Entwicklung sind. Trotz allem dem was zu Gunsten dieser, übrigens behauptbaren, Hypothese vorgebracht werden kann, verwerfen wir sie aufs entschiedenste, weil wir Pflanzen kennen welche blühen bevor sie Blätter tragen, und das Larval-Aphid notorisch ein unvollkommenes Insect ist. Die Erfahrung hat ferner bewiesen daß die Pflanze unter günstigen Bedingungen bis ins unendliche fortfahren wird Knospen, der Polyp Polypen, die Blattlaus Larven hervorzubringen; daß sonach die Zeugungskraft, anstatt sich durch die wiederholten Unterabtheilungen der Zellen zu schwächen, ihre ursprüngliche Stärke behält. Kober hat einen von Blattläusen übersäeten Nelkenstock in einem beständig gleich erwärmten Zimmer aufbewahrt, und ohne Unterbrechung vier Jahre lang diese Blattläuse agamische Zeugungen hervorbringen gesehen. Es ist klar daß diese Blattläuse, wenn eine veränderliche Temperatur sie, wie diejenigen welche den gewöhnlichen Umständen unterworfen sind, betroffen hätte, auch den durch den Einfluß der Jahreszeiten — der im Herbst die Erzeugung der Larven aufhält und die der vollkommenen Insecten begünstigt — veranlaßten Metamorphosen ausgesetzt gewesen wären. Dieser Beobachtung können wir diejenige Dalyells beifügen, welcher mehrere Jahre lang einen Tannzapfen in einem beständigen Knospungszustand aufbewahrte.

Endlich bringt der Polyp, welcher durch Knospung Polypen und Medusen erzeugt, auch Eier hervor, die theils Polypen, theils Medusen das Leben geben, wie ich es entdeckt habe. Ferner dauert, nach der Entwicklung eines dieser Eier auf dem Polypen selbst, der Knospungsvorgang unausgesetzt fort, weßhalb man glauben könnte daß die ursprüngliche, beinahe erschöpfte, Zeugungskraft Eier hervorgebracht habe, und daß sie, plötzlich wieder neue Lebenskraft gewinnend, fortgefahren sich in Knospenbildung zu äußern. Eine so schwankende Kraft läßt sich wahrlich nicht annehmen.

Obschon meiner Meinung nach die Theorie Owens aufgegeben werden muß, so scheint sie mir doch unbestreitbar die beste von allen vorgebrachten zu seyn; sie ist sogar die einzige welche auf bestimmten Grundlagen ruht. Die Definition dieser Grundlagen allein erlaubt dieselben zu controliren und sie den Thatsachen gegenüberzustellen. Die in dem Werke des gelehrten Professors enthaltenen fruchtbaren Ideen haben mich zu der Ueberzeugung gebracht daß die Parthenogenesis kein Geheimniß in sich schließt, und, abgesehen von einigen Form- und rein nebensächlichen Einzelheiten, auf keine Weise von den gewöhnlichen Vorgängen der Reproduction abweicht. Ich habe, obwohl ich das Wunder bezüglich eines Phänomens läugne das so großes Aufsehen erregt hat, keineswegs die Absicht das Wunder an sich selbst zu verringern. Wenn das Aufsteigen einer Eierdunen-Feder in die Luft und der Fall eines Apfels sich durch ein und dasselbe Gesetz der Schwerkraft erklären, so sehe ich nichts erstaunliches darin wenn ich

zwei anscheinend einander widersprechende Thatsachen auf ein und dasselbe Raisonnement zurückführe. Der Vorgang der Reproduction wird stets die nämliche unbekannte Macht seyn, welche jedem Verstande trotzt, obwohl wir, mittelst einiger ihrer Geheimnisse, in die sie uns eindringen läßt, das neue Phänomen der Parthenogenesis erklären zu können glauben möchten.

Die Physiologen haben bis jetzt drei Reproductionsarten angenommen: 1) die fissipare oder die freiwillige Sonderung der Zellen; 2) die gemmipare oder die Treibung der Knospen durch die Pflanze oder durch den Polypen; 3) die ovipare oder die Zeugung durch das Korn und die Eier. Alle Schriftsteller geben die Identität der beiden ersten Vorgänge zu, alle aber stellen auch zwischen der Knospung und der Zeugung einen wesentlichen Unterschied auf. Owen allein äußert gegen diese Ansicht eine der fruchtbarsten Ideen. In der That bringt, wie er bemerkt, die Hydra durch die Knospung und durch die Zeugung junge, unter sich hinsichtlich des Körperbaues und des organischen Charakters vollkommen identische Hydren hervor. Wenn nun die Wirkungen der organischen Entwicklung die nämlichen sind, so können ihre wirkenden Ursachen nicht wesentlich verschieden seyn, und die Schwankungen können sich nur auf Nebendinge der Vorgänge beziehen. Seit der Verbreitung dieser Wahrheit hat v. Siebold bewiesen daß vollkommene Seidenwürmer zuweilen durch das erzeugt worden sind was man bis jetzt als eine Knospung betrachtet hat, und ich selbst habe bemerkt daß Medusen aus einer und derselben Zellenmasse eben sowohl durch die Knospung wie durch die Zeugung entstanden sind.

Alle Anstrengungen die man gemacht um zu beweisen daß die Parthenogenesis ohne Ausnahme das Resultat einer einfachen Knospung sey, sind gegen Owen unmächtig geblieben, und dienen nur zur Bestätigung seines mit den v. Siebold'schen Entdeckungen übereinstimmenden Systems. In der That treibt die Hydra, welche unmittelbar aus ihrer eigenen Substanz eine zweite Hydra zum Leben bringt, Knospen wie eine Pflanze. Die Blattlaus, innerlich Generationen von Aphidien hervorbringend die von ihrer Mutter getrennt sind, kann ebenfalls als eine innere Knospung erleidend betrachtet werden, da diese Unterschiede keine wesentlichen sind; allein wenn wir zu den von v. Siebold angeführten Thatsachen gelangen, welche uns Eier anstatt junger Subjecte zeigen, so müssen wir wohl diesen Vorgang eine ovipare innere Knospung nennen, und es wird schwer seyn zu bestimmen worin sich die ovipare Knospung von der oviparen Zeugung unterscheidet. In beiden Fällen werden die Eier unmittelbar aus der Substanz der Mutter erzeugt; in beiden Fällen entwickeln sich diese Eier als Thiere von identischen Körperbauen und Verrichtungen, und sind fähig ihr Geschlecht auf die eine oder die andere Art fortzupflanzen. Nur mit den nebensächlichen Verschiedenheiten sich beschäftigend, und ihre Aufmerksamkeit nicht auf die wesentlichen Vorgänge richtend, haben die Physiologen einen Unterschied zu finden geglaubt zwischen der Knospung und der Zeugung, was indeß eine ernste Prüfung nicht zugesteht. Sonach sagt Hr. v. Quatrefages daß, beim Thier wie bei der Pflanze, die Reproduction vollständig an Ort und Stelle (en entier sur place) auf Kosten der Substanz der Mutter bewerkstelligt wird; daß in beiden Reichen der Reproduction durch das Korn und durch die Eier die Mitwirkung zweier von besondern Organen vorbereiteten Elemente erfordert; daß es gleichgültig ist ob diese Organe in einem und demselben Individuum vereinigt, oder zwischen zwei getrennten Individuen getheilt sind; daß es stets einen Vater und eine Mutter, einen Staubfaden und einen Griffel, ein befruchtendes und ein befruchtetes Element gibt. Diese Unterscheidungen sind unserer Ansicht nach nur Aushülfsmittel, und der Gegensatz ist nur scheinbar. Die Knospe und das Korn kommen beide aus der Substanz der Mutter hervor: daß das Product eine Masse von Zellen sey, welche sich durch vervielfältigte Unterabtheilungen in einen Organismus oder in ein Ei entwickeln werden, dürfte möglicherweise von besondern Bedingungen abhängen, allein der Vorgang wird sich dadurch nicht ändern. Das Ei ist eben so gut ein Product wie der Embryo. Wie verschieden auch diese Producte seyn mögen, so sind sie doch alle aus unter sich ähnlichen embryonischen Zellen hervorgegangen, und das Gesetz der Ernährung, welches sie zum Gedeihen bringt, ist für alle das nämliche. Man erkennt die Identität des Vorgangs der Reproduction klar in den folgenden Ergebnissen der Beobachtungen Hrn. Couch's über die Sertular-Polypen: „Zu gewissen Zeiten des Jahrs, sagt er, bringen sie viel größere Zellen hervor als die von ständigem Charakter. Sie werden zuerst aus dem körnichten Mark des Körpers gebildet; sodann furcht sich das Mark und ändert sich in Zellen, welche sich bald darauf von der Mutter absondern, und den Entwicklungsproceß erleiden. Wenn diese Zellen eine gewisse Ausdehnung erreichen, entwickeln sie sich als Eier; wenn sie durch Kälte aufgehalten werden, bilden sie sich zu Polypen; wenn sich ihrem Wachsthum aber ganz ungünstige Ursachen entgegenstellen, entwickeln sie sich als einfache Zweige. Somit sehen wir daß, je nach den Umständen, verschiedene Organe aus einem und demselben Körperbau entstehen."

Um zum Schlusse zu gelangen, wollen wir nicht vergessen daß das Ei an und für sich selbst ein Zeugungsproduct ist; diese Wahrheit wird von allen anerkannt welche den embryogenischen Beobachtungen, in denen die Phasen der Genesis des Eies bis ins kleinste hinein berichtet werden, mit Aufmerksamkeit gefolgt sind. Die alten Ideen welche die Einheit aus zwei verschiedenen Elementen, d. h. einer Keim-Zelle und einer Samen-Zelle, als Fundamentalact jeder Reproduction, aufstellen, werden dadurch von Grund aus über den Haufen geworfen. Was uns betrifft, so betrachten wir diese Einheit nur als einen subsidiären, derivativen Vorgang, und keineswegs als die letzte Thatsache an die sich unsere Forscher halten müssen. Goethe hatte diese Schlußfolgerung ebenfalls im Auge, als er bewies daß bei den Pflanzen das Wachsthum und die Reproduction nur verschiedene Aspecte eines und desselben Gesetzes seyen.

Wenn wir die bekannten Thatsachen der Reproduction in ihre aufsteigende Complexitätsordnung stellen, so finden wir daß der einfachste Vorgang der einer von freien Stücken sich, wie wir gesagt haben, durch Unterabtheilungen vervielfältigenden Zelle ist, so zwar daß in dieser untereinander verbundenen Reihenfolge von Zellen jede von ihnen unabhängig und einer gesonderten Existenz fähig bleibt. Eine große Anzahl Pflanzen niedrigerer Ordnung sind nichts anderes als Aggregationen ähnlicher Zellen; bei vielen ist auch diese einfache Reproductionsart die einzige die man bis jetzt kennt. Durch diesen Unterabtheilungsproceß wird eine einzige Zelle des Protococcus nivalis in wenigen Stunden weite Ausdehnungen röthen; man nimmt an daß das bovista gigantea in einer Stunde nicht weniger als vier Millionen Zellen hervorbringt; Ehrenberg berechnet die Vermehrung des Paramecium, eines Infusoriums, auf 268 Millionen in einem Monat. Bei dieser einfach-

sten Art der Reproduction sind der Vorgang und das Wachsthum unbestreitbar und unbestritten identisch.

Steigen wir um eine Stufe hinauf, so werden wir die Einheit der beiden Similar-Zellen, eine zweite Form der Reproduction, erreichen. Die Botaniker nennen sie den Paarungsact. Bei einer einzigen Faser die aus Zellen besteht welche durch die Theilung hervorgebracht worden sind, können irgendwelche zwei Zellen sich vereinigen und ihren Inhalt mit einander vermischen um einen neuen Ausgangspunkt zu finden, von dem aus die Vervielfältigung der Zellen vor sich gehen kann. Auch zwei nebeneinanderliegende Faserzellen können sich vermischen, in beiden Fällen aber wird dieß stets die Vereinigung der Similar-Zellen seyn. Hierin liegt die erste, noch sehr dunkle Andeutung welche wir von der Vereinigung verschiedener Geschlechter erhalten, die in den höheren Organismen der normale Vorgang wird.

Von der Theilung einer Zelle in zwei Similar-Zellen und von der Vereinigung der beiden Similar-Zellen gehen wir zu der dritten und letzten Reproductionsart über, d. h. zur Vereinigung zweier unähnlichen Zellen, insbesondere Zeugung genannt; allein hinter die Verschiedenheit des Namens darf sich die Identität des Vorgangs nicht verstecken. Da die Vereinigung einer Keimzelle und einer Samenzelle zur Bildung eines vollständigen Organismus allerdings unumgänglich ist, so haben speculative Physiologen in dieser Vereinigung eine Identität mit der einer Säure und ihrer Basis zu sehen geglaubt. Weit entfernt uns von einer wesentlichen Unähnlichkeit, oder selbst von einem einfachen Widerspruch in der Constituirung dieser Zellen zu überzeugen, beweisen sie uns im Gegentheil ihre wesentliche Aehnlichkeit. Wir wollen uns hier nicht mit der Schilderung der Genesis des Eies aufhalten, sondern sagen nur daß in ihrem Ursprung und in den ersten Phasen ihrer Entwicklung diese beiden Zellen identisch sind, und sich nur in ihren folgenden Phasen unterscheiden. Diese von den embryogenischen Gewährsmännern anerkannte Thatsache wird unbestreitbar durch die Erfahrung bestätigt, weil, wenn Individuen normal aus befruchteten Eiern sich entwickeln, man auch wieder andere aus vollkommen unberührten Eiern sich entwickeln gesehen hat. Es ist daher einleuchtend daß, wenn das Ei in sich selbst die Elemente und Bedingungen einschließt welche geeignet sind dasselbe Thier zu erzeugen das aus einem befruchteten Ei hervorgegangen wäre, der Einfluß der Keim- und Samenzellen, welcher er auch seyn mag, sich der Vereinigung der Säure mit seiner Basis zur Bildung eines Salzes nicht vergleichen läßt. Kein Alkali kann ohne die Hülfe der Säure irgendeine Salzform annehmen, während daß die Keimzelle in gewissen Fällen einen Embryo ohne die Beihülfe eines Samen-Einflusses entwickelt: daß der Einfluß dieses letztern unumgänglich ist für die Bildung vollständiger Organismen, gestehen wir gerne zu; allein wir können nicht umhin eine der bedeutungsvollsten Thatsachen auszuführen, die nämlich daß die Keimzelle von freien Stücken dieselben ursprünglichen Phasen ihrer Entwicklung durchmacht, mag sie befruchtet seyn oder nicht. Sie wird ihre Entwicklung nicht fortsetzen wie die Eier der Polypen, der Entomostraceen, der Bienen, der Larven, wir geben auch dieß zu; allein keine bekannte Gränze regelt unwiderruflich ihre Anhaltszeit, und niemand kann mit Gewißheit sagen: „Hier beginnt der Act der Befruchtung.“ Die Wirkung der befruchtenden Materie kann mit jenen Verstärkungspferden verglichen werden die man an Wagen spannt um die Schwierigkeit eines unebenen Erdreichs zu verringern. Zwei Pferde haben den Wagen an den Fuß eines Hügels auf demselben Wege geführt welchen vier Pferde genommen hätten; ist dieser Punkt erreicht, so wird die Verstärkung unumgänglich; allein diese Hülfe beweist nicht unwiderleglich die Nothwendigkeit von vier Pferden um den Wagen in Bewegung zu setzen.

Die Erzählungen des Scheich Abdallah Bou-Rema.

(Von Karl Zill.)

Zweite Erzählung.

Die Kunde von meiner eigenen Familie geht nur bis zu meinem Ur-Urgroßvater hinauf, welcher der erste Bou-Rema war, der sich in der Abtheilung von Filfila niederließ. Sein Name war Bou-Schema, er soll ein starker und corpulenter Mann gewesen seyn, und deßhalb den Uebernamen Bou-Rema, [1] welcher seitdem allen seinen Abkömmlingen geblieben ist, erhalten haben. Ueber die Ursache die ihn bewogen den Riff zu verlassen, erzählt man folgendes:

Bou-Schema hatte mit seinen Brüdern eine Ghazzia gegen eine Familie des Stammes der Ouled-Aissa, welche zusammen eine einsame Sriba bewohnte, unternommen, und derselben ihre ganze Viehheerde weggeführt. Die Ouled-Aissa lösten, wie es der Gebrauch war, ihr Vieh, vermittelst zwei Reals auf das Stück, wieder ein, und die Sache sollte damit abgethan seyn; allein später fiengen sie einen der Brüder Bou-Schema's, zogen ihn nackt aus, rasirten ihm Haar und Bart auf einer Seite und ließen ihn so laufen. Bou-Schema schwor ihnen blutige Rache, aber da er ihnen mit offener Gewalt nicht beikommen konnte, so beschloß er seine Zuflucht zur List zu nehmen. Er übersandte ihnen zwei Schläuche mit Oel und eine hölzerne Schüssel mit Honig, und ließ ihnen sagen daß, weit entfernt ihnen für den seinem Bruder angethanen Schimpf übel zu wollen, er sie im Gegentheil nur dafür loben müsse; sie hätten ihre Heerde ehrlich eingelöst, weßwegen fürder kein Hader zwischen ihnen bestehen könne, und es wäre seinem Bruder recht geschehen, da er, nach ausgeglichener Ghazzia, nichts auf ihrem Gebiete zu suchen gehabt hätte.

Die Ouled-Aissa trauten anfangs nicht, allein als ein ganzes Jahr vergangen war, während dessen sie mit diesem und jenem der Bou-Rema zusammengetroffen waren, und diese immer freundlich und zuvorkommend blieben, legten sie endlich alles Mißtrauen ab, und wurden die besten Freunde ihrer ehemaligen Widersacher.

Mittlerweile hatte Bou-Schema's Frau einen Knaben geboren, und er veranstaltete ein Fest, wie dieß in wohlhabenden Familien bei einer solchen Gelegenheit gebräuchlich ist. Unter den versammelten

[1] Bou-Rema kann im Deutschen mit „der Dicke“ oder „der Stämmige“ gegeben werden.

Gästen ward die aus sieben Brüdern bestehende Familie der Ouled-Aïssa, welche sich vollständig eingefunden hatte, mit besonderer Auszeichnung empfangen; sie mußte mit dem Festgeber aus einer Schüssel essen, welche auf dem Ehrenplatz, mitten unter den Gruppen der übrigen Speisenden, aufgetragen wurde. Nach dem Essen las Bou-Schema den Fatha, [1] und als er „Amen" sprach, fielen seine Verwandten und Freunde über die Ouled-Aïssa her, überwältigten und banden sie, worauf er ihnen, mit eigener Hand, einem nach dem andern, die Köpfe abschlug.

Der Knabe, dessen Geburtsfest auf solche Weise mit Blut gefeiert wurde, war unser Urgroßvater Abdallah Bou-Rema.

Euch N'sarah flößt jedes Blutvergießen in Privatsachen einen großen Abscheu ein, und doch steht ihr nicht an, um einer Kleinigkeit willen, die blutigsten Kriege zu führen, in welchen jede List, die euch den Sieg geben kann, erlaubt ist. So, sagt man, hättet ihr den Krieg mit dem Lande Algier deßwegen unternommen, weil der Dey euern Gesandten mit einer Straußfeder ins Gesicht schlug. Wir sagen: Krieg ist Krieg, stehen sich nun zwei Personen, zwei Familien, oder zwei Stämme feindlich gegenüber, und jeder Theil hilft sich wie er kann. Unser Grundsatz war immer: „besser ich bringe ihn um, als daß er mich umbringt!" und derjenige welcher nie das Blut anderer, noch das seinige fließen ließ, galt bei uns für einen Feigling. Unsere Weiber waren von jeher an solche Blutscenen gewöhnt, und zogen einen gewaltthätigen Mann einem friedfertigen vor, daher der Spruch:

„Hamar el nie' bou,"
„El N'sa i habou."

„Wem die Fangzähn' roth von Blut,"
„Dem sind alle Weiber gut."

Die Ermordung der sieben Männer der Ouled-Aïssa machte gewaltiges Aufsehen im Gebirg; ihr Stamm zog augenblicklich mit seinen Verbündeten gegen die Ouischaoua, um die Auslieferung Bou-Schema's zu verlangen, welche ihnen aber verweigert wurde, und es entspann sich ein Krieg der viel Blut kostete und zu keiner Entscheidung führte. Der Riff war zu schwer zugänglich, und die wenigen nach demselben führenden Pässe konnten leicht verschanzt werden, so daß die Ouled-Aïssa, so tapfer sie auch waren, immer zurückgeschlagen wurden und sich auf meist fruchtlose Wegelagerungen beschränken mußten. Beide Theile wurden endlich des langen Streites müde, und nachdem Bou-Schema, von seinen Stammgenossen dazu bewogen, mit Zurücklassung seiner ganzen Habe, flüchtig geworden war, begnügten sich die Ouled-Aïssa dieselbe als Dia anzunehmen, zu der alle diejenigen welche an dem Mord theilgenommen, beitragen mußten. Hiedurch war der Friede wieder hergestellt, allein die Ouled-Aïssa trugen den Riffia noch lange nach, was ihre Voreltern an den ihrigen verschuldet, und erst die durch das Regiment der Franzosen nach und nach eingeführten neuen Sitten werden den alten, zwischen den verschiedenen Stämmen des Landes bestehenden Groll allmählich verschwinden machen.

Bou-Schema brachte nichts als sein Weib, sein Kind, seine Flinte und seine Axt mit nach Filfila, wo er sich auf dem zwischen dem Cap und dem Thal des Ouadi Brab liegenden Bergrücken einen Heith erbaute. Bei seiner Ankunft fand er die, von der Lichtung wo er sich niederließ, gegen Norden hinabziehenden Abhänge so dicht mit Fenchel bewachsen daß er dem Ort den Namen el Dmel-Bes-Bes [1] beilegte, welcher ihm auch bis auf den Tag geblieben ist, wo es dir beliebt hat ihm, den N'sara zu Gefallen, einen französischen Namen zu geben.

Hier lebte er anfangs von Wurzeln, Kräutern und Waldfrüchten, [2] und von dem Fleisch der Stachelschweine, der Hasen und der Rothhühner, die er in Fallen und Schlingen fieng, allein die Ghazzia's, die er in den benachbarten Stämmen, sowohl mit den Ouischaoua von Filfila als auch auf eigene Faust, unternahm, brachten ihm bald eine so ansehnliche Viehheerde zusammen daß er vollauf zu leben hatte und mit zwei paar Ochsen pflügen konnte. Seine Frau soll eine Fahalla [3] gewesen seyn und ihn auf seinen nächtlichen Streifereien begleitet haben, wo sie die die Duar's hütenden Hunde beschäftigte, während er ein Pferd oder ein Maulthier fortführte. Er wurde nach und nach so wohlhabend, wie er es nie in seiner Heimath gewesen war, und konnte mehrere Familien aus dem Riff ernähren, die seine Fellah's [4] und Hirten wurden.

Die Streifparteien aus den fremden Stämmen, denen es nach seinem Vieh gelüstete, vermochten nichts gegen ihn; seine Hirten waren alle gut bewaffnet, die jungen Buben beständig auf dem Lug aus, und so wie diese letztern den Warnschrei vernehmen ließen, wurden die Heerden nach dem M'dalles [5] getrieben, wo man, nachdem der Verhack, welcher die einzige zugängliche Seite schützte, geschlossen war, jedem Angriff trotzen konnte. Der M'dalles war auch noch in spätern Zeiten die Kasbah [6] der Ouled-Bou-Rema; sie hatten dort, unterhalb der Quelle, ihre Feigen- und Gemüsegärten angelegt, auch wohnte immer einer ihrer Fellah's daselbst, welcher die Aufsicht über die Gurbies hatte, worin sich ihre Vorräthe befanden, und auf diese Weise konnte sie leicht eine Belagerung aushalten, welche gewöhnlich nie länger dauerte als die von den Belagerern mitgebrachten Lebensmittel reichten.

Bou-Schema's Frau gebar ihm zu Filfila noch vier andere Söhne, von welchen aber keiner beim Leben blieb; drei derselben blieben in einer von den Ouischaoua gegen die Beni-M'henna unternommenen

[1] Der Fatha, Fetha oder Fetsha, wird bei den Eingebornen Algeriens bei jeder wichtigen Gelegenheit, bei der Geburt eines Kindes, bei einer Verlobung, einem Begräbniß, bei der Abschließung eines Contractes u. s. w., oft auch als Tischgebet, am Ende einer bei feierlichen Anlässen gehaltenen Mahlzeit gelesen oder vielmehr gesprochen. Er ist nichts anderes als das erste Capitel des Korans „el fatihat ul Kitab," „das Capitel welches das Buch öffnet," und auf deutsch also lautet: „Im Namen des gnädigen und barmherzigen Gottes! — Lob sey Gott, dem Herrn des Weltalls, dem Gnädigen, dem Barmherzigen, dem Herrn am Tage der Vergeltung. Dich beten wir an, um Deine Hülfe flehen wir. Leite uns in dem geraden Pfad, in dem Pfad derjenigen welche Du mit Deinen Wohlthaten überhäuft hast, derjenigen welche Deinen Zorn nicht auf sich gezogen haben und nicht auf Irrwegen wandeln. Amen."

[1] El Bes-Bes, der Fenchel; el Dmel, die Erhöhung, der Buckel. Dmel-Bes-Bes kann also mit „Fenchelhöhe" übersetzt werden.

[2] Unter den wildwachsenden Pflanzen, von welchen theils die jungen Schöße, theils die Wurzeln und Früchte den hiesigen Kabylen zur Nahrung dienen, nennen wir folgende: Arum maculatum und A. italicum L., Cynara carduncutus L. und C. acaulis Desf., Anethum foeniculum L., Bunium bulbocastanum L., Apium graveolens L., Croccus vernus L., Sambucus ebulus L., Iris Juncea Desf., Nasturtium officinale L., die weiße Trüffel (Tuber niveum Desf.), verschiedene Arten von Pilzen, die Eicheln der Korkeiche (Quercus suber L.), die wilden Weintrauben, die Früchte des Sandbeerbaumes (Arbutus unedo L.) und des Myrthenstrauches (Myrtus communis L.).

[3] Fhall, fem. Fahalla, kühn, rüstig.

[4] El Fellah, ein Ackersmann, Pflüger.

[5] Der M'dalles ist ein wilder, dicht bewaldeter, von steilen Berghängen umgebener Bergkessel, welcher ungefähr eine Viertelstunde nordwestwärts vom Dmel-Bes-Bes liegt.

[6] El Kasbah, die Festung, Citadelle.

Ghazia, und der jüngste von ihnen ward, am Fuß des die untere Schlucht des M'dalles überragenden Felsen, der seitdem „Kaff el Nemra" [1] heißt, von einem Panther getödtet.

Abdallah, der Erstgeborne, blieb allein übrig und ward, wie sein Vater, der ein hohes Alter erreichte, ein kühner, unternehmender Mann. Er hatte von seinen zwei Weibern drei Söhne; Achmed, Mohammed und Ali, von welchen der erstere zu seinem Schwiegervater nach den Guerbes zog, die beiden andern aber bei ihrem Vater blieben. Achmed ward, nachdem er einige Jahre in den Guerbes gelebt, dort von einem seiner Nachbarn erschlagen, und diese Geschichte, die ich wohl hundertmal von dem alten Bou-Demagh, dem ältesten unserer Ouischaoua erzählen hörte, kann ich dir ausführlicher mittheilen als manche andere Begebenheiten aus frühern Zeiten, die, weniger allgemeines Aufsehen erregend, nach und nach in Vergessenheit gekommen sind. — Höre:

Es war mitten im Winter; ein fürchterlicher Sturm tobte über Land und Meer, und im Golf gieng die See so hohl daß ein in der Mitte desselben gegen die Wuth der Wellen kämpfendes Schiff, von dem flachen Strande aus, kaum gesehen werden konnte. Die seit Anbruch des Tages auf den hohen Dünen gelagerten Guerbes hatten es aber schon lange erblickt; sie folgten mit spähendem Auge jeder seiner Bewegungen, und wenn die einen zuweilen die Befürchtung äußerten, es möchte ihm vielleicht doch gelingen um die Spitze des Eisencaps zu kommen, so fanden die andern daß dieß unmöglich sey und daß es nothwendigerweise bald auf den Strand laufen lassen müsse, welcher letzterer Meinung alle übrigen mit einem andächtigen „inchallah! djibou Robbi!" [2] beipflichteten. Was konnte es auch besseres thun? Der Sand ist ein weiches Bett für ein aufs äußerste gebrachtes Fahrzeug, und am Strande befanden sich Leute genug, die mit dem festen Vorsatz, so wenig als möglich von dem Schiff und seiner Fracht umkommen zu lassen, dahin gekommen waren. Die ganze Küste war mit Rettern besetzt: oben, gegen das Cap Filfila zu, die Bewohner der Guerbes, unten, nach der Mündung des Oued-el-Kebir und bis zum Eisencap hin, die Zouera und die Ouled-Siadi, aus dem Stamm der Sanhadja, so wie auch die Bewohner von N'meila, aus demjenigen der Beni-Mohammed; alle waren aber eher geneigt die Ladung als die Mannschaft zu retten, und alle waren in der Hoffnung daß das Schiff eben bei ihnen, und nicht bei den Nachbarn stranden würde.

Die Guerbes hatten an dem flachsten Theil des sandigen Ufers, wo sich heute noch Schiffe, die keinen andern Rettungsweg mehr vor sich sehen, auf den Sand laufen lassen, ein großes Feuer angezündet, das den ganzen Tag über unterhalten wurde; auch suchten sie, so oft das bedrängte Fahrzeug der Küste näher kam, demselben durch das Schwenken der Schöße ihrer Burnusse ein ermuthigendes Zeichen zu geben. Dieses schien aber nicht im geringsten darauf zu achten, und all sein Bestreben zielte augenscheinlich darauf, aus dem gefährlichen Meerbusen in die offene See zu kommen, was ihm aber nicht gelingen wollte, da der Abend herankam, und es noch immer hin- und her lavirte.

Aus dieser Beharrlichkeit seines Reis [3] schlossen einige erfahrene Männer, daß das Schiff gut bemannt seyn müsse, was bei solchen Gelegenheiten immer als ein ungünstiger Umstand betrachtet wurde; welcher Nation es aber angehöre, konnte niemand ermitteln, da es der Sturm schon so übel zugerichtet hatte daß keine Flagge zu erkennen war. Es war vielleicht gar ein algierer oder tuniser Küstenfahrer, und was dann mit der Mannschaft — lauter Mumenin [1] beginnen, wenn sich dieselbe je retten sollte? Was war überhaupt zu thun um diese Beute, bei eingebrochener Nacht, von dem ungestümen Meer nicht anderswohin geführt zu sehen?

Während die Ouischaoua sich auf diese Weise hin und her beriethen, kam der alte Hassen-Bou-Anegba, der Großvater des heutigen Scheichs der Guerbes, auf seinem Maulthier daher geritten, und ward, in seiner Eigenschaft als alter, erfahrener Strandwolf, [2] ebenfalls um seine Meinung befragt. „Ihr seyd alle Narren!" rief dieser verächtlich aus, „das Schiff ist unser noch vor Mitternacht, und wenn man es am rechten Orte stranden läßt, so wird uns seine Mannschaft schwerlich viel zu schaffen geben. Es ist Zeit das Feuer hier ausgehen zu lassen, um es, nachdem es völlig dunkel geworden, auf den Klippen des M'sesched [3] anzuzünden. Sind es N'sarah, so kann man sie dort ersaufen lassen und das Paradies dadurch gewinnen; sind es wahre Gläubige — nun so stehen sie in der Hand Allah's-er-Rahman-er-Rahim, [4] der sie erretten kann, wenn es sein gnädiger Wille ist."

Es geschah wie Bou-Anegba verordnet hatte, und noch vor dem Salat-el-Eucha [5] zerschellte das Schiff an den schwarzen Felsen des M'sesched. [6]

Am folgenden Morgen war das Gestade mit Schiffstrümmern und Waarenballen bedeckt, und die Ouischaoua machten eine reiche Ernte. Zehn Leichname lagen ebenfalls am Strand: es waren nur Christen und sie wurden wieder ins Wasser geworfen, sobald der Sturm völlig nachgelassen hatte. Nur ein Schiffsjunge, der sich an ein Brett angeklammert hatte, war an der Mündung des Oued-el-Kebir von den Zouera aufgefischt worden, und von diesem vernahm man daß das gescheiterte Schiff ein genuesisches gewesen war. Dieser Knabe wurde von den Zouera, welche ihn beschnitten und in unserer Religion unterrichteten, adoptirt; er verheirathete sich später im Edough, und lebte daselbst noch kurz vor der Einnahme Algiers durch die Franzosen.

Es stand geschrieben daß dieser Tag, der den Guerbes reichen Gewinn brachte, der letzte unsers Großoheims Achmed-Bou-Rema seyn sollte.

Bei den Küstenbewohnern unserer Gegend hatte, nach einem Schiffbruch, keine gleichmäßige Vertheilung des geborgenen Gutes unter die verschiedenen Hauseigenthümer der Stammabtheilung statt, wie du früher geglaubt hast, jeder einzelne suchte im Gegentheil auf eigene Faust dem Meer so viel zu entreißen als er konnte: Ballen, Bretter, Kisten, Fässer, Eisenwerke, Sägen, Aexte, Hämmer, Messer, Nägel, Kochgeräth, Waaren aller Art — alles war ihm willkommene Beute, welche er in den Dünen über einen Haufen legte, den ihm niemand antasten

[1] El Keffel Nemra, der Felsen der Pantherin.

[2] Inchallah! wenn es Gott gefällt; djibou Robbi, Gott bringe es. Die Eingebornen Nordafrika's sind so sehr gewohnt den Namen Gottes immer auf der Zunge zu haben, daß sie ihn bei jeder Gelegenheit mißbrauchen, sollte es auch im Augenblick der Vollziehung einer Unthat seyn.

[3] El Reis, der Schiffscapitän.

[1] El Mumenin, die Rechtgläubigen.

[2] Die Araber sagen hier: el dib el Schott, der Schakal des Strandes.

[3] An diesem von gefährlichen Klippen umgebenen Ort befinden sich die Ruinen des römischen Postens Paratianae.

[4] Allah-er-Rahman-er-Rahim, der gnädige und barmherzige Gott.

[5] El Salat el Eucha, das Nachtgebet.

[6] Die Guerbes sollen früher oft ähnliche Schiffbrüche durch das Anzünden irre leitender Feuer bewirkt haben.

durfte, und es gab wenig Beispiele daß einer dem andern etwas von dem seinigen entwendet hätte. Nun geschah es daß Achmed-Bou-Rema mit einem seiner Nachbarn wegen einer eisernen Stange in Streit gerieth, und noch ehe jemand dazwischen treten konnte, von seinem Gegner mit einer Axt niedergeschlagen wurde. Der Thäter entfloh nach der Seba-Rus, und die Familie desselben bot den Ouled-Bou-Rema die Dia an, welche diese aber ausschlugen, denn die zwei Brüder des Erschlagenen hatten auf das Grab Sidi-Messaouds geschworen weder Haar noch Bart zu scheeren, bis sie seinen Tod gerächt haben würden.

Schon nach Verlauf weniger Monate ward diese Blutschuld getilgt. Mohammed-Bou-Rema hatte sich insgeheim nach dem Riff begeben, und dort den Mörder seines Bruders nächtlicher Weile in seinem eigenen Gurbie erschossen.

Geschichte der Eroberung Mexico's mit Benutzung einheimischer Quellen.

2. Das Bündniß mit den Tlazcalteken.

Als Montezuma sah daß Geschenke die Fremdlinge nicht zur Abfahrt bewegen konnten, versuchte er Drohungen. Abermals erschien sein Agent Teuhtlile in Begleitung etlicher Zauberer und Priester, die den Spaniern einige mit frischem Menschenblut besprengte Gerichte vorsetzten, worüber diese ihr Entsetzen und ihren Abscheu kräftig ausdrückten. Man bemerkte nun wohl daß dieses Betragen den Wahn aufs neue befestigte, die Spanier seyen die Nachkommen Quetzalcohuatls des Propheten von Cholula, der allen Menschenopfern abhold nur Blumen und Weihrauch zu spenden gelehrt hatte. Nachdem Teuhtlile nochmals von Cortes die Versicherung erhalten hatte, er werde von seinem Marsch nach Mexico nicht abstehen, verließen die kaiserlichen Botschafter plötzlich das Lager, und von diesem Augenblick an sahen sich die Spanier von allen Einwohnern gemieden und ohne Lebensmittel. Da nun Montejo von einer Küstenuntersuchung eben mit günstigen Berichten zurückgekehrt war, so marschirte Cortes gegen Norden in das Land der gutmüthigen Totonaken, die erst seit 25 Jahren von den Mexicanern unterworfen worden waren, und ihre eigene vom Nahuatl verschiedene Sprache redeten. Unterwegs kamen ihnen drei Totonaken entgegen, die Cortes nach Cempoallan (spr. Sempoalian) der Hauptstadt ihres Gebieters Tlacochcalcatl einluden. Cempoallan war die größte Stadt der totonakischen Herrschaften, und lag — denn heutigen Tages ist sie verschwunden — unweit der Küste etwas südlich vom jetzigen Vera Cruz,[1] und nicht weit von dieser Stadt befanden sich die berühmten Klöster der Quaquhtles oder der Enthaltsamen, eines Priesterordens der im Sinn von Quetzalcohuatls reiner Lehre immer für Abschaffung der Menschenopfer zu wirken suchte. Die Spanier wurden wie Befreier und religiöse Rächer von den Totonaken und namentlich von den Frauen empfangen, die sie mit einem Blumenregen überschütteten. Der Fürst Tlacochcalcatl eröffnete dem spanischen Feldherrn sogleich daß er in einem geheimen Bündniß mit der tlazcaltekischen Signorie und dem Prätendenten von Tezcuco stehe, die begierig auf die Gelegenheit warteten, die Uebermacht der Mexicaner zu brechen. Während nun die Spanier beim Bankett saßen, erschienen plötzlich vier kaiserliche Calpixques oder Schatzbeamte Montezuma's mit ihrem Gefolge. Die erschreckten Volksmassen öffneten eine Gasse, und der Hof von Cempoallan gerieth in die höchste Bestürzung als er sich von der mexicanischen Bureaukratie, auf frischer That, nämlich in Bruderschaft mit dem verdächtigen Göttergesindel des Ostens ertappt sah. Bei dieser Gelegenheit zeigte Cortes sich als höchsten Meister menschlicher Geschicke. Seine Feldherrngaben mögen bedeutend gewesen seyn, allein gewiß bestanden sie nicht in einem strategischen Genie, wie es unsre Zeit bewundert, denn was hätten selbst napoleonische Talente mit 500 Spaniern und regellosen indianischen Hülfsvölkern verrichten können, damals wo es noch darauf ankam daß der General selbst die Lanze einsetzte und sich in das Treffen warf? Cortes war vielleicht ein vortrefflicher Capitän und tüchtiger Schwadronchef, ob er aber ein bewältigender Heerführer nach modernen europäischen Begriffen gewesen sey, davon wissen wir nichts, weil solche Eigenschaften keine Gelegenheiten hatten sich zu zeigen. Mit einem politischen Adlerblick aber benutzte er sogleich die komische Scene unter seinen Augen. Er trieb den Hof von Cempoallan dazu, die vier mexicanischen Beamten verhaften zu lassen und den Tribut zu verweigern. Dieß geschah, und Cortes triumphirte daß jetzt die Totonaken, wie er selbst, ihre Schiffe verbrannt hatten. Sie wollten mit der Empörung spielen, er riß sie hinein daß keine Umkehr für sie möglich und ihr Schicksal zusammengekettet mit dem der Spanier war. Die Cempoalteken wollten jetzt frischweg ihre Gefangenen opfern, Cortes aber, voll Zorn darüber ließ diese in sein Quartier unter Gewahrsam abführen, befreite sie heimlich in der Nacht und schickte sie mit Freundschaftsversicherungen an Montezuma. So war der Mann, welcher kommen mußte um bei gereifter Zeit die Prophezeiungen Quetzalcohuatls in Anahuac zu erfüllen.

Mit der Geschwindigkeit eines Steppenfeuers verbreitete sich die Kunde des Vorgefallenen über das ganze Reich. Montezuma gelähmt von trüben Ahnungen, wohnte nicht mehr in seinem Palast, sondern in Abgeschiedenheit mit Bußübungen und religiösen Opfern beschäftigt. Er soll damals zu dem Orakel des Quetzalcohuatl in Achiuhtla bei den Mixteken geschickt und von dort die Weissagung eines baldigen Untergangs seiner Herrschaft empfangen haben. Hätte Cortes Montezuma's Unentschiedenheit gekannt, er hätte ihn nicht besser lähmen können als durch sein Betragen in Cempoallan, denn kaum erfuhr der Kaiser von dem Hochverrath der Totonaken, so gab er sogleich zur strengsten Züchtigung Befehl, und kaum erschienen die befreiten Calpixques, so wurde alles widerrufen, und zwei Neffen Montezuma's mußten mit Geschenken, den Dank des Kaisers und die Versicherung überbringen, er glaube jetzt gern daran daß die Spanier jene prophetisch verkündigten Söhne Quetzacohuatls seyen. Die Totonaken wurden aber steif vor Erstaunen als die kaiserliche Botschaft so zahm sich vor Cortes bückte, während sie gezittert hatten daß von Mexico aus über ihr Land der Zorn des Kaisers

[1] Bekanntlich ist dieß heutige Vera Cruz eine andre Stadt als jene die Cortes gründete, oder es wurde vielmehr diese etwas nördlicher verlegt. S. Brasseurs vortreffliche Karte des alten Mexico.

wie glühende Lava sich schütten werde. Der letzte Zauber von Montezuma's Macht war gebrochen, und was konnte noch länger den Fremdlingen widerstehen, wenn der Allgewaltige in Tenochtitlan so erweicht schien?

Um den Totonaken einen Geschmack von den Süßigkeiten der spanischen Bundesgenossenschaft zu geben, ließ Cortes durch seine Soldaten ein in der Nähe gelegenes Fort der Mexicaner, mit einer beträchtlichen Besatzung, die als Halsband für die unterworfenen Völker diente, stürmen und wegnehmen. Dann aber gab es in Cempoallan selbst eine unüberlegte Scene. So verschlagen auch Cortes war, er blieb doch immer Spanier, um in Religionssachen die gemeinste Klugheit zu vergessen. Dieser allen Conquistadoren gemeinsame Zug stellt sie sehr hoch in unserer Achtung. Man mag freilich die Achsel darüber zucken daß sie mit blindem Fanatismus die Götzenaltäre stürzten und mit geballter Faust die Indianer an das christliche Taufbecken trieben; ehrenwerth aber ist es immer, wenn diese Abenteurer alle ihre Eroberungen aufs Spiel setzten um ihre Ueberzeugung zu befriedigen, wenn sie auch nur in einem guten Wahn bestand. Ein einziger Mann im Lager des Cortes zügelte beständig die religiöse Raserei, predigte Geduld, und wollte allein durch sanfte Mittel die Indianer für die christliche Lehre gewinnen. Dieß war Cortes' Caplan, Olmedo, von dem Robertson treffend bemerkt hat, er sey in dem heißglühenden 16ten Jahrhundert als Spanier und Mönch eine seltene Erscheinung, insofern aus seinem Munde die Lehren religiöser Duldung flossen, zu deren Verständniß erst späte Jahrhunderte gelangen sollten. In Cempoallan verhinderte er jedoch nicht, daß Cortes mit seinen Spaniern die Teocalli's erstieg und unter Jubel die Götzen herabstürzte. Der Totonakenpöbel, erhitzt von dem Schauspiel, war nahe daran sich auf die Spanier zu werfen, als Marina dem Fürsten ins Gedächtniß rief, daß wenn er sich den Spaniern widersetzte, niemand ihn vor der Rache Montezuma's schützen könnte. Dieß brachte die Totonaken zur Besinnung, und unter Jubel wurden die Götzen von den Spaniern zertrümmert. Die abergläubische Furcht vor den Fremdlingen stieg nach diesem, übrigens unpolitischen Bildersturm noch höher, denn die Totonaken sahen erstaunt daß die Kinder der aufgehenden Sonne ungestraft die alten Götter brechen konnten. Auch trugen die seltsamen Anklänge der heidnischen Mythologie an die christliche Religionsgeschichte, die wir früher erörtert haben, manches dazu bei den alten Wahn von dem prophetischen Charakter der Europäer zu befestigen. Als die Spanier an die Stelle der zerbrochenen Götzen ein Bild der Jungfrau mit dem Jesusknaben aufstellten, sagten sich die Totonaken: das ist Cihuacohuatl mit dem Kinde Quetzalcohuatl.

Drei Monate seit der Landung waren schon verflossen, als Cortes am 16 August 1519 mit 400 Mann Infanterie, 15 Pferden, 7 Geschützen und 2300 totonakischen Hülfsvölkern nach dem Kraterlande Anahuac aufbrach. Die Spanier erstiegen bei Jalapa das Tafelland. Texutla war die letzte totonakische Ortschaft wo sie gastfrei empfangen wurden. In vier Märschen erreichten sie den heutigen Paso del Obispo, ein schwieriges Defilée, welches Montezuma leicht hätte vertheidigen können, aber offen gelassen hatte. Der Weg führte durch felsige Oeden, besäet mit schwarzen Lavatrümmern, wo die Spanier unerwartet vor den eisigen Winden der großen Elevationen schauerten und ihre cubanischen Lastträger, an solche Temperaturen nicht gewöhnt, erstarrten. Als sich der Schlund endlich öffnete, lag vor ihnen die sorgsam angebaute aztekische Hochfläche, und in der Nähe die Stadt Xocotlan (das Caltami des Cortes, heutigen Tages Tlatlauhaniteper). Der dortige Präfect Montezuma's, Olinteti, erwies den Spaniern große Aufmerksamkeiten, und suchte sie zu bewegen ihren Marsch nach der Residenz Tenochtitlan, nicht über Tlaxcallan, sondern über Cholula zu richten. Gerade weil das erstere widerrathen wurde, bestand Cortes darauf, auch hatte er Anspruch, an den Tlaxcalteken Bundesgenossen sich zu erwerben, denn er wußte recht gut daß der Grafenbund in bitterer Feindschaft mit den drei Kronen Anahuacs lebte, und sich der geheimen Liga des Ixtlilxochitl angeschlossen hatte. Er schickte deßhalb vier cempoaltekische Edelleute mit der Bitte an die tlaxcaltekische Signorie, ihm den Durchzug durch ihr Gebiet nach Anahuac zu gewähren.

Warum damals die Tlaxcalteken die Waffen gegen die Spanier erhoben, ist bis jetzt ein historisches Räthsel geblieben, und Abbé Brasseur hat wenig zur Befriedigung unserer Wißbegierde beigetragen. An der Spitze der Signorie standen, wie wir aus der älteren Geschichte gesehen haben, vier Grafen, damals Maxixcatzin, Xicotencatl, Tlehuexolotzin und Citlalpopocatzin. Von diesen waren Maxixcatzin und der alte Xicotencatl erklärte Gegner: was der eine durchsetzen wollte, das verhinderte der andere, und so geschah es auch damals: Maxixcatzin willigte in das Begehren der Spanier, Xicotencatl widersetzte sich und wußte die Signorie auf seine Seite zu bringen. Aber wie ihm das gelang und warum gerade die mächtigere Partei sich gegen Cortes erklärte, das wünschten wir zu wissen und hier läßt uns Brasseur im Stich, denn wenn er auch bemerkt daß trotz aller Freude über die Demüthigungen Montezuma's doch die Völker Anahuacs sich unheimlich fühlten und mit Bangigkeit diese vom Himmel gefallenen Fremdlinge betrachten mochten, so ist das doch nur eine unentgeltliche Nachempfindelei historischer Stimmungen, die gewöhnlich trügen, wenn sie nicht aus den Quellen geschöpft werden. Noch schwächer ist die Vermuthung daß die Tlaxcalteken mit politischer Sehergabe in den Feinden Montezuma's die Bewältiger aller indianischen Reiche erblickt hätten, denn wäre dieß der Fall gewesen, so ist es unbegreiflich daß sie später, als die Spanier bald vernichtet waren, sie nur durch ihr treues Bündniß noch retteten. Uns scheint daher, daß man in Xicotencatls eigenen Worten, womit er später seine Feindseligkeiten entschuldigte, die beste Aufklärung findet. Es giengen beständig im spanischen Lager die Botschafter Montezuma's aus und ein, so daß man in Tlaxcallan gar nicht wußte, wen man vor sich hatte, einen Gegner oder einen heimlichen Genossen der mexicanischen Kaiser. Cortes' Betragen den Totonaken gegenüber, die er zuvor gründlich compromittirte, während er heimlich wieder durch Befreiung der gefangenen Schatzbeamten dem Kaiser schmeichelte und dieser selbst von Zweifeln geschüttelt wurde, was er aus den doppelsinnigen und zweideutigen Fremdlingen machen sollte, konnte die Tlaxcalteken vor den Spaniern gewarnt haben. Daß die tlaxcaltekische Signorie aber voller politischer Schliche und Pfiffe und Cortes' an diplomatischer Kunst gewachsen war, davon gab sie auf der Stelle Proben. Auch daran darf nicht gezweifelt werden, daß man von jedem Schritte der Spanier bis in alle Einzelnheiten unterrichtet war, denn im Spioniren besitzen alle Rothhäute Meisterschaft, und wir sind befugt anzunehmen daß Cortes täglich und stündlich nicht bloß von Montezuma's Leuten, sondern eben so gut von der Gegenpartei beobachtet wurde. Die Kaufleute in Anahuac hießen nicht umsonst die Verlappten, denn da sie ihr Geschäft überhaupt nur betrieben indem sie sich verkleidet durch feindliche Gebiete schlichen, so vermochten sie das Höchste in allen Verstellungskünsten zu leisten. Es gibt aber noch ein zweites Motiv, wel-

mes die Tlaxcalteken zum Widerstand ermuntern konnte, nämlich der Bildersturm in Cempoallan. Die Tlaxcalteken, als Abkömmlinge der wilden Chichimeken, beschäftigten sich nicht mit dem sanften alttoltekischen Quetzalcohuatlcultus, sie waren im Gegentheil bigotte Bilderdiener und den Menschenopfern leidenschaftlich zugethan. Die Priesterzunft in Tlaxcallan mußte daher, auch wenn die Quellen gänzlich über ihre Thätigkeit schwiegen, sich der christlichen Bundsgenossenschaft widersetzt haben.

Es ist hier kein Raum die Kriegsgeschichten zwischen den Spaniern und der Signorie zu beschreiben und höchst überflüssig, da wir Prescotts unvergleichliche Darstellung besitzen, aber erinnern müssen wir an die listige Art, wie sich der Senat von Tlaxcallan gegen Cortes benahm. Er ließ die Spanier zuerst durch eine Division Othomis angreifen, um zu sehen wie sie sich schlagen würden, dann entschuldigte er sich wieder, es hätten diese Gränzstämme noch nicht gewußt daß sie die Spanier durchziehen lassen dürften. Erst dann lieferte man eine größere Schlacht, wo der junge Xicotencatl befehligte. Die Spanier sprechen von 30,000 feindlichen Streitern, und schreiben der Wirkung ihrer Geschütze den Sieg zu. Allein Xicotencatl brach das Gefecht nur ab und zog sich in guter Ordnung zurück. Die Spanier hatten 15 Verwundete und außerdem schon bei dem ersten Scharmützel mit den Othomis zwei Pferde verloren. Die nachfolgende Hauptschlacht gewann Cortes nur durch einen Glücksfall. Daß die Spanier sehr ernst gestimmt waren, beweist die Thatsache daß sie vor dem Gefecht beichteten. Die Tlaxcalteken erschienen in solcher Masse, und ihr erster Stoß war so gewaltig, daß die Spanier in Auflösung geriethen. Cortes machte in diesem Augenblicke an der Spitze seiner Reiter einen Angriff, um der Infanterie Zeit zu gönnen sich wieder zu gliedern. Wahrscheinlich hätte er damit nur auf kurze Zeit das Ende verzögert, wenn nicht einer der vornehmsten Häuptlinge, der Sohn des Chichimecatl-Teuctli, unter Verwünschung Xicotencatls mit seinen Truppen abgezogen wäre. Dieser Verrath, eine Frucht der innern Zwietracht im Grafenbunde, nöthigte die Tlaxcalteken zum Abbruch der Schlacht, in welcher 60 Spanier und sämmtliche Pferde verwundet worden waren. Nachdem den Tlaxcalteken endlich noch der Versuch eines nächtlichen Ueberfalls mißglückte, schloß die Signorie mit den Spaniern aufrichtig Frieden und jene Bundsgenossenschaft welche die härtesten Prüfungen überstand. Nach der Statistik, die sich der italienische Edelmann in Cortes' Heer (bei Ramusio) von der Signorie zu verschaffen wußte, zählte der Grafenbund (wahrscheinlich mit Einschluß der Othomis) 150,000 Häuser und etwa eine halbe Million Einwohner. Die Stadt Tlaxcallan selbst, in welche die Spanier am 23 September einzogen, vergleicht Cortes mit dem damaligen Granada, einer Stadt von etwa 40,000 Bewohnern in jener Zeit. Dort empfieng er seinen berühmten amerikanischen Namen Chalchihuitl, eine Bezeichnung des Quetzalcohuatl, wie auch der blonde Alvarado Tonatiuh (Sonne) getauft wurde. Dießmal vom Pater Olmedo gezügelt, unterließen die Spanier den Bildersturm, und begnügten sich mit der Aufpflanzung von Kreuzen, so daß die Tlaxcalteken voll Verwunderung sagten, „die Fremdlinge dienten dem Tonaquahuitl oder dem Baume unsres Fleisches", d. h. den Symbolen des Regens und aller Befruchtung. [1] Nur das Eine begehrten und erreichten sie von den Tlaxcalteken, daß sie die Menschenopfer abschworen, und wirklich ist seitdem in Tlaxcallan nie mehr öffentlich ein solches Schauderfest gefeiert worden, wenn auch einzelne Fälle heimlich vorgekommen seyn mögen. Von politischer Wichtigkeit aber war es daß das Bündniß sogleich durch Ehen zwischen spanischen Officieren und tlaxcaltekischen Prinzessinnen nach vorausgegangener Taufe geschlossen wurde. Unter andern heirathete Pedro Alvarado die Tochter Xicotencatls, und die Sprößlinge dieser Ehen gehören jetzt zu dem vornehmsten creolischen Adel Guatemala's. Um diese Zeit traf auch eine Botschaft der Freistadt Huexotzinco ein, die sich unter den nämlichen Bedingungen, wie Tlaxcallan, nämlich Anerkennung der spanischen Suzeränität, in den Bund gegen Mexico aufnehmen ließ.

Cortes hatte beschlossen nicht in der nächsten, nämlich in westlicher Richtung nach Mexico, sondern auf einem südlichen Umweg über Cholula zu marschiren, welche Stadt wie Tlaxcallan an dem äußern Rande des Kraters von Anahuac und zwar am Fuße der geschwisterlichen Vulcane des Feuerberges (Popocatepetl) und der weißen Frau [1] (Iztaccihuatl) lag. Die Tlaxcalteken waren darüber sehr mißgestimmt, denn viel lieber hätten sie sich von Cortes mit den Waffen in der Hand stracks nach Tenochtitlan (Mexico) führen lassen. Cholula, die Stadt des Verbannten und das Mekka der Mexicaner, wo der Prophet Quetzalcohuatl seine größten Heiligthümer besaß, wo aber sein Cultus seit dem Einbruch der Chichimekenhorden längst durch Blutopfer geschändet worden war, zeigte den größten Widerwillen gegen die angeblichen Abkömmlinge des zurückerwarteten Messias. Das darf uns aber nicht lange befremden. Mit der nähern Bekanntschaft litt wohl der orakelhafte Schimmer welcher die Spanier umgab. Cholula liebte die mexicanische Kaiserherrschaft nicht, denn sie war ihm so bedrohlich als allen andern Gebieten, und die Freiheit der heiligen Stadt mitten im Gebiete kriegerischer Monarchen war längst eine Anomalie geworden. Die Cholulteken liebten aber eben so wenig die Tlaxcalteken. Man wird sich aus der ältern Geschichte erinnern daß Cholula längere Zeit während der nachtoltekischen Völkerwanderung in die Hände einer Chichimekenbande gefallen war, die endlich aus der Stadt vertrieben in Tlaxcallan sich ansiedelte und dort den Grafenbund stiftete. Dieser historische Groll wäre vielleicht längst verklungen, wenn nicht die Reibungen zwischen den beiden handeltreibenden Völkern, Tlaxcalteken und Cholulteken, den Haß immer aufs neue aufgefrischt hätten. Cholula wurde damals durch eine Signorie beherrscht, die sechs Patricier bildeten. Neben diesem Sitz der Souveränität gab es aber noch zwei Staatsgewalten, den Hohenpriester, Tlalchiach, mit dem Range eines Fürstbischofs und den Tlalquiach, eine Art von Doge oder Generalissimus. Nur der Name des letzteren, Tecuanhuehuetzin, ist uns erhalten worden. Montezuma hatte den Cholulteken vorgeschlagen, 30,000 Mexicaner als Garnison in die Stadt zu legen und mit ihrer Hülfe die Spanier zu erwürgen. Er hatte die Mehrheit des Patriciates, welches sich deßhalb in zwei Parteien theilte, für sich gewonnen, allein der vorsichtige Doge von Cholula lehnte diese gefährliche Hülfe ab, aus Besorgniß daß er die Mexicaner nicht so leicht aus der Stadt wieder los werden möchte. Es wurde also verabredet daß die mexicanischen Truppen in der Nähe der Stadt eine versteckte Stellung beziehen und den Spaniern, wenn sie einmal eingezogen wären, den Rückzug ins Freie abschneiden sollten.

[1] Daß die Kreuze Insignien aller Regen- und Wassergötter in Mexico waren, ist schon früher erwähnt worden.

[1] S. die vortreffliche Ansicht dieser Gruppe in A. v. Humboldts malerischem Atlas der Vulcane.

Nach Verabredung dieses Streiches schickte die Signorie dem Cortes eine Einladung in die Stadt zu kommen und die Huldigung für die spanische Krone vollziehen zu lassen. Der spanische Feldherr nahm nur seine Totonaken und 5—6000 Tlaxcalteken mit sich, indem er sich alle weitern Unterstützungen verbat, nicht etwa weil er sie nicht hätte brauchen können, sondern weil er, vorläufig nur auf einer großen Recognoscirung begriffen, noch nicht als Eroberer auftreten wollte. Im Gefolge der tlaxcaltekischen Truppen zog eine Karawane von Kaufleuten, denn Krieg und Handel waren bei jenen Zuständen noch völlig verschwistert. Seit Jahrzehnten war gegen Tlaxcallan von den Mexicanern eine Handelssperre verhängt worden, und die Tlaxcalteken hatten in jener Zeit am schwersten die Entbehrung des Salzes empfunden, welches ihnen sonst aus dem brackischen Wasserbecken Anahuacs zugekommen war. Cholula zählte damals 20,000 Häuser, die nach der Schnur in senkrecht aufeinander stehende Straßen vertheilt waren. Alle überragte die uralte und größte Treppenpyramide Mexico's, in den ersten Jahrhunderten unsrer Zeitrechnung gebaut, welche Quetzalcohuatl, der Prophet, mit dem Tempel Ce-Acatl, dem Symbol des Regens und der menschlichen Fruchtbarkeit, gekrönt hatte, und wo seiner reinen Lehre zum Hohn jährlich 6000 kleine Kinder geschlachtet wurden. Als die letzten und am mindesten vermischten Abkömmlinge der Tolteken galten die Bewohner der heiligen Stadt für die gelehrtesten und höflichsten in ihrem Völkerkreise, und zeichneten sich nicht wenig durch ihren Luxus und den Putz ihrer feinen Gewänder, namentlich der Burnus aus. Die Spanier waren nicht wenig erstaunt solche Capuzenmäntel genau so, wie sie die spanischen Moren in Granada trugen, im fernen Cholula anzutreffen. Auch fehlte es nicht an dem, allen Wallfahrtsorten gemeinsamen, gesellschaftlichen Uebel, nämlich an Schaaren von Bettlern und Mißgestalten, die an den Tempeln lagerten, um das öffentliche Erbarmen zu belästigen.

Der Ausgang der cholultekischen Verschwörung ist allen unsern Lesern geläufig, und wir wollen daher nur einige Nebenumstände hervorheben. Cortes wagte nicht sehr viel, wenn er sichern Schrittes in die Höhle des Löwen trat. Cholula und Tlaxcallan lagen sich so nahe daß in kürzester Zeit seine Hülfsvölker auf die erste Benachrichtigung schon vor der Stadt stehen konnten. Seine tlaxcaltekische Begleitung ließ er in den Vorstädten, sie stand aber, wie wir vernehmen, unter dem Commando von Cristobal de Olid, ein Beweis daß spanische Officiere die Hülfsvölker befehligten. Cortes war vor einem Verrath auf seiner Hut, er erhielt auch zeitig Warnungen und wahrscheinlich von einer Partei in der Stadt, denn zwei der Patricier, die in der Signoria gegen den Anschlag Opposition gemacht hatten, waren in Ketten geworfen worden. Die Spanier kamen ihren Feinden zuvor, sie griffen zuerst an. Ihre Artillerie war in einer Stadt von breiten rechtwinkeligen Straßen eine furchtbare Waffe, statt aber wie die Cholulteken gemeint hatten, in den Straßen selbst sich überfallen zu lassen und durch die heimlich erbauten Barricaden in einen Sack zu rennen, ließ Cortes die alles beherrschende Treppenpyramide stürmen und dieses Heiligthum den Flammen überliefern, während seine Tlaxcalteken bei dem ersten Pulverknall aus den Vorstädten nach dem spanischen Quartier aufbrachen, also die Barricaden im Rücken faßten. Unübertrefflich war Cortes' Benehmen gegen die mexicanischen Beamten, die ihn in Cholula begrüßt hatten. Er ließ in ihrer Gegenwart gefangene Cholulteken die Verschwörung und das Anstiften Montezuma's eingestehen, dann aber bemerkte er mit seiner Verstellung: „Seht die Erbärmlichen! Sie wollen ihr Verbrechen und ihren Verrath auf euren König wälzen, doch werde ich nie glauben daß der große Montezuma so feindlich mir nachgestellt habe, während er mir aus eurem Munde so feurig seine Freundschaft versichern ließ. Deßhalb werde ich eure Ehre durch eine Züchtigung dieser thörichten Stadt rächen." So auserlesen waren die diplomatischen Künste des Mannes, welcher allein das Kaiserreich zerstört hat.

Als das Gemetzel in Cholula vorüber war, stand Maxixcatzin schon mit 20,000 Tlaxcalteken vor der Stadt, denn er war, als die Rauchsäulen der brennenden Tempel aufstiegen, schlimmes ahnend, herbeigeeilt, kam aber nach vollbrachter Arbeit. Cortes ließ an die Stelle des gleich beim Beginn des Gefechtes ermordeten oder gefallenen Tlalquiach oder Dogen einen Nachfolger, und zwar einen jener Patricier wählen, die sich für die Spanier und gegen Montezuma erklärt hatten. Von einer Einführung des Christenthums sah man vorläufig ab, dagegen wurden die Menschenopfer streng untersagt, und alle für den Blutdienst aufgesparten Gefangenen in Freiheit gesetzt.

Die Erwerbungen der Holländer auf Sumatra in den letztverflossenen 40 Jahren.

(Von Julius Kögel.)

Noch im Jahr 1820 hatten die Holländer auf der 5000 Quadratmeilen großen Insel Sumatra nur unbedeutende Besitzungen, ihre ansehnlichsten waren einige Küstenstriche bei Tapanuli und Padang auf der Westküste dieses Eilandes; denn der Sultan von Palembang — vormals ein Vasall der holländisch-ostindischen Compagnie — hatte sich 1811 der europäischen Herrschaft entzogen, und die in seinem Reich anwesenden Holländer ermorden lassen. Diese Unbill zu rächen und den Sultan zum Gehorsam zurückzuführen, hatten die Holländer in den Jahren 1819 und 1820 Expeditionscorps von Batavia aus gegen Palembang (Ostküste Sumatra's) gesandt, jedoch beide Unternehmungen waren mißglückt. Erst 1821 gelang es den Holländern Palembang wieder zu erobern, den Sultan gefangen zu nehmen und einen den europäischen Herren sehr geeigneten Reichsverweser hier anzustellen; nichtsdestoweniger fügte sich das Gros des Volks nur nothgedrungen den Befehlen der Holländer; die Bewohner einzelner Kampongs widersetzten sich noch immer mit bewaffneter Hand. Ueberhaupt aber durfte das wiedererworbene Besitzthum den Holländern keineswegs als gesichert erscheinen, solange noch die Landschaft Benkulen (Südwest-Sumatra) eine brittische Besitzung war, woher die Unzufriedenen Waffen und Munition in beliebigen Quantitäten beziehen konnten.

Um ihre Besitzungen auf Sumatra zu sichern und besser zu arrondiren, vertauschten die Holländer 1824 Malakka gegen das brittische Benkulen; aber kurz nach der Erwerbung dieses Landes geriethen die

neuen Herren mit den dort wohnenden Padries, ebenso wie mit den weiter nördlich — unweit Padang — wohnenden Payen in Krieg; und die Fehden mit den Payen waren noch nicht beendet als auf Java der Insurrectionskrieg ausbrach. Dadurch wurden die Holländer gezwungen mit ihren Kriegsoperationen auf West-Sumatra nur defensiv zu verfahren. Wider Erwarten dauerte der javanische Krieg sehr lange, nämlich von 1825 bis März 1830; daher wurde auch während dieser langen Zeit von den Holländern auf Sumatra fast nichts erobert.

Als aber der javanische Insurgentenhäuptling Diepo-Negoro in holländische Gefangenschaft und nach Celebes abgeführt worden war, beeilten sich die europäischen Herren auf Sumatra das Versäumte nachzuholen. Zu dem Ende besiegte schon am 18 August 1830 eine vom Capitän Helbig angeführte holländische Colonne die Malayen bei Kampong Kandies, unweit Padang. Der Krieg, welchen die Holländer nunmehr auf Sumatra's Westküste angefangen, dauerte sieben volle Jahre ohne Unterbrechung fort; denn nicht so schnell wie die nur von Javanen bewohnten Dissa und Kampongs, waren die malayischen Ortschaften auf Sumatra zu erobern. Letztere sind nämlich häufig mit Gräben, Schanzen und Palissaden umgeben, und die Malayen bedienten sich zur Vertheidigung ihrer Kampongs nebst Flinten auch noch der Kanonen. Solche Ortschaften mußten daher von den niederländisch-indischen Kriegsbanden belagert werden, wodurch der Krieg sich in die Länge zog, und die verschiedenen Belagerungen konnten nicht mit Energie betrieben werden, weil — wegen des Aufruhrs in Belgien — nicht nur der benöthigte Succurs vom Mutterland völlig ausblieb, sondern im December 1831 auch die Javanen neue Befreiungsversuche unternahmen. Zwar wurden die zweideutigen javanischen Häuptlinge Djojo-Sindiriko und Ma-Sendot commandirt, mit ihrem Heerbann sich am Krieg gegen die Malayen auf West-Sumatra zu betheiligen; allein was die Holländer einerseits durch diese javanischen Hülfstruppen gewannen, verloren sie andrerseits wieder dadurch daß der Imam von Bonjol — bis 1832 ein Alliirter der Holländer — plötzlich die holländische Partei verließ, einen von holländischen Truppen besetzten Kampong überfiel, und die im dortigen Feldlazareth befindlichen kranken Söldner zu ermorden befahl, was auch unverzüglich ausgeführt wurde. Pardon gaben auch die Malayen Sumatra's keinem Europäer, nahmen bisher auch keine weißen Ueberläufer auf; jedoch tödteten sie die ihnen in die Hände fallenden Feinde schnell, und ohne sie erst lange zu quälen.

Obschon in diesem Krieg die Anzahl derjenigen Europäer, welche durch das Schwert der Feinde fiel, verhältnißmäßig viel größer wie im javanischen Kriege war, so waren es doch auch auf Sumatra die Seuchen welche die Reihen der fremden Söldner am meisten lichteten; ja es war die Sterblichkeit unter den holländischen Kriegsschaaren öfters Ursache, daß ihre Eroberungen nur langsam von statten giengen. Der Mangel an europäischem Militär wurde immer fühlbarer, und um diesen Mangel möglichst zu ersetzen, kam man auf den Einfall, Neger in Guinea für den hiesigen Kriegsdienst engagiren — richtiger aber ankaufen — zu lassen; allein die schwarzen Söldner mußten erst nach ihrer Ankunft auf Java zu Soldaten gebildet werden, bevor man sie in den Krieg schicken konnte, und dazu war eine jahrelange Uebung nöthig.

Indessen wendeten sich die niederländisch-indischen Heerhaufen 1833 gegen Bonjol, wobei zwar das schöne neutrale Ländchen Rau (holländisch Rouw) den Holländern schnell in die Hände fiel, das Vordringen im Bonjolschen aber namentlich dadurch sehr erschwert wurde daß der feindliche Imam viele neue Bollwerke dort hatte errichten lassen, von welchen nicht nur die Kampongs, sondern selbst verschiedene Thäler und Berge beschützt wurden. Auch hatten die Malayen in ihren Schanzen von außen unsichtbare Schießscharten (Tanju) angebracht, wodurch die Holländer manchen unvermutheten Schaden erlitten. Während so in den Jahren 1833 und 1834 die Erwerbung Bonjols nur sehr langsam von statten gieng, und die Bewohner von Rau ihre neuen Herren wieder vertrieben, fühlten sich die Holländer auch veranlaßt gegen die Malayen Ost-Sumatra's ins Feld zu ziehen. Alljährlich war es und ist es häufig noch jetzt der Fall, daß die Bewohner einzelner Kampongs in den zur Statthalterschaft Palembang gehörenden Distrikten Mareekombi und Lahat den schuldigen Tribut zu zahlen verweigern. Solche Fehden wurden stets sehr schnell dadurch beendigt daß diese Kampongs mit holländischen Geschützen in den Brand geschossen wurden, worauf man den Frieden wieder herstellte, den schuldigen Tribut bezahlte und die Kriegskosten erstattete.

Bedenklicher wie im Palembang'schen waren die Verhältnisse in den Kampongs (d. i. die der Westküste Java's gegenüber gelegene Ostküste Sumatra's), die dortigen Malayen bezichtigte man Seeräuberei betrieben zu haben, und sie hatten sogar zwei Vesten in der Nähe des Strandes angelegt. Die von Weirang (Hauptort der Lambongs) gegen sie ausgesendeten Truppen hatten sie zurückgeschlagen, was die Holländer bewog jene mit größerer Macht zu besiegen. Zu dem Ende wurde das siebente Infanteriebataillon [1] nebst einigen Geschützen, unter Befehl des Obersten Elout, von Batavia im September 1834 auf Kriegsschiffen nach den Lambongs geschickt. In ein paar Tagen waren die malayischen Vesten erobert; nur wenige holländische Söldner verloren dabei ihr Leben, desto größer aber war der Verlust dieses Expeditionscorps kurz nach seiner Rückkehr nach Batavia, denn in acht Tagen starben im Hospital über 130 Mann an Fieber und Dysenterie, welche Seuchen die Kriegsleute von den Lambongs mitbrachten. Die afrikanischen Kriegsleute hatten in diesem Feldzug die erste Probe abgelegt, man hatte sie als tapfere, aber auch als unfolgsame Soldaten kennen gelernt, denn ihr wildes, nicht zu bändigendes Kriegsgeschrei entsprach keineswegs europäischer Disciplin.

Unterdessen näherten sich die holländischen Heerhaufen auf West-Sumatra der Varkensbattery (Schweinebatterie, wie die Holländer die Citadelle von Bonjol zu nennen pflegten) immer mehr, auch Rau wurde 1835 den europäischen Herren abermals unterworfen, allein bei Bonjol mußten manche Schanzen mit Sturm genommen werden, und nicht selten erlitten dabei auch die holländischen Truppen bedeutenden Verlust. Nur ein einzigesmal glückte es einem muthigen Europäer eine bonjolsche Veste ganz allein und ohne europäisches Blutvergießen zu erobern. Der Kanonier van Deventer verließ nämlich in der Morgendämmerung des 28 August 1835 mit einigen Granaten versehen seine Colonne und gelangte — alles Schießens der Feinde ungeachtet — an die malayische Veste; hier zündete er die Granaten, eine nach der andern, an seiner Cigarre an, warf sie in die feindliche Festung, wo sie beim Zerspringen unter den Malayen Tod und Verderben ver-

[1] Die Feldbataillone der niederländisch-indischen Armee haben sechs Compagnien à 119 Mann ohne die Officiere; gewöhnlich ist die erste und sechste Compagnie nur aus Weißen und Liplappen zusammengesetzt; die vier übrigen Compagnien bestehen aus Amboinesen (Christen von den Molukken), Afrikanern, oder Inlanders (Javanen, Maduresen, Bugies, Rottinesen); jeder dieser Compagnien sind vier europäische Officiere (ein Capitän, ein Premier und zwei Second-Lieutenants), und je 10 europäische Unterofficiere (ein Feldwebel, vier Sergeanten, ein Fourier und vier Corporals) zugetheilt.

breiteten, weßhalb diese den muthigen Kanonier für einen Schetán (Teufel) hielten und eiligst die Flucht ergriffen, worauf van Deventer in die Veste einzog und seine Kameraden herbeirief, welche auch schnell sich näherten und diese besetzten.

Im Jahre 1835 kamen wieder frische Sublevationstruppen in größerer Anzahl vom Mutterlande an, auch kehrte der Generalmajor Cleerens mit einem Jägercorps — das größtentheils aus belgischen Deserteurs bestand und Bonjol zu erobern bestimmt war — von dorther nach Java zurück, und man erwartete daher daß der Beendiger des Kriegs auf Java auch dem Kriege auf Sumatra ein Ende machen werde. Obschon nun dieser umsichtige Militär seit 1836 die Kriegsoperationen vor Bonjol leitete, entsprach der Erfolg doch keineswegs der Erwartung, namentlich ließ sich der Imam von Bonjol nicht sehr leicht (was vormals der Pangerang Diepo-Negoro auf Java versehen hatte) von europäischer Diplomatie täuschen, weßhalb es auch erst am 9 Jul. 1837 gelang dessen letztes Bollwerk zu erstürmen. Etwa vie Wochen danach ergab er sich den Holländern und wurde als Staatsgefangener nach Buitenzorg auf Java gebracht.

Durch die Eroberung Bonjols waren die Holländer unmittelbare Nachbarn der Malayen in den Kottaländern geworden; dieses sind nämlich Staaten welche je nach der Anzahl ihrer Kotters oder Kottas (befestigte Ortschaften) benannt werden. Wie man sich leicht denken kann, kamen die egoistischen Europäer mit ihren neuen Nachbarn sehr bald in Streit, welcher damit endete daß der Oberstlieutenant Michiels mit einer niederländisch-indischen Colonne 1838 in diese Länder einrückte, und damit in diesem und dem darauf folgenden Jahre die Diegablas- (dreizehn), Ampatbullo- (vierzig), und Limabullo- (fünfzig) Kottas und andere Länder von minderer Wichtigkeit dem holländischen Scepter unterwarf. Auch damit waren die eroberungssüchtigen Holländer noch nicht zufrieden, denn nunmehr waren sie unmittelbare Nachbarn des Reiches Atschin — welches noch nie unter europäischem Einflusse stand — geworden, und der Radja Tumas, ein Vasall des Sultan von Atschin, gab den europäischen Herren Gelegenheit ihr Gebiet auf Unkosten Atschins vergrößern zu können. Zu dem Ende gelang es den Holländern, auch noch 1840 einen Theil der Pfefferküste (Nordwestküste Sumatra's) nebst den drei Häfen Sinkel, Barus und Tapus zu erobern.

Während die holländischen Waffen auf West-Sumatra ein Land nach dem andern erwarben, gelang es der holländischen Diplomatie auch die malayischen Völker auf Ost-Sumatra und die Oran Batta (Ureinwohner) in den Gebirgen durch Verträge zu umgarnen und deren Fürsten zu Vasallen des Gouvernement von Batavia zu machen. Durch einen Vertrag mit dem Sultan von Djambi wurde dieser Fürst 1838 ein Vasall der Holländer; ebenso wurde der Sultan von Lingga, der 761 kleine Inseln unweit der Ostküste Sumatra's beherrscht und schon seit langer Zeit Vasall der Holländer war, von der europäischen Herrschaft veranlaßt sein Gebiet über einen Theil Sumatra's auszudehnen. Unter Mitwirkung der Lehnsherren gelang es 1839 diesem Fürsten große Landstriche an der Mündung des Indagiri zu erobern und zu behaupten.

Holländische Heerhaufen drangen 1840 von Palembang aus gen Westen vor, unterwarfen mehrere malayische Ortschaften und legten zu Tebing-tingki Fortificationen an, wodurch es seitdem gelang das ganze zwischen Benkulen und Palembang gelegene Land der holländischen Herrschaft zu unterwerfen. Daß aber solche, meist mit den Waffen in der Hand zwischen Europäern und malayischen Fürsten abgeschlossene Verträge — deren Text die nächsten Agnaten des Throns öfters gar nicht kennen — keine lange Freundschaft zwischen braunen Unterthanen und weißen Herren zur Folge haben, ist leicht begreiflich, zumal wenn man erwägt daß auch die niederländisch-indischen Behörden hinsichtlich abgeschlossener Verträge sehr willkürlich [1] verfahren.

Um die Malayen West-Sumatra's in Gehorsam zu halten, legten die Holländer hin und wieder in den eroberten Ländern Fortificationen an, versahen dieselben mit hinlänglicher Besatzung, um die aufrührischen Bewohner einzelner Ortschaften zu bezwingen und züchtigen zu können. Jedoch ganz unvermuthet empörte sich zu Anfang 1841 ein mächtiger und bisher treuer Vasall der Holländer, nämlich der Radja Patiepo. Dieser belagerte mit seinem Heerbann plötzlich einige holländische Forts, und weil die Hülfe von Padang sehr lang ausblieb, entstand in diesen großer Mangel, in einem derselben, wo schon alles aufgezehrt war, ergriff die Besatzung des Nachts die Flucht. Jedoch blieben drei Mann (ein Europäer und zwei Javanen), welche verwundet waren und nicht marschiren konnten, im Fort zurück. Am nächsten Morgen rückten Patiepo's Banden in die holländische Veste, worauf einer von den drei Verwundeten — die keinen Pardon zu erwarten hatten — sogleich den Pulvervorrath anzündete. Bei der augenblicklich erfolgenden Explosion verloren nicht nur jene drei, sondern auch ein paar hundert Malayen ihr Leben. Erst nach drei Monaten gelang es dem Oberstlieutenant Michiels mit seiner Colonne den Aufruhr völlig zu unterdrücken und Patiepo gefangen zu nehmen.

In zwei Decennien war es demnach der holländischen Politik gelungen über 2000 Quadratmeilen Land auf Sumatra zu erwerben, und seit den letztverflossenen achtzehn Jahren unterwarfen sich noch mehrere kleine Völkerschaften daselbst dem holländischen Gouvernement. Kleine Fehden kamen zwar und kommen noch jetzt alljährlich im niederländischen Sumatra vor, doch wurden diese fast immer schnell beendet. Dabei kommt es den Holländern sehr zu statten daß die verschiedenen malayischen Völkerstämme — ähnlich den Völkern deutscher Zunge — sich gegenseitig mehr als die Ausländer hassen, und fast jeden Europäer für einen Oran Walanda (Holländer) oder für einen intimen Freund derselben halten. Zu dem Ende folgten die souveränen Fürsten Sumatra's bisher lieber arabischen, als europäischen Rathgebern, und die Folge davon war daß sie einer nach dem andern mit den Holländern in Krieg geriethen und die Mehrzahl derselben dem Gouvernement von Batavia unterworfen ward.

Größere Volksaufstände fanden auch im gegenwärtigen Jahrzehnt wieder einige im niederländischen Sumatra statt. Im Jahr 1851 mußte ein Expeditionscorps von Samarang (Java) nach den Lambongs geschickt werden, um den Frieden dort wieder herzustellen; 1853 mußte eine andere Colonne unter Befehl des Majors Pijon von Bata-

[1] Im Jahre 1833 wurde dem europäischen Militär auf Java bekannt gemacht daß zwischen dem Königreich der Niederlande und sämmtlichen deutschen Bundesstaaten Cartel abgeschlossen worden sey, worauf mehrere hundert europäische Kriegsleute erklärten daß sie Deserteurs wären und ausgeliefert zu werden wünschten. Allein dazu waren die niederländisch-indischen Behörden nicht zu bewegen, im Gegentheil wurde die größere Anzahl dieser Leute nach Sumatra in den Krieg geschickt. Noch im Januar 1836 sandte man viele deutsche Deserteurs anstatt nach ihrem Vaterlande, nach Benkulen. Wenn nun schon die Holländer sich gegen Europäer auf dem malayischen Archipel keineswegs aufrichtig zeigen, darf man wohl glauben daß dieß gegen Malayen in noch geringerem Maße der Fall ist.

via nach Palembang gesendet werden, um die im nördlichen Theil dieser Provinz aufgestandenen Malayen zu unterwerfen. Gleich beim ersten Gefecht wurden 88 Europäer getödtet und Pison selbst verwundet; jedoch wurden später die Empörer zum Gehorsam zurückgebracht. Man ersieht hieraus daß, obschon die Holländer ihre Besitzungen auf Sumatra immer noch vermehren, deren Herrschaft auf dieser Insel keineswegs auf festen Füßen steht.

Seit ein paar Jahren scheint es daß einzelne Europäer (nicht Holländer) das Vertrauen unabhängiger malayischer Fürsten gewonnen haben, was wahrscheinlich vortheilhaft für die Malayen und nachtheilig für die Holländer seyn wird. Im Reiche Siak — das 1857 den Holländern unterworfen ward — hat sich dieß zwar nicht bestätigt. Dahingegen hat sich seitdem der mächtige Sultan von Djambi der holländischen Vormundschaft entzogen, und nur brittischen Rathgebern soll er es zu danken haben daß die Oran Walanda ihn bis heutzutage noch nicht zu züchtigen vermochten.[1] Auch im noch größern Reiche Atschin gewinnt französischer und brittischer Einfluß immer mehr Raum, und dadurch wird es den Holländern wohl sehr schwer gemacht werden über ganz Nord-Sumatra ihre Herrschaft auszudehnen. Gelegentlich sey bemerkt daß die niederländisch-indischen Herrhaufen noch niemals gegen einen Feind gefochten haben, der auch mit Granaten und Kartätschen[2] schoß oder einen Cavallerieangriff wagte. Selbst die als sehr gute Reiter bekannten Bugies auf Celebes fochten nicht zu Pferd, sondern sprangen stets von denselben herab, sobald sie sich dem Feinde näherten, und fochten alsdann zu Fuß mit Speer, Schild und Klewang (Schwert).

Ungeachtet der größte Theil Sumatra's gegenwärtig unter holländischem Einflusse steht, ist es den europäischen Herren doch noch nicht gelungen den Landesculturzwang und das Gouvernementsmonopol auch dort wie dermalen auf Java einzuführen. Den meisten Vasallen der Holländer erscheint dieses System auf Sumatra nicht plausibel, da ihre Unterthanen weder so willig noch so billig und so fleißig wie die Javanen zu arbeiten pflegen. Schon auf Java gewahrt man daß der westliche, von Malayen bewohnte, nicht so gut wie der östliche, von Javanen bewohnte Theil Java's cultivirt wird. Nun sind aber die Malayen Sumatra's wohl kriegslustiger, aber doch arbeitsscheuer als die Malayen im westlichen Java, deßhalb ist man genöthigt Kulis von Nias und Java auf Sumatra einzuführen. Zwar vermehrt sich auch hier die Kaffee- und Pfefferproduction, aber der Gewürznellenbau in Benkulen vermindert sich von Jahr zu Jahr.

[1] Eben ist gegen Djambi eine Expedition unterwegs. D. Red.

[2] Dadurch wird es erklärlich weßhalb die niederländisch-indischen Colonnen einen Feind der ihnen an Anzahl um das Vier- oder Fünffache überlegen war, zu besiegen vermochten.

Aeltere und neuere Zustände auf den Fidschi-Inseln.

1. Politische und materielle Civilisation.

Die richtige Schreibart der Inselgruppe in der Südsee zwischen 15° 31′ u. 20° 30′ s. Br. u. 177° östl. u. 178° w. L. v. Gr. ist Fidschi für die Inseln über und Witi für die Inseln unter dem Winde, wenn man die einheimischen Ausdrücke gelten läßt. Entdeckt wurden sie von Abel Jansen Tasman (1684); Capitän Cook sah sie dann wieder, aber erst am Anfang dieses Jahrhunderts wurden sie von Kauffahrern häufiger besucht. Die erste genaue wissenschaftliche Beschreibung gelangte erst in den 40ger Jahren durch die amerikanische Weltumseglung unter Willes nach Europa, jetzt aber ist die Lücke durch das zweibändige Werk eines brittischen Missionärs, Thomas Williams[1] kurz vor dem Schluß des letzten Jahrs ausgefüllt worden. Die älteste Geschichte der Inseln ist in ein völliges Dunkel gehüllt, vielleicht sahen sogar Europäer diese Gruppe früher, ehe sie den benachbarten Inselvölkern bekannt wurde, wenigstens wußten die über dem Winde liegenden Tongainsulaner zu Cooks Zeiten noch nicht was Krieg und Blutvergießen war, während sie seitdem durch den Verkehr mit den Fidschis in dieses Handwerk eingeweiht worden sind. Seit dem Jahr 1806 kamen Kauffahrer dorthin um Sandelholz zu schlagen, etwas früher aber, nämlich 1804, hatte sich schon eine Bande von Sträflingen, die aus Neu-Süd-Wales entsprungen waren, auf den Inseln niedergelassen und bei den Häuptlingen von Mbau und Rewa auf Witi-Lewu, der größten Insel, Aufnahme gefunden. Da sie im Besitz von Feuerrohren waren, hielten sie die Eingebornen in Schrecken. Es fiel aber diesen Abenteurern nicht ein, so leicht es ihnen gewesen wäre, sich eine politische Macht zu gründen. Etliche davon waren solche Ungeheuer, daß sie selbst den Abscheu der mit ihnen verbündeten Cannibalen erwarben. Ein Schwede, mit dem ominösen Namen Savage, galt längere Zeit als Hauptmann der Bande, wurde aber von den Eingebornen Weilea's 1813 ersäuft und verzehrt. Im Jahr 1824 waren von dieser Vorhut europäischer Civilisation nur zwei, und 1840 nur noch ein einziger, ein Ire, Namens Connor übrig, welcher zu dem König von Rewa in ähnlichen Beziehungen stand, wie vordem Savage zum König von Mbau. Sein Einfluß war allgewaltig, und die Eingebornen trachteten stets seine Wünsche zu befriedigen. Nach dem Tode seines königlichen Schutzherrn verließ er Rewa, war aber so völlig fidschisirt, daß ihn die europäischen Missionäre aus ihrer Nähe vertrieben. Seitdem hat er sich nur damit beschäftigt, Schweine und Hühner zu züchten, und die Zahl seiner Kinder von 48 auf das halbe Hundert zu bringen. Der Anwesenheit dieser Galgenvögel danken die beiden Staaten Rewa und Mbau ihre politische Ueberlegenheit, das letztere zumal war lange Zeit der mächtigste Staat in der Fidschigruppe.

Die Inseln über dem Winde haben vulcanischen Charakter, und es fehlt ihnen wie allen übrigen der Korallenring nicht. Auch das mehrfach genannte Mbau ist eigentlich nur ein Korallenbau, eine Insel von 1 engl. Meile Länge, welche durch eine Korallenbank mit der großen Witi Lewu befestigt ist. Diese Bank liegt zur Ebbe völlig trocken, bietet aber selbst zur Fluthzeit eine Furt nach der großen Insel

[1] Fiji and the Fijians by Thomas Williams, London, Heylin. 1858. 2 vols.

(Witi Lewu), deren Bevölkerung auf 50,000 Köpfe geschätzt wird. An Umfang kommt ihr Wanua Lewu, das große Land, am nächsten, dessen Einwohner auf 31,000 Seelen angegeben werden. Diese Insel ist deßwegen von mercantiler Bedeutung, weil an ihrer Westküste allein in der ganzen Gruppe Sandelwälder wachsen. Die Leeseite der Gebirge oder die Seite unter dem Winde (Westen) ist sonst in der Regel trocken und von Vegetation entblößt, weil die feuchten Dünste, die der Wind zuführt, sich an den Gebirgen niederschlagen und nur das windwärts liegende Land befruchten. Wenn man bisher die Tonga- und die Fidschigruppe zusammenwarf, und sie gemeinsam die Freundschaftsinseln nannte, so findet Mr. Williams dieß unstatthaft, theils wegen ihrer geologischen Verschiedenheit, theils weil Tongas und Fidschis so verschiedene Menschentypen darstellen, „wie Britten und Rothhäute." Die Völker der Südsee haben nämlich physische Aehnlichkeiten, die an Asiaten und an Afrikaner erinnern. Die Fidschi-Inseln sind der Gränzpunkt beider Typen, und die äußerste östliche Gränze der Australnegerfamilie. Der Stamm hat sich übrigens rein von Vermischungen mit malayischem Blute erhalten, weil nach dem ungastlichen Triebe der Bewohner jeder Unglückliche, den Schiffbruch an die Korallenbänke warf, getödtet und verzehrt wurde.

Die Regierungsform war ehemals ein patriarchalischer Despotismus und jedes Dorf bildete einen getrennten Staat, der so wenig wie möglich Berührung mit den Nachbarn hatte, wie sich aus den örtlich beständig wechselnden Mundarten zuverlässig schließen läßt. Die Häuptlinge von Mbengga [1] scheinen ehemals einen höheren Rang behauptet zu haben, ehe sie von Rewa unterjocht wurden, denn ihnen gebührte der Titel Gali-cuwa-ki-lagi oder „nur dem Himmel unterthan." Um das Jahr 1800 hatte sich Verata einen beträchtlichen Theil der großen Fidschi und der Küsteneilande unterworfen. Damals aber gelangte Na-Ulivou mit dem Beinamen Vu-ni-valu oder die Kriegswurzel, den auch seine Nachfolger als Regententitel führen, in Mbau zur Regierung, und mit Hülfe der europäischen Sträflinge entriß er Verata alle Macht. Na-Ulivou starb 1829, und ihm folgte sein Bruder Tanoa, ein großer Regent im Fidschistyle, denn er hieb einst seinem Vetter den Arm ab, saugte das hervorquellende Blut auf, ließ dann den Arm an einem Feuer braten und verzehrte ihn angesichts des verblutenden Opfers. Seinen eigenen Sohn ließ er mit Keulen erschlagen und seine letzten Sterbensworte am 8 Dec. 1852 waren: wie viele werden mir folgen? womit er sagen wollte, wie viel Frauen werdet ihr auf meinem Grabe erdrosseln. Als man ihm fünf Stück in Aussicht stellte, starb er ergeben und als ein unerschütterlicher Heide. In Mbau ist jetzt der politische Brennpunkt der Fidschigruppe, und der Stamm welcher die Könige liefert, heißt Tui Kamba. Es gibt ein doppeltes Abhängigkeitsverhältniß unter den Fidschis, Schattirungen wie Souveränität und Suzeränität. Qali heißt ein Land oder eine Gemeinde welche einem Häuptling unterthänig und tributpflichtig ist, Vati dagegen ein Land welches minder unterdrückt, aber auch minder geachtet ist. So müssen z. B. wenn Somosomos, die Vatis von Mbau sind, sich dieser Stadt in einem Boote nähern, sie das Segel schon in großer Entfernung herablassen und die Schiffer in dem Fahrzeuge niedersitzen, weil eine Versäumniß dieser Servilitätsbezeugungen ihnen das Leben kosten würde. An der Spitze des Gemeinwesens steht der Tui oder Turaga lewu, ein König, dessen Macht nur sehr bescheiden von einem Staatsrath beschränkt wird. Rang und Geburt geben für sich noch keinen Sitz in dieser Körperschaft, sondern politische Weisheit muß dazu befähigen. Da die Fidschi nur offene Hütten bauen, so wird es ihnen schwer ihre großen Staatsbeschlüsse geheim zu halten. Als brittische Missionäre ein Haus erbaut hatten, waren die Fidschihäuptlinge voll Preis und Verwunderung über die hochliegenden Zimmer und beneideten den Inhaber um diesen Raum „weil sich dort prächtig geheime Versammlungen halten und Anschläge schmieden ließen." Der „Thron" erbt von Bruder auf Bruder und erst in Ermanglung eines solchen auf den ältesten Sohn der ältern oder der jüngern Linie. Es folgt dann ein Wahlact oder die Huldigung, später, oft sehr spät und erst nach Jahren die Salbung durch einen vornehmen Priester. Die Person der Könige gilt als geheiligt, denn die meisten Fidschimonarchen beanspruchen göttliche Herkunft und verlangen von ihren Unterthanen religiöse Verehrung. Alles was der König berührt, ist geheiligt und gehört nur ihm. Der Monarch von Mbau pflegte deßhalb einem englischen Seemann sein Masi (Gewand) zu geben und ihn aufs Land zu schicken um die Schleppe über alle Nahrungsmittel, die er antraf, gehen zu lassen. Augenblicklich brachten die Einwohner ohne ein Wort zu wechseln das Berührte dem König. Die Fürsten lassen sich übrigens nicht immer füttern, sondern sie führen abwechselnd Scepter und bestellen ihre Felder. Die Insignien der Monarchen sind verschieden. In Somosomo ist es, wie im Orient allgemein, ein Sonnenschirm, den nur noch die beiden höchsten Priester führen dürfen, in andern Staaten ist die Schleppe am Gewand, oder ein Turban, oder ein besonderer Stab welcher als königliche Auszeichnung dient. Auch die Häuptlinge berufen sich auf eine Abkunft von Gott, und auch auf sie erstreckt sich die Macht einen Gegenstand Tabu (unberührbar, heilig) zu machen. Es gibt verschiedene Grade und Titel unter ihnen. Merkwürdig ist es daß man im Staate Lakemba eine Art diplomatisches Corps, die Mata ki Lakemba antrifft, von denen jeder in einer unterworfenen Stadt sich aufhält und den Rang wie ein brittischer „Resident" bekleidet. Bei Amtshandlungen vertreten diese Residenten ihre Häuptlinge und werden mit ähnlicher Achtung wie die Gesandten gesitteter Völker behandelt. Sie bedienen sich bei Sendungen zur Hülfe ihres Gedächtnisses mnemonischer Stäbchen oder Netze, also nach Art der peruanischen Quipus.

Die Fidschigesellschaft zerfällt in sechs Classen, nämlich Könige und Königinnen, Häuptlinge von Inseln und großen Gebieten, Häuptlinge von Städten, Priester und Matani-vanuas (königl. Aufseher), ausgezeichnete Krieger gemeiner Herkunft und Zunftmeister der Zimmerleute und Schildkrotfischer, das gemeine Volk, kriegsgefangene Sklaven. Der Rang ist erblich, aber nur von Mutter- und nicht von Vaterseite. Manche Titel haben einen eigenthümlichen Ursprung. Als z. B. General Miller, brittischer Consul auf den Sandwich-Inseln, in einem amtlichen Schreiben den Häuptling von Mbau als König der Fidschi anredete, und dieser Ausdruck durch einen tonganischen Dolmetscher Tui Witi übersetzt wurde, blieb seit dieser Zeit an den Häuptlingen von Mbau dieser Titel haften. Wie bei den Malayen gibt es auch bei den Fidschi eine Sprache der höheren Gesellschaft, die sich hauptsächlich durch Ueberschwänglichkeit auszeichnet. Auch ist die Etikettensucht sehr ausgebildet, und der gemeine Mann geht in den Anstandsrücksichten so weit daß, wenn sein Häuptling fällt, er sich zur Gesellschaft auf den Boden wirft, um dem andern die Beschämung des Aufstehens zu erleichtern. Die

[1] Ein Inselchen an der Südküste der großen Fidschi.

Unterthanen sind ihrem König Frohnden und einen gewissen Theil ihrer Erzeugnisse schuldig, abgesehen davon daß der König ihre Früchte Tabu machen kann.

Nie sieht man den Fidschi anders als bewaffnet einhergehen. Die stärkste Seite ihres kriegerischen Geschicks aber besteht in der Wahl fester Plätze. Sie gürten ihre Städte mit einem sechs Fuß dicken Erdwall, den sie durch Cocospalmenpfähle, oder durch einen netzartigen Zaun erhöhen, und mit einem morastigen Wassergraben umgeben. Oft führt nur ein abschüssiger Pfad an einer schrägen Berglehne zu dem Dorf, welches an einer Felsenwand liegt, so daß der Feind nur einzeln und kletternd sich nähern kann. Diese natürlichen Hindernisse werden durch Pfahlwerke und steinerne Brüstungen mit Schießscharten noch verstärkt, so daß Kenner die Talente der Fidschi in diesem Stück bewundern. Die Besatzungen sind auch in der Regel gut mit Mundvorräthen versehen, dagegen fehlt es ihnen viel öfter an Wasser. Bisweilen gehen die Kriege völlig unblutig aus, und endigen nur mit der Zerstörung von Früchten und Fruchtbäumen. Hinterhalte und Ueberfälle werden von den Fidschi höher gehalten als offener Angriff. Das blutigste Treffen seit den europäischen Beobachtungen war die Schlacht bei Rewa 1846, wo 400 Krieger fielen. Schaudervoll sind die Scenen nach Erstürmung einer Stadt. Die Eingebornen bezeichnen einen Felsen auf der Insel Wakaya mit dem Namen „Häuptlingssprung," weil sich dort ein Häuptling, als er Widerstand gegen seine Feinde für unmöglich hielt, mit etlichen der Seinigen herabstürzte. Hr. Williams schätzt die jährlichen Menschenverluste in Folge der Fehden auf 1500—2000, doch hat die Einführung der Feuerrohre auch dort den Krieg gemindert. Die Ausgelassenheit der Sieger führt zu den abscheulichsten Scenen. Die Worte des Frauengesangs lassen sich nicht übersetzen, und junge Mädchen nehmen an den obscönen Tänzen und an dem Frevel gegen die Leichen der erschlagenen Frauen und Männer Theil. Geht es dann an den Menschenschmaus, so hören alle gesellschaftlichen Unterschiede auf, jeder frechen Begierde wird Nachsicht geschenkt, und alles endigt in grauenhaften Bacchanalien. Zu Friedensvermittlern wählt man gewöhnlich Frauen von Rang, die den Siegern Geschenke überbringen. Das Loos der Unterliegenden ist dann die Zerstörung ihrer Befestigungen und tiefe Knechtschaft. Wer im Krieg irgendjemand erschlägt, erhält den Titel Koroi. Als sich Hr. Williams bei einem Mann erkundigte, wie er zu dem Namen Koroi käme, sagte er naiv: „Weil ich mit einigen andern etliche Weiber und Kinder in einer Höhle aufspürte und sie mit der Keule niederschlug, worauf ich die Weihe empfieng." Die Nationalwaffe der Fidschi's ist die Keule, obgleich auch Speere, Kriegsäxte, Bogen, Schleudern und Flinten in Gebrauch sind. Schutzwaffen fehlen gänzlich, und werden nur durch List, Hinterhalt und Verstecknisse zu ersetzen gesucht. Gegen den anrückenden Feind Bambussplitter, die bekanntlich wie Glas schneiden, im Rasen auf den Pfaden zu einer Festung oder in Fallgruben zu stecken, ist so gut bei den Fidschis, wie bei indischen und malayischen Völkern in Brauch. Da der Fidschi seinen nackten Körper dem Feind aussetzt, möchte man ihm ungewöhnlichen Muth zutrauen, wäre nicht überhaupt der Werth des Lebens für ihn sehr niedrig. Mit dem Maul entwickeln die Eingebornen großen Heroismus, wenn aber Gefahr eintritt, kommt die Memme wieder zum Vorschein.

Nach diesen Vorbemerkungen wird man überrascht werden daß die materielle Civilisation der Fidschi eine vergleichsweise sehr hohe ist. Nirgends in der Südsee ist die Mannichfaltigkeit der Culturgewächse so groß, wie auf dieser Gruppe. Die Eingebornen bauen Taro, Yamswurzeln, Kawai, Bananen, Kumera, Zuckerrohr, Mais, ein wenig Tabak, und ziehen den Ti-Baum so wie den Papua-Apfel. Die Hauptfrucht ist jedoch das Dalo oder in der Sprache europäischer Seeleute, das Taro (Arum esculentum) — eine Wurzel, die in Beeten gepflanzt wird, in 10—12 Monaten reift und Knollen von 1—4 Pfd., bisweilen sogar bis zu 12 Pfd. treibt. Der Boden wird für den Anbau durch Einäscherung des Gestrüpps gesäubert und dann mit einem Pfahl aus Mangroveholz gelockert, der nach Art eines Zahnstocherstiels zugespitzt ist. Sind durch wiederholte Stöße die Arbeiter 18 Zoll tief gelangt und der Boden tüchtig umgewühlt, so folgen Buben welche Erdklöße zwischen den Händen zerreiben, und in das aufgehäufelte Pulver die Keime hineinsenken. Seit der Einführung von Sheffielder Eisengeräthen kommen aber die alten Ackerwerkzeuge mehr und mehr in Vergessenheit, und das heutige Geschlecht ist in Bezug auf Nahrungserzeugung dem vergangenen weit überlegen.

Ebenso sinkt die Darstellung des Masi oder der einheimischen Gewänder, nachdem man die Dauerhaftigkeit europäischer Gewebe schätzen gelernt hat. Das Masi wird aus der Rinde des Malobaumes verfertigt, die man zuvor in Wasser weicht, bis sich mit Hülfe einer Muschel die rauhe Epidermis ablösen läßt. Streifen des Masi werden hierauf mit dem Iki (einem der Länge nach gerippten Schlägel) geklopft. Zwei Lagen des nassen Masi legt man dabei gern auseinander, die sich in Folge des in den Fasern enthaltenen Leimes fest verbinden und ein dauerhafteres Zeug liefern. Ein zwei Zoll breiter Streifen kann dann nach und nach bis zur Weite von $1\frac{1}{2}$ Fuß geklopft werden, doch verliert er gleichzeitig an Länge. Die einzelnen Stücke werden dann sauber mit der Stärke aus Taro- oder Pfeilwurzmehl zusammengeklebt, so daß die Gewänder eines Königs an einem Staatstage 150 Ellen (Yards) in der Länge messen können. Dieses Zeug nun wird bedruckt, indem man es über eine Walze spannt, die vorher mit parallelen Bambusleistchen von Fingersbreite Abstand versehen worden ist. Dann wird das Zeug mit dem braunrothen Farbstoff einer Pflanze (Aleurites triloba) gerieben, und erhält natürlich nur da wo der Gegendruck vorhanden ist, ein Muster wie das untergelegte Gestell. Die Ränder des Stoffes werden weiß gelassen, denn hier wird ein anderes Muster aufgetragen, und zwar mit schwarzer Farbe über einer Schablone, aus Bananenblättern geschnitten, unter der sehr scharfe und saubere Figuren zum Vorschein kommen. Solche Zeuge werden auch als Moskitovorhänge gebraucht, ein Luxusmöbel, welches außer den Fidschis keinem pacifischen Menschenstamm zu erzeugen eingefallen ist. Sehr feines musselinartiges Masi gewinnt man aus einer einfachen Rindenlage, und verwendet es zur Anfertigung von Turbanen. Die Frauengewänder oder Likus bestehen nur aus einem zierlich geflochtenen Hüftengürtel, der mit Fransen versehen ist. Jede Insel hat ihre besondere Art Matten zu verfertigen, so daß jeder Eingeborne an dem Muster sogleich den Ursprungsort erkennt. Man bedient sich dabei der Blätter des Zwergpandanus, des Pandanus odoratissimus und gewöhnlicher Binsen. Zahllos sind die Muster ihrer Korbgeflechte und höchst vollkommen ihre Netzstrickerei, denn sowohl die Nadel die sie dabei führen, so wie das ganze Verfahren gleicht dem europäischen. Die Masche ist flach. Das Garn gewinnt man theils aus einer Schmarotzerrebe, Namens Yala, oder aus einer Hibiscus-Art, oder man verwendet dazu eine Art Schiffsgarn (Sinnet), welches aus den gerösteten und gekämmten Fasern der Cocosnußschale geflochten wird und unvergleich-

liche Dienste leistet. Auch die Erzeugnisse der Fidschis in Töpferwaaren sind nichts weniger als verächtlich. Die Trinkgeschirre, Urnen oder Näpfe sind nicht bloß sehr hübsch geformt und gezeichnet, sondern die Umrisse auch so rein und correct, als sey das Geschirr von einer Scheibe gekommen, während doch die Frauen, denen das Handwerk ausschließlich angehört, bei Bearbeitung des rothen oder blauen, mit Sand gemischten Thones sich nur eines ringartigen Polsters, eines runden flachen Steines und vier flacher Schlägel dabei bedienen.

Ausgezeichnete Schiffsbaumeister sind die Fidschis, doch ist diese Kunst ein wenig gesunken, seitdem etliche Häuptlinge Tongahandwerker in Dienste genommen haben; das nautische Verdienst dabei ist aber immer noch auf Seite der Fidschis, deren Fahrzeuge viel seetüchtiger und zierlicher sind als die tonganesischen. Man baut vier verschiedene Arten von Booten, sämmtlich aber mit Auslegern. Aus den Auslegern ist allmählich die Doppelpirogue entstanden, denn der Ausleger ist bisweilen ein kleines Canoe und trägt mit dem andern ein gemeinsames Deck. Sind die Fahrzeuge nicht länger als 30—40 Fuß, so ist zu ihrem Bau wenig Kunst erforderlich, denn man höhlt einen einzigen Baumstamm aus. Bei größern Fahrzeugen wird aber ein Kiel gelegt, und von diesem werden ohne Rippen die Planken aufgebaut. Die größte Kunst besteht aber in dem Zusammenbinden der Planken, und darin leisten die Fidschi das Höchste. An den Rändern oder den Näthen der Planken werden nach einwärts Leisten stehen gelassen und die Planken selbst mit Pech zusammengefügt. Die Leisten passen genau auf einander und durch sie werden Löcher gebohrt, die nicht gerade, sondern in einem rechten Winkel zusammentreffen. Durch diese Oehre zieht man das Schiffsgarn, so daß von außen natürlich gar nichts von einer Nath wahrzunehmen ist. Sind die Planken befestigt, so werden mit der Axt die rauhen Seiten glatt behauen und zuletzt mit Bimsstein polirt, so daß dann vollständig die Fugen der einzelnen Planken verschwinden. Die Schnäbel werden mit verschwenderischen Zierrathen und mühseligem Schnitzwerk geputzt, und bisweilen vollständig mit weißen Eierschnecken (Ovula oviformis) behangen. Das größte Schiff dieser Art maß 118 Fuß, das Deck selbst war 50′ lang und 24′ breit, der Mast aber 68′ hoch. Sind solche Fahrzeuge in tüchtigem Zustande, so lassen sie kein Wasser durch, und mit einem solchen „Leviathan" von Fidschiarbeit ließen sich ohne Gefahr hundert Passagiere und eine Anzahl Tonnen Fracht ein paar hundert (geogr.) Meilen über den Ocean befördern. Die Tongas der Freundschaftsinseln sind zwar weit bessere Zimmerleute und kühnere Seefahrer als die Fidschis, auch gewöhnt große Fahrzeuge zu bauen, aber diese fallen an nautischem Werth weit unter die der Fidschi. Um 1772, oder zu Cooks Anwesenheit, begannen die Tongaleute den Styl der Fidschifahrzeuge und die Verfertigung ihrer Segel bei sich einzuführen. Wenn nun dennoch die Fidschi tonganesische Schiffszimmerleute in Miethe nehmen, so geschieht dieß nur, weil diese einzelne Theile mit größerer Vollendung und Sauberkeit darzustellen vermögen.

Der Geschmack für Holzsculpturen macht sich namentlich bei den Kriegskeulen sehr geltend, von denen keine der andern gleicht, weil jeder nach eigner Phantasie arbeitet. Die Griffe zumal werden mit sehr feinen Schnitzereien bedeckt und sind bisweilen mit Elfenbein oder Muscheln ausgelegt. Da ächtes Elfenbein fehlt, müssen Menschenzähne als Ersatz dienen. Ihre sieben Fuß langen Bogen schneiden sie aus den herabhängenden Schößlingen der Manglebäume. Aus hartem Holz werden sehr künstliche Näpfe für Priester geschnitzt und ihnen bisweilen Thiergestalten, z. B. von Enten oder Schildkröten gegeben. Die höchste Bravour aber zeigen die Friseure, da auf den Haarschmuck große Würde bei den Fidschis ruht. Natürlich sind die meisten Gewerbe bloß Pfuschereien, doch werden etliche Zünfte nur von gelernten Handwerkern ausgeübt. Man wird sich aus dem Gesagten schon einen großen Begriff von dem Fleiß und der Thätigkeit dieses Menschenschlags bilden, umsomehr da ihr Hauptwerkzeug, eine Art, nichts war als ein scharf geschliffener Stein, der mit bewundernswerther Festigkeit an einen Stiel gebunden wurde. Mit Rattenzähnen wurden die feinen Sculpturen ausgeführt, die Pilzkorallen und die Haut einer Roche dienten als Feilen und Bimsstein zum Poliren; jetzt freilich haben die Sheffielder Eisenwaaren die alten Handwerkszeuge mediatisirt.

Die Form der Häuser ist sehr mannichfaltig, und gänzlich verschieden ist die Bauart über und unter dem Wind. Die Häuser sind mit einem 4—5 Fuß hohen Zaun umgeben, und dieser wieder aus Schiffsgarn mit außerordentlich zierlichen Mustern geflochten, wie denn ein Meister, der recht viele Desseins anzufertigen versteht, in den Fidschilanden hoch in Werth gehalten wird. In Zeit von anderthalb Stunden sah der Verfasser ein Haus, dessen Pfosten man eingesenkt hatte, bis auf die Dachfirste vollendet. Freilich hilft dann auch alles mit. Etliche Häuser haben Fensteröffnungen, andre stehen auf Pfählen, und alle sind mit sehr niedrigen Eingängen der Sicherheit wegen versehen. Hr. Williams bestätigt auch die Aeußerung des Dr. Pickering, daß von allen sogenannten wilden Völkern die Fidschis den größten Geschmack zeigen und ihre Baukunst keine geringe Entwicklung erreicht hat. Seefahrer und zum Theil Seeräuber sind die Lewuka und Mbutonistämme, doch reicht ihr Muth nicht weit in die See, denn bis jetzt hat erst ein einziger Häuptling gewagt nach den über dem Wind liegenden Freundschafts-Inseln zu fahren, während jährlich Tonga-Schiffer die Fidschigruppe besuchen. Ihr Segelwerk ist eigenthümlich, denn der Mast steht nicht aufrecht, sondern schräg und zwar quer über Bord hinaus. Das Segel ist dreieckig, die Spitze aber am Stern des Fahrzeuges befestigt, von wo sich dann das Segel fächerartig öffnet. Gesteuert kann das Fahrzeug an beiden Spitzen werden, doch muß der Ausleger immer windwärts stehen. Der Aberglaube der Seeleute übersteigt alle Begriffe. Fliegt ein Tropikvogel vorüber oder zeigt sich ein Hai, so nehmen die Eingebornen den Turban vom Haupt und bezeigen ihnen Verehrung, denn beide Thiere gelten als Göttererscheinungen. Geht aber bei der Ausfahrt ein Haifisch quer über den Curs, so ist ein schlimmes Anzeichen vorhanden. Die Fischer bilden eine eigne Zunft, und jeder größere Häuptling hat eine solche Compagnie unter seinem Befehl. Gleich ihnen stehen in besonderer Achtung die Schildkrotfischer, die sich bisweilen auch fremden Gemeinden gegen einen Lohn in Nahrungsmitteln für jedes gefangene Thier verdingen.

Der „Seehandel" wird von den Lewuka, Mbutoni und Malaki-Leuten betrieben, die als „Wasserbewohner" bezeichnet, meist auf der Wanderschaft begriffen, hier und dort feste Wohnplätze besitzen. In jedem Dorfe ist ein viereckiger Raum zum Marktplatz bestimmt. Seit hundert Jahren etwa werden die Fidschis von den Tongainsulanern besucht, die ihnen die Scharlachfedern einer prächtigen Papagaienart der Freundschaftsgruppe brachten. Von ihnen erhielten die Fidschis auch die ersten europäischen Aexte. Mbua wird aber von den Tongaschiffern gemieden, seit dort eines ihrer Fahrzeuge geraubt und die Mannschaft erwürgt worden war. In neuester Zeit hat dieser Handel sehr zugenommen, auch verdingen sich die Tongaleute gern auf den

Fidschiwerften, oder holen dort Canoes, Segelmatten, Thongeschirre und Moskitonetze. Die Moral der gutartigen Tongainsulaner hat durch diesen Verkehr mit den blutgierigen und tückischen Fidschis sehr gelitten, umgekehrt aber das Christenthum sich sehr in den Fidschilanden verbreitet, da die Tongastämme früher bekehrt worden waren.

Die spanisch-französische Expedition gegen Annam.

Das Land im Osten von Siam im Süden von China, welches aus einem Küstenstreifen, einem parallelen Gebirgszug und dem Flußthal des Mekiang besteht, nennen unsere Karten Annam, ein Name der Ruhe oder Frieden des Südens bedeutet, jetzt aber veraltet ist, denn die amtliche Bezeichnung lautet Wiet-Nam oder Glanz des Südens. Zerlegt man dieses Gebiet von Nord nach Süd in drei gleiche Theile, so hat man die ältere geographische Unterscheidung der drei Gebiete Tonking, Cochinchina und Kambodja. Tonking bedeutet der östliche, wie Peking der nördliche, Nanking der südliche Königshof. Die Bezeichnung Tonking sowie Cochinchina, ein Name portugiesischer Erfindung, der auf einem geographischen Mißverständniß beruhen soll, sind nicht einheimisch, sondern die Annamiten nennen diese Gebiete, wie unsere modernen Karten, Drang-Ngoai und Drang-Trong. Das fruchtbarste Stück des Reiches ist Kambodja, die „Kornkammer" von Annam. Das Reich hat einen Flächeninhalt von der Größe Frankreichs, und seine Einwohnerzahl wird von den einen auf 7, von den andern auf 15 Mill. geschätzt. Die Hauptstadt des Reiches Phu-Thua-Thien, das Hué der Franzosen, liegt in Drang-Trong (Cochinchina) an einem nur für Barken fahrbaren Küstenfluß, ist von beträchtlichem Umfange und deßhalb, obgleich von hohen und starken Wellen umgeben, schlecht zu vertheidigen, besitzt aber eine gute Citadelle.

Die Bevölkerung des Kaiserreiches bestand ehemals aus bäuerischen Gebirgsstämmen, bis im J. 214 v. Chr. chinesische Colonien ihre Gesittung dorthin brachten. Bis auf den heutigen Tag hat auch der Staat und die Civilisation einen chinesischen Anstrich sich bewahrt, wie denn auch die Tracht der Annamiten der ehemaligen chinesischen vor dem Einfall der Mandschus gleicht. Die annamitische Sprache ist monosyllabisch und steht daher in nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem Chinesischen und den andern ostasiatischen Sprachen, doch bildet sie jedenfalls eine Sprache für sich. Die Bewohner, an denen alle Beobachter unerträgliche Unreinlichkeit tadeln, stehen körperlich und sittlich über den Chinesen. Es ist noch ein jugendlicher Menschenschlag, nicht verdorben, verschlagen und skeptisch wie die Chinesen, sondern höheren Gefühlen zugänglich. Das Christenthum hat unter ihnen vergleichsweise von allen süd- und ostasiatischen Völkern die größten Fortschritte gemacht, denn man zählt in Kambodja und Cochinchina 80,000, in Tonking 360,000 Bekehrte. So heiß und aufrichtig ist die Anhänglichkeit dieser jungen Christen, daß in Tonking die katholischen Missionäre vor vielen Tausenden predigen konnten, obgleich die Regierung grausam die Christen verfolgte, so wenig war ein Verrath zu fürchten, und wo europäische Priester den Mandarinen in die Hände fielen, geschah es gewöhnlich nur wenn sie einem Sterbenden das Allerheiligste brachten. Die Kambodja's unterscheiden sich durch eine besondere Mundart von den Cochinchinesen und Tonkinesen. Sie sind jedenfalls der schönste Menschenschlag des Reiches, aber dem Buddhismus nach siamesischem Typus zugethan. Die Talapoins oder Bonzen üben dort den größten Einfluß und vermochten im Jahr 1839 gegen die kaiserlichen Beamten einen blutigen Aufruhr wegen eines Edictes über Veränderung der Tracht zu erregen. Das Innere des Reiches, das Thal des Mekong, wird von den Laos bewohnt, halb wilden Stämmen, die unzähligen kleinen Häuptlingen gehorchen, welche wiederum, die östlichen bei den annamitischen Kaisern, die westlichen beim König von Siam zu Lehen gehen. Die einzelnen Stämme der Laos unterscheiden sich als Schwarzbäuche und Weißbäuche, womit angedeutet werden soll daß sich die einen dem Geschmack ihrer Frauen zu Liebe tätowiren, die andern auf ihre natürlichen Reize vertrauen. Die Schwarzbäuche, die zu Siam zählen, sind bigotte Buddhisten, während unter den östlichen Stämmen die Missionäre schon Glück gemacht haben.

Um nun die wahren Motive der jetzigen Expedition der Franzosen und Spanier zu verstehen und ihre Bedeutsamkeit nicht zu unterschätzen, muß man die ältere Geschichte kennen lernen. Im J. 1428 warfen Tonking und Cochinchina das wiederholt ihnen auferlegte chinesische Joch ab und bildeten seitdem ein gemeinsames Reich unter dem Hause Le, welches aber das Merovingerschicksal theilte und allmählich unter die Tutel seiner Majoresdomus gerieth, und zwar hauste in Tongking die Dynastie Trinh, in Cochinchina die Nguyen, deren Herrschaften, nachdem die Schattenkaiser aufhörten Macht zu besitzen, auf die Jahre 1545 und 1600 zurückgeführt werden. Um das Jahr 1765 brach in Cochinchina ein Aufstand nach dem Tode eines Königs aus, welcher seinem illegitimen Sohn zu Ungunsten seiner berechtigten Brüder auf den Thron verhelfen wollte. Die Tongkinesen mischten sich in diese Händel, die einen unvermutheten Ausgang nahmen. Es erhob sich nämlich in Cochinchina ein neues Dynastengeschlecht, die Tay-Song, die durch Waffenglück alles niederwarfen, die alte Schattenkaiserdynastie der Leh, die Regentenfamilie Trinh in Tongking und die Nguyen in Cochinchina selbst, bis auf einen einzigen Sprößling, den Prinzen Nguyen-Anh ausrotteten. Dieser Fürst gerieth in die Hände eines Mannes, der zu den höchsten Dingen berufen war, nämlich des Msgr. Pigneaux de Behaine, Bischof von Adran und apostolischer Vicar für Cochinchina. Dieser Mann war Missionär, General, Diplomat, Verschwörer und Eroberer, ein Mönch und Conquistador in einer Person. Prinz Anh wurde von ihm christlich erzogen und so weit gebildet daß er Cäsars Commentarien lesen konnte. Seine ersten Prätendentenschicksale waren aber nicht sehr ermuthigend: 1782 verlor er eine große Schlacht, mußte sich an den siamesischen Hof flüchten, wurde, von diesem mit Truppen unterstützt, abermals geschlagen, durch Intriguen aus Bangkok vertrieben, und endlich genöthigt mit seinen wenigen Getreuen auf die Insel Pulo Way im Golf von Siam zu flüchten, die er befestigte, und von wo aus er, immer in Verbindung mit seinem apostolischen Freunde, das in Ostasien ehrsame Gewerbe eines Seeräubers betrieb. Im Dec. 1784 gieng er auf die Anträge des

Bischofs von Adran ein, der sich erbot beim französischen Hofe um Unterstützung für seinen Zögling zu bitten. Der Prätendent gab Monseigneur seinen Sohn mit, und beide erschienen nach drei Monaten in Paris. Ludwig XVI, der große Liebhaberei für maritime Unternehmungen hatte, ließ in Versailles am 28 Nov. 1787 ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen den Kronen von Frankreich und Annam unterzeichnen, wonach beide Mächte sich „gegenseitig" gegen ihre Feinde Unterstützung versprachen. Frankreich gelobte außerdem seinem „Alliirten" eine Flotte von 20 Segeln, fünf Regimenter, 500,000 spanische Thaler baar und den gleichen Werth in Kriegsmunitionen. Dafür aber lautete der Artikel 4, „der König von Cochinchina und sein Staatsrath treten in alle Ewigkeit seiner allerchristlichen Majestät, so wie deren Erben und Nachfolgern den Hafen und das Gebiet von Hangsang, so wie die naheliegenden Inseln Tai-Fu im Süden und Hai Weng im Norden ab." Unter dem Gebiet Hangsang wird die Bucht von Turân (Kuang-nam) mit der zugehörigen Halbinsel verstanden, der Hafen von Turân aber ist von unvergleichlichem nautischen Werth und zählt im Rang gleich nach dem von Port Jackson und Rio de Janeiro. Unterzeichnet wurde dieser Vertrag von dem blutjungen prinzlichen Zögling Monseigneurs, erfüllt ward er aber von Seiten Frankreichs nur theilweise. Ehe noch die vertragsmäßige Hülfe eintraf, hatte sich die Macht des Prätendenten wieder gehoben, und er war bereits in der Lage seinen Gegnern die Spitze zu bieten. Im Jahr 1789 erschien der Bischof v. Adran als Bevollmächtigter Ludwigs XVI in Cochinchina mit einer Fregatte und leichteren Schiffen, so wie mit zwei Fahrzeugen, welche die französischen Kaufleute in Pondichery gerüstet und mit Waffen befrachtet hatten. Die Franzosen begannen sogleich damit die Schaaren des Prätendenten europäisch zu discipliniren, und französische Officiere waren es die in dem nachfolgenden siebenjährigen Thronfolgekriege (1792 bis 1799) die strategischen Plane entwarfen und technisch die Unternehmungen leiteten. Monseigneur selbst half bei der Belagerung von Kifu mit, und seinen militärischen Rathschlägen schreiben die Franzosen den Fall des Platzes zu. Am 9 Oct. 1799 starb der merkwürdige Prälat, nachdem er die Sache seines Schützlings, in Cochinchina wenigstens, vollständig hatte siegen sehen. Er ist aber auch verantwortlich für die schlimmen Folgen die sein Auftreten nach sich zog. Gerade so wie die portugiesischen Missionäre in Japan ihre Gemeinden in politische Händel und Verschwörungen verwickelt, die christliche Lehre mit einer gegen die bestehenden Obrigkeiten gerichteten Revolution vermischt, und dadurch die Ausrottung der ersten hoffnungsvollen Saat, so wie die jahrhundertelange Absperrung Japans verschuldet haben, so mußte auch in Annam die Ausbreitung unsers Glaubens nach diesem Beispiel nothwendig den Argwohn aller Herrscher erregen. Müssen wir es nicht einigermaßen begreiflich finden, wenn die Despoten im Morgenland mit asiatischer Blutgier eine Lehre verfolgen, deren Verbreiter damit beginnen Dynastien zu stürzen und andre zu erhöhen? Die Strafe blieb auch nicht aus. Nguyen-Anh gelang es 1802 seinen Gegnern nach einem glücklichen, von Franzosen zum Theil mit bewirkten Siege auch noch den Rest ihrer Herrschaft, Tonking, zu entreißen und das Haus Tay-Song völlig auszurotten. Jetzt konnte sich der letzte Sprößling der alten Hausmaier von Cochinchina zum Kaiser von Annam oder Wiet-nam, wie es seitdem hieß, unter dem Namen Gia-long ausrufen lassen. Allein dieser angebliche Christenzögling hatte zu gut die Wirksamkeit französischer Hülfe schätzen gelernt, um nicht, als er die Krone besaß, auch die Missionäre zu fürchten. Er hütete sich zwar die Bekenner unsrer Lehre zu verfolgen, aber er begünstigte sie auch nicht. Als er am 25 Jan. 1820 starb, bestieg kraft seines väterlichen Testamentes mit Ausschluß des legitimen Nachfolgers, unter dem Namen Minh-Menh, ein natürlicher Sohn Gia-longs den Thron. Sein Vater hatte es gewagt den Thron zu besteigen ohne einen Lehnsbrief aus Peking zu verlangen. Minh-Menh aber ließ sich vom Kaiser von China bestätigen und gedachte sich daher mit dieser asiatischen und fremdenfeindlichen Macht gut zu stellen. Er verbot sogleich allen Europäern sein Land zu betreten, und beschränkte ihren Handel mit seinem Reich auf eine einzige Stadt. Wie sehr sich die Beziehungen zu den Franzosen verschlechtert hatten, merkte der Baron Bougainville, der im Jan. 1825 auf seiner Weltumseglung mit der Fregatte Thetis vor Turân Anker warf, denn der Hof von Huë wollte sich mit ihm in keinen Verkehr einlassen. Bougainville wagte es einen jungen französischen Missionär ans Land zu setzen zur Verstärkung der Propagation, die damals überhaupt nur von zwei Geistlichen betrieben wurde. Kaum erhielt Minh-Menh von der Abfahrt der Fregatte und dem Vorgefallenen Kunde, so ließ er seinen Mandarinen die Befehle zur Aufsicht über die französischen Schiffe verschärfen (25 Febr. 1825). Kurz nachher war Prinz Ung Hoa, der Sohn des legitimen aber verdrängten Thronfolgers, aus dem Palast, wo er überwacht wurde, entflohen, und es verbreitete sich das Gerücht er sey als Rebell zu den Christen geflüchtet. Eine Glaubensverfolgung, die böse Saat der frühern politischen Umtriebe der Missionäre, war im Ausbrechen, doch gelang es den Christen sich von dem Verdacht zu reinigen. Nichtsdestoweniger sahen sie sich seitdem härterem Druck als früher ausgesetzt, indessen wagte man nicht eher sie ernstlich zu verfolgen als bis die Nachricht von der Julirevolution und die Meinung sich nach Cochinchina verbreitete daß die Orleans sich nicht um die Missionäre kümmern würden. Die Tonkinesen, welche es schwer ertrugen von Cochinchinesen regiert zu werden, waren immer Gegenstand des kaiserlichen Argwohns geblieben, und als man unter ihnen einen französischen Missionär ergriff, brach eine entsetzliche Christenverfolgung aus. Was auch die älteren Geistlichen verschuldet haben mochten, die jüngern büßten glorreich dafür. 1833 wurde der Missionär Gagelin erdrosselt, 1834 starb der P. Odorico in Ketten, 1835 wurde der Missionär Marchand mit glühenden Eisen gezwickt, 1837 der Missionär Cornay enthauptet. Im Jahr 1838 hatte die katholische Kirche den Schmerz und zugleich die hohe Erbauung 33 Priester, darunter vier Bischöfe und mehrere Spanier, den Tod als Blutzeugen sterben zu sehen. Aus der großen Zahl gewahrt man wie eifrig und zugleich mit welcher Kühnheit das Bekehrungswerk betrieben worden war. In demselben Jahr wurde durch einen kaiserlichen Befehl das christliche Bekenntniß dem Hochverrath gleichgesetzt. Minh-Menh zeichnete sich zugleich durch Willkür gegen seine Unterthanen aus, indem er durch ein agrarisches Gesetz jeder Familie ein beschränktes Ackergrundstück anwies, und den Rest zu Gunsten des Staatsschatzes einzog. Glücklicherweise raffte dieses Ungeheuer der Tod schon im 50. Lebensjahre Anfangs 1841 hinweg, und es bestieg sein ältester Sohn Thieu-Tri den Thron. Zwei Jahre verstrichen, ohne daß neue Verfolgungsedicte gegen die Christen ergiengen, die Mandarinen erkalteten in ihrem Pflichteifer, und ließen, wenn ihnen ein Priester in die Hände fiel, sich bestechen. Der Grund dieser Besserung war die Schwäche des Regenten, dessen heilsame Furcht vor den Europäern in Folge des Opiumkriegs der Briten gegen die Chinesen sich noch steigerte. Es wurden keine Missionäre mehr hingerichtet, dafür aber in scheußlichen Kerkern gequält. Vier dieser Unglück-

image
not
available

verweigerten, begann der Catinat sogleich eine Kanonade gegen die Strandbefestigungen, schiffte einen Theil der Mannschaft aus, welche nach leichter Arbeit die Citadelle erstürmte und 60 Geschütze vernagelte. Jetzt zeigten sich die annamitischen Behörden zur Unterhandlung geneigt, wollten aber die Ankunft des französischen Bevollmächtigten, des Hrn. v. Montigny, abwarten; dieser traf am 23 Jan. 1857 von Hongkong auf einem kleinen Dampfer ein. Die Annamiten suchten indessen nur Zeit zu gewinnen und setzten ihre Truppenmärsche nach Turân fort. Ein französischer Missionär, Msgr. Pellerin, der sich in einer abenteuerlichen Maske von der Hauptstadt durch die annamitischen Vorposten nach den französischen Fahrzeugen geschlichen hatte, unterrichtete seine Landsleute daß alle Friedensversicherungen des Kaisers erheuchelt seyen, und er nur daran denke seine gesammte Wehrkraft nach dem bedrohten Punkte zu werfen. Auf diese Nachricht hin verließen beide Schiffe am 13 Febr. 1857 die Küste. Eine ungeschicktere Unternehmung hätte kaum ersonnen werden können, denn durch die Anwesenheit der Kriegsschiffe ermuthigt, hatten die Unzufriedenen ihre Köpfe dreist erhoben. Jetzt fühlten sie sich compromittirt und preisgegeben. Allgemein hieß es: die Europäer sind gekommen, ohne daß wir sie gerufen, und verlassen uns, nachdem sie uns bloßgestellt haben. Alles vereinigte sich jetzt im Haß gegen die Christen, und Tu-Duc, überzeugt von der Hohlheit der europäischen Drohungen, ließ das Blut in Strömen fließen, besonders nachdem ihn das Schicksal von der drohenden Prätendentschaft befreit hatte. Sein Bruder Hoang Bao hatte mit Mühe endlich ein Häuflein Verschworner zusammengebracht, aber es fand sich ein Verräther darunter und andere Geständnisse erzwang die Tortur. Der Prinz wurde ergriffen und verurtheilt in hundert Stücke zerhauen zu werden, doch war der Kaiser langmüthig genug diese Strafe in lebenslänglichen Kerker zu mildern, und Hoang Bao vergalt ihm diese brüderliche Großmuth damit daß er sich in einem unbewachten Augenblicke mit den Vorhängen seines Bettes erdrosselte. Obgleich auch dießmal gegen die Christen kein Schatten eines Verdachtes aufgefunden werden konnte, so wurden gegen sie doch neue Qualen verhängt, und am 20 Jul. 1857 fiel abermals das Haupt eines Missionärs und Bischofs, des Msgr. Diaz. Mittlerweile aber war sein früherer Leidensgefährte, der Bischof Pellerin, in Paris eingetroffen, und seiner beredsamen Schilderung von der gedrückten Kirche in Annam gelang es den Kaiser zur Absendung eines spanisch-französischen Geschwaders nach Turân zu bewegen.

Diese kurze historische Darstellung wird genügen, um jeden Einsichtsvollen über den Ausgang der Unternehmung zu belehren. Halbe Maßregeln werden im Morgenland stets als Zeichen der Ohnmacht angesehen. Niemand schont einen Gegner den er vernichten kann, also glaubt auch jeder Geschonte nicht an die Stärke seines Siegers. Daß mit gelegentlichen Heimsuchungen durch Kriegsschiffe, mit Kanonaden gegen Verschanzungen nichts ausgerichtet wird, als daß nach Abzug der Züchtigungsmittel der Bestrafte seine Wuth an den wehrlosen Missionären und Neubekehrten übt, hat man nun wiederholt wahrnehmen können. Umgekehrt die Missionäre ihrem Schicksal überlassen, hieße aber auf die Propagation in dem fruchtbaren annamitischen Boden gänzlich verzichten. Das Christenthum ist einmal durch die Schuld der Conquistadoren-Missionäre anrüchig geworden und, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, in den Augen jedes Herrschers von Annam gleichbedeutend mit Verschwörung, Prätendentenhetzerei und Revolution. Graf de Waaren meint, die Franzosen sollten das Reich verschlingen, es in seine drei Bestandtheile Tonking, Cochinchina, Kambodja zertheilen, überall junge Herrscherfamilien aus dem wo möglich katholischen Mandarinenadel auf die Throne setzen und sich zum Suzerän erklären, indem man nach Art der Britten in Indien französische Residenten an den Höfen der Lehensfürsten ernenne. Der edle Graf ist vorläufig bescheiden genug diese Aussichten einen „schönen Traum" zu nennen, allein wäre dieses Zukunftsgewebe auch dichter, wir fürchten immer die Katze würde doch wieder auf die Füße fallen. Die Lehensfürsten möchten gerade so, wie einst Gialong, vom Augenblick an wo sie den Thron unter sich fühlten, das Christenthum wie Fiesco den Mohren verabschieden, und die Christen, gerade weil die Schutzmacht christlich ist, heimlich, und wo es angienge, öffentlich verfolgen. Endlich aber, und das ist die Hauptsache, wie rentirt sich das französische Blut und das französische Geld an einem heißen, fieberbrütenden tropischen Küstensaum, der keinen Stapelartikel von erstem mercantilen Rang hervorbringt, der zwar, wie der gesammte Ostrand des asiatischen Festlands, treffliche Häfen besitzt, aber wenig Producte um Schiffe zu befrachten? So ist die Expedition, sie mag endigen wie sie will, jedenfalls ein steriles Unternehmen.

Miscellen.

Negerheroismus. Gebeugt durch lange Sklaverei, gesänftigt durch Mischung des Bluts, scheint der Neger mit einem Sprung, wie die Weiber, von feiger Kleinmüthigkeit zur höchsten Höhe der Kühnheit überzugehen. Das leichtfertige Lachen verschwindet, das müßige Geplauder verstummt, und der Possenreißer wird ein Held. Nichts in der Geschichte übertrifft die Tapferkeit der Maronen von Surinam wie Stedman sie schildert, oder derjenigen von Jamaica wie Dallas sie zeichnet. Agenten der „Untergrund-Eisenbahn" berichten daß die Vorfälle welche täglich zu ihrer Kenntniß gelangen allen Ruhm der Griechen und Römer weit hinter sich lassen. Diese Männer und Weiber, welche ihren Muth an dem öden Sumpf gegen den Alligator und den Schweißhund erprobt, welche auf den Prairien dem Hunger getrotzt, in Schlupfwinkeln sich verborgen gehalten, an Locomotiven sich angehängt haben, Hunderte von Meilen, in Kisten zusammengekrümmt, gefahren sind, mit abwärts gerichtetem Kopfe, dem Tod eben so nahe ob entdeckt oder nicht, und welche dann, nachdem sie all dieß erduldet, freiwillig zurückkehrten um ihr Leben für Weib und Kind abermals auf das Spiel zu setzen — was sind wir blassen Gesichter, daß wir Anspruch darauf machen unsere Heldenthaten mit den ihrigen auf gleiche Linie zu stellen? Was aber unter Gottes weitem Himmelszelt läßt sich jenem namenlosen Neger in den Eisengruben von Tennessee an die Seite setzen, der während des letzten Aufstands sagte: „er sey vollständig in das Complott eingeweiht, werde aber eher sterben als auch nur ein

Wort darüber sagen?" Er erhielt siebenhundert und fünfzig Peitschenhiebe und starb. Auf welchem der vielen Mausoleen der Welt findet sich eine Grabschrift wie diese? (Atlantic Monthly.)

*

Die Felsenbohrmuschel (Pholas). Wenn die Felsenbohrmuschel in hartes Gestein eindringen will, zieht sie zuerst ihre Röhre an und unter die Fläche ihrer Schale zurück — gerade wie ein Mann der im Begriff steht eine schwere Masse mit seinen Schultern vorwärts zu drängen, den Kopf hinabdrücken würde um die Muskelkraft zu erhöhen und auf einen Punkt anzusammeln. Dann folgt eine Ausdehnung des Halses oder obern Theils des Bauchrandes, aus welchem die Syphons (Heber) hervordrängen. Diese Bewegung schließt den hintern Theil der Klappen unterhalb der Hänge, und bringt ihre sägeartigen Spitzen zusammen. Der nächste Act von Seiten des Thieres ist daß es seinen Fuß fest auf die Grundlage der Höhle stellt. Wenn vorwärts lehnend, macht es eine fegende Bewegung um die volle Hälfte der Höhlung, und drückt fest auf die Näbel (umboes), welche die Natur zu diesem Zweck mit zwei gekrümmten, an der innern Seite der Klappen befestigten, Zähnen gestärkt hat. Auf dieser Stufe neigt es sich abermals auf seine Brust zurück, und macht, indem es die Schale so viel als möglich überschlägt, eine zweite Bewegung rundherum an seine frühere Stellung, sich auf seinen Rücken lehnend. Mittelst dieser verwickelten Bewegungen, welche der Pholas durch eine fast schmerzlich starke Zusammenziehung zu vollbringen scheint, öffnet er die raspelnden Spitzen seiner Klappen. Diese führen eine sehr eigenthümliche ausschöpfende Bewegung an der Basis der Höhlung aus, und wenn das Thier so weit gelangt ist, erholt es sich zu weiterer Anstrengung durch eine kurze Ruhe. Die vorstehenden Beobachtungen waren von bedeutender Wichtigkeit bei meiner Erforschung der Bohrgewohnheiten dieses Geschöpfs. Es hatte zu bohren angefangen, daran ließ sich nicht zweifeln. Die nächste Frage war daher: wie lange es damit fortfahren, und ob es den Stein durchbohren werde. Beide Fragen waren in nicht langer Zeit befriedigend aufgeklärt. Gerade drei Tage nachdem der Pholas seine Operationen begonnen hatte, sah ich daß das Wasser im Behälter aus irgend einer unerklärlichen Ursache trüb geworden war. Da meine Bemühungen mittelst der Spritze Aufklärung darüber zu gewinnen vergeblich waren, so fieng ich an zu fürchten, es möchte dem Thier, an dessen Arbeiten ich so großes Interesse nahm, Schaden bringen, und hob daher das Steinstück, in dem es sich befand, heraus, und dergestalt in die Höhe daß ich die untere Seite betrachten konnte. Wie groß aber war mein Erstaunen als ich fand daß die ganze Höhle durchbohrt sey. Ich legte den Stein, in einem Winkel von 45°, in einen unten offenen Wasser-Becher, einen sogenannten Tummler, so daß ich jede Veränderung, nicht bloß an der Basis, sondern auch am obern Theil des Thiers, auf einen und denselben Blick wahrnehmen konnte. Aus diesen Beobachtungen schließt der Verfasser: „daß der Pholas das Gestein mit der Schale und nicht mit irgendeiner Säure oder mit Kieseltheilchen durchbohrt." (Aus Harper's Sea Side Aquarium.)

*

Neue Entdeckungen des Hrn. Niepce über die Natur des Lichts. Hr. Niepce de St. Victor hat mit großem Fleiß seine Forschungen über den Einfluß des Sonnenlichts auf organische und unorganische Körper fortgesetzt. Eine umfangreiche Reihe von Versuchen ist durch Hrn. Chevreul der Akademie der Wissenschaften in Paris mitgetheilt worden. Viele dieser Versuche lieferten bloß eine Bestätigung seiner frühern Resultate, oder waren geeignet zu zeigen daß die Eigenschaft die Sonnenstrahlen aufzusaugen und sie in der Dunkelheit wieder herauszugeben, einer sehr großen Anzahl unähnlicher Körper gemeinschaftlich sey. Viele unserer Leser werden sich erinnern daß Hr. Niepce in einer frühern Mittheilung anführte: eine Papier- oder Metallröhre, welche innen weiß sey, sauge, wenn man sie eine Stunde lang, unmittelbar gegenüber, der Sonne aussetzte, eine große Menge Licht auf, das durch Schließung des Endes der Röhre aufbewahrt und in irgendeiner spätern Zeit, bei Erzeugung einer photographischen Abbildung eines Gemäldes auf Seidenpapier, wenn man dieses auf ein Stück chemisch präparirten Papiers bringe, um das Licht aufzunehmen, verwendet werden könne; daß sich also in der That die Sonnenstrahlungen für eine künftige Zeit in Flaschen füllen lassen. Hr. Niepce hat seitdem bewiesen daß, wenn ein weißer Krämpelbankcylinder, der dem Sonnenlicht ausgesetzt gewesen, in ein Zinngehäuse sorgfältig verschlossen wird, „er noch sechs Monate nach seiner Isolirung thätig ist," und daß, wenn an das Ende der Röhre ein durchsichtiger Druck und sodann ein Stück photographischen Papiers gebracht wird, die Strahlen aus dem Innern der Röhre genau ebenso wirken werden als wenn das Ganze dem Sonnenlicht ausgesetzt gewesen wäre. Nachdem diese absorbirten Strahlen einmal die Zersetzung irgendeines der Gold- oder Silbersalze bewirkt haben, sind sie machtlos, d. h. sie sind bei der Erzeugung dieser Veränderung aufgebraucht. Hr. Niepce hat seine Forschungen noch weiter geführt, und sich den Gränzen jenes Gebiets zwischen Physik und Physiologie genähert welches bisher nur ein irreführendes Problem gewesen ist. Man hat Erde — Ackerbauboden — aus einer beträchtlichen Tiefe genommen, und, nachdem man sie im Dunkeln auf einer Platte ausgestreut, ein mit Silberchlorid bedecktes Stück Papier darüber gelegt, aber keine Wirkung hervorgebracht. Dieselbe Erde ward dann dem Sonnenlicht ausgesetzt, und die eine Hälfte davon mit einem dunklen Schirm zugedeckt. Hierauf nahm man sie in ein finsteres Zimmer, und legte ein Stück ähnlichen photographischen Papiers dazu wie bei dem frühern Experiment. Der ganze über der Erde befindliche Theil des Papiers, welcher dem Sonnenlicht ausgesetzt gewesen, war dunkel geworden, der bedeckte Theil aber brachte keine Wirkung hervor. Hier haben wir einen schlagenden Beweis von der Aufsaugung der Sonnenstrahlen durch die Bodenoberfläche, und davon daß sich diese Wirkung, welche unter dem Einfluß des Sonnenscheines begonnen, in der Dunkelheit fortsetzt. Die Forschungen Hrn. Niepce de St. Victors bestätigen auf merkwürdige Weise die von seinem Oheim, Hrn. Nicéphore Niepce, gehegten Ansichten, welcher im Dec. 1829 folgende Zeilen schrieb: „Licht, in seinem Zustand der Zusammensetzung und der Zersetzung, wirkt chemisch auf Körper. Es wird aufgesogen, es combinirt mit ihnen, und theilt ihnen neue Eigenschaften mit." Wir sind begierig die Resultate kennen zu lernen welche die Ausdehnung dieser Forschungen, in der von Hrn. Chevreul angedeuteten Richtung, auf lebensfähige Organismen ergeben wird. (Athenäum.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 5. Augsburg, 29 Januar 1859.

Madagaskar und die Malagasen.

Fast immer wo Europäer mit Völkerstämmen niederer Entwicklungsstufe zusammentreffen, haben wir von einem Raçentod zu berichten. Mit der Allgegenwart der Völkerfamilie welcher wir angehören, tritt eine gewisse Verarmung der Schöpfung an Varietäten ein. So ist die sanfte Bevölkerung der Antillenos gänzlich, der schöne und kräftige Stamm der Cariben bis auf wenige Bruchtheile ausgestorben, so vermindern sich jährlich die Eskimos, die rothen Jägervölker Nordamerika's, es siechen die Urvölker Mexico's und sehr viele eingeborne Stämme Südamerika's. Nirgends aber reiten die Todten schneller als in der Südsee, auf deren Archipelen wie auf dem australischen Festlande jährlich die einheimische Bevölkerung abnimmt. Lord Macaulay hat einst von einem Neuseeländer der nächsten Jahrtausende geträumt, der in den Ruinen der untergegangenen europäischen Reiche die Geschichte unserer Civilisation studiren werde. Schlimm für unser historisches Angedenken, wenn wir auf einen Neuseeländer zur einstigen Entzifferung unserer Keilschriften vertröstet werden, denn es ist gewiß daß die Neuseeländer schwerlich noch am Beginn des dritten Jahrtausends unserer Zeitrechnung zu den lebenden Völkern gehören werden. Trügt nicht alles, so hat nur die weiße, die schwarze und die gelbe Raçe Aussicht auf ein unbegränztes Alter, während alle Zwischenglieder dem Absterben geweiht scheinen. Muß der Freund der Völkerkunde über diese Erscheinung sich tief betrüben, so ist es um so erquicklicher von einem Volk zu hören welches mit einer Art von Gier sich europäische Civilisation aneignet, ohne von ihr tödtlich berührt zu werden, und dessen Heimath durch das giftige Klima jede dauernde Unterjochung durch unsere Staaten ausschließt. Hätte Lord Macaulay bei seiner historischen Vision die Malagasen statt der Neuseeländer genannt, seine wunderliche Behauptung würde erträglicher sich angehört haben. Die neuesten Schilderungen über Madagaskar und seine merkwürdigen Bewohner verdanken wir einem brittischen Missionär, William Ellis, [1] bekannt als Verfasser der „Polynesischen Untersuchungen, einem Weltreisenden und höchst begabten Schriftsteller.

Die Insel Madagaskar, deren Flächeninhalt den von Großbritannien und Irland übertrifft, und deren Bevölkerung auf 3 Mill. geschätzt wird, erregte seit 1817, wo der Statthalter von Mauritius einen Freundschaftsvertrag mit dem einheimischen König Radama zur Abschaffung des Sklavenhandels gegen ein Jahrgeld schloß, die erste Aufmerksamkeit der Londoner Missionsgesellschaft. Jenes Jahrgeld wurde nicht baar, sondern in Waffen und Kriegsvorräthen entrichtet. Mit Hülfe der zugeführten Feuerrohre, in deren Gebrauch er sein Volk einübte, gelang es dem Könige das Reich der Howas, ursprünglich auf das Gebiet Ankowa im Innern und im Norden der Insel beschränkt, höchst beträchtlich zu erweitern. Im Jahre 1818 erschienen die ersten Heidenbekehrer an der Küste und 1820 in der Hauptstadt. Nach 10 Jahren hatten sie 10 bis 15,000 Zöglingen Lesen und Schreiben gelehrt und eine Anzahl davon für unsere Lehre gewonnen. Leider gieng durch den, frühzeitig im 36. Lebensjahr erfolgten Tod des Königs Radama im Jahre 1828 diese Saat wieder theilweis zu Grunde, denn der liebenswürdige Prinz Ralatobe, der Schwestersohn Radama's und der designirte Thronerbe, wurde nach dem Tode seines Oheims ermordet, und als die gegenwärtige Königin zur Gewalt gelangte, stieg das Ansehen des alten Götzendienstes von neuem, das christliche Bekenntniß wurde 1835 verboten und die Missionäre mußten ein Jahr später das Land verlassen. Im Jun. 1845 erschienen ein englisches und zwei französische Kriegsschiffe vor dem Hafenplatz Tamatawe um die Malagasen zu züchtigen, weil sie dort ansässige Europäer den einheimischen Gesetzen und Strafen unterworfen hatten. Nachdem die Stadt in Brand geschossen war, landeten die Verbündeten und griffen das Fort an. Wohl gelang es ihnen etliche Eingeborne zu erschlagen, sonst aber richteten sie nichts aus, sondern mußten sich zurückziehen und in den Händen der Feinde 13 der Ihrigen zurücklassen, deren Schädel nach Landesart auf Pfähle vor den Befestigungen, die sie angegriffen hatten, aufgespießt wurden. Die Seemächte hatten also eine moralische Niederlage erlitten, und die Malagasen verhinderten seitdem acht Jahre lang jeden Verkehr mit den beiden Flaggen. Schon seit 1837 waren in dem Reiche der Howas Christenverfolgungen ausgebrochen, und es fehlte der neuen Lehre nicht an Märtyrern. Doch erklärten sich der Sohn der Königin 1846 für das Evangelium und wurde später getauft, auch Ramonja, ein anderer Prinz und Schwestersohn der Königin gelangte durch eigene Bibelforschungen zu christlicher Einsicht und bekannte seine Ueberzeugungen. Diese hohen Personen ließ man gewähren, aber im gewöhnlichen Volk verfolgte man die Anhänger der neuen Kirche, und im Jahre 1849 wurden nicht weniger als 2000 Personen in Untersuchung verwickelt und mehr oder minder hart bestraft.

Erst drei Jahre später empfieng die Londoner Missionsgesellschaft Nachrichten, daß sich die politischen und religiösen Aussichten der Insel

etwas aufgeheitert hätten, und am 14 April 1853 schiffte sich unser Verfasser in Southampton ein, um von dem veränderten Wetter Nutzen zu ziehen. Obgleich er auf Mauritius erfuhr, daß sich wenig von den günstigen Erwartungen bestätigt habe, versuchte er es doch in einem kleinen Schooner nach Madagaskar abzugehen, und am 18 Julius warf der „Gregorio" vor Tamatawe (nördlicher Theil der Ostküste) Anker. Der Anblick des einheimischen Forts war nicht sehr heimlich, denn es bleichten dort noch immer die europäischen Schädel vom Jahre 1845. Sogleich erschien ein kleines Canoe mit Eingebornen an der Seite des Schiffes. Die Malagasen trugen Hemden, ein Hüftentuch und die Lamba, einen schärpenartigen und höchst anmuthigen Faltenwurf über der Achsel. Die Hauptperson, der Hafenmeister, erkundigte sich nach Schiff und Zweck der Sendung, während sein Secretär Fragen und Antworten niederschrieb. Es ergab sich daß der Beamte die malagasische Gesandtschaft (1837) nach Europa nicht ohne Nutzen begleitet hatte, denn er gab den Britten eine völkerrechtliche Lection. Ob nicht überall in Europa Fremde den Landesgesetzen sich fügen müßten? Ob also nicht auch die Malagasen von den auswärtigen Ansiedlern die Beobachtung der Befehle ihrer Königin verlangen könnten? Ob es Recht sey, ein fremdes Land anzugreifen und die Bewohner niederzuschießen, weil die Gesetze jenes Landes den Fremden mißfielen? Er erklärte dann, daß von einer Wiedereröffnung des Handels nicht eher die Rede seyn könne, als bis die Europäer die für das Attentat von 1845 geforderte Entschädigung gezahlt hätten, doch wurde dem Verf. und seinem Begleiter, Mr. Cameron verstattet, den Brief des Statthalters von Mauritius an die Königin zu übersenden. Am nächsten Morgen begaben sich auf eine Einladung des Gouverneurs von Tamatawe diese beiden Herren ans Ufer, und wurden von den einheimischen Notabilitäten mit Händeschütteln empfangen. Man erkundigte sich bei den Missionären ob es wahr sey daß ein brittisches Geschwader gegen Madagaskar auslaufen sollte, und als dieß verneint wurde, welcher Art die Beziehungen zwischen England und Amerika seyen, und ob sich die Nachricht einer beabsichtigten Expedition der Vereinigten Staaten gegen Brittisch-Indien bestätige. Nachdem ihre politische Neugierde befriedigt worden war, schied man mit dem Wunsche einer baldigen Erneuerung des Handelsverkehrs.

Das Schiff wurde jetzt mit Lebensmitteln versehen, auch stand den fortgesetzten Besuchen am Lande nichts mehr im Wege. Von dem malagasischen Zollbeamten, der ein wenig Französisch sprach, erfuhr man daß seit der letzten strengen Züchtigung und den zahlreichen Hinrichtungen, außer dem Kronprinzen und einigen Verwandten der Königin, nur wenige Christen sich noch im Lande befänden. Der Verfasser säumte keinen Augenblick sich mit Sprachstudien zu beschäftigen, und da bekanntlich die malagasische Sprache deßwegen so interessant ist, weil sie zu der Gruppe gehört, die in dem Stillen Meer bis nach den Sandwichinseln geredet wird, so ist es von Wichtigkeit über diese Verwandtschaft einen Mann zu hören, der lange Zeit unter den Südsee-Insulanern gelebt hat. „Ich war, erzählt er, höchlich betroffen über die vollkommene Identität des Malagasischen mit den ostpolynesischen Sprachen in den Namen vieler, beiden gemeinsamer Gegenstände, z. B. des Cocosnußbaumes, dessen Name genau so ausgesprochen wurde wie es ein Südsee-Insulaner gethan haben würde. Das nämliche bemerkte ich in Bezug auf den Pandanus oder Wacaua, einen Baum, der in Madagaskar und auf Tahiti sehr häufig ist, ferner bei den Worten für Mehl und für einzelne Körpertheile. Die Zahlwörter waren gleichfalls mit nur sehr geringen Verdunkelungen die nämlichen. Die Entdeckung einer Sprachähnlichkeit zwischen so weit getrennten Stämmen versprach mir, abgesehen von dem Aufschluß den sie über den Ursprung wenigstens eines Theils der gegenwärtigen Bevölkerung Madagaskars bot, eine große Leichtigkeit in Erlernung jener Sprache. Doch darin täuschte ich mich, denn später ergab sich, daß, wenn sie auch in mancher Hinsicht die gleiche Einfachheit im Bau und im Gefüge sich bewahrt hatte, sie doch in einigen Beziehungen lückenhaft, in andern aber, namentlich in dem Bau und in der Anwendung des Zeitwortes viel umfassender und verwickelter geworden war, als die polynesischen Sprachen."

Zwei Stämme lernte man bald unterscheiden; die Betsimasarala, ein eckiges, rauhes und athletisches Geschlecht, waren die einzigen hart arbeitenden, und viele darunter Sklaven; die Howas dagegen, ihre Eroberer und Herren, traten überall in amtlichen Würden auf, zeigten aber dafür auch höhere Intelligenz und Rührigkeit. Mit Sehnsucht sahen sie der Wiedereröffnung des Handels entgegen, denn die Märkte waren aus Mangel an Abfluß mit Ausfuhrwaaren überfüllt und die Preise sehr gesunken. Nur mit den Vereinigten Staaten hatte man den Handel fortgesetzt, und ein Mr. Mack im Auftrag eines New-Yorker Hauses einen mehrjährigen Vertrag mit der Regierung zur Ablieferung des eingesammelten Gummi und des Wachses gegen Kriegswaffen abgeschlossen. Der Handel mit Amerika ist jedoch keiner großen Entwicklung fähig, denn die Stapelerzeugnisse der Insel, Reis und Hornvieh, werden von den Amerikanern nicht gesucht.

Unser Verfasser, der ein eifriger Botaniker ist, und uns mit sehr glücklich gewählten Vegetationsskizzen nach Lichtbildern beschenkt hat, beschreibt unter andern eine höchst merkwürdige und seltene Pflanze, die Wasseryam oder das Fensterblatt (Ouvirandra fenestralis). Aus der Wurzel, die oft ein Fuß tief unter dem Wasser liegt, steigen an einem zierlich gebogenen Stengel eiförmige, 9—10 Zoll lange und 2 bis 3 Zoll breite Blätter auf, die vollständig einem durchsichtigen Spitzengewebe gleichen, denn nur die Adern sind unter sich zellen- oder netzartig verbunden. Die Pflanze treibt eine eben so seltsame Blume, die aus einem gegabelten Bürstchen auf hohem Stengel besteht. Da bereits drei öffentliche botanische Gärten in England mit Exemplaren durch den Verfasser versehen worden sind, so wird sich das „Fensterblatt" auch bald in die Treibhäuser des Festlandes verbreiten.

Nach fünfzehntägigem Harren empfiengen die Missionäre aus der Hauptstadt eine Antwort. Die Königin ließ ihnen wissen daß man sich über ihren Empfang noch nicht entschieden habe, und es besser sey wenn die Herren vor dem Eintreten der Fiebermonate heimkehrten, und beim Beginn der nächsten günstigen Jahreszeit wieder nachfragten. Diesen Bescheid hielt man anfangs für ein höfliches Nein, doch ermuthigten die malagasischen Freunde, die den Brief im Gegentheil als günstigen Vorboten betrachteten, den Verfasser zur Rückkehr im folgenden Jahre. Die Kaufleute in Mauritius, von dem Ausgang der Unterhandlungen unterrichtet, versäumten keinen Augenblick durch Subscriptionen 15,000 Dollars aufzubringen, welche die Königin als Entschädigung für die Unbill vom Jahre 1845 gefordert hatte, ehe sie die Wiedereröffnung des Handels bewilligen könnte. Die Summe wurde durch Mr. Cameron überbracht, und am 19 Nov. kehrte der „Nimble" nach Mauritius mit ihm und mit der Nachricht zurück, daß der Handel wieder eröffnet sey. Dieser Vorgang ist im höchsten Grade erbaulich. Ein kleines, aber rüstiges Heidenvolk, welches noch vor kurzem unter die so-

genannten „Wilden" gerechnet werden konnte, gibt der wellenbeherrschenden Britannia völkerrechtliche Lehren, läßt sich für ein brutales Bombardement Entschädigung zahlen, und erzwingt sich die Gerichtsbarkeit über die auf seinem Gebiet sich aufhaltenden Europäer! Hören wir nur wie eine wichtige Stelle des amtlichen Schreibens Sr. Excellenz Rainilietaka, Kammerherren der 13ten Rangklasse vom 23 October 1853 lautet: „Was die Ausfuhr von Sklaven über See betrifft, so war Radama ihr abhold, und unsere Königin hat keine Aenderung getroffen, weßhalb wir auch keine Sklaven über See ausführen dürfen. Auch dieß mögt Ihr bemerken. Es hat ein gewisser Europäer, ein Franzose, von einem Gebiete bei Ivaly, als einem Ankerplatz, Besitz ergriffen, sich niedergelassen, ein Haus gebaut und Magazine errichtet. Unsere hohen Beamten haben deßhalb seine Vertreibung angeordnet. Wir werden ihn nicht tödten, wohl aber ihm seine Habe abnehmen, denn er hat sich eines Hafens bemächtigt. Wenn wir eben versprachen ihn nicht zu tödten, so ist das nicht so zu verstehen daß wenn er einen unserer Soldaten erschlägt, unsere Soldaten ihn nicht wieder erschlagen möchten. Wir zeigen Euch das ausdrücklich an, damit es nicht heißt — Schaut! jetzt wo der Handel wieder frei gegeben ist, zerstört ihr wieder das Eigenthum von Europäern?" Wer staunt nicht über diese politische Sprache? Wer fühlt sich aber nicht auch hingezogen zu dem merkwürdig reifen Volk unter den Tropen, von dem wir bisher nur so ungenaue Dinge wußten?

Am 8 Juni 1854 war Hr. Ellis abermals nach Madagaskar unterwegs, welches er nach viertägiger Ueberfahrt erreichte. Hier wurde er jedoch wegen der auf Mauritius wüthenden Cholera einer Quarantäne unterworfen. Nach überstandener Gesundheitsprobe durfte er sich frei am Ufer bewegen. Beim Besuch eines kranken Häuptlings wurde er abermals von der Intelligenz des Howastammes betroffen. Es trat nämlich der Adjutant des Patienten ein, brachte ein Paket Briefe und las sie seinem Vorgesetzten vor. Hierauf befahl ihm dieser sich schreibfertig zu machen, und dictirte ihm die Antworten und seine Befehle. Wem dieser Vorfall geringfügig scheinen mag, den müssen wir belehren daß es vor dreißig Jahren weder ein Alphabet noch eine Schriftsprache der Malagasen gab. Im Jahr 1836 als die Missionäre die Insel verließen, zählte man schon 4000 Beamte welche schriftlich verkehrten, und da es seitdem keine öffentlichen Schulen mehr gab, die Zahl der schreibfertigen Personen aber sich nicht gemindert hat, so sind es die Väter gewesen, die aus freiem Antrieb ihre Kinder im Lesen und Schreiben unterrichtet haben. Welch ein treffender Beweis daß ein scheinbar „wildes" Volk recht gut den Werth des größten Civilisationsmittels, nämlich der geschriebenen Rede zu schätzen weiß. In jenen Tagen lief auch aus der Residenz eine schriftliche Antwort auf Hrn. Ellis Gesuch, dem Hof einen Besuch abzustatten, mit der Post ein. Es hieß darin daß, da im vorigen Jahr er und Hr. Cameron gemeinsam um die Erlaubniß gebeten hätten, auch dieses Jahr beide Herren darum nachsuchen müßten. Da Hr. Cameron sich damals in den Caplanden befand, so gewahrte unser Verfasser deutlich daß er abermals den Zweck seiner Reise verfehlt habe.

Er sah sich um so fleißiger in Tamatawe um, namentlich auf dem Markt. Ein eignes Gewerbe betreiben dort die Geldwechsler, denn da Silber nach dem Gewicht das Zahlungsmittel im Reich ist, so werden Dollar- und kleinere Silberstücke von ihnen zur Erleichterung des Kleinverkehrs in Stücke zerschnitten. Unter europäischen Sachen war die Nachfrage seltsamerweise am begierigsten auf Geigen und musikalische Instrumente gerichtet. Große Anstalten wurden am Abend vor dem einheimischen Neujahrstage (24 Juni, Sommersonnenwende) getroffen. Alles war mit Baden und mit Waschen beschäftigt, und als der Abend anbrach, wurden vor den Häusern zahlreiche kleine Feuer angezündet. Am andern Morgen empfieng Hr. Ellis von seinen einheimischen Bekannten Geschenke, die in auserwählten Rindsbratenstücken bestanden. Außerdem erhielt er eine Einladung zu einem amtlichen Festessen, welches Abends halb sechs Uhr seinen Anfang nahm. Hier fand er eine bunte Menge Uniformen versammelt, denn die Howas halten große Stücke auf militärische Toilette nach europäischem Schnitt. Die meisten Kleider waren aus brittischem Scharlachtuch, und auf den Knöpfen prangte Schild und Adler der Vereinigten Staaten. Auch goldene Schnüre waren reichlich angebracht, und der Luxus gieng so weit, daß der Werth eines solchen Parade-Anzuges bis auf hundert Stiere geschätzt wurde. An der Tafel kam der Verfasser neben die Hausfrau zu sitzen, ein Beweis daß das andre Geschlecht ebenbürtig behandelt wird. Das Essen selbst wurde ohne Anstoß nach unsern Begriffen aufgetragen, und nur eine heidnisch-mysteriöse Vertheilung kleiner Rindfleischschnitten fand statt, die den Sinn zu haben schien wie bei uns ein Bruderschaftstrinken. Das Bankett schloß mit einem Toast auf die regierende Königin, und verlief sittsam und voller Anstand.

Am andern Morgen erhielt der Verfasser eine offene abschlägige Antwort nicht nach Antananariwo gehen zu dürfen, aber nur weil man sich immer noch fürchtete die Cholera von Mauritius eingeschleppt zu sehen. So groß waren die Besorgnisse des Hofes vor der Seuche daß Befehle für Gesundheitsmaßregeln mit einer Curierpost an die Küste befördert wurden. Die Howas haben für dringende Fälle einen Postdienst mit Vorspann organisirt, und dießmal gelangten die amtlichen Schreiben von der Hauptstadt in fünf Tagen nach Tamatawe, obgleich die Entfernung über 60 deutsche Meilen beträgt! Die Vorkehrungen giengen so weit daß alle Waaren aus den angesteckten Gebieten, ja selbst die Dollarsstücke 40 Tage in den Sand vergraben werden sollten, ehe ihnen der Umlauf gestattet werden dürfte. So lächerlich uns auch immer diese übel angewandten Maßregeln erscheinen werden, so gewähren sie doch das Bild eines sorgsam regierten Landes mit einer Beamtengliederung von europäischem Anstrich.

Noch ist kein Dampfer in Tamatawe gesehen worden, aber welchen Eindruck dieses mechanische Wunder hervorbringen würde, kann man an der Freude bemessen, welche die Eingebornen über die Leistungen von Ellis photographischem Apparat zu erkennen gaben, denn wo er seine Camera obscura aufstellte, drängte sich das Volk begierig herbei, um sich auf das Papier bringen zu lassen. Große Eitelkeit kam dabei stets zum Vorschein, denn der gemeinste Mann setzte sich nicht eher vor das Glas bis er nicht seinen Anzug und sein Haar mit Kamm, Wasser und Spiegel in Ordnung gebracht hatte. Einmal traf es sich daß ein Mann photographirt wurde, der ein Mal im Gesicht hatte, welches auf dem Lichtbild scharf zum Vorschein kam. Er betastete erstaunt erst das Mal im Gesicht, und dann das Mal auf dem Bild und rief aus: „Wie wunderbar! Ich habe doch (und damit legte er den Finger auf sein Mal), hier niemals etwas gefühlt, und doch — dort ist es!" Nachdem etliche photographische Abzüge in Umlauf gesetzt worden waren, wollte alle Welt Glas und Rahmen besitzen, doch begnügte man sich zuletzt die Bilder auf starkes Papier geklebt zu sehen. Auffallend war dem Verfasser anfangs daß er so selten graue Haare wahrnahm, aber er erfuhr bald daß die Eingebornen sich sehr sorgsam alle Haare aus-

ziehen, welche die Farbe verloren haben. Im phrenologischen Sinne sind die Malagasen und ganz besonders die Howas ein schöner Menschenschlag. Unter den Porträts nach Photographien finden sich Gesichter, die in einer europäischen Deputirtenkammer Aufsehen erregen könnten, nicht wegen ihrer Schönheit, sondern wegen ihres Ausdrucks von Intelligenz und von Charakter. Hohe Stirn, gebogene, knöcherne, nie fleischige Nasen, scharf gezogene Augenbrauen, klare und helle, nie hervorquellende Augen sind die bessern physiognomischen Merkzeichen, nur die Lippen zeigen sich bisweilen etwas wulstig, aber doch nicht so um an den Neger zu erinnern. Physische Aehnlichkeiten mit dem Menschenschlag der die malayische Inselwelt und die polynesischen Archipele bevölkert, bezeugen deutlich die Herkunft dieser edlen Race.

Das Klima wird die Malagasen vor fremder Unterdrückung schützen, denn nicht umsonst heißt Madagaskar der Kirchhof der Europäer. Die Fieber sind namentlich an der Küste höchst gefährlich, und nicht bloß der Fremde, sondern selbst der binnenwohnende Malagase unterliegen ihrem Angriff, gegen den ein specifisches Mittel noch immer gesucht wird. Gleichsam als wollte die Natur den Menschen aus solchen tödtlichen Räumen verscheuchen, sind auch die animalischen Quälgeister an der Küste sehr zahlreich. Giftige Reptilien, Skorpione, giftige Fische, die den Menschen angreifen und verwunden, Schlangen sind eben so zahlreich, als es an vierfüßigen Arten mangelt. Das Aye-Aye (Cheiromys Madagascariensis) nach welchem sich der Verfasser erkundigte, kam ihm nie zu Gesicht, und von den Eingebornen, die das Thier mit abergläubischen Augen betrachten, erfuhr er bloß daß es zwar sehr selten aber auf der ganzen Insel und nicht bloß, wie man in Europa meint, nur auf der Westküste verbreitet ist.

Sklaverei gehört zu den einheimischen Institutionen, doch sind die Formen mild und patriarchalisch, und nicht zu vergleichen mit der Raçenknechtschaft in Amerika. Die Preise der Sklaven für Knaben von 12 Jahren waren 10; für Frauen 26—40; für Männer 70—100 Dollars. Für Widerspänstige sah der Verfasser zweierlei Arten von Folter angewendet. Die eine ist, was er seltsamerweise nicht gewußt zu haben scheint, das in Ostasien verbreitete Kangh,[1] nämlich zwei Bretter die dem Sträfling um den Hals gelegt und zusammengenagelt werden. Sie bilden dann eine viereckige Tafel mit einem Loch in der Mitte, gerade groß genug um den Hals durchzustecken. Natürlich wird der Bestrafte verhindert es sich irgend bequem zu machen, denn er kann sich mit dieser Halsbinde nicht zum Schlafen niederstrecken &c. Das andere Marterwerkzeug ist ein schwerer eiserner Ring mit einwärts gekehrten Dornen, welcher den Sklaven über den Kopf gelegt wird und der sich natürlich bei jeder Bewegung fühlbar und empfindlich macht. Nur drei solcher Fälle kamen übrigens dem Verfasser zu Gesicht. In den letzten Jahren hat sich in Folge der vielen Kriegszüge, von welchen die Howas hunderte und tausende Gefangene heimbrachten, die Zahl dieser Unfreien beträchtlich vermehrt. Der Verlust der Freiheit ist auch eine Criminalstrafe, die häufig bei den Glaubensverfolgungen zur Anwendung kam.

Ueber die Lage der unglücklichen Christen vernahm der Verfasser einstimmig daß sie nirgends mehr einen öffentlichen Gottesdienst feiern dürften. Bücher waren streng verboten worden, mit einziger Ausnahme solcher wo die Buchstaben in Säulen standen, also der Abcbücher. Da schon seit 20 Jahren kein Missionär die Insel mehr besucht hatte, so waren die zurückgebliebenen Gemeinden völlig auf ihr eigenes theologisches Verständniß angewiesen. Einer der Howarichter gab den malayischen Christen das Zeugniß großer Sittlichkeit, namentlich könne man niemanden so sicher sein Eigenthum anvertrauen, als ihnen. „Diese Leute, setzte er hinzu, wären die besten Unterthanen wenn sie nur nicht beten würden.“ Ihre gottesdienstlichen Versammlungen hatten sie lange unter dem Mantel der Nacht, in Höhlen oder im undurchdringlichen Dschengel gehalten, bis es endlich den Spionen der Regierung gelang sie zu ertappen. Der Fanatismus der Verfolger gieng so weit daß Väter ihre Kinder und selbst Geschwister sich überlieferten. Die Regierung ihrerseits verletzte Gesetz und Herkommen, denn sie nahm das sonst ungiltige Zeugniß von Sklaven gegen ihre Herren an. Einigermaßen verzeihlich wird dieser Eifer, wenn wir erfahren daß die christliche Lehre gegen die Staatsverfassung gerichtet ist. Die Personen der Monarchen gelten nämlich als göttlich und geheiligt, was uns abermals an die geistesverwandte Erscheinung der Tabusitte bei den Südsee-Insulanern erinnert. In diesem Sinne ist natürlich das Christenthum antimonarchisch. Bezeichnend war daher die Antwort eines verfolgten Christen, dem die Königin die höchste Gunst für Abschwörung des Glaubens anbot. Er versicherte daß er trotz seines Christenthums „der Königin treu dienen könne,“ doch wurde diese Aeußerung, die von einer Weigerung des Abfalls begleitet war, für ungenügend erkannt und der Unglückliche hingerichtet. Die Christenverfolgungen in den Jahren 1837 und 1846 waren sehr drückend, aber doch nichts im Vergleich mit denen von 1849. Damals gab es keine andere Wahl als abzuschwören oder nach Mauritius zu flüchten. Die Strafen selbst waren sehr verschieden. Vielen wurde die gottesgerichtliche Probe der Tangena oder des Giftwassers zugemuthet, häufig genug mit tödtlichem Ausgang. Vermögensconfiscationen und Geldstrafen von 1 Dollar waren gewöhnlich. Einer der Prinzen mußte 100 Dollars oder die Hälfte dessen zahlen was man für ihn als Lösegeld gegeben haben würde. Eine große Zahl wurde auf öffentlichem Markte in die Knechtschaft verkauft und dadurch natürlich jedem Familienbande entrissen. Diese Strafe wurde durch Verlust jeden Ranges und durch quälend harte Arbeiten verschärft. Mit körperlichen Strafen wurde nicht gespart, und Mr. Ellis sah bei einigen seiner Freunde noch tiefe Narben, die sie mit ins Grab nehmen werden. In der Liste der damaligen Märtyrer finden sich 37 die sammt Weib und Kind wegen öffentlicher Predigten in die Sklaverei verkauft wurden dasselbe Schicksal, verbunden mit Vermögensverlust, fiel auf 42 Familienhäupter allein, weil man bei ihnen Bücher gefunden hatte, 2055 wurden um einen Dollar gebüßt; 18 wurden hingerichtet, nämlich 14 von einem steilen Felsen gestürzt und vier lebendig verbrannt. Diese letzteren waren Adelige, deren Blut man nicht zu vergießen liebt. Zwei von ihnen waren Mann und Weib, und die letztere noch dazu auf dem Punkte niederzukommen. Wie üblich, wurde allen auf dem Richtplatz Verzeihung angeboten, wenn sie abschwören wollten, und erst auf ihre Weigerung hin wurden die Scheiter um sie herum aufgethürmt. Da geschah es nun, daß als die Flammen aufleuchteten, die unglückliche Frau gebar. Ellis erkundigte sich, was man mit dem Märtyrerkinde angefangen habe: „Ins Feuer geworfen, riefen die Erzähler, wo sein Körper mit denen der Eltern in Asche verwandelt wurde!“ Am nämlichen Tage wurden 14 andere auf den Richtplatz, den tarpejischen Felsen von Antananarivo, geführt. An einen Strick ge-

---

[1] Diese Folter, die uns an malayische Gewohnheiten erinnert, ist ein abermaliger Beweis von der östlichen Abstammung der Howas.

bunden wurde einer nach dem andern über dem schauerlichen Abgrund aufgehangen, und ihm dort die Wahl zwischen dem Hinabstürzen oder dem Abschwören gelassen. Alle blieben standhaft. Zuletzt kam die Reihe an eine junge Frau, die man aufgespart und ihr absichtlich das grauenhafte Schauspiel ihrer Leidensgenossen zugemuthet hatte um sie wankend zu machen. Auch sie schwebte an dem Todesseile, als man ihr die letzte Wahl ließ. Als sie aber mit Festigkeit das Schicksal der andern Märtyrer begehrte, riß sie der Henker wieder zurück und sagte: „Das ist eine Närrin, die nicht weiß was sie sagt." Später verkaufte man sie als Sklavin in eine entfernte Gegend der Insel. Seit diesen Schauderscenen im März 1849 ist keine Hinrichtung mehr vorgekommen, theils weil der Kronprinz sich öffentlich als Christ bekannt hat, theils weil mehrere der einflußreichsten Christenverfolger gestorben sind. Doch soll den Truppen noch alle vierzehn Tage seine Art von Armeebefehl verlesen werden, daß man jeden der „tauft" anzeigen solle. „Denn wer da ändert was die Vorfahren angeordnet und gethan haben, und zu den Vorfahren der Fremden betet, nicht zu Andrianampoinemerina und Lehidama und den Bildern welche die zwölf Könige heiligten, und den zwölf Bergen die wir verehren — wer diese Gebräuche ändert, den — höre es das Volk — will ich tödten, spricht Ranavalomanjaka." Man sieht daraus daß die Howas die Geister ihrer verstorbenen Könige als Götter verehren, und in diesem Sinne können sie von den Christen sagen, sie beten die „Vorfahren der fremden Könige," sie beten den Herrn Jesus, den Geist eines europäischen Herrschers an. So erscheint die fremde Lehre ihnen als antinational und logisch, nach ihren Vorstellungen auch als Hochverrath. So dürfen uns also die Christenverfolgungen vor diesem Volk nicht abschrecken, da sie aus einem verständlichen Wahn entspringen. Sie müssen uns im Gegentheil anziehen, da ein ähnliches religiöses Heldenthum an die besten Zeiten unserer eigenen gedrückten Kirche erinnert.

Mit einem Ausflug längs der Ostküste gegen Norden nach Foule Pointe beschloß der Verfasser seinen zweiten Besuch der merkwürdigen Insel.

(Schluß folgt.)

Der Wodu-Dienst auf Haïti.

(Aus einer Mittheilung A. Bonneau's an die Nouv. Ann. des Voyages.)

Ich habe mich, sagt der Verfasser, vergeblich nach der Bedeutung des Wortes „Wodu" erkundigt, und besitze selbst zu wenig Kenntnisse von den afrikanischen Sprachen, um mir anzumaßen den Sinn desselben erklären zu können. Dennoch will ich bemerken daß das Wort Du bei mehreren Völkerschaften der Westküste Afrika's Land bedeutet, und daß man in denselben Sprachen die Schlange So nennt, so daß Wo-du eine Corrumpirung von So-du, Schlange des Landes, Schlange des Heimathlandes, seyn könnte. Wirklich werden wir sehen daß der Schlangen-Cultus einer der charakteristischen Züge der Secte ist. In Haïti ist „Wodu" zugleich der Name der religiösen Einrichtung, der Anhänger der Secte und der Gottheit welche sie anbeten. Diese Gottheit, dieses geheimnißvolle Wesen, das die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft kennt, und dessen Einfluß sich über alle Dinge dieser Welt erstreckt, hat, wenn es auch die Natter nicht selbst ist, die Natter zum Symbol. In New-Orleans scheint, den Berichten an Abbé Domenech zufolge, der Wodu identisch zu seyn mit der Klapperschlange oder dem Congo. Der Gott offenbart seinen Willen und seine Orakel durch Vermittlung eines auf Lebenszeit erwählten und mit dem Namen Papa-Wodû oder König gezierten Hohenpriesters und einer Prophetin, welche Maman-Wodu oder Königin genannt wird. Beide sind der Gegenstand abergläubischer Hochachtung und üben auf alle Mitglieder der Secte eine unbeschränkte Macht aus; sie spielen in Haïti eine Rolle ähnlich der des Oberpriesters des Schlangengottes zu Schwidah oder Widah, und der des Schintom von Congo, welchem eine Menge Ganga und Singhili, die eben so viele Zauberer-Arten bilden, untergeben sind.

Jede Provinz besitzt ihren eigenen Wodu; allein es besteht keine enge Verbindung zwischen den Mitgliedern der verschiedenen Genossenschaften. Die von dem Papa zusammengerufene feierliche Versammlung findet während der Nacht an einem einsamen Ort oder in einem so gelegenen Hause statt, daß man von der Neugierde der Profanen nichts zu fürchten hat. Im Hintergrunde des Versammlungssaals ruht auf einem rohen Altar eine ziemlich große Kiste, deren eine Seite durch Stangen, gleich denen eines Käfigs, geschlossen ist. Diese Kiste ist die heilige Arche der Natter, neben welcher der König und die Königin, deren Leib mit einer großen Anzahl rother Sacktücher umgeben ist, Platz nehmen. Dieser Tracht müssen sich auch die Anwesenden unterziehen; denn die rothe Farbe ist das Sinnbild des Gottes Wodu, wie die weiße das der Fetische welche von den Fantis und Aschantis angebetet werden. Außerdem ist die Stirn des Königs mit einem Diadem von rothem Zeug geziert; auch trägt er, als weiteres Abzeichen seiner Würde, ein blaues Band. Die Feierlichkeit beginnt mit der Anbetung der Schlange. Die Gläubigen versprechen ihrem Cultus treu, ihren Befehlen gehorsam zu seyn, und erneuern ihren Eidschwur einer unverletzlichen Beobachtung des Geheimnisses des Wodu. Man läßt dann den Käfig herab, und die Königin, die darauf steigt wie die Pythia auf ihren Dreifuß, wird bald von eigenthümlichen Krämpfen befallen; sie geräth in Aufregung, zittert, spricht, schreit, flucht, prophezeit und antwortet im Namen der Gottheit allen Anwesenden, welche der Reihe nach Fragen an die Natter stellen. Der eine befragt das Orakel über seine Gesundheit; ein anderer will das geeignetste Mittel zum Gelingen seiner Unternehmungen kennen lernen; dieser wird bei seinen Fragen von Haß, jener von Liebe geleitet, und die Leidenschaft welche das Verbrechen zum Gegenstand hat, findet den Wodu nicht immer taub für seine Bitten. Am Fuße des Altars hat man sorgfältig einen Hut oder ein theilweise zugedecktes Gefäß aufgestellt, in welches jeder ein Geschenk für den Gott niederlegt. Mit diesen Opfergaben bezahlt man sämmtliche Cultuskosten, bestreitet die Bedürfnisse der kranken oder in ihren Geschäften bedrängten Mitglieder, und behauptet den Einfluß der Secte. Bald darauf beräth man Angelegenheiten welche die Genossenschaft interessiren. „Man schlägt Plane vor, man beschließt diese oder jene Schritte, man schreibt Befehle vor welche die Königin stets mit dem

Willen des Gottes unterstützt, und die nicht immer die gute Ordnung und die öffentliche Ruhe zum Gegenstand haben." (Moreau de St. Méry, Schilderung der Insel St. Domingo.) Ein neuer Eid wird von allen Anwesenden gefordert, welche ihn zuweilen dadurch leisten daß sie nach der Reihe ein paar Tropfen noch warmen Blutes einer geschlachteten Ziege trinken. Man behauptet sogar daß zu dieser fluchwürdigen Ceremonie alljährlich ein Kind geopfert werde. Allein diese Behauptung ist nicht bewiesen; man darf sie daher so lange nicht als ausgemachte Thatsache betrachten, bis man besser darüber unterrichtet ist, obwohl sie im Grunde nichts außerordentliches an sich hat, da Menschenopfer und Kannibalenthum in Afrika häufig genug vorkommen, und bis vor wenigen Jahren auf Haïti zwei der Menschenfresserei ergebene Secten bestanden.

Wenn einige Neger welche an dem Wodu theilzunehmen wünschen, durch die Mitglieder der Genossenschaft eingeführt worden sind, so weist man ihnen einen Platz in der Mitte der Versammlung an. Man bildet dann einen großen Kreis um die Neophyten, und jeder von ihnen hält in seinen Händen ein aus Kräutern, Haaren, Horn ꝛc. bestehendes Packet. Der Papa gibt ihnen mit einer kleinen hölzernen Schippe einen leichten Schlag an den Kopf. Auf diese einzige Berührung verfallen die Candidaten, sagt man, in ein nervöses Zittern. Der Papa stimmt dann den auf der Insel Haïti so berühmten heiligen Gesang des Wodu an, und sämmtliche Gläubige, Männer und Weiber, im Kreis umher aufgestellt, wiederholen im Chor:

Eh! eh! bomba, hen, hen!!
Canga bafio tè,
Canga mun de le,
Canga de ki la
Canga li.

Wir überlassen Gelehrteren die Sorge diese Verse zu übersetzen, welche wahrscheinlich durch die Colonisten die sie gesammelt, und vielleicht durch die Neger selbst, welche ihre heimische Sprache vergessen haben, entstellt worden sind. Alles was wir von diesem geheimnißvollen Gesange wissen, ist daß das Wort Canga, das viermal darin wiederholt ist, Zauberer bedeutet. Die Neophyten führen sodann innerhalb des Kreises einen Tanz auf, leisten ihren Eid auf den Altar, und gehören von diesem Augenblick dem Wodu an. Der König legt dann seine Hand oder seinen Fuß an den Käfig der Natter, und theilt der Königin die elektrische Aufregung mit welche er erhalten; diese trägt sie auf den ganzen Kreis über, der vom ersten bis zum letzten Mann durch convulsivische Bewegungen, in denen der obere Theil des Körpers, der Kopf und die Schultern sich zu verrenken scheinen, aufgeregt wird; eine fieberhafte Lustigkeit bemächtigt sich aller Eingeweihten; die alkoholischen Getränke steigern sie bis zum Paroxysmus; alle drehen sich mit blinder Wuth, wie vom Wirbelwind getrieben, herum; die Neger zerkratzen sich das Gesicht und den Leib mit ihren Nägeln; das Blut rieselt und der Schweiß fließt in Strömen herab. Einige stürzen dann aus dem Saale hinaus, und laufen wie Nachtwandler mit wunderbarer Geschicklichkeit auf den Dächern der Häuser herum; andere verrichten Kraftstücke welche über die menschliche Natur zu gehen scheinen: diese tauchen ihre nackten Arme in einen mit siedenden Substanzen gefüllten Kessel; jene legen sich mit dem Rücken auf den Boden, und lassen auf ihre Brust einen ungeheuren Mörser stellen, in welchem mehrere kräftige Männer mit einer Art Wuth Ignamen und Bananen aufhäufen, ohne daß dem Patienten daraus ein Uebel erwächst; Weiber überlassen sich einem wahnsinnigen Wettrennen, indem sie auf ihrem Kopf, ohne Hülfe der Hände, einen mit Wasser gefüllten großen Krug tragen, und keinen Tropfen davon verschütten. Der Tanz dreht sich fort und fort wie eine Wasserhose der nichts Einhalt zu thun vermag, und der Reiz ist so mächtig, sagt man, daß der gleichgültigste Mensch sich wider Willen mit fortgerissen fühlt. Man führt zur Unterstützung dieser Behauptung sogar Beispiele an, welche vom Gesichtspunkt der physiologischen Studien aus sehr interessant wären, wenn man denselben vollen Glauben beimessen könnte. Die Tänzer fallen der Reihe nach, ermüdet, erschöpft, betäubt, zu Boden; sie werden durch neueintretende ersetzt, und jeder zu Boden fallende Athlet wird in ein nahegelegenes stockfinsteres Zimmer gebracht, oder schleppt sich selbst dahin. Sonderbare Mysterien und schamlose Gräuel tragen sich, wie man hört, bis zum frühen Morgen in diesem Pandämonium zu. Allein hierüber haben unsere Gewährsmänner uns bis jetzt noch nichts genaues und bestimmtes sagen können. Diese Andeutungen, so unsicher, wie man gestehen muß, sie auch sind, tragen nichtsdestoweniger so ziemlich das Gepräge der Natur dieser afrikanischen Genossenschaft. Der Wodu verbietet die sinnlichen Genüsse ebensowenig wie das Priester-Collegium der Schlange des Schwidah, und wir wissen daß von den haïtischen Wodus, den Papa nicht ausgenommen, die Weiber welche von ihnen Orakel verlangen oftmals in eine Art magnetischen Schlafs versetzt und dann zur Befriedigung ihrer geilen Leidenschaften benutzt worden sind.

Jede Provinz besitzt, wie wir gesagt, ihren Wodu. Wir müssen indeß bemerken daß die Ceremonien nicht überall dieselben sind, obwohl sie auf dem nämlichen Cultus und dem nämlichen Aberglauben beruhen. Ein alter Grundbesitzer und Pflanzungsinspector in St. Domingo, Drouin de Bercy, hat von dieser Genossenschaft und ihren Gebräuchen eine Schilderung entworfen welche nur in wenigen Punkten von der vorstehenden abweicht, und deren Hauptpunkte wir hier hervorheben wollen. Kein Neger, sagt Hr. Drouin de Bercy, ist gefährlicher als der Wodu; er arbeitet nur wenn er muß; er ist ein Dieb, Lügner und Heuchler; er gibt den Schwarzen schlechte Rathschläge und vertheilt unter sie seine Gifte, mit denen sie die Thiere, das Geflügel, die Weißen und die Sklaven welche ihnen mißfallen, tödten. Der Neger welcher in die Brüderschaft einzutreten wünscht wird einer monatlangen Erprobung unterworfen. Wenn er durch seine Geduld, seine Festigkeit, seine Resignation in Ertragung der Schläge beweist daß nichts ihm sein Geheimniß entreißen kann, dann wird er mit verbundenen Augen in den Rathssaal eingeführt. Hier nimmt man ihm seine Binde ab, er sieht um sich herum bewaffnete und schrecklich verbrämte Neger, und inmitten des Gemachs ein großes mit Blutflecken, Krallen und Federn von Vögeln besäetes Tuch. Ein gräuliches Gelärm kündigt das Erscheinen des Wodu-Königs an, der mit einem Feuerbrand in der einen, und einem Dolch in der andern Hand unter dem Tuche hervorkommt.

Der König fragt mit trotziger Miene den Candidaten was er wolle: „Ich wünsche, sagt dieser, die heilige Natter zu küssen, und von der Wodukönigin ihre Befehle und ihre Gifte zu erhalten." Um ihn auf die Probe zu stellen, stößt ihm der König die Spitze seines Dolchs in den Arm und in den Schenkel, und brennt ihn mit seiner Fackel. Beklagt sich der Neger, oder verzerrt er sein Gesicht, so wird er auf der Stelle ermordet. Im gegentheiligen Fall führt man ihn in ein Gemach, in dessen Hintergrund sich ein großer Vorhang befindet. Er durchkriecht es auf seinen Knien und Ellbogen zwischen zwei Reihen Neger und Negerinnen, und bringt, am Vorhang angekommen, eine Opfergabe in Lebensmitteln und Geflügel dar. Der Vorhang öffnet

sich plötzlich, und der Neophyt bemerkt den Wodukönig, bereit ihn mit einem Pfeil zu durchbohren, und neben ihm die Königin, welche die mörderische Waffe zurückhält. Man wickelt dann die Natter um den Leib des neuen Eingeweihten; er küßt sie, und erhält die Befehle und Gifte der Königin. Sieben nackte Neger führen ihn zu einer ungeheuren Bambula oder Trommel, die in der Mitte des Gemachs steht und für heilig gehalten wird, bewaffnen ihn mit einem Stock, lassen ihn ein mit Blut und Schießpulver untermengtes Getränk schlürfen, und singen und wiederholen im Chor die folgenden Worte, welche mit einem Stockschlag auf die Bambula beginnen und endigen.

A ia bombaia bombé,
Lamma samana quana,
E van vanta,
Vana docki.

Nach Hrn. Drouin de Bercy schwören sie damit: „die Weißen und all ihr Eigenthum zu vernichten, und lieber zu sterben als diesen Zweck aufzugeben." Ob diese Deutung richtig, muß dahingestellt bleiben. Die Mitglieder des Wodu beschützen und helfen sich unter allen Umständen gegenseitig, und hierin haben sie Aehnlichkeit mit unsern Freimaurern. Die Zauberer schenken allen Gehör welche ihnen einige Geldstücke überreichen, und haben in ihren Hütten stets einen mit den Fetischen des afrikanischen Aberglaubens und den nicht minder verehrten Bildern der Hauptheiligen der katholischen Kirche geschmückten kleinen Altar. Doch lassen sie sich auch außerhalb ihrer Hütte brauchen, nehmen aber dann all ihr Kunstmaterial in ihrem Makut, einer Art Quersack aus den Fibern des Latanbaumes, mit sich.

In andern Beziehungen hat der Wodu Aehnlichkeit mit dem unter dem Namen der heiligen Vehme bekannten Gericht, welches einst ganz Deutschland in Schrecken gesetzt hatte. Auf Befehl des Papa findet sich in den Dörfern und Weilern stets eine Hand zum Morden oder Vergiften. Die Wodu-Häuptlinge könnten daher eines Tags ein schweres Gewicht in die politische Wagschale des Landes legen. Vor dem Unabhängigkeitskrieg erregte der oben angeführte Refrain den Pflanzern Zittern und Zagen, und wenn sie ihn erschallen hörten, mußten sie zu den Waffen greifen, denn sie konnten darauf zählen daß irgendeine Sklavenbande in Aufstand begriffen war. Später steckten die Schwarzen unter dem Absingen dieser afrikanischen Marseillaise die Wohnungen in Brand, und marschirten zum Kampf gegen die französischen Bataillone. Die haïtische Regierung, welche den gefahrdrohenden Fanatismus der Wodus fürchtet, hat zu verschiedener Zeit Maßregeln zur Vernichtung der Secte ergriffen. Am 4 Jan. 1800 erließ Toussaint Louverture zu diesem Zweck eine Verordnung welche hier angeführt zu werden verdient. Er sagt darin daß übelgesinnte und der öffentlichen Ruhe feindliche Personen den friedlichen Ackerbauer von seinen ländlichen Arbeiten dadurch abzuziehen suchen daß sie seiner Leidenschaft für die Tänze, besonders für den der Wodus, schmeicheln, dabei aber keinen andern Zweck verfolgen als die Ordnung zu stören und die kaum sich befestigende Ruhe wieder zu untergraben. Er sehe sich daher, um so verderblichem, nur Unordnung und Müßiggang erzeugenden Treiben ein für allemal ein Ende zu machen, genöthigt alle Tänze, alle nächtlichen Versammlungen sowohl in den Städten und Flecken als in den verschiedenen Wohnungen des Hoch- und Flachlandes zu untersagen, und jeden mit strengen körperlichen Strafen und Gefängniß zu bedrohen, der, trotz dieses Verbots, Tänze zu veranstalten oder nächtliche Versammlungen abzuhalten suche. Wenn nun aber Hr. Madiou, in seiner Geschichte von Haïti, behauptet, Toussaint Louverture habe diese Verordnung nur darum erlassen, weil er den Zaubereien der Wodus seine näselnde Sprache zugeschrieben, so ist dieß ein Vorwurf der sich mit der Wahrheit nicht wohl verträgt, und wir selbst sind fest überzeugt daß bei Erlassung dieser Verordnung nur das öffentliche Wohl die Richtschnur war.

Dessalines zeigte sich der Sache der Zauberer eben so wenig günstig. Man erzählt daß er, als er noch einfacher Officier war, fest an die Kraft ihrer Zaubermittel glaubte; er begab sich nämlich eines Tags zu dem Papa, und ließ sich gegen eine ziemlich ansehnliche Summe ein Amulett aushändigen, das ihn gegen die Gefahren des Kriegs schützen sollte. Gleich in der ersten Schlacht wurde er verwundet. Aufgebracht über den Papa, verfügte er sich von neuem in dessen Wohnung, behandelte ihn sehr hart, und ließ sich sein Geld wieder zurückgeben. Später, im Jahr 1801, versah er die Verrichtungen eines Generalinspectors der Pflanzungen; da er erfahren hatte daß trotz der von Toussaint erlassenen Verordnung „Wodus, unter der Leitung eines alten Afrikaners, ihre gewöhnlichen Teufeleien in der Ebene Cul de Sac verübten, so verfügte er sich an der Spitze eines Bataillons der achten Halbbrigade dahin. Nachdem er die in einer Hütte versammelten Wodus umringt, ließ er das Bataillon Feuer geben, und, nachdem die Leute herausgetreten, 50 dieser grob unwissenden Menschen, welche in die Gewalt der Truppen fielen, mit dem Bajonnett niederstoßen." Diese Strenge nun war durch dasselbe Motiv, welche die Wodu-Zauberer leitete, hervorgerufen worden. Sie hatten sich vorgenommen die Versuche eines ihrer Chefs, Lamour Dérance, der den Toussaint Louverture betriegen wollte, zu begünstigen.

Kaiser geworden, wüthete Dessalines unausgesetzt gegen die Wodus. Nichtsdestoweniger bestand die Secte fort. Dieß ist um so begreiflicher als sie sich auf den abergläubischen Geist der Nation stützt. Es gibt vielleicht nur ein wirksames Mittel zu ihrer Unterdrückung. Man müßte nämlich eines Tags alle Zauberer gefänglich einziehen und sie und ihren Makut ein einfaches Bad im Meer nehmen lassen; denn bekanntlich verliert ein Adept des Wodu, sobald er das salzige Element berührt, seine Macht auf immer. Das Volk hat einen tiefen Glauben an diese Kraft des Seewassers. Man würde sich auf diese Art, ohne Gewaltthat, des ganzen Zubehörs der afrikanischen Zauberei entledigen. Soulouque aber ist nicht der Mann zur Ergreifung einer solchen Maßregel. Er hat im Gegentheil den Wodu, dem auch er angehört und der seit seiner Thronbesteigung mächtiger und blühender als je zuvor geworden ist, offen beschützt.

Suchen wir jetzt den Ursprung des Wodu. Die haïtische Sage schreibt seine Einführung auf der Insel den Aradas oder Ardrah zu — einem Volksstamm der Küste von Benin zwischen dem untern Lauf des Wellon und dem des Du. Es ist in der That gewiß daß bis zum Ende der letzten Jahrhunderts die Aradas die Gewohnheiten und Regeln des Wodu, dessen vornehmste Anhänger sie waren, aufrecht hielten. Die Reisenden welche die an der Küste von Benin gelegenen Gegenden besuchten, bestätigten uns diese Sage in ihrem vollen Umfang. Wenn man auf Haïti und in Texas die Natter anbetet, so widmet man ihr im Lande Schwidah, einem Gränzland der Ardrah, einen prunkhaften und feierlichen Gottesdienst. Es ist uns außerdem bekannt daß die Bewohner von Schwidah behaupten sie hätten ihren Cultus von ihren Nachbarn, den Ardrah, erhalten. Trotz der Modi-

ficationen welchen man den Wodu, um ihn in Amerika zu begründen, unterziehen mußte, zeigt er doch noch zahlreiche und schlagende Beziehungen zu den religiösen Gebräuchen von Schwidah. Hier wie in Haïti wird die Schlange als der höchste Spender der Güter und der Uebel betrachtet; auch hier versetzt die einfache Berührung des Gottes seine Anbeter in eine Art Wahnsinn. Geheimnißkrämerei endlich ist die Grundlage des Cultus von Schwidah wie dessen der Wodus. Die schändlichen Mysterien welche in Haïti den heiligen Tanz begleiten, scheinen selbst nur eine Art Variante der Ehe zu seyn, die alljährlich eine große Anzahl junger Mädchen von Schwidah mit dem Schlangengott eingeht — eine Ehe deren Vollziehung das Vorrecht der Priester ist.

Von Rom nach Ancona und Triest.

Von Anna Löhn.

Von keiner Stadt, die ich in meinem Leben gesehen und die mir wohlgefallen hat, ist es mir so schwer geworden zu scheiden, als von der alten Roma. Ich ließ nur wenige Freunde und Bekannte daselbst zurück, weniger als früher in andern Städten, und dennoch hieng mein ganzes Herz an dem Orte und drohte vor Wehmuth zu zerspringen als ich die Straßen zum letztenmal durchschritt, in denen ich so wunderbar schnell heimisch geworden war. Rom läßt, was modernen Comfort und Luxus anbetrifft, noch sehr viel zu wünschen übrig, mehr als jede andere große Stadt Italiens, denn die Circulation des Lebenssaftes aller Städte und Staaten, des geschäftlichen Verkehrs und Handels muß sich hier noch immer einem Tempo unterwerfen das durch Willkür, Zufälligkeiten und damit verbundene Hemmnisse, großentheils aber auch principiell an bedeutenderer Lebhaftigkeit verhindert wird. Der Römer hat sich an das Schleichen im Schneckengange vermöge einer natürlichen, nationalen Neigung zur Trägheit (edler ausgedrückt: zum dolce far niente) leicht gewöhnt, und so wird die heftige rasche Pulsation der Neuzeit noch unterschiedliche Jahre brauchen, ehe sie den Römer in ihre Springfluth mit hineinwirbelt, und ihm den häufigen Wechsel von raffinirter, mehr oder weniger willkommen zu heißender Vervollkommnung alles dessen was zum menschlichen Leben und in das Reich menschlicher Bedürfnisse gehört, aufdringen wird. Dieser Umstand aber ist es der vielen Reisenden welche Paris und London als Maßstab aufstellen, Rom verleidet. Mir nicht; ich konnte diesen Mangel leicht übersehen, denn mir war Rom zu sehen die Erfüllung eines Traumgesichts, das sich schon in die Phantasien des Kindes drängte. Wenn wir auf dem väterlichen Heuboden in der kleinen Heimath als Kinder die Mythologie der Griechen und Römer in Tableaux aufführten, und die jüngern Geschwister, staunend über die Weisheit der ältern, ehrfurchtsvoll die Rolle eines Liebesgottes und derartigen schelmischen Gesindels übernahmen, wenn ich und die ältere Schwester stritten, wer Juno, wer Venus seyn sollte, und ich mich mit fürchterlicher Halsstarrigkeit an die Majestät der Königin des ganzen Götterschwarms klammerte, als welche wie für mich geschaffen wäre — da war es immer Rom welches den Schlußstein der Unterhaltung bildete, und nachdem wir als Götter genug des Nectars geschluckt hatten, stiegen wir endlich ernüchtert auf römische Erde hernieder, und beschlossen die Festlichkeit mit einem menschlichen Triumphzug auf das Capitol, welches unsere exaltirte Phantasie in einem hochaufgethürmten Heuschober erblickte. Dort oben saß der jüngere Bruder als Jupiter, einige Strohfaden in der kleinen, dicken Hand, als Blitze, eine blecherne Stürze vom ersten besten großen Kochtopf als Schild, und hinter sich einen Flederwisch der letztverstorbenen Gans, als kühn verkürzten Adler gedacht. So lange ihn kein Schwindel anwandelte, machte er sich ganz gut; einigemal hatte er, eingedenk seines Menschenthums, die Balance verloren, und, da er seine goldblonden Locken immer schütteln mußte (denn Jupiter schüttelt seine Locken), hatte er sich selbst vom obersten Heuhaufen in die untersten mit hinuntergeschüttelt. Ach wie oft, wenn das müde Kindeshaupt sich Abends schlafen gelegt hatte, war Rom, seine Götter, seine Helden, sein Capitol fortsetzungsweise durch meine Träume gezogen, und nun hatte ich es gesehen, nun hatte es meine Erwartungen erfüllt, nun mußte ich es verlassen!

Mit allem Lichtglanz, den die Kuppelbeleuchtung und die Girandola auf Monte Pincio über die ewige Stadt ausgießt, wenn das Peter-Paulsfest mit seinen Entzückungen und seiner Pracht die Nacht in Tag verwandelt, mit Kanonendonner, der sich in tausendfachem Echo an Palästen, Kirchen und Ruinen voll Majestät bricht und über die Stadt dahin kracht, als wolle er sie in ihrem Mark erschüttern — so hatte die Unvergleichliche von mir Abschied genommen, und es gab für mich keinen Trost als daß sie doch steht, daß sie doch da ist, wenn ich sie auch nicht sehe und in ihr weile.

Am Morgen nach dieser feenhaften Nacht des Peter-Paulsfestes trug mich die Diligence zur Porta del Popolo hinaus, wo der letzte Bekannte sich postirt hatte, um mir während der Paßrevisionen am Thore noch eine Abschiedshand zu reichen. Alles vereinigte sich um mir die Abreise ominös erscheinen zu lassen. Wir hatten kaum den Hof von Palazzo Madama verlassen, wo das Bureau der Diligencen ist, als sich die sechsspännige Carrosse beim Einbiegen in eine Straße an einen Eckstein hieng und in heftiges Schwanken gerieth; in Via Ripetta verwickelten sich die vordersten Pferde mit den Hinterfüßen in die Stränge, so daß wir eine Viertelstunde nach Abfahrt aus dem Posthofe erst am Thore ankamen. Dort schaute von Monte Pincio das traurige Holzskelett herab, welches am Abend vorher das feurige Zauberkleid der mächtigen, tausendstrahligen Girandola getragen hatte, und welches nun, wie schale Wirklichkeit nach süßen phantastischen Träumen, vor der Tageshelle erschien. Die schwarzen Dräthe, an denen zahllose Kometen über die Häupter der erschrockenen Menge hinweg zischend und sprühend nach dem Obelisken in der Mitte des Platzes gefahren waren, und die sich nach allen Richtungen desselben hin ausdehnten, glichen einem verrußten Spinnengewebe riesiger Art, das nicht verräth welche Strahlengarben es die Nacht vorher umwunden haben. Und ich, von Trauer umhüllt, sah alles schwarz. Eine hellstrahlende Zeit lag hinter mir, und eine nüchterne Gegenwart und Zukunft vor mir.

Allein zum Glück bin ich nie geneigt gewesen sentimentale Stimmungen mit ihrer Scirocculuft lange auf mir lasten zu lassen. Kommt kein Sturm von außen, der sie nothwendig zerstreuen muß, so mache ich selbst welchen, oder suche doch durch einige Zugluft die unangenehmen drückenden Dünste zu vertreiben. Die Zugluft, die ich mir jetzt verschaffte, bestand darin daß ich meine Reisegesellschaft näher betrachtete. Mein Platz im Cabriolet hinderte mich die Eingeweide des großen Mittelkastens der Postkutsche zu besichtigen und kennen zu lernen, doch gieng es dort sehr laut zu, und deßhalb schloß ich auf viele Jugend. In den eben erwähnten Theil der Kutsche stieg man von zwei Seiten, in unser Cabriolet von einer Seite, und in das hinterste Logis (denn die Riesencarrosse bestand aus drei Quartieren) drang man durch eine ganz hinten angebrachte Thür, so wie selbige an jedem Omnibus zu finden ist. Dieses Hinterhaus hatte eine Familie für sich allein gemiethet, welche in der Nähe von Macerata in der Mark wohnte und dahin zurückkehren wollte. Sie bestand aus Vater, Mutter, zwei reizenden Kindern und einem Dienstmädchen. Die Leute schienen dem wohlhabenden Mittelstande anzugehören und waren sehr liebenswürdig. Mit den hübschen Kindern, welche ein wenig französisch sprachen, worüber ihre Eltern nicht geringen Stolz zu empfinden schienen, hatte ich schon im Posthofe Bekanntschaft gemacht. Sie waren noch sehr jung, und also unbefangen genug, um sich leicht an Fremde anzuschließen.

Neben mir saß links der Conducteur, der, da die italienischen Posten keinen Kutscher nach unserer Art aufzuweisen haben, die zwei reitenden Postillone dirigirt und deßgleichen eine Einhemmmaschine, die unter seinen Füßen angebracht ist, und an der er viel arbeitet und dreht, welches für die neben ihm sitzende Person sehr störend ist. Ich aber war so unglücklich gewesen den Mittelplatz im Cabriolet zu erhalten, und konnte sonach nichts thun als mich in das Unvermeidliche fügen.

Der Conducteur war ein alter, ansehnlicher, wohlbeleibter Herr mit weißem Haar, dunkelm Bart und frischen Farben im vollen Gesicht. Er war ganz hell und neugewaschen gekleidet, und gewann durch eine gewisse würdevolle, oder auch phlegmatische Haltung einen englischen Anstrich. Er schien nach Bildung zu streben, und las während des Fahrens eine aus dem Französischen in das Italienische übersetzte „Medea." Manchmal las er so eifrig daß er die Maschine und das Einhemmen darüber vergaß, weßwegen ihn die betreffenden Postillone zuweilen nicht eben freundlich anriefen und mit der Peitsche knallten, bis er vom Kolcher- oder Griechenstrande wieder auf die Landstraße zwischen Storta und Monterosi zurückkehrte. Zu meiner Rechten saß ein junges Subject ächt italienisch weichlicher und frostiger Art. Auch er gieng sehr elegant neugewaschen und leicht gekleidet, schien das letztere jedoch zu bereuen, denn die frische Morgenluft machte ihm sehr viel zu schaffen. Er stopfte die kleinen Oeffnungen zwischen Carrosse und Fenster mit mehrern parfümirten seidenen und leinenen Taschentüchern zu und schnitt entsetzliche Gesichter, wenn demungeachtet noch ein kühles Lüftchen hereinzudringen wagte. Die Beine wickelte er in einen Plaid, und um den Kopf band er sich auch ein Tuch, über welches er dann die leichte Sommermütze drückte. Er war nicht häßlich, aber sehr blaß und — o Wunder! hellblond, was ihm gar nicht gut stand, denn sein gelbes Haar und seine gelbe Blässe harmonirten schlecht. Aus seinen großen, hervorstehenden grauen Augen sprach Stolz und Anmaßung, und eine gewisse, leicht zu unterscheidende vorurtheilsvolle Stupidität, wie seine spätern Aeußerungen bestätigten. So schleppten wir uns durch fürchterliche Staubmassen, die ein heftiger Ostwind uns ins Gesicht trieb, über Monterosi und Nepi nach Civita Castellana.

Hier sollte Mittag gemacht werden, und hier vermittelte ein unangenehmer Zufall meine Bekanntschaft mit dem Inhalt des mittlern Theiles der Carrosse.

Der Wagen hielt in einer der engen Straßen dieser Stadt an, und mein Nachbar, der Conducteur, stieg aus. Ich schloß daher daß wir am Gasthof angekommen seyn müßten, denn sicherlich hätte er sich nicht mitten im Lesen einer Scene seiner Medea unterbrochen, wenn es der allgemeine Haltepunkt nicht nöthig gemacht hätte. Ich erhob mich also gleichfalls von meinem Sitz und folgte dem alten Herrn, aber im Aussteigen blieb ich mit dem Kleid an der verhängnißvollen Einhemmmaschine, die, ihrem Charakter treu, auch mich zu hemmen unternahm und für Pflicht hielt, hängen und stürzte, obgleich der Conducteur mich aufzufangen versuchte, platt auf die Straße hin. Man mußte sich wundern daß der Sturz von der sehr hohen Carrosse herab keine nachtheiligern Folgen hatte als einen kleinen Schmerz auf dem linken Schienbein und einen Riß im Kleide.

Sofort waren die jungen Herren, sechs an der Zahl, welche das Mittelschiff einnahmen, bereit mir einen Platz darin zu überlassen, da der Sitz neben der Maschine durchaus nicht passend für eine Dame sey, wie sie sich ausdrückten. Mit Dank nahm ich das Anerbieten an, und sie parlamentirten und gesticulirten einen jungen Menschen hinaus in das Cabriolet, welcher taubstumm war, aber zu den gutartigen dieser Gebrechlichen gehörte und mit großer Freundlichkeit seinen Platz an mich abtrat.

Ich nahm an dem für uns bereit gehaltenen Mittagstische keinen Theil, denn die Speisen sahen durchaus nicht appetitlich aus und lockten einen deutschen Gaumen keineswegs. Indessen durchstreifte ich ein wenig die Stadt. Die Straßen waren unsauber und die Menschen ebenso. Auf dem Markte war keine einzige erquickende Frucht zu kaufen, nur Zwiebeln, Artischocken und Salat, und wir befanden uns doch mitten im Sommer. Ich fragte nach Aprikosen, die in Rom und in den Städtchen der nächsten Umgegend zu Tausenden feilgeboten wurden, allein ich erhielt die Antwort: es wüchsen keine. Dieselbe Antwort wurde mir auf meine Frage nach Kirschen. Ich sagte: es wachsen keine, weil ihr keine baut! Sie lachten und sahen sich unter einander an.

Ich hatte von Rom zwei kleine Landschildkröten mitgenommen, die ich in einer Schachtel beherbergte welche mit Löchern versehen war. Als ich für die kleinen zierlich carrirten Thierchen frische Salatblätter an einer Straßenecke erhandelte, fuhr mir eine Art Klingelbeutel an einem langen Stock unter die Nase. Ich schreckte empor und bemerkte daß ich mich vor den Gefängnissen befand, und daß hinter Eisengittern verwahrte blasse Gesichter auf diese Weise um eine Gabe flehten. Kaum hatten sie mich dazu bereit gesehen, als sie sämmtlich zu heulen und zu wehklagen begannen, und ein halbes Dutzend Stöcke, mit einem Papiersack oder zusammengehefteten Lumpen am Ende versehen, aus verschiedenen Gittern heraus und auf mich losfuhren.

Die Hökerinnen und sonstigen Müßiggänger in der Nähe lachten und riefen mir mit der den Italienern eigenthümlichen an Grausamkeit gränzenden Gleichgültigkeit gegen ihre Mitmenschen und Mitthiere zu: Hanno fame, hanno fame! — Darauf neues Gelächter.

In Italien ist sonach Gefängnißstrafe eine fürchterliche Strafe, denn ich habe gehört daß jene unglücklichen Eingekerkerten fast gar

nichts zu essen bekommen (?) und von der Gnade und Mildthätigkeit der an den Gefängnissen Vorübergehenden leben müssen, welche sie auf die angedeutete Weise heulend, schreiend und winselnd anbetteln, selten aber etwas erlangen. Bei uns halten es jene Elenden hingegen zuweilen für vortheilhaft sich ein wenig festsetzen zu lassen, weil freie Kost und freies Obdach damit verbunden ist.

Ich kehrte zum Gasthofe zurück und wünschte nichts weiter von Cività Castellana zu sehen, welches ich schon ohnedem mit Blicken eines ungünstigen Vorurtheils betrachtete, weil einigen meiner römischen Bekannten etwas höchst unangenehmes durch die Rohheit seiner Bewohner widerfahren war. Letztere geht nämlich so weit daß selbst die Kinder die Vertreter höherer Bildung, welche sich ihnen in einigen skizzirenden Malern hin und wieder nähert und darunter besonders die fremden Künstler instinctmäßig, oder, weil sie es den Erwachsenen gleich thun wollen, hassen. Nun ist zugleich ihre Dummheit und Beschränktheit der Art, daß sie jeden der einen runden Filzhut oder Strohhut auf dem Kopfe und nicht ganz kurz geschnittenes Haar trägt, für einen solchen verhaßten Maler halten, den man nicht in dem Grade schnellen und prellen kann wie andere ehrliche Menschenkinder, weil er eben nichts ist als ein povero pittore. Aus diesem Grunde waren mehrere meiner deutschen Bekannten aus Rom, welche solche ominöse Filzhüte trugen und doch keine Maler waren, von Kindern aus Cività Castellana in der Nähe dieser Stadt — man denke! mit Steinwürfen verfolgt worden. Das zerlumpte Knabengesindel hatte die vermeintlichen Pittori nämlich auf die zudringlichste Weise um Cigarren oder Tabak angebettelt, oder vielmehr gefordert man solle ihnen welchen geben. Da dieß nicht geschehen war und ihre Unverschämtheit viel zur Weigerung beigetragen hatte, war die ganze Zunft welche an einem Berge lagerte, plötzlich aufgesprungen, hatte die Fremden, die den Berg hinabsteigen mußten, mit Steinen geworfen und immer geschrien: Son' pittori! Son' pittori!

Nicht viel besser war es denselben Reisenden mit Erwachsenen dieser Gegend ergangen. Als gälte es einen rechtmäßigen Tribut zu erheben, hatten Männer in einer elenden Kneipe Tabak und Cigarren von ihnen gefordert. Die Verweigerung hatte großes Murren erregt, es hatten sich hie und da Stöcke und Messer erhoben und die Reisenden waren eiligst aus dem unheimlichen Gasthofe entflohen. Auf einem einsamen Wege angelangt, hatte sich aber plötzlich wieder einer der frühern Tabakforderer gezeigt und mit einem Blick auf sein großes, breites Messer im Gürtel, gefragt: ob sie jetzt gutwillig das Verlangte geben wollten?

Da hatte die drei Belästigten die Wuth ob solchen Betragens übermannt, und ohne zu bedenken daß die Genossen des Bewaffneten in der Nähe und zu seiner Hülfe bereit seyn konnten, waren sie mit erhobenen Stöcken auf ihn eingedrungen. Wahrer Entschlossenheit und Verachtung der Gefahr gegenüber hält der Italiener aber selten Stand, und so hatten sie den Frechen bald in die Flucht geschlagen, der nicht einmal die Vorsicht gebraucht hatte sich Hülfstruppen in den Hinterhalt zu legen, so fest war er von der Feigheit der pittori überzeugt gewesen.

Dieß ist ein kleiner Beitrag zur Sittengeschichte des 19ten Jahrhunderts im allerchristlichsten Staate der Welt.

Mein Eintritt in das Mittelstück der Carrosse wurde von den dort anwesenden fünf jungen Italienern mit Freuden und mit überschwänglichem Bedauern wegen meines Unfalls in Cività Castellana begrüßt. Und hier folgt ein anderer Beitrag zur Culturgeschichte desselben Staates und derselben Zeit in erfreulicher Weise.

Der sogenannte gebildete Italiener, der nicht gerade Gelehrter von Fach ist, hat selten oder nie die Schulbildung genossen, wie der Deutsche der gebildeten Mittelclasse immer, und hätte er zufälligerweise ernstere, gründlichere Studien gemacht, so würde ihn doch die kirchliche und staatliche Verfassung seines Landes hindern einen Höhenpunkt für den freiern Ueber- und Einblick in die erlernten Dinge zu erreichen. Die Sicherheit und Ueberlegenheit aber, die das freie, ungebundene Urtheil, die beste Frucht aller Studien und Erkenntniß überhaupt, den Gebildeten anderer Nationen ihm gegenüber gibt, fühlt der Italiener sehr wohl mit seinem feinen Instincte, wenn er sie vielleicht auch gewissenhaft verschmäht, innerlich gar verachtet und doch nicht selten mit gewissen Beschränkungen beneidet.

Bringt man sich nun ihm gegenüber nicht gerade in oppositionelle Stellung, und regt das Zwittergefühl von Neid und Verachtung in ihm nicht auf, so sucht er mit dem ganzen Ballast seiner gewiß nicht geringen Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit die Kluft auszufüllen, und man müßte mehr als barbarisch gesinnt seyn wenn man den freundlichgebotenen, stillschweigenden Vertrag nicht eingehen wollte.

Wir waren bald im lebhaftesten Gespräch über die verschiedensten Gegenstände, und ergründeten dabei gegenseitig die Gesichts- und Standpunkte, von denen ein jeder ausgieng. Nachdem meine für italienische Begriffe der Gegenwart bei einem Frauenzimmer fast zu gelehrte Erziehung (wie sich die Herren nachsichtig ausdrückten), genugsam besprochen und bewundert worden war, und ich mich nur zu oft in der Lage befunden hatte meine Mitreisenden belehren und corrigiren zu müssen, begannen sie mit seltener Feinheit und Zartheit den erwähnten Vertrag zu bilden, und zeigten mir mit der den Südländern eigenthümlichen Grazie, wie ungleich angenehmer unsere Reise seyn würde, wenn ich von der überlegenen Stellung ein wenig herabrückte und ihnen dagegen erlaubte die Tugenden der Geselligkeit zu üben, die ihnen die Natur in so reichem Maß verliehen hat.

Sie erschöpften sich in Aufmerksamkeiten und Zuvorkommenheiten gegen mich, und mieden möglichst ernstere Gespräche. Ich gieng den Vertrag ein, und erfreute und betrübte mich an der Wahrnehmung daß ich noch niemals in Deutschland, wo ich viel reiste, mit jungen Herren Tag und Nacht allein in so gutem Einvernehmen zugebracht hatte, so schonungsvoll, so zurückhaltend behandelt worden war als von den fünf jungen Italienern.

Ihr Benehmen war ein ächt chevalereskes, und es macht mir großes Vergnügen dieß hier zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, da auch ich zu den vielen alleinreisenden Damen gehöre, die auf ihren Fahrten mehr unangenehmes als angenehmes durch das andere Geschlecht erfuhren.

Wohl bemerkte ich des Nachts bei Mondenschein daß die Augen des mir gegenübersitzenden jungen Mannes fortwährend auf mich geheftet waren, doch dieß war die einzige Zudringlichkeit, die er sich erlaubte, wenn man das in halber Finsterniß noch eine Zudringlichkeit nennen kann.

Wir kamen nach Otricoli, ein schmutziges, bettelhaftes Städtchen nachdem wir den Monte Oreste, der, von den Höhen von Rom aus gesehen, eine der schönsten Begränzungen des Horizontes ausmacht, rechts gelassen hatten. Die Gegend wird immer schöner, immer romantischer, immer reichbebauter. Man nennt sie deßhalb Campagna Felice des

Kirchenstaates. Und dieser gesegnete, und durch Fleiß und Betriebsamkeit ausgezeichnete Landstrich, die Mark, erstreckt sich bis Loreto und Ancona.

Der Abend war wunderbar schön. Die Sonne gieng blutroth hinter Bergen mit herrlichen Oelpflanzungen unter, welche in diesem Jahr reichlichere Frucht als in frühern trugen, und eine köstliche, erfrischende, aber milde Luft wehte vom Apennin her. Wir mußten oft Vorspann nehmen. Einmal zählte ich 11 Stück Zugvieh, Pferde und schöne weiße Stiere, vor unserer Carrosse. Wenn die italienischen Postillone nur Pferde zu regieren haben, so fahren sie Berge meistens im Galopp hinauf, weil der Grundsatz der Italiener ist: Superar presto le difficoltà. Auf der Höhe angelangt, geht es dann um so langsamer, denn die Thiere müssen nach einem Galopp den Berg hinauf doppelt so lange verschnaufen. Hier hinderte das unvergleichliche Phlegma der Stiere, welche durch keinen Zuruf, Hieb oder Stachel aus ihrem tausendjährigen Tempo herausgebracht werden konnten, die schnelle Auffahrt, und ich dankte ihnen im Stillen, denn es ist trostlos anzusehen, wie die armen Thiere bei solcher unzeitiger Eile angestrengt und mißhandelt werden.

Die jungen Reisenden schienen, bis auf einen Marchese aus Loreto, dessen Namen ich vergessen habe, sämmtlich Kaufleute zu seyn, und ich konnte aus ihren Gesprächen schließen daß dieser Theil des Kirchenstaats sich durch einen ausgebreiteten Handel immer mehr und mehr hebt. Da der Papst erst vor kurzem auf dieser Straße nach Ancona, Loreto und Bologna gefahren war, so wurde gesprächsweise auch einiger Privilegien und Concessionen gedacht, die er einzelnen Handlungshäusern bei dieser Gelegenheit gemacht haben sollte, und die für die Zukunft viel gutes hoffen ließen.

Spät am Abend kamen wir nach Narni, malerisch auf einem Berg gelegen. Seine Bewohner wandelten paarweise im Mondschein auf einer Straße hin und her, welche nach der Seite des Bergabhanges ohne Häuser und mit terrassenartigen Austritten versehen ist. Von dieser Straße hat man einen köstlichen Blick hinab in das wohlbebaute Thal und gegenüber auf einen hohen Berg, der ganz bewaldet ist. Die Oelbäume, die ihn zierten, schimmerten silbern im Glanz des Mondes.

Der Marchese, der ein sehr feiner, schöner und liebenswürdiger Mann war, und wie die übrigen alle zu meiner großen Freude auch ein enthusiastischer Naturfreund, amüsirte sich damit, Lucciole zu fangen, die in großer Menge und von größerem Glanz als bei uns, dort umherflogen. Er fragte mich, wie wir Deutsche diese Thierchen nennen, und als ich antwortete: Johanniskäfer oder Johanniswürmchen, da brach unter allen Italienern, die zugegen waren, ein schlechtverhohlenes Gelächter aus. Alle bemühten sich die Worte nachzusprechen, aber keinem gelang es. Ein Johanniswürmchen blieb immer, um es buchstäblich wiederzugeben, ein Joanneswörmlen. Nun lachte ich wieder aus Herzenslust, und der Marchese, der sehr lernbegierig war (nur, wie meist alle Italiener, ohne Ausdauer, was sie auch unumwunden bekennen), zog eine französische Grammaire hervor und begann sich von mir verschiedene Worte daraus, ins Deutsche übersetzen zu lassen. Er stellte sich auch gar nicht ungeschickt dazu an, weniger ungeschickt als die andern, und das will viel sagen. Sein Interesse für andere Sprachen schien überhaupt lebhaft zu seyn, aber seine Landsleute konnten nicht umhin, ihn wegen seines begonnenen deutschen Studiums ein wenig zu hänseln, was sie jedoch aus Rücksicht für mich nicht übertrieben.

Die deutsche Lection im Postwagen schloß mit der Versicherung des Marchese daß sie alle, wenn sie wieder Lucciole sehen würden, jedesmal meiner gedenken wollten, worin die andern mit ihm verbindlicherweise übereinstimmten.

(Fortsetzung folgt.)

Das Eisenbahnwesen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

(Aus dem Atlantic Monthly.)

Amerika hat zwar ein größeres System natürlicher Wasserverbindung als irgendein anderes Land, mit Ausnahme Brasiliens; allein trotzdem erreichen unsere unvergleichlichen Flüsse nur einen kleinen Theil der Kohlen- und Eisenfelder in den Alleghany-Gebirgen, oder der Kornkammern des Mississippi-Thals. Ein gewisser Landstreifen der die Wasserläufe begränzt, zieht Nutzen aus diesen Flüssen sowohl hinsichtlich der Ein- wie der Ausfuhr — ein Dienst welchen auch die Eisenbahn überall leistet wo wir sie bauen. In der That öffnen wir, so oft wir über einen Staat eine Straße ziehen, mag sie nun den Westen unmittelbar mit dem Osten, oder nur mit irgendeinem Central-Handelspunkt im Westen verbinden, eben so oft dem Markt einen Landstrich, der so lang als die Straße und dreißig, vierzig oder fünfzig Meilen breit ist. Die Ausdehnung in die Breite hängt nämlich sehr viel von den Transportkosten auf einer solchen Straße ab, und da die Kosten auf einer Eisenbahn viel geringer sind als auf einer gewöhnlichen Straße, so ist die Entfernung von der Straße auf welcher man die Producte verführt, viel größer bei der erstern als bei der letztern. Die wirkliche Bestimmung der Breite des Landstrichs ist, wenn man die commercielle Natur des Landes kennt, eine einfache Aufgabe.

Die Bevölkerung des Thals welchem die Natur natürliche Absatzwege, d. h. Flüsse, versagte, hat nicht gezögert sich künstliche, nämlich Eisenbahnen, zu bauen. Diese Schienenwege eignen sich für den physischen Charakter der westlichen Staaten weit besser als jede andere Verkehrsart. Ihre Anlegung ist oftmals sehr leicht, indem zu einer Eisenbahn über die Prairien des Westens (im Durchschnitt) wenig mehr erforderlich ist als ein Paar zwanzig oder dreißig Fuß von einander entfernter Gräben, deren Material in der unmittelbarsten Nähe seine Wiederverwendung findet, und so die Oberfläche bildet welche die verschiedenen Arten Schwellen und die Schienen trägt. Die Operation der Grabenführung und Aufdämmung geschieht indeß hin und wieder durch eine einzige Maschine (ein Ding das ungefähr die Mitte hält zwischen einer Dreschmaschine und einem 120Pfünder Feldgeschütz), welche von sechs, acht oder zehn Paar Ochsen gezogen wird.

Es ist sogar wahrscheinlich daß in sehr vielen Fällen die gewöhnliche Straße mehr kosten würde als die Eisenbahn in dem großen

Centralbecken Amerika's, da der reiche Alluvialboden, bei seiner Durchnässung im Frühling oder Herbst, fast unwegsam ist, und Mangel an Steinen und Holz den Bau künstlicher Straßen verhindert.

Der Einfluß der Eisenbahnen auf die westlichen Ackerbaugegenden läßt sich aus folgender Tabelle, welche einem jüngst über den Eisenbahnbau erschienenen Werk entnommen ist, leicht erkennen; sie zeigt die Wirkung des Eisenbahntransports auf den Werth des Getreides in den Märkten von Chicago und Illinois.

	Weizen, zugeführt durch die Eisenbahn. Dollars.	durch Wagen.	Roggen, zugeführt durch die Eisenbahn.	durch Wagen.
Am Markt:	49.50	49.50	25.60	25.60
geführt 10 Meilen	49.25	48.00	24.25	23.26
" 50 "	48.75	42.00	24.00	17.25
" 100 "	48.00	34.50	23.25	9.75
" 150 "	47.25	27.00	22.50	2.25
" 200 "	46.50	19.50	21.75	0.00
" 300 "	45.00	4.50	20.25	0.00
" 330 "	44.55	0.00	19.80	0.00

Sonach kostet eine Tonne Roggen die man zweihundert engl. Meilen weit zu Wagen herbeiführt, mehr als sie am Markt einbringt, während sie, durch die Eisenbahn zugeführt, noch 21 Dollars 75 Cents einbringt. Auch Weizen wird den Wagentransport von 330 Meilen nicht ertragen, während, wenn man ihn mittelst der Eisenbahn von dieser Entfernung herbeizieht, er per Tonne noch 44 Doll. 55 Cents werth ist.

Welche gesellschaftlichen Wirkungen die Eisenbahnen hervorbringen, das sieht und fühlt am besten der in der Nähe großer Städte Lebende. Die ungesunde Dichtigkeit der Bevölkerung wird verhindert, dadurch daß die Menschen in den Stand gesetzt werden fünf, zehn oder fünfzehn Meilen von der Stadt entfernt zu wohnen, und doch ihre Geschäfte in derselben abzumachen. Der Umfang dieser Ausbreitung ist wie das Quadrat der Transportgeschwindigkeit. Ein Beispiel wird dieß erläutern. Wenn jemand vier Meilen in einer Stunde geht, und ihm eine Stunde gelassen ist um von seiner Behausung an seinen Geschäftsort zu gelangen, so kann er vier Meilen von seiner Arbeitsstätte entfernt wohnen. Die Fläche daher, in der man leben kann, ist der Kreis dessen Halbmesser vier Meilen, dessen Durchmesser acht Meilen und dessen Bodenfläche 50¼ Quadratmeilen beträgt. Wenn er mittelst eines Pferdes acht Meilen in der Stunde gehen kann, so wird der Durchmesser des Kreises 16 Meilen und der Flächenraum 201 Quadratmeilen. Geht er endlich mittelst Eisenbahn dreißig Meilen in der Stunde, so wird der Durchmesser sechzig Meilen, und der Flächenraum 2827 Quadratmeilen. Eine zwanzigjährige Erfahrung zeigt daß die durch die Eisenbahnen verminderten Transportkosten die Summe der abgeschlossenen Handelsgeschäfte stets vermehren, und zwar in einem viel größern Verhältniß als dem der Kostenverminderung. Dr. Lardner macht die Schätzung daß täglich 300,000 Postpferde erforderlich wären nur um den Reiseverkehr zu unterhalten welcher während des Jahrs 1848 in England stattfand. Faßt man, obgleich die Zeitungen von schauderhaften — aus Zusammenstößen und andern Ursachen herrührenden — Unglücksfällen strotzen, die Sicherheit des Eisenbahnreisens ins Auge, so ist die Zahl der Personen welche die neue Transportart benützen, doch so groß daß das Reisen mittelst der Eisenbahn hundertmal sicherer ist als das mittelst des Postwagens. Die Sterblichkeit auf den englischen Bahnen in einem Jahr ergab: eine Person getödtet auf je 65 Millionen beförderte; in Amerika, für dieselbe Zeit, eine Person auf 41 Millionen. Wenn wir aus dem Verhältniß in welchem früher die Eisenbahnen zunahmen, auf das schließen wollten wie dieß künftig der Fall seyn werde, so würden wir uns bald in bloße Zahlenangaben verlieren. So bestanden in den Vereinigten Staaten im Jahr 1829 3 Meilen, im Jahr 1830 41 Meilen, im Jahr 1840 2167 Meilen, im Jahr 1850 7355 Meilen, im Jahr 1856 23,242 Meilen Eisenbahnen.

Der Hauptunterschied zwischen dem englischen und dem amerikanischen Ingenieur besteht darin daß der erstere allem von Flüssen und Bergen herrührenden Widerstand Trotz bietet, seine gerade und ebene Linie beibehält, an jedem Punkt mit der Natur kämpft, sich weder um Höhe noch Tiefe, weder um Fels noch Wildstrom kümmert, seine unvergleichlichen Bahnen durch die schneeigen Wälder Canada's oder über die sandigen Ebenen Aegyptens mit eben so großer Gelassenheit baut wie durch die lieblichen Gefilde von Hertford oder Surrey, und mit gleicher Ruhe die Themse, den Severn, den St. Lorenz und den Nil überbrückt. Die Worte „fehlschlagen,“ „unmöglich,“ „kann nicht geschehen,“ kennt er nicht; und wenn alle andern Mittel zur Auffindung einer festern Grundlage, auf der er seine Brücken und Viaducte errichten könnte, fehlschlagen, so legt er einen Grund mit Gold-Guineen und Silber-Dollars, der stets zum Zwecke führt. Der amerikanische Ingenieur dagegen, obgleich nicht weniger entschieden, achtet die seinem Fortschritt sich entgegenstemmenden Hindernisse und beugt sich höflich vor der ihm Widerstand leistenden Bergreihe; er geht um den Fuß derselben herum, und sagt, wenn er rückwärts schaut: „Du siehst, mein Freund, wir sind nicht hartherzig — die Welt ist groß genug für dich und für mich.“ Dem weit sich ausbreitenden Fluß winkt er höflich zu: „Näher deiner Quelle bist du nicht so wohlbeleibt, und da ich um des Berges willen einen Umweg machte, warum sollte ich es nicht auch des Flusses halber thun? bis Berg und Fluß, denen es gleich unheimlich ist beim Anblick des kühnen Pygmäen, in stiller Verwunderung dem donnernden Zuge zuschauen der über granitene Hügel dahinsaust und Flüsse unter seine Füße tritt. Wenn aber die Natur ihn zwischen himmelanstrebende Felsen einerseits und tosende Wildströme andrerseits einengt, sey's nun daß man über eine Brücke oder durch einen Tunnel hindurch muß, so finden wir die eine oder den andern in einer Weise entworfen oder gebaut welche keine Verbesserung mehr zuläßt. Er weiß wohl daß den Directoren kurze Zahlenreihen in ihren Rechnungsbüchern lieber sind als Berichte über große mechanische Triumphe. Von der Gesammtausgabe für die Erbauung einer Eisenbahn, wo das Land in irgend beträchtlichem Grad gebrochen ist, nimmt die Zurückführung der natürlichen Oberfläche auf die für die Bahn erforderliche Form, d. h. die Erdarbeit, oder, mit andern Worten, die Ausgrabung und Aufdämmung, zwischen dreißig bis siebenzig Procent der Gesammtkosten in Anspruch. Hier also liegt gewiß ein wichtiges Element vor, bei welchem der Ingenieur seine Geschicklichkeit zu zeigen vermag.

Die Richtung des Verkehrs bestimmt in gewissem Umfang das Verhältniß und die Richtung der Bodenneigungen. So wird die Reading-Eisenbahn, von Philadelphia den Schuylkill hinauf nach Reading und von dort nach Pottsville, ganz zum Kohlentransport von den Lehigh-Kohlenfeldern nach Philadelphia verwendet, was, wenn man die bedeutende Steigung dieser Bahn berücksichtigt, auf sehr ökonomische Weise geschieht, denn die Ladung geht bergab, und die Schwere des Zugs wird nur beschränkt durch die Anzahl leerer Wägen welche die

Maschine zurücknehmen kann. Diese Annahme steiler Flächen läßt sich als eine ganz amerikanische Idee betrachten, und ihr verdanken viele unserer großen Bahnen ihren Erfolg. Die Western-Railroad von Massachusetts steigt von Springfield bis nach Pittsfield eine Strecke weit um 83 Fuß per Meile. Die New-York-Erie-Eisenbahn hat Steigungen von 60 Fuß auf die Meile. Die Baltimore-Ohio-Bahn erklimmt die Alleghanies auf Neigungen von 116 Fuß auf die Meile. Die Virginische Centralbahn kreuzt den Blue-Ridge mit Steigungen von 250 und 295 Fuß auf die Meile, und der Bergrücken durch welchen, auf der Baltimore-Ohio-Eisenbahn, der Kingwood-Tunnel gebohrt ist, wurde zeitweilig auf Steigungen von 500 Fuß per Meile, auf denen jeder einzelne Wagen durch eine mächtige Locomotive gezogen ward, überstiegen.

Ein anderes Element, von welchem die amerikanischen Ingenieure freien Gebrauch gemacht haben, sind die Krümmungen. Es wird mehr Kraft erfordert einen Wagenzug um eine gekrümmte Spur zu ziehen, als auf einer geraden Linie. In England beschränkt sich der Halbmesser einer Krümmung auf eine halbe Meile, oder etwas mehr oder weniger. Der englische Eisenbahnwagen steht auf drei Achsen, die insgesammt an dem Körper des Vehikels festgemacht sind; die Durchfahrt der Curven, selbst von größerem Durchmesser, zieht so eine ansehnliche Abnützung und Anstrengung nach sich; in Amerika dagegen stehen die Wagen, welche viel länger sind als die der englischen Bahnen, auf einem Zapfen oder Pflock an jedem Ende, und dieser Pflock ruht auf dem Mittelpunkt eines vierräderigen Blockwagens — eine Anordnung durch welche sich die Räder nach der Linie der Schienen richten können, während der Körper des Wagens unberührt bleibt. Diese einfache Vorrichtung gestattet den Gebrauch von Curven, die sonst ganz unthunlich wären. So finden wir Curven von tausend Fuß Halbmesser auf unseren Bahnen, welche die Züge mit sehr beträchtlicher Geschwindigkeit befahren, während wir an einem bemerkenswerthen Beispiel (auf der vorerwähnten Virginischen Centralbahn) das äußerste Minimum von 234 Fuß finden. Eine solche Spur läßt keine hohen Geschwindigkeiten zu, und schon ihre Anwendung schließt das Vorhandenseyn natürlicher Hindernisse in sich, welche große Geschwindigkeiten unmöglich machen.

Kurz, der Gebrauch welchen der Ingenieur von Steigungen und Curven macht, wenn die physische Beschaffenheit des Landes und die Art und der Betrag des erwarteten Handelsverkehrs bekannt sind, läßt sich als ziemlich sichern Fingerzeig für seine wahre Geschicklichkeit in seinem Fach, zuweilen aber auch als Fingerzeig für seinen moralischen Charakter betrachten: so z. B. wenn er, um den Unternehmern der Bahn Genüge zu leisten, seine Steigungen zu steil macht, d. h. mit andern Worten, Arbeit ersparen will.

Im Bau der Brücken und Viaducte hat das amerikanische Eisenbahnwesen ebenso, wie in der Zurüstung des eigentlichen Fahrbettes seinen besondern Entwicklungsgang eingeschlagen. Bauholz bester Qualität läßt sich fast in jedem Theil des Landes finden, und nirgends in der Welt ist das Entwerfen und Bauen hölzerner Brücken zu solcher Vollkommenheit gediehen wie in den Vereinigten Staaten. Wir sprechen hier von Bauten welche durch Ingenieure wie die HH. Haupt, Adams und Latrobe ausgeführt wurden, nicht von solchen Werken die, gleich schlecht im Entwurf wie in der Ausführung, so oft die Ursache dessen werden was man schreckliche Katastrophen und beklagenswerthe Unfälle nennt, die aber in Wirklichkeit nichts anderes sind als die traurigen Belege der Unwissenheit angeblicher Ingenieure und ihrer gänzlichen Unbekanntschaft mit den natürlichen Gesetzen der Mechanik.

Unsere hölzernen Brücken mittlerer Spannung kosten ungefähr 35 Dollars per Lineal-Fuß. Vergleichen wir dieß mit den Kosten eiserner Brücken, nach dem englischen Röhrensystem, von gleicher Spannung, die Pfeiler aber außer Acht gelassen. Man nehme an, eine Bahn habe im ganzen eine Meile in Brückenlänge, und bringe dabei die Verschiedenheit im Arbeitswerth in England und Amerika in Anschlag, so können die Kosten eines Linealfußes der eisernen Röhrenbrücken (bei einer durchschnittlichen Spannung von 150 Fuß) nicht weniger als 300 Dollars betragen.

5280 Fuß à 35 Dollars = 184,800 Dollars;
5280 Fuß à 300 Dollars = 1,584,000 „
6 Proc. Zinsen bei ersterm = 11,088 „
6 Proc. Zinsen bei letzterm Capital = 95,040 Dollars.

Es ergibt sich daher eine Differenz von 83,952 Dollars, oder nahezu genug um die hölzernen Brücken einmal in zwei Jahren neu zu bauen; zehn Jahre aber ist die kürzeste Zeit welche eine gute hölzerne Brücke dauern sollte.

Von der bürgerlichen wollen wir zu der mechanischen Abtheilung des Eisenbahn-Ingenieurwesens übergehen. Diese letztere umfaßt sämmtliche Maschinen, die festen sowohl als die rollenden; Locomotiven und Wagen gehören unter die letztern, die Werkstattmaschinen, Drehstühle, Hobelbänke und Bohrmaschinen, Schmied-, Schneide-, Stech-, Roll- und Scheermaschinen, Pumpen und Pumpmaschinen für die Wasser-Stationen, Drehscheiben und dergleichen unter die erstern. Von diesem Zweige braucht, mit Ausnahme des Entwurfs und Arbeitens der Locomotivkraft, wenig erwähnt zu werden, als die Prosperität der Bahn nicht berührend. Maschinenwerkstätten, Maschinenhäuser und derartige Apparate unterscheiden sich bei den verschiedenen Bahnen nur wenig von einander; die Form und die Dimensionen der Locomotivmaschinen aber sollten von der Beschaffenheit des Handelsverkehrs und von dem physischen Charakter der Bahn, und zwar aufs innigste, abhängig seyn, so daß durch die Art der Steigungen und Krümmungen die Kraft, die Form und der ganze Bau der Maschine bestimmt würde. Dieß wird von den Leitern unserer Eisenbahnen nur zu häufig außer Acht gelassen. Wenn der Ingenieur den eigentlichen Bahnkörper, mit Einschluß der Ueberbrückungen und des Mauerwerks, vollendet hat, wird er als seiner Aufgabe ledig betrachtet, und da der ihm im Amt nachfolgende Oberaufseher des Maschinenwesens gewöhnlich noch nicht angestellt ist, so fällt die Pflicht zur Anschaffung der nothwendigen Locomotivkraft auf den Vorsitzenden oder Contrahenten, oder auf irgend eine andere Person welche nicht das Geringste von den Erfordernissen einer Eisenbahn versteht, und da letzterer sich gemeiniglich an irgend einen Privatfreund, vielleicht sogar an einen Geschäftsgenossen wendet, so nimmt er natürlicherweise solche Maschinen wie dieser sie baut. Die Folge davon ist daß nicht *eine* von fünfzig unserer Eisenbahnen eine der Aufgabe, zu deren Erfüllung sie berufen ist, irgend angemessene Dampfkraft besitzt.

Es gibt keine mit der Herstellung einer Eisenbahn in Verbindung stehende schwerere Aufgabe als, nachdem die Steigungen, die Beschaffenheit des Handelsverkehrs und das zu verwendende Brennmaterial gegeben sind, hieraus durch rein mechanische und chemische Gesetze die vollständigen Dimensionen für die Locomotiven zu erlangen welche die Beförderung der Züge auf die wirthschaftlichste Weise bewerkstelligen

sollen, und bis in die jüngste Zeit herein ist keine Aufgabe in so hohem Grade vernachlässigt worden wie diese. [1]

Von den Gesammtherstellungskosten einer Eisenbahn fällt etwa ein Drittheil auf die Locomotiv-Abtheilung, woraus hervorgeht daß die Anschaffung zweckdienlicher Maschinen der sorgfältigen Aufmerksamkeit des Ingenieurs werth ist. Obgleich man im Durchschnitt der Ansicht ist die geeignetste Person zur Auswahl der Locomotivkraft könne nur ein praktischer Maschinist seyn, und obgleich ein solcher ohne Zweifel die beste Arbeit auswählen würde, so bekommt er möglicherweise doch, wenn er mit den allgemeinen Grundsätzen der Locomotion nicht bekannt ist, und den Charakter der Bahn und des erwarteten Handelsverkehrs nicht kennt, und auch nicht im Stande ist sie (nicht durch sogenannte Erfahrung, sondern durch wirkliche Kenntniß) zu beurtheilen, eine für die von ihr geforderte Arbeit untaugliche Maschine. Amerikanische Civil-Ingenieure sollten sich in der That dafür qualificiren die von ihnen gebauten Bahnen auch mit dem gehörigen Material auszustatten; denn niemand ist mit der Bahn so gut bekannt wie derjenige welcher die Steigungen und Krümmungen hergestellt und seine Sachkenntniß dadurch bewährt hat.

Der Unterschied zwischen geeigneten und ungeeigneten Locomotivmaschinen läßt sich deutlich aus der untenfolgenden Vergleichung ersehen. Die Eisenbahn von Boston nach Albany kann in vier Sectionen abgetheilt werden, deren verschiedene Längen und correspondirendes Maximum verzeichnet sind.

	Länge in Meilen.	Steilste Steigung.
Boston-Worcester	44	30
Worcester-Springfield	$54\frac{1}{2}$	50
Springfield-Pittsfield	52	83
Pittsfield-Albany	$49\frac{1}{2}$	45.

Eine Ladung von 500 Tonnen (à 20 Ctrn.) auf eine Steigung von 35 Fuß per Meile erfordert von der Locomotive eine Zugkraft von 11,500 Pfd.; auf eine Steigung von 50 Fuß 15,500 Pfd.; auf eine Steigung von 83 Fuß 22,500 Pfd.; auf eine Steigung von 45 Fuß 14,500 Pfd.

Wenn nun die Maschinen alle gleich sind (wie dieß nahezu der Fall ist), und jede eine Zugkraft von 5000 Pfd. auszuüben vermag um eine Ladung von fünfhundert Tonnen von Boston nach Albany zu bewegen, so brauchen wir wie folgt:

Boston-Worcester	$^{11,500}/_{5000}$	oder 2 Maschinen,
Worcester-Springfield	$^{15,500}/_{5000}$	oder 3 Maschinen,
Springfield-Pittsfield	$^{22,500}/_{5000}$	oder 5 Maschinen,
Pittsfield-Albany	$^{14,500}/_{5000}$	oder 3 Maschinen.

Hienach wäre die von Maschinen für eine einzige ganze Fahrt durchlaufene Zahl von Meilen:

Boston-Worcester	44	Meilen von	2	Maschinen, oder	88
Worcester-Springfield	$54\frac{1}{2}$	„ „	3	„ „	$163\frac{1}{2}$
Springfield-Pittsfield	52	„ „	5	„ „	260
Pittsfield-Albany	$49\frac{1}{2}$	„ „	3	„ „	$148\frac{1}{2}$
				Summe	660

Nehmen wir nun an daß man die Maschinenkraft für die verschiedenen Abtheilungen der Eisenbahn in Verhältniß bringt mit dem Widerstand auf den sie stoßen, und daß man auf diesen Abtheilungen je nur eine Maschine verwendet, so wird unsere Meilenberechnung für:

Boston-Worcester	44	von 1 oder 44
Worcester-Springfield	$54\frac{1}{2}$	von 1 oder $54\frac{1}{2}$
Springfield-Pittsfield	52	von 1 oder 52
Pittsfield-Albany	$49\frac{1}{2}$	von 1 oder $49\frac{1}{2}$
	Summe	200 Meilen.

Die Ersparniß an durchfahrenen Meilen beträgt daher 660 weniger 200, oder 460; und wenn 500 Tonnen täglich über die Eisenbahn verführt werden, so wird die jährliche Meilenersparniß 460 X 313 oder 143,980, oder 70 Proc. des Ganzen. Die wirklichen Kosten für Fracht-Locomotiven per Tonne und Meile betrugen während des mit dem 30 Sept. 1855 endigenden Jahrs $^{384}/_{1000}$ eines Cent; multiplicirt man daher die obigen 143,980 ersparten Meilen mit diesem Bruch, so beläuft sich die Ersparniß auf 55,288 Dollars im Jahr. Die wirkliche Ausgabe für das Arbeiten der Kraft wird natürlicherweise nicht die ganzen 70 Proc. Ersparniß zeigen, da schwere und starke Maschinen anfangs mehr kosten, und auch mit größerem Aufwand in Thätigkeit gesetzt werden müssen, als leichtere; allein die Zahlen zeigen die Wirkung welche die Anschaffung wirklich zweckentsprechender Maschinen auf das Eisenbahnbudget ausübt. Wenn wir 50 Proc. Ersparniß nur von der Meilenzahl nennen, so haben wir dann (da die Locomotivkraft $^{30}/_{100}$ der Gesammtthätigkeitskosten verbraucht) $^{50}/_{100}$ von $^{30}/_{100}$, oder $^{15}/_{100}$ der Gesammtarbeitskosten der Bahn, und dieß einfach dadurch daß man die Maschinerie den Erfordernissen anzupassen weiß.

Die Differenzpunkte zwischen einer guten und einer schlechten Maschine sind so gering, daß sie oft dem Auge derjenigen entgehen deren Geschäft solche Arbeiten sind. Nicht das Messing und der Stahl und das funkelnde Metall und die vollendete Verzierung machen die wirklich gute und zum Dienst geeignete Maschine — sondern die Länge, Breite und Tiefe ihres Ofens, die Kenntniß der erforderlichen Verhältnisse und die mechanische Geschicklichkeit die man bei der Zusammenfügung der einzelnen Theile an den Tag legt. Die scheinbar zusammengesetzten Theile sind wirklich sehr einfach in Action, während die scheinbar einfachen Theile diejenigen sind bei welchen die größte Sachkenntniß erforderlich ist. Ein Mechaniker von gewöhnlicher Geschicklichkeit schon ist im Stande die allgemeine Form — die ganze Masse von Kurbeln, Pistons, Verbindungsstäben, Pumpen und die verschiedenen Hebel zur Bearbeitung der Maschine — zu entwerfen und zu ordnen; allein die richtigen Dimensionen der innern Theile des Kessels und der Klappenbekleidung zu finden, durch welche die Bewegungen des Dampfes regiert

[1] Der gleichgültigste Beobachter hat ohne Zweifel schon bemerkt daß der vordere Theil einer Locomotive auf dem Mittelpunkt eines Blockwagens ruht, der vier kleine Räder hat; der hintere und mittlere Theil ruht, wie man sich ebenfalls erinnern wird, auf großen Speichenrädern, welche mit der Maschinerie verbunden sind; von der Größe dieser letztern hängt die Kraft und die Geschwindigkeit der Maschine ab. Je größer die Räder, um so geringer die Kraft und um so höher die Geschwindigkeit welche sich erzielen lassen; hinwiederum wird, wenn das Rad die gleiche Größe beibehält, durch Vergrößerung der Dimensionen der Cylinder die Kraft erhöht; und bleiben die Räder und Cylinder dieselben, so können wir durch Vergrößerung des Kessels stärkern Dampf erzeugen und so die Kraft vermehren. Auf der Bahn von Boston nach Springfield kann man Maschinen sehen mit Rädern von nahezu sieben Fuß im Durchmesser, die man zum Ziehen leichter Eilzüge gebraucht, wogegen man auf den über die Alleghanies führenden Bahnen Räder von nur vierthalb Fuß im Durchmesser bemerken kann, welche zum Ziehen der Züge über die steilen Steigungen hinauf verwendet werden. Vermehrung der Steilheit der Steigungen wirkt auf die Locomotive in derselben Weise wie Vermehrung der wirklichen Ladung, da bei einer ebenen Fläche das natürliche Streben der Maschine dahin geht, stillzustehen, bei einer abschüssigen hingegen rückwärts bergab zu rollen.

werden, das erfordert sehr ansehnliche Kenntnisse von der Verbrennungstheorie, der praktischen Geometrie und den physikalischen Eigenschaften des Dampfes. So zart, in der That, ist die Klappenadjustirung der Locomotive, und so abhängig von der Arbeit welche sie zu verrichten hat, ob schnell oder langsam, leicht oder schwer, daß ein einziges Achtel eines Zolls zu viel oder zu wenig ihre Kraft so sehr berührt daß sie ganz untauglich wird ihre Pflicht mit einigem Grad von Oekonomie zu erfüllen.

Schnelles Reisen ist eine der gefährlichsten und kostspieligsten Ueppigkeiten die sich an das Eisenbahnwesen knüpfen. Wenige Gesellschaften in Amerika haben einen Begriff davon was ihre Eilzüge sie kosten. Die geeigneten Mittel einen schnellen Transport zu erlangen versteht man in der That durchaus nicht. Es geschieht nicht dadurch daß man den Zug zu einer übermäßig hohen Geschwindigkeit zwingt, sondern dadurch daß man die Zahl der Anhaltspunkte vermindert. Ein Zug welcher 400 Meilen läuft und einmal in 50 Minuten anhält — jedes Anhalten, mit Einschluß des dadurch bedingten momentan langsamern Fahrens, nimmt fünf Minuten in Anspruch — um die ganze Entfernung in acht Stunden zurückzulegen, muß 55 Meilen, hält er einmal in 20 Minuten an, 63 Meilen, und hält er einmal in 10 Minuten an, 86 Meilen in der Stunde zurücklegen.

Die Verhältnisse in welchen die Arbeitskosten unter die verschiedenen Rubriken vertheilt werden, sind nahezu folgende:

Geschäftsführung	7
Bahnausbesserungen	16
Locomotiven	35
Wägen	38
Verschiedenes	4
Zusammen	100 Proc.

Die verschiedenen Ausgabeposten aber werden durch die von den Eilfahrten herrührenden Mehrausgaben erhöht:

Geschäftsführung	7,	erhöht um	0	Proc. =	0.0
Bahnausbesserungen	16,	„ „	27	„ =	4.3
Locomotiven	35,	„ „	30	„ =	10.5
Wägen	38,	„ „	10	„ =	3.8
Verschiedenes	4,	„ „	0	„ =	0.0
	100,	u. die ganze Vermehrung			18.6.

Aeltere und neuere Zustände auf den Fidschi-Inseln.

3. Gesellschaftliche Gesittung.

Der Missionär Thomas Williams meint daß die Amerikaner auf Wilkes' Weltumsegelung die Bevölkerung der Fidschilande um 15,000 Köpfe zu gering angegeben haben, denn 150,000 hält er für die richtige Bevölkerungsziffer einschließlich der Binnenstämme auf den größern Inseln, welche von den Küstenfidschis übertrieben als Riesen und sehr wild geschildert werden, sich aber höchstens durch größere Rusticität von den geschliffeneren Uferbewohnern unterscheiden. Seit fünfzig Jahren hat die Bevölkerung um ein Drittel, in manchen Strichen um die Hälfte abgenommen, wie unser Autor aus den in Verwilderung zurückgesunkenen ehemaligen Culturstrecken schließt. Seinem Aeußern nach ist der Fidschi für Europäer anfangs ein Gegenstand des Abscheues, der sich jedoch bald mildert. Ihr Wuchs übertrifft den durchschnittlichen europäischen, obgleich er noch unter dem Maß der Tongas bleibt. Feiste Personen gehören zu den Seltenheiten. Das Gesicht ist oval, der Mund ziemlich weit, die Nase wohlgeformt, das Auge schwarz, unruhig und lauernd. Das unterscheidende Merkmal besteht jedoch in der Haarkrone, von der eine genauere Beschreibung später folgt. Die Häuptlinge und Fürsten wissen sich so vollständig die Miene von Hoheit zu geben, daß jeder Zoll an ihnen König ist. Das Gemüth der Fidschis ist leicht entzündlich, aber die Erregung erkaltet eben so rasch, nur als Feind vergißt er nie, sondern sinnt auf den schlimmsten Verrath; auch seine Treue und Ergebenheit verträgt große Proben; endlich fehlt es ihm zu den Verstellungskünsten weder an Witz noch an Uebung. Im gesellschaftlichen Umgang zeigt er sich feinfühlend und diplomatisch. Er macht nie einen Besuch ohne Absicht, aber er kommt drei- und viermal wieder, wenn er die Gelegenheit nicht für günstig hält seine Wünsche vorzubringen. Die Landessprüchwörter zeugen von vieler Lebensweisheit. „Damit kocht man kein Essen," heißt so viel als: es kommt nichts dabei heraus. „Die Nakonda schneiden den Mast zuerst," soll bedeuten: den Zaum vor dem Pferde anschaffen. „Gelassen und auf Fische lauernd," sagt man von Personen, die ihre Begierden bemeistern, wie der Fischer die Fische betrachtet, die seinen Kahn umspielen.

Die Inseln Nairai und Thikombia-i-ra sind berühmt wegen der poetischen Ader dort der Männer, hier der Frauen. Die Gesänge die auf den Inseln verbreitet sind, enthalten Stellen die den Eingebornen oft selbst unverständlich sind. Der Sinn ist verloren gegangen, nachdem das Gedicht von Geschlecht auf Geschlecht erbte. Nach Metrum und Reim wird bei den Poesien getrachtet, aber selten rein durchgeführt. Größere epische Gesänge oder „Meke" fehlen nicht, und aus einer Probe, die wir später mittheilen wollen, wird man sehen daß die Fidschis keineswegs von den Musen vernachlässigt worden sind.

Eitelkeit und Hoffart plagen die guten Leute nicht wenig. Ist ein Fidschi elegant frisirt, seine Haut mit Oel bestrichen und sein Masi (Hüftenschurz) rein, so gleicht er einem Pfau. Als der Verfasser einem Somosomo-Priester von den nackten Neu-Caledoniern und ihren Götzen erzählte, rief dieser verächtlich: „nicht im Besitz eines Masi und wollen Götter haben!" Eines Tages wurde eine Fidschifrau angeblich von einem Gott in ihrer ehelichen Treue bedroht. Sie lag in somnambülen Zustande, während sich die Gevattern um sie versammelten. Der beunruhigte Ehegatte holte die Missionäre, um die Frau von ihrem Fieber zu heilen oder den verliebten Gott zu vertreiben. Was die Frau mit der Komödie beabsichtigte, ist nicht gesagt; als aber die Herren ein Licht bringen ließen um ihr etwas Hirschhorngeist unter die Nase zu reiben, fand sich daß die Bedrohte nichts weniger als eine Venus war, worauf einer der Britten trocken bemerkte: „Was der Gott für einen Appetit haben muß, um gerade ihr nachzustellen!" Der Chor sammt dem Ehegatten brach in Gelächter aus, der „Gott" entfernte sich und

ließ seitdem die Frau in Frieden. Zeigt man einem Fidschi auf der Landkarte oder einer Erdkugel seine Heimath, so wird er mit saurem Lächeln gestehen: „die Fidschilande seyen nur ein Fliegenschmutz;" kommt er aber zu seinen Cameraden, so spricht er nur von dem „Lügenball" der Europäer. Der Stolz auf den Stammbaum ist natürlich nicht gering, und ein Häuptling etlicher kleiner Inseln nannte seine Unterthanen nicht anders als „mein Vieh." Den ewigen Selbstlober straft indeß der Volkswitz mit der Redensart: „er ruft wie der Kuckuck [1] nur den eigenen Namen." Lügen können sie mit solcher Fertigkeit, daß „Fidschi-Wahrheiten" gleichbedeutend für Trug geworden sind. Ihr schlimmster Fehler aber ist lauernde Rachsucht. Fühlt sich jemand beleidigt, so läßt er nichts merken, aber er wälzt einen Stein auf seinen täglichen Pfad, oder er hängt den Fetzen seines erschlagenen Freundes über sein Nachtlager, oder er bindet an den Tempelpfosten ein Stück Tabak an, welches über der Leiche des Feindes geraucht werden soll, oder straft sich durch Fastengelöbnisse, um den Grimm immer wach zu halten. Es gibt in den Fidischilanden Thugs oder Assassinenbanden, welche Bati-Kadi oder die Zähne der schwarzen Ameisen heißen, und denen die Häuptlinge bisweilen die Vollstreckung ihrer Rachegedanken anvertrauen. Im Grund der Seele ist der Fidschi eine Memme und seine Furchtsamkeit streift ans Kindische. Nicht gern geht der Eingeborne im Finstern aus. Nähert sich ein fremdartiges Canoe, so entsteht die größte Bestürzung, bis man weiß wer darin ist. Bei Feuersbrünsten fürchten sich die Nachbarn, der Feind lauere in der Nähe um einen Ueberfall auszuführen. Bringt ein Europäer ein Fernrohr ans Auge, so stäubt alles auseinander, und so unheimlich fühlt sich der Fidschi in fremder Behausung, daß, wenn unsers Verfassers Zimmer gefüllt war, der Wind nur eine Thür zuzuschlagen brauchte, damit alle wie aufgescheuchte Tauben davonflogen.

Häusliche Zuneigungen können sich dort nicht entwickeln, wo Bruder und Schwestern, Väter nnd Schwiegersöhne, Mütter und Schwiegertöchter, Schwager und Schwägerinnen weder mit einander reden, noch aus derselben Schüssel essen dürfen. Es geziemt einem Manne nicht regelmäßig zu Hause zu schlafen, und bei Schwangerschaft ist der Frau überhaupt jeder Verkehr mit ihrem Manne untersagt. Die Regel ist ferner daß die Frau den Mann, nicht daß der Mann die Frau haßt, aber sehr selten daß die Frau den Mann hasse, von dem sie Kinder vor ihrer bestehenden Ehe gehabt hat. Ist ein Häuptling liga-tabu, das heißt tabu an den Händen, so darf er keine Speise berühren, und muß sich entweder von seinem Mata (Adjutanten) oder von seiner ersten Frau füttern lassen.

Ein berauschendes Getränk, Awa oder Kawa auf den andern Inselgruppen, Yaqona bei den Fidschis genannt, wird aus dem Piper methyticum bereitet. Ehemals wurde die Wurzel dieser Pflanze geschabt, jetzt aber, wie einige altconservative Fidschihäuptlinge klagen, „wo tonganische Moden einreißen," wird sie von den jungen Leuten gekaut. Das Brauen dieses Punsches ist stets eine Staatsaction. Der Häuptling präsidirt, und ein sehr peinliches Ceremoniell ist bei dem Verfahren vorgeschrieben. Das Gekaute wird zu Kugeln geballt in eine großen Napf gespien. Diesen trägt der dienstthuende Kammerherr dem Gebieter unter die Augen mit den Worten: „Sir! mit Respect, die Yaqona ist beisammen." Scheint es dem Potentaten genug, so wird der Saft ausgepreßt — eine schwierige Aufgabe, zu der ungewöhnliche Geschicklichkeit gehört, für die aber der Meister auch durch Bravos der Anwesenden belohnt wird. Ist dann noch Wasser aufgegossen, so hält der Kammerherr das Trinkgebet: „Das Wasser! Bereitet die Spendung! Bereitet die Spende den Tawasara! Ein Spendee dem Oroi rupe ꝛc. Seyd gnädig, ihr Gebieter, ihr Götter, daß der Regen aufhöre und die Sonne scheine!" Der Häuptling verschüttet dann einige Tropfen, und das Bankett beginnt. Es wird für die höchste Ehre in den Fidschilanden gehalten, daß man unmittelbar nach dem Häuptling aus dem Punschnapfe bedient werde. Als einst in einem Seesturm ein tonganischer Lootse das Fahrzeug des Königs von Lakemba und seines Gefolges glücklich durch das Riff gesteuert hatte, erlaubte der Gerettete dem Seemann sich eine Gunst auszubitten, und dieser sagte unverdrossen: „Laßt meinen Namen bei der Yaqonatafelrunde gleich nach dem eurigen nennen, so lange ich lebe." Natürlich „konnte dem Manne geholfen werden." Werden nun diese Punschgesellschaften für uns noch ekelhafter, wenn wir hören daß der gemeine Fidschi von Schmutz starrt, so muß doch wieder hinzugesetzt werden daß die Eingebornen nur mäßig sich dem Genuß ergeben und Trunkenheit zu den Ausnahmsfällen gehört. Was ihre Küche anbelangt, so bedienen sie sich nach polynesischer Art unterirdischer Gruben, die mit heißen Steinen gefüllt und dann zugedeckt werden, eine Art der Zubereitung, die englischen Köchen für solche Fälle empfohlen wird, wo sie einen ganzen Ochsen braten sollen.

Daß die Fidschis höflich sind und eine Menge gesellschaftliche Bräuche und Uebereinkommen streng beobachten, sahen wir schon bei ihrem Yaqonatrinken, aber überraschen muß es doch daß sie bei Anreden sich gewisser Titel bedienen, die dem französischen Monsieur und Madame entsprechen, und zwar sind die Fidschis in der Südsee der einzige Stamm, welcher einen solchen gesellschaftlichen Brauch kennt. Schenkt der Fidschi etwas, und ist es auch ein tüchtiger Vorrath, so sagt er: „ich selbst kann Ihnen nichts bieten, aber diese Hühner schicken meine Kinder als Merkzeichen ihrer Aufmerksamkeiten," oder er bringt eine Last Yamswurzeln, „damit sie bei der Schweinemast mit aushelfe." Natürlich sind aber alle diese schönen Worte durch und durch unaufrichtig.

Der höchste Gegenstand des Putzes ist das Haar. Da nun die Personen der Häuptlinge Tabu sind und nicht von profanen Händen berührt werden dürfen, so wird der Friseur, solange seine Beschäftigung dauert, zur Gesellschaft Tabu an den Händen, d. h. er darf wohl arbeiten, aber keine Nahrung berühren. Oft hat der Friseur täglich und bisweilen mehrere Stunden mit dem Schopf seines Gebieters zu thun. Das Haar des Fidschi ist von Natur sehr reich und steht vom Schädel ab daß es eine Glorie nach Art des Struwelpeters um das Haupt bildet. Die besten Coiffuren haben Umrisse von geometrischer Reinheit, eine weiche Oberfläche und Gleichheit der Farbe, denn man pudert sie einfärbig oder bunt, pechschwarz, blauschwarz, roth in allen Schattirungen, aschgrau oder flachsblond. Jeder Friseur folgt seiner eigenen Erfindungsgabe, und so viel Köpfe, so viel Moden. Bald gleichen die Perrücken Bärmützen, bald den Raupen unsrer Cavalleriehelme, bald Pelzhauben. Welche Zeit dabei verschwendet wird, mag ein Beispiel zeigen. Einer der Häuptlinge hatte sein Haar vollständig in röhrenartige Locken gedreht, die radienförmig vom Haupt abstanden, äußerlich aber eine ebene Oberfläche bildeten, weil jede Locke von ihrem Stiel aus sym-

[1] Im Original steht Kako, eine einheimische Papageienart, die ihren onomatopoetischen Namen von ihrem Geschrei empfangen hat.

metrisch sich vergrößerte. Das Tättowiren ist nur bei den Frauen üblich und wenig davon sichtbar, weil gerade diejenigen Körpertheile die Zeichnungen empfangen, welche der Liku (Hüftengürtel) bedeckt.

Tabak, mit dem man erst seit 30 Jahren auf der Gruppe bekannt geworden ist, gehört zu den beliebtesten Genußmitteln, der Kinder so gut wie der Erwachsenen. Man dreht sich Cigarren, indem man den Tabak in trockene Bananenblätter einwickelt und raucht dann im Ring herum, indem jeder nach einem Zug dem Nebenmann die Cigarre reicht, ja dieses Geschäft wird nicht einmal unterbrochen, während man einen Fluß schwimmend durchkreuzen muß. Die Geselligkeit befördert es noch daß man mit dem Rauchen auch das gegenseitige Absuchen (resp. Verzehren) des Ungeziefers — utile dulci — verknüpft. Für Musik sind diese Naturkinder nicht unempfänglich und sie besitzen in Trompetenmuscheln, Nasenflöten, Panpfeifen und Trommeln aus ausgehöhlten Baumstämmen Instrumente, die völlig die künstlerischen Bedürfnisse befriedigen. Bei Tänzen wirkt dann noch ein singender Chor mit, doch gleichen diese Leibesbewegungen, besonders wenn sie mit Keulen und Speeren ausgeführt werden, mehr einer Exercierübung als einem Ballvergnügen.

Bis zum zehnten Jahre und oft noch länger gehen die Kinder beiderlei Geschlechtes nackt. Um diese Zeit werden die Knaben beschnitten, welche bis dahin als unrein galten, weßhalb sie auch den Häuptlingen keine Nahrung bringen durften. Obgleich die Frauen in Fidschi nicht verkauft werden, behandelt man sie doch nicht viel besser als Waaren, und nicht wenig erstaunten sie selbst über die Neuigkeit daß in Europa die Mädchen sich den Mann wählen dürfen. Ehen werden ohne jede Mitwirkung der Priester zwischen den Angehörigen verabredet und geschlossen. Die Neuvermählte, welche bisher einen sehr dünnen Fransengürtel getragen, der nur etliche Zoll breit die Hüfte bedeckte, legt jetzt einen dichteren und längeren Gürtel an, und muß sich der Tättowirung unterwerfen. Heirathsversprechungen können von beiden Seiten noch rückgängig gemacht werden. Förmliche Ehescheidungen sind äußerst selten, dagegen wird die eheliche Treue schlecht bewahrt, und oft geschieht es daß Häuptlinge die Frauen einer Stadt den Kriegern oder willkommenen Gästen preisgeben, in welchem Falle Widerspruch nicht verstattet wird. Frauenraub ist oft die Art, wie Ehen geschlossen werden, aber Bestand erhält eine solche Ehe nur, wenn die Frau freiwillig bei dem Räuber bleibt. Die Fidschifrauen gebären mit Leichtigkeit, doch springen sie nicht wie die Tongaweiber unmittelbar nach der Geburt ins Bad, sondern gönnen sich eine Wöchnerinnenruhe von etlichen Tagen oder wohl auch Wochen. Nach der Mutter zu schlagen, ist die erste Lehre, welche ein Kind empfängt, „damit es keine Memme werde," und die Mütter selbst bringen die junge Brut herbei, damit sie die Leichen der erschlagenen Feinde mit Füßen treten lerne. Väter reden ihre Nachkommen nicht als Kinder an, sondern sagen: „Kommt her, ihr Ratten!" Vielweiberei gehört zu den Begünstigungen der Häuptlinge und der Mächtigen; Haß und Eifersucht unter den Weibern ist aber die nothwendige Folge. Die stärkere Frau rächt sich dann an der Nebenbuhlerin daß sie ihr die Nase abbeißt. Abtreibungen der Leibesfrucht sind so häufig daß sich wenige Frauen überhaupt finden, die nicht in irgendeiner Art Kindsmord begangen hätten, namentlich wenn das Neugeborne weiblichen Geschlechtes war; aber selbst Knaben erdrosseln die Mütter, wenn sie selbst einem andern feindlichen Stamm angehörten, um nicht die Feinde der Ihrigen zu vermehren. Denkt man an die unablässigen Fehden, an den fortgesetzten Kindermord und die Abtreibungen, an die hergebrachte Erdrosselung von Wittwen, so kann man sich weniger darüber wundern daß der Fidschistamm ausstirbt, als daß er überhaupt noch vorhanden ist.

Wird ein Mann alt und hinfällig, so sorgen die Seinigen dafür ihn aus der Welt zu schaffen, denn man denkt sich daß das andre Leben in dem Zustande fortgesetzt wird, wie man das diesseitige verlassen. Beim Tode eines Häuptlings macht sich die Anstandsbetrübniß in herzzerreißenden Worten sehr hörbar, aber alles ist nur Decoration. Furchtbar ehrt man den Hingeschiedenen durch das Loloku, ein Todtenopfer, welches seine Frauen und seine Freunde betrifft. Ihre Leichen werden die „Streu" für sein Grab genannt. Sollte eine alte Mutter noch vorhanden seyn, so wird sie auch zur Streu gemacht, und merkwürdigerweise sind es gerade diese Todtenbräuche, welche die Ausbreitung des Christenthums am meisten erschweren. Eine ehrenvolle Beerdigung ist das höchste Ziel der Fidschi, und als besondre Gunst erbat sich der König Lakembo's von den Missionären einen Sarg und ließ sich der Häuptling von Mbau durch Tonga-Künstler eine steinerne Gruft hauen, „damit ihre Leichen nicht mit Füßen getreten würden." In solchen Fällen ist der Fidschi höchst freigebig, und arme Leute, die bei Lebzeiten keine Matte besaßen um darauf zu schlafen, werden vier- und sechsfach eingehüllt in die Erde gesenkt. Zwar sind nur die Gräber der Häuptlinge ihrem Stamm tabu, doch wird im allgemeinen die Ruhe der Todten nicht gestört. Furchtbar waren die Scenen bei der Beerdigung des alten Häuptlings von Somosomo, den der Commodore Wilkes als ein „schönes Exemplar eines Südsee-Insulaners beschreibt, welcher unsern Vorstellungen eines alten Römers entspricht, und der aussieht als sey er den Schauderscenen, die um ihn täglich vorgehen, völlig fremd, so voll von Milde ist sein Gesichtsausdruck." Dieser bejahrte Häuptling erkrankte Mitte 1845, erholte sich aber sogleich wieder, und Hr. Williams war deßhalb nicht wenig erschreckt, als ihm gleich darauf angezeigt wurde es gehe bereits mit ihm zu Ende. Die Missionäre machten sich auf, um den Häuptling zu retten, weil sie besorgten sein Nachfolger wolle ihm ans Leben. Sie eilten nach dem Mbaima oder königlichen Palast, kamen aber schon zu spät. Im innern Raume stand eine Bande zum Mord bereit. Keine Verwirrung herrschte, sondern alles gehorchte den Befehlen desjenigen, welcher der Handlung präsidirte. Zwei Gruppen hockten auf dem Boden und in der Mitte von jeder befand sich eine Frau, ganz bedeckt mit einem Schleier. Andre Weiber hielten ihre Hände und Füße fest, während starke Männer an den beiden Enden einer weißen Schnur zogen, die dem Opfer um den Hals geschlungen worden war. Als die Execution vorüber war, wurde der Schleier weggenommen. Noch zuckte das eine Opfer, endlich aber rief eine der Frauen: „Sie ist kalt." Nun wurden die beiden Leichen gesalbt, gepudert und frisch gekleidet, um als „Streu" zu dienen. Der Missionär näherte sich jetzt dem alten Könige, fand ihn aber zu seinem Entsetzen noch am Leben, während seine Nächsten mit seiner Leichentoilette schon beschäftigt waren. Sie behiengen ihn mit seinem ganzen Staat und puderten ihn feierlich ein, so daß er das Glück genoß seiner eignen Bestattung beizuwohnen, denn er wurde völlig als Leiche behandelt. Der Missionär wollte dem Unfug steuern, es wurde ihm aber sehr ernst bedeutet, man hätte seiner Gegenwart zu Ehren „nur zwei" Frauen erdrosselt, und er möge sich mit diesen Rücksichten begnügen. Die Königin schrie dazwischen mit geheucheltem Jammer: „warum erdrosselt man nicht auch mich?" worauf der alte König offenbar durch die Anwesenheit der Missionäre eingeschüchtert, sie damit

beruhigte, es geschehe nur deßwegen weil keine Person von Rang vorhanden sey, die Hand an sie legen dürfe. Zwei andre Frauen, die zur „Todtenstreu“ bestimmt waren, verdankten ihre Rettung ebenfalls den englischen Geistlichen. Als nun die Todtengebräuche vollendet waren, erschienen zwei Priester am Thor, die auf Muscheln bliesen, zum Zeichen daß der König gestorben sey. Hierauf redete einer der Anwesenden den neuerwählten König an: „Friede mit Euch, Gebieter. Wohl! die Sonne eines Königs ist hinabgesunken, aber unser König lebt noch. Friede mit Euch, Gebieter; hier ist kein Uebelgesinnter zugegen.“ Tonganer verrichteten die Arbeit der Todtengräber. Das Grab selbst wurde mit Matten ausgepolstert, dann legte man die „Todtenstreu“ hinein und auf die Leichen der Frauen den alten König, der dann abermals mit Matten bedeckt wurde, den man aber noch husten hörte, nachdem schon eine Schicht Erde ihn bedeckt hatte. Zur Landestrauer wurde gefordert daß hundert abgeschnittene Finger von den Unterthanen eingesendet würden, aber man ließ es dießmal bei 60 bewenden. Solange die Trauer währt, muß jedes Canoe, welches sich dem Platz nähert, ein Mast als Trauerflagge an den Mast stecken, und später Segel und Mast als Spende ins Wasser werfen. Stirbt der Gatte im Kampf oder auf der See, so wird das Lololu ebenfalls vollzogen, und nach der Schlacht bei Viwa 1839 wurden nicht weniger als 80 Frauen erdrosselt. Ein scheinbarer guter Wille ist auf Seiten der Wittwen vorhanden, gerade so wie bei den Hindus, und manche Frauen haben die angebotene Einmischung der Missionäre zur Rettung ihres Lebens zurückgerufen. Der Beweggrund aber ist einfach der daß die Lebenslust bei den gedrückten Frauen an sich sehr gering ist, und daß Wittwen welche jener letzten Pflicht sich entziehen, der tiefsten Mißachtung und schlimmsten Behandlung sich aussetzen. An das Ende des menschlichen Daseyns knüpfen die Eingebornen eine merkwürdige Legende. Als der Fidschi-Adam gestorben und von seinen Kindern beerdigt worden war, trat zu ihnen ein Gott und hieß sie das Grab wieder öffnen. Sie weigerten sich dessen, weil die Leiche schon rieche. Der Gott versprach sie wieder lebendig zu machen, aber die Kinder ließen sich nicht bewegen. „So habt ihr euer eignes Schicksal besiegelt, rief der Gott. Hättet ihr euren Vater ausgegraben, er wäre lebendig auferstanden und ihr würdet, wenn ihr von dieser Welt scheidet, nur beerdigt worden seyn, wie man Bananen vergräbt um sie nach vier Tagen wieder herauszuholen, nicht verfault, sondern gereift. So sollt ihr denn zur Strafe für den Ungehorsam sterben und faulen!“ Nach einer andern Legende stritten zwei Götter darüber, wie das Menschengeschlecht sterben solle. Ra Wula (der Mond) wollte ihnen einen Tod gönnen, wie den eignen, d. h. eine Zeitlang zu verschwinden, um wiederzukehren. Aber Ra-Kalawo (die Ratte) verwarf den Vorschlag und rief: „Der Mensch sterbe, wie eine Ratte stirbt.“ Und er behielt Recht.

Die nächtlichste Seite der Fidschigebräuche ist die Menschenfresserei. Ein solcher Schmaus wird zu Ehren hoher Gäste, bei Einweihung eines Tempels oder beim Stapellauf eines großen Kriegsschiffes gefeiert, bei welcher letzten Gelegenheit die Leiber der Opfer als Walzen unter dem Kiel dienen müssen.[1] Im Jahre 1851 wurden nicht weniger als fünfzig Leichen oder Bakolos auf einmal in Namena gebraten. Kommt ein solcher Leckerbissen zu Wasser an, so signalisirt das Canoe schon frühzeitig die Fracht. Alles läuft hinaus und es beginnt ein Tanz, wobei sich die Weiber durch Schamlosigkeit besonders auszeichnen. Im Zerlegen des Bakolo haben die Vorschneider die größte Gewandtheit, obgleich sie sich nur scharfer Bambussplitter bedienen. Der Bakolo wird nur zerlegt in den Ofen geworfen, kommt er aber heraus, so setzen ihn die raffinirten Köche wieder zusammen und putzen ihn auf, wie wir es mit Wildschweinsköpfen thun. Racheburst mag den infernalischen Hunger erweckt haben, der Appetit hat sich dann später en mangeant eingestellt, und daß es Leckerei geworden ist, ergibt sich aus dem Fall daß ein Mann, der ohne Streit mit seiner Frau lebte, dieser einst auf dem Felde befahl einen Ofen zu bauen, Steine zu erhitzen und Bambumesser zu holen. Als es geschehen war, schlug er sie nieder und machte sich an den Schmaus. Diese Unthat bekannte er zweimal vor Hrn. Williams, obgleich ihm eine Lüge nichts gekostet hätte. Nur ausnahmsweise haben einige Häuptlinge diese Schmausereien verboten. Uebrigens ist der Fidschi nicht wählerisch: Jung und Alt, Mann und Frau, alles ist Bakolo, nur werden das Herz, die Schenkel und der Oberarm als die größten Leckerbissen betrachtet. Selbst Gräber sind nicht vor der Lüsternheit sicher, und hat längere Zeit eine solche Delicatesse gemangelt, so werden Stücke Menschenfleisches Tagereisen weit befreundeten Häuptlingen zugesendet. Bei dem Schmause dienen hölzerne Gabeln ähnlich unsern Salatgabeln, die für jede andere Art von Nahrung tabu sind. Die Schienbeine der Bakolos stehen in hohem Werthe, weil daraus die Segelnadeln verfertigt werden. Die Frauen enthalten sich meistens des Genusses, und etlichen Priestern ist er geradezu verboten. Damit die Gräuel aber völlig erschöpft werden, müssen wir hinzusetzen daß sich bisweilen auch noch die Folter zur Menschenfresserei gesellt, indem den Opfern Arme oder Beine abgeschlagen und vor ihren Augen gebraten und verzehrt werden. Es hat sehr viele gute Herzen und schlechte Kritiker gegeben welche die Anthropophagie für immer ins Fabelnbuch schreiben wollten. Die Expedition von Wilkes' stieß nur auf eine einzige Spur von Cannibalismus, aber der letzte Berichterstatter über die Fidschilande in den Jahrbüchern der Londoner geogr. Gesellschaft,[1] bekräftigt genügend unsern Verfasser, und so stoßen wir auf den übrigens nicht unerhörten Fall daß ein Volk, dessen Industrie, dessen Kunstsinn und Geschmack wir bewundern müssen, das uns in Geschliffenheit des Umgangs und Verfeinerung gesellschaftlicher Formen sehr ähnlich ist, ja das wir in gewissem Sinne geistreich nennen dürfen, dennoch wieder in Bestialität das schlimmste leistet wozu die menschliche Natur befähigt.

Ueber die religiösen Vorstellungen der Fidschis gelangen wir zu keiner großen Klarheit. Götzendiener sind die Fidschis nicht, denn sie beten in leeren Tempeln. Dennoch aber werden wiederum seltsam (phallusartig) gestaltete Steine und Thiere als Incarnationen oder Wohnstätten von Göttern mit Ehrfurcht betrachtet. Daß man in einzelnen Göttern Naturgewalten verkörpert denkt, scheint daraus hervorzugehen daß religiöse Feste mit den klimatischen Wechseln und den großen Epochen des Ackerbaues verbunden sind. Uebrigens hat jedes Land seine eigenen Schutzpatrone, und außerdem ist Hain und Thal mit einer

[1] Dieß nämlich erzählt Ballantyne im Coral Island (s. die Sandelholzhändler in der Südsee, Ausl. 1858. S. 1033), aus dessen Beschreibung wir manche Details unterdrückten, weil das Grauenhafte unglaublich schien. Wir empfinden nachträglich darüber kritische Reue, denn aus Williams' Werk ergibt sich daß Ballantyne nichts erzählt, dem nicht die wirklichen Zustände getreulich entsprächen.

[1] Ausland 1858. S. 586.

Feenschaar den kleinen Göttern und die Nachtluft mit Gespenstern Verstorbener bevölkert. Einen gewissen geistigen Rang gibt es aber dieser Vielgötterei, daß an eine Art höchstes Wesen — Ndengei — geglaubt wird. Sein Sinnbild ist die Schlange, weil, meint unser Verfasser, durch die ganze Welt dieses Thier als Hieroglyphe der Ewigkeit anerkannt werde, worin er aber wahrscheinlich irrt, denn Götter in Schlangengestalten dienen weit öfter als Symbole der befruchtenden Kraft. Auf Witi Lewu wird eine Höhle gezeigt, wo diese Gottheit ruhe, die kein Zeichen von Leben von sich gibt, als daß sie ihren Priestern Orakel einflüstert, Nahrung verschlingt und bisweilen von einer Seite auf die andere sich wälzt. Die Tempel oder Bures der Fidschi dienen dem Gottesdienst keineswegs ausschließlich, sondern gleichzeitig auch den Gemeindeangelegenheiten. Bigotterie ist überhaupt das letzte was den Eingebornen zur Last fällt; bringen sie doch den Göttern Speiseopfer, nur damit sie „die Seele der Nahrungsmittel“ verschlingen, während der chemische Inhalt, nachdem eine sehr sparsame Quote für die Priester abgesondert worden ist, den Opfernden selbst zufällt, die auch sonst mit ihren Göttern gewissermaßen frères et cochons sind, denn wenn der Götze beim besten Willen nicht ihre Wünsche erfüllen kann, setzt er sich Grobheiten und Herausforderungen zum Duell von Seiten der verletzten Partei aus. Es gibt Priester und auch Priesterinnen bei den Fidschis, deren hauptsächliche Verrichtungen in Ertheilung von Orakelsprüchen besteht. Die Kunst der polynesischen Theologen beruht hier darauf angesichts der Orakelbedürftigen in Krämpfe und Verzückungen zu fallen. Der Geist des angerufenen Gottes fährt dann in den Priester, und dieser schreit: „Da bin ich! Da bin ich!“ gleichsam als rede der beschworne Gott aus ihm, auch versäumt dieser nicht am Schluß des Fiebers sich den Anwesenden aus Priestermund mit den Worten: „Jetzt gehe ich!“ zu empfehlen. Was das Orakel in der Zwischenzeit gesprochen, gilt als höhere Eingebung. Oft ist Methode in dem Wahnsinn. So sagte einst ein Priester des Ndengei in ächt pythischem Styl: „Groß-Fidschi (die Insel Witi Lewu) ist meine kleine Kriegskeule. Muaimbila ist der Kopf, und Kamba der Griff. Trete ich auf Muaimbila, so wird es in die See tauchen und Kamba gen Himmel steigen. Trete ich auf Kamba, so sinkt es und Muaimbila erhebt sich in die Luft. Ja, Witi Lewu ist meine kleine Kriegskeule. Ich kann sie wenden wie mir beliebt, ich kann das unterste zu oberst kehren.“ Die Orakel irren nicht selten. Eine Frau, der sichere Rettung vom Tode verheißen wurde, starb am andern Tag. Ein Stamm der im Kriege eine Schlappe erlitten hatte, befragte noch einmal das trügerische Orakel, und erhielt als Antwort: „Mein Name ist Liu ka ca, ka muri ka vinaka.“ (Zuvor schlimm, gut hinterdrein.) Absicht und Betrug sind durchaus nicht immer im Spiel, sondern es glauben die Priester an ihre eigene Hexerei. Bisweilen mischen sie sich in Politik, und schreiben Sturm, Mißwachs oder Seuchen den mißliebigen Handlungen der Häuptlinge zu, oder geben, wenn die Spenden der Gläubigen zu karg für den „guten Magen der Kirche“ ausfallen, ungünstige Vorbedeutungen. Doch sind das Ausnahmen, denn Priester und Orakel sind im allgemeinen im Sinne der bestehenden Gewalten gut disciplinirt, und sprechen nach dem Munde des Königs oder des Häuptlings. Ebenso ist das bekannte Tabuwesen, obgleich nominell auf die Furcht vor den Göttern begründet, weit mehr eine politische als eine religiöse Einrichtung, um das Ansehen der Häuptlinge zu befestigen. Von ihnen, deren Personen selbst tabu — unberührbar, heilig — sind, geht das Interdict aus, welches Gegenstände oder Räume, oder Personen, oder Glieder von Personen, ja gewisse Worte im Munde gewisser Personen, oder gewisse Verrichtungen an gewissen Orten verbietet, so daß z. B. ein Häuptling längere Zeit die Fischgewässer in der Somosomostraße tabu machen durfte. Der Fidschi glaubt an ein künftiges Daseyn und urtheilt über das vorhandene im Volkslied: „Todt ist leicht, wozu nützt Leben? sterben: ruhen!“ An ein Schattenreich, an eine Art Styx mit einer Art Fährmann wird geglaubt. Ein Hügel im Lande wird bezeichnet, den die abgeschiedene Seele des Mannes zuerst erklimmt und wo sie rastet, bis ihre „Todtenstreu,“ die erdrosselten Weiber, sie einholen, denn ohne diese Begleitung sind ihr, sind vor allem den Junggesellenseelen die Ungeheuer des Fidschi-Hades fürchterlich. Hat sie die mancherlei Fährlichkeiten der „bessern Welt“ überstanden, so geht sie entweder in ein Paradies oder kommt in die Hölle je nach dem Werthe ihres irdischen Wandels. Eine Frau z. B. die sich nicht tätowirt hat, ist ewiger Verdammniß sicher, einem Mann aber, der bei Lebzeiten die „Weihen empfieng,“ d. h. irgend einen Menschen mit der Keule erschlug, kann die Seligkeit nicht ausbleiben.

Die Sprache der Fidschi gehört in die malayo-polynesische Gruppe; sie kennt weder Geschlechts- noch Zahlendungen bei den Haupt-, weder Zeit- noch Modus bei den Zeitwörtern, sondern alle diese Unterschiede werden durch vorgesetzte Worte ausgedrückt. Dafür ist der lexikalische Reichthum um so größer, denn man besitzt z. B. für den Begriff schneiden vierzehn, und für den Begriff schlagen sechzehn Ausdrücke. Fünfzehn Mundarten bestehen auf der kleinen Gruppe, und in vieren davon sind bereits Bücher gedruckt worden.

Guano und Mineralschätze im arabischen Golf.

Die Menge von Albatrossen, Fregattenvögeln und Möven aller Art in der arabischen See hat die Engländer in Aden schon längst nach Guano-Inseln in der Nachbarschaft lüstern gemacht. Anfangs dieses Jahres noch wurde zu diesem Zweck ein Regierungskutter von Aden aus nach dem rothen Meere gesandt.

Es ist bekannt daß die Kohlenschiffe, nachdem sie ihre Ladung in Aden gelöscht, eine Rückfracht nach Europa auf der Malabarküste, in Ceylon und selbst bis nach Bengalen zu suchen genöthigt sind, was natürlich auf die Kohlenfracht vertheuernd wirkt. Salz aus dem rothen Meere, als Rückfracht nach Benghalen, könnte einen Theil dieser Schiffe allerdings vortheilhaft beschäftigen; die Kohlenschiffe sind aber, wie bekannt, schlechte Segler, die gegen den Schamal (Nordwind) nicht in das Bab el Mandeb hinein, noch gegen den Asiab (Südwind) hinauskönnen, weßhalb ihnen dieses Unternehmen nur wenige Monate des Jahres, zur Zeit des zweimaligen Windewechsels, möglich ist.

Wenn Guano in hinreichenden Quantitäten außerhalb des Bab el Mandeb gefunden werden sollte, um die Kohlenschiffe regelmäßig und rasch zurückbefrachten zu können, so würde die Kohlenfracht nach Aden auf die Hälfte des gegenwärtigen Standpunktes sinken. Leider kommt der Guano in diesen Regionen nicht in mächtigen Lagern wie

auf den chilenischen Inseln vor, er liegt auf den arabischen Inseln in dünnen Schichten auf Felsen zerstreut, was das Sammeln desselben ebenso mühsam als zeitraubend macht. Zudem ist der Guano auf den Küria Mürria (Curia Muria)-Inseln, den eine englische Gesellschaft vom Imam von Mascate (dem sie im Vorbeigehen gesagt nicht gehören) gepachtet zu haben vorgibt, von geringer Qualität und das Laden dort eine höchst zeitraubende Operation, die schon zu verschiedenen Processen mit Schiffseignern geführt hat.

In neuerer Zeit bringen Warzingeli und Medschertin Somali Guano in kleinen Quantitäten nach Aden zu Markte, sie erhalten dafür 6¼ Conventionsthaler für 100 Aden Kehle, was die englische Tonne auf 4 Pfund Sterling stellt. In England soll dieser Somali Guano 12 Pf. St. Werth seyn. Dieser Guano kommt von drei Inselchen in der Nachbarschaft von Meht, dem Somalistamme der Habart el Hadschis gehörend, die sich ausschließlich mit Viehzucht abgeben und deßhalb die Ausfuhr des Guano den Nachbarn überlassen, die sich auf die Schifffahrt verlegen.

Guano, auf arabisch „Nebsch," wird schon seit langer Zeit im Hadramaut beim Bau des Dumbak Hamumi verwendet, der wie alle Tabakarten den Boden stark mitnimmt. Der Dumbak ist wie bekannt die einzige Sorte Tabaks, die in der Nargileh geraucht wird, die größern Quantitäten kommen jedoch aus Persien über Bender Abbas. Wahrscheinlich verdanken wir den Arabern die Nutzanwendung des Guano. Die Hadrami-Tabakpflanzen geben dem Guano im rothen Meer den Vorzug vor dem auf den nahen Küria Mürria-Inseln gefundenen und bezahlen dafür auch nahezu den Liverpool Preis.

Dreißig Meilen westlich von Mokka, in der Nähe Ebds, liegt die Insel wo die Schiffer von Schecher und Macalla, den beiden Haupthäfen des Hadramaut, seit langem schon den bei ihnen beliebten Guano zu beziehen pflegen. Ein Dutzend Individuen werden von diesen Schiffern schon Monate früher, mit Waffen und Proviant hinreichend versehen, dort ans Land gesetzt um den Vogeldung von den Felsen abzuschaben und am Ufer aufzuhäufen, während die Boote auf ihrer Fahrt nach Dschedda der arabischen Küste entlang, die Ladung aus Dumbak und Betelblättern bestehend, abstoßen. Die Rückladung geschieht hauptsächlich in Dahm, einer Holcusart aus dem getreidereichen Yemen und in Vogeldung von der in Rede stehenden Insel.

Der Vogeldung im rothen Meere rührt hauptsächlich von kleinern Seevögeln her. Die arabischen Bootleute, auf meiner Fahrt von Mokka nach Massauah, die ich befragt, kannten den Namen des Albatroß nicht, ein Somali, der sich unter der Mannschaft befand, wußte dagegen darüber Bescheid und bezeichnete diesen Vogel als den „Dscher Dschrumbo."

Im Dahlak-Archipel sind folgende Guano-Inseln: M'Dbucha, Farak Sogala und die Zwillingsinselchen M'Dschedech und Olan. Voriges Jahr hat ein Fischer von Groß-Dahlak drei Boote voll Guano von dort nach Hause gebracht, die bei meiner Ankunft noch dort lagen, weil der Eigner weder in Massauah noch in Locheia, die einzigen Häfen mit denen Dahlak in Verkehr steht, dafür Käufer finden konnte.

In der Nähe der Insel Döchel im Norden der Dahlak-Gruppe soll noch eine andere Guano-Insel seyn. Weiter nördlich hörte ich im rothen Meere von keinen Guano-Inseln mehr sprechen, in der Farsan-Inselgruppe schon sollen keine vorkommen.

Muhammed ibn Ali, ein Eingeborner des Nedsd, zur Wachabiten-Secte gehörend, der von seiner Reise nach Bagdad den Beinamen El Bagdadi führte und dessen Bekanntschaft ich jüngst in Dschedda gemacht, erzählte mir daß er acht Tagereisen im Osten von Mekka einen Hügel gesehen habe, der unter bröcklicht gelbem Gestein eine feste, glänzend weiße, mit Gold besprengte Felsmasse birgt. Ebenso will mein Gewährsmann 14 Tagereisen von der heiligen Stadt auf dem Weg nach Bag dad Quecksilber aus einem Felsen rinnen gesehen haben, wovon er eine Probe in Schaffell verpackt, nach letzterm Platze mitgenommen und dort verkauft habe.

Muhammed ibn Ali wollte mich überreden mit ihm die Reise von Dschedda zu Lande nach Cairo zu machen, damit er mir auf diesem Weg die Mineralschätze zeigen könne. Er stellte mir vor daß die Landreise weniger Zeit als die Seefahrt auf arabischen Booten koste, wie sich nachträglich bewährte, denn ich brauchte von Dscheddah nach Kosseir allein schon 40 Tage, während Muhammed mit zwei Rennkamelen (Dromedaren) mich in einem Monat nach Cairo zu bringen versprach. Ebenso behauptete mein dienstwilliger Freund daß das Reisen auf solchen Thieren weniger gefährlich sey als auf arabischen Fahrzeugen, sich auf das Sprüchwort berufend daß das Kamel den Verstand (agel) im Kopf, das Schiff aber im Hintern habe; dagegen wagte ich nichts einzuwenden. Ich hätte ihm auch noch zugegeben daß der Unterschied zwischen einem arabischen Seeschiffe und dem „Schiff der Wüste," was Bequemlichkeit anbelangt, nicht erwähnenswerth sey, wenn mein Wachabitenfreund bloß kleinliche Berücksichtigung der Erwähnung Werth gefunden hätte. Das einzige was mir nicht einleuchten wollte, war, daß eine Verkleidung zur Sicherheit meiner Person im heiligen Lande genügen sollte, wenn ein anderer außer mir das Geheimniß meiner Verkleidung kennt. Obschon Muhammed ein Feind der Türken und Altgläubigen war und Schnaps wie Wasser trank, so traute ich ihm gleichwohl nur halb, weil er doch immer ein Araber war, und ich ein Franke trotz meiner wachabitischen Sympathien; zudem was sind Gold- und Quecksilberminnen im Innern Arabiens!

Ich hatte im Jahr 1844 in den Händen des seitdem verstorbenen Dr. Malcolmson in Aden eine Probe von Goldquarz aus dem Gebiet der Somali Medschertin gesehen, die zwischen den Vorgebirgen Dschar Dafun (Guardafui) und Hafun wohnen.

Auf der Ebene zwischen Arkiko und Mocullo, in Massauahs Nähe liegen viele Quarzmassen zerstreut, welche von einer niedern Hügelkette kommen, die diese Ebene im Westen begränzt. Ein Wildwasser von diesen Hügeln, das zur Regenzeit sich in Mocullos Nähe ins Meer ergießt, führt goldhaltigen schwarzen Sand mit sich, von dem vor acht oder neun Jahren Proben nach Konstantinopel gesandt worden seyn sollen, die aber von den dortigen Metallurgen nicht für ergiebig genug gehalten wurden.

Hinter Zeyla, im Golf von Aden, dehnt sich im Halbcirkel eine große, wellenförmige Ebene aus, auf der sich einzelne, freistehende, niedere, conische Hügel bemerkbar machen. Die Formation dieses Terrains ließ mich auf Steinkohlenlager schließen, aber ich konnte vom damaligen Zollpächter, Seyd Hassan nie die Erlaubniß erhalten Ausflüge in die Umgebung zu machen, aus Furcht, ich möchte nach Hàrrär entwischen, worauf ich es abgesehen hatte. Während meines mehrmonatlichen Aufenthaltes in Zeyla brachte mir ein Dankali einst ein Stück Steinkohle, das er hinten Tudschura (Tudjurra bay) aufgerafft hatte. Der Dankali (Schech Burhan) kannte den Werth des Fundes sehr wohl, und ich konnte wohl deßhalb keine nähere Bezeichnung der Localität von ihm erhalten.

Schwefel kommt in ziemlich gereinigtem Zustand auf Socotra und auf verschiedenen Punkten im rothen Meer vor, so auf Dschebel Sebau,

einer Insel im Norden der Abbay-Gruppe; dann in der Bay von Hanfilah, auf der Insel Dschebel Zehr und letzlich in Sehtieh, einige Stunden hinter Abu Scharr auf der ägyptischen Küste, in der Nähe der Oeffnung des Golfes von Suez. Von diesem letztern Platze bezieht die ägyptische Regierung in der Neuzeit ihren Bedarf an diesem Mineral, zu Mehemet Ali's Zeit war es von Dschebel Zehr. Auf Dschebel Seban sollen häufig unterirdische Donner gehört werden, und Dschebel Zehr war bis vor 16 Jahren mit einer Rauchsäule bedeckt, die seitdem nicht wieder erschienen. E. Weiß.

Rafn über die Runenschrift auf dem Löwen von St. Markus in Venedig.

(Aus einem Schreiben James T. Knowles jun. an das Athenäum.)

Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt daß der Marmor-Löwe des Piräeus, der sich jetzt im Zeughaus in Venedig befindet und von welchem Cimetta eine schöne Photographie veranstaltet hat, eine Inschrift in skandinavischen Runen trägt; daß sonach dieses edle Bildhauerwerk ein interessantes Denkmal nordischer Archäologie wie griechischer Kunst ist. Der Ursprung und der Sinn der Inschrift sind bis vor wenigen Jahren in Dunkel gehüllt geblieben. Viele Alterthumsforscher haben vergeblich die fast verwischten Buchstaben, von denen nur einige wenige Spuren noch deutlich lesbar waren, zu entziffern gesucht, bis Professor Rafn aus Kopenhagen dem Gegenstand seine Aufmerksamkeit zuwandte. Da er eine Erfahrung zu dieser Aufgabe mitbrachte wie kein anderer sie besaß, so ward seine Geduld und sein Scharfsinn endlich mit Erfolg gekrönt. Er verwendete viele Monate dazu, und griff zu manchen Verfahrungsweisen um eine vollständigere und genauere Uebertragung der Buchstaben, als sie vor ihm gemacht worden, zu erhalten. Nach einjährigem Studium war er im Stande der königlichen Gesellschaft der Alterthumsforscher des Nordens eine fast vollständige Verdolmetschung vorzulegen. Die Inschrift ist eine doppelte, und zieht sich in jenen so charakteristischen Schlangenwindungen der Runen-Verzierungen über die rechte und die linke Schulter und die Flanken des Löwen. Die linke Seite enthält die belangreichsten Angaben, die rechte (selbst weniger vollkommen als die andere) berichtet bloß die Namen der Steinschneider. Die Hauptinschrift lautet: „Hakon, vereinigt mit Ulf, mit Asmund und mit Orn, eroberte diesen Hafen. Diese Männer und Harald der Streitbare legten (den Bewohnern des Landes) große Geldbußen auf wegen des Aufstandes des griechischen Volks. Dall ist Gefangener in fernen Ländern geblieben; Egil mit Ragnar focht in Rumaina und Armenien." Die Inschrift auf der rechten Seite heißt: „Asmund stach diese Runen, mit Hülfe von Asgeir, Thorlief, Thord und Ivar, auf das Begehren Haralds des Streitbaren, obgleich die Griechen, über die Sache nachdenkend, es verboten."

Prof. Rafn's Muthmaßung zufolge war der hier erwähnte Harald der Streitbare jener Harald, Sohn Sigurds (Harald Hardrada), welchen Harald, Sohn Godwins in Stamford Bridge unmittelbar vor der Schlacht von Hastings, schlug und tödtete, und welchem der englische König „sieben Fuß Bodens für ein Grab, oder, da er so hoch gewachsen war, einige Zoll mehr anbot."

Prof. Rafn belegt diese interessante Muthmaßung durch einen Hinweis auf die Jugendgeschichte Harald Hardrada's wie sie in den Sagas und anderswo enthalten ist. Er sagt: „Nach der Schlacht von Stiklastad, wo König Olaf am 31 Aug. 1030 sein Leben verlor, rettete sich sein Schwager aus dem Blutbad, und begab sich zuerst nach Rußland, dann nach Konstantinopel, wo er im Jahr 1033, im Alter von achtzehn Jahren, eintraf." Er nahm daselbst Dienst im Heere des griechischen Kaisers, wurde später Befehlshaber der in griechischem Sold stehenden Normannen, und „zeichnete sich durch viele ruhmvolle Thaten aus, deren Snorre und die Sagas Erwähnung thun." Er blieb zehn Jahre lang im Dienste Griechenlands — bis 1043, worauf er eine russische Prinzessin heirathete und in das Reich seiner Vorvordern zurückkehrte, „wo er mit Magnus dem Fröhlichen Mitregent, und bei dessen Tod im Jahr 1047 alleiniger Herrscher wurde."

Die im griechischen Dienste stehende Schaar Skandinavier nun ward nach verschiedenen Theilen des Reichs entsandt. „Sie wurde zuweilen in Asien und an den östlichen Gränzen, in Iberien und gegen die Saracenen, zuweilen in Sicilien und Apulien verwendet. Umständliche Berichte über ihre Feldzüge in Sicilien unter Georg Maniaces, während der Jahre in welchen Harald in griechischem Dienst stand, sind uns von Isländern und Byzantinern hinterlassen worden. So oft die Ereignisse es erheischten, wurden die Normannen in das Innere des Reichs berufen, und sowohl in Konstantinopel als in andern der großen befestigten Städte in Besatzung gelegt." Während der Dienstzeit Haralds brach in Bulgarien, erregt durch die Raubgier des Johannes, Ministers des Kaisers Michael des Paphlagoniers, ein Aufstand aus. Die Empörung wurde allgemein. Unter andern nahmen die Städte der Provinz Nikopolis die bulgarischen Truppen mit offenen Armen auf, und eine dieser Städte war Athen.

„Die Schaar der Weringer (Waräger), oder Skandinavier, sagt Prof. Rafn, wurde ohne Zweifel im Anfang dieser Unruhen zum Kampf gegen die Bulgaren aus Asien und Sicilien zurückberufen." Denn im Jahr 1040 sandte der Kaiser seine Elite-Truppen (unter welche die Normannen gerechnet wurden) zur Unterwerfung der empörten Städte im griechischen Theile des Reichs ab, und von diesen wurden die nächstgelegenen jedenfalls wahrscheinlich noch in dem nämlichen Jahr zu ihrer Pflicht zurückgebracht, denn das folgende Jahr zeigt daß man alle verfügbaren Truppen zur Unterwerfung Bulgariens verwendete. „In dieses Jahr 1040 verlege ich also den Aufstand des griechischen Volks, von welchem die Inschrift spricht — die Eroberung des Hafens Piräeus und die Auflegung von Geldbußen bei der Unterdrückung des Aufruhrs."

In ähnlicher Weise identificirt Prof. Rafn die Namen Ulf und Ragnar mit bekannten Gefährten von Haralds Wanderungen, und schließt seinen gelehrten und tief durchdachten Bericht folgendermaßen: „Das Interesse welches die Geschichte aus dieser Interpretation gewinnt, ist vielleicht von keinem sonderlichen Belang. Dessenungeachtet gewährt uns die Inschrift einige Aufklärung über die Geschichte des Ostreichs der Römer, und über die Griechenlands im Verlauf des 11ten Jahrhunderts. Wir gewinnen aus ihr die Kunde von einer Heldenthat der Skandinavier, so wie auch von einem in die Jugend eines ausgezeich-

ntten norwegischen Königs fallenden Factum — eines Königs, der überdieß der Schwiegersohn eines russischen Großfürsten war, und dessen Name auch mit der Geschichte Großbritanniens verknüpft ist."

Das Stereomonoskop von Claudet.

Claudet hat ein Instrument erfunden, welches er Stereomonoskop nennt und durch dessen Anwendung ein einfaches Bild eine stereoskopische Täuschung hervorbringt. Im Mittelpunkt eines großen schwarzen Schirmes hat man eine viereckige Oeffnung angebracht, die durch ein mattgeschliffenes Glas eingenommen wird, auf welches man, mittelst einer optischen Vorrichtung, die hinter dem Schirme angebracht ist, das vergrößerte photographische Bild einer Landschaft, eines Portraits oder irgend eines anderen Gegenstandes fallen läßt. Wenn man dieses Bild betrachtet, natürlich mit beiden Augen und ohne Anwendung eines Instrumentes, sieht man ein außerordentliches Phänomen entstehen. Das Gemälde erscheint mit vollkommenem Relief, als wenn man mit beiden Augen die beiden auf gewöhnliche Weise in dem Stereoskop verbundenen Bilder betrachtet. Man kann es in einer Entfernung von 30 Centimetern oder in einer Entfernung von 3 Metern betrachten, wie man es mit einem gewöhnlichen Gemälde macht, ohne die geringste Ermüdung der Augen. Obgleich dieses Bild durch die Projection auf den Schirm schon vergrößert worden ist, so kann man es doch noch mehr vergrößern, wenn man es durch große Sammellinsen betrachtet. Diese neue Thatsache besteht darin, daß das Bild auf dem mattgeschliffenen Glas der dunklen Kammer die Täuschung des Reliefes hervorbringt, während die Empfindung des Reliefs nicht existiren würde, wenn das Bild auf Papier aufgefangen würde. Wenn der Recipient des Bildes ein mattgeschliffenes Glas ist, so sind die durch die verschiedenen Punkte der Linse gebrochenen Strahlen, die das Glas erleuchten, nur dann sichtbar, wenn ihre Richtung mit der der optischen Achse der Augen zusammenfällt, so daß die vom mattgeschliffenen Glas austretenden Lichtstrahlen, welche das rechte Auge erleuchten, nur diejenigen sind, welche in dieser Richtung durch die linke Seite des Objectives schief gebrochen worden sind, und daß die für das linke Auge sichtbaren Strahlen einzig diejenigen sind, welche durch die rechte Seite der Linse gebrochen worden sind. Die beiden Augen erhalten folglich ein verschiedenes perspectivisches Bild des auf dem mattgeschliffenen Glas dargestellten Gegenstandes, und das einfache Sehen ist in der That das Resultat der Wahrnehmung zweier verschiedener Bilder, von denen jedes nur sichtbar für das eine und unsichtbar für das andere Auge ist. Das ist der Hauptpunkt der Entdeckung Claudet's.

Das Stereomonoskop ist auf das nämliche Princip gegründet; es ist in Wirklichkeit nur eine dunkle Kammer, vor der man eine doppelte stereoskopische Platte angebracht hat. Mittelst zweier Objecte, die passend getrennt und von einander entfernt sind, werden die beiden Bilder durch Brechung auf denselben Theil des mattgeschliffenen Glases projicirt und zum Zusammenfallen gebracht. Vermöge des so eben erwähnten Gesetzes wird das rechte Bild nur durch das linke, und das linke Bild nur durch das rechte Auge gesehen, so daß, obwohl es auf dem mattgeschliffenen Glas, wenigstens dem Anschein nach, nur ein Bild gibt, die beiden Augen, indem sie auf denselben Punkt sehen, in Wirklichkeit verschiedene Bilder sehen, welche, da sie aus verschiedenen Gesichtspunkten aufgenommen sind, ihre individuelle Perspective besitzen. Es werden folglich die optischen Achsen, wegen ihrer unbesiegbaren Tendenz zum einfachen Sehen und bei ihrer natürlichen Anstrengung, die beiden correspondirenden Bilder eines nämlichen Punktes des Gegenstandes auf die Mittelpunkte der beiden Netzhäute zu bringen, mehr oder weniger convergiren, je nachdem die Entfernungen zweier Bilder eines nämlichen Punktes auf dem mattgeschliffenen Glas in horizontaler Richtung mehr oder weniger groß sind; diese horizontalen Entfernungen sind übrigens, wie man weiß, den bezüglichen Entfernungen proportional, welche die Punkte des Objectives von dem Orte trennen wo die Bilder aufgenommen worden sind; und die Veränderung der Convergenz der optischen Achsen, in dem Uebergange von einer Ebene zur anderen der Landschaft, wird dieselbe Empfindung des Reliefs hervorbringen, als wenn wir die Landschaft oder den Gegenstand mit unsern beiden Augen oder als wenn wir die im Stereoskop verbundenen Bilder betrachten.

Ueber die geographische Verbreitung des Löwen und seine Beziehung zum menschlichen Geschlecht.

Obwohl Sagen und Monumente deutlich genug Zeugniß davon ablegen daß ganz Indien seit der ältesten Zeit voll ist von Erinnerungen an den König der Thiere, so war es doch erst der neuern Zeit vorbehalten die interessante Entdeckung zu machen daß auch noch heutzutage der Löwe in Indien angetroffen werde, und daß der Indusstrom die äußerste östliche Gränze seiner Verbreitungssphäre bilde, gleich wie der bengalische Tiger niemals, oder doch nur selten, und gleichsam nur wie zufällig, nach Westen hin die natürliche Gränze Indiens, d. h. den Indus, überschreitet.

Es unterliegt dermalen aber keinem Zweifel mehr daß auch Indien wie einst Macedonien und die südlichen griechischen Staaten, desgleichen Palästina, Syrien, vielleicht auch das alte Aegypten seine Löwen hatte, die aber im Verlauf der Jahrtausende durch die vorschreitende Civilisation der Völker aus ihrer ursprünglichen Heimath verdrängt und in einzelne Gruppen zersprengt wurden, in denen sie zuletzt den feindlichen Elementen unterlagen.

Die ersten Nachrichten, aus denen hervorgeht daß der centrale Theil von Asien einst das Vaterland des majestätischen Löwen war, verdanken wir Quintus Curtius Rufus. In seiner Beschreibung des von Sieg zu Sieg führenden Heereszuges Alexanders des Großen berichtet er: daß an einer gewissen Stelle — wahrscheinlich zwischen Samarkand und dem heutigen Bochara — ein gewaltiger Löwe aufgescheucht wurde, welchen Alexander eigenhändig, und zwar mit einem

einzigen Hieb, zu Boden streckte. Als derselbe bei seinem weitern Vordringen in das Land der Sophiten oder Kathäer — die wahrscheinlich im heutigen Pendschab wohnten — gelangte, wohnte er einer Löwenjagd bei, während ihm, noch weiter abwärts, aber stets noch im Industhale, ehe er in das Reich des Königs Musicanus eindrang, also südwärts vom jetzigen Multan, im Lande der Oxydraken, die unterworfenen Volksstämme mancherlei Geschenke brachten, unter denen Curtius besonders die gezähmten Löwen, welche eine außerordentliche Größe besaßen, hervorhebt.

Schon aus diesen Angaben geht hervor daß der Löwe in ältester Zeit am Indus einheimisch war, und daher keineswegs als ein bloßer Ueberläufer auf dieses Gebiet von Westen her angesehen werden darf. Auch in der Sanskritliteratur finden sich ähnliche Nachrichten; sogar noch im Mittelalter muß der Löwe hier gehaust haben, denn als der gewaltige Eroberer Timur nach der Einnahme von Delhi in seine Heimath zog, stieß er nordwestlich von Lahore am Westufer des Tschenab auf einen großen Löwen, welcher von Timurs Gefolge erlegt wurde. Späterhin mag jedoch die Zahl der Löwen in diesen Gegenden stark abgenommen haben, denn der Sultan Baber, gleich ausgezeichnet als Feldherr wie als Schriftsteller, der alle ihm in Indien aufstoßenden Merkwürdigkeiten mit so viel Scharfsinn hervorhebt und zum Theil meisterhaft beschreibt, gedenkt der Löwen hier zu Lande nicht. Auch in dem angränzenden Afghanengebiete ist der Löwe in neuerer Zeit, so zahlreich er auch einst daselbst wie im westlichen Persien, wo ihn Chardin noch in Hyrkanien und Kurdistan nennt, gewesen seyn mag, äußerst selten geworden; im Berglande von Kabul soll er nur noch vereinzelt und überdieß in verkümmerter Gestalt umherstreifen. Nachdem man lange Zeit hindurch im eigentlichen Gangeslande nichts von Löwen gehört und verspürt hatte, ist man dem ersten dieser Thiere seit dem Jahr 1810 wieder auf die Spur gekommen, und es wurden mehrere dieser Thiere nordwestlich von Delhi in Hurriana bei Hansi, so wie auch bei Hissar erlegt, eben da wo in dem dort seit Firos Schah im 14ten Jahrhundert angelegten Canal- und Weideland die Löwen in den dortigen immergrünen, mit Röhricht und Buschwerk bedeckten Flächen ihre Schlupfwinkel hatten. Auf der Halbinsel Gudscherate hat Malet im J. 1781 die ersten Löwen wieder angetroffen, und im J. 1830 eilf Stück dieser Thiere getödtet, die mit dem afrikanischen Löwen zu einer und derselben Art zu gehören schienen, und sich nur durch die weniger behaarte Mähne von ihm zu unterscheiden schienen. Höchstens bildet dieser indische Löwe, welchen Walter Smee den gudscheratischen genannt hat, eine Varietät vom afrikanischen, denn daß der erstere kürzere Beine, einen mehr gerundeten, katzenartigen Kopf und nicht die viereckige Stirn und Gesichtsbildung des eigentlichen Löwen besitzt, scheinen Eigenschaften zu seyn, welche eine neue Species nicht begründen dürften.

In der genannten Gegend werden diese Löwen alljährlich durch die sogenannten Bhirs — dieselben Erscheinungen wie die Prairiebrände in Nordamerika — aus ihren Schlupfwinkeln aufgescheucht, und verbreiten sich alsdann über das umliegende Land. Bei dieser Gelegenheit war es, wo W. Smee seine glückliche Jagd auf sie machte. Aus dem heutigen vereinzelten Vorkommen und dem sporadischen Auftreten des Löwen in Indien darf man indeß nicht folgern daß solches auch ehedem und in früherer Zeit der Fall gewesen sey; im Gegentheil führt uns vieles darauf daß der Löwe einst in Central-Asien viel allgemeiner verbreitet gewesen seyn müsse, denn wohin man auch seine Blicke wenden mag, überall deuten schriftliche Nachrichten und Baudenkmäler darauf hin daß er in der Gedankenwelt der frühesten Bewohner dieser Ländergebiete eine nicht unwichtige Rolle gespielt hat. In ganz Persien erscheint der Löwe als Symbol; nicht bloß in den Trümmern der großen zwischen Abuschehr und Caserun gelegenen Stadt Deris liegen nach Ouseley's Berichten die Gräber im dortigen Todtenfelde voll Denkmäler mit Löwenfiguren geschmückt, auch zwischen Ispahan und Teheran ist dieß der Fall, und schon im Jahre 1680 fand Fryer solche Monumente zwischen Persepolis und Ispahan, wobei ihm gesagt wurde, sie bezeichneten Männer welche in der Blüthe ihrer Jahre gefallen seyen. Wie nach der Erzählung von Pausanias die Gräber der Thebaner welche im Kampfe mit Philippus den Tod gefunden hatten, mit Löwenbildern geschmückt wurden, um ihren Heroismus zu bezeichnen und solchen auf die Nachwelt zu bringen, eben so nahm auch Niebuhr denselben Gebrauch in Persien wahr, und hielt ihn daselbst, den Denkmälern nach zu schließen, für sehr alt. Diese Ornamente und Symbole, denen man so häufig begegnet, lassen sich wohl kaum anders erklären als aus dem glücklichen Kampfe des Menschen mit dem König der Thiere, aus welchem der erstere als Heros siegend hervortrat, und die Trophäen seines mächtigen, besiegten und nun allmählich verlöschenden Gegners triumphirend zum Symbol seiner eigenen Herrschaft erhob. Derselben Erscheinung begegnen wir auch, wenn wir uns den mehr westlich gelegenen Ländern zuwenden, in Syrien, Palästina, Griechenland und Aegypten. Auch hier trat der Mensch frühzeitig als Sieger über den König der Thiere auf. Wenn selbst noch in der jetzigen Zeit an den weit und breit mit Schilf und Röhricht bedeckten Ufern des untern Euphrat und Tigris hin und wieder Löwen sich zeigen — wie solches noch vor wenigen Jahren einem berühmten englischen Reisenden in den Ruinen von Ninive begegnete — so sind sie doch in den benachbarten Ländern beinahe gänzlich vertilgt. Schon Hasselquist, Linné's ausgezeichneter Schüler, der schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Syrien und Palästina bereiste, traf in diesen Ländern keinen Löwen mehr an, eben so wenig als der treffliche Burckhardt. In ganz Syrien, von Damascus bis zum Libanon nordwärts, und südwärts durch das ganze Jordanthal bis Petra und westwärts bis Cairo und in die Nilgegenden, konnte er keine Löwenspuren auffinden, und nur zwischen Suez und dem Sinai wird man durch den Dschebel Leboua, d. h. den Berg der Löwin, noch daran erinnert daß diese Thiere hier einst einheimisch waren. Auf seiner weitern Reise durch Arabien, woselbst glattbehaarte Löwen mit goldgelben Mähnen einst von Agatharchides erwähnt wurden, erblickte er nirgends eine Spur von Löwen, und bemerkt hiebei ausdrücklich, daß da wo man sie noch zunächst gegen die afrikanische Seite hin vermuthen sollte, im Berglande Zohran südwärts von Mecca nach Yembo und Sannaa, es keine Löwen mehr gebe, wohl aber andere Raubthiere. Dagegen blieb Afrika stets und bis auf die gegenwärtige Zeit reich an Löwen, so daß man es als das eigentliche Löwenland anzusehen hat. Sie verbreiten sich über diesen ganzen Welttheil, von Libyen aus westwärts bis zu den Säulen des Hercules, und durch das weite Gätulia bis zum maroccanischen Atlas, südwärts durch die Mitte im Norden und Süden der Wüste Sahara, und von Congo und Angola bis zu dem Cap der guten Hoffnung, woselbst sie jedoch in Folge der zunehmenden Colonisation mit jedem Tage seltener werden. Auch noch in andern Theilen von Afrika ist dieß der Fall. Weder Lyon, noch Denham und Clapperton sahen auf ihrer Route von Tripolis über

Murzuk nach Bornu irgend eine Spur eines Löwen; als sie aber in die Nähe des Tsad-Sees gekommen waren, erblickten sie einen solchen, und zwar ein junges Thier, welches ihnen zum Kauf angeboten wurde. Auch Rüppell hat den Löwen nirgends in Kordofan angetroffen oder bei den Nubas, ja in dem Wörterverzeichniß der Nuba-Sprache in Kordofan und am Baher Abjad, dem obersten Nil-Laufe, wird er unter den vielen Thiernamen nicht einmal genannt. Auch W. G. Browne sah in Darfur keine Löwen, weder im wilden noch im gezähmten Zustande; es wurde ihm jedoch erzählt daß es deren hier noch gebe, nur vermieden sie es sich den bewohnten Gegenden zu nähern. Burckhardt hörte in Nubien gleichfalls nichts von Löwen, was wohl daher rühren mag daß es hier sowie in den andern genannten offenen libyschen Landschaften an schützenden Wäldern sowie an Wasserzuflüssen fehlt, welche zum stationären Aufenthalte des Löwen nun einmal erforderlich sind.

Daß der Löwe gegenwärtig in dem Nil-Thale vom Mittel- und Nieder-Aegypten nicht mehr vorkommt, kann als bekannt vorausgesetzt werden. Schon Herodot pries dieses Land glücklich daß es an reißenden Thieren verhältnißmäßig so arm sey; unter den Producten des Thierreiches daselbst nennt er weder den Löwen noch den Elephanten; aber darum blieb doch weder der eine noch der andere den alten Aegyptern unbekannt, denn das Löwen-Symbol, die Löwen-Hieroglyphe, das Löwen-Bild in dem Tempel und das architektonische Löwen-Ornament tritt hier überall im Lande der ältesten Cultur hervor. Hieraus darf man wohl folgern — wie wir schon anderwärts gethan haben — daß in den frühesten Zeiten, wahrscheinlich vor der Glanzperiode der Pharaonen, auch der Löwe hierselbst, wie im Jordanthale, so auch in dem ehemals sicher weniger bevölkerten Nilthal einheimisch gewesen sey, weil er sonst kaum als heiliges Thier so ganz in die Symbolik der alten Aegypter hätte verflochten werden können. Ebenso kann man auf der andern Seite leicht begreifen daß der Löwe, nachdem die Cultur sich über das ganze Nilthal verbreitet und die Bevölkerung sich bedeutend vermehrt hatte, auch wieder gänzlich verschwinden mußte. Ist doch dasselbe nicht allein im südlichen Europa, besonders in Hellas, sondern sogar in Kleinasien geschehen, wo wir, im letztern wenigstens, nicht einmal ein positives Datum für das einstige Daseyn wirklicher Löwen besitzen!

Auch Griechenland würden wir, unbeschadet der Sagen vom Nemeischen Löwen des Herakles sowie vom Löwen des Cithäron, nicht als die frühere Heimath dieses Thieres ansehen können, wenn nicht historische Zeugnisse für ihre ehemalige Existenz noch zur Zeit des Perserkrieges deutlich genug sprächen. Bekannt ist Herodots Erzählung daß um jene Zeit in Macedonien am Thermäischen Meerbusen und an der Einmündung des Axios beim Durchzug von Xerxes' Heer die in der Nachhut befindlichen Kamele von griechischen Löwen seyen angefallen worden. In nicht unbeträchtlicher Anzahl erschienen sie plötzlich des Nachts, stürzten sich, ohne Menschen oder Vieh anzugreifen, auf die Kamele und labten sich an deren Fleisch und Blute. Die Verbreitungs-Sphäre der Löwen in Hellas war jedoch damals schon eine beschränkte, denn sie hielten sich nur zwischen den beiden Flüssen Nestos bei Abdera und Achelous in Akarnanien auf. Dieselbe Localität gibt auch noch Aristoteles als die Heimath der Löwen zu seiner Zeit an. Es hat jedoch nicht an Naturforschern gefehlt welche diese Löwen nur als Streiflinge ansahen, die ihren Weg zufällig einmal aus Asien nach Europa gefunden hätten, und deren Nachkommenschaft in jenem engen Strich Landes zwischen den beiden genannten Flüssen zurückgeblieben wären. Man müsse hierbei auch erwägen daß die Winter in Thracien, Macedonien und Thessalien wahrscheinlich zu streng gewesen seyen, um diesen Thieren zum dauernden Aufenthaltsorte dienen zu können. Aber diese Bedenken sind doch nicht von der Art um an den Aussagen von Herodot und Aristoteles zweifeln zu können, auch geht noch aus andern Nachrichten hervor daß — freilich in sehr früher Zeit — das ganze Land der Hellenen, sogar der Peloponnes noch mit Löwen bevölkert war. So berichtet Pausanias daß das Waldgebirge des Olympos seine Löwen beherbergt habe, welche auf demselben herumstreiften, von ihm auf Beute ausgiengen, selbst dem Menschen gefährlich wurden, dem unbewaffneten Polydamas das Leben raubten und die Trophäen eines ältern macedonischen Königs, des Karanus zerstörten, was man allgemein als eine Zurechtweisung für verletzte Nachbar-Politik ansah.

Derselben Erscheinung wie in Griechenland begegnen wir auch in Hindostan. Obgleich in diesem letztern Lande die neuere Zeit nicht von dort vorkommenden Löwen spricht, so tritt doch dieses Thier in den ältesten Monumenten, so wie in den Dichtungen deutlich genug hervor. Dieß erstreckt sich sogar bis auf die äußerste Südspitze der vorderindischen Halbinsel, und selbst auf der Insel Ceylon, wo sich gar keine historische Spur vom einstigen Vorhandenseyn des Löwen nachweisen läßt, galt dieses Thier als der König der Thierwelt, ohne welchen diese gar nicht gedacht werden konnte. Die uralte Genealogie des Herrschergeschlechts Singha (d. h. Löwe) ist eng mit der ältesten Sage von ihrer Abstammung und Einwanderung aus dem Löwenland Jambudwipas, also vom Festlande auf die Insel, verknüpft, und noch heutzutage schmücken sich die Fürsten der Radschputen mit dem Titel des Löwen (Sing), weil das ihr königliches Geschlecht bezeichnet. Selbst auf mohammedanische Herrscher gieng diese Sitte über, und wenn wir hiezu ein Beispiel aus der neuern Geschichte anführen wollten, so brauchten wir bloß an Heider Ali zu erinnern, denn das Wort Heider bezeichnet einen Löwen. Suchen wir uns aus dem bisher Mitgetheilten ein allgemeines Bild von der Verbreitungssphäre des Löwen zu gestalten, so stellt sich bald heraus daß dieselbe in der allerfrühesten Zeit eine weit größere Ausdehnung besaß als gegenwärtig, und durch die fortschreitende Civilisation des menschlichen Geschlechts immer mehr eingeengt wurde. Es unterliegt wohl keinem Zweifel daß sie sich einst wie über den östlichen Theil von Afrika und den westlichen von Asien, so auch über ganz Hindostan wohl als die allein herrschende ausbreitete, und daß erst nach dem theilweisen Erlöschen des Löwengeschlechtes zwischen dem Ganges und dem Indus mit der stets zunehmenden Cultur, auf welche aber eine lange Zeit des Rückschritts folgte, ein anderes, aber bei weitem grausameres Thiergeschlecht, nämlich das des Tigers, von Osten her sich über das ganze indische Land ergoß. Daß beide gleich anfänglich sich in die Herrschaft dieses Landes getheilt hätten, davon ist nirgends die Rede, kein hierauf sich beziehendes Monument findet sich in der alten Völkergeschichte, und fast scheint es daß das eine der genannten Thiergeschlechter nur da prädominirend auftritt, wo das andere sich vor ihm zurückzieht.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 6. Augsburg, 5 Februar 1859.

Probe des einzigen, in der Sanskritsprache uns erhaltenen, und bis jetzt unübersetzten indischen Romans.

Von Theodor Benfey.

Nächst der europäischen Litteratur — und mit diesem Namen umfassen wir die Gesammtheit derselben von ihrer ältesten griechischen Entwicklung an bis auf die neueste Zeit — nimmt die indische und zwar speciell die in Sanskrit und den altindischen im innigsten Zusammenhang mit diesem stehenden Sprachen abgefaßte, unzweifelhaft die erste Stelle ein. An Gediegenheit, ethischer Wahrheit und poetischer Großartigkeit wird sie zwar weit von der jüdischen übertroffen, aber noch viel weiter steht ihr diese an Umfang nach und an Mannichfaltigkeit. Dieselbe Mannichfaltigkeit, zugleich aber auch — was noch bei weitem mehr ins Gewicht fällt — vollständig selbständige Originalität hat sie vor der arabischen voraus. Von der chinesischen wird sie zwar an Umfang und Zuverlässigkeit überragt, dafür übertrifft sie sie aber unendlich weit an poetischem Gehalt.

Schon von diesem Gesichtspunkt aus ist die indische Litteratur berechtigt, ein allgemein menschliches Interesse in Anspruch zu nehmen und diese Berechtigung wird durch die drei schon erwähnten Momente ihre Originalität, ihre Mannichfaltigkeit und ihren Umfang, nicht wenig gesteigert.

Was das erste betrifft, so ist es nicht dem geringsten Zweifel zu unterwerfen daß die indische Litteratur, oder Cultur überhaupt, nicht bloß im Wesentlichen, sondern vielmehr ihrem ganzen Wesen nach eine selbständige, nur aus indischem Geist hervorgetretene ist, die höchstens im alleruntergeordnetsten Grad von fremdartigen Einflüssen afficirt ward. Ist auch die indische Litteratur nicht so alt, als man bis etwa vor 20 Jahren ziemlich allgemein glaubte, so reichen ihre — wenn auch nicht schriftlich niedergelegten — Anfänge doch weit, und die Anfänge ihrer schriftlichen Litteratur selbst noch sehr beträchtlich über die Zeit hinauf, in welcher die Inder mit Völkern in Berührung kamen, die einen nennenswerthen Einfluß auf ihre Entwicklung auszuüben vermocht hätten. Die Urbevölkerung welche das zum großen indogermanischen Volksstamm gehörige Sanskritvolk bei seiner Einwanderung in Indien vorfand, war, wie sich durch die Durchforschung der indischen Culturelemente und Litteratur mit Entschiedenheit herausstellt, auf die Anfänge und Entwicklung derselben ohne allen Einfluß. Sie gehört zu den tiefer stehenden Menschenracen, denen als Gesammtheit die Initiative im Reiche des Geistes versagt ist. Erst sehr spät, als die indische Cultur ihrem ganzen Charakter nach schon festgestellt war und theilweis auch über die Urbewohner Indiens ihre Herrschaft ausgedehnt hatte, begannen auch diese einen jedoch sehr geringen Einfluß auf sie zu äußern. Ebensowenig als Indiens Urbevölkerung haben die benachbarten Völker auf die Entwicklung der Sanskritcultur eine Einwirkung gehabt. Auch bei diesen allsammt — sowohl den nördlichen, östlichen und westlichen Gränzvölkern als den südlichen Inselbewohnern — läßt sich der mächtige Einfluß der indischen Culturentwicklungen nachweisen, aber auch nicht die geringste Spur einer umgekehrten Einwirkung.

Erst in verhältnißmäßig später Zeit kann ein, jedoch sehr beschränkter Einfluß einer ursprünglich geographisch weit abstehenden Cultur, nämlich der griechischen, und zwar im Ganzen, nicht aber ihrer Litteratur im Besonderen, auf die indische einigermaßen wahrscheinlich gemacht werden. Es ist nämlich jetzt — insbesondere durch die großen numismatischen und durch andere Entdeckungen der letzten Jahrzehnte — bekannt, daß weniger durch den Eroberungszug Alexander des Großen, etwas mehr durch das große syrische Reich, welches sich eine Zeit lang bis zum Indus erstreckte, in größerem Grade durch die Bildung des griechisch-bactrischen Reiches, welches unzweifelhaft in starkem, sowohl friedlichem als kriegerischem Verkehr mit Indien stand, am meisten aber durch die sich daran schließende Gründung griechischer Reiche — theilweis von sehr beträchtlichem Umfang — an den westlichen Gränzen Indiens und im westlichen Indien selbst, eine beträchtliche Bevölkerung indischen Stammes und indischer Bildung als Unterthanen der Griechen in nahe und theilweis mehr als anderthalb Jahrhundert dauernde Verbindung mit deren Cultur gerieth. Allein um diese Zeit war die indische Litteraturentwicklung schon in vollem Gang und bewegte sich in einer dem griechischen Geist in allen höchsten Interessen der Menschheit diametral entgegengesetzten und schon in allen ihren Elementen zum Bewußtseyn, zur Herrschaft und einer reichen Entfaltung gelangten Richtung, so daß schon aus diesem Grund die griechische Cultur von keinem bedeutenden Einfluß auf sie zu seyn vermochte. Noch geringer aber müssen wir das Maß desselben veranschlagen, wenn wir bedenken welche unbedeutende Mittel der Verbreitung zumal einer den Indern so fremdartigen Cultur dem Alterthum überhaupt zu Gebot standen und wie diese in einem dem Herde der griechischen Cultur so sehr entlege-

nen Gebiet noch mehr zusammenschwinden mußten, zumal da sie hier schwerlich von einer bedeutenden Anzahl Griechen repräsentirt wurde, und auch diese zum bei weitem größten Theil nur aus solchen bestand, welche sich auf einer sehr niedrigen wohl selbst der niedrigsten Culturstufe befanden, nämlich aus denen welche als Söldner von ihrer Gier nach Beute bis in diese fernsten Gegenden getrieben wurden und gewiß am wenigsten geeignet waren Proselyten für eine Cultur zu gewinnen welche in ihnen wohl nur die untergeordnetsten Gaben des Menschengeistes entwickelt hatte. Es ist höchst wahrscheinlich, ja fast gewiß daß unter der Herrschaft der Griechen die griechische Cultur nur an den Höfen der griechischen Könige eine Stelle fand, und auch diese dürfen wir uns nur als eine sehr beschränkte denken. Der ganzen Natur der Dinge gemäß konnte die griechische Herrschaft in Indien nur eine despotische seyn, und für sie paßten aus der reichen Entfaltung der griechischen Cultur und Litteratur vorwaltend nur diejenigen Elemente welche die Mittel an die Hand gaben Macht zu erwerben und sie zu genießen. Mit diesen engen Gränzen stehen auch die sichern oder wahrscheinlichen Einflüsse der griechischen Cultur auf die indische in Harmonie. Aus der griechischen Staatsverwaltung gieng sicher das griechische Münzwesen zu den Indern über; wegen ihrer Verbindung mit praktischen Zwecken, vielleicht auch schon damals manches aus der griechischen Mathematik und Astronomie, doch ist occidentalische Astronomie mit Sicherheit erst in bedeutend späterer Zeit in Indien nachzuweisen, und zwar durch Vermittlung der westlicheren Nachbarn welche seit der hellenistischen Zeit dem Einfluß des Occidents sich nie mehr ganz entzogen haben. Bezüglich der Mittel zum Genuß ist die Einwirkung der griechischen Architektur auf Indien kaum zweifelbar; da Sculptur mit dieser in enger Verbindung steht, so läßt sich annehmen daß auch sie durch Einwirkung der griechischen Muster gefördert ward; wahrscheinlich ist endlich durch die Anschauung von griechischen Dramen — mit welchen man Götter und Hoffeste verherrlicht haben mochte — wenigstens theilweis der Anstoß zu der Entwicklung der dramatischen Poesie der Inder gegeben worden. Sonst stehen griechische Anklänge nur sehr vereinzelt in der indischen Cultur, und mit Ausnahme der Münzen und der Astronomie ist alles von jener Einwirkung abzuleitende so sehr in indischen Geist aufgegangen daß, wenn durch die lange Herrschaft von Griechen in Indien ein Einfluß ihrer Cultur nicht mit der allerhöchsten Wahrscheinlichkeit indicirt wäre, man geneigt seyn würde das Zusammentreffen in den hier in Betracht kommenden Momenten eher einem Zufall als griechischem Einfluß zuzuschreiben. Aber auch selbst diesen haben wir uns gewissermaßen nur als ein Resultat des Zufalls vorzustellen. Denn die Zahl der Inder welche den griechischen Herrschern zu gefallen aus Interesse griechisch lernten, war gewiß überaus klein, und Leute dieser Art sind es nicht welche fähig wären eine Vermittlung zwischen so heterogenen Culturen zu bilden. Was von griechischer Litteratur und Cultur in das indische Leben und dessen Litteratur gerieth, gelangte nur vermittelst oberflächlicher Kunde dahin, durch Sehen oder Hören, nicht durch Studium und tiefere Erkenntniß. Dramen wurden in den Residenzen der griechischen Könige gewiß nicht selten aufgeführt und eben so wenig konnte es an persönlichen Berührungen fehlen, bei denen lernbegierige Inder bisweilen auch etwas mehr erfuhren, als die gewöhnliche Unterhaltung gewährt, obgleich die aus dieser Zeit herrührende Verbreitung der äsopischen Fabeln in Indien einerseits und andererseits das Gelangen einiger indischen Fabeln und Märchen bis zu dem Occident zeigen daß auch die Unterhaltung im Allgemeinen sich in den Gränzen derjenigen Litteratur erhielt welche wir als die Unterhaltungslitteratur bezeichnen dürfen.

Abgesehen von den Griechen hat aber, wie gesagt, kein Volk einen nur erwähnenswerthen Einfluß auf die Litteratur des Sanskrits geübt, so daß diese ihrem ganzen Wesen nach als eine selbständige originelle anzusehen ist.

So interessant wie die indische Litteratur durch ihre Originalität ist, so wird sie es doch noch bei weitem mehr durch ihre Mannichfaltigkeit, indem sie auch hierin der europäischen nicht allein am nächsten steht, sondern theilweis und zwar in einem sehr wichtigen Theil sie noch überragt. Denn während Europa's heilige Litteratur von Juden stammt und keine Originalschöpfungen aufweist, sondern direct oder indirect nur auf der überkommenen ruht, ist Indien auch in dieser Beziehung keinem andern Volk verpflichtet, sondern sein ganzer gerade in diesem Gebiet überaus mannichfach und umfänglich entfalteter Reichthum strömt einzig aus dem Geist des Sanskritvolkes. In allen andern Zweigen der Litteratur herrscht eine gewisse Gleichheit. Es gibt fast kein Gebiet der Kunst, der Wissenschaft, des Handwerks, der menschlichen Thätigkeit überhaupt — selbst sehr untergeordneter, ja sogar widerrechtlicher (z. B. „die Kunst zu stehlen"), darin natürlich von Europa abweichend — welches in der indischen Litteratur nicht seine mehr oder weniger bedeutende Behandlung gefunden hätte. Es ist nun zwar nicht zu verkennen daß den meisten Erzeugnissen der indischen Litteratur im Verhältniß zu den entsprechenden europäischen nur eine mehr oder weniger untergeordnete Stellung eingeräumt werden darf. Indien hat weder einen Shakspeare noch einen Goethe, weder einen Aristoteles noch einen Gauß hervorgebracht. Allein, abgesehen von den Werken dieser und noch einiger andrer rangloser Geister, braucht Indiens Litteratur einen Vergleich wenigstens mit der ihr gleichzeitigen europäischen nur in wenigen Zweigen zu scheuen. In der speculativen Philosophie erweist sie sich selbst noch den neuesten germanischen Entwicklungen ebenbürtig, und in der Grammatik überragt sie alles was alle Zeiten und alle Völker auf diesem Gebiet fast bis in die neueste Zeit hin versucht haben. Erst die neueste deutsche Sprachwissenschaft schreitet über sie hinaus, aber auch dieß nur dadurch daß ihr Gelegenheit gegeben wurde sich jener als Basis zu bedienen.

Bezüglich der Formen der Litteratur steht Indien hinter Europa insofern sehr zurück daß es fast gar keine Prosa entwickelt hat; dagegen sind die Formen der gebundenen Rede in einer Fülle entfaltet die fast alles umfaßt was irgendwo auf Erden in diesem Bereich gestaltet ist.

Aus dieser großen Mannichfaltigkeit können wir schon einen Schluß auf den bedeutenden Umfang der indischen Litteratur ziehen, und dieser erhält auch seine Bestätigung schon durch dasjenige was wir bis jetzt von ihr wissen, wo das Studium des Sanskrit und seiner Erzeugnisse genau genommen noch in seinen Anfängen steht. Allein Indien hat erst im letzten Jahrhundert durch die Engländer die Druckerei kennen gelernt und sie für seine eignen Werke noch jetzt kaum anzuwenden begonnen; das dortige Klima ist der langen Erhaltung von Schriften überaus ungünstig; einheimischer religiöser Fanatismus hat ganze Litteraturzweige ausgerottet, fremder Despotismus und Fanatismus die indische Geistesentwicklung gestört und an vielen Orten zerstört, auf jeden Fall fast ein Jahrtausend hindurch gehemmt. Es läßt sich daraus schließen daß ein überaus großer höchst wahrscheinlich der größte Theil der alten indischen Litteratur im Lauf der Zeit eingebüßt ist. Und dieser Schluß erhält seine Bestätigung durch lange Reihen von

Namen von Schriftstellern und Schriften, welche uns in der erhaltenen Litteratur begegnen ohne daß von ihnen etwas weiteres als eben diese Namen bewahrt wären. Als die Bedingungen welche allein noch die umfassendere Uebung der alten Culturſprache, des Sanskrit, ermöglichten: Höfe von eingebornen Fürsten, eine reich bepfründete Priesterschaft und eine wohlhabende indische Bevölkerung, unter dem Druck eines fremdstämmigen und andersgläubigen Despotismus immer mehr verringert wurden, mußten auch die Werke die sie geschaffen hatte, immer mehr verloren gehen und die Gestaltung von neuen in ihr sich auf die der Geistesrichtung des Volkes am nächsten liegenden Bedürfnisse beschränken. Was sich erhalten hat, verdanken wir wesentlich dem religiösen Eifer, ja Fanatismus, welcher ein Hauptcharakteristikum des indischen Geistes bildet und der hohen Achtung desselben vor Wissenschaft überhaupt. Alle diejenigen Zweige dagegen welche um zu gedeihen eines gewissen, fast über die ganze Nation oder wenigstens einen sehr großen Theil derselben verbreiteten Wohlbehagens bedürfen, sind unter dem Druck des fremdsprachigen Despotismus in der Sanskrit-Litteratur fast ganz verdorrt.

Von einem derselben — dem prosaischen Roman — ist bis jetzt nur ein einziges, sogar nur fragmentarisch erhaltenes Beispiel bekannt; allein gerade wegen dieser isolirten Stellung, so wie auch aus andern Gründen verdient es eine größere Theilnahme. Daß es das einzige Muster eines prosaischen Kunstwerks im Sanskrit ist, wollen wir zwar hier nicht besonders geltend machen; denn dieser Umstand gibt ihm weniger allgemein menschliche als specielle Bedeutung für diejenigen welche sich vorwaltend mit der Sanskrit-Litteratur beschäftigen. Dagegen hat es dadurch daß es der einzige prosaische Roman im Sanskrit ist, unverkennbar schon eine allgemeinere Bedeutung. Denn es ist bekannt daß gerade die indische Unterhaltungs-Litteratur vom größten Einfluß auf die persische war und diese dann durch vermittelnde Glieder weiter bis in den Occident hineinwirkte, so daß selbst die Geschichte und Gestaltung der europäischen Unterhaltungs-Litteratur sich mit dem indischen Roman verkettet. Ein noch bedeutenderes und allgemeineres Interesse gewährt aber der Inhalt selbst. Es ist allgemein anerkannt daß die Unterhaltungs-Litteratur und vorzugsweise der Roman die Sitten ihrer Zeit im allgemeinen am treuesten wieder gibt. In dieser Beziehung ist sie für den Culturhistoriker von viel größerem Werth als manches von speciellen Standpunkten aus bedeutenderes Kunstwerk, und mancher schlechte Romanschreiber mag sich damit trösten daß sein von den Zeitgenossen über die Achsel angesehenes Werk für den zukünftigen Historiker vielleicht eine Quelle belehrender Anschauungen abgeben wird. Auch der Roman, aus welchem wir hier eine Probe mittheilen werden, verdient in dieser Beziehung eine nicht unbedeutende Stelle, zumal da seine Schilderung eine Zeit betrifft, welche von nicht geringer Wichtigkeit ist, nämlich diejenige in welcher der Buddhismus und das Brahmathum im allgemeinen noch friedlich neben einander lebten, obgleich, wie auch diese Mittheilung aus ihm zeigen wird, schon der tiefste Haß und Verachtung sich geltend machten, und das Brahmathum schon das Feuer geschürt und das Schwert gewetzt hatte, mit welchen es den Buddhismus aus seiner Geburtsstätte ausrottete.

Was übrigens den Verfasser und die Abfassungszeit des Romans betrifft, so ist wie bei fast allen Erzeugnissen der indischen Litteratur auch hier alles genauere bis jetzt in Dunkel gehüllt. Wir wissen nicht ob der Name, der dem Verfasser gegeben wird, nämlich Dandin, wirklich ein Eigename ist, oder nicht vielmehr eine appellativische Bezeichnung, und was die Zeit betrifft, so kann man zwischen dem 9ten bis 11ten, selbst 12ten Jahrhundert unserer Zeitrechnung schwanken.

Die Form des Romans ist die in Indien erfundene und von da aus auch nach Europa verbreitete der Rahmenerzählung; doch ist der Zusammenhang zwischen dem Rahmen und den davon umspannten Einzelerzählungen inniger als sonst in derartigen Conceptionen. Die Personen des Romans — zehn Jünglinge — sind auch die Helden der Einzelgeschichten in welchen ihre Abenteuer erzählt werden, so daß das Interesse wesentlich ungetheilt bleibt. Nur selten sind kleinere, den eigentlichen Helden fremdere Erzählungen eingeflochten. Auf eigene Erfindung scheint der Verfasser wenig Werth gelegt zu haben. So mannichfaltig und reich an Begebenheiten auch dieser Roman ist — wie die mitzutheilende Probe zeigt, überstürzen sie sich fast — so läßt sich doch der größte Theil des verarbeiteten Stoffes schon jetzt in ältern Werken der Sanskrit-Litteratur nachweisen, so daß der Verfasser ganz im Sinn einer Kunstrichtung bei weitem mehr Verdienst in dem „Wie“ als dem „Was“ der Bearbeitung gesehen zu haben scheint. Ob er die Stoffe in etwas von den uns bekannten Formen abweichenden Gestalten schon vorfand, oder sie seinen Zwecken gemäß selbst etwas umwandelte, können wir nicht entscheiden. Das Hauptfundament des Romans bildet das — bei den Indern in ihren Conceptionen beliebte — Reisen, welches sich schon bei ihnen zu den imaginären Reisen entwickelt hat. Ein König ist aus seinem Reich verdrängt; in Begleitung von vier seiner angeerbten Minister sucht er eine Zufluchtsstätte in den Wäldern des Vindhja. Dort wird jedem von ihnen ein Sohn geboren, dazu werden ihm noch fünf andere Knaben gebracht; drei davon sind Söhne drei anderer abwesender Minister des Königs, zwei — deren einer Apahâravarman, der Held der von mir mitzutheilenden Probe ist — sind Söhne eines andern Königs. Diese zehn Knaben werden gemeinschaftlich erzogen und in allen für Prinzen wichtigen Gegenständen unterrichtet. Als sie zu Jünglingen herangewachsen sind, begeben sie sich zusammen auf Reisen um die Welt kennen zu lernen. Der Prinz aber wird nach einigen Tagen von einem Brahmanen bestimmt, ihn, ohne Wissen seiner Gefährten in die Unterwelt zu begleiten, um ihm bei Gewinnung der Herrschaft über diese Hülfe zu leisten. Seine neun Gefährten, durch sein Verschwinden beunruhigt, trennen sich, um ihn wieder zu suchen. So findet er sie bei seiner Rückkehr von dem glücklich überstandenen Abenteuer nicht mehr an der Stelle wo er sie verlassen hat. Doch werden sie im Verlauf des Romans wieder zusammen geführt, und jeder erzählt die ihm während der Trennung zugestoßenen Abenteuer. Diese so wie die Geschichte des Prinzen selbst bilden den eigentlichen Inhalt des Romans. Mit sieben seiner Gefährten trifft der Prinz in der Hauptstadt des Königs von Anga zusammen. Einer derselben, dessen Abenteuer ich übersetzt mittheile, befand sich daselbst schon längere Zeit; die sechs andern sind die Führer von Heeren, welche dem König von Anga zu Hülfe gezogen sind. Der Prinz selbst befindet sich als Gefangener in Todesgefahr in den Händen des Feindes des Königs von Anga. Den Grund der Feindschaft so wie den Tod dieses Feindes werden wir in der nachfolgenden Probe kennen lernen. Noch ehe dieser feindliche König von dem Helden des übersetzten Capitels, dem Apahâravarman, ermordet wird, ist der Prinz auf eine wunderbare Weise befreit. Die sieben Gefährten erzählen ihm alsdann ihre Abenteuer. Die beiden andern hatte er schon früher gefunden, und ihre Geschichte so wie ein Theil der des Prinzen selbst wird in einer Art Einleitung berichtet, von der es sehr zweifelhaft ist

ob sie von dem Verfasser des eigentlichen Werkes herrührt. Entschieden bricht dieses mitten in der Erzählung des siebenten in Anga gefundenen Gefährten ab, so daß es auf jeden Fall kein Ende, vielleicht auch keinen Anfang hat. Die Tradition gibt an daß es der eigentliche Verfasser nicht vollendet habe, es sieht aber fast eher so aus, als ob Anfang und Ende schon vor alter Zeit eingebüßt seyen, wie das bei einem selten abgeschriebenen Manuscript leicht der Fall seyn konnte.

Die Probe, welche ich in einer Uebersetzung mittheile, ist entschieden eine der besten Partien des Werkes, und ragt gerade auch in culturhistorischer Beziehung vor den übrigen hervor. Die Sittenschilderung, welche darin gegeben wird, ist nicht aus den Fingern gesogen. Mag auch einzelnes übertrieben seyn, so macht sie doch im ganzen den Eindruck daß sie auf Wahrheit beruht. Zum Ueberfluß ließen sich auch die einzelnen Züge aus andern Schriften der Sanskritlitteratur bestätigen. Was insbesondere die Hetärenwirthschaft betrifft, so ist es nach einer Menge Zeugnisse keinem Zweifel zu unterwerfen, daß sie in Indien einen noch viel größern Einfluß erlangt hatte als in Griechenland. — Obgleich das Personal dieses Abschnitts theilweis der höchsten Sphäre der indischen Gesellschaft angehört, haben wir doch mit den durch Zeit und Ort bedingten Einschränkungen wesentlich eine Art indischer demi monde vor uns. Der Held selbst ist trotz seiner zweideutigen Kenntniß aller Spielerkniffe, seiner tiefen Studien und Praxis im Spitzbubenhandwerk und mancher andern Eigenschaften, die ihm in unsern Augen keine besondere Ehre machen, doch augenscheinlich in den Augen des Verfassers das Ideal eines smart and intelligent fellow, der in allen Verlegenheiten, in welche ihn seine Tollkühnheit stürzt, in Bezug auf die Mittel sich daraus zu ziehen weder verlegen noch bedenklich ist. Aufs Lebendigste tritt die gränzenlose Verderblichkeit sowohl der religiösen Anschauungen der Inder überhaupt als insbesondere des Kastenwesens hervor. Zu einer Zeit wo die Abstammung von einer Hetäre als eine vom höchsten Gott eingesetzte Verpflichtung zur Ergreifung desselben Metiers nicht bloß vom Volk, vom König, sondern selbst von dem mit prophetischem Auge begabten Heiligen angesehen wurde, wo die Erfüllung derartiger Kastenobliegenheiten von diesem als Leiter zum Paradies gepriesen ward, bestand das System, nach welchem die Kasten der Thugs und Phansigars zu Ehren ihrer Gottheiten Mord und Raub in unserm Jahrhundert in Indien übten und wohl noch üben, schon in vollständig anerkannter Herrschaft und Wirksamkeit, und selbst wenn diese Kasten damals noch nicht existirten, wird die Umkehr aller ethischen Principien, auf denen sie beruhen, doch nicht verfehlt haben gleichverderblich wie sie selbst zu wirken.

Die Zeichnung des Charakters des Helden so wie auch aller übrigen Personen ist trotz der Kürze der Ausführung sehr bestimmt, und es läßt sich nicht verkennen daß sie rund und voll hervortreten, und einen festen Eindruck bei dem Leser hinterlassen. Die Begebenheiten dagegen sind, wie schon bemerkt, etwas zu sehr gehäuft, und daher nicht genug ausgeführt, zum Theil auch ohne Geschick, statt vor unsern Augen vorzugehen, zu einer Erzählung abgeschwächt. Unter ihnen wird der Leser manchem alten Bekannten begegnen, z. B. einem Fortunatsbeutel, obgleich hier nur einem fälschlich dafür ausgegebenen.

Das ganze Capitel zerfällt augenscheinlich in zwei Theile, deren erster bis zu der Heirath des Dhanamitra geht, und die Intriguen gegen die Kâmamandschari und den Arthapati umfaßt; der zweite enthält den Rest; hier ist der Hauptzug die Gewinnung der Prinzessin, durch welche das Schicksal des Helden dieses Capitels wieder mit dem des Prinzen verkettet wird. Beide Theile sind ziemlich locker mit einander verbunden.

Doch ich will den Leser nicht länger an der Schwelle zurückhalten. Es wird ihm, wie mir scheint, auf jeden Fall nicht uninteressant seyn die Probe eines sanskritischen Romans durchzulesen, welcher, wie hoch oder tief man auch seine Abfassung ansetzen mag, doch älter ist als ähnliche europäische Conceptionen.

Schließlich bemerke ich, daß der sanskritische Text in meiner Sanskrit-Chrestomathie abgedruckt und danach von mir übersetzt ist. Kleine Veränderungen, welche mir nöthig schienen, habe ich für die des Sanskrits Kundigen kurz angemerkt.

Das zweite Capitel der Abenteuer der zehn Jünglinge, enthaltend:

„Die Abenteuer des Apahâravarman.“

„Majestät! als du dann, um dem Brahmanen zu helfen, in den Schlund der Dämonen herabgestiegen warst und die Schaar der Freunde sich aufgemacht hatte um dich zu suchen, durchwanderte auch ich die Erde und, da ich zufällig in einer Gesellschaft von Leuten, die sich unterhielten, erfuhr daß im Lande Anga, [1] am Ufer der Ganga in der Nähe von Tschampa [2] ein großer Seher lebe, mit Namen Maritschi, welcher sich durch die Macht seiner Buße ein göttliches (prophetisches) Auge erworben, so gieng ich nach dieser Gegend, um von ihm zu erfahren wohin du gegangen seyst. Und im Schatten eines jungen Mangobaumes fand ich in dieser Einsiedelei irgendeinen Büßer von verstörtem Aussehen. Dieser bediente mich gastfreundlich, und nachdem ich mich etwas ausgeruht hatte, sprach ich: „Wo ist jener heilige Maritschi? Ich wünsche von ihm den Weg meines Freundes zu erfahren, welcher sich von der Gesellschaft entfernt hat. Denn dieser große Seher ist mir gerühmt als einer, welcher die Macht wunderbarer Erkenntniß besitzt.“

Darauf antwortete jener, nachdem er heiß und tief geseufzt hatte; „ein derartiger Einsiedler war in dieser Einsiedelei .... Zu diesem kam eines Tages die Hetäre Kâmamandschari (Perle des Liebesgottes) mit Namen, welche gewissermaßen die Krone der Hauptstadt von Anga bildet, den Busen mit Thränentropfen besternt, voll Verzweiflung, und verehrte ihn, den Boden mit ihren aufgelösten Locken bedeckend. In demselben Augenblick kam auch die Schaar ihrer Dienerinnen, die Mutter an der Spitze, mit Jammergeschrei ihr nachgelaufen, und alle ohne Ausnahme warfen sich an demselben Ort zu Boden.

Jener natürlich voll Erbarmen flößte der Person durch mitleidsvolle Rede Muth ein, und fragte die Hetäre nach dem Grunde ihres Leides. Diese aber wie von Scham, Kummer und Stolz überwältigt, sprach folgendermaßen: „O, Beglückter! Ich, ein Gefäß irdischer Lust, nehme, des jenseitigen zukünftigen Heils halber, meine Zuflucht zu der Wurzel der Füße des Beglückten, welche berühmt sind als Asyl der Leidenden.“ Ihre Mutter aber hatte ihre Hände bittend in die Höhe gehoben und mit ihrem aus dem Band gelösten graugesprenkelten Haar den Boden berührend, [3] sprach sie: „O, Beglückter! Diese deine Sklavin sagt „ich hätte mich gegen sie vergangen;“ allein dieses mein Vergehen

[1] Das heutige Bengalen.

[2] Entsprechend dem heutigen Bhagalpore.

[3] Die Compositionsglieder müßten eigentlich in einer andern Ordnung stehen, nämlich bandhamukta palitaçâra çikhanda sprishtabhûmih.

besteht darin daß ich sie anhalte, ihre Obliegenheiten zu erfüllen. Denn dieses ist die Verpflichtung der Mutter einer Hetäre: „die Pflege des Körpers ihrer Tochter von ihrer Geburt an durch Sorge für die Zunahme ihrer Schönheit, Kraft, Farbe und Klugheit; Ernährung ihres Leibes durch mäßige, eine Harmonie der flüssigen und feurigen Elemente bewirkende Speisen; vom fünften Jahr an Vermeidung daß sie selbst ihren Vater zu häufig sehe; Anordnung von mit Glückwünschen verbundenen Festlichkeiten an Geburts- und Feiertagen; Unterweisung in den Wissenschaften der Liebe, sammt den dazu gehörigen Nebenabtheilungen; sorgsame Ausbildung in den Künsten des Tanzens, Singens, Musicirens, der dramatischen Darstellung, des Malens, der feineren Kochkunst, [1] der Parfümerie, [2] des Blumenwindens, [3] im Schreiben, in Kenntnissen, Sprachen und Geschicklichkeiten; [4] ein oberflächlicher Unterricht in der Grammatik, Logik und Philosophie, vollständige Einweihung in die Kenntniß ihres Berufs, in Fertigkeit im Liebesscherz und in alle Arten von Spielen, leblosen sowohl als belebten; sorgfältige Auswahl einer Vertrauen verdienenden Person zur Uebung in den geheimen Künsten; Schaustellung derselben bei Aufzügen, Festen und ähnlichen Gelegenheiten in sorgfältig gewähltem Schmuck und in reichem Anzug; bei einer öffentlichen musikalischen Vorstellung Sorge für Beifall durch vorher bestellte Claqueurs; Verbreitung ihres Ruhmes an den Hauptorten durch Leute die in allen diesen Künsten einen Namen haben; daneben Verkündigung glücklicher Zeichen, die sie besitze, durch Sterndeuter und andere Leute dieser Art; große Lobeserhebung ihrer Schönheit, ihres Charakters und ihrer Liebenswürdigkeit durch Wüstlinge, Lasterknaben, Spaßmacher und Bettelnonnen an allen denjenigen Orten wo die feine Welt zusammenzukommen pflegt; wenn sie alsdann das Hauptziel der Wünsche bei der Jugend geworden ist, ihre Ausbietung zu dem allerhöchsten Preis; ihre Uebergabe an einen der von selbst von Liebe verblendet ist, oder durch das Sehenlassen ihrer Reize bis zum Wahnsinn verliebt gemacht ist und sich durch Geburt, Schönheit, Jugend, Reichthum, Macht, Redlichkeit, Freigebigkeit, feines Benehmen, Kunstfertigkeit, Liebreiz auszeichnet und dabei sein eigner Herr ist; oder ihre Ueberlassung an einen, welcher überaus reich an vortrefflichen Eigenschaften, selbst wenn er noch nicht sein eigner Herr ist, sobald er nur sehr verständig, und zwar selbst für einen geringen Preis, jedoch unter dem Schein eines hohen; oder, wenn einer noch nicht sein eigner Herr ist, Erlangung des Preises von seinen Eltern vermittelst einer gandharvischen Ehe, [5] oder, im Fall das Geld nicht bezahlt wird, Erreichung des Zweckes, dadurch daß der Fürst oder das Gericht durch Liebe gewonnen wird, denn gegen einen Liebenden mußte die Tochter doch angehalten werden sich wie eine treue Gattin zu benehmen, [6] durch gebräuchliche und bei besonderen Gelegenheiten veranlaßte Liebesspenden; Aneignung der von den schon entlockten noch übrigen Reichthümer des Verliebten auf mannichfache Arten; Verhinderung des Zusammensitzens mit einem heftig Verliebten, welcher nicht zahlt, Entflammung der Macht der Freigebigkeit bei einem geizigen Liebhaber durch Aufstachelung eines Hetärenvorstehers; Entfernung eines Unbedeutenden durch Stichelreden, Schmähungen der Leute, Absperrung der Tochter, Beschämung und anderartige Beschimpfungen; Verbindung mit andern untadelhaften Geld gebenden und Unannehmlichkeiten abzuwenden Fähigen, nach wiederholter Erwägung, ob in Betreff der übernommenen Verpflichtungen auch keine Gefahren zu besorgen seyen; endlich nur Bereitschaft der Hetäre für den Liebenden, keine Anhänglichkeit; selbst bei bestehender Liebe keine Uebertretung der Befehle der Mutter oder der Großmutter. Während dieses sich nun so verhält, hat sich diese, mit Nichtachtung ihrer vom höchsten Gott eingesetzten Obliegenheit, in einen irgendwoher gelaufenen, weiter keinen Reichthum als seine Schönheit besitzenden Brahmanenjüngling verliebt, und so einen Monat lang mit Verschwendung ihres eignen Vermögens zugebracht, hat den Zorn des größten Theils ihrer vermögenden Liebhaber erregt, indem sie sie abwies, und so ihre arme Familie in Betrübniß versetzt. Als ich ihr sagte: „diese Dummheit führt zu nichts gutem!" und ihr Einhalt zu thun versuchte, machte sie sich zornig auf den Weg, um in der Waldeinsamkeit (als Einsiedlerin) zu leben. Wenn sie bei diesem Entschluß unerschütterlich verharrt, so kommen alle diese Leute, welche weiter keine Zuflucht haben, vor Hunger um." So sprach sie.

Darauf sagte der Büßer voll Mitleid zu der Hetäre: „Freundin! bringt dieser Aufenthalt im Walde nicht Betrübniß? [1] Die Frucht desselben ist Befreiung [2] oder Paradies. [3] Von diesen beiden aber ist die erstere nur durch außerordentliche Erkenntniß zu gewinnen und größtentheils nur mit schwerer Mühe zu erlangen; das zweite aber ist mit Leichtigkeit für jedweden erreichbar, sobald er nur die Obliegenheiten seines Geschlechtes erfüllt. Deßhalb stehe ab von einem unmöglichen Beginnen und unterwirf dich dem Willen deiner Mutter."

Sie aber antwortete: „Wenn die Wurzel der Füße des Beglückten mir keine Zuflucht gewähren, dann soll mir Unglücklicher nur das Feuer als Zuflucht dienen!" und bei diesen Worten gerieth sie ganz außer sich.

Der Einsiedler überlegte darauf, und sprach dann zu der Mutter der Hetäre:

„Gehe jetzt nach Hause und warte da einige Tage, dann wird diese sehr zart Gebildete und an den Genuß von Annehmlichkeiten Gewöhnte das Wohnen im Walde schon satt haben, und von mir mehr und mehr zur Vernunft gebracht seyn, so daß sie sich wieder in dem ihr natürlichen Zustand befinden wird."

Dieß war die Verwandte zufrieden und kehrte zurück.

Die Hetäre gewann sich nun — indem sie keine geringe Andacht zeigte, sich in ein reines Doppelgewand hüllte, keine besondere Sorgfalt auf den Schmuck ihres Körpers verwandte — durch Füllung der Wasserbassins um die jungen Waldbäume, durch sorgfältiges Pflücken

---

[1] Es ist dasselbe was in der Aufzählung der Kalâ in Böthlingk-Roth Sanskrit-Wörterbuch citraçâkapûpa bhakshya vikârakriyâ genannt wird.

[2] In der eben angeführten Aufzählung gandhayukti.

[3] Ebendaselbst pushpâstarana.

[4] In der erwähnten Aufzählung sind am Ende drei Wissenschaften als jñâna bezeichnet.

[5] Eine gandharvische Ehe ist eine solche, welche bloß durch den beiderseitigen Willen der beiden Liebenden geschlossen ist, aber alle Rechte und Pflichten einer vor Zeugen mit allen Feierlichkeiten vollzogenen gewähet. Die Mutter bedient sich einer solchen, um vermittelst der bei einer Heirath gebräuchlichen Geschenke und Ausgaben ihren Preis zu erlangen, vielleicht auch um später für ihre Mitwirkung bei Aufhebung derselben Geld von den Eltern zu erpressen.

[6] Dieß ist der Scheingrund, der dem Fürsten oder dem Gericht gegenüber dafür angegeben wird daß eine gandharvische Ehe geschlossen ward, daß die Mutter eine solche anstatt sie zu hindern, etwa befördert habe.

---

[1] Duskhâkara mit â nach vollständiger Sanskritgr. §. 245. c.

[2] Nämlich von jeder zukünftigen Seelenwanderung, d. h. ununterbrochene Seligkeit im indischen Sinn.

[3] Dieses gewähet nur eine untergeordnete Seligkeit, da es die Seelenwanderung nicht aufhebt.

und Sammeln von Blumen zur Verehrung der Gottheiten, durch Vollziehung mancherlei freiwilliger Opfer und durch religiöse Handlungen — bestehend in Darbringung von duftenden Blumenkränzen, Räucherwerk, Anzünden von Kerzen, Tanz, Gesang, Instrumentalmusik u. s. w. zur Verherrlichung [1] des Gottes der Liebe — so wie, wenn sie allein waren, durch Gespräche, die sich auf die drei Kategorien (Erwerb, Genuß und Tugend) bezogen, und durch transcendentale Reden in der allerkürzesten Zeit die Liebe dieses Sehers.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Wanderung zu den Yo-Semite-Fällen.

(Alta California.)

Früh halb 6 Uhr brachen wir aus unserm Lager auf. Wie am vorhergehenden Tage stiegen wir auf dem Rücken der Wasserscheide zwischen dem Tuolumne und Merced hinauf, und zu unserer Linken zeigten sich dann und wann entfernte aber sehr hohe Bergkuppen, die sich später als die im Yo-Semite-Thale aufgethürmten Gipfel erwiesen. Die Gesellschaft beschäftigte sich zunächst mit Aufsuchen des Pfades, welchen, den Zeichen oder „Marken" an den Bäumen zufolge, jedoch keine erfahrenen Waldwanderer bestimmt haben konnten. Eine Marke muß deutlich und viereckig bis in den Splint gehauen seyn, damit sie für den Reisenden ein unvergängliches Merkmal ist, solange der Baum steht. Hier war in den meisten Fällen zur Bezeichnung des Weges nur die äußere Rinde etwas angehauen, manchmal für das ungeübte Auge kaum bemerkbar. Der Pfad ist jedoch ausgetreten und leicht zu finden, und deßhalb sind die Marken von keinem Belang. Da wir einmal von Marken sprechen, so wollen wir die auf dem Kamm des Rückens befindlichen und in überraschender Weise ausgeführten erwähnen, wie sie die wüthenden Elemente in Zeiten der Stürme zurückließen. Die Winterstürme, welche durch diese Regionen fegen, müssen wahrhaft erschrecklich seyn. Schnee, Hagel, Regen, Donner und Blitz, alles muß vereinigt zusammen wüthen, nach den wenigen Wirkungen zu schließen die wir sahen. An einer Stelle war neben dem Pfad eine gigantische Föhre vom Blitz getroffen worden. Der mächtige Strahl hatte den Wipfel zerschmettert und einen keilförmigen Streifen vom Wipfel bis auf den Boden neun Zoll tief aus dem Baumkörper herausgerissen. Dieser imponirende Riß war so glatt und sauber ausgeführt als wenn er mit Hammer und Meißel gemacht worden wäre. Wo ein Ast getroffen war, war er glatt abgeschnitten. Dieß war die merkwürdigste Schmarre welche wir sahen, obgleich zahlreiche andere Bäume in der Nachbarschaft bandartige Narben von verschiedener Breite und Tiefe trugen. Weiter vorwärts trafen wir einen Baum, in dessen Gipfel der Blitz eingedrungen war, und dessen Fragmente, buchstäblich bis aus dem Kern gerissen, ringsum den Boden bedeckten.

Mit dem fortwährenden Aufwärtssteigen wechselten auch einige geringe Abwärtssteigungen, und sechs Meilen (engl.) von dem Ort unsres heutigen Aufbruchs ritten wir in die Kranichniederung hinein, sogenannt nach den Sandhügelkranichen, die hier ihre Zuflucht haben. Diese Niederung ist nicht sehr ausgedehnt, und in der Mitte ganz naß und sumpfig. In einigen Theilen derselben befindet sich eine so große Masse abgestorbener, theils aufrechtstehender, theils umgestürzter Bäume daß man an einen Cypressensumpf erinnert wird. Ganz nahe an diesem Platz ist der Hain großer Bäume (wahrscheinlich Wellingtonia gigantea), der erst kürzlich entdeckt wurde; aber unser Dienst verlangte eine baldige Ankunft im Yo-Semite-Thal, und so reservirten wir die Bäume als Curiositäten zweiten Rangs, bis wir die Wunder ersten Ranges dieses Thales gesehen haben würden, und trieben unsere Pferde vorwärts. Die Wasser, welche der Kranichniederung entquellen, bilden einen kleinen Fluß, der durch eine Felsenschlucht nach dem Merced-Thal hinabfließt. Wir begannen diese Schlucht hinabzusteigen, indem wir an den Hügelwänden hinkletterten, die sich in Gestalt eines S aus- und einbiegen, und bildeten so einen geschlängelten Zug, in welchem einer hinter dem andern ritt. Nicht lange, so verließ der Pfad den vorgenannten Bach, zog sich in Windungen auf dem Rücken hinab, und es war kein Zweifel daß wir uns dem Thal näherten. Und wirklich traten die bewaldeten Höhen, welche sich auf der entgegengesetzten Seite des Merced erheben und nach welchen der Mariposa-Pfad hinabführt, nach und nach immer näher heran. Endlich hielt unser Führer, und indem er seine Hand nach einer Einsattelung in den Wäldern hoch über uns ausstreckte, zeigte er auf einen Gegenstand, den wir anfangs kaum erkennen konnten. In jener Richtung, 6—7 Meilen entfernt, sah man eine Masse erhabener Felsen — weißer Granit in den Strahlen der Morgensonne schimmernd — von denen einige in den phantastischsten Gestalten auftraten, alle aber gerade, scharf und thurmartig emporragten, und keiner Bergform glichen die wir bis jetzt gesehen hatten. Ein blauer Nebel erhob sich aus den Tiefen des darunter liegenden Thales, und endlich ruhte das Auge auf einem schlanken Silberfaden, der aus einer Kerbe im Rand der Klippe herabhieng, und an dessen wogenden Außenlinien und feinem gazeartigen Schaum, zusammen mit der bemerkbaren aber langsamen Bewegung, wir einen Wasserfall erkannten. Die Höhe mußte ungeheuer seyn, denn wir konnten beobachten daß sich die wellenförmigen Bewegungen sehr langsam in das blaue Dunkel niedersenkten. Dieß war der erste Anblick des großartigen „Brautschleiers" und der Silberfaden den wir anstaunten, war eine Cascade von 700 Fuß Höhe. Dieser Anblick steigerte unser Verlangen nach dem Pittoresken, und wir ritten mit der möglichsten Eile vorwärts. Dann und wann hatten wir Einblicke in enge Schluchten mit senkrechten Wänden weißer Felsen, hohen Festungswällen ähnlich und sich viele Klafter hoch über uns erhebend, obgleich wir schon ziemlich hoch in der Welt waren, wie uns ein Blick hinab in das dunkle Thal unter uns zeigte. Nach Ueberschreitung des Rückens und noch 3—4 Meilen vom Thal entfernt, stiegen wir auf jähem, steilem und engem Pfad die Bergwand hinab. Der Sicherheit der Pferde wegen saßen wir ab und führten oder trieben sie vor uns her, indem wir niederwärts stiegen. Der Pfad war zur Fußreise nicht sonderlich angenehm. Die scharfen Hufe der zahlreichen Maulthier- und Pferdekarawanen, welche zu dieser Zeit (Anfangs Juli) schon hin- und zurückgegangen sind, haben Erde und Steine so sehr aufgelockert daß

---

[1] Ich lese Kâmaçansanârthe.

der Staub in sehr lästigen Wolken aufsteigt, wenn man hinabrutscht oder hindurchwatet. Nach Zurücklegung der ersten halben Meile ist man plötzlich auf der Hügelwand des Merced-Thales, aber noch nicht im Yo-Semite-Thal angelangt. Hier genießt man eine sehr ausgedehnte Fernsicht das Flußthal abwärts, und sieht den Merced selbst zum erstenmal, wie er hundert und hundert Fuß unterhalb dahinrauscht über sein felsenumgürtetes, steinstarrendes Bett. Die Thalwände verengern sich abwärts scheinbar zu einem Band, und dieser reizende Strom, der bald in milchweißem Schaum aufwallt, bald ruhig in tiefen Strecken von schöner grüner Farbe fließt, rauscht in einer Reihe von Stromschnellen dahin, die, was Verschiedenartigkeit und überraschende Schönheit anlangt, nicht von der wildesten Einbildungskraft übertroffen werden. Der Pfad zieht sich stellenweis nahe am Rand der Abgründe hin, und die Waghalsigsten kletterten vor an den Rand und starrten tief, tief hinab in eine großartige Felsenwildniß — den Eingang zum Hades, und der es bei dem geringsten Ausgleiten oder Fehltritt hätte werden können. Während dessen stieg der größere Theil des Zuges die Wand hinab, so schnell als es die Füße und die nachgezogenen Thiere zuließen, und ließ die Waghälse zurück, die, auf die Gefahr den Hals mit Bequemlichkeit zu brechen, ihre Augen weideten.

Auf einer kleinen Wiese am Fuße der Hügel warteten die ersten auf die Nachzügler. Als wir uns dem Merced näherten, wurde der Weg treppenförmig und lief eine Zeitlang bloß einige Fuß über dem Flusse dahin. An der Stelle wo der erstere den letztern berührte, waren die Stromschnellen vorüber, und eine glatte, aber schnellfließende und durchsichtige Wasserfläche lag vor uns. Sie war an den meisten Stellen ziemlich tief, und doch so klar daß der Grund kaum einige Fuß unter der Oberfläche zu seyn schien; da und dort schoß eine schöne Forelle im Wasser dahin, und zeigte ihre gefleckten Seiten der Nachmittagssonne. Wir waren nun glücklich im Thale — im Yo-Semite-Thale und bewegten uns langsam flußaufwärts nach dem im obern Theile befindlichen Lagerplatze, vorbereitet die Wunder des Thales von Ferne in Augenschein zu nehmen. Jetzt liegen auf und neben dem Wege noch häufig ungeheure Granitblöcke, die sich zu verschiedenen Zeiten von den Klippen abgelöst haben und niedergestürzt sind. An und auf ihnen wachsende kolossale Föhren bezeugen die Länge der Zeit die seit ihrem Falle verstrichen ist. Von Zeit zu Zeit hatten wir neue Ansichten des Falles, den wir einige Meilen zurück als den „Brautschleier" sahen, und zuletzt eine Frontansicht des brunnenähnlichen Schlundes, in den sich dieser luftige und schlanke Wasserfall hinabstürzt. Letzterer war tief herab von der rechten Seite des Berges bis quer über den Fluß von Felsen verdeckt, und bald darauf verbarg eine vorstehende Klippe, welche von den merkwürdigen Felsen, die Brüder genannt, gebildet wird und fast mit dem Flusse vorspringt, die Wasserdraperie den Blicken.

Solange wir nach dem Thale herabstiegen, waren schon unsere Augen auf einen Gegenstand gerichtet gewesen der jetzt, nun da wir uns ihm näherten, unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Unmittelbar vor uns, so daß sich der Pfad an zwei Seiten seiner Grundlage vorüberzog, erhob sich wieder der großartige Felsenthurm — der Capitän all der Notabilitäten des Thales. Welch ein unbedeutender Kalkstein wäre der Olymp im Vergleich mit diesem kolossalen Specimen der Geologie; wie würde sich nicht Homer erfreut haben seine Götter auf einer solchen Bühne zu versammeln, die so passend ist zum Berathungsplatze mächtiger Intelligenzen. Es ist gesagt, daß

„Jovis ew'ger marmorner Thron"

aus hundert Hügeln zusammengesetzt sey; hier aber sind die hundert Hügel aufeinander gethürmt und bilden einen viereckigen soliden Granitblock, der 3100 gemessene Fuß senkrechte Höhe, bei der Himmel weiß wie viele Fuß nach jeder andern Richtung hat. Es ist gänzlich außer Frage von diesem Wunder des Thales eine Beschreibung zu geben, die in dem Leser nur den geringsten Grad der Wirkung hervorbrächte, von der des Beschauers Gemüth ergriffen wird. Hätte er eine gipfel- oder domartige Spitze, wie die andern ihn umgebenden Berge, so würde die größte Wirkung verloren gehen, aber seine viereckige Gestalt, seine senkrechten Seiten, seine mehr über die Basis überhängende, als zurücktretende Stirn vereinigen sich in der Brust des Beschauers Gefühle von Ehrfurcht und Ehrerbietung hervorzurufen, welche nur der erste Anblick der Niagarafälle im Stande ist zu erregen. Zweifellos sind die Wände dieser Masse sehr gespalten, aber die Höhe ist so groß und das Auge gleitet so schnell über die gelbliche Oberfläche vom Fuße zur Kuppel, daß man die Spalten nicht bemerkt. An einer oder zwei Stellen fesselten meine Aufmerksamkeit einige dunkelgrüne Linien, die bei einem allgemeinen Ueberblicke, wenn sie das Auge überhaupt bemerkt hätte, als Verfärbungen der Felsen passirt wären. Ein einige Minuten langer fest darauf gerichteter Blick unterschied sie als Föhren, die wahrscheinlich ebenso hoch waren als die uns umstehenden, 150 bis 175 Fuß. Sie wuchsen auf simsähnlichen Granitvorsprüngen und erschienen dem bloßen Auge nicht größer als gewöhnliche Gartenweiden San Francisco's. Man sagt daß die Stämme der jetzt fast erloschenen Yo-Semite-Indianer, welche überdieß die intelligentesten, kriegerischsten und altconservativen der Californiastämme gewesen zu seyn scheinen, alle Hauptgipfel ihrer Felsen nach ihren Göttern nannten. Der Donnerer unter diesen, der „wolkensammelnde Zeus" gab diesem Steinungeheuer seinen Namen, welcher, durch einen der noch lebenden Krieger ins Spanische übertragen, gleichbedeutend ist mit El Capitan, ein Name den wir alle bereitwillig anerkannten. Der Felsen El Capitan des Yo-Semite-Thales und die Fälle des Niagara werden in meinem Geiste stets die tiefsten Eindrücke der erhabenen und wundervollen Natur bilden.

Wenn man an den beiden freistehenden Seiten dieses Meisterstücks von Granit vorüber ist, hat man seine Aufmerksamkeit alsbald auf andere Gegenstände von Interesse zu richten. Der Pfad wendet sich wieder zur Rechten, das Thal erweitert sich, und indem man die Augen — ermüdet von Erhabenheit — erdwärts richtet, beginnt man die außerordentliche ländliche Schönheit des Thales, gleichsam als Gegensatz zu den wilden und unzugänglichen Wällen zu bewundern. Ein gegen eine Meile breiter lieblicher Park, verschwenderisch mit Bäumen besetzt, und mit einem üppigen Unterwuchs von blühenden Fruchtbäumen, Gesträuchen, wilden Blumen, Erdbeeren, und was am besten von den Thieren geschätzt wird, mit süßem, nahrhaftem Grase versehen, ist zum Empfang geöffnet. Der Hauptarm des Merced fließt in Schlangenwindungen durch die Mitte dieses Parks, und die Föhren und Tannen sehen, trotz der Sympathie die zwischen dem Auge und den himmeltragenden Klippen entstanden ist, aus wie kleine Gartenbäume, obwohl sie vielleicht in manchen Fällen 200 Fuß und darüber hoch sind. Unsere Rücken einmal dem Capitan zugekehrt, haben wir keine Bewunderung mehr übrig für die kegelförmigen, zuckerhutartig-zugespitzten, gothisch-aufgethürmten Gipfel, die sich dem Blick auf jeder Seite darbieten. Und doch ist jeder Felsen einzeln betrachtet ein Wun-

der. Am obern Ende der den Capitan begränzenden Granitwälle ist eine die Wolken durchbohrende, einzeln stehende und die „Schildwache" genannte Felsennadel. Seitwärts hat sie einige Nachbarn, die thurmartig in die Höhe geschossen, ihre Häupter fast 3000 Fuß senkrecht emporstrecken, und möglicherweise den örtlichen Titanen zu Wohnstätten dienen. Zwei von ihnen scheinbar nahe zusammen stehend — denn in dieser Entfernung kann das nackte Auge nichts mehr mit Sicherheit bestimmen — führen den Namen der „Schwestern" oder der „Brüder," oder einen ähnlichen gewöhnlichen Namen. Nächst diesen wollen dann einige Erzphantasten irgendwo zwischen diesen Felsen die beiden „Liebenden" entdecken, und dieß ist wohl das größte was die Einbildungskraft zu leisten vermag. Diese brüderlichen Steinpfeiler sind auf dem rechten Ufer des Merced; gerade hinter ihnen sahen wir einen andern Felsenkegel von ungeheurer Höhe, den man, glaube ich, abermals El Centinela nannte. Ich sage ich glaube, denn es besteht unter den Bewohnern des Thales eine ziemliche Meinungsverschiedenheit hinsichtlich der richtigen Namen dieser hervorragenden Kegel. Manchmal placiren sie einen Berg auf die eine, manchmal auf die andere Seite des Thales.

Der Nachmittag neigte sich seinem Ende entgegen; wir beschleunigten daher unsern Marsch, und ein scharfer Trott brachte uns an eine Furt des Flusses, wo uns ein in die Augen fallendes Stück Papier benachrichtigte, daß wenn wir den Fährmann wollten, wir ein Gewehr abschießen sollten. Unser Führer zog indeß die Schwimmgelegenheit vor, ritt in den Fluß und kam gut genug bis in die Nähe des jenseitigen Ufers, wo er zu spät fand daß die schnelle Strömung einen Canal ausgewaschen hatte, in welchen das Pferd bis an die Ohren versank. Es erhob sich indeß wieder, und landete nach einigen kräftigen Anstrengungen und Tauchungen mit seinem Reiter auf dem entgegengesetzten Ufer. Dieser rief aus dem nicht fern gelegenen Hause den Fährmann, und der interessante Proceß des Durchschwimmens der Thiere begann. Einmal hinüber, sattelten wir wieder und ritten nach dem bestimmten Lagerplatze.

Wir waren nun dicht unter der rechten Wand des Thales, und die colossale „Schildwache" stieg wie eine Rakete über unsern Köpfen in die Wolken. Drei weitere Schönheiten des Thales kamen in Front zu Gesicht: der eigentliche Yo-Semite-Fall und die nördlichen und südlichen Felsendome im obern Theile des Thales. Dieser Fall, welcher an Höhe und Schönheit alle übrigen übertrifft, stürzt in einer tief eingeschnittenen breiten Schlucht zur Linken des Flusses herab, und sein Anblick von dem Punkte wo wir ritten, war, obgleich frei, doch der entfernteste den man erhalten konnte. Ich kann nicht sagen daß sich eine Erhabenheit an diesen oder die andern Fälle des Thales bindet. Die Felsen, die fürchterlichen Abgründe, die gigantischen Thürme und festungsgleichen Massen von Granit sind die Hauptzüge, die Fälle geben dem allgemeinen Anblick bloß Anmuth. Im einzelnen betrachtet mag es anders seyn, und ein nahes Herantreten an diese Fälle, welche die umgebenden Felsen verdecken, wird andere Eindrücke hervorbringen; aber ich spreche jetzt von dem allgemeinen Eindruck den der Besucher empfängt, wenn er das Thal hinausreitend beide Seiten betrachtet.

Der Yo-Semite-Fall ist wahrscheinlich der höchste bis jetzt entdeckte Wasserfall der Erde. In 3000 Fuß Höhe sieht man mit dem Fernrohr eine kleine Kerbe im Rande der Klippe, die vollkommen mit schäumendem Wasser ausgefüllt ist. Kraft der Versicherung eines waghalsigen Bergsteigers, der bis dorthin kletterte, beträgt die Breite des Falles da, wo er über die erste Felsenkante stürzt, weit über 100 Fuß. Dem bloßen Auge erscheint er wie ein mäßiger, voller Wassergraben. Der erste Herabsturz des Wassers ist von unbestimmter Höhe; das Wasser selbst stürzt in einen Felsenkessel, dessen Ränder überschäumen, und aus welchem ungeheure Nebelsäulen, fast so hoch wie der erste Fall selbst, emporsteigen; alles dieß kann man mit scharfen Augen, besser jedoch vermittelst des Fernrohrs sehen. Von hier beginnt der zweite Fall, und er ist so hoch daß man das in Milchschaum aufgelöste Wasser, wie es sich an der Felsenwand langsam herabwindet, 1300 Fuß beobachten kann. Aus der Langsamkeit des Fallens zu schließen, scheint es mehr ein Fall von Federn, als von Wasser zu seyn. Der Hauptstrom — ein weißes wallendes Nebelband — schlägt auf halbem Wege auf einen Felsen, und wird durch diesen in zwei sich fasernde Stränge getheilt, von denen sich fortwährend starke Strahlen an den Außenseiten in schlängelnder Bewegung ablösen und an Raketen erinnern, die, wenn sie ihren Culminationspunkt erreicht haben, sich durch die Luft in feines Funkensprühen auflösen. Hie und da werden einzelne Wasserstrahlen aus Oeffnungen der Felswand hervorgeschleudert, als wenn ungeheure Wassergötter einzelne Ströme ausspien. Alle diese Wasser und dieser Schaum fallen unten auf einen geneigten Vorsprung und verschwinden wie es scheint in einem tiefen Abgrunde, in dem sie wahrscheinlich einen See von beträchtlicher Ausdehnung bilden. Hierauf sieht man eine Reihe mächtiger, milchweißer Stromschnellen, und diese leiten den Strom in ein anderes Becken, aus dem er durch einen engen Ausfluß seinen letzten Sprung macht, der nicht viele Fuß über den Gipfeln der Bäume beginnt, die den Weg nach jener Seite des Thales begränzen. Die Wassermasse ist hier beträchtlich, da sie eng zusammengepreßt und der Fall mehr als 300 Fuß hoch ist.

Von Rom nach Ancona und Triest.

Von Anna Löhn.

(Fortsetzung.)

Terni berührten wir bei völliger Nachtzeit. Von hier aus erhebt sich die Straße sehr, und die reichlich bespannte schwerfällige Diligence schickt sich an den 3738 Fuß hohen Apennin zu erklimmen. Der Gebirgspaß Somma ist mit Steineichen bewaldet, in denen sich plötzlich der Wind von laubweicher Lagerstätte erhob und ein Brausen verursachte das wie das Tosen eines Gießbachs tönte, der eigentlich auch seine Musik mit der Stimme des Sturmes mischen sollte, jetzt aber vertrocknet war.

Wie versteinerter Schaum lagen die Kalksteine von bedeutendem Umfange, welche rechts von uns sein terrassenförmiges Bett bildeten, in dem der Ungestüm doch niemals Ruhe findet, wild zusammengewürfelt da. Der Wind hatte Regenwolken heraufgeführt und der Mond war fast verschwunden. So gewährte das verlassene Bett des Gieß-

baches, welches sich weißlich schimmernd am Wege hinzog, im falben Lichte, das der Mond zurückgelassen hatte, obgleich er sich nur für Augenblicke durch Wolken hindurcharbeitete, einen geisterhaften Anblick. Das Rauschen der Steineichen, so ähnlich dem Tosen des Wassers, und das regungslose schaumartige Steingerölle, bildeten lange Zeit meine Unterhaltung in der sonst schweigenden Nacht. Die Herren giengen ein gut Stück zu Fuße, um den Pferden eine Erleichterung zu verschaffen, als es aber, je höher wir kamen, immer kälter, ja endlich ernstlich kalt wurde, da hörte ihre Barmherzigkeit für die Thiere auf, und die für das eigene Wohl und Wehe überkam sie in dem Grade daß sie sich mitten im Fahren in die Carrosse stürzten, wo sie noch lange ein Schauer- und Klapperquintett aufführten.

Hier sollen übrigens noch bisweilen Raubanfälle vorkommen, und ich fand das Terrain sehr dazu geeignet. Ueberall umgaben natürliche Schlupfwinkel die Straße, an ein schnelleres Vorwärtskommen ist bei der Steilheit des Pfades nicht zu denken, und wenn ich mir die fünf vor Frost zitternden Italiener betrachtete, fand ich mich auch nicht sonderlich geneigt auf ihren Muth zu bauen.

Was hätte ich darum gegeben den Tempel des Clitumnus, welchen Byron so göttlich besingt, zu sehen, und drei Finger meiner Rechten in die Welle zu tauchen wo die Wasserlilie sich schlingt und eine sanftere Woge ihr murmelnd Märchen singt — um mich durch diesen Eidschwur in dem Lande welches sein Gluthgeist in Child Harold verherrlichte, verehrend und dankbar mit ihm zu verbinden, gleich dem Dogen, der sich der mächtigen Adria, dem ruhmvollen Meere, bildlich vermählte, allein dieses Glück ward mir nicht vergönnt. Nacht und Traum umhüllten mich, als wir jene Gegenden durchzogen, und ich weiß nicht ob der gesegnete Genius dieser Stelle mich im Traume leise gemahnt hat: du bist in meiner Nähe!

Ehe wir an die berühmte Stelle kamen die sich bei Le Vene, einem kleinen Oertchen, befindet, betrachteten wir im Scheine des wiederaufgegangenen Mondes den von den Longobarden angelegten majestätischen Acquäduct, der zugleich als Brücke von einem Berge zum andern dient. Seine aus dem weißlichen Kalkstein des Apennin geschaffenen Riesenglieder schimmerten im Mondesglanze, der alles Hohe und Erhabene noch höher und erhabener erscheinen läßt, und daneben erhob sich stolz die trotzige Burg der spoletanischen Herzoge des Mittelalters.

Rasch wie die Erscheinungen in einer Zauberlaterne flogen diese Bilder an uns vorüber, und als ich mich wieder vom Schlaf und Traum berührt fühlte, war es mir als hätte ich eine Schilderung im Ariost gelesen, und als sollte die hohe Schönheit Alcina's von Schloß und Brücke herniederwinken, denn solche Gegenden und solche Bauten müssen dem Sänger des Orlando furioso vorgeschwebt haben.

An dem malerisch gelegenen Trevi vorüber kommt man nach Foligno. In den letzten Städten und kleinen Orten waren noch die Ehrenpforten zu sehen die man für den Papst errichtet hatte, und uns war es vergönnt auch darunter hinwegzufahren. Man schien viel an diesen Putz gewendet zu haben, denn die Marca kann es noch am ersten, da sie die reichste Provinz des Kirchenstaates ist. Durch diesen Theil seines Landes zu fahren, muß dem heiligen Vater Freude gewähren, nur meine ich, wie auch meine Reisegefährten thaten, sollte es ihn mehr anfeuern die übrigen Provinzen eben so herzustellen. Es liegt nicht allein am Boden, wie man mich versicherte, daß dieser Landestheil besser bebaut und ergiebiger ist, es liegt an manchen vortheilhaften Einrichtungen und Vorrechten, die sich die Markbewohner zu erringen und zu erhalten wußten.

Leider kam von diesem Thema eine Unterhaltung über Papst und Religion her, und ich war in dem Augenblick nicht stark genug den Vortrag zu ehren, und opponirte heftig. Die fünf jungen Italiener waren sämmtlich schmerzlich betroffen unter anderm zu hören daß ich an keinen Teufel in Person glaubte, an keinen Engel mit großen Flügeln, der schadenstiftend durch die Welt saust. [1]

Bald hatte ich abermals die Gelegenheit zu bemerken, wie schon oft in Italien, daß die Italiener das Regiment und die Macht der Preti hassen und verabscheuen, aber ihre santissima religione, ohne welches Beiwort sie letztere gar nicht nennen (was allen Protestanten zum Muster aufgestellt werden könnte, die sich wieder großentheils durch eine tadelnswerthe Gleichgültigkeit gegen ihren Glauben auszeichnen) hoch in Ehren halten, selbst wenn sie nicht zu den Frömmsten gehören und die Kirchen selten oder gar nicht besuchen. Sie hassen die Vertreter, die sich der Heiligkeit der Lehre, die sie predigen, nicht würdig zeigen und ihre Macht mißbrauchen, aber sie beugen sich in Demuth vor der Erhabenheit des Glaubens und seines heiligen Stifters. Wenige aber sind in ihrer Erkenntniß so weit vorgeschritten um zu begreifen daß ihr Glaube so wie er jetzt ist nicht ohne die Priester bestehen kann. Im Ganzen hatte mich jenes Gespräch sehr interessirt, denn es hatte mir gezeigt daß gebildete Italiener auf dem Gebiete ihres Dogma's durchaus nicht fest stehen und sehr leicht zu erschüttern sind. Das bedeutet etwas für die Zukunft.

Heftiger dagegen stritten sie für ihr Vaterland, als wir auf die Künste zu sprechen kamen und auf den Talentreichthum der verschiedenen Nationen. Der blaßblonde und blaßgelbe Italiener kam deßwegen expreß aus dem Cabriolet herein in die Kutsche, wahrscheinlich weil er sich in dieser Branche sehr fest im Sattel fühlte oder dünkte.

Er setzte sich neben mich hin und sagte mir ins Gesicht, daß, was die bildenden Künste und die Poesie beträfe, wir Deutschen die Segel vor den Italienern unbedingt streichen müßten. Ueberhaupt sey der Italiener von der Natur viel reicher ausgestattet als der Deutsche; er (der Sprecher) ließe es gelten daß wir mehr Fleiß hätten, mehr hartnäckiges ausdauerndes Studium auf eine Wissenschaft zu verwenden im Stande wären; deßhalb möchten wir auch gelehrter zu nennen seyn, allein was natürliche Anlage beträfe, stünden wir dem Südländer, so einst, als jetzt, unbedingt nach. Und warum kämen denn die Deutschen immer nach Italien? Weil sie erst dort sich Stoff für ihre arme Phantasie holen müßten, den ihnen ihr eben so armes Land versagte. Es wäre also natürlich daß die im reichern Lande Gebornen, von reichern Anschauungen Gesättigten auch mehr Phantasie, mehr schöpferische Kraft haben müßten.

Ich fragte nur: Ob er in Deutschland gewesen? und: Ob er deutsch verstehe? Er mußte verneinen. Deutsche Dichter kenne er jedoch aus französischen Uebersetzungen.

Ich lachte laut auf und sagte: So können Sie auch über deutsche Poesie nicht richten. Wollen Sie aber nach französischen Uebersetzungen über die deutsche Sprache und Dichtung das Urtheil absprechen, so ist das gerade derselbe Fall, wie wenn Sie sich über die Wirkungslosigkeit

[1] Es folgt hier ein Religionsgespräch, welches wir nach dem ungalanten Grundsatz der christlichen Kirche von dem Schweigen des schönern Geschlechtes in ecclesia unterdrücken müssen. D. Red.

eines Extractes beklagen, zu welchem Wasser hinzugekommen ist. Das Wasser ist die Uebersetzung, der Trank ist Ihnen nicht rein und unvermischt gereicht worden, Sie können also keine Wirkung, oder nicht die gehoffte verspüren. Dann machte ich ihn auf das große Talent der Ristori aufmerksam, deren Urtheil über deutsche Poesie wohl ein günstigeres seyn müsse, und eines das ihrer hohen Künstlernatur nach auch am schwersten in die Wagschale falle, und welche Schillers „Maria Stuart" für sich habe übersetzen lassen, und selbige Rolle zu einer ihrer Hauptpartien gemacht. Ich sagte ihm ferner, daß Deutschland das was es bis jetzt geworden, aus sich selbst heraus habe schaffen müssen, daß seine Sprache als Originalsprache, welche nicht die Tochter einer erhabenen Mutter sey, wie die italienische von der lateinischen, allerdings noch vieler Vervollkommnung und Verfeinerung bedürfe, aber auch fähig sey, daß Deutschland erst seit einigen Jahrhunderten zu höherm Geisterleben erwacht sey, und also auf der Leiter der Bildung und des Fortschritts noch das Größte vor sich habe, während Italien in der Gegenwart ein Verfallenes, ein immer mehr Verfallendes in jeder Beziehung dastehe.

Ich schloß: Italien ist ein Greis, der sich überlebt hat, Deutschland ein zum Mann aufstrebender Jüngling, was seine Kunst und Wissenschaft, den Fortschritt überhaupt betrifft. Ueber ein Werdendes kann aber nicht abgeurtheilt werden, wie über ein längst Abgeschlossenes. Könnten Sie Schillers Fiesco, Carlos und Geisterseher (!) in der Ursprache lesen und verstehen, Sie würden darauf schwören er habe seine Phantasie an Italiens und Spaniens Natur- und Schönheit getränkt, und er ist nie aus seinem Schwaben (?) herausgekommen. Wo ist nun mehr Talent und Verdienst des Talentes, wo ist mehr Phantasie? Wo sie tägliche leibliche Anschauung wieder gibt, oder wo sie ganz und gar ohne solche, nach dürren gegebenen Bücherschilderungen malt, als hätte sie das Niegesehene gesehen und genossen?

Mein Widersacher gieng auf den Klang der deutschen Sprache über aber ich warf ihm gleich ein, nicht mehr geneigt auch nur einen Fußbreit zu weichen, daß man den Geist einer Sprache noch nie aus ihrem Klang kennen gelernt habe, und daß es überhaupt besser sey sich einer Sprache bedienen zu können die auf eignen festen Füßen stehe und noch eine große Zukunft vor sich habe, als einer die nur immer den Mantel einer großen Vergangenheit um sich schlagen müsse, um die Dürftigkeit der Gegenwart zu verhüllen, einer Zukunft nicht zu gedenken (da die Geschichte kein Beispiel zeige, wo eine gesunkene Nation sich je wieder sammt Sprache, Künsten und Wissenschaften auf den Gipfelpunkt alter Höhe geschwungen habe).

Dieser Streit, noch viel weiter ausgeführt als hier, hatte uns gegenseitig etwas erbittert. Der Blaßblonde kaute mit Unbehagen seine Confettis aus Foligno, welche dort von wunderbarer Güte bereitet werden, und mir schmeckten sie gar nicht mehr, denn ich bedauerte daß Nationaleifer das gute Einvernehmen gestört hatte.

Es ist etwas eigenthümliches um diesen Eifer, der sich auf eine unsichere Gränze zwischen zwei Stücken Erde, denen man oft gar keine Verschiedenheit anmerkt, freilich bedeutungsvoller auf Sprache und Sitten gründet. Zwei Menschen können sich schon recht gut seyn, da kommt, wenn sie von verschiedenen Nationen nämlich sind, der ebenerwähnte Eifer, noch gar kein Haß, nein, nur ein Eifer, der selbst bei gegenseitiger Anerkennung der Vorzüge besteht, und reißt sie auseinander. Die Lücke ist aber schwer wieder zu füllen.

Wir hatten gestritten bis Macerata, wo wir des Nachts um 12 Uhr ankamen. Nur selten hatten uns die wildromantischen herrlichen Gegenden bei der zweiten Uebersteigung des hier gespaltenen apenninischen Gebirgsrückens zu ableitenden Freudenrufen veranlaßt. Unvergleichliche Scenen wunderbar geformter Felsen, die von ferne Ruinen scheinen, herrliche dunkelgrüne Kastanienwälder, an schroffe Abhänge gelehnt, und brausende Gießbäche, die von Fels zu Fels stürzen, bietet die ungemein jähe Herabfahrt vom Gebirg ins Thal dar. Die Ausläufer des Apennin drängen bis Ancona, also bis dicht ans Meer vor, und reiche fruchtbare, schönbebaute Thäler wechseln mit dunkelbewaldeten Höhen ab. Der kahle Fels verliert sich immer mehr und ringsum herrscht augenstärkendes Grün von selten schöner, gesättigter Farbe.

Meine Ueberraschung bei diesem Anblick war am Morgen so groß daß ich gar nicht glaubte im Kirchenstaat, sondern in der Campagna Felice des Regno zu seyn. Da waren die dunkelgrünen Hanffelder, da lachte die Granate dazwischen, da schlangen sich Weinreben von Ulme oder Oelbaum zu Oelbaum, Mandel- und Feigenbäume strotzten von Früchten, und ganze große Berge hinan gränzte Feld an Feld und schimmerte in seinem hellern oder dunklern, gilblichen oder röthlichen Kleide. Wie große ausgebreitete Tücher lagen die regelmäßigen üppigen Felder da.

Schon in Macerata regnete es fürchterlich und meine ganze frühere Reisegesellschaft verließ mich dort, bis auf den Proselytenmacher, den Marchese aus Loreto, der es jedoch endlich aufgegeben hatte mich bekehren zu wollen. Der Abschied war rührend, trotz der frühern Nationalstreitigkeiten. Er hob alles Herbe auf, und ließ uns nur bei dem Gedanken verweilen daß es ein Abschied für's Leben war, so schnell gewöhnt man sich auf Reisen an einander, wenn man nicht gerade ein Engländer ist.

In Rom hatten sie noch keine Nachricht gehabt daß die Dampfschiffe des Lloyd ihre Fahrten nach dem Orient geändert hatten; in Macerata erfuhr ich das Unglück, und daß ich also würde genöthigt seyn mehrere Tage in dem traurigen Ancona zuzubringen, ehe das nächste Lloyddampfschiff vom Orient zurück und dorthin kommen würde. Ich polterte herzhaft über diese mangelhaften Einrichtungen, weil ich natürlich meine Abreise von Rom anders eingerichtet haben würde, wenn ich dieß schon dort erfahren hätte.

Ein dunkelblonder Postbeamter mit schönem Bart redete mir freundlich zu, mußte aber über meine komische Verzweiflung und meine Ausbrüche des Zorns über den Kirchenstaat und seine Krähwinkelinstitute, häufig lachen. Ich schenkte ihm, für seine freundlichen Bemühungen mich zu trösten, als Andenken eine leere Weinflasche, die ich nicht mehr weiterschleppen mochte, weßhalb die ganze Post in großartige Heiterkeit gerieth. In Loreto verlor ich den schönen Marchese, der schon immer viel von seiner ihn erwartenden Mutter geschwärmt hatte.

Ich betrachtete mir ihn zum letztenmal genau. Er hatte ein frisches Gesicht mit seinen schwarzen Bärten, keinen solchen vom Knoblauchessen gelben Teint, wie die meisten der übrigen Mitfahrenden. Doch ich will nicht behaupten daß sie durch den Genuß zu vielen Allio's so gefärbt waren. Seine Nase war fein gebogen, stand aber, wie so viele gewisse erbliche Familiennasen von ausgezeichnetem Schnitt, ein wenig schief im Gesicht, was jedoch dem Ganzen einen pikanten Ausdruck angenehmer Unregelmäßigkeit verlieh. Der Mund war klein und von schönen Zähnen geziert, die Augen groß und dunkelblau, die Haare schwarz. Er hatte etwas ungemein chevalereskes in seinem Wesen, etwas schelmisches in

seinen Augen, war halbcordial, halb herablassend zu den übrigen Mitreisenden, ungemein galant gegen mich Gretica, will sagen „Ketzerin," und erinnerte sich nur jetzt, in Loreto angekommen, wo ihn der Postsecretär kannte und sehr höflich behandelte, seiner Markgrafschaft insoweit daß er weniger herzlich von mir Abschied nahm als er sich bisher gezeigt hatte. Es regnete fürchterlich als ich mit einer in ihre Heimath in Romagna zurückkehrenden Kammerzofe irgendwelcher römischen Gräfin das vielbeschriebene Heiligthum zu Loreto besuchte. Sie sah mich erstaunt an, weil ich nicht, wie sie, die Ziegelmauern des Hauses der Maria küßte.

Es war unendlich voll von fremden Pilgern in dem kleinen Tempel, und dazu marschirten noch immer die singenden und psalternden Priester und Ministranten, gefolgt von einem ganzen Schwarm recitirender Frommen, von einem Altar zum andern, und schwangen die Räuchergefäße so kühn nach allen Seiten hin daß man immer Sprünge machen mußte um nicht mit ihnen in Berührung zu kommen. Der viele Weihrauch machte mir Kopfschmerz, und ich dankte Gott als ich wieder in der Kutsche saß, wo mich die Zofe noch immer mit Blicken des Mitleids und des Staunens ansah. Meine letzten Bonbons von Foligno, überzuckerte Pinienkörner, Cacaobohnen u. dgl., versöhnten sie wieder einigermaßen mit meiner Kälte gegen die Maria.

(Schluß folgt.)

Das Erdbeben in Korinth im Februar 1858.

Wie sehr das griechische Land, namentlich das Land zwischen der peloponnesischen Halbinsel und Kleinasien, also die Inselwelt des Archipelagus, vulcanischer Art sey, das lehrt unter anderm vornehmlich die dort im Süden befindliche Insel Thera (heutzutage Santorin) mit den westlich von ihr liegenden kleineren Inseln Therasia, Paläa Kammeni, Mikra Kammeni, und Megali oder Nea-Kammeni. Thera und Therasia waren schon den Alten bekannt, ebenso wie das kleine, südwärts zwischen beiden, im Eingang des Canals gelegene Eiland Aspronisi, welches von gleicher Entstehung und von gleichem Alter mit ihnen ist, wie dieß aus der Gleichartigkeit der Bildung aus vielfarbigen Aschenschichten sich erkennen läßt, die mit einer Bimssteindecke gekrönt sind. Die anderen drei Inseln, Paläa Kammeni, Mikra Kammeni und Megali oder Nea Kammeni, sind vulcanisch; und von diesen ist die letztere erst im Jahr 1707, die anderen beiden dagegen sind bereits früher entstanden, indem die Paläa Kammeni schon um das Jahr 197 v. Chr. unter heftigen Erdbeben und anderen vulcanischen Erscheinungen sich aus der Tiefe erhoben hatte, während in Ansehung der Entstehung der Mikra Kammeni die historischen Quellen so lückenhaft sind, daß es zur Zeit ungewiß ist ob das Ereigniß, wodurch diese Insel in ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit entstanden, dem ersten oder dem 16ten Jahrhundert nach Chr. angehöre. Die Entscheidung hierüber hat man nach Maßgabe der Beschaffenheit der Aschen- und Lavablöcke jener Insel den Naturkundigen und Geognosten anheimzustellen. Von der Megali Kammeni mag hier noch bemerkt werden daß, wie schrecklich auch ihre Entstehung durch die fürchterlichen Erscheinungen, die sie begleiteten, für die Einwohner der Insel Thera (Santorin) gewesen, sie sich ihnen doch seither als ein wahres Himmelsgeschenk erwiesen hat. An der Südostseite der Megali Kammeni und am Fuß ihres kleinen Vulcans quillt nämlich aus dem Uferrand ein stark eisenhaltiges Wasser hervor, welches das Meer auf eine weite Strecke färbt, und in der kleinen Bucht, in welche diese Quelle sich ergießt, ist eine Stelle, wo ein Kriegsschiff, wenngleich nur bei sehr ruhigem Meer, ankern kann. In Ansehung dieses mit Eisentheilen geschwängerten Meerwassers machte vor längerer Zeit eine englische Fregatte, die dort mehrere Tage vor Anker gelegen hatte, die Entdeckung daß dadurch ihre Kupferhaut von allem Rost und Schmutz gereinigt worden war, und seitdem waren fremde Kriegsschiffe mitunter hier eingelaufen, um sich waschen zu lassen. Daß die Einwohner von Thera (Santorin) und Therasia bedeutenden Weinbau treiben, ist bekannt, und man hat in Europa selbst wohl häufig Gelegenheit die verschiedenen Weine von Santorin kennen zu lernen.

Aber auch anderswo ist Griechenland in alter und neuerer Zeit von Erdbeben heimgesucht worden,[1] und die neueste Erscheinung dieser Art ist diejenige, deren Gegenstand am 9 Februar 1858 die Stadt Korinth mit ihren Umgebungen war. Schon in alten Zeiten hatte Korinth ähnliches erfahren, wie aus dem Thucydides und aus dem Xenophon zu ersehen ist, und namentlich ergibt sich aus der Hofgeschichte Justinians von Prokopios, daß unter der Regierung des Kaiser Justinus im Anfang des sechsten Jahrhunderts bei einem Erdbeben, welches in Antiochien, Seleucien und in anderen Theilen Kleinasiens große Verheerungen anrichtete, auch Korinth zerstört worden sey, und daß es darauf unter dem nachfolgenden Kaiser Justinian wiederhergestellt worden war.

Ueber das jüngste Erdbeben in Korinth haben wir den Bericht eines Augenzeugen vor uns liegen, und sind der Meinung daß es nicht uninteressant ist, einiges daraus über dieses Naturereigniß hier zusammenzustellen, besonders da zunächst Korinth, wenn auch die nur zum geringsten Theile auf dem Boden der alten Stadt erbaut gewesene neue Stadt der Gegenstand des Erdbebens gewesen ist. Also beginnt der Bericht: Der 9 Februar, der erste Sonntag in der Fastenzeit des Jahres 1858, gieng unglückverkündend über Korinth auf. Die Atmosphäre lag dick und schwer auf dem Land, und dichte Nebel lagerten sich vor die Sonne; in der ganzen Natur herrschte tiefe Stille, und kein Lüftchen regte sich. In gleicher Weise, wie in Korinth, war es auch in den benachbarten Ortschaften im Osten und Westen, wie Hexamili, Kalamaki u. a. Die Bewohner dieser beiden Orte, so wie die Hirten von Kenchreä (alle diese Dörfer im Osten Korinths) vernahmen schon

[1] Im Westen von Korinth, am Meer gelegen, wurde in alten Zeiten die Stadt Helike bei einem Erdbeben vom Meer verschlungen. Ebenso scheint es daß im Norden von Korinth, gegenüber der Küste desselben, eine alte Stadt in Folge von Erdbeben und durch Wasserfluthen zerstört worden sey, wovon sich noch Spuren, z. B. Cisternen, Straßen u. s. w. bis jetzt erhalten haben, und welche die Bewohner noch gegenwärtig ἡ βουλιασμένη (die untergesunkene) — eigentlich wohl, nach Mittheilungen anderer ἡ βουλιασμένη λίμνη (der versenkte See), nämlich ein Landsee, der durch eine Naturrevolution gebildet zu seyn scheint, nennen. Auch gibt es nordöstlich von dem im Osten Korinths gelegenen Orte Kalamaki, eine Stunde davon entfernt, schwefelhaltige Berge, die früher vulcanisch gewesen zu seyn scheinen, indem man daselbst Stücke vulcanischer Steine und Lava findet. Im Jahr 1853 ward die Stadt und Umgegend von Theben durch ein Erdbeben ebenfalls in bedeutender Weise heimgesucht.

von Morgens 9 Uhr an fortwährendes Getöse, was sie für Kanonendonner hielten, der vom Piräeus herkäme; dieß Summen und Brummen verkündete schon zwei Stunden vorher ein besonderes furchtbares Ereigniß. Kurz vor 11 Uhr hörte man plötzlich ein schweres dumpfes Brausen, und alsbald fand jene furchtbare Erschütterung des Bodens statt, in deren Folge die Stadt Korinth, so wie die Dörfer Hexamili, Kalamaki, Kurtesi, Pergiali, Asisi und Neochori zerstört wurden. In der Stadt Korinth waren die Bewohner meistens in den Kirchen oder auf den Straßen, und nicht in ihren Wohnungen — ein Umstand, dem es zugeschrieben werden muß daß dort nur acht Personen unter den Trümmern ihren Tod fanden. Viele von denen, die auf den Füßen waren um zu gehen, aber nicht stehen bleiben konnten, fielen zur Erde; andere, die saßen, vermochten nicht aufzustehen. Auf diese Erschütterung folgte dann jenes furchtbare Gekrach und Getöse der zusammenstürzenden Häuser, und der von der Festung Akrokorinth losgerissenen und herabfallenden Steine, und die durch dieß alles aufgewirbelten dichten Staubwolken umhüllten die ganze Stadt Korinth und selbst Akrokorinth wie mit einem undurchdringlichen Nebel. Hier lagen Menschen unter Trümmern, seufzend und um Hülfe rufend, dort waren sie von ihnen begraben und leblos; hier erhoben sie die Hände zum Himmel und flehten um den göttlichen Schutz, dort waren andere beschäftigt, Verwandte und Freunde unter den Trümmern hervorzuziehen. Die Priester, von klagenden Kindern gefolgt, sangen mit Thränen das Kyrie eleison; Mütter umschlangen ihre todten oder verwundeten Kinder; Pferde liefen zügellos mit wildem Gewieher bald dahin, bald dorthin; Hunde erfüllten die Luft mit ihrem Geheul, und die anderen Hausthiere hatten sich mehrere Tage lang versteckt um dem Verderben zu entrinnen; überall sah man die Natur in heftiger unnatürlicher Bewegung, und Menschen und Thiere suchten Schutz und Rettung auf dem wogenden Boden, und unter einem mit schneidender Kälte sie bedrohenden Himmel.

Im ganzen verloren neunzehn Menschen bei diesem Erdbeben ihr Leben. Von den tödtlich Verwundeten trugen acht Personen Brüche davon, von denen zwei bald darauf starben; andere neunundfünfzig hatten leichtere Verletzungen.

Von Furcht festgehalten, verlebten die Korinthier die Zeit vom 9 Februar bis Ende März in stetem Kampfe mit den Einflüssen der Witterung und mit der fortwährend schwankenden Erde; denn erst nach sechs Wochen ließen die Erdstöße und das sie begleitende Brausen merklich nach. Die Einwohner Korinths hatten ihre bisherige Heimath verlassen, und sie erwarten nun, nicht weit davon, in günstiger Lage und jedenfalls in größerer Nähe des Meeres den Aufbau eines neuen Korinth. Die alte Stadt im J. 1438 vor Chr. gebaut, von Sisyphus gegründet (damals hieß sie Ephyra), war 146 Jahr vor Chr. von Mummius zerstört und von Julius Cäsar wieder aufgebaut worden; 1458 nach Chr. hatte Mahommed II, 1697 aber hatten die Venetianer sie erobert, denen sie dann am 3 Jul. 1715 wiederum der Großvezier unter dem Sultan Achmed III entriß, bis sie endlich im griechischen Freiheitskampfe 1821 den Griechen wiederum zufiel.

Was die atmosphärischen Erscheinungen anbelangt, welche vor und nach dem Erdbeben am 9 Februar 1858 stattfanden, so entlehnen wir hierüber aus dem angezogenen Berichte folgendes. Die während einiger Tage vor dem Erdbeben herrschenden Winde kamen aus Nordwest und bisweilen aus Süden; die Atmosphäre war meistentheils wolkig aber ohne Blitze, Donner oder Regen, die Berge waren mit Schnee und die Niederungen jeden Morgen mit Eis bedeckt, die Kälte war schneidend und die Wärme betrug im Durchschnitt nur 3 Grad R. Nach dem Erdbeben, vom 9 bis 19 Februar blieben die atmosphärischen Erscheinungen fast fortwährend die nämlichen; der Wind stand in Nordost, Nordwest und bisweilen in Südwest, die Kälte war empfindlich, und sie nahm noch zu den 11 und 13 Februar, da zugleich auch Schnee in nicht geringer Menge Akrokorinth, sogar die Stadt Korinth bedeckte; fast jeden Tag des Nachmittags fiel Regen, und es herrschte im allgemeinen eine große Unbeständigkeit der Witterung.[1] Vom 19 bis zum 23 Februar ward das Wetter besser und beständiger; die Sonne begann sich zu zeigen, oft zwar noch hinter Wolken versteckt, und die fortwährend wehenden Winde aus NO. reinigten die Luft. Aber auf einmal stieg am 23 Februar Morgens 7 Uhr das Thermometer von 8 Grad R. auf 16 Grad, der Wind kam warm und mit sturmähnlicher Heftigkeit aus Süd; kurz vor 12 Uhr Mittags ertönte ein donnergleiches Getöse, das längere Zeit anhielt, und unmittelbar darauf zeigte sich im Westen von Akrokorinth eine dichte schwarze Rauchwolke in Gestalt einer himmelhohen Säule, die langsam von West nach Ost hinzog und über Akrokorinth sich fortbewegte, und aus welcher dann fast eine halbe Stunde lang eine lehm- und thonartige Masse herabfloß. Nachher besserte sich das Wetter vom 23 Februar bis zum Ende des Monats, und es herrschten wieder Nordwest-Winde. Der Monat März gieng unter fortwährender Herrschaft dieser und der Südwest-Winde vorüber, selten wehte der Wind aus Nord; während der ersten Tage des Monats fiel heftiger Regen, dann aber ward das Wetter abwechselnd heiter und wolkig. Unter den nämlichen atmosphärischen Erscheinungen gieng auch der Monat April vorüber, aber die Wärme vermehrte sich vom 18 April an um ein bedeutendes.

Was den Umfang betrifft, in welchem damals der Erdboden vom 9 Februar an bis zum 20 Mai, wo die letzte heftige Erschütterung stattfand, merklich von dem Erdbeben bewegt ward, so bildet er die Gestalt einer Ellipse, deren Mitte etwa Akrokorinth einnahm. Ihre Grundfläche besteht fast nur aus ebenem Boden, der von kleinen Bächen, in denen bloß zur Winterszeit Wasser fließt, durchschnitten wird, und ihr größter Durchmesser geht von Osten nach Westen. Am meisten litt Korinth von der Erschütterung, und nach ihm der südlich davon gelegene, aus einigen Hütten gebildete Ort Neochori; andere Ortschaften, die unmittelbar an der Peripherie der Ellipse oder innerhalb derselben lagen, wurden mehr oder weniger beschädigt, aber merkwürdigerweise wurden auch einige, außerhalb des Umkreises der Ellipse gelegene Dorfschaften zwar erschüttert, ohne jedoch Schaden zu erleiden.

Die Erdstöße selbst waren am 9 Februar heftig und gewaltsam. Die Bewegung gieng von Osten nach Westen, und sie kehrte stark und in großer Schnelligkeit zurück. Dann folgten schwächere und zusammenhängende Bewegungen, die gleichsam den Eindruck des Zitterns machten und längere Zeit anhielten. Die Häuser, die dadurch ihr Gleichgewicht verloren und die nicht im Stande waren ihr Verhältniß zu dem Erdboden wiederherzustellen, stürzten zusammen. Die erste Bewegung von Ost nach West empfanden wir alle durchgängig in gleicher Weise, und es ergab sich dieß auch aus der Richtung und Lage

[1] Wie lange wird man noch fortfahren Luftdruck, Temperatur und Winde, die von kosmischen Verhältnissen abhängen, mit den localen Reactionen des Erdinnern gegen die Erdrinde in Zusammenhang zu bringen? D. Red.

der zusammengestürzten Gebäude, während die späteren Erdstöße verschiedene Richtungen nahmen. Nach Westen hin gewann der Stoß an Ausdehnung und Umfang, und derselbe war in Argolis, Tripolitza, Gortynia, Elis und selbst in Venedig, wie uns ein Capitän versicherte, der sich an jenem Tage gerade im Hafen daselbst befand, heftiger als in den Gegenden nach Morgen, wie in Megara, Athen und Chalkis. Auf der Insel Syra wurde er kaum verspürt, und noch weniger war dieß der Fall in den Gegenden nach Nord und Süd. Während der ersten drei Tage wiederholten sich die Erderschütterungen und das Brausen unzähligemale, bald stärker, bald schwächer; aber die ersteren, die ebenfalls von Ost nach West giengen, hatten nur eine Bewegung des Erdbodens zur Folge. Diese horizontalen Erschütterungen der Erde und das Gebraus kehrten zur Nachtzeit anhaltender und stärker zurück. Bisweilen vernahm man nur ein Brausen, ohne gleichzeitige Erschütterung des Bodens. Dieser Zustand hielt fünfzehn Tage an; später wurde das Brausen nur in Korinth und in Hexamili gehört, und es schien bald aus Nordwest und Nordost, bald aus Süd, bald auch anderswoher zu kommen. Diese Richtung hatten dann auch die Erdstöße. Oft erfolgte die Bewegung von unten nach oben, und man vernahm das Brausen unter den Füßen, bisweilen waren alle Arten der Bewegung gleichzeitig vereinigt, und es schien als ob der ganze Erdboden in der elliptischen Ausdehnung, die das Erdbeben angenommen hatte, von unterirdischem Donner bewegt werde. In dieser Weise giengen der Monat März und die ersten drei Tage des April vorüber, wo die Erdstöße fast ganz unbedeutend waren. Plötzlich, nachdem sie, sowie das Brausen drei Tage lang ganz aufgehört hatten, wurde am 6 April um 10 Uhr Morgens der Erdboden heftig und anhaltend erschüttert, und es erfolgten wiederum nicht unbedeutende Erdstöße mit Brausen verbunden, und sie wiederholten sich aller 12, 24 und 36 Stunden während des ganzen Aprils und in den ersten Tagen des Monats Mai. Vom 6ten dieses Monats an wurden sie schwächer, und man verspürte sie immer nur den fünften oder sechsten Tag ein- oder zweimal. Am 20 Mai gegen 2 Uhr des Nachmittags erfolgte eine starke und anhaltende Erderschütterung, von da an aber hörte man nur selten dumpfes Brausen, und die Erdstöße waren äußerst schwach.

Die verschiedenartigen Gebäude aller der Ortschaften welche von dem Erdbeben heimgesucht wurden, litten durchgängig von der Erschütterung; die aus Ziegeln erbauten Hütten stürzten von Grund aus zusammen, steinerne Häuser wurden bald gänzlich, bald nur zum Theil zerstört. Die nach Abend zu gelegenen Mauern der meisten Häuser schienen besonders gelitten zu haben, weniger die nach Morgen, und in noch geringerem Grade die nach Norden und Süden. Die nach Morgen und Abend zu gelegenen Häuser wurden mehr zerstört als die nach Süd und Nord gelegenen, wenn sie verhältnißmäßig tief und lang waren, aber alle hatten Risse von oben bis unten, und die zerborstenen, jedoch stehen gebliebenen Mauern senkten sich meistentheils nach Westen.

Selbst die Grundsteine der Gebäude veränderten ihre Lage und die Zwischenwände stürzten zusammen; die Dächer vieler Häuser und die Kuppeln der Kirchen fielen bei der Zerstörung außerhalb der nach Morgen gelegenen Mauern, in einer Entfernung von mehreren Schritten. Von den aus alter Zeit stehen gebliebenen sieben Säulen, sogenannten Monolithen, wovon eine ihres Säulenknaufes beraubt war, zerbarst diese Säule in der Mitte in schiefer Richtung, und sie veränderte in Folge des Erdbebens ihre Stellung und drohte nachmals den Einsturz. Auch von den übrigen Säulen hatten manche davon einzelne Stücke ihrer Architraven und Säulenknäufe eingebüßt, die herabfielen. Die Mauer von Akrokorinth, die zu verschiedenen Zeiten errichtet und ausgebessert worden, und die das Werk der alten, der venetianischen und der neuern Baukunst ist, barst in zwei Theile, und viele ihrer Kranzsteine stürzten herab. Eine Höhle am Fuß von Akrokorinth, in der Nähe der Quelle Hadschi Mustapha, die sich in einem umfangreichen Felsen befand (vielleicht die Höhle des Sisyphus), stürzten gleichfalls theilweise zusammen, und ebenso lösten sich auch viele andere Felsen oder sie nahmen eine andere Stellung an. In der Stadt Korinth gab es bis zur Zeit des Erdbebens verschiedene Bauwerke aus verschiedenen Zeitaltern, wie Bäder, Gefängnisse, Schatzkammern, Moscheen, Minarets, und auch diese barsten entzwei oder sie stürzten ein; eine Kirche, deren Mauern und Kuppel fest in dem Boden gegründet waren, fiel gleichfalls in Trümmer, und ebenso stürzten Brücken, Cisternen, Wasserleitungen und Wassermühlen zusammen, während der nach der Stadt strömende Fluß seine Richtung veränderte. Der Erdboden selbst ward an manchen Stellen zerrissen, besonders da, wo die Erde nicht fest war, weil der Boden sich senkte, oder wo sich Erdreich angesetzt hatte, wie an dem Damm bei Kalamaki, wo viele Risse in der Richtung von Nord nach Süd sich zeigten, und bei Kenchreä, wo in einiger Entfernung vom Meer unmittelbar nach dem Erdbeben trinkbares Wasser aus dem Boden hervorquoll und ungefähr zwei Morgen Landes überfluthete. Das Wasser einer Quelle im Süden von Akrokorinth vermehrte sich unmittelbar nach dem Erdbeben.

Aus dem vorstehend Bemerkten, in Verbindung mit dem was wir noch besonders beobachtet haben, ergibt sich daß der Gebirgszug südöstlich von Akrokorinth, ferner das Gebirge Gerania, das quer über den Isthmus von einem Meer zum andern sich hinzieht, und der Felsen von Akrokorinth selbst Urgebirge sind; dagegen sind die innerhalb der Ellipse, in welcher das Erdbeben wirksam war, gelegenen bogen- und wellenförmig gewundenen Hügel, die aus verschiedenen Lagen bestehen, so wie die scharf abgespitzten kegelförmigen Anhöhen die Erzeugnisse vulcanischer Wirkungen einer vielleicht späteren Zeit. Die auf beiden Küsten des Isthmus befindlichen warmen Quellen, die sogenannten Bäder der Helene in Lutraki und in Kenchreä, bezeugen daß nicht weit unter der Erdoberfläche der Mittelpunkt des Feuers sich befindet, und die schwefelhaltigen Berge im Westen von Kalamaki, so wie die *Βουλιασμένη* bei Perachora bestätigen daß das Land in der Nähe des Isthmus schon in alten Zeiten der Schauplatz von Erderschütterungen gewesen ist, während aus den verschiedenartigsten Mittheilungen aus gedruckten, schriftlichen und mündlichen sich ergibt, daß das gesammte korinthische Land häufig schon von Erdbeben heimgesucht worden ist. Als der Herd des neuesten Erdbebens muß der Mittelpunkt der Ellipse angenommen werden, in welcher dasselbe sich verbreitete, wie sich namentlich aus der Ausdehnung und aus der Form des heftig bewegten Erdbodens, aus der Richtung der Erdstöße und des Brausens abnehmen läßt; und dieser Mittelpunkt befindet sich südlich von Akrokorinth. Von da aus erfolgten die Erschütterungen und deren Wirkungen, die sich in dem Schwanken des Bodens und in dem Einsturz, oder in der Beschädigung der Gebäude kund gaben. Es ist von Wichtigkeit, dieß alles auch für die Zukunft wohl in Anschlag zu bringen, insoweit es um die Gründung eines neuen Korinth sich handelt.

Die Erzählungen des Scheich Abdallah Bou-Rema.

(Von Karl Zill.)

Dritte Erzählung.

Mohammed und Ali Bou-Rema wohnten, solange ihr Vater Abdallah lebte, in der Griba desselben auf dem Dmel-Bes-Bes, nach seinem Tode aber war ihres Bleibens nicht mehr daselbst, da sie mit allen Nachbarn zerfallen waren, und dazu Tag und Nacht von Streifpartien aus den umliegenden Stämmen, die ihnen manches zu vergelten hatten, angefochten wurden. Sie beschlossen daher einen einsamen Ort im Gebirg aufzusuchen, von welchem sich die ganze Gegend überschauen ließ, und dort einen festen Heith zu erbauen, hinter dessen Steinwällen sie jedem Angriff trotzen konnten. Ihre Wahl fiel auf eine Stelle, am südwestlichen Abhang des Bou-Kfalda, welche auf der Nordseite schon durch die Hand Allahs, der alle Dinge erschaffen hat, durch einen Kranz von steilen Felsen befestigt war. An diese Felsen lehnten sie ihre Festung, welche sie aus so ungeheuren Steinblöcken errichteten, daß es schwer zu begreifen ist wie sie damit fertig werden konnten, und man sagte damals allgemein, wie es noch jetzt manche Leute behaupten, ihre Mutter sey eine Sahåra [1] gewesen, und habe ihnen dabei durch ihre Zaubersprüche geholfen. Ich will diese Meinung nicht bestreiten, denn es gab bei uns von jeher Weiber welche sich auf allerlei Zauberkünste verstanden, wie es auch deren noch heute gibt. Das Dach dieser Festung bestand aus starken Eichenstämmen, worüber breite Korkrinden und große flache Steine gelegt wurden. Der Hausch [2] für das Vieh war von beträchtlichem Umfang, und ebenfalls mit einer starken Mauer von Erde und großen Steinen umgeben, und von allen Heiths, deren Ueberbleibsel man gegenwärtig noch hie und da antrifft, kann keiner mit dem Heith Mohammed Bou-Rema's verglichen werden. [3] Auf der Südseite der Gebäude pflanzten sie einen Feigengarten, von welchem noch einige Bäume vorhanden sind, deren Früchte jeden Herbst von den in der Gegend hütenden Serth [4] verspeist werden. In dem am Fuß der Anhöhe, worauf sie sich angebaut hatten, liegenden Waldthale des Oued-N'thal und in den Lichtungen des flachen Waldes im Okhrab fanden sie Land genug zum Pflügen, und bald hatten sie eine Einrichtung, wie sie der Bey von Constantine nicht besser haben konnte.

Die Beni-M'henna, welche von jeher die ärgsten Feinde der Ouischaoua waren, rühmten sich die Ouled-Bou-Rema vom Dmel-Bes-Bes vertrieben und in die Wildniß des Bou-Kfalda verwiesen zu haben; allein sie frohlockten nicht lange, denn bald erfuhren sie aus einer Reihe nächtlicher, mit beispielloser Dreistigkeit verübter Diebstähle, deren Opfer sie waren, daß Mohammed Bou-Rema noch gar keine Neigung spüre einen Rosenkranz um den Hals zu hängen und ein Marabut zu werden. Am Ende kam es sogar so weit daß sie ihm gute Worte geben, und oft zu wiederholende Geschenke machen mußten, damit er sie in Frieden lasse.

[1] El Sahåra, die Zauberin, Hexe.

[2] El Haousch, der Park, Pferch.

[3] Die Ruinen dieses rohen Forts, welches die Einheimischen „el heith enta Mohammed Bou-Rema" nennen, befinden sich etwa eine halbe Stunde Weges, in nördlicher Richtung, bergaufwärts vom Oued-N'thal.

[4] El Serk, der Schäfer, Hirt.

Aber wenn Mohammed Bou-Rema und die Seinigen die Beni-M'henna für einige Zeit in Ruhe ließen, so suchten sie dafür die im Süden und im Osten von ihnen liegenden Stämme heim, und waren im Zelt der Araber der Ebene, wie in den Gurbies der Bergbewohner, gleich gefürchtete Gäste. Nachts gieng gewöhnlich Mohammed allein auf Beute aus, während sein Bruder Ali als Hüter und Vertheidiger des Heith zu Hause blieb. Was nicht durch List zu erlangen war, kam auf dem Weg der Ueberraschung in ihren Besitz, und Reichthümer aller Art häuften sich in ihrer Festung an. Schläuche mit Butter und Oel, Messoueds [1] voll Katied, [2] getrocknetem Kuskusu und gedörrten Feigen füllten die Vorrathskammern, Silberschmuck der Weiber und werthvolle Waffen aller Art den Schatz Mohammeds und seines Bruders, Kühe, Ziegen und Schafe den Pferch, und die Auslösung der letztern durch ihre Eigenthümer brachte ihnen schönes Geld ein. Später als sich ihre Dienerschaft durch eine Anzahl vogelfreier Leute, die sich zu ihnen geflüchtet, vermehrt hatte, unternahmen sie offene Ghazzias und wurden der Schrecken der ganzen Gegend. Die Großthaten Mohammed Bou-Rema's erwarben ihm einen großen Einfluß auf die Ouischaoua des Melarul, des Dschennen-Dib, von N'mada und Ain-Neschma, welche er oft in ihren Fehden gegen die Sanhadja, die Dschendel und die Ghadscheta anführte. Dagegen waren ihm diejenigen von Filfila und der Guerbes nicht sehr gewogen, obschon er sich nie das geringste gegen sie zu schulden kommen lassen; sie durften es ihm aber nicht sagen, und wenn er bei einem Ders [3] oder einer Sirda [4] erschien, machten sie ihm das freundlichste Gesicht, denn die ihn nicht liebten, fürchteten ihn. Er war übrigens von Jugend auf gewohnt mehr auf sich selbst als auf andere zu zählen, und er wäre immer ein starker, gefürchteter Mann geblieben, wenn ihn auch alle verlassen hätten.

Wenn du alle Geschichten die man von Mohammed Bou-Rema erzählt, aufschreiben wolltest, so hättest du ein ganzes Jahr damit zu thun, und es würde ein Buch, dicker als der Koran, daraus werden. Ich kann mich auch unmöglich an alles erinnern was ich über ihn gehört habe, allein das wenige das ich dir mitzutheilen im Stande bin, kann dir einen hinlänglichen Begriff von seiner Lebensweise, seinem Charakter und seinem Muth geben, auch kannst du überhaupt daraus abnehmen, wie ganz verschieden von heute es zur Zeit unserer Großeltern in den Stämmen des Sahels aussah.

Bei den Ouischaoua, so wie auch bei den meisten andern Stämmen des Küstengebirgs ist es gewöhnlich daß ein wohlhabender Familienvater seine jungen Söhne verheirathet, wenn diese kaum der Kindheit entwachsen sind, und da ein Hauswesen unter der Leitung von zwei Kindern nicht wohl bestehen kann, so trägt er Sorge ihnen der Arbeit kundige Weiber — gewöhnlich von ihrem ersten Mann geschieden — zu geben, die dann natürlich viel älter als ihre Ehemänner sind. Eine solche Ehe thut gut, solange der Mann noch sehr jung ist; kaum beginnt ihm aber der Flaum am Kinn zu sprossen, so findet er seine Frau alt, häßlich und herrschsüchtig, und steht nicht an sich mit erster Gelegenheit von ihr zu scheiden, um sich eine Gehülfin nach seinem Geschmack zu nehmen.

[1] El Messoued, ein aus einer gegerbten Ziegenhaut verfertigter Sack.

[2] El Katied, in lange Streifen geschnittenes und an der Sonne getrocknetes Fleisch.

[3] El Ders, das Fest.

[4] El Sirda, ein irgendeinem Heiligen zu Ehren gefeiertes Fest.

Mohammed Bou-Rema befand sich in diesem Fall, Robbi aber überhob ihn der Mühe sich von seiner Frau zu scheiden, denn sie starb im zweiten Jahre seiner Niederlassung auf dem Bou-Kfalba. Einige Zeit nach ihrem Begräbniß gab er eine Farka, [1] wie sie nur die Großen des Landes geben konnten. Es wurden vier Stiere, nebst einer großen Anzahl von Ziegenböcken und Schafen dabei geschlachtet, und der Kuskusu war in demselben Verhältniß erforderlich, um alle von nah und fern herbeigeströmten Gäste zu bewirthen. Bei einer solchen Gelegenheit durfte niemand ausbleiben; die Freunde kamen, eben weil sie Freunde waren, die Gleichgültigen und selbst diejenigen welche den Ouled-Bou-Rema insgeheim zuwider waren, fanden sich ein, weil sie es nicht mit ihnen verderben wollten — alle aber brachten die bei solchen Anlässen üblichen Geschenke, deren Summe so beträchtlich ausfiel daß sich der Wittwer wohl 20 Weiber dafür hätte kaufen können. Wenn Mohammed schon früher für einen satten [2] Mann galt, der überall anfragen durfte, so wollte jetzt jeder, der eine mannbare Tochter hatte — natürlich in Erwartung einer mit dem Reichthum des Bräutigams in Verhältniß stehenden Kaufsumme — sein Schwiegervater werden, und es wurden ihm daher, schon am Tage des Leichenfestes, vielfältige Eröffnungen zu diesem Zweck gemacht; da er aber nicht gewohnt war zu kaufen was er nehmen konnte, und deßhalb seine eigene Idee über diesen Gegenstand hatte, so ließen ihn die Anträge aller dieser Speculanten ungerührt.

Ihr Christen habt zwar allerlei thörichte Einrichtungen und Gebräuche, die uns nie anstehen können, eines aber müssen unsere eheluftigen jungen Männer an euch loben, nämlich eure Art zu freien und zu heirathen. Wenn wir unsere Weiber auf Kosten unsers Beutels erwerben müssen, so bringt ihr die eurigen umsonst, und noch dazu eine schöne Mitgift, die euch in den Stand setzt etwas vernünftiges zu beginnen. Wie mancher arme Ghammes unter uns muß seine sauer erworbenen Ersparnisse für eine Frau darangeben, die er, so zu sagen, nackt und bloß aus den Händen ihres Vaters erhielt, und seinen letzten T'men [3] daran wenden, um dieselbe nicht nur zu kleiden, sondern auch noch mit theuerm, unnöthigem Silbergeschmeide zu schmücken, das ihr später prächtig zu ihren schmutzigen, zerfetzten Lumpen steht, gleichviel ob er am Tage nach der Hochzeit noch etwas zu essen findet oder nicht. „Da mag er zusehen," sagt der Schwiegervater welcher das schöne Geld, mit welchem die jungen Eheleute sich das Nothwendigste hätten anschaffen können, eingestrichen hat, „ich habe auch auf diese Weise anfangen müssen, und bin deßwegen doch nicht Hungers gestorben." In dieser Habsucht von Seiten der Eltern ist auch der Grund zu suchen, warum unsere Töchter nicht selten in fremde Stämme verheirathet werden, selbst wenn diese von jeher in offener Feindschaft mit dem unsrigen lebten.

Ich sagte daß Mohammed Bou-Rema seine eigene Idee in Hinsicht seiner Wiederverheirathung hatte, was auch von einem Mann, der nichts auf die gewöhnliche Weise zu thun pflegte, zu erwarten stand. Wenn ihm irgend ein schönes Pferd oder ein gutes Maulthier gefiel, so ruhete er nicht, bis er es entweder durch List oder durch Gewalt an sich gebracht hatte; dieß war damals ehrlicher Krieg, und ein anderer konnte dasselbe, wann und wo er wollte, an ihm versuchen. Warum sollte er sich nicht auch eine Frau auf demselben Wege verschaffen können? Es galt den Versuch zu machen, und er konnte hierin nicht lange unschlüssig bleiben, da er dabei nicht mehr als bei irgend einer andern, in seinen Gewohnheiten liegenden Gewaltthat wagte.

Nun wohnte in einer Griba der Ouled-M'nia eine Wittwe welche eine einzige Tochter hatte, die weit und breit für einen Ausbund von Lieblichkeit und Schönheit galt, obgleich sie nicht oft ein Männerauge erblickt hatte. Der eifersüchtigste Mann konnte seine leichtsinnige Frau nicht besser hüten, als dieses Mädchen von seiner Mutter gehütet ward, nur selten durfte es in Begleitung der Alten und dabei gegen die Gewohnheit der Landbewohnerinnen, wie eine Städterin, dicht verschleiert, den Gurbie verlassen; noch nie hatte es einen Markt und noch weniger ein Fest gesehen, und wenn es sich auch, um die Langeweile zu vertreiben, in seine schönsten Gewänder kleidete, das Haar mit Oel salbte, die Zähne mit Suck [1] abrieb, die Hände mit Henne [2] und die Augenliederränder mit Kohol [3] färbte, so hatte es doch, außer seinem Anhängespiegelchen, niemand der ihm sagen konnte, wie schön ihm dieß alles stehe. Es ist daher zu glauben daß das arme Kind lieber in die Augen eines Freiers, als in seinen Spiegel geblickt hätte, allein so oft sich ein solcher meldete, ward er von der eigennützigen Alten mit der Weisung abgefertigt daß ihre Tochter, solange ihre Mutter lebe, von keinem Manne wissen wolle.

Auch Mohammed-Bou-Rema hatte von dieser unsichtbaren Schönen gehört, er beschloß sich durch eigenes Anschauen zu überzeugen ob der Ruf wahrgesprochen, und in diesem Falle den holdseligen Schatz ohne weiters zu entführen und nach seinem Felsennest auf dem Bou-Kfalba in Sicherheit zu bringen, wohin ihm die Alte ihre Einwilligung nachsenden konnte.

An einem schönen Sommermorgen kam ein zerlumpter Derwisch, welcher, nach der Weise dieser herumziehenden Bettler, abwechselnd auf einer Bandira [4] trommelte und fromme Strophen sang, nach der Griba der Ouled-M'nia, wo die bewußte Frau mit ihrer schönen Tochter wohnte; nachdem er von Gurbie zu Gurbie gegangen war und im Namen Gottes und Sidi Abdelkaders um ein Almosen angesprochen hatte, blieb er vor der etwas abseit gelegenen Wohnung der Wittwe stehen, und begehrte einen Trunk Wasser. Während die Mutter ihm einige Hände voll Weizen zu holen gieng, öffnete Messaoudo — so hieß die Tochter — den Wasserschlauch, ließ den kupfernen Eimer voll laufen und bot denselben dem Derwisch dar. „Allah, mehre dein Gut, [5] mein liebes Kind," sagte dieser, nachdem er getrunken und sie eine Weile starr angeblickt hatte, „er gebe dir einen wackern Ehemann, der zwei Burnusse und einen Haik aus dem Dscherid zu tragen vermag,

[1] El Farka bedeutet hier das Leichenfest. Bei allen diesen Festen ist eine gute Mahlzeit die Hauptsache, und es werden dabei unglaubliche Quantitäten von Kuskusu und Fleisch verzehrt.

[2] Ein satter Mann (radschil schebân), gleichbedeutend mit: ein reicher, wohlhabender Mann.

[3] El T'men, ein Fünffolsstück.

[1] El Suck, die Rinde der Nußbaumwurzel, womit die Einheimischen die Zähne putzen und zugleich das Zahnfleisch braunroth färben.

[2] Mit der Tinctur des Henne (Lawsonia inermis L.) werden die Nägel und die Hände roth gefärbt.

[3] El Kohol, eine Mischung von Schwefelantimonium, Ruß und Indigo, womit man den Augenliederrändern eine schmale, schwarze Einfassung gibt.

[4] El bandira, das Tamburin.

[5] Allah ikatter khirek, abgekürzt ikatter khirek, gewöhnliche Danksagungsformel der Araber.

und auf einer gesattelten Stute reitet!"[1] Das Mädchen lächelte, die Mutter aber erzürnte sich und stieß den Bettler von ihrer Thür weg, worauf dieser langsam weiter gieng, und in den Krümmungen des in die Ebene hinabführenden Waldpfades verschwand.

Du wirst wohl errathen daß dieser Derwisch niemand anders als mein Großoheim Mohammed Bou-Rema war.

Der falsche Derwisch war nicht sobald nach seinem Heith zurückgekehrt, als er die Seinigen um sich versammelte, um sich mit ihnen zu berathen, auf welche Weise der Streich am besten auszuführen wäre. Die jungen Leute waren dafür, ungesäumt aufzubrechen und die Eriba der Ouled-M'nia mit bewaffneter Hand zu überrumpeln; sein Bruder Ali aber, und einer seiner entschlossensten Gehülfen, Bou-Fellak genannt, fanden daß es gerathener sey bis zur nahe bevorstehenden Gerstenernte zu warten, wo die Männer der Eriba den größten Theil des Tages über auf dem Felde beschäftigt seyen, und man sich dann leicht der Arussa[2] mit List bemächtigen könne.

Dieses letztere Auskunftsmittel erhielt den Vorzug. In einer finstern Nacht des Neumonds sattelte Mohammed Bou-Rema seine rothe Stute, und ließ seiner besten Mauleselin eine mit Steigbügeln versehene Seridscha[3] auflegen; von Kopf zu Fuß bewaffnet und von dem einzigen Bou-Fellak begleitet, schlug er den Weg nach dem Gebiet der Ouled-M'nia ein, und gelangte daselbst noch vor Tagesanbruch in die Nähe der Eriba welcher ihr Anschlag galt, wo er seinen Begleiter in dem ausgetrockneten, von hohen Eschen beschatteten Bette eines Waldbaches, bei den Thieren zurückließ, und sich selbst in dem hinter dem Gurbie seiner Schönen sich ausdehnenden Gebüsch verborgen hielt.

Aus seinem Versteck konnte er die Männer, bei anbrechendem Tag, mit ihren Sicheln und gefüllten Kürbißflaschen, gruppenweise zu Felde ziehen sehen; er wollte aber noch den Augenblick abwarten, wo die Weiber zur Quelle giengen um ihre Wasserschläuche zu füllen, da diese sich gewöhnlich auf diesem Gang von ihren Hunden begleiten lassen, und er auch erwarten durfte daß die Eignerin des von ihm mit spähendem Auge bewachten Gurbie's sich diesem täglichen Geschäft der Frauen in eigener Person unterziehen, und ihr Schooßkind zu Hause lassen werde, um nicht Gefahr zu laufen dasselbe unbescheidenen Blicken auszusetzen.

Was er vorausgesehen hatte, geschah, und als die Weiber hinter dem die Schlucht, in welcher die Quelle rann, bekränzenden Gebüsch verschwunden waren, stand er vor der auf den Tod erschrockenen Messaouda. „Schreie nicht, o Messaouda," redete er sie an; „ich bin Mohammed Bou-Rema, und wenn du mir folgen willst, so will ich dich zu einer reichen angesehenen Frau machen, und keine Sultanin soll es besser haben wie du!" Als aber das Mädchen dennoch aus allen Kräften zu schreien anfieng, faßte er es in seine Arme und rannte mit ihm in beflügeltem Lauf nach dem Ort, wo Bou-Fellak seiner harrte; in einem Nu waren sie im Sattel, und noch vor der Stunde des Dohor[4] zogen sie mit ihrer Beute in ihre Bergveste ein.

Diese Geschichte machte großes Aufsehen in der Gegend. Da die Ouled-M'nia nichts ernstliches gegen die Ouled-Bou-Rema zu unternehmen wagten, so bat die Mutter der Entführten die Scheichs der Zerdesas, des Fendek und der Guerbes um ihre Vermittlung. Diese drei Stammhäupter veranstalteten eine Zusammenkunft der streitenden Parteien unter den Eichen der Quelle des Dmel-Bes-Bes, wo Messaouda vor der versammelten Dschemmah erklärte, daß sie Mohammed Bou-Rema aus eigener freier Wahl gefolgt sey, und umsoweniger Lust habe sich von ihm zu trennen, als sie Hoffnung habe bald Mutter zu werden. Diese unerwartete Erklärung glich alles aus, und aller Hader zwischen Schwiegermutter und Schwiegersohn ward in einem nachträglichen splendiden Hochzeitsfest erstickt.

[1] Zwei Burnusse und einen Haik aus dem Dscherid tragen, ist die höchste Eleganz bei den Einheimischen, und eine Stute mit einem ordentlichen Reitsattel reiten, ist bei den Kabylen ein außerordentlicher Luxus.

[2] El Arousse, die Braut.

[3] El Seridscha, ein Reitkissen für Maulthiere.

[4] El Dohor, die Stunde des Mittaggebetes.

Ein Meke (Epos) der Fidschis.

(Aus Th. Williams' Fiji and the Fijians.)

Rai Thombotbombo ist, wie man sagt, ein Götterland, und nur wenige menschliche Wesen genießen das besondere Vorrecht in demselben zu wohnen. Einer der Götter, Rokaua, gab seine Schwester einem andern Gotte, mit Namen Okowa, zur Gemahlin. Diese Heirath war eine ungewöhnlich glückliche; allein wie das Sprüchwort sagt: „Treue Liebe ist nie ohne Kummer," so hatte Okowa auch bald den Verlust seiner Gemahlin, und zwar unter besonders traurigen Umständen, zu beklagen. Die Frau hatte ihren Herrn bei einem Ausflug zum Fischen an das Riff begleitet, und wurde dort von einem gewaltigen Vogel, der an Größe den Rok des arabischen Märchens übertraf, ergriffen und unter seinen Schwingen hinweggeführt. Der Vogel welcher solchergestalt der Tutuwathiwathi sich bemächtigte, ist einigen als Ngamiwatu, „Ente des Felsens," und andern als Ngutulei bekannt. Okowa eilte in der Fülle seines Schmerzes zu seinem Schwager Rokaua, überreichte ihm eine Jakona-Wurzel und bat ihn um seinen Beistand. In einem großen Nachen traten beide dann zur Aufsuchung der Verlornen ihre Fahrt an, und kamen unterwegs an ein nur von Göttinnen bewohntes Eiland, wo, wie das Lied sagt, „kein Mann lebte, und die Göttinnen sich in Jagdfreuden ihre Zeit vertrieben." Rokaua wollte diese Insel zum Ende der Wanderung machen, und sagte zu Okowa: „Laß uns nicht weiter segeln um Tutuwathiwathi aufzusuchen; hier ist ein Land das schönere Frauen birgt, und Ueberfluß hat an kostbaren Kauris." Allein diese hatten keinen Reiz für den treuen und trostlosen Gatten, der erwiederte: „Nein, Rokaua, nicht so; laß uns nur Tutuwathiwathi suchen." Als das Bruderpaar auf den Jasawas angekommen war, fragte es: wo man die Felsenente finden könne, und man wies sie nach Sawailö, allein der Vogel war nicht in seiner Höhle. Beim Umherschauen bemerkten sie einen von Tutuwathiwathi's kleinen Fingern, welchen Okowa als kostbare Reliquie zu sich nahm, und den richtigen Schluß zog daß seine Gemahlin von dem Vogel verschlungen worden sey. Nachdem die beiden Götter eine Weile geruht, sahen sie den Ver-

schlinger herannahen; „denn sein nebelgleicher Schatten verdunkelte das Angesicht der Sonne." In seinem Schnabel trug er fünf große Schildkröten, und in seinen Klauen zehn Meerschweine, die er, als er die Höhle erreicht, ohne Rücksicht auf die Eindringlinge zu fressen begann. Rokaua schlug vor, das Ungethüm mit dem Speer zu tödten, allein Olawa bat ihn sich noch eine Weile zu gedulden; er wolle vorerst zu den drei andern Göttern beten, auf daß dieselben sie durch Erregung eines gewaltigen Windes unterstützen. Das Gebet ward erhört, und ein in die Höhle hereinsausender Wind breitete des Vogels Schweif aus: Rokaua benützte diese Gelegenheit, und stieß dem Ungethüm seinen Speer in die Eingeweide. Obgleich der Speer aber sehr lang war, so drang er doch so tief in den Leib des Vogels ein daß er gänzlich unsichtbar wurde. Man schlug nun vor aus einer der Schwungfedern ein Segel zu machen; allein da ihre Schwere dem Nachen gefährlich werden konnte, so wählte man eine andere Feder, mittelst deren die beiden Götter wohlbehalten nach Hause segelten. Bevor sie indeß aufbrachen, warfen sie den todten Vogel in das Meer, und verursachten dadurch ein solches Steigen der Gewässer daß „die Grundveste des Himmels überfluthet wurde."

Madagaskar und die Malagasen.[1]

(Schluß.)

Im Jahre 1855 hatte endlich die schriftliche Erlaubniß der malagasischen Regierung zum Besuche der Residenz Mr. Ellis in der Capstadt erreicht. Nach einem kurzen Zwischenaufenthalt in England begab sich unser Missionär auf dem indischen Ueberlandwege über Ceylon nach Mauritius, von wo er nach vierwöchentlichem Verweilen am 9 Jul. 1856 abreiste und drei Tage später abermals bei Tamatawe die Insel Madagaskar betrat. Die Eröffnung des Handels hatte seit drei Jahren Wunder an dem Hafenplatz bewirkt, denn nicht nur waren etliche europäische Magazine und Häuser aufgebaut worden, sondern es stand bereits ein Wirthshaus, das erste welches überhaupt auf Madagaskar gegründet worden ist. Unter seinen Freunden in Tamatawe vermißte Mr. Ellis einen höheren Officier und erfuhr zu seinem Bedauern daß er an den Blattern gestorben sey, und zwar fern von den Seinigen, denn nach den gesundheitspolizeilichen Vorschriften wird jeder Blatterkranke aus den bewohnten Ortschaften entfernt und in abgelegene Krankenhäuser gebracht. Die Verwandten forschten eifrig bei unserm Verfasser ob noch Photographien des Verstorbenen vorhanden seyen, und er mußte ihnen versprechen, bei seiner Rückkehr nach England, ihnen von der negativen Platte, die er dort zurückgelassen hatte, einige Abzüge machen zu lassen und nach Madagaskar zu senden. Zur Unterhaltung und Belehrung der Eingebornen ließ Mr. Ellis einen elektrischen Telegraphen erbauen und zeigte ihnen mit Hülfe eines Apparates seine Dienste. Die Malagasen waren erstaunt über die Bewegungen der Nadeln und Anker, sie verstanden auch vollkommen daß man mit diesem Werkzeuge auf große Entfernungen Mittheilungen machen könnte, zuletzt aber wollten sie auch etwas über das Wesen der Kraft erfahren welche die Bewegung erzeuge. Darüber wußte nun der Missionär so viel wie die größten Gelehrten und so wenig wie die Malagasen selbst, nämlich nichts, doch sah er dem Volke ein inniges Vergnügen über die herrliche und nützliche Erfindung an. Von ihrem feinen Sinn für Schicklichkeit bekam er bald darauf eine hübsche Probe. Er hatte einem der Beamten eine Kiste bezeichnet welche ein Geschenk für die Königin enthielt. Etliche Tage später sah dieser Würdige einen seiner Collegen auf der Kiste sitzen, ersuchte ihn augenblicklich sich zu erheben, und beauftragte den einheimischen Bedienten unseres Verf. fortan streng Obacht zu haben daß sich niemand auf oder über das königl. Geschenk setze, da dieß im höchsten Grade anstößig seyn würde. Auf dem Markte von Tamatawe bemerkte der Reisende sehr lobenswerthe Handwerksgeräthe und Waffen einheimischer Erzeugung nach europäischen Mustern. Der Reichthum der Insel an Eisenerzen muß höchst beträchtlich seyn. Bis jetzt wird das Metall von dem Ambohimiangavo, wörtlich vom Eisenberge gewonnen, wo es so zu Tage tritt daß noch nie tiefer als zwei Fuß danach gegraben werden mußte. Ihre „Hochöfen" legen die Eingebornen in der Nähe von fließendem Wasser an, weil sie die Erze zuvor stampfen und von den lockern erdigen Theilen durch Waschen befreien. Der Ofen selbst ist eine Grube, die zwei oder drei Fuß in die Erde hinab reicht, mit Steinen bekleidet, abwechselnd mit Lagen von Holzkohle und Erz gefüllt, und oben mit einem Mantel von Lehm bedeckt wird. Ihre Gebläse sind sehr einfach. Sie bestehen aus einem hohlen Baum worin sich ganz nach Art unserer Butterfässer ein Stempel auf und abbewegt. Die eingepreßte Luft entschlüpft vom Boden aus durch ein Bambusrohr in den Ofen. Die Missionsgesellschaft hat den Eingebornen als Lehrmeister einen englischen Schmied zugesendet, und unter seiner Anweisung hat sich die einheimische Manufactur sehr beträchtlich verbessert. Nicht wenig überrascht war unser Verfasser, als er unter den Vorräthen die man für seine Reise herrichtete, hundert Stück Kerzen entdeckte welche die Eingebornen aus Rindstalg gegossen hatten und die ihrer Industrie Ehre machten. In jenen Tagen kam auch ein Botschafter der Königin aus der Residenz, welcher der Familie des Hrn. Delastelles, eines französischen Ansiedlers, der sich um die Einführung des Zuckerbaues und der Zuckersiederei auf der Insel große Verdienste erworben hatte und kürzlich gestorben war, die Theilnahme der Monarchin mit den Worten zu versichern, „sie würde lieber 2000, auch 3000, ja 5000 Dollars verloren als von seinem Tode gehört haben" — eine Art wie die Malagasen ihr Bedauern über einen solchen Verlust ausdrücken. Auf amtlichen Befehl wurden bei den Todtenfeierlichkeiten eine Anzahl von Kanonen- und Flintenschüssen abgefeuert und Branntwein unter das Volk vertheilt. Vor seiner Reise ins Innere überstand unser Verfasser nochmals ein Galaessen bei dem Statthalter, zu welchem die europäischen Ansiedler und die Officiere der vor Anker liegenden Schiffe eingeladen waren. Als man bei Tisch öfters im Gespräch den Namen der Königin genannt hatte, ließ der Gouverneur seinen Gästen wissen,

[1] Aus Versehen ist in der vorigen Nummer die Quellenangabe des benutzten Werkes weggelassen worden, die wir hiermit nachtragen. Three visits to Madagascar during the years 1853—1854—1856 by the Rev. Will. Ellis. London, Murray 1858.

sie möchten das nicht ferner thun, da die Howas es nicht anständig finden bei der Tafel den Namen der Monarchin in die Unterhaltung zu mischen.

Da unserm Missionär versichert wurde daß die beste Jahreszeit zur Reise ins Innere eingetreten wäre und er unbesorgt vor dem Fieber seyn dürfe, so waren seine Vorbereitungen bald getroffen. Madagaskar hat keine Straßen, sondern nur Fußpfade. Zur Bewegung des Gepäcks wurden daher nicht weniger als hundert Lastträger zur Verfügung gestellt; der Reisende selbst aber nahm seinen Platz in einem gondelförmigen Palankin mit niedrigem Zeltdach, worin eine Person ausgestreckt sich niederlegen kann und wo sie vollständig gegen die Nässe, selbst bei tropischen Schauern geschützt ist.

Am 6 August setzte sich die Karawane in Bewegung. Während der ganzen Reise, die letzten Tage ausgenommen, begann der Morgen mit heftigen Regengüssen, und erst mit dem vorgerückten Tage klärte sich das Wetter gewöhnlich auf. Die Märsche waren kurz und endigten jedesmal nach Erreichung einer Lota oder eines öffentlichen Stationshauses für Reisende, von denen es eins oft sogar etliche in jedem Dorf gibt. Das Land selbst ist ziemlich dicht bewachsen, die Lichtungen aber stets mit Reis bestellt. Der Pflanzenwuchs ist üppig wie in Brasilien, und überall entdeckte der botanische Blick unsres Reisenden neue Pflanzenarten, zu deren wissenschaftlicher Untersuchung ihm freilich selten die Zeit blieb. Auch etliche Seen wurden in Kähnen überschritten, während bei den größeren 30 und 40 Ellen breiten Flüssen Fähren bereit standen und über die kleineren Ströme Brücken führten. In allen diesen Gewässern hausten Krokodile bis zu 15 Fuß Länge, gegen welche die Eingebornen abergläubische Furcht zeigen, und deren Angriffe sie durch Talismane und Zaubersprüche statt durch Gewalt abzuwenden suchen. Das Krokodil scheint ein heiliges Thier zu seyn, wenigstens ist ein goldener Krokodilzahn die höchste Zierath in der Krone der Königin. Obgleich die Eier dieser Reptilien aufgespürt und in großer Zahl gegessen, die jungen Thiere auch fleißig erschlagen werden, soll sich doch in letzter Zeit die gefährliche Eidechse sehr stark vermehrt haben. Es lassen sich diese Thiere durch Geräusch gern verscheuchen, und die Eingebornen versäumen nicht großen Lärm zu machen, wenn sie durch einen Fluß waten, doch war erst kürzlich eine Mehrzahl von Personen bei einem solchen Versuche angegriffen und von Krokodilen verzehrt worden. Bei jedem Nachtlager erschien der Dorfhäuptling mit einem Geschenk in Reis und Hühnern, bisweilen sogar mit einem Stier, der zerlegt und unter die Karawane vertheilt wurde. Anfangs hatte Hr. Ellis die Besorgniß die Palankinträger allzusehr zu ermüden, aber nicht nur daß diese abwechselnd sich ablösten, und wo es die Beschaffenheit des Weges erlaubte, im Trabe mit ihrer Last sich bewegten, sondern sie begannen auch am Abend statt zu rasten, einen sehr erschöpfenden Tanz, der stundenlang währte und oft mit einer Sauferei endigte, denn zu seinem großen Schmerz bemerkte der Missionär in den Dörfern Branntweinhäuser. Es ist nämlich zu fürchten daß die Eingebornen auch auf jener Insel dem physisch so verderblichen Laster der Trunksucht erliegen werden. Ein Trost ist es daß die Howas sich vor dem unmäßigen Genuß zu hüten scheinen, und der herrschende und intelligente Menschenschlag wenigstens vor der Branntweinpest sich retten möchte. Nach 12 Tagen bekam man von einer Anhöhe noch einmal das Meer zu sehen. Der Ort selbst, eine düstre von Wäldern umgebene Einöde, heißt der Thränenplatz der Howas, weil dort vor Abschaffung des Sklavenhandels im Jahr 1817 die aus dem Innern nach der Küste getriebenen Kriegsgefangenen zum erstenmal das Meer sahen, welches sie bald von der Heimath trennen sollte. Beim Aufbruch von einem der nächsten Dörfer begegnete man einem mit Speeren bewaffneten Jagdtrupp, welcher der Fährte eines Ebers folgte. Das gezähmte Schwein (kisoa) unterscheidet die Sprache der Eingebornen von dem wilden (lambo), welches unter den Augen angeblich Hauer oder Hörner haben soll, die aber wahrscheinlich nichts anderes sind als die schwieligen Erhöhungen des Sus larvatus (Cuvier). Uebrigens muß die Insel ehemals von Wildschweinen sehr bevölkert gewesen seyn, denn einer der wenigen Namen Madagaskars Nesindambo, welcher von sämmtlichen Malagasen anerkannt wird, bedeutet Eberinsel. Ist auch das Land arm an Thierarten, so sind die Wälder im Innern außerordentlich reich an Wild, namentlich aber an Ebern und Büffeln.

Man erreichte jetzt den Wald oder vielmehr einen Zipfel des Waldes von Alamazaotra, eine Pflanzenwildniß die in einer Breite von 40 Meilen engl. das Innere bedeckt. Dort begann auch der Weg viel entschiedener als bisher aufzusteigen. „Der Pfad, bemerkt unser Verfasser, wurde hier abschreckend. Der Boden aus zähem Thon war bedeckt mit tiefen Schlamm- und Wasserlöchern. Oft war der Weg völlig unter Wasser, noch häufiger aber gieng es an schlüpfrigen Senkungen auf und ab, wo man sich wegen der querliegenden niedergestürzten Riesenstämme in Schlangenlinien bewegen mußte. Die schlüpfrigen oder felsigen Theile der Abhänge waren bisweilen so steil daß ich aufrecht in meinem Palankin stand, und 10—12 Personen nöthig waren um mich hinab- oder hinauf zu schaffen." Mit Recht pflegte daher der König Radama zu sagen, er habe zwei unbesiegbare Generale gegen einen Einfall von Europäern: den General Hazo (Urwald) und den General Tazo (Fieber). Die Bäume, obgleich von hartem Holz und langsamem Wuchs, gediehen bis zu einer staunenswerthen Größe. Während an der Küste der Reichthum von Orchideen unsern Verfasser ergötzt hatte, sah er hier nur wenige dieser Zierpflanzen des Urwaldes, wie überhaupt selten Parasiten, während es an Schlinggewächsen nirgends mangelte. Kurz, bevor man das Stammland der Howas betrat, erreichte ein Adjutant des Kronprinzen Ramonja den Missionär, um ihm Grüße seines Herrn zu bringen. Einen rührenden Auftritt veranlaßte ein altes grauhaariges Weib, welches dem Reisenden in den Weg trat, mit den Worten: efa tonga, efa tonga! — endlich ist er gekommen. Sie klatschte dazu in die Hände mit dem Ausruf: „O, Ramonja, wie glücklich wird es dich machen!" Die Alte war die Amme des Thronerben, und wahrscheinlich im Stillen noch Christin. Am nächsten Tage überschritt man den beschwerlichen Angavopaß, den die Howas erst nach zweitägigem harten Gefecht und nur mit Hülfe der weittragenden Feuerrohre erobern, und seitdem ihre Heerzüge nach der Küste ausdehnen konnten.

Ankara war die erste Ortschaft des Howalandes wo man eine völlig neue Welt betrat. Die Hochfläche war von Baumwuchs entblößt, mit saftigen Weiden bedeckt, auf denen zahlreiche Heerden grasten und muntre Wasser sich wanden, so daß man, da die Luft kühl und rein wehte, sich nach England versetzt glauben konnte. Die Häuser waren besser gebaut, bisweilen zwei Stock hoch und die Hofräume sauber gefegt. Im Innern der Wohnungen sah es aber sehr schmutzig aus. Auf den Märkten fehlte es damals an Fischen, Eiern und einer beliebten Fleischspeise, den Heuschrecken, die in Schwärmen gefangen, getrocknet, durch Schütteln in Sieben von Flügeln und Schenkeln befreit und geröstet genossen werden. Die Dörfer lagen meistens auf

Anhöhen und gaben, durch Mauern und Gräben geschützt, der Gegend das Gepräge mittelalterlicher Lehnszeit. Da die Plätze mit vieler Erfahrung gewählt und sorgsam befestigt waren, so durfte man daraus schließen daß die Howas lange Zeit unter sich und mit ihren Nachbarn in Fehde gelebt haben mußten. Am 25 August erreichte der Reisende die letzte Station vor der Hauptstadt und brachte den Abend deßhalb in keiner geringen Aufregung zu. In dem Howahause, wo er einkehrte, sah er eine Frau vor einem gebrechlichen und sehr ursprünglichen Webstuhl beschäftigt, der aus vier ungleichen Pfosten bestand, die mit Ruthen verbunden waren. Gleichwohl kommen von diesem Werkzeug die herrlichen seidenen Schärpen (Lambas), deren reiche Farben und zierlich Muster bewundert werden müssen.

In der Morgenfrische des 26 August 1856 wurde der Verfasser von etlichen Hofbedienten zum Ausbruch nach Antananariwo oder der Stadt der tausend Orte eingeladen. Sie liegt 7000 Fuß über dem Meeresspiegel auf dem Kamme eines der vielen Hügel des welligen Landes. Ziemlich in der Mitte und auf der höchsten Spitze überragt die spitzen Giebel der Häusermassen der 60 Fuß hohe königliche Palast, der aus zwei mit einer doppelten Veranda umgebenen Stockwerken besteht und dessen spitzes Dach von drei Reihen Dachfenstern durchbrochen wird. Nach den Abbildungen gleicht dieses Gebäude, welches zur Unterscheidung mitten auf der Dachfirste einen goldenen Adler mit ausgebreiteten Schwingen (vielleicht von amerikanischer Manufactur) trägt, dem Rathhause einer kleinen europäischen Stadt und die Stadt selbst einem stattlichen Dorfe, doch gibt die graue Farbe des Holzwerkes sämmtlicher Häuser der Residenz ein düsteres Aussehen. Zwischen gaffendem, aber freundlich gestimmtem Volk hindurch führten die Beamten den Missionär nach dem Hause oder den Häusern, die ihm zum Obdach angewiesen worden waren, und als er sein Staatszimmer mit einem Waschtisch, mit Spiegeln, mit einem Büffet für Gläser und mit europäischen Stühlen ausgestattet fand, fühlte er sich von so viel Bequemlichkeiten nicht wenig angeheimelt. Am nächsten Tage machte der Kronprinz seinen Besuch. Er erschien jünger als seine 26 Jahre erwarten ließen, auch trug sein Gesicht einen völlig europäischen Schnitt. Er kam in schwarzem Frack, dergleichen Beinkleidern, einer goldgestickten Sammetweste und in weißer Cravatte. Auch er, wie alle Beamten schon früher, erkundigte sich dringend, ob es wahr sey daß die französische Regierung, wovon damals in den Zeitungen so viel verhandelt wurde, eine Expedition nach Madagaskar zu senden beschlossen habe. Mr. Ellis tröstete ihn daß sehr oft die Zeitungen mit leeren Gerüchten angefüllt würden; so habe er, setzte er sein hinzu, kürzlich gelesen daß Se. königliche Hoheit von einem katholischen Priester belehrt worden sey und um Absendung katholischer Missionäre gebeten habe. Der Prinz gestand offen daß sich in der Hauptstadt ein römischer Priester befinde welcher ihn zu seiner Kirche habe bekehren wollen. Der Prinzessin seiner Frau schenkte er ein Crucifix und dem Prinzen selbst eine silberne Medaille mit dem Bildniß der Muttergottes, indem er ihm versprach, wenn er diese Medaille am Hals tragen und beide Ehegatten unbedingtes Vertrauen in die Jungfrau Maria setzen wollten, ihr Lieblingswunsch sich erfüllen und die Prinzessin schwanger werden würde. Der Prinz versicherte zwar unserm Verfasser daß er gut protestantisch geblieben sey, doch öffnete er seine Weste und zeigte daß er noch fortwährend die Medaille an der seidenen Schnur trug.

Innigkeit der Familienbande ist ein Merkmal von dem trefflichen Charakter der Howas, und namentlich ist die Achtung und Liebe der Söhne zu ihren Müttern ein höchst bedeutsamer Gemüthszug. Nicht schwächer aber ist die Liebe der Eltern zu den Kindern. So erhielt unser Autor am nächsten Tage den Besuch von dem Vater, der Mutter und der Frau eines jungen Häuptlings, den er früher in Tamatawe hatte kennen lernen und der mittlerweile gestorben war. Der Vater sagte: „Wir kommen mit einem geringen Geschenk als Zeichen unsrer Liebe, denn unser Sohn war Euch zugethan und hat uns oft von Euch erzählt. Wir werden ihn nie wieder sehen, aber wenn wir Euch sehen, so ist es als kehre er lebhaft in unser Gedächtniß zurück.“ Hr. Ellis suchte in seiner Brieftasche nach einer Photographie des Verstorbenen und schenkte es den trauernden Verwandten, die bitterlich zu weinen begannen, während die Mutter und die Wittwe das Bildniß küßten.

In Begleitung des Prinzen und der Prinzessin machte der Verfasser Ausflüge nach den königlichen Lustschlössern in der Nähe der Hauptstadt. Das merkwürdigste was er dabei sah, war die Ilavatehezana oder große Brücke über einen 40 Ellen breiten Strom aus 11 Steinpfeilern erbaut, über welche horizontal 10 F. lange und 5 F. breite Steinplatten gelegt waren und deren „Bögen“ in der Mitte 15 F. lichte Höhe hatten. Die Brücke selbst war sehr schmal (5 F.) und nur für Fußgänger eingerichtet, sah auch sonst ungeschlacht aus. Nichtsdestoweniger macht sie den Howas Ehre, weil es ein originales einheimisches Bauwerk ist. Auf dem Rückweg von diesem Ausflug begegnete man einer Schaar Beamter, von denen einer, der Herold der Königin, einen breitklingigen Silberspeer, den Tsitialainga oder Lügenhasser trug. Diese Leute befanden sich auf einer gerichtlichen Sendung; und wo der Herold seinen Speer vor einem Hausthor aufpflanzt, darf niemand der Einwohner die Schwelle verlassen, bevor der Speer nicht entfernt ist. Zur Begleitung des prinzlichen Gefolges gehörte auch eine Musikbande, welche eine eigene malagasische Nationalhymne, aber auch, wie sich später ergab, europäische Musikstücke, das God save, das Rule Britannia, und etliche bekannte Märsche spielen konnte. Auf den Feldern in der Nähe der Hauptstadt wurden Soldaten sichtbar, welche, wie Hr. Ellis erfuhr, zu Truppenübungen (je einmal in vierzehn) Tagen ausgerückt waren. Man sprach von 40,000 Mann und einer Compagnie Artillerie, aber freilich bot sich keine Gelegenheit um diese angebliche Stärke prüfen zu können.

Am 5 September Morgens bekam der Missionär Nachricht daß die Königin am Nachmittag um 3 Uhr ihn empfangen wolle. Der Hofmarschall duldete nicht daß der Vorzustellende nur in schwarzen Kleidern erschiene, sondern er mußte ein roth und grün gewürfeltes Atlaßgewand, welches sich unter den Geschenken befand, anlegen. In dieser Maskerade brachte man ihn nach dem Platz vor den königlichen Palast, wo Truppen in einem nach dem Palast zu offenen Viereck vier Glieder tief aufgestellt waren. Außer dem Tuch welches um die Hüften geschlungen war, trugen die Soldaten auf dem nackten Leibe nur das Kreuzband, woran Patrontasche und Seitengewehr befestigt waren und Flinten mit Bajonnet. Der Hof hatte auf der untersten Verandah des Palastes sich versammelt, die Königin saß in der Mitte, kenntlich an dem scharlachenen Sonnenschirm, der über sie gehalten wurde, denn auch bei den Howas ist der Sonnenschirm ausschließliches Attribut der Majestät. Dem Missionär wurde ein Platz der Königin gegenüber angewiesen, und es begann nun mit Hülfe der Dolmetscher eine Unterredung, im Laufe welcher Hr. Ellis die Hasina überreichte. Ganz ähnlich wie bei morgenländischen Höfen niemand sich der Majestät nähern darf ohne

ein Geschenk zu bringen als Zeichen seiner Huldigung, so gab auch hier unser Verfasser eine Guinee einem der Beamten, und die Königin nahm das Geschenk mit gnädigem Kopfnicken an. Hierauf erklärte sich der Missionär durch einen Brief des Grafen Clarendon ermächtigt den Wunsch der brittischen Regierung zu äußern, mit dem Hof von Antananariwo in Freundschaft und gutem Einvernehmen zu bleiben, was mit Wohlgefallen vernommen wurde. Die Königin ist eine handfeste, kleine, wohlbeleibte Person mit rundem Gesicht, wohlgeformter Stirn, kurzer, aber nicht breiter Nase, kleinen Augen und schmalen wohlgeformten Lippen. Ihr Aeußeres war ziemlich gewinnend, verkündete aber dabei große Entschlossenheit. Sie sah auch trotz ihrer 68 Jahre noch sehr rüstig aus. Als Schmuck trug sie eine goldene Krone auf dem Haupt, ein Halsband, Ringe in den Ohren, und um die Schultern eine nationale Schärpe (Lamba) aus weißem Atlaß. Der Hofstaat, bestehend aus 80—100 Personen, füllte den Balcon oder die Verandah, und darunter befanden sich auch zwei Franzosen, ein Hr. Laborde und der P. Hervier, jener katholische Priester, von dem bereits die Rede war. Zu Ehren unseres Verfassers veranstaltete Hr. Laborde am andern Morgen ein feierliches Frühstück. Da die Toaste von den Howas mit großer Etikette geregelt werden, fiel es dem Ehrengaste zu, auf die Königin das erste Hoch auszubringen. Später sollte die Reihe an Hrn. Hervier kommen, um seinen protestantischen Collegen Ellis leben zu lassen, er war aber nicht dazu zu bewegen. Andere Feste wurden von den Reichswürdenträgern veranstaltet, von denen etliche es bis zu großen Reichthümern gebracht haben. Einer von ihnen konnte 30,000 Dollars, 1000 Sklaven und 3000 Stück Hornvieh hinterlassen. Der Hauptreichthum dieser Barone scheint, wie in Rußland, aus Leibeigenen zu bestehen, und wer 50 Unfreie besitzt, wird schon als sehr vermögend angesehen. In allen diesen Häusern herrscht ein erfreulicher Luxus. Die Tafeln waren mit Porcellan-, oder wohl auch silbernen Vasen voll künstlicher Blumen geschmückt, die Bestecke so wie die Präsentirschüsseln gleichfalls von Silber, und auf allen diesen Gegenständen eine Krone und ein Vogel, der Wappenschmuck der Howas, eingeschnitten. Die Gespräche kehrten immer wieder zu der befürchteten französischen Invasion zurück, und über den Anlaß dazu wurde folgendes mitgetheilt: Etliche Franzosen, die auf der Insel Bourbon Verbindungen besaßen, hatten sich ohne Erlaubniß der Regierung mit Leuten der Mozambiqueküste auf der Insel niedergelassen, Holz gefällt, ein Fort gebaut und mit Geschütz bewaffnet. Die Königin ließ ihnen befehlen daß sie das Land räumen sollten, und auf ihre Weigerung war eine bewaffnete Macht ausgesendet worden, welche die Niederlassung schleifte. Bald nachher verbreitete sich in der Residenz die Nachricht, daß beide Seemächte, also auch die Britten, einen Schlag gegen Madagaskar beabsichtigten. Diesem Umstand hatte der Verfasser es vielleicht zuzuschreiben, wenn nicht vielleicht der katholische Priester das seinige dazu beitrug, daß die Königin eines schönen Morgens ihm wissen ließ, er möchte, da die Frist, welche ihm zur Reise bewilligt worden, beinahe verstrichen sey, an die Rückkehr denken, und ob er wohl in acht Tagen mit seinen Vorbereitungen fertig werden könnte? Der Verfasser versichert uns, daß die Geschenke, welche er der Königin von Seiten des Statthalters von Mauritius oder als freiwillige brittische Gaben überreicht habe, ferner ein Paket Exemplare der Londoner illustrirten Zeitung, so wie Noten mit europäischen Musikstücken sehr wohlgefällig aufgenommen worden seyen; jedenfalls aber war seine Gegenwart dem Hofe unbehaglich, und zwar scheint es — denn der Verf. schweigt gänzlich über diesen wichtigen Punkt — als habe man gerade mit einem Engländer sich nicht tiefer einlassen wollen, denn nicht nur daß mehrere Franzosen in Antananariwo dauernd anwesend waren, sondern es begegneten auf der Rückreise dem Verfasser etliche andere, theils Kaufleute, theils Missionäre, die also als Franzosen ohne Schwierigkeiten Erlaubniß zum Aufenthalt in der Residenz erhalten haben mußten. Die Howas sind, scheint es, so weit über die Weltlage und die Politik der fremden Völker unterrichtet, daß sie wenig von den Franzosen, desto mehr aber von den überall erobernd auftretenden Britten besorgen, und Reisende, die gewöhnliche Vorhut der Bajonnette, sich vom Leibe halten wollen.

Den Rest seiner Zeit verwendete Hr. Ellis zur Aufnahme von Photographien des Prinzen und seiner Gemahlin, sowie etlicher Howahäuptlinge. Beinahe wäre auch dieses Geschäft ihm mißlungen, denn es fehlte unter seinen Chemikalien durch einen ärgerlichen Zufall die Essigsäure zum Hervorrufen des negativen Bildes. Die Noth macht erfinderisch, und so ersetzte der Adept die fehlende Säure durch eine Mischung von Essig und Gallussäure, die ihm ganz erträgliche Dienste leistete. Bei diesen Arbeiten wurde er mit dem Kronprinzen immer vertraulicher, der den festen Willen kund gab sein Volk glücklich zu machen und es auf die Stufe großer Nationen zu heben. Er schien auch bereit den Weg einzuschlagen den Ellis als den einzigen und sichern bezeichnete, nämlich den Weg europäischen Unterrichtes, wobei sich die beiden Männer zu der goldenen Phantasie verirrten, in Antananariwo eine Schule dereinst zu gründen. Daß der Prinz fest in seinem Christenglauben ist, zeigte er darin daß er in Gegenwart von Zeugen unbefangen von dem brittischen Schinken aß, den ihm der Photograph vorsetzte, während andere Personen vom Hof den Genuß sich versagten, weil die Volkspriester kein Schweinefleisch dulden wollten. Alles hängt davon ab daß der Prinz am Leben bleibt, aber erst kurz zuvor hatte ein Attentat auf freiem Felde gegen ihn stattgefunden und der Thronfolger war nur knapp einem gegen ihn geschleuderten Speer ausgewichen. Die Priester und eine altconservative Partei scheinen noch großen Anhang zu besitzen, wenigstens darf man dieß aus vielen Aeußerungen des Hrn. Ellis schließen, dessen Buch die Begierde nach einer genauen Bekanntschaft mit den Howas nur geschärft, nicht befriedigt hat, denn wir lernen nur so gelegentlich auf der Straße und zu Fuß, möchte man sagen, etwas von den politischen Einrichtungen, gar nichts oder nur andeutungsweise etwas von ihrer Religion kennen, und sind völlig im Dunkeln über die Stärke und Absichten der feindlichen Parteien.

Am 6 Aug. war der Verfasser von der Küste aufgebrochen, am 26. hatte er die Hauptstadt erreicht und genau einen Monat später, am 26 Sept. verließ er Antananariwo und langte am 12 Oct. unter beständigen Regengüssen in Tamatawe an, wo er sich unverzüglich einschiffte.

Bayard Taylors nordische Reise.

Wir besitzen jetzt eine autorisirte deutsche Uebersetzung [1] der Sommer- und Winterbilder des amerikanischen Reiseschriftstellers aus Schweden, Lappland und Norwegen, von welcher, schon vor ihrem Erscheinen, Bruchstücke in diesen Blättern mitgetheilt wurden. [2] Der nächste Zweck der Reise war die Natur unter dem arktischen Gürtel zu beobachten. Um in Lappland selbst reisen zu können, muß man aber ein Rennthier vor dem Schlitten leiten lernen. Diese Studien sind anfangs nicht sehr dankbar. „Ich setzte mich, erzählt unser Tourist, ergriff den Zügel nach Vorschrift und erwartete das Signal zur Abfahrt. Mein Rennthier war ein kräftiges und rasches Thier, das so eben seine Hörner abgeworfen hatte. Ludwig fuhr zuerst. Mein Rennthier machte einen scheuen Satz, fegte um die Ecke des Hauses und jagte den Hügel hinab. Ich suchte Luft zu schnappen, da mir der Athem vergangen war, und das Gleichgewicht zu erhalten, indem der Pulk, der von einer Seite zur andern schleuderte, über das Eis tanzte. Es war zu spät. Ein rasches Vorgefühl der Katastrophe stieg in meiner Seele auf, aber ich war nicht im Stande sie abzuwenden. In der nächsten Secunde fand ich mich auf den lockern Schnee geschleudert und den Schlitten mit dem Boden zu oberst neben mir. Das Rennthier, welches an meinem Arm befestigt war, stand still und sah mich mit einem Ausdruck dummen Erstaunens, aber nicht des Mitleids im Gesicht, an. Ich stand auf, schüttelte mich, machte den Pulk zurecht und fieng wieder an. Fort gieng es wie der Wind den Hügel hinab, und der Schnee flog mir ins Gesicht und blendete mich. Mein Pulk machte fürchterliche Sprünge und schleuderte von einer Seite zu andern, bis ich mich, indem der Wirbelwind plötzlich inne hielt, seitwärts von der Straße bis über den Kopf im Schnee, halb erstickt und geblendet und mit kleinen Schneewehen in den Taschen, im Aermel und in der Brust wieder fand. Mein Bart und meine Augenbrauen wurden augenblicklich eine weiße feste Masse, und mein Gesicht begann von seinem Schneebad zu jucken. Als ich aber zurückblickte, sah ich einen eben so weißen Bart plötzlich aus einer Schneewehe auftauchen, dem der kräftige Körper Braisted's folgte, der sich nach seinem dritten Schiffbruch herausarbeitete.

„Wir machten einen neuen Versuch, und ich entgieng mit knapper Noth einem dritten Sturz, als wir den Abhang unter dem Hause hinabfuhren, aber als ich die Fläche des Muonio erreichte, fand ich keine Schwierigkeit mehr darin das Gleichgewicht zu halten, und ich fieng an, an dieser Fahrweise Gefallen zu finden. Mein Rennthier griff aus, überholte die andern, und bald war ich allein auf dem Wege. In der grauen, arktischen Dämmerung geräuschlos und rasch über den Schnee fahrend, in der Entfernung die niedern Hütten von Muonioniska vor mir erblickend, machte ich zum erstenmal die Erfahrung wie man in Lappland reist. Es war ein neues und erheiterndes Vergnügen. Ich dachte an „Afraja“ und das Lied „Kulnasatz, mein Rennthier!“ und Bryant's „arktischen Buhlen,“ und was sonst von Polarpoesie vorhanden ist, trieb mein Rennthier durch Schreien an und blickte nicht hinter mich, bis ich das entgegengesetzte Ufer und das Dorf erreicht hatte. Meine Gefährten waren nirgends zu sehen. Ich wartete einige Zeit, ehe sie kamen, da Braisted's Rennthier widerspänstig geworden und mit ihm nach dem Hause zurückgerannt war. Sein carmoisinrothes Gesicht glänzte aus seiner weißen Hülle von eisigem Haar, als er mir zurief: „Es kommt dem nichts gleich, als wenn man hinter einem tüchtigen Wallfisch dreinfährt, indem er gegen den Wind treibt, und alle Mann das Boot im Gleichgewicht zu halten suchen und der Schaum über den Bug hereinspritzt.“

„Wir wendeten uns nun nördlich durch das Dorf und flogen um viele scharfe Ecken, ich fand dieß aber verhältnißmäßig leicht. Mit Ausnahme des Schnees, den ich zu mir genommen hatte und der nun zu schmelzen anfieng, befand ich mich wohl, trotz der fallenden Schneeflocken, welche uns in das Gesicht schlugen. Ich streckte meine Füße aus, um den Pulk zu stützen, und wirbelte dadurch einen Katarakt von feinem Schnee auf, der mir ins Gesicht flog und mich vollkommen blendete. Der Schlitten machte einen Luftsprung von der steilsten Höhe, schleuderte mich hinaus, und das Rennthier, das gern nach Hause wollte, schleppte mich ungefähr 20 Schritt weit am Arme, ehe ich es anhalten konnte. Dieß war der schlimmste Sturz von allen und nichts weniger als angenehm, wiewohl die Temperatur bloß auf Null stand. Ich erreichte das Haus ohne weitern Unfall, erhitzt, aufgeregt, mit geschmolzenem Schnee vollgesogen und voll Vertrauen in meine Fähigkeit, mit ein wenig mehr Uebung ein Rennthier lenken zu können.“ Nach spätern Erfahrungen bemerkt der Tourist: „Das gezähmte Rennthier behält immer seine wilden Instincte und unterläßt es nie gegen die Nothwendigkeit der Arbeit zu protestiren. Das gelehrigste Rennthier verläßt das Gleis, wirft sich hin, sieht sich um und weigert sich zu ziehen, wenn man es am wenigsten erwartet. Sie sind von einem unverbesserlichen Blödsinn besessen. Ihr Scharfsinn bezieht sich nur auf ihre thierischen Bedürfnisse, und sie scheinen fast gar kein Gedächtniß zu haben. Sie haben keine Anhänglichkeit an den Menschen, und das einzige Zeichen der Erkennung das man an ihnen sieht, ist daß sie bisweilen gewissen Personen gestatten sie leichter zu fangen als andere. Im Punkte der Raschheit kommen sie dem Pferde nicht gleich, und eine Fahrt von einer Stunde erschöpft sie gewöhnlich schon. Wenn man indeß ihre Größe betrachtet, so scheint ihre Kraft und Ausdauer wunderbar. Hr. Berger theilte uns mit, daß er mit einem Rennthier von Alten nach Kautokeino, 112 Meilen weit, in 26 Stunden gefahren sey, und von dem letztern Orte nach Muoniovara in 30 Stunden. Ich war auch überrascht wie merkwürdig sich das Thier zu seinen Zwecken eignet. Sein Huf ähnelt dem des Kamels, nur daß er für den Schnee gebildet ist, wie der letztere für den Sand. Er ist breit, gespalten und biegsam; die getrennten Theile breiten sich aus, so daß sie eine Fläche bilden, die Widerstand leistet wenn der Fuß niedergesetzt wird, und die zusamenfallen wenn er sich erhebt. So bahnt sich bei Schnee, wo ein Pferd auf einer Strecke von hundert Schritt zu Grund gerichtet werden würde, das Rennthier leicht seinen Weg eine Meile nach der andern und zieht den Schlitten, den kahnartigen Pulk, der mit der Last seines Herrn beladen ist, hinter sich drein.

„Die Lappen behandeln ihre Thiere gewöhnlich mit der größten Geduld und Nachsicht, aber sonst zeigen sie keine große Anhänglichkeit an sie. Sie verdanken ihnen Nahrung, Kleidung, Wohnung und Gefährt, und man kann daher sagen daß ihre ganze Existenz von der ihrer Heerden abhängt. Die weiblichen Rennthiere werden nie zur Arbeit angehalten, sondern in den Wäldern gehalten, wo sie gemelkt und gezüchtet werden. Ihre Milch ist reichlich und nahrhaft, aber

[1] Bayard Taylor nordische Reise. Leipzig 1858. Voigt und Günther.
[2] S. Ausland 1858. S. 18, 113.

weniger angenehm schmeckend als die der Kuh. Der Käse, der daraus gemacht wird, ist scharf und nicht besonders schmackhaft. Er gibt ein Oel, welches das vorzüglichste Mittel für erfrornes Fleisch ist. Die Rennthiere, die zum Ziehen gebraucht werden, werden immer castrirt, welche Operation immer die alten Lappinnen verrichten, indem sie langsam die Eicheln zwischen den Zähnen kauen, bis sie eine breiartige Masse bilden, ohne daß die Haut verwundet wird.

„Nichts übertrifft die Kaltblütigkeit, womit das Rennthier das Geleise verläßt, sein Lenkseil losmacht, sich umdreht und dir ins Gesicht sieht, als wollte es sagen: „Was willst du machen?“ Die Einfalt und der Blödsinn seines Gesichts scheint dir bloße Heuchelei, und wenn du nicht schon Erfahrung hast, wirst du dich gewiß herausgefordert fühlen.“

Daß man zu seinem Vergnügen reisen könne, war schon den Schweden der baltischen Küste etwas neues, denn sie erkundigten sich bei Taylor und seinen Begleitern, ob die Herren Holz gekauft hätten, weil sie jeden Fremden für einen Holzhändler anzusehen gewöhnt sind. Ein Finne aber meinte in Bezug auf die neugierigen Amerikaner: Reisende seyen Leute welche die Schädel der Eingebornen mit nach Hause nähmen und welche die Richter bestächen, sobald man sie festnehmen wollte. Sonst aber ist der Reisende voller Lob und Bewunderung der physischen sowohl wie der sittlichen Gesundheit der Bewohner Schwedens; [1] er findet die Lappen keineswegs so häßlich, als sie nach den geläufigen Vorstellungen seyn sollten, und er fühlt sich auch unter den Finnen nichts weniger als unbehaglich. Ein merkwürdiger Zug dieser nordischen Völker ist die Abwesenheit dessen was wir Schamgefühl nennen, was aber auf keinen Fall mit Schamlosigkeit verwechselt werden darf. Schon an der Schwelle des arktischen Schwedens, bemerkt der Verfasser: „Gerade die Freiheit der Sitten, welche man in manchen Ländern als Sittenlosigkeit bezeichnen möchte, ist hier der öffentliche Stempel ihrer Reinheit. Schon oft ist mir der Gedanke eingefallen, welche Natur die wahrhaft reinste und jungfräulichste ist, die hochmüthige Amerikanerin, die bei dem Anblick von ein paar Stiefeln, die vor dem Schlafzimmer eines Herrn stehen, erröthet und die verlangt daß gewisse harmlose Theile des Körpers und gewisse Kleidungsstücke durch zarte Umschreibungen bezeichnet werden sollen, oder die einfachen Schwedinnen, die mit dem Kaffee in unser Schlafzimmer kommen und uns Feuer anmachen, während wir aufstehen und uns ankleiden, und während wir Toilette machen mit der größten Bewußtlosigkeit, daß dieß unanständig sey, hin- und hergehen.“ In Finnland war die nämliche Naivität zu Haus, so z. B. in Palajoki: „Die alte finnische Wirthin knixte tief als sie uns erkannte, und beeilte sich Kaffee und Rennthier für uns zu bereiten, und uns ein gutes Bett mit Ueberzügen zurecht zu machen. Bei unserm frühern Besuche warteten die alte Frau und ihre Söhne bis wir uns entkleidet hatten und ins Bett gestiegen waren; bei dieser Gelegenheit stellten sich aber drei muthwillige Mädchen von 16 bis 22 Jahren um die Zeit ein, wo wir uns niederlegen wollten, und stellten sich in einer Reihe an die Thüre, wo sie uns mit schweigender Neugier beobachteten. Wie wir in dem ersten Falle nicht gezaudert hatten, so entschlossen wir uns auch jetzt ebenso muthig zu seyn, und fiengen an unsere Kleidungsstücke mit großer Bedächtigkeit abzulegen, wobei wir ihnen alle Gelegenheit gaben die Art und Weise sie zu tragen, zu sehen. Die Sache wurde unter gegenseitigem Stillschweigen fortgesetzt, bis wir ziemlich fertig zum Schlafengehen waren, da erschreckte Braisted, indem er einen Strumpf auszog und eine kräftige Wade zeigte, die Jüngste so plötzlich, daß sie an die Thüre schoß und hinausstürzte; die zweite wurde von dem Schrecken angesteckt und folgte, und die dritte und älteste mußte daher dasselbe thun, wiewohl mit offenbarem Widerstreben. Ich war sehr erfreut über eine solche unschuldige Neugier. Die völlige Fassung der Mädchen, und die Beharrlichkeit womit sie uns beobachteten, zeigte daß sie keine Ahnung hatten eine Unschicklichkeit begangen zu haben.“ Diese Neugierde war noch sehr verzeihlich, wenn wir an Taylors Erzählung eines Dampfbades in Finnland erinnern, wo die Magd des Besitzers drei Herren sehr vertrauliche Dienste mit der Bürste leistete. [1] Man darf aber deßwegen durchaus nicht gering von der Ehrbarkeit der braven Leute denken: „Was ihren sittlichen Charakter anlangt, erklärt unser Tourist, so kann man den Finnen ebenso wenig vorwerfen, als irgend einem andern Volke. Wir fanden sie allgemein ehrlich und redlich in ihrer Handlungsweise, wie die nördlichen Schweden, die in dieser Beziehung in der Welt nicht übertroffen werden. Doch ihr Gesicht drückt mehr Schlauheit und Rückhalt aus, und die Tugend mag theilweise eine negative seyn und aus der Trägheit entspringen welche die kalte und die heiße Zone charakterisirt. Daher sind sie auch trotz der physischen Merkmale, welche mehr feurige thierische Leidenschaften verkünden, als bei ihren Nachbarn, ebenso keusch, und haben einen ebenso hohen Maßstab für geschlechtliche Reinheit. Uneheliche Geburten sind ganz selten und werden als fortdauernder Makel für beide Theile betrachtet. Die Sitte des Zusammenschlafens, die bis in neuerer Zeit sehr gewöhnlich unter finnischen Liebespaaren war, führte sehr selten zu solchen Resultaten, und ihre Verheirathung machte rasch das Unehrenhafte wieder gut. Ihre Sitten und Gebräuche sind in dieser Beziehung seltsam widersprechend. Während z. B. beide Geschlechter sich ungenirt in reinem Naturzustande mit einander baden, während die Frauen ohne Zögern ihre Männer, Brüder und Freunde scheuern, reiben und abtrocknen, während die Begrüßung beider Geschlechter in einer Umarmung mit dem rechten Arme besteht, wird ein Kuß als etwas höchst schamloses und schreckliches betrachtet. Eine Finnin sprach das größte Erstaunen und den tiefsten Abscheu aus, als sie von Mr. Walley hörte, daß es in England bei einem Gatten und seiner Frau etwas sehr gewöhnliches sey daß sie einander küßten. „Wenn mein Mann etwas derartiges versuchte,“ sagte sie, „so würde ich ihn um die Ohren schlagen daß er es acht Tage fühlen sollte.“

Nachdem es den Reisenden geglückt war das Ziel ihrer Wünsche, nämlich den Norden, zu erreichen, wo die Sonne im Winter gar nicht aufgeht, kehrten sie wieder nach Süden um. Auch der Frost vermag die Natur zu verherrlichen, besonders da für den Farbenmangel der Landschaft das Auge durch die bunten Lichter des Himmels entschädigt wird. „Ich dachte, gesteht Bayard Taylor, meine Bewunderung für diese winterlichen Wälder wäre erschöpft, aber nein, Wunder hören niemals auf. Solche Springbrunnen, Candelaber, gothische Zinnen, Federbüsche, kolossale Korallenzweige und Verkörperungen der feenartigen Malerei der Kälte auf den Fensterscheiben, die in Krystall und Silber gearbeitet sind, lassen sich von der Feder und vom Pinsel nicht be-

[1] Mit Ausnahme der Hauptstadt Stockholm, welche er für die liederlichste Stadt Europa's erklärt, und wo die Prostitution schlimmer sey als in Paris und Wien.

[1] S. Ausland 1858. S. 18.

schreiben. Es war eine Wildniß von Schönheit; wir wußten nicht wo wir hinblicken, noch welche Formen wir uns in der blendenden Verwirrung wählen sollten. Still und ganz unbewegt standen sie scharf und spröde wie von Jungferngold, nicht wie irdische Bäume, sondern wie die verklärten Wälder im Paradiese des Allvaters Odin der himmlischen Stadt Asgaard. Keine lebendigen Formen des Pflanzenreiches sind so lieblich. Tropische Palmen, die Farrbäume von Penang, der Lotus der indischen Flüsse, der feurige (?) Bambus, die pfeilartige Areca — was sind sie neben diesen wundervollen Erzeugnissen des Winters, diesen glänzenden Aesten von Perlen, Elfenbein und Opal, die in dem sanften orangegelben Lichte der arctischen Sonne blitzen."

Im nächsten Sommer begleiten wir unsern Reisenden von Christiania aus auf einer Küstenfahrt bis zum Nordcap und zum Varanger Fjord. Die Reise nach dem Nordcap und die Lichtwirkungen der Mitternachtssonne kennen die Leser dieser Blätter bereits. Sonst ist übrigens Hr. Taylor ziemlich sparsam mit seiner Bewunderung norwegischer Küstenlandschaften, oder beschränkt sie nur auf wenige erwählte Punkte. Hier folgt z. B. eine Schilderung der Küste, kurz bevor man die Lofoden linker Hand zu Gesicht bekam: „Den ganzen Nachmittag hatten wir eine Fortsetzung derselben wundervollen Scenerie — Abstürze von rothem Gestein von 1000 Fuß Höhe mit schneebedeckten, mit Zinnen versehenen Gipfeln und die lieblichsten grünen Thäler dazwischen. Nach Osten waren ungeheure Schneefelder, welche die ewigen Gletscher der Alpen bedeckten. Als wir den Salten-Fjord hinaufsahen, während wir durch seine Mündung fuhren, war der Schnee des Sulitelma, des höchsten Berges in der Lappmark, 6000 Fuß über dem Meere, über 50 Meilen weit sichtbar. Zunächst kam die kleine Stadt Bodö, wo wir die Nacht zubrachten. Es ist ein Haufen von hölzernen Häusern und Dächern von grünen Rasen, der etwa 300 Einwohner umfaßt. Wir fanden in den Gärten Kartoffeln, einige Johannisbeerbüsche und einige harte Gemüse, verkrüppelte Eschen und ein paar Gerstenfelder. Die Sonne gieng ein wenig vor 11 Uhr unter, ließ aber eine Glorie von Farben zurück, die ich niemals schöner gesehen habe. Die Schneegebirge der Lappmark waren in Pyramiden von scharlachrothem Feuer verwandelt und die prächtigsten Beleuchtungen bei Sonnenuntergang in den Alpen würden bleich und nichtssagend gewesen seyn. Der Himmel war ein Gewand von Safran, Bernsteingelb und Rosa, das sich in dem gläsernen Meere spiegelte, und die gipfelreiche Insel Landegode im Westen, welche voll in der Gluth stand, wurde eine Masse von violetter Farbe, die mit Klippen von carmoisinrothem Feuer besetzt war. Ich setzte mich auf das Verdeck und suchte dieses prächtige Schauspiel in Farben, die niemand für wirklich halten wird, zu zeichnen. Ehe ich damit fertig war, wurde der Sonnenuntergang, welcher die eine Seite von Landegode beleuchtet hatte, zum Sonnenaufgang auf der andern, und die verschwindenden Alpen glühten aufs neue in den Morgenflammen."

Die Norweger machten auf unsern Reisenden einen sehr ungünstigen Eindruck. Aeußerlich sind Männer und Frauen ein Elephantengeschlecht, wandelnde Fettmassen von solcher Unförmlichkeit, daß mit dem Embonpoint einer Norwegerin sich vier Amerikanerinnen stattlich ausstopfen könnten. Die Sittlichkeit steht tief unter Null, und in Norwegen ist die Lustseuche so allgemein verbreitet, daß man ihr durch Impfung vorzubeugen sich bestrebt zeigt. Während in Schweden holländische Reinlichkeit herrscht, waschen sich in Norwegen nur die Kinder, „die es nicht besser wissen." Nirgends reist man theurer, und alles ist verschworen den Fremden zu prellen. Dieß scheint erst eine Errungenschaft der neuesten Zeit zu seyn, seitdem so viele Engländer nach den Fjorden angeln gehen, denn vor zehn Jahren noch soll der mit der Ortswährung nicht vertraute Fremde zur Bezahlung für die geforderte Summe eine Handvoll Münzen haben ausstrecken und seine Wirthe selbst zu ihrer Bezahlung haben auswählen lassen dürfen.

Ueber die Araber der syrischen Wüsten.

(Aus dem arabischen Journal Hadikatul akbhar in Beirut.)

Jeder der die Wüstenaraber heutzutage betrachtet, wird finden daß sie bei ihren Gewohnheiten und angebornen Eigenschaften, die ihnen von altersher eigen, zum großen Theil geblieben sind, aber sein Gedanke muß sich gleichgültig ablenken, sobald er den Wegfall der bei ihnen früher bestandenen dichterischen Beredsamkeit, grammatikalischen Wohlredenheit und seltenen philologischen Kenntnisse gewahr wird, durch die sie sich in den frühern Jahrhunderten berühmt gemacht haben. Dessenungeachtet sind bei ihnen jedoch im allgemeinen jetzt noch Spuren dieser frühern Zeiten übrig: Gastfreundschaft, das Bewahren des Rechtes und die Beschützung der Clienten (Nachbarn), ebenso ist ihre einzige Beschäftigung die gegenseitige Befehdung und das Ausschicken von Streifzüglern auf Raub geblieben. Sie wohnen in Zelten und wandern von einem Striche Landes zum andern, je nachdem es die Jahreszeit zuläßt. Es gibt unter ihnen Leute welche die mündliche Ueberlieferung des Propheten und den Koran anerkennen und befolgen, und diese sind es, die in der Nähe der Städte sich niedergelassen haben; ferner gibt es welche die den Glauben nur dem Namen nach kennen, und wieder andere die ihn durchaus nicht kennen. In der palästinischen Wüste finden sich einige Nomadenstämme: dazu gehört der Stamm der Assawâlima, der am Flusse Alaugâ östlich von der Stadt Jaffa wohnt. Dieser Stamm befolgt das muhammedanische Gesetz. Die Weiber verschleiern sich bei ihnen so sehr daß der Mann seine Schwester nur erst nach der Heirath sieht, sobald sie in das Haus ihres Vaters kommt; sie leben vom Ackerbau. Zu dieser Categorie gehört ferner der Stamm Abu Kischk; zwischen diesem und den Turkomanen auf der Wiese von Ibn Amir und den Stämmen Assabih und Assakar bei Cäsarea gibt es beständige Fehden; zu ihren Verbündeten gehören die Araber vom westlichen Gebiet der Stadt Ghazza; bei ihnen wird den Nachbarn Schutz gewährt; wenn bei ihnen der Fremde Brod gegessen hat, so bleibt er drei Tage lang unter ihrem Schutze. Sie ziehen auf die Wallfahrt, eben so wie bei jenen verschleiern sich auch bei ihnen die Weiber. Anders sind die Araber Alabid und Alwahidât, die in diesen Wüsten wohnen; sie alle können weder lesen noch schreiben.

Ihre Kleider bestehen vorzüglich in einem weißen Mantel (Alabât), der Kapuze (Kuffija) und dem Gürtel (Alikal), welche sie in den Städten Palästina's kaufen. Ihre Großen umwinden sich das Haupt mit dem Shawl (Musselin), sie fasten im Monat Ramadan. Sie haben die lunare Zeitrechnung. Ihre Speise besteht in Fleisch mit Butter und Gemüse. Ihre Waffen sind die Lanze, das Schwert und Schießgewehre. Bei ihnen werden Kamele, Schafe und gestreifte Pferde gepflegt. In der westlichen Wüste von Ghazza wohnen zwei Stämme, die man Araber von Attiaha und Albarâra nennt. Die von Attiaha in der Nähe von Ghazza befolgen die mündliche Ueberlieferung des Propheten und den Koran, verkehren mit den Gelehrten von Ghazza und lernen von ihnen. Sie haben Emire wie die übrigen Araber, die sie beherrschen. Auch haben sie, wie die Araber Assawalima, dieselben Speisen, Kleider, Waffen und Thiere, außer daß sie das Fleisch ohne Gemüse genießen und ihre Großen sich mit Tuch kleiden. Sie haben wie jene dieselben Gewohnheiten und natürlichen Anlagen. Die Araber von Albarara befolgen nicht die mündliche Ueberlieferung; der Ehevertrag besteht bei ihnen darin daß der Mann einen Strohhalm nimmt, sobald zu ihm jemand kommt der um die Hand seiner Tochter freit. Sind sie über die Mitgift einig geworden, die vorzüglich in Eseln oder Kamelen besteht, so zerschneidet er den Strohhalm zwischen sich und seinem Eidam, und jeder legt dann sein Stück auf sein Haupt. Dieß ist die Sitte des Freiens bei ihnen, ohne daß sie irgend etwas im Verborgenen thun. Bei ihnen heißt das Gebahren einer freien Frau, die ihren Mann verlassen und einen andern nehmen will, Attamb (Ungehorsamkeit); sie sagt dann zu ihrem Manne: „Ich bin gegen dich ungehorsam," und geht weg. Der zweite nimmt sie unter der Bedingung, daß er ihrem früheren Manne die Mitgift bezahlt. Derselbe beschläft sie ohne Rücksicht auf die Tage, innerhalb derer es ihr untersagt ist mit einem Manne zu verkehren (Alidda). Dieses Volk läugnet die Auferstehung; sie und die Araber von Attiaha sind Kampfverbündete, denn ihre gewöhnliche Beschäftigung ist der Kampf, bei dem sie rauben. Sie ziehen in die Wüste und befehden die Araber von Higaz und Aegypten zu Pferd und auf Kamelen. Dabei verbreiten sie sich auf eine Strecke von 20 Tagen, und bekriegen die Wahabiten und die Araber des nördlichen Gebiets von Ghazza. Es gibt für sie Tage, in denen sie den Kampf für unerlaubt halten; dazu gehört der Mittwoch vom Ende jedes Monats, den sie den Tag nennen an dem sie nicht herumstreifen. Ihnen ist vorgeschrieben zur Wallfahrt jedes Jahr Lebensmittel mitzubringen, die sie von Ghazza nach Almâan gelangen lassen.

Dieß ist das was wir über die Verhältnisse der Araber unseres Landes berichten können. Wir glauben daß das einzige Mittel der Civilisirung dieser Stämme und der Ausrottung ihrer üblen Gewohnheiten der Ackerbau ist; denn dieser genügt sie von allem abzuziehen was sie schlimmes treiben, und wird ihnen herrliche Vortheile bringen.

Miscellen.

Prof. Owen über die Gorilla-Affen in Hanno's afrikanischer Seefahrt. Prof. Owen hatte kürzlich vom Bischof Maltby, einem der ersten Kenner des Griechischen in England, die folgende Uebersetzung der Stelle erhalten, welche, wie man vermuthet, auf die Gorilla-Affen anspielt. Sie lautet: „Am dritten Tage, nachdem wir von dannen gesegelt und an den Feuerströmen vorübergekommen waren, gelangten wir in eine Bucht welche das „Horn des Südens" genannt wird. Im Hintergrunde war eine Insel gleich der ersten, die einen See hatte, und in diesem war eine andere Insel voll wilder Menschen. Allein der größere Theil derselben bestand aus weiblichen, mit haarigen Körpern, welche die Dolmetscher Gorillas nannten. Bei ihrer Verfolgung waren wir nicht im Stande die männlichen einzuholen; sie entwischten alle, da sie Abhänge zu erklettern vermochten, und sich mit Felsstücken vertheidigten. Drei weibliche aber, welche die sie Führenden bissen und kratzten, wollten nicht folgen. Wir tödteten sie indeß, häuteten sie ab, und schickten die Häute nach Carthago. Denn wir segelten nicht weiter, da uns die Lebensmittel zu fehlen anfiengen." Dieses Zusammentreffen zeigt daher den südlichsten Punkt an der Westküste Afrika's, welchen der Carthaginiensische Seefahrer erreichte. Auf die Frage Bischof Maltby's: in wie weit der neulich entdeckte große Affe Afrika's Licht verbreite über die Frage der Authenticität von Hanno's Seefahrt, hatte Prof. Owen erwiedert: Die Größe und Gestalt des großen Affen, den man jetzt „Gorilla" nennt, mochten Hanno und seine Mannschaft auf den Gedanken bringen daß sie nichts anderes vor sich hätten als eine Art menschlichen Wesens. Allein die Fähigkeit des Kletterns, der haarige Körper und das Abhäuten der todten Exemplare sprechen in hohem Grade dafür daß es große menschenähnliche Affen waren. Die Thatsache daß solche Affen die auffallendste Aehnlichkeit mit den Negern haben, indem sie eine menschliche Statur und haarige Körper besitzen und annoch an der Westküste Afrika's vorkommen, macht es höchst wahrscheinlich daß die Geschöpfe welche Hanno gefangen vor sich sah, und „Gorullai" nannte, nichts anderes als diese großen Affen waren. (Athenäum.)

Ausfuhr französischer Eier nach England. Der Werth der Eier die über den Canal geführt werden, überstieg zu jeder Zeit den Werth des ausgeführten Weines. Im Jahr 1815 wurden nur 1,300,915 Kilogr., im Jahr 1856 9,005,758 Kilogr. von Frankreich nach England gebracht. Da man nun 18 Eier auf das Kilogramm rechnet, so ergibt sich daß Frankreich 160 Mill. Eier jährlich nach England abgibt.

Späte Ostern. Seit Einführung des Gregorianischen Kalenders ist Ostern nur im Jahr 1639, 1707 und 1791 so spät wie dieses Jahr, nämlich auf den 24 April, gefallen, und diese Erscheinung wird erst im Jahr 2011 sich wiederholen. Die Zeit innerhalb welcher der Ostertag sich bewegt, läuft vom 22 März bis zum 25 April, gewährt also einen Spielraum von 35 Tagen. Nur ein einzigesmal in unserm Jahrhundert, nämlich im Jahr 1886, wird der Ostertag die späteste Gränze im Jahr, nämlich den 25 April, erreichen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 7. Augsburg, 12 Februar 1859.

Gewohnheiten der Zugvögel über der See.

(Aus Chambers's Journal.)

Habichte und Falken werden, wie wir glauben, gewöhnlich nicht unter die Zugvögel gerechnet, und doch unterliegt es keinem Zweifel daß sie zuweilen ihren Flug über das Mittelmeer hinübernehmen, wo dieses am breitesten ist, und zwar eben sowohl von Afrika nach Europa, als von Europa nach Afrika. An einem Sommertag, als wir halbwegs zwischen den Marmora-Meer und Griechenland lagen, bemerkten wir einen Goldfalken, der rasch von Süden daherflog und sich auf der Bramsegelstange niederließ. Da er ziemlich lange daselbst verweilte, so schlossen wir daraus daß er gesonnen sey die Fahrt nach Europa in unserer Gesellschaft mitzumachen, und ein junger Matrose stieg hinauf um ihm die Schiffsehren zu erweisen und ihn einzuladen herabzukommen. Da der Falke vom Fliegen augenscheinlich ermüdet war, so hatte er nichts dawider einzuwenden. Er ließ sich ohne den geringsten Widerstand gefangen nehmen, und als man ihn aufs Deck herabbrachte, schaute er, wie uns dünkte, höchst vergnügt um sich. Vielleicht stach ihm der Geruch des Fleisches in die Nase, und als wir ihm einiges darboten, fiel er mit solcher Gefräßigkeit darüber her, daß wir allen Grund zu der Annahme hatten, wir verdankten das Vergnügen seiner Gesellschaft mehr dem Hunger als der Ermüdung. Von uns mit großer Freundlichkeit behandelt, zeigte er, obgleich wir ihm volle Freiheit gestatteten, keinen Wunsch uns zu verlassen. Er flog bald auf das Hinter-, bald auf das Vordertheil des Schiffs, schwang sich auf die Windflügel, und kam dann, wenn er es für geeignet hielt, wie ein Pfeil wieder herab. Männiglich an Bord hatte seine Freude an ihm, und schaute ihm gern in seine großen hellen durchdringenden Augen, mit denen er alles rings um sich aufmerksam betrachtete, oder rasche Blicke in die Wolken hinaufwarf. Wir hielten ihn allgemach für so zahm wie ein Kätzlein, und kredenzten ihm, als Friedensgabe, Fleischstückchen mit unsern Fingern, und einige Kühnere unter uns wagten selbst seine gefleckte Brust zu streicheln. Dieß geschah indeß nicht ohne einige Furcht, denn er hatte scharfe Klauen, und sein Schnabel war furchtbar. Als er bereits acht oder zehn Tage bei uns gewesen, kamen wir in Sicht des Aetna, der zehntausend Fuß weit in das blaue Firmament hinaufragt, und mit seiner Schneehaube wie eine ihren Standpunkt nicht verändernde Wolke aussah. Der Falke sah ihn ohne Zweifel viel früher als wir; allein wir hatten ihn freundlich behandelt, und so fiel es ihm etwas schwer die gastfreundlichen Bande zu brechen. Da es sich jedoch um Freiheit oder Sklaverei handelte, so konnte er nicht lange unschlüssig seyn, und demgemäß erhob er sich, nach zwei- oder dreimaligem Kreisen um das Schiff, als wolle er liebevollen Abschied von uns nehmen, in die Lüfte, stieg höher und höher im Himmelsraum empor, und verschwand endlich in der Richtung des großen Berges. Wir konnten ihn nicht tadeln, obgleich wir, da er freundlich und vertraut mit uns geworden, seinen Abgang bedauerten.

Einige der alten holländischen Seefahrer, die, wie ihre übrigen Landsleute, eine große Vorliebe für Gärtnerei besaßen, pflegten zu wiederholtenmalen den Versuch zu machen ihrer Freude an der Horticultur selbst an Bord eines Schiffes nachzuhängen. Sie machten große, lange und tiefe Kisten, füllten sie mit feiner Erde, und zogen sich Kressen und andere Salate auf ihren Reisen nach dem Osten. Wenn dann scharfaugige Vögel von großer Entfernung aus diese kleinen schwimmenden Rasenflecke bemerkten, so flogen sie häufig auf die Schiffe heran um dieselben näherer Besichtigung zu unterziehen. Die meisten dieser von Vögeln den Schiffen abgestatteten Besuche aber verdankt man genau demselben Grunde welcher die Landreisenden veranlaßt in einem an der Straße gelegenen Wirthshause Halt zu machen — sie hatten einen weiten Weg zurückgelegt, und bedurften einiger Ruhe. Leider haben sich die Matrosen rücksichtlich des Erscheinens von Vögeln in der Nähe ihrer Schiffe, auf ihren Segeln, oder unter dem Takelwerk, eine eigenthümliche Ansicht gebildet — sie betrachten sie als die sichern Vorläufer von Stürmen. Selbst die sorgfältigst beobachtenden Reisenden werden, indem sie alten Seefahrern, die gewöhnlich voller Vorurtheile und Aberglauben sind, Vertrauen schenken, zuweilen irregeleitet und theilen diesen Glauben ebenfalls. Ein geschickter Naturforscher bemerkte auf seiner Fahrt aus dem baltischen Meer, gerade bevor er die Insel Gothland aus den Augen verlor, einen kleinen grauen Vogel vom Sperlingsgeschlecht, der dem Schiff folgte, worauf der Capitän sagte, man werde sicher schlechtes Wetter bekommen. Wirklich erhob sich in weniger als einer Stunde der Wind, die See gieng hoch, und die Wogen brachen mit Ungestüm über die Bollwerke herein. Derselbe Schriftsteller bemerkt daß man in der Nordsee, im baltischen Meer und an der spanischen Küste, so oft Vögel an Bord kämen, sicher auf einen Sturm rechnen könne, was ihn zu dem Schluß veranlasse daß der Sturmvogel nicht der einzige Vogel sey, dessen Schiffsbesuche Stürme verkündeten.

Naturforscher haben beobachtet daß der Felsen von Gibraltar für die kurzbeschwingten englischen Sommervögel einen Ruhe- und Versammlungsplatz bildet, wo sie im Frühling und Herbst, auf ihrem Wege nach und aus dem Norden, zusammentreffen. In diesem Umstande finden wir eine Erklärung für die Leichtigkeit mit welcher diese schwachen Reisenden sich aus einem Welttheil in den andern begeben. Wenn es ihnen beliebt, können sie lange Seeflüge vermeiden, und von Berg zu Berg, von Hain zu Hain wandern, den ganzen Weg von Kent oder Sussex bis an das äußerste Ende Andalusiens. Hin und wieder vermeiden sie indeß, aus Gründen die nicht hinlänglich bekannt sind, oder gehorsam irgend einem Naturgesetz, nicht nur das Land, sondern brechen auch zu ihrem Flug über das Meer bei Nachtzeit auf. Ueberfällt sie dann Unwetter, so werden sie zuweilen an die Leuchtthürme oder auf das Takelwerk des Schiffs geschleudert, und man findet sie Morgens todt auf dem Verdeck oder unter den Felsen. Man hat vermuthet daß sie, aus Abneigung vor der Düsterheit in welche sie durch den Sturm gehüllt werden, freiwillig auf das starke Baakenlicht zufliegen um eine Freistätte zu suchen; allein es ist mehr als wahrscheinlich daß sie inmitten der Wuth der Winde die Kraft verlieren ihrem Flug die gehörige Richtung zu geben, und dann zufällig an den hohen Thurm geschleudert werden.

Man zählt die Nachtigall unzweifelhaft zu den Zugvögeln; dennoch kennen wir kein Beispiel daß sie an Bord eines Schiffs gefangen worden sey. Sie fliegt aus Europa über das mittelländische Meer nach Afrika, weil die Jahreszeit in welcher man sie an den nördlichen Abhängen des Atlas findet, genau dieselbe ist in welcher sie aus unsern Breiten verschwindet. So hinwiederum beobachtet man daß in Persien die Bulbul, oder Nachtigall, nur während derjenigen Monate singt in denen man sie bei uns nie singen hört. Nach Asien ist indeß ihre Wanderung längs der milden Thäler Rumeliens und Kleinasiens eine leichte; nach den Berber-Staaten aber kann sie nicht anders als über Meer gelangen. Sie mag in der That auf den Spiegelfelsen von Gibraltar kommen, und von dort ihren Weg nach Marokko klar vor sich sehen. Die meisten Ornithologen sind dieser Ansicht, wie auch daß sie über den schmalsten Theil des Canals vom Continent nach England herüberkommt, und hierin, glauben sie, liege der Grund warum sie sich nicht westwärts bis Devonshire und Cornwall wende. Ein noch wahrscheinlicherer Grund ist der daß sie in diesen Grafschaften nicht die für sie geeignete Nahrung findet, da, was die Entfernung betrifft, Carlisle, welches sie besucht, von Dover selbst weit entfernter liegt als das Land's End.

Seefahrer im indischen Ocean bemerken zuweilen auf den Raaen und dem Takelwerk ihrer Schiffe unbekannte Vögel vom reichsten Gefieder, welche zu ihnen kommen wenn sie so weit auf hohem Meer sind, daß nichts als die Erfahrung die Möglichkeit beweisen kann ein Vogel vermöge auf solche Entfernung hin zu fliegen. Der Sage nach gibt es auf Hawaii zwei einheimische Arten von Kuckucken, welche von Australien bis nach Neu-Seeland mitten über den Ocean, tausend Meilen weit, fliegen sollen, ohne auch nur Einmal auszuruhen, weil kein Land dazwischen ist auf dem sie sich niederlassen könnten. Da schnelle Vögel indeß durchschnittlich 150 (engl.) Meilen in der Stunde fliegen, so können sie diese furchtbare Reise in weniger als sechsthalb Stunden zurücklegen. Ein morgenländischer Seemann erzählte uns einmal eine sonderbare Anekdote von einem Besuch welchen ein Vogel viele Jahre zuvor an Bord seines Schiffs gemacht hatte. Nachdem er Danger-Eiland verlassen, segelte er mehr als tausend Meilen weit fast gerade östlich, als er früh eines Morgens unter dem Tauwer einen Vogel bemerkte, der seiner Gestalt nach eine Schwalbe war; seine Brust war glänzend himmelblau, und sein Schwanz grün, seine Flügel hatten eine scharlachrothe Farbe, auf seinem Kopf erhob sich ein goldener Kamm, und seine Augen waren von einem Ring blaßrother Federn umgeben. Er war ohne Zweifel durch Hunger höchst zahm gemacht worden. Der Seemann reichte ihm auf einer Platte ein wenig Reis dar. Der Vogel flog herab, setzte sich auf seinen Arm, und aß mit größter Gier. Er war augenscheinlich sehr an den Menschen gewöhnt, erschrak vor keinem, sondern gieng während der Mahlzeit kaltblütig auf der Cajütentafel unter den Schüsseln und Tellern umher, und nahm bald aus dieser, bald aus jener Hand einen Bissen. Als der Seemann sich einmal geräuschlos der Cajütenthüre näherte, zu einer Zeit wo, wie er dachte, der Vogel allein zu seyn vermeinte, hörte er ihn in der kläglichsten Weise singen und in Zwischenräumen pausiren, um in einer unbekannten Sprache zu schwatzen. Ihn aufmerksamer beobachtend, bemerkte er daß derselbe vor einem Spiegel stand, und eine zärtliche Unterredung mit seinem eigenen Bilde pflog. Beim Eintreten des Seemanns schien er verschämt, und flog auf die andere Seite der Cajüte. Endlich gelangte das Schiff an ein kleines Eiland, wo während des Aufenthalts desselben mehrere Häuptlinge an Bord kamen, und in die Cajüte eingeladen wurden. Der Seemann sah mit Erstaunen daß sie auf ihre Kniee fielen, ihre Köpfe verbeugten, und ein Gebet an diesen Vogel murmelten. Auf die Frage was dieß zu bedeuten habe, erfuhr der Seemann, der Vogel sey ihr Gott, welcher, auf den Ocean hinausgegangen um Luft zu schöpfen, den Rückweg verloren habe, und seine Erhaltung dem glücklichen Zufall verdanke daß er einem Schiffe begegnet sey. Die Häuptlinge boten eine große Summe als Lösegeld für den Vogel an; allein der edelmüthige Seemann, ihre Vorurtheile achtend oder aber ihre Geistesschwäche bemitleidend, gab ihnen ihre Gottheit zurück ohne alle Entschädigung für Nahrung und Wohnung.

Hier in Europa bieten — obgleich das Gefieder der Vögel minder glänzend ist, und sich daraus vielleicht die geringere Achtung erklärt in der sie stehen — die Schiffe zuweilen den Anblick eines in Bewegung befindlichen Vogelhauses. Ein in beträchtlicher Entfernung vom Lande durch die Bucht von Biscaya segelndes Schiff ward der Ruheplatz eines Goldfinken und eines Buchfinken; auch Schnepfen und eine weiße Eule flogen um das Schiff, und, was noch auffallender war, ein Habicht zeigte sich mitten unter einer großen Anzahl Feld- und Hausschwalben. Um diese Erscheinung erklären zu können, müssen wir annehmen daß der Wandertrieb eine Zeitlang den Instinct der Wildheit unterdrückt, sonst würden die weiße Eule und der Habicht sich wohl sogleich ihre Gefährten zu einem fetten Mahl auserkoren haben. Sich als Reisegenossen kleinerer und vertheidigungsloserer Vögel und das Schiff als ein wanderndes Karawanserai betrachtend, achteten sie die Rechte der Gastfreundschaft, und lebten mehrere Tage lang unter den Schwächern mit gleicher Freundlichkeit und Willfährigkeit. Ein anderer Gast auf demselben Schiff war ein Rothschwänzchen-Weibchen, welches durch die Stückpforten über den Kanonen Eingang gefunden hatte und von den Matrosen täglich gefüttert wurde. Nachdem diese kleinen Wanderer, so lang als nöthig war, geruht hatten, verabschiedeten sie sich — vermuthlich auf ihre Weiterreise nach Afrika, da das Schiff aus einem höhern nach einem tiefern Breitengrad segelte, und so den

Emigranten einen erwünschten Anhaltspunkt bot. An Bord desselben Schiffs wurden, in der Entfernung von 424 Meilen vom Lande, ein kleiner Fasan und eine Wannenweihe gefangen. Höchst wahrscheinlich würden wir, wenn unsere Marine-Officiere größere Freunde der Naturgeschichte wären, durch sie ungemein merkwürdige Einzelheiten in Betreff der Gewohnheiten der Zugvögel erhalten. Der älteste der griechischen Dichter spielt in vielen Theilen seiner Gedichte auf das Fortziehen der Kraniche an, welche so starke Schwingen besitzen, daß sich annehmen läßt sie werden sich nie veranlaßt fühlen der Ruhe halber auf Schiffen aufzufliegen. Nachdem sie den Winter innerhalb der warmen Marschen des weißen Nil, oder an denen des Tigris und des Euphrat zugebracht, durchziehen sie die duftigen Thäler Syriens, und begeben sich im Frühling an die malerischen Küsten Kleinasiens. Ein gelehrter Reisender hat in seinem Werk eine äußerst anziehende Stelle über ihren Zug gen Norden. Eine aus ihren Winterquartieren zurückkehrende Gesellschaft von Kranichen flog in geordneter Reihe über Smyrna dahin. Es war am 9 März . . . ., und ihr Zug nahm die Richtung nach Norden. Bald folgte ein anderer, und dann viele: einige bei Tage, wo man sah wie sie ihre Reihenfolge und ihren Führer wechselten; andere bei Mondschein, wo man sie hoch in der Luft ihre lärmenden Signale wiederholen hörte. Derselbe Schriftsteller, welcher im Herbst vom Hellespont aus nach Süden segelte, sah seine alten Freunde wieder auf ihrem Weg in die Winterquartiere. In der Nähe von Tenedos, erzählt er, habe er seine große Freude gehabt an den gewaltigen Karawanen oder Gesellschaften von Kranichen, die hoch in der Luft aus Thracien kamen, um, wie er muthmaßte, in Aegypten zu überwintern. Er bewunderte die Anzahl und Mannichfaltigkeit ihrer Haufen, die Ausdehnung, die Ordnung in der sie daher zogen, und die scheinbar gute Mannszucht welche unter ihnen herrschte.

Andere kräftig beflügelte Zugvögel spotten der Hülfe des Menschen in ihrem Fluge, und schießen gerade vom einen Festland zum andern, sich ausschließlich auf die Kraft ihrer eigenen Schwingen verlassend. So steigen die Pelikane, obgleich sehr schwere Vögel, hoch in den Dunstkreis hinauf, durchschneiden, sich in einen dichtgedrängten Keil zusammenschaarend, die Luft gleich einem Pfeil, und überschreiten in einem Flug das ganze mittelländische Meer. Es bietet ein ungemein schönes Schauspiel, wenn man sieht wie sie sich zum Abzug vorbereiten. Hierin abweichend von vielen andern Vögeln, beginnen sie ihre Wanderung am Morgen, sammeln sich myriadenweise an den Marschen des Nil, schwingen sich mit einem Schrei in die Höhe und bilden ein weites Dach über den Köpfen der Zuschauer, während das im Sonnenglanz strahlende weiße, zart rosenroth betüpfelte Gefieder den Reisenden an die Schneefelder der höheren Alpen gemahnt, welche bei Tagesanbruch oft in rosigem Schimmer prangen.

Diese mächtigen Vögel bedürfen, wie wir bereits gesagt, auf ihren Wanderzügen keiner andern Ruheplätze als solcher womit sie von Natur aus versehen sind. Anders verhält es sich mit den kleineren beflügelten Geschlechtern. Diese nehmen, wenn sie, bei ihrem Versuch über das Meer zu fliegen, von dem vordersten Stoß scharfer Winde gepackt werden, stets ihre Zuflucht zu den Schiffen. Ein schwedischer Naturforscher, der früh am Morgen im mittelländischen Meere seine Fahrt antrat, bemerkte daß die Motacilla Hispanica (eine schöne Art Bachstelze) fast unmittelbar an Bord kam. Sie war sich des Herannahens eines Sturms bewußt geworden, und suchte ihm durch die Flucht zu entkommen. Die weißen Segel eines Schiffs unter sich wahrnehmend, während Afrika noch weit ablag, stieg sie keck herab, um sich Freunde zu machen und Gastfreundschaft zu fordern bei den schwedischen Matrosen. Diese scheinen indeß an die starken Winde, welche die Ankunft dieser kleinen Pilgrime ankündigte, mehr gedacht zu haben als an die Schönheit und die Gewohnheiten ihrer Gäste. Der Wind welcher diese Luftwanderer herbeibrachte, war ein heftiger Nordwest, begleitet von Donner und Blitz — Dinge an welche Skandinavier im Monat October nicht besonders gewöhnt sind. Allein da es die Zugzeit war, so wollten die Vögel ihre Reise des Unwetters halber nicht verschieben, sondern erhoben sich inmitten der atmosphärischen und elektrischen Ströme, uneingeschüchtert durch das Brüllen des Donners und das Leuchten des Blitzes, und suchten die Geheiße der Natur treulich zu erfüllen. Am Morgen indeß sah man die Wogen mit den Leibern von Lerchen und Bachstelzen bedeckt, welche durch die Wuth der Elemente während der Nacht getödtet worden waren. Nur zwei, eine von jeder Art, erreichten wohlbehalten das Schiff.

Viele Vögelarten bauen gern auf den Eilanden des mittelländischen Meeres ihre „zeugenden Wiegen," wie Shakspeare sie nennt. Aegina ist einer ihrer Lieblingsplätze, und hier würden sie sich, wenn anders die Einwohner es zuließen, so rasch vervielfältigen, daß eine Hungersnoth entstünde. Sobald daher die Brutzeit anbricht, zerstreuen sich die würdigen Eingebornen über die Insel, durchspähen jeden Winkel und jede Ritze der Felsen, um die Nester der Tauben und Rebhühner zu suchen, deren Eier sie sammeln und wegnehmen, oder unbarmherzig auf der Stelle zerstören. In diesem Theile Griechenlands rechnet man die Rebhühner unter die Singvögel. Ihr Gesang, sagt man, ist ungemein lieblich; den Instincten ihrer Art zuwider sitzen sie, wie man wenigstens anderwärts beobachtet, bei Nacht auf. Hie und da fliegt die einsame Drossel — eine besondere Art — auf die Barken zu, welche ihre Fahrten in den Cycladen herum machen. Die Türken legen diesem Vogel, dessen Gesang nur dem der Nachtigall nachsteht, einen hohen Werth bei.

Ein ausgezeichneter Naturforscher ist der Ansicht, es ließe sich eine höchst interessante Fauna schreiben über die Vögel welche Schiffe auf hohem Meer besuchen, und die Gewässer der englischen Küste würden ziemlich beträchtliche Materialien zu einem solchen Werke liefern. Das Weißkehlchen, identisch mit dem Ortolan oder Becafico, ruht oft aus auf Schiffen die längs der Westküste Englands hinsegeln, und bleibt zuweilen vierundzwanzig Stunden lang an Bord. Dieß ist den Matrosen sehr angenehm: sie tödten die kleinen Fremdlinge nicht, wie viele andere Classen von Personen thun würden, sondern sind stets freundlich und gastlich gegen sie. Könnte man sie bewegen ihre Mußestunden dem Studium der Naturgeschichte zuzuwenden, so würden sie im Stande seyn der Welt unzählige wunderbare Einzelheiten rücksichtlich der Gewohnheiten der Vögel zu liefern. Der interessanteste Schauplatz für solche Beobachtungen ist vielleicht das Mittelmeer, der Frühlings- und Herbstreisen wegen welche alle Zugvögel über dessen Gewässer machen. An den Liparischen Inseln allein könnte man mit leichter Mühe Materialien für ein belehrendes Capitel finden, da man viele seltene Vögel oftmals, als wären sie an Schiffsbord, auf ihren verglasten Kegeln und Zinnen ruhend findet. Wenn aber die Schwalbe diese Inseln berührt, so muß es des Vergnügens halber, nicht der Ermüdung wegen geschehen, denn es würde ihr, bei ihren starken Schwingen, ein leichtes seyn weiter nach Sicilien zu gelangen. Oft indeß kann man sehen wie sie sich, so zu sagen, in dem weißen Rauch des Vulcans verliert, oder längs der felsigen Küsten von Filicudi dahin-

streift. Hat sie diese Thaten zu ihrer Zufriedenheit vollbracht, so stürzt sie hinweg dem Faro zu, als wolle sie die nebeligen Herrlichkeiten der Fata morgana aufsuchen.

Der Hafen von Mendocino.

III.

Von der Reservation gieng es nächster Tag nach dem Hafen von Mendocino, an der Mündung des Big River, zehn Meilen südlich, wo das für San Francisco bestimmte Fahrzeug vor Anker lag. Zu meiner Freude hatte Col. Henley beschlossen, dieselbe Gelegenheit zur Rückkehr nach San Francisco zu benützen, was mir auch auf dem Ritte dessen Gesellschaft und manche wünschenswerthe Aufklärung darbot.

Der Weg führt, nur mit Ueberschreitung einzelner auslaufenden Landspitzen, dicht am Seestrand hinweg, wo mehrere Schluchten trotz ihrer jähen Abhänge, theils durch Felsensprengung, theils durch Füllung auf sehr scharfsinnige Weise gangbar gemacht worden, und in der Waldung ein breiter Fahrweg gelichtet ist, mitunter zwischen dem Fuß der Felsen und der Brandung selbst, die bei stürmischem Wetter die Passage versperrt, bei ruhiger See jedoch freie Bahn und Zutritt zu den äußern Gruppen versunkener und aus der See hervorragender Felsen gewährt, wo die Oertlichkeit der Einsammlung der Avalones, einer sehr nahrhaften Seemuschel förderlich ist, weßhalb diese denn auch sowohl von den Indianern der Reservation, als den Küstenfischern reichlich ausgenützt wird. Auf eine dieser Fischereien, eine kleine Colonie von Genuesen, stießen wir etwa halbwegs, nahe am Ausfluß eines Bergstroms, wo tausende dieser Muscheln (der Fang des vorherigen Tages) auf den Felsen der Sonne zum Trocknen ausgesetzt waren, um für San Francisco eingepackt zu werden.

Die Strecke von Punta Reyes bis Ten Miles River (zwischen Lat. 38° und 40° ist der reichhaltigste Theil der Küste mit Bezug auf Muscheln aller Art, und bei starker Ebbe ist der Seestrand selbst ein reiches Museum von Curiositäten einer großen Verschiedenheit von Seegewächsen, namentlich Seegras riesiger Dimension, und mit hohlen Beeren (Schwimmblasen) von der Größe eines Hühnereies.

Die ganze Küstengegend südlich von der Reservation bis Fort Roß ist für Hornviehzucht ausgezeichnet, aber auch fast ausschließlich nur für deren Zwecke passend, weil die salzige Ausdünstung der See und die häufigen Nebel das Land in beständiger Futterfrische der Weidegründe erhält, während die starken rauhen Winde dem Ackerbau, und das Salzartige dieser Ausdünstung dem Getreide nachtheilig ist.

Mendocino City, am Ausfluß des Big River, verdankt seine Existenz dem Holzreichthum seiner Ufer, und den großartigen Sägmühlen von Goddefroy Sillem und Comp. in San Francisco, deren Betrieb die ganze Umgegend belebt, sowie ihre Anlage als Monument der Energie des unternehmenden Henry Meiggs zu betrachten ist, der mit seltener Urtheilskraft begabt auf den ersten Ueberblick den unvergleichlichen Vortheil dieser Oertlichkeit erfaßte, und sofort den Grundplan jenes Unternehmens legte. Das Verdienst der meisterhaften Ausführung gehört Jerome B. Ford, aus New-Bedford, welcher der Aufgabe völlig gewachsen, sofort Hand an das Titanen-Werk legte, ohne davon zurückzuweichen, sich in einer abgeschiedenen Wildniß für den Anbeginn der ersten Werkstätte selbst auf den Holzschlag und bloße Menschenkraft angewiesen zu sehen. Auch jetzt noch ist er der Verwalter des Etablissements, dessen ganze technische Leitung auf seinen Schultern ruht, und ohne Uebertreibung kann gesagt werden daß seine praktische Tüchtigkeit und Beharrlichkeit das Unmöglichscheinende überwunden hat.

Der schön gerundete Hafen an der Mündung des Mendocino-Flusses, ist von einem mächtigen Felsenvorsprung gebildet, der, mannichfach zerklüftet und durchbrochen, den Andrang der Meereswogen empfängt, und die durch seine Höhlen brausende Fluth mit unterirdischem Getöse auf der innern Seite wiedergibt. Bei einem Sturm soll das Schauspiel wahrhaft überwältigend seyn; denn nicht nur ist alsdann der ganze Felsendamm von donnernden Brandungen bestürmt, sondern eine trichterartige Kluft, welche vertikal mit dem Tunnel in Verbindung steht und als natürliches Sicherheitsventil betrachtet werden kann, gewährt den in der unterirdischen Höhle sich brechenden Strömungen periodische Entladung, einen Wasserstrahl von vielleicht 20 Fuß Durchmesser haushoch in die Luft treibend, der alsdann auch den Rücken des Felsens mit schäumenden Fluthen bedeckt.

Der Hafen gewährt durch zweckmäßige Vorrichtungen an Grundankern und schweren Ketten während der Sommerzeit einem halb Dutzend Schiffen Sicherheit, während des Winters jedoch sind die Gefahren zu groß um Fahrzeuge mit einiger Zuversicht liegen zu haben; die Felsengruppen die dicht unter Wasserspiegel liegen, beschränken den eigentlichen Ankerplatz der schönen Bay auf wenig Raum zum Manövriren; die Strömung ist stark und manches vom Anker gerissene Fahrzeug hat mit Mann und Maus den Untergang gefunden, namentlich hörte ich von einem Fall wo ein Schooner, ehe Segel gesetzt werden konnten, von einer der gegenüberliegenden Höhlen der Küste in einem Augenblick verschlungen wurde.

Aber der Anblick der Bucht mit ihren Felsen und Grotten, und dem schönen Flußrevier im Hintergrund ist malerisch im höchsten Grad, und die Staffage durch die großartigen Dampfschneidemühlen, und eine Mannschaft von mehreren hundert rüstigen Gesellen aller Nationen (hauptsächlich deutsche) nebst kasernartigen Häuserreihen und Kostgebäuden sehr lebhaft und originell.

Die eine der Mühlen, die ältere, steht auf dem Felsenvorsprung selbst, die andere etwa eine 1¼ engl. Meile entfernt am Flusse, und beide sind durch eine Eisenschienenbahn verbunden, wo eine Reihe von Karren, von Ochsen gezogen, beständig das fertige Bauholz nach dem Verschiffungsplatz liefert, und das Verladen vermittelst zweier schwebenden Schooten (Rutschbahnen) geschieht. Ein Theil der erwähnten Schienenbahn ist ansteigend für etwa 500 Fuß Länge, wo eine Dampfmaschine mit dieser Wagenreihe wie mit einem Marionettenzuge spielt. Die Dampfmaschinen der Mühlen sind von großer Macht und vortrefflicher Construction. Das Mühlen-Etablissement, Tag und Nacht im Gange, gleicht einer Riesenwerkstätte, wo Blöcke von 20 Fuß Länge und 7 bis 12 Fuß Durchmesser durch einen Eisenkarren aus dem Wasser gefischt und herausgezogen wie Schwefelhölzchen durch Maschinenkraft und Fla-

image
not
available

heimnißvolle der großen schweigenden Natur im Urzustand empfunden, vielleicht war mein eigenes Gemüth solcher Tröstungen nie so bedürftig gewesen! — Am Fuß der Riesencedern von Calaveras, jener Säulen von drei Jahrtausenden, die vielleicht als Sprößlinge Zeuge waren vom Zug der Azteken vom Norden nach ihrer neuen Heimath in Anahuac; beim Heraustreten aus den finstern Schluchten und Lavafeldern des ausgebrannten Vulcans im Norden von Napa, in die lachenden parkähnlichen Auen von Lup Yomi, von den Ufern des mit seinen Inseln prangenden Sees, der einem Binnenmeer gleich das würdige Centrum der im Gebirg zerstreuten kleinen Wasserspiegel bildet; am Rand des von Cyclopenfeuer aufwallenden Kessels unsers californischen Geysers, und in dem kaum halberleuchteten Dunkel des Mendocino-Urwaldes so weit das Auge reicht, an der wilden Brandung die an den Epheu umrankten Klippen jener Küste aufschäumt — sind mir, einem alten Wanderer über Land und Meer, hier in Californien neue Weltanschauungen aufgegangen!

Probe des einzigen, in der Sanskritsprache uns erhaltenen, und bis jetzt unübersetzten indischen Romans.

Von Theodor Benfey.

(Fortsetzung.)

Eines Tages dann, als sie allein waren und sie erkannt hatte daß er in verliebter Stimmung war, sprach sie unter reizendem Lächeln: „thöricht wahrhaftig ist diese Welt, indem sie auch Erwerb und Genuß mit Tugend in gleicher Linie aufzählt!“ Als Maritschi sie nun fragte: „Sprich, Reizende! In welchem Stück übertrifft die Tugend deiner Ansicht gemäß den Erwerb und Genuß?“ Da begann sie bescheiden langsam folgendermaßen: „Sollte der Beglückte wirklich von einer Person wie ich bin, die Erkenntniß des größern oder geringern Werths der drei Kategorien begehren? Doch freilich! Auch dieß ist ja nur eine andere Art Gnade gegen seine Sklavin; so sey es denn! Höre! Sind nicht Erwerb und Genuß ohne Tugend unfähig zu entstehen? Tugend aber enthält, völlig unabhängig von diesen, die Ursache der Erzeugung der Freuden der Seligkeit in sich selbst; sie ist erreichbar durch die bloße angestrengte Richtung auf sie selbst, und quält sich nicht maßlos, wie Erwerb und Genuß, in außer ihr liegenden Hülfsmitteln ab. Wenn sie aber durch Erschauung des Wesenhaften erstarkt ist, dann wird sie selbst durch Uebung von Erwerb und Genuß auch nicht im allergeringsten beeinträchtigt, ja sogar, wenn sie beeinträchtigt wäre, wird sie durch eine geringe Anstrengung wieder in das richtige Geleis gebracht, und ist, nachdem sie selbst diese Sünde ausgemerzt, sogar zu sehr hoher Seligkeit fähig. Denke z. B. an die Begierde des Allvaters (Pitâmah) zu der Tilottama! die Verführung von tausend Einsiedlerfrauen durch Siva, den Gemahl der Bhavânî; die Lust des Wischnu in sechzehntausend Frauengemächern; die übermäßige Liebe des Herrn aller Wesen zu seiner eigenen Tochter; der Ehebruch des Indra, des Gemahls der Satschi mit der Ahalja; die Besteigung des Lagers seines Lehrers durch den mit dem Hasengeschmückten (Mond); die Umarmung der Badava durch den Strahlenbekränzten (Sonnengott); die Verbindung des Windes mit der Gattin des Kesarin; der Besuch des Brehaspati bei der Gemahlin des Utathja; die Bewältigung des Sklavenmädchens durch Parasara; die Vereinigung von Parasara's Sohn mit der Gemahlin seines Bruders, des Atri Paarung mit einem Gazellenweibchen! — und die wahrhaft dämonischen Verschuldungen der Unsterblichen in diesen und andern Handlungen führen in Folge der Macht der Erkenntniß keine Beeinträchtigung ihrer Tugend herbei, und in einem durch Tugend gereinigten Geist bleibt ein sündhafter Zustand eben so wenig haften als Staub in der Luft. Darum bin ich der Meinung, daß Erwerb und Genuß auch nicht an den hundertsten Theil der Tugend reichen.“

Nachdem er dieß gehört, sprach der Seher, in welchem die Macht der Liebe zum Ausbruch gekommen war, folgendermaßen: „O du Reizende! du urtheilst richtig! Die Tugend der das Wesenhafte erschauenden wird nicht durch den Genuß des Sinnlichen gestört; allein ich bin seit meiner Geburt alles dessen unkundig, was über Erwerb und Genuß ausgesagt wird,[1] und muß deßhalb erst erfahren, welche Gestalt, welche Hülfsmittel und welche Frucht diese beiden haben.“

Sie aber sprach: „Erwerb hat doch als Eigenschaft das Verdienen, Vermehren und Bewahren; seine Hülfsmittel sind Ackerbau, Viehzucht, Handel, Freundschaft und Feindschaft, seine Frucht die Verschaffung von Mitteln des Wohlergehens. — Die Liebe aber ist eine Art unübertrefflich angenehmer gegenseitiger Berührung einer Frau und eines Mannes, deren Herzen von Sinnlichkeit übermäßig gefesselt sind; ihre Hülfsmittel sind jeglich lieblich und schönes Ding auf Erden; ihre Frucht dagegen die höchste Entzückung, entstehend aus gegenseitiger Umarmung, süß in der Erinnerung, verbunden mit Zuneigung, die höchste Wollust gewährend, nicht übersinnlich, doch nur durch sich selbst zum Bewußtseyn kommend. Ihrer wegen wahrlich üben hochgestellte Männer schwere Bußen, große Freigebigkeit, schreckliche Kämpfe, gefährliche Meeresüberschiffungen und anderes.“

Als er dieß gehört — sey es nun durch die Stärke der Gründe selbst, oder den Scharfsinn der Redenden, oder die eigene Geistesschwäche[2] — wurde er in sie so verliebt, daß er ganz seines Gelübdes vergaß. Nachdem sein Geist nun lange in dieser Bethörung zugebracht hatte, führte sie ihn in einem bedeckten Wagen auf der reich glänzenden Königsstraße zur Stadt in ihre Wohnung.

Hier war bekannt gemacht worden: „Morgen ist das Fest des Gottes der Liebe.“ Am folgenden Tage führte sie demnach den Seher, welcher begonnen hatte sich wie ein Verliebter zu benehmen und seine eigentliche Lebensweise aufgegeben hatte, dessen Herz gequält wurde, wenn er auch nur einen Augenblick von ihr getrennt war, nachdem er gebadet und gesalbt war, und einen Blumenkranz um sein Haupt gewunden hatte, auf der reichgeschmückten Königsstraße in die Festversammlung, begab sich an einen Platz in einer Gegend des Lustwaldes, in die Nähe des Königs, welcher von hundert jungen Mädchen um-

---

[1] Weil er sich als Asket um weltliche Dinge nicht gekümmert hat.

[2] Es ist „mandyân nu“ zu corrigiren.

ringt war, und nachdem dieser ihr mit lächelndem Gesicht den Befehl gegeben hatte: „Freundin! setze dich nieder mit dem Beglückten!" machte sie voll Liebreiz eine Verbeugung und ließ sich lächelnd nieder.

Da erhob sich eine überaus schöne Frau, legte ehrfurchtsvoll die Hände zusammen, verbeugte sich vor dem König und sprach: „Majestät! ich bin von jener überwunden; so unterwerfe ich mich denn von heute an hinfort ihre Sklavin zu seyn!" Da erhob sich in Folge von Verwunderung und Freude ein allgemeines Geschrei der Versammlung. Der erfreute König begnadigte die Hetäre mit sehr kostbaren Schmucksachen und reichen Gewändern, und entließ sie; sie aber, von den vornehmsten der Hetären und der Bürgerschaft schaarenweis beglückwünscht, sprach, ohne nach ihrem Hause zu gehen, zu dem Weisen: „O Beglückter! Meine ehrfurchtsvolle Empfehlung! Lange ist diese deine Sklavin von dir begnadigt! Jetzt kehre wieder zu deinen Geschäften zurück!"

Dieser aber, welchen, seiner Leidenschaft wegen, diese Rede wie ein Donnerschlag traf, gerieth ganz außer sich und sprach: „Liebe, was ist das? Woher diese Gleichgültigkeit? Wohin ist deine außergewöhnliche Liebe zu mir entschwunden?"

Darauf antwortete sie lächelnd: „O Beglückter! In einem Wettstreit zwischen derjenigen, welche heute durch mich am Hofe des Königs die Niederlage erlitten hat, und mir, höhnte mich jene, indem sie sprach; „Du brüstest dich als ob du den großen Weisen Maritschi in dich verliebt gemacht hättest!" Da machte ich mich zu eben dieser Sache anheischig, unter der Bedingung daß Sklaverei der Preis der Wette seyn solle, und durch deine Gunst habe ich mein Ziel erreicht."

Dieser Dummkopf nun, nachdem er so von ihr verstoßen war, kehrte voll Reue wie vernichtet zurück.

„Den Büßer, welcher von dieser so behandelt ist, den erkenne, o Hochbeglückter! in mir! Nachdem sie die durch ihre eigene Macht eingewurzelte Liebe mir entrissen, hat mir dieselbe Hetäre mächtige Theilnahmlosigkeit gegen alles Irdische gespendet.

In der kürzesten Zeit bist du selbst fähig dich in den Stand zu setzen, deine Angelegenheit zu Ende zu führen. Bis dahin bleibe in eben dieser Hauptstadt von Anga, in Tschampa."

Darauf gieng die Sonne unter, gleichsam als ob sie von der Finsterniß berührt zu werden fürchtete, welche aus seinem Geist strömte, und die Lotuswälder schlossen sich, als ob sie in Folge von seiner Erzählung allem Weltlichen entsagt, und Angst hätten daß die vom Seher abgestreifte Liebe im Zustand der Dämmerung erglühten möchte.

Ich aber folgte der Anweisung des Weisen, und nachdem ich das Abendgebet mit ihm verrichtet hatte, brachte ich die Nacht, neben ihm ruhend, in angemessenen Gesprächen hin. Sobald die Sonne, einem Brande der Udaja- [1] Bergebene gleich, die Schößlinge des Paradiesbaumes (an Glanz) übertreffend, aufblitzte, erwies ich ihm meine Verehrung, und machte mich auf den Weg zu der Stadt.

Und außerhalb eines buddhistischen Klosters für Bettelmönche, welches sich in der Nähe der Straße befand, erblickte ich in einem einsamen Feld von rothen Asoka's sitzend einen Bettelmönch, in ununterbrochene Andacht versenkt, von Leid abgezehrt, würdig an der Spitze der Mißgestalteten zu stehen, von jämmerlicher Gesichtsfarbe. Und auf seiner Brust sah ich Thränentropfen, die aus seinem Gesicht herabgefallen waren und in denen eine Menge Schmutz aufgelöst war. Ich setzte mich neben ihn und fragte ihn: „Wie kommen tiefe Andacht und Thränen zusammen? Wenn es kein Geheimniß ist, so wünsche ich den Grund deines Kummers zu erfahren." Er sprach: „Lieber! so höre denn! Ich bin der älteste Sohn eines Gildeherrn Nidhipalita mit Namen, und heiße Vasupalita, bin aber wegen meiner Häßlichkeit unter dem Spitznamen Virûpaka [1] bekannt, und da war ein anderer mit einem Namen, den er mit vollem Recht trug, Sundaraka, [2] reich an Geschicklichkeiten und Tugenden, aber nicht sehr bedeutend an Vermögen. Und zwischen diesen und mir säeten schurkische Bürger, die von Feindschaft leben, Haß, indem sie jenes Schönheit und meinen Reichthum als Mittel dazu benutzten. Einstmals stillten diese einen zwischen uns beiden einer Festversammlung von selbst entstandenen Streit, welcher auf unserer gegenseitigen Verachtung beruhte und einen Wechsel von Schimpfreden herbeigeführt hatte; dabei setzten sie fest: „Nicht Schönheit und nicht Reichthum begründen Mannheit, sondern wer eine Tugend besitzt, nach welcher die vornehmste Hetäre begehren muß, der ist ein Mann; in wen sich also die Krone der Mädchen, Kâmamandschari, [3] verliebt, der soll die Standarte des Beglückten empfangen!" Wir beide waren damit zufrieden und sandten Boten zu dieser.

Ich war nun natürlich der Grund zur wahnsinnigsten Liebe für sie. Wenn wir beide da saßen, so kam sie nur zu mir, schoß auf meinen Leib die blauen Lotus ähnlichen, fesselnden Liebesblicke, und jenen zwang sie, vor Scham die Augen zu Boden zu senken. Und durch mich wurde sie, im Gefühl meiner Seligkeit, zu der Gebieterin meines Geldes, meines Hauses, meines Benehmens, meines Leibes und meines Lebens gemacht; ich aber durch sie bis auf den Lendengürtel ausgezogen; — und nachdem sie mir alles, was mein war, abgenommen hatte, wurde ich zum Hause herausgeworfen und das Ziel des Gespötts der Welt. Und unfähig den Hohn der vornehmen Bürger zu ertragen, ergab ich mich dem Streben nach Befreiung von allem Weltlichen, und nachdem in eben diesem Kloster hier ein Weiser mich belehrt hatte: „dieses leicht zu bildende Gewand der Gewandabwerfenden ist der beste Weg," [4] legte ich sogar diesen Lendengürtel ab. Da aber, bedeckt von Schmutz und Koth — nachdem ich die schwere Qual des Haarausreißens [5] erduldet, die heftigsten Plagen des Hungers, Durstes und so weiter erfahren, nachdem ich Schmerzen gelitten hatte beim Stehen, Sitzen, Liegen, Essen, wie ein frischgefangener Elephant durch gewaltige Bändigungen — fühlte ich heftige Reue, ich bin ein Waisja, [6] der gegen seine Pflichten handelt, ich bin herabgestiegen in diesen Pfad der Ketzer, meine Vorfahren wandelten auf dem Weg, den die Offenbarung und Ueberlieferung vorgezeichnet haben: ich aber, ich Unglückseliger! ich mußte einen solchen Sündenweg betreten, als ob es der der Tugend wäre, den mit tadelhafter Tracht versehenen, den Sitz von vielen Schmerzen, der, als nothwendige Folge des Anhörens der Herabwürdigung des Wischnu, Siwa, Brahman und der übrigen Gottheiten, selbst nach dem Tode die Hölle zur Frucht hat, den fruchtlosen, den trugreichen!" Indem ich so mir selbst Vorwürfe machte, gieng ich zu diesem einsamen Felde von rothen Asokas und vergieße hier viele Thränen."

[1] Udaja „Aufgang" nennen die Indrer einen mythischen Berg, hinter welchem die Sonne aufgehen soll.

[1] Der Mißgestaltete.

[2] Der Schöne.

[3] Perle des Liebesgottes.

[4] Ich lese „veshanirgalânam und uttamavartmâ.

[5] Beim Eintritt in das buddhistische Mönchthum.

[6] Einer aus der dritten indischen Kaste.

Nachdem ich dieß gehört, sprach ich voll Mitleid: „Lieber! habe nur einige Zeit Geduld und bleibe hier an eben dieser Stelle. Ich werde machen daß diese Hetäre selbst dich in den Besitz deines Geldes setzen soll; es gibt derartige Mittel."

Nachdem ich ihm auf diese Weise Muth eingeflößt hatte, stand ich auf, und sowie ich in die Stadt trat und durch das Gerede der Leute erfuhr daß die Stadt voll von reichen habgierigen Menschen sey, faßte ich den Entschluß, ihnen die Vergänglichkeit der Reichthümer zu zeigen und sie in den Naturzustand zu versetzen. Zu diesem Zweck richtete ich meinen Geist auf den von Karnisuta [1] gelehrten Weg. Ich trat in die Spielhäuser, gesellte mich zu den Spielern, und Geschicklichkeit in allen den fünfundzwanzigartigen Künsten, welche sich auf die Spielwürfel beziehen, die so unendlich schwer zu erkennenden Betrügereien mit dem Spielbrett, den Händen und so weiter, — die daraus hervorgehenden mit Stolz gepaarten Hohnreden, — die gegen Leben gleichgültigen Handlungen des Uebermuths, — das selbstvertrauensvolle an Klugheit, Kraft und Würde reiche Benehmen des Bankhalters, durch welches er im Stande ist die Erfüllung der Verpflichtungen zuwege zu bringen, — Schmeichelei gegen Mächtige, Drohungen gegen Schwache, — die Kunst sich Beistände zu verschaffen, — die mannichfachen Arten von Verlockungen, — die Schilderungen in verschiedenen Arten von Einsätzen, — Freigebigkeit in der Vertheilung von Geld, die wilden Ausrufungen, welche von einem Fluch nach dem andern strotzen — dieses und anderes zu erlernen konnte ich nicht satt werden.

Einst lachte ich ein wenig über einen Spieler, der einen Stein unvorsichtig irgend wohin gezogen hatte. Da blickte mich sein Gegenspieler an, als ob er mich mit seinem von Zorn gerötheten Blick verbrennen wollte und rief „Ha! unter dem Schein des Lachens zeigst du den Gang des Spieles! Lassen wir diesen elenden ungeschickten! Ich will doch einmal mit dir, dem klugen, spielen!" Mit Bewilligung des Spielaufsehers wechselte er die Partie und verlor 16,000 Denare an mich. Davon gab ich die eine Hälfte dem Bankhalter und den Croupiers, die andere nahm ich zu mir und erhob mich und zugleich erhoben sich freudersfüllte Lobreden derer die sich dort befanden, und, den Bitten des Bankhalters willfahrend, nahm ich eine Mahlzeit an. Derjenige aber, welcher die Veranlassung war daß ich zum Spielen kam, ein Jüngling Namens Vimardala, ward mein zweites Herz, so zuverlässig als nur irgend Jemand seyn kann.

Aus dessen Munde lernte ich nun die ganze Stadt kennen, sowohl in Bezug auf Vermögen als Treiben und Charakter. Und in einer Finsterniß, so dunkel, wie der Fleck am Halse des Siva, [2] gieng ich, gehüllt in ein Unterkleid aus schwarzem Zeug, mit einem scharfen Schwert umgürtet, mit einem Spaten, einem leise tönenden Instrument, [3] einer Zange, einem hölzernen Menschenkopf [3b] mit Zauberpulver, [4] einem Zauberdocht, [5] einer Meßlinie, einem Strick mit einem Haken (Strickleiter), einem Lichtständer, einem Bienenkorb [6] und den sonstigen mancherlei Instrumenten versehen, zu dem Hause irgend eines habgierigen reichen Mannes, machte ein Loch in der Wand, lernte den Zustand des Innern durch einen feinen Spalt der Blendlaterne kennen, stieg dann ohne Mühe, als ob es mein eigenes Haus wäre, ein, raubte einen an Werth großen Prachtschatz und entfernte mich alsdann.

Da erblickte ich in der durch eine Menge schwarzer Wolken unter Schmutz, Finsterniß und Unwegsamkeit leidenden Hauptstraße eine augenblickliche Erscheinung, gleichwie das plötzliche Fallen eines Blitzes; es war aber — gleichsam als wäre die Schutzgottheit der Stadt, erzürnt über die Beraubung derselben, in einem einzigen Augenblick erschienen — irgend ein Mädchen mit strahlendem Schmuck sichtbar geworden. Voll Mitleid sprach ich zu ihr, „Reizende, wer bist du? Wohin gehst du?" Sie antwortete stammelnd. „Hochehrwürdiger! in dieser Stadt wohnt ein vornehmer Mann aus der Kaste der Vaisja mit Namen Kuveravallabha [1] dessen Tochter bin ich. Mein Vater verlobte mich unmittelbar nach meiner Geburt an einen Bewohner dieser Stadt, einen reichen Jüngling mit Namen Dhanamitra zur Gattin. Aber jetzt — nachdem er nach dem Tode seiner Eltern sich durch übermäßige Freigebigkeit von der Menge der Armen für sein eigenes Geld Armuth gekauft hat, nichts mehr besitzt, wohl aber den ruhmvollen Namen „der Großmüthige" führt, welchen ihm die von ihm entzückte Welt als Beinamen [2] beigelegt hat — sagt mein Vater „er hat nichts" und gibt mich, die ich zur Jungfrau herangewachsen bin, nicht ihm, sondern will mich an einen andern verheirathen, an einen gewissen Arthapati, [3] einen Großhändler, welcher seinen Namen (Goldkönig) mit vollem Recht führt. Da ich erfuhr, daß diese verhaßte Feier morgen stattfinden soll, habe ich mich vorher mit meinem Geliebtesten verabredet, meine Familie getäuscht, das Haus verlassen und gehe nun auf dem von Jugend auf gewohnten Wege, einzig vom Gott der Liebe begleitet, zu seinem Hause. Drum laß mich frei und nimm diesen Schmuck (dafür zum Lohn)!" Bei diesen Worten nahm sie ihn ab und händigte ihn mir ein. Ich aber fühlte Mitleid und sagte „geh! o Gute! ich will dich zu deinem Liebsten führen;" bei diesen Worten gieng ich drei bis vier Schritt. Da stürzte eine große Schaar von Stadtwächtern herbei, mit Stöcken und Dolchen in den Händen, durch den Anblick von Fackeln die schwere Finsterniß zertheilend. Ich sprach zu dem Mädchen, „Schöne! fürchte dich nicht! ich habe einen Arm und ein Schwert! doch habe ich aus Rücksicht auf dich folgendes unblutige Mittel ausgedacht: ich will mich hinlegen und so anstellen, als ob ich an einem schnell wirkenden Gift erkrankt wäre; du aber mußt zu diesen sprechen, „wir sind Nachts in diese Stadt gekommen und dieser mein Liebster ist gerade an jener Ecke des Palastes von einer Schlange gebissen. Wenn unter euch irgend ein Mitleidiger ist, welcher Zaubersprüche kennt, so möge er ihn wieder beleben und mir, der schutzlosen, das Leben schenken."

Das Mädchen aber, da keine andre Hülfe möglich war, vollzog mein Geheiß mit stammelnder Stimme, die Augen von Thränen getrübt unter heftigem Zittern, nachdem sie mit größter Anstrengung zu ihnen gegangen war. Und ich lag da als ob ich an Gift erkrankt wäre. Einer von ihnen, der sich einbildete ein Arzt gegen Gifte zu

[1] Soll der Verfasser „der Kunst zu stehlen" seyn.

[2] Von dem Gift, welches, als die Götter und Dämonen den Ocean quirlten, um den Unsterblichkeitstrank zu gewinnen, vor diesem sich zeigte und von Siva verschlungen ward, behielt er einen dunklen Fleck am Hals.

[3] Um damit zu probiren, ob Jemand fest schläft. — [3b] Um damit etwaige Verfolger zu täuschen.

[4] Macht unsichtbar.

[5] Macht jeden Ort hell.

[6] Eine Einrichtung welche dazu dient Lichter unvermerkt auszulöschen.

[1] „Liebling des Plutos."

[2] Ich lese „nâmani nivâr." Von zwei sich gleichen Sylben wird in den Handschriften oft die eine ausgelassen.

[3] „Goldkönig."

seyn, sah mich an und behandelte mich mit Handbewegungen, Zauberzeichen, Zaubersprüchen, stillem Gebet und ähnlichem. Da es aber nichts half, sagte er: „es ist aus mit ihm; der Tod hat ihn gepackt, so steif und blau ist sein Leib, sein Auge gebrochen, und alle Wärme verschwunden. Laß ab mit Klagen, o Reizende! Morgen wollen wir ihn auf dem Scheiterhaufen verbrennen. Wer kann seinem Schicksal entgehen?" Nach diesen Worten entfernte er sich mit den übrigen.

Darauf stand ich auf, führte sie zu dem „Großmüthigen" und sprach: „Ich bin irgendein Dieb; dieses Mädchen, welches einzig im Geleite ihres zu dir eilenden Herzens zu dir gieng, fand ich auf dem Wege; aus Mitleid habe ich sie zu dir geführt. Hier ist ihr Schmuck!" Mit diesen Worten überreichte ich ihm denselben, wobei er mit seiner Strahlenfülle das Netz der Finsterniß durchbrach. Der „Großmüthige" aber nahm ihn und sprach zu mir, voll Scham, Freude und Verwirrung: „O Ehrwürdiger! du hast mir heute Nacht diese meine Geliebte gegeben, dagegen aber auch mir die Sprache genommen. Denn ich weiß nicht was ich sagen soll. (Soll ich sagen): diese deine Handlung ist übernatürlich? .... (so ist das ungenügend), zeigt sich denn nicht dein ganzer Charakter gleichsam übernatürlich? .. (Soll ich sagen): Wahrlich so etwas ist von keinem andern je früher gethan? so ist ja einem jeden einzelnen das was seine Natur vermag, zugemessen und in dir ist weder Begierde noch anderes wie in anderem .... (Soll ich sagen): durch dich hab ich wahrer Güte zum erstenmal ins Auge geblickt? so ist das gewöhnlich, mißfällt mir wegen deiner früheren Großthaten. (Soll ich sagen): ich habe jetzt die leibhaftige Gestalt der Großmuth erblickt? so paßt diese Bestimmung nicht, da sie deine Gesinnung nicht gebührend ehrt ... (Soll ich sagen): durch diese deine Wohlthat hast du dir in mir einen Sklaven gekauft? ... geschmacklos! ... es würde ein Tadel deiner Weisheit seyn .. (man müßte antworten): du kaufst zu theuer! ... Dieser Leib ist keine genügende Gegengabe für die Gabe der Geliebten; denn da er dem Tode verfallen gewesen wäre wenn er sie nicht empfangen hätte, so ist er auch selbst von dir geschenkt ... Aber nein! hier ist nur diese Form angemessen: Betrachte mich von heute an für alle Zukunft als deinen Sklaven!" Bei diesen Worten stürzte er sich mir zu Füßen. Ich aber hob ihn auf, drückte ihn an meine Brust und sprach: „Lieber! was ist jetzt dein Entschluß?" Er antwortete: „Ich kann hier nicht leben, wenn ich sie ohne des Vaters Beistimmung heirathe. Deßwegen will ich noch heute Nacht dieses Land verlassen ... Doch was habe ich zu bestimmen? .... Wie du befiehlst!" .... Darauf sagte ich: „du hast recht, Vaterland, Fremde, das sind Namen, die für einen weisen Mann nicht in Rechnung kommen. Allein sie ist ein Mädchen .... Die Waldwege sind voll von Plagen für zarte Gestalten und überaus vielen Verirrungen ausgesetzt. Durch eine solche weder mit Klugheit noch Tapferkeit in Harmonie stehende Flucht aus dem Vaterlande verräth man fast eine Art Feigheit. Drum bleibe vergnügt eben hier am Orte mit ihr! komm! laß uns sie nach ihrem Hause bringen!"

Ohne weiteres Bedenken gab er seine Beistimmung und führte sie sogleich nach Hause.

Wir aber bedienten uns ihrer als Späherin und plünderten dort alles bis auf die irdenen Töpfe. Dann brachen wir aus und versteckten den Raub irgendwo. Indem wir herauskamen und auf Stadtwächter stießen, fanden wir am Wege liegend irgendeinen Elephanten, welcher seinen Reiter herabgerissen hatte, und bestiegen ihn. Da der Treiber heruntergefallen war, brachte ich ihn mit dem Strick, dem Haken und meinen beiden Füßen auf die Beine; er beugte sich mit seinem breiten Brustfeld, und — seinen astgleichen Stoßzahn mit Eingeweiden als wären es Schlingpflanzen, umwunden — vernichtete er die Wächterschaar. Vermittelst eben desselben zerstörten wir das Haus des Arthapati, ritten alsdann irgendwohin nach einem verfallenen Park und stiegen mit Hülfe eines Zweiges herab. Dann giengen wir nach Hause, badeten uns und legten uns zu Bett.

Darauf stieg aus dem Meer empor der Kreis der Sonne als wär er die rubingleiche Spitze des Udaja, [1] des Indra (Götterkönigs) unter den Bergen, roth von dem Kranze der goldenen Zweige des Paradiesbaumes. Und wir standen auf, wuschen uns das Gesicht, verrichteten die Morgengebete und, die durch unsre Thaten aufgeregte Stadt durchstreifend, hörten wir in den Häusern des Bräutigams und der Braut großes Geschrei. Arthapati aber hatte den Kuveradatta durch Geldgeschenke getröstet, und bewirkt daß die Hochzeit der Kulapâlikâ [2] binnen einem Monat vollzogen werden sollte. Insgeheim aber gab ich dem Dhanamitra folgenden Rath: „Mach dich auf, o Freund! nimm diesen wunderbaren Lederbeutel zum Vorwand und rede den König von Anga unter vier Augen folgendermaßen an: „Majestät selbst ist bekannt daß ich Dhanamitra der einzige Sohn des Vasumitra bin, welcher ein Vermögen von mehreren Millionen besaß. Ich habe mich durch die Menge der Bedürftigen ganz ruinirt und bin in Verachtung gerathen. Da nun die Kulapâlikâ, welche für mich aufgezogen war, in Folge meiner Armuth, von ihrem Vater Kuveradatta dem Arthapati gegeben werden sollte, drang ich in den alten Wald neben den Gärten, um aus Verzweiflung meinem Leben ein Ende zu machen. Als ich aber eben das Messer an die Kehle gesetzt hatte, wurde ich von einem, der den heiligen Schopf trug, zurückgehalten und folgendermaßen angeredet: „Was ist der Grund deiner Gewaltthat?" Ich antwortete: „Armuth verbrüdert mit Verachtung." Er aber voll Mitleid begnadigte mich darauf mit folgenden Worten: „Lieber! du bist ein Thor! es gibt kein ärgeres Verbrechen als Selbstmord. Die Tugendhaften verzweifeln nie und retten sich durch eigne Kraft. Es gibt viele Mittel Geld zu erwerben, aber kein einziges, durch welches man das Leben wieder erhalten könnte, wenn man zuvor eine zerschnittene Kehle wieder zusammenflicken mußte. Wozu das? Ich, der ich hier vor dir stehe, bin Meister der Zaubersprüche und habe diesen wunderbaren Lederbeutel gewonnen, welcher eine Tonne Goldes enthält. Lange habe ich in Kâmarûpa [3] gehaust und durch seine Gunst den Geschöpfen gespendet, was sie begehrten. Jetzt, wo mir das Alter nahet, bin ich hieher gekommen, um in diesem Lande in den Himmel der Erde [4] einzugehen. Empfange du diesen Beutel hier! Außer mir spendet er auch Kaufleuten und den schönsten Hetären; dieß ist in Bezug auf ihn ganz zuverlässig; wenn jedoch einer einem etwas mit Unrecht abgenommen hat, so muß er es diesem zurückgeben, und was ehrlich erworben ist, muß den Göttern und Brahmanen geschenkt werden. Dann, wie eine Gottheit, an einen reinen Ort niedergelegt und verehrt, zeigt er sich jeden Morgen voll von Goldstücken. Dieß ist die Regel in Betreff seines Gebrauchs." Während er so sprach, stand ich mit andächtig zusammengelegten Händen da. Nachdem er ihn mir,

---

[1] Der mythische Berg des Sonnenaufgangs.

[2] Namen der Braut.

[3] Das heutige Assam, wohin die Inder insbesondre Zauberpraktiken verlegen, wie die Griechen nach Thessalien.

[4] Die Inder kennen mehrere Himmel, welche sich an die verschiedenen Weltsysteme schließen.

image
not
available

Waaren aufgenommen und erst abgesetzt hatte, und nun noch in Ancona eine Tracht Ziegen- und Lammfelle abholte, welche in England bearbeitet werden und dann wieder nach Italien zurückkehren, um verarbeitet zu werden, nämlich großentheils zu Handschuhen. Wenn man also einen neapolitanischen Handschuh anzieht, die bekanntlich berühmt sind, muß man annehmen daß das Leder schon eine weite Reise gemacht hat, denn die Italiener verstehen es nicht dasselbe so herzurichten wie die Engländer, und die italienischen Handwerker machen als Gesellen keine Wanderungen, oder nur höchst selten, so daß sie vom Ausland nichts lernen können. Folglich beziehen sie das bearbeitete Leder, das in ihrem Vaterland auf dem Rücken der herrlichen Ziegen und Schafe gewachsen ist, wieder von England.

Es wurde sehr spät bevor wir die Anker lichten konnten, denn die Lieferungen waren später, als sie sollten, eingetroffen, und das ganze Schiffsvolk und gedungene Italiener arbeiteten fast bis Abends 10 Uhr, um die ungeheuren Waarenballen aus den kleinen italienischen Schiffen welche den Engländer umgaben, in die Schiffsräume des letzteren zu stopfen. Die Kraniche flogen hin und her, und mir machte es großes Vergnügen die Verschiedenheit des Benehmens bei der Arbeit in den verschiedensten Nationen, wie Italiener und Engländer sind, zu beobachten. Schon beim Einsteigen in das Schiff war mir der Anblick der sorgfältig und reinlich gekleideten englischen Matrosen, die, wenn auch ohne viel Reden und ohne alles Gesticuliren, meine Effecten herauf schaffen halfen, auffallend gewesen. Ich war neuerdings sehr an die italienische Lebhaftigkeit, Gewandtheit, aber auch Liederlichkeit im Arbeiten gewöhnt, wogegen nun die Sicherheit, Ruhe, fast Würde und Schweigsamkeit der Engländer bei ihrem Thun, mich zugleich deutsch anheimelnd, gewaltig abstach. Dasselbe bemerkte ich an ihrer Thätigkeit beim Kranich. Die Engländer arbeiteten still und in gewissem Tact, die Italiener laut und ohne Tact, wenn sie sich nicht gerade der englischen Ordnung fügen mußten.

Capitän Burns hatte gerechnet um 8 Uhr abzufahren, aber wir sahen noch über den köstlichen Gefilden und Bergen, welche Ancona umgeben, den Vollmond aufgehen. Ach, das war ein unvergleichlicher Anblick! Citadelle und Thürme der Stadt traten schwarz zurück mit ihren Silhouetten gegen den verklärten Nachthimmel, und auf dem Meer bildete sich eine goldglänzende, zitternde Milchstraße.

Geschlafen wurde nicht viel, die Nacht war so mild, so südlich, der Mondschein so feenhaft, und in den Regionen des Wassers herrschte tiefe Ruhe. Nur unser Schraubendampfer regte die friedlich gesinnten Ungeheuer, die Wogen, an diesem Abend auf, und das Rad hinten an der Schraube durchfurchte sie allein so heftig, daß sie hinter ihm her einen weißschäumenden im Goldglanze des Mondes schimmernden Schweif bilden mußten. So zogen wir kometenartig dahin. Die Erschütterung durch die Schraube war sehr gering, und obgleich ich mich im Anfang nicht ganz frei fühlte von Schwindel, als unser Leviathan sich in Bewegung setzte, so verlor sich doch das unheimliche Gefühl nach kurzer Gewöhnung ganz, und ich promenirte vergnügt auf dem Deck hin und her, wo ich endlich auch meinen Schildkröten einen Spaziergang in freier Luft gestatten konnte.

Die Reisegesellschaft war an Zahl nur gering, denn das Schiff hatte wenig Raum für Passagiere, die ihm Nebensache waren. Doch wurden wir von Capitän Burns, der ein ruhiger, freundlicher, gemessener, aber höchst zuvorkommender Insulaner war, durchaus nicht nebensächlich behandelt. Im Gegentheil, nach langer Zeit erblickte ich wieder einmal einen ächt nordischen reichbeladenen Theetisch in seiner Cajüte, an den wir alle natürlicher Weise gehörten, weil wir mit Beköstigung bezahlt hatten, „esclusivo die geistigen Getränke," besagte das englisch und italienisch abgefaßte Passagierbillet. Allein nach eingenommenem Thee, mit alle dem was nach englischen Ansichten und Magenforderungen dazu gehört, bat uns der gentile Capitän mit ihm ein Glas Scherri aus seinem Weinkeller auf die Gesundheit seiner Passagiere zu trinken. Dazu wurde Schiffszwieback geknackt und Südfrüchte, welche noch zum Thee gehörten, genossen. Diese Behandlung ließ sich ertragen, besonders da wenigstens der Ueberfahrtspreis den ich bezahlt hatte ein sehr geringer war, und billiger als der an Bord des Lloyd geforderte.

Die Passagiere bestanden großentheils aus Griechen von den Inseln, darunter eine stark weiß und roth geschminkte Brünette war, von langer schöner Gestalt und sehr anständig gekleidet, deren Malerei aber dem ganzen Schiffe großen Spaß machte. Sie war nicht mehr ganz jung, und strebte sichtlich die fliehenden Reize noch ein wenig aufzuhalten. Sie war der Obhut des Capitäns von ihren Verwandten besonders anvertraut worden, und wollte von Triest nach Venedig gehen um dort einige Zeit zuzubringen.

Eine griechische Familie, Vater, Mutter und zärtlich geliebter Sprößling, dazu eine Cameriera, braun und ächt südlich in Bewegungen und Reden, bildeten die Mehrzahl der Passagiere. Außerdem war noch ein junger, auf Santa Maura geborner Engländer und ein italienischer Kaufmann auf dem Schiffe, sowie der Capitän, der zu seiner Gesellschaft oder aus geschäftlicher Nothwendigkeit noch eine Art Assistent und Dolmetscher von Korfu mitgenommen hatte. Letzterer war halb Grieche, halb Engländer von Geburt, wie er selbst bekannte, ein hochgewachsener schöner Mann, in den dreißigen höchstens, dessen dunkelglühende Augen verliebt und schelmisch um sich blickten. Er beabsichtigte mit dem Capitän nach England zu gehen, welche Reise er schon oft in Geschäften, welcher Art weiß ich nicht, gemacht hatte. Der sehr junge auf Maura geborne Engländer wollte das Vaterland seiner Eltern zum erstenmale besuchen und seinen Weg dahin durch Deutschland nehmen, die griechische Familie gieng nach Wien, um sich dort vergnügt zu machen. Dieselbe mußte sehr reich seyn, denn die Dame, auch nicht mehr ganz jung, aber ungeschminkt, schwebte in den schwersten Stoffen und mit vielem Schmuck behangen auf dem Decke dahin. Sie sprach wenig, hatte etwas orientalisches Phlegma, aber auch die dazu gehörige Grazie in ihrem Wesen und zeigte sich meistentheils mit einem dunkelblauen Schleier über dem Gesicht, doch ohne Hut.

Der braune, schwarzäugige Knabe von 6 bis 7 Jahren war sehr wild, ausgelassen und befehlerisch, wurde jedoch vom Capitän sehr gehätschelt. In der Ehe selbst schien keine Harmonie zu herrschen, denn der Mann, ein häßlich kleiner brauner Grieche, war ziemlich albern, jede seiner Bemerkungen und zusammengestoppelten Erzählungen, die er bei Tische vorbrachte, erregten ein Homerisches Gelächter, und man forderte ihn dann auf mehr zu reden, was er sehr bereitwillig that, während die verschleierte Frau darunter zu leiden schien.

Eine Speculationsheirath, sagte der junge Engländer zu mir, der die Verhältnisse der Familie kannte. Er ist albern, sie ist unglücklich, er ist geizig, obgleich enorm reich, und sie liebt Pracht und große Reisen. Nur mit unsäglicher Mühe hat sie ihn vermocht nach Wien zu gehen, es koste zu viel Geld, sagt er.

Auf dem Schiffe herrschten drei Sprachen: englisch, italienisch und griechisch. Die Griechen sprachen alle vollkommen italienisch und ziemlich gut englisch. Capitän Burns, der nicht italienisch sprach, konnte sich recht gut mit ihnen verständigen, ausgenommen mit der schweigsamen Verschleierten; welche sehr schwach in der englischen Sprache war. Mit den italienischen Kaufleuten und Matrosen in Ancona redete der Dolmetscher für den Capitän. Vom Dolmetscher kann man sagen daß er alle Sprachen gleich gut sprach. Sprach er englisch, war er ganz Engländer, bis in seine Bewegungen; sprach er italienisch oder griechisch, war er ganz Südländer.

Ich war dem Capitän schon von Ancona aus als eine Engländerin angekündigt worden, wofür ich überhaupt immer in Italien angesehen wurde. Selbst der Capitän hielt mich lange dafür, bis ich durch einen jungen Frankfurter Kaufmann, der, ich weiß nicht warum, wohl besuchsweise, in Ancona das Schiff auf einige Zeit bestieg, verrathen wurde. Er redete zwar fertig italienisch, mischte aber scherzweise plötzlich ein deutsches Wort ein, was die andern natürlich überhörten. Ich aber trat herzu, und nun gab es eine rührende Erkennungsscene, und die Griechen und Italiener horchten auf die fremden Laute, die wieder anders klangen als die englischen, mit unverhohlenem Staunen.

In den Cajüten herrschte etwas Stickluft, und ich hätte gewiß gar nicht geschlafen, wenn mir die überaus redselige Zofe der Griechin nicht ihr Schlafsopha abgetreten und sich statt meiner in die Koje gelegt hätte. Sie saugte sich sehr an mich fest, und am andern Morgen, wo sie mich schon zeitig weckte, um wieder mit mir reden zu können, hatte sie mich bereits so lieb, daß sie mich küßte. Es war ein lebhaftes, gewandtes Ding, das, ohne in die Schule gegangen zu seyn, drei Sprachen fertig sprach, und sich sehr vornehm zu gebärden wußte. Sie wurde auch von allen sehr zuvorkommend behandelt, und noch immer klingt mir der weiche hohe melancholische Ton ihrer Redeweise im Ohre. Ihre Herrin schlief lange, vielleicht weil der Blumenduft sie betäubt hatte, denn ihre kleine Cajüte war mit Blumen so überfüllt, daß ich sie schon nach kurzem Aufenthalt mit Kopfschmerz verließ. In einer der Commodenfächer, wo die Menschen auf den Schiffen wie Wäsche über einander liegen und schlafen, gewahrte ich eine Art Feldaltar, vor welchem die Griechin des Abends niederkniete und betete, und auch der alberne Mann am andern Morgen kniete und Gebete murmelte.

Nach kaum vierzehnstündiger Fahrt, also nach einer sehr glücklichen Reise, lag Triest im Sonnenglanze schimmernd vor uns da. Delphine umspielten das Schiff, wohl fünfzig Segel- und Dampfschiffe zählte ich auf der weiten dunkelblauen, goldglänzenden Wasserfläche in größerer und geringerer Entfernung vor uns; die Griechen saßen türkisch kauernd auf dem Deck und rauchten Papiercigaretten, deren Füllungsmaterial sie in einem an den Rockknöpfen herabhängenden, buntgestickten Lederbeutel trugen; die Damen umstanden die reiche Griechin und bewunderten deren Silberschmuck, welcher die Wappen der griechischen Inseln zierlich gravirt sehen ließ, und worunter das von Ithaka noch immer Ulysses Namen trägt — da hieß es plötzlich: Triest! und alles lehnte sich über Bord und schaute in der Richtung des Landes hinaus.

Der Hafen sah stattlich aus, denn er wimmelte von Schiffen, ich zählte allein 30 großmächtige Seedampfer, und vorn am Eingang lagen die neuen Kriegsdampfer Oesterreichs, und die stolze „Adria" war der größte der schwarzen Schwäne unter ihnen. Noch nicht von der Sonne gebräunt, lachten Triests belaubte Hügel über die Stadt herein, und sie selbst lag so stolz, so weiß, so häuserreich vor uns da.

Jetzt hatte der Capitän zu commandiren, zu rufen, der Dolmetscher zu verdolmetschen; es war ein großartiger, aber höchst anregender Lärm, mit dem wir in den Hafen hereingelootst wurden. Unterdeß war nämlich der Lootse an Bord gekommen, und sobald er da ist, der das Fahrwasser kennt, übernimmt er die Leitung des Schiffes allein. Nun wurde der Anker losgedreht, und acht Matrosen arbeiteten an dem Rad, auf welches die Riesenkette, die ihn hielt, gewunden war. Der andere Theil der Kette wurde ein Stück vom Schiffe fortgefahren und an einem Pfahl in der See befestigt. Plötzlich lag das große Schiff still, und bald darauf sprangen die englischen Matrosen zum erfrischenden Bade nach schwerer Arbeit in die See, und machten ihre Schwimmkünste in der Nähe des Schiffes. Es war Sonntag; alle Glocken läuteten in der an Kirchen reichen Stadt, bunt bewimpelte Boote, mit weißen Baldachinen versehen, näherten sich unserm Koloß und zeigten sonntäglich geputzte Leute, die eine Spazierfahrt auf das Meer machten; andere Boote kamen heran und fragten nach Passagieren, die aber nicht mitgekommen waren, und der Capitän wurde zum Sanitätsrath ans Land gerufen wegen der Quarantäne, da das Schiff vom Orient kam. Ich aber ließ die staunenden Griechen, die sich am Anschauen des noch nie gesehenen Eisenbahnzuges ergötzten, zurück und eilte ans Land und in die Arme lieber Freunde.

Die stehenden Landgewässer der Erde (Seen und Teiche).

(Aus einer handschriftlichen Hydrographie von J. J. Dittrich.)

1. Alles unbewegte Wasser auf festem Lande und auf Inseln ist entweder See, wenn es nicht geleert, oder Teich, wenn es abgelassen werden kann.

Die Landseen sind Wasserfüllungen meist vereinzelter Erdsenkungen — Depressionen — oder Spalten, in unzähligen verschiedenen Formen, Größen, Tiefen und Meereshöhen. Ueberall verleihen sie den Umgebungen, dem ganzen Gelände, einen anderen, und in der Regel verschönerten Charakter, sie bringen Leben in jede Landschaft. Ihre Menge und Größe kann einem flachen Lande eine Art von Seeklima gewähren, d. h. eine Temperatur welche den Sommer kühler, den Winter wärmer hält, vorausgesetzt daß sie selbst nicht zufrieren, da sie dann die Kälte vielmehr verstärken. In den Gebirgen und Hochplateaux haben sie solchen Einfluß nicht, auch kommen sie dort mehr nur vereinzelt vor, und sind, wenn doch mehrere, wie in den Alpen, von geringeren Größen. Alle Erdtheile, die bei weitem meisten Länder, selbst Sand- und Salzwüsten, haben sie.

2. Es gibt aber kein Land, hoch oder niedrig, welches in früheren Erdepochen nicht einmal Meeresboden gewesen wäre. Nur jene plutonischen Gebirge können davon eine Ausnahme machen welche entweder vor allem Wasser, oder nach ihm in einer, ununterbrochenen Hebung aus den Tiefen der Erde bis über das Niveau des Oceans emporgetrieben wurden. Hatte nun der später gehobene Meeresboden schon einzelne Vertiefungen oder Spalten, und brachte er sie mit zur neuen Höhe, so blieben sie vom Seewasser gefüllt, sie waren Salzseen, und das waren die meisten. Abgeschnitten vom Meere, wurden fast alle im Lauf der Jahrtausende durch Regen, Schnee, Flüsse oder Bäche allmählich ausgesüßt und haben nun Süßwasser. Nur wenige behielten ihre Salzigkeit (selbst Flüsse, vorzugsweise jene welche in salzgeschwängerten Wüsten fließen), wie z. B. auf dem Hochbuckel Asiens, der Salzsee in Nordwest-Amerika, neben welchem die Mormonen hausen, u. v. a.

3. Der größte Land-Salzsee ist der caspische. Seine Oberfläche enthält 7375 geogr. Quadratmeilen. Er ist 160 Meilen lang und 20 bis 74 M. breit. Sein Spiegel liegt jetzt 76 Fuß unter dem Niveau der Meere. Die Zuflüsse decken seine Ausdünstung nicht mehr.

Der größte Salzwassersee aber ist der Obere See in Nordamerika. Er hat 1700 Quadratm. Oberfläche, $78\frac{1}{2}$ M. Länge, und 8 bis 40 Meilen Breite.

Die übrigen Seen, von welchen nur die bemerkenswerthesten hier angeführt werden können, theilen wir, zur leichtern Uebersicht, vom Aral bis zum Zürichersee herab — die kleineren, deren Zahl mehr als Legion ist, bei Seite lassend — in drei Classen ab:

a. in solche welche eine Oberfläche von 500 Q. M. und darüber
b. „ „ „ „ „ „ 100 Q. M. bis 499 Q. M.
u. c. „ „ „ „ „ „ von weniger als 100 Q. Meilen haben.

4. Zu a. gehören:

		Land.	Oberfl. Q. M.	Länge M.	Breite M.
1.	der Aralsee (Salzsee)	Bucharei	2100	63	25—54
2.	„ Huronsee	Nordamerika	1150	51	$1\frac{1}{2}$—16
3.	„ Michigansee	deßgl.	1075	68	$5\frac{1}{2}$—27
4.	„ Tjadsee	Afrika	680	48	6—29
5.	„ Bärensee	Britt. N. Amerika	674	40	1—18
6.	„ Baikalsee	Sibirien	625	84	2—$11\frac{1}{2}$
7.	„ große Winnipegs.	Britt. N. Amer.	567	60	1—40
8.	„ Eriesee	N. Amerika	553	54	2—13
9.	„ Sklavensee	Britt. N. Amerika	510	49	4—14

zu b.:

		Land.	Oberfl. Q. M.	Länge M.	Breite M.
1.	der Ontariosee	N. Amerika	473	45	1—12
2.	„ Ladogasee	Rußland	320	27	$1\frac{1}{2}$—$17\frac{1}{2}$
3.	„ Nicaraguasee	Central-Amerika	290	30	3—$11\frac{1}{2}$
4.	„ Titicacasee	Peru	210	27	$\frac{3}{4}$—$12\frac{1}{2}$
	Er ist der höchste unter den größeren Seen der Erde, sein Spiegel liegt in 11,970′ Höhe.				
5.	„ Onegasee	Rußland	195	31	1—12
6.	„ Wansee	Armenien	110	20	2—10
7.	„ Urmia-Salzsee	Persien	106	$18\frac{1}{2}$	4—8
8.	„ Wenernsee	Schweden	110	20	2—11

zu c.:

		Land.	Oberfl. Q. M.	Länge M.	Breite M.
1.	„ Peipussee	Rußland	70	20	1—6
2.	„ Tsan oder Dembeasee	Abessinien	64	$14\frac{1}{2}$	2—9
3.	„ Saisansee	Songarei	56	$18\frac{1}{2}$	$\frac{3}{4}$—$5\frac{1}{2}$
4.	„ Paltesee	Tübet	50	8?	1—7
5.	„ Wetternsee	Schweden	45	$17\frac{1}{2}$	$\frac{1}{7}$—4
6.	„ Imandrasee	Rußland	32	$13\frac{1}{2}$	$\frac{3}{4}$—$3\frac{1}{2}$
7.	„ Ilmensee	deßgl.	28	8	$\frac{1}{2}$—5
8.	„ Luleasee	Schweden	25	19	$\frac{1}{4}$—$1\frac{1}{2}$
9.	„ Asphaltsalzsee (todtes Meer)		$23\frac{3}{10}$	$10\frac{1}{2}$	1—3
10.	„ Plattensee	Ungarn	12	$10\frac{2}{3}$	$\frac{1}{5}$—2
11.	„ Genfersee	Schweiz	$9\frac{1}{10}$	$8\frac{1}{2}$	$\frac{3}{16}$—2
12.	„ Bodensee	deßgl.	$8\frac{1}{2}$	$8\frac{1}{2}$?	$\frac{1}{5}$—2
13.	„ Neusiedlersee	Ungarn	$7\frac{9}{10}$	5	—$1\frac{3}{4}$
14.	„ Gardasee	Italien	$6\frac{1}{2}$	$6\frac{1}{2}$?	$\frac{1}{2}$—2
15.	„ Lago maggiore	deßgl.	$4\frac{4}{5}$	$7\frac{4}{5}$?	$\frac{1}{2}$—$1\frac{1}{2}$
16.	„ Comersee	deßgl.	$3\frac{4}{5}$	$7\frac{1}{2}$?	1—
17.	„ Neuenburgersee	Schweiz	$4\frac{1}{10}$	$5\frac{1}{4}$?	1—
18.	„ Vierwaldstättersee	deßgl.	$2\frac{3}{10}$	4?	—$2\frac{1}{2}$?
19.	„ Zürichersee	deßgl.	$1\frac{3}{5}$	$4\frac{1}{2}$?	—$\frac{3}{5}$
20.	„ Loch Lomond	Schottland	$1\frac{3}{5}$	$4\frac{1}{2}$?	—$1\frac{1}{2}$?

21. See Genesareth, früher Kinnereth, auch das tiberische oder galliläische Meer genannt, ist nach Seezen 2 Meilen lang und $\frac{3}{4}$ Meilen (nach Coulverhouse bei Tiberias 6 engl., also etwa $1\frac{1}{4}$ deutsche M.) breit. Er hat süßes Wasser und eine reizende Lage.

5. Die Tiefen der Seen weichen sehr von einander, und in sich selbst ab. Hier davon nur einige Beispiele:

a) Der Titicaca, dessen Lage und Umgebung in einem großen Alpenthal Hr. v. Humboldt so malerisch beschrieben, ist bis jetzt nur an einigen Stellen gemessen, wo man 720 Fuß Tiefe gefunden. In der Mitte aber ist er, glaubt man, viel tiefer. (Der spanische Hauptmann Ladrillero soll ihn dort 3480 Fuß tief gefunden haben. Wäre dieß richtig, so würde er zugleich der höchste und tiefste aller Landseen seyn). An ihm lag die Incastadt Tinpuanaco, wovon — etwas entfernt — noch Trümmer vorhanden. Der See hat mehr als 20 Inseln; davon sind zwei bewohnt, sie heißen Chuquito und Copacabana. Auf der ersten hat Manco Capac — der erste Inca, d. i. Sohn der Sonne — einen Palast gehabt, wovon auch noch Reste zu sehen. Der See hat keinen Abfluß. Viele Fische.

b) Der Baikal — bei den Russen das heilige Meer — ist von 3—80 Faden (18—480 Fuß) tief, rings von wilden Gebirgen und Felsen umschlossen, sehr klar, hat einen Abfluß — die Angara, und enthält einen eigenthümlichen Spinnenfisch, den Callionymus L., welcher nie lebendig gefangen wird, und fast ganz Thran (belebter Schleim) ist. Er ist in jener Gegend des südlichen Sibiriens der einzige See, welcher kein Steppensee ist, vielmehr eine ungeheure Spalte (Kluft) ausfüllt, und Kennzeichen der gewaltsamsten Zerreißungen und hohen Alterthums zeigt.

c) der Genfersee hat von Nyon bis Genf 3—400 F., vor Evian 600 F. in der Nähe des Schlosses Chillon $5\frac{1}{2}$ F., und in der Gegend von Meillerie 950 F. Tiefe. Ihn durchströmt die (oder der) Rhone, die anderen Schweizer Seen aber haben: der Waldstädter 4—500 F., der Züricher in der Gegend der Au 600 F., der Zuger, bei der Stadt, 120—180 F., bei der Adrianscapelle am Rigi, da wo man ihn den

wilden Strick nennt, 200 F., der Neuenburger gegen 400 F., der Bieler 217, und der Bodensee zwischen Lindau und Mörsburg 2208 F. (Andere geben seine größte Tiefe nur auf 856 F. an), bei Mörsburg aber soll er am tiefsten seyn. Ihn durchströmt der Rhein.

d) Der Tacarigua (See von Valencia, Provinz Caracas), ist, nach Hrn. v. Humboldt, der schönste, den er je gesehen, und übertrifft, wegen des üppigen Wuchses tropischer Pflanzen um seine Ufer, an Schönheit selbst den Genfersee. Er wird aber immer seichter, weil er weniger Zufluß als Ausdünstung hat. Darum tauchen in ihm immer neue Inseln auf, die man die „Neuerschienenen — las Aparecidas" — nennt. Eben deßhalb aber läßt sich seine Tiefe dauernd nicht bestimmen. Seine Ausmündung in die caribische See bildet der Fluß San Juan. Seehöhe 1332 F.

e) Der obere See liegt 617½ F. über dem Meer, 22½ F. über dem Huron, und 52½ F. über dem Eriesee; dieß zeigt daß jene Seen Nordamerika's terrassenartig über- und hintereinander liegen. Seine mittle Tiefe schwankt zwischen 500 und 900 F., an einigen Stellen soll sie sogar 1200 F. betragen, so daß er an diesen Punkten fast zur Hälfte über und zur Hälfte unter dem Niveau des Meeres liegen würde. Der zu jenen Stufenseen gehörige Champlainsee (37 Quadratmeilen Oberfläche, 17 Meilen Länge und höchstens 3 Meilen Breite) ist auch bis 600 F. tief.

f) Von den beiden Ungarischen ist der Plattensee der tiefste. Er hat bei der Abtei Tihany 82 F., und bei Forelbar 57 F. Der Neusiedlersee aber hat nur 7—13 F. Tiefe; doch soll zwischen Wolfs und Apattan die Tiefe größer seyn.

Der Traun- oder Gmundersee, im österreichischen Salzkammergut, nahe dem Hallstädter (½ M. breit und etwas über 2 M. lang), soll eine Tiefe von 300 Kl. = 1800 F. haben, was jedoch L. v. Buch bezweifelt. Nach anderen beträgt die größte Tiefe nur 598 F. Er ist 6310 Kl. lang und 1570 Kl. breit.

Von den Salzburger Seen haben jene bei Gosau nur 8—10 F. (Ebel); der Hallstädter See aber, zwischen Wöhr und Hundsort, 630 F.; der Königssee am Watzmann angeblich 700 F. und der Achensee in Tyrol wirklich 1800 F. Tiefe (L. v. Buch).

Der See auf den Riesenbergen, der große Teich genannt, ist nach Fr. Schmidts Messungen, 73—95 F. tief. Sein Spiegel hat, nach Prudlo, am Ausfluß 3770 F. Meereshöhe.

6. Wir kommen zu den Teichen.

Diese sind allerdings weniger wichtig als die Landseen, dennoch in Beziehung auf Witterungsverhältnisse nicht ohne Bedeutung. In dieser Hinsicht stehen sie in einer Reihe mit den Wäldern. Wo diese ganz oder über ein gewisses Maß hinaus fehlen, regnet es in den gemäßigten Zonen weniger und unregelmäßiger.

Seit Mehemed Ali in Aegypten 50 (nach anderen 40) Millionen Bäume pflanzen und pflegen lassen (?), regnet es dort jährlich wohl 30—40 Tage, früher kaum einen oder zwei, nicht selten im ganzen Jahr keinen Tropfen.

Umgekehrt haben die Europäer gehandelt; sie haben die Wälder furchtbar gelichtet. Auch in Schlesien ist das geschehen, und außerdem hat man hier die meisten Teiche unter den Pflug genommen. (Nach alten Sagen gab es in diesem Land einst 5 bis gegen 6000 Teiche, jetzt sind schwerlich noch 300 vorhanden!) Und das geht jährlich weiter. Pachaly berechnete zu seiner Zeit das jährliche Regenmaß noch auf 20 Zoll, jetzt aber — nach etwa 70—80 Jahren — beträgt es, die Berge und ihre nächsten Umgebungen, deßgleichen die noch vorhandenen größeren Waldungen ausgenommen, wohl kaum noch 19 Zoll.

Die erste Veranlassung zur Umwandlung der Teiche in Aecker war eine kirchliche. Die katholische Kirche milderte wesentlich das Fasten; die Aufhebung der Klöster minderte noch mehr die Nachfrage nach Fischen, und der in Schlesien immer wachsende Protestantismus bedurfte ihrer gar nicht. So sank denn die Nachfrage nach ihnen fast bis auf Null herab, die Teiche brachten nur noch sehr wenig ein. Die Besitzer schafften sie daher ab, wo sich das irgend thun ließ. Der Acker, die Wiese brachte unvergleichlich mehr. Aber Schlesiens Fruchtbarkeit hat dadurch verloren; nicht selten fehlt ihm der Regen, und jene Feuchtigkeit der Atmosphäre welche ihn im Nothfall zum Theil ersetzen kann. Ganz anders ist es in Ländern welche, wie Kurland, Livland, Esthland und Holland Küstenländer sind, oder, wie Irland, gar eine Insel, oder die doch, wie ein Theil von Westphalen, ein Seeklima haben. Ihnen fehlt es an jener Luftbeschaffenheit nie; daher namentlich ihr starker Flachsbau und dessen sicherer Ertrag. In Schlesien, wohin das Seeklima nicht reicht, wird darum jetzt kaum ⅓ des frühern Areals zur Leinsaat verwendet. Gerade diese Saat aber fordert unerläßlich zu gewissen Zeiten genügenden Regen. Früher fehlte er seltener. Die fleißigen Bewohner haben dadurch jährlich Millionen verloren, welche sonst ihre berühmte Leinwand eingebracht.

So kann was dem Einzelnen Vortheil bringt, gar oft dem Ganzen schaden.

Geschichte der Eroberung Mexico's mit Benutzung einheimischer Quellen.

8. Ausbruch der Revolution in Tenochtitlan.

Robertson, Prescotts rühmlicher Vorgänger, äußert sehr treffend, daß wenn wir nicht völlig unanfechtbare Quellen über die Eroberung Anahuacs besäßen, wir Cortes' Unternehmung für so unglaubwürdig halten müßten, daß selbst ein Romanschreiber sich scheuen würde seinen Lesern ähnliches zuzumuthen. Sind wir aber seit Robertson um ein gutes Stück in unsern historischen Kenntnissen bereichert worden, so ist dennoch das alte Wunder nur wunderlicher geworden, denn je bekannter und vertrauter die Umstände uns werden, um so höher steigt die Aufregung mit der wir Cortes und seine Wagehälse auf ihrer Fahrt begleiten.

Die Spanier befanden sich bereits auf dem Marsch von Cholula nach der Hauptstadt Tenochtitlan, als Montezuma im Staatsrath berieth wie er sie empfangen solle. Eine kriegerische Stimme wurde laut, aber drang nicht durch, als Montezuma der Meinung Cacama's, des Königs von Tezcuco, beitrat, welcher Cortes und seine Begleiter als Gesandtschaft zu behandeln rieth. Cacama selbst mußte es über-

nehmen den Spaniern entgegenzugehen, und sie im Namen der drei Monarchen des Staatenbundes von Anahuac zu begrüßen. Gleichzeitig erhielt aber Montezuma die Nachricht, daß der von den Mexicanern geächtete Prätendent von Tezcuco dieser Stadt einen Besuch gemacht habe und von seinen jüngern Brüdern sehr achtungsvoll empfangen worden war. Er drängte daher Cacama seine Abreise zu beschleunigen, und dieser traf mit den Spaniern zusammen als sie eben Amecameca, die alte Stadt der ihnen freundlich gesinnten Fürsten von Chalco am Fuße des Popocatepetl und Iztaccihuatl, verlassen wollten. Cacama grüßte Cortes nach Landesart, indem er mit dem Finger zuerst die Erde und dann den Mund berührte. Der König zeigte bei diesem Auftritt ein solches Bewußtseyn seines Ranges, daß die für alles Etikettenwesen so empfänglichen Spanier sich tief betroffen fühlten. Der Marsch gieng nun am östlichen Rande des süßen Sees entlang, und die Soldaten musterten mit gierigen Blicken die geräumigen Städte, die großen öffentlichen Bauten, die herrlichen Ziergärten und die auf Flößen im See begründeten Tschinampas oder schwimmenden Gärten. Als Cortes sich dem alten Iztapalapan, berühmt als künstlicher Park und botanischer Garten der Könige von Mexico, näherte, kamen ihm die beiden Prinzen von Tezcuco, Ixtlilxochitl und Cohuanacoch, mit Truppen entgegen, und es folgte nun eine Unterredung, wo der Kronprätendent von Tezcuco Cortes eine Offensivallianz gegen die Mexicaner anbot. Der spanische Feldherr gab ihm goldene Versprechen, vorläufig aber wurden die beiden rebellischen Prinzen verabschiedet, denn Cortes wollte seiner Botschaftermaske noch treu bleiben, und wußte daß er von mexicanischen Spionen beständig umlauert werde, sowie daß Montezuma stündlich Couriere empfieng, die ihn von dem Vorrücken der Spanier unterrichteten. Am andern Morgen marschirte Cortes unter Trommelschlag und fliegenden Fahnen, er selbst unter den Reitern der Vorhut auf der großen Straße nach den Dämmen. Als er Iztapalapan hinter sich hatte, schien das Land wie ausgefegt von Bewohnern. Alle Häuser waren verschlossen, niemand auf der Straße, niemand auf dem See sichtbar, um durch dieses unheimliche Schweigen die Spanier zu warnen. Es war der 8 November, als die Handvoll Abenteurer und ihre tlaxcaltekische Division die langen Dämme betraten, die mit Zugbrücken versehen nach der Hauptstadt führten. Die Spanier bewegten sich nach dem südlichen Viertel Tenochtitlans auf dem Damm, der zu der Wasserleitung von Chapultepec gehörte. Bei der zweiten Brücke wurde gehalten, und auf Montezuma gewartet. Dieser erschien, und nach einigen inhaltslosen Begrüßungen wollte Cortes den Monarchen umarmen, allein einer der Prinzen trat dazwischen, denn die Azteken fanden diese Zudringlichkeit für anstößig. Hierauf gieng der Hof zurück und die Spanier setzten ihren Marsch fort. Auch in Tenochtitlan ließ sich niemand blicken, es schien ein Kirchhof Scheintodter, und als Cortes sich durch das furchtbare Defilée der stundenlangen Dämme vom Festland abgeschnitten in der volkreichen Hauptstadt des großen Reiches, in den Kiefern einer unsichtbaren aber feindselig gestimmten Volksmenge sah, da suchte sich der verwegene Kleinmüthige Trost in dem Gelübde, an der Stelle wo er die gefährliche Stadt betreten hatte, einst nach Ruhm und Sieg eine Kirche zu erbauen, weit entfernt zu glauben daß er jemals das Gewissenspfand einlösen sollte. Es wurde den Spaniern zu ihrem Obdach der Palast Axayacatls angewiesen, ein Viereck voller Höfe, und so geräumig daß nicht bloß die Spanier, sondern auch die Tlaxcalteken in dieser Caserne Raum fanden. Wie es sich später zeigte, war der Palast eine kleine Festung, und daß Montezuma den Spaniern ein solches sicheres Quartier gab, beweist klar daß er nicht dachte den Vogel, der sich selbst gefangen hatte, im Käfig zu behalten. Jeder Spanier fand ein Bett mit einem Himmel von auserwählter Arbeit, wie es nur in den aristokratischen Häusern Tenochtitlans zu sehen war. Zum Zapfenstreich gaben die Spanier eine Salve, und seltsam mögen die Gefühle der versteckten Bevölkerung gewesen seyn, als der erste Donner der europäischen Waffen durch die leeren Straßen rollte. Am andern Morgen ließ Montezuma durch die Ausrufer seinen Unterthanen befehlen, die Fremden und ihre tlaxcaltekischen Allürten regelmäßig mit Vorräthen zu versehen. Zum erstenmal seit seiner Regierung lernte Montezuma ein in seinem Reiche unerhörtes Ding, nämlich die Opposition, kennen. Die städtischen Magistrate, heimlich unterstützt vom Clerus, weigerten sich die Befehle auszuführen, und der Kaiser mußte neue Beamte ernennen, um mit frischen Besen kehren zu können.

Am andern Mittag besuchte Montezuma seine Gäste. Viel beruhigter als am Tage vorher, erklärte er offen, er sehe jetzt daß die Spanier nur Menschen seyen, wenn auch ungewöhnlich tapfer. Er erkundigte sich dann nach dem König von Castilien, nach der Regierungsform ihres Landes und nach dem Rang eines jeden. Natürlich sparte Cortes, auf den längst der Galgen in Cuba wartete, nicht mit den Ausdrücken. Wie tief aber, ruft Brasseur treffend aus, hätte sich der hoffärtige Montezuma beschämt gefühlt, wenn er gewußt hätte mit welcher heldenhaften Demi monde er sich unterhielt. Er versprach mit der Republik Tlaxcallan einen Frieden zu schließen, und erklärte sich unter einem Thränensturze bereit, den König von Castilien als seinen Lehensherrn anzuerkennen. Als er durch die Säle und Höfe des Palastes schritt, schmerzte es ihn tief die Verwüstung zu sehen, die das ehrwürdige Gebäude in 24 Stunden hauptsächlich durch die Unreinlichkeit und Habgier seiner Gäste erlitten hatte. Er wies den Spaniern selbst die Maxixato's der Mexicaner, wo stets die höchste Sauberkeit waltete, damit sie ihr eigenes Nest nicht beschmutzen sollten. Die Spanier hatten die metallnen Ornamente der Säle abgebrochen, die Tlaxcalteken, denen am Gold nichts lag, die Federmosaiktapeten, die man in Anahuac als die höchste Kostbarkeit rechnete, herabgerissen, und Montezuma fühlte sich tief gedemüthigt, als er vor seinen Augen sah daß die Gäste ihren Wirth schonungslos bestahlen. Cortes mochte wohl auch Beschämung fühlen, allein so eisern und streng er im Dienste war, er mußte seinen Soldaten, die mit ihm gemeutert hatten, wohl nachsehen, wenn sie sich an den Reichthümern der fremden Welt sättigen wollten. Montezuma wurde übrigens völlig wie ein Monarch empfangen. Cortes und sein Stab begleiteten den Kaiser beständig mit den Hüten in der Hand bis zur Palastpforte, wofür Montezuma sehr empfänglich dankte. Als Cortes am nämlichen Tag mit seinen Officieren den Besuch erwiederte, kam es zu einem Religionsgespräch. Der Kaiser erklärte den Spaniern, er wisse recht gut daß seine Götzen nur Bildwerke seyen, er verehre sie aber als die Sinnbilder himmlischer Gewalten, auch gestand er daß in vielen religiösen Ueberlieferungen sich seltsame Aehnlichkeiten zwischen dem Glauben der Mexicaner und der Christen fänden, die Gottheiten der Fremden möchten vortrefflich seyn, aber er könnte die seinigen nicht dafür verlassen, welche die mexicanische Nation so groß gemacht hätten. Etliche Tage später war es, wo Cortes in Begleitung Montezuma's die hohe Treppenpyramide Huitzilopochtli's bestieg, vor dessen Capelle kurz zuvor das Frühstückopfer in Menschenblut dargebracht worden war. Von der Höhe konnte man die Seen mit ihren zahllosen Städten, und überhaupt das ganze

Kraterland bequem überschauen, aber noch besser die Stadt selbst, so daß Cortes' Besuch zugleich die Dienste einer Recognoscirung verrichtete.

Einer von Cortes' Soldaten, ein ehemaliger Maurer, machte seinen Feldherrn im Palaste Axayacatls auf eine frisch vermauerte Thüre aufmerksam, und als sie aufgebrochen wurde, gelangte man in einen unbetretenen Flügel, dessen Säle mit Schätzen an Gold, Edelsteinen und Kunstwerken angefüllt waren. Cortes ließ die Oeffnung wieder zumauern, um den Moment der Plünderung aufzusparen; da sich aber Gerüchte verbreiteten, als wollten die Mexicaner die Dämme zerstören um Spanier und Tlaxcalteken in der Stadt eingesperrt zu halten, und Cortes einen Kriegsrath berief, äußerten etliche Verzagte, man sollte jetzt die Schatzkammer vertheilen und mit den Reichthümern sich auf den Heimweg machen. Cortes aber eröffnete jetzt seinen denkwürdigen Anschlag, den Kaiser mitten in seinem Palast gefangen zu nehmen. Es ist sattsam bekannt, wie er seine Soldaten in harmlosen Gruppen zwischen dem kaiserlichen Schloß und dem spanischen Quartier vertheilte, während er selbst mit den besten Degen Alvarado, Sandoval, Velasquez de Leon, Avila und de Lugo sich zu Montezuma begab. Der Kaiser war so gnädig gestimmt daß er Cortes eine seiner Töchter zur Ehe anbot, um von ihr dereinst sich heldenhafter Enkel zu erfreuen. Cortes aber zog ein Schreiben aus der Tasche, in welchem er benachrichtigt wurde daß ein mexicanischer Präfect an der Küste zwei Spanier ermordet hätte. Bis dieser ungehorsame Beamte bestraft worden sey, möge sich Montezuma in das spanische Quartier begeben. Bei diesem Worte wurde der Kaiser bleich, dann aber rief er zornig, daß niemals ein großer Monarch, wie er, sich als Gefangener aus seinem Hause habe schleppen lassen. Die Unterredung hatte bereits vier Stunden gewährt, als Velasquez durch spanische Drohworte den Kaiser erschreckte. Montezuma hatte den Sinn nur aus der Gebärde erkannt, und Marina übersetzte ihm schonend die Rede des Mannes, der mit einem Attentat drohte. Der Monarch, tief bestürzt, gab seinen Kammerherren Befehl seine goldene Sänfte zu bringen, und erklärte mit kaum hörbarer Stimme seine Einwilligung Cortes zu begleiten. Es hatte einst Montezuma nicht an Muth gefehlt sich den Ritterorden der Teuctli zu erwerben, aber freilich war er damals noch nicht Kaiser. Jetzt verließ ihn der Muth, Thron und Leben zugleich zu verlieren, und er folgte dem infernolischen Zauber der spanischen Eroberer als willenloses Geschöpf. Vergebens lauschte sein Gefolge auf einen Befehl aus seinem Auge, um über die Spanier herzufallen, vergebens rotteten sich auf dem Wege drohende Volksmassen zusammen um ihren Gebieter zu befreien. Montezuma war zu eitel um öffentlich einzugestehen daß er unfreiwillig den Spaniern folge, er beruhigte die Menge durch seine Gebärden und überschritt die Schwelle seines Gefängnisses! Da konnten nun die Anhänger Quetzalcohuatls, die zahlreich in der Stadt waren, und wie Abbé Brasseur behauptet, sogar eine starke Partei bildeten, über die Erfüllung der alten Weissagungen frohlocken. Von jenem Momente an wurde der Palast noch strenger als früher bewacht; 60 Spanier, die sich zu zwanzig von Stunde zu Stunde ablösten, bezogen die Wache, während unter dem zuverlässigen Sandoval in den Vorzimmern Montezuma's eine andere Abtheilung Tag und Nacht unter den Waffen blieb. Cortes war sorgsam bemüht den Nimbus der Majestät seines Gefangenen, mit Hülfe dessen er das Reich zu beherrschen gedachte, zu schonen. Nie erschien weder er noch ein Spanier bedeckten Hauptes vor Montezuma, nie wagte sich jemand in seiner Gegenwart ohne besondere Aufforderung zu setzen. Die geringste Vernachlässigung der Achtung bestrafte Cortes mit unerbittlicher Strenge, denn wie sollte der Gehorsam der Mexicaner gegen ihren Gebieter fortdauern, wenn die Spanier die Königsgewalt erniedrigt und beschimpft hätten? Quappopocca, der Präfect, welcher Montezuma's Gefangenschaft veranlaßt hatte, wurde den Spaniern überliefert, und von dem Kriegsgericht, unbekümmert um sein prinzliches Geblüt und seine Reichswürde, zum Scheiterhaufen verurtheilt. Dann begab sich Cortes in Begleitung eines Soldaten zu Montezuma, und hieß ihn an Ketten schließen, weil Quappopocca auf seinen Befehl gehandelt hatte. Der Kaiser ließ erstarrt die Ringe sich anlegen, und in jenem Augenblick, meint Brasseur, dachte er wohl an die frühern prophetischen Worte Nezahualpilli's, der beim Ballspiel sein Reich gegen drei Hahnensporen eingesetzt hatte. Am Abend nach der Execution trat Cortes beim Kaiser wieder ein, ließ sich auf ein Knie nieder, nahm ihm die Eisen ehrerbietig ab, und erklärte ihm daß der Rückkehr in seinen Palast nichts mehr im Wege stehe. Ob Cortes das letzte ernsthaft meinte, läßt sich kaum glauben, auch versäumte nicht, während Marina die Rede übersetzte, Aguilar, der ein wenig das Nahuatl gelernt hatte, dem Kaiser zu bemerken daß wenn Cortes ihn auch frei gebe, die spanischen Officiere Montezuma's Abzug sich widersetzen würden. Aber es bedurfte gar nicht dieser Warnung, denn Montezuma, bis zu Thränen gerührt als die Ketten gefallen waren, erklärte aus freien Stücken bleiben zu wollen. In der That hatte sich die Lage dieses Fürsten beträchtlich verändert. In der Stadt gab es drei verschiedene Parteien, wovon die eine, nach Brasseur, aus den Anhängern Quetzalcohuatls bestand, die mit innerer Befriedigung das Treiben der Spanier betrachteten. Jedenfalls war diese Partei nicht groß und einflußreich, wenn auch einzelne Hofbeamte selbst ihr angehörten. Wichtiger aber war daß die mexicanische Nation sich innerlich zu spalten anfieng. Der eine Theil hieng noch mit der alten göttlichen Ehrfurcht an dem König, der andere, von der Priesterpartei aufgeregt, begann den Gedanken zu nähren daß man die Spanier auch gegen den Befehl und gegen den Willen Montezuma's vertreiben müsse. Daß die Mehrzahl damals noch legitimistisch fühlte, daß es ein unerhörter Gedanke war in einer Nation, deren Annalen Thronstreitigkeiten und Aufruhr völlig fremd sind, sich ungehorsam gegen den Herrscherwillen zu zeigen, das lehren die Begebenheiten. Doch hatte Montezuma's Ansehen zu tief gelitten als daß er sich, bevor nicht die Spanier aus der Stadt waren, im eigenen Palaste sicher hätte fühlen können. Das spanische Quartier schien ihm seitdem die heimlichste Stelle in seinem Königreich! Täglich wurde er zahmer, spielte mit den Officieren Hasardspiele, mexicanische oder spanische, verlor sein Gold mit holder Miene, nannte zuletzt alle Spanier bei ihren Namen, ließ sich in der europäischen Kriegskunst unterrichten, machte auf den von den Spaniern erbauten Brigantinen Ausflüge über den See nach den Inseln und Lustschlössern, hielt wie bisher in seinen Gemächern den Staatsrath, und lebte vollständig wie unter den Seinigen. Ein Soldat, der ihn unhöflich behandelte, wurde von Cortes zum Galgen verurtheilt, und nur auf die Bitten des Kaisers selbst mit der Bastonnade begnadigt, denn die Spanier wußten recht gut daß sie nur das Gespenst der Souveränetät hinter ihren Riegeln hatten, und daß sie den Glauben an dieses Gespenst ihrer eigenen Sicherheit zulieb nicht erschüttern durften.

Cortes lernte bald seine geheimen Feinde in Anahuac kennen. Der schlimmste von ihnen war damals Cacama, der König von Tez-

cuco, welcher doch früher immer gerathen hatte die Spanier friedlich zu empfangen. Seitdem Montezuma in die Hände der Fremdlinge gefallen war, stieg natürlich das Ansehen jenes Fürsten, der im Dreikönigsbund, früher der zweite im Rang, jetzt vor Montezuma die Freiheit, die unbeschimpfte Königswürde und ein von den Fremdlingen noch unbetretenes Königreich voraus hatte. Diese glückliche Stellung seines ehemaligen Nebenbuhlers mußte Montezuma höchst peinlich seyn, und es ist gar nicht unwahrscheinlich daß der Kaiser selbst die Spanier gegen den König hetzte. Diese waren bei einem Besuch in Tezcuco ziemlich schnöde von Cacama abgefertigt worden, welcher seitdem zu rüsten begann, um gemeinsam mit der kriegslustigen Partei in Mexico die Spanier aus der Stadt zu werfen. Um für diesen nationalen Gedanken sein eignes Haus zu gewinnen, berief er zu einer Unterredung seine rebellischen Brüder, Cohuanacoch und den listigen Ixtlilxochitl, welcher letztere sich viel zu tief mit den Spaniern eingelassen hatte um dabei nicht den Verräther zu spielen. Von allem unterrichtet, sprach Cortes mit Montezuma und machte ihm begreiflich daß, wenn es Tezcuco gelingen sollte ihn und die Mexicaner zu befreien, die nothwendige Folge wäre daß an Tezcuco die Hegemonie, an Mexico die zweite Rolle fallen müßte. Wie weit nun Montezuma und Ixtlilxochitl ihre Hände im Spiel hatten, läßt sich schwer aussprechen, genug daß Cacama von etlichen seiner bestochenen Hofleute überfallen und gebunden ins spanische Quartier abgeliefert wurde, wo ihm Cortes ohne Umstände Ketten anlegen ließ. In Tezcuco wurde ein Bastard Nezahualpilli's Cuicuitzcatl zum König ausgerufen; allein nur als Puppe, damit in seinem Namen Cohuanacoch und Ixtlilxochitl regierten.

Jetzt drängte Cortes den gefangenen Kaiser dazu sich feierlich als Vasall der castilischen Krone zu bekennen. Wirklich sprach Montezuma vom Thron herab, neben sich den abgesetzten, aber für diesen Augenblick wieder legitimirten Cacama und Totoquihua König von Tlacopan, seinen „freien Willen" aus daß er, weil man dem „Erben Quetzalcohuatls" Gehorsam schuldig sey, sich als Lehensträger des Königs von Castilien betrachte. Ein Murren der Bestürzung gieng durch den Saal, wo alle Größen des Dreikönigbundes versammelt waren, doch erklärten die Granden daß, wenn Montezuma den König jener Fremdlinge wirklich für den ehemaligen Gebieter dieses Reiches halte, sie gehorchen müßten. Sie leisteten dann persönlich jeder den vorgeschriebenen Eid, während die spanischen Notare gewissenhaft von dem Vorgang Urkunde nahmen. Die drei Könige übergaben den Spaniern als ob sie an ihren Personen nicht genug gehabt hätten, etliche Verwandte, namentlich vier Prinzessinnen als Geiseln, wovon eine, Doña Juana, Cortes Concubine, eine andere getaufte die Gemahlin Olids wurde, obgleich dieser Ritter sich bereits mit einer tlaxcaltekischen Prinzessin vermählt hatte. Bigamie war nichts ungewöhnliches, denn man nahm es damals in dem Tumult nicht sehr genau.

Aller Warnungen Montezuma's ungeachtet, setzten es die Spanier durch daß ihnen auf dem Haupttempel eine der beiden Capellen oder Götzenschreine, und zwar gegenüber dem Nationalgott Huitzilopochtli eingeräumt wurde, um dort ein Muttergottesbild aufzustellen. Tlaloc oder Tezcatlipoca, welche den Vorzug genossen den Ehrenplatz auf dem höchsten Tempel Huitzilopochtli gegenüber einzunehmen, mußte seinen Sitz räumen und die Spanier feierten eine große Messe in der Nähe der alten Götzenaltäre. Menschenopfer, wenigstens öffentliche, duldeten die Spanier nicht mehr, und da der Tempel dicht vor ihrem Quartier lag, hatten sie ihn beständig unter den Augen. Dieser Vorgang machte den Bruch zwischen dem Königthum und der mexicanischen Nation unheilbar. Montezuma, der hier duldete, ja unter dessen Augen sogar die alten Götter aus ihrem Hause gestoßen wurden, erschütterte tief den Gehorsam seiner Unterthanen, die jetzt zwischen dem König und ihren Göttern zu wählen hatten. Der Kaiser selbst zitterte vor der Strafe seiner Gottheiten, und am nämlichen Tage noch gab er Befehl, in der Schwesterstadt Tenochtitlans, Tlatilolco, ein großes von 400 Freudenmädchen bewohntes Bordell zu schließen, denn die öffentlichen Sünden dieser Frauen seyen es gewesen welche die Götter erzürnt hätten, um Mexico durch die Spanier zu strafen. Einfluß und Volksgunst gewann damals Quauhtemotzin, Vetter Montezuma's, Sohn des letzten Königs Ahuizotl, dem nach dem aztekischen Erbfolgerechte früher oder später der Thron zufallen mußte, und der damals, obgleich erst 25 Jahr alt, als Haupt der patriotischen und religiösen Partei galt, welche den König dem Vaterland und der Religion zu opfern entschlossen waren. Montezuma ward täglich ernster und rieth Cortes dringend abzuziehen, da in der Stadt selbst eine bedenkliche Stimmung zur Vernichtung der Spanier reife. Als Cortes erklärte, er habe seine Schiffe verbrannt und könne nicht mehr zurück, befahl Montezuma sogleich den Spaniern in Vera Cruz zahlreiche einheimische Handwerksleute zum Bau neuer Schiffe zur Verfügung zu stellen.

Ehe diese Flotte fertig war, kam die Nachricht von der Landung Narvaez', der Cortes bekanntlich an den Galgen liefern sollte. Während nun dieser nach Cempoallan mit dem größern Theil seiner Mannschaft marschirte und seinen Gegner dort gefangennahm, war Alvarado mit 150 Spaniern, der Artillerie und den sämmtlichen Tlaxcalteken in der Hauptstadt zurückgeblieben, obwohl man an den immer karger werdenden Lebensmitteln wahrnehmen konnte daß es in der Stadt nicht mehr geheuer war. Daß die Spanier überhaupt nicht sämmtlich und mit Montezuma abzogen, geschah nur, weil sie noch gar nicht die Gefahr kannten, in deren Schooß sie ruhten. Sie hatten bisher die Mexicaner so geschmeidig gefunden daß sie sich völlig über das Wesen dieses Volkes täuschten. Ob der Aufruhr auch ohne Alvarado's Fehler ausgebrochen wäre, läßt sich beinahe verneinen. Solange Montezuma gefangen saß, fehlte es den Parteien an einer Einheit des Handelns, man hätte wahrscheinlich gewartet, die Feindseligkeiten verschoben, und Cortes wäre, durch Narvaez' frische Soldaten verstärkt, mächtiger als je zurückgekehrt. Es nahte aber die Mitte des Monats Toxcatl (1 Mai 1520), wo die Mexicaner das erste der vier großen Jahresfeste des Huitzilopochtli zu feiern pflegten. Sie baten Alvarado diesen Gottesdienst zu verstatten und Montezuma theilnehmen zu lassen. Er gewährte das erste, schlug aber das andere ab, verbat sich auch das Waffentragen und die Menschenopfer. Wohl mochten die Spanier Grund zum Argwohn haben, jedenfalls war Vorsicht nicht überflüssig, seitdem man in Cholula das Talent der mexicanischen Völker zu Verschwörungen fürchten gelernt hatte, auch lag es auf der Hand daß durch dieses religiöse Fest die Leidenschaften des Volkes mächtig aufgeregt werden mußten, besonders da bei dem Verbot der Menschenopfer in den Augen der bigotten Azteken das Hauptstück des Gottesdienstes unerfüllt blieb. Abbé Brasseur schenkt daher der Aussage Alvarado's, als habe wirklich ein Streich ausgeführt werden sollen, vollständig Glauben, der kritische Prescott dagegen hat sehr glaubhaft gemacht daß Alvarado seine schlimme Uebereilung mit der Behauptung einer Volksverschwörung entschuldigen wollte. Daß der Argwohn nicht vollständig gerechtfertigt war, scheint auch die Ansicht des Cortes gewesen zu seyn, der Alvarado bei seiner Rückkehr sehr hart

über seine rohe That zu Rede setzte. Der Verdacht der Spanier hatte seinen Ursprung in den Einflüsterungen der Tlaxcalteken, die natürlich nicht versäumten ihre Erbfeinde bei den Bundsgenossen anzuschwärzen. Diese selbst wollten seit einigen Tagen bemerkt haben daß die Mexicaner mit boshaftem Lächeln das spanische Quartier musterten, daß sie trotziger auftraten, daß sie die bisher üblichen Formeln der Achtung in Gegenwart der Conquistadoren vernachlässigten. Um nun die Gemüther der Spanier völlig zu entflammen, wurde hinzugesetzt daß die Azteken in dem Moment wo sie das neue Bild Huitzilopochtli's in der Capelle einsetzen würden, das Muttergottesbild herabgerissen werden sollte. So glaubte denn Alvarado die Fäden einer Verschwörung in der Hand zu haben und beschloß seinen General und Meister in Cholula nachzuahmen, indem er den Feinden zuvorkam und ihr Gewebe mit dem Degen zerhieb. Das Fest wurde im Tempelhofraum gefeiert. Wie man sich erinnern wird, umgaben die Treppenpyramiden lange Gebäude im Viereck, bestimmt der Priesterschaft zur Wohnung zu dienen. Auf dem freien Raum zwischen diesen Casernen und der Pyramide selbst wurde die heilige Handlung vollzogen. Zu dieser erschien aber kein Volk, sondern nur der höchste Adel, 600 Personen mit ihrem reichsten Schmuck bedeckt, aber sonst völlig nackt und ohne Waffen. Diese, behaupten die Spanier, seyen in ein nahes Arsenal geschafft worden, damit auf ein verabredetes Signal die Verschwornen sich dort rüsten könnten. Wenn etwas gegen das Complott spricht, so war es der Umstand daß die Mexicaner Alvarado und die Spanier zu Zuschauern eingeladen hatten. Diese kamen auch in ziemlicher Anzahl und sämmtlich bewaffnet. Als nun die heiligen Tänze begannen und sich die Aufregung der Mexicaner steigerte, glaubte Alvarado es sey die Zeit den Streich zu führen. Auf seinen Wink fielen die spanischen Soldaten über die Tänzer her und hieben ziemlich alle nieder. Keine vornehme Familie gab es in der Stadt, ja in ganz Anahuac, welche bei diesem Blutbad nicht irgendeinen Verlust zu betrauern hatte. So viel edles Blut floß niemals wieder, nicht einmal während der spätern Belagerung, denn die Blüthe des ganzen Landes war bis auf einen spärlichen Rest vernichtet worden, und lange noch haben die Eingebornen in ihren epischen Gesängen diesen furchtbaren Mord beklagt. Hätte wirklich ein Complott bestanden, sämmtliche Mitwisser wären wie vom Donner gerührt gewesen, hätten die Spanier, wie in Cholula, als allwissende Wesen mit Zittern und Entsetzen betrachtet, und das Volk selbst wäre vom Schrecken gelähmt geworden. So aber brach, was man verhindern wollte, noch am nämlichen Tag das patriotische Gewitter aus. Das Volk rottete sich zusammen und versuchte die ersten Angriffe gegen das spanische Quartier, welches 20 Tage lang, bis zur Rückkehr des Cortes täglich belagert und bestürmt wurde. Quauhtemotzin hatte sich als Haupt des Aufstandes und als Anführer an die Spitze der Volksbewegung gestellt, doch gab es noch immer eine legitimistische Partei, welche Nachts das spanische Quartier mit Lebensmitteln versah aus Rücksicht auf den gefangenen Monarchen.

Als Cortes zurückkehrte, erfuhr er am besten aus Ixtlilxochitls Munde die gefährliche Veränderung welche durch die unbesonnene Mordlust Alvarado's vor sich gegangen war, denn die Spanier hatten allen Anhang im Thale verloren und die Neutralen in Feinde verwandelt. Es ist nun nicht unsere Aufgabe die Gefechte zu beschreiben, die seit Cortes Rückkehr (24 Jun. 1520) täglich stattfanden, denn sie sind ja beinahe so bekannt wie der Inhalt der Iliade. Hatte Alvarado sich viel zu Schulden kommen lassen, so raubte auch Cortes der Zorn einen Theil seiner Klugheit. Er warf die Schuld der Feindseligkeiten auf Montezuma und versäumte es ihm einen Besuch zu machen, obgleich der unglückliche Fürst wie ein Kind auf den rückkehrenden Feldherrn sich gefreut hatte. Als ihn der Kaiser endlich um einen Besuch bitten ließ, nannte er ihn zweimal einen „Hund," auf Spanisch zwar, aber das Spanische und die spanischen Schimpfwörter zumal waren durch täglichen Umgang den Mexicanern im Palaste schon geläufig geworden. Endlich, als im spanischen Quartier die Lebensmittel immer karger wurden, begab sich Cortes zu Montezuma und befahl ihm, er solle solche herbeischaffen lassen. „Wie kann ich, bemerkte Montezuma frostig, etwas befehlen, da ich ein Gefangener bin, und alle Personen, die ich etwa beauftragen möchte, ebenfalls in euren Händen sind?" Cortes sah das ein und gab seine Einwilligung daß man Cuitlahuatl, Montezuma's Bruder, der Tlacochcalcatl oder Generalissimus und Pontifex des Huitzilopochtli in einer Person war, zur Beschwichtigung des Aufstandes entlassen sollte.

Dieß war der größte Fehler den Cortes begieng, obgleich wir selbst erst diesen Fehler erkennen, nachdem die ältere Geschichte der Mexicaner uns vorliegt. Cuitlahuatl war der muthmaßliche Erbe Montezuma's, er hatte bereits die letzte Stufe zum Thron, nämlich die pontificale Würde inne. Quauhtemotzin, der an patriotischem Feuer ihn vielleicht übertraf, hatte doch noch keine nahen Aussichten zum Thron. Man wird sich erinnern daß die Mexicaner, solange noch Brüder des regierenden Königs vorhanden waren, diese immer bei dem Thronwechsel den Söhnen desselben, ja den Söhnen eines noch älteren Bruders vorzogen, gleichsam als habe man immer den ältesten Agnaten berufen wollen. Dieser älteste Agnat war Cuitlahuatl, und kaum war er frei, so besaß der Aufstand ein legitimes Oberhaupt. Ob Montezuma's Absetzung wirklich ausgesprochen, oder wie einige behaupten, schon am Abend von Alvarado's Blutbad Quauhtemotzin (?) von den Patrioten proclamirt worden sey, darf billig verneint werden. Hatte auch seit jenem Tempelmord das mexicanische Volk aufgehört sich um das Leben seines Kaisers zu kümmern und Montezuma Rang und Majestät in den Herzen seiner Unterthanen längst verwirkt, so sprach er doch nicht zu viel, wenn er, als die Spanier ihn befragten ob Cuitlahuatl jetzt König sey, stolz erwiederte: solange er lebe, könne es keinen anderen Monarchen in Anahuac geben außer Montezuma. Von dem Moment an wo Cuitlahuatl in Freiheit sich befand, kam in die Angriffe der Gegner Einheit und System: aus Pöbelgefechten wurde eine regelmäßige Belagerung. Cortes drang in Montezuma sich dem Volke zu zeigen und noch einmal den Zauber des kaiserlichen Wortes zur Beschwichtigung zu versuchen. Montezuma war lange nicht zu bewegen, er zweifelte selbst an seiner eigenen Majestät, endlich als die Spanier ihm ihren Abzug versprachen, bestieg er die Terrasse des Palastes. Es ist bekannt daß die Mexicaner anfangs ihre Waffen sinken ließen, daß eine lautlose Stille eintrat, und jedes Wort des Kaisers deutlich gehört werden konnte. Einen Augenblick schwieg alles, wie von einem Zauber gebannt, bis eine Stimme aus dem Volke den Schimpfnamen „Memme!" hören ließ, und ein Hagel von Steinen und Geschossen jeder Art auf den Monarchen niederschauerte, der von den Schildern der Spanier gedeckt nur eine Verwundung am Kopfe erhielt. Brasseur wiederholt das alte Märchen der Eingebornen, daß Montezuma kurz nachher auf Cortes' Befehl erdrosselt worden sey. Keiner der Augenzeugen spricht davon, sondern nur eine nativistische Tradition will uns das Unglaubhafte aufdringen; denn wie Prescott richtig bemerkt, lag es im Inter-

image
not
available

rungswechseln zuschreibe. Als Beleg für den Einfluß der Südströmung auf die Gesundheit führt er die Thatsache an daß 10,747 von den 15,840 Gran, welche in vierundzwanzig Stunden durch die Haut ausgedünstet werden, organische Materie seyen, und daß sie, wenn die Haut nicht im Stande ihre Functionen zu verrichten, durch die Nieren entfernt werden. Eine lange Reihe von Experimenten hat bewiesen daß diese Organe täglich achtundvierzig Gran mehr entfernen, wenn der Wind in Süd- als wenn er in Nordpunkten ist, und täglich 263 Gran mehr wenn der Wind in denjenigen Punkten ist in welchen die Strömungen am häufigsten von Nord nach Süd, nämlich Südost und Nordwest, umschlagen. Dr. Moffatt bemerkt daß, während jede der beiden Hauptströmungen der Atmosphäre in unsern Breiten ihre Eigenthümlichkeiten besitze, auch die Windstille ihre eigenthümliche medico-meteorologische Beschaffenheit habe, und man könne die nördliche die „todte Strömung," die südliche die der „sporadischen Krankheiten" nennen; daß aber die Windstille wesentlich der epidemische Zustand sey. Dr. Moffatt schildert die hauptsächlichsten meteorologischen Charakterzüge der Windstille, als da sind: bemerkenswerth hoher Barometerstand, Vorherrschen von Nebel und Mangel an Ozon. Er schreibt die tödtlichen Wirkungen der Windstille der Concentration eines Giftes zu, das sich während der Zersetzung thierischer und pflanzlicher Stoffe durch eine unvollständige Oxydation ihres Wasser- und Kohlenstoffs bilde, und glaubt daß Ozon, dadurch daß es dem Wasser- und dem Kohlenstoff Sauerstoff biete, diese in unschädliche Mischungen verwandle. Diese Oxydation ist, seiner Ansicht nach, die Ursache der Ausbreitung des Ozons. Das rasche Bleichen der braunen Papiere während der Windstille rühre, meint er, von der Anhäufung des geschwefelten Wasserstoffs her. Aus sorgfältigen Beobachtungen der Wirkungen der Windstille bei jeder Gelegenheit glaubt er schließen zu dürfen daß sie der Fieberentwicklung in allen Formen günstig sey, und ist der Meinung daß das Vorherrschen des Fiebers oder der Cholera von dem Concentrationsgrad des Giftes abhänge. Zur Unterstützung dieser Ansicht führt er an, er habe eine Epidemie mit Scharlach beginnen, dann in Typhus umschlagen und mit einer cholera-ähnlichen Krankheit, die nach Reinigung und Trocknung rasch abgenommen, endigen gesehen. Wir besitzen keine Gewalt über die Winde, sagt Dr. Moffatt, allein er glaube daß, wenn eine Süd- oder ozonhaltige Strömung in „Fiebernester" oder in Cholera-Oertlichkeiten geleitet werden könnte, diese Krankheiten verschwinden würden. Als Beleg für die Richtigkeit dieser Ansicht erwähnt er daß in Newcastle im Jahr 1853, und in London im Jahr 1854, die Cholera nach dem Eintreten der ozonhaltigen Luftströmung abnahm; auch habe er deßhalb früher schon die Meteorologen aufgefordert den Wirkungen dieser Strömung bei Epidemien in diesen Städten ein wachsames Augenmerk zuwenden zu wollen.

Londoner Clubs.[1]

England ist bekanntlich das Land der Clubs, welche dort nicht bloß Vereine zur geselligen Unterhaltung wie in andern Ländern sind, sondern sehr häufig politische, wenigstens sociale, fast ohne Ausnahme aber neben den heiteren auch ernste Zwecke verfolgen. Alle Classen und Zweige der Gesellschaft haben ihre besonderen Clubs — die bedeutendsten derselben in London, deren meistens sehr geräumige mit großem Luxus und jedem wünschenswerthen Comfort ausgestattete Versammlungshäuser mit zu den schönsten Zierden der Weltstadt gehören, sind gegenwärtig die beiden United-Service-Clubs und der Army- und Navy-Club für Officiere der Armee und Marine, dessen Local eine Nachbildung eines der schönsten Bauwerke Venedigs ist; dann der als Versammlungsort der Conservativen bekannte Carlton-Club, der Reform-Club, dessen Versammlungshaus ein dem berühmten Palaste Farnese in Rom nachgebildetes Meisterwerk Barny's ist; dann Arthur's-, Bootle's-, Brooke's-, Crockford's-, White's-Club; ferner der sehr zahlreiche Whittington-Club für junge Kaufleute, Handwerker ꝛc., der Oriental- und der Travellers-Club, in welchen nur Personen aufgenommen werden die bedeutende Reisen gemacht haben — endlich das Parthenon, das Erechtheum und viele andere.

Man hat diese Clubs, deren Wirksamkeit und Nützlichkeit in England anerkannt ist, auch in andern Ländern nachahmen wollen — die so verschieden ausgeprägten Eigenthümlichkeiten der einzelnen Nationalitäten ließen dieselben jedoch bald ausarten, und indem sie wie natürlich sich den Sitten und Gewohnheiten der verschiedenen Völker anschmiegten, nahmen sie bald einen andern Charakter an. Das einzige Nordamerika wird vielleicht eine Ausnahme bilden, in welches bekanntlich die in der Zeit seiner Bildung strömende Einwanderung vorzugsweise aus England kam.

In England trägt einerseits die andern Ländern gegenüber sehr eigenthümliche Eingezogenheit des gesammten Familienlebens, und die besonders in gesellschaftlicher Beziehung durchaus strenge Scheidung der Geschlechter zu dieser auffallenden Erscheinung bei, während z. B. in Frankreich das weibliche Geschlecht in allen geselligen Verhältnissen eine sehr bedeutende vielfach überwiegende Rolle spielt, und der nationale Charakter der Einwohner überdieß viel zu lebhaft ist als daß die englischen Clubs mit ihren gemischten und friedlichen Discussionen daselbst hätten heimisch werden können. In England, namentlich in dessen größeren Städten — London in erster Reihe — hat die außerordentliche persönliche Freiheit, die das Gesetz den auf diese Rechte so stolzen Bürgern gewährt, diese gesellschaftlichen Vereine ungemein begünstigt. Hiezu kommt noch die Oeffentlichkeit und die hohe Entwicklung des politischen Volkslebens, das jedem ein Recht und Interesse an den wichtigsten Ereignissen in Staat und Gesellschaft gewährt, und vorzugsweise zu solchen gesellschaftlichen Zusammenkünften für die Erörterung öffentlicher Angelegenheiten oder gar für die Erreichung gewisser politischer Zwecke auffordert.

[1] Die Benennung „Club" ist englisch, und heißt so viel als Keule oder Knüttel, aber ebenso auch die „Zeche" die ein einzelner in einer Gesellschaft bezahlt, dann das Local der Gesellschaft in welchem die Mitglieder sich zu versammeln pflegen, endlich aber die Gesellschaft selbst.

Der Club der Reisenden — Travellers-Club, von dem ich hier vorzugsweise sprechen will — hat seit seinem Bestehen gar manche Umwandlung erlebt. Die erste Bedingung zur Aufnahme war, wie bereits erwähnt, daß der Candidat wenigstens eine bedeutende Reise gemacht haben müsse. Das erwies sich aber bald als ungenügend.

Bekanntlich ist ein großer Theil der Bewohner Londons fortwährend auf Reisen, und da jeder Engländer Mitglied eines Clubs seyn will, so konnte es nicht fehlen daß sich sehr bald ein ungeheurer Andrang zu diesem Club zeigte, und vollständige Ueberfüllung in allernächster Aussicht stand. Eine schleunigst einberufene Generalversammlung sanctionirte durch einstimmigen Beschluß den Antrag der Vorsteher:

„Niemand kann Mitglied des Clubs werden, der nicht wenigstens tausend Meilen gereist ist."

Dennoch ist dieser Club der zahlreichste, denn er besteht aus Gentlemen die ihren Spleen unter allen Klimaten herumgetragen haben, aus Alterthumsforschern welche Italien, Griechenland und Peru durchwühlten, aus Capitänen auf Halbsold und einigen Dilettanten, die, als sie gerade nichts besseres zu thun wußten, fünf- oder sechsmal die Reise um die Erde machten, endlich aus Raritätensammlern, welche alle Theile der civilisirten und uncivilisirten Welt durchsuchten, und aus einer großen Anzahl der sogenannten Touristen, die längst ein stehender, oder vielmehr sich stets bewegender Artikel unsers Continents geworden sind.

Das that eine Zeitlang gut — da erschien eines Tages ein den Vorstehern des Club's nicht unbekannter Mann, und bat um Aufnahme.

Die Herren sahen sich unter einander befremdet an und schüttelten die Köpfe.

Der Präsident sagte endlich nach einigen Minuten höchst auffallenden Schweigens:

„Sir! Kennen Sie unsere Statuten?"

„Ich kenne sie."

„Und wollen in unsern Club aufgenommen werden?"

„Allerdings!"

„Sie wissen doch Sir daß wir niemand aufnehmen, der —"

„Der nicht wenigstens tausend Meilen gemacht hat. Mir ist das wohl bekannt!"

„Und uns ist bekannt daß Sie noch nie aus London kamen, und deßhalb Sir —"

„Deßhalb werden Sie mich dennoch aufnehmen, Sir! Vor etwa zehn Jahren fühlte ich die ersten Symptome einer Krankheit, die ernstlich zu werden und mein junges Leben zu bedrohen schien. Mein Arzt rieth mir an, mir Tag für Tag viel Bewegung zu machen — ein anderes Mittel gebe es nicht mich zu retten. Andere Aerzte, welche ich zu Rathe zog, bestätigten diese Aussage. Was blieb mir also übrig? Ich mußte Folge leisten, und wie mir verordnet war, täglich nach dem Frühstück zwei volle Stunden spazieren gehen. Mein Leben hieng an Befolgung dieser Anordnung, und ich brauche Sie deßhalb nicht zu versichern daß ich es mit größter Pünktlichkeit that. Seit zehn Jahren, Sir! habe ich es nicht ein einzigesmal unterlassen, das Wetter mochte auch noch so ungünstig seyn, jeden Tag zwei volle Stunden lang im Hydepark mit großen Schritten auf- und abzugehen. Ich bringe, wenn Sie es wünschen, schriftliche und mündliche Zeugnisse in großer Zahl herbei. Nun rechnen Sie selbst — sollte ich in der Stunde auch nur 4 Meilen gemacht haben, so beträgt dieses in zehn Jahren 29,200 Meilen, die ich zurücklegte, und hienach habe ich Ihre Bedingungen 29mal vollständig erfüllt, und deßhalb —"

Die Herren Vorsteher sahen sich mit großen Augen an, man weiß aber wie genau und streng die Engländer den Buchstaben ihrer Gesetze befolgen, und so wurde der Reisende aus Hydepark in den Travellers-Club aufgenommen.

An demselben Tage jedoch wurden sämmtliche Mitglieder abermals zu einer Generalversammlung eingeladen, und in dieser jene Grundbestimmung dahin geändert:

„Niemand kann Mitglied des Clubs werden, der nicht wenigstens tausend Meilen außerhalb Englands gereist ist."

Aber eines Tages kam ein neuer Candidat und verlangte Aufnahme. Der hatte in Geschäften etwa zwanzigmal die Fahrt von Dover nach Paris und umgekehrt gemacht, und wenn er die Hin- und Zurückreise rechnete, so hatte er die Grundbedingung der Aufnahme ebenfalls buchstäblich erfüllt. Das war es aber nicht, was man durch jene Bedingung eigentlich erlangen wollte, — jener Candidat mußte zwar aufgenommen werden, da der Buchstabe des betreffenden Paragraphen für ihn sprach, — doch wurde die fragliche Bestimmung abermals durch den Zusatz geändert: „wobei jedoch der Rückweg nicht gerechnet werden darf."

Aber immer noch scheinen die so oft geänderten Statuten nicht zu der so wünschenswerthen und von den Söhnen Altenglands so sehr geliebten Stabilität zu passen. Seitdem das Netz der Eisenbahnen ganz Europa mehr und mehr überzieht, und das Reisen so außerordentlich erleichtert und bequem macht, nimmt es in raschester Progression überhand, so daß die Erfüllung der erwähnten Bedingung auch in der gegenwärtig adoptirten Form nicht die geringste Schwierigkeit mehr bietet, und wieder der allzuhäufige Andrang wie früher zu befürchten ist; und somit dürfte eine abermalige Aenderung der Statuten nicht lange auf sich warten lassen.

In England gibt es aber auch Clubs welche nichts weniger als ernste Zwecke verfolgen, und wie London von alten Zeiten her wirklich unerschöpflich in bizarren Einfällen ist, die oft in der tollsten Weise in das Leben gerufen und durchgeführt werden, da sie immerdar eine genügende Anzahl Anhänger und Theilnehmer finden, so treten auch diese Clubs, sowie sie jene ernste Bedeutung verlieren und nur eine Vereinigung zur Unterhaltung und zu gesellschaftlichen Vergnügungen bilden — welche in allen übrigen civilisirten Ländern ziemlich gleichen Schrittes ist — in dieser Stadt in einer so exclusiven Weise auf, welche des Sonderbaren und Abenteuerlichen so viel darbietet, daß man versucht würde die Berichte darüber in bescheidene Zweifel zu ziehen, wenn nicht so viele übereinstimmende und glaubwürdige Männer die Wahrheit vollständig documentirten.

Wie früher und noch heute sogenannte Mäßigkeits-Clubs entstanden sind und noch entstehen, so gibt es auch Unmäßigkeits-Clubs, zu denen die schamlosesten Trinker gehören. Ein solcher Club wurde im

Jahr 1817 von dem berühmten Schauspieler, Edmund Kean, unter dem Namen „Royal-Gins“ gestiftet. Er zählte nie mehr als 15 Mitglieder, denn die Prüfung der Jünger war wirklich schwierig und verursachte den Tod einiger Candidaten. Man mußte stehend und ohne abzusetzen eine Kanne Branntwein austrinken. Auch erlag jährlich wohl die Hälfte der jedesmaligen Mitglieder den Folgen so fürchterlicher Ausschweifungen.

Lord Byron war ebenfalls Mitglied des Royal-Gins und hatte die Probe „mit vieler Geistesgegenwart und ungemeiner Kaltblütigkeit“ bestanden.

Kean hatte bekanntlich einen zahmen Löwen, den er in den Club aufnehmen ließ, und der wirklich vielen Geschmack den starken Getränken abgewonnen hatte, und große Quantitäten davon vertragen konnte. Anders ergieng es einem Bären, welchen Byron aufnehmen lassen wollte; schon nachdem er einige Schluck Genever zu sich genommen hatte, bekam er heftige Zuckungen, und da er bald darauf crepirte, so hielt man allgemein die versuchte Probe für die Ursache seines Todes.

Auch einen Club der Buckeligen gab es in London; schon der Name bringt es mit sich daß nur solche Männer Mitglieder werden konnten, welche mit wenigstens einem Auswuchs auf dem Rücken versehen waren. Sie versammelten sich in einem Local, das in entsprechender Weise verziert war, und namentlich eine Anzahl Porträte berühmter Buckeliger enthielt. Kein Profaner durfte diesen Tempel betreten, der ein Asyl für diese von der Natur stiefmütterlich bedachten Menschen war, wo sie sich einer vollständigen Illusion hingeben konnten, und niemand zugegen war, der — selbst nicht durch Blick und Miene — sie ausspotten, oder an das „Zuviel,“ das sie besaßen, erinnern durfte. Darum ließen sie sich auch nur von Buckeligen bedienen.

In früherer Zeit — Swift und Addison erzählen davon — gab es sogar einen Club der Gehenkten, welcher durch ein Dutzend Taugenichtse gestiftet wurde, die zum Galgen verurtheilt waren, denen es aber durch irgendeinen Glücksfall gelungen war, sich der Vollstreckung des Urtheils zu entziehen. Natürlich benutzten diese Ritter vom Stegreif die wieder erlangte Freiheit zu fernerer Cultivirung ihrer noblen Passion, und stahlen und raubten nach wie vor.

Sie hatten ihre Zusammenkünfte in irgend einer verrufenen Spelunke, welcher sie den Namen „Club“ gaben. Von jedem gelungenen „Geschäfte“ mußte jedes Mitglied einen bestimmten Antheil in die Gesellschaftscasse zu „gemeinnützigen Zwecken“ abgeben. Sie betrachteten nämlich jeden „armen Jungen,“ der „in Noth“ war, sobald der Richter das Todesurtheil gefällt hatte, als ein provisorisches Mitglied ihres Clubs, und hielten sich für verpflichtet, so wenig den Bestand der Casse als ihre eigene Sicherheit zu schonen um jenen von der Gefahr des Hängens zu befreien. Zwischen dem Tage der Verurtheilung und dem Tage der Vollstreckung des Urtheils machte eine ungemein thätige, aber geheimnißvolle Macht die größten Anstrengungen, den vorgesetzten Zweck zu erreichen, der wirklich nicht selten gelang, indem bald das Gefängniß von außen oder von innen erbrochen, oder ein Gefängnißwärter durch große Summen erkauft wurde.

Endlich ward einmal ein „schlechtes Subject“ in den Club aufgenommen — er verrieth seine Cameraden; sie wurden plötzlich allesammt aufgehoben, und da hiedurch die ehrenwerthe Verbindung factisch aufgelöst und sonach niemand übrig war der sich der bereits zum Tode verurtheilten Mitglieder annehmen konnte, so wurde die ganze Gesellschaft an einem und demselben Tage gehenkt, und rechtfertigte damit den Titel, den sie sich im voraus beigelegt hatte. [1]

H. Hensler.

Ein Ausflug nach Gallipoli.

Wie zahlreich auch die Reisen welche schon in den Orient gemacht worden sind, und wie groß auch die Zahl der darüber geschriebenen Werke, so weiß doch jedermann der sich etwas mit dieser Litteratur beschäftigt hat, mit wie wenig Ausnahmen die meisten Reisenden dem breitgetretenen Pfade folgen, dessen Spuren durch frühere Wanderungen und Darstellungen sichtbar genug sind. Daher kommt es daß gewisse Theile des Orients so bekannt sind wie die meisten Gegenden Europa's; das gelobte Land Aegypten, und vorzüglich die Hauptstadt des osmanischen Reiches und deren Umgebung sind schon so oft und vielfach beschrieben worden, und noch täglich erscheinen so viele neue Werke darüber daß es nicht leicht ist eine vollständige Sammlung der einschlägigen Litteratur anzulegen. Daher aber kommt es auch daß selbst die geringste Abweichung von dem gewöhnlichen Touristenpfade sehr viel des Neuen und Interessanten bietet. Selbst Konstantinopel hat trotz der Unzahl der über dasselbe existirenden Beschreibungen viele Partien, die sehr interessant und sehenswerth, dennoch nur äußerst wenigen Reisenden zu Gesicht gekommen sind, weil diese nur eben das sehen wollen was sie in ihren Reisehandbüchern (hier sind besonders die Engländer zu erwähnen) angegeben finden. In höherem Grad gilt dieß für die übrigen Theile des Reiches. Welche reiche Ausbeute z. B. noch Kleinasien bietet, beweisen u. a. verschiedene Aufsätze welche das Ausland unter dem Titel: „Skizzen aus Kleinasien von C. L. H.“ veröffentlicht hat. Die Wahrheit dieser Bemerkungen drängte sich mir mit neuer Stärke bei einem kleinen Ausflug auf, den zu machen ich Gelegenheit hatte und der mir des Interessanten sehr viel bot, obwohl die Geschäfte, welche die nächste Veranlassung dazu waren, mir wenig Muße zu wissenschaftlichen Arbeiten ließen.

Gegen Mitte September schiffte ich mich auf einem Dampfboot des österreichischen Lloyd nach Gallipoli ein. Das Wetter war rauh und stürmisch, und die Fahrt auf dem leichten Kaik nach dem Dampfboot dauerte ziemlich lange, sowohl des hochgehenden Meeres wegen, wie auch deßhalb, weil man große Vorsicht gegen die Dampfboote anwenden muß, die groß und klein unter allen möglichen Formen und Flaggen den Bosporus und das goldene Horn durchfurchen. Die Anzahl dieser Schiffe ist außerordentlich groß, und außer denen die mitten im Hafen ankern, liegt auch immer an der ganzen Länge der von Galata nach Konstantinopel führenden Brücke Dampfschiff an Dampfschiff; zu gewissen Zeiten, namentlich gegen Sonnenuntergang ist die Passage über diese ohnehin sehr frequente Brücke eine der lästigsten und unangenehmsten, welche ich kenne. Um diese Zeit fahren die kleineren Dampfboote des Bosporus, so wie die nach den Prinzeninseln, St. Ste-

[1] Das ist natürlich nur eine Satyre. D. Red.

Digitized by Google

fano und andern Häfen des Marmora-Meeres ab, und bringen die Kaufleute und Beamten nach ihren Sommersitzen; das Pfeifen und der Lärm der den Wasserdampf ausstoßenden Maschinen, der athem- und gesichtraubende Kohlenrauch, das Gedränge und Laufen der reiselustigen Menge, dieß alles belästigt die Passage in so unangenehmer Weise daß man froh aufathmet, wenn man diesem Lärm entrinnend in die friedlich schmutzigen Straßen Galata's oder Konstantinopels eintritt; die große Anzahl der Dampfboote hat den Kaikdschis beträchtlichen Schaden gethan, und man rechnet daß seit ihrer Einführung die Anzahl der Kaiks um $^2/_3$ vermindert worden ist. Uebrigens machen auch die europäischen Boote den Kaiks Concurrenz; aber diese plumpen Fahrzeuge werden niemals die reizenden Barken der Einheimischen auf dem Bosporus verdrängen, und ihre Thätigkeit wird sich wohl zumeist auf den Dienst zwischen den Schiffen und dem Land beschränken, wozu allerdings die leichten und gebrechlichen Kaiks wenig geeignet sind.

Das Dampfboot, welches mich nach meinem Bestimmungsort führen sollte, hieß Persia, und ist wohl mit Ausnahme der den directen Dienst zwischen Konstantinopel und Triest versehenden Schiffe eins der besten Lloydboote. Diese sind musterhaft eingerichtet, und Bedienung und Anordnung der ersten wie der zweiten Cajüte lassen wenig zu wünschen übrig; dagegen sind die kleineren Schiffe, welche zwischen Salonichi, Smyrna u. s. w., und der Hauptstadt fahren, meistens sehr mangelhaft eingerichtet; so bleibt, um nur eins anzuführen, das Essen auf dem ersten Platz weit hinter dem zurück was auf dem zweiten Platz der Triest-Konstantinopler Linie verabreicht wird, obwohl die Preise dieselben sind; daher kommt es denn auch daß besonders für diese kleineren Linien die Concurrenz der Messageries Impériales und in neuerer Zeit die der russischen Dampfboote bedenklich zu werden droht, während die Hauptlinie, die freilich auch die weniger einträgliche ist, nicht stark darunter leiden wird. Eine große Unbequemlichkeit bildet ferner für die Passagiere des ersten und zweiten Platzes der Umstand, daß das Hinterdeck zur Hälfte den Deckpassagieren zu ihrem ausschließlichen Gebrauch eingeräumt, die andere Hälfte aber nicht verboten ist, während der Regel nach kein auf dem dritten Platz Reisender das Hinterdeck betreten darf. Jedoch ist diese Maßregel einigermaßen durch die geringe Anzahl der Passagiere auf den beiden ersten Plätzen gerechtfertigt; der Landeseinwohner, reich oder arm, reist immer auf dem dritten Platz; Proviant und Betten nimmt er mit, und hat bei dem hiesigen Klima keine schlimmen Folgen von seiner Sparsamkeit zu fürchten; die vornehmsten Personen scheuen sich nicht auf diese Weise zu reisen, wenn das Wetter es nur einigermaßen gestattet; auf meiner Rückreise z. B. war der nach Konstantinopel zurückkehrende Kiamil Pascha, Statthalter von Aleppo, mit 40 Bedienten als Deckpassagier mein Reisegefährte. Uebrigens litt ich auf meiner Hinreise wenig unter diesem Umstand, und es wäre auch zu egoistisch gewesen, hätte ich das Hinterdeck für mich allein in Anspruch nehmen wollen; außer mir reisten nämlich nur Deckpassagiere, 150 an der Zahl. Einer derselben, ein kleiner Knabe von 12 Jahren, wurde ohne Billet gefunden, der Capitän erklärte ihm daß er ihn in diesem Fall mitten auf dem Meer aussetzen müßte und diese Drohung entlockte dem Armen heiße Thränen, die sich kaum durch das wiederholte „Korkma“ (sey nicht bange) seiner Landsleute stillen ließen. Es ist unnöthig zu bemerken daß der arme Junge keine Ursache hatte sich über Ausführung dieser Drohung zu beklagen. Später ergötzte er die Passagiere durch Absingung mehrerer der beliebten albernen Nationallieder.

Präcis 4 Uhr fiengen die Räder der Persia an, mit ihren Schaufeln die Salzfluth aufzuwühlen, und einen breiten Schaumstreifen hinterlassend durchfuhren wir die Reihen der im goldenen Horn ankernden Schiffe, umkreisten in einem Bogen die umbrandete Seraispitze und dampften bei scharfem aber günstigem Wind in das Marmora-Meer hinaus. Kurz vor dem altergrauen Schloß der sieben Thürme passirten wir drei türkische Linienschiffe, zu dem Geschwader gehörig welches eine Zeitlang im Marmora-Meer manövrirt hatte. Gegen Sonnenuntergang verloren wir das ewige Byzanz, von dem die Türken mit Recht sagen daß es seinesgleichen auf Erden nicht gibt, aus dem Gesicht; zugleich nahm der Wind zu, und ächzend und stöhnend arbeitete sich das Schiff durch die Wellen, bald sie durchschneidend, bald von ihnen gehoben oder gesenkt; in der Ferne sah man wetterleuchten und dunkle Wolken verkündeten baldigen Regen. Wie ich bei meiner Ankunft am andern Morgen erfuhr, hatte es in Gallipoli stark gewittert und geregnet; zugleich war ein heftiger Hagel gefallen, dessen Körner zum Theil von außerordentlicher Größe waren; zum Glück hielt er nicht lange an; bei längerer Dauer würde er die ganze Weinernte vernichtet haben, ein Schlag der die fast ausschließlich vom Weinbau lebende Bevölkerung dieser Stadt um so härter getroffen haben würde, da schon seit mehreren Jahren das Oidium sie des Erträgnisses ihrer Besitzungen beraubt hatte.

Die Deckpassagiere fiengen an ihre Teppiche und sonstigen Bettgeräthschaften auf dem Boden auszubreiten, und einer nach dem andern hüllte sich in die Matratzen oder wollenen Decken ein, welche er zu diesem Zwecke mitgebracht hatte. Bald lagen überall solche Schläfer umher, und auch mich trieb der kühl und unangenehm werdende Wind in meine Schlafstätte. Nachdem ich vorher dem Steward empfohlen hatte mich bei unserer Ankunft zu wecken, welche Vorsicht ich wegen des günstigen Windes für nothwendig hielt, schlief ich ein, unbelästigt von den Mißtönen der Seekranken, die mir auf frühern Seereisen manche Nacht vergällt hatten.

Mein Schlaf dauerte ununterbrochen bis 4 Uhr Morgens, und würde noch länger gedauert haben, wenn mich nicht das Rasseln der Ankerketten erweckt hätte. Verwundert sprang ich auf, und erfuhr daß wir schon jetzt, anstatt um 7 Uhr, wie die gewöhnliche Zeit ist, unser Ziel erreicht hätten. Im Grunde war es mir keineswegs angenehm in einer mir unbekannten Stadt so früh anzukommen; aber mir blieb nicht lange Zeit zum Besinnen, da der Aufenthalt hieselbst immer nur von kurzer Zeit ist, ohne Rücksicht auf die Stunde wo das Dampfschiff ankommt. Der Wind wehte noch immer scharf, und der Himmel war mit grauen Wolken bedeckt, aus denen einzelne schwere Regentropfen niederfielen. Bald näherte sich uns das Boot des Lloydagenten, um die Post und etwaige Passagiere zu bringen und abzuholen. Bald waren die nöthigen Geschäfte besorgt und wir stießen ab, der wackern Persia Lebewohl sagend. In dem schwachen Boote konnten wir erst recht bemerken wie stürmisch aufgeregt das Meer gewesen war; eine alte Türkin, die mit uns ans Land fuhr, rief bei jeder Welle „Aman,“ und klammerte sich krampfhaft an den Arm ihrer Nachbarn; trotz der großen Nähe des Landes und unserer vier Ruderer gebrauchten wir eine volle Viertelstunde um die Iskala zu erreichen, und noch ehe wir angelangt waren, sahen wir die Persia mit ihren farbigen Lichtern im Hellespont verschwinden. Jedoch erreichten wir ohne Unfall den Landungsplatz, wo mein Kawaß mich erwartete, um mich in die für mich bestimmte Wohnung zu führen.

So viel ich auf diesem meinem ersten Wege durch Galli-

poli's Straßen sehen konnte, verhielt sich das Pflaster derselben zu dem von Konstantinopel, wie bei uns in Deutschland das Pflaster jeder Kleinstadt zu dem der Residenz; das Pflaster von Konstantinopel aber steht bekanntlich weit unter dem eines jeden Landstädtchens in Deutschland. Freilich pflastert man zuweilen in Konstantinopel und seinen Vorstädten, aber auf eine ganz oberflächliche Art, und gewöhnlich wählt man zu dieser Arbeit den Anfang der Regenzeit; ob auch in Gallipoli zuweilen gepflastert wird, läßt sich freilich mit Bestimmtheit nicht behaupten, aber es ist als wahrscheinlich vorauszusetzen, da Gallipoli eine Municipalität schon lange besessen hat, während solche in Konstantinopel erst kürzlich für einzelne Theile desselben eingerichtet ist.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Burtons und Speke's ostafrikanische Expedition. In der Sitzung der geographischen Gesellschaft am 24 Jan. wurden, wie das Athenäum anzeigt, Berichte der Capitäne Burton und Speke, von der ostafrikanischen Expedition, über ihre Entdeckung des Ugiji verlesen: Aus denselben, die mit Reisekarten versehen sind, geht hervor, daß diese unternehmenden Officiere die Ufer des Ugiji-Sees im verflossenen Monat Mai verlassen, und im Hauptdepot des arabischen Handels, Unyanyembe Halt gemacht hatten, von wo Capitän Speke an den Ukerewa-See gehen wollte, den die Araber als zwölf oder fünfzehn Tagmärsche nördlich gelegen schildern. Gelingt ihm dieß, so wird er im Stande seyn authentische Angaben über die vier großen Becken welche die Gewässer des östlichen Central-Afrika sammeln, die Seen Nyassa, Chiwa, Ugiji und Ukerewa, nach Hause mitzubringen. Nach Capitän Speke's Rückkehr werden sich beide an die Ostküste begeben, welche sie im December zu erreichen hoffen. Die unermüdlichen Forscher hatten mit zahllosen und furchtbaren Schwierigkeiten zu kämpfen, und von der Ungesundheit des Landes und aus andern Gründen viel zu leiden. Alle ihre Esel, dreißig an der Zahl, sind zu Grunde gegangen. Viele ihrer eingebornen Diener hatten sie verlassen, und ohne den freundlichen und hochherzigen Beistand des französischen Consuls in Sansibar, Hrn. Ladislaus Cochet, welcher nach Oberst Hamerton's unglücklichem Tode sich als thätiger und energischer Freund erwies, wäre ihnen die Fortsetzung ihrer Reise nicht möglich gewesen. „Doch," schreiben sie, „geht es langsam besser mit uns, und der Gedanke unsere Arbeiten mit Ergebnissen zu beendigen die man, wie wir hoffen, als höchst werthvoll betrachten wird (die Quelle des Nil), hat die schreckliche Geistesabspannung, in die wir auf unserer Reise nach Westen aus Mangel an den nöthigsten Bedürfnissen geriethen, sehr vermindert."

Einfluß eines hohen Druckes auf die Leitungsfähigkeit elektrischer Dräthe. Prof. Wartmann in Genf vertheilte den Strom einer Bunsen'schen Batterie von sechs großen Zellen auf zwei Kupferdräthe, wovon nur der eine höherem Druck ausgesetzt wurde. Kein wahrnehmbarer Erfolg zeigte sich als man einen Druck von neun Atmosphären anwandte, wohl aber trat ein solcher ein unter einer Presse die einen höheren Druck als 400 Atmosphären ausübte, der also größer war als derjenige welchen ein Telegraphendrath 12,420 Fuß unter der See zu erleiden hat. Aus den Versuchen ergab sich 1) daß ein Druck von 30 Atmosphären wahrnehmbar die Leitungsfähigkeit eines Kupferdrathes vermindert; 2) daß mit der Erhöhung des Druckes diese Wirkung sich steigert; 3) daß die Verminderung der Leitungsfähigkeit bei jedem Drucke sich gleich bleibt, solang als der letztere constant ist; 4) daß die ursprüngliche Leitungsfähigkeit genau zurückkehrt wenn der Druck nachläßt. — Dieß ist vielleicht der erste Lichtstrahl zur Aufklärung des geheimnißvollen Betragens des atlantischen Telegraphen.

O. Mac Carthy's Abreise nach dem Sudan. Am 15 Jan. hat ein neuer afrikanischer Reisender Hr. O. M'Carthy Paris verlassen. Er gedenkt zunächst über Algier nach Timbuktu und von da nach dem Senegal zu reisen. Er wird von dem Prinzen Napoleon beschützt und die Behörden in Algier sind angewiesen ihm ihre Hülfe angedeihen zu lassen. Für diese Colonie ist es ohnedieß wichtig die Verbindungen mit Timbuktu und dem Sudan genau erforschen zu lassen. Von Wargla aus hat der Reisende versprochen seinen ersten Bericht an die Nouv. Annales des Voyages, denen wir obige Notiz entlehnen, einzusenden.

Schwarze und weiße Juden in Kotschin. Kotschin ist höchst merkwürdig als der Wohnsitz der schwarzen und weißen Juden, welche die Vorstädte von Kalvati und Mottantscheri bewohnen, die sich etwa eine halbe (engl.) Meile längs dem Hinterwasser im Südosten der Stadt erstrecken. In Mottantscheri gibt es einen großen, aber nicht sehr hübschen **Kotaram**, oder Palast, des Radscha, und in der Nähe desselben ist die Synagoge der weißen Juden, oder der Juden von Jerusalem, die in Indien viel später angekommen seyn sollen als die schwarzen Juden, deren Ansiedlung sich in das graue Alterthum verliert. Die weißen Juden wohnen im obern Theil der Judenstadt, die schwarzen im untern. Es gibt auch eine große Anzahl schwarzer Juden im Innern des Landes, ihre vornehmsten Städte sind Iritur, Parur, Tschenotta und Maleb. Man hat vollen Grund anzunehmen daß sich die schwarzen Juden zu Kadangulur (Kranganor) im dritten oder vierten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung ansiedelten. Sie besitzen einen Schenkbrief auf Kupfer von dem brahmanischen Fürsten von Malabar, worin ihnen der genannte Platz überlassen wurde; die Urkunde rührt aus dem Jahr 388, oder, nach Hamilton, 490 der christlichen Zeitrechnung her. Ihre Synagoge ist ein einfaches Gebäude, mit einem kleinen Glockenthurm, in welchem sich eine rohgearbeitete ungefähr 200 Jahre alte Uhr befindet. Der Fußboden ist zierlich mit Porcellan gepflastert, und an einem Ende ist ein vergoldeter, mit einem reichen Vorhang verschleierter Verschlag. Hinter diesem sind Flügelthüren, und innerhalb dieser befinden sich fünf Abschriften des Pentateuch in silbernen Laden mit reichen Brocat-Decken. Auf dem einen ist eine goldene Krone, welche Oberst Macaulay, ein früherer Resident, schenkte. Die Abschriften sind in hebräischer Sprache auf Pergament geschrieben, und in so schönen Charakteren daß sie einem Stich gleichkommen. In diesen Synagogen sitzen die Frauen abgesondert von den Männern in einer mit Gittern und Netzwerk verhüllten Gallerie. (Eastwick's Handbook for India.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 8. Augsburg, 19 Februar 1859.

Schmerzstillende Mittel.

Seitdem die Königin von England bei ihrer letzten Entbindung sich durch Chloroformirung über die Geburtswehen hinweghelfen ließ, haben die Engländer diese Art körperliche Schmerzen zu umgehen als legitimirt betrachtet. Ehe es jedoch so weit kam, bedurfte es keines geringen Kampfes, wie sich aus dem Werke von John Snow über das Chloroform und aus einer gelehrten Untersuchung über den nämlichen Gegenstand in dem Westminster Review ergibt. Bekannt ist die akademische Anekdote daß ein deutscher Professor seine Vorlesungen über Geburtshülfe mit den Worten anhob: „Meine Herren, die Schwangerschaft der Frauen war eine Erscheinung welche den alten Römern und Griechen wohl bekannt war." Um auch in unserm Falle deutsche Gründlichkeit nicht zu versäumen, wollen wir bemerken daß die alten Griechen und Römer schon schmerzstillende Mittel, Plinius namentlich die Mandragora kannte, deren auch Shakespeare erwähnt, daß die Chinesen ebenfalls und noch früher etwas um solche Künste wußten, daß die Eigenschaften des Opiums und des morgenländischen Hanfes längst bekannt waren, und daß Middleton in seinem Schauspiele Women beware Women vom Jahre 1657 im Gleichniß von den Wundärzten spricht, die vor der Amputation eines Fußes ihren Patienten in Schlaf versetzen. Wir werden sogar sehen daß die Anästhesirung bei chirurgischen Vorgängen älter ist als die eine und schönere Hälfte des Menschengeschlechtes überhaupt. Kurz es ist vieles schon dagewesen. Mesmerische Mittel gegen die Erstarrung der Empfindungsnerven wurden namentlich in Indien von englischen Aerzten mit so viel Glück angewendet, daß ein amtlicher Ausschuß von Aerzten und Laien eingesetzt wurde um über die Ergebnisse dieser Experimente zu berichten. Es geschah dieß kurz vor Lord Dalhousie's Antritt seiner Statthalterschaft, und sechs Fälle wurden beobachtet wo mesmerisirte Patienten unter den Instrumenten der Wundärzte keinen Schmerz fühlten und verriethen. Allein dieses Verfahren hatte viel unbequemes. Es bedurfte bei manchen Personen nur weniger, bei etlichen aber 24 und mehr als 24 Stunden um den magnetischen Schlaf zu erzeugen, die Gesundheit des mesmerischen Priesters litt selbst und vertrug keine stetigen Wiederholungen des Experimentes, und die mesmerisirten Personen wurden mit nervösen Uebeln behaftet. Endlich eignete sich das Verfahren viel besser für Hindu- als für europäische Patienten, denn merkwürdigerweise gelang es außerordentlich leicht die Eingebornen Indiens in einen sogenannten magnetischen Zustand zu versetzen.

Zuerst auf die Spur der modernen schmerzstillenden Mittel gerieth Sir Humphry Davy. Er wurde der Thierwelt und zu allererst einer „kräftigen gesunden und jungen Katze" gefährlich, die er durch Einathmen mit Stickstoffoxyd bewußtlos machte. Dann wiederholte er die Versuche an sich selbst und andern Personen, die gefällig sich dazu hergaben. Die Patienten verloren zuerst die willkürliche Bewegung, die Empfindung von Schmerz und endlich das Bewußtseyn. Sir Humphry schloß seine Untersuchungen mit dem Seherspruch: daß die pneumatische Chemie als Hülfsmittel der Heilkunde zwar noch in ihrer Kindheit liege, daß sie aber später, wenn sie über einen größern Reichthum von Thatsachen gebieten werde, hohe Leistungen verspreche. Vierundvierzig Jahre lang ist diese Stelle gelesen und als ein guter aber schwacher Wahn des großen Mannes belächelt worden, als ein Zahnarzt in Connecticut Horace Wells im Jahre 1844 die Kühnheit hatte einen Patienten Stickstoffoxyd einathmen zu lassen und ihm seinen schlimmen Zahn dann ohne Empfindung von Schmerzen auszubrechen. Er verkündigte sein gutes Glück als eine „neue Aera im Zahnbrechen;" als er aber vor einem Conclave amerikanischer Aerzte seinen Versuch wiederholen mußte und der Patient boshaft genug war zu bekennen daß er doch ein wenig Schmerz gefühlt habe, so brach ein solches Gelächter über den unglücklichen Wells aus daß er seine Zahnpraxis aufgab und bald nachher 1848 an gebrochenem Herzen und mißlungenen Speculationen von Regenbäderanstalten starb. So lächelte man denn noch zwei Jahre länger über Sir Humphry Davy's Prophezeiung als 1846 der rechte Mann, nämlich W. G. T. Morton, Wells' Compagnon, auftrat. Wohl bekannt mit den Eigenschaften des Schwefeläthers, gab er diesen im September jenes Jahres einem Patienten bei einer Zahnoperation, und bald darauf wurde das Mittel bei drei großen Operationen im öffentlichen Hospital von Boston mit Glück angewendet. Die amerikanisch-medicinischen Zeitschriften fielen mit unbarmherzigem Gespött über das neue Wunder her, welches sie zu den übrigen Anästhesirungsversuchen ins Grab legen wollten. Ganz andern Anklang fand die Entdeckung in England. Es wurden sogleich Versuche bei Amputationen, am 19 Januar 1847 zuerst bei einer schweren Geburt angestellt, und kaum waren aus Boston Aethereinsaugungsmaschinen in London und Paris eingetroffen, so verkündeten die beiden größten Wundärzte Velpau und Roux vor den beiden Akademien die Entdeckung als eine

der größten Eroberungen für die Menschheit. Ohne etwas Humbug gibt sich aber ein Amerikaner nicht zufrieden, und so hatte auch Morton für seine Alltagsessenz den Quacksalbernamen „Letheon" erfunden. Das Ding welches fälschlich Schwefeläther heißt, aber nichts ist als ein mit Hülfe von Schwefelsäure zubereiteter Aether, war schon dem alten Alchymisten und Hexenmeister Raymundus Lullius (13tes Jahrh.) bekannt. Aether ist ein künstliches Product, welches aus gewöhnlichem Weingeist gewonnen wird, indem man mit Hülfe von Schwefelsäure ihm 1 Atom Sauerstoff und 1 Atom Wasserstoff (1 Atom Wasser) entzieht, weßhalb Aether bisweilen entwässertes Aethyloxyd genannt wird. Weingeist ist zusammengesetzt aus 6 Atomen Wasserstoff, 4 Atomen Kohlenstoff und 2 Atomen Sauerstoff, Aether aus 5 Atomen Wasserstoff, 4 Atomen Kohlenstoff und 1 Atom Sauerstoff.

Kaum aber war die Erfindung bekannt, so wurde auch der Schwefeläther zu Grabe getragen. Das ist das merkwürdige unserer Zeit daß wenn die Wissenschaft auf dem rechten Wege ist, sie nicht rastet bis sie das letzte Ziel erreicht hat. Seit man wußte daß sich die Empfindungen des Menschen durch Einathmen von Aetherdämpfen auf Zeiträume bei Seite schieben ließen, begann man zu suchen welche andere Stoffe den gleichen und welche am besten diesen Dienst leisten möchten. Kaum hatte Morton ein Patent auf seine Aethermaschinen gelöst, so fand Jakob Bell daß der fälschlich sogenannte Chloräther oder das Chloroform dem Schwefeläther vorzuziehen sey. Chloroform besteht aus 2 Theilen Kohlenstoff, 1 Theil Wasserstoff und 3 Theilen Chlor. Seinen Namen verdankt es der sogenannten Ameisensäure, welche die rothe Ameise (Formica rufa) liefert, und die aus 2 Theilen Kohlenstoff, 1 Theil Wasserstoff und 3 Theilen Sauerstoff besteht, oder wie die chemische Formel geschrieben wird 2 C (arbon) H (ydrogen) 3 O (xygen). Für Verbindungen von 2 Theilen Kohlenstoff und 1 Theil Wasserstoff (2 C H) haben die Chemiker einen eigenen technischen Namen nämlich Formyle erfunden, und daher stammt die Bezeichnung Chloroform. Reines Chloroform ist eine farblose, flüchtige Flüssigkeit, anderthalbmal so schwer als Wasser, geräth schon bei 49° Réaumur ins Kochen, hat einen stark-geistigen, apfelwürzigen Geruch und einen süßen, scharfen Geschmack. Ein englischer Geburtshelfer Prof. Simpson wendete es am 8 November 1847 zum erstenmale bei einer Entbindung an und die Wöchnerin erwachte erst nach der Geburt, so daß man Mühe hatte sie zu überzeugen daß die Wehen schon überstanden und das ihr vorgezeigte Kind das ihrige sey. Von jener Zeit an siegte Chloroform über den Aether, indem man das erstere Mittel für unschädlicher erklärte, doch wird auch noch jetzt in großen Hospitälern der Aether angewendet.

Seitdem wurden eine Menge neuer Verbindungen entdeckt, welche schmerzstillend wirkten, merkwürdig genug enthalten sie aber alle Kohlenstoff. Unter diesen wird von manchen das Amylen (aus 10 Thl. Kohlenstoff und 10 Thl. Wasserstoff) deßwegen vorgezogen, weil es nicht so häufig wie das Chloroform Erbrechungen erzeugt, und die Kranken aus ihrer Erstarrung sich früher erholen.

In Großbritannien währte es einige Zeit, ehe man zu dem verführerischen Mittel ein rechtes Herz faßte, je nachdem die Matadore unter den Aerzten örtlich sich dafür oder dagegen entschieden. In Schottland und besonders in Edinburgh findet kaum mehr eine unchloroformirte Entbindung statt, in London dagegen wehrte man sich bis zum letzten Augenblick. Doch ist durch das Beispiel der Königin die Sache auch dort wohl erledigt. Die Gegengründe waren sehr zahlreich und nicht ohne Gewicht. Es sagten die Antichloroformisten daß der Schmerz eine sehr weise und gütige Einrichtung der Natur sey, die man nicht umgehen dürfe. Der Schmerz ist der große Warner vor Gefahr,[1] und wehe denen die sich nicht warnen lassen! Man kann in der That sagen daß das Chloroform, wenn es uns die Schmerzen wegschafft, die Wirkung der Warnung vernichtet. Schwere und schmerzhafte Geburten sind gewöhnlich die Folge eines fehlerhaften Körperbaues der Mutter. Der Schmerz tritt hier als Warner zu der Frau und gibt ihr zu verstehen daß, wenn sie es verhindern kann, sie das Kindergebären andern Frauen überlassen soll. Hilft ihr das Chloroform über die Warnung hinweg, so kann es ihr das nächstemal das Leben kosten. Insofern ist das Chloroform allerdings gefährlich. Die Anhänger des Erstarrungsmittels warfen ihren Gegnern vor daß sie gleichwohl Opium und ähnliche anästhesirende Mittel ihren Patienten zur Linderung verordneten, warum also nicht Chloroform bei den Entbindungen? Darauf antworteten diese, man müsse zwischen krankhaften (pathologischen) und natürlichen (physiologischen) Schmerzen unterscheiden. Aber freilich ist diese Zergliederung des Schmerzes völlig willkürlich, denn wenn ein Zahn uns weh thut, und der Schmerz hier anzeigt daß jener Zahn in Fäulniß gerathen ist, warum sollte man nicht auch jene Empfindung einen natürlichen oder physiologischen Schmerz nennen? Und wenn man Kreosot in den Zahn gibt, so legt man ja auch dem „Warner" Schweigen auf. Es sey vorgekommen, sagen die Gegner, daß bei chloroformirten Müttern im Geburtsact die Wehen aufhörten. Dieß ist allerdings vorgekommen, allein, sagen die Anästhetiker, das war nur eine Ungeschicklichkeit des Arztes, der seine Dosis Chloroform nicht mäßiger ertheilte. Die Wirkungen des Chloroforms schreiten nämlich langsam im Körper fort, sie können dadurch daß man das Mittel entfernt, auf jedem Stadium aufgehalten werden. Zuerst verlieren bei Einathmen des Gases die Nervencentren in den Gehirnlappen ihre Kräfte, wodurch das Bewußtseyn verloren geht; dann erst erstarrt im kleinen Gehirn die Kraft die Bewegungen des Körpers zu reguliren; hierauf entweichen aus den Rückgratsnerven die Empfindungen und die Fähigkeit Bewegungen zu erzeugen, aber die medulla oblongata am obersten Theil der Wirbelsäule, welche das Athmen beherrscht, bleibt noch thätig. Wird auch sie angegriffen, so hört das Athmen auf und der Tod tritt sehr nahe. Wie das Herz, ist auch der Schooß (uterus) der Frauen mit Nervenganglien versehen, die von dem nervus sympathicus abhängen, der eine von dem Gehirn- und Rückgratssystem unabhängige Provinz bildet. Die Bewegungen des Schooßes, die Wehen, sind jedenfalls ganz unabhängig vom Willen, ja sie dauern fort, selbst nachdem ihre hauptsächlichsten Verbindungen mit den Nerven des Gehirn- und Rückenmarkssystems zerstört sind. Diese Thatsache ist unwiderleglich dadurch bewiesen daß Wehen bestanden, obgleich die untern Theile des Körpers völlig gelähmt waren, daß selbst die Kraft des Zusammendrückens dem Schooß noch nach dem Tod bleiben, so daß Frauen unwillkürlich entbunden haben, nachdem eine Zeit vorher alle Zeichen vom Aufhören des somatischen Lebens vorhanden waren, so daß also nicht bloß Lebende Leichen, sondern umgekehrt Leichen Lebendes gebären können.

Wenn nun schmerzstillende Dämpfe eingeschlürft werden, so verlieren die verschiedenen Nervencentren in umgekehrter Ordnung ihrer Nothwendigkeit zur Lebensfortdauer ihre Thätigkeit. Das Chloroformiren

[1] S. den Aufsatz über Empfindungen des Schmerzes bei Menschen und Thieren. Ausland 1858, S. 327.

muß daher beim dritten Stadium, beim Erstarren der Rückgratsnerven abbrechen, so daß noch die Medulla und der Nervus sympathicus wach bleiben. Bei Geburten vollends braucht man gar nicht so weit zu gehen als bei chirurgischen Operationen, denn man hat Frauen an den Gränzen des Selbstbewußtseyns noch festgehalten und ihnen doch die Geburtsschmerzen erspart. Dr. Snow beschreibt den Zustand einer Chloroformirten während des Niederkommens folgendermaßen: „Die äußern Zeichen der Zusammenpressungen des Schooßes (uterus) dauern fort, genau so als vorher, nachdem die Leidende Chloroform empfangen hat, und die Respirationsmuskeln treten kräftig mit ein um die Anstrengung des Uterus im zweiten Stadium der Wehen (Druckwehen) zu unterstützen. Der Patient gewährt dann einen Anblick als wolle er seine Empfindungen unterdrücken, so daß wenn eine Verwandte oder eine Freundin eintritt, die von der Chloroformirung nichts weiß, sie den bewußtlosen Patienten wegen seiner Standhaftigkeit zu loben beginnt." Andre Aerzte behaupten durch das Chloroformiren trete leicht der Kindsbettwahnsinn ein. Dieses Leiden kannte man aber schon vor der Chloroformirung, und es fragt sich immer ob der Kindsbettwahnsinn, weil er nach der Chloroformirung eintrat, dieser zugeschrieben werden darf. Die Fälle sind äußerst selten, und nur eine sehr umfangreiche statistische Vergleichung von Entbindungen mit und ohne Chloroformirung wird einen Verdacht gegen das Anästhesirungsmittel zu begründen vermögen. Mittlerweile haben Aerzte den Kindsbettwahnsinn mit Chloroform geheilt, so daß vorläufig Behauptung und Gegenbehauptung sich vollständig annulliren. Das gleiche gilt von dem Vorwurf daß die unter Erstarrung der Mutter gebornen Kinder mit einem Fieberpulse zur Welt kommen und leicht Krämpfe nachfolgen. Nichts derartiges läßt sich als eine allgemeine oder auch nur als eine wiederholte Erscheinung nachweisen, vielmehr sind sehr heftige Kinderkrämpfe durch Chloroformirung völlig und bleibend geheilt worden.

Der gefährlichste Einwand gegen das schmerzstillende Mittel bei Entbindungen ist ein theologischer, der bei der englischen Buchstabenheiligkeit natürlich den höchsten Werth besitzt. Die Chloroformirung der Frauen während der Wehen wird als unbiblisch und ketzerisch betrachtet, weil in der Genesis steht: in dolore paries filios — unter Schmerzen sollst du Kinder gebären. Also sprechen die frommen Männlein: „Chloroform ist der Köder des Satans, welcher Gott um die tiefen und ernsten Wehrufe bestiehlt, die in der Stunde der Bedrängniß um Hülfe zu ihm aufsteigen." Die Schriftgelehrten gewahren hier gar nicht daß sie ihren Gott durch die Vorstellung erniedrigen, als habe er zu physiologischen Foltern seine Zuflucht genommen, damit das Weib ihn bekennen lehre. Mit solchen Argumenten ist aber den Engländern wenig beizukommen, denn ihr puritanischer Sinn neigt weit mehr zu dem Gotte des alten als des neuen Testamentes. Prof. Simpson, der große Verfechter des Chloroforms und zugleich ein nicht ungebildeter Orientalist, sah sich genöthigt zu erklären, das hebräische Wort, welches wir mit Schmerzen übersetzen, habe eine viel allgemeinere Bedeutung, als ob es heiße: das Weib solle unter Trübsal, Qual oder Kummer (sorrow) Kinder gebären. Dagegen wehren sich aber die besten Autoritäten, und das hebräische Wort bedeutet wirklich nichts anderes als Schmerz. Abgesehen daher von diesem Einwande, läßt sich auch noch sagen, was merkwürdiger Weise das Westminster Review läugnet, daß keineswegs die Frauen aller Völker mit Schmerzen gebären, sondern daß der Fluch im Paradies sich nur auf biblische Völker zu beziehen scheint. Bei den Stämmen der neuen Welt fehlt bis auf ein Minimum der Schmerz, denn die Wöchnerinnen hüpfen unmittelbar nach der Geburt in ein Schwimmbad. Der Fluch Eva's wurde daher sehr ungleich ausgeführt, er trifft die nördlichen Völker viel härter als die südlichen. Wie weit man es aber in dem Buchstabendienst bringen kann, davon liefert England vortreffliche Beispiele. So eiferten auch die Geistlichen gegen die Impfung, denn da die Blattern von Gott in die Welt eingesetzt seyen, so schien es als wolle man dem Himmel selbst durch die Impfung Trotz bieten. Die strengen Secten der Dissenter betrachten die modernen Worfelmaschinen als eine Gotteslästerung, denn der Herr habe gesagt: er habe die Winde erschaffen, der Mensch habe aber durch jene Maschinen sich einen eigenen Wind erzeugen wollen. Es kam so weit daß ein schottischer Geistlicher einen Landwirth, der solche Maschinen eingeführt hatte, von dem Abendmahl ausschloß. Natürlich sind in diesem Sinne auch Blasebälge, ja die hohen Schornsteine der Fabriken, die einen Luftzug oder Wind von Menschenhand künstlich erzeugen, Eingriffe in das göttliche Schöpferrecht. Um die Herren lächerlich zu machen und um ihnen zu beweisen daß Chloroformirung biblisch sey, berief man sich auf das zweite Capitel der Genesis, wo es heißt: „Und der Herr hauchte Adam Schlaf ein (immisit soporem), und als er schlief, entzog er ihm eine Rippe ꝛc." Hier sehen wir, rufen die Chloroformleute aus, eine chirurgische Operation genau beschrieben, und der Herr selbst erspart durch Anästhesirung seiner Creatur unnöthige Schmerzen. Wir vermögen kaum unsern Unwillen zu unterdrücken über die frivole Art und Weise, wie von beiden Partien das Wort Gottes gezerrt wird. Wäre die wahre Frömmigkeit bedroht, so würde man sich einfach mit der Erwägung helfen können, daß die Natur alles straft was sich gegen ihren Willen empört. Ist das Chloroformiren schädlich, so wird die Zeit darüber belehren, ist es unschädlich und ist es eine Medicin, so wird es gewiß nicht gegen den Willen desjenigen seyn der den Rhabarber wachsen ließ.

Es sind im ganzen bis jetzt während der zehn letzten Jahre in Amerika und Europa 74 Fälle bekannt geworden, daß in Folge von Einathmung anästhesirender Dämpfe der Tod eintrat. In zwei großen Hospitälern Londons — welches deren zehn besitzt — wurden etwas über 6000 schwere chirurgische Operationen mit Chloroformirung vollzogen. Legt man den Maßstab Londons zu Grunde, so sollen in den letzten zehn Jahren in Europa und in den Vereinigten Staaten etwa 1,200,000 Fälle der Anwendung von Chloroform vorgekommen seyn — eine Zahl die uns beinahe noch zu hoch vorkommt, selbst wenn wir an die jetzt sehr häufige Anwendung schmerzstillender Mittel bei Zahnoperationen und bei Entbindungen denken. Nach diesem Maßstab wird je ein Fall unter 16,000 tödtlich enden, die Gefahr ist also sehr gering. Bei Entbindungen sind erst zwei Fälle von Tödtung durch Chloroform eingetreten; bei beiden war aber der Arzt abwesend und die Patienten verordneten sich selbst, so daß man also sagen kann, hier sey muthwilliger Weise der Tod herbeigeführt worden. Dagegen hat die Chloroformirung bei Entbindungen die Sterblichkeit dadurch verringert, daß höchst selten und nur schwache Krämpfe zu den Wehen treten. Nach einer brittischen Statistik traten bei 190,313 Entbindungen 273mal Krämpfe ein, oder je einmal in 700 Fällen, und von 9 Betroffenen starben durchschnittlich 2. Nach den Annalen des Dubliner Gebärhauses starb je eine Frau von 320, deren Wehen 2; von 145, deren Wehen 2 bis 6; von 80, deren Wehen 7 bis 12; und von 23, deren Wehen 12 bis 36 Stunden gedauert hatten. Dauerten sie über

diese Zeit, so starb je die sechste Frau. Die Fortdauer des Schmerzes trägt hier jedenfalls zur Zerstörung des Organismus bei, und ist dieß der Fall, so muß das Chloroform mächtig dazu wirken die Sterblichkeit zu vermindern. Dieß ist wenigstens bei chirurgischen Operationen entschieden der Fall. Bei Amputationen der Füße, Schenkel oder Arme starben ehemals in den Spitälern der brittischen Armee 28 Proc., in 302 Fällen, aber nur 23 Proc., seitdem man die Patienten chloroformirte. In dem Krankenhaus von Salisbury war die Sterblichkeit bei chirurgischen Operationen vor Einführung des Chloroforms $22,^{58}$ Proc., in den ersten sechs Jahren, wo man anästhesirte, sank bis Dec. 1855 die Sterblichkeit auf $9^{1}/_{4}$, und im nächsten Jahre sogar auf $6,^{4}$ Procent. So scheint sich denn Sir Humphry Davys' Prophezeiung glänzend erfüllen zu sollen, jedenfalls aber bleibt es eine bewundernswerthe Entdeckung daß der Mensch Mittel besitzt während drohender Schmerzen sich in das Reich des Scheintodes zu flüchten, und erst zurückzukehren wenn die Ursachen des Schmerzes aufgehört haben.

Ueber die uralten Seewohnungen (Habitations lacustres) in der Schweiz.

Nach Fred. Troyon.

Vor der römischen Herrschaft waren in Helvetien die Wohnungen von großer Einfachheit. Der Mensch wohnte in Höhlen und Felsgrotten; er zog sich in eine Art von Erdbauten zurück, oder in mit Astwerk bedeckte Löcher. Er baute auch runde Hütten, die aus durch dazwischen geflochtene Weiden verbundenen Pfählen gemacht wurden; die noch übrig bleibenden Zwischenräume wurden mit Thon verklebt. Aber die sonderbarsten Wohnungen waren diejenigen welche der Urbewohner über dem Spiegel der Seen erbaute, und deren Trümmer man unter dem Wasser noch findet. Dieß sind gerade diese Seewohnungen (habitations lacustres), mit welchen wir uns beschäftigen wollen.

Es ist eine bekannte Thatsache daß seit den ältesten Zeiten der Mensch durch die Gewässer gewissermaßen angezogen wurde. Von Osten nach Westen wandernd, zu einer Zeit wo es noch keinen gebahnten Weg gab, folgte er im allgemeinen den Ufern der Meere und der Flüsse. Die ersten Bewohner welche in unser Land kamen, scheinen nach den aufgefundenen Alterthümern längs des mittelländischen Meeres hingezogen, und an den Ufern der Rhone aufwärts gestiegen zu seyn. Sich über die Ufergestade des Leman verbreitend, drangen einige in das Wallis vor, andere stiegen das Flußthal der Venoge aufwärts zogen an den Ufern der Orbe entlang und verfolgten den Fuß des Jura, von wo aus sie sich weiter im Kanton Bern niederließen. Man findet sie selbst an den Ufern des Zürcher Sees und an andern Punkten der östlichen Schweiz. Man begreift daß wenn die Meere und die großen Flüsse oft ein unübersteigliches Hinderniß diesen ersten Besuchern einer noch wüsten, unangebauten Welt entgegenstellten, so war dieß doch nicht bei allen Gewässern der Fall. Die Tradition von der Arche Noah, welche diesen Völkern nicht fremd war, lieferte hinreichende Anhaltspunkte für den Bau einer Flöße, oder eines Wasserfahrzeugs, und man hat selbst Kähne aus diesen frühesten Zeitaltern gefunden. Die Ufer sind überdieß die ersten natürlichen Straßen und die Vorliebe für die Gewässer, die sich durch die im Fischfang gebotenen Hülfsquellen erklärt, geht aus der Erbauung zahlreicher Hütten über der Oberfläche unserer Seen hervor. Um diese Seewohnungen zu bauen, suchte man an den Ufern solche Punkte aus, wo der nach und nach unter das Wasser hinabsteigende Boden gestattete sich einige hundert Fuß vom Ufer zu entfernen, so daß man nicht über 15 Fuß Tiefe hatte. War der Ort einmal ausgesucht, so rammte man eine große Zahl Pfähle parallel mit den Ufern ein, deren oberer Theil um einige Fuß den hohen Wasserstand überragen mußte. Nach dieser ersten Arbeit bedeckte man diese Pfähle mit einer Art von rohem Fußboden, über welchem man die Wohnhütten errichtete. Eine schmale, gleichfalls von Pfählen getragene Brücke stellte die Verbindung mit dem Ufer her, zu welchem Zweck man aber auch Kähne anwendete, die aus Baumstämmen wie Tröge ausgehöhlt waren.

Diese Wohnungen, von welchen man bisher nur Trümmer in der Schweiz und ganz neuerdings in Savoyen entdeckt hat, waren indessen mehreren Völkern des Alterthums eigenthümlich. Herodot schreibt ähnliche Wohnungen den Päoniern am See Prasias in der heutigen Türkei zu (V, 16); er fügt bei daß sich in jeder Hütte eine Fallthür befand, durch welche man die Fische fieng, und daß man die Gewohnheit hatte die Kinder am Fuß mit einem Seil anzubinden daß sie nicht ins Wasser fallen konnten. In unsern Tagen haben einige Völkerschaften des südlichen Asiens diese Art von Wohnungen beibehalten, ebenso auch die Papus auf Neuguinea.

Die dem alten Helvetien eigenthümlichen Seewohnungen gehören den zwei ältesten Perioden an, über welche die Geschichte keine Nachricht gibt. Ihre Zerstörung fand schon vor der christlichen Aera statt, auch sind nur noch Trümmer im Schlamm der Seen vorhanden. Bei ruhigem und klarem Wasser kann man indessen leicht diese Plätze einige hundert Fuß vom Ufer entdecken, auf welchen sich eine große Anzahl von mehr oder weniger hervorragenden Pfählen befindet, die man öfter für überschwemmte Wälder gehalten hat. Reißt man diese Pfähle aus, so ist der im Schlamm versenkte Theil noch so wohl erhalten daß man alle mit der Axt gemachten Einschnitte erkennt, während der dem Wasser ausgesetzte Theil nach und nach verwittert und eingeschrumpft ist. Man könnte an ihrem hohen Alter zweifeln, fände man nicht dicht dabei Ueberreste von Töpferwaaren aus einem groben mit zahlreichen kleinen Kieselsteinen vermischten Thon von einer Gattung, welche seit der römischen Periode in der Schweiz verschwand. Neben diesen Töpferwaaren findet man Waffen, Geräthe und verschiedene Schmucksachen von nicht weniger alterthümlicher Art, sodann Thierknochen, Kohlen und halbverbrannte Holzstücke: mit einem Wort alles was Zeugniß von der Existenz uralter Wohnplätze, und deren Zerstörung durch Feuer ablegt.

Eine der merkwürdigsten Entdeckungen [1] dieser Art wurde 1856

[1] Hier sey gleich noch erwähnt daß etwa 25 Minuten oberhalb Hermance bei Genf, auf der savoyischen Seite, sich solche Trümmer unter dem Wasser finden. Dort wurden schöne Aexte, Sicheln, Spangen u. s. w. in Bronze gesammelt.

im See von Moosseedorf, zwei Stunden von Bern, gemacht. Die zu landbaulichen Zwecken unternommene Ablassung der Gewässer des Sees hat eine Stelle trocken gelegt, wo man nur noch einige Pfahlüberreste sah, allein die Nachgrabungen haben gezeigt daß die meisten davon durch die Wirkung des Wassers abgenutzt und mit einem unterseeischen Torf bedeckt waren, welcher an tausend Gegenstände einer uralten Industrie barg. Thongefäße, mit der Hand, ohne Anwendung der Drehscheibe gemacht, tragen noch den Abdruck der Finger des Töpfers. Die Werkzeuge sind alle in Stein und Knochen, ohne eine Spur von Metall. Der Stein wurde zu zahlreichen Aexten in Keilform verarbeitet, zu einer Art von Meißeln, Hämmern, Messern, kleinen, sehr unvollkommenen Sägen, zu Pfeil- und Lanzenspitzen. Keine dieser Aexte war durchbohrt um eine Handhabe aufzunehmen, der Stiel war vielmehr gespalten um die Axt mit Bindwerk daran zu befestigen. Andere sind in Stücke Hirschhorn, die zu diesem Zweck eingekerbt sind, eingefügt. Die Werkzeuge in Knochen sind hauptsächlich Scheeren und Pfriemen, die auch zum Nähen der Kleider dienen mußten. Nach der Gesammtheit der gefundenen Gegenstände zu urtheilen, lag an dieser Stelle eine Fabrik. Man findet einige unvollendete Stücke; andere, kaum aus dem Groben gearbeitet, sind durch einen Fehlschlag zerbrochen. Verschiedene größere Steinblöcke und Feuersteine, Sandsteinplatten zum Schleifen, Kalksteine, die als Glättwerkzeuge angewendet wurden, lassen keinen Zweifel daß die Fabrication dieser Geräthe hier betrieben wurde.

Die Thierknochenfragmente, die in dieser Fabrik verwendet wurden, oder von den Mahlzeiten übrig blieben, beweisen daß diese ältesten Bewohner der Schweiz schon die meisten unserer Hausthiere besaßen, wie Rindvieh, Pferde, Schweine, Ziegen, Schafe, Katzen und Hunde von verschiedener Größe. Auch findet man das Elenthier, viele Hirsche, den Auerochs, das Wildschwein, den Fuchs, den Biber, die Schildkröte und verschiedene Vögel. Der Fischfang und die Jagd lieferten ohne Zweifel die hauptsächlichsten Subsistenzmittel, doch war auch der Ackerbau nicht gänzlich unbekannt, denn mitten unter diesen Ueberresten hat man in Feuer verkohltes Getreide gefunden.

Diese Wohnplätze sind durch Feuer zerstört, wie man aus den zahlreichen Kohlen und halbverbrannten Holzstücken erkennt, die jene Ueberreste bedecken. Obwohl es schwer ist den Zeitpunkt genau zu bestimmen, so ist es doch sicher daß er der Kenntniß der Metalle in unserm Land vorausgeht, wie auch die Art der Anfertigung jener Geräthe die Merkmale des frühesten Alterthums trägt. Ist es nun auch nicht leicht genaue Zeitpunkte zu bestimmen, wenn man sich auf ein Land von so geringer Ausdehnung wie die Schweiz beschränkt, so ist es doch nicht weniger wahr daß Helvetien seine ersten Bewohner kurz nach dem Süden von Europa erhalten hat, wo man den Menschen schon mehr als 2000 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung findet.

Eine dem Orbethal eigenthümliche Entdeckung kann einen Begriff von diesem hohen Alter geben. Jedermann weiß daß der See sich nach und nach immer weiter von der Stadt Yverdon zurückzieht, in Folge des Anwachsens des Torfs und der Ablagerung des von der Thièle und dem Buron beständig zugeführten Alluviums. Zur Römerzeit stand noch die Bodenfläche der heutigen Stadt unter Wasser. Es gab selbst eine Zeit wo die ganze Thalsohle mit Wasser bedeckt war. Damals bildete der Berg Chamblon eine Insel, und an seinem Fuß erhoben sich die Seewohnungen des Steinzeitalters, deren Ueberreste man unter mehreren Fuß Torf findet. Wenn man nach dem Rückzug des Wassers seit den Römerzeiten die Zeit berechnet, welche der See brauchte um sich vom Fuß des Berges Chamblon bis zu dem gegenwärtigen Ufer zurückzuziehen, so findet man daß der letzte Moment dieser Wohnungen mindestens bis ins 15te Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung zurückgeht.

Auch an den Ufern des Zürchersees, Meilen gegenüber, gibt es wichtige Ueberreste solcher Wohnungen; aber dieselben unterscheiden sich von denen von Moosseedorf durch eine weiter fortgeschrittene Kunstthätigkeit, obwohl auch diese bis ins Steinzeitalter zurückgeht. Die Formen der Geräthe sind mannichfaltiger, ihre Arbeit ist vollendeter, und mehrere Aexte sind mit einem Loch versehen, um den Stiel aufzunehmen, was einen unzweifelhaften Fortschritt bezeichnet. So kann man die Entwicklung der Industrie in diesem frühesten Zeitalter verfolgen, denn die Alterthümer von Meilen gehören den letzten Zeiten der ersten Periode an. Mitten unter allen diesen Gegenständen aus Knochen und Stein, die man sammelte, fand sich ein kleines Armband aus Bronze, freilich das einzige Stück aus Metall, dessen Vorhandenseyn an diesem Orte aber die Anwendung eines neuen Stoffs darthut, der bald den Stein bei allen Schneidwerkzeugen verdrängte. Die Einführung des Kupfers in Europa regt die Frage an, ob die Bearbeitung dieses Metalls im Occident erfunden wurde, oder ob sie vielleicht aus einem andern Lande herstammt? Die Untersuchung der Alterthümer gestattet keinen Zweifel, daß diese Kunst aus Asien durch die große Invasion der Kelten, welche zum Theil die primitive Bevölkerung vernichteten, eingeführt wurde. Es ist schwer zu sagen, ob das zwischen Jura und Alpen zurückgezogene Volk dieser Verwüstung entgieng; in allen Fällen verbreitete sich die Anwendung der Bronze rasch in unserm Land, und während dieser ganzen neuen Periode gruppirten sich die Wasserwohnungen in großer Zahl an den Ufern unserer Seen.

Die Plätze dieser neuen Wohnungen unterscheiden sich beim ersten Anblick durch besser erhaltene Pfähle als bei den frühern Hütten. Die Pfähle des ersten Zeitalters sind durch die Einwirkung des Wassers abgenützt bis zur Oberfläche des Schlamms, oder selbst von diesem bedeckt, während die des Bronzezeitalters noch aufrecht stehen, und manchmal bis zu 5 und 6 Fuß Länge vom Schlamm an messen. Bei diesen Pfählen zeigen andere sehr stark verwitterte an daß diese Plätze während zahlreicher Jahrhunderte bewohnt waren, und es ist wahrscheinlich daß an vielen Punkten die Trümmer der Wohnungen aus der zweiten Periode diejenigen des Steinzeitalters bedecken.

Als die Bronze in allgemeinen Gebrauch gekommen war, bediente man sich dennoch des Steins zu verschiedenen Zwecken. Man findet mit dem Metall noch Hämmer und sehr kleine Aexte von der ursprünglichen Art, aber sie werden immer seltener. Die Bronze ist der Stoff der Säbel, Dolche, Pfeil- und Lanzenspitzen, Aexte, Scheeren und Sicheln. Man findet mit diesen Gegenständen große Nadeln von Bronze, einige Nähnadeln, Pfriemen, zahlreiche Armbänder verschiedener Form, mancherlei Ringe, Angelhacken und einige andere Gegenstände desselben Metalls, deren Bestimmung schwer anzugeben ist. Als Ausnahmsstücke muß man ein oder zwei Goldplättchen und einige Glasperlen eines Halsbandes nennen; diese letztern rühren ohne Zweifel von dem Handel mit den Phöniciern her. Alle Gefäße sind aus Thon; die meisten sind mit der Drehscheibe gemacht, einige sind wahre Kinderspielzeuge, andere, von erstaunlichem Umfang, haben 2 bis 3 Fuß Durchmesser. Einige sind unberührt geblieben; es gibt manche, deren Boden, in eine Spitze auslaufend, einen Untersatz erfordert; hiezu dienten wahrscheinlich die vielen Ringe aus gebrannter Erde von der Größe und Gestalt von Tragbunden. Kleine kugelförmige Stücke

in Thon, etwa einen Zoll im Durchmesser haltend, mit einem Loch versehen, und unter dem Namen Spinnkugeln bekannt, dienten als Gewichte an den Spindeln; andrerseits läßt die Kleinheit der Nadelöhren keinen Zweifel daß man den Faden kannte. An einigen Orten findet man noch Kähne im Schlamm stecken, sie sind aus Baumstämmen gemacht wie die Piroguen der Wilden.

Diese Geräthe aus Bronze, von oft merkwürdiger Arbeit, wurden im allgemeinen im Lande fabricirt, ebenso wie die aus Stein. Die meisten dieser Stücke waren gegossen, und man hat in dem Pfahlwerk, Morges am Genfersee gegenüber, die Hälfte einer Gußform für Aexte gefunden. Vorher hatte man schon im Kanton Zürich eine Gießerei aus derselben Periode entdeckt, und neuerdings wieder hat man eine im Hofe des Schlosses zu Schallens aufgefunden, als man dort eine Bodenebnung vornahm. Auch die Töpferarbeit wurde an Ort und Stelle gemacht, wovon man sich leicht überzeugt, wenn man Gefäße findet, die, weil sie beim Brennen verdorben waren und also nicht in den Handel kommen konnten, ins Wasser geworfen wurden.

Die von den Mahlzeiten übrig gebliebenen Knochen gehören den bekanntesten wilden, sowohl als Hausthieren an; von letztern sind Schweins-, Kalbs- und Ochsenknochen am zahlreichsten. Diese verschiedenen Ueberreste, die bald im Schlamm stecken, bald auf dem Kies umherliegen ohne daß sie der Schlamm bedeckte, finden sich immer bei dem Pfahlwerk. Der Bruch der Töpfergeschirre ist noch eckig; man findet oft die Stücke desselben Gefäßes dicht neben einander, wie sie ins Wasser fielen. Man sieht also daß diese Stücke in vollkommenster Unbewegtheit verblieben, und daß die größten Stürme das Wasser nur sehr oberflächlich aufregen. Ferner folgt aus dieser unbewegt gebliebenen Ruhe, daß diese Bauten niemals am Ufer sich befanden, und daß kein merkliches Steigen des Wasserspiegels der Seen stattgefunden hat. Wenn diese schwachen Hütten am Lande gestanden hätten, so würde sich die Nothwendigkeit dieser zahlreichen Pfähle nicht einsehen lassen; in diesem Fall würden die am Boden liegenden Gegenstände zerstreut worden seyn, und das Wasser würde, höher steigend, sie fortgerollt haben, so daß ihre Ecken nicht weniger abgestumpft worden wären als die der Uferkiesel. Diese Gegenstände mußten also in hinlänglich tiefes Wasser gefallen seyn, um der Einwirkung der Rollwogen zu entgehen, ebenso mußten jene Hütten über dem Wasser erbaut seyn, wie wir es noch bei einigen gegenwärtigen Völkern finden. Es versteht sich von selbst daß der Fußboden welcher die Hütten trug, etwa um 4 bis 5 Fuß das Hochwasser überragen mußte, so daß die Stürme darunter weggehen konnten, zwischen den Pfählen hindurch, welche den Wellen keinen Widerstand entgegensetzten. An einigen Punkten mußte die Länge dieser Pfähle, welche am häufigsten aus Eichenholz sind, 25—30 Fuß betragen. Die Seen, an welchen man bis jetzt die größte Anzahl dieser Ueberreste von Wohnungen aus dem Bronzezeitalter nachgewiesen hat, sind der Leman, der Neuenburger-, und der Bieler-See. An den Ufern des Leman finden sich nicht weniger als etwa 30 solcher Plätze, und der beträchtlichste ist jedenfalls der bei Morges, der 1200 Fuß Länge bei etwa 200 Fuß Breite hat. Die meisten dieser Wohnungen wurden durch Feuer zerstört. Im Bieler-See findet man unter anderm Thonstücke, welche die innern Hüttenwände bekleideten und auf welchen das Astwerk, woraus die Hütten erbaut waren, seine hohlen Eindrücke zurückgelassen hat. Dieser Thon wäre nicht im Wasser erhalten geblieben ohne gebrannt zu seyn, was sich wiederum nicht ohne eine Feuersbrunst erklären läßt. Aus diesen leicht gebogenen Stücken sieht man daß diese Hütten kreisförmig waren, und daß sie 13—15 Fuß im Durchmesser hatten.

Die Frage liegt nahe, ob wir es hier nicht mit den Niederlassungen und Dörfern zu thun haben, welche die Helvetier vor ihrer Auswanderung verbrannten, um jeden Gedanken an eine Rückkehr unmöglich zu machen. Diese Erklärung ist unzulässig, weil sie dann wohl nicht in ihren Wohnungen die Waffen, Geräthe und Schmucksachen zurückgelassen hätten, die sich unter den Brandtrümmern finden. ie Zerstörung war eine plötzliche und gewaltsame. Die Helvetier hatten überdieß andere Waffen, andere Schmucksachen; sie verstanden schon das Eisen zu bearbeiten, und wenn die Seewohnungen noch zu Julius Cäsars Zeiten bestanden hätten, so hätten die römischen Schriftsteller derselben Erwähnung gethan, während alle vielmehr über diesen Gegenstand schweigen, obwohl sie uns die Wohnungen der Gallier beschrieben haben. Die Zerstörung jener Niederlassungen ist also älter, und geht durchaus dem Gebrauch des Eisens in unserm Lande voraus, denn man hat nur eine kleine Zahl von Gegenständen aus diesem Metall gefunden, und zwar auf einem oder zwei Punkten des Bieler-Sees, wohin sie auch später gerathen seyn können.

Das Volk, welches diese Wohnungen zerstört hat, ist gewiß das helvetische selbst, als es sich in dem Lande niederließ welchem es den Namen gab, obwohl die Helvetier keineswegs die Ureinwohner waren. Man kann nicht sagen seit wie vielen Jahrhunderten dieses Volk unsere Gegenden bewohnt hatte im Augenblick seines Auswanderungsversuchs nach dem südlichen Gallien; aber nach der Schlacht von Bibracte suchten mehrere der Besiegten ihr altes Vaterland wieder zu gewinnen, welches nicht Helvetien war, dessen Andenken sie aber bewahrt hatten.

Aus diesen verschiedenen Gründen folgt, daß die Zerstörung der Seewohnungen einige Jahrhunderte hinter unsere Aera zurückgeht, und die Dauer jener einen beträchtlichen Zeitraum umfaßt. Nach Entdeckungen, die zunächst mit unserm Gegenstand nichts zu thun haben, hat man selbst Grund anzunehmen, daß seit dem 18ten Jahrhundert vor Chr. Geb. schon der Mensch unsere Gegenden durchzog. Das Schweigen der Geschichte über jene Zeitalter hat manche Irrthümer in Schwung gebracht. Man denkt sich Helvetien als lange Zeit unbewohnt, mit dichten Forsten bedeckt, und später von einigen nomadischen Familien ohne feste Wohnplätze durchzogen. Man nimmt sie als des Ackerbaus unkundig an, man stellt sie sich in die Felle wilder Thiere gekleidet vor, mit keinen andern Waffen als rohen Steinen und im Feuer gehärteten Spießen. Eine strengere Untersuchung der Thatsachen verweist diese Bilder ins Bereich der Phantasie. Das hohe Alterthum der frühesten Bewohner Helvetiens ist unbestreitbar. Die ersten Familien waren anfänglich ohne Zweifel wenig zahlreich, aber bald vermehrten sie sich. Das soll nicht heißen daß die Bevölkerungsverhältnisse etwa den unsrigen gleichkamen; immerhin aber legen die zahlreichen Wohnungen des Bronzezeitalters und die Ausdehnung einiger dieser Plätze Zeugniß ab von der Bewegung welche an den Seegestaden stattfand. Ueberdieß würde man sich täuschen, wollte man das Innere des Landes für unbewohnt annehmen, denn die Alterthümer aus derselben Zeit finden sich dort nicht weniger als an den Seeufern.

Wenn die Waffen und Geräthe aus dem Steinzeitalter große Aehnlichkeit mit denen der heutigen Wilden zeigen, so besteht doch ein bemerkenswerther Unterschied: der Wilde ist stabil in seinem Gewerbfleiß, während die Urbevölkerung unseres Landes Fortschritte in ihrer Kunst machte, wie man bei einem Vergleich der Alterthümer von Moos-

seedorf und Meilen sehen kann. Der Wilde im eigentlichsten Wortsinne kennt den Ackerbau nicht, und widmet seinen Heerden wenig Sorge: in Helvetien sind der Weizen und die Knochen zahlreicher Hausthiere den ältesten Ueberresten beigemischt. Die zum Leben eines jeden Menschen und eines jeden Volks nothwendige Entwicklung hat bei den Wilden Halt gemacht, und dieser stationäre Zustand hat in seiner Folge die Erschlaffung und den Verfall gehabt, Erscheinungen welche die Kennzeichen der Abgelebtheit, nicht aber der Kindheit der Völker sind.

Wenn man sich vorstellt, wie sehr ein der Kenntniß der Metalle noch nicht theilhaftiges Volk in seinen sämmtlichen Thätigkeitsmitteln beschränkt ist, so wird man überrascht von der Arbeit welche die Anfertigung der Geräthe und die Erbauung der Seedörfer erheischte. Der Stein konnte wieder nur mit dem Steine bearbeitet werden; ein Baum konnte nicht anders gefällt werden als mittelst des Steins und der Hülfe des Feuers. Er konnte nicht in einen Kahn verwandelt werden als durch Aushöhlung unter Anwendung derselben Mittel. Und doch richtete man Tausende von Pfählen zu von 20—30 Fuß Länge, man erbaute Flöße und nothwendig auch Gerüste, um diese Pfähle in Wassertiefen von 10—15 Fuß und darüber einzuschlagen. Sodann mußte der Fußboden hergestellt, die Hütte gebaut werden, und dieß alles mit Werkzeugen von Stein, ohne nur einmal eine Säge zur Erleichterung der Arbeit zu besitzen.

Das Volk welches so viele Schwierigkeiten mit so beschränkten Mitteln zu besiegen wußte, mußte mit einer großen Energie begabt seyn, aber es mußte auch wirkliche Vortheile bei dieser Art von Bauten finden, die so leicht durch Hütten von Zweigen am Lande zu ersetzen gewesen wären. Die Gründe welche es vermochten alle diese Schwierigkeiten zu besiegen, sind ohne Zweifel verschiedene. Die Lage dieser Wohnungen, vom Ufer durch einen breiten Wasserspiegel getrennt, mußte gleich zunächst eine große Sicherheit gegen die wilden Thiere bieten, die um so zahlreicher waren je weniger Menschen es noch gab. Während die starken Personen zur Jagd oder andern Beschäftigungen auszogen, konnten sie in ihren Hütten die Kinder, die Schwachen und die Greise in Sicherheit zurücklassen. Als die Völkerschaften an Zahl zunahmen, was nicht ohne Feindseligkeiten geschah, wurden diese Zufluchtsorte ein ausgezeichnetes Vertheidigungsmittel gegen die Einfälle, denen das innere Land ausgesetzt war; freilich mochte es häufig vorkommen daß diese Wasserburgen, welche der Feind nicht leicht ohne Kähne erreichen konnte, mit angezündeten Geschossen beworfen wurden, welche dann ihre Zerstörung zur Folge hatten.

Die Seewohnungen boten einen wirklichen Vortheil für Familien, denen der Fischfang eines der Subsistenzmittel war. Es ist anzunehmen daß damals die Seen weit fischreicher waren als in unsern Tagen; ferner weiß man, wie sehr die Fische den Schatten suchen, so daß sie auch von demjenigen angezogen werden mußten welchen diese Wohnungen warfen. Bei der Wahl dieser Plätze ist auch die Vorliebe für das Wasser welche der Kindheit der Völker, wie der Jugend jedes einzelnen Menschen eigen ist, in Anschlag zu bringen. Alle diese Gründe zusammengenommen erklären hinlänglich diese sonderbare Art zu bauen.

Man sieht daß seit uralten Zeiten eine Bevölkerung in unserm Lande existirte, von welcher jegliches Andenken verschwunden und deren Lebensart gänzlich unbekannt war. Statt nomadischer Schaaren finden wir Familien mit festen Wohnsitzen. Wenn der Fischfang und die Jagd wichtige Subsistenzmittel waren, so kannten diese Familien doch auch die Viehzucht und etwas Ackerbau, wodurch schon eine herumziehende Lebensart ausgeschlossen und eine gewisse gesellschaftliche Ordnung bedingt wird. Man könnte selbst sagen daß das Vorhandenseyn der Katze, die noch mehr als der Mensch sich an die Wohnung gebunden zeigt, mit dem Nomadenleben unvereinbar ist. Die gebrauchten und verarbeiteten Stoffe geben auch einigen Aufschluß über den Verkehr oder Tauschhandel jener Zeiten; man findet den Kieselstein aus Frankreich, den Nephrit (Nierenstein) aus dem Orient und den gelben Bernstein vom baltischen Meer.

Im Bronzezeitalter ist die Entwicklung nicht weniger bemerkenswerth. Nicht nur wird das Kupfer an Ort und Stelle in unsern uralten Gießereien mit dem Zinn verschmolzen, sondern man thut dieß in Verhältnissen welche den verschiedenen zu fabricirenden Gegenständen entsprechen. Das Zinn konnte nirgends anders her als aus England kommen. Das Kupfer wurde wahrscheinlich eingeführt, und die Glaskörner kamen ohne Zweifel von dem von den Phöniciern an den Küsten Europa's betriebenen Handel. Um aber diese verschiedenen Stoffe zu erhalten, mußte man Tauschmittel haben, mehr produciren als man consumirte, und Handelsverbindungen unterhalten.

Wenn man diese Erzeugnisse der metallurgischen Kunst untersucht, so wird man oft überrascht durch die Eleganz der Form, durch die Feinheit der Bildgraberarbeit, und durch die diesen alten Stämmen eigenthümliche Vorliebe für den Schmuck. Die Spinnkugel und die Nähnadel deuten, wenn nicht den Flachsbau, so doch den Gebrauch der Schafwolle und die Weberkunst an. Die Sichel ist ein neues Anzeichen des Ackerbaues und der Ernten, welche nicht möglich gewesen wären, ohne Wege zu eröffnen deren Verlängerung wieder der Handel erforderte. Auch ist endlich zu bemerken daß einige unserer Landstraßen in ihrer Hauptrichtung vor unsere Aera zurückgreifen, und daß manche Hohlwege in unsern Forsten in ein hohes Alterthum zurückgehen.

Die große Anzahl der Hausthiere läßt ebenso auf eine besondere Beschäftigung mit der Viehzucht schließen. Es ist zu bezweifeln daß bei einem Klima, wie demjenigen der Schweiz, das Pferd, das Rindvieh und das Schaf ihre Nahrung im Winter hätten selbst finden können. Für die Anhäufung des nöthigen Vorraths für die schlechte Jahreszeit ist eine Entwicklung des Ackerbaues erforderlich, die man gewöhnlich diesen Völkern nicht beimißt. In allen Fällen mußten die Heerden mit bewaffneter Hand bewacht werden, nicht nur mit Rücksicht auf die feindlichen Einfälle, sondern wegen der zahlreichen wilden Thiere, die das Land durchzogen. Die Heerden mußten auch eingepfercht werden, was ohne Zweifel mittelst starker Palissaden geschah; aber es ist nicht wahrscheinlich daß der Bewohner der Seedörfer sie dicht bei seinen Hütten hielt, außer etwa in den Fällen einer verzweifelten Vertheidigung gegen den Feind.

Dieses hohe Alterthum der Bewohner der Schweiz, und diese, dem Bilde welches man gewöhnlich sich macht so unähnliche, Lebensweise gehen klar aus den während der letzten Jahre entdeckten Alterthümern hervor. Zur Vollendung des Gemäldes ist noch ein unerläßlicher Zug hinzuzufügen: die Rohheit der Sitten und die unmäßige Kriegsliebe. Das Trachten nach Schmuck steht im Widerspruch mit der Dürftigkeit der Wohnungen, was den Charakter eines noch in der Kindheit befindlichen Volks andeutet. Die Wohnung war wesentlich nur eine Zufluchtsstätte im Fall schlechter Witterung oder eines Angriffs. Die häufig überfallenen Stämme unternahmen ihrerseits Ueberfälle. Die Uebervölkerung an einzelnen Punkten war die Ursache von Auswanderungen, deren Folge gewöhnlich die Eroberung neuer Länderstrecke

war. Die zurückgebliebenen Tribus zogen weiter, und so entstanden fortwährend Bewegungen, die man mit dem Nomadenleben öfters verwechselt hat. So setzten sich die Helvetier einst mit bewaffneter Hand zwischen Alpen und Jura fest, indem sie die Wohnungen, die sich über unsern Seen erhoben, zerstörten. Allein fortwährend von den Germanen beunruhigt, zogen sie weiter, ein neues Vaterland zu suchen, welches sie ohne Zweifel erobert hätten, wenn sie nicht zu kämpfen gehabt gegen Cäsar und die römische Macht!

Ein Ausflug nach Gallipoli.

(Fortsetzung.)

Die Häuser sind durchgängig von Holz, und der erste Stock ist regelmäßig in die Straße hinausgebaut; mit wenigen Ausnahmen haben sie zwei Stockwerke, und sind fast alle von sehr baufälliger Beschaffenheit. Das Haus welches ich angewiesen bekam, war durch einen Hof von der Straße getrennt, und sein Inneres entsprach vollkommen dem schlechten Aeußern. Nachdem ich den Hof durchschritten, trat ich zunächst durch eine enge Thür, die so niedrig war daß ich mich tief bücken mußte, um nicht die Mauer mit dem Kopfe einzustoßen. (Das Haus hätte bei einer Collision entschieden mehr gelitten als mein Kopf). Dafür war diese Thür mit einer außerordentlich hohen Schwelle versehen, so daß es eine der schwierigsten Aufgaben war diese enge Pforte zu passiren ohne den Kopf zu verletzen und den Fuß zu verstauchen. Durch diese Thür gelangte man in das Parterre, einen ungedielten Raum, wo leere Fässer, Kisten und ähnliche Dinge in unerquicklicher Unordnung aufbewahrt wurden. Von hier führte eine Treppe, deren Stufen abwechselnd 3 Fuß und 10 Zoll hoch waren, in das erste Stockwerk, welches einen geräumigen Vorplatz, wo die Hausgenossen meistens verweilten, sowie die Schlafzimmer der Familie und die Küche enthielt; eine der ersten vollkommen ähnliche Treppe führte in die zweite Etage, welche neben einem unverhältnißmäßig großen Vorplatz die beiden Fremdenzimmer enthielt. In dem ganzen Hause war der Raum auf das unverantwortlichste verschwendet; man kann dieß übrigens den Gallipoliten so übel nicht nehmen, da die Residenz ihnen in dieser Beziehung mit sehr schlechtem Beispiel vorangeht, und zwar nicht allein in den noch ganz uncivilisirten Quartieren, sondern auch in den schönsten und fashionabelsten Theilen des fast ausschließlich von Europäern bewohnten Pera's; jeder der sich in der Lage befunden hat nach einem Hause suchen zu müssen, weiß wie ungeheuer schwer es hält eine Wohnung zu bekommen wo der Raum weder unmäßig verschwendet, noch so knauserig vertheilt ist daß in den größten Zimmern nur drei bis vier Personen zur Zeit sich aufhalten können. Letzteres ist allerdings in Gallipoli nicht zu fürchten; dagegen haben sie hier den Fehler die Vorplätze im Verhältniß zu den Zimmern viel zu groß zu machen. Das Meublement meines Wohnzimmers war sehr einfach: ein Diwan nahm die ganze Fensterseite ein, ein Tisch diente zum Schreiben, Essen und Waschen, zu welchem Behuf er ein rundes Loch enthielt, um die Waschkumme aufzunehmen, einige Stühle im Greisenalter, und ein rings um die Wand laufender Bord, welcher Bücher, Tinte, Teller u. s. w. aufnahm, vollendeten die Einrichtung dieses Zimmers, welches den Nachtheil des undichten Fußbodens und einiger zerbrochener Fenster durch eine vortreffliche Aussicht auf das Meer aufwog. Das Schlafzimmer war vollständig leer, da meine und des Kawassen Betten nur Nachts ausgebreitet wurden; hier war der Fußboden so undicht, daß man ohne Beschwer die geballte Faust hineinstecken konnte. Die Fenster waren sämmtlich undicht, und die Läden davon bewegten sich bei jedem Winde mit einem Kreischen und Knarren, wie ich mich nicht erinnere jemals sonst gehört zu haben. Die Decke war an verschiedenen Stellen gespalten, und meine Wirthin hatte es für nöthig gehalten die größten Risse sorgfältig mit Papier zu verkleben. Ich muß gestehen daß ich mich den ersten Abend mit banger Besorgniß niederlegte, und schon überlegte in welchen neuen Wendungen ich die unerhörten Qualen beschreiben wollte, welche mir die kleinen blutdürstigen Feinde der menschlichen Ruhe voraussichtlich verursachen würden; jedoch waren meine Befürchtungen ungegründet, und während meines vierzehntägigen Aufenthalts habe ich keine einzige Nacht schlaflos zugebracht. Dieß günstige Zeugniß muß ich um so offenherziger ablegen, je schonungsloser ich die schwachen Seiten meiner Behausung aufgedeckt habe; daß das Bett hart war, machte mir wenig aus, und die Kürze der Decke genirte mich niemals, da ich das Sprüchwort: „man muß sich nach der Decke strecken," durch vielfache Praxis auf meinen anderweitigen Reisen gelernt hatte.

Meine Wirthin war eine dreißigjährige, dem Aussehen nach fünfzigjährige Wittwe, deren Mann wenige Jahre nach ihrer Verheiratung gestorben war; daher hatte sie auch nur zwei Töchter, eine für Gallipoli ungewöhnlich kleine Anzahl; allen Fremden, die hier gewesen sind, ist es aufgefallen welche zahllose Menge kleiner Kinder sich in den Straßen herumtreibt; eine Bewohnerin der Stadt sagte mir einmal, daß selten ein Ehepaar weniger als zwölf Kinder habe; wenn trotzdem die Bevölkerung von Gallipoli nur sehr langsam zunimmt, findet dieser Umstand seine Erklärung in der großen Sterblichkeit der Kinder, von denen die meisten das reifere Alter nicht erreichen. Das Klima ist allerdings vortrefflich, aber die Kinder werden einerseits in hohem Grade vernachlässigt, andrerseits aber bringen die Gallipoliten die Regel

ὁ μὴ δαρεὶς παῖς οὐ παιδεύεται

im weitesten Umfang zur Geltung. Oft quälte mich stundenlang das Geschrei eines Säuglings in einem benachbarten Hause, der in eine Art Hängematte gelegt, dann allein gelassen, und ungeachtet alles Weinens nicht weiter berücksichtigt wurde, während zu andern Zeiten rings herum das Geschrei geprügelter Kinder erscholl. Als ich einmal eine Bemerkung darüber machte, gab man mir lachend eine Antwort, die mir bewies wie weit die Bewohner dieses Städtchens noch von den menschenfreundlichen Grundsätzen unseres vorgeschrittenen Jahrhunderts entfernt sind. Doch kehren wir zu meiner Hauswirthin zurück; dieselbe nährte sich von etwas Seidenzucht und dem Färben der bunten Kopftücher, welche allgemein von den Griechinnen getragen werden. Außerdem beherbergte sie gelegentlich Fremde, wie jetzt mich. Davon hatte sie nicht allein einen kleinen pecuniären Vortheil, sondern es konnte

auch gar nicht ausbleiben daß sie hie und da kleine Geschenke erhielt, die für mich unbrauchbar, für sie doch noch von einigem Werth seyn konnten. Außerdem verstand es sich von selbst, daß wenn ich Kaffee trank oder zu Mittag aß, meine Hausgenossen nicht unbedacht blieben. Dafür erhielt ich von ihnen eine Menge kleiner, an und für sich freilich unbedeutender Dienstleistungen, die aber dennoch für mich eine große Erleichterung waren. Im allgemeinen kann ich daher wohl sagen daß meine häuslichen Verhältnisse daselbst allerdings nicht den Comfort eines europäischen Hôtels darboten, dafür aber auch weit von den theuren Preisen desselben entfernt waren und mich vollkommen befriedigt haben.

Am Beispiel meiner Hausgenossen sah ich, wie äußerst wenig diese Leute zum Leben brauchen. Das Haus gehörte ihnen; einige Gemüsebeete im Hofe lieferten eine willkommene Zugabe zu den Oliven und dem Brod, welche ihre gewöhnliche Kost bildeten; für Kleidung brauchten sie nur wenig Geld auszugeben, da sie theils sehr viel dazu selbst verfertigten, theils mit großer Sparsamkeit und Vorsicht die vorhandenen Kleidungsstücke gebrauchten. Die geringen Ausgaben welche sie zu machen hatten, waren durch die oben angegebenen Einnahmequellen reichlich gedeckt. Für die Ausbildung der Kinder wurde, wie ich kaum zu bemerken brauche, kein Para ausgegeben. Unter den weiblichen Bewohnern von Gallipoli ließen sich die welche lesen und schreiben konnten leicht zählen; ich selbst habe nur äußerst wenig Beispiele gefunden. Dagegen muß man, um ihnen gerecht zu werden, gestehen daß sie äußerst arbeitsam sind. Die kleine Tochter meiner Wirthin, nicht älter als 12 Jahre, verrichtete im Haushalt ihrer Mutter mehr Arbeit als in Konstantinopel die theuerbezahlten griechischen Dienerinnen thun; keine Minute sah man das kleine Mädchen müßig gehen; schon früh stand sie auf um die nöthigen Arbeiten zu verrichten, sie wusch, fegte, trug Wasser, machte Einkäufe, und half, wenn gerade ihre Dienste nicht anderweitig in Anspruch genommen waren, ihrer Mutter beim Zeichnen und Färben der Tücher. So war es bei allen Griechinnen, alten und jungen, die ich dort zu beobachten Gelegenheit gehabt habe. Es würde daher ohne Frage ein großer Vortheil für die in Konstantinopel lebenden europäischen Familien seyn, wenn sie sich Dienerinnen aus Gallipoli verschaffen könnten, anstatt der jetzt diese Stelle meistens versehenden Inselgriechinnen, welche bei großen Ansprüchen sehr wenig leisten und selten eine aufrichtige Anhänglichkeit an die Familie beweisen, der sie dienen. Aber es dürfte sehr schwer halten in ganz Gallipoli eine einzige Griechin zu finden, die es nicht für eine Schande hielte in Dienst zu treten, ein Vorurtheil welches man auch vielfach bei uns antrifft, und welches aus einer falschen Auffassung der Idee von der persönlichen Unabhängigkeit hervorgeht. Dieß Vorurtheil ist in Gallipoli zu mächtig, als daß man selbst die ärmste Griechin bewegen könnte ihre traurige und sorgenvolle Existenz in ihrer Heimath gegen eine viel sorgenfreiere und thatsächlich unabhängigere Stellung in Konstantinopel zu vertauschen. Selbst wenn eine Griechin verständigere Ansichten über diesen Punkt hegen sollte, so würde sie unter ihren Landsleuten förmlich geächtet werden, und diese Schande sie bewegen ihrer Meinung nicht zu folgen.

In der einen Ecke des Vorplatzes der ersten Etage war eine Reihe von Heiligenbildern aufgehängt, vor denen allabendlich eine Lampe angezündet wurde, ein Brauch der, beiläufig gesagt, in Konstantinopel bei schlechter Aufsicht sehr oft zu verheerenden Feuersbrünsten Veranlassung gegeben hat. Jedoch ist in den dortigen griechischen Häusern diese Sitte nicht mehr so allgemein wie früher, während es in Gallipoli kein Haus ohne diese Bilder gibt; da sie im allgemeinen immer dieselben Gegenstände in derselben Weise vorstellen, so wird eine Beschreibung derjenigen welche ich vor Augen hatte auf alle übrigen Häuser passen. Die meisten dieser Bilder waren auf Holz gemalt, mit Ausnahme eines einzigen auf Leinwand, welches übrigens schon so alt war daß es an vielen Stellen zerrissen und wieder zusammengenäht, an andern die Oelfarbe abgebröckelt und das Ganze in einem Zustande der Unkenntlichkeit war, welcher erst bei genauerer Aufmerksamkeit einzelne Partien zu erkennen gestattete. Auch von den hölzernen Gemälden waren einige so alt daß nur der naturgetreu aus Zinn nachgebildete Heiligenschein zu erkennen, das übrige eine schmutzige schwarze Fläche war. Das Gemälde welches die Hauptstelle einnahm und als das größte zunächst meine Aufmerksamkeit fesselte, war eine anschauliche Abbildung des jüngsten Tages und der letzten Dinge, ringsherum mit Darstellungen aus dem Leben Jesu, sowie der Geschichte des Murrkopfes Jonas und seines Verschlingers, des Leviathans, verbrämt. In der Mitte schied Gott, ein ehrwürdiger Greis mit silberweißem Barte, die Schafe von den Böcken; während die Verdammten auf der einen Seite von einem gebührend ausgestatteten Teufel an einer langen um ihren Hals geschlungenen Kette in den feuerspeienden Rachen der Hölle geführt wurden, giengen auf der andern Seite die Auserwählten in der Tracht griechischer Priester durch die Thore der Stadt Zion ein zur ewigen Freude. Während in dieser Beziehung die hiesigen Griechen einer natürlichen und darum verzeihlichen Vorliebe für ihre Kirche huldigen, muß man ihnen ein verdientes Lob dafür spenden daß die Verdammten nicht in den Gewändern protestantischer und römisch-katholischer Priester einherwandeln, wie man das in jeder griechischen Kirche zu Konstantinopel sehen kann wo unter den Verdammten nur die Bekenner des Islam fehlen, weil deren Höllenstrafe in effigie von den Türken nicht geduldet werden würde. Die Gallipoliten haben unzweifelhaft das Richtige getroffen, indem sie die Höllenbrände unbekleidet ihrer Bestimmung entgegen gehen lassen, wo sich dann jeder die Personen darunter denken kann, die er will. Unten sah man die Qualen der Verworfenen, die zersägt, zerhackt, gebraten und gesotten wurden, während im Paradiese den Ankömmlingen zu Ehren eine herrliche Gasterei gegeben wurde. Das oben erwähnte Leinwand-Gemälde gab in gewisser Beziehung eine wesentliche Ergänzung zu dem eben beschriebenen; der behandelte Gegenstand war derselbe, nur unterschied sich die Ausführung dadurch daß hier die Verdammten sämmtlich dem schönen Geschlechte angehörten; der Teufel, der sie zur Hölle führte, war gut erhalten, was mich sehr erfreute; unübertrefflich war die Miene ironischer Galanterie und die graziöse Handbewegung womit er die schönen Sünderinnen zum Eintritt in den flammenden Schlund einlud. Außer diesen größeren Bildern gab es noch Porträts der Mutter Maria, des heiligen Nikolaos (das Haupt mit halbmondförmigem Heiligenschein geschmückt), des heiligen Prokopios, des Mohren St. Georg u. a. m. Besonders bemerkenswerth war der heilige Leotherios oder Eleotherios, der das Amt versieht, welches früher den Eileithyien oder der Lucina oblag. An seiner Brust war eine kleine Figur aus Blech befestigt, deren Bedeutung mir auf Befragen folgendermaßen enthüllt wurde. Wenn jemand an irgend einem Gliede Schmerz empfindet, so läßt er sich eine solche Figur schneiden und hängt sie unter Gebeten an das entsprechende Glied des Heiligenbildes; meine Wirthin erzählte mir mit der Miene vollkommener und aufrichtiger

Ueberzeugung daß ihr dieß Mittel gegen Brustschmerzen geholfen habe; am Bilde der Panagia hieng ein Ring, den eine Neuvermählte, die große Furcht vor der Niederkunft hatte, gelobt und nach erfolgter glücklicher Geburt hingehängt hatte. Ich gab mir gar nicht die Mühe diese Albernheiten zu bezweifeln, da gegen so krassen Aberglauben jede Beweisführung nutzlos gewesen seyn würde, und der Ruf ein Ikonoclast zu seyn mir bei der hiesigen Bevölkerung entschieden geschadet haben würde.

(Fortsetzung folgt.)

Probe des einzigen, in der Sanskritsprache uns erhaltenen, und bis jetzt unübersetzten indischen Romans.

Von Theodor Benfey.

(Schluß.)

In eben diesen Tagen verbreitete sich die Nachricht daß die jüngere Schwester der Kâmamandschari mit Namen Râgamandschari im Saal zu den fünf Helden eine dramatische Vorstellung geben würde, und die feine Welt versammelte sich mit tiefer Theilnahme. Auch ich war mit meinem Freund Dhanamitra daselbst zugegen. Und als sie zu spielen begann, da war mein Herz ihre zweite Bühne und der mit fünf Pfeilen versehene Liebesgott, versteckt hinter dem Bollwerk ihrer, einem Lotuswald gleichen, entzückenden Augen, in Folge der höchsten Vollendung ihrer Gefühle und Gedanken seine ganze Macht entfaltend, verwundete mich über alle Maßen.

Sie aber als wäre sie die Schutzgöttin der Stadt, die erzürnt über die Räubereien in derselben, band mich mit den, wie dunkler Lotus braunen, Kettengewinden ihrer Liebesblicke. Als die Vorstellung geendet war und sie für den erhaltenen Beifall dankte, blickte sie auf mich — ich weiß nicht ob aus Coquetterie oder Verlangen, oder nur ohne allen Grund — mehr als einmal mit einem selbst von ihren Freundinnen nicht bemerkten Seitenblick, die schlingpflanzengleichen Augenbrauen reizend zusammenziehend; und indem sie den Glanz ihrer Zähne enthüllend, bedeutungsvoll ein wenig lächelte, entfernte sie sich, begleitet von den Augen und Herzen der Versammlung.

Ich aber, nachdem ich nach Hause gekommen war, hatte durch die schwer zu bekämpfende Sehnsucht alle Lust zum Essen verloren. Ich schützte einen plötzlichen Kopfschmerz vor und legte mich mit erschlafften Gliedern auf mein einsames Lager. Und Dhanamitra, in den Zauberwerken des Liebesgottes wohl erfahren, trat zu mir und sprach unter vier Augen: „Freund! glücklich ist diese Hetärentochter, auf die du so dein Herz geworfen, und auch ihres Herzens Zustand ist von mir sehr wohl erkannt; auch sie wird der eine ungerade Zahl von Pfeilen führende (Liebesgott) in kurzer Zeit auf ein Lager von Pfeil(spitz)en werfen. Wenn ihr aber standhaft eurer Liebe treu bleibt, so ist eure Vereinigung ohne große Mühe zu bewerkstelligen. Doch diese Hetäre, ein ganz vortreffliches Mädchen, [1] hat sich ganz im Widerspruch mit ihrer gesellschaftlichen Stellung ein hohes großsinniges Ziel gesetzt; sie erklärt: ich will der Preis hoher Eigenschaften seyn, nicht aber Preis des Reichthums, und meine Jugend soll niemanden zu Theil werden, ohne daß er mich ehelicht. Ihre Schwester Kâmamandschari und ihre Mutter haben ihr dieß mehrfach verwiesen; da sie aber nichts auszurichten vermochten, so haben sie es mit von Thränen erstickter Stimme dem Heerfürsten des Vischnu [2] vorgestellt: „Majestät! wir hatten die größte Hoffnung daß eure Sklavin Râgamandschari, deren Charakter, Kenntnisse und Geschicklichkeiten mit ihrer (hohen) Schönheit in Uebereinstimmung stehen, unsre Wünsche erfüllen wird. Diese ist aber jetzt mit sammt der Wurzel ausgerissen. Denn die Pflichten ihrer Kaste übertretend und ohne Rücksicht auf Geld will sie ihre Jugend nur hohen Eigenschaften verkaufen und begehrt einzig das Leben einer tugendhaften Hausfrau zu führen. Da sich dieses nun so verhält, so würde es (uns) angenehm seyn, wenn sie, wenn auch nur auf Ew. Majestät Befehl [3] zu ihrer Standesverpflichtung zurückkehrte.“ Der König willfahrte ihnen und gab ihr den Befehl. Als sie jedoch auch diesem nicht gehorchte, da wußten die Schwester und die Mutter durch hartnäckiges Weinen von dem König das Versprechen zu erwirken: „daß wenn irgendein Wüstling das Mädchen ohne ihre Zustimmung verlocken und verführen würde, er wie ein Räuber hingerichtet werden sollte.“ Demnach verhält es sich so: „ohne Geld erhält man die Zustimmung ihrer Verwandten nicht und für Geld gibt sie sich nicht; es ist also hier auf eine besondere List zu sinnen.“

Darauf sagte ich: „Was ist da (lang) zu sinnen? Ich gewinne ihre Liebe durch meine hohen Eigenschaften und stelle insgeheim ihre Familie durch Geld zufrieden.“

Darauf bestach ich eine Hauptkupplerin der Kâmamandschari, eine buddhistische Bettelnonne Namens Dharmarakshita durch Geschenke von Kleidern, Almosen und anderes, und schloß durch ihre Vermittlung mit der Hetäre einen Kaufcontract folgenden Inhalts: „ich stehle dem „Großmüthigen“ den Wunderbeutel und gebe ihn dir, wenn ich dafür die Râgamandschari erhalte.“ Da sie damit einverstanden war, so brachte ich die Sache auf diese Weise in Ordnung und erhielt die einem jungen Schößling gleiche Hand der Râgamandschari, welche ich durch meine Vorzüge bis zum Wahnsinn verliebt gemacht hatte. Und zu Anfang der Nacht, für welche der Diebstahl des Wunderbeutels verabredet war, wurden die vornehmsten Bürger unter irgendeinem Vorwand zusammengerufen und mein Spion Vimardaka, welcher dem Namen nach Diener des Arthapati war, beleidigte und bedrohte den Dhanamitra auf das heftigste. Und Dhanamitra sagte: „Lieber! was hast du denn vor daß du mich eines anderen wegen beschimpfest? denn ich erinnere mich nicht daß ich dir auch nur das geringste Unrecht zugefügt hätte.“ Jener aber gewissermaßen noch mehr drohend erwiederte: „Es ist natürlich der Stolz auf deinen Reichthum, der dich reizt die Frau eines andern, die er für einen Brautschatz gekauft hat, zu der deinigen zu machen, indem du ihre Eltern mit Geld köderst! und dabei wagst du noch zu sagen: „was für ein Unrecht habe ich dir zugefügt?“ Weißt du etwa

---

[1] Ich lese varakanjakâ; dieser Sinn ist passender und bei der alten Lesart entsteht eine völlig unnütze Tautologie.

[2] Beiname des Königs.

[3] Devapâdâjnayâ.

dieses noch nicht? (Nun! dann will ich es dir sagen): „Bei dem Gedanken, Vimardaka ist die entäußerte Seele des großen Kaufherrn Arthapati" bin ich fähig seinetwegen selbst mein Leben fahren zu lassen und scheue sogar den Mord eines Brahmanen nicht! Das Fieber deines brandgleichen Stolzes auf den Wunderbeutel will ich dir mit einer einzigen Nachtwache curiren!"

Als er so gesprochen, verwiesen es ihm die vornehmen Bürger voll Unwillen und jagten ihn weg. Er aber gieng davon.

Und dieser Vorgang wurde von Dhanamitra augenblicklich mit verstellter Betrübniß dem König kund gethan, als er ihm den Verlust des Wunderbeutels klagte. Dieser ließ den Arthapati rufen und fragte ihn: „He! hast du einen gewissen Menschen, Namens Vimardaka?" Der Dummkopf gab zur Antwort: „Ja! Majestät! er ist mein bester Freund. Und was soll es mit ihm?" worauf der König sprach: „kannst du ihn rufen?" Er erwiederte: „Ja! das kann ich!" gieng weg nach seinem Haus, suchte ihn mit großer Sorgfalt in Haus und Hof im Spielclub und auf dem Markt; konnte ihn aber nirgends finden. Und wie hätte ihn der Arme auch finden können? Denn eben dieser Vimardaka hatte von mir die Zeichen erfahren, an welchen er dich [1] zu erkennen vermöchte und war auf meinen Befehl an eben diesem Tag nach Udschdschajini aufgebrochen um dich zu suchen. Als Arthapati ihn nicht fand, sah er ein daß ein von jenem verübtes Verbrechen ihm selbst zur Last gelegt werden solle, widerrief aus Dummheit oder Furcht, wurde aber von dem durch Dhanamitra geleiteten und erzürnten König in ein hartes Gefängniß geworfen.

In eben diesen Tagen war Kâmamandschari begierig, den Wunderbeutel, seiner Regel gemäß, zu melken. Sie gieng daher insgeheim zu dem Virûpaka, welchen sie früher ausgezogen hatte, und der in Folge davon buddhistischer Bettelmönch geworden war, gab ihm sämmtliches Gut zurück, das sie ihm abgenommen hatte und begab sich voll Vertrauen, nachdem sie ihm vieles Liebes erwiesen, wieder nach Hause. Und er, nachdem er sich mit Müh und Noth aus den Krallen der Cyniker erlöst, kehrte auf meine Weisung, erfüllt von größter Freude, zu den Pflichten seiner Kaste zurück.

Die Kâmamandschari aber reducirte, in der Hoffnung den Wunderbeutel zu melken, in überaus wenigen Tagen ihr großes Vermögen bis auf den Feuerherd. In Folge davon stellte Dhanamitra dem König vor: „Majestät! die Kâmamandschari (d. i. Perle der Liebe), welche wegen ihrer übermäßigen Habsucht ein Gegenstand des allgemeinen Tadels war und den Spitznamen Lobhamandschari (d. i. Perle der Habsucht) erhalten hat, diese verschenkt jetzt ohne alles Bedenken selbst Mörser und Keule. Deßhalb glaub' ich daß dieß ihr Treiben Folge davon ist daß sie sicherlich meinen Wunderbeutel erhalten hat; denn von diesem ist notorisch bekannt daß er für Kaufleute oder auch für vornehme Hetären milcht, nicht aber für andre. Aus diesem Grund habe ich sie im Verdacht."

Sogleich wurde sie nun sammt ihrer Mutter vor den König gerufen. Da sprach ich mit verstellt ängstlicher Gesichtsfarbe heimlich zu ihr: „Sicherlich, o Ehrwürdige! mußt du, weil du alles verschenkt hast, jetzt offenbar im Verdacht seyn, den Wunderbeutel empfangen zu haben. Um das zu erforschen wirst du vor den König von Anga beschieden. Und wenn du von dem König unaufhörlich hartnäckig bedrängt wirst, so wirst du sicher auf mich keine Rücksicht nehmen und [1] mich in Betreff desselben angeben. Dann werde ich in Folge davon eine geschärfte Todesstrafe zu erleiden haben und, wenn ich todt bin, wird auch deine Schwester nicht am Leben bleiben; du bist um dein Vermögen und der Wunderbeutel fällt wieder dem Dhanamitra zu. So hat dieß Mißgeschick von allen Seiten Unheil im Gefolge. Was ist also dagegen anzufangen?"

Darauf vergossen sie und ihre Mutter Thränen und sagten: „Das ist in der That wahr. Durch unsere Thorheit ist das Geheimniß fast ganz ausgekommen, und wenn der König fest darauf besteht, müssen wir — wenn wir auch zwei, drei, viermal hartnäckig läugnen — doch zuletzt nothwendig in Betreff des Diebstahls auf dich aussagen, und wenn du angegeben wirst so geht mein ganzes Haus zu Grunde. Doch bei Arthapati ist dieser Schimpf nichts neues, und in der ganzen Residenz ist der Umgang dieses Geizhalses mit mir weltbekannt, drum wollen wir angeben, „er hätte ihn uns gegeben," und lieber uns retten. Nachdem sie mich mit diesen Worten zur Beistimmung bewogen hatten, giengen sie an den Hof des Königs.

Und als der König fragte, da hieß es, das ist nicht die Sitte einer Hetärenfamilie, daß man den Geber angibt, denn die Leute warten einer Hetäre nicht bloß mit ehrlich erworbenen Gütern auf;" und sie weigerten sich mehreremal hartnäckig. Als sie aber mit Ohren- und Nasenabschneiden bedroht wurden, geriethen sie in Furcht, und so bewirkten die verschmitzten Hetären, daß gerade der ehrliche Arthapati des Diebstahls angeklagt ward. Der König wollte in seinem Zorn Todesstrafe über ihn verhängen, wurde aber durch die Bitten des Dhanamitra selbst daran gehindert. „Ehrwürdiger Maurjasproß! Es ist ein Privilegium der Kaufleute bei derartigen Vergehen nicht am Leben gestraft zu werden. Wenn du erzürnt bist, so verbanne den Bösewicht und nimm ihm alles was er besitzt." In Folge davon wurde Dhanamitra allgemein gerühmt, und der König war damit zufrieden. Der geldstolze Arthapati wurde nun, ohne daß ihm weiter etwas gelassen ward, als ein Stückchen altes Zeug vor den Augen aller Bürger zu der Stadt heraus gejagt. Mit einem Theil seines Vermögens wurde auf Antrieb des Dhanamitra die arme Kâmamandschari, welche aus fatamorganaartigem Durst nach dem Wunderbeutel ihr ganzes Vermögen zum Fenster herausgeworfen hatte, vom König aus Mitleid begnadigt.

Und Dhanamitra heirathete an einem glücklichen Tage die Kulapâlikâ.

Nachdem ich so meine Pläne zu Ende geführt, machte ich das Haus der Râgamandschari voll von Gold und Edelsteinen. Und die Classe der habsüchtigen Reichen wurde in dieser Stadt so sehr ausgeplündert, daß sie mit einem Almosentopf in der Hand in den Häusern der Classe der Armen, welche durch ihre eigenen von mir ihnen geschenkten Güter reich gemacht waren, umherirren mußten um zu betteln.

Doch auch der klügste Mensch ist nicht im Stande eine Zeile der ihm vom Schicksal auf die Stirn geschriebenen Schrift zu umgehen, so wurde denn auch ich, als ich einst mit liebevollem Kosen die Râgamandschari bewogen hatte, einen Liebeszorn fahren zu lassen, indem ich unablässig den Honigseim ihres zärtlich dargebotenen Mundes kostete, von einem wilden Rausch ergriffen, und — da es der Charakter des

[1] Nämlich dem Prinzen, welche diese Abenteuer erzählt werden.

[1] Ich lese caham apadeçyah

Rausches und des Wahnsinns ist, sich selbst zur Unzeit in den gewohnten Handlungen zu bewegen — so rief ich im Uebermuth des Rausches aus: „Ich will in dieser einzigen Nacht die ganze Stadt vollständig ausleeren und dein Haus vollstopfen!" und ohne auf die hundert Bitten, Gebete und Schwüre der schwer geängstigten Geliebtesten Rücksicht zu nehmen, stürzte ich mich, einem brünstigen Elephanten gleich, der seine Fesseln zerbrochen hat, von irgend einer Amme, mit Namen Srigalika, gefolgt, ohne besondere Rüstung, nur in Begleitung meines Schwertes, in größter Eile zum Hause hinaus. Und ohne alle Furcht in die auf mich einstürzenden Nachtwächter eindringend, und von ihnen unter dem Ruf: „ein Dieb! ein Dieb!" mehrfach getroffen, gerieth ich nicht einmal in einen besondern Zorn, sondern führte das Schwert mit von Rausch schlaffer Hand fast nur spielend, und sank, nachdem ich nur zwei oder drei getödtet, mit wirbelnden und gerötheten Augen zu Boden. Augenblicklich stieß die Srigalika ein Angstgeschrei aus und eilte in meine Nähe; ich aber wurde von den Feinden gebunden. Durch das Mißgeschick verflog der Rausch, ich kam auf der Stelle zum Bewußtseyn, und überlegte mit augenblicklich wieder wach gewordenem Verstand: Ach dieß große Unglück, welches mir in Folge meiner Sinnenbethörung zugestoßen ist! dann die so enge Freundschaft des Dhanamitra mit mir! und die eheliche Verbindung der Rāgamandschari mit mir! Auch diese beiden werden, mitbegraben unter meinem Verbrechen, morgen sicherlich ins Gefängniß geworfen werden. Deßhalb gilt es hier folgende Vorkehrung! Wird sie meiner Anweisung gemäß bewerkstelligt, so werden diese beiden geschützt seyn, und vielleicht wird sie auch mich aus diesem Unglück erretten." Nachdem ich eine List in mir ausgesonnen hatte, sprach ich zu der Srigalika: „Geh, du elendes altes Weib, die du diese geldgierige, verschmitzte Hetäre, die elende Rāgamandschari, mit dem von seinem Wunderbeutel aufgeblähten Dhanamitra — meinem Feinde unter der Maske eines Freundes — zusammengekuppelt hast! Mit dir ist es zu Ende! Ihr meintet, weil ich diesem Bösewicht seinen Wunderbeutel gestohlen und deiner Tochter ihren kostbaren Schmuck genommen, sollte ich jetzt ohne alle Schwierigkeit das Leben aushauchen!"

Die Alte aber, aufgeweckten Kopfes und über alle Maßen schlau, wie sie war, trat mit bittend gefalteten Händen und Verbeugungen, die Stimme von Thränen gebrochen, zu diesen Männern, und Schmeichelworte vorausschickend, bat sie in meiner Gegenwart: „O Liebe! habt einige Augenblicke Geduld, bis ich von ihm erfahre was für Werthsachen all er uns gestohlen hat!" Da diese: „Ja!" sagten und ihre Bitte gewährten, so trat sie wiederum zu mir und sprach: „O Freund! Verzeihe deiner Sklavin dieses einzige Vergehen! Ich habe nichts dagegen daß Dhanamitra, der Verführer deiner Frau, der Gegenstand deines Hasses sey. Gedenke jedoch der lange dir bewiesenen Liebe und sey deiner Sklavin, der Rāgamandschari, hold! Denn für eine von ihrer Schönheit lebende Person ist der Schmuck die Hauptsache! Drum sage, wo ist ihr Schmuck versteckt!" und bei diesen Worten fiel sie mir zu Füßen. Darauf sagte ich, gleichsam als ob ich von Mitleid gerührt wäre: „Wohlan denn! Wozu soll ich auch Feindschaft gegen sie noch fortführen, da ich in den Händen des Todes bin?!" Indem ich mich nun stellte als ob ich ihr das Gewünschte mittheilte, flüsterte ich ihr ins Ohr und belehrte sie, diese und jene Vorkehrungen sind zu treffen. Sie aber, nachdem sie alles begriffen, sprach: „Lange mögest du leben! Mögen die Götter dir gnädig seyn! Auch des Königs von Anga Majestät, welche Heldenmuth liebt, möge dich frei geben! Und diese alle mögen mit huldreichem Antlitz dir Mitleid schenken!" Nach diesen Worten entfernte sie sich augenblicklich. Ich aber ward auf Befehl des Hauptmanns der Wächter in das Gefängniß geführt.

Am folgenden Tag aber kam ein höchst hochmüthiger, sich vornehm dünkender und für schön haltender Stadtwächter, Namens Kāntaka, welcher in Folge des Todes seines Vaters erst seit kurzer Zeit sein Amt angetreten hatte und wegen des Uebermuths der Jugend noch nicht besonders gereift war. Dieser sprach zu mir, fast als ob er mir ein wenig drohen wollte: „Wenn du dem Dhanamitra seinen Wunderbeutel nicht zurückgibst, und den Bürgern die geraubten Güter nicht wieder einhändigst, dann wirst du alle achtzehn Arten von Torturen zu kosten bekommen, und zuletzt das Gesicht des Todes erblicken!" Ich aber antwortete lächelnd: Mein Freund! Wenn ich auch alles Geld zurückgäbe was ich von meiner Geburt an gestohlen, so würde ich doch des Dhanamitra — dieses meines Feindes unter der Maske eines Freunds, der dem Arthapati seine Frau entrissen hat — Hoffnung auf den Wunderbeutel nimmermehr erfüllen. Lieber will ich selbst zehntausend Torturen ertragen als den zurückgeben. Das versprech ich dir auf das zuverlässigste!" Und, indem auf diese Weise das Untersuchungsverfahren, reich an Schmeicheleien und Drohungen, Tag für Tag vor sich gieng, wurde ich in wenigen Tagen durch den Empfang von angemessenen Speisen und Getränken von meinen Wunden geheilt, und war so gesund wie vorher.

Einstmals aber, als der Tag abnahm und der Glanz des Sonnenscheins schon gelb war, wie das Gewand des Wischnu, da erschien mit freudestrahlender Gesichtsfarbe die Srigalika in einem glänzenden Gewand, ließ ihre Dienerinnen in einiger Entfernung zurück, umarmte mich und sprach: „Ehrwürdiger! ich wünsche dir Glück! dein guter Rath hat Frucht getragen. Wie du mir befohlen, so sprach ich zu Dhanamitra, nachdem ich ihn aufgesucht, „Ehrwürdiger! durch jenen deinen, auf die und die Weise ins Unglück gerathenen, Freund erhältst du folgende Anweisung: „Ich bin heute in Folge eines Rausches, zu dem man im Umgang mit Hetären leicht kommen kann, ins Gefängniß geworfen." Du mußt nun ohne Zögern noch am heutigen Tag dem König vorstellen, „Majestät! Durch des Herrn Gnade habe ich schon einmal den Wunderbeutel zurückerhalten, als ihn Arthapati gestohlen hatte. Nun aber habe ich mich mit dem Gemahl der Rāgamandschari, einem Spieler, wegen seiner außerordentlichen Erfahrenheit in Künsten und Wissenschaften und seiner Unterhaltung in Umgang eingelassen, und in Folge davon wartete ich Tag für Tag seiner Frau mit Uebersendung von Kleidern, Schmuck und andern Dingen auf. Darüber faßte dieser Spieler, wegen seiner niedrigen Denkweise, Verdacht, und in seinem Zorn raubte er diesen Wunderbeutel und das Schmuckkästchen von jener. Herumschweifend aber, um noch mehr zu stehlen, ward er von den Stadtwächtern ergriffen. Und nachdem er ins Unglück gerathen war, gab er einer Dienerin der Rāgamandschari, die ihm weinend nachgefolgt war, der früheren Liebe von jener zu Gefallen, den Ort an, wo er das Kästchen versteckt hatte. Wenn er, mit Geschick behandelt, sich bewegen ließe, mir den Wunderbeutel zurückzugeben, so sollten Majestät hier Gnade ergehen lassen." Wenn der König auf diese Weise angeredet wird, wird er mein Leben verschonen und mich nur auf gütlichen Wegen zu bestimmen suchen dir das deinige wieder zu geben. So ist es für uns räthlich! Nachdem er dieß kaum gehört, führte er es im Vertrauen auf deine Autorität ohne sonderliche Angst auf eben diese Weise aus. — Ich aber nahm von der Rāgamandschari,

welcher ich durch die mir von dir gegebenen Wahrzeichen Vertrauen eingeflößt hatte, alles was ich nur wollte, und erwarb mir auf den von dir angegebenem Weg die Zuneigung der Mangalika, der Amme der Prinzessin Ambâlikâ. Indem ich mich ihrer als Hülfsmittel bediente, bewirkte ich, daß die Râgamandschari und die Ambalika die besten Freundinnen wurden. Tag für Tag brachte ich ihr nun immer neue Geschenke und erzählte ihr wunderbare herzerfreuende Geschichten und erwarb mir auf diese Weise ihre allerhöchste Gunst.

„Eines Tages nun, als sie in den Hof des Palastes gieng, that ich als ob der Lotus in ihrem Ohr, obgleich er fest an seiner Stelle saß, abgefallen wäre und ich ihn wieder anheften wollte, warf ihn aber, wie aus Unvorsichtigkeit auf die Erde, hob ihn dann wieder auf und warf damit nach dem Kantaka, welcher aus irgend einem Grunde in den Hof des Palastes in die Nähe des Frauenhauses getreten war; dabei lachte ich laut auf, unter dem Schein als wollte ich zwei mit einander kosende Täubchen wegscheuchen. Ich hatte es aber wohlbedächtig so schlau anzulegen gewußt, daß er, welcher sich für einen Glücksvogel hielt und schon früher ein wenig nach ihr ausgeschaut hatte, sich der Prinzessin liebreizendes Benehmen, die durch mein Thun zum Lachen gebracht war, schmunzelnd so auslegte, als ob sie in ihn verliebt wäre, so daß er von dem Bogen spannenden Herzgebornen (Liebesgott) mit dem, vergiftete Frucht tragenden, Pfeil verwundet, über die Maßen vernarrt ward und nur mit größter Mühe sich zu entfernen vermochte.

„Und am Abend ließ ich mir durch irgend ein kleines Mädchen ein mit dem Ring der Prinzessin versiegeltes Kästchen einhändigen, welches Betel, [1] ein paar sehr feine Tücher und Schmucktheilchen enthielt, nahm es mit, indem ich sagte: „für die Râgamandschari," und gieng in das Haus des Kantaka. Untergesunken in den bodenlosen Ocean der Liebe, empfieng er mich wie ein (rettendes) Schiff und war erfüllt von höchster Freude. Und, indem ich ihm vorspiegelte, daß die Prinzessin sich in noch ganz andern, ganz entsetzlichen Zuständen befände, wurde der Dummkopf von mir ganz verrückt gemacht. Und von ihm gequält, überbrachte ich ihm am folgenden Tage ein Tuch, welches von den Ueberresten des ausgespuckten Betels meines eigenen Mundes beschmutzt war, und sagte ihm, „dieß schickt dir deine Geliebte." Dann nahm ich die seinigen, indem ich sagte, „für die Prinzessin" und warf sie heimlich weg.

„Und nachdem das Feuer der Liebe auf diese Weise in ihm angefacht war, sagte ich ihm einst, als wir allein waren: „Ehrwürdiger!" Deines Glückes Zeichen sind unbezweifelbar; ein in meiner Nachbarschaft wohnender Wahrsager hat mir nämlich gezeigt, daß das Königreich in Kantaka's Hand fallen wird, „denn solcher Art sind seine Glückszeichen. [2] Damit steht es auch in Harmonie, daß sich die Prinzessin in dich verliebt hat. Deßhalb wird auch der König, dessen einziges Kind sie ist, wenn er auch erfährt, daß du eine Zusammenkunft mit ihr gehabt hast, selbst wenn er in Zorn gerathen sollte, aus Furcht, daß seine Tochter sterben würde, dich nicht umbringen, vielmehr wird er dich zum Kronprinzen ernennen. Warum also, mein Lieber! bringst du diese Sache, welche (großen) Gewinn in Aussicht stellt, nicht zu Ende? Wenn du kein Hülfsmittel in das Frauenhaus zu gelangen, erfinnen kannst, kannst du dann nicht in der kurzen Strecke von drei Klaftern, welche die Wand des Gefangenhauses von der Gartenmauer trennt, durch einen geschickten Dieb eine Mine von derselben Länge machen lassen und so hinein kommen? Wenn du in den Lustwald gelangt bist, so liegt ja von da an die Bewachung in unsern Händen und die Dienerschaft ist ihr so ergeben, daß sie das Geheimniß nicht verrathen wird."

„Er antwortete: deine Andeutung, o Liebe! ist sehr schön. In der That ist da ein Dieb, der im Minengraben für einen Sohn des Sagara [1] gelten könnte. Wenn der Lust hat, so bringt er es in einem Augenblick zu Stande."

„Ich sagte: „wer ist denn das? Warum bedienst du dich seiner nicht?" worauf er antwortete, „der, welcher des Dhanamitra Wunderbeutel gestohlen hat," womit er eben dich meinte. „Wenn dem so ist," sagte ich darauf, „so schließe eidlich einen Vertrag mit ihm, daß du, wenn er diese Sache vollendet hat, durch mancherlei Mittel bewirken willst, daß er frei gegeben wird, und wenn es fertig ist, bindest du ihn wieder, theilst dem König mit: „dieser Dieb ist trotz aller Mühe, die man sich mit ihm gegeben, so überaus frech und von so außerordentlichem Haß erfüllt, daß er den Wunderbeutel nicht nachweisen wird," und bewirkst auf diese Art, daß er mit geschärfter Todesstrafe hingerichtet wird. Solcher Gestalt wird die Sache zu Ende gebracht und das Geheimniß kommt nicht aus."

„Darüber sehr erfreut, stimmt er mir bei und hat mich selbst beauftragt, dich zu ködern. Jetzt steht er draußen vor der Thür. Nun überlege du, was dir hier weiter angemessen scheint!"

Voller Freude sprach ich, „was ich zu sagen habe, ist nicht der Mühe werth. Dein Anschlag wahrhaftig ist hier das wichtigste. [2] Führ ihn herein!"

Als er hereingekommen war, schwor er mich zu befreien und ich das Geheimniß nicht zu verrathen. Dann wurden mir die Fesseln abgenommen und, nachdem ich durch ein Bad, Speisen und Einreibung von Salben erquickt war, machte ich mit einem schlangenköpfigen Spaten eine Mine, indem ich von einem in ewige Nacht gehüllten Winkel der Kerkermauer ausgieng. Dann überlegte ich folgendermaßen, „er hat geschworen mich frei zu lassen, und dabei sich vorgenommen mich umzubringen. Darum mache ich mich, wenn ich ihn tödte, des Verbrechens eines Eidbruchs nicht schuldig," und als er die Hand ausstreckte, um mich, indem ich herauskam, zu binden, gab ich ihm mit dem Fuß einen Stoß gegen die Brust und hieb ihm, sowie er niedergefallen war, mit dem Schwert den Kopf ab.

Und zu der Srigalika sprach ich: „Sag Liebe! wie ist der Eingang zum Jungfrauengemach beschaffen? Damit diese große Arbeit nicht umsonst sey, will ich nicht zurückkehren, ohne von dort etwas mitgenommen zu haben." Und nachdem sie mir die Vertheilung gezeigt, drang ich in das Jungfrauengemach und sah da, beim Lichte brennender Edelsteinlampen, in der Mitte der Dienerschaft, welche von mancherlei Spielen ermüdet eingeschlafen war, auf einem Lager, welches mit sehr kostbaren Edelsteinen ausgelegte löwenförmige Zähne und Füße hatte, eine mit Gänseflaum gefüllte weiche Matratze enthielt und von einem mit

[1] Eine Zubereitung von Betel, Cardamom, Gewürznäglein, Kampher und anderen wohlriechenden Gegenständen, welche die Inder kauen.

[2] Die indische Mantik sagt aus bestimmten Körperzeichen das Geschick der damit Versehenen vorher.

[1] Die Söhne des Sagara haben nach der indischen Sage das Bette des Meers gegraben.

[2] Man corrigire in meiner Chrestomathie tvannaya evâtra bhûyân.

Blumenschnitzwerk verzierten Geländer umgeben war, die Prinzessin sorglos schlafend, die Spitze des Rückens ihres linken Fußes unter den unteren Theil der Ferse des rechten gekrümmt — die stengelgleichen Beine mit einander verschlungen mit einer kleinen Oeffnung zwischen dem Zusammenstoß der lieblichen Knöchel, — beide Kniee ein wenig gekrümmt, — das Paar der wie Holz harten Schenkel etwas gebogen, — die Spitze des einer Schlingpflanze gleichen einen Armes geöffnet lieblich auf die Hüfte gefallen, — die einem Zweige gleiche Hand des andern schlingpflanzengleichen Arms, die Fläche aufwärts gekehrt, etwas gekrümmt über dem Haupte ruhend, — die Rundung der Hüften etwas gebogen, — in einem eng anschließenden seidenen Untergewand, — mit nicht zu sehr verhülltem überaus schmalem Leibe, — die Knospe des festen Busens zitternd unter dem Wogen eines sehr leisen Athmens, — mit einem auf einen Faden von gegossenem Gold gezogenen Rubinenhalsschmuck sichtbar am runden gewölbten Nacken [1] — den Ohrring an dem schönen halb sichtbaren unteren Ohr versteckt — oben strahlend vom seitwärts gewandten Diamantenschmuck im reizenden Ohre — ein mit Perlen durchwirktes Band in dem ungeordneten, verwirrten, lose herabhängenden Haar — die Oeffnung der rosenrothen Ober- und Unterlippe durch die Fülle der Schönheit derselben kaum zu erkennen — indem die einer Knospe gleichende Hand sich an die Fläche der Wange schließend die Stelle eines Ohrschmucks zu vertreten schien — mancherlei Blätter des blumengeschmückten Himmelbettes, welche von oben herabfallend, sich an die Wange geheftet hatten, sich wie Male ausnahmen — mit halbgeschlossenen lotusgleichen Augen — die Fahnen vergleichbaren Augenbrauen unbeweglich — mit Flecken von aufgelöster Sandelsalbe, gemischt mit Auripigment durch die hervorbrechende Transspiration — das mondgleiche Antlitz von den Locken umschattet — so lag sie versenkt in eine glänzend weiße Oberdecke, fast nur auf einer Seite ruhend, unbeweglich durch die Ermüdung vom langen Spielen, ähnlich dem Blitz, ruhend im Schooß eines Sommergewölks.

Kaum hatte ich sie erblickt, so erblitzte die Flamme des Liebesgottes in mir und, voll von Schrecken, verlor ich, während mir selbst das Herz gestohlen wurde, alle eigne Lust zum Stehlen, und einen Augenblick stand ich da, völlig verwirrt, ohne zu wissen was ich thun sollte. Da fuhr es mir durch den Sinn: „Wenn ich diese schönäugigte nicht erlange, läßt der Bruder des Frühlings [2] mich nicht am Leben. Umarme ich sie aber ohne ihre Beistimmung, dann zerstört die noch so blutjunge [3] sicherlich mein Verlangen durch ängstliches Hülferufen, und ich würde mich dann selbst umbringen. Drum ist folgendes das einzige was hier zu thun ist.“ Mit diesen Worten nahm ich eine Palette, welche mit der Paste eines Farbenpulvers bestrichen war und an einem Nagel hieng, holte aus einem mit Juwelen geschmückten Kästchen einen Farbenpinsel und malte sie, so wie sie da lag, und mich zu ihren Füßen liegend, mit flehend erhobenen Händen, und schrieb daneben folgenden Arja-Vers:

Dein Sklav hier fleht mit gefalteten Händen das eine:
O ruh bei mir ermüdet von Lieb als die meine.

Und indem ich aus einem goldenen Körbchen Betel, Stückchen Kamphers und Gold nahm, mit Lack vermischte und sie anfeuchtete, skizzirte ich auf der Mörtelwand ein Pärchen Tschakravakas. [1] Dann vertauschte ich unsre Ringe und vermochte nur mit größter Mühe mich zu entfernen. Darauf kehrte ich vermittelst der Mine in das Gefangenhaus zurück und sagte dem besten der Stadtwächter Sinhaghoscha mit Namen, welcher dort gefangen saß und in eben diesen Tagen von mir freundschaftlich behandelt war: „auf die und die Weise ist von mir der ehrliche Kantala umgebracht; wenn du das Geheimniß nicht verrathen willst, sollst du frei seyn.“ Alsdann gieng ich mit der Srigalika auf und davon.

Auf der Königsstraße aber traf ich mit Wachtmännern zusammen und war nahe daran von ihnen gefangen genommen zu werden. Da überlegte ich: „Ich für meine Person bin im Stande so schnell davonzulaufen daß sie mich nicht einholen sollen; dann würde aber diese arme Person gefangen genommen werden. Deßwegen ist hier folgendes angebracht. Ohne weiteres gieng ich gerade auf sie los, stellte mich, die Ellenbogen hinter meinen Rücken haltend, mit abgekehrtem Gesicht vor sie hin und sagte: „Freunde! wenn ich ein Dieb bin, so bindet ihr mich; dieß ist euer Amt, nicht aber das dieses alten Weibes.“ Sie aber hatte auf der Stelle meine Absicht errathen, näherte sich ihnen mit einer Verbeugung, und sprach mit frommem Gesichte: „Dieser mein Sohn ist wahnsinnig und wird seit langer Zeit ärztlich behandelt; gestern schien er vergnügt und war ganz geheilt. Ich faßte daher Zutrauen, ließ ihn aus seinen Banden, brachte ihn ins Bad, salbte ihn, ließ ihn ein neues Gewand anlegen, sehr gute Speisen zu sich nehmen und in einem Palankin gehen, wohin er wollte. Aber in der Nacht verfiel er von neuem in Wahnsinn, erschlug den Kantala, und mit den Worten: „Ich will des Königs Tochter umarmen,“ stürzte er sich in größter Eile auf die Königsstraße. Und da ich meinen Sohn in diesem Zustand sah, bin ich ihm in diesem Augenblick nachgelaufen; drum habt die Gnade ihn zu binden und mir zu überliefern.“ Während sie so heulte, rief ich: „Alte! Durch wen ist je der Gott des Windes gebunden? Wer sind diese Krähen, die mich den Garuda [2] greifen wollen? Hol euch der Geier!“ und mit diesen Worten lief ich auf und davon. Sie aber wurde von ihnen mit den Worten: „Du bist selbst verrückt, daß du einen Verrückten in der Meinung er wäre wieder zur Vernunft gekommen, frei ließest! Wer kann ihn nun binden?“ hart angefahren und lief jammernd und heulend hinter mich her. Ich gieng aber in das Haus der Rāgamandschari, welche durch die lange Trennung ganz abgezehrt war, tröstete sie auf alle Weise und brachte den Rest der Nacht dort zu. Am Morgen aber eilte ich zu dem „Großmüthigen.“

Darauf besuchte ich den beglückten Marltschi, welcher, nachdem er sich von dem Hetärenleid aufgerafft, durch die Macht der von neuem geübten Buße sein prophetisches Auge wieder erlangt hatte, und wurde von ihm ebenfalls in ein so gestaltetes Sehen eingeweiht.

Und Sinhaghoscha wurde, nachdem des Kantala Tod ruchtbar geworden war, von dem König in Gnaden an dessen Stelle befördert, und dieser ermöglichte mir nun wieder, vermittelst des unterirdischen Weges aus dem Gefängniß, den Zugang zu dem Jungfrauengemach. So vereinigte ich mich mit der Prinzessin, welche durch die Nach-

[1] Ich lese çirodharoddeçe.
[2] D. i. der Gott der Liebe.
[3] Hinter mrishiâ ist in meiner Chrestomathie S. 199. hinzuzufügen veyam atibâlâ.

[1] Eine Art Enten; die sind aber bei uns an Amors Hof nicht hoffähig, weßhalb ich das indische Wort unübersetzt gelassen habe.
[2] Mythischer König der Vögel.

richten die ihr die Srigalika mitgetheilt hatte, in mich verliebt geworden war.

In eben diesen Tagen zog Tschandravarman [1] voll Zorn, weil Sinhavarman [2] seine Bewerbung um die Prinzessin zurückgewiesen hatte, heran, und belagerte die Stadt. Während der Feind in den Gränzdörfern fouragiren will, öffnet der König von Anga, voll Ungeduld, selbst die Mauer und zieht hinaus, ohne die schon in der Nähe befindlichen Bundesgenossen zu erwarten. Aber von dem weit überlegenen Feinde wurde seine Macht in einer großen Schlacht gebrochen, und Sinhavarman wurde mit Gewalt gefangen genommen. Auch Ambalikâ wurde gewaltsam ergriffen und von Tschandavarman in seinen Palast geführt um sie zu heirathen. Und er band schon, wie es hieß, den Hochzeitsring, da die Hochzeit am Ende der Nacht stattfinden sollte.

Ich aber, nachdem ich mich in Dhanamitra's Hause gerade für diese Hochzeit festlich geschmückt, sprach zu diesem: „Freund! Begieb dich mit den angesehenen Bürgern recht geheim zu der Schaar der Könige, welche als Bundesgenossen des Herrn von Anga herangezogen sind, und bewirke daß sie hieher kommen. Und wenn du hieher kommst und deinen Zweck erreicht hast, wirst du den Feind mit abgeschnittenem Kopf finden.“ Nachdem er sich dazu bereit erklärt hatte, gieng ich zu dem Palast von jenem, mit dessen Leben es so gut wie zu Ende war. Bei der Verwirrung welche wegen des Hochzeitsfestes herrschte, indem die zur Hochzeit nöthigen Dinge angeordnet wurden, gelang es mir in dem Zusammenströmen der Leute, welches sich durch das Ein- und Ausgehen derselben hier und dort gebildet hatte, ohne daß man mein Schwert bemerkte, mit hineinzukommen. Und als er im Begriff war die zweiggleiche Hand der Ambalika, welche ihm von den Segen sprechenden, vor der Zeugenschaft des Feuers, nach dem atharvischen Ritus dargereicht werden sollte, zu ergreifen, streckte ich mit aller Macht meinen Arm, fest wie einen Stab, aus, und stieß ihm einen Dolch in die Brust; zugleich schickte ich auch einige andere, welche aufsprangen, in die Wohnung des Todesgottes, und, indem ich das durch den Mord verstörte Palais durcheilte, erblickte ich die Großäugige, die zarten Glieder zitternd, ergriff sie, um die Freude ihrer Umarmung zu genießen, und eilte in das innere Haus. Gerade in demselben Augenblick wurde ich von deiner wie eine neue Wolke majestätisch tönenden Stimme beglückt.“

*

So weit die Probe! Da, wie in der Einleitung bemerkt ist, der Schluß dieses Romans fehlt, so wissen wir eigentlich nicht gewiß ob Apahâravarman die erworbene Prinzessin auch zur Frau bekommt; doch versteht es sich von selbst und um so mehr, da er ihr ebenbürtig ist und dadurch dem Mangel eines berechtigten Nachfolgers im Königreich Anga abgeholfen wird.

[1] Der König von Udschdschajini (Oudjein), in dessen Händen sich der gefangene Prinz befand (s. oben Einleitung).

[2] Der König von Anga.

Landschaftsbilder vom Issykkul und aus den central-asiatischen Alpen (Thian-Schan).

P. Semenow, der erste wissenschaftliche Entdecker des Issykkul und der nahe gelegenen Theile des Thian-Schan oder Mustag, hat in einem am 22 März v. J. vor der St. Petersburger geographischen Gesellschaft gehaltenen Vortrag seine erste Reise nach dem Issykkul [1] etwas ausführlicher geschildert. Wir geben daraus einige Bruchstücke nach Ermans Archiv, die namentlich die Naturschönheiten jener bisher geheimnißvollen Gebirgswelt verherrlichen. Das Gebirge, welches auf unsern Karten gegen Norden wie eine Bastion den Issykkul beschirmt, nennt Semenow den transilenser Alatau. Es besteht aus zwei parallelen Höhenzügen, die im Meridian der Mitte des Sees durch ein Querjoch verbunden sind. Dieses Querjoch trennt wie ein Fach eine große Thalspalte in zwei Hälften, wovon die eine östlich dem Fluß Tschilik, die andre dem Kebin als Ursprung dient. Großartig ist der Anblick des im Süden gelegenen Gebirges schon von Wjernoje aus, einer jungen russischen Colonie in der Kirgisensteppe, die Semenow zum Ausgangspunkt seiner Erforschungen gewählt hatte. „Der transilenser Alatau, der parallel mit dem Lauf des Ili von Osten nach Westen streicht, erhebt sich kühn und steil wie eine gigantische Mauer über die Ebene. Vom Meridian der westlichen Extremität des Sees Issykkul beinahe bis zum östlichen Ende desselben ist der ganze Kamm des Gebirges von ewigem Schnee bedeckt. In seiner Mitte befindet sich der dreiköpfige Riese Talgarnyn-Tal-Tschoku, der an Höhe nach meinem Dafürhalten dem Montblanc nur wenig nachgibt; von diesem Mittelpunkt flachen sich die Berge allmählich an beiden Seiten ab und verlieren jenseits des Meridians der Ränder des Issykkul ihren ewigen Schnee. In diesem ganzen hochgelegenen Centrum des transilenser Alatau haben die Bergpässe, die nur schwache Einschnitte in die Gebirgskette vorstellen, eine absolute Höhe von 8—10,000 Fuß und sind daher für bedeutende Truppencorps fast unübersteigbar. Wjernoje ist an einem Punkt angelegt wo die brausende und rasch fließende Almatinka aus dem Gebirg hervortritt, deren Thal mit natürlichen Gärten von wilden Apfelbäumen und Urük (Aprikosen) bewachsen ist, welche äußerst schmackhafte Früchte erzeugen. Die Niederlassung, die von Kosaken und angesiedelten Bauern bewohnt ist, hat schon über 4000 Einwohner und ist vortrefflich eingerichtet. Das Baumaterial liefern die Abhänge der Bergkette und die Querthäler, die von 4000—7500 Fuß hoch liegen und mit Tannenwäldern (P. picea, pichta) bedeckt sind.“

Am 18 Juni 1857 erreichte Semenow den Santasch, eine Hochfläche am Fuß der Vorstufen des Thian-Schan. Das Santasch-Plateau hat einen morastigen Boden; dicht an den Vorstufen des Thian-Schan befindet sich ein kleiner See mit hellblauen Gewässern, in welchen zahllose Heerden von scheuen Enten und Kranichen hausen. Am westlichen Ufer des Sees erhebt sich ein von Menschenhänden aufgethürmter Steinhaufen, von welchem diese Gegend auch ihren Namen Santasch, d. i. Zählungssteine, erhalten hat. Einst, erzählt die Legende der Felsen-Kirgisen, zog hier der berühmte Timur (Tamerlan) mit seinen Kriegsleuten nach Osten durch. Da er wahrscheinlich ein baldiges Zusammentreffen mit dem Feind erwartete, fiel es ihm ein, seine unermeßliche Heeresmacht zu zählen, und er befahl deßhalb jedem seiner Krieger einen Stein zu nehmen und alle Steine auf eine

[1] Ausl. 1857 S. 387 und 1858 S. 207.

Stelle hinzuwerfen. In solcher Weise entstand ein kolossaler Steinhaufen. Auf ihrem Rückmarsch zogen die siegreichen, aber durch Kampf und Strapazen decimirten Schaaren Timur's von neuem durch den Santasch. Jetzt befahl der Chan jedem seiner Krieger einen Stein aus dem Haufen fortzunehmen, der hiedurch auf seinen heutigen Umfang reducirt wurde. In dieser Gestalt stellt er die Zahl der Krieger Timur's dar, die auf dem Schlachtfeld oder auf dem Marsch umgekommen, und bildet zugleich ihr Denkmal. Der Zug Timur's von Samarkand nach dem Ilithal ist keine Fabel. Er fand in den ersten Jahren des 15ten Säculums statt; indessen gelangte der Eroberer nicht weiter als bis zum See Borotal. Diese interessante Sage ist auch in historischer Beziehung wichtig, indem sie die Marschroute Timur's durch diesen Theil von Asien bezeichnet.

Eines von den Gewässern die sich am Ostende des Issykkul ergießen, ist der Dschirgalan, der aus zwei Quellen oder Armen entsteht, die Altyn Arassan und Alma Arassan heißen und als warme Schwefelwasser von den Kirgisen zu Bädern benützt werden. Die letztgenannte Quelle als die minder entfernte wurde aufgesucht: „Als wir uns den steilen Pfad hinaufwanden, zeigten sich die ersten nackten Felsen über unseren Häuptern, und weit ab im Westen schimmerten zum erstenmal im blauen Horizont die Gewässer des unübersehbaren Issykkul mit seinen beiden eigenthümlich geformten Buchten und dem sie trennenden Vorgebirge. Die Landschaft wurde enger und wilder, der Pfad hieng über dem Spiegel des zwischen Felsspalten einherbrausenden und schäumenden Flusses. Die Entblößungen bestanden aus Granit, welcher die stark geneigten Schichten des Bergkalkes gehoben hat, die Schluchten waren hin und wieder mit dunklem Tannenholz bewachsen. Endlich gelangten wir zum Arassan und begannen den steilen Pfad hinabzusteigen, der sich zwischen enormen Steinblöcken nach dem Fluß Alsu hinwindet. Der Weg ist mühevoll durch die überhängenden Granitfelsen gehauen und nur mit Lebensgefahr zu passiren. Die Pferde mußte man am Zügel führen; sie hielten sich mit äußerster Anstrengung an den glatten Felsen und Granitstufen fest und drohten jeden Augenblick niederzustürzen. Zum Glück ist der Abhang nur kurz. Der Raum am Alma-Arassan ist äußerst beschränkt: zwischen dem reißenden Flusse und der Granitwand beträgt die Entfernung nicht mehr als 15 Saschen. Die warme Quelle strömt unter einem mächtigen Granitfelsen hervor und bildet sogleich ein elliptisches Becken von $3\frac{1}{2}$ Arschin Länge, $1\frac{1}{2}$ Arschin Breite und $1\frac{1}{2}$—2 Arschin[1] Tiefe, aus welchem sie durch einen engen Rinnsal in den kalten, brausenden Alsu fließt. Die Bäume, welche die Quelle umgeben, werden für heilig gehalten; von ihnen herab hängt eine zahllose Menge buntfarbiger Lappen — die von den Felsen-Kirgisen dem Genius der Quelle gebrachten Opfer. Neben dem Arassan befindet sich eine Art Höhle, aus Granitblöcken gebildet. Das Innere derselben ist niedrig und zum Theil eingestürzt; es ist mit Bänken und einer Pritsche versehen. Die Thür, welche hineinführt, ist von Holz, aber durch die eingeschnitzten, gut erhaltenen tibetanischen Inschriften merkwürdig."

Die Reise war durchaus nicht ungefährlich, wenigstens mußte man im Klettern tüchtig geübt seyn, wie nachstehender Vorfall beweist: „Am 23 Juni verließen wir unser Bivouak am Arassan. Während des gefährlichen Hinaufsteigens machte eins von unseren Lastpferden einen Fehltritt und stürzte zerschmettert in den Abgrund, indem es den Kosaken, der es beim Zügel hielt, beinahe mit hinabgerissen hätte. Es ist unmöglich die Verzweiflung unseres Führers zu beschreiben, dem das Pferd gehörte. Er weinte wie ein Kind, umarmte und küßte die Leiche, zu der er hinuntergestiegen war, und schnitt ihr endlich die Ohren ab, um sie als Andenken zu sich zu stecken. Sogar mein Versprechen, ihm ein anderes, besseres Pferd zu schenken, vermochte ihn nicht vollständig zu trösten. Der Kirgise, der sein halbes Leben zu Pferde verbringt, hegt für sein treues Thier eine persönliche Anhänglichkeit und betrachtet es als seinen besten Freund und Gefährten." Noch am nämlichen Tage trug sich ein anderes Abenteuer zu. Die Ränder des Issykkul werden nämlich von einem Kirgisenstamm Bogu oder den Boginzen bewohnt, die von ihren feindlichen Nachbarn den Sara-Bagisch beständig überfallen und seit 1857 von ihren Weideplätzen gedrängt wurden. Sie riefen daher die Russen in Wjernoje um Hülfe an, und als Semenow kurz darauf unter ihnen mit seinem Kosakengefolge erschien, wurde er als ein Befreier begrüßt und geehrt, er mochte ablehnen wie er wollte. „Lange, erzählt der Reisende, sahen wir uns um, auf unsere Karawane wartend; endlich zeigte sich in der Ferne stromabwärts eine Gruppe von Reitern, welche langsam über die schwierige Furt setzten. Wir galoppirten gerade auf sie zu, in dem Glauben daß es unsere Kosaken seyen. Als wir uns jedoch der Schaar näherten, erglänzten im Sonnenlicht ihre langen Piken, und wir erkannten sogleich an der Bewaffnung daß wir eine Baranta vor uns hatten, d. h. eine kirgisische Räuberbande, die übrigens nicht mehr als 25 Mann stark war. Uns zur Flucht zu wenden, war es schon zu spät; auch hatte das Pferd meines Kosaken sich bei einem unvorsichtigen Sprung über eine Schlucht das Kreuz gebrochen (?) und konnte nur noch im Schritt gehen. Mit einem Revolver in der Hand entschloß ich mich, der Schaar entgegenzureiten. Die ersten zwischen uns ausgetauschten Worte beruhigten mich indeß vollkommen; es war dieß allerdings eine Baranta, aber sie bestand aus Reitern des Bogustammes, die zu einem starken Detachement von 1200 Mann gehörten, welches sich am südlichen Ufer des Issykkul gesammelt hatte um die Sara-Bagisch zu überfallen, die jetzt in den wilden Bergklüften des Thian-Schan, südwestlich von dem See und am Fluß Naryn, dem Quellarm des Syr-Darja, hausten. Augenscheinlich hatte meine Ankunft den Boginzen große Kühnheit eingeflößt, da sie so bald von der Defensive zum Angriffskrieg übergiengen."

Einen ersten Blick in die Alpenthäler der central-asiatischen Schweiz bekam Semenow am nächsten Lagerplatz bei einem Fluß, der sich am Südrande des Issykkul in diesen See stürzt. „Der Dschity-Ugus tritt aus einem höchst malerischen Querthal des Thian-Schan heraus, durch welches sich eine ziemlich weite Aussicht auf die riesenhaften Schneekuppen des Himmelsgebirges eröffnet. Der Mitte des Thals direct gegenüber erhebt sich der zweihörnige Ugus-basch (d. i. Stierkopf), von oben bis unten, wie die Jungfrau der berner Alpen, in einen weißen Mantel von ewigem Schnee gehüllt, aber in der Originalität seiner Formen der Jungfrau überlegen. Rechts vom Ugus-basch war eine Kette von schwarzen, felsigen Bergen mit schneebedeckten Gipfeln sichtbar, die wahrscheinlich schon zum Hauptkamm des Thian-Schan gehörten. Der schäumende, ziemlich breite und mit wilden Klippen besäete Fluß bespült oft kleine, smaragdgrüne Inseln, deren reiche Vegetation den malerischen Charakter der Landschaft erhöht." Als sie dem Südrande des Issykkul entlang weiter zogen, hob sich der Pfad auf die Vorberge des Thian-Schan und gewährte einen erweiterten Umblick: „Die Aussicht nach Nordwest und Südwest dehnte sich immer mehr aus und wurde ungewöhnlich majestätisch. Im Nordwesten übersieht das Auge kaum

---

[1] 3 Arschin = 1 Saschen, 1 Saschen = 213 Centimetres.

die Oberfläche des Issykkul, der durch seine dunkelblaue Farbe an den Genfersee vom Col de Jaman aus erinnert, aber ihn an Umfang bei weitem übertrifft; hinter ihm erhebt sich wie eine Mauer die steile Südkette des Transilenser Alatau mit ihren kleinen Einschnitten und glänzenden Pünktchen ewigen Schnees. Im Südwesten hingegen ist in endloser Perspective die Hauptkette des Thian-Schan sichtbar, ganz bedeckt mit einem breiten schimmernden Schneemantel, während die entfernteren Theile derselben sich mit den blauen Fluthen des Sees zu vermischen scheinen."

Das Thal des Sauku, des nächsten in den Issykkul mündenden Flüßchens, zog die Karawane hinauf um sich der Hauptkette des Thian-Schan zu nähern. Die Landschaft wurde immer malerischer und majestätischer: „Das Querthal erhebt sich schnell und in directer Richtung zum Himmelsgebirge, eine prachtvolle échappée de vue auf die Schneekuppen bildend, die an seiner Spitze stehen. In den Strahlen der brennenden Sonne glänzt der krümmungsreiche Fluß in seinem steilen Fall, schattige Tannenwälder steigen von beiden Seiten in das Thal herab und versperren sie von Zeit zu Zeit mit ihren breiten, dunkelgrünen Barrikaden. Ueber der Zone des Nadelholzes ragen gleich Zinnen und Thürmen die kühnen Kämme der Syenitfelsen. An zwei Stellen stürzen sich zwischen ihnen Cascaden hinab, die, wie der Staubbach, sich in einen Wasserstaub verwandeln. Der Pfad, der von dem Grunde des Thals aufsteigt, durchschneidet zweimal eine fast undurchdringliche Barriere von Nadelholz. Der Reiter kann sich nur mit Mühe durch dieses Dickicht eine Bahn brechen, indem er sich unaufhörlich in die stachligen Zweige der Tannen verwickelt, die seinen Weg durchkreuzen. Die Steine nnd Felsen sind mit einem weichen Teppich von feuchtem, hellgrünem Moos (aus dem Geschlechte des Sphagnum) bedeckt, dessen junger Nachwuchs den Beweis liefert daß auch im Herzen Asiens eine natürliche Erneuerung der Wälder möglich ist." Das Thal hebt sich allmählich bis zu dem Saukupaß, der in das warme chinesische Kaschgarien hinüberführt. Hören wir, wie diese Schwelle zu einer neuen, von Europäern noch nicht betretenen Welt überschritten wurde: „Nach einem mühevollen Marsch von 5 Werst fanden wir uns plötzlich am Ufer eines reizenden, smaragdgrünen Alpensees, ringsum von den steilen Abhängen nackter Felsen eingefaßt, über welchen in einer fast verticalen Höhe von tausend Fuß oder mehr die zackigen Gipfel der seigeren Schichten von grünem Thonschiefer emporragten, hier und da von Gießbächen durchbrochen, die in silberhellen Cascaden herabfielen und sich in feinen Staub auflösten. Hinter uns ließen wir die vordere Krystallkette des Thian-Schan, mit ihrem nur sporadisch hingeworfenen ewigen Schnee. Jenseits des Sees begann der Pfad in Absätzen zu den furchtbaren Felsenblöcken aufzusteigen, die in chaotischer Unordnung übereinander lagen und eine kolossale Barrikade quer durch das Thal bildeten. Die Vegetation ist hier schon eine vollständig alpinische; das Gesträuch erreicht in einer Höhe von 9000 Fuß seine Gränze. Man sieht hier namentlich den dunkelgrünen Wachholder (Juniperus sabina) und Tüekujrük (Caragana jubata off.), der zwischen den Felsen überall seine massiven stechenden Zweige hervorstreckt, in welchen graziöse weiße und blaßrothe Schmetterlingsblüthen sich mit dichtem, ins Grau spielendem Grün und langen, starken Nadeln vermischten. Nachdem wir die Felsenbarriere überschritten, kamen wir zu einem zweiten Alpensee, der weit höher lag als der erste. Bei diesem See verschwindet der Kaschkasu, der ein unübersteigliches Hinderniß in der riesenhaften Felsenmauer findet, auf zwei Werst in den Zwischenräumen und Spalten derselben, und kommt, sich unter der Erde und den Steinen durchwindend, erst beim unteren See wieder zum Vorschein. Die Farbe des oberen Sees ist weniger rein; er erscheint etwas trübe, ist aber dagegen von einer noch malerischeren und ergreifenderen Scenerie umgeben. Von allen Seiten erheben sich die felsigen Abhänge gigantischer Berge; nur im Südwesten, wo die steile Wand aus zum Theil überhängenden, zum Theil eingestürzten und regellos über einander geworfenen Granitklippen besteht, ist hoch oben, fast über dem Haupte des Reisenden, ein Einschnitt sichtbar, gegen den auch unser enger Pfad seine Richtung nahm, indem er sich im Zickzack zwischen den Granitblöcken hinwand. Einer von den Kolossen des Thian-Schan, der sich von Süden her dem Pfade nähert, bricht in einem steilen Walle ab, der die Vorübergehenden mit seinen Schneelawinen zu verschütten droht, und der ihn krönende ewige Schnee ist in dem natürlichen Profil so deutlich bloßgelegt daß man die Jahresschichten wie die concentrischen Ringe in einem gefällten Baume zählen könnte, wären sie nicht gar zu zahlreich. Zu den Schrecken des Weges gesellte sich noch der Anblick einer Menge Cadaver von allen möglichen Hausthieren, Kamelen, Pferden, Ochsen, Hämmeln, Ziegen, Hunden u. s. w., die längs dem ganzen Pfad zerstreut lagen. Diese Leichen waren zu Tausenden von dem unteren Kaschkasu-See bis zum Gipfel des Saukupasses hingestreckt, in den verschiedenartigsten Stellungen, die bald einen plötzlichen, bald einen langsamen Tod verriethen. Ein so furchtbares Bild des Todes stand im Einklang mit dem erhabenen, aber schauerlichen Charakter der Landschaft und der eisigen Atmosphäre, die uns umgab."

Der Reisende befand sich auf dem 41° 45′ nördl. Br. zwischen Kaschmir und Semipalatinsk, zwischen Delhi und Omsk ziemlich im Mittelpunkt Asiens. Endlich bekam er etwas von dem Land hinter den mittelasiatischen Alpen, von Kaschgarien zu sehen als er den Gipfel des Bergpasses erreicht hatte: „Nach allen Seiten dehnte sich eine große Ebene aus, die ein weites Längenthal zwischen der vorderen Kette des Thian-Schan und seinem Hauptzug bildet. Vorne bemerkte man zwei Seen, mit Eis bedeckt, das kaum an seinen Rändern geschmolzen war. Aus dem einen See floß ein Bach langsam und ruhig in den anderen, und setzte, aus demselben hervortretend, seinen Lauf ebenso ruhig bis zum Rand des Thals fort, wo er sich mit einem Sprung in die Schluchten stürzte und in Cascaden zum oberen Kaschkasu-See hinabfiel. Jenseits dieser beiden Seen und einiger kleinen Hügel der Hochebene lag ein dritter, in der Mitte gleichfalls von einer Eisrinde bedeckt. Hinter ihm stieg eine Kette von Schneebergen auf, die aber nur sanfte Hügel schienen, so gering war ihre Erhebung im Verhältniß zu dem Plateau, auf dem wir uns befanden. Ewiger Schnee zog sich von den Gipfeln bis zur Mitte derselben hinab. Wir setzten unsern Weg quer durch das Thal eine Strecke von sieben Werst bis zu einem dritten, vierten und fünften Eis-See fort. Aus dem dritten strömt ein Fluß, der, sich direct nach Süden wendend, die Hauptkette des Thian-Schan in einem ziemlich breiten Thale durchschneidet, welches den Anblick einer Allee zwischen den Schneehügeln darbietet. Der Pfad geht diesen Fluß entlang durch das Gebirg und erreicht so den südlichen Abhang des Thian-Schan. Nach der Versicherung meiner Führer, die mir in der Folge von den Kaschgariern bestätigt wurde, ist dieser Fluß eine von den zahlreichen Quellen des Naryn; eine ähnliche Quelle wird durch den fünften See gebildet."

Jagdabenteuer eines brittischen Officiers im Westen von Canada.

(Aus Chambers's Journal.)

Eines Tags hatte ich, wie mir dünkte, das Glück eine Höhle zu finden, welche eine Masse Gestrüpp am Eingang schneefrei gehalten hatte; die Luft im Innern war so warm, als man sich's für seine Bequemlichkeit nur wünschen konnte, und während ich mich emsig mit dem Anmachen eines Feuers beschäftigte, beschloß ich zu meiner Erholung einen oder zwei Tage hier zu bleiben. Dieser Gedanke schon gab mir neue Kräfte, und ich machte mich munter daran einen Hasen, welchen ich im Laufe des Tags geschossen, zu häuten, und legte ihn, nach Jägers Brauch, auf zwei Stöcke vor dem Feuer. Kaum war er in diese heiße Zone gebracht, so schien etwas, durch einen Ton der die Mitte hielt zwischen Grunzen und Seufzen, sein Mißfallen an dieser neuen Lage des Thiers zu erkennen zu geben. Ich sprang auf, und in dem entsetzlichen Zweifel ob ich nicht die Barbarei begangen ein lebendiges Wesen zu schinden und zu spießen, streckte ich meine Hand aus um den Hasen vom Feuer zurückzuziehen, als ein zweites Grunzen, gerade hinter mir, mich veranlaßte umzuschauen. Allein in der tiefen düstern Höhle war nichts sichtbar als der Teppich dürrer Blätter welche die Herbstwinde hineingeweht hatten. Ich schloß daraus daß meine neue Wohnung irgend eine Ritze habe, durch welche der Wind herabsause, und wandte mich wieder zu meinem Rost.

Im nächsten Augenblick brachte mich ein unzweifelhaftes Brummen, das so tief und trotzig war daß es durch die Höhle wiederhallte, von neuem auf meine Füße. Ich wandte mich um, und sah daß ich einen ungeheuren graulichen Bären, das furchtbarste Thier der amerikanischen Wildniße, ganz nahe vor mir hatte. Trotzig stierten, als er von dem Schlaf erwachte den die wärmenden Strahlen meines Feuers ihm benommen, unter den zottigen Brauen hervor seine Augen mich an, und krampfhaft arbeiteten und zitterten, vor Begier mich zu verschlingen, seine ungeheuren Kinnladen! Ehe ich aber noch Zeit hatte meine Drehpistole aus dem Gürtel zu ziehen, erhob sich das riesenhafte Thier hoch über mich empor, öffnete seine gewaltigen Bratzen, und drückte mich in enger Umarmung an sich — in so enger, daß meine Arme unbeweglich an meine Seiten geheftet waren, und selbst meine Knochen in dieser lästerlichen Umfassung zu krachen schienen. Ich habe, wie ich glaube, wie vom plötzlichen Todeskampf erfaßt, aufgeschrien; allein der Ton verlor sich in dem ungestümen Brummen, das, wie fernher dräuender Donner, die Höhle füllte. Schwach und erschöpft wie ich war, fühlte ich mich außer Stande mit der mächtigen Bestie in deren Krallen ich lag, zu ringen: und selbst wenn das Leben für einen Einzelstehenden wie ich nur wenig Werth hatte, so war doch diese Todesart so entsetzlich, daß sie mich zu Anstrengungen stählte die über meine gewöhnliche Kraft giengen, und daß ich auf irgendeine Weise die Hand an den Gürtel zu bringen suchte. Ehe ich jedoch die Waffe erreichen konnte welche ich suchte, hatte eine Bewegung des Bären sie losgemacht, ein einziger Lauf brannte ab, und sie fiel auf den Boden unter unsere Füße. Der durch die Höhle wiederhallende Knall versetzte meinen Feind in Schrecken, mit noch drohenderm Gebrumm drückte er mich enger an sich, und zum erstenmal drangen seine Klauen durch meine Kleider und rissen mir schreckliche Wunden. Allein meine Hand hatte einen unerwarteten Freund gefunden in meinem Messer, das ich, ohne es zu wissen, in den Gürtel gesteckt hatte, und mit welchem ich meinem Gegner mehrere zufällige Stiche beibrachte. Dieß schien indeß meine eigenen Leiden nur zu vermehren; denn wüthend gemacht durch den Schmerz, warf sich der Bär auf den Boden, und wälzte sich über und über mit mir in seinem Todeskampfe, während seine ungeheuren Zähne an dem Tuche, das ich in Folge eines glücklichen Anfalls von Zahnweh um meinen Kopf gewickelt hatte, kauten und rissen. Doch weder dieß noch sonst etwas irdisches schien mir längere Sorgen machen zu sollen, denn die Kraft der Aufregung war bereits im Schwinden, und ein eigenthümliches Gemurmel mischte sich in meinen Ohren mit dem ungestümen Gebrumm meines Feindes; der Schmerz welchen mir seine Tatzen verursachten gieng in eine unbestimmte, jedoch allgemeine Agonie über, da der Druck dieser schrecklichen Umarmung mir Bewußtseyn und Leben auspreßte.

Plötzlich hallte ein scharfer Schall durch die Höhle der selbst auf meine dahinschwindenden Kräfte Eindruck machte, und gleicherweise auf die Nerven meines Feindes zu wirken schien, denn seine Umarmung gewann neue Stärke; im nächsten Augenblick indeß ließ sein Halt nach, und er sank hülfslos auf den Boden neben mich, sein fast besinnungsloses Opfer. Meine ersten Gefühle, als ich wieder auflebte, waren brennende Schmerzen über meinen ganzen Körper und eine ungemeine Kälte in meinen Händen und meinem Gesicht. Als ich meine Augen öffnete, sah ich einen jungen Indianer neben mir knien, und mich mit Schnee reiben. In der Nähe der Höhle vorüber gehend, hatte er mein Feuer gesehen, und den Knall meiner Drehpistole gehört. Er eilte herbei um zu sehen was vorgehe, und kam gerade noch recht um mich vor einem elenden Tod und einem empörenden Grabe zu retten. Die ganze Nacht hindurch saß dieser gute Samariter neben mir, die klaffenden Wunden pflegend durch welche das Leben von Augenblick zu Augenblick zu entrinnen drohte, und als der Morgen anbrach, verließ er mich auf kurze Zeit, um nach seinem Dorfe, das kaum eine Meile entfernt war, zu gehen und Hülfe für mich zu holen. In einer der Hütten dieses indianischen Dorfes brachte ich den Rest des Winters zu, geschätzt und gepflegt als wäre ich wirklich, wie sie mich in ihrer stolzen, aber freundlichen Höflichkeit nannten, der „Bruder“ gewesen. Ihrer Geschicklichkeit in der Waldkräuterkunde habe ich es zu verdanken daß meine Verletzungen aufs beste geheilt wurden, und als das liebliche Säuseln der Frühlingslüfte die Eisfesseln der Seen und Flüsse brach, war ich so weit hergestellt, daß ich mich in dem Nachen meines Retters einschiffen und das Fell meines erlegten Feindes als üppiges Lager benützen konnte. Meine Rückkehr in das Land der Gesittung glich einigermaßen der eines Geistes in das Land der Lebendigen.

Reisen des Johannes Schiltberger.

Professor Neumann hat sich mit hülfreichen Zusätzen Fallmerayers und des verstorbenen Baron Hammer Purgstall das Verdienst der ersten kritischen Herausgabe von Hans Schiltberger, des bayrischen Marco Polo, erworben. Das Büchlein erscheint, wie der Verfasser bemerkt, in „bürgerlichem," wir möchten fast sagen, in härenem Gewande. Doch gereicht ihm diese Tracht zur Zierde, denn seltsam genug für unsere Zeit, wo der Wissenschaft aus öffentlichen Mitteln oft so verschwenderische Opfer gebracht werden, war der Verfasser genöthigt seine Arbeit auf eigene Kosten drucken zu lassen. Schiltberger, einst ein gelesenes deutsches Volksbuch, welches in der Incunabeln-Zeit bereits eine bedeutende Verbreitung genoß, verdiente wohl eine genaue kritische Ausgabe nach der gleichzeitigen Heidelberger Handschrift, denn nicht nur war der deutsche Knappe ein Augenzeuge der größten historischen Begebenheiten, sondern seine Reiseaufzeichnungen bieten auch eine reiche Fundgrube für die ältere Geographie der Levante.

Von den Türken hart bedrängt, hatte König Sigismund von Ungarn nach christlicher Hülfe gerufen, und unter den deutschen Rittern die ihm zuzogen, befanden sich außer einem Ahnherrn des jetzigen preußischen Königshauses, damaligen Burggrafen von Nürnberg, auch bayrische Bannerherren. Mit einem von diesen, als Knappe des Herrn Leonhard Reichartinger, zog ein Münchner Kind, unser Schiltberger. Am 30 Sept. 1396 kam es zu der unglücklichen Schlacht bei Nikopolis, aus der Sigismund wenig mehr als das Leben rettete. Unter den Gefangenen aber, die zu drei und fünf verkoppelt dem Sieger Bajesid vorgeführt wurden, befand sich Schiltberger. Der Sultan befahl ihnen allen die Köpfe abzuschlagen. „Da nam man, erzählt unser Münchner Knappe, min gesellen vnd schlug in och die köpff ab. Und do es an mich gieng, da ersah mich den kungs sun vnd schuff, das man mich leben ließ. Da fürt man mich zu den andern knaben; wann (weil) man nyemant töttet vnder XX jaren. Da was ich kom sechtzehen jar alt." Nun darf man nicht erwarten, daß Schiltberger unter die Janitscharen gesteckt wurde, denn dazu war er schon zu alt. Zu Janitscharen wurden zwar nur Christensöhne genommen, allein diese in zartem Alter, um sie zuerst in den Gärten des Sultans aufzuziehen. Schiltberger wurde vielmehr dem Hofgesinde einverleibt, und diente zuerst als Vorläufer, später als Vorreiter des Sultans. Nachdem uns Schiltberger die nachfolgenden Kriegsthaten des Bajesid in Kleinasien beschrieben, erzählt er uns von seinem Fluchtversuche aus Brussa mit 60 andern Christen. Die armen Schelme erreichten nur ein benachbartes Gebirge, wo sie von einer Schwadron Türken bei einem Engpasse eingeholt wurden. Beide Parteien saßen ab und beschossen sich eine Zeitlang. Endlich ließ der türkische Anführer eine Verständigung anbieten. Er versprach den Flüchtlingen, wenn sie sich ergeben würden, die Gnade des Sultans. Die Christen trauten nicht recht, als aber der türkische Anführer versprach: „vnd ob der kung als zornig wär, das er vns töten wölt, So wölt er sich am ersten töten lanssen (lassen)," gaben sich alle gefangen. Bajesid hatte den besten Willen die Unglücklichen zu verurtheilen, aber der türkische Rittmeister erklärte ihm, daß er den Gefangenen das Leben zugesichert habe, und so begnügte sich der Sultan die Flüchtigen eine Zeitlang einsperren zu lassen, um sie dann völlig wieder in ihren frühern Stand einzusetzen — „vnd meret vns den sold" setzt Schiltberger hinzu. Dieser Zug Bajesids und des türkischen Schwadronchefs erinnert an die goldenen Zeiten der Osmanen, wo diesem tapfern Stamm, roh zwar, aber noch unverdorben und hochherzig, die Welt zu gehören schien.

Schiltberger begleitete seinen Herrn in die Völkerschlacht bei Angora, wo der rasch aufgewachsenen Türkenmacht ein völliges Erlöschen drohte. Bajesid wurde bekanntlich geschlagen und von Timurlenk, oder Temerlin, wie Schiltberger ihn schreibt, gefangen genommen (20 Juli 1402). Die Angabe, daß Timur Bajesid in einem Käfig mit sich herumgeführt habe, wurde von Hammer Purgstall durch ein „historisches Zeugenverhör" als eine spätere Sage nachgewiesen. Schiltberger bemerkt nur: „Vnd zoch (Timur) in des weyasits (Bajesids) Hoptstadt vnd fürt in mit im ... Vnd er wolt in mit im in sin Land gefürt haben. Da starb er (Bajesid am 8 März 1403) vff dem weg." Schiltberger erwähnt des Käfigs also nicht, was man wenigstens als einen negativen Beweis ehren muß. Der Münchner Knappe wurde nun Timurs Sklave und begleitete diesen Würgengel in den Feldzügen gegen Aegypten nach Damaskus und an den Indus. Im Febr. 1405 starb auch dieser Gebieter unsers Reitersmannes, der an den Hof von Timurs gelehrtem Sohne Schahroch nach Herat gelangte und in das Besitzthum des Timuriden Miran Schah übergieng. Dieser aber fiel bald darauf im Feldzug gegen Kara Jussuf, von der turkmänischen Dynastie des schwarzen Hammels, und der deutsche Reitersmann vererbte auf Abu Bekr Miranschah's Sohn. An dem Hof desselben hielt sich ein Prinz aus der goldnen Horde auf, den Abubekr nach seiner Heimath, der „großen Tatarei," das will sagen in das Reich Kiptschak oder nach dem südlichen Rußland zwischen Wolga und Dniestr entließ. Ihn begleitete Schiltberger. Die Reise gieng durch Georgien, Schirwan, das eiserne Thor,[1] nach Astrachan am Edil (Wolga). Die Mongolenfürsten des Kiptschak unternahmen damals einen Zug nach Ibissibur, welchem Schiltberger beiwohnte. Daß in Ibissibur der Name Sibirien enthalten ist, ergibt sich beim ersten Nachdenken, aber sicherlich irrt unser Herausgeber zu weit gegen Osten, wenn er glaubt Schiltberger sey bis zum Altai gekommen. Die Tataren zogen zwei Monat bis nach Ibissibur, allein natürlich mit ihren Heerden, also langsam. Nun heißt es: „In dem land ist ein pirg, das ist zwo vnd drissig tagweid lang. Es mainen och die lüt da selbs, das an dem end des pirgs ein wüst angee; die selbe wüst sy ein ende des ertrichs." Dieses Gebirg bewohnen „wild lüt, die sind überall ruch an irem lib, vßgenommen an den henden vnd vnder dem antlüt." Unter dem Gebirge versteht der Herausgeber den Altai, unter den behaarten Leuten die kurilischen Ainos! Wie die kurilischen Stämme von dem Ostrande Asiens mitten nach Centralasien kommen sollen, ist ein Räthsel, worüber wir jeden Aufschluß vermissen. Das beste aber ist daß die beharrte Menschenrace selbst in das geographische Fabelbuch geschrieben ist. Die Amerikaner, welche sie zuletzt besuchten,[2] bekennen offen, daß die Ainos zwar reich an Haarwuchs, sonst aber am Körper selbst nicht behaarter sind als andere Menschenracen, ja daß mancher Matrose auf den amerikanischen Schiffen in diesem Sinne kurilischer erschien als die Kurilen. Besonders stark bei den Ainos entwickelt ist jedoch der Backenbart, der große Theile des Gesichts bedeckt, während Schiltbergers Leute „rauh waren, ausgenommen an den Händen und im Antlitz." Es ist daher unbegreiflich, daß das „lange" Gebirge nicht als Ural erkannt

[1] Derbend, der Paß zwischen Kaukasus und kaspischem Meere, welchen die alten Geographen mit der Alexandersage verknüpfen.

[2] Heine, Japan, Schotek zc. Aufl. 1858. S. 1100

worden ist, besonders da die Einwohner ugine (Ugrier) genannt werden, und ausdrücklich erwähnt ist, daß der christliche Glaube unter ihnen verbreitet war.

Seine Rückkehr beschreibt Schiltberger in einem Capitel mit der Ueberschrift, „durch welche land ich heruß kommen bin.“ Im Gefolge eines tatarischen Häuptlings unternahm er einen Zug nach Magrill (Mingrelien), und bei dieser Gelegenheit verabredeten sich fünf der christlichen Sklaven „aus der Heidenschaft“ zu entfliehen. Sie „schieden sich“ also von ihrem Herrn, und erreichten Bothan (Poti an der tscherkessischen Küste). Dort suchten sie vergebens nach einer Schiffsgelegenheit, und mußten sich entschließen am (Schwarzen) Meere der Küste entlang zu reiten. Am vierten Tage sahen sie von einem Vorgebirge ein fränkisches Schiff [1] und gaben ihm Zeichen durch Feuer. Der Capitän schickte auf dieses Signal ein Boot oder eine Zille ab, und erkundigte sich nach den Leuten am Ufer. Man traute ihnen nicht eher daß sie Christen seyen, als bis sie das Credo und das Ave Maria hergesagt hatten. Der Kauffahrer nahm die Flüchtlinge auf und setzte seinen Weg nach Konstantinopel fort. Am dritten Tage zeigten sich drei türkische Piraten, welche auf das fränkische Segel Jagd machten. Sie vermochten es aber nicht zu ereilen, sondern es erreichte glücklich vor ihnen den Hafen von Masicia (Amastris), wo es blieb, bis die Piraten sich entfernt hatten. Bei Fortsetzung der Reise überfiel ein pontischer Sturm das Fahrzeug und „schlug es hinder sich wohl acht hundert wälsch milen, zu einer statt ist genant synopp (Sinope).“ Nachdem es dort gerastet, gieng es wieder anderthalb Monat zur See, so daß zuletzt die Lebensmittel mangelten und die Seefahrer an einem „vels in dem mer“ anlegten, wo sie Schalthiere und „Meerspinnen“ (Krebse) sammelten. Endlich wurde Konstantinopel erreicht und der griechische Kaiser nahm sich der fünf Geretteten an. Er ließ sie auf einem griechischen Schiff nach Gily (Kilia an der Donaumündung) bringen, von wo Schiltberger mit Kaufleuten über die Weiße Stadt (Akjerman, Bielogrod im Slavischen, Weißenburg), Sedschoff (Sudschaw, ehemalige Hauptstadt der Moldau) nach Limburgch (Lemberg) kam, und von dort über Krakau und Breslau seine Heimath erreichte, wo ihn Herzog Albrecht III von Bayern zu seinem Kämmerling erhob.

Zweiunddreißig Jahr hatte sich Schiltberger in der „Heidenschaft“ in Kleinasien, Aegypten, Persien, im indischen Fünfstromland, in den kaspischen Gebieten und in Südrußland umhergetrieben. Er kannte manche morgenländische Sprache und brachte sogar zur Probe ein armenisches Vaterunser mit heim. Unter den Armeniern selbst fühlte er sich besonders heimisch, und versichert daß die Deutschen damals bei diesem Volk in großer Verehrung gestanden seyen. Nun hat Schiltberger uns eine kleine Beschreibung der von ihm besuchten Länder hinterlassen. Darin finden sich gewiß eine unzählige Menge schätzenswerther Notizen für morgenländische Geschichtschreiber, und auch die Kenntniß der alten Geographie wird sich um manche Aufschlüsse bereichern können, wie wir denn erstaunt sind daß der Herausgeber die alten Karten des Morgenlandes zur Entzifferung sehr vieler verwischter Ortsnamen nirgends benutzt hat. Die Beschreibung der Länder, Völker und Städte ist indessen bei Schiltberger sehr mager, und wo er Zahlen anwendet um ihre Größe auszudrücken, geräth er mit seinen Nullen ins Unerlaubte. Verglichen mit den Nachrichten, die uns Italiener und namentlich venetianische Botschafter des 15ten Jahrhunderts über die vorderasiatischen Gebiete hinterlassen, ist Schiltberger als Reisender höchst mangelhaft.

Auf Einzelnheiten können wir nicht eingehen, doch wollen wir bemerken was er von den wichtigsten Pflanzstädten der Italiener im schwarzen Meere erwähnt. Die Hauptstadt der Tataren des Kiptschak war das völlig verschwundene Sarai in der Nähe der Wolgamündung. Dorthin richteten sich die Karawanen der Lateiner von ihrem großen Stapelplatz am Don, einer Stadt die Schiltberger Asach (Assak, Assow) nennt, mit dem Zusatz, bei den Christen heiße sie Alathena (alla Tana, am Don), gelegen an dem heerdenreichen Gestade des Tena (Don). Von dort werden Schiffsladungen Fische „gen venedig, gein genaw“ (Genua) und nach dem griechischen Archipel gebracht, also nicht mehr Gewürze und Chinawaaren, wie ehemals, denn bekanntlich war es Timur, welcher mehrere große Städte auf dem pontisch-chinesischen Karawanenpfade zertrat. Als Hauptstadt der Tataren in der Krim nennt er Sulchat (Soldaia, Sudak) und dann Kaffa, damals noch das „Istambul der Krim“ Genua's mächtige Tochter. Die Stadt besaß eine doppelte, eine innere und äußere Mauerumgürtung, und zählte 6000 Häuser in der innern Stadt, bewohnt von Italienern, Griechen und Armeniern, und 11,000 Häuser in der äußern Stadt, wo auch Juden und Muhammedaner wohnten, Synagogen und Moscheen besaßen. Dort begegneten sich nicht weniger als vier christliche Kirchen, die römische, die griechische, die armenische und die syrische, von welchen die drei ersten besondere Bischöfe in Kaffa besaßen. So war der Welthandelsplatz beschaffen, den ein halbes Jahrhundert später Muhammed II, der Eroberer von Konstantinopel, völlig verheerte, und der jetzt zu einem namenlosen und erloschenen Ort von sehr niedrigem mercantilen Rang herabgesunken ist.

Baron Benyowsky auf Madagaskar.

(Aus William Ellis' Three Visits to Madagascar.)

Foule Pointe ist der Schauplatz einiger merkwürdigen Ereignisse in der früheren Geschichte des Volks von Madagaskar gewesen. Es war eine der außengelegenen Factoreien der in Antongil Bay im Jahr 1774 von Baron Benyowsky gegründeten französischen Niederlassung. Die Laufbahn dieses merkwürdigen Mannes wurde durch die grauenhaftesten und ungewöhnlichsten Ereignisse gekennzeichnet, und daß einer und derselbe Mann das einemal der Gefangene Rußlands in Sibirien, und dann ein Handelsmann in China war, daß er später als angeblicher Abkömmling einer Seitenlinie der Königsfamilie und

[1] Einen kecken, schreibt Schiltberger. Der Herausgeber meint das Wort bedeute ein kleines Schiff, und der Name hänge mit Kufe, Schnecke zusammen, wobei er sich auf Schmeller beruft. Wir müssen bemerken daß Cocca, ein Ausdruck der allen seefahrenden Nationen des Mittelmeers bekannt war, zu den Zeiten der Kreuzzüge die größte Art der Kauffahrer bedeutete. Da diese Schiffe noch keinen spitzen Schnabel hatten, so ist der Ausdruck doch viel eher von coque, Schale abzuleiten, denn die Nußschalenform war gerade diejenige der alten Handelsbarken.

als Herrscher in Madagaskar anerkannt, und von Behörden auf diese Insel gesendet wurde, um Bündnisse mit den europäischen Souveränen zu unterhandeln, und daß er endlich als Rebell von den Franzosen erschossen ward — scheint mehr einem Roman als wirklicher geschichtlicher Thatsache zu gleichen, und doch waren dieß einige der auffallendsten Gegensätze seines Lebens. Von polnischen Vorfahren abstammend, aber in Ungarn erzogen, diente er als General in den russischen Heeren bis nach dem Tode des Königs von Polen im Jahr 1765, worauf er in die Armee in Krakau eintrat, dann von den Russen gefangen genommen und nach Sibirien verbannt wurde. Hier veranlaßte er eine Anzahl anderer Gefangenen sich ihm zu einem Fluchtversuch anzuschließen, der ihm gelang; er machte sodann einen Angriff auf Kamtschatka, bemächtigte sich dreier russischen Schiffe mit ihren Ladungen, entmastete die übrigen, und segelte mit seinen Gefährten nach China, wo er seine Schiffe und Ladungen verkaufte. Von Macao begab er sich auf französischen Handelsschiffen nach Mauritius, das damals von den Franzosen besetzt war, und wo sich seine Aufmerksamkeit auf Madagaskar richtete. Von Mauritius nach Frankreich segelnd, wurde er einige Zeit nach seiner Ankunft angestellt um die Gründung einer französischen Niederlassung auf Madagaskar zu übernehmen. Eine Schaar sogenannter „Freiwilliger Benyowsky's" ward gesammelt, Officiere wurden angestellt, und er segelte nach Mauritius ab. Die dortigen Behörden waren der projectirten Niederlassung entgegen, und da er von ihnen in Betreff seiner Bedürfnisse abhieng, so erfuhr er viele Hemmungen und Verzögerungen. Endlich erreichte er Madagaskar, wo er eine freundliche Aufnahme bei den Häuptlingen fand, welche er in Kenntniß setzte daß der König von Frankreich beschlossen habe in ihrem Land eine Niederlassung zu gründen, um sie gegen ihre Feinde zu schützen und Waarenhäuser für den Handel zu eröffnen. Er legte seine Hauptniederlassung in Antongil Bay an, und benützte Foule Pointe als eine seiner Außenstationen oder Factoreien. Die Kriegsmacht welche er mitbrachte, der Handel den er anbot, benebst dem Fleiß, der Geschicklichkeit und der Charakterstärke die er an den Tag legte, sicherten ihm einen solchen Einfluß, daß er die Häuptlinge in diesem Theil der Insel bewog in ein Bündniß mit ihm zu treten, und daß Aussicht auf endliches Gelingen seines Unternehmens vorhanden war. Allein die Vorstellungen der Behörden von Mauritius veranlaßten die französische Regierung eine Untersuchungscommission abzusenden, und nachdem diese ihre Aufgabe vollendet, verzichtete Benyowsky auf seinen Auftrag, und zog sich aus der Niederlassung und dem Dienste Frankreichs zurück. Noch bevor dieß aber geschah, war von einer alten Sklavin ein Gerücht in Umlauf gesetzt worden, Benyowsky sey der Sohn eines Herrschers dieses Theils des Landes. Die Häuptlinge und das Volk glaubten dieses Gerücht, und Benyowsky scheint sie nicht enttäuscht zu haben. Unter dem Eindruck dieser Sage forderten sie ihn auf das Amt und die Pflichten ihres Herrschers anzunehmen. Er hatte ihnen früher seine Bereitwilligkeit ihren Wünschen Gehör zu schenken ausdrücken lassen, und da er jetzt seiner Verbindlichkeit gegen Frankreich ledig war, so wurde er kurz darauf in einer öffentlichen Versammlung der Häuptlinge und des Volks, und mit großer Förmlichkeit und Feierlichkeit zum Herrscher über die Mahavelona und das anstoßende Land bewohnenden Stämme ausgerufen, und empfieng den Eid ihrer Treue. Am Abend desselbigen Tags kamen dreihundert Frauen bei Mondschein zu Frau Benyowsky, um ihr als ihrer Königin ebenfalls den Eid der Treue zu leisten. Am nächsten Tage hielt der neue Herrscher seine erste Kabary oder große Versammlung, und legte die Verfassung und die Regierungsform vor, welche angenommen wurden. Später begab sich Benyowsky nach Europa, um mit Ermächtigung des Volks Madagaskars und des anstoßenden Landes mit dem König von Frankreich, oder irgend einer andern Nation, zu unterhandeln und Handels- und Freundschaftsbündnisse abzuschließen. Da ihm dieß bei Frankreich mißlang, so wandte er sich an die kaiserliche Regierung (also an Deutschland), und dann an die Engländer; überall aber abgewiesen, kaufte er ein Schiff, segelte mit einer Ladung für Madagaskar nach Nordamerika, verschaffte sich dort ein zweites Schiff und kehrte nach Madagaskar zurück. Bei seiner Ankunft in Antongil Bay bemächtigte er sich eines den Franzosen gehörigen Waarenmagazins, und wurde von dem Versuch die Factorei zu Foule Pointe wegzunehmen, nur durch die Anwesenheit eines französischen Kriegsschiffs abgeschreckt. Sobald diese Vorgänge in Mauritius bekannt wurden, ward eine Fregatte mit sechzig Mann gegen ihn abgesendet. Nach der Ankunft des Schiffs wurde sein Fort angegriffen, und er fand durch das Feuer der vorrückenden Truppen im Jahr 1786 seinen Tod, zwölf Jahre nach seiner ersten Landung auf der Insel. Der Sklavenhandel und die Kriege welche in der Folge diesen Theil von Madagaskar verheerten, haben die mit Benyowsky verbündeten Stämme beinahe vernichtet, und ich hörte keine Sagen mehr von ihm unter den gegenwärtigen Bewohnern. Ueber den Charakter und das Verfahren dieses außerordentlichen Mannes sind die verschiedensten Urtheile gefällt worden. Aus dem von ihm über seine Absichten und Plane hinterlassenen Bericht indeß ist der Schluß zu ziehen daß seine Ansichten dem fortgeschrittenen Zeitalter angemessen waren. Ich will zwar keinen Versuch machen zur Rechtfertigung seines Sklavenhandels, seines Schweigens über das ungegründete Gerücht seiner Abstammung, oder über seine sonstigen Schritte, allein so viel läßt sich behaupten daß seine Behandlung der Malagasen erleuchteter und gerechter war als die der meisten Europäer welche die Küsten Madagaskars besucht hatten, und dann deuten auch seine Versuche den Kindermord abzuschaffen und andere Verbesserungen des gesellschaftlichen Lebens einzuführen, auf die Ausübung menschlicher Gefühle hin. Ich hatte bald nach meinem Besuch in Foule Pointe Gelegenheit mehrere Urkunden seiner eigenen Handschrift in Augenschein zu nehmen, von welchen einige den erfreulichen Beweis einer wohlwollenden Gesinnung liefern.

Erörterungen über auswärtige Politik.

Will man sich einigermaßen Klarheit über die jetzigen europäischen Verwicklungen verschaffen, so darf man sich die saure Mühe nicht verdrießen lassen, immer und immer wieder am Sitz des Uebels, nämlich in Paris, nach den Motiven der auswärtigen Politik einer jungen Dynastie zu forschen, die ihr Daseyn von Jahr zu Jahr rechtfertigen muß. Daß ein Mann der die französische Nation, wie der jetzige Kaiser, zehn Jahre lang an seinem Seile tanzen ließ, kein gewöhnlicher Mensch, daß er eine historische Erscheinung sey zwar nicht des höchsten

Ranges wie Carl oder Friedrich die Großen oder wie sein Oheim, doch — vorausgesetzt er verschwände im jetzigen Augenblick seiner ungetrübten Macht — ebenbürtig einem oranischen Wilhelm, oder als Diplomat einem Cromwell, vielleicht sogar wenn wir recht liberal sind, einem Richelieu, das dürfen wir, die wir ihn als Schöpfer der wunderlichen Allianz mit England angestaunt und die wir offen sein Geschick bewundert haben, dem Frankreich seinen herrschenden Einfluß in Europa verdankt, in einem Augenblick nicht bestreiten wollen wo er seine Fähigkeiten an einer Macht versucht für die unser Herz schlägt, und die jeder Deutsche nach Kräften unterstützen muß, wenn er nicht dem gerechten öffentlichen Unwillen unterliegen will.

Die einfältigste Erklärung der Handlungen dieses Mannes ist, er spiele an der Börse auf Sinken und Heben. Armseliger Wahn! als ob sich ein Monarch, wie der jetzige französische, wenn ihn Schulden drückten, nicht mit Leichtigkeit Millionen durch die Gefälligkeit seiner Minister verschaffen könnte! Er braucht doch nur einen Theil seines Aufwandes vom Privatschatz auf öffentliche Kosten unter diesem oder jenem Beweggrund schreiben zu lassen, und die Sache ist abgemacht. Man sagt in Paris, der Kaiser habe Depositen in der Bank von England, die er vorsichtig mehre. Dieses Gerücht ist höchst bezeichnend, obgleich es ebenso erlogen scheint, wie der ähnliche Vorwurf der gegen Louis Philipp erhoben wurde und der sich nach der Vertreibung dieses Königs doch nicht bestätigte. Wahr an diesen Verleumdungen ist nur daß Personen aus dem nächsten Dunstkreis des Kaisers spielen und gewonnen haben. Wie sehr dadurch das Blut der Pariser vergiftet wird, wo alles speculirt und spielt, Commis, Handwerker und Dienerschaft, wovon jeder Verlierende glaubt sein Verlust sey mittelbar in die Tasche des Glücklichen geflossen, ist ebenso notorisch, als es unbegreiflich bleibt daß der Kaiser seiner Umgebung nicht streng jenen anrüchigen Erwerb untersagt. Eine andere Ansicht bezieht die befremdende Politik auf den vorjährigen Mordversuch. In der That hat auch seitdem die französische Regierung Farbe bekannt und beständig die italienischen Streitfragen schüren lassen. Man ist daher der Meinung daß der Kaiser sich italienisch gebärde, um durch Vorspiegelung von Hoffnungen die Mördersendungen der Logen in London und Genua von sich abzulenken. Also bildet man sich ein der Kaiser rechne so: erfülle ich die Einheitswünsche der Italiener, so werden diese aufhören ihre Befreiung von der Gelegenheit zu erwarten wo eine neue Empörung Frankreichs die Throne in Europa erschüttert hat. Ein geringes Nachdenken wird aber lehren daß ein so feiner Staatsmann, wie der dritte Bonaparte, nicht so zu denken vermag. Es sind nicht die Einheitsschwärmer welche die mörderischen Bomben werfen, sondern es sind die Zöglinge der mazzinistischen Schule, die Mörder des Grafen Rossi, die italienischen Jacobiner, die reinen (oder vielmehr befleckten) Republicaner welche das kaiserliche Leben bedrohen. Welche Gestalt auch immer die Franzosen Italien geben möchten, daß die künftigen Zustände nicht jene Unholde befriedigen, daß sie nicht aufhören werden immer auf einen Umsturz in Frankreich, auf ein jüngstes Gericht der europäischen Monarchen zu rechnen, ist zu offenkundig als daß der Kaiser daran denken könnte sich durch eine italienische Politik hieb- und schußfest gegen die Nachfolger Orsini's zu machen. Im Gegentheil würde, je mehr sich Frankreich in italienische Händel mischt, der jetzige Kaiser die Vollstreckung des Londoner Vehmgerichtes herausfordern. Endlich ist der Mordanfall vor der Pariser Oper jünger als die sogenannte italienische Frage, so daß er die heutige Politik wohl gefördert, aber nicht sie erschaffen haben kann. Was der Kaiser jetzt verlangt, hat er schon bei dem Pariser Friedensschluß im Frühjahr 1856 aussprechen lassen. Er war es, der die berüchtigte Denkschrift des Grafen Cavour zur Zeit des Congresses mit Randbemerkungen versah, welche bei der schließlichen Redaction zu Ehren gelangten. [1]

Noch andre, gierig nach kleinen Beweggründen für große Begebenheiten, betrachten die Heirath des bonapartischen und savoyischen Hauses als die Geburt des kreißenden Berges. Gewiß bedurfte es einer außerordentlichen Lage der beiden Staaten um diese Heirath, welche von der exclusiven Turiner Gesellschaft als eine Mißheirath betrachtet wird, zu rechtfertigen. Jedenfalls hat Frankreich einen Theil der von Piemont ihm zugesicherten Prämie durch diese Heirath im voraus escomptirt. Für die Tuilerien (wir meinen das Gebäude selbst und nicht die Dynastie) ist die savoyische Prinzessin ein großer Erwerb, denn bis jetzt fehlte dem französischen Hof noch immer der kaiserliche Glanz. Die alten Familien sind nie erschienen, sondern leben nach wie vor wie die Maulwürfe in ihrem stillen St. Germain. Von den geistigen Größen, die Licht und Helle in der französischen Gesellschaft verbreiteten und die wenigstens Louis Philipp in seinen Sälen musterte, hat sich keiner noch in die bonapartische Livree gesteckt, oder die wenigen die es thaten, fielen augenblicklich der Mißachtung und Vergessenheit anheim. Nach zehn Jahren hat sich die Partei der Bonapartisten auch nicht um eine einzige persönliche Eminenz vergrößert. So waren denn die Tuilerien immer noch mit Decemberphysiognomien, mit Senatspfründnern, mit glücklich avancirten Soldaten gefüllt, während die erwählten Elemente welche andern Höfen ihren Glanz geben, gänzlich fehlten. Wenigstens hat man jetzt unter lauter Parvenüs eine Fürstin fürstlichen Geblütes, und der erste saure Anfang ist überstanden. Daher erwartete man denn auch nach Heimführung der Braut allmählich den Apparat der sogenannten italienischen Frage von der europäischen Bühne wieder abgeräumt zu sehen. Man vergißt nur daß die Italiener von Natur mißtrauisch, schlau und klug sind, und Graf Cavour von der Natur nicht stiefmütterlich mit diesen nationalen Begabungen ausgestattet worden ist. Wenn er nicht gewinnt, ist seine Bank gesprengt. Die saure Heirath vollends, die er den Piemontesen zu schlucken gab, muß etwas eintragen, sonst bricht der Minister den Hals. Der schlaue Italiener wird sich also einen Preis bedungen haben, und er muß für die Zahlung Bürgschaften besitzen, sonst wäre er grausam gefoppt. Freilich aber was wagt ein Spieler nicht, der den Einsatz schon mehrmals doppeln mußte, um seine Verluste einzubringen? Das Opfer des Feldzuges in der Krim wäre rein in die See geschüttet gewesen, wenn nicht dafür eine „italienische Frage" creirt worden wäre: auf diese Karte borgt man neues Geld und verscheukt eine Prinzessin, um das Spiel noch eine Taille weiter fortzusetzen.

Die Ansichten anderer gehen darauf hinaus daß der Kaiser den Krieg wünsche, damit es dem Geist der Franzosen in seinem Kerker nicht zu einsam werde. Die Zustände im Innern Frankreichs sind natürlich gänzlich unbekannt, daß sie aber der jetzigen Dynastie höchst bedrohlich seyn müssen, das bewies uns die Hast mit der sich diese nach

[1] Graf Cavour hat dieß mit andern Worten vor der Turiner Deputirtenkammer am 6 Mai 1856 eingestanden, wo er in der Rede über seine eigene Denkschrift oder Note bemerkte: La Francia a motivo di particolari considerazioni, di cui farò or ora parola, pure riconoscendo questo stato di cose ed ammettendo la proposta in principio, *stimò di dover fare un' ampia riserva all' applicazione, che per noi si chiedeva.*

einem Attentat von Ausländern gegen ihre eignen Unterthanen mit der terroristischen Gewalt der Sicherheitsgesetze rüstete. Zu solchen, man möchte sagen, asiatischen Mitteln greift eine Regierung die festen Boden fühlt, nie, greifen selbst wankende Regierungen nur in Fällen höchster Bedrängniß, zu solchen Mitteln haben in den schlimmsten Zeiten selbst die Oesterreicher in Italien nicht gegriffen. Was dem Kaiser einen solchen Schrecken einflößte, wissen wir natürlich nicht, aber im Pariser Polizei-Archiv liegt jedenfalls der Schlüssel zu dem Räthsel. Die Sicherheitsgesetze sind wieder in den Hintergrund gerückt worden; ob sich aber seitdem die Stimmung gebessert habe, läßt sich ebensowenig errathen als worin diese Stimmung bestanden habe. Es ist daher sehr leicht möglich daß der Kaiser einen Krieg braucht, einen Krieg der ihm die Sicherheitsgesetze entbehrlich macht, und daß wir dann Krieg haben werden unter jeder Bedingung, denn schwerlich rettet uns noch ein jüdisches Börsenepigramm wie: la paix c'est l'empire. Noch weniger wird sich der Kaiser durch die Rücksichten binden lassen, daß er selbst nur ein Häuptling im Frack ist, und daß ein Krieg Soldaten zur Berühmtheit und zum Einfluß in Frankreich verhelfen könnte, von denen er eine Verdunklung zu befürchten hätte. Fühlte sich der Kaiser solchen Schwierigkeiten nicht gewachsen, er wäre nicht mit so viel Hast in den türkischen Krieg geeilt. Nicht einmal das ist wahr daß die bonapartische Dynastie keinen mißrathenen Feldzug überleben könnte. Die Franzosen sind viel zu patriotisch als daß sie während einer Vaterlandsgefahr die Dictatur nicht ruhig ertragen, noch weniger daß sie darauf sinnen würden die Gewalt zu stürzen, welche allein in einer solchen Lage die Vertheidigung des Vaterlandes zu führen vermöchte. Auch sind die Franzosen nach militärischen Niederlagen viel kleinmüthiger und verzagter gestimmt als irgendeine andere Nation. Ließen sie sich doch vom Ausland 1814 und 1815 die Bourbonen aufdringen, die mit Ausnahme weniger Provinzen keinen Halt im Lande und kein Herz in der Nation besaßen. Es ist überhaupt geschichtlich völlig unwahrscheinlich daß nach einer militärischen Niederlage eine Nation Lust und Reiz zu revolutionären Wagnissen verspüren sollte, besonders in der jetzigen Zeit wo der öffentliche Credit nach jeder Erschütterung längere Erholungspausen verlangt, damit die große Industrie ihre Geschäfte wieder aufnehmen kann und nicht genöthigt wird die Städte mit einem drohenden Proletariat zu füllen. In diesem Sinn, glauben wir, haben die Bonaparte für ihre Dynastie wenig vom französischen Volke zu fürchten. Endet der Krieg siegreich, so fühlt sich die Ruhmesbegierde der Nation gesättigt, und unterliegen die Truppen, so ist das an Blut und Geld geschwächte Volk in einem Zustand wo es an nichts denkt als an die eigene Ruhe.

Und dennoch halten wir in neuester Zeit den Krieg für unwahrscheinlich. So wie die Franzosen den Var überschreiten oder in Genua landen, so wie am Tessin die ersten Kugeln gewechselt werden, beginnt sicherlich nicht ein sogenannter localisirter, ein italienischer, sondern ein Welt- und Festlandskrieg. Es dürfte doch schwer seyn dem heutigen Oesterreich ein Stück seines Erbes zu entreißen. Wie viele und wie langwierige Kriege führte Preußen, ehe es den Kaiserstaat zur Abtretung Schlesiens nöthigte? Wie oft hat, geschlagen und besiegt, Oesterreich immer wieder mit frischen Kräften dem bonapartischen Frankreich den Krieg erklärt? Sollte Oesterreich daher im ersten Krieg unterliegen, so wäre dieß nur der Prolog eines Kriegszeitalters, welches nur endigen könnte wie 1815.

Es ist ferner ganz sicher daß Oesterreich nicht allein stehen wird. Solange es die versöhnlichen Rathschläge Englands befolgt, wird es diese Macht zur Seite haben, und England wird dafür sorgen daß den Franzosen wenigstens nicht das Meer als Heerstraße dienen könne, es wird auch der englische Reichthum jedenfalls Oesterreich zu Hülfe kommen, wenn seine innern Geldmittel erschöpft sind. Noch weit wichtiger aber ist die Hülfe des deutschen Bundes. Man hat einige Zeit lang ängstlich gewacht, ob sich nicht irgend eine Regung dieser oder jener öffentlichen Gewalt merken ließe:

> Schwester Aennchen siehst du nichts,
> Siehst du nicht die Stäubchen wehen?

Kein Stäubchen war dort zu sehen wo die Blicke gespannt hiengen, und während durch Deutschland, namentlich durch Süddeutschland, der erwärmende Hauch der Freiheitskriege frühlingsartig strich, schien dazwischen ein Baseler Odem aus dem Norden uns zu überfrösteln. Jetzt weiß man so ziemlich welche Bewandtniß es mit diesen Wetterzeichen hatte. Aber wenn man die Lage selbst in jenem Zeitraum der Bangigkeit ruhig erwog, war der Trost sehr erreichbar daß Deutschland auf keinen Fall neutral hätte bleiben dürfen. Wir denken dabei weniger an die patriotischen Kundgebungen, die allen Ständen und allen deutschen Stämmen im Süden, ja wie sich jetzt ergibt, auch im Norden gemeinsam waren. Diese Aeußerungen nationaler Empfindung sind ein Labsal gewesen für jeden Patrioten reinen Sinnes, sie bezeugen den Durchbruch des wahren Einheitsgefühles, sie belehrten daß die viel verspottete Einheit unsres Vaterlandes in den Gemüthern vorhanden war, daß Deutschland Eine Macht ist, so gut wie die Vereinigten Staaten, obgleich dort jedes Bundesglied eifersüchtig auf seine Sonderhoheit wacht. Diese Bewegung hatte jedoch weit mehr einen sittlichen als einen politischen Werth, solange man sich noch sagen durfte daß die Regierungen und die Politik der einzelnen deutschen Cabinette die Theilnahme der Bevölkerung nicht mitfühlte, und daß, wie ein französisches Blatt höhnte, die deutschen Staaten vergnügt seyn würden wenn man sie in Ruhe ließe und kein Bundesgebiet verletzte.

Man ahnt eben über dem Rhein nicht daß sich manches diesseits geändert hat, man hält die Deutschen noch immer für das was sie am Anfang des Jahrhunderts waren, auch müssen wir gestehen daß die Haltung der beiden deutschen Großmächte während des letzten Krieges das Ausland in dem Wahn bestätigen mußte, wir litten unter einem dauernden Neutralitätstyphus. Doch geschah etwas im Jahre 1854 welches zwar unbeachtet wegen des Kriegslärmes blieb, aber von höchster innerer Bedeutsamkeit war. Der deutsche Bund der nach den Congreßacten staatsrechtlich zu nichts berufen ist als für den Schutz deutscher Bundesgebiete zu sorgen, erklärte einen Angriff Rußlands, nicht auf deutsches Bundesgebiet, nicht einmal auf österreichisches Gebiet, sondern einen Angriff auf Oesterreicher in den Vasallenstaaten der Türkei als einen Kriegsfall. Das war ein vollständig revolutionärer Schritt, denn der deutsche Bund hatte von jenem Augenblick aufgehört eine Vereinigung von Staaten zum Schutze gewisser Gränzen zu seyn. Der alte Neid und Streit über Eintritt oder Nichteintritt des gesammten Preußens und Oesterreichs in den deutschen Bund war mit diesem Beschluß thätlich, wenn auch nicht rechtlich entschieden. Was hätte man nun von dieser Föderation, bei einem Angriff bonapartischer Soldaten auf österreichisches Gebiet, zu erwarten?

Fehlt es uns bei politischen Betrachtungen über ungewisse Ereignisse noch an hinlänglicher Klarheit, so kann man dem Nachdenken leicht nachhelfen, wenn man die Frage umgedreht erwägt. Man sinne

also nicht ob die deutschen Regierungen Oesterreich beistehen würden, sondern umgekehrt, ob sie neutral bleiben könnten. Nun denke man daß Frankreich und Piemont — par nobile fratrum — denjenigen Staat angreifen würden welcher als der Ausdruck des conservativen Europa's gilt, der nichts kennt als das Bestreben den alten Länderbestand aufrecht zu erhalten, der die wenigsten Eroberungsgelüste kund gethan hat, die älteste, die friedfertigste, am meisten den Händeln und abenteuerlicher Politik abgeneigte Macht Europa's. Ein Anfall auf diese Macht würde unsern Welttheil in einen Räuberschauplatz verwandeln, und der Thron keines Monarchen wäre sicherer als die Börse eines einsamen Wanderers in den Abbruzzen. Nun werfe man einen Blick auf Deutschland selbst mit seinen Großmächten, Halbmächten, Ländchen und Länderchen. Da diese Gebiete nicht ihrer Kraft das Daseyn verdanken, da sie umringt sind von Gebieten die auf ihre Kosten wachsen wollen, was ist jede von diesen politischen Erdschollen werth im Augenblick wo die Verträge ge[illegible]rochen sind, und in Europa das Losungswort erschallt: halte wer die Kraft, ergreife wer die Lust hat? Ist nur einmal die Karte verändert, so wird der alte Länderappetit der Mächtigen wie dem Löwen im Psalter quaerens quem devoret wachsen, und auf wessen Kosten, das weiß jedermann. Hätten die Franzosen die Lombardei und Venedig den Oesterreichern entrissen, so müßten sie diese doch irgendwo entschädigen, und daß die Schwachen dazu auserwählt würden, versteht sich von selbst. Ja wenn Deutschland Oesterreich schnöde in Italien verließe, so möchte es sich gefaßt machen daß Oesterreich das Verlorne in Deutschland selbst wieder holte, vielleicht mit Zustimmung von Frankreich, denn wir sehen ja daß Allianzen mit Feindseligkeiten und Krieg mit Allianzen abwechseln. In diesem Chaos wäre jeder Besitzstand gefährdet, und wo und mit wem der Tanz aufhören würde, ließe sich gar nicht absehen; gewiß wäre nur daß das neutrale Deutschland die Waare seyn würde um die sich die großen Mächte rauften, und jedenfalls würde am Schluß der Welterschütterung wenig mehr übrig bleiben von dem neutralitätsüchtigen deutschen Bunde, der gleichgültig geblieben wäre bei dem ersten Fußtritt seines einzigen Palladiums, der Heiligkeit der Verträge.

Nun ist der dritte Bonaparte ein viel zu guter Diplomat als daß er sich in einen Krieg mit ungleichen Kräften einlassen würde, der noch dazu aussähe wie ein Anfall auf offener Straße. Jedenfalls bedarf er wenigstens eines unzweideutigen Vorwandes, wenn er nicht ganz Europa gegen sich haben will. Diesen einzigen Vorwand ihm zu entziehen, ist jetzt die Pflicht Oesterreichs. Frankreich begehrt die Räumung des Kirchenstaates, um seine eignen Truppen heimberufen zu können, es wünscht auch in den päpstlichen Landen eine freiere innere Verfassung als die gegenwärtige. Dieses Begehren ist keineswegs unbillig, denn der Kaiser kann sagen: solange die Italiener zu Hause nicht zufrieden sind, werden sie immer nach einer französischen Revolution, immer nach Attentaten lüstern seyn. So leidet Frankreich, und wird seine Ruhe durch den Unfrieden einer andern Nation gestört. Das ist der einzige schmale Grund auf dem sich die französische Politik bewegen kann, auch haben die brittischen Staatsmänner im Parlament diese Beschwerden als billig anerkannt. Es scheint daß Oesterreich auch diesen letzten Kriegsvorwand beseitigen will, und weit entfernt daß es sich durch diese Nachgiebigkeit schaden möchte, handelt es im Grunde zu seinem Besten, wenn es in die eigenen Gränzen zurückkehrt. Die Interventionspolitik hat noch immer saure Früchte getragen: die Franzosen haben in Spanien, in Belgien, ja eben jetzt im Kirchenstaat, die Russen und Oesterreicher in den Donaufürstenthümern, die Russen in Ungarn und überhaupt jede Macht, wo sie sich zu solchen Aufgaben drängte, nichts geerntet als Verdruß und Händel mit Nachbarstaaten, Undank von denen welchen man Hülfe bringen wollte, Groll und Haß von den Bevölkerungen, unter denen man bewaffnet auftrat. Oesterreich hat so große innere Aufgaben zu erfüllen und so vieles Dringende unerfüllt gelassen, daß wir es um seiner selbst willen erlöst sehen möchten von den Schlinggewächsen internationaler Verwicklungen, in die es mit schwer verständlicher Begierde hineingesprungen ist. Hat es aber den letzten Vorwand beseitigt, wer könnte ihm bei einem ungerechten Kriege etwas anhaben wollen? Fünfunddreißig Millionen gegen siebenzig!

Wachsthum des Wohlstandes in Californien. Einem Freund in San Francisco, Hrn. Eduard Vischer, verdanken wir folgende Angaben über die vorjährige und dießjährige Production Californiens:

		1857. Werth. Dollars.	1858. Werth. Dollars.
Gold	. . . .	65,550,000	70,000,000
Sonstige Producte	Weizen	5,609,000	6,245,000
	Gerste	2,951,000	3,412,000
	Hafer	720,000	1,000,000
	Kartoffeln	800,000	1,000,000
	Wein und Branntwein . .	750,000	1,000,000
	Zusammen:	76,380,000	82,657,000.

Also ein Ueberschuß von $6\frac{1}{4}$ Millionen oder nahe an 9 Proc. gegen voriges Jahr. Die Vermehrung des Viehstands ist respective: Pferde 18 Proc., Hornvieh 25 Proc., Schafe 65 Proc., wobei noch der wichtige Punkt der fortwährenden Verbesserung der Race in Betracht kommt; so wie denn auch Wolle in kurzem in Californiens Ausfuhr eine hochwichtige Rolle spielen wird. Eine genaue Berechnung der sonstigen Erzeugnisse würde für das so eben schließende Jahr wahrscheinlich nahe an 30 Millionen Zuwachs geben; da auf die Geldförderung selbst nur $4\frac{1}{2}$ Mill. treffen, so macht sich der überraschend schnelle Fortschritt in Ackerbau, Manufacturen und anderen Industriefächern erst völlig erkennbar. Die Anzahl der Quarzmühlen ist 279 mit 2600 Stampfern und einem Kostenwerth von 83,270,000 Doll. Aus officiellen Quellen geht hervor daß 5726 Meilen Wasserleitungen für den Minenbetrieb, mit einem Aufwand von $13\frac{1}{2}$ Mill. Dollars, abgesehen von circa 1000 Meilen von Zweiglinien, errichtet oder in wirklicher Ausführung begriffen sind. Die Gesammtausdehnung dieser Canäle in eine Linie gereiht, auf gleiche Dimension reducirt, würde von Californien bis nach dem Staat Ohio und wieder zurückreichen, und an allen Punkten dem Wasserbedarf von drei Mühlen der ersten Größe gewachsen seyn.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 9. Augsburg, 26 Februar 1859.

Naturwissenschaft und Ackerbau.

Der Pflanzenleib besteht bekanntlich aus zwei Arten von Stoffen, wovon die einen, die sogenannten organischen oder flüchtigen — Kohlenstoff, Stickstoff, Sauerstoff, Wasserstoff — im Dunstkreis und im Boden, die anderen die sogenannten festen oder mineralischen Bestandtheile, wie Kali, Phosphor, Kieselsäure ꝛc. nur im Boden vorhanden sind. Nun stellte man sich vor daß der Regen, der in den Boden dringt und sich mit der dort vorhandenen Kohlensäure verbindet, wie ein Lösungsmittel auf jene mineralischen Bestandtheile des Bodens wirke, sie ebenfalls auflöse, und daß die Pflanze mit ihren Wurzeln jenes Mineralwasser, die von der Natur ihr vorgeschriebene Kost, aufsauge. So lehrte noch vor kurzer Zeit v. Liebig und seine Schule. „Alles dieß ist, gesteht der große Meister in einer eben erschienenen Schrift, [1] nur ein großer Irrthum gewesen." Doch erschrecke man nicht, es war eben nur einer jener Irrthümer die in der Wissenschaft zu den größten Entdeckungen führen. Die Pflanze genießt nach wie vor jene Nahrungsmittel, nur nicht in der Form wässeriger Lösungen. Nimmt man nämlich Ackererde und läßt mit Hülfe eines Trichters und eines Filtrirpapiers Regenwasser durchgehen, so müßte, wenn Regenwasser jene mineralischen Nahrungsbestandtheile auflöste, das Regenwasser sie der Ackererde entreißen und sie würden sich in dem durchgesickerten Wasser durch die Polizeimittel der Chemie, durch die sogenannten Reagentien zu erkennen geben, und man könnte sogar wägen wie viel jeder Regenwassertropfen der Erde an jenen wohlthätigen Salzen entrissen hätte. Das Regenwasser geht aber durch unbereichert, ja sogar ärmer als vorher. Die Ackerkrume gibt nichts her was zur Pflanzenkost dienen kann, sie nimmt sogar dem Regen- oder anderm Wasser alles ab, wenn dieses mit Ammoniak, Kali, Phosphor oder Kieselsäure, kurz mit Stoffen, die für das Pflanzenwachsthum brauchbar sind, gesättigt ist. Die Ackerkrume verfährt dabei mit einer gewissen chemischen Pedanterie. Chlorkalium und Kochsalz (Chlornatrium) besitzen dieselbe Krystallgestalt, ihre Löslichkeit und ihr Geschmack sind sich beinahe gleich, ein Laie kann sie nicht unterscheiden, ein Anfänger in der Chemie wird sie oft verwechseln, aber die Ackerkrume ist kein Anfänger mehr: das Kalium hält sie fest, das Natrium läßt sie bis auf einen kleinen Theil durch. Und nichts geschieht ohne Absicht, denn das Kali ist ein Bestandtheil fast aller Landpflanzen, das Natron findet sich in der Asche nur weniger Gewächse. So wunderbar ist der Haushalt der Natur geordnet! Besäße die Ackerkrume nicht diese ökonomischen Instincte, jeder durchgehende Regen würde eine Menge von Nahrungsreichthümern tiefer und tiefer in den Boden entführen, wohin keine Pflanzenwurzel mehr gelangen könnte.

Doch ist wie überall in der Natur jede Fähigkeit begränzt, denn wenn die Ackerkrume wie ein Schwamm jene Stoffe aufsaugt, so saugt sie eben nur bis der Schwamm gesättigt ist. Auch haben die verschiedenen Bodenarten verschiedene Capacitäten, es braucht bei dem einen mehr bei dem andern weniger, bis der Schwamm voll ist. Der Sandboden ist früher als der Mergelboden, dieser wieder früher als der Thonboden gesättigt, und natürlich hat diese Eigenschaft auf die Güte oder die Leistungen des Ackerbodens einen großen Einfluß. Die Sättigungsstufe eines Bodens der viel Pflanzenüberreste (Humus) enthält, ist eine besonders eigenthümliche. Einer Lösung von kieselsaurem Kali entzieht er das Kali, läßt aber die Kieselsäure in der Flüssigkeit zurück. Deßhalb herrschen in dem sauren Moos- und Wiesenboden solche Pflanzen wie Schilf- und Schachtelhalm vor, die eine große Menge von Kieselsäure enthalten, und erst wenn der Boden gekalkt wird, kommen bessere Futterkräuter auf. Wenn nun die Landpflanzen, wie es scheint, ihre Nahrung nicht in einer Lösung aufnehmen, so folgen solche Wasserpflanzen, deren Wurzeln den Boden nicht berühren, anderen Gesetzen. Es ergab sich daß die Wasserlinse (Lemna trisulca) in einem künstlichen Sumpf des Münchner botanischen Gartens in ihren Aschenrückständen nur 21 Proc. Kalk und Magnesia enthielt, obgleich die Rückstände des Sumpfwassers 45 Proc. dieser Bestandtheile enthielten; umgekehrt fanden sich in der Asche 7 Proc. Eisenoxyd, wovon das Wasser nur 0,7 Proc. enthalten hatte, und ähnlich wies der Aschengehalt der Pflanze in Procenten das drei- und vierfache an Kali und Phosphor auf, wie die Rückstände des Sumpfwassers. Die Pflanze traf also eine Auswahl unter der Nahrung und sie nahm sie, sie konnte sie nur in einer Lösung aufnehmen. Wenn nun aber die Landpflanzen ihre Kost nicht in einer Lösung empfangen, da sich, wie wir sahen, die Erde nichts von dem Regenwasser entreißen läßt, vielmehr die Wirkung aller im Boden vorhandenen Lösungsmittel nur darin zu bestehen scheint daß sie die Pflanzennahrungsstoffe in der Ackerkrume verbreiten helfen, wie gelangt dann die Pflanze zu dieser Kost?

[1] J. v. Liebig, naturwissenschaftliche Briefe über Landwirthschaft. Heidelberg 1859.

Unser Dunstkreis enthält gewisse Mengen von Kohlensäure und Ammoniak. [1] Könnte man die in jeder Luftsäule enthaltenen Mengen dieser beiden Stoffe absondern, so würde die Kohlensäure eine Schicht von etwa acht Fuß, das Ammoniakgas eine Schicht von kaum zwei Linien Dicke um die Erde bilden. Wäre die Erdoberfläche eine ununterbrochene Wiese, wo jeder Hectar 100 Centner Heu jährlich erzeugte, welches ihm durch Ernten völlig entzogen würde, so müßte nach 22 Jahren der Dunstkreis völlig seiner Kohlensäure beraubt worden seyn, und die Erde aufhören Pflanzen zu erzeugen. Wurde aber das Heu verfüttert, so gaben die damit genährten Thiere durch ihren Athem vollständig die empfangene Kohlensäure der Atmosphäre zurück, alle entzogene Kohlensäure floß also von selbst dem Luftkreis wieder zu, der nicht ärmer und nicht reicher wurde, so daß man also gewissermaßen sagen kann, der Mensch und das Thier dünge die fruchtbare Luftsäule über dem Ackerboden beständig, und der Kreislauf in Bezug auf die atmosphärischen Nahrungsmittel vollziehe sich von selbst in Folge der Flüchtigkeit der Gasarten. Bei dem Wieswachs spielen eine merkwürdige Rolle die unterirdischen Sprossen, Pflanzenkeime, die nicht zur völligen Entwicklung kommen und gleichsam im Larvenzustand verharren, bis die Zeit einer kräftigen Entfaltung eingetreten ist. Aschendüngung ruft aus der Grasnarbe die kleeartigen Gewächse hervor, bei einer mit Schwefelsäure aufgeschlossenen Knochendüngung schoß Halm an Halm französisches Raigras auf, und wo das Knochenmehl nicht hingekommen war, sah man auch keinen andern Grashalm entwickelt. Alle unsre Culturpflanzen entziehen der Luft und dem Boden Stickstoff, aber in höchst ungleicher Art, nämlich auf gleichen Flächen von gleicher Beschaffenheit.

Korn	100	Theile,
Weizen	118	„
Erbsen	270	„
Klee	390	„
Turnips	470	„

Die nämlichen Stickstoffquellen flossen dem Korn wie dem Klee, und wenn dieser das vierfache an stickstoff- oder fleisch- und blutbildenden Bestandtheilen erbeutete wie das Korn, so kann dieses doch keinen Mangel an Stickstoff gelitten haben, in einem Boden wo Klee gedieh. Der Grund aber weßhalb die eine Pflanze mehr Stickstoff gewann als die andre, liegt in der größeren oder geringeren Oberfläche ihrer Blätter, in der Zahl der Organe zur Auffaugung des atmosphärischen Stickstoffs. Den Wiesenpflanzen sind acht Monate zur Aufnahme ihrer Luftnahrung gegönnt, während die Halmgewächse ihren Lebenslauf in der Hälfte der Zeit vollenden. Der Landwirth nun gibt den Kleepflanzen, die so viel Stickstoff liefern, keinen stickstoffhaltigen Dünger, wohl aber und mit Nutzen den Kornpflanzen, die in der Ernte doch so wenig davon darbieten. Das Räthsel ist einfach dieses: da die Kleepflanzen von der Natur schon reichlich mit Organen zur Ausbeutung des atmosphärischen Stickstoffes ausgestattet sind, brauchen sie wenig davon aus dem Boden aufzunehmen. Die Halmgewächse dagegen müssen bei der geringen Thätigkeit ihrer Blattorgane durch ihre Wurzeln den Stickstoff aus dem Boden ziehen. Daher üben denn die stickstoffhaltigen Dünger bei Halmgewächsen eine sehr wohlthätige Wirkung im Frühjahr aus, indem sie die Anzahl der Blätter und Wurzelfasern vermehren, aber in vorgerückter Jahreszeit verliert das (stickstoffhaltige) Ammoniak im Boden seinen Einfluß auf das Pflanzenwachsthum, da, je wärmer und je feuchter der Luftkreis im Sommer wird, desto höher sein Ammoniakgehalt steigt, die Stickstoffquellen daher reichlicher die Saugapparate der Pflanze umfließen. Diese Erfahrung ist durch eine scharfsinnige Beobachtung in England bestätigt worden. Rüben im Mai gesäet, lieferten mit phosphor- und ammoniakreichem Dünger versehen die besten Ernten, im Juni gesäet, bedurfte es nur der Phosphate ohne Beigabe des Ammoniaks.

Außer den atmosphärischen Nahrungsmitteln verlangt aber die Pflanze auch feste oder sogenannte mineralische, unter denen vorzüglich zwei die größte Rolle spielen, Kali und Phosphorsäure. Vom Regen werden sie der Ackerkrume nicht entzogen, das lehrten die neuesten Versuche, doch wird der Regen immer wohl die aneignende Thätigkeit der Pflanzenorgane befördern, er ist und bleibt sogar unentbehrlich. Können sich aber jene mineralischen Nahrungsbestandtheile als flüssige Lösungen nicht in der Ackerkrume nach den Wurzeln bewegen, so müssen die Wurzeln nothwendig die Nahrung aufsuchen. Haben wir J. v. Liebig recht verstanden, so sind jene mineralischen Nahrungsbestandtheile nicht chemisch, sondern nur mechanisch mit der Ackerkrume verbunden, und finden sich in einem gut zerkleinerten Boden überall um die kleinsten Theile der Ackerkrume gelagert wie ein aufgestrichener Farbstoff. Die Wurzeln strecken sich nach ihnen aus, und überall wo sie in mechanische Berührung mit diesen Nahrungsmitteln kommen, findet eine Aneignung statt. Daraus erklärt sich einerseits die Wichtigkeit der mechanischen Bearbeitung des Feldes, welche alle Bestandtheile durcheinander schüttelt und das Fruchtbare allgegenwärtig macht, und andrerseits die Erfolge der Gründüngung oder des Unterpflügens von Pflanzen, weil der zähe Boden seinen Zusammenhang verliert, und die untergepflügten Pflanzentheile, wenn sie im Boden verwesen, den Wurzeln der künftigen Getreidepflanze Canäle nach ihren Nahrungsmitteln öffnen.

Ist diese Theorie richtig, so zeigt sie die Gefahr einer möglich raschen Erschöpfung des Bodens viel näher als früher. Gesetzt ein Ackerfeld besäße mineralische Nahrungsstoffe für hundert Weizenernten, so würde die erste Weizenernte dem Boden ein Procent seiner mineralischen Nahrungsschätze entzogen haben, es könnten jedoch, wenn der Regen jene Salze löste und in Lösungen den Pflanzen zuführte, noch 99 mittlere Ernten nach einander geliefert werden können, ehe der Boden das letzte Element seiner Fruchtbarkeit verlöre, denn wäre selbst nur ein Procent noch übrig, so würde der Regen eben dieses eine Procent auflösen und den Gewächsen zuführen. Aber ganz anders ist es wenn die Wurzel nicht in einer Lösung, sondern durch mechanische Berührung ihre mineralische Nahrung gleichsam auflesen muß. Hier sind nach der ersten erschöpfenden Ernte nur 99 Proc. des ehemaligen Vorraths mineralischer Bodenbestandtheile übrig, und — caeteris paribus — können auf der nämlichen Fläche nur 99 statt früher 100 Körner geerntet werden. Im 31sten Jahr wird dann nur der $0,^{74}$ Theil einer mittlern Ernte vom Boden geliefert werden, und dann hört er schon auf dem Landwirth Weizenernten zu liefern, welche die Culturkosten bezahlt machen, denn dieß geschieht nicht mehr bei einer Ernte, die nur $^3/_4$ des mittleren Ertrags gewährt. Besaß der Hectar Weizenboden ursprünglich 25,000 Kilogr. mineralischer Nahrungsbestandtheile, so wird sich im 31sten Jahre dieser Reichthum auf 18,492 Kilogr. verringert haben. Dieser Vorrath reicht für Weizen nicht mehr, wohl aber noch für Roggen aus. Sind aber 28 Roggenernten gefolgt, dann ist auch der Boden für Roggen erschöpft. Jetzt kommt der Hafer an

[1] Eine Verbindung von 1 Theil Stickstoff mit 3 Theilen Wasserstoff.

die Reihe. Diese Frucht entzieht dem Boden 310 Kilogr. Aschenbestandtheile, 60 mehr als eine Weizen-, und 130 Kilogr. mehr als eine Roggenernte. Daß eine so erschöpfende Frucht auf der abgemagerten Flur noch fortkommt, kann nur dadurch geschehen daß ihre Wurzeloberfläche die des Weizens und des Roggens übertrifft. Nach 12¾ Jahren sinken dann auch die Haferernten unter ¾ eines mittlern Ertrags, und jetzt ist der Boden für alle Halmfrüchte erschöpft.

Was sagen nun die Gegner der Liebig'schen Lehre zu diesem drohenden Memento? Der Director der landwirthschaftlichen Akademie in Hohenheim, Gustav Walz, gibt zu daß um Früchte bauen zu können, jene geforderten mineralischen Substanzen, wie Kali, Phosphor, Kieselsäure, Schwefel ꝛc. im Boden vorhanden seyn müssen, und daß jede Ernte aus dem gefüllten Geldbeutel ein Stück hinwegnehme. Doch meint er, gehe die Erschöpfung einen sehr langsamen Gang, sie würde bei einem Felde welches zehn Procent jener mineralischen Nährstoffe enthalte, erst nach 1829 Weizenernten, und im Dreifeldersystem nach 2742 Jahren eintreten; hätte der Boden aber $^1/_{10}$ seines Volumens verloren, so würde dafür $^1/_{10}$ von dem noch unerschöpften Untergrund heraufgehoben worden seyn, der eine abermalige Fortsetzung des Betriebes auf 274 Jahre verstatte. Nach dieser Zeit „bliebe nichts als unauflösliche Kieselerde und Thon zurück.“ Dieser Fall der Erschöpfung tritt aber bei Feldern, die nur 1 Proc. mineralische Bestandtheile enthalten, schon in Jahrhunderten, bei $^1/_{10}$ Procent in Jahrzehnten ein. Doch meint Hr. Walz, daß die Natur von selbst immer wieder den ausgesogenen durch jungfräulichen Boden ersetze. Die Ackerkrume sey nämlich das Product verwitterter Felsarten auf denen sie ruhe, diese Verwitterung schreite in der Tiefe fort, während der Regen und Wind die ausgenützte Ackererde hinwegschwemmen. Dieß letztere ist nun freilich ein großer wissenschaftlicher Irrthum, denn wenn jener Ballast oder die Schlacken der Ackerkrume hinweggeschwemmt würden, so müßten sie doch andere Räume bedecken und diese unfruchtbar machen. Ferner ist der Ackerboden nicht das Product der Felsart auf welcher er ruht, sondern ein Gemenge verschiedener, weit von einander abliegender Felsarten, von denen die einen die nahrhaften Mineralien, die andern nur den Schutt und den Ballast geliefert haben. Die Ackerkrume ist das Werk geologischer Kräfte in ungeheuren Zeiträumen, und deßhalb muß man mit den Bodenschätzen rathsam umgehen.

Daß der Boden wirklich durch die Agricultur erschöpft werde, hat Hr. v. Liebig historisch nachgewiesen. In sechs der alten nördlichen Staaten der amerikanischen Union haben in dem Zeitraum von 1840 bis 1850 die Weizenernten von 2 Mill. Bushel bis auf 1 Mill. Bushel, die Kartoffelernten von 35 Mill. auf 19 Mill. abgenommen, in vier der alten südlichen Staaten hat sich die Weizenernte von 12 auf 6 Mill. vermindert. In New-York waren vor 80 Jahren 25—30 Bushel der gewöhnliche Ernte-Ertrag, jetzt sind sie bis auf 12 gesunken, und auf dieser Stufe der Fruchtbarkeit ist schon Ohio angelangt, welches doch noch am Anfang des Jahrhunderts mit Urwald bedeckt war. Daß Virginien völlig durch den Tabakbau erschöpft ist, daß die westindischen Inseln mit Unfruchtbarkeit geschlagen sind, ist eine notorische Thatsache. Bei uns freilich geht der Proceß äußerst langsam, denn wir düngen die Felder und geben ihnen theilweise wieder was ihnen entzogen worden ist, indem nur so viel verloren geht als ihnen durch den Städteverbrauch, durch Getreideausfuhr und fahrlässige Verschwendung an Dünger entzogen worden ist. Hätten die New-Yorker Farmer von Anfang an jedes Jahr ihre Felder mit so viel Dünger bestellt als ausreichte um die durch die Ernte entzogenen mineralischen Nahrungsstoffe zu ersetzen, so hätten sie immer die Fruchtbarkeit der Felder auf 25 bis 30 Bushel erhalten. Jetzt muß der Guano helfen, und er hilft auch mit wunderbarer Kraft; allein diese Edelsteingruben werden bald erschöpft seyn, denn wenn man fortfährt sie wie bisher auszubeuten, so können sie höchstens noch zehn oder zwölf Jahre ausreichen, und was dann? Wenn die Tschintscha-Inseln abgegraben sind

So muß denn doch die Hexe dran.

Während der Schleisheimer landwirthschaftliche Verein auf einem ausgenutzten Feld in der Nähe Münchens durch Düngung mit phosphorsaurem Kalk eine doppelte Ernte von Sommerweizen neben dem ungedüngten Stücke erzeugte, behaupten noch immer die Gegner der Liebig'schen Lehre, daß die befruchtende Kraft des Stallmistes und des Guano nicht in den mineralischen Bestandtheilen dieser Dünger mit Unterstützung des Ammoniak, sondern im Ammoniak allein ruhe. Zu dem Versuch aber, dem Stallmist oder Guano seine mineralischen Bestandtheile chemisch zu entziehen und dann seine Wirkung als Dünger zu prüfen, dazu nimmt sich niemand die Mühe.

Der Kern der Liebig'schen Lehre ist einfach der, dem Boden alle Aschenbestandtheile, die man ihm genommen, gewissenhaft zu ersetzen. Baut nun der Landwirth Klee um Vieh zu füttern und Dünger zu erzeugen, mit dem Dünger aber seine Kornfelder zu befruchten, so thut er nichts anderes als er bestiehlt das Kleefeld solange es ihm Klee trägt, um mit den wirksamen mineralischen Bestandtheilen des Kleedüngers das Kornfeld zu bereichern. Was er aber diesem in der Kornernte entzogen hat, fährt er in die Stadt, ohne den Dünger der Kornernte zurückzubringen. Die jährlichen Ausleerungen einer Stadt von 1 Million Einwohner wiegen in trockenem Zustande 10 Millionen Pfund, und enthalten an phosphorsauren Salzen nicht weniger als 4½ Mill. Pfd. Wenn man an die erstaunliche Steigerung der Erträge von Korn und Fleisch durch Anwendung des Guano denkt, so begreift man nicht wie aufgeklärte Nationen Schiffe zu den Antipoden schicken, und den Vogeldünger von den Klippen abkratzen lassen, während sie ein Düngemittel von gleichem chemischen Inhalt in den menschlichen Ausleerungen ganz in der Nähe unverbraucht verderben lassen.

Gesetzt nun die Liebig'sche Lehre enthalte eine Wahrheit und zwar eine Wahrheit die für jeden der nur die Sprache der Chemie versteht, die Kraft eines Spruches aus dem Einmaleins besitzt, und die Landwirthe wollten sich hartnäckig dieser Erkenntniß verschließen, wäre nicht die Ernährung des übervölkerten Europa durch die jetzige Raubwirthschaft gefährdet, könnte uns jemals das Brod ausgehen? Wir glauben ganz ruhig Nein antworten zu können und zwar aus staatswirthschaftlichen Erwägungen. Leisten die menschlichen Auswürfe die gleichen Dienste wie der Guano, und steigt dieser im Preise wie er sicherlich steigen muß, so wird die Noth zwingen die Stätten des nationalen Guano aufzusuchen. Der fleißige Bauer Luccas kennt den peruvianischen Vogelmist nicht einmal dem Namen nach, er hält ohne den Boden zu Athem kommen zu lassen, zwei Ernten im Jahre, er fährt aber auch bis nach Pisa und Livorno um die Cloaken auszuleeren, mit deren Hülfe seine unermüdliche Arbeit Wunder von Vegetationskraft erzeugt und die dichteste Bevölkerung des alten Herzogthums ernährt. Eine ähnliche Bewirthschaftung treiben seit Jahrhunderten schon die Chinesen, sie düngen den Acker selbst und stellen dadurch den Kreislauf

der Stoffwanderung genau wieder her. Der Staatswirth muß also sagen, wenn noch nicht geschieht was die Natur will, muß der Raubbau noch lohnender seyn als die rationelle Wirthschaft, es muß also noch schlimmer werden, ehe es besser wird; fängt nur der überseeische Guano an knapp und theurer zu werden, so wird die Noth schon zur Einsicht führen. Freilich sind dann unsere Aecker in einem sehr verschlechterten Zustande, und wenn zeitig der Wissenschaft gehorcht würde, wenn überhaupt von jeher die Grundsätze der wissenschaftlichen Lehren beobachtet worden wären, die nährenden Fluren hätten niemals ihre ursprüngliche Fruchtbarkeitsstufe verlieren können. Aber leider ist die menschliche Natur so geartet daß sie erst den Zwang fühlen, daß die Lage unerträglich werden muß, ehe man sich zu dem neuen Wege und den sauren Opfern des ersten Anfangs entschließt.

Erzählungen des Scheich Abdallah Bou-Rema.

(Von Karl Zill.)

Vierte Erzählung.

Messaouda war nicht nur eine schöne, sondern auch eine fleißige und geschickte Frau, und obgleich Mohammed Bou-Rema später noch zwei andere Weiber nahm, so kam ihr doch keine derselben, weder an Annehmlichkeit der Manieren, noch an Anstelligkeit in Besorgung des Hauswesens gleich, weßwegen sie auch immer die erste und angesehenste im Hause blieb.

Nun befremdet es dich daß ihr Mann sich nicht mit einer solchen Frau begnügen konnte, und ich muß dir hier wiederholen was ich dir schon oft zu erklären gesucht habe, nämlich daß ein mittelmäßig begüterter Araber oder Kabyle weniger aus Prunksucht als aus Nothwendigkeit mehrere Weiber nimmt, er müßte denn das sonderbare Gelüst haben diese selten oder nie unter sich einigen Geschöpfe täglich vor sich keifen und zanken zu hören. Bei den reichen Arabern im Tell und in der Sahara mag es wohl mit zum großen Ton gehören so viele Weiber zu haben als es das Gesetz des Propheten gestattet, da sie ja immer alle häuslichen Arbeiten durch Negersklavinnen verrichten ließen, und daher für ihre Vielweiberei keinen andern Grund als den eben angeführten haben können. Von den Bewohnern der Küstengegenden waren aber wenige im Stand Sklavinnen zu diesem Zweck zu halten, zudem liegt es nicht in unsern Sitten Mädchen oder Weiber um Lohn zu dingen, und so wie daher ein Mann, unter Allahs Beistand, sein Gut und folglich auch seine Arbeit sich mehren sieht, ist er auch genöthigt eine zweite und endlich eine dritte Frau zu nehmen. Aus Wollust, oder aus bloßem Hang zur Abwechslung, wie es uns die R'sara nachreden wollen, nimmt keiner mehr als ein Weib, denn wer seiner Frau überdrüssig ist oder Veränderung liebt, hat die Wahl unter hundert mehr oder weniger hübschen Nachbarsweibern, von welchen wenige, beim Anblick eines blanken Silberstückes, „Nein sagen,“ [1] wenn sie Gelegenheit finden im verborgenen zu sündigen, und da, im Betretungsfalle, der Tod auf solchen außerehelichen Belustigungen steht, so gilt der Mann, der sein Leben dabei wagt, bei der Mehrzahl der Ehemänner, von welchen übrigens keiner glaubt daß ihm selbst so etwas widerfahren könne, eher für einen Helden als für einen Frevler. Die meisten jungen Männer haben daher, so hübsch ihre eigenen Weiber auch seyn mögen, eine auswärtige Freundin, obgleich sie es sehr übel nehmen wenn ihnen gleiches mit gleichem vergolten wird. Ich selbst ließ mich einige Zeit durch das Beispiel anderer hinreißen, entsagte aber bald dieser Unsitte, in Folge deren kein Familienvater versichert seyn kann daß die Kinder seiner Frau auch wirklich seine eigenen sind.

Aus allem diesem wirst du verstehen daß Mohammed Bou-Rema noch zwei andere Weiber, und dazu gelegentlich galante Abenteuer außerhalb des Hauses haben konnte, ohne darum seiner Messaouda weniger zugethan zu seyn. Das eine gehörte zu den Erfordernissen eines bedeutenden Haushaltes, das andere zu den gepriesenen Wagestücken eines Radschill-fhall. [2] Wie aber Abenteuer letzterer Art manchmal einen bösen Ausgang nehmen, wirst du aus dem weitern Verfolg meiner Erzählung sehen.

Bei der Lebensweise welche Mohammed Bou-Rema führte, ist es begreiflich daß er in seinen verbotenen Liebeshändeln, die er ohnehin nur als Nebensache behandelte, nicht beständig seyn konnte, denn er war zu klug, um sobald wieder an einen Ort zurückzukehren, den er gegründete Ursache hatte für einige Zeit zu meiden. Nun hatte ihm einmal eine junge Frau aus dem Dschendel ein Stelldichein gegeben, bei welchem er sich auch einfand, aber — eingedenk des alten Sprüchwortes der Ouischaoua: „Der Panther, der zu einer von ihm getödteten Kuh zurückkehrt, wird geschossen!“ — nicht für gut erachtete von ihr ein zweites zu begehren. Damit war es aber derselben nicht gedient, sie hoffte vielmehr, wie alle ihres Gleichen, die Freigebigkeit ihres Liebhabers so lange als möglich auszubeuten, und schickte ihm daher einen Boten über den andern, ohne jedoch zu ihrem Zweck zu gelangen. Ueber diese Vernachlässigung aufgebracht, beschloß sie sich an ihm zu rächen, was ihr auch vollkommen gelang.

„El Mra hilia ou ouara,
Ketar men karda ou lobba!“
„Die Frau ist listig und gefährlich,
Mehr als die Aeffin und die Löwin!“

Eines Abends kam nach dem Heith des Bou Ksaïba ein Mann welcher Mohammed Bou-Rema abseits rief und ihm, nachdem er ihm eine silberne Bseïma, [3] die er sehr wohl kannte, zu seiner Beglaubigung vorgezeigt hatte, folgende Worte zuflüsterte:

„So sagt dir Halima, die Frau des Amar Bel-Hadsch aus dem Dschendel:“

„„Wenn du mich schon verachtest und aus dem Sinn schlägst, so werde ich doch, so lang ich lebe, keinen andern Liebsten als Robbi und dich haben. Ich habe in Erfahrung gebracht daß unsere Nachbarn, die Sanhadja, auf eine List sinnen um deinen Heith einzunehmen und

---

[1] Ma igsul chi la la, sie sagt nicht nein, arabische Redensart.

[2] El Radschill fhall, der kühne übermüthige Mann.

[3] El Bseïma, eine silberne Nadel zum Zusammenheften des weiblichen Gewandes auf beiden Seiten der Brust.

denselben der Erde gleichzumachen. Laß dich morgen Abend, zur Zeit wo die Kühe gemolken werden, in dem Olivenwäldchen hinter dem Hammam [1] finden, und ich werde dir alles, was ich über diesen Anschlag weiß, ausführlich mittheilen."

Mohammed, der wohl einen vorübergehenden Liebeshandel vernachlässigen konnte, dagegen aber nicht das geringste was auf seine und seiner Angehörigen Sicherheit Bezug hatte außer Acht zu lassen pflegte, ließ sich dießmal bethören. Seine Buhle, die ihn in dem von ihr bezeichneten Wäldchen erwartet hatte, führte ihn in eine dicht mit Lorbeerrosen bewachsene, von überhängendem Tamarisken- und Brombeergesträuch bedeckte Höhlung, wo sie sich mit ihm auf ein von ihr schon vorher bereitetes Lager von Farrenkraut niederließ, und ihn mit zärtlichen Vorwürfen und süßen Schmeicheleien zu überhäufen begann. Da er aber nicht gekommen war, um lange mit ihr zu kosen, sondern vielmehr von ihr zu vernehmen was sie über das angeblich gegen ihn angesponnene Complott wußte, so forderte er sie auf zur Sache zu kommen, und sie erzählte ihm jetzt eine lange Geschichte welcher er mit einem Ohr zuhörte, während das andere nach außen lauschte. „Was war das?" unterbrach er sie, als er ein leichtes raschelndes Geräusch im Gebüsch zu vernehmen glaubte. „Es ist nichts," erwiederte sie, „es sind Amseln, die im dürren Laube scharren." Und fort fuhr sie zu plaudern, von dem was dieser Mann jener Frau gesagt, und was sie selbst mit eigenen Ohren gehört hätte u. dgl., als ein zweites, länger anhaltendes Geräusch sich vernehmen ließ. Dießmal war es keine Täuschung: er raffte sich auf, riß das Pistol aus dem Gürtel, und stürzte durch die Oeffnung des Versteckes ins Freie, wo er sich von einer Menge von allen Seiten herbeieilender Araber, welche fast alle zu gleicher Zeit Feuer auf ihn gaben, umzingelt sah. Da er aber, wie ein gejagter Hirsch, in gewaltigen Sätzen, bald auf diese, bald auf jene Seite sprang, so fuhren ihm einige Kugeln bloß durch den Burnuß, und nur eine derselben streifte leicht seine Hüfte, während er selbst den ersten, dem er sich gegenüber fand, mit einem Pistolenschuß zu Boden streckte. Trotz seiner verzweifelten Gegenwehr mußte er endlich der Uebermacht unterliegen; er ward von seinen Angreifern überwältigt und nach ihrem am Oued-Dschendel liegenden Duar gebracht, wo er, an Händen und Füßen gebunden, die Nacht in einem ihrer Zelte zubrachte.

Die Einwohner des Duars waren in dieser Nacht in großer Aufregung. Der Mann den Mohammed niedergeschossen hatte war gestorben, und seine Verwandten wollten durchaus das Recht der Wiedervergeltung an diesem ausüben, allein der Scheich der Abtheilung, der indeß herbeigerufen worden war, und die übrigen Araber gaben dieß nicht zu, und nach langer Berathung ward beschlossen den Gefangenen der Gerechtigkeit des Bey von Constantine, dem die Dschendel den Tribut zahlten, zu überliefern, da sie sonst Gefahr liefen jede andere eigenmächtige Handlung von ihrer Seite von den gesammten Abtheilungen der Ouischaoua nicht zu ihren Gunsten ausgelegt zu sehen. Da dieser Act auf der einen Seite dem Bey als eine freiwillige Aeußerung ihrer Anerkennung seiner Oberherrschaft angenehm seyn mußte, und er auf der andern ihnen ein sicheres Mittel darbot sich auf einem Weg des Rechtes, gegen den niemand etwas einwenden konnte, von dem verhaßten Mohammed Bou-Rema zu befreien, so trafen sie unverzüglich Anstalt zur Vollziehung desselben, und am folgenden Tage ward dieser auf ein Maulthier gebunden und von vier wohlbewaffneten Reitern des Gums [1] der Dschendel abgeführt. Ihr Weg führte sie an dem südlichen Ufer des Fetzarasees vorbei, wo sie, wegen schon vorgerückter Tageszeit, in einer am rechten Ufer des Oued-el-Houds [2] ansässigen, den Dschendel befreundeten Abtheilung der Eulma zu übernachten beschlossen. Der Gefangene ward dort in ein Zelt gebracht, welches, wie es jedesmal bei der Ankunft fremder Gäste geschieht, durch einen Vorhang von Wollenstoff in zwei Hälften abgetheilt wurde; in dasselbe Zelt trug man die Sättel und die Flinten seiner Wächter, und machte letztern auch ihre Schlafstellen darin zurecht.

[1] El Hammam, das warme Bad, die Thermalquelle.

Während die in der Mitte des Duars auf einer Matte gelagerten Reiter ihren Freunden, den Eulma, die Geschichte von Mohammeds Gefangennehmung erzählten, und dieser trübselig an der Stelle lag wo man ihn hingeworfen hatte, wurde von Zeit zu Zeit die wollene Scheidewand des Zeltes etwas aufgehoben, und jedesmal blitzten ein Paar neugieriger Weiberaugen unter derselben hindurch. Mohammed Bou-Rema bemerkte es, und die Strahlen dieser Augen durchzuckten sein Herz mit froher Hoffnung. Eine Frau hatte ihn in diese Noth gebracht, eine Frau nur konnte ihn daraus erretten. Dieser Gedanke kam ihm von Gott, welcher des Menschen Verstand schärft zur Stunde der Gefahr. Mit gespannter Aufmerksamkeit wartete er daß sich der Vorhang wieder lüfte, und als dieses geschah, flüsterte er in hastigen Worten: „Bei dem Namen Sidi Abdel-Kaders und dem Haupt deiner Mutter beschwöre ich dich mir zu helfen, und ich will dich in Silber und Seide hüllen!" Die Oeffnung unter dem Vorhang schloß sich zwar augenblicklich, allein zu gleicher Zeit schlugen an das Ohr des Gefangenen die zwei kaum vernehmlich gelispelten Worte: „Allah ibarek!" [3] welche ihm lieblicher klingen mußten als der Schall der Gasba [4] und der Ghaïda [5] bei einem Hochzeitsfeste. „Ich bin gerettet!" sagte er sich, indem er sich ganz dem Vertrauen in die List der Weiber hingab, obschon er sich nicht denken konnte auf welche Weise diese Rettung geschehen sollte.

Die Zeit des Nachtessens war herbeigekommen. Die Wächter Mohammeds wurden mit Kuskusu und Ziegenfleisch bewirthet, und nachdem sie gespeist hatten, ward der Rest der Mahlzeit dem Gefangenen vorgesetzt. „Iß und trinke und laß dir es wohl schmecken," sagten sie lachend zu ihm, „bevor dir der Schausch [6] den Weg vom Maul zum Bauch abschneidet!" — „Verflucht seyen eure Väter!" erwiederte Mohammed, „bindet mir die Hände los, und ihr werdet sehen ob mir die Furcht vor euch oder dem Schausch den Appetit benommen hat!" Man befreite seine Hände von dem wollenen Strick, welcher sie zusammengeknüpft hielt, und er aß mit großem Wohlbehagen, denn seit dem gestrigen Tag hatte er keinen Bissen genossen. Nach vollendeter

[1] Der Gum, eine Art berittener Miliz, welche früher die bewaffnete Macht eines Stammes ausmachte, und noch heute in Kriegszeiten durch ein Aufgebot zur Verfügung eines französischen Heerführers gestellt werden kann.

[2] El Oued el houds, der Fischfluß, ein sich in den Fetzara ausmündender Winterbach.

[3] Allah ibarek, Gott segne dich, wird gewöhnlich als Einwilligungsformel angewendet.

[4] El Gasbah, die Rohrflöte.

[5] El Ghaïda, eine Art von Hoboe der Araber.

[6] El Schaouch, der Scharfrichter; auch ein Thürsteher wird so genannt.

Mahlzeit ward er wieder gefesselt, und nachdem er noch einige Zeit die Zielscheibe der Neckereien von Seiten seiner Hüter, denen er übrigens keine Antwort schuldig blieb, gewesen war, begab man sich zur Ruhe, um am folgenden Morgen mit dem Frühesten zur Weiterreise bereit zu seyn. Die Matte wurde hereingebracht, auf welcher sich die vier Reiter ihr Nachtlager zurecht machten; Mohammed lag neben ihnen auf der bloßen Erde, und der ihm zunächst liegende Reiter band sich das Ende des Strickes, womit seine Hände gefesselt waren, an den rechten Vorderarm, um durch die geringste Bewegung des Gefangenen aufgeweckt zu werden. Nachdem diese letzte Sicherheitsmaßregel getroffen war, legte sich jeder zurecht, und bald schliefen die von den Anstrengungen des Tages ermüdeten Gäste so fest, daß sie sich weder durch das Bellen der Hunde noch durch das Schreien eines Säuglings jenseits des Vorhangs stören ließen.

Nur Mohammed Bou-Rema schlief nicht; er lag unbeweglich auf dem Rücken, und lauschte begierig jedem Geräusch das sich hinter dem Vorhang vernehmen ließ. Das leise Geplauder der in der andern Hälfte des Zeltes befindlichen Familienglieder hatte nach und nach aufgehört, nur der kleine Schreihals drüben blökte lange in einem fort, und brachte den ungeduldig und in peinlicher Ungewißheit harrenden Gefangenen fast zur Verzweiflung, denn der Wechselbalg schrie alle Aussicht auf Befreiung hinweg, und der Tag konnte anbrechen ehe es ihm zu schweigen beliebte. Endlich aber schwieg er doch, und die nun eintretende tiefe Stille mußte den wichtigen Moment herbeiführen, allein Mitternacht mochte bereits vorüber seyn, und noch hatte nicht das mindeste Anzeichen verrathen daß die erwartete Hülfe nahe sey; auch begann Mohammed sich in sein Schicksal zu ergeben, und zu glauben daß es so geschrieben stehe. „La Allah ill Allah, Mohammed Rasul illah![1] Ich will dem Tod wie ein Mann entgegengehen,“ sagte er sich innerlich, und von diesem Augenblick an hoffte und wartete er nicht mehr.

Wenn ein Moslem, in der Ueberzeugung daß sein Tod durch den Willen Allahs, sey es auch für die nächstfolgende Stunde, geschrieben stehe, sein Glaubensbekenntniß gesprochen hat, so kommt eine große Gemüthsruhe über ihn. In dieser Stimmung befand sich jetzt Mohammed Bou-Rema, und er war eben im Begriff einzuschlafen als er eine warme Hand seinen rechten Arm berühren fühlte. Er riß die Augen weit auf, allein im Zelt war es so dunkel daß er nichts erkennen konnte. In demselben Augenblick legte sich diese Hand auf seinen Mund, und er wußte jetzt was dieß zu bedeuten habe; er blieb deßhalb unbeweglich liegen, und bald verstand er aus der Berührung eines kalten Instruments, das in sägender Bewegung zwischen seinen gebundenen Händen hin und herglitt, wie seine Befreierin ihr Wort zu lösen wußte. Seine Bande fielen, und ein Messer wurde ihm in eine seiner nunmehr freien Hände gedrückt, worauf wieder alles so ruhig und still blieb wie zuvor.

Vermittelst dieses Messers hatte er sich bald die Füße ebenfalls frei gemacht; er fühlte aber daß diese ihm den Dienst versagten, und er erst abwarten mußte bis sich der Blutumlauf in denselben wieder hergestellt hatte. Diese Zeit wendete er dazu an den untern Rand der Zeltwand, den er, ohne seine Lage zu verändern, mit den Händen erreichen konnte, zu durchschneiden, und den Schnitt so weit aufwärts zu verlängern, daß er bequem durch die dadurch bewirkte Oeffnung schlüpfen konnte. Dann kroch er auf allen Vieren um das Fußende des Lagers seiner Schlafgefährten herum, steckte sich zwei Pistolen derselben in den Gurtriemen, schob ihre vier Flinten, eine nach der andern, unter der Zeltwand hindurch, und kehrte dann auf demselben Weg nach seiner Lagerstelle zurück, wo er das noch an dem Arm seines Nachbars befestigte Ende des Strickes an eines der Zeltpfählchen band. Hierauf blieb er noch eine Weile ruhig liegen, um sich zu versichern ob alles geheuer sey, und da die Reiter noch immer fest schliefen, und auch die Hunde, die wahrscheinlich, wie sie es oft thun, unter die Zelte gekrochen waren, sich nicht mehr vernehmen ließen, so glitt er leise wie eine Schlange hinaus ins Freie, wo er sich mit den vier Flinten belud und seinen Weg nach dem unfernen Oued-el-Houds einschlug, den er auch glücklich erreichte, ohne daß irgend ein Laut verrieth daß man seine Flucht wahrgenommen habe. Da ihm die Flinten eine zu große Last waren, so versteckte er drei derselben in dem dichten Brombeergebüsch, das die am linken Ufer des Baches liegenden Feigengärten der Oulhassa-Araber umzog, nahm die vierte auf die Schulter, und gewann, dem Strombett aufwärts folgend, in kurzer Zeit das an die große Ebene stoßende, waldbewachsene Hügelgelände, wo er sicher war daß man ihm zu Pferd nicht folgen konnte. Erst nachdem er etwa eine Stunde gegangen war, vernahm er in der Richtung des Douars der Eulma ein verworrenes Getös von Menschenstimmen und Hundegebell; da er sich hier aber so gut als geborgen wußte und ihn zudem seine wunde Hüfte schmerzte, so erachtete er nicht mehr für nöthig seinen Schritt zu beschleunigen, und er langte erst am folgenden Morgen gegen die Stunde des Dohor[1] bei den Seinigen an, welche es sich nicht hatten träumen lassen in welcher Gefahr er während seiner Abwesenheit vom Heith geschwebt hatte.

Ungefähr einen Monat nach diesem Abenteuer begab sich Mohammed Bou-Rema mit zweien seiner Leute nächtlicher Weile nach dem Oued-el-Houds, um die dort zurückgelassenen Waffen zu holen, welche er auch richtig an dem Orte fand wo er sie versteckt hatte. Als er auf seinem Rückweg das Gebiet der Ghadscheta erreicht hatte, sagte er zu seinen Begleitern, daß er hier zurückbleiben müsse um eine Schuld zu bezahlen die ihm auf dem Herzen brenne; die Knaben setzten daher ihren Weg weiter fort, und ließen ihn am Ufer des obern Oued-Dschendel zurück.

In der folgenden Nacht ward die Frau des Amar Bel-Hadsch, als sie eben im Begriff war einen Armvoll Holz zur Unterhaltung des Küchenfeuers in das Zelt zu tragen, durch die Brust geschossen, und obgleich nicht zu ermitteln war woher der Schuß gekommen, so blieb doch niemand über den Thäter in Zweifel.

Mohammed Bou-Rema konnte nie erfahren welcher von den Weibern des Eulma, bei welchen er gefangen gelegen, er seine Rettung zu verdanken hatte.

[1] Glaubensbekenntnißformel der Muselmänner.

[1] El Dohor, die zweite Gebetsstunde gegen die Mitte des Tages.

Das Königsbuch der alten Aegyptier von Lepsius. [1]

Endlich ist dieses wichtige Werk, das bereits vor 20 Jahren begonnen wurde, erschienen. Die von der preußischen Expedition aus Aegypten und Aethiopien zurückgebrachten Materialien, welche vorzugsweise vom historischen Standpunkte aus gesammelt wurden, und das alte Reich so gut wie zum erstenmal aufgeschlossen haben, liegen in 900 Tafeln gesichert, geordnet und abgebildet vor. Die bedeutendste Erwerbung an Denkmälern in den letzten Jahren, die Sammlung der von Mariette entdeckten und gerade durch ihre Beschränkung auf den engen Kreis so interessanten Apisdenkmäler ist jetzt im Louvre aufgestellt und bereits von Lepsius benutzt worden; ebenso die Sammlungen und Museen von Paris, Turin, Florenz, Rom, Neapel, Leyden, London, Wien, Gotha, Berlin, die frühere Dodwell'sche in Rom, jetzt größtentheils in München, die frühere Kestner'sche in Rom, jetzt in Hannover, die des Grafen Palin in Rom, jetzt in Stockholm, die seitdem veräußerten Sammlungen von Anastasi in Alexandien, Guidi in Rom, Athanasi in London, dann die von Dr. Abbott in Cairo, jetzt in New-York, die von Clot-Bey in Cairo, jetzt größtentheils in Paris, die des Herzogs von Northumberland in Alnwick Castle, die des Lord Belmore und des Hrn. Sams in London, die des Hrn. Rousset in Paris u. a. Auch die Publicationen von Monumenten sind verglichen, und so dürfte die hier dargebotene Sammlung von Königsschildern, welche 73 lithographirte Tafeln füllen, wohl für längere Zeit den Schatz des Vorhandenen wesentlich erschöpfen.

Die Sammlung beginnt mit einer Zusammenstellung der mythischen Könige. Von den drei Götterdynastien der Aegyptier kennen wir die erste sowohl nach memphitischer als thebanischer Lehre vollständig. Sie erscheinen mit den ihnen beigesellten Göttinnen gelegentlich mit Königsschildern auf den Denkmälern, ebenso die ersten Götter der zweiten Dynastie. Der Turiner Papyrus führte noch mehr auf, deren Namen aber abgebrochen sind und aus andern Denkmälern sich bis jetzt nicht ergänzen lassen. Von den ersten sieben Dynastien hat Lepsius nur einzelne Namen gelegentlich gefunden, aus der ersten Menes und Atut oder Athothis, aus der dritten Snofru und einige Verwandte desselben, aus der vierten Sor oder Soris, dann die Pyramiden-Erbauer Chufu oder Cheops, Chnumu-Chufu, Chafra oder Chephren, Menkaura oder Mykerinos und Aseskaf, die fünfte liefert die meisten, nämlich acht Namen, in der sechsten finden wir unter andern Ati oder Othoes, zwei Pepi oder Phiops (Apappus) und Nitakret oder Nitokris, aus der siebenten nur zwei wenig bekannte Namen. Ungeordnete Namen aus Dy. I—10 folgen dann Taf. VII. Vollständiger werden die Listen von der 11ten an. Bei geeigneten Abschnitten wurden die Namen, die nicht genau eingeordnet, aber doch bestimmt werden konnten, eingefügt. Alle königlichen Verwandten aufzunehmen, welche den Titel suten rech führen, schien zu weit zu führen. Lepsius beschränkte sich auf die, deren Väter als Prinzen nachweisbar waren. Die Turiner Königsannalen wurden hinter der Götterzeit und dann hinter der 10ten, 12ten und 13ten Dynastie, sowohl hieratisch als mit hieroglyphischer Umschrift, in der chronologischen Ordnung, die er für die richtigste hielt, aufgenommen, wobei nur Schade ist daß diese bei der Zerstücklung des Papyrus zu wenig gesichert ist. Ebenso sind die Listen der Kammer von Karnak und der Tafel von Abydos hinter Dynastie VII, XI, XII und XIII vertheilt, und vor Dynastie XVII das Ende der Liste von Abydos, und die zusammenhängenden Königsreihen der Tempel Ramses II und III, der Gräber von Qurnah und Dêr-el-Medinet, und eines Turiner Papyrusfragmentes eingeschoben. Im neuen Reiche ist die Reihe der Könige so vollständig daß die wenigen fehlenden Namen durch leere Schilder angedeutet werden konnten. Die Reihe der Ptolemäer ist uns aus den Denkmälern vollständiger als durch die griechischen Schriftsteller bekannt. Die römischen Kaiser konnten, mit Ausnahme von Vitellius bis zu Commodus, ohne Unterbrechung gegeben werden, und führen dann mit einigen Lücken bis auf Decius. Zuletzt folgt noch eine Auswahl von Skarabäen. Von den Tausenden von solchen die Lepsius in Abdrücken besitzt, trägt eine große Anzahl die bekannten Königsnamen bis zur vierten Dynastie in den gewöhnlichen Königsschildern oder ohne dieselben. Einige Königsnamen sind uns aus andern Monumenten weiter nicht bekannt.

Die drei letzten Tafeln nehmen die äthiopischen Könige aus vier verschiedenen Epochen ein, nach den Orten wo sie sich finden vertheilt, da eine genauere chronologische Ordnung nicht möglich ist. Vor der 25sten ägyptischen Dynastie der Aethioper, die sich Aegyptens bemächtigt hatten, gab es in Aethiopien keine höhere Civilisation und keine Monumente. An der Spitze der ersten steht Sabako, an der der zweiten Taharka (Dyn. XXV, 3), der seine Residenz an den heutigen Barkal verlegte; die dritte Epoche tritt mit dem Aufblühen des südlichen Reiches ein, dessen Hauptstadt Meroë war. Eben da residirte eine spätere Königsreihe, die in den dortigen Pyramiden begraben ist, und deren Denkmäler sogar eine doppelte Schrift für die einheimisch äthiopische Sprache, eine hieroglyphische und eine demotische zeigen. Zu den beiden ägyptischen Schildern fügten sie noch ein drittes in äthiopischen Hieroglyphen hinzu.

Die Angabe der Varianten ist wichtig an sich, und eine reiche Quelle für die Kenntniß der Zeichen und Gruppen. Besonders die Thronschilder enthalten, um kurz zu seyn, viele ideographische Sylbenzeichen. In römischer Zeit kommt dazu eine übermäßige Sucht die hieroglyphischen Zeichen in den Namen zu wechseln und mit einer gesuchten Gelehrsamkeit neue Zeichen, die früher nur eine ideographische Bedeutung hatten, unter das allgemeine phonetische Alphabet aufzunehmen. Mitunter liebten sie es die Namens-Elemente unter sich in eine künstliche, von der Aussprache des Namens noch unabhängige Verbindung zu bringen, und kleine Bilder, Processionen, architektonische Verzierungen daraus zusammenzustellen, wozu der von dem symbolischen meist noch verschiedene figurative Sinn der hieroglyphischen Gegenstände einlud.

So viel über die hieroglyphischen Tafeln. Der Nachweis der Monumente, denen jede ägyptische Legende entnommen ist, die Rechtfertigung der Lesung und die vollständige Begründung ist dem zweiten Theile der „Chronologie der Aegyptier" von Lepsius vorbehalten. Wir müssen also dessen Erscheinen erst abwarten. Die erste Abtheilung gibt nur die chronologischen Tafeln und so viel als im allgemeinen zur Rechtfertigung der hier gegebenen Wiederherstellung der manethonischen Chronologie hinreichend schien. Wir wollen daher nur einige Hauptmomente der ägyptischen Chronologie von Lepsius, welche von einem allgemeinern Interesse sind, hervorheben, und unser Bedenken über manche Punkte nicht verschweigen, da in allzu specielle chronologische Erörterungen einzugehen hier nicht der Ort wäre.

Die Wiederherstellung der ägyptischen Chronologie ist Lepsius ziemlich gleichbedeutend mit der der Manethonischen. Ohne die Denkmäler

[1] Königsbuch der alten Aegyptier von C. R. Lepsius, Abtheilung I. Text- und Dynastientafeln. Berlin 1858, gr. 4°.

wäre keines von beiden möglich. Noch weniger aber würden die Denkmäler allein dazu hinreichen einen richtigen Begriff von den ägyptischen Zeitperioden zu geben. Der Zusammenhang der Chronologie im Großen wird nach Lepsius nur durch das richtige Verständniß der manethonischen Dynastienverzeichnisse möglich. Leider ist, was er ein Verständniß derselben nennt, ein sehr willkürliches Verfahren mit denselben. Die synoptischen Tafeln geben in kurzer Uebersicht das Resultat seiner Untersuchung und die Quellentafeln die angebliche Begründung derselben.

Die Grundlage seines Verfahrens beruht auf der Annahme von Nebendynastien neben den fortlaufenden. Er stimmt darin mit Bunsen und andern überein, während [1] ich schon vor mehr als 25 Jahren gezeigt habe daß dieß weder den Angaben der alten Chronographen, noch des Manetho selbst, oder denen der Griechen, die von keinen Nebendynastien wissen, oder den Landesverhältnissen, die auch in späterer historischer Zeit nie längere Zeit mehrere Reiche in Aegypten bestehen ließen, gemäß ist, und die bedeutende Autorität Böckh's [2] — andere zu geschweigen — mir beigepflichtet hat. Von den drei oder vier Gründen, die er S. 7 anführt, kann der erste der Vergleichung des Laterculus des Eratosthenes für Bunsen von Gewicht seyn, der darnach Manetho zuschneiden will, aber nicht für Lepsius, der S. 12 fg. die Spärlichkeit der eratosthenischen Königslisten verwirft und wenig auf sie gibt. Sein zweiter Grund, daß Manetho nur 3555 Jahre von Menes bis Ochus gerechnet habe, würde selbst dann für die Annahme von gleichzeitigen Dynastien bei Manetho nicht beweisend seyn, wenn diese Summe besser begründet wäre als sie es durch die Stelle des Syncellus ist; denn man würde dann nur anzunehmen brauchen, wie ich früher geneigt war, daß die Zahlen der einzelnen Dynastien corrumpirt seyen, wofür noch das spricht daß die Summen der Dynastien, wo die Anzahl und die Namen der Könige nicht erhalten sind, oft unnatürlich hoch, die der Dynastien aber, deren Namen wir überkommen haben, verhältnißmäßig unglaubwürdig sind. Wir würden daher diese Zahl gerne annehmen, wenn das einstimmige Zeugniß der Chronographen, nach welchen die Aegyptier ihrem Reich ein so hohes Alter beilegten und Herodots Zeugniß (II, 142) von 341 Königen oder Geschlechtern, die aufeinander in Aegypten nach der Angabe der Priester gefolgt seyen, und Diodors Angabe (I, 44) daß nach den Göttern die Menschen in Aegypten bis zur 180. Olympiade, wo er Aegypten besuchte, etwa 5000 Jahre geherrscht hätten, mit den 5521 Jahren — mehr oder weniger — welche die Summen des Manetheo bei Afrikanus ergeben, mehr übereinstimmten. Wenn er daher drittens von einer Uebereinstimmung dieses Umfanges mit andern davon unabhängigen Nachrichten bei Herodot, Diodor und Dicäarch spricht, so ergibt die obige Darstellung vielmehr das Gegentheil. Keiner weiß von einer längeren Dauer mehrerer Reiche in Aegypten oder von 3555 Jahren als der Gesammtsumme der Dauer des ägyptischen Reiches. Jetzt will Lepsius noch einen vierten Grund gefunden haben; nach Herodot hätten die äthiopischen Könige der Dynastie XXV gleichzeitig mit den ersten saitischen Königen der Dynastie XXVI regiert, und jetzt gehe aus den Denkmälern jener Zeit selbst mit Nothwendigkeit hervor daß auf den letzten König der XXV. Dynastie Taharka unmittelbar der vierte König der XXVI. Dynastie Psammetichus I gefolgt sey, und daß folglich die drei Vorgänger des letzteren gleichzeitig mit den Aethiopen regierten; was aber von zwei Dynastien streng bewiesen werden könne, müsse auch von allen übrigen als möglich zugegeben werden; der Schluß möchte schon logisch wenig stringent seyn und die Sache, wenn sie auch richtig wäre, was wir hier nicht untersuchen wollen, sich anders darstellen. Die drei ersten Könige der saitischen Dynastie, die zusammen nur 21 Jahre regierten, mögen schon während der Herrschaft des Taharka Aufstandsversuche gemacht und eine ephemere Herrschaft in einem Theil Aegyptens geführt haben; als Psammetichus dann später zur unbestrittenen Herrschaft Aegyptens gelangte, führte man sie als die legitimen Herrscher auf. Sollte die Herrschaft des Taharka nicht entsprechend dafür gekürzt seyn — Afrikanus gibt ihm nur 18 Jahre statt Lepsius 28 — so wäre dieß höchstens ein Versehen; es scheint aber als wenn noch ein Aethioper Ameris, den der armenische Eusebius zu Anfang der Dynastie XXVI hinter Tahrakos und vor den Saiten aufführt, ein solcher Nebenkönig gewesen sey; dann würde dieser Fall gerade beweisen, wie nach meiner Meinung dieß auch schon Dynastie XVII thut, wo Afrikanus Hirtenkönige neben den Thebanern aufführt, wie ganz anders bei solchen Nebenherrschaften, die eine Weile in Aegypten bestanden, Manetho sich ausgedrückt hat, so daß seine Dynastien im allgemeinen durchaus als eine auf die andere folgend von ihm angesehen wurden. Man sieht übrigens, dieß ist etwas ganz anders als wenn zwei oder drei ganze Dynastien Manetho's neben einander geherrscht haben sollen. Früher glaubte Lepsius eine Bestätigung seiner Ansicht von der Gleichzeitigkeit mehrerer ägyptischen Dynastien in der armenischen Uebersetzung des Eusebius T. I. p. 98 gefunden zu haben. Auch Heeren Ideen S. 103 hatte sich schon darauf bezogen; ich kann aber noch, wie schon früher, nichts als eine Vermuthung des Eusebius darin sehen, *forte* — heißt es nämlich deutlich — enim iisdem temporibus multos reges Aegyptiorum — simul fuisse contigerit. Es sollte nach Eusebius Zeugniß, wie er und Bunsen meinten, Dynastie I und II die Thiniten und Memphiten, und Dynastie XXV und XXVI die Saiten und Aethioper, und auch noch andere neben einander regiert haben. Jetzt p. 15 läßt aber Lepsius selbst Dynastie II auf I folgen: „Die Beispiele scheinen nur willkürlich zusammengestellt zu seyn, und es trifft sich nur zufällig daß Saiten und Aethiopen (wie Lepsius annimmt) gleichzeitig herrschten!"

Die nächste Frage ist der Umfang der ägyptischen Geschichte. Lepsius hat in der Berliner Akademie der Wissenschaften 1857 eine eigene Abhandlung: „Ueber die Manethonische Bestimmung des Umfangs der ägyptischen Geschichte" gelesen. Wir haben schon erwähnt daß wir seiner Annahme von 3555 Jahren gerne beipflichten würden, wenn nicht so bedeutende Bedenken, deren wir auch schon gedacht haben, ihr entgegen ständen. Die bezügliche Stelle beim Syncellus p. 52 D. lautet wörtlich so: „der bei den Aegyptern hochberühmte Manetho, indem er über dieselben 30 Dynastien wie die alte Chronik schreibt und offenbar von dieser ausgeht, weicht doch hier von ihr in den Jahren bedeutend ab, wie sowohl aus dem früher von uns Gesagten als aus dem was wir noch in dem Folgenden sagen werden, zu ersehen ist; denn die 113 Geschlechter, die er in den drei Büchern in 30 Dynastien beschrieb, berechnete er im Ganzen zu 3555 Jahren, indem er im Jahre der Welt 5147 schloß, nämlich 15 Jahre etwa vor der Weltherrschaft Alexanders." Daß Manetho selbst dem Syncellus nicht mehr vorgelegen habe, darüber sind alle einig. Die sogenannte alte Chronik ist ein spätes Product, dessen Werthlosigkeit auch Bunsen I. 263 anerkennt. Die Verbindung, in welche Manetho mit dieser alten

[1] J. H. Plath. Quæstiones Aegyptiacæ Goettingen 1829. 8°.
[2] Böckh Manetho und die Hundsternperiode in Smiths Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Berlin 1844. Bd. II. S. 385—780.

Chronik hier gesetzt wird, von der er ausgehen soll! er, der unter Ptolemäus Philadelphus nach Syncellus p. 18 schrieb, während die sogenannte alte Chronik, wie ich S. 48 nachgewiesen habe, erst von einem Alexandrinischen Juden oder Christen verfaßt seyn kann, verdächtigt die Angabe schon. Die 113 Geschlechter hat die alte Chronik, aber nicht die Zahl 3555. Sie scheinen also nur aus dem falschen untergeschobenen Manetho zu stammen. Lepsius will eine Bestätigung des Manethonischen Ursprungs der 3555 Jahre indeß noch in einem Umstande gefunden haben S. 10. Es sey, sagt er, von vornherein zu vermuthen, und er stimme mit Chr. Müller, Böckh u. a. darin überein daß die großen Götterzahlen des Manetho, die sich in ähnlicher Weise schon in den an 1000 Jahr älteren Papyrus-Annalen von Turin finden, cyklischer Natur seyen, und daß man bei ägyptischen Cyklen nicht füglich an etwas anderes als an die Sothis-Periode denken könne. Jene beiden Gelehrten glaubten nun in den Zahlen welche Eusebius nach der Manethonischen Liste den Göttern, Halbgöttern und der vorgeschichtlichen Menschendynastie der sogenannten Νέκυες zuschreibt, eine Gesammtsumme von 17 Sothis-Perioden zu finden. Die Zahl 17 gefällt Lepsius schon nicht, noch weniger daß Götter- und Menschen-Regierungen in einer Summe zusammen begriffen werden. Er glaubt, Manetho habe die Götter zwölf Sothis-Perioden regieren lassen. Da aber Menes erstes Jahr nach seiner Annahme von Manetho in das Jahr 3892 v. Chr. gesetzt wurde, und also nicht in den Anfang einer solchen historisch zurückberechneten Sothis-Periode, die 2782 und 4242 v. Chr. begannen, fiel, die Götter aber doch wohl mit einer vollendeten Sothis-Periode abschlossen, so blieb zwischen den Göttern und Menes eine Lücke welche durch Erfindung einer vorhistorischen Menschendynastie den Νέκυες oder 30 Thinitischen Königen, die 350 Jahre nach Manetho regiert haben sollen, aufs passendste ausgefüllt wurde! Mit diesen 350 Jahren gelange man nämlich zum Jahre 4245 oder dem Julianischen Jahre 4242 v. Chr. Uns scheint diese Argumentation sehr gesucht und schwach. Bei der Annahme einer solchen künstlichen Erfindung müßte Manetho's geschichtliche Glaubwürdigkeit sehr leiden. Lepsius S. 16 nimmt aber auch schon vor Menes einen Bestand des ägyptischen Reiches an. Ebenso schwach ist, wenn er S. 12 in Diodors Angabe daß einige andere Gelehrte das Alter der Pyramiden auf 3400 Jahre vor seiner Zeit schätzten, eine directe Hinweisung auf diese angeblichen Manethonischen Schriften findet.

Bei der Annahme gleichzeitiger Dynastien und einer nur 3555 jährigen Dauer des ägyptischen Reiches drängt sich nun natürlich zunächst die Frage auf, nach welchen Kriterien soll man die fortlaufenden Dynastien von den gleichzeitigen unterscheiden. Bunsen legte den s. g. Laterculus des Eratosthenes als die fortlaufende Reihe zum Grunde und stutzte darnach den Manetho zu. Es sind dieß bekanntlich 38 Namen von Königen, die Syncellus p. 96 und sgg. mit Angabe ihrer Regierungsjahre und einer Uebersetzung ihrer ägyptischen Namen ins Griechische anführt. Er nennt sie Thebaner, obwohl der erste Thinite der 6te Memphite heißt. Sie sollen nach Syncellus 1076 Jahre regiert haben. Der 1te und 2te Menes und sein Sohn Athothes sind sichtlich die welche auch beim Manetho an der Spitze der Dynastien stehen, aber dann entsprechen erst der 15te bis 17te Saophis, Saophis II und Moscheris Manethos Suphis, Suphis II und Mencheres D. IV., 2—4 und 20—22 Apappus mit 100 Jahren, Echescus Ocaras (der Name ist verdorben) mit 1 Jahre und Nitocris, eine Königin dem Phiops mit 100 Jahren, Mentesuphis mit 1 Jahr und der Nitocris Manetho's D. VI 4—6 und nur künstlich kann man noch einige andere zusammenstellen. Das Kunststück ist nun die Annahme daß die bei Eratosthenes ausfallenden — Nebenlinien angehört haben sollen. Von allen 38 sagt Lepsius, können nur zwölf (?) mit Sicherheit identificirt werden, und von den Regierungszahlen stimmen nur vier mit den Manethonischen überein; „es sey ihm daher jeder Zeit unmöglich gewesen auf die Eratosthenische Liste großes Gewicht zu legen" und doch will er sie für seine Gleichzeitigkeiten benutzen, und da Nr. 15—19 der D. IV, Manetho's Nr. 20—22 aber dessen D. VI entsprächen, so müsse Eratosthenes D. V als gleichzeitig in Unterägypten regierende Nebenlinie ausgeschlossen haben, und ebenso (S. 21) die beiden Herakleopolitischen D. IX und X, da die bei ihm zwischen D. VI und XII genannten neun Könige unmöglich 5 Dynastien entsprechen könnten. Aber es sind die Könige der D. V ja aus Elephantine, wie kämen die nach Unterägypten? Nach den Denkmälern herrschte die 5te in Memphis, und Lepsius muß sich S. 20 daher mit der Annahme einer Verwechselung der Bezeichnungen bei Afrikanus helfen! Doch ist ihm die Spärlichkeit der Eratosthenischen Könige im Vergleich mit den Manethonischen zu groß. Seine Annahme ist nun daß Eratosthenes seine Königsliste nach Thebanischen Nachrichten abfaßte und nur die Reihe der Regenten vorfand welche Oberägypten beherrschten, dagegen die unterägyptischen Dynastien, deren Macht sich nicht zugleich über die Thebais erstreckte, ganz übergieng, während Manetho umgekehrt den unterägyptischen Dynastien den Vorrang gab und den Faden der Zeitgeschichte an diese knüpfte. Aber man darf nicht übersehen daß diese ganze Annahme von ober- und unterägyptischen Dynastien, die neben einander bestanden, aber nur über einen Theil von Aegypten ihre Herrschaft erstreckt haben sollen, ja nur eine bloße Hypothese ist; der angebliche Beweis dreht sich immer im Cirkel herum. Da er indeß den Laterculus des Eratosthenes nicht als Maßstab anzulegen wagt, so sucht er eine andere Norm, und meint sie darin gefunden zu haben daß alle Dynastien welche neben den Memphitischen regierten, von der Zeitreihe ausgeschlossen würden. Es leuchtet ein, wie willkürlich diese neue Annahme ist. Solche Nebendynastien sind ihm nun S. 50 D. VI, IX, X, XI, XIII, XV, XVI, XXV und XXVII. Die letzten vier sind die Hyksos, Aethiopen und Perser, aber D. XI und XIII heißen Diospoliten, wie D. XII und XVII bis XX, die er wie die übrigen fortlaufen läßt. Die XIte soll neben D. VIII geherrscht haben (S. 23).

Bald nach der 12ten Dynastie fielen nach Lepsius die Hyksos von NO. her ins Land ein und bemächtigten sich der Herrschaft. Das soll aus der Lücke in der Tafel von Abydos hervorgehen, da aber erst die 15te Dynastie die erste Hyksos-Dynastie ist, so sollen die 13te Thebanische und die 14te Xoitische einheimische Dynastien seyn, welche gleichzeitig und wahrscheinlich wenigstens zum Theil abhängig von den Hyksos regierten, und er nimmt S. 24 gar eine dreifache Linie von Regierungen an. Das alles scheint uns sehr willkürlich.

Wie unsicher aber diese ganze ägyptische Geschichte ist, davon mögen die Hyksos und der Aufenthalt der Juden in Aegypten noch schließlich als Probe dienen. Bekanntlich erwähnen die Griechen Herodot und Diodor jene und eine solche Fremdherrschaft in Aegypten gar nicht. Alles, was wir von ihnen wissen, beruht auf Manetho's Nachricht beim Syncellus und beim Josephus c. Apionem I. p. 1040, weßhalb neuerdings Hengstenberg, J. K. Hoffmann, Seyferth, Ulemann, wie schon früher Perizonius und Thorlacius, die ganze Annahme von

Hyksos in Aegypten für eine Erdichtung des Manetho erklärten, dem nichts als der Aufenthalt und Auszug der Juden aus Aegypten zum Grunde liege. Wie abweichend die Annahme der Dauer ihrer Herrschaft ist, geht daraus hervor daß während Heeren sie auf 100 Jahre beschränkte, Bunsen sie über 900 (955) Jahre herrschen, Lepsius S. 25 dieses verwirft und ihre Herrschaft nur einige 500 Jahre dauern läßt. Wie sind so abweichende Meinungen möglich? Antwort: sehr einfach. Alle folgen dem Manetho, aber Heeren wie wir ihn bei Eusebius finden, Bunsen wie bei Africanus, Lepsius wie bei Josephus. Wer hat nun Recht? Die Denkmäler erwähnten bisher die Hyksos gar nicht, Brugsch (Zeitschrift der deutschen morgenländ. Gesellschaft 1855. Bd. IX., Heft 1. S. 200—212) will jetzt mit Rougé im Papyrus Sallier den Namen Apophis und Avaris entdeckt haben. Die Stelle heißt in der Uebersetzung: „Es geschah daß das Land Aegypten in die Hände der Aufständigen fiel und niemand war König zur Zeit, wo sich dieß ereignete, und siehe, es war der König Raskenes nur Regent von Oberägypten. Die Aufständigen waren in Heliopolis und ihr Anführer war Apepi in der Stadt Havar (Avaris). Das ganze Land erschien vor ihm spendend, indem es volle Dienste leistete und ihm alle guten Erzeugnisse Unterägyptens lieferte, und der König Apepi wählte sich den Gott Sutech zum Herrn und diente keinem andern Gotte welcher in Aegypten war, und erbaute dem Sutech einen Tempel von schöner langdauernder Arbeit.“ Schon Salvolini bezog diesen Apepi auf Manetho's Hirtenkönig Apophis, bei Afrikanus den letzten der D. XV, bei Eusebius den vorletzten der 17ten D., während Birch an den Apappus des Eratosthenes, den Phiops des Manetho D. VI 4 dachte. Lepsius p. 42 theilt nicht die Zuversicht mit der Brugsch ihn auf den Hirtenkönig bezieht.

Für uns Europäer ist der Aufenthalt der Juden in Aegypten von einem besondern Interesse, aber wie weichen auch hier die Meinungen ab! Während Bunsen jetzt mit Lepsius den Auszug derselben 1314 v. Chr. — früher setzte er ihn ins 16te Jahrhundert v. Chr. — die Einwanderung aber schon 2747 v. Chr. annimmt, und ihren Aufenthalt in Aegypten also 1434 Jahre dauern läßt, rechnet Lepsius nur 90—100 Jahre für ihren Aufenthalt in Aegypten (synoptische Tabellen S. 6), und von Abraham bis Moses nur 180, höchstens 250 Jahre. Er hält sich an den Ausdruck der Bibel: „Es entstand ein neuer König, der von Joseph nichts mehr wußte.“ Bunsen aber kann nicht begreifen, wie schon nach 400 oder gar 200 Jahren aus 70 Seelen nach IV. Moses 1, 46 vergl. 26, 51 600,000 streitbare Männer — beide Zahlen nimmt er mit Tuch für überliefert an — also ein Volk von mehr als 2 Millionen werden konnte. Man sieht, wie zwei befreundete, fast gemeinschaftlich arbeitende Männer, unbefangene, gewissenhafte Forscher auseinander gehen! Dieß ist aber die nothwendige Folge wenn man bauen will, ohne das nöthige gute Baumaterial zu haben. Die Sache ist, die Juden waren während ihres Aufenthalts in Aegypten ein ungebildetes Hirtenvolk. Die ganze biblische Erzählung zeigt das Legendenhafte der jüdischen Nachrichten von ihrem Aufenthalt und Auszug aus Aegypten. Sie wußten nicht einmal den Namen des ägyptischen Königs, unter dem sie aus- und eingezogen waren.[1] Ihre Geschlechtsregister mögen sehr lückenhaft erhalten seyn, aber auch verbündete Stämme bei oder nach der Auswanderung sich ihnen angeschlossen haben, was später nicht mehr unterschieden werden konnte. Heißt doch Mosis Schwiegervater selbst ein Midianiter! Wer will hier entscheiden, und wo alles in Nebel gehüllt ist das helle Sonnenlicht erwarten! Der eine, wie Ewald, meint, sie müßten unter den Hyksos eingewandert seyn, weil nur unter solchen stammverwandten Herrschern sie, und namentlich Joseph, eine solche Aufnahme hätten finden können, wie sie fanden, nach deren Vertreibung werde dann der Druck der Israeliten und die Auswanderung begreiflich. Rougé dagegen will aus dem ganz ägyptischen Hofe, den ägyptischen Namen und Titeln und den Dolmetschern, die Joseph brauchte, folgern, daß es ein ägyptischer König gewesen seyn müsse, unter dem sie einzogen, übersieht aber dabei daß die verhältnißmäßig geringe Anzahl der rohen Eroberer, namentlich bei einem längern Aufenthalt, sich die Sprache, Sitten, Religion und Einrichtungen des Landes angeeignet haben werden, wie in China die Mongolen, Mandschu u. a. Eroberer, unter welchen die chinesische Sprache, Religion und Einrichtungen immer fortbestanden.

Wir lernen aus allem diesen daß, wo wir keine Geschichte überliefert erhalten haben, wir keine machen können, und man nur Zeit, Kraft und Scharfsinn verschwendet, wenn man aus einem ungenügenden Material eine Geschichte aufbauen will. Dieser Art ist es mit den Quellen der ägyptischen Geschichte. Herodot, so schätzbar er ist wo er als Augenzeuge von Aegypten erzählt, hat keine ägyptische Geschichte schreiben wollen, und kann daher als Führer uns nicht dienen, noch weniger Diodor. Die leeren Königslisten Manetho's, in sehr späten von einander abweichenden Auszügen aus zweiter und dritter Hand, welche einige andere, mit ihm keineswegs übereinstimmende Angaben nicht genügend ergänzen können, lassen an eine sichere, zuverlässige und zusammenhängende Geschichte Aegyptens in der ältesten Zeit nicht denken.

Der Turiner Königs Papyrus enthält bloße Fragmente von Namen und Zahlen, und die Königsreihe von Karnak und die Tafel von Abydos führen uns auch nicht weit. Jene führt 61 Könige mit Namen in zwei Folgen auf, aber man weiß sie nicht hinzubringen. Bunsen und Lepsius sehen selber nur darin eine Auswahl mit Auslassung mehrerer Fürsten oder ganzer Dynastien! Ebenso ist es mit den 50 Vornamen der Tafeln von Abydos. Es sollen nicht die Könige, sondern nur die Fürsten aus dem Stamme der Ofortasiden seyn. Lauter willkürliche Annahmen, die doch zu nichts führen! Ueberhaupt entsprechen die Denkmäler doch nicht den davon gehegten Erwartungen. Das Leben der alten Aegypter ist uns durch sie vielfach zur Anschauung gebracht, aber des eigentlich Geschichtlichen ist verhältnißmäßig wenig. Bunsen (I. 410) bemerkt selbst das Trümmerhafte der Ueberlieferung der Denkmäler, und wie so viele, so prunkvoll sie auch seyen, so wenig und oft auch sogar nichts besagen, Rosellini (Monumenti stor. VI. p. 83) sagte schon dasselbe.

Für die spätere Zeit sind die Synchronismen der ägyptischen mit der übrigen Weltgeschichte wichtig, und auf deren Erörterung und allseitige Begründung hat der Verfasser eine besondere Sorgfalt verwendet. Wir können aber hier in die Einzelheiten nicht eingehen. Auch die astronomischen Daten der Denkmäler werden S. 151 neu geprüft.

---

[1] Ein historisches Lied — aber aus welcher Zeit? — einige Angaben über Lagerstätten, etwa eine Volkszählung mag alles seyn, was sie schriftlich aufbehalten hatten.

Aus Granada.

Am Tage Aller-Heiligen.

Wie fast allerorten, so ist auch hier, in Granada, der Tag Aller-Heiligen der eigentliche hohe Fest- oder Feiertag, dem Aller-Seelen nur wie eine Art Nachspiel folgt. Auch die Feierlichkeiten des nahe gelegenen Kirchhofs erreichen ihren höchsten Glanzpunkt am Mittag desselben Tages, wo die ganze vornehme und geringe Welt Granada's sich zwischen den festlich geschmückten Grabhügeln bewegt, während gegen Mittag des folgenden Tages, des ursprünglichen Tages der Verstorbenen (dia de los difuntos) die meisten Zierrathen schon wieder von den Gräbern verschwinden, und nur verspätete Nachzügler aus dem Volke noch die gewohnte Stille des Friedhofs unterbrechen.

Ich hatte bei meinem frühern Besuche hiesiger Stadt im verflossenen Winter diesen Friedhof öfter besucht, da er, reizend gelegen, von meiner damaligen und jetzigen Wohnung auf der Alhambra in einer kleinen Viertelstunde, und zwar auf guter Straße, was hier zu Lande, sobald es von der breiten Heerstraße abweicht, noch immer etwas seltenes ist, bequem erreicht werden kann. Darum dachte ich wirklich am Tage Aller-Heiligen nicht daran, mich von dem großen Menschenstrom nach dem mir bereits bekannten Orte treiben zu lassen, sondern benutzte das herrliche Wetter zu einem längst projectirten Ausflug nach den ausgebrannten riesigen Felsmassen der Sierra Elveyra (irrthümlich selbst hier zu Lande oft Sierra Elvira genannt), welche, gleich einem erstarrten gewaltigen Berglöwen inmitten der lebendigen blühenden Vega lagernd, oft schon meine Seele mit unendlicher Sehnsucht erfüllt hatte, wenn ich des Abends aus meinem halbzerfallenen Thurm, dem altersgrauen Zeugen erloschener Herrlichkeit, hinabschaute über das flammende Häusermeer der Drei-Hügel-Stadt, wie sie auf- und niederflackerten die unzähligen Lichter und Irrlichter des Lebens, und mein Auge endlich, ermüdet von all der Unbeständigkeit, sehnsüchtig an den fernen dunklen Massen hängen blieb, welche starr und unbeweglich dalagen, gleich einer Riesenleiche der Natur, die da aufgehört hat sich zu mühen und zu sorgen um ihr kümmerliches Daseyn, und wahl- und willenlos mithilft zum großen Entwicklungsproceß der Welten.

Da ich, in Unkenntniß jener Gegend und ihrer Entfernung, mit dem frühesten Morgen dahin aufbrach, so hatte ich einen längern Tag vor mir, als zu dem mir vorgesetzten Ausflug nöthig war, und befand mich nach einem etwa achtstündigen, ziemlich scharfen Ritt bereits gegen 3 Uhr wieder in Granada zurück, höchst befriedigt von all dem neuen was ich in dieser Zeit geschaut. Mein Pferd schlug ohne weitere Leitung den gewohnten Weg durch die Straße der Gomeren aufwärts nach dem Hauptthor der Alhambra ein, und ich war so eifrig mit Musterung und Begrüßung der vielen festlich geputzten Damen auf allen Balcons beschäftigt, daß ich wirklich den dichten Menschenknäuel vor, neben und hinter mir erst bemerkte, als ich bereits mitten darin steckte, und mein Pferd, klüger als ich, vor einem kleinen Haufen zerlumpter Zigeunerjungen, welche sich bettelnd mitten im Wege aufgestellt hatten, laut wiehernd anhielt. Nur mühsam, Schritt vor Schritt, konnte ich durch die ungeheure Menschenmenge vorwärts dringen, denn halb Granada war hier auf den Beinen, da der directe Weg nach dem Kirchhof über die Alhambra führt. Ich selbst war von diesem Umstand schon häufig unangenehm berührt worden, wenn ich von dem Fenster meines Arbeitszimmers aus, nach der Nordseite, dem Daurothale zu gelegen, in geringer Entfernung die Leichen, welche jenem Stadttheil angehörten, vorübertragen sah, namentlich zu Anfang, wo man sich an die unser Gefühl beleidigende Art und Weise, wie dieß hier zu Land geschieht, erst gewöhnen muß. Da nämlich jede Leiche, welche wegen des im Süden raschern Verwesungsprocesses nie über 24 Stunden darf im Hause liegen bleiben, von da zur Einsegnung nach der entsprechenden Pfarrkirche gebracht wird, so findet der eigentliche Leichenzug, welchem die Angehörigen, Freunde und Verwandte des Verstorbenen folgen, nur zwischen dem Hause und der Kirche statt. Hier aber wird nach erfolgtem priesterlichen Segen die Leiche mehrern besonders mit diesem Amte betrauten und dafür bezahlten Männern übergeben, welche, je vier Mann, den bei Erwachsenen geschlossenen, bei Kindern — wenn diese nicht, was bei Säuglingen oft geschieht, unter dem Altar der Kirche selbst begraben werden — offenen Sarg auf die Schultern laden, und unter vorangehendem Geleit einiger brennenden Fackeln nach seiner letzten Ruhestätte tragen. Die Reichen behalten hier den Sarg bei; die Unbemittelten, aus deren Nachlaß man dessen wegen mangelnden Holzes kostspielige Anschaffung nicht bestreiten könnte, werden aus dem nur entliehenen Gehäuse wieder herausgenommen, in die dafür bereit gehaltene Grube gesenkt und mit Erde zugeschüttet. Wir sind an diese Art von Grablegung nicht gewöhnt; bedenkt man aber, daß zwischen dem Tod und der Versenkung in die Erde nur die kurze Dauer von 24 Stunden liegt — und dieß nur selten durch besondere Begünstigung, und wenn der Todte an durchaus keiner ansteckenden oder gar epidemischen Krankheit gestorben ist, wo er sofort zu Grabe gebracht wird — so durchzuckt uns schauernd die Erinnerung an diesen oder jenen unglückseligen Fall des Scheintodes, davon wir früher gehört, und welcher, Dank der nicht genug zu preisenden Einrichtung der Leichenhäuser, bei uns immer seltener wird — und ich gestehe daß, müßte ich in diesem Lande sterben, ich im Tode noch möchte den Armen beigesellt werden und auf ihre Weise zu Grabe gelegt, welche durch momentanes Ersticken wenigstens jedes Erwachen unmöglich macht.

Die gewöhnliche Hauptpromenade oder Alameda (Salon und Carrera) war an diesem Tage gänzlich verlassen, und alles Leben hatte sich hier unter den herrlichen Baumgängen der Alhambra zusammengedrängt. Köstlicheres kann es übrigens wohl auch nicht leicht etwas geben, als an einem sonnigen Tage wie dieser, im Schatten der dichtgedrängten, schlank aufgeschossenen, an den äußersten Wipfeln prächtig zu hohem Laubdache sich einenden, altehrwürdigen Eichen- und Ulmen-Allee zu wandeln, zu beiden Seiten das anmuthige Geriesel eines kleinen, krystallhellen Wassers, welches in zwei Rinnen vertheilt und über kleine Steine munter hinabplätschernd, unaufhörlich die Wurzeln der Bäume tränkt und den Boden ringsum anfeuchtet, so daß fast das ganze Jahr hindurch hier Veilchen und Immergrün blühen, und der Epheu voll und üppig sich um die schlanken Aeste rankt. Dabei führt von dem untern Thore der Alhambra bis nach dem sogenannten Felde der Märtyrer (campo de los martyros), von wo aus man eine der reizendsten Fernsichten Granada's genießt, über einen großen Theil der Stadt und die ganze lachende Vega hin, diese Allee in sanfter Steigung gerade aufwärts, so daß sie dem Spaziergänger fortwährend die anmuthigste Perspective bietet, und ich bin oft unter dem Eingangsthor wie verzaubert still gestanden und habe in dieses scheinbar endlose Grün, nur hin und wieder von einem Lichtstrahl des Himmels durchzuckt, wie in ein süßes, ewig unergründliches Geheimniß geschaut. Unter den vielen, weit größern Naturwundern Granada's hat dieser köstliche Platz nie

verfehlt seinen mächtigsten Zauber auf mich zu üben, und ich verdanke seiner erfrischenden Kühle und dem fast immer da waltenden feierlichen Frieden manche Körper und Geist anmuthende Stunde äußerer Ruhe und innerlicher Beschaulichkeit.

Im lärmenden Festgewande des heutigen Tages hatte ich ihn noch nicht geschaut, und ich gestehe daß mich das Neue dieser Erscheinung der Art anzog daß ich, an meiner Wohnung anlangend, dem dort harrenden Diener die Zügel meines Pferdes zuwarf und zu Fuße wieder in das bunte Getriebe zurückkehrte, um auch mich vom allgemeinen Strome mit forttreiben zu lassen. So weit dieser im Schatten der großen Allee sich mit einer gewissen ruhigen Behäbigkeit fortbewegte, hatte er den Anstrich der an jedem hohen Festtage, wohl auch allsonntäglich im Salon oder der Carrera statthabenden großen Promenade, nur mit Verlegung des Ortes und einem ungewöhnlich starken Zudrange von Menschen. Erst wo die gigantische Baumhalle sich nach oben besagtem Feld der Märtyrer mündet, begannen die charakteristischen Merkmale welche dem Tag Aller-Heiligen angehörten, und als Vorboten der nahen Kirchhofsfeierlichkeiten betrachtet werden konnten. Die beiden hier einander gegenüber errichteten ursprünglich kleinen Wirthshäuser oder Posaden, welche in diesem Sommer sich zu ansehnlichen spanischen Gasthöfen, woran wir jedoch keineswegs den Maßstab von nur mittlern norddeutschen oder gar rheinischen Gasthöfen legen dürfen, erweitert haben, tönten vom Lärm der hier zu fröhlichem Festgelag versammelten Gäste, während unmittelbar davor an einem provisorisch errichteten kleinen Altare ein Priester die Messe las und fromme Waller daneben im Staub auf den Knieen lagen. Eilenden Schrittes wurden verspätete Blumengewinde, Laternen und Kerzen vorübergetragen, und geschlossene Equipagen brachen in gemessenem Schritt sich Bahn durch die im grellen Farbenschmuck der hier üblichen Festtagskleider schillernde Menge. Auf der ganzen, von da ab nach dem Kirchhof führenden, etwa eine Viertelstunde langen Straße waren Stühle gestellt, worauf man für einen Quarto, etwas weniger als einen Kreuzer unsrer Münze, nach Belieben ausruhen konnte, um mit voller Bequemlichkeit die Gestalten des Tages an sich vorüberziehen zu lassen, so daß man, derartige kleine Stationen machend, allmählich dem letzten Ziel zugeschoben wurde. Verhältnißmäßig zu dem außerordentlichen Leben und Treiben und der besondern Bedeutung des Tages, besetzten nur wenige Bettler die Straße, darunter namentlich Blinde, deren es hierzulande eine ungewöhnliche Menge gibt, wahrscheinlich theils in Folge des großen Staubes während der heißen Sommermonate und mehr noch in Folge der blendendweißen Farbe, womit in Andalusien fast alle Häuser bekleidet sind. So manche dieser wirklich Unglücklichen nun auch immer noch darauf hingewiesen seyn mögen, durch den Anblick ihres Leidens den namentlich an solchen Tagen weichgestimmten Sinn der Vorübergehenden zu rühren, so steht dieß doch — Dank der wohlthätigen Armenanstalt, welche erst in jüngster Zeit durch die einsichtsvolle Thätigkeit des letzten Gouvernements und die Freigebigkeit vieler hiesiger Bürger, namentlich aber durch das gute Beispiel eines, wenn auch im Augenblick fernweilenden, so doch darum nicht minder treuergebenen Sohnes dieser Stadt ins Leben trat, in keinem Verhältniß zu früher; denn unmöglich ist es ein Bild des Jammers zu entwerfen, wie er mir bei meinem ersten Hieherkommen vergangenes Jahr unter tausenderlei Gestalt in den engen Straßen dieser Stadt die verstümmelten Gliedmaßen entgegenstreckte. Blinde, Lahme, Aussätzige, an Körper und Geist verkrüppelte Menschen, was alles wohl theilweise den schlimmen Wirkungen der noch immer von Zeit zu Zeit epidemisch hier herrschenden Blatternkrankheit zuzuschreiben seyn dürfte, hatte ich früher nie so massenhaft bei einander gesehen.

In allen Straßen, auf allen öffentlichen Plätzen trugen diese Unglücklichen ihr Elend zur Schau, belagerten die Thüren der Kirche wie des Theaters, um mit schrecklicher Pantomime des meist entblößten kranken Körpertheiles das Mitleid der Vorübergehenden anzuregen. Man konnte nicht zehn Schritte wagen, ohne auf einen oder mehrere dieser Unglücklichen zu stoßen; ich war, namentlich in den ersten Tagen, von diesem fortwährenden Anblick des Elends so erschüttert, daß ich nicht begriff wie man sich hier einer harmlosen Freude überlassen könne, und schon im Begriff stand diesen Ort für immer zu verlassen, der, so viel schönes und interessantes er mir sonst auch bot, bei jedem Schritt auf die Straße meine Seele durch den Anblick jeder Art menschlicher Verunstaltung auf das unsäglichste marterte — als dieser traurige Zustand plötzlich die wohlthätigste Aenderung erlitt. Ranconi, der gefeierte Sänger, Sohn Granada's, welcher gegenwärtig mit außerordentlichem Beifall in Amerika singt, und Gold und Lorbeeren sammelt, gedachte im eignen Glück des Unglücks seiner Vaterstadt, und sandte von den in der neuen Welt errungenen Schätzen eine ansehnliche Summe Geldes herüber, welches nach seinem Wunsch dazu verwendet werden sollte den Hülfsbedürftigen eine Anzahl guter Betten herzustellen, worauf die müden Glieder, und die Sorgen und Leiden des Tages für einige Zeit Ruhe finden könnten. Der gerade damals neu eingetretene Gouverneur der Provinz ergriff mit weiser Einsicht diese Gelegenheit, der Armuth eine dauernde Zufluchtsstätte zu gründen, und kaufte zu diesem Zweck ein ansehnliches Gebäude der Stadt an. Die anfänglich beschränkten Mittel erlaubten jedoch nur so vielen Zutritt als die von Ranconi gestifteten Betten Schlafstätten darboten, und da auf diese Weise noch immer eine erkleckliche Anzahl Armer und Obdachloser, dem Straßenbettel anheimgegeben blieb, so trugen fortan alle Bettel-Berechtigten, d. h. wirklich Hülfsbedürftigen, ein von der Obrigkeit beglaubigtes Kennzeichen am Arm, um sie von der großen Mehrzahl derer zu unterscheiden welche sich lieber bettelnd in den Gassen herumtreiben als unter angemessener Beschäftigung ein zwar einfaches, aber gesichertes Leben antreten. Von der Regierung und mehr noch von dem edlen Beispiel Ranconi's angefeuert, hat sich ein großer Theil der Bürger inzwischen zu größern oder kleinern Beiträgen verpflichtet, welche, regelmäßig eingezogen, dem löblichen Unternehmen eine immer weitere Ausdehnung versprechen, so daß der wirklich Nothleidenden auf den Straßen immer weniger und somit diejenigen welche die Noth gern als Deckmantel eines liederlichen Lebens benutzen möchten, immer kenntlicher werden. Gesegnet darum die edle Freigebigkeit Ranconi's!

Der Friedhof Granada's hat eine entzückende Lage: im Hintergrund und wie an dieselbe anlehnend, obgleich durch ein ziemlich tiefes Thal davon abgetrennt, die riesigen Schneehäupter der Sierra Nevada, nach vorn zuerst an der Westseite des Sonnenbergs das reizende maurische Lustschloß Generalife (jetzt einem genuesischen Marchese angehörend), mit seinen alten geheimnißdüstern Cypressen; dem gegenüber ein beträchtlicher Theil der riesigen Alhambra-Thürme, und unmittelbar daran anschließend das weiße Häusermeer der Stadt im Schooß der köstlichen Vega, begränzt von den markigen Felsmassen der fernen Sierra Elveyra. Dieß alles ist so wunderbar schön daß man sich über die Geschmacklosigkeit dessen was Menschenhände dazu gethan, nicht genug ärgern kann, wenn man nicht in der glücklichen Fassung ist, eins über dem andern gänzlich übersehen und vergessen zu können; wie man denn

überhaupt wohl nirgends in dem Maß wie hier in Granada, einen so grellen Widerspruch zwischen der Majestät und wunderbaren Schönheit der Natur, und der Kleinlichkeit heutiger Menschenwerke in jeder künstlerischen, wie industriellen Beziehung finden dürfte. Man flüchtet aus diesen herabgekommenen traurigen Zuständen der Gegenwart immer wieder mit steigender Bewunderung, entweder in die Arme der unwandelbaren Natur oder zu den Ruinen jener glücklichen Zeit, wo dieß alles, Natur, Kunst und Gewerbe, Hand in Hand gieng.

Die plastische wie architektonische Unbeholfenheit der auf dem Kirchhof roh und geschmacklos neben einander aufgeführten Grabmale oder eigentlichen Marmorblöcke (denn fast an allen ist mehr oder minder werthvoller Marmor verschwendet) zu übersehen, ist freilich der Tag Aller-Heiligen nicht geeignet, welcher sich gerade mit pomphafter Ausschmückung dieser Gegenstände beschäftigt. Einmal darauf hingewiesen, den theilweise sehr kostbar mit Sammet, Gold und Spitzen, Blumen, Laternen und Kerzen ausgeschmückten Grabmalen, zumeist aus ebenen Marmorplatten oder unförmlichen Särgen bestehend, worunter eine einzelne, minder geschmacklos aufgeführte Säule sich vortheilhaft auszeichnet, einige Aufmerksamkeit zu schenken, bedauerte ich aufrichtig nicht als Ersatz dafür mit phantasievollern Augen die zahlreich daran hingegossenen Frauen betrachten zu können, um sie gleich andern meiner Vorgänger in hiesigem Land — alle — alle schön zu finden! Allein leider ist es mir nicht gegeben durch meine Phantasie mich in so überschwänglicher Weise täuschen zu lassen, und muß ich im Gegentheil, mit so manchen liebenswürdigen weiblichen Wesen ich auch hier in persönliche Berührung gekommen, dem an Ort und Stelle selbst allgemein gültigen Urtheile beistimmen, daß keine Stadt Andalusiens so wenig schöne und minder graciöse Frauen aufzuweisen hat als gerade Granada. Schon das nahe gelegene Malaga birgt einen größern Reichthum an Schönheit und Grazie, weit mehr noch Cadiz und Sevilla, wo neben unbestreitbaren großen körperlichen Vorzügen auch weit mehr Witz und Grazie, das sogenannte andalusische Salz, zu Hause ist. Doch schon in ganz nahe gelegenen Gebirgsplätzen der Umgegend, nur wenige Stunden von Granada, habe ich oft ganz unerwartet eine ansehnliche Menge sehr hübscher Frauen gefunden, wie z. B. am Morgen eben desselben Tages Aller-Heiligen in dem freundlichen Gebirgsorte, ehemaligen Bischofsitze, Biñar; während sich mir in Granada selbst, bei dieser wie jeder frühern öffentlichen Festlichkeit stets dieselbe Bemerkung bestätigte, daß bei nur wenigen auffallenden Schönheiten (und diese fast ausschließend im Schooß der Aristokratie) sich unter dem Volk selbst eine unverhältnißmäßig große Anzahl wirklich häßlicher Weiber findet; von den Zigeunerinnen welche einen nicht unbedeutenden Theil hiesiger Bevölkerung ausmachen, natürlich gar nicht gesprochen; denn diese überbieten an Schmutz und Häßlichkeit alle Vorstellung. Auch hierin machen namentlich Sevilla und Cordoba rühmliche Ausnahmen, wo unter den Zigeunern weniger Armuth und mehr Reinlichkeit herrscht. Ja, man will behaupten daß gegenwärtig die schönste Frau Andalusiens eine Zigeunerin in Cordoba sey. Gesehen habe ich sie nicht, und bliebe jedenfalls der Begriff solcher superlativen Schönheit sehr relativ.

Nach einer in doppelter Beziehung darum nicht eben sehr befriedigenden Wanderung über die Gräber verweilte ich noch einige Augenblicke bei der am Ende des Friedhofs provisorisch zu dieser Feier errichteten kleinen Capelle, worin an diesem wie dem folgenden Tage, außer einem jemaligen Hochamte, ununterbrochen Messe gelesen wurde, und fragte vergebens einen neben mir stehenden Caballero nach dem Grund der zu beiden Seiten des Eingangs in die Capelle auf weißem Felde gemalten Waffen aller Art, eine kriegerische Beimischung, welche mir übrigens hier bei religiösen Feierlichkeiten schon öfter aufgefallen war, und welche ich mir, ohne genügenden Commentar dazu im Volke selbst zu finden, nur als eine uralte Sitte aus der Zeit der christlichen Eroberung dieses Reiches unter Ferdinand und Isabella zu erklären wußte. Gern kehrte ich hierauf aus den engen Gränzen des Kirchhofs in eine demselben vorliegende Art geräumigen Vorhofes zurück, ein sehr langer und breiter Platz, welcher auf seinen drei nicht an den Kirchhof angränzenden Seiten von einer etwa 20 Fuß hohen, 9 Fuß dicken, noch nicht ganz vollendeten Mauer umgeben ist, an deren innerer Seite auf großen schwarzen Marmortafeln die Namen vieler Reichen und Vornehmen verzeichnet stehen welche hier innerhalb ihre letzte Ruhestätte gefunden. — Dieser ganze ungeheure Steinwall nämlich, eben dick genug einen Sarg der Länge nach in sich aufzunehmen, ist zu diesem Zwecke in lauter einzelne gleich große, überwölbte Zellen eingetheilt, deren eine jede einen Sarg nach Länge, Breite und Höhe bequem faßt, und dem Reichen zum Kaufe oder vielmehr zu fünfjährigem Pachte offen steht, nach welcher Zeit entweder das Pachtgeld erneuert werden muß, oder aber der darin enthaltene Sarg wieder herausgenommen, in die Erde des angränzenden Friedhofes gesenkt, und die leer gewordene Stätte einem neuen Insassen überlassen wird. — In Madrid, wo ich mir viele dieser Todten-Wohnungen habe aufschließen lassen, wurde ich von einer darin üblichen eigenthümlichen Ausschmückung überrascht. In kleinen zu beiden Seiten oder im Hintergrunde der Zelle angebrachten Glaskästchen befanden sich Schmucksachen und sonstige Spielereien aller Art. Hier werthvolle Ohrgehänge, Broschen, Nadeln oder dgl. neben anscheinend ganz werthlosen, oft schon völlig abgenutzten Kleinigkeiten, welche offenbar dem hier Ruhenden einst zu Bedürfnissen oder Annehmlichkeiten des Lebens gedient hatten; — dort mit schwarzem Flor umhüllte Familienporträts. Am rührendsten aber waren die auf solche Weise ausgeschmückten Grabgewölbe kleiner Kinder; — die niedlichsten Spielsachen, kleine beinerne Ringe, Zahnkorallen, Klappern, zierliche silberne Glöckchen und was alles sonst noch die ersten unschuldsvollen Lebenstage des Menschen erheitern mag, alles war von einem vielleicht auf immer zerrissenen Mutterherzen dem hier zu früh entschlafenen kleinen Engel beigegeben worden.

Als ausschließendes Eigenthum der Geld- und Adels-Aristokratie war an diesem großen Todtenhause auch die meiste Pracht entfaltet. Die hohe, lange Mauer erglänzte vom Lichte unzähliger Kerzen und Lampen, dazwischen schimmerte Gold und Flitterwerk aller Art, und der ganze weite Platz war gewissermaßen durchduftet von tausend und abertausend Blättchen und Blüthen, welche als letzte Herbstspende den Gärten entrissen und verschwenderisch hier aufgehäuft worden waren. Auch drängte sich auf diesem Platze das bunteste Leben und Treiben des Tages zusammen und zeigte, wie der heitere andalusische Sinn jedem Feste, welcher Bedeutung es auch sey, ob Maskenzug, ob Procession, ob ein Fest den Todten oder Lebendigen geweiht, einen lachenden unbefangenen Anstrich zu geben weiß. Hier waren Buden errichtet mit Eßwaaren jeder Art, namentlich Zuckerwerk, welches, widerlich süß, von dem Andalusier viel genossen wird, und dem es auch heute nicht an lärmendem Zuspruch fehlte. Dazu boten die fleißig umherschauenden Wasserträger, eine eigene Zunft Leute welche fast das ganze Jahr hindurch die Stadt mit dem als heilsam berühmten, jedenfalls ausgezeichnet guten Trinkwasser aus der im Dauro-Thale reizend gele-

genen Quelle Avelano (Haselnußquelle) versorgen, und namentlich in heißen Sommermonaten bei keiner öffentlichen Gelegenheit fehlen dürfen, ihren kühlenden Trunk. Zerlumpte Jungen, würdige Murillo-Gestalten, und elegante Damen, modische Herren und braune Zigeunerinnen mit ihren schreiend gelb und rothen Röcken und dem meist verflatterten Blumenschmuck im Haare, der französische Hut und die spanische Mantilla, die kurze andalusische Jacke mit dem graziösen runden Hütchen, unstreitig dem arabischen Turbane nachgebildet, der steife goldbeknöpfte Frack und der lange priesterliche Talar — und Hunde und Pferde und Esel und Maulthiere — alles lärmte und wogte und verschwamm in einander; — nichts erinnerte an Tod und Verwesung.

Hier unmittelbar an der Pforte des Friedhofs, ja von einem Leichenwalle umringt, beleuchtete die untergehende Sonne ein großes, gestalten- und farbenreiches Bild südlichen Lebens, — und von Heiligenschein umflossen, ein Bild himmlischer Verklärung, schaute in ungetrübter Klarheit das würdige Greisen-Antlitz der Sierra Nevada darauf nieder.

Hedwig Henrich.

Der Mandarin Yeh.

(Aus „China im Jahr 1857 und 1858.")

Als man sich endlich nach langen Unterhandlungen der Stadt Canton bemächtigen mußte, so war, im ersten Augenblick des Einrückens der verbündeten Truppen in dieselbe, das erste Wort, der erste Name der sich allen Gemüthern aufdrängte, der des Vicekönigs Yeh; allein der Mandarin, welcher diesen rührenden Antheil von Seite seiner alten Freunde vorausgesehen hatte, war klüglicherweise verschwunden; man beschäftigte sich daher mit der Entdeckung seines Schlupfwinkels. Der Consul Parkes, als Dolmetsch dem Obersten Holloway zugetheilt, begab sich ins Hauptquartier; hier traf er den Commodore Elliot, dem er sagte, er besitze einige Angaben über den Ort wo sich der Mandarin verborgen halte, worauf der Commodore sich bereit erklärte Hrn. Parkes, auf dessen eigene Verantwortung hin, in dieser Jagd neuer Art zu unterstützen, und ihn von etwa hundert Matrosen begleiten zu lassen. Hr. Parkes hoffte den Vicekönig in der kaiserlichen Bibliothek zu finden; als er jedoch in diesem Gebäude ankam, traf man nur ein großes leeres Haus. Alle Auswege waren durchzogen worden, und Soldaten und Matrosen standen schon auf dem Punkt sich zurückzuziehen, als Hr. Parkes mit einem Fußtritt eine geschlossene Thür einstieß, und man in einem kleinen Cabinet einen Chinesen bemerkte welcher mit sehr großer Aufmerksamkeit eines der heiligen Bücher zu studieren schien. Man fragte ihn auf der Stelle wo Yeh sey. Er entgegnete: er wisse es nicht; er selbst sey nur ein armer Student, der sich um so hochgestellte Männer nicht kümmere. Die Antwort schien nicht sehr befriedigend: der muthmaßliche Student wurde verhaftet, einem ernsten Verhör unterzogen, und gestand endlich daß Yeh sich wirklich in die Bibliothek geflüchtet, sie aber seit einigen Tagen verlassen habe; ferner bekannte er daß er den neuen Aufenthaltsort des Mandarinen kenne: er befinde sich drei Meilen vom südwestlichen Ende der Stadt entfernt, in einem kleinen Sommerhause, das einem Stellvertreter des Statthalters gehöre. Die Engländer führten hierauf ihren Gefangenen, unter der Bewachung des Obersten Holloway, zu dem Befehlshaber der Stadt. Der Admiral und der General nahmen nun den Stadtcommandanten ins Verhör, der ebenfalls erklärte daß er den Aufenthalt Yehs kenne, und den nämlichen Ort wie der Student bezeichnete. Nach diesen Auskünften nahm man einen zweiten Führer, und machte sich auf den Weg, indem man die beiden Chinesen den Matrosen vorausgehen ließ. Diese unfreiwilligen Führer schrieen, als sie in den engen Straßen der tatarischen Stadt von der Volksmenge umdrängt wurden, den sie Umgebenden unaufhörlich zu: „Kehret zu euren Geschäften zurück, gute Leute, diese Herren haben so eben dem Yeh-Kwei einen achtungsvollen Besuch abgestattet, und sind im Begriff ein gleiches bei Yeh zu thun." Diese Kunde genügte, und die Chinesen, gewöhnt dem geringsten Zeichen eines Mandarinen zu gehorchen, zogen sich befriedigt zurück. Während die kleine Truppe sich in die düsteren Seitenwege dieses Straßenlabyrinths vertiefte, begannen einige der Officiere zu fürchten man habe sie in eine Falle gelockt. Allein Capitän Key beruhigte sie. „Wir kennen, sagte er zu ihnen, die Lage der Stadtmauern, und wenn sich die Dinge zum Schlimmen wenden sollten, werden wir unsern Rückweg mittelst des Compasses wohl wieder zu finden wissen." Man setzte also den Marsch fort. Indeß auch die längste Jagd muß einmal ein Ende nehmen, und bald machten die beiden Führer Halt vor einem ziemlich unbedeutend aussehenden Sommerhause, das verlassen schien, und dessen Thüre geschlossen war. Sie wurde alsogleich eingestoßen, und in einem Augenblick stürzten sich die Matrosen in das Innere. Hier sah man klar daß man auf guter Spur war: das Haus war mit Gepäck und eiligst gemachten Paketen angefüllt. Im Augenblick in welchem man die Nachforschungen begann, zeigte sich ein Mann und gab sich für Yeh aus; allein seine Beleibtheit entsprach der Yehs nicht, und so ließ man sich nicht irre führen. Hr. Parkes schob ihn mit dem Ellbogen beiseite, und eilte auf einen sehr fetten Mann zu, der am Ende des Hauses über eine Mauer zu steigen suchte. Capitän Key und ein Matrose folgten ihm; der Capitän packte den dicken Mann an seinem Gürtel, und der Matrose schlang seine kräftigen Arme um die erlauchte Taille des kaiserlichen Proconsuls. Man täuschte sich nicht: es war der leibhaftige Yeh. Bei seinem Anblick schleuderten die Matrosen ihre Hüte in die Luft und ließen drei Hurrahs ertönen, was ihren Gefangenen in ziemlich lebhaften Schrecken versetzte. Yeh hatte wirklich nicht im geringsten den Heldenmuth welchen man bei ihm gemuthmaßt hatte. Im Augenblick seiner Gefangennahme zitterte er an allen Gliedern, und zog hartnäckig seine Identität in Abrede. Erst als ihm Hr. Parkes zu wiederholtenmalen die Versicherung ertheilt hatte daß für sein Leben nichts zu befürchten sey, fieng er an sich zu erholen, nahm sodann seine ganze anmaßende Haltung wieder an, ließ sich stolz auf einem Stuhle nieder, und brach in ein geziertes Gelächter aus als man von ihm die Auslieferung seines Siegels verlangte, und ihm kund that daß man ihn abführen werde. Er gab vor, er erwarte den Besuch Lord Elgins und des Barons Gros. Drei Stunden lang stellte man Nachsuchungen in seinem Gepäck

und in seinen Papieren an, und fand dort, neben andern Urkunden, das Original der Ratification der von China mit England, Frankreich und Amerika abgeschlossenen Verträge. Als man an Yeh die Frage stellte: wie es komme daß sich diese Papiere in seinen Händen befänden, antwortete er: diese Documente besäßen zu wenig Wichtigkeit als daß man sie der Regierung in Peking überschicken könne. Mittlerweile wurde die Nachricht von der Gefangennahme Yehs dem Hauptquartier gemeldet, und sofort ward Oberst Hocker mit einer zahlreichen Abtheilung Seesoldaten abgeschickt. Als Yeh in seinem Palankin in die Mitte dieser Escorte gebracht wurde, fieng er aufs neue zu zittern an.

Das Gerücht von dem Ergebniß der Verfolgung verbreitete sich schnell, und eine Menge Officiere, welche die Gefangenen zu sehen wünschten, strömten ins Hauptquartier. Peh-Kwei marschirte voran: ihm folgte der tatarische General, den sein riesenhafter Wuchs sehr bemerkenswerth machte. Man ließ sie in ein kleines Gemach treten, wo der General und die beiden Admirale versammelt waren. Die beiden Mandarinen setzten sich ruhig nieder, als wären sie gekommen um einen gewöhnlichen Besuch abzustatten. Der tatarische General hatte seinen Kopf rückwärts geworfen um sich ein kriegerisches Ansehen zu geben, allein dieser Anschein von Muth fand in seiner kriegerischen Aufführung keine sonderliche Rechtfertigung: während der ganzen Dauer des Kampfes war er nicht auf den Mauern erschienen, und nach Beendigung desselben hatte er keine Anstrengung gemacht um die von ihm befehligten 7000 Mann wieder um sich zu vereinigen. Als sich die Franzosen gezeigt, hatte er ihnen keinen Widerstand entgegengesetzt, sondern sich von Zimmer zu Zimmer zurückgezogen, bis er endlich im „geheimen Cabinet," wo er sich verrammelt hatte, ergriffen wurde.

Man regte nun die Frage an: was mit den Gefangenen geschehen solle. „Schickt sie an Bord der Schiffe," sagte einer der Dolmetscher. „Schickt sie zu ihren Amtsverrichtungen zurück," antwortete ein anderer, „um die Stadt vor Plünderung zu schützen." Man zog den Lord Elgin zu Rathe, welcher der Ansicht war man solle den Stattbalter und den General zurückschicken, den einen unter der Bedingung seine Autorität im Verein mit einem europäischen Gerichtshof auszuüben, den andern unter der Bedingung der Verabschiedung der Truppen, nach Niederlegung ihrer Waffen. Beide lehnten sich anfänglich gegen diesen Vorschlag auf, da in China noch nichts ähnliches vorgekommen sey; man ließ ihnen die Nacht zur Ueberlegung, und am folgenden Tage fand man sie bereit zu thun was man ihnen vorgeschlagen. Was den Großmandarin Yeh selbst anbelangt, so wurde er in das Zimmer des Admirals geführt. Ihm voran gieng Oberst Hocker, den Degen in der Hand, in Begleitung des Commodore Elliot und des Capitäns Key; hinter ihm folgten zwei Reihen Seesoldaten. Man glaubte ihn nicht bei dem Stattbalter und dem General unterbringen zu dürfen, denn dieß wäre, nach einem Seemannsausdruck, so viel gewesen als wenn man „einen Haifisch bei zwei Gründlingen eingesperrt hätte." Peh-Kwei und Tseang-Keun zitterten wirklich an allen ihren Gliedern bei dem bloßen Geräusch der Schritte des trotzigen kaiserlichen Commissärs. Yeh gieng mit einem Siegerstolz einher, der sagen wollte jedermann müsse vor ihm auf die Kniee fallen. Man konnte sein breites, plattes und sinnliches Gesicht nicht ohne einen eigenthümlichen Eindruck ansehen; das Profil bot nur eine gerade Linie dar, und die Augenbrauen fielen bis auf das Kinn herab. Er trug seine Mandarinen-Mütze, mit dem rothen Knopf und dem Pfauenschweif; seine Tracht ward ergänzt durch eine gewöhnliche blaue Tunica. Er ließ sich in einem Lehnstuhl nieder; einige Mandarinen untergeordneten Rangs, welche ihm folgten, stellten sich aufrecht um ihn her, und bildeten einen kleinen Hof für ihn. Die zahlreichen Officiere welche der Erfüllung ihrer Pflichten halber das Gemach durchschritten, machten nie Halt vor ihm, allein jeder fühlte, indem er die Augen auf sein Gesicht warf, recht wohl daß er einen außerordentlichen Mann vor sich habe. In seinen Augen lag der Ausdruck eines unversöhnlichen Trotzes, welcher Schrecken einflößte; während er mit seinen langen und schmutzigen Nägeln auf dem Tische spielte, warf er durchbohrende Blicke im Zimmer umher, und suchte aufmerksam alle Physiognomien zu ergründen. Seine Würde war, selbst wenn man seine Handlungen vergessen hätte, zu geziert um Achtung gebieten zu können; allein niemand konnte ihn mit Verachtung betrachten. Mittlerweile waren die beiden Admirale und der General angelangt; nach einigen Begrüßungen, welche die Sieger mehr in Verlegenheit setzten als den Gefangenen, fragte der englische Admiral den Vicekönig Yeh, ob Cooper noch am Leben sey. Auf diese Frage brach der Mandarin in ein helles Gelächter aus, welches den Anwesenden bewies daß er sich mit Freuden der Leiden dieses Unglücklichen erinnerte; dann antwortete er: „Ich kann mich dieses Mannes nicht erinnern; allein morgen werde ich Nachforschungen anstellen lassen, und wenn man ihn findet, wird er zurückgegeben werden." Diese unverschämte Gleichgültigkeit in einem solchen Augenblick brachte alle Anwesenden dergestalt in Zorn daß, wenn man ihnen Gehör geschenkt hätte, Yeh augenblicklich gehenkt worden wäre. Man machte ihm bemerklich daß diese Antwort in seiner Lage weder höflich noch schicklich sey, allein er erwiederte, es sey ihm unmöglich eine andere zu geben. Hierauf fragte ihn der Admiral ob er andere lebendige Gefangene in seinen Gefängnissen habe. Wie es scheint, hat er sich über den Sinn dieser Frage getäuscht, denn er antwortete: „Diese achtzehn Mann waren meine Kriegsgefangenen, und ich habe dafür gesorgt sie angemessen beerdigen zu lassen. Ich kann euch heute selbst ihre Gräber zeigen." — „Welches waren diese achtzehn Mann?" fragte der Admiral, „und wann wurden sie gefangen genommen?" — „Wie könnt Ihr mir zumuthen daß ich wissen soll welches diese Leute waren," sagte der Mandarin, „und wann sie gefangen genommen wurden? Ihr habt uns vom Monat Julius an bis zum Monat Januar bekriegt, worauf, als ihr geschlagen worden, eure Flotten sich von unsern Künsten entfernten. Um diese Zeit ist es gewesen."

Es war einleuchtend daß die beiden Admirale und der General eine solche Unterredung mit Ehren nicht fortführen konnten. Nachdem sie einen Augenblick berathschlagt, beauftragten sie Hrn. Parkes Se. Excellenz in Kenntniß zu setzen daß man Befehle zu seiner Sicherheit ertheilen werde, daß er aber augenblicklich auf ein Schiff gebracht werden müsse. „Ich sehe die Nothwendigkeit nicht ein auf ein Schiff zu gehen," erwiederte die besorgte Excellenz; „ich kann hier eben so gut alles thun was Ihr von mir verlangt." Als er aber die ernste und strenge Miene der Admirale, welche im Begriff standen sich zurückzuziehen, bemerkte, warf er einen Blick voll Schrecken im Zimmer herum, und fügte bei: „Ich nehme in der That Eure Einladung an; es freut mich ungemein eines Eurer Schiffe besuchen zu können." Das hieß seinen Entschluß auf die möglich mindest demüthigende Weise fassen. Nachdem Yeh sein Abgehen unter den geringfügigsten Vorwänden eine Zeitlang verzögert hatte, wurde er endlich mit einiger Gewalt in seinen Palankin gebracht. Als er längs der Stadtmauern dahinzog, begegnete er einer Anzahl Kulitträgern, welche bei seinem Anblick ihre Bürden ablegten

und ihn mit spöttischem Lachen begrüßten. Dieß war zu viel für seinen Stolz; er biß vor Wuth in seine Lippen, und warf ihnen zum Abschied die drohendsten Gebärden zu.

Ehe wir Yeh an Bord des Schiffs folgen, das ihn fortbringen soll, müssen wir einen Blick auf das Hinrichtungsfeld der Stadt Canton werfen: dort hat der trotzige kaiserliche Commissär innerhalb zwei Jahren nahezu hunderttausend Menschen hinschlachten lassen. Man sieht darauf noch die Kreuze, auf welchen die Verbrecher die besondere Marter, stückweise zerschnitten zu werden, erdulden mußten. An eines dieser Kreuze band man die Frau eines der Rebellenführer, und zog ihr, auf Yehs Befehl, bei lebendigem Leibe die Haut ab. Einige Engländer sind Zeugen dieser Hinrichtung gewesen; sie fügten aber bei daß die Geschicklichkeit mit welcher diese Hinrichtungen vorgenommen wurden, ihnen einen Theil ihrer Entsetzlichkeit benahm. Wenn die Verurtheilten nicht im Stande waren zu gehen, trug man sie in hölzernen Käfigen herbei; sobald sie heruntergestiegen waren, stellten die Henker sie in Reih und Glied, und gaben ihnen von hinten einen Schlag, damit der Kopf in eine gewisse Stellung gebracht wurde. Dann erschien die Todesfahne; sobald diese sich in die Luft erhob, hörte man, ohne daß irgend ein mündlicher Befehl ertheilt ward, in rascher Aufeinanderfolge dumpfe und schwere Schläge. Niemals ward ein zweiter Schlag nothwendig, so geschickt waren die Henker. Drei Secunden genügten zum Abschneiden eines Kopfes: sonach konnten in fünf Minuten fünf Henker hundert Personen vom Leben zum Tode bringen. Mehr Zeit bedurften die Henkersknechte um die Leichname in grobe Särge zu bringen, in die sie oftmals zwei hineinlegten, um einen stehlen zu können. Die Köpfe wurden in Kisten weggetragen, und der mit Blut getränkte Boden galt für ein vortreffliches Düngmittel.

Kaum war unser Mandarin auf dem Inflexible eingerichtet, so fieng er neuerdings an von seinen kindischen Finessen, durch welche sich die Diplomatie zuweilen in Erstaunen und Verlegenheit setzen ließ, Gebrauch zu machen. Er gab vor, er sey einzig und allein an Bord gekommen um den Lord Elgin zu sehen, zeigte sich sehr erstaunt ihn nicht anwesend zu finden, und fügte bei er werde nicht lange warten. Er weigerte sich, unter dem Vorwand er könne nichts gleichgültiges schreiben, und es sey möglich daß man einen seiner Sätze mißbrauche, dem Sir J. Bowring einen Autograph zu geben. Er glaubte daß man ihn in seiner Eigenschaft eines chinesischen Ministers als einen Mann betrachte von dem man einen Vertrag erlangen könne, hielt sich daher auf der Defensive, und war stets bereit eine diplomatische Schlacht zu liefern. Anfänglich behandelte er Hrn. Alabaster, der ihm als Dolmetsch beigegeben war, mit großer Barschheit und Verachtung, und putzte seine Antwort auf die Botschaft Lord Elgins, der ihm kundthat man werde ihn nach Calcutta führen, wahrhaft theatralisch heraus. Er schlug endlich jede weitere Besprechung ab, und sagte Hrn. Alabaster, er wisse wohl daß er nur ein Spion sey, den man ihm an die Seite gegeben um alles zu berichten was er etwa sage. Dieser erwiederte ihm, er sey kein Spion, sondern ein öffentlicher Beamter, und es liege in seiner Pflicht seinen Obern von allem Rechenschaft zu geben was er in Erfahrung zu bringen vermöge. Ich meinerseits suchte ihm die Natur der Amtsverrichtungen Hrn. Alabasters begreiflich zu machen; ich zeigte ihm gleichzeitig ein Exemplar der „Times," deren enorme Größe ihn höchlich in Erstaunen setzte; ich fügte bei, das englische Volk sey sehr begierig genaue Nachweisungen über die Politik, die Regierung und die Philosophie der chinesischen Nation zu erhalten, und es würde mich sehr freuen wenn er die Gefälligkeit haben wolle mich einigermaßen näher hierüber zu unterrichten. Yeh antwortete auf alle Fragen gern durch eine Grimasse oder ein Brummen, und zwar wandte er anfänglich diese letztere Form an um auf meine Bitte zu antworten.

Dieser Trotzzustand hörte, Dank dem Verfahren der Chefs gegen ihn, bald auf. Als er sah daß Lord Elgin sich in keiner Weise mit ihm beschäftige, außer durch kurze Botschaften um sich nach seinen persönlichen Bedürfnissen zu erkundigen; daß der Capitän Brooker, obwohl er ihn mit Achtung behandle und alles thue was ihm in seiner Lage angenehm seyn könne, übrigens aber seinen Schritten keine Aufmerksamkeit schenke; als er endlich die Ueberzeugung gewonnen hatte daß ihn niemand eine diplomatische Urkunde unterzeichnen zu lassen, noch ihn über die Gegenstände deren Erörterung er auswoeichen wollte zu befragen wünsche, ward er allmählich geselliger. Ja noch ehe er Hongkong verließ, hatte er sich gewiß Rechenschaft abgelegt über seine wahre Lage, und sich überzeugt daß die ihm zu Theil gewordene Behandlung diejenige war welche man einem Gefangenen hohen Rangs bewilligt, dessen Einfluß, sey's im Guten oder im Bösen, nicht mehr besteht. Er spielte fürder nicht mehr die Rolle eines Großmandarinen, und ließ sich leichter in eine Unterhaltung mit seinen Reisegenossen ein. Um diese Zeit legte er ein wenig Lebhaftigkeit nur in einigen Besprechungen über seine Nahrung an den Tag; als aber sein chinesischer Koch mit einem großen Vorrath einheimischer Lebensmittel angekommen war, äußerte er darüber eine sehr lebhafte Freude. Die Besucher langweilten ihn sehr, und er zeigte sich besonders ärgerlich über die glänzende Toilette einer ihm vorgestellten englischen Dame: während des ganzen Besuchs wandte er mit auffallender Affectation die Augen von ihr ab, und als sie hinweggegangen, machte er im Unwillen die Bemerkung, sie sey zu stark decolletirt gewesen. Wenn er allein war, stand er auf, begab sich auf das Hintertheil des Schiffs, und betrachtete schweigend Hongkong; als ihm die Stadt Victoria in die Augen fiel, beschränkte er sich auf die einfachen Worte: „o sehr gut!" Wenn jemand auf das Verdeck stieg, während er sich so mit der Betrachtung des Horizonts beschäftigte, wandte er sich ernst um und setzte sich, höchst unangenehm berührt davon daß er in seinen Meditationen gestört worden. Was das Privatleben Yehs betrifft, so verdient er den Namen eines sehr achtungswerthen Chinesen. Er raucht kein Opium; sein gewöhnliches Getränk ist Thee, und er gebraucht den Schamsu nur als Arzenei. Er hat nur eine Frau, die er in ihr Geburtsdorf zu ihrem Vater schickte. Er sprach mir zwar auch von seinen andern Genossinnen, allein da ich es ihm an seinen Augen ansah daß er sich verletzt fühle wenn ich hierüber viel Neugierde zeigte, so konnte ich weder ihre Anzahl, noch den Ort wo er sie untergebracht, erfahren. Da er keinen Sohn besitzt, so adoptirte er einen Neffen, der gegenwärtig 24 Jahre alt ist, und in Peking seinen Studien obliegt. Der Mandarin nimmt täglich zwei Mahlzeiten, bestehend aus vier bis sechs saftigen Schüsseln; er ißt Reis bei jedem dieser Gerichte, und behält sich ihn nicht für das Ende der Mahlzeit vor, wie die andern Chinesen. Er trinkt während seiner Mahlzeiten nicht. Seine Andacht besteht darin daß er sich in die Postur der chinesischen Götzen setzt, mit gekreuzten Beinen wie unsere Schneider, und das Gesicht gen Morgen gewandt. In dieser Stellung verbleibt er zehn Minuten lang, wie in tiefes Nachdenken versunken, und damit hat seine Andacht ein Ende. Als er an Bord des Inflexible kam, blieb er mehrere Tage lang, in einer Art tiefen Nachdenkens, in sich selbst versunken; hierauf aber

schien er viel ruhiger Er macht keinen Gebrauch von irgendeinem Götzen, und wenn man ihn fragte ob er zur Erfüllung seiner Privatandacht einige Erleichterungen wünsche, antwortete er: er bedürfe nichts. Ich war der Meinung dieß geschehe um sich nach der Gewohnheit der erhabensten Secte der Buddhisten zu richten; eines Tags aber, als er besonders guter Laune war, willigte er ein mir zu erklären warum er sich gen Morgen und nicht gen Abend, der Geburtsstätte Buddha's zu, wende. Er sagte mir, er wende sich, wenn er ein Gebet verrichte, nach Westen, bei jeder andern Gelegenheit aber nach Osten, weil der Osten das Princip des Lebens, der Westen das Princip des Todes sey. Er fügte bei: die vier Cardinalpunkte seyen für ihn das Symbol der vier Jahreszeiten: der Norden stelle den Winter, der Süden den Sommer, der Osten den Frühling, und der Westen den Herbst dar.

Reinlichkeit ist keine der Tugenden Yehs, und es wäre schwer einen unangenehmeren Gast an Bord eines Schiffes zu finden; bei Tisch hat er die Gewohnheit auszuspeien, zu rauchen und sich mit seinen Fingern zu schneuzen. Capitän Brooker wollte ihn lehren sich eines Taschentuchs zu bedienen, allein er machte davon durchaus keinen Gebrauch. Yeh trägt gewöhnlich einen langen blauen Mantel und Pantalons von derselben Farbe, die unterhalb des Beins gebunden sind. Er rühmt sich diesen Mantel seit zehn Jahren nicht abgelegt zu haben, und der Anschein rechtfertigt diese Behauptung. Als wir in die Nähe von Singapur, einen Grad vom Aequator, gelangten, wurde die Hitze unerträglich; er zog daher seine Kleider aus, nahm, ohne ein anderes Kleidungsstück als sein gelbes und schmutziges Hemd, in seinem Lehnstuhl Platz, und bot so einen, was majestätisches Aussehen betrifft, nichts weniger als befriedigenden Anblick. Bald hatte man auch noch einen andern Gegenstand der Beunruhigung, welcher fürchten ließ der große Mandarin beherberge eine gewisse Classe Insecten die gut erzogene Leute nicht zu dulden pflegen. Hr. Alabaster sah mit Entsetzen ein unbekanntes Insect, von sehr verdächtiger Art, welches an der geheiligten Wand der Capitäns-Cajüte herumspazierte; er warf instinctmäßig seine Blicke auf den Mandarin, der, auf diese stumme Frage mit unzerstörbarer Kaltblütigkeit antwortend, ihm voll Ernst sagte: „Es ist eine Laus."

Yehs Gefolge besteht aus seinem Koch, zwei Dienern und einem Militär. Der abgeschmackten Gewohnheit gemäß die europäischen Titel auf die Chinesen überzutragen, bezeichnete man diesen mit dem Namen eines „Adjutanten." Er war ein Mandarin der sechsten Ordnung, so schmutzig wie sein Herr, bei dem er die niedrigsten Dienste verrichtete, und der mit den andern Dienstboten den Rest der Gerichte verzehrte welche auf der Tafel des Gefangenen figurirt hatten.

Nach der schrecklichen Entdeckung Hrn. Alabasters, welche bewies daß Yeh in gefährlichem Verkehr mit der Entomologie stehe, zwang man den „Adjutanten," so wie die beiden Bedienten, sich zu reinigen, und man glaubte hierüber auch dem Mandarin selbst ernste Vorstellungen machen zu müssen; allein er beklagte sich darüber als über eine nicht sehr schickliche Tyrannei, und wollte sich derselben nicht unterwerfen. Man war daher genöthigt sich mit der sehr schwachen Hoffnung zu begnügen daß er nicht dieselbe Unzukömmlichkeit habe wie seine Leute. Die Chinesen des Südens verwenden auf ihre Person sehr große Sorgfalt, die des Nordens aber haben eine ganz entgegengesetzte Gewohnheit, und unserer Gefangener ist aus Hupe, einer der fünf nördlichen Provinzen.

Yeh schläft in einem in dem Zimmer des Capitäns hergerichteten Cabinet, das er einer besondern Cajüte vorzieht. Er legt sich gewöhnlich um 8 Uhr zu Bett, und schläft den Schlaf der Unschuld, während in seiner Nähe die Reisenden lesen, schreiben oder Schach spielen. Nie scheint dieser Schlaf durch tragische Träume und durch den rächenden Anblick der Wittwen und Waisen seiner Opfer gestört; sonach genießt, möchten wir denken, dieser Mörder, der 100,000 Menschen den Untergang bereitete, einer eben so süßen Ruhe wie der seine Schildkrötensuppe verdauende Alderman. Was wird unter diesen Breitengraden aus der Lehre von den Gewissensbissen? Obwohl aber die todten Chinesen das Gewissen des Mandarinen in Frieden lassen, so legt er doch eine auffallende Abneigung gegen die lebenden an den Tag, und seine größte Furcht ist die: dem Anblick des Pöbels seines Landes ausgesetzt zu werden. Am Tag vor unserer Abfahrt kamen mehrere durch Neugierde herbeigezogene Personen um ihm einen Besuch abzustatten; Yeh zeigte sich sehr unwillig und widerwärtig. Sir J. Bowring konnte kaum eine kurze Zusammenkunft mit ihm erlangen. Der Admiral, der hierauf vorgestellt und viel besser empfangen wurde, war der einzige mit welchem Yeh gemüthlich sprach. Der Bischof von Victoria wünschte ihn ebenfalls zu sehen, allein er wollte ihm nicht mit seinem amtlichen Titel vorgestellt werden, aus Furcht einem solchen Mann allzu viel Achtung zu erweisen. Diese Furcht war indeß grundlos, weil die Chinesen den Rang der Bischöfe gar nicht kennen, und weil das Amt eines Priesters aller andern Culte als der des Buddha für sie ein Gegenstand tiefer Verachtung ist.

Am 23 Februar verließ der Inflexible die Rhede von Hongkong, und Yeh konnte einen letzten Blick auf die Gestade seines Heimathlandes werfen. Wenn ihm seine Verbannung einigermaßen schmerzlich fiel, so verbarg er dieß geschickt, denn er beschäftigte sich nur damit seine Pfeife zu rauchen, und sich's auf dem Schiff so bequem als möglich zu machen. Kaum indeß hatten wir die grüne Insel umsegelt, so fieng das Schiff an von einer ziemlich starken Nordwestbrise hin- und hergeworfen zu werden; ich war auf dem Verdeck, nahm mein Gepäck in flüchtigen Augenschein, und dachte an einige Freunde die ich zurückließ, als ich ein aus der Cajüte kommendes furchtbares Geräusch vernahm; die Ursache davon war leicht zu errathen; die Pfeifen, die kleinen Kuchen und die vielen übervollen Schamsu-Gläser hatten nicht genügt zur Stärkung des Magens des Großmandarinen. Der „Adjutant" befand sich nicht besser als sein Herr, und der Koch und die beiden Diener lagen wie todt ausgestreckt in einer Ecke. Das Zimmer des unglücklichen Capitäns war in einem beklagenswerthen Zustand. Drei Tage lang befand sich, dem Geräusch nach zu urtheilen das ich vernahm, der Vicekönig stets in einer ziemlich traurigen Lage. Ich muß ihm indeß die Gerechtigkeit widerfahren lassen zu sagen daß er das Uebel muthvoll bekämpfte und es mit der Geduld eines ächten Chinesen ertrug. Am vierten Tag endlich konnte er seine Pfeife wieder zur Hand nehmen, und befahl seinem Koch, der sich auch zu erholen anfieng, ihm ein Mittagsmahl zu bereiten. Yeh ißt kein Schaffleisch, weil dieß die Lieblingsspeise der Tataren ist; er ißt kein Rindfleisch, weil Confutse gesagt: „Du sollst den Ochsen, der da arbeitet, nicht tödten." Es ist dieß kein Aberglaube, sondern eine ganz moralische Observanz. Er betrachtet es als eine Undankbarkeit das Thier zu tödten welches zum Wachsthum des Reises beiträgt, und es ist allen seinen politischen Anschauungen zuwider die Geschöpfe ums Leben zu bringen welche den Boden bebauen. Daß er aber dem Menschen gegenüber eine traurige Ausnahme von diesem vortrefflichen Princip machte, haben wir oben gesehen.

Yeh trinkt keine Milch, sagt aber, es geschehe nicht deßhalb weil er Buddhist sey, denn viele Chinesen, welche keine Buddhisten sind, enthalten sich der Milch ebenfalls, während bei den Buddhisten der Mandschurei die Milch in vielfachem Gebrauch ist. Wenn er sich, woran ich sehr zweifle, zu irgend einer Religion bekennt, so gehört er der höchsten Secte der Buddhisten an, welche aller Enthaltsamkeit überhoben sind, und deren ganze Andacht in einem beständigen Streben nach größter Vollkommenheit besteht. Als die Seekrankheit aufgehört hatte, zeigte sich Yeh viel mittheilsamer als zuvor. Nachdem wir die Rhede von Singapur verlassen, schien sein Gemüth von einer peinlichen Voreingenommenheit befreit zu seyn. Vielleicht tröstete er sich mit dem Gedanken daß er nun auf eine Zeitlang von seinen Landsleuten getrennt sey, in deren Augen er nur Haß und Verachtung las.

(Schluß folgt.)

Dr. Heinrich Barths Reisen in Inner-Afrika.

Von Kukaua nach Timbuktu.

Mit dem Erscheinen des vierten und fünften Bandes am Schlusse des vorigen Jahres liegt das große und inhaltreiche Reisewerk vollendet vor uns. Als Schriftsteller zeigt Dr. Barth in den letzten Bänden die nämlichen Vorzüge und die nämlichen Mängel wie in den früheren Theilen des Werkes. Es werden dem Leser ohne Schonung die Mahlzeiten des Reisenden berichtet, beinahe täglich ein Gesundheitsbulletin gegeben, die Begleiter und Dienerschaft getreu nach Charakter und Herkunft geschildert, eine Liste der Geschenke nicht bloß an Fürsten, sondern an zweite und dritte Personen vorgelegt, die Kosten jeden Artikels berechnet, ja sogar hinzugefügt ob sie auf öffentliche Kosten oder aus des Reisenden eigenem Beutel bestritten wurden. Wir vermissen auch höchst schmerzlich eine Gesammtschilderung der von dem Verfasser durchzogenen Länder. Er gibt dafür wohl Tag für Tag in kurzen Worten den allgemeinen Charakter von Boden und Pflanzenwuchs an, aber wir gelangen nie zu einem allgemeinen Gemälde, welches sich festhalten ließe. Ferner ist es beim besten Willen nicht möglich sich über das häusliche Thun und Treiben der afrikanischen Völkerschaften aus diesen Tagebuchnotizen sattsam zu belehren. Der Reisende beschreibt uns zwar jeden Schritt den er thut, er gibt uns Rechenschaft mit welchen Studien an diesem und jenem Tag er sich beschäftigt hat, aber wir sehen die Dinge nicht die er erlebt. So begegnet ihm vor Wurno oder Sokoto ein Hochzeitszug, der „ihn sehr interessirt.“ Der begierige Leser erwartet nun der Reisende werde sich diesem Zug anschließen, werde die Feierlichkeit von Anfang bis zu Ende schildern, aber die Procession zieht vorüber, und wir gewinnen nichts als die Thatsache daß der Reisende an dem und dem Tag an einer Stelle, die wir auf der Karte bezeichnen können, einen Hochzeitszug habe vorüberziehen sehen. [1] Wir dürfen diese Mängel nicht verschweigen, da sie allgemein empfunden werden, und jedermann welcher das Reisewerk gelesen hat darüber klagt. Wohl wissen wir daß für einen künftigen afrikanischen Reisenden jede Tagesnotiz von einem so großen Entdecker wie Barth von höchstem Werth ist, allein das Werk ist doch gewiß für ein großes Publicum und nicht bloß für künftige Entdecker geschrieben. Wie man sieht beschränken sich die Fehler des Werkes nur auf eine große Breite und auf Mangel an Composition. Dieß ersetzt uns Barth aber reichlich durch seine großen philologischen Kenntnisse und durch sein ernstes Bestreben die historischen Zustände Inner-Afrika's zu ergründen. Ueberall gelingt es dem Reisenden mit den besten Gelehrten des Sudan in Verkehr zu treten, er kann mit ihnen über vergangenes und gegenwärtiges sprechen, er sammelt historische Quellen und liefert uns wenigstens ein chronologisches Skelett von der Geschichte der zahlreichen Staaten am Niger und am Tsad-See. Dieß ist ein dauernder großer Gewinn, denn in der Geschichte lernen wir die Völker weit gründlicher kennen als durch die besten Schilderungen ihrer veränderlichen Zustände.

Am 25 Nov. 1852, nach einem Aufenthalt von 20 Monaten, verließ Heinrich Barth Kukaua, die Hauptstadt von Bornu, in westlicher Richtung, um zunächst das Sokotoreich der Fulbe zu erreichen. Die erste Nacht war die kälteste die der Reisende seit dem Betreten des Sudan erlebt hat, denn das Thermometer sank bis auf + 4½° C. Am 3 Dec. wurde der Komadagu, der sich nördlich von Kukaua in den Tsad-See ergießt, an einer höchst einsamen Stelle gekreuzt, wo man einem friedlichen reisenden Ehepaar begegnete, welches nach Landesart über den Fluß setzte. Ein paar zusammengejochte Schalen von Riesenkürbissen, auf denen die Reisenden bis zu den Hüften im Wasser saßen, dienten zur trocknen Aufbewahrung der Kleider und der Habe; aber so reißend war der Strom, daß die Leute trotz ihrem rüstigen Arbeiten eine große Strecke abwärts getrieben wurden, ehe sie landen konnten. Sonst trug der Fluß kein lebendes Wesen außer einer Löffelgans, die königlich in dem Gewässer nach Beute suchend auf- und abschwamm. Auf der andern Seite des Stromes betrat man das Gebiet des Mangastammes. Statt der Kanori-Reiter sah man hier die Mangafußkämpfer mit ihrem Lederschurz, mit Bogen, Pfeil und Streitaxt, während schlanke Mädchen mit schwarzem Schleier schamhaft ihr Gesicht verhüllten. Dafür fehlten die häßlichen Gestalten der Bornuanerinnen mit den breiten groben Zügen und den offenen Busen, und der Reisende erstaunte wie sich die Race, wenigstens die weibliche Hälfte, in der flachen einförmigen Ebene Bornu's verschlechtert hat.

Ein nördlicher Umweg führte den Verfasser durch das Gebirgsland Munio mit dem jetzigen Hauptort Gure, wo Barth dem Munioma oder bornuanischen Statthalter von Munio seine Aufwartung machte. Dieser Mann, Namens Kosso, war damals schon 60 Jahre alt, starb auch zwei Jahre später. Er war jedenfalls ein besseres Exemplar eines Statthalters, hatte seinem bornuanischen Gebieter in schwierigen Zeiten Treue bewiesen, genoß aber dafür eine gewisse Selbständigkeit. Er konnte 1500 Reiter und 8—10,000 Bogenschützen mustern, und bezog

[1] Zur Entschuldigung müssen wir freilich hinzusetzen daß Barth, der in beständiger Lebensgefahr reiste und dabei mit klimatischen Krankheiten zu kämpfen hatte, nicht ruhig beobachten konnte; wir bedauern aber nur daß er seine Muse vollständig seinen philologischen Studien widmete und so wenig sich um die Sitten und Gebräuche der afrikanischen Völker kümmerte.

30 Millionen Muscheln (10,000 span. Thaler) Einkünfte; aber auch er, wie alle afrikanischen Häuptlinge, suchte seine Finanzen durch Sklavenjagden aufzubessern, und war gerade damals beschäftigt auf diesen Verdienst wieder auszugehen. Hinter Wuschel, der Schwesterstadt Gure's, zog Barth an den Ruinen Gabata's, der ehemaligen Hauptstadt Munio's, vorüber. Dort lag im Winkel eines von den Bergen gebildeten Golfes ein einsames Steinhaus, ein afrikanisches Heiligthum, wohin jeder Munioma bei seinem Regierungsantritt sieben Tage sich zurückziehen muß. Barth war von Kosso ermahnt worden der Gespenster wegen dieses Haus nicht zu betreten, aber damals war nur ein plötzliches Unwohlseyn die Ursache daß er seine Neugierde nicht befriedigte. Nun wird man sich erinnern daß Dr. Vogel gerade durch das Betreten eines solchen Hauses sich den Tod oder die Gefangenschaft in Wadai zugezogen hat.

Am 25 December erreichte der Reisende Sinder, die letzte große Stadt an der Westgränze Bornu's, und einen Monat später empfieng er dort 1000 spanische Thaler Reisegelder, die ihm höchst dringend nöthig waren, da beim Auszug aus Kukaua seine Baarschaft nur aus 200 Thalern bestanden hatte. Am 30 Januar 1853 brach er von Sinder wieder auf, und legte ohne sonderliche Gefährdung, aber nicht ohne Besorgniß, die Reise über den Streifen Wildniß zurück welcher zwischen den Gränzen der afrikanischen Reiche offen gelassen und von Räubern als ihre Domäne betrachtet wird. Der Gau den man zunächst durchzog, wurde von Busaue oder Tuaregmischlingen bewohnt. Dort an einem großen Brunnen gewahrte Barth einen jungen Stier, der dazu benutzt wurde in einem großen ledernen Schöpfeimer Wasser heraufzuziehen. Dieß war der erste Beweis größerer Betriebsamkeit im Sudan, insofern thierische Kräfte anstatt menschlicher Hände zu jenem Geschäft verwendet wurden. Eine herrliche Gewohnheit aus alter besserer Zeit will daß die Pferde des Reisenden stets zuerst getränkt werden müssen, und der Eingeborne wartet. Barth beschenkte die Tuaregdirne, welche den Stier leitete, mit einem Spiegel, worauf sie nicht verfehlte mit Wort und Knix zu danken. Die letzte Strecke des Weges bis zu dem Reich von Sokoto legte man unter der sichernden Gesellschaft einer Salzkarawane der Kelowi zurück, und am 4 Febr. wurde Katsena erreicht. Der Reisende befürchtete wie bei seinem frühern Durchzuge von dem dortigen Fulbe-Statthalter allerhand Quälereien, allein dieser Mann war völlig umgewandelt, als er erfuhr daß Barth jetzt nach Sokoto gehe und seinem Gebieter einen Besuch abzustatten gedenke. Zum Glück befand sich in Katsena der Ghaladima oder Inspector des Emir oder Chalifen des Fulbereiches von Sokoto, welcher im Begriff stand mit dem erhobenen Tribut der Gränzprovinzen zu seinem Herrn zurückzukehren, und dem sich Barth anschließen konnte.

Am 21 März wurde aufgebrochen, aber ein ärgerlicher südlicher Umweg eingeschlagen, weil die nördliche Gränze des Reiches durch einen Einfall der Goberauer, die zwischen Sokoto und dem Südrand der Wüste sitzen, beunruhigt wurde. In der Stadt Kurresi (8—9000 Einwohner) durch welche die Straße führte, trat beim Abmarsch der Karawane plötzlich ein Fulbe zu Barth heran, um ihm einen Brief einzuhändigen, mit der Bitte, ihn einem Verwandten in Timbuktu zu überreichen. Diese Schreibfertigkeit und das Bedürfniß brieflichen Verkehrs zwischen so entfernten Punkten, so wie das Vertrauen in die Redlichkeit eines zum erstenmal auftretenden Reisenden, war für Barth nicht wenig ermuthigend, auch ließen die Einwohner ihre Musikbande ausrücken um der Karawane einen Abschiedsmarsch zu spielen. Jetzt wurde die Richtung wieder westlich und nordwestlich, aber die Gefahren von plündernden Goberauern mehrten sich so stark daß jetzt in einem angestrengten Nachtmarsch eine waldige Einöde eilig durchschritten werden mußte. Am Morgen erreichte man die Stadt Bunka, die, mit Mauern und Verhack geschützt, etwa 5000 Einwohner zählt und nur 1½ Meilen von Sürmi, einem höchst bedeutenden nördlichen Gränzplatze des Reiches Sokoto, entfernt liegt. Zur Zeit von Clapperton's Besuch war der Gebieter in dieser Stadt noch Herr einer ganzen Provinz, seitdem aber haben es die Fulbe für rathsamer gefunden, jeden Statthalter einer ummauerten Stadt in jenem Theil ihres Reiches unter die unmittelbare Oberhoheit von Sokoto zu stellen. Die nächste größte Ortschaft war das umwallte Badaraua, wo gerade ein sehr lebhafter von etwa 10,000 Menschen besuchter Markt abgehalten wurde. In einem kleinen Dorfe hinter diesem Platz gegen Westen sah Barth den ersten Rudu. Dieß ist ein häusliches Bauwerk, welches vollkommen unsern pilzförmigen Strohtempeln gleicht. Es besteht aus einem kegelförmigen Strohdach, auf vier Pfählen oder Stangen ruhend. Auf einer Leiter, und durch ein viereckiges Loch steigt man unter Dach, worauf der Eingang fallthürartig mit Matten verschlossen wird. In diesem Behälter schlafen die Einwohner des Nachts um sich vor den Mückenschwärmen zu retten.

Am 31 März erreichte man das Dorf oder den Ort Sfanssanne Aissa, wo gerade der Beherrscher von Sokoto oder der Emir el Mumenin der Fulbe, Aliu, lagerte. Noch am nämlichen Abend, nachdem er dem Reisenden ein reichliches Geschenk an Lebensmitteln zugeschickt hatte, ließ der Potentat ihn vor sich entbieten. Er saß patriarchalisch auf einer Thonbank unter einem großen Baum, und bezeigte dem Fremdling die höchste Gnade. Seine Bitte um einen Geleitsbrief nach Timbuktu wurde ohne Schwierigkeit bewilligt, und am andern Tage die Geschenke huldvoll angenommen, unter denen ein Paar mit Silber ausgelegte Pistolen die höchste Befriedigung erweckten. Barth fand in dem Emir einen untersetzten Mann von mittlerer Größe und mit einem runden vollen Gesicht, das deutlich eher die Züge seiner Mutter, einer Haussa-Sklavin, als die seines Vaters Mohammed Bello, eines edlen und freien Pullo, wiederholten. Seine einfache Kleidung aus einem graufarbigen Hemde wich von der schneereinen Pullotracht ab, auch trug er sein Gesicht unbedeckt, während es Mohammed Bello selbst in seiner Privatwohnung, vor einem Fremden wenigstens, stets zu verhüllen pflegte.

Jener merkwürdige Stamm, der sich in Inner-Afrika ein Weltreich gegründet hat, die Fulbe (Plural von Pullo), wird von den Mandingos Fula, von den Haussaleuten Fellani (Singular: Ba-fellantschi), von den Kanori Fellata, von den Arabern Fullan genannt, und ist nach Dr. Barths gewichtigem Ausspruch „ohne Zweifel der intelligenteste aller afrikanischen Stämme." In neuerer Zeit haben afrikanische Entdecker die Fulbe an verschiedenen Punkten kennen gelernt. Als wir Dr. Barth nach Adamaua begleiteten, tief in das Herz Afrika's, fanden wir daß die Fulbe nach Südosten vordringend den Benue überschritten, und am südlichen Ufer des Flusses unter heidnischen Stämmen ein Reich sich gegründet hatten. Sie erschienen dort im Charakter von Eroberern und Civilisatoren, als Verbreiter des Islam, als Begründer einer wohlgegliederten politischen Gesellschaft, mit Viehzucht beschäftigt, durch physischen Adel vor den ältern Bewohnern ausgezeichnet, rein und unverdorben in ihrem Lebenswandel. Diese Eroberungen gehörten zu dem Fulbe-Reich von Sokoto. Der Schwesterstaat von Gando dagegen sendete seine Eroberer mehr in südlicher als südöstlicher Richtung aus.

Die Nigerexpedition unter Baikie traf die Fulbe unterhalb der Vereinigung des Benue auf dem rechten Ufer des Niger, und eine Strecke lang auf dem rechten Ufer des Benue. Vorläufig sah man dort nur die Verwüstungen ihrer Heereszüge, vor denen bereits die Bewohner des südlichen oder linken Ufers des Benue zitterten. Von dieser Seite des Welttheils aus betrachtet, zeigten sich die Fulbe als ein kraftvoll aufschießender Völkerstamm, dem die Räume des ganzen Festlandes beinahe zu eng für seine Eroberungslust schienen. Begleiten wir aber jetzt Dr. Barth an der nördlichen Gränze des Reiches nach den Hauptstädten des Doppelreiches, nach den Stammsitzen der politischen Macht, so entfaltet sich ein anderer Anblick. Während an den südlichen Extremitäten des Reiches Jugendfrische zu herrschen scheint, begegnen wir dort einem beinahe hülflosen Greisenalter, das Reich bröckelt morsch im Norden ab, während es nach Süden fortwächst. Die Fulbe haben sehr verschiedene nationale Elemente in sich aufgenommen, so daß sie dem Völkerkenner einen örtlich sehr veränderlichen Charakter darbieten. Ueber den Ursitz dieses äußerst merkwürdigen Stammes herrscht bedeutender Streit. Man hat wegen sprachlicher Rücksichten die Fulbe mit den Malayen verschwistert gedacht, doch mit Ausnahme der Ausdrücke von Fisch und Speer finden sich keine lexikalischen Aehnlichkeiten, und nur einige Anklänge von Orts- und Volksnamen zwischen beiden Sprachgebieten, sonst spricht Dr. Barth noch von einigen Zügen, die sie mit dem auf Sumatra und Java ansässigen polynesischen Volksstamm gemein haben. Daß die Fulbe aus Südafrika stammen, hält Barth für durchaus irrthümlich, denn die vorhandene höchst merkwürdige Uebereinstimmung etlicher Zahlwörter der Fulbesprache mit denen in den Kaffersprachen läßt sich vom historischen Standpunkt aus erklären. Den Ursitz des Stammes sucht der Reisende im Osten, doch denkt er dabei an Zeiträume, welche der menschlichen Geschichtsforschung unerreichbar sind. Da wo diese mit ihren heutigen Mitteln beginnt, finden wir die Fulbe im Gegentheil am Westrand des afrikanischen Festlandes. Das theilweise Verschmelzen von Stämmen am heutigen Senegal, der Djoloff und Wakore mit den Fulbe bietet einen unumstößlichen Beweis daß der Eroberungszug der letzteren im Westen seinen Anfang nahm und sich gegen Osten verbreitete. Wir haben Nachrichten aus dem Anfang des 14ten Jahrhunderts von einer Sendung zweier geistlicher Häupter des Fulbestammes in Melle nach Bornu. Dieß bezeugt erstens daß jenes Volk frühzeitig durch Religionskenntniß sich auszeichnete, seine westlichen Sitze und seinen Trieb gegen Osten.

Lange blieb aus Mangel an innerer Einheit der weit verbreitete Stamm in politischer Unbedeutendheit. Erst im Jahr 1802 gelang es dem Fulbehäuptling Othman die Nation zu einem religiösen Kampf gegen die Herrscher des heidnischen Gober zu entflammen. Die Fulbe übertrugen ihm die Würde eines Scheichs, und als er die Ruthen in ein Bündel vereinigt hatte, war die Kraft der Nation nicht mehr zu brechen. Othman wußte seine eigene religiöse Verzückung dem Volk mitzutheilen, und mit Hülfe dieses entzündeten Fanatismus eroberte er seinem Hause ein großes Reich mit der Hauptstadt Gando. Nach seinem Tod theilten sich ein Neffe und ein Sohn in die beiden Hälften Gando und Sokoto, und den Thron von Sokoto bestieg als Emir der Gläubigen der durch Denham und Clapperton berühmte Mohammed Bello. Dieser Fürst, dessen Gelehrsamkeit mit Recht bewundert wird, war in seinen kriegerischen Unternehmungen nicht immer glücklich, und er steht nach Dr. Barth, wenn auch sehr hoch als afrikanischer Fürst, doch tief unter dem großen Monarchen des afrikanischen Sonrhay-Reichs im 16ten Jahrh. Auf Mohammed Bello folgte sein Bruder Atiku (1832—1837), von dessen Regierung den Europäern äußerst wenig bekannt geworden ist. Es fehlt, wie Barth bedeutungsvoll ausspricht, den Fulbe das Organisationstalent, und wo dieses mangelt, ist natürlich jede Herrschaft bedroht, so wie Schwächlinge auf den Thron gelangen. Diesen Namen aber verdient der gegenwärtige unkriegerische wenn auch gutmüthige Emir von Sokoto, Mohammed Bello's Sohn, Aliu. Das alte Reich ist freilich bis auf die Provinz Chadedja, deren Statthalter sich unabhängig gemacht hat, noch in seinem alten Bestande beisammen, aber der Bestand selbst wird lockerer und lockerer. Die Gesammtjahreseinkünfte des Emirats schätzt Barth auf 100 Mill. Muscheln baar (65,000 Thlr.), und ebensoviel in Sklaven und Felderzeugnissen, das Heer dagegen, dessen Stärke im Sudan auf der Cavallerie beruht, berechnet er auf 20—22,000 Reiter, allerdings wenig für den ungeheuren fruchtbaren Raum des Staates.

Barth hatte, nachdem der Emir gegen die nördlichen Feinde aufgebrochen war, Wurno, den eigentlichen Sitz der Herrscher von Sokoto, erreicht, und dort befriedigendes Quartier gefunden. Das Hauptgemach seines Hauses war eine von zwei massiven Säulen getragene Thonhalle, die in jenen Gegenden einen Eindruck von Großartigkeit machte. In den heißen Tagesstunden gewährte sie sehr viel Kühlung, in der Nacht aber war sie desto schwüler und dumpfer, und der Hofraum abschreckend schmutzig, während wir doch im Süden, in Adamaua die Sauberkeit und Reinlichkeit der Fulbe wiederholt preisen hörten. Die Stadt selbst, erst kürzlich von einer Feuersbrunst heimgesucht, bot ein Bild der Verwahrlosung und des Schmutzes bei einer Bevölkerung von etwa 15,000 Köpfen.

Für ein weiteres Vordringen gegen Westen schienen sich die Aussichten zu trüben, und jedermann erklärte das Unternehmen als unmöglich. Auch herrschte zwischen den beiden verschwisterten Reichen von Gando und Sokoto die größte Eifersucht gerade in jener Zeit, wo beide, innerlich geschwächt, nur durch herzliches Zusammenstehen sich helfen konnten. Aliu's Kriegszug gegen die Goberauer drohte schmählich zu endigen. Beide Heere hatten sich gegenüber gelagert, aber der feige Emir nahm die angebotene Schlacht nicht an. Die Furcht der Fulbe vor dem Anführer der Goberauer, der seit 1836 regiert, ist so groß daß sie seinen Namen vergessen haben, weil sie ihn nicht anders zu nennen gewöhnt sind, als Mayaki, Kriegsmann oder Kriegsführer. Da Dr. Barth auf die Rückkehr des Emir nach Wurno wartete, füllte er die Zwischenzeit mit einem Ausfluge nach dem benachbarten Sokoto, dem Hauptplatze des Reiches. Die Stadt, am Rande einer Anhöhe erbaut, fand er dünn bevölkert, die Bewohner in Armuth und theilweis im Elend, den ehemaligen Palast Mohammed Bello's äußerst verfallen, und die Stadt durch den Abzug ihrer streitbaren Bevölkerung nach dem Lager des Emir doppelt verödet.

Am 8 Mai, nachdem der Reisende in Wurno wieder von dem ruhmlos aus seinem Feldzug heimgekehrten Emir Aliu Abschied genommen hatte, wurde der Marsch über Sokoto fortgesetzt, und nun näherte sich Dr. Barth wieder wie in Adamaua und Baghirmi unbekannten und von Europäern nie betretenen afrikanischen Räumen. Gando war das nächste und nahe Ziel, wo der Reisende bei dem Beherrscher der westlichen Hälfte des Pulloreiches um eine Erneuerung eines Geleitsbriefes für sich und künftige brittische Reisende nachsuchen mußte. Den Monarchen von Gando sah der Verfasser nicht, denn er

lebte seit seinem Regierungsantritt vor 17 Jahren in mönchischer Abgeschiedenheit. Die Geschenke waren die nämlichen wie bei dem Emir von Sokoto, doch glaubte Dr. Barth ein Paar mit Silber ausgelegte Pistolen dießmal ersparen zu können. Allein in Gando wollte man nicht geringer bezahlt seyn als an dem verschwisterten Hofe, und so mußten die Pistolen heraus. Der westliche Staat schien in noch größerem Verfall als Sokoto, wenigstens streiften feindliche Horden ungestraft in der Nähe der Hauptstadt. Gando selbst ist ein sehr todter Platz, und nur anziehend durch seinen freundlichen Pflanzenschmuck und die Fruchtbarkeit des Stadtgebietes, so daß Bananen von vorzüglicher Güte und in Fülle gezogen werden. Für Dr. Barth erhielt der Ort ein besonderes Interesse, weil es ihm dort gelang eine Handschrift der Geschichte des Sudan von Ahmed Baba in die Hände zu bekommen. Am 4 Junius brach er wieder auf, aber die jetzt eingetretene Regenzeit verstattete nur ein kurzes Fortrücken. Sein Pfad führte anfänglich durch kriegsunsichere Gegenden, und so sehr waren alle auf Schlimmes gefaßt daß, als man am Weg einen Mann einsam unter einer Palme sitzen und sich die Früchte schmecken lassen sah, der arabische Diener unsers Landsmannes die größte Lust hatte den verdächtigen Vereinzelten niederzuschießen, „denn er möge ein Spion der Feinde seyn.“ In der nächsten Ortschaft Gulumbe war alles in höchster Aufregung, und die Einwohner unterhielten aus Furcht vor einem Ueberfall ein beständiges Trommelschlagen. Um so tröstlicher war es am folgenden Tage einem Djoloffen vom atlantischen Ocean zu begegnen, der mit geschulterter Doppelbüchse und gegürtetem Schwert ganz allein durch den Continent reiste. Die nächsten Stationen waren Kebbi, eine neue Stadt, abseits von den großartigen Trümmern des alten blühenden Kebbi erbaut, welches 1806 von den Fulbe erobert wurde, Kola der Sitz eines mächtigen Statthalters, der 70 Gewehrschützen musterte, auf einer Felsenhöhe gelegen und umwallt, endlich Sogirma (7—8000 Einwohner), dessen Statthalter Barth sehr wohlgefällig empfing. In der nächsten Ortschaft Tilli waren die Stadtthore bereits wegen der noch äußerst entfernten Kriegsgefahr zugemauert und nur kleine Pförtchen noch offen gelassen worden, durch die man über Zugbrücken den Graben kreuzen konnte. Auf die wohlbebauten und bewohnten Striche folgte jetzt ein ziemlich dichter Wald mit spärlichen Weilern, der sich nach dem sonnigen und anmuthigen Salzthal Foga öffnete. Dort erreichte Barth die Gränzscheide der Haussastämme und betrat das Gebiet der Sonrhay, welche den Fulbe zwar auch unterworfen sind, aber viel ungeduldiger das Joch der Eroberer tragen. Jetzt mußte der Reisende, noch ehe er seine Studien der Sprache des herrschenden Stammes der Fulbe vollendet hatte, unterwegs die Sonrhay-Sprache sich aneignen, doch vergieng ihm, als er ihre Armuth und ihren ursprünglich einsylbigen Charakter inne wurde, die rechte Lust und Freude, und er machte, da auch die Gefahren ihm wenig Muße ließen, nur sehr langsame Fortschritte. Das ungastliche Wesen des Volkes stieß ihn ab und hinterließ in seiner gedrückten, erniedrigten Stellung einen unfreundlichen und düstern Eindruck. Die Sonrhay waren überall in großer Spannung, denn sie hofften sich von der alternden Herrschaft der Fulbe, unter deren Schutz Barth reiste, bald zu befreien.

Am 20 Junius endlich trat ein großer Moment für den Verf. ein; er näherte sich dem mächtigsten Strome Westafrika's, den die europäische Geographie mit Nutzen fortfahren wird den Niger zu nennen, weil ein allgemeiner Name in Afrika selbst fehlt, denn bei den Mandingo oder Wakore heißt er der große Fluß Dhiúliba oder Juliba, bei den Fulbe der Mayo, bei den Tuareg Eghirrëu, [1] bei den Sonrhay der Jssa oder Esai. An dem Punkte wo ihn Barth zum erstenmal sah, nämlich Esai oder der Flußstadt gegenüber, ist er 1000 Schritt breit und fließt 3 Meilen in der Stunde durch ein felsiges Rinnsal von 20—30 Fuß Erhebung über den Flußspiegel. Durch eine besondere Vergünstigung wurden große Flußboote zum Uebersetzen des Reisenden abgeschickt. Sie sind 40 Fuß lang, aber nur 4 bis 5 Fuß breit, so daß drei Kamele in einem einzigen Platz hatten. Sie zogen sehr wenig Wasser, und zeigten größere nautische Tüchtigkeit, als der Reisende in den Negerlanden bisher wahrgenommen hatte. Die Stadt selbst ist im Viereck gebaut und jede ihrer Seiten mißt etwa 2000 Schritt. Im Innern des Erdwalles stehen aber zerstreut die Behausungen, bei denen das Frauengemach so viel Raum einnimmt daß die Häuser mehr für das weibliche als männliche Geschlecht gemacht zu seyn scheinen. Da Esai unter 13° nördl. Br. und nach Barth's Schätzung nur 350 Fuß über dem Meer liegt, so war die Hitze, besonders wenn Gewitter sich näherten, so drückend „als ob jemand dem Europäer die Kehle zuschnürte.“ Der Statthalter Abu Bakr ist ein unternehmender Gesell, der vor zwei Jahren eine Flottille den Niger nach Garho oder Gogo, der alten Hauptstadt der Sonrhay hinaufschickte, um von den dort angesiedelten Fulbe Tribut zu erheben. Er träumte von einer Eröffnung europäischer Dampfschifffahrt, und hielt Barth für einen Kaufmann. Kaum war er darüber enttäuscht, so ließ er ihn eiligst fragen ob er nicht bald wieder abzureisen gedenke, obgleich Barth, wie auf seiner ganzen Fahrt jedem, also auch diesem Häuptling ein Geschenk gemacht hatte.

Von Timbuktu nach Esai beschreibt der Niger einen flachen Bogen, und Barth wählte daher den geraden Pfad, die Sehne des Bogens, wenn er auch oft genöthigt war von seiner nordwestlichen Richtung abzuweichen und im Binnenland wie ein Schiff gegen den Wind zu kreuzen. Am 24 Juni hatte er schon wieder den Niger im Rücken und erreichte am nächsten Tage Tschampagore, den Sitz eines mächtigen Fulbehäuptlings Gaiaidjo. Das Reich Gando streckt zwar noch einen Zipfel über das rechte Ufer des Niger, und die Häuptlinge betrachten sich als Lehnsleute des westlichen Reiches, doch scheinen sie ziemlich unabhängig und befehden sich unter einander. Die Wohnung des Häuptlings stellte eine sehr geräumige Burg vor, im Innern der umwallten Hofräume aber herrschte großer Unrath. Die Einwohner tragen nicht die nationalen weißen, sondern hellblaue Toben. Einen eigenthümlichen Anblick gewähren ihre Kornmagazine. Es ist dieß ein Bauwerk, welches, wie unsere Möbeln, auf vier kurzen Füßen steht, um die Angriffe der Ameisen abzuwehren. Sie haben die Gestalt viereckiger, nach oben zu sich verjüngender Thürme von feudaler Physiognomie, zu denen hoch oben ein viereckiges Loch oder Fenster als einziger Eingang führt. Der Häuptling selbst, der mit Timbuktu wo sein Sohn studiert, Verbindungen unterhält, nahm den Reisenden mit vielem Wohlwollen auf. Immer nordwestlich vordringend, gelangte man durch eine wohlbebaute Gegend, wo aber nur die Fulbe allein nach ihrem Sprüchwort: „die Kuh sey das nützlichste Werk der Schöpfung,“ Viehzucht betreiben. Man stieß dort, wie kurz hinter Gando, wieder auf Elephantenspuren, und unter diese mischten sich auch Fußstapfen von Rhinocerossen. Am 2 Juli kreuzte man ein 100 Schritt breites und 12 Fuß tiefes Seitengewässer

[1] Aus n-Eghirrëu ist, wie Barth später bemerkt, der Name Niger abzuleiten.

des Niger, den Esirba, wobei die Einwohner des Dorfes Bossebango gegen ein Trinkgeld von 2000 Muscheln durch Anfertigung von Flößen aus Rohr behülflich waren. Die Männer dieser Sonrhayleute, leidenschaftliche Raucher, welche die Pfeife nicht erkalten lassen, trugen kurze blaue Hemden und lange weite Beinkleider, die Frauen waren von kleiner Statur, ohne symmetrische Formen, wie man an den unbedeckten Beinen und Busen wahrnehmen konnte, behiengen sich Nacken und Ohren mit Perlenreihen, trugen aber keinen Nasenring, wie Barth erwartet hatte.

Die Landschaft welche man in den nächsten Tagen durchzog, wurde waldig und der Boden bedeckte sich mit einem Teppich von Blumen (Liliaceen), die bei der Farbenarmuth der afrikanischen Vegetation das Auge labten. Sjebba, die Hauptstadt einer Fulbeprovinz, wo Barth den Statthalter antraf, wie er eben patriarchalisch seinen Leuten aus dem Koran vorlas, ist ein armseliger Ort von 200 Thonhütten, und ebenso unbedeutend ist Namantugu geworden, welches in den alten Zeiten des Sonrhay-Reiches eine große Rolle gespielt hatte. Dort schloß sich Barth an einen Araber aus Walata, den Sohn Ammers, der sich Scheicho nannte, an. Ohne ihn, der ebenfalls nach Timbuktu zog, hätte Barth dieses große Reiseziel wohl nie erreicht, doch war der Walater eifrig bemüht den Reisenden zu schröpfen und auszuplündern, ja unser Landsmann mußte von ihm beständig Verrath fürchten. Jenes Dorf ist ausschließlich von Fulbe bewohnt, die dort wieder das schneeweiße Hemd, als Symbol der Glaubensreinheit, tragen. Merkwürdigerweise kommt an den Gränzstücken des Reiches das unverdorbene Wesen der Eroberer wieder zum Vorschein, welches einen tröstlichen Gegensatz zu der Entartung der Fulbe in Sokoto und Gando bildet. Dort änderte sich auch die Landeswährung. Muscheln, die in den Fulbereichen als Valuta umlaufen, werden durch Baumwollenstreifen wieder ersetzt, die Farauel oder bei den Arabern Ferual heißen.

In der nächsten Landschaft Libtako, der letzten welche die Oberherrschaft von Gando anerkennt, herrschte eine gemüthliche Anarchie, insofern neben dem hochbetagten und invaliden Inhaber der Statthalterschaft eine Anzahl Prätendenten um die künftige politische Erbschaft schon bei seinen Lebzeiten sich stritten, während man sehr viel von den Tuareg zu befürchten hat, die zu den Märkten des Hauptortes Dore erscheinen. Aber dieser Zustand in Libtako war noch golden gegen die nächsten beinahe herrenlosen Gebiete. Der Reisende hatte sich ernstlich bewaffnete Begleiter aus Dore verbeten, da erst kürzlich ein reisender Scherif von solchem Gesindel ermordet worden war. Das tägliche Ungemach der Reise steigerte sich noch durch quälende Fliegen und durch Blutegel, die wie ihre Vettern im Terai des Himalaya aus dem Grase an die Beine der Pferde krochen und diese Thiere so verwundeten, daß „das Blut in Strömen herabrieselte.“ Am 25 Julius ereignete sich unterwegs ein seltsamer Auftritt. Die Reisenden sahen zwei Männer vor sich, die ein Paar Esel weideten. Sie schlugen, als ob sich Feinde nahten, auf ihre Schilde, und alsbald kamen 150 Bewaffnete drohend von allen Seiten auf die kleine Karawane los. Da gab nun der Walater-Araber den Angreifern zu verstehen, Barth sey ein Scherif und dem Scheich El Bakay von Timbuktu befreundet, dem er Bücher aus dem Orient überbringe. In Folge dessen senkten sich die drohend geschwungenen Speere, und Barth ward von den Getäuschten umdrängt, die ihm ihre schmutzigen Köpfe darboten, damit er segnend seine Hand darauf legte. Seit dieser Zeit bis zu seiner Ankunft in Timbuktu war Barth genöthigt die Rolle eines arabischen Scherif zu spielen. Er näherte sich nämlich einem dritten, dem nordwestlichen Fulbe-Staat Massina, welcher nichts weniger als alliirt mit Gando und Sokoto ist. Zu der Zeit nämlich wo Othman, der Begründer der südlichen Fulbereiche, seine Stämme zu dem Glaubenskriege begeisterte, trat unter den am obern Niger angesessenen Volke ein ähnlicher Krieger und Prophet, Mohammed oder Hamed Lebbo auf. Er stiftete nicht nur das Fulbereich von Massina, sondern sein Sohn Ahmedu begründete unter den Fulbe eine besondere puritanische Secte. Siegesübermüthig schickte er eine Botschaft an die Höfe von Gando und Sokoto, und rieth ihnen sich in Zukunft mit nur zwei Weibern statt der vier vom Propheten verstatteten zu begnügen, und ihrer weiten weiblichen Kleidung zu entsagen. Daß diese Reformirten die Bigamie an die Stelle der Tetragamie setzen wollten, ist jedenfalls ein großartiger Schritt zur gänzlichen Beseitigung der Vielweiberei. Der dritte Regent der Dynastie Lebbo, Ahmedu ben Ahmedu, wurde aber Barth als ein so fanatischer Moslem geschildert, daß er von ihm nimmermehr, am allerwenigsten kraft der Geleitsfermane von Sokoto und Gando den Durchzug durch Massina hätte erlaubt erhalten. So mußte er denn die Maske eines Scherifs tragen, gerieth aber natürlich in eine Art von Sklaverei zu dem habsüchtigen Walater Araber, der sein Geheimniß kannte und stückweise durch Betrug und Drohung ihm seine Habe abnahm.

Aribinda und Tinge sind unabhängige Sonrhay-Ortschaften. Die Bewohner bauen sehr geräumige Wohnungen, tragen indigblaue Hemden, führen als einzige Waffe Lanzen, selten Schwerter, und verunstalten — wenigstens das gemeine Volk — ihr Gesicht durch Einschnitte in die Backen. Als diese freien Landschaften durchschritten waren, betrat man das Gebiet der Fulbe von Massina. Eigenthümlich wird dort die Bauart der Städte und Dörfer. Die Thürme, welche als Kornschober dienen, erhalten ein spitzes Strohdach, und da die hohen Mauern der Gehöfte mit diesen Thürmen verbunden werden, so erhält die Ortschaft völlig das Aussehen einer mittelalterlichen Stadtmauer mit Wachtthürmen, nur daß der Graben und die Zugbrücken vor den Thoren fehlen. Die Statthalter in Massina scheinen eine ziemliche Unabhängigkeit zu genießen, denn obgleich sie einem gemeinsamen Lehnsherrn huldigen, befehden sie sich gegenseitig. Seit seiner Abreise von Kukaua war der Anblick des Fruchtlandes Innerafrika's ziemlich eintönig gewesen. Bebaute Fluren wechselten mit Wald oder wohl auch dürren Strecken, und nur sanfte Höhenzüge stiegen aus dem Flachland auf. Jetzt aber betrat Barth wieder ein Gebirgsland voll malerischer Reize. Es war der Homborizug, dessen Felsen aus der Ferne gesehen wie Hände und Finger durch das flache Schuttland aufragten. Je mehr man sich näherte, wurden die Formen der Berge, welche ein wenig an den Drachenfels des Siebengebirges erinnern, immer malerischer. Die Felsen bestanden aus vierseitigen Säulen mit senkrechten Wänden, herrlich zerklüftet, während am Fuße des aufragenden harten Gesteins der Schutt einen Kegel bildete, so daß jeder Berg einer Schloßruine auf einer zuckerhutförmigen Anhöhe glich. Uebrigens waren die Berge nur 800 Fuß über die Ebene erhaben, die Ebene selbst aber schätzt Barth auf 1500 Fuß absoluter Höhe.

Beim Austritt aus diesem malerischen Gebirgsland befand sich Barth am 10 Aug. wieder auf einem Streifen unabhängigen Gebietes, welches von Tuareg bewohnt wurde. Da er von seiner Reise durch die Wüste diesen nomadischen Stamm im schlimmen Andenken behalten hatte, so war dieses Wiederfinden auf dem rechten Ufer des

Niger anfangs nicht sehr erquicklich, doch versöhnte bald die Gastlichkeit des kleinen Häuptlings, dessen Lager man berührte, den Reisenden. Diese Tuareg bewohnen Zelte, deren Dach aus Schaffellen zusammengenäht wird, während Nachts die offenen Seitenwände mit Matten geschlossen werden. Eine Art Diwan, aus Rohr geflochten und mit Lederpolstern versehen, dient als Ruhestätte in diesen behaglichen und luftigen Räumen.

Am 18 Aug. hatte man wieder das Fulbeland Massina unter den Füßen und erreichte das wichtige Bambara, in dessen Nachbarschaft ein beträchtliches Wasserbecken an die Nähe des netzartig verbreiteten obern Nigerstroms erinnerte. In dieser Stadt, die von Fulbe bewohnt wird, hatte der Walater-Araber vor vier Jahren geheirathet und war mit der Habe der Frau durchgegangen, außerdem lastete auf ihm wegen einer Beleidigung der Zorn eines benachbarten Tuareghäuptlings. Für diese Frevel schützte sich der schlaue Mann durch das Ansehen seines Pseudoscherifs Dr. Barth, der auch aus seiner mehr und mehr zusammenschmelzenden Habe die Versöhnungsgeschenke bestreiten mußte. Noch schwieriger war die Wundersucht der Bewohner selbst zu befriedigen, denn sie verlangten von Barth ein kräftiges Gebet um Regen. Dieses Ansinnen wurde auch später an einem andern Orte gestellt, und beidemal wollte es der Zufall daß der verkappte Ungläubige Recht behielt, indem sich Gewitter am Abend einstellten. Am 25 August erreichte man auf der fortgesetzten Fahrt ein anderes großes Wasserbecken, welches die Nachbarschaft des Niger noch deutlicher verkündete, und am 27 August stand man an dem Arm von Fatta, der 300 Schritt breit regelmäßig wie ein Wassergraben das Land durchzog. Am nämlichen Tage noch erreichte man die Stadt Ssarayamo, den Hauptort der Fulbeprovinz Kisso. Der Statthalter Othman war ein freundlicher Herr, der sich bei dem Scherif nach der Lage des osmanischen Reiches erkundigte, denn der türkische Sultan wird in Afrika noch immer für das Schwert und die Säule des Islam gehalten. Als er freilich hinterdrein erfuhr daß der heilige Mann der ihm einen Regen beschworen hatte, ein Ungläubiger sey, wurde er höchst zornig, worüber Barths Schützer und Freund, der edle Scheich El Bakay, nicht wenig Vergnügen empfand. Ein glücklicher Zufall wollte es daß gerade ein Schiff aus Timbuktu 18 Ruß (1 R. = 60 Pfd.) Salz, eine Menge Tabak und eine Anzahl Passagiere nach Ssarayamo gebracht hatte. Dieses Schiff miethete Barth für 1000 Muscheln, um die letzte Strecke nigerabwärts nach Timbuktu zu fahren.

Ein Ausflug nach Gallipoli.

(Fortsetzung.)

Um einen Bekannten zu besuchen, der in der Nähe von Gallipoli eine ziemlich ausgedehnte Besitzung hatte, machte ich am Tage nach meiner Ankunft einen Ausflug in das Freie. Froh dem Schmutz der schlechtgepflasterten Straßen entronnen zu seyn, folgte ich zuerst dem Wege, der von hier nach Hexamilion führt. Eben aus der Stadt herausgekommen, hatte ich einen schönen Blick auf den Hafen, der, gewöhnlich von Schiffen leer, jetzt des anhaltend heftigen Nordwindes wegen mit Schiffen angefüllt war, welche auf günstigen Wind warteten, um durch das Marmora-Meer nach Konstantinopel zu segeln. Der Hafen von Gallipoli hat eine recht gute Tiefe und ist auch geschützt, trotzdem aber wenig von Schiffen besucht.

Rechts öffnete sich ebenfalls eine Aussicht auf das Meer, sowie auf den Leuchtthurm welcher, seit dem 20 August 1858 eingerichtet, mit seinem Drehfeuer 18 Meilen weit den Eingang in den Hellespont verkündet. Er gehört zu dem System von Leuchtfeuern welche seit dem Monat Juli 1856 in den Dardanellen, am Marmora-Meer, im Bosporus und am schwarzen Meere eingerichtet worden sind. Nach einer vor kurzem erschienenen Uebersicht sind bis December 1857, also in anderthalb Jahren 20 Leuchtfeuer auf dieser Strecke angezündet worden und noch immer werden neue hinzugefügt. Dieser Theil der im türkischen Reiche vorzunehmenden Reformen ist mit lobenswerther Anstrengung in Angriff genommen worden, und es fehlt nur noch die genaue Angabe der Leuchtfeuer auf den europäischen Seekarten. Ein leichtes Mittel bietet dazu die erwähnte Uebersicht welche Länge und Breite, Oertlichkeit, Elevation, Farbe u. s. w. jedes Leuchtfeuers angibt.

Der Wind wehte noch immer scharf und frisch, aber die Luft war von wohlthuender Reinheit. Das Klima von Gallipoli ist ein ausgezeichnetes und weitaus das beste in der ganzen Umgegend. Dagegen ist die asiatische Küste sehr ungesund. Die Bewohner von Gallipoli erzählten mir mit gerechtem Stolze daß sehr oft Fieberkranke von drüben herkämen und in ihrer Stadt, ohne Anwendung irgendwelcher anderer Mittel, lediglich durch das herrliche Klima geheilt würden. Ein russisches Commando von 15 Mann welches, um Vermessungen anzustellen, nach Kemer geschickt worden war, wurde vom Fieber so arg mitgenommen daß 13 Mann erkrankten. Eine eilige Rückkehr nach Gallipoli verschaffte allen die Gesundheit wieder, mit Ausnahme eines einzigen, welcher auf der Ueberfahrt verschieden war.

Da die Zeit der Ernte gekommen war, so bot der Weg welchen ich eingeschlagen hatte, ein Bild regen Lebens dar. Männer und Frauen giengen mit Körben und Eseln hinaus um den Ertrag ihrer kleinen Grundstücke einzubringen; eine Viertelstunde vor Gallipoli trennten sie sich nach drei verschiedenen Richtungen, der Weg welchen ich zu nehmen hatte, lag in der Mitte. Kurz vorher hatte sich schon ein Weg abgezweigt, der am Meere hin nach Hexamilion führt. Der Winter war hier, wie im ganzen Süden, sehr strenge gewesen und die Noth soll ausnehmend groß gewesen seyn; der ungeheure Preis des Holzes hat unter den wenigen Bäumen in der Nähe von Gallipoli große Verheerung angerichtet, und in keinem Jahre soll die Zahl der Diebstähle so groß gewesen seyn wie zu Ende vorigen und im Anfange dieses Jahres.

Dieser harte Winter war das letzte Glied einer Kette von Unglücksfällen welche Gallipoli seit mehreren Jahren heimgesucht hatten. Als erstes Unglück kann man wohl die Besetzung dieser Stadt durch die Alliirten ansehen. Für den Augenblick freilich gab es Verdienst in Hülle und Fülle, und es strömte viel Geld in die Hände der Bewohner, aber die Anwesenheit der Truppen rief zugleich eine Anzahl von Etablissements und Speculationen hervor, wodurch der Anbau der liegenden Gründe vernachlässigt wurde, um lediglich für den leichten Verdienst durch die Verbündeten zu leben. Als diese nun wieder abzogen,

hörte die Leichtigkeit des Erwerbes wieder auf, und viele früher wohlhabende Leute hatten sich durch langathmige Speculationen ruinirt; denn zu der Zeit wo alles gut gieng, hatten sie nicht daran gedacht daß dieser Zustand doch einmal aufhören müsse und nicht in alle Ewigkeit fortdauern könne. So waren sie denn wieder auf den Landbau angewiesen, inzwischen aber hatten sie die Lust zur Cultivirung ihrer Weinberge verloren, und dieser Umstand sowie die Ansprüche an manche Luxusgegenstände, die sie erst durch die Alliirten kennen gelernt hatten, machten es ihnen vollends unmöglich sich wieder in das bescheidene, aber genügende Loos zu finden welches sie vorher gehabt hatten. Jetzt kam das zweite Unglück und führte den Ruin nicht nur der Trägen, sondern auch derjenigen herbei welche die Arbeit nicht scheuten. Die Traubenkrankheit, die Geißel der deutschen und italienischen Winzer, befiel die Weinberge und verdarb die Reben welche weitaus den größten Theil des bebauten Landes in der Nähe von Gallipoli einnehmen, jedes Jahr kehrte das Oidium wieder und brachte die Aermeren fast zur Verzweiflung. Capital und Lust zur Bearbeitung der Ländereien gieng aus, und die in jenen Zeiten der Bedrängniß contrahirten Schulden zwangen die meisten auf den Verkauf ihres Besitzes zu denken, daher wurden mir denn auch während meines hiesigen Aufenthalts Weinberge zu Preisen angeboten welche kaum die Hälfte des wahren Werthes bildeten. Dieß Jahr endlich war die Krankheit, Dank dem strengen Winter, ausgeblieben. Allgemein war die Freude über diesen glücklichen Umstand, der die Hoffnung auf bessere Zeiten wieder erweckte. Der dießjährige Ertrag der Weinberge war zwar ein geringer, aber die Qualität ließ nichts zu wünschen übrig. Daher machte ich vielfach von dem Rechte jedes Vorbeigehenden Gebrauch, so viel Trauben zu pflücken als er essen kann; in den 14 Tagen meines dasigen Aufenthalts versäumte ich keinen Tag, wo ich frei war, hinauszugehen, und habe deßhalb in dieser kurzen Zeit mehr gute Trauben gegessen als ich während eines siebenjährigen Aufenthalts in Norddeutschland schlechte gesehen habe.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Afrikanischer Baumwollenbau. Von Abbeokuta (Golf von Benin) wurden nach den Angaben des Antislavery-Reporter nach England ausgeführt

1852	1810	Pfund	Baumwolle.
1853	4617	„	„
1854	1588	„	„
1855	1651	„	„
1856	11,492	„	„
1857	35,419	„	„
1858	220,099	„	„

Ist auch die absolute Menge der Ausfuhr höchst geringfügig, da England allein jährlich 900 Mill. Pfd. verbraucht, so ist doch die staunenswerthe rasche Zunahme des afrikanischen Baumwollenbaues an einem einzigen Küstenplatze voll hoher Verheißung. Das Pfund afrikanischer Baumwolle, welches im Stapellande $4\frac{1}{2}$ P. kostet, wird in Liverpool mit 7—9 P. bezahlt.

*

Sir John Herschel über das Licht und den Lichtmantel der Sonne. Wie Sir J. Herschel in der 5ten Ausgabe seiner „Outlines of Astronomy" hervorhebt, scheinen ihm Hrn. Dawes' Forschungen über die Natur der Sonnenflecken einer besondern Beachtung werth. Diese Forschungen sind mittelst einer eigenen Beobachtungsmethode, die Hr. Dawes selbst ersann, gemacht worden. In der Absicht unter hohen Vergrößerungskräften winzig kleine Theile der Sonnenscheibe zu untersuchen, schnitt Hr. Dawes das Licht und die Wärme der allgemeinen Oberfläche durch einen Schirm ab, der in den Brennpunkt, wo das Bild sich erzeugte, gestellt und mit einer sehr kleinen Oeffnung versehen war, so daß nur dieser winzig kleine Theil sich durch da Ocularglas untersuchen ließ, und der Glanz des übrigen vom Auge des Beobachters ausgeschlossen blieb, es auf diese Weise nicht bloß schützte, sondern in Stand setzte die Untersuchung schwach beleuchteter Gegenstände um so vortheilhafter vorzunehmen. Auf diese Weise hat Hr. Dawes die Ueberzeugung erlangt daß der schwärzere Theil — welcher die Mitte jedes Flecks einnimmt, und welcher frühern Forschern so dunkel und gleichförmig erschien, daß dieselben zu glauben veranlaßt wurden er sey die wirkliche durch eine Oeffnung in der äußern Hülle gesehene Oberfläche der Sonne — an sich nur eine additionelle und untere Schicht sehr schwachen (oder unbeleuchteten) Lichtstoffes ist, den er „die Wolkenschicht (cloudy stratum)" genannt hat, welche ihrerseits häufig mit einer kleineren und gewöhnlich weit mehr abgerundeten Oeffnung versehen ist, die, wie es scheint, endlich einen Blick auf die wirkliche Sonnenoberfläche, von der intensivsten Schwärze, bieten dürfte. Ferner ist Hr. Dawes, indem er den Veränderungen an diesen Flecken von Tag zu Tag mit Aufmerksamkeit folgte, zu der Schlußfolgerung gelangt daß sie in vielen Fällen eine Rotationsbewegung um ihre eigenen Mittelpunkte haben. — Ueber die Intensität des Lichts und der Wärme der Sonne an der Sonnenoberfläche selbst gibt Sir J. Herschel einige merkwürdige Berechnungen. Die in dem Sauerwasserstoffstrahl entzündete Kalksteinkugel gibt eines der brillantesten Lichter mit welchen wir bekannt sind; doch hat die Intensität desselben, den neuesten Experimenten der HH. Fizeau und Foucault zufolge, nur den hundertsechsundvierzigsten Theil von dem an der Oberfläche der Sonne. Prof. Thomson ist der Meinung daß zur Hervorbringung einer dynamischen Wirkung in unsern Fabriken gleich derjenigen der Hitze welche von jedem einzelnen Quadrat-Yard der Sonnenoberfläche abgegeben wird, die Verbrennung von 13,500 Pfund Steinkohle in der Stunde erforderlich wäre, was einer Kraft von 63,000 Pferden entspräche. Dieses Resultat ist aus den Berechnungen hergeleitet darüber: wie viel Eis durch die Sonnenstrahlen in einer gegebenen Zeit auf der Erdoberfläche geschmolzen werde, wenn man es den Sonnenstrahlen unter den günstigsten Umständen aussetze. Hieraus scheint hervorzugehen daß, an der Oberfläche der Sonne, eine Eisdicke von ungefähr 40 Fuß in jeder Minute geschmolzen werden würde.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 10. Augsburg, 5 März 1859.

Skizzen und Naturstudien aus den südlichen Vereins-Staaten von Nordamerika.

Von Wilhelm Bischoff, kgl. Hofgärtner in München.

1. Eine Entenjagd auf dem Savannahfluß in Georgia.

Die vielen Enten, womit der Markt während der Wintermonate in Savannah überfüllt war, führten eines Abends das Gespräch in einer Gesellschaft auf diesen Gegenstand, und es wurde beschlossen eine Jagdpartie auf diesem Fluß zu unternehmen, wozu ein eben anwesender englischer Schiffscapitän bereitwilligst sich anbot, das Boot und zwei Matrosen zu stellen. Dieß wurde mit Vergnügen angenommen und der nächste Tag zu dieser Partie bestimmt, an dem Morgens früh 5 Uhr mit eintretender Ebbe die Herren sich auf dem im Fluß vor Anker liegenden Schiff des Capitäns versammelten. Durch ein tüchtiges Seemanns-Frühstück, bestehend aus schwarzem Kaffee, Branntwein und Schinken, dort gestärkt, verließen wir das Schiff, bestiegen das Boot, welches durch Ebbe und Ruder uns pfeilschnell aus der Stadt brachte. Die Gesellschaft bestand aus vier Schützen und zwei Bootführern, die uns immer hart an dem hochbeschilften Ufer längs den Reisplantagen fuhren, und jeden Seitenarm des Flusses benutzten um uns aus dem großen Fahrwasser zu bringen, auf welchem die vielen auf- und abfahrenden großen Schiffe die Reise beschwerlich machten. Wir passirten viele Schilf-Inseln im Strom, die so dicht bewachsen sind daß niemand durchzudringen vermag, und welche den Aufenthaltsort vieler Alligatoren bilden, die hier in Ruhe ihr Leben genießen. Große Flüge wilder Enten sahen wir häufig den Fluß auf- und abstreichen, doch immer in solcher Entfernung daß es niemand einfiel darnach zu schießen. Möven aller Art belebten den Fluß, und einzelne Falken, wie peregrinus, Circus cyaneus, Buteo borealis und lineatus, kreisten über ihm, während unzählige Schaaren der Maisdrosseln, Cassicus phoeniceus, ihr Nachtquartier im Schilf verließen, um sich ihre Nahrung in den nächsten Reisplantagen zu suchen. Obschon sie sehr hoch über unsern Köpfen hinwegstrichen, so wurden doch öfters mehrere Schüsse darnach gefeuert, die nicht selten 5 bis 8 Stück dieser schönen Vögel herunterbrachten. Der Vogel hat die Größe unsers Staars, ist im Alter kohlschwarz, mit einem prächtig scharlachrothen Achselfleck mit goldgelber Einfassung, welcher aber dem grauen Jungen fehlt. Ihre massenhafte Anzahl und ihr wohlschmeckendes Fleisch machen sie zu einem Hauptgegenstand der Jäger. So gieng die Reise 9 (engl.) Meilen abwärts, ohne daß es uns gelungen war einen Schuß auf die sehr scheuen Enten anzubringen, und doch passirten wir viele kleine Boote, die reich beladen mit Enten der Stadt zueilten, um sie dort zu verkaufen. Es muß hier noch bemerkt werden daß sich niemand in der Gesellschaft befand, welcher eine solche Jagd schon einmal mitgemacht hatte. Wir beschlossen nun den Fluß zu verlassen und uns in ein solches Schilffeld zu wagen, was aber nach einer Stunde vergeblicher Anstrengung und großer Gefahr doch wieder aufgegeben werden mußte. Das Rohr war viel zu dicht und hoch, um darin schießen zu können, und viele tiefe Wasserstellen machten es nicht rathsam weiter zu dringen. Ziemlich entmuthigt bestiegen wir wieder unser Boot und fuhren weiter, als ein großer Schwarm Enten auf Schußweite an uns vorüberflog und mit 6 Schüssen bewillkommt wurde. Zwei fielen, es waren Anas obscura, und kaum hatten wir diese im Schiff, als schon ein zweiter Schwarm auf 1000 Schritte vor uns in dem Schilfe sichtbar wurde. Wir luden unsere Gewehre und eilten in ihre Nähe zu kommen; da erschien auf einmal an unserer Seite ein kleines schmales Boot mit niederm langen Segel, welches schnell an uns vorüberflog und uns den Weg abschnitt. In diesem Boot befand sich ein Entenjäger von Profession. Er hatte einen großen Haufen Schilf vor sich, der ihn vollkommen vor den Enten versteckte, und zwei Doppelgewehre waren durch eine große Oeffnung im Schilf zum Schuß fertig gelegt. Als er die Enten auf 100 Schritt erreicht hatte, fiel das Segel langsam herunter, und die mitgebrachte Geschwindigkeit des Boots brachte den Jäger bald in die Nähe der Enten, welche das kleine Schiffchen gar nicht scheuten. Nun sahen wir ihn erst im Sitzen, und dann im Fluge darnach schießen und 5 Enten als Beute dieser Jagd einpacken. Schnell begab er sich wieder auf die Schilf-Insel in sein Versteck. Diese Jäger haben mehrere Dutzend aus Korkholz geschnitzter und bemalter Enten in der Nähe ihres Verstecks herumschwimmend, die so täuschend nachgemacht sind daß ich einigemal sie für wirkliche haltend, in Versuchung gerieth darnach zu schießen. Nun sahen wir unsere Fehler deutlich ein, warum wir mit unserm großen Boot und lärmenden Ruderschlag so schlechten Erfolg hatten, und beschlossen uns in eine Reisplantage zu begeben, um dort zu jagen. Wir versicherten das Boot, und begaben uns zum Aufseher der Plantage, die Erlaubniß zu holen, die zwar nie verweigert wird, aber jedesmal erlangt werden

muß, weil man in keinem eingefriedigten Platz jagen darf. Die Reisernte war vorüber, und wir sahen die 2000 Tagwerk große Plantage, mit ihren vielen Wassergräben durchzogen, vor uns liegen. An einer kleinen Stelle wurde noch ein Stückchen verspätete Reisernte von den Negern verladen, die uns die Stellen zeigten wo Moosschnepfen zu finden seyen. Wir durchzogen diese Wälder, welche mit Tausenden der verschiedensten Vögel belebt waren, schossen mehrere Moosschnepfen, Scolopax Wilsonii, die von unserer gemeinen Moosschnepfe in gar nichts verschieden waren, und viele Sturnella ludoviciana, die man hier Feldlerche nennt, die aber mit dieser nichts gemein hat als daß sie ihre Nahrung wie diese auf den Feldern sucht. Der Vogel ist etwas größer wie die Moosschnepfe, mit rothbraunem Rücken, goldgelbem Bauch und schwarzer Kehle. Er ist ziemlich scheu und setzt sich oft auf Bäume. Sein Fleisch ist wohlschmeckend. Während wir so herumschweiften, kreisten fortwährend Aasgeier — Vultur atratus — auf wenige Schritte über uns, und brachten uns in Versuchung darnach zu schießen; doch die Strafe von 5 Dollars, welche jeder zu bezahlen hat der einen so nützlichen Vogel tödtet, hielt uns zurück.

Dieser Vogel bevölkert in zahlloser Menge den ganzen Süden und hat die Reinigungs-Polizei auszuüben. Sobald ein Thier fällt, was hier in den Waldungen häufig vorkommt, erspähet er dieß auch im dichtesten Wald, fällt dann schaarenweise darauf hin, bis in einem Zeitraum von ein paar Stunden von einem Pferde oder einer Kuh nur noch das blanke Gerippe zu finden ist. Nie tödtet er selbst, lebt immer von Aas und frißt bei großem Hunger den Mist der Thiere. Er kennt seine Vorrechte und ist so zahm daß ich ihn auf dem Markte in Charleston mitten unter den Menschen herumspazieren sah. Ich schoß noch einen Cardinal, Pitylus cardinalis, zwei Spottdrosseln, Orpheus polyglottus, und verfolgte lange einen sehr schönen schwarzen Vogel von der Größe einer Elster mit langem Schweif, gelbem Schnabel und Schopf, den ich aber leider nicht herunter brachte. Eine Ictinia plumbea (kleine Falkenart) wurde noch getödtet, und so kamen wir wieder zum Fluß, auf welchem mehrere Enten ganz nahe am Schiff sichtbar waren. Wir versuchten uns durch das Schilf heranzuschleichen, worin uns die Wege durch Alligatoren gebahnt waren, die wir auch öiters aus ihrer Ruhe störten, was wir aus dem bewegten Schilf erkannten, wenn sie dem Wasser zueilten. Wir kamen endlich nach vielen Anstrengungen zum Fluß, und schossen drei Stück Anas sponsa (Karolinente). Dieß ist eine der schönsten und wohlschmeckendsten Enten und hier sehr häufig, steht aber an Größe der Stockente weit nach. Auf unserem Wege nach dem Boot kam der Aufseher auf uns zu und bot uns Enten zum Verkauf an, welche er diesen Morgen geschossen hatte. Wir nahmen diese Gelegenheit mit Freuden auf, um uns mit fremden Federn zu schmücken und dem Spott zu entgehen. Es waren eilf Stück, und von einem vorüberfahrenden Jäger kauften wir noch neunzehn Stück, so daß jeder beim Heimkommen etwas aufzuweisen hatte. Die Enten waren Anas Boschas, obscura, strepera, sponsa und discors. Die erstere ist ganz unsere Stockente und hält sich hier am liebsten im Salzwasser auf. Eine Ente welche hier als die delicateste gilt und daher zu viel höherem Preis bezahlt wird, war die Valisneriana, leider aber nur ein Exemplar zu haben, und im Balg so beschädigt daß ich sie nicht kaufte. Ein kleiner Alligator, welchen die Neger eben lebend aus der Fallgrube brachten, wurde mir zum Präsent angetragen, während zwei früher gefangene, einer von vier, der andere von fünf Schuh Länge, todtgeschlagen am Ufer lagen. Die Neger graben tiefe Gruben im Rohr und bedecken diese mit Schilf, in welche die Alligatoren fallen und darin erschlagen werden. Obschon sie zu gar nichts zu brauchen sind, so tödtet man sie des Schadens wegen welchen sie anrichten und zum Vergnügen. Ihre Vermehrung aber ist so groß, und das Terrain welches sie bewohnen, so günstig daß an eine Abnahme dieser schädlichen Thiere nicht zu denken ist. Man darf dieser Thiere wegen keinen Hund ins Wasser lassen, der sicher nicht wieder zum Vorschein käme, wodurch viele geschossene Enten verloren gehen. Gegen Abend kam die Fluth, welche wir erwarten mußten um unsere Rückreise anzutreten, die auch der stärkeren Strömung wegen rasch vorwärts gieng. Einen großen weißen Vogel, welchen die Leute für einen Kranich erklärten, der dort häufig vorkommt, bekamen wir zum Schuß, verwundeten ihn, konnten ihn aber nicht erhalten, da er weit seitwärts von uns ins Schilf herunterfiel. An einer seichten Stelle fuhren wir auf den Grund. Die Leute mußten ins Wasser steigen, und nur mit großer Anstrengung gelang es wieder flott zu werden. So kamen wir noch bei Zeiten nach Savannah um uns mit unserer Jagd zu brüsten, hatten aber alle Lust zu einer Wiederholung der Partie verloren.

Der Mandarin Yeh.

(Aus „China im Jahr 1857 und 1858.")

(Schluß.)

Zur Charakteristik unsers Mandarinen will ich hier einiges aus meinen Unterredungen mit ihm während der Dauer unserer Fahrt mittheilen — Unterredungen die ich jeden Tag, wenn ich ihn verließ, sorgfältig niederschrieb. Der Stoff über welchen sich Yeh am liebsten verbreitete, war der Erfolg den er bei Unterdrückung der Empörung in der Provinz Canton davongetragen. Die Hauptrebellenführer hatten sich, seinen Aeußerungen zufolge, nicht an Ort und Stelle eingefunden, und die Rebellen keinen andern Zweck gehabt als Diebstahl und Plünderung. Er behauptete die Zahl der auf seinen Befehl hingerichteten Personen belaufe sich auf mehr als hunderttausend, und dabei bemerkte er ärgerlich daß es ihm trotzdem nicht möglich gewesen alle Schuldigen zu vernichten. Es war ihm ein leichtes die Anzahl der Leute zu schätzen welche er den Henkern überliefert hatte, weil er über die Fortschritte seiner Vertilgungsarbeit periodische Berichte nach Peking senden mußte. Den chinesischen Gesetzen zufolge kann kein Verbrecher ohne einen besondern Befehl des Kaisers vom Leben zum Tode gebracht werden; allein hier lag ein außerordentlicher Fall vor, und der Mandarin hatte einen allgemeinen Befehl zur Vernichtung der Rebellen — einen Befehl welchen er unbedenklich ausführte. Keiner der Verbrecher ward hingerichtet ohne vorläufiges Verhör durch den Mandarin selbst. Der Gang der Gerechtigkeit war folgender: die Gefangenen wurden zuerst von den Ortsbehörden verhört, dann vor den Statthalter geführt

und endlich vor Yeh selbst verwiesen. Er sagte, er habe nur eine sehr kleine Anzahl derselben losgelassen. Als ich ihn fragte in welchem Verhältniß die Freigelassenen zu den Verurtheilten stünden, so wiederholte er: „Eine sehr kleine Anzahl; denn die Anklage fußte im allgemeinen auf offenkundigen Beweisen.“ Ich fragte ihn sodann ob er nicht einige geschont habe entweder ihrer Jugend, oder ihres Geschlechts, oder irgendeiner auf ihre Stellung und ihren Charakter bezüglichen Rücksicht halber, oder aber ob er sich bloß von der Frage der Unschuld oder der Schuld habe bestimmen lassen. „Ich habe nie einen Schuldigen geschont,“ antwortete er mir. Ich stellte hierauf eine Frage an ihn über die Beschaffenheit der Beweise welche ihm als überführende gedünkt hätten. „Wir hatten unter ihnen unsere Spionen und ihre Nachbarn, welche uns Bericht erstatteten.“ — „Seyd Ihr aber nicht dem Getäuschtwerden ausgesetzt, und könnten solche Zeugnisse ihre Quelle nicht in Selbstsucht oder Rache haben?“ — „Dieß war unmöglich: die Furcht hätte sie davon abgehalten. Wenn ich irgendein Verbrechen entdeckt hätte, so würde ich den Schuldigen ebenso bestraft haben wie seine Frau und seine Kinder.“ — „Wie! Ihr hättet die Frau und die Kinder eines meineidigen Zeugen hinrichten lassen?“ — „Nein!“ — Ist es Euch gelungen eine solche Schandthat zu entdecken? — „Zuweilen, aber sehr selten. Wenn der Zeuge vollständig falsch geschworen hatte, ließ ich ihm den Kopf abschneiden, seine Familie aber belegte ich mit einer minder strengen Strafe.“

Die Behandlung welche die europäischen Gefangenen erduldet hatten, war ein Gegenstand den man nur mit vielem Rückhalt anregen konnte, denn sofort würde Yeh durch eine Grimasse oder ein Brummen geantwortet und hartnäckig geschwiegen haben. Wenn er sich in die Besprechung dieser Angelegenheit einließ, beschränkte er sich darauf daß er sagte: die Gefangenen seyen ihm stets vorgeführt, und auf seinen Befehl in dem Kirchhof der Missethäter, beim Ostthore, begraben worden; auch bezeichnete er die Stelle wo man ihre Gräber wiederfinden könne. Ich ließ Hrn. Parkes diese Nachweisung mittheilen, in der Hoffnung es werde mittelst einiger Nachforschungen möglich seyn die Identität der Individuen zu entdecken, und so über die Wahrheit oder Falschheit der Vergiftungen, von denen das Gerücht gesprochen, ins klare zu kommen. Ich stellte in dieser Hinsicht keine Frage, sie wäre unnütz gewesen. Yeh besitzt ein großes Talent den Gegenstand der Unterhaltung zu umgehen, und ich werde mehr als eine Gelegenheit haben dieß hervorzuheben. Bei Gegenständen aber die ihm gleichgültig sind, tragen seine Angaben den Charakter großer Klarheit und sind vollen Vertrauens würdig.

Seine Beschäftigungen an Bord beschränkten sich auf sehr weniges. Er rauchte, er suchte in seinen Orangenkisten sorgfältig diejenigen Stücke aus welche zu faulen anfiengen, vertheilte sie unter seine Diener, und legte die noch gesunden wieder in die Kisten zurück; hierauf ertheilte er ziemlich umfassende Weisungen für seine Mahlzeit. Er las nie, und stellte nur sehr selten Fragen. Eine davon betraf Frankreich; er fragte ob die Franzosen kein Volk seyen welches viel Kaffee trinke und viel Wein verbrauche — dieß waren die einzigen Nachweisungen welche er über das geschliffenste Volk Europa's zu erhalten wünschte. Eine seiner Lieblingsunterhaltungen war die Besichtigung der chirurgischen und pharmaceutischen Instrumente Hrn. Cotton's, des Schiffswundarztes: auch sagte man der Vater des Vicekönigs sey Apotheker gewesen, allein es war uns unmöglich von ihm die Bestätigung dieser Thatsache zu erlangen. Auf die Frage Hrn. Cotton's ob die chinesischen Wundärzte auch Anatomie studierten, antwortete er: „Nein, dieß wäre in China unmöglich.“ Hr. Cotton erwiederte daß es in England ehedem ebenso, und der Widerstand gegen die Secirung so stark gewesen sey daß die Wundärzte, um studieren zu können, sich genöthigt gesehen die Leichname zu stehlen. „Aber, fügte er bei, heutzutage haben die Kranken eine solche Furcht vor der Behandlung durch Chirurgen welche den menschlichen Leib nicht nach der Natur studiert haben, daß diese Praxis gesetzlich geworden ist.“ Yeh antwortete, die Chinesen würden so etwas nie dulden. Ich fragte ihn ob er selbst eine Einwendung dagegen zu machen habe. „Meine individuelle Meinung, sagte er, ist daß die Secirung, in der Absicht die Menschen zu heilen, kein Uebel ist.“ Er erkundigte sich ziemlich oft nach der Entfernung eines Orts von einem andern, nach der Lage Calcutta's und seiner Entfernung von England. Er bemerkte eines Tags daß ich mit einer goldenen Feder schreibe, und rief aus: „Welcher Uebermuth!“ Als ich ihm erklärte daß wir uns goldener Federn nicht deßhalb bedienten weil dieses Metall kostbarer, sondern weil es biegsamer als jedes andere, und somit für den Zweck den man im Auge habe geeigneter sey, antwortete er mir durch ein ironisches Lächeln. Nie läßt er sich zu einer Beweisführung hinreißen, und nie ist er mit einer Erklärung zufrieden. Er benahm sich ebenso gegen Hrn. Alabaster, als dieser ihm sagte er werde in Calcutta unter der Zahl der Gefangenen den letzten Abkömmling der Kaiser von Indien und den König eines großen Reichs finden; als ich aber beifügte daß, wenn wir uns nach England begäben, anstatt nach Calcutta zu gehen, er in jedem Hafen wo das Schiff Anker werfe einen englischen Statthalter, englische Soldaten und die englische Flagge treffen werde, antwortete er mir abermals mit seinem ewigen Lächeln der Ungläubigkeit. Ich fragte ihn eines Tags welchen Unterschied er mache zwischen dem Charakter der Engländer und dem der Chinesen. „Die Engländer sind stets zu allem bereit und geschickt, entgegnete er; die Chinesen müssen dieß erst lernen: die erstere Eigenschaft ist gut, die zweite aber ist nicht schlecht.“

Wir durchfuhren den Meerbusen von Bengalen bei sehr ruhigem Wetter, und da Yeh nicht mehr an der Seekrankheit litt, so ließ er sich während eines Theils des Tags gern in ein Gespräch ein. Ein Stoff über den er sich stets bereitwillig aussprach, war seine persönliche Laufbahn. Wir erfuhren von ihm daß er zweiundfünfzig Jahre alt und der Sohn eines — jetzt 84jährigen — Staatsbeamten sey, welcher 14 Jahre lang Secretär des Kriegsamtes gewesen, dessen Präsident gegenwärtig Yeh ist, und daß sein Vater seit vier Jahren in Ruhestand versetzt worden. Er machte uns auch mit den verschiedenen Aemtern bekannt die er bekleidet hatte, deren Liste aber zu lang ist als daß sie hier sich nennen ließen; es genügt wenn man weiß daß sie sämmtliche richterliche und politische Verrichtungen umfaßten. Er erklärte uns, er habe seine erste Ernennung, als Statthalter, seinem Erfolg bei den öffentlichen Prüfungen verdankt. Ich benützte diese Gelegenheit um ihn zu Nachweisungen bezüglich dieser Prüfungen zu bitten, über die man schon so viel geschrieben, und die man gar so wenig kennt. Yeh hatte vier Grade erworben und sieben Prüfungen durchgemacht. In den drei ersten war er durchgefallen, die vier letzten aber hatte er mit großem Erfolg bestanden, so zwar daß er zum zweiten Advocaten des Reichs ernannt wurde. Er hatte die Ziffer 2 auf der Liste aller Candidaten erlangt welche sich der Reichsprüfung unterzogen hatten. Die erste Prüfung findet in der Departementalstadt statt; sie dauert einen Tag, und besteht in einer Dissertation über die wahre Lehre der vier alten

Bücher. Die zweite findet in der Provinzialstadt statt; sie dauert drei Tage. Der erste Tag ist den vier Religionsbüchern gewidmet, der zweite den fünf Classikern und der dritte der chinesischen Geschichte. Ich fragte ihn ob die Geschichte von Japan und von Thibet in diesem Programm inbegriffen sey? Er antwortete mir: „Nein, bloß die Geschichte China's.“ — „Richtet man an euch auch einige Fragen über die Naturgeschichte, den Handel und die auswärtigen Verhältnisse eures Landes?“ — „Man vernimmt uns über das Taoli, und verlangt nur daß wir die wahren Principien erklären welche im Anfang der Dinge bestanden.“ Die Prüfung des dritten Grads findet in Peking statt; sie dauert neun Tage. Das Programm ist dasselbe wie bei der für den zweiten Grad, aber ausgedehnter und tiefer eingehend. Die vierte Prüfung findet ebenfalls in Peking statt, gewöhnlich im Palast und in Gegenwart des Kaisers, unter Assistenz der Mitglieder des Collegiums des „Waldes und des Pinsels.“ Seine Dauer beträgt neun Tage; es umfaßt alle alten Bücher, d. h. die Werke des Confutse, und bezieht sich besonders auf die Richtigkeit des Styls in den amtlichen Protokollen. Wahrscheinlich war es die Geschicklichkeit in letzterem Punkt welche Yeh zu einer so hohen Stellung verhalf. Er zog sehr großen Vortheil aus diesem Talent in seinem Briefwechsel mit Hrn. Parkes und Sir J. Bowring, allein er war weit weniger glücklich wenn er Lord Elgin und dem Baron Gros zu antworten hatte.

Ist Ew. Excellenz, fragte ich ihn, nicht vier Jahre lang Richter von Yunnan gewesen, und habt Ihr nicht, bevor Ihr mit diesem Amt betraut wurdet, eine Prüfung über die chinesischen Gesetze bestanden?“ — „Nein, ich habe Euch bereits gesagt daß ich nur im Taoli geprüft worden bin.“ — „Habt Ihr niemals die Gesetze studiert?“ — „Niemals.“ — „Habt Ihr das chinesische Gesetzbuch gelesen?“ — „Nein.“ — „Hat Euch diese Unbekanntschaft mit dem Gesetzbuch Eure richterlichen Dienstverrichtungen nicht sehr erschwert?“ — „Nein.“ — „Vielleicht habt Ihr gute Schriftführer zur Seite gehabt?“ — „Zuweilen.“ „Gibt es eine Classe der Nation welche das Gesetzbuch genauer kennt?“ — „Die Candidaten welche in den hohen Prüfungen durchfielen, widmen sich oftmals dem Studium der Gesetze und anderer Materien, und werden hin und wieder unsere Schriftführer.“ — „Wäre es unbescheiden Ew. Excellenz zu fragen wie viel die Mandarinen ihren Schriftführern bezahlen?“ — „Gewöhnlich 100 Taels (33 Pf. St.) monatlich.“ — „Und was können sie außer dieser Besoldung noch verdienen?“ — „Drei- oder vierhundert Taels.“ — Allein nachdem er diese Antwort gegeben, verbesserte er sich, und sagte: „30 oder 40.“ Dieß war das Ergebniß eines Hintergedankens, und die erste Schätzung war gewiß die richtige.

„Ich bitte Ew. Excellenz um Entschuldigung wegen meiner Belästigungen, allein wir sprechen von interessanten und unsern abendländischen Anschauungen ganz fremden Gegenständen. Darf ich glauben daß jeder Mann welcher die vier Bücher und die fünf Classiker versteht, schon dadurch allein mit den öffentlichen Aemtern in China bekleidet wird?“ — „Es ist seit Beginn des Reichs stets so gewesen.“

Man hatte gesagt, Yeh kenne die verschiedenen Mundarten seines Landes; ich wollte mich davon überzeugen, und legte ihm ein Mandschu-Buch vor. „Kann Ew. Excellenz das Mandschu lesen?“ — „Nein.“ — „Auch nicht die Cantoner Mundart?“ — „Nein.“ — „Dann sprecht Ihr Eure Muttersprache, die Mundart von Hu-pe.“ — „Nein, ich bin, wie meine Vorfahren, zu Peking erzogen worden, und spreche bloß die Pekinger Sprache.“

Neun Tage nach unserer Abfahrt von Singapur befand sich der Inflexible im Angesicht der indischen Küsten, und einige Stunden später warf man Anker im Hafen. Yeh schien keineswegs erregt von dem Schauspiel welches seinen Augen der prachtvolle Anblick Calcutta's darbot; er zeigte die größte Gleichgültigkeit; er schien sich's zum System gemacht zu haben über nichts zu staunen und nichts zu bewundern. Es dauerte nicht lange, so traf Major Herbert, welchem die Bewachung Yehs anvertraut war, an Bord des Schiffs ein: der Mandarin empfieng ihn mit großer Höflichkeit, lud ihn zum Mittagmahl ein, und verlangte drei Tage um die Vorbereitungen zu seiner Ausschiffung zu treffen. Am Morgen des bestimmten Tages setzte endlich Yeh den Fuß auf indischen Boden. Er wurde im Fort William untergebracht; eine angemessenere Wohnung aber ist für ihn in einiger Entfernung von der Stadt vorbereitet. Vor seinem Abgang vom Schiff übergab er mit Feierlichkeit dem Capitän Brooker ein Zeugniß über die gute Behandlung welche ihm während der Ueberfahrt zu Theil geworden; er schien großen Werth auf diese Urkunde zu legen. Calcutta ist ohne Zweifel der Ort wo er, um seinem Hochmuth eine ernste Lehre zu geben, am besten untergebracht werden konnte: die Bewohner dieser Stadt hegen nämlich im Durchschnitt die tiefste Verachtung vor den Chinesen. In London wäre Yeh der Löwe der Saison gewesen; in Calcutta schenkte seiner Gefangenschaft niemand die geringste Aufmerksamkeit.

Nach der Unterbringung des Mandarins in seiner neuen Wohnung stattete ihm Hr. Layard, der berühmte Orientalist, einen Besuch ab, um wo möglich einiges Neue über den Buddhismus, die einzige Kenntniß welche der Vicekönig besitzt, von ihm zu erfahren. Während der Unterredung wurde die Frage an ihn gestellt: ob er den Lord Palmerston kenne, und welchen Begriff er sich von der öffentlichen Meinung in England mache. Allein Yeh antwortete, er habe nie von Lord Palmerston sprechen gehört. „Wer ist er denn?“ fügte er mit falschem Lächeln bei. Hr. Layard sagte ihm, Lord Palmerston habe den Versuch gemacht den Kriegszug nach China zu verhindern — Yeh antwortete mit Brummen darauf.

Der unglückliche König von Audh, der ein Haus gerade der Wohnung Yehs gegenüber inne hat, äußerte den lebhaftesten Wunsch den Mandarin zu sehen, und bat den Befehlshaber des Platzes einige Bäume niederhauen zu lassen welche der Aussicht auf die Verandah Yehs im Wege standen. Hätte letzterer sich auch nur einigermaßen dazu herbeigelassen, so würde der König ihm sicherlich einen Besuch abgestattet haben; allein Yeh sprach nur mit der tiefsten Verachtung von ihm, und wollte mit ihm in keinerlei Verbindung treten, ja er wollte nicht einmal glauben daß derselbe wirklich König gewesen. Ein Engländer zeigte ihm den Minister dieses Monarchen, Aly Nety Chan, den Talleyrand des Orients; er sagte ihm, man wisse daß dieser sehr verschmitzte Asiat tief in die der letzten Empörung vorangegangenen Zetteleien verwickelt gewesen sey, man habe aber nicht vermocht auch nur den mindesten Beweis seiner wirklichen Mitschuld aufzufinden. Er führte, zum Beleg für die Klugheit desselben, folgende Thatsache an. „Ich werde einen Bericht abfassen über Eurer Gesuch,“ sagt eines Tags Dr. Macnamara zu ihm, an den er eine Bitte stellte. „Ihr werdet einen Bericht abfassen!“ entgegnete Nety verächtlich; „in diesem Fall nehme ich mein Begehren zurück, und will dagegen Euch, junger Mann, einen guten Rath geben: erstattet nie schriftlichen Bericht, und schreibt keine Briefe.“ Yeh konnte sich nie für diese einheimischen Monarchen Indiens interessiren, und gab uns seine tiefe Verachtung

darob zu erkennen daß wir ihnen den Kopf auf den Schultern gelassen.

Von dieser Zeit an erlitten seine Manieren und sein Charakter eine völlige Umwandlung. Er, dem man sonst kaum ein Wort entlocken konnte, zeigte sich nun zu jeder Art von Unterhaltung geneigt. Er drückte große Verachtung für die Ostindische Compagnie und ihre Chefs aus. Als einer von ihnen ihm einen Höflichkeitsbesuch gemacht hatte, rief er, beim Weggehen desselben die Thüre hinter ihm schließend, aus: „Das ist ein dummer Mensch; gewiß besitzt dieser Mann kein Talent!“ Diese Veränderung wurde durch die Calcuttaer Blätter, besonders durch die Verhandlungen des englischen Parlaments, in ihm hervorgebracht. In der Hoffnung seinen Gefangenen zu unterhalten, hatte ihm Hr. Alabaster einige der bei Gelegenheit der indischen Bill gehaltenen Reden übersetzt. Seit diesem Augenblick war Yeh ein umgewandelter Mensch. Er ruhte nicht bis die Journale ihm gebracht wurden, und schien wahrhaft unglücklich wenn sie nicht irgendeine Parlamentsverhandlung enthielten. Die heftigsten Reden gegen die Ostindische Compagnie gefielen ihm am meisten, und er hielt Hrn. Ayton für einen großen Redner. Als der Dolmetscher zu derjenigen Stelle der Rede Lord Palmerstons kam wo dieser sagte daß die Nationen durch unüberlegte Veränderungen stets viel gelitten haben, rief er mit Entzücken aus: „Das ist gut, das ist sehr gut!“ als aber der Leser, den Gedanken des edlen Lords vollendend, beifügte; „Allein sie haben mehr noch gelitten durch einen hartnäckigen Widerstand gegen nothwendige Reformen,“ warf er sich zurück, und ließ sein gewöhnliches Brummen hören. Er war bezaubert als er die Entlassung Lord Palmerstons erfuhr, und brach in ein gewaltiges Gelächter aus bei der Erklärung Lord Derby's, daß er hoffe mit China rasch zum Friedensschlusse zu gelangen.

Yeh nahm mit großem Gleichmuth das kaiserliche Edict in Empfang welches seine Abberufung aussprach. Eine Abschrift des chinesischen Originals wurde ihm von Sir J. Bowring übersendet. „Ich erwartete sie, sagte er, allein ich wünsche diese Urkunde einige Zeit zu prüfen.“ — „Solang es Ew. Excellenz beliebt.“ — „Dann werde ich sie acht Tage lang behalten.“ — Dieses Edict verdient Aufmerksamkeit; es ist viel milder als man dachte. Wenn auch Yeh seines Regierungsamtes beraubt ist, so ist er doch seines Rangs nicht entsetzt, und behält seine Verrichtungen als Großrath; er sah dieß selbst ein, und beschränkte sich auf die Worte: „diesem nach werde ich mit den auswärtigen Angelegenheiten nichts mehr zu thun haben.“ — „Es wird Ew. Exc. sehr angenehm seyn eine so beschwerliche Stelle verlassen zu können.“ — „Es ist mir weder verdrießlich noch angenehm; ich hatte sie auf Befehl des Kaisers angetreten, und auf seinen Befehl geb' ich sie auf.“

Wir können unsere Abhandlung über diesen chinesischen Staatsmann nicht besser schließen als mit diesem Worte, welches den Mandarin in einem ganz biblischen Lichte zeigt; allein trotz dieser Entsetzung kann man über sein künftiges Schicksal ruhig seyn: Yeh ist mit keiner großen Strenge behandelt worden, er hat offenbar mächtige Freunde in Peking behalten, und es unterliegt keinem Zweifel daß er abermals berufen ist eine große Rolle in den Rathsversammlungen des „himmlischen Reiches“ zu spielen — wenn er jemals in seine Heimath zurückkehren sollte.

Andeutungen und Bemerkungen über den Aufsatz in Betreff der Feldzüge der niederländisch-indischen Kriegsheere gegen die Javanen in den Jahren 1825—1832.

Die in der Wochenschrift „das Ausland“ 1858, Nr. 50, S. 1187 verfaßte Darstellung über die Vorfälle in vorbemeldetem Krieg hinterläßt theilweise einen so düsteren, betrübenden Eindruck daß ich mich, zur Milderung desselben, veranlaßt sehe manchen darin ausgesprochenen Behauptungen entgegenzutreten. Ich fühle mich umsomehr dazu aufgefordert als Hr. K. den zur damaligen Zeit den Colonnen beigegebenen Aerzten schwere Beschuldigungen aufbürdet, die doch unerwiesen und unverdient seyn dürften. Da ich die letzten vier Jahre dieses denkwürdigen Krieges als Bataillonsarzt bei dem großen Militärspitale zu Samarang angestellt war, so wird man es, von meinem Standpunkt aus betrachtet, natürlich und verzeihlich finden wenn ich vorall das den Sanitätsofficieren zur Last gelegte inhumane Benehmen zu widerlegen versuche. Bin ich auch weit entfernt in Abrede stellen zu wollen daß manche Aerzte ihrem Beruf nicht vollkommen gewachsen waren, so lag es doch gewiß nicht in der Absicht auch eines einzigen vorsätzlich zu schaden. Im Gegentheil hatten alle das Bestreben, mit den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln, ihre Pflicht aufs gewissenhafteste zu erfüllen. Allein es lag in der Art der für zweckmäßig erachteten Kriegsoperationen, in dem Mangel an einer hinreichenden Anzahl dienstfähiger Medicinalbeamten, und zuweilen an der unzulänglichen Quantität von Arzneimitteln daß nicht allen Anforderungen im ausgedehntesten Maßstab entsprochen werden konnte. Erwägt man das unstäte Umherziehen der Truppen, das unausgesetzte Bivouakiren, das nur zum Theil befriedigte Bedürfniß an Transportmitteln und vielerlei andere Desideraten, so ist leicht begreiflich daß die Verpflegung kranker Soldaten nur eine relativ genügende seyn konnte. Waren doch schon die Hauptspitäler so sehr überfüllt daß man nur mit äußerster Anstrengung im Stand war, derjenigen Abtheilung vorzustehen die dem einzelnen übertragen wurde. Oft z. B. kam unerwartet ein Transport schwer Erkrankter von mehreren Hunderten am Abend an, die noch alle untergebracht, untersucht und mit Medicamenten versehen werden mußten. Man muß es erfahren haben wie eine so dauernde Ermüdung und Aufregung in einem Tropenklima erschöpft, um sich eine Vorstellung von den Strapazen machen zu können die ein jeder für sich zu erdulden hatte. Aber wie viele wurden dabei auch siech und elend, und wie viele giengen zu Grunde! Wie mancher, schon hinfällig, ließ sich in einer Tragbahre ins Spital schleppen, um seinen leidenden Nebenmenschen noch so lange Hülfe zu leisten bis er selbst dabei zusammensank! Und doch ist alles das noch wenig in Vergleich zu den Fatiguen, welche die Aerzte bei mobilen Colonnen zu bestehen hatten. Hier beschränkte sich ihre Thätigkeit nicht allein auf das Verordnen, sondern die vorgeschriebenen Mittel mußten auch vom Ordinator selbst zubereitet werden. Zudem kam es darauf an mit dem vorhandenen Arzneivorrathe hauszuhalten — und wenn Soldaten und Officiere, nach einem zurückgelegten höchst beschwerlichen Tagesmarsche, am Abend endlich der Ruhe pflegen und sich mit Speise und Trank laben konnten, durfte der Arzt noch lange nicht daran denken sich eine Erholung zu gönnen, denn nun erst wurde seine Hülfe doppelt in Anspruch genommen. Jeder wollte zuerst vorgelassen seyn, und niemand war beruhigt wenn ihm nicht etwas aus der portativen Apotheke verabreicht wurde; mit bloßer diätetischer Vorschrift war keinem

gebient. Unter so bewandten Umständen mußte man öfter vom Individualisiren Abstand und zu Präparaten seine Zuflucht nehmen, die officiell eingeführt waren. Diese Maßregel mag denn auch zu der ominösen Sage der von Hrn. K. erwähnten Pillen Nr. 11, deren Wirkung so verhängnißvoll gewesen seyn soll, das Material geliefert haben. Selbstverständlich befanden sich unter den angefertigten Mischungen auch Opiate, deren man dringend bedurfte, unter andern in Pillenform. Daß letztere mitunter auch als Erleichterungs- und Linderungsmittel in hoffnungslosen Fällen gereicht werden, ist eine bekannte Sache. Wenn man nun das Sterben solcher an Erschöpfung oder irgendeiner andern Todesursache verschiedener Kranken, auf Rechnung der Opiatpillen, welche die Euthanasie gebot, schreiben will, dann mögen wohl viele an Nr. 11 gestorben seyn. Was aber den so zuversichtlich aufgestellten Satz: „daß alle diejenigen welche solche Pillen verschluckten, noch heutigen Tages schlafen" betrifft, so bedarf dieser nach den vorhergehenden Erläuterungen wohl keiner ernsten Widerlegung; ebensowenig die harte Anklage welche einen ungenannten Arzt, der seinem Dialekt nach ein Frankfurter gewesen seyn soll, bei der Infirmerie zu Maron (Bagaleen) — an den Pranger stellt.

Die übrigen von Hrn. K. angeregten Punkte fühle ich mich ausführlich zu besprechen nicht berufen. Ich erlaube mir allein einiges hervorzuheben was darauf Bezug hat. So unter andern gibt es eine Partei, welche nicht, wie Hr. K. und mit ihm andere, die Ursache des Krieges durch einen niederländischen Beamten provocirt gelten lassen will, sondern sie auf folgende Erzählung zurückführt: Diepo Negoro habe sich, durch einen Traum dazu aufgefordert, eines Tages heimlicherweise auf die Gräber seiner Ahnen verfügt, wo ihm die Weisung geworden sey: „die Europäer auf Java mit Feuer und Schwert zu vertilgen." Diese Version hat allerdings etwas für sich, wenn man bedenkt daß die Javanen, im höchsten Grade abergläubisch, sich durch sogenannte „Eingebungen vom Himmel," leicht zu gewagten Unternehmungen bestimmen lassen, und das Wallfahren der Großen des Reichs, auf Gräbern zu ungewöhnlichen Zeiten, in der Regel nichts Gutes bedeutet. Ferner ist nicht wohl anzunehmen daß bei der Achtung welche das holländische Gouvernement den religiösen Gebräuchen und Sitten der Inländer stets erwiesen hat, ein europäischer Beamte es gewagt haben sollte den Befehl zu ertheilen eine Landstraße über einen Friedhof anzulegen. Zudem soll Diepo Negoro ein fanatischer Schwärmer gewesen seyn, der sogar die Priesterweihe empfangen hatte. Ich hatte Gelegenheit diesen merkwürdigen Mann im Jahr 1848 als Gefangenen in der Hauptstadt von Celebes zu Makassar besuchen zu dürfen, und mich wohl eine halbe Stunde mit ihm zu unterhalten. Er war im höchsten Grad Fatalist, und es mußte auffallen mit welcher Resignation er über sein Schicksal, wie über Personen die im javanischen Kriege eine Rolle spielten, sprach. Von Erbitterung war keine Spur zu bemerken; er beklagte sich nur über den damals noch lebenden Cleerens, den ich später als Gouverneur von Amboina sah, der ihn, wie er angab, hintergangen habe. Er war damals gerade mit einem Commentar zum Koran beschäftigt, womit er ein frommes Werk zu verrichten vermeinte. Bei meinem Weggehen war er so höflich sich von seinem Sitz zu erheben und mir die Hand zum Abschied zu reichen, indem er mir zugleich einige mir unverständliche javanische Wörter mit auf den Weg gab, während unser Zwiegespräch in malayischer Mundart geführt worden war.

Schließlich sey mir noch gestattet bescheidene Zweifel gegen die von Hrn. K. den europäischen Feldherren in diesen Feldzügen zum Vorwurf gemachten Grausamkeiten zu erheben. Daß Rohheiten und Schandthaten von erbitterten Söldnern verübt sind, kann nicht Wunder nehmen, da dergleichen selbst in europäischen Kriegen vorkommen und nicht immer verhindert werden können, allein es dürften nur wenige tief gesunkene Officiere sich an solchen Gräuelthaten betheiligt haben. Gegen Thatsachen läßt sich freilich nicht streiten, und wenn Hr. K. es mit angehört hat, wie ein Colonnenchef sich unmenschlich benahm, so ist dagegen nichts einzuwenden. Ausnahmen wird es immerhin gegeben haben. Doch im allgemeinen war es verpönt, gegen Gefangene und Wehrlose rücksichtslos zu verfahren. Es wurden sogar zu verschiedenenmalen Gewaltthätigkeiten der Art bestraft. Auf Seiten der feindlichen Heerschaaren war das freilich anders. Von ihnen wurde kein Europäer der in ihre Hände fiel, so leicht begnadigt, und die Todesmartern welche die Unglücklichen auszustehen hatten, waren gerade diejenigen welche Hr. K. als von den Europäern verübt worden zu seyn erwähnt. Nicht selten wurden die Schlachtopfer in Gefäße gesteckt in welchen man den Reis durch Zerstoßen von seinen Hülsen befreit und bei lebendigem Leib darin zermalmt. Man fand viele so gräulich Verstümmelte am Wege liegen. Der allerdings anders so sanftmüthige und servile Inländer ist bei all seiner Geschmeidigkeit doch von Natur grausam, läßt sich von seinem Rachedurst ganz beherrschen und ist im höchsten Grade unzuverlässig. Im Moment eines Aufruhrs kann man seiner nächsten Umgebung nicht mehr trauen. Von beklagenswerthen Vorfällen treuloser Handlungen, die ein Volksaufstand hervorrief, liegen Beispiele genug vor. Und bei allem dem betheiligten sich im javanischen Kriege die Häuptlinge doch auch nicht selbst an solchen haarsträubenden Metzeleien, obwohl sie sie zuließen. Ein ehrenvolles eclatantes Auftreten zeigte der Generalissimus der feindlichen Armee, eben jener Ma-Sendot, bei Gelegenheit daß ein mir befreundeter holländischer Stabsofficier, Major Ruys, sich freiwillig als Abgeordneter in das Lager Diepo-Negoro's begab. Ma-Sendot gestattete nicht daß Ruys ein Leids geschah, wozu seine Rathsleute große Lust bezeigten, aber — er ließ ihn auch nicht zu seiner Colonne zurückkehren. Er behielt ihn als Gefangenen bei sich, behandelte ihn jedoch als Freund, ließ ihn beständig in seiner nächsten Umgebung weilen, mit ihm essen und trinken, damit ihm niemand durch Meuchelmord ans Leben kommen sollte. Dennoch fand Ruys eines Tages Gelegenheit zu entfliehen und kam wohlbehalten wieder bei seiner Colonne an. Nach Beendigung des Krieges konnte man diese beiden Helden jeden Tag Arm in Arm durch die Straßen Samarang's ziehen sehen, und in der That entzückte der Anblick des stattlichen Ma-Sendot in seiner Nationaltracht, der so viel Biederkeit und Großmuth, mitten unter aufgereizten Wüstlingen, an den Tag gelegt hatte.

Nach allem dem dürfte denn doch der javanische Krieg anders geführt worden seyn, wie der jetzt noch fortdauernde in Englisch Indien, mit dem sich nicht wohl eine Parallele ziehen läßt, es müßte denn die seyn, wie Hr. K. richtig bemerkt, daß die Engländer Sieger bleiben werden.

Dr. S. L. Heymann.

Erzählungen des Scheich Abdallah Bou-Rema.

(Von Karl Zill.)

Fünfte Erzählung.

Mohammed Bou-Rema war ein eben so unerschrockener Jäger, als er ein kühner Nachtgänger und Wegelagerer war. Das Jagen der Wildschweine, die er seinen Hunden zu fressen gab, war ihm ein gewöhnlicher Zeitvertreib, und wenn ihm ein Löwe oder ein Panther eine Kuh tödtete, so bezahlte er ihm dieselbe in nicht längerer Zeitfrist als es dazu bedarf um eine Seda [1] zu machen, mit seiner Haut. Alles dieß ist nun eben nichts außerordentliches, denn jeder Araber oder Kabyle versteht eine Wildsau anzuschleichen oder ein großes Raubthier zu schießen, wenn ihm Robbi letzteres unter den Baum bringt, auf welchem er zwanzig Ellen hoch in einem bequemen Nest sitzt; jedes Kind kann auf diese Weise zum Löwen- oder Pantherschützen werden, wie es unlängst dem kaum sechzehnjährigen tauben Jungen des Ben-Hamuda geschah, der nicht einmal eine Flinte recht zu laden wußte. Auch wird bei uns ein solcher Erfolg nicht für eine Großthat, sondern für einen Glücksfall gehalten, dagegen bei euch Franzosen des Rühmens kein Ende, und die Heldenthat in allen Akbar [2] zu lesen ist, wenn einer von euch einmal zufällig einen Löwen oder einen Panther geschossen hat. Aber einen angeschossenen Panther in dem Dickicht zu verfolgen, einen Löwen in seinem Lager zu beschleichen oder denselben Aug' in Auge zu bekämpfen, ist ein ander Ding, und wer dieß zu thun im Stande ist, wird mit Recht ein Radschillshall genannt. Wie es Mohammed in dieser Hinsicht hielt, kannst du aus einer Begebenheit, die ich dir erzählen will, entnehmen.

Es war zur Herbstzeit. Die Ghazzias giengen schlecht, denn durch so manche unerwartete Anfälle gewitzigt, waren die verschiedenen Abtheilungen der feindlichen Stämme auf ihrer Hut, und es war ihnen nicht mehr so leicht beizukommen. Dagegen waren die nächtlichen Ausflüge Mohammeds, die er von Zeit zu Zeit ohne alle Begleitung nach dem P'heïra [3] unternahm, noch immer sehr ergiebig, und er kehrte selten von denselben ohne gute Beute heim. Nun hatte ihn einst ein Unternehmen dieser Art nach den Sanhadja geführt, von wo er, nachdem er eine mit Schmucksachen der Weiber gefüllte Ousseda [4] erbeutet hatte, seinen Weg durch den unbesuchtesten Theil des Bergwaldes nach dem Fetsch-el-Fhul [5] einschlug, um von dort über den Oued-R'hal nach dem Heilh zurückzukehren. Es war gegen Mitternacht und der Mond gieng eben auf, als er auf diesem, nicht mit Unrecht berüchtigten Bergpaß ankam; er wußte daß er hier, weit eher als im Waldesdunkel Gefahr lief einem Löwen zu begegnen, da diese Thiere Nachts meist nur betretenen Wegen nachgehen, und er fand daher für gut, ehe er weiter gieng, das Zündkraut seiner zwei Pistolen zu erneuern. Und wirklich war er noch nicht lange gegangen, als ein ungeheurer Löwe vor ihm aus dem Gebüsch trat. Da es unklug ist einen unsichern Schuß auf ein so gefährliches Raubthier zu wagen, so versuchte er das gewöhnliche Mittel, das wir Einheimischen in solchen Fällen, und fast immer mit Erfolg, anwenden.

„Ha Jude, Sohn eines Juden!" schrie er ihn an, „fort mit dir! du lügst, du lügst!" [1] indem er zugleich mit Steinen nach ihm warf. Der Löwe kauerte und schnob fürchterlich, ließ sich aber durch den unvermutheten Widerstand betroffen in das Gebüsch zurücktreiben, wie es auch zu erwarten stand. Weiter unten zeigte er sich jedoch von neuem, und so vertrat er dem nächtlichen Wanderer wenigstens noch zehnmal den Weg, wobei er immer dreister wurde und endlich weder Schimpfworte noch Steinwürfe mehr beachtete. Mohammed sah ein daß er etwas entscheidendes wagen mußte, wenn er nicht zuletzt das Opfer seines furchtbaren Begleiters werden wollte. Sich bloß leidend zu verhalten und am Ende doch gefressen zu werden, oder bei einem versuchten Angriff das Thier nicht tödtlich zu verwunden und dasselbe Schicksal zu haben, kam auf eines heraus; zudem hatte ihn die Erfahrung gelehrt daß der Erstangreifende immer im Vortheil ist, und er entschloß sich daher schnell zu handeln, um diesen Vortheil auf seiner Seite zu haben. Da saß nun wieder der Löwe, nachdem er einige Zeit im Gebüsch neben ihm hergetrabt war, in geringer Entfernung von ihm, mitten auf dem Wege, und wehrte unter fürchterlichem Gebrüll die gegen ihn fahrenden Steinwürfe mit seiner breiten Tatze ab. In jeder Hand ein Pistol haltend, schritt Mohammed, langsam aber entschlossen und kaltblütig, auf ihn zu. Und höher richtete sich das Unthier auf, höher erhob es seine drohende Tatze und weiter öffnete es den furchtbaren Rachen! Mohammed war ihm jetzt so nahe daß er seinen stinkenden Athem riechen konnte: er drückte ab, und er wälzte sich in seinem Blute, um nach wenigen Augenblicken zu verenden. Zwei Kugeln waren ihm durch den geöffneten Rachen in den Hirnschädel gefahren, und konnten für den sichersten Beweis gelten daß er nicht aus einem Hinterhalt getödtet worden war.

Unsere Kinder ahmen das stufenweise anwachsende und abnehmende Gebrüll des Löwen in Worten nach, und sagen daß er also spreche:

„Ana Seïd,	„Ich, der Löwe,
„ou ouled el m'ra	„und der Sohn des Weibes
„kair el ouidenn;	„haben kleine Ohren;
„Sultanate.	„wir sind Könige.
„Houa kebar,	„Er ist der größere,
„i eghketer ni,	„überwindet mich,
„ou harak	„und verbrennt
„kalbi, kalbi, kalbi!" [2]	„mein Herz, Herz, Herz!"

Und gewiß ist der Löwe das furchtbarste Raubthier unserer Gegenden, dem kein lebendes Geschöpf weder an Muth noch an Stärke gleichkommt, der weit schwächere Sohn des Weibes aber durch höhere Gaben, die ihm durch die Güte Allahs zu Theil geworden, allein überlegen ist.

Mohammed stieg jetzt nach dem Oued-R'hal hinab, der damals von einigen Familien der Ouischaoua bewohnt war; diese hatten den Schuß vernommen und waren sehr erstaunt, als sie den Verlauf des in geringer Entfernung von ihnen bestandenen gefährlichen Abenteuers

[1] El Seda oder el Srir, das Gerüst., hier ein auf einem Baum angebrachter Sitz, zum Anstand auf große Raubthiere.

[2] El Akhbar, die Nachricht, die Zeitung.

[3] El P'heïra werden hier die verschiedenen großen Thalebenen genannt.

[4] El Ousseda, ein Kissenüberzug, der auch als Sack benutzt wird, um Kleider und Kleinodien darin aufzubewahren.

[5] El Fetsch el Fhul, der Paß des Kühnen

[1] Tikedeb, du lügst, bedeutet hier: du prahlst mit einem Muth den du nicht hast.

[2] Diese auf eine eigenthümliche Weise ausgesprochenen und betonten Worte haben wirklich eine Aehnlichkeit mit dem Brüllen des Löwen.

von ihm erfuhren. Er schenkte ihnen großmüthig die Haut des Löwen, und um das Andenken an diese Heldenthat zu verewigen, umgaben sie die Stelle wo das Ungethüm gefallen war, mit einer niedrigen Mauer von rohen Steinen, die noch heute an dem vom Fetsch-el-Fhul in das Thal hinabziehenden Waldpfad zu sehen ist.

Ein Jahr später ward Mohammed Bou-Rema der Held eines andern Jagdabenteuers, das damals seiner Ungewöhnlichkeit halber überall das größte Aufsehen erregte.

An einem regnerischen Wintertage hütete ein Mann aus dem Oued-N'Thal seine Schafe an dem südwestlichen Abhang des Bou-Ksaiba. Fortwährende Regenschauer hatten ihn genöthigt seine Heerde in eine windstille Vertiefung zu treiben, während er selbst unter einem vorspringenden Felsenstück gegen das Unwetter Schutz suchte. Durch ein plötzliches Auseinanderfahren seiner Heerde aufmerksam gemacht, sprang er ins Freie und erblickte ein großes, schwarzes Thier, welches mit einem Widder in seinem Rachen davoneilte. Noch nie hatte der Mann ein solches Raubthier gesehen, noch von einem solchen gehört, und der unerwartete Anblick desselben erschreckte ihn so sehr daß er nicht wagte Feuer darauf zu geben. Als es mit seinem Raub im Dickicht verschwunden war, ermuthigte er sich jedoch insoweit nach einer lehmigen Stelle zu gehen, über welche es sich zurückgezogen hatte, um dort seine Spur zu erkennen, fand aber, zu seinem großen Erstaunen, nur frische und tiefe Eindrücke menschlicher Fußstapfen. Dieß konnte nicht mit rechten Dingen zugehen und es mußte hier sicher Zauberei mit im Spiel seyn; von diesem Gedanken beunruhigt, hielt er für das gerathenste den unheimlichen Ort zu verlassen, und er trieb daher seine Heerde in großer Hast nach seiner Sriba zurück.

Aus der Beschreibung die der Mann von dem Thier gab, konnte niemand klug werden. Er sagte, es habe langes und zottiges Haar, einen dicken Kopf mit kleinen Ohren, zeige keine Spur von einem Schwanze, und der größte Löwe sey nur ein Kater dagegen; dieß alles gieng wohl noch an, allein daß es Füße wie ein Mensch habe, wollte niemand glauben, und die jungen Leute hießen ihn endlich geradezu einen Lügner, der die ganze Dschemmah zum besten haben wolle. Nichtsdestoweniger blieb er hartnäckig bei seiner Aussage, und zuletzt kam ihm ein alter Mann, der bisher schweigend zugehört hatte, zu Hülfe, indem dieser erklärte daß dieses Thier, der ganzen Beschreibung nach, nichts anders als der Dobb oder, wie es andere nennen, der Neß-näs seyn könne; [1] er könne zwar nicht begreifen wo heute auf einmal ein Bär herkommen sollte, da er oft von seinem Großvater gehört habe daß diese gefährlichen Raubthiere, deren es früher in bedeutender Anzahl in den Bergen gegeben habe, schon seit undenklichen Zeiten aus der Gegend verschwunden seyen. Er fügte hinzu daß der Hirt von Glück sagen könne mit dem bloßen Schrecken davongekommen zu seyn, da dieses Thier, nach der Aussage der Alten, nichts mehr und nichts weniger als ein verzauberter Mensch sey, bald auf allen Vieren, bald auf zwei Beinen wie ein Mensch einhergehe, auf Bäume steige, Thiere und Menschen angreife, letztere in seine Arme nehme und sie so lange kitzle, bis sie vor lauter Lachen den Geist aufgeben, und nur durch eine kupferne Kugel in den linken Schlaf getödtet werden könne.

In Folge dieser Begebenheit, deren Kunde sich schnell wie ein Waldbrand in der ganzen Gegend verbreitete, wollte niemand mehr auf dem Bou-Ksaiba hüten, da wohl jeder wußte wie er sich beim zufälligen Begegnen eines Löwen oder eines Panthers zu benehmen habe, keiner aber Lust hatte mit einem solchen gespenstigen Ungeheuer zusammenzutreffen.

Nach diesem Vorfall waren einige Wochen verflossen, während welcher sich das Thier nirgends wieder hatte blicken lassen; auf einmal aber vernahm man, daß sich im Geröhricht des großen Sumpfes beim Mel-Aruk ein gräulicher Neß-näs aufhalte, der die ganze Gegend in Schrecken setze, und eines Tages schickten die Einwohner des Mel-Aruk, des Demd-Saffaf und des Dschemen-Dib mehrere Abgeordnete zu Mohammed Bou-Rema, um denselben zu ersuchen sie von diesem Unthier, das ihnen schon drei Stuten und mehrere Kühe zerrissen habe, zu befreien. Er allein, sagten sie ihm, könne das Wagestück bestehen, da ihm Allah von jeher habe Baraka [1] zu allen seinen Unternehmen gegeben und ihn stets siegreich aus den größten Gefahren hervorgehen lassen. Die Mittel die ihnen die Religion darbiete, seyen unwirksam, da der Neß-näs gerade die Stuten, welche von dem frommen Marabut der Zaouia [2] von Sidi-Abd-es-Selam geschriebene Amulette am Halse trugen, vor allen andern sich zum Opfer auserlesen habe; die Leute seyen daher so verzagt, daß es nicht möglich sey die verschiedenen Dschemmahs zu vereinigen, um das Raubthier gemeinschaftlich zu bekämpfen, da jeder befürchte von dem Ungethüm zu Tode gekitzelt zu werden.

Mohammed spottete ihrer Furcht vor einem Raubthier, das am Ende doch nur von Fleisch und Bein wie ein anderes sey, daß es schwarz und zottig und ohne Schwanz sey, statt wie ein Löwe oder Panther fahl oder gefleckt und mit einem langen Schwanz versehen zu seyn, thue nichts zur Sache, und was das Kitzeln anbelange, so hoffe er es selbst dermaßen zu kitzeln daß ihm alle Lust zu solchem Spaß vergehen solle. Das beste Amulet sey eine gute Kugel, möge sie nun von Kupfer oder Blei seyn, vor allem aber ein unverzagtes Herz, das sich nicht vor Weibermährchen fürchte. Er schlachtete den Männern einen Ziegenbock, und nachdem sie sich gesättigt und den Morgen bei ihm zugebracht hatten, gieng er mit ihnen nach dem Mel-Aruk hinüber, wo sie gegen Abend ankamen.

Ehe sie sich nach der Sriba begaben, ließ er sich von seinen Begleitern an den Ort führen, wo sich der Neß-näs aufhalten sollte. Man zeigte ihm ein undurchdringliches Dickicht von Erlen, Espen und Schilfrohr, welches sich unfern der untern Quelle des Mel-Aruk über vierhundert Ellen weit in den Sumpf hineinzog; in der Mitte desselben befand sich eine aus einem großen Haufen angeschwemmter Schilfwurzelbüschel gebildete Insel, die durch eine schmale Zunge desselben Materials mit dem Ufer in Verbindung stand. Hier hatte man das Raubthier schon mehreremale Abends, als kaum die Sonne untergegangen war, herausgeben und bei Tagesanbruch wieder hineingehen sehen, und ein schmaler frisch durch den Schilf getretener Pfad bestätigte die Vermuthung, daß es sich diesen Ort vorzugsweise zu seinem Lager ausersehen habe.

[1] Dieß ist die einzige Nachricht die ich über das frühere Vorkommen des Bären in Algerien einziehen konnte. Dieses Raubthier mag schon seit langer Zeit aus den Küstengegenden verschwunden seyn, da die wenigen Einheimischen die von demselben gehört haben, nur confuse Begriffe von seinem Aussehen haben und ihm an das Fabelhafte und Wunderbare streifende Eigenschaften beilegen.

[1] El Baraka, das Glück.

[2] El Zaouia, die theologische Schule.

In der Sriba des Mel-Aruf, die damals mehr ostwärts im sogenannten Scherga gelegen war, ward Mohammed Bou-Rema mit großem Jubelgeschrei empfangen. Da niemand daran gezweifelt hatte daß er der an ihn ergangenen Einladung Folge leisten würde, so hatten sich sämmtliche waffenfähige Männer der benachbarten Sribas eingefunden; auch einige Ouischaoua aus den Niederguerbes, und die am jenseitigen Ufer des Sumpfes wohnenden Sanhadja-Araber, aus dem Duar der Ouled-Mell waren gekommen um an dieser außergewöhnlichen Jagd theilzunehmen. Nach dem Nachtessen theilte Mohammed den versammelten Schützen seinen Jagdplan mit: die berittenen Araber und Ouischaoua sollten vom jenseitigen Ufer bis auf eine gute Schußweite vom Rohrdickicht in den Sumpf hineinreiten, die übrigen aber sich auf der in einiger Entfernung vom Ufer sich erhebenden Böschung aufstellen, und dann beide Theile so lange in das Dickicht hineinschießen, bis sie den Neßnâs herausgetrieben hätten; er selbst wolle diesen am Ausgang seines Schlupfwinkels erwarten, wo er hoffe unter Allah's Beistand mit ihm fertig zu werden. Dieß alles war sehr einfach, und ein Kind konnte es verstehen; auch versprachen sie alle es pünktlich so zu halten wie er es angeordnet hatte, obgleich die meisten noch große Zweifel über das Gelingen eines solchen Wagestückes hegten, bei welchem es nicht bloß einer gewöhnlichen Jagd, sondern einem mit einem bezauberten Ungeheuer zu bestehenden, vielleicht frevelhaften Kampf galt.

Am folgenden Morgen las der alte Marabut Ben-Merad aus dem Dschennen-Dib den Fatha über die Versammlung, und nachdem Mohammed zu wiederholtenmalen anbefohlen hatte unterwegs die größte Ordnung und Stille zu beobachten, und überhaupt bei der ganzen Unternehmung nur nach seinen Befehlen zu handeln, setzte sich alles was eine Flinte oder ein Pistol tragen konnte in Bewegung. Von Anfang gieng alles gut, und die Leute fiengen an die ihnen angewiesenen Posten einzunehmen, während Mohammed sich nach dem seinigen begab; als aber die Sanhadja, welche vorausgeritten waren um zu rechter Zeit auf der entgegengesetzten Seite des Rohrdickichts einzutreffen, zu schießen begannen, ehe noch die Ouischaoua alle sich aufgestellt hatten, so ließen sich auch diese hinreißen und schossen unüberlegt in den Tag hinein. Vergebens suchte Mohammed dem regellosen Geplänkel Einhalt zu thun: das wüste Geschrei, mit welchem sie ihren Muth zu erhitzen suchten, übertäubte seine Stimme, und er wußte nichts besseres zu thun als sich nach dem Saum des nahen Waldes zurückzuziehen, wo er sich auf einen umgefallenen Baumstamm setzte und dem tollen Treiben verächtlich zuschaute. Hunderte von Kugeln waren schon nach der Schilf-Insel, auch wohl daneben und drüber hin gefahren, und es wollte sich kein Neßnâs zeigen; viele der immer hitziger werdenden Schützen verließen ihren Stand, um bald nach dieser, bald nach jener Seite zu rennen, und das Ende dieser immer mehr um sich greifenden Unordnung war, daß ein Mann aus dem Demd-Saffaf einen bösen Schuß in das linke Bein bekam, wovon er zeitlebens hinkend blieb. Dieser Unfall brachte sie zur Besinnung: das Schießen hörte plötzlich auf, und alles beschäftigte sich jetzt mit dem Verwundeten, der vorläufig verbunden und dann nach Hause getragen wurde. Als es ihnen nachher einfiel sich nach Mohammed Bou-Rema umzusehen, war dieser verschwunden, und niemand konnte Bescheid geben wo er hingekommen sey; sie muthmaßten daher daß er in seinem Aerger, die Jagd durch ihre Schuld eine so dumme Wendung nehmen zu sehen, nach seinem Heith zurückgekehrt sey, und es blieb ihnen ebenfalls nichts anderes zu thun übrig, als unverrichteter Sachen wieder hinzugehen wo sie hergekommen waren.

Nachdem der letzte der Neßnâß-Jäger sich zurückgezogen hatte, trat aus dem Wald ein Mann, der nur mit einem bis an die Knie aufgeschürzten Hemd bekleidet war, eine Scheschia ohne Kopfbinde auf seinem Haupt, und ein paar Gaa [1] von Rindsleder an seinen Füßen trug. In seiner Hand hielt er eine lange Flinte, in seinem Gurt stacken zwei gute Pistolen, und über seiner linken Schulter hieng ein scharfgeschliffener Daghan. [2] Dieser Mann war Mohammed Bou-Rema, bei welchem, nachdem er sich zur Genüge über das sinnlose Benehmen der Ouischaoua geärgert hatte, der Entschluß fest geworden war das Abenteuer allein zu bestehen. Er hatte Burnuß, Haïk und Kopfbinde abgelegt, um sich freier bewegen zu können, und nahte sich jetzt mit leisem, aber festem Tritt dem Eingang in das Dickicht. Es war ihm aber nicht so leicht in demselben vorzudringen als er sich es erwartet hatte, da er über alte Binsen- und Rohrwurzelbüschel, die wie ein unebenes und lockeres Pfahlwerk über das Wasser hervorragten, zu schreiten hatte; auch machten ihm die langen, dicht beisammen stehenden Rohrstengel seine Flinte unnütz, und er kehrte daher wieder um, um dieselbe an dem Ort wo er seine Kleidungsstücke gelassen zu verbergen. Bald stand er wieder vor dem geheimnißvollen Wildpfad, bedachte sich eine kleine Weile, sagte sein Besmillah, [3] und glitt dann unverzagt durch den dichten Rohrwald über den unsichern Fußsteg hinweg. Je weiter er vordrang, desto besser und fester wurde sein Weg, welcher allmählich höher anstieg und endlich eine kreisförmige Lichtung erblicken ließ, in welcher eine beträchtliche Menge von den Winterwassern hier angeschwemmter, alter Baumstrünke aufeinander gehäuft lagen.

Bis hieher hatte er nichts verdächtiges gesehen noch gehört, allein jetzt schlug auf einmal ein tiefes, von dem Knacken dürrer Stengel und Zweige begleitetes Brummen an sein Ohr, und über den natürlichen Verhack kollerte eine große schwarze Thiergestalt herab, welche bei seinem Anblick einen Augenblick stehen blieb, und sich dann mit gesträubtem Haar und drohendem Gebiß auf ihre Hinterbeine erhob. Mohammed sah daß der Augenblick gekommen war der Umarmung der ungeheuren Tatzen des Neßnâs, die eher zum Erdrücken als zum Kitzeln gemacht waren, zuvorzukommen; er faßte ihn schnell aufs Korn und feuerte rasch hintereinander seine beiden Pistolen auf ihn ab. Das Thier stürzte zusammen ohne einen Laut von sich zu geben; es verdrehte die Augen und streckte unter convulsivischem Zittern alle Viere von sich, woraus der Jäger schloß daß es eine Kugel in das Hirn erhalten habe, und er es daher ohne Gefahr nach der von unserer Religion verordneten Weise abschlachten könne, damit es nicht zur Schiffa [4] werde. Während er sein „Besmillah, Allah hua kebar!" [5] aussprach, zog er ihm seinen scharfen Daghan bis auf die Halswirbel durch die Kehle, und ein Strom schwarzen Blutes mischte sich mit den trüben Gewässern des Sumpfes.

---

[1] El Gaa, Sandalen von Rindshaut, woran sich noch das Haar befindet.

[2] El Daghan, ist der auf eine eigenthümliche Weise gebogene kurze Säbel, welchen die Europäer Yatagan nennen.

[3] Besmillah, zusammengezogen von B'usm Allah, im Namen Gottes.

[4] El Schiffa, das Aas, auch ein nicht nach dem muselmännischen Ritus abgeschlachtetes, folglich unreines Thier.

[5] Im Namen Gottes! Er allein ist der Höchste!

Zwei Stunden nach diesem Zweikampf, dem kein sterbliches Auge zugesehen, stand Mohammed Bou-Rema mitten unter der versammelten Dschemmah des Mel-Aruf. Die Eriba hatte ein festliches Ansehen angenommen, die Weiber jauchzten im Chor und die jungen Leute feuerten unter dem Ausruf: „über das Haupt Mohammed Bou-Rema's!" [1] ihre Flinten ab, während die herzhaft gewordenen kleinen Knaben und Mädchen ihren Muthwillen an dem auf dem wintergrünen Rasen ausgestreckten Leichnam des nunmehr entzauberten Neß-nâs ausübten. Dieser denkwürdige Tag endigte mit einem großen Festmahl, zu welchem der Neß-nâs, den der Marabut Ben-Merad für hellal [2] erklärt, und von welchem sich Mohammed nur die Haut vorbehalten hatte, den Braten lieferte.

Seit dieser Zeit wurde nie wieder von einem solchen Thier gehört, und der größte Theil der heutigen Generation kennt nicht einmal seinen Namen mehr.

Der gegenwärtige Zustand von Palästina.

Daß das Leben und Eigenthum der Europäer im türkischen Reich im allgemeinen, und in Palästina insbesondere, von der Gesetzlosigkeit und dem Fanatismus der Muhammedaner immer mehr bedroht wird, ist eine Thatsache welche jeder neue Bericht aus dem Morgenland bestätigt. Die türkische Obrigkeit hat nur geringe Gewalt über ihre Unterthanen, und da wo sie noch einige Macht über dieselben besitzt, will sie diese nicht in volle Anwendung bringen, aus Gleichgültigkeit oder verborgener Abneigung gegen den verhaßten Christennamen. Edle Ausnahmen mögen natürlich da und dort vorkommen, aber es kann nicht geläugnet werden daß in den meisten Provinzen des türkischen Reiches der Hatti Scheriff nur ein todter Buchstabe ist, der anstatt die Muhammedaner gegen die Europäer freundlich zu stimmen und den humanen Bestrebungen der letztern Eingang und Aufnahme zu verschaffen, sie vielmehr gegen die Franken und die Christen aller Schattirungen erbittert und entflammt hat. Derselbe Fanatismus und Geist der Grausamkeit, der die Muhammedaner in Indien antrieb kein Alter und kein Geschlecht der Europäer zu verschonen, und der im Juni dieses Jahres mit vernichtender Gewalt über einige wehrlose christliche Europäer in Dschidda im rothen Meer herfiel, scheint sich auch über Palästina verbreiten zu wollen. Dieses Eindrucks und dieser Befürchtung wird man sich kaum erwehren können, wenn man die Berichte liest, welche meine werthen Freunde Dr. Sandreczki in Jerusalem, und Missionär J. Zeller aus Nazareth, an ihre Missionsgesellschaft in England neulich geschrieben haben.

[1] Eine solche Flintensalve ist eine Ehrenbezeugung, welche die Einheimischen nur Personen von großer Auszeichnung erweisen.

[2] Hellal, rein, erlaubt im religiösen Sinne.

Dr. Sandreczki schreibt in seinem Journal vom 22 Juni bis 15 September dieses Jahres folgendes:

„Am 19 Juli machten die Muhammedaner in Gaza einen Angriff auf das griechische Kloster und die Kirche daselbst. Einer der Mönche wurde geschlagen und die Drohung gegen die Christen ausgesprochen daß man noch schlimmer mit ihnen verfahren werde als mit ihren Glaubensgenossen in Dschidda, wenn sie sich nicht ganz unterwürfig verhalten würden. Die Muhammedaner von Gaza sind wie die in Nablus notorische Fanatiker.

„Hr. Kruse (der eine Knabenanstalt in Jaffa leitet) schrieb mir daß er von einem Ausflug nach Chaifa und Beirut zurückgekehrt sey, und daß er auf dem Dampfschiff welches ihn nach Chaifa führte, fünf Gefangene gesehen habe, die bei dem Angriff auf die Familie des Amerikaners Dickson (die bekanntlich in Jaffa von Muhammedanern schrecklich mißhandelt wurde) thätig gewesen waren. In Beirut wurde nur einer der Gefangenen für schuldig befunden und geprügelt, bis er die Namen der übrigen angab. Diese waren lauter Nachbarn von Dickson, welche sofort ergriffen und nach Beirut gesandt wurden. Es sollen dieselben vier Männer gewesen seyn welche neulich das amerikanische Fräulein Saunders insultirten, obgleich ein Janitschar bei ihnen war. Die Hauptpersonen des Gerichts von Jaffa, der Kadi u. s. w. wurden nach Beirut berufen, um sich wegen ihrer Saumseligkeit zu verantworten.

„8 Sept. Gestern erhielten wir Nachricht daß der französische Consul in Kos (Stanchio) von den Muhammedanern ermordet, und der englische Consul mit genauer Noth dem Tod entronnen sey. Unheilvolle Begegnisse umlagern uns. Hr. Missionär Klein kam heute Abend von Nablus zurück. Er war nicht im Stand weiter nach Norden zu reisen, da das ganze Land in jener Richtung von den Beduinen des Stammes Essaki in der Ebene von Esdraelon durchstreift wurde. Diese Beduinen haben einen Streit mit den Dorfbewohnern des Bezirks Arabeh im Nordwesten von Nablus. Die Araber in der Nachbarschaft von Beitsan (Scythopolis) waren gerade von ihrem Niederland heraufgestiegen, als Hr. Klein Sindschil erreicht hatte, fünf Stunden südlich von Nablus. Die Lanzenmänner fiengen bereits an sich des Maulthiers, welches das Gepäck trug, zu bemächtigen, und sie würden jedes Stückchen sich angeeignet haben, wenn nicht unser Dolmetscher Jakub, welcher den Scheich der Partei kannte und Brod und Salz mit ihm unter seinem Zelt gegessen hatte, sich ernstlich gegen diesen Bruch der Gesetze der Gastfreundschaft erklärt hätte, was die Folge hatte daß Hr. Klein ungehindert abziehen durfte.

„9 Sept. Eine alte englische Dame, Fräulein Creasy, welche seit neun Jahren in der Bischofs Mädchenschule Lehrerin gewesen war, verließ Jerusalem am 31 August Abends spät, um, wie es scheint, nach dem Landhaus des Hrn. Consul Finn zu gehen, das eine halbe Stunde von der Stadt entfernt ist. Einige Leute welche ihr begegneten, sahen sie in jener Richtung, und einer der Männer sagte ihr, es sey bereits zu spät. Sie bemerkten bald nachher zwei Bauern welche hinter ihr herliefen. Am folgenden Tag wurde es bald bekannt daß sie nicht in dem Landhaus oder Lager des Consuls angekommen sey, und bis heute Morgen hatte man keine Spur von ihr. Aber diesen Morgen begab es sich daß ein junger griechischer Jäger das Feld zwischen des Consuls Landhaus und dem Kloster des Kreuzes durchstreifte, und bemerkte, wie einige wilde Hunde etwas zerrissen und verschlangen, das sie auf sein Geschrei nicht verlassen wollten, bis er nach ihnen schoß. Bei der

Annäherung fand er den Leichnam von Fräulein Creasy in einem schrecklichen Zustand. Er machte sogleich Anzeige von seiner Entdeckung bei dem englischen Consul, welcher den Wundarzt Atkinson kommen ließ, und sofort, in Begleitung von andern Herren, sich nach dem Platz begab. Der Körper befand sich im Zustand gänzlicher Zersetzung, die Füße und Hände waren theilweise von den Hunden verzehrt, das Gesicht war kohlschwarz. Auf dem Gesicht waren deutliche Zeichen daß die Dame durch heftige Schläge, von Händen mit Steinen bewaffnet, getödtet worden war. Ohne Zweifel wurde diese scheußliche That von den Bauern begangen, welche man hinter dem Fräulein hatte herlaufen sehen. Sie war ihrer Ohren- und Fingerringe, ihrer Uhr, Börse und Schlüssel beraubt worden. Nachmittags begab sich der Consul in Begleitung vieler Europäer nach Casi Benjamin (ein Ort, der dem griechischen Kloster des Mar Elias gehört), wo der Pascha seine Sommer-Residenz hatte, und ersuchte ihn, alles aufzubieten um die Mörder ausfindig zu machen, und die Europäer zu beschützen, was der Pascha zu thun versprach. Alle christliche Einwohner in Gaza, Jaffa, Kos sind in einem Zustand der Bestürzung. Ich werde von jetzt an nie mehr unbewaffnet nach Bethlehem gehen. Ich bin mehrmals im Lauf dieses Jahres von den Kameltreibern beinahe angegriffen worden. Sie verhöhnten mich auf ihre rohe Weise, oder suchten mein Pferd in Schrecken zu setzen, so daß ich Gebrauch von meiner Peitsche machen mußte. Zwei von ihnen warfen große Steine nach mir.

„15 Sept. Der Pascha hat eine Committee angeordnet, bestehend aus drei Engländern und eben so vielen Effendis, um den an Fräulein Creasy begangenen Mord zu untersuchen."

Der Eindruck, den man aus dem Journal des Dr. Sandreczki von dem gesetzlosen Zustand Palästina's gewinnt, wird bestätigt und verstärkt durch die Mittheilungen welche Hr. Missionär Zeller in Nazareth gemacht hat. Er schreibt: „Obgleich ich erst kurze Zeit in Palästina bin, könnte ich doch ein ganzes Buch füllen mit schauderhaften Beispielen von Bedrückung, Verbrechen und Elend aller Arten welche mir zu Ohren kommen. Was ich innerhalb 14 Tagen auf meinem Weg nach Jerusalem und zurück im vergangenen April persönlich gesehen habe, möge hinreichen um sich einigen Begriff von dem gegenwärtigen Stand der Dinge zu bilden.

Auf meinem Weg nach Jerusalem besuchte ich einen koptischen Christen, der mir erzählte daß ihm in der vorhergehenden Nacht vier Stück Vieh von Leuten geraubt worden seyen die er erkannt habe. Während wir von der Sache sprachen, trat der Anführer der Diebe am hellen Tag in das Haus ein und verlangte ein bedeutendes Lösegeld für das geraubte Vieh. Der Eigenthümer, obwohl er der Secretär und Freund des Gouverneurs von Tenin ist, dem eine bedeutende Zahl Reiter zu Gebot steht, wagte es nicht den Räuber zu arretiren, und hatte keine Hoffnung sein Vieh anders als durch ein Lösegeld wieder zu bekommen. Die Regierung hat trotz ihrer vielen Trabanten mehr Furcht vor den Räubern, als die Räuber vor der Regierung.

An einer Stelle wo schöne Feigenbaumpflanzungen die Berge bedecken, kam ich an einem Garten vorbei der einen jämmerlichen Anblick darbot. Alle jungen Feigenbäume in demselben waren umgehauen. Dieß ist die gewöhnliche Rache welche die streitenden Parteien gegeneinander üben, ohne daß Bestrafung stattfände. Der Bezirk von Nablus wird beständig durch Kriege zwischen zwei Parteien zerrüttet, die um die Vorherrschaft kämpfen.

An einem andern Ort, wo ich Halt machte um die Pferde zu tränken, kam ein Fellah (Bauer) zu mir mit zerrissenen Kleidern und blutigem Gesicht, und bat mich ihm den Schutz eines europäischen Consuls zu verschaffen, da seine Feinde nicht ruhen würden bis sie ihn getödtet hätten, und von den türkischen Behörden kein Schutz zu erwarten sey.

Auf meinem Rückweg nach Nablus konnten meine Reisegefährten, welche eine Strecke weit zurückgeblieben waren, nur mit genauer Noth einer plündernden Partei entrinnen, welche die Reisenden mit Steinen angriff, und ihren Cameraden zurief, uns zu umringen und auszuplündern. In Nablus fand ich einen Protestanten von dem benachbarten Ort Rephidim, welcher mit fünf Familien sein Dorf, Haus und Eigenthum verlassen hatte, um den unerträglichen Erpressungen der Scheichs und der Regierung zu entgehen.

Als ich die Ebene von Esdraelon durchreiste, war der Anblick dieses herrlichen Thales in hohem Grad durch die schwarzen Zelte der Beduinen belebt, welche die Ebene bedeckten. Reisende und Dichter haben es sich oft angelegen seyn lassen das Romantische des arabischen Lebens und die Glückseligkeit der Beduinen zu beschreiben, ihre alten Sitten und ihre Freiheit unter dem heitern blauen Himmel zu rühmen; aber die schwarzen Farben befinden sich ganz nahe bei den schimmernden. Warum findet man nur zerstörte Dörfer in der schönsten Ebene von Palästina? Die Beduinen sind Schuld daran. Sie kommen, wie einst die Midianiter, mit ihren Heerden vom Jordan herauf im Frühling, und weiden ab was die Bauern am Rand der Ebene gesäet haben; und für das nicht abgeweidete Feld müssen die Eigenthümer den Häuptern der Räuber noch ein schweres Lösegeld bezahlen. Die türkische Regierung hat taube Ohren gegen die Klage und den Hülferuf der Bauern; im Gegentheil sie treibt mit unbarmherziger Hand bestimmte und willkürliche Abgaben ein, und wenn sich bei der Bezahlung Schwierigkeiten erheben, so sind die Soldaten des Pascha ärgere Feinde als die Beduinen. Ich will ein Beispiel geben das den Charakter der türkischen Behörden beleuchten mag. Neulich wurde eine große Quantität Seidenstoffe, die einem reisenden Kaufmann gehörte, aus dem Chan (Herberge) in Nazareth gestohlen. Durch die Vermittlung der Consuln in Jerusalem wurden die Behörden in Nazareth genöthigt die Sache zu untersuchen. Ein verdächtiges Individuum, ein von Jugend auf völlig blinder Mann, wurde ergriffen und erhielt die Bastonnade mit 400 Streichen. Nachher wurde es offenbar daß der Kadi selbst den Hauptantheil von dem Raub erhalten hatte; der blinde Mann war nur das Werkzeug beim Diebstahl gewesen. Der Kadi war keineswegs unruhig darüber daß er sich bei der Sache betheiligt wußte, und gab natürlich den Raub nicht wieder heraus, noch wunderten sich die Leute darüber, denn sie sind längst an solche Vorkommenheiten gewöhnt.

Einer unserer Leute auf der Station Yafa ist gegenwärtig in einen sehr unangenehmen Rechtsstreit verwickelt. Ein junger Muhammedaner fiel in einen Brunnen und kam um. Die Verwandten des Umgekommenen behaupten jetzt daß einer unserer Gemeinde ihn getödtet habe und fordern sein Blut, d. h. daß einer seiner Familie für jenen sterben soll. Es wurde hinlänglich bewiesen daß der Angeklagte, zur Zeit als der Unfall stattfand, sehr weit von dem Brunnen entfernt war, und jedermann hat die Ueberzeugung daß die Verwandten des Todten den andern nur als Mörder bezeichnen um Geld von ihm zu erpressen. Sie drohen ihm jetzt beständig ihn und seine ganze Familie zu ermorden. Sie haben eine ihm gehörige Pflanzung von jungen

Olivenbäumen niedergehauen; der Schaden beläuft sich auf 10,000 Piaster. Sie umgaben bei Nacht sein Haus in Jafa und schossen Kugeln in die Mauern und Thore. Er war zuletzt genöthigt 3000 Piaster zu zahlen. Darauf erschien noch ein schuftiger Beduine, der mit dem Todten keineswegs verwandt war, und drohte mit Blutrache. Weder die Regierung noch die Consuln haben Macht genug solche Verfolgungen zu hemmen. Neulich wurde unser Schulmeister Elias Essa-obur in Kefer kana von dem Kadi in Nazareth gefragt: wie er sich unterstehen könne einen Muhammedaner in der christlichen Religion zu unterrichten. Elias erwiederte: „der Mann hat selbst um Unterricht gebeten.“ Hierauf drohte der Kadi ihn und den Muhammedaner in großes Unglück zu stürzen, wenn sie fernerhin wieder mit einander reden würden. Der englische Viceconsul von Chaifa, der anwesend war, erinnerte den Kadi an die Freiheit welche in religiösen Dingen durch den Hatti Scheriff gewährt worden sey; allein der Kadi antwortete: „wenn der Sultan Abd-el-Medschid selbst diese Versprechungen erfüllen wollte, so würde er bald Melonen essen müssen,“ d. h. er würde abgesetzt werden.

Diese wenigen Beispiele, die sich mir in der kurzen Zeit von 14 Tagen und innerhalb eines kleinen Bezirks ergeben haben, können einigen Begriff geben von der entsetzlichen Verderbtheit die sich über das ganze Land verbreitet hat. Man kann sich leicht vorstellen, wie sehr bei einem solchen Zustand den Leidenschaften freier Spielraum gelassen ist, wie sehr Wahrheit und Recht mit Füßen getreten werden, und wie in Folge davon das Elend unter der armen Bevölkerung sich vermehren muß. Leider steht es in andern Theilen des türkischen Reiches nicht viel besser als in Palästina, so daß man von dem Ganzen sagen muß: „das ganze Haupt ist krank, und das ganze Herz ist matt. Von der Fußsohle an bis aufs Haupt sind nichts als Wunden und Striemen, und Eiterbeulen, die nicht geheftet, noch verbunden, noch mit Oel gelindert werden können.“ Wie wahr diese Bemerkung ist, mit welcher Hr. Zeller seine Mittheilungen aus Palästina schließt, ergibt sich aus einem Schreiben aus Konstantinopel (1 Sept. 1858), das in einem englischen Blatt (News of the Churches) mitgetheilt wird.

„Seit dem Beginn des letzten Kriegs haben die politischen Verhältnisse noch nie so verwirrt ausgesehen wie im gegenwärtigen Augenblick. Die unmittelbare Veranlassung dazu haben die Besprechungen gegeben welche in Absicht auf die Finanzen des Reiches stattfinden, und gewisse Veränderungen im Ministerium, so wie die Verwendung der Staatseinkünfte, die eine Folge jener Besprechungen ist. Es gehen so viele Gerüchte in der Stadt umher, daß ich nicht weiß was ich glauben soll. Es wird sogar viel von einer Erhebung der Muhammedaner gegen die Christen und Franken gesprochen, und von einer allgemeinen Niedermetzelung derselben. Das Gerede hat so viel Glauben gefunden, daß einige englische Damen sich haben bereits bewegen lassen sich die Kleidung der Eingebornen zu verschaffen, um sich im Fall der Noth zu verkleiden. Ich für meine Person kann nicht glauben daß die Türken von Konstantinopel so völlig wahnsinnig sind um so etwas zu versuchen, denn es müßte ihren Untergang für immer herbeiführen.“

Einen ähnlichen Artikel veröffentlicht die „Times“ unter dem 10 Oct. „Wir haben Nachrichten von Berat in Albanien, welche bis zum 15 Sept. reichen, und welche weitere Berichte von der türkischen Verschwörung zur Ermordung der christlichen Bevölkerung enthalten. Während drei fanatische Scheichs durch ihre Predigten die Bevölkerung von Kleinasien zum Christenmord entflammten, war ein anderer von ihrer Partei ebenfalls in Smyrna thätig, wo man ihn, ohne allen Versuch ihn zu arretiren, entkommen ließ. Die durch die energischen Maßregeln des General-Gouverneurs in Monastir arretirten Scheichs hatten sich mit einem andern Aufwiegler, Namens Kodscha Hadschi, in Verbindung gesetzt, welcher von Konstantinopel kam und eine muhammedanische Versammlung in Berat organisirte. Das zweideutige Betragen mehrerer Beys, deren Verbindung mit dem berüchtigten Soliman, Gouverneur von Podgoritza, wohl bekannt ist, und eben so das zweideutige Verhalten der meisten Kadis und Mollas, welche die Raias bei jeder Gelegenheit stets verfolgen und den Fanatismus der Muhammedaner in diesem Lande aufregen, veranlaßt die Christen in beständiger Besorgniß zu leben, und sie glauben zu machen der Sultan selbst ermuthige im Geheimen ihre Unterdrücker, was doch ganz falsch ist und des Sultans eigene Existenz gefährden würde wenn es wahr wäre. Die drei fanatischen Scheichs wurden in Avlona mit der größten Auszeichnung von dem Mudir Selim Bey aufgenommen, der vielleicht ihre Absicht nicht kannte. Es gelang ihnen mehr als 5000 Türken in Monastir zu verbinden, von denen die meisten Redifs, Officiere und Soldaten waren; die Saptis und Cawassen oder Polizeibeamten schlossen sich der Verschwörung an, nur die Cavallerie widerstand jeder Versuchung die Christen zu überfallen in dem Augenblick wo sie in der Kirche ihrer Andacht obliegen würden. Da die Muhammedaner stets mit Waffen wohl versehen sind, so waren die Vorbereitungen bald fertig. Die Verschwörer brauchten nur noch sich des Beitritts eines Bey zu versichern, der ihrer Sache, wie ihnen angedeutet wurde, günstig war, und durch dessen Einfluß sie die Cavallerie auf ihre Seite zu bringen hofften. Einer der Scheichs besuchte den Bey, entdeckte ihm den Plan und versprach ihm die höchste Würde in der Provinz. Der Bey gieng scheinbar in den Plan des Scheichs ein und machte sogar einige Einwendungen gegen denselben, um seine Aufrichtigkeit an den Tag zu legen; aber nach dem Weggang des Fanatikers begab er sich zu dem General-Gouverneur, und gab ihm Kunde von der Sache. Der Gouverneur traf sofort energische Maßregeln, und ließ mehrere von den rebellischen Häuptlingen im Geheimen verhaften. Zu gleicher Zeit befahl er allen Redifs, Saptis und Cawassen die Stadt zu verlassen. Zwei der Scheichs wurden arretirt, aber dem dritten, der nach der Volksstimme die Seele der Verschwörung war, gelang es zu entfliehen. Die Saptis und Cawassen wurden aufgelöst, viele von den Redifs desertirten, die andern wurden in kleinen Partien nach Bosnien befehligt.“

„Die Hinrichtung von drei Christen in Salonik trotz der Amnestie von 1855, und besonders die Beschimpfung welche ihren Ueberresten von Seiten der türkischen Bevölkerung widerfahren ist, hat eine so große Aufregung in Macedonien hervorgebracht, daß der englische Consul den Obercommissär der jonischen Inseln ersucht hat, einige Kriegsschiffe in den Meerbusen von Salonik zu senden.

„Ein Türke wurde am 15 August in Berat von dreien seiner Landsleute gehenkt. Die wohlbekannten Mörder wurden zwar auf Befehl des Gouverneurs arretirt, aber auf Verlangen des Kadi und Mufti wieder freigelassen, welche behaupteten die Christen allein hätten das Verbrechen begangen. Als der Gouverneur den todten Körper untersuchen ließ, wies der Mufti, der anwesend war, auf die Schrammen am Hals des Schlachtopfers hin und sagte: „Sehen Sie denn die Christennägel nicht?“ Diese Sprache, die der Ausleger des Gesetzes

führte, hätte sehr gefährliche Folgen haben können, wenn der Gouverneur sich nicht bemüht hätte dieselben zu verhindern.

„Als neulich der Mudir von Avlona aufgefordert wurde eine Reformmaßregel auszuführen, erwiederte er: „Ich willige nicht in die Concessionen ein welche dem Sultan abgezwungen wurden, denn sie sind alle gegen das Gesetz. Der Sultan kann mir meinen Kopf abschlagen, aber er soll mir mein Gewissen nicht belasten."

Alle diese Erscheinungen in Palästina und im türkischen Reich im allgemeinen beweisen unzweideutig daß Europa sich über kurz oder lang auf eine schauerliche Tragödie im Orient gefaßt machen muß, deren Schrecklichkeit, wenn auch nicht ganz abgewendet, doch auf einen engern Raum beschränkt werden kann, wenn die europäischen Staaten nur die nöthigen, aber schleunigen Maßregeln treffen und die täuschende Voraussetzung, als ob die Türkei durch eine unblutige Umwandlung sich der europäischen Cultur und politischen Gestaltung fügen werde, gänzlich aufgeben wollen. Wer die Principien des Korans und das ganze darauf gebaute Leben und Wesen der Muhammedaner kennt, wird sich keiner Illusion hingeben, sondern einen Kampf erwarten auf Leben und Tod gegen alles was europäisch und christlich heißt. Angesichts dieser entsetzlichen Katastrophe, die der Fanatismus der Muhammedaner folgegerecht herbeiführen muß, wenn er sich nicht selbst ohne Schwertstreich aufgeben will, sollten die europäischen Regierungen ohne Verzug ein competentes Tribunal aufstellen, das die gegen Europäer oder eingeborne Christen verübten Unbilden streng und unparteiisch untersucht und auf der Stelle richtet, und zwar so daß jeder Bezirk wo die Unthat verübt worden ist, ipso facto vom türkischen Reich abgerissen und für europäisches Staatsgut erklärt und als solches unter europäisches Gesetz und Verwaltung gestellt wird. Je energischer von vornherein gegen die Barbarei verfahren wird, je schneller und durchgreifender fügt sie sich. Nichts bringt die Europäer mehr in Mißcredit und Verachtung bei den Orientalen und uncultivirten Völkern überhaupt als der ewige diplomatische Notenwechsel, dessen Bedeutung sie nicht verstehen, denn papierene Unterhandlungen halten sie für Schwachheit und Unmacht, während eine tüchtige Bastonade einen augenblicklichen Eindruck auf sie macht. In der That, durch das beständige Diplomatisiren im Orient geben sich die Europäer der Verachtung und der Verfolgung immer mehr preis, und sie verlieren dadurch gerade das was sie gewinnen wollen, nämlich Schutz und Sicherheit der Europäer und Reformirung der Eingebornen. Offenbar hat der Hattischeriff die Stellung der Europäer und der Christen im türkischen Reich weit schwieriger gemacht, weil er nicht unterstützt wurde durch eine Thatsache, nämlich durch die Occupation eines oder einiger Bezirke und Mittelpunkte des türkischen Reiches, von denen aus den bedrängten Franken und Christen schnelle Hülfe gebracht werden könnte, wenn der Fanatismus den Hattischeriff nicht zur Ausführung kommen läßt. Ein territoriales Unterpfand hätte bei der Proclamation des Hattischeriff verlangt werden sollen. Es ist traurig daß durch die Eifersucht der europäischen Großstaaten den Türken das Schwert gegen wehrlose Europäer und eingeborne Christen in die Hand gegeben wird. Ich meine doch, Europa könnte etwas von dem verstorbenen Muhammed Ali Pascha von Aegypten lernen, der einst den Beduinenstämmen, welche die Wüste zwischen Kairo und Suez im Besitz hatten und dieselbe früher sehr gefährdeten, drohte jeden Stamm total zu vernichten der fernerhin die Straße der Wüste beunruhigen würde. Von der Zeit an wurde jene Wüste so sicher, daß ein paar Reisende ohne Bewaffnung den 26stündigen Weg zwischen Kairo und Suez zurücklegen konnten, denn die Beduinen wußten daß der Pascha Wort halten würde. Anders kann mit dergleichen raubsüchtigen, heimtückischen und fanatischen Barbaren nicht verfahren werden, sie müssen wie altes Eisen zusammengeschlagen werden, wenn sie sich nicht ruhig verhalten wollen. Die Vorgänge in Algier und Indien so wie in Tscherkessien bestätigen diese Theorie, die oberflächlich betrachtet freilich schauerlich und das menschliche Gefühl verletzend erscheinen muß. Aber es bleibt Thatsache, je schneller und durchgreifender physische Gewalt der Barbarei, die sich in einen Kampf auf Leben und Tod gegen die höhere Cultur einläßt, entgegentritt, je schneller und nachhaltender wird dem massenhaften Blutvergießen, der Gesetzlosigkeit und dem Fanatismus gesteuert, und je schneller gewinnt die wahre Cultur Zeit sich zu entfalten, und eine unblutige, weil innere Umwandlung zu bewirken, bei welcher der Fremde nicht mehr gehaßt und vernichtet, sondern eine innige Verbindung mit ihm gesucht wird aus Erkenntniß und Werthschätzung der höhern Güter die er gebracht hat, oder die er noch bringen will.

Dr. Heinrich Barths Reisen und Entdeckungen in Inner-Afrika.

Timbuktu.

Am Morgen des 1 Sept. schiffte sich Barth auf seinem Nigerboot in Esarayamo ein. Der Seitenarm des Stromes, den man zunächst benutzte, war mit Gras so vollständig bewachsen daß das Fahrzeug wie in einer Wiese dahin glitt, und da die Ruder sich nicht brauchen ließen, mit Stangen fortgeschoben werden mußte. Zwischen diesen Gewächsen traten auch Wasserlilien (Nymphaea lotus) in großer Menge auf, bis man nach drei Meilen einen reinen Flußspiegel erreichte, und an den vom Rohr befreiten Ufern der lang vermißte Anblick einer Gazellenheerde sich darbot. Die Bootsleute griffen dann wieder zum Ruder und stimmten einen Gesang an, welcher die Thaten des Sonrhaykaisers Mohammed Askia verherrlichte. Das Fahrzeug war mit zwei rund gespannten Zelten versehen und hätte einen erträglichen Aufenthalt geboten, wenn nicht der seichten Ufer wegen die Passagiere genöthigt gewesen wären bei nächtlichem Beilegen ans Land und zurück zu waten, und wenn nicht außerdem der Schiffsboden so viel Wasser durchgelassen hätte daß rheumatische Leiden unausbleiblich waren. Anstatt der Anker wurden des Nachts Pfähle vorn und hinten eingerammt, und das Fahrzeug daran befestigt. Am andern Tag als man einen größern Arm des Flusses erreichte, zeigten sich Krokodile und Kaimane im Wasser, etwas später auch Flußpferde, die ihre ungeschlachten, kastenförmigen Köpfe über den Spiegel hoben. Der Fluß nahm am nächsten Tag vollständig den Charakter eines edlen Stromes mit majestätischer Fülle an, und am 5 September näherte man sich Kabara, dem Hafenplatz Timbuktu's,

malerisch auf einem sanft gerundeten Hügel gelegen. Nicht ohne Besorgniß hatte Barth vernommen daß der Scheich El Bakay, dessen edles Wesen dem Reisenden allgemein gepriesen wurde und von dessen Schutz seine Person abhieng, zufällig von Timbuktu abwesend war. Die Stadt Kabara selbst erhielt durch sieben große Nigerbarken, die „vor Anker" lagen, den Anblick mercantiler Regsamkeit. Sie besteht aus 150—200 Thonhäusern und einer Menge Rohrhütten, und wird von etwa 2000 Köpfen bewohnt, der Mehrzahl nach Sonrhay, denn nur die Beamten gehören zu den Fulbe. Während Barth seine Ankunft durch Boten nach Timbuktu melden ließ, schiffte er sich aus und nahm Quartier in der Stadt. Es war der 6 Sept., der über sein Schicksal entscheiden sollte. Während er sein Mittagsmahl hielt, wurde er durch einen zudringlichen Tuareghäuptling belästigt, der ein Geschenk haben wollte, und als man seine Ansprüche später zu untersuchen versprach, damit drohte daß er ein „großer Uebelthäter" sey. Kaum war der große Uebelthäter hinweg, so füllte sich das Haus mit bewaffneten Leuten aus Timbuktu, die Barth nicht wenig beunruhigten. Auf diesen war es jedoch nicht abgesehen, sondern die guten Leute hatten selbst Furcht vor einem Ueberfall und trauten dem „großen Uebelthäter" nicht recht. Um Mitternacht kamen die Boten aus Timbuktu mit Sfidi Alauate, El Bakay's jüngerm Bruder zurück. Diesem hatte sich Barth als ein Christ, der unter dem Schutz des türkischen Sultans reise, zu erkennen gegeben. Als aber der Sfidi einen Beweis für die letzte Angabe verlangte, konnte ihm Barth nur einen Firman der Pforte für seine frühere Reise in Aegypten vorzeigen, der freilich, wie Alauate recht gut merkte, für des Reisenden damalige Lage nicht paßte. Hätte Barth, worum er immer so dringend bat, einen Firman des Großherrn nachgesendet erhalten, er hätte in Timbuktu nie in Gefahren kommen können. Für die afrikanischen Gemüther ist der Großtürke noch immer der Chalif, und ein Firman von ihm das beste Mittel gegen den Fanatismus jener Mohammedaner. Der Sfidi versprach gleichwohl seinen schwachen Schutz, und am andern Tag brach man gemeinsam nach der Wunderstadt des Sudan auf. Die kurze Strecke zwischen dem Fluß und Timbuktu ist völlig öde, und der schmale Vegetationssaum an den Ufern hört nach etlichen Schritten schon, wenigstens in der trockenen Jahreszeit auf, da der Strom durch eine Wüste dort seinen Lauf nimmt. Jene Strecke selbst führt den unheimlichen Namen Urimmandeß, *er hört es nicht*, nämlich nicht das Angstgeschrei des Einsamen, der dort in die Hände der Räuber fällt. Da von dem Hafenplatz Kabara aus Timbuktu sichtbar ist, so gibt es einen argen Begriff von dem unsichern Zustand daß der Zwischenraum zu einem Gefilde für Raubgesindel im Styl des „großen Uebelthäters" geworden ist.

Auf das Anrathen Alauate's sprengte Barth unverzagt bei Annäherung an die Stadt voraus und grüßte alle Entgegenkommenden. Hätte man ihn als Christ erkannt, sein Leben wäre jedenfalls höchst gefährdet gewesen. Anfangs kam man durch schmutzige Rohrhütten und enge Gassen, dann aber in den wohlhabenden Stadttheil, wo die Häuser sich bisweilen zu zwei Stockwerken erhoben und architektonische Verzierungen zeigten. Barth stieg vor einem Hause ab, welches dem Scheich El Bakay gehörte und dem Palast dieses, seines Schützers, gegenüber lag.

Durch die Auszüge aus Ahmed Babas Chronik des Sudan [1] welche Dr. Barth nach Europa sendete, sind wir mit sehr alten Königsregistern des Sonrhayvolkes bekannt geworden. Wir wissen ferner daß sich im 4ten Jahrhundert der Hedschra (11ten Jahrh. n. Ch.) Sonrhaykönige zum Islam bekannten. Timbuktu selbst aber war mit der Geschichte des Sonrhayvolkes ursprünglich nicht eng verknüpft, sondern wurde von Tuareg oder Imoscharh gegründet, doch ist es nicht unwahrscheinlich daß auch vom Anfang an ein Theil der Einwohner zu den Sonrhay gehörte, denn der ältere Name der Stadt ist Tumbutu, welches bei den Sonrhay Höhle oder Mutterleib bedeutet — mit Bezug auf die Einsenkung zwischen zwei Sandhügeln welche die Stadt ausfüllt. Die Imoscharh verwandelten den Namen in Tumbuktu, später in Tumbûktu, während die Araber stets Timbuktu schreiben. Kam der Islam nach den großen Negerreichen Ghanata und Melle über Sfidjilmessa vom Norden, so scheint dagegen das Sonrhayvolk von Aegypten her die Lehre des Propheten empfangen zu haben, wie denn auch Barth in dem sorgfältigen Beerdigungscultus der Sonrhay einen uralten Zusammenhang und Anklang mit Aegypten wahrnimmt. Erst in den dreißiger Jahren des 14ten Jahrhunderts machte sich das Sonrhayvolk unter der von Ali Killun gestifteten Dynastie der Sfonni unabhängig von dem Sultanat Melli. Ein großer Regent des genannten Hauses Sfonni Ali, [1] zerstörte nicht bloß völlig das alte mächtige Reich Melli (1464—65), sondern er eroberte auch 1488 n. Chr., zu einer Zeit wo Bartholomeu Dias das Cap schon umschifft hatte, Timbuktu. Dieser König wird als ein höchst grausamer und blutgieriger Fürst geschildert, er scheint aber dessenungeachtet ein großer Regent gewesen zu seyn. Unter ihm gelangten Timbuktu wie Garbo, die politische Hauptstadt der Sonrhay, zu großer Handelsblüthe. Als er 1492 auf einem Kriegszug ertrunken war, gelang es einem seiner Officiere, dem Sonrhay Abu Bakr, den Erben vom Throne zu verdrängen und diesen selbst unter dem Königsnamen Askia (der Ischia des Leo Africanus) zu besteigen. Waren die Sonni libyschen, jedenfalls fremdländischen Ursprungs gewesen, so gibt Askia als Eingeborner und Herrscher im größten Style „uns ein Beispiel des höchsten Grades von Entwicklung, deren die schwarze Race fähig ist." Gerade als die Portugiesen begannen an den großen Handelsplätzen der Malabarseite Indiens ihre befestigten Factoreien anzulegen, erstreckte ein Negerkönig im Innern des Festlandes sein Reich von dem Mittelpunkte Haussa's bis zum atlantischen Ocean, vom 12° n. Br. bis zur Südgränze Marocco's! Die Herrschaft, die er gründete, war ein harter Despotismus, nicht einmal wie damals in Bornu gemildert durch die Gegenwart eines Diwan oder getheilt mit Wesiren, sondern nur versehen mit einem Corps von Statthaltern, welche den Titel Fereng (aus der Mandingosprache entlehnt), oder wenn die Provinzen enger mit Sonrhay verbunden waren, den einheimischen Titel Keu führten, wie z. B. der Statthalter von Timbuktu Tumbutu-keu hieß. Das Amt des letztern scheint stets von einem Fali oder Gelehrten bekleidet worden zu seyn, wodurch die Stadt selbst für uns hinlänglich als ein Sitz der Wissenschaften bezeichnet wird. Selbst die Tuareg wurden dem großen Reiche zinspflichtig, denn es finden sich in den Annalen Imoscharh-Keu's sowie Schaaren von Tuaregs in den Heeren der Sonrhays. Innerlich trug jedoch die Herrschaft Askia's schon bei seinen Lebzeiten Keime des Verfalles. Der Grund lag wie in allen mohammedanischen Reichen in der Polygamie, denn es bestand im Sonrhayreiche nicht jenes Grundgesetz wie noch heutigen Tages bei den Türken, daß die Brüder des Thronerben und die männliche Geburt

[1] Ausland 1855. S. 825.

[1] Der Sonni Heli des Leo Africanus.

der Töchter des Sultans erdrosselt werden. Man ließ sie leben und beförderte dadurch eben so viel Harremsumtriebe und Prätendentschaften. In Kantu gab es ein eigenes Staatsgefängniß welches beständig mit königlichen Gefangenen angefüllt war und einen ähnlichen Kerker- und Meuchelmordgeruch verbreitete, wie im Mittelalter der Londoner Tower. Die Prinzen erhielten das Reich in beständigem Aufruhr, und Hadsch Mohammed Askia, der durch Empörung sein Haus groß gemacht, mußte hochbetagt noch erleben daß sein Sohn Mussa ihn vom Throne stieß. Sonst treffen wir in Bezug auf innere Zustände ein Schatzmeisteramt welches von einem Beamten mit dem Titel Chatib verwaltet wurde, wir hören von Errichtung einer Medresseh oder gelehrten Schule in Garho, und erfahren daß Muscheln, aber eine andere als die heutige Art, zu Zahlungsmitteln dienten. Um schweres Geld bezog Askia aus der Berberei Pferde und veredelte damit die einheimische Race. Mit Schießgewehren war man gar nicht versehen, und eine Kanone, wahrscheinlich ein Geschenk des Königs Dom Emanuel von Portugal, erbeuteten die Maroccaner später in Timbuktu, wo sie nur als Rarität und nicht als Waffe aufgestellt geblieben war. Zur Zeit wo Philipp II über Spanien regierte, nämlich 1584, konnte es daher einem Streifcorps des Sultans von Marocco, Mulai Hamed, obgleich es nur aus 4000 Musketieren bestand, gelingen das Sonrhay-Reich, welches doch bisweilen 140,000 Mann gemustert hatte, zu erobern. Diese Flintenschützen oder Ruma verheiratheten sich mit Landeseingebornen und bildeten, nachdem die maroccanische Oberherrlichkeit längst nicht mehr anerkannt wurde, militärisch-aristokratische Gemeinden, die sich in einzelnen Landschaften und Städten unabhängig erhielten. Auch Timbuktu blieb in ihren Händen, und noch am Anfang unseres Jahrhunderts beherrschte das Oberhaupt der Ruma von Timbuktu diese Stadt und die Schifffahrt auf dem Nigerstrome. Allein diese kleinen Gebieter wurden bald den Tuareg zinspflichtig und allmählich gänzlich von diesen bewältigt. Es folgte nun ein herrenloser Zustand und Verwirrung in Timbuktu, bis endlich die Fulbe im Jahr 1826, während Major Laing's Anwesenheit, die Stadt besetzten. Allein wie Timbuktu von altersher immer eine gewisse Selbständigkeit und freistädtisches Wesen behalten, und selten nur einem auswärtigen Herrn gehorcht hatte, so gelang es abermals im Jahr 1844 den Tuareg die Fulbe aus der Stadt hinauszuschlagen. Doch war damit das Joch dieser Neger noch nicht abgeworfen. Der Gebieter der Fulbe von Massina, in dessen Händen der obere Stromlauf des Niger blieb, schnitt Timbuktu die unentbehrlichen Zufuhren ab, und in Folge dessen mußte man sich 1846 mit dem Hof von Hamd-Allahi vertragen. Die Vermittlung bewirkte der edle arabische Scheich El Bakay, der mit seinem älteren Bruder dem Scheich el Muchtar seit 1831 in Timbuktu sich niedergelassen hatte. In Folge jener Capitulation entstanden nun sehr verwickelte Zustände in der Stadt, denn Timbuktu versprach einen jährlichen Tribut von 4000 Mithkal Gold (7000 Thlr.) an die Fulbekönige von Massina zu entrichten, bewahrte sich aber die Befreiung von jeder Garnison der Fulbe und behielt ihre Selbstregierung, mit der Ausnahme daß die Fulbe die beiden Amtsleute, sogenannte Emire oder Polizeidirectoren ernennen sollten. In dieser tributpflichtigen Republik genoß ein religiöses Oberhaupt wie Scheich El Bakay, der die Tuareg hinter sich wußte, großes Ansehen, ja es wäre wohl allentscheidend gewesen, wenn seine Familie eng zusammengehalten hätte, so aber hatte er in dem jungen Hammadi, einem seiner Neffen, einen Nebenbuhler und persönlichen Feind. Barth's Ankunft in dieser Stadt gab den vielen Parteien nur einen willkommenen Anlaß zu Streitigkeiten. Die Bewohner von Timbuktu selbst waren spießbürgerlich neutral. Die Fulbe dagegen spielten die Fanatiker und verlangten die Vertreibung oder Auslieferung des Reisenden gerade weil er ein Schützling El Bakay's war, dessen Ansehen sie gern vernichtet gesehen hätten. Mit ihnen zusammen hielt Hammadi der ehrgeizige Gegner des Scheichs. Barth durfte vorläufig keinen Fuß auf die Straße setzen, sondern mußte seine Wißbegierde mit der Aussicht von dem flachen Dache seines Hauses befriedigen. Auch gewährte die Stadt, obgleich er nur eine der großen Moscheen dort sehen konnte, mit den regelrechten Straßen des vornehmen Stadttheils und den stattlichen Behausungen der reichen Kaufleute aus Ghadames dennoch einen großartigen Eindruck.

Am 13 Sept., nachdem Barth mehrmals durch die Drohungen der ihm feindlichen Partei in der Stadt geängstigt worden war, traf endlich ein günstiges Schreiben vom Scheich, und am 26 Sept. dieser selbst in Timbuktu ein, aber die unheimliche Lage unsres heroischen Reisenden vermehrte es nicht wenig, wenn der Scheich ihn sogleich warnen ließ, keine Nahrung anzurühren die nicht aus seinem eigenen Hause käme. Ahmed el Bakay vom Stamm der Kunta war damals ein Mann von 50 Jahren mittlerer Größe und vollem Wuchs. Sein gebräuntes Gesicht zeigte einen völlig europäischen Schnitt. Wie sich später ergab, war dieses arabische Religionshaupt als Mohammedaner höchst duldsam, und eine gewisse durch historische Forschung gewonnene Objectivität unterstützte den milden Sinn seines Gemüthes. Unserm edlen Dulder war der liebenswürdige Mann von Herzen zugethan, und er gedachte wie in der goldenen Zeit der Araber, den Gast zu schützen, der unter seinem Dach abgestiegen war. Es fehlte dem Scheich überhaupt nichts zu dem Ideal eines Arabers als größere Energie, und daß er sich in schwachen Momenten nicht vom Eigennutz hätte überwältigen lassen sollen. Bei der ersten Zusammenkunft wo Barth ihm eine sechsläufige Drehpistole schenkte, die dann auf offener Straße zur Warnung für Böswillige probirt wurde, erkundigte er sich unter anderm ob Major Laing die Wahrheit gesagt habe daß London von 20mal 100,000 Menschen bewohnt werde. Major Laing schlechtweg E'Rais (der Major) genannt, war der einzige Christ, den die meisten Landeskinder gesehen hatten, denn Caillié, der in Verkleidung das Land 1828 durchzog und dessen genaue Schilderungen Barth nicht oft genug rühmen kann, war ihren Beobachtungen völlig entgangen.

Am 1 Oct. war aus Hamd-Allahi, der Residenz des Fulbekönigs von Massina, Ahmedu ben Ahmedu, eine Schaar von 10 Musketieren eingetroffen, mit dem Befehl an El Bakay, Barth aus der Stadt zu treiben. Hammadi, El Bakay's Neffe und Gegner, hatte diese Gelegenheit nicht versäumt den Befehl zu unterstützen, um den Scheich zu erniedrigen. Hatte El Bakay bisher immer schon von Barths Rückreise gesprochen, so änderte er jetzt seinen Willen. Gerade weil man in Hamd-Allahi die Austreibung des Reisenden begehrte, verlangte es das politische Ansehen des Scheichs ihn zu halten, nebenbei erklärte er Barth — und dieß war der einzige Zug der einen Schatten auf ihn warf — er behalte ihn als Geisel, bis die Geschenke der brittischen Regierung eintreffen würden, welche dieser bei seiner Rückkehr nach Europa in Aussicht gestellt hatte. Als ihm der Reisende, der ihm bereits Gaben im Werth von 30 Pfd. St. gebracht hatte, diese Unbilligkeit vorhielt, war auch nicht weiter die Rede davon. In den nächsten Monaten bis zum Ende des Jahres hielt sich Barth mit dem Scheich abwechselnd ein paar Tage in der Stadt und ein paar Tage vor der Stadt unter

den Zelten in der Wüste auf, und durch dieses Hin- und Herreiten sah er wiederholt das Innere von Timbuktu, denn nur im Gefolge des Scheichs durfte er sich durch die Straßen wagen. So wurde der Frieden leidlich bewahrt, doch machte die Partei der Fulbe am 27 Oct. eine Demonstration, indem sie etliche Araber in Ketten werfen ließ, weil sie ihre Gebete vernachlässigt hatten. Dahinter stak eine Drohung gegen den Christen und seinen Beschützer, doch blieb es einstweilen bei dieser behutsamen Drohung. Auch ein Ausflug nach der Hafenstadt Kabara wurde unternommen, und staunend sah Barth daß die Herbstregen den wüsten Streifen Land zwischen Timbuktu und dem Niger mit frischen Kräutern bedeckt hatten und große Felder mit Wassermelonen bestellt waren. Auf dem Rückweg durfte Barth die Djingere-ber oder große Moschee in Timbuktu betrachten, wenn er auch das Innere nicht betreten durfte. Obgleich nur aus Thonklumpen erbaut, hinterließ das schöne Bauwerk von 262 Par. Fuß Länge und 194 Fuß Breite auf Barth einen tiefen Eindruck. Die Moschee selbst besteht aus neun Schiffen und einem nach den Abbildungen kamin- oder obeliskenartigen hohen Thurm. Ihr älterer Theil ist, wie eine beinahe unleserliche Inschrift über dem Hauptthor bezeugt, von dem großen Sultan Manssa Mussa von Melle, also im 14ten Jahrhundert, erbaut worden. Die Stadt selbst, die nach Dr. Petermanns Berechnung der Winkel und Abstände von Barths Reiseweg unter 17° 37′ n. Br. u. 3° 5′ w. L. (Green.) liegt, bedeckt einen dreieckigen Raum, der nur wenige Fuß Erhebung über den mittlern Spiegel des Niger besitzt, und 7—8 Seemeilen von dem Hauptarm des Flusses entfernt ist. Den Umfang der Stadt, die sich früher noch weitere 2000 Schritt gegen Norden erstreckte, berechnet Barth auf 2½ d. Meilen. Seit die Fulbe 1826 die Mauer zerstörten, steht die Stadt offen. Sie zählt außer den Rohrhütten 980 Thonwohnungen, die theils in krummen, theils in geordneten ungepflasterten Straßen von Kies und hartem Sand stehen. In der Mitte dieser Straßen dient eine Art von Rinnstein dem durch die Dachrinnen von den Häusern herabfallenden Regenwasser zum Abfluß. Außer den drei großen Moscheen mit ihren schornsteinartigen Thürmen besitzt die Stadt keine eindrucksvollen Bauwerke. Die ansässigen Einwohner belaufen sich auf 13,000 Köpfe, und in der „Saison" vom November bis Januar steigt die Zahl der Meßfremden auf 5—10,000.

In dem Wüstenlager des Scheich floß das Leben für Barth, der sich dort keine Beschäftigung machen konnte, höchst langweilig dahin. Der Scheich war meistens sehr zärtlich mit seiner Frau beschäftigt, die im Hause oder vielmehr im Zelt ein Pantoffelregiment zu führen schien. Die Stellung des andern Geschlechtes ist bei den Mischlingsarabern insofern eine höchst günstige, weil Monogamie die Regel bildet. Die Sitten scheinen ziemlich rein zu seyn, denn an dem Ehebrecher wird noch die alte Strafe der Steinigung vollzogen. Aber darin ist das arabische Weib wieder der Tuaregfrau nachgesetzt, daß diese letztere ihr Gesicht unverhüllt zeigen und nach Belieben ausgehen darf, während die dicht verschleierten Araberinnen selten ihr Zelt verlassen. Am 1 Dec. drohte von Timbuktu eine Katastrophe, und Barths Lage wurde ziemlich derjenigen des Generals Ferrier bei seinen Abenteuern in Kandahar ähnlich. Um 2 Uhr Nachmittags meldeten die ausgestellten Wachen daß sich Bewaffnete aus der Stadt näherten. Alles griff zu den Waffen, und der Scheich selbst erschien zu Roß mit der Drehpistole in der Hand. Allein die Zelte waren verlassen und nur zwei Diener zugegen. Barth richtete seine Doppelflinte gegen dreizehn Reiter die sich näherten, und brachte sie zum Stehen. Der Anführer der Schaar ritt allein voraus, und erklärte nur einen Brief dem Scheich übergeben zu wollen. Dieser aber lehnte es ab ihn anderswo als in der Stadt selbst zu empfangen, in die man sich am Abend zurückbegab. Am andern Tage wurde das Schreiben angenommen. Es war ein Brief des Fulbe-Königs von Massina an Kauri, den Emir (Amtmann) von Timbuktu, worin die ganze Stadtgemeinde aufgeboten wurde Barths Festnahme zu vollziehen. Die Stadt befand sich in höchster Aufregung, und aller Orten knallten Flinten, als wolle man sich zu einem Straßenkampfe vorbereiten. In den nächsten Tagen steigerte sich der Aufruhr durch die Ankunft der Karawanen der Berabisch, eines arabischen Mischlingsstammes, welcher Major Laing ermordet hatte. Am 7 Dec. erhielt Barth Briefe vom brittischen Consul aus Ghadames vom 18 Junius, und zugleich ein Blatt des Galignani, welches ihm die erste Nachricht vom Ausbruch des russisch-türkischen Krieges brachte. Zugleich verbreitete sich in der Stadt die Nachricht von einem fabelhaften Siege der Osmanen. In dem Lager der Fulbepartei wurden immer gewaltsamere Plane geschmiedet, denen Barth durch eine abermalige Entfernung in die Wüste auswich. Von einem der Tuareghäuptlinge, welche eine Art Leibwache um den Scheich bildeten, erfuhr damals Barth genaueres über die letzten Schicksale seines großen Vorgängers, Mungo Park. Die Tuareg hatten ihn zuerst etwas unterhalb Kabara auf dem Flusse angegriffen, später lieferten ihm die Boote der Iguadaren bei Bamba und Tossaie Gefechte, aber stets ohne Erfolg, da der riesenhafte mystische Fremde und seine Begleiter hinter den Rindshäuten, womit sie ihr Fahrzeug geschützt hatten, unablässig ihre Verfolger beschossen. Endlich als das Boot auf den Felsriffen von Ensummo fest zu sitzen kam, sah sich der verwegene Abenteurer hart von den dortigen Tuareg bedrängt, und zwei seiner Leute wurden ihm getödtet; doch meint Barth daß man die Stelle auf dem Niger, wo der kühne Abenteurer unterlag, weiter abwärts suchen müsse.

Am 19 Dec. schien sich alles gegen unsern Reisenden verschworen zu haben. König Ahmedu hatte den Leuten Timbuktu's gedroht ihnen die Kornzufuhren abzuschneiden, wenn sie den Fremdling nicht verjagten. Aber gerade damals sollte Ali, ein Sohn des Mörders von Major Laing, der als Häuptling der Berabisch, um eine Demonstration gegen den Scheich El Bakay und seinen Schützling auszuführen, ein Lager vor der Stadt bezogen hatte, plötzlich vom Tode hinweggerafft werden. Der Aberglauben sah darin den Finger einer strafenden Macht, und die Berabisch kamen erschreckt in Procession zu El Bakay, um ihn wegen ihres feindseligen Betragens um Verzeihung zu bitten.

Als man am 21 Dec. abermals in die Wüste zog, bot diese einen überraschenden Anblick dar: das Hochwasser des Niger füllte alle Thäler und Einsenkungen und verlieh der seltsamen Angabe von 36 Flüssen, welche die Wüste bei Timbuktu durchziehen sollen, einen Schein von Wahrheit. Löwen näherten sich dem Lagerplatz, und holten sich in den nächsten Tagen drei Ziegen und zwei Esel. Am 25 December hatten die Wasser schon die Strecke zwischen Kabara und Timbuktu überschwemmt, und leichte Boote kamen bis hart an die Stadt. Diese füllte sich mehr und mehr mit Karawanen, und auf den Märkten konnte sich Barth mit Thee und Zucker versehen. Gegen Ende des nächsten Januar (1854) erreichten die Wasser ihren höchsten Stand. Wird das Steigen der Flüsse den tropischen Sommerregen zugeschrieben, so sollte der Niger wie der Benue sein östliches Seitengewässer oder gleich dem Nil seinen höchsten Stand im August oder September

erreichen. Barth erinnert sich dabei sogleich des großen Streites, ob der Liambye und Zambesi der nämliche Strom sey, da ihr Steigen zu so verschiedenen Jahreszeiten eintrete, weßhalb an der Identität beider Gewässer noch ein wenig gezweifelt wird. Der Niger gewährt ein ganz ähnliches Phänomen. Während er im mittleren Laufe bei Timbuktu im December zu steigen begann, bemerkte Laird in Idda unterhalb der Mündung des Benue ein Steigen erst am 22 März. Laird schrieb diese Erscheinung Regengüssen im mittleren Theile des Stromes zu, allein gerade im März fällt dort kein Tropfen Regen, sondern es sind die Hochwasser des obern Laufes, welche erst im März sich dem Mündungsgebiete nähern. Barth schätzt die mittlere stündliche Geschwindigkeit des Niger auf $2\frac{1}{2}$ bis 3 Meilen, und die Entwicklung des vielfach geschlungenen Flusses von Kabara bis Idda auf 2000 Seemeilen, Timbuktu selbst zu 900 Fuß absoluter Erhebung angenommen. Im Jahr 1640 konnte ein Hochwasser einen Theil der Stadt selbst überschwemmen und eines der Quartiere in einen See verwandeln. Die Eigenschaften des Flusses erklären vollkommen weßhalb eine so große und mercantil wichtige Stadt wie Timbuktu vom Niger selbst etliche Meilen entfernt liegt. Man hat sie eben auf den nächsten trockenen Fleck gebaut, der den Ueberschwemmungen in normalen Verhältnissen nicht ausgesetzt ist; näher am Strom würden die Ueberschwemmungen häufiger seyn, und weiter in der Wüste könnte sich die Stadt, die von den Nigerzufuhren abhängt, schwer ernähren; endlich ist die Zeit der Ueberschwemmungen gerade die Zeit wo die Karawanen sich einstellen. Später, wenn die Wasser fallen, belästigen nämlich Schwärme von Blutfliegen die Stadt und die Nachbarschaft. Diese Thiere, von denen unser großer Landsmann so viel auszustehen hatte, greifen die Kamele an und bringen sie durch ihre Stiche um. Auch konnte eine solche Völkerstadt weder etwas stromauf- noch stromabwärts gebaut werden, weil gerade bei Timbuktu der Niger ein Knie bildet und seine höchste nördliche Breite erreicht. So hat die Natur selbst den Raum und die Jahreszeit für den dortigen Handel vorgezeichnet. Da Timbuktu nichts selbst producirt, so verdankt es dem Meßhandel allein sein Daseyn, denn nur sehr wenig Feldfrüchte werden von den Bewohnern selbst erzeugt und die übrigen Lebensmittel müssen den Niger herabschwimmen. Die einzigen Gewerbsartikel welche der Stadt angehören, nämlich sehr zierlich und geschmackvolle Lederarbeiten und Lederstickereien, sind Erzeugnisse der Tuaregfrauen. In früheren Zeiten mag es berühmte Webereien in Timbuktu gegeben haben, jetzt aber verbraucht man dort nur Baumwollenzeuge aus Kano und englischen Calico. Drei Welthandelstraßen kreuzen sich in Timbuktu, nämlich der obere Fluß selbst, der die Producte des Südwestens bringt (denn von Timbuktu stromabwärts hört jeder Handel auf), und die beiden Karawanenpfade durch die Wüste, wovon der eine von Marocco, der andere von Ghadames, Nordafrika mit dem großen Meßplatze des Sudans verbindet. Den Hauptgegenstand des Handels bildet Gold, welches auf dem Niger aus Bambuk (Landschaft mit einem linken Seitengewässer des mittleren Senegal) und aus Bure ($11\frac{1}{2}^{0}$ nördl. Br. in der Nähe des Niger) eingeführt wird, während von dem Gold aus dem Land der Wangaraua (nordöstliche Nachbarn der Assanti) nichts mehr nach Norden, nur ein kleiner Theil noch nach Kano, das übrige nach der Seeküste im Süden gebracht wird, weßhalb diese bei uns die Goldküste heißt. Der Werth des jährlichen Goldumsatzes in Timbuktu betrug während Barth's Anwesenheit 150—200,000 Thlr. Das Metall gelangt in Ringen auf den Markt, in Staubform wenigstens hat es der Verfasser nie gesehen. Jene Gewichtseinheit welche Mithkal genannt wird, hat örtlich einen schwankenden Werth. Der Mithkal von Timbuktu entspricht dem Gewicht von 96 Weizen- oder 24 Körnern des Charubenbaumes, während fünf timbuktische Mithkal vier Mithkal von Mango gleichkommen. Ein Mithkal Gold wird 3—4000 Muscheln gleich geachtet, welche die gewöhnlichen Zahlungsmittel in der Völkerstadt vertreten. Nach dem Gold ist das Salz der wichtigste Handelsartikel, denn es fehlt allüberall in dem Fruchtlande Sudans an diesem großen Gewürz. Seit 1596, wo die Salzgruben von Teghasa aufgegeben wurden, baut man die südlicher in der Wüste gelegenen Schichten von Taodenni (in der Sahara auf dem maroccanischen Karawanenpfade nach Timbuktu) ab. Die größten Tafeln, die dort gebrochen werden, messen 3 Fuß 5 Zoll in der Länge, 13 Zoll in der Breite und $2\frac{1}{2}$ Zoll in der Dicke. Das Gewicht dieser Salzziegel (Rusa, im Singular rass) wechselt zwischen 50—65 Pfund, und der Preis schwankt von 3000 Muscheln (1 span. Thlr.) bis auf 6000 im Frühling, wo wegen der Blutfliegen die Salzkarawanen wegbleiben. Der dritte Einfuhrartikel sind Guro- oder Kolanüsse. Die rothen Nüsse sind die Früchte der Sterculia acuminata, die weißen, die der St. macrocarpa. Die Nüsse werden aus den westlichen Mandingo, gebieten eingeführt, während diejenigen des Marktes von Kano aus den nördlichen Theilen des Assantireiches kommen. Im Besitz dieser Nuß fühlen die Eingebornen den Mangel des Kaffees nicht, welcher in vielen Gegenden des Sudans einheimisch zu seyn scheint. Durchschnittlich ist ein Esel auf dem Markt Sselgâ[1] 15,000 Muscheln oder das Dreifache wie in den Haussaländern werth, und man könnte also mit Nutzen Esel dorthin führen und Kolanüsse zurückbringen, wenn nicht der Zoll, den kleine Häuptlinge unterwegs erheben, ein solches Geschäft vereiteln würde. Eine Eselsladung Nüsse besteht aus 5—6000 Stück, und eine Kolanuß wird in Timbuktu je nach ihrer Größe und dem Zustand des Marktes mit 10—100 Muscheln bezahlt. Uebrigens sucht man in Timbuktu vergebens großartige Handelscomptoire. Die reichsten Häuser besitzen höchstens 10,000 Thlr. Capital, und die meisten sind nur Agenten von Kaufleuten in Ghadames. Baumwollenzeuge aus Manchester, rothes Tuch und Thee, welcher von den Arabern gern genossen wird, sind die einzigen Artikel die aus dem europäischen Handel herrühren. Deutsche Industrie ist in Timbuktu nirgends vertreten, selbst die allgegenwärtigen steirischen Rasirmesser fehlen, dagegen macht unser Verfasser an einem andern Orte die Bemerkung daß die damascirten Klingen der Tuareg meist Solinger Fabrikat waren. Endlich ist der Tabak ein wichtiger Artikel des Schmuggelhandels, denn die fanatischen Fulbe von Haussa sehen in dem Rauchen eine Ketzerei und verbieten den Genuß, dem man sich in Timbuktu nur heimlich hingeben darf. Der Sklavenhandel nach dem Norden ist sehr gering, und Barth hält die Angabe einer Ausfuhr von 4000 Häuptern aus der Stadt für eine Ueberschätzung.

So verfloß der Januar und die Hälfte des Februar dem Gaste, oder, wenn man will, dem Gefangenen El Bakay's im getheilten Leben zwischen Stadt und Wüste. In der Bibliothek des Scheich fand Barth eine arabische Uebersetzung des Hippokrates, die Clapperton dem Sultan Bello geschenkt hatte, wobei er die wichtige Bemerkung macht, daß gerade diese unscheinbaren literarischen Gaben außerordentlich beigetragen haben angesehene Männer Inner-Afrika's mit den Europäern auszusöhnen. Aeußerst wichtig für unsres trefflichen Landsmannes fernere Schicksale wurde die Ankunft Ssidi Mohammed's, el Ba-

[1] Hauptort der den Assanti's tributpflichtigen Provinz Gondja auf Barth's Karte, das Selagha im Stieler'schen Handatlas von 1854.

kay's ältesten Bruder. Es war ein Mann von mittlerer Größe, starkem Körperbau, mit edlen würdevollen Zügen. Er war entschlossener, ernster und kriegerischer als der Scheich, nicht ohne Liebenswürdigkeit, aber auch weniger für den Fremdling eingenommen. Um dieses Oberhaupt sammelte sich die Familie: selbst Hammadi, der abtrünnige Widersacher des Scheich, der die Umtriebe gegen Barth geleitet hatte, erschien, machte aber keinen gewinnenden Eindruck. Der Häuptling wurde von allen angesehenen Personen der Stadt beschenkt, und unser Reisender entrichtete gleichfalls seinen Zoll an den Mächtigen, dessen Winke die Tuareg-Stämme der Wüste folgten, und dessen Gegenwart Barths Sicherheit sehr beträchtlich vermehrte, besonders seit am 25 Febr. vom Hofe Hamd-Allahi eine Bande bewaffneter Fulbe eingetroffen, und in Kabara ein anderer Haufen von 100 Mann angekommen war, um gegen den Reisenden Gewalt zu brauchen. Die nächsten Tage befand sich Barth wieder in Belagerungszustand und gefaßt auf einen nächtlichen Angriff seines Hauses. Der Scheich hielt es für gerathen eine Tuaregbande von 60 Mann in die Stadt zu rufen, welche ihren Einzug mit großem kriegerischen Lärm hielt. El Bakay aber hatte viel größeres im Sinne. Er träumte davon, der Fulbeherrschaft in Timbuktu gänzlich ein Ende zu machen, und sann darauf die Fulbe selbst durch Fehden zu entzweien, indem er den Häuptling Galaidjo in Tschampagore, auf dem linken Nigerufer, einem nominellen Lehensmann von Gando, bei dem Barth zu Gast gewesen war, gegen den Fulbekönig Ahmedu von Massina aufzuhetzen gedachte. Bereits hatte er den Tabu oder großen Heerbann der Tuareg nach Timbuktu entboten. Am 5 März brachten flüchtige Hirten, welche den Raubschaaren der Tuareg ausgewichen waren, die Nachricht von dem Anrücken des Tabu. Die Tuareg hatten also dem Impulse des Scheich gehorcht, und es fragte sich nur, ob die durch Fehden zerrissenen Wüstenstämme die Stadt wirklich erreichen würden. Geschah dieß nicht, so war natürlich das Ansehen des Scheich durch die mißrathene Demonstration ziemlich geschwächt. Und wirklich schien die Sache diesen üblen Ausgang nehmen zu wollen, wenn auch am 13 März noch einmal Anzeichen von dem Vorrücken der Tuareg sich kund thaten. Am 15ten vereinigte sich die Fulbepartei in der Stadt zu scheinbar heroischen Entschlüssen: lieber wollten sie Timbuktu von den Tuareg geplündert sehen, als den Fremdling länger unter sich zu dulden, er sollte, schwuren sie, die nächste Sonne nicht mehr aufgehen oder nur noch aufgehen sehen. Eidschwüre, die der Gläubige mit dreitägigem Fasten wieder lösen kann, hatten freilich wenig zu bedeuten, und da bei dem Parteigeschrei in Timbuktu „wenig Wolle" auf beiden Seiten war, so erreichte die Gefahr noch nicht das Aeußerste. Am Abend des 17 März aber hieß Esidi Mohammed während der Abwesenheit des Scheichs von Timbuktu Barth zu Pferde steigen, und zeigte sich etwas rauh gegen den Fremdling, der seine Familie in solche Widerwärtigkeiten gestürzt habe. Als Barth an der Seite des Esidi Timbuktu zum letztenmal durchritt, öffneten alle Leute auf dem Wege vorsichtig die Hausthüren, um noch einmal den scheidenden Fremdling zu sehen. Man sprengte vor die Stadt nach dem Grabdenkmal Esidi Muchtars, wo angeblich der Scheich zu den Flüchtigen stoßen sollte. Aber statt seiner kam von ihm ein Bote mit zornigen Vorwürfen an den ältern Bruder, daß er sich übereilt zurückgezogen habe. Dieser ließ jetzt voll Reue an die Tobbel oder große Trommel schlagen, um das waffenfähige Volk der Umgebung zusammenzurufen. Der Scheich stieß bald mit einem ansehnlichen Gefolge zu den andern, und übergab Barth während der Nacht dem Schutz einer Tuaregschwadron, wo er ihn sicherer als unter seinen eigenen Leuten hielt. Auf das Schlagen der Lärmtrommel hatten sich die Fulbe und ihr Anhang ebenfalls versammelt und aufgestellt. So schien es denn als sollte es unter den Mauern der Stadt zu einer Schlacht wegen des Fremdlings kommen, doch verlief, nachdem man herüber und hinüber unterhandelt, alles ganz friedlich, nur daß Barth nicht mehr in die Stadt, sondern zu den Zelten zurückkehrte. Es war auch besser so, als daß man Gewalt gebraucht hätte, denn am andern Tag hörte man daß der Streit unter den Tuaregclans des großen Heerbannes ausgebrochen, und dieser deßhalb umgekehrt sey. Etliche Tage später hielten die Glieder der Scheichfamilie eine große Sitzung, um ihre verwandtschaftlichen Zwiste auszugleichen; allein nur zu bald ergab sich daß der Versuch nicht gelingen, und die Theilnehmer sich entfremdet wie zuvor trennen sollten. Daß die Fulbepartei in Timbuktu das Uebergewicht über den Scheich errungen hatte, ließ sie deutlich daran merken daß sie von jedem Erwachsenen 2000 Muscheln erhob, angeblich als Strafe für den säumigen Sabbathsbesuch der großen Moschee, sowie daß bei Arabern Haussuchungen gehalten und 60 bis 80 Ballen Tabak ihnen confiscirt wurden.

Am letzten März war der Scheich aus der Stadt nach den Wüstenzelten zurückgekehrt, und es folgte hierauf Barths zurückgelassenes Gepäck nach; endlich trafen auch die Reisebedürfnisse des Scheich Anfang April ein, und es bekam den Anschein als wolle El Bakay sein wiederholtes Versprechen erfüllen und dem Reisenden bei seiner Rückkehr das Abschiedsgeleit geben. Zu jener Zeit kam ein Fulbeofficier in das Lager des Scheich, um über Stadtangelegenheiten zu verhandeln. Dieser Mann äußerte sich sehr feindselig und ungebührlich über die Franzosen am Senegal, und wie ehemals die Engländer ihren Nebenbuhlern über dem Canal spottweise nachsagten, sie mästeten sich mit Froschschenkeln, so erzählte der Afrikaner, auf ihren Dampfbooten thäten sie nichts anderes als rohe Eier verzehren. Schon Mungo Park hatte viel unter dieser lächerlichen Sage zu leiden, deren Ursprung schwer erklärlich ist; da aber rohe Eier ein widerlicher Gegenstand für Mohammedaner sind, so ist das Märchen nur ersonnen um die Europäer herabzuwürdigen. Der Afrikaner gieng dann noch so weit zu erklären, daß in seinen Augen die Götzendiener in Bambara höher stünden als die Franzosen. Der Haß gegen die Europäer ist jedoch insofern zu entschuldigen, als durch das Vordringen der Franzosen am Senegal und in Algerien selbst der Sudan sich nicht mehr sicher fühlt.

Am 19 April endlich setzte sich der Scheich mit seinem Gefolg in Bewegung um Barth in Sicherheit zu bringen. Man zog in kleinen Tagemärschen am linken Ufer des Niger in größerer oder geringerer Entfernung vom Strom abwärts. Die Landstriche haben je nach der Jahreszeit einen veränderlichen Charakter. Bei Hochwasserzeit erheben sich nur die höchsten Dünen über den Spiegel, und sind wie abgesonderte Inseln bloß den Booten zugänglich. Tritt im Sommer dann das Wasser zurück, so bedeckt sich der feuchte Sumpfboden mit nährenden Weiden für unzählige Hornviehheerden. Sobald man mit den östlicheren Clans der Tuareg in Verbindung kam, erfreute sich Barth an den edleren Zügen dieser reinen Stämme. Als Zeichen ihrer freien Abkunft trugen sie alle eiserne Speere und eiserne Schwerter, welche den erniedrigten Stämmen nicht verstattet sind. Sonst bemerkte Barth an ihnen den Schmuck weißer Beinringe aus den Knochen des merkwürdigen Ayu (Manatus), welches im Niger sich zahlreich aufhält. Auch die Frauen umdrängten Barth, um Geschenke zu erbetteln, doch bemerkte

der Reisende unter ihnen auch nicht eine einzige die sich durch Schönheit oder Anstand ausgezeichnet hätte. Am 25 April kam man einigen von Tuareg bewohnten Fluß-Inseln gegenüber. Der Charakter der Landschaft hat dort die Lebensart der ursprünglichen Wüstenreiter völlig verändert. Sie sind zwar Nomaden geblieben, aber sie wandern nicht mehr über die Steppe, sondern sie fahren von Insel zu Insel, und von Ufer zu Ufer, indem sie ihr Vieh durch den Fluß schwimmen lassen. In Folge dieser amphibischen Lebensweise haben sie den Gebrauch des Kamels gänzlich aufgegeben, welches doch in den ursprünglichen Steppensitzen zum andern Theile ihres Ich geworden war. Beim nächsten Marsche lernte der Reisende einen Tuareghäuptling kennen, Namens Uordhugu, welcher als der tapferste Recke unter allen südlichen Clans, den Auelimmiden, Iguadaren und Tademekket galt. Es war ein schöner breitschultriger Mann von 6 Fuß, 4—5 Zoll, von gewaltiger Muskelkraft ohne fleischig zu seyn. Unter seinen ritterlichen Thaten rühmte man daß er bei der Erstürmung eines Fulbestädtchens von dem Rücken seines Pferdes auf die Mauer gesprungen sey und dort so lange die feindlichen Speerwürfe mit seinem Schild abgewehrt habe, bis seine Waffenbrüder ihm nachfolgen konnten. Ein anderesmal als er von der Schaar eines feindlichen Clans zu 10 oder 12 überfallen wurde, deckte er sich allein seinen Rückzug durch Auffangen ihrer eisernen Speere mit dem Schild, bis er ein Boot am Ufer des Stromes erreichte.

Bei dem Tuareglager Isseberen wurden drei bis vier Tage verloren. Wir hatten schon oben gesehen daß durch innern Zwist das Erscheinen des Tabu oder Heerbannes der Tuareg vor Timbuktu verhindert worden war. Der Anstifter dieses Unfriedens war Achbi, das Oberhaupt des Clans der Iguadaren, welche bei Isseberen damals gerade lagerten. Achbi hatte nämlich einen dem großen Clan der Auelimmiden unterworfenen Stamm beraubt und wollte die Beute nicht herausgeben, obgleich Alkuttabu, das Oberhaupt der Auelimmiden, nominell der Oberherr Achbi's war. Hier wurde die Schwäche der Tuareg offenkundig, denn diesen hochgearteten, tapfern Beherrschern der Wüste müßte wohl das ganze Sudan gehorchen, wenn sie, unter sich einig, eine Eroberung beabsichtigten. Aber Fehde und Blutrache waffnen ein Glied gegen das andere. Für den Scheich El Bakay war der neue Zwist von weitreichenden politischen Folgen. Achbi war gehetzt worden durch den Fulbekönig von Massina und schien sich in die Arme des Negerkönigs werfen zu wollen. Auf dem Dualismus der Gewalten und auf dem Gleichgewicht der Kräfte zwischen den Fulbe und den Tuareg beruhte nun die Selbständigkeit der Sonrhaystadt Timbuktu und das Ansehen des Scheich in dieser beinahe herrenlosen Stadt. El Bakay war eng verbunden mit dem Oberhaupt des Clans der Auelimmiden, und er sah ein daß wenn die Tuareg durch eine nationale Fehde sich entzweiten, mit dem Verluste dieses Rückhaltes Timbuktu nothwendig der Herrschaft der Fulbe von Massina verfallen mußte. Deßhalb suchte er Achbi zur Nachgiebigkeit zu überreden, und über diese Staatsangelegenheit wurde Barth gänzlich vernachläßigt. Die Lage unseres Landsmannes aber verschlimmerte sich noch mehr, als die Nachricht von der Eroberung der Oase Uarghela am Südrande Algiers und auf dem Wege nach Tauat durch die Franzosen eintraf. Die Tuareg drangen in den Scheich einen Kreuzzug gegen die Franzosen anzuordnen, und Argwöhnische sahen bereits in Barth einen Spion, dessen Erscheinung im Zusammenhang mit jenen Kriegsereignissen stehen sollte. Daß unser Landsmann damals in brittischen Diensten reiste, machte keinen großen Unterschied, denn ob Franzose, Engländer oder Deutscher, er blieb ein Christ. Zum Glück wußte man damals noch nichts von dem Abschluß der westmächtlichen Allianz, sonst wäre der Verdacht noch mehr bestärkt worden.

Am 30 April geschah nun das schlimmste was sich befürchten ließ, nämlich die Reise gieng wieder rückwärts in der Richtung nach Timbuktu. Der Tuareghäuptling Achbi war nämlich nach Westen aufgebrochen um für seinen Stamm neue Wohnsitze zu suchen, und der Scheich folgte ihm auf den Fersen um ihn zur Umkehr und zur Versöhnung zu bewegen, obgleich alle diese Bemühungen aussichtslos schienen. Am 11 Mai endlich als man um mehr als die Hälfte des früher zurückgelegten Weges Timbuktu sich wieder genähert hatte, erklärte der Scheich daß seine Staatsgeschäfte ihn nach der Stadt zurückzukehren nöthigten. Er versprach aber sie selbst nicht zu betreten, sondern sich nur in der Nachbarschaft aufzuhalten. Man mag sich leicht vorstellen, welche Entmuthigung Barth befiel als er sich der Stätte seiner Verfolgungen, der er kaum entronnen zu seyn glaubte, von neuem wieder angenähert sah. Als einzigen Trost betrachtete er daß El Bakay in dem Lager seine Köchin zurückgelassen hatte, eine Person an deren Dienste er so gewöhnt war daß man sicher auf seine Rückkehr hoffen durfte. In Timbuktu herrschte die größte Aufregung, als man von der Wiederannäherung des Fremdlings und von des Scheichs Verweilen in der Nähe der Stadt erfuhr. Die Nachrichten von den neuesten Eroberungen der Franzosen hatte vollends alles verdorben, und die wenigen Freunde Barths in der Stadt, die Leute von Tauat, waren jetzt, wo die Franzosen ihrem Heimathlande so nahe rückten, voll Feuer und Flammen gegen den Europäer, welcher das Unverschuldete büßen sollte. Nachdem man nun am Flusse wieder etwas ostwärts gezogen war, kam endlich am 17 Mai, also ziemlich einen Monat nach dem ersten Abzug von Timbuktu, die köstliche Botschaft daß der Scheich zurückgekehrt sey, ja sogar die Lagerstätte des Reisenden überschritten habe und es nun ernstlich an die Rückkehr gehen solle.

Erörterungen über auswärtige Politik.

So verführerisch auch die Gelegenheit seyn mag in diesen entscheidungsvollen Stunden an den Verhandlungen der schwebenden Fragen mit theilzunehmen, patriotische Wünsche kundzugeben, nachdrucksvolle Stimmungen vorzubereiten, nach einem gewissen Ziel hinzudrängen, edle Leidenschaften zu wecken, historische Lehren und Erfahrungen aufzufrischen, so ziemt es uns doch nicht hinüberzugreifen in den Beruf der täglichen Presse, sondern nur den Gang der Politik im historischen Sinn zu kritisiren. Verläugnen wir daher unsre Aufregung in Folge der neuesten seltsamen Politik des Pariser Cabinettes, und versuchen wir es aufrichtig zu erwägen welche Gründe der Gegner zu seiner Rechtfertigung anzuführen vermag. Wir werden uns dann bereitwillig erinnern daß schon seit den Wiener Conferenzen am Schluß des Jahres 1855 die öster,

reichische und die französische Regierung gegen einander arbeiteten. Die damalige Entwaffnung der neutralen Macht war ein Schritt gegen die in der Krim beschäftigten Truppen der Westmächte. Man ließ den Russen wieder etwas Luft und verschlechterte die Lage der Alliirten. Die Franzosen antworteten darauf durch die Beiziehung der Piemontesen in den Krieg, gönnten dieser Macht als Lohn einen Stuhl bei den Friedenssitzungen und einen Platz zur Unterschrift unter ein Instrument des neuen europäischen Rechtes. Zugleich wurden die unsichern Zustände Italiens auf das Programm internationaler Verhandlungen gesetzt, und die Ersprießlichkeit einer Räumung des Kirchenstaates von den beiden Interventionsmächten ausgesprochen. Frankreich machte einen Versuch diese Räumung vorzubereiten, indem es dem Papst sogenannte Reformen anrieth, und da Oesterreich gleichgültig antwortete, so zog es seine Vorschläge zurück, um auszusprechen daß die andere Macht schlechten Willen zeige die Ausnahmszustände der Halbinsel zu ordnen. Nebenher wurde das Spiel mit den Donaufürstenthümern fortgesetzt. Man darf es nie vergessen daß der französische Kaiser schon bei den Wiener Conferenzen im Jahr 1855 eine Denkschrift überreichen ließ, welche eine Vereinigung der beiden Staaten beantragte. Der Gedanke ist daher alt und kein Erzeugniß der Machtstellung Frankreichs seit Beendigung des russischen Krieges. Damals war alles von dem Antrag überrascht, und der russische Gesandte erklärte sich ohne Aufträge für dieses Problem, dem er keine Unterstützung seiner Regierung versprach. Oesterreich und die Pforte widersprachen am entschiedensten, und es gelang ihnen auch England so weit zu gewinnen daß beim Zusammentritt des nächsten europäischen Congresses zwar Vorbereitungen zu einer Vereinigung zugestanden, die gänzliche Einigung aber verschoben wurde. Diese Bemühungen des Wiener Cabinets mochte der Kaiser Napoleon abermals als eine Feindseligkeit gegen sich betrachten. Er mochte mit einem Schein von Wahrheit sagen, jene Vereinigung sey ein Lieblingsgedanke gewesen, sie sey, da sie eine so schwächliche Nation wie die rumänische betreffe, harmloser Natur, könne Oesterreich, wenn es nicht ehrgeizige Absichten auf diese Gebiete habe, keinen Verdruß bereiten, auch sey es, da der französische Kaiser für die osmanische Sache und die Erhaltung des Staatengleichgewichtes die größten und unverhältnißmäßig große Opfer gebracht habe, unbillig ihm den Glanz zu schmälern, der seinem Hause erwachsen möchte wenn es als Stifter neuer europäischer Staaten auftreten und eine Krone verschenken könne. Wir werden später zeigen daß jene Vereinigung nicht so unschuldig ist als wir sie hier im Sinn der Gegner darzustellen versuchen, gewiß aber war auch diese Episode geeignet Empfindlichkeiten des französischen Cabinets gegen das Wiener hervorzurufen. Außerdem mögen noch in dem gewöhnlichen diplomatischen Verkehr allerlei Reibungen vorgekommen seyn. Der Pariser Hof ist eine Zeitlang der Gegenstand von Artigkeiten und Huldigungen verschiedener Mächte gewesen. Die Britten waren die ersten welche ihn an eine gewisse Intimität gewöhnten. Deutsche Höfe folgten dem Beispiel, selbst Rußland ließ sich herbei ältere widerwärtige Eindrücke zu verwischen. Nun stand Oesterreich wegen der einstigen Vereitlung einer Heirath mit einer Prinzessin Wasa noch auf dem Schuldbuch der neuen französischen Dynastie. Es wäre damals gewiß behutsamer gewesen den Mann der Revolution durch eine standesgemäße Ehe enger an die älteren Dynastien zu knüpfen, allein zu jener Zeit hielt man seine Lage für provisorisch, und betrachtete ihn nur als einen Lückenbüßer zwischen der Anarchie und legitimen Zuständen. Seitdem ist von Oesterreich nichts geschehen, um den Häuptling jener streitlustigen Nation wegen jener Feindseligkeit zu versöhnen. Geziemte es nun freilich nicht einem so würdigen Staat, wie Oesterreich, Bücklinge vor dem geschickten Beherrscher Frankreichs zu machen, so wäre es doch sehr gefehlt gewesen wenn ihn das Wiener Cabinet etwa in kleinen Händeln und diplomatischen Bagatellen gereizt haben sollte. Wenn man aufrichtig mit sich zu Rathe geht, wird man finden daß die österreichische Politik manchen großen Fehler seit 1854 begangen hat, und daß der Kaiser der Franzosen mannichfache Ursachen haben konnte auf eine Stunde der Vergeltung zu lauern.

Alle Vorfälle zusammen genommen berechtigten Frankreich aber nicht im mindesten den Krieg zu rüsten, einen Mittelstaat, wie Piemont, zu einer Herausforderung Oesterreichs zu ermuthigen, in halbamtlichen Pamphleten die alten Stichworte der Revolution neu erklingen zu lassen und Europa mit einem festländischen Kriege zu bedrohen. Da nirgends ein ächter Grund zum Gebrauch der Waffen zu erspähen war, so blieb man auch anderwärts zäh bei dem Glauben, daß ein Krieg zu den unmöglichen Dingen gehöre. Hatte vielleicht Graf Cavour sich gegen den Kaiser zu einer lombardischen Erhebung verbindlich gemacht, so durfte man seit den raschen Truppensendungen Oesterreichs nach Italien nicht mehr auf dieses Hülfsmittel zählen. Man hielt sich nun an die kleinen italienischen Herzogthümer, um Oesterreich zu einem übereilten Einrücken zu bewegen. Als sich aber ergab daß Oesterreich gesonnen sey, Gewehr im Arm an der Gränze stehen zu bleiben und nicht den Fuß in die Falle zu setzen, so wurde die Räumung des Kirchenstaates als Erisapfel auserkoren. Der Papst hat jetzt auch diesen anstößigen Stein aus dem Wege geschafft und selbst um Abzug der beiderseitigen Truppen gebeten. Der Kirchenstaat besoldet gegenwärtig 4000 Schweizer und hat 12,000 Mann eigene Truppen unter den Fahnen, welchen letzteren es jedoch, wie selbst Graf Rayneval in seiner so bedeutungsvoll gewordenen Denkschrift erwähnt, am besten „an Treue und Energie" fehlt. Besser um die Sicherheit der weltlichen Regierung Sr. Heiligkeit stände es jedenfalls wenn sie 12,000 Römer weniger und 4000 Schweizer mehr unter dem Gewehre hätte. In Paris meint man freilich daß der Papst durch Reformen die Interventionstruppen entbehrlich machen könne, und unter Reformen versteht man Laienverwaltung und den Code Napoléon an der Stelle der delegirten Prälaten und des kanonischen Rechtes. Wir sind aber durch denselben französischen Botschafter, Graf Rayneval, dem seine Denkschrift den römischen Posten gekostet hat, unterrichtet daß, mit Ausnahme etlicher hoher Richterstellen, überhaupt nur 37 Geistliche politische Aemter im Kirchenstaate bekleiden, daß unter diesen 37 nur wenige sich befinden welche die Priesterweihen empfangen haben, sondern daß jene geistlichen Legaten und Delegaten nur der besonders für den bürgerlichen Dienst errichteten Prälatur angehören und nichts weiter mit dem Priesterstande gemein haben, als daß sie, solange sie das Kleid der Monsignori tragen, den Cölibat beobachten müssen, wobei es aber jedem freisteht morgen den Rock auszuziehen und sich zu verheirathen. Auch ist, bei dem argwöhnischen Charakter der Italiener und bei ihrem unlautern Erwerbstrieb, es eher ein Vorzug als ein Uebelstand daß an der Spitze der Behörden solche Junggesellen stehen, weil früher gegen die Laienpräfecten gerade von den Römern selbst der Vorwurf erhoben worden ist, sie mißbrauchten ihr Amt zur Befruchtung der Interessen ihrer Familie und seyen der Bestechung leicht zugänglich. Andere Reformen, oder wohl gar die Berufung von Kammern, sind völlig mit der Natur des Kirchenstaates unvereinbar. Eine solche constitutionelle Schwärmerei mußte der edle und talentvolle Graf Rossi

mit dem Dolchstoß auf der Freitreppe zu dem Tempel des Constitutionalismus büßen. Allerdings ist seit den Säcularisationen, wo die Vereinigung von Krummstab und Landesherrlichkeit aufhörte, der Kirchenstaat als letzter Rest ehemaliger Zustände und als eine Anomalie zurückgeblieben, allein mit dem großen Unterschied daß er sich auf ein Bedürfniß der katholischen Christenheit gründet. Der Papst muß Souverän im eigenen Reiche, er kann nicht Unterthan irgend einer andern Macht werden, sonst wäre er kein Papst mehr, sondern ein österreichischer, französischer oder spanischer Bischof. Er darf auch kein allzu winziges Gebiet besitzen, sonst litte er unter dem Druck untergeordneter Nachbarn. Er darf ferner kein zu großes Gebiet besitzen, denn jeder größere Staat hat internationale Aufgaben, und der Papst soll nur unabhängig seyn, er soll keine politische Macht haben die ihn in Parteihändel verwickelt, weil er sonst aufhörte Schiedsrichter in der katholischen Welt zu seyn. Kurz man kann den Papst sich nicht anders vorstellen als er eben ist. Mit der Rolle eines Oberhauptes der Christenheit ist aber die Rolle eines constitutionellen Monarchen unverträglich, denn er müßte als solcher, den Impulsen eines Parlaments gehorsam, sich ein gewisses Betragen als weltlicher Fürst vorschreiben lassen, und hörte damit auf ein Oberhaupt der Christenheit zu seyn, sondern würde er ein Papst der Römer werden. Das alles weiß man in Paris viel besser als wir, und der Kaiser Napoleon braucht die Kirche viel zu sehr, als daß er ernstlich suchen würde den Papst auf den Pfad der Revolution zu treiben. Auch in Bezug auf den Kirchenstaat schien es also nur darauf abgesehen, die Oesterreicher des bösen Willens zu überführen und sie Europa als die Hindernisse völliger Beruhigung zu verdächtigen.

Wonach man in Paris herumtastet, ist eine gesunde Ursache zum Kriege; die Aufgabe der Oesterreicher war es und bleibt es deßhalb fortwährend auszuweichen, immer den Rechtsboden von 1815 unter den Füßen, dem Gegner jeden Anlaß zur Klage zu entziehen. Jetzt, wo auch die Räumung des Kirchenstaates festgesetzt ist, können Händel nur noch wegen der Donaufürstenthümer reifen. Würde der jetzige Kaiser der Franzosen nicht dieses Problem geschaffen und groß gezogen haben, wir würden offen gestehen, daß das Wiener Cabinet vor der rumänischen Vogelscheuche eine wenig würdige Aengstlichkeit zeige. Nur die Pforte hat ein tastbares Interesse sich gegen die Vereinigung zu wehren, sobald sie nämlich noch den süßen Wahn nährt, diese Gebiete, welche sie stets nur beschützt hat, in Paschaliks zu verwandeln. Da kein Türke seinen Fuß über die Donau setzen und schon längst nicht mehr Grundbesitz in den Fürstenthümern erwerben darf, so besteht der letzte Genuß der osmanischen Schutzherrschaft in dem armseligen Tribut der beiden Provinzen, den niemand anzutasten gedacht hat, und in den Trinkgeldern, welche bei der Bojarenwahl in die Tasche der osmanischen Würden- (oder genauer Unwürden-)träger zu fließen pflegten, so oft und so lange der türkische Einfluß bei der Wahl eine Entscheidung geben konnte. Ist nun für die Pforte schon der Werth der Trennung nicht sehr groß, so sollte er für Oesterreich noch viel geringer seyn, denn daß ein rumänisches Reich diesen Staat wegen seiner rumänischen Bevölkerung in Siebenbürgen und im Banat beunruhigen könnte, muß völlig verneint werden. Die einzige politisch wichtige Classe in den Donaufürstenthümern, nämlich die Bojaren, fehlen in Oesterreich gänzlich; ferner wohnen die österreichischen Rumänen nicht compact, sondern untermischt mit Serben, Sachsen, Ungarn und Szeklern. Jeder dieser Stämme ist durch Muth den faulen, trägen, zerlumpten Rumänen überlegen, und als der furchtbare Racenkampf in den Jahren 1848 und 1849 im Südosten des Reiches wüthete, war es der Säbel der Szekler welcher am furchtbarsten wüthete, während die Rumänen nur an den Bewegungen in der Art theilnahmen daß sie die meisten Hiebe mit ihrem Rücken auffiengen.

Läge Oesterreich mit den Fürstenthümern zusammen auf einer Insel und wollte es ihrer Vereinigung sich widersetzen, es beginge ein strafbares und schmähliches Unrecht. Aber ein ganz anderes Gesicht bekommt dieses Problem, wenn Frankreich neue Nationen creiren will. Der Kerngedanke der neuesten bonapartischen, oder sagen wir aufrichtiger, der französischen Politik ist das Anfachen der Nationalitätsgefühle. Frankreich, heißt es in der Sprache der neuen Pamphlete, habe den hohen Beruf sich der Schwachen und Gedrückten in Europa anzunehmen. Bläst man die Schminke von dieser zarten Redensart hinweg, so hat man einen sehr gesunden Gedanken vor sich, welcher wirklich die ächte französische Politik enthält. Ein Staat kann sich vergrößern durch Eroberungen oder dadurch daß er die Nachbarn vermindert. Das eine führt mit Wagnissen rasch zum Ziel, das andere langsam aber sicherer. Keine der heutigen Großmächte könnte ohne Verluste die strengen Nationalitätsforderungen befriedigen: Frankreich hat in Lothringen und im Elsaß deutsche Elemente aufgesogen, England die Iren unterworfen, Preußen die Polen, Rußland hat deutsche, finnische, polnische, rumänische (Bessarabien) Gränzbevölkerungen, ganz zu schweigen von den ethnographischen Fragmenten in Sibirien, am Ural, am Eismeer, diesseits und jenseits des Kaukasus. Alle diese vier Mächte haben jedoch einen zahlreichen großen Völkerstamm welcher dem Staate sein entschiedenes nationales Gepräge gibt. Die Austreibung der Iren, die Verschmelzung der überrheinischen Deutschen, die unzertrennliche Einverleibung Posens sind nahezu vollzogen, und der letzte Nationalitätsfunken, welcher in Rußland angefacht werden könnte, nämlich der polnische, erkaltet mit jedem Jahre. Ganz anders in Oesterreich: dort gibt es keinen herrschenden Stamm. So lange das Haus Habsburg noch die deutsche Kaiserkrone trug, konnte es den Schein haben als ob Oesterreich eine vorwiegend deutsche Macht sey. Mit der Entsagung litt der deutsche Charakter des Reiches. Kein Volksstamm in Oesterreich besitzt die Herrschaft über die andern. Es stehen sich an Kopfzahl die deutschen, ungarischen, italienischen und slavischen Elemente ziemlich nahe. Die letzteren sind vielleicht die schwächsten, weil sie wieder unter sich in drei entfremdete Stämme, in Czechen, Polen (Ruthenen) und Südslaven zerfallen. England bliebe eine Großmacht wenn man Irland, Frankreich wenn man Lothringen und Elsaß, Preußen wenn man Posen abtrennte, Rußland wenn man es auf die von Groß- und Kleinrussen bewohnten Räume beschränkte, aber von Oesterreich bliebe nichts übrig als Trümmer, wenn Kriege oder Empörungen mit der Scheere den Länderbestand nach den Grundsätzen der Stammesgleichheit zerlegten. Frankreich bedient sich also einer furchtbaren Waffe, wenn es gegen das Haus Habsburg den Nationalitätsgedanken schürt. Dieser Gedanke nun — wer wollte es läugnen? hat bei den europäischen Völkern sehr tiefe Wurzeln geschlagen. Wir erleben es ja in Deutschland daß das lockere Band der Bundesverfassung an föderativer Kraft beständig zunimmt und zunehmen muß mit dem geistigen Erwachen und der höheren politischen Erkenntniß. So muß es denn klar seyn für Oesterreich daß es die Vereinigung der Donaufürstenthümer, so unschuldig an sich, um des politischen Grundsatzes willen nicht zugeben sollte. Oesterreich kann auch niemals der Verbreitung parlamentarischer Regierung in den außerdeutschen, vor allem nicht in den italienischen Staa-

ten hold seyn. Es ist daher eine Lebensfrage für diese Macht daß Piemont eine Anomalie in Italien bleibe.

Aber sehr schwierig ist es zu sagen, welchen Pfad es einschlagen soll. Sein gefährlichster Gegner ist jedenfalls die Person des französischen Kaisers. Die Hülfsmittel dieses Mannes sind ganz ungewöhnliche; seinen Scharfblick, womit er jeden Fehler der Gegner rasch erspäht und ihn geschickt ausbeutet, hat er abermals durch die von ihm inspirirte Doppelwahl des Hospodar Cousa bewährt. Noch gefährlicher scheint die Sendung Lord Cowley's nach Wien zu seyn. Sie hat keinen andern Zweck als die drohende Coalition Englands, Deutschlands und Oesterreichs zu lockern. Oesterreich sieht sich dadurch in der gefährlichen Lage, entweder die Aussicht auf Bundesgenossen zu verlieren oder gefährliche Zugeständnisse zu gewähren. Das schlimmste aber ist daß es nicht einmal die Freiheit besitzt seine Wünsche in Bezug auf die Fürstenthümer durchzusetzen. Die Rumänen haben sich Einen Fürsten gewählt, und wenn auch dieses Vorgehen gegen den Sinn der letzten Pariser Beschlüsse gieng, gegen den Buchstaben des neuen öffentlichen Rechtes verstößt es nicht. Keine Macht, weder die Pforte, noch Oesterreich, noch Rußland dürfen mit Waffengewalt ohne die Zustimmung der andern europäischen Parteien in den Fürstenthümern einschreiten. So ist man denn gezwungen die Dinge gehen zu lassen wie sie mögen. Ganz ähnlich ist es in Italien. Ziehen die Interventionstruppen aus dem Kirchenstaat ab auf Nimmerwiederkehren, wird Oesterreich genöthigt auf jede bewaffnete Intervention in den Herzogthümern und Toscana zu verzichten, und bleiben diese Regierungen auf ihre eigenen Kräfte angewiesen, so kehren, besonders wenn man im voraus weiß daß Frankreich der Revolution freie Hand lassen wird, möglicherweise die Zustände von 1848 zurück.

Und dennoch bleibt es immer die beste Politik für Oesterreich nachzugeben, dem Gegner auch diese Gelegenheit zum Handeln zu entziehen. Steht es nur in Oberitalien in voller Bereitschaft, um jeden Tumult im Handumdrehen zu ersticken — was kann geschehen? Empörung in Parma, in Modena, in Toscana, in Landschaften oder Städten des Kirchenstaates, die keine hinlängliche Schweizerbesatzung haben. Diese Empörungen werden aber sicherlich nicht die Gestalt des frommen Constitutionalismus annehmen, sondern es werden Zustände kommen wie zu Zeiten Mazzini's, und diese werden selbst in Piemont sich einstellen. Die Freiheit in Italien führt nicht zur Einheit, sie führt auch nicht zu einer Gesammtherrschaft in Turin, sondern sie führt zur gemeinsten Anarchie und zum demokratischen Particularismus. Es wird dann wohl geschehen daß solche Auftritte die französische Regierung in größere Verlegenheit setzen möchten als die österreichische. Oesterreich geriethe morgen in Trümmer, wenn die Italiener wirklich fähig wären den Einheitsgedanken auszuführen, und auf dieser Unfähigkeit beruht Oesterreichs Sicherheit, muß also Oesterreichs Politik beruhen. Das gleiche gilt von den Rumänen. Man störe ihnen die Freude nicht über die Unionswahl, man lasse ihnen diese auf Fürstenwahl beruhende Vereinigung. Wie lange wird sie dauern zwischen Bojaren? Man gebe den Rumänen nur fair play, und sie werden alle ihre künftlichen Beschützer beschämen durch ihre kindischen Streiche.

Kommt es aber nicht zum Krieg und nicht zur Anarchie in Italien, so hat Oesterreich außerordentlich viel gewonnen. In Piemont muß es biegen oder brechen. Wenn ein Land zehn Jahre lang sich erhitzt und seine Kräfte in nutzlosen Anstrengungen verbraucht, so muß zuletzt ein Umschlag der öffentlichen Meinung erfolgen. Es gibt eine Partei der Reaction in Piemont, die zehn Jahre lang terrorisirt worden ist. Sind ihre Unterdrücker am Ende ihres Lateins angelangt, dann muß die Reihe wieder an die andern kommen, denn die Reihe kommt immer an andere, wenn die einen fertig sind. In Paris wünscht man wahrscheinlich daß Oesterreich hartnäckig bleibe, damit es zum Schlagen kommt, denn Frankreich verliert weit mehr durch einen friedlichen diplomatischen Sieg, als durch eine Niederlage im Kriege. Es hat den Argwohn aller europäischen Mächte erregt, und jeder seiner künftigen Schritte wird eine Coalition wachrufen. Frankreich kann sich rühmen der am meisten gefürchtete Staat in Europa zu seyn, und — wenn es Krieg vom Zaune bricht — der am mindesten geachtete.

Balduin Möllhausen, über den Rio Colorado des Westens.

(Aus der Zeitschrift für Erdkunde.)

Vor einigen Wochen zurückgekehrt von meiner dritten Reise durch die wenig bekannten Regionen des westlichen Nord-Amerika, beehre ich mich einiges über den Rio Colorado des Westens mitzutheilen, zu dessen Erforschung ich als Mitglied einer vom Vereinigten Staaten-Gouvernement ausgesendeten Expedition ausgezogen war. Es ist dieses eine kurze Uebersicht über den Fluß selbst, die zugleich als Einleitung zu meinem zweiten Reisewerke dienen soll, mit dessen Ausarbeitung ich bereits beschäftigt bin. Die Schiffbarkeit des Colorado reicht selbst bei dem günstigsten Wasserstande nicht über die Mündung des Rio Virgin hinaus — eine Strecke die von dem Golf von Californien bis zu diesem Punkte ungefähr 500 engl. Meilen beträgt. Die zur dortigen Schifffahrt bestimmten Dampfboote müssen indessen von einer ganz besonderen Construction seyn, um überhaupt verwendet werden zu können, indem bei niedrigem Wasserstande zahlreiche Sandbänke das Fahrwasser bis auf wenige Zoll verstopfen, bei hohem Wasserstande dagegen solch unglaublich große Wassermassen durch die engen Felsenthore schäumen, daß es unmöglich erscheint sogar mittelst Dampfkraft ein Fahrzeug stromaufwärts zu schaffen. Auf der ganzen als schiffbar bezeichneten Strecke erleidet der eigentliche Charakter des Stromes und seines Gebietes zwar keine wesentlichen Veränderungen, doch bietet sich dem Reisenden fortwährend eine Abwechselung der Scenerie. Bald sind es dürre Wüsten und Kiesebenen die bis an die Ufer reichen, bald schmale, wenig fruchtbare Thäler die sich zu beiden Seiten hinziehen, und über diese hinweg erblickt man phantastisch ausgezackte Gebirgszüge, die sich vielfach dem Flusse nähern, denselben in enge Schluchten einzwängen und an ihren steilen Porphyr- oder Sandsteinwänden abprallen lassen, während in den schäumenden Wellen die wunderlichen Gestalten von Obelisken und Schlössern sich spiegeln, welche die Natur aus festem

sowie aus nachgiebigem Gestein auf den Höhen ausmeißelte. Ueberall vermißt man indessen die Baumvegetation. Hin und wieder ragen zwar einzelne Cottonwood-Bäume, an ihren malerischen Formen in weiter Ferne erkennbar, über die schmalen Streifen der Weidengebüsche empor; dornige Mezquit-Bäume drängen sich zu grünschimmernden niedrigen, aber undurchdringlichen Gruppen zusammen, sowie riesenhafte Cacteen auf dürrem Kies und in nahrungslosen Felsritzen ihre Wurzeln schlagen, doch fehlt dem Colorado das was den Menschen anlockt und freundlich zum Niederlassen einladet — es fehlt ihm die in üppiger Vegetation sich verrathende Schönheit einer lebenden Natur, welche durch die grotesken Formationen der mächtigen, aber starren Gebirgsmassen nicht ersetzt werden kann.

Die Thäler, von denen selbst die größesten nur einen geringen Umfang haben, bieten, abgesehen von dem Holzmangel, weder den Flächenraum noch die Fruchtbarkeit welche die weiße Race bei der Gründung von Niederlassungen verlangt. Allerdings entnehmen zahlreiche, durch den Verkehr mit den Weißen noch nicht verdorbene oder geschwächte Stämme der Eingebornen der Zeugungskraft des Bodens ihren Unterhalt, doch reichen auch anerkannt die Wünsche eines ganzen dortigen Indianerstammes lange nicht so weit als die Habgier eines einzigen, der Colonisation voraneilenden Speculanten. So könnte vielleicht die nächste Zukunft der Eingebornen am Colorado durch die Verhältnisse des Bodens vor den gewissenlosen Eingriffen der amerikanischen weißen Bevölkerung gesichert bleiben.

Der Rio Virgin, der, von Norden kommend, da in den Colorado mündet wo die Schiffbarkeit des letzteren beginnt, hat seine Quellen in den Wasatsch-Gebirgen an der Stelle wo eine alte spanische Straße durch einen Paß in das Great-Bassin oder das Utah-Territorum führt; es würde sich also eine vergleichsweise bequeme Communication zwischen dem großen Salzsee und dem Staat Sonora, auf welchen die Mormonen ein besonderes Augenmerk zu haben scheinen, herstellen lassen, indem Karawanen welche den Mormonenstaat verlassen, der Richtung des Rio Virgin folgend, den Colorado erreichen würden, wo ihnen für die weitere Reise der Fluß selbst die kürzeste und beste Straße böte.

Wenn man nun kurz vor der Mündung des Rio Virgin den Colorado auf der Ostseite verläßt, um die verworrenen vulcanischen Gebirgsmassen, welche die Landreise am Fluß hinauf abschneiden, zu umgehen, so gelangt man, stark ansteigend, bald zu einer Höhe von 5000 Fuß über dem Meeresspiegel. In dieser Höhe gelingt es noch zuweilen Schluchten zu entdecken, die, dem Reisenden zugänglich, hinab an den Strom führen, dessen Höhe über dem Niveau des Meeres in jener Breite nicht über 800 Fuß beträgt. Es ist dieß immer ein langer beschwerlicher Weg, doch findet man dafür am Ende desselben Gelegenheit die abschüssigen Felswände zu bewundern, die sich bis zu 3000 Fuß Höhe senkrecht erheben und den Strom einengen, der wild tobend über losgerissene Felsblöcke dahinstürzt. Zurück auf die Hochebene führt anfangs die Hauptschlucht, und später jede der wie Geäder einmündenden Nebenschluchten, die nicht durch herabgerollte Felsblöcke verstopft ist.

Bei fortgesetzter Reise gegen Nordosten gelangt man endlich in den Winkel der von dem südwestlich fließenden Colorado und seinem aus Südost kommenden Nebenflusse Colorado Chiquito gebildet wird, und zugleich auf eine Höhe nach barometrischen Messungen von 9000 Fuß über der Meeresfläche und wenigstens 7500 Fuß über dem Spiegel des Colorado. Dort nun beginnt das Hochland, welches sich scheinbar wie eine weite Ebene nach allen Richtungen hin ausdehnt, deren Horizont selten von nebeligen Bergkuppen, häufiger aber von spaltenähnlichen Einschnitten in der Ebene selbst unterbrochen wird. Eine unbeschreibliche, beängstigende Einsamkeit herrscht dort oben; verkrüppelte Cedern wechseln durch die Luftspiegelung scheinbar in der Ferne ihre Gestalt, oder ragen, abgestorben und ihres dunkelgrünen Schmuckes beraubt, wie verwitterte riesenhafte Geweihe vorweltlicher Hirsche empor. Sengende Hitze erwärmt dort oben die felsige wasserlose Fläche, dörrt die im verstohlenen Winkel keimenden Gräser und reift die stachlichten Früchte der Cacteen; eisiger Sturm, von heftigem Donner begleitet, wirbelt zu anderen Zeiten dichte Schneemassen über die Hochebene, Untergang drohend den dorthin verirrten Menschen und Thieren Ehrfurcht gebietend vor der gewaltigen, alles umfassenden Naturkraft.

Lenkt man, in der Absicht den großen oder den kleinen Colorado zu erreichen, seine Schritte gegen Norden dahin wo Spalten im Boden mächtige, gegen den Horizont scharf abstechende Thürme und Mauern bilden, zugleich aber auch den Lauf großer Gewässer verrathen, so gelangt man bald in ein Labyrinth von Schluchten, die durch ihre Tiefe umsomehr überraschen als sie aus der Ferne kaum an der geringen Senkung des Bodens erkennbar sind. Nur theilweise gelingt es, einer solchen Schlucht nachzufolgen, indem sehr bald Abgründe von 50—500 Fuß Tiefe dieselbe unterbrechen. Auf einer vorstehenden horizontalen Felsenlage wie auf dem äußersten Rand eines Daches an grauenvollen Abgründen hinreitend, erreicht man nun auch Stellen wo selbst der sichere Huf der Maulthiere keinen Halt mehr findet und der Weg zurück nur noch offen bleibt — ein Weg der über furchtbaren Tiefen frei in der Luft zu schweben scheint, wo man gern die Augen beschattet um die Felsmassen nicht zu erblicken, die sich scheinbar träg an einander vorbeischieben, wo die sich unter den Füßen lösenden Steine nicht geräuschvoll hinabrollen, sondern unhörbar weite Räume durchfliegen, tief unten schwer auf felsigen Boden fallen, und der auf diese Weise hervorgerufene, durch die Entfernung aber gedämpfte Schlag umheimlich in den Spalten und Klüften verhallt.

Was nun von der schwindelnden Höhe gesehen vor dem bewundernden Auge liegt, das vermögen Worte nicht genügend zu schildern; wie ein Chaos verschwimmen in einander tiefe Schluchten und abgesondert stehende, kastenförmige Ueberreste des Hochlandes: über dem trockenen ziegelrothen Sandsteinbett in der Tiefe thürmen sich Tausende von Fußen hoch über einander die Formationen verschiedener Epochen, deutlich erkennbar an den grellen Farbencontrasten; senkrecht stehen die Wände, als ob die geringste Erschütterung sie hinabzustürzen vermöchte; man bebt bei solchem Anblick und tritt unwillkürlich zurück, von dem Abgrunde; wohin man auch das Auge wenden mag, überall trifft es auf nacktes todtes Gestein, überall scheinen die Uferränder von entfernteren tieferen Schluchten aufzutauchen, dem forschenden Reisenden ein gebieterisches Halt zurufend, zugleich aber auch eine schwache Ahnung von der Unendlichkeit erweckend bei dem Gedanken daß der fallende Tropfen die Schlünde bildete, die ihn von allen Seiten angähnen. Wir gelangten bis zu den 3000 Fuß tiefen Cañons: wenige Meilen weiter, aber noch 4000 Fuß tiefer, floß der Colorado, doch mehr als menschliche Kräfte wären erforderlich gewesen um dahin zu gelangen, von wo aus wir den geheimnißvollen Strom mit unsern Blicken hätten erreichen können; wir schieden, ohne ihn wiedergesehen zu haben. Mehrfach versuchten wir noch weiter nordöstlich hinab an den Colorado zu gelangen, dessen Uferränder wir vom Fuße der San Francisco Mountains glaubten unterscheiden zu können, doch undurchdringlich fanden

wir überall die Felsenwüste; selbst die freundlichen Moqui-Indianer scheinen durch besondern Widerwillen abgehalten zu werden einen Pfad hinunter nach dem Colorado zu suchen oder zu zeigen. Wir sahen nichts von den hohen Wasserfällen, die ein Fluß aufweisen muß, der auf einer Strecke von ungefähr 80 deutschen Meilen nahe an 3000 Fuß Höhenunterschied zu überwinden hat. Wir gaben unsere Arbeit erst auf als der gänzliche Mangel an Lebensmitteln und die vollständige Entkräftung der uns gebliebenen Maulthiere uns gewaltsam dazu zwangen. Wir retteten uns nach Neu-Mexico, und waren so glücklich alle unsere Notizen, Zeichnungen und Sammlungen mit durchzubringen.

Miscellen.

Wegsame Pässe durch die Felsengebirge. In der Sitzung der Londoner geographischen Gesellschaft vom 12 Febr. theilte Sir Ed. Bulwer-Lytton Berichte der HH. Palliser und Dr. Hector mit über die Entdeckung wegsamer Pässe durch die Felsengebirge. Diesen Berichten war eine nach Feldskizzen von Capitän Palliser, Dr. Hector und Hrn. Sullivan angefertigte Karte des erforschten Landes, so wie eine Uebersicht der von diesen Herren angestellten astronomischen Beobachtungen beigefügt. Capitän Palliser beginnt in seinem Bericht mit der Angabe, es sey der Expedition gelungen einen für Pferde gangbaren Paß zu entdecken — einen Paß der sich auch für Wagen leicht fahrbar machen lasse, indem die Senkung nur vierzig Fuß auf eine (engl.) Meile, oder 1 auf 135, betrage, und welcher die Prairien des Saskatschewan mit den brittischen Besitzungen auf der Westseite der Felsengebirge verbinde. Hierauf schildert er die Anordnungen welche die Expedition getroffen, ihre Trennung in einzelne Abtheilungen und seine Ankunft am Battle River (Schlachtfluß) — einem großen, aber unschiffbaren Nebenfluß des Saskatschewan — in dessen Umgegend er sehr hoch gewachsene Tannen vorfand. Indeß hatte sich die Anzahl dieser Bäume, in Folge der häufig vorkommenden leidigen Gewohnheit der Indianer die Prairie in Brand zu stecken, sehr vermindert, indem so, Jahr um Jahr, Millionen von Bäumen geopfert werden welche dem künftigen Ansiedler Reichthum, Wärme und Transportmittel verschaffen würden. In westlicher Richtung weiter ziehend, lagerte die Expedition am Rande der Wälder, unter 51° 52′ nördl. Br. und 114° 10′ westl. Länge, und gelangte nach „Staughter Camp.“ Nachdem Dr. Hector auf einen geologischen Ausflug und Lieutenant Blakiston nach den Bergen, über die bekannten Kutanie-Pässe, entsendet worden, setzte Capitän Palliser seinen Weg in südlicher Richtung fort, erreichte die Gränzlinie am 8 August, und zog dann, um einen Paß über die Felsengebirge zu suchen, an der Nordseite des südlichen Zweigs des Saskatschewan oder Bow-River (Bogen-Flusses) hinauf, überschritt die Mündung des Kananaski-Flusses, und erreichte die „Landeshöhe“ zwischen den Gewässern dieses Flusses und einem Arm des Kutanie, 5985 Fuß über dem Meere. Sodann fieng er an hinabzusteigen, und stieß dabei als einziges anderes Hinderniß nur auf gefallene Bäume. Capitän Palliser kehrte durch den Kutanie-Paß über die Gebirge zurück, und fand daß derselbe innerhalb des brittischen Gebietes liege. Hier vereinigte sich Dr. Hector wieder mit ihm. Was die Forschungen dieses Gelehrten betrifft, so lenkt Capitän Palliser die besondere Aufmerksamkeit auf zwei sich an dieselben knüpfende Thatsachen. Er folgte zuerst dem Bow-River gerade an der Hauptwasserlinie des Festlandes aufwärts, und setzte seinen Weg längs desselben fort bis er eine querlaufende Wasserscheide erreichte, welche die Gewässer des Columbia und diejenigen des Nord-Saskatschewan einerseits von denen des Kutanie und des Südzweiges des Saskatschewan andrerseits trennt. Hier fand er das Ueberschreiten der Gebirge so leicht, daß er an der Möglichkeit selbst eine Eisenbahn zu erbauen, welche die Ebenen des Saskatschewan mit der gegenüberstehenden Hauptkette der Felsengebirge verbände, nicht im geringsten zweifelt. Sodann machte er die Bemerkung daß die Wasserlinie der Gebirge nicht identisch ist mit der geologischen Achse. Die verschiedenen Pässe werden folgendermaßen aufgezählt: 1) von dem Südarm des Saskatschewan an den Kutanie-Fluß; zwei, d. h. Kananaski-Paß und Vermilion-Paß; 2) vom Kutanie-Fluß an den Columbia; zwei, d. h. den Lake-(See)-Paß und den Beaver-Foot-(Biberfuß-)Paß; 3) von dem Südzweig des Saskatschewan an den Nordzweig desselben; einer, d. h. den Little-Fork-(Kleingabel-)Paß; 4) von dem Südzweig des Saskatschewan an den Columbia; einer, d. h. den Kiding Horse-Paß (Paß des stoßenden Pferdes). (Athenäum.)

Niger-Expedition. Der „Sunbeam“ war bereits nach Londoner Nachrichten vom vorigen Monat in den Kowara eingelaufen, und nichts schien einer Schifffahrt aufwärts bis Timbuktu in dem Weg zu stehen.

Die Armstrongkanone. Die Kanone welche Hr., jetzt Sir J. Armstrong in Newcastle am Tyne erfunden hat, schoß bei den Prüfungen in Shoeburyneß eine 32pfündige Kugel 9600 Yards, mehr als fünf engl. Meilen weit. Auf 625 Yards Abstand drang die Kugel durch 9 Fuß dicke Eichenstämme. Eine andere Eigenschaft dieses Zerstörungsmittels ist seine große Sicherheit. Capitän Blakely behauptet daß man jetzt einen festen Platz auf 5 Meilen engl. Entfernung wirksam beschießen könne. Es soll jetzt wissenschaftlich festgestellt seyn daß Kanonen oder Mörser durch die Dicke der Rohrwände nicht stärker werden, weil die Wirkung der Entladung so plötzlich ist daß die Außenwände am Widerstand gar nicht theilnehmen. Bei einem Meeting der United Service Institution erklärte ein sachverständiger Artillerist, Hr. Longridge, den Nutzen von Anwendung des Drathes. Er hat eine eiserne Röhre von 3/4 Zoll Dicke, mit Drath von je 16 Strängen auf den Zoll, so lange umwunden bis die Drathlage eine Schicht von 1/2 Zoll Dicke erreicht hatte. Das Kanonenrohr besaß dann nur eine Stärke von 1 1/4 Zoll, aber dennoch hielt es einen Druck von 7 Tonnen (140 Ctr.) auf den Quadratzoll aus. So wird ein Drathgespinnst um die Kanonen bessere Dienste leisten als ein massives Rohr. Wir geben diese Notizen, wie wir sie in Chambers's Journal finden, und überlassen es den Sachverständigen ob sie daraus einiges Licht über das Geheimniß der Armstrongkanone gewinnen können.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 11. Augsburg, 12 März 1859.

Der Herbst in französischen Weinlanden.

(Aus Chambers's Journal.)

Französische Weinberge sind oftmals mit Recht den englischen Hopfenfeldern verglichen worden; allein die Aengstlichkeit die man in England bezüglich der Qualität des Products der letztern fühlt, steht der intensiven Erregung welche in einem französischen Weinbezirk vorherrscht, wenn die Zeit der Weinlese heranrückt, weit nach. Monatlange Sorgen und Kosten und Arbeit hat man geduldig ertragen; jede einzelne Pflanze ist, früh und spät, aufs liebevollste gepflegt worden; die Ernte ist reichlich, die Frucht sieht vielversprechend aus; allein da so viele Zufälle dem guten Stande schaden können, so hört man nur in solchen Jahren wie das verflossene, wo Sonnenschein die Erde wie eine Fluth überdeckte, ein allgemeines Jubeln nach allen Seiten hin. Es muß Regen genug geben um die Frucht zu schwellen, aber doch nicht so viel um ihren Wohlgeschmack zu beeinträchtigen. Dieß ist nicht alles: am meisten fürchtet man den Hagel. Oft geschieht es daß auf Meilen weit die Weinberge durch Heimsuchungen in der Gestalt der Hagelstürme, von welchen man in England keinen Begriff hat, niedergeschmettert werden — ein Umstand dem die zahlreichen französischen Gesellschaften zur „Versicherung gegen Hagelschlag" ihr Daseyn verdanken. Bald reifen die Trauben ungleich, bald verdickt sich die Schote der Frucht, und nur selten wirkt zum Besten des Weins alles zusammen wie in dem Kometenjahr 1858. Doch ist selbst dieser Wein nicht überall von gleicher Güte: oft genügt schon eine Entfernung von nur wenigen Ellen um einen großen Unterschied in der Qualität der Frucht von einer und derselben Species hervorzubringen. Eine geringe Schwankung in der Tiefe des Bodens, oder ein vermehrter Grad von Senkung auf seiner Oberfläche, wirkt wesentlich auf den Wein ein. Ich sah einen Weinberg, dessen Erzeugniß nicht classificirt war, da man es als hors de ligne (als exceptionell in Betreff seiner Güte) betrachtete; während die umliegenden Weinberge, die anscheinend keine größern äußern Vorzüge und Bodenvortheile genossen, die denselben Eigenthümer hatten, die auf dieselbe Weise angebaut waren und derselben Species, dem Pineau, angehörten, von den solcher Dinge Kundigen in die erste Kategorie eingereiht wurden. Beaune ist der Herd des Weinhandels von Burgund; nicht weit davon wachsen die Weine von Pommard und Nuits, so wie der weit berühmte Clos-Bougeot, und ganz nahe bei der Stadt gedeihen die weniger bekannten, aber kaum minder köstlichen Clos-des-Fèves.

Die Tage für die Weinlese in jedem Bezirk oder jeder „Commune" werden von dem Maire festgesetzt, und niemand hat die Befugniß vor dem amtlich und öffentlich kundgemachten Tage lesen zu lassen; wogegen es jedem Weinbergbesitzer freisteht die Lese hinauszuschieben, so lang ihm beliebt, doch machen nur wenige von dieser Erlaubniß Gebrauch. Es gibt kaum je irgendeine sichtbare Scheidelinie zwischen dem Weinberg des einen und des andern Eigenthümers; um daher jede zufällige Ueberschreitung des Fußwegs, welcher die einzige Gränze bildet, zu verhindern, hält jeder Eigenthümer es für das beste wenn er selbst an Ort und Stelle anwesend ist. Diese Bemerkung findet indeß keine Anwendung auf die großen Grundbesitzer, deren Ländereien allgemein bekannt und abgegränzt sind, und die keine Gefahr laufen wenn sie die Weinlese um einige Tage später als ihre armen Nachbarn vornehmen lassen.

Beaune steht in einer weiten Ebene; es wird von der Saône, von welcher es indeß weit entfernt ist, bewässert, und ist durch einen Gebirgszug gegen die Nordwinde geschützt. Naht die Zeit der Weinlese heran, so kommen die armen Leute auf viele Meilen in der Runde von den Bergen herab, um sich so viel Geld zu verdienen daß sie sich ihre Winterkleidung anschaffen können. Sie stellen sich vor Tagesanbruch schon auf einem öffentlichen Platz in kleinen Banden oder Gesellschaften auf, theils einzelne Familien, theils die ganze Einwohnerschaft eines Fleckens, die dann während der Dauer der Weinlese so gut als möglich zusammenhält. Man nennt sie Lavots und Lavottes; jeder junge Lavot hält sich für diese Zeit zu einer Lavotte, arbeitet neben ihr im Weinberg, und erleichtert ihr die Arbeit so viel er kann, indem er ihren Korb für sie trägt wenn er voll oder schwer ist. Diese Bekanntschaft nimmt ihr Ende mit der Gelegenheit welche dazu geführt hat, und wie die „Muffins" in Canada, so sehen die Lavottes nach Verfluß der „Saison" ihre Schäfer nicht mehr. Der Preis welchen man den Weinlesern bezahlt, schwankt je nach den Umständen bedeutend; einige Jahre lang betrachtete man zwölf Sous täglich und Kost als genügend. Dieß mag der Fall seyn wenn der Ertrag dürftig und an Arbeitern kein Mangel ist. Heuer ist es umgekehrt gewesen: der Ertrag war um ein Viertel höher als die Durchschnittsernte der besten Jahre, und Arbeiter gab es nur wenige. Die lange Dauer gleichförmigen schönen Wetters reifte die Trauben um zehn Tage vor der gewöhnlichen Zeit, und da die ferne Gebirgsbevölkerung dieß nicht wußte, so wurde der Erntesegen nothwendigerweise von denjenigen eingeheimst welche, näher bei Beaune lebend, Gelegenheit hatten genaue Erkundigungen hierüber einzuziehen. In Pommard bezahlte

man drei Francs und fünf Sous täglich. Da in der Regel Kinder denselben Lohn erhalten wie Erwachsene, so kommen die Eltern in Begleitung ihrer Knaben und Mädchen herbei. Es muß indeß bemerkt werden daß die „Banden" welche viele Kinder bei sich haben zuletzt gedungen werden. Diese armen Geschöpfe haben oft neben ihrer Tagesarbeit noch einen weiten Weg zu machen; die Winzer, welche sie um 2 oder 3 Uhr Morgens dingen, führen sie in beträchtliche Entfernung von der Stadt an ihre Arbeit, und dennoch kehren sie Abends singend dahin zurück, um am nächsten Morgen, nachdem sie unter einer enormen Hütte geschlafen, wo jeder für das Vorrecht seine müden Glieder auf reinem Stroh zur Ruhe auszustrecken zu dürfen einen Sou zahlt, von neuem an ihre Arbeit zu gehen.

Die Weiber, die jungen Bursche und die Kinder schneiden die Traubengebunde mit einem kleinen Schnappmesser (Hape, nennen die schwäbischen Winzer dieses Messer) von den Pflanzen, und verrichten ihr Geschäft mit erstaunlicher Schnelligkeit und Geschicklichkeit. Wenn die Gebunde abgeschnitten sind, werden sie in die kleinen Körbe gelegt, mit denen jede Person der Bande versehen ist; diese werden dann in die größern Körbe ausgeleert, welche, wenn sie voll sind, auf den Schultern der „porteurs" an die Stelle getragen werden wo der „balange" auf sie wartet. Träger sind die starken jungen Leute der Abtheilung, und wahrlich, sie müssen stark seyn, denn der Korb welchen jeder zu tragen hat enthält mehr als einen Centner Trauben.

Der Balange oder Belange ist eine ungeheure ovale Kufe, von sechs oder sieben Fuß Länge und vier Fuß Tiefe; sie vermag vierzehn oder fünfzehn Körbe Trauben zu fassen, und ist der hervorragende Charakterzug des Tages. Auf jedem Karren, Wagen oder sonstigen Räderfuhrwerk steht ein Balange; jedes Pferd, nah oder fern, wird zum Dienste gepreßt, und die öffentliche Straße ist buchstäblich vollgedrängt von Purpurladungen. Diejenigen welche nie in einem Weinlande gewesen, können sich nur schwer einen Begriff von dem Gefühl des Ueberflusses machen das sich an einem solchen Tag dem Geist aufdrängt. Die Frucht hat nicht die schwarze, braune, fleckige Färbung, welche wir Nordländer so genau kennen, sondern sie ist mit einem zarten Duft bedeckt, wie wir ihn an der Pflaume sehen ehe sie vom Baume fällt; eine einförmige liebliche Farbe ohne Fleck und Fehler. Kaum aber gelangt der Balange an das „pressoir" (die Kelter), so wird er unbarmherzig seines schönen Inhalts beraubt; das Ganze wird in eine ungeheure Kufe geworfen, und möglichst fest zusammengetreten. Ein Paar Mannsfüße genügen im allgemeinen für dieses erste Geschäft; sobald aber die Gährung wirklich beginnt, kann man sechs oder acht Mann, bis an die Hüften im Wein stehend, und ohne alle Kleidung an ihrem Leibe, die großen Kufen eintreten sehen; glücklicherweise geht jeder fremdartige Stoff entweder in der Gährung selbst oder als Niederschlag ab.

Wenn der Wein von schöner, edler Qualität ist, kommt dieses Tretverfahren (refouler les cuves) dem Nehmen eines sehr heißen Bades gleich; es wird drei- oder viermal wiederholt, da etwa eine Stunde jedesmal genügt um die Stengel der Frucht, welche die Gährung aufwärts treibt, auf den Boden des Fasses hinabzudrücken. Etwa zehn Tage nachdem die rothen Trauben in die Kufen gebracht worden, eignet sich der Wein zum Einfüllen in die Fässer, welche indeß am Spundloche so lange offen gelassen werden als die Gährung dauert. Sobald alle Flüssigkeit aus den Kufen abgelassen ist, wird der Bodensatz — der aus den Stengeln und Bälgen der Trauben (la gène) besteht — in eine mächtige cylindrische Presse gebracht, und dem Druck einer der Peripherie gleichkommenden Scheibe unterworfen; diese Scheibe wird durch eine kräftige Schraube in Bewegung gesetzt, treibt so die gène zu dem fernern Ende der Cylinder, und preßt den Wein durch die engen Oeffnungen, die man zu diesem Zweck der ganzen Länge nach gelassen, heraus. Auf diese Weise ist nichts verloren. Aus der gène wird ein geringhaltigerer Spiritus, genannt „eau de vie du pays" gebrannt; ein Quart oder Litre kostet heuer 14 Sous. Die schönen Weine werden stets in neue Fässer eingefüllt. Der Ertrag ist dießmal so reichlich gewesen, daß der Begehr nach Faßgeschirr nicht befriedigt werden konnte, und der Preis eines Oxhofts, der in gewöhnlichen Jahren 11 oder 12 Francs beträgt, dießmal auf 30 Francs stieg.

Der hier wachsende weiße Wein ist, dem rothen gegenüber, von keinem sonderlichen Belang; er wird gepreßt, und auf einmal in Fässer gefüllt, die man am Spundloch offen läßt, um dem durch die Gährung erzeugten Gas einen Ausgang zu bieten. Er wird sonach dem Treten nicht unterworfen wie der rothe Wein. Die armen Leute suchen entweder die Benutzung der Presse ihrer reichern Nachbarn zu erlangen, oder sie zahlen Miethzins für eine solche in den Nebengebäuden irgend eines Weinhändlers. Dieselbe „Ordonnanz" welche den Tag für die Weinlese bestimmt, setzt auch den Tag fest von welchem an die grappillage (Nachlese) gestattet ist. Dann steht es den Armen frei in die Weinberge zu gehen, und die Trauben zu sammeln die man beim Schneiden etwa übersehen hat, oder die bei der Lese, vierzehn Tage zuvor, noch nicht hinlänglich reif gewesen sind. Einige Tage nach der „grappillage" stehen die Weinberge dem Waidmann offen.

Im letzten Jahr war der Wein überall gut; tritt aber die Saison erst spät ein oder ist es kaltes Wetter, so reifen die Trauben in den hügeligen Bezirken nur ungleich. In der Temperatur von Beaune und dem Bergland, eine oder zwei Stunde davon, wo ich eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Klima von Nord-Wales gefunden habe, herrscht eine große Verschiedenheit; sie ist den Tag über vielleicht ein wenig wärmer als in Nord-Wales, kennzeichnet sich aber zu allen Zeiten durch dieselbe Frische Morgens und Abends, und durch dieselbe Elasticität in der Luft. Die Bauern leben sehr kärglich, und sehen kaum je ein Stück Fleisch. Die Knechte und Mägde auf dem Landgut eines reichen Mannes erhalten zum Frühstück „soupe au lard" oder „aux légumes" (Speck- oder Gemüsesuppe). Die erstere wird dadurch bereitet, daß man zwei oder drei Schnitten fetten Specks in zwei Gallonen Wasser siedet, das durch Beifügung einiger Kartoffeln verdickt, und über Schnitten guten, zu gleichen Theilen aus Weizen und Gerste bestehenden Brodes gegossen wird. Zum Mittagessen bekommen sie Vegetabilien, Brod, höchst mittelmäßigen Käse und einiges wohlfeile Obst, entweder frisch oder gebacken. Zum Abendessen erhalten sie entweder Suppe oder in Milch gekochten Reis, den sie „des gaudes" nennen. In dem Schloß in welchem ich mich aufhielt, hatten die Leute an Sonntagen Fleisch, und waren für ihre Arbeit gut bezahlt; allein es war „une bonne maison" (ein gutes Haus), wie es deren nur wenige und weithin keines gibt. Jeder Mann bekommt täglich auch eine Flasche Wein, der aber kaum etwas besser ist als guter Cider.

Erzählungen des Scheich Abdallah Bou-Rema.

(Von Karl Zill.)

Sechste Erzählung.

In der großen Ebene, welche sich vom Oued-el-Kebir bis nach Bona erstreckt, trieben zwei Eulma-Araber, [1] M'ghbisch-Bel-Khaddem und Amar-Bou-Sabba, dasselbe Handwerk, welchem Mohammed-Bou-Rema in den Bergen und Thalebenen diesseits des Flusses oblag, und jene waren dort ebenso gefürchtet als dieser es hier war. Der einzige Unterschied zwischen ihnen war daß diese Eulma an der Spitze eines wohlbewaffneten Meàd [2] auf Raub auszogen, und die nach Bona und Constantine führenden Wege unsicher machten, während Mohammed seine Ghazzias meist allein, oder bloß in Begleitung einiger Fußgänger ausführte.

Einst hatte sich Mohammed mit seinem Bruder Ali nach Bona begeben, um dort für eine Doppelhochzeit zweier ihrer jungen Leute Kleidungsstücke und Schmucksachen für die beiden Bräute einzukaufen; jener ritt seine gute Stute, dieser aber ein mit einem bloßen Packsattel und einem doppelten Tragsack, zum Fortschaffen des Eingekauften, aufgeschirrtes Maulthier. Sie übernachteten in der Stadt und machten sich am folgenden Morgen mit Thoraufschluß auf ihren Rückweg, da sie eine ziemlich lange Tagreise vor sich hatten.

Wenn man dem Weg von Bona nach dem Fetzarasee folgt, kommt man, in geringer Entfernung von diesem letztern, an einem Baumgarten, el Dschemen-es-Sultan, [3] vorüber, neben welchem eine Gruppe von Olivenbäumen das Grab des Marabut Bou-Dscheran beschattet. Dort stieg Mohammed Bou-Rema ab, um ein gelbes Tuch, das er zu diesem Zweck gekauft hatte, als Opfergabe an den Baum der Dschemmah zu binden, [4] derweilen sein Bruder weiter ritt. Eine solche fromme Handlung versäumt selten ein guter Moslem, da ihm dieselbe nur Glück bringen kann. Er war kaum damit fertig, als er seinen Bruder dringend um Hülfe rufen hörte; schnell schwang er sich in den Sattel und eilte um die Buschecke herum, wo er diesen mit geballten Fäusten und vor Wuth schäumend am Weg stehen fand, während eine kleine Reiterschaar, mit seinem Maulthier in ihrer Mitte, querfeldein davonjagte. „Was stehst du hier in unthätigem Zorn?“ fuhr er seinen Bruder an, „es gilt hier nicht die Fäuste zu ballen, sondern den Schuften das Maulthier wieder abzujagen. Es soll nicht gesagt werden daß man Mohammed Bou-Rema auf offener Straße ausgeplündert habe, und wir müssen entweder siegen, oder hier begraben werden!“ Bei diesen Worten spornte er sein Pferd und flog den Wegelagerern nach, welche ihrerseits schnell unter sich einig wurden, ihren gutgekleideten und gutberittenen Verfolger, in welchem sie einen vermögenden Mann vermutheten, gefangen zu nehmen, um ein gutes Lösegeld von ihm zu ziehen. In einem Nu sah sich Mohammed von ihnen umzingelt, er aber stieß, rechts und links, die auf ihn Eindringenden mit seiner Flinte zurück, und schlug dazwischen auf sein Maulthier, um dasselbe scheu zu machen, damit es, während er die Reiter beschäftigte, seinen Weg allein nach Hause finden möchte.

[1] Die Eulma-Araber machen einen großen Stamm aus, dessen verschiedene Abtheilungen sich von Constantine an bis zur Küste hin zerstreut haben.

[2] El Meàd, ein Reitertrupp.

[3] Der Garten des Sultans.

[4] Man findet die um das Grab irgendeines frommen Marabut stehenden Bäume meistens über und über mit solchen Opfergaben behängt, von welchen aber leider der größte Theil nur aus kleinen Flecken und Lappen besteht, welche arme Vorübergehende, in Ermanglung von etwas besserm, von ihrer Kleidung gerissen haben.

Ueber eine solche Tollkühnheit aufs höchste erstaunt, hielt der Meàd an, und einer der Führer desselben rief Mohammed zu: „Bei Allah! du kannst niemand anders als Mohammed Bou-Rema seyn!“ und als dieser bejahend geantwortet hatte, fügte jener hinzu: „Ich bin M'ghbisch-Bel-Khaddem und hier ist mein Freund Amar-Bou-Sabba; laß uns auf dieser Stelle Freundschaft schließen, denn es verlangte mich schon längst deine Bekanntschaft zu machen, und ich danke Robbi dafür daß er dich heute auf meinen Weg geführt!“ — „Wenn es euch wirklich an der Freundschaft eines armen Kabylen gelegen ist,“ erwiederte Mohammed, „so besuchet mich auf meinem Heith, und ihr werdet sehen daß Mohammed Bou-Rema kein gemeiner Strauchdieb ist.“ Bei diesen Worten warf er den Zaum seines Maulthiers in die Hände seines inzwischen herbeigeeilten Bruders, worauf beide aufsaßen und ihres Weges dahintrabten, ohne sich auch nur einmal umzuschauen.

Einige Zeit nach dieser Begebenheit kamen M'ghbisch-Bel-Khaddem und Amar-Bou-Sabba in der That nach dem Heith, wo sie Mohammed aufs beste empfieng und bewirthete. Von diesem Augenblick an waren sie Freunde, und er machte nicht selten gemeinsame Sache mit ihnen. So half er ihnen, unter andern, einen mit Weizen beladenen Maulthierzug der Ghadscheta wegnehmen, und machte sich dadurch diese letztern zu unversöhnlichen Feinden.

Der Suq-el-Tnin, [1] der in neuerer Zeit nach Aseppa [2] verlegt worden, ward früher im Gebiet der Ghadscheta, nicht weit von der Stelle wo heute die steinerne Brücke über den Fluß führt, gehalten. Ein Markt war bei uns von jeher ein neutraler Ort, wo die verschiedenen Stämme der Gegend frei und unangefochten mit einander verkehrten, wie unfreundlich sie sonst auch gegen einander gesinnt seyn mochten; es konnte auch wohl nicht anders seyn, denn das persönliche wie das allgemeine Interesse erheischte die Beseitigung jeder andern Rücksicht, so lange wenigstens der Markt dauerte. Mohammed Bou-Rema hatte daher nie Anstand genommen die verschiedenen Märkte der Gegend zu besuchen, obgleich er daselbst so manche antreffen mußte die sich seiner nicht sehr zu loben hatten, und nie war es jemand eingefallen ihn über dieses oder jenes zu Rede zu stellen, da, wie schon gesagt, der Markt kein Ort zu dergleichen Erörterungen war.

Eines Tages als Mohammed auf dem Suq-el-Tnin unbefangen zwischen den Käufern und Verkäufern umherschlenderte, befand er sich plötzlich dem Scheich der Ghadscheta, Messaoud-Ben-Chalifa, gegenüber, welcher bei seinem Anblick mit zornglühendem Gesicht ausrief: „Verflucht sey der Leib deiner Mutter, du Hund, Sohn eines Hundes! Du sollst mir die Ghazzia, die du bei Aïn-Morkha auf meine Leute gemacht, theuer bezahlen! Auf, Männer der Ghadscheta, greifet den Hund!“ Ein großer Auflauf war die unmittelbare Folge dieser weithindröhnenden Zornworte, und schnell schaarten sich Stammgenossen zu Stammgenossen, noch ehe man wußte um was es sich eigentlich handle, so daß sich Mohammed bald von einer ziemlichen Anzahl von Ouischaoua aus allen Abtheilungen derselben umgeben sah. Messaoud-Ben-Chalifa, welcher befürchtete Mohammed möchte ihm in dem allgemeinen Wirrwarr ent-

[1] El Souq el-Tnin, der Montagsmarkt.

[2] Aseppa, das heutige Jemmapes.

kommen, spornte sein Pferd gegen ihn an, erhielt aber von dem auf das Aeußerste Gefaßten einen Pistolenschuß, welcher ihm glücklicherweise nur durch die Kleider fuhr, und während man beschäftigt war den rauchenden Pfropf von Zwergpalmenfasern aus seinem Haik zu schütteln, begünstigten die Ouischaoua die Flucht ihres Stammverwandten, welcher verschwunden war, noch ehe die Reiter des Scheich sich um ihren Gebieter sammeln konnten.

In dem Jahr wo der Bey von Constantine, Zeig-Aïno, mit einem Kriegsheer vor Tunis gezogen war (1766?), und nur eine verhältnißmäßig geringe Besatzung unter dem Befehl seines Khalifa [1] zu Constantine zurückgelassen hatte, benutzten mehrere Stämme diese Gelegenheit um den Aschur und den Hokor [2] zu verweigern, und diese Auflehnung gegen die Oberherrschaft des Bey dauerte fort bis zur Ermordung dieses letztern, welche einige Jahre nachher erfolgte. Nun aber wurde Salah-Bey, welchem man den Zunamen „Sahheb al Hak ou el Afia“ [3] beigelegt hatte, zum Pascha von Constantine ernannt, und ehe ein Jahr vergieng, zog dieser Freund des Friedens an der Spitze seiner Spahis und seiner Turkos im Lande umher, um die widerspänstigen Stämme zum Gehorsam zurückzuführen. Auf diese Weise kam er nach Bona, um von dort den abgefallenen Stammabtheilungen des P'heïra einen Besuch zu machen, und als er sich zu Aïn-Mokrha gelagert hatte, begaben sich die erst noch so patzigen, jetzt aber gewaltig eingeschüchterten Sanhadja, Dschendel, Ouled-er-Rei, Eulma und Oulhassa mit Geschenken nach seinem Lager, um ihn um den Aman [4] zu bitten. Die Ouischaoua der Guerbes, des Fendek und von Filfila, welche unter den Scheichs Ali-Ben-Amira und Amar-Ben-Aïesch standen, folgten dem Beispiel der Araber im P'heïra; nur diejenigen vom Mel-Aruk, vom Temd-Saffaf, vom Dschemen el Dib, von R'mada und Aïn-Neschma, welche noch nie einen eigenen Scheich gehabt, indem sie bald zu dieser, bald zu jener Abtheilung zu zählen vorgaben, eigentlich aber zu keiner gehörten, hatten sich mit ihren Heerden auf den Bou-Kjalba geflüchtet, wo sie sich mit Mohammed-Bou-Rema beriethen, was in diesen kritischen Umständen zu thun sey. Dieser fand daß ihnen bei der gegenwärtigen Lage der Dinge nichts anderes zu thun übrig bliebe, als einstweilen dem Beispiel ihrer Stammverwandten zu folgen; der Wind wehe nun einmal nach dieser Seite hin, und man könne später, je nachdem sich die Sachen gestalteten, immer noch thun was man für das Ersprießlichste erachte. Die Berathenden sahen wohl ein daß es besser gethan sey sich der Nothwendigkeit zu fügen, als sich, von allen übrigen Abtheilungen ihres Stammes abgeschlossen, unstät und flüchtig im Gebirg herumzutreiben; hierüber waren sie bald einig, die Hauptschwierigkeit bot aber jetzt das dem Bey zu machende Geschenk dar, das nicht wohl in weniger als 50 Stück Rindvieh bestehen konnte. Die guten Leute, von welchen die meisten größtentheils vom Nehmen lebten, waren das Geben nicht gewohnt, und jeder Vorschlag der auf letzteres Bezug hatte, wurde daher als unpraktisch abgewiesen. Damit kamen sie aber um keinen Schritt weiter, und sie waren eben im Begriff auseinanderzugehen, als ihnen Mohammed zu bleiben befahl und sie folgendermaßen anredete:

„Ihr seyd wahrlich treffliche Rathsglieder und würdig euern Platz in einer Dschemmah einzunehmen! Ihr wißt wohl was ihr nicht wollt, aber nicht was ihr wollt, und ich kann euch deßwegen, hinsichtlich eueres Verstandes und euerer Einsicht wenig höher achten als das liebe Hornvieh das euch so sehr ans Herz gewachsen ist. Höret mich an! Ihr sehet daß ihr unfähig seyd weder euch selbst zu regieren, noch euch selbst zu schützen. Ich will euer Scheich seyn, und ihr werdet wohl dabei fahren. Eure Kühe möget ihr behalten und das Geschenk für den Aman soll meine Sache seyn, nur sollt ihr mir bei Sidi-Jusuf schwören, mir in allem pünktlich zu gehorchen was ich euch befehlen werde, und ihr werdet sehen daß mir Sala-Bey selbst den Burnuß eines Scheich geben wird.“

„Sey du unser Scheich!“ riefen alle einstimmig aus, „denn niemand außer dir vermag uns zum Besten zu rathen. Strafe uns Sidi-Jusuf, wenn wir dir nicht den strengsten Gehorsam leisten! Ueber das Haupt Mohammed Bou-Rema's!“ Und das Pulver sprach [1] daß die Berge davon wiederhallten.

Nachdem sich der Tumult etwas gelegt hatte, fuhr Mohammed weiter fort:

„Wir haben keine Zeit zu verlieren, und was ich euch zu verordnen habe, muß schnell ausgeführt werden. Ich habe gehört daß die untern Ouled-Mnia, aus Furcht vor der Ghazzia des Bey, ihre Heerden in das hinter dem Dscheman-el-Usfan [2] liegende Waldthal getrieben, und sie daselbst unter der Obhut ihrer Hirten gelassen haben. Wir müssen noch in dieser Nacht hinüber, um mit Tagesanbruch eine vollständige Ghazzia machen zu können. Durch den Niederwald von Sidi-Nassar können wir ungesehen an Ort und Stelle gelangen, und dann — Besmillah!“

Jetzt erst verstanden die Ouischaoua ganz, was sie so eben nur dunkel geahnt hatten; sie brachen nochmals in ein lautes Freudengeschrei aus und giengen dann auseinander um ihre Vorkehrungen zu der bevorstehenden Expedition zu treffen.

Wie du weißt, hat jeder Viehbesitzer seinen eigenen, an den untern Theil seines Gurbie stoßenden Hausch, in welchem sein Vieh übernachtet; wenn aber in Kriegszeiten eine Stammabtheilung ihr Rindvieh in abgelegenen Waldgegenden zu verbergen sucht, so hat man natürlich keine Zeit Pferche für dasselbe zu errichten, und es wird dann jeden Abend in eine einzige große Heerde zusammengetrieben, die unter der Obhut ihrer Hirten die Nacht im Freien zubringt. Die Ouled-Mnia hatten, bei der ersten Nachricht von dem Auszug des Bey, ihre besten Kühe und Ochsen, wie sie glaubten, in Sicherheit gebracht, und nur wenige magere Stücke Rindvieh, nebst ihren Ziegen und Schafen, in ihren Gribas behalten; sie hatten aber ohne Mohammed Bou-Rema gerechnet, denn während sie daheim ihre ganze Aufmerksamkeit nach den Begebenheiten im P'heïra gerichtet hatten, überrumpelte dieser mit seinen Ouischaoua ihre Hirten im entlegenen Waldthal, und trieb ihnen nahe an dreihundert Kühe weg, welche er unangefochten über den Oued-Fendek und den Oued-Okhrab nach dem Asib [3] der Ouischaoua auf dem Bou-Kjalba brachte.

---

[1] El Khalifa, der Lieutenant, Statthalter.

[2] El Achour, der Zehente; el Hokor, der Pachtzins — die an das Beylik zu entrichtenden Abgaben.

[3] Sahheb el hak ou el Afia, Freund des Rechtes und des Friedens.

[4] El Aman, der Gnadenbrief, Pardon.

[1] „Das Pulver spricht“ ist eine gewöhnliche Redensart bei den Arabern für schießen.

[2] El djennan el Usfan, der Garten der Neger.

[3] El Asib, ein von der Griba entfernter Lagerplatz, wo sich die Kabylen so lange mit ihrem Vieh aufhalten, bis das Getreide reif ist. Siehe Ausland. Jahrg. 1852 p. 262.

Am folgenden Morgen machte sich Mohammed Bou-Rema mit seinen Ouischaoua welche die gestern erbeutete Rinderheerde vor sich hintrieben, mit Tagesanbruch auf, und sie gelangten gegen Mittag zu Aïn-Morkha an, wo sie aber den Bey, der mit einem kleinen Detaschement einen Ausflug über el Merdsch-el Hallua [1] nach der Zaouia von Sidi Abd-es-Selam gemacht hatte, nicht antrafen. Ihre Heerde wurde indessen von einem Beamten in Empfang genommen und den Serth übergeben welche das schon früher eingebrachte Vieh am nordwestlichen Ufer des Fetzara hüteten. Salah-Bey kam erst mit Sonnenuntergang nach seinem Lager zurück, und als er die Ankunft der Ouischaoua vernommen hatte, wurde Mohammed Bou-Rema, als das Haupt derselben unverzüglich vorgelassen. Dieser nahete sich dem Herrn des Beyliks von Constantine mit demüthiger Geberde, und nachdem er sich vor demselben niedergeworfen und ihm den Staub von seinen Stiefeln geküßt hatte, sprach er zu ihm:

„Es ist kein anderer Gott als Gott, und Mohammed ist der Prophet Gottes! Du bist unser Vater, und wir sind deine Kinder, [2] und wir hoffen alles von deiner Gnade und deiner Gerechtigkeit. Die armen Ouischaoua des Scherga, [3] die bis hieher wie eine Heerde ohne Hirt gelebt, ergreifen mit Freuden die Gelegenheit deiner Ankunft im B'helra, um ihr Schicksal in deine Hand zu legen. Zu diesem Zweck haben sie mich zu ihrem Scheich erwählt, und wollen dich nun um die Bestätigung ihrer Wahl ersuchen. Nur der Burnuß, aus deiner Hand empfangen, kann mir das Ansehen geben dessen ich bedarf, um die Farka nach deinem Sinn und deinem Willen zu verwalten. Mögest du das geringe Geschenk, welches die armen Ouischaoua nicht ohne Mühe zusammengebracht, in Gnaden annehmen!“

Nachdem ihn der Bey, ohne ihn zu unterbrechen, angehört und dann verschiedene Fragen über die Lebensweise, die Einrichtungen und die Zahl der waffentragenden Männer der Ouischaoua an ihn gethan hatte, beschied er ihn auf den künftigen Aid-el-Kebir nach Constantine, um zugleich mit den übrigen Scheichs des B'helra seinen amtlichen Burnuß in Empfang zu nehmen.

Von diesem Tage an war Mohammed Bou-Rema Scheich des Beylik über die Ouischaoua des Scherga, und erhob den Aschur und den Hokor mit großer Pünktlichkeit. Als aber später die im Sahel ansässigen Beni-M'henna von neuem die Abgaben verweigerten, folgten die Ouischaoua ihrem Beispiel und kehrten zu ihrer frühern Unabhängigkeit zurück, in welcher sie während einer langen Reihe von Jahren von niemand gestört wurden.

[1] El Merdsch el halua, die süße Wiese, ein Wiesenthal am Fuß des Edough.

[2] Gewöhnliche Eingangsformel der Einheimischen, wenn sie einen Vorgesetzten anreden.

[3] El Scherga, der Osten.

Ueber die geographische Verbreitung des Elephanten und seinen Gebrauch zum Kriegsdienste bei den Völkern des Alterthums.

Es ist den Zoologen bekannt daß Linné nur eine einzige Elephantenart unterschied, welche er Elephas maximus nannte, später aber bewies G. Cuvier, daß von dieser Thiergattung in der heutigen Schöpfung zwei Arten existiren, die sich außer mehrern andern Kennzeichen besonders durch die Gestalt und den Bau ihrer Zähne, namentlich der Backenzähne, wesentlich von einander unterscheiden.

Die eine dieser Arten bildet der indische, die andere der afrikanische Elephant. Bei beiden sind die Backenzähne aus vielen hintereinander liegenden Lamellen zusammengesetzt, welche inwendig aus gewöhnlicher Zahnsubstanz bestehen, außen aber bis gegen die Wurzel herab mit Schmelz umgeben und durch einen Cement vorn und hinten mit den zwei zunächst befindlichen verkittet sind, welche auch alle ihre besondern, nur zuweilen mit denen der Nachbarn verwachsenen Wurzeln haben. Die Lamellen ragen nun stets über die Kauflächen der Backenzähne hervor, und bilden beim afrikanischen Elephanten eine quer rhombische Gestalt, während sie beim indischen wellenartig, parallel gestellt und dichter aneinander gedrängt erscheinen.

Von Backenzähnen besitzen die Elephanten in jedem Kiefer nur zwei, Eckzähne sind nicht vorhanden, und die Stoßzähne, eine furchtbare Waffe für diese Thiere, sind als Schneidezähne anzusehen, sie finden sich nur in dem Oberkiefer; ein jeder derselben enthält nur einen dieser Zähne.

Der Elephant gehört jedenfalls mit zu den merkwürdigsten Thieren der ganzen Schöpfung; in Folge seiner riesigen Gestalt, seiner Stärke, seiner Gelehrigkeit, die an das Vernunftähnliche gränzt, kann man ihn als den König unter den Thieren betrachten, und deßhalb wurde er auch in der südwestlichen asiatischen Welt in sehr früher Zeit, aus welcher weder mündliche noch schriftliche Ueberlieferungen auf uns gekommen sind, gezähmt, und erscheint hier als Haus- und Lebensgenosse der Götter und Menschen, als der willige Diener der Fürsten und Könige, als furchtbarer, unwiderstehlicher Kämpfer in der heißen Schlacht, sodann aber auch in den Zeiten des Friedens als geduldiges, lenksames, schon der Stimme eines Knaben gehorchendes Thier. Auf diese Weise ist er Jahrtausende hindurch in der Geschichte des Orients mit dem Leben der dortigen Volksstämme, sowohl im Krieg als im Frieden, aufs innigste und zwar bis auf den heutigen Tag verknüpft. Die Zeit näher zu ermitteln in welcher die cultivirten und hervorragenden Völker des Alterthums zuerst mit dem Elephanten bekannt wurden, hat etwas äußerst anziehendes an sich.

Wenden wir in dieser Beziehung zuerst unsere Blicke zu einem der ältesten der Völker, zu den Aegyptiern, so ist eine sehr auffallende Erscheinung daß an den dortigen Baudenkmälern sich nicht die geringste Spur von einer Bekanntschaft mit dem Elephanten wahrnehmen läßt. Und dennoch waren in einem benachbarten Land, dem obern Aethiopien, eben so wie jetzt, so auch in den frühesten Zeiten diese Thiere eine keineswegs seltene Erscheinung. Bedenkt man weiter daß die ägyptischen Priester den aufgeklärtesten Theil der ganzen Nation bildeten, daß sie aufmerksam waren auf alle Erzeugnisse der Natur, mochten sie nun dem Menschen schädlich oder nützlich seyn, so fällt dieser seltsame Umstand um so mehr auf. Wäre damals der Elephant in

Aegypten schon bekannt gewesen oder gar einer Zähmung unterworfen worden, wie nützlich würde dem Volke dieses riesige und so ungemein starke Thier zum Lasttragen oder zum Fortschaffen schwerer Gesteinsmassen bei den großartigen Bauten, die beinahe einen steten Fortgang hatten, geworden seyn! Sicher hätte man alsdann nicht unterlassen die auffallende Gestalt dieses Thieres in Stein nachzubilden oder als Zierat an den Palästen und Tempeln anzubringen, wie dieß so häufig in Indien geschehen ist.

Weit früher als der Elephant selbst ist bei denjenigen Völkern, welche in der alten Geschichte zuerst als gesittete und civilisirte auftreten, die von den getödteten Thieren entnommene Beute, das kostbare Elfenbein, bekannt geworden, welches bei den Griechen anfänglich fast in demselben Preis wie das Gold stand. Sie gaben ihm den Namen ἐλεφας, und verfertigten daraus die kostbarsten Kunstgegenstände. Schon in den Homerischen Dichtungen finden sich Spuren von einer derartigen Verwendung des Elfenbeins; neuere Schriftsteller sind sogar geneigt den Namen der Stadt Elephantine, welche von jonischen Griechen auf einer Insel im Nil, Syene gegenüber, angelegt war, von diesem so sehr gesuchten und geschätzten Handelsartikel abzuleiten, indem sie meinen daß man unter diesem Ort nicht die Stadt der Elephanten, sondern die Stadt des Elfenbeins zu verstehen habe, weil aller Wahrscheinlichkeit nach die Bewohner des obern Aethiopiens bis an diese südliche Gränze Aegyptens kamen, um hier die von ihnen erbeuteten Elephantenzähne gegen andere Waaren zu vertauschen.

Auf welchen Wegen und durch welches Volkes Vermittlung das Elfenbein in so früher Zeit nach Griechenland gelangte, scheint leicht ermittelt werden zu können. Die Phönizier dürften es gewesen seyn, welche das Elfenbein, das sie bei ihren kühnen und weit ausgedehnten Schifffahrten aus Afrika und aus Indien holten, in Kleinasien und in Griechenland wieder verhandelten und absetzten. Den größten Theil des Elfenbeins mögen sie jedoch wohl in Afrika gekauft haben, denn daß sie den Landweg nach Indien, welcher durch Persien gieng, schon gekannt hätten, ist unwahrscheinlich, und wir werden späterhin sehen, daß auch die Perser zur Zeit der Regierung des Darius Hystaspis mit dem eigentlichen Indien noch völlig unbekannt waren. Was nun den Elephanten selbst anbelangt, so ist unter den griechischen Schriftstellern Herodot der erste welcher unter dem Worte ἐλεφας den Elephanten versteht, aber es ist weiter nichts als eine bloße Erwähnung und keine Beschreibung des Thieres. So große Reisen Herodot auch gemacht hatte — besonders für die damalige Zeit — so ist es doch sehr wahrscheinlich daß er einen lebenden Elephanten niemals gesehen.

Auch zu der Zeit als die Perser Griechenland mit ihren Heeresmassen überschwemmten, waren den erstern die Elephanten noch keineswegs bekannt. Nachdem Xerxes seine Armee nach Griechenland übergesetzt hatte, hielt er bald darauf Musterung über sie; diese hat Herodot beschrieben, aber es findet sich nirgends erwähnt daß auch Elephanten sich im persischen Heere befunden hätten. Nur von einer seltsamen Art von Reiterei ist die Rede, von der nämlich daß die Araber auf ihren Kamelen erschienen seyen. Hätte Xerxes damals schon Kriegs-Elephanten besessen, so würde er gewiß nicht ermangelt haben sie bei einem Feldzuge zu verwenden, an dessen glücklichem Erfolg ihm so außerordentlich viel gelegen war. Auch Aeschylus, ein Zeitgenosse von Xerxes und Augenzeuge der damaligen Kriegsereignisse, schweigt ebenfalls von Elephanten im Heere dieses Königs.

Der erste Grieche der eine etwas ausführlichere Beschreibung des Elephanten aus eigener Anschauung uns überliefert hat, ist Ktesias; aber seine Angaben und Schilderungen sind im höchsten Grad unzuverlässig und schon von Aristoteles berichtigt und widerlegt.

Den ersten Elephanten, deren in der Geschichte eine keinem Zweifel unterliegende Erwähnung geschieht, begegnen wir auf dem ewig denkwürdigen Feldzug Alexanders nach der bis dahin so gut wie unbekannten indischen Wunderwelt. Obgleich Darius Codomannus schon an den Pforten seines Reichs bei Issus mit dem Macedonier zusammengestoßen war, so hatte er doch seine Kriegs-Elephanten für eine spätere Zeit bewahrt, und erst in der entscheidenden Schlacht bei Arbela treffen wir fünfzehn dieser edeln Thiere kampfgerüstet an, welche als eine zuverlässige Leibwache neben Persiens edelsten Rittern dicht vor dem Kriegswagen des Königs in Schlachtordnung aufgestellt waren. So gering die Anzahl dieser Thiere auch erscheint, so sind sie doch in der darauf folgenden Zeit — man darf wohl sagen — berühmt geworden, denn sie haben eine förmliche Geschichte gehabt. Sie erscheinen nämlich hier zuerst als Mitstreiter des Menschen, als eine neue Art von Waffe, die bei gehöriger Handhabung die glänzendsten Resultate in ihrem Gefolge gehabt und mehr denn eine Schlacht entschieden hat. Die Folge davon war daß, nachdem die Elephanten in der Schlacht sich bewährt hatten, ihre Anwendung zum Kriegsdienst sich bald darauf, und zwar in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit, über die ganze abendländische Welt vom Indus bis an die Pyrenäen verbreitete.

Ein anderer denkwürdiger Umstand bei diesen in der Schlacht bei Arbela zu Kriegsgefangenen gemachten Elephanten ist es daß Alexander wahrscheinlich einige derselben auswählte und sie nach Athen zu seinem Lehrer Aristoteles sandte, um an ihnen seine Untersuchungen anzustellen, die glücklicherweise sich für uns theilweise erhalten haben. In denselben ist der körperliche Bau des Elephanten, sein Charakter, seine Fähigkeiten u. dgl. so meisterhaft beschrieben, daß für spätere Forscher eine nur geringe Nachlese übrig geblieben ist. Auch den innern Bau des Thieres untersuchte er, und fertigte darüber Zeichnungen an; diese aber sind leider verloren gegangen. Wären sie bis auf uns gekommen, so würde der Ruhm, welchen Cuvier in unserer Zeit durch die Zergliederung des Elephanten in so reichem Maße geerntet hat, wahrscheinlich nicht wenig beeinträchtigt worden seyn.

Bei seinem weitern Vordringen nach dem Indus hin stieß Alexander in dem heutigen Kabul und einem Theil von Afghanistan auf tapfere, unabhängige und mit den benachbarten Königen in Verbindung stehende indische Fürsten, die zum Theil mehr Kriegs-Elephanten besaßen als der Perserkönig selbst. Nachdem auch hier die griechischen Waffen sich Eingang und Verbündete verschafft hatten, wurde durch letztere dem glücklichen Sieger eine stets sich mehrende Zahl von Kriegs-Elephanten zugeführt, bis er sich anschickte über den Indus zu setzen, woran ihn aber König Porus zu verhindern suchte, dessen Gebiet am linken Ufer des Hydaspes lag, und das heutige Lahore umfaßt haben mag. Porus besaß eine beträchtliche Anzahl Elephanten, welche er als Vorposten am jenseitigen Ufer des Hydaspes aufgestellt hatte; Alexander brachte die seinigen nicht ins Gefecht, wahrscheinlich weil die Macedonier sie noch nicht zu behandeln verstanden, er wagte es sogar nicht seine Reiterei einzuschiffen, aus Furcht die Pferde möchten durch den Anblick und das Gebrüll der feindlichen Elephanten scheu gemacht werden, und von den Flößen in das Wasser springen. Indeß das Glück begünstigte ihn auch hier. In beträchtlicher Entfernung vom

Lager des Porus setzte er bei nächtlicher Weile unter heftigem Regen und starkem Gewitter über den Fluß, und gewann hier die denkwürdige Schlacht, die ihn zu dem glorreichsten Sieg führte den er je erfochten hat. Von jetzt an war an einen nachhaltigen Widerstand des Feindes nicht mehr zu denken; unaufhaltsam drang Alexander bis an den untern Indus vor, hier aber sah er sich bekanntlich durch das Murren seines Heeres genöthigt von seinen weitern Eroberungsplanen abzustehen. Die Macedonier hatten nämlich erfahren daß es die Absicht ihres Königs sey bis an den Ganges vorzudringen, wo der Gebieter über die Gandariten und Prasier herrsche, der außer einer sehr beträchtlichen Heeresmacht auch noch 4—6000 Kriegs-Elephanten besitze. Besonders die letztern waren es welche den Griechen eine so große Furcht einflößten und ihnen das weitere Vordringen verleideten.

Als Alexander sich zur Umkehr genöthigt sah, mochte die Zahl seiner Elephanten nahe an 300 betragen, er gab sich alle mögliche Mühe sie glücklich nach seiner Metropole zu bringen, und vertraute sie der Leitung eines seiner erfahrensten Feldherren, des Kraterus, an, welcher am rechten Ufer des Indus hinaufgieng und in Caramanien wieder zu dem König stieß. Ohne Zweifel verherrlichten diese Elephanten den verhängnißvollen Einzug des jugendlichen Welteroberers in Babylon, und mögen theilweise auch wohl bald darauf bei seinem Leichenconduct eine Rolle gespielt haben.

Von dieser Zeit an sind die Elephanten beinahe drei Jahrhunderte hindurch fortwährend in den endlosen Kriegen als mächtige Mitkämpfer gebraucht worden, bis die Römer zuletzt allein siegreich auftraten und als Sieger auf dem Kampfplatz sich auch behaupteten. Anfänglich waren es die Feldherren Alexanders welche in den eroberten Provinzen sich unabhängig zu machen suchten, eigene Reiche gründeten, und sich in ihren Kriegen der Elephanten bedienten. Ebenso sahen wir Elephanten in den Kriegen welche in späterer Zeit in Macedonien, in Epirus, dann von den Carthagern, den westafrikanischen Königen und zuletzt von den Römern geführt wurden. Als die Griechen unter Alexander zum erstenmal der Elephanten in der Schlacht ansichtig wurden, war die Wirkung welche sie auf die Einbildungskraft dieser tapfern Männer, unter denen so mancher Held sich fand, eine unermeßliche; zwar wurde sie in der spätern Zeit durch die Gewohnheit etwas abgestumpft, aber ganz verloren gieng sie nie, und wir haben ebenso gesehen daß die Furcht der Macedonier vor den 6000 Kriegs-Elephanten des Königs der Prasier hauptsächlich es war wodurch Alexander zur Rückkehr bestimmt wurde.

Die indischen Streiter bemühten sich den Eindruck der imposanten Größe des Elephanten noch durch eine prächtige kriegerische Rüstung zu erhöhen; auch pflegten sie dieses Thier unter einer rauschenden und zugleich rhythmischen Musik von Cymbeln, Pauken und Trompeten dem Feind entgegenzuführen. Auf ihrem Rücken trugen sie kleine Thürme oder vielmehr eine Art Brustwehr, bemannt mit einem Führer des Thieres, dem sogenannten Inder, und drei Bogenschützen, um dem andringenden Feind von allen Seiten abzuwehren. Bei dem Vermögen des Elephanten 3—4000 Pfund zu tragen, steigerte man bisweilen die Zahl der Bewaffneten auf dem Rücken des Thieres, aber in den meisten Fällen geschah dieß wohl mehr zur Schau, denn es begreift sich leicht daß durch eine solche Last der Elephant in seinen raschen Bewegungen sehr gehindert werden mußte.

Die Verwendung der Elephanten zum Schlachtenkampf hatte jedoch auch ihre Schattenseite, jedenfalls waren sie eine zweideutige Waffe, welche selbst demjenigen der sich ihrer zu seinem Vortheil bedienen wollte öfters großes Unheil bereitet hat. Waren die Elephanten etwa verwundet oder ihrer Führer beraubt, so wendeten sie sich gegen die eigenen, hinter ihnen stehenden Schaaren, und richteten in den Reihen derselben schreckliche Verwüstung an. Um dieser zuvorzukommen, ersann jedoch Hasdrubal, Hannibals Bruder, ein — wenn gleich verzweifeltes — Mittel; er versah nämlich einen jeden Führer mit einem scharfen Meißel und einem Hammer, und wenn der Elephant in der Schlacht so wild geworden war, daß er sich durchaus nicht mehr lenken ließ, so trennte mit einem einzigen kräftigen Schlag der Führer den Atlas vom Hinterhaupt, und das wuthentbrannte Thier sank leblos zu Boden.

Die von Alexander aus Indien mitgebrachten Elephanten wurden zwar nach seinem Tod als Kroneigenthum betrachtet, indeß zerfiel bald darauf die unermeßliche Monarchie in mehrere einzelne Reiche, und so gelangten auch die Elephanten in verschiedene Hände. In den darauf folgenden Kriegen erscheinen sie wieder auf dem Kampfplatz, und werden auf demselben sieben Jahre hindurch angetroffen. Mit Ausnahme der Seleuciden konnten die übrigen Könige, welche Elephanten aus der Erbschaft Alexanders an sich gebracht hatten, keinen neuen Zuzug aus Indien erhalten, deßhalb wurden ihrer immer weniger, und zuletzt giengen sie gänzlich aus. Jetzt erst fieng man an afrikanische Elephanten zum Krieg zu benutzen, was ungeachtet ihrer größern Wildheit endlich auch gelang; doch bevor wir uns hierüber näher auslassen, wollen wir noch einige Worte über das Schicksal mehrerer Elephanten beifügen welche aus Alexanders Hinterlassenschaft abstammten. Die letzten derselben scheint Demetrius besessen zu haben, sie waren nach dem Tod seines Vaters Antigonus auf ihn übergegangen. Zwanzig dieser Thiere verlor Demetrius an den König Pyrrhus, als er von Macedonien vertrieben ward. Mit diesen setzte Pyrrhus späterhin nach Italien über, als er mit Rom in Krieg gerieth, und welchen Schrecken er mit diesen wenigen Thieren unter dem römischen Heere verbreitete, als er mit ihm zusammentraf, ist allgemein bekannt. Der Schrecken hatte eine völlige Niederlage der Römer zur Folge. Dieß sind die einzigen indischen Elephanten welche jemals bei einem Feldzug auf der hesperischen Halbinsel gebraucht worden sind, und es läßt sich nachweisen daß sie entweder noch von denen waren welche Alexander mitgebracht, oder die Eudamus dem König Porus abgenommen hatte. Es ist allerdings hier eine wunderbare Fügung des Schicksals nicht zu verkennen, wenn man bedenkt daß in einem fremden Welttheile, in früher gänzlich unbekannten Ländern geborene Thiere nach so vielen Gefahren zu Wasser und zu Lande, nach so manchem blutigen Kriege, so vielfältigem Wechsel ihrer Herren und Gebieter, fast ein halbes Jahrhundert nach Alexanders indischem Feldzug in einem für sie neuen Welttheil und unter ihnen völlig fremden Menschen zuletzt gegen ein Volk streiten mußten, das von dem Land ihrer Heimath noch nicht einmal den Namen kannte, und diese so vielfach geprüften Thiere in seiner Einfalt „Lucanische Ochsen“ nannte.

Wir haben vorhin bemerkt daß die Elephanten welche Pyrrhus nach Italien führte, die einzigen waren welche aus Indien abstammten; traten in der folgenden Zeit Kriegs-Elephanten in Italien auf so war deren Vaterland Afrika, nicht aber Asien. Mit ihrer Zähmung sowie mit ihrer Verwendung zum Kriegsdienste verhielt es sich folgendermaßen: in Aegypten herrschten um jene Zeit die Ptolemäer, im angränzenden Syrien die Seleuciden. Beide Staaten waren Nebenbuhler, und keiner suchte dem andern in Betreff der Bewaffnung nachzustehen; in Aegypten aber konnte man sich Elephanten aus Indien nicht verschaffen, und deßhalb kam man auf die Idee äthiopische zu zähmen

und sich ihrer beim Kriege zu bedienen. Da aber die Ptolemäer nicht Meister des Landes waren wo die Elephanten sich aufhielten, so mußten sie erst besondere Expeditionen ausrüsten um sich daselbst festzusetzen, Streifzüge in das Innere vorzunehmen, die Elephanten einzufangen und alsdann abzurichten. Zu einem solchen Zwecke ließ Ptolemäus Philadelphus ein besonderes Geschwader unter dem Befehle des Eumedes ausrüsten, solches längs der Westküste des arabischen Meerbusens hinabsegeln, und an einer geeigneten Stelle, welche später den Namen Ptolemais erhielt, landen. Noch weiter südlich, nahe bei der Mündung des Meerbusens, neben dem Hafen Saba, wurde eine zweite Niederlassung für die Elephantenjagd gegründet. Von hier aus mußte man noch ziemlich weit landeinwärts bis an die dortigen großen Flüsse, den Lieblingsaufenthalt der Elephanten, vordringen; nachdem man sie, nicht ohne große Mühen, Beschwerden und Kosten eingefangen, schickte man sie, wahrscheinlich zu Schiffe, nach Nieder-Aegypten. Hier angekommen machte man aber gar bald die unangenehme Bemerkung daß alle diese Expeditionen gewissermaßen vergeblich gewesen seyen, indem sich bald herausstellte daß die äthiopischen Elephanten den indischen nicht gewachsen waren und im Kampfe mit ihnen nicht Stand hielten. Diese letztern waren nämlich nicht nur durch ihre Stärke den äthiopischen überlegen, sondern diese ließen es meist aus angeborener Antipathie gar nicht zur Probe kommen; man sagt, sie hätten die Stimme und den Geruch der indischen Elephanten nicht ertragen können, was gar nicht unwahrscheinlich ist.

Daß auch die Carthager ei ihren Kriegen, namentlich in denen mit den Römern, sich der Elephanten bedienten, ist bekannt; solche stammten aber weder aus Indien noch aus Aethiopien, sondern aus Mauritanien und waren in den um das Atlasgebirge herum gelegenen Ländern einheimisch. Hier ließen sie dieselben, freilich mit sehr bedeutenden Kosten, indem sie eine ansehnliche Heeresmacht auf die Elephantenjagd ausschicken mußten, einfangen und nach Carthago bringen. Nach Strabons Zeugniß waren auf dem Isthmus der Halbinsel, auf welchem die Stadt erbaut war, die Ställe für die Elephanten errichtet; neben ihnen befand sich ein geräumiger Platz, auf welchem sie zum Kriegsdienste abgerichtet wurden. Wahrscheinlich waren die Carthager hierzu durch das Beispiel ihrer Gränznachbarn, der Ptolemäer, veranlaßt worden, auch mochten sie wohl Kunde davon erhalten haben daß Pyrrhus während seines Krieges mit den Römern auf Sicilien den Sieg über die letztern fast einzig und allein seinen Elephanten zu verdanken hatte.

In den frühern Kriegen der Carthager geschieht öfters der Streitwagen Erwähnung deren sie sich im Kampfe bedient hätten; späterhin ist aber nicht mehr die Rede davon, und es ist sehr wahrscheinlich daß die Elephanten an deren Stelle getreten sind. Etwa 25 Jahre nach dem ersten Siege des Pyrrhus über die Römer machten die Carthager zum erstenmale mit glänzendem Erfolg Gebrauch von dieser neuen Waffe, und zwar in derjenigen Schlacht in welcher Regulus gefangen ward. Die nach richtigen Grundsätzen von ihrem Feldherrn Xanthippus aufgestellten Elephanten durchbrachen die Reihen des römischen Fußvolkes, traten letzteres in den Boden und richteten eine furchtbare Verwüstung an. So muthlos wurden die römischen Soldaten hierdurch gemacht, daß sie zwei Jahre lang nicht wagten sich mit Hasdrubal und seinen 140 Elephanten in offenem Felde zu messen, bis es L. Cäcilius Metellus gelang seine Soldaten nach und nach an den Anblick dieser gefürchteten Thiere zu gewöhnen, zuletzt sogar einen Sieg über die Carthager zu erringen und ihnen einen Theil ihrer Elephanten abzunehmen. Diese ließ der römische Feldherr auf besonders dazu gebauten Flößen nach Italien transportiren und nach Rom bringen. Es war dieß das erstemal daß in dieser Stadt Elephanten gesehen wurden. Ungeachtet dieses Verlustes ließen sich die Carthager nicht abhalten in ihren spätern Kriegen sich der Elephanten zu bedienen. Sie leisteten ihnen treffliche Dienste während der punischen Kriege in Spanien, in Sicilien und selbst in Afrika, weil es die Carthager überall mit Gegnern zu thun hatten welche mit dieser Waffengattung nicht versehen waren. Wahrscheinlich haben auch die Könige von Numidien und Mauritanien den Gebrauch der Elephanten zum Kriege den Carthagern abgelernt, denn Jugurtha besaß welche und zuletzt auch Juba gegen Julius Cäsar, hier aber scheint die Kriegsgeschichte der afrikanischen Elephanten ihr Ende erreicht zu haben. So geeignet nun auch die mauritanischen Elephanten zum Kriegsdienste sich erwiesen, so gieng es ihnen doch ebenso wie den äthiopischen, wenn sie gegen indische streiten sollten, denn gegen diese ließen sie sich ebenfalls nicht gebrauchen. Appian erzählt uns ein Beispiel hiervon. In der Schlacht gegen Antiochus den Großen stellte der römische Feldherr Domitius seine mauritanischen Elephanten in dem Hintertreffen auf, und brachte sie nicht in das Gefecht, weil er überzeugt war daß, wenn er sie gegen die indischen des Antiochus hätte ankämpfen lassen, dieß ihm eher Nachtheil als Vortheil gebracht haben würde.

(Schluß folgt.)

Ein Ausflug nach Gallipoli.

(Fortsetzung.)

Im Hause meines Bekannten erfuhr ich noch mehrere interessante Umstände über einen Gebrauch welcher viel Analogie mit dem Ausstoßen des jüdischen Sündenbockes in die Wüste hat. An einem gewissen Tage nimmt jeder nur halbwegs gläubige Grieche irgend ein Thier, zumeist wohl Geflügel, ins Freie und läßt es dort fliegen oder laufen. Dieß sind die Unglücksthiere welche, so aus dem Hause entfernt, alles Unglück desselben mit sich nehmen; wehe dem der ein so freigelassenes Thier sich aneignen wollte! Ihn würde alles Unheil treffen welches dem andern Hause drohte und durch das Absenden des Unglücksvogels daraus beseitigt worden war. Die in Gallipoli und dessen Umgegend ansässigen Europäer lassen sich freilich durch kein Vorurtheil verhindern, an diesem Tage ihre Hühnerhöfe und Schafställe anzufüllen.

Ein anderer wunderlicher Aberglaube haftet am 11 September, an diesem Tage darf keine Schwangere noch ihr Mann irgend eine ernstliche Beschäftigung vornehmen, weil sonst das zu erwartende Kind die Spuren der verrichteten Arbeit an sich tragen würde. Verkaufte z. B. der Mann Melonen, so würde das Kind ein Mal in Gestalt dieser

Frucht bekommen, oder wenn die Frau Tücher schwarz färbte, würde sie ein schwarzes Kind zur Welt bringen.

Der Tag vorher, der 10 September, ist der Jahrestag der Entstehung des Fiebers, indem vor 18 und ein halb Jahrhunderten auf einem Ball die schöne Herodias das Herz ihres Gastgebers so bezauberte, daß er ihr zu Gefallen Johannes den Täufer enthaupten ließ, aber beim Anblick des Hauptes, welches sie gewünscht hatte, wurde Herodias jählings von frostigen Schauern befallen und bekam das Fieber. Seit der Zeit ist diese Plage auf Erden allgemein geworden. Am Jahrestage dieses Ereignisses gehen alle Griechen, die an Fieber laboriren, in die Kirche, verbrennen eine Wachskerze und — mirabile dictu — werden gesund.

Gegen Sonnenuntergang machte ich mich langsam auf den Rückweg; von allen Seiten kehrten beladene Esel und Pferde heim, und Leiterwagen mit schwerfälligen aber starken Büffeln bespannt knarrten in entsetzlichen Mißtönen der Stadt zu. Die Besitzer der Wagen rechtfertigen solch polizeiwidriges Knarren dadurch daß sie ja ehrliche Leute und keine Spitzbuben seyen, die heimlich und leise auf ihre Diebereien ausgehen müßten. Dicht vor der Stadt, wo eine Reihe der runden, thurmartigen Mühlen stand, die hierzulande gebräuchlich sind, setzte ich mich in eins der dort befindlichen Kaffeehäuser, und betrachtete das Leben und Treiben um mich herum, während der Mond das ferne Meer mit seinen blassen Strahlen versilberte. Wohl war der schöne Abend geeignet eine poetische Stimmung hervorzurufen, und diesem Gefühl gab vermuthlich der Grieche Ausdruck, der einer alten Violine herzzerreißende Töne entlockte und dazu sang, wohl nur eine griechische Version unseres:

Guter Mond, du gehst so stille
Durch die Abendwolken hin,
Bist so ruhig, und ich fühle
Daß ich ohne Ruhe bin.

Mir war der Mond sehr willkommen als ich nach Hause gieng, da er meinen bei vollständiger Dunkelheit entschieden gefährlichen Weg erleuchtete.

An einem der folgenden Tage streifte ich etwas auf den Trümmern der mitten aus der Stadt sich erhebenden Festung umher, ohne etwas bemerkenswerthes zu finden; in früheren Zeiten mochte sie der Besatzung nach genommener Stadt noch als Zufluchtsort gedient haben; für die Jetztzeit würde sie, selbst gut erhalten, unnütz seyn. Bajesid Jilderim hat noch einen viereckigen Thurm an der See hinzugefügt und ihn durch eine Mauer mit den übrigen Festungswerken verbunden. Jedoch ist auch dieser unbenutzt und wird nächstens in Trümmer zerfallen.

Gallipoli scheint im classischen Alterthum von geringer Bedeutung gewesen zu seyn. Wir finden es zuerst im Krieg Philipps von Macedonien gegen die Römer als von ersterem eingenommen erwähnt. Hierauf verschwindet es für lange Zeit aus der Geschichte. Lampsacus, welches ihm jetzt an Bedeutung nachsteht, hat eine viel wichtigere Vergangenheit; aber Lampsacus war ein selbständiges Gemeinwesen, eine Republik, Gallipoli ein Handelsstädtchen in einem Reich; so kommt es daß ersteres eine Geschichte, letzteres nur eine Chronik hat; in dieser Beziehung ist zwischen den beiden Städten dasselbe Verhältniß, wie zwischen Hamburg und Stettin, Venedig und Marseille. Aber in der alten Zeit, wo viele Städte in einiger Entfernung vom Meer erbaut waren, ohne daß dieß ihrer Bedeutung im Handel und in der Politik Eintrag that, konnte Lampsacus mit Gallipoli concurriren, obwohl letzteres dem Verkehr durch seine Lage an einem sicheren Hafen viel vortheilhafter gelegen war. Erst die neuere Zeit hat die Bedeutung beider Städte richtiger gewürdigt; Gallipoli hat Lampsacus unstreitig für immer überflügelt, wenn auch Mangel an Capital und Unternehmungsgeist es bisher verhindert hat den Aufschwung zu nehmen welchen es zu erringen unzweifelhaft im Stande ist. Agathias aus Myrina, ein Schriftsteller, der um die Mitte des 6ten Jahrhunderts lebte, spricht in sehr wenig schmeichelhaften Ausdrücken von Gallipoli, indem er sagt, es sey ein Städtchen, klein und unschön, ohne irgendetwas anziehendes, obwohl sie Kallipolis (Schönstadt) heiße. Hier möge noch bemerkt werden daß mehrere Schriftsteller diese Ableitung des Namens für falsch halten und denselben vielmehr von ihrem vorgeblichen Gründer, dem Athenienser Kallias, ableiten. Die Richtigkeit dieser Behauptung bleibt dahingestellt. Justinian würdigte den Platz der verdienten Aufmerksamkeit, indem er ihn befestigte, und Häuser darin baute um daselbst den Wein und die Getreidevorräthe der in der Chersones stationirten Heeresabtheilung aufzubewahren. Jedoch erst nach Verlauf einer geraumen Zeit tritt Gallipoli wieder hervor um während eines Jahrhunderts in den mannichfachsten Weltbegebenheiten eine bedeutende Rolle zu spielen, und dann wieder bis auf die neueste Zeit unbeachtet zu bleiben. Im Anfang des 14ten Jahrhunderts, um die Zeit wo die osmanische Dynastie, die einstige Zerstörerin des byzantinischen Kaiserthums, ihren Anfang nahm, begannen die letzten Zuckungen dieses verrotteten Reiches in dem merkwürdigen Kampfe gegen die Catalanen oder Amogabaren, welche der griechische Kaiser Andronicus II gegen die kleinasiatischen Seldschuken in Dienste genommen hatte. Bald aber kehrten diese räuberischen Horden ihre Waffen gegen das Reich selbst; nachdem ihr Anführer Roger, von den Griechen Rontzerios genannt, durch den Tod die Verwüstungen gebüßt welche er in dem Reich angerichtet das er gegen die der Mohammedaner vertheidigen sollte, warfen seine Anhänger sich in das schon lange vorher befestigte Gallipoli, tödteten alle dort befindlichen Griechen und hielten sich über ein Jahrzehnt gegen die wiederholten Angriffe der griechischen Kaiser und der zeitweise mit diesen verbündeten Genueser. Damals trat die Wichtigkeit dieses Hafens deutlich hervor, der den Catalanen die Möglichkeit gab nicht allein die auf der Landseite erlittenen Verluste durch stets neu herbeieilende Zuzüge von der See her zu ersetzen, sondern auch selbst offensiv vorzugehen, so daß damals die Küstengegenden des Marmora-Meeres von ihnen schrecklich verheert und verwüstet wurden. Als endlich mehr durch ihre Uneinigkeit als die Macht der Byzantiner Gallipoli aus den räuberischen Händen der Amogabaren befreit war, blieb es nur noch kurze Zeit im Besitz der Griechen. Im Jahr 1357 setzte Suleiman, Orchans, des zweiten der osmanischen Herrscher, heldenmüthiger Sohn über den Hellespont, und eroberte ohne Widerstand Gallipoli und die ganze thracische Chersones. Die türkische Sage welche uns der Reisende und Schriftsteller Tschelebi aufbewahrt hat, erzählt den Vorgang folgendermaßen: „Suleiman Gazi ließ seine 40 Helden Flöße aus Schläuchen verfertigen, vermittelst deren diese 40 über das Meer fuhren, und unter dem mohammedanischen Kriegsgeschrei Bismillah betraten sie das Land der Griechen. Nachdem sie es nach allen Richtungen hin verheert und verwüstet hatten, eroberten sie an einem Freitag die Festung Ipsala, welches so aus Ibtida Sala (erstes Gebet) verdreht worden ist, weil sie dort das Freitagsgebet verrichteten. Darauf eilten sie nach der Festung Gallipoli, an dessen eisernes Thor Suleiman mit der Hand schlug, indem er die Worte sprach: Bismillah el rahman el rahim (Im Namen Gottes des

Gnädigen und Barmherzigen), durch Schickung Gottes ist das Chronostichon der Eroberung von Gallipoli „Bismillah el rahman el rahim.“ Die Begleiter des osmanischen Prinzen Adschibeg und Fasilgazi sind in der Nähe von Gallipoli bestattet.

Als Murad II den Thron bestieg, ließ der griechische Kaiser Manuel den Mustapha, einen der Söhne des unglücklichen Bajezid Jilderim aus Lemnos, welches sein Aufenthaltsort war, holen um sich seiner als Kronprätendenten gegen den neuen Sultan zu bedienen. Mustapha mußte für die Hülfe welche der Kaiser ihm leistete, viele Concessionen machen, unter andern auch versprechen daß er Gallipoli ausliefern würde, wenn es ihm gelänge sich auf den Thron zu schwingen. Demetrios Leontarios belagerte darauf mit den Bewohnern der Stadt Gallipoli, die sich nach einigem Widerstand Mustapha's Vertrautem, Dschuneid ergeben hatten, die türkische Besatzung im Castell; diese übergab die Festung als Mustapha den Feldherrn Murads II bei Adrianopel geschlagen hatte. Als aber die Griechen dem Uebereinkommen gemäß Gallipoli in Besitz nehmen wollten, wies Mustapha sie zurück, indem er ihnen in einer längeren, uns noch erhaltenen Rede bedeutete daß es seiner als mohammedanischen Fürsten unwürdig sey seine Regierung mit Abtretung eines dem Islam schon unterworfenen Landes an die Ungläubigen zu beginnen. So war die Hoffnung der Griechen vereitelt und die bald darauf erfolgte Niederlage und der Tod Mustapha's sicherten den Türken Gallipoli's Besitz für immer.

Vergleicht man die Berichte älterer Reisenden, welche die Bevölkerung auf 20,000 Seelen schätzen, so ergibt sich daß die Zahl dieselbe geblieben, aber anders unter den Nationalitäten vertheilt ist. Damals überwogen die Türken, jetzt aber kommen von den 3000 Häusern Gallipoli's, nur 1200 mit 7200 Einwohnern auf die Türken; ungefähr 1600 Häuser fallen den Griechen zu; außerdem sind noch einige Europäer und Juden da, so daß die Gesammtbevölkerung ungefähr 20,000 Köpfe beträgt.

Der Tod des Familienvaters in einem benachbarten Hause gab mir Gelegenheit einen hiesigen Leichenzug anzusehen. Im ganzen waren es dieselben Gebräuche, wie in Konstantinopel, singende Chorknaben mit Crucifixen, Priester mit Weihrauchgefäßen ꝛc., nur erinnerte ich mich nicht dort auch Lampen auf langen Stäben vorangetragen gesehen zu haben; auch folgte hier eine ganze Schaar schwarzgekleideter Frauen mit lautem Jammern und Wehklagen. Dieß muß eine Besonderheit von Gallipoli seyn; in der Hauptstadt folgen niemals Frauen, ebensowenig in andern Gegenden des türkischen Reiches und in Griechenland, wie ich auf Befragen erfuhr. Am Nachmittag wurden der Wittwe von allen ihren Nachbarinnen Condolenzbesuche abgestattet; da es verboten ist während der ersten Tage in dem Trauerhaus Feuer anzuzünden, so sind alle Bekannten verpflichtet der Wittwe irgendein Gericht zu schicken; die eine sorgt für Suppe, die andere für Braten, die dritte für Gemüse u. s. f., so daß die Leidtragende sich physisch sehr gut steht. Vierzehn Tage nach erfolgtem Tod wird eine Art runder Kuchen gebacken und in alle theilnehmenden Häuser verschickt. Dieß erneuert sich jedes Jahr; daher vergieng bei meiner Wirthin selten eine Woche, wo nicht von der einen oder der andern Seite ein solcher Trauerkuchen, wie man sie wohl nennen könnte, geschickt wurde. Ich habe ihnen keinen Geschmack abgewinnen können.

Nachdem ich etwa eine Woche in Gallipoli gewesen war, stattete mir der Kaimakam einen Besuch ab. Er war ein 30jähriger, sehr intelligenter Mann von hübschem Aeußeren; unsere Unterhaltung wurde türkisch geführt, da der Kaimakam, obwohl des Französischen mächtig, sich in dieser Sprache genirt fühlte. Ich gratulirte ihm zu dem Orden der Ehrenlegion, welchen er kürzlich empfangen hatte; niemand, und er selbst wohl nicht, weiß warum. Auf meine Frage ob der Besuch der hiesigen Moscheen mir wohl gestattet werden könnte, meinte er daß von seiner Seite kein Hinderniß im Weg stehe, er fürchte aber den fanatischen Geist der hiesigen Türken, die den Anblick der Franken noch nicht so gewohnt wären wie ihre Religionsgenossen in Konstantinopel; ich bestand auch nicht weiter darauf, da außerdem die hiesigen Moscheen sämmtlich neueren Datums sind, und weder historische noch architektonische Merkwürdigkeiten enthalten. Die Anwesenheit der Alliirten scheint die Türken hier nicht fremdenfreundlicher gestimmt zu haben, und dieß ist auch kein Wunder, wenn man hört, in welcher plumpen Weise die Soldaten zuweilen gegen die türkischen Vorurtheile verstoßen haben. So wurde mir erzählt daß die Engländer sich manchmal das Vergnügen gemacht hätten an den Minarets sich aufzustellen, wenn der Muezzin zum Gebet rief, und mitzubrüllen. Man kann sich leicht vorstellen daß das den Türken keine sonderliche Zuneigung zu den Fremden eingeflößt hat.

Der Kaimakam theilte mir mit daß in den nächsten Tagen die Schätzung des diesjährigen Ertrages der Weinberge, behufs Erhebung der Zehnten, vorgenommen werden würde. Diese Schätzung wird von einer Commission besorgt, zu welcher der Kaimakam und der Bischof je zwei Mitglieder stellen. Ein Fünfter geht als Unparteiischer mit; der diesen beigegebene Schreiber notirt bei jedem einzelnen Weinberge den Namen des Besitzers, worauf nach contradictorischer Schätzung der vier Abgesandten des Bischofs und Kaimakams der Unparteiische den endgültigen Ausspruch thut; dieser wird dann ebenfalls notirt, darnach der Zehnte erhoben und dann die Erlaubniß zum Schneiden und Verkaufen der Trauben nach einem für dieses Jahr vom Medschliß festgesetzten Preise ertheilt. Da dieses Jahr der Trauben wenig waren, so erwartete man daß die Oka ($2\frac{1}{2}$ Pfd.) zu 30 Para, so viel wie drei Kreuzer verkauft werden würde.

Der Besuch des Kaimakam war mir um so angenehmer, da er mir Gelegenheit gab von ihm einen Dienst zu erlangen, der, wie sich später auswies, unbedingt nothwendig war. Da meine Geschäfte so gut wie beendigt waren, so hatte ich beschlossen an einem Tag nach Lapsaki, dem alten Lampsacus, hinüberzufahren und von dort aus einen kleinen Ritt an der asiatischen Küste nach Tschardak und dem Bairam Deresi, dem alten Päsus, zu machen. Als ich meinem Besucher dieß mittheilte, sagte er mir sogleich daß ich in Lapsaki keine Miethpferde finden würde, bot mir aber mit großer Gefälligkeit ein Empfehlungsschreiben an den dortigen Mudir an, der mir dann schon Pferde verschaffen und auch einen Zabtié (Gendarmen) zur Begleitung mitgeben würde. Dankbar nahm ich das freundliche Anerbieten an, und wir trennten uns unter gegenseitigen Freundschaftsversicherungen.

Meine Absicht am andern Morgen früh aufzubrechen, konnte ich leider nicht ausführen, indem der Kawaß welcher das Empfehlungsschreiben abholen sollte, bei dem Kaimakam ziemlich lange warten mußte. Am Landungsplatze nahmen wir ein Boot, welches uns bei günstigem Winde rasch nach Lampsacus hinüberführte. Unser Schiffer that sich viel darauf zu gute daß er ein Tschardaklü Machbub (ein Bursche aus Tschardak) sey; ob er stolz auf Tschardak oder dieß stolz auf ihn seyn sollte, weiß ich nicht, vielleicht war es beides, aber in beiden Fällen nicht viel Ursache zum Stolz vorhanden. Er that uns gute Dienste, indem er uns auf seinem Rücken ans Land trug, da das Wasser so

allmählich an Tiefe abnahm daß unser Schiff nicht dicht herankommen konnte. Hier lagen viele der kleinen türkischen Handelsfahrzeuge, Maun genannt, und luden Melonen ein, die hier in ungeheurer Menge producirt werden. Diese wurden auf zweirädrigen Korbwagen, die von Büffeln gezogen wurden und noch mißtönender knarrten als die vierrädrigen in Gallipoli, aus der Stadt und den Feldern herbeigeschleppt, in Haufen zusammengelegt und nach getroffener Auswahl in die Schiffe verladen, während die schlechteren liegen blieben und verfaulend einen unerträglichen Geruch verbreiteten.

Da Lampsacus eine kleine Strecke vom Strande entfernt liegt, so mußten wir noch im tiefen Sande bis in die Stadt gehen; einige Gendarmen zeigten uns das Haus des Müdir welches, obwohl sicherlich das beste im Orte, dennoch dem meiner Wirthin in Gallipoli weit nachstand. Das Schreiben, von meinem Kawassen übergeben, wurde gebührend honorirt, und verschaffte mir die beste Aufnahme. Sogleich wurden die nöthigen Befehle zur Herbeischaffung der Pferde gegeben; während danach gesucht wurde, bekamen wir Pfeifen und Kaffee, und der Müdir drückte mir sein Bedauern darüber aus daß ich vermuthlich lange warten müßte, sämmtliche Pferde seyen beschäftigt die Ernte einzubringen, auch seine eigenen, die er mir sonst mit Vergnügen angeboten haben würde. Wirklich nahmen die Nachsuchungen über drei Viertelstunden in Anspruch, und ich hatte inzwischen Gelegenheit einer interessanten Verhandlung beizuwohnen. Der Müdir nämlich schloß mit einem Eierhändler ein bedeutendes Geschäft ab, wobei er einen großen Gewinn zu machen hoffte, indem er sie hier billig aufkaufte, um sie in Konstantinopel theurer wieder zu verkaufen. Doch ist es ihm nicht zu verdenken daß er sich mit diesem Krämerhandel abgibt, da bei den jämmerlichen Besoldungen dieser Beamten dieselben auf solche und andere viel unredlichere Einnahmequellen angewiesen sind. Endlich hatte man zwei Pferde für uns aufgetrieben, und der uns als Führer beigegebene Zabtie mußte zu Fuß vorangehen; doch ehe wir Lampsacus verlassen, ist es nicht überflüssig eine kurze Uebersicht über seine Geschichte zu gewinnen, die es an die bedeutendsten Weltbegebenheiten handelnd und leidend verknüpft; einst unabhängig, dann Roms Bundesgenossin und Untergebene, noch später dem byzantinischen Reiche als Provinzialstadt angehörig, ist es, von Stufe zu Stufe sinkend, in seine jetzige Unbedeutenheit verfallen, ein armseliges Städtchen, von 6 bis 7000 Einwohnern, durch Ackerbau eine kümmerliche und unbedeutende Existenz fristend.

Lampsacus, so genannt nach den einen, weil die gründenden Phocäer auf ihre Frage, wo sie eine Stadt erbauen sollten, die Antwort erhielten, da sich niederzulassen wo zuerst vom Himmel plötzlich ein Blitz aufflammte (ubi primum effulsisset. Pomp. Mel. XIX. *Λαμψάκῳ, ἀπὸ φωτὸς λάμψεως ὠνομασμένῃ, ὅπερ νυκτὶ Φωκαέων θεμελιούντων ταύτην, εὐξαμένων θεόθεν ἐπέλαμψεν, καὶ ἡ τῶν θεμελίων βάσις καλῶς κεκραταίωτο.* Theoph. cont. p. 367. Sym. Mag. p. 705), nach andern von der Lampsace, über welche Plutarch uns eine hübsche Sage aufbewahrt hat; letztere Version, ob wahr oder nicht, ist wenigstens glaubwürdiger als die erste, weil nach dem Zeugniß der meisten Schriftsteller Lampsacus erst ein späterer Name ist; früher hieß es Pityusa, die fichtenreiche, daher auch manche vermuthet haben daß es das homerische *Πιτύεια* sey; letzteres liegt aber zwischen Parium und Priapus, und ist vermuthlich das heutige Degirmen Köi. Besonders berühmt war Lampsacus durch seine Anbetung des obscönen Priapus, welchen die Lampsacener für einen Sohn des Dionysos und der Aphrodite hielten, und höher schätzten als alle übrigen Gottheiten. Der ausgedehnte Weinbau, welchen Lampsacus früher betrieb, hat Anlaß zu der bekannten Anekdote von der Schenkung dieser Stadt an den landesflüchtigen Themistokles, um seinen Wein zu liefern, gegeben; jetzt scheint diese Eigenschaft, ebenso wie die frühere Bedeutung von Lampsacus ganz auf Gallipoli übergegangen zu seyn: wenigstens findet man jetzt bei Lapsaki keinen einzigen Weinstock; auch habe ich nichts von seinen Trüffeln gehört, deren Plinius lobend Erwähnung thut. Die Lampsacener zeichneten sich schon früh durch Tapferkeit und Freiheitsliebe aus. Zur Zeit des Lyderkönigs nahmen sie den athenienfischen Feldherrn Miltiades, einen Vorfahren des berühmten Marathonomachen, gefangen, und gaben ihn nur auf die Drohungen des genannten Herrschers wieder frei. Diesem Miltiades zu Ehren feierten die Chersoniten Kampfspiele, bei denen kein Lampsacener zugegen seyn durfte. Auch sein Neffe und Nachfolger im Commando, Stesagoras, war nicht glücklich gegen Lampsacus tapfere Einwohner, und fiel durch die Hand eines verstellten Ueberläufers. In den Perserkriegen wurde es von dem persischen Satrapen Daurises nebst Dardanon, Abydos, Perkote und Päsos erobert. Gegen das Ende des peloponnesischen Krieges befestigten Alcibiades und Thrasyllos die Stadt, und legten eine athenienfische Besatzung hinein, bald darauf aber rückte Lysander mit den Abydenern verbündet heran und schloß Lampsacus zu See von jeder Verbindung ab, während Thorax die Stadt auf der Landseite bestürmte. Die Stadt mußte sich ergeben, ehe die zum Entsatz heranrückenden Athener ankamen; unmittelbar darauf wurde die verderbliche Schlacht von Aegospotamoi geschlagen. Später berührte Xenophon die Stadt auf seinem berühmten Rückzuge und wurde von den Einwohnern mit Gastgeschenken bewillkommt. Alexander durchzog Lampsacus ohne Aufenthalt, um seinen ersten Sieg gegen die Perser am Granicus zu erfechten. Es wird erzählt, Alexander der Große habe Lampsacus zerstören wollen, darauf sey sein Begleiter Anaximenes, der aus Lampsacus gebürtig war, zu ihm gegangen, und als Alexander, wohl wissend daß er komme um für die Lampsacener um Gnade zu bitten, ihm in seinem Zorn zuschwur daß er dießmal seinen Bitten nicht willfahren würde, habe er mit großer Geistesgegenwart erwiedert: „So bitte ich dich denn daß du Lampsacus von Grund aus zerstörest.“ Dieß Geschichtchen leidet an großen Unwahrscheinlichkeiten; das gänzliche Stillschweigen des Arrian, dem doch noch die mit Alexander gleichzeitigen Geschichtsschreiber als Quellen zu Gebote standen, ist schon sehr verdächtig; außerdem läßt sich nicht absehen, welchen Grund Alexander zur Zerstörung von Lampsacus haben konnte; es wäre seiner großartigen Politik ganz und gar zuwider gewesen aus kleinlichen Beweggründen Städte zu zerstören, die so gut zu seinem Reich gehören sollten wie Pella und Athen; nur Persepolis wurde von ihm zerstört und zwar als Sühnopfer für den Brand von Athen. Außer Anaximenes zählt Lampsacus zu seinen berühmten Männern noch den Geschichtschreiber Charon, und den Rhetor Metrodor, den Freund des Epicur, dieser selbst lebte eine geraume Zeit in Lampsacus und hatte die Vornehmsten der Stadt zu Freunden.

(Schluß folgt.)

Schlußbemerkungen über die Indianer-Reservation Mendocino in Californien.

Indian-Reservations heißen solche Landstrecken welche durch Act des Congresses dem Indian-Departement überantwortet worden sind. Das Princip dieser Institution der indianischen Reservationen, die unter directer Leitung der Föderalregierung steht und durch Staatsbeamte unter dem Namen von Indian Agents verwaltet wird, ist an und für sich höchst lobenswerth, und beruht auf ebenso humanen als liberalen Grundlagen. Es ist bestimmt einen Doppelzweck zu erfüllen: die Gegenden wo die Ansiedlungen der Weißen bereits so sehr überhand genommen daß die Anwesenheit der Ureinwohner in deren Nähe ein Uebelstand geworden und Reibung fast unvermeidlich ist, durch Versetzung der Indianer der fortschreitenden Ansiedlung ganz offen zu legen, und den Vorwand zu jenen Reibungen zu entfernen; zugleich aber auch die zerstreuten Indianerstämme, die meist an Zahl sehr geschwunden sind, in einem für ihre Versorgung auserlesenen Landstriche zu concentriren, und ihnen unter specieller Aufsicht eine neue Heimath zu eröffnen, wo die natürlichen Elemente für ihren Unterhalt in reichlicher Menge vorhanden sind, um durch ihre Arbeitskräfte genügend entwickelt, mit liberalen Zuschüssen abseitens der Regierung die Aufrechthaltung der solchergestalt gebildeten Niederlassungen zu gestatten; also Schutz und Versorgung der Indianer, und Ueberwachung derselben zu Gunsten der Sicherheit der Weißen, und der ungehinderten Ausbreitung derselben. Auf solche Weise sind in den atlantischen Staaten im allgemeinen befriedigende Resultate erreicht worden, und wenn gleich meines Wissens (außer den Cherokees, wodurch Verschmelzung der Race eine ackerbautreibende halfbreed nation entstanden), kein Fall besteht wo die Erhaltung und Civilisation der rothen Race erreicht worden wäre, so ist ihr Loos doch den Umständen nach bedeutend erleichtert, und eine Art gewerbbeflissene Existenz ihrem Versinken mildernd entgegengetreten.

Das Loos des rothen Sohnes der Wildniß scheint einmal unwiderruflich besiegelt, sobald der Pionier der weißen Ansiedlung festen Fuß in seinen Jagdgründen gewinnt, und es ist schwer zu entscheiden ob in Californien die barbarischen, halb fanatischen, halb militärischen Expeditionen der Californier zur mexicanischen Zeit, um einzelne Stämme zu unterjochen, und Weiber und Kinder unter dem Belehrungsproceß für den Hausdienst zu gewinnen, oder der unwiderstehliche Keil der amerikanischen Ansiedlung, der alles ihm im Weg Stehende in die Wildniß zurückdrängt, und in seiner Verachtung der andern Racen keine Gewaltthat scheut, oder endlich, bei anscheinend gutem Einverständniß das Laster des Trunks, die Blattern und sonstige früher ungekannte Seuchen, eine größere Anzahl Schlachtopfer gefunden haben.

Verglichen mit dem Zustand von Elend und Erniedrigung, wozu die Mehrzahl derselben, ihrer Jagd- und Fischreviere beraubt oder zurückgedrängt, und durch ungekannte Bedürfnisse abhängig gemacht, herabgesunken sind, ist die Maßregel der Einberufung in die Reserven als eine Wohlthat zu betrachten. Sie beruht auf keinem eigentlichen Zwangarbeitssystem noch auf Proselytenwesen, so wie denn auch hinsichtlich der Sitten und Gebräuche, und des Rituals der Stämme wenig Beschränkung besteht, während gegen Trunk das strengste Reglement in Kraft ist. Sie gewöhnt die arbeitsfähige Mannschaft an regelmäßige Beschäftigung, während für Unterricht der aufwachsenden Generation wünschenswerthe Gelegenheit geboten ist. Ein Militärposten, wenn auch selbst eine Korporalwache kaum übersteigend und eigentlich mehr dazu bestimmt den mächtigen Arm des Föderal-Gouvernements sinnbildlich zu vertreten, ist hinreichend die Nation zu beschützen und Reibungen und Conflicte zu vermeiden, welche, der Willkür und dem Lauf der menschlichen Leidenschaften überlassen, ganze Distriete, wie schon früher der Fall gewesen, in einen Vertilgungskrieg zu verwickeln drohten. So ist das System der Reservationen unter den einmal obwaltenden Verhältnissen unstreitig das zweckmäßigste, zur Verwirklichung des Problems dem Indianer eine bleibende Heimath zu bieten.

Der indianische Gebrauch, die Ueberreste der Verstorbenen den Flammen zu übergeben, ist eine Eigenthümlichkeit die vielen Stämmen des nördlichen Californiens gemein zu seyn scheint, und auf der Idee beruht solche sowohl den Schrecken der Verwesung als sonstigen Anfechtungen zu entziehen. Uebrigens lassen sich die Gebräuche dieser Indianer in Behandlung ihrer Todten auch auf näher liegende natürliche Ursachen zurückführen. Der Holzreichthum der Mendocino-Gebirge macht das Feuer zum wirksamsten Agenten, in holzarmen Gegenden ist das Verscharren vorherrschend, und wiederum wo in geringerer Tiefe auf Wasser gestoßen wird, und der Spurkraft der wilden Thiere nicht entgegengearbeitet werden kann, wird zu andern Mitteln Zuflucht genommen. Man hat Indianerskelette häufig in Felsenhöhlen gefunden, einige der Stämme in Klammath bringen ihre Todten (gleich einzelnen der australischen Wilden) auf Bäume, um sie sitzend oder hängend verwesen oder vertrocknen zu lassen, und widmen ihnen von Zeit zu Zeit Tranksopfer. Ein Stamm dieser Mendocino-Indianer hat ganz kürzlich nebst einer auf dem Marsch verstorbenen Frau ihren Säugling lebendig mitbegraben, und sich der Einmischung zufällig Anwesender hartnäckig widersetzt, bis das Opfer vollzogen war. Sie schienen den Mitübergang des Säuglings an der Mutter Brust als Lebensgarantie zu betrachten und als Freudenfest zu feiern. Es ist eine bekannte Thatsache daß es ungemein schwer hält eines indianischen Skeletts habhaft zu werden, und daß angebotene Belohnung und sonst unwiderstehliche Ueberredungsmittel fruchtlos geblieben sind, um die Auslieferung eines solchen zu erlangen, weil die Indianer solche als Entheiligung und einen nie abzubüßenden Frevel betrachten.

Man hat behaupten wollen daß die Indianer Californiens aller Begriffe eines höchsten Wesens ermangeln, und bei ihnen kein Ritus der Verehrung oder Anbetung des Großen Geistes bestehe. Die Idee der Unsterblichkeit jedoch, die obigen Facten zu Grunde zu liegen scheint, so wie auch ihre Befürchtung von der Wirkung böser Mächte, ist jener Annahme widersprechend; auch darf nicht unberücksichtigt bleiben, daß bisher noch niemand sich der Aufgabe gewidmet hat, diesen interessanten Punkt einer gründlichen Untersuchung zu widmen. Haben doch die Jesuiten und andere Mönche ein Halbjahrhundert gebraucht, um über die religiösen Begriffe der Indianer in Niedercalifornien und am südlichen Theil von Obercalifornien eine annähernd richtige Ansicht zu erlangen.

Der würdige Pater Boscana vom St. Franciscanerorden, der lange Jahre hindurch als Missionär im Süden von Californien gewirkt und die Erforschung der religiösen Begriffe seiner Indianer zum besondern Studium gemacht, schreibt vom Acagchemem-Stamm mit der ihm eigenthümlichen rührenden Einfalt:

„Es mag Aufmerksamkeit erregen daß ich hinsichtlich der religiösen Geheimnisse dieser Indianer so viel Kenntniß erlangt habe, während bis jetzt kein anderer Missionär über diesen Gegenstand geschrieben.

Wir müssen als Thatsache annehmen daß nicht nur in den göttlichen Weissagungen, sondern auch in menschlichen Dingen manches verborgen bleibt was nicht verstanden, oder nur durch Gottes Fügung erfaßt werden kann, und wie Gott zu seinen Zwecken sich fast immer der demüthigsten Werkzeuge bedient; so hat er mir drei bejahrte Indianer überwiesen, wovon der jüngste über 70 Jahr alt war. Sie kannten alle Geheimnisse, denn zwei derselben waren Häuptlinge (Capitanes), und der andere ein Astrolog (pul, Zauberer), und folglich in alle Mysterien eingeweiht. Durch Geschenke, eindringliche Vorstellungen und Freundlichkeit ergründete ich die Geheimnisse nebst ihren eigenen Erklärungen, und durch Beobachtung ihrer Ceremonien lernte ich nach und nach ihre Begriffe kennen. Auf diese Weise, nachdem ich manche Nacht in tiefem Nachdenken zugebracht, und ihre Handlungen mit ihren Eröffnungen verglichen, war ich nach langer Zeit im Stande, Einsicht in ihre Religion zu erlangen. Manches ist mir allerdings unverständlich geblieben, weil es mir zu unvollkommen oder verwirrt vorgetragen worden als daß ich es hätte ergründen können."

Er vergleicht diese südcalifornischen Indianer mit den vier Hauptstämmen Mexico's und hält sie für Sukus (Sauger), was er wohl auf die Gewohnheit dieser Indianer bezieht, ihre Jagdbeute, Kaninchen oder Eichhörnchen erst auszusaugen, und nachdem sie mit Gier das Blut getrunken, das Fleisch im rohen Zustand zu verzehren. Er erwähnt ausführlich ihrer Theorie von der Schöpfung der Welt, durch eine Begattung von Himmel und Erde (als Bruder und Schwester) herrührend, durch Zutritt der Sonne, als Licht, zuerst Erde und Sand; dann Felsen und Steine; dann Bäume und Sträuche, Kräuter und Gräser; dann Thiere, namentlich für ihren Unterhalt, und endlich (sechtens) den Riesen Ouiot gebärend, der halb König, halb Ungeheuer, ohne sichtbare Vermählung zahlreiche Nachkommenschaft hatte, wo alsdann die Erde, anfangs klein, Ausdehnung in südlicher Richtung erhielt (während all diese Indianer ihre Herkunft dem Norden zuschreiben). Dieß fällt mit der Völkerwanderung nach Anahuac zusammen. Als Ouiot alt und schwach geworden, beschlossen die Stämme seinen Untergang, und gaben ihm einen Gifttrank; seine Mutter (die Erde), mischte um ihn zu retten, ein Heilmittel, das aber in einer Muschel zum Gähren an die Sonne gestellt, vom Coyote (Fuchs) umgestoßen und verschüttet wird. Dieß war vor Erschaffung des Meeres, wo jetzt der Seestrand ist. Ouiot mußte unterliegen; es ward im Rathe beschlossen den Leichnam zu verbrennen. Ein Scheiterhaufen ward errichtet, und der Leichnam darauf gelegt. Um den Fuchs abzuhalten, dessen Tücke sie fürchteten, brannten sie seine Höhle aus; aber er war entsprungen, und saß bald darauf auf Ouiots Leiche, angeblich um mit derselben verbrannt zu werden, riß aber statt dessen ein großes Stück Fleisch aus demselben, fraß es auf und entkam, so daß nur der unvollkommene Körper verbrannt werden konnte. Von dieser Zeit an wurden Ouiots Söhne, die sich bis dahin nur von Thon genährt, Wurzel- und Fleischesser, und von diesem Augenblick an war der Fuchs der große Widersacher ihrer Race, und sein Name von Eyaque (zweiter Häuptling) in Eno (Cannibal) umgewandelt. Bald darauf erschien Ouiots Nachfolger in Gestalt eines wolkenartigen Gespenstes, der sich als „Chinnig Chinnich" ihren Gott zu erkennen gab, ihnen einen Tempel „Vanqueh" zu bauen gebot, gewisse Gesetze (Ceremonial) vorschrieb, den Genuß von Cerealien und Thieren gestattete, den Folgsamen Schutz versprach, den Widerspenstigen mit dem Gewicht seines Unwillens drohte. „Ich bin nicht Ouiot, ich bin ein Wesen höherer Macht, mein Name ist Chinnigchinnich, meine Wohnung ist oben. Ich bin der Sch..., ich will ein neues Volk aus euch machen, euch mit neuen Gaben ausstatten, und schaffende Macht in eurer Zauberer Hände legen. Beleidigt ihr sie, so habt ihr die Folgen zu tragen." Sie glaubten unbedingt an seine Allgegenwart, vertrauten seiner Offenbarung, und hielten seinen Tod für seine Himmelfahrt. Chinnigchinnich erschuf den Menschen aus Thonerde von dem Ufer eines Sees; die solchergestalt geschaffenen Menschen bedeckten die Erde, und die Abkömmlinge Ouiots verschwanden, man weiß nicht wohin.

Vorstehendes ist die Theorie jener Berg-Indianer; die Küstenstämme hatten eine andere Tradition:

Ein unsichtbares und allmächtiges Wesen „Nocuma" erschuf die Welt: Festland und Meer, nebst allem dazu Gehörigen, Thiere, Bäume 2c. Die Form der Erde war sphärisch und sie drehte sich fortwährend in seiner Hand; als Haltpunkt und Achse gab er ihr einen Kern von schwarzem Gestein, vom Felsen Tosaut, dessen sie sich zur Schärfung ihrer Waffen bedienen, und wodurch die Erde bis heutigen Tags Festigkeit beibehielt. Das Meer war zu jener Zeit nur ein kleiner Strom Wasser, von Norden nach Süden fließend, so mit Fischen erfüllt daß sie schichtenweise auf einander lagen, und ernstliche Berathung hielten ihrer Unbequemlichkeit durch Landen ein Ende zu machen! Da kam ein Riesenfisch mit dem Fels Tosaut im Rachen, in dessen Centrum sie einen Klumpen mit Galle fanden. Sobald sie solches ins Wasser ausgeleert, wurde es sofort von süß in bitter umgewandelt, auch fieng es an zu steigen, am Ufer zu überfließen, und an Ausdehnung so zu gewinnen daß die Fische hocherfreut waren sich in so weitem Spielraum zu befinden.

Nachdem Nocuma die ganze Schöpfung vollendet und mit dem Felsen Tosaut gesichert hatte, schuf er den ersten Mann aus Erde, und nannte ihn Ejoni, dann das Weib Aé, aber aus welchem Material, ist unbekannt. Lange nachher entsprangen aus der Begattung von Sirout und Ycaint, ihrer spätern Nachkömmlinge, ein Sohn, Ouiot (der Tiefgewurzelte) als Krieger und Gebieter. Ouiot wird als ein Ungeheuer dargestellt, das anfangs gelinde, nach der Hand so viel Grausamkeit und Wildheit zeigte daß sie ihn zu vernichten beschlossen (ein fuchsähnliches Thier spielt auch hier eine Rolle als Spion!). Ouiot erkrankte an der ihm im Schlafe äußerlich applicirten Giftätzung, starb und wurde verbrannt. — Nun erschien Attajen, ein Weiser und Verkündiger, der ihnen Gesetze gab; und Menschenalter später der Gott Chinnigchennich selbst, gleich gefürchtet wie beliebt, dem sofort Ehrfurcht gezollt wurde. Er hatte weder Vater noch Mutter, schied von dieser Erde und gieng nach oben, um alles zu überblicken. Von hier an ist Uebereinstimmung in beiden Sagen.

Aus ersterer Sage findet die, all diesen Indianern eigene abergläubische Furcht vor dem Fuchs (Coyote) Erklärung, sowie der Gebrauch noch nicht ganz verschwunden ist, aus den zu verbrennenden Leichen ihrer Häuptlinge vor Anstecken des Scheiterhaufens erst ein Stück Fleisch auszuschneiden, und von einem ihrer Zauberer roh verschlingen zu lassen.

Die Mondesfeier verdient besondere Erwähnung. Der Gebrauch jener Indianer, bei Erscheinung des Neumondes bis zur Erschöpfung Wettrennen zu halten, während die Ältesten, im Kreise sitzend, singen:

„So wie der Mond stirbt und wieder zum Leben kommt
„So werden wir, die sterben müssen, auch wieder aufleben!"

hat deutlich den Begriff der Auferstehung zur Grundlage. Ihr Sprüchwort

„Wir fürchten nicht, denn Chimnigchennich wird die Welt durch keine zweite Ueberschwemmung zerstören"

deutet auf eine Fluthsage. Außer dem hier Angeführten dürften ihre Kalendereinrichtung und manche ihrer Ceremonien (namentlich das treue Ritual) zu vielen ähnlichen Punkten der Wiedererkennung führen.

Die zum Stampfen der Eicheln benützten Mörser der Indianer sind in harte Felsenflächen sorgfältig ausgehauene Vertiefungen, in welchen steinerne Stampfer, genau eingepaßt, zum Mahlen dienen. Solch primitive Stampfmühlen, die gewöhnlich die Nähe eines Wigwams bezeichnen, sind allenthalben in der californischen Bergregion zu treffen. Ein mit solchen Grübchen versehener Felsblock, unverkennbar für dieses Gewerb bearbeitet und ehedem benützt, ist vor kurzem in einem der Minen-Reviere unter einer Schichte von 16 Fuß angeblich schieferartigen Gesteines, wahrscheinlich wohl verhärteten Alluviums zum Vorscheine gekommen (?) Der bereitete Eichelbrei steht zum gemeinschaftlichen Genuß der Bewohner des Wigwams in einem Troge auf dem Boden, und scheint dabei ohne Rücksicht auf Zeit und Stunde das Bedürfniß des Augenblicks zu entscheiden.

Ich habe einem Häuptling der Feather-River Indianer, nachdem er in seinem dunkeln, raucherfüllten Wigwam auf einem Löwenfell ausruhend, mit barbarischer Gravität uns Audienz gegeben, auf allen Vieren nach dem Troge kriechen und nach Art bekannter Hausthiere förmlich sich mästen sehen. „Bacco" „plata!" waren seine einzigen Lautäußerungen. Ein Geschenk einigen Rauchtabaks ward mit sichtbarem Wohlbehagen empfangen, und ein blanker Thaler mit Grunzen unter seine Decke gesteckt.

„Elk" ist, die in Californien gebräuchliche, aber gewiß unrichtige Benennung, der dem Rothhirsch (Stag) am nächsten kommenden Gattung Hirsche (Cervus Californicus), die sicherlich mit dem Elenthier keine Aehnlichkeit hat, vielleicht aber doch eine Uebergangsstufe darbietet; wenigstens habe ich, von Oregon kommend, ein mächtiges Geweih gesehen, dem Aussehen nach demjenigen des californischen Hirsches ähnlich, aber an jedem einzeln Gabelansatz eine schaufelartige Ausbreitung darbietend. Das Geweihe erreicht 5—6 Fuß, nach Aussage vieler Jäger sogar 8 Fuß Höhe, das von Col. Hays geschossene wurde auf 700 Pfd. Gewicht geschätzt, wiewohl das Gewicht vieler derselben diese Veranschlagung noch bei weitem übertreffen soll. Die größte Dimension des Geweihes, die ich auf zuverlässige Data habe reduciren können, war 5 Fuß 11 Zoll Höhe (engl. Maß), so daß es umgekehrt, mit den Gabeln nach unten auf den Boden gestellt, einem vollausgewachsenen Mann freien Durchgang gestattet. Das Thier ist am nördlichen Theile von Californien, namentlich aber am Gebirg heimisch, während die Antilope (eine gemsenartige Gazelle) sich auf die südlichern Thalgegenden beschränkt. In den Niederungen des San-Joaquinthales (Tulares) werden beide in fast gleicher Menge angetroffen, und ziehen zuweilen in Heerden von mehreren Hunderten über die Prairien. Das in Californien vorkommende Reh (cervus macrotes) erreicht die Höhe eines einjährigen Kalbes, und ein Gewicht von 180—200 Pfund.

Avalones, richtiger Aulones, ist die hier gebräuchliche spanische Benennung einer sehr großen Art der Haliotis, der sogenannten Haliotis tuberculata, Meerohr, die 8—12 Zoll Durchmesser und 3—3 1/2 Pfd. Gewicht erreicht, deren Schale an Glanz der Perlmutter ähnlich, aber in mannichfachen Farben spielend, meist als Ornament, zuweilen aber auch zu technischen Arbeiten, zum Einlegen u. s. w. benützt wird. Diese Seemuschel sitzt, durch Algen fest verborgen, auf Felsenbetten, und kann, wenn festgesaugt, nur durch Hebelkraft, mit Brecheisen, losgearbeitet werden. Das Thier selbst geröstet, ist eßbar und nahrhaft, und bei den Chinesen sehr beliebt, die solches getrocknet, sogar zum Ausfuhrartikel nach China gemacht; auch befinden sich die Hauptconsumenten dieses Muschelthieres in San Francisco, und der Umsatz von Mendocino aus soll den Werth 12—15,000 Thlr per Monat betragen. Kein Wunder daß dieses fast unerschöpfliche, aber nicht jederzeit zugängliche Nahrungsmittel, so wie das Seegras dieser Küste (kelp), und die Algen welche gleichfalls reichen Nahrungsstoff enthalten, auch die wilden Indianerstämme des Gebirgs zu alljährlichen Streifzügen nach der Küste veranlassen, wo fast jeder Stamm seine besondern Reviere besucht, und herkömmlicher Gebrauch fast die Kraft von Verträgen behauptet. Auch die Seefischerei an der Flußmündung belebt zu dieser Jahreszeit den Meeresstrand nördlich von Mendocino, so wie unsere Gesellschaft, im Verfolg ihrer weitern Tour häufig auf Gebirgs-Indianer stieß, die, mit Netzen, Körben und Speeren bis an die Hüften im Wasser stehend, ihre Vorräthe zum Trocknen einsammelten.

Das Lotu in den Fidschilanden.

Wenn kürzlich in diesen Blättern die Zustände der Fidschigruppe und ihrer merkwürdigen, begabten aber bösartigen und anthropophagen Bevölkerung nach dem ersten Bande von James Calverts Werk (Fiji and the Fijians) geschildert wurden, so schien das Interesse der Leser zu sehr erschöpft, um auch dem zweiten Bande, welcher eine Geschichte der Heidenbekehrungen enthält, noch zu folgen. Da lesen wir nun im „California Democrat" daß im Laufe des vergangenen Sommers eine Art heidnische Revolution ausgebrochen sey. So viel sich aus der Notiz entnehmen läßt welche die Ortsnamen schmählich verstümmelt (z. B. Laruka statt Lewuka), wurden zwei Europäer in Lewuka, einer Fidschistadt [1] und einem Hauptsitz der Mission, ermordet, diese Christenstadt selbst in Brand gesteckt und ebenso zwei andere Ortschaften von nicht zu entziffernden Namen mit gleichem Schicksale bedroht. Ein französisches Kriegsschiff, welches in den dortigen Gewässern sich aufhielt, soll angeblich Hülfe versprochen, dann aber unverrichteter Dinge sich entfernt haben. Diese Reaction des Heidenthums ist ein zu merkwürdiger Zug in der Geschichte dieser abgelegenen kleinen Welt, als daß nicht jeder gern sich über die frühern Vorgänge unterrichten möchte, besonders wenn wir bei dieser Gelegenheit etwas aus den Annalen der Insulaner erfahren. Ihre Kämpfe, Feldzüge und Kriege haben freilich für denjenigen der in der Geschichte nur das Wachsthum

[1] Sie liegt auf der kleinen Insel Owalau und diese wieder hart an der Ostküste der großen Fidschi-Insel (Witi Lewu).

von Cultur, Bildung und von Entwicklung der Kräfte des Menschengeschlechtes beobachten will, keine Bedeutung, sie sind, um den berühmten Ausdruck zu gebrauchen, nicht erfolgreicher als die Kriege der Krähen und der Raben. Wenn wir aber daran denken daß sämmtliche Bewohner der stillen Inselwelt die edlen Maoristämme auf Neu-Seeland so gut wie die Kanaken der Sandwichgruppe, die sanften Leute der Gesellschaftsinseln und die liebenswürdigen Tongans des Freundschaftsarchipels die Berührung mit der europäischen Civilisation nicht überleben werden, daß sie mit sichtbarer Hast erlöschen, daß auch die wilden Fidschis im Verschwinden begriffen sind, so haben die letzten Momente der absterbenden Race doch den Werth uns darüber zu belehren, ob es der Mühe werth sey sich über das Zerstörte zu bekümmern.

Das Christenthum gelangte nicht zuerst durch Europäer, sondern von den windwärts gelegenen Freundschaftsinseln nach den Fidschilanden. Die Tonganer gehören unter den Südseeinsulanern zu den größten Seefahrern. Man hat auf den neuen Hebriden, 200 deutsche Meilen westlich von seiner Heimath, einen Tongastamm entdeckt, der von einem Häuptling herstammt welcher mit einer wohlbemannten Kriegsbarke von den Freundschaftsinseln so weit gegen Nordwesten verschlagen wurde. Noch mögen wohl öfter Schiffbrüchige an die Fidschiinseln geworfen worden seyn, dort aber galt das Gesetz daß der gestrandete Fremdling erschlagen, geröstet und verzehrt wurde Nur in den Landschaften Rewa und Kandawu gibt es eine Kaste der Eingebornen, die sogenannten Tonga-Fidschis, die sich nach der Landung das Leben retteten. Die Sprache der Heimath haben sie mit der Zeit verloren, doch ist ihr Ursprung daran kenntlich geblieben daß sie tonganischen Gottheiten dienten. Später trat ein friedlicher Handelsverkehr zwischen Tonganern und Fidschis ein. Als Träger einer höheren Civilisation brachten die erstern eiserne von Europäern erhandelte Werkzeuge und Geräthe, neue Hausthiere wie Hühner, Moskowiterenten und Schweine, und zuletzt auch mit diesen Handelsartikeln das Christenthum nach der Fidschigruppe. Der Tongakönig Georg, der sich für die Heidenbekehrung viel Mühe gab, wußte von dem Häuptling der Fidschiinsel Lakemba, der größten unter der kleinen windwärts (östlich) gelegenen Inselkette, die Versicherung einer friedlichen Aufnahme der Missionäre auszuwirken, und so betraten diese am 12 Oct. 1835 zum erstenmale die Fidschigruppe. Es gelang auch bald eine Anzahl Personen meist tonganischer Abkunft zu taufen, allein der Fidschikönig, dessen Gewalt doch zum Theil auf dem alten Heidenthume und der Furcht vor den mit den Häuptlingen verbundenen Priestern beruhte, war dem Bekehrungswerke abhold, und die Heiden griffen die Ortschaften der Bekehrten oder der Lotuleute, wie sie die Getauften nannten, mit Uebermacht an. So weit war aber doch schon der Einfluß der Missionäre gestiegen, daß als im Jahre 1836 der „Active" bei Lakemba strandete und die Mannschaft sich ans Ufer rettete, diese verschont wurde. Vier Matrosen jedoch welche die Warnungen der Missionäre nicht beachteten und in einem Boote nach den Inseln über dem Winde fuhren, in der Hoffnung dort früher auf ein europäisches Schiff zu stoßen, fielen den Kannibalen in die Hände und wurden verschmaust, obgleich die Fidschi selbst gestanden, das europäische Fleisch sey kein Lederbissen sondern schmecke versalzen.

Etwas später erhielten die Missionäre eine Einladung des Königs von Somosomo, um ihr Werk auch auf diese Insel [1] zu erstrecken. Bei ihren Besuchen in Lakemba hatten nämlich die Somosomoleute mit Neid den Ueberfluß an Eisengeräth bemerkt, der eine Folge des dortigen Aufenthalts der Europäer war. Um diese Vortheile seinem „Königreiche" auch zuzuwenden, hatte der Monarch die Missionäre nach der Insel geladen Sie betraten sie im Julius 1839, gerade als Ra Mbithi, der Thronerbe und Sohn des alten Königs, mit einem Kriegsgeschwader nach den Inseln über dem Winde ausgelaufen war. Unmittelbar nach ihrer Landung verbreitete sich die Nachricht, daß Ra Mbithi und seine Flotte im Sturm untergegangen sey, und als die Thatsache nicht mehr bezweifelt werden konnte, wurden 16 Frauen zu Ehren der Ertrunkenen erdrosselt und vor dem Missionshause begraben. So begann dort das Bekehrungswerk unter trübseligen Aussichten, und mußte nach etlichen Jahren völlig wieder aufgegeben werden, so sehr war alles gegen das „Lotu" oder Christenthum gestimmt.

Geradezu romanhaft war aber der Erfolg auf Ono, der nach Süden völlig vereinsamten Insel, einer Art ultima Thule, welche dem König von Lakemba Tribut zahlte. Dort hatte im Jahr 1835 eine böse Seuche die Bevölkerung gelichtet, als Wai, einer der Häuptlinge zur Uebermittlung des Tributs nach Lakemba fuhr, und dort mit einem Fidschi in Berührung kam, der in Sidney und Tahiti gewesen und getauft worden war. Von diesem erfuhr er über die christliche Religion nur so viel, daß es einen einzigen Gott Jehovah gebe, daß man zu ihm beten und daß man den Sabbath heiligen müsse. Der Häuptling kehrte nach Ono zurück, wo die Bevölkerung, gedrückt durch ihre fortwährenden Leiden, begierig nach der neuen Religion griff und herzhaft im Fidschistyl diesem neuen Gott zu dienen anfieng. Erst im Jahr 1838 gelangte Isaak Navuata, ein getaufter Tonganer, nach Ono, und begann dort als Heidenbekehrer aufzutreten. Durch dieses scheinbar unvollkommene Werkzeug wurden dennoch sehr wichtige Wahrheiten verbreitet und anerkannt. So geschah es daß ein Onomann, Namens Ndrala, auf einer Barke mit heidnischen Lakembas nach Lakemba selbst reiste, um dort die Missionäre dringend nach Ono einzuladen. Unterwegs setzte sich ein Vogel, den die Eingebornen Lawedua nennen, ermüdet auf das Fahrzeug. Diesen Vogel halten die heidnischen Fidschi in religiöser Verehrung, weil sie meinen daß eine ihrer Gottheiten im Leib des Thieres ihren Sitz aufgeschlagen habe. Ndrala schlug seinen heidnischen Reisegenossen vor, man solle ihm den Vogel aushändigen, damit er an ihm beweisen könnte daß gar nichts Göttliches mit ihm verbunden sey. Die Lakembas widersetzten sich einem solchen Frevel; allein der Christ erspähte eine Gelegenheit, ergriff, erschlug und verzehrte darauf den Vogel zum Staunen der Heiden, welche eine unmittelbare Strafe auf diese Lästerung erwartet hatten. Aber selbst auf dem fruchtbaren Boden Ono's begegnete das Christenthum einem großen Hinderniß, nämlich der Vielweiberei. Diese ist nun freilich nur auf die Häuptlinge beschränkt, allein eben deßwegen waren sie gegen das Lotu aufgebracht, da die Missionäre streng die Regel beobachten, keinen zu taufen der nicht vorher seinen Weibern bis auf eine entsagt hatte. Wo übrigens der gute Wille vorhanden war, gieng die Sache leicht, denn man ließ den Häuptlingen völlig freie Wahl; er konnte die älteste oder jüngste behalten, und die getrennten fanden sehr rasch wieder Männer, weil die Plebejer sich glücklich schätzten, wenn ehemalige Häuptlingsfrauen Glanz in ihre Hütte brachten. Sehr ernst wurde aber die Lage der Ono-Christen, als eine junge Dame, Namens Towo, die rasch lesen gelernt hatte, Jemima getauft worden war, und eifrig sich einem christlichen Wandel zukehrte, sich weigerte die einund-

[1] Somosomo ist eigentlich keine Insel, sondern der Name eines Ortes auf Tawiu-ni, ein mittelgroßes Eiland an der Südostspitze von Wanua Lewu, der zweitgroßen Fidschi-Insel.

dreißigste Frau des Königs von Lakemba zu werden, obgleich sie diesem früher schon nach heidnischem Brauch verlobt worden war, und ihr Vater so wie ihre Sippschaft, sämmtlich Lotuleute, einmüthig beschlossen, lieber das äußerste zu ertragen als Jemima auszuliefern. Der König von Lakemba konnte diesen Trotz als einen casus belli, oder vielmehr als offenen Ungehorsam seiner tributpflichtigen Unterthanen betrachten. Nun gab es auf Ono noch eine sehr starke heidnische Partei, ja diese hatte erst kurz zuvor die Waffen gegen die Lotubekenner ergriffen gehabt, und sie nur auf Vermittlung des herbeigerufenen Mr. Calvert, unsers Autors, niedergelegt. Jetzt aber drängte sie heftig auf die Auslieferung der Königsbraut. Mittlerweile wurde in Lakemba bereits ein Geschwader von eilf Kriegsbarken gegen Ono gerüstet, um die Lotu-Schöne mit Gewalt zu entführen. Unser Missionär begehrte deßhalb Audienz bei Se. Majestät, und überreichte als Geschenk einen Wallfischzahn, indem er zugleich von den Kriegsrüstungen gegen Ono abrieth. Der König war indessen zu sehr Fidschi und Diplomat, als daß er seinen Anschlag eingestanden hätte. Er versicherte Hrn. Calvert, daß seine Expedition nur den Zweck habe Tribut von der Insel einzutreiben. Doch täuschte er den Missionär nicht darüber daß diese letzte Angabe nur als Vorwand dienen sollte, und daß der König schon um des Princips willen — denn Principien wachsen selbst in Fidschilanden — auf der Heiligkeit der Brautverträge bestehen mußte. Der König verließ also sein Reich an einem Sonntag, er war nicht einmal zu bewegen bis Montag zu warten, obgleich zwei seiner Barken, die mit christlichen Tonganern bemannt waren, am Sabbath abzufahren sich weigerten. Diesen nun befahl er am nächsten Tage ihn einzuholen. Anfangs gieng die Fahrt von Insel zu Insel prächtig. Als aber der König Watoa, das letzte Eiland vor Ono, erreichte warf er die Maske ab, und aus der harten Behandlung, welche die Watoa-Christen von ihm zu erfahren hatten, wurde klar ersichtlich daß die Expedition eine gänzliche Vernichtung des Lotu auch auf Ono bezweckte. Als Vorhut schickte der König vier Barken voraus, die mit hundert Leuten aus der Schifferinnung, berüchtigt durch ihre Piratengewohnheiten, bemannt waren. Von diesen vier Schiffen und ihrer Mannschaft ist nie wieder etwas gehört worden. Die einsame Lage Ono's setzt nämlich den Fidschiseefahrer beim Eintritt starker Passatwinde der Gefahr aus auf die hohe See getrieben zu werden, und westwärts liegt dann auf hunderte von Meilen kein Land mehr. Der König war ihnen in zwei Barken mit heidnischen Tonganern gefolgt. Diese Südsee-Insulaner sind wohl bessere Seeleute als die Fidschi, auch kamen sie in Sicht von Ono, aber als der Wind plötzlich umschlug waren selbst ihre nautischen Anstrengungen völlig vergeblich. Man mußte die Segel beilegen, man mußte sogar um dem Winde weniger Fläche zu bieten, das Gondelhaus abbrechen. Die Brise wurde aber stärker, die Wogen rollten, das Land verschwand und es kam die trostlose Nacht, denn wenn selbst Schiff und Schiffer den Wogen entrannen, wie leicht konnten die Boote an ein ungastliches Ufer geworfen werden, wo der alte Fidschibrauch an den Gestrandeten vollzogen wurde? So war denn der alte Heidenkönig, der seine Armada verschlagen sah, in trüber Lage. Doch wollte es sein Glück daß er nach der kleinen Insel Totoya (südwestlich von Lakemba und nordwestlich von Ono) getrieben wurde, wo der Einfluß des Lotu bereits so entschieden war daß man den hartgesottenen Sünder gastlich aufnahm und ihn unversehrt in sein Reich zurückkehren ließ. Die zwei sabbatheifrigen Barken waren inzwischen, da sie nicht in den Passat gekommen waren, glücklich bei Ono gelandet. Sie befehligte Toki, des Königs Bruder, und mit Hülfe seiner Fidschikrieger verkündigte er offen seine Absicht Jemima mit Gewalt zu holen. Mittlerweile aber hatte sich auf Ono eine glückliche politische Wendung vollzogen. Als nämlich die heidnische Partei der Insel die Lotuleute fest entschlossen sah, mit den Waffen den Angriff des Lehensherrn zurückzuweisen, merkten sie daß es politischer sey mit ihnen gemeinsache Sache zu machen und die Insel zu vertheidigen, besonders da viele ihrer Verwandten Lotu geworden waren. Die Christen hatten ohne Versäumniß ihre Stadtbefestigungen in Kriegszustand gesetzt, und da Toki einsah daß er keine Partei für sich habe und er zu schwach sey die Lotukämpfer anzugreifen, gab er vor, er wolle nur den Tribut einheben. Dieser wurde rasch geliefert und der Rest der Fidschiflotte entfernte sich schleunigst. Der Verlauf dieser Dinge hätte nun den König von Lakemba und seinen Bruder für das Lotu gewinnen sollen, allein beide haßten seitdem Ono und das Christenthum nur um so bitterlicher. Die Missionäre versuchten daher vergebens den alten König zu bewegen, daß er gegen eine Entschädigung auf Jemima verzichten sollte. Diese junge Dame befand sich nämlich in der Verlegenheit daß sie nicht eher heirathen konnte, bevor nicht der Verlobungsvertrag vernichtet war, weil eine Verletzung dieses Gelöbnisses bei sämmtlichen Fidschis als sacrileg oder ähnlich wie bei uns eine Bigamie betrachtet worden wäre, und die Missionäre mußten wohl dieses sittliche Rechtsgefühl achten. Der König erklärte sich anfangs zwar günstig für eine solche Abfindung, als aber im März 1841 eine Barke aus Ono mit dem Lösegelde erschienen war, gab er seine Sinnesänderung offen kund, behielt aber nichtsdestoweniger die Geschenke, und drang ernstlich darauf daß die Braut ausgeliefert werde. Hätte diese sich verheirathet, so wäre der Fall wie ein Majestätsverbrechen angesehen worden, ihr Mann hätte durch die Thatsache selbst das Leben verwirkt, und die Insel hätte sich durch ihre Mitschuld einer völligen Verheerung durch Lakemba ausgesetzt. Im nämlichen Jahre brach auch auf Ono ein neuer „Bürgerkrieg" aus. Waren Heiden und Lotuleute gegen den auswärtigen Dränger einig gewesen, so begannen nach seinem Abzug die alten Fehden. Angeblich waren es die Heiden, welche den Frieden störten, indem sie, wenn das Lali oder die große Trommel, welche statt der Glocke dienen mußte, die Lotugemeinde zum Gottesdienst versammelt hatte, diesen selbst durch Steinwürfe störten. Endlich kam es zur förmlichen Kriegserklärung. Die Lotustreiter trugen aber einen glänzenden Sieg davon, und als sie zum Staunen der Besiegten diese weder ausrotteten noch verzehrten, sondern ihnen Verzeihen und Vergessen anboten, erfolgten die Uebertritte so massenhaft daß wenige Jahre später nur noch vier Heiden auf der Insel anzutreffen waren. Jemima's schließliches Schicksal ist ungewiß. Noch im Jahr 1843 war sie unverheirathet und später wird sie nicht mehr erwähnt; doch machte seitdem das Lotu allerwärts so große Fortschritte daß sie wahrscheinlich auf die eine oder andere Art ihrer Brautschaft ledig geworden seyn wird.

Noch bedeutungsvoller waren die Entwicklungen auf Witi Lewu, der großen Fidschi-Insel. Dort gab es zwei Staaten, die sich um die Hegemonie in den Fidschilanden stritten: Rewa und Mbau. Die Stadt Rewa liegt an der Südostecke der Insel, und nicht weit davon an der Ostküste Mbau auf einer Koralleninsel, die zur Ebbezeit durch ein Riff mit der großen Insel verbunden ist, während der Fluth aber mitten im Wasser steht. Der alte König von Mbau, Tanoa, war vor dem Auftreten der Missionäre durch eine gewaltige Empörung aus dem Reich vertrieben worden, die Aufständischen hatten aber in Folge einer bei Fidschis wunderlichen Unvorsichtigkeit dem Erbprinzen Seru, der in ihrer

Gewalt war, das Leben geschenkt, obgleich ein Häuptling aus Wiwa und ein ahnungsvolles Gemüth ihnen vorhergesagt hatte, daß hinter dem Burschen viel verborgen läge. In der That war Seru ein feiner politischer Kopf, er sammelte die legitimistische Partei von Mbau, vermehrte heimlich die Anhänger seines Vaters, und überfiel die arglosen Rebellen mitten in der Stadt, als seine Verschwörung reif war. Der Schlag glückte vollständig, der alte Tanoa kehrte nach seinem Reich zurück und Seru, die Seele der Restauration, gab sich nach dem Staatsstreich den bedeutungsreichen Namen Thakombau oder Schrecken von Mbau. Im Jahr 1839 wurde der erste Sitz der Mission nach Rewa, der Nachbarstadt von Mbau, verlegt, weil angeblich der dortige König dem Lotu nicht ungünstig war. Die Priester aber haßten das Christenthum, und an die Spitze dieser altconservativen Opposition stellte sich Ratu Nggara, des Königs Bruder. Die Missionäre hatten daher sehr viele Beängstigungen zu überstehen, ihre Habe wurde durch Brandstiftung, ihr Leben durch gewaltsame Auftritte bedroht. An einem Apriltag des Jahres 1840 erschreckte die Mission ein furchtbarer Lärm in der Stadt, aus welcher eine Menge Personen in hastiger Flucht nach dem Fluß und in die Kähne stürzten. Es hatte nämlich ein nationales militärisches Bankett stattfinden sollen. Die Krieger sämmtlicher Bundsgenossen waren nach der Hauptstadt eingeladen worden, und die Häuptlinge von Rewa sollten sie bewirthen. Bei ähnlichen Gelegenheiten hatte man früher die Leute aus der Provinz abgesondert gefüttert, dießmal aber sollte alles an der Table d'hôte speisen. Da gab es nun bald Händel, und die Rewahäuptlinge, welche mit großem politischen Scharfblick für derartige Zufälle ihre Waffen bereit gehalten hatten, fielen mit dem Pöbel der Residenz über ihre Gäste her. Die Verfolgung nach dem Flusse hin wurde dann mit solchem Eifer fortgesetzt, daß auch etliche Flintenkugeln in den friedlichen Missionshof eindrangen.

Noch unruhiger wurden die Zeiten etliche Jahre später beim Ausbruch einer Art peloponnesischen Krieges auf der großen Fidschi-Insel zwischen den Großmächten Rewa und Mbau. In letzterm Staat war es jener Mann des Staatsstreiches Thakombau, welcher der Stadt eine nie zuvor gekannte Bedeutung gegeben hatte. Mbau wurde von den meisten fremden Schiffen besucht und das Staatsoberhaupt von den Europäern als König aller Fidschis behandelt. Ein Portrait des großen Mannes ziert den ersten Band unsers Werkes, und bestätigt das Lob von dem Bewußtseyn der eigenen Würde. Rewa hatte eine verbündete Ortschaft Mbau's überfallen, und dadurch einen unvermeidlichen Kriegsfall geschaffen. Thakombau sah sich gleichwohl von Schwierigkeiten umringt. Die Königin-Mutter in Mbau war eine Dame aus Rewa vom höchsten Rang. Ferner gehörte Raivalita, der Bruder Thakombau's und sein Rival, zu den Granden von Rewa, da seine Mutter, also eine der Gemahlinnen des alten Königs von Mbau, eine Schwester des Königs von Rewa war. Vielleicht hätte noch eine Vermittlung stattfinden können, da traf es sich aber daß die eben genannte Dame ihrem königlichen Gemahl Untreue bewiesen, und in Folge dessen an den heimathlichen Hof von Rewa sich geflüchtet hatte. So erfolgte denn am Schlusse des Jahres die Kriegserklärung. Rewa's Macht war durch den Abfall eines Häuptlings, der den britischen Namen Phillips bekommen hatte, geschwächt worden, und diesem Ueberläufer übertrug Thakombau die Rolle eines Prätendenten der Krone von Rewa. In den Heeren dieser Macht dienten aber etliche Europäer, entlaufene Sträflinge der australischen Verbrechercolonien, und deßhalb wurden in Mbau alle weißen Ansiedler heftig verfolgt. Thakombau hatte einen höchst merkwürdigen Bundesgenossen und Freund, Namens Verani. Verani muß man wissen, ist die fidschisirte Form für France, und der Name sollte so viel bedeuten als Franzosenfresser im buchstäblichen Wortsinn. Vor Zeiten nämlich hatte er einen französischen Kauffahrer, der vor Wiwa lag, weggenommen, nachdem Capitän und Mannschaft meuchlerisch gemordet worden waren. Verani war der Typus eines Fidschiheroen. Alle seine Anschläge waren teuflisch ersonnen und wurden mit Meisterschaft durchgeführt. Sein Name schon verbreitete Schrecken, und seine Banden wurden gefürchtet wie Höllengeister. Zwischen Verani und Thakombau bestand ein zartes Band, wie zwischen Castor und Pollux. Das edle Brüderpaar blieb unzertrennlich, bis Verani später Lotu wurde, und, wie uns die Missionäre versichern, als tief zerknirschter Sünder seine ehemalige Heidengröße bejammerte, und nach Errettung seiner Seele rang.[1] Damals aber bei dem Krieg der beiden Großmächte war der heidnische Fidschiheld gänzlich auf Seiten Thakombau's, und das Uebergewicht Mbau's wurde durch ihn immer entschiedener. Die Rewaner setzten zuletzt nur ihre Hoffnung auf Raivalita, den zweiten Prinzen von Mbau. Mit diesem hielt der König von Rewa und Ratu Nggara geheime Zusammenkünfte, wo man sich einigte daß Raivalita seinen Halbbruder Thakombau erschlagen, und darauf mit Hülfe der Rewaner auf den Thron von Mbau gesetzt werden sollte. Wer diesen hochverrätherischen Plan aber aufdeckte, war Verani. Anfangs wollte Thakombau an den schwarzen Verrath des Halbbruders nicht glauben, endlich aber giengen ihm die Augen auf, und im Jahre 1846 erbat er sich von dem königlichen Vater die Erlaubniß den Bruder erwürgen zu dürfen. Er fand keine Schwierigkeiten, und kaum war der Verräther kalt, so erschien ein Bevollmächtigter aus Rewa mit Friedensanträgen. Diesen Diplomaten aber erkaufte Thakombau heimlich, daß er mit seinem Anhang ihn in Rewa einlassen, und den König, seinen Herrn, überfallen sollte. Dieser selbst ahnte nichts. Als Thakombau mit seinen Kriegern sich der Stadt Rewa näherte um den Tribut in Empfang zu nehmen, wurde der König an Bord der Barken von Mbau mit Keulen erschlagen. Thakombau's Leute drangen in die Stadt, die von den erkauften Verräthern in Brand gesteckt und mit dem Blute von 3 bis 400 Personen besudelt wurde. Von der Rewa-Dynastie entschlüpfte nur Ratu Nggara, welcher zufällig abwesend, und auf der Rückkehr durch den aufsteigenden Rauch der Brandstätte gewarnt worden war. Er verbarg sich in die Gebirge des Innern und sammelte Anhänger. Inzwischen war in Rewa der Prätendent Phillips (wiederum ein Halbbruder des Ratu) zum König unter der Bedingung der Tributpflichtigkeit ausgerufen worden. Zweimal kam Ratu Nggara mit seinen Banden aus den Gebirgen, vertrieb den Emporkömmling, und suchte ein neues Rewa aufzubauen. Er hielt sich jedoch immer nur so lange, bis die Lehnsherren von Mbau mit ihrer Kriegsmacht erschienen und den Prätendenten vertrieben. Endlich im Jahr 1851 war das ganze Volk der Landschaft Rewa der Fremdherrschaft satt, und als sich Ratu wieder zeigte, fielen ihm alle zu, und dießmal gelang es ihm, besonders nachdem er durch europäische Schiffe reichlich mit Munition versorgt worden war, sich gegen die Ansprüche von Mbau zu behaupten. Doch dauerte der Krieg

[1] Er fiel im Spätherbst 1853 von der Kugel eines Mörders auf der Insel Owalau, die damals gegen die Oberherrschaft von Mbau sich empört hatte, und wohin Verani, oder Elijah, mit seinem Christennamen, gegangen war, um den Aufruhr gütlich zu dämpfen.

fort, nur mit dem Unterschied daß Rewa von der Vertheidigung allmählich zum Angriff übergieng. Ratu Nggara verfolgte nach wie vor das Lotu, er war Heide im Exil geblieben, warum hätte er im Glück von den alten Göttern abfallen sollen? Dagegen war Thakombau bekehrt worden, und die Missionäre hatten einen gewaltigen Sieg erfochten, indem sie die kriegführenden Parteien vollständig an die Herausgabe der erbeuteten Leichen gewöhnten, die nicht mehr verschmaust wurden. Am 26 Januar 1855 — nach dem Abbruch der Wiener Conferenzen, wollen wir zur größern Feierlichkeit hinzusetzen — starb Ratu Nggara, und Thakombau wurde bestimmt diesen Verlust der Feinde auszunützen. Allein der Löwe von Mbau fieng an die Zähne zu verlieren und wünschte ernstlich den Frieden, der auch nach dem Grundsatz des uti possidetis zwischen den beiden Großmächten am 9 Febr. ratificirt wurde. Da trat aber in Rewa ein kriegslustiger Häuptling Mara auf, der von dem faulen Frieden nichts wissen wollte, und von neuem mit Eröffnung der Feindseligkeiten drohte. In dieser Krisis erschien am 24 März König Georg von den Freundschaftsinseln mit einer Flotte von 39 Barken, um die Fidschifregatte Ra Marama, ein Geschenk Sr. Maj. Thakombau's an Se. freundschaftliche Majestät, in Empfang zu nehmen. Er hatte die löbliche Absicht „seine guten Dienste" den streitenden Großmächten anzubieten, als er sich plötzlich selbst in den Krieg verwickelt sah.

Eine Barke der Tonga- oder Freundschafts-Insulaner war nämlich nach Ovalau, einer kleinen Insel in der Nähe von Mbau, abgegangen, um dem dortigen König von Lewula[1] ein Geschenk des Königs Georg und einen Brief an etliche französische Missionäre der Insel zu überbringen. Als sich die Barke der Stadt Lewuka näherte, gab es am Strand einen Auflauf von Eingebornen und Halbbluteuropäern. Die Tonganer wurden mit Flintenkugeln empfangen, der Anführer des Bootes tödtlich, etliche seiner Leute schwer verwundet, und das Fahrzeug zur Umkehr genöthigt, obgleich der König von Lewuka auf den Lärm herbeigeeilt war und Blutvergießen zu verhindern suchte. Als Anstifter dieser Uebelthat wurde Mara, das Haupt der Kriegspartei in Rewa, bezeichnet, denn von ihm waren gleichzeitig Anerbietungen an die Häuptlinge der Inseln über dem Wind ergangen, alle dortigen tonganischen Ansiedler mit den Waffen zu vertreiben. So wurde es denn wahrscheinlich daß König Georg mit seiner Flotte den zugefügten Schimpf bitter an Rewa rächen werde. Vergebens bemühte sich unser Verfasser den trotzigen Mara durch Unterhändler zu einer Genugthuung für die Tonganer bewegen zu lassen. Mara blieb hartnäckig auf seinem Entschluß, und König Georg berief jetzt eine Art von Parlament, nämlich die Häuptlinge der drei Gruppen der Freundschaftsinseln, zu je einer Versammlung, welcher der Kriegsfall vorgetragen wurde. Alle waren einstimmig loszuschlagen. Die Kriegspartei der Rewaner hatte ihren Hauptsitz in Kamba, einer Ortschaft an der Ostküste der großen Fidschiinsel etwas südlich von Mbau. Am 7 April war die Kriegsmacht der Alliirten, nämlich 2000 Tonganer und 1000 Fidschis von Mbau, bereits auf dem Marsche nach Kamba. Diese Stadt und eine zweite kleinere Koroi Thumu stand auf einem Vorgebirge, dessen Zugang vom Festland aus durch ein quer gezogenes Pfahlwerk abgesperrt war. Dorthin zogen die Fidschistreiter um die Verschanzung stürmend zu nehmen, während gleichzeitig die Tonganer mit ihrer Flotte im Rücken des Pfahlwerkes an der Landspitze bei Koroi Thumu landeten. Die Landung selbst wurde mit geringem Verlust vollzogen, als aber die Tonganer ihr Lager zu verschanzen begannen um die feindliche Ortschaft durch eine Circumvallation abzusperren und auszuhungern, griffen die Rewaner an, erschlugen etliche der Gegner und schleiften die Leichen in die Stadt um dort ihren Schmaus damit zu halten. Da entbrannte der Zorn der Tonganer so mächtig, daß sie ihre Belagerungsarbeiten im Stich ließen und gegen Kamba anrückten. Dorthin hatten sich auch die Vertheidiger des Pfahlwerkes zurückgezogen, sobald sie gewahr wurden daß diese Befestigung bereits im Rücken gefaßt worden sey. Sechs erschlagene Tonganer lagen bereits vor dem Tempel in Kamba, und die Todtentrommel, welche den Beginn des Leichenschmauses verkündete, wurde außerhalb hörbar, als die Tonganer wuthentbrannt gegen den Stadtwall rückten. Bald war eine Bresche geschaffen, und über die Leichen ihrer erschlagenen Gefährten stiegen die Leute des Königs Georg in die Stadt. Mara benutzte die letzten Augenblicke um mit 100 seiner Gesellen zu entwischen, die übrigen aber fielen den eindringenden Fidschis von Mbau in die Hände, welche ein ergiebiges Blutbad anrichteten. Der Sieg wurde von den Tonganern mit 14 Todten und ebenso vielen Verwundeten erkauft, von den Kambaleuten waren 100 erschlagen und 200 gefangen worden, welche letztere sämmtlich Verzeihung erhielten. So endigte der „große Krieg" auf Witi Lewu, der das Gleichgewicht zwischen Rewa und Mbau herstellte, und zu dem schließlichen Siege des Lotu führte. Im Juli 1857 zählte man in allen Fidschilanden 54,281 Bekehrte und 20,185 welche die Schule besuchten. Nur im Innern der großen Inseln, welches überhaupt noch wenig gekannt ist, sind die Bewohner noch Heiden geblieben. Insofern wird das Missionswerk ein wenig das Aussterben der Bevölkerung aufhalten, als die verheerenden Kriege zwischen den kleinen Staaten seltener werden müssen, allein das andere, schlimmere Entvölkerungsmittel, nämlich der übliche Kindsmord und die Abtreibung der Leibesfrucht, wird in den Fidschilanden so wenig zu besiegen seyn als auf den völlig bekehrten Sandwichinseln.

[1] Das ist der Ort wo der eingangserwähnte Aufstand gegen die Christen ausgebrochen ist. Seit vier oder fünf Jahren gibt es einen katholischen Bischof für die Fidschilande und ein Bisthum Lewuka.

Skizzen und Naturstudien aus den südlichen Vereins-Staaten von Nordamerika.

Von Wilhelm Bischoff, kgl. Hofgärtner in München.

2. Reise von Savannah zu einem landwirthschaftlichen Feste in Atlanta im Staate Georgia.

Gegen Ende October 1857 wurde ein großes landwirthschaftliches Fest zu Atlanta im Staate Georgia (de Kalb County) an der nordwestlichen Gränze gegen Tenessee ausgeschrieben, bei welchem die schönsten

und vorzüglichsten Gegenstände der Landwirthschaft durch Preise belohnt und auch zur Hebung der Pferde- und Maulthierzucht ein Wettrennen verbunden war. Um den Besuch des Festes recht zahlreich zu machen, wurde der Preis auf allen Eisenbahnen im Staate auf die Hälfte heruntergesetzt, alle Waaren und Güter zu diesem Feste als Passagiergut unentgeltlich mitgenommen und ein zu dieser Reise genommenes Billet hatte mit den bereits erwähnten Vortheilen noch die Gültigkeit zur freien Rückreise innerhalb 14 Tagen.

Ich las in einer Zeitung von Savannah diese Anzeige, und wohl wissend daß in einem so wenig bevölkerten Lande, wo man außer den Eisenbahnen und Flüssen wenig andere Gelegenheit findet sich mit der Cultur und den Productionen des Landes bekannt zu machen, beschloß ich diese Reise zu unternehmen, welche mich von der östlichsten Gränze quer durchs Land bis zur nordwestlichen Gränze führte, wodurch ich auch Gelegenheit hatte einen großen Theil des Innern zu besichtigen.

Wenn auch die im Fluge durcheilten Gegenden nur von der Bahn aus betrachtet werden konnten, so war doch bei der großen Gleichförmigkeit, sowohl der Beschaffenheit des Landes als der Cultur es leicht möglich ein allgemeines Bild zu erhalten. Die Plantagen sind in ihrer Anlage und Bewirthschaftung so wenig verschieden, daß sie ebenso vollständig einander gleichen als die einzelnen Bauernhöfe eines deutschen Dorfes.

Ich fuhr Morgens 5 Uhr auf der Central Railroad mit einem sehr langen dünn besetzten Zug von Savannah ab. Die Wagen waren sehr bequem, früher elegant, mit einem freien Durchgang in der Mitte welcher den Passagieren die Wahl ihres Platzes ganz frei stellte. Es gibt in den Vereinigten Staaten nur eine Classe auf den Eisenbahnen für Weiße und einen Wagen für die Schwarzen, denen nicht erlaubt ist sich unter die erstern zu setzen.

Setzt sich ein Weißer unter die Schwarzen, so ist es sicher ein Fremder welchen die Neugierde dahinführt, der sich aber dort nicht lange aufhält, er müßte denn den Geruchsinn ganz entbehren.

Die Wagen und die Locomotive sehen sehr schwerfällig aus, weil die Räder aus einer ganzen Scheibe bestehen, fahren aber mit reißender Schnelligkeit, die dadurch noch vermehrt wird daß außer einer Viertelstunde Frühstück und eine Stunde Mittagszeit sehr selten angehalten wird. Man legt eine 300 Meilen lange Strecke von Savannah nach Atlanta von Morgens 5 Uhr bis Nachts halb 12 Uhr zurück.

Die Schienen auf dieser Bahn sind ganz gleich den unsern, sind zum Theil englisches, zum Theil amerikanisches Fabricat, während sie auf vielen andern Bahnen nur von Holz und mit Eisen beschlagen sind. Der Unterbau ist sehr einfach und bietet nur durch die außerordentliche Güte und Zähigkeit des dortigen Holzes die gehörige Sicherheit. An feuchten, tiefer gelegenen Stellen sieht man während des Fahrens das Wasser unter der Bahn herausspritzen, ohne daß mir während meines dortigen Aufenthaltes ein Unfall bekannt geworden wäre. Auch ist die Bahn nirgends durch Bahnwärter überwacht, und da es oft vorkömmt daß Vieh, welches hier überall frei im Walde herumläuft, sich zur Zeit des ankommenden Zuges auf der Bahn befindet, so läßt die Locomotive einen brüllenden Ton hören, der die Thiere verscheucht und auf große Entfernung gehört wird. Eine große Schaufel, vor der Locomotive angebracht, entfernt noch überdieß die Saumseligen auf eine unsanfte Art, indem sie sie über die Bahn wirft und daher Kuhfänger heißt. — Der Reisende kann sich an jeder beliebigen Stelle den Zug halten lassen, und dieß wird von den Jägern benützt, die 30 bis 40 Meilen weit fahren und mitten im Walde aussteigen. Ebenso können sie sich an jeder beliebigen Stelle bei später folgenden Zügen wieder aufnehmen lassen.

Zur Ueberwachung und Aufrechthaltung der Ordnung, so wie zum Eincassiren der Gelder ist ein einziger Conducteur, zum Fahren ein Locomotivführer und Heizer das ganze Personal. Ebenso einfach ist es mit dem Telegraphen gehalten, welcher an der Seite der Bahn nur wenige Schuhe über der Erde auf gabelförmig gehauenen Baumästen, die im Sumpf stecken, dahinläuft. Nur in der Nähe von Wohnungen oder bei Ueberfahrten sind die Stangen so hoch wie bei uns, und aus Muthwillen nicht selten mit schmutzigen Lumpen behängt. In der Nähe von Plantagen oder Städten, wo die Fahrstraße die Bahn kreuzt, steht auf einem großen Brett die Warnung: „Gibt Acht, wenn die Maschine pfeift," und jedermann hat sich selbst vor Schaden zu wahren.

So gieng die Reise durch lauter sumpfige Waldungen von Föhren (Pinus palustris, variabilis, Strobus, pungens, Cupressus disticha, Juniperus virginiana, mit sehr wenig Laubholz, wie Liriodendron tulipifera, styraciflua und Liquidambar styraciflua, Magnolia grandiflora und glauca gemischt, an welchen riesige Schlingpflanzen sich bis zu den Gipfeln wanden, wie Bignonia radicans und capreolata, Smilax lanceolata, ovata, Sarsaparilla rotundifolia, quadrangularis, Vitis rotundifolia, cordifolia, aestivalis, labrusca, und mehrere andere. Auf den meisten der alten Bäume hieng ein prächtiges weißgraues Moos in großen Guirlanden herunter.

Der Wald war hier so dicht verwachsen daß es nur an einzelnen Stellen möglich schien in denselben einzudringen, doch nicht ohne bis zu den Knieen in faulem Sumpfwasser und Schlamm zu waten.

Waldgrund ist hier noch sehr billig, und man kauft das Tagwerk auf 30 Meilen Entfernung von der Stadt um 2 fl. 30 kr.

Wir passirten hier mehrere einzelne im Wald stehende Blockhäuser, die unter dem Namen Stationen bekannt sind, bei denen aber nicht angehalten wird, wenn es nicht besonders verlangt wird, nur Zeitungen und Briefe sah ich hinausfliegen, die wahrscheinlich für in der Nähe gelegenen Plantagen gehörten.

Um 9 Uhr hielten wir an einem Blockhaus, wo jeder das schon bereitstehende Frühstück, Kaffee, Thee, Butterbrod mit Schinken und Eier in größter Eile verschlang. Wer in ein solches Haus tritt, spricht dadurch seine Theilnahme am Frühstück aus, und muß ob er etwas oder nichts genossen hat, dieselbe Taxe dafür bezahlen, die übrigens nicht hoch ist.

In der Nähe dieser Blockhütte überraschte mich eine wunderschöne Gruppe von Yucca gloriosa, welche hier nicht wie gewöhnlich aufrechtstehend, sondern liegend wie Riesenschlangen ihre Stämme unter sich verschlungen hatten, an deren Spitzen die schönen Blattkronen noch mit vielen abgeblühten Blumenstengeln in die Höhe standen. Noch nie hatte ich unter den vielen schönen Baumgruppen eine prächtigere gesehen, und mußte nur bedauern daß wir sie so schnell aus dem Gesicht verloren. An den Wohnungen findet man überall die Lebenseiche, Quercus virens, so wie die Melia azederach gepflanzt. Letztere kam aus China hieher, wurde aber wie die meisten chinesischen Pflanzen schnell einheimisch, und zeichnet sich durch ihren schnellen Wuchs und prächtige wohlriechende Blüthen dort überall als Alleebaum aus. Einzelne Fischreiher, wie Ardea Merodias, coerulea, Egretta, hoben sich aus dem sumpfigen Walde, während Schaaren von Vultur atratus hoch in den Lüften kreisten oder die Gipfel einzelner Bäume bedeckten. Wir passirten nun den Ogechee-Fluß, der hier hübsch, breit und tief sein

schmutziggelbes Wasser träg durch den Wald windet. Ganze Schaaren wilder Enten beleben diese einsame Gegend, und hier ließen einige Passagiere halten, um sich den Tag über mit der Jagd zu amüsiren, die sehr ergiebig zu seyn schien. Zum Glück für die Ruhe der Passagiere konnten wir die Brücke beim Ueberfahren nicht genauer in Augenschein nehmen, aber wir verspürten auf derselben starke Schwingungen. Gegen Mittag änderte sich die Scene etwas, und wir bekamen öfters Plantagen zu Gesicht, wo Mais und Baumwolle gezogen wurde, und wo ganze Reihen von Negern in ihren Körben die reife Baumwolle sammelten. Solche Plantagen sind nichts weiter als ein niedergebrannter Wald, wo zwischen den stehengebliebenen Baumstummeln sehr unordentlich und lückenhaft Mais und Baumwolle gezogen wird. Letztere sieht mit ihren vielen weißen Flocken wie beschneit aus, und gewährt so mitten im Grünen einen prächtigen Anblick. Etliche kleine Blockhäuser für Neger, ein etwas größeres für den Aufseher, und das Magazin ist alles was die Waldeinsamkeit unterbricht.

Ein Eisenhüttenwerk mit vielen gemauerten Häusern passirten wir ohne Aufenthalt, die ungeheure Menge von Haustauben aber, welche Häuser und Felder ganz bedeckten, fielen mir auf. Die Gegend wird hier offener, und das Terrain, welches früher eben war, wird hügelig, der Sandboden verwandelt sich in Lehmboden mit Felssteinen gemischt. Oefters passirten wir Häuser, selbst gemauerte, umgeben von ganzen Feldern voll Pfirsich-, Aepfel- und Birnenbäumen.

Gegen 2 Uhr fuhren wir in die Stadt Macon ein. Nach einer so langen einförmigen Reise machte dieses freundliche Städtchen mit seinen regelmäßigen breiten Straßen, und hübschen, darunter vielen gemauerten Häusern einen sehr angenehmen Eindruck. Die Zahl der Einwohner mag sich auf 8000 belaufen, und ein kleiner Fluß, Ocmulgee River, erhöht den Reiz der Landschaft. Hier wird schon etwas Weizen gebaut, die Föhrenwaldungen hören auf und machen den Eichen, Wallnüssen, Kastanien ꝛc. Platz. Wir mußten unsere Wägen verlassen, nahmen im nächstgelegenen Gasthaus ein ziemlich gutes, schon bereitstehendes Mittagessen ein, welches hier wie überall in den Vereinigten Staaten in großer Hast verschlungen wurde, und es blieb uns eben noch Zeit einen Blick in diese hübsche Stadt zu thun. Um 3 Uhr wurde das Zeichen zur Abfahrt gegeben, und wir eilten zu unserer neuen Station, und kamen bald wieder aus dem Bereich freundlicher Wohnungen in ungeheure Waldungen, die aber durch hügelige Lage und freundliches Laubholz nicht den traurigen finstern Eindruck der mehr südlich gelegenen Föhrenwälder machten. Gegen 6 Uhr fieng es an dunkel zu werden, und da die Zeit der Dämmerung in Georgia sehr kurz ist, so wurde meine Neugierde durch allgemeine Finsterniß unterbrochen, bis sich nach Verlauf einer Stunde der freundliche Mond zeigte, und uns mit seinem silbernen Lichte noch die nämliche Landschaft vorführte, wie wir sie früher sahen. Immer Wälder und Hügel, und um 9 Uhr hielt der Zug an einem Blockhaus, wo Thee getrunken wurde, und fort gieng es wieder durch Wald und Nacht, ohne etwas bemerkenswerthes, es müßte nur seyn die kleinen Begebenheiten unter der Reisegesellschaft selbst. Der Tag war sehr heiß, und ich trank öfters Eiswasser, welches unentgeltlich jedermann frei steht. Deßwegen wählte ich meinen Sitz ganz nahe am Faß, und da kaum sechs Personen in unserm Wagen saßen, glaubte ich mich vollkommen sicher nicht vertrieben zu werden, als eine sogenannte Lady, wie hier jede Weibsperson heißt, den Conducteur auf mich zusandte, ich möchte ihr einen Platz einräumen. Mir war es sehr gleichgültig etwas mehr rechts oder links zu sitzen, und ich kannte die amerikanische Sitte in Betreff der Ladies zu gut um Opposition zu bilden, die auch gewiß nicht gut ausgefallen wäre; setzte mich daher auf die entgegengesetzte Seite, mir die Person näher betrachtend welche in einem so freien Lande solche Vorrechte genießt. Sie gehörte der dienenden Classe an, wie sich bald herausstellte, da sie im nächsten Blockhaus mit ihrem Marktkorb am Arm schon sehnlichst erwartet und nicht ohne Vorwürfe empfangen wurde. Die große, ja fast übertriebene Achtung und Zuvorkommenheit gegen das ganze weibliche Geschlecht ist ein eigenthümlicher und sehr lobenswerther Zug in dem Charakter des Amerikaners, der sonst so wenig auf äußern Anstand in unserm Sinne des Wortes hält. Ich wollte es niemand rathen ein Frauenzimmer zu beleidigen, weil jeder Anwesende dieß zu seiner eigenen Sache machen würde. Ganz allein kann jedes Frauenzimmer durch die Vereinigten Staaten reisen, ohne um ihr Gepäck zu sorgen. Jeder Conducteur übernimmt dieß, und wird sie auch jedesmal zur Mittagstafel und zum Thee führen, kurz alles thun was die Höflichkeit verlangt. Die Herren rauchen fast den ganzen Tag, wenn aber ein Frauenzimmer im Wagen erklärt sie könne den Rauch nicht leiden, so hören alle auf zu rauchen oder gehen in einen andern Wagen. Leider mißbrauchen viele sogenannte Ladies ihr Vorrecht und tyrannisiren damit die Gesellschaft, es wird aber ohne Murren hingenommen. Mich trieb lange Weile in den Negerwagen, was mir eine Art Verachtung von den Passagieren zuzog, die mich für einen Abolitionisten ansahen. Hier saßen ungefähr 10 bis 12 Männer, Weiber und Kinder, spärlich mit Lumpen bedeckt, voll Schmutz mit wahren Affengesichtern unbeweglich auf den Bänken in stoischer Gleichgültigkeit ihrem Schicksal ergeben. Der üble Geruch dieser Race so wie die Angst vor der kleinen Bevölkerung, welche sie mit sich herumführen, machte mich bald dieses Local wieder verlassen, und ich fand bei meiner Rückkehr daß ich durch diesen Besuch bei der Gesellschaft nichts gewonnen hatte. Dieß kümmerte mich sehr wenig, denn um halb 12 Uhr dampften wir in Atlanta an, wo ein gutes Nachtessen und Bett mich erwarteten und schnell die Mühen der Reise vergessen machten.

Den andern Morgen war ich früh auf den Beinen, besichtigte die Stadt, wovon der ältere Theil einer europäischen nicht unähnlich in der Bauart ist. Die Häuser waren meist von Backsteinen erbaut und die belebten Straßen breit. Im neuern Theil der Stadt sind die Straßen sehr uneben und schmutzig, man sieht daß hier alles fährt oder reitet. Eine lange Straße besteht aus lauter Kaufläden, wo man für hohe Preise schlechte Waare und nur die allernöthigsten Bedürfnisse des menschlichen Lebens erhalten kann. Es ist hier ein großer Verkehr mit solchen Artikeln, da Atlanta an der Handelsstraße von Osten und Norden nach dem Westen liegt, und Tenessee seine Waaren auf diesen Wegen erhält. Ein paar große Gasthäuser nach amerikanischem Schnitt geben dem Fremden Aufenthalt, und wenn man sie im Verhältniß zu den übrigen im Süden billig findet, so darf man auch keine zu großen Ansprüche machen.

Es war nun an der Zeit das landwirthschaftliche Fest zu besuchen, und ich eilte auf diesen Platz, welcher eine Viertelstunde außer der Stadt im Walde lag. Hier war ein Flächenraum von 5—600 Tagwerk mit einem engen, hohen Staketenzaun eingefaßt, und man zahlte beim jedesmaligen Besuch dieses Platzes einen Gulden, oder für die ganze Dauer des Festes 3 fl. 30 kr., was ich bei längerm Besuch der Billigkeit halber vorzog. Dieser große Platz, zum Theil noch Wald,

mit vielen hölzernen Häusern und Hütten bedeckt, gehört der Ackerbau-Gesellschaft zu Atlanta, und aus dem Erlös für den Besuch und dem Stallgeld für die Thiere werden die Preise und Unkosten des Festes bestritten. Längs der Einzäunung befanden sich offene Ställe, in welchen das Vieh nach seinen Racen dem Beschauer ausgestellt war. Gleich beim Eingang fielen mir die vielen Schweine auf, die hier gezogen werden und meist englischen Ursprungs sind. Mehrere Hundert dieser Thiere waren von verschiedenem Alter und Gewicht, theils zur Zucht, theils zum Schlachten hier aufgestellt, weil sich mit diesem Fest zugleich ein Viehmarkt verbindet. Das amerikanische Schwein, welches seine Existenz den zur Zeit der Spanier dort eingeführten Schweinen verdankt, ist zwar sehr lang, meist dreifarbig, öfter mit krauser Wolle bedeckt, wird aber nicht so leicht fett wie das dort sehr gesuchte Yorkshire-Schwein. Dieses ist ganz weiß, mit sehr niedern dünnen Beinen und kleinem Kopf. Sehr viele Spielarten entstanden aus diesen beiden Racen, die ächte englische aber steht viel höher im Preis und wird so viel wie möglich rein zu erhalten gesucht. Das Schwein spielt hier eine Hauptrolle in der Landwirthschaft, und wenn auch nicht in der erstaunenerregenden Menge wie in Tenessee vorkommend, so findet man doch dieß nützliche Thier schaarenweis in allen Wäldern herumstreifend, wo es der vielen Eicheln wegen ohne Pflege vortrefflich gedeiht, und Speck und geräuchertes Fleisch den Schiffen liefert.

Die zweite Abtheilung enthielt die Schafe; diese waren schlecht vertreten, und kaum 20 Stück ordentlicher Race vorhanden. Es scheint dieses Thier des dort vorkommenden Raubwildes halber sich nicht recht halten zu können, denn sonst stände in diesem Klima der Zucht gewiß kein Hinderniß entgegen, da in dem gebirgigen Theil schöne Weiden vorkommen, welche mehr südlich fehlen.

Nach den Schafen kamen die Kühe von allen Racen der dortigen Gegenden, darunter aber auch viele englischen Ursprungs, welche den Vorzug erhielten und dort öfters aus dem Mutterland recrutirt werden. Die einheimischen Stiere hatten ein unheimliches Aussehen, und ich war jedesmal froh aus ihrer Nähe zu kommen.

Nach den Kühen kamen die Pferde, die allein mich hinreichend für die ganze Reise entschädigt haben würden. Nie habe ich so viele schöne edle Thiere auf einem so engen Raum beisammen gesehen, und die Racen theilten sich in Süd-Carolina-, Nord-Carolina-, Kentucky- und Georgia-Pferde, an denen allen die englische, spanische und arabische Stammrace sichtbar war. Ihre Leistungen beim Pferderennen entsprachen vollkommen ihren wunderschönen Gestalten, und da es keine kleine Aufgabe war unter der großen Anzahl so ausgezeichneter Thiere die preiswürdigsten zu bestimmen, so war ich sehr neugierig wie dieß ausgeführt wurde. Dieß löste sich aber, wie so vieles in diesem Lande, auf eine sehr einfache Art: wir heißen es Bestechlichkeit. Ein dunkelbrauner Hengst, 16 Fäuste hoch, war das schönste Thier, welches ich bis jetzt in meinem Leben gesehen hatte, und dieser mußte einem Rappen nachstehen, welcher zufällig einem einflußreichen Mann, bei der Eisenbahn bedienstet, angehörte.

Das erstere Thier wurde zu 2000 Dollars geboten, ich weiß aber nicht ob es verkauft wurde, und bekam es den nächsten Tag nicht wieder zu Gesicht.

Viele junge Leute entwickelten eine große Geschicklichkeit im Reiten bei ziemlich unschöner Haltung. Ein junger Mann, welcher ein ganz wildes Pferd meisterhaft auf der Rennbahn tummelte, hätte seine Kühnheit bald mit dem Leben bezahlt. Das Pferd, nach vielen unnützen Versuchen den Reiter herunterzubringen, sprang zuletzt in einen 40' tiefen Graben, aus welchem Reiter und Roß nur mit großer Anstrengung und ganz lahm herausgewunden wurden. Die Kentucky-Pferde gelten hier als die vorzüglichsten an Dauer, was ihr gedrungener Bau auch schon beurkundet, stehen aber ziemlich hoch im Preis, und unter 1000 Dollars ist auf kein schönes und gutes Pferd zu rechnen. Das Pferd ist in diesem Land dem Menschen so unentbehrlich zum Verkehr, zum Feldbau, zum Bewegen der Maschinen &c., daß die größte Mühe auf seine Zucht verwendet wird, und die Eitelkeit das beste Pferd zu besitzen, geht dem Amerikaner über sein Haus.

Nach den Pferden kamen die Maulthiere, die in ihrer Art nicht minder schön waren, und was ihre Ausdauer und Nützlichkeit anbelangt, dem Pferd noch vorzuziehen sind. Sie werden mit der größten Sorgfalt gezogen, und außer ihrem häßlichen Geschrei und dem Eselsschweif sind sie kaum mehr vom Pferd zu unterscheiden. Sie haben kleine Köpfe, keine übertrieben langen Ohren, sehr schönen Körperbau und bleiben im Laufen nicht viel hinter dem Pferd zurück, welches sie an Ausdauer weit übertreffen, und dabei mit dem schlechtesten Futter vorliebnehmen. Der Preis ist von 800—1200 Dollars für ein schönes junges Thier. Sie erreichen ein viel höheres Alter als die Pferde und verlangen weniger Pflege. Dabei sind sie aber alle eigensinnig, und der Reiter darf sattelfest seyn, welcher mehr von ihnen verlangt als sie freiwillig leisten wollen. Es waren ungefähr 100 Stück dieser Thiere beim Fest, wovon die meisten die Zuschauer durch ihre Widerspänstigkeit beim Rennen sehr amüsirten, so wie sie durch ihr häßliches Geschrei die Ohren beleidigten. Diese Wettrennen dauerten mehrere Tage, indem nie mehr als 3—4 Stück zu gleicher Zeit liefen oder fuhren, und ein Thier die übrigen vorher geschlagen haben mußte, bis es preiswürdig gefunden wurde. Dadurch kamen die besten fortwährend wieder auf den Kampfplatz. Die Bahn führte im Kreis herum, war eine gute Viertelstunde lang und 50 Schritt breit, sandig und sehr uneben, und an einer Stelle durch einen sehr tiefen Graben durchschnitten, welcher überbrückt war.

Für Reinlichkeit und Bequemlichkeit war schlecht gesorgt; so lagen Baumstämme, Reiser, alles schon seit Jahren, bunt untereinander, ohne daß es jemand einfiel sie zu beseitigen, was doch ohne Kosten durch Feuer leicht hätte geschehen können. Der Boden war selbst nicht vor den Gebäuden geebnet, wovon viele hölzerne aufgestellt waren, um die Gegenstände der Ausstellung aufzunehmen. In einem dieser Gebäude waren Pflanzen, Blumen, Gartenproducte, eingemachte Früchte, Obst, Wein, Bier und Liqueur ausgestellt. Nur ein Besitzer war mit seinen Pflanzen zugegen, die zwar in sehr gesundem Zustand, aber nicht besonders reich vertreten waren. Orangen, Camellien, Pelargonien und Fuchsien waren so ziemlich die Hauptgegenstände, die auch ohne Concurrenz den hiefür ausgesetzten Preis erhielten.

Die Weine waren von einem rheinländischen Bauer dort gezogen und ein aus Bamberg gebürtiger Bierbräuer hatte sein Gebräu dort ausgestellt.

Ich ließ mich mit meinen beiden Landsleuten in ein Gespräch ein, fand aber bald daß ich mir auf diese Landsmannschaft eben nicht viel einbilden durfte. Uebrigens schien es beiden gut zu gehen, und sie machten sich, wie man dort sagt, viel Geld. Auf ein gegebenes Zeichen wurde das Local von allen Besuchenden geräumt, und die Jury trat ein, welche mich im Gespräch mit diesen beiden Ausstellern auch für einen solchen hielt, und meiner Anwesenheit kein Hinderniß in den Weg legte. Die Jury bestand aus 12 Herren, Oekonomen aus der

Umgegend, welche Obst, eingemachte Früchte und sonstige genießbare Gegenstände versuchten, und zuletzt anfiengen sich über die geistigen Getränke herzumachen, denen sie so zusprachen daß man mehr oder weniger allen die Güte derselben ansah. Ich fragte den Bräuer welche Entschädigung er für sein ausgestelltes Bier bekäme, und erhielt zur Antwort daß jeder dieses gratis gebe und es sich reichlich lohne durch den Preis und durch das Bekanntwerden. Das Bier war bitter und unangenehm von Geschmack, wurde aber in Ermanglung von besserem doch sehr gut befunden. Der Wein war, seinen Fuchsgeschmack abgerechnet, welcher allen amerikanischen Sorten eigen ist, sehr geistig und von schöner Farbe. Wer einmal diesen Beigeschmack überwunden hat, findet ihn ausgezeichnet. Dieser Mann erhielt noch außer seinem ausgestellten Wein eine Prämie für mehrere hundert Tagwerk Weingärten, welche er im Verlauf von 2 Jahren für verschiedene Besitzer dort angelegt hatte. Er versicherte mich daß der europäische Wein hier nicht gedeihen wolle, was ich aber sehr in Zweifel zog, da ich schon an mehreren Stellen denselben mit Erfolg in sehr kleinen Partien gezogen sah. Unter den hier wildwachsenden Trauben wird vorzüglich die Catawba-Traube gewählt. Im zweiten Jahre trägt der Stock aus Stecklingen schon ziemlich gut, sieht aber immer traurig aus, weil nur die Spitzen der Reben belaubt sind, während der übrige Stock nackt erscheint. Die Beere fällt in vollkommen reifem Zustand vom Kamm, kann aber durch ordentlichen Schnitt, der hier sehr fehlt, sowohl an Größe wie an Anzahl der Trauben sehr erhöht werden.

Ein Bauer hatte einige tausend selbst gezogene sehr schöne und gute Aepfel, ward zwar nicht um einen Preis, da es an gutem Obst hier nirgends fehlt, machte aber, wie es mir schien, die besten Geschäfte von allen, denn er verkaufte sie in kürzester Zeit das Stück zu 8 kr. Dieses Fest war von nah und fern sehr besucht, und Lebensmittel sind immer sehr beliebte Waare, und man sah nicht eine Lady, deren schöne Gesichtszüge nicht durch das Kauen eines ungeheueren Apfels entstellt waren.

Im zweiten Local, wohin ich mich jetzt begab, waren Kunstgegenstände ausgestellt, die mich lange Zeit im ungewissen ließen ob es Spott oder Ernst sey. Es waren ungefähr 200 Gemälde, darunter eines mit der prahlerischen Unterschrift eines Landsmannes aus Augusta: „Von dem berühmten Künstler N. N.," welche Unterschrift jedoch mit seinen Leistungen gar nicht in Einklang zu bringen war. Eine Landschaft, ebenfalls von einem Deutschen, war noch das beste Bild, würde aber in Europa in keiner Feiertagsschule Aufsehen erregt haben; was mich aber am meisten ärgerte, war daß nur Größe und grelle Farben den Werth bestimmten, und so ein Bild welches in Deutschland sicherlich Entlassung aus der Zeichnungsschule würde nach sich gezogen haben, den ersten Preis erhielt. Es war eine Landschaft, welche ein gerader Canal in zwei Hälften theilte, mit grünspanfarbenen Bäumen an den Seiten besetzt. Quer im Vordergrund lag ein Boot mit zwei Schiffern bemannt. Dieses Machwerk zog wegen seiner schreienden grellen Farben die allgemeine Bewunderung auf sich. Kunstsinn scheint wirklich dem Amerikaner im allgemeinen gänzlich zu fehlen. Ferner waren mehrere weibliche Handarbeiten ausgestellt, wie man sie in unseren Mädchenschulen aufgelegt sieht, und ein kleines Kistchen von Muscheln verfertigt, offenbar das Werthvollste in der Sammlung.

Im dritten Local waren Feld- und Gartensämereien, darunter viele schöne Maisarten, chinesisches Zuckerrohr von 18 Fuß Höhe, und auch das neue Ingerkorn, welches sich vom Sorghum saccharatum, von dem es eine Spielart ist, durch noch schwerere Samenwedel und weiße Farbe auszeichnet. Der Preis war aber für diese Neuheit noch sehr hoch, und es wurde die Prise mit einem Dollar bezahlt. Viele Bohnen und Erbsenarten, von welchen die japanische Erbse Erwähnung verdient. Diese Pflanze bildet eine Staude, hat zwar in jeder Schote nur zwei kleine Erbsen, ist aber so überladen voll, daß keine bis jetzt bekannte Sorte ihr nur einigermaßen nahe kommt. Süße und gewöhnliche Kartoffeln, Wassermelonen ꝛc. bildeten den Rest. Aus der Baumschule eines Hrn. Peterson waren einige Tausende von Obstbäumen aller Art in Büschel gebunden zum Verkauf ausgestellt, und fanden schnellen Absatz. Da mich die Schönheit der Bäumchen so wie die große Anzahl derselben verwunderte, so beschloß ich die in der Nähe gelegene Baumschule zu besuchen, was ich auch den nächsten Tag ausführte.

Ein viertes Local, in welchem das Schiedsgericht versammelt war, zog meine Aufmerksamkeit auf sich, da ich dort viele Instrumente bemerkte, welche von Neugierigen umringt waren. Es waren Elektrisirmaschinen und eine kleine hydraulische Presse. Der Eigenthümer, ein Franzose, versprach die Erklärung hierüber, konnte aber wegen Mangels an englischer Sprachkenntniß sein Wort nicht lösen. Ein Mitglied der Agricultur-Gesellschaft, welchen man Hr. Professor nannte, bestieg die Rednerbühne, hielt eine lange Anrede an die Versammlung über die Wichtigkeit des Festes und die Verdienste und den Fortschritt der Landwirthschaft im Staate Georgia überhaupt. Allerdings konnte die Versammlung mit einigem Stolz auf die hier zur Schau ausgestellten Gegenstände blicken, wo vor einigen Jahren noch nichts zu sehen war. Diese Rede ward oft durch laute Acclamation der Zuhörer unterbrochen, und man sah die Zufriedenheit darüber auf allen Gesichtern geschrieben. Der Redner sprach schön und geläufig, und war über den Erfolg seiner Rede so geschmeichelt, daß mir bange wurde er könnte am selben Tage nicht mehr damit fertig werden. So dauerte das Fest acht Tage, in welcher Zeit viel gekauft wurde. Ein Bauer hatte ein Instrument erfunden, um die sehr hart abzustreifenden Samenkörner des chinesischen Zuckerrohrs auf eine bequeme Art von ihren Wedeln zu lösen, und verkaufte eine große Menge davon zu hohen Preisen. Sein Instrument besteht aus drei Zangen, wie die Maulwurfszangen, welche neben einander gereiht sind. Der Wedel wird durch eine dieser Zangen gesteckt und durchgezogen, und die durch Federkraft niedergedrückte Zange streift an ihren scharfen Kanten den Samen herunter.

Den nächsten Tag machte ich mich auf den Weg zur Baumschule, welche eine halbe Stunde von der Stadt liegt, und schon mehrere Jahre die vortrefflichsten Obstsorten in der Umgegend verbreitet. Sie besteht aus 100 Tagwerk Flächenraum, war musterhaft gehalten und geordnet, und enthielt Hunderttausende von Obstbäumchen aller Art, die im dritten Jahre schon bis zur Krone gezogen, verkauft werden. Noch mehr überraschte mich das Personal, womit diese Musterschule bewirthschaftet wurde. Dieß bestund aus einem Gärtner, zwei Negerknaben und einem Pferdeknecht mit Gespann. Beim Herausnehmen der Bäume werden noch einige Leute verwendet. Der Gärtner veredelt, die Jungen verbinden und das Fuhrwerk hat fortwährend zwischen den 5' breiten Reihen das Reinigen und Lockern des Bodens zu besorgen. Selbst die Pflanzung der Wildlinge geschieht durch den Pflug, und diese werden in eine tiefe Furche gesteckt, so daß die nächste Furche die Wurzeln wieder mit Erde

zudeckt. Selten sah ich eine Lücke, und noch seltener schwache zurückgebliebene Bäumchen. Ich machte hierüber Hrn. Peterson mein Compliment daß es die bestgeordnete Schule sey, welche ich bis jetzt Gelegenheit hatte zu sehen, und er empfahl mir seine große erst vor zwei Jahren angelegte Baumschule, zwei Stunden von dort, ebenfalls zu besuchen. Ich nahm dieß bereitwillig an, und er gab mir einen Neger mit, welcher mich durch Waldwege nach zwei Stunden dahinbrachte. Dieser Platz hatte 400 Tagwerk eingezäumtes Land von der besten Qualität und von einem Bach durchflossen, der sich zum Bewässern seiner Zeit recht gut benützen läßt. Die Schule war aber kaum zur Hälfte bepflanzt, und man sah auf den ersten Blick daß die geschickte Hand des Gärtners aus der ersteren Schule fehlte. Auf jeden Fall wird aber Hr. Peterson gute Geschäfte damit machen, da der Absatz nicht fehlt und seine Bäume bis Neu-Orleans hin bestellt werden. Am Ende dieser Riesenbaumschule stand ein Blockhaus für den Gärtner und einige Hütten für Neger und Pferde. Ein Maisfeld schien die Nahrung der Bewohner zu liefern. Ich schickte nun meinen Neger fort, und zog vor mich auf dem Heimweg mit Botanisiren zu unterhalten, fand auch viele schöne Pflanzen und Bäume, wie Kalmia latifolia, glauca Azalea, Calendulacea canescens, bicolor nudiflora viscosa Magnolia tripetala, und sehr viele Quercusarten, und kam spät Abends ganz ermüdet im Gasthaus an. Den andern Tag besuchte ich noch einige kleinere Besitzungen in der Nähe der Stadt, ohne etwas besonderes von Interesse zu finden.

Ich fand Gelegenheit die Bekanntschaft eines der benachbarten Gutsbesitzer, der beim Feste einen Preis erhalten hatte, zu machen, und ward von ihm zu einem Besuch auf seinem Besitzthum eingeladen, was ich gerne annahm, da es mich interessirte die Lebensweise dieser Leute kennen zu lernen, die nach dem entfalteten Luxus, namentlich nach der Pracht ihrer Equipagen und dem Anzuge der Damen, offenbar der wohlhabendsten Classe angehörten. Ich erwartete daher einen diesem Luxus entsprechenden Landsitz im Style unserer Schlösser oder sogenannter Herrenhäuser zu finden, und war nicht wenig überrascht als ich statt dessen eine erbärmliche Blockhütte, und den ganzen Apparat eines gewöhnlichen Farmerlebens traf. Noch heute ist es mir ein Räthsel wie in einer solchen ächt amerikanischen Blockhütte die prachtvollsten Chaisen, die offenbar aus den ersten Fabriken New-Yorks oder Englands stammten, und reichen seidenen Roben der Damen nur untergebracht oder kurze Zeit vor dem Verderben bewahrt werden konnten. Der Eindruck dieses Contrastes begleitete mich noch am folgenden Tage auf der Heimreise, die mich wieder im Fluge an denselben Gegenden und Scenen vorbeiführte, ohne daß deren Einförmigkeit durch eine besondere Erscheinung unterbrochen worden wäre.

Die Sagen über der Anwesenheit Cooks, de la Peyrouse's und d'Entrecasteaux's an den Küsten Neu-Caledoniens.

(Von Bouquet de la Grye dem Bulletin de la Société de Géographie mitgetheilt.)

Unter den Nachweisungen welche uns die Eingebornen des stillen Oceans an die Hand geben können, hat in unsern Augen den größten Werth das was ihre Sage über die ersten Berührungen mit den Europäern berichtet. Da diese Erinnerungen Personen betreffen deren Untergang zum Leidwesen für die Wissenschaft vierzig Jahre lang in Dunkel gehüllt war, so bieten sie uns ein wirkliches geschichtliches Interesse. Im nördlichen Theile Neu-Caledoniens hatten die Marianer-Patres bereits auf Spuren von der Fahrt Cooks hingewiesen; ich selbst habe das Glück gehabt im Süden diejenigen der drei berühmtesten Seefahrer aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts, Cooks, La Peyrouse's und d'Entrecasteaux's, wieder aufzufinden. In Tuauru (Vorgebirge Königin Charlotte) sagte mir eines Tags ein Kate-Häupling, ihre Väter hätten den ersten Begriff von einem Schiff zu der Zeit erhalten als man die Jznamen anpflanzte. Zwei ganze Tage lang sey ein mit Segeln bedecktes Ungeheuer in Sicht gewesen. Es sey im Süden verschwunden um einige Tage später nach Amere (Botany-Eiland) zurückzukehren. Die Eingebornen seyen nach seiner Abfahrt dahin gelaufen, und hätten als Thatsache berichtet daß Männer daselbst Tannen gefällt und Feuer angezündet hätten, aber nicht nach indianischer Weise. Hierauf beschränkten sich die Nachweisungen Kate's, die übrigens dem aus Cooks Reise Bekannten nichts neues beifügten. Die von diesem Seefahrer längs der Küste bemerkten Feuer, welche man anfänglich für einen vulcanischen Ausbruch gehalten, rührten von den Urbarmachungen her die um diese Jahreszeit dort üblich sind. Dasselbe Schiff wurde, Tioti und Tikere zufolge, auch von der Tannen-Insel aus gesehen; einige Jahre später aber waren ihm dort zwei andere gefolgt. Diese neuen Ankömmlinge erschienen eines Morgens vor Gadschi (nördlicher Theil der Insel). Sobald sie Anker geworfen, giengen mehrere mit Mannschaft beladene Nachen ab, und nahmen ihren Weg nach der Küste. Die Eingebornen wurden von Schrecken ergriffen und flüchteten sich auf den höher gelegenen Theil der Insel; einige unerschrockenere näherten sich den Fremden, die, des hochgehenden Meeres wegen, einige Mühe gehabt zu landen. Die Freundschaftsbezeugungen welche sie von denselben erhielten, ermuthigten ihre Cameraden, die sich sogleich unter die Matrosen mischten, und nur daran dachten sich derselben und ihrer Reichthümer zu bemächtigen. Der Augenblick der Wiedereinschiffung wurde als Signal zum Angriffspunkt gewählt; allein überrascht von dem für sie neuen Lärm der Gewehre, flüchteten sie sich, mit Zurücklassung dreier Todten und mehrerer Verwundeten, in die Wälder. Die Weißen ihrerseits kehrten, nach vergeblicher Aufsuchung süßen Wassers, in ihre Schiffe zurück, welche, nach einem „Donnerschlag," bald in der Richtung des großen Landes verschwanden. Wenn man diesen Bericht dem von Tuauru gegenüberstellt, so kann uns kein Zweifel mehr übrig bleiben über die Namen der Schiffe welche einen so unglücklichen Versuch mit der caledonischen Gastfreundschaft machten. Die Absicht La Peyrouse's gieng, dreißig Jahre nach der Fahrt Cook's, nicht dahin Neu-Caledonien zu besuchen; die vortrefflichen Berichte welche sein Vorgänger zu Balade gehabt, mußten ihn veranlassen auch Verbindungen im Süden anzu-

knüpfen. „Die Flagge, die Sprache waren nicht englisch, hat mein Vater gesagt," erzählte Tiolé, der vielleicht nicht sehr begierig war größere Aehnlichkeiten mit seinen neuen Herren in denjenigen zu finden von welchen sie ein erstesmal gezüchtigt worden waren. Uebrigens flößte ihnen die Lection welche sie von unserm unglücklichen Landsmann erhalten hatten, nur einen einzigen Wunsch ein, den sich zu rächen. Mehrere Schiffe geriethen durch Ueberfall in ihre Gewalt, und es that ihnen noch im Jahr 1856 leid daß ein unglücklicher Capitän und seine Mannschaft, die dreißig Jahre zuvor an ihren Küsten Schiffbruch gelitten, einer Niedermetzelung durch das trügerische Versprechen entgangen waren mit Reichthümern beladen zu ihnen zurückzukehren. Was d'Entrecasteaux betrifft, so hat mir der Vater des gegenwärtigen Häuptlings von Uen, ein etwa 68jähriger Greis, erzählt daß nach seiner Geburt zwei Schiffe — und zwar die ersten die man von Uen aus gesehen — bei Noo, einer am Tiukuru gelegenen Insel, erschienen seyen. Sie seyen den großen Klippen entlang gefahren. Gewarnt durch die Erzählungen von dem Kampf der Fichten-Insel, hätten die Eingebornen Feuersignale angezündet, welche von Vorgebirge zu Vorgebirge den Schiffen vorausgegangen seyen.

Ueber den wahren Entdecker der chemischen Bestandtheile des Wassers. Hr. Bennet, Mitglied des brittischen Museums, hat an Sir Benjamin Brodie ein Schreiben gerichtet, welches den unwiderleglichen Beweis liefert daß Hrn. Cavendish die Ehre der Entdeckung der chemischen Bestandtheile des Wassers gebührt. Der schriftliche Beleg hiefür ward von weiland Robert Brown, Esq., aufgefunden, und ist nicht etwa in irgendeinem ungedruckten Document enthalten, sondern in einem Abschnitt von De Luc's „Idées sur la Météorologie" — einem Abschnitt, der, obgleich er den besondern Titel führt: „Anecdotes à la découverte de l'Eau sous la forme d'Air" (Anekdoten zur Entdeckung des Wassers unter der Form von Luft), gänzlich der Aufmerksamkeit derer entgangen zu seyn scheint welche die Ansprüche Cavendish's vertheidigt haben. Das Schriftchen ist um so conclusiver als es von De Luc, dem „ami zélé" Watts, wie er sich selbst mit Recht nennt, herrührt, und der in Bezug auf diese Frage von sich glaubte er sey „in der Lage gewesen, alle damit verknüpften Umstände kennen zu lernen (à portée d'en connaître toutes les circonstances)." Das Zeugniß De Luc's nun ist folgendes: „Vers la fin de l'année 1782, j'allai à *Birmingham,* où le Dr. Prestley s'était établi depuis quelques années. Il me communiqua alors que Mr. Cavendish, après une remarque à Mr. Wartline, qui avait toujours trouvé de l'eau dans les vases où il avait brûlé un mélange *de l'air inflammable* et *d'air atmosphérique,* s'était appliqué à découvrir la source de cette eau, et qu'il avait trouvé qu'un mélange *d'air inflammable* et *d'air déphlogistique* en proportion convenable, étant allumé par l'étincelle électrique, se convertissait tout entier en *eau.* — Je fus frappé au plus haute degré de cette découverte." — Idées sur la Météorologie. Tome 2, 1787. p. 206—7. (Das heißt auf deutsch: Gegen Ende des Jahrs 1782 gieng ich nach Birmingham, wo sich Dr. Priestley seit einigen Jahren niedergelassen hatte. Er theilte mir sodann mit daß Hr. Cavendish, nach einer Bemerkung Hrn. Wartline's, der stets Wasser in den Gefäßen fand in welchen er eine Mischung brennbarer Luft und atmosphärischer Luft verbrannt hatte, sich bemüht habe die Quelle dieses Wassers zu entdecken, und daß er gefunden: eine in angemessenem Verhältniß vorgenommene Mischung brennbarer und nicht brennbarer Luft verwandle sich, wenn man sie durch einen elektrischen Funken entzünde, vollständig in Wasser. Ich wurde von dieser Entdeckung im höchsten Grad betroffen.) In dieser Mittheilung, welche Cavendish dem Dr. Priestley machte, ist die Theorie der Zusammensetzung des Wassers klärlich angedeutet. Die beiden Gase — von denen man weiß daß sie Wasserstoff und Sauerstoff gewesen — wurden in angemessenem Verhältniß mit einander gemischt, und mittelst des elektrischen Funkens ganz in Wasser verwandelt. Mit Bezug auf eines von Cavendish's Experimenten, wie es in seinem Tagebuch mitgetheilt ist, hat Lord Jeffrey, der aufrichtigste und scharfsinnigste von Watts Vertheidigern, gesagt: „Hätte er (Cavendish) wenigstens bei seiner Beschreibung angeführt daß die Luftarten (airs) in Wasser verwandelt, oder umgeändert, oder umgesetzt (converted, or changed, or turned) wurden, so hätte dieß wahrscheinlich genügt um ihm sowohl das Verdienst seiner Entdeckung zu sichern, als der wissenschaftlichen Welt die Wohlthat derselben zukommen zu lassen, falls er sterben sollte ehe er's noch über seine Bescheidenheit vermocht öffentlich seinen Anspruch darauf geltend zu machen." (Edinburgh Review, Vol. 87. p. 125.) Der Beweis welchen dieser ausgezeichnete Kritiker und Richter als genügend betrachtete um Cavendish's Rechte festzustellen ist nun geliefert, nicht durch eine Anmerkung in seinem Privat-Tagebuch, sondern durch das Zeugniß des eifrigen Freundes Watt, welcher anführt daß die Entdeckung dem Dr. Priestley gegen das Ende von 1782, d. h. mehrere Monate früher mitgetheilt wurde, ehe Watt seine eigenen Schlußfolgerungen aus Priestley's mangelhafter Wiederholung von Cavendish's Experimenten zog. Sie wurde überdieß der Welt bekannt gemacht, und durfte unwidersprochen bleiben solange alle Betheiligten noch am Leben waren und in häufigem Verkehr mit dem Autor und untereinander standen. Hr. Bennett hat es als Testamentsvollstrecker weiland Hrn. Browns für seine Pflicht gehalten die vorstehenden Einzelheiten dem Präsidenten der k. Gesellschaft mitzutheilen, und durch diesen sind sie der Gesellschaft selbst vorgelegt worden. Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache daß, trotz aller bei vielen Gelegenheiten während des letztverflossenen halben Jahrhunderts, und selbst noch im vergangenen Jahr von ausgezeichneten Gelehrten, angestellten Nachforschungen über das Prioritätsrecht auf die Entdeckung der Zusammensetzung des Wassers, der von De Luc im Jahr 1787 veröffentlichte Beweis, mit Ausnahme Robert Browns, jedermann unbekannt blieb, und zwar ist dieß um so auffallender, wenn man weiß daß die erwähnte De Luc'sche Abhandlung sich vorzugsweise mit Anekdoten über den fraglichen Gegenstand beschäftigt. (Athenäum.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 12. Augsburg, 19 März 1859

Eine Scene aus dem Leben der englischen Jugend.

(Aus Chambers's Journal.)

Früh Morgens an einem schönen Sommertag im Monat Juli stieß ein hübsches Ruderboot, wohl ausgestattet mit Kissen und Shawls und Lebensmittelkörben, von dem steilen steinigen Strand von B., einem kleinen Fischerdorf an der Küste von Süd-Devon, in See. Im Boote saßen zwei Mädchen im Alter von dreizehn und zwölf Jahren, in einfache Baumwollengewänder und Strohhüte gekleidet, und vier Knaben, von denen der älteste siebenzehn, der jüngste elf Jahre alt war. Der älteste der Knaben war Bruce Grey, das jüngste der Mädchen seine Schwester Mabel. Sie gehörten einer schottischen Familie an, und waren, zur Zeit des Vorfalls mit welchem wir uns hier beschäftigen, mit Vater und Mutter nach B. gekommen, um einige Wochen bei dem Bruder der Frau Bruce, Dr. Peyton, zuzubringen, welcher mit seiner Familie in diesem Dorfe wohnte. Die andern jungen Leute im Boot waren Emily, Horace, James und Eustace Peyton, Dr. Peyton's Kinder, und sonach Vettern und Basen der Greys. Das kleine Boot, getrieben von den kräftigen Schlägen der jungen Ruderer, schoß leicht über das blaue Wasser dahin, und erreichte bald einen kleinen in die See hinausragenden Holzdamm. Hier erkundigten die Kinder sich nach einem Fischer der sie auf ihrem Ausflug als sicherer Führer begleiten sollte. Zu ihrem großen Verdruß aber erfuhren sie jetzt er sey bei Tagesanbruch nach einem fernen Hafen abgegangen. Sie kehrten daher wieder um, begaben sich in ihren Nachen, traten, auf ihre Ruder gestützt, in eine kurze Unterredung zusammen, und beschlossen endlich nach einem fernen Felsenriff, genannt Rock-end, zu steuern. Der Mann welcher ihnen die Kunde überbracht hatte, gieng nach Erfüllung seiner Obliegenheit weg, und bemerkte nicht daß die jungen Leute, nachdem sie einige Minuten lang in jener Richtung gerudert, umkehrten und einen gerade entgegengesetzten Weg einschlugen. Ihr Plan war gewesen den Tag in Rock-end zuzubringen, allein da man wußte daß die Küste an diesem Theil gefährlich war, so hatten sie die Erlaubniß dieß zu thun nur unter der Bedingung erhalten daß ein zuverlässiger Matrose, der die Peytons auf ihren Ausflügen gewöhnlich begleitete, mit ihnen gehe. Da nun dieser sein Versprechen nicht gehalten hatte, so beschlossen die Kinder ihren Plan zu ändern, und fuhren demgemäß über die Bay hinüber, segelten um die Südspitze derselben herum, und hatten den Hafen bald außer Sicht. Die Wolke welche sich über die freundlichen Jugendgesichter gelagert hatte, als sie sich in ihrer Hoffnung nach Rock-end zu kommen getäuscht sahen, verschwand bald, und unter Plaudern und Lachen und Singen trieben sie auf eine kleine, etwa zwei Meilen von ihrer Heimath entfernte Bucht zu, welche gerade in entgegengesetzter Richtung von dem Wege lag, den sie, wie man vermuthete, eingeschlagen hatten, und hier landeten sie. Es war ein merkwürdiger Platz; ein weißkieseliger Strand von ansehnlicher Tiefe, aber geringer Breite, zog sich aufwärts unter unermeßlichen rothen Sandsteinklippen, mit vielen Höhlen, die zwar nicht sehr umfangreich, aber doch groß genug waren, um gegen Sonne und Regen Schutz zu bieten. Die Klippen waren ganz senkrecht, und ragten auf der Nordseite so weit vor, daß sie die Aussicht der an der Küste Befindlichen auf das Meer, und der vorbeifahrenden Boote auf die kleine Bucht fast ganz verschlossen. Es war gerade Ebbezeit als sie landeten, und sie mußten das Boot in einen kleinen Canal zwischen zwei Felsen treiben, um die Mädchen trocknen Fußes ans Land zu bringen. Eben aber hatte der letzte der jugendlichen Gesellschaft seinen Fuß ans Land gesetzt, als einige starke Regentropfen fielen, welche Emily und Mabel veranlaßten schleunigst Schutz in der Höhle zu suchen und den kleinen Eustace mit sich zu nehmen; die ältern Knaben dagegen holten rasch die Lebensmittelkörbe aus dem Boote, und da Bruce fürchtete die Shawls und Kissen möchten naß werden, so nahm er sie flink aus dem Boot, und übergab sie James und Horace, um sie in die Höhle zu tragen, wo sie trocken gehalten werden konnten. Er selbst stand auf dem Punkt in das Boot zu springen, um es an einen Platz zu schaffen wo es sicher liegen konnte, als ein plötzlicher Schrei Mabels, die in eine ziemlich tiefe Pfütze gefallen war, seine Aufmerksamkeit fesselte, und er über die Felsen hinweg ihr zu Hülfe sprang, in seiner Eile das Boot ganz vergessend, welches frei im Canal lag. Ehe er, nachdem er seiner kleinen Schwester herausgeholfen und sie über die schlüpferigen Felsen an den Strand gebracht hatte, zurückkehren konnte, war das Boot viele Ellen weit von der Küste, und trieb rasch in die See hinaus. Dieß war ein leidiges Mißgeschick, dessen ganze Größe sie jedoch nicht sogleich erkannten. Keiner von ihnen konnte schwimmen, und die Bucht lag so daß es höchst unwahrscheinlich war, irgendein vorbeifahrendes Boot werde nahe genug herankommen um sie zu sehen und aufzunehmen; auch war kein Fortkommen möglich außer durchs Wasser. Knaben sind indeß, wie das Sprüchwort sagt, voller Hoffnungen, und denken nicht an die Zukunft;

so nahmen denn auch Horace und Bruce, welche allein das Unglück kannten, die Sache auf die leichte Achsel, trösteten sich mit der Zuversicht daß sicherlich jemand sie sehen und aufnehmen werde, und kamen überein den andern kein Wort davon zu sagen. „Die Mädchen würden in verzweifelte Furcht gerathen, sagte Horace, wenn sie wüßten daß das Boot fort ist; wir wollen's ihnen also nicht sagen;" Bruce, dem es indeß nicht so wohl ums Herz war wie seinem Vetter, trat diesem Wunsche bei; sie nahmen ihre Körbe und setzten sich dann mit denselben hoch und trocken in einer mäßig geräumigen Höhle unter der Klippe nieder.

Als der flüchtige Regenschauer vorüber war, begaben sich die jungen Leute an ihre verschiedenen Belustigungen; einige fischten nach Krabben in dem Hinterwasser, und andere kletterten zu den schönen Farrenkräutern, welche sie in Menge in den Felsenrissen fanden, und zu den hellgelben Blüthen des langhörnigen Mohns, Glaucium luteum, empor. Von diesen und andern Dingen ermüdet, versammelte sich dann die ganze Gesellschaft unter dem Schatten der Felsen, packte ihre Körbe aus, und legte sich nieder um auf dem glatten Sand das Mittagmahl einzunehmen. Sie genossen mit großer Heiterkeit die Erfrischungen und hatten nicht die geringste Idee von der Angst und dem Jammer die ihnen bevorstanden. Bruce, der älter und nachdenkender war, fieng endlich an sehr unruhig zu werden. Er hatte die See sorgfältig beobachtet, und nicht ein einziges Boot war ihm zu Gesicht gekommen; auch hatte er den ganzen Umfang des Strandes aufmerksam in Augenschein genommen, in der Hoffnung irgend einen Theil der Klippe zu entdecken welchen einer von ihnen erklettern und so den übrigen Hülfe senden könnte; allein es fand sich nichts der Art. Die mächtige Wandung die sie gefangen hielt, zeigte keinen Punkt, an welchem selbst der verwegenste den Gipfel sicher hätte erreichen können, und der obere Theil der Klippe hieng so über, daß es jedermann unmöglich war darüber zu gehen. Er rief Horace beiseite, und beide besprachen die Sache; allein Horace war munter und lustig, wollte von keinen Unglücksprophezeiungen hören, und schien sich nur in Kurzweil zu erfreuen. Er wollte daher von der schwierigen Lage in der sie sich befanden nicht gesprochen wissen, und beide kehrten wieder zu den übrigen zurück, welche, voller Lust und Heiterkeit, munter schwatzten und lachten, auf den Felsen herumsprangen, oder einander über den Sand jagten. Die Stunden vergiengen, und noch erschien keine Hülfe, so daß Horace der Mädchen halber selbst besorgt zu werden anfieng, obgleich er zu sich selbst sagte: es wäre ein herrlicher Spaß wenn sie die ganze Nacht hier zubringen müßten! Indeß ward es jetzt doch nöthig den übrigen das Mißgeschick, das sie betroffen, mitzutheilen. Der erste Gedanke aller war die Angst welche ihr langes Ausbleiben den Eltern verursachen würde. Sie wußten daß niemand sich denken konnte wo sie sich befänden, und daß sonach keine Hoffnung sey man könne jemanden absenden um nach ihnen zu sehen. Unter diesen Umständen machte daher die Neuheit der Sache, eine ganze Nacht an der Küste zubringen zu können, allen Kindern, mit Ausnahme Mabels, einige Freude, und da es sehr warm war, und sie Lebensmittel genug hatten, so dünkte es ihnen wirklich kein großes Uebel wenn es dazu käme. Allein Mabel war furchtsam und zarterer Natur als ihr lustiger Vetter; außerdem fühlte sie sich in Folge ihres Falls ein wenig unwohl, sehnte sich nach ihrer Mutter und dem Bette, und weinte im stillen. Bruce zog sie sanft beiseite, setzte sich auf das Gestein, nahm sie auf seine Kniee, legte ihre Hand auf seine Schulter, sprach mit ihr von dem gewissen Schutz ihres himmlischen Vaters, und bat sie die Schwierigkeiten der Lage nicht noch durch ihre Niedergeschlagenheit zu vermehren. Sie möge sich bemühen sich selbst zu vergessen und den übrigen Helferin und Trösterin seyn. Mabel, gewöhnt mehr an andere als an sich selbst zu denken, folgte bald dem Rath ihres Bruders, und beide traten mit den übrigen zu einer Berathung zusammen. Vor allem nahm man die Vorräthe in Augenschein, und diese waren glücklicherweise reichlicher, als es der Fall gewesen seyn würde wenn die kleine Gesellschaft nicht aus Mitgliedern zweier Familien bestanden hätte, deren jede einen hübschen Beitrag an Nahrungsmitteln geliefert hatte: die Greys Rosinenkuchen, Zwiebad, ein tüchtiges Stück kalten Lammsbraten, einen Laib Brod und eine Flasche Ingwer-Wein; die Peytons einen großen Laib Brod, ein Stück kalten Rindsbraten, ein Stück Käse, Salz und einige Messer und Becher. Wasser sollten sie in Rock-end aus einer den Felsen entfließenden Quelle bekommen, und glücklicherweise fanden sie auch hier eine ähnliche, obgleich sehr kleine, tröpfelnde Quelle, welche aus der Klippe in der Bucht hervorbrach. Freilich hatten diese Vorräthe schon beim Mittagmahl eine beträchtliche Verminderung erlitten, immer aber waren sie noch groß genug um ihnen allen noch zwei gute Mahlzeiten zu gewähren. Da jedoch die Zeit ihrer Befreiung ungewiß war, so hielten sie es für angemessen so sparsam als möglich damit zu hausen. Ein glücklicher Umstand war es auch daß der Regen die Knaben veranlaßt hatte die Shawls und Kissen ans Land zu bringen: sie konnten den Mädchen jetzt als Bettzeug dienen, während die Knaben gern auf dem bloßen Sand schliefen.

Eine trockene und ziemlich geräumige Höhle ward zum Nachtlager auserseben, und die Knaben trugen geschäftig Sand und Steine vor derselben zusammen, so daß nur ein schmaler Eingang blieb, und sie dadurch gegen den Abendwind, der ziemlich frisch zu wehen begann, geschützt waren. Als nun vollends Bruce auf Horace's Schultern stieg, und mittelst einiger Gabeln, die er in den weichen Sandstein steckte, einen alten Shawl als Curtine aufhängte, und die übrigen Knaben mit Mabel und Emily die Shawls und Kissen als Bett hergerichtet hatten, da gestand man allerseits ein daß die Dinge ein gutes Ansehen gewännen, und es in der That ergötzlich sey hier zu sitzen und sein Auge auf den schönen Vollmond zu richten, wie er in seiner Herrlichkeit am Himmel dahin ziehe und sein mildes Licht über das weite Meer ausbreite. Drängte sich auch hin und wieder in diesem oder jenem Herzen ein Gedanke an die Heimath und die theuren Eltern auf, so ward er um der andern willen unterdrückt, und so plauderte die kleine Gesellschaft vergnüglich fort bis es Zeit war den Abendimbiß einzunehmen und sich zur nächtlichen Ruhe vorzubereiten. Ehe sie sich trennten, flüsterte die kleine Mabel ihrem Bruder zu: „Werden wir nicht beten, Bruce? Ich möchte mich an diesem fremden Ort nicht niederlegen ohne Gott zu bitten für uns alle Sorge zu tragen."

„Recht so, liebe Schwester," erwiederte Bruce, und küßte sie; dann theilte er den andern ihren Wunsch mit, und fragte ob Horace oder Emily einen Psalm oder eine Stelle aus einem der Evangelien hersagen möchten; was auch geschah.

Als der Abend herankam und die Kinder nicht zurückgekehrt waren, wurde Dr. Peyton anfangs unwillig über ihre Saumsal und Wortbrüchigkeit; als es aber immer später ward und sie nicht erschienen, trat Angst an die Stelle des frühern Gefühls, und er brach auf um sich mit seiner Frau auf den Kai zu begeben, in der Hoffnung

etwas von ihnen zu hören. An seiner Thüre noch traf er Hrn. Grey, der gekommen war um sich zu erkundigen ob sein Sohn und seine Tochter eingetroffen und bei ihrem Oheim zurückgehalten worden seyen. Als er vernahm daß dieß nicht der Fall sey, schloß er sich dem Doctor und dessen Frau an, und sie giengen zusammen an die Küste. Hier nun erfuhren die Eltern zum erstenmal daß der Matrose, welcher die Führung des Boots hätte übernehmen sollen, sein Versprechen nicht gehalten habe, und daß die Kinder allein abgegangen seyen, und zwar, wie man glaubte, nach dem gefährlichen Riff, wohin sie ursprünglich zu gehen beabsichtigt hatten; denn der Fischer, welcher ihnen die Botschaft gebracht, hatte sie in dieser Richtung abfahren gesehen, sie aber nicht lange genug beobachtet, um wahrnehmen zu können daß sie nach wenigen Minuten umgekehrt waren. Heftige Angst erfaßte nun die Gemüther der besorgten Eltern. Hr. Grey sprang augenblicklich in ein Boot, Dr. Peyton in ein anderes, um die Vermißten an verschiedenen Theilen der Küste zu suchen, und fuhr geraden Wegs nach Rock-end hinüber. Natürlich war das Suchen vergebens, und als man am Abend des folgenden Tags das Boot, in welchem sie abgegangen waren, an einigen Felsen in beträchtlicher Entfernung von Rock-end entdeckte und keine andere Spur sich finden ließ, glaubte man alle seyen ertrunken, und der Schmerz der beiden Familien stieg auf den höchsten Grad. Die Leichname aufzusuchen wurde nun die Beschäftigung der halben Bevölkerung des Dorfs, denn die Peytons waren sehr beliebt, und jedermann hatte Mitleid mit den ihrer Kinder beraubten Eltern. Bruce und Mabel waren die einzigen Kinder ihres Hauses, und obgleich den Peytons noch zwei jüngere geblieben waren, so war ihre Trauer doch eben so tief als wenn dieß nicht der Fall gewesen wäre.

Die Tage schwanden kummervoll dahin. Es war Donnerstag gewesen als die Kinder abgefahren waren, am Freitag Abend hatte man das Boot gefunden, und nun war der Montag herangekommen, und immer noch hatte man, obgleich Hr. Grey und Dr. Peyton den größern Theil jedes Tages mit Durchsuchung der Küste zubrachten, keine Kunde von ihnen erhalten. Man hatte die Nachsuchungen alle westlich von dem Dorf angestellt, da Rock-end in dieser Richtung lag, und dort auch das Boot gefunden worden war. Einmal nur hatte man einen Versuch auf der Ostseite gemacht, und mußte dann in Flintenschußweite an den Kindern vorübergekommen seyn, obgleich keine Partei die andere bemerkte; nach diesem Versuch blieb man auf der wahrscheinlichern Seite.

Wie aber ergieng es den verlassenen Kindern während dieser traurigen Tage? Natürlich war die Nahrung welche sie mitgenommen hatten, obgleich ein reicher Vorrath für einen Tag, doch völlig unzulänglich für sechs Menschen während mehrerer Tage, und obwohl sie ihre Vorräthe mit einer weit über ihr Alter gehenden Selbstverläugnung gespart, und sich mit Krabben welche sie in dem Blechgeschirr sotten das ihren Zwieback enthalten hatte, so wie mit verschiedenen Schaltthieren und Singrün beholfen, so waren dieselben am Ende des vierten Tages doch gänzlich erschöpft. Die Knaben hatten zwar eine Möve und einen oder zwei andere Seevögel geschossen; als sie aber den Versuch machten dieselben zu kochen, indem sie einiges von dem Fleisch in ihrem Blechgefäß sotten und anderes auf heißen Steinen rösteten, fanden sie es so unerträglich zäh und fischig, daß keines einen Bissen davon essen konnte, solange noch etwas anderes übrig blieb um ihren Hunger zu stillen. Diese Ueberbleibsel wurden nun herbeigebracht und bildeten mit einigen Schaltthieren, die sie in großen Strahlenmuscheln brieten, ihre einzige Nahrung am vierten Tag ihres gezwungenen Aufenthalts an der Bucht. Von Zeit zu Zeit hatten sie aus dürrem Schilf und Treibholz, das sie gesammelt, ein Feuer angemacht; allein diese ihre Vorräthe waren so dürftig, daß sie sehr sparsam damit umgehen mußten, und die an zarte Nahrung gewöhnten Kinder konnten sich bis jetzt noch nicht entschließen die Strahlenmuscheln und andere Schaltthiere ungekocht zu essen. Ihre Lage und ihre Aussichten traten ihnen daher in immer düsterern Farben vor die Augen. Das Wetter war sehr heiß und trocken, und sie fühlten den Verlust ihrer häuslichen Bequemlichkeiten, des Thees, der Milch und anderer Getränke, sowie ihrer Betten, alle sehr schwer. Sie waren in Auffindung von Hülfsquellen so scharfsinnig gewesen als sich erwarten ließ, und hatten sich sogar durch Verdunstung von Seewasser in großen Muscheln einiges Salz verschafft. Allein was half alles dieß an einem solchen Ort? In der vierten Nacht legten sich die Kinder in einem höchst trostlosen Zustande zum Schlafe nieder. Es war Sonntag gewesen, und ihre Herzen waren voller Kummer sowohl über die Betrübniß welche, wie sie wußten, um ihretwillen ihre Eltern erleiden mußten, als wegen ihrer eigenen unglücklichen Lage. Immer noch schliefen sie wie Kinder selbst in Zeiten tiefster Kümmerniß schlafen, und erwachten am Morgen mit dem Bewußtseyn daß eine neue Prüfung ihrer harre. Die kleine Quelle, welche von Tag zu Tag schwächer geworden, war ganz versiegt. Sie war vollständig ausgetrocknet, und sie konnten keinen Tropfen Wasser erhalten! Jetzt sank allen der Muth. „Bruce," sagte Emily, „ich meine du und Horace solltet eure Gewehre zusammen abfeuern, einmal in jeder Minute, wie die Schiffe thun wenn sie in Noth sind. Vielleicht sind Leute in der Nähe und hören es." Bruce entgegnete, das wenige Pulver das ihnen noch geblieben, würde dadurch aufgebraucht werden. Allein alle waren einstimmig der Ansicht, es sey nutzlos Vögel zu schießen wenn man kein Wasser haben könne; sie könnten ohne dieses nicht leben. So wurde denn der Vorschlag angenommen.

Eine traurig-feierliche Stimmung herrschte in ihren Herzen als der erste, der zweite, der dritte und der vierte Schuß abgefeuert ward, und innbrünstig und ernst waren die Gebete welche sie um ihre Befreiung zum Himmel emporschickten. Zum fünften Schusse wurden die Gewehre erhoben, und nur eine Ladung Pulver blieb für jedes noch übrig. Sie wurden erhoben und plötzlich dann beide auf den Strand niedergeworfen und — „o seht! o Gott sey Dank!" sprachen beide wie aus einem Mund, und zeigten aufwärts. Alle Kinder sprangen auf ihre Füße, und schauten nach der angedeuteten Richtung: sie erblickten die Gestalten eines Mannes und eines Knaben die sich nach ihnen umsahen.

Das Signal hatte seinen Zweck nicht verfehlt. Die Klippe war zu hoch als daß ihre Worte denen hörbar seyn konnten welche droben waren, allein der Mann schien ihre Lage sogleich zu begreifen, und später zeigte es sich daß er den Knall eines Gewehrs schon zwei Tage zuvor gehört und, als er einen Blick herabwarf, die Kinder gesehen hatte. Er glaubte, sie hätten wohl eben erst gelandet, wollten sich einen lustigen Morgen machen, und dachte daher nicht mehr an sie; als er jedoch ihre Signale hörte, errieth er die Wahrheit, und beim Anblick der Kinder ward er überzeugt daß irgend ein Unfall sie hieher gebracht habe. Sobald der Mann seine Anwesenheit kund gegeben, lief er davon, und der Knabe mit ihm; allein bald zeigte sich ein Weib, das ihnen einige

kalte Kartoffeln und etliche Stücke schwarzen Brodes herabwarf, dann stehen blieb und zusah wie die armen ausgehungerten Kinder gierig über eine Speise herfielen, die ihnen, nach der Kost der letzten Tage, ein köstliches Mahl dünkte.

Wenige Minuten später verkündigten ihnen die Ruderschläge und die Stimmen von Menschen daß die Stunde der Erlösung geschlagen habe: ein mit zwei Männern besetztes Boot fuhr in die Bucht ein, und mit unaussprechlicher Freude und Dankbarkeit sahen sich die sechs ermüdeten, schwer heimgesuchten jungen Leute, welche vor kaum einer halben Stunde noch gezweifelt hatten daß sie je ihre Heimath wieder erreichen würden, auf den blauen Wogen des Meeres schwimmen, und auf dem Wege zu ihren Eltern. Wir haben keinen Raum um die Freude der beiden Familien zu schildern, als einer derjenigen welche immer noch die Leichname der Verlornen suchten, in athemloser Eile hereinstürzte um anzukündigen: der Fischersmann Job Styles und seine Söhne seyen eben jetzt im Begriff an den Kai herüber zu rudern, die ganze Gesellschaft befinde sich lebend und, wie es scheine, vollkommen gesund im Boote des braven Mannes. Auch brauchen wir der freudigen Dankbarkeit der geretteten Kinder, als die Eltern eins nach dem andern liebevoll in ihre Arme schlossen, nicht Erwähnung zu thun.

Italienische Klöster.

(Von A. St)

1. Von Neapel nach Montecassino.

Von Neapel nach Rom kann man eine dreifache Hauptstraße ziehen, entweder zur See bis Civitavecchia in etwa 24 Stunden, und von da mit Post oder Vetturin in 8 bis 10 Stunden nach Rom, oder an der Meeresküste her über Terracina durch die pontinischen Sümpfe, oder mitten durch das Land über San Germano und Montecassino. Der Seeweg ist nur denen anzurathen welche schnell zu reisen genöthigt sind, oder die sich scheuen die hunderterlei von kleinen Beschwerlichkeiten durchzumachen, welche der Verkehr mit den Leuten im Innern des Landes bietet, und die fast unüberwindlich seyn mögen für den der Sprache ganz Unkundigen. Gegenwärtig benutzen leider die meisten Reisenden das Dampfschiff, weil die meisten Eile haben; denn es fängt auch schon in Italien an Mode zu werden daß man reist, um sagen zu können man sey an diesem oder jenem Ort gewesen. Ich selber habe, um nach Neapel zu kommen, den Seeweg gewählt, weil ich bald an Ort und Stelle seyn wollte, und mich aus Mangel an italienischer Reisepraxis scheute das fremde, allen Berichten nach unsichere, Land zu durchziehen. Die Genüsse der Meerfahrt sind — selbst die Seekrankheit ungerechnet — sehr gering; man sieht zwar stets die Küste, aber in einer Ferne, in welcher die landschaftlichen Reize verborgen bleiben. Die Einfahrt in den Golf von Neapel freilich entfaltet dem Blicke all das Schöne was eine glühende Phantasie von südlicher Gegend sich erträumt, und man begreift daß jener Golf der herrlichste auf Erden seyn muß, wenn man den Inseln Ischia und Procida naht, wie sie scharfprofilirt gegen den Himmel aus der dunkeln Meeresfläche aufsteigen, wenn man auf ihnen und in der Bucht von Puzzuoli und am Cap Miseno und auf der kleinen Insel Nisita die Städtchen und Städte, die Festungswerke und Castelle von den grauen Felsen, und weiterhin von dem blauen Bergrücken in blendender Weiße sich abheben sieht, bis endlich man an Nisita vorbei einbiegt in die Bucht, in welcher die Hauptstadt selbst sich im Halbkreis ausstreckt und Haus über Haus sich erhebt zum Fort S. Elmo hinauf, das in der Höhe Wacht hält. Aber den Genuß dieses Anblicks braucht man nicht mit der sonst langweiligen Fahrt von Civitavecchia nach Neapel zu erkaufen, es kann ihn jeder haben der von Neapel aus die Inseln besucht.

Der zweite Weg, den ich oben nannte, der Küstenweg über Terracina, ist mir nur durch Beschreibungen bekannt. Er soll reich an Schönheiten seyn; Gaeta, Terracina mit seinen Palmen, den ersten, die der von Norden Einziehende zu Gesicht bekommt, und die Landschaft der pontinischen Sümpfe sind die Glanzpunkte. Das Meer ist die stete Zierde dieses Weges. Mich bestimmte mein Plan, das Kloster Montecassino zu besuchen, den dritten möglichen Weg zu nehmen, den mitten durch das Land über die Berge hin. Hier ist die Verbindung zwischen Neapel und Rom keine directe, die Poststraße führt allein über Terracina; man ist also genöthigt mit dem Vetturin zu fahren, d. h. für die ganze Strecke einen Contract mit demselben Kutscher zu machen, oder von Ort zu Ort sich einen besondern Wagen zu miethen. Die zwei Deutschen, mit denen ich in Neapel am meisten zusammen war, und die gleich mir nach Rom wollten, hatte ich bestimmt mit mir zu reisen bis Montecassino. Am Abend des 23 Sept., dem letzten den wir in Neapel waren, suchten wir nach einem Vetturin, und erwarteten deßhalb, auf dem Largo del Palazzo promenirend, den Anruf der dort ihren Stationsplatz habenden Kutscher. Bald kamen wir auch in Unterhandlung mit einem Menschen, der sich für einen Vetturin ausgab, und meinte, wir sollten uns nur in der „deutschen Apotheke" nach seiner Persönlichkeit erkundigen. Als Preis verlangte er für uns drei 50 Scudi (75 fl.) bis Rom. Das war allerdings zu viel, aber wir glaubten uns doch mit dem Mann einlassen zu können, und nahmen ihn mit zur „deutschen Apotheke," die wenige Schritte vom Largo del Palazzo liegt. Der Eigenthümer, Hr. Berncastel, ein Wiener, bekannt durch seine uneigennützige Freundlichkeit gegen Landsleute, sagte uns zunächst, daß unser vermeintlicher Kutscher nichts sey als ein Laufbursch oder ein Lohndiener, der für andere Geschäfte abschließe; er meinte es sey zwar gegen dessen Person nichts einzuwenden, rieth uns aber direct in ein bei der Villa Reale gelegenes Bureau zu gehen, und dort nach einem von ihm als vortrefflich erprobten Vetturin zu fragen; dem Lohndiener, sagte er, er möge andern Tages wieder kommen, und machte ihm Hoffnung, wir würden dann weiter mit ihm verhandeln. Nur so, meinte Berncastel, könnten wir ihn los werden; wenn wir abgereist seyen, wolle er ihn schon abfertigen. Der bezeichnete Vetturin war nicht aufzufinden, er befand sich auf der Reise; einen andern herbeizuschaffen war es zu spät; einen Tag warten, wollten meine Gefährten nicht; es blieb also nur übrig auf gut Glück mit der Eisenbahn nach Capua zu gehen, und dann stationsweis sich weiter zu Wagen durchzuschlagen. Ich war dieß gleich zufrieden, denn bis Montecassino war es nach den

mir gemachten Mittheilungen nicht schwierig zu gelangen, und für die Weiterreise hoffte ich dort schon Gelegenheit zu finden; für meine Begleiter war es prekärer, da diese ohne Aufenthalt möglichst rasch nach Rom zu kommen wünschten. Doch machte sich die Sache besser als wir dachten.

Der erste Bahnzug nach Capua gieng um 6 Uhr ab. Als wir aus St. Lucia abzogen, war die Sonne noch nicht völlig aufgegangen; der Vesuv schickte eine Wolke gen Himmel, so groß und grau, fast schwarz, wie ich sie nie zuvor gesehen. Die Droschke jagte immer dem Meeresstrande entlang, bis der Weg einbiegt nach der Kirche Maria del Carmine, wo Conradins Marmorgrabmal steht, gewiß eines der schönsten Werke neuerer Kunst, von Schöpf, dem Schüler Thorwaldsens, nach des Meisters Zeichnung gefertigt. Es stützt sich der ritterliche Jüngling in aufrechter Stellung mit der Linken auf seinen Schwertgriff, die Rechte hängt am Körper herab; das Haupt ist ein wenig gesenkt, der Blick ruht schwer und trüb am Boden, als sähe er ahnend das Schicksal voraus, das draußen auf dem Marktplatz vor der Kirche den Kopf vom Rumpf ihm trennen sollte. Wie uns das Denkmal einige Tage zuvor ergriffen hatte beim ersten Anblick, so ergriff es uns auch, als wir beim Abschied von Neapel zum letztenmal in die Kirche traten.

Nicht weit von dieser Kirche ist der Capuaner-Bahnhof. Der Billeteur hatte in der Woche zuvor einige Carlini zu wenig uns zurückgegeben, und jetzt gelang ihm dasselbe Manöver; wir waren schon im Wagen als wir den Betrug merkten, über den die mitfahrenden Italiener sich ebenso mißfällig und bedauernd äußerten als wir. Unter ihnen entdeckte sich ein neapolitanischer Studiosus medicinæ, der in die Ferien nach Haus, nach S. Germano reiste. Er erzählte daß am Bahnhof zu Capua ein vom Vater accordirter Wagen seiner warte, in welchem er uns wahrscheinlich drei Plätze werde verschaffen können. Wirklich fand sich der Wagen vor; der Studiosus sprach mit dem Kutscher hin und her, und erklärte dann, es sey abgemacht; wir könnten für so und so viel mitfahren; da aber am Thor Barriere bezahlt werden müsse, und diese nach den Rädern des Fuhrwerks sich bemesse, möchten wir mit einem Einspänner, den er uns auch anwies, bis vor das Thor fahren und dann erst in den größern Wagen einsteigen. So bezahlten wir unsern Piaster Chausseegeld für eine zweirädrige Kalesche (was uns übrigens schon genug vorkam), und stiegen zu dreien auf; einer von meinen Gefährten, ein Oesterreicher, mußte mit dem harten Platze auf meinem Schooß, und ich mit der mir dadurch aufgebürdeten Last zufrieden seyn; der Kutscher stand hinter uns; das Gepäck war angeblich im andern Wagen. So gieng's hinaus in den unendlichen Staub, der sich bei mangelnder Ueberdeckung unsres Fuhrwerks fingerdick auf uns niederließ; jeder Stein im Weg machte uns hoch aufhüpfen, denn der Wagensitz entbehrte der Federn. Nach etwa einer Stunde erschien neben uns der andere Wagen, aber alle Plätze darin waren besetzt und unser Student winkte uns freundlichst zu, wir möchten nur weiter fahren auf unsrer Kalesche. Jetzt wurde mir die Sache bedenklich: der Betrug lag auf der Hand, wir sollten mit dem schlechten Einspänner neben dem bessern, wahrscheinlich schon besetzt gewesenen Wagen herfahren und einen unverhältnißmäßigen Preis bezahlen. Mein Verdacht wurde bestärkt durch unsern Kutscher, der mir leise zuflüsterte: „fate fermare adesso (lassen Sie jetzt halten!“) Was war zu machen? Umkehren konnten wir nicht, ohne unser Gepäck verloren zu geben, das auf dem andern Wagen sich befand; meine Gefährten seufzten daß sie, statt die sichere Wasser- oder Poststraße zu wählen, mir in die Ungewißheit gefolgt wären; ich selber wußte keinen rechten Rath, sprang aber vom Sitz und hielt den immer noch neben uns Schritt haltenden Wagen an; die Worte, mit denen ich den Kutscher und den Studenten begrüßte, mögen gerade nicht die höflichsten gewesen seyn, so viel weiß ich noch daß ich sehr deutlich von ingannare — von betrügen sprach, und gewiß noch deutlicher als die ungeläufige italienische Zunge meine Miene sprechen ließ. Der Student suchte mich zu beruhigen und meinte es sey alles in Ordnung, nur unsres Vortheils willen sey die Einrichtung mit den beiden Wagen getroffen. Aber wo sind unsre Plätze? schrie ich. „Hier, mir gegenüber,“ war die Anwort, und wirklich erhoben sich drei Passagiere im Innern des Wagens, stiegen aus und nahmen ihren Weg zurück nach Capua. Warum sie eigentlich mitgefahren waren, ist uns nicht klar geworden, es war uns auch völlig gleichgültig; wir nahmen die freien Plätze ein, nachdem sich der Student mit ächtitalienischer Höflichkeit rückwärts gesetzt hatte. Er wiederholte daß wir durch ihn einen Piaster gespart hatten, und mag dem seyn wie ihm wolle, so viel war gewiß, wir waren froh in dem Wagen zu sitzen. Ein Indiz gegen unsern Studenten sahen wir darin daß er sich nicht verletzt zeigte, und artig war, wie zuvor.

In Pontestorto wurde Mittag für die Pferde gemacht. Ich war in Neapel gewarnt worden mich mit dem dortigen Wirth nicht allzusehr einzulassen, er stehe mit Diebsgesindel in Verbindung. Praktischer wäre es gewesen mich vor seinem Wein und seiner Kost zu warnen; denn beides war ungenießbar. Auch schien die Reinlichkeit bei ihm noch weniger als sonst in Italien zu Hause; der neapolitanische Geometer wenigstens, der mit seinen Instrumenten im Speisesaal einquartiert war, ließ sich von der lumpigen, barfußen Wirthin das für ihn bestimmte Beefsteak in rohem Zustand erst zeigen, und prüfte es mit Augen, Fingern und Nase, ehe er es für tauglich befand, und wir unterwarfen unsere Teller, Messer und Gabeln mit der einzigen uns gegönnten Serviette nicht ohne sichtbaren Erfolg einer gründlichen Abreibung; daß die Gläser vor dem Gebrauch noch einmal gespült wurden, verstand sich natürlich von selbst. Das Mittagsmahl dauerte nicht lange, wir hatten Zeit uns noch ein wenig umzusehen, wagten uns aber, jener Warnung eingedenk, nur so weit als wir unsern Wagen und unser Gepäck im Auge behielten. Pontestorto ist nichts als ein großes weißes Stallgebäude mit Wirthschaft an der Landstraße; dem Hause gegenüber steht eine kleine Capelle und vor ihr eine Pinie, eine Trauerweide, zwei kleine Cypressen und einige blühende Rosenstöcke, ringsum abgemähte Maisfelder und zwischen ihnen hindurch Reihen weitstehender Maulbeerbäume, um die sich der Weinstock schlingt. Der Blick reicht nicht sehr in die Ferne, weil ihn bald die Berge schließen. Lebende Wesen, außer den Wirthschafts- und Wageninsassen, waren nirgends zu sehen. Unter letztern entdeckte ich jetzt zum erstenmal zwei Geistliche — solche werden in keiner italienischen Vettura fehlen — sie hatten im Coupé gesessen, dessen Plätze merkwürdigerweise bei Vetturinen als die geringern galten. Einer der Priester räumte mir deßhalb ohne Widerrede auf meinen geäußerten Wunsch seinen Coupéplatz ein und kroch statt meiner ins Innere. Jetzt konnte ich doch ein wenig ins Freie sehen und die frische Luft genießen, die uns aus dem höher und höher aufsteigenden Gebirge entgegenwehte. Eine Viertelstunde weiter verließen uns die Priester; sie giengen in ein nahes Gehöft. Den Platz neben mir nahm jetzt ein junger Mann aus der mittlern oder niedern Volksclasse ein mit dem gewöhnlichen schäbigen, vagabundischen Aeußern, das alle diesen Leuten

jenen gemeinsamen Typus ausdrückt, welcher ihre eigentliche Beschäftigung und Profession den Fremden zu erkennen verhindert. An seinen Händen trug mein Nachbar gleich dem Kutscher sechs oder sieben Ringe, was ich damals noch bemerkenswerth fand, weil ich jene Doña im Eisenbahnwagen zwischen Rom und Frascati noch nicht getroffen hatte, welche ihre mit mindestens (ich will übertreiben) 35 ächten goldenen Ringen geschmückten Hände nicht häufig genug aus der Schnupftabaksdose zur Nase führen konnte. Der Freund an meiner Seite zog zu seiner Unterhaltung aus der Brieftasche eine Arietta, wie er's nannte, ein Liedchen hervor, das einer seiner Bekannten geschaffen haben sollte, und sang es ab in der leiermäßigen Melodie, in welcher ich das Volk seine Ritornelle von Florenz an bis Neapel einförmig habe absingen hören. Die mir bereitwilligst gestattete Abschrift des Gedichts konnte ich nicht bis zu Ende führen, weil der Sänger früher abstieg; aus den wenigen Versen, die ich mir notirte, ist nur so viel ersichtlich daß der Inhalt ein Liebesabenteuer seyn muß, in welchem der Dichter durch vier calabresische Aebte gestört wird. Wenige Minuten, nachdem uns der Sänger verlassen, sprang aus einem Häuschen ein Mann mit einer Flinte in der Hand, er griff den Pferden in die Zügel und gebot Halt, stellte dann einen Gehülfen mit der Flinte vor den Wagen und begann denselben zu durchsuchen; es war — ein Gendarm, der den Befehl hatte, einen Priester einzufangen; da in unserm Wagen kein solcher mehr war, durften wir nach fünf Minuten weiter ziehen; die Hoffnung auf ein Abenteuer war wiederum zerstört, und der Gendarm hätte doch so gut einen Räuber abgeben können — denn er glich bei mangelnder Uniform eher einem solchen als allem andern. Rechts und links an der Straße lagen oftmals Gruppen von ruhenden Männern, auch sie wollten keine Räuber seyn. Doch war es bestimmt daß ich hier auf diesem Weg endlich einmal wirkliche Räuber zu sehen bekommen sollte, aber auch nur zu sehen: an uns vorüber wurden zwei Trupps von je 12—14 an Händen und Füßen gebundener Birbanti unter starker Bedeckung geführt; dieß war das einzigemal daß ich in Italien Räubern begegnet bin. Sie hätten hier ein günstiges Terrain gehabt; denn die Straße war vollständig öde. Nur da wo unser Kutscher zuerst rief: „Ecco Montecassino!" und wo wir vor uns zwischen den nahen Bergen den fernern sich emporschieben sahen, auf dessen Höhe die Umrisse des gewaltigen Klostergebäudes zu erkennen waren, zeigte sich ein regeres Leben durch die Hunderte von Arbeitern und Arbeiterinnen, welche links von der Straße die Erde aufwarfen zu dem Bahnkörper, der Rom und Neapel verbinden soll.

Hier gewahrte ich zuerst die Trachten, die in S. Germano hauptsächlich heimisch sind und neben denen der Albaneser zu den interessantesten Italiens gehören. Die Frauen tragen einen schwarzen oder dunkelbraunen möglichst engen Wollenrock, der bis an die Knöchel herabreicht, Brust und Rücken sind an ihrem untern Theile mit einem schmalen pappenartigen Stück Zeug bedeckt, das an beiden Seiten unterhalb der Achseln von Bändern zusammengehalten wird, den hiernach freibleibenden Theil von Rücken und Brust bedeckt das um den Hals in Falten eingeschnürte Hemd mit kurzen bis zur Hälfte des Oberarms aufgewickelten Aermeln. Ueber den Rock und zwar so daß derselbe nur an den Seiten in zwei schmalen Streifen sichtbar ist, sind zwei oblonggeschnittene bunte Wollentücher angebracht, das eine etwa grün mit rothem Besatz ringsum, das andere blau mit gelbem Besatz. Das größere hängt vom Rücken bis an den Rocksaum herab und wird von zwei schmalen Achselbändern getragen, das kleinere vordere reicht von der Taille etwa 2 Fuß nach unten. Die Füße sind meist nackt; bisweilen sieht man einen Holzschuh mit hohem Absatz oder eigentlich nur eine Holzsohle, über welche an der Zehengegend ein breiter schwarzer Lederstreifen gespannt ist. Den Kopf nicht ungeschützt der Sonne preiszugeben, haben deren heiße Strahlen allen Italienern gelehrt; niemanden begegnet man, der barhaupt gienge. Bei San Germano ist es für die Frauen üblich und gewiß zum Schutze gegen die Gluth sehr zweckmäßig, ein weißes Tuch über den Kopf zu schlagen, in ähnlicher Weise wie die Albaneserinnen ihr rothes Tuch legen: vom Hinterkopf bis zur Stirn hin ein quadratisches vorn nach innen umgeklapptes Stück, von welchem nach hinten und nach beiden Seiten bis auf die Schultern die Enden leicht herabwallen, meist ringsum mit fast handbreiten Spitzen besetzt. Merkwürdigerweise ist die Wäsche und namentlich das Kopftuch selbst des zerlumptesten Bettelweibes regelmäßig frei von italienischer Unreinlichkeit, es ist meist blendend weiß und contrastirt sehr schön mit der dunkeln Haut und dem schwarzen Haar. Die Eisenbahnarbeiterinnen, welche sich viel lebhafter als das starke Geschlecht am Bau zu betheiligen schienen, schleppten die Erde in Körben auf dem Kopfe herbei und hatten, gleich wandelnden antiken Karyatiden, zwischen Kopf und Leib ein spiralförmig gewundenes weißes Tuch gelegt. Die Männer trugen schwarze, spitzzulaufende breitkrämpige Filzhüte, eine braune oder schwarze Jacke, meist nur leicht über die Schulter geworfen, rothe Tuchweste, kurze dunkle Kniehosen und hoch heraufreichende baumwollene Strümpfe, an die sich das einfachst erdenkliche Schuhwerk anschließt, Sandalen, d. h. Stücke weichen Leders, die sich ringsum die Sohle legen und an langen, kreuzweis bis zum Knie herauf gewickelten Riemen befestigt werden. Diese Männertracht zieht sich durch die ganzen Abruzzen hin, sie ist die ursprünglichste und schönste in ganz Italien. In Rom sieht man sie an den Figuren, die als Künstlermodelle von einem Atelier zum andern wandern; es wird schwerlich einen römischen Maler geben, unter dessen Studien sich nicht das Bild eines dieser Männer befände.

Die Neuerung der Eisenbahn wird der dortigen Gegend vieles rauben, sie wird jene Länderstriche in die Reihe derjenigen zurücktreten lassen welche man durchfliegt, aber nicht bereist, und Italien überhaupt des poetischen Zaubers entkleiden, der jetzt noch über ihm sich ausbreitet und den nur ein längerer Aufenthalt zu schätzen lehrt. Das Reisen mit dem Vetturin geht gewiß so langsam von statten als möglich, weil man nur bei Tag fährt, weil die Pferde nicht gewechselt und lange Mittagspausen gemacht werden; regelmäßig fallen die Tagreisen kürzer aus als man gehofft hat, und doch ist man zufrieden, weil man zu ungern der kaum gesehenen Landschaft Lebewohl sagt. Wir kamen auch statt um 4 Uhr wie versprochen war, erst um halb 7 Uhr nach San Germano. Das Städtchen, in ältester Zeit Theil des Samniterlandes und Cassinum genannt, stammt in jetziger Gestalt aus dem 9ten Jahrhundert und zählt gegenwärtig circa 5000 Einwohner. Dicht vor dem Thore fließt der Rapido, ein Nebenfluß des Liris, des Gränzstromes zwischen Mittel- und Süditalien, dem das fruchtbare, weite, von hohen Bergen begränzte Thal zum Bette dient, in welches ich jetzt mehrere Tage von Montecassino herabschauen sollte. Dieses Kloster bildet die Krone des Berges, an dessen Fuß S. Germano sich ausdehnt. Die Häuser sind im Städtchen alt, die Dächer flach, von dunkeln, einst roth gewesenen Ziegeln. Nachdem die Pässe im Innern von S. Germano abgeliefert waren, kehrten wir zum Albergo del Rapido zurück, das einige hundert Schritte vor dem Eintritt in die Stadt liegt. Noch am

nämlichen Tage nach Montecassino zu gehen, war zu spät. Ich blieb den Abend mit meinen Begleitern zusammen, sie freuten sich noch ihren Dolmetscher zu behalten, wie sie mich nannten, und hatten denselben auch bald nöthig, denn der Kutscher wollte sich nicht mit dem Preise begnügen für welchen ihn der Student angeblich engagirt hatte. Er meinte, der Student sey ein dummer Junge, dessen Platz von seinem Vater bezahlt werde und der die Preise nicht kenne. Nach langem Hin- und Herstreiten lief der Kutscher in die Stadt und brachte den Studenten mit, der unter hundert Entschuldigungen gestehen mußte daß er eigentlich keinen Accord gemacht, sondern unsere Plätze danach berechnet habe wie er den seinen bezahlen zu müssen geglaubt hätte, er sey im Irrthum gewesen, wie er jetzt von seinem Vater gehört, und habe uns eine zu geringe Summe genannt. In äußerster Verlegenheit zog er sich mit einem a rivederci in Montecassino zurück und wir legten einmal wieder, ob wir wollten oder nicht, dem Kutscher das Geforderte zu, die Lehre aus dem Vorfall ziehend, nie wieder durch Mittelspersonen in Italien unterhandeln zu lassen.

Andern Morgens trennte ich mich von meinen Gefährten. Vom Café in S. Germano aus, vor dessen Glasthüren sich ein Dutzend handausstreckender Bettelweiber mit den Kindern auf dem Arme sammelte, negocirte ich ihnen ein corricolo bis zum neapolitanischen Gränzort Ceprano. Von hier aus sollten sie weiter für sich sorgen, und sie erkannten gleich mir die Schwierigkeiten. Der eine, Kopisch, ein Neffe des Dichters, hatte sich auf seiner bis jetzt achtwöchigen Reise ein wenig das Verständniß der Sprache angeeignet und die nothwendigsten Worte für tägliche Bedürfnisse abgehorcht; der andere, ein gutmüthiger Oesterreicher, war so sprachunkundig als möglich. Von seiner Naivetät folgende Anekdote: der Italiener sagt sehr häufig hinter einer Auskunft oder einer Erklärung, die er gibt: „capisce (sp. copische)?" (Haben Sie verstanden?) Als der Oesterreicher dieß einigemale gehört hatte, wenn mit Kopisch gesprochen wurde, äußerte er zu diesem verwundert: „Woher wissen nur die Leute alle daß Sie Kopisch heißen?" Uebrigens ist auch dieser junge Mann glücklich nach Rom und durch ganz Italien gekommen, nur mußte er für sein unpraktisches Wesen tüchtig bezahlen. Um 7 Uhr trabte der Einspänner ab, ich rüstete mich alsbald für Montecassino, den Sinai des Mittelalters.

Ueber die geographische Verbreitung des Elephanten und seinen Gebrauch zum Kriegsdienste bei den Völkern des Alterthums.

(Schluß.)

Die Römer scheinen bei ihren fast ununterbrochenen Kriegen einen nur mäßigen Gebrauch von den Elephanten gemacht zu haben. Da sie deren Wirksamkeit so oft und bisweilen an sich selbst überzeugend genug kennen gelernt hatten, so könnte dieser Umstand leicht befremden, besonders wenn man dabei erwägt daß, nachdem die Römer das nordwestliche Afrika sich unterwürfig gemacht hatten, sie aus diesem Land ihren Bedarf an diesen Thieren sich leicht hätten verschaffen können. Man muß indeß bedenken daß, nachdem sie alle Reiche zerstört hatten welche auf Alexanders Eroberungen gegründet waren, sie im Osten weiter keine Feinde zu bekämpfen hatten als die Parther, aber gegen die tatarische Kriegssitte dieses Volkes war eine so schwere Waffe nicht anwendbar. Hätten sie dennoch sie gebrauchen wollen, so würde es mit den größten Schwierigkeiten verknüpft gewesen seyn die Elephanten in den brennenden Sandwüsten in welchen sie die Parther aufsuchen mußten, mit Nahrung, und besonders mit Trank zu versehen. Die andere kriegerische Gränze der Römer war der Rhein und die Donau; in dem rauhen Klima, in den weiten Moräften und den dichten Waldungen Germaniens konnte das südlich geborne, für die Kälte so empfindliche Thier aber nicht ausdauern, und deßhalb schweigt auch hier die Geschichte von Kriegs-Elephanten.

In den letzten Zeiten der Republik, wo das römische Volk immer mehr ausartete und an seiner frühern Tüchtigkeit verlor, gebrauchte man die mauritanischen Elephanten fast nur zu den blutigen Kampfspielen des Circus; diese Art der Verwendung war jedoch für sie verderblicher als ein blutiger Krieg. Hunderte dieser herrlichen Thiere wurden an einem Tag auf die empörendste Art dem Tod geweiht, bloß um dem Gelüste eines feigen und entnervten Pöbels zu fröhnen, welchem alles andere gleichgültig geworden war, wenn es nur Brod hatte und ruhig den Spielen im Circus zusehen konnte. Aber nicht Rom allein war Zeuge eines solchen grausamen Blutvergießens, in den Hauptstädten der Provinzen gieng es nicht besser zu. Die Zufuhr der mauritanischen Elephanten nahm stets mehr ab, aus dem Innern des Landes konnten wegen der zwischen ihm und Mauritanien gelegenen Wüste der Sahara neue Elephanten nicht einwandern, und so kam es daß bis auf den heutigen Tag diese Thierspecies nördlich vom Atlas-Gebirg nicht mehr angetroffen wird und hier völlig ausgerottet zu seyn scheint.

Wie wir früher sahen, so genossen Alexanders Schaaren den Anblick der ersten Elephanten nicht eher als bis sie im obern Indus-Thale angelangt waren. Aus der Menge der Kriegs-Elephanten, die in dem Heer der indischen Fürsten wahrgenommen wurden, darf man wohl folgern daß diese Thiere daselbst in jener frühen Zeit häufiger waren als jetzt, daß sie wahrscheinlich über ganz Hindostan sich ausgebreitet hatten und in Gegenden angetroffen wurden worin sie dermalen nicht mehr vorkommen, wie z. B. am Djamna unterhalb Agra und Kalpi. Nach Sultan Baber's Zeugniß war noch im 16ten Jahrhundert das ostwärts von Kalpi gelegene Land so reich an Elephanten daß es keine nur einigermaßen ansehnliche Heeresmacht gab, in deren Gefolge diese Thiere sich nicht gefunden hätten. In Kora und Manikpur zählte man 30—40 Ortschaften, deren Einwohner sich einzig und allein mit der Elephantenjagd beschäftigten; damals sollen noch unermeßliche Wälder diese Gegenden bedeckt haben, auch erstreckten sie sich tiefer landeinwärts als heutzutage. Noch am Ende von Akbar's Regierung war das Land überreich an Elephanten; nach Ferishta's Versicherung unterhielt dieser Fürst stets 5—6000 dieser Thiere, und wahrscheinlich hat zu keiner Zeit ihn irgendein König in dieser Beziehung übertroffen.

In Hinter-Indien gehört das Land der Birmanen mit zu denjenigen, bei welchen unter den Erzeugnissen des Thierreiches der Elephant eine der ersten Stellen einnimmt. Im wilden Zustande findet er sich

hier in allen tiefen ungestörten Waldungen, von den nördlichsten bis zu den südlichsten herab, besonders häufig aber in den Wildnissen von Pegu; die schönsten findet man im District Ramathen (?) am Kyendwen-Flusse, die besten kommen aus den Gebirgsgegenden. Diejenigen, welche aus den Ebenen abstammen, sind zwar groß, jedoch nicht besonders stark, und daher mag es auch wohl rühren daß der Elephant im ganzen Birmanen-Reiche — jedoch mit Ausnahme der Laosgebiete — als Lastthier bis jetzt nicht benutzt wird, wie dieß doch in ganz Vorder-Indien und anderwärts der Fall ist. Gleichwie im Land Siam, so ist auch in Birma der Elephant fast nur Gegenstand des Luxus für die Königsfamilie, und alle diese Thiere, sie mögen wild oder gezähmt seyn, gelten als Regale. Fängt irgendein Birmane einen Elephanten, so muß er ihn an den König abliefern, und würde er ihn etwa tödten, besonders des Fleisches wegen, welches hierzulande für eine besondere Delicatesse gehalten wird, so fällt er einer harten Strafe anheim. Nur die Gunst des Königs gestattet seinen Gemahlinnen, Söhnen, kaum aber den höchsten Würdenträgern des Reichs den Gebrauch der gezähmten Elephanten. Groß ist die Zahl der letztern, welche die Könige sich halten, sie beträgt fast stets mehr als 1000. Sie stehen unter einem besondern Stallmeister, welcher den Namen Sen Wun führt; die andern, die sogenannten Lock-Elephanten welche zum Einfangen der wilden dienen, sind in der Nähe der Waldungen stationirt, und stehen ebenfalls unter einem besondern Chef, dem sogenannten Aokma.

Den Elephanten findet man aber noch weiterhin über die ostasiatischen Länder verbreitet, er hält sogar in den meisten Provinzen von China aus, indeß sind sie nicht sein eigentliches Heimathland, sondern er ist in dieselben nur verpflanzt worden. Eine solche Uebersiedlung von 200 Elephanten und zwar vom Indus nach Mawar el Nahar soll schon vor dem Jahr 1000 n. Chr. Geb. durch Sobolthegin, den Gründer der Dynastie der Gazneviden, den Vater des berühmten Sultans Mahmud, des unerbittlichen Zerstörers des indischen Götzendienstes, bewerkstelligt worden seyn; wahrscheinlich ist es einer von diesen dort im Krieg gegen Kaschgar durch den König von Khotan erbeuteten Elephanten, von welchem dieser dem chinesischen Kaiser aus der Dynastie Thang im Jahr 971 n. Chr. Geb. als von einer großen Merkwürdigkeit Nachricht gibt, und dieses Thier, welches sogar tanzen konnte, als Tribut überschickte. Mehrere Jahrhunderte nachher hat Nadir-Schah (im Jahr 1739) aus seinem Feldzug nach Delhi ebenfalls zahlreiche Elephantenzüge, jedoch in entgegengesetzter Richtung und zwar nach Herat, Khorasan und Bochara mit zurückgebracht, wo sie bei Stromübergängen dem Heer die wesentlichsten Dienste leisteten. Von diesen schickte Nadir-Schah 15 Stück als Geschenk an die osmanische Pforte, wie denn dergleichen Thiere von den persischen Königen mehrmals an die russischen Czaren übersandt worden sind.

Durch Marco Polo haben wir erfahren daß der Mongholen-Kaiser Kublai-Chan als Herrscher von China noch auf einem andern mehr östlichen Wege auf Elephanten stieß, nämlich als er auf seinem Feldzug aus Yünnan zurückkehrte und in den waldreichen Ebenen Mians, d. h. Awas 200 Stück erbeutete und solche als Kriegs-Elephanten seinem Heer einverleibte.

Marco Polo gedenkt der Elephanten als merkwürdiger Erscheinungen in den Provinzen des heutigen Birmanen-Reiches Munipur, Awa und Pegu; von Kambodja, welches bei ihm unter dem Namen Ziamba vorkommt, erzählt er daß dessen König dem Groß-Chan von China alljährlich eine gewisse Anzahl der besten Elephanten als Tribut überschicken müsse. Dieß macht es sehr wahrscheinlich daß die Elephantenzucht erst von hier aus nach China sich ausgedehnt hat. Im südlichen China und in Tonking finden sich zwar noch wilde Elephanten, aber man gibt sich daselbst nicht die Mühe sie abzurichten und Gebrauch von ihnen zu machen. Nur einzelne, bloß zum Prunk bestimmte Stücke finden sich noch im Kaiserpalaste zu Peking, woselbst sie auch von brittischen und russischen Gesandten in neuerer Zeit noch gesehen wurden. Sie dienen hier hauptsächlich zu pomphaften Aufzügen und namentlich zum Tragen der kaiserlichen Opferschalen in die Tempel der Götter, was lebhaft an die mohammedanische Sitte erinnert, das heilige Gebetbuch in die Kaba nach Mekka ebenfalls durch Elephanten bringen zu lassen.

Peking scheint die nördlichste Stelle im östlichen Asien zu seyn, woselbst der Elephant noch zu gedeihen vermag; obgleich er früher hier bei weitem häufiger vorkam als jetzt, so wollen wir damit doch nicht sagen daß er je in dem himmlischen Reiche, weder im Kriege noch im Frieden zu einem allgemeinen Gebrauche gekommen sey. Selbst in den südlichsten Küstenprovinzen war dieß nicht der Fall.

Aus dem Mitgetheilten wird man sich einen ungefähren Begriff von der Verbreitungs-Sphäre des Elephanten über das asiatische Festland machen können; zum Schluß wollen wir noch einige Worte über sein Vorkommen auf dem indischen Archipel beifügen.

Hier findet er sich nur auf den größern Inseln, auf den kleinern scheint er nie heimisch gewesen zu seyn.

So groß auch Borneo ist — indem diese Insel an Flächenraum dem von Gesammt-Deutschland kaum nachsteht — so finden sich Elephanten auf ihr doch nur auf der dem Continente zugekehrten Nordwestseite in den Districten Ungsang und Pahitan. Hier tritt er auf in Gesellschaft von Rhinocerossen und Leoparden, aber der bengalische Königstiger, der auf dem asiatischen Continent sein steter Begleiter ist, verschwindet hier von seiner Seite. Ostwärts von hier wird der Elephant auf keiner andern Insel angetroffen, selbst nicht auf dem benachbarten Java, woselbst man ihm zwar bisweilen begegnet, aber nur weil er eingeführt worden ist. Hier ist daher in geographischer Beziehung die merkwürdige Elephanten-Gränze nach der australischen Inselwelt. Auf Sumatra dagegen, welches man ähnlich wie das ostindische Ceylon, als ein continentales Glied von Malakka ansehen kann, tritt er wieder auf und zwar in solcher Menge daß nicht selten ganze Heerden von ihm in den dortigen Wäldern angetroffen werden. Auffallend ist es daß man auf Sumatra diese Thiere weder zu zähmen noch zu jagen versteht, und daß man ihrer zu großen Vermehrung nur durch Vergiftung mit Arsenik zu steuern sucht. Auch auf Madagascar hat man bis jetzt noch keine Elephanten in wildem Zustande beobachtet, obwohl sie in Sosala, Mozambique, durch die Kafir-Länder bis zum Orange-River mitunter noch in ganzen Heerden umherstreifen. Wie groß die Zahl dieser Thiere daselbst noch ist, kann man am besten ermessen, wenn man sieht wie viele ihrer noch vor wenigen Jahren durch die tödtlichen Geschosse Wahlbergs, des schwedischen Nimrods, zu Boden gestreckt wurden.

Sumatra und Ceylon haben für uns deßhalb ein esonderes Interesse, weil sie unter den großen Inseln die einzigen in der Welt sind auf denen der Elephant in Menge sich findet, und namentlich Ceylon ist in dieser Beziehung schon im Alterthum berühmt gewesen. Bereits Plinius erzählt von Taprobane — dem heutigen Ceylon — daß daselbst Elephanten und Tiger gar häufig vorkämen, und daß die Jagd auf

diese Thiere daselbst äußerst lohnend sey. Ebenso nennt Ptolemäus die im südlichen Theile der Insel gelegenen Küstengegenden das Weideland der Elephanten. Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts, als Ceylon noch nicht eine brittische Colonie geworden war, fieng man hier bei einer einzigen Elephantenjagd 176 Stück ein, welche, nachdem sie gezähmt, an die Häuptlinge der gegenüberliegenden vorderindischen Halbinsel und namentlich an die Radschahs von Dekan verkauft wurden. Diesen und andern indischen Fürsten waren sie zu ihrem Hofstaate unentbehrlich, denn Elephanten waren zu jener Zeit noch ausschließliches Zeichen königlicher Würde und Souveränität, und daß diese Prärogative sich in Siam und Ava noch bis auf den heutigen Tag erhalten hat, ist aus dem früher Mitgetheilten ersichtlich.

Die Elephanten auf Ceylon sind zwar nicht so groß als die auf dem asiatischen Festland, außerdem aber kräftiger und wenn sie gezähmt sind, lenksamer. Ungeachtet dieser guten Eigenschaften werden sie auf der Insel im ganzen nur wenig benutzt, doch haben in neuerer Zeit die Britten angefangen sie mit großem Vortheil zum Pflügen der Aecker zu benutzen.

Ehedem und zum Theil auch noch jetzt war Ceylon wegen seiner weißen Elephanten berühmt; ein solches Thier wird nämlich bei den Hindus als eine Incarnation der Buddhas angesehen, und der eine der vier Berggötter dieser Insel, welchem der höchste Punkt des Adams-Pik's zum Sitze angewiesen ist, soll den heiligen Büchern zufolge stets von weißen Elephanten begleitet werden; ja es existirt sogar eine Legende, zufolge welcher der weiße Elephant auf Ceylon himmlischer Abkunft seyn soll. Setzen wir von hier auf das gegenüberliegende Plateauland von Dekan über, besonders auf dessen südlichsten Theil, so begegnen wir hier dem Elephanten gar häufig, und es scheint besonders das große Querthal, das Gap der Britten, mit seinen reichen, dichten Waldungen von jeher der Sitz und Lieblingsaufenthalt zahlreicher Heerden dieser Thiere gewesen zu seyn. Gehen wir etwas höher hinauf, so finden wir daß während der langjährigen Kriege, welche Ali und Tippoo, die letzten Herrscher in Maissor (Mysore) mit den Engländern führten, die Elephanten sich daselbst so sehr vermehrt hatten daß sie förmlich Besorgniß erregten, denn das arme Volk konnte ihnen nicht widerstehen, aus Mangel an Waffen, und so sah sich die brittische Regierung im Jahr 1805 veranlaßt, es durch eine bewaffnete Macht schützen zu lassen.

Ob es noch weiter nördlich hinauf, jenseits des Nerbudda-Stromes, auf der Hochebene von Malwa oder in der Gebirgskette von Vindhya, die sich bis an den Ganges erstreckt, dermalen noch wilde Elephanten gebe, ist nicht näher bekannt. Ehedem waren sie in letztgenannter Gegend häufig und ihrer Gelehrigkeit wegen berühmt, so daß man sogar die einzelnen Geschlechter von einander unterschied und ihre Genealogie kannte, wie bei den Pferden der Araber. Ob überhaupt auf dem rechten oder dem südlichen Ufer des Ganges heutzutage noch wilde Elephanten angetroffen werden, ist zweifelhaft; daß sie im Pendschab zu Kaiser Babers und Akbars Zeit daselbst noch häufig waren, haben wir schon früher gesehen. Es scheint fast daß wenn man diese Thiere noch in ihrem Urzustande antreffen will, man sich auf die Nordseite oder das linke Ufer des Ganges zu wenden habe.

Arrians Zeugniß zufolge hielt Alexander der Große seine erste Jagd auf Elephanten am mittlern Indus; dieselben waren aber nicht eigentlich wilde, sondern verwilderte, hatten einst dem Heere der Assacener angehört, und waren später entsprungen. Dermalen gibt es auch hier keine Elephanten mehr. Aber wie damals schon bis an die Gränzen von Kaschmir hin, wurden sie auch südwärts über Multan hinaus entlang dem ganzen Lauf des Indus und seiner Zuflüsse im gezähmten Zustand gehalten; von wilden findet man aber dort nie eine Erwähnung.

Elphinstone erzählt in seiner Gesandschafts-Reise nach Kabul, daß Elephanten in diesem Lande eine seltene Erscheinung sind; es wurden einige dieser Thiere vom dortigen Fürsten in Peschawer jedoch noch gehalten, welche die trefflichsten Dienste leisteten, sowohl beim Transport als beim Durchschwimmen des Indus und seiner Seitenströme, deren wilde Gewässer auf andere Weise gar nicht zu überschreiten sind. In den Kesselthälern von Kaschmir, obgleich beinahe ein ewiger Frühling dort herrscht, finden sich wilde Elephanten ebenfalls nicht, sehr oft aber überstiegen sie gezähmt und schaarenweise die wildesten Berghöhen und die schwierigsten Gebirgspässe, wenn es den Mongolen-Kaisern in ihrer Residenz zu Delhi zu heiß wurde und sie sich auf die Höhen von Kaschmir zurückzogen, um hier ihr Sommerlager aufzuschlagen.

Die äußerste Gränze, bis zu welcher die Elephanten im nördlichen Indien vordringen, geht nicht weiter als bis zum 30° n. Br., derselben, wo auch das Zuckerrohr, eine Lieblingsnahrung dieser Thiere, noch gedeiht. Wir gelangen hier in ein großes Jagdrevier, welches mit sumpfigen, undurchdringlichen Waldungen bedeckt ist, besonders da wo die mächtigen Ströme Ganges, Sedlesch und Djamna aus dem Himalaya hervorbrechen und während der Regenzeit ihre Thäler und das Land weit umher überschwemmen. Gerade dann halten sich die Elephanten besonders gern hier auf, verbreiten sich aber auch in südöstlicher Richtung durch ganz Hindostan an den Vorthälern von Nipal und Bhutan durch Katschar bis nach Asam und Dschittagong. Aus ihren undurchdringlichen Dickichten hervorbrechend, dringen sie zuerst in die an den Vorhöhen des Himalaya gelegenen, der Cultur unterworfenen, und mit Reis, Zuckerrohr, Indigo und ähnlichen Gewächsen bedeckten Felder, und richten in denselben gar häufig eine gräuliche Verwüstung an. Diesem Umstand hat man es auch wohl theilweise zuzuschreiben daß der Ackerbau hierselbst sich noch in einem so kläglichen Zustand befindet und die Hindus so sehr verarmt sind, wozu noch kommt daß die dortigen Berg-Radschahs bis auf den heutigen Tag ihr altes Monopol der Elephantenjagd behauptet haben.

An den in diesen nördlichen Sumpfwaldungen lebenden Elephanten hat man die Bemerkung gemacht, daß sie nicht nur kleiner, sondern auch weniger gelehrig sind. Nach Fr. Hamilton waren die zu Hardwar am Ganges von ihm gemessenen nur sieben, und die in den Nipal-Thälern kaum sechs Fuß hoch; erst die in Asam und Dschittagong gebornen waren größer, stärker und brauchbarer. Man befaßt sich daher weniger mit der Zähmung und Abrichtung der erstern; geschieht es dennoch, so werden sie von den Radschahs ihren Clienten zu hohen Preisen aufgedrungen, und diese suchen alsdann sich ihrer, so gut wie es gehen will, wieder zu entledigen. Auf diese Weise gelangen sie an die Höfe der geringern Prinzen, Nabobs und ähnlicher Machthaber, zu deren Hofstaat der Elephant nun einmal, wie wir wissen, nothwendig gehört, aber nie erscheinen sie so klug und gelehrig wie die auf Ceylon, nie so stark und ausgebildet wie die von Dschittagong. Diese letztern haben von jeher hinsichtlich ihrer Brauchbarkeit in dem größten Ruf gestanden, und noch jetzt bedienen sich die Engländer ihrer vorzugsweise gern zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse, sey es im Krieg, sey es im Frieden. Die an der Küste von Malabar so wie im südlichen Dekan

gebornen, wo sie allein noch in hinreichender Menge angetroffen werden, dürften bald durch die neu eingeführte Kunst der Zähmung in allgemeinern Gebrauch gelangen. Aber freilich sind die Zeiten wo man, wie in Akbars Heer 6000, und in dem des Königs der Perser gar 9000 gezähmte Elephanten unterhielt, längst vorüber und werden wahrscheinlich nie wiederkehren.

Erzählungen des Scheich Abdallah Bou-Rema.

(Von Karl Zill.)

Siebente Erzählung.

Aus allem was ich dir aus dem Leben Mohammed Bou-Rema's mitgetheilt habe, kannst du abnehmen daß dasselbe eine ununterbrochene Reihe von Wagnissen und Gefahren war, und du glaubst vielleicht daß er am Ende doch noch auf eine gewaltsame Weise umkommen mußte. Es stand aber nicht so geschrieben, denn er starb, nach einer kurzen Krankheit, wie ein frommer Mumen, auf seiner Matte, nachdem er zuvor, mit aufgehobenem Zeigefinger, Allah und den Propheten bekannt hatte. Nach seinem Tod erhoben die Feinde der Ouled-Bou-Rema, welche bei seinen Lebzeiten sich nicht zu rühren gewagt, ihre Häupter wieder; sie ließen meinem Großvater Ali Tag und Nacht keine Ruhe, und machten Ghazzia's über Ghazzia's auf seine Heerden, so daß er sich endlich entschließen mußte den Heith zu verlassen und mit dem Rest seiner Habe nach dem Dmel-Bes-Bes zurückzukehren, wohin er el Gulmi Bou-Rema, Mohammeds einzigen, von acht Kindern übrig gebliebenen Sohn mit sich führte. Einige Tage nach seinem Abzug wurde der Heith von den Beni-M'henna zerstört, und seitdem auch nicht wieder aufgebaut. Ungeachtet sein Viehstand bedeutend herabgeschmolzen war, fuhren die Beni-M'henna dennoch fort ihn unaufhörlich zu necken, so daß er ein Leben voller Unruhe führte und nicht selten die Ouischaoua von Filfila zu Hülfe rufen mußte, bis endlich seine drei Söhne, Amar, Mohammed und Ahmed heranwuchsen, und ihrem Vater an die Hand gehen konnten.

Amar war der älteste dieser drei Söhne, und obgleich ihm der Bart noch nicht gewachsen war, hatte er doch schon mehr als einmal den Streifern Stand gehalten, und es wagte sich nicht leicht einer derselben in den Bereich seiner Flinte; auch begleitete er gewöhnlich den Hirten der Rinder, während seine jüngern Brüder die Schafe und Ziegen hüteten. Die Scharmützel welche die Familie Ali Bou-Rema's von Zeit zu Zeit mit den Viehdieben bestand, sind, neben den Thaten Mohammed Bou-Rema's, zu unbedeutend als daß sie erwähnt zu werden verdienten; ich muß dir aber doch eine Begebenheit erzählen, woraus du ersehen kannst, wie schwer es damals war sich vor Treulosigkeit und Verrath zu wahren.

Mein Großvater Ali Bou-Rema war nach seinem Asib am Scheb't-es-Zen [1] gezogen, weil sein Getreide auf dem Dmel-Bes-Bes in Halme zu schießen begann, und er deßhalb sein Vieh nicht länger oben lassen konnte. Der von Filfila nach dem Okhrab hinabführende Weg gieng schon damals, wie noch heute, über diese Lichtung, und es kamen daher oft Leute, die sich nach dem einen oder dem andern dieser Orte begaben, an dem Asib vorüber, ohne daß man dieselben besonders beachtet hätte, da diejenigen die Böses vorhaben gewöhnlich nicht den gebahnten Wegen nachgehen.

Nun war Ali eines Nachmittags an den Bach gegangen, um seine Abwaschungen für das Gebet des Assör zu vollziehen, und er war eben damit beschäftigt, als er sechs Beni-M'henna den Pfad heraufkommen sah, unter welchen er Rebbahh-Bel-Louham, den Großvater des heutigen Scheich des Fendel, erkannte. Die Fremden grüßten ihn höflich, und als sie sahen daß er im Begriff war seine Andacht zu verrichten, machten auch sie ihre Ablution und sprachen ihr Gebet, in gleichem Tempo, mit ihm, vom „Lob sey Gott!" bis zum „Amen!" wie es bei uns Sitte ist, wenn mehrere Personen zugleich ihre Andachtsübungen mit einander halten.

Nach dem Gebet ließ ihnen Ali eine Matte herausbringen und lagerte sich mit ihnen im Schatten einer Eiche, während die Weiber Kasra zur Bewirthung der Gäste bereiteten. Die Beni-M'henna berichteten ihren Gastfreund über allerhand Neuigkeiten, sprachen über dieses und jenes, drückten ihr Bedauern über die zwischen ihrem Stamm und den Ouischaoua bestehenden gespannten Verhältnisse aus, und fanden schließlich daß es an der Zeit sey daß diese beiden Stämme Freundschaft mit einander schließen.

Indessen war der Kasra fertig geworden und Ali gieng denselben zu holen, während seine Frau den einige Schritte von ihrer Hütte an seinem Dreifuß hängenden Wasserschlauch öffnete, um die Buttermilch für die Gäste zu mischen. Ali trat eben mit einer hölzernen Platte voll Brodkuchen heraus, als er die Beni-M'henna über seine Frau herfallen und ihr die silbernen Ringe aus den Ohren reißen sah; er ließ die Platte fallen, um sich auf die treulosen Gäste zu werfen, erhielt aber in demselben Augenblick einen Pistolenschuß in die linke Kniescheibe, den er seinem Freund Bel-Louham zu verdanken hatte.

Während nun die Beni-M'henna in der Hütte alles durcheinander warfen und was ihnen genehm war hinausschleppten, fiel ein Schuß von der Berghalde herab, welcher Bel-Louham zu Boden streckte, und als sie zu gleicher Zeit, von der andern Seite her, ein wildes Geschrei vernahmen und mehrere junge Leute durch das hohe Haidegebüsch den Berg herabeilen sahen, rafften sie ihren verwundeten Gefährten auf und verschwanden mit demselben in dem Bett des Baches, welchem sie wahrscheinlich bis zu dem großen Dickicht des unteren Waldes folgten.

Der junge Amar Bou-Rema, der später mein Vater ward, hatte den Pistolenschuß vernommen; er kam zum Glück, mit seinen jungen Brüdern und den Hirten seines Vaters, noch zeitig genug an um dem Treiben der Diebe Einhalt zu thun. Mein Großvater ward ziemlich schnell von seiner Wunde geheilt, blieb aber zeitlebens hinkend; dagegen starb Rebbahh-Bel-Louham an der seinigen, nachdem er einige Monate lang auf dem Siechbett gelegen war.

[1] El Scheb't-es-Zen, die Schlucht der Eichen.

Ali Bou-Rema hatte seinen Sohn Amar schon mehreremal verheirathen wollen, dieser fand aber jedesmal etwas dagegen einzuwenden, weil er sein Bäschen, die schöne Kiltum liebte, welche aber leider schon die Frau eines andern war. Die beiden Kinder waren mit einander auf dem Heith des Bou-Ksalba aufgewachsen, wo ihr Vater, Saad-Ben-Fenezar, ein Verwandter von mütterlicher Seite der Ouled-Bou-Rema, Fellah bei Mohammed Bou-Rema war, und da die Mädchen immer frühreifer als die Knaben sind, verheirathete sie ihr Vater an einen Gulma, von der Gränze der Ouled-Mnia, als ihr Gespiele noch so zu sagen ein Kind war.

Eines Tages war Ben-Fenezar nach dem Dmel-Bes-Bes gekommen und hatte erzählt, wie unglücklich seine Tochter sey, welche täglich von ihrem Mann auf eine empörende Weise mißhandelt würde. Mein Großvater Ali rieth ihm dieselbe scheiden zu lassen, wovon er aber nichts hören wollte, da er, in diesem Fall die für seine Tochter erhaltene Summe wieder hätte zurückerstatten müssen. Amar war bei dieser Unterredung zugegen; er drang auch seinerseits in Ben-Fenezar die Scheidung seiner Tochter zu betreiben und sie ihm zur Frau zu geben, so daß dieser endlich versprach sich die Sache zu überlegen und ihm in kurzer Zeitfrist Bescheid darüber zu geben. Da aber ein Tag um den andern verstrich ohne daß sich Ben-Fenezar weder sehen, noch das geringste von sich hören ließ, beschloß Amar Kiltum zu bewegen, zu ihren Verwandten auf dem Dmel-Bes-Bes zu entfliehen, wie es unsere Weiber oft thun, wenn sie von ihren Männern mißhandelt, oder von denselben ohne hinreichende Kleidung gelassen werden. Er hoffte daß, wenn ihr Vater diesen ersten Schritt zur Scheidung gethan fände, er sich dann leicht entschließen würde das übrige zu thun. Ein sicherer Bote, den er zu diesem Zweck insgeheim an Kiltum sandte, brachte ihm die Antwort daß er sie an bestimmten Tage, früh Morgens vor Sonnenaufgang, an einem von ihr bezeichneten Ort erwarten solle, und man kann sich leicht denken daß er nicht ausblieb.

Die Flüchtigen hatten zeitig den Hassabhes im Okhrab erreicht und glaubten sich schon geborgen, als sie sich von zwei Männern verfolgt sahen in deren einem sie Kiltum's Gatten erkannten. So sehr sie auch ihren Lauf beflügelten, mußten sie doch endlich, wegen gänzlicher Erschöpfung des jungen Weibes, anhalten. Amar machte Front gegen seine Verfolger, und beide Theile feuerten zugleich ihre Gewehre auf einander ab; da indessen keiner gestürzt war und seine Angreifer noch immer vorwärts schritten, sprang er seitwärts ins Gebüsch, um seine Flinte wieder zu laden, während dessen der Gulma seine Frau erreichte und dieselbe beim Arm faßte, in dem nämlichen Augenblick aber sterbend niedersank. Bei diesem Anblick ergriff der andere Araber die Flucht, und als Amar jetzt zu dem Sterbenden trat, hielt dieser seine Frau so fest daß jener ihn vollends mit dem Flintenkolben todtschlagen mußte, um dieselbe aus seinen krampfhaft zusammengedrückten Fingern zu befreien. Eine Stunde nachher befand sich Kiltum im Kreise ihrer Verwandten auf den Dmel-Bes-Bes, welche ihr zu ihrer Befreiung von ihrem Peiniger Glück wünschten, der Leichnam ihres Mannes aber ward noch an demselben Tage von seinen Angehörigen nach ihrem Duar gebracht.

Jetzt kam Saad-Ben-Fenezar, der von diesem Vorfall benachrichtigt worden war, in großer Eile nach dem Dmel-Bes-Bes, allein statt, wie zu erwarten stand, in die Vorschläge Ali's und seines Sohnes einzugehen, erhob er wieder Schwierigkeiten über Schwierigkeiten, so daß es endlich zu harten Worten zwischen ihnen kam und er seiner Tochter befahl sich bereit zu halten um ihm am folgenden Morgen nach Hause zu folgen.

In Folge dieser fehlgeschlagenen Unterhandlung waren die Bewohner des Dmel-Bes-Bes sehr verstimmt, ihre Gäste hiengen ebenfalls den Kopf, Amar erschien nicht beim Abendessen, und als Ben-Fenezar am folgenden Morgen nach seiner Tochter rief, war auch diese verschwunden. Während man auf dem Dmel-Bes-Bes Nachforschungen nach ihnen anstellte, hatten Amar und Kiltum schon die Hälfte des Weges nach Stora zurückgelegt, und am Abend desselben Tages gelangten sie an den Oued-el-Agmes, wo sie ein Bekannter Ali-Bou-Rema's, bei welchem er jedes Jahr eine Niederlage von Olivenöl hatte, in seiner Wohnung aufnahm. Obschon diese Familie zu den Beni-M'henna gehörte, erwies sie doch, in Folge ihrer freundschaftlichen Verhältnisse zu Amars Vater, den Flüchtlingen die größte Freundschaft, half ihnen einen Gurbie bauen, und ließ sie an nichts Mangel leiden. Hier blieben sie geraume Zeit, bis sie endlich Ali Bou-Rema, der indessen mit dem habsüchtigen Ben-Fenezar einig geworden war, nach dem Dmel-Bes-Bes zurückberief.

Ich und meine zwei Brüder, nebst unsern drei Schwestern, sind die Kinder dieser Kiltum, mit welcher unser Vater lange in glücklicher Ehe lebte.

Die Entführung Kiltums und der Tod ihres Mannes hatten indessen die Folgen die ein solches Aergerniß unvermeidlich nach sich ziehen mußte. Die Gulma nahmen Partei für die Familie ihres gefallenen Stammverwandten, die Ouischaoua von Filfila für die Ouled-Bou-Rema, und da diese verweigert hatten das Blutgeld zu bezahlen, so mußten sie beständig auf ihrer Hut seyn um nicht in einen Hinterhalt zu fallen. Von beiden Seiten suchte man sich zu schaden so viel man konnte, und wechselseitige Viehdiebstähle waren an der Tagesordnung. Es kam jedoch nie zu einem eigentlichen Handgemenge, obgleich die Gulma ihren Duar in den kaum eine Stunde vom Dmel-Bes-Bes entfernten Niederwald des Hassabhes verlegt hatten, da es immer gefährlich ist mit offener Gewalt in einen Duar oder in eine Sriba einzudringen, während man bei einer Vieh-Ghazzia auf der Weide mit gehöriger Vorsicht zu Werke geht, und die List das meiste bei derselben thut.

Auf diese Weise boten die Ouled-Bou-Rema lange allen Nachstellungen von Seiten der Gulma Trotz, wurden aber endlich doch das Opfer derselben, als sie sich dessen am wenigsten versahen. Amar war nämlich einst mit seinem Vater auf die Bienenjagd gegangen, und als sie auf die Hochfläche des Kolbuts-Malza kamen, sahen sie sich plötzlich von einem Reitertrupp der Gulma verfolgt und suchten in das Dickicht des Demd-Sellian zu entfliehen. Amar wollte seinen Vater, der wegen seines krummen Beines nicht so schnell vorwärts kommen konnte, nicht verlassen, dieser aber, bald einsehend daß sie unfehlbar beide der Ueberzahl unterliegen müßten, nöthigte ihn zur schnellen Flucht, damit er die Ouischaoua von Filfila von dem Vorfall benachrichtigen könne. Mittlerweile hatten die Gulma meinen Großvater erreicht, welchen sie ergriffen und gebunden nach ihrem Duar im Hassabhes führten.

Bei der Nachricht von Ali Bou-Rema's Aufhebung durch die Gulma zogen an fünfzig bewaffnete Ouischaoua nach dem Hassabhes, um die Auslieferung des Gefangenen zu verlangen; die Feinde, die auf ihrer Hut waren, kamen ihnen bis an den Saum des Waldes entgegen, wo von beiden Seiten die vornehmsten Mitglieder der resp. Dschemmahs aus den Reihen traten, um sich gegenseitig zu erklären. Die Gulma bestanden hartnäckig auf der Entrichtung des Blutgeldes, welches zuzugestehen keiner der Ouischaoua die Vollmacht hatte, und nach manchen unnützen Wechselreden und Drohungen zogen endlich die letztern unver-

richteter Sachen wieder ab. Die jungen Leute unter den Ouischaoua waren aber keineswegs mit dem Ausgang der Unterhandlung zufrieden, und als sie an den Bach des Scheb'-el-Zen zurückgekommen waren, nöthigten sie die übrigen Halt zu machen und erklärten laut daß sie diese Schande nicht auf sich sitzen lassen könnten, sie wollten nicht zum Gespött der Weiber werden, und wer nicht auf der Stelle mit ihnen umkehren würde, sey ein Feigling dem man die eine Hälfte des Gesichtes rasiren müsse. Diese Entschlossenheit von Seiten eines großen Theils der Ouischaoua riß auch die Kühlern und Vorsichtigern mit sich hin, und der ganze Trupp machte Kehrum.

Die Sulma waren kaum nach ihrem Duar zurückgekehrt, als die wie ein Sturmwind herantobenden Ouischaoua, unter dem Ruf: „Ali Bou-Rema, oder keinen Pardon!" von allen Seiten in denselben eindrangen. Dießmal sprach das Pulver an der Stelle der unnützen Zungen, nach einem hartnäckigen Gefecht blieben die Ouischaoua Meister, welche ihren Stammgenossen, den sie noch an Händen und Füßen gefesselt fanden, auf die Schulter eines des Ihrigen luden und ihn im Triumph davonführten.

Dieses aus einer Privatrache entsprungene Handgemenge konnte eine allgemeine Stammfehde, deren Ende nicht abzusehen war, zur Folge haben, weßwegen die Häupter der umliegenden Stammabtheilungen diesen Streit zu schlichten suchten, und da es von beiden Seiten Todte und Verwundete gegeben hatte, so wurde die Sache dahin vermittelt, daß die Ouied Bou-Rema die Dia für den von meinem Vater erschlagenen Sulma bezahlen, die Sulma aber den Haffahbes räumen mußten, und fürder ihr Vieh nicht mehr diesseits der Gränze der Ouled-Mnia weiden lassen durften.

Nach unsers Großvaters Tod, welcher mehrere Jahre nach dieser Begebenheit erfolgte, wohnte unsere Familie noch lange in ungestörter Eintracht auf dem Dmel-Bes-Bes, und wenn es irgend einem Feind zu begegnen galt, so standen alle Mitglieder derselben wie ein einziger Mann. Die Ankunft der Bou-Kharoata oder der Khraut, wie man sie gewöhnlich nennt, einer aus dem Riff hieher geflüchteten Familie, welche mein Vater unüberlegter Weise auf dem Dmel-Bes-Bes aufnahm, machte aber diesem guten Vernehmen bald ein Ende. Diese Leute, welche zum Dank für die ihnen erwiesene Freundschaft beständig Unfrieden unter ihren Gastfreunden zu stiften bemüht waren, brachten es endlich so weit daß mein Vater die Sriba verließ, und mit Hamed-Bou-el-Frera, einem Verwandten meiner Mutter, nach dem Haffahbes hinabzog, wo sich schon früher einige Ouischaoua von Filfiia angesiedelt hatten. Dort wollte es uns aber nicht gefallen, denn wir verloren daselbst in kurzer Zeit eine Menge Vieh, theils durch die Löwen welche zur Winterszeit in den kleinen Thalebenen beträchtlichen Schaden anrichten, theils durch Diebstähle, gegen welche es uns nicht immer zu wahren möglich war, und mein Vater beschloß deßwegen mit Anfang des Frühlings wieder nach dem Dmel-Bes-Bes zurückzukehren, welchen Entschluß ihn aber ein besonderer Vorfall noch vor Ende des Winters in Ausführung zu bringen nöthigte.

In einer stillen, sternenhellen Winternacht hatten wir schon mehrere Stunden geschlafen, als wir durch das anhaltende Bellen unserer Hunde, das sich immer weiter waldeinwärts zog, aufgeweckt wurden. Mein Vater hieß mich nachsehen was es gebe, ich öffnete leise die Thür unsers Gurbie und sah mich behutsam nach allen Seiten um, konnte aber nirgends etwas verdächtiges wahrnehmen, und kehrte auf mein Lager zurück. Da aber unsere vier Hunde fortfuhren in beträchtlicher Entfernung oberhalb unsers Gurbie zu bellen, so schaute mein Vater selbst zu einem der in den Wänden angebrachten Gucklöcher hinaus, und gab mir bald ein Zeichen ebenfalls hinauszusehen. Ich erblickte jetzt deutlich zwei Gestalten, die bald stille lagen, bald sich kriechend vorwärts bewegten, und konnte nicht begreifen daß ich dieselben nicht früher gesehen hatte, da sie sich doch auf dem freien, von allem Buschwerk entblößten Platz vor der Sriba befanden. Daß es Diebe waren, stand außer Zweifel, einer derselben hatte die Hunde beschäftigt, damit seine Gesellen freies Spiel hätten.

Mein Vater ergriff jetzt seine Flinte und kroch auf allen Vieren in den Hausch, wo er sich zwischen den Kühen verbarg. Im Gurbie durften wir uns nicht rühren, harrten aber mit Herzklopfen auf den Ausgang des Abenteuers, und als endlich der ängstlich erwartete Schuß fiel, stürzten wir alle hinaus und fanden den Vater vor einem halbnackten Leichnam stehen, dem das Blut stromweise aus der zerschmetterten Stirn floß. Die Diebe hatten, wie sie es immer zu thun pflegen, ihre Kleider versteckt, damit sie der weiße Burnuß nicht verrathe, und es war wahrscheinlich daß die Helfershelfer des Gefallenen in diesem Augenblick nach diesem Versteck unterwegs waren, um sich dort wieder anzukleiden, bevor sie sich aus dem Staub machten.

Am folgenden Morgen, noch ehe der Tag angebrochen war, luden wir den Todten auf unser Maulthier und brachten ihn nach einem am Oued-Olhrab gelegenen öden Platz, wo wir ihn abwarfen und liegen ließen. Auf den Abend erfuhren wir daß er zu den Ouled-Mnia gehörte, da ihn seine Verwandten, gegen die Mitte desselben Tages, unter fürchterlichen Drohungen gegen Amar Bou-Rema, fortgeschafft hatten. Wir warteten aber die Erfüllung dieser Drohungen nicht ab, und zogen ohne Aufschub nach dem Dmel-Bes-Bes zurück.

Briefe aus dem Westen.

Von Arthur Schott.

San Diego del Rey im südlichen Californien.

Unsere Seefahrt von San Francisco her war im allgemeinen eine günstige gewesen, allein es war eben eine Seereise, und somit war ich sehr froh als der Capitän heute Vormittags uns die beiden Felsen-Eilande „Las Coronadas" zeigte, die eben ihre grotesken und von der Luftspiegelung bewegten Felsenhäupter über den dunklen Meereshorizont erhoben. Diese beiden Eilande, etwas südlich von der neuen Gränze zwischen Ober- und Untercalifornien gelegen, gehören zur Republik von Mexico, und so konnte das gewünschte San Diego del Rey nicht mehr ferne seyn. Dieses kam denn auch Vormittags in Sicht, allein der „Southerner" — diesen Namen führte unser kleiner

Küstendampfer — durfte die Bay nicht geradzu durchschneiden — die vor dem kleinen Port liegt. Diese ist nämlich im Versanden begriffen, und selbst kleinere und kleinste Fahrzeuge können sie nicht mehr befahren. Diese ehemalige Hafenbay erhielt darum ihren Namen „Puerto Falso“ mit vollem Recht. Ein flacher, etwa 150 bis 200 Fuß hoher Vorgebirgsrücken zieht sich in südsüdöstlicher Richtung, eine schmale Landzunge bildend, vom Südpunkt des falschen Hafen (puerto falso) hinunter, und bildet so mit dem gegenüberliegenden Festland den jetzigen tief einspringenden hufeisenförmigen Hafen von San Diego. Nahe beim Südende der Landzunge und der Einfahrt steht das Leuchthaus, eine Landmarke, mittelst welcher der Schiffer seinen engen Weg in den eigentlichen Hafen leicht gewinnt, wenn Wind und Wetter es erlauben. Sind diese ungünstig, so ist es ohne guten Lootsen gewagt, da der Anprall der oceanischen Wasser wie an der ganzen westamerikanischen Küste besonders gewaltig auf diese wenig eingeschnittene Festlandlinie wirkt. Der Hafen von San Diego besitzt sonst alle für einen solchen zu wünschenden Vorzüge, ausgenommen ein an manchen Stellen zu enges Fahrwasser. Die eben bezeichnete Landzunge, welche eigentlich den Hafen bildet, bietet im kleinen dieselbe gestaltliche Erscheinung, wie die große Halbinsel von Nieder-Californien, ein Küstengebilde, das sich auf dem ganzen Südsee-Litoral öfters wiederholt.

Der Landrücken auf der Seeseite von San Diego führt den spanischen Namen „la loma,“ was übrigens nur ein Prädicat „Rücken“ bezeichnet. Wir fuhren endlich um dessen Südspitze herum, und befanden uns bald in stillem Wasser, welches wie bei San Pedro, Santa Barbara und Monterey noch besonders mit einer sonstigen algischen Pflanzendecke so über- und unterwachsen ist, daß nach lang anhaltenden westlichen Winden und Strömungen kleinere Fahrzeuge Mühe haben darüber wegzukommen. Obwohl solcher hergetriebene Seepflanzenwust von verschiedenen Geschlechtern und Spezien gebildet zu seyn scheint, so herrscht doch darunter eine vor, welche, in größerer Tiefe wurzelnd, die eigentliche Masse bildet. Dieß ist Macrocystis pyrifera Ag., ein Geschlecht aus der algischen Unterclasse Melanospermeae. Diese Pflanze ist besonders merkenswerth, weil sie unter allen Angehörigen der Pflanzenwelt die größte Länge erreicht. Dr. Hooker in seiner antarktischen Flora berechnet ihre gelegentliche Länge auf 700 Fuß, Bory St. Vincent sogar auf 1500 Fuß. Solche und ähnliche Gestaltsverhältnisse und Zahlenmaße an organischen Formen entsprechen in der That der gewaltigen Natur des Südseebeckens und seinen continentalen Rändern. Diese riesige Seepflanze scheint übrigens mit keinem besondern volksthümlichen Namen bedacht zu seyn; die spanischer Zunge nennen sie einfach „Sargasso.“ Das eigentliche Sargassum ist indessen ein ganz verschiedenes Genus.

Der Hafen ist gegen die Seeseite hin durch die „Loma“ von aller Fernsicht ausgeschlossen, während er auf der östlichen Seite von einer mächtigen colluvialen Bank begränzt ist, welche ihrerseits eine magere Seestrandvegetation ernährt. Diese Bank soll während der heißern Jahreszeit ein gesuchter Versammlungsort für Klapperschlangen seyn. Ein solches Krotaliden-Stelldichein hat wahrscheinlich seine Ursache zunächst in dem filzartigen Unterwuchs von salzliebenden Gräsern und Kräutern, zwischen welchen diese trägen Reptilien ihren Jagdbedürfnissen leichter nachkommen können, und dann auch in dem Bedürfniß von Wasser, wonach sie zur Zeit ihrer Häutung verlangen. Daß darum Schlangen längs dieser wasserarmen Küste in der unmittelbaren Nähe der Fluthmarken häufiger gefunden werden, ist natürlich.

Ehe man durch den langgewundenen Hafen hinauf eine kleine Filial-Niederlassung von San Diego erreicht, hat man eine Art natürlichen Schlosses zu passiren, welche durch von beiden Seiten her sich begegnende Landsporen gebildet ist. Der Durchgang ist eng und erfordert alle Vorsicht des Lootsen, allein wenn je San Diego das Glück haben sollte, wozu es natürlicherweise berechtigt ist, ein Hafen von Bedeutung zu werden, so ist dieses Schloß für seine Vertheidigung von Werth, weil die den Hafen einschließenden Strandlinien, wenn sie auch für die Schifffahrt weit genug sind, stets unter dem Einfluß von Ebbe und Fluth ihre Gestalt verändern.

Bei den „Playas“ — so heißt die kleine Seitenniederlassung von San Diego — hielt der Southerner ein paar Minuten an, um Briefe abzugeben. Die Niederlassung ist ganz künstlich, und einer jener kurzlebigen Ausschüßlinge anglo-amerikanischen Unternehmungsgeistes, welcher einer andern Neu San Diego gründenden Speculationscompagnie ein Gegengewicht entgegen zu stellen suchte. In Las Playas befindet sich noch jetzt das Zollhaus und eine wichtige Station der Vereinigten Staaten-Küstenvermessung. Die übrigen Gebäude, aus einigen hölzernen Wohn- und Waarenhäusern bestehend, sind so ziemlich ganz verlassen und wittern so schnell ihrem Untergang entgegen, als sie im Zweifel aufgebaut worden waren. Das Wort „las playas“ bedeutet in den von mir durchreisten spanisch-amerikanischen Landstrichen niedere Flächenlandstriche, die zeitweisen Ueberfluthungen von oben oder unten her ausgesetzt sind, also jede Niederung längs einer Küste, oder auch gewisse muldenförmige Verdrückungen mitten in Flach- oder auch Tafelländern.

Dämmerung war bereits einem heitern sonnenhellen Abend gefolgt, als der Southerner am Werft von Neu San Diego anlegte, und bald befanden sich sämmtliche Passagiere auf der Landungsbrücke zwischen den pacifischen Salzwassern und dem geologisch jüngsten von Süd-Californien.[1] Die Bretter auf welchen wir hier standen, sammt den sie stützenden Pfosten waren mit schweren Kosten von San Francisco hergebracht und zu einer erträglich festen Werfte hergerichtet worden; allein statt dem Erbauer die sanguinisch berechneten californischen Zinsen abzuwerfen, blieb das Ganze nur ein schlecht angelegtes Capital, dessen Eigenthümer solches lieber zu Grund gehen, als sich davon durch seine Erhaltungskosten arm fressen läßt.

Dieß ist ungefähr dasselbe mit den am Strand hier hin und her zerstreut stehenden Wohn- und anderen Gebäuden. Diese sind wie überall durch die Vereinigten Staaten in Erstlingsniederlassungen nur aus Pfosten und Brettern leicht zusammengefügte Kästen, von ihren Erbauern „Framehouses“ genannt. Sie sind gleichsam nur als architektonische Vorläufer zu betrachten. Denen von San Diego wird aber kaum das bescheidene Glück gegönnt als solche benützt zu werden. Meistentheils unbewohnt und verschlossen, wittern sie in ungestörtem Besitz von Ratten, Mäusen, Würmern und Motten einem schnellen Verfall entgegen. Da meine Reisegefährten und ich selbst noch nicht wußten wo unser Selbst einquartieren, so hatte ich mich schon im Geist damit befaßt auf irgendeine Art eine dieser zoologischen Burgen zu beziehen. Der Himmel hatte es indessen anders beschlossen. Ein Officier vom hiesigen Quartiermeisterdepot hatte sich freundlich erboten uns für eine

[1] Diese Bezeichnung ist gewählt, um damit den gemeinten Landstrich von Unter- oder Nieder-Californien zu bezeichnen, welches dem mexicanischen Staatenverband angehört.

kurze Zeit zu beköstigen, solange wir uns in diesem Embryohafenplatz aufhalten würden, der es bis jetzt noch zu keinem Hôtel gebracht hatte. Da Hr. E. zugleich auch Obdach anbot, so hatten wir nichts mehr weiter zu besorgen als alles Gepäck, dienstliches und privatliches, sicher zu landen und unter Dach zu bringen.

Die einzigen hier besser im Stand gehaltenen Bauten sind die öffentlichen von der Vereinigten Staatenregierung als Militärdepot gebrauchten Räumlichkeiten und einige Wohnungen hier stationirter Beamten, so wie ein Bureau des großen Speditionshauses von Adams Expreßcompagnie, deren Betrauter noch nebenbei ein kleines, dem hiesigen Platz entsprechendes Waarenlager hält. Eine sehr, sehr mittelmäßig aussehende Schenke darf hier kaum in die Reihe wohl erhaltener Gebäude gerechnet werden. Somit befanden wir uns in dem bescheidenen New-San-Diego, dessen Aeußeres besonders wenig anziehendes hat, wenn man sein herrliches, mildes Klima abrechnet. Bedarf beraubte es schon längst seines wahrscheinlich auch ehemals spärlichen Holzwuchses, und so sieht es um die Wiege dieses Sprößlings amerikanischer Speculationswuth noch sehr wenig versprechend aus.

Während die übrige Gesellschaft dem Quartiermeisterdepot zugieng, um sich den dortigen Officieren vorstellen zu lassen, blieb ich am Salzwasserstrand, um von Kraut und Gras Einsicht zu nehmen. Außer den gewöhnlichen Gemeinplätzen, ein paar Compositeen und den unvermeidlichen Salsolen, Salikornien und Chenopodiazeen, fand ich aber hier nur ein Mesembryanthemum (wahrscheinlich M. crystallinum L.?), das mit seinen dicken, fleischigen, wie mit Eiszellen und Krystallen bedeckten Blättern kein besonders frisches Ansehen hat. Nach der allgemeinen Ansicht der Botaniker ist dieses Gewächs, das an der ganzen Küste von Südcalifornien gefunden wird, ein Fremdling auf diesem Continent. Während ich nach Blüthen dieser Pflanze suchte, fand ich mich bald allein mit einem Neger, welcher als Koch auf dem Southerner mitgekommen war. Dieser benützte die wenigen Stunden nach denen der Dampfer seine Rückfahrt antreten wollte, um einige der genannten Pflanzen auszugraben, und sie als Topfgewächse mit nach San Francisco zu nehmen, wo er sie unter einige seiner Freunde zu vertheilen gedachte. Er behauptete daß sie schöne Blumen trügen und ohnehin schon ihrer Blätter wegen besonderer Würdigung werth seyen.

So wie nach geschehener Landung jeder von uns hinschreiten konnte wo er wollte, zeigten sich auch unter den Passagieren jene besonderen Charaktereigenthümlichkeiten, wie sie einzelnen Stämmen und Racen zukommen. Während die stets rationelldenkenden speculativen Amerikaner zuerst und vor allem nach respectablen Bekanntschaften haschten, die ihnen vielleicht einmal später von Nutzen seyn konnten, so kniete hier in mir der Deutsche an der Erde um ohne weiteres am eben betretenen Strande seine Naturstudien zu beginnen. Ebenso that der von afrikanischer Abkunft, dessen Sinn, so wie der aller mehr oder weniger in der Kindheit begriffenen Völker mehr an Naturgegenständen hängt. Ob Bruder Krauskopf dießmal ganz reiner Blumen- und Menschenfreund war, muß ich dahin gestellt seyn lassen. Von San Francisco kommend und gegenwärtig diesem Platz angehörend, war es wohl möglich daß er mit seinen Mesembryanthemen eine kleine Speculation vorhatte. Hatte ich doch bei meinem jüngsten Besuche in San Francisco für meinen Theil nichts gesehen, was nicht selbst zwischen Freunden ums Geld feil gewesen wäre.

Ein Paar kurze Stunden nach unserer Ankunft in San Diego saßen wir verschiedene Dinge besprechend und sehnlichst einen Imbiß erwartend im Hause Lieutenant E's, als sich plötzlich eine entomologische Merkwürdigkeit aufthat. Es erschien nämlich eine Anzahl kleiner Käfer, alle zu einer und derselben Species gehörig. Es waren Carabeen; diese kleinen schwarzbraunen Nachtvögel kamen mit einbrechendem Dunkel, und in solcher Menge daß an kein Abwehren zu denken war. Sie flogen in die offenen Wasserkrüge, bevölkerten Schüsseln, Teller und Gläser auf dem Tisch, der zum Abendessen hergerichtet worden war. Solange man diese ungebetenen Gäste unberührt ließ, waren sie harmlos, faßte man aber einen oder that ihm sonst Zwang an, so ließ er einen ekelhaften Saft aus dem Maul, welcher außer einem durchdringend widerlichen Geruch auch auf der Haut einen brennenden Reiz hervorbrachte. Merkenswerth war daß diese zudringlichen Myrmidonen, die wir nachher jeden Abend zu beobachten Gelegenheit hatten, regelmäßig nach ein paar Stunden, ungefähr 10 Uhr Abends, ebenso unbemerkt verschwanden, wie sie erschienen waren.

Lieutenant E., welcher uns unserer vier sein Haus gastfreundlich geöffnet hatte, führte zusammen mit noch einem andern Herrn, der hier bedienstet war, eine ruhige Junggesellenhaushaltung. Ein verabschiedeter Soldat, seiner Nationalität ein Deutscher, war Koch, Kellner und Haushälter (chiefcook and bottlewasher) im Hause. Dieses Factotum vertrat seine Stelle aufs vortrefflichste, und zu voller Zufriedenheit seiner beiden Herren. Deutsche dieser Classe sind wegen ihrer ruhigen Sitten und haushälterischen Tugenden in der nordamerikanischen Armee sprüchwörtlich, und werden von ihren Officieren fast ausschließlich zu ähnlichen Stellungen bei Officiersmenagen (officers messes), oder auch zu Privatdienern gewonnen. Bei diesem Uebereinkommen fahren gewöhnlich beide Theile gut. Die Herrschaft erspart an Ausgaben, während der Diener für verwendeten Fleiß und Arbeit sich schon nach wenig Jahren mittelst zurückgelegten Lohnes im Besitz einer kleinen Baarschaft befindet, womit er sich denn irgend ein kleines selbständiges Geschäft einrichten kann. Lieutenant E. gab seinem Diener ein sehr gutes Lob, welches wir alle während unseres Aufenthalts im Hause genügend bestätigt fanden.

Unsere Hausordnung hier versah uns täglich mit zwei Mahlzeiten, was bei den gegenwärtigen kurzen Tagen genügte. An Gastbetten war kein Ueberfluß, da sich nur eine eiserne Feldbettstätte und Strohsack vorfinden ließ. Da Märchenzeiten längst vorüber sind und wir nicht wie weiland die vier Haimonskinder auf einem Gaul, auf einem Schragen schlafen konnten, so überließen wir das Bett dem Jüngsten von uns, welcher noch keine ähnliche Campagne mitgemacht hatte. Wir selbst rollten zum Schlafen unsere Teppiche auf den Boden, die ja ohnedem nun für 14 oder 16 Monate unser Bett vorzustellen hatten.

Während unsere kleine Gesellschaft täglich in guter Eintracht zusammen ihre Mahlzeiten einnahm und Nachts beisammen auf dem Boden ausgestreckt sich des nöthigen Schlafs erfreute, so zerstreuten sich die einzelnen den Tag über, jedes um seinem Spaß und Vergnügen nachzugehen, bis unser Chef, welcher Geschäfte halber in San Francisco zurückgeblieben war, hier ankommen sollte.

Eine Seereise macht so ziemlich jeden mit seltenen Ausnahmen besonders empfänglich für die Reize des Festlands, und so war auch mir nicht bange vor langer Weile, solange ich in der Nähe von San Diego zu verbleiben haben sollte.

Der 27 October hatte einen herrlichen dem südcalifornischen Klima besonders eigenthümlichen Herbsttag über die Küstenlandschaft von San Diego ausgespannt, und mich dessen zu freuen nahm ich Rock und

Mappe um das eigentliche oder Alt-Sandiego zu besuchen. Die tertiären Hügelrücken, welche das Gestade zwischen diesem und der neuen Niederlassung bilden, haben Dünenform. Sie sind dicht aber mit niederem Gesträuch bedeckt, zwischen welchem sich manches botanisch merkenswerthe auffinden läßt. Das Gesträuch selbst besteht aus ein paar Rhamnazeen, einer Kaprifoliazee in Gestalt eines „Sambucus" dessen Aeußeres mich lebhaft an eine der continental-europäischen Formen dieses Geschlechts erinnert. Ferner eine strauchartige Anacardiacee, die mit ihrem dunklen immergrünen Laube und den dazwischen prangenden reichen Thyrsen scharlachrother Beeren in der sonst dürren sonnverbrannten Landschaft einen sehr angenehmen Eindruck macht. Wenn ich nicht irre, so ist diese „Styphonia serrata" einem Nuttallischen Geschlechte angehörig; aus der Classe der Hülsenträger drängen sich dem Beobachter zwei auf, als eine „Sophora" (vielleicht sericea?) und Algarobia glandulosa, der bekannte Mezquitl der Mexicaner. Dieser erscheint hier nur verkümmert, wahrscheinlich in Folge maritimen Einflusses, dennoch bildet er einen Hauptbestandtheil des Gehölzes. An Cactazeen fand sich ein zierlicher Echinocactus, von dem ich das Glück hatte reife und gute Samen zu finden, die nachmals im botanischen Garten junge Pflanzen trieben. Es ist ebenfalls eine von Nuttall's Pflanzen, der sie Echinocactus viridescens benannte. In der Nähe dieses vegetabilischen Stachelkopfes fand sich ein bündelförmig wachsender niederer Cereus, welcher den specifischen Namen Emoryi führt. Einer meiner botanischen Freunde hatte die Pflanze vor einigen Jahren hier entdeckt und sie Dr. Engelmann in St. Louis zum Beschreiben übergeben. Ihr Name ist eine Auszeichnung Major Emory's, der damals als topographischer Officier der Vereinigten Staaten einen Theil des wissenschaftlichen Corps der mexicanischen Gränzcommission unter sich hatte, und in dieser Eigenschaft sowie schon früher bei der Wegnahme von Californien als Genieofficier sich unermüdlich bestrebt hatte der Geographie und Naturkunde wichtige Dienste zu leisten.

Außer den genannten Gewächsen spielte noch ein baumartiger Strauch mit seinen prachtvollen goldenen Blüthentrauben hier eine sehr hervorragende Rolle. Seinem äußeren Ansehen nach hat er viel ähnliches mit einer Cassiacee oder Papilionacee, es ist indessen eine Capparidacee und heißt Isomeris arborea. Ein anderer niedrigerer Strauch, der seiner ansehnlichen gelben Blumen wegen schon meine Aufmerksamkeit in den Umgebungen von San Francisco und St. Barbara auf sich zog, war Diplacus glutinosus aus der Familie Pedeliaceae. Hier erschien er zu dem noch gleichzeitig als Varietät mit tief rothbraunen Blumen. Außer diesen fanden sich noch andere kleinere Pflanzen, die übrigens nur botanisches Interesse boten, als Erysimum asperum; Lupinus truncatus, und eine fast alpin aussehende Saxifraga, ein Geschlecht welches sich auf diesem Continent selten in diesen Breiten findet. Es führt den Namen seines Entdeckers, meines oben genannten Freundes Dr. Parry, welcher sich durch ausdauernden Fleiß um die Botanik des nordamerikanischen Westens viel Verdienst erworben. An Farren fand ich hier ein Glied aus der Familie der Pteriden. Pteris oder Allosurus andromedaefolius, merkwürdig wegen seiner hygrometrischen Kraft, womit er sich unter einem äußerst trockenen Klima fast den Fluthmarken der Südsee nähert.

Alt-Sandiego (San Diego viejo) ist ein vergleichsweise alter Ort und besteht aus einer kleinen Congregation in spanischem Rusticalstyl aufgeführter Häuser, deren Zahl hundert kaum übersteigt. Die den Ort umgebende Landschaft ist wohl von manchem andern Punkt dieses westlichen Continentes leicht übertroffen, indem sie nach einer Seite hin nur den Ocean und seine aus kahlen Hügelrücken bestehenden Strandgelände hat, und nach der Landseite zu wieder ebenso öde Küstenhügel hinziehen, die fast alle Aussicht nach dem Gebirge zu versperren. Der Ort selbst liegt auf der Landenge zwischen der alten versandeten und der neuen schiffbaren Hafenbai. Auf der Nordseite zieht sich das breite tief versandete Bett des Diegoflusses herab, dessen Wasser nur während ein paar kurzen Monaten des Jahres über die Oberfläche seines Bettes steigt, der aber sonst sein Wasser unterirdisch dem Puerto Falso zuführt. Im Bett dieses Flusses gewinnen die Diegeños ihr Trinkwasser, was sie durch Eingraben von Fässern oder Kisten in den Flußsand bewerkstelligen, worin sich das reine und kühle Flußwasser sammelt. Jedes Haus besitzt einen solchen Brunnen. Diejenigen Familien welche größeren Verbrauch haben und so namentlich auch das Militärdepot in Neu-Sandiego haben förmliche unter Schloß und Riegel gehaltene Pumpenbrunnen. Im Gebirge niedergehende Wolkenbrüche oder sonst heftige Gewitterregen richten freilich diese Brunneneinrichtungen zu Grunde, so daß sie öfters ganz frisch ausgegraben und hergestellt werden müssen.

Die heutige Bevölkerung von San Diego, spanisch-mexikanisch und theilweise rein indianisch, erhielt seit dem Anschluß Californiens an die nordamerikanische Union einen so polyglotten Zuwachs, daß es sehr schwer halten würde allen nationalen Stammwurzeln genau zu folgen. Der Kürze wegen will ich das neue celtisch-teutonisch-gräko-latinisch-slavo-magyarische Element schlechtweg angelsächsisch heißen, obgleich dieß in Wirklichkeit nur eine nichtssagende, wenn auch oft gebrauchte Phrase ist.

Dem indisch-romanischen ward seitdem germanisch-celtisches Element beigemischt, was über alle südwestlichen Theile des Vereinigten Staatenverbandes, welche von den Mexicanern oder Spaniern genommen wurden, jenen lebhaften Amalgamations- wenn nicht Absorptionsproceß hervorgerufen hat, und welcher ohne Zweifel den Lebenskeim des indoromanischen Namens auf eine lebensgefährliche Probe stellen muß. Der Anglosachse Amerika's, dessen eine Hand der deutsche und die andere der irische Celte ist, begnügt sich mit keinem leeren Titel und unterläßt deßhalb nie das Recht des Stärkeren zu üben, wo sichs nur immer thun läßt. Was nicht seine Abkunft, seine Sitten und Gebräuche theilt, sucht er unter die Füße zu bringen. Um dieses verzehrenden Zuges willen wird er von jedem andern Stamme oder Volke gehaßt. Stets lüstern nach dem Gute seiner Nachbarn, wirft dieser Anglosachse seine Augen nach allen Seiten hin und eignet sich im Gefühl seiner selbstgerechten Charaktervortrefflichkeit alles an was er in die Hände bekommen kann. Je nach dem Grad seiner moralischen Bildung schrecken ihn keine Mittel seine Zwecke zu erreichen. Widerwärtigkeiten stählen seinen Willen nur, mit dem man ihn zuweilen Unmögliches möglich machen sieht. Sein Erfolg unter solchem Banner ist darum ebenso natürlich, wie der Haß der von ihm Beraubten.

San Diego, wie andere spanische Plätze Californiens theilt auch dessen Geschichte und befindet sich gegenwärtig in einer Uebergangsperiode. Der ritterliche Spanier mit seinem Halbblutanhang von Indianern muß jetzt dem zähen Unternehmungsgeist und der materiellen Kraft anglo-amerikanischen Geistes und Capitals weichen, und so mischen sich denn bereits auch die Gebäude unter einander, welche derzeit das kleine Oertchen von San Diego del Rey bilden. Von ihrer neueren Namensschwester herkommend, stößt man zuerst auf ein paar Begräbnißplätze. Der eine, dessen Einfriedigung sehr vernachlässigt scheint, ist

der von der römischen Kirche eingeweihte und leistet ein sehr erfreuliches Zeugniß von dem gesunden Klima dieses Küstenortes, da ich die Gräber alle dicht von Kraut und Unkraut bedeckt fand. Nebenbei befindet sich ein sorgfältig eingezäunter Raum, welcher dem Besucher eines der jüngeren Blätter der hiesigen Localgeschichte entgegenhält. Er birgt die Reste amerikanischer Soldaten, die ihrer Zeit sowohl bei der Wegnahme dieses Platzes oder nachher als bei San Pascual gefallen oder verwundet hergebracht worden waren, so daß sie hier beerdigt werden konnten, nachdem fast gleichzeitig ein Zusammentreffen zwischen Mexikanern und Amerikanern statt gefunden hatte.

Weiter fällt hier ein größeres obwohl nur einstöckiges Haus in die Augen. Es gehört einem alten Spanier welcher den Amerikanern durchaus nicht hold ist und dieß gegen niemand auch nicht vor diesen verhehlt.

Darüber verletzt er aber das heilige Gastrecht nicht und übt dieses gegen jeden ohne Ansehen seiner Nationalität, wenn er ihm von einem anständigen Freunde oder Bekannten vorgestellt wird. An diesem Haus vorüber befindet man sich bald mitten auf dem öffentlichen Platze welchen größere und kleinere in spanischem Rustikalstyl aufgeführte Gebäude in einem geräumigen Viereck umgeben. Wie überall in der Welt, in Dörfern und Städten wohnen auch hier oder in nächster Umgebung des Platzes die angeseheneren vermögenderen Familien, während die Armen und Niederen auf des Ortes Außenseite beschränkt sind.

Still war San Diego wohl immer und ist es auch jetzt noch, denn bis jetzt hat sich in demselben noch kein Handelsleben entwickelt. Alles was sich gegenwärtig in diesem Zweige menschlichen Treibens regt, erhebt sich kaum über Krämerei. Einige Amerikaner haben neuerer Zeit die Zahl der Kramladen vermehrt, allein auch hier fanden die Unternehmer die Mexikaner weniger leicht besiegbar als auf dem Feld der Kriegswaffen. Diese indo-lateinischen Abkömmlinge haben ihre kleinen ausschweifenden Bedürfnisse wie jedes andere Volk der Erde, so weit diese gehen, mag ein Krämer an ihnen Profit nehmen und sich sein Geschäft günstig stellen, allein die Bedürfnisse dieses Volkes sind überhaupt so gering und seine Armuth so groß daß es drei oder vier gewöhnlichen Krämern schwer wird hier in San Diego mit Familie zu leben wie Amerikaner. Ohne Wucher und perfide Nebenspeculation bringt es Krämerei hier nicht weiter, als einst der große Macedonier mit dem cynischen Philosophen, der sich eben sonnte. Seit seiner Amerikanisirung erhielt indessen Alt-Sandiego ein Postamt, eine Presse, welche nun mehr dieses gute alte Thule mexikanischer Rancheros mit einem San Diego Herald beglückt, dessen Redacteur wir auf dem Southerner gesehen hatten, ohne eben seine nähere Bekanntschaft zu wünschen. Außer diesen Gemeindebeneficien dürfen hier noch drei oder vier Branntweintavernen aufgezählt werden, die immer Hand in Hand mit amerikanischen Propagandapionieren gehen. Da die wenigen mexikanischen Familien, deren Eigenthum bis jetzt noch nicht in die Hände amerikanischer Speculanten gerieth, gewöhnlich drei Viertheile des Jahres d. i. Frühjahr, Sommer und Herbst auf ihren Landsitzen zubringen, so formt sich zwischen diesen und amerikanischen Eindringlingen eine Verbindung sehr schwer, ja es bleibt die Mehrzahl der letzteren mißtrauisch und streng abgeschlossen. Somit war bis jetzt noch an keine Mischung zwischen Anglo-Amerikanisch und Mexikanisch zu denken. Diese mußte sich immer noch auf eine niedrigere Basis beschränken und mit den losen Sitten oder besser der Sittenlosigkeit der durch Civilisation vergifteten Indianer oder Halbblut-Mexikaner halten, wozu diese nicht zu schlecht und die amerikanischen Abenteurer nicht zu gut sind.

Ob in nächster Zeit San Diego (gleichviel Alt- oder Neu-) werden wird wozu es durch seine geographische Lage bestimmt zu seyn scheint, muß die Zeit lehren. Als westlicher Endpunkt einer Südsee-Eisenbahn von den atlantischen Staaten her, zweifle ich nicht, müßte es sich sehr schnell heben, und würde was die von San Francisco ernstlich befürchten, gewiß eine wichtige Nebenbuhlerin von jenem Goldfieberkinde. Hat San Diego auch nicht jenen unvergleichlichen mächtigen Hafen wie dieses, so liegt es dagegen gerade in der Linie westlicher Passatwinde, deren die amerikanisch-asiatische Schifffahrt bedarf um leichter über den stillen Ocean zu kommen. San Francisco muß seine auslaufenden Schiffe eine niedrigere Breite nehmen lassen, um diese westliche Strömung zu gewinnen und die Sandwichs-Inseln schneller zu erreichen. Andrerseits ist der Durchgang einer amerikanisch-continentalen Schienenbahn nach San Diego der kürzeste. Es ist natürlich daß San Francisco und seine Presse alles aufbieten um San Diego's Aufkommen auf solcher Grundlage zu hindern.

In klimatischer Beziehung verdient San Diego vor jenem bedeutend den Vorzug, da es nicht den durchdringend kalten Nordwestwinden ausgesetzt ist wie San Francisco. Wohl jeder der sich einige Zeit dort aufhielt, wird diesen unwillkommenen Gast in der sonst so pittoresken „goldenen Pforte“ (golden gate) wahrzunehmen Gelegenheit gehabt haben, dabei er dann das herrliche californische Klima wohl vergessen hat.

Die in und um San Diego lebenden Indianer, welche eigentlich die niedere Kaste bilden, sind „Diegeños,“ wahrscheinlich so genannt, weil sie ihrer Zeit als angehende Christen der Mission San Diego angehörten. Sie sollen ehedem einen kräftigen kampflustigen Stamm gebildet haben, allein Christenthum und Civilisation, wie wenig sie sich auch davon angeeignet zu haben scheinen, zerriß wie gewöhnlich bei allen Indianern den Nerv dieses Stammes, und so sinken sie jetzt allmählich einer völligen Absorption entgegen, so daß vielleicht ihr Name bald vergessen seyn wird, vielleicht noch ehe ihre einstigen spanischen Meister das Regiment gänzlich aus den Händen gelassen haben werden.

Ich hatte heute schon mehreren Diegeños von verschiedenem Alter und Geschlecht auf der Straße begegnet. Das Ansehen von einem überraschte mich indessen ganz besonders, weil mir dabei ein volksthümlicher Zug merkwürdig war, von dem ich bei den Indianern im Osten bis jetzt nirgends eine Spur wahrgenommen hatte. Er führte nämlich ein Maulthier an der Hand, auf dem seine kleine Familie, sein Weib mit einem Säugling saß. Der getreue Lebensgefährte in Gestalt eines mageren Hundes hielt sich dicht nebenbei, als die kleine Gruppe an mir vorüberzog. Das Eigenthümliche der Scene war die ritterliche Aufmerksamkeit eines Indianers, der sein einziges Weib reiten ließ, was einem Komanche, Apatsche, Sioux oder Chippewäer nie in den Sinn kommen würde. Daß die einfache Kleidung, aus weiten leinenen oder baumwollenen weiten Beinkleidern und einem kurzen Hemde vom selben Stoff mit übergehängter mexicanischer Sarape bestehend, von den Spaniern angenommen war, ist wohl außer Zweifel, und daß diese Indianer zur Monogamie und verbesserter Stellung des Weibes als Frau und Familien-Mutter durch Christianisirung vermocht wurden, vielleicht nicht unwahrscheinlich — allein ebenso möglich ist daß der Charakter dieser californischen Indianer von einzelnen milderen Zügen durchwebt ist als der der Wilden im Norden und Osten.

Unter meinen Gängen in und um San Diego hatte ich auch einen um eine Waschfrau zu machen, deren ich eine nach mehrfältigem Umhersuchen ganz auf der Außenseite des Ortes unterhalb dem alten Fort auffand. Auch sie war mehr als Halbblut wenn nicht Vollblut-Indianerin. Arm, sehr arm war sie, aber wohl glücklicherweise ebenso bedürfnißlos, wie die In- und Außenseite ihrer Hütte zeigte, die sie mit ihren paar Kindern bewohnte. Aus Röhricht und Ruthenwerk zusammengeflochten, hob es sich in baukünstlerischer Hinsicht kaum über einen gewöhnlichen Indianerwigwam, ja manches Vogelnest dürfte diese Hütte in Kunstfertigkeit der Ausführung übertroffen haben. Das fast formlose Ruthengeflechte war freilich noch, und nicht zum Ueberfluß gegen Wind und Sonne mit ein Paar rohen Ochsenhäuten belegt. Mehr war ja unter dem schönen Himmelstrich nicht nöthig, unter dem es einem europäischen oder amerikanischen Reisenden leicht genug wird, wie einst der große Alexander, einem bedürfnißlosen Cyniker im Weg zu stehen.

(Schluß folgt.)

Erörterungen über auswärtige Politik.

Wenn die Rothhäute sich auf den Kriegspfad begeben, legen sie eine eigene Toilette an, sie bemalen sich das Gesicht mit gewissen Farben, in der Regel schwarz. Es geschieht dieß auch wenn der Feind einem Stamm etliche wackere Krieger erschlagen. Dann geloben die Tapfern nicht eher die Kriegsfarben abzulegen, bis sie eine Anzahl Kopfhäute erbeutet haben. Hängt die Genugthuung am Gürtel, dann kehren die Sieger heim zum Skalptanz und waschen sich die Kriegsfarbe vom Gesicht. Der Kaiser der Franzosen hat sich offenbar auch waschen wollen, theils durch eine feierliche Erklärung, theils durch die Entlassung seines Vetters, welcher in den Augen Europa's als der Genius des Verträgebruches betrachtet wurde. Daß man diesen Schritten überall mißtraute, hat den Kaiser empfindlich verletzt, wenigstens sagt es der Moniteur. Es ist auch ganz richtig daß man der französischen Regierung nirgends nachweisen kann daß sie Kriegsgedanken feierlich ausgesprochen habe. Bei der Neujahrscour hatte der Kaiser nur bedauert daß die Beziehungen zu der österreichischen Regierung nicht den Grad von Herzlichkeit besäßen wie die Achtung der beiden Dynastien; in der Thronrede hatte er sogar an sein historisches Wort von dem friedlichen Wesen des Kaiserreiches erinnert. Was die Rüstungen betrifft, so fehlt es dem Auslande an jeder genauen Angabe. Die Truppenbewegungen aus Algier finden alljährlich statt und würden gar kein Aufsehen bei gewöhnlichen Zeitläufen erregt haben. Die Abschiedsreden der Divisionäre an ihre Truppen waren ohne Anspielungen auf die gegenwärtige Spannung, ähnliche sind bei ähnlichen Gelegenheiten gehalten worden und niemand hat es der Mühe werth gefunden, ihrem Wortlaut besonderes Gewicht beizulegen. In der That bietet die Aufführung der französischen Regierung noch nirgends einen Anstoß der nach dem Völkerrecht als eine Friedensdrohung betrachtet werden könnte. Aber freilich hatte jeder dieser unschuldigen Laute ein schlimmes Echo. Es hallte immer aus dem Walde anders heraus. Auf die Neujahrsworte hörten wir in Turin das Schmerzgeschrei Italiens, auf die französische Thronrede oder vielmehr als ihr voranseilender Commentar folgte die Broschüre eines kaiserlichen Pamphletschreibers gegen die Verträge von 1815. Es gehörte immer zu den politischen Mitteln des Kaisers der Franzosen eine doppelte Sprache zu führen. Wer die Welt im Unklaren läßt was er will, der wird immer den Schein retten daß dasjenige eingetreten sey was er gewollt habe. Raffte heute ein Donnerschlag den Kaiser Napoleon hinweg, die Geschichte wäre rathlos, wenn sie genau ergründen wollte was man im Jahre 1858 eigentlich ersonnen und in unsern Zeiten ausführen wollte. Allein dieses doppelte Spiel hat auch seine Nachtheile, denn es erzeugt den Argwohn. Niemand weiß mehr, woran er ist, jeder hält sich bedroht, jeder sieht sich umlauert. So hat man auch die neueste Friedensbotschaft in Deutschland mit dem Gefühl betrachtet wie Laokoon das achäische Roß, und doch war sie vielleicht ernstlich gemeint. Man suche nur die Empfindungen der Kriegspartei in Italien sich anschaulich zu machen. Gerade so wie wir Kriegsgelüste argwöhnen, fürchten die Italiener gefoppt zu werden. Auch sie können nicht wissen woran sie sind, auch mit ihnen spielen Wind und Wellen. Die Entlassung des jungen Gemahles der piemontesischen Iphigenie muß, wie ein Löffel Glaubersalz auf die politische Ueppigkeit der Italiener gewirkt haben. Wenn wir nicht mehr an die Aufrichtigkeit der Pariser Versicherungen, sondern nur noch an eine Coalition glauben, so sind offenbar die Italiener aus der Schule des Grafen Cavour noch viel schlimmer daran als wir, da sie bereits ihre Schiffe den Flammen übergeben haben.

Das doppelte Gesicht der französischen Politik rechtfertigt unsere Stimmung und rächt sich an dem Erfinder; denn wäre auch dieser neueste Zug nur ein maskirter Angriff, so ist alle Welt so durch und durch von Mißtrauen erfüllt, daß man die Wachsamkeit nur verdoppelt, eben weil der Gegner zu beruhigen anfängt. War der Wille dießmal gut, so ist es doch schon zu spät gewesen das Gute zu wollen, und lag dahinter eine Falle, so nützte sie nicht mehr, weil jedermann den Boden untersucht um zu fühlen ob es nicht hohl klinge. Setzen wir aber jetzt den Fall es sey dießmal Ernst gewesen und der Frieden vor der Thür, welchen Umständen könnten wir überhaupt die Errettung vom Kriege verdanken, der ernsten Haltung Deutschlands und Großbritanniens, der Friedenssucht des französischen Volkes oder einer Nachgiebigkeit Oesterreichs?

Daß man sich über die künftige Haltung des deutschen Bundes in großem Irrthum befunden habe, ist nicht nur sehr erklärlich, sondern auch verzeihlich. Es ist den Franzosen beinahe noch immer geglückt uns zu entzweien. Vom 17ten und 18ten Jahrhundert zu schweigen, brauchen sie sich nur an den Basler Ausgang der ersten Coalition zu erinnern, um über einen gemeinsamen Angriff Deutschlands und Oesterreichs leichtsinnig zu denken. Die Geschichte der Befreiungskriege ist aber deßwegen für sie verloren gegangen weil unparteiische Geschichtschreibung in Frankreich keine Nahrung findet. Die Einheitsversuche des Jahres 1848, die zu einem politischen Schisma des Nordens und des Südens auszuarten drohten, mußten sie noch mehr in ihrer alten Auffassung bestätigen. Sie wußten freilich nicht, wie wir es wissen, daß der Einigungstrieb sich nur bei der Reichsverweserwahl äußerte. „Das war Heinrichs Stimme!“ Was später nachfolgte, war das Werk einer Parteiverbitterung, wo in Folge innerer zerrissener Zustände der Polarstern umhüllt und die Boussole zerbrochen war. Die Huldigungen so mancher deutschen Dynastie, welche dem Besieger der Russen dar-

gebracht wurden, mußten nothwendig in Paris den Gedanken erwecken daß unser Boden auf ein föderatives Band purer Mondschein sey. Wenn man mit Franzosen vor drei oder vier Jahren verkehrte, und von Deutschland, seinen nationalen Gefühlen, seiner Einigkeit, seiner öffentlichen Meinung sprach, so konnte man ein gewisses ungläubiges Lächeln, ein gutgemeintes Mitleid über fromme Faseleien recht wohl bemerken. Die heutige Betroffenheit über die unerwarteten Regungen diesseits des Rheins muß daher ziemlich stark gewesen seyn. Der Geist der Befreiungsjahre und die alten Traditionen aus der Zeit unserer Auferstehung, das köstliche Kleinod unserer Geschichte, ist treu gehütet und gepflegt worden, und bei der ersten Drohung Frankreichs wurde sie wieder hörbar — Heinrichs Stimme. Es ist um so mehr zu beklagen, wenn rari nantes in gurgite vasto einzelne Stimmen die edlen Impulse verläugneten und den Herrn verriethen noch ehe der Hahn gekräht hatte. Es ist auch zu bedauern daß von Preußen zögernd und ohne südliches Feuer geantwortet wurde. Wir meinen damit weder die Regierung noch die Kammern. Preußen, darf man nie vergessen, hat keine Armee die vom Paradeplatz vor den Feind marschiren kann. „Es muß, bemerkten wir bei einer andern Gelegenheit,[1] den Hausherrn, die Söhne und Brüder aus dem Kreise der Familie holen; der Meister verläßt seine Werkstatt oder muß seinen Gesellen verabschieden; der Landwirth zieht von seinem Gut oder seinem Pacht weg, oder das Aufgebot raubt ihm wenigstens das Gesinde; der Kaufmann verläßt sein oder seines Principals Geschäft, der junge Arzt seine kaum erworbene Praxis, der Gelehrte seine halbvollendeten Studien, der unabhängige Verzehrer seines Vermögens die Zerstreuungen und Bequemlichkeiten seines Lebensgenusses .... Sind die Gränzen noch nicht bedroht, ist der Krieg noch in die Wahl des Cabinets gestellt, lebt die Nothwendigkeit nicht in dem Bewußtseyn der ganzen Bevölkerung bis unter das niedrigste Strohdach hinab, dann müßte man zu künstlichen Agitationsmitteln greifen ... Ein Volk in den Waffen legt auch dem Sieger allerlei Verlegenheiten auf. Man will ein greifbares Product der Anstrengungen gewonnen sehen: die Federn sollen nicht verderben was die Säbel erworben."

Unser Fall ist freilich sehr verschieden von der Lage Europa's im Jahre 1854. Damals galt es Rußland anzugreifen, dießmal Oesterreich zu vertheidigen gegen Gegner die nicht herausgefordert worden sind. Nur darin ist sich die Lage gleich, daß das preußische Cabinet eben wegen seiner Landwehrverfassung doppelt behutsam und bedächtig auftreten muß. Demonstrationen darf ein solcher Staat nicht machen. Der Wahlspruch auf den toledanischen Klingen: no me sacas sin razon, ni m'envainas sin honor,[2] muß auch der Wahlspruch des preußischen Schwertes bleiben. Preußen darf mit dem Krieg nicht spielen, sondern wenn der Krieg an den Gränzen steht, ziehen und schlagen. Haben die Kammern diese Lage ihres Cabinets begriffen und in dem Sinne geschwiegen daß die Minister nicht genöthigt waren, entweder vor der Reise eine Demonstration zu machen, oder durch zweideutige Ausflüchte den Glauben an das Bundespflichtgefühl der Preußen zu erschüttern, so verdienten sie gewiß den Dank und das Lob nicht nur ihrer Regierung, sondern auch der Bundesstämme. Ganz anders ist aber die Lage der Presse. Sie mußte deutlich vernehmen lassen daß der Hauch der Befreiungskriege überall die Herzen schwelle, sie mußte der Schweigsamkeit der Staatsgewalten ihre Bedeutung geben, und daß man in Preußen um so vieles später seine Stimmung laut werden ließ, werden gerade die tief bedauern die Preußen sehr hoch, und um so tiefer je höher sie es stellen.

Die Abneigung der Franzosen gegen imperialistische Kriege ist eines der glücklichsten Merkmale einer bessern Zeit, besonders da sie deutlich zeigt daß der Kaiser von der französischen Nation nichts zu fürchten hat, wenn er den Angriff aufgibt. Wer noch länger behauptet, der Kaiser dürfe die avancementslustigen Lieutenants und Capitäne nicht um die Kriegshoffnungen betrügen, und müsse Krieg führen weil die Armee sonst von ihm abfallen werde, der verleumdet nur die an Mannszucht vortrefflichen französischen Truppen. Und dann wäre es ja doch eine wunderliche Rache der Armee, wenn sie dem Kaiser entgelten lassen wollte daß das Land eigensinnig auf dem Frieden bestand. Ist es denn nicht viel wahrscheinlicher daß die Kluft zwischen Heer und Volk sich noch erweitere und daß sich die Armee noch enger an den kriegslustigen Imperialismus ketten werde? Je deutlicher übrigens Frankreich das Bildniß der künftigen Coalition vor sich sieht, um so leichter wird es dem Kaiser werden nachzugeben. So weit geht der tolle Kriegsmuth bei den Franzosen nicht, daß sie mit dreien zu gleicher Zeit anbinden möchten. Bestand doch das „Glück" des ersten Napoleon darin daß er immer einen Gegner vereinzelt schlagen konnte, weßhalb die imperialistischen Geschichtschreiber mit Fug und Recht behaupten, der Kaiser sey unbesieglich gewesen bis ihn das „Glück" verlassen habe. Dennoch ist die Lage des dritten Napoleon der französischen Nation gegenüber so eigenthümlich daß er, um nachgeben zu dürfen, wenigstens den Schein einer Genugthuung oder eines diplomatischen Erfolgs für sich haben muß.

Diesen Schein hätte man ihm gönnen sollen, natürlich nicht auf Kosten der europäischen Verträge oder nicht auf einem europäischen Congreß, sondern gerade so wie es im Kirchenstaat geschah, durch verabredetes Uebereinkommen mit italienischen Souveränen. Man muß den Gegner immer mit den eigenen Waffen bekämpfen. Der französische Kaiser hat sich den Schein der Friedensliebe und der Nachgiebigkeit durch seine neuesten Schritte erworben: an dieser Rolle halte man ihn fest. Er trachtet sichtlich nach dem Lob der Mäßigung und Geduld in den Augen Englands, Preußens und aller neutralitätssüchtigen Staaten, und möchte auf Oesterreich den Vorwurf der Zähigkeit und des Eigensinns wälzen. Er möchte gern zeigen daß Oesterreich durch ein kleines Opfer Europa den Krieg hätte ersparen können, aber dieses kleine Opfer hartnäckig verweigert habe. Das Betragen des französischen Cabinets ist außerdem sehr geschickt auf die Stimmung des brittischen Volkes berechnet. Dort ist man für liberale Neuerungen in Italien empfänglich, und der Kaiser der Franzosen gibt vor, nichts anderes zu beabsichtigen als die italienischen Herzoge zu freisinnigen Verwaltungen zu nöthigen. Für die bonapartischen Einheitspläne Italiens sind die Engländer schwerhörig, aber für sogenannte Reformen haben sie eine unbezwingliche Schwäche. Wenn Oesterreich daher auf solche Vorschläge nicht eingeht, so setzt sich das französische Cabinet in die günstige Lage den Engländern sagen zu können: Ihr seht, Oesterreich hat den schlechtesten Willen. Alle Pläne in Paris richten sich jetzt darauf die drohende Coalition zu zertheilen, die Mächte wieder zu entzweien. Ist dann Oesterreich isolirt, sind seine Bundesgenossen verstimmt über die hartnäckige Abweisung vermittelnder Vorschläge, so darf

[1] Rückblicke von 1854 S. 1240.

[2] Entblöße mich nicht ohne Grund, stecke mich nicht ohne Ruhm wieder ein.

Frankreich auf ihre Neutralität hoffen, und sich mit Piemont vereinigt auf das durch Aufruhr bedrohte Oesterreich werfen.

Stellen wir uns umgekehrt vor, Oesterreich hätte nachgegeben, es hätte die Vorschläge Lord Cowley's, die mit der Ehre Oesterreichs als vereinbar erklärt waren, angenommen, was hätte die Folge seyn müssen? Man hat in Wien ausgesprochen: wenn wir nachgeben, so ermuthigen wir zu neuen Forderungen. Das war auch die Sprache der russischen Diplomatie bei den Verhandlungen in Wien über die orientalische Frage. Wenn wir nachgeben, hieß es aus St. Petersburg, werden die Forderungen dreister werden, lieber also eine Entscheidung mit den Waffen. Die heutige Stellung des Wiener Cabinets ist eine andere, wir wissen es recht gut. Dem russischen Cabinet wurde nur angesonnen ungerechtfertigte Schritte (Besetzung der Donaufürstenthümer) zurückzuthun, Oesterreich dagegen soll etwas aufheben, was im hellen Rechtszustande sich entwickelt hatte. So wie man aber eine politische Frage nach den Forderungen der höchsten Gerechtigkeit beurtheilt, wird man sehr oft genöthigt seyn zu den äußersten Mitteln zu schreiten. War die Zumuthung ein Unrecht, so wird auch der Erfolg dem Gegner keine saftigen Früchte tragen. Immer und immer gilt die Regel, das zu thun was den Gegner in größere Verlegenheit setzt. Uns scheint daß wenn Napoleon III jemals den Krieg wünschte, er gerade jetzt ihn mit allen Mitteln herbeiführen muß, nicht wegen innerer Zustände, nicht wegen Furcht vor den Banditen Mazzini's (dem ja, wie er offen ausgesprochen hat, an französischer Geburtshülfe für das Italien welches Er meint, wenig gelegen seyn kann), nicht aus Sorge für das Avancement seiner Officiere, sondern um aus der gefährlichen Lage seiner auswärtigen Beziehungen heraus zu kommen.

Frankreich ist völlig isolirt im gegenwärtigen Augenblick. Sein russischer Krieg gab ihm zwei Jahre lang den Glanz eines Schiedsrichters in Europa; dieser Glanz ist plötzlich erloschen. Das Bundesverhältniß mit England erkaltete, seit der Kaiser in Folge des Orsinischen Attentates durch das Begehren einer neuen Alienbill das Ministerium Palmerston stürzte. Aber der Bruch wurde erst unheilbar durch die Execution die man an Portugal vollstreckte. Tief, tief sind die Britten getroffen worden, denn noch jetzt vergeht keine Woche wo nicht dieser längst erledigte Handel aber und abermals wieder von der Presse dem Gedächtniß der Nation eingeprägt wird. Die Beziehungen Frankreichs zu Rußland, die man so süß und duftend dem Auslande schilderte, sind völlig in Nebel zerflossen. Die Russen haben, wie es scheint, sich die Artigkeiten des Kaisers bei dem Pariser Congreß gefallen lassen, aber die angebliche oder gefürchtete Allianz war eine taube Nuß. Alle vier Großmächte sind seit dem Januar dieses Jahres auf dem Qui vive! man sieht in dem Kaiser nicht mehr den Bändiger der Anarchie in Frankreich, nicht mehr den Schöpfer des Pariser Friedens, sondern nur noch einen Bonaparte. Er sollte es wagen ohne gerechte Ursache eine conservative Macht, wie Oesterreich, anzugreifen, oder nach Bewilligung von Zugeständnissen mit neuen Forderungen aufzutreten, er fände eine furchtbare Coalition und die größte Einheit bei seinen Gegnern.

Bricht der Krieg aber nicht aus, was dann? In Piemont, weiß man, steht alles darauf daß noch vor dem Blühen der Bäume Blut fließen solle. Platzt aber die Seifenblase, so kann ein Rückschlag nicht ausbleiben. Die Piemontesen erbauen sich von Tag zu Tag weniger an der Cavour'schen Politik, und die Kammermajorität erscheint mehr und mehr als ein Product des terroristischen Druckes der Emigration. Ist die Opposition auch klein gewesen, so weiß man doch recht gut daß, wenn einmal ein System durch die Begebenheiten gerichtet worden ist, die Stimmenzahl der schwankenden Parlamentsmitte, die sich rein von dem Erfolg beherrschen läßt, auch der kleinsten Opposition zufällt, wenn der Oppositionsgedanke siegreich war. Ein Umschlag in Piemont müßte die Emigrantenpartei völlig vernichten; auf sie als auf die Anstifter der mißrathenen Politik müßte sich der patriotische Haß der Piemontesen werfen. Außerdem erlauben auch die Finanzen Sardiniens keine neuen Sprünge. Man wird sich zu einer sehr knappen Diät bequemen, man wird einen völlig neuen Pfad wandeln müssen. Etwas ähnliches steht auch Frankreich bevor. Der Kaiser würde sich in diplomatischem Sinn zurückgeworfen sehen in die Lage vor 1853, in eine völlige Isolirung von allen Mächten, er müßte von neuem wieder langsam Bundsgenossen zu gewinnen, das Vergangene zu verwischen, neues Vertrauen zu erringen suchen, er müßte mit den Leuten arbeiten, die 1853 noch in den Aemtern waren, und alles entfernen was nach Bonapartismus riecht. Dieß sind die Folgen, wenn der Krieg dadurch verhindert wird daß Oesterreich die neue Coalition geschickt durch kleine Opfer verkittet. Wenn man sich von solchen Erwägungen leiten läßt, steht die Frage einfach so: was sieht man in Paris lieber, eine Nachgiebigkeit oder ein strenges Beharren Oesterreichs auf seinem Recht? Natürlich das letztere. Und welche Politik müßte in Wien die richtige seyn? Das zu thun was der Gegner nicht wünscht. Freilich gibt es noch einen Weg, der kürzer und entscheidender wäre als durch Nachgiebigkeit die diplomatische Lage des Gegners zu verschlechtern, nämlich eine rasche Enscheidung mit den Waffen. Ist Oesterreichs Armee dem doppelten Gegner gewachsen, oder ist es der Bundsgenossenschaft der Britten und Deutschlands ganz sicher, hat Lord Cowley die neue Coalition fertig gebracht, dann ist das Schwert der beste Rathgeber. Wie im Jahr 1849 werden die Oesterreicher mit den Piemontesen in vier Tagen fertig werden, und den Franzosen wird wenig Mannschaft für Italien übrig bleiben, wenn sie gegen den deutschen Bund aufstellen, und ihre Küsten gegen brittische Ueberfälle bewachen müssen, ohne daß sie ihre 70—80,000 Mann [1] aus Algerien zurückziehen können. Ist Oesterreich jener Bundesgenossen sicher, so ist der Krieg unbedingt vortheilhaft, ist es ihrer nicht sicher, so wird eben das Kriegsglück entscheiden. Man würfelt dann, und die Würfel mögen so oder so fallen. Will man aber nicht würfeln, will man eine diplomatische Niederlage des Gegners herbeiführen, so muß man ihn festhalten bei der Rolle, wenn er sie jetzt zum Scheine spielt.

Ein Ausflug nach Gallipoli.

(Schluß.)

Bei Gelegenheit des Krieges der Römer gegen Antiochus kam Lampsacus unter die Herrschaft der erstern. Seine freiheitsliebenden Bewohner waren vom Antiochus abgefallen, und hatten nebst Smyrna

[1] Selbst während des letzten russischen Krieges war die Besatzung Algeriens nie geringer.

und Alexandria Troas den Waffen derselben glücklich Trotz geboten, bis der durch Herakleides aus Byzanz verhandelte Waffenstillstand diese drei Städte vom syrischen Joch befreite. Nachdem der Friede definitiv abgeschlossen war, schickten die Lampsacener eine Gesandtschaft nach Rom, welche eine goldene Krone von 90 Pfund überbrachte, und den Wunsch aussprach in die Freundschaft der Römer aufgenommen zu werden. Ihrem Begehren wurde willfahrt, und sie wurden Freunde und Bundesgenossen der allverschlingenden römischen Republik. Man weiß in welchem Verhältniß die Bundesgenossen zu Rom standen; es war bekanntlich nur eine mildere Form der Unterwerfung. Indessen blieb Lampsacus den Römern in diesem untergeordneten Verhältniß treu, und Cicero sagt von ihnen, die Bewohner von Lampsacus, einer der schönsten und bedeutendsten Städte Kleinasiens, seyen sowohl im allgemeinen ruhig und gesetzt, als auch besonders gegen die Römer äußerst dienstbereit. Nur einmal hatten sie sich empört, als der berüchtigte Verres der Tochter des Philodamus, eines ihrer angesehensten Bürger, nachstellte; mit Mühe entgieng Verres ihrer Wuth, und einmal aufgeregt, kostete es eine große Anstrengung die sonst so ruhigen Bürger wieder zu besänftigen. Während der Kaiserzeit wird es nur selten erwähnt, und das letztemal, wo es als Schauplatz einer bedeutenden Begebenheit genannt wird, ist im ersten Jahre der Regierung Valentinians, wo derselbe ein Concil in Lampsacus abhielt, um die Lehre der Arianer zu verdammen. Von der Zeit an versinkt es immer mehr in Bedeutungslosigkeit, und die frühere Colonie der Milesier, die siegreiche Gegnerin Athens und des Antiochus, ist zu einem unbedeutenden Dorf herabgesunken.

Langsam ritten wir hinaus zur Stadt und wendeten uns der Meeresküste zu, welche uns in geringer Entfernung zur Linken blieb; die Landschaft war während der ersten halben Stunde, welche uns bis Tschardak führte, sehr armselig, rechts und links magere Schaftriften, und auf dem Wege selbst durchaus kein Leben. Gallipoli blieb uns immer noch im Gesicht, da es an Tschardak näher liegt wie an Lapsaki. Nach einer halben Stunde ritten wir in letztern Ort ein und stiegen bei der Moschee ab, da ich gehört hatte daß in deren Nähe eine griechische Inschrift sich befinde, welche noch nicht publicirt sey. Außerdem wollten wir hier ein kleines Frühstück zu uns nehmen. Mit großer Mühe konnten wir etwas Brod und Käse auftreiben; im Betreff der Inschrift wußte kein Mensch mir etwas zu sagen, und meine so wie meiner Begleiter Nachforschungen hatten keinen Erfolg. Von der Moschee ist eine sehr gute Abbildung in dem Bilderatlas zum Reisewerk des Herzogs von Choiseul-Gouffier; rings herum ist sie von einer niedrigen Mauer umgeben und hat an der einen Seite eine Art bedeckten Ganges, welcher auf korinthischen Säulen, das Capitäl nach unten, ruht. Tschardak ist ein sehr schmutziger Ort, hat aber vier Kaffeehäuser, von denen eins recht hübsch ist; außerdem hat es 300 Häuser, alle von Türken bewohnt; dieß ergäbe mit ziemlicher Sicherheit eine Anzahl von 1800 Einwohnern, da hier jedes Haus von nie mehr als einer Familie bewohnt wird. Wie Lampsacus, liegt es etwa 5 Minuten landeinwärts; aber eine leidliche Straße führt an das Meeresufer, wo ein Kaffeehaus steht und ein sehr guter Landungsplatz ist; letzteres trifft man in der Türkei so selten, daß selbst in Konstantinopel und allen seinen Vorstädten kein Landungsplatz existirt wo man ohne Lebensgefahr landen kann. Daher verdient es wohl bemerkt zu werden wenn man irgendwo eine gute Einrichtung dieser Art findet. Seit dem 15 März 1857 sind auf der Spitze von Tschardak zwei rothe Leuchtfeuer angebracht, die vier Meilen weit sichtbar sind. Nach Reichardts Atlas der alten Welt hätte Colonä an der Stelle des jetzigen Tschardak gelegen; allein Colonä lag nach dem Zeugnisse Strabo's ἐν τῇ μεσογαίᾳ, was sich nicht auf die Stelle anwenden läßt wo jetzt Tschardak steht.

Nachdem wir mit unsern fruchtlosen Nachforschungen nach alten Inschriften und einem guten Frühstück eine halbe Stunde zugebracht hatten, verließen wir diese unsere erste Station. Selbst wenn wir alle drei beritten gewesen wären, hätten wir nicht rascher fortkommen können als jetzt, wo unser Führer zu Fuß war und wir uns also nach ihm richten mußten; denn unsere Thiere waren alte, abgetriebene Mähren, die zuweilen durch beharrliche Anwendung der spitzen Steigbügel anstatt der Sporen und der Peitsche in einen jämmerlichen Trapp zu bringen waren, dann aber wieder in den gemüthlichsten Schritt von der Welt verfielen und bei jedem begegnenden Büffelwagen still standen und sich wunderten. Die Steigbügel waren, der Landessitte gemäß, sehr kurz geschnallt; da ich anfangs keine Unannehmlichkeiten davon verspürte, hatte ich es verabsäumt sie mir verlängern zu lassen, und büßte diese Nachlässigkeit am Ende meiner Reise durch Steifheit und Schmerzen in den Knieen. Der Weg entfernte sich jetzt etwas vom Meer, ohne daß wir es jedoch aus dem Gesicht verloren, und je weiter wir vorrückten, desto schöner wurde die Landschaft. Anfangs hatten wir zu beiden Seiten nichts als Melonenfelder, abwechselnd mit einigen Maispflanzungen. Wein wird in dieser ganzen Gegend nicht gezogen; nicht weit von Bairam Deresi hörten die Felder ganz auf, und an ihre Stelle traten Waldungen und Gebüsch; die Berge, die bisher in blauer Ferne verlaufen waren, näherten sich unserm Wege und boten, bis an die Spitze mit freundlichem Grün bewachsen und in der Ferne von höheren Bergspitzen überragt, eine überraschend schöne Aussicht, deren Reize während der ganzen Dauer unserer Reise sich gleichblieben. Mit dem bebauten Lande hörten auch die Büffelwagen und Reihen von Pferden und Eseln auf, welche bis dahin unsern Weg belebt hatten. Jetzt begegneten uns einzelne Reiter, mit langen Messern und noch längern Flinten bewaffnet, welche meinen schon vielgereisten Kawassen an seine Abenteuer unter den Zeybeks des östlichern Kleinasiens erinnerten. In der Ferne zogen in langen Reihen Kamele mit Holz beladen einher, und verliehen der Landschaft jenen eigenthümlichen orientalischen Anstrich, welcher auf jeden der in seiner Jugend die Geschichten des alten Testaments und die bezaubernden Märchen der Tausend und eine Nacht gelesen hat, eine stets neue Anziehungskraft ausübt. Heute war es das erstemal daß ich den Eisenbahnen und Posten unsers civilisirten Europa entronnen, die bei uns verloren gegangene Poesie des Reisens genießen konnte, und diesem Genuß gab ich mich in der schönen Natur, bei der fremdartigen und anziehenden Umgebung, und unter dem dunkelblauen südlichen Himmel mit Entzücken hin.

Um 12 Uhr erreichten wir den Bairam Deresi, ein flaches, aber silberhelles Bächlein, welches über glatte Kiesel dahinströmend unter dem Schatten von Platanen dem Meer zueilte. Eine Brücke war weder vorhanden noch nöthig. Wir überschritten den höchstens zehn Fuß breiten Fluß, welcher früher unter dem Namen Paesos die Mauern der gleichnamigen milesischen Colonie bespülte; keine Spur ist mehr von dieser Stadt zu sehen, welche einst ihre Völker unter Führung des Adrastos und leinenumpanzerten Amphios dem bedrängten Troja zu Hülfe geschickt hatte; schon zu Strabo's Zeiten war sie zerstört und hatte ihre Einwohner an die Stammesgenossin Lampsacus abgegeben.

Vom Bairam Deresi wendeten wir uns wieder der Küste zu, von der wir uns allmählich auf ungefähr eine Viertelstunde entfernt hatten. Die breite Landstraße hörte auf und wir ritten auf schmalen Wegen, die schwerlich einen Wagen hätten durchlassen können. Ich bedauerte es sehr kein Botaniker zu seyn, da so manche schöne Pflanze, die ich hier zum erstenmale sah, meine Aufmerksamkeit erregte; so mußte ich es bei meiner Dilettantenbewunderung bewenden lassen. Wir überschritten bald darauf den zweiten Arm des Paesos, und jetzt begann ich nach dem eigentlichen Ziele meiner Reise auszuschauen, welches ich auch dem geneigten Leser nicht länger vorenthalten will. In Nr. 38 des vorigen Jahrganges des Auslandes werden in den Skizzen aus Kleinasien die Ruinen einer alten Festung erwähnt, welche nicht weit vom Paesos liegen sollen und für die Stadt gleichen Namens gehalten werden. In einer Unterredung machte mich der Verfasser dieser Skizzen auf das genannte Castell aufmerksam, welches die Reisenden damals aus Mangel an Zeit nicht näher untersuchen konnten. Um nun die Ungewißheit über Lage und Aussehen dieses Punktes zu beseitigen, hatte ich aus den verschiedenen Wegen, unter welchen mir die Wahl für eine eintägige Tour freistand, diesen ausgewählt. Das alte Paesos kann es nicht seyn, dieß geht unzweifelhaft daraus hervor daß die Ruinen nicht am Bairam Deresi liegen, wo nach den Stellen die alte Stadt gelegen hat. Nachdem wir uns dem Strande genähert hatten, überschritten wir einen ziemlich steil ansteigenden Berg, der sich in das Meer hinein erstreckte und auf seinem Gipfel einen Leuchtthurm trug. Diesen ließen wir in einiger Entfernung zur Linken liegen, stiegen dann bis dicht ans Meer hinab und erreichten es da, wo es eine kleine, Odun Iskelesi genannte Bucht bildete. Von hier wird das im Innern gefällte Holz verschifft, zu welchem Behuf mehrere Maunen in der Bucht ankerten. Nicht weit von der See war ein Brunnen, der trotz der Nähe des Salzwassers sehr gutes Trinkwasser gab. Ringsherum lagerten Schiffer und Holzhauer mit ihren Kamelen, auf deren Rücken das Holz herbeigetragen war, einzelne Reihen dieser Lastthiere kamen beladen an, während andere nach genossener Ruhe wieder fortgiengen, kurz in der ganzen Bucht herrschte ein reges Leben, welches ich hier nicht erwartet hatte. Da wir den Bairam Deresi schon eine gute Strecke hinter uns hatten, so mußte meiner Meinung nach die Festung in der Nähe seyn, und ich erkundigte mich daher bei den Leuten nach dem Eski Kalaa, welches hier seyn sollte. Da bekam ich dann die unerwartete Nachricht daß es noch drei Stunden entfernt sey. Obgleich ich auf eine solche Ausdehnung meines Rittes nicht gerechnet hatte, setzten wir dennoch wohlgemuth unsere Reise fort, da das alte Schloß einmal das bestimmte Ziel war. Der Weg gieng jetzt am Strande hin und zuweilen traten die Berge so glatt und steil an das Meer heran daß wir, um sie zu umgehen, einzelne Strecken im Wasser reiten mußten. Die Gegend war immer von gleicher Schönheit, einen besonderen Reiz verlieh ihr noch das Tosen der hier sehr heftigen Brandung, welche ihr die Stille nahm die sonst bei der gänzlichen Abwesenheit alles Lebens hier geherrscht haben würde. Aber in der Ferne stieg dunkles Gewölk auf und drohte uns mit heftigem Regen. Wir waren daher froh als wir zwei Stunden nach unserm Aufbruch von Odun Iskelesi ein Obdach erreichten, gerade als die Wolken sich zu entladen anfiengen. Das schützende Dach welches uns aufnahm, war eine kleine, aber wetterdichte Hütte und diente einem Kaufmanne als Station um die Kohlen welche hier gebrannt werden, von den Köhlern aufzukaufen und nach Konstantinopel zu versenden. Er war gerade im Begriff mit den Köhlern abzurechnen; wir wurden freundlich aufgenomm... gekocht und auch für die Pferde gesorgt, selbst ein ... kam zum Vorschein, da er sah daß ich kein Rechtgläu... und ein Versuch bewies mir daß der Inhalt nicht schlecht war. ... nach einiger Zeit der Regen aufhörte und das Aussehen des Himm... gutes Wetter versprach, waren wir im Stand neugestärkt unsere Reise fortzusetzen. Man sagte uns hier daß die Festung noch ungefähr eine Stunde entfernt sey. Bisher hatte ich alle Angaben der Leute über Entfernungen als vollkommen richtig befunden, ganz entgegen der bei uns herrschenden Sitte, wo man in Holstein z. B. sehr oft die Erfahrung machen kann daß einer als Entfernung zwei Stunden angibt, ein zweiter, nachdem man eine halbe Stunde gereist ist, die Entfernung auf eine Viertelstunde schätzt, und nach abermals einer halben Stunde ein dritter mit bedenklichem Gesicht meint daß man wohl noch drei Stunden bis dahin zu reisen habe; hier dagegen fand ich alle Angaben genau und so auch dießmal; wir ritten landeinwärts, überschritten einen bewaldeten Berg auf so engen Pfaden daß unsere Steigbügel zu beiden Seiten die Blätter der Bäume abstreiften, und wandten uns dann seewärts vom Weg abweichend, ins Gebüsch hinein; hier sahen wir auf einer steilen Höhe dicht am Meer die gesuchten Ruinen, die freilich sehr hoffnungslos aussahen. Bald nöthigte uns die Steilheit des Weges und das dichte Dorngebüsch abzusteigen, und auf Händen und Füßen, vielfach von den stachligen Blättern der Gebüsche gemißhandelt, hinanzuklettern. Oben angelangt, sahen wir daß das Castell nichts als ein Trümmerhaufe war, von dem kein Stein an dem andern haftete; keine Spur von Mauern war zu sehen, und nur Nachgrabungen hätten bessere Resultate ergeben können. Nach dem Meer zu fiel der Berg so steil ab daß ein Stein, den man von oben hinabfallen ließ, in die Brandung fiel; ebenso nach Osten zu, von wo aus die Ruine ein viel bedeutenderes Ansehen haben muß als von der Seite, von woher wir gekommen waren. Hier stand also ohne Zweifel die Akropolis in der günstigsten Lage; sie brauchte bloß an der West- und Südseite vertheidigt zu werden; unten buchtete sich das Meer zu einer Bucht, deren westliche Seite die Burg schützte, an der östlichen Seite lief eine Art Damm ziemlich weit in das Meer hinein; ob es ein künstlicher Hafendamm gewesen oder nur eine Klippenreihe, konnte ich leider der Entfernung wegen nicht sehen, und der Tag war schon zu weit vorgerückt um eine Untersuchung dieses Punktes zu gestatten. An dieser Bucht muß die Stadt gelegen haben.

Welche Stadt hat nun hier gelegen? Welchen Namen haben diese unzweifelhaft aus der classischen Zeit herrührenden Ruinen im Alterthum getragen? Das sind Fragen, deren Beantwortung sehr schwierig ist. Die Vergleichung der alten Schriftsteller ergibt nur das negative Resultat daß keine der in ihnen angeführten Städte hier gestanden habe. Parium und Lampsacus sind die beiden Punkte, welche die Ausdehnung unserer Vermuthungen begränzen, jenes noch heute als Kemer, dieses als Lapsaki fest bestimmt. Ueber die Geographie der zwischenliegenden Gegend herrscht nun eine große Ungewißheit. Tschardak steht an einer Stelle wo im Alterthum entschieden nichts gestanden hat; Colonä lag, wie schon oben bemerkt, im Binnenland. Paesos ist am Bairam Deresi zu suchen. Arrian ist leider für diese Gegenden äußerst unbrauchbar, so vortrefflich auch sein Werk für die Bestimmung der später von Alexander durchzogenen Oertlichkeiten ist. Zwischen Lampsacus und dem Granicus hat er den Fluß Prosactius und die Stadt Hermotos, welche in keinem anderen Schriftsteller erwähnt werden; seiner Darstellung zu-

folge lagerte Alexander nach Lampsacus zuerst am Prosactius und zog dann über Colonä nach Hermotos, welches also hinter, nicht wie Pauly's Encyklopädie besagt vor Colonä, d. h. zwischen Colonä und Lampsacus lag. Durch die Lage und Höhe des Berges veranlaßt, glaubte ich auch an das homerische

. . . Τηρείης ὄρος αἰπύ.

denken zu können. Allein Strabo läßt auch diese Vermuthung nicht zu. Er gibt über Tereia zwei Notizen, welche anzudeuten scheinen daß er selbst nicht an Ort und Stelle gewesen sey, wir würden sonst genauere Kenntniß über diese Gegenden haben; jene beiden Angaben führen auf die Annahme zweier Ortschaften dieses Namens, die eine im Gebiete von Cyzicus, die also für unsere Ruine viel zu weit entfernt liegt; dann sagt er, daß man 40 Stadien von Lampsacus auf einem Hügel Tereia, einen Tempel der Göttermutter, zeige. Gesetzt nun, der Berg habe nach der fraglichen Seite zu gelegen, so würde sie, 40 Stadien gleich einer Meile gerechnet, zwischen Tschardak und Paesos fallen; auf dieser ganzen Strecke aber ist das Land, unbedeutende Steigungen abgerechnet, ganz eben, und muß also Strabo in diesem Fall falsch berichtet seyn; auf jeden Fall paßt auch diese Angabe nicht auf die fragliche Localität. Endlich erwähnt noch Strabo ein Iliokolone, welches bei keinem andern Schriftsteller sich findet; unsere Ruine liegt jedoch im Gebiet von Lampsacus, während Iliokolone im Gebiet von Parium gestanden hat. Weitere Namen von Ortschaften finden sich aber auf der angegebenen Strecke nicht; daher bleibt die Bestimmung dieser Localität eingehenderen Nachsuchungen an Ort und Stelle vorbehalten.

Ich begnügte mich einige wohlriechende Blumen als Andenken in mein Taschenbuch zu stecken, während der Kawaß zu demselben Zweck einen Ziegelstein mitnahm; und nachdem wir einige Melonen verzehrt hatten, die wir unterwegs gepflückt und bis hieher mitgebracht hatten, bestiegen wir um 4 Uhr Nachmittags unsere Rosse und machten uns auf den Rückweg. Ohne Aufenthalt ritten wir bis Odun Iskelesi, welches jetzt wie ausgestorben war und keine Spur des Lebens von vorhin aufwies; wir stärkten uns mit einem Schluck Wasser und setzten dann unsere Reise bis Tschardak fort, wo wir im Kaffeehaus am Strande abstiegen. Es war gegen 9 Uhr, und kein Schiffer wollte unter 30 Piastern (1½ Rthlr. pr. C.) die Ueberfahrt unternehmen. Sie waren der Ansicht daß ich nothwendig hinüber müßte, und waren daher schmerzlich enttäuscht als ich erklärte in diesem Fall hier bleiben zu wollen. Mein Kawaß und ich giengen daher nach Tschardak hinein, und erhielten in einem Kaffeehause ein so gutes Lager, wie ich es in diesem Loche gar nicht erwartet hatte. Unsere Zeche betrug am folgenden Morgen 10 Piaster; dann fuhren wir, für einen Piaster die Person, bei heftigem Nordsturm und schäumendem Meer nach Gallipoli hinüber.

Wenige Tage darauf brachte mich der Arciduca Ferdinando Massimiliano, ein großes, schönes Schiff, aber so besetzt daß keine Betten mehr zu haben waren, nach meiner zweiten Vaterstadt Konstantinopel zurück.

Jeddo, die Hauptstadt von Japan.

(Auszug aus dem Privatschreiben eines Mitglieds der französischen Gesandtschaft in Japan, d. d. Simoda, 14 Sept. 1858.)

Man kann, sagt der Briefsteller, aus Jeddo drei abgesonderte Abtheilungen bilden: die erste ist der Palast, oder vielmehr die unermeßliche Ringmauer in welcher die Residenz des Sio-gun, seiner Frauen und seiner Officiere, so wie seiner Dienstleute liegt, in welcher ferner die Minister, die Besatzung und die Geiseln der Staatsbeamten sich befinden die eine auswärtige Sendung erhalten haben. Diese unermeßliche äußere Ringmauer hat nicht weniger als 10 Kilometer im Umfang, und zeigt überall denselben Anblick, d. h. eine ungeheure Granitmauer, die mit einer prächtigen, grasbewachsenen Böschung ausgestattet und von einem sehr breiten, mit ziemlich schönem Wasser angefüllten Graben vertheidigt ist. In dieser Ringmauer sind mehrere Thore angebracht, zu welchen Brücken führen, durch die man mit der Stadt verkehrt, und welche gut bewacht werden. Diese ungeheure Brustwehr ist ferner mit großen Bäumen gekrönt, so daß man sich von den Anstalten aller Art, welche sie einschließt, unmöglich einen Begriff machen könnte wenn sie nicht von einem Hügel beherrscht wäre, von dem aus man mittelst eines Fernrohrs einen Ueberblick zu gewinnen vermöchte. Es gibt vier concentrische Ringmauern; der Kaiser hat die centralste inne, und die in der kaiserlichen Residenz zugelassenen Personen sind, je nach ihrem Rang, mehr oder minder von dem kaiserlichen Wohnsitz entfernt. Von der äußern Ringmauer gelangt man in die von den Daimos oder Fürsten und den reichen oder hochgestellten Männern bewohnten fashionablen Stadttheile. Die Häuser dieser Leute sind mehr oder minder umfangreiche Hôtels, alle aber nach einem und demselben Schlag gebaut, d. h. sie haben alle ein hohes Erdgeschoß und darüber ein kleines mansardenartiges Stockwerk. Die Thüren sind im allgemeinen sehr schön, aber fast stets geschlossen. Der Mangel an Fenstern auf die Straße heraus, die geringe Höhe der Bauten und die stubenhockerischen Gewohnheiten der Japanesen geben diesem Ganzen, trotz seines vornehmen Aussehens, einen traurigen Anblick, der durch die Breite der Straßen noch erhöht wird. Von Zeit zu Zeit gehen Dienstboten und Lieferanten schweigend aus oder ein; irgend ein Narimon gleitet geräuschlos vorüber. Diese Erfindung der Narimons ist sicherlich eine der albernsten von der Welt, und ich begreife nicht daß die Japanesen dabei beharren. Das Narimon ist weder ein Palankin noch eine Sänfte; man kann sich nur gebückt und mit übereinandergeschlagenen Beinen darin halten. In diesem schönen Stadttheil aber herrscht reges Leben wenn ein Staatsbeamter auf einem reich geschirrten Rosse, dessen Steigbügel lackirt und dessen Schweif in einen Sack gebunden ist, sich nach dem Palast begibt. Jeder Vornehme hat ein seinem Rang entsprechendes Gefolge, so zwar daß man bei einer großen Audienz mehrere tausend Menschen beisammen sehen kann, von denen die einen Hellebarden, die andern Laternen oder große schwarzlackirte Büchsen tragen, welche die Papiere, Lebensmittel oder Tauschgegenstände des Staatsbeamten enthalten, oder enthalten sollen. Die Anzahl dieser Büchsen steht im Verhältniß zu der Wichtigkeit des Mannes. Die dritte Abtheilung Jeddo's besteht aus den Handelsvierteln; diese sündigen nicht durch ein Uebermaß von Ruhe, denn es ist ein schreckliches Gewühl, besonders wenn die öffentliche Neugierde

durch das Erscheinen eines Fremden erregt wird. Man verzeiht dann der japanesischen Regierung leicht die Verbindlichkeit, die sie uns auferlegt, nicht ohne Begleitung eines Polizeiagenten auszugehen. Diese Maßnahme wird aber nicht etwa darum getroffen weil man fürchtet die Bevölkerung möchte Uebelwollen gegen uns an den Tag legen, sondern weil es bei einer so ungeheuren Volksmenge und der charakteristischen Neugierde der Japanesen nicht möglich wäre daß der Spaziergang Unterhaltung böte. Außerdem finden sich auch hier die Gamins, welche überall dieselben sind, in Jeddo wie in Paris — Leute die in mehr als Einer Hinsicht höchst lästig werden.

Die Buden sind äußerst einfach: man entwickelt nicht einmal Luxus in den Schaufenstern und Schilden, was man in China noch ziemlich oft sieht; dennoch sind die Buden gut ausgestattet, und man findet darin schöne und gute Waaren. Kurz, man kann von dieser berühmten Stadt Jeddo sagen, sie sey des Studiums werth, denn sie gewährt einen ganz neuen, mit nichts von allem was man bis jetzt gesehen vergleichbaren Anblick; allein sie ist bald gesehen und dann sehr langweilig. Ohne die herrliche Vegetation welche die Umgebung der Pagoden und einige Privatgebäude schmückt, wäre Jeddo gewiß die traurigste Stadt der Welt, trotz seiner breiten Straßen und seiner übertriebenen Reinlichkeit. Man hatte uns von merkwürdigen und auffallenden Gebräuchen in dieser unermeßlichen Hauptstadt, besonders von der Gewohnheit der Damen gesprochen sich öffentlich zu baden, indem sie ihre Badwannen vor ihre Thüre stellen ließen, und von da aus mit den Vorübergehenden Unterhaltungen anknüpften. Wir haben nichts dergleichen gesehen, und man sagte uns, die Oede auf den Straßen sey mehreren Ursachen zuzuschreiben: zunächst dem Wechsel der Temperatur, die seit unserer Ankunft ganz herbstlich (im schlimmen Sinne des Worts) d. h. kalt und feucht geworden ist; dann dem Tode des Kaisers, der zwar schon vor einiger Zeit erfolgt war, aber erst vor vierzehn Tagen, dem Gebrauch gemäß, bekannt gemacht wurde, und eine sehr strenge, mindestens vierzigtägige, öffentliche Trauer nothwendig machte, weßhalb man noch zurückgezogener lebte als es sonst üblich war. (Bull. de la Soc. de Géog.)

Miscellen.

Intensität der Sonnenwärme vor 10,000 Jahren. L. W. Meech hat in seiner mathematisch-geographischen Abhandlung über die Intensität der Wärme und des Lichtes der Sonne in verschiedenen Breiten der Erde, die in mehr populärer Form auch in den Jahresbericht der Smithsonian-Institution für 1856 aufgenommen ist, eine interessante Berechnung der jährlichen Intensität der Sonnenwärme vor 10,000 Jahren angestellt. Um sie verstehen zu können, ist es jedoch nöthig die für das Jahr 1850 von ihm gefundenen Werthe vorauszuschicken. — Das mittlere Jahr unter den Tropen hat $365_{,24}$ Tage, nimmt man dieß als die jährliche Zahl der auf den Aequator fallenden senkrechten Sonnenstrahlen an, d. h. bezeichnet man die Intensität der Sonnenwärme während eines mittleren Aequator-Tages als einen Wärme-Tag, und setzt man die jährliche Intensität unter dem Aequator gleich $81_{,5}$ Einheiten, so erhält man für die verschiedenen Breiten von 5 zu 5 Grad folgende Verhältnißwerthe:

G. Br.	Wärme-Einheiten.	Wärme-Tage.	Differenz.	G. Br.	Wärme-Einheiten.	Wärme-Tage.	Differenz.
0°	$81_{,30}$	$365_{,24}$	$1_{,27}$	50°	$55_{,79}$	$249_{,74}$	$20_{,92}$
5	$81_{,22}$	$363_{,97}$	$3_{,78}$	55	$51_{,06}$	$228_{,82}$	$21_{,06}$
10	$80_{,38}$	$360_{,19}$	$6_{,28}$	60	$46_{,38}$	$207_{,76}$	$19_{,01}$
15	$78_{,97}$	$353_{,91}$	$8_{,70}$	65	$41_{,92}$	$187_{,85}$	$14_{,81}$
20	$77_{,03}$	$345_{,21}$	$11_{,01}$	70	$38_{,61}$	$173_{,04}$	$9_{,82}$
25	$74_{,57}$	$334_{,20}$	$13_{,20}$	75	$36_{,42}$	$163_{,22}$	$6_{,59}$
30	$71_{,63}$	$321_{,00}$	$15_{,30}$	80	$34_{,95}$	$156_{,63}$	$3_{,80}$
35	$68_{,21}$	$305_{,70}$	$17_{,15}$	85	$34_{,10}$	$152_{,83}$	$1_{,24}$
40	$64_{,39}$	$288_{,55}$	$18_{,76}$	90	$33_{,83}$	$151_{,59}$	$0_{,00}$
45	$60_{,20}$	$269_{,79}$	$20_{,05}$				

Die Veränderung dieser Werthe im Lauf der Jahre hängt von der Excentricität der Erdbahn und der Schiefe der Ekliptik ab. Im Jahr 8200 v. Chr. z. B., also 10,000 Jahre vor 1800 unserer Zeitrechnung, war die Excentricität der Erdbahn nach Leverrier gleich $0_{,0187}$ [1] und für die Schiefe der Ekliptik ist die genaueste Formel wahrscheinlich die von Struve und Peters. Sie läßt sich vielleicht genau genommen nicht auf eine so entfernte Periode anwenden; da aber der Werth 24° 43' innerhalb des von Laplace angegebenen Maximums fällt, so muß es ein vereinbarer Werth seyn, obwohl seine Epoche etwas näher oder ferner als 10,000 Jahre liegen mag. Vergleicht man nun die berechneten Resultate mit der obigen Tabelle, so findet man daß die jährliche Intensität unter dem Aequator vor 10,000 Jahren um $1_{,65}$ Wärme-Tage geringer gewesen ist als im Jahr 1850. Die Unterschiede für die verschiedenen Breiten von 10 zu 10 Grad sind folgende:

G. Br.	Differenz in Wärmetagen.	G. Br.	Differenz in Wärmetagen.	G. Br.	Differenz in Wärmetagen.
0°	— $1_{,65}$	40°	— $0_{,22}$	70°	+ $5_{,52}$
10	— $1_{,58}$	50	+ $0_{,68}$	80	+ $7_{,18}$
20	— $1_{,32}$	60	+ $2_{,11}$	90	+ $7_{,64}$
30	— $0_{,96}$				

Daraus geht hervor daß die jährliche Intensität der Sonnenwärme innerhalb der heißen Zone vor 10,000 Jahren um 1½ Wärme-Tage geringer war als gegenwärtig, während sie in den gemäßigten Breiten zwischen 35° und 50° ziemlich genau denselben Werth hatte. Jenseits des 50. Breitengrades war sie dagegen größer und zwar in immer zunehmendem Maß nach den Polen zu, wo sie die gegenwärtige um sieben bis acht Wärme-Tage übertraf; die Pole erhielten vor 10,000 Jahren in einem Jahr 20 Sonnenstrahlen, wo sie jetzt nur 19 erhalten. Wegen der Veränderung in der Schiefe der Ekliptik kann die Sonne mit einer schwingenden Lampe verglichen werden; in der bezeichneten früheren Periode bewegte sie sich scheinbar weiter nach Norden und Süden, indem sie rascher über den dazwischen liegenden Raum hinweg gieng. — Seit Erde und Sonne in ihr jetziges Verhältniß zu einander

---

[1] Prof. Hansen's Sonnentafeln geben die Excentricität der Erdbahn für jene Zeit = $0_{,0196}$, und die Schiefe der Ekliptik = 24° 13'.

traten, hat sich also die jährliche Intensität der Sonnenwärme in den gemäßigten Zonen nie verändert; zwischen den Tropen hat sie sich von dem jetzigen Werthe nicht weiter als etwa um $1/_{240}$ entfernt und nimmt jetzt sehr langsam zu. Der beträchtlichste Unterschied tritt in den Polargegenden hervor, wo die seculäre Variation der jährlichen Intensität mehr als viermal größer ist als unter dem Aequator; die Kälte an den Polen nimmt gegenwärtig in ihren jährlichen Werthen von Jahrhundert zu Jahrhundert langsam zu, was so lange währen wird als die Schiefe der Ekliptik abnimmt. Die berühmte Nordwest-Passage durch das arktische Meer wird demnach künftighin von Jahr zu Jahr schwieriger werden. (Petermanns geogr. Mittheilungen.)

*

Vervollkommnung der europäischen und amerikanischen Verkehrsmittel seit 1851. Sir Cusack P. Roney sagt in einer dem Londoner Kunstverein übersandten Abhandlung: „Unsere eigenen Eisenbahnen liefern den schlagendsten Beweis für die Vervollkommnung der Verkehrsmittel seit 1851. Die Gesammtzahl der Reisenden welche in jenem Jahr auf denselben befördert wurde, belief sich auf 85 Millionen, im Jahr 1857 dagegen auf ungefähr 140 Mill., und diese Zahlen nehmen beständig in einem Verhältniß zu, das unendlich weit die Meilenzahl übersteigt welche alljährlich eröffnet wird. Man kann jetzt von London nach Aberdeen (eine Entfernung von nahezu 600 (engl.) Meilen) in sechzehn Stunden reisen, und nordwärts mit der Eisenbahn bis nach Inverneß gehen. Im Jahr 1851 erstreckten sich die Eisenbahnen nicht über Edinburg und Glasgow hinaus, und man brauchte 17 Stunden um diese Plätze von London aus zu erreichen. Dank der erwarteten Vollendung neuer jetzt zwischen London und Dower im Bau begriffener Eisenbahnen und der Eröffnung von Sectionen, durch welche zwei oder drei der annoch zwischen Calais und Paris bestehenden Umwege werden abgeschnitten werden, wird man die kurze Seereise zwischen den Hauptstädten Frankreichs und Englands im Herbste nächsten Jahrs in zehn Stunden und um nahezu 1 Pfd. St. billiger machen können als jetzt. Im Jahr 1861 wird man, wenn die Verbindung zwischen London und Dublin vollkommen hergestellt ist, zweimal täglich in 11¼ Stunden hin oder her gelangen können. Im Jahr 1851 bestanden mehr nicht als 75 Dampffahrten von Amerika nach Europa. Im letzten Jahr dagegen gab es, trotz all seines Handelsdrucks, deren mehr als 150. Heuer werden es ihrer nahezu 250 und die Kosten mindestens um 30 Proc. billiger seyn als im Jahr 1851; auch hege ich nicht den geringsten Zweifel daß durchschnittlich im Jahr 1861 sechsmal in der Woche ein Dampfer erster Classe von Europa nach den Vereinigten Staaten oder Canada, und ebenso von Canada oder den Vereinigten Staaten nach Europa fährt. Jetzt gibt es vollständige Eisenbahnsysteme die sich von New-York, Boston, Portland und Quebec, den Häfen für die atlantischen Dampfer bis westlich an den Mississippi und darüber hinaus, erstrecken. Im Jahr 1851 erstreckten sie sich nicht über ein Drittel dieser Entfernung von New-York und Boston, und es gab keine Eisenbahn weder von Portland noch von Quebec. London ist gegenwärtig nur 30 bis 35 Tage von unsern indischen Hauptstädten entlegen, und allwöchentlich besteht eine Verbindung mit denselben. Im Jahr 1851 bestand nur eine monatliche Verbindung in etwa 45 Tagen. Nach Australien gelangt man, im Vergleich mit den 100 Tagen im Jahr 1851, jetzt in ungefähr 50 Tagen. Durch die Fortschritte in der Dampfschifffahrt sind die Fahrten von und nach den westindischen Colonien um beinahe ein Drittel dessen vermindert worden was sie im Jahr 1851 waren. Wir besitzen jetzt eine wohlorganisirte Dampfverbindung mit Südamerika, welche im Jahr 1851 noch nicht bestand. Derselbe Fall ist es mit unsern afrikanischen Colonien. Kurz, nach welchem Theil der Welt wir unsere Blicke wenden, überall sehen wir eine vermehrte Erleichterung des Verkehrs."

*

Die Expedition des dänischen Doctors Nordenskiod nach Spitzbergen. Die „East American Review" hat so eben interessante Einzelheiten über die Expedition des Dr. Nordenskiod, aus Helsingfors, nach Spitzbergen veröffentlicht. Der berühmte Reisende gieng mit seinen Reisegenossen von Hammerfest, einem norwegischen Hafen, ab, und gelangte nach einer vierzehntägigen Fahrt mit denselben an die Westküste von Spitzbergen. Hier trafen sie sechs Wallfischjäger, welche Halt gemacht hatten um Vögeleier und Eierdunen zu sammeln, ehe sie sich an die Südküste begäben, wo der Wallfischfang betrieben wird. Hr. Nordenskiod und seine Gefährten erlegten hier eine Menge Eidergänse, Oris, Möven und Seekönige. Die Klippen waren noch mit Eis bedeckt, allein während ihres Aufenthalts schmolz dieses fast gänzlich. Die Temperatur, die unaufhörlich feucht war, stieg auf 2° über den Gefrierpunkt. Der finnische Reisende warf hierauf am Fuße des Berges Mitteloot Anker, wo er eine große Menge Seehunde und eine reichliche Sammlung von Seethieren fand. Die Expedition rückte dann nach Norden vor und erreichte Smeerenberg, einen Ort wo sich ehedem die Holländer versammelten, und wo sie einen so wichtigen Handelssitz begründet hatten, daß sie ihm bereits den Namen Neu-Batavia beilegten. Heutzutage stößt man auf keine Lebensspur mehr von diesem Orte. Drei Meilen nördlicher beginnt die Region ewigen Eises. Die Reisenden fanden mit Erstaunen in diesen öden Landstrichen einige hübsche Blumen, das Steinbrech, die Ranunkel und eine Art Mohn. Etwas später bestieg der berühmte Reisende den Berg Snoebetten, einen der höchsten Gipfel des Doorefield. Die Natur ist eine der großartigsten die man sich denken kann. Die Zwischenräume zwischen den hohen schwarzen Bergen, die sich überall im Innern des Landes erheben, sind von ungeheuren Gletschern eingenommen, welche steil in das Meer herabfallen. Obschon, wie sich von selbst versteht, die Vegetation eine sehr spärliche ist, so haben die Reisenden doch siebenzig Pflanzenarten gezählt. In den Felsenspalten nisten Tausende von Vögeln. Spitzbergen ist unbewohnt, allein alljährlich besuchen etwa zwölf von Norwegen kommende Schiffe seine Küsten. Sie machen dort hauptsächlich Jagd auf das Wallroß oder Seepferd. Die Wallfische, ehedem sehr zahlreich in diesen Gewässern, kommen heutzutage nur noch höchst selten vor. Fischer, namentlich Russen, haben den Versuch gemacht den Winter in Spitzbergen zuzubringen, allein die meisten sind durch Kälte oder am Skorbut zu Grunde gegangen. Man hat in den Hütten welche sie inne gehabt, Lebensmittel, Kugeln, Pulver, Harpunen gefunden. Die Ergebnisse der Expedition Hrn. Nordenskiods sind für die Wissenschaft ziemlich belangreich. Man hat Steinkohlenlager, Spuren von Blättern und Pflanzen, versteinerte Bäume entdeckt, woraus man den Schluß ziehen kann daß die Temperatur Spitzbergens dereinst viel milder war als jetzt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 13. Augsburg, 26 März 1859.

Eine Reise durch das Land der Azteken.

Herr Gustav von Tempski, ein Deutscher, hat kürzlich in englischer Sprache ein Buch veröffentlicht, in welchem er seine Reise durch das Innere von Mexico und Guatemala beschreibt. Er gieng von Mazatlan am stillen Ocean aus, durchstreifte die Staaten Sinaola und Durango, nahm dann seinen Weg nach der Hauptstadt des Reiches, reiste von dort durch die ganze Länge der Republik nach Tehuantepec, und durch Guatemala und San Salvador nach der Bay von Fonseca, dem wahrscheinlichen Endpunkt der projectirten Honduras-Eisenbahn. Er brauchte zu dieser Reise von 3000 (engl.) Meilen, die er zum Theil zu Fuß, zum Theil auf dem Rücken eines Pferdes zurücklegte, achtzehn Monate.

Die meisten Reisenden die über Mexico geschrieben haben, sind von Vera-Cruz nach der Hauptstadt gegangen, und erzählen was sie auf diesem Wege gesehen haben. Tempski hingegen bereiste noch ziemlich unbekannte Regionen. Im Norden führte sein Weg durch die Gegenden welche den Einfällen der Komantschen vielfach ausgesetzt sind; im Innern des Landes durchwanderte er Districte die von der gewöhnlichen Reiseroute fern liegen, und in Chiapas und Guatemala kam er in directen Verkehr mit demjenigen Theil der Bevölkerung von Spanisch-Amerika, welche die geringste Beimischung europäischen Blutes aufzuweisen hat. Sein Buch gibt überall das treue Bild eines in Verfall gerathenen Landes und eines Volkes das dem Untergang entgegen geht, wenn nicht eine stärkere Volksrace es in Schutz nimmt.

In Bezug auf die Absicht seiner Reise schweigt Hr. v. T. Er verließ das „goldene Thor" (Golden Gate) in einem französischen Schooner, welcher nach Mazatlan bestimmt war. Außer ihm und seinem Freund, Dr. S., bestanden die Passagiere meist aus mexicanischen Gaunern verschiedener Art, die von ihren listigern oder frechern californischen Collegen ausgeplündert waren, und nun nach ihrer Heimath zurückkehrten. Das respectabelste Ansehen von allen diesen Leuten hatte ein halbes Dutzend Männer, welche zu der Bande des berühmten Räuberhauptmanns Joaquin gehört hatten. Sie behaupteten steif und fest daß das was die Zeitungen über die Gefangenschaft und Hinrichtung ihres Chefs erzählten unrichtig sey. „Er hat den Yankees seine Schuld berichtigt, sagten sie, d. h. er hat gerechte Rache an ihnen genommen, hat dann seine Beute zusammengerafft und ist nach Sonora zurückgekehrt, wo er nun als rechtlicher Mann lebt."

Bei ihrer Ankunft in Mazatlan hörten die Reisenden, daß eine große Gesellschaft Eingeborner im Begriff sey nach dem Innern des Landes aufzubrechen, und am nächsten Tag empfiengen sie den Besuch eines mexicanischen Gentleman, der an der Spitze eines Trupps seiner Landsleute zu ihnen kam. Nach der formellen Vorstellung, dem erforderlichen Händeschütteln und den gegenseitigen Versicherungen der höchsten Hochachtung zündete man Cigarren an, und der Mexicaner begann von den Gefahren der Reise, den Schandthaten der Komantschen und den Vorsichtsmaßregeln zu erzählen die seine Gesellschaft getroffen hatte. Er sprach von dreißig wohl berittenen und bis an die Zähne bewaffneten Leuten. Jeder habe einen Carabiner, sagte er, einen Gürtel voll Pistolen, einen Säbel und außerdem trage jeder verschiedene Lanzen. Schließlich lud er die Fremden mit ächt castilianischer Höflichkeit ein sich seiner Gesellschaft anzuschließen.

Der Doctor wünschte das Anerbieten zu benutzen, aber T., der die Mexicaner besser kannte und wenig Vertrauen auf ihre Tapferkeit hatte, widersetzte sich. Er meinte, die Einladung sey nicht etwa in ihrem Interesse erfolgt, sondern lediglich in dem der Mexicaner, die ihre Begleitung wünschten, weil sie jedem Europäer oder Yankee Muth und große Geschicklichkeit in der Führung der Waffen zutrauten, und sich also von ihnen Schutz versprächen. Eine große Gesellschaft wie diese, schloß er, würde außerdem die Aufmerksamkeit der Komantschen auf sich ziehen und wahrscheinlich von ihnen angegriffen werden. Möchten dann die Indianer siegen oder nicht, so würden sie sich jedenfalls für einige Zeit aus der Gegend entfernen wo der Angriff stattgefunden hätte, und es wäre mit Sicherheit zu vermuthen daß man den Weg rein finden würde, wenn man einige Tage später aufbräche.

Dieses Räsonnement war einleuchtend. T. und sein Freund dankten den Mexicanern für ihre Aufmerksamkeit, bedauerten aber das Anerbieten nicht annehmen zu können, da Geschäfte sie einige Tage länger hier zurückhielten. Dann wünschten sie ihnen glückliche Reise, und sahen sie kurze Zeit darauf die Pferde besteigen und mit rasselnden Säbeln und wildem Geschrei die lange Straße von Mazatlan hinabsprengen.

Einen oder zwei Tage später brachen unsere Reisenden nach der 24 Leguas [1] entfernten Stadt San Sebastian auf, wo sie sich Pferde zu billigen Preisen zu verschaffen hofften. In der Glanzperiode der spanischen Herrschaft war San Sebastian ein bedeutender Ort, jetzt ist

---

[1] Legua — 5000 Varas, $26^2/_3$ Leguas = 15 geographischen Meilen.

er wie das ganze Land in Verfall gerathen; die stattlichen alten Herrenhäuser am Marktplatz stehen unbewohnt, und die Bevölkerung der Stadt sieht einer traurigen Zukunft entgegen. Nach einem beinahe achttägigen Aufenthalt mußten sich die Reisenden überzeugen daß es nicht möglich seyn würde hier Pferde zu erlangen, und überraschten die alten Dons und Doñas durch die Mittheilung, daß sie sich zu Fuß auf den Weg nach dem neunzehn Leguas entfernten Durango machen würden.

Zwei Tagmärsche durch ein gebirgiges Land brachten sie zu der Bergstadt Panuco, und als sie von da ab einen hohen Bergrücken hinauf gestiegen waren, auf welchem die üppigste tropische Vegetation stufenweise durch Eichen, Fichten und kurzen Graswuchs verdrängt wurde, sahen sie tief unten in einem prächtigen Thal die rothen Dächer von Santa Lucia liegen. Der Ort ist der Sammelplatz und das Asyl aller Räuber des Districts. Ihr Geschäft ist zwar in den letzten Jahren, Dank den Maßregeln eines deutschen Residenten, etwas herunter gekommen, aber der alte Stamm unternimmt noch immer dann und wann eine kleine Operation. Kurz vor der Ankunft Ts. waren einige Bürger von Santa Lucia ergriffen worden, als sie Vieh von einer Heerde stehlen wollten. Zwei von ihnen hatte man sogleich in die Ewigkeit befördert, zwei andere zu Gefangenen gemacht und unter Bedeckung nach Durango geschickt; da aber die Wachen unterwegs ihrer Aufgabe überdrüssig wurden, so hiengen sie ihre Gefangenen ohne Umstände an den nächsten Bäumen auf und kehrten nach Hause zurück.

In Santa Lucia gelang es den Reisenden endlich einen Maulthiertreiber zu miethen, der ihr Gepäck von San Sebastian holen und es nach dem 45 Leguas entfernten Coyote transportiren sollte. Dazu sich für eine weitere Strecke zu verpflichten, konnten ihn weder Gold noch gute Worte vermögen. Als die Reisenden im Begriff waren aufzubrechen, trat ein dünner, fadenscheiniger Bursche auf sie zu, und bat sich ihnen anschließen zu dürfen. Es war ein arbeitsloser Schneider, der nach Durango wollte. T. sagte dem armen Burschen, er möchte sich zum Aufbruch bereit halten, und er zog seine Serape,[1] die kaum noch dicker war als ein Spinnengewebe, dichter um sich, versetzte eine Cigarre, die er hinter dem Ohr trug, zwischen seine Zähne, und war nun zu einer Reise bis ans Ende der Welt gerüstet. An den anstrengenden und mühseligen Stellen des Weges, beim Ueberschreiten von Flüssen und der Ersteigung der steilen Bergrücken der Sierra Madre klammerte sich der arme Schneider verzweiflungsvoll an den Schwanz des Maulthiers, um nicht zurückzubleiben. Am Abend fanden sie ein Unterkommen in einem einsamen Weiler an der Straße, aßen zu Abend die in Mexico unvermeidlichen Bohnen nebst Eiern, und schliefen auf der bloßen Erde.

Bald darauf erblickten sie Spuren von den Einfällen der Komantschen. Geschwärzte Mauern und halbverkohlte Pfosten bezeichneten die Stellen, wo ehedem Häuser gestanden hatten, kleine Hügel verriethen die Grabstätten der Bewohner. Ihre Körper waren wahrscheinlich von mitleidigen Reisenden gefunden worden, und diese hatten sie bestattet und die Hügel über ihren Gräbern aufgeworfen.

Die Mexicaner bezeichnen alle indianischen Räuberbanden als Komantschen, wahrscheinlich aber recrutiren sich die Horden aus den verschiedenen Stämmen, welche durch das unaufhaltsame Vordringen der Amerikaner aus ihrer Heimath nach dem Westen getrieben werden. Sie erschienen vor wenigen Jahren zuerst in Sonora, giengen damals fast alle zu Fuß, waren unzureichend bewaffnet, von der langen Wanderung erschöpft, und durch die langen fruchtlosen Kämpfe gegen ihre weißen unbarmherzigen Gränznachbarn entmuthigt. Hundert wohlbewaffnete Rancheros würden sie vernichtet haben — aber selbst diese kleine Macht war nicht zur Stelle. In Chihuahua und Durango fanden die Indianer das Land, das ihnen vollkommen zusagte. Es gibt dort nur wenige Städte und Weiler, einsame Heerden weiden im Ueberfluß, und die kahlen Felsen welche die Ebenen vielfach durchschneiden, bieten Schlupfwinkel die Menge. Um sich mit guten Pferden zu versehen, hatten sie nichts nöthig als dieselben einzufangen, und es dauerte nicht lange, so hatten sie sich auch mit Waffen versorgt und ein neues Leben begonnen. Die liebsten Spielzeuge des jungen Komantschen sind kleine Bogen und Lanzen, welche, in dem Verhältniß wie die Kräfte wachsen, mit größern vertauscht werden, und wenn er die Waffen der Männer tragen kann, ist er auch Meister im Gebrauch derselben; ebenso lernt der Komantsche in frühester Jugend reiten. Er sitzt auf dem Pferde ehe seine Beine die Seiten desselben zur Hälfte umspannen können, und so ist er frühzeitig im Sattel zu Hause. Ihre Unternehmungen führen die Indianer heimlich und mit großer Schnelligkeit aus. Sie erscheinen so plötzlich als wären sie aus den Wolken gefallen, treiben ihren Raub — Weiber, Pferde, Rindvieh und Maulthiere — davon, zerstören was sie nicht fortbringen können, und verschwinden eben so plötzlich wie sie gekommen sind. Am nächsten Tage schon begegnet man der Bande an einem hundert Meilen entfernten Orte. Sie sind schon deßhalb, weil ihnen die Pferde nichts kosten, im Stande mit ungeheurer Schnelligkeit zu reisen. Wenn die Thiere unter ihnen zusammenbrechen, so ersetzen sie dieselben aus der nächsten Heerde auf die sie stoßen. Diese Schnelligkeit hat zu irrigen Annahmen in Bezug auf ihre Anzahl Veranlassung gegeben, denn man schrieb Angriffe, die sie im Verlauf von wenigen Tagen an weit von einander liegenden Plätzen ausführten, verschiedenen Banden zu.

Am meisten haben die Staaten Durango und Chihuahua von ihnen gelitten. Das offene Land ist fast ganz unbewohnbar geworden, und nur die durch Mauern und Gräben geschützten Städte und größern Ranchos sind einigermaßen sichere Wohnplätze. Die Silberbergwerke können nur unter militärischem Schutz ausgebeutet werden, und Kaufmannswaaren wagt man nicht anders als unter starker Bedeckung zu verschicken. Der General-Gouverneur, der selbst unfähig ist das Land zu schützen, will auch andern nicht die Autorität zugestehen welche nöthig ist um mit Erfolg einzuschreiten. Vor einigen Jahren erbot sich ein reicher Mann, Don Maldonado Granados, die beiden Staaten Durango und Zacatecas von den Komantschen zu säubern. Er hatte auf seinen eigenen sehr bedeutenden Besitzungen eine Bande Rancheros organisirt, die bald ihre Ueberlegenheit über die Wilden thatsächlich bewies. Die Komantschen lernten in kurzem sich in bescheidener Entfernung von dem Territorium halten, das von ihnen bewacht wurde. Don Maldonado erbot sich auf eigene Kosten eine Guerillamacht ins Leben zu rufen, machte sich verbindlich nach Verlauf von zwei Jahren für jeden Schaden zu haften, der durch die Indianer verursacht würde, und verlangte als Entschädigung nichts als die Steuern, die von den Silberminen erhoben worden waren, ehe der Betrieb derselben der Komantschen wegen hatte eingestellt werden müssen. Santa Anna, der damals am Ruder war, lehnte das Anerbieten ab.

[1] Mexicanischer Mantel.

Die mexicanischen Truppen sind gänzlich unbrauchbar und durchaus nicht geeignet das Land zu schützen. Sie sind unvollständig bewaffnet, werden schlecht oder gar nicht besoldet, haben keine tauglichen Officiere und sind den nur mit Lanzen und Bogen bewaffneten Indianern in keiner Weise gewachsen. Nur die Rancheros würden unter tüchtiger Leitung im Stande seyn das Land von den Wilden zu säubern. T. wurde mit einem dieser Männer bekannt. Er war ein großer starker Mensch und besaß ein gutes wohl zugerittenes Pferd. Wenn er seine Weideplätze besuchte, trug er eine Art Panzer von starkem Leder, und seine einzige Waffe war ein langes, gerades, zweischneidiges Schwert. Eines Tages erblickte er ein Dutzend Indianer, die eben im Begriff standen einige Stücke Vieh von seinen Heerden fortzutreiben. Obgleich ganz allein, versuchte er dennoch die Diebe zu erreichen, die anfänglich kaum Notiz von dem einzelnen Manne nahmen. Als er näher kam, schienen sie ihn für seine Unverschämtheit züchtigen zu wollen und ritten auf ihn zu, indem sie die Lanzen spielend über ihren Köpfen schwangen. Wenige Sprünge seines guten Pferdes brachten den Ranchero an die Seite eines dieser „Menschenspießer," und das erste was der Indianer fühlte, war der Griff eines Degens welcher gegen sein Brustbein stieß, während die lange scharfe Klinge zu seinem Rücken wieder herausdrang. Jetzt kamen auch die übrigen Indianer herbei und griffen den Ranchero von allen Seiten mit ihren langen Lanzen an. Einige Stöße wurden von ihm parirt, andere glitten unschädlich von seinem ledernen Küraß ab. Er schwang sein Schwert im Kreise um seinen Kopf, zerhieb hier eine Lanzenspitze, dort einen Schild und bald lagen drei andere Indianer am Boden. Die übrigen ergriffen die Flucht, und die Heerden des Ranchero blieben seit der Zeit von ihnen verschont.

Am vierten Tage nachdem die Reisenden Santa Lucia verlassen hatten, begann es so stark und anhaltend zu regnen daß sie bald bis auf die Haut durchnäßt waren. Das Wasser stand einen Fuß hoch auf der Ebene. Als die Nacht herankam, erblickten sie die geschwärzten Mauern einer Niederlassung, die nicht lange vorher von den Komantschen zerstört zu seyn schien. Kein Lebender war übrig geblieben um die Geschichte zu erzählen. Eins der Gebäude war vom Feuer verschont worden und in dieses traten die Reisenden, kletterten in das zweite Stockwerk hinauf, zogen die Leiter, die sie zum Hinaufsteigen benutzt hatten, nach sich und brachten die Nacht im Dunkeln zu.

Am nächsten Tage erreichten sie die einsame Hacienda von Coyote, den einzigen bewohnten Punkt auf einer Strecke von 47 Leguas. Die Gebäude sind von einem hohen Walle umgeben, der von zwei festen, mit Schießscharten versehenen Thürmen flankirt wird. Auf die Compagnie Soldaten, die hier postirt ist, braucht man nur einen Blick zu werfen, um die Unüberwindlichkeit der Komantschen erklärt zu finden. Sie sehen eher einer zerlumpten, halbverhungerten Räuberbande ähnlich, als regulärem Militär. Der Eigenthümer der Hacienda, zu dessen Schutze sie hier stationirt sind, verlangt so hohe Preise für ihre Verpflegung daß ihr Sold kaum hinreicht, sie vor dem Hungertode zu schützen.

Hier begann nun der gefährlichste Theil der Reise. Der Maulthiertreiber wollte keine Spanne breit weiter mitgehen. Mit großer Mühe gelang es den Reisenden endlich zum Transport ihres Gepäcks nach Durango zwei auf Halbsold gesetzte Veteranen zu gewinnen, welche im Stalle des Wirthes ein paar Maulthiere stehen hatten. Ihren Wunsch, so schnell als möglich vorwärts zu kommen mußten die Reisenden aber zu Gunsten des armen Schneiders aufgeben, der zu schwach war um Schritt mit ihnen zu halten, selbst wenn er sich an den Schwanz eines Maulthieres hieng.

Der Abend brach also herein ehe sie den zu ihrem Nachtquartier bestimmten Platz erreicht hatten. Plötzlich glaubte der Doctor beim Scheine des Mondes eine menschliche Figur zur Seite der Straße liegen zu sehen. Sie war nackt, es mußte also ein Indianer seyn. Die Stellung war die eines mit dem Ohre am Boden horchenden Mannes. Die Gestalt blieb bei Annäherung der Reisenden unbeweglich. Es war ohne Zweifel ein Kundschafter der auf seinem Posten eingeschlafen war. Wollte man ihn durch einen Flintenschuß unschädlich machen, so konnte der Knall seine Kameraden allarmiren. T. nähert sich ihm also leise, mit dem Messer in der Hand von Baum zu Baum schleichend. Als er nahe genug gekommen ist, springt er mit einem Satze auf den Liegenden zu, faßt mit einer Hand nach seinen Haaren und erhebt die andere, um ihm das Messer ins Herz zu stoßen. Aber das Blut erstarrt in den Adern des beherzten Mannes. Er zieht die Hand, die den Schopf der Gestalt gefaßt hat, entsetzt zurück, denn der kalte klebrige Gegenstand den sie berührte, gehört dem Leben nicht mehr an. Es ist ein todter, scalpirter, mit Lanzenwunden bedeckter Körper, dessen starre, bleiche Züge der Mond beleuchtet. Nicht fern von dieser Leiche liegt eine andere und so fort, und fort bis es neunundzwanzig sind. Unter ihnen erkannten T. und sein Freund das Gesicht des Mexicaners, der sie in Mazatlan aufgefordert hatte sich seiner Gesellschaft anzuschließen. Alle dreißig Mann mit Ausnahme eines einzigen lagen hier todt. Sie waren ohne Widerstand getödtet, wahrscheinlich unvermuthet überfallen worden, denn einige hielten ihre Karabiner noch geladen in der Hand. Die Reisenden überwanden ihre Müdigkeit um den entsetzlichen Ort mit größter Schnelligkeit zu verlassen. Ts. Schlußfolgerung war richtig gewesen. Die Indianer hatten mit ihrer Beute die Gegend verlassen. Ehe die zweite Nacht hereinbrach, erblickten die Reisenden die Thurmspitzen von Durango und betraten, nachdem sie die verödeten Vorstädte hinter sich gelassen hatten das Innere der Stadt, sehr erfreut den Gefahren des Weges so glücklich entgangen zu seyn.

Durango, die Hauptstadt des gleichnamigen Staates, ist der bedeutendste Platz des nördlichen Mexico. Vor etwa zehn bis zwölf Jahren zählte sie noch 30,000 Einwohner, aber die Cholera und die fortwährenden Unruhen haben die Zahl derselben auf 8000 reducirt. Die Stadt ist auf einem Plateau etwa 7000 Fuß über der Meeresfläche erbaut. Ringsum erheben sich isolirte Höhen, und die eine derselben, der „Berg der hülfreichen Jungfrau," ist durch eine Kirche gekrönt, deren schlanke Thurmspitzen sich in die Bläue des Himmels zu tauchen scheinen. Die Vorstädte beginnen am Fuße dieses Berges. Wohnhäuser mit weißen Mauern, flachen Dächern breiten sich hier aus, umgeben von Gärten die mit Agaven eingehegt sind, und Feigen, Granatäpfel und Orangen in Menge hervorbringen. Im Innern der Stadt werden die Häuser dichter und größer, zahlreiche, schlanke Thurmspitzen erheben sich über ihre Dächer, alle aber werden von den Thürmen der in edelm Style erbauten Kathedrale überragt, und im Hintergrunde erhebt sich der einzeln stehende Cerro Mercado wie ein gigantischer Wall über alle ihn umgebenden Höhen.

Die Reisenden blieben sechs Monate in Durango. Der Doctor wünschte sich hier niederzulassen um seine Kunst auszuüben, während Herr von Tempski sich hauptsächlich der Geselligkeit widmete.

Seine Zeit scheint der Gentleman von Durango nach den Berichten unseres Reisenden zwischen seinem Pferde, den ins Spanische übersetzten Romanen von Alexandre Dumas, einigen Visiten und kleinen nächtlichen Spielpartien einzutheilen. Die Herzensangelegenheiten gehen, so lange sie währen, natürlich allem anderen vor, und hat er eine Frau, so nimmt die Ueberwachung derselben seine Zeit sehr in Anspruch. Die Damen von Durango amüsiren sich hauptsächlich damit, an Festtagen, die im mexicanischen Kalender glücklicherweise sehr zahlreich sind, die Altäre der Kirchen mit Blumen, Stickereien u. s. w. zu schmücken.

Der Marktplatz von Durango ist schon am frühen Morgen mit Käufern und Verkäufern belebt. Die Männer der ärmern Classen scheinen sich sämmtlich hier zu versammeln. Sie sind kunstvoll in ihre Serapen drapirt, die sie wegen Mangel an andern Kleidungsstücken auf der bloßen Haut tragen. Ihre Hauptbeschäftigung scheint die von Zwischenhändlern und Commissionären zu seyn, aber man begreift kaum wo sie Kunden und Auftraggeber finden. Wenn die Sonne höher steigt, werden Markt und Straßen leer; man schließt Thüren und Fenster und selbst die Bettler ziehen sich von den Stufen der Kirchen in irgend einen schattigen Winkel zurück, um ihre Siesta zu halten. Erst gegen Abend lassen sich wieder Lebenszeichen bemerken. Man zieht die Pferde aus den Ställen, spannt Maulthiere an alte, zerbrechliche Kutschenwagen, und die beau monde begibt sich nach der Alameda, um ihre Abendpromenade zu machen, während die geringere Classe der Bevölkerung vor den Thüren der Häuser sitzt und lehnt und das Aussehen der Vornehmeren kritisirt. Da es in Durango Kirchen und Klöster im Ueberfluß gibt, sieht man auffallend viele Mönche und Priester in den Straßen. Jeden Sonnabend nach dem Gottesdienste wird auf der Plaza de Toros ein solennes Stiergefecht abgehalten.

Kurz vor Hrn. v. Tempski's Ankunft war wieder ein neues der „Virgen del Carmen" geweihtes Kloster eröffnet worden. Die Einfälle der Indianer und die übrigen Calamitäten der Zeit hatten den Bischof bewogen die fromme Stiftung zu gründen, deren Verdienst vielleicht den göttlichen Zorn wenden könnte. Man beschaffte also die nöthigen Gebäude und Einrichtungen, und setzte eine Dame, welche tief in die Geheimnisse der Fastenspeisen eingeweiht war, als Aebtissin und einen netten, jungen Carmeliter aus der Hauptstadt als geistlichen Berather ein. Die Kirche wurde mit Blumen und Kerzen geschmückt, und es dauerte nicht lange, so war sie der Lieblingsplatz aller frommen Seelen in Durango.

Es war gewiß an der Zeit endlich etwas gegen die Indianer zu thun, aber man hatte einige Ursache zu zweifeln daß der fromme Bischof das rechte Mittel getroffen hätte. Erst vor einigen Tagen waren die Komantschen bis in die Vorstädte von Durango eingedrungen, hatten die Männer mit ihren Lanzen durchbohrt und die Frauen als Gefangene fortgeschleppt. Auch ein reicher Gentleman, der eben mit seiner Familie eine Spazierfahrt machte, wurde angegriffen. Der Kutscher flüchtete sich und rief Hülfe herbei, aber als man an dem Unglücksort ankam, fand man nur noch vier verstümmelte Leichen.

Eines Tages hörte T. Trompetenschall in den Straßen. Als er darnach ausschaute, sah er zwei Trupps Lanciers die dem Regierungsgebäude zuzogen. Zwei Unterofficiere, die in der Mitte giengen, trugen die Köpfe zweier Indianer auf ihren Spießen. Das Volk war außer sich vor Entzücken daß ein Sieg über seinen Erzfeind errungen war. Hundert Komantschen hatten eine Hacienda überfallen, in deren Nähe 200 Mann Cavallerie und Infanterie postirt waren. Diese hatten die Indianer angegriffen und sechs von ihnen getödtet, leider aber selbst mehr Todte auf dem Platz gelassen. Es war den Wilden gelungen vier von ihren todten Cameraden mit sich zu nehmen, zwei waren in den Händen der Sieger geblieben. Dieser zweifelhafte Erfolg war übrigens eine Ausnahme von der Regel. In demselben Monat war ein Trupp von 200 Lanciers nach Durango marschirt. In der Nähe einer verlassenen Ansiedlung wurde hinter den Steinhaufen hervor auf sie geschossen, und sie bemerkten einige Komantschen die sich von Versteck zu Versteck schlichen. Die erschrockenen Soldaten galoppirten, so schnell ihre Pferde laufen konnten, durch die Gassen, und die Indianer, die hinter den Fenzen Schritt mit ihnen hielten, verfolgten sie mit wohlgezielten Pfeilschüssen. Zwanzig Soldaten wurden getödtet, 15 verwundet. Nur ein einziger der Indianer war beritten, und dieser verlor die Gewalt über sein Pferd, welches über die Fenz setzte und sich in die Reihen der Mexicaner zu drängen suchte. Das brachte den Reiter indessen keinen Moment in Verlegenheit. Er schwang seine Lanze, spornte sein Roß zu den tollsten Sprüngen und durchbrach die Reihen der Soldaten. Das Thier wurde durch einen zufälligen Schuß getödtet, der Reiter aber kam unbeschädigt davon; drei berittene Rancheros sahen die Affaire aus einiger Entfernung mit an, ritten nach Durango und erzählten dort den Vorfall. Sie berichteten daß die Zahl der Indianer sich auf nicht mehr dann 15 belaufen hätte — und als die Soldaten in die Stadt einritten, wurden sie mit Schimpfworten und einem Regen von faulen Orangen und Eiern empfangen.

Der gefürchtetste Anführer der Komantschen war ein gewisser Antonio. Von Geburt ein friedlicher Indianer von Pueblo Nuevo, war er gegen seinen Willen in die Armee eingereiht und auf einer Hacienda in der Nähe von Durango stationirt worden, wo er beinahe Hungers starb. Eine alte Frau welche Tortillas [1] verkaufte, forderte ihm gewöhnlich einen übermäßigen Preis ab und beleidigte ihn außerdem einmal aufs tiefste. Eines Tages wurde Antonio beim Appell vermißt. Nicht lange darauf fanden die von einer Expedition zurückkehrenden Soldaten die Hacienda in Asche und die Bewohner derselben als Leichen. In einer Ecke lag die alte Frau, scalpirt aber noch lebend. Sie wurde wieder hergestellt nach Durango gebracht, und gewinnt durch ihren haarlosen Kopf, den sie vorzeigt und ihre dazu erzählte Geschichte eine sorgenfreie Existenz.

Die Indianer warfen mich zu Boden, erzählte sie. Einer hielt mich an den Füßen, der andere faßte mich bei den Haaren. Es war dieser Teufel der Antonio. Ich erkannte ihn, trotzdem er sich mit Kriegsfarben bemalt hatte.

„Erkennt Ihr mich?" fragte er: „Und denkt Ihr daran, wie Ihr mich beleidigt habt?"

„Ja," sagte ich, „und Ihr hattet es verdient!"

„Ich bin gekommen, Euch dafür zu bezahlen."

„Geht zum Teufel!" sagte ich.

Darauf zog er sein Messer heraus. Ich verfluchte ihn und er verfluchte mich. Dann schnitt er ringsum meinen Kopf. Das Blut blendete mich, ich konnte nicht mehr sehen und sprechen, aber ich sagte zu mir selbst daß ich ihm zum Trotz leben bleiben wollte. Er zog an

[1] Kleine matzenähnliche Kuchen von Weizenmehl.

meinen Haaren, indem er seine Füße gegen meine Schultern stemmte — ich verlor die Besinnung, und als ich wieder zum Bewußtseyn kam, war mein Scalp fort. Aber Dank der Jungfrau Del Carmen, bin ich jetzt wieder ganz gesund, und werde das Vergnügen haben den Teufelsbraten Antonio am Galgen zu sehen.

Es war dieser Racheburst, welcher der alten Frau das Leben erhalten hatte, trotz des Verlustes ihres Scalps, den nur sehr wenige überstehen.

Der ersten That Antonio's folgten bald andere ähnliche. Die Kenntnisse die er als Soldat erworben hatte, machten ihm einen guten Namen bei seinen neuen Freunden. Er wurde Anführer einer ihrer Horden, und wußte jeden Versuch seiner habhaft zu werden, auf die geschickteste Weise zu vereiteln. Aber auch seine Stunde sollte schlagen. Mäßigkeit und Keuschheit gehörten nicht zu seinen Haupttugenden, und einer patriotischen Judith war es vorbehalten ihn zu besiegen. Sie verabredete mit ihm eine Zusammenkunft in einem halb verlassenen Dorfe, berauschte ihn durch Liebkosungen und Aguardiente (Branntwein), und gab als er vollständig betäubt war, den in der Nähe versteckten Soldaten das verabredete Zeichen.

Als Antonio am nächsten Morgen erwachte, befand er sich gefesselt auf dem Rücken eines Maulthiers, das ihn nach Durango trug. T. sah ihn im Gefängniß. Er war von mittler Statur, hatte ein hübsches Gesicht, benahm sich mit Leichtigkeit und schien seinem nahen Ende ohne den geringsten Schrecken entgegen zu sehen. Auf dem Schaffot drückte er noch die zuversichtliche Hoffnung aus daß es ihm vergönnt seyn würde, die theuern Freunde die ihn zum Tod führten in jener Welt wiederzufinden, und ihnen ihre Güte auf angemessene Weise zu vergelten. Die alte Frau, die er scalpirt hatte, tauchte ihr Taschentuch in sein Blut.

Die Unzulänglichkeit der mexicanischen Truppen ist keineswegs in dem Mangel an tüchtigen Leuten begründet. Die Mexicaner sind, obgleich in der Regel klein, elastisch, lebhaft, scharfsichtig und fähig große Anstrengungen und Entbehrungen zu ertragen. Da aber niemand Veranlassung hat freiwillig in die Armee zu treten, so muß man die Soldaten pressen und oft sogar ihre Zahl aus den Gefängnissen vervollständigen. Natürlich ist dadurch der Demoralisation Thür und Angel geöffnet. Der geringe Sold, der außerdem noch oft betrügerischer Weise von den Zahlmeistern zurückgehalten wird, genügt, wie schon erwähnt, nicht die Soldaten vor Hunger zu schützen. Die gewöhnliche Uniform besteht aus Lumpen; die Parade-Uniform ist ein verschossener bunter Flitterstaat mit welchem die nackten Füße der Träger einen um so eigenthümlicheren Contrast bilden. Die Musketen der Infanterie, die einzige Waffe mit der man den Indianern Respect einflößen könnte, sind zum Schießen gewöhnlich völlig untauglich. Und die Cavallerie ist um nichts besser bestellt als die Infanterie. Sie ist schlecht beritten, obgleich das Land vortreffliche Pferde in Menge liefert, denn man kauft die schlechtesten Thiere, hält sie schlecht und läßt sie schwere Arbeit verrichten. Die Officiere der niedern Grade, meist der Auswurf andrer Stände, besitzen die unbeschränkte Macht körperliche Strafen zu dictiren. Wie sollte sich unter solchen Umständen jener esprit de corps entwickeln können, welcher guten Soldaten unerläßlich ist? Es mag einige ehrenvolle Ausnahmen geben, aber der Werth der mexicanischen Armee im ganzen muß nach dem Umstand beurtheilt werden daß sie nicht im Stand ist einem so verächtlichem Feind wie den wandernden Komantschen die Spitze zu bieten.

Hr. v. Tempski verlebte die Zeit in Durango nicht ganz ohne Genuß. Er fand wie alle Reisenden die mexicanischen Frauen der bessern Classen bewundernswürdig und den Männern in jeder Beziehung überlegen. Der Doctor aber hatte in der Ausübung seiner Kunst nicht den gehofften glänzenden Erfolg. Seine Patienten gehörten meist der ärmern Classe an, von welcher er natürlich keine großen Honorare erwartete, aber als er sich nicht nur genöthigt sah seine Recepte unentgeltlich zu schreiben und die Medicamente zu liefern, sondern außerdem regelmäßig von seinen Patienten um einige Realen zu Tortillas und Frijoles (Bohnen) ersucht wurde, da mußte der Schüler Aesculaps zugestehen daß Durango nicht der Ort war seine Talente vortheilhaft zu verwerthen, und er ließ sich deßhalb gern bereit finden Hr. v. T., der seine Reise weiter nach dem Süden fortsetzen wollte, zu begleiten. Ein andrer Deutscher, Hr. W., schloß sich ihnen an.

Ihr Abzug von Durango war um vieles brillanter als ihr Einzug; jeder von ihnen besaß ein gutes Pferd, und war mit Riffel, Pistolen, Säbel und Messer bewaffnet. Eines Tages erblickten sie auf der Straße vor sich ein Dutzend Männer, die sie für Räuber hielten. T. zog ein Pistol und hielt es zum Schuß bereit. Als sie sich näherten, formirten die Fremden eine Linie durch die sie den Weg versperrten, und ihr Anführer, ein Reiter in reichem mexicanischen Costüm rief den Reisenden zu: „Steigen Sie ab meine Herren!“ Da man dieser höflichen Aufforderung nicht Folge leistete, stieß er einen Fluch aus und zog ein Pistol aus dem Holster, aber T. kam ihm zuvor und streckte ihn mit einem Schuß zu Boden. Auch die andern beiden Herren hatten ihren Mann aufs Korn genommen und getroffen, und die Reisenden sprengten nun auf die bereits zurückweichende Truppe zu. Der Anführer der Räuber, welcher unter den Hufen von T. Pferde lag, suchte dasselbe mit seinem Dolch zu verwunden und sich zugleich mit dieser Waffe gegen die Säbelhiebe des Reiters zu schützen. Plötzlich fühlte T. einen heftigen Stich im Bein, und in demselben Augenblick durchbohrte sein Schwert den niedergeworfenen Gegner. Die Räuber nahmen nun die Flucht, die Reisenden feuerten ihnen noch einige Schüsse nach, aber als die Aufregung des Kampfes vorüber war, fand T. daß er eine bedeutende Wunde ins Bein empfangen hatte; dessen ungeachtet ritt er bis zum nächsten Dorfe, wo er vom Blutverlust völlig erschöpft ankam. Die Wunde, die von einem doppelschneidigem Stahl herrührte, heilte langsam, und die Reisenden sahen sich in Folge daher genöthigt, 14 Tage an dem Ort zu verweilen.

(Schluß folgt.)

Jagdabenteuer in den Südküst-Provinzen Java's.

(Von Julius Kögel.)

Für Jagdliebhaber ist die Insel Java ein sehr ergiebiges Feld, zumal da die Jagd hier auf jedwedes Wild frei ist und man dazu

keiner Erlaubniß bedarf. Verschiedene Arten Turteltauben und Perkitten (grüne Papagaien von mittlerer Größe mit rosenrother Brust) sind im freien Feld und in Bambusgebüschen tagtäglich schaarenweis anzutreffen, auch wilde Pfauen und Hühner sind dort häufig. Wilde Schweine und Hirsche sind in den mit Alang-alang (mannshohes Riedgras und Schilf) bestandenen Ländereien in Menge vorhanden; erstere sind häufig so zahm daß sie von den Javanen mit Lanzen erlegt werden. Hin und wieder trifft man in den Wildnissen aber auch noch Panding (wildes Rind) an, und die Kalong (große, während des Fliegens über eine Elle breite Fledermäuse), welche von manchen Jägern auch gespeist [1] werden, fliegen tagtäglich bei der Morgen- und Abenddämmerung in den Lüften über den Ortschaften umher, und lassen sich auf Bäumen nieder. Allein ungeachtet des zahlreichen eßbaren Wildprets wird von den Europäern hier doch keineswegs so häufig gejagt, wie man wohl vermuthen sollte, was einestheils seinen Grund etwa darin hat daß die hiesigen Hunde für Jagden — nach europäischer Manier — nicht zu dressiren sind, und in Europa dressirte Jagdhunde ihre Dressur bei der Ankunft auf Java verlieren, anderntheils ermäßigt auch das häufige Erscheinen von Tigern, Tigerkatzen, großen Schlangen und andern derartigen Bestien bei manchen Europäern auf Java die Lust in kleiner Gesellschaft zu jagen, wenigstens ist dieß bei mir und mehrern meiner Bekannten so der Fall gewesen; ich erlaube mir daher Skizzen über einige unserer Jagdpartien hier folgen zu lassen.

Eines Morgens nahm ich meine Jagdflinte zur Hand, und gieng in Begleitung meines javanischen Dienstboten, eines Jünglings von 13 Jahren, der meine Jagdtasche und ein Parang (Hackmesser) trug, von Babutang, wo ich damals wohnte, auf Vogeljagd aus; ich nahm meinen Weg längs des Brogowondo, dessen hohes Ufer hier reichlich mit Gesträuch bestanden ist; 6 bis 8 Zoll lange und 4 bis 5 Zoll breite, schwarzgraue Kröten krochen und hüpften auf dem schmalen Weg umher, flohen aber bei unserer Annäherung. Mehrmals hörte ich auch im Rasen ganz in meiner Nähe ein Quicken, welches ich, solange die Dämmerung dauerte, wenig beachtete, aber wie die Sonne aufgieng diesen Tönen doch größere Aufmerksamkeit schenkte, und alsdann bemerkte daß die Töne von kleinen Fröschen herrührten, welche von braunen Schlangen schon theilweis verschluckt waren. Die Schlangen waren nur etwa einen Fuß lang und hatten die Dicke eines kleinen Fingers. Zum Verschlucken eines Frosches, welchen sie bei einem seiner Hinterbeine gefaßt hatten, bedurfte es — da dessen Kopf größer wie der der Schlange war — wenigstens fünf Minuten, und daher kam es denn auch daß die halbeingeschluckten Frösche nicht mehr quacken, sondern nur quicken konnten. Einigemal ließen die Schlangen ihre Beute los, wenn ich mich ihnen näherte und mit dem Parang auf sie losschlug. Unterdessen war die Sonne völlig aufgegangen, und Turteltauben kamen nun paarweis von den Bäumen herab und liefen auf dem Boden umher; ich hatte in einer halben Stunde drei solcher Vögel geschossen, als plötzlich eine Schaar Perkitten sich auf einem nahen Bambusgebüsch niederließ, und hier wie gewöhnlich ihr sehr lebhaftes Geschrei anstimmte. Wir näherten uns dem Busch noch mehr, und ich schoß auf die schreienden und sich beißenden Perkitten, welche alsdann sehr schnell flatternd und fliegend das Gebüsch verließen. Der Javane wollte eiligst hinter den Busch laufen, um zu sehen ob vielleicht dort ein angeschossener Perkitte auf die Erde gefallen sey; jedoch er hatte das Gebüsch noch nicht erreicht, als er mir zurief: „disini satu ular-besar tuwan,“ (hier ist eine große Schlange, Herr). Ich eilte auf ihn zu und gewahrte die Schlange, welche schüchtern auf der andern Seite des Busches nach dem freien Felde hin kroch. Schnell entriß ich dem Javanen das Hackmesser, gab ihm die Flinte und verfolgte nun die 10 bis 12 Fuß lange, mannsarmdicke, dunkelgrüne Schlange, holte diese auch ein und hieb ihr mit dem ersten Schlag ein etwa 10 Zoll langes Stück ihres Schwanzes ab, worauf die Schlange noch schneller davoneilte. Aber auch ich verdoppelte meine Schritte, schlug jedoch mit dem Parang, das nur 15 bis 18 Zoll lang war, mehrmals fehl. Endlich glückte es mir der Schlange quer über die Mitte ihres Rückens einen Hieb beizubringen, worauf dieselbe sich schleunigst aufrichtete und umdrehte, dabei ihren Rachen öffnete und eine Masse weißen Schleimes über meine Schulter hin dem mir folgenden Javanen in sein Kopftuch spritzte, alsdann aber wieder die Flucht ergriff, den hintern Theil ihres Leibes, der gelähmt zu schein schien, auf der Erde schleifend, und so in das nahe Alangalang sich verkroch. Diese nicht erwartete Widersetzlichkeit der Schlange hatte mich einige Augenblicke lang dermaßen außer Fassung gebracht, daß ich nicht daran dachte weder der sich aufrichtenden Schlange den Kopf abzuschlagen, noch dieselbe weiter zu verfolgen, sondern unbeweglich stehen blieb bis sie sich verkrochen hatte. Hierauf lief und stieg der Javane in den Brogowondo und wusch sein Kopftuch; ich begab mich nach dem bewegten Bambusgebüsch zurück, fand hinter demselben einen angeschossenen Perkitt auf der Erde liegend, und gieng alsdann mit meinem Boijan (Dienstboten) wieder nach Babutang zurück.

Etwa vier Wochen nach dieser Vogel- und Schlangenjagd ritt ich von Babutang nach dem drei Stunden davon entfernten Simangki, um Eiam alasch (wilde Hühner) zu schießen, die dort in Menge vorhanden seyn sollten, und um mich wieder einmal in der See zu baden. Unterhalb Simangki vereinigt sich der Brogowondo mit noch einem andern Fluß und mündet nicht weit davon in die See. Der Weg in dieser ganz ebenen Gegend führt von Babutang nach Simangki zwischen sumpfigen Reisfeldern hin, auf welchen sich viele herrenlose Hunde eingefunden hatten, die nicht nur die Reisähren von den Halmen abfraßen, sondern auch ein gräßliches Gebell und Geheul anstimmten, und sich dermaßen bissen daß einer davon todt auf dem Feld liegen blieb. Mein Boijan folgte mir zu Fuß, er trug die Jagdutensilien und war einige hundert Schritte hinter mir zurückgeblieben; ich erwartete denselben, nahm meine Flinte zur Hand und schoß nun, meinen Weg verfolgend, zu wiederholtenmalen auf Gruppen solcher lärmenden, nichtsnützigen und feigen Thiere, die alsdann im Nu davoneilten.

Gegen 7 Uhr (Morgens) kam ich in Simangki an, ließ mein Pferd sogleich in den Stall bringen und eilte nun, von meinem Jonge (d. i. die verholländischte Benamung eines Boijan, gleichviel ob dieser alt oder jung ist) und einem Freund desselben begleitet, dem Seestrand zu, auf die Hühnerjagd. Unter den Gesträuchen hielten sich viele Eiam-Alasch auf, ich schoß ihrer mehrere, konnte jedoch nur eines einzigen derselben habhaft werden; denn die angeschossenen wilden Hühner verkrochen sich sehr schnell, und zwar dermaßen daß weder ich noch beide Javanen diese aufzufinden vermochten. Sobald ich die See erreicht hatte, badete ich mich in dem hier lauen Seewasser, kehrte hierauf vorerst längs des Strandes und alsdann dem Ufer des Flusses folgend nach Simangki zurück. Jedoch bevor ich das Ufer des Flusses noch

[1] Das Fleisch der Kalong soll dem der Hasen ähnlich schmecken.

erreicht hatte, sah ich, wie ein in der Nähe des Strandes grasender großer Karbau (javaischer Büffel) die Beute eines Kaiman [1] wurde. Blitzesschnell kam jenes Monstrum dem Strand zugeschwommen, stürzte ebenso behende über Sand und Rasen auf einen dort weidenden Büffel los und faßte diesen an einem seiner Vorderbeine. Der kräftige Karbau leistete Widerstand und stemmte sich so gewaltig daß es dem Kaiman nicht sehr schnell gelang den Büffel mit sich fortzuschleppen. Endlich erreichten die Streiter aber das Wasser, und hier war der Kaiman gegen den Karbau im Vortheil, denn sehr schnell schwamm er mit ihm nun in die See und tauchte dort mit demselben unter.

Nach Simangki zurückgekehrt, speiste ich mein Mittagsmahl beim dortigen Demang (Districtshäuptling), hielt in dessen Behausung meine Siesta und ritt gegen Abend nach Babutang zurück, schoß aber auf dem Heimweg erst noch ein paar Kladaker (häßliche Hunde) todt.

Von dem Ufer des Brogowondo siedelte ich an das der Sireijo, nämlich nach Banjumaas über; hier war die Anzahl großer, reißender und den Menschen gefährlicher Bestien viel größer wie in der Begaleen, zwischen Simangki und Gedongkebo; denn in mancher Woche bekam ich hier mehr Tiger zu sehen, wie ich dort in zwei Jahren gesehen hatte; daher jagte ich hier auch nur in zahlreicher Gesellschaft. Kaum war ich in Banjumaas acht Tage eingezogen, so ertönten schon eines Morgens Signale, welche die männliche Bevölkerung unseres und benachbarten Campongs auf die Beine brachte. Denn ein großer Matjang (Tiger) hatte in der verwichenen Nacht in Banjumaas einen Karbau [2] in seinem Stall zerrissen und mit fortgeschleppt, aber dadurch auch seine Spur verrathen. Tausende mit Lanzen und mit Parang bewaffnete Männer erschienen jetzt, um den Matjang aufzusuchen und zu tödten. Einige Ortshäuptlinge und einige Europäer hatten sich aber auch mit Flinten versehen. Nunmehr wurde das Dickicht, wohin sich der Tiger zurückgezogen hatte, durch uns von allen Seiten eingeschlossen, man fieng an Alangalang, Gesträuche, ja selbst kleine Bäume umzuhauen, und näherte sich somit, der im Riedgras und Schilf verborgenen Lagerstätte des Tigers mehr und mehr, weil man weiß daß der Matjang eine so große Beute nicht sogleich verzehrt, sondern dieselbe neben sich und sich selbst schlafen legt, bis das getödtete Thier in Verwesung übergegangen ist, was auf Java oft in 6—8 Stunden geschieht. So wurde der Tiger immer enger eingeschlossen, worauf er sich nach einer Seite hin begab; allein hier ward er von einer Colonne Lanciers zum Rückzug gezwungen und mit Lanzenstichen verwundet. Unterdessen wurde das Mähen des Gestrüpps fortgesetzt und der Tiger immer enger eingeschlossen. Jetzt mit Gebrüll sich aufrichtend und abermals die Flucht versuchend, ward er auch auf dieser Seite von Lanciers ebenso wie das erstemal auf der andern Seite empfangen und zum Rückzug genöthigt, während man das Mähen das Alangalang ununterbrochen fortsetzte. Nun blieb er liegen, bis er einen feindlichen Haufen ganz in der Nähe seiner Lagerstätte erblickte. Alsdann aber richtete der Tiger mit furchtbarem Gebrüll sich auf, versuchte sich durchzuschlagen, indem er auf den Hinterfüßen stehend mit seinen Vordertatzen einige Lanzen zerbrach und ein Paar dergleichen mit seinen Zähnen zerbiß, aber von vielen Lanzen und von ein paar Flintenkugeln durchbohrt, endlich todt niedersank. Der zerrissene Büffel wurde kaum 10 Schritte von diesem Platz, aber schon halb verzehrt wieder aufgefunden.

In Folge dieser Tigerjagd erzählte in Banjumaas an diesem Tage ein jeder seine verlebten Jagdabenteuer, auch ich erzählte von meiner Schlangenjagd bei Babutang; für mich aber war folgende acht Wochen früher stattgehabte Pandingjagd des hiesigen Kaufmanns de Vries besonders interessant. Ich gieng, so erzählte Hr. de Vries, mit noch einem Freunde nebst zwei Boijan in den Gebirgen bei Tjilatjap auf Pandingjagd aus. Bei einem kleinen Gehölz trennten wir uns und hatten ausgemacht zwei Stunden später daselbst wieder zusammen zu kommen, oder wenn einer von uns dieß früher wünsche, den andern durch Signalschüsse davon zu benachrichtigen. Jeder von uns behielt seinen Jongen bei sich. Kaum hatte mich mein Freund verlassen, so gewahrte ich in der Ferne ein wildes Rind welches auf uns zukam, worauf ich meinem Jongen sich niederzukauern und hier zu warten befahl, ich selbst aber schlich gebückt und durch Gestrüpp versteckt dem Panding bis hinter einen nicht eben großen, aber reichlich mit Aesten versehenen Warubaum entgegen. Hier lauerte ich und das wilde Rind ließ kaum fünf Minuten auf sich warten, so war es mir schußrecht, ich schoß, das Panding war getroffen, bemerkte mich und stürzte wüthend auf mich los. Um seiner Wuth zu entgehen kletterte ich schnell auf den Warubaum, an welchem das wüthende Wild zu wiederholtenmalen mit seinen Hörnern so heftig stieß daß der Baum dadurch geschüttelt wurde und ich mich, um nicht herabzufallen, fest anhalten mußte. Nunmehr wollte ich aber auch meine Flinte wieder laden und beabsichtigte dem Wild den Garaus zu machen, allein wie groß war mein Erstaunen als ich bemerkte, daß ich beim Erklettern des Baums das kleine Täschchen welches meine Zündhütchen barg, abgerissen hatte und es nunmehr auf der Erde lag, weßhalb ich vorerst auf Schießen verzichten mußte. Ich rief dieß meinem Boijan zu, und dieser lief und suchte meinen Jagdgenossen auf. Unterdessen sah das Panding bald mich, bald den Baum, und wieder bald die Erde an, es wiederholte in Zwischenräumen seine heftigen Stöße gegen den Stamm, bohrte aber auch Löcher mit seinen Hörnern in den Grund, als wolle es den Baum mit der Wurzel aus der Erde herausreißen. Daß mir dabei nicht wohl zu Muthe war, wird jeder leicht begreifen, denn der Baum wackelte immer stärker, und daß er doch endlich umfallen würde, vermuthete ich. Endlich, nachdem ich anderthalb Stunden Todesangst ausgestanden, erschien mein Freund und schoß das wilde Rind todt.

Ferner erzählte ein Javane ein anderes Abenteuer: Seridjo, so hieß derselbe, war nämlich eines Abends schon spät, als es sehr dunkel geworden, durch eine Kaffeeplantage nach Hause gegangen und

---

[1] Die Rieseneidechse von den Weißen Kaiman, von den Eingebornen Boeija genannt, wird hier 18 Fuß lang, hält sich meist an der Mündung der Flüsse und in der Nähe des Strandes auf, reinigt diesen, so wie jene von Cadavern, welche fließende Gewässer der See zuführen, sucht aber auch lebende Geschöpfe zu erhaschen und ist deßhalb sehr gefürchtet. Da dem Schuppenpanzer des Kaiman eine Flintenkugel unschädlich ist, suchen die Eingebornen das Monstrum dadurch zu tödten daß sie eine mit ungelöschtem Kalk gefüllte, gut verkorkte Glasflasche in den Leib eines verendeten Thieres stecken und darin befestigen, und nun erwarten daß, wenn sie den Cadaver in Mündung eines Flusses werfen, auch der ungelöschte Kalk sehr bald an den Ort seiner Bestimmung, nämlich in den Bauch eines Boeija kommt, und denselben innerlich verbrennt. Zuweilen sieht man, wie ein Kaiman einen todten Hund, von mittlerer Größe, mit seinem Rachen auffängt, schnell zerbeißt und verschluckt.

[2] Der Karbau oder javaische Büffel ist von blauer oder grauer, einige auch von weißer Farbe; er ist größer wie das hier heimische Sapi (Rind), er gibt einen andern Laut von sich wie dieses, und begattet sich nicht mit demselben. Der Karbau sieht sehr fett aus, wiegt geschlachtet aber höchstens 150 Pfund (amsterdamisch); er ist ein geduldiges und den Javanen das beliebteste Zugthier; die Kälber dürfen in verschiedenen Orten gar nicht geschlachtet werden; die Weibchen haben sehr kleine Euter und geben wenig Milch, sie werden daher auch nicht gemolken. Im Kampf gegen Tiger sind Karbaue oft treue Bundesgenossen der Javanen und besiegen im freien Felde häufig den Tiger.

hätte gern auf dem Heimwege eine Roko (eine Cigarre aus kleingeschnittenem Tabak mit einem Stück Maisblatt umwickelt bestehend) geraucht, allein ihm fehlte Feuer um die Roko anzünden zu können. Endlich sieht er etwas glimmendes auf dem Boden liegen und vermuthet daß dieß ein Stück Tali-api (an ihren Enden angezündete Stricke, welche Herren sich nachtragen lassen um stets ihre Cigarren anzünden zu können) sey, welches irgend ein Jonge weggeworfen habe. Seridjo geht darauf zu, um es aufzuheben. Aber plötzlich springt ein Matjang auf, brummt dabei grimmig und entweicht, denn das vermeintliche Stück Tali-api waren die leuchtenden Augen eines Tigers gewesen. Vorerst hielt ich die Erzählung Seridjo's für ein Mährchen, jedoch er beeidigte daß er alles nur der Wahrheit gemäß erzählt habe, worauf ein neben stehender Sandri (Priester) versicherte: „Seridjo habe gewiß nur die Wahrheit erzählt."

Interessant war mir später auch das Einfangen eines Rhinocerosses mit anzusehen; nur selten gewahrt man dergleichen Hochwild noch in der Wildniß, und zwar nur noch auf den hohen Bergen Java's. Es hatte sich aber ein Nashorn in die ebene Gegend bei Winon in der Begaleen verirrt, und einiger tausend Menschen Hände waren beschäftigt dasselbe einzufangen, was auf folgende Weise geschah. Um das Asyl des Rhinocerosses herum wurden vorerst von allen Seiten 5—6 Fuß breite und ebenso tiefe Gräben angelegt; denn wie schnell auch ein Nashorn zu laufen und wie leicht es selbst auf steilen Bergpfaden zu klettern vermag, ist es doch nicht im Stande über einen solchen Graben zu springen. Daher wurde durch Anlegung neuer Gräben der dem zu fangenden Rhinoceros gegönnte Raum mehr und mehr verkleinert, hierauf wurden auch Schlingen gelegt und Alang-alang in Brand gesteckt, um das Wild nach den gelegten Schlingen hinzutreiben. Das Feuer [1] verlöschte aber mehrmals, und das Inbrandstecken des Gestrüpps mußte wiederholt werden. Endlich nachdem sich ein paar tausend Javanen mit Graben und Schlingenlegen mehrere Tage und Nächte hindurch beschäftigt hatten, hatte das Nashorn seine Füße in die ihm gelegten Stricke verwirrt und wurde geknebelt nach Pruriworedjo gebracht und dort dem Hrn. Residenten übergeben, welcher dieses Geschenk auch dankend annahm.

[1] Es ist merkwürdig daß trockenes Holz, Stroh, Moos und dgl. m. Gegenstände hier nicht so leicht zündbae sind, wie dieß in Eueopa dee Fall ist, denn in den Bambushütten der Javanen lodert gewöhnlich kaum 8 Zoll von dee ausgeteockneten und vom glanzrußgeschwärzten Bambusspanwand eine Flamme, deren Funken bis an das Steohdach fliegen, welches während der Mittagshitze von oben noch duech die Strahlen der Sonne erwärmt wird. Es geschieht nun wohl öfters daß solche Hütten in Flammen aufgehen, befremden muß es abee daß dieß in geoßen Ortschaften nicht täglich dee Fall ist. Ebenso gewahet man auch daß selbst während der trockenen Jahreszeit in Wäldern und Gebüschen, die man voesätzlich in Beand gesteckt, das Feuer von selbst verlöscht, obschon in dessen unmittelbaeer Nähe viel sehr trocknes Beennmaterial voehanden war.

Briefe aus dem Westen.

Von Arthur Schott.

San Diego del Rey im südlichen Californien.

(Schluß.)

Das Uebereinkommen wegen der Wäsche war bald getroffen, und ich ließ mich jetzt mit der mütterlichen Hüttebesitzerin in ein Gespräch ein, was meinerseits wohl auch eine Sprachübung war. Auf dem Tisch stand ein großer irdener Topf mit frischer Milch, von welcher mir die Frau ohne viele Umstände anbot. Ich nahm davon, denn hier an kahlem Meeresstrand, wie ihn San Diego's nächste Umgebung bietet, ist Milch eine Seltenheit. Die freundliche Frau hatte also eine Kuh, eine Freundin aus dem Thierreich, eine unerläßliche Hülfe zur Aufziehung ihrer Kinder.

Während ich so die Milch hinabschlürfte, beschäftigte sich eines der Kinder mit einem verdeckten Teller, bis endlich der Deckel davon herunter war. Da fanden sich darauf die schönen dunkelpurpurrothen Früchte der hier herum wildwachsenden Nopalpflanze, auf welche es die kleine schwarzaugige Weltbürgerin abgesehen hatte. Ich wußte wohl von meinen Reisen in Westtexas her, daß Tunas, so hießen die Früchte von Opuntien, für manche eßbar seyen; da aber wieder andere durch deren Genuß fieberisch angegriffen werden, so sah ich sie wenigstens dort nicht allgemein als förmlich eßbare Frucht anerkannt. Es aßen sie nur immer solche als Nothbehelf in der Wüste, die ihre Unschädlichkeit schon früher geprüft hatten. Die Tuna von San Diego ist die Frucht von Opuntia occidentalis, und ihr Genuß scheint auf keine Weise beanstandet zu seyn, so daß sie hier förmlich häuslich geweiht ist. Ich bat mir aus eine zu kosten, und bemerkte daß diese Tunen in der That viel wohlschmeckender sind als die vom Rio Bravo. Ich bot der freundlichen Hauswirthin etwas Münze an, um meine Theilnahme an der großen Dürftigkeit der Familie zu bezeigen, ward aber so freundlich und artig damit zurückgewiesen, daß ich nicht mehr auf meinem Angebot bestehen konnte. Der Zug, welchen ich hier eben wahrgenommen, war mir an der Frau nicht neu, ich hatte ihn schon oft und namentlich bei den Aermsten dieser Race erfahren. Sowohl Mexicaner als Indianer bieten Gastfreundschaft so offen an als sie dieselbe gelegentlich in Anspruch nehmen.

Von der Hütte der Frau heraus kam ich noch an einer ähnlichen vorüber, die aber noch in dem Maße malerischer aussah, als sie wo möglich noch ärmerem Volk gehörte. Ein Paar sehr alte Leute mit einem längst gefallenen Schnee des Alters auf dem Kopf, saßen davor auf einer ausgebreiteten rohen Ochsenhaut, ihre verwitterten, halb vertrockneten Gestalten sonnend. Sie schienen beide an der Außenwelt keinen Antheil mehr zu nehmen, ihr einziges Bedürfniß schien noch ein wenig Sonnenschein von dieser schönen Welt. Da ich nicht Lust hatte die alten Ueberbleibsel vom vorigen Jahrhundert irgendwie zu stören, gieng ich vorüber um einen nahe anstehenden Hügel zu besteigen, auf dessen Rücken sich noch ein Paar ärmliche Geschichtsdenkmale befinden. Diese sind die letzten Ueberreste des alten spanischen Forts von San Diego, und die in kurzer Entfernung etwas höher darüber gelegene Redoute, von welcher aus die amerikanische Marinetruppe unter Commodore Stocktons Befehl erstere im Jahr 1846 zusammenschoß. Die

Amerikaner waren hiebei in sichtlichem Vortheil gegen die Mexicaner, welche den unhaltbaren Platz brav zu halten suchten. Das Fort, sonst ein bloßes Erdwerk, mußte sich ergeben, nachdem mehrere Tapfere, darunter einige Engländer, für die Vertheidigung des Platzes gefallen waren. Die Ueberreste der Gefallenen sind nachher zwischen den zerstörten Werken anständig begraben worden. Das Fort selbst war seiner Zeit nichts als eine Befestigung gegen etwaige schnelle Indianerausbrüche, denn die Diegeños und ihre stammverwandten Verbündeten sollen sich früher oft und voll kriegerischen Geistes gegen ihre spanischen Oberherren aufgelehnt haben. Zur Vertheidigung des Hafens genügte dieses Erdwerk wohl nimmer. Von den Gräbern der Gefallenen sammelte ich das oben erwähnte Mesembryanthemum in Blüthe, die eben um diese abendliche Stunde aufgegangen war. Ich nahm alsdann meinen Stand auf Stoctons Redoute, um von diesem „Belvedere“ aus Skizzenansichten see- und landeinwärts zu nehmen. Die hier sich darbietenden Fernsichten sind in der That den großartigen Zügen der Südsee entsprechend. Seewärts hat man Alt- und Neu-San-Diego mit dem Hafen, dem Puerto Falso, und dem lang gezogenen Küstenrücken (loma) mit dem Leuchthause vor sich. Etwas weiter südlich erheben sich aus dem dunkeln Ocean die Felsenhäupter der beiden Eilande „Las Coronadas.“ Die Umrisse derselben fand ich beim Aufnehmen stets in oscillirendem Formwechsel begriffen, eine Erscheinung der Luftspiegeluug welche den Mexicanern wohl bekannt ist, und die sie „calmá“ heißen. Die diese bewirkenden Ursachen sind hier der Küste entlang höchst einfach. Es ist die flimmernde Bewegung der Luftschichten, die über dem heftig von der Sonne erhitzten Küstensande sich gerade vor den Augen des Beobachters befinden, während die ferneren über dem Ocean ruhenden vergleichsweise ruhig sind. Früh Morgens ist es hier der umgekehrte Fall. Dann sind die Schichten über dem Meer die wärmeren, während die über dem kahlen Seestrand lagernden sehr empfindlich kalt werden können.

Landeinwärts hat man hier rechts und links im Vordergrund die öden dünenfömigen Küstengelände tertiärer Bildung, und gerade vor sich hinaus das baumlose Thal des San-Diegoflusses. Im Mittelgrund desselben die alte Mission San Diego, deren wiederhergestellte Baulichkeiten gegenwärtig einer oder zwei Schwadronen amerikanischer Dragoner als Caserne dienen. Die ganze Landschaft ist, wie schon bemerkt, alles Holzwuchses gänzlich beraubt, und nur niedriges, aber dichtes Gestrüpp bedeckt den Boden da wo nicht etwa ein Opuntiendickicht schon Besitz genommen hat, oder wo alle fruchtbare Decke vom Regen abgeschwemmt ist. So wie seewärts, beobachtet sich hier landeinwärts eine andere Lufterscheinung, welche durch die außerordentliche Reinheit und Durchsichtigkeit der Atmosphäre hervorgebracht wird, und die einem den gewöhnlichen Maaßstab für Fernsichten gänzlich verändert. Die Mission San Diego, sieben gemessene Meilen vom Beschauer entfernt, scheint kaum drei Meilen Wegs im Thal hinaufzuliegen. Hiebei wirkt freilich auch die gänzliche Baumlosigkeit, so daß das Auge keine gewöhnten Anhaltspunkte hat.

Es ist in der That bewundernswürdig wie geringer Mittel die Natur bedarf um dem menschlichen Auge eine Landschaft, aus wenigen einfachen Linien bestehend, vorzuführen, in welche sich selbst der Gebildetste für Stunden vertiefen kann ohne zu ermüden. Zergliedert man die Sache, so ist es nicht diese oder jene Linie, oder ein gewisses Verhältniß von Licht und Schatten, worin der Reiz liegt, sondern einzig die Freiheit des Gedankens, womit die Natur stets dem Zweckmäßigsten entspricht und damit den Beschauer unbewußt mit ewiger Lebensfrische anweht. Dieß ist der Zauber in einer einfachen Meereshorizontale oder im gesägten Umriß einer senkrechten Felswand. So wie Linien, wirken aber auch Farben. War es in der vorigen Hafenansicht das lichte sonnverbrannte Dünensandgestade im Gegensatz zu der tiefblauen Meeresnacht, womit der Ocean die vielgestaltige Küstenlinie umgibt, so ist es hier das zarte Farbenspiel in dessen wechselndem Spiegel sich der Hintergrund des Bildes in mächtig geformten langgegliederten Gebirgsstufen am Hintergrund emporhebt. Die fortwährende Zerstörung, welche an diesen gewaltigen Hebungsmassen seit deren Schöpfung kaum merklich fortarbeitet, bewirkt eine tausendfache Vervielfältigung in den Lineamenten jener pluto-neptunischen oder neptunisch-vulcanischen Gebirgsabhänge. Der Adel der Form jener californischen Südseegebirge ist durch keine Vegetationsdecke beeinträchtigt, und da wo solche wirklich hin und wieder in zwischenliegenden Tiefen sichtbar wird, trägt sie nur dazu bei die luftigen Bergwogen noch höher erscheinen zu machen.

Ueber die alte Mission San Diego und ihre einstige Pracht und Herrlichkeit hörte ich manches erzählen; ich hatte leider nicht Gelegenheit den Ort selbst zu besuchen. Man trifft daselbst noch jetzt die verwilderten Ueberbleibsel ausgedehnter Baum- und Bewässerungsanlagen, und einzelne von den Spaniern dorthin verpflanzte Gewächse liefern noch heute ihre Früchte in die Hände der neuen Besitznehmer des Landes. Amerikaner ernten jetzt die von Spaniern gepflanzten Feigen, castilische Opuntien, Oelbäume, Aepfel, Birnen und kleine Limonien. Hin und wieder sieht man in den nächsten Umgebungen noch einzelne Palmen (palma real) stehen, die ihren künstlichen Standort ebenfalls den Spaniern verdanken. Ich hatte diese Palme schon an andern Orten im spanischen Amerika bemerkt, und sie ist vielleicht identisch mit Oreodoxa regalis, Humb.

Eine weitere Ansicht landeinwärts gegen Süden ist ihrer Einzeltheile wegen besonders charakteristisch. Den Vorgrund nimmt eine gleichmäßig geneigte tertiär-diluviale Fläche ein, welche mit der schon oben bezeichneten Gestrüppvegetation bedeckt ist. Hinter diesem schiefen Horizont erheben sich die Häupter zweier vereinzelt stehenden Bergformen. Sie machten mir, von allen Seiten gleich und immer zusammen hervorstehend, den Eindruck von zwei Bergdioskuren; der eine mit Namen San Miguel hat die gewöhnliche Form von Uebergangsschiefer, der andere, „Huamata,“ soll aus Quarz und Quarzschiefergesteinen gebildet seyn. Diese wenigen landschaftlichen Bestandtheile setzen hier eine öde, aber großartige Landschaft zusammen, die ich noch besonders eine analytische nennen möchte, da die sie bildenden Massen zugleich die geognostische Structur des Landstriches zu erkennen geben.

Wie schon bemerkt, ist das Thal des San Diegoflusses ganz kahl, und sowohl seine Sohle, als die 40—50 Fuß steilabfallenden Wände sind fortwährender Abwaschung von Regen und Ueberschwemmungen ausgesetzt, wie sie der Natur von Wechselbächen (intermittent rivers) überhaupt zukommen. Das Bett war in diesem Augenblick ganz baar und eben der bald eintretenden Regenzeit harrend. Der Fluß läuft indessen unterirdisch, und sein Wasser befand sich etwa 3—4 Fuß unter der Thalsohle, und behauptet da einen sehr niederen Wärmegrad. habe schon oben die Brunnen beschrieben welche sich die Bevölkerung von San Diego in dem Flußbett einrichtete, und welche natürlich bei der Wahl des Bauplatzes maßgebend waren. Die Neu-San-Diego anlegenden Amerikaner, stets Schiffwasser höher anschlagend als Trinkwasser, fanden die Lage von Alt-San-Diego am versandeten Hafen unzweck-

mäßig, und suchten in der Bay einen Platz wo Schiffe bei gehöriger Tiefe landen konnten. Der Platz wo Neu-San-Diego steht, ist ein solcher; allein die ungeheuren jungen Sedimentschichten ließen sie auch auf 500 Fuß Tiefe kein trinkbares Wasser finden. Da der ganze Platz überhaupt nicht zu der Bedeutung gelangte wie übertriebener Speculationseifer vorausgesetzt hatte, so trug es sich nicht aus Wasser für Privaten künstlich herbeizuführen, wie das Vereinigte-Staaten-Gouvernement zu thun hat um seine Dienstbevölkerung damit zu versehen. Täglich geht ein achtspänniger Maulthierzug hin und her, um in Fässern das nöthige Wasser beizuschaffen.

Die geognostische Beschaffenheit dieser Küste scheint keine erfolgreichen Bohrversuche für Süßwasser zuzulassen, und auf die Tiefe zu gehen, wo man auf die unterliegenden krystallinischen Schichten kommen würde, dürfte sich erst zu einer Zeit lohnen wenn in Washington die Ausführung einer Südsee-Eisenbahn zum Gesetz gemacht würde.

Der vom San-Diego-Fluß herabgeführte Gries und Sand scheint zunächst die Ursache vom Versanden der falschen Bay gewesen zu seyn, so wie vielleicht überhaupt der Leuchtthurm-Rücken und die umgebenden Strandflächen alle sein Erzeugniß sind. Wenigstens wird auch sein schädlicher Einfluß für den gegenwärtigen Hafen befürchtet, weßhalb die Vereinigte-Staatenregierung einmal eine Flußregulirung beabsichtigte, wonach alles herabkommende Flußmaterial in den Puerto-Falso geleitet werden sollte. Es waren hiezu mehrere Plane vorgelegt worden. Einer davon war mit einer dictatorischen Bureauclausel angenommen worden, nach welcher der Canal die geradeste Richtung zu nehmen hatte, wozu sich der Ingenieur nolens volens bequemen mußte. Es erwies sich aber nur eine um so schleunigere Wiederausfüllung des Flußbettes durch das von den ersten Regenfluthen herabgeführte erdige Material.

Die Thierwelt um San Diego ist mehr oder weniger durch hier ansässige Civilisation unter ihr natürliches Niveau gebracht, und ist besonders an Säugethieren arm. Die vier charakteristischen Formen sind der Coyotl (Canis latrans), ein Stinkthier (Putorius xanthogenys), ein Erdnager (Spermophilus Beecheyi), und in einiger Entfernung ein Reh (Cervus columbianus); an Vögeln ist das Verzeichniß etwas vollständiger. Es erscheinen hier der californische Geyer (Cathartes californianus), ein Sperber (Falco sparverius), eine kleine Erdeule (Athene cunicularia), ein Grundkukuk (Geococcyx californianus), der Gürteleisvogel (Ceryle alcyon). Ein Fliegenschnäpper, den ich noch nicht zu bestimmen Gelegenheit hatte, ein Bergspottvogel (Oreoscoptes montanus), ein Rabe (Corvus carnivorus), ein Feldhuhn (Lophortyx californicus), ein weißer Reiher (Garzetta candidissima), ein Säbelschnäbler (Numenius longirostris), einige Entenarten und ein Pelican (Pelicanus fuscus), nebst einem großen Anhang von Küsten- und Seevögeln, die übrigens nicht local-charakteristisch sind.

Der Monte Vulture im Basilikat.

Mit Berücksichtigung der Erdbeben in den Jahren 1851 und 1857.

(Von Dr. S.)

In dem Erdbeben, welches in der Nacht vom 16—17 December des Jahres 1857 die neapolitanische Provinz Basilikata und die angränzenden Gegenden auf eine furchtbare Weise verheerte, spielt der Monte Vulture, ein erloschener Vulcan, keine unbedeutende Rolle. Obschon er keineswegs als Centrum dieser weit ausgebreiteten, verheerenden Katastrophe anzusehen ist, so offenbarte er doch die Gährungen und Zuckungen im Innern der Erde auf so auffallende, und die Bewohner der rings um ihn her befindlichen Dörfer, Flecken und Städte so sehr erschreckende Weise daß aller Augen sich auf ihn richteten, und nichts geringeres als eine neue vollständige Eruption oder wenigstens ein Hervorplatzen von Lava aus seinem längst erstarrten Innern erwartet wurde. Doch es blieb gottlob bei periodischem Brummen und Poltern in seinen Eingeweiden, und die kochenden, brodelnden Stoffe machten sich Luft in einer großen Anzahl neuer Schwefelquellen, und in dem Entströmen von mephitischen Dünsten aus zahllosen Ritzen und Spalten der uralten Lava.

Vor einigen Jahren schilderte ich im „Ausland" meine Reise-Erlebnisse in der wenig bekannten Provinz Basilikata; ich umkreiste und bestieg den Vulture, beschäftigte mich aber damals nicht weiter mit ihm als er in das Bereich meiner Reise gehörte. Die traurige Berühmtheit welche das Basilikat durch das jüngste Erdbeben erlangte, rechtfertigt jetzt ohne Zweifel eine von jener Reiseschilderung gänzlich unabhängige nähere Skizze über diesen Berg, zumal von neapolitanischen Schriftstellern und Touristen außerordentlich wenig für die genauere Kunde der innern Provinzen des Königreichs geleistet wird.

Südwestlich von den Städten Melfi und Rapolla, und in geringer Entfernung von denselben erhebt sich der Monte Vulture gleich einer Insel aus der Kette der Apenninen. Obschon in beträchtlicher Entfernung von der Küste des adriatischen Meeres, ist er doch fast überall aus der apulischen Ebene sichtbar; die Bewohner von Ascoli, Foggia, Cerignola, Canosa, Barletta, Trani u. s. w. richten ihre Blicke wie nach einem Wetterpropheten auf ihn, und in der That ist das geringste Wölkchen, das aus südlicher Richtung um seinen Scheitel sich zusammenzieht, der Vorbote eines Sciroccosturms und heftiger Regengüsse. Er befindet sich an der nordöstlichen Gränze des Basilikats und Apuliens, fast inmitten der Linie die man von Salerno am tyrrhenischen Meere durch das Land hindurch nach Trani an das adriatische Meer zieht. Man besteigt ihn am bequemsten von Melfi und Rionero aus, und gelangt zu diesen Städten auf der Landstraße die von Neapel nach Salerno führt, und später von der großen kalabresischen Landstraße in nordöstlicher Richtung nach Bella und Atella abzweigt.

Den herrlichsten und erhabensten Anblick auf das Vulture-Gebirge hat man von dem schön und hoch über dem linken Ufer des Ofanto gelegenen Städtchen Monte Verde aus. Von hier aus erhebt sich die höchste Spitze majestätisch in der Gestalt eines abgestumpften Kegels aus einer Hochebene, von deren Basis rings umher kleinere Hügel und Berge wie Trabanten und Diener zu ihm emporschauen. Aus dem dunkeln Grün uralter, hochstämmiger Castanien schimmern die beiden Seen von Monticchio herauf, und in zierlichen Krümmungen rauscht der Ofanto,

der alte Aufidus zu unsern Füßen. Man kann die Umgebung des Vulture ohne Widerrede den schönsten Punkten des südlichen Italiens an die Seite stellen. Weniger malerisch, aber immer noch schön gestaltet sich der Anblick des alten erloschenen Vulcans von Lavello, Melfi, Barile, von Ginestra und Ripacandida aus. In einem Umfang von etwa 30 Miglien umgeben ihn gegen Norden die Bäche, welche die sogenannte Acqua Nera und dann die Melfi bilden, die sich in den Olivento ergießt; der Olivento selbst bespült die östlichen Ausläufer. Südlich fließt die nicht unbedeutende Fiumana di Atella, welche in der Gegend von Ruvo und S. Fele in den Waldungen von Monello entspringt, und sich in der Nähe der Seen von Monticchio in den Ofanto ergießt. Seine westlichen Abdachungen umgürtet der Ofanto. Der Apenninenzweig, welcher seine südwestliche Umgebung bildet, die sich mit den Ausläufern von Bella und S. Fele verbindet, kann gleichsam als eine Verlängerung des obern Ofanto-Beckens betrachtet werden, dessen niedrigere Erhebungen sich bis in den Hauptstock des Apennins hinein erstrecken, sich in diesem ausbreiten und mit ihm vermischen. Die höchsten Kuppen des Vulture-Gebirges erheben sich zwischen dem Ofanto und Rionero; sie senken sich nordöstlich und östlich in sanften Abhängen nach Melfi, Rapolla, Barile und Rionero herab, und bilden in südlicher Richtung, wo die Bergrücken, welche die Fiumana d'Atella begleiten, in schräger Richtung auf sie stoßen, einen Sattelpaß, durch welchen ein reizender Pfad (den ich in der oben erwähnten Reiseskizze schilderte) vom Kloster S. Michele am nördlichen Monticchio-See in wenigen Stunden nach Rionero oder Atella führt. Die beiden höchsten Spitzen des Vulture führen den Namen Pizzuto di Melfi, von der an ihrem Fuß gelegenen gleichnamigen Stadt, und Pizzuto di S. Michele von einer hier, wie auf vielen andern Bergspitzen des Königreichs beider Sicilien befindlichen, dem Erzengel Michael geweihten Capelle. Der ersten Spitze gibt man die Höhe von 4156 Fuß über dem Meer (2460 Fuß über Melfi), der andern die Höhe von 4125 Fuß. Die HH. Abich, Brocchi, Montani, Tenore und Gussone stellten in früheren Zeiten Messungen an, welche ziemlich übereinstimmten.

Auf den Höhen scheint der Vulture ganz aus vulcanischer Lava und Basaltbildungen zu bestehen; tiefer abwärts ist die Lavabildung mehr oder weniger alterirt und zersetzt, mit Tuff und Agglomerat vermengt. Alles aber weist auf ein sehr hohes geologisches Alter hin. Melfi und Rapolla, auf den höheren Ausläufern gelegen, scheinen auf den ältesten Gebilden, Barile und Rionero hingegen auf späteren Formationen zu ruhen. Unser Berg ist also ein erloschener Vulcan: seine Eruptionen greifen in eine Zeit hinauf welche die Geschichte nicht kennt. Kein alter Schriftsteller bezeichnet ihn als Vulcan, und überhaupt finden wir nur zwei Dichter die seiner gedenken; Horaz und Lucan. Auch in späterer Zeit war wenig von ihm wie vom ganzen Basilikat die Rede. Doch wurde er im vorigen Jahrhundert von den HH. Domenico Tata und Minervino geologisch und etymologisch, wenn auch vielleicht nicht besucht, doch beschrieben. Minervino's Werk über die Etymologie des Monte Vulture erschien zu Neapel im Jahr 1778, und strotzt von den fabelhaftesten Hypothesen über den Ursprung des Namens. Die indische, arabische, persische, hebräische und äthiopische Sprache wird dabei herangezogen. Von der Gier, mit welchem das Feuer und die Erdbeben des Vulture das umherliegende Land verschlangen und zerstörten, soll der Berg den Namen Geierberg (Vultur: Geier) erhalten haben! Confrontirt man indessen den Namen mit Vulturnus, den Varro (De L. L. 4, 55) für nicht lateinisch erklärt, so könnte man an samnitischen Ursprung denken, zumal Samniter in dem nahegelegenen Venusia und in Luceria wohnten, aber lange vor den Samnitern hatten primitive Griechen, Pelasger, Thracier, hier ihre Niederlassungen. Ihnen erschien das nahe Gebirge in seinen wildzerrissenen, durchwühlten und nackten Formen ohne Zweifel viel schrecklicher und unwirthbarer als den spätern Generationen, und vielleicht nannten sie dasselbe *Οὔλτυρος* (von *ὅλος*, omnis und *τύρος* von *τυρόω*, turbo), woraus später der sabellische oder lateinische Name Vultur entstand, der sich bis auf unsere Tage erhalten hat.

Die Bergspitzen welche sich Rionero gegenüber erheben, treten in einer Entfernung von 4 Miglien, von der Melfi- bis zur St. Michaelsspitze, in eigenthümlichen Zacken und Vorsprüngen auf, welche die Namen Punta di Orlando, Ficozii, Reviere führen. Häufig senken sich die ebeneren Flächen plötzlich wie abgeschnitten in die Tiefe, und aus den jäh abstürzenden Wasserrinnen schäumen bei Regenwetter prächtige Cascaden herab. Fast die ganze Ostseite des Vulture ist von hohem und kräftigem Baumwuchse entblößt. Ueberall wechselt vulcanisches Gebilde mit anderem Gestein, doch springen zwischen Atella und Rionero mehrere Lavaströme in die Augen, an welchen der Geologe in großer Fülle alle Abstufungen der härtesten basaltinischen Lava bis zu den zersetztesten Bildungen herab studieren könnte. Letztere treten besonders zwischen Barile und Rapolla auf; die Bergströme wuschen sie bis auf ihre Wurzeln rein und erzeugten Höhlen, Grotten und Trichter, welche gleichsam ihr Inneres erschließen.

Prachtvoll, majestätisch ist die Aussicht vom Pizzuto di Melfi aus. Ein Sonnenaufgang oder ein Sonnenuntergang an diesem Punkt gewährt den erhabensten Genuß, der sich würdig demjenigen an die Seite stellen darf den die berühmtesten Aussichtspunkte in der Umgegend Neapels gewähren. Aber wie selten verirrt sich der Fuß eines Wanderers auf den Monte Vulture! Rings umstarrt von der schauerlichen Werkstätte Vulcans, von Zinken und Zacken, von Schründen und Schlunden umgeben, schweift das Auge über die dichten Kastanienwälder und die Seen hinaus die sie umschatten, über die Hügel hinunter die bald größer bald kleiner wie zu ihrem Herrscher emporstreben, und findet endlich in der schönen, vom Ofanto und von kleineren Bächen durchrauschten, mit vielen Städten und Orten gezierten Ebene seinen Ruhepunkt. Den Hintergrund schmückt in blauer Ferne, von leichtem Nebelflor umsäumt, das adriatische Meer.

Diese Höhen des Vulture sind reich an seltenen Pflanzen: es werden mehrere gefunden die sonst nur in viel höheren Alpengegenden vorzukommen pflegen. Wir fanden z. B. Opoponax, Bromus erectus, Phleum ambiguum, Silene hispanica, Medicago falcata, Dianthus ferrugineus und eine andere schöne, wohlriechende Dianthus-Species, bekannt unter dem Namen der „Nelke vom Vulture" (Garofalo del Vulture), welche von Hrn. Tenore in den botanischen Garten Neapels verpflanzt wurde. Auch die nahen Kastanienwälder bergen manche schöne Blume, besonders das sogenannte Bosco de' Piloni, welches von den Wasserbehältern (pile) seinen Namen hat, die hier, um die weidenden Heerden zu tränken, vielfältig angebracht sind. Die hier vorkommende Lava schimmert grün-gelblich und braun, und übt auf die Magnetnadel besondere Anziehungskraft. Die Fossa di Faraone scheint ebenfalls die uralte Kraterbildung eines erloschenen Vulcans zu seyn, der ohne Zweifel einst mit großer Kraft seine Eruptionen machte, denn auf 20 bis 24 Miglien Entfernung findet man in dieser Richtung isolirte, ausgeschleuderte Tuffe, Aschenschichten und Lapillen. Süd-

westlich von diesen Höhen steigt man in einer von ihnen gebildeten elliptischen Mulde, auf reizendem Pfade, etwa eine Miglie weit, in ein Becken hinab, welches zwei Seen umschließt, deren wunderschöne, romantische Umgebungen den Wanderer auf zauberische Weise fesseln: der eine hat etwa eine halbe Stunde Umfang und eine Tiefe von 172 Palmen. Der andere ist doppelt so groß, aber weniger tief. Es sind die Seen von Monticchio. In dem nahe (bei dem kleineren See) gelegenen Kloster S. Michele findet der Reisende Aufnahme und einige Erquickung. Obschon die nächsten Umgebungen der beiden Seen von angebautem Land, von Kastanienwäldern und kleineren Hügeln umgeben sind, so offenbaren sie doch in der weiter entfernten wildzerrissenen und zerklüfteten Umwallung ihre ursprüngliche Beschaffenheit als Krater eines Vulcans sehr deutlich. An einer der kahlsten, schroffsten und senkrechtesten Wände dieses Kraterrandes, etwa 1000 Fuß vom Pizzuto di S. Michele überragt, liegt das eben genannte Kloster. Blickt man in die Höhe, so erkennt man vielfache Spalten, Höhlen und Risse, sowohl in den härtesten basaltinischen als in den gemischteren und gelockerten Massen; große und kleine herabgerollte Blöcke und überhängende, drohende Felsstücke flößen diesem einsamen Ansiedelungspunkte gerade keine Gefühle von Schutz und Zuversicht ein, dennoch blieb das Kloster von allen Bergstürzen verschont, wurde aber durch das heftige Erdbeben vom 14 August 1851 verwüstet. Die Erderschütterungen vom 16/17 Dec. 1857, welche dem größten Theile des Basilikats und einigen Gegenden des Principats so verderblich wurden, richteten hier verhältnißmäßig geringe Zerstörungen an. Man erzählt daß am 14 Aug. 1851 einer der Mönche mit Feldarbeit am Ufer des kleinern Sees beschäftigt gewesen, als plötzlich bei unterirdischem Donner das Wasser zu brodeln und in unzähligen Blasen zu kochen und zu dampfen angefangen. Erschreckt und erstaunt lief er ins Kloster und rief die Bewohner desselben, seine Gefährten, herbei. Alle, bis auf zwei die in der Küche beschäftigt waren, eilten ins Freie und betrachteten das wunderbare Schauspiel. Plötzlich erhoben sich unter furchtbarem Geprassel hohe Wasserblasen, der See trat kochend über die Ufer, die Erde erbebte und das Kloster sank in Schutt und Trümmern zusammen. Die Mönche waren gerettet bis auf die von Geschäften zurückgehaltenen zwei. Seitdem wurde das Kloster wieder hergestellt, die Kirche ist gleichsam aus dem basaltischen Tuff herausgeschnitten, sie enthält ein Bildniß des heiligen Michael und eine Quelle schwefelhaltigen Wassers, welchem vom Volke wunderthätige Wirkungen zugeschrieben werden.

Der kleinere See hat eine ovale Form und liegt etwa 1800 bis 1850 F. über dem Meere. Er ist weniger fischreich als der andere, weil er geringeren Zufluß von frischem Quellwasser empfängt. Daß er überhaupt Fische enthält, ist zu bewundern wenn man die vielen aufsteigenden Blasen und die gasartigen Ausströmungen ringsumher beobachtet, indessen findet eine fast immerwährende Bewegung der Wasseroberfläche statt. Die Wandungen welche ihn in unmittelbarer Nähe, die Höhen welche ihn ferner umgeben, die Beschaffenheit des Wassers und der Gasausströmungen bezeugen seine Eigenschaft als diejenige eines alten vulcanischen Kraters. Die Professoren Tenore, Gussone u. a., welche die Lava untersuchten, sind der Ansicht daß er am letzten von allen andern Kratern der ganzen vulcanischen Umgebung erlosch.

Der größere See empfängt die zufließenden Gewässer des andern durch einen Canal, welcher 200 Palmen lang in den trachytischen Damm gehauen ist, der wie ein Isthmus zwischen beiden sich erhebt. Dieser Canal ist aller Wahrscheinlichkeit nach ein Werk der früheren Mönche des Vulture, welche auf dem erhabensten Punkte dieser Erdzunge ein großes Kloster aus den festesten Lavablöcken zusammengefügt bewohnten. Von diesem Kloster des heiligen Isidor sind noch malerische Trümmer von hundertjährigem Epheu mit außerordentlich dicken Stämmen umrankt vorhanden. Ein wunderschöner Kranz von Gebüsch und Laubholz, das die wellenförmigen, sanft anschwellenden und mit den Apenninen-Ausläufern sich verbindenden Hügel überkleidet, umgibt den größern See, welcher außer seiner elliptischen Form wenig vulcanisches zeigt. Seine Ufer sind flach und seine größte Tiefe beträgt nicht mehr als 80 Palmen. Gegen Südwest besitzt er einen Abfluß, der von andern kleinen Quellen verstärkt einen Bach bildet, welcher in unzähligen Krümmungen durch dichten Kastanienwald etwa eine halbe Stunde weit sich fortschlängelt und sich dann in geringer Entfernung von der Brücke Pietra dell' Oglio in den Ofanto ergießt. Zwischen diesem Abfluß des Sees und der Fiumara d'Atella, die ebenfalls in den Ofanto (Aufidus) mündet, liegen auf felsiger Höhe, rings von uralten Kastanien umgeben, die Ruinen des Castells von Monticchio. Außer Aalen und Schleihen von sehr schwarzer Farbe wird im größern See in Menge ein Fisch, Sardina genannt, gefangen, welchem die HH. Tenore und Costa (Fauna del Regno Delle Due Sicilie) den Namen Cyprinus Vulturi oder Leuciscus vulturinus gaben. Da er reicher an zuströmendem Quellwasser ist als der andere, so besitzt er auch einen größern Reichthum an Fischen; dieser Reichthum wird indessen durch Schwefelausdünstungen, Erdbeben und außerordentliche Gasentwickelung im Grunde des Sees, zu Zeiten wie z. B. 1851 und 1857, sehr geschmälert. Am 14 August 1851 kamen in Folge des plötzlichen Aufbrodelns und Aufschäumens des Sees fast alle Fische ums Leben. Bedenkt man daß in der vulcanischen Umgegend Neapels kein Landsee, nicht einmal die größern Seen von Agnano und Averno Fische bergen, so ist das Vorkommen von mehreren Fischspecies in den Seen von Monticchio doppelt bemerkenswerth. Der Uferrand beider ist mit prächtigen, großen, weißen Nymphäen (N. alba) und verschiedenen Potamogeton-Arten, darunter eine nur hier vorkommende, dicht bewachsen, sie dienen besonders den großen, schwarzen Schleihen als Lieblingsaufenthalt.

In Betreff der geologischen Schilderung des Vulture verweise ich auf Abichs „geologische Beobachtungen," auf Tchichatschoff's, Brocchi's, Tenore's, Gussone's u. a. Bemerkungen über diese Gegend. Man darf sich unter dem Vulture keinen isolirten kegelförmigen Vulcan vorstellen, sondern muß vielmehr eine ganz vulcanische Gegend unter diesem Namen begreifen. Die beiden Seen und die Fossa di Faraone sind die Hauptkrater, welche indessen zu sehr verschiedenen Epochen sich gebildet zu haben scheinen. Außerdem gibt es aber noch mehrere kleinere Kraterbildungen, und selbst der Hügel auf welchem Melfi ruht, ist schwerlich etwas anderes als ein mit seinen Rändern zusammengestürzter Krater. Ueber die Zeit der Entstehung des Vulture ist nichts bekannt, nicht einmal von der Zeit seiner Ausbrüche und Lavaergießungen findet sich bei den alten Schriftstellern irgend eine Spur. Die Erhebungen, besonders die scheinbar jüngern, scheinen mit ungeheurer Gewalt und Erschütterung vor sich gegangen zu seyn, wie colossale Risse und Spalten an verschiedenen Stellen es andeuten; eine gewisse Regelmäßigkeit in der Erhebung ist nirgends sichtbar. Ueberhaupt unterscheidet sich der Vulture in seinen Bildungen von andern Vulcanen in vielfacher Beziehung, besonders von den im südlichen Europa bekannten Erhebungskratern. Die Tertiärniederschläge, welche das vulcanische Ge-

biet des Berges fast von allen Seiten umgeben, bilden fast immer horizontale Schichten, gerade so wie die Sandniederschläge der benachbarten Flüsse und Bäche, weßhalb einige Geologen diese Gebilde erst nach der Erhebung des Vulcans in der sogenannten Secundärepoche entstehen lassen. Aus den Niederschlägen des westlichen Randes, längs der Fiumara d'Atella, welche sich in den Ofanto ergießt, könnte man jedoch schließen daß, obschon die Erhebung der Hauptmasse, besonders die des östlichen Theils, vor der Tertiärepoche stattgehabt, eine Reihe localer Erhebungen dennoch dieser letztern Epoche angehören. Diese westlichen Erhebungen verfolgen eine sehr bestimmte Richtung und bilden, gleich den Ablagerungen tertiärer Sandschichten und dem vulcanischen Tuff am Atellabach, eine einzige zusammenhängende Masse, welche zu gleicher Zeit emporgehoben zu seyn scheint. Obschon es ein sehr gewagtes Unternehmen ist auch nur annäherungsweise das Alter erloschener und anderer Vulcane zu bezeichnen, und die Waltershausen'schen Alters-Bestimmungen der Lavaflüsse des Aetna, so geistreich sie immerhin seyn mögen, doch zu viel Phantasie verrathen, so fehlt es dennoch nicht an „Gelehrten" im Königreich Neapel, welche mit Bestimmtheit die Bildungsepoche des Vulture zwischen diejenige des Gargano und der phlegräischen Felder setzen, die wiederum der Geburt des Vulcans von Roccamonfina und dem ersten Ausbruch des Somma und Vesuvs vorausgiengen! Uebrigens deuten die häufigen Abweichungen welche das Secundärgebiet des Vulture in der Neigung seiner Schichten darbietet, nebst vielen andern Umständen deutlich darauf hin, daß in sehr verschiedenen Epochen außerordentliche Umwälzungen diese Gegenden getroffen haben; daher denn auch der oben angedeutete Ursprung seines Namens. Wann der Vulcan aufhörte die schweigenden Nächte des einsamen ihn umgebenden Gebiets mit seinem Feuer und seinen Lavaflüssen zu erleuchten, darüber schweigt die Geschichte. Es mag vielleicht zu der Epoche gewesen seyn wo das adriatische Meer, welches einst ganz Daunien überfluthete, aus dieser Gegend zurückwich, den Golf von Taranto bildete und dem ganzen südlichen Italien die heutige Gestalt verlieh. So dürfte auch einst der Vesuv erlöschen, wenn die Gewässer des tyrrhenischen Meeres weit von seinem Fuß zurückweichen.

Mit Ausnahme der Umgebungen der beiden Seen und einiger andern Plätze von sehr geringem Umfang, welche der Cultur, dem Ackerbau übergeben wurden, ist das ganze Vulture-Gebiet mit dichtem Gebüsch und Laubwald bedeckt, unter welchem die Kastanienwälder die Hauptrolle spielen. Einige dieser Kastanien erreichen einen enormen Umfang und dürfen sich mit dem berühmten Kastanienbaum am Aetna, dem „Castagno di cento cavalli" dreist messen. Einer derselben führt den Namen „castagno bruciato;" es ist freilich nichts anderes mehr als ein verdorrter und halb verbrannter Stamm, war aber bei weitem der colossalste unter allen den Riesenbäumen, die sich in der Nähe der Trümmer des Klosters S. Ippolito befinden. Er gab der ganzen einsamen, früher sehr verrufenen Umgegend dieses Klosters den Namen, treibt aber immer noch Stämme und Aeste aus seinen Wurzeln, welche ein Bild der Größe und Kraft gewähren. Ein Waldcomplex von mehr als 15 Moggien Ausdehnung gehört der constantinianischen Ordensgeistlichkeit. In alten Zeiten waren diese Wälder noch umfangreicher, und eben so wie diejenigen welche den Lago di Pesole (das alte Jagdrevier des Hohenstaufen Friedrichs II) umgeben, die Heimath von Bären, Wölfen und Schlangen. Jenseits des Piano della Spina verbinden sich die Wälder von Monticchio mit denen der Fossa di Faraone und des Bergrückens von Molara; auch diese besitzen den herrlichsten Baumwuchs und gewähren, obschon das innere Feuer der Erde längst erloschen, überall den Anblick einer unbeschreiblich üppigen Vegetation. Horaz redet in einer seiner Oden vom waldigen Rücken des Vulture: als Knabe zog er einst von seinem Geburtsort Venusia (jetzt Venosa genannt) bergan, versank hier oben in Schlummer, und fand bei seinem Erwachen das Haupt mit Lorbeerblättern bedeckt, welches vorüberflatternde Tauben mit prophetischem Instinkt über ihn ausgestreut hatten.

Etwa zwei Miglien von der Costa della Molara befindet sich das sogenannte heilige Wasser, die Acqua Santa, rings von blumenreichen, lachenden Wiesen umgürtet, die sich bis zu dem Orte der Acqua Rossa ausbreiten, welche von den rothen Eisenoxydniederschlägen ihren Namen hat. In der Nähe dieser Quelle und des Bachs, den sie bildet, ist alles Gestein mit rothem Ocker überzogen, wie denn überhaupt die ganze Umgebung aus eisenhaltigem Thon zu bestehen scheint, und ein Bild gänzlicher Zersetzung und Verwitterung der vulcanischen Massen darbietet. Die Acqua Santa sprudelt aus einer romantischen, mit Moos und Schlingpflanzen überzogenen Grotte hervor, welche aus der bröckeligen Lava dieser vulturianischen Gegend ausgehauen ist. Das Wasser ist eisenhaltig, angenehm säuerlich und gasreich, und stets frisch und klar, gleich dem Säuerling im Thale dell' Arena bei Rionero. Noch andere Quellen gewöhnlichen Wassers sprudeln rings umher empor; sie sammeln sich zu einem Bache, der die Acqua Rossa und die kleinen Zuflüsse aus dem Vareo della Creta aufnimmt, alles Gestein mit Ocker überzieht und oberhalb der oben erwähnten Brücke Pietra dell' Oglio, über welche von Melfi aus der Saumweg nach dem Städtchen Calitri führt, sich in den Ofanto ergießt. Im Mittelalter war die Acqua Santa berühmt, und mancher Kranke der Umgegend pilgerte zu ihr durch den Wald. Von Badeinrichtungen ist indessen keine Spur wahrzunehmen, obschon eine alte Inschrift in etwas unverständlichem Italienisch ihre heilkräftigen Eigenschaften als „lavacro" rühmt.

Außer diesen eisenhaltigen Lava- und Thonbildungen in der Nähe der Acqua Santa gibt es noch ein Thal, welches überaus reich an eisenhaltigem Thon ist, und deßhalb auch den bezeichnenden Namen Ferriera führt. Hier sind die Lavamassen weniger alterirt und zerbröckelt, und Schmelzhütten befanden sich früher in der Nähe. Diese wild romantische, einsame Gegend diente einst Räuberbanden als Schlupfwinkel, deren Anführer, ein gewisser Caesar Ricciardi, weit und breit Schrecken und Angst einflößte. Unter der Regierung der beiden ersten Vicekönige wohnte er als Eremit zuerst in einer Grotte neben dem durch Erdbeben zerstörten Kloster S. Ippolito, und nach ihm erhielt diese Grotte den Namen Grotta dell' Abate Cesare. Später wurde der Einsiedler aus Langerweile Räuberhauptmann. Man fürchtet noch jetzt, aber ohne Grund, diesen Walddistrict. Die jagdliebenden Mönche von S. Michele, von denen wir einige mit Flinten bewaffnet auf dem Wege nach Rionero trafen, versicherten uns daß in diesem Revier die beste Ausbeute an Wild gemacht werde.

Ueber die Erdbeben welche in früherer Zeit diese Gegenden verwüsteten, ist nur wenig bekannt. Unter der Regierung des Kaisers Hadrian wurde das untere Italien besonders schwer von Unglücksfällen aller Art, von Pest, Hungersnoth und Erdbeben heimgesucht. Der Kaiser mußte vielen verwüsteten Städten Unterstützung gewähren und andern die Abgaben erlassen. Damals ward auch Venusia auf 20 Jahre von allen Steuern befreit, wie eine Inschrift am Fuße einer Hadrians-Statue beweist, welche die dankbaren Venusiner dem Kaiser

festen. Ohne Zweifel hatten damals Erdbeben den Grund dieser Steuerbefreiung gebildet. Aus späterer Zeit finden sich wenig zuverlässige Berichte über die Erdbeben in der Gegend des Vulture, nur wissen wir daß im J. 1694 die Ortschaften Melfi, Rapolla, Barile, Rionero und Atella sehr erschüttert wurden. Damals stürzten in Rapolla die Kathedrale, der Palazzo baronale und sehr viele andere Gebäude gänzlich zusammen. Das stärkste Erdbeben, welches die Vulture-Gegend seit etwa 500 Jahren erlebte, war das vom 14 August 1851. Melfi stürzte an diesem Tage mit seinen Kirchen und größern Gebäuden in einen Schutthaufen zusammen, und ringsumher, je nachdem die Entfernung vom Vulture größer oder geringer war, wurden die schrecklichsten Verwüstungen angerichtet. Außer Melfi, welches wie oben erwähnt, auf einem zusammengestürzten Krater erbaut scheint, litten am 14 August am meisten: Barile, Rapolla und Rionero. Damals schien der Vulture das wirkliche Centrum des entsetzlichen Naturereignisses, was am 16/17 Dec. 1857 keineswegs der Fall war. Vom Mittelpunkt des Vulture verbreitete sich das Erdbeben strahlenförmig bis über die Entfernung von 100 Miglien nach allen Richtungen, und wurde sogar auf den Inseln Ischia und Procida empfunden. In der zweiten Hälfte des August-Monats 1851 erbebte die Erde noch öfter, doch richteten die spätern Erschütterungen keinen bedeutenden Schaden mehr an. König Ferdinand II eilte im Jahr 1851 den schwer heimgesuchten Städten des nördlichen Basilikats in Person zu Hülfe, verweilte längere Zeit in Melfi, spendete mit eigener Hand bedeutende Gaben und tröstete wo er konnte. Dieß alles unterblieb auffallenderweise im Jahre 1857, obschon die Heimsuchung, der Jammer und die Noth in diesem Jahr tausendfach größer war, wie ich in einer kleinen Schrift,[1] welche so eben erschien, nachzuweisen bemüht war. Da im Spätsommer des Jahres 1851 Erderschütterungen auch in der Lombardei, in Oesterreich, Dalmatien, in Frankreich, und ganz besonders in der Schweiz (Wallis) stattfanden, so deutet dieses auf die außerordentliche Ausdehnung der unterirdischen Communicationen, ohne daß Feuerschlünde sich zu öffnen brauchten, hin; da aber, wie Humboldt bemerkt, die unterirdischen Kräfte sich chemisch durch Vulcane, dynamisch durch Erdbeben offenbaren, so schließen die oben geschilderten Symptome, welche das Vulture-Erdbeben vom Jahre 1851 begleiteten, keineswegs die Möglichkeit aus daß der erloschene Vulcan noch einmal, gleich dem Epomeo auf der Insel Ischia, dem Antisana in der Andes-Kette und dem neu (5 Aug. 1851) erstandenen Vulcan auf Guadalupe, emporzuflammen und glühende Lavaströme zu ergießen im Stande sey.

Wenn endlich schon seit Plinius' Zeiten (Plinius sagt in seiner Naturgeschichte II, 81: „was in den Wolken der Donner ist, das ist in der Erde das Erdbeben") die Gelehrten über die eigentliche Entstehung der Erdbeben uneinig waren und stets verschiedene Erklärungen lieferten, so wollen wir dieß Gebiet der Hypothesen andern zur Erforschung und Kritik überlassen, und hier nur kurz auf Dr. Otto Volgers neuestes Werk: „Untersuchungen über die Phänomene der Erdbeben in der Schweiz" (1858, Gotha bei Perthes) aufmerksam machen, in welchem die Centralfeuer-Theorie lebhaft und gründlich gegen viele andere bekämpft wird.

[1] Dr. C. W. Schnars: Reise durch die neapolitanische Provinz Basilicata und die angränzenden Gegenden mit Berücksichtigung des Erdbebens vom 16/17 December 1857. St. Gallen 1859. Verlag von Scheitlin und Zollikofer.

Die Parteistellung in den Vereinigten Staaten.

Henry Clay, Daniel Webster und John Calhoun sind die hervorragendsten Geister, die einsichtsvollsten Staatsmänner und ergreifendsten Redner des zweiten Geschlechtes im nordamerikanischen Staatenbunde. Sie sind würdige Nachfolger der Washington, Franklin, Jefferson und der vielen anderen im wechselvollen achtjährigen Befreiungskampfe. Wegen ihrer Heimathlande erfreuen sich diese drei Männer überdieß einer besonderen geographischen und geschichtlichen Bedeutung, nicht bloß für die Vergangenheit, sondern für alle die sturmvollen Tage künftiger Jahrhunderte. Clay, Webster und Calhoun enthalten den Inbegriff der dreifach getheilten Union, des Westens, des Ostens und des Südens, sie sind das Sinnbild ihrer widerstreitenden Interessen. Die Gegensätze zwischen den östlichen und westlichen Staaten mögen wohl, mittelst besonnener Nachgiebigkeit, mittelst Abwägung der gegenseitigen Vortheile, zum befriedigenden Austrag gelangen. Nicht ihr grundsätzlicher Widerstreit zum Süden. Die nördliche und westliche Opposition zum Sklavenzüchter im Süden hat ihre weitlaufenden und vielfach umschlungenen Wurzeln in allen menschlichen Gefühlen, in Recht und Gesittung. Widersatz und Widerwille begegnen sich allenthalben im staatlichen, im bürgerlichen, im religiösen und geistigen Leben. Calhoun, der Repräsentant dieses Südens, seiner Bedürfnisse und Ansprüche, verdient deßhalb eine vorzügliche Beachtung. Scheint doch das ganze Schicksal der Union von der Entfernung dieses Widerstreites, was kaum möglich, oder von einem mehr oder minder befriedigenden Vergleich jener feindlichen Interessen und Gefühle abzuhängen.

Unter den Sklavenstaaten im Süden behauptete und behauptet Südcarolina eine hervorragende Stellung. Die Einwohner sind wenig mit Fremden gemischt, beinahe durchgängig Angelsachsen. Nur einige Familien stammen von französischen Hugenotten und deutschen Protestanten, tüchtige Männer, welche das Vaterland für ihre Ueberzeugung hingaben. Hierin mag es begründet seyn daß die Südcaroliner durch selbständiges, selbst vertrauendes Wesen hervorragen, nicht minder auch durch hochherziges Benehmen und durch Rednergabe. Mehrere der großen Staatsmänner und ausgezeichneten Redner der Union sind aus diesem kleinen Staate, dessen freie weiße Bevölkerung selbst jetzt kaum 300,000 Seelen erreicht, hervorgegangen. So Lowndes, Pinkney, Legaré, Poinsett und Calhoun.

Patrick Calhoun, ein nach Amerika ausgewanderter Ire, war, wie nicht selten jene heißblütigen Kelten, ein Mann unabhängiger, überströmend freier Geistesrichtung. Bloß deßhalb stimmte Patrick gegen die Unionsverfassung, weil andere Bundesstaaten hiemit die Macht erhielten sein angenommenes Vaterland Südcarolina mit Abgaben zu belegen. Unter der Zucht eines solchen Vaters und in der Umgebung gleichgesinnter Männer ist der Sohn John Caldwell Calhoun (geboren gegen das Ende des Revolutionskrieges 18 Mai 1782) bis zu seinem 13ten Jahre innerhalb der waldreichen Gegenden des carolinischen Oberlandes herangewachsen. In diesem innigen Zusammenleben mit dem Vater wurzelt seine ganze spätere Laufbahn, wurzeln die Ansichten über die schrankenlose Souveränität der einzelnen Staaten, gegenüber der Centralregierung. Der Vater sandte ihn in die 50 Meilen von Calhouns Niederlassung entfernte Erziehungsanstalt eines Geistlichen, welcher zu gleicher Zeit eine Leihbibliothek führte für die nähere und entferntere Nachbarschaft. Der dreizehnjährige Calhoun las alles durcheinander: Rollin, Robertson und Voltaire, Cooks und andere Reisen,

philosophische Werke, worunter ihn einzelne Abschnitte von Locke's Abhandlung über den menschlichen Verstand, vorzüglich angezogen haben. Solche übermäßige und unverdaute Leserrien verbreiteten ein gefährliches Siechthum über den Geist und den Körper des jungen Mannes. Da ist seine einsichtsvolle Mutter, die Tochter eines tüchtigen Kämpfers im Revolutionskriege, Caldwell geheißen, dazwischen getreten. Der Sohn mußte die sitzende Lebensweise aufgeben, sich Bewegung machen und starke Arbeiten im Freien vornehmen. Calhoun bekam Geschmack an ländlichen Beschäftigungen, welche ihn, während eines langen arbeitsamen Lebens, aus kränklicher Hinfälligkeit wiederholt zu einem frohen gesunden Wesen emporrichteten.

Im achtzehnten Jahre besuchte Calhoun das Gymnasium, was man in England und Amerika gewöhnlich mit dem Worte „Academy" bezeichnet, im 20sten die Universität, promovirte 22 Jahre alt im Yale-Collegium zu New-Haven und ward im 25sten ausübender Advocat. Im folgenden Jahre saß er in der Legislatur Südcarolina's und nach kurzer Zeit im Congreß zu Washington. Die Versäumnisse der Kinderjahre, wenn man sie so nennen kann, wurden, wie in Amerika nicht selten geschieht, schnell nachgeholt. Calhoun und Genossen hatten und haben, bevor sie an die Bücher gehen, denken gelernt; die Bücher gelten den Amerikanern bloß als Geistesübungen, um mittelst derselben zu den Principien des Denkens und Handelns durchzudringen. Brach liegender, todter Stoff wird in jenen transatlantischen Staaten wenig eingesammelt.

Das Mitglied für Südcarolina hat im Jahr 1811 seinen Sitz im Congreß eingenommen. Krieg gegen Großbritannien war die schwerwiegende, folgenreiche Frage der Session. Die englische und die französische Regierung hatten durch ihre willkürlichen Erlasse den Handelsverkehr aller Neutralen und so auch den der Vereinigten Staaten vernichtet; gegen England ergiengen, wegen gewaltsamen Matrosenpressens auf amerikanischen Fahrzeugen, noch besondere Klagen. Freihandel und der Seeleute Recht war die Losung des Tages. Südcarolina stand an der Spitze der Kriegspartei; Lowndes, Cheves, Williams und Calhoun waren die Leiter der wichtigen Ausschüsse, welche den Krieg erklären und die Mittel hiezu anweisen sollten. Bei dieser Gelegenheit hat Calhoun, im Repräsentantenhause zu Washington, zum erstenmal das Wort ergriffen (12 December 1811.) „Der Krieg ist nothwendig; er wird bedingt durch das Gefühl der Ehre und Unabhängigkeit; nur niedrig Geborne können schmachvolle Unterwerfung ertragen. Die Mittel hiezu wird wohl das Land leicht aufbringen, welches einen Schiffsraum von einer Million Tonnen besitzt, einen Handel im jährlichen Werthe von 100 Millionen Dollars, das jährlich Fabricate erzeugt von 150 Millionen und wenigstens dreimal so viel an Bodenerzeugnissen." [1] Die Republik ist auch aus diesem Krieg gegen England, dem zweiten Unabhängigkeitskriege, wie amerikanische Schriftsteller ihn mit gutem Grund nennen, siegreich hervorgegangen. Die Marine des Mutterlandes hat an der Tochter eine ebenbürtige Rivalin gefunden — eine Thatsache unermeßlicher Folgen, mehr noch für die Zukunft als für die Gegenwart.

Das Amt eines Kriegsministers, unter Monroe's Präsidentschaft, bekleidete Calhoun vom December 1817 bis zum März 1825 zu seinem großen Ruhme. Die mannichfachen Wirrnisse im Verwaltungs- und Rechnungswesen wurden beseitigt; die neue Ordnung, der eingerichtete Geschäftsgang haben sich bewährt für alle folgenden Zeiten. Bei heranNahendem Ende des zweiten Zeitraumes der Monroe-Präsidentschaft ward der Kriegsminister von dem großen und einflußreichen Staate Pennsylvanien als Candidat für die Nachfolge aufgestellt. Calhoun ist zu Gunsten des Generals Jackson zurückgetreten und mit großer Mehrheit zum Vicepräsidenten gewählt worden. Als solcher hat Calhoun 1825 seinen Sitz im Congreß als Senatspräsident eingenommen. Es gebührt nämlich, vermöge des nordamerikanischen Grundgesetzes, dem Vicepräsidenten die Vorsitzerstelle im Senat, was ihn bei Gleichheit der Stimmen berechtigt, die Entscheidung zu geben.

Neben der Sklaverei liefert der Tarif oder Eingangszoll auf Rohstoffe und Fabricate die wichtigste strittige Frage zwischen dem Norden und Süden der Union. Der Süden hat Sklaven, der Norden keine: der Wohlstand des Südens beruht auf der Erzeugung von Rohproducten, der des Nordens auf Fabrikwesen und Handelsverkehr. Hohe Schutz- und Eingangszölle sind demnach im Interesse des Nordens, geringe Ansätze und freie Einfuhr zum Besten der südlichen Staaten. Südcarolina hatte sich bereits 1820 für das Princip des Freihandels erklärt, und später gegen die Zollerhöhungen von 1824 und 1828 förmlichen Widerspruch erhoben. Die Bundesregierung achtete nicht darauf und beliebte 1832 noch höhere Ansätze. Südcarolina verharrte jetzt nicht beim Widerspruch; man ist vom Wort zur That geschritten. Ein Ausschuß ist zusammengetreten, welcher sich über den Congreß erhob und (24 November 1832) den Tarif der Union für nichtig und ungesetzlich erklärte. „Der Congreß habe seine constitutionelle Befugniß überschritten; das Grundgesetz verlange gleiche Austheilung der Abgaben; der Süden werde jetzt zum Vortheile des Nordens mit neuen Taxen belegt. Die Bürger und Beamten im Staat Südcarolina, gleichwie in der ganzen Union dürften sich hieran nicht halten." Diese in der Unionsgeschichte folgenreiche Thatsache wird Nullification genannt, und ihr entschiedenster Vertheidiger ist Calhoun. Seine hierauf bezüglichen Reden, gehalten im Senat zu Washington (15, 16 und 26 Februar 1833), stehen in Form und Inhalt den größten geistigen Erzeugnissen der alten und neuen Welt würdig zur Seite. Präsident Jackson, der Held von New-Orleans, hatte gegen Südcarolina ein Ausschreiben gerichtet, worin er den Staat des Verraths bezichtigte und die Nullification für ungesetzlich erklärte. In einer Botschaft an den Congreß verlangte der Präsident die Vollmacht, den Aufstand mittelst der Land- und Seemacht niederzuschlagen, um die Rebellen der constitutionellen Ordnung zu unterwerfen. Gegen diese Botschaft, gemeinhin das Blut- und Gewaltgesetz geheißen, hat sich Calhoun in jenen unsterblichen Reden erhoben. Vergebens. Der Präsident siegte. Webster, dessen Rede von seiner whiggischen Partei der Calhouns gleichgesetzt wird, ist bei dieser Gelegenheit dem demokratischen Präsidenten getreulich beigestanden. Ein Bürgerkrieg stand bevor. Er ist durch Annahme des sogenannten Austraggesetzes von Henry Clay (vom 2 März 1833) beseitigt worden. Dessenungeachtet bilden Calhouns Nullifications- oder Vernichtungsreden, wegen des nachtheiligen Beispiels für alle Zukunft, eine Epoche in der Geschichte der Union. Mittelst des Clay-Austrages wurden die Schutzzölle für immer beseitigt; die Mautherträgnisse sollten künftig bloß als Einnahmsquelle dienen. Die Eingangszölle müßten innerhalb 9 Jahre derart herabgesetzt seyn daß die Einnahme die nothwendige Ausgabe nicht übersteige. „Die Geschichte lehre daß es den Völkern zum Nachtheil gereiche, wenn ihre Regierungen über viel Geld verfügen können."

---

[1] Speeches of John C. Calhoun. Edited by Richard K. Cralle. New-York 1853, 1, 3, 5.

Die Nullifications- oder Vernichtungssätze sind aus der strittigen Ansicht über die richtige Stellung der Einzelnstaaten zur Gesammtheit hervorgegangen. Die ganze Grundlage der Union ward hiedurch erschüttert und untergraben. Calhoun behauptete, jeder einzelne Staat habe die Befugniß, den Bruch des Grundgesetzes zu beurtheilen, und wie dem abgeholfen werden könne. Von den beiden Mitteln, aus der Union zu treten — ein Recht, welches von vielen behauptet wurde — oder einzelne Beschlüsse der Centralregierung zu verwerfen, wähle man aus Liebe zum gemeinsamen Vaterlande die letztere Maßregel. Sie sey die conservative, die Union bewahrende, und wäre bereits von den großen Begründern und Leitern der republikanischen Partei, wohl auch die Partei der Staatenrechte und später die demokratische genannt, von Jefferson und Madison, in der denkwürdigen Krisis von 1798, anempfohlen worden. Dieses rechtmäßige Veto der einzelnen Staaten gleiche dem Veto der alten römischen Tribunen; dadurch sey Rom groß geworden und habe sich nach und nach vom Druck der bevorrechteten Classen befreit. In dem scharfsinnigen, erst nach Calhouns Tode erschienenen Werke: „über das Grundgesetz und die Regierung der Vereinigten Staaten“ werden diese Ansichten weiter ausgeführt und Mittel vorgeschlagen zur Wahrung der Rechte des Südens. Der Plan zur Ernennung einer zweifachen gleichberechtigten Vollziehungsgewalt, eines Präsidenten aus dem Norden und eines andern aus dem Süden, ist der unglückseligste, welcher nur erdacht werden konnte. Eine solche Execution würde sich vom Beginn feindlich gegenüberstehen, und nach kurzer Zeit die Union selbst zerreißen.[1]

Calhoun betheiligte sich bei allen großen Geschäften und wichtigen Ereignissen der Union. Hievon zeugen seine gesammelten inhaltschweren Reden. Präsident Tyler erhob ihn (1844) zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten (Secretary of State), zu einer Zeit wo über die Einfügung von Texas in die Union und über die nordwestliche Gränzlinie zwischen der Union und Großbritannien Verhandlungen gepflogen wurden. Die Einfügung von Texas brachte Calhoun im Interesse der Sklavenbesitzer glücklich zu Stande. Die Gränzordnung in Oregon ist erst zur Zeit von Polks Präsidentschaft, unter Mitwirkung Calhouns, welcher als Senator Mäßigung empfahl, zu Stande gekommen. Die demokratische Regierungspartei wollte die Gränzlinie 50° 55″ gezogen wissen; die Opposition begnügte sich mit dem 49°, welche Linie auch dem sogenannten Oregon-Vertrag (15 Junius 1846) zu Grunde liegt. Der Aufnahme Californiens als Staat wurde vom Süden widersprochen, weil dessen Constitution die Sklaverei ausdrücklich verbietet. Aus demselben Grunde wollten sie auch Neu-Mexico nicht als Territorium oder Gebiet anerkannt wissen. Calhoun war in beiden Fragen wiederum das beredte Organ der Sklavenhalter. In seiner hierauf bezüglichen Rede (4 März 1850), welche er wegen körperlicher Schwäche nicht mehr selbst halten konnte — Mason, Senator aus Virginien, hat sie abgelesen — enthält einen trefflichen geschichtlichen Ueberblick des Sklavenwesens und der ganzen Agitation in Betreff der Sklaverei in den Vereinigten Staaten. Sie ist voll von Sophistereien, welche durch die Geschichte der letzten Jahre ihre Widerlegung gefunden haben. Nach ihm müßte es mit der föderativen Republik längst zu Ende seyn. Der Congreß sey nicht weniger despotisch wie der Selbstherrscher aller Reußen; dem Süden bleibe unter diesen Umständen keine andere Wahl als sich den Freiheitsstürmern im Norden zu fügen und seine Sklaven zu emancipiren, oder aus der Union zu scheiden und einen eigenen Staatenbund zu begründen. Die Union könne nur dann erhalten werden, wenn der Constitution der Vereinigten Staaten ein Zusatz beigefügt würde, wodurch die überwiegende Macht des Nordens beseitigt und das ehemalige Gleichgewicht zwischen Süden und Norden wieder hergestellt werde.

Worin der Zusatz bestehe, hat Calhoun in dieser Rede nicht ausgesprochen. Man weiß jedoch daß, wie erwähnt, zwei Präsidenten aufgestellt werden sollten, einer aus dem Norden und ein anderer aus dem Süden. Einige Wochen nach dieser denkwürdigen Rede — denkwürdig, weil sie den Schlüssel enthält zum Verständniß der ganzen Geschichte der Union, und namentlich der Politik des Südens — starb Calhoun zu Washington am 31 März 1850. Der Staatsmann aus Südcarolina besaß Geistesgaben und Thatkraft in hohem Grade; im Privatleben hat er immerdar einen fleckenlosen Charakter bewahrt, wofür selbst seine Gegner, Clay, Webster, Benton und andere zeugen. Wo südliches Parteiwesen seinen Geist nicht verdunkelte, sind seine Ansichten gesund, ist sein Urtheil treffend und durchgängig begründet. So widersetzte sich Calhoun der Resolution des Senators Allen von Ohio, welche darauf hinzielte der französischen Nation ein anerkennendes Schreiben zu übersenden wegen der (1848) glücklich vollbrachten Revolution und der Einführung einer republikanischen Verfassung. „Wahr,“ sprach Calhoun am 30 März 1848, „das französische Volk hat Großes ausgeführt, und zwar in kurzer Zeit, ohne viel Blutvergießen, ohne ungemeine Verwirrung. Diese Großthat, dieser schnelle Umsturz einer mächtigen Monarchie erregt unser Mitgefühl; die Zeit zu einer Beglückwünschung ist aber noch nicht gekommen. Die eigentliche Aufgabe ist noch zu lösen; die Franzosen haben eine Republik decretirt, jetzt müssen und sollen sie die Republik auch ins Leben rufen.“ Bei alledem darf die unparteiische Geschichte das harte Urtheil fällen: die Union hätte sich besser dabei befunden, wäre Calhoun niemals geboren worden. Seine zersetzenden Ansichten, sein Auftreten gegen die Central-Regierung hat schlimmen Samen zurückgelassen, welcher unter besondern Umständen der Einheit der föderativen Republik gefährlich werden kann. Calhoun ist der Gott des Südens, der Sklavenhalter, und namentlich seines Staates Südcarolina; man hat ihm dort bei Lebzeiten und nach seinem Tode gar große Ehren erwiesen. Alle die überschwänglichen Lobreden auf den großen Mann sind vor kurzem in einem eigenen Werke gesammelt erschienen, woraus von neuem hervorgeht, wie die innere und äußere Politik der Vereinigten Staaten mit der unglückseligen Sklavenfrage zusammenhängt. Die Schuld hievon tragen nicht die Vereinigten Staaten, sondern das Mutterland (!), wovon die transatlantischen Ansiedlungen ausgegangen.

Die ersten Sklaven wurden 1624 zu Virginien eingeführt. Vergebens protestirten die Colonisten dagegen; es wurden deren immer mehr eingebracht, und die Krone zog großen Vortheil davon. Zur Zeit der brittischen Herrschaft über die nordamerikanischen Colonien und bis zur Einführung der Unions-Verfassung von 1790 war es Sitte daß jeder seinen entlaufenen Sklaven, wo er ihn immer finden mochte, einfangen konnte. Die Constitution hatte diese Sitte zum Gesetz erhoben. Sie spricht zwar nicht von flüchtigen Sklaven. Die Wörter Sklave, Sklaverei, sind sogar in der Urkunde nicht enthalten; Madison

[1] The Works of John Calhoun. New-York 1853, I, 95, 392. „Von den beiden Präsidenten,“ fügt Calhoun hinzu, „möge der eine die Leitung der auswärtigen, der andere die der inneren Angelegenheiten erhalten, eine Theilung der Gewalt, welche durch das Loos entschieden werden solle.“

widersetzte sich deren Aufnahme. „Das Grundgesetz dürfe kein Eigenthum eines Menschen an einem andern anerkennen." Es heißt darum bloß: die entlaufenen, zur Arbeit verpflichteten Leute sollen herausgegeben werden.

Zur Zeit der Einführung der Constitution waren die südlichen wie die nördlichen Staaten der Union der Sklaverei entgegen. Die Staaten des Südens wünschten, gleichwie die Bewohner des Nordens, deren Abschaffung. Das änderte sich aber mit der Mehrung der Baumwollproduction; das Baumwollinteresse wurde der neue Hebel der Sklaverei, welches sie befestigte und auch ihre Ausbreitung veranlaßte.[1] Baumwolle erscheint in den ersten Jahren der nordamerikanischen Republik nicht unter den Producten der Ausfuhr. Erst im Jahre 1791 werden einige tausend Pfund Baumwolle als Ausfuhrartikel aufgeführt; aber diese Ausfuhr vermehrte sich in den folgenden Jahren derart daß bald ein großer Theil der Geschichte Nordamerika's sich um das Baumwollinteresse bewegte. Um neues Land für die Baumwollcultur zu gewinnen, erwarb die Centralregierung 1802 vom Staate Georgia dessen westliche Gegenden, aus denen die jetzt so blühenden Staaten Alabama und Mississippi entstanden. Im Jahre 1803 ward Louisiana von Frankreich erworben, woraus die drei Sklavenstaaten Louisiana, Arkansas und Missouri hervorgiengen. Die Gewinnung Florida's im Jahre 1819 brachte ein neues, großes Land zur Republik, geeignet zur Sklaverei. Alle diese Akte sind mehr oder weniger aus dem Baumwoll- und Sklaveninteresse hervorgegangen.

„Nichts ist so sicher," sagte einer der größten Präsidenten der Union, Thomas Jefferson, „als das Aufhören der Sklaverei in Nordamerika, nichts aber auch so sicher, als daß beide Racen, Schwarze und Weiße, nicht neben und miteinander leben können. Die Sklaverei ist ein furchtbares Unglück für den Sklavenbesitzer wie für den Sklaven selbst; wer auf den Namen Mensch Anspruch macht, kann die Institution an sich nicht vertheidigen." Nur fragt es sich bei besonnenen, edlen Menschen, wie man dieses große, von der Monarchie auf die Republik vererbte Uebel beseitigen könne. Das einzige wahre Mittel ist die Loskaufung der Sklaven und ihre Zurücksendung nach Afrika. Bereits 1820 ward auf der Westküste Afrika's die Colonie Liberia angelegt, um die freien Neger dorthin überzusiedeln. Amerikanische Institutionen wurden dort eingeführt, mit der Bestimmung daß sich hier kein Weißer niederlassen dürfe. Man fürchtet die überwiegend geistige Macht der kaukasischen Race. In spätern Jahren suchte man die Westländer Afrika's zu erforschen, um für Ansiedelungen freier Neger neuen Raum zu gewinnen. Nur in solcher Weise können zur Beseitigung der Sklaverei fruchtbare Vorbereitungen getroffen, und einst die Schwarzen in die Reihe cultivirter Völker, in die Weltgeschichte, eingeführt werden (?). Nicht so denken, nicht so verfahren aber jene Fanatiker jenseits des atlantischen Oceans, welche sich mit den Namen der Abolitionisten, Freibodenmänner ꝛc. belegen. Sie wollen das Unmögliche, und machen nur damit das ohnehin so harte Loos des Sklaven noch härter. Die Bewegung gegen die Sklaverei in der nordamerikanischen Union kann auf einen gewissen Harrison zurückgeführt werden, welcher 1836 eine Gegensklaverei-Gesellschaft gründete, und alsbaldige bedingungslose Freiheit (immediate and unconditional Emancipation) verlangte. Der tiefsinnige John G. Whittier (1808—53), ein großartiger, von Freiheit und Menschenwohl glühender Genius, ist der Tyrtäus dieser neuen Befreiungsgenossenschaft geworden. Vorzüglich das Entgegentreten Calhouns hat ihr die große Bedeutung gegeben.

[1] Hat das auch das Mutterland verschuldet? D. R.

Der Süßwassercanal vom Nil ins rothe Meer.

Das Lesseps'sche Unternehmen besteht, wie bekannt, aus zwei Wasserbauten: dem meerverbindenden Schiffscanal nämlich und dem Süßwassercanale von Cairo's Nähe nach Suez. Für diesen letztern hat Seyd Mohammed Pascha sehr liberale Landconcessionen gemacht, die möglicherweise einen Werth bekommen könnten, wenn in dem zur Zeit noch händearmen Nilthale sich einst ein solcher Ueberfluß an Arbeits- und Productionskräften zeigen sollte, der es erlaubt an die Unternehmung der Streifen Wüstenlandes und Felsbodens diesem Canale entlang zu denken. Uebrigens dürfte der von diesem Süßwassercanale entspringende Gewinn für Hrn. Lesseps wohl erst durch die Vollendung des Gesammtwerkes erreichbar werden, was die Sache sehr problematisch macht.

Die Summen die der Pascha auf das Lesseps'sche Unternehmen gezeichnet hat, sind ausschließlich zur Ausführung dieses Süßwassercanales bestimmt, der im Falle eines Scheiterns des zweiten und schwierigern Theiles des Unternehmens natürlich ersterm anheimfiele; auch ein Contractbruch könnte zu diesem Resultate führen, wie etwa eine Verrechnung in der zur Eröffnung des Suez-Pelusium-Canales festgesetzten Zeit, was bei dem durch die „Nil-barrages" bekannt gewordenen Linant-Bey leicht vorkommen könnte.

Es ist unzweifelbar daß ein Süßwassercanal vom Nil nach dem Terminus der Cairo-Suez-Eisenbahn am rothen Meere dort ein zweites Alexandrien ins Entstehen rufen wird, — ob nun der Suez-Pelusium-Canal zu Stande komme oder nicht. Da nun auch die Privatinteressen des Pascha an diesem Süßwassercanale betheiligt sind, so läßt sich voraussehen daß zu dessen schleuniger Ausführung weder Mühe noch Kosten an Geld und Leuten gespart werden, und daß dazu die Hälfte der zur Eisenbahn erforderten Zeit hinreichen dürfte, d. h. circa zwei Jahre, wie der Unternehmer verspricht.

Seyd Mohammed Pascha gilt als der größte Landeigenthümer in Aegypten, seine Besitzungen liegen noch dazu sämmtlich in Unter-Aegypten, das, wie bekannt, der werthvollste Theil des langgestreckten Nilthales ist, und sicher wird durch den projectirten Abzugscanal nach dem rothen Meere der Werth dieser Provinzen noch bedeutend vermehrt.

Der Generalstatthalter (Vely) von Aegypten ist gehalten auf Abschlag des Tributes jährlich 140,000 Ardeb Getreides nach Yambo und Dschedda zur Verfügung der dortigen türkischen Behörden zu stellen. Aus religiösem Antrieb soll der Vely diesen Sendungen von sich aus noch weitere 30,000 Ardep zur Vertheilung unter die Armen in den heiligen Städten beifügen; dazu kommt noch was auf dem Handelswege dahin gelangt, wodurch die durchschnittliche Masse der Getreidesendungen von Aegypten nach dem Hedschas sich jährlich auf circa 250,000 Ardeb belaufen mag. Ich hörte diese Summe auf 4 und 500,000

Arbeb veranschlagen, was aber schon in Betracht der vorhandenen Transportmittel unmöglich erscheint. Diese Getreidesendungen hatten bisher immer vom Hafen von Kosseir aus statt. Auf dem Karawanenwege von Kenneh nach Kosseir mögen 7 bis 8000 Kamele und eben so viele Esel circuliren. Ein Kamel trägt durchschnittlich $1\frac{1}{2}$ und der Esel ein halbes Arbeb. Diese Thiere machen die Reise hin und zurück nur zweimal des Monats. Das Hedschas bezieht noch überdieß starke Quantitäten von Duchen und Dahm (Getreidearten) aus Locheia, Hodeida und Suakin.

Während der letzten Handelskrisis hat sich der Preis von Weizen und Gerste in Ober-Aegypten 25 Proc. über die Curse von Alexandria und Cairo erhalten, dank der durch eine große Dürre im Hedschas veranlaßten außergewöhnlichen Nachfrage. Die ägyptische Regierung, zum Kauf unter allen Umständen gezwungen, mußte sich den Marktpreisen wie jeder andere Käufer fügen, was sie mit den noch nicht ganz verwischten Monopolgelüsten natürlich besonders anwiderte, und so denkt nun Seyd Mohammed Pascha durch einen Nilcanal nach Suez sich in Zukunft vor solchen Erpressungen zu bewahren, die so oft wie die häufigen Dürren im Hedschas wiederkehren. Zudem muß dem Getreidemangel im Hedschas auf alle Kosten vorgebeugt werden, weil dadurch der türkischen Regierung dort immer die größten Uebelstände erwachsen.

Durch die beabsichtigte Eisenbahn von Cairo nach Kenneh würde nicht bloß das aus dem Delta durch den Nilcanal nach dem rothen Meere abzuleitende Getreide reichlich ersetzt, sondern auch die Getreidepreise in Ober-Aegypten würden dadurch auf das Niveau der europäischen Curse gebracht werden wie in den übrigen Theilen des Landes, wodurch Kosseir jede Chance verlieren würde mit dem bevorzugten Suez in Zukunft concurriren zu können. Wie stiefväterlich Seyd Mohammed Pascha gegen das von seinen Vorgängern gepflegte Kosseir gestimmt ist, ersieht man an den unbeendigten und unbedachten neuen Stadtvierteln und den zahlreichen auf den Strand gezogenen Fahrzeugen, an welchen die entmuthigten Eigner keine Ausbesserung mehr wagen. Wie die Alexandria-Suez-Eisenbahn dem Pilgerzug über Kenneh und Kosseir ein Ende gemacht, so wird der Nilcanal nach Suez auch dem dortigen Getreidehandel nach dem Hedschas ein Ziel setzen.

Während der Krisis sind einzelne Versuche von Dschedda aus gemacht worden Getreide von Unter-Aegypten über Suez kommen zu lassen. Der vertheuerte Land- und Seetransport hatte jedoch die auf die Kosten der Waare gemachte Ersparung nahezu verschlungen, und nun da die Getreidepreise durch das ganze Land wieder in ihren Normalzustand zurückgekehrt sind, ist an eine Wiederholung dieses Versuches nicht mehr zu denken. Die Hauptursache dieser Vertheuerung der Transportmittel in Suez rührt vom Mangel an Kamelen und Schiffen her. Den ersteren unterhält die ägyptische Bankadministration geflissentlich, der letztere aber entspringt aus der Unthätigkeit und Unwissenheit der Bewohner von diesem Wüstenstädtchen, das mit Ausnahme von einigen Consuln und Dampfschiffsagenten, des täglich zunehmenden Verkehrs ungeachtet, noch wenig fremde Elemente angezogen hat. Die nächsten Monat zu eröffnende Cairo-Suez-Eisenbahn und mehr noch der projectirte Süßwassercanal wird indessen Suez wohl anziehend genug machen und dort eine Thätigkeit entwickeln, die auf den ganzen arabischen Golf einwirken muß.

Die im Anfang dieses Jahres bestehende Fracht von Kosseir nach Dschedda war 17 Piaster für das Arbeb Weizen, wenn am Versendungsort vorauszahlbar und 19 Piaster, wenn erst nach Ablieferung der Waare in Dschedda; in beiden Fällen jedoch nach dem Kosseircurse des Conventionsthalers, der damals auf 31 Piaster stund. Nach Yambo stellt sich diese Fracht 2 Piaster billiger. Dschedda liegt 450 engl. Meilen von Kosseir. Die ägyptischen und arabischen Fahrzeuge brauchen acht bis zehn Tage von Kosseir nach Dschedda, und dreimal so viel zurück. Die Eigner dieser Fahrzeuge rechnen bloß auf fünf Reisen des Jahres hin und zurück zwischen diesen beiden Plätzen. Rückfracht von Dschedda nach Kosseir gibt es keine, es sey denn gelegentlich einige Pilger und wenige Säcke Kaffees für den Localverbrauch von Ober-Aegypten.

Die ägyptische Regierung hat sowohl die Kamele wie die Schiffsfrachten in Kosseir tarifirt, natürlich nicht zu ihrem Nachtheil.

Die Kamelfracht für Regierungsgüter und Pilger ist folgendermaßen festgestellt: 30 Piaster für ein Arbeb Bohnen, 28 Piaster für Weizen und 26 Piaster für Gerste. Ein Pilger zahlt 30 P. und sein Gepäck 15 P. der Ctr. — den Kamelführern wird der Conventionsthaler zu 24 P. angerechnet. Von Kosseir nach Kenneh zurück sind starke Kamele für einen Conventionsthaler zu miethen, wenn man vorsichtig zu Werke geht. Der Handelsstand bezahlte im April d. J. die Kamellast von $1\frac{1}{2}$ Arbeb, von Kenneh nach Kosseir 45—50 P. in Conventionsthaler zu 31 P., also etwas mehr als die Regierungsfracht, was dem gerade statthabenden Pilgeranzug zuzuschreiben ist. Die Distanz von Kenneh nach Kosseir beträgt etwa 120 engl. Meilen; beladene Kamele legen dieselbe in vier bis fünf Tagen, und unbeladene in zwei bis drei Tagen zurück.

Die Seefracht für Regierungsgut ist auf 6 P. das Arbeb nach Yambo, und auf 8 P. nach Dschedda festgesetzt, die Conventionsthaler zu 20 Piaster gerechnet, und die Fracht natürlich nach Ablieferung der Waare zahlbar. Aus obigem ergibt sich nun:

1) daß das Hedschas als Minimum angenommen, jährlich 250,000 Arbeb Getreide aus dem Nilthal bezieht;
2) daß der Transport desselben vom Nilthal an die Ufer des rothen Meeres ebenfalls als Minimumannahme 2 fl. 48 kr. das Arbeb kostet, und
3) daß man im rothen Meere auf die Distanz von 450 engl. Meilen 48 kr. Fracht per Arbeb, also zwei Conventionsthaler die englische Tonne, bezahlt.

Es verdient hier noch beigefügt zu werden daß die gegenwärtig von Suez nach Dschedda ausgeführten Handelsgegenstände nicht das Drittheil der Tonnenzahl einnehmen, die jährlich vom letztern Hafen dort eingeführt werden, und daß diese Einfuhr bei einer zweckmäßigen Reduction des ägyptischen Eisenbahntarifs, so wie hauptsächlich durch die Construction des hier besprochenen Süßwassercanales leicht verdoppelt und verdreifacht werden könnte. Freilich reicht das orientalische Element zur zeitgemäßen Entwicklung des Handels und der Schifffahrt im arabischen Golf nicht hin. Die Mohammedaner im allgemeinen und die Araber ganz insbesondere sind Fortschritt und Regsamkeit feind. Nun da die Politik das ihrige gethan haben, um die heilige See des Islams dem Handel und der Civilisation zu eröffnen, hoffen wir daß nicht ein andrer Lloyd dem österreichischen im rothen Meer zuvorkomme, das für uns der nächste Weg zu den Tropen ist, und an Wichtigkeit für den Kaiserstaat nur dem schwarzen Meer nachsteht. E. W.

Eine siebenbürgische Stimme über die jetzigen Verhältnisse in den Donaufürstenthümern.

Allerdings haben Walachei und Moldau, so nahe einem wichtigen Meer, auf so langer Strecke bespült von einem der bedeutendsten Ströme Europa's, unter so glücklichem Himmel gelegen u. s. w., eine in manchen und wesentlichen Stücken bedeutende, ja viel versprechende Lage. Die beträchtlich ausgedehnten Gebirge an den Säumen eignen sich indessen nur in ganz geringem Maß zu anderm als zu Viehweide und Waldnutzung, und die Berge welche ihren Uebergang zu den großen Ebenen vermitteln, sind vorherrschend mager und unfruchtbar, und stellen deßhalb — wie auch viele von wilden Flüssen und Bächen durchlaufene Thäler — dem Anbau große Hindernisse entgegen. Auch die Ebenen, zusammen wohl zwei Drittel des ganzen Gebietes, können sich an Güte und nachhaltiger Kraft des Bodens mit denen Ungarns und des Pothales durchaus nicht messen, und leiden dazu vielfältig an außerordentlichem Wassermangel — alles Umstände welche des Landes Entwicklung nicht nur bisher ungemein verzögert haben, sondern es gewiß zu allen Zeiten noch werden.

Wohl eben so bedeutend sind die Hindernisse, welche dieser Fortschritt aber auch in dem geistigen Wesen, in den Charaktereigenthümlichkeiten des Volkes findet und stets finden wird. Ein großer Vorzug dieser Gegenden vor Siebenbürgen, Ungarn und manchen andern Ländern ist es daß in denselben, mit Ausnahme eines ganz geringen Theils, die Bevölkerung aus einem Stamm besteht, aus den Walachen, wie sie Deutsche und Ungarn, Rumunen wie sie sich selbst nennen, Romanen, wie sie der siebenbürgische Kanzleistyl in unbesonnener Nachgiebigkeit gegen persönliche und unhistorische Grillen zu benennen angefangen, und über deren Ursprung die Stimmen noch nicht ganz vereinigt sind. So viel wir dessen Art durch langjährige Erfahrung und leider fast tägliche Berührungen kennen lernten, sind diesen Walachen geistige Gaben durchaus nicht abzusprechen, und hat schon mancher von ihnen in Schulen anderer Sprachgenossen recht löbliches geleistet. Daneben aber haftet ihnen ziemlich allen eine übergroße Liebe zur Bequemlichkeit und zur Ruhe an, welche in solcher Entschiedenheit und Allgemeinheit für alle Zeiten ein ungeheures Hinderniß alles tüchtigen, bürgerlichen und staatlichen Gedeihens und Bestandes ist und seyn wird.

Der Walache rührt sich fast ohne Ausnahme nur wo und wann er eben muß, und ist aus seiner Ruhe nur durch bedeutende Bedürfnisse [1] aufzurütteln. Darum ergreift er, so viel irgend möglich, am liebsten Beschäftigungs- und Erwerbsarten, welche wenig Anstrengung erfordern, und hält es für einen argen Schreibfehler, wenn es an einer bekannten Stelle heißt, daß alle Menschen „im Schweiß ihres Angesichts ihr Brod" erwerben sollen. Darum kann so zu sagen jeder Genosse dieses Stammes trotz den fettgesegnetsten Boeren Südafrikas auch am Tag viele Stunden lang der Ruhe pflegen (am liebsten auf dem Bauch liegend, oder wo man nicht gerade sich lagern will, auf einen gewaltigen Stock gestützt), und ist er viel lieber ein Hirt als ein Bauer und gar ein Winzer, und sucht tausendmal eher durch einen wenn auch noch so kleinlichen Kram (dazu leider gar nicht selten auch Betrug und Diebstahl) sich seinen Unterhalt zu verschaffen als durch Betrieb eines Gewerbes, das sogleich ruht wenn sein Führer die Hände in den Schooß legt. So sehen wir denn daß in allen Gegenden, wo Walachen hausen, sie (ohne alle, von ihnen so gern angeführte und sogar von manchen Nichtkundigen geglaubte Unterdrückung [1] nur Hirten und Taglöhner sind, und andere Stellungen im Leben weder recht suchen, noch dauernd behaupten. Daß mithin ein Mitglied dieses Volkes ein solider Gewerbsmann, oder Lehrer, oder fleißiger Freund der Wissenschaften und manches andere mehr sey, ist eine fast unerhörte Sache, und selbst wo sie mit rührigeren Leuten (Deutschen, Ungarn) vielfältig im Verkehr stehen, wirkt solches Beispiel auf sie selten auch nur bis dahin, daß sie etwas größere Fenster oder einen elenden Schornstein an ihre Hütte anbringen, und dann und wann an ihre Stelle gar ein steinernes Haus setzen; im Wahren und Wesentlichen aber sind und bleiben sie, wenn auch bisweilen im Besitz von mehr Schafen oder Geld, doch gewöhnlich was sie sind, nur — Halbeuropäer. [2] Etwas halbes und unfertiges, schwankendes und unmännliches haftet ihnen fast allen und fast immer an. Sie erwarten, gleich ächten Slaven oder auch Sklaven, Anstoß und Leitung, Licht und Beispiel immer von andern und halten diese andern, insonderheit die „Franken" (nach dem Ausdruck der Ostländer), darum auch für ganz andere Leute denn sich selbst, über deren Einsicht und Unverdrossenheit im Schaffen sie sich freilich auch nicht genug verwundern können. Sie haben mancherlei gemein mit den leicht dahinlebenden „Schwarzen," mit den Iren, welche dies- und jenseits des atlantischen Oceans eine so passive, beklagenswerthe Rolle spielen, und mit deren Ahnen und Stammesbrüdern den Kelten (wie sie Mommsen so trefflich schildert). Kurz, das Feste und Sichere, das Entschlossene und Ausdauernde, das unermüdliche Ringen selbst nach den höchsten Zielen, was gegenwärtig vor allen den germanischen Stämmen nachgerühmt werden muß und ihre Söhne befähigt Indien unter ihre Befehle zu beugen, alle Meere zu beherrschen, den vierten Erdtheil einer ungeahnten Bildung entgegenzuführen, alle Gebiete des Wissens und Forschens zu durchmessen, das fehlt diesen Leuten noch durchaus und scheint ihnen — wie ja auch Völker ihre eigenen Gaben, ihre „sondre Weise" haben — größern Theils immer fehlen zu sollen.

Dazu kommen die mancherlei Hindernisse, welche ihrem Aufstreben mehrere der von ihnen bewohnten Landstriche entgegenstellen, die binnenländische Lage derselben, der Druck welchen auf sie der Natur der Sache nach das große Reich der östlichen, und so vollkommen centralisirten Slaven und die entschlossenen Magyaren zu allen Zeiten üben werden, die Wahrscheinlichkeit daß die deutsche Macht an der mittlern Donau gewiß noch geraume Zeit ihren allzukecken Selbständigkeitsgelüsten mit Kraft entgegentreten wird, ihre Entlegenheit von den Herden abendländischer Bildung, und ganz besonders auch die Starrheit, ja Verknöcherung ihrer Kirche, welche wohl noch sehr lange ein unüberwindlicher Damm für ihre Entwicklung seyn wird und noch manches andere mehr.

Nehmen wir solches alles zusammen und suchen daraus einige Schlüsse zu ziehen, so können es wohl kaum andere seyn, als die im nachstehenden kurz ausgesprochenen. Der Eifer mit welchem einige

---

[1] Die sind nun freilich überaus gering. Man denke nur an die von innen und außen so ärmlichen Wohnungen der Menschen, an ihre langen Fasten und anderes.

[1] Dieselbe ist in Siebenbürgen, besonders manchen Theilen des Landes, seit lange nicht von Bedeutung, vielmehr vielen Gliedern dieser Nation der Weg auch zu höhern Rangstufen in der Gesellschaft ziemlich (!) geöffnet gewesen.

[2] Das gilt schon von den Walachen Siebenbürgens. In den Fürstenthümern, wo ihre Nationaleigenthümlichkeiten wegen ihrer Unvermischtheit noch erkennbarer sind, tritt solches alles noch weit greller hervor.

(vorzüglich jüngere, vom „Nationalitätsdrang oder Fieber“ der Gegenwart einigermaßen angesteckte) Mitglieder des walachischen Volkes vorzüglich in den Donaufürstenthümern „für deren Vereinigung“ plaidiren, ja schreien und — Ducaten ausgeben, ist dem ganzen Volk so ziemlich fremd, obwohl er, tüchtigeren Grundlagen entsprossen als wir sie eben anerkennen müssen, einigermaßen zu loben seyn und wohl auch zu manchem Guten führen würde. Doch ist, auch wenn diese Provinzen wirklich zusammen kämen und es auf die Dauer blieben, ja wenn sogar, wovon jene exaltirten Köpfe fleißig genug träumen, dazu auch die übrigen Bruchtheile desselben Stammes geschlagen würden, von solchem Ganzen, von solchem Staat neuester Façon wenig rühmenswerthes und wahrhaft tüchtiges zu erwarten. [1] An vielen Reden in einem Ständehaus, an phrasenreichen Zeitungsartikeln, an allerlei andern Nationen nachgeäfften Einrichtungen, voraus natürlich an Sternwarten, Theatern und Akademien und schön herausgeputzten Regimentern wie Dämlein, würde es dem neuen Staatchen auch nicht fehlen; doch aber würde all solches Flick- und Affenwerk die innere Hohlheit des Ganzen nicht erfolgreich verdecken und keinen Einsichtigen zum Glauben[1] an einen kräftigen Bestand und eigenes urwüchsiges Leben des vor Gemachten verleiten. [2] Doch würde der neue Staat nur ein armes Schattenbild eines tüchtigen und gesunden seyn, und so lange er aufrecht stünde oder ihn die Eifersucht der Starken erhielte, stets eine klägliche Rolle spielen, ein unbedeutendes Glied in der Kette europäisch-christlicher Reiche und völlig ohne Werth für die Veredelung und den Fortschritt unseres Geschlechtes.

Wir wollen indessen nicht so unchristlich seyn, unsere walachischen Nachbarn an allen Versuchen einen Staat zu bilden hindern zu wollen: „hanc damus veniam,“ wenn wir von demselben, wie wir so ihre Art und den Werth solches Geschreies oder Strohfeuers kennen, leider auch nur sehr Bescheidenes hoffen können, und behaupten müssen daß alle welche anders sprechen und nach den zahlreichen umhergeworfenen volltönenden Phrasen Tüchtiges ja Großes von ihnen wie vielleicht auch von den nordwestlichen Italienern hoffen, dieselben viel zu wenig würdigen. Mögen daher alle Besonnenen von ihnen in diesem Stück nur geringes voraussehen, um nicht durch höchst wahrscheinliche gegentheilige Erfahrungen und Enttäuschungen aus angenehmen Träumen gerissen zu werden, und mögen vornehmlich die Deutschen sich hüten in ihrer oft belächelten Treuherzigkeit jene Bestrebungen durch unmittelbares Eingreifen eigentlich befördern zu wollen. Denn sie würden als Handlanger und Lastträger dabei freilich sehr willkommen seyn, hinterher aber dafür gewiß nur traurigen Dank ernten, wie die neuere Geschichte von Nordamerika, Rußland, Griechenland und Serbien sie warnend belehren kann. Und mögen sie zumal auch durch in den Zimmern, hinter Bücherwänden und Landkarten geborne Vorschläge zu Auswanderungen — wie überhaupt in das Unterdonau-Gebiet so zumal auch — in die Walachei und Moldau sich nicht verblenden lassen solchen Zureden etwa Folge zu leisten! Wenn gewichtige Stimmen vor einem Auszug selbst nach dem (so menschenarmen) Brasilien warnen, weil dort die wesentlichsten Bedingungen für das Gelingen solcher Einwanderungen noch fehlen, so darf so ziemlich das gleiche auch von jenen Ländern ausgesagt werden. Ihre Natur ist, wie schon angedeutet, nicht vorzüglich günstig, das Klima für Deutsche (wie die meisten Denksteine auf dem evangelischen Friedhof in Bukurest sie belehren können) wenig zuträglich, und dazu befänden sie sich, wenn nicht vielleicht irgend in imponirender Geschlossenheit angesessen, unter allen Umständen und zu allen Zeiten in bedenklicher Lage. Adelige und Pöbel würden sie als fremde, Rührigere und vielleicht vergleichsweise Wohlhabende fort und fort beneiden und gewiß vielfach Gelegenheit suchen und finden sie zu schädigen, zu quälen und — wie solches auch sonsther noch auszuführen — auf mannichfaltige, selbst vor dem größten Treubruch [1] nicht zurückschreckende Art als „Dünger“ für sich, ihren Eigennutz und ihre Faulheit zu benutzen. Und bis der Stamm dort, bis die jenes für Deutschland und Europa immerhin wichtige Gebiet umgebenden Völker alle so human und „christlich“ seyn werden, als die „policirten“ Deutschen schon jetzt sind, und als sie zumal von festen Neben- und Umwohnern wünschen müssen, kann, ja wird noch gar manches Jahrhundert „Vergessenheit werden.“

[1] Dabei kommt, außer mehrerem schon angedeuteten, noch wesentlich in Betracht daß, ungeachtet manche Bojaren gern „Soldaten zu spielen“ scheinen, das Volk im ganzen doch außerordentlich waffenscheu ist, wie u. a. die letzten Kämpfe in Ungarn und Siebenbürgen auf das unzweifelhafteste erwiesen haben. Geplündert freilich und gemordet haben Walachen damals recht nach Herzenslust, aber ohne größere Tapferkeit, als sie der Gascogner an den Tag legte, welcher sich rühmte, in einer Schlacht einem Feinde die Füße abgehauen zu haben, welchem ein anderer den Kopf schon abgesäbelt hatte.

[2] An Sardinien zu denken, und das Geschrei, das dieser unbedeutende Staat jetzt macht, liegt hier nahe; doch glauben wir, aufrichtig gesagt, noch viel eher daran daß die Neuitaliener sich gut regieren würden als die — Walachen.

[1] Die Leser erinnern sich vielleicht noch daß die ungarischen Revolutionäre im J. 1849 den wackern siebenbürgischen Pfarrer St. L. Roth bloß deßwegen in förmlichster Weise verdammten und erschossen, weil derselbe am meisten dazu beigetragen daß einige hundert Württemberger ins Land gekommen waren.

Eine Gerichtsverhandlung im westlichen Indien (Mangalur).

Es ist der heiße April, Morgens 11 Uhr: die Schreiber, Uebersetzer, Ober- und Unterbeamten im Gerichtshof sind gekommen und warten auf den englischen Richter. Der kommt endlich angefahren, wird von den Polizeidienern mit vorgetragenem Palmblätterschirm die Treppe heraufgeleitet und setzt sich auf den Gerichtsstuhl. Vorgeführt werden drei Kläger, arme Muselmanen, die sich doch durch den kühnern Blick und weltliche Gewandtheit vor dem Angeklagten auszeichnen. Dieser ist ein sehr spärlich gekleideter Tier oder Palmbauer, der dumpfbrütend vor sich hinstiert. Vorgelesen werden zuerst die Klagepunkte: daß nämlich Moeddin, der Neffe Polers, und Moeddin Cutti („Jung Moeddin), der Neffe Husseins, und Moeddin, der Neffe von Pakru Cutti am 12 Februar 1849 Montag Abends um 7 Uhr in Cagnangadu, Taluk („Ober-Amt) Becal, von dem Angeklagten Ambadi mit seinem Palmschneidmesser schwer verwundet worden seyen. Ambadi wird gefragt, hast du das gethan? und antwortet: nein! — Es müssen also die drei Kläger ihre Sache vorbringen. Der erste Moeddin sagt ungefähr dieses: „Vor zwei Monaten, den Tag weiß ich nicht mehr, gieng ich eines Abends, etwa eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang (er sagte 1½ Nalikas, d. h. 36 Minuten), zu dem Laden des zweiten Klägers. Noch andere Moplas kamen dorthin, um zum Kauen zu

kaufen; wir kauerten auf den Boden und kauten (den Betel). Da kam Ambadi mit der Kürbißflasche am Gürtel und dem Palmmesser, mit dem er auf die Cocosnußbäume steigt (und die Blüthenscheiden beschneidet, um täglich den Palmwein aufs neue fließen zu machen), trat keck in die Verandah (unter das Vordach) und setzte sich neben uns. Darüber sagte der dritte Kläger zu ihm: Höre, Ambadi, so mit deiner Kürbißflasche und dem Palmmesser mußt du dich nicht neben uns setzen. Ambadi sagte: was geht das dich an wo ich mich hinsetze? und hieb mit dem Messer auf ihn ein. Der floh, und der zweite Kläger trat aus seinem Laden heraus: „hört, vor meinem Laden dürft ihr keine Händel haben." — Alsbald verwundete ihn Ambadi an beiden Armen, so daß er zu Boden fiel. Ich sagte ein paar Worte, wofür er mich in den Hals und die Handfläche hieb. Davon sank ich ohnmächtig nieder, und weiß nichts weiteres zu erzählen." — Der Richter, der sich mit Bleistift die Hauptpunkte notirt hat, während die Schreiber in Malayalam protocollirten und der Uebersetzer es canaresisch wieder gab, fängt an zu fragen, durch Vermittlung eines Dolmetschers. Daraus entnehmen wir folgende Antworten des ersten Klägers; Ambadi wohnt 2 Nalika (48 Minuten) von meinem Haus entfernt, und seine Hütte ist wohl eine Stunde südlich vom Laden (in Mangora). Das Baumgut, in welchem er täglich die Cocospalmen besteigt, ist 2 Nalikas westlich vom Laden. Tier scheuen sich natürlich mit Messer und Kürbißflasche den Moplas nahe zu kommen; sie würden, wenn sie was kaufen wollen, in einiger Entfernung vom Laden ihr Werkzeug ablegen, und dann erst sich nähern. Ambadi aber kam ohne alle Scheu und berührte den zweiten Kläger, daher dessen Aufforderung an ihn, welche auf der Stelle mit einem Hieb erwiedert wurde. In Folge meiner Wunde kann ich den Kopf nicht drehen und mit der Hand noch nicht arbeiten. Sie schmerzt mich sehr. Sonst ist mein Geschäft Waaren in gleiche Bündel zu packen, welche auf dem Kopf fortgetragen werden, z. B. Reis in Moneds (von 28 Pfund), davon erhalte ich 5—6 Rupies des Monats. Dem Tier, der mich behandelte, habe ich 10 Rupies zahlen müssen, und für mein Essen habe ich in diesen zwei arbeitslosen Monaten 7—8 Rupies ausgegeben."

Der zweite Kläger wird vorgefordert, Husseins Neffe (denn obwohl die Moplas das Ehegesetz des Korans haben, ist ihr Erbrecht das der Malabaren — man erbt von der Mutter und ihrem Bruder; wie man daher sonst einen Sohn nach dem Vater benennt, so hier nach dem Onkel). Der Ladenhändler Moeddin also sagt: Am 2ten des Cumba oder Aquarius-Monats, 1½ Nalika nach Sonnenuntergang, als der erste Kläger bei mir saß, kam der dritte, um Betel zu kaufen. Noch waren zwei andere Freunde bei mir. Da kam Ambadi mit Kürbiß und Messer, und stellte sich neben uns. Der dritte verwies es ihm, worauf Ambadi sagte: „wenn ich auch komme, was geht's dich an!" Da hat ihn Kläger drei ein wenig gestoßen und ferner gerückt. Ambadi aber zog das Messer aus dem Gürtel und hieb ihn in die Handwurzel, worauf der sich nordwärts flüchtete. Ich sagte: „„Habt doch keine Händel vor meiner Ladenthüre;"„ da hieb er auf mich ein, und versetzte mir drei Wunden in den linken Oberarm und in beide Vorderarme. Ich fiel nieder; und bald fiel auch der dritte verwundet neben mich." Ausgefragt, antwortete er noch: „Ambadi wohnt südlich von meinem Laden, wohl 48 Minuten weit, und kam um Betel zu kaufen. Es ist dieß für ihn der nächste Laden; Häuser gibt's wohl, aber keine Läden in der Mitte. Mit dem Palmweingeräthe uns nahe zu kommen, ist für uns sehr entehrend. Dergleichen gehört eben der Tierkaste an. Tier, die im Laden was kaufen wollen, legen's immer zuerst ab, ehe sie herankommen. Dazu wurde auch Ambadi aufgefordert. Ich saß zwei Klafter weit vom dritten Kläger, als er verwundet wurde. Gepackt habe ich den Beklagten nicht, sondern nur als er dem Verwundeten nachsprang, zugerufen: thu's nicht! thu's nicht! worauf er umkehrte und mich anfiel. Meine Wunde brauchte 47 Tage zum Trocknen, und noch kann ich mit der Hand nichts arbeiten; auch kann ich den Arm nur bis an den Kopf aufheben, die Sehne ist verdorben und ich habe Schmerzen dabei. Für die Cur gab ich 10 Rupies. Ich nähre mich von einem kleinen Kaufladen, und wenn es Gelegenheit gibt, trage ich Lasten auf dem Kopf. So stelle ich mich des Monats auf 4 Rupies. Keiner von uns hat den Angeklagten geschlagen oder verwundet. Wenn ich auf der Polizei sagte, Ambadi habe sich zu uns gesetzt, während er doch nur hinstand, so erklärt sich das daraus daß ich mich damals noch nicht recht besonnen hatte." — Moeddin, der dritte, sagte: ich gieng in Moeddins Laden um Kaufstoff zu kaufen. Als ich mich niederließ und kaute, kam Ambadi und stellte sich neben mich. Da kam ein Tropfen von dem Wasser in seiner Flasche auf mich.[1] Ich sagte: „so? du stellst dich mit Wasser und Flasche neben uns?" — Er fieng an mich zu schmähen, und ich schob ihn etwas ferner. Natürlich, denn sein Flaschenwasser war an mich gekommen. Da hieb er mir mit dem Messer eins über die Handwurzel und in die linke Brust: ich floh, fiel 10 Klafter weit vom Laden nieder. Vor dem Laden gab es dann ein Handgemenge, und als man mich aufhob und zurückbrachte, hörte ich wie auch die andern verwundet worden seyen. Wenn uns ein solches Messer oder Flasche berührt, ist es eine große Schande, daher auch unsere Stammgenossen wegen dieser Unverschämtheit gegen Ambadi besonders Klage geführt haben. Unsere Häuser sind etwa zwei Mannsrufweiten von einander. Unter dem Vordach des Ladens ist ein Stein gerade vor der Thüre. Darauf stand der Beklagte; wir kauerten auf beiden Seiten; ich schob ihn nur von dem Stein herab. Vom Schlagen unsrerseits war keine Rede. Als Nachbarn kennen wir einander, sprechen aber nicht zusammen. Ich kann nunmehr keine schwere Arbeit thun, die Armsehne ist zusammengeschrumpft. Was man auch sagen mag, eine Weibergeschichte ist bei dieser Sache nicht vorausgegangen; ich habe auch an jenem Tag Ambadi nur Morgens im Vorbeigehen gesehen, als er kam um Reisgarben zu binden. Als der Polizeiofficier Ambadi untersuchte, fand er an ihm eine Bauchwunde, Ambadi gestand aber schon dort daß er sich selbst mit dem Palmmesser verwundet habe."

Nun wurden die Zeugen verhört. Es waren nur zwei, beide Freunde der Kläger, welche im Laden saßen als die traurige Geschichte anfieng. Der eine, Ezamullan (welches die malabarische Aussprache von Ramazan ist) bestätigte die Aussagen der Kläger, bestimmte aber den Anlaß des Streits näher dahin, daß nicht sowohl Wasser von der Kürbißflasche den Nachbar berührte, sondern die Bänder aus Cocosblättern, welche der Tier im Gürtel trägt um die Blüthenscheide des angeschnittenen Cocosnußbaumes damit zu verbinden. Den Verwundungen sah er von innen zu, wagte sich aber nicht aus dem Laden heraus; der Docht war schon angezündet, und bei dessen Licht war's daß er den ganzen Vorgang übersah (ein Docht auf ziemlich flacher Eisen- oder Messingplatte, in Oel liegend, dient als Licht). Als die

[1] Das Wasser wird gebraucht, um die Wunde der Blüthenscheide auszuwaschen.

drei dalagen, floh Ambadi, aber der Nachbar Cugnali sprang ihm mit einem Stock nach, und schlug ihn auf die Hand, so daß er das Messer fallen ließ; doch lief er noch ein gutes Stück weiter ehe er eingefangen wurde. Dem Angeklagten spürte man keine Betrunkenheit an, seine Worte waren wie er im nüchternen Zustand redet. Es ist ihm nichts angethan worden von den Verwundeten. Am Tag darauf sah ich die Bauchwunde Ambadi's, weiß aber nicht wie sie entstand. Das vorgelegte Messer ist die Waffe mit welcher die Kläger verwundet worden." — Der zweite Zeuge, Hassan, bringt nichts bedeutendes bei. Ambadi wird gefragt ob er nichts zu seiner Vertheidigung zu sagen habe. Er antwortete: „was ich zu sagen hatte, habe ich auf der Polizei gesagt. Sonst weiß ich nichts, ha'e auch keine Zeugen." Darnach beschränkten sich seine Angaben darauf daß der dritte Kläger seinem Weib nachgestellt habe, und daß er von den Moplas im Laden verhöhnt wurde; er habe dann die Besinnung verloren und sich später mit einer Wunde im Bauch behaftet gefunden, die wahrscheinlich von seinem eigenen Messer herrühre.

Der Richter konnte wohl ahnen daß noch was dahintersteckte; aber wie es ausfinden! — es war eine Kastensache, und die Moplas standen alle gegen den Einen Tier. Zwölf Jahre Gefängniß mit Straßenarbeit wurden über ihn verhängt, und das Obergericht in Madras fand das Urtheil gerecht.

Ein deutsches Farmerleben in Valdivia.

V.

Sehr schlimm sind die neu angekommenen Deutschen daran; kaum haben sie das Land betreten, so wollen sie auch schon ein Pferd haben, es koste was es wolle. Hierauf haben verschmitzte Chilenen schon gewartet, die einige gestohlene Pferde zur Hand haben. Es wird einem nach feurigem Pferd schmachtendem Neuling ein Roß angeboten, der mit seinen Schiffsfreunden (andere mit den hiesigen Verhältnissen bekannte hat er ja noch nicht) den Gegenstand des Kaufes von allen Seiten betrachtet und prüft. Man stimmt über den billigen Preis überein und unterhandelt mit dem Verkäufer, ohne sich genau nach ihm zu erkundigen, oder bei etwaiger Nachfrage stellt sich, wie zufällig, ein anderer Chilene beim Verkauf ein und versichert die Unerfahrenen, der Besitzer des Pferdes wohne da und da, sey als ehrlicher Mann bekannt, besitze Vieh rc., bis dann der Handel gemacht, und Pferd und Geld in Empfang genommen ist. Auf dem erkauften Gaule wird einige Tage lang in Valdivia Parade gemacht, auch wohl eine Reise ins Innere angetreten. Aber, o weh! Schon am Trumao begegnen ihm Leute die das Pferd kennen, und so wird es gewöhnlich sofort von seinem rechtmäßigen Besitzer in Anspruch genommen, der sehr bald sein Eigenthumsrecht nachweisen kann. Hier besteht das Gesetz daß jeder sein Eigenthum nehmen kann wo er es findet, und so müssen die Aermsten oft noch froh seyn wenn ihnen der rechtmäßige Herr das Pferd noch bis zum nächsten Orte läßt, wo sie sich ein neues kaufen oder miethen können. Werden sie ihres Gutes nicht so beraubt, so geschieht es auf eine andere Weise. In Osorno, welches gewöhnlich das erste Hauptziel ist, gibt es weder Ställe, noch Heu und Stroh; die Ankömmlinge können daher ihre Pferde nirgends gut unterbringen und müssen sie frei umherlaufen lassen, um das wenige in der nächsten Umgebung wachsende Gras abzuweiden, da die Thiere nicht gewöhnt sind von bloßem Körnerfutter (Gerste oder Weizen) zu leben. Nun hat es sich eine Spitzbubenbande zum Geschäft gemacht, die Pferde allmählich auf einige Tage verschwinden zu lassen um Geld von den Eigenthümern zu erpressen.

Drollig ist es oft mit anzusehen, wenn ein Chilene mit Geld in eine Tienda kommt; daß er kaufen will, weiß er, aber sehr oft nicht was eigentlich. Es geht ihm, wie den kleinen Kindern bei uns, die mit ihrem Silbergroschen auf den Markt gehen. Er fordert dann irgendeine Kleinigkeit, sieht die zur Schau ausgehängten Gegenstände, fragt und kauft, bis sein ganzes Geld verwendet ist und zwar meistens in eitlem Putz oder Sachen die den Gaumen kitzeln. So ereignete es sich kürzlich daß ein junger Huaso, der für zwei Realen bei mir kaufen wollte, von der halben Unze (67 Real) nur einen Real wieder mitnahm. Sie fragen nicht selten: Was nehme ich nun noch mit? Wie verwende ich das mir noch übrig bleibende Geld? Anderemale machen sie auch auf eigene Weise Schulden. Besonders sind es die Frauenzimmer, die sich darin zu gefallen scheinen; sie haben z. B. 1 Real mitgebracht, kaufen eine Sache im Werth desselben, bezahlen ½ Real darauf und bleiben die andere Hälfte schuldig; dann machen sie es bei einem zweiten Gegenstande ebenso und schulden daher einen Realen. Mahnt man sie später um diesen Real, so läugnen sie, indem sie behaupten die Sachen baar bezahlt zu haben. Selbst Damen vom sogenannten Stande machen sich nichts daraus, und zuweilen werden Waaren vom Ladentisch gestohlen von Personen bei denen man solchen Leichtsinn oder besser eine solche Sittenverderbniß nicht voraussetzen sollte. Andere hatten mehrere alte Musterkarten von Messingknöpfen mitgebracht, die hier außerordentlichen Beifall fanden, nachdem den Leuten gesagt war daß eine Sorte Knöpfe an einer Weste u. dgl. zu tragen eine längst vergessene Mode sey, indem es bei weitem mehr Unterhaltung gewähre die verschiedenen Arten zu betrachten als eine einzige. Es wurden deßhalb die nur einigermaßen einander ähnlichen als neueste Compositionen unter den hochtönendsten Namen mit reißendem Absatz verkauft.

Um die Peone zu bezahlen, ist es unbedingt nothwendig eine Tienda zu haben; denn leider beziehen die Leute nur einen geringen Theil ihres Lohnes in Geld und das übrige in Waaren, als daß sie erst zwei Stunden weit laufen um die nöthigen Effecten zu kaufen. 4—5 Monate vor der Erntezeit ist in der Tienda ein reges Leben, da versammeln sich die benachbarten Landleute um ihren Weizen zu verkaufen; natürlicherweise erhalten sie höchstens die Hälfte des Preises, den sie nach fünf Monaten einnehmen könnten. Tritt etwa Mißernte ein, so können sie nicht alles liefern, und müssen sich verpflichten zur nächsten Ernte das zwei-, vier-, ja sechsfache Quantum zu bezahlen. So ist dem Wucher und der Erpressung jeder Spielraum gegeben, und erst vor kurzem ereignete es sich daß ein Peon für eine Elle Bayeta (farbiger, rothgefärbter, starker Flanell), der gewöhnlich für 2—3 Fanegas (1 Fanega hat etwa 13 Kfllr. Metzen) Weizen zur nächsten Ernte verkauft wird, nach Verlauf von 2 Jahren nicht mehr als 18 Fanegas, also 15 Kfllr. Viertel dafür schuldete, als sich ein anderer Gutsbesitzer seiner erbarmte, die 18 Fanegas an seinen wucherischen Herrn bezahlte und den Mann in seine Dienste nahm, wo er jenen Vorschuß abverdienen konnte. Unterbrechungen des einförmigen Lebens hier finden selten statt.

Auch einen kleinen Ausflug nach einer großen verlassenen deutschen Niederlassung am Rio bueno habe ich gemacht, um dort verschiedene zurückgelassene für uns noch brauchbare Gegenstände zu holen. Die Fahrt auf dem angeschwollenen Flusse in einem 16 Fuß breiten Canoe, das bei jeder Welle umzuschlagen drohte, mit vier Indianern besetzt, die kaum ein Wort spanisch verstanden, war über alle Lobeserhebungen erhaben. Kalte Tage, wenig zu essen, nasse Nächte mit schlechtem Quartier, Reisemißmuth mit körperlicher Zerschlagenheit waren die angenehmen Seiten dieser kleinen Expedition. Wer je auf nasser Erde lag und sich in kalter Regennacht wohl alle Viertelstunde anders wendet, weil ihm die Seite auf welcher er eben ruht, ganz erstarrt und steif geworden ist; wer das Frösteln kennt das langsam den Rücken bis auf Füße und Fingerspitzen herabschleicht und den befällt der mit hungrigem Magen, in einen dünnen Poncho gehüllt, die Zeit verbringt, der vermag das selige Gefühl zu begreifen mit dem ich mich, in San Juan wieder angekommen, auf der weichen Wollmatratze ausdehnte und in meine dicken Fresadas (weiße, wollene, buntgestickte chilenische Decken, deren ein Paar 2 Unzen kostet) hüllte, und mit welcher Freude ich Abends wieder im Kreise der übrigen die, wenn auch nicht mehr sehr weißen, Karten ergriff um mit Dr. Ph. M. einige Robber Whist zu spielen.

Zuweilen bringt ein oder das andere Fest auch eine Veränderung des Lebens. Die Geburt eines Kindes wird gefeiert, doch mehr noch sein Tod. Wenn es zum Angelito (Engelchen) wird, wie die Chilenen sagen, d. h. wenn es sterben will, werden Lichter über Lichter angezündet, und die ganze Freund- und Verwandtschaft zum Chicha-saufen eingeladen, wo dann das Gelage in bester Form vor sich geht. Die jüngern Mitglieder der Gesellschaft ergötzen sich durch Tanzen und Singen, die ältern durch Fressen und Saufen. Der Sarg wird wohl 24 bis 48 Stunden vor dem Tode des oft noch zu rettenden Kindes bestellt, und hat schon zweimal länger als einen Tag den fertigen Sarg im Hause gehabt, ehe der Tod des Opfers angezeigt und der Kasten abgeholt wurde. Ich habe nur einmal einer solchen Kneiperei beigewohnt um sie euch in diesem Briefe zu schildern; aber ich denke es ist Zeit zum Abbrechen, ich möchte sonst zum Reichsseilermeister ernannt werden.

Doch noch eins! Vielleicht interessirt den lieben Onkel H. die Schilderung einer Löwenjagd, wie sie hier in Chile ausgeführt wird. Sie ist, wird er wohl denken, für Roß und Reiter im höchsten Grad gefährlich, und es gehört große Gewandtheit dazu, verbunden mit der Kaltblütigkeit eines erfahrenen Mannes, um in den drohenden Lagen auszuharren und die Fährlichkeiten zu besiegen. Die Sache ist nämlich folgende: die Hunde eines Reiters bleiben bellend und heulend um das Strauchwerk herum stehen, ohne sich zu getrauen einzuspringen. Ihr Herr, wissend was es gibt, ermuthigt sie durch seinen Zuruf; sie dringen endlich ein und der Löwe heraus in ein anderes Gebüsch. Dann folgt eine oder mehrere Wiederholungen der Scene, bis endlich der Leu, gelangweilt durch das beständige Belfern der Hundegerippe, sich auf einen nahen Baum zurückzieht, und von da gemüthlich dem Treiben seiner umhertobenden Feinde zusieht. Dieß ist es gerade was der Jäger will. Glaubt deßhalb nicht daß er ein Handgemenge auf Leben und Tod mit dem Feinde seiner Schaf- und Hühnerheerden beginnt, nein, er besinnt sich, bei welchem seiner Nachbarn er früher ein Gewehr gesehen, wenn etwa der Löwe zu hoch sitzt um ihn mit Erfolg laziren zu können. Er läßt nur die Hunde ruhig um das königliche Thier warten, und langt nach zweistündigem Ritt beim Hause des einstigen Besitzers einer alten Muskete an. Dieser ist zufällig nicht zu Hause; doch erinnert sich die Frau daß das Gewehr vor einiger Zeit an einen ihrer Compadres, der sehr nahe, d. h. 2 bis 3 Stunden weit wohnt, verliehen sey. Der Jäger macht sich auf, kommt an, steigt ab und wartet bis zum Abend auf die Rückkehr des Compadre, wenn dieser etwa auswärts war. Er erhält endlich die Muskete, der Stein fehlt, der Schaft ist mangelhaft, der Lauf schadh., und der Ladstock fehlerhaft, oder es ist gar keiner da. Statt des letztern wird eine Ruthe geschnitten, statt des Feuersteins ein Kiesel in einem benachbarten Bach gesucht, Pulver bei einem Nachbarn, Blei bei einem andern aufgetrieben, und nach einer Tagarbeit ist endlich das Gewehr geladen und schußfertig. Man kehrt nun zum Jagdschauplatz zurück, und trifft im glücklichsten Fall den Löwen noch auf dem Baum sitzend, schießt und verwundet ihn, wenn er nicht gar unverletzt herunterspringt; er macht einen Satz und rettet sich auf einen andern Baum, wo dann am andern Tag das Stück weiter spielt, wenn gleich mit mehr Zuschauern, die durch die Fama herbeigelockt sind. So wird endlich der Held des Schauspiels todtgeschossen oder häufiger durch Blutverlust ermattet, bei der Flucht durch den Menschenkreis von den Hunden festgehalten, von den Jägern lazirt und vom Leben durch Schläge befreit, worauf dann eine Tomadura (Saufgelage) die Sache beschließt.

In Corral, der Hafenstadt von Valdivia, pflegte vor einiger Zeit jede Woche ein Löwe ein bis zweimal einem Hühnerstall seinen Besuch abzustatten, worauf sich der Eigenthümer eine Muskete borgte um ihn zu erschießen; er stellte sich zwei Nächte auf die Lauer, nimmt aber, als der Löwe in der dritten über den Zaun klettert, Reißaus, ohne abgefeuert zu haben, um noch Hülfe herbeizuholen, während der Räuber gemüthlich zehn Hühner würgte und zum Theil mitnahm, aber später nicht wiederkehrte. Ganz junge Kälber und Füllen, Schafe ꝛc., einzeln umherlaufende Hunde sind in Gefahr aufgefressen zu werden, aber am meisten stellt er den Hühnern, welche Leckerbissen für ihn sind, nach.

Außer der Löwenjagd existirt noch die auf wilde Tauben, die sehr schmackhaft und größer als unsere Haustauben sind. Ihre Farbe ist dunkelstahlgrau mit karminrothem Schiller. Man schießt aber kaum auf sie, wenn man nicht sicher ist wenigstens 3 oder 4 in einem Schusse zu erlegen. Ich habe neulich 14 mit einem Schusse getödtet, und mit zwei andern Ladungen 6, so daß mit 3 Schüssen ein Abendessen für uns zehn Deutsche geschafft war.

Miscellen.

Die großen Steinkohlenlager der Vereinigten Staaten. Die mögliche Entwicklung der großen Steinkohlenlager der Vereinigten Staaten — Felder welche im ganzen einen Flächenraum von nicht weniger als 196,850 (engl.) Geviertmeilen umfassen, und neben denen die brittischen Provinzen Nordamerika's noch 7530 Geviertmeilen enthalten — regt Fragen von hohem staatswirthschaftlichem Werth an. Diese Stein-

kohlenflächen sind erstaunenerregend, und können in der fernen Zukunft unermeßliche Erfolge in Handel und Wandel hervorbringen. Wenn wir bedenken welche Erfolge man durch den Ertrag der Kohlenlager Britanniens, die im Vergleich mit denen der Vereinigten Staaten bloße Flecke sind, und der Zahl nach nur 5400 Geviertmeilen betragen, erzielt hat, — wenn wir ferner die Gesammtkohlenfelder Europa's in Betracht ziehen, und finden daß sie bloß eine Fläche von 8964 Geviertmeilen einnehmen, — wenn wir uns endlich einen Begriff zu machen suchen von dem Ertrag welchen die ungeheuren Kohlenlager der Vereinigten Staaten bei ausgedehntem Betrieb dereinst abwerfen werden, so drängt sich unserm Blick unwillkürlich eine Zukunft von fast gränzenlosem Unternehmungsgeist für dieses wundervolle Land auf. Zur Schätzung des wahrscheinlichen Ertrags der amerikanischen Kohlenfelder gibt uns das Werk Henry Darwin Rogers', The Geology of Pennsylvania, einige werthvolle Fingerzeige an die Hand. Schlagen wir nämlich die durchschnittliche Gesammtdicke der bearbeitbaren Steinkohle in Großbritannien auf fünfunddreißig Fuß an, so haben wir eine Gesammtsumme bearbeitbarer Steinkohle gleich 190,000 Millionen Tonnen. Schätzen wir auf dieselbe Weise die Gesammtfläche der productiven Steinkohlenfelder Nordamerika's auf 200,000 Geviertmeilen (d. h. einschließlich der brittischen Provinzen), und die durchschnittliche Dicke guter bearbeitbarer Kohle auf 20 Fuß, so erhalten wir ein Resultat von 4 Billionen Tonnen. Oder, um diese Resultate anschaulicher zu machen: wenn wir den Betrag bearbeitbarer Kohle in Belgien als 1 annehmen, dann ist der in den brittischen Inseln etwas mehr als 5, der in ganz Europa $8^3/_4$, und der in sämmtlichen Kohlenfeldern Nordamerika's 111. Diese Verhältnißmethode ist verständlicher als die relativen Oberflächen-Größen, und wir begreifen sogleich daß die Vereinigten Staaten mehr denn zwanzigmal so viel Kohlen besitzen als Großbritannien. Wir glauben indeß daß, wenn man dereinst den Charakter der amerikanischen Kohle genauer kennen lernt, die brittische bituminöse Kohle in ihrer Vortrefflichkeit eine reichliche Entschädigung bieten werde für die weit geringere Quantität. (Athenäum.)

*

Eine Vergnügensreise um die Welt. Wohlfeile Reiseausflüge sind jetzt an der Tagesordnung; das umfassendste Programm jedoch von dem wir bis jetzt gehört, betrifft einen Ausflug der zu Antwerpen organisirt werden soll, und der eine wissenschaftliche und industrielle Reise um die Welt zum Zweck hat. Wie man vernimmt, wird für die Bequemlichkeit der Reisenden, ihre Instrumente, ihre wissenschaftlichen Sammlungen und ihre Handelsspeculationen ein Schiff ausgerüstet. Dem Programm zufolge soll es zu Ende März von Antwerpen absegeln, in Lissabon anlegen, sich von da nach den Inseln des grünen Vorgebirges, dem Cap der guten Hoffnung, Siam, Cochinchina, Java, Singapur, Hongkong, Canton, Jeddo in Japan, den Kurilen und den russischen Niederlassungen am Amur und im Meerbusen von Ochozk begeben, und über San Francisco, Lima, Valparaiso, Patagonien, die Magellan's-Straße und Rio de Janeiro nach Antwerpen zurückkehren. Der Preis für die ganze Reise, mit Einschluß der Verköstigung ist 4000 Fr. (1866 fl. 40 kr.) für jeden Cajüte-Reisenden. Die Reisedauer ist auf vierzehn Monate berechnet. (Athenäum.)

*

Charakter der assyrischen Denkmäler. Die Ueberreste der assyrischen Kunst, sagt Rawlinson in seinem Herodotus, zeigen uns ein geduldiges, arbeitsames, unverdrossenes Volk, das mehr das Nützliche als das Ornamentale, mehr das Wirkliche als das Ideale zu würdigen verstand. Die Architektur, die einzige der schönen Künste welche wesentlich nützlich ist, bildet ihren Hauptruhm; die Sculptur und mehr noch die Malerei sind ihr untergeordnet. Hinwiederum ist es das nützlichste Gebäude — der Palast oder das Haus — was ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise in Anspruch nimmt; der Tempel und das Grab, an welche sich ein ideales und geistiges Interesse knüpft, sind untergeordnet, und treten einfach als Anhängsel des Palastes auf. In der Sculptur ist es das Wirkliche, das geschichtlich Treue was der Künstler darzustellen strebt. Mit Ausnahme einzelner wenigen mit der Religion des Landes in Verbindung stehenden mythischen Figuren ist in den assyrischen Basreliefs alles der Natur nachgeahmt. Die Nachahmung ist stets mühsam, und oft höchst genau und richtig. Die Gesetze der Darstellung, wie wir dieselben verstehen, sind zuweilen außer Acht gelassen, stets aber geschieht es um dem Betrachter wahrheitgetreue Anschauungen beizubringen. So haben die kolossalen Stiere und Löwen fünf Beine, jedoch nur damit man sie von jedem Punkt aus mit vier sehen kann; die Leitern sind stets seitweise an die Mauern belagerter Städte angelegt, um zu zeigen daß es Leitern und keine bloßen Pfähle sind. Städtemauern sind unverhältnißmäßig klein dargestellt; allein es geschieht, wie bei Raffaels Boot, um sie in das Gemälde hineinzubringen, das sonst eine minder vollständige Darstellung der wirklichen Thatsache seyn würde. Die sorgfältige Ausführung, das Eingehen ins Allereinzelnste, die vollendete Abbildung jedes Haars auf einem Kopfe, und jeder Stich in der Stickerei eines Kleides gemahnen uns an die holländische Malerschule, und werfen ein starkes Licht auf den Geist der Wahrheitsliebe und Ehrlichkeit der sich in den Sculpturen kund gibt, und ihnen einen so großen Theil ihres Werthes verleiht. In Auffassung, Anmuth, Freiheit und Genauigkeit des Umrisses stehen sie sonder Zweifel weit hinter den unnachahmlichen Werken der Griechen; aber sie haben eine Großartigkeit und eine Würde, eine Kühnheit, eine Kraft und einen Anschein von Leben, welche, wenn man die Zeit erwägt in der sie hervorgebracht wurden, unser Erstaunen und unsere Bewunderung erregen müssen. So viel wir wissen, war Kunst zuvor nur in den steifen und leblosen Conventionalismen der Aegyptier vorhanden gewesen. Den Assyriern kam es zu das Conventionelle auf die Religion zu beschränken, und die Kunst auf die lebendige Darstellung der höchsten Scenen des menschlichen Lebens anzuwenden.

*

Herausgabe von Dr. Vogels Papieren. Im Verlage von O. Spamer in Leipzig erscheinen zugleich als 3. Bd. vom „Buch der Reisen und Entdeckungen," Dr. Eduard Vogels „Entdeckungs-Reisen in Central-Afrika, nebst einer Lebensskizze des vermißten Reisenden. Nach authentischen Quellen herausgegeben von Hermann Wagner. Mit vielen Illustrationen, Karten u. s. w." Da dem Herausgeber die Briefe und handschriftlichen Aufzeichnungen Vogels, sowie eine Menge von Originaldocumenten vorliegen, wird das Buch zur willkommenen Berichtigung der mancherlei Irrthümer dienen, welche durch die heimische und auswärtige Presse, z. B. durch die kürzlich in Paris erschienene Schrift von Malte-Brün, über die Lebensverhältnisse unseres berühmten Landsmanns verbreitet worden sind.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 14. Augsburg, 2 April 1859.

Damen-Akademien in den Vereinigten Staaten.

Wir haben Ihnen schon früher ausführlich über die Bildungsanstalten in den Vereinigten Staaten Mittheilung gemacht; es wird Ihnen, wie wir hoffen, nicht unlieb seyn daß wir heute über die Anstalten dieser Art für junge Mädchen oder, wie sie hochklingender genannt werden, die Damen-Akademien etwas eingehender berichten. Bekanntlich sind solche Institute hier sehr zahlreich, aber auch von der größten Wichtigkeit, da es wohl kein Land der Welt gibt in welchem die Bildung der Frauen von größerem Einflusse auf die allgemeine Bildung wäre, als eben die Vereinigten Staaten. Dieß tritt von Jahr zu Jahr mehr hervor und hat zu einem wahren Wetteifer in der Errichtung solcher Akademien geführt, eingeleitet vornehmlich durch die katholische Geistlichkeit, welche im mittleren Theile und dem Süden der Union bis vor kurzer Zeit die bestgeleiteten Anstalten besaß und durch sie den Uebertritt manches jungen Mädchens zum Katholicismus vermittelte. — Wir waren vor wenigen Wochen erst in New-York ans Land getreten, als wir von der Bildung einer Damen-Akademie in diesem Staat erfuhren und sogleich die nöthigen Schritte thaten um einer Lehrerstelle an derselben habhaft zu werden. Dieß gelang, und der eben flügge gewordene Berliner Student sah sich urplötzlich, in den billigen Mantel eines amerikanischen „Professors" gehüllt, in einen ebenso neuen wie überraschenden Wirkungskreis versetzt.

Die Akademie, in etwa gleicher Entfernung von New-York und Easton gelegen, war in einer vortrefflichen, freundlichen Gegend erbaut, ein großes zweistöckiges Flügelgebäude, von Granitquadern mit luxuriöser Ausschmückung errichtet. Mit ihrer großen Halle und schönem bedeutenden Garten glich sie einem Landhaus in großem Maßstab. Durch das Portal trat man zunächst in das Sprachzimmer, einen zu beliebiger Benutzung stehenden Raum, von welchem verschiedene Thüren in die einzelnen Lehrsäle führten. In einem Flügel des Gebäudes wohnte die Principalität, welche sich fast ausschließlich mit den ökonomischen Angelegenheiten der Anstalt beschäftigte. Die Dame des Hauses ertheilte zwar Unterricht in den verschiedenen Handarbeiten, doch sind wir gänzlich im Unklaren darüber geblieben ob sie und der Hr. Gemahl zur Ertheilung eines wissenschaftlichen Unterrichtes überall befähigt seyen oder nicht. Das lehrende Personal bestand aus acht „Professoren" und drei Lehrerinnen, das lernende aus etwa 100 jungen Mädchen im Alter von 16—20 Jahren, von welchen einige 40 in der Anstalt selbst wohnten, die übrigen aber aus der Umgegend sich zum Unterricht einfanden. Es war natürlich eine Anstalt ersten Ranges; das Kostgeld betrug 3—400 Dollars für einen Cursus von acht Monaten und das Lehrhonorar 50 Dollars. Jede Dame wählte sich ganz selbständig die Stunden welche sie benutzen wollte, und verbrachte die übrige Zeit nach ihrer Neigung; die Wohnungen waren meistens für je zwei von ihnen eingerichtet. Der Unterricht in neueren Sprachen, welchen wir ertheilten, besonders im Deutschen, Französischen und Spanischen, war sehr gesucht; am besten befand sich aber der Musiklehrer, welcher, da wir für jede Zuhörerin ein bestimmtes Honorar erhielten, eine sehr bedeutende Einnahme erzielte. Als Nebenanstalt war mit der Akademie eine Knabenschule verbunden, jedoch nur für kleinere Knaben im Alter von acht bis 10 Jahren, mit welcher die Professoren ohne Zusammenhang standen, da für sie eigene Lehrer bestellt waren.

Es war ein merkwürdiges Gefühl des Ungewohnten als wir in diese neue Stellung eintraten, doch jetzt, wo wir sie längst verlassen, müssen wir gestehen daß, wie sich jenes Gefühl verlor, sie äußerst angenehm und anregend wurde, die jungen Damen welche in großer Vertraulichkeit und natürlicher Einfachheit mit den Lehrern verkehrten, waren so sehr eifrig im Lernen daß sie sich nicht nur gegenseitig fortrissen, sondern auch die Lehrer selbst aufs Aeußerste anspornten. Es läßt sich nicht sagen daß sie trotz des umfassenden Lehrziels, welches sie sich gesteckt hatten (oder vielmehr eben wegen desselben), tiefere Kenntnisse besaßen oder erwarben; aber das war nicht ihre Schuld, sondern ein Mangel der Lehrkräfte selbst, der Wille zum Lernen war in allen Fällen vorhanden. In Europa würde eine solche Stellung manches peinliche gehabt haben, in Amerika nicht. Die Damen traten von der jüngsten an mit einer solchen Selbständigkeit auf, giengen mit so freien Schritten und so freiem Benehmen, äußerten ihre Kenntniß mit der Welt und ihren Gefahren auf so ungezwungene Weise daß niemals ein Anstoß entstand. Zwischen Lehrern und Schülerinnen herrschte ein anmuthiges offenes Verhältniß, welches, obwohl der älteste der Lehrer ein Mann von 32 Jahren war, die Gränze des Schicklichen doch niemals überstieg. Jeder Lehrer hatte seine sogenannte Classe, 20—30 junge Damen, mit welchen er gemeinschaftlich aß; der Zweck dieser Einrichtung war, auch außer den Lehrstunden eine Unterhaltung über das Gehörte herbeizuleiten. So hatten wir z. B. an unserem Tisch bald deutsche, bald französische Conversation, und es sollte während dieser Zeit in einer anderen als der vorher bestimmten Sprache überhaupt nicht gesprochen werden. Durch-

aus streng wurden solche Gesetze, die man sich selbst gab, freilich nicht gehalten, doch förderten sie den Unterricht außerordentlich und waren, wie alle Einrichtung der Akademie, äußerst praktisch. Die Einlagerung einer Masse der verschiedenartigsten Kenntnisse gieng gewöhnlich sehr schnell von statten. Hier wird selten mehr verlangt, ein Sprachunterricht ist genügend, wenn die Schülerin es bis zum leichten Selbstsprechen gebracht hat, einerlei ob sie der Sprache und ihrer Feinheiten mächtig, ob sie die Schönheiten und die Tiefe ihrer Litteratur zu erfassen fähig geworden, oder nicht. Wo alles so sehr auf das Praktische, auf die Benutzung angeleitet wird, ist ein solches Resultat auch genügend.

Außer den Stunden herrschte vollkommene Freiheit und wurde dieselbe zu Ausflügen in die Umgegend, wozu die sehr schöne Scenerie reichen Stoff bot, zu musikalischen Uebungen, Tanz oder Besuchen benutzt. Am Abend war das Besuchszimmer fast immer gefüllt und namentlich waren die jungen Herren aus der Nachbarschaft, in welcher viele angesehene und wohlhabende Familien wohnten, fleißige Gäste. Zu einer allgemeinen Unterhaltung kam es aber außer bei musikalischen Uebungen, da die Amerikanerinnen gewöhnlich ein großes Talent und gründliche Kenntnisse in der Musik besitzen, nie, die einzelnen Bekannten verkehrten unter einander, ein Bild im Kleinen von der ganzen New-Yorker Gesellschaft. Der Herr kam um eine bestimmte Dame zu besuchen und kümmerte sich wenig um die übrigen. Es war aber sehr unterhaltend die einzelnen Partien bei solchen Besuchen zu beobachten. Hier saß ein junges Fräulein von 16 Jahren neben einem Jüngling gleichen Alters, welche die ernstesten Angelegenheiten behandelten, wobei das Dämchen eine sehr vorwitzige und vorlaute Persönlichkeit offenbarte, bis dann einmal die Jugend die Oberhand gewann und ein helles, mit dem bon ton wenig harmonirendes Lachen davon Kunde gab. Dort saß ein älteres Paar und verhandelte mit ernsten Mienen die trivialsten Sachen; denn es waren gewöhnlich nicht Liebhaber, sondern bloße Bekannte oder Freunde welche hier einsprachen. Es ist im allgemeinen ein niederdrückendes Gefühl, wenn man beobachtet wie weit diese jungen Mädchen den Herren in jeder Hinsicht voranstehen, da letztere seit der frühesten Jugend meistens so ganz von den Berufsgeschäften in Anspruch genommen worden, daß sie zur wahren Bildung in der That keine Zeit haben. Ihre Gespräche sind meistens ohne alles Interesse und auf alltägliche Gegenstände gerichtet; eine Unterhaltung, wie sie in den gebildeten Cirkeln Deutschlands stattfindet, wäre hier ein fast unmögliches. Die Herren fühlen dieß, und wir glauben daß nicht ein geringer Theil der großen Verehrung welche hier dem schönen Geschlechte gewidmet wird, dieser Quelle, diesem Gefühl des an Bildung Untergeordnetseyns, entspringt. Aber auch die Damen wissen es sehr wohl, und werden dadurch in ihrer Selbständigkeit und in der Sicherheit ihres Benehmens nur bestärkt. Sie sehen auf die Herrn ziemlich hinab, und gestatten ihnen eine sehr bedeutende Freiheit, über welche hinaus aber auch eine scharfe Gränze gezogen ist, welche nicht leicht überschritten wird.

Für die jetzige Generation und vielleicht noch auf lange Jahre hin erzeugt dieß gegenseitige Verhältniß allerdings den Uebelstand, daß das tiefere weibliche Gefühl, die Stimme des Herzens, unterdrückt wird und der Verstand zu ungebührlicher Geltung kommt. Dennoch scheint es uns als liege die Abhülfe des Mißverhältnisses in diesem selbst gegeben, und die Damen-Akademien, welche einigermaßen gut geleitet sind, müssen hiebei eine wichtige Rolle übernehmen. Es ist nicht anders möglich als daß sich bald auch bei den Männern das Bestreben geltend machen muß, sich mindestens auf das Niveau der intellectuellen Bildung ihrer Frauen zu erheben, und daß dieß Streben sich in einzelnen schon offenbart hat, beweist unter anderem die mehr und mehr aufblühende Litteratur. Wenn ein wissenschaftlicherer Sinn erst mehr unter den Männern geweckt ist, so werden die Frauen ihrerseits wieder dahin streben, auch nach der Seite des Gefühlslebens hin, welches ihnen zunächst angehört, sich zu bilden, und daraus wird das jetzt wenig innige Haus- und Familienleben seinerseits wieder sich erheben. Der Weg hiezu ist freilich lang, aber in Amerika kürzer als anderswo, weil hier der Einfluß der Frauen ein größerer ist. Den Werth der Damen-Akademien muß man, wie wir glauben, von dieser nationalen Seite betrachten, um ihn richtig erfassen, und das was mit deutscher Denkweise in Zwiespalt steht, aus sich selbst würdigen zu können.

Daß in solchen Akademien wenig Herzliches und Gefühlvolles zu Tage kommt, kann hienach nicht auffallen; die jungen Damen sind, wenigstens äußerlich, sobald sie die Kinderjahre überschritten haben, meistens kalt und ziemlich ernst. Diesen Eindruck vermehrt noch ihre äußere Erscheinung; stets gleich schön und elegant gekleidet, sie mögen den verschiedensten Ständen angehören, haben sie in den Zügen ihres Gesichtes etwas hartes, was nicht selten in classische Reinheit übergeht und in ihren Figuren zu große Feinheit, selbst Magerkeit. Sie machen wenig den Eindruck des Jugendlichen; es fehlt ihnen, besonders denjenigen der nördlichen Staaten, die Rundung der Gestalt welche wir an den deutschen Mädchen lieben. Auch dieß ist zum Theil eine Folge ihrer Lebensweise, ihres Studiums und der Befreiung von körperlichen Anstrengungen durch dieselbe. Es gibt allerdings hier viele hübsche Gesichter und vielleicht, wenn bloß das Ebenmaß der Züge zu Grunde gelegt wird, verhältnißmäßig mehr als in Deutschland, aber es gibt sehr wenig liebliche, sogar sehr wenige Mädchengesichter von mehr als 18 Jahren, denen dieser Name in Wahrheit noch gebühren dürfte. Vielleicht wird sich auch dieß mit der Zeit ändern, denn an Anlage zur Schönheit fehlt es den Amerikanerinnen nicht; es muß aber erst eine Zeit eintreten welche ihnen erlaubt Kinder und Mädchen zu seyn, bevor sie Damen und Frauen werden. Es ist hiemit, wie mit allem übrigen in den Vereinigten Staaten, es sind unendlich viele Keime zu Großem und Schönem in Land und Volk vorhanden, und das erregt ja ebenso sehr das allgemeine Interesse, da wir deren Entwicklung zugleich neben dem Hervortreten mannichfacher Uebertreibungen und Auswüchse mit eigenen Augen wahrnehmen, das Streben erkennen und dessen Erfolge beobachten können. Wenn man aber jene Uebertreibungen, welche bei der schnellen Crescenz nicht eben auffallen dürfen, als Einzelnheiten in der allgemeinen Entwicklung betrachtet, so wird man sie allein richtig beurtheilen und ihre natürlichen Zwecke erkennen können. Dieß ist besonders nöthig, wenn man den Bildungsgang des aus so vielen verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetzten Volkes beobachtet.

Eine Reise durch das Land der Azteken.

(Schluß.)

Lagos, ein nicht unbedeutender Ort, der in der Mitte des Weges zwischen Durango und Mexico liegt, war nicht lange vorher der Schauplatz einer Scene gewesen die sich in den verschiedenen Theilen des Landes oft wiederholt. Eines Morgens kam ein Trupp von etwa 200 Reitern auf den Marktplatz gejagt. Ihr Ansehen war das guter „Patriotas;" die Einwohner nahmen also an daß irgendjemand wieder einmal ein „Pronunciamiento" gegen das Gouvernement erlassen hätte — und da diese Affaire sie speciell nichts angieng, widmeten sie sich wie gewöhnlich ihren Berufsgeschäften. Bald sollten sie aber erfahren daß es sich um eine ernstere Sache als um eine mexicanische Revolution handelte. In wenig Minuten hatten die Fremden eine Anzahl von Patrouillen in die besten Theile der Stadt gesendet, und begannen die Läden und Privathäuser zu plündern. Das Geschäft dauerte bis zum Nachmittag, und wurde nach einem gewissen System und mit der größtmöglichen Courtoisie ausgeführt. Gegen Abend sammelten die Räuber ihre Beute und verließen die Stadt in der größten Ordnung. Niemand wußte woher sie gekommen waren. Die Nacht vorher hatten sie in einem benachbarten Dorfe Halt gemacht, und waren dort für Soldaten aus einer angränzenden Provinz gehalten worden. Wohin sie giengen, war ebenfalls ein Geheimniß, wahrscheinlich zerstreuten sie sich — und es ist dem Gouvernement niemals gelungen einen von der Bande zu fangen.

Nachdem sie Lagos verlassen hatten, begannen die Reisenden zu bemerken daß sie sich dem Centrum der mexicanischen Civilisation näherten. Die Straßen wurden fahrbar, die Chausseegelder wurden regelmäßiger erhoben, und man begegnete zuweilen Truppen die eine Art von kriegerischem Anstand besaßen. Queretaro, die wichtigste der nördlich von Mexico gelegenen Städte, steht mit der Hauptstadt durch eine Telegraphenlinie und regelmäßige Postverbindung in Rapport; der Telegraph scheint freilich wenig benutzt, denn T. fand ihn auf halbem Wege zerbrochen, die Dräthe am Boden liegend und von Eseln und Maulthieren zertreten. Er glaubte der betreffenden Behörde einen Dienst zu erweisen, indem er auf der nächsten Station anzeigte in welchem Zustand sich die Dräthe befanden, aber der Beamte nahm die Sache ziemlich kaltblütig. „Sie zerbrechen immer," sagte er, „und so quälen wir uns nicht damit, besonders da seit der ersten Zeit die ganze Einrichtung nur selten benutzt wird."

Die mexicanische Diligence scheint fast nur zur Bequemlichkeit der Räuber und Wegelagerer zu existiren. Die Hauptlinie befindet sich zwischen Vera Cruz und der Hauptstadt, und die auf dieser Route zu passirende berühmte Nationalbrücke ist von jeher ein bei den Rittern der Heerstraße beliebter Punkt gewesen. Besondere Vorliebe zeigt das Raubgesindel für Priester, einestheils wohl weil man den ehrwürdigen Vätern eine gut gespickte Börse zutraut, anderntheils weil wenig Gefahr dabei ist den friedfertigen Herren einen Theil ihres Ueberflusses abzunehmen, hauptsächlich aber weil die Räuber außer der Börse zugleich den nicht minder geschätzten Segen der heiligen Männer erlangen können. In Folge aller dieser Vortheile modificiren sie ihr Benehmen zu Gunsten dieser vortrefflichen Kunden. Statt wie andern Reisenden das gewöhnliche „Cara en tierra (das Gesicht zur Erde)" zuzurufen, nähert sich der Räuber dem ehrwürdigen Herrn mit dem Hut in der Hand, wirft sich auf die Kniee nieder und bittet um ein Almosen, worunter die Börse und die sonstigen werthvollen Dinge verstanden sind die der Priester bei sich trägt; hat der Mann Gottes die höfliche Bitte erfüllt und dem Knieenden außerdem seinen Segen ertheilt, so werden die übrigen Passagiere mit weniger Ceremonie behandelt. Man durchsucht sie und ihr Gepäck auf das sorgfältigste, läßt sie dann aber, wenn sie sich alles Widerstandes begeben, gewöhnlich ohne weitere Beleidigung ihres Weges ziehen. „Die Indianer," pflegt der Mexicaner zu sagen: „sind allerdings schrecklich, aber die Räuber sind nicht gefährlich; wenn man ihnen gibt was man hat, thun sie niemand ein Leid."

Während seines kurzen Aufenthaltes in der Hauptstadt suchte T. den beliebten Carmeliter Fray Valentine auf, entledigte sich aller zärtlichen Grüße und Bestellungen welche die frommen Damen von Durango ihm aufgetragen hatten, und wurde zu einem erlesenen Souper mit den erlesensten Weinen eingeladen. Der gute Mönch führte ihn durch die weitläufigen Klostergebäude, und machte ihn auf mehrere Erinnerungszeichen an die Occupation des Platzes durch die Amerikaner aufmerksam. Viele der Bilder in der Kirche waren mit Bajonnetten und Säbeln durchstochen, und das schönste derselben, ein großes Altargemälde, war über und über mit braunen Flecken bedeckt, das Werk einiger Heroen, welche sich auf den Altar gebettet und das Gemälde benutzt hatten um ihre Fertigkeit in der beliebten amerikanischen Methode des Ausspuckens zu beweisen. Die Yankees standen natürlich nicht im besten Andenken bei dem Klosterbruder. Er liebte sie beinahe ebenso wenig wie die Jesuiten, mit denen sein Orden in einer alten Fehde lebt, die sich über die Vertheilung der Beute angesponnen hat, deren sich die Kirche in Mexico bei verschiedenen Gelegenheiten zu bemächtigen wußte.

Es gibt ziemlich viele Ausländer in Mexico, aber sie sind nicht eben beliebt. Die Eingebornen pflegen zu sagen: „un Frances tiene educacion," d. h. dem Sinn nach, der Franzose weiß eine Verbeugung zu machen, aber er ist flatterhaft, und seine Grundsätze taugen nichts. „Der Engländer," fahren sie fort, „hat gute Grundsätze, aber keine guten Manieren, und der Yankee besitzt weder das eine noch das andere." Im ganzen sind, wenn man annehmen darf daß Hr. v. T. nicht von nationalen Vorurtheilen bestochen ist, die Deutschen noch am meisten beliebt. Sie stehen in dem Ruf mehr Erziehung als die Engländer und mehr Charakter als die Franzosen zu besitzen.

Als die Reisenden Mexico verließen, wendeten sie sich südlich, erstiegen den terrassenförmigen Berg, welcher den Popocatepetl begränzt und auf das köstliche Thal von Mexico herabschaut, und schlugen den Weg nach Montezumas ein. Sie berührten Pueblo, welches durch die Menge seiner Mönche und Priester, den religiösen Fanatismus der Einwohner und die Verdorbenheit der Sitten berüchtigt ist. Die mexicanische Geistlichkeit erfreut sich im ganzen keines besondern Leumundes. Ihre Moral läßt viel zu wünschen übrig, und ihre Renommée als geschickte Kartenspieler ist bei weitem fester begründet als der Ruf ihrer Frömmigkeit.

Das Thal von Oaxaca, in welches T. und seine Gefährten auf mächtigen Felsstufen hinabstiegen, nachdem sie Pueblo verlassen hatten, wird „der Garten von Mexico" genannt. Das Terrain ist außerordentlich fruchtbar und gut angebaut, und wird hier und da durch Streifen dicht und dunkel belaubter Bäume durchschnitten, die den Lauf des Wassers bezeichnen. Eines Abends kamen die Reisenden zu einem kleinen Dorfe, wo sie die Nacht zubringen wollten. Auf dem Vorplatz der Venta (Schenke) lagen eine Menge Packsättel von Arrieros, welche Kaufmannsgüter transportirten. Einige der Maulthiertreiber bereiteten

Tortillas und rösteten Bohnen und Speck, während andere beschäftigt waren ihre langen gefährlich aussehenden Messer zu schärfen. Der Anführer der Gesellschaft lag ruhig rauchend am Boden. Nachdem sie ihr frugales Abendessen eingenommen hatten, holten sie ihre Guitarren hervor, die Schönen des Ortes wurden durch die Klänge bald herbeigelockt, und binnen kurzem war der Fandango im vollen Gange. Leichte Füße schlugen den Tact zu der muntern Musik, und wenn ein Paar der Tänzer erschöpft innehielt, war gewiß ein anderes Paar bereit an ihrer Stelle einzutreten. Die Musiker recrutirten sich aus den Reihen der Tänzer und die Tänzer aus den Reihen der Musiker. Es waren so bereits mehrere Stunden vergangen, ohne daß die Lust sich erschöpft hätte, als T. plötzlich einen scharfen Schrei hörte, der von einem nahen Gebüsch auszugehen schien. Er eilte nach dem Platz und bemerkte einen dunkeln am Boden liegenden Körper, über den sich ein anderer hin beugte. Plötzlich zuckte der Glanz eines wiederholt auf und niederfahrenden Stahles durch die Dunkelheit. T. sprang vorwärts, packte die Hand, die das Messer führte, als sie sich eben zum drittenmale niedersenken wollte. Der Mörder stieß einen Fluch aus, und wendete sich gegen seinen neuen Gegner. Nach einem Moment des Ringens wurde er indessen zu Boden geworden, T. riß ihm das Messer aus der Hand und hielt ihn fest, bis die übrigen herbeieilten und dem am Boden liegenden Opfer zu Hülfe kamen. Es war zu spät, der Mann hatte zwei Stiche durch das Herz erhalten, und starb während man ihn ins Haus transportirte. Der Mörder aber benutzte einen günstigen Moment, befreite sich mit einer verzweiflungsvollen Anstrengung aus den Händen des Herrn von T. und war mit wenigen Sprüngen im Gebüsch verschwunden. Die Leiche lag in der Venta, die Tänzer, die noch vor kurzem so heiter gewesen waren, standen weinend und betend um sie her, und ein junges Mädchen, noch vor wenigen Minuten die lustigste von allen, lag bewegungslos wie ein Bild von Stein zu den Füßen des todten Mannes. Ihr dunkles Haar hieng über die bleiche Stirn herab und die schwarzen großen Augen starrten ohne Ausdruck vor sich hin. Sie hatte beim Tanze dem Burschen zugelächelt der jetzt blutend vor ihr lag — ihr Geliebter hatte es bemerkt, hatte ihn zu einer Unterredung im Gebüsch aufgefordert und ihn still gemacht für immer.

In Mitla, unweit Oaxaca zeigen sich noch einige interessante Ueberbleibsel aztekischer Architektur. Zwei viereckige Plätze werden von allen vier Seiten von Gebäuden umschlossen, die zum Theil bereits völlig verfallen sind. Dächer besitzen sie sämmtlich nicht. Die Mauern bestehen aus zwei Theilen. Der innere Theil ist aus rauhen mit Cement verbundenen Bruchsteinen hergestellt, der äußere hingegen besteht aus einer Art Mosaik, die aus Sandsteinen von verschiedener Farbe gebildet ist. Jeder der Steine ist sieben Zoll lang, einen Zoll hoch, zwei Zoll breit und mit solcher Accuratesse bearbeitet daß er genau in den andern paßt und die Köpfe aller eine glatte Oberfläche bilden, auf welcher durch die verschiedenen Farben und Stellungen der Steine eine große Abwechselung von Mustern hervorgebracht wird. Die Thür- und Fensteröffnungen sind von viereckiger Form und mit breiten Quadern bekleidet.

In einem der Hauptgebäude befindet sich ein unterirdisches Gemach, welches eine viereckige steinerne Säule, „die Säule des Todes" genannt, enthält. Die Eingebornen behaupten daß ein Indianer, welcher diese Säule berührt, nach kurzer Zeit sterben muß. Für andere Racen hat die Berührung des Steines, ihrer Meinung nach, keine Nachtheile. In einer andern Halle befinden sich sechs Säulen, von welchen jede aus einem einzigen Stammblocke besteht, und welche allem Anscheine nach den Zweck hatten das Dach zu tragen. Sie sind gegen 12 Fuß hoch, haben an ihrer Basis 4 Fuß im Durchmesser und laufen nach oben spitz zu. Piedestal und Capitäl besitzen sie nicht.

Der Boden der Höfe ist vielfach nach vergrabenen Schätzen durchwühlt worden, und es existiren eine Menge Sagen in Bezug auf die in den Ruinen verborgenen unermeßlichen Reichthümer. Der Alkalde erzählte daß noch jetzt einige alte Indianer lebten welche um das Geheimniß wüßten, daß sie aber „verschwiegene Hunde" wären und nur so viel von den aufgehäuften Reichthümern nähmen, als sie für sich selbst brauchten. Das Innere der Tempel ist allen Schmuckes beraubt. Die Indianer der Umgegend bieten Götzenbilder zum Verkauf, mit welchen, wie sie sagen, ehemals die Wände decorirt waren. Diese Bilder sind sämmtlich Typen des ehemaligen Cultus — entsetzliche, häßliche Gestalten, wohl geeignet Furcht, das einzige Gefühl einzuflößen auf welches sich die Religion der alten Azteken gestützt zu haben scheint.

Die Bevölkerung dieses Theiles von Mexico besteht fast ausschließlich aus Indianern. Gasthäuser in denen Reisende übernachten könnten, sind in diesen Regionen nicht mehr zu finden. Die eingebornen Alkalden der Ortschaften besitzen, als Zeichen ihrer Würde, lange Stäbe, die an den Enden mit Silber beschlagen sind, und ihre Topiles oder Assistenten führen einfachere Stöcke, welche dazu dienen dem Volke nöthigenfalls eine heilsame Züchtigung angedeihen zu lassen. Die Aufgabe dieser Assistenten besteht unter anderm darin, die Reisenden vor Belästigungen zu schützen, nach ihren Pferden zu sehen und ihre Speisen zu kochen — natürlich gegen Bezahlung. Herr von T. und seine Gefährten versuchten einigemale sie des letztern Dienstes zu entbinden, aber vergebens — da niemand ihnen Lebensmittel verkaufen wollte, mußten sie die Topiles als nothwendiges Uebel ertragen.

Die Scenerie dieses Theils von Mexico gleicht auffallend der von Spanien. Düstere Berge, nackte, zerklüftete Felswände steigen aus den Thälern empor, und nur hie und da hat eine Eiche oder Tanne ihre Wurzeln in das graue Gestein geschlagen und behauptet ihren Platz trotz Sturm und Sonnenbrand. Die Straßen führen gewöhnlich in den Betten der Bergströme hin, und sind so steil und so dicht mit scharfen Steinen besäet, daß die größte Vorsicht von Seiten des Rosses und Reiters nothwendig ist. Der Anblick dieser Landstrecken ist im Ganzen ein trauriger und trostloser. Die kalten, grauen Klippen, der sandige Boden mit seiner spärlichen Vegetation, der Mangel an Wasser und der wolkenlose glühende Himmel, der sich über alledem ausbreitet, ermüden den Wanderer außerordentlich.

Nach dreiwöchentlichem, anstrengendem Marsch begannen die Reisenden endlich die zerklüfteten Bergabhänge hinab nach der Ebene des Isthmus von Tehuantepec zu steigen. Die Straße führte in Flußbetten hinunter, in denen sich zu dieser Jahreszeit — es war Ende Februar — kein Tropfen Wasser befindet. Hie und da ist ein verhältnißmäßig fruchtbarer Fleck Erde mit gigantischen Cacteen und etlichen Palmenarten bewachsen, im allgemeinen machte die Gegend aber den Eindruck der eben zurückgelegten Strecken, nämlich den der Unfruchtbarkeit und Dürre, und die Reisenden waren froh als sie endlich die Stadt Tehuantepec erblickten, die in einer offenen Ebene an den Ufern eines breiten, seichten Flusses erbaut ist. Sie blieben hier länger als einen Monat, um sich andere Pferde zu kaufen und das Land zu untersuchen, durch

welches eine zwischen dem atlantischen und dem stillen Ocean projectirte Eisenbahn führen soll.

Die Bevölkerung besteht ebenfalls meist aus Indianern, welche den größten Theil ihrer Zeit mit Baden im Flusse zuzubringen scheinen. Der Fluß bildet gleichsam die Promenade der Stadt, wo man sich sieht, die Cour macht, Geschäfte abschließt und über Politik und andere Dinge spricht, während man bis an das Kinn im Wasser steht. Die Eingebornen sind eine kleine, zart gebaute, dem Hindu ähnliche Menschenrace; die Frauen sind wohlgebildet, haben hübsche Gesichter, reiche, schwarze, seidenweiche Haare und starke Augenbrauen. In Bezug auf ihre Moral ist es das beste so wenig wie möglich zu sagen. Im ganzen ist die Bevölkerung der Gegend ein gutmüthiges, frohsinniges, schmiegsames Völkchen, das unter der Leitung besserer Herren einer bedeutenden Entwicklung fähig seyn würde; wie die Verhältnisse jetzt sind, geht es seinem Untergang unrettbar entgegen.

Die indianische Stadt Juchitan, welche 10 Leguas von Tehuantepec liegt, ist von den Städten des südlichen Mexico die am zahlreichsten bevölkerte. Sie zählt gegen 10,000 Einwohner, welche als die unruhigsten und unverbesserlichsten Revolutionäre zu einer Art Berühmtheit gelangt sind. Sie haben bei allen Aufständen im Süden von Mexico den Ausschlag gegeben, haben mehr denn einmal Tehuantepec und Oaxaca belagert und eingenommen, und wesentlich dazu beigetragen Santa Ana zum zweitenmal auf den Präsidentenstuhl zu setzen. Es wurde damals eine große Menge von Musketen und Munition unter sie vertheilt, aber das Gouvernement verlangte die Rückgabe der Waffen, nachdem es durch ihre Hülfe seine Zwecke erreicht hatte. Die Juchitaner verweigerten die Auslieferung, und die Regierung besaß kein Mittel sie dazu zu zwingen. Man hatte T. erzählt, die Einwohner von Juchitan seyen feindlich gegen alle Weißen gesinnt, und ihm beim Antritt seiner Reise den Rath gegeben ihr Gebiet zu vermeiden — gerade das bestimmte ihn sie aufzusuchen.

Er kannte den Charakter der Indianer genug um zu wissen daß es das beste ist sich im Verkehr mit ihnen furchtlos zu zeigen. Er ritt also bei seiner Ankunft in Juchitan mit der größten Kaltblütigkeit auf einen Trupp der Eingebornen zu, die auf der Straße standen, und fragte nach dem Hause ihres Gouverneurs. Die Indianer zeigten ihm mit erstaunter Miene den Weg. Der große Mann stand vor seiner Thür, war mit einer mexicanischen Serape bekleidet, blies mächtige Wolken von Tabaksrauch durch seine Nase, und sah der Annäherung der Fremden mit unzerstörbarem Gleichmuth entgegen. Er war ein großer, muskulöser Bursche mit scharf markirten Gesichtszügen und trotzigen Augen, die unter einer überhängenden Stirn hervorleuchteten. Der Reisende ritt auf ihn zu und fragte:

„Me hace el favor de darnos posada?“ (Wollt Ihr die Gefälligkeit haben uns ein Nachtquartier zu gewähren?)

„Pasa usted adelante, Caballero!“ („Tretet ein, Herr“), war die höfliche Antwort des Häuptlings, der durch das Vertrauen der Reisenden geschmeichelt schien.

Ihre Pferde wurden ihnen abgenommen, und bald war auch ein reichliches Abendessen servirt. T. suchte gelegentlich die politische Gesinnung seines Wirthes zu erforschen, und fand daß Haß gegen Santa Ana das vorherrschende Gefühl war. Eine eilig skizzirte Caricatur des Dictators mit den hölzernen Beinen machte ihm großes Vergnügen, die Wiederholung derselben in großem Maßstabe an der weißen Wand des Zimmers gewann vollends das Herz des Häuptlings, und die Fremden wurden auf das dringendste eingeladen länger in Juchitan zu verweilen. Der zweite Tag wurde dazu angewendet dem Gouverneur geographische und historische Kenntniß beizubringen, und die Zimmerwände waren bald mit Fresken bedeckt, die Schiffe, Kutschen, Eisenbahnen und Soldaten, den großen Napoleon an der Spitze, darstellten. Am dritten Tag ertheilten die Gäste einigen Unterricht im Fechten und Ringen, und steigerten dadurch das Entzücken ihres Wirthes aufs höchste.

„Bleibt bei uns,“ sagte er. „Wir wollen für euch das Feld bestellen, die Weiber sollen eure Wirthschaft besorgen, und wenn ihr uns fechten gelehrt habt wie eure Soldaten es thun, so wollen wir nach Mexico gehen und Santa Ana die Gurgel abschneiden.“

Die Reisenden lehnten dieses schmeichelhafte Anerbieten ab, entzogen sich nicht ohne Mühe ihren Gastfreunden, und setzten ihren Weg südwärts nach Guatemala fort.

In Quezaltenango, das er ein kleines in die heiße Zone versetztes Europa nennt, fand T. wieder ein Gasthaus, das erste, seitdem er vor länger als drei Monaten Oaxaca verlassen hatte. In allen dazwischen liegenden Landstrichen muß der Reisende die Gastfreundschaft der Eingebornen in Anspruch nehmen. Kommt er an einem Orte an wo er zu übernachten wünscht, so reitet er ohne Umstände vor das ansehnlichste Haus und bittet sich ein Obdach aus. Dieß wird ihm niemals versagt. Der ärmste Dorfbewohner theilt sein Abendessen mit dem Fremden, und verlangt nichts dafür als Höflichkeit. Macht man seiner Frau oder Tochter ein kleines Geschenk, so ist er mehr als zufrieden.

Am dritten Tag, nachdem T. und seine Gefährten Quezaltenango verlassen hatten und am frühen Morgen einen Berg hinabstiegen, waren sie nicht wenig erstaunt vor sich in der Tiefe dichte Massen von schneeweißem Gewölk zu erblicken, dessen Daseyn sie sich nicht zu erklären vermochten. Plötzlich zerriß ein scharfer Luftzug diese Dunstmassen wie einen Schleier, und das Sonnenlicht fiel auf einen tiefblauen Wasserspiegel, den rings ein Diadem von spitzigen Bergen vulcanischen Ursprungs umgab. Es war der prächtige See Atitlan, der vor ihnen lag, und sie waren von dem zauberhaften Anblick nur um so mehr entzückt, da niemand sie auf die Nähe des Sees aufmerksam gemacht hatte.

Die Stadt Guatemala liegt auf einem fruchtbaren Tafellande, etwa 4500 Fuß über dem Meeresspiegel. Die Häuser sind meist nur ein Stockwerk hoch, haben sehr dicke Mauern und breite bedeckte Corridors, die nach dem innern Hofe führen, welcher je nach dem Geschmack oder den Mitteln des Besitzers mit Blumen, Bäumen und Fontänen geschmückt ist. Zahlreiche Thürme verleihen der Ansicht der Stadt einige Abwechslung, und im Hintergrund steigen aus dem Vulcan del Agua fortwährend dicke Rauchwolken empor. Auf einer Höhe, außerhalb der Stadt, steht das Castell San Rafael, bestimmt den Ruhm seines Erbauers, Rafael Carrera, des Präsidenten der Republik, zu verewigen.

Carrera ist der bedeutendste der eingebornen Männer, die sich bis jetzt in Südamerika an die Spitze der Aufstände stellten. Sein Vater war Indianer, seine Mutter Ladina (von gemischtem Blut). Seine Beschäftigung war die eines Maranero (Schweinhändlers), mit welcher er die mehr einträgliche eines Montero (Gauners) verband. In letzterem Geschäft hatte er bedeutendes Glück. Er plünderte die Taschen

der Viehhändler und Landleute fern und nah, und wurde bald ein bedeutender Mann.

Vor etwa zwanzig Jahren war Morazan, der Präsident von Guatemala der mächtigste Mann in Central-Amerika. Es schien ihm gelingen zu sollen die fünf unabhängigen Staaten zu einer Consöderation zu vereinigen, an deren Spitze er selbst zu stehen hoffte; aber er griff zu Maßregeln die in Südamerika noch jeden Machthaber der sie versuchte zu Grunde richteten. Er legte nämlich Hand an die Kirchengüter und proclamirte die Aufhebung der Klöster, und natürlich standen die Mönche und die gesammte Geistlichkeit sofort wie ein Mann gegen ihn unter Waffen.

Die Bande Carrera's war unter diesen von einem Dutzend zu einem Hundert angewachsen, und in derselben Zeit brach die Cholera mit furchtbarer Gewalt unter den Indianern von Guatemala aus. Ihre Verzweiflung hatte bereits den höchsten Gipfel erreicht, als sich eine Stimme unter ihnen erhob welche die Ursache der entsetzlichen Krankheit und die Mittel zu ihrer Unterdrückung verkündigte.

„Eure Flüsse und Quellen sind von den Föderalisten vergiftet," hieß es in der Proclamation. „Greift zu den Waffen, alle die Ihr indianisches Blut in den Adern habt! Trinkt hinfort nichts mehr als das Blut der Föderalisten!"

Es war Rafael Carrera der so sprach, und er wurde gehört. Die blutige Botschaft flog von Berg zu Berg, und das Kriegsgeschrei der Indianer schallte bis zur Sierra Madre. Die Geistlichkeit that ihr möglichstes um Carrera zu unterstützen, und der religiöse Enthusiasmus, der Rachedurst, und die Aussicht auf Raub und Plünderung brachten bald die Uebermacht auf seine Seite. Morazan erlitt eine Niederlage über die andere, und der indianische Schweinehändler, Gauner und Aufruhrstifter wurde Dictator von Guatemala.

Die erste Zeit seiner Regierung wurde durch eine Reihe von Thaten bezeichnet die ihm den Beinamen „Tiger der Berge" erwarben, in der Folge aber hat er sich als ein bei weitem besserer und geschickterer Herrscher gezeigt als man zu hoffen wagen konnte. Er liebt jetzt noch Branntwein und Weiber, und ermordet zuweilen einen seiner Nebenbuhler, aber er ist nicht mehr die wilde Bestie, deren Annäherung Männer und Frauen in Schrecken setzte. Allein selbst in seiner schlimmsten Zeit mangelte es ihm nicht völlig an Edelmuth, wie die nachstehende Anekdote beweisen mag.

Während seiner Laufbahn als Viehhändler war er einst nach einer Cochenillen-Plantage gekommen, die einem Franzosen gehörte. Der Eigenthümer fand ihn eines Tages in vertraulicher Unterhaltung mit einer seiner Mägde und warf ihn ohne Umstände aus dem Hause. Als einige Jahre darauf Carrera Präsident wurde, erinnerte sich der Franzose jenes Vorfalls. Er war fest überzeugt daß ihm Carrera nie vergeben würde, und versuchte aus dem Lande zu fliehen. Er wurde dabei gefangen und vor Rafael gebracht, der ihn erkannte, aber ihm zur Verwunderung aller die Hand reichte, und ihm versicherte daß sowohl seine Person, wie sein Eigenthum beschützt werden sollte.

Hr. v. T. verweilte mehrere Monate in Guatemala um Gelder zu erwarten, ohne die er seine Reise nicht fortsetzen konnte. Während dieses Aufenthaltes besuchte er eine eigenthümliche indianische Secte, welche ihren Wohnplatz nördlich von der Hauptstadt aufgeschlagen hat. Sie besitzt drei große Dörfer, und ist dem Costüm, den Sitten und Gebräuchen treu geblieben, die ihrer Race vor der spanischen Eroberung eigen waren. Die Glieder der Secte nennen sich Christen, aber sie haben manche Gebräuche ihres alten Cultus in ganzer Ausdehnung beibehalten. Sie opfern z. B. in Zeiten der Noth ein neugebornes Kind, um den Zorn des „bösen Geistes" zu besänftigen. Ihre Unterwerfung unter die spanische Herrschaft ist immer nur eine nominelle gewesen, und erst seit wenigen Jahren ist es Fremden erlaubt die Gemeinde zu besuchen. Die Regierung Carrera's, den sie als ein Glied ihres Stammes betrachten und die Bemühungen des Don Vincente, ihres christlichen Priesters, haben ihre Ansichten gemildert, obgleich sie jetzt noch die Fremden mit argwöhnischer Eifersucht bewachen.

Don Vincente ist jedenfalls ein ungewöhnlicher Mensch und hat durch Kühnheit, Umsicht und Selbstbeherrschung eine schrankenlose Gewalt über seine Gemeinde gewonnen. Reitet er nach Quezaltenango, so trottet gewiß eine Anzahl von Indianern zu seinem Schutz neben ihm her, und zuweilen kommt er in Guatemala mit einem Gefolg von mehr als hundert Menschen an. Kehrt er zurück, so zieht ihm die Gemeinde mit Blumen, Weihrauchbecken und Musik entgegen um ihn zu bewillkommnen.

Mit dem indianischen Priester der Gemeinde steht Don Vincente im besten Einvernehmen, denn gerade er ist einer der beharrlichsten Vertheidiger der kirchlichen Würde. Don Vincente vermochte den christlichen Heiden während Tempski's Anwesenheit sich in seinem geistlichen Ornat zu zeigen; derselbe besteht aus einem langen, weißen, rothgestickten Gewande und einer weißen Mütze, die einer Mitra nicht unähnlich und vorn mit einem rothen, gestickten Kreuze geziert ist. Ein kurzer weißer Mantel und ein Opfermesser im Gürtel vervollständigt den Anzug.

Das Costüm der zu dieser merkwürdigen Secte gehörigen Indianer ist, wie schon erwähnt, noch das ihrer Vorfahren zur Zeit der Eroberung. Ihre Jacken sind aus schwarzem Wollenstoff und ihre kurzen Beinkleider aus weißem Baumwollenzeuge gefertigt. Beide Stoffe werden von ihnen selbst producirt. Eine rothe, blaue oder violette Schärpe umschließt die Hüften, und der Kopf ist mit einem turbanähnlich zusammengewundenen Stück Zeug bedeckt. Sie sprechen keine andere als ihre eigene Sprache (das Quiché) und nur zwei von ihnen verstanden spanisch. Heirathen mit Weißen, Ladinos oder andern Indianerstämmen gehen sie nicht ein. Früher wurden alle Glieder einer Familie, in welcher eine Vermischung mit anderm Blute stattgefunden hatte, umgebracht, jetzt begnügt man sich damit die aus einer verbotenen Verbindung hervorgegangenen Kinder zu tödten.

Das größte Dorf der Secte wird Santa Catarina genannt. Es liegt in einem tiefen Felsenkessel, welcher ein eingesunkener Krater zu seyn scheint und rings von spitzigen, hohen Basaltklippen umgeben ist, Die Einwohner treiben Landbau, produciren mancherlei Manufacturwaaren und führen ihren Ueberfluß nach Guatemala aus. Die Männer von Santa Catarina sind berühmt wegen der Schnelligkeit mit welcher sie große Lasten über steile Felsenpässe transportiren. Sie bilden zu diesem Zwecke Gesellschaften von dreißig bis vierzig Mann, und jeder trägt auf dem Rücken eine Last von etwa 200 Pfund, welche durch Riemen, die sich um Stirn, Schulter und Taille schlingen, unterstützt wird. Sie gehen krummgebeugt in einer Art von Hundetrott vorwärts, stützen sich auf lange Stäbe und legen mit ihrer Last, anscheinend ohne große Anstrengung, täglich dreißig englische Meilen zurück. Kein Pferd würde auf den steilen Wegen Schritt mit ihnen halten können.

Es gibt in Santa Catarina ein Haus welches zum Aufenthalt der Fremden bestimmt ist. Wenn der Reisende nur eine Nacht in demsel-

ben bleibt, wird er nicht besonders beaufsichtigt, aber ein längerer Aufenthalt erregt Argwohn. Da T. beinahe vier Wochen im Orte blieb, so schickten die besorgten Einwohner eine Deputation an Don Vincente, um ihn zu fragen was er dazu meinte. Der gute Padre zeigte ihnen die Skizze zu einem neuen Convento. „Dieß hat der Fremde für Euch gemacht,“ sagte er. „Es ist ein Werk, das Eurem Orte zur Ehre gereichen wird und Ihr Holzköpfe fürchtet Böses?“ Die Deputation war befriedigt und gieng mit der Versicherung ihrer tiefsten Hochachtung von dannen.

Nachdem T. die lange erwarteten Gelder erhalten hatte, setzte er seinen Weg durch die Staaten Guatemala und Salvador nach dem Endpunkte seiner Reise der herrlichen Bai von Fonseca fort, deren Ufer zu den drei Staaten Salvador, Honduras und Nicaragua gehören, und an welcher die projectirte Honduras-Eisenbahn münden soll.

Ein deutsches Farmerleben in Valdivia.

VI.

Hacienda de San Juan den 1/10 53.

Ich bin dieses regellosen Junggesellenlebens von Herzen satt und müde. Könnte ich nach des Tages Mühen doch regelmäßig in einer deutschen Familie eine Erholung finden, die meiner Erziehung angemessener wäre als das stete Sichumhertreiben und Aufhalten über Pferde, Stuten, Kühe, Ochsen ꝛc. welche den einzigen Gegenstand der Unterhaltung jener auf dem Lande lebenden Chilenen bilden! Hat man den ganzen Tag mit seinen Untergebenen gemeinschaftlich verbracht, so bringt der Abend wohl selten ein Gespräch, an dem man sich erquicken kann. Soll ich in allem was ich rede oder erzähle, erst den Lehrer machen ohne einen gleichen Bildungsgrad bei den betreffenden Personen zu finden, so tritt bald, statt der gehofften Erholung, Erschöpfung für mich ein, und sich erst einen Gleichfühlenden zu schaffen, wird mit furchtbarer Mühe verbunden, wo nicht unmöglich seyn. Denkt euch zehn Deutsche außer mir, von den verschiedensten Bildungsstufen, ferner 20—25 chilenische Peone und unter diesen allen nur eine Frau als Köchin, welcher wo möglich jede Kartoffel zugezählt werden muß, damit nicht die sie besuchenden Freunde, Gevattern und Verwandte sich von dergleichen Sachen etwas weniges mitnehmen; denkt euch mich, erschöpft von tagelangen Ritten nach Haus kommend und dann den Teufel in allen Ecken und Enden machen müssend, so werdet ihr euch vielleicht ein der Wahrheit nahes Bildchen entwerfen können. Bis zu den Gerten mit denen Vieh angebunden wird, bis zu der den Chilenen unbekannten Reinlichkeit der Teller und so weiter muß ich meine Visitation erstrecken. Jetzt werden Kartoffeln gepflanzt, kaum bin ich mit meinen Leuten hierbei beschäftigt, so erscheint ein Expresser mich zum Richter zu holen contra einen schlechten Schuldner, ich rufe den Pferden oder lasse sie holen wenn meine Stimme sie nicht erreicht, beauftrage einen andern Deutschen mit der Kartoffelleitung, reite ab und streite mich mit dem Verklagten herum, kehre zurück und finde möglichst das Gegentheil von dem gethan was ich befohlen hatte, ich stelle mich hin um das Verpfuschte einigermaßen zu verbessern, da kommt plötzlich ein Unglücksbote und sagt: dort hat ein Stier den andern schwer verwundet oder dort ist diese oder jene Kuh durchgebrochen, da hat sich ein Löwe sehen lassen ꝛc. Gut! man macht sich auf den Weg, bessert den Schaden aus, und so kommt endlich der Abend heran, aber noch nicht die Ruhe. Im Haus warten schon einige auf mich, die ihren Weizen zur Ernte oder Vieh, Bretter ꝛc. verkaufen wollen, sich mit dem in der Tienda beschäftigten Deutschen nicht einigen können und deßhalb an meinen Ausspruch appelliren. Die Sache kommt ins Reine, aber jetzt ist es gerade als ob die Leute Pech unter den Fußsohlen hätten, mit ihrem langweiligen Geschwätze halten sie mich noch stundenlang hin. Zuletzt ziehen sie mit von Branntwein schweren Köpfen ab, nachdem sie von einigen Peonen Hülfe beim Aufsteigen erhalten haben und sich im Sattel fester fühlen als zu Fuß auf den Beinen. Nun werden die Dispositionen für den andern Tag getroffen, die Bücher nachgetragen u. s. f., so daß ich gegen 10 oder halb 11 Uhr zu Bett komme, wenn ich nicht Briefe zu schreiben habe, die mir stets viel Zeit wegnehmen. Ich denke mich nur einige Stunden den Erquickungen hinzugeben die uns Morpheus beut, aber mit nichten! Es kommt ein Regenschauer heran, unser Dach ist an einigen Stellen undicht, doch ich denke daß die zum Schutze der Vorräthe oben ausgespannten Häute noch an ihrem Platze seyen. O weh! sehr bald höre ich es durchregnen, in meiner Abwesenheit ist mancherlei auf dem Boden gearbeitet, und weil ich nicht, wie gewöhnlich, hinterher gehen konnte, sind die Häute auch nicht wieder an den betreffenden Ort gekommen. Ich muß also selbst heraus, um einige Leute zur Abhülfe dieses Uebelstandes zu instruiren. „Selbstgehen! sich auf keinen Menschen verlassen“ das ist mein Wahlspruch. Ich lege mich nieder, werde aber, kaum eingeschlummert, durch unheilverkündendes Anschlagen der Hunde aus dem Schlafe gerissen. Ich rufe R. zu aufzustehen und nachzusehen. Er erhebt sich, zieht erst schwerfällig und schlaftrunken ein Kleidungsstück nach dem andern an, während dem ich sechsmal den Poncho hätte überwerfen können und geht endlich hinaus. Statt aber ordentlich zu untersuchen, kehrt er sehr bald mit den Worten zurück: „Es wird wohl ein sich dem Hause näherndes Pferd oder ein Ochs gewesen seyn!“ Das Hundegebell wird stärker, man hört deutlich an dem Heulen des einen daß er geschlagen oder geworfen worden ist, plötzlich wird alles still. Dieser letzte Umstand ist verdächtig, gewiß haben die Ruhestörer den Hunden ein altes Stück Haut hingeworfen um sie zu beruhigen. Was bleibt übrig? Ich mache mich selbst mit der Büchse auf die Beine und komme eben recht um einigen in der Dunkelheit eilig davonreitenden Kerls das Eindringen in den von ihnen schon stark demolirten Cerco zu wehren. Eine Spitzkugel saust hinter ihnen her, aber in der furchtbaren Finsterniß ist es geradezu unmöglich ein Ziel zu fassen, nur der Schall der Hufritte von den fortgaloppirenden Pferden ist der einzige Anhaltspunkt für die Richtung des Schusses. Nun ist alles allarmirt, es ist 2 Uhr Morgens, ich bin ganz erschöpft, lasse schnell den Cerco wieder herstellen und treffe meine Anordnungen damit ich nicht vor 8 Uhr Morgens geweckt zu werden brauche. Aber, du lieber Gott! schon um 6 Uhr ist der mit der Leitung der Geschäfte bis 8 Uhr Beauftragte auf eine Kleinigkeit gestoßen, welche ihm ein so kriti-

scher Fall scheint daß bestimmt der Patron geweckt werden muß. Er glaubt nämlich gehört zu haben daß der Peon H. von den 25 Leuten eine Schaufel mitnehmen soll, während H. selbst meint, eine Schippe sey besser, und so hätte ich auch festgesetzt. Es gibt dann gewiß keinen andern Ausweg, als mich zu fragen, um in drei Teufels Namen Dirigenten und Dirigirten über ihren Schaufel- und Schippenproceß ins Reine zu bringen. Um 7 Uhr kommt der Dirigent zum zweiten oder drittenmale und sagt: Herr, das Pferd das Sie heute zum Reiten für sich bestimmt hatten, ist gegen seine Gewohnheit nicht mit den übrigen zum Futterplatze gekommen. Soll ich ein anderes anbinden lassen oder was soll geschehen? Herr, rufe ich ihm zu, so lassen Sie es sofort holen! Wenn es nicht von selbst gekommen, liegt ein Grund mehr vor nach ihm zu sehen, es kann ja dem Gaule etwas zugestoßen seyn! Nun wundert er sich daß er nicht selbst so viel Verstand besaß, dieses gleich zu thun, macht es aber wo möglich am folgenden Morgen ebenso.

Neulich als ich meine treue Büchse reinigte, kam ein Chilene, stellte sich wie gewöhnlich mit offenem Maul hin, sah mir zu und meinte später: Nicht wahr, Herr, die Kugel aus einem solchen Dinge pfeift stark in der Luft? Ha! dachte ich, du warst einer von denen die mir erst vorgestern den Cerco geöffnet haben; ich bejahte seine Frage und knüpfte ganz unbefangen ein anderes Gespräch an. Im Laufe dieses kam ich auf seine Schuhe zu sprechen, lobte ihre Arbeit, fragte ihn ob er stets deren trage u. dgl. m. Zuletzt mußte er mir erlauben, einen derselben auch von innen zu betrachten, und als ich diesen nun in der Hand hatte, bat ich den Chilenen einige Augenblicke zu warten, stellte einen handfesten Deutschen zu seiner Bewachung in die Nähe, und gieng mit der Fußbekleidung, von zwei Zeugen gefolgt, nach dem betreffenden Platze um die Spuren mit dem Schuhe zu vergleichen. Durch die beim Aufheben der Varones (ziemlich schwere Baumstangen des Cerco), angewandte Kraft war der Eindruck der Füße des Diebes stark ausgeprägt, und richtig paßte der Schuh in eine solche Vertiefung auf ein Haar. Ich gieng nun zurück, stellte dem Eigenthümer das Seinige wieder zu und sagte ihm: Du Schurke, kennst das Pfeifen meiner Büchse, wie du so eben gestanden hast! Ich kenne dagegen die Spur deines Schuhes von vorgestern, und dieß genügt mir vollkommen! Der Kerl sah sich erkannt und in der Klemme, nahm aber sofort eine günstige Gelegenheit wahr und entwischte durch einen Sprung, schwang sich auf sein Pferd und nahm Reißaus; hat sich indessen seit dieser Zeit (fünf Wochen) nicht mehr in seiner drei Stunden von hier liegenden Wohnung sehen lassen.

Trotz alledem tausche ich doch nicht meine Stellung gegen eine äquivalente in Deutschland; ich lebe hier frei, jeder Tag bringt neue Arbeit, und ich werde, wenn auch nur von wenigen, geliebt — dieß bringt schon meine Stellung mit sich — doch von allen geachtet und von vielen gefürchtet.

Die deutsche Viehmagd sind wir glücklich los; sie ist Umstände halber zu einer Bekannten nach Osorno gereist. — Der Garten ist ausgestellt, Früchte gesäet, Pappeln von Valdivia geholt und gepflanzt, ebenso Aepfel, Birnen, Zwetschgen, Quitten, Feigen ꝛc.; Eichen und Fichten zur Erinnerung an Deutschland auch. Mit der Zeit, denke ich, soll der Garten schon stattlich werden. Zuweilen freilich wird mir zum Gegensatz der Kopf heiß durch die Menge Frauenzimmer, die sich zu einem Besuch vereinigen. Der Raum der Tienda genügt dann nicht mehr, Pellonen und Ponchos reichen nicht aus um alle Sitzplätze zu bedecken, dann wird mein Stübchen geöffnet und das Bett in Beschlag genommen; über dem Brasero (Kohlenbecken) werden wohl bei schlechtem Wetter die Strümpfchen und Röckchen getrocknet, welche etwa beim Durchreiten angeschwollener Bäche naß geworden sind, die Haare in Ordnung gebracht und sich überhaupt ganz ungenirt benommen. Auch Geschenke werden gemacht und empfangen, bei denen unser einer aber selten gut ankommt; denn wie die Orientalen sind die Chilenen nur dann sehr freigebig, wenn sie werthvolle Geschenke wieder erwarten oder eine Bitte in Petto haben.

Unangenehm sind stets die Reisen im Urwald bei Sturm und Regenwetter, und gefährlich zuweilen die Passagen der angeschwollenen Bäche. Imposant sind die wilden Schönheiten derselben in den engen Schluchten. Hier kämpft der Fluß ohne Unterlaß gegen die Hindernisse der Natur, und ohne seine Kraft zu erschöpfen. Zuweilen gleicht er in seinem senkrechten, jähen Sturze zwischen Felsen einer Silbermasse; an andern Stellen wälzt er seine dunkeln Wogen über Gesteinsbrocken, die Jahrhunderte hindurch schon ihrer Wuth widerstanden. Nun versetzt euch in die Lage eines Reiters, der durch Schwierigkeiten aufgehalten sich verspätete und noch von dem Einbruch der Nacht überrascht zu werden fürchtet. Am Rande der Schlucht angekommen, blickt er sehnsuchtsvoll nach dem andern Ufer und fragend auf zum Firmament ob dessen Halbdunkel noch zum Ueberschreiten des gefährlichen Passes hinreiche. Er versucht's: Langsam klimmt er die steilen Pfade hinab, mit Vorsicht prüft das Pferd vor jedem Schritt den Boden, auf dem es schreitet, ängstlich hält es zuweilen still und will nicht weiter; aber die großgeräderten Sporen treiben zu erneuerter Anstrengung an. Furcht ergreift Reiter und Roß bei dem Versuch den schwindeligen Steg zu passiren, das Thier fühlt sein Unvermögen den Menschen glücklich hinüberzutragen, es scheut und springt zurück, keine Sporenwunden mehr achtend. Der Reiter steigt ab und bringt es durch Schmeichelworte und Schläge es vor sich hertreibend zum Betreten des Baumstammes. Mit tiefgesenktem Kopf schreitet es äußerst vorsichtig vorwärts, langsam nähert es sich dem andern Ufer — ein Sprung — und das Ziel ist erreicht; tief aufathmend und zitternd steht der treue Reisegefährte auf festem Boden um seinen Herrn weiter zu tragen.

Die Natur scheint all ihre Schrecken zum Entsetzen des Wanderes aufgethürmt zu haben. Unermeßliche Wassermassen rauschen zu seinen Füßen, während andere über seinem Haupt mit Getöse von den Felsen herabstürzen. Um ihre Gipfel hängen schwarze, Unheil verkündende Wolkenmassen; mittlerweile ist die Dunkelheit hereingebrochen, ein banges Gefühl bemächtigt sich des einsamen Wanderers. Plötzlich erleuchtet ein jäher Feuerstrahl die Scene; der Erschreckte sieht im Momente nur zu seinen Füßen links den geöffneten Abgrund, dessen Gewässer, mit sprühendem Schaum bedeckt, zischend dahin wirbeln, sich stoßend und mit ächzendem Getöse von der steilen Felswand herabstürzen um einen Katarakt zu bilden, der in den Sommermonaten kaum seine Existenz durch ein schwaches Murmeln und Plätschern zu erkennen gibt. Unmittelbar nach dem Blitz tritt die frühere Finsterniß wieder ein, und das laute Gebrüll des Donners scheint in tausendfach wiederhallenden Schlägen die Grundfesten des Erdballs erschüttern zu wollen. Zu diesem betäubenden Lärm gesellt sich noch das Wüthen des Orkans, während der Regen in Strömen sich ergießt. Blitz folgt auf Blitz, Schlag auf Schlag, Steine rollen von der Höhe in den Abgrund, das scheue Pferd zittert und weicht zurück, ein heftiger Stoßwind hebt den vom Wasser schweren Poncho des Reiters auf und schlägt ihn dem-

selben ins Gesicht; ein Grausen erfaßt ihn und er stammelt vor Entsetzen ein leises Ave Maria. — So berühren sich die Extreme.

Die an einem Sommerabend überaus reizenden und romantischen Schluchten vereinigen in der entgegengesetzten Jahreszeit alles was dem Beobachter Furcht und Grauen vor dem allgewaltigen Herrscher der Natur einflößen könnte. Wohl dem der sich den Gefahren eines Unwetters nicht auszusetzen braucht, sondern ruhig unter einem Strohdach Schutz in seinen Ponchos und Pellonen suchen kann, oder besser in einem behaglichen europäischen Stübchen das Tosen des Sturms nur aus dem Heulen im Schornstein erkennt!

Ein leises: „Gott sey Dank!“ ließ ich aus meiner Seele gen Himmel steigen, als ich unversehrt den Paß hinter mir hatte.

Das Gewitter verzog sich, der Vollmond goß sein helles Lich über die Erde aus, die scharfen Formen der Felsen, die noch hell von der Feuchtigkeit erglänzten, zackten sich versilbert von dem magischen Schein des dunkeln Firmaments ab; die höchsten Spitzen der Cordilleren, welche sich bis zu den transparenten Regionen des Himmels erhoben, kamen, wenngleich nur halb deutlich, wieder zum Vorschein, während die große Kette selbst ihre düstern und zusammenhängenden Massen durch die in der Ebene aufsteigenden Nebel den Blicken entziehen ließ.

Lustig trabte mein Brauner vorwärts, tiefe Stille war im ganzen Bereich meiner Seh- und Hörkraft eingekehrt, als ich plötzlich Hufttritte vor mir vernahm. Schon machte ich mich fertig, als ein auf mich zukommender Reiter kurz vor mir still hielt, abstieg und sich einem Pferde näherte, das er am Lazo hinter sich führte. Aus dem schlechten kurzen Spanisch erkannte ich sogleich einen Indianer, der mich nach Wechselung der üblichen Grüße und Fragen bat, die zur Seite gerutschte Last seines Handpferds wieder in Ordnung bringen zu helfen. Ich stieg nun gleichfalls ab und legte Hand an; aber welch ein Schrecken erfaßte mich, als ich einen auf das Pferd geschnürten todten Indianer erblickte. Schaudernd wandte ich mich ab. Die Füße des Unglücklichen waren auf der Brust des Thieres, die Hände unter dem Bauch desselben zusammengebunden, der Körper selbst, mit seinem Rücken auf dem seines Trägers liegend, war mit Riemen befestigt, und der Kopf hieng fessellos hintenüber. Mit dem größten Widerwillen half ich dem Indianer die Bürde wieder ordnen, als ich zu meinem größten Erstaunen krampfhaftes Zucken in dem zwar nassen, aber dessenungeachtet noch etwas erwärmten Körper wahrzunehmen glaubte. „Schurke,“ rief ich dem Kerl zu, „du behauptest einen Todten zu haben und marterst einen Lebendigen mit deinen Riemen.“ — „Carajo! Nicht möglich,“ erwiederte jener; „er war maustodt als ich ihn aufschnallte! Aber bei der heiligen Mutter Gottes! Herr, du hast recht (die Indianer reden alle mit „Du“ an), er lebt noch! Das ist schlimm, denn seine Verwandten haben sich so eben in seine Kleidungsstücke und Pellonen getheilt! Das wird ihnen sehr unlieb seyn! Wahrhaftig er lebt noch!“ schrie er, als ein tiefer Seufzer sich aus der Brust des Todtgeglaubten rang; Gott sey Dank! Mein Compadre lebt noch und wird wieder geheilt!“ — Mit diesen Worten schwang er sich aufs Pferd und war gleich darauf in den Büschen verschwunden. Ich meinerseits war froh einem Cholo das Leben erhalten zu haben, und wie ich später hörte, ist er wieder frisch und gesund, hat aber seine Erben nicht dahin bringen können, ihm all das Seinige wieder zurückzugeben.

E. v. Rougé über ein auf einer Stele aufgefundenes Bruchstück aus der ägyptischen Geschichte des zwölften Jahrhunderts vor der christlichen Zeitrechnung.

(Aus der Revue Contemporaine.)

Aegypten befand sich, zur Zeit welcher unser Denkmal angehört, am Ende der ruhmreichsten Periode seiner Geschichte. Die Amenophis und Tutmes hatten mehr als drei Jahrhunderte hindurch über Syrien geherrscht, und ihre Waffen bis ins Herz von Asien hineingetragen. Die großen Siege von Sethos und Ramses II (Sesostris) hatten das Uebergewicht Aegyptens noch unbestreitbarer gemacht. Einige innere Unruhen folgten auf diese glänzenden Regierungen, allein sie scheinen die Obmacht der Pharaonen über Westasien nicht geschwächt zu haben. Die zwanzigste Dynastie, welche ums Jahr 1300 vor unserer Zeitrechnung auf den Thron gelangte, hielt die Stellung die sie von der Dynastie Sesostris' überkommen hatte anfangs muthvoll aufrecht. Sie brach selbst die Anstrengungen neuer Feinde; denn die Völkerschaften des Nordens versuchten damals gegen den Süden einen jener großen Einfälle den sie seitdem ohn' Unterlaß gegen den Nordwesten wiederholt haben. Unsere blonden oder kastanienfarbigen Vorfahren mit ihren blauen Augen und ihrer weißen Haut verbündeten sich mit den gelben Bewohnern des Sennaar, um, zu Land und zur See, die asiatischen Besitzungen der Pharaonen mit Krieg zu überziehen; allein die Heere und Flotten Ramses' III wiesen diesen Einbruch siegreich zurück.

In dieser zwanzigsten Dynastie, um den Anfang des zwölften Jahrhunderts vor Christi Geburt, findet die von unserer Stele erzählte Geschichte ihre Stelle; man wird sehen daß sie eine noch unbestrittene Herrschaft über Mesopotamien, freundschaftliche Verhältnisse zwischen den Fürsten Asiens und dem Pharao, ihrem Oberstlehnsherrn, so wie Straßen voraussetzt welche der Handelsverkehr gewöhnlich durchzog. Nieder-Aegypten war um jene Zeit nicht mehr der Zufluchtsort der aus Asien gekommenen unruhigen Völkerschaften; die Israeliten, die schon seit einem Jahrhundert Aegypten verlassen hatten, kämpften unter der Führung ihrer Richter mit Mühe um die Vergrößerung ihres Gebiets. Die andern Nomadenstämme hatten sich entweder entfernt oder unterworfen; einige unter ihnen, die man als Hülfstruppen im ägyptischen Heere zuließ, scheinen im Delta und in verschiedenen Theilen Syriens wahre Militärcolonien gebildet zu haben. Die Wege waren also frei, und die Karawanen konnten sich ungehindert von den Ufern des Euphrat bis ins Nilthal bewegen.

Diese Eroberungen der Pharaonen, diese Herrschaft welche mehrere Jahrhunderte lang dauerte und die ausgedehnten und beständig unterhaltenen Handelsverbindungen begünstigte, haben tiefe Spuren in den Künsten Asiens hinterlassen. Die Erforscher Chorsabads und Nimruds fanden eine große Anzahl von Denkmälern, in denen die Gegenstände, die Trachten und Verzierungen, durch welche die Künstler von Memphis so volksthümlich geworden waren, auf Nachahmung des ägyptischen Styls schließen lassen. Ebenso hat man die Bemerkung gemacht daß das Diadem der Beherrscher von Tyrus dem der Pharaonen nachgeahmt ist. Die alte Kunst stand in enger Verbindung mit den Symbolen der Religion; auch leiten uns diese Spuren auf den Gedanken daß die Pharaonen, die einen so großen Eifer für die Verehrung ihrer Götter an den Tag legten, ihren Glauben bei mehreren der unterworfenen

Völker einführten. Wir dürfen daher nicht erstaunen wenn wir mitten in Asien einen ägyptischen Gott verehrt finden, und seine Vermittlung in Anspruch genommen sehen um die Heilung einer von einem mächtigen Dämon besessenen Fürstin zu erlangen. Ehe ich aber des Berichts selbst Erwähnung thue, scheint es mir nöthig kurz die Rolle des Gottes zu erläutern, der sich bei dieser Heilung, die man als das Ergebniß eines wahren Exorcismus betrachten muß, ins Mittel schlug.

Die Thebaner faßten die Gottheit unter der Form einer Dreiheit auf, deren Analoga sich in ganz Aegypten wieder finden. Das Haupt der Dreiheit, Ammon, trug einen Namen welcher in der ägyptischen Sprache „Geheimniß“ bedeutet. Die ihm zugetheilte Aufgabe ist die eines Vaters und höchsten Schöpfers der Wesen. Die alten Texte schreiben dem Gott Vater in förmlicher Weise die unbedingte Einheit und Existenz durch sich selbst zu. Es ist merkwürdig daß man, inmitten des zügellosen Polytheismus der Aegypten entehrte, derartige Ideen bis in die letzten Zeiten erhalten findet. Der Gott Vater war, in seiner Aufgabe als Schöpfer, einer höchsten Mutter beigesellt, welche in Theben keinen andern Namen als den „die Mutter,“ Mut, trug.

Die Aegyptier verstanden das Daseyn des Gott-Sohns in dem Sinn daß der Gott Vater sich schuf und sich selbst ewig zeugte im Schooße dieser Mutter, so zwar daß er Vater war oder Sohn, je nach dem Standpunkt unter welchem man ihn betrachtete. Der Sinn dieses Geheimnisses ist zusammengefaßt in dem gewöhnlichen Titel Ammon, d. h. der Vater seiner Mutter.

Das Product der göttlichen Zeugung wurde zuweilen auch betrachtet als habe es eine besondere Persönlichkeit; es erhielt dann in Theben den Namen Chons. Diese dritte Person der Dreiheit scheint ihren Platz näher bei der Menschheit zu haben als Ammon, der verborgene Gott. Chons war der göttliche Geschäftsführer; er hatte insbesondere die Rolle der Vorsehung für Thebais, sein Lieblingsland, übernommen; er leitete dessen Rathsversammlungen und kämpfte in eigener Person gegen die übelthuenden Mächte. Ihn rief man sonach an gegen die Krankheiten, welche man stets bösen Einflüssen zuschrieb. Obwohl die ägyptischen Priester ihre Arzneivorschriften in Anwendung brachten, so vergaßen sie doch nicht eigene Formeln zur Beschwörung des Geistes des Bösen herzusagen welcher sich dieses oder jenes Theils des Körpers bemächtigt hatte. Mehrere dieser Beschwörungsformeln haben sich in den Papyrus erhalten, und derselbe Gebrauch besteht annoch in der Arzneikunde wie verschiedene Völker des Orients sie verstehen.

Chons, der Gott Sohn, war daher, wegen seiner Macht über die bösen Geister, der große Heilkünstler. Imhotep, der Gott Sohn von Ptah, spielte die gleiche Rolle in Memphis; auch die Griechen haben ihn dem Asklepios gleichgestellt. Die Persönlichkeit Chons' scheint unter zwei Gesichtspunkten betrachtet worden zu seyn, die wir, in den Legenden welche das oberhalb unserer Inschrift eingegrabene Gemälde zieren, sehr bestimmt hervorgehoben finden werden.

Bei den Aegyptiern herrschte fast durchaus die Regel: alle einigermaßen bedeutenden Inschriften durch eine religiöse Scene zu krönen, bei welcher an der Hauptperson die Huldigung hervorgehoben wurde die sie einer Gottheit darbrachte. Das Gemälde unserer Stele knüpft sich unmittelbar an den Gegenstand der Inschrift an. Wir wollen zuerst diese Figuren schildern und dann den sie begleitenden Inschriften ihre Auslegung geben.

Das Symbol welches man die geflügelte Scheibe nennt, beherrscht die ganze Darstellung; man kann es als ein Sinnbild des ewigen Lichts der Gottheit betrachten, personificirt in der aufgehenden Sonne, welche, den ägyptischen Texten zufolge, jeden Tag ihre Jugend durch eine neue Geburt verewigt.

Das unterhalb der geflügelten Scheibe eingegrabene Gemälde ist in zwei Abtheilungen geschieden: in der ersten sieht man den König Ramses-Meri-Ammon II der heiligen Barke auf welcher sich der Gott Chons befindet seine Huldigung darbringen; zehn Priester tragen die Barke auf ihren Schultern, wie die Leviten die Bundeslade trugen; zwei andere Priester gehen hinter dem Gefolge einher: der eine hält den Sonnenschirm, der andere singt einen auf einem halb entrollten Buche geschriebenen Lobgesang. Die Umschrift des Gottes kann übersetzt werden: Chons von Thebais, ruhig in seiner Vollkommenheit. Dieser Name bezeichnete die erste Form des Gottes Chons — eine Form in der er aufgefaßt worden zu seyn scheint als in seiner Größe ruhend, ohne sich mit den Angelegenheiten der Menschen zu beschäftigen. In der zweiten Form, in der eines thätigern Gottes, erläßt er, so zu sagen, seine Befehle und ertheilt Vollmachten, als Sinnbild der Wirkungen seiner alles umfassenden Güte. Die Umschrift dieser zweiten Persönlichkeit desselben Gottes ist auf einer andern im nämlichen Basrelief vorkommenden Arche zu lesen: sie lautet: Chons, der Rathgeber von Theben, der große Gott welcher die Feinde verjagt. Ein einfacher Priester bietet ihm den Weihrauch dar; es ist ohne Zweifel derjenige welcher Chons' Arche auf der Reise nach Asien, deren Geschichte unsere Stele schildert, begleitete. Dieß ist der Gegenstand der Hauptinschrift, die aus achtundzwanzig in schönen hieroglyphischen Buchstaben eingegrabenen Zeilen besteht.

Die beiden ersten Verse dieses Textes umfassen das königliche Protokoll, d. h. die Reihenfolge der Namen und Titel jedes Pharao; die Uebersetzung davon lautet: [1]

„1. Der Horus, der mächtige Stier, geehrt von allen Diademen, dessen Reich festgestellt ist wie das Atom's; der siegreiche Horus, welcher durch das Schwert herrscht und die Barbaren vernichtet.

„2. Der König von Ober- und von Nieder-Aegypten, Sonne, Herr der Gerechtigkeit, der Gebilligte des Gottes Ra; der Sohn der Sonne, geboren aus seinen Lenden Ramses-Meri-Ammon, der Liebling Ammon Ra's, Herr der Throne der Welt und der Götter von Thebais.“

Der Schriftgelehrte hat diesen Anfang durch vier Verse in ganz ägyptischem Geschmack ergänzt, in denen er das Lob seines Herrschers feiert.

„3. Der gute Gott, geboren aus Horus, erzeugt von Harmaschu, das berühmte Kind des Herrn des Weltalls, der Sprößling des Gottes welcher seine eigene Mutter befruchtet.

„4. Der König von Aegypten, der Statthalter der Wüsten, der oberste Herrscher, Herr aller Barbaren.

„5. Kaum außer den Lenden, haben seine Befehle die Heere gelenkt; sobald er dem Ei entschlüpft war, ein Stier mit festem Herzen, hat er um sich gestoßen.

„6. Er ist ein Königsstier, ein Gott geoffenbart am Tag der Kämpfe, gleich dem Month, der größte der Muthigen, wie der Sohn Nuts (Seth).“

[1] Der hieroglyphische Text ist im Journal Asiatique, begleitet von einer Interlinearübersetzung und einem grammatischen und philologischen Commentar, veröffentlicht worden (Journ. Asiatique, 1857 und 1858.

Nach diesen der Tapferkeit und den frühen Großthaten Ramses-Meri-Ammons II gezollten Lobsprüchen beginnt die folgende Erzählung:

7. Se. Großmächtigkeit war in Mesopotamien mit Einziehung der Jahrestribute beschäftigt; die Fürsten der ganzen Erde kamen herbei und warfen sich vor seinem Angesicht zu Boden, und erflehten seine Huld. — 8. Die Bevölkerungen begannen ihre Tribute darzubringen: das Gold, das Silber, den Lasurstein, das Kupfer, die kostbaren Hölzer des heiligen Landes lasteten auf ihrem Rücken. — 9. Jeder seinerseits bot seine Gülten. Als das Oberhaupt von Bachtan seine Geschenke herbeibringen ließ, stellte er seine Tochter zuvorderst um Se. Großmächtigkeit anzuflehen und bei ihm um die Gunst des Lebens zu bitten. — 10. Diese Frau war schön, sie gefiel dem König über alles; er gab ihr, in der Eigenschaft seiner ersten Gemahlin, den Namen Neferu-Ra (Schönheit der Sonne), und bei seiner Rückkehr nach Aegypten ließ er sie alle Gebräuche der Königinnen erfüllen. — 11. Im Jahr 15, am 22sten Tage des Monats Epiphi, befand sich Se. Großmächtigkeit in dem Gebäude Tama's, der Königin der Tempel, beschäftigt das Lob seines Vaters Ammon-Ra, des Herrn der Throne der Erde, in seiner Panagyrie Thebens des Südens, des Sitzes seines Herzens, zu singen, als man ihm die Ankunft eines Abgesandten des Fürsten von Bachtan meldete, der reiche Geschenke überbrachte für die königliche Gemahlin. — 12. Mit seinen Gaben vor den König geführt, sprach er, Se. Großmächtigkeit anrufend: „Ruhm dir, Sonne aller Völker! Bewillige uns das Leben in deiner Gegenwart." — 13. Nachdem er seine Anbetung vor Sr. Großmächtigkeit ausgesprochen, nahm er folgendermaßen seine Rede wieder auf: „Ich komme zu dir, allerhöchster König, o mein Herr, der Bint-reschit, der jungen Schwester der Königin Neferu-Ra halber; ein Uebel ist in ihr Wesen eingedrungen; möge deine Großmächtigkeit einen Mann schicken der die Wissenschaft kennt um es zu untersuchen." — 14. Der König sagte dann: „Man lasse das Collegium der Schriftgelehrten, die Lehrer der Geheimnisse, aus dem Innern unsers Palastes kommen." — 15. Sie kamen im Augenblick herbei, und Se. Großmächtigkeit sagte ihnen: „Ich habe euch rufen lassen um das zu verstehen was man von mir verlangt; zeiget mir unter euch einen Mann mit verständigem Herzen, einen Meister mit geschickten Fingern." — 16. Der oberste der Schriftgelehrten (Basilikogrammateus), Thoth-em-hevi, stellte sich dem König vor, und erhielt den Befehl mit dem Abgesandten des Fürsten nach Bachtan abzureisen. — 17. Als der Mann, der alle Dinge wußte, im Lande Bachtan angekommen war, fand er Bint-reschit von einem Geist besessen; allein er erkannte daß er nicht die Macht habe ihn auszutreiben. — 18. Der Fürst von Bachtan schickte ein zweitesmal zum König, um ihm zu sagen: „Allerhöchster Herrscher, o mein Herr! möchte deine Großmächtigkeit nicht befehlen daß ein Gott ins Land Bachtan gebracht würde um diesen Geist auszutreiben?" — 19. Dieses neue Begehren gelangte an den König im Jahr 26, am 1sten Tage des Monats Pachons, während der Panegyrie Ammons. Se. Großmächtigkeit war damals in Thebais. — 20. Der König kehrte zurück in die Gegenwart Chons', des ruhigen Gottes in seiner Vollkommenheit, um ihm zu sagen: „Mein guter Herr! ich komme zurück um deine Huld anzuflehen für die Tochter des Fürsten von Bachtan." — 21. Dann ließ er Chons, den ruhigen Gott in seiner Vollkommenheit, zu Chons führen, dem Berather von Theben, dem großen Gott der die Feinde verjagt. — 22. Se. Großmächtigkeit sagte zu Chons, dem ruhigen Gott in seiner Vollkommenheit: „Mein guter Herr, möchtest du nicht dein Antlitz wenden zu Chons, dem Berather von Theben, dem großen Gott welcher die Feinde verjagt, und ihn aus ganz besonderer Gnade in das Land Bachtan senden!" — 23. Hierauf sagte Se. Großmächtigkeit: „Gib ihm deine göttliche Tugend, ich will dann diesen Gott senden, auf daß er heile die Tochter des Fürsten von Bachtan." — 24. Durch seine ausgezeichnetste Huld gab Chons von Thebais, der ruhige Gott in seiner Vollkommenheit, viermal seine göttliche Tugend dem Chons, dem Berather von Theben. — 25. Der König befahl daß man Chons, den Berather von Theben, in seiner großen Arche, mit fünf kleinen Barken und einem Wagen abgehen lasse. Zahlreiche Reiter giengen zu seiner Linken und zu seiner Rechten. — 26. Der Gott kam nach einer Reise von einem Jahr und fünf Monaten im Lande Bachtan an. Der Fürst von Bachtan gieng mit seinen Kriegern und seinen Häuptlingen Chons, dem Berather, entgegen; nachdem er sich mit dem Bauche zur Erde geworfen, sagte er zu ihm: — 27. Du kommst also zu uns, du steigst bei uns ab auf die Befehle des Königs von Aegypten, der Sonne, des Herrn der Gerechtigkeit, des vom Gotte Ra Gebilligten." — 28. Siehe nun, dieser Gott kam in die Wohnung Bint-reschits; als er ihr seine Tugend mitgetheilt hatte, ward sie augenblicklich beruhigt. — 29. Der Geist welcher in ihr hauste, sagte in Gegenwart Chons', des Berathers von Theben: „Sey der Willkommene, großer Gott welcher die Rebellen vertreibt; die Stadt Bachtan ist dein Eigenthum; ihre Völker sind deine Sklaven; ich selbst bin dein Sklave. — 30. Ich werde zurückkehren an die Orte von wannen ich gekommen, um dein Herz zufrieden zu stellen über den Gegenstand deiner Reise. Wolle deine Großmächtigkeit befehlen daß von dem Fürsten von Bachtan ein Fest gefeiert werde zu meinen Ehren." — 31. Der Gott geruhte seinem Propheten zu sagen: „der Fürst von Bachtan muß diesem Geist eine reiche Opfergabe darbringen." — 32. Während diese Dinge vorgiengen, und Chons, der Berather von Theben, mit dem Geiste Zwiesprach pflog, blieb der Fürst von Bachtan, von tiefer Furcht ergriffen, bei seinem Heere. — 33. Er ließ Chons, dem Berather von Theben, so wie dem Geist, reiche Geschenke anbieten, und feierte ein Fest zu ihren Ehren, worauf der Geist auf den Befehl von Chons, dem Berather von Theben, sich friedlich von hinnen begab wohin er wollte. — 34. Der Fürst von Bachtan, so wie die ganze Bevölkerung, ward in die höchste Freude versetzt; dann sagte er zu sich selbst: „dieser Gott muß in Bachtan bleiben; ich werde ihn nicht nach Aegypten zurückkehren lassen." — 35. Drei Jahre und neun Monate verweilte der Gott Chons in Bachtan, als der Fürst, der auf seinem Bette ruhte, glaubte er sehe ihn seine Arche verlassen; er hatte die Gestalt des goldenen Sperbers, und erhob sich gen Himmel, in der Richtung Aegyptens. — 36. Als der Fürst erwachte, wurde er von Schrecken ergriffen; er sagte alsdann dem Priester Chons', des Berathers von Theben: „Der Gott will uns verlassen und nach Aegypten zurückkehren; lasset seinen Wagen nach jenem Land abgehen." — 37. Als der Fürst von Bachtan sich von dem Gott verabschiedete, bot er ihm reiche Geschenke in allen Arten von kostbaren Dingen; so wie ein zahlreiches Geleite von Kriegern und Pferden an. — 38. Ihre Rückkehr nach Theben gieng glücklich von statten. Chons, der Berather der Thebais, trat in den Tempel Chons', des ruhigen Gottes in seiner Vollkommenheit, und bot ihm die Geschenke in allen Arten kostbarer Gegenstände, welche ihm der Fürst von Bachtan gegeben hatte; er behielt nichts davon für seinen eigenen Tempel. — 39. Chons, der Berather von Theben, kehrte glücklich in seine Woh-

nung zurück am 19ten Tage Meschirs, im dreiunddreißigsten Jahre des Königs des doppelten Aegyptenlandes, der Sonne, des Herrn der Gerechtigkeit, des Gebilligten des Gottes Ra. Dieß ist es was den König, gleich der Sonne, mit einem ewigen Leben begabt hat."

Diese Erzählung dürfte viele Bemerkungen erfordern; wir haben, im Beginn unserer Abhandlung, einige Worte über die religiösen Anschauungen gesagt auf denen die Erzählung fußt; wir wollen uns jetzt auf die Hervorhebung mehrerer für die Geschichte sehr belangreichen Punkte beschränken. Zuvörderst bemerken wir daß diese Thatsache einer Heirath zwischen einem Pharao und einer asiatischen Fürstin nicht vereinzelt dasteht: Ramses-Sesostris selbst hatte die Tochter des Fürsten der Chetas, seines furchtbarsten Feindes, geheirathet, nachdem er ihm durch einen Vertrag, dessen Text wir noch besitzen, einen ehrenvollen Frieden bewilligt hatte. Ebenso findet man eine Fremde unter den Frauen Ramses' III. Einige Jahre später heirathete Salomo seinerseits die Tochter eines Pharao, und die Nitokris von Babylon verräth durch ihren Namen gleichfalls einen ägyptischen Ursprung.

Der Name des Landes Bachtan ist, wie man annimmt, einer und derselbe mit dem Berge Bagistan, welchen die Inschriften des Darius jüngst so werthvoll für die Wissenschaft gemacht haben. Die Länge der Reise, die mehr als anderthalb Jahre dauerte, fordert in der That dazu auf, das Land Bachtan in großer Entfernung von Aegypten zu suchen. Der Name der Fürstin Bint-reschit scheint auf eine Bevölkerung semitischer Abstammung hinzuweisen, was sich gut mit der Anwesenheit ihres Vaters in Mesopotamien verträgt. Es kann Erstaunen erregen wenn man sieht daß der Ruf der ägyptischen Aerzte schon damals bis ins Herz von Asien gedrungen war; dieser Umstand zeigt indeß klar welchen Eindruck die Herrschaft der Pharaonen auf den Geist der unterworfenen Völker gemacht hatte. Ein noch stärkeres Zeugniß für diesen Einfluß liegt in dem Gesuch um eine ägyptische Gottheit, in der Verehrung welche man ihr erweist, und in dem langen Aufenthalt wozu man sie zwingt. Der wichtigste Umstand für die Geschichte aber ist ohne Widerspruch die Anwesenheit Ramses-Meri-Ammons II in Mesopotamien, der diese beiden, so friedlich vollbrachten, großen Reisen des Gottes Chons folgten — Reisen welche Zeugniß ablegen von den ruhigen internationalen Verhältnissen zwischen dem Nilthal und den Ufern des Euphrat. Die unbestrittene Oberlehnsherrlichkeit der Pharaonen ist ein so wichtiger Punkt in der alten Geschichte Asiens, daß man nichts verabsäumen darf um so genau als möglich die chronologische Stelle dieser Ereignisse und ihre Verbindung mit der Geschichte der beiden Continente zu bestimmen.

Der Herrscher mit dem wir uns beschäftigen, scheint als der zwölfte unter den Ramses eingereiht werden zu müssen, und seine lange Regierung war nicht ohne Glanz. Lassen wir die amtliche Uebertreibung in den von dem Verfasser der Inschrift ersonnenen prunkhaften Benennungen bei Seite, es wird immer noch, als Gegenstand dieser Metaphern, ein thätiger und von Jugend an im Kriege glücklicher König übrig bleiben. Der Anfang der Erzählung zeigt uns daß er sich persönlich mit der Ueberwachung der asiatischen Provinzen und mit der Entgegennahme der Huldigungen und Tribute der Fürsten beschäftigte welche an der Spitze der Regierung dieser entlegenen Länder standen. Wir ersehen aus unserer Inschrift daß seine Macht in Asien bis zum dreiunddreißigsten Jahre seiner Regierung keinen Stoß erlitten hatte. Nichts steht in größerm Widerspruch mit der Ansicht die man sich von den herabgekommenen Ramses bilden muß, denen einige Jahre später die Hohenpriester Ammons die Macht rauben durften. Uebrigens ist es, bis zu dem Augenblick wo Nechao zu Karkemisch eine unheilvolle Niederlage erleiden wird, das letztemal daß wir einen Pharao in Person an die Ufer des Euphrat sich begeben sehen. Untersuchen wir zuvörderst welche Stelle diese Thatsachen in der Geschichte der XX. Dynastie einnehmen.

Die Umwälzungen welche die Thronfolgeordnung in den beiden letzten thebanischen Dynastien [1] störten, begannen kurz nach dem Tode des Ramses-Sesostris; sie treffen genau sowohl mit dem Zeitpunkt der zweiten Invasion der asiatischen Völker als mit der durch den Auszug der Hebräer herbeigeführten Krisis zusammen. Die Stadt Chev, die im Nomos Aphroditopolis lag, wurde die Wiege einer Partei welche zu Theben durch die vorübergehenden Regierungen Amenmeses' und Menephthahs II. vertreten war. Die Nebenbuhler dieser Pharaonen legten ihnen die amtliche Strafe der Usurpatoren auf, indem sie ihre Namen von den Denkmälern, auf denen sie eingegraben waren, auslöschen ließen, und die Krone Thebens blieb in den Händen des zweiten Sethos und seiner Nachkommen.

Die zwanzigste Dynastie zählt mindestens dreizehn Herrscher des Namens Ramses. Ramses III, die wichtigste Persönlichkeit dieses neuen Zweigs der thebanischen Pharaonen, fügte seinem Namen noch den besondern Titel „König von Heliopolis" bei. Vielleicht war er anfänglich der Krone mit einer theilweisen Regierung zugesellt. Wir betrachten ihn als den Sohn des vorhergehenden Königs, Recht-set mit Namen; so viel indeß können wir behaupten daß er der Sohn eines Königs war. Er drückt sich in einem an Ammon gerichteten Lobgesang folgendermaßen aus. „Ich bin auf den Thron meines Vaters gesetzt, wie du Horus auf den Thron des Osiris gesetzt hast . . . ich habe keines andern Platz widerrechtlich eingenommen." Diese für die Geschichte so interessante Stelle liest man in einem dem Hrn. Harris gehörenden hieratischen Papyrus; man findet darin zugleich nicht nur das Erbrecht Ramses III, sondern auch die Erinnerung an die Rivalitäten welche kurz zuvor das Reich zerrissen hatten. Es bedürfte eines ganzen Bandes um eine richtige Anschauung von der Regierung Ramses' III zu geben. Wir wollen hier nur daran erinnern daß dem Einfall der nordischen Völker durch seine Siege in Syrien Einhalt gethan wurde, und daß der Triumph dieses Pharaon und die Macht seiner Kriegsmarine ein großes Andenken in der ägyptischen Geschichte hinterlassen haben. Er verwendete seine Schätze zu der Erbauung von Denkmälern, welche an Zahl und Bedeutung nur denen des Ramses-Sesostris nachstehen. Mehrere Söhne Ramses' III. hatten nach seinem Tod in Ehren den Thron von Theben inne; allein um die Geschichte dieses Jahrhunderts begreifen zu können, muß man zuvörderst der Reihe der Hohenpriester Ammons einige Aufmerksamkeit schenken, und das allmähliche Wachsthum ihrer Ansprüche ins Auge fassen. Man findet, von der Zeit Meri-en-ptahs I. an, des Nachfolgers des Sesostris, einen Hohenpriester Ammons, Rai mit Namen, der sich die Obmacht über die ganze ägyptische Priesterschaft aneignet, und der neben dieser hohen Stellung auch noch bürgerliche und militärische Aemter bekleidet: er war Oberaufseher der Bauten im ganzen Reich und Oberhaupt der Krieger Ammons. Eine Vereinigung solcher Attributionen in den Hän-

[1] Sie werden als die XIX. und XX. in der Liste der ägyptischen Dynastien Manetho's gerechnet.

den eines Unterthans konnte rasch ernstliche Gefahren herbeiführen; die Eigenschaft eines Befehlshabers der Krieger Ammons verdient besonders hervorgehoben zu werden. Während der von Ramses II (Sesostris) unternommenen großen Kriege mußte man Soldaten aus allen Bürgerclassen nehmen. Die Tempel lieferten Contingente, die aus den Dienern ihrer Besitzungen ausgehoben, von Priestern befehligt und mit dem Ertrag der Opfergaben unterhalten wurden. Ramses II belohnte die Götter für diese Hülfeleistungen durch das Geschenk zahlreicher, zum Anbau der heiligen Ländereien bestimmter Sklaven, sowie durch die Beute mit der er ihre Schätze füllte. So hat man sich diese Ammonskrieger, welche bei mehreren Manövern des ägyptischen Heers genannt werden, zu erklären gesucht. Diese Kriegsmacht, die unmittelbar vom Tempel Ammons abhieng, vermehrte augenscheinlich den Einfluß des Hohenpriesters, und hätte der Sicherheit eines nicht sehr thatkräftigen Fürsten leicht gefährlich werden können.

Der Hohepriester Ral und sein Nachfolger Rama führten unter der Regierung Seti's II. bei der Wiederherstellung eines Thurms im Tempel von Karnak den Vorsitz, ließen sich am Fuß desselben abbilden und fügten dieser Darstellung eine umfassende Widmungsumschrift bei. Bis dahin hatten die Herrscher allein das Vorrecht genossen einen so wichtigen Platz auf den Thebanischen Denkmälern einzunehmen.

Wir verlieren von dieser Zeit an die Oberhäupter der Priesterschaft Ammons einige Jahre lang aus den Augen, denn ein Krieger wie Ramses III gestatte ihnen natürlich keine Uebergriffe. Allein unter Ramses IX bemerkt man einen Hohenpriester, Namens Ramses-Nechtu, der mit den Würden eines Palastpräfecten und Oberaufsehers der öffentlichen Arbeiten bekleidet ist. Sein Sohn, Amen-Hotep, folgte ihm unter Ramses XI; er erscheint noch vor seinem Herrscher in einer unbedingt unterwürfigen Haltung, obschon er mit seinem Priestertitel bereits ausgedehnte bürgerliche Gewalten und eine große Mannichfaltigkeit von Attributionen vereinigt. Einige Jahre später bemerkt man daß jedes Gleichgewicht der Gewalten gebrochen ist, indem man neben Ramses XIII dem Oberhaupt der Priesterschaft, Her-hor, begegnet, der, außer der Stelle eines Oberbefehlshabers der Heere, auch das Amt eines Statthalters der beiden Theile Aegyptens bekleidet. Vergeblich behält er die bescheidene Benennung Federträger zur Linken des Königs bei; die Namenszüge des Ramses kommen neben ihm nur noch zum Schein vor, denn die Schlange Uräus, das Zeichen des Königthums, erhebt sich bereits auf der Stirne des Priesters. Auch reißt er bald offen alle königlichen Insignien an sich, und sein Titel „Hoherpriester Ammons“ dient ihm als Devise um seinen ersten Zierrahmen auszufüllen. Er läßt auf den Denkmälern seine Krönung durch die Hand der Götter darstellen: Set setzt ihm die rothe Krone Nieder-Aegyptens auf das Haupt; Horus gibt ihm die weiße Mitra der Thebais. Der Sohn des Usurpators Her-hor konnte dieselbe Rolle aber nicht fortführen, und mußte sich begnügen Oberhaupt der Priesterschaft zu bleiben. Dieser neue Hohepriester führte den Namen Pianch; die Usurpation der Krone wurde von seinem Sohn, Pinetem I, vollbracht. Man sieht mit ihm auf den Denkmälern zwei mit den höchsten Abzeichen der Macht bekleidete Fürstinnen erscheinen, in denen man, wie wir glauben, die Erbinnen der großen Familie der thebanischen Pharaonen erkennen muß, welche der Welt mehr als drei Jahrhunderte lang Herren gegeben hatten. Das Recht der Thronnachfolge war, von der zweiten Dynastie an, den Frauen zuerkannt worden, und der Vertreter der siegreichen Partei hielt die Erben des königlichen Bluts sorgfältig zurück, um ihre Rechte durch ein Ehebündniß auf sich überzutragen. Es ist übrigens bekannt daß Psammetich und seine Nachkommen später die gleiche Politik beobachteten, und daß die Aegyptier bis zum Ende eine tiefe Verehrung für die Prinzessinnen bewahrten welche sich mit der thebanischen Familie verbanden. Allem Anschein nach muß man das eigenthümliche Benehmen der Ptolemäer, welche man beständig ihre Schwestern heirathen sieht, aus denselben Beweggründen herleiten.

Die Thatsachen welche wir so eben summarisch studiert haben, lassen sich in wenigen Worten zusammenfassen und in vier Perioden eintheilen:

1. Zwistigkeiten der Familie Sesostris, zur Zeit des Auszugs der Hebräer;
2. Unumschränkte Macht Ramses' III und seiner Familie;
3. Allmähliche Uebergriffe der Ammonspriester;
4. Reich der Priester aus der Familie Her-hor zu Theben.

Während dieser letztern Periode gründete der Pharao Smendes in Nieder-Aegypten die Tanitische Dynastie.

Ein Jahrhundert später begründete Scheschonk I, der Eroberer Jerusalems, seine Herrschaft über ganz Aegypten, und schrieb auf seine königliche Standarte folgenden Wahlspruch: „Derjenige welcher zum Königthum gelangt, indem er die beiden Regionen wieder vereinigt.“

Nachdem wir so die Geschichte der innern Revolutionen Aegyptens skizzirt haben, werden wir zum Verständniß der allmählichen Schwächung seiner Macht und seines Uebergewichts in der alten Welt besser vorbereitet seyn. Die Söhne Ramses' III behaupteten anfangs erfolgreich die von ihrem Vater gegen die Einfälle der nördlichen Völkerschaften so tapfer vertheidigte Erbschaft. Ramses IV rühmt sich zu Hammâmat einen wichtigen Posten gegründet zu haben, der die Sicherheit eines an das rothe Meer führenden Weges gewährleisten sollte um verschiedene Erzeugnisse Asiens unmittelbarer in Aegypten einführen zu können. Eine Inschrift desselben Pharao zeigt uns „die Völker Nord-Syriens in seiner Gegenwart zu Boden liegend und alle Asiaten vor ihm zitternd.“ „Dieser König, sagt die Inschrift, ist gelehrt wie Thoth, und auch weise in seiner Lehre.“

Ramses V verdiente gleichfalls die Dankbarkeit Aegyptens; eine auf den Felsen von Silsilis eingegrabene Inschrift spricht von ihm in folgenden Worten: „Der Nil hat unter seiner Regierung seine Geschenke vervielfacht .... Er hat die Tempel der Götter mit Arbeiten die seinen Namen tragen erfüllt .... Er hat die Götter durch seine guten Gesetze zufrieden gestellt. Die Großen und die Kleinen nennen voller Freude seinen Namen. Er ist für sie gleichsam der wachsende Mond geworden. Wenn er sich zu Bette legt, wird er schwanger mit Wohlthaten für sein Volk; wenn er erwacht, gebärt er sie, wie der Gott seinen Vater.“

Ramses VI hinwiederum ist berühmt wegen der Menge und der Pracht seiner Denkmäler. Auf dem Wege nach dem rothen Meer finden wir eine Erinnerung an Ramses IX, in einer Inschrift welche seiner Weisheit und seiner Tapferkeit die glänzendsten Lobsprüche spendet; man schreibt ihm das Verdienst zu zuerst die Straßen nach dem heiligen Land geöffnet zu haben. Dieser Name bezeichnet einen an kostbaren Substanzen reichen Himmelsstrich Asiens, aus dem die Fürsten von Mesopotamien einen Theil ihrer Reichthümer zogen. Unsere Inschrift hat uns die Hölzer des heiligen Landes unter den Tributen gezeigt welche man den Pharaonen zahlte. Das rothe Meer bot den Aegyptiern einen neuen Weg nach diesem Lande, und der Posten von Hammâmat schützte den Handelsverkehr, der sich darauf Bahn gebrochen hatte.

Ramses XI rühmt sich ebenfalls seiner Siege: ein Vorsteher der Schriftgelehrten seiner königlichen Pforte bezeugt, in seinem Grabe, daß alle Völker des Nordens ihm unterworfen waren. Diese Zeugnisse sprechen keine Unwahrheiten aus, denn unsere Stele zeigt noch Ramses XII, friedlich die Tribute in Mesopotamien in Empfang nehmend, nachdem Eroberungen seine ersten Regierungsjahre ausgezeichnet hatten. Der hohepriesterliche Usurpator Her-hor fand daher Aegypten im Besitz der Obmacht, und in der That bringt er Ammon seinen Dank dar dafür daß „die Oberhäupter aller Länder der Rotennu jeden Tag herbeikommen und sich zu seinen Füßen werfen.“ Die Aegyptier begriffen unter diesem Namen die Fürsten von Nordsyrien.

Dieß ist das letztemal daß man einen Pharao sich eine so ausgedehnte Herrschaft zuschreiben sieht, und man muß bis auf die Zeiten der ersten Ptolemäer heruntergehen um auf den Denkmälern den Namen der Rotennu wieder zu finden. Nichtsdestoweniger haben wir Grund zu glauben daß sich allmählich, statt der Oberlehnsherrlichkeit der Könige von Aegypten, ein Bündniß zwischen gleich unabhängigen Herrschern bildete: Her-hor kann, wie die chinesischen Kaiser, eine freundschaftliche Gesandtschaft in einen Unterwerfungsbeweis umgewandelt haben; man findet in der That keine Spur mehr von den periodischen Kriegszügen die zur Sicherung der Unterwürfigkeit der syrischen Provinzen nothwendig waren, und die man an den Mauern der Tempel stets durch die Abbildung der Schlachten und durch prunkhafte Inschriften feierte. Die Bibel bietet uns ebenfalls keine Spur eines ägyptischen Kriegszugs während der Zeit der Richter; die Macht der Philister konnte sogar nur wachsen durch die relative Schwäche der Aegyptier, denn Gaza gehörte ehedem zu den Besitzungen der Pharaonen. Dieser Zustand der Dinge begünstigte ohne allen Zweifel die ersten Fortschritte des jüdischen Volks unter David, und die Beziehungen Salomo's zu seinem Nachbar, dem damals in Tanis regierenden Pharao, lernen wir einfach durch ein Ehebündniß kennen.

Die Wichtigkeit welche wir dem neuen, durch den Hammamater Posten geschützten, Handelsweg nach dem rothen Meere zugeschrieben haben, ist übrigens keine vereinzelte Thatsache. Diese friedlichen drei Jahrhunderte, die der Macht der Pharaonen allmählich den Untergang bereiteten, begünstigten die große Entwicklung der Marine und des Handels der Phönicier, so wie die Handelsbeziehungen überhaupt, welche der Reichthum Hirams und Salomo's voraussetzt. Die ersten Könige der Juden benützten auf sehr geschickte Weise die Zeitumstände, unter denen ihr Königthum zwischen einem im Verfall begriffenen Reich und den neuen noch nicht sehr furchtbaren assyrischen Königreichen entstanden war; allein diese glückliche Stellung hatte keine lange Dauer, und jede neue Bewegung ihrer mächtigen Nachbarn trug zur raschen Auflösung ihres schwachen und in sich getheilten Staats bei.

Aus allen diesen Thatsachen geht unstreitbar hervor daß Aegypten unter den Händen des Hohenpriesters Her-hor, oder seines Nachfolgers, auf immer seine Ueberlegenheit verlor, und in seine natürlichen Gränzen eingeschlossen wurde. Es wäre von großem Belang für die allgemeine Kritik der Geschichte der syrischen Völker, wenn man den Zeitpunkt dieser wichtigen Veränderungen in der Stellung der Reiche sicher zu bestimmen vermöchte. Versuchen wir wie man sich diesem so wünschenswerthen Ziel nähern könnte.

Wir haben zu wiederholtenmalen die Richtigkeit der bis jetzt für die chronologische Schätzung der ägyptischen Dynastien vorgeschlagenen Ziffern in Zweifel gezogen. Die Texte Manetho's leiden an großen Fälschungen, und die Reihe der monumentalen Data ist sehr unvollständig: dieß sind in zwei Worten die Gründe unsers beharrlichen Skepticismus. Keine Conjectur, kein Rechnungskunstgriff kann uns mit Zuverlässigkeit den Mangel an Materialien ersetzen.

Die neulich in einem Apis Grabe gefundenen Data haben es möglich gemacht die Chronologie bis zur Regierung Tahraka's zu verfolgen, deren Anfang in das Jahr 694 vor unser Zeitrechnung fällt. Steigt man in der Reihenfolge der Zeiten weiter hinauf, so nimmt die Ungewißheit bei jeder Regierung zu, und die Lücken der Denkmäler, besonders während der einundzwanzigsten Dynastie, zwingen uns andere Wege zur Aufsuchung des Zeitpunkts einzuschlagen in welchem die von uns erklärte Stele eingegraben wurde. Die Fehler welche jeder auf die Interpretation der durch Abbreviatoren und Copisten von Jahrhundert zu Jahrhundert gefälschten Texte sich gründenden Berechnung innewohnen, haben seit langer Zeit die Kritiker beschäftigt; auch hat man einige Anhaltspunkte in dieser langen Geschichte mittelst der auf den Denkmälern erwähnten himmlischen Erscheinungen zu bestimmen gesucht — Erscheinungen von denen man hoffte daß sich der absolute Zeitpunkt derselben durch eine retrograde Berechnung, welche die vollkommensten Methoden der neuern Astronomie möglich machten, auffinden lasse.

Unser gelehrter College Biot, dessen Arbeiten ein helles Licht auf diesen Gegenstand geworfen, hat den Sonnenaufgängen des Sternes Syrius eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Die Aegyptier bezeichneten dieses Gestirn mit dem Namen Sothis, und legten dem ersten sichtbaren Aufgang desselben eine große Wichtigkeit bei, weil er ihnen die Austretung des Nils ankündigte. Man feierte dann ein großes Fest. Der für diese Feierlichkeit unter der Regierung Ramses' III anberaumte Tag hat es dem gelehrten Astronomen möglich gemacht zu berechnen daß der so gefeierte Sonnenaufgang um das Jahr 1300 vor Christi Geburt stattgefunden hatte.

Ein anderer, unter Ramses VI erwähnter, Siriusaufgang fand echzig Jahre später, d. h. um das Jahr 1240 statt. Diesen Grundlagen zufolge kann die Thronbesteigung Ramses' XII nicht früher als um das Jahr 1180 gesetzt werden, und sonach muß das dreiunddreißigste Regierungsjahr desselben Königs mindestens bis zum Jahr 1150 vor Christi Geburt herabreichen.

Einige Jahre später, und mit dem Priester Her-hor, hören die letzten Spuren der ägyptischen Herrschaft über Asien auf, und dieß ist das Hauptresultat welches wir diesem Studium abzugewinnen wünschten. Will man es mit den ersten chronologischen Daten vergleichen welche kürzlich Hr. Oppert als die Frucht seiner Arbeiten über die assyrischen Denkmäler ankündigte, so wird man bemerken daß das erste in der Geschichte dieses Landes hervortretende wichtige Ereigniß, die Plünderung Ninive's durch die Chaldäer unter Tiglat-Pileser II, um das Jahr 1122 vor Christi Geburt stattfand. Man darf annehmen daß die Ammonspriester mit der assyrischen Dynastie, als sie deren Einfluß wachsen sahen, rasch ein Bündniß abschlossen.

Man kann zwar annehmen daß die Fürsten der Rotennu von Ramses III an in einer rein nominellen und auf einige periodische Tribute sich beschränkenden Unterwerfung geblieben waren; allein die Geschichte der Prinzessin von Bachtan ist, in allen ihren Umständen, unverträglich mit dem Gedanken einer in Mesopotamien begründeten assyrischen Suprematie. Inmitten der von mir dargelegten Ungewißheiten wird dieser Zustand unbestrittener Herrschaft über einen Theil

Asiens, welche wir Aegypten unter Ramses XII zuerkennen, durch sich selbst ein chronologisches Element und ein sehr werthvoller Führer. In der That wird, wenn wir zugeben daß die ersten Entwicklungen des assyrischen Reichs in das Jahr 1250 vor Christi Geburt zu setzen sind, und daß dessen Rolle vom Jahr 1122 an durch die Einnahme Ninive's eine vorwiegende wird, aus diesen Prämissen hervorgehen daß die Epoche Ramses' XII noch nicht merklich geschwächt seyn kann, und daß sie dem Sieg der Chaldäer unmittelbar vorangeht. Man wird daraus ebenfalls eine zweite Schlußfolgerung ziehen müssen: die nämlich daß wir keine allzu entfernte Aera für den Anfang der zwanzigsten Dynastie und für die großen Feldzüge Ramses' III gegen die Völker des Nordens bestimmt haben, wenn wir dieselben in die ersten Jahre des XIV. Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung setzten. Dieß sind beträchtliche Thatsachen, welche die Chronologen vor Augen haben müssen, so oft sie sich an die Deutung der geschichtlichen Denkmäler Aegyptens und Assyriens machen wollen.

Italienische Klöster.

(Von A. St.)

2. Montecassino.

Gegenwärtig sind auf dem Kloster seßhaft etwa 300 Personen; von ihnen gehören 16 zu den wirklichen Mönchen, etwa 50 zum Colleg oder Convitto laicale, ebensoviel zum Seminar, und 22 zum Noviciat; der Rest wird gebildet vom ärztlichen Personale, von den dienenden Brüdern, von den Handwerkern und von dergleichen. Das Ganze erscheint wie ein kleiner Staat, der gemäß der Anordnung seines Stifters alle seine Bedürfnisse aus sich selber befriedigen kann. Schon lange scheinen die Benedictiner das Streben gehabt zu haben nur Adelige unter sich aufzunehmen; denn Mabillon schon in seinen Annales ordinis S. Benedicti I, 56 spricht sich mit Berufung auf Augustinus darüber aus und hebt jenes Streben als ein grave delictum hervor. Es hat dahin geführt daß man die Benedictiner — namentlich im Gegensatz zu den spätern Bettelorden — als Vertreter der Aristokratie im Mönchthum ansieht. Daneben gebührt ihnen der Ruhm der größten Bildung und der größten Toleranz, so weit beides die katholische Kirche ermöglicht oder gestattet. Aber unter den durch Geburt, durch Duldsamkeit und Freiheit vom Klosterzwang ausgezeichneten Mönchen gehören die Cassinesen zu den ausgezeichnetsten. Der jetzige Abt Michelangelo Celesia, ein Sicilianer, zählt zu den ersten Baronen des Reichs, und ist nach Beendigung seines von Pius IX ihm auf sechs Jahre übertragenen Amtes — neuerdings haben die Mönche kein Wahlrecht mehr — zum Erzbischof von Messina designirt. Ihm zur Seite steht als Vicar der Diöcese der Duca Karl von Vera, und unter den Mönchen ist außer dem italienischen Adel der spanische, der französische und auch der schottische vertreten; stammt doch Padre Domenico Scotti aus der allbekannten Familie der Douglas. Die Schüler des Convitto laicale sind adeliger Abkunft und empfangen im Kloster eine Ausbildung, die es ihnen frei läßt welchen Beruf sie wählen wollen. Das Seminar ist eine Anstalt untergeordnetern Ranges; das Noviciat zieht den neuen Anwuchs für die Cellen groß.

Ehe ich mich in das Kloster wagte, hatte ich mir Empfehlungskarten zu verschaffen gesucht; schon aus Deutschland brachte ich solche mit an die Vorstände des Archivs und der Bibliothek, die Prioren Tosti und Calefati, so wie an einen jungen Landsmann Hugo Arndt, einen Neffen von Moriz Arndt, der in Rom zum Katholicismus übergetreten und auf Verwendung des Cardinals Fürsten von Hohenlohe in das Noviciat von Montecassino zugelassen war. Zufällig hörte ich in Neapel daß Arndt jetzt dort sey als Hauslehrer eines Barons Farina; ich suchte ihn auf, und erfuhr daß er aus dem Kloster ausgetreten sey, weil er nicht eingesehen habe, warum er für sein ganzes Leben sich binden solle. Er schien aber noch mit den Mönchen in Verbindung zu stehen und offerirte mir ein Empfehlungsschreiben, das ich dankbar annahm. Es war an den Duca di Vera gerichtet. Arndt nannte mich darin, obwohl wir uns nicht länger als seit fünf Minuten kannten, „un suo particolare amico," und empfahl mich mit einer gewissen Superiorität als einen „giovane di distinzione." Außerdem hatte mir noch ein neapolitanischer Cavalier und Professor der Medicin, mit welchem ich in Bajä zusammentraf, eine Karte an den Klosterarzt Dr. Zarlango mitgegeben.

So vierfach recommandirt, machte ich mich unter Zurücklassung meines Gepäcks im Gasthause zu San Germano am Morgen des 25 September auf den Weg. Seine geschichtliche Vergangenheit umgab ihn mir mit einem Nimbus der eine gewisse feierliche Stimmung hervorrief. Dazu hegte ich die Hoffnung, unter den Schätzen des hochberühmten Archivs vielleicht einiges zu finden was mich beschäftigen und längere Zeit in Italien hätte zurückhalten können.

Eine Stunde hatte ich bergan zu steigen auf breiter, mit großen Granitsteinen gepflasterter Straße, die sich serpentinenartig in die Höhe zog. Die ersten lebenden Wesen, die mir begegneten, waren eine gewaltige Wolfsmilchsraupe, die auf ihrem, rechts und links zwischen den Felsblöcken wuchernden Kraute ihr Behagen fand, und eine Unzahl kleiner und großer Eidechsen, deren Vertilgung selbst einem Apollo Sauroktonos schwer geworden wäre — so schaarenweis und flüchtig huschten die klugäugigen Wegelagerer über den nackten Boden. Man geht fortwährend schattenlos, wenn auch an den Bergabhängen hie und da Castaniengebüsch oder vereinzelte Castanien- und Nußbäume, oder Weinanlagen sich finden, die hier, wie so oft in Italien gerade genügen, um die Vorstellung zu vernichten welche der Fremde sich von den kahlen dortigen Bergen macht. Deutsche Laubwälder mit rauschenden Wipfeln gibt es allerdings nicht, der Baumschlag ist — ausgenommen der nationalitalienische — dünner und verkrüppelter als bei uns, aber er gewährt für die Landschaft, wie mir geschienen hat, den Vortheil daß deren Färbung nicht meilenweit durch den Wald mit seinem Licht und Schatten, sondern mehr durch die zartere Luft bestimmt wird, die ihren leichten Schleier vor dem Gebirge sichtbar machen kann. Eine halbe Stunde mochte ich gestiegen seyn, da sah ich einen Menschen nicht unverdächtigen Aeußerns hinter mir herkommen; ich faßte das Rohr, welches ich mir nach Verlust meines Stockes zwischen Pästum und

Salerno an der Landstraße zur festern Stütze abgeschnitten hatte, etwas fester, machte auch vielleicht eine Faust in der Tasche mit aufgeklapptem Taschenmesser — ich weiß es jetzt nicht mehr genau, weil ich diese nachträglich mir äußerst komisch vorkommende Manipulation auf einsamer Straße später noch mehrfach zu machen in Versuchung kam — und erwartete die Ankunft meines Hintermannes. Er hatte mich bald erreicht; wir kamen ins Gespräch, und der Gefürchtete entpuppte sich als wohllöblicher Mitarbeiter in der Schneiderei von Montecassino. Den Rest des Weges legten wir selbander zurück; mein neuer Reisegefährte erbot sich mir den Ueberzieher zu tragen, den ich auf den Arm genommen hatte als die Sonne die anfänglich empfindlich kalte Luft zu verdrängen begann; er erklärte mir die Bedeutung dieser und jener Capelle, welche am Weg stand, kniete nieder an den verschiedenen Kreuzen, vornehmlich aber auf dem Stein welchen durch gleiche heilige Handlung Benedict, der Vater des abendländischen Klosterwesens und Stifter Montecassino's, so ausgehöhlt haben soll, wie man ihn heute sieht, und fragte endlich, als er meine ketzerische Theilnahmlosigkeit an seiner Rede und seinem Thun merken mochte, mit Argwohn und einer gewissen Bestürzung im Blick: „Sind Sie nicht Katholik?" Ich verneinte, und die Rückantwort war: „Ha fate male, fatevi cattolico! (Sie thun übel daran, werden Sie katholisch!)"

Mittlerweile nahten wir dem Kloster, von dem wir bisher so gut wie nichts, und jetzt nicht mehr als die eine Façade auf hohen Grundmauern mit ihren vielen verschiedenen großen Fenstern sahen. An diesen südwestlichen Flügel stößt rechtwinkelig ein anderer an, der nach der Straße von San Germano zu ein wenig vorspringt. Der vorspringende Theil heißt der Thurm Benedicts, weil in ältester Zeit sich Benedict einen Thurm über seine Zelle hatte errichten lassen. Hier ist das jetzige Eingangsthor, welches täglich jedermann bis eine Stunde nach Ave Maria offen steht. Davor liegen zwei granitne Löwen, die einstigen und auch die heutigen Gränzsteine des Cassineser-Territoriums; denn mit den Gränzen haben sie sich, verstümmelt an Gebiß und Tatzen, von Ceprano bis an die Klosterpforte zurückgezogen. Ich trat ein, und gelangte durch einen gewölbten Gang mit gepflasterten breiten Stufen in den Klosterhof; hier hatte dicht an der schweren Holzthüre, welche den Abschluß von jenem Gange bildet, der Pförtner seine Zelle. Er promenirte gerade vor derselben auf und ab, angethan mit dem vom Hals bis auf die Zehen reichenden schwarzen Mönchsrock, den Scheitel bedeckt mit dem kleinen halbkugeligen Mützchen, wie es alle Brüder tragen, und umhüpft von den beiden Raben, welche zum Andenken an Benedict in jedem Benedictinerkloster seit uralter Zeit gehalten werden. Die ganze rabenmäßige Erscheinung machte eben keinen gewinnenden Eindruck und schien nichts gutes zu weissagen. Nach der Regula Sancti Benedicti cap. 66 soll der ostiarius ein senex sapiens seyn, qui sciat accipere responsum et reddere (ein weiser Greis der verstehe eine Antwort entgegenzunehmen und zu geben); sobald jemand anklopft, soll er aufthun cum fervore caritatis (mit Gluth der Liebe). Der Pförtner von Montecassino nun mochte seiner Regel gemäß sapiens seyn — das habe ich nicht untersucht — aber es fehlte ihm jedenfalls der vorgeschriebene fervor caritatis. Er war früher 15 Jahre lang in Neapel Soldat gewesen, und hatte, allmählich zum alten Murrkopf geworden, den Ruheposten in Montecassino sich verschafft; sein Antlitz gehörte nach der Meinung eines der Jesuiten, die ich im Kloster sprach, zu denen über welche man nie ein Lächeln ziehen sieht. Ich fragte zunächst nach dem Duca di Vera, dann nach Tosti und Kalefati, indem ich meine Recommandationsurkunden hinhielt, bekam aber ein dreifaches stoisches „non c-è!" (er ist nicht da!) zur Antwort; dabei wurde jedesmal eine gewaltige Prise unter die Nase gerieben, und schließlich in aller Menschenfreundlichkeit sich zu dem erläuternden Zusatz verstanden: „sono in Germania," (sie sind in Deutschland!). Der Klosterarzt war zwar in Montecassino, aber augenblicklich nicht zu sprechen. Hätte ich geringere Hartnäckigkeit gehabt, so würde ich es jetzt passend gefunden haben umzukehren, aber so leichten Kaufs ließ ich mich nicht abfertigen. Auch unterstützte mich bald mein Schneider, der mir trotz des entdeckten Ketzerthums noch immer treulich zur Seite war, indem er den Vorschlag machte meine Papiere dem Abt zu übersenden. Hierauf gieng der Pförtner ein, und ich erhielt über eine Stunde Zeit einstweilen außerhalb des Klosters noch mich umzusehen. Nachher hörte ich, daß auf solch harte Probe langen Wartens regelmäßig die Fremden gestellt würden.

Die Bedeutung und das Ansehen Montecassino's hat einen würdigen Ausdruck in seiner architektonischen Anlage gefunden, die an Solidität und Großartigkeit kaum ihres Gleichen haben wird unter den Klöstern Italiens. Auf schräg abfallenden gewaltigen Fundamentalmauern erhebt sich im Geviert der Bau, und beherrscht wie eine feste Burg die höchste Spitze des Berges. Ueber den Dächern ragt die Kirchkuppel hervor, im Kleinen ein Abbild der von Sanct Peter. Die schönste Anlage sind die innern vier Vorhöfe, in deren unterm ich stand. Er bildet ein Oblong, dessen längere Seiten dem Eintretenden zu Rechten liegen, während die eine kürzere Seite die Fortsetzung des oben erwähnten gewölbten Ganges ist. Diese letztere und die beiden Langseiten werden von einer Bogenhalle gebildet, welche einen Flächenraum von etwa 9000 Quadratfuß umschließt. Obenher führt eine durchbrochene Galerie; die Attica darunter ist mit Reliefs versehen, die Bogen ruhen auf Travertinpilastern dorischen Styls. In der Mitte des Hofs, der durchaus mit Travertin geplattet ist, befindet sich die Hauptcisterne des Klosters — Quellwasser kennt man nicht — ihre Oeffnung wird von einer weiten Balustrade in Form eines Gefäßes umschlossen, in welches ein von zwei korinthischen Säulen getragener Architrav den Strick für den Wassereimer hinabläßt. Im Hintergrunde des Hofs, an dessen vierter Seite (und zwar deren ganzer Länge nach), erhebt sich eine vierzigstufige Riesentreppe; vor ihr stehen am rechten und linken Ende die Colossalstatuen von Benedict und seiner Schwester Scholastica; sie führt empor zum Vorhof der Kirche mit ähnlicher Cisterne und ähnlichem vierseitigen Bogengang. Der mittlere Eingang von der Treppe aus trägt im Innern die Ueberschrift: „Heroibus bene merentibus Cassinates propriae pietatis argumentum, monumentum alienae," und soll die Bedeutung der sechzehn überlebensgroßen Marmorstatuen erklären, welche ringsum in Wandnischen angebracht sind. An der Kirchenfaçade stehen, so zu beiden Seiten des Hauptportals die Eltern Benedicts; an sie reihen sich rechts und links die ersten Schenker des Klosters an: Tertull, Vater des ersten Schülers von Benedict, Namens Placidus, von welchem einer Vermuthung nach der Grund und Boden herrührt, auf welchem Benedict baute, und Gisulf II, ein Longobardenkönig des achten Jahrhunderts, der das Land von Frosinone bis zum Liris den Mönchen überwies; dann folgt auf letztern die Reihe der weltlichen Herrscher, welche Montecassino's Wohlthäter waren, nämlich Karl der Große, Heinrich III, Lothar III, Robert Guiscard, der Bourbone Carl III und Ferdinand IV. Nach Tertull kommen die Päpste, die aus Montecassino hervorgiengen

oder sich um dasselbe verdient machten, so Gregor der Große, der Biograph Benedicts, Gregor II, Zachariä, der Bestätiger der Schenkung Gisulfs, Victor III, der Erbauer der ursprünglichen Basilica, Benedict XIII, der Consecrator der jetzigen Kirche, und endlich Benedict XIV. Was dem letztgenannten und was Gregor II diesen Platz verschafft hat, ist mir nicht bekannt geworden. Der Kunstwerth sämmtlicher Statuen scheint mir ein sehr geringer. Am übelsten war unzweifelhaft Carl der Große gerathen; sein Kopf mit dem Ausdruck halben Blödsinns und die nach hinten aufgestülpte Krone stehen mir noch immer vor Augen.

Steigen wir die Treppe wieder hinab, so finden wir dicht an die beiden Langseiten des untern Klosterhofs stoßend zwei weitere Klosterhöfe, oder eigentlich zwei Klostergärtchen, ebenfalls mit Bogenumgängen. In kleine Beete getheilt tragen sie Sonnenblumen, duftende Geranien und Heliotropen, Myrten und dergleichen. Dazwischen sind alte Granit- und Porphyrsäulenstücke aufgestellt als Reste aus langer Vergangenheit. Mag man im Innern hergehen oder unter den hohen Kreuzgewölben auf- und abwandeln, überall macht die gesammte Bauart der Höfe einen würdigen Eindruck, und nichts ist verfallen, nichts in Unordnung. In der Seitenwand des Porticus, welcher der großen Treppe gegenüber liegt, befindet sich nach außen hin ein kleiner Balcon, zu welchem man aus dem mittlern untern Hof ohne weiteres Zutritt hat. Von ihm aus blickte ich in die sonnige Gebirgsgegend, deren nördlicher Theil vor mir lag, während der südliche, und namentlich die Stadt San Germano von dem Kloster verdeckt wurde. Um dasselbe zog sich zu meinen Füßen der große, etwas wüste Klostergarten her, von dessen Gränzmauer an der Berg abfällt, aber keineswegs in ununterbrochener Linie bis zur Thalsohle; im Gegensatz zur Südseite trägt er reichliches Gebüsch und hat mannichfache Vorsprünge, die wieder kleine Berge und kleine Thäler bilden. Ueber diese hinaus sieht man in die Campagna Felice, wie sie heißt, in das weinreiche, vom Liris durchschlängelte Land; Winzerhäuser, einzeln oder zu Gruppen vereint, wechseln darin ab mit kleinen Ortschaften, aus denen leichter Rauch emporwirbelt. Sie reichen bis an die Bergkette, welche zwischen dem Fluß und der Küste, fast parallel mit letzterer, von der römischen Campagna an bis nach Garigliano herläuft und Theil des alten Volskergebiets ist. Die Gipfel haben gerade Montecassino gegenüber einen Einschnitt, durch welchen bei klarem Wetter aus dem Busen von Gaëta das Meer herüber schimmert. Auf dem linken Ufer des Liris bildet die Straße nach Rom einen hellen, schnurgeraden Strich in der Gegend, den man wohl eine Stunde weit bis an die Ausläufer der Abruzzen verfolgen kann. Von meinem Standpunkt aus zur Rechten, also nördlich, hatte ich als gewaltigen Schlußstein des ganzen Bildes, den Monte Cairo, der den Monte Cassino an Höhe um ein bedeutendes übertrifft; er steht wie dieser vereinzelt, und ist, soweit ich ihn sehen konnte, baumlos; Rasen und Luft geben ihm seine Farbe; seine Grundform mag man einen stumpfen Kegel nennen, er hat aber überall schwellende Linien. Auf dem Gipfel soll man die beiden Gigantenarme des mittelländischen Oceans, den tyrrhenischen und den adriatischen mit einem Blicke erreichen. Mein später geäußerter Wunsch, den Berg zu besteigen, erregte ein Lächeln; mir wurde zur Antwort, es erfordere eine volle Tagreise, man müsse Führer, Maulthiere und Proviant mitnehmen, auch sey die Jahreszeit viel zu sehr vorgerückt als daß man einen auch noch so kurzen Aufenthalt auf der windigen, stets kalten Höhe riskiren dürfe.

Der Pförtner rief mich jetzt ab und führte mich einem auf dem Klosterhofe mir entgegenkommenden Bruder zu, der mich ohne all das Ceremoniell, welches Benedict vorgeschrieben hat, aber mit vieler Freundlichkeit begrüßte. Durch den Schneider war jedenfalls die Kunde, ich sey Protestant, hinreichend verbreitet, und ich damit vielleicht mancher lästigen Erörterungen überhoben worden; außerdem würde schon mein ganzes Benehmen auf den ersten Blick den Akatholiken zu erkennen gegeben haben, war es doch das erstemal in meinem Leben daß ich das Innere eines Klosters betrat, und wußte ich doch kaum daß man die Mönche einfach mit „padre“ oder „pio padre,“ den Abt mit „reverendissimo padre“ anrede und von ihm schlechtweg in dritter Person als vom „padre abate“ spreche. Auf wiederholte Bekehrungsversuche hatte mich der des Schneiders gefaßt gemacht, aber er blieb der einzige, niemals ist mir wieder — weder in Montecassino noch im ganzen übrigen Italien — von Laien oder von Priestern ein „fatevi cattolico“ zugerufen, und nirgends ein undelicates Wort in Beziehung auf meine Confession gesagt worden. Benedetto di Riso — so hieß mein neuer Führer — ein hoher Vierziger mit kleiner Figur, graugesprenkeltem kurzen Haar, etwas schielenden Augen und einer rauhen Stimme, die einen schlechten, mir fast gänzlich unverständlichen neapolitanischen Dialekt hören ließ, brachte mich zunächst in den Thurm Benedicts, der jetzt nichts weiter ist als drei nebeneinanderliegende, zum Andenken des Heiligen unbenützte und unmöblirte Zimmer, geziert mit den werthvollsten Bildern des Klosters, darunter zwei Märtyrer aus der alten Kirche, auf schmale Holzbretter gemalt, von unbekanntem Meister, Petrus und Paulus, ein Kniestück Guercino's von edler energischer Haltung, aber in einem sehr ins Düstre fallenden Ton, ferner der Kopf Raphaels, angeblich eine eigene Bleistiftsskizze des Malers, vom Wurm fast bis zur Unkenntlichkeit zerstört, mehrere Giordano und endlich ein die Kreuzesabnahme darstellendes, figurenreiches Miniaturbild auf Achat. Während padre Benedetto mir diese Schätze erläuterte, hatte er mir den Deutschen rufen lassen der seit einigen Monaten als Fremder auf Montecassino verweilte, und von welchem mir schon der Schneider erzählte es sey ein Verwandter der Kaiserin von Oesterreich, er hatte mir auch wiederholt dessen Namen genannt, es war mir aber unmöglich gewesen aus den sonderbar accentuirten Sylben einen bekannten Klang herauszuhören. Und doch stammte der schlanke junge Mann, der sich mir in der Kleidung der katholischen Weltgeistlichen d. h. in langem schwarzen Rock und schwarzer Kappe vorstellte, aus angesehener berühmter Familie, es war ein Graf L. Seine Kinderjahre hatte er in seiner Vaterstadt, einer süddeutschen Residenz verlebt, war dann nach seiner Mutter Tode mit dem Vater auf Güter gezogen und später nach Belgien in eine Jesuitenschule, 1855 aber in seinem 16ten Jahre nach Rom zum Fürsten H. gegangen, der als einer der mächtigern Persönlichkeiten in der nähern Umgebung des Papstes sich wirksam seiner angenommen und ihn wahrscheinlich zu höhern Kirchenstellen bestimmt hatte. Von dem Fürsten war er auch nach Montecassino empfohlen, um in der gesundern Luft von einem Schwindsuchtsanfall zu genesen, dem er durch die Malaria Roms ausgesetzt gewesen war. Sein Aeußeres fand ich nicht krankhaft, nur war er sehr hoch gewachsen. Noch mehr als an seinem zierlichgeschnittenen Gesichte mit schön gezeichneten schwarzen Augenbrauen merkte ich an seinem feinen Benehmen den Aristokraten. Er begleitete mich ins Archiv, holte dorthin aus der in einem andern Klosterflügel gelegenen Bibliothek Tosti's Geschichtswerk über Montecassino herbei und half mit zwei oder

drei andern Mönchen, die inzwischen sich eingefunden hatten, uns Urkunden aufsuchen welche ich nach den Nummern des Archivs aus meinen Excerpten ihnen bezeichnen konnte. Offenbar imponirten diese mehr als meine Empfehlungskarten. Aber leider wußten die Herren in ihrem Archiv sehr schlechten Bescheid, sie legten zwar vielfach die Leiter an die, wie es schien, nach Buchstaben und Zahlen schön geordneten Repositurен und ließen beim Auf- und Absteigen elegante weiße Strümpfe in feinen glanzledernen Schuhen sehen, doch vermochten sie nur selten und mit unendlicher Mühe eins oder das andere der Manuscripte aufzufinden welche ich wünschte, sie bedauerten mit mir fortwährend die Abwesenheit der Archivare und erklärten, diese allein hätten sich um das Archiv zu kümmern, da jedem im Kloster sein besonderer Geschäftskreis zugewiesen sey. Tosti (Bd. 1, S. 265) theilt mit, die jungen Leute auf Montecassino hätten sich vereinigt die noch ungedruckten Urkunden des Archivs herauszugeben, ich hoffte an ihnen einige Hülfe zu finden, aber es hieß, jene Einrichtung bestehe nicht mehr. Von den Anwesenden konnte niemand die Handschriften lesen, am wenigsten der Philosoph und ich. Es wurde mir also klar daß meine Hoffnungen getäuscht werden sollten. Währenddessen war Dr. Zarlengo zu uns getreten, ein Mann wohl in den Vierzigen mit weltlicher Kleidung, und hatte mir eröffnet, padre Kalefati werde in den nächsten Tagen zurückerwartet, er sey nicht nach Deutschland, sondern bringe die Ferien — welche jährlich von Ende August bis Anfang November währten — in der Schwesterabtei La Cava bei Salerno zu. Da nun die einfachste Weise nach Rom zu kommen die war daß man mit eigenem Wagen bis Frosinone fährt und von da an die Diligence benutzt, letztere aber, wie ich wußte, erst in drei Tagen wieder abgieng, so bedurfte es nicht langer Ueberlegung, bis ich zu dem Entschlusse kam diese drei Tage in Montecassino oder in San Germano Halt zu machen. Gewissermaßen war mir ein solcher Halt erwünscht, denn ich sehnte mich auf eine dreiwöchige Parforcetour in und um Neapel, die ich einer sehr eiligen Reisegesellschaft zu Liebe mitgemacht hatte, gründlichst nach Ruhe. Zarlengo meinte, ich könne, ohne zu fürchten lästig zu werden, im Kloster bleiben, er wolle mich zum Abte führen. Dieß geschah. Durch einen langen Corridor im zweiten Stock derselben Klosterabtheilung, in deren erstem Stocke das Archiv sich befand, kamen wir zu Michelangelo Celesia. Der für die Fremden bestimmte Diener, ein Säcular und deßhalb in gewöhnlicher Kleidung ohne Kutte, meldete uns an. Im Vorzimmer hatten wir nur so lange zu warten daß ich einige Oelbilder religiösen Inhalts an den Wänden und zwei ledergepolsterte große Holzstühle in Rococogeschmack, etwas alten Kalibers, auf dem backsteingepflasterten Fußboden wahrnehmen konnte; dann erhielten wir Eintritt zur Zelle des Abtes, die den Eindruck eines einfach möblirten behäbigen Wohnzimmers machte. Ein großer Mann in schwarzem Benediktinerkleid mit schwarzem Käppchen trat uns entgegen, an der Spitze der Kapuze auf dem Rücken trug er als Abzeichen eine grünseidene Quaste und an golddurchwirkter grünseidener Schnur ein vom Hals auf die Brust herabhängendes großes goldenes Kreuz. Ich fand in ihm eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Mainzer Bischof Ketteler, nur war die Strenge in dessen Zügen hier Milde und Toleranz geworden. Nachdem er uns beide auf das Sopha gewiesen hatte, führte er mit großer Leutseligkeit und Ruhe die Unterhaltung, es that ihm leid daß ich in einer für mich so ungünstigen Zeit eingetroffen sey, und er lud mich ein, einige Tage zu warten, da Kalefati bis Ende des Monats zurück seyn werde, Tosti und der Duca di Vera hätten nach Wien und Berlin gewollt, es seyen ihnen aber in Neapel die Pässe verweigert worden und deßhalb streiften sie jetzt in den Abruzzen umher. Ich erklärte mein Bedenken dem Kloster zur Last fallen zu sollen, mein Gepäck sey noch in San Germano und dort könne ich ja bleiben, aber der Abt meinte, es wäre für ihn von Interesse, wenn einmal ein Jurist im Archiv sich umsähe, und ich könne ihn dadurch nur zum Danke verpflichten; seine einzige Sorge sey, es würde mir an Unterhaltung fehlen bis Kalefati käme. Langeweile aber, als das Gespenst an dessen Existenz ich von jeher am wenigsten glaube, schreckte mich nicht, und ich zauderte deßhalb keinen Augenblick mich zur zeitweiligen Theilnahme an klösterlicher Einsamkeit bereit zu erklären. Der Bediente wies mir darauf im obern Stockwerke, wo regelmäßig die Fremden aufgenommen werden, eine Stube an. Sie lag auf einem langen weißbetünchten Corridor, ich hatte 150 Schritte zu machen, um ihn von einem Ende bis zum andern zu durchmessen, und doch nahm er keineswegs die ganze Ausdehnung des Klosterflügels ein, in welchem er sich befand. Zur Verhütung von Irrgängen, die in den weitläufigen Räumen sehr leicht möglich waren, merkte ich mir meinen Corridor daran daß um die Thüren ringsum breite, arabeskenartige braune Verzierungen gemalt waren. Zu beiden Seiten meiner Stube wohnten Mönche. Wohl an dreißig Zellthüren hatte der Gang, eine wie die andere von mäßiger Größe, starkem Holzwerk und braunem Anstrich. Der Verschluß wurde von außen mit einem Schlüssel, von innen mit einem Riegel bewirkt; Thürklinken gab es nicht, so daß jeder Zellbewohner, wenn er nicht bei stets klaffender Thüre sitzen will, sich einriegeln muß. An Möbeln standen mir zur Disposition ein Schreibtisch mit verschließbaren Schubladen, eine Commode und sechs Strohstühle, alles sehr einfach von gefirnißtem Holze, Spiegel habe ich nirgends im Kloster gesehen, das Bett mit etwas defecter Decke stand mit der schmalen Seite an die dem Fenster gegenüber liegende Wand angeschoben, über demselben hieng mir zu Häupten ein kleines messingenes Crucifix und noch höher ein schlechter Holzschnitt der Madonna in schwarzem Rähmchen. Die Stube war durchaus hellgelb betüncht, der Boden, wie überall, steinern. Meine Aussicht umfaßte die Berge vor Gaëta, das Flachland, in welchem ich den Einfluß des Rapido in den Liris vor mir hatte, und einen Theil des Monte Cassino; San Germano und Monte Cairo waren nicht zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Erzählungen des Scheich Abdallah Bou-Rema.

(Von Karl Zill.)

Achte Erzählung.

Unsere Sriba auf dem Dmel Bes-Bes lag damals an der Stelle wo du bei deiner Ankunft bei uns wohntest, und bestand aus sechs Gurbies, welche von meinem Vater Amar, dessen Bruder Mohammed,

unserm Verwandten Bou-el-Frera, dem alten Bou-Fellak und zwei Fellahs bewohnt waren. Die Khraut wohnten ihrerseits auf der Anhöhe welche noch heute den Namen „Sribt's-Khraut" führt. Mit diesen Leuten war nicht zu leben, sie wollten den Meister spielen, den besten Boden zum Pflügen auswählen, ihre Kühe auf den für unsere Pferde geschonten Grasplätzen weiden lassen u. dgl., als wenn sie und nicht wir die ursprünglichen Herren des Dmel Bes-Bes gewesen wären, und da wir Ouled-Bou-Rema nicht nachzugeben geneigt waren, so setzte es täglich Zank und Streit mit ihnen ab. Zudem hatten sie den alten Bou-Fellak eingezogen, und sie brachten es mit demselben so weit, daß er eine ihrer Schwestern, die schon vier Männer begraben hatte, heirathete, und zu ihnen in ihre Sriba zog. Bou-Fellak war nicht mehr der kühne, rüstige Freibeuter, der mit meinem Oheim Mohammed Bou-Rema auf Abenteuer auszog; er war alt und geistesschwach geworden, und die ebenfalls nichts weniger als junge Miriam Bou-Kharcata nahm ihn daher nicht aus verliebter Verrücktheit, sondern seinen zwölf schönen Kühen zu Gefallen.

Du hast früher im Demd-Saffaf die Marabuta Miriam [1] gekannt, welche dort vor einigen Jahren in einem hohen Alter starb und von den einen für eine Hexe, von den andern für eine Heilige gehalten wurde; dieß war dieselbe Miriam, welche dem blödsinnigen Bou-Fellak den Kopf verdrehte, und du kannst dich rühmen in dieser Heiligen die schlechteste Vettel, die je die Erde getragen, gekannt zu haben.

Bou-Fellak hatte bald Ursache seine Thorheit zu bereuen, er mußte jetzt täglich das Vieh der Khraut hüten, wobei ihn seine Frau oft Hunger leiden ließ, und wenn er einmal aufbegehren wollte, wurde er von seinen Schwägern durchgeprügelt. Mehr als einmal hatte er sein Leid meinem Vater geklagt, aber wie oft ihm auch dieser gerathen sich von der alten H . . . zu scheiden und von den Khraut seine Habe zurückzuverlangen, fehlte ihm doch immer der Muth dazu. Er hatte über ein Jahr in diesen traurigen Verhältnissen gelebt, als ihn ein gewaltsamer Tod von seinem elenden Daseyn befreite. Die Heerde war eines Abends ohne ihn von der Weide zurückgekehrt, und am folgenden Morgen fand man ihn erschlagen am Fuß der Felsen des Rolbuts-Meiza.

Die Khraut waren nicht sehr betrübt über den Tod ihres Schwagers, und da dieser keine Erben besaß, behielten sie was er ihnen zugebracht hatte. Dagegen gab sich mein Vater nicht so leicht zufrieden, er stellte überall Nachforschungen an, und als er dem Mörder nicht auf die Spur kommen konnte, versprach er einem Khaberschi [2] drei Reals, wenn er ihm bestimmte Nachricht bringen würde. Es währte nicht lange, so brachte dieser einen Hirtenbuben, welcher ebenfalls drei Reals nahm, und dann aussagte daß er von der Spitze des bewußten Felsens herab zugesehen wie ein gewisser Ben-Saad-el-Kard, welcher nicht weit von uns im sogenannten Bou-el-Krud wohnte, dem schlafenden Bou-Fellak mit einem großen Stein den Kopf zerschmettert habe.

Nun war dieser Ben-Saad-el-Kard ein großer Freund der Khraut, in deren Sriba wir ihn kaum einige Tage vor dem Tod Bou-Fellaks gesehen hatten, wir hatten daher Anlaß zu vermuthen daß diese der Ermordung ihres Schwagers nicht fremd waren. Diese Vermuthung ward später zur Gewißheit, denn Miriam hatte einer Freundin anvertraut daß sie es gewesen die dem Thäter den blutigen Auftrag gegeben, und man weiß wie die Weiber ein Geheimniß zu bewahren wissen.

[1] Siehe über dieselbe: Ausland, Jahrgang 1852, p. 190.
[2] El Khaberschi, der Kundschafter, Spion.

Gleich auf die erste sichere Kunde hin wurden die Ouled-Bou-Rema unter sich einig, daß der Tod eines Mannes, der so lange Zeit einer der Ihrigen gewesen war, gerächt werden müsse. Noch ehe sie aber irgend eine Maßregel zu diesem Zweck treffen konnten, vernahmen sie daß Ben-Saad-el-Kard aus seiner Sriba verschwunden sey, und derselbe Khaberschi, der den Mörder ausfindig gemacht hatte, benachrichtigte meinen Vater daß sich dieser zu den, das Flußthal von Guelta-Zerga [1] bewohnenden Beni-M'henna geflüchtet habe, und bot ihm an ihm denselben gegen Erlegung von zwanzig Reals in die Hände zu liefern. Mein Vater sagte zu, und einige Zeit darauf brachte der Spion die Nachricht daß alles zu dem Fang bereit sey. Er wolle in einer von ihm bestimmten Nacht den Ben-Saad-el-Kard nach der über den Oued-Saffaf nach Karria [2] führenden Furth bringen, dort solle sich mein Vater mit seinem Bruder Mohammed in den Hinterhalt legen, und auf den zuerst in das Flußbett hinabsteigenden Mann, welchem der ihm nachfolgende: „Sachte, Sachte!" zurufen würde, Feuer geben.

Mein Vater und mein Oheim waren zur festgesetzten Zeit an ihrem Posten. Es hatte aber den ganzen Abend und bis in die späte Nacht hinein gewindet und geregnet, und nach langem Warten fiengen sie an zu glauben vergebens gekommen zu seyn, als sie endlich jenseits des Flusses sprechen hörten und zwei Männer sich der Furth nähern sahen. Sie nahmen den ersten derselben, der die holperige Böschung hinabzusteigen begann, aufs Korn, und als ihm jetzt der andere das erwartete: „Sachte, Sachte!" nachrief, drückten sie ab — allein beide naßgewordene Flinten versagten. Ohne sich lange zu besinnen, stürzten sie über den Ueberraschten her, warfen ihn zu Boden und erdrosselten ihn mit seiner eigenen Berima. [3] Der Khaberschi war derweilen unthätiger Zuschauer geblieben, und als sich der Erwürgte nicht mehr regte, verlangte er seine wohlverdienten zwanzig Reals, welche ihm auch auf der Stelle ausgezahlt wurden.

Als die Kunde von dieser Begebenheit laut wurde, fiel natürlich der Verdacht auf die Ouled-Bou-Rema, denn da es allgemein bekannt war wie der arme Bou-Fellak bei seinen Lebzeiten von den Khraut behandelt wurde, so war niemand einfältig genug zu glauben daß sie es gewesen die den Tod ihres Schwagers gerächt hatten. Niemand wußte indessen etwas gewisses darüber, denn der Khaberschi hatte in seinem eigenen Interesse geschwiegen, und wenn hie und da ein Ouischaoua meinem Vater diese That scherzweise — denn anders durfte ihm niemand kommen — auf den Kopf zusagte, so läugnete natürlich dieser in derselben Weise. Wenn aber auch diese Geschichte, besonders als sie noch neu war, in der ganzen Gegend von Munde zu Munde gieng, so sprachen doch die Khraut nie ein Wort mit uns darüber, hatten aber nichtsdestoweniger den Schitan [4] im Herzen, und ihr lang verhaltener Groll mußte endlich, so sehr wir auch auf unserer Hut waren, einen blutigen Ausbruch nehmen.

Es war um die Zeit der Gerstenernte. Die Kühe unserer liebreichen Nachbarn hatten, statt in ihrem Hausch, eine Nacht in unserm

[1] El Guelta Zerga, die grüne Lache. An diesem Orte sieht man heute das Dörfchen St. Charles.
[2] El Karria, das heutige Dorf Valee, bei Philippeville.
[3] El Berima, der kameelhaarene oder wollene Strang, welcher den Einheimischen als Turban um den Kopf geschlungen wird.
[4] El Schitan, der Satan, Teufel.

an den Begräbnißplatz stoßenden Acker zugebracht und eine nicht geringe Verwüstung darin angerichtet. Wir giengen mit den Khraut hinauf um den Schaden miteinander abzuschätzen. Schon unterwegs fiel es diesen ein geradezu abzuläugnen daß es ihr Vieh gewesen sey, es bleibe oft genug Vieh der Ouischaoua im Wald über Nacht, das ihrige sey die ganze Nacht nicht aus dem Hausch gekommen u. s. w. Dieß war nun eine offenbare Lüge, denn El Eulmi Bou-Rema hatte ihre Kühe, die er eben so gut als seine eigenen kannte, selbst aus unserer Gerste gejagt, und die Kinder der Khraut hatten zugesehen wie er sie auf das vorjährige Brachfeld hinaustrieb. Auf dem Gerstenacker angelangt, wollten die Khraut nachweisen daß die Fußstapfen der Thiere aus dem Wald heraufführten, und Spuren finden wo nicht das mindeste zu sehen war. El-Eulmi Bou-Rema verlor endlich die Geduld, und nannte sie mit den Namen die ihnen gebührten. Von schnöden Worten kam es zu Thätlichkeiten, und während mein Vater einen der Khraut am Kragen faßte, drückte ein anderer, Embark-Bou-Kharoata, sein Pistol auf El-Eulmi ab, welcher nach wenigen Augenblicken in den Armen seiner um ihn bemühten Verwandten verschied. Unterdessen entkam sein Mörder ins Gebüsch, und wir erfuhren nach einiger Zeit daß er sich nach dem Riff geflüchtet hatte.

Dieß war das traurige Ende des letzten Sohnes des durch seine Großthaten weit und breit berühmten Mohammed Bou-Rema. Acht Tage nach seinem Begräbniß feierten wir sein Leichenfest, welchem die Ouischaoua aller Abtheilungen beiwohnten. Die Khraut hatten aber schon zuvor den Dmel-Bes-Bes verlassen, um nach dem Demd-Saslaf zu ziehen, wo sie noch bis auf den heutigen Tag wohnen.

Der Tod unsers Verwandten blieb nicht lange ungerächt: Embark-Bou-Kharoata wurde schon am nächstfolgenden Winter von einem Aschesch [1], den wir dafür bezahlt hatten, umgebracht.

Nach dem Abzug der Khraut waren wir wieder die alleinigen Besitzer des Bodens, den unsere Vorfahren im Schweiß ihres Angesichts der Wildniß abgewonnen hatten, und wir hätten das glücklichste Leben auf dem Dmel-Bes-Bes geführt, wenn uns nicht seit einiger Zeit die Ouled-Mnia, unter dem Vorwand den Tod ihres Stammverwandten zu rächen — wozu sie übrigens gar kein Recht hatten, da dieser bei einem Diebstahlsversuch umgekommen — unaufhörlich zugesetzt hätten. Ob uns gleich diese Streifpartien nicht viel anhaben konnten, da wir Tag und Nacht auf unserer Hut waren, so mußte uns doch ein solches Leben voll beständiger Unruhe in die Länge zur Last werden, um so mehr da wir nie auf den augenblicklichen Beistand der zu weit von uns entfernten Ouischaoua von Filfila zählen konnten. Wir beschlossen daher den Dmel-Bes-Bes abermals zu verlassen, um uns dießmal im Mel-Aruk anzusiedeln, wo wir sowohl vor den Ouled-Mnia als vor den Beni-M'henna sicher waren. Die unsern von diesem Ort im Demd-Saslaf wohnenden Khraut kamen dabei nicht in Anschlag, denn wir glaubten annehmen zu dürfen daß sie, nachdem der Tod unsers Verwandten durch das Blut eines der ihrigen gesühnt worden, vernünftig genug wären einen Familienzwist, bei welchem für sie eben so wenig als für uns zu gewinnen war, nicht weiter ausdehnen zu wollen.

Wir hatten noch kein Jahr im Mel-Aruk gewohnt, als uns auch schon der Aufenthalt in demselben wieder verleidet wurde. Auf dem Dmel-Bes-Bes hatten wir es bloß mit auswärtigen Feinden zu thun, gegen welche man sich durch verdoppelte Klugheit und Vorsicht einigermaßen wahren konnte, hier war der Nachbar gegen den Nachbarn, einer schaute dem andern in den Topf, um zu sehen was er wohl gutes zu Mittag koche, und keiner konnte es dem andern recht machen. Dazu ermangelten die Khraut nicht, die Leute gegen uns aufzuhetzen, und es gelang ihnen auch wirklich uns mehrere Nachbarn, die nicht viel besser als sie waren, zu entfremden, so daß wir endlich für gut fanden unsere in der Sriba befindlichen Gurbies abzureißen, und dieselben in gehöriger Entfernung von allen unberufenen Topfguckern an den Ras-el-Oued, [1] waldeinwärts vom westlichen Ende des großen Sumpfes, zu verlegen.

Eines Abends als ich mit meinem Vater aus den Guerbes zurückkam, und wir die beiden Familienhäupter der Khraut, Bel-Kassem und Bou-F'nas Bou-Kharoata, zu Pferd einen neuen Weg durch unsern Weizen bahnen und eine Lücke durch den den Acker umgebenden Zaun brechen sahen, überwältigte mich der Zorn, und ich konnte mich nicht enthalten meine Flinte auf die beiden Taugenichtse abzufeuern. Da indeß die Entfernung zu groß war, so verfehlte die Kugel ihr Ziel, und die erschreckten Khraut machten sich über Hals und Kopf davon. Mein Vater war über diese meine Voreiligkeit so aufgebracht, daß er mir seinen Stab auf dem Rücken zerschlug, und mir drohte mich mit meiner Frau aus seinem Hause zu jagen, wenn ich mich noch einmal unterfienge seinem Willen zuwider zu handeln.

Die Khraut hatten bei ihrer Nachhausekunft zwar ausgesagt daß man auf dem Weg nach den Guerbes auf sie geschossen habe, da sie aber niemand als den Thäter angaben, so glaubten wir daß sie uns nicht gesehen oder uns wenigstens nicht erkannt hatten. Nichtsdestoweniger waren wir auf unserer Hut, giengen nicht anders als bewaffnet aus und schliefen mit den Waffen an der Seite; allein der Sommer und der Herbst giengen vorüber, ohne daß unsere Widersacher das geringste gegen uns unternommen hätten. Es schien sogar als habe der warnende Schuß, den ich nach ihnen gethan, eine heilsame Wirkung auf ihr Betragen hervorgebracht, da wohl zwei Jahre verflossen ohne daß wir uns sonderlich über sie zu beklagen gehabt hätten. Dieß war aber nur ein trügerischer Schein, denn ein Affe bleibt immer ein Affe, wie sehr er sich auch bemühe wie ein Mensch einherzugehen, und wenn wir den Charakter der Khraut recht in Erwägung gezogen hätten, so hätten wir einsehen müssen daß diese ihre anscheinende Rückkehr zu bessern Gesinnungen wie ein sauler Wintersonnentag schwarze Wolken unter dem Horizont verborgen hatte.

Der Vorläufer der Dinge, welche uns unsere Feinde vorbehalten, war der Mord unsers Khammes, [2] Saiah-Ben-Fenezar, welcher uns von mütterlicher Seite her verwandt war. Mein Vater hatte beschlossen diesem jungen Mann unsere älteste Schwester Zineb zur Frau zu geben, nachdem er sie zuvor einem leichtfertigen Burschen, mit Namen Ben-Deradschi, der bei den Khraut Khammes war, verweigert hatte. Alles war zu dieser Heirath verabredet, und die Hochzeit sollte statthaben, sobald der neue, für die künftigen Eheleute bestimmte Gurbie vollendet

[1] Der Stamm der Aschesch wohnt in der unmittelbaren Nähe von Kollo.

[1] El Ras el Oued, wörtlich das Haupt des Baches, der obere Theil desselben.

[2] El Khammes, von Khamsa, fünf; ein Ackersmann, der ein Feld gegen den fünften Theil des Ertrags baut.

seyn würde. Eines Tages, als Salah eben beschäftigt war diesen Gurbie mit Diß, welchen ihm mein jüngster Bruder Taïeb hinauflangte, zu decken, kam Ben-Deradschi, der abgewiesene Freier, fieng an Händel mit ihm zu suchen, und schoß ihn zuletzt, als er ihn seiner Wege gehen hieß, ohne weiteres vom Dach herunter, worauf er zu seinen Pflugherren, den Khraut floh, welche ihn gegen uns in Schutz nahmen und seine Flucht begünstigten.

Daß bei diesem Mord die Khraut die Hand mit im Spiel hatten, war offenbar. Mein Bruder Taïeb, obgleich noch sehr jung, war damals schon ein böser Bube, und wenn es der Vater zugegeben hätte, so hätte er ohne Verzug den ersten besten der Khraut niedergeschossen; ich selbst hielt dafür daß es an der Zeit sey denselben zu zeigen mit wem sie es zu thun hätten; allein unser Bruder Ali, der von jeher ein verschmitzter Gesell und allen Gewaltthätigkeiten die uns Schaden bringen konnten feind war, trat auf die Seite unsers Vaters, welcher überlegt hatte daß man keinen Pflugherrn für seinen Khammes verantwortlich machen könne, und der Meinung war daß einstweilen jede Thätlichkeit gegen die Khraut unterbleiben müsse. Auf diese Weise, nachdem wir den unglücklichen Salah begraben hatten, verhielten wir uns ruhig, was uns nicht wenig Selbstüberwindung kostete, da uns die jungen Leute der Gegend oft genug sagten daß wir keinen Tropfen Blut unserer Vorfahren in den Adern hätten.

Es war wieder ein Jahr verflossen, ohne daß etwas erhebliches vorgefallen wäre. Der Mörder Salah Ben-Fenezars, der sich bisher im Edough verborgen gehalten hatte, war zu seinem in den Guerbes wohnenden Bruder zurückgekehrt, wo er, da er von uns unangefochten blieb, den Ouled-Bou-Rema mit großem Uebermuth Hohn sprach. Man hinterbrachte uns oft mit welcher höhnenden Geringschätzung er von uns gesprochen, worauf wir aber stets mit einem gleichgültigen: „Gott wird zwischen ihm und uns richten!“ [1] antworteten. Nicht so gleichgültig aber war mir die Nachricht daß — wer hätte es glauben sollen? — Mohammed-Bou-Kharoata, der Khraut ältester Sohn, ein verstohlenes Liebesverhältniß mit meiner Frau angeknüpft habe. Nun war mir zwar diese letztere nichts weniger als ans Herz gewachsen, da sie mir mein Vater als ich noch fast ein Kind war zur Frau gegegeben, und sie wohl zehn Jahre älter war als ich, so daß ich schon manchmal daran gedacht hatte mich von ihr zu scheiden. Indeß ist niemand gern ein Hahnrei, wie alt und häßlich seine Frau auch seyn möge; es ergieng mir wie allen Ehemännern, die sich in gleichem Fall befinden; ich ward so eifersüchtig als ob es das lieblichste und geliebteste Wesen von der Welt gegolten hätte, bewachte argwöhnisch alle Tritte und Schritte meiner Ungetreuen, konnte aber aus eben diesem Grund nicht das geringste entdecken, und war am Ende so klug wie zuvor.

Meine Aufmerksamkeit ward aber für geraume Zeit durch ein neues trauriges Ereigniß abgelenkt, das uns unser einziges Streben nach der Entdeckung des Urhebers desselben richten ließ. Unser bei uns wohnender Verwandter, Bou-el-Frera, war nämlich nach Filfila gegangen, von wo er am folgenden Morgen zurückkommen sollte; da er aber zwei volle Tage auf sich warten ließ, und wir endlich vernahmen daß er an dem von ihm bestimmten Morgen Filfila verlassen habe, wurden wir unruhig, und ich machte mich mit meinem Bruder Ali auf, um ihm in den längs des Weges liegenden Gurbies der Guerbes nachzufragen. Alles was wir dort erfahren konnten, war daß ihm wohl einige Personen auf seinem Hinweg nach Filfila begegnet seyen, niemand ihn aber von dort habe zurückkommen sehen. Wir waren indeß kaum mit dieser unbefriedigenden Auskunft nach Hause zurückgekehrt, als ein Hirtenjunge uns meldete daß sein Hund einen schrecklich entstellten Leichnam im Bach der Eichen gefunden, er selbst sich aber gefürchtet habe näher hinzugehen; wir sollten nachsehen ob es nicht vielleicht derjenige unsers vermißten Verwandten sey.

Auf diese Nachricht eilten wir — und mit uns die ganze Sriba des Mel-Aruk, Männer, Weiber und Kinder — nach dem Bach der Eichen, wo wir Bou-el-Frera's Leichnam, mit entblößtem Haupt und zerkratzten und zerschürften Armen und Beinen, ausgestreckt liegen fanden. Eine noch um seinen Hals geschlungene, vermittelst eines Steckens umgedrehte ziegenhaarene Schnur zeigte auf welche Art er ermordet worden, und aus den blutrünstigen Eindrücken welche die Nägel und die Fäuste seiner Mörder auf seiner Haut gelassen, so wie auch aus seinen zerrissenen Kleidungsstücken konnte man schließen daß er nicht ohne verzweifelten Widerstand geleistet zu haben erlegen sey. Als wir ihn aufhoben, fand eines der Kinder ein Kügelchen eines Rosenkranzes, und als wir genauer nachsuchten, fanden sich noch zehn andere dieser Kügelchen, welche mein Vater sorgfältig in ein Ende seines Haik's wickelte, da sie vielleicht später als überführende Zeugen dienen konnten.

Wir trugen den Leichnam nach unserer Wohnung, wo er nur so lange liegen blieb als erforderlich war um ihn abzuwaschen und die Todtenklage [1] zu halten; bei dieser letztern standen die Nessâ [2] der Khraut mit im Kreis der Weiber und gebärdeten sich fast noch verzweifelter als die eigentlichen Leidtragenden; bei dem Leichenbegängniß, welchem alle Männer des Mel-Aruk und des Demd-Saffaf beiwohnten, fehlte keiner der Khraut, und sie erschöpften sich, gleich den übrigen, in Muthmaßungen wer der Mörder gewesen seyn könne. Aber diese Grimassen leiteten uns nicht irre, wir wußten wie wir mit ihnen daran waren, und einer oder der andere von ihnen mußte zu seiner Zeit dafür bezahlen.

Der zerrissene Rosenkranz sollte uns Gewißheit geben, allein da der Umstand mit den bei dem Leichnam gefundenen Kügelchen offenkundig war, so konnten die Schuldigen leicht Maßregeln treffen die mangelnden zu ergänzen. Dieß mochte ihnen nun aber gelingen oder nicht, so war das Maß schon lange bei mir voll, und wenn einer der Khraut sterben sollte, so mußte es Mohammed-Bou-Kharoata, der übermüthige Verführer meiner Frau, seyn, an dem ich jetzt eine doppelte, ja dreifache Schuld zu rächen hatte. Dieß war so fest bei mir beschlossen daß ich mich mit diesem Gedanken Abends niederlegte und des Morgens mit demselben aufstand. Ich ließ indeß gegen niemand, auch nicht einmal gegen meinen Vater, das geringste von meinem Vorhaben merken, und als dieser eines Abends erzählte, wie im Demd-Saffaf, beim Verloosen des Fleisches einer geschlachteten Kuh, ein Nachbar dem Mohammed-Bou-Kharoata seinen Rosenkranz, zum Berechnen des Antheils eines jeden, begehrt, und dieser ihm denselben verweigert habe; wie darauf dieser Nachbar ihn scherzweise gefragt, ob er befürchte daß man in demselben den Zeugen des Mordes Bou-el-Frera's erkennen möchte, und Bou-Kharoata darüber in eine solche Wuth gerathen sey daß er dem unberufenen Frager einen Faustschlag ins Gesicht gab, äußerte ich weiter

[1] Robbi bin'na ou binek, wörtlich: der Herr zwischen uns und dir; sehr gebräuchliche Redensart.

[1] Siehe über dieselbe: das Ausland, Jahrg. 1842, S. 686 und 698.
[2] El N'ssa, die Weiber, im collectiven Sinn.

nichts als daß ich schon längst mit mir über den Mörder unsers Verwandten im reinen sey und dieses neuen Beweises von der Schuld der Khraut nicht bedurft habe.

Zur Chartographie des chinesischen Reiches.

In den ältesten Denkmälern der Chinesen, wie im Annalenbuch, werden bereits Landkarten, in Erz und Stein eingegraben, erwähnt; es sind dieß aber solche Darstellungen einzelner Gegenden und ganzer Länder, worin die Entfernung der Orte bloß nach dem Augenschein, nach der sinnlichen Erfahrung oder der Meilenangabe der benachbarten Bewohner eingetragen wurde. Von astronomischen Beobachtungen und mathematischen Berechnungen, um die Lage und die Entfernung einzelner Plätze von einander zu bestimmen, ist in den frühesten Jahrhunderten der chinesischen Geschichte nirgendwo die Rede. Zu den Zeiten Davids verstanden es die hervorragenden Männer des Mittelreiches die Polhöhe, nach der Weise des Pytheas von Massilia, vermittelst eines Gnomon zu bestimmen; ob sie aber auch ohne Hülfe der Fremden die Länge berechnen konnten, wird wohl niemals mit Sicherheit angegeben werden. Aus der Lebensbeschreibung des berühmten Astronomen und Mathematikers Kuoschéuking erhellt daß dieß zur Zeit der Mongolenherrschaft in China der Fall gewesen ist. Kuoschéu berechnete die Länge der Orte von dem Mittagkreise, den er durch Peking zog; der Chinese mag aber diese Kenntniß von den vielen Fremden, Muhammedanern und Christen, welche zu diesen Zeiten sein Vaterland besuchten, erhalten haben. So viel ist sicher daß bei der Wiederentdeckung des Landes durch portugiesische Kauffahrer und christliche Sendboten die Bewohner des Mittelreiches in allen astronomischen, mathematischen und geographischen Wissenschaften nur sehr geringe oberflächliche Kenntnisse hatten. Die romanischen Jesuiten haben wohl später aus Parteizwecken die Kenntnisse und Einsichten ihrer Schützlinge zu hoch gestellt. „Schreibe meines Theils dü Halde," sagt der deutsche Jesuit P. Frölich, „was er immer wolle von der Richtigkeit der chinesischen Abmessungen; ich, der ich anjetzo dieses Reich ziemlich zu Fuß abmesse, bin ein aus eigner Ueberzeugung belehrter Zeug, was große Fehler in diesen Maßen unterlaufen; wie unwissend jene waren die an die Abmessung dieses Reiches Hand angelegt haben." [1] Es scheint sogar daß Frölich selbst auf die Arbeiten seiner Genossen zu den Zeiten Kanghi's anspielen, und auch sie, was von anderer Seite her ebenfalls geschehen ist, der Flüchtigkeit und Ungenauigkeit beschuldigen wollte. Vor den Aufnahmen und Vermessungen der katholischen Sendboten waren nur höchst selten die Längen und Breiten der Orte angegeben, wie man aus den höchst mangelhaften Karten in der officiellen Beschreibung des Reiches zu den Zeiten der Ming, und aus der graphischen Darstellung der Tatarei und China's im Beginn der Jahrbücher der Mongolendynastie ersieht. Dieß ist sogar jetzt noch bei den Karten der Fall, die den neuesten Ausgaben der statistischen, geographischen und administrativen Beschreibungen des Mittelreiches beigegeben sind; mehrere Angaben des kostbaren, in Deutschland einzigen Werkes der gesammelten Satzungen sind in den Atlas Asiens von Ritter und Grimm eingetragen worden; es hat sie der Schreiber dieses den Verfassern zu dem Endzweck mitgetheilt. Die Mangelhaftigkeit der graphischen Darstellungen der Chinesen heutigen Tages ist aber desto auffallender, weil sie durch die trefflichen Karten und geographischen Werke [1] der Missionäre längst schon eines bessern belehrt wurden. Sind doch noch ganz vor kurzem einige mathematisch-geographische Werke in China erschienen, freilich nicht von Mitgliedern des Hanlin, in welchen das Weltgebäude nach dem ptolemäischen System dargestellt wird.

Der zweite Himmelssohn des jetzt regierenden Herrscherhauses der Mandschu, welchen wir gewöhnlich nach dem Namen seiner Regierungsperiode Kanghi nennen, war einsichtsvoll genug das Mangelhafte der einheimischen Landkarten zu erkennen; deßhalb befahl er den an seinem Hof lebenden Jesuiten, das Reich zu vermessen und nach astronomischen Beobachtungen die Längen- und Breitengrade der einzelnen Orte zu bestimmen. „Ich habe Leute ausgeschickt," so spricht der treffliche Fürst in einem seiner Werke, „um die Berge, die Flüsse, die Städte und Dörfer genau aufzunehmen, von dem Reiche der Birmanen im Süden bis zu dem der Moskowiten im Norden, von dem Meere im Osten bis zu der tübetanischen Bergkette Kentis im Westen. Es wurden die himmlischen Grade aller Orte angegeben und das Ganze dann allgemeine Karte des Mittelreiches genannt. Ich habe dieses Werk durch geschickte Zeichner darstellen, in Kupfer stechen (1721) und dann dem Drucke übergeben lassen." Der Himmelssohn ließ die Arbeit der Missionäre durch eine eigene Commission prüfen. „Es sey dieß," heißt es in seinem Erlasse, „ein Werk von mehr als zwanzig Jahren, man möge diese Karte sorgfältig mit der Steuerrolle des Ju im Buche der Chroniken vergleichen und über das Ergebniß Bericht erstatten." Da ein einsichtsvoller redlicher Fürst an ihrer Spitze stand, so waren auch die Beamten einsichtsvoll und redlich genug zu erklären: die alten Karten des Mittelreiches, nach geschriebenen oder mündlichen Ueberlieferungen gezeichnet, ließen viel zu wünschen übrig; es seyen Flüsse und Berge unrichtig dargestellt; auf dieser neuen Karte hingegen wäre alles so klar wie Sonne und Mond, alle Wolken seyen verscheucht und die Menschheit erleuchtet. Die Missionäre hatten zu dieser Zeit nur China, im engern Sinne des Wortes, die Mandschurei bis zum Amurgebiete und der russischen Gränze, dann einen kleinen Theil der Mongolei wissenschaftlich aufgenommen. Korea, Mittelasien, Tübet miteingerechnet, konnten bloß nach unsichern Reiserouten und den fehlerhaften einheimischen Karten dargestellt werden. Kienlong, der zweite Nachfolger des Kanghi, befahl im zwanzigsten Jahre seiner Regierung (1756), daß die noch fehlenden Länder Mittelasiens durch August Hallerstein, seit 1746 einer der Vorsteher der astronomischen Behörde, und einige andere Jesuiten ebenfalls wissenschaftlich aufgenommen würden, was auch geschehen ist. Durch diese Arbeiten Hallersteins und seiner Genossen haben auch die bereits vermessenen Kreise, namentlich die nordwestlichen Theile des Reiches, manche Zusätze und Verbesserungen erhalten. Diese neuen Karten Mittelasiens wurden dann, auf Befehl des Himmelssohnes, in chinesischer

---

[1] Der Brief ist vom 18 Juli 1746 datirt und steht in dem neuen Weltbott, Bd. 35. S. 25.

[1] Mehrere der geographischen Werke der Missionäre, welche sie zu den Zeiten der Ming und der jetzt regierenden Dynastie herausgegeben haben, sind in dem officiellen Kataloge der großen Büchersammlung des Kienlong, unter der Abtheilung Geographie, verzeichnet.

und mandschurischer Sprache bekannt gemacht und sind höchst wahrscheinlich auch der officiellen Beschreibung der westlichen Gegenden (Siju tutschi), in zweiundfünfzig Büchern, beigegeben worden. Man weiß daß wir diesen trefflichen Arbeiten, den Aufnahmen und Vermessungen der Missionäre unter Kanghi und Kienlong, unsere wissenschaftliche Kunde von Ost- und Mittelasien verdanken, und daß sie heutigen Tags noch allen unsern chartographischen Darstellungen dieser großen Länderstrecken zu Grunde liegen. Die geographische Kenntniß dieser Gegenden der Erde ist seit dieser Zeit nur an einzelnen unbedeutenden Punkten erweitert und berichtigt worden; im Nordwesten und Nordosten des Mittelreiches durch die Russen und an den südöstlichen Gestadelandschaften durch die Beobachtungen der Engländer, namentlich durch die Messungen der Capitäne Roß und Maughan, welche in dem bekannten nautischen Werke von Horsburgh gesammelt wurden. Diese neuern und neuesten Beobachtungen und Aufnahmen stimmen aber durchgängig mit den Angaben der Missionäre, bis auf geringe Abweichungen, überein; sie zeigen daß wir uns auf die Genauigkeit und Sorgfalt der gelehrten Jesuiten vollkommen verlassen können. Es blieb uns jetzt nur noch zu wünschen daß auch wir Leute des großen westlichen Oceans diese Arbeiten der Missionäre rein und unverfälscht, wie sie aus ihren Händen kamen, erhielten. Dieß ist jetzt zum Theil geschehen. Die Ergebnisse der Aufnahmen und Forschungen über Mittelasien, und die benachbarten Länder zu den Zeiten des Kienlong findet man in der großen Karte Mittelasiens von Klaproth; die ursprünglichen Karten des P. Hallerstein und seiner Genossen, welche dieser Sinologe wahrscheinlich, wie die von Bayer, aus Rußland mitgenommen hatte,[1] sind noch nicht herausgegeben oder auch nur zum Vorschein gekommen; es findet sich jetzt, so viel ich weiß, kein Exemplar derselben in Europa, wenn man nicht die Darstellungen in den gesammelten Satzungen des Reiches, wo aber, wie gesagt, die Längen und Breiten fehlen, dafür gelten lassen will. Wir wissen aus einem Briefe des P. Hallerstein, daß die Jesuiten zu Peking ihre mathematischen und geographischen Werke nach St. Petersburg schickten,[2] wo sich vielleicht auch diese Karten neben den andern kostbaren handschriftlichen Arbeiten dieser gelehrten Männer vorfinden.

Die Missionen zu den Zeiten Kanghi's haben ohne Zweifel mehrere Abschriften ihrer Karten nach Europa gesandt; sie kamen aber entweder nicht in die rechten Hände oder wurden entwendet, und, was bei ihren Arbeiten nicht selten der Fall war, heimlich benützt und verkauft. Der berühmte Geograph d'Anville erhielt von du Halde ein Exemplar dieses Kartenwerkes, und bearbeitete hienach seinen Atlas des chinesischen Reiches; es wurden aber in diese europäischen Karten verhältnißmäßig nur wenige Orte eingetragen, und die Namen der meisten Flüsse, Berge, Buchten und Inseln ganz weggelassen; die Namen welche man darauf liest, sind überdieß nicht selten bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt. Der verstorbene Endlicher wollte das Kartenwerk der Missionäre nach einer Handschrift der kaiserlichen Bibliothek vollständig herausgeben, es ist aber hievon nur eine Lieferung erschienen.[3]

[1] Catalogue des livres du feu Mr. Klaproth. No. 972.
[2] Neuer Weltbott a. a. O. 128.
[3] Atlas von China, nach den Aufnahmen der Jesuiten-Missionäre. Herausgegeben von Stephan Endlicher. I. Lieferung. Wien 1843.

Die Goldgräber auf der Ostküste von Celebes.

(Von Julius Kögel.)

Eben so wie in vielen andern Ländern, deren Goldminen man schon seit langer Zeit ausbeutet, die Goldausbeute sich vermindert, ist dieß auch in den Golddistricten von Gorontale und Sumalat auf der Ostküste von Celebes der Fall; wiewohl mit Gewißheit anzunehmen ist, daß wenn jene celebesischen Goldminen von in Californien geschulten Goldgräbern bearbeitet würden, die Goldausbeute hier wenigstens verfünffacht wäre.

Die hiesigen Goldgräber sind nämlich sämmtlich Eingeborne und, beiläufig bemerkt, sehr abergläubische Leute; denn will man eine neue Goldmine anlegen, so wird nicht der erfahrenste der Goldgräber, sondern ein Priester um sein Gutdünken gefragt, und dieser glaubt erst alsdann eine gesegnete Ausbeute prophezeien zu können, wenn er das Geschrei gewisser Vögel an jener Stätte vernommen hat. An Wasser zur Bearbeitung der Minen dürfte es den Gräbern wohl nicht leicht fehlen, weil in diesen Gestaden, ganz abgesehen von der Nähe der Kali (Fluß, Bach, Strom), auch in jedem Jahr wenigstens an 200 Tagen die Schleußen des Himmels geöffnet sind und der Regen in Strömen auf die Erde gießt.

Die Bearbeiter der hiesigen Goldminen haben nun freilich gesetzlich keine Ansprüche an der Ausbeute derselben, denn diese muß den Häuptlingen und den holländischen Staatsdienern abgeliefert werden; deßhalb werden die Kleider der Gräber auch jedesmal, wenn sie die Minen verlassen, visitirt; allein man hat ihnen gestattet lange Haare zu tragen, welche nicht visitirt werden. Nun haben die Arbeiter in den Goldminen den Gebrauch, ihre Hände an ihre Haare abzuwischen und daran abzutrocknen, weßhalb diese Kopfbedeckung gewöhnlich auch reichlich mit Schlamm versehen ist. Zwischen ihren langen Haaren suchen die Gräber nun einen Theil ihres Fundes zu verbergen, und aus Dankbarkeit dafür daß man ihre Frisur nicht visitirt, verkaufen sie Gold zu sehr ermäßigten Preisen an die Visitatoren und an die europäischen Militärs. Es kann daher nicht befremden, wenn die von Gorontale nach Ternate zurückkehrenden Beamten und Militäre als wohlhabende Leute ankommen. Ein Sergeant (aus Osnabrück gebürtig) verdiente bei diesem Goldhandel zu Sumalat 30,000 Gulden in Zeit von fünf Jahren. Die hiesigen Eingebornen sind hinterlistig und rachsüchtig — also ähnlich den Bugis — sie trinken gern Palmwein und rauchen gern Opium; sie fügen sich nicht so leicht wie Javanen oder Menados den Befehlen der europäischen Herren, und schon mancher Holländer wurde von ihnen ermordet, zumal wenn er sie wegen Betrugs bestrafen wollte. Die Lebensmittel sind zu Gorontale und Sumalat sehr billig, wohl verstanden die der Eingebornen (Gorontalesen), denn Butter, Brod und Käse nebst einem Glas Bier kann hier nur der Reiche genießen, für den Aermern wäre dieß viel zu theuer.

Die Durchforschung des östlichen Afrika durch die Capitäne Burton und Speke.

In der Sitzung der geographischen Gesellschaft zu London am 7 Februar wurden Berichte vorgelegt, welche von den Capitänen Burton und Speke über den Landsee Ujiji, welchem, im Westen von Zanguebar gelegen, fortan auf den Karten eine Ausdehnung von zweihundert Meilen in der Länge und von siebenundzwanzig Meilen in der Breite zu geben ist, eingesandt wurden. Die genannten Forscher haben eine trübe Schilderung der Schwierigkeiten entworfen, die sie, sowohl hinsichtlich der Insalubrität des Landes als der giftigen Insecten welche sich daselbst in zahlreicher Menge finden, überwinden mußten. Capitän Burton, der von einem solchen Insect am Ohr gestochen worden war, hatte an diesem Stich sehr viel zu leiden, und sowohl aus Anlaß dieses Zufalles als auch durch die Einwirkung des Klima's hatte ihn Blindheit und Taubheit befallen, so daß er, fast außer Stande seine Reise fortzusetzen, genöthigt war sich tragen zu lassen.

Auch Capitän Speke hatte vieles zu leiden. Die Mehrzahl ihrer Begleitung, die aus Eingebornen bestand, hatte die Reisenden verlassen; diese verloren noch überdieß ihre Lastthiere, und ohne den freundlichen Beistand des französischen Consuls, des einzigen officiellen Repräsentanten Europa's in Zanguebar, da der englische Consul vor längerer Zeit gestorben, wäre es ihnen unmöglich geworden die unternommene Reise fortzusetzen. Troß allen Schwierigkeiten indeß drangen sie bis zum genannten See vor, an dessen Ufern sie dann beträchtliche Zeit verweilten, um ihre Messungen vorzunehmen. Eine Karte, welche sie von hier nach England sandten, gibt Aufschluß über die Ausdehnung und die Conformation des Sees.

Nicht zufrieden mit diesen Resultaten, hatte sich dann Capitän Speke auf den Weg gemacht, um noch den großen Binnensee Afrika's, über welchen so viele Fabeln im Umlauf sind, und den man, glaubhaften Berichten zufolge, in einer Entfernung von 16 Tagreisen nach Norden finden mußte, aufzusuchen. Capitän Burton, der noch zu leidend war um Capitän Speke zu begleiten, erwartete dessen Rückkunft auf halbem Wege zwischen dem See Ujiji und Zanguebar.

Sir Roderik Murchison, der Präsident der geographischen Gesellschaft, sprach sich über die Reise der beiden Forscher dahin aus, daß sie an Wichtigkeit nur denen Livingstone's zurückständen. Sie waren von der Ostküste 500 Meilen landeinwärts vorgedrungen, durch Gebiete ziehend welche vordem noch keines Europäers Fuß betreten. Die Resultate ihrer Wahrnehmungen bestätigten die Ansicht Dr. Livingstone's, welcher das Vorhandenseyn einer großen von Flüssen und Seen reich bewässerten Hochebene in Centralafrika annimmt. Ihre Wahrnehmungen ließen das weitere schließen, daß das sogenannte Mondgebirge in Wirklichkeit nur Chimäre sey, denn die Reisenden hatten in der Richtung die sie verfolgten nichts gefunden was auf dessen Vorhandenseyn hingewiesen hätte, obwohl sie bis auf eine ganz geringe Entfernung dem Breitengrade sich genähert hatten wo dieses Gebirg sich befinden sollte. Aus der Topographie des Landes, welche auf der genannten Karte zum Theil verzeichnet ist, geht im Gegentheil hervor daß der höchste Berg in jener Gegend, welchen die Reisenden auch bestiegen, nur eine Höhe von 5000 Fuß habe und sich das Niveau des Sees Ujiji 1800 Fuß über jenem des Meeres befinde.

Mac-Queen behauptet gleichwohl das Vorhandenseyn der Mondgebirge, deren Scheitel, wie er sagt, von Missionären mit Schnee bedeckt gesehen worden waren. Es ist Grund zu hoffen daß die nächsten Entdeckungen, basirt auf exacte Angaben der Längen- und Breitengrade, diesen Meinungsverschiedenheiten ein Ende machen werden.

(France coloniale, 3 März.)

Werthsteigerung der Rohmaterialien durch die Fabrication. Der Artizan gibt im Septemberheft von 1858 einige interessante Notizen über diesen Gegenstand, die zeigen welche ungeheure Werthsteigerung namentlich die billigen Rohmaterialien durch die Fabrication erfahren. Setzt man z. B. den Preis von 1 Pfd. des Rohmaterials gleich 1', so beträgt bei Blei der Werth des Fabricats in der Form von Blech 1,32 und in der Form von kleinen Typen 30, und ebenso findet statt bei

Kupfer für Hausgeräthschaften eine Steigerung auf das 4,92fache
„ „ feine Siebe „ „ „ „ 53,00 „
Gußeisen für Kunstsachen eine Steigerung auf das 48 bis 148 „
Schmiedeisen für gezogene Flintenrohre eine Steigerung auf das 240 „
„ „ Messerklingen eine Steigerung „ „ 650 „
„ „ polirte Stahlschnallen eine Steigerung auf das 900 „
„ „ Nadeln eine Steigerung „ „ 70 „
„ „ feine Scheeren eine Steigerung „ „ 450 „
„ „ polirte stählerne Schwertgriffe eine Steigerung auf das 980 „
Hanf für Seile und Taue eine Steigerung „ „ 4 „
Flachs-Leinwand „ „ „ „ 5 „

Die stärkste Steigerung ist beim Stahl wahrzunehmen, welcher allerdings unter allen Materialien dadurch ausgezeichnet ist daß er, vermöge seiner Fähigkeit die verschiedensten Härtegrade anzunehmen, zu unendlich vielen Artikeln verwendet werden kann. Am interessantesten zeigt sich dieß bei Uhrfedern, bei welchen allerdings fast nur die Arbeit bezahlt wird. Von den Unruhfedern zu kleinen goldenen Damenuhren wiegen z. B. 17 einen Gran und kosten à Stück 4 Pence, so daß 1 Gran 5 Sh. 8 P. kostet. Der Yard wird mit 1 Sh. verkauft und wiegt $^{36}/_{100}$ Grain, und aus 1 Unze Eisen, welche etwa $^{1}/_{8}$ Penny werth ist, sind 1320 Yards solcher Federn mit einem Werth von 66 Pfd. St. herzustellen. Die kleinsten Uhrenfedern Nr. 70 kosten 20 Sh. pro Yard, und aus 1 Unze Stahl werden 3320 Yards Federdrath mit einem Verkaufswerth von 3320 Pfd. St. gewonnen, so daß der Stahl durch diese Fabrication einen 830mal so hohen Werth als feines Gold und einen 13,280mal so hohen Werth als feines Silber erhalten hat. Die Preissteigerung ist hier ungefähr eine 6millionenfache. (Notizblatt des Civilingenieur 1858. Nr. 2.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 15. Augsburg, 9 April 1859.

Die Naturgeschichte des Brodes.

Die Sittengeschichte des menschlichen Geschlechts ist eng verknüpft mit den Früchten der Gramineen. Fehlten uns diese Getreidearten und die Knollengewächse, so würden die menschlichen Geschlechter entweder nur innerhalb der tropischen Fruchtlande eingeschlossen geblieben seyn, oder sie hätten kältere Zonen nur als Hirten oder Jäger durchziehen können, sie wären nie seßhaft geworden, oder höchstens nur an Flüssen und an der See, wo ergiebiger Fischfang ihnen eine dauernde Ernährung gesichert hätte. Mit dem Bau der Feldfrüchte beginnt erst der Bau fester Wohnplätze, und mit den Wohnplätzen die Gemeinde. Ohne den Feldbau hätte Aristoteles nie die Gelegenheit gehabt den Menschen ein gesellschaftliches Geschöpf zu nennen. Unter dem wandernden Zelte des Hirten wird immer die patriarchalische Ordnung die einzig mögliche politische Gestalt bleiben, während Jägerstämme, ebenfalls zum Herumwandern genöthigt, eine höhere gesellschaftliche Gliederung nicht zu erreichen vermögen als wir sie jetzt noch in den culturlosen Räumen Nordamerika's bei den Rothhäuten der Wälder und Prairien antreffen. Das gesammte Menschengeschlecht hätte auf einer niedrigen Stufe verharren müssen ohne jene Früchte, denn unter den Tropen kommt der menschliche Geist nie aus sinnlicher Einschläferung heraus, sondern erschlafft durch leichten Genuß. Die Beschwerde und die Arbeit ist es allein welche seinen Scharfsinn erweckt und ihn zur Herrschaft über die Schöpfung befähigt. So verdanken wir den Halmfrüchten die Möglichkeit die Gebiete der gemäßigten Zone, die allein vier Jahreszeiten besitzen, dicht bewohnen zu können. Was die menschliche Entwicklung dann zunächst förderte, waren die günstigen Gestaltungen der Continente, weit ausgestreckte leichte Glieder, tief eindringende Meeresarme, gewundene Uferlinien, große Flüsse, große Binnengewässer. Aber es fragt sich immer wieder ob sich auch das Klima zu den Vorzügen der Ländergestaltung gesellt. Die Welt der Antillen mit den beiden großen Golfen, dem mexicanischen und caribischen, zwei Halbinseln (Yucatan und Florida) und einer anmuthig geformten Landenge von der größten Ausdehnung, hätte zur Wiege einer hohen Gesittung werden können wenn sie nicht unter den Tropen gelegen wäre. Die einzige Cultur, die sich dort selbständig entwickelte, entstand vielmehr im Binnenlande Mexico's, in der kühlen Luft eines Tafellandes. Auch die malayische Inselwelt ist ein auserlesen formenreiches Stück der Erdbildung. Aber auch dort weht die üppige Luft der heißen Zone. Der dritte Erdenraum, auf welchem sich die vortheilhaftesten Bedingungen der Gestalt des Trockenen und Flüssigen wiederholen, ist der seit den Franklinforschungen aus dem Polarnebel herausgetretene arktische Archipel. Auch dort hätte ein Brennpunkt menschlicher Cultur entstehen können, wenn nicht der starre Winter sich feindlich einer dichten Ausbreitung der organischen Welt widersetzt hätte. So ist Europa eine Art prädestinirter Schauplatz für die Sittengeschichte unsers Geschlechts geworden, und eine wunderbare Hand führte gerade dorthin die Familien der höchst gearteten Menschenrace. Aber Europa würde doch nur von Hirten, Jägern oder Fischern bewohnt worden seyn, wenn die eingewanderten Indogermanen nicht die geheimnißvollen Früchte der Demeter mit sich gebracht hätten.

Deßhalb ist es beständig die Sorge der Gelehrten gewesen der Heimath unsrer Halmfrüchte nachzuspüren. Noch ist es nie gelungen den Weizen wildwachsend anzutreffen. Wo man auf dieses Gewächs fern von der menschlichen Pflege stieß, da war es doch nicht eine wilde, sondern nur eine verwilderte Pflanze. Erst in neuester Zeit ist einige Hoffnung vorhanden eine der Heimathen etlicher Cerealien in den californischen Ufergebieten erkennen zu dürfen. Dort wo sich das Normalklima der Halmfrüchte findet, wachsen sie gesellschaftlich auf großen Räumen ungepflegt und ungestört von der Hand des Menschen. „So wie man, sagt Julius Fröbel, über die californische Hauptgebirgskette hinübergelangt ist, welche eine vollständige Wasserscheide bildet, überzieht der wilde Hafer und der wilde Klee Höhen und Thäler, über Räume von vielen hundert Meilen fast ausschließlich. Auch der letztere ist, wenigstens in einigen seiner Species, einjährig, und der ausgefallene Kleesamen, welcher über weite Strecken zollhoch den Boden bedeckt, bildet monatelang fast die ausschließliche Nahrung von Viehheerden, deren Zahl nur nach Tausenden berechnet wird. Der wilde Hafer, welchen ich im südlichen Californien ganz besonders auf den Hügeln hinter Los Angelos gesehen habe, stand so dick, so hoch und trug ein so schweres Korn wie der schönste cultivirte Hafer in Europa. In der Gegend von Warners Rancho, weit von der Straße und von jeder menschlichen Wohnung, in einer absoluten Wildniß, habe ich wilde Gerste gefunden." Endlich sah der treffliche Reisende auf einer landwirthschaftlichen Ausstellung zu San Francisco eine Probe „wilden Weizens" aus der Sierra Nevada. Ob nun diese „wilden" Gräser wirklich einheimisch und von ungezähmter Abkunft oder nur verwilderte Nachkommen aus den Speichern der Civilisation gewesen sind, müssen große Pflanzenphysiologen an Ort

und Stelle untersuchen. Entscheidend wäre in diesem Fall sicherlich, wenn jene wilde Gerste und jener wilde Weizen eine von unseren Arten verschiedene Species darstellten. Der Hafer, der dort meilenweit sich ausbreitet, ist schwerlich durch Europäer dorthin gelangt, denn drei Jahrhunderte reichen wohl nicht völlig aus daß diese Pflanze bei der geringen spontanen Ortsbewegung ihrer Samen sich ein solches compactes Reich erobern könnte, wenngleich auch dieser Fall nicht unerhört wäre, da die Distel, vor Ankunft der Europäer in Amerika unbekannt, dort mit solcher raumbeherrschenden Gewalt über die Pampas des Platastromes sich verbreitet hat, daß sie der Schafzucht bereits unbesiegliche Hindernisse in den Weg legt. Mag nun Californien auch die Heimath eingeborner Cerealienarten seyn, die Früchte der alten Welt stammen doch nicht von der andern Seite des atlantischen Thales und die Heimath unserer Getreidepflanzen ist jedenfalls noch nicht mit Sicherheit entdeckt worden.

Daher kam man auf den Gedanken, sie seyen wohl überhaupt nie wild gewesen, sondern ihr jetziger Zustand eine Folge tausendjähriger Pflege der Menschenhand, der Mensch selbst der Schöpfer ihrer zweiten Natur. Diese Ansicht berührt das wichtigste, schwierigste und dunkelste Problem unserer Wissenschaft von der organischen Welt, nämlich die Beweglichkeit und Dehnbarkeit der Typen oder Arten. Vor etlichen Jahren überraschte Hr. Esprit Fabre die gelehrte Welt mit der Entdeckung daß er eine Art von Walchgras (Aegilops ovata) durch Kunst und Cultur allmählich in Weizen umgewandelt habe. Eine Abart dieser Aegilops, wegen ihrer Weizenähnlichkeit triticoides genannt, hatte man schon früher gekannt. Aegilops ovata wächst wild im südlichen Frankreich, erreicht die Höhe von einem Fuß, trägt eine kurze breite Aehre mit vier Aehrchen, woran wieder nur zwei fruchtbar sind. Erzeugt sich in wildem Zustand die Abart triticoides, so verschwindet ein Theil der charakteristischen Borsten oder Balgklappen, und die Aehrchen sind in der Regel unfruchtbar. Die Samen der wenigen fruchtbaren sind länger und flacher als die der Aegilops ovata und haben einen Seidenflaum an der Spitze. Diese Samen nun cultivirte Hr. Fabre. Im ersten Jahre schon wurden die Halme drei- oder viermal so hoch als die der ursprünglichen Aegilops, die Balgklappen verkürzten sich noch mehr und näherten sich dem des Weizens, die Aehrchen vermehrten sich, waren aber meist taub. Doch erzeugten die Samen im nächsten Jahre schon vervollkommnete Pflanzen, die Aehrchen wurden immer zahlreicher und enthielten meistens ein paar Körner. Im fünften Jahre kam man schon so weit daß die Körner, wenn sie reiften, die Balgklappen durchbrachen, und im sechsten erhielten sie jedes Merkmal des Weizens (Triticum), wurden vier Jahre hintereinander in freiem Felde gebaut und trugen Früchte wie die andern landesüblichen Weizenarten.

Hier ständen wir vor einem reizenden Geheimniß, denn da es nie dem Menschen früherer Jahrhunderte eingefallen seyn könnte eines Experimentes zu lieb aus nahrungsarmen Grasarten brodtragende sich zu erziehen, so müßten, wie der alte Mythus es will, Osiris oder Demeter, die Götter selbst müßten es gewesen seyn welche allwissend das große Wunder mit eigenen Händen bewirkt hätten. Allein ein scharf aufmerkender Leser wird schon aus der Beschreibung der Aegilops triticoides an dem verdächtigenden Merkmale der Unfruchtbarkeit einen Bastard erkannt haben. In der That hat auch ein Hr. Godron in Nancy die Herkunft der triticoides nachgewiesen, da es ihm gelang diese Abart willkürlich zu erzielen, indem er eine Aehre von Aegilops ovata mit dem Samenstaub des gemeinen Weizens befruchtete. Die Körner welche aus dieser Begattung entstanden erzeugten die Abart triticoides, und zwar erhielt er durch Befruchtung mit bartlosem Weizen kurzborstige, durch Befruchtung mit langbärtigem Weizen einen borstigen Bastard der Aegilops und des Triticus. Ein gelehrter Ausschuß überwachte die neuern Versuche, und das französische Institut erklärte auf das Referat von Brongniart die Triticoides-Abart der Aegilops für einen Hibriden. Daß es solche Bastarde bei Grasarten geben könne, war eine Neuigkeit, denn man hielt früher eine Kreuzung der Arten deßwegen für unmöglich, weil die Befruchtung bei diesen Gramineen schon vollbracht ist ehe sich die Klappen der Blüthe öffnen. Uebrigens versichert uns der geistreiche Decandolle, daß seit 18 Jahren in den botanischen Gärten von Paris Aegilops ovata, triuncialis und squarrosa cultivirt worden sind, ohne daß sie im mindesten ausarten. Auch ist es eine bekannte Thatsache daß einjährige Pflanzen, die sich nicht durch Sprossen, sondern nur durch Samen vermehren, nie ihre Abweichung vom ursprünglichen Typus weit auszudehnen vermögen, sondern immer wieder in alter Reinheit sich erneuern. Doch fehlen Spielarten nicht völlig. Wenn man bartlosen Winterweizen auf leichtem Boden baut, so bekommt er mit der Zeit das bärtige Aussehen des Sommerweizens, während die bärtigen Spielarten, auf reichem und schwerem Boden gezogen, allmählich die Borsten verlieren und dem Winterweizen ähnlich werden. Diese Beobachtungen bieten nichts auffallendes, und bekräftigen durchaus nicht die Hypothese als könnte die Cultur etwas wie einen Artenwechsel erzielen. Man hat sogar Gelegenheit gehabt heutige Weizenpflanzen mit denen vor etlichen Jahrtausenden zu vergleichen. Bei der Oeffnung altägyptischer Gräber, auf denen das Siegel von Jahrtausenden unverletzt geruht hatte, fand man in den Händen der Mumien Weizenkörner, deren Keimfähigkeit im Schooße der Denkmäler unversehrt geblieben war. Diese Weizenkörner wurden gesäet, und lieferten Pflanzen die sich durchaus nicht von den heutigen ägyptischen Feldproducten unterschieden. Die Aechtheit der Mumienköner ist freilich bezweifelt worden, und vielleicht mag dann und wann Unfug getrieben worden seyn, wenn neugierige Reisende pharaonischem Grabweizen nachstellten, allein Decandolle's Ansehen bürgt uns dafür daß es wirklich altägyptischer Weizen gewesen seyn muß, dessen Keimfähigkeit nach so großen Zeiträumen festgestellt wurde. Die alten Aegyptier bauten wie die Römer zu Zeiten des Plinius zwei Weizenarten, nämlich den von uns so genannten englischen Weizen (T. turgidum) und den vielährigen oder Wunderweizen (T. compositum). Wie Decandolle bemerkt, hat man daher unter dem Getreide welches in der heil. Schrift (Exod. IX, 31—32, Deut. VIII, 8) erwähnt wird, und unter jenem Getreide welches Jacob in Aegypten aufkaufen ließ, nicht wie man ehemals meinte Dinkel oder Spelz (Triticum Spelta), [1] sondern eine jener beiden Weizenarten zu verstehen die wahrscheinlich, da sie weder in Indien gebaut werden noch ein besonderer Sanskritname für sie vorhanden ist, afrikanischen Ursprungs sind.

Wir wissen und wußten schon längst daß der Müller die Getreidekörner zermalmt, und der Bäcker aus dem Mehl den Brodteig knetet und bäckt. Aber was die beiden ehrenwerthen Handwerksleute eigentlich thun, und warum sie es so und nicht gerade anders machen, oder wie sie es besser machen können, darüber hat erst das Mikroskop und

[1] Ob diese Weizenart jemals in heißen Ländern gebaut worden sey, bezweifelt Decandolle sehr ernstlich.

die Chemie uns belehrt, und diese Aufschlüsse haben einem englischen Reviewer, den wir jetzt benutzen wollen, [1] Anlaß zu einer dankbaren Arbeit gegeben. Wir nennen die Körner der Halmgewächse mit Unrecht Samen, denn es sind wirkliche Früchte, da sie im reifen Zustand ein Fruchtgehäuse um sich tragen, nämlich die einschließende Schale. Diese Schale besteht aus viel festerem Stoff als der eigentliche Leib des Samenkornes, und sie wird auf dem Mühlstein abgelöst, nimmt aber dabei noch die äußern Lagen des Kornes selbst mit hinweg. In diesen äußern Lagen findet sich keine Stärke, sondern ölige Stoffe und Pflanzeneiweiß. Der Weizen der wärmeren Klimate enthält einen höheren Procentsatz von Eiweiß als der in kälteren Gegenden, und Sommerweizen bei uns mehr als Winterweizen. Da nun in der Stärke kein Stickstoff vorhanden, das Pflanzeneiweiß aber ein stickstoffhaltiger Körper ist, und in dem Stickstoff die eigentlichen blut- und fleischbildenden Stoffe unsrer Nahrung ruhen, so daß Pflanzennahrung der Fleischnahrung sich nähert, jemehr ihr Stickstoffgehalt zunimmt, so entfernt der Müller höchst unwissenschaftlich mit den äußern Lagen des Weizenkornes seine nahrhaftesten Bestandtheile, und, wie man glaubt, nur um der schönen weißen Farbe willen, da diese äußeren Lagen das Mehl braun und trüb machen würden. Mischt man nun Mehl und Wasser zusammen, so entsteht ein zäher Teig. Die Stärke ist es nicht welche der Mischung ihren Zusammenhang gibt, denn sie fällt, wenn sie rein mit Wasser gemischt wird, als Pulver zu Boden, sondern es ist ein stickstoffhaltiges Element zugegen, welches, dem Eiweiß sehr ähnlich, die Stärketheile zusammenbindet. Dieß ist der Pflanzenleim oder der Kleber. Der Mehlteig würde über dem Backfeuer eine feste und steife Masse werden, wenn sich im Teig nicht Luftbläschen bildeten und ihm ein schwammartiges Aussehen gäben. Wir sagen dann: der Teig geht auf. Dieses Aufgehen des Teiges zu bewirken, ist die Kunst des Bäckers, und er bedient sich dazu chemischer und organischer Kräfte, wenn er auch vielleicht nicht selbst die Namen der Geister kennt die er dazu miethet. Bei feinerem Backwerk wird die Blasenbildung besonders durch den Zusatz von Butter bewirkt, welche, nachdem sie geschmolzen, kleine Höhlungen im Teig zurückläßt. Um nun im Teig während des Backens eine Entwicklung von Gasen zu erzeugen, setzt man bei uns Sauerteig hinzu. In England bedient man sich in neuerer Zeit nur der Hefen, und zwar der Bierhefen oder der künstlich aus Malz erzeugten Hefen. Auch der Sauerteig enthält Hefen, aber untermischt mit zersetztem oder verdorbenem Mehl. Die Hefen bewirken im Brodteig eine Umwandlung der Stoffe. Bei ihrer Gegenwart verwandelt sich die Stärke in Zucker und dann in kohlensaures Gas, welches blasenartig den Teig auftreibt und ihn in einen Schwamm verwandelt. Wir wissen alle daß, wenn der Teig mit Sauerteig oder Hefen gemischt ist, er geknetet wird, daß man ihn dann ein wenig aufgehen läßt, um ihn nochmals zu kneten; das Kneten hat aber keinen andern Zweck als daß alle Theile des Teiges mit den Gährungszusätzen in Berührung kommen, und die Engländer, welche außerordentlich heikel sind, und denen es bei dem Gedanken graust daß das Brod welches sie in den Mund stecken vorher durch die Finger eines Bäckers gegangen sey, wünschen jetzt sehnlichst daß bald Maschinen die Bäckerkräfte ablösen möchten.

Die Hefe ist seltsamerweise eine Pflanze und zwar ein Schwamm, dessen meist farbloser Pflanzenleib nur unter dem Mikroskop kenntlich wird. Die Erscheinung von Schimmel oder Mehlthau auf Pflanzenstoffen oder Getränken ist ein Zeichen daß die Ausbildung der Schwämme schon weit fortgeschritten ist, denn hier sehen wir schon die Früchte der Schwämme. So ist denn die Hefenpflanze das nämliche wie die schleimige Pflanze des Essigs, die Essigmutter, oder wie der gemeine blaue oder grüne Schimmel (Penicillum glaucum), welcher sauer gewordenen Teig oder faulende Früchte, überhaupt verwesende Stoffe bedeckt. Der Mehlthau ist die Frucht dieses Schwammes, welche in Myriaden von der Luft davon getragen wird, sich überall niederläßt und keimt wo sie Nahrung findet. Betrachtet man den Hefenschwamm unter dem Vergrößerungsglas, so besteht er aus kugelförmigen Bläschen von $1/_{2500}$ Zoll im Durchmesser. Er vermehrt sich durch kleinere Bläschen, die aus dem Stammbläschen hervorknospen; diese Bläschen ernähren sich indem sie einen Theil der organischen Flüssigkeit aufsaugen in der sie existiren. Diese Flüssigkeit wird dadurch gleichzeitig zersetzt und Kohlensäure dabei ausgeschieden, welche Blasen in der Flüssigkeit bildet. Durch den sogenannten Contact entsteht eine gleiche Zersetzung in den umgebenden Theilen der Flüssigkeit, worin die Erscheinung vor sich geht welche wir die Gährung nennen, und die überall in Flüssigkeiten stattfindet welche Stärke, Dextrin oder Zucker unter Gegenwart einer gewissen Quantität von Eiweißstoffen enthalten. Ein Malzaufguß beginnt bei Zusatz von Hefe unter gewissen Temperaturen zu gähren. Das Dextrin (Gummi) und der Zucker, welche das Wasser vorher dem Malz entzogen hatte, gehen nun in Weingeist über, während zugleich Kohlensäure ausgeschieden wird. Dieß ist die sogenannte alkoholische Gährung, welche, wenn man ihr freies Spiel läßt, bald übergeht in die zweite Gährung, die Essiggährung. Beim Brodbacken gilt es nun eine alkoholische Gährung zu erzielen, und der Bäcker muß das Geschick besitzen ihr genügend Zeit zu lassen, sie aber aufzuhalten bevor sie zu weit sich erstreckt hat. Die Zuckertheile welche jedes Mehl enthält, zerfallen während der Gährung in Weingeist und Kohlensäure, welche, von der Backofenhitze verflüchtigt, zu entschlüpfen suchen und überall Blasen treiben. Der Alkohol oder der Weingeist, der sich beim Brodbacken entwickelt, bildet Ein Procent der Gesammtbestandtheile des Mehles, und man berechnet daß, wenn sich der verdampfende Weingeist auffangen ließe, man aus dem Brod welches London jährlich verzehrt nicht weniger als 300,000 Gallonen Alkohol gewinnen könnte, die jetzt ungenützt in die Luft entweichen.

In neuerer Zeit hat man, um die Blasenbildung im Teig zu befördern, Alaun zugesetzt. Da nun eben in England Ausschüsse sitzen, die gegen die Verfälschung der Nahrungsmittel Abhülfe ersinnen sollen, so ist auch der Zusatz von Alaun zum Brodteig beanständet worden. Da man nun schon mit drei bis vier Unzen Alaun auf 240 Pfund Mehl die gewünschten Wirkungen zu erzielen vermag, so ist es höchst unwahrscheinlich daß diese Beimischung jemals der Gesundheit nachtheilig werden könnte. Unschuldiger ist aber jedenfalls der Vorschlag J. v. Liebigs, statt des Alauns Kalkwasser hinzuzusetzen, und zwar 26 bis 27 Pinten auf 100 Pfund Mehl. Da aber 600 Pinten erst ein Pfund Kalk enthalten, so ist dieser Zusatz völlig unbedenklich, denn im Bohnenmehl z. B. sind von Natur aus mehr Kalkbestandtheile vorhanden als in dem mit Kalkwasser gebackenen Brod sich finden würden.

So werden, wie man sieht, die Naturwissenschaften uns immer nützlicher und unentbehrlicher. Brod ist zwar von jeher gebacken und gegessen worden, aber daß wir es jetzt mit Verstand backen und mit Verstand essen können, daß wir wissen welchen wunderbaren Natur-

[1] Quarterly Review. 1859. Jan. p. 233 sq.

kräften wir jeden Bissen verdanken, das lehrten uns zuerst unsere großen Instrumente und die scharfsinnigen Männer, die mit diesen Instrumenten beobachtet haben.

Die Forschungsreisenden in den Jahren 1858 und 1859.

Noch ist zwar die Reihe der Entdeckungen von neuen Ländern nicht abgeschlossen, aber große Ueberraschungen in dieser Hinsicht hat man keinesfalls mehr zu erwarten. Dank der unermüdlichen Thätigkeit der Regierungen, der gelehrten Gesellschaften, namentlich einer Anzahl energischer Männer, werden die Kreise der noch unbekannten Räume immer enger und enger, mögen sie nun Afrika oder Australien, Indochina, dem indischen Archipel oder den Polarländern angehören. Wir werden in einer Uebersicht jene Forscher nennen welche entweder auf Grund ihrer gelieferten Arbeiten, oder durch die Erwartungen welche ihre Projecte anregten, verdienen hervorgehoben zu werden, und beginnen damit einige Worte der Erinnerung und der Klage jenen zu widmen welche im Laufe der letzten Monate Opfer ihrer Aufopferung geworden sind.

Md. Ida Pfeiffer hatte, nachdem sie 1842 Palästina und den Norden Europa's besucht, dann zweimal die Reise um die Welt gemacht, 1846 um das Cap Horn und 1851 um das Cap der guten Hoffnung herum, es unternommen während einer vierten Reise Madagascar zu durchforschen. Die dortige Königin Ranavolo aber faßte, nachdem sie Ida Pfeiffer erst gut aufgenommen, plötzlich Mißtrauen, und hieß sie die Insel unverzüglich verlassen. Man führte sie mit andern Europäern, absichtlich, wie man vermuthet, an niedrige, sumpfige Küsten, wo die Fremden nie dem Fieber entrinnen. Ergriffen von dieser Krankheit und durch die Seereise noch leidender geworden, starb Ida Pfeiffer am 7 October 1858 in einem Alter von 61 Jahren in einer Vorstadt Wiens.

Am 27 Februar d. J. ist der sardinische Forschungsreisende Brun-Rollet in Afrika, zu Chartum, an der Gränzscheide Nubiens und Abessiniens, gestorben. Er hatte die Uferlandschaften des obern Theils des weißen Flusses durchwandert, den etwa unter dem 12. Breitegrad gelegenen See Nü (No) und den Bahr Keilak oder Misselad, welcher zum westlichen Stromgebiet des Nils gehört, durchforscht. Im Jahr 1855 hatte er zu Paris ein Werkchen „le Nil Blanc et le Sudan" veröffentlicht.

In jämmerlicher Weise ist ein Engländer in den innern Wüsteneien Australiens dem Durst erlegen. Ein Reisender, Namens Babbage, fand Coulthard's Leiche in einem Gebüsch; daneben lag ein zinnerner Becher auf welchen der Unglückliche mit einem Nagel einige Zeilen eingekritzt hatte, welche von den schauderhaften Leiden, die seinem Tod vorhergiengen, Kunde gaben. Coulthard hatte mit zwei andern Engländern, Scott und Brook, die vermuthlich auch umgekommen sind, seine Reise angetreten.

Adolph Schlagintweit wurde bekanntlich in einer der Dorfschaften Tibets, unweit Yarkand, von einer Truppe der Koland's ermordet, welche sich im Zustand offener Rebellion gegen China befindet, dem sie bisher tributpflichtig waren. [1]

Der Tod Dr. Eduard Vogel's, der, wie bekannt, den Tsadsee, Bornu, Baguirmi und das westlich von Darfur gelegene Land Wadai bereist, ist dagegen nichts weniger denn gewiß. Das Gerücht, er sey auf Geheiß des Sultans von Wadai ermordet worden, konnte leicht aus dem wahrscheinlichern Umstande entstanden seyn daß er nur als Gefangener zurückgehalten wurde; Anlaß zu seiner Gefangenschaft oder zu seiner Ermordung mag die Unklugheit gegeben haben daß er die Spitze eines dortselbst für heilig gehaltenen Berges besteigen wollte.

Ebenso ist die Frau Sir John Franklins noch durchaus nicht gesonnen den traurigen Namen Wittwe tragen zu wollen. Sie schickte im vergangenen Jahre die Yacht Fox aus, commandirt von Capitän Mac Clintock, nach ihrem Gemahl zu forschen. Den neuesten Berichten zufolge beabsichtigte man auf der Fox, welche die Route nach der Beechey-Insel eingeschlagen hatte, geradewegs dem Pol zuzusteuern (?) das König Wilhelm-Land östlich zu passiren und in den Fish-River einzulaufen.

Außerdem bereitet man in den Vereinigten Staaten seit einigen Monaten eine neue Expedition vor, welche die Bestimmung hat die arktischen Regionen zu durchforschen. Das Unnütze einer nordwestlichen Durchfahrt, welche vor 5 oder 6 Jahren schon Capitän M'Clure nachweisen wollte, ist kein Motiv welches entmuthigen könnte. Dr. Kane bestätigt das Vorhandenseyn eines offenen Meeres im Norden von Grönland, der Däne Dr. Rinck bestreitet es; früher oder später wird irgendein kühner Segler das entscheidende letzte Wort aussprechen.

Nach Sibirien hat die geographische Gesellschaft von St. Petersburg eine Anzahl Naturforscher abgesandt, und ein gelehrter Finne, Dr. Nordenskiold, von Helsingfors, der von dem finnischen Hafen Hammerfest aus seine Reise antrat, ist eben im Begriff seine Durchforschung Spitzbergens zu Ende zu führen. [2] Er hat in jenen unwirthlichen Gegenden Steinkohlenflötze aufgefunden, und die bestimmte Versicherung gegeben daß die Menge der Seehunde und Seepferde in jenen Gewässern den Fischern auf lange Zeit hinaus reichliche Beute versprechen würde. Nordenskiold hat auch den Sneehättan-Berg bestiegen.

Auf dem amerikanischen Continent ist es ein englischer Marine-Officier, Capitän Palliser, der während einer langen und interessanten Excursion in den fernsten Westen, als er eben das Thal des Bowflusses entlang hinaufgieng (im englischen Nordamerika), so glücklich war eine Passage durch die Felsengebirge aufzufinden. Die große Nützlichkeit welche sie gewähren wird, besteht darin daß sie die Verbindung Canada's mit der Quadra-Insel oder dem Vancouver-Eiland, und weiterhin mit Californien hergestellt.

In Südamerika hat der Franzose Dr. Plassard, welcher zu Ciudad Bolivar ansässig ist, eine Excursion in das Innere des zu Venezuela gehörigen Guyana unternommen, und südlich vom untern Orinoco, in der Richtung gegen den Yuruari hin Goldminen gefunden.

Zu Rio Janeiro rüsten die HH. Capanema, Lagos und Gonsalvo Diaz eine weite Expedition in das Innere Brasiliens aus, das fast noch unbekannt und faktisch in der Macht wilder Indianerstämme ist; die

---

[1] Bekanntlich lebt er noch.

[2] Ist schon geschehen.

gelehrte Gesellschaft wird zu ihrem Schutz eine militärische Escorte begleiten.

Dr. Schmarda, der österreichische Naturforscher, befindet sich von seiner Reise nach Cap Sydney und nach Neu-Seeland auf dem Heimweg. Ebenso sind die DD. Tschudi und Friesach von ihren verschiedenen Excursionen, die sie ins Innere von Südamerika unternommen, zurückgekehrt.

Die österreichische Corvette Carolina, welche die Häfen Südamerika's besuchen sollte, so wie die Fregatte Novara, welche die Reise um die Erde machte und zuletzt auf den Philippinen war, scheinen bei den österreichischen Journalen, welche vollauf mit Italien beschäftigt sind, ganz in Vergessenheit gerathen zu seyn (?). Wir werden uns gedulden.

Im Süden des atlantischen Oceans glaubte auf der Route, welche die Australienfahrer einzuhalten pflegen, im vergangenen Jahre der englische Capitän Cubius eine neue Inselgruppe aufgefunden zu haben.

Der große magnetische Mittelpunkt aber, wohin sich die Mehrzahl der Forschungsreisenden unwillkürlich gezogen fühlt, ist noch immer das Innere von Afrika. Die Erforschung der Landstriche, welchen auf den Karten die weißgelassenen Stellen entsprechen, ist von allen Seiten zugleich von Nord und Süd, von Ost und West her, in Angriff genommen.

Der berühmte Dr. Robert Livingstone ist eben auf einer Excursion in jene Länder begriffen, welche er während seiner langen Reise von St. Paul de Loanda nach Quilimane entdeckt hatte. Ausgerüstet mit den zur wissenschaftlichen Beobachtung geeigneten Instrumenten, ist er im vorigen Jahre in See gegangen. Er wollte vorerst auf einem Canot den Zambesefluß hinauffahren. Er nannte sein Canot „Ma Robert," d. i. in der Sprache der Länder am Zambese: „Mutter" oder „Roberts Frau." Die dortigen Wilden respectiren nämlich die Mutter und die Frau eines Mannes den sie bewundern.

Der englische Dampfer „The Rain-Bow" ist am 6 Januar von Bonny aus in den Golf von Benin gegangen und explorirt die Landschaften längs des Nigerflusses. Ladislaus Magyar, von Theresiopol in Ungarn, der in Folge der ungarischen Insurrection (?) sich in Brasilien naturalisiren ließ, hat einen äußerst ungewöhnlichen, aber klugen Weg eingeschlagen, mit möglichster Sicherheit und Vortheil in die Mysterien des Innern von Afrika einzudringen. Er hat nämlich, kurz entschlossen, die Tochter des schwarzen Königs von Bihe, in Ober-Guinea, geheirathet. In Folge dessen wurde er General en Chef der Armeen seines Schwiegerpapa's, und bedient sich seiner Autorität und seiner Soldaten um die im Umkreise seiner Residenz gelegenen Landstriche zu erforschen. Außerdem will er seine Kinder mit den speciellen Instructionen vertraut machen, welche sie einst in die Lage setzen glückliche Entdeckungszüge zu unternehmen.

Jules Braouerec, Commandant der Corvette „Oise," besucht gegenwärtig die noch völlig unbekannten Uferlandschaften des Gabonflusses.

Der schwedische Forschungsreisende Anderson durchwandert nach dem Vorgang der Missionäre Rath und Hahn die Gebiete von Ovampo, auf der Westküste Afrika's, südlich von Benguela, in der Richtung des Cuneneflusses.

Auf der Ost- und Südküste Afrika's gelang es im vorigen Sommer zwei englischen Officieren, dem Capitän Richard Burton und Lieutenant Speke, einen großen Landsee aufzufinden und genaue geometrische Messungen auf ihm vornehmen zu können. Dieser See, Ujiji genannt, liegt zwischen 3° 30′ und 8° 40′ südlicher Breite, man darf ihn nicht mit den Seen Njassa und Ukerewe verwechseln, von denen in letzter Zeit so häufig die Sprache war. Bis zu dieser wichtigen Entdeckung konnte man an das Vorhandenseyn eines Binnenmeeres, zwischen dem 12° südl. Br. und dem Aequator gelegen, glauben; nun aber darf man wohl annehmen daß die großen Wasserflächen welche man von sehr entlegenen Punkten aus bisher wahrgenommen, gesonderte Seen bilden.

Das östlich von diesen großen Seen gelegene Land durchzieht zur Zeit der französische Missionär P. Leo des Avanchers. In derselben Richtung ist der deutsche Reisende Albert Roscher eingedrungen, welcher, in der Absicht weit ins Innere von Afrika vorzugehen, Sansibar verließ.

Pedro de Gamitto, Gouverneur der portugiesischen, am Zambese gelegenen Forts Tete und Sena, rüstet sich zu neuen Forschungsreisen in die Gebiete des östlichen Binnenafrika, über welches er bereits in seinem Buche „Muata Cazembe" so interessante Schilderungen veröffentlichte.

Massaga, sardinischer Missionär, durchforscht zur Zeit das Innere der abessinischen Staaten. Denselben Zweck verfolgt daselbst Bayssière.

Fort und fort ist es der obere Nil, welcher den Zielpunkt unermüdlicher Forschungen bildet. Wenn dieser Fluß vor Ablauf dieses Jahrhunderts nicht in seinem ganzen Laufe ebenso bekannt ist wie der Rhein, die Themse oder die Seine, wäre es in der That erstaunlich, und sicher nicht die Schuld der deutschen, englischen, französischen und anderer Forscher, die nun einmal auf jede Gefahr hin dem bekannten Sprüchworte der Alten über die Quellen des Nils, die bei ihnen etwa dieselbe Bedeutung hatten wie in neuerer Zeit der Stein der Weisen oder die Quadratur des Cirkels, ein Dementi geben wollen. Während Aegyptologen und Archäologen, wie Mariette, Theodule Deveria, Pinto di Francia Pommereuil, de Sebly, Brugsch, Eckhold und andere nach den Geheimnissen des alten Aegyptens umherspürend sich höchstens bis nach Nubien vorwagen, unternehmen es Gelehrte — wir meinen hier nicht die bei der Expedition Escayracs betheiligten — einzeln oder gruppenweise, den Nil aufwärts vorzugehen, trotz aller Hindernisse welche nun schon seit dreitausend Jahren die Kühnheit der Forscher zu Schanden gebracht haben. Gegen die Mitte des nächsten Mai werden auch die HH. Frith und Windham an den weißen Nil vorgehen, man hat für sie ein 36′ langes eisernes Boot bauen lassen, das nur 1′ tief im Wasser geht. Die HH. Thomassy, Miani und andere beabsichtigen sie dahin zu begleiten oder ihnen nachzufolgen.

Der Geograph Mac Carthy, der Sohn des Geographen, steht im Begriffe von Algier aus, wo er seit acht Jahren wohnt, in der Richtung von Tombuctu auf einem bisher neuen Wege landeinwärts vorzugehen. Nach dem Reiseplan den er sich entworfen, muß er über Laghouat und Goleah kommen, dann einen Umweg nach Osten nehmen, um den durch einen neuen Propheten aufgestachelten Araberstämmen aus dem Wege zu gehen, und endlich seine Reise über Ghadames, Ghat und den Tsadsee fortzusetzen.

Ebenso werden sich andere Reisende von Algerien oder andern Punkten des nördlichen Afrika's aus nach dem Innern von Afrika begeben, wie Capitän Magnan, Baron Kraft und Yussuf ben Gallabi. Deßgleichen wird zur Zeit Asien von vielen Reisenden durchforscht, aber man erfährt über ihre Reisen wenige Details. Hr. Kreil wurde von der Wiener Akademie in die asiatische Türkei gesandt. Hr. Rey durchforscht einige bisher noch unbekannt gebliebene Landschaften Syriens und Palästina's. Mehrere englische Archäologen durchstreifen Arabien. Die beiden am Leben gebliebenen Brüder Schlagintweit lassen ebenfalls

von ihren wissenschaftlichen Forschungen in Hochasien nicht ab (?). Chorasan wird von einer russischen gelehrten Expedition durchforscht, während ein Detachement der in Cochinchina stehenden französischen Truppen eine gelehrte Gesellschaft escortirt, welche dieses Land wissenschaftlich aufschließen will.

Viele andere Gelehrte Frankreichs und des Auslandes haben noch von Seite des Ministeriums des öffentlichen Unterrichtes oder von dem Pariser Museum der Naturgeschichte Missionen erhalten. Außerdem betrachten es mehr und mehr auch die katholischen und protestantischen Missionäre für einen Theil ihrer Aufgabe und wetteifern mit einander über die fernen Landstriche welche sie durchziehen, getreue und umfassende ethnographische und geographische Berichte in ihre Heimath zu senden.

(France Coloniale.)

Italienische Klöster.

(Von A. St.)

2. Montecassino.

(Fortsetzung.)

Der Diener sagte mir um 12½ Uhr gebe es zum Pranzo (Mittagsmahl), er wolle mich dann abrufen. Vorher genoß ich noch eine halbe Stunde lang des herrlichen Blicks in die Gegend von der Mauer des äußern Klostergartens unter den dort stehenden hohen Pinien. Es war die köstlichste Luft, und troß der Mittagszeit brannte die Sonne weniger als ich sie in den Wochen vorher gefühlt hatte. Außer einem Frühstück, wozu mich die Brombeeren an den dichten Sträuchen zur Seite der verwachsenen Wege einluden, bot meine nächste Umgebung sehr wenig; schlechter Kohl und schlechter Wein standen auf unordentlich gehaltenem Feld, und es schien überhaupt als werde der Garten gar nicht benutzt; ich habe nie jemanden darin gesehen, höchstens durchstreifte ihn einmal eine Schaar von Klosterschülern, wenn sich diese Mönchlein im Duodezformat mit den breitkrämpigen dreifach aufgeschlagenen Hüten, den Lehrer an der Spitze, auf ihre Spaziergänge oder zu ihren Spielen begaben. Die Thüre, welche vom Klosterhof neben dem Altan zur Gartentreppe hinabführte, war auch alsbald nach meinem Austritt verschlossen worden und wurde mir erst nach langem Pochen vom Pförtner wieder geöffnet; der Besuch des Gartens mochte also etwas ganz ungewöhnliches seyn. Beim Rückweg nach meiner Klause hörte ich Graf L. mit einem dienenden Bruder deutsch reden. Es war ein Schlesier, welcher dem die Sacristeigeschäfte besorgenden Mönche untergeben war. Von Profession ein Kürschner, hatte ihn seine Militärpflicht als Soldaten nach Baden geführt und später seine Reiselust nach Rom. Mit wenigem ersparten Gelde war er von seiner Heimath über Wien nach Venedig gereist, und dann über Florenz und Perugia nach der Welthauptstadt zu Fuß weiter gewandert. Mancherlei Ungemach hatte ihn betroffen, so in Assisi eine vierwöchige Krankheit; doch war er hier von seinen Wirthsleuten, deren Güte er nicht genug loben konnte, wie das Kind vom Hause behandelt worden. Aus Rom wurde er an das Sterbebett seiner Mutter gerufen; nach deren Tod hielt es ihn nicht lange zu Hause; er kehrte nach Rom zurück, wiederum zu Fuß, dießmal längs der Ostküste über Ancona und Loreto, um zum heiligen Hause der Mutter Gottes zu wallfahren, das dorthin der Legende nach von Engeln aus Nazareth getragen ist. Römische Freunde führten ihn in die mit Montecassino verbündete Benedictinerabtei von San Paolo Fuori bei Rom, und hier wurde ihm ein Dienst in der Sacristei angeboten. Da in Deutschland das Handwerk doch schlecht gieng, blieb er mit Freuden; vom Fieber aber befallen, wurde er durch Vermittlung seines Abtes nach dem gesündern Montecassino versetzt. Sein Probejahr hatte er noch nicht bestanden, und trug deßhalb statt des schwarzen Rockes einstweilen den üblichen blauen, jedoch gefiel es ihm so wohl daß er meinte, nie wieder zu einer Veränderung Lust zu bekommen. Auch behauptete er daß seine Vorgesetzten sehr mit ihm zufrieden seyen, und ich glaube das gern, weil die Gewissenhaftigkeit und Berufstreue, wie sie dem Deutschen eigen ist, nirgends mehr geliebt und geachtet wird als wo sie zu den seltenen Ausnahmen gehört. Man nannte den Schlesier im Kloster Fra Bonifacio, weil Bonifacius sein heimischer Apostel war. Er war eine ehrliche deutsche Haut, ein ehrliches deutsches Gesicht, unter den vielen Schwarzköpfen wieder einmal ein blonder. Während meines Aufenthalts in Montecassino schloß er sich sehr an mich an; er besuchte mich oft stundenlang und erzählte mir vom Kloster und von seinen Reisen. Es gefiel mir, wie er alles so natürlich und gesund auffaßte; das italische Land hatte ihm mit seiner unnennbaren Schönheit Sinn und Herz gefesselt, und seiner vorurtheilsfreien Anschauung glaubte ich am ersten daß um Spoleto, Assisi und Perugia der Zaubergarten liege, den ich später selbst dort kennen lernte. Er hatte mir gestanden daß er jetzt viel weniger Arbeit habe als in seinem frühern Berufe, nichtsdestoweniger that er sehr beschäftigt; stets, wenn die Mönche in der Kirche sich versammelten — was täglich einigemal geschah — mußte er so lange läuten bis der Abt kam, vielfach die Meßbücher aufstellen, hier oder dort Lichter anzünden und so mehr. Einst bat er mich auch, ich möge ihm eines meiner Reisebücher zur Lectüre leihen, aber leider war mein „Förster" französisch, und „Burkhardt's Kunstdenkmäler" konnten ihn nicht unterhalten. Seine italienischen Sprachkenntnisse waren noch sehr beschränkt; deutsch zu reden hatte er auch wenig Gelegenheit, nämlich außer mit Graf L., was spärlich genug vorkommen mochte, nur mit einem kleinen buckeligen Holländer, der als Schreiner längere Zeit in Deutschland hanthiert und gegenwärtig sein Metier, mit dem geistlichen Gewande angethan, auf Montecassino fortgesetzt hatte. So freute sich Fra Bonifacio mit mir nach Herzenslust in der Muttersprache plaudern zu können.

Auf Montecassino ist es üblich daß Mittags und Abends eine erste Tafel für die Mönche, für die eigentliche famiglia religiosa, und eine zweite für die Laienbrüder mitsammt den Fremden aufgetragen wird, sofern die letztern nicht besonderer Ehren oder besondern Ranges theilhaftig sind. Mir blühte daher das Glück zu gleicher Zeit, wenn auch nicht an demselben Tische, mit Fra Bonifacio zu speisen. Das gemeinsame Refectorium, ein langer hoher Saal, lag eine Treppe tiefer als meine Stube. Der Diener holte mich ab und brachte mich an den

mir bestimmten Platz. An den beiden Seitenwänden und an der schmalern Hinterwand standen lange weißgedeckte Tische, unter denen rings im Refectorium umher eine Holzpritsche angebracht war; zwischen je zweien blieb ein Durchgang frei. Gedecke und Bänke befanden sich nur an einer Seite der Tafeln und zwar an der äußern des durch sie gebildeten Hufeisens. Die Teller waren so weitläufig gesetzt daß eine Unterhaltung mit dem Nebenmanne, wenn ein solcher existirte, ihre Schwierigkeit hatte. Der mittlere Tisch an der Hinterwand war der des Abtes, gegenwärtig durfte ausnahmsweis in Folge besonderer Vergünstigung Graf L. dem Abt zur Seite Platz nehmen. Von dem in Benedict's Regel gebotenen Vorlesen sind die Cassinesen ebenso abgekommen, wie von der Beobachtung des anempfohlenen Stillschweigens, doch mag sich letzteres durch die angedeutete Anordnung der Plätze von selbst ergeben, zumal wenn, wie in der Ferienzeit, die Hälfte oder zwei Drittel der gewöhnlichen Tischgenossen ausfallen. Ueber die Tafel der Mönche kann ich nichts berichten; ich habe ihr nie beigewohnt; die meinige war eigentlich eine Fortsetzung der Einsamkeit, welche mir meine Celle bot. Mein Platz war oben an dem letzten Tische rechts vom Eintritt; 20—30 Schritte von mir saß Fra Bonifacio und der Schreiner, dazwischen war leerer Raum. Die Zahl der Speisenden in dem gewaltigen Saale beschränkte sich durchschnittlich auf 8—10. Abwechselnd hatte ich wohl auch einmal einen fremden Mönch oder Geistlichen zur Seite, mit welchen dann die gewöhnlichen Formen der Begrüßung und die unter italienischen Tischnachbarn hergebrachten Complimente oder bisweilen einige Worte über Reiseroute und Reisezweck gewechselt wurden. Noch ehe ich es verstand die Jesuiten an den eigenthümlich nach auswärts gebogenen Stehkragen ihrer schwarzen Röcke, und an der um den Leib geschlungenen schwarzen Schärpe von den andern Klerikern zu unterscheiden, erkannte ich sie an ihrem sichern Auftreten und der wahrhaft liebenswürdigen Manier, mit welcher sie eine Unterhaltung anknüpften und fortführten. Wenn mir das „Introimus ut agni" ihres Francesco Borgia auch fortwährend in den Ohren klang, so hätte ich doch nicht geglaubt daß sie dem, den sie als Ketzer kannten, mit Händedruck entgegenkamen und ihn lächelnd fragten, er habe wohl noch nie mit Jesuiten zu Tisch gesessen, wie ihm denn dabei zu Muthe sey? So führte sich wenigstens der deutsche Pater W. M. aus dem collegio romano bei mir ein, der den zweiten Tag als ich in Montecassino war, mir zur Rechten saß, während ich zur Linken, seinen Collegen, einen Franzosen, zum Tischnachbar bekam; beide zusammen hatten einen Ferienausflug nach Neapel gemacht. Der Franzose mit schwarzem, spitzem Gesicht und durchdringendem Auge hinter einer großglasigen Brille war einsylbig und schien sehr bigott. Der Deutsche hatte ziemlich grobe, fast bäurische Züge, und verrieth äußerlich wenig von dem was man von einem der Gesellschaft Jesu erwartet, aber aus seinem Urtheil sprach der durchgebildete Mann, der alle die Classen der logica, physica, mathematica und grammatica, oder wie sie weiter mit goldenen Thürüberschriften in den weitläufigen Räumen des Jesuitencollegs zu Rom verzeichnet sind, erfolgreich absolvirt haben mochte. Er äußerte sich mit freimüthigem Tadel über die Laxheit der cassinesischen Benedictiner in Beobachtung ihrer Regel, und rühmte dagegen mit wahrer Begeisterung die Strenge der Mönche von Subjaco. Uns zur Seite über dem Tisch des Abtes hieng das große Oelbild der Bassano, welches gegen Ende des 16ten Jahrhunderts der damalige Abt Ignacio de' Squarcialupi malen ließ. Es stellt eine Vervielfältigung des Brodes durch Christus und durch Benedict dar, und erregte wegen dieser eigenthümlichen Zusammenstellung der Jesuiten und meine Verwunderung. In bergiger Gegend nämlich, die links von der Felsengrotte zu Subjaco, rechts von der alten Basilica Montecassino's abgeschlossen ist, zieht sich zunächst in größerm Halbkreis die Gruppe her, deren Mitte der aufrechtstehende, mit erhobener Rechten Fisch und Brod segnende Christus bildet. Unterhalb im freigelassenen Vordergrund drängen sich um Benedict seine Schüler als Repräsentanten der verschiedenen Mönchs-, Ritter und Nonnenorden, denen er Brode austheilt, und bilden einen kleinern Halbkreis, der links und rechts an den Ecken des Bildes mit dem größern sich vereinigt.

Unmittelbar vor Benedict kniet ein Ritter in langem Talare mit goldener Doppelkette um den Hals, es soll der Maler Leander Bassano seyn. Als Schlußfigur des Bildes rechts an den Rahmen gedrängt erscheint Calvin; Tosti glaubt, „der wüthende Ketzereistifter" solle hier lernen am Wunder der Speisung von Tausenden daß, wer solches vollbringe, auch Brod in Fleisch verwandeln könne, wie der Reformator als Gegner der Transsubstantiationslehre freventlich bezweifle. Die einzelnen Figuren des Bildes, namentlich die der Frauen, sind die unverkennbaren, keineswegs idealen Gestalten der venetianischen Schule mit den ausdruckslosen Marktgesichtern der Bassano. Abgesehen von der religiösen und anachronistischen Sonderbarkeit, Christus und Benedict neben einander vorzuführen, stört an unserm Bilde der gänzliche Mangel an künstlerischer Einheit, die allein wohl ein Raphael mit Glück in der vaticanischen Transfiguration, in dem letzten, neben dem Sarge des großen Meisters ausgestellten Werke verletzen konnte. Hier fühlt sich die geistige Verbindung zwischen dem über dem Berge Tabor schwebenden Heiland und den rathlos vor dem besessenen Knaben versammelten Jüngern deutlich heraus, aber wo besteht ein Zusammenhang zwischen dem Christus und dem Benedict der Bassano? Selbst die äußere Handlung des letztern wird jedem räthselhaft seyn; die Allegorie von der Ausbreitung der Regel liegt so fern daß man sie schwerlich ohne Interpretator finden kann; die Jesuitenpatres thaten die natürliche Frage, ob man sich etwa von Benedict eine ähnliche Wunderthat als von Christus erzähle, und erhielten von einem Mönche eine bejahende Antwort, zum Beweise daß man selbst im Kloster das Bild nicht verstand, und nebenbei auch daß der Gefragte in der Lebensgeschichte seines Heiligen nicht allzusehr bewandert war.

Doch wenden wir uns von der gemalten Brodvertheilung mit einigen Worten zu der materiellen. Statt aus den von Benedict vorgeschriebenen zwei gekochten Gemüsen bestand das Mittagsmahl regelmäßig aus drei Gängen, denen jedesmal eine italienische Zuppa, d. h. unter vieren dreimale Maccaroni oder dicker Nudelbrei mit Liebesäpfelsauce, dem Hauptgenuß der Neapolitaner und der Hauptplage der Fremden vorangieng, und denen Früchte, d. h. Birnen, Pfirsiche, Feigen oder Melonen nachfolgten. Der erste Gang waren gewöhnlich Eier, entweder als Omelettes und mit Zugemüs von Kürbiß oder hartgesotten und mit gehacktem Fleisch tortenartig zusammengebacken, begleitet von Kartoffeln in Liebesäpfelsauce; der zweite Gang: Fische mit geschmorten Kürbißstreischen oder garnirt mit einigen weißen Bohnen und gleich diesen in Olivenöl schwimmend, oder Rindfleisch, Reis mit Bohnen und Fleisch zusammengebacken, oder Fleischpastetchen oder Braten, wie überall in Italien, am Spieß zurecht gemacht und deßhalb etwas nach Rauch schmeckend, aber sehr kräftig, meist ohne Beigabe, zu Zeiten mit zwei oder drei rohen, harten Kohlstrünken, die es jedem überlassen blieb mit Oel und Essig zu einer insalata umzutaufen.

Den dritten Gang bildete ein dolce, eine Mehlspeise, wie sie der Italiener durchgängig untadelhaft zuzubereiten versteht. Abends gab es, um den Gaumen in möglichst gleichmäßiger Uebung zu erhalten, wiederum Maccaroni oder einige Salatstauden, dann Eierkuchen oder sogenannte Pasten, ein süßes Gebäck, mit Kürbiß und Früchten. Der Wein wurde zu beiden Mahlzeiten in kleinen Fläschchen, ähnlich unsern Arzneigläsern aufgesetzt, etwa in dem durch Benedict gestatteten Quantum von täglich einem Pfunde. Gemischt war er mir trinkbarer als rein. Die Bedienung besorgte der Fremdendiener, der die Speisen in vorgelegten Portionen aus der unmittelbar mit dem Refectorium zusammenstoßenden Küche herbeiholte.

Man könnte versucht seyn, nach den gemachten Mittheilungen gegenüber dem was man deutsche Hausmannskost nennt, die Klosterverpflegung für eine ziemlich splendide zu halten, aber man muß berücksichtigen daß der Italiener durchgängig bis zum Handwerksmann herab Mittags mindestens seine drei Schüsseln und zum Schluß unerläßlich seine Früchte beansprucht, und daß von jedem Gerichte regelmäßig nicht allzu große Portionen verabreicht werden. Hierzu kam daß auf Montecassino Mittags nach 12, Abends aber erst nach 9 Uhr gespeist wurde, ohne daß in der Zwischenzeit irgend etwas gegeben worden wäre, und dem Pranzo voraus gieng weiter nichts als Morgens halb 7 Uhr eine Tasse schwarzen Kaffees, die man ohne Zugebäck nur mit ein wenig gestoßenem Zucker servirte. Mein besonders auf Reisen jugendlich frischer Appetit lehrte mich daher bald daß ich eigentlich wohl- oder übelwollend einer gelinden Hungercur unterworfen war, und da ich auf eine Anfrage bei Graf L. erfahren hatte daß ich, ohne den Abt zu beleidigen, keine Vergütung für meine Verköstigung offeriren dürfe, so blieb mir nichts weiter übrig, als tiefe Dankbarkeit und dabei einigen Hunger zu fühlen. Die Mönche freilich ließ ich mir von Fra Bonifazio erzählen, frühstückten und vesperten nach Belieben. Obwohl einstiger Verehrer der Mahner'schen Gesundheitstheorien, fand ich doch das gänzliche „hochfrohsinnige" Fasten während des Vormittags äußerst peinigend, und es veranlaßte mich bald dem Fra Bonifazio die zarte Andeutung zu machen, unsere deutsche Gewohnheit, Morgens zum Kaffee etwas consistentes zu genießen, schiene mir doch um ein erhebliches zweckmäßiger als die italienische. Mein Wink wurde verstanden, und andern Tags zeigte sich neben dem niedlichen blechernen Kaffeetöpfchen ein niedliches Stück freilich etwas antiken Milchbrodes, das mir genügen mußte bis Mittag auszuharren. Diese Lebensweise hatte den Vortheil, den Kopf mir freizuhalten und mir Zeit zu gewähren gehörig mich umzuschauen.

Den ersten Nachmittag und den zweiten Morgen meines Aufenthalts widmete ich nochmals dem Besuche des Archivs. Es bedurfte jedesmal einer besondern Bitte, damit Padre Benedetto zu meiner Begleitung aus seiner Zelle herabsteige und die mit dicken Nägeln und Eisenbanden beschlagene Thür öffne. Als Boccaccio in der Mitte des 14ten Jahrhunderts (wie Tosti vermuthet kurz nach dem furchtbar verheerenden Erdbeben des Jahres 1349) Montecassino besuchte, fand er das Archiv offenstehend, ohne Schloß und Riegel, die Bücher in Staub begraben, die Fenster mit Gras überwuchert und die Manuscripte vielfach defect, weil die Mönche die Pergamentblätter ausschnitten, um Psalmen darauf zu schreiben und solche dem Volke zu verkaufen. Heutzutage besteht das Archiv, soweit man es zu sehen bekommt, aus zwei geräumigen, wohlgeordneten Zimmern. Man zeigte mir in einem Schränkchen einzelne Schenkungsurkunden des Klosters, und hinter Glas als ältestes Manuscript den Commentar des Origenes zum Römerbrief aus der zweiten Hälfte des 6ten Jahrhunderts, dann den Codex des Rabanus Maurus de origine rerum (eine Encyclopädie, oder, wie Zarlengo meinte, ein Kosmos der damaligen Zeit mit bildlichen Darstellungen), ferner die Grammatik eines Mönchs Ilderico aus dem 9ten Jahrhundert, und eine Geschichte der Musik von einem Presbyter Johannes aus dem 11ten oder 12ten Jahrhundert. Den Codex Justinianeus aus dem 10ten oder 11ten Jahrhundert, nach Blume unter allen der ausgezeichnetste durch sein Alter und seine Integrität, konnte man nicht auffinden. Ebensowenig wußten Mönche oder Abt davon etwas daß noch unedirte juristische und historische Schriften, wie Tosti in seiner Klostergeschichte erzählt, vorhanden wären. Auch interessirte ich mich für die Sage von der Vision des Mönchs Alberich, welche derselbe mit eigener Hand in die Chronik des Peter Diaconus, des einstigen Archivars von Montecassino, im Jahr 1127 niedergeschrieben und dadurch der göttlichen Komödie Dante's die Grundlage oder wenigstens die erste Anregung gegeben haben soll. Alberich will nämlich einst als zehnjähriger Knabe neun Tage und neun Nächte im Schlafe gelegen haben und während dessen von einer weißen Taube zu Petrus emporgetragen, von diesem aber in Begleitung zweier Engel durch Hölle und Fegfeuer als die Strafsorte der sündigen Menschheit und weiter durch sechs Himmel in den siebenten als den Sitz Gottes geführt worden seyn. In fünfzig Capiteln werden die drei Reiche und die Strafen der Verbrecher, welche in ihren verschiedenen Abtheilungen büßen, geschildert; Inferno und Purgatorio trennt ein großer Fluß; nachdem Alberich sich alles angeschaut, begibt er sich nach Montecassino und wird Mönch. So erzählt Tosti und theilt dabei einige Parallelstellen aus der Visionsgeschichte und aus der divina comedia mit, zum Nachweis daß Dante, der ja als florentinischer Gesandter nach Neapel, also mindestens auch in die Nähe von Montecassino gekommen sey, zum wenigsten das Wunder Alberichs gekannt habe. Die Originalaufzeichnung vermochte man nicht aufzufinden im Archiv. Ebenso vergeblich fragte ich nach dem Urtext eines Briefes, welchen Friedrich II nach dem Tode seines aufrührerischen Sohnes Heinrich an die Prälaten Unteritaliens und darunter an den Abt Stephan von Montecassino sandte, eines Briefes, der so echtdeutsch, echtköniglich und echtväterlich ist daß ich mir nicht versagen kann ihn hier nach Tosti in Uebersetzung mitzutheilen. Er lautet: „Die Milde eines zärtlichen Vaters, welche stärker ist als die Gerechtigkeitsliebe eines strengen Richters, zwingt mich den Tod meines erstgebornen Sohnes zu beklagen und löst einen Thränenstrom, den bis dahin Mißmuth und gekränktes Ehrgefühl tief im Herzen geschlossen hielten. Vielleicht wird es die hehren Ahnen Wunder nehmen wie ein Kaiser, ungebeugt durch seine öffentlichen Feinde, von häuslichem Schmerze besiegt werden könne; aber das Herz der Fürsten, und wäre es noch so streng, steht unter dem es beherrschenden natürlichen Gefühl, das als eine alles erfassende Macht nichts wissen will von Kaiser und von Gesetz. Ich bekenne daß jetzt das Unglück meines Sohnes mich niederbeugt, und wenn es auch bei seinen Lebzeiten meinen Stolz nicht brechen konnte, so bin ich doch weder der erste, noch der letzte unter denen, die von mißratheuen Söhnen Beleidigungen erfahren und trotzdem deren Tod bejammern; bejammerte doch auch David seinen erstgebornen Absalon, und Julius, jener erste der Cäsaren, versagte weder die Thränen noch die Liebe eines Vaters den Gebeinen des Eidams Pompejus, der seines Glücks und Lebens grimmster Feind war. Auch vermag das Mißfallen, welches durch den Treubruch der Söhne verursacht wird, nicht so sehr den Schmerz des Vaters zu mäßigen, daß er

sich dessen, wozu das natürliche Gefühl ihn treibt, enthalten könnte, wäre er auch noch so verletzt durch entartete Kinder. Deßhalb will ich abtragen, was ich als Vater beim Tode meines Sohnes schulde, und ich gebiete daher deiner Treue, alle Priester der Abtei feierliche Todtenämter halten zu lassen. Die Größe eurer Freude, mich zu trösten, sey das öffentliche Zeugniß eures echten Mitgefühls an meinem Sohn

Ich merkte bald daß es dem Padre Benedetto peinlich war meine Wünsche nicht befriedigen zu können, und lästig, mich, während ich das Archiv besuchte, beaufsichtigen zu müssen. Jeder längere Aufenthalt unter den Urkundenschätzen wurde mir dadurch unmöglich gemacht. Nun lief die Nachricht ein, Kalefati kehre erst in drei Wochen, und dem Duca di Vera noch lange nicht zurück, da ihnen nachträglich gestattet sey Deutschland zu bereisen. Hiermit wurde für mich ein ferneres Verweilen auf Montecassino der Hauptsache nach zwecklos; nur der Post zu Ehren mußte ich noch warten. Ich beschäftigte mich mit Vervollständigung meiner Reisenotizen und mit Skizziren des Klosters von verschiedenen Seiten. Daneben begann ich einen der prachtvollen Anfangsbuchstaben aus den Meßbüchern, welche in einem großen Schrank hinter dem Chor der Kirche aufbewahrt werden, abzumalen. Diese Bücher aus dem 16ten Jahrhundert, also Altersgenossen der hochberühmten in der Libreria des Doms zu Siena (s. Pecht, Südfrüchte II, 220) geben letztern an Kunstwerth keinenfalls etwas nach. Die einzelnen Blätter haben jedes einen Flächenraum von wohl neun Quadratfußen; sie sind von Pergament, und ihr hölzerner, mit Bronzebanden und Bronzenägeln überall beschlagener Einband so gewichtig, daß zum Tragen und zum Handhaben nur eines der Bücher volle Mannskraft erforderlich ist. Noten und Textesschrift sind äußerst exact in Schwarz ausgeführt, die Initialen der verschiedenen Gesänge dagegen in den brillantesten, farbigen Verzierungen auf Goldgrund von je etwa 12 Quadratzoll Flächenraum. Zwischendurch finden sich, ebenfalls auf Goldgrund, größere und kleinere Miniaturbilder, die in Zeichnung und zierlicher Ausführung ihres Gleichen suchen. Sie stellen Züge aus der heiligen Geschichte dar. Ihre Farben sind so gut erhalten, daß man sie für eben gemalt halten könnte; der Grund gleicht einer glänzend polirten zarten Goldplatte; die Kunst einer derartigen Goldmalerei soll gegenwärtig unbekannt seyn. Wir müssen staunen vor den Arbeitskräften, welche zweiunddreißig, je gewiß drei Finger dicke Bücher in solcher Weise ausschmückten. Zu meiner Malerei stellte mir Fra Bonifazio neben dem Schranke der Meßbücher zwei mächtige Pulte zurecht; auf den einen kam mein Original, auf den andern meine Zeichnung, und während die Mönche im Chor ihre meist äußerst unharmonischen Gesänge absangen, pinselte ich nebenan als nicht störender und nicht gestörter Zuschauer. Die gänzliche Fremdartigkeit und Unwöhnlichkeit meiner Umgebung veranlaßte jetzt mehr als je meine Gedanken heimathwärts zu schweifen. Von Menschen war ich so gut als abgeschlossen; es schritten zwar mannichfach in den langen Gängen schwarze Gestalten neben mir her, aber außer daß sie sich verneigten, oder mir wohl auch ein verbindliches; „riverisco!" zuriefen, folgten sie dießmal genau den Vorschriften ihrer Regel, sich des Stillschweigens zu befleißigen. Dabei plagte mich die Ungewißheit, wie ich meine Weiterreise bis Rom, oder vielmehr bis zur nächsten Poststation Frosinone einrichten könne, und dieß alles machte mir zweitweis den Aufenthalt auf Montecassino äußerst unbehaglich, bis mir das Glück in einem jungen französischen Abbé einen angenehmen Gesellschafter zuführte, der mir zugleich ein treuer Reisegefährte bis vor die Thore der ewigen Stadt werden sollte.

Felix Laprie von Bordeaux, seinem mir später zu Gesicht gekommenen Paß nach 31 Jahre alt, hatte bereits Frankreich, England und Spanien durchreist, und war im Winter vorigen Jahrs nach Rom gegangen, um dort seine gradus zu erwerben. Der Sommer trieb ihn in die Campagna; seit Julius, also schon drei Monate, saß er auf Montecassino. Von seiner Anwesenheit erfuhr ich zuerst, als eines Tages bei der Mittagstafel das kleine, wohlhäbige Männchen im schwarzen Priesterrock, mit sprechenden dunkeln Augen und dunkelm, ein wenig sich lockendem Haar vor mich trat, und in einem Italienisch mich anredete, das auf mein Ohr gegenüber dem zuletzt regelmäßig gehörten neapolitanischen Dialekt einen äußerst angenehmen Eindruck machte. Er hatte gehört daß ich nach Rom wolle, und fragte mich, ob ich Lust hätte mich ihm und dem Vicerector des cassinensischen Seminars anzuschließen, da sie beide nächster Tage auf das gleiche Ziel loszusteuern gedächten; ihr Weg gehe durchs Gebirge über Subjaco, müsse aber zum Theil zu Fuß gemacht werden. Niemanden konnte dieses Anerbieten erwünschter kommen als mir, der ich sehr gern von der großen Straße ab auch einmal in das Innere des Landes gieng, und außerdem gerade Subjaco zu sehen strebte, von dessen herrlicher Lage ich mir schon zu Haus hatte erzählen lassen. An Zeit für den Umweg gebrach es mir auch nicht, da sich gegen meine anfängliche Berechnung der Aufenthalt in Montecassino sehr abkürzte. Einen Tag des Harrens freilich mußte ich meiner neuen Reisegesellschaft opfern; Laprie hatte sich verabredet, den 30 Sept. mit dem Vicerector von Montecassino, der während der Ferien die Seinigen in einem Oertchen am Fuße des Berges besuchte, zu San Germano zusammenzutreffen; ich dagegen war entschlossen gewesen schon den 29sten abzureisen, und hatte dieß dem Abte mitgetheilt, mußte also jetzt um 24stündige Verlängerung der zugesicherten Gastfreundschaft bitten. Ich warf mich in Schwarz, und war eben im Begriff mich beim Abt melden zu lassen, als ich ihn auf dem Corridor vor meiner Thür, seine gewöhnliche Tischpromenade machend, antraf. Auf meine schön einstudirte, mit Motiven versehene Anfrage, ob ich noch bleiben dürfe, kam aus leutseligem Munde die Antwort: „come vi piace" (wie es Ihnen gefällig ist). Laprie schien sich wirklich zu freuen daß das einzige Bedenken gehoben sey, was ich, wie er meinte, aus allzu großer Delicatesse seinem Anerbieten entgegengesetzt hatte, nämlich das, fürchten zu müssen dem Kloster lästig zu werden.

Für den Nachmittag engagirte er mich mit den Jesuiten zu einem Gang durch die Klostergebäulichkeiten. Die Kirche, deren Façade den Hintergrund des obern Vorhofes bildet, und welche wir zunächst betraten, gibt an decorativer Pracht wohl keiner der vielen Hunderte Italiens etwas nach, und ist von Klosterkirchen jedenfalls die reichste; fraglich aber bleibt es, ob man sie geschmackvoll oder schön nennen darf. Die Bekleidung des Bodens, der Wände und Pfeiler besteht aus pietre dure, d. h. aus teppich- oder arabeskenartig zusammengelegten Stücken buntfarbigen polirten Marmors, Achats oder Porphyrs, in der Arbeit ähnlich den Kunstwerken der berühmten Florentiner Fabrik, in welcher heutzutage die Künstler auf Staatskosten gehalten werden, weil Privatleute die kostbaren Fabricate nicht bezahlen können, und darum ohne Unterstützung aus öffentlicher Casse die Kunst zu Grunde gehen müßte; ich sah in Florenz einzelne Tischplatten, deren Werth auf mehrere tausend Thaler angegeben wurde, und man hatte ein Bild

in Arbeit, Christus zwischen zwei Jüngern darstellend, etwa in halber Lebensgröße und Kniestück, was nach dem Ueberschlag die Kräfte von zwanzig Arbeitern sechs Jahre lang in Anspruch nahm. Dieß mag einen Maßstab abgeben für die Beurtheilung der Bekleidung in der Kirche von Montecassino, wenn solche auch an Kunst- und Geldwerth weit hinter den Florentiner Mosaiken zurücksteht. Zwischen der Bekleidung hin ziehen sich, namentlich an der Decke der Kirche, reichvergoldete Stuc-Ornamente. Der Hauptaltar ist rings belegt mit großen Stücken von Amethyst und Lapislazuli. Das Hauptschiff zerfällt durch eine doppelte Reihe mächtiger Pfeiler von oblongem Durchschnitt in drei, von Rundbogen überwölbten Theile; in jedem dieser Pfeiler sind an seiner breiten, dem Mittelschiff zugewandten Seite zwei korinthische Säulen bunten geglätteten Marmors in die Pfeilerkante eingefügt. Längs der Seitenschiffe her bilden große Rundbogen den Eingang zu zehn verschiedenen Capellen mit reichem Bilderschmuck, meist aus der Geschichte Benedicts; das Kreuzgewölbe der Kirchdecke zieren Fresken. Zu dem Querschiff führen einige Stufen aufwärts; am linken Schlußpfeiler des Hauptschiffs (vom Eintritt aus gerechnet) steht unter rothem Baldachin der rothverbrämte Stuhl des Abtes mit dem Wappen der Anicia, der Stammfamilie Benedicts, wie es — ein aufrechtstehender Löwe in dem einen rechten Felde und ein runder Thurm mit zwei Cypressen zur Seite im andern linken Felde — noch jetzt alle Benedictinerabteien als das ihrige führen. Unweit von dem Stuhl, in der Mitte des Querschiffs, befindet sich der Hauptaltar über den Gebeinen Benedicts und seiner Schwester.

Johann von Aragonien, der vom Papst ernannte Commandatar Montecassino's, wünschte einst bei einem Besuch des Klosters im October 1473 Gewißheit darüber ob Benedict und Scholastica wirklich in der Kirche begraben lägen; man forschte nach und fand die Körper, aber — so geht die Sage — wiederholter Sturm und wiederholtes Erdbeben schreckte die Störer der Grabesruhe; aus der Asche oder aus dem Fleisch der Heiligen fielen Tropfen Manna's auf die Porphyrplatten des Sarges; Krieg und Zwietracht brach im Königreich aus; der Commandatar Johann starb binnen Jahresfrist in der Blüthe seines Alters. Zu beiden Seiten des Hauptaltars und zwar in den Schlußwänden des Querschiffs sind die Grabmäler von Pietro Medici und Guido di Fieramosca. Ersterer, neben seinem Bruder, dem nachmaligen Leo X, durch Ludwig XII von Frankreich zum Vicekönig des cassinesischen Landes gemacht, ertrank auf der Flucht vor Ferdinand dem Katholischen im Liris (1503); seinen Leichnam fand man im Ufersand und begrub ihn auf Montecassino. Letzterer war der Sproß einer altcapuanischen Familie; seine Gattin setzte das Kloster zum Erben ihres gesammten, bedeutenden Vermögens ein, und erhielt dafür die Erlaubniß in der Basilica ein Monument zu bauen. Beide Grabmäler rühren von Francesco da Sangallo her, und können als echte Vertreter der dem Naturalismus sich zuwendenden Richtung des 16ten Jahrhunderts gelten. Beim Anblick des Monuments für Pietro Medici wird man zwar unwillkürlich an das seines Vaters Lorenzo in der florentinischen Medicäercapelle erinnert, fühlt aber alsbald auch den Unterschied zwischen dem „pensiero di Michelangelo" und dem zusammengeknickten Pietro heraus, wie er halbnackt und, man weiß nicht ob schlafend oder todt, auf den Deckel seines Sarkophags gesetzt ist. Der sinkende Kopf und die schlaff sich ausstreckenden unbekleideten Arme und Beine sollen unzweifelhaft den hülflosen Zustand des Ertrunkenen darstellen; aber jedermann wird sich von dieser allzu realistischen Darstellung unangenehm berührt fühlen. Ebenso wenig befriedigte mich das Monument gegenüber. Auf dem Deckel seines in einer Mauernische aufgestellten Sarkophags ruht mit voller Rüstung die Figur Guido's v. Fieramosca. Die Linke hält den Helm, die Rechte den Commandostab; das Haupt hebt sich ein wenig empor als lausche es den Worten, welche ein zur Seite knieender geflügelter Engel flüstert. An der Basis des Mausoleums sind vier Wappenschilde des Hauses, und (arg contrastirend mit der sonst marmorweißen Farbe des Grabmals) Knochen und Schädel von dunkelm Travertin angebracht. Der Chor enthält Stühle von luxuriösester Schnitzerei in braunem Holz; an der Rückwand eines jeden derselben umschließt reicher Blätterschmuck das Kniestück eines Heiligen in Hautrelief. Die Orgel, auf welche die Cassinesen besonders stolz sind, ließ sich zu Ehren der Jesuitenpatres hören; sie vereinigte so ziemlich alle Instrumente einer türkischen Musik in sich; dabei wurde, wie meist in Italien, in solch raschem Tempo gespielt daß das vorgetragene Stück eher für alles andre als für Kirchenmusik gelten konnte. Ueber dem Hauptportal im Innern der Kirche sieht man al fresco die Einweihung der alten Basilica (1071) von Luca Giordano. Die Mitte des Bildes nimmt ein auf Stufen erhöhter Altar ein, an welchem der consecrirende Papst und die bei der Feier mitwirkenden Priester stehen; zu beiden Seiten drängen sich Fürsten und Ritter knieend zum Altar, über welchem Gott in einer Engelsglorie auf Wolken schwebt. Mitten den Vordergrund füllt eine Gruppe halbnackter Bettler, welche ein päpstlicher Schweizersoldat mit der Hellebarde zurückstößt. Diese Versetzung der päpstlichen Leibwache in eine Zeit, wo sie noch nicht existirte, hat Giordano mit Raphael gemein, der noch um ein erhebliches weiter geht, indem er auf seiner „Schenkung Constantins," also bereits im vierten Jahrhundert das herbeiströmende Volk durch Schweizersoldaten hinaustreiben läßt, auch wird man es Giordano verzeihen daß er longobardische Fürsten in spanischer Tracht vorführt, wenn man es verzeihlich gefunden hat daß Raphaels Apoll auf der Höhe des Parnaß die Geige spielt; aber störend ist es in dem Bild Giordano's nichts als einen schwachen Abklatsch raphaelischer Compositionen zu erkennen. Wie in dem Schweizersoldaten, so hat durchgängig Giordano der Hauptsache nach jene „Schenkung Constantins" aus der Sala di Costantino des Vatican nachgeahmt, nur hat er aus den dort sprechenden und mithandelnden Figuren ceremoniössteife und aus der Vordergruppe mit lebendigem, zur Sache gehörigem Ausdruck ein leeres ausdrucksloses Füllstück gemacht. Der Zwerg an der Spitze des links knieenden Zuges ist dem Bild Raphaels entnommen, welches in dem genannten Saale des Vatican die Erscheinung „in hoc signo vinces!" darstellt.

(Schluß folgt.)

Einiges über die Fetische des Akwapem-Volks (Aschanti.)

„Es gibt dreierlei Arten von Fetischen: Volksfetische (Omanbosum), Amulette (suman) — von diesen sagt der hiesige Neger daß sie ihn vom Tode erretten, und Familienfetische. Die Volksfetische sind solche, die man mittelst kleiner schwarzer Töpfe sammt Inhalt verehrt. Sie haben Oberpriester und Unterpriester, wie z. B. der Bosompra, ein Hauptfetisch in Akrapem, wohnhaft gedacht zu Abiriw, Viertelstunde von Akropong. Es sind nicht alle Volksgenossen, die seinen Mund verabscheuen, d. h. die das verabscheuen was sein Mund zu essen verabscheut; sondern es bist nur du, den die Mutter ihm gleich von Anfang deines Lebens an geweiht hat."

„Die Amulette betreffend, so hängt der Gebrauch derselben von dem freien Willen des einzelnen ab, ob er sich ein solches (eines oder mehrere) verschaffen, d. h. Geld darauf verwenden will. Der Gebrauch derselben ist sehr mannichfach und häufig. Da wo es einem etwas zu essen gibt, erwähnt man nicht den Namen eines Thiers, man geht nicht mit einem Kochtopf, oder Besen oder dgl. hinter seinem Rücken vorbei, man niest nicht, man kehrt nicht da wo ein Frauenzimmer sich aufgehalten hat während der Zeit ihrer Krankheit und mit ihrem Amulett gesprochen; eine solche darf nicht in ihrem Haus, d. h. in ihrem gewöhnlichen Gemach sich aufhalten, bis sechs Tage um sind. Während dieser Zeit hat sie sich bei Nacht in einem besondern Zimmer, bei Tag im hintern Hofraum aufzuhalten. Wenn jemand niest des Morgens, oder etwas, das ein Greuel ist, mit Namen nennt, bevor er in seinen Ring, der ihm durch sein Amulett geworden ist, gebissen hat (jeder Amulettträger hat nämlich einen Ring am Finger) — so darf er nicht essen bis an den Abend, bis die Sterne zum Vorschein kommen; hiezu kommen noch viele Dinge, die ein solcher zu beobachten hat. Auch mag noch erwähnt werden daß, wenn ein Mann in den Krieg geht, ohne ein Amulett zu haben, er nicht wieder zurückkehrt. Mit den Amuletten werden unglaublich viel Menschen gemordet."

„Die Familienfetische betreffend, so beherrschen diese Weiber, Kinder, Kindeskinder bis ins späteste Geschlecht. Was der Familienfetisch verabscheut, das verabscheuen alle Nachkommen des Familienhauptes. Verbietet z. B. der Fetisch der Familie Wildschweinfleisch zu essen, so wird dieses Gesetz oder Verbot nicht nur von Weibern und Kindern, sondern auch von Sklaven und den kommenden Geschlechtern gehalten. Wenn ein Weib irgendetwas ißt was der Fetisch ihres Mannes verabscheut, so wird sie fortgejagt. Uebertritt ein Kind das Gesetz des Haus- oder Familienfetisches, so kauft man Hühner und versöhnt es damit; geschieht dieses nicht, so kann es nicht bei dem Opfer, das der Seele seines Vaters oder dessen Fetisch gebracht wird, anwesend seyn. Die Familienfetische sind sehr zahlreich; das was sie verabscheuen, ist mancherlei; das was dem Fetisch wohlschmeckt, verbietet er seinen Kindern."

„Zwei Dinge sind es, die allgemein verabscheut werden, weil sie verunreinigen; es ist die Krankheit des Weibes und der Wittwerstand. Kommt eines von beiden auf dich, so steht deine Seele dir nicht mehr bei."

Weiteres über Fetische.

„Die Bedeutung des Wortes Obosom (Fetisch) ist Steindienst. Es kommt daher daß alle Hauptfetische Steine sind. Nur die Fetische der Unterpriester Akomfo (Wahrsager, Zauberer), machen hievon eine Ausnahme; diese sind erst nach den eigentlichen Fetischen entstanden, und diese Unterpriester haben ihre Fetische mit dem Namen der ursprünglichen benannt, d. h. sie Bosom geheißen. Der Name „Fetisch" ist ein ganz allgemeiner Name; dabei hat aber jeder Fetisch seinen besondern."

„Alle die Stämme, die ich kenne, meinen, die Fetische seyen Geister (sumsum), sie seyen gleich Winden (mframa), man sehe sie nicht; nur die Akomfo meinen sie zu sehen; einige von ihnen aber sagen, sie sehen dieselben nicht deutlich, sondern nur in dunklem Schattenriß. Auch geschehe es daß, wenn sie an einem vorüberziehen, man an ihrer äußern Erscheinung nur etwas kleines sehe und dieß gerade eben und nicht mehr. Auch sagen die Fetischpriester, wenn sie in gewöhnlicher Weise erscheinen, sehe man sie in weißen Kleidern. Einige Fetische werfen zuweilen absichtlich alte Lumpen um und erscheinen als bettelnde Sklaven bei den Leuten. Wenn nun dein Kopf hart ist und du sagst zu dem Bettler, sein Aussehen sey häßlich, und gibst ihm nicht das was er von dir erbettelt, so ist es ein Sklave, der dich tödten wird. Darum erweisen die Fetischdiener stets gute Gastfreundschaft; denn, sagen sie, vielleicht ist der Fremde ein uns unbekannter Fetisch. Bisweilen sollen die Fetische auch sich sehen lassen als König und Unterthanen, oder als Feldherr und Heer; dieß ist der Fall an einem bestimmten dem Fetisch geweihten Tage. Wenn du unwissend den Fetischweg (der immer rein gehalten und zu Zeiten sogar gekehrt wird, was bei gewöhnlichen Wegen eine Seltenheit ist) — betrittst, so kannst du sehen, wie sie sich versammelt haben als König und Volk."

„Ein alter Greis sagte: Vor Alters sey es der Fall gewesen daß wenn man an die Gränze des Fetischbereichs, d. h. ans Ende der Stadt gieng, so hätten sich dort die Fetische gezeigt; sie haben sich auf die Steine (die in jedem Ort unter die Schattenbäume auf der Straße hingewälzt sind, um darauf zu ruhen) gesetzt, und Hüte oder Kappen als Kopfbedeckung gehabt. Zuweilen, wenn sich die (Alten) sammt und sonders auf ihre Plantagen begeben haben, seyen die Fetische herein gekommen und haben mit den Kindern gespielt, die Speise, welche die Mütter den Kindern zurückließen, gegessen, ausgerechnet bis zu welcher Stunde die Alten wieder nach Hause kommen werden, und dann kurz vor deren Ankunft sich weggegeben. Die Ursache aber, warum sie jetzt (nicht) mehr kommen sey, daß unter den Fetischen, die so hereinkamen, welche sehr böse gewesen seyen. Diese hätten die Kinder geschlagen und sogar getödtet. Die Fetische sind unter sich, was ihre äußere Erscheinung, Alter u. dgl. betrifft, verschieden. Einige von ihnen sind Kinder, andere Erwachsene, wieder andere kurz, andere lang. Auch gibt es Sklaven unter ihnen, sowie Mädchen und Weiber. Ihr ganzes Daseyn ähnelt dem der Menschen. Ihre Art der Gerichtsverhandlung jedoch ist der der Menschen nicht ganz ähnlich. Die Menschen nämlich verfahren bei Gerichtsverhandlungen nicht schnell, sondern schlichten langsam. Solche, die dabei schnell verfahren, sind wenige."

„Die Fetische tödten die Menschen; die Art ihres Tödtens ist eine geisterhafte; sie tödten unsichtbar. Wenn jemand deine Sache gestohlen hat, und du verfluchst ihn mit Hülfe irgend eines Fetisches, der dir beliebt; wenn dann jener Fetisch (d. h. der Priester desselben) die Sache untersucht und den Dieb als solchen erkannt hat, so tödtet er diesen. Es geschieht bisweilen daß derselbe mit Eintritt des Tages, den du festgesetzt hast, manchmal auch einige Tage nachher stirbt. Hat aber der Dieb noch Zeit genug dich zu verfluchen, so thut er es, und wenn du nicht vorsichtig bist, so stirbst du. Wenn jemand dich haßt und du

verfluchst ihn mit Hülfe eines Fetisches, so stirbt er, denn jener Fetisch wird ihn tödten. Hat ein Weib „gestohlen," d. h. die Ehe gebrochen, und sie, befragt, gesteht nicht, die wird mit Hülfe eines Fetisches getödtet. Wenn du kein Gedeihen hast und Unfriede an deinem Leben nagt, und du opferst und fragst einen Fetisch nach der Ursache deines Nichtgedeihens, und jener antwortet, es sey Haß womit man dich haßt, und Fluch womit man dich verflucht habe, weßwegen du nicht gedeihst, so gehst du und kaufst nach deinem Vermögen entweder ein Schaf, oder aber ein Quantum Palmwein, und bringst es jenem Fetisch; dann sagt er dir was dich deines Fluches entledigt. Wünschest du jenen Menschen, der dich verflucht hat in Schulden zu bringen, oder daß derselbe krank werde oder sterbe — es handelt der Fetisch mit demselben ganz nach deinem Wunsch, und dein Gedeihen bleibt nicht aus. Nennt nachher jemand deinen Namen um dir zu fluchen, so ist das von keiner Wirkung mehr. Ein Amulett hat man für dich gemacht so wie ein Mittel gezeigt, womit du das Unheil zu entfernen im Stande bist; du entfernst solches und du wirst gesund und kräftig."

„Es gibt auch gewisse Menschen, die eigentliche Fetischkinder sind. So oft man dem Fetisch Opfer darbringt, d. h. an jedem Opfertage, bringen diese ihr Opfer. Die Ursache, warum man sie Fetischkinder nennt, ist folgende: Ein Weib die unfruchtbar für einige Zeit gewesen ist, weiht sich endlich dem Fetisch, damit er ihr ein Kind geben möchte; bekommt sie nun in Folge hievon ein Kind, so wird ein solches dem Fetisch zugeschrieben, und daher „Fetischkind" genannt. Sonst geschieht es auch daß ein Kind, das Verwunderung erregt, Fetischkind genannt wird."

„Eine Sache erwähne ich, die da zeigt daß nicht alle Fetische tödten, sondern es welche gibt die gar nicht tödten. An Akwam vorbei fließt der große Volta-Fluß (Otschi: Firaw). Verlierst du etwas in der Nähe jenes Flusses, oder aber hast du etwas dorthin gelegt, und jemand kommt und stiehlt es und du verfluchst ihn, so stirbt der Dieb nicht, denn der Fluß, ein Hauptfetisch, sagt: „Jener Mensch hat gehungert und deßhalb gestohlen, sollte man ihn deßhalb tödten?" Auch gibt es Menschen die der Fetisch nicht tödtet. Es sind die Hexen. Von diesen sagt man, sie seyen des Fetisches Lichtträger des Nachts."

„Ferner sagt man daß die Fetische Kinder Gottes, von ihm erschaffen und auf die Erde gegossen worden seyen, damit sie die Menschen beaufsichtigen, und wenn einer etwas böses thue, sie ihn tödten. Die Art und Weise wie die Fetische Menschen tödten, ist folgende: Sie verursachen daß dich eine gewisse Krankheit befällt, oder aber sie erscheinen dir als Schlange, die dir auf der Mitte des Weges, den du reisest, einen tödtlichen Biß beibringt, oder aber sie kommen über dich als Leoparden und zerreißen dich, oder sie lassen dich auf dem Wege von einem Baum erschlagen werden."

„Die Fetische verwandeln sich nicht nur in Menschen, sondern auch in Thiere und Bäume. Man sagt, einige seyen weiß wie die Europäer, deßhalb glaubt man, die Europäer seyen Brüder der Fetische."

„Keineswegs aber ist die Aufsicht, welche die Fetische über die Menschen führen, vergeblich, d. h. ohne Nutzen. Sie sind Vermittler zwischen Gott und den Menschen, und wenn eine Streitsache oder irgend ein Umstand einem Menschen begegnet und er thut es ihnen kund, so bringen sie diese Sache vor das Angesicht Gottes. Wünschest du die Zahl der Fetische unter dem Tschi-Volk zu erfahren, so verlangst du eine Unmöglichkeit. Es sind derselben sehr viele, die kleineren Fetische gar nicht gerechnet. Unter den wirklichen Fetischen gibt es hohe Aelteste und unter diesen wieder Aelteste, von den wirklichen Fetischen sind verschieden die geringeren oder kleineren Fetische, eigentlich Fetischkinder, auch diese habe ihre Aeltestenschaft. Die großen Fetische hier in Akwapem sind: Bosompra, Kyenku, Akwenedi, Obyawu (letzteres: „er begegnet dem Tod") u. a. m. Unter diesen bereits genannten ist der höchste Bosompra. In Betreff ihres Zusammenlebens ist es, als ob sie alle eine Familie wären. Die einen sind Kinder, die andern Geschwister u. s. w. Es herrscht nicht Untreue in Betreff der Gesinnung und Bewahrung der Geheimnisse unter ihnen. Ein Wort, das einer spricht, ist ihrer aller Wort. Freilich geschieht es auch daß Untergeordnete den Wunsch haben jemand Böses zuzufügen, die älteren können dann etwa sagen, sie sollens nicht thun, zu Zeiten wird ihr Wort befolgt, zu Zeiten aber auch nicht. Man sagt ihr Betragen sey gerade wie das der Menschen."

„Man sagt auch, ihr Vater sey Gott. Wenn er sagt, sie sollen die Macht haben etwas zu thun, so vermögen sie es zu thun, wenn er ihnen aber nicht die Erlaubniß gibt, so vermögen sie es nicht zu thun. Man sagt, wenn jemand Böses gethan hat und sie machen sich bereit einen solchen zu tödten, so beeilen sie sich vorerst vor das Angesicht Gottes zu kommen, und wenn er ihnen Erlaubniß gibt, haben sie das Vermögen einen solchen Menschen zu tödten. Man sagt, bisweilen lasse Gott die Fetische auf die Erde herabsteigen, um denen die bereits auf der Erde sind, sich anzuschließen, bisweilen geschehe es daß sie zu Gott hinaufgehen um seines Mundes Wort zu hören, und dann wieder zu kommen."

„Die Fetische der Akwapemer sind verschieden von denen anderer Stämme. Diese Verschiedenheit herrscht aber nur unter den höhern Fetischen. Was jedoch die Fetische der Fetischpriester anbelangt, so läßt sich diese Unterschiedenheit nicht festhalten. Sie sagen nämlich, es gebe Fetische in Akwam, von denen sich welche aufgemacht und hier festgesetzt haben. So geschah es wohl daß einer mit Namen Asenekwadyo, dessen Stein hier liegt, von dem hiesigen Volk angebetet wird. Einem andern, Namens Mantebi (ich habe nichts gehört), wird in Aburi Fetischehre gezollt. Auch von Akyem wanderten welche aus und kamen hieher und ließen sich hier Dienst erweisen, z. B. Tano, Fofie, Adyeda u. a. m. Alle diejenigen deren Namen sich gleichen, sind dieselben und sie verabscheuen ein und dieselbe Sache. So verhält es sich mit dem Tano in Akyem, der trotz seiner Wanderung hieher dort dennoch verehrt wird, und dem hiesigen."

„Die Fetischpriester sagen daß die Fetische eines Landes, über das Ein König herrscht, mit einem Munde sich an der allgemeinen Sache betheiligen und deßhalb, sobald eine besondere Sache die Gemüther der Leute bewegt, sich versammeln und darüber verhandeln. Wenn ein Wort des Kriegs kommt und man in den Kampf zieht, so kämpfen gleichfalls die Fetische des Volkes mit denen seiner Feinde. Und wenn der Kampf aus ist und Friede geschlossen wird, so schließen auch die Fetische unter sich Frieden. Stehen sie auf und gehen zu der Feinde Wohnplatz um den Verkehr wieder zu eröffnen, so erheben sich auch die dortigen und kommen hieher zu gleichem Zweck."

„Um wieder auf die Art ihrer Erscheinung zurückzukommen, so sagt man daß die Fetische vermittelst vieler Dinge und in mancherlei Weise erscheinen. Bisweilen erscheinen sie, wie schon berührt, als Menschen, die Stücke von weißer Leinwand um sich werfen, bisweilen als Kranke mit ungewaschenen schmutzigen Kleidern, bisweilen als Kin-

der, welche die Gyato-Hautkrankheit haben. Auch erscheinen sie in Thieren, z. B. in Leoparden, Schlangen und überhaupt in solchen die Verwunderung erregen. Solche Thiere, in welchem Land sie sich vorfinden, werden nicht getödtet, denn man sagt, sie seyen Fetische. Tödtet man sie, so tödtet man damit ein Fetischkind und die Fetische nehmen Rache an dem Mörder."

„In Okwau, einem Aschanti-Ort, hat mein Auge selbst einen Fetisch gesehen, wie er gleich einem Menschen wandelte, einen Regenschirm über sich hielt und ein gewisses Spiel (ateute) spielte. Er redete wie ein Mensch, er hielt ein Buschmesser und einen Feuerstein in den Händen, die er herumwarf. Die Leute des Orts sagten zu mir, es wäre ein Fetisch, Namens Atia Yar. Als er herbeikam, schwärmte die ganze Einwohnerschaft um ihn herum; deßhalb dachte ich es sey nicht wahr, und beschloß hinauszugehen und zu sehen, und ihnen zu sagen daß es ein Mensch und nicht ein Fetisch sey. Als ich hinausgegangen war um zu sehen, und wieder zurück in meine Herberge gekommen, rief man mich daß ich wieder kommen möchte, da der Fetisch mich grüßen wolle. Ich sagte, ich gehe nicht, denn es sey nicht erlaubt daß ich, als ein Kind Gottes, dem Fetisch Ehre erweise. Der Gesandte des Fetisches kam hierauf noch dreimal, aber ich blieb bei meinem Wort. Nun kam der Fetisch selbst und setzte sich außen vor das Haus hin in dem ich mich befand, damit ich ihn grüße. Aber ich sagte ich gehe nicht, und das war alles was ich sagte. Nun redete der Fetisch selbst, und indem er sprach, sprach er gleich einem Pfeifenden. Ich verweigerte ihn zu grüßen; nun fieng er an mich zu schimpfen, und sagte: „Wenn du ein Europäer bist, so komm und gib mir Rum zu trinken." Ich antwortete ihm nichts. Nun schimpfte er mich auf die häßlichste Weise. Aber er erhielt keine Antwort. Als er Miene machte fortzugehen, lüpfte er den Vorhang auf, der vor der Thüröffnung des Hauses hieng, in welchem ich lag, und ich sah sein Angesicht, auch daß er, der vorher auf der Straße gieng in der Länge eines Kindes von sechs Jahren, nun die Länge eines erwachsenen Mannes hatte."

„Man sagt daß die Fetische alle sprechen wie die Menschen, d. h. mit Menschensprache. Aber nur die Fetischpriester verstehen und hören ihre Sprache. Es gibt jedoch einen Fetischpriester hier, Namens Ansaku, dessen Fetische sprechen mit so klarer Stimme zu den Menschen, daß sie jedermann versteht. Dieß wird auch von den Fetischen in Okwau gesagt. Ansaku's Fetische aber erscheinen nicht nach Art der Okwauer. Aber wenn die Fetischpriester sagen, daß ein gewisser Fetisch auf sie herabgestiegen sey, so spricht dann der Fetischpriester, nichtsdestoweniger sagt man, der Fetisch sey es der da spreche. Einige Fetische winken nur mit leerer Hand und sprechen nicht."

„Die Fetische haben kein wirkliches Gesetz; dagegen haben sie die Abscheussache. Es herrscht die größte Verschiedenheit in Betreff der Abscheussache des einzelnen. Nur solche die dem Namen nach gleich sind, verabscheuen ein und dieselbe Sache; doch ist auch dieß nicht durchgängig der Fall."

„Der hohe Fetisch Bosumpra in Abiriw verabscheut der Aschantier Tragkörbe, womit sie Salz zu tragen pflegen, und die man nicht in seinen Bereich bringen darf. Der hohe Fetisch in Obosomase, Namens Kyenku, verabscheut die Hunde, die man deßhalb nicht in seine Stadt bringt. Ein anderer Fetisch, Namens Tano, der sowohl hier, als in Akyem, als in Aschanti verehrt wird, verabscheut die Ziegen, man bringt deßhalb solche nicht in ein Dorf wo er sich befindet. Es gibt ferner einen gewissen Fetisch in Okwau, mit Namen Atiayaw. Sein Verabscheuen ist zum stehenden Gesetz dort geworden. Er verabscheut nämlich das Pfeifen, deßhalb pfeift dort niemand im Ort; außerhalb des Dorfes hat es nichts zu sagen. In Akyem gibt es auch einen großen Fetisch, den sie Kyere (zeigen, lehren) nennen, seines Sohnes Name ist Abireku, Name eines gewissen Vogels; daher gebot er den Akyemern, daß sie keinen Obireku essen, ihn nicht einmal tödten, geschweige essen."

„Man sagt auch die Fetische sterben nicht, und doch sagt man hinwiederum, sie werden alt, sie seyen zuerst Kinder, werden Jünglinge und Greise, aber sterben sollen sie nicht?! Ich habe niemals gehört daß sie alle Dinge machen können; das was ihnen den Titel „Mächtige" (atumfo) verleiht, ist, daß sie irgend einen Menschen tödten können, je nach dem es ihnen beliebt; hast du Böses gethan oder nicht, wenn sie dir begegnen auf dem Wege und tödten dich, so fragt sie niemand nach der Ursache. Aber wenn sie doch Mächtige sind, sollten sie denn nicht auch die Hexen tödten können? Man sagt auch die Fetische wissen um alle Dinge besser als die Menschen, aber Gott übertrifft sie hierin, denn er ist ihr Vater, und sie gehen zu ihm, um ihn zu fragen. Man sagt, sie wissen die Worte oder öffentlichen Angelegenheiten aller Orte, denn sie können an alle Orte hinfliegen und die Sachen sehen. Sogar des einzelnen Menschen Geheimsache, sagt man, wissen sie, eben so immerdar, ob es einen guten Ausgang oder einen schlechten mit dir nehmen wird."

„Ihre Gerechtigkeit betreffend, so wissen die Fetischpriester nicht einmal was man unter Gerechtigkeit versteht. Was sie davon wissen, ist etwa ein gerechtes Richten; wenn man nun sagt, du richtest nicht recht, lässest dir Heuchelei zu Schulden kommen, und man nennt mit Beziehung auf den Fetisch deinen Namen, so bist du verhaftet. In Betreff der Gerechtigkeit der Fetische ist noch dieß zu sagen: Weil nämlich der Fetischdienst Trunksucht, Hurerei, Ehebruch &c. erlaubt, so sagt man, die Fetische thun das gleiche."

„Das was der Fetisch verabscheut, soll deine Hand niemals berühren. Niemand außer dem Fetischpriester hat das Recht den Fetischhügel zu betreten, damit keinerlei Unreinigkeit den Fetisch berühre. Die Fetischdiener alle vertrauen ihren Fetischen in allen Dingen. Ihr Leben legen sie in die Hand der Fetische, damit sie dasselbe erhalten und bewahren. Auch in Betreff der Speise vertraut man auf die Fetische, denn sie sind es die das Gedeihen geben. Wenn einer reich ist, glaubt er sein Fetisch habe ihn reich werden lassen. Wenn man eine Reise macht, und man kommt mit Frieden nach Haus, so sagt man es sey der Fetisch der dieses bewirkt habe. Es gibt nichts im Leben des Menschen, in Betreff dessen man nicht das Auge auf die Fetische legt, daß es sie seyen die es bewerkstelligt haben. Damit wird aber der Name Gottes doch nicht vernachlässigt. Betet man, so erwähnt man zuerst den Namen Gottes, dann den der Erde und dann die der Fetische; so auch wenn man dankt."

„Man sagt, die Fetische seyen barmherzig und mitleidig; doch gilt dieß nicht in Bezug auf alle Menschen. Diejenigen welche recht dienen, genießen den Schutz der Fetische in besonderer Weise, diese lassen ihnen nichts geschehen. Wenn man sich aber gegen die Fetische verfehlt, so vergeben sie nicht öfter, sondern tödten. Diejenigen Fetische, die immer wieder und wieder Barmherzigkeit erweisen, sind die hohen Fetische. Von ihnen sagt man daß sie Kinder auferziehen, sie beschützen und das Unheil von ihnen entfernen. Auch dann, wenn einer keines

Fetisches Schützling ist, sogar der Fremde, wenn ihn etwas plagt, und er bringt Geld zu irgend einem Fetisch und sagt: „es plagt mich etwas, nimm diesen Bündel und hilf mir," — so begnadigt jener Fetisch einen solchen, und erweist sich barmherzig gegen ihn. Wenn du in dieser Zeit zu irgend einem Fetisch gehst, damit er dir helfe, so hilft er dir nur unter der Bedingung daß du dem Fetisch vorerst etwas bringst, und dann erst hilft er dir nach all deinem Bedürfniß. Hast du deines gut gemacht, d. h. hast du reichlich gespendet, so gehst du nicht umsonst. Daher sagen die Otschier sprüchwörtlich: Wose: „Gye boa di na boa me!" d. h. man sage: nimm das Bündel, iß und hilf mir! (Es ist ein Wortspiel in diesem Sprüchwort, nämlich das erste „boa," = Bündel, das zweite = helfen). So geschieht es auch daß sich die einzelnen Stämme gegenseitig unter ihre Fetische stellen."

Einiges über Gott.

„Alle Leute hier zu Lande denken, daß Gott dem Menschen gleiche. Er ist jedoch unendlich größer (d. h. physisch, körperlich). Das weiße Firmament ist sein Angesicht. Er weiß aller Menschen Gedanken und kennt ihr Betragen. Er sorgt für alle Menschen und alle Dinge. Zu Zeiten jedoch bezweifelt man seine Allwissenheit. Man sagt nämlich, er habe etwas in der Menschen Hand gelegt, damit sie darüber verwalten nach Belieben. Was die Leute zu diesem Gedanken gebracht hat, ist: Es gibt Menschen die durch Vergiftung ihre Mitmenschen tödten, und Gott sagt nichts dazu."

Eine Scene aus dem indischen Soldatenaufruhr.

(Aus dem Athenäum.)

Am Sonntag, 14 Junius, in dem denkwürdigen Jahr der Soldatenmeutereien, wurde der Ausbruch zu Gwalior mit einer Feuersbrunst eingeweiht. Die Hitze war furchtbar, ein heftiger Wind wehte, und auch das Meß- (Speise-) Haus stand bald in vollen Flammen. Eine unheilweissagende düstere Wolke der Unzufriedenheit hatte schon lange auf den Gesichtern des Gwalior-Contingents geruht, von welchem damals zwei Regimenter Fußvolk, zwei Compagnien Artillerie und vielleicht hundert Mann Reiterei in den Cantonirungen anwesend waren. Zwei Regimenter Fußvolk und die große Masse der Reiterei waren kurz zuvor nach andern Plätzen entsandt worden, allein sie kehrten bald wieder zurück und vereinigten sich mit dem übrigen Theil des Contingents, das zusammen ein compactes und disciplinirtes Corps von vier Compagnien Artillerie, zwei Regimentern Reiterei und sieben Regimentern Fußvolk, oder mehr als 7000 Mann, bildete. Seit dem denkwürdigen 11 Mai hatten die Europäer in Gwalior, bestehend aus 11 Officieren (die meisten von ihnen mit Frauen und Kindern), 3 Chirurgen, den Familien von 4 im Dienst abwesenden Officieren, und 4 Sergeanten, mit ihren Familien, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, von Augenblick zu Augenblick die Erhebung der Sipahis und ihre Niedermetzelung erwartet. Es war ein Monat der peinlichsten Ungewißheit, der trübsten Angst, kaum minder furchtbar als der Ausbruch welchen die Flammen des brennenden Meßhauses und der anliegenden Banglas jetzt verkündeten. Die Straßen waren mit Sipahis angefüllt, welche den Brand zu löschen oder weiter zu verbreiten suchten. Die Verfasserin des Werkes dem wir die Schilderung dieser Scenen entnehmen,[1] sah zu ihrem Erstaunen wie ihre Ayah Bündel aus den Kleidern ihrer Gebieterin machte, und sich allen Ernstes vorbereitete so viel als möglich davon als gute Beute auf die Seite zu bringen. In diesem Augenblick konnte die Sipahis nichts verhindern die in dem Platze befindlichen Europäer zu umzingeln und niederzumachen. Diese Niedermetzelung und die ruhige Einsammlung aller werthvollen Gegenstände in den Cantonirungen hätte ohne die geringste Schwierigkeit und mit militärischer Pünktlichkeit vollzogen werden können. Allein auffallender Weise ließen die Meuterer, von denen Hunderte nach Blut dürsteten, dem Feuer Einhalt thun, und warteten die Dunkelheit der Nacht ab, ehe sie ihr weiteres Vorhaben ins Werk setzten. Was dann folgte, müssen wir mit den Worten der Augenzeugin geben, deren Erzählung vor uns liegt:

„Mein Mann begab sich in sein Ankleidezimmer, und ich selbst ordnete, nachdem mich meine Ayah entkleidet und ich sie entlassen hatte, meine Kleider zur Flucht, und legte mich nieder. Eine einzige Lampe verbreitete einen gespenstigen Lichtschimmer im Gemach. Bald darauf wurde die Kanone abgefeuert, und augenblicklich ließ das Allarmhorn seinen schrillen Warnruf durch die stille Nacht ertönen. Unsere Wachen luden ihre Gewehre, und ich fühlte daß unsere Todesstunde nahe sey. Mein Mann öffnete seine Thür mit den Worten: „Es ist aus mit uns! zieh dich augenblicklich an!" Die Ayah und der Träger stürzten herein, und riefen! „Flieht, die Sipahis haben sich erhoben, und werden euch tödten!" Die Ayah half mir dann mich schnell ankleiden. Ich zog einen Morgenmantel und eine Tuchjacke an, setzte einen Hut auf, und ergriff eine Flasche aromatischen Essigs und eine Opiumflasche vom Ankleidetisch, ließ aber Uhr und Ringe zurück. Mein Mann kam dann herein, und wir öffneten meine Badezimmerthür, welche in den Garten führte, und stürzten hinaus. Glücklicherweise war es sehr dunkel. Ich sagte: „Wir wollen zu den Stuarts gehen, und sehen was sie thun." Wir erreichten bald ihr Haus, und fanden Frau Stuart in großem Jammer, da ihr Mann so eben an die Linien (die Soldatenhütten, welche in Indien die Casernen ersetzen) weggeritten war. Die arme Frau Hawkins lag im nächsten Zimmer mit der Frau eines Sergeanten, welche das erst einige Stunden alte Knäbchen pflegte. Die Kinder der Frau Hawkins und die kleinen Stuarts schrien, die Dienstboten weinten, und vermehrten so noch die Verwirrung. Während mein Mann die Frau Stuart zu beruhigen suchte, begab ich mich zu Frau Hawkins, deren Mann ebenfalls an die Linien gegangen war. Plötzlich stürzte ein Pferd in den Hofraum, und Frau Stuart rief aus: „Oh, sie haben meinen Mann getödtet!" Ich kehrte zu ihr

[1] A Lady's Escape from Gwalior and Life in the Fort of Agra during the Mutinies of 1857. By R. M. Coopland. London, Smith, Elder and Comp.

zurück, da mein Mann hinaus gegangen war um mit dem Seis (Syce, Cavallerie-Bedienten) zu sprechen. Ich nahm ihre Hand, kann aber nie den krampfhaften Druck vergessen mit dem sie dieselbe festhielt. Der Seis sagte zu meinem Mann: die Sipahis hätten auf Capitän Stuart geschossen; er glaube jedoch der Capitän sey nicht todt, sondern zu den Artillerie-Linien mitgenommen worden; er brachte auch eine Botschaft von Major Hawkins, der seine Frau und seine Kinder an die Linien gehen hieß. So wurde denn Frau Hawkins auf einem Bett hinausgetragen; die Amme mit dem Neugebornen und ein großer Theil der Diener, welche die andern vier Kinder trugen, folgten ihr. Sie alle begaben sich an die Artillerie-Linien, da die Artillerie treu zu bleiben versprochen hatte. Auch Frau Stuart machte sich in einem Wagen mit ihren Kindern auf den Weg; mein Mann half ihr hinein, und suchte sie zu trösten. Frau Stuart hatte mir vorher erzählt, ein Sipahi habe, als sie von ihrer frühern Flucht nach der Residency zurückkehrte, zu ihr gesagt: „Warum habt Ihr Euren Mann verlassen, Mem-Sahib? Das war nicht brav; aber ihr Frauen seyd so schwach und muthlos, ihr flieht um nichts. Seht, der Sahib hatte Vertrauen zu uns: wir werden stets treu seyn, was auch kommen mag." Unser Seis erschien jetzt mit der Kutsche, begleitet von unserm Kitmutghar (Kutscher); der letztere zeigte sich in sehr hohem Grad aufgeregt, und hatte einen Tulwah (Säbel) in jeder Hand. Er rieth uns über die nach Loschkar (Lushkur) führende Brücke zu gehen; allein der Seis sagte, sie sey von Kanonen und Schildwachen bewacht. Anfangs hatten wir im Sinn den Frauen Stuart und Hawkins an die Artillerie-Linien zu folgen, da man glaubte die Artillerie sey freundlicher gegen uns gesinnt; wir fürchteten hauptsächlich das 4te Regiment, das oft verdächtige und meuterische Worte hatte fallen lassen. Man vermuthete daß von ihm in dieser Nacht und am folgenden Morgen die meisten Mordthaten in der Station verübt worden seyen. Eben aber als wir uns nach den Artillerie-Linien wenden wollten, rannte ein junger Sipahi von denselben weinend und jammernd auf uns zu. Er rief aus: „Sie haben den Sahib erschossen!" und obwohl mein Mann mit ihm sprach, lief er doch ohne zu antworten vorüber. Diese ganze Zeit hindurch hörten wir Gewehrsalven, Hörnerschall, Schüsse und schreckliches Geschrei, und sahen einige der Häuser im Brand stehen."

Wir müssen hier einen Augenblick innehalten um einige Bemerkungen über das eigenthümliche Benehmen dieses jungen Sipahi zu machen. Daß es gefühlvolle Herzen unter den Sipahis gab, daß nicht alle gleich schuldig waren, zeigt diese und eine Menge ähnlicher Anekdoten. Dieser junge Soldat wurde von der Ermordung seines europäischen Officiers eben so sehr ergriffen, als er es durch den Tod seines nächsten und theuersten Verwandten hätte seyn können. Es kann keinem Zweifel unterliegen daß es viele gleich gesinnte Sipahis gab, und daß deren Loyalität die Meuterer in große Verlegenheit setzte, und die Hauptursache jener Unentschlossenheit, Uebereilung und schlechten Leitung war durch welche sich alle Ausbrüche kennzeichneten. Allein das außerordentlichste Beispiel von Treue war das Musa's, des mohammedanischen Dieners der Frau Blake, dem allein man es zu danken hat daß jemand von den Leuten der Frau Coopland davon kam. Das Benehmen dieses Mannes verdient erwähnt zu werden, und indem wir dieß thun, haben wir zugleich auch das traurige Gemälde der Ermordung Hrn. Cooplands zu schildern. Er war der Caplan der Gwalior-Station, und es waren seit seiner Verheirathung und Ankunft in Indien erst wenige Monate verflossen:

„Sie traten in die Küche des Hauses, welche von dem Zimmer in dem wir uns befanden nur durch eine dünne hölzerne Wand geschieden war. Musa gieng dann hinaus; wir wußten nicht warum. Hatte er uns verlassen? Die Sipahis schwatzten und stritten mit ihm; wir hörten sie die Küchengeschirre und Schüsseln zählen, und deutlich sagen: „zwei, drei, vier; ist kein anderes da?" Nachdem sie den Raub getheilt, hörten wir sie an Musa wieder die Frage stellen: ob wir in seinem Hause seyen, und sie sagen: sie müßten suchen; allein er erwiederte seine Mutter sey krank, sie würden ihr Schrecken verursachen. Dann fragten sie ihn: „Hast du keine Feringhis verborgen?" und er schwur den heiligsten Eid auf den Koran daß sich in seinem Hause keine befänden; allein dieß schien sie nicht zufrieden zu stellen, und wir hörten sie hereinkommen; sie schlugen mit ihren Gewehrkolben die Thüre ein, die Kette fiel mit Geräusch herab, und als die Thüre aufgieng, sahen wir den Mond auf ihren aufgesteckten Bajonnetten funkeln. Wir glaubten sie würden über uns herfallen, aber nein; die Hütte war so dunkel daß sie uns nicht sehen konnten. Sie forderten ein Licht; allein Musa hielt sie auf, und sagte: „Ihr seht, sie sind nicht da; kommt, und ich will euch zeigen wo sie sind." Er schloß sodann die Thüre wieder und befestigte sie, und sie giengen abermals von hinnen. Eine neue Todtenstille trat ein, die der verhallende Lärm eines Pferdes, das an unserm Schlupfwinkel vorbeirannte, unterbrach. Wir glaubten daher, sie seyen in die Ställe gegangen. Nach einiger Zeit kehrte Musa zurück, und sagte: „Sie werden bald wieder hier seyn, und mich umbringen wenn ich euch verberge, da ich schwur ihr befändet euch nicht hier; ich will euch in die Hütte des Trägers bringen; er wird euch nicht verrathen." Dann öffnete er die Thüre, und wir giengen hinaus. Der Tag fieng an zu grauen, und die Luft dünkte uns kalt, nach der dunstigen Atmosphäre des Hauses in dem wir so viele Stunden gewesen; wir begaben uns nach der Wohnung des Trägers einer der vielen herumliegenden kleinen und niedrigen Erdhütten. Ich fiel nieder und verletzte mich, da es noch nicht hell war, und abermals legten wir uns, ganz müde von Wachen und Schrecken, auf den Boden; unsere Lippen waren vertrocknet, und wir horchten mit gespanntester Aufmerksamkeit auf, um das mindeste Geräusch vernehmen zu können: allein tiefe Stille herrschte ringsum. Bald schloß sich Frau Raikes mit ihrem Knäblein und ihrer Ayah uns an; das arme Kind schrie und tobte. Es war jetzt nahezu 6 Uhr, und wurde allmählich heller, als die Sipahis, heulend und wüthend wie reißende Thiere, wieder zurückkehrten. Sie kamen um die Hütte herum, das Kind schrie fortwährend, und wir hörten sie fragen: „Wem gehört dieses Kind?" Eins der Weiber erwiederte, sie wisse es nicht; sie riefen: „Bring's heraus," worauf Frau Raikes in Todesangst ausrief: „ach, sie werden mein Kind tödten!" Als das Kind herausgebracht war, schrien die Sipahis: „Feringhi (da sind Engländer): tödtet sie!" und ich sah durch die Thüröffnung eine große Anzahl derselben ihre Gewehre laden. Sodann befahlen sie dem Weib eine ansehnliche Menge Beute die auf dem Fußboden der Hütte lag, Gemälde, Platten ꝛc., herauszuholen; sie nahm dieselben langsam, eins nach dem andern, und gab sie den Sipahis. Wir alle standen eng beiander in einer Ecke der Hütte; jedes von uns nahm als Vertheidigungsmittel einen der Holzblöcke die am Boden lagen. Ich wußte nicht ob mein Mann sein Gewehr habe, da es in der Hütte zu dunkel war als daß wir uns gegenseitig hätten sehen können. Die Sipahis fiengen nun an das Dach abzudecken; die Feiglinge wagten nicht hereinzukommen, da sie meinten wir besäßen

Waffen. Als sie die Hütte entdacht hatten, feuerten sie auf uns. Beim ersten Schuß warfen wir unsere Holzstücke weg, und mein Mann sagte: „Wir wollen hier nicht sterben, gehen wir hinaus." Wir stürzten alle hinaus, und Frau Blake, Frau Railes und ich faßten uns an den Händen, und schrien: Mut maro, mut maro! (tödtet uns nicht!) Die Sipahis sagten: „wir werden die Mem-Sahibs nicht tödten, nur den Sahib." Wir wurden von einem Haufen derselben umringt, und sobald sie meinen Mann erkannten, gaben sie Feuer auf ihn. Dann schleppten sie sogleich Frau Blake, Frau Railes und mich zurück, aber nicht in des Trägers Hütte; die des Mehter (Auskehrers), sagten sie, sey gut genug für uns. Ich sah nicht mehr; allein Salve auf Salve sagte mir bald daß alles vorüber sey. Hier lagen wir wieder gekrümmt auf dem Boden, und die Stille war so groß, daß ein Mäuschen hervorkroch, und uns mit seinen hellen Augen anschaute, und sich nicht fürchtete. Frau Campbell stürzte mit aufgelösten Haaren herein; sie trug das Kleid einer Eingebornen, da man ihr das eigene vom Leibe gerissen hatte; sie war die ganze Nacht allein gewesen. Dann schloß sich die arme Frau Kirke mit ihrem Knäblein uns an: sie hatte eben ihren Mann vor ihren Augen erschießen gesehen, und auf ihren Ruf: „Tödtet mich auch!" antworteten sie: „Nein, wir haben Euch getödtet, indem wir ihn tödteten." Ihre Arme waren zerquetscht und geschwollen; sie hatten ihr die Armbänder so roh abgerissen: selbst ihren Hochzeitsring hatten sie ihr genommen. Ihr Knäblein schonten sie; sie sagten: „Wir tödten das butscha (Kind) nicht; es ist eine Missie baba (kleines Mädchen)." Armes Kind! Seine langen Locken und sein mädchenhaftes Gesicht retteten ihm sein Leben! Das Kind war nur vier Jahre alt."

Und nun folgte einer der sonderbaren, aber charakteristischen Züge des Ausbruchs. Die Spahis waren trunken von Bhang und in wüthender Aufregung; die Hände vieler von ihnen troffen von Blut, und doch metzelten oder entehrten sie die vertheidigungslosen englischen Damen nicht, die sich völlig in ihrer Gewalt befanden. Sie packten dieselben an ihren Armen, schleppten sie auf rohe Weise nach den Linien, verspotteten und verschmähten sie, allein sie begiengen keine jener Gräuelthaten deren man ihre Brüder in Khanpur, Delhi und andern Plätzen beschuldigte. Frau Coopland gibt zu verstehen, man dürfte dieß wohl einem Uebereinkommen mit dem Sindhia zu verdanken haben, welcher, trotz der bittern Betheuerungen der Verfasserin, wie aus ihren eigenen Angaben hervorgeht, den Engländern bei dieser und andern Gelegenheiten sehr freundlich gesinnt gewesen zu seyn scheint. Frau Coopland nennt ihn gern den „doppelfarbigen, verrätherischen Maratha." Man darf indeß nicht vergessen daß er sein Leben, seine Krone und das Leben der Mitglieder seiner Familie durch seinen Treusinn aufs Spiel setzte; daß, selbst in dem Augenblick als er den Major Macpherson, den politischen Agenten an seinem Hof, mit einer großen Anzahl von Flüchtlingen unter starker Escorte wegsandte, Tausende von drohenden Stimmen rings um ihn vorhanden waren, und einige sogar in seinem Rathssaal laut wurden, welche das Blut der Feringhis forderten. Eine entschiedenere Einmischung zu unseren Gunsten im Augenblick des Ausbruchs würde vielleicht zu seiner Ermordung und zu jener allgemeinen Empörung seines Heers geführt haben welche im nächsten Jahr, unter weit weniger günstigen Umständen für die Meuterer, wirklich erfolgte. Man muß überdieß eingedenk seyn daß das Contingent welches alle diese blutigen Thaten begieng aus unsern Soldaten bestand, die er besolden mußte — ein Schwarm von Heuschrecken die wir gebracht hatten um die Einkünfte seiner Besitzungen zu verzehren.

Die Flüchtlingsabtheilung zu welcher Frau Coopland gehörte, erreichte den sechs Meilen von den Cantonirungen entfernten Palast um die Mittagsstunde am Tag nach dem Blutbad. Der Maharadscha wollte sie nicht sehen — ein „Geheimniß" dessen Erklärung nicht so schwer ist wie Frau Coopland glaubt. Man sollte meinen sie hätte einen Schlüssel dazu in der Wuth der Menge finden können, die nur durch Sindiahs Schutz abgehalten wurde die Flüchtlinge niederzumetzeln. Nach großen Drangsalen und drohender Gefahr erreichten Frau Coopland und ihre Freunde, in den ihnen vom Maharadscha gelieferten Wagen, wohlbehalten Agra. Von ihrer langen Belagerung im Fort Agra wollen wir nicht sprechen, da diese bereits von andern Federn geschildert worden ist. Als die Einnahme von Delhi und Greatheds Siege die Straße geöffnet hatten, begab sich Frau Coopland nach Simla, und von dort durch das Pendschab und Sindh nach Bombay und England.

Wir können unsere Bemerkungen über dieses Buch nicht schließen ohne ein Wort des Bedauerns über den Ton in welchem es gehalten ist. Vergessend was sie dem Musa und andern treuen Dienern verdankt, spricht die Verfasserin von den Eingebornen in Ausdrücken welche der Frau eines Caplans nicht wohl geziemen. Folgende Zeilen mögen eine Probe davon geben: „Wir fiengen dann an ihn in hindustanischer Sprache zu schelten; da wir sie aber nicht fließend genug sprachen, so nahmen wir unsere Zuflucht zum Englischen, dem, wie man uns gesagt hatte, die Eingebornen um so abhelder sind weil sie nicht verstehen was man sagen will. Als die schimpflichsten Epitheta im Hindustani betrachten sie: „Khala sour," „hurrumzadu" und „mourgeu" (schwarzes Schwein, Ungläubiger, Vogel)."

Schwarzes Schwein und Ungläubiger sind in keinem Mund einnehmende Worte, und obgleich unsere Verfasserin nicht ausdrücklich sagt daß sie bei dieser Gelegenheit gebraucht wurden, so ist die Stelle doch so abgefaßt, daß sie fast unwillkürlich zu dem Schlusse führen muß diese Worte seyen wirklich aus ihrem Munde gekommen; auch ist zu bemerken daß das als „Ungläubiger" übersetzte Wort eine noch minder schickliche Nebenbedeutung hat. Wenn unsere Landsmänner und Landsmänninnen die Eingebornen Indiens auf solche Weise anreden, dann dürfen wir kaum erwarten daß der Bruch welcher stattgefunden hat je werde geheilt werden.

Erinnerungen aus dem Insurrectionskriege auf Java 1825—1830.

(Von Julius Kögel.)

Vor kurzem habe ich im „Ausland" (1858, S. 1187) über die Feldzüge der niederländisch-indischen Kriegsheere gegen die Javanen berichtet, allein dabei einige meiner Erlebnisse auf Java mitzutheilen übersehen, zu deren Veröffentlichung ich mich umsomehr gedrungen fühle, da ein Aufsatz in diesen Blättern (Ausl. 1859, S. 221) erschienen welcher geeignet ist dem Leser die Vermuthung beizubringen daß manche meiner Behauptungen ungegründet seyen, und ich wohl gar rechtschaffene Menschen zu verleumden suche. Bei der Beschreibung obgemeldter Feldzüge galt mir als Norm alles so viel wie möglich nur so zu berichten wie ich es aus eigener Anschauung kennen gelernt habe. Hinsichtlich der von mir erwähnten Ursache des Kriegs waren javanische Häuptlinge meine Berichterstatter, welche anfangs für die Sache Dievo-Negoro's, nachher aber auf Seite der Holländer fochten, und ich durfte die Authenticität ihrer Aussage umsoweniger bezweifeln, da später auch der Susuhnan [1] von Solo — welchen ich in seiner Gefangenschaft auf der molukkischen Insel Amboina mehrmals sprach — mir ganz identisch mit, jenen Häuptlingen die Ursache des javanischen Kriegs mittheilte. Wer, so wie ich, selbst mit angesehen hat wie willkürlich und im Widerspruch mit den Gesetzen noch in späterer Zeit manche hohe Beamte und Militärs in Niederländisch-Indien zu verfahren pflegten, wird keinen Augenblick daran zweifeln daß ein Resident auf Java ohne viel Bedenken im Jahr 1825 noch befehlen konnte eine Straße über einen Friedhof anzulegen.

Wie ich bereits früher erwähnt, benahmen sich manche Sanitätsofficiere in den Infirmerien gegen die Kranken oft sehr lieblos, was, wenn ich es nicht selbst mitangesehen, ich auch nicht geglaubt hätte; so z. B. geschah es nicht selten daß ein Kranker der heftige Schmerzen fühlte einen Arzt rufen ließ, aber öfters war alsdann dessen Antwort „Morgens um sieben" oder „Nachmittags um vier Uhr ist Visite," und er besuchte den Patienten deßhalb nicht früher; andere sagten nichts, kamen aber auch nicht. Da kranke Militärs in der Infirmerie zu Maron an demselben oder dem darauf folgenden Tage starben wenn sie gewisse Pillen einnahmen, welche ihnen der dortige Arzt selbst in den Mund steckte, so erregte dieß besonderes Mißtrauen wider diesen Sanitätsofficier, der seinem Dialekt nach ein Frankfurter zu seyn schien; derselbe trug Pillen in seiner Westentasche mit herum, fragte manche Patienten sehr angelegentlich ob sie auch gut schliefen, und wenn sie dieß verneinten, steckte er ihnen die Pillen selbst in den Mund, sagte dazu: „Schluck, Schluck," und manchmal noch: „nun werdet ihr wohl gut schlafen." Eines Morgens, an welchem ich mich gerade in der dortigen Redoute befand, meldete der Krankenwärter, ein Deutscher, Namens Damm, dem beregten Frankfurter: „Hr. Doctor, verwichene Nacht sind sechs Europäer gestorben," worauf der Arzt antwortete: „Ei nun, so haben die Siechen auch die Medicin nicht gut eingenommen, denn anders müßten es sieben seyn." In das Krankenlocal zurückgekehrt, erzählte Damm die Antwort des Doctors, worauf der Corporal d'Herteveld (ein Brüsseler) sagte: „Das glaube ich, denn ich habe seine Pillen nicht hinuntergeschluckt, sondern behielt sie unter meiner Zunge, bis der Doctor wieder weg war; die Pillen sind hier in Papier eingewickelt." Nun wurden diese Pillen einem kleinen in der Nähe herumlaufenden Hunde eingegeben, um zu sehen ob der alsdann auch für immer schlafen würde, und wirklich starb das arme Thier noch an demselben Tage. Unter solchen Umständen kann ich als Augenzeuge wohl nicht bezweifeln daß es die Absicht jenes Arztes zu Maron war manche seiner Patienten vergiften zu wollen; [1] freilich lasse ich dahingestellt seyn ob die Dosis des ihm zugedachten Giftes hinreichend gewesen wäre dem 20jährigen d'Herteveld das Leben zu rauben. [2] Derselbe und viele andere waren seitdem aber nicht mehr zu bewegen irgendeine Arznei jenes Doctors einzunehmen; d'Herteveld genas wieder, und noch drei Jahre später habe ich ihn gesund angetroffen. Jedoch nicht nur zu Maron, sondern auch in andern Orten auf Java standen Militärärzte im Verdacht manche ihrer Patienten vergiftet zu haben, und zu Magalang wurde ein Sanitätsofficier deßhalb sogar in Untersuchung gezogen. Daß nicht auch auf ähnliche Art wider den Doctor zu Maron verfahren wurde, ist dem Umstand zuzuschreiben daß der Oberst, dessen Colonne Maron besetzt hielt, kranken Kriegsleuten selbst sehr abhold war, einstmals sogar äußerte „Koorts (Fieber) sey gar keine Krankheit," und zuweilen die Fieberkranken, wenn sie nicht schnell genug herbeieilten, eigenhändig zu schlagen pflegte. Beiläufig sey bemerkt daß mitunter fieberkranke Javanen während der Fieberhitze sich nach einem Somur (Brunnen) zu begeben pflegen, um dort ein Sturzbad zu nehmen, weßhalb manche erfahrungslose Europäer vermuthen Wechselfieber sey auch bei Europäern hier gar keine gefährliche Krankheit, wenigstens dachte der beregte Oberst so.

Als charakteristisch ist ferner zu erwähnen daß bei dem Militär damals Stockschläge als den Europäer nicht entehrende Strafe betrachtet wurden, und alle Chargen unter dem Rang von Officier konnten mit Prügeln gestraft werden; zu dem Ende wurde wegen Dienstvergehen zuweilen selbst ein Sergeant-Majoor (Feldwebel) oder ein Adjudant-Onder-Officier (Cornett) mit Stockschlägen bestraft, aber deßhalb nicht degradirt. Als eines Tages ein Husar zu Gedonglebo 25 Stockschläge bekam und dabei sehr schrie, sagte der danebenstehende Lieutenant van der K. zu ihm: „Schämt Euch daß Ihr bei den wenigen Schlägen so viel Lärm macht, bei mir sitzen ihrer schon ein paar Hundert hinten drauf, aber ich habe nicht so viel Lärm gemacht." Welcher deutsche Officier würde sich darob wohl rühmen?

Wenn man weiß aus welchen [3] Elementen die niederländisch-indische Armee in jener Zeit bestand, kann man nicht bezweifeln daß diese Kriegsleute eine sehr strenge Disciplin erheischten, da ohne Prügel viele Europäer nicht zu disciplinirn gewesen wären, allein manche Colonnen- und Redouten-Commandanten ließen oft auch sehr willkürlich unschuldige europäische Kriegsleute mit Stockschlägen züchtigen. Solch willkürliches

[1] Kaiser.

[1] Aehnliche Sagen haben sich auch in Europa zur Zeit von Epidemien verbreitet. Sie beruhen auf populären Aberglauben. D. R.

[2] Wenn ich in meinem frühern Bericht gesagt habe „daß alle diejenigen welche solche Pillen verschluckten, noch, ohne zu erwachen, heutiges Tages schlafen," ist dieß so zu verstehen daß es da wo ich es mitangesehen so der Fall war, und dort nannte man die Lebensverkürzungspillen „Pillen van Nr. 11."

[3] Bekanntlich müssen sämmtliche in den niederländischen Colonien dienende Militärs Freiwillige seyn, und während des javanischen Kriegs wurden nicht nur fremde Deserteurs, sondern auch Sträflinge aus holländischen Strafanstalten für den colonialen Kriegsdienst engagirt, von letztern wurden aber auch manche später auf Java zum Officier befördert, und es kann daher wohl nicht befremden wenn man damals mitunter tief gesunkene Officiere dort antraf welche an Rohheit den Soldaten nicht nachstanden und deren rücksichtsloses Verfahren wider Gefangene zuließen. Daß die Köpfe ermordeter Javanen abgeschnitten und auf Bambuspfählen aufgepflanzt wurden, geschah aber nicht auf die Befehle der Soldaten, sondern san die der Stabs- oder Subalternofficiere

Verfahren war manchmal sogar Ursache daß Europäer sich gegen Javanen grausam benehmen mußten; so z. B. wurden Unterofficiere bestraft, wenn sie einen der ihnen übergebenen Kuli (Lastträger) entlaufen ließen und den Flüchtling nicht augenblicklich todt schossen. Nun kam es aber auch vor daß ein Kuli vor Erschöpfung unter seiner Last niedersank, und, um nicht bestraft zu werden, war in solchem Falle der Unterofficier gezwungen den Kuli todt zu schießen.

Die Beute deren sich die Soldaten in den feindlichen Kampongs bemächtigten — und die gesetzlich dem Staat gehört — mußte den Officieren eingehändigt werden; Beutegelder erhielten die Kriegsleute nicht, und diejenigen Soldaten welche ihren Fund verheimlichten, bekamen, wenn es entdeckt wurde, Prügel. Nun halte ich mich aber für überzeugt daß dem Gouvernement wohl nur in sehr seltenen Fällen die Beute zugekommen ist.

Hin und wieder verkauften oder vertauschten europäische Soldaten ihre Patronen; chinesische und javanische Schmuggler gaben für je 10 Stück Infanteriepatronen einen spanischen Piaster oder eine Kellerflasche (viereckige Flasche 1¾ Dresdner Kanne enthaltend) voll Arac; dieß habe ich mehrmals angesehen, erzählt wurde mir aber daß auch mancher Redoutencommandant Fässer voll Schießpulver an die Schleichhändler verkaufe.

Gewöhnlich wurde die Löhnung — zur Hälfte in Silber- und zur Hälfte in Kupfergeld — monatlich den Kriegsleuten ausbezahlt; allein die Besatzungen mancher Redouten bekamen öfter nur alle drei oder vier Monate einmal ihren rückständigen Sold. Mancher Söldner wurde alsdann aber auch noch um seinen Sold betrogen, weil unterdessen ein neuer Betaalmeester (Bezahlmeister) die Administration der Abtheilung übernommen hatte, und nun aus den Administrationsbüchern bewies daß die reclamirenden Kriegsleute schon bezahlt waren, in Wirklichkeit hatte dieß aber nicht stattgefunden. Alles Reclamiren half den Betreffenden nun nichts, und in den meisten Fällen schien es gerathen zu schweigen, weil mancher brutale Widersprecher anstatt des rückständigen Soldes noch Prügel bekam.

Sehr lästig war es für die Militärs daß der Sold zur Hälfte in Kupfergeld ausbezahlt wurde; erhielt z. B. ein Lieutenant oder ein Sanitätsofficier seine monatliche Gage, so hatte er wenigstens einen Kuli nöthig, um diese zu tragen, denn selbst die Löhnung eines europäischen Füsiliers war alsdann 5 Pfund schwer, weßhalb mancher Soldat solch Geld lieber wegzuwerfen als auf dem Marsch mit herumzutragen pflegte.

Noch thue ich einer Tortur Erwähnung, welche manche kriegsgefangene Javanen, namentlich Priester, auszustehen hatten, die Holländer nannten diese Tortur den spanischen Bock. Der Gefangene mußte sich niederkauern, hierauf wurden ihm seine Vorderarme zusammengeknebelt und unter die Kniee heruntergezogen; alsdann ward ein Bambuspfahl durch die Oeffnung unter den Schenkeln und über den Armen hindurchgetrieben, und nun der Bambus in die Höhe gehoben. Durch die eigene Schwere drehte sich der Körper des Gefolterten nun von selbst, und so daß sein Kopf unten und sein Hinterer oben in der Schwebe hieng. Zuweilen dauerte diese Tortur stundenlang, und ohne Wissen und Willen der Officiere konnte wohl schwerlich ein Javane so gepeinigt werden.

St. Louis.

Fast im Mittelpunkt des Missisippi-Thales gelegen, 1700 Meilen (engl.) vom Ursprung, und 1300 Meilen von der Mündung jenes Flusses, nahe der Stelle wo der Illinois von Nordosten und der Missouri von Nordwesten in ihn münden, 150 bis 200 (engl.) Meilen oberhalb der Einmündung des Ohio, liegt die Stadt St. Louis im Mittelpunkt der großen Ströme, welche die verschiedenen Staaten der Union unter einander, besonders aber mit dem Süden verbinden. Diese Lage ist eine ausgezeichnete, indem sie der Stadt für immer die Vermittlung des Nordens und Nordwestens mit dem Süden, ebenso des mittlern Theils mit dem Nordwesten durch den Missouri erhalten wird. Noch deutlicher zeigt sich dieß wenn man das Eisenbahnnetz, welches strahlenförmig von St. Louis nach allen Seiten ausgeht und ausgehen wird, betrachtet, und wenn man die reichen Länder, welche hinter ihm liegen, Missouri, Kansas, Wisconsin, Jowa, mit in Rechnung stellt. Das ungeheuer schnelle Wachsen der Stadt, welche 1820 erst 5000, jetzt 130 bis 140,000 Einwohner zählt, ist ein Zeugniß dessen was man von ihr in Zukunft zu erwarten hat. Das herrschende Klima ist sehr angenehm, die Temperatur ziemlich warm und steht derjenigen von Venedig und Triest etwa gleich. Die durchschnittliche Temperatur des Winters beträgt + 0,0 bis + 10,0 Grad R., diejenige des ganzen Jahres 10 bis 11 Grad.

Den mittlern Theil des Staates Missouri füllen die Ozarkgebirge mit ihren nördlich bis zum Flusse Missouri, dann aber in scharfem Bogen bis ganz nahe an den Missisippi hinantretenden Ausläufern. Die westlichen Ufer des Missisippi sind im südlichen Theil des Staates felsig, steil und mannichfach wild, aber malerisch und reich. Der Missouri beschreibt bei seiner Mündung in den Missisippi einen spitzen Winkel, und bildet dadurch eine Art ebeneren Vorlandes, auf welchem die Stadt hart am Missisippi liegt, von der Mündung des Missouri gegen 20 (engl.) Meilen entfernt. Die Stadt hat eine sehr hübsche Lage. Am Flusse hin erstrecken sich die Kais, dahinter liegt der den Verkehr vermittelnde Stadttheil mit Magazinen und Waarenlagern in Menge, alle so gebaut daß sie dem Flusse die Fronte zuwenden. Dieser Stadttheil liegt niedrig; weiterhin steigt der Boden sanft an, und trägt die eigentliche Stadt auf dem Rücken eines mäßigen Hügels. Sie liegt wie amphitheatralisch vor dem Flusse, welchem die Hauptstraßen parallel geführt sind, während viele kleinere Straßen diese in rechten Winkeln kreuzen. Die vielen schönen und ausschließlich neuen Gebäude machen den Anblick der Stadt sehr lebhaft. Wendet man sich um, so sieht man über den Fluß fort auf den ebenfalls sehr reichen und schönen Staat Illinois, in welchem ausgedehnte Höhen von lebhafter Gruppirung den Hintergrund bilden und den Gesichtskreis schließen. Der Verkehr auf dem Flusse ist sehr rege, die Zahl der Schiffe bedeutend, die Dampfer sind im fortwährenden Abgehen und Ankommen begriffen.

Auch die nächste Umgebung der Stadt ist interessant. Gleich hinter ihr nach dem Missouri hin lagen früher einige kleinere Prairien, welche jetzt größtentheils cultivirt sind und ein lebendiges landwirthschaftliches Treiben offenbaren. Der Boden dieser nicht ganz offenen, vielmehr an vielen Stellen mit kleinerem Gebüsche bewachsenen Ebenen ist leicht zu cultiviren, war noch vor wenigen Jahren um einen geringen Preis zu haben, kostet aber jetzt 60 bis 80 Dollars pro Acre, wenn er überhaupt käuflich ist. Einige Meilen weiter wird das Ter-

rain hügelig und erhebt sich dann allmählich zu den prächtigen Scenerien der Ozark-Gebirge. An den niedrigeren Abhängen der letzteren liegen manche Farmen zerstreut, doch ist ihre Zahl verhältnißmäßig noch gering und der Baumwuchs überwiegend. Viele von diesen Farmen sind in den Händen deutscher Ansiedler; mancher gute Freund von hier, aus dem Norden des deutschen Vaterlandes, baut dort seine Pfirsiche und erntet seinen Mais, und es ist erfreulich daß es den bei weitem meisten dort — zwar nicht ohne Mühe und Arbeit — wohl geht. Auch in St. Louis ist der deutsche Theil der Bevölkerung sehr beträchtlich, und es ist klar vorherzusehen daß sich in den oben genannten westlich vom Mississippi gelegenen Staaten derselbe allmählich in compacteren Massen sammeln wird. Deßhalb werden diese Gegenden, als deren Mittelpunkte sich St. Louis und Chicago darstellen, für uns immer von ganz besonderem Interesse seyn und, wie wir schon früher mehrfach darauf hingewiesen, der deutsche Auswanderer muß, mehr als bisher geschehen, zu ihnen geleitet werden. Missouri bietet jedem Landbauer mit einigem Vermögen gute und sichere Aussichten, ebenso Wisconsin und Iowa, während man später vielleicht mit Vortheil vom ersteren Staate aus weiter westlich nach Kansas ziehen kann. Von Deutschen cultivirte Farmen sind in Amerika immer sehr gesucht, und uns sind viele bekannt welche durch mehrmaligen Verkauf der von ihnen in guten Zustand gebrachten Besitzungen ein schönes Vermögen erworben haben. Auch deutsche Arbeiter sind hier vorzugsweise gesucht und finden in St. Louis schnellere Verwendung als in New-York, wobei dann noch der Umstand ins Gewicht fällt daß sie in ersterer Stadt bei weitem mehr Landsleute antreffen, und daß der gegenseitige Schutz hier ein größerer ist als in den östlichen Staaten. Der Norden Missouri's gehört noch in die Region des Weizenbaues, der Süden aber in denjenigen des Mais, welcher hier sehr ergiebig ist. St. Louis liegt gerade zwischen beiden Regionen und vermittelt eine bedeutende Weizenausfuhr in den Süden; der Maisbau zieht sich aber auch weiter nördlich nach Iowa und Wisconsin hin, obgleich der Weizen in diesen beiden Staaten überwiegt. Auch Tabak wird in Missouri in beträchtlicher Menge gebaut, wie auch die Weincultur in den letzten Jahren ein besonderes Augenmerk auf sich gezogen hat. Demnach ist der Staat für den norddeutschen wie für den süddeutschen Arbeiter geeignet, und da Baumwolle und sonstige Producte der sklavenhaltenden Staaten hier gar nicht gezogen werden, so hat er in dieser Hinsicht nichts zu befürchten, während die Nähe einer großen und schnell steigenden Stadt ihm reichlichen Verdienst und baldige Selbständigkeit möglichst garantirt.

Erörterungen über auswärtige Politik.

Oesterreich hat, freilich nicht ohne Vorbehalte, seine Einwilligung ausgesprochen einen von Rußland vorgeschlagenen Congreß zu beschicken, auf welchem italienische Verwicklungen geordnet werden sollen. Es hat damit zugestanden daß es ein Ding gebe welches eine italienische Frage genannt werden darf, mit dem feinen Unterschied jedoch daß diese „Frage" nur nach dem Sinn der Aachener Protokolle existire. Dieses Zurückgreifen nach dem alten Styl europäischer Verhandlungen ist überhaupt ein diplomatischer Meisterzug, der an die besten Leistungen des Fürsten Metternich erinnert. Das Protokoll vom 15 Nov. 1818 stellt fest daß künftige Congresse nur stattfinden sollen: à la suite d'une invitation formelle de la part de ceux de ces états que les dites affaires concerneraient, et sous la réserve expresse de leur droit d'y participer directement ou par leurs plénipotentiares. Es kann nach diesem vierten Artikel kein Zweifel bestehen daß wir Piemont auf dem Congreß wieder finden werden, aber ebenso gewiß ist es daß sowohl die Herzogthümer, wie die römische Curie das Recht haben ebenfalls den Congreß zu beschicken, und daß, wenn es nicht von ihrer Seite geschähe, über ihre Interessen gar nicht gesprochen werden darf. Die Lage in welche sich Oesterreich durch diesen Schritt versetzt hat, ist eine höchst günstige, sie zeugt von einem guten Gewissen und von der ernsten Absicht sich streng an das internationale Recht zu halten. Erklären die Herzogthümer daß ihnen die jetzigen Zustände unerträglich sind, daß sie sich, wie Piemont, auf eine abenteuerliche Laufbahn begeben wollen, daß sie nur aus Furcht und in Furcht vor Oesterreich sich nicht gerührt haben, daß ihnen der Beschützer eine Last ist, und daß sie größere Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit von Piemont und seinem Alliirten erwarten, dann wird Oesterreich sie ihrem Schicksal überlassen, und sich auf seine vertragsmäßigen Besitzungen und Servituten beschränken müssen. Es erleidet dann eine diplomatische Niederlage, aber eine ehrenvolle, insofern es seine Stellung von jedem Vorwurf eines Uebergriffes reinigt, und sich nicht von einer kecken Herausforderung, sondern nur vor einer neuen Gestaltung des Völkerrechtes in herkömmlicher Form beugt. Man kann eine sehr warme Theilnahme für Oesterreich haben, und doch beinahe wünschen daß es so kommen möge. Je aufrichtiger, inniger und aufgeklärter die Sorge für Oesterreich ist, um so lebhafter wird man es ermahnen seine Kräfte nicht immer unnütz jenseits seiner Gränzen in kleinen Händeln zu verbrauchen, die es zu isoliren drohen und die stets mit einem undankbaren Ausgang endigen. Wie Rußland besitzt Oesterreich sehr wichtige Aufgaben im Innern, Aufgaben von denen der Werth und das Gewicht seiner Großmacht abhängt, unter andern aber in erster Linie die Kräftigung seiner 1847 noch so blühenden, jetzt jährlich mehr und mehr zerrütteten Finanzen.

In einem solchen Sinne könnte man mit einer diplomatischen Niederlage Oesterreichs auf dem Congresse zufrieden seyn. Aber jedem Anschein nach ist eine Niederlage gar nicht zu befürchten. Die Vertreter der Herzogthümer und des Kirchenstaates werden auch sprechen. Sie werden ihre Lage, den Charakter der Italiener, den sittlichen Zustand der Länder, ihre Bedürfnisse und ihre Interessen schildern, sie werden sich vernehmen lassen von welcher Seite ihrer Ruhe mehr Gefahr drohe, ob von Piemont oder von Oesterreich. Da muß es sich denn zeigen ob die italienische Politik des Wiener Cabinets loyal gegen die Staaten der Halbinsel gewesen sey oder nicht.

Ob es klug war die Einladung zu einem Congreß anzunehmen oder nicht, beantwortet sich einfach von selbst, wenn wir beobachten ob die Gegner Oesterreichs an der Sache Geschmack finden oder nicht. Auf Piemont hat die Nachricht gewirkt wie Wasser auf einen Strohbrand. Kommt der Congreß erst im Mai zusammen, so kann er doch anstandshalber nicht unter vierzehn Tagen auseinander gehen. Die beste Zeit zu einem Feldzug ist dann schon halb verstrichen, wenn man

nicht ein Recept besitzt die Oesterreicher so rasch wie in den italienischen Feldzügen der 90er Jahre zu schlagen. Jedenfalls genießt Piemont und Generallieutenant Garibaldi das Vergnügen seine Aufgebote und Freischaaren noch sechs Wochen im Gebrauch der Muskete zu unterrichten. Dieß ist bei Freischaaren ganz besonders ersprießlich, denn wenn solche schlimme Geister gezähmt werden können, so ist es einzig durch militärische Zucht noch möglich. Sechs Wochen im eigenen Lande bewaffnet zu stehen ist eine bittere Strafe für die Piemontesen; sechs Wochen eine große Frist zum Ausbruch der Reue, sechs Wochen voll Angst, Entbehrung und Anstrengung ohne sichtbaren Nutzen ein Zeitraum um die Reaction zur Reife zu bringen. Der zweite piemontesische Feldzug, der in vier Tagen sich entschied, war ein Kinderspiel gegen eine sechswöchentliche Bewaffnung aller streitfähigen Mannschaft. Wenn etwas die Piemontesen ernüchtern kann, so ist es dieses Schildwachstehen.

Aber, sagt man, diese Frist wird Frankreich benutzen um seine Rüstungen zu vollenden, und dieß ist der einzige Zweck des französischen Cabinets. Wenn die Frist bloß für die Franzosen läuft, ganz sicher, aber sie läuft auch für Oesterreich und für Deutschland. Man darf sich auch gar nicht wundern wenn die Franzosen ihre Rüstungen nicht einstellen. Ihre Stellung im Congreß, die Stellung jedes Staates im Congreß hängt davon ab über welche Mittel er verfügen kann, um eine günstige Entscheidung nöthigenfalls zu erzwingen. Frankreich würde Piemont schmählich verrathen wenn es zu rüsten aufhörte, wenn es in ungünstiger Lage auf dem Congreß erschiene. Die Frist läuft aber auch für Oesterreich und für den deutschen Bund. Gehen uns nun diese innern Angelegenheiten nichts an, und weichen wir absichtlich aus Stimmungen zu äußern oder zu steigern, so fordert es doch das Verständniß des Zusammenhanges auch der moralischen Kräfte innerhalb der deutschen Stämme zu gedenken.

Verstehen wir richtig den allgemeinen Charakter der gegenwärtig herrschenden sittlichen Erhebung in unserm Vaterland, so war sie keineswegs eine österreichische, sondern eine antifranzösische, oder — da wir keinen Groll gegen das französische Volk hegen — eine antibonapartistische. Wäre auf die Neujahrsdrohung eine Kriegserklärung von Piemont und ein Aufbruch französischer Streitkräfte über die Alpen erfolgt, eine Kriegserklärung des deutschen Bundes an Frankreich hätte kein Staatsmann und kein sterblicher Mensch zu verhindern vermocht, die Begebenheiten selbst hätten getrieben, und der Donner der französischen Kanonen in Italien hätte sein Echo am Rhein geweckt. Es ist gar keine Frage daß im Mai das Nämliche geschehen würde, wenn die Oesterreicher einen frivolen Angriff der beiden Alliirten zu erdulden haben sollten. Mit dem Augenblick aber wo die Gegner genöthigt waren ihre Ansprüche rechtlich zu begründen, ihren Forderungen Namen zu geben und sie zu beschränken, trat unverkennbar eine größere Ruhe in Deutschland ein. Die Verträge von 1815 sind der große Zauber, der bisher noch zwischen den kampfbereiten Kräften schwebt. Eine Störung dieses Rechtszustandes würde jeden Staat dazu nöthigen nur in seiner Macht und der Macht seiner Bundesgenossen Gewähr für seinen Besitzzustand zu erblicken. Vielleicht hätte aber Oesterreich in Preußen und seinen übrigen deutschen Bundesgenossen mehr als unparteiische Vermittler, vielmehr feurige Gefährten zu gemeinsamem Schutz und Trutz gefunden, wenn nicht die verhängnißreiche Politik des Wiener Cabinets am Schlusse des Jahres 1854 jede volle Hingebung Neutraler als Gefahr hätte erscheinen lassen. Man mag in Wien wohl die Mittel besitzen um die damaligen Schritte zu erklären und zu rechtfertigen, aber ihre Nachwirkung ist im Augenblick noch in voller Verderblichkeit thätig. Oesterreichische Botschafter waren es gewesen die im Frühjahr 1854 die Westmächte zur Kriegserklärung gegen Rußland trieben, unter dem Versprechen daß das Wiener Cabinet später sich ihnen anschließen werde. Der Sommer verstrich dann damit Preußen und den deutschen Bund zu gemeinsamen Feindseligkeiten gegen Rußland zu bewegen. Gedeckt durch einen Bundesbeschluß rückten die Oesterreicher in die Donaufürstenthümer ein, während die Seemächte in der Krim landeten und vor Sebastopol einen gefährlichen Winter überstanden. Oesterreich hatte sich statt einer Kriegserklärung auf eine bewaffnete Neutralität beschränkt, trat in den Wiener Conferenzen mit Vorschlägen auf welche Rußland günstiger waren als den Westmächten, und begann zu entwaffnen als diese Vorschläge von den Alliirten zurückgewiesen wurden. Seitdem beherrscht jeden Staat die Furcht sich zu tief mit Oesterreich einzulassen, um, wenn er sich einmal gebunden hat, gegen den Gegner nur matt oder gar nicht unterstützt zu werden. Wäre diese üble Stimmung nicht vorhanden, wäre sie nicht bereits ausgesprochen worden, wahrscheinlich würde heute Oesterreichs Lage viel fester und klarer seyn, oder richtiger, es hätte weder Piemont noch Frankreich einfallen können mit dem Wiener Cabinet Händel zu suchen. Gibt nur Oesterreich die Gewißheit daß es „den Po am Rhein" zu vertheidigen gedenkt, so kann es sicher seyn daß bei einem muthwilligen Angriff der neuen Alliirten der gesammte deutsche Bund gegen eine Wiederholung der bonapartistischen Zeiten ihm zur Seite steht. Die Frist läuft auch für uns, und wird benutzt um gerüstet zu seyn, im Fall daß ein ungerechtfertigter Angriff wirklich stattfinden sollte. Die Verträge von 1815 werden jedenfalls nicht in Frage gezogen werden, und was über ihrem Rande liegt, darüber kann man getrost, kann Oesterreich getrost verhandeln lassen, denn wenn es nicht sicher wäre daß die Herzogthümer und die Curie als Entlastungszeugen auftreten würden, es hätte ihm niemals einfallen dürfen die alte Aachner Congreßordnung erneuern zu wollen.

Es hat einigen Anstoß erregt daß Rußland den Congreß vorschlug. Wer freilich glaubt daß die Politik eines so großen Staates nur durch die Motive der Privatrache geleitet werde, der hat Ursache vor moskowitischen Schlingen besorgt zu seyn. In England denkt man anders: dort betrachtet man den Kaiser Alexander von Friedenssehnsucht erfüllt und mit Eifer auf innere Gestaltungen bedacht, zu deren Gedeihen Zeit und Ruhe erforderlich ist. Rußland, heißt es, ist allzusehr mit sich selbst beschäftigt, um nicht auf Erhaltung des Friedens zu dringen. Diese Motive werden vorhanden und werden gewiß thätig seyn, allein wenn man darauf allein den Frieden bauen wollte, so würde man sehr viel wagen. Es gibt in Rußland gewiß eine starke Partei, die einen Krieg mit Oesterreich jubelnd begrüßen, und die mit zehrender Begierde die Gelegenheit eines französisch-österreichischen Kampfes in Italien ergreifen möchte, um in der Levante wieder die Allgewalt der orthodoxen Kaiser zu zeigen. Die schlauen Staatsmänner der Pforte mit dem bösen Gewissen machen sich auf solche Fälle gefaßt: sie haben zu rüsten begonnen, so wie ihr alter Beschützer Oesterreich in Händel verwickelt wurde. Alles wohlerwogen dürfen wir uns jedoch Glück wünschen daß Rußland den Congreß vorgeschlagen hat. Wir erhalten dadurch erstens Gelegenheit uns Klarheit über das künftige Betragen dieser Großmacht zu verschaffen. Dann aber ist es an und für sich ein gutes Zeichen daß diese Großmacht wieder handelnd auftritt und

sich geltend zu machen sucht, denn hier liegen die Keime eines uns günstigen Dualismus. Die europäische Hegemonie Frankreichs ist mit dem Augenblick vernichtet wo wärmere Beziehungen anderer Großmächte zu Rußland sich entwickeln, und wir wünschen daß Oesterreich diese neue Gelegenheit nicht versäumen wird den Russen sich wieder zu nähern. Aber, fürchtet man, Rußland und Frankreich können sich auf dem Congreß über Italien verständigen.

Man denke ein wenig nach, wie viel den Russen daran gelegen seyn möchte die Oesterreicher aus Italien vertrieben und den französischen Einfluß dort allmächtig zu sehen. Italien wird immer für Oesterreich ein schwieriges Besitzthum bleiben. So lange ein Habsburger die eiserne Krone trägt, wird er nie zum vollen Genusse seiner übrigen Herrschaften gelangen, eine Anstrengung wird der andern folgen, bald wird er auf der italienischen, bald auf der illyrischen Halbinsel eine Lebensaufgabe zu lösen haben. So schwankt Oesterreich hin und her, immer gefährdet, immer ermüdet, nie beruhigt. Kann nun ein Nachbar wie Rußland, welcher in der Schicksalsstunde des osmanischen Reiches mit Oesterreich zu theilen, Oesterreich am meisten zu fürchten hat, weil es die Schwelle hütet welche ein russischer Eroberer auf dem Marsch nach Konstantinopel überschreiten muß, nämlich die Donau, — kann Rußland ernstlich wünschen daß Oesterreich den Glanz und die Last seiner italienischen Gebiete verliere? Würde Oesterreich z. B. im Jahr 1854, wenn es damals schon auf Oberitalien verzichtet gehabt hätte, etwa geschwächter oder stärker, behutsamer oder kühner in dem russisch-türkischen Kriege aufgetreten seyn? Ferner entreißt man keinem Großstaate, wie Oesterreich, ohne weiteres reiche Provinzen, sondern man muß es, wenn man die Eroberung dauernd besitzen will, durch andere Erwerbungen entschädigen. Oesterreich könnte aber dann nur noch nach zwei Seiten sich vergrößern: auf Kosten Süddeutschlands oder im Südosten: letzteres mittelbar auf Kosten Rußlands. In Süddeutschland gibt es für Oesterreich nichts zu erwerben, denn man vergrößert sich nicht durch lebenskräftige, gesunde Staatsbildungen, besonders nicht wenn dort eine höhere bürgerliche Entwicklung und befriedigende politische Verhältnisse walten. Also könnte Oesterreich nur im Osten entschädigt werden, und da man schon vor Zeiten einmal daran gedacht hatte, dem Erzhaus einen Tausch der italienischen Provinzen für die Donaufürstenthümer anzubieten, so könnte gerade heutigen Tages eine solche Auskunft viel Beifall finden. Endlich — und dieß ist gewiß kein leichter Grund — dürfen die Russen am allerletzten zu einer neuen Vermehrung des französischen Uebergewichtes beitragen. Sie werden und sie müssen suchen Frankreich durch Oesterreich wieder zu hemmen und zu schwächen. So wie aber Oesterreich aufhörte eine italienische Macht zu seyn, würden beinahe alle politischen Gegensätze zwischen dem Pariser und dem Wiener Cabinet aufhören, wie der größte Theil der Gegensätze verschwand seitdem das Haus Habsburg auf die spanischen Niederlande, die Besitzungen am Oberrhein und die deutsche Kaiserkrone verzichtete. Von dem Tag an wo Oesterreich die italienischen Besitzungen verlöre, würde es all sein Augenmerk ausschließlich auf den Osten richten, es würde überall im schärfsten Gegensatz zu Rußland wirken, und in Petersburg könnte man nicht mehr erwarten daß es seinen italienischen Besitzungen zuliebe rücksichtsvoller und schonender den kaiserlichen Nachbarn im Osten behandle, oder daß italienische Händel es je wieder von den orientalischen Dingen abzögen. Was Oesterreich in Italien an Quadratmeilen und Köpfen verlöre, würde es an Freiheit der Bewegung gegen Osten und an Sicherheit seiner Herrschaft reichlich ersetzt erhalten.

Solche Beweggründe sind es welche Rußland bestimmen werden das seinige zur Erhaltung der österreichischen Herrschaft in Italien beizutragen. Dieß hindert aber natürlich nicht daß man Piemont liebkost, und daß man auf dem Congreß die Verlegenheiten Oesterreichs nicht erleichtern hilft. Nur in der Hauptsache wird die russische Politik einen günstigen Einfluß üben, sie kann die österreichischen Besitzungen und verbrieften Rechte in Italien nicht schmälern, sie darf die Verträge von 1815 nicht verletzen lassen.

Auch über die Rolle Englands auf dem Congreß bleiben geringe Zweifel übrig. Man hofft oder fürchtet gegenwärtig viel von einem Sturz der Tories, man hofft in Piemont, und man fürchtet in Oesterreich; Lord Palmerston ist der Freund Napoleons III, war die Seele der französischen Allianz, der Gönner Piemonts, der ehemalige Händelstifter gegen Oesterreich. Es ist möglich daß er als parlamentarisches Oberhaupt der brittischen Nation sehr viel Unheil gegen die Oesterreicher anstiften kann, allein ehe man den Staatsmann verurtheilt, mag man doch seine letzte Verwaltung als Premier durchmustern ob man eine einzige Thatsache auffindet die von Uebelwollen gegen Oesterreich zeugt. Im Gegentheil erinnern wir uns recht gut daß die Haltung des Wiener Cabinets zu Ende des Jahres 1854 viel schonender und rücksichtsvoller in England als in Frankreich beurtheilt wurde. Ob Whig oder Tory, die auswärtige Politik englischer Minister wird stets und immer die nämliche bleiben, und der einzige Unterschied zwischen einem Palmerston und einem Malmesbury liegt nur im Tempo und im Temperament. Beide werden die nämliche Partei ergreifen, der eine mit Feuer und Entschlossenheit, der andere ängstlich und zögernd.

Als Lord Palmerston mit Louis Napoleon Freundschaft schloß war der letztere noch immer ein nach Anerkennung dürstender Emporkömmling, er war noch nicht der Mann, der ein einziges Wort öffentlich zu sprechen brauchte um ganz Europa in Kriegsschrecken zu setzen. Seitdem fieng der Knabe Karl an fürchterlich zu werden, und seine ehemalige Freundschaft ist Lord Palmerston im eignen Vaterlande jetzt nicht mehr förderlich, es hat sich sogar der edle Lord im vorigen Sommer sehr geschadet, als er nach der Wasserweihe in Cherbourg einen verstohlenen Besuch dem Kaiser abstattete.

Seit der Forderung einer Alienbill nach dem Attentat Orsini's und noch mehr seit der Mißhandlung Portugals, die einen Schimpf gegen England enthielt, hat sich der Britten eine antibonapartistische Stimmung bemächtigt. England hat nur Seemächte zu fürchten, und die einzige furchtbare Seemacht besitzt gegenwärtig Frankreich. Der Staat, welchem die pontische Kriegsflotte Rußlands Sorge machte, der kann nicht mit Ruhe nicht zusehen wenn der Erbe des Besiegten von Waterloo von Jahr zu Jahr seine Kriegsschiffe mehrt. Ein brittischer Minister, der gegen eine solche Macht Servilität oder Freundschaft zeigte, würde sich in den Augen seiner Nation völlig zu Grunde richten. Auch an England käme die Reihe, nachdem an Rußland, nachdem an Oesterreich die Rache gekühlt worden wäre. Gewiß würde auch England längst schon in einem andern Ton gesprochen haben, wenn es nicht eben jetzt sich an so vielen Gliedern gelähmt fühlte. Das heutige Großbritannien hat beinahe die doppelte Einwohnerzahl wie am Anfang des Jahrhunderts bei einem drei- oder vierfach gesteigerten Reichthum, und doch um wie viel geringer ist seine europäische Macht! Man kann aber nicht zugleich als Großmacht in Asien, in Amerika, in Europa auftreten, man kann nicht,

zugleich 160 Mill. Hindu gegen eine meuterische eingeborne Armee beherrschen, den Vereinigten Staaten ihre Ausbreitung über die Antillen wehren und den Krieg gegen den zurückgekehrten Bonapartismus in Europa erneuern. So ist man überall eine Halbmacht, überall in Verlegenheit, überall zu Ausflüchten und zu Vertagungen gestimmt. Die brittische Herrschaft hat sich auf Kosten ihrer Größe erweitert und ihre europäische Selbständigkeit dadurch gefährdet. Offenbar nun ist den Britten die jetzige Lage ihres Weltreiches im höchsten Grad an der Erfüllung ihrer europäischen Aufgaben hinderlich. Sie möchten gern Zeit gewinnen, um in Indien fertig zu werden, und suchen deßhalb den Frieden um jeden Preis zu erhalten. Daher wünschen sie und müssen sie von Oesterreich Nachgiebigkeit wünschen bis zu einer gewissen Gränze, bis zu den Verträgen von 1815. Werden diese bedroht, so ist für Großbritannien eine Neutralität unmöglich, denn es kann seinen ältesten und besten Allürten auf dem Festland in einer Zeit nicht verlassen wo der Bonapartismus nach 40jähriger Pause die Geschäfte dort wieder aufnimmt wo er sie bei Waterloo niederlegte.

Aus diesen Betrachtungen läßt sich die Ueberzeugung gewinnen daß Oesterreich doch nicht allzuviel auf einem Congresse wagt. Die Frist zu Waffenrüstungen wird diesseits des Rheines ebenso wenig als jenseits versäumt werden, also besteht das Wagniß eines Congresses nur darin daß Frankreich seine diplomatischen Beziehungen bis dahin verbessern könnte. Wie aber soll das geschehen, wenn Oesterreich mehr und mehr jeden Kriegsvorwand beseitigt, wenn es durch guten Willen den Mächten zeigt daß es für Erhaltung des Friedens Opfer bringt, wenn es dem Gegner nichts übrig läßt als die Chance eines frevelhaften Angriffes zugleich mit der Aussicht einer Coalition gegen den unverbesserlichen Bonapartismus? Daß auf beiden Seiten gerüstet werde, selbst wenn man im voraus gesonnen wäre der Entscheidung des Congresses sich zu fügen, liegt in der Natur der Sache, denn der Congreß wird sich immer zu Gunsten des Gerüsteten und Schlagfertigen entscheiden und dem andern Theile Nachgiebigkeit anrathen. Man säume deßwegen nicht, denn wenn irgendwann, so kann man gerade jetzt den Frieden durch Kriegsbereitschaft erringen. Doch denke man auch nicht zu gering von dem Congresse selbst, dessen Präliminarien ja bald bekannt werden müssen. Solche Mittel mißbraucht man nicht ohne Gefahr, am allerwenigsten wenn man nach einer gerechten Kriegsursache verlegen ist und sie nothwendig braucht. Die vergnügten Gesichter des heimkehrenden Grafen Cavour aber als Zukunftsspiegel auszubeuten, ist ein sehr mißliches Hülfsmittel, denn wie ein bankerotter Kaufmann die Loge in der Oper unter den drückendsten Verhältnissen nicht aufgeben wird, um seine Gläubiger nicht mit dem Gedanken zu ängstigen daß er jenen Luxus sich nicht mehr verstatten dürfe, so muß wohl Graf Cavour zu jeder Wendung ein vergnügtes Gesicht machen: wenn es gut geht, um den Muth zu beleben; wenn es schlecht geht, damit es nicht noch schlechter gehe, und je schlechter es geht, desto vergnügter muß das Gesicht werden. Mag er sich einbilden daß er einen Bonaparte im Netze habe! Das Eisen kann sich auch einbilden es ziehe den Magnet an.

Der Buckelochse der alten Schriftsteller.

Der erste Schriftsteller des classischen Alterthums, der uns von dem Buckelochsen berichtet, ist Aristoteles. „In Syrien gibt es Rinder, schreibt er, „die wie die Kamele Höcker auf den Schultern haben." Plinius bemerkt außerdem über diese Rasse, daß ihr die Wamme fehle. Von den syrischen Buckelochsen unterscheidet er die karischen: diese seyen abscheulich anzusehen, über den Schultern stehe ein Buckel hervor und ihre Höner seyen wie ausgerenkt, zur Arbeit seyen sie übrigens vortrefflich zu brauchen. Was die verrenkten Hörner betrifft, so ist es bekannt daß es wirklich Buckelochsen gibt, deren kleine Hörner nur lose an der Haut befestigt sind, ohne mit den Knochen verwachsen zu seyn. Indessen hat Karien auch schönere Buckelochsen mit großen gewundenen Hörnern aufzuweisen gehabt; denn einen solchen erblicken wir auf einem berühmten Relief, welches die Apotheose Homers vorstellt. Hier, auf dem Werke eines Künstlers aus der karischen Stadt Priene, wird dem Homer, der in Kleinasien als Halbgott verehrt wurde, ein langhorniger Zebu zum Opfer herbeigeführt.

Die einstige Verbreitung des Zebu läßt sich namentlich aus den Münzen nachweisen, welche in diesem Punkt wieder einmal culturhistorische Nachrichten der Schriftsteller ganz auffallend bestätigen und ergänzen. Wie schon auf den Blei- und Kupfermünzen der indischen Sinhakönige der Buckelochse erscheint, so wurde er auch von den hellenischen oder vielmehr hellenistischen Städten und Herrschern gern als Typus verwandt. So finden wir ihn auf Münzen des syrischen Königs Antiochus VI, und auf Münzen der Stadt Hierapolis unfern des Euphrats in Syria Cyrrhestica. Hier haben wir also die numismatische Bestätigung jener Angaben des Aristoteles und Plinius von dem Vorhandenseyn buckliger Ochsen in Syrien. Von der Verbreitung der karischen Zebu dagegen zeugen Münzen von Tralles in Karien, von Smyrna und Magnesia in Lydien, von Pergamos in Mysien und von Attusa in Phrygien. Außerdem gab es vornehmlich auf Cypern Buckelrinder in bedeutender Zahl. Eine andere Rindviehrasse ist gewiß nicht unter den tauri Cypriaci, *Κύπριοι βοῦς*, der römischen Kaiserzeit zu verstehen: sey es nun daß die ganz besondere Brauchbarkeit dieser Thiere die Cyprier einlud sie von dem nahen Festland auf ihre fruchtbare Insel zu verpflanzen, oder daß sie dieselben ursprünglich aus religiösen Gründen bei sich einführten. Bekanntlich stand auf dieser Insel der Dienst der orientalischen Aphrodite in höchster Blüthe. Dieser Göttin war in manchen Culten der Stier heilig und wurde ihr geopfert; und auch in den spärlichen Denkmalen, welche uns die einstige Verbreitung des Zebu verbürgen, bemerken wir ihn ein paarmal als Opferthier. Darum ist es gar nicht unwahrscheinlich daß er auch auf Cypern anfänglich als heiliges Thier entweder der Aphrodite oder des Zeus-Baal angesehen wurde, denn in Syrien scheint er ebenfalls diesem Götterkönig geweiht gewesen zu seyn. Schon bei den alten Indern genoß das Buckelrind sehr früh eine besondere Verehrung, und schwerlich würde Hierapolis, eine Stadt, welche durch die Pracht ihrer Tempel und den Pomp ihrer Culte den Namen der heiligen Stadt reichlich verdiente, den Zebu auf ihre Münzen geprägt haben, ohne daß er ein heiliges Thier gewesen wäre. In der Regel sind ja die Thiere oder Pflanzen die als Münztypen verwandt wurden, als heilig zu betrachten. Und nun zeigt eine Münze der gleichen Stadt den Baal selbst, der mit der großen syrischen Göttin zu Hierapolis verehrt wurde, auf einem Stierpaare sitzend. Gewiß erinnert sich hiebei jeder-

mann an den Dienst des Stiergottes Baal bei den Phöniciern und Israeliten, überhaupt in ganz Syrien, ja auch in den phönicischen Colonien, auf Rhodus wie in Kreta, auf Sicilien wie in Karthago. Eben deßwegen, weil der Buckelochse dem syrischen Zeusbaal geweiht war, erscheint er auch auf den Münzen der Seleukiden, die sich so gern in dem Beinamen Gott (Θεός) gefielen, und auf Münzen ihren Kopf gehörnt darstellen ließen, damit ihre Unterthanen sie als eine Incarnation ihres höchsten Gottes, des Stierbaals, ansehen sollten.

In Syrien also gab es schon im vierten Jahrhundert vor Chr. Buckelochsen; von den cyprischen hören wir erst in der Kaiserzeit, wo uns erzählt wird, Gordianus I habe (etwa ums Jahr 230) dem römischen Volk ein seltenes Schauspiel gewährt. Er ließ nämlich 200 Damhirsche, 300 wilde Rosse, 100 wilde Schafe, 10 Elennthiere, 300 marokkanische Strauße, 30 wilde Esel, 150 Eber, 200 Steinböcke, 200 Gazellen und 100 cyprische Stiere unter einander und mit Menschen kämpfen. Ein halbes Jahrhundert später veranstaltete Kaiser Carinus im Coliseum eine Thierhatze, wobei ebenfalls Elennthiere, Eber und Zebu neben Bären, Seekälbern, Nilpferden u. s. w. auftraten. Dießmal aber waren die Buckelochsen nach dem ausdrücklichen Zeugniß des Calpurnius Siculus aus Kleinasien geholt worden. Hier, wo die Zebuzucht erst gegen den Beginn unserer Aera eingeführt worden ist, mag sie lange und schön geblüht haben, denn Lydien, Mysien und Karien zeichneten sich stets durch stattliches Rindvieh aus. Erst die unsäglichen Wirren und Kriege, von denen jene Landschaften zur Zeit des oströmischen und byzantinischen Kaiserthums heimgesucht wurden, knickten auch diese Blüthe der einst so glücklichen Provinzen. Die Kreuzfahrer, die doch durch Kleinasien und Syrien ihren Weg nahmen, haben weder hier noch dort eine Spur von Buckelrindern gefunden.

Gerüche aus frühern geologischen Zeitaltern.

(Aus Chambers's Journal.)

Während der fünf oder sechs Jahre in denen ich an der Universität Brüssel wissenschaftlichen Studien oblag, wandte ich verschiedene Mittel an um die Bekanntschaft der Arbeiter zu machen welche mit Wegräumung der die Stadt umgebenden Sandschichten beschäftigt waren, und suchte auf alle Weise mit ihnen auf gutem Fuße zu bleiben, besonders mit denen welche damals einen großen Theil der Vorstadt Schaerbeek nivellirten. Brüssel ist, wie Rom, auf sieben Hügeln erbaut, so daß die Arbeiten von denen ich spreche, oft bis auf eine sehr beträchtliche Erdtiefe hinabreichten, und manche Gelegenheit darboten die wahre Beschaffenheit dieser Schichten und der in ihnen enthaltenen Fossilien kennen zu lernen. Durch besondere Versprechungen von Faro (belgischem Bier) und Cigarren — welche, wie ich beifügen muß, aufs treuste erfüllt wurden — bewog ich mehrere Arbeiter mir alles „Merkwürdigaussehende," auf das sie bei ihren Ausgrabungsarbeiten etwa stoßen würden, zu überbringen, oder mich augenblicklich holen zu lassen wenn die von ihnen ausgegrabenen Schätze zu schwer wären um in meine Wohnung gebracht werden zu können. Auf diese Weise bekam ich ziemlich viel Schuttwerk, so z. B. merkwürdig gestaltete Steine, zusammengewachsenen Sand, verschiedenfarbige Kiesel ꝛc.; allein bald befand ich mich auch im Besitz einiger sehr seltenen und merkwürdigen Musterstücke, welche selbst die Professoren der Universität mit Staunen betrachteten, und welche mehr als einmal die Neugier und Bewunderung des berühmten und viel bedauerten Dumont, der mich zuweilen mit seinem Besuch beehrte, erregten.

Brüssel steht, wie ich meinen Lesern ebenfalls sagen muß, auf der niedrigern oder älteren der Tertiärschichten. D'Omalius d'Halloy, ein anderer berühmter belgischer Geologe, reiht deren Schichten in die mittlere Eocen-Formation ein. Die Stadt und ihre Umgebung sind auf einem unermeßlichen Sandbett erbaut, das oft kalkartig ist und häufig Blöcke von kalkigem Sandstein bietet, welcher allmählich in eine Art glänzenden, unter dem Namen leuchtender Sandstein (grès luisant) den belgischen und den französischen Geologen bekannten Quarzits und in Blöcke oder Schichten weißen und gelblichen Kalksteins übergeht. Diese werden insgesammt, in einem gewissen Umfang, zum Bauen und Pflastern verwendet; allein die Steine welche sie liefern sind nicht groß genug um einen besonders hohen Werth zu haben. Die Ablagerung (Formation oder Schichten, nennen sie's wie Sie wollen) von der wir so eben gesprochen, ist ziemlich reich an Fossilien, die man meistentheils auch in den niedrigen Schichten der Pariser Tertiären findet, welche, wie man glaubt, dasselbe geologische Alter besitzen. Unter andern mir aus dem mittlern Eocen-Sand von Schaerbeek gebrachten Fossilien befanden sich einige prächtige Stücke einer Art Cocos- oder Palmnuß. Ehedem also wuchsen und blühten diese „Cocosnüsse" (Nipadites) in Brüssel; heutigen Tags müssen wir uns glücklich schätzen wenn wir die harte Dattelpalme in diesem Klima fortbringen können. In denselben Schichten bei den Palmnüssen — welche stets vollständig versteinert sind — findet man auch versteinerte Stämme von Palmbäumen, Bambus und andern den Pappeln ähnlichen Bäumen. Diese Palmnüsse, Bambus und pappelähnlichen Bäume zeigen sich zuweilen in allen Richtungen von einer Art Holzwurm (teredo) durchbohrt, welcher seine wurmartigen Schalen in dem versteinerten Holze zurückgelassen hat. Hin und wieder findet man daß große Büschel der kalkigen Röhren dieses Weichthiers den Stamm eines Pappel- oder Palmbaums bedecken, oder darin begraben sind; zuweilen ferner zeigen sie sich in dichten Massen, wo nur eine geringe Spur eines Baumstamms unterscheidbar ist. In diesem Fall ist das Holz so gänzlich durchröhrt daß kaum noch etwas davon übrig ist.

Das Fossil (der Holzwurm) von welchem ich spreche, gehört der von den Seefahrern vor Einführung der Kupferbedeckung der Schiffe so sehr gefürchteten Gattung einer wurmartigen Molluske an. Die Thiere dieser Gattung — denn gewisse Sippen bestehen annoch — legen ihre Eier auf die Oberfläche des unter Wasser befindlichen Holzes; der junge Holzwurm fängt, sobald er ausgeschlüpft ist, sich seinen Weg in das Holz zu bahnen an, und dringt, je größer er wird, immer tiefer ein. Sein eben so merkwürdiges als wundervolles Operationsverfahren ist in zoologischen Werken geschildert; sein Tunnellirungsapparat übertrifft alles was der Geist des Menschen zur Herstellung seiner Tunnels zu ersinnen vermochte. Die besondere Art, von der ich bemerkt daß man sie in den fossilen Bäumen des Schaerbeek-Sandes gefunden habe, ist die Teredo corniformis Lamark. In der Provinz Brabant haben wir zwei oder drei andere Arten derselben Gattung. Der annoch existirende Holzwurm richtet unter den Cocosnüssen und

den Palmstämmen welche gegenwärtig in den tropischen Meeren schwimmen, dieselben Verwüstungen an wie seine Ahnen vor Tausenden von Jahrhunderten, als sie inmitten der Gewässer lebten welche die Mittel-Eocen-Betten von Brüssel ablagerten. Unsere Leser kennen ohne Zweifel die wundervolle Eigenthümlichkeit des Moschus, seinen Geruch eine lange Zeit hindurch beizubehalten. Monate, ja Jahre können verfließen, und der Geruch des Moschus ist stets ungeschwächt derselbe. Kann aber auch ein Geruch auf hunderttausend und mehr Jahre beibehalten werden? Meine fossilen Holzwürmer beantworten diese Frage bejahend! Wenn diese Fossilien frisch aus den Schichten kommen in denen sie liegen, oder wenn man sie mit einem Messer daraus ablöst, so geben sie einen starken Meergeruch von sich — einen Geruch der in der That bei einigen Stücken so mächtig ist, daß ich — meiner Nase kaum glauben konnte. Der Meergeruch ist indeß sehr charakteristisch, man kann sich darüber nicht leicht täuschen, ihn auch nicht vergessen. Wenn z. B. jemand sein Geruchsorgan in einen Bündel reinen, frischen, noch feuchten Seegrases steckt, so wird er die Wahrhaftigkeit dieser Behauptung anerkennen — man hat diesen Umstand schon in sehr frühen Zeitläuften der Geschichte wahrgenommen. Wenn ich mich recht erinnere, so sagt Quintus Curtius Rufus, in einem der zehn Bücher welche er schrieb um der Nachwelt die Geschichte des Reichs Alexanders des Großen zu übermachen, daß die Lootsen seines erlauchten Monarchen das Meer am Geruch erkannten — „agnoscere se auram maris“ — d. h. sie erkannten aus dem eigenthümlichen Geruch der sich durch die Atmosphäre Bahn brach, daß sie sich in der Nähe des Oceans befanden. Um mir aber volle Ueberzeugung zu verschaffen daß der Geruch des Tertiärmeers keine Täuschung sey, ließ ich die Thatsache augenblicklich von einer beträchtlichen Anzahl Personen, unter denen ich einige sehr ausgezeichnete und volksthümliche Männer nennen könnte, bestätigen. Alle, ohne Ausnahme, waren entzückt über den Gedanken daß sie sich mit ihren Geruchsorganen jetzt in die entschwundenen Jahrhunderte von vorgeschichtlichen oder geologischen Perioden versenkten, und staunten über die ungeheure Anzahl von Jahren während welcher die eben geschilderten Fossilien ihren Geruch beibehalten hatten. Ich setzte hierauf die Pariser Akademie der Wissenschaften von dieser Entdeckung in Kenntniß. Ich habe gesagt daß die erwähnten Fossilien der Mittel-Eocen-Formation, mit welcher unsere Leser ein wenig bekannt sind, entnommen wurden; sie, die Fossilien, haben daher ihren Geruch Tausende von Jahrhunderten hindurch behalten!

Miscellen.

Alter der ägyptischen Cultur nach geologischen Merkmalen. In der Sitzung der „syrisch-ägyptischen Gesellschaft“ vom 8 März machte (wie das Athenäum meldet) Hr. Sharpe auf das Falsche in Hrn. Leonard Horners (S. Ausland 1858. S. 696) Raisonnement rücksichtlich des Alters der Civilisation in Aegypten, wie die Schlammablagerungen des Nils nach den jährlichen Ueberschwemmungen es beweisen sollen, aufmerksam. Hr. Horner fand zehn Fuß Ablagerung zwischen der gegenwärtigen Oberfläche des Bodens und derjenigen Oberfläche auf welcher Ramses II vor etwa 3000 Jahren sein kolossales Standbild innerhalb der Stadt Memphis aufstellte. Hieraus schloß Horner daß die Oberfläche des Bodens sich durchschnittlich um $3^1/_2$ Zoll in einem Jahrhundert erhoben habe, zog aber dabei die bis fast an Gewißheit streifende Wahrscheinlichkeit nicht in Rechnung, daß während der ersten zweitausend Jahre, solange die Stadt stand, die Eindämmungen verhindert haben werden daß irgendwelcher Schlamm sich dort ablagerte. Hr. Sharpe folgerte aus Hrn. Horners Thatsachen daß die Bodenerhebung an dieser Stelle mit mehr Wahrscheinlichkeit viermal so rasch gewesen wäre als Hr. Horner annahm; daß sie überhaupt während der letzten achthundert Jahre stattgefunden, und daß man keinerlei Ueberschwemmung, und sonach auch keine Ablagerung, den Fuß des Standbilds erreichen ließ, bis Memphis ein oder zwei Jahrhunderte nach der Erbauung Kairo's aufgehört hatte eine bewohnte Stadt zu seyn.

*

Reisehandbuch für Griechenland. Bereits im Jahr 1842 erschien ein „Handbuch für Reisende in Griechenland, von Neigebaur und Aldenhoven“ (zwei Thle., Leipzig, Brockhaus); allein wir wissen nicht ob und inwiefern dasselbe den Bedürfnissen und Interessen der Reisenden in Griechenland während der Reise, so wie den nothwendigen Studien zur Vorbereitung auf eine solche wirklich entsprochen habe. Jenes „Handbuch“ gewährte in gewisser Hinsicht für seinen eigentlichen Zweck zu viel, und es hatte schon in seiner äußeren Form etwas unbequemes an sich. Diesen Vorwurf darf man einem ganz kürzlich in der Expedition des Lloyd in Triest erschienenen „Reisehandbuch für Griechenland,“ von Dr. Mor. Busch, nicht machen; vielmehr empfiehlt sich dasselbe durch große Bequemlichkeit und Kürze, und es ist jedenfalls ein höchst gefälliges Vademecum für einen Reisenden in Griechenland, wenn er nur sonst mit bescheidenen Ansprüchen zufrieden ist. Zum Theil kommt es diesem Reisehandbuch zu statten daß der Verfasser im Jahr 1858 selbst in Griechenland gewesen ist, und daß er namentlich in Athen längere Zeit sich aufgehalten und von da aus verschiedene Ausflüge in die Umgebungen der Stadt gemacht, auch durch die peloponnesische Halbinsel eine längere Reise unternommen hatte. Für die übrigen Theile des griechischen Königreichs und für die davon gegebenen Reiseschilderungen, so wie für das was er außerdem über Thessalien, Albanien, die Inseln des Archipelagus und die jonische Republik mittheilt, hat er gewissenhaft andere Werke benutzt und ausgebeutet. Von besonderem Werth sind die auf Autopsie und Erfahrung beruhenden Mittheilungen des Verfassers über gewisse Reisevorschriften für Griechenland, und über allgemeineres was ein jeder Reisende in jedem fremden Lande nothwendig wissen muß, wenn er den außerdem unvermeidlichen Nachtheilen entgehen, dagegen auch die Vortheile genießen will, die gerade in Griechenland niemandem so leicht sich darbieten, der nicht die Gelegenheit hat die Erfahrungen anderer zu benutzen. Dem Verfasser des „Reisehandbuchs für Griechenland“ ist in dieser Beziehung, nicht minder was seine ganze Darstellungsweise anlangt, eine Sicherheit und ein Tact in hohem Grad eigen, der eine Frucht seiner vielen Reisen ist und der nun auch jenem neuesten Reisehandbuch zu gute kommt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 16. Augsburg, 16 April 1859.

Mlle. Fanny Loviot in der Gefangenschaft chinesischer Piraten.

Der Moniteur vom 20 Januar 1855 enthält eine Depesche der brittischen Admiralität, welche der französischen Regierung durch Lord Cowley mitgetheilt wurde, weil sie die Rettung eines chilenischen Schiffes „Caldera“ aus den Händen chinesischer Piraten in der Nähe von Macao betraf, und sich am Bord der Caldera eine französische Dame befunden hatte. Diese Dame, Mlle. Fanny Loviot hat ihre seltsamen Erlebnisse jetzt in einem kleinen Buch beschrieben, das rasch ins Englische übersetzt worden ist und als Schillingsschrift [1] eine außerordentliche Verbreitung gefunden hat. Die Verfasserin und ihre Schwester hatten wegen Handelsgeschäften von Havre aus im Frühjahr 1852 eine Reise nach Californien angetreten. In Rio wurde die neue Welt zum erstenmal erblickt. Was die Dame während des kurzen Aufenthalts vom brasilianischen Leben wahrnehmen konnte, war natürlich sehr wenig, doch macht sie eine treffende sarkastische Bemerkung, wohin die Bemühungen des jetzigen Kaisers zur Beförderung von Wissenschaft und Kunst geführt haben. Unsere Verfasserin erkundigte sich nämlich bei einem Pariser Buchhändler, welche Werke am meisten von den Brasilianern in Rio gekauft würden, und erhielt darauf die schlagende Antwort: die roth eingebundenen. Uebrigens müssen wir zum Trost der Brasilianer hinzusetzen daß auch deutsche Buchhändler erklären, nur der dritte Theil der verkauften Werke werde überhaupt gelesen, der Rest diene als Luxusmöbel, und deßhalb seyen auch bei uns die hübsch angeputzten Bücher die am besten verkäufliche Waare. Als endlich im November Mlle. Loviot durch die „goldene Pforte,“ d. h. in den Hafen San Francisco's einfuhr, herrschte dort noch das Zeitalter der Drehpistolen und Dolchmesser. Abseits von dem reich bewimpelten Mastenwald bemerkte die Dame eine Flotte unheimlicher Art. Schiff an Schiff lag dort als langsam verwitternde Ruine, zerfetzte und verschossene Flaggen wehten an zerbrochenen Masten, die Verdecke klafften weit auf, und in den Spalten wucherte Moos. Es waren dieß Kauffahrer welche von ihrer Mannschaft im Stich gelassen worden waren, und die jetzt aus Mangel an Händen langsam verfaulten. Die Spielhäuser verschlangen damals den besten Theil des öffentlichen Lebens. Obgleich sie oft schon beschrieben worden sind, so gibt uns doch Mlle. Loviot noch neue Einzelnheiten von Werth für die damalige Sittengeschichte. Die Mexicaner spielten Monte, die Franzosen Roulette oder Trente et Quarante, die Amerikaner Faro. Wie bezeichnend! Die Besucher der Häuser theilten sich in die beiden Classen: der Spieler aus Passion und aus Profession. Die Gewerbsspieler gewannen täglich zwischen 4 und 5 Dollars, aber sie ließen sich auch für 8—12 Doll. von einem „Spieler aus Leidenschaft“ miethen, und spielten dann für fremde Rechnung. Meistens waren es Amerikaner, die während des Spieles ein anderes Gewerbe trieben. Sie lauerten nämlich auf die einzelnen Geld- und Goldstücke, welche die Gewinner einzuziehen vergessen hatten, und zogen dann blitzschnell für den Spieler ein, ehe dieser nur wahrnehmen konnte wem die Diebshand gehört habe. Wie man damals versicherte, begünstigten die Eigenthümer der Spielhäuser dieses Gewerbe, wahrscheinlich um sich mit dem gefährlichen Gesindel gut zu stehen. Es hauste nämlich damals noch in San Francisco die schwarze Bande, eine Gaunergesellschaft welche den Gelderwerb durch Kartenglück für allzu problematisch hielt, und deßhalb vorzog einen Spieltisch zu umringen, und im günstigen Moment plötzlich das Geld vom Tisch zu räumen, worauf sie sich gelassen zurückzogen, da niemand, dem das Leben lieber war als das Geld, sie festzuhalten wagte. Um sich nun in diesem Gaunerparadies ein sicheres Plätzchen auszusuchen, mietheten die Damen ein Zimmer in Montgommery Street für 300 Frcs. monatlich, welches einem Hause gegenüberlag, in dessen Erdgeschoß ein Bäckerladen und in dessen erstem Stockwerk der „Sicherheitsausschuß“ (Vigilance Committee), das bekannte Vehmgericht der goldenen Pforte, seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Als Sinnbild und Werkzeug jener Lynchgerechtigkeit hieng ein Strick über einem Flaschenzug am Hause herab. Eines Morgens nun sah die Verfasserin daß ein neuer, langer und starker Strick dort befestigt wurde, auch entstand sehr bald Lärm und Getümmel im Hause und auf der Straße. Die Damen, entsetzt über diese Vorbereitungen, verließen daher eilig ihre Wohnung und durch ein hinteres Thor das Haus. Wirklich wurde an jenem Morgen an einem Spanier das Letzte vollstreckt. Der Bursche betrug sich dabei mit herausfordernder Kaltblütigkeit. Er stieg mit brennender Cigarre auf die Leiter und rauchte fort, bis ihm die Schlinge um den Hals gelegt wurde. Seitdem suchten die Damen eine andere Wohnung.

Auch ins Innere des Landes unternahm die unerschrockene Pariserin Geschäftsreisen. Sie ritt dann nach Männerart auf Maulthie-

[1] Mademoiselle Fanny Loviot, A Lady's Captivity among Chinese Pirates. 12°. London 1859.

ren, trug einen Hederhut, einen Reisepaletot, Reiterstiefeln mit Spornen, hirschlederne Handschuhe, eine lederne Geldkatze um den Leib, einen Dolch im Gürtel und (obgleich sie das aus Bescheidenheit zu ergänzen unterläßt) vermuthlich Beinkleider. Nach 18monatlichem Aufenthalt in San Francisco erhielt unsere resolute Dame von einer Madame Nelson, ebenfalls einer handelstreibenden Französin, den Antrag sie nach Batavia zu begleiten und die Gewinne ihrer Unternehmungen zu theilen. Während die Schwestern noch zwischen Batavia und San Francisco schwankten, brach in einer der nächsten Nächte eine jener furchtbaren Feuersbrünste aus welche die goldene Stadt zu verschiedenenmalen in Asche legten und wobei die Mlles. Loviot zwar ihr Leben aber nur mit einem Verlust von 4000 Piaster an ihrer Habe rettete. Da entschlossen sie sich nun kurz: die eine kehrte nach den Goldgruben von Heureka zurück, die andere gieng mit Madame Nelson zur See und zwar zunächst nach Canton. Am 14 Jun. verließen die beiden Handelsdamen am Bord des „Arcturus“ Californien in Begleitung von vier französischen „Künstlern“ die als Musikanten ihr Glück in Calcutta versuchen wollten. Unter den andern Passagieren befand sich ein Paar chinesischer Wahrsager, die ein wenig Englisch sprachen und deßhalb zur Kurzweil aufgefordert wurden ihre Künste zu zeigen. Sie fanden in Mlle. Loviots Hand zunächst die Enthüllung daß ein großer Reichthum ihrer warte, aber eine andere Linie am Vorderhaupte deuteten sie auf ein großes bevorstehendes Mißgeschick, welches jedoch ohne Folgen für ihre bessere Zukunft bleiben werde. Als aber Madame Nelson ihre Hand öffnete, wollten die Cheiromanten mit der Sprache nicht heraus, und erst als sie gedrängt wurden, sprachen sie orakelhaft: „Sie sind reich gewesen, aber vergebens mühen Sie sich ab diese Reichthümer zu mehren, denn Ihre Tage sind gezählt.“ Die arme Frau gab sich die größte Mühe die Propheten durch ihre Lustigkeit zu beschämen, aber das Wort war ihr durch und durch gegangen. Nach acht Tagen begann sie zu kränkeln, und da kein Arzt an Bord war, wandte man sich an einen chinesischen Heilkünstler welcher rothe Pillen, die er bei sich führte, als unfehlbar anpries. Madame Nelson weigerte sich anfangs diese Arznei zu nehmen, dann entschloß sie sich zu sechs Stück Pillen, nahm sie, fiel darauf in ein heftiges Fieber und starb nach kurzen Leiden. So erreichte Mlle. Loviot gänzlich allein stehend Honkong am 29 August, und nachdem sie bei ihrem Consul ihre Papiere in Ordnung gebracht, sah sie sich nach einem Schiff um welches sie nach Californien zu ihrer Schwester zurückführen sollte, denn die Reise nach Batavia hatte sich durch den Tod ihrer Freundin von selbst erledigt, und auf Hongkong war kein Bleibens, da damals gerade der Aufstand der Cantonesen gegen die Britten ausgebrochen war und die ganze Nachbarschaft von Bewaffneten schwärmte. Sie befand sich daher am 4 Oct. 1854 wieder an Bord der chilenischen Brig „Caldera,“ die von Capitän Rooney, einem Britten und ausgezeichneten Seemann, von etwa 35 Jahren befehligt wurde. Der Dreimaster selbst war ein schmuckes seetüchtiges Fahrzeug von 800 Tonnen und hatte 17 Seeleute an Bord. Im Ganzen befanden sich 22 Personen auf dem Schiff und darunter war unsere Verfasserin das einzige Frauenzimmer. Zu den Passagieren gehörte Than-Sing, ein Chinese aus Canton, ein reicher Kaufmann von beiläufig 50 Jahren, dem eine Fracht Thee gehörte, die er in Californien mit Gewinn abzusetzen gedachte. Am nächsten Tage, immer noch in Sicht der Küste von China, fielen die Barometer mit unheimlicher Geschwindigkeit und alles machte sich auf einen jener fürchterlichen Orkane gefaßt, die in Westindien Tornados, in den chinesischen Gewässern Typhons (Teifuns) genannt werden. Der Orkan wüthete 14 Stunden lang und ließ erst am Mittag des dritten Reisetages ab. Als die Passagiere auf das Deck sich wieder wagen durften, sahen sie ein Bild der Verwüstung. Der Meisenmast und der Hauptmast waren gebrochen, ihre Bramstengen mit allem Tauwerk lagen noch auf dem Deck, zwei der Boote hatten die Wellen in die hohe See gespült, einer der Matrosen war durch den Einsturz schwer beschädigt, und 50 Hühner sowie 6 Schweine, die als Mundvorrath dienen sollten, waren von den fallenden Masten erschlagen worden. Bei dieser Lage blieb nichts übrig als nach Hongkong zurückzukehren. Mit einem einzigen Segel am Vordermast setzte sich die Brig in Bewegung und trat angesichts des Landes ihren Rückweg an.

Mlle. Loviot hatte sich ermüdet in ihrer Cabine zur Ruhe gelegt, und hoffte nach der überstandenen Angst wenigstens 10 oder 12 Stunden zu schlafen. Es mochte etwa Mitternacht seyn, als unsere Dame durch einen infernalischen Lärm geweckt wurde. Sie glaubte anfangs sie träume noch und vernehme einen Chor von Höllengeistern. Ein rothes Licht welches in ihre Cajüte fiel, brachte sie eilig in die Höhe, denn sie glaubte das Schiff stehe in Flammen. Vor der Cajüte fand sie den Capitän und den Supercargo in sprachloser Haltung. Von Zeit zu Zeit rauschte eine Steinwolke prasselnd auf das Verdeck, untermischt mit Raketen oder andern brennenden Geschossen, bei deren Licht man so viel erkannte, daß die „Caldera“ von drei chinesischen Dschunken, jede mit etwa 40 Leuten bemannt, umringt und beschossen wurde. An Bord der Brig und in den Händen des Capitäns befand sich eine einzige Waffe, nämlich eine Drehpistole, eine schwache Wehr gegen solche Angreifer, denn daß man es mit chinesischen Piraten zu thun hatte, darüber blieb kein Zweifel mehr. Diese gefährlichen Seeräuber fallen am liebsten kleine oder invalide Fahrzeuge an, und die Tage nach einem Typhon sind immer für sie die beste Erntezeit. Nur bei Nacht nähern sie sich ihrer Beute, und werfen nach dem feindlichen Deck Steine und Brandgeschosse, nicht um das Schiff anzustecken, sondern um die Angegriffenen vom Verdeck zu scheuchen. Sehen sie dort keine Vertheidiger mehr, so versuchen sie den fremden Bord zu ersteigen. So geschah es auch dießmal, und bald hörte man eine höllische Bande auf dem Deck umhertoben. Der Capitän und der Supercargo versuchten es hinauf zu steigen, wurden aber stets durch einen Hagel von Brandgeschossen wieder in die untern Räume verscheucht. Daß das Schiff nicht in Brand gerieth, setzt uns und setzte die Verfasserin in Verwunderung, wahrscheinlich aber sind die Feuergeschosse der chinesischen Seeräuber absichtlich nur so gemacht daß sie schrecken aber nicht zünden. Die Piraten selbst, soviel man gewahr werden konnte, unterschieden sich in ihrer Tracht von den andern Chinesen bloß durch rothe Turbane und Ledergürtel, reich mit Waffen gespickt. Dem Capitän blieb nichts übrig als sich mit Mannschaft und Passagieren in den untern Räumen zu verstecken, denn alle widerriethen ihm gegen die Uebermacht von der Drehpistole einen nutzlosen Gebrauch zu machen, da man höchstens die Wuth der Räuber reizen würde, wenn man ein paar der ihrigen niederschösse. Nach einer ängstlichen Pause ließ sich plötzlich eine wohlbekannte Stimme vernehmen: „Capitän! Wo seyd Ihr? Antwortet! Kommt schnell.“ Es war der Cantoneser Theehändler, aber niemand gab Antwort. Sechs Räuber mit gezogenen Schwertern und Laternen bewaffnet, durchsuchten die Schiffsräume und fanden bald die Versteckten. Zuletzt kam Mlle. Loviot zum Vorschein, und großen Jubel zeigten die Chinesen beim Anblick eines Frauenzimmers. Da

sich sogleich gierige Blicke auf den geringen Schmuck richteten, den sie an sich trug, so nahm sie eilig ihre Ohrringe und Armbänder ab, und warf sie ihnen vor die Füße. Als sie auf das Verdeck geschleppt worden war, sah sie ihre Leidensgefährten bereits in Ketten liegen. Etliche der Räuber faßten die Unglückliche an den Armen, und gaben ihr unter Lachen durch Gebärden zu verstehen daß man ihr die Hände abhauen wollte. Da aber näherte sich ihr Than-Sing, der Theehändler aus Canton, der, zwar nicht gefesselt, doch so gut wie die andern als Gefangener behandelt wurde, und flüsterte ihr zu: „Lassen Sie sich nicht Angst machen, sie thun uns nichts zu Leide." Von diesem Manne hieng das Schicksal der übrigen ab. Als ihn die Räuber fragten, ob der Capitän ein Engländer sey, gab er ihn vorsichtig für einen Spanier aus, denn sonst wäre sein Leben bei den gegen die Britten ausgebrochenen Feindseligkeiten auf dem Spiel gewesen; die andere Mannschaft, setzte er hinzu, gehöre verschiedenen europäischen Nationen an, Mlle. Loviot aber sey die Frau des Capitäns und eine Französin.

Jetzt begann das Plündern des Schiffes, welches die Piraten mittlerweile vor Anker gelegt hatten. Es fehlte dabei nicht an mancher ergötzlichen Scene. So hatte einer der Räuber eine silberne Gabel gefunden, und konnte, an die einheimischen Eßstäbchen gewöhnt, nicht errathen, wozu ein solches Werkzeug dienen möchte. Er stellte sich deßhalb vor die Gefangene, und stach mit fragender Gebärde die Gabel in die Haare, in der Meinung sie könne wohl als Kamm oder Haarputz dienen, bis ihn der Theehändler genügend belehrte. Etwas später ließ der Räuberhäuptling die Matrosen wieder entfesseln, damit sie beim Löschen der Ladung behülflich wären. So verfloß der erste Tag angesichts eines reizenden, von dichtbewachsenen Geländen amphitheatralisch eingeschlossenen Golfes, besäet mit reizenden Dörfern, die sämmtlich von einer Piratenbevölkerung bewohnt waren.

Am nächsten Morgen wurde die Verfasserin von dem Rufe ihrer Leidensgefährten geweckt: „Die Piraten verlassen uns!" In der That waren die Räuberdschunken im Begriff von der „Caldera" sich schleunigst zu entfernen, allein die Ursache war keine beruhigende, denn auf der hohen See nahte sich eine zahlreiche Flotte anderer Dschunken, und die kleinen Räuber zogen nur deßhalb so eilig, weil sie nicht mit ihren stärkern Cameraden die Beute theilen wollten. Die Zwischenpause benutzte unsere Pariserin, sich mit der Garderobe des Capitäns in Männerkleider zu werfen, weil sie in ihrer Lage ein Verstecken ihres Geschlechtes für rathsamer hielt. Kaum war sie damit fertig, so wurde die Brig von etwa 40 Dschunken umringt, von denen jede 20 bis 40 Räuber fassen mochte. Diese pflegen sich auf ihren Schiffen so zünftig und häuslich einzurichten, daß selbst ihre Weiber sie begleiten, und bei dem Laden und Löschen der Fracht behülflich sind. Oft genug brechen unter diesen Geschwadern innere Fehden aus, und der Stärkere frißt dann den Schwächern. Was die andern übrig gelassen, wurde jetzt vollends geplündert, der Mannschaft und den Passagieren schenkte man aber keine oder geringe Aufmerksamkeit, und das schlimmste was die neuen Besucher befürchten ließen, bestand in der völligen Ausräumung sämmtlicher Lebensmittel. Einzelne von den Piraten näherten sich den Europäern, brachten ihnen gutmüthig etwas zu essen, versprachen auch wohl sie nach dem, wie sich aus ihren Reden ergab, nur 20 Seemeilen entfernten Macao gegen ein Lösegeld zu bringen. Doch gegen Abend machten sich die Dschunken wieder auf den Weg, und entfernten sich nach und nach von der „Caldera."

Es war gegen 10 Uhr Nachts bei hellem Mondschein daß die Verfasserin, deren Männerkleidung die Piraten keinen Augenblick getäuscht hatte, auf das Verdeck stieg, und dort bemerkte daß nur eine ganz kleine Dschunke noch der „Caldera" zur Seite lag. Sie weckte den Capitän, zeigte ihm was sie gesehen, und rieth ihm die günstige Lage zur Flucht zu benutzen. Hr. Rooney begab sich zu seinen Gefährten und schlug ihnen vor die Piraten zu überfallen, sich ihres Fahrzeuges zu bemächtigen und nach Macao zu entfliehen. Bei Schiffbrüchen und ähnlichen Unglücksfällen hört bekanntlich an Bord jede Disciplinargewalt auf, und der Capitän ist nur noch der gute Freund seiner Matrosen. Hunger und Elend hatten die Leute aber so geschwächt daß der Vorschlag als Tollkühnheit verworfen wurde; denn, sagte man nicht mit Unrecht, wenn man auch die acht Chinesen in der Dschunke überwältigen könnte, so würde es doch Lärm geben und die Piraten, die in die benachbarten Gewässer sich zurückgezogen hätten, möchten der Dschunke nachsetzen und würden sie unfehlbar einholen. Der Streit erledigte sich überdieß sehr bald, als die kleine Dschunke kurz darauf sich davon machte. Noch lag ein Boot auf dem Verdeck, und dieses sollte zur Flucht benutzt werden. Leider waren etliche Planken aus dem Boden gebrochen und das Fahrzeug seeuntüchtig. Am andern Tage nun machte man sich daran die Lecke auszubessern, einen Mast für das Boot, ein Segel aus den Fetzen und Sparren die auf der „Caldera" noch umherlagen, zusammenzuflicken und Ruder zu schneiden, denn was der Typhon nicht verheert hatte, das war von den Piraten weggeführt worden. So kam der Abend heran, und eben wollte man das Boot ins Wasser lassen, als zwei Dschunken sichtbar wurden, die auf die „Caldera" lossegelten. Etliche Piraten begaben sich mit Laternen an Bord und musterten die Gefangenen, als ob sie sie zählen und sich versichern wollten daß keiner entschlüpft sey. Die Räuber zündeten dann Fackeln an und durchsuchten die untern Räume, um sich das grausame Vergnügen zu machen, die Schiffbrüchigen (denn die „Caldera" saß seit längerer Zeit fest) durch Feuersgefahr zu ängstigen. Auch fielen die Funken fort und fort zu Boden, und ein Unglück wurde nur dadurch verhütet daß die Matrosen den Fackelträgern Schritt für Schritt folgten und das Feuer austraten. Endlich hatten die Piraten ihre Visitation satt, und die Dschunken verließen die „Caldera." Ohne Säumniß wurde jetzt das Boot in die See gelassen und jeder nahm seinen Platz. Die Richtung in welcher Macao lag, kannte man; ein blauer Berg der Küste nahe am Horizont und deutlich am Tag sichtbar, war ihnen als Wegweiser bezeichnet worden. Das Wetter aber hatte sich leider verschlimmert; ein kräftiger Wind blies landeinwärts dem Boot entgegen, die See gieng rauh und von vornherein mußten zwei Matrosen das Wasser ausschöpfen, welches durch den Leck drang. Mast und Segel bewiesen sich bald als hinderlich und mußten eingezogen werden, so daß man auf die rohen und schweren Ruder allein beschränkt blieb. So legte man drei Meilen zurück, als zuletzt jedermann sich überzeugte, die Kräfte der Ruderer würden nicht viel weiter ausreichen. Auch mußten bereits vier Matrosen Wasser schöpfen, denn das Boot füllte sich nicht bloß von unten, sondern auch durch überschlagende Wellen. Man zog also die Ruder ein und ließ sich von Wind und Strömung nach dem Wrack der „Caldera" zurücktreiben.

Der nächste Tag war der 11 Oct., und schon am frühen Morgen stellten sich Piratenbesuche auf dem Verdeck ein. Than-Sing, der Theehändler, verkehrte lebhaft mit den Anführern. Der Chinese erklärte den Passagieren daß er selbst, der Capitän und die französische Dame

auf die nächste Räuberdschunke sich begeben und nach Macao geführt werden sollten, wo man über ihr und der Mannschaft Lösegeld sich verständigen müsse. Dieser Befehl wurde augenblicklich ausgeführt, aber zu ihrem Entsetzen gewahrte die Verfasserin daß nur sie und der Theehändler auf das nämliche Fahrzeug gebracht wurde, Hr. Rooney aber zurückblieb.. Dort führte man sie in die Cajüte des Häuptlings, der ihnen erklärte, in 7—8 Tagen würde Hr. Rooney in Macao das Lösegeld bezahlt haben, und sie müßten mittlerweile als Geiseln bei ihm an Bord bleiben. Man führte das seltsame Paar wieder hinweg und wies ihnen ein finsteres Loch unter dem Deck an, so niedrig daß man nicht aufrecht stehen, und so eng daß zwei Personen sich nicht ausgestreckt legen konnten. Solange der Deckel oder die Thür zu diesem Kasten noch offen blieb, genoß man die Aussicht in den Himmel, aber zum Schrecken der Gefangenen wurde er zugemacht, und bald darauf hörte man oben fortgesetzte Schläge als ob man den Deckel zunagle. Unsrer Dame gerann das Blut vor Schrecken als sie sich lebendig mit dem fremden Mann eingesargt fand, doch beruhigte sie Than-Sing, der seine Landsleute besser kannte. Es war auch nur ein grausamer Scherz gewesen, denn am andern Morgen wurde der Deckel gelüftet, und als das Sonnenlicht voll hereinströmte, fühlten sich die Gefangenen wie vom Scheintod erlöst. Gegen Abend brachte man ihnen ein wenig Wasser, Thee und Reis, wovon die Pariserin nur auf dringendes Zureden ihres chinesischen Leidensgefährten etwas zu sich nahm. Kurz nachher erhob sich ein gellender Chor an Bord, und lautes Geschrei. „Das ist der Ruf zum Gebet!" erklärte der Cantoneser Theehändler. Unsere Verfasserin war höchst betroffen daß solche Ungeheuer auch beten können, doch hatte sie in der Folge Gelegenheit sich an diese ungewöhnliche Erscheinung zu gewöhnen, denn sie kehrte regelmäßig jeden Abend wieder. Für die Nacht brachte einer der Räuber den Gefangenen in ihren Kerker oder Käfig ein Licht, d. h. ein kleines Oellämpchen, wie die Nachtlichter unsrer Krankenzimmer. Kaum aber hatte sich die Gefangene mit Hülfe dieser Beleuchtung umgeschaut, so stieß sie einen Schrei des Entsetzens aus, denn die Wände waren bevölkert mit Schaaren zottiger Spinnen, ungeheuren Käfern, riesenhaften gehörnten und gleißenden Holzläusen. Damit nun bei dieser maritimen Fauna auch die Vierfüßler vertreten wären, trieben zwischen den Gefangenen vier starke Ratten ihre Geschäfte. Der Theehändler bot der Entsetzten an, das Licht auszulöschen, aber es gewährte ihr mehr Trost als Furcht. Sie versteckte ihre Hände in ihre Kleider, verhüllte ihren Kopf in das Taschentuch und versuchte einzuschlafen. Mit dem Morgenlicht verkroch sich das Ungeziefer in seine Schlupfwinkel.

Acht Tage lang blieben beide Gefangene in dieser Lage. Anfangs dauerten die kleinen Quälereien fort. So z. B. war kaum am nächsten Morgen der Deckel des Käfigs gelüftet worden als sich ein höhnischer Chor Piraten vor den Gefangenen sammelte. Einer der Räuber war so grausam durch unanständige Gebärden anzudeuten daß die Dame und der Theehändler die Nacht als Liebespaar zugebracht hätten, der Witz war aber nicht nach dem Geschmack des Piratencapitäns, denn er befahl, um jede Fortsetzung abzuschneiden, daß der Deckel wieder geschlossen werde. Der Theehändler erzählte jetzt seiner Mitgefangenen daß ihn die Piraten ausgefragt hätten, wie viel Frauen er in Canton besitze, da bei den Chinesen aus der Zahl der Frauen, wie bei uns etwa aus der Zahl der Luxuspferde sich der Wohlstand der Leute bemessen läßt. Sie hätten dann hinzugefügt daß wenn das Lösegeld nicht groß genug ausfalle, die Räuber vorziehen würden ihn zu einem Piraten zu machen, die Französin aber einem der ihrigen zur Frau zu geben, doch solle sie sich darüber nicht beängstigen, denn die Drohung könne nicht ernstlich gemeint seyn, da Gesetz, Sitte und Herkommen jede Verheirathung der Chinesen mit fremden Frauen verhindere, nur möge sie sich hüten, jemals in Gegenwart der Chinesen ihn zu berühren, denn dieß sey ein harter Verstoß der Landessitte und schade seinem Ansehen. Der nächste Tag verfloß ohne Ereignisse und die Neckereien beschränkten sich darauf daß die Mannschaft mitunter: „Fanny, Fanny!" rief. Das Abendgebet, während dessen die Gefangenen auf dem Deck sich frei bewegen konnten, war die glücklichste Stunde des Tags und man gönnte der Fremden volle Muße dem heidnischen Hochamte beizuwohnen. Jeden Abend begann es mit einem entsetzlichen Concert der Gongs, Trommeln und Cymbeln. Dann wurden an dem Altar, der sich auf jeder Dschunke befindet, Wachskerzen angezündet, Opfer von Fleisch und Getränken gebracht und eine Laterne am Maste hinaufgezogen. Nun erschien ein Schiffsjunge mit zwei Schwertern im Gürtel, die er aufrecht mitten auf dem Deck in den Boden stieß. Der Häuptling fiel sodann vor dem Altar oder der Capelle auf die Kniee, und ein Gesang begann, an dessen Schlusse der Andächtige aus dem Weihkruge trank und unter mannichfachen Gebärden mit einer Anzahl Münzen und Metallstücken zwischen den Händen klimperte. Hierauf wurden Papierrollen angezündet und um die Schwerter wie zur Einsegnung herumbewegt, worauf der Capitän mit den brennenden Papieren sich auf das Hinterdeck begab, sie feierlich in der Luft schwenkte und dann in die See fallen ließ. Gongs und Trommeln schlugen dazu einen kräftigen Wirbel und der Häuptling schien aufs neue in Andacht zu sinken, aber sowie der letzte Funke erloschen war, erhob er sich, die Musik schwieg, und der Gottesdienst war beendigt.

Am 15 Oct. vereinigten sich verschiedene andere Räuberdschunken mit dem Fahrzeug unserer Verfasserin, und machten gemeinschaftlich Jagd auf einen chinesischen Kauffahrer, der von Honkong nach Canton mit Passagieren und Gütern fuhr. Am Abend wurden die beiden Gefangenen wieder eingesargt, aber die Nacht über dauerte der Kriegslärm fort, und erinnerte an die Auftritte auf der „Caldera." Der Fang war den Piraten geglückt und außergewöhnlich lohnend gewesen denn die Dschunke kam von Californien. Deßhalb stand den neuen Gefangenen ein entsetzliches Schicksal bevor, da die Piraten, um das Geheimniß von Schätzen zu erpressen, californischen Passagieren stets die Folter auflegen. Zwar giengen glücklicherweise für die Dame diese Scenen an Bord eines andern Räuberschiffes vor sich, aber die Piraten waren so beschäftigt mit der Vertheilung ihrer Beute, daß sie am nächsten Tage ihre Gefangenen eingesperrt ließen. Am 17 October durften aber die beiden Geiseln in völliger Freiheit auf dem Deck sich bewegen. Das Fahrzeug fuhr an einer unbewohnten Küste entlang, und die Schönheit der Landschaft erquickte die Gefangene selbst in ihrem Elend. Der Piratenhäuptling drückte Than-Sing sein Verwundern aus daß die Dschunke, die mit Capitän Rooney nach Macao gegangen sey, das Lösegeld noch nicht überbracht habe. Schon gestern hätte sie eintreffen sollen, und wenn sie nicht innerhalb fünf Tagen käme, müßte er die Gefangenen an Bord eines andern Fahrzeugs bringen. Sonst benahmen sich die Piraten gegen die Gefangenen wie alte Bekannte. „Sie haben Sie jetzt alle gern, sagte der Theehändler zu Mlle. Loviot, wegen Ihres lieben Gesichts und Ihrer lieben Augen, und jedermann wünscht daß Ihnen kein Leid mehr geschehe." Bei dem Umherwandern auf dem Deck wurde die Pariserin ein Buch ge

wahr. Der Anblick bewegte sie tief, denn er erinnerte sie mächtig an Europa. Das Buch war ein deutsches, so daß die Verfasserin aus Mangel an Sprachkenntnissen keine Unterhaltung daraus gewinnen konnte. Der fette Raub des vorgestrigen Tags wurde von den Piraten durch ein „Extradiner“ gefeiert. Der Schiffskoch strengte sich an, gebackene Austern und leckere Fische zu bereiten, denen er Schweinfleisch, Reis, Wein (Arak) und Thee nachfolgen ließ. Die Gefangenen wurden dabei als Gäste behandelt und aßen mit dem größten Appetit. Doch mußte die Tafel rasch abgebrochen werden, als ein chinesischer Kauffahrer in Sicht kam. Augenblicklich begann die Jagd, aber die Dschunke war ein besserer Segler und bald den Seeräubern entrückt.

So brach Mittwoch der 18 October an, der letzte Tag, wo die Verfasserin bei ihren chinesischen „Wirthen“ von der schwarzen Flagge bleiben sollte. Die ganze Nacht über war man gesegelt, jetzt aber lag die Dschunke vor Anker, und der Deckel oder die Fallthüre des Käfigs war fest verschlossen. Auf dem Deck herrschte ungewöhnlich viel Lärm und Geschäftigkeit. Than-Sing war bereits wach, und seine Gefährtin frug ihn, was vorgehen möge. Er legte den Finger auf die Lippen und flüsterte ihr leise zu: „Sie machen sich davon.“ Die Pariserin begriff nicht was das heißen sollte, der Theehändler aber wiederholte: „Sie machen sich auf, denn sie werden von einem Dampfer verfolgt.“ Die Dame erschrak, denn sie meinte Than-Sing sey verrückt geworden, oder rede im Fieber. „Würden sie vor Anker liegen bleiben wenn ein Dampfer sie verfolgte?“ bemerkte sie zweifelnd. „Die Piraten, erklärte Than-Sing, sind verfolgt worden, haben die Dschunke dem Lande genähert und wollen sich in die Berge flüchten.“ Durch eine Spalte der Wand konnte man allerdings ein Fahrzeug auf zwei Seemeilen Entfernung wahrnehmen, aber man sah keinen Rauch. „Es ist kein Dampfer, sagte die Pariserin, sondern ein zufällig vorüberfahrendes Schiff.“ — „Es ist ein Dampfer, beharrte der Theehändler. Aber Dampfer oder nicht, setzte er hinzu, die Piraten fliehen vor diesem Schiffe, denn hören Sie nicht wie Ihre Stimmen schwächer und schwächer werden?“

Wirklich wurde alles still und stiller. Die Französin strengte sich an, um die Falle zu heben, aber der vorsichtige Than-Sing hielt sie zurück. Da nahten eilige Schritte über das Deck, der Deckel wurde gehoben, und der freundliche Schiffskoch rief herein: „Fürchtet nichts! Ein Dampfer ist da!“ Mit diesen Worten sprang er davon den übrigen nach, die ohne weiteres durch das seichte Meer ans Land gewatet waren. Mlle. Loviot und der Theehändler befanden sich jetzt ganz allein auf der Dschunke, aber Ungeduld und Angst drückten der Pariserin das Herz ab. Hülfe war in der Nähe, aber ob man auf dem Schiff ahnte daß Gefangene an Bord der Dschunke waren, blieb fraglich. Bald also dachte die Pariserin daran den Piraten ans Land nachzusetzen, bald wollte sie das kleine Boot der Dschunke ins Wasser lassen und nach dem Dampfer rudern. „Bleiben Sie nur ruhig, ermahnte Than-Sing. Sie kommen, sie kommen ganz sicherlich!“ Das Phlegma des Cantonesen brachte die Dame beinahe zur Verzweiflung, aber er, der die Piraten besser kannte, und sich sagen mußte daß sie nicht ohne gegründete Furcht die Dschunke verlassen haben würden, behielt dießmal recht. „Erkennen Sie dort, rief er, jene drei Boote, die gerade um die nächste Landspitze biegen!“ In der That, es waren drei Boote. Im Nu riß sich die Französin das Hemd vom Leibe, band es an einen Bambusstock und wehte damit über Bord, denn schon unterschied sie blaue Jacken auf den Ruderbänken. Vorgebeugt über den Schiffsrand, mit der Hand vor den Augen, starrte sie den Kommenden entgegen. Da blitzte es plötzlich zugleich aus allen drei Booten, Pulverwolken stiegen auf, und der Knall des Reihenfeuers folgte hinterdrein. „Großer Gott! rief die unglückliche Frau, soll uns beschieden seyn unter den Kugeln unserer Freunde zu fallen?“ Doch die unerschrockene Französin ließ nicht nach, wehte mit der Flagge, schwenkte ihre Mütze, ließ ihr langes Haar in der Luft flattern, und endlich, endlich erscholl der brittische Seemannsgruß Hurrah! Hurrah! aus den Booten, Hüte wurden als Erkennung drüben geschwenkt und die Ruder schärfer eingesetzt.

Es waren brittische Seesoldaten, die in Begleitung Capitän Rooney's die Dschunke bestiegen, und Mlle. Loviot mußte sich sogleich zwischen ihre Befreier und den wackern Theehändler werfen, den das Seemannsvolk mit Faustschlägen verköstigte, weil man ihn für einen Seeräuber hielt. Es ergab sich auch daß die letzte Gewehrsalve aus den Booten nicht scharf gewesen war. Man hatte blind gefeuert um die Seeräuber auf das Deck zu jagen, der nächste Gruß hätte aber aus einer scharfen Ladung bestanden, wenn man nicht an dem Mützenschwenken unsre Verfasserin erkannt hätte. In Begleitung Capitän Rooney's begab sich die Dame jetzt an Bord des Dampfers, wo für sie bereits eine Cabine und alle Arten Toilettenbedürfnisse bereit standen. Der unglückliche Befehlshaber der „Caldera“ erzählte ihr nun daß drei Stunden nach ihrer Trennung ihn eine Piratendschunke abgeholt, die Mannschaft aber auf dem Wrack zurückgelassen habe. Zweihundert Piaster wurden als Lösegeld für sämmtliche Gefangene gefordert, und Rooney in Begleitung zweier Piraten ungescheut in Macao ans Land gesetzt, denn die Seeräuber befürchteten nichts, solange Than-Sing und die Französin in ihren Händen blieben. Rooney aber, anstatt das Geld zu erheben, lieferte seine beiden Begleiter dem Gouverneur als Seeräuber aus und eilte mit ihnen in Ketten schleunigst nach Hongkong, wo er den französischen Consul Hrn. Haskell sogleich von allem Vorgefallenen unterrichtete. Da kein französisches Kriegsschiff vor Anker lag, begab sich Hr. Haskell noch in später Nacht an Bord des brittischen Kriegsschiffs „Sparta“ zum Admiral Sir William Hoste, der ihm ein paar Dutzend Soldaten übergab, während die Peninsular and Oriental Steam Packet Company großmüthig ihren Dampfer „Lady Mary Wood“ zur Verfügung stellte, der, mit den brittischen Marinesoldaten bemannt, um sechs Uhr des andern Morgens schon mit Capitän Rooney abdampfte. Nach kurzer Küstenfahrt stieß man auf Schiffstrümmer die zur Caldera gehörten, und fuhr dicht am Ufer hin, bei jedem Dorf beilegend, und nach der Brig und ihrer Mannschaft spähend. Bei einem dieser Besuche wurden die Boote am Ufer unversehens mit einem Gewehrfeuer begrüßt. Die Engländer wollten jedes Gefecht ablehnen, zogen eine weiße Flagge auf und schickten einen der beiden gefangenen Seeräuber, die man mitgenommen hatte, zur Verständigung mit den Eingebornen ab. Capitän Rooney bezeichnete ihm einen Punkt bis wohin er vorgehen sollte, ein Schritt über dieses Ziel werde ihm das Leben kosten. Kaum fühlte sich der Pirat in Freiheit, so begann er zu laufen, aber es begleiteten ihn die wohlgerichteten Büchsen der brittischen Scharfschützen. Im Augenblick wo der Flüchtling das angedeutete Ziel überschritt, erscholl der Befehl, Feuer! Der Chinese taumelte wie ein Betrunkener, fiel in die Kniee und streckte sich als kalter Mann. Diese Kugeln beantworteten aber die Küstenbewohner mit einer zweiten Salve, und jetzt stürmten die Soldaten gegen das Dorf, welches die Chinesen nach dem dritten Reihenfeuer im Stich ließen. Aber dieser Sieg war völlig unfruchtbar,

denn man erfuhr auf diese Weise gar nichts von den Vermißten. So beschloß denn der Capitän der „Lady Mary Wood" wieder nach Hongkong zurückzukehren, und bereits war das Steuer gewendet als eine Kauffahrerdschunke heranfuhr, an deren Bord die sämmtliche Mannschaft der „Caldera" sich befand. Diese armen Bursche hatten einen letzten Versuch gewagt um nicht auf dem Wrack zu verhungern, und waren noch einmal mit dem Boot in See gegangen. Zwar war ihnen dießmal der Wind etwas günstiger, aber sicherlich wären sie kläglich umgekommen wenn nicht jene Dschunke sie unterwegs angetroffen und aufgenommen hätte. Dem chinesischen Capitän wurden sogleich 400 Dollars als Belohnung ausgezahlt, die „Lady Mary Wood" aber kehrte mit den Geretteten nach Hongkong zurück. Es fehlte jetzt nur noch der Theehändler und die Französin. Der französische Consul Haskell bot alles mögliche auf um sie zu retten, und kaum war die erste Expedition zurück, so verließ am Dienstag 17 Oct. 1854 ein anderer Dampfer „Ann" den Hafen. Ein glücklicher Zufall wollte es daß der Dampfer die Dschunke mit den beiden Gefangenen in Sicht bekam und auf sie Jagd machte. Um den Verfolgten nicht merken zu lassen daß ein Dampfer ihnen nachsetze, ließen die Seeleute den Kamin herab, weßhalb auch Mlle. Loviot nichts von Rauch bemerkte. Wahrscheinlich hatte Than-Sing aus den Reden der Seeräuber geschlossen daß ein „Feuerschiff" die Dschunke verfolgte.

Da die drei Boote am Abend des Befreiungstages noch nicht zurückgekehrt waren als es schon dunkelte, so wurde der Capitän etwas unruhig. Eben wollte er die Anker heben um sie aufzusuchen, als auf zwei oder drei Seemeilen Entfernung an der Küste eine grauenhafte Feuersbrunst aufgieng. Eine gewaltige Rauchmasse wuchs in den Himmel, und weit und breit färbte die rothe Lohe den Wasserspiegel. Nach Aufgang des Mondes sah man die Boote zurückkehren; die Mannschaft war ziemlich ermüdet, aber die Geister aufgeregt von den Abenteuern des Tages. Sie waren vor einem Piratendorf gelandet und hatten den Bewohnern ein heißes Gefecht geliefert, etliche von ihnen getödtet, wohl auch gemordet, einen Theil der Frachten von der „Caldera" aufgefunden und zum Abschied das Dorf an vier Ecken zugleich angezündet. Am nächsten Morgen wurde das Geschäft fortgesetzt. Die drei Boote liefen wieder auf Execution aus und zwar um ein Vorgebirge herum, hinter welchem ein zweiter Golf lag. Eben waren die Boote im Begriff hinter dem Lande zu verschwinden, als ein Batterienfeuer hörbar wurde und die Boote eilig zurückruderten. Im Golf lagen nämlich 40—50 Dschunken beisammen, und längs dem Ufer waren Befestigungen errichtet worden. In dieses Wespennest zu stechen hielt der Capitän nicht für rathsam, sondern kehrte befriedigt mit den bisherigen Erfolgen nach Hongkong zurück. Um acht Uhr des nächsten Morgens war man in Sicht der Stadt, und da der Capitän durch eine Flagge „All Right" signalisirt hatte, so füllte sich der Landungsplatz mit Neugierigen, um unsere Verfasserin, deren Schicksal natürlich alle Einwohner in Spannung versetzt hatte, zu empfangen. Sie nahm ihre Wohnung bei ihrem Retter, dem französischen Consul, und kehrte, nachdem sie eine Gehirnentzündung glücklich überstanden hatte, im November 1854 nach Europa zurück.

Italienische Klöster.

(Von A. St.)

2. Montecassino.

(Schluß.)

Als einzigen Rest der Kirche, deren Consecration das Bild Giordano's zum Gegenstand hat, sieht man gegenwärtig noch die Bronzethüren des Hauptportals der jetzigen Kirche. Die verschiedenen Felder derselben, in deren jedem der Name eines abgesonderten Theils des frühern Klosterterritoriums eingravirt ist, sind nicht viel größer als ein Quartblatt Papier, und doch blieb kein Raum auf den beiden gewaltigen Thürflügeln unausgefüllt, so groß war das Ländergebiet Montecassino's. Das Silber, mit welchem die eingravirten Buchstaben ausgegossen waren, ist von habsüchtigen Händen herausgekratzt. Unter der Kirche führt eine Krypta her mit schönen, aber durch Muthwillen und durch Feuchtigkeit sehr zerstörten Fresken Marco's da Siena; an die Krypta stößt ein unterirdischer Chor, der einen gedielten Fußboden für den Gebrauch im Winter hat; in ihm steht ein colossaler, von Johann v. Aragonien geschenkter Lesepult. Tritt man aus der Kirche, so hat man zur Rechten und zur Linken je einen Klosterflügel; in ersterm befinden sich die Räume für Seminarium, Collegium und Bibliothek, in letzterm für die Mönchszellen, das Noviziat und die Fremden, nebst dem zugehörigen Refectorium; ebener Erde sind außer dem Archiv der Weinkeller, die Stallungen, die Schneiderei und Tischlerei, so wie die Apotheke, diese in einem interessanten alterthümlichen buntbemalten Gewölbbau, worin ringsum auf Reposituren blau- und weißglacirte reinliche Büchsen stehen. Bemerkenswerth ist auch die massive braune Ladenbank von vorzüglichem Schnitzwerk. Nebenan sind die verschiedenen Räume des Laboratoriums, darin eine besondere Cisterne, und in der Wand eine alte sich herunterklappende Marmorplatte mit eingegrabenen Formen für Zucker. Der Apotheker war nicht Klosterbruder; er machte einen freundlichen Führer. Unterhalb der früher beschriebenen Zimmer im Thurme Benedicts ist als erster Aufenthalt des Heiligen ein Capelle mit mittelalterlichem Mosaikfußboden; daran stößt ein dunkler, kellerartiger Raum, der über dem Eingang die Ueberschrift trägt: habitaculum primorum S. Patriarchae discipulorum; zur Veranschaulichung der Art und Weise, wie diese Schüler des Patriarchen gewohnt haben, liegen auf einem harten Steinlager am Boden zwei in Stein ausgehauene Mönchsfiguren. In dem Corridor, der nach dem Archive führt, sind in der Wand Theile von Inschriften aus der alten Stadt Cassinum eingemauert, darunter eine wonach Humidia Quadratilla den Cassinaten einen Tempel und das Amphitheater baute, welches in seinen Ringmauern, wohl den einzigen in Italien, die statt des gewöhnlichen Ovals einen Kreis bilden, noch heute einige hundert Schritte nördlich von San Germano steht. Nach des Schlesiers Mittheilung soll gegenwärtig im Kloster ein kleines Theater seyn, worin sich die Mönche von den Seminaristen in der Carnevalszeit vorspielen lassen; ich habe es nicht zu sehen bekommen. Rechts von der großen Treppe des mittlern Vorhofs ist der Eingang für die Zimmer der auf Montecassino Gastfreundschaft beanspruchenden Nonnen; nur der Abt darf mit ihnen verkehren und zu Tische sitzen. Von der obersten Stufe jener Treppe betritt man eine Terrasse, welche sich oberhalb der drei

rechtwinkelig zusammenstoßenden Bogengänge des Klosterhofes mit durchbrochener Galerie herzieht. Man hat von ihr dieselbe Aussicht wie von dem unmittelbar darunter liegenden Balcon, von welchem aus ich zuerst die Schönheit des cassinesischen Landes kennen lernte. Der Volksmund nennt die Terrasse mit Recht: „il paradiso di Monte Cassino.“ Dem Abbé verdankte ich die erste Bekanntschaft mit diesem Paradiese; er wandelte in schwärmerischem Entzücken auf und ab, und wollte nach dem Abendtisch im Mondschein dort wieder mit mir zusammentreffen; aber Frau Luna mochte dem Verächter ihres Geschlechts zürnen und steckte sich hinter dichte Wolken, die ihr Licht selbst dem Paradiese entziehen sollten.

Des Vormittags arbeitete Laprie regelmäßig auf seinem Zimmer, das in dem Stockwerk unterhalb des meinigen lag, und sich zum Unterschied von diesem eines Sopha erfreute. Auf den Tischen lagen vom Abbé geschriebene, umfangreiche Manuscripte, und ein altitalienisches Werk über die Excommunication. Die Unterhaltungslectüre war durch Manzoni's Werke vertreten, welche die Zöglinge des Laienconvicts ihrem zeitweiligen Lehrer in der französischen Sprache zum Andenken verehrt hatten, ein Geschenk das bei uns zu Lande weder für die Knaben als Schenker, noch für den Geistlichen als Empfänger würde passend gefunden worden seyn. Die „promessi sposi“ schätzte Laprie, wie jeder andere der sie kennt; vorzüglich war seiner Ansicht nach der Priester Abondio gezeichnet, ein Charakter der mir gerade nicht als der bemerkenswertheste des Romans in der Erinnerung lebt, dessen naturgetreue Schilderung aber Laprie besser verstehen mußte als ich, der ich bis dahin Abondio'schen Originalen ziemlich fern gestanden hatte. Der Abbé konnte ein solches recht wohl abgeben, wenigstens was seinen Heldenmuth angieng. Selbst in der nächsten Umgebung des Klosters fürchtete er Räuber, und neben diesen Hunde und Schlangen. Der letztern eine wollte er vor einigen Tagen, länger als er selber, auf der Gartenmauer haben liegen sehen. Giengen wir zusammen spazieren, was gewöhnlich kurz vor Sonnenuntergang geschah, nachdem der Abbé sein Brevier recitirt, und, wie er sagte, die Gebete für seine Lieben verrichtet hatte, so besiegte die Höflichkeit seine Furcht; er gieng vor mir her durch das Gestrüpp am Berge, und brach mir Bahn um dem Bisse der giftigen Unthiere als erstes Opfer zu fallen; doch trug ihm dieß Verfahren eher gelinden Spott als Dankbarkeit bei mir ein. Und der Abbé verstand es auf einen Scherz einzugehen, denn es war ihm auf dem Lebensweg ein ganz heiterer Sinn und viel Humor mitgegeben, nur glaubte er es seinem Stande schuldig zu seyn neben geistlicher Würde christliche Demuth zeigen, und zu Zeiten salbungsvolle Worte hören lassen zu müssen, wie zum Beispiel daß „par la grâce du grand Dieu“ wir auf unserer Reise Mondschein haben würden. Niemand von den Mönchen war zu Laprie in ein näheres Verhältniß getreten, wie Fra Bonifazio mir steckte, weil man ihn für zu freisinnig hielt; nur der Vicerector hatte sich ihm angeschlossen.

Ich hätte nicht gedacht daß man vom Kloster aus einen Spaziergang machen könne, ohne zunächst nach San Germano hinabzusteigen; aber der Abbé führte mich jeden Tag einen andern Weg am Monte Cassino her. Eines Nachmittags giengen wir zu dem an der Nordseite des Berges gelegenen, nicht eine volle halbe Stunde entfernten einstigen Kloster der Albaneta, jetzt eine Stallung für Vieh; ringsum liegt das Jagdrevier der Mönche, welches die adeligen Herren nicht ungern durchstreifen sollen. Ein breiter Kiesweg führt dahin durch reichliches Gebüsch; unweit der kleinen Capelle der Agata, die etwa zwei Steinwürfe weit von den cassinesischen Gebäulichkeiten zum Andenken an das Erdbeben des Jahres 1349 im 14ten Jahrhundert errichtet wurde, biegt der Weg rechts ab von dem nach San Germano führenden; Brombeeren in einer bei uns unbekannten Vollkommenheit standen reichlich zu beiden Seiten. Dicht an dem Wege links, etwa 10 Minuten vom Kloster, liegt eine Tenne, d. h. ein kreisrunder, geplatteter Raum, mit einer ungefähr einen Fuß hohen Mauer umgeben, in welchem das Getreide nach antiker Manier von einem Pferd oder Maulthier ausgetreten wird. Transportmittel sind nicht Wagen (dafür würden die Wege zu abschüssig seyn), sondern würfelförmige, von Stöcken zusammengeflochtene Körbe, welche auf Kufen geschleift werden; Räderwerk kennt man in Montecassino nicht; für kleinere Lasten, insbesondere für Menschen, sind Esel das übliche Beförderungsinstrument. Laprie erzählte mir dieß, und fügte hinzu daß es auch außerhalb Montecassino Esel gäbe; zum Beweis zog er einen Brief hervor, der die Adresse trug: „Monsieur Laprie prêtre.“ Dieser Brief war vor einem Vierteljahr in Civitavecchia aufgegeben, hatte aber, obwohl Montecassino als Abgabeort bezeichnet war, erst nach zwölf Wochen den Adressaten gefunden, die Aufschrift war sehr deutlich geschrieben, nichtsdestoweniger enthielt das Couvert unter andern Notizen des päpstlichen Postpersonals auch die, in Pretria existire kein Individuum Namens Prêtre.

An einem andern Tage giengen wir wiederum rechts vom San Germaner Weg ab, aber etwas weiter unten, als bei dem Spaziergang nach der Albaneta, nach einem gewaltigen Felsenvorsprung des Berges hin; auf der einen Seite desselben, von welcher man frei und weit ins Land sieht, sind zwei alte verlassene Eremitengrotten, eine für den Tag-, und eine für den Nachtaufenthalt, mit einer Steinbank zum Liegen; auf der andern Seite blickt man nach Montecassino hin, doch ist das Kloster selbst bis auf die alte, abseits gelegene Mauer mit halbrundem, epheuumranktem Thurm, den Resten des ursprünglichen, im Erdbeben des Jahres 1349 vernichteten Baues, verdeckt. Beim Heimweg sah ich über diese Mauer hinweg die Sonne in glühender Pracht hinter die Berge sich senken; ich machte Laprie auf den herrlichen Anblick aufmerksam, und sehe noch jetzt das kleine Männchen auf den Zehen über die Mauer schauen um die untertauchende Scheibe mit mir bewundern zu können. Im Klosterhof trafen wir, als wir zurückkamen, den Zeichnungslehrer, den mir Laprie vorstellte: er war ein junger, munterer Genueser. Seine Beschäftigung bestand augenblicklich darin daß er einige Bogen des Hofes mit ihren Pfeilern in sein Skizzenbuch aufnahm, so schief und kritzelig, wie ich es ungefähr auch gekonnt haben würde. Er gieng mit mir auf meine Stube, um meine Zeichnungen anzusehen, und stimmte in die lächerlichen Lobeserhebungen ein die ihnen Laprie zu Theil werden ließ — ein Umstand der mir noch mehr als sein eben gesehenes Machwerk seinen gänzlichen Mangel an Sachkenntniß verrieth. Auch in anderer Beziehung schien solcher Mangel bei ihm vorwaltend; unter meinem Gepäck hatte ich eine ganz gewöhnliche, in Italien angekaufte Pferdedecke; sie erregte seine ganze Neugierde, er mußte alsbald wissen was sie koste; meine Umhängetasche wurde mit einem „quanto bello“ angestaunt, und als ich ihm von der Vesuvsfahrt erzählte, wünschte er zunächst den Preis des Wagens zu wissen, und meinte wie glücklich die Reisenden seyen, welche Mittel zu solchen Touren hätten. Die Rücksicht auf das Geld beherrscht, wie jedermann weiß, fast ausnahmslos den italienischen Volks-

charakter, aber ich habe sie doch bei einigermaßen Gebildeten nie so offen zu Tage treten sehen.

Am 29 September feierte der Abt seinen Namenstag; für mich wurde das Fest nur bemerkbar durch ein bei Tisch gereichtes nicht alltägliches Stück Kuchen; die Klosterinsassen erhielten unter Dispens vom Vespergesang beim Abt Kaffee, Kuchen, Liqueurs und Weine; letztere nannte Laprie „vini esquitissimi," obwohl er sonst auf die Frage, wie ihm italienischer Wein schmecke, keine andere Antwort hatte als die: „Monsieur, je suis de Bordeaux!" Fra Bonifazio konnte es nicht genug rühmen daß allen der Abt eigenhändig servirt habe. Den Gratulanten reihte auch ich mich an, und verband mit der Gratulations- zugleich die Abschiedsvisite. Der Abt entließ mich mit den Worten, das Kloster stehe mir jeder Zeit offen, dann gieng er voraus bis zur Thür, blieb darin stehen und machte eine stumme doppelte Verbeugung. Hiernach gieng ich zu Graf L., weniger um ihn selbst als um seine Zimmer zu sehen. Ich fand dieselben nicht so elegant als ich erwartet hatte; Lehnsessel und Sopha trugen alte Ueberzüge; die Thür war innen mit grünem Tuch beschlagen und dieses mit einer Masse schlechter Holzschnitte behangen, die nicht einmal eines Rahmens sich erfreuten; auf dem Tisch stand eine große Arzneiflasche; von Büchern sah ich nichts. Herrlich war nach drei verschiedenen Seiten hin die Aussicht aus den Fenstern. L. gab mir den Abriß seiner Lebensverhältnisse, wie ich sie früher mittheilte; sein Aufenthalt auf Montecassino, sagte er, werde in einigen Tagen zu Ende seyn, wo ihn der Fürst v. H. zu einer Reise nach Neapel abhole. Er bedauerte, nicht zugleich mit mir in Rom anwesend zu seyn, ich hätte durch ihn sonst die Einlaßkarten in verschiedene Villen und Sammlungen erhalten sollen. Um die Gegenvisite zu ersetzen, bat er sich die Erlaubniß aus mich zurückbegleiten zu dürfen, und ich würde meine Celle schwerlich ohne Cicerone gefunden haben, so labyrinthartig wechselten Treppen und Corridore. Im Vorübergehen konnte ich durch eine offen stehende Thür in einige äußerst fein möblirte Zimmer einen Blick werfen; da waren Tische und Stühle und Consolen neuesten Geschmacks, prächtige chinesische Vasen und reiche Teppiche; es mochten die Fremdenzimmer des Königs von Neapel seyn. Der Zweifel ob ich Graf L. in meine Stube einzutreten nöthigen könne, löste sich dadurch daß derselbe sich vor meiner Thür empfahl, um meinen mönchischen Nachbar zu besuchen, der eben wieder in seinen täglichen Clavierstudien begriffen war; die Töne hatten mir immer mit eigenem Eindruck die tiefe Klosterstille unterbrochen, die oft peinlich drückend mich umgab.

Schwerer als ich, schien sich Laprie von Montecassino trennen zu können; er seufzte, als er erkannte daß das Ende seiner „hundert Tage" gekommen sey. Den ganzen letzten Tag hatte er Abschiedsbesuche gemacht; ich begnügte mich mit den zwei erwähnten. Dem Fremdendiener drückte ich meinen Dank für willigst und freundlichst geleistete Dienste in Gestalt eines Piasters in die Hand; um nicht karg zu erscheinen, hatte ich diese Belohnung nach dem berechnet was Graf L. monatlich an Pension gab, und ich las zu meinem großen Vergnügen auf dem freudedurchzuckten Gesichte eine Zufriedenheit wie sie der Italiener selten merken läßt; erst später erfuhr ich daß die regelmäßigen Klostergäste arme Priester seyen, welche der Ersparniß halber das Kloster dem Gasthaus vorziehen und ihren Geldbeutel so fest zugeschnürt halten als möglich; darum mochte meine Gabe eine ungewohnte seyn. Der Zeichnungslehrer und Fra Bonifazio brachten mich bis an die Klosterpforte; ersterer fand wiederum Anlaß etwas an mir zu bewundern, dießmal nämlich die „forti fondamenti," welche er in meinen Gamaschenschuhen erblickte; letzterer bat mich beim Abschied ihm gelegentlich einmal zu schreiben, was auch bereits geschehen ist. Ein altes Inventarstück von Montecassino, der Facchin für die Fremden, begleitete uns nach San Germano, zwei zappelnde Hühner an den Füßen tragend und umgehängt einen kleinen Ranzen mit eingenähtem Kreuz und Zeichen des heiligen Benedict (S. B.) Es regnete abwechselnd während unseres Heruntersteigens, und dichter Nebel umflog das Kloster, der bald jede Aussicht unmöglich machte, bald die Ebene bis an die westlichen Berge und den Liris vor ihnen her sehen ließ. Unten im Städtchen hatte sich ein noch nie gesehener Schmutz entwickelt, was für italienische Verhältnisse überhaupt, namentlich aber für jemanden viel sagen will der das Glück gehabt hatte schon längst durch besonders exorbitante Vorfälle seines deutschen Reinlichkeitssinnes entwöhnt zu seyn. Von solchen Vorfällen mag es genügen beispielsweise einen aufzuführen: In Amalfi sah ich in einer engen Straße eine geschlachtete Kuh ausweiden; das Thier, welches ausgestreckt auf dem Pflaster lag und die Passage vollständig versperrte, war von einer Schaar im Blut und in den Eingeweiden sich wälzender Kinder umgeben, die abwechselnd sich den Genuß machten aus dem Euter der Kuh die etwa noch vorhandene Milch auszusaugen. Die Abhärtung gegen derartige Eindrücke hatte bei Laprie noch nicht den Grad erreicht, daß er seinen Aerger hätte unterdrücken können; schimpfend durchschritt er auf den Fußspitzen und mit aufgehobenem Rock den Ort, der einem großen Augeiasstall glich, und fand es unbegreiflich, wie es möglich sey in solcher „Sporcheria" zu leben.

Glücklicherweise war einer der ersten Menschen die uns begegneten unser künftiger Reisegenosse, der Vicerector des Seminars, Don Ferdinando del Greco, ein Mann in mittlern Jahren, mit Priesterhut und Tonsur, aber in gewöhnlichem Oberrock und in schwarzen Escarpins mit Schnallschuhen. Freudig begrüßte er Laprie, und nahm ihn, so wie mich, nach erfolgter Vorstellung ohne weiteres mit in den zum Kloster gehörigen Palazzo badiale, ein mitten in San Germano gelegenes großes weißangestrichenes Gebäude mit vier Flügeln, die einen in Carreaux gepflasterten Hof umschließen. Es ist dieß das Absteigquartier der cassinesischen Mönche; einer von ihnen hat darin seinen ständigen Sitz; bei unsrer Ankunft war er gerade verreist. Im Winter bewohnt der Abt den Palast, um besser seine bischöflichen Geschäfte in der Stadt besorgen zu können. Auch während des Sommers kommt er regelmäßig herab zur Leitung der Conferenzen, zu welchen allmonatlich die Priester der Diöcese sich vereinen. Ort ihrer Versammlungen ist der Eintrittssaal im ersten Stock des Palastes, wo der Abt auf besonderm Sitz mit Wappen und Thronhimmel Platz nimmt. Die Fremdenzimmer sind größer und schöner als diejenigen welche ich auf Montecassino sah. Mir wurde eine Stube nebst Alcoven und Kammer zur Verfügung gestellt. Das Abendessen besorgte der im Palast wohnende weltliche Diener; im weiten Speisesaal am größten runden Tisch, der mir bis jetzt vorkam, saßen wir drei allein, „Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten."

Die Priester sprachen halblaut ein kurzes lateinisches Tischgebet und schlugen das Kreuz, ehe sie sich setzten. Don Ferdinando war zwar in seinem äußern Wesen der vollständige Italiener, aber dabei gutmüthig, herzlich und durchaus ehrlich; ich habe ihn als stets unverdrossenen, fügsamen Reisegesellschafter kennen gelernt, und es schien auch als wäre er mit mir zufrieden gewesen. Nach Tisch wurde unser Reiseplan besprochen, der mir noch sehr unklar war, aber auch trotz der Bespre-

chung unklar blieb, weil niemand von uns den Weg oder auch nur die Ortschaften dem Namen nach kannte, über welche wir ziehen wollten; Don Ferdinando wußte nichts weiter als daß die Klöster zu Casamara, Trisulti und Subjaco unsre Stationsorte seyn würden; wie viel Tage bis Rom nöthig wären, blieb unbestimmt, man sprach von dreien und es wurden acht daraus. Auf meiner ziemlich speciellen Karte fand' sich Casamara gar nicht und statt einer Straße nach Subjaco nur ein Gewimmel von Gebirgszügen verzeichnet. Mir kam es gerade genehm einmal so recht ins blaue hineinreisen zu können, und ich gieng mit dem Gedanken ans Werk, wie die Priester sich durchschlügen, würde ich es wohl auch zu Ende führen. Ich schloß mich darum unbedingt an und mit einem Vertrauen das nicht getäuscht ward. Ein Priester von San Germano, der Abends noch in den Palast kam, vermehrte die Empfehlungskarten des Don Ferdinando nach den Klöstern die wir berühren wollten, noch um einige und ließ sich dann von mir über deutsche Verhältnisse berichten, die für ihn dem Fabelreich angehörten. Er selbst hatte sich mit deutscher Sprache beschäftigt, wußte daß il giardino „der Garten" und la casa „die Aus" heiße, und übersetzte die Aufschrift meines Guide: „Italie par Fœrster" flottweg mit „Italien für forestieri (Fremde)." Der Vicerector und der Abbé tischten Anekdoten auf, der erstere unter anderm die sehr schlichte daß sich einst ein vornehmer Fremder auf Montecassino habe anführen und statt der verlangten Schnepfen Hahnebraten vorsetzen lassen. Diese äußerst einfache und mit wenig Würze vorgetragene Thatsache faßte der Abbé in launiger Weise auf und trug sie augenblicklich folgendergestalt in sein Journal ein, das er jeden Abend mit großer Gewissenhaftigkeit, und nach den Proben die er zu Zeiten verlas, meist recht witzig führte:

Il y a au séminaire du Mont-Cassin un cuisinier aux cheveux blancs. Ce cuisinier est l'inventeur d'une rôtie de bécasses sans bécasses. Cet œuvre fut dédié au roi Ferdinand I, qui accorda au cuisinier pour ce fait une pension, dont il jouit encore. Ce roi protégeait les arts, surtout l'art culinaire. Voici la recette de la rôtie en question!

Un roi absolu et gourmet vous demande une rôtie de bécasses. Vous répondez: „Sire, subito (letzteres Wort ist die stehende Antwort aller italienischen Kellner!") Puis vous prenez un poulet ou n'importe quoi, vous l'éventrez, vous étendez les ingrédiens sur un morceau de pain grillé, vous servez chaud, et le roi qui a beaucoup d'imagination ne manque pas de trouver, que c'est une rôtie de bécasses incomparable. Vite une médaille et une pension, et vive le roi!

Diese heitere Stimmung hinderte den Abbé keineswegs alsbald dem Priester von San Germano gegenüber, der ihm den Abschiedskuß aufdrückte, in sein gewöhnliches Pathos zu verfallen und zu declamiren: „Wir sind alle Wanderer auf dieser armen Welt, wann werden wir uns wiedersehen?" Der Priester wünschte mir mit Händeschütteln „buon viaggio (gute Reise!)" und ich ihm „buona permanenza (guten Verbleib!)" einen Scheidegruß, den ich erst in Italien kennen gelernt hatte, und der mir gefiel.

Andern Morgens vor 7 Uhr celebrirte in der Capelle des Palastes der Abbé die Messe, dann kam er munter singend zurück und trat zu mir ans Fenster. In dem Augenblick senkte sich ein wenig der dichte Nebel der bis dahin alles verschleiert hatte; über dem Dache des uns gegenüberliegenden Palastflügels und über dem grauen Kirchthurme San Germano's trat links in der Höhe das cassinesische Klostergebäude unter freiem blauen Himmel hervor; seine Mauern ruhten auf dem festen, den Berg bis zur Spitze einhüllenden Nebelgewölk; ringsum zog die Sonne einen leuchtenden Saum, und ihre Strahlen spielten oben in den Scheiben der Zellen — da stieg der Nebel wieder auf und entrückte Montecassino, wahrscheinlich für immer, meinem Blicke.

Gold und Silber.

Die letzte aus Sydney eingetroffene Post brachte uns die Ziffern für das Gesammtergebniß der vorjährigen australischen Goldwäsche. Wir erhalten über folgende Uebersicht: Es wurden an Gold gewonnen

1851	126,000	Unzen,
1852	1,750,000	"
1853	2,475,000	"
1854	2,360,000	"
1855	3,230,000	"
1856	3,613,000	"
1857	3,033,000	"
1858	2,811,000	"
	19,398,000	"

Diese Ziffern sind zum Theil hypothetische, indem man zu den amtlich festgestellten Werthen der Ausfuhr 10 Procent hinzuschlägt für das Gold, welches in den Taschen der Passagiere oder überhaupt ohne Declaration ausgeführt wird; so betrugen z. B. die Verschiffungen 1857 nur 2,757,047 Unzen, im Jahr 1858 2,555,263 Unzen. Daß die Ausbeute 1856 ihren Gipfel erreichte und seitdem abnahm, sieht man auch aus den jährlichen Mengen Goldes, die escortirt wurden. Sie beliefen sich 1857 noch auf 2,478,826 Unzen, im Jahr 1858 nur auf 2,295,053 Unzen. Die Unze Gold ist 3⅘ Pfd. St., geprägt 3 Pfd. St. 17 Sh. 10½ P. Die bisherige Goldausbeute stellt deßhalb einen Werth von 73,712,000 Pfd. St. oder 1842⅘ Millionen Frcs. dar.

In Californien beliefen sich die jährlichen Verschiffungen von Gold auf:

1849	4,921,250	Dollars,
1850	27,676,346	"
1851	34,492,000	"
1852	45,779,000	"
1853	54,965,000	"
1854	51,429,098	"
1855	45,182,631	"
1856	51,192,268	"
1857	49,340,186	"
1858	47,783,948	"
Zusammen	412,761,727	"
Dazu noch 10 Procent	41,276,173	"
	454,038,000	"
oder	90,807,000	Pfd. St.
oder	2,270,190,000	Frcs.

für die Gesammtproduction Californiens in den letzten 10 Jahren einschließlich des Goldes, welches nicht ausgeführt oder ohne Declaration (10 Procent) ausgeführt wurde. So hat Californien und Australien in den letzten 10 Jahren die Welt um nicht weniger als 4 Milliarden Franken in Gold oder 160 Mill. Pfd. St. oder 1920 Mill. fl. rh. bereichert! Dazu rechne man noch 50 Mill. Frcs. Gold, die in Europa und dem asiatischen Rußland, so wie in andern mit den europäischen Nationen in Handel stehenden Ländern jährlich erzeugt werden, so daß sich das 10jährige Ergebniß noch um eine halbe Milliarde vergrößert. Hat nun diese Ausbeute bisher auf das Steigen der Werthrelation zwischen Silber und Gold Einfluß gehabt? Man urtheile selbst. Es wurde die Unze Silber in London durchschnittlich bezahlt

1851	mit	$61\frac{5}{8}$	Pence,
1852	„	$60\frac{7}{8}$	„
1853	„	$61\frac{3}{8}$	„
1854	„	$61\frac{7}{8}$	„
1855	„	$60\frac{7}{8}$	„
1856	„	60	„
1857	„	$61\frac{3}{4}$	„
1858	„	$61\frac{5}{8}$	„
1859	„	$61\frac{3}{4}$	„

und zwar obgleich von 1851 bis Ende 1857 $56\frac{2}{3}$ Mill. Pfd. St., und bis heutigen Tages etwa 80 Mill. Pfd. St. in Silber, will sagen die Hälfte des Werthes des in 10 Jahren in Australien und Californien erzeugten Goldes, aus Europa nach Asien verschifft wurden.

Skizzen und Naturstudien aus den südlichen Vereins-Staaten von Nordamerika.

Von Wilhelm Bischoff, kgl. Hofgärtner in München.

8. Das Mittagsmahl auf einer Plantage.

Bei einer Abendgesellschaft in Savannah wurde ich mit einem Amerikaner bekannt, welcher in Norddeutschland erzogen wurde und sehr geläufig deutsch sprach.

Wer hat nicht die Erfahrung an sich selbst gemacht, daß die Liebe zum Vaterlande mit jeder Meile wächst die man über die Gränze desselben zurücklegt? und ich fühlte mich glücklich jemanden gefunden zu haben mit dem ich mich so nach Herzenslust wieder darüber ausplaudern konnte. Zuletzt kamen wir im Gespräch auf sein eigenes Land, und da er in der Botanik sehr bewandert und zugleich leidenschaftlicher Jäger war, wurden wir bald sehr gute Freunde.

Er lud mich ein ihn auf seiner Plantage zu besuchen, die nur sechs Meilen entfernt liege, um von dort aus kleine Excursionen zu machen; die Einladung sey aber keineswegs eine ganz uneigennützige, sondern eine ächt amerikanische, denn er beabsichtige auch zugleich meinen Rath in Anspruch zu nehmen, in einer Gartenangelegenheit.

Er habe dort einen großen Obst-, Wein- und Gemüsegarten angelegt, und hoffe diese Gegenstände in solcher Quantität zu erzeugen, daß er während der Wintermonate, wenn New-York von Eis und Schnee erstarrt ist, Geschäfte damit nach dem Norden machen könne. Der Winter ist die eigentliche Zeit wo man in der Gegend von Savannah Gemüse erziehen kann, dabei sey der Transport nach New-York so leicht und billig zu bewerkstelligen daß er hoffe seine Rechnung dabei zu finden. Wöchentlich zweimal geht das Dampfschiff von Savannah dahin ab und legt diesen Weg in 4 bis 5 Tagen zurück, für Gegenstände welche mit dem Verkaufe nicht an so kurze Zeit gebunden sind, gebe es fast täglich Gelegenheit mit Segelschiffen, die noch viel billiger seyen und selten mehr als das doppelte der Zeit brauchen. Dieß habe ihn bewogen den Platz zu kaufen und die Plantage anzulegen, wo er mich recht bald zu sehen hoffe. Ich versprach zu kommen, ohne jedoch den Zeitpunkt zu bestimmen, und hätte den ganzen Vorfall vergessen als nach zwei Tagen schon früh Morgens ein Einspänner vor meiner Wohnung hielt, aus welchem dieser Herr mir sehr freundlich guten Morgen zum Fenster hinauf rief, mich an mein Versprechen erinnernd, sey er jetzt gekommen um mich abzuholen. Er habe gestern eine gute Jagd gemacht und zwei wilde Indians auf einen Schuß getödtet, die ich müßte verzehren helfen, und auch für eine Jagd auf Moosschnepfen sey Sorge getragen, die er mir ganz in der Nähe seiner Wohnung verschaffen könne.

Ich eilte mit Gepäck, Flinte und Schießbedarf die Stiege hinunter, und in wenigen Minuten waren wir auf dem Wege, aber in einem Wagen so eigenthümlicher Bauart daß ich nicht unterlassen kann diesen etwas näher zu beschreiben. Vier sehr hohe Räder von Hickoryholz so dünn gearbeitet daß man sie leicht hätte für Eisenblech halten können, trugen den kurzen Kasten mit zwei Sitzen. An den vier Ecken des Kastens standen vier eiserne Stangen in die Höhe, welche das ziemlich hohe Dach trugen, und die Seitenwände von Leder konnten in Form eines Vorhangs geschlossen werden. Der ganze Wagen war so kurz daß die vier hohen Räder sehr eng neben einander liefen und das Ein- und Aussteigen äußerst beschwerlich machten, sonst aber bequem und für Luftzug und Schatten dem Klima anpassend gesorgt. Ein rasches Kentuckypferd flog mit diesem leichten Fuhrwerk auf der sandigen Straße dahin daß wir bald ganz mit Sand überdeckt waren, und in kurzer Zeit hatten wir die Stelle erreicht wo unser Weg von der Straße ab seitwärts in den Wald führte, in welchem die Fahrgeleise mehr und mehr verschwanden. In diesem lockeren Sande ist der Weg immer da am besten wo noch kein Fuhrwerk gieng, und jeder sucht sich einen neuen Weg um durchzukommen, dem manchmal bei zu eng stehenden Bäumen mit der Holzhacke muß nachgeholfen werden. Die Stummel der abgehauenen Bäume bleiben 2 bis 3 Fuß hoch über der Erde stehen, und es bedarf mit einem raschen Pferde großer Vorsicht nicht umzuwerfen, besonders wenn man von der Nacht überrascht wird, wozu ich für heute einige Aussicht hatte, denn ich wußte wohl daß ich nicht sehr früh wieder loskommen werde.

Zuerst führte unser Weg durch einen dicken aber nicht sehr hohen Eichenwald, der Quercus coccinea, der sich immer mehr verlor, und Föhren mit etwas Laubholz untermischt Platz machte, die an manchen Stellen dick mit Buschholz durchwachsen waren. Eine kleine Fächer-

palme (Chamerops serrulata) überzog an manchen Plätzen den Boden so undurchdringlich, daß wir oft große Umwege machen mußten um durchzukommen.

Wir passirten zwei Plantagen, deren Wohnhäuser nur durch die Bäume auf ein paar hundert Schritte hie und da sichtbar wurden.

Die Fahrstraße verschwand nun ganz und wir fuhren auf einem Fußpfad noch eine halbe Stunde weiter, bis wir an eine offene Stelle in diesem hohen Walde kamen, welche, erst kürzlich von ihren Bäumen befreit, mit einem Zaune umgeben, uns in der Ferne ein kleines hölzernes Häuschen zeigte, das ich anfangs für die Besitzung meines Begleiters selbst hielt, mich aber viel behaglicher fühlte nachdem wir diesen Platz im Rücken hatten. In der nächsten Viertelstunde fuhren wir in die ganz neu angelegte Plantage selbst ein: eine kurze, kaum 200 Schritt lange und sehr breite Straße führte vom Hause in den Wald, wo sie spurlos verschwindet. Beide Seiten der Straße sind mit einer Allee von Cedern (Juniperus virginiana) bepflanzt, an deren Ende sich das Wohnhaus präsentirte. Vor dem Haus war ein großer Halbkreis um welchen sich die Straße in zwei Hälften theilte, und in der Mitte dieses Halbkreises, der Gras vorstellen sollte, was unter gar keiner Bedingung dort gedeiht, war ein zweiter Kreis voll der schönsten Blumen gepflanzt. Rechts und links waren die getheilten Straßen mit immergrünen Sträuchern geschmückt, wie Magnolia grandiflora und glauca, Andromeda nitida, Chamerops Hystrix und Palmetto nebst einigen großen Yucca gloriosa, die so recht neugierig ihre hohen Häupter aus den Gruppen erheben und dem ganzen Bilde den tropischen Charakter ausdrückten.

Bei unserer Ankunft am Hause waren sogleich zwei Neger beschäftigt unser Gepäck zu übernehmen und das Pferd zu besorgen. Das Haus in welches ich trat, war von Holz im dort gewöhnlichen Styl erbaut, und mein Begleiter führte mich nun in den Salon um mich den Damen des Hauses vorzustellen, wo sich mir eine in diesem Lande gewiß seltene Erscheinung darbot, die Urgroßmutter, Großmutter, Mutter und Kind, alle ganz gesund und vergnügt beisammen zu sehen. Die Großmutter war dabei noch eine so schöne jungaussehende Frau, daß ich sie für die Mutter des im Zimmer spielenden Kindes hielt. Im Hause selbst sah man Luxus an Möbeln und Fußteppichen, doch war der Raum für eine so große Familie offenbar viel zu eng, und ich erfuhr daß dieß nur eine provisorische Wohnung sey, bis im nächsten Jahre ein ganz steinernes Wohnhaus dieses ersetzen soll. Es war noch ziemlich früh, und wir beschlossen nach einem eingenommenen Gabelfrühstück die Plantage zu besichtigen und eine kleine Jagd auf Moosschnepfen zu versuchen. Wir passirten eine Menge kleiner Negerhäuser, die, auf beiden Seiten aufgestellt, einen langen Hofraum bildeten. Am Ende dieses Hofes schlossen die Stallungen den Raum ab, hinter welchem ein dicht bewachsener Sumpfstreifen sich quer durch die Plantage hinzog, den zu räumen man eben beschäftigt war. Auf der anderen Seite des Sumpfes waren einige hundert Tagwerk eingezäuntes Feld erst in jüngster Zeit dem Wald abgenommen, und daher voll sumpfiger Stellen, wo sich die Schnepfen aufhalten sollten. Wir giengen über viele Aecker voll süßer Potatos und gewöhnlicher Kartoffeln, Mais, gelbe und weiße Rüben, Zwiebeln nebst anderem Küchengewächse, die durchschnittlich sehr schlecht stunden, und meinem Begleiter, wie ich merkte, nicht wenig Sorgen verursachten; ich begriff wohl daß es hier nicht der Jagd wegen geschah, warum er mich diesen Weg führte, sondern meine Ansicht über seine Cultur zu hören, und warum der Boden so schlecht sey, wie er sich ausdrückte. Ich erwiederte ihm daß nach meiner Ansicht der Boden hier nicht die Schuld trage, sondern er selbst habe eine dort längst gemachte Erfahrung außer Acht gelassen, daß man auf Neubruch zuerst Mais bauen müsse, bis die Erde sich entsäuert habe und abgefault sey, und er würde im nächsten Jahre gewiß viel günstigere Resultate erzielen wie dieses Jahr. Dieß war ihm ein Stein vom Herzen, wie man zu sagen pflegt, und er war sichtbar erfreut zu hören daß die Sache vorübergehend sey, und nicht an der Erde selbst liege, denn er habe bereits schon so viel Geld für dieses Unternehmen ausgegeben daß er es nicht mehr könne fallen lassen.

Wir kamen nun an eine noch nicht cultivirte Stelle, wo der Sumpf mit niederem Buschwerk dicht bewachsen war, und ich hatte längst den Glauben verloren heute auch nur eine Schnepfe zu Gesicht zu bekommen, als auf einmal 4—5 Stück zu gleicher Zeit dicht vor meinen Füßen aufflogen. Ich schoß die erste und fehlte die zweite, und mein Begleiter fehlte ebenfalls, doch schöpfte ich wieder Hoffnung hier noch viele zu treffen, was auch wirklich der Fall war, aber immer in so dickem Gebüsch daß am Ende der Jagd ich nur drei und mein Begleiter zwei Schnepfen mit nach Hause brachten. Die dortige Moosschnepfe, Scolopax wilsonii ist an Manieren, Ruf, Größe und Färbung der europäischen so ähnlich daß ich sie für ein und denselben Vogel halte. Wir kamen aus dem Sumpf nun auf eine mehr trockene Stelle im Wald, wo mir eine Falle auffiel, die ich bis jetzt noch nicht gesehen hatte. Mein Begleiter sagte mir daß seine Neger damit die Waschbären und wilden Katzen fiengen, und daß diese Fallen schon bei den Ureinwohnern, den Indianern, dazu benutzt wurden, und vollkommen entsprächen.

Die ganze Falle besteht in einem 6—7 Schuh langen Baumstamm, welcher auf den Boden gelegt am oberen Ende von beiden Seiten mit aufrechtstehenden Pfählen bis zwei Drittheil seiner Länge eingefaßt wird.

Hebt man nun den vordern Theil des Stammes in die Höhe, so kann man zwischen den eingeschlagenen Pfählen durch den Ausgang sehen. Zwischen den Pfählen auf dem Boden liegt ein Brett mit Gras und Erde bedeckt, auf welches das Thier treten muß, wenn es durchschlüpfen will. Der Baumstamm hat am oberen Ende eine Schleife von einer Schlingpflanze gefertigt, durch welche man ihn in die Höhe hebt, und durch einen kurzen Stock als Hebel dort solange aufgerichtet erhält, bis ein Thier durchschlüpft, auf das Brett tritt und dadurch den Hebel, der ähnlich wie bei unseren Rattenfallen mittelst einer Schnur mit dem Bodenbrett communicirt, befreit. Der Baum fällt herunter und erschlägt das Thier, welches der an beiden Seiten eingeschlagenen Pfähle halber nicht entweichen kann. Man bedarf für diese Falle keines Köders, und es scheint daß diese Thiere der Mäuse halber, die sie darin zu finden hoffen, gerne durchschlüpfen. Gewiß ließe sich diese Falle mit Nutzen für unsere Füchse, Dachse und Marder ebenfalls anwenden.

Der Waschbär ist dort ein sehr gewöhnlich vorkommendes Raubthier, welches mit unserem Dachs große Aehnlichkeit hat, nur ist er viel flinker und besteigt mit Leichtigkeit die höchsten Bäume. Seine Lieblingsnahrung sind die Austern, die er mit großer Geschicklichkeit, wenn sie die Schale offen haben, auf einen Hieb mit seiner Pfote aus ihrem Haus herausschlägt; manchmal jedoch mißlingt dieß, und die Auster zwängt alsdann die Pfote so fest daß das Thier sie abbeißen oder ersaufen muß, wenn die Fluth wieder kommt, welche die Austern unter Wasser setzt. Es kann natürlich nur zur Ebbezeit auf diese Jagd gehen.

Die wilde Katze kommt ebenfalls in allen Wäldern vor und ist ein arger Feind der wilden Truthühner; sie ist bedeutend größer wie unsere Hauskatze, mit der sie übrigens viel gemein hat, nur sind ihre Beine viel länger, und die Zeichnung ganz wie die der europäischen Wildkatze.

Für diese beiden Thiere gehört die bereits beschriebene Falle.

Am Ende des Sumpfes stieg eine Kette Rebhühner auf, von welcher wir zwei Stücke erlegten, aber nicht so glücklich waren sie noch einmal aufzufinden, weil sie vereinzelt in das dicke Gebüsch auseinanderstoben. Das Rebhuhn hat in der Zeichnung sehr viel Aehnlichkeit mit dem europäischen, ist aber nicht größer wie unsere Wachtel, setzt sich gerne auf Bäume und geht selten aus dem Gebüsch ins Freie. Als Braten ist es sehr geschätzt. An dieser Stelle stund ein sehr alter hoher Cypressenbaum (Taxodium distychum), der auf seiner dürren Krone das Nest eines Fischadlers trug, dessen Bewohner von seiner Höhe ganz unbekümmert um unser Schießen der Jagd ruhig zusah. Es würde selbst mit ganz groben Schroten unmöglich gewesen seyn ihn zu erreichen, und das Versprechen meines Begleiters ihn später mit der Kugelbüchse zu erlegen und mir zuzuschicken, ließ ihn seine Ruhe unangefochten genießen. Wir schossen noch mehrere Sturnella ludoviciana, die man in großer Menge auf allen Feldern trifft, deßwegen auch dort Feldlerchen genannt werden, mit denen sie übrigens außer ihrem Aufenthaltsort nichts gemein haben. Sie sind größer wie die dortigen Rebhühner, und ein ziemlich guter Braten. Wilde Tauben in großen Schwärmen, aber noch größerer Entfernung lockten uns viele Schüsse ab. Es ist dieß eine sehr delicate Taube, die außer ihrem langen Schweif unserer Turteltaube sehr gleicht.

Mehrere Vögel schoß ich um sie auszubalgen, wie Parus bicolor, Orpheus rufus, caroliniensis, Lanius ludovicianus, Picus auratus und Garrulus cristatus, und trat nun den Rückweg an, wo wir um die Essensstunde im Hause anlangten. Wir fanden aber noch Zeit unsere Toilette zu ordnen, und uns in den unvermeidlichen Frack zu werfen, welcher in allen Damengesellschaften verlangt wird als die Essensglocke ertönte und die ganze Gesellschaft im Speisesaal vereinte. Es hatten sich, während wir auf der Jagd waren, noch zwei Herren eingefunden, denen ich vorgestellt wurde, und nach kurzer Conversation giengen wir zu Tisch. Die Damen hatten sich zwischen die Herren vertheilt, und drei Negermädchen, jede mit einem großen Federbusch an einem Stab gebunden, hatten die Aufgabe die Fliegen abzuwehren und Kühlung zu fächeln. Die Speisen welche in einem benachbarten Hause zubereitet wurden, kamen durch in Livree gekleidete Neger auf den Tisch, wo sie der Herr des Hauses zerlegte und herumreichen ließ, wobei sich von selbst versteht daß die Damen nach ihrer Altersrangordnung zuerst bedient wurden. Die Suppe war die dort so beliebte Ochrasuppe, die mir gar nicht munden wollte, so groß auch mein Appetit nach dieser Jagdpartie war. Ochra ist der Samen einer eibischartigen Pflanze (Hibiscus esculentum), deren Samencapseln im jungen Zustande gekocht eine sehr schleimige Brühe liefern, die man dort so sehr liebt daß man sie bei vielen Speisen verwendet. Der Hausherr bemerkte meinen Kampf mit der Suppe und ließ mich von dieser abscheulichen Brühe erlösen, aber alle Tischgenossen betrachteten den Ausländer verwundert, der nicht wisse was gut sey. Nach der Suppe folgte Reis in Wasser gekocht, den man auf dem Teller mit einem großen Stück gesalzene Butter vermischte und so verzehrte. Leider ist die Butter selten frisch, was auch hier der Fall war, und da ich diesen ranzigen Geschmack nicht überwinden konnte, so mußte ich als Sonderling noch einmal die Aufmerksamkeit der ganzen Tischgesellschaft auf mich ziehen. Nun kamen Austern in einer pikanten Liebesapfelsauce (Tomatos), welche vortrefflich schmeckten, und die noch durch verschiedene Essenzen von Wallnuß und Champignon gewürzt wurden. Hiezu ward weißer und rother Wein servirt. Hierauf folgte gebratenes Rindfleisch mit weißen und gelben Rüben als Gemüse. Das Rindfleisch war besonders gut, kam aber von New-York, von wo die reichen Leute ihr Fleisch mit den Eisschiffen herbeiziehen, weil alles Fleisch im Süden mager und faserig ist. Hiezu wurden noch verschiedene Gemüse und Früchte in Essig eingemacht gereicht. Nun kam ein Cochinchina-Huhn in gelber Sauce, und da dieß ein sehr großes Huhn war, glaubte ich den Indian selbst zu sehen, der mir eben nicht größer vorkam wie unsere Indiane auch sind. Am Geschmack erkannte ich aber gleich meinen Irrthum. Hiezu wurden kleine Fleischpasteten servirt, und endlich erschien der weibliche Indian, ein prächtiges Tafelstück von 18 Pfund Gewicht. Sein Fleisch läßt sich wie bei unserm zahmen Indian in drei verschiedene Farben theilen, ist aber viel feiner und wohlschmeckender als dieser. Obschon dieses ein altes Huhn war, so konnte man dennoch sein zartes Fleisch mit der Zunge erdrücken. Die Brust lieferte die besten Bissen, und diese wurde auch in voller Anerkennung ihrer Güte vollständig aufgezehrt, wozu noch Sellerie und Tomatos-Salat gereicht wurde. Der Hausherr erzählte uns nun sein Jagdabenteuer, wie er am frühen Morgen diese beiden kämpfenden Hähne auf einen Schuß erlegte, und wie in Süd-Carolina auf einer seiner Plantagen ein Neger einmal die ganze Kette von sechs Stück auf einem Damm hinter einander herlaufend auf einen Schuß tödtete. Wir bekamen noch einen sehr scharf gewürzten und stark mit Liqueur zubereiteten Pudding, und zum Schluß Bananen, Ananas und Wassermelonen als Dessert. Nach Tisch machten wir eine kleine Promenade um das Haus, besahen in der Zwischenzeit den sehr schönen großen Hühnerhof, in welchem eine große Anzahl Cochinchina-Hühner herumliefen, die in diesem Lande ganz besonders gut gedeihen, und giengen dann in den Speisesaal zurück, um Kaffee und Liqueur zu trinken, wozu vortreffliche Havanacigarren gereicht wurden.

Die beiden fremden Herren empfahlen sich und ritten fort, die Damen zogen sich in ihre Zimmer zurück, und wir benützten den Abend um den Obst-, Wein- und Gemüsegarten in Augenschein zu nehmen. Hier standen einige Hunderte aus Europa eingeführter Obstbäume der feinsten französischen Sorten in Zwergform aufgestellt, und zwischen den Baumreihen hin liefen breite Beete der Länge nach durch, die abwechselnd mit Spargel, Erdbeeren und Himbeeren besetzt waren. Die Pflanzung war gut ausgeführt, und die Bäume schienen zu gedeihen, nur wollten die Aepfelbäume, welche versuchsweise in kleiner Anzahl gepflanzt waren, die Hitze nicht recht ertragen. Mehrere Neger waren mit Gießen dieser Bäume beschäftigt, und ich bemerkte ein besonders schwarzes Mädchen darunter, die mir Mittags bei Tisch schon auffiel, wo sie den Flederwisch zu regieren hatte. Ich frug meinen Begleiter, ob diese erst importirt sey, weil ich bis jetzt noch auf keiner Plantage frisch eingeführte Neger erfragen konnte. O nein! war die Antwort, diese besonders schwarze Farbe ist nur Schmutz, und ich ließ sie schon deßwegen vor einiger Zeit einmal mit Strohwisch und Sand von ein paar Jungen abreiben, wodurch sie ganz bleich wurde. Wir importiren keine Neger, sie werden alle im Lande selbst gezogen, und es herrscht daher immer großer Mangel an Arbeitskräften. Wir kamen an den Weingarten. Auch hier traf ich lauter europäische

Sorten, aber aus Mangel an Pflanzen viel zu weit auseinandergesetzt. Ich zeigte ihm nun wie er durch Ablegen und Stopfen der Augen schnell dem Uebel abhelfen könne, und bin überzeugt daß in kurzer Zeit sich diese Pflanzung gut rentiren wird, denn jeder Steckling trägt in dem zweiten Jahr Früchte, das Holz wird alle Jahre reif, und an eine Mißernte ist in diesem Klima nicht zu denken. Wenn der Versuch europäische Reben dort einzuführen scheitert, so ist es sicherlich nur fehlerhafte Behandlnng im Schnitt, der freilich nur den Negern obliegt, und die erst müßten abgerichtet werden. Wir passirten eine Menge langer Kasten, in welchen Gemüsepflanzen gezogen wurden. Die Stelle der Glasfenster wurde durch Baumwollenzeug ersetzt, was vollkommen entspricht, da es die grellen Sonnenstrahlen sowohl wie die kalten Winde abhält, und dennoch hinreichend Licht durchläßt.

Die Pflanzen stunden in frischer Sumpferde, daher sehr schlecht und meist über der Erde abgefault. Das ganze Unternehmen war so großartig und mit so vielem Kostenaufwand ausgeführt, daß ich die Bemerkung nicht unterdrücken konnte: es würde mir leid seyn wenn aus Mangel an Kenntnissen seiner Leute diese schöne Anstalt scheitern würde, und ich glaube daß er am besten thue wenn er trachte einen tüchtigen Europäer zur Leitung zu bekommen. Dieß sey längst und schon öfter geschehen, erhielt ich zur Antwort, aber die Europäer ertragen die Einsamkeit nicht, und laufen nach den ersten paar Wochen wieder fort.

Er erzählte mir ferner daß er eine Plantage auf einer Seeinsel besitze, wohin, wie er wünsche, ich ihn begleiten möchte, weil er auch dort meine Ansicht über seine Cultur hören wolle. Ich mußte aber versprechen längere Zeit zu verweilen, denn die Insel liege etwas entfernt, und wir könnten dort ausgezeichnete Jagden auf Hirsche, wilde Indiane und Enten machen, von welchen die Insel überfüllt sey. Sein Vater habe auch Hasen aus Europa kommen lassen und sie dort in Freiheit gesetzt; diese schienen aber nicht zu gedeihen, denn er habe seit der Zeit nichts mehr von ihnen gesehen.

Ein trauriger Fall sey unlängst auf dieser Insel vorgekommen, der ihn abhalte jetzt schon dahin zu gehen, er werde mich aber abholen sobald die Sache etwas vernarbt sey. Ich wurde nun neugierig auf diesen Fall, und erfuhr daß ein junger sehr reicher Vetter von ihm Streit mit einem andern jungen Mann bekam, und die Sache durch ein Duell auf Pistolen geschlichtet werden sollte. Der Tag wurde festgesetzt und das Duell sollte in Liberty County vor sich gehen, als der Gegner plötzlich sehr gefährlich erkrankte, und die Sache bis zur Wiedergenesung verschoben werden mußte. Sein Vetter war kein guter Pistolenschütze, und gieng nun in der Zwischenzeit auf diese Insel zu seinem Onkel, um sich mit dieser Waffe besser vertraut zu machen. Der Onkel war früher Oberst, daher in solchen Fällen bewandert, gab ihm zwei Monate lang täglich Unterricht, und hatte diesen eben beendet als der Gegner genas, und seine Einladung zum Duell eine Woche vorausschickte. Sein Vetter hatte sich in der Zwischenzeit so eingeübt, daß er mit Vergnügen der Gefahr entgegen sah, und lud seine Freunde zu einem Pistolenschießen und Mittagsmahl auf der Insel ein.

Vor Tisch wurde Scheiben geschossen, und nach Tisch hatte der Onkel den unglückseligen Einfall das ganze Duell einmal blind geladen durchmachen zu lassen, um die Furcht vor dem Feuern ganz zu nehmen. Die erste Tour gieng ganz gut von statten, als aber der zweite Gang probirt wurde, fiel der Vetter tödtlich getroffen zu Boden, und verschied kurz darauf. Der Onkel hatte die Pistolen selbst geladen und aus Vergessenheit Kugeln in den Lauf gebracht, wie er dieß so Monate lang zu thun täglich gewohnt, vielleicht auch nach Tisch nicht mehr so achtsam war; kurz der Vetter wurde als Leiche vom Platz gebracht. Der alte Mann ist seit dieser Zeit wie wahnsinnig, und dieß halte ihn ab jetzt schon auf die Insel zu gehen.

Das Duell ist dort leider sehr im Gebrauch, und jährlich fallen mehrere Opfer aus falschen Begriffen von Ehre. Es ist aber nicht immer die Pistole die man als Waffe wählt, sondern weit häufiger der Scheibenstutzen, mit dem fast jedermann sehr gut umzugehen weiß. Die Gegner stellen sich auf 100 Schritte Entfernung gegenüber, und es wird nach dem Commando 1, 2, 3 gefeuert. Fast jedesmal fällt einer, oft werden beide vom Platz getragen.

Unter diesen Gesprächen kamen wir an die Gränze der Besitzung, wo ein besonders schöner Urwald mit riesig großen Bäumen sich unseren Blicken entgegenstellte. Wir machten trotz der vorgerückten Tageszeit einen kleinen Abstecher über die Gränze, konnten aber der vielen Schlingpflanzen, umgefallenen Baumstämme und Sumpfstellen wegen, die sich uns überall hindernd in den Weg stellten, nicht weiter vordringen. Die Scene war wundervoll, unheimlich schauerlich, und ich kam mir unter diesen hohen Bäumen so klein und verlassen vor, daß ich mich bedeutend erleichtert fühlte, als wir wieder ins Freie kamen.

Ich erfuhr von meinem Begleiter daß dieser Wald nun gekauft sey und bald zu Feld werde umgearbeitet werden, was wirklich schade ist.

Wir eilten, da es zu dunkeln begann, nach Hause, und ich machte Anstalten zu meiner Heimreise, auf die mir bei den schlechten Wegen und einbrechender Dunkelheit nicht wenig bange war, was ich aber natürlich nicht merken ließ. Die Damen waren im Speisesaal versammelt, ich empfahl mich bei ihnen, und war nicht wenig erstaunt den Herrn selbst als Kutscher wieder auf der Heimreise zu haben. So fuhren wir bei stockfinsterer Nacht durch den Wald unter einem wahren Feuerregen von großen Leuchtkäfern, welche nach allen Richtungen herumschwärmten. Wir waren fast immer genöthigt Schritt zu fahren, und mir that mein freundlicher Wirth recht leid, der diesen Weg noch einmal zurücklegen mußte.

Die Liebenswürdigkeit dieser Familie wird mir immer in angenehmer Erinnerung bleiben, und ich kam später noch recht oft auf diese Plantage, wo mich der Herr jedesmal sehr freundlich auf meinen botanischen Excursionen begleitete, sowie auf der Jagd zur Bereicherung meiner Sammlungen nicht wenig beitrug.

Abessinische Notizen.

1. Kleidungsstücke.

Der Webstuhl (arb) des abessinischen Webers (schamani) — unvollkommen und unförmlich als er gegenwärtig noch ist — hat gleich dem europäischen einen Zettel (Kette) (schaf) und einen Einschlag (derb), und bereitet ein Gewebe (schamma) aus Baumwolle (im rohen Zustand zammer, im verarbeiteten tet genannt), welche hauptsächlich in den Kollas oder Tiefländern Abessiniens in verschiedener Qualität gedeiht, und was Quantität betrifft, sich ins unendliche steigern ließe wenn die Bewohner mehr Unternehmungsgeist, mehr bürgerliche Ordnung und Sicherheit, und bessere Verbindungswege nach außen und innen hätten, oder diese sich bahnen würden. Vielleicht daß die Canalisirung des Isthmus von Suez (!) mehr Leben in die industriellen Verhältnisse der Abessinier und der Ostafrikaner überhaupt bringen wird, insofern alsdann besonders der schätzbare Artikel „Baumwolle“ von den Europäern gesucht und von den Eingebornen mit Vortheil verwerthet werden wird. Aus dem von Abessiniern gewobenen Baumwollenzeug werden nun die verschiedenen Arten des abessinischen Kleides (Lebs) gemacht durch den Safita, ein Wort, das im allgemeinen „Näher,“ dann insbesondere den „Schneider und Sattler“ bezeichnet, da die Professionisten wegen der niedrigen Culturstufe der Abessinier noch nicht so streng geschieden sind, und ein einziger Mann oft in allen Sätteln gerecht ist — a Jack in all trades, wie die Engländer sagen.

Das vornehmste abessinische Kleidungsstück ist das Natala oder Nazala, das auch das große Kuarie genannt wird. Dieses große Kuarie ist ein feines, weiches und weißes Stück Baumwollenzeug, das 4 bis 8 Ellen Länge, und wenn es doppelt ist, 3 und mehr Ellen Breite hat. Es ist ohne Aermel, hat an den Rändern 3 bis 4 Zoll breite Streifen von verschiedener Farbe, und wird, wie die römische Toga, an die es erinnert, von den Eingebornen um den Leib gewickelt, den es vom Hals bis auf die Füße vollkommen bedeckt, und der durch diese Bedeckung ein stattliches Aussehen gewinnt. Beim Gehen halten die Eingebornen das Kuarie oder Natala etwas empor und werfen es über die Schulter, um sich auf dem Pfad nicht durch ihre Kleidung zu behindern.

Die verschiedenen Arten des Kuarie sind folgende:

2) Das Margaf (Infinitivform von ragafa, flattern, sich ausbreiten, also das Flatternde, sich Ausbreitende), welches zu den feinsten Kleidern der Abessinier gehört. Es hat einen breiten, seidenen Rand, der mit Streifen von verschiedenen Farben gestickt ist.

1) Das Buneng Kuarie mit einem rothen Streifen am Rand.

3) Das Kolba Kuarie, das auf der einen Seite einen rothen, und auf der andern einen blauen Streifen hat.

4) Das Lagembagela Kuarie, das vier oder mehrerem.l gefaltet wird.

5) Das Derb Kuarie, das wattirt oder doppelt zusammengelegt wird.

6) Das Tschoste, das man achtfach faltet. Ein Kleid nämlich, das man beim Anziehen nicht mehrfach falten kann, heißt ein einfaches Kleid (ferdsch), weil es zu klein ist. Läßt es sich verdoppeln, so heißt es hullat ferdsch.

Mit dem Kuarie ist nicht zu verwechseln das Gabi, das eigentlich ein ganzes Stück Baumwollenzeug ist, 20 abessinische Ellen (die abessinische Elle ist etwa 18 Zoll lang und reicht vom Ellenbogen bis zur Spitze des Mittelfingers) mißt, und im Tauschhandel eine gangbare Münze bildet, wie sein Name besagt. Gabi heißt nämlich in der amharischen Sprache (in der ich alle diese Namen mittheile) „das was geht oder gangbar ist im Handel“ (von dem Zeitwort gabba, eingehen). Die Hälfte des Gabi (also 10 Ellen) heißt Karanma, welches wieder in eine Hälfte eingetheilt und Gerbab genannt wird. Die Gerbab hat 5 Ellen, so viel als die gewöhnlichen Leute zu einem einfachen Kleid brauchen.

Ein Kuarie kann nun von 2 bis 12 Conventionsthaler (à 2 fl. 24 kr.) und weiter kosten, je nachdem es durch die Feinheit der Seide und durch Vielheit und Breite der buntscheckigen Streifen sich auszeichnet. Die Leute, namentlich die Vornehmen, machen eine große und gravitätische Figur, wenn sie in das Kuarie gehüllt auf dem Boden oder auf einer Matte, oder einem kleinen Stuhl sitzen und faulenzen. Am sonderbarsten benehmen sich die Frauen in diesem Anzug, und ein Fremder weiß nicht ob er mehr die Unwissenheit bemitleiden oder über den dummen Stolz lachen soll, hinter welchem die gravitätischen Damen ihre Uncultur sowohl als ihre Sinnlichkeit und Leidenschaftlichkeit zu verbergen suchen. Es kann in der That nichts unsinnigeres geben als eine abessinische Dame wahrzunehmen, wie sie in ihr Kuarie gehüllt auf ihrer Bettstätte ruht, ihre Sklavinnen oder Diener commandirt und tribulirt als wären sie Wesen einer andern Menschengattung, die nur zur Unterwürfigkeit verdammt ist. Es gibt freilich auch edle Ausnahmen, und gerade die Vornehmsten sind oft viel herablassender, gesprächiger und überhaupt bescheidener als die Frauen der kleinen Gouverneure (Schum), z. B. eines Tschilla Schum, oder Schultheißen, wörtlich „Dreck- oder Boden-Gouverneur,“ der die Aufsicht über die Ländereien (gult) führt.

Die Abessinier, wie alle kindischen Menschen, halten sehr viel auf gestreifte Kleider von verschiedenen Stoffen; daher sie auch so verschiedene Namen haben, welche sich auf die Buntfarbigkeit der Kleidung beziehen. Im ganzen jedoch muß man sagen daß die weiße Farbe die vorherrschende ist, in welche sie so verliebt sind, daß sie sogar den Satan weiß zu malen pflegen.

Unter den verschiedenen Kleidungsstoffen erwähne ich folgende:

1) Das Sorat, ein grober, blauer oder rother Baumwollenzeug, der wohl deßwegen seinen Namen trägt weil er ursprünglich von Surat in Indien gebracht wurde. Sorat bezeichnet im Amharischen überhaupt „Waare,“ welche von außen, von Arabien, und namentlich von Indien gebracht wird. Daher Sorat Tombacho, d. h. Surat Tabak, Tabakblätter, welche von Indien gebracht und in Abessinien zu Schnupftabak gemahlen werden.

2) Schasch, ein dünner, transparenter Zeug von Seide (Har) oder Baumwolle, wird gerne gebraucht zu Turbanen und Gürteln.

3) Basta (Kaliko), weißer und feiner Baumwollenzeug, der über Aegypten und Indien nach Abessinien gebracht wird, und in diesem Land sehr werthvoll und theuer ist. Die Priester besonders lieben diesen Zeug zu Hemden und Turbanen; auch werden Todte gern darein gehüllt vor ihrer Beerdigung. Ein solches Leichentuch heißt Kafan.

4) Ketan ein Zeug aus Flachs gemacht, daher diese Art Kleidung ja talba eggar schamma genannt wird, d. h. ein Kleid vom Leinsamenstengel, denn so wird der Flachs in Abessinien bezeichnet.

Der Flachs kommt in vielen abessinischen Gegenden sehr gut fort, aber die Leute wissen nichts damit zu machen, als daß sie den Leinsamen in Krankheitsfällen anwenden.

5) Adajat ist ein Baumwollenkleid mit rothen, blauen, überhaupt mit buntfarbigen Streifen, welche am Rand und durch die Mitte des Kleides sich hinziehen. Im Königreich Schoa wird dieses Kleid Zelat genannt.

6) Gemedscha ist ein Seide- und Musselinzeug, und hat großen Werth bei den Eingebornen. Daher auch der Ausdruck ja gamedscha biet, wörtlich das Seidezeughaus, d. h. das Haus, wo die abessinischen Könige ihre seidenen und andere Kleider aufbewahren lassen, überhaupt ihr Raritätenmagazin, wo ihre Bücher, Kleider u. s. w. aufgestellt werden, ihr Schatz oder Museum, Bibliothek und wie man es nennen will. Der Officier, der dieses Haus in Verwahrsam hat, heißt ja gemedscha biet Schum, Gouverneur oder Verwalter des Seidenzeug-Hauses.

7) Gabarbarie (in Schoa) heißt ein Kleid, das überhaupt weiß und roth gestreift ist, ohne Rücksicht auf die Stoffart.

8) Guch (vom arabischen Dschuch) ist ein Zeug von Wolle. Die feinern Wollstoffe werden von auswärts gebracht, da die Abessinier nur eine sehr grobe Art von Wollenzeug verfertigen, das sie Setat oder Mak heißen. Es ist ein schwarzer, geringer Stoff, der zu Zelten, Mänteln, Säcken u. s. w. verwendet, und eigentlich nur von geringen Leuten getragen wird.

9) Sabo heißt ein Kleid, das mit Gold- oder Silberfäden durchwirkt ist.

10) Darito ist ein wattirter Zeug, den die Schoaner gebra merfie nennen, d. h. Nadelwerk, Stickerei. Ist der Zeug von Baumwolle, so heißen sie ihn Sarf.

11) Dangazur heißt ein Kleid, wenn sich ein kleiner rother Streifen zwischen den Franzen (serf) und Quasten (gofla) am Rand und dem breiten farbigen Streifen hinzieht.

12) Telf heißt ein Hemd von Baumwolle oder anderm Zeug, das mit Seide gestickt und nur von sehr vornehmen Frauen getragen wird.

13) Kamis (vom Arabischen ins Amharische übergegangen) ist das eigentliche Hemd oder irgend ein Kleidungsstück, das Aermel (edschegie) hat, und vornen nicht offen ist.

14) Suri, Hosen; Wollo Suri, kurze Hosen, die bis an die Knie reichen. Die bessere Art Hosen heißt Sanafil (vom Arabischen), die bis auf die Waden reichen. An der Fuge zwischen den Beinen ist ein dreieckiges, lanzenartiges Stück eingesetzt, das Salatin (Lanze, Spieß) oder Kanafa heißt. Da die abessinischen Hosen weder Knöpfe (makolalia) noch Hosenträger (masaria) haben, so werden sie durch Gürtel befestigt, deren Arten und Benennungen verschieden sind. Dig ist eine Art Leibbinde, und Hemia ein kleiner Gürtel von Zeug oder Leder. Eben so ist masnafa beides ein Gürtel und eine Kopfbinde, irgend ein Kleid, das um die Lenden oder um den Kopf gewunden wird.

15) Malanat heißt der eigentliche Gürtel (auch Senar genannt), welcher oft aus einem 20 bis 30 Ellen langen Stück Baumwollenzeug besteht und um den Leib gewunden wird.

Die abessinischen Soldaten winden ihre Gürtel besonders dicht, um sich in der Schlacht kugelfest zu machen. Manchmal hat ein Soldat 6 bis 8 eiserne Kugeln in seinem mehr als schuhdicken Gürtelbund gefunden. Bekanntlich gehen die Kugeln der Abessinier nicht sehr weit, theils wegen ihres schlechten Pulvers, theils weil sie eiserne Kugeln gebrauchen, die nicht die Schwere der Bleikugeln haben.

Kenat heißt der Gürtel oder der Hosenbund, an dem die Abessinier ihr Schwert befestigen.

Taschen (maschaschagia oder karatit) haben weder die Hosen der Abessinier noch überhaupt irgend ein Kleidungsstück derselben.

16) Kitta heißt eine Jacke oder ein Wamms mit kurzen Aermeln. Wenn die Jacke keine Aermel hat, so heißt sie makuafaria; ist die Jacke geeignet fest am Leibe anzuliegen, so heißt sie tebeko. Der Kragen an der Jacke oder am Hemd heißt kenfat. Hemden werden nur von Frauen und Priestern getragen.

17) Matamtamia, Kopfbund, Turban wird in Abessinien meist nur von Geistlichen getragen. Wenn der Turban klein ist und aus feinem, dünnem Baumwollenzeug der abessinischen Manufactur besteht, heißt man ihn Etanie.

18) Kofiat oder Kob (Kappe) ist ein weiteres Stück der abessinischen Kleidung, wird aber fast allein von Mönchen und Nonnen getragen; daher ist die Kob Zeichen des Mönchthums, und der Ausdruck „kob adaraga oder kob labasu" ist so viel als, „er ist ein Mönch geworden."

19) Mahramia oder Mandil heißt ein Sacktuch, das aus irgend einem kleinen oder großen Stück Zeug bestehen kann, womit die Abessinier sich den Schweiß abzutrocknen pflegen, denn als Nasentuch gebrauchen sie es nicht, indem sie die Nase mit den Händen auf primitive Weise abfertigen.

20) Barnus oder Bernus, Mantel (der auch Azef heißt), endlich ist das kostbarste Stück der abessinischen Kleidung. Ist er aus Setat oder Mak (siehe Nr. 8) gemacht, so hat er allerdings keinen großen Werth; dagegen wenn er aus Seide gemacht, und mit Gold oder Silber gestickt und geschmückt ist, so kann er 100 Conventionsthaler und weiter kosten. Er wird hauptsächlich von vornehmen Frauen und Männern, namentlich von Mönchen und Priestern getragen. Wenn ihn die Geistlichen bei ihren Amtsverrichtungen in der Kirche tragen, so ziehen sie rothen Wollenzeug jedem andern Stoff vor. Der Bernus muß immer hinten eine Capuze haben. Schließlich möge bei der Aufzählung der abessinischen Kleidungsstücke noch bemerkt werden daß Schaf-, Löwen- und Leopardenfelle und Kuhhäute auch als Theile der Kleidung dienen können. Das Aris (schwarzes Schaffell), und besonders das Nossa mit den langen Haaren eines Schafes das im Wollogalla-Land häufig vorkommt, ist sehr gesucht, hauptsächlich von den Soldaten, die es über die Schulter werfen. Auch das Debelo (eine gegerbte Schafhaut) wird über dem Oberkleid getragen, besonders in der Regen- oder Winterzeit. Das Daba oder die gegerbte und gelbgefärbte Kuhhaut wird von Mönchen und armen Leuten getragen. Tschamma, d. h. Schuhe, oder lederne Sandalen werden nur von Priestern getragen. Andere Leute gebrauchen sie bloß da wo das steinige oder dornenvolle Terrain den Füßen nachtheilig wäre. Selbst Fürsten und Gouverneure gehen barfuß, wie ich denn in der That Sahela Selassin, den berühmten König von Schoa, auf seinen Kriegszügen meist barfuß gehen sah, wenn er nicht auf seinem stattlichen Maulthier oder Pferd zu sehen war.

2. Gegenstände des Schmuckes.

In dieser Reihe nimmt:

1. Die Saud, d. h. die Krone des Königs, die aus Gold gemacht ist, die erste Stelle ein.

2. Das Debab oder große Umbrella, das aus rothem Sammet mit Fransen an den Rändern, schirmartig verfertigt ist. Der König von Schoa läßt immer bei seinen Ausgängen zwei solcher Umbrellas über sich tragen, indem auf jeder Seite ein Debabträger neben ihm herläuft, oder springt, wenn der König auf seinem Maulthier sitzt. Auch die Priester gebrauchen das Debab bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. wenn sie den Tabot (die sogenannte Bundeslade) in Procession durch die Stadt tragen — bei welcher Gelegenheit der Tabot mit einem Debab bedeckt seyn muß, damit die Leute Respect haben und davor niederfallen auf ihr Angesicht, wie sie thun müssen wenn sie vor dem König, oder einem großen Manne erscheinen wollen.

3. Kalaid oder Sargef heißt eine Art Halsschmuck, der aus verschiedenen Dingen bestehen kann.

4. Kuel ist ein kosmetisches Collyrium (Schali) oder Augenmittel, womit die abessinischen Frauen ihre Augenwimpern schwarz färben, um den Augen mehr Ausdruck und Glanz zu geben. Manche eitle Frauen — namentlich in Schoa — rasiren die Augbrauen und färben sie mit diesem schwarzen Pulver, dessen Hauptbestandtheil Antimonium zu seyn scheint.

5. Bitawa heißt das breite Bracelet von Gold, das am Vorderarm (tuntscha) getragen wird.

6. Das Bagogsa ist ein Bitawa von Silber, das in Schoa vom König denjenigen Kriegern gegeben wird, welche auf einem Feldzug 10 Feinde getödtet haben.

7. Das Tschusawa ist ebenfalls ein Silberbracelet, welches auf dem Oberarm von demjenigen getragen werden darf, der im Krieg mehr als einen Feind erschlagen hat.

8. Das Alodama ist ein Schmuck der vom Kopfe herabhängt, und aus schönen kupfernen Kettchen besteht, welche über die Stirne herabfallen; dieser Schmuck wird in Schoa nur demjenigen zu Theil, der einen Adelen, d. h. einen Eingebornen des Adal oder Danakil-Landes getödtet hat. Da die Erlegung eines Adelen sehr schwierig ist wegen der Tapferkeit dieser Barbaren, so gibt es wenige Schoaner, denen die Ehre dieses Schmuckes zu Theil wird. Sahela Selassin aber hatte sich in früherer Zeit absichtlich mit den Adelen eingelassen, um sich diese Schmuckart persönlich zu verdienen.

9. Das Maldia aus Messing verfertigt, wird am Handgelenk getragen und solchen Soldaten gestattet welche drei Galla erschlagen haben.

10. Das Jarbora oder Bracelet von Elfenbein trägt man am Oberarm über dem Ellenbogen. Man erhält dasselbe, wenn man einen Feind, namentlich einen Galla getödtet hat.

11. Amber ist ein Bracelet, welches die Frauen am Handgelenk, oder an den Knöcheln der Füße tragen. Eine Art desselben ist das Chalchal nach dem Arabischen.

12. Der Kalabat (Fingerring) von Eisen, Kupfer, Silber und Gold, darf nicht fehlen unter den Schmucksachen der Abessinier. Der Kalabat wird theils am Zeigefinger (Leba zat), theils am Daumen (aura zat) und Mittelfinger angelegt.

13. Ein Mastauet oder Mastajat (Spiegel) darf auch nicht fehlen bei abessinischen Frauen. Ebenso wenig fehlt

14. Das Kitab (Talisman, Amulet), welches theils als Schmucksache dient, theils aus Aberglauben getragen wird. Das Kitab enthält meist Schriftstellen, die auf kleine Pergamentschnipfel geschrieben, in Leder eingenäht, am Riemen befestigt und am Hals, oder um die Brust und Schultern gehängt werden.

15. Verschiedene Arten von Ohrringen der Frauen wären noch zu erwähnen. Zu den Schmucksachen der eitlen Frauen im Süden von Abessinien gehört besonders die Katschel, kleine Schelle oder Glöckchen, welche von ihnen am Saum der Kleider getragen werden, um Aufsehen zu erregen und dadurch Liebesjäger zu finden. Endlich gehören hieher noch

16. Die verschiedenen Arten von Adscha (Glasperlen, beads), welche zu Zwecken des Schmuckes verwendet werden.

Die Hauptarten der in Abessinien gangbaren Glasperlen sind:

a) anget, längliche Glasperlen von schwarzer und weißer Farbe,
b) arisaso, große runde von schwärzlicher Farbe,
c) doka, sehr große und dicke,
d) debba, etwas kleiner als die Doka,
e) gongul ain, sind noch kleiner,
f) zaedabelo, weiße Glasperlen,
g) dschanato, runde Glasperlen von rother Farbe mit blauen Punkten.

3. Gewicht-, Geld- und Zeitmaße.

1. Kentar ist ein aus dem Arabischen entlehntes Wort für Centner.

2. Leter oder Reter (griechisch litra) für Pfund ist ebenfalls aus dem Arabischen genommen und ist nur Umstellung des arabischen Rotel oder Retel; das abessinische Pfund hat 12 Wakiet oder 12 Unzen. Eine Unze ist gleich dem Gewicht eines Conventionsthalers, folglich wird ein Pfund 12 solcher Thaler wägen. Die abessinische Wage (misan) ist ein unbehülfliches Ding, und Steine werden gewöhnlich als Gewicht genommen. Der Gewichtstein heißt ja misan awaki, d. h. der Anzeiger der Wage.

Die Münzarten, die in Abessinien zwar nicht geprägt, aber doch gangbar sind, sind 1) der Ber (Silber) Conventionsthaler zu 2 fl. 24 kr. und 2) der Alad oder der halbe Thaler (2 Schilling) im Gewicht von einer halben Unze Silber. Für das Wort Ber (Thaler) wird auch der Ausdruck „Kersch" gebraucht, welcher in Aegypten einen Piaster, in Abessinien aber einen Conventionsthaler bezeichnet. Sonst ist wohl auch noch unter den Kaufleuten das arabische Mitekal bekannt, was ein Dukaten oder eine Zechine ist. Ferner kennen die Abessinier den Ausdruck „Diwani," die kleinste Münze in Aegypten, nämlich das para, den 40sten Theil eines Piasters, deren 20 auf einen Conventionsthaler in Aegypten gehen. Beides der Piaster und Diwani ist nur solchen Abessiniern bekannt, die in Aegypten, Arabien und Palästina gewesen sind. Auf dem Markt (Gebia), der in Hauptstädten alle Wochen gehalten wird, zahlt man nicht viel mit Geld, sondern treibt Tauschhandel. Kleinere Gegenstände werden namentlich mit amule, d. h. Steinsalzstücken, die einem Wetzstein oder der Fußsohle gleichen, gekauft. Ein Amule ist eine starke Spanne lang und einen Zoll dick. Die Amules werden in der Salzebene an der Ostgränze von Tigre und in der Nähe von Tadschurra im Adalland ausgehauen, und ins Innere von Abessinien und der Binnenländer gebracht, wo ihr Werth mit der Entfernung von der Küste zunimmt. Wenn man z. B. 30—40 Amules in Adoa (der

Hauptstadt von Tigre) erhält, bekommt man in Gondar 20—30, und in Ankober (der Hauptstadt von Schoa) nur 20 für einen Conventionsthaler.

Knechte bekommen ihren Monatlohn (damusie) in Salzstücken. Europäer zahlen mit ganzen oder halben Thalern, d. h. aber nur mit Maria Theresia-, oder österreichischen Thalern, welche allein gültig sind im Habesch, und zwar nur dann gültig wenn sie das bestimmte Gepräge haben, die sieben Punkte oben, den Stern in der Mitte, und das S. F. unten. Hausmiethe oder Miethlohn (kerai) für Gepäckträger, und Abgaben, Tribut (wurdsch) werden gewöhnlich ebenfalls mit Amules bezahlt. Doch kommt der Thaler immer mehr empor, und die guten Maria Theresia-Thaler wandern von Aegypten und Arabien nach und nach alle nach Abessinien, von wo die wenigsten wieder zurückkommen, da sie dort von den Leuten begraben werden, in einem Land wo die Revolution kein Ende nimmt.

Beim Kaufen und Verkaufen, sowie beim Borgen und Leihen wird ein Zwischengänger, Mäkler oder Bürge (was) verlangt, welcher beiden Parteien verantwortlich ist und darauf sehen muß daß beide Theile befriedigt werden.

Edelsteine (jakábara dengia), z. B. Diamant (almas) u. s. w. sind den Abessiniern dem Namen nach bekannt; dagegen work (Gold), ber (Silber), nahas (Kupfer), berat (Eisen), kórkoro oder kasdir (Zinn), resas (Blei) und medab (Messing) kennen sie aus Erfahrung.

Was ferner die Zeitmaße betrifft, so kommt hier vor allem das Wort kekros in Betracht, welches aus dem lateinischen circus (man las cicrus) stammt und 12 Minuten, oder den 5ten Theil einer Stunde, somit den 60sten Theil eines Tages bezeichnet. Denn wenn 12 Stunden 720 Minuten, also eine Tageslänge machen, so muß ein kékros, oder das Maß von 12 Minuten der 60te Theil seyn. Eine Minute (dekika nach dem Arabischen) besteht aus kézebat oder Augenblicken.

Gemäß der Sitte anderer Völker richten sich die Abessinier bei der Benennung der verschiedenen Tageszeiten nach dem Lauf der Sonne.

1) Nagga ist der früheste Theil des Morgens und bezeichnet den Tagesanbruch.

2) Zewat oder Zont ist die ganze Zeit von Tagesanbruch bis Rafad oder Vormittag, d. h. die Zeit wo die Sonne in der Mitte ihres Laufes ist vom Horizont nach dem Zenith, also von 9 bis nach 11 Uhr.

3) Erreicht die Sonne ihren Scheitelpunkt, so entsteht der Kater — Mittag.

4) Kakater wodich, d. h. von Mittag herwärts, ist der Nachmittag von 1 bis nach 3 Uhr, wo

5) es sich dann gegen mata (Abend) neigt, der mit Sonnenuntergang vollständig eintritt. Bald nachher kommt

6) Lelit (Nacht), welche wieder in mehrere Perioden eingetheilt wird — manfaka Lelit (Mitternacht) und ja doro Tschochat, erster und zweiter Hahnenschrei.

Ein Fremder muß sich genau mit diesen Zeitabschnitten bekannt machen, da die Begrüßungsformeln, die wegen ihrer Ueberladung sehr zeitraubend sind und daher die Stelle Lucae 10, 4. sehr verständlich machen, sich darnach richten müssen.

Im allgemeinen merke man sich folgende Begrüßungsformeln.

1) Endiet ádaru, guten Morgen — wörtlich, wie haben Sie geruht, die Nacht zugebracht? (Morgens bei der ersten Begegnung.)

2) Endiet aráfadu, wie haben Sie den Vormittag zugebracht?

3) Endiet walu, wie haben Sie den Tag, eigentlich die Mitte des Tages bis Sonnenuntergang zugebracht?

4) Endiet ámaschu, wie haben Sie den Abend zugebracht (nach Sonnenuntergang)?

Hat man einander längere oder kürzere Zeit nicht mehr gesehen, so fragt man bei der ersten Wiederbegegnung: endiet sanábatu, wie haben Sie die vergangene Zeit zugebracht? Begegnet man einander das erstemal nach der Regenzeit, so fragt man: endiet káramu, wie haben Sie die Regenzeit zugebracht, d. h. überwintert?

4. Ehrentitel und Rangstufen.

1) Knechte oder überhaupt Untergebene reden ihre Obern an mit dem Wort: Enieta oder jenieta, d. h. mein Herr, zusammengesetzt aus jenie (mein) gieta (Herr).

2) Bei Erwiederung eines Rufes oder einer Anrede sagt der Angeredete: abiet oder abietu! wörtlich, Hausvater, Meister, Herr.

3) Eine Frau, namentlich eine vornehme Frau wird von ihren Untergebenen angeredet mit dem Wort: „emabietu" Hausmutter, Herrin, Dame, madame, lady. Namentlich wird die heil. Jungfrau Maria emabietatschen unsere Frau, oder auch egsietena unsere Herrin, Göttin genannt.

Ueberhaupt sind die Abessinier sehr höflich und beobachten in ihrer Sprache genau das Verhältniß und den Rang der Person, mit der sie reden. Z. B. „anta" heißt Du, „antu" bezeichnet „Sie," ist aber nicht so ehrenvoll als wenn man „arso" sagt, weil dieses „Sie" im vollständigen Sinn bedeutet.

4) Aja ist ein zärtlicher Ausdruck für unser papa! aja ist ferner ein Ehrentitel für unser deutsches Wort „Meister, Herr," ist aber nicht so ehrenvoll als „aito," französisch „monsieur," englisch „mister." Aito darf auch nicht von Geistlichen, sondern nur von Laien gebraucht werden, z. B. aito workie, Herr oder Mr. Workie.

Was aito f. das männliche Geschlecht ist, das ist

5) Woisaro (pl. woisaser) für das weibliche. Eigentlich bezieht sich der Ausdruck nur auf königliche Prinzessinnen, dann auf vornehme Frauen, und überhaupt auf verheirathete Frauen, wenn man achtungsvoll von ihnen reden will. Nur uneigentlich kann es auch Fräulein, Jungfer N. N. bezeichnen.

Die Altersstufen werden folgendermaßen bezeichnet:

1) Hezan und ledsch Säugling, Kind.

2) aschkar Knabe,

3) belatiena Jüngling, noch älter gobas und

4) noch älter golmasa, was zugleich einen Menschen im Mannesalter anzeigt;

5) schemaglie Greis.

Beim weiblichen Geschlecht:

1) Ledschitu Töchterchen, 2) kondscho Jungfrau, 3) dengel ältere Jungfrau, 4) siet ältere Frau, 5) arögit siet Greisin.

Die stammväterlichen Grade reichen weit hinauf:

1) abat Vater, 2) ajat Großvater, 3) kedem ajat Urgroßvater, 4) kemat des Vaters Urgroßvater, 5) schemajat des Großvaters Urgroßvater, 6) meslat des Urgroßvaters Urgroßvater, 7) endschelat der Urgroßvater des meslat.

Der Name für Herr im allgemeinen ist gieta.
" " " Herrscher, Fürst ist gasch.
" " " König ist negus.

In der Anrede an den König sagt man Zschan — o König, Sire! Spricht man von ihm als von einem Abwesenden, oder von seiner königlichen Würde, so sagt man Házie Seine Majestät, z. B. hazie Lalibala Seine Majestät Lalibala; ja hazie biet des Königs Haus.

Die nächste Würde nach der königlichen ist die des Ras, des ersten Ministers oder Majordomus. Ist der Ras vom König anerkannt und bestätigt, so heißt er Bitwaddad und ist Generalissimus der Armee. Nach dem Ras kommt der Dedschesmatsch oder Dedschatsch (wörtlich Krieger des Thors). Er ist derjenige Officier, der auf dem Schlachtfeld und im Lager seine Stellung vor dem Zelt des Königs hat. Er ist Gouverneur einer oder mehrerer Provinzen, und darf so viele Nagarit (Kesseltrommel) vor sich her trommeln lassen als er Provinzen hat. Geringer als der Dedschatsch ist der kegnasmatsch und gerasmatsch. Von diesen beiden Officieren ist der erstere derjenige welcher zur Rechten des königlichen Zeltes, der andere welcher zur Linken kämpft und lagert.

Der Mesteni oder Endenie (wörtlich „wie ich") ist der Stellvertreter des Königs, der Vicekönig, der gewöhnlich in der Hauptstadt verweilt während des Königs Abwesenheit.

Eine wichtige Stellung hat der Fit-aurari, der den Vortrab der Armee befehligt. Fit-aurari heißt wörtlich derjenige welcher das Plündern in der Front anordnet. Schálaka ist ein Anführer über 1000.

Balderas ist der Oberstallmeister, der in Abessinien eine wichtige Stellung hat. Belutiengieta ist der Schatzmeister. Der nastegniotsch álaka (Vorsteher der Flintenträger) ist der Officier der königlichen Leibgarde, welche in Schoa allein Flinten tragen darf. Bascha heißt der Officier, der die Waffen, namentlich Feuerwaffen in Verwahrsam hat, also Feldzeugmeister. Bellata entspricht dem deutschen „Oberst" Colonel. Nagad Ras, oder Bundscher wand ist der Handelsminister, Haupt der Kaufleute. Atari ist Zolleinnehmer. Afa negus oder kal hazie (wörtlich Mund des Königs) ist der Sprecher des Königs, der seine Befehle ausrichtet und ihm überhaupt immer zur Seite steht. Er ist Adjutant des Königs. Bei der Geistlichkeit sind die Titel Debtera, Diakon, kies, álaka, etschégie, Abuna hauptsächlich zu erwähnen. Der Debtera ist im allgemeinen der Gelehrte, Diakon heißt ein Helfer, kies ein Priester, alaka ist Vorsteher einer oder mehrerer Kirchen, etschegie ist Haupt der Mönche, und Abuna Oberhaupt der ganzen abessinischen Kirche.

Animalische Wärme.

(Aus Ch. Dickens Household Words.)

Das vergleichende Studium der Temperatur der Thiere und des Mediums — Luft oder Wasser — in welchem sie leben, hat Anlaß gegeben die Thierwelt in zwei natürliche Gruppen abzutheilen. Die erste dieser Gruppen umfaßt die Säugethiere und die Vögel, denen man lange Zeit und ausschließlich die Benennung „warmblütige Thiere" beigelegt hatte, weil man mit Unrecht glaubte sie seyen die einzigen lebenden Geschöpfe welche eine in ihnen selbst liegende Temperatur besäßen. In die zweite Gruppe wurden alle andern Thiere verwiesen, die noch jetzt allgemein, wenn auch unrichtig, als „kaltblütige" bezeichnet werden. Bei diesen letztern ist die Wärme-Erzeugung so schwach, daß sie von einigen Physiologen in Zweifel gezogen wurde. Lange Zeit glaubte man in der That daß ihre Temperatur einfach die des sie umgebenden Mediums sey, und daß sie der Temperatur desselben in all ihren Schwankungen folgen. Zahlreiche Thatsachen, welche eine genauere Beobachtungsmethode an die Hand gab, berichtigten diesen allgemeinen Irrthum.

Unter allen organisirten Wesen haben die Vögel die höchste Temperatur; das gemeine Huhn, die Haustaube (in der Freiheit), das Perlhuhn und die Ente sind die obersten auf der thermometrischen Stufenleiter. In dem warmen Blut der Taube lag der Grund warum man ihr bei der barbarischen Heilmethode früherer Jahrhunderte vielfach das Leben raubte: man spritzte z. B. ihr frischausfließendes Pulsaderblut in ein verwundetes menschliches Auge, oder band den ganzen Vogel, längs des Wirbelknochens lebendig entzwei gerissen, an die Fußsohlen als Heilmittel gegen Geistesschwäche oder Verfall der Körperkräfte. Obwohl die Säugethiere auf der Leiter der Thierheit im allgemeinen höher stehen als die Vögel, so geben sie diesen in Betreff der Temperatur des Blutes doch merklich nach; dessenungeachtet ist der Unterschied nicht so groß, daß er die höchste gesunde Wärme der Vierfüßer am Steigen über die niedrigste gesunde Wärme der Vögel verhinderte. Trotz des ununterbrochenen Lebens im Wasser bilden die Cetaceen, die Wallfische und Meerschweine keine Ausnahme von obiger Bemerkung; wogegen es bei Säugethieren die sich ein Winterlager suchen gerade der umgekehrte Fall ist. Obgleich ihnen ihre Organisation eine hohe Stelle auf der Stufenleiter der lebendigen Wesen anweist, sind diese Geschöpfe, durch die Phänomene ihrer Wärme, den Mitgliedern der untern Classen fast vollständig gleichgestellt. Innerhalb der Gränzen gewisser Extreme schwankt die Temperatur der Säugethiere, gleich der der Vögel, je nach der Familie, der Gattung oder der Sippe welcher sie angehören; man findet daß sie bei verschiedenen Individuen einer und derselben Sippe nicht identisch ist. Das Klima, die Jahreszeit, die verschiedenen Tages- oder Nachtstunden, und viele andere physiologische Bedingungen, üben ihren Einfluß aus auf die allgemeine Temperatur der Thiere, oder auf die örtliche Temperatur verschiedener Theile ihres Leibes. Das Schaf, die Ziege, der Hund, die Katze und das Kaninchen gehören zu den wärmsten Vierfüßern.

Die Temperatur eines erwachsenen Menschen, wenn man sie an der die Wärme des Rumpfes gebenden Achselgrube nimmt, schwankt in der gemäßigten Zone zwischen $36\frac{1}{2}$ und $37\frac{1}{2}$ Grad des hunderttheiligen Thermometers. Die Widerstandskraft welche die höheren Thiere jeder Erkältungsursache entgegensetzen, ist hinlänglich bewiesen durch die

Erzählungen arktischer Reisenden, die in einer Atmosphäre von 70 Grad unter Null, oder dem Gefrierpunkt, lebten, ohne eine merkliche Aenderung ihrer eigenen Temperatur zu erleiden. Capitän Parry fand daß der arktische Fuchs mehr als 76 Grad wärmer war als die ihn umgebende Luft, und Capitän Back berichtet daß ein Weiden-Birkhuhn mehr als 79 Grad wärmer war als die Luft welche es einathmete. Sonach lassen sich Vögel und Säugethiere als Geschöpfe betrachten deren Temperatur physiologisch eine beständige Größe ist.

Unter die Benennung niedrigerer Thiere kann man die beiden letzten Classen der Vertebrata, nämlich Reptilien und Fische, und sämmtliche Invertebrata oder wirbellose Geschöpfe zusammenfassen. Obgleich sehr verschieden organisirt, sind sie doch miteinander in Verbindung gebracht durch die gemeinschaftliche Eigenthümlichkeit daß ihre Temperatur, ungleich der der Säugethiere und Vögel, sich nicht merklich fest und unabhängig von äußern Umständen erhält, sondern beträchtlichen Schwankungen unterliegt, welche den Schwankungen des Mediums folgen in dem sie leben, sey dieses nun die Luft oder das Wasser. Die Beobachtung ihrer Lebenswärme bietet bedeutende Schwierigkeiten. Was Geschöpfe von sehr kleinem Umfang betrifft, so haben die Beobachter häufig einen besondern Kunstgriff angewendet, der darin besteht eine gewisse Anzahl derselben in ein kleines Glasgefäß einzuschließen, und zwar in der Art daß sie sich um den Knopf eines kleinen Thermometers anhäufen. Diese Beobachtungsart hat den Vortheil die Verdunstung und die Kälte, welche die Folge davon ist, zu verhindern. Newport ergriff, wie man aus seinen Forschungen über die Temperatur der Insecten ersieht, seinen Gegenstand mit einer Zange, und brachte und hielt ihn so in beständiger Berührung mit dem Knopf seines Thermometers; er vermied dadurch jede Wärmemittheilung aus seinen eigenen Händen. Um die Strahlung nach außen und die Verdünstung zu verhindern, traf er die Vorsichtsmaßregel das Insect und den Thermometerknopf in ein Stück Wollenzeug einzuwickeln.

Die Temperatur der Reptilien ist der Gegenstand zahlreicher Beobachtungen gewesen. Die dadurch erzielten Ergebnisse beweisen daß sie alle wärmer sind als die Luft oder das Wasser in welchem sie leben, und daß sie keineswegs den Vorwurf kaltblütige Thiere zu seyn verdienen; im Gegentheil bringen sie insgesammt eine gewisse Menge Wärme hervor, welche sich durch wissenschaftliche Instrumente feststellen läßt, obgleich diese Wärme weit geringer ist als die der Vögel und der eigentlichen Vierfüßer. Die Eidechsen sind im Durchschnitt am wärmsten; nach ihnen kommen die Vipern, die Nattern und die Schlangen, dann die Schildkröten, während die Frösche und Kröten mit einer viel schwächern Wärme-Erzeugungskraft begabt zu seyn scheinen. Allein im ganzen genommen ist die eigentliche Temperatur der Reptilien sehr veränderlich.

Die gleichen Bemerkungen finden auch auf die Fische Anwendung. Der räuberische Hecht scheint eines der wärmsttemperirten Geschöpfe dieser Classe zu seyn, und, was wir kaum zu finden erwarten sollten, jene niedlichen Springer, der Weißfisch, die Forelle und der fliegende Fisch, sind um, nicht einen Grad, sondern einen halben Grad und weniger wärmer als die Temperatur des Wassers in dem sich ihre bebenden Körper baden. Der Haifisch ist nicht viel wärmer constituirt. Auch der Aal besitzt eine kalte Temperatur; allein das merkwürdigste beim Aal ist daß, obgleich er gegen Gewaltthat ein sehr zähes Leben hat, er doch für jeden sehr starken Temperaturwechsel, sey's in auf- oder absteigender Stufenleiter, ungemein empfindlich ist. Immerhin ist es nicht nur bewiesen daß die Fische die Fähigkeit zur Wärme-Erzeugung besitzen, sondern daß auch die Muskeltheile ihres Körpers, gerade wie bei Vögeln und Vierfüßern, entschieden wärmer sind als die übrigen Theile ihres Körpergerüstes.

Swammerdam behauptet, ohne jedoch irgendeinen thermometrischen Grad anzugeben, daß selbst mitten im Winter die Temperatur der Bienenstöcke beträchtlich höher sey als die der Atmosphäre. Réaumur und Huber haben die Thatsache bestätigt. Newport, der einen Bienenstock unter den nämlichen Umständen beobachtete, brachte es, durch Erweckung und Aufregung der Bienen, dahin daß die Temperatur des Stocks um einen Grad stieg. Aehnliche Erscheinungen sind in den Wespen- und Ameisen-Nestern zuwege gebracht worden. Nobili und Melloni suchten die eigentliche Temperatur der Insecten mittelst eines scharfsinnigen thermo-elektrischen Apparats kennen zu lernen, und sie führen an daß, nachdem sie ihre Versuche bei mehr als vierzig einheimischen Arten, in den verschiedenen Stufen der Umwandlung welche diese Geschöpfe durchmachten, angestellt hatten, jede Andeutung der Magnetnadel positiv war, d. h. eine höhere Wärme des Geschöpfes, ohne eine einzige Ausnahme, anzeigte. Newport hat bewiesen daß die eigentliche Temperatur am höchsten ist bei Insecten welche fliegen (und unter diesen bei Bienen und Schwärmern), höher als bei allen andern Gliederthieren. Versuche die man an Mollusken machte, sprechen ebenfalls unwiderleglich für ihre Fähigkeit Wärme hervorzubringen. Die verschiedenen Arten Schnecken haben einen merklich höhern Wärmegrad als das sie umgebende Medium. Ebenso die Tintenfische, die Seeigel und die See-Anemonen. Seesterne und sämmtliche Zoophyten folgen genau derselben Regel. Valentin entdeckte daß unter den niedrigeren Geschöpfen die eigentliche Temperatur der Crustaceen am höchsten, die der Polypen am niedrigsten ist, und daß ihre Fähigkeit Wärme zu erzeugen genau im Verhältniß mit der Stelle zunimmt um welche sie in der zoologischen Stufenleiter höher stehen. Während des Lebens erzeugt daher jedes Geschöpf, vom Menschen abwärts bis zum letzten Zoophyten, Wärme. Es besteht zwar ein ungeheurer Zwischenraum zwischen dem Fuchs und dem Birkhuhn Capitän Parry's und Back's, und dem Frosch, welcher gerade nur im Stand ist die Wärmebilanz auf die positive Seite zu wenden; allein dessenungeachtet ist das wundervolle Phänomen der Hervorbringung von Lebenswärme in gleicher Weise vorhanden, für das Reptil wie für das Säugethier und den Vogel. Die niedrigern Thiere — man darf dieß nicht außer Acht lassen — sind so völlig der physischen Beschaffenheit des Mediums preisgegeben in dem sie leben, daß ihre Existenzart ganz von äußern Umständen abhängt. Während des Sommers sind sie lebhaft, thätig und im vollen Genuß ihrer Lebenskräfte; bei Annäherung des Winters fangen sie an zu erschlaffen, und wenn die Kälte um sie her zunimmt, verfallen sie in einen so erstarrten Zustand, daß die Lebensverrichtungen völlig eingestellt zu seyn scheinen. Ihre wärme-erzeugende Kraft wird ungemein schwach; und obgleich ihre Temperatur nicht unter die der sie umgebenden Körper fällt, so nähert sie sich ihr doch allmählich in dem Verhältniß wie ihre eigene Erstarrung sie beherrscht. Hieraus folgt daß ihre eigentliche Temperatur zu der Zeit studiert werden sollte in welcher ihre Lebenskraft in voller Ausübung begriffen ist.

Alle Geschöpfe sind mit einem Apparat versehen welcher die Luft in den Stand setzt in das Innere ihrer Körper einzudringen, und sich mit ihren Flüssigkeiten zu vermischen. Boyle's Versuche bewiesen daß kein Thier in einem luftleeren Raume leben kann, und daß sonach die

Thätigkeit der Luft nothwendig ist zur Erhaltung des Lebens. Andere zeitgenössische Physiologen bewiesen daß eine Kerze erlöscht, und ein Thier stirbt, wenn man sie allzu lange Zeit in einer und derselben Masse eingesperrter Luft verschlossen hält, und daß, in beiden Fällen gleich, ein gewisser Theil der Luft verschwindet. Lange Verhandlungen fanden statt um die Ueberzeugung zu gewinnen ob die Luft ganz und körperlich mit dem Blut verbunden werde, oder ob sie bloß gewissen Principien folge; ebenso bemühte man sich die eigentliche Ursache des Todes von Thieren kennen zu lernen welche in Luft lebten die in verschlossenen Gefäßen eingesperrt war. Jeder Naturforscher legte die Thatsache seiner eigenen Denkungsweise gemäß aus.

Die Krone der Entdeckungen war für den großen Gründer der neueren Chemie, Lavoisier, vorbehalten. Im Jahr 1777 veröffentlichte er seine „Versuche über die Athmung der Thiere.“ Unter eine Glasglocke, die mit Luft gefüllt und über ein Quecksilberbecken gedeckt war, versetzte er verschiedene kleine Thiere. Nach ihrem Tode fand man daß die Luft in der Glasglocke zum Athmen untauglich geworden; sie war zur Unterhaltung eines Verbrennungsprocesses nicht mehr dienlich, und enthielt Kohlensäure und weniger Sauerstoff als in ihrem normalen Zustande. Hieraus schloß er daß das Athmen der Thiere die Luft ihres Sauerstoffs beraube, keine Aenderung in ihrem Stickstoff hervorbringe, aber den Sauerstoff durch nahezu ein gleiches Volumen Kohlensäure ersetze. In dem nämlichen Jahre verlas er vor der Akademie der Wissenschaften seine berühmte Denkschrift: „Ueber Verbrennung im allgemeinen.“ Er verließ den Gegenstand nicht ohne seine Doctrin auf die Erläuterung der Athmungserscheinungen anzuwenden, und stellte seine Theorie der animalischen Wärme fest, welche seinen Geist vor allem andern beschäftigte. Die reine Luft (Sauerstoff), sagte er, welche in die Lungen eingetreten ist, kommt aus ihnen theilweise in fixe Luft (Kohlensäure) verändert wieder heraus. Mittelst dieses Durchgangsprocesses durch die Lungen erleidet daher die reine Luft eine ähnliche Zersetzung wie diejenige welche während der Verbrennung der Steinkohle stattfindet. Bei der Verbrennung der Steinkohle nun ist eine Freimachung der Feuermaterie — des Wärmestoffs oder der Wärme — vorhanden; sonach sollte auch ein Freimachen der Wärme in den Lungen in dem Zwischenraum zwischen Einathmen und Ausathmen vorhanden seyn, und es unterliegt keinem Zweifel daß diese Feuermaterie von dem Blute durch den ganzen thierischen Körper vertheilt wird, welcher eine beständige Wärme von ungefähr $32\frac{1}{2}$ Graden des Réaumur'schen Thermometers behält. Was aber den Gedanken bestätigt daß thierische Wärme von der Zersetzung der Luft in den Lungen abhängt, das ist die Thatsache daß die einzigen warmen Thiere diejenigen sind welche häufig athmen, und daß diese Wärme verhältnißmäßig größer ist, je häufiger das Athmen verrichtet wird; das will besagen: es besteht eine beständige Verbindung zwischen der Wärme des Thiers und der Luft welche in dasselbe eintritt, oder wenigstens innerhalb der Lungen in fixe Luft verwandelt wird. Kurz, ein Thier, ein Meerschwein z. B., verbrennt in seinen Lungen in einer gegebenen Zeit eine bestimmte Menge Kohlensäure, welche von dem Venenblut geliefert wird, und dieser Verbrennungsact erzeugt einen Wärmebetrag, der ebenso gemessen werden kann wie wir den Wärmebetrag messen welchen ein Bushel Steinkohle in einem Ofen ergeben wird.

Die Identität der Athmung und Verbrennung war sonach festgestellt. Die Substanz des Thieres selbst, das Blut, liefert das Verbrennliche; und wie eine Lampe ausgehen wird wenn man kein Oel nachgießt, so wird ein Thier sterben wenn man es der Nahrung beraubt womit es den durch die Aufrechthaltung seiner Lebenswärme verursachten Verbrauch wieder ersetzen kann. Es ergibt sich daraus daß die thierische Maschine vornehmlich von drei Hauptregulatoren geleitet wird: der Athmung, welche Wasserstoff und Kohlenstoff verbraucht, und Wärme liefert; der Ausdünstung, welche zu- oder abnimmt, je nachdem es nothwendig ist mehr oder weniger Wärme aus dem System hinwegzubringen; und endlich der Verdauung, welche dem Blut wieder erstattet was es durch Athmung und Ausschwitzung verloren hat. Späterhin überzeugte sich Lavoisier daß, selbst bei den Säugethieren, die Lunge nicht die einzige Athmungsoberfläche ist; er entdeckte die Hautathmung, und faßte solchergestalt, in ihrer Vereinigung und in ihrem vollen Umfang, die Beziehungen zusammen welche die lebendigen Wesen mit der Atmosphäre verbinden. Spallanzani bewies daß die Auffaugung des Sauerstoffs den niedrigeren Thieren nothwendig ist; er zeigte daß ihre Haut ein wahrhaftes Athmungsorgan ist; er that selbst dar daß die Hautathmung bei Fröschen von größerm Belang ist als die Lungenathmung, und für sich allein genügt um das Thier lange am Leben zu erhalten. Gleichzeitig bewies er daß die Auffaugung des Sauerstoffs bei den niedrigeren Thieren von der Freimachung von Wärme begleitet ist, gerade wie bei Vögeln und Säugethieren. Dr. Franklin schildert bekanntlich voller Begeisterung die Wirkungen der Luftbäder an seiner eigenen Person.

Solange auch Lavoisier seine ursprüngliche Idee fest aufrecht erhielt, konnte er es in seiner Bescheidenheit doch nicht über sich bringen zu behaupten daß ihre Einzelheiten andere als vorläufige seyen. Der Beendigung und Vollendung seines großen Werks sich zu erfreuen, war ihm nicht mehr vergönnt. Es muß indeß bemerkt werden daß ungefähr zu der gleichen Zeit Dr. Crawford in England sich mit der Erforschung desselben Gegenstands beschäftigte, und nahebei zu denselben Ergebnissen gelangte. Später bewies Edwards die Wahrheit von Lagrange's Lehre, daß die Verbrennung des Wasserstoffs und des Kohlenstoffs des Blutes nicht, wie Lavoisier vermuthete, in den Lungen, sondern in dem kreisenden Strome selbst und besonders in den Haargefäßen in dem Augenblick bewirkt wird in welchem das Arterienblut sich in Venenblut umgestaltet.

Wir wollen hier einige Thatsachen beifügen. Kinder sind kälter als Erwachsene. Frauen sind ihrer Leibesbeschaffenheit nach weniger geeignet äußeren Erkältungsursachen Widerstand zu leisten als der Mann, und müssen sich daher vor Erkältungen mehr in Acht nehmen. Die Temperatur eines schlafenden Mannes ist um nahezu einen Grad des hunderttheiligen Thermometers niedriger als die desselbigen Mannes im wachen Zustande. Hr. Chossat machte dreihundert Beobachtungen, zur Hälfte an Tauben bei vollem Wachen, und zur Hälfte an den nämlichen Vögeln in festem Schlaf; ihre Temperatur war, wie die menschlicher Wesen, um Mittag höher als um Mitternacht. Diese Resultate stimmen mit dem den Aerzten wohlbekannten Umstand überein: daß sich schlummernde Personen nicht ohne bedeutende Gefahr Temperaturen aussetzen können welchen sie in thätigem und wachem Zustande ungestraft getrotzt haben würden. Unzureichende Nahrung, der Menge nach, bringt sowohl bei Menschen als bei Thieren eine entschiedene Verminderung der Temperatur und der Widerstandskraft gegen Kälte hervor. Hr. Chossat war so grausam Tauben, Meerschweine und andere unschuldige Geschöpfe Hungers sterben zu lassen, und fand daß ihre Temperatur allmählich bis zu dem Augenblick abnahm in welchem ihre

Leiden zu Ende waren. Die größeste und rascheste Verminderung ihrer Lebenswärme trat, sowohl bei Vögeln als bei Säugethieren, am letzten Tag ihres Lebens ein. Sie starben in der That an Kälte — wie Hr. Chossat kaltblütig bemerkt.

Lebende Thiere besitzen die Kraft äußersten Temperaturen eine gewisse Zeitlang zu widerstehen, bis endlich ihre Kräfte unter fortgesetzten widrigen Einflüssen nachgeben, und der Tod eintritt. Der Hitze leisten Widerstand die kühlenden Wirkungen der Ausdünstung aus der Haut. So ertragen die Schnitter die Schwüle einer Augustsonne dadurch daß sie außerordentlich viel Flüssigkeit zu sich nehmen, welche das Material der Ausdünstung liefert. Auf dieselbe Weise setzt allein reichliches Trinken — bis zum Betrag von Gallonen täglich, was Leuten die ruhig daheim in ihren Zimmern sitzen unglaublich erscheint — die Glasarbeiter, die Kupferschmelzer, Eisengießer ꝛc. in den Stand die versengende Gluth, die strahlende Hitze und die brennende Atmosphäre zu ertragen in welche sie während ihrer Arbeitsstunden eingehüllt sind. Blagden, der auf den Einfall gerathen war persönliche Erfahrungen innerhalb einer erhitzten Stube zu machen, fühlte sich bei seinem ersten Eintritt äußerst unbehaglich; all diese Unbehaglichkeit aber hörte auf, sobald über der ganzen Oberfläche seiner Haut ein reichlicher Schweiß ausbrach. Eine Wärme die in trockener Atmosphäre (d. h. in einer Atmosphäre welche die Ausdünstungen schnell aufsaugt) sehr ertragbar ist, wird drückend wenn die Luft mit Feuchtigkeit gesättigt ist, und ist unerträglich wenn man sie in der Gestalt eines heißen Bades erleidet, das nothwendigerweise alle Ausdünstung hemmt. Der Kälte trotzen, wie wir gesehen haben, warmblütige Thiere, solange sie Thiere und keine todten Körper sind, dadurch daß sie ein stets brennendes Feuer in sich selbst unterhalten.

Es gibt indessen gewisse Geschöpfe, z. B. die Haselmäuse, die Murmelthiere ꝛc., welche sich der Beschaffenheit der niedrigeren Racen nähern; anstatt ihre thätigen Verrichtungen durch Athmung aufrecht zu erhalten, geben sie dem erschlaffenden Einfluß des Winters nach, werden starr, und verfallen in einen Winterschlaf. Der Blutumlauf bei den im Winterschlaf liegenden Thieren ist matt und verlangsamt, dauert aber doch noch in geringem Grade fort. Mangili sah mit dem Mikroskop das in den Haargefäßen eines starren Fledermausflügels kreisende Blut. Im Winterschlaf liegende Säugethiere sind, obgleich sie sich scheinbar wie todte Körper verhalten, nur dem Anschein nach todt. Unter dem Einfluß einer Temperatur die mehrere Grade über dem Gefrierpunkt steht, werden ihre Empfindlichkeit, ihr gewöhnlicher Blutumlauf und die mechanischen und chemischen Erscheinungen der Athmung wieder hergestellt. Wenn die Luft um sie her noch wärmer wird, erwachen sie vollständig, und erlangen die völlige Ausübung aller ihrer Lebensverrichtungen wieder. Werden sie dagegen zu lange unter dem Einfluß einer zu niedrigen Temperatur gehalten, so erzeugen sie, wie sie keinen Sauerstoff mehr aufsaugen, auch keine Wärme mehr; sie werden dann kalt, wie unthätige Körper, aber langsam, weil ihre Gewebe schlechte Leiter sind. Ihre Extremitäten gefrieren zuerst, und allmählich gewinnt der Frost an Umfang, bis er die organischen Mittelpunkte erreicht. Der natürlichen Erstarrung folgt der Tod durch Kälte, begleitet von allen den anatomischen Unordnungen welche bei sämmtlichen Thieren unter ähnlichen Umständen eintreten.

Aus demselben Grunde der Unvollkommenheit, oder vielmehr der Einfachheit ihrer Organisation, leisten die niedrigern Thiere den Wirkungen einer sehr tiefstehenden Temperatur weit längeren und besseren Widerstand als die in Winterschlaf verfallenden Säugethiere. Man hat Thatsachen beobachtet welche darthun daß nicht nur Insecten, sondern selbst Wirbelthiere im Stande sind ein wahrhaftes Gefrieren zu ertragen, ohne daß der Tod darauf folgt. Die an den Zweigen der Bäume hängenden Insecteneier ertragen oft unbeschädigt die strengsten Fröste. Raupen sind steif und hart gefroren, so daß ein Glas klingelte wenn man sie hineinfallen ließ, und doch sind sie wieder zum Leben gekommen wenn man sie in ein warmes Zimmer brachte. Hr. Gavarret, einer der Professoren an der medicinischen Facultät in Paris — dessen trefflichem Werke wir das Wesentliche unsers Aufsatzes verdanken — thut eines weiteren Falles Erwähnung, den wir indeß nicht ohne zweifelndes Kopfschütteln lesen können. Vor einiger Zeit hat, wie es scheint, in Rußland und im nördlichen Theile der Vereinigten Staaten die Gewohnheit geherrscht gewisse Fische, steif gefroren und in einem wahren Zustand vollkommener Erstarrung, auf ziemliche Entfernung hin zu transportiren; dessenungeachtet genügt es, unserm Gewährsmann zufolge, wenn man sie in Wasser taucht das eine etwas über dem Gefrierpunkt stehende Temperatur hat, um diese Fische wieder in den Besitz aller ihrer Fähigkeiten zu bringen. Wir wissen daß Kröten gefroren sind bis sie so hart und steif waren wie gefrorenes Fleisch; alle ihre Glieder waren unbiegsam und spröde, und wenn man sie zerbrach, floß kein Tropfen Blut aus der Wunde. Trotzdem kamen sie, wenn sie in schwach-erwärmtes Wasser versetzt wurden, binnen zehn Minuten wieder vollständig zum Leben. Kröten sind unzweifelhaft mit einer wundervollen Lebenszähigkeit ausgestattet; was aber die Fische betrifft, so liegt die große Schwierigkeit in der Nichtkenntniß der Namen der russischen und amerikanischen Thiere die man durchfrieren ließ und trotzdem wieder zum Leben erweckte.

Der englische Handel mit China.[1]

Der Times Correspondent Cooke hat seine Berichte über China verbessert und vermehrt herausgegeben. Wir entnehmen ihnen das folgende über die neuesten Verhältnisse des europäischen, namentlich des brittischen Handels mit China. Es betrug a) die Einfuhr aus Großbritannien und Indien nach China, und b) die Ausfuhr nach Großbritannien und seinen Colonien im J. 1853/54:

a) Opium 65—70,000 Kisten	24,000,000 Doll.
Baumwolle 200,000 Ballen	4,000,000 „
Brittische Manufacturen	4,000,000 „
Producte der Straße[2] und Indiens	1,600,000 „
	33,600,000 Doll.

[1] China: being the Times special correspondence from China in the years 1857—58 with corrections and additions by the author G. W. Cooke. London 1858 in 8° p. 165 seq.

[2] D. h. der engl. Besitzungen in Hinterindien.

b) Thee in Großbritann.	72,000,000 Pf.			Doll. Werth.
„ in Australien	10,000,000 „		85,000,000 Pf.	15,000,000
„ in Indien u. s. w.	3,000,060 „			
Seide		40,000 Ballen		9,200,000 Doll.
Verschiedenes . . .				1,500,000 „
				25,700,000 Doll.

Die Balance war also 7,900,000 Dollars oder 2,000,000 Pf. gegen China. In den drei folgenden Jahren nahm die Ausfuhr nach Großbritannien aber sehr zu. 1856/57 führten England und seine Colonien schon 87,741,000 Pf. Thee und 74,215 Ballen Seide aus. Wir setzen hinzu vom 1 Jul. 1858 bis zum 15 Febr. 1859 wurden nach Großbritannien ausgeführt 38,121,100 Pfd. Thee und 52,717 Ballen Seide, nach den Vereinigten Staaten 24,533,300 Pfd. Thee und nach Marseille 5998 Ballen Seide. 1858 wanderten von Hongkong 15,760 Chinesen aus, darunter nur 136 Weiber. Die Ausfuhr der Seide nimmt immer zu und China scheint darin unerschöpflich. 1843 wurde noch kein Ballen nach England ausgeführt, 1845 schon 10,727, 1855 50,489, 1856 50 Proc. mehr und so auch 1857 wieder. Die ganze Ausfuhr ist aber gegen den Verbrauch der enormen einheimischen Bevölkerung so wenig daß diese Ausfuhr auf den Preis gar keinen Einfluß äußert. Die rasche Zunahme der Einfuhr brittischer Producte in China macht den englischen Kaufleuten große Freude. Ein Haus in Manchester theilte Cooke eine detaillirte Nachricht über den Betrag der einzelnen Wollen- und Baumwollen-Manufacturen, die von London, Liverpool und den Clyde in jedem einzelnen Jahre von 1834, wo das Monopol der O. J. Compagnie aufhörte, bis 1856 eingeführt wurde, mit. Wir heben nur den Betrag einiger Jahre aus.

	Worsted Stuffs. Wollenzeuge.	Camlotts.	Long Ells.	Woollens.
1834:	1950 Stück.	7580 Stück.	101,676 Stück.	76,713 Stück.
1844:	14,265 „	26,542 „	98,214 „	59,143 „
1854:	4640 „	7826 „	28,380 „	15,059 „
1855:	1620 „	2270 „	14,480 „	17,337 „
1856:	7428 „	4470 „	36,642 „	38,553 „

	Gefärbte u. gedruckte Baumwollenstoffe.	Weiße Baumwollenstoffe.	Baumwollengarn.
1834:	40,462 Stück.	189,885 Stück.	1,535,260 Pf.
1844:	242,197 „	2,375,225 „	3,110,074 „
1854:	95,650 „	941,630 „	3,486,550 „
1855:	198,105 „	1,804,958 „	2,867,970 „
1856:	281,784 „	2,817,624 „	5,579,600 „

1837 herrschte in England und Amerika ein Schrecken und drückte die Einfuhr sehr. Vom März 1839 bis August 1842 wurde das Geschäft durch den Krieg bedeutend gestört; 1843 wurden die nördlichen Häfen dem Handel eröffnet; seit 1853 störte der Aufstand im Norden und Süden das Geschäft sehr. Unter diesen Verhältnissen läßt sich eine gleichmäßige Entwicklung des europäischen, namentlich des englischen Handels nicht erwarten. Aber man sieht, wie Cooke bemerkt, überhaupt auch keine stetige Zunahme und auch keine Aussicht darauf für die Zukunft.

1) 1838 und 1844 wurden zweimal so viel wollene Stoffe (Worsted Stuffs) ausgeführt als 1856, und 1852 viermal so viel Camletts; die Long Ells fielen von durchschnittlich 90,000 (1835 sogar 139,458 Stück) auf 36,642 im J. 1856; die Wollenzeuge von 76,713 Stück im J. 1834 auf 38,553 im J. 1856. Die bedruckten Cattune nahmen in den letzten Jahren etwas zu, aber die weißen und das Baumwollengarn eher ab, da die Einfuhr jener 1852 3,325,557 Stück, die dieser 6,871,652 Pf., 1856 aber nur resp. 2,817,624 Stück und 5,579,600 Pf. betrugen. Doch hat die Einfuhr aller drei gegen 1834 enorm zugenommen. Augenblicklich waren englische Baumwollenwaaren zu guten Preisen begehrt, doch hatte das nur seinen Grund in dem theilweisen Mißrathen der Baumwollenernte und besonders in dem verschiedenen Verhältnisse zwischen dem Silber und den Kupferpfennigen. 2) Obwohl die Preise der englischen Manufacturen, z. B. des großen Stapelproductes in China, der Shirtings, seit wenigen Jahren um mehr als die Hälfte gesunken, war — wie die Liste zeigt — der Absatz doch nicht verhältnißmäßig gestiegen. 3) Waren die Jahre, welche eine große Handelsstetigkeit zeigten, wie 1843, 44 und 45, wo die nördlichen Häfen dem Handel eröffnet wurden, in Wahrheit Jahre großer Verluste. Dieß rührte daher daß der unwissende englische Kaufmann China mit einer Menge Waaren überschwemmte welche die Chinesen gar nicht brauchten, und die daher zu Preisen losgeschlagen werden mußten daß kaum die Kosten der Fracht gedeckt waren. So schickte ein Haus in Sheffield eine große Ladung von Messern und Gabeln, da der Chinese seinen Reis doch mit dem Eßstöckchen in den Mund schiebt; ein Londoner Fabrikant führte eine Menge Fortepianos ein, welche die Chinesen doch nicht spielen, und jeder europäische Resident mußte zuletzt zwei kaufen, damit sie nur abgesetzt wurden, und so auch in andern Artikeln noch. 4) Ergibt sich die große Zunahme des Handels von Schanghai und die Abnahme des von Canton. Die Einfuhr von brittischen Producten in diese Stadt betrug 1856 nur 604,083 Pf., während die nach Schanghai 1,679,581 ausmachte. Einen Gegensatz gegen diese wechselnde unsichere Zunahme des Einfuhrhandels in China scheint Cooke die stetige, fortdauernde Zunahme des von Calcutta zu bilden. Er gibt eine Uebersicht der Jahre 1842 bis 1856. Wir wollen wieder nur einige Jahre herausheben. Es betrug der erklärte Werth der Ausfuhr nach

	1842	1844	1854	1855	1856
China	1,169,906	2,358,776	964,969	1,188,763	2,005,681 Pf.
Calcutta	2,187,076	3,422,536	4,272,931	4,462,869	4,501,340 „

Nur die Opiumeinfuhr oder wie die Chinesen sagen „der fremde Medicinhandel“ nimmt stetig zu und stieg von 47,870 Picul im J. 1849 auf 66,662 im Jahr 1854 und 76,300 P., Werth 30,868,050 Doll. oder 7,202,545 Pf. im J. 1856.[1] Dieß scheint viel. Rechnet man aber nur 360 Mill. Einw. in China, so kommen nur 6 Doll. das Jahr auf den Kopf, nur 1/10 so viel als jeder der 20 Mill. Britten durchschnittlich für Tabak ausgibt, und ein Sechstel der Summe, die er noch für Wachholderbranntwein (gin) und Whisky verbraucht. Cooke übersieht dabei nur, wie ganz anders der Verdienst in England als in China ist. Wenn der Engländer freilich 15,000,000 Pfd. St. für Thee und Seide an China zu zahlen hat, und davon nur 2,000,000 Pf. St. durch brittische Manufacturen, 1,500,000 Pf. St. durch indische Baumwolle, und 7,000,000 durch indisches Opium decken muß, hat er doch noch 4,500,000 Pfd. St. aufzubringen. Er geht daher nach Siam und kauft Reis für den hungrigen Cantonesen, und in die Straße von Malacca, und holt In-

[1] 1858 wurden durch die Ost- und Halbinselgesellschaft allein 25,347 Kisten Opium a 800 Dollars, 20 Mill. Doll. Werth eingeführt. Der Verkauf ist jetzt gestattet, Fremde und Eingeborne dürfen es auch im Lande anbauen. Dadurch kann die Einfuhr aus Indien schnell und stark abnehmen, und der durch den Aufstand in Indien schon so bedeutende Ausfall in der Finanzrechnung des englisch-indischen Reiches sich noch sehr vermehren.

dische Vogelnester und Haifischflossen für die chinesischen Leckermäuler, Büffelhörner, Perlmutterschalen, und was die Chinesen sonst noch brauchen, und doch mußte er in den drei ersten Monaten von 1857 noch 7,639,000 Dollars baar in Silber in China einführen, und auch die 6,500,000 Pf. St., die er in Opium und Baumwolle aus Indien bezieht, kann er nicht durchaus mit englischen Waaren decken, sondern muß auch dafür nach Indien Gold und Silber gehen heißen. Bei der steigenden Silbereinfuhr in China verliert aber auch dort das Silbergeld allmählich an Werth; einen Carolus-Dollar, den er vor einigen Jahren für 4 Sh. und 2 Pence kaufte, muß er jetzt mit 7 Sh. bezahlen, und der Chinese nimmt ihn jetzt nicht mehr für 2000 Cash (Kupferpfennige), sondern rechnet ihn nur zu 1200. Der Carolus-Dollar kommt jetzt fast nicht mehr vor, aber dasselbe gilt vom Tael. Der Engländer muß durchaus suchen seine Producte in China abzusetzen, wenn er eine bessere Balance erzielen will.

Die Gründe die man für den geringen Absatz brittischer Producte in China anführt, sind nach Coole nur theilweise wahr. Der erste ist, daß die Chinesen schwer fremde Moden annehmen. Allerdings trägt ein Kuli und überhaupt ein Chinese nicht leicht englische Stoffe und Moden; er zahlt in Ningpo den Yard seines einheimischen Baumwollenzeuges mit 6 P., während er den doppelt so breiten englischen grauen Shirting für 5 haben kann; aber sein einheimisches Baumwollenzeug enthält dreimal so viel Stoff und dauert zwei Jahre, während der brittische Calico, beim Waschen mit zwei Steinen nach chinesischer Art geschlagen, in sechs Wochen hin wäre. Bei anscheinender Billigkeit ist ihm also der englische Stoff doch zu theuer. Man muß also die chinesischen Stoffe, wie sie sie tragen, zu chinesischen Preisen herstellen, so wird es am Absatz nicht fehlen. Reiche Kaufleute in Ningpo haben selbst von Chinesen sich Möbel in europäischem Geschmack machen lassen, und die Zeichnungen in den Illustrated News dienen ihnen oft als Muster. Taschenuhren, Glasspiegel, englische Taschenmesser, Teleskope u. s. w. sind gesuchte Artikel. Alles trägt blaue baumwollene Hosen; einem Kuli kostet eine solche 200 Cash, aber im Winter muß er eine wattirte zu 1000 Cash haben. Diese liefere man ihm billig, so wird es an Abnehmern unter den 3 bis 400 Millionen Einwohnern nicht fehlen. Man sagt zweitens, zwar die Chinesen haben selber Manufacturen, aber dieß ist genau genommen nicht wahr, sie haben eigentlich nur Handarbeit. Ihr Handweberstuhl ist ein elendes Ding. In Ningpo ist eine Nadelmanufactur, aber auch hier geschieht alles einzeln durch Händewerk. Wenn die ungeheuren Steinkohlenfelder China's erst einmal eröffnet werden, so kann durch den Verkehr mit dem Westen allerdings sich ein Fabrikwesen dort bilden, aber für jetzt sind Europa und Amerika die Manufacturländer; China kann nur natürliche Producte vorwaltend erzeugen. Der Aufstand war in neuerer Zeit der Entwicklung des Handels auch hinderlich, mit dessen Unterdrückung fällt dieß Hinderniß aber weg, und was man von dem Druck der Binnenzölle sagte, fand schon Coole unbegründet. Er gibt (S. 194 ff.) eine Liste der Transitzölle in den Zollhäusern zu Kan, Tai-ping und Pe-sin-kuang auf dem Wege von Canton nach den nördlichen Provinzen nach einem chinesischen Werk über die Einkünfte (Hu-pu-tsi-le Voll. 30 u. 31). Darnach sind sie ziemlich unbedeutend und werden auch nicht höher erhoben, obwohl Erpressungen im einzelnen vorkommen mögen. Die neuern Verträge haben in dieser Hinsicht auch vorgesehen. Was der Entwicklung des brittischen Handels in China hinderlich ist, ist nach Coole die Concurrenz mit andern Europäern; in Schanghai setzten die Amerikaner 1856 221,716 Stück Drills ab, die Engländer nur 8745; die Amerikaner 14,420 Stück Bettleinen, die Engländer nur 1240. In Wollwaaren müssen sie mit Rußland und Deutschland concurriren; man sieht selbst in Hongkong deutsche Waaren. Er gibt davon Beispiele. Der Chinese zieht die englischen vor, sie sind ihm aber zu theuer, er kauft lieber russische. In Baumwollenwaaren concurriren die Chinesen mit ihnen. Ein zweites Hinderniß ist die Unwissenheit der englischen Fabrikanten über die Bedürfnisse China's, ein drittes, daß die brittische Ausfuhr beim brittischen Kaufmann in China so unbeliebt ist, ein viertes, daß der größte Theil China's, namentlich das Innere, dem europäischen Handel wie verschlossen war. Dieß ist indeß durch die neuesten Verträge gehoben, und es wird daher der europäische, und namentlich brittische Handel schon in nächster Zukunft bedeutend zunehmen, zumal wenn in China wieder Ruhe eintritt.

Miscellen.

Eine neue Art von Paradiesvögeln. In der Sitzung der Londoner „zoologischen Gesellschaft" am 22 März verlas Hr. S. Stevens einen Auszug aus einem Schreiben des Hrn. A. R. Wallace, d.d. Batchian, Molukken, 29 Oct. 1858, in welchem Hr. Wallace meldet daß er den schönsten und wundervollsten Vogel auf den Inseln, eine neue Art Paradiesvogel, von einer neuen Gattung besitze, die in nichts den bereits bekannten gleiche. Hr. Wallace fügte dieser Nachricht eine rohe Skizze des Vogels bei. Hr. G. R. Gray, dem diese Skizze zur Prüfung und Vergleichung mit den übrigen Sippen der Paradiesvögel übergeben worden war, stimmte mit Hrn. Wallace darin überein daß es eine ganz neue Form sey, die sich von allen andern der Gattung unterscheide, und dem Königsparadiesvogel am nächsten komme; allein anstatt der verlängerten Caudalanhängsel springen aus den untern Seiten jedes Flügels zwei lange Schäfte hervor, die auf beiden Seiten an der Spitze weiß gezeichnet sind. Diese eigenthümlichen Merkmale des Vogels veranlaßten Hrn. G. R. Gray den subgenerischen Namen Semeioptera für diesen Vogel in Vorschlag zu bringen, und demselben überdieß, zum Andenken an die unermüdliche Ausdauer welche Hr. Wallace in Förderung der Ornithologie bewiesen, das Prädicat Wallacei beizulegen. (Athenäum.)

*

Die Jagd auf den Teufelsfisch in Süd-Carolina. Dieses amerikanische Ungeheuer (Cephaloptera vampirus) gehört zu der Familie der Rochen und kommt in Menge an den Küsten von Süd-Carolina vor, wird aber dort nur von denen gefangen die an verzweifeltem und gefährlichem Sport Vergnügen finden. Ein gewöhnlicher Fisch dieser Art sieht ungefähr folgendermaßen aus: Körper 10 Fuß lang, Schwanz sechs, vollständige Breite 17 und die Dicke des Körpers 3—4 Fuß. Farbe oben blauschwarz, unten wolligweiß; Schwanz schlank (etwas in der Art eines Kuhschwanzes) mit einem gezahnten Kamm; die Rückenflosse befindet sich direct über der Basis des Schwanzes; Zähne

gewöhnlich klein — 7 bis 8 Reihen in der untern Kinnlade, während die in der obern fast unsichtbar sind; Augen sehr hervorstehend und ungefähr vier Fuß von einander entfernt; der ganze Körper ist sehr biegsam und das auffallendste an demselben sind ein paar Hörner oder Fühler, die, in der Nähe der Augen entspringend, 3 bis 4 Fuß lang sind. Während der Monate Juli bis September verlassen diese Fische die tiefe See und kommen in die buchtartigen Flußmündungen Carolina's; sie schwimmen dicht unter der Oberfläche des Wassers, und heben zuweilen eine oder beide ihrer großen Fledermausflügeln gleichenden Flossen über das Wasser empor. Sie entwickeln in allen ihren Bewegungen Grazie, und sind, wenn nicht verwundet, friedfertiger Natur; oft, nachdem man vergeblich nach ihnen gesucht hat, steigen Hunderte auf einmal wie auf einen gemeinschaftlichen Impuls an die Oberfläche. Ihre Nahrung besteht vermuthlich aus kleinen Fischen und einer auf dem Wasser schwimmenden, dort „Blubber" genannten Substanz. Sie werden nicht gegessen, geben aber ein gutes Oel, und ihre große Stärke wird durch mehr als einen gut verbürgten Fall bewiesen. Die Jagd dieses Teufelsfisches ist ein hergebrachtes Vergnügen der Pflanzer in der Nachbarschaft von Port Royal-Sund; Bay-Point ist das gewöhnliche Rendezvous der Jäger, von wo sie wohl ausgerüstet mit Lanzen und Harpunen ausziehen, um das Wild zur Zeit der höchsten Fluth aufzusuchen, wann dasselbe in die Einbuchtungen des Ufers kommt, um dort seiner Nahrung, kleinen Krebsen und Fischen, nachzugehen. Beim Eintritt der Ebbe ziehen sich die Thiere wieder nach der offenen See zurück, so daß die Zeit in der sie zu finden sind nur wenige Stunden des Tags beträgt. Die Bewegung des Fisches ist so schnell und flugähnlich, daß, wer ihn einmal in derselben beobachtet hat, ihn nie wieder mit einem andern Fisch verwechseln wird. Bisweilen kann man sich ihm in seichtem Wasser nähern, während er dort seine Nahrung verzehrt; die beste Gelegenheit jedoch nach ihm zu stoßen, ist wenn man in der Nähe der Stelle wo er verschwand ruhig wartet bis er nach geendetem Fraß im Begriff ist wieder in die offene See zurückzukehren; er beginnt dann eine Reihe von Burzelbäumen zu schlagen, und gibt dem Jäger die besten Chancen einen Stoß nach ihm zu führen. Erst kommen die Fühler über dem Wasser zum Vorschein, dann der weiße Bauch mit fünf Kiemenöffnungen an jeder Seite (der Fisch liegt nämlich auf dem Rücken), endlich taucht auch der Schwanz auf. Mitunter kommt es vor daß der Fisch während dieser Burzelbäume nicht bis zur Oberfläche steigt; man erkennt dann seine Gegenwart an der siedenden Bewegung des Wassers, und einem geübten Jäger gelingt es bisweilen sich des Fisches sogar in einer Tiefe von 10 bis 12 Fuß zu versichern. Wenn einer getroffen ist, schießt er meist mit der größten Schnelligkeit davon, so daß er sogleich 40 Faden Leine ablaufen macht, und das Boot mit so großer Geschwindigkeit nach sich zieht als man sich gerade eben wünschen kann. Wenn mehrere Boote in Gesellschaft jagen, so machen sie sich meist an das erste fest, und die kleine Flotte wird dann lustig dahin gezogen. Bisweilen stecken drei Harpunen in einem einzigen Fisch, und bei seinen Versuchen sich von denselben zu befreien wirft er sich dann fürchterlich umher, und peitscht die Wogen aufs heftigste mit seinen flügelartigen Flossen. Mitunter aber ist er in einer trotzigen Laune, und dann ist es schwer ihn vom Boden in die Höhe zu bringen; hat er aber Lust zum Laufen, dann geht's allemal nach der offenen See zu, und er verschafft seinen Jägern ein lustiges Rennen 5 bis 30 Meilen weit. Uebrigens ist diese Jagd nicht ohne Gefahr, die derselben erst die eigentliche Würze gibt. (Petermanns geogr. Mitth.)

Gassiots und Grove's neue elektrische Experimente. Hrn. Gassiots Abhandlung über gewisse in luftleeren Räumen beobachtete elektrische Erscheinungen ist eine wichtige Zugabe zu dem Gegenstand welcher, wie wir damals erwähnt, im verflossenen Jahr zum erstenmal in Anregung kam. Daß es eine Schichtung der elektrischen Entladung gibt, ist mehr und mehr nachweisbar. Wenn eine verticale Röhre (sagt Hr. Gassiot in seiner der königl. Gesellschaft vorgetragenen Abhandlung), durch welche ein Strom hindurchzieht, in rasche Drehung versetzt wird, so zeigen sich die Abtheilungen der Schichten als zusammenhängende Linien. Die Wirkung der verschiedenartigen Dünste welche in den luftleeren Raum eingeleitet werden, zeigt sich durch eine verschiedene Farbe während des Durchgangs des Stroms: roth, orangegelb, weiß etc., und es läßt sich eine Reihenfolge herstellen die in einer und derselben Entladung das Auge durch ihre Mannichfaltigkeit, den Geist durch neue Entdeckungsaussichten erfreut. Der Magnetismus hat eine auffallende Wirkung. Wenn, solange die Glasröhre bei der durch sie hindurch ziehenden Entladung in hellem Glanz strahlt, ein Hufeisenmagnet an sie gebracht wird, so ändert sich der Charakter der Streifen, oder sie verschwinden; und wenn zwei Magnete in einer gegebenen Stellung verbleiben, so wird die Entladung vollständig aufgehalten. Abgesehen von ihrer Schönheit, haben die Experimente Gassiots etwas besonders einschmeichelndes. Hr. Grove, der eine Vorlesung über den gleichen Gegenstand hielt, zeigte daß in einem vollkommen luftleeren Raume keine Entladung vorkommen könne: es muß, scheint es, irgend ein Vehikel für die Elektricität vorhanden seyn um mittelst desselben hindurchziehen zu können. Eine klare Anschauung erhält man davon wenn man eine kleine Quantität Kali an das eine Ende der Vacuumsröhre bringt. Mag der Operirende anfänglich Berührung herstellen so viel ihm beliebt — es zeigt sich kein Resultat; sobald aber durch Aufstellung einer Spirituslampe unter das Kali ein wenig Dampf erzeugt wird, kommt die Elektricität, indem sie die unsichtbaren Molekule ergreift, in einem glänzenden zitternden Licht zum Vorschein. Einsehend daß Elektricität keinen absolut leeren Raum durchziehen wird, wirft Hr. Grove die Frage auf: ob es mit dem Licht derselbe Fall sey. Diese Frage hat, wie einiges Nachdenken erkennen lassen wird, eine hohe Bedeutung bei kosmischen Phänomenen. In früheren Experimenten hat Hr. Grove bewiesen daß, wenn man eine der Platten einer Salpeter-Zelle plötzlich dem Sonnenlicht aussetzt, während die andere dunkel bleibt, eine sofortige Abweichung der Galvanometernadel um zehn Grad eintritt; die helle Platte ist positiv gegen die dunkle, wie Zink gegen Kupfer. Umkehrung der Platten bringt dasselbe Resultat hervor: die dunkle wird die negative seyn. Hrn. Grove's Ansicht zufolge rührt dieß von den chemischen, nicht von den wärmenden Strahlen der Sonne her. Eine in ihrer Art ähnliche Wirkung läßt sich beobachten wenn beide Platten im Licht sind, wobei aber eine einfach die andere beschattet. Dieß wird als eines derjenigen Phänomene betrachtet mittelst deren wir zu einer Schlußfolgerung in Betreff der wahren Natur des Lichts gelangen sollen, und wir brauchen kaum zu sagen daß die Experimente eine höchst zarte Behandlung erheischen. (Athenäum.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 17. Augsburg, 23 April 1859.

Eine altägyptische Romanze.

(Aus Chambers's Journal.)

Die jetzt benutzbaren hieratisch litterarischen Documente belaufen sich auf fünfzehn; darunter befindet sich ein kürzlich von den Curatoren des brittischen Museums von Frau d'Orbiney gekaufter Papyrus, von dem ein lithographirtes Facsimile gemacht worden ist, und der binnen kurzem veröffentlicht werden wird. Er enthält eine Romanze oder ein Feen-Märchen, und ist aus dem Zeitalter der neunzehnten Dynastie, ungefähr 1300 vor Christi Geburt — einer Periode die, nach Lepsius, identisch ist mit derjenigen unter welcher die Unterdrückung der Israeliten in Aegypten und ihr Auszug aus diesem Lande stattfand. Der größere Theil aller dieser Papyri — mit einer sehr merkwürdigen Ausnahme jedoch — gehört den Zeiten Ramses' II und seiner Nachfolger an; sie bieten uns daher ein Gemälde des ägyptischen Lebens und Charakters gerade zu derjenigen Periode der Geschichte dieses Volks welche für uns eine der anziehendsten geworden ist. Der d'Orbiney-Papyrus wurde im Jahr 1852 von dem Vicomte de Rougé, Conservator der ägyptischen Sammlung im Louvre, in französischer Sprache herausgegeben; er wird indeß ohne allen Zweifel den meisten unserer Leser ganz neu seyn. Er bildet eine Rolle welche neunzehn Schriftseiten, im schönsten Styl ägyptischer Kalligraphie, enthält. Die ersten fünf Seiten sind ein wenig beschädigt, aber nicht viel.

Die Vorder- und die Hinterseite des letzten Blattes enthalten den Namen des Königs Seti-Meneptah II (des mit Ausnahme eines einzigen dem Pharao nächsten Herrschers), aber mit den Titeln: „Fahnenträger auf der Linken des Königs, Oberfeldherr des Fußvolks und Sohn des Königs." Hieraus schließt Hr. de Rougé daß der Papyrus diesem Fürsten vor seiner Thronbesteigung angehörte. Er scheint indeß nicht eigens zur Erbauung des jungen Pharao verfaßt worden zu seyn, denn er ist von dem Verfasser, Enna, dreien Schreibern seines eigenen Collegiums, Kaṡabu, Hora und Meriemaß, gewidmet; wir können aber mit Sicherheit folgern daß dieß eine Abschrift war welche zum Gebrauch des Fürsten gemacht wurde, dem wir auch, mit einiger Wahrscheinlichkeit, die ziemlich abgegriffene Beschaffenheit der ersten fünf Seiten zuschreiben dürfen. Man mag den Inhalt, der sicherlich kein Licht auf die Geschichte wirft, für kindisch halten, immerhin ist das Buch, schon seiner Einfachheit wegen, das bis jetzt entdeckte nützlichste Document für die Erläuterung der ägyptischen Sprache; es bietet zugleich das Mittel auf die vollständigste Weise den Sinn einer Anzahl Wörter und Sätze zu bestimmen, der in andern Handschriften nur errathen werden konnte.

Der Anfang dieses 3200 Jahre alten Feenmärchens ist folgender:

„Dieses hat Bezug auf zwei Brüder, Kinder derselben Mutter und desselben Vaters: der Name des ältern war Anessu (Anubis); der Name des jüngern war Satu. Da Anessu das Haupt des Hauses war, so heirathete er, und er behandelte seinen jüngern Bruder wie seinen Sohn."

Satu scheint indeß für die Familie, obgleich er als Mitglied derselben behandelt wurde, einen großen Theil der Arbeit verrichtet zu haben, und im allgemeinen gehorsam und nicht widerspänstig gewesen zu seyn.

„Wenn er von dem Felde zurückkehrte, brachte er alle Arten Futter mit; er setzte sich mit seinem Bruder und seiner Schwester nieder um zu essen und zu trinken, und gieng dann in den Stall um sein Vieh zu pflegen.

„Wenn die Erde wieder erleuchtet war, und der Tag zu grauen begann, so war die Stunde auf die Felder zu gehen gekommen, und er rief sein Vieh, und führte es zur Fütterung auf die Wiese. Es folgte ihm . . . und sein Vieh sagte ihm welches die trefflichsten Weideplätze seyen; denn er verstand die Sprache seiner Thiere. Und wenn er sie in die Ställe zurückbrachte, fanden sie dieselben mit allen den Kräutern versehen welche sie liebten. Das von ihm gepflegte Vieh wurde ungemein fett, und vermehrte sich höchlich. Als die Jahreszeit der Feldarbeit herankam, sagte sein älterer Bruder zu ihm: „„Wir wollen die Gespanne nehmen und zum Pflügen gehen, denn das Land kommt zum Vorschein (d. h. die Gewässer der Ueberschwemmung hatten sich gelegt), und es eignet sich zum Anbau. Wenn wir es gepflügt haben, wirst du das Samenkorn holen."" So schritt der junge Mann zur Ausführung dessen was ihm sein älterer Bruder gesagt hatte."

Als Satu nach Hause geht, findet er seines Bruders Weib mit dem Kämmen ihres Haars beschäftigt, und anstatt ihm Saatkorn zu geben, faßt diese junge Frau eine heftige Liebe zu ihm. Es tritt ein uns aus der israelitischen Geschichte wohlbekannter Zwischenfall ein, und auch hier sucht die verschmähte Frau sich dadurch an Satu zu rächen daß sie ihn bei ihrem Gatten verleumdet.

„Der ältere Bruder wurde wüthend wie ein Panther; er schliff sein Schwert, und nahm es in die Hand. Dann gieng er fort, und stellte sich hinter die Thüre des Ochsenstalls, bereit seinen jüngern Bruder zu tödten, wenn er Abends mit dem Vieh zurückkomme. Als die Sonne sich unter den Horizont neigte, kam Satu zurück, wie es täglich seine Gewohnheit war. Da er sich näherte, sagte die Kuh welche zuerst hielt, um in den Stall einzutreten, zu ihrem Hüter: „Mich dünkt, dein älterer Bruder ist hinter der Thüre mit seinem Schwert, bereit dich zu tödten wenn du ihm nahe kommst.“ Er hörte die Worte seiner ersten Kuh, und dann kam eine zweite, und sagte dasselbe. Hierauf blickte er unter die Stallthür, und sah die Füße seines Bruders, welcher mit dem Schwert in der Hand hinter der Thüre stand. Er warf seine Bürde auf den Boden, und lief davon, so schnell er konnte, und sein Bruder verfolgte ihn mit dem Schwert in der Hand.“ Satu ruft den Sonnengott Ra an:

„Mein guter Herr, du bist es welcher zeigest auf welcher Seite Unrecht und auf welcher Recht ist.“

Der Sonnengott hört die Klage, und läßt einen breiten Fluß, der voller Krokodile war, zwischen den beiden Brüdern fließen. So von einander getrennt, gibt der Unschuldige seine Aufklärung, und überzeugt Anessu, will aber nicht zurückkehren, sondern flüchtet in das Akazien-Thal, einen entlegenen Platz, anscheinend jenseits der Gränzen Aegyptens.

Anessu erschlägt sein Weib, und wirft sie — einige Aegyptologen sagen den Hunden, andere den Schweinen vor.

Satu nimmt sein Herz — sein eigenes — und legt es in die Blüthen eines Akazienbaums, und sagte seinem Bruder wie er darnach suchen solle wenn er das Bedürfniß der Erneuerung ihrer Freundschaft fühle. Ra, der Sonnengott, bittet Num, den Schöpfer, um ein Weib für Satu, so herzlos wie der arme Bursche selbst. Alle Götter statten sie mit Gaben aus, aber die sieben Hattias — geheiligte Kühe und vermuthlich alte Freundinnen Satu's — sagen: sie werde eines gewaltsamen Todes sterben. Dieses Weib, fährt das Märchen weiter fort, wird sogleich gefesselt von dem Reichthum des Königs von Aegypten, verläßt seinethalben ihren Mann, und bewegt ihn den Akazienbaum niederhauen zu lassen, wodurch Satu, dessen Herz darin ist, ein lebloser Körper wird.

Mittlerweile kommt Anessu herbei um seinen Bruder zu suchen, und findet einen Theil des annoch auf dem Boden liegenden Baumes, mit dem Herz seines Bruders darunter, den er sonach wieder zum Leben bringt und vollständig herstellt.

Satu nimmt die Gestalt eines geheiligten Stiers an, wird von den Priestern als ächter Apis anerkannt, und von dem Hofe angebetet. Er ergreift eine Gelegenheit der treulosen Königin, als sie eines Tags ihn anzubeten kommt, zuzubrüllen daß er ihr Gatte Satu sey, und sich, trotz allem was geschehen, noch am Leben befinde. Sie läuft im Schrecken davon, und veranlaßt den König einen Eid zu schwören daß er ihr geben wolle was immer sie verlange. Sie bittet zu seinem großen Aergerniß um die Leber des Stiers. Der Kopf wird dem Thiere abgehauen, allein zwei Blutstropfen fallen auf zwei Gartenbeete, aus denen zwei prächtige Pfirsichbäume emporsprießen. Die Blätter machen der treulosen Königin abermals Vorwürfe, und sie läßt die strafbaren Bäume umhauen, da sie ein „so treffliches Bauholz“ liefern werden. Ein Splitter fliegt von einem der Bäume hinweg ihr in den Mund. Sie gebiert hierauf einen Sohn, einen königlichen Sprößling, welcher zum Fürsten von Aethiopien — der Titel des eigentlichen Thronerben — gemacht wird. Dieses Kind ist der Splitter des alten Blockes, ist — mit einem Wort — Satu. Das Weib wird verurtheilt, und das alte Feenmärchen endet, wie eine moderne Novelle, mit dem Glück aller guten Leute.

Man wird die große Aehnlichkeit bemerken welche einige der Einzelheiten dieses Märchens mit einem der beliebtesten in den „Arabischen Nachtunterhaltungen“ haben, das indeß, was den Zeitpunkt seiner Erfindung anbetrifft, im Vergleich mit ersterm eine Erzählung von heute ist.

Dr. Heinrich Barths Reisen und Entdeckungen in Inner-Afrika.

Rückkehr von Timbuktu nach Europa.

Wir haben unsern trefflichen Landsmann am Niger verlassen, als nach langem Zögern endlich sein Gönner, der Scheich El Bakay aus Timbuktu zurückgekehrt war, um seinem Schützling das Geleite stromabwärts zu geben. Die Wahl des Rückweges am Niger entlang war eine sehr glückliche, denn ihr verdanken wir eine genaue Kenntniß vom Laufe jenes Stromes. Wir dürfen nur ältere Karten neben die neuen, aus Barths Itinerarium geschöpften, legen um den großen Unterschied zu erkennen. Bei Timbuktu macht der Niger das große westliche Knie. Von jener Stadt an schlägt er dann eine ziemlich streng östliche Richtung ein. Während ihn noch die Karten von 1853 auf dieser Strecke an geographischer Breite verlieren lassen, gewinnt er vielmehr bei Barth ein wenig, so daß das zweite östliche Knie bei Burrum (1½ geogr. Grade östlich von Timbuktu) etwas nördlicher als diese Stadt zu liegen kommt. Von da ab bis zur Stadt Ssai am Niger, wo Barth auf der Reise nach Timbuktu den Strom überschritt und auf der Rückreise ihn verließ, geht sein Lauf ohne jede größere Krümmung strads nach Südsüdost. Die Ufer des Flusses von Timbuktu bis Ssai sind merkwürdig eintönig. Der Strom theilt sich fortwährend in einzelne Stränge, bildet Inseln, Golfe, Hinterwasser. Größere Gebirge nähern sich ihm nie, selten stattliche Hügelketten. Dagegen schnüren ihn niedrige Felsen an mehreren Stellen sehr eng zusammen, auch fehlt es nicht an Stromschnellen und den einzelnen Armen an Kataralten. Keines dieser Hindernisse würde, zumal bei Hochwasser, die Dampfschifffahrt nach Timbuktu hindern, vorläufig aber muß man jede Möglichkeit, den Strom von seiner atlantischen Mündung bis zu dem großen Meßplatze Timbuktu zu befahren, bestreiten, da es der Dampfschifffahrt auf diesem Strome am Wichtigsten, nämlich an Brennstoffen, fehlen würde. Von Timbuktu aus fließt der Strom fort und fort durch die Wüste. So weit seine Ueberschwemmungen reichen, gibt es Sümpfe und Weiden, bisweilen umsäumt auch ein sporadischer Baumwuchs die Ufer. Erst bei der Annäherung an Ssai, etwa 15°

n. Br., hört die Wüste auf. Einem Dampfschiffe fehlte es also auf dieser Strecke an Holz zum Schlagen. Da aber nur leichte Dampfer den Strom befahren könnten, so wäre es ihnen unmöglich Kohlenvorräthe auf länger als eine Woche mitzunehmen. Schon auf Baikie's Nigerexpedition und bei der ersten Beschiffung des Benue war die Herbeischaffung von Brennholz sehr schwierig, und doch befand man sich dort mitten in tropischer Vegetation. Was wollte man nun anfangen bei einer langen Flußschifffahrt durch die Wüste? Man könnte freilich etappenweise Kohlenmagazine errichten, aber welchen unsichern Händen müßte man sie anvertrauen und welche Kosten würde eine einzige Reise verursachen! Die Bewohner der Uferlandschaften sind von Timbuktu abwärts Tuareg, später mischt sich unter diese die alte eingeborne Sonrhaybevölkerung, endlich noch weiter unterhalb treten erst sporadisch, dann compacter die Fulbe auf. Dieß ist das allgemeine Bild welches wir aus dem Studium von Barths Tagebuch gewonnen haben, und wir müssen abermals bedauern daß uns der Reisende selbst eine solche Ansicht des Stromes im Vogelfluge nicht gewährt, sondern sich nach wie vor mit einzelnen Tageserlebnissen und Reisebeschwerden beschäftigt.

Der rückkehrende Scheich hatte dem Reisenden ein europäisches Briefpacket überbracht, worin er wohl von Vogel's Abreise, aber nichts von der sogenannten Tschadda (Benue-) Expedition erfuhr. Unter dem Geleite des Scheichs setzte man am 17 Mai langsam aber sicher die Reise fort. Die Ufer wurden von Hirten bewohnt, welche ihre Behausungen am liebsten auf die Inseln verlegen. Kleinere Ortschaften sind seltener, fehlen aber nicht gänzlich. Wenn man sich ihnen nähert, stößt man auf Reis-, Tabakbau, mitunter sogar auf Gerstenfelder und Palmenhaine. Ein solcher und zwar der wichtigste Punkt zwischen Timbuktu und Gogo ist Bamba, welches vermuthlich schon zu Ibn Batuta's Zeit (erste Hälfte des 14ten Jahrhunderts) stand, und von diesem größten aller Continentalreisenden besucht wurde. Die Bevölkerung besteht aus den Nachkömmlingen der Ruma, d. h. jenen marokkanischen Musketieren, welche einst Timbuktu und das große Sonrhayreich eroberten. Uebrigens hat man sich unter Bamba nur ein großes Dorf vorzustellen, wie überhaupt nie die Uferlandschaften auf dieser Strecke des Stromes eine dichtere Bevölkerung haben können, da hart an dem grünen Saume die dürre Wüste sichtbar ist. Erst hinter Bamba betritt der Fluß felsigen Boden. „Auf dieser ganzen Strecke, bemerkt Barth etwas später, trat die nackte Wüste, die hier aus steinigem Boden bestand und von vielen kleinen Rinnsalen zerrissen war, hart bis an das fruchtbare Bett des Flusses heran, wo ein grünes sumpfiges Niederland das zur Zeit schon verringerte Strombecken umsäumte." Denkt man sich dazu recht zahlreiche grüne Inseln mit weidenden Heerden, so hat man das oft wiederholte Bild des Stromes in jenen Gegenden. Am 2 Juni erreichte man den Wohnplatz Igomaren, wo der Fluß, noch 1400 Schritt breit, bald von felsigen Ufern eingeengt wird. Inseln aus Granitblöcken und Felsenriffe unterbrachen am nächsten Tage seinen Lauf und der Strom verlor seine Breitendehnung bis auf 500 Schritt. Etwas unterhalb bei Tinscherifen erzählte ein alter Tuareg daß vor 50 Jahren ein Christ (Mungo Park) die Felsenpassage in einem Boot befahren habe und etwas weiter unten von den Eingebornen angegriffen worden sey. Mit den Tuaregs hatte man fortwährend freundlichen Verkehr, und Barth beobachtete die Regel jedesmal der schönsten Frau einen Spiegel zu schenken. Die Schönste aller Schönen war eine Häuptlingstochter aus dem Stamm der Efuk. Ihre Züge waren auffallend durch sanften Ausdruck und Regelmäßigkeit, aber sie war etwas zur Beleibtheit geneigt, die jedoch von den Tuareg geschätzt wird. Diese Reize erhöhte eine zierliche Kleidung, namentlich ein Obergewand aus abwechselnd rothen und schwarzen Seidenstreifen. Als sie merkte daß sie dem Reisenden gefiel, machte sie ihm den Vorschlag sie zu heirathen, auch gieng Barth in den Scherz ein und versprach sie mitzunehmen, wenn eines seiner herabgekommenen Kamele im Stand sey sie mit ihrer Last zu tragen. Die Tuaregfrauen, die unbekümmert um islamitische Gebräuche die größte Freiheit genießen, unverschleiert die Gesellschaft der Männer theilen und mit diesen reihum aus Einer Pfeife rauchen, stehen nach Barth's Aeußerungen dort höher als das schöne Geschlecht von Tademeka. Tossaie oder Tosse heißt die Stelle, wo der Niger von seinen steilen Ufern bis auf 200—250 Schritt zusammengedrängt wird. Obgleich die Anwohner dort noch keinen Grund gefunden haben wollen, die Stromspalte also in beträchtliche Tiefe hinabreichen muß, so wählen doch die Araber gerade jene Stelle am liebsten um mit ihrem Vieh über den Strom zu setzen, weil an andern Orten das Vieh meilenweit schwimmen müßte. Am nächsten Tag (10 Juni) erreichte die Karawane Burrum, das östliche Knie des Niger. Höchst bedeutungsvoll ist es daß sich dort die Sage erhalten hat, es sey ein ägyptischer Pharao bis dorthin gedrungen und von diesem Punkt wieder umgekehrt. Da Barth bei dem Sonrhayvolke viele Spuren von dem Einfluß altägyptischer Cultur angetroffen hat, so legt er auf diese Sage gebührenden Werth. Weiter abwärts begegnete man einem Boot, welches einem Mischlingsberber aus Gogo gehörte, der mit acht Mann nach Bamba hinauffuhr. Dieß war das erste erfreuliche Zeichen von einer Stromschifffahrt, denn Barth sah wohl bisher dann und wann bei einzelnen Wohnplätzen Kähne liegen, aber diese dienten doch nur um die Bewohner von Insel zu Insel, und von Ufer zu Ufer zu bringen, nie einem ächten Frachtenverkehr. Etwas später konnte Barth abermals Erkundigungen über Mungo Parks verhängnißvolle Nigerfahrt einziehen. Es war ein Glück für unsern Landsmann, daß er in Begleitung des Scheich reiste, denn da es Park's Maxime gewesen war, auf jeden zu schießen der sich ihm in feindseliger Haltung näherte, und gerade dort etliche Leute von seinen Kugeln gefallen waren, so mußte das Mißtrauen gegen den neuen Fremdling erst allmählich hinwegschmelzen. Auf welche Gefahren wäre aber Barth gestoßen, wenn er sich allein den Strom hinab durch eine mit Recht mißtrauische Bevölkerung hätte wagen müssen? So aber erreichte er glücklich das Ziel des ersten großen und gefährlichsten Reiseabschnittes, nämlich Gogo.

Gao oder Gogo war einst der politische Mittelpunkt des größten innerafrikanischen Negerreiches, und der Geburtsort des großen Mohammed el Hadsch Askia, des Gründers der Sonrhay-Herrschaft. Einst soll Gogo die glänzendste Stadt des Sudan gewesen seyn, jetzt steht nur noch der halbverfallene Thurm der ehemaligen Hauptmoschee in Mitte leichter bienenkorbähnlicher geflochtener Hütten, etwa 300 im Ganzen, eine jede umgeben von Haufen Unrathes. Nur bei hohem Wasserstand erreicht der Strom die Stadt, sonst aber erstreckt sich bis dorthin nur ein Aermel des Flusses. Die Marine von Gogo bestand aus einem einzigen wasserdichten und vier lecken Fahrzeugen. Die Einwohner umringten mit dem Geschrei: Nassara, Nassara (ein Christ, ein Christ) neugierig, aber nicht gehässig, unsern Landsmann, auch fehlten darunter Frauen nicht, von denen einige regelmäßige Züge bei hohem Wuchs und guten Proportionen sich rühmen konnten. Ihre Kleidung bestand aus einem farbig gestreiften Tuch, welches unter dem Busen befestigt

wird und bis auf die Knöchel herabfällt. In Gogo sorgte nun der Scheich durch Empfehlungsbriefe für die weitere Sicherheit des Reisenden, von dem er jetzt Abschied nahm. Anfangs wollte er ihm seinen Neffen als Begleiter bis Sokoto mitgeben, aber da dieser erkrankte, so übergab er Barth einem andern Verwandten, dem getreuen und zuverlässigen Mohammed ben Muchtar. Am 9 Julius trennten sich die beiden Männer, der Scheich und Heinrich Barth, als hart geprüfte Freunde, indem die Karawane unsers Landsmannes an diesem Tage von Gogo auf das rechte (westliche) Ufer des Niger übersetzte, und von dort aus als letzten Abschiedsgruß eine Gewehrsalve dem Scheich hinübersendete. Schon am dritten Tage änderte sich der Charakter der Uferlandschaften, der Baumwuchs wurde stattlicher, der Boden erschien anbaufähiger, und man dachte schon der Wüste entronnen zu seyn. Seit dem 13 Julius war der Fluß wieder freier geworden, aber am 15ten näherte man sich schon wieder andern Hindernissen. Ein sanfter Höhenzug drängte sich an das linke Ufer, und der gespaltene Strom ergoß seinen rechten Seitenarm bei einem Platze, Namens Tiboraueu über Stromschnellen, aus denen abgeflachte Felsklippen aufragten. Zwei Tage später, am 17 Julius, zog man an einem Weiler, Namens Lebbeseya vorüber, wo ein rechter Seitenarm des Niger einen Fall von 18 Zoll Höhe herabstürzt. Dieser Arm könnte selbst bei hohem Wasser nicht beschifft werden, auf der östlichen Seite aber war der Hauptarm des Stromes offener und erschien schiffbarer. Da wir wissen daß ein Fulbestatthalter von Ssai eine Flottille bis nach Gogo hinaufgeschickt hat, so kann kein Zweifel bestehen daß auch Dampfschiffe bis dorthin und weiter vordringen könnten, und daß wohl der Mangel an Brennstoffen, nicht aber Schwierigkeiten im Profil des Stromfalles die europäische Schifffahrt verhindern möchten. Am 18 Julius stieß man seit langer Zeit wieder auf ein Stück Wald und auf Affenbrodbäume (Adansonia digitata), doch trat noch immer reagirend die Wüste in sporadischen Strecken dazwischen. Aber die nächste Tagreise führte die Karawane in eine wohlbevölkerte Gegend und auf breite stark betretene Straßen zwischen Kornfeldern, während der Strom sich mit einer Menge kleiner Nachen belebte. Da man nun bald darauf seit Timbuktu das erste linke Seitengewässer überschritt, so hatte man jetzt entschieden die Wüste im Rücken, deren äußerste Südgränze daher bis etwa 14° n. Br. am linken Ufer des Niger herabreicht. Am 26 Julius immer durch dichter bewohnte Räume und an größern Ortschaften vorüberziehend, erreichte man eine Stelle des Flusses, wo der steile Abhang des andern östlichen Ufers fast den Charakter einer Bergkette annahm, da die höchste Gruppe 800 bis 1000 Fuß Höhe erreichte. Bisher war man ohne Mißverständnisse oder Fährlichkeiten vorwärts gekommen, an jenem Tage aber sollte man ein kleines Abenteuer bestehen. Plötzlich sah man nämlich ein Dickicht am Wege voll bewaffneter Leute, die mit feindseligen Gebärden der Karawane entgegenrückten und die Bogen spannten. Die Reiter ihrerseits waren im Begriff Feuer zu geben, als Barth noch zum Glück unter den Feinden einen seiner Diener bemerkte, den er nach Wasser vorausgeschickt hatte. Nun erklärte sich rasch das Mißverständniß der Angreifer, welche die sechs Reiter der Kafla (Karawane) für eine Streifbande gehalten hatten. Am 28 Juli erreichte man abermals eine bedeutsame Stelle des Stromes, eine Art von Engpaß, welcher die Straße längs des Flusses abzusperren schien. Dort hatten vor 15 Jahren die Fulbe einem Tuareggeschwader eine Schlacht geliefert, die sie aber verloren, worauf die Raubschaar bis unter die Mauern von Ssai vordrang. Diese Stadt erreichte Barth am 29 Julius, und wurde dort von dem Fulbestatthalter weit gastlicher aufgenommen, als bei seiner Reise nach Timbuktu.

Da nun der Reisende hier abermals den Niger verließ und seine Rückkehr nach Bornu, wenn auch auf verschiedenen Straßen, ihn doch durch die uns bereits bekannten großen Fulbereiche Sokoto und Gando führte, so wollen wir uns dem letzten und höchst interessanten Abschnitt seiner Reise, nämlich der Rückkehr durch die Wüste zuwenden. Ungebührlichkeiten des Scheichs von Bornu hielten ihn wider Willen länger in Kukaua zurück, allein dießmal zu seinem Vortheil, denn er konnte die Reise durch den südlichen Theil der Wüste in Begleitung eines Tebu-Kaufmanns und einer kleinen Tebu-Kafla machen, die freilich schon am 25 April aufgebrochen war, die man aber später einholte. Erst am 9 Mai verabschiedete sich Barth von dem Beherrscher Bornu's. Der Pfad, den er dießmal durch die Sahara wählte, liegt östlicher als die Straße auf der er sie früher durchschnitten, und beinahe in einer senkrechten Linie vom Tsadsee nach Tripoli. Die Wüste selbst, deren Südgränze dort den 15ten n. Breitegrad erreicht, betrat man am Morgen des 28sten Mai. Am Tage vorher hatte man sehr üble Nachrichten durch einen vom Norden kommenden Boten erhalten, denn es war plötzlich der türkische Pascha von Fesan gestorben, und sein Tod ließ Unruhen der eingebornen Bevölkerung gegen die türkische Herrschaft befürchten, dann aber sollte ein Tuaregstamm der Oase Asben, derselbe welcher die mittelafrikanische Expedition auf ihrem Zuge durch die Wüste in so ernste Gefahren gestürzt hatte, gegen Tibesti einen Streifzug ausgeführt haben, so daß Barths Karawane sich der sichern Gefahr ausgesetzt sah mit der Raubbande zusammenzutreffen. Auch war der Pfad durch die Wüste bis nach der Oase Kauar oder Bilma an und für sich nicht sicher, und Barth herzlich froh daß er in Begleitung der Tebukarawane reisen konnte. Die Wüste selbst war keine Wüste nach unsern strengen Vorstellungen, kein wasser- und gewächsloses Sandmeer, sondern öde, meistentheils kahle Flächen, auf denen sich jedoch Vegetationsstreifen und Brunnen staffelweise vorfinden. Auch die irrige Ansicht, als falle niemals Regen in der Wüste, konnte Barth widerlegen, denn er wurde selbst von mehreren Schauern eingeholt, so daß es beinahe scheint als müsse man die Unfruchtbarkeit der kahlen Flächen Afrika's nicht meteorologischen, sondern geologischen Ursachen, mindestens beiden gemeinsam zuschreiben. Die Wüste in der Wüste ist die Strecke von Tintumma, welche von 1 Uhr Nachmittags bis 7 Uhr des andern Morgens durchschritten wurde, um welche Zeit man die Felshöhen der Oase von Agadem vor sich hatte und unter Ssiwalgebüsch das Lager aufschlug.

Die Erschöpfung auf diesem erzwungenen Nachtmarsch war unter den Leibeigenen, die zu Fuß gehen mußten, ziemlich groß. Manche blieben zurück und warfen sich in den Sand nieder, so daß Barth mehrere dieser Unglücklichen aufscheuchen mußte, die vor Durst umgekommen wären, wenn sie die Kafla nicht mehr erreicht hätten. So gieng es denn in scharfen Märschen von Brunnen zu Brunnen. „Es war für mich, bemerkt der Reisende, auf dieser mühevollen Wüstenreise stets ein unendliches Vergnügen mich allemal bei unserer Ankunft am Lagerplatze der Länge nach auf dem reinen Sande auszustrecken, denn gemeiniglich ist der letztere so fein und weich daß man gar kein besseres Lager haben kann. Und dazu der schöne nächtliche Himmel!“ Am 8 Jun. nach einem sehr anstrengenden Marsch, während dessen die Kafla vier Kamele opfern mußte, traf man am Brunnen zwischen Palmengestrüpp und Ssiwalbüschen (Capparis sodata) eine Tebukafla auf

dem Marsch nach Bornu. Die Leute hätten gern mit Barth ihre Thiere vertauscht, aber man konnte sich nicht einigen. Die Tebukaufleute beluden ihre Pferde mit Wasserschläuchen, denn sie pflegen anders nicht die gefährliche Straße zu bereisen, damit man im Fall von Gefahren stets ein Pferd und etwas Wasser bei der Hand habe. Die Kafla brachte übrigens die beruhigende Botschaft daß die Tuaregraubschaar ihren Zug bereits ausgeführt habe und heimgekehrt sey. Nachdem man dort längere Zeit gerastet, brach man zu dem letzten großen Marsche auf, der um 2 Uhr Nachmittags angetreten wurde und sich über die Nacht erstreckte. Die Hitze stieg am andern Morgen noch über das gewöhnliche Maß von 105° auf 110° im kühlsten Schatten (35° R.), aber man hatte bereits den Rand der großen Oase Kauar betreten, wo die Salzminen von Bilma liegen und näherte sich einem bewohnten Palmenthal zwischen umzäunten Gärtchen, wo sich die Kafla der Tebu-Salzhändler von Barth trennte (11 Jun.). Die Salzgruben, die Barth besuchte, lagen in hohen Schutthaufen und bildeten kleine regelmäßige Becken von 12—15 Fuß im Durchmesser, tief in den Fels eingehauen. In diesen Gruben sammelt sich das Wasser aus dem umliegenden salzhaltigen Boden, und die abgedampfte Sohle liefert vermuthlich (denn der Reisende schweigt über diesen Umstand) das Salz welches die Tebu in Formen pressen. Durch die dünnen Palmenhaine der Oase zog man weiter nördlich nach dem malerisch gelegenen Flecken Aschenumma. Seine Bewohner sind viel schlimmer daran als ihre Nachbarn in den Städtchen Dirka und Bilma, denn diese werden von den Tuaregs bei ihren Raubzügen verschont, weil, wenn man diese Orte verheeren wollte, die Söhne der Wüste kein Salz sich mehr verschaffen könnten, Aschenumma dagegen und die andern Ortschaften der Oase welche mit der Salinenindustrie in keiner Beziehung stehen, müssen dafür büßen. Die Tebu gehören der Kanorirasse an; zu welcher Gruppe ihre Sprache gehört, behält Barth vorläufig für sich, verspricht aber das Geheimniß in einem Werke über afrikanische Philologie zu offenbaren.

Anai ist die nördlichste Ortschaft der Oase Kauar, und von dort trat unser Landsmann seinen zweiten Reiseabschnitt nach der Oase Fesan am 18 Jun. an. Das Wagniß war insofern kein geringes, als Barth, von seinen Begleitern jetzt verlassen, allein mit seiner Dienerschaft die Wüstenreise zurücklegen sollte. Der erste Marsch endigte bei dem schon von Denham berührten Iggeba, wo sich neben einem trefflichen Brunnen ein Streifen Krautland und etwas Palmenwuchs ausdehnte. Auch am nächsten Mittag setzte man über einen ähnlichen Streifen, der zwar damals unbewohnt war, wo aber zeitweilig Leute sich anzusiedeln pflegen. Durch einen über Nacht fortgesetzten Marsch wurde das erfrischende Krautthal Djehaia gewonnen, freilich nach großen Anstrengungen, zu denen sich noch die Gefahr der Blendung durch den Rückprall der Sonnenstrahlen auf dem weißen Sande gesellte. Auf dem nächsten Marsche verlor Barth das eine seiner Pferde; er mußte jetzt einen elenden Klepper besteigen, den er seinem Diener überlassen hatte, dieser aber zu Fuß wandern. Im Eilmarsche gewann man den Brunnen Masaraß, wo man rechnet daß die Gränze der unabhängigen Tebu aufhöre und die türkische Herrschaft von Fesan beginne. Das Thal gewährte mit seinem Baumschmuck einen angenehmen Rastpunkt, und die Erschöpfung der kleinen Kafla war so groß daß man, gegen jede Gefahr eines räuberischen Ueberfalls stumpf geworden, sich eine größere Rast gönnte. Am 26 Juni Morgens passirte man einen zweiten Brunnen, Namens Masaraß, und von da an gieng es über eine „wahre Spiegelfläche“ der Wüste, eben und öde, wo man das stärkste Kamel der kleinen Karawane verlor. An Brunnen, Kraut- und Vegetationsstreifen fehlt es aber auch diesem Wüstenraum nicht, und wenn die Gefahr vor Räuberhorden nicht wäre, es gäbe überhaupt keine Gefahr bei gemächlichen Reisen. Den 27 Juli lagerte man angesichts einer gewaltigen Berggruppe im Westen auf einem mit Koloquinten bedeckten Boden beim Brunnen El Ammar oder Maddema. Dieß war der heißeste Tag, denn im kühlsten Schatten stand das Thermometer noch auf 36° R. und bei Sonnenuntergang auf 35°. Von da an gieng die Reise bergan über ein sehr beschwerliches und rauhes Gebirge, und am andern Morgen wurde man durch eine kühle Temperatur von nur 15° überrascht. In Fluchteile gieng es immer vorwärts, bis endlich am 5 Juli der südlichste Palmenhain von Fesan erreicht wurde. Am 13 Juli stand Barth vor dem Zelt des Hrn. Warrington, als ein Todtgesagter und Auferstandener, und konnte wieder in den lang entbehrten europäischen Genüssen schwelgen. Dafür erwartete ihn aber die unangenehme Nachricht daß die unabhängigen Stämme des Paschaliks Tripoli gegen die Unterdrückung der Türken sich unter einem Häuptling, Namens Rhoma erhoben hatten. In Mursuk angelangt, erbot sich der neue Pascha zwar, dem Reisenden eine starke Bedeckung von Soldaten bis nach Tripoli zu geben, allein Barth lehnte diesen Dienst klugerweise ab, denn jene Begleiter hätten wahrscheinlich bei der damaligen Lage die Rebellen gegen den Reisenden erbittert und aufgebracht. Er brach deßhalb am 20 Juli allein auf und meldet uns am 2 Aug. seine Ankunft in Esokna, also schon auf der nördlichen Seite der Hammada, wie der schlimmste Wüstenstreifen in der Sahara heißt. Ende August endlich traf er mit Hrn. Reade zusammen, der von seiner Ankunft in Kenntniß gesetzt, ihm von Tripoli ein wenig entgegengezogen war. So endigte denn, mühselig zwar aber glücklich die wichtige Entdeckungsreise, die beinahe sechs Jahre dauerte und mit dem geringen Kostenaufwande von 10,000 Thlrn. einschließlich von 1400 Thlrn. aus der eigenen Casse des Reisenden bestritten worden war. Rührend sind die Worte Barth's beim Wiedersehen Tripoli's: „Nach einer so langen Reise war der Eindruck den der reiche Pflanzenwuchs in den die Stadt umgebenden Gärten auf mein Gemüth machte, außerordentlich; jedoch bei weitem größer noch war die Wirkung des Anblicks der unermeßlichen Oberfläche des Meeres, das im hellen, dieser mittleren Zone eigenthümlichen Sonnenschein im dunkelsten Blau sich entfaltete. Es war das prächtige, vielgegliederte Binnenmeer der alten Welt, die Wiege europäischer Bildung, das von früher Zeit an der Gegenstand meiner wärmsten Sehnsucht gewesen war, und wie ich in Sicherheit und wohlbehalten seinen Saum betrat, fühlte ich mich von solcher Dankbarkeit gegen die göttliche Vorsehung erfüllt daß ich nahe daran war, von meinem Pferd abzusteigen, um am Gestade des Meeres dem Allmächtigen ein Dankgebet darzubringen.“

Das Mississippi-Thal in Louisiana.

Zwischen den Abhängen des Alleghany-Gebirges im Osten, welche sich bis weit nach Alabama hinein und bis in die Nähe des Mississippi selbst ausdehnen, dem Ozarel-Gebirge und den Washita-Bergen im Nordosten, und den weitgedehnte Hochebenen bildenden Abhängen der Felsengebirge im Westen liegt das tiefe Thal-Dreieck, welches der Mississippi in dem letzten Drittheile seines Laufes zum Golf von Mexico durchschneidet. Das tiefe Thal selbst ist mit wenigen Ausnahmen eine ungeheure Ebene, von den Seiten zur Mitte, und nach Süden hin allmählich abfallend und endlich nahe dem Golf in ein großes, von den Anschwemmungen des Stromes selbst gebildetes und in fortwährender Vergrößerung durch Inselbildung begriffenes Delta ausgehend. Der Mississippi in seinem vielfach geschlungenen Laufe führt ungeheure Massen von Schlamm mit sich, welche er — je näher seinem Ausflusse, umsomehr — fallen läßt, theils zur Erhöhung seines eigenen Bettes, theils zur Erweiterung seiner Ufer und Ausmündungen. Der niedrigste Theil des großen Thales, das eigentliche auf 15,000 Quadratmeilen sich ausdehnende Delta des Mississippi, ist jene dem Golf zunächst liegende, mit unzähligen Buchten und Inseln versehene südliche Küste des Staates Louisiana, auf welcher sich die Stadt Neu-Orleans erhebt, und von dieser aus sind die Ufer des Stromes ab- und aufwärts zusammen auf etwa 160 Meilen Ausdehnung eingedeicht. Im Jahr 1858 hatte der Strom an vielen Stellen diese Eindeichung, die Levée durchbrochen und umgangen, und das Delta, welches im Ganzen weit niedriger liegt als das Niveau des Flusses, war, seines Schutzes dadurch beraubt, auf weite Strecken hin unter Wasser gesetzt.

Kommt man von der Seeseite, so überschreitet man einen zitternden, wie es scheint durch und durch mit Wasser getränkten, humosen Wiesenboden, am ganzen Golf, und dessen Buchten und Seen hin mit großen Rohr- und Schilfwaldungen bedeckt, zwischen welchen sich auf trockeneren Stellen Wälder von Cypressen und Cedern erheben. Auch einige Palmettes sieht man gruppenweise eingestreut. Der Boden bebt und zittert wenn der Bahnzug über ihn dahinfährt, so daß man sich wundert wie es überhaupt möglich wurde, hier ein Bahngeleise zu legen und eine Stadt wie Neu-Orleans zu bauen. Die letztere ruht aber auch auf unzähligen Pfählen, und die Bauplätze für die Wohnhäuser sind zuvor durch Aufbringung von Erde und Schutt trocken gelegt. Wollte man in den Boden, wie er ist, ein Fundament legen, so würde sich derselbe schon bei einer Tiefe von wenigen Fußen mit Wasser füllen. Tritt man aus Neu-Orleans hinaus, so sieht man nach allen Seiten um sich den Rohrwald sich erheben, und doch hat sich inmitten dieses Sumpfbodens, wenige Meilen von der Stadt aufwärts, eine Bevölkerung gebildet. Zahlreiche Canäle legen den Boden einigermaßen trocken, die schwarze, fruchtbare, unergründlich tiefe Dammerde bringt die reichlichsten Ernten hervor, und große reiche Zuckerplantagen dehnen sich am Mississippi hinauf aus. Aus dem fruchtbaren Boden und dem warmen Klima entwickelt sich eine blühende Vegetation, Massen von Pflanzen sprießen hervor, während andere verwesen; aber aus diesen in Verbindung mit den Miasmen, welche die heiße Sonne fortwährend aus den sumpfigen ruhigen Gewässern erzeugt, entsteht zugleich jene faulige Atmosphäre, welche den Stoff des tödtlichen gelben Fiebers in sich trägt. Obwohl dieß das ganze Jahr hindurch in verschiedenem Grade herrscht, tritt es doch gewöhnlich gegen das Ende des Sommers am bösartigsten auf und treibt die wohlhabenderen Familien in höher gelegene gesundere Orte. Nur die Moskitos gefallen sich in dieser giftigen Ausdünstung und bewohnen in unzähligen Schaaren die wildverwachsenen Rohrdickichte. Aber auch diese Plagen wird der Mensch allmählich beseitigen und beherrschen. Seit der Ausdehnung der Cultur tritt das gelbe Fieber mehr und mehr zurück, und wenn erst die einzelnen Plantagen geringere Größen angenommen haben, wenn die Zahl der Bewohner gestiegen, die Sümpfe trocken gelegt sind, wird sich die Gesundheit des Landes befestigen und Neu-Orleans einen sehr wichtigen Platz unter den Emporien der Welt einnehmen.

Von dieser Stadt geht die Neubildung aus. In ihrer unmittelbaren Nähe trifft man eine Menge herrlicher Landsitze, umgeben von Gärten, in denen die Magnolien aus Orangenhainen duften, meistens an den trockeneren Ufern des Flusses belegen. Weiter hinauf bis Baton-Rouge hin werden dieselben vereinzelter, dann dehnen sie sich allmählich zu größern Plantagen aus, und neben den Villen sieht man Wohnungen der Aufseher und der Sklaven im Hintergrunde. Bis hieher war das umliegende Land tiefer gelegen als der Spiegel des Flusses; nun, obgleich immer noch eben, erhöht es sich allmählich, und nördlich von dem gedachten Ort liegt es schon höher als das Flußbett. Hier liegen die meisten großen Pflanzungen, die berühmten, der Ueberschwemmung nicht mehr ausgesetzten Zuckerplantagen. Der Boden wird hier fester, mit Lehm vermischt, und der Fluß wäscht in seinen vielfachen Krümmungen die Ufer zu steilen Abhängen aus. Am westlichen Ufer ist die ganze Gegend weithin eben, am östlichen aber zeigen sich schon hie und da kleine bewaldete Anhöhen, und besonders hier setzt der Fluß die Schlammablagerungen ab, welche er dem westlichen Ufer entrissen hat. In der Nähe von Baton-Rouge und südlich von diesem Ort bis New-Orleans hin wohnen vornehmlich die französischen Pflanzer, die Abkömmlinge der alten eingewanderten französischen Familien. Bei ihnen herrscht noch oft ein großer Reichthum, ihre Pflanzungen sind voller Sklaven, und ihr Familienleben ist ein sehr freundliches und angenehmes.

Die Productionskraft des humosen Bodens ist sehr groß; seit Jahren, d. h. seit seiner ersten Bebauung ungedüngt geblieben, hat er doch immer bisher reichliche Ernten getragen, und erst neuerdings beginnen die ältesten Plantagen im Ertrag sich zu vermindern. Wenn der Boden bestellt worden, ist er so locker wie die schönste Gartenerde, und man kann mit einem Instrument beliebig tief hineinbohren, ohne auf erheblichen Widerstand zu stoßen. Ist er bewachsen, so zeigt er eine dichte Menge von Bulten, wie man sie im Rohrdickicht findet. Die Arbeit selbst ist eine an und für sich sehr leichte, und wird nur durch die sengende Hitze erschwert; es leidet keinen Zweifel daß unter dieser Sklaven am wenigsten zu erdulden haben, und in dieser Hinsicht zur Plantagenarbeit am meisten geschickt sind. Außer dem Zuckerrohr ist der Boden nur noch für den Mais besonders geeignet, und dieser wächst oft in einer solchen Menge auf, daß ein großer Theil wegen des Mangels an Transportmitteln auf dem Felde verderben muß.

Nördlich von Baton-Rouge sind die Plantagen vereinzelter; es tritt hier etwas Baumwollenbau auf, und große Wälder erstrecken sich bis ans Ufer des Flusses, an niedrigern Stellen durch Schilf- und Rohrdickichte unterbrochen. So bleibt die Gegend bis zum Einfluß des Red-River mit seinem Nebenfluß Washita in den Mississippi. Hier zeigt sich schon ein wilderes, ursprünglicheres Bild, die Holzmassen vermehren sich und der Red-River treibt jährlich eine große Anzahl von ihm aus dem Ufer gewaschener Bäume in den Mississippi hinein. Am östlichen

Ufer verliert die Gegend ihren ebenen Charakter, wird allmählich wellenförmig und steigt dann bis zu dem blühenden und schnell wachsenden Ort Natchez hinauf, welches an einem hohen Felsenufer liegt. Hier siedeln sich nach und nach die Anglo-Amerikaner an, und in den westlich vom Red-River liegenden Prairien von nicht bedeutender Ausdehnung findet man auch Weizenbau, daneben freilich immer noch größere Sümpfe mit Cypressen und Rohrwaldungen. Von Natchez bis Vicksburg bleibt die Hügelkette stets in der Nähe des Flusses; hinter letzterer Stadt wird sie von mehrern kleinern Flüssen durchbrochen und durch diese zu einer Ebene geweitet, in welcher die großen Baumwollen-Pflanzungen des Staates Mississippi bginnen.

Der nördlichste Theil von Louisiana ist im ganzen nur wenig angebaut, und der Fluß fast überall durch Waldungen eingefaßt. Hier fließt er, durch den Arkansas verstärkt, sehr lebhaft, und reißt einen großen Theil der Bäume vom Ufer ab, welche er zum Nachtheil für die Schifffahrt mit sich zu führen pflegt. Während seines ganzen hier betrachteten Laufes hat der Mississippi eine Breite von etwa einer englischen Meile, eine Schnelligkeit von 3 bis 4 Meilen in der Stunde, und eine sehr beträchtliche Tiefe, welche sich gegen den Ausfluß hin zu vermindern scheint. Eine unendliche Menge der verschiedenartigsten Fahrzeuge, von dem eleganten und für seine Passagiere so gefährlichen Hochdruck-Dampfboot an bis zum rohesten Floß, und viereckigen flachen, mit einem sich der aller ursprünglichsten Form annähernden Segel versehenen Boot hinunter, durch alle denkbaren und undenkbaren Mittelstufen hindurch, befördert er nach New-Orleans. Durch den Ohio-Fluß mit den großen Seen des Nordens der Union verbunden, ist er die große Pulsader, durch welche der Austausch zwischen dem Norden und Süden und dem großen zwischenliegenden Gebiet vermittelt wird. Es ist ein sehr natürlicher Zug welcher die Ansiedler aus allen Staaten in seine Nähe treibt; denn eben dieser Fluß dürfte berufen seyn, dadurch daß er mit gemeinsamem Interesse das gesammte Land mehr und mehr umfaßt, aus diesem eine Ausgleichung der streitigen Interessen herbeizuführen. Einem solchen Flusse gegenüber scheint eine Theilung der Union zwischen Nord und Süd, sklavenfreien und sklavenhaltenden Staaten fast undenkbar; sie dürfte weiter in den Hintergrund treten, je mehr der große Fluß zur Erfüllung seiner Mission herangezogen wird, und aus dem schnellen Anwachsen der Städte an seinen Ufern läßt sich schließen daß hierüber wahrscheinlich eine lange Zeit nicht mehr verstreichen wird.

Eine seltsame indische Proceßgeschichte

trug sich neulich in Bengalen zu. Ein 16jähriges Mädchen, Mangala, gieng mit einigen Gespielinnen, um sich im Teich des Orts zu baden. Sie ist eines geachteten Brahmanen Tochter. Ein fremder Brahmane wagte sich zu den Mädchen heran und erlaubte sich Freiheiten; diese schrien nach Hülfe, und die Leute des Dorfs fielen über den Fremden her und schlugen ihn tüchtig durch. Das war ihnen noch nicht genug; ein alter Rechtsgelehrter, Haralal, kriegte sie daran, durch ihn eine Klage aufsetzen zu lassen, wonach der Fremde Straßenraub begangen haben sollte. Zu diesem Zweck mußte Mangala's Mutter etlichen Schmuck ihrer Tochter hergeben, und diese Stücke wurden dem von ihnen gefangen gehaltenen Brahmanen aufgezwungen. Bald aber kam man zur Besinnung. Mangala ist schön, hat einen Mann; welche Schande für sie, wenn sie vor Gericht zu stehen hätte! Also muß die jüngere Schwester herhalten, Cadambini, erst 9 Jahre alt. Man schickt nach dem Pharidar (unter welchem die Dorfpolizei steht), und erzählt ihm die Geschichte des Straßenraubs. Ueber seinen Fragen verloren die Kläger den Muth, und wünschten nun die Sache rückgängig zu machen. Also mußte die Mutter den Pharidar zum Stillschweigen bestechen; sie schickte ihm durch den Taugenichts Haralal 3 Rupien. Dieser mußte aber von dergleichen Geschichten leben, also behielt er 2 Rupien für sich und zahlte dem Pharidar nur eine. Dieser Beamte sieht die Bestechung (mit so wenig Geld) für eine Beschimpfung seines Amts an, und klagt beim Daroga (Schulzen). Der eilt zum Brahmanenhaus und fragt nach Cadambini, „dem beraubten Mädchen." Die Eltern fürchteten er könnte das Geschmeide mit ihren Händen und Füßen vergleichen, und finden daß es nur einer ältern Person paßt; also stellen sie ihre Mangala vor, heißen sie aber Cadambini, und lassen sie alle möglichen Lügen schwören. Der Daroga glaubt, es sey ein Straßenraub an dieser Cadambini verübt worden, schickt den gefangenen Brahmanen, der umsonst seine Unschuld betheuert, mit dem vorgeblich gestohlenen Geschmeide an den Saheb in Hugly, und weist Cadambini an gleichfalls dahin zu gehen und ihre Klage vorzubringen. Nun ist guter Rath theuer; man will keines der Mädchen aufs Amt schicken, kriegt also Verwandte und Freunde daran, um Entschuldigung für ihre Abwesenheit zu bitten und eine schwere Krankheit zu beschwören. Der englische Amtmann aber erfährt daß die Krankheit erfunden ist. Mangala's Mann, Shyama Tsharan, droht sie zu verstoßen, wenn sie in einem Gerichtshof austrete. Was ist nun zu thun? Der alte Taugenichts Haralal rathet dem Mann der Mangala, sein Weib in seinen Ort Dandipur mitzunehmen, und dann das Gerücht zu verbreiten daß sie an der Cholera gestorben sey. Dieß wird in Form Rechtens gethan. Der Pharidar von Dandipur wird gewonnen und berichtet dem englischen Amtmann daß Cadambini, die Gattin des Shyama Tsharan, gestorben sey. Der Amtmann glaubts nicht, schickt andere Beamte, nachzusehen. Von diesen ist der eine bestochen, und bringt fünf Zeugen, die schwören wie sie Cadambini erkranken, sterben und verbrannt werden sahen. Der andere aber versichert den Amtmann, er habe die Klägerin, genannt Cadambini, am Leben gesehen; doch werde sie möglichst verborgen gehalten. Man schickt nach Mutter und Gemahl. Beide schwören, sie sey gestorben, verbrannt; und eine Zeitlang zeigt sich auch keine Spur von Gegenbeweisen.

Endlich gelingt es dem Amtmann einen entschlossenen Muhammedaner zum Schulzen in der Nachbarschaft von Dandipur zu machen. Nach langem Aufpassen gelingt es ihm eines Tags, der Mangala, die noch immer Cadambini heißt, habhaft zu werden. Sie wird vor den Amtmann gebracht, wo sie erklärt ihr Name sey Mangala, Cadambini sey der Name ihres Mitweibes, nicht ihrer Schwester, und diese sey allerdings an der Cholera gestorben. Nun finden sich aber Zeugen, die schwören, sie selbst sey es gewesen die unter dem Namen Cadam-

bini über den an ihr verübten Straßenraub Klage geführt habe. Neue Untersuchungen folgten, während deren Mangala gefangen gehalten wird. Umsonst schwören Verwandte und Freunde zu allem möglichen; es handelt sich nur noch darum die wirkliche Cadambini zu finden, und dem oben erwähnten muhammedanischen Daroga gelingt es endlich sie zu packen. Das 9jährige Mädchen hat schon einen Mann, der sie aufs Amt begleitet. Dort angekommen, erkennt sie ihre Schwester Mangala auf dem Amt, und behauptet steif und fest, sie habe nie über Straßenraub geklagt. Nun häufen sich die Beweise; die alte Mutter übergibt sich freiwillig dem Amtmann und erzählt den ganzen Vorgang. Mangala folgt ihrem Beispiel; andere, aus Angst vor Strafe, werden im Nu zerknirscht und bekennen die Wahrheit. Am 24 Julius 1856 standen 16 Meineidige vor dem Richter von Hugly, der sie schuldig fand, und mit Ausnahme von Mangala und ihrer Mutter je zu 3jähriger Gefängnißstrafe verurtheilte.

Mit solchen Schwierigkeiten haben die Beamten in Indien zu kämpfen, um irgend einer Sache, in welcher angesehene Personen betheiligt sind, auf den Grund zu kommen. Ganze Dörfer lügen und beschwören was man von ihnen haben will; die Dorfpolizei ist mit geringer Summe zu bestechen. Irgend ein Lügengewebe wird eher versucht als daß man Weib oder Tochter vor Gericht auftreten ließe. Europäer kommen diesen Intriguen kaum auf die Spur. Auch in diesem Fall war es ein Muhammedaner, der rühmlich bekannte Maulawi (oder Richter) Abdul Latif, der die Untersuchung vornahm und geduldig fortführte, bis die Wahrheit ans Licht kam.

Neue Beiträge zur Geschichte der Entdeckung Amerika's.

(Vom Herausgeber.)

I.

Wir haben im vorigen Jahre (s. Ausl. S. 745) der Bemühungen eines brasilianischen Gelehrten, damals Botschafter am Madrider Hof, jetzt kaiserlicher Gesandter in Paraguay gedacht, um dem „leider unsterblichen" Florentiner Amerigo Vespucci noch einmal die Ehre einer Entdeckung oder vielmehr Wiederentdeckung des Festlandes von Amerika im Jahr 1497, also ein Jahr vor der wirklichen Entdeckung Südamerika's durch Don Cristobal Colon, und gleichzeitig beinahe mit der erneuerten Entdeckung Nordamerika's durch die Venetianer Giovanni und Sebastiano Gabotto unter brittischer Flagge, zu retten. Ausführlicher als wir es thun konnten, hat der Vicepräsident der Pariser geographischen Gesellschaft Hr. d'Avezac in einem besondern Werke [1] diese Versuche widerlegt. A. v. Humboldt hatte in seinem großen Werke über die Geschichte der Entdeckung Amerika's die Möglichkeit einer Reise des Florentiners nach der neuen Welt im Jahr 1497 bestritten, weil er sein Alibi, nämlich ein Verbleiben Vespucci's in Sevilla als Eigenthümer des Handelshauses Berardi bis zum Abgang des dritten Entdeckungsgeschwaders unter dem Admiral Crist. Colon im Jahr 1498 aus den Archiven bewiesen glaubte. Diese Ansicht, welche A. v. Humboldt noch im Jahr 1853 aussprach, theilte auch der Verfasser bis vor kurzem, wo er Gelegenheit hatte mit Hrn. Alfred v. Reumont, preußischem Botschafter in Florenz, von dem wir nächstens eine wissenschaftlich entscheidende Biographie Vespucci's zu erwarten haben, die Quellen aufs neue zu untersuchen. „Die authentischen Urkunden, bemerkt A. v. Humboldt (kritische Untersuchungen Bd. 2. S. 481), welche mein alter und berühmter Freund Juan Bautista Muñoz unter den Libros de gastos de armadas aufgefunden hat, stellen fest daß Vespucci, der im December 1495 an die Spitze des Handelshauses Berardi trat, mit der Ausrüstung der für die dritte Expedition des Columbus bestimmten Schiffe beauftragt war." Diese Urkunden des Muñoz sind durch Navarrete veröffentlicht worden. In den Rechnungsbüchern des spanischen Indienhauses (Casa de contratacion) in Sevilla findet sich im December 1495 nur die Notiz, daß Vespucci statt Berardi die Lieferungsgeschäfte für die Flotten nach Amerika übernommen habe, und zweitens eine Quittung Amerigo's über 10,000 Mdis vom 12 Januar 1496. „Vespucci, heißt es dann weiter, besorgte fortwährend die andern Lieferungen bis zum Abgang der Armada in San Lucar." [1] Welches war die „Armada" von der Navarrete spricht? Nach Humbolts Ansicht die Armada von acht Schiffen welche am 30 Mai 1498 unter dem Admiral Don Crist. Colon nach der neuen Welt auslief, allein in der Zwischenzeit giengen auch unter Peralonso Niño am 11 Juni 1496 von Cadiz drei Segel mit Vorräthen nach Española. Diese könnte ebenso gut Amerigo ausgerüstet haben, allein warum drei Schiffe eine Armada und nicht eine Escuádra nennen? Die erste Flotte (Armada) welche nach 1496 auslief, war die vom Jahr 1498, und hält man sich streng an den Ausdruck Navarrete's, so wäre das Alibi bewiesen. Da aber der spanische Gelehrte selbst nicht aus den Urkunden auf dieses Alibi geschlossen hat, so wird es, bis ein anderer Gelehrter die Rechnungsbücher in Sevilla nachsieht, gerathener seyn vorläufig noch das Alibi nicht für festgestellt zu erklären.

Ohne dieses historische Hülfsmittel aber gehört die Reise des Florentiners im Jahr 1497 in das Gebiet der Fälschungen. A. v. Humboldt hat die Möglichkeit erwiesen daß Privatleute öffentlich oder heimlich Entdeckungen in jener Zeit ausgeführt haben können, aber höchst unwahrscheinlich ist es daß sie ausgeführt wurden. In den Jahren 1496 und 1497 standen die atlantischen Fahrten im höchsten Verruf. Die Kosten der überseeischen Expeditionen waren beträchtlich, die Gewinne die man daraus gezogen hatte, bestanden nur in Hoffnungen auf erträumte Reichthümer, und diejenigen Personen welche aus der neuen Welt zurückgekehrt waren, schilderten mit den trübsten Farben das „Land des Truges" (tierra del engaño), wie sie die Entdeckungen Colons nannten. Die Fahrten der Speculanten begannen erst 1499,

---

[1] Les Voyages de Améric Vespuce au compte de l'Espagne. Paris 1858.

[1] Navarrete tom. III, p. 317. Siguió Vespucio disponiendo todas las cosas hasta despachar la armada en Sanlucar. (Hallanse estas noticias en el libro 2° de los gastos de las armadas de las Indias, que existe en la Contratacion de Sevilla, de donde lo extractó Muñoz.)

und zwar nach einem einzigen bestimmten Ziel und mit einem bestimmten Motiv. Nachdem nämlich Colon 1498 die Küste des Festlandes bei der Halbinsel Paria berührt hatte, handelte er dort von den Indianern Perlen ein, schickte davon Muster nach Hause sammt einer Karte über die Fahrt, und auf diese Nachrichten, auf die Perlenjagd und nicht auf Entdeckungen liefen im Laufe eines Jahres ein halb Dutzend Expeditionen von Privatunternehmern nach der neuen Welt. Auf dem ersten derselben, welches unter dem Befehl des andalusischen Ritters Alonso de Hojeda stand, gieng Vespucci das erstemal nach der neuen Welt, in einer jedenfalls höchst secundären Stellung, entweder als eine Art Supercargo oder als Kosmograph, oder als Mathematiker, oder als Steuermann, gewiß ist wenigstens daß er kein Schiff befehligte, sondern höchstens auf dem Schiff als zweiter Officier oder Pilot diente. Dieser Ansicht ist auch d'Avezac gefolgt. Er betrachtet die Reise des Vespucci unter Hojeda als die erste die er unternommen habe, und wir weichen in unsern Ansichten nur darin ab daß wir sie auch für die einzige Reise Vespucci's unter spanischer Flagge halten möchten, denn über seine Dienste unter portugiesischer Flagge, über welche Hr. v. Varnhagen sehr verdienstliche Aufschlüsse gegeben hat, herrscht kein Zweifel. Es könnte aber doch möglich seyn daß Vespucci auch eine zweite spätere Reise unter spanischer Flagge unternommen habe. Ein Venetianer meldet aus Burgos am 23 Dec. 1506 der Signorie, es seyen zwei spanische Schiffe aus Indien (Amerika) unter dem Befehl des Juan Viscaino (Juan de la Cosa) und des Almerigo Fiorentino (Vespucci) zurückgekehrt, die noch 800 Leguas westlich von Española (Haiti) festes Land entdeckt hätten. Das Alibi des Vespucci in Spanien ist für jene Zeit nicht vollständig zu erweisen. Wir vermögen ihm nur Schritt für Schritt zu folgen in der Zeit vorher und nachher. Vom 5 Juni 1505 bis 23 August 1506, und vom 15 Sept. 1506 bis 1 Febr. 1508 können wir aus den Urkunden nicht nachweisen, daß er sich nur in Spanien aufgehalten habe. Da aber diese Zeitlücken scheinbar einer Fahrt, die im Dec. 1506 geendigt hätte, nicht günstig sind, so schloß Hr. v. Varnhagen, das Datum 1506 müsse unrichtig seyn, und statt dessen 1497 gelesen werden! Statt dessen schlägt Hr. d'Avezac vor, das Datum vom 23 Dec. 1506 in 1507 zu verwandeln. Es waren nämlich drei verschiedene Style der Zeitrechnung damals in Italien in Gebrauch. Die einen begannen das Jahr um 7 Tage früher, am 25 Dec., nach ihnen lief also das Jahr 1506 vom 25 Dec. 1505 bis 24 Dec. 1506. (Mailänder Styl.) Die andern begannen das Jahr schon am Empfängnißtage, 25 März, oder 9 Monate 7 Tage früher, ihr Jahr 1506 lief daher vom 25 März 1505 bis 24 März 1506, noch andere rechneten zwar auch vom Empfängnißtage, aber um ein volles Jahr später, so daß ihr Jahr 1506 vom 25 März 1506 bis zum 24 März 1507 währte. Nach dem ersten wie nach dem dritten Styl blieb der 23 Dec. 1506 immer der 23 Dec. 1506, während nach dem zweiten Styl der 23 Dec. 1506 unser 23 Dec. 1505 seyn könnte. Ein Räthsel ist es daher, wie Hr. d'Avezac nach irgend einem dieser Style den 23 Dec. 1506 in einen 23 Dec. 1507 verwandeln will. Das schlimmste aber ist, daß wenn es auch der 23 Dec. 1507 wirklich wäre, wenn Vespucci im Jahr 1507 wirklich in Begleitung la Cosa's eine zweite Reise unter spanischer Flagge unternommen hätte, diese Reise nicht unter die sogenannten „vier Schifffahrten" Vespucci's gerechnet werden könnte, da bereits im Jahr 1507 diese „vier Schifffahrten" unter Vespucci's Namen nach einer französischen Uebersetzung ins Lateinische übersetzt, gedruckt und zum zweitenmal aufgelegt wurden, und zwar dieß alles in St. Dié in Lothringen geschah! D'Avezacs Hypothese erleichtert also die kritischen Schwierigkeiten nicht, denn wir erhielten statt vier, fünf Reisen des Vespucci, während unter den vier schon eine zu viel ist. Der Streit um Vespuccis Schilderungen betrifft, wie gesagt, nicht seine Reisen unter portugiesischer Flagge, die erst nach der Entdeckung von Brasilien durch Cabral (1500) stattfanden, sondern seine angeblichen beiden frühern Reisen unter spanischer Flagge. Ueber diese besitzen wir zwei ganz verschiedene Urkunden. Die einen davon in doppelter Form, sind 1) die lateinische Uebersetzung des Waldseemüller, des Erfinders des Namens Amerika, ein Jahr nach dem Tode des Columbus (1506) und 5 Jahre vor Vespucci's Tode, in St. Dié (Lothringen) gedruckt, 2) ein italienischer Text voller Varianten in den Zeitbestimmungen, der erst im vorigen Jahrhundert nach alten Handschriften von Bandini edirt wurde. Die Chronologie ist in diesen Urkunden folgende:

Erste Fahrt. Vier Schiffe. Abgang von Cadiz 20 (10 Mai) 1497. Berührung der an Perlenfischereien reichen Halbinsel Paria, des Indianerdorfs Venezuela. Sklavenraub, Rückkehr nach Cadiz 15 Oct. 1499 (18 Oct. 1498.)

Zweite Fahrt. Drei Schiffe. Mai 1499. Berührung Südamerika's in der Nähe des Amazonenstromes, Durchfahrt durch den Golf von Paria. Besuch auf Curaçao (Giganteninsel). Besuch in Haiti. Rückkehr nach Cadiz 8 Sept. 1500.

Nun besitzen wir aber eine andere höchst verschiedene Urkunde, einen Brief Vespucc'is aus Sevilla vom 18 Julius 1500, worin er seinem Gönner Lorenzo di Pierfrancesco de' Medici seine vor einem Monat erfolgte Rückkehr von einer ersten Fahrt nach der neuen Welt beschreibt, auf welcher er Südamerika in der Nähe der Mündungen großer Ströme, die Durchfahrt durch den Golf von Paria, Besuch Curaçao's, Venezuela's und einen Menschenraub beschreibt. Dauer der Fahrt 13 Monate.

Jeder sieht hier auf den ersten Blick daß der Verfasser der vier Schifffahrten und der Correspondent Lorenzo's entweder nicht ein und dieselbe Person seyn kann, oder daß eins von den Actenstücken gefälscht seyn muß. Die historische Kritik hat zu wählen. Hr. v. Varnhagen verwirft richtig und consequent den Brief an Medici, weil er erst im vorigen Jahrhundert ans Licht gekommen, während die vier Schifffahrten zu Vespucci's Zeit gedruckt wurden. Diese betrachtet er als ächt, weil Vespucci nicht dagegen protestirt habe. Allein auch die Erben des Colon protestirten nicht gegen die Flugschriften die in Deutschland gedruckt wurden. Der Sohn des Entdeckers Don Fernando Colon, einer der gelehrtesten Männer Spaniens, nennt in der Lebensbeschreibung seines Vaters den Namen Vespucci gar nicht, obwohl uns der Bischof Las Casas ausdrücklich versichert daß er ein Exemplar der vier Schifffahrten des Vespucci in der Bibliothek des Don Fernando gesehen habe. Derselbe Don Fernando aber schrieb eine sehr bittere Polemik gegen genuesische Schriftsteller, welche seinem Vater eine plebejische Abkunft zugeschrieben hatten, weil er darin eine Verdunkelung seiner Familie wahrnehmen wollte. Noch mehr. Die Familie des ersten Entdeckers führte nach dem Tode des Vaters einen langen Proceß mit dem spanischen Fiscus über die von Colon entdeckten Küsten, ganz besonders wegen Paria's. In den Verhören der im Jahre 1513 noch lebenden Entdecker wird Vespucci nur als ein Begleiter Hojeda's in der Eigenschaft eines Piloten erwähnt. Es ist also ganz klar daß man in

Spanien sich gar nicht kümmerte was ein Gymnasiallehrer in Lothringen drucken ließ, besonders da Vespucci in seinen Briefen selbst sich nur für einen Passagier oder wenigstens in untergeordneter Stellung unter Befehl spanischer Seefahrer ausgibt. Daraus also daß Vespucci gegen den mit Druckfehlern und Widersprüchen belasteten Text der „vier Schifffahrten" nicht protestirt habe, folgern zu wollen daß er von ihm anerkannt worden sey, ist ein gewaltiges Wagniß, und ebenso unerlaubt eine Urkunde für künstlich gefälscht zu erklären, bloß weil sie erst spät ans Licht trat. Wir besitzen noch andere Briefe Vespucci's an Lorenzo di Pierfrancesco de' Medici. Der erste davon wurde vom grünen Vorgebirge, an Bord portugiesischer Schiffe 1502 geschrieben, aber erst vor etwa 25 Jahren aufgefunden. Kein Kritiker hat seine Aechtheit bis jetzt bezweifelt. Ferner erschien 1503 in Paris gedruckt ein anderer Brief Vespucci's an Lorenzo nach der Rückkehr von der ersten portugiesischen Reise. Kein Kritiker hat jemals die Aechtheit dieser Urkunde bezweifelt. Nun kommen Fälschungen bisweilen vor, und namentlich in der Geschichte der Entdeckungen. Jener älteste und erste Brief an Medici nun mußte entweder aus Muthwillen oder aus Verkleinerungssucht gegen Vespucci im 17ten Jahrhundert gefälscht worden seyn. So geschickt nun ein Fälscher sein Geschäft betreiben mag, so kann er doch nicht sein Product so einrichten daß es genau zu Urkunden paßt, die erst nach Jahrhunderten öffentlich bekannt gemacht werden. Der Brief Vespucci's an Medicis harmonirt mit einer einzigen Abweichung [1] zur Fahrt Hojeda's, die wir aus den spanischen Archiven kennen, er paßt auch vollkommen zu der vor etlichen zwanzig Jahren von Humboldt in Paris entdeckten Karte Juan de la Cosas, eines Begleiters des Hojeda und Vespucci, wie wir aus den Acten der spanischen Gerichte wissen. Das alles hat der Fälscher wie durch Offenbarung voraus berechnet.

Bei dieser Lage der Sache ist es ganz klar daß man einen von den beiden Texten verwerfen müsse, und nur den anzuerkennen habe der neben unserm urkundlichen Wissen bestehen kann. Nun passen die zwei ersten der vier Schifffahrten gar nicht zu den spanischen Quellen, der Brief an Medici aber mit einer merkwürdigen Genauigkeit. Hr. d'Avezac verwirft ihn auch nicht als unglaubwürdig, aber er unterzieht sich der undankbaren Aufgabe, alle Urkunden zu „retten," wie man zu sagen pflegt, indem er die Texte versöhnen möchte. Es geschieht dieß freilich nicht ohne Scharfsinn. Vespucci beginnt seinen Brief vom 18 Juli 1500. „Lange Zeit habe ich Ew. Herrlichkeit nicht geschrieben und einzig deßwegen weil ich nichts erhebliches erlebt habe." Wirklich, wenn Vespucci das Festland von Amerika vor 1498 entdecken half, so ist er höchst blasirt wenn er dieß nicht unter die erheblichen Erlebnisse rechnet. Hr. d'Avezac meint nun, Vespucci, der den Medicis Verbindlichkeiten schuldig seyn konnte, habe den Brief so gefälscht daß er zwei Reisen in eine zusammengoß, um nicht unartig oder undankbar zu erscheinen, weil er nicht gleich nach der ersten Reise an Lorenzo einen Bericht eingeschickt habe. Möglich! Was ist nicht alles möglich wo Urkunden fehlen? allein man bemerke: auch diese Ausflucht gilt nur auf Kosten der Wahrhaftigkeit des Vespucci; lügen lassen ihn seine besten Retter — aus Höflichkeit, Hr. d'Avezac! So ist es dem armen Florentiner stets gegangen, seine besten Advokaten haben ihn am schlimmsten verdächtigt. Hatte übrigens Vespucci aus Höflichkeit gelogen, so fehlte ihm das beste Hülfsmittel des Lügners, nämlich das starke Gedächtniß, denn in einem spätern Briefe des Vespucci an denselben Medici (1503) den Hr. d'Avezac als ächt gelten läßt, spricht er, wenigstens in der lateinischen Ausgabe, von zwei Reisen unter spanischer Flagge.

Hr. d'Avezac geräth aber vollständig mit sich selbst in Widerspruch. Er behauptet, wie wir es thun, die erste Reise des Vespucci sey identisch mit der urkundlich bekannten Fahrt Hojeda's. [1] Nun wurde Hojeda's Geschwader noch im März 1500 von Española aus gesehen, [2] es brauchte nach Vespucci's Angaben 67 Tage zur Ueberfahrt nach Europa, und der Florentiner schreibt von Sevilla am 18 Juli, er sey seit vier Wochen zurück, was alles zusammen paßt, aber jede Möglichkeit abschneidet daß Vespucci schon damals zwei Reisen unternommen und aus Höflichkeit seinen Gönner Lorenzo belogen haben kann.

Er soll aber durchaus zweimal unter spanischer Flagge gefahren seyn. Dennoch schreibt er am 4 Juni 1501 bereits am Bord eines portugiesischen Geschwaders vom grünen Vorgebirge. Wenn er also eine zweite Reise unternommen hat, so muß sie in die Zeit zwischen August 1500 und April 1501 fallen. Daß damals mehrere Privatentdecker nach der neuen Welt giengen, ist ebenso bekannt als daß diese Fahrten bisweilen nicht länger dauerten als sechs Monate. Es ist also möglich daß Vespucci eine zweite Reise unter spanischer Flagge gemacht haben kann, aber wenn Hr. d'Avezac diese zweite Reise mit der von Pinzon oder von Lepe identificiren will, die beide noch vor dem Schluß des Jahres 1499 ausliefen, so ist dieß chronologisch unmöglich. Besser eignet sich die Fahrt des Ritter Alonso Velez de Mendoza, dessen Schifffahrtspatent am 18 August 1500 ausgestellt wurde, nur Schade daß alle Angaben fehlen, ob er überhaupt abgereist sey.

Wir persönlich geben uns keine Mühe die Möglichkeiten einer zweiten Reise aufzuspüren. Es ist wohl wahr daß Vespucci in dem Brief an Medicis, der 1503 in Paris gedruckt wurde, von zwei frühern Reisen unter spanischer Flagge spricht, allein der italienische Text dieses Briefes erwähnt ausdrücklich nur eine einzige. Ob das sich nun so oder so verhalte, ist für die Geschichte beinahe werthlos, sobald einmal feststeht daß die erste Reise des Vespucci keine andere war und keine andere seyn konnte als die unter Hojeda. Will man durchaus auf vier Reisen bestehen, so mag man es, allein was nach Hojeda und Pinzon 1500 und 1501 vom Cap St. Augustin bis nach Venezuela gesehen wurde, waren entdeckte Küsten, also jedenfalls eine Reise dorthin ohne historische Verdienste. Wer nur über den Hauptpunkt im reinen ist, der wird als Consequenz nur den Brief an Medici als ächt ansehen und wie eine historische Urkunde benutzen. Das was in Deutschland gedruckt wurde, kann Vespucci weder zum Entdecker des Festlandes von Amerika erheben, noch ihn einer absichtlichen Fälschung von Reise-Abenteuern überführen. Wie jene Druckwerke entstanden sind, läßt sich

[1] Die Abweichung besteht darin daß Hojeda gerichtlich erklärte, er habe nur 200 Leguas der Küste Südamerika's, vom Golfe von Paria gegen Südost gerechnet, entdeckt, während Vespucci den Aequator gekreuzt haben und bis in die Nähe des Amazonenstromes vorgedrungen seyn will. Dieß ist der Unterschied welcher sich nicht durch Hypothesen verwischen läßt, und der ein Mißtrauen in den Brief aus Sevilla auch nach unserer Ansicht immer noch berechtigt. Vielleicht aber ist die Lesart 200 Leguas falsch, denn in den alten Urkunden schrieb man diese Zahl damals IIᶜ und leicht kann man die Zeichen mit VIᶜ verwechselt haben.

[1] D'Avezac: Après avoir démontré, comme nous croyons l'avoir fait, l'identité nécessaire et effective du premier voyage de Vespuce avec le premier voyage de Hojeda etc.

[2] S. meine Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen.

dem Feuer befanden, brach die Strahlen der in unserm Rücken untergehenden Sonne dergestalt daß sämmtliche Gegenstände vor uns sich mit bizarren Verzerrungen ihrer Dimensionen darstellten; ebenso auffallend war der Wechsel der Farben des Himmels vom Horizont an bis zum Untergangspunkt der Sonne im SW. Je tiefer die Scheibe dieser sank, desto mehr verwandelte sich das Braun der unmittelbar über dem Brand befindlichen massiven Rauchmassen in das bekannte intensive Dunkelroth, welches eine Feuersbrunst am Himmel andeutet, verlor sich oben in ein mattes Violett und gieng dann durch glänzendes Blau wieder in den Purpur über, mit dem sich das untergehende Tagesgestirn einhüllt. Leider ließ mir die wachsende Besorgniß um das geliebte San Juan nicht Zeit, das fürchterlich erhabene Schauspiel in seinem ganzen Umfange zu beobachten. Vor uns lag in friedlicher Ruhe der schon von dunkeln Schatten bedeckte Thalkessel, welcher mit seinen Saaten und Häusern, Cercos und Obstbäumen der Vernichtung geweiht schien. Gespenstisch flogen die Gegenstände an mir vorüber als ich den Hügel hinabsprengte, um schneller auf dem Schauplatz der Gefahr anzukommen. Jedesmal wenn ich das Feuer wieder erblickte, nachdem es auf kurze Zeit durch die wellenförmige Bildung des Bodens meinen Augen entschwunden war, schien mir der entsetzliche Feind größer und mächtiger geworden zu seyn, was mich meine Eile verdoppeln ließ. Meine Angst wurde noch durch die Erinnerung daran vermehrt daß im vorigen Sommer durch große Hitze viele Sträucher verdorrt waren, nachdem sie geblüht hatten; faßte das Feuer einmal den von diesen bedeckten Rücken San Juans, dann vermöchten selbst grüne Waldpartien dicker Bäume seine Wuth nicht aufzuhalten. Einen Indianer, den ich antraf, bat ich, an Leuten seines Stammes zusammenzurufen was möglich wäre, und mir damit rasch zu Hülfe zu kommen. Er versprach es mir, wohl wissend daß den Deutschen geleistete Dienste sich stets gut belohnen. Endlich langte ich zu Hause an; die wenigen mir zu Gebote stehenden Leute waren schon gesammelt, und beobachteten mit Bangigkeit und Unentschlossenheit das Fortschreiten des Feuers nach Süden. Meine Ankunft brachte Leben in die Scene. Auf, Bursche! Wer eine Axt zu führen versteht! Noch war es hell genug um zu sehen, wie einzelne Trupps unseres dort weidenden Viehes sich versammelten und allmählich über die lichten Stellen des bewachsenen Rückens, auf dem das Haus Fernando's, unseres Inquilinos lag, herabzogen; denn noch regte sich kein Lüftchen. Den ganzen Dunstkreis erfüllte mittlerweile eine so erstickende Schwüle daß selbst die Thiere im Potrerillo beim Haus sich in wenige Gruppen einigten, und still dem noch entfernten Feuer zusahen. Es war daher leicht frische Pferde zu fangen, die wir sofort bestiegen und uns nach dem Ort der Gefahr begaben.

Unterdessen war es ganz Nacht geworden, Funkengarben flogen mit außerordentlicher Schnelligkeit raketenartig auf zum blutrothen Himmel und wechselten mit großen Feuersäulen, wenn das Element einen größern Stamm erfaßt hatte. Der ganze Himmel über uns schien jetzt ein Gluthmeer zu seyn, und ließ die Sterne erblassen um die Nacht mit grausenhaftem Licht zu erhellen. Stumm bewegte sich unser Zug vorwärts; aus jedem Antlitz sprach bange Besorgniß, und die zweifelnden Mienen der Leute erfüllten auch mich mit bangen Ahnungen. Allein ich hatte mich in etwas getäuscht; mit der Größe der Gefahr wuchs auch ihr Muth, und als ich des erwarteten Succurses der Indianer erwähnte, waren sie alle wieder von frohen Hoffnungen belebt. Am Hause angelangt, gesellte sich noch dessen Bewohner Fernando mit seinen beiden Söhnen zu uns, so daß wir im Ganzen 11 Mann waren, eine allerdings geringe Mannschaft, deren Kräfte noch dazu durch angestrengte Tagesarbeit schon etwas erschöpft waren. Noch hofften wir daß die Windstille wenigstens so lange anhalten würde, bis wir hinreichende Vorkehrungen getroffen hätten; allein plötzlich erhob sich zum Unglück ein so frischer Nordost, welcher das Feuer zu einer so riesenhaften Höhe anfachte und auf uns zujagte daß wir eilen mußten eine kleine Schlucht zu erreichen, die sich der Quere nach über jenen schon oft erwähnten Rücken hinzog. Beide Seiten dieser Schlucht waren bewaldet, konnten also dem Vordringen des Feuers mehr Widerstand leisten als dürres Gras und trockenes Buschwerk, und ich gedachte daher, hier der Flamme Herr zu werden. Ich postirte meine Mozos also am jenseitigen Rande der Schlucht und ließ die zunächststehenden Bäume fällen, damit die Lohe nicht nach diesseits herüberschlagen und hier zünden konnte. Zugleich wurden die Büsche unten beim Hause umgehauen und weggeschleift, was die Weiber und Kinder thaten, so daß wenigstens jenes als gerettet betrachtet werden konnte. Plötzlich aber stellte sich eine neue Gefahr ein, die sich zuerst durch das Brechen der Zweige vor uns verrieth. Sämmtliches Vieh stürzte in wilder Raserei, von der Angst getrieben, blind auf uns los. Zuerst kamen die Stuten mit fliegenden Mähnen und gehobenem Schweife, weit aufgerissenen Nüstern, angeführt vom stärksten Zuchthengst im Carriere herangeschossen, so daß es nöthig war die Arbeit des Baumfällens zu unterbrechen und Schutz hinter den Stämmen zu suchen, um nicht von ihnen umgeworfen zu werden. Keuchend folgten den Stuten die Füllen, und gleich darauf hörte man das Keuchen und Brüllen des Rindviehes, das mit gesenktem Kopf in dichtgedrängten Massen heranstürmte. Die Erde erdröhnte unter dem gewaltigen Getümmel der geängstigten Thiere, die, kaum am Rande der Schlucht angelangt, sich in toller Hast den Abhang hinabstürzten, um dem mittlerweile mit rasender Schnelligkeit sich nähernden Feuer zu entgehen. Das Brüllen der Stiere und Kühe, das Geschrei der Kälber, die etwa zurückgeblieben waren, erfüllte die Luft für einige Zeit, bis dieser Lärm, in der Ferne endlich schwächer und schwächer werdend, sich in dem Knistern des unterdeß stark fortgeschrittenen Elementes verlor.

Unter diesem Himmelsstrich, wo die Vegetation des noch jungfräulichen Bodens außerordentlich üppig emporschießt, ist ein Waldbrand von seltsamen Phänomenen begleitet. Die springenden Baumstämme, die herabfallenden Zweige, die im Boden krachenden Wurzeln, das Knistern des dürren Grases, das Pfeifen der Flamme im Winde, alles das bildet ein furchtbares Geräusch, welches bald ab, bald zunimmt, je nach dem mehr oder weniger raschen Umsichgreifen der Flamme. Manchmal sieht man einen Saum grüner Bäume, die das Feuer noch nicht ergriffen hat, rings um den flammenden Herd; plötzlich streckt sich eine feurige Zunge aus dem Lichtmeer des Brandes heraus, läuft wie eine bläuliche Schlange längs den Aesten hin und im Nu verschwindet der grüne Waldessaum in den rothen Feuerwogen.

Schon kam uns der Wind immer wärmer und wärmer entgegen, sprühender Funkenregen erfüllte die Luft, kaum konnte man sich noch verständlich machen, denn das Knistern der Aeste, verbunden mit dem Sausen der blauen gierig an den durch die Strahlen der Hitze versengten Blättern emporschießenden Flammen, vermischten sich mit den dröhnenden Schlägen der berstenden und umstürzenden Bäume, die bei ihrem jedesmaligen Falle eine entsetzliche prasselnde Lohe zum Himmel aufwirbeln machten. Nach und nach drang auch die Flamme durch die untern Theile des Waldes durch, die strahlende Hitze wurde immer intensiver und die Atmosphäre immer erstickender; meine Leute, von den

Anstrengungen ermattet, ließen die Aexte sinken, und ich mußte wohl an den Rückzug denken, ehe die noch vor uns haltende Wand von dichten Nables, die uns vor der unmittelbaren Berührung des Qualmes schützten, durchbrochen wurde, denn schon erglänzte der Widerschein der sich heranwälzenden Masse auch auf unsere Seiten, als plötzlich ein sehr heftiger Stoß des Windes ganze Stücke brennender Aeste mit sich führte, und in demselben Augenblicke auch der Ruf erscholl: Feuer hinter uns! Feuer hinter uns! Feuer hinter uns! Jetzt stürzte alles in entsetzlicher Verwirrung nach der Schlucht um rasch durchzukommen. Einer überrannte den andern, und mehrere hatten den Weg verfehlt, die sich nun in dem panischen Schrecken nicht sogleich zu den übrigen heraufzuarbeiten vermochten und mit ihrem Rufen die Luft erfüllten. Ich selbst war vom Strome mit fortgerissen worden, hatte aber doch bemerkt daß die Sache nicht so drohend war als es im ersten Augenblicke schien, indem durch die emporgeführten Brände sich nur einige Sträucher trockener Quila entzündet hatten, deren Flamme aber weniger durch ihre Größe auf die Dauer gefährlich werden konnte, als durch das Entsetzen womit sie die Leute erfüllte.

Wir sammelten uns auch bald wieder am diesseitigen Rande der Schlucht, zwar bedeutend abgemattet aber doch unverletzt, nur waren einige Aexte bei der übereilten Flucht liegen geblieben oder verloren gegangen. Ich ließ nun den wenigen Branntwein, den meine noch gefüllte Feldflasche enthielt, herumgehen und dann begaben wir uns auf den Marsch nach abwärts, denn oben war unseres Bleibens nicht mehr, da der Rauch uns zu ersticken drohte. Schon während des Herabsteigens war einigemale der Qualm so dick geworden daß wir uns auf die Erde werfen mußten um Athem zu schöpfen, ich selbst konnte mehr eilen, da ich noch beritten war, während die Pferde der übrigen Leute, die ohne Sattel und Zeug aufgestiegen, schon früher das Weite gesucht und ihre Reiter zu Fuß gelassen hatten. Bald erreichten wir eine Stelle wo wir lagern, uns ausruhen und den Erfolg unseres Manövers beobachten konnten. Wir alle waren aufs höchste ermattet und namentlich M. und R., die sehr thätig gewesen, erschöpft. Von unserm Platze aus konnten wir nun das ganze Schauspiel in seiner schauerlichen Majestät betrachten. Das Feuer hatte sich mittlerweile ganz bis an den Rand der Vertiefung ausgedehnt, das Gras hatte wohl an zwanzig Orten zugleich angefangen zu brennen, von hier hatte die Flamme an den trockenen Stämmen der sich an den riesenhaften Bäumen in dichtem Geflecht emporrankenden Lianen aufwärts geleckt, und war so in die dichtbelaubten Kronen einiger gigantischen Linguas (Lorbeerbäume) gestiegen, deren harzige Blätter dem entfesselten Elemente eine nur zu reiche Nahrung darboten. Die Feuersäule von fünfen derselben vereinigte sich und erhob sich zu einer grausenerregenden Höhe, nach und nach brannten die Stämme selbst lichterloh, die Zweige derselben fielen einer nach dem andern ab, bis endlich auch sie selbst in das sie verschlingende Meer mit donnerähnlichem Krachen stürzten. Doch hiermit hatte der Brand seinen größten Höhepunkt erreicht, der hier noch einmal seine ganze Wuth zusammenraffte um die Schlucht zu passiren, allein es gelang ihm nicht. Die gefällten Bäume lagen übereinander gehäuft da und hatten alles niedere Buschwerk zu einer compacten Masse zusammengequetscht, die eine solche Feuchtigkeit im Innern vereinigte daß die strahlende Wärme nicht hinreichend war es zu trocknen und dem Verderben zu überliefern. Nur hier und da loderten hervorragende Aestchen und Blätter hell auf, ohne jedoch im Stande zu seyn, die feste Masse zu entzünden. Wir konnten eine halbe Stunde nachher diesseits der Schlucht keine Stelle entdecken von welcher Rauch aufstieg, und als die erbetene Indianerhülfe ankam, war die Hauptlohe schon gesunken, und die Brandstätte ließ nur noch die hingestreckten Baumstämme in Flammen aufschlagen. Ich ließ deßhalb zwei Mann zur Beobachtung des Feuers zurück, und wir andern überließen uns gegen 3 Uhr Morgens in San Juan der höchst nöthigen Ruhe.

Aber diese sollte nur von kurzer Dauer seyn, denn schon nach kaum zwei Stunden erscholl wieder der Angstruf: „Feuer!" Die beiden aufgestellten Wachen hatten sich dem Schlaf überlassen, und nicht eher bemerkt daß das Feuer später doch die Schlucht übersprungen hatte, als bis alles in ihrer unmittelbaren Nähe schon in Flammen stand. Jetzt schien alles verloren; trotz des Indianerzuwachses war die Pampa nicht zu löschen, mit reißender Schnelligkeit rückte das Element vor; schon war ihm ein kleines Maisfeld beim Hause zum Opfer gefallen, der Cerco verbrannt und das Haus selbst schien unwiederbringlich verloren. Noch ließ ich schnell die wenigen Utensilien die es barg auf die Pampa schaffen, und eben wollten wir alles seinem Schicksal überlassen, als plötzlich der Wind von NO. nach N. herumsprang, und wir nun, vom Rauch und der Hitze nicht mehr vertrieben, nur wenige Schritte von dem Hause des Feuers Meister werden konnten. Eben ließ ich ein leises Dankgebet zum Himmel aufsteigen, als ich gewahrte daß zwar Fernando's Haus gerettet sey, dafür aber das unsrige in desto größere Gefahr gerathen konnte, wenn wir nicht schnell dem Feuer den Weg nach Süden durch einen dicht mit Gras und Strauchwerk bewachsenen Grund abschnitten, welcher den Rücken Fernando's von dem auf welchem unser Haus lag, trennte. Der Grund war ziemlich tief, aber dennoch nicht geeignet überall der Verheerung Einhalt zu thun. Der Brand hatte sich, nachdem wir ihn beim Hause Fernando's besiegt, rasch bis nach dem Rande des Grundes verbreitet, ließ uns aber dennoch Zeit auf dem Wege nach San Juan zu entkommen, um das Feuer wieder von vorn zu fassen. Die meisten Leute wollten nun einen kleinen Bach, der den Grund durchfloß, als Basis benutzt wissen, um den Uebergang des Feuers ihm streitig zu machen; allein er war nur schmal, sehr überwachsen und durch die Dürre der Jahreszeit fast ohne Wasser; außerdem war die Länge seines Laufs in offener Pampa durch dürres Gras zu groß als daß ich das Hinüberbrennen so rasch hätte verhindern können. Ich mußte daher weiter zurück einen geeigneten Platz zur Vertheidigung suchen; ich fand ihn auch, zwar schon ziemlich nahe beim Hause, aber doch vortrefflich für unsern Zweck. Ich stützte mich dabei auf die bekannte Thatsache, daß ein Pampabrand sich nicht allein mit, sondern auch gegen den Wind bewege, und traf hiernach meine Maßregeln. Die Linie welche wir inne halten wollten, mündete nach links in einen tiefen Morast, der noch Wasser genug hatte um das Feuer erlöschen zu machen, von da erstreckte sich unsere Basis auf eine Länge von etwa 150—180 Fuß nach oben, wo sie an einer sehr steilen Felswand endete. Wir nahmen nun unsere Stellung so, daß wir durch keinen in der Nähe befindlichen Busch belästigt wurden, was am Ufer des Baches der Fall gewesen seyn würde, und nun holte sich jeder flink zwei dichtbelaubte grüne Büsche, und außerdem einen trockenen zum Anzünden des Grases auf der Windseite. Zuerst bildeten wir eine Kette von 20 Mann von jenem Sumpfe aus; jeder steckte das Gras zu seinen Füßen an und schlug es auf; dann nachdem sich die Flamme mit der seines Nachbars vereinigt hatte, auf der dem Wind entgegen-

gesetzten Seite. Fünf Mann blieben in Reserve, um ein Weiterumsichgreifen zu verhindern, falls es für jene 20 hie und da zu schwierig geworden sey; dieses Manöver wurde dreimal wiederholt, und wir gelangten so bei jenem steilen Felsabhang an, und bemerkten zu unserer großen Freude daß das Feuer, langsam gegen den Wind brennend (weil es mit demselben keine Nahrung fand) einen schwarzen Gürtel hinter sich ließ, der schon breit genug war als das Element von der entgegengesetzten Seite aus den Büschen auf die Pampa hervorbrach. Zugleich wies sich aus daß wir den Bach nicht hätten halten können, indem er wohl an 40 Stellen zugleich von der Flamme überschritten wurde, und die an seinen Ufern stehenden Büsche durch ihr Entzünden jeden Löschungsversuch vereitelt hätten. Wir hatten durch unsere Aufstellung weiter hinten Zeit gewonnen, und sahen mit Freude, aber matt, sehr matt, wie unser Feind, auf den schon verbrannten Stellen anlangend, ohnmächtig in das Nichts versank.

Auf dieselbe Weise bekämpfte ich am folgenden Tag dasselbe Feuer, welches nach Absendung eines Ausläufers aus der Loma (Rücken) von Fernando sich in seinem Hauptstrom nach S. und SW. fortwälzend, den Rücken, auf dem unser Haus lag, zum zweitenmal, aber dießmal von oben her erfaßte.

Der Brand war, wie ich später hörte, am Morgen des ersten Tages bei Cubico in den Waldungen ausgebrochen, und hatte ziemlich viel Schaden auf dem Wege nach San Juan angerichtet, wurde aber am Abend des dritten Tages durch einen starken Regen, den der Nordwind herbeibrachte, vollständig gelöscht. Der Schaden war für uns in agricoler Hinsicht nicht groß, indem zwei Rücken in kurzer Zeit gereinigt wurden; dagegen verloren wir ein großes Stück der in der Nähe der Häuser gelegenen Viehweide und ziemlich viel Bauholz, das hier bei San Juan aber nur Werth hat wenn es nahe bei den Häusern steht; in andern Gegenden fängt es freilich schon an selten zu werden.

Einen traurigen Anblick boten in der ersten Zeit die schwarzen Rücken dar, die zum Theil noch mit rauchenden Baumstücken bedeckt waren, und erst spät wieder anfiengen sich mit spärlichem Grün zu bekleiden.

Ein Besuch der Hauptstadt des Königreiches Congo (San Salvador).

Gegen Ende des Jahres 1857 gelang es einem deutschen Gelehrten, und zwar einem historisch gebildeten Ethnographen, auf der Rückkehr einer Reise nach allen fünf Welttheilen bis zu der Hauptstadt des einst so berühmten Negerreiches Congo, San Salvador, vorzudringen, welches seit Menschengedenken nicht mehr von einem nichtportugiesischen Europäer besucht worden war. Ueber seine Reise hat Dr. A. Bastian so eben ein anziehendes und befriedigendes Werk [1] veröffentlicht, welches seine Erlebnisse, Beobachtungen und schätzbare ethnographische Vergleichungen enthält. Die Reise ins Innere wurde von der portugiesischen Station Ambriz nördlich von Loanda und südlich von der Mündung des Congo (Zaire) angetreten. Bastian miethete dazu 22 Neger als Gepäck- und Sänftenträger, die unter einem Obmann Namens Gouchy standen. Der nächste Ort im Innern war Schemba-Schemba, wo man zwischen den zwei Straßen nach S. Salvador zu wählen hatte, der geraden aber ungewöhnlichen oder dem üblichen Umwege über Pemba. Diesem letztern gab der Reisende den Vorzug, weil er in Pemba selbst über den Zustand des Königreichs Congo Erkundigungen einzuziehen hoffte, da nach dem Tode des Königs das Land in Anarchie sich befinden sollte. Uebrigens glaubte er persönliche Gefahren für einen Nichtportugiesen von den Einwohnern nicht zu besorgen zu haben, da schon der Titel eines Inglesi jeden solchen Europäer vor Gewaltthaten zu schützen pflegte. Doch erhielt Dr. Bastian kurz vor seinem Aufbruche eine Warnung. Ein amerikanischer Agent von Schemba-Schemba war auf dem Wege nach Pemba mit seiner Negerkarawane in einen Hinterhalt von Scharfschützen gerathen und übel zugerichtet zurückgeschlagen worden. Außerdem wurde der Reisende durch einen starken Fieberanfall in Schemba-Schemba festgehalten. Dieses ziemlich fruchtbare Thal machte mit seiner afrikanischen Eintönigkeit und durch die schwarzgrüne Färbung des Laubes, welches regungslos in den starren Himmel ragte, einen düstern und drückenden Eindruck auf ihn. Von der Bevölkerung war für einen Europäer, der zwanzig Neger mit Flinten bewaffnen konnte, nichts zu besorgen, und diese Dienerschaft wieder durfte, seitdem man das Innere betreten hatte, ihrem Gebieter nicht treulos werden, denn sich selbst überlassen würden diese Neger sogleich von den kleinen Territoralherren ergriffen und zu Sklaven gemacht worden seyn. Diese Furcht hinderte jeden am Entlaufen oder an Ungehorsam. Die Gesellschaft der Negergebiete in Congo theilt sich in die drei Classen der Adeligen (Molatas) oder Freien, welche allein das Canda oder Katzenfell als Schürze tragen dürfen, und in die beiden Kasten der Unfreien der Quisikos und der Mobikas. Die Mobikas sind Kriegsgefangene und ächte Sklaven, die Quisikos dagegen im Hause geborne Sklaven oder Leibeigene. Die ersten können von ihrem Herrn außer Landes verkauft werden, die andern nicht. In Congo herrscht Neffenerbrecht, d. h. es erben nicht die Kinder des Vaters, sondern die Kinder der Schwester beim Ableben des Familienvaters. Es ist bekannt daß überall wo das Neffenerbrecht besteht, polyandrische Sitten geduldet werden und die Frauen nicht in strenger Ehe leben, sondern ihr Gelüste nach Wahl und Wechsel befriedigen, so daß man nur die Kinder der Schwester als sicher zur Familie gehörig betrachten kann. In Congo übt daher der Bruder auch die höchsten Rechte des Familienvaters über seine Neffen aus, er darf nämlich die Schwesterkinder in Sklaverei verkaufen. Vielweiberei ist gestattet, und in der Zahl der Weiber besteht der Reichthum jedes Familienhauptes, denn die Weiber welche gekauft werden, bilden seine leibeignen Dienstboten, welche Maniok und Erdnüsse pflanzen, während der Herr der Schöpfung im Schatten seiner Hütte Kolanüsse kaut oder in Palmwein sich berauscht. Es ist billig unter diesen Verhältnissen daß er seine Frauen „auf Probe" heirathet und er sie mit Vorbehalt eines Reugeldes, wenn sie sich nicht qualificiren sollten, wieder zurückgeben darf. Doch unterscheidet man eine erste und zweite Frau, die eine Art Commando und Aufsicht führen, von der andern ehelichen Pluralität, welchen nur der Titel von Concubinen ertheilt wird. Die Etikette des Harems verlangt es selbst im tropischen Afrika daß

[1] Afrikanische Reisen. Ein Besuch in San Salvador. Bremen 1859. 8°.

jede dieser Damen ein abgesondertes Hôtel bewohnt. Der Palmwein wird gewöhnlich von der Cocospalme gewonnen, und zwar durch einen zünftigen Meister, den Palmcapitän, welcher zur Krone hinaufklettert, einen zur Knospenbildung reifen Zweig abschneidet, einen Blatttrichter zum Filtriren unter die Wunde und unter den Trichter eine Kürbißschale befestigt. Am Morgen wird die gefüllte Calabasse hinweggenommen, die dann eine sehr erfrischende Limonade enthält, welche aber mit dem Aufsteigen der Sonne zu gähren beginnt und Mittags schon in ein berauschendes Getränk sich verwandelt, dessen fauliger Fleischgeruch den Verfasser an die Pulque, das mexikanische Nationalgetränk in alten und neuen Zeiten, erinnert. Die Kleidung der Neger ist mehr auf Oekonomie als auf Wärme berechnet, denn sie besteht gewöhnlich nur in einem Lendentuche, welches die Dienste eines Feigenblattes verrichtet und erst nach eingetretener Altersreife angelegt wird.

An der Küste und in den portugiesischen Colonien tragen die Frauen noch lange Obergewänder, die aber im Innern fehlen, wo selbst das Hüftentuch auf wenige Zoll Breite und bei den Unverheirathelen aus Sparsamkeit zu einem Schürzchen einschrumpft, welches an dünnem Faden um den Leib gebunden wird. Diese Tracht ist jedenfalls für den Neger die beste, denn, von Natur sehr reinlich und für Waschungen und Bad passionirt, machen ihn erst die Kleider, die er nie ablegt, wenn sie nicht in Fetzen herabfallen, zu einem schmutzigen Geschöpf, und wer von Ungeziefer verschont bleiben will, muß sich immer den Neger mit langen Kleidern und Kaftanen, den Stutzer der sich sein Wollhaar in Zöpfchen und Hörnchen dreht, vom Leibe halten, während er von dem nackten und öfters glatt geschorenen Neger, der sich nur tättowirt, nichts zu besorgen hat. Die Hütten der nackten Neger, die keinen Schmutz und kein Ungeziefer am Leibe mit hineinbringen, sind ebenfalls viel reinlicher. Sie werden rasch erbaut, da die Materialien dazu fertig auf den Märkten verkauft werden und das Gebäude überhaupt nur aus einem mit Lehm überkleideten Fachgerüste besteht, in welches man bienenkorbartig nur durch eine niedere und einzige Oeffnung hineingelangen kann.

Die Moxicongos, wie die Congoneger sich selbst nennen, dienen Fetischen, doch werden auch kleine tragbare Hausgötzen sichtbar, deren Besitzer ihre religiöse Dankbarkeit auf eine sehr drastische Weise bezeigen, indem sie sie während der Mahlzeit mit dem ersten gekauten Bissen anspeien, und sie ungewaschen in diesem kläglichen Zustand an der Tafel mit theilnehmen lassen. Der Cultus erstreckt sich auch auf die Verstorbenen, denen man ein sehr empfindungsreiches Fortleben zutrauen muß, da man die Leiche eines zahlungsunfähigen Schuldners dem Gläubiger ausliefert, der sie in einen Käfig zwischen zwei Bäumen aufhängt und ihr täglich unter Gespött zuruft, zum Leben zurückzukehren, da er vor der Bezahlung nicht gesonnen sey ihr die Ruhe des Grabes zu gönnen. So kann man also nach diesen Vorstellungen seine Unsterblichkeit durch eine Hypothek belasten. Während die Neger an der Goldküste auf den Namen eines geschichtlichen Heroen, die Fantis z. B. bei dem Namen Sir Charles' Mc. Carthy schwören, wird in Congo der Eid mit dem Trunk eines Weihwassers geleistet, welches den Unredlichen durch den Fluch des Fetisches unfehlbar vernichten würde. Da man an die Möglichkeit von Verzauberungen glaubt und die Proceßform das Gottesgericht ist, wobei die Priester den Trank mischen, so besitzt natürlich diese Zunft eine außerordentliche Macht in dem Gemeinwesen. Das Christenthum lehnen die Neger noch immer ab, indem sie sagen, der portugiesische Gott sey ein viel zu starker Fetisch für das arme Negervolk und müsse nur dem König überlassen bleiben. Das Kreuz selbst wird vielfach verehrt, aber eben wieder nur als Fetisch, und soll nach der Aussage der Neger schon vor Ankunft der Portugiesen Gegenstand des Gottesdienstes gewesen seyn, was freilich nicht viel heißen will im Munde von Geschöpfen, deren Gedächtniß in der Regel nicht 24 Stunden rückwärts reicht.

Nach seiner Genesung vom Fieber setzte sich der Reisende von Schemba-Schemba in gerader Richtung gegen S. Salvador in Bewegung. Beim Durchzug durch eines der Dörfer wurde er von den Einwohnern genöthigt aus der Hängematte zu steigen, weil es gegen die Sitte verstoße durch ein Dorf sich tragen zu lassen. Dr. Bastian gab nach, als aber dasselbe Manöver beim nächsten Dorfe sich wiederholte, befahl er den Trägern vorzurücken, und vertheilte, als die Neger mit Waffen ihn umringten, die Gewehre unter seine Leute, worauf sogleich der Lärm verstummte. Ein fortgesetztes Nachgeben hätte die Neger nur ermuntert noch mehr Etikettenschwierigkeiten zu erfinnen und den Reisenden in größere Zeitverluste und Unterhandlungen verwickelt. So aber schaffte er sich ein für allemal Ruhe, denn nie wurde er mehr derartig belästigt. Einigen Aufenthalt verursachte die Kreuzung eines Seitenflusses des Congo (Zaire), des Ambrisette, welcher die politische Gränze zwischen den Negergebieten von Bamba und dem eigentlichen Königreich Moxicongo (Congo) bildet. Man mußte zunächst mit den Fährleuten am jenseitigen Ufer unterhandeln, dann kamen sie mit ihren kleinen, nicht sehr viel Vertrauen erweckenden Canoes, und setzten Gepäck und Karawane stückweise hinüber. Die Ueberfahrt wird durch Krokodile gefährdet, von deren Bösartigkeit sehr viel erzählt wurde. So vorsichtig sind die Neger daß, wenn sie Wasser schöpfen wollen, sie die Calabasse an ein langes Tau befestigen, weil schon oft Fälle vorgekommen sind daß Krokodile Unbedachtsame mit dem Wassergeschirr hinabgezogen haben.

Am nächsten Abend gerieth die Karawane in Gefahr sich zu verirren, die Gepäckträger waren hinter den Hängematteträgern zurückgeblieben. Der Verfasser eilte daher zu Fuß zurück um die Säumigen anzutreiben und verirrte sich zuletzt dabei. Ein glücklicher Zufall ließ ihn zwar mit zwei seiner Leute zusammenstoßen, aber finstere Nacht war bereits hereingebrochen, ehe die Karawane wieder vollzählig war. Als man sich in Bewegung setzte, gerieth man an den Rand einer Terrainspalte. Daß jenseits ein Dorf lag, vermuthete man nach dem Menschengeräusch welches herüberdrang, aber in den Abgrund selbst, und an der andern Seite hinauf wagte man sich nur, nachdem es gelungen war einige Feuerbrände anzuzünden und der Fackelschein den Weg erhellte. Als man jenseits die Höhe erreichte, befand man sich hart vor einem Dorf, dessen Bewohner sämmtlich auf den Beinen waren und mit den Waffen in der Hand lautlos aber voller Spannung die Ankömmlinge erwarteten, von denen sie einen Ueberfall und Wegführung in die Sklaverei gefürchtet hatten.

Am nächsten Tage wurde Tana Congo, eine der fünf „Gränzfestungen" auf den Straßen nach S. Salvador passirt, und dem Reisenden zwei Beamte aus der Residenz vorgestellt, die im „allerhöchsten Auftrag" den Verfasser, von dessen Ankunft man bereits unterrichtet war, das Geleit auf dem letzten Marsche geben sollten. San Salvador, oder Ambasse nach dem afrikanischen Namen, liegt auf einem flachen Hügelplateau, das auf allen Seiten durch steile Spalten von den umgebenden Höhen gelöst ist. Der Boden selbst ist mit mannshohem Grase überwachsen, in dem sich die niedrigen Hütten und ihre Gehöfte verstecken. Die ehemalige Symmetrie, nach welcher die Straßen

angelegt gewesen zu seyn scheinen, hat sich allmählich verwischt. Die Höfe sind von Spalieren aus lebendigen Ricinushecken eingefaßt, und manchmal von Laubbäumen und den Fächerbüschen der Palmen beschattet. Ruinen ehemaliger Steinmauern bezeichnen noch die Stelle, wo die portugiesischen Missionäre ihre Kirchen erbaut hatten.

Am nächsten Morgen schon ließ die zeitweilige Regentin Donha Isabel, oder mit ihrem nationalen Namen Imbamba, ihren Besuch in der Wohnung des Reisenden ankündigen. Es war eine bejahrte Dame mit grauem Haar, welche ein bis auf die Kniee fallendes Gewand und ein Kopftuch trug. Aehnliche Toilette hatten ihre Hofdamen gemacht, wahrscheinlich als Gala, denn für gewöhnlich setzen die Damen in S. Salvador die Schneider so wenig wie möglich in Nahrung. Vergebens forschte Dr. Bastian bei dem officiellen und nicht officiellen S. Salvador nach Mittheilungen über das Innere. Das geographische Wissen der Neger reicht nicht sehr weit, denn jeder Stamm monopolisirt den Handel innerhalb seiner Gränzen, empfängt die dahin gebrachten Waaren, und bringt sie unter Zuschlag eines Durchgangszolles zu den Nachbarn. Seitdem man freilich von den europäischen Zufuhren abhängig geworden ist, hat sich der Handel nach der Küste gehoben. Etliche handeltreibende Stämme dagegen haben sich durch Tributzahlungen oder durch den Schrecken ihrer Fetische den Durchzug geöffnet, und namentlich gehört ihnen der Elfenbeinhandel. Dieses kostbare Monopol suchen sie sich dadurch zu retten daß sie ihre Pfade in geographisches Dunkel hüllen und alle Erkundigungen durch abgeschmackte Fabeln beantworten. Die Sovas oder der hohe Adel San Salvadors machte dem fremden Gast später seine Aufwartung, in der Absicht ein Glas Schnaps zu erhalten. Jeder der Herren theilte, so klein auch das Glas war, mit seinen Leuten, und wer es leer fand, roch wenigstens daran. Unter andern meldete sich auch ein Exemplar im schwarzen Frack und schwarzen Hosen, aber ohne Wäsche, welches einst in Loanda sich aufgehalten hatte, weidlich über das elende „Niggervolk" im Binnenlande schimpfte, und sich nach der „Civilisation" zurücksehnte. Diese Seufzer wurden aber curirt als nach dem Thee ein Glas Rum gereicht wurde, welches der Freund europäischer Gesittung, nachdem er dreimal das Zeichen des Kreuzes gemacht hatte, andächtig hinabschlürfte. Am nächsten Tage machte eine königliche Hoheit, Dom Pedro, die Aufwartung und setzte sich auf das mit Fellen bedeckte Nachtlager des Reisenden. Prinzen von Geblüt sind in Afrika leicht von andern Menschenkindern zu unterscheiden, nämlich am Gewicht. Südlicher als Congo gilt Wohlbeleibtheit als Vorrecht der Souveränität, und ebenso erschien Prinz Dom Pedro in S. Salvador wie ein Riese unter seinem zwerghaften Gefolge. Ein weißes Hemd war sein Staatskleid, und ein Schwert von englischer Manufactur, womit ihn der Gouverneur von Pemba beschenkt hatte, gürtete seine Lenden. Der Obmann von Bastians Negern erwies ihm königliche Ehren, indem er mit der Stirn den Boden berührte. In der „guten alten Zeit" war es noch Gebrauch daß loyale Unterthanen ihren Gebietern die Fußsohlen bei solchen Gelegenheiten beleckten, aber die Nivellirungssucht unsers Jahrhunderts, die allen Stammeseigenthümlichkeiten feind ist, hat auch in Afrika die ehrwürdigen Gebräuche nicht verschont. Der hohe Herr kam um sich zu überzeugen was für ein Thier ein Ingiesi sey, denn er hatte noch kein derartiges Geschöpf gesehen. Später erschien seine Mutter, die Regentin, und nun gelangte die Reihe des Staubküssens an die königliche Hoheit. Die erhabenen Gäste blieben bis in die tiefe Nacht bei Bastian, so daß endlich der schwarze Ceremonienmeister eintrat und seiner Monarchin ankündigen mußte daß es Zeit sey zu Bett zu gehen, zu welchem Geschäfte sie dankbar annahm daß ihr unser Landsmann seine Laterne lieh. Am nächsten Morgen 11 Uhr war die Haupt- und Staatsaction, nämlich Ueberreichung der Geschenke, die in etlichen Stücken Callico, vier Gewehren mit Munition, Kurzwaaren und einem Fäßchen Rum bestanden. Die Geschenke wurden auf allerhöchsten Wunsch öffentlich überreicht, damit die Unterthanen mit eigenen Augen den Betrag und die Vertheilung überwachen könnten. Großen Eindruck machte dann später eine Drehpistole, deren Wirkungen die Neger in Staunen setzten, weil sie meinten diese Art Feuergewehre bedürften gar nicht der Ladung.

Hinterdrein erfuhr der Reisende, daß er die Geschenke an die unrechte Addresse abgegeben habe. Nach dem Tode des Königs nämlich tritt bis zu seiner feierlichen Beerdigung, die erst nach Jahr und Tag erfolgt, ein Interregnum ein, und für diese Zeit war die Schwester Regentin. Ihr ältester Sohn, jener Dom Pedro königl. Hoheit, wäre nach afrikanischen Begriffen der legitime Thronerbe gewesen, allein abweichend von diesem Erbrecht hatte man die Krone durch Wahl dem Prinzen Malaboio oder Dom Alvaro, dem Sohn der ältern Schwester des verstorbenen Königs, zuerkannt. Diesem Monarchen hinter den Coulissen seine Aufwartung zu machen, wurde Bastian nachträglich aufgefordert. Der Potentat empfieng den Deutschen in einem Galacirkel. Der Thronerbe selbst, ein junger Mann, saß vor einem Tisch, angethan mit Hemd und Cravatte, weißen Beinkleidern, weißen Atlasschuhen und einer blauen Uniformjacke. Hinter ihm standen seine Frauen, von denen etliche durch jugendliche Schönheit der Gestalt, ja selbst des Gesichts sich auszeichneten. Der Monarch verkehrte nicht mittelbar mit dem Gaste, sondern flüsterte einem Secretär oder Kanzler seine Fragen ins Ohr, welche dann einem dritten, und von diesem laut verkündigt wurden.

Am Abend vor der Abreise begleitete Se. Maj., Dom Alvaro, den Reisenden auf dessen ausdrücklichen Wunsch zu der Mumie seines königlichen Oheims und Erblassers. Der Hof des Verstorbenen befand sich innerhalb des königlichen Palastes, und bestand aus einem stattlichen Holzhause, unter dessen Verandah der reich geschnitzte Thronsessel, überragt von einem Baldachin, stand. Der Ceremonienmeister öffnete die Thüre zu dem Gebäude, welches seit dem Todestage verschlossen geblieben war und aus drei Zimmern bestand, die mit verwitterten Möbeln und alten Waffenstücken geschmückt waren. Gegenüber dem Wohnhause stand die Grabhütte, in die man nur gebückt eintreten kann. Um den hölzernen Sarg herum brannten Lampen, die Mumie selbst war ganz mit Tüchern bedeckt, und die Form des Kopfes nur durch einen Wulst zu unterscheiden. Dort lag der Selige seit acht Monaten. Es ist nämlich Gebrauch, wenn der Monarch verschieden ist, ihm Arme und Schienbeine zu brechen, um die Glieder fest an den Leib zusammenzulegen. Dann wird die Leiche am Feuer gebacken und getrocknet, bis alle flüchtigen Theile verdampft sind. Die gedörrten Reste werden hierauf mit rother Lehmerde überzogen, in seidene Gewänder gehüllt und in den Sarg gelegt, über welchen dann die Hütte gebaut wird. Jeder Andächtige und Loyale, der an die Hütte zum Gebet kommt, bringt etliche Ellen Tuch mit, welche um die Leiche gewickelt werden. Da nun dieser Cultus sich auf zwölf Monate erstreckt, so nimmt die Leiche nach und nach so an Umfang zu, daß eine neue und höhere Hütte gebaut werden muß, bis endlich die Ueberreste nach Ablauf des Trauerjahres in den Boden unter die Hütte beerdigt werden. Der

große Glanz der Dynastien von Ambasse (S. Salvador) ist längst erloschen. Als die Portugiesen 1485 unter Diogo Cam nach Congo kamen, bestand dieses Reich aus Bamba, Sundi mit Pango, Pemba, Batta und Sonbo. Im Jahre 1636 bemächtigte sich der rebellische Graf von Bamba, Dom Alvaro VI, des zerrütteten Reiches. Die jetzige Herrscherfamilie stammt aus Pemba, ihr Gebiet aber ist auf die Strecke zwischen den Flüssen Dande im Süden und Zaire im Norden eingeschränkt. Daß Frauen mit politischer Gewalt bekleidet werden, darf uns nicht auffallen. Als Livingstone aus dem Gebiet der Makololo heraustrat und zu den Londa-Negern kam, bemerkte er oft daß Frauen die Stämme regierten. In Congo genossen von jeher Prinzessinnen große Vorrechte. Sie konnten sich beliebig ihren Gemahl aus den Granden des Reiches wählen. Der Beglückte mußte sich durch mehrmonatliche Einsamkeit auf seine Ehre und seine Pflichten vorbereiten. Zur Wahrung der ehelichen Treue — nicht von Seiten der Frau, die in einem Staate mit Neffenerbrecht wahrscheinlich große Freiheiten genossen haben mag — sondern von Seiten des Mannes, wurden ihm, sobald er das Haus verließ, Tamtams vorgetragen, bei deren Schall alle Frauen aus dem Wege flüchten mußten. Dieß ist in Afrika das Loos der Prince-consorts.

Seinen Rückweg nahm der Reisende über Pemba, welches er unter höchst zerrütteten Gesundheitszuständen erreichte, denn er wurde fieberkrank in das Haus des portugiesischen Gouverneurs getragen. Gern hätte er die dortigen Kupfergruben besichtigt, allein die geheimnißvollen Portugiesen zeigten ihm nur einen angeblich erschöpften und einen noch nicht völlig angebrochenen Schacht. Mit welchem wissenschaftlichen Verständniß der Bergbau betrieben wird, mag man daraus schließen daß die Erzgänge nicht völlig abgebaut, sondern noch einige Stufen übrig gelassen werden, damit das Metall „nachwachsen" könne. In Pemba selbst wird das Erz nur von den erdigen Theilen durch Auswaschung befreit, und dann in Körben verpackt auf den Köpfen der Neger nach der Küste geschafft. Einer solchen zweibeinigen Karawane von 350 Kulis mit einer Escorte von 80 Soldaten schloß sich der Reisende an, denn die Gegenden welche man durchzog wurden durch rebellische Neger unsicher gemacht, die in den Dschungeln der Karawane auflauerten und Schüsse wechselten. Zur Zeit eines solchen Tirailleurgefechtes gieng es dann im Geschwindschritt über Stock und Stein. Doch flogen auch dort „die Kugeln an manchen vorbei," und der Reisende erreichte unversehrt Loanda.

Auf der Heimkehr sah Dr. Bastian die selten besuchte Insel, die wir nach dem Entdecker Fernan do Po (1471) nennen, der ihr selbst den Titel der Anmuthigen (Ilha fermosa) gab. Der Dampfer legte in der „Clarence Grotte," einem von Bergen eingeschlossenen Hafen, bei. Fernan do Po verdient seinen ursprünglichen Namen, denn unser vielgewanderter Landsmann erklärt es für ein Kleinod der Schöpfung, und vergleicht sie einem mit großartigem Urwald bewachsenen Teneriffa-Pic. „Wir befanden uns, schreibt er, in Sicht von Fernan do Po oder Ilha Fermosa, der schönsten Insel der Welt. Und in der That, dieses seit dem Schöpfungstag unberührt fortwuchernde Waldgebirge, das in einer ungeheuren Baummasse vom Rande des Wassers aus bis zu 12,000 Fuß in langgestreckten Reihen aufsteigt, bietet einen Anblick, wie ihn kein anderer Breitengrad gewähren kann." Der damalige spanische Gouverneur mit einem Stelzbein war ein Holländer von Geburt, und bei den Seefahrern bekannt durch die auserwählten Diners die er zu geben verstand. Das Klima hat bisher noch immer die Europäer, die sich dort ansiedeln wollen, hinweggerafft, und ein gleiches Schicksal hat auch wahrscheinlich die Colonie von Judenkindern gehabt, die Dom João II von Portugal zur Zeit der Judenverfolgungen nach dem Fall des maurischen Granada nach Fernan do Po bringen ließ; wenigstens sind alle Europäer, die jetzt die Insel bewohnen, neuere Ankömmlinge. Die Ureinwohner oder Bubies unterscheiden sich sehr stark von der Negerrace durch stärker sprossenden Bart und durch hellere Haut, beinahe als möchten sie ein Zwischenglied zwischen dem äthiopischen und amerikanischen Schlag bilden. Ihre Werkzeuge sind aus Holz geschnitzt, doch kommen auch Steinäxte vor, während der neuere Handel sie mit eisernen Instrumenten reichlich versehen hat. Als Zahlungsmittel circuliren bei ihnen zwei Muschelarten. Das Thierreich ist sehr spärlich vertreten, Affen sieht man zwar selten, doch schließt der Verfasser aus den überall verbreiteten Ueberbleibseln ihrer Aetzung auf eine starke Anzahl.

Charakteristisch war eine Bekanntschaft, die er auf der Insel zu machen Gelegenheit hatte. Sie galt einer Wittwe von unreiner Race, welche seit Jahren die kaufmännischen Geschäfte ihres verstorbenen Mannes fortsetzte und bereits erwachsene Töchter hatte. Aber weder sie noch diese Töchter waren merkwürdige Personen, sondern ein Neger, der melancholisch unter der Verandah saß und den Gruß der eintretenden Besucher etwas vornehm erwiederte. Er wurde von Bastians Begleiter, dem Capt. Close, als der King Duke von Bimbia erkannt. Dieser „König" hatte von den andern schwarzen Kartenkönigen am Golf von Benin nicht verdunkelt werden wollen, und sich in Luxus und Handelsspeculationen sehr tief eingelassen, so daß zuletzt die Hauptlieferantin, unsere Wittwe von Fernan do Po, Zweifel in die Zahlungsfähigkeit Sr. Maj. setzte. Aber sie hatte kaum zu fürchten angefangen, so hatte sie auch zu fürchten aufgehört. Eines schönen Morgens erschien ihr Schooner vor Bimbia, und ließ Sr. Maj. wissen daß auserwählte Proben von Schnaps angekommen seyen, und Se. schwarze Maj. zum Kosten sich an Bord begeben möge. Beim Kosten blieb es dann nicht, sondern der gute King trank bis er nicht mehr konnte. Als der Rausch verflogen war, sah er aus den Cajütenfenstern die Berge von Fernan do Po, und erhielt hierauf sehr offene Aufschlüsse über seine Lage, die darin bestand daß er fern von Madrid so lange zu verweilen habe bis seine Schulden mit der Palmölernte seiner Unterthanen gedeckt seyn würden. Der gute Mann hatte daher Ursache melancholisch zu seyn und den Wolken nachzusehen die nach Bimbia zogen, denn die Bäume die das Oel liefern sollten, hatten erst zu knospen begonnen.

Die Heilkunst in Japan.

Anläßlich der ungeheuren Verheerungen welche die Cholera vor kurzem in Jeddo angerichtet, gibt ein Europäer, der sich eben als die Landplage in ihrer höchsten Intensität wüthete, daselbst aufhielt, interessante Details über die Heilkunst der Japanesen.

Wie es in Japan, sagt er, kein Gesetzbuch gibt, so mangelt auch ein medicinisches System, und wie bei vorkommenden Rechtsfällen die Vernunft als der einzige Führer gilt, so läßt man sich in der Heilung der Krankheiten lediglich von Erfahrungssätzen leiten. Die Aerzte haben dabei eine hohe Meinung von ihrer Geschicklichkeit in Auffindung der Krankheitsursachen und in der Bestimmung der Stadien aus dem Zustande des Pulses und der Sterndeutung. Viele bedienen sich zur Heilung ihrer Kranken selbst der Zaubersprüche und andern abergläubischen Firlefanzes. Ungeachtet dessen stehen sie wie ihre andern Collegen, so oberflächlich auch ihr Wissen ist, in hoher Achtung, und die Mehrzahl erwirbt sich Reichthümer. Gewisse Pflanzen sind zur Heilung der Krankheiten sehr gesucht, und manche Wurzeln, wie der bekannte Ginseng und die Chinarinde, welche die Chinesen und Holländer nach Japan bringen, werden sehr hoch geschätzt. In den Medicinen welche verordnet werden, kommen namentlich die Salze und die Säuren sehr häufig vor.

Im Zustande der Gesundheit trinken die Japanesen das Wasser nie anders als heiß, wenn sie aber krank sind, gestatten ihnen die Aerzte so viel kaltes Wasser zu trinken als sie wollen, und man kommt dann dieser Erlaubniß in ziemlich ausgedehntem Maße nach.

Eine schreckliche, in Japan sehr häufig vorkommende Krankheit, welche die Fremden wie die Einheimischen jedes Alters, jedes Geschlechtes und jeder Constitution befällt, ist die von den Einheimischen „Senki" genannte Kolik. Ihre Symptome sind heftige Schmerzen im Darmcanal, Convulsionen in allen Membranen und Muskeln des Unterleibes. Zuweilen erscheinen auch Anschwellungen und Pusteln. Als Krankheitsursache wird der unmäßige Genuß des Sacki angegeben, einer Art starken Bieres, welches aus Reis bereitet wird. Es soll die seiner Einwirkung ausgesetzten Organe allmählich mit scharfen Säften anfüllen, welche auf die Partien, wo sie sich angesammelt haben, eine ätzende Wirkung ausüben. Diese Kolik „Senki" ist die einzige Krankheit, in welcher die Aerzte einwilligen dem Kranken Blut zu entziehen. Diese Blutentziehungen machen sie mittelst der Acupunctur, einer Operationsweise, in der sie eine besondere Ueberlegenheit über die Chinesen, Coreer, Tonkinesen und alle anderen Nationen des Orientes haben, bei welchen die Acupunctur in gleicher Weise in Ehren steht. Dieses Verfahren ist in den Augen der Japanesen allmächtig. Es mögen die schrecklichen Symptome allen andern Heilmitteln widerstanden haben, so verschwinden sie, und geht wenn die Nadel von einem gewandten Operateur über die nach reiflicher Prüfung dazu ausersehene Partie des Unterleibes geführt wird, der Krankheitsstoff ab und hören die Schmerzen, wie durch einen Zauber gebannt, sofort auf. Der Fabricationsweise dieser Nadeln legen die Aerzte eine große Wichtigkeit bei. Sie müssen von Gold oder Silber seyn und so rein und fein gearbeitet werden als möglich ist, und dürfen keinerlei Zusatz von Kupfer oder anderem Metalle zeigen, müssen eine Politur, an der nichts auszusetzen ist, und eine äußerst feine Spitze haben. Die Fabrication der Nadeln bildet einen eigenen Geschäftszweig, und so reich auch Japan an geschickten Künstlern ist, so würde es doch, ohne ein kaiserliches Patent hiezu zu besitzen, niemand wagen dieses Metier auszuüben.

Als Mittel gegen die Gicht läßt man, wie dieß hin und wieder auch die Engländer thun, auf der kranken Partie eine Art indischen Mooses, welches den Namen Moxa trägt, abbrennen. Rheumatismen werden mit kaustischen Mitteln behandelt oder auch durch Vesicantien, indem man gewisse Kräuter und ein wenig Baumwolle auf der Hautstelle welche sich über dem krank geglaubten Nerven befindet, anzündet.

Die Acupunctur wird, und zwar mit Erfolg, auch bei der Cholera häufig angewendet. Im allgemeinen aber nehmen nur die Wohlhabenden ihre Zuflucht zu diesem Mittel, dürftige oder wenig vermögliche Kranke aber lassen sich in anderer Weise behandeln. Bei ihnen treten an die Stelle der Operateure die eigentlichen Aerzte, welche ihren Patienten ein Pulver reichen, das bitterer ist als Galle, und unter dessen Ingredienzien der bittere Costus gehört, welchen die Holländer von Surate nach Japan herüberbringen. Er wird in der Stadt Menoki, in der Provinz Omi, mit dem Siegel des hiezu eigens privilegirten Verkäufers versehen, zum Verkaufe gebracht. Bei der ursprünglichen Erfindung dieses Pulvers, das auch als Gegenmittel bei der Senki-Kolik dient, haben Betrug und Wundersucht eine große Rolle gespielt. Der erste welcher es in Credit zu bringen suchte, verdankte die Erfolge, welche er erntete, seiner Angabe daß die vegetabilischen Bestandtheile dieses Pulvers ihm von dem Gotte Jakusi im Traume geoffenbart worden seyen. Die Pflanzen, von denen sie genommen wurden, wuchsen vornehmlich auf einem Berge welcher durch alte mährchenhafte Erzählungen, die über ihn im Munde des Volkes umliefen, eine gewisse Celebrität erlangt hatte. Der Consum des Pulvers wurde so stark daß die gesammte Verwandtschaft des Erfinders, die vorher sehr arm war, große Reichthümer daraus gewann. Aus Dankbarkeit gegen den Gott, der einem der ihrigen dieses so lucrative Geheimniß mitgetheilt, ließ die Familie drei große Tempel bauen und dem Jakusi weihen. Diese Tempel befinden sich gerade den drei Butiken gegenüber, wo die Nachkommen der Familie des Erfinders noch jetzt das berühmte Pulver bereiten und verkaufen. Diese Berühmtheit des Pulvers liegt indeß mehr in seiner die Verkäufer bereichernden Wirkung als in seiner Heilkraft; die Cholera hat trotz dieses Mittels an 150,000 Menschen, d. i. den zehnten Theil der Bevölkerung Jeddo's hinweggerafft.

(Aus der Voix de la Verité.)

Die Jäger von St. Petersburg.

Die Jagd ist in ganz Rußland frei, mit Ausnahme eines Umkreises von einigen Meilen um die Residenzen. In der Nähe von Petersburg ist die Jagd übrigens sehr schlecht. Hr. Viardot erzählt: eine Gesellschaft Jagdliebhaber, zur Hälfte aus Russen, zur Hälfte aus Franzosen bestehend, hatte ein sehr ausgedehntes Jagdgebiet, welches dem Fürsten Loi gehörte, und 32 Werst von St. Petersburg entfernt war, gepachtet, und zugleich auch einen Theil des daselbst befindlichen Schlosses. Diese Herren waren so freundlich mich als Gast in ihren Club aufzunehmen. Um eine vortreffliche Jagd zu machen, ließ man mit großen Kosten 400 Hasen in großen hölzernen Kasten aus Moskau kommen. Unterwegs hatte man sie mit Hafer und Eis gefüttert. Diese mos-

kanische Colonie wurde auf einem geeigneten Terrain ausgesetzt und eine große Treibjagd veranstaltet. Die Spannung und Erwartung der Jäger war sehr groß. Jeder erschien mit einem ungeheuren Vorrath an Hagel und Pulver, Willens wenigstens 50 Hasen allein zu schießen. Einige andere welche das so weit hergebrachte Wild nicht mit einemmal ausrotten wollten, schlugen vor nur mit Kugeln zu schießen. Endlich nahm das Treiben seinen Anfang. Die Schützen waren sehr zahlreich und ebenso die Treiber, welche mit großer Regelmäßigkeit und Ordnung angestellt worden waren.

Man denke sich die Spannung der Jäger und den Lärm der sich mehr und mehr nähernden Treiber. Doch wunderbarer Weise hörte man keinen Schuß, kein Hase ließ sich blicken. Endlich war die Jagd beendet, man zählt die erlegten Hasen und die gefallenen Schüsse, und findet die Zahl 1. Ein Schuß war gefallen und ein Hase erlegt worden. Sämmtliche Moskauer waren also ohne Postpferde wieder nach ihrer Heimath geeilt. Das schlimmste aber war daß sie auch die wenigen Hasen der Gegend mitgenommen hatten, wahrscheinlich hatten sie ihnen erzählt daß die Lebensweise bei Moskau viel besser sey.

Die Petersburger Jäger entschädigen sich bei dem Mangel an Hasen dadurch daß sie in entfernten Gegenden Bären und Elenns schießen, und es ist eine ganz gewöhnliche Sache daß ein Petersburger Jagdliebhaber 2 bis 300 Werst zurücklegt um einen Bären zu erlegen, und die russischen Bauern eilen aus weiter Ferne nach der Hauptstadt, wenn sie das Lager eines Bären im Wald entdeckt haben, denn die Nimrods von St. Petersburg bezahlen dem glücklichen Finder mit gewichtigen Rubeln. Dieser sonderbare Bärenhandel ist daher eine ganz bekannte Sache, und die Bauern speculiren dabei fast wie auf der Börse, denn wenn die Bären selten sind, steigen die Actien natürlich bedeutend. Ein Bauer kam nach der Hauptstadt, erzählt Hr. Viardot, und verkaufte uns einen Bären, dessen Lager sich bei Tscherwina, 126 Werst von der Hauptstadt, befand. Wir reisten sogleich ab und brachten 12 Stunden im Schlitten zu. Als wir des Morgens die Thurmspitzen von Tscherwina erblickten, begegnete uns ein Pope. Bei diesem Anblick knirschten meine Jagdgefährten und selbst der Kutscher mit den Zähnen. „Unsere Jagd ist verloren!" riefen sie einstimmig, und selbst die stärksten Geister der Gesellschaft spuckten dreimal rückwärts über die Schulter, um den Zauber zu brechen. Einige riethen sogleich umzukehren. Wir fuhren jedoch weiter, warfen aber, nachdem wir eine kurze Strecke gefahren waren, mit dem Schlitten um, und als wir endlich im Dorf anlangten, kam uns unser Führer mit einem langen, betrübten Gesicht entgegen, und erzählte uns daß seine eifersüchtigen Nachbarn den Bären aus seinem Lager nach einer andern Gegend getrieben hätten, um ihn alsdann an andere Jagdliebhaber zu verkaufen.

Unsere Reise war also fruchtlos, und wir kehrten sehr enttäuscht nach St. Petersburg zurück. Ein andermal reiste ich 100 Werst weit um einen Bären zu schießen. Das Lager desselben war aber noch 15 Werst weiter, in einem beinahe unzugänglichen Terrain, der Schnee lag 4 Fuß tief. Wir brachten 28 Stunden im Schlitten zu, und die Jagd dauerte drei Minuten. Der Bär wurde erlegt, doch ohne daß ich ein Gewehr abschoß. Später erhielt ein Freund von mir eine Proposition zu einer Bärenjagd im Gouvernement Nowgorod; doch dießmal war es nicht ein einfacher Bauer der mit Bären handelte, es war eine Art Kaufmann, halb Bürger, halb Hanswurst, welcher alle Arten Geschäfte machte. So war er auf die Idee gekommen alle Bären in einem District aufzukaufen, um sie alsdann wieder an Liebhaber in der Stadt zu verhandeln. Nach seiner Aussage hatte er 11 Bären disponibel, von denen der nächste sich einige 100 Werst von der Hauptstadt, bei einem uns bereits bestimmten Dorfe (Zalich) befand. Die andern waren in derselben Gegend 20—30 Werst von Zalich entfernt; der weiteste war 300 Werst von St. Petersburg. Man hatte bisher in solchen Entfernungen noch keinen Bären aufgesucht, doch der Russe ist in dieser Hinsicht wie der Engländer — was sind ihm 300 Werst um einen Bären zu schießen! Man machte also die Reisevorbereitungen, und zwar in einer Weise als wenn es sich um eine Campagne im Kaukasus handelte.

Wir waren 9 Jäger, und reisten mit unserm Dienerpersonal in 15 Schlitten ab. Wir hatten bald den nördlichen Theil des Gouvernements Nowgorod erreicht, ungefähr den halben Weg zwischen Moskau und Petersburg. Hier erblickte ich zuerst den wahren nordischen Wald, Bäume aller Gattungen und Größe standen unter einander. Den zweiten Tag nach unserer Abreise langten wir gegen Mittag in Zalich an, und die Jagd nahm ihren Anfang. Unser erstes Treiben war unglücklich; der Bär brach durch die Treiber; es war dasselbe Thier welches uns einige Wochen früher einen ähnlichen Streich gespielt hatte. Ohne uns aufzuhalten, bestiegen wir einen Schlitten und fuhren die ganze Nacht durch nach einem zweiten Lager. Bei Tagesanbruch war jeder auf seinem Posten; der durch die Treiber und Hunde aufgescheuchte Bär kam ohne Zögern auf die Schützenlinie los. Die ersten Kugeln welche er empfieng, brachten ihn kaum zum Schwanken, er rückte nur um so schneller und zorniger vor, dabei stieß er Töne aus, wie sie eine Katze hören läßt wenn sie von Hunden attakirt wird. Bei der zweiten Salve hielt er kurz an, jedoch noch immer aufrecht, und wüthende Blicke umherwerfend. Endlich streckte ihn eine Kugel in den Kopf nieder, er war stehend gefallen wie ein Ritter.

Eine höchst komische Jagdscene erzählte mir ein Pole. Er befand sich einst mit einem Freunde, der aber lahm war, auf der Bärenjagd. Dieser letztere stand in dem Ruf großer Kaltblütigkeit und nicht weniger Unerschrockenheit. Der durch die Treiber aufgescheuchte Bär war direct auf ihn losgegangen, und nachdem er beide Läufe seines Gewehrs auf den Bären abgeschossen hatte, ohne ihn niederzustrecken, befand er sich wegen seines lahmen Fußes in sehr unangenehmer Lage; er konnte nicht flüchten, der verwundete und wüthende Bär kam aber immer näher. Da ergriff er seine Schnupftabaksdose, warf den ganzen Inhalt dem Bär in die Augen, und während dieser sich mit den Tatzen die schmerzenden Augen reibt, schlitzt er ihm mit seinem Jagdmesser den Bauch auf. Der Bär verendete wenige Minuten später. [1]

[1] Das scheint ein ächter „gebundener Bär" zu seyn. D. R.

Nochmals die Frage der homogenen und heterogenen Zeugung.

Nicht bloß im Bereich der Politik sieht unsere Zeit alte, längst abgethane Fragen von neuem aufs Tapet gebracht — auch im Gebiet der Wissenschaft leben alte Zwiste wieder auf.

So ist im Schooße der Pariser Akademie der alte Streit ob Infusorien, Eingeweidewürmer rc. aus mütterlichen Eiern entstehen (generatio aequalis, homogenea), oder durch den Einfluß von Wärme rc. aus gährungsfähigen organischen Substanzen (g. heterog., aequivoca) wieder zur vollen Lohe erwacht. Pouchet ist in folgendem Memoire als der erste in die Arena getreten.

Die uns umgebende Atmosphäre enthält bekanntlich eine Menge kleiner, dem freien Auge wenig oder gar nicht sichtbarer, schwebender Körperchen, bestehend aus dem Schutt der mineralischen Bestandtheile der Erdrinde, den in Stäubchen aufgelösten Abfällen von Thieren, Pflanzen und Geräthen. Diese verschiedenartigen Körperchen — die wir im gemeinen Leben kurzweg Staub nennen — werden der Luft in um so größerer Menge beigemischt seyn, je häufiger diese von Winden bewegt wird.

Eine aufmerksame Betrachtung des Staubes ist somit gleichbedeutend mit der Analyse der der Luft beigemischten mikroskopischen Körperchen.

Die Körperchen mineralischen Ursprungs, d. i. die von erdigen oder metallischen Gegenständen abgelösten, zeigen nur eine geringe Mannichfaltigkeit und stammen meist von den der Gegend, wo sich der Staub befindet, eigenen Erd- und Gesteinsarten her.

Die von Thieren herrührenden Staubtheile, welche ich im Staub wahrgenommen, sind meist folgende: verschiedene vertrocknete mikroskopische Thierchen, wie die zur Gattung Oxyurus gehörigen Eingeweidewürmer und mehrere Gattungen Vibrionen; oftmals traf ich darunter auch die Skelette von Kieselinfusorien, besonders Naviculä, Bacillarien und Diatomeen, Fragmente von Fühlhörnern der Coleopteren, Flügelschuppen von Tag- und Nachtfaltern, verschiedenfarbige Wollfasern von unsern Kleiderstoffen; diese Wollfasertheile trugen oft noch das schönste Blau, schimmerndes Roth oder Grün. Ferner Bärtchen von Federn, Füße und andere Bestandtheile von Insecten, Spinngewebe, Haartheile von verschiedener Haus- und wilden Thieren, Epithelialzellen. Aber nur zweimal — unter mehr als tausend Beobachtungen — vermochte ich Eier von Infusorien zu entdecken; sie hatten einen Durchmesser von 0,0150 Millimetern.

Unter den aus dem Pflanzenreich herrührenden Staubkörperchen bemerkte ich Fragmente von den Geweben verschiedener Pflanzen, häufiger indeß als Holzfasertheile-Fragmente von Pflanzenzellen und den Luftgefäßen der Pflanzen, Haare (in Haarform aneinandergereihte Epithelialzellen) von Nesseln und andern Kräutern, Theile von Federkronen der Synantheren, sehr häufig Baumwollfasern, meist farblos, von unsern Kleidern, Blumenstaub von Malven, Epilobium, Föhren rc., seltener Sporen (Samenzellen) von Kryptogamen. Constant endlich und fast bei all meinen Beobachtungen habe ich Stärkezellen von Getreide in beträchtlichen Mengen dem Staub beigemischt gefunden, seltener solche von Kartoffeln. Diese Stärkezellen welche sich überall vorfinden wo das Mehl ein Bestandtheil der menschlichen Nahrung ist, lassen sich in ihren physischen und chemischen Merkmalen leicht erkennen; die Körnchen sind bald eirund, bald haben sie eine sphärische Form; ihr Durchschnitt wechselt von 0,0140 bis 0,0280 Millimetern. Außer den ausgebildeten Körnchen findet man noch eine Menge unausgewachsener, äußerst kleiner, die kaum einen Durchmesser von 0,0028 Millim. haben können. Diese winzigen Stärkemehlkörnchen kommen ungemein häufig vor; bei den großen lassen sich oft recht deutlich ihre concentrischen Schichten und die Narbe erkennen; letztere sind indeß, wohl ihrer Schwere halber, seltener der Luft beigemengt. Ein merkwürdiger Umstand ist, daß die älteren Stärkezellen, die oft Jahrhunderte zählen, noch alle die physischen und chemischen Merkmale zeigen wie die jüngsten, sie sind nur etwas gelber. In siedendes Wasser gebracht, schwellen sie und lösen sich auf; stark verdünnte Salzsäure greift sie nicht an, während das Jod ihnen eine blaue Farbe gibt, die unter der Einwirkung des Lichtes bald wieder verschwindet. Auffallend war es mir daß ich öfter bei Stärkmehlkörnchen, welche einem aus früheren Jahrhunderten stammenden Staube beigemischt waren, die Wahrnehmung machte daß sie von selbst eine klare, schöne, violette Farbe annahmen. Sollte die Nähe des Meeres, wo ich die Untersuchung vornahm, oder die der Luft beigemischten flüchtigen Jodtheile (nach Chatin), oder sollte lediglich das Alter der Körner die Ursache seyn? Für die volle Identität der dem Staub beigemischten Stärkekörnchen mit den gewöhnlichen spricht der Umstand daß sie wie diese das Licht polarisiren, und dieß nur, wenn sie sehr alten Staublagern beigemischt waren, in schwächerer Intensität. Die Eier von mikroskopischen Thierchen aber, welche Quatrefages (Comptes rendus de l'Académie des Sc., t. 48. S. 31) in dem der Luft beigemengten Staube bemerkt haben wollte, sind nur diese winzigen Stärkekörnchen, oder er hat in andern Fällen für solche Eier auch die Kieselstäubchen angesehen, die gleichfalls sehr häufig vorkommen, und die so dünn sind daß sie sich unter dem Mikroskop als sphärische, durchsichtige Körnchen darstellen.

Ich habe den Staub der großen Städte, der Seeküsten und den Wüstenstaub untersucht, aber unter der unermeßlichen Mannichfaltigkeit all der Körperchen, die in der Luft schweben, habe ich fast allenthalben und reichlich die Stärkekörnchen angetroffen. Es scheint ihnen in außerordentlichem Maß das Vermögen eigen zu seyn sich unversehrt zu erhalten. So fand ich sie im Staub der unzugänglichsten Winkel unserer alten gothischen Kirchen, und der schon sechs und acht Jahrhunderte hier liegen mochte; ich fand sie selbst in den Palästen und Grabgewölben des alten Thebais, wo ihr Alter in die Zeit der Pharaonen zurückreichen mochte.

Man kann demnach annehmen daß allenthalben wo die Getreidefrucht die Basis der menschlichen Nahrung bildet, dieses Stärkmehlkorn, mit dem Staub vermengt, überall hin gelange. In Mitte der Städte und an tiefgelegenen Orten sind sie am häufigsten, nehmen aber, je mehr man sich von den Bevölkerungscentren entfernt, an Menge ab. Deßgleichen kommen sie an abgelegenen Monumenten nur wenig vor; ich fand sie nicht im Tempel des Jupiter Serapis am Golf von Bajä, auch nicht im Tempel der Venus Athor an der Gränzscheide Nubiens, und nur wenige in den unterirdischen Tempeln Oberägyptens. Ebenso sieht man ihre dem in der Atmosphäre schwebenden Schutt beigemischte Menge abnehmen, je höher man nach ihnen auf Bauwerken oder Bergen sucht. Sie liegen überreichlich im Staub der tief und mitten in der Stadt gelegenen Abtei von Fécamp; ebenso in den unteren Theilen der Kathedrale von Rouen; man findet sie hier noch auf dem Chor, aber je mehr man den Thurm hinansteigt, desto mehr nehmen sie ab.

Auf einem nach der Meeresküste steil abfallenden, 110 Metres hohen Hügel untersuchte ich in einer dorthin gebauten einsamen Capelle den darin auf einer Statue angehäuften Staub, er bestand größtentheils aus Kalkstäubchen, die von den nahen Bergwänden sich abgelöst hatten und durch den Wind zur Capelle geführt worden waren, in welche sie dann auf den Schuhen der Tag und Nacht aus- und eingehenden Pilger hineingelangten. Es waren ihm auch viele Körnchen von den Flügeln der Nachtfalter beigemengt welche hier ihre Zuflucht gesucht hatten. Stärkekörnchen aber zeigte das Mikroskop nur wenige.

Ebenso wenige fand ich in einer einsam am Strande gelegenen Batterie, deren Thüren wohl seit einer Reihe von 60 Jahren nicht mehr geöffnet worden waren. Der schwarze hier angelagerte Staub bestand vornehmlich aus Kieselkörnchen, die sehr scharfkantig, durchsichtig und farblos waren. Hingegen traf ich Stärkmehlkörperchen innerhalb des Trommelfelles im Schädel eines mumificirten Hundes, den ich in einem unterirdischen Tempel Oberägyptens untersuchte. Und Robin, dessen Beobachtungen mit den meinigen übereinstimmen, hat die Wahrnehmung gemacht daß die Haut des Menschen ebenfalls Stärkmehlstäubchen enthalte, man kann sie hier leicht mit einem Messer abschaben.

Wiederholte Versuche machten es mir aber zur Gewißheit daß die atmosphärische Luft so wenig als der Staub das Vehikel von Eiern sey. Ich brachte uralten Staub in eine Röhre, die dreiviertel Stunden in einem Oelbade bis zu 215° erhitzt wurde, darauf in 30 Gramme Wassers unter eine Glasglocke. Nach fünf Tagen wimmelte es in dieser, welche einer Temperatur von 20° ausgesetzt war, von Kolpoden und Paramecien. Dieselben Resultate ergaben sich mit nicht erhitztem Staube. Wären Eier im Staube gewesen, so hätten ihre Keime unter jenem hohen Hitzegrade unfehlbar ihr Entwicklungsvermögen verlieren müssen. Anderemale brachte ich mittelst einer Saugflasche 100 Litres Luft in eine Röhre, deren Bauch zwei Kub. Centimeter destillirtes Wasser enthielt, und fand nach acht Tagen weder Eier noch Thiere darin. Bringe ich aber in einen Kub. Decimeter destillirten Wassers fünf Gramme einer gährungsfähigen Substanz, überdecke ich sie dann mit einer Glocke, so finde ich nach acht Tagen, während welcher immer eine Temperatur von 18° unterhalten wurde, die gesammte Oberfläche des Wassers mit Myriaden Thierchen bedeckt.

Die Akademie hat für die beste Abhandlung über die von neuem strittig gewordene Frage der homogenen und heterogenen Zeugung einen Preis von 2500 Francs ausgesetzt; die Bewerber müssen in ihren Abhandlungen, die bis 1 Oct. 1862 eingesendet werden müssen, namentlich die Temperaturen und die andern physischen Agentien auf die Entwicklung der Keime der niedern Thier- und Pflanzengattungen genau berücksichtigen.

Erörterungen über auswärtige Politik.

Ist es möglich daß ein Congreß europäischer Mächte die Verwicklungen in Italien befriedigend ordnen könne? Man hört diese Frage sehr oft hell verneinen, und erwartet keine andere Heilung als mit dem Eisen; keine Ruhe, bevor nicht Blut geflossen sey. Blut ist ein ganz besonderer Saft! Blutlassen ist ein gutes Mittel gegen alle Leidenschaften. Möglicherweise könnte der europäische Friede durch diesen Kitt sich wieder auf längere Zeit befestigen lassen. Der Krieg aber gebiert nur zu häufig den Krieg und nicht den Frieden. Oesterreich hat zweimal gegen den Unruhestifter Italiens, gegen Piemont, Krieg geführt, hat diesen dreisten Staat in fünf Tagen bewältigt, ihm eine Kriegsruhe von zehn Jahren auferlegt, und die Frist war noch nicht abgelaufen, als die kleine, aber unverschämte Macht abermals rüstete. Würde also eine neue Niederlage durch einen neuen Krieg uns den Frieden, „den wir meinen," bringen? Versetzen wir uns umgekehrt in einen Schwindel nach dem Geschmack des Garibaldi'schen Freicorps, und stellen wir uns vor, die Piemontesen und die rothen Hosen hätten die Oesterreicher zum Mincio, von diesem zur Etsch, von der Etsch zum Tagliamento zurückgeworfen, und es seyen binnen Jahresfrist die großen Festungen gefallen, bekämen wir dann den Frieden? Frieden allerdings, aber einen wie von Campo Formio, von Preßburg, von Altenburg, einen Frieden, der nur eine Pause zwischen Krieg und Krieg seyn würde. Oesterreich ist eine sehr behutsame, sehr kriegsscheue Macht, aber ein Löwe nach Verlust einer Provinz. So wenigstens war es zur Zeit der schlesischen Kriege, und von 1793 bis 1815. Wer also vom Krieg den Frieden hofft, der hofft wie jemand der in eine Lotterie setzt. So gering auch immer die Fähigkeiten eines Congresses zur Schlichtung großer Verwicklungen seyn mögen, er bietet doch immer mehr Aussichten auf den Frieden als der Krieg. Aber sagt man, beim redlichsten Willen sämmtlicher Theilnehmer kann doch Italien, können die Wünsche seiner Patrioten nie befriedigt werden. Man gewinnt Zeit, nichts weiter. Zeit ist ein großes Ding in der Politik, denn die Geschichte besteht nur aus Zeiträumen. Aber möglicherweise lassen sich noch andere gute Sachen nebenbei erwerben.

Als Graf Cavour im vorigen Jahr von der Verschwörung in Plombières zurückkehrte, schlich — ein Schatten der kommenden Ereignisse — durch die Blätter das Gerücht von Verabredung eines Attentates gegen die Wiener Verträge. Jedermann spottete. Hätte jemand am Sylvesterabend 1858 geäußert: morgen gibt es eine sogenannte italienische „Frage" von weit bösartigerer Natur als die türkische Angelegenheit im Herbst 1853 — jedermann hätte gelacht. Würde vollends der Hellseher hinzugesetzt haben: und Ende März wird Europa eine Physiognomie besitzen ähnlich der im Jahre 1815, wo Talleyrand sagte: il finira avec une farce! — jedermann hätte den Propheten für gemüthskrank erklärt. In drei Monaten können sich die Zustände nicht bis zur Unheilbarkeit verschlimmern, und es ist unbegreiflich daß so viele jetzt, wo das Unwahrscheinlichste eingetreten ist, dieses Unwahrscheinlichste gleich für etwas Normales, einen Paroxysmus für einen dauernden Zustand betrachten. Was man die italienische Frage nennt, ist der übertriebene Ehrgeiz eines Staates zweiten und dritten Ranges, die dauernde Gefahr droht aber nicht von dort, sondern von dem Bonapartismus in Paris.

Offen gestehen wir, die Lage Oesterreichs im Januar 1859 als höchst beängstigend betrachtet zu haben. Wir befürchteten Aufstände in

den italienischen Städten, in den Herzogthümern und im Kirchenstaat. Wir befürchteten daß der deutsche Bund den Angriff Frankreichs ignoriren, daß er spät, zu spät die gemeinsame Gefahr erkennen möchte. Wir besorgten von Rußland eine feindselige bewaffnete Neutralität gegen Oesterreich, wir hofften wenig mehr von England, als diplomatische Dienste. Kurz wir sahen Oesterreich vereinzelt und bedroht von zwei grimmigen Alliirten, geschwächt und gehemmt durch ausbrechende Aufstände, im Besitz zwar guter und abgehärteter Truppen, aber belastet mit zerrütteten Finanzen. Es hatte nur eins für sich: eine gerechte Sache, und seine Gegner hatten nur eins gegen sich, die Firma Bonaparte. Hat sich nun, fragen wir, die diplomatische Lage während des Zeitgewinnes verbessert oder verschlechtert?

Es ist viel, wenn man eine gerechte Sache für sich hat, wenn der Gegner gezwungen ist, nachdem er sich allerhand falsche Nasen aufgesetzt hat, zu bekennen daß er einen Krieg suche unter gutem, unter schlechtem, unter jedem Vorwand. Die Proceßsache heißt nicht mehr Italien, sondern das Kind hat seinen rechten Namen bekommen: das Haus Bonaparte versus die Wiener Verträge. Oesterreich hat Opfer auf Opfer, Zugeständnisse auf Zugeständnisse, Geduld und Langmuth dem europäischen Frieden gebracht, und nicht umsonst, denn die Coalition ist jetzt fertig. Wie der Congreß endigen mag, jetzt kann er nur zum Bessern endigen. Bricht der Krieg aus, so wird Frankreich die englische Flotte an allen Küsten zu fürchten haben, wird es auf einen Aufstand Algeriens sich gefaßt machen müssen, wird es von Seite des deutschen Bundes eine halbe Million in Waffen am Rhein aufgestellt finden, es muß, wenn es seine Nationalgarden bewaffnet, auf eine andere Sprache seiner Deputirten sich bereit halten, und man rechne nach wie viel Soldaten es noch gegen 500,000 Oesterreicher den Italienern zur Hülfe senden könnte.

Wir haben an den Frieden geglaubt, seitdem innerhalb des deutschen Bundes die herrlichsten Merkmale sich zeigten. Wir haben nicht geglaubt daß Napoleon den Krieg in Italien beginnen werde, wenn er durch eine bewaffnete Neutralität des deutschen Bundes genöthigt würde vier Fünftel seiner Streitkräfte am Rhein zu lassen. Wir können uns darüber getäuscht haben, aber consequenterweise müssen wir den Frieden jetzt noch für näher halten als früher, seitdem wir wissen daß von Rußland das Schlimmste nicht, vom deutschen Bund eine gemeinsame Kriegserklärung, und von Lord Derby der angedrohte Faustschlag gegen den Friedensbrecher zu erwarten ist. Bei dieser Lage der Dinge ist es noch immer möglich daß der Congreß zu einem gedeihlichen Ausgang führe. Die vier Punkte um welche es sich handelt, sind bekannt, einer davon, nämlich die Räumung des Kirchenstaates, ist im voraus schon erledigt. Was das österreichische Besatzungsrecht auf die transpadanischen Festungen anbelangt, so wird hauptsächlich seine Vergrößerung von Piacenza als anstößig befunden. Aber es hat bereits seinen Willen verkündigt sich auf die Citadelle beschränken zu wollen, und dieses Recht kann man ihm nicht nehmen, ohne an die Verträge von 1815 zu tasten, deren Unverletzbarkeit der vierte Punkt von neuem anerkennen soll. Ebenso hat Oesterreich eingewilligt seine Verträge mit den Herzogthümern vorzulegen, wenn die Gegner die Acten ihres Bündnisses mittheilen, damit dann, unparteiisch nach beiden Seiten, das Anstößige oder Gefährliche ausgeschieden werde. Endlich, oder vielmehr zu allererst, soll der Congreß die Mittel aufsuchen, um einen dauernden Frieden zwischen Oesterreich und Piemont herbeizuführen, oder nach der Fassung des Artikels „Piemont zur Beobachtung seiner internationalen Pflichten anzuhalten.“

Ist es rathsam, kann man fragen, daß Oesterreich so viele Zugeständnisse mache? Erkauft es nicht den Frieden dann mit einer Demüthigung oder einer diplomatischen Niederlage? Die bonapartistischen Journale könnten nach dem Schlusse des Congresses vielleicht sagen: Seht! der Kaiser hat durch seine geschickten Manöver und durch seine Festigkeit Oesterreich aus allen seinen Stellungen jenseits des Po vertrieben. Er hat es, in dem Augenblick wo es den seit zehn Jahren währenden Bankerott durch Eröffnung der Baarzahlungen an den Bankcassen aufheben wollte, finanziell um drei, um vier Jahre zurückgedrängt, und es genöthigt seine besten Säfte durch eine kostspielige Bewaffnung zu verzehren. Er hat es dadurch so empfindlich gezüchtigt daß es in Zukunft gelehriger auf die Stimme Frankreichs hören wird. Und das alles hat der große Kaiser mit sehr einfachen Mitteln bewirkt, da er seinerseits noch nicht genöthigt war zu rüsten, denn wo hat man gehört daß er durch Einberufung außergewöhnlicher Contingente seine Streitkräfte steigerte?

So könnten die bonapartistischen Journale nach einem Congresse mit etlichem Schein von Wahrheit sprechen, und es ist unsere Ansicht daß man ihnen diesen Schein unverkümmert gönnen sollte. Oesterreich wäre zwar der nachgebende Theil, aber die Opfer die es bringt, würden den europäischen Verträgen eine neue Kraft verleihen. Mehr als dieser schöne Gewinn möchte aber in der großen Erfahrung liegen daß man bei jeder Erneuerung bonapartistischer Plane die alte Coalition vollzählig findet. Ein geheimes Band würde auch fortdauernd nach dem Congreß die Theilnehmer der Coalition zusammenhalten, denn jede Macht müßte fortan auf der Hut vor Frankreich seyn. Der Argwohn welcher einmal erwacht ist, wird sich bei Lebzeiten Napoleons III nicht wieder legen. Seit dem Krieg in der Krim und seit dem Pariser Frieden ist den Franzosen die Meinung beigebracht worden daß sich ihrem Willen alles fügen müsse. Wenn schon die Eroberung einer einzigen Festung nach Ablauf eines Jahres und mit Hülfe dreier Alliirten die Ansprüche dieser herrschsüchtigen Nation so steigern konnte, was würden sie Europa zumuthen wenn ihnen ein Feldzug gegen Oesterreich oder Preußen geglückt wäre? Die europäische Hegemonie Frankreichs würde jedenfalls nicht durch einen Congreß befestigt werden, sie ist dahin seit das unbedachtsame Wort bei der Neujahrscour gefallen war.

Auf Piemont aber müßte der Ausgang eines Congresses, wie wir ihn geschildert haben, nothwendig den größten Einfluß üben. Für diesen Staat waren die Verträge mit den Herzogthümern, die Besetzung des Kirchenstaates, die Vergrößerung Piacenza's nur Vorwände für einen Krieg. Piemont verliert alles wenn es seine Kanonen wieder in die Zeughäuser fahren muß. Nicht nur daß Graf Cavour und Victor Emmanuel als bankerotte Spieler den Tisch verlassen und andern Personen der conservativen Partei Raum machen müssen, daß dann alle frühern Einsätze, der erste und zweite Ueberfall Oesterreichs, der Feldzug in der Krim und die neuen Rüstungen auf die Gasse geworfen erscheinen, sondern es muß auch die bittere Arznei schlucken daß Piemont nicht einmal dann zum Ziel gelangen kann wenn es sich dem Bonapartismus verschreibt; daß, wenn es diesen gefährlichen Alliirten gewinnt, Deutschland, das sich sonst nicht um Italien kümmert, fest zu Oesterreich steht; daß selbst England zu einem solchen Spiele grimmige Miene macht; daß, wenn Italien die österreichische Herrschaft abschütteln will,

es mit seinen eigenen Kräften ausreichen muß. Die Begebenheiten dieses Jahres werden die Lehre zurücklassen daß das scheinbar so lockere Oesterreich noch frei über furchtbare Hülfsmittel verfügt, und daß, wenn auch der Credit des Staates durch Vermehrung der Geldlasten gelitten haben sollte, die Stärke seiner Regierung auf der andern Seite wieder großes Vertrauen auf die Dauer ihrer Herrschaft erwerben wird, denn Österreichs bedrohteste Stelle ist Italien, und man überzeugt sich täglich mehr, wie viel es kosten würde das lockerste Stück seiner Besitzungen ihm zu entreißen. Es hat sich ferner gezeigt daß der antiösterreichische Geist, wie immer in der Lombardei stärker als im Venetianischen, nur bei der Städtebevölkerung, bei der sogenannten Intelligenz, den Gewürzkrämern, den Handschuhmachern und dem hohen Adel, daß er aber nicht bei der Landbevölkerung anzutreffen war. Man hat Oesterreich oft gerathen durch eine Art agrarischer Revolution die widerspänstigen lombardischen Adligen von ihren Höfen zu jagen und diese Besitzungen unter die Pächter zu vertheilen. Oesterreich ist bisher noch nicht so weit gegangen, und wir freuen uns dessen, denn es würde dadurch dem bonapartischen Frankreich zu ähnlich werden, welches der Familie Orleans, die nicht emigrirt, sondern vertrieben worden war, noch bevor sie irgendeines Anschlages bezichtigt werden konnte, alle ihre Besitzungen raubte. Raub ziemt sich für einen Convent gegen emigrirte Royalisten, ziemt sich für romanische Nationen, die im Geist Machiavelli's denken und handeln, nicht für eine alte Dynastie, nicht für eine teutsche Regierung, da die Achtung vor dem Eigenthum, selbst des Feindes, im germanischen Blut liegt.

Was soll aber, fragt mancher, Piemont mit seinen Freischaaren anfangen, wenn der Krieg nicht ausbricht? Was kümmern uns aber die Geister, die wir nicht riefen? Hat man ihnen den Staat überliefert, so mag man sehen wie man sie los wird. Wir besorgen keinen Augenblick daß, wenn Frankreich die italienische Frage als friedlich gelöst erklärt, die Helden Garibaldi's über den Tessin marschiren werden. Wir zweifeln keinen Augenblick daß sie auf die Aufforderung einer conservativen Regierung in Turin die Waffen strecken werden, oder daß, sollten sich einige „Legionen" weigern, die regulären Truppen Piemonts Mannes genug wären den Freibeutern die Flinte von der Schulter zu nehmen. Mag es ruhig oder unruhig in Piemont ablaufen, wir haben den Schaden nicht mehr zu tragen.

Es ist uns daher klar daß Oesterreich ohne Besorgniß den Congreß beschicken kann; daß, wenn es sich dort auf die Vertheidigung der Verträge von 1815 beschränkt, der Gegner eine erdrückende Coalition sich gegenüber sieht, und daß, wenn die Störer des öffentlichen Friedens es zu keinem Krieg und zu keiner Gefährdung des rechtmäßigen europäischen Besitzstandes bringen, ihre Anschläge als glänzend mißlungen betrachtet werden dürfen, die Moral der Begebenheiten aber eine tiefe Reaction in den Gemüthern hervorbringen werde: in Frankreich durch die Aussicht auf eine Coalition und Isolirung, in Italien durch das Fehlschlagen der verzweifeltsten Mittel, durch eine Herabstimmung, die tiefer gehen wird als die ehrenvolle Niederlage der piemontesischen Armee bei Novara.

Miscellen.

Die Victoriabrücke in Canada. Obgleich die Britanniabrücke die wissenschaftlichste Materialvertheilung zeigte welche man zur Zeit ihrer Erbauung ersinnen konnte, so ist doch seitdem durch denselben Ingenieur bei der Victoriabrücke, die gegenwärtig über den St. Lorenzstrom bei Montreal errichtet wird, eine Verbesserung darin eingetreten. Die Victoriabrücke ist, ohne Ausnahme, das größte derartige Werk in der Welt. An riesenhaften Verhältnissen und ungeheurer Länge und Kraft läßt sich in alten oder neuern Zeiten nichts mit ihr vergleichen. Die ganze Brücke, mit ihren Approschen, ist nur um etwa 60 Ellen kürzer als zwei (engl.) Meilen. Sie ist fünfmal länger als die Britanniabrücke über die Menai-Straße, sieben und ein halbmal länger als die Waterloobrücke, und mehr denn zehnmal länger als die neue Chelseabrücke über die Themse! Die Victoriabrücke hat nicht weniger als 24 Spannungen von je 242 Fuß, und eine große Mittelspannung — an sich selbst eine ungeheure Brücke — von 330 Fuß. Die Straße führt durch eiserne Röhren 60 Fuß über dem Wasserspiegel des St. Lorenzstroms, der unterhalb mit einer Geschwindigkeit von ungefähr zehn (engl.) Meilen in der Stunde läuft, und im Winter das Eis von etwa 2000 Meilen Seen und oberer Flüsse, so wie ihrer zahlreichen Nebenflüsse, herunterbringt. Das Eisengewicht in den Röhren wird mehr als 10,000 Tonnen betragen; es stützt sich auf massive Steinpfeiler, deren jeder aus solidem Mauerwerk besteht. Ein so riesenhaftes und kostspieliges Werk ist nicht ohne hinreichende Ursache projectirt worden. Die canadische Haupteisenbahn (Grand Trunk Railway of Canada) — eine der größten Unternehmungen auf die man sich je einließ — ist mehr als 1100 Meilen lang, öffnet für die Zwecke der künftigen Einwanderung ein weites fruchtbares Gebiet, und ist, dadurch daß sie die besiedelten Provinzen West-Canada's mit den Seeuferstaaten der amerikanischen Union verbindet, geeignet vollen Spielraum zu bieten für die Entwicklung der industriellen Hülfsquellen dieser herrlichen Colonie. (Quarterly Review.)

*

Die tiefste Kohlengrube. Die tiefste Kohlengrube in Großbritannien, und wahrscheinlich in der Welt, ist nach nahezu zwölfjähriger Arbeit, während welcher man einige wichtige Bergbau-Probleme gelöst hat, vollendet und in Dunkinfield, Cheshire, eröffnet worden. Der Schacht dieser außerordentlichen Grube ist 686½ Ellen tief, und die Senkung desselben hat nahezu 100,000 Pfd. St. gekostet. Das Unternehmen wurde von Hrn. Francis Dunkinfield Astley, von Tilefoot in Cumberland, dem Besitzer des Landguts Dunkinfield, das einen Umfang von 1263 Acres hat und werthvolle Steinkohlenlager enthält, im Jahr 1847 in Angriff genommen. Im September 1848 war der Schacht der Grube 220 Ellen eingesenkt, als den Arbeiten durch das Anbohren einer reichlichen Wasserquelle, welche die Einsetzung von Pumpen und die Eintreibung eines 80 Ellen langen Tunnels nothwendig machte, Einhalt gethan wurde. In ungefähr vierzehn Monaten war diese Arbeit vollendet, und die Tiefe der Grube um 43 Ellen vermehrt. Bald darauf stieß man auf eine zweite Quelle, welche die Arbeiten drei Monate lang hemmte. Nach Verfluß von fünf Jahren seit dem Beginn des Unternehmens hatte man eine Tiefe von 476 Ellen erreicht; die letzten 163 Ellen hatten neunundzwanzig Monate in Anspruch genommen, da

eine Menge Schwierigkeiten bewältigt werden mußten, indem das durchbohrte Gestein sehr hart und die Herstellung eines zweiten, 400 Ellen langen, Tunnels nöthig geworden war. An diesem Punkt angelangt, wurde die Einsenkung des Schachts eine Zeitlang eingestellt, und die Grube auf Kohlen bearbeitet; allein im Jahr 1857 entschloß man sich den Schacht bis zur Schwarzmine, eine weitere Tiefe von 216½ Ellen, einzusenken. Die Arbeiten giengen angesichts vieler Schwierigkeiten und entmuthigender Vorhersagungen stätig von Statten; allein das Unternehmen ward in der letzten Woche des Monats Juni von den Arbeitern durch Erreichung der Schwarzmine, eines schönen Saums 4 Fuß 8½ Zoll dicker Steinkohle, glücklich vollendet; man berechnet ihre Dauer, bei einer täglichen Förderung von 500 Tonnen Steinkohle, auf dreißig Jahre. Bei der Einsenkung des Schachtes kam man durch zweiundzwanzig bearbeitbare Steinkohlensäume, so wie durch acht andere Säume, deren Dicke von 1 bis 6 Fuß schwankt, und die alle zusammen 105 Fuß dick sind. Der Schacht hat durchschnittlich 12 Fuß 6 Zoll im Durchmesser, nahe am Boden aber erweitert er sich auf 19 Fuß 2 Zoll im Durchmesser. Er ist mit 9 Zoll dicken Ziegelsteinen belegt, und hat in Zwischenräumen von 8 Ellen starke Steinringe. Im Grunde des Schachts ist eine nahezu eine halbe Meile lange geneigte Fläche. Die Grube ist mit einer sehr mächtigen Maschinerie versehen. Ein zweiter Schacht von derselben Tiefe ist als eine Luftöffnung eingesenkt. (Times, 1 Jul. 1858.)

•

Das Bessemer'sche Eisen- und Stahlverfahren. Das Bessemer'sche Verfahren scheint kein ganz todter Buchstabe geblieben zu seyn. Wie man hört, wird die Eisen- und Stahlsfabrication nach obigem System jetzt erfolgreich in Schweden betrieben, und die HH. Bessemer und Comp. beschäftigen sich in Sheffield mit Versuchen zur Herstellung von Stahl nach ihrem neuen Verfahren. Aus einem Brief in der Daily News, den ein schwedischer Eisenwerksbesitzer G. F. Goransson geschrieben, geht hervor daß das Bessemer'sche Verfahren geschmolzene Eisenklumpen ohne weiteres Brennmaterial, und binnen wenigen Minuten, durch Infusion gebiasener Luft, in Stahl zu verwandeln, nach mehrfachem kostspieligen Mißlingen glücklich in großem Maßstab in Schweden durchgeführt worden ist, und zwar gerade so wie Hr. Bessemer es vorschlug, oder die Anleitung dazu gab. Hr. Goransson eilte nämlich, als die Nachricht von jenem Verfahren „sich wie eine ungeheure Woge über das ganze europäische Festland verbreitete," nach England hinüber, war Augenzeuge der Versuche Bessemers in Baxter House, gieng bei seiner Rückkehr nach Hause sogleich ans Werk, und ließ sich durch kein Mißlingen abschrecken bis seine Arbeiter und er selbst mit dem Verfahren völlig vertraut waren. „Und wirklich, sagt er, haben wir diesen Zweck so vollständig erreicht, daß wir jetzt mehrere hundert große Gußstahlstangen nach einander machen ohne ein einziges Mißglücken oder Fehlschlagen irgend einer Art. Der Stahl kann nach Belieben entweder hart, mittel oder weich gemacht werden. Er zieht sich unter dem Hammer vollkommen gesund und frei von Rissen, Brüchen oder Fehlern irgendwelcher Art, und hat die Eigenschaft in höchst bemerkenswerthem Grade zu schweißen. So verfertigter Stahl ist nun zu Messerschmiedwaaren erster Qualität und zu allen Arten von Werkzeugen für den Ingenieur sowohl als für Kesselplatten von großen Dimensionen verarbeitet worden. Unsere Firma hat jetzt die Anfertigung von Eisenbarren, welche sie so viele Jahre hindurch betrieben hatte, gänzlich aufgegeben, und unsere Blasöfen und Hammerwerke sind vollauf mit der Stahlbereitung nach dem Bessemer'schen Verfahren beschäftigt, welches sich daher als eine vollendete commercielle Thatsache betrachten läßt, und theoretisch nicht mehr angefochten werden kann. Mit Stolz und Freude sehe ich daß unsere Firma in Schweden die erste gewesen welche Hrn. Bessemers Erfindung im vollsten Umfang ausgeführt hat, indem sie Gußstahlstangen von vortrefflichster Qualität aus geschmolzenem Roheisen herstellte, innerhalb zehn Minuten nachdem dieses den Blasofen verlassen hatte, ohne alle Manipulation oder Anwendung von Brennstoff, und auch ohne daß man seine Zuflucht zu irgendeinem der zahlreichen Plane genommen auf welche andere, angeblich um Bessemers einfaches und wirksames Verfahren zu verbessern, ein Patent erworben hatten. Der Gewichtsverlust, mit Einschluß der Kohle und anderer abgegebenen Unreinheiten, schwankt zwischen 12 und 15 Procent, oder etwa der Hälfte des Verbrauchs bei dem alten System der Eisenbarrenbereitung in Schweden." Hiedurch ist Hr. Goransson im Stande „jährlich mehr als 100,000 Tonnen eines so werthvollen Artikels wie Gußstahl mit der nämlichen Masse Brennmaterial herzustellen, die bei der Erzeugung von 300 Tonnen Eisen nach dem in allgemeinem Gebrauch befindlichen Verfahren verzehrt wird."

•

Silber in Glocken. Unsern Lesern ist wohl mehr oder weniger die Behauptung bekannt daß man bei Glockenmetall Silber in reichlicher Menge verwende, und daß man von einigen Glocken sogar glaube mindestens die Hälfte ihres Gewichts bestehe aus dieser kostbaren Legirung — ein Märchen von dessen Wahrhaftigkeit viele Leute selbst heutigen Tags noch überzeugt sind. Dagegen ist nun zu bemerken daß Silber kein klangreiches Metall ist, daß die Versuche welche man mit Standard Glocken angestellt die geringe Klangfähigkeit des Silbers aufs unbestreitbarste bewiesen haben, und daß selbst dieser geringe Klang höchst rauh und unmusikalisch ist. In der Absicht nun die Wirkung einer geringen Beimischung von Silber auf den Ton einer Glocke endgültig zu erproben, haben die HH. Mears vier sehr kleine Glocken von demselben Metall verfertigt aus dem die große Glocke der Westminster-Uhr besteht. Bei der einen dieser Glocken wurde Silber zum Werth von 1 Sh. 6 Pence, bei der andern zum Werth von 1 Sh., bei der dritten zum Werth von 6 Pence, bei der vierten keines verwendet. Die nachtheiligen Wirkungen selbst dieser geringen Menge Silbers zeigten sich hier klärlich; denn diejenige welcher das wenigste Silber beigemischt worden, hatte den mindest beeinträchtigten Ton, und diejenige welche gar keines erhalten hatte, war die besttönende von allen. Dieses Ergebniß war wirklich ein Glück; denn wäre das Gegentheil der Fall gewesen, so hätten Glocken theuer zu stehen kommen können. Um eine der Würdigung werthe Wirkung auf den Klang der Westminster-Glocke hervorzubringen, würden sich die Kosten, selbst wenn man annimmt daß auf je ein Pfund Glockenmetall nur die kleine Menge Silbers im Werth von einem Schilling mit eingeschmolzen würde, bei dieser geringen Beimischung schon auf 1600 Pf. St. belaufen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 18. Augsburg, 30 April 1859.

Ein Feldzug gegen die Rothhäute im Westen.

(Aus Charles Dickens' Household Words.)

An einem Apriltag im jüngst verflossenen Jahre wurden von den Wällen des Forts Snelling dreimal die Kanonen gelöst, und wiederhallten hundertmal von den Felsen des Mississippi-Thals. Es war das Signal für alle auf Urlaub abwesenden Soldaten sich in ihre Quartiere zu begeben. Da Westwind wehte, so konnten die Geschütze in den Straßen von St. Paul gehört werden, und gehorsame Trupps erfrischter Gemeinen des vierten Infanterie-Regiments der Vereinigten Staaten, aus den Wirthshäusern dieser Stadt herauskommend, schlugen unverzüglich den Weg nach dem Fort ein. Als Grund für diese Aufforderung lief das Gerücht durch die Stadt: „Die Indianer kommen! Sie haben alle Ansiedlungen innerhalb der nächsten hundert Meilen zerstört! Sie stehen rings umher in Waffen! Tausende aus den nördlichen Stämmen ziehen in Eilmärschen vom Red River heran! In wenigen Tagen werden sie an unsern Thoren stehen!"

Eine halbe Stunde später erklang die Sturmglocke; von mindestens einem Dutzend Trommler wurde Generalmarsch geschlagen; Signalhörner und Trompeten ertönten in jeder Straße. In wenigen Minuten war die ganze Stadt auf den Beinen, denn in Amerika ist jedermann Soldat. Achttausend Soldaten, die Waffen in der Hand, wurden um 11 Uhr auf dem Marktplatze von St. Paul gemustert. Da waren die deutschen gymnastischen Compagnien, Turner genannt, gekleidet in grobes Linnenzeug, mit rothen Krägen und Schärpen, den Sinnbildern ihres Hasses gegen Tyrannei. Sie bildeten drei Schlachthaufen von je tausend Mann, und waren ein schöne Heerschaar. Ihnen zunächst, in Reih' und Glied aufgezogen, standen die andern Freiwilligen-Compagnien — die Minnesota-Schützen, die St. Paul-Fusiliere, die Grauen, die Blauen und mehrere Dutzend andere, alle verschieden gekleidet, aber insgesammt wohlbewaffnet. Dann marschirten zwei Schwadronen leichter Dragoner auf, und endlich galoppirte eine Batterie Bürgerartillerie auf den Marktplatz herein. Dieß sah wie Ernst aus: da ich selbst Soldat bin, so hüpfte mein Herz vor Freuden bei diesem Anblick. Ich hätte den jungen Burschen beneiden können der jene drei deutschen Bataillone befehligte: „Still in den Gliedern!" rief er, als die Fahnen herbeigebracht wurden. „Präsentirt's Gwehr!" Die Gewehre klirrten, und die Musikbande fiel, als die rothen Fahnen in der Morgenluft flatterten, mit einer Weise ein welche im Großherzogthum Baden streng verboten ist.

Ich wußte daß die Indianer, selbst wenn sie, wie ich natürlicherweise von ihnen erwartete, sich aufs möglichste anstrengten, vor dem dritten Tage nicht ankommen konnten. Waren die achttausend Bürgersoldaten gesonnen bis um diese Zeit auf dem Marktplatze stehen zu bleiben? Wenn wir in Sachsen gewesen wären, so würde ich dieß für sehr wahrscheinlich gehalten haben. Viel- und vielmal sind wir, als ich im Jahr 1848 daselbst war, zwanzig Stunden lang ununterbrochen unter den Waffen gestanden, weil man den Ausbruch eines Tumults in irgendeinem kleinen fünf bis sechs Stunden entfernten Dorf erwartete. Allein ich konnte mir kaum denken daß eine solche Taktik auch in den Vereinigten Staaten üblich sey.

Endlich hörte ich was man vorschlug. Die Führer aller der verschiedenen Freiwilligen-Corps hatten beschlossen dem Befehlshaber des Forts Snelling ihre Bereitwilligkeit zu erklären sich unter seinen Oberbefehl zu stellen, indem sie ihn zugleich aufforderten zu bestimmen wohin sie marschiren sollten, und wann er ihrer bedürfe. Dieser Beschluß ward den Truppen mitgetheilt und von ihnen mit herzlichem Beifall aufgenommen. Die Gewehre wurden in Pyramiden gestellt; die Reiterei stieg ab, die Krieger durften sich wieder ihren menschlichen Neigungen ergeben, und die Wirthshäuser nächst dem Marktplatz stillten ihnen den unbändigen Durst für etwas mehr als Ruhm. Nach zwei Stunden kehrte die Abordnung aus Fort Snelling mit der Antwort des Militärbefehlshabers zurück. Die Trommeln rasselten wieder, die Signalhörner ertönten, das Fußvolk lief zu den Gewehren, die Dragoner bestiegen ihre Rosse, die Artilleristen eilten zu ihren Geschützen.

Der Befehlshaber übersandte der versammelten Miliz von St. Paul seine besten Grüße und die vollste Anerkennung der kriegerischen und loyalen Gesinnungen welche sie an den Tag gelegt hatten; allein was den ihm angebotenen jetzigen Beistand betreffe, so sey er desselben, fügte er bei, für den Augenblick in keiner Weise benöthigt; die beiden Compagnien der Besatzung, die er bereits nach dem Kriegsschauplatz entsendet habe, genügten um den Ruhestörungen Einhalt zu thun. Ohne daher den Privatneigungen der Bürgersoldaten im geringsten Zwang anthun zu wollen, halte er es für seine Pflicht ihnen zu rathen sich zu ihren gewöhnlichen Beschäftigungen zurückzubegeben.

Dieß war eine schwere Täuschung für achttausend Helden. Die Kriegsflamme hatte selbst in den Herzen derer gezündet welche bisher ganz friedfertig gewesen waren. Einige von ihnen wollten sogar unter allen Umständen in den Krieg ziehen, und für ihre eigene theure Hei-

math, für Frauen und Kinder kämpfen, trotz des Befehlshabers mit seinen Söldnern und Müßiggängern. Andere lachten und begaben sich zu ihren Mahlzeiten nach Hause. Die deutschen Turner marschirten, unter den Klängen einer Nationalhymne welche ihr Musikcorps spielte, ab. Der Marktplatz wurde allmählich fast leer, nur eine Schwadron leichter Dragoner blieb zurück, deren Rittmeister — ein Uhrmacher — der Mannschaft erklärt hatte wie wichtig und entscheidend die Mitwirkung der Reiterei in einem Kriegsunternehmen sey, und wie ihnen daher die Pflicht obliege die aus dem Fort abgesandten beiden Militär-Compagnien nicht zu verlassen. Er möchte wohl wissen wie diese je im Stande wären Gefangene zu machen wenn sie zur Verfolgung keine Pferde bereit hätten. Es handle sich bloß um ein paar Tage, und dann würden er und seine Waffenbrüder in ihre Werkstätten zurückkehren; kein guter Bürger könne sich weigern einige Tage der Wohlfahrt des Vaterlandes zu opfern wenn dieses in Gefahr sey, und das Territorium Minnesota werde sicherlich diejenigen nicht vergessen welche sich für Aufrechthaltung seiner Ehre geopfert hätten!

Vor Beginn der kriegerischen Anrede des Uhrmachers zählte die Schwadron achtzig Pferde; während derselben verminderte sich ihre Anzahl mit reißender Schnelligkeit, und als die Truppe, nachdem sie den Fluß überschritten, auf dem entgegengesetzten Ufer in Linie aufritt, vermochte der tapfere Rittmeister nur noch über 42 auserlesene Mann seiner Armee Herrschau zu halten. Sie erreichten Shakopee am Minnesota-Fluß in später Nachtstunde, und setzten ihren Marsch am folgenden Morgen in südwestlicher Richtung nach dem Kriegsschauplatze fort.

Jordan ist ein kleiner ungefähr zweihundert (engl.) Meilen südwestlich von St. Paul entfernter Ort. Er besteht aus vier Blockhäusern, nämlich aus zwei Speisehäusern und zwei Pionierhütten, die in einem tiefen und unwirthlichen, aber sehr reizenden Thale dicht neben einander liegen. Die ganze männliche Bevölkerung des Platzes — zwölf an der Zahl — ist im Stande die Waffen zu tragen. Am 10 April vorigen Jahrs indeß hatten die Hinterwäldler, auf 20 Meilen im Umkreis, zusammt ihren Weibern und Kindern Schutz daselbst gesucht, wodurch sich die Vertheidigungskraft auf 36 Gewehre erhob.

Man lasse mich nun erzählen wie der Krieg begann. Etliche fünfzig Meilen von Jordan lebte ein Irländer mit Namen Radcliff. Einige Tage bevor das Land in allgemeine Aufregung gerieth, hatte er auf seinen 160 Acres Feld einen Haufen Indianer angetroffen, und ihnen gesagt sie sollten sich entfernen, weil er keine Landstreicher auf seinen Grundstücken dulden werde. Die Indianer beachteten ihn nicht, und er hetzte seinen Schweißhund auf sie. Immer noch blieben die Nachkommen der Warpekuteys bewegungslos, und rauchten ihre Pfeifen so gleichgültig als wenn sie die letzten Personen in der Welt wären welche diese Sache irgendwie angehe. Nur einer von ihnen sprang auf und schoß den Hund nieder. Fast in demselben Augenblick knallte des Irländers Büchse, und der Indianer, durch das Herz geschossen, fiel todt zu Boden. Diese Männer nun, die kaum eine halbe Minute zuvor noch stumm und bewegungslos dagesessen, sprangen auf, stürzten urplötzlich auf den Irländer los, warfen ihn zu Boden, zerschmetterten ihm das Gehirn, rissen seinen Skalp ab, und begannen ein Geheul wie eben so viele Teufel. Innerhalb einer Stunde ertönte ein furchtbares Geschrei durch den stillen Wald — es war das Kriegsgeschrei der Warpekuteys! Sie ermordeten des Getödteten Weib und seine zwei Kinder, steckten sein Blockhaus in Brand, fielen über die nächstgelegenen Ansiedlungen her, welche sie durch Ueberraschung nahmen, und erschlugen dort überdieß Mutter, Kind und Schwester. Während der Nacht erhielten sie Verstärkung; als sie am nächsten Tag ihre Angriffe auf die Niederlassungen fortsetzten, die Bewohner niedermetzelten und die Behausungen den Flammen übergaben, belief sich ihre Anzahl bereits auf etwa fünfzig Köpfe. Am folgenden Tage ruhten sie, und labten sich an den Branntweinen welche in den Häusern ihrer Opfer gefunden worden waren.

So standen die Dinge als der Lärm davon sich im ganzen Land umher verbreitete. Die Nachricht von diesen Freveln gewann natürlicherweise mit jeder Meile weiterer Entfernung vom Schauplatz eine furchtbarere Gestalt, und eine allgemeine Flucht der Hinterwäldler südlich des Minnesota war die Folge. Als die Indianer nach eintägiger Ruhe ihren Rachezug wieder begannen, fanden sie alle Ansiedlungen verlassen; sie machten daher Jordan gegenüber, in den Wäldern des kleinen Thales, Halt und berathschlagten über ihre ferneren Operationen. In Jordan wurden eiligst Vertheidigungsanstalten getroffen. Man verstärkte die Blockhäuser, verbarricadirte die Thüren, verstopfte die Fenster mit Matratzen, stach Schießscharten in die Mauern; auf den Dächern hielt man Wassereimer und nasse Decken in Bereitschaft. Ein Eilbote war bereits nach Fort Snelling entsendet worden um militärische Hülfe zu verlangen. Die Indianer verhielten sich den Tag über ruhig, denn sie wußten wohl daß sie nur höchst geringe Aussicht auf weitern Erfolg hatten. In später Nachtstunde indeß brachen sie mit ungestümem Geschrei hervor, schossen ihre Gewehre auf die Blockhäuser ab, und versuchten das Gelingen eines Sturms. Zum Glück war die Nacht eben eine sehr klare; die Hinterwäldler waren auf ihrer Hut, und sie wußten ihr Ziel mit Sicherheit zu treffen. Ein Einzelkampf fand nicht statt; die Indianer zogen sich eben so schnell zurück als sie herangekommen waren, und schleppten fünf Leichname mit sich. In den Häusern war nicht *ein* Mann verwundet worden.

Die drei folgenden Nächte verliefen ruhig, allein die Männer wagten nicht sich in ihre Häuser zu begeben, weil sie einen Hinterhalt fürchteten. Am Nachmittag des vierten Tages trafen zwei Freiwilligen-Compagnien Scharfschützen von Shakopee ein, und schlugen ein flüchtiges Lager in der Nähe des Schlachtfeldes auf. Nun hielten sich die Männer für stark genug offensiv zu verfahren, ohne die Militärmacht abzuwarten, und es wurde beschlossen in den umliegenden Wäldern am nächsten Morgen Durchsuchung zu halten. Die Gehölze waren leer, die Indianer abgezogen. Die dereinstigen ruhmreichen Tage der Warpekuteys hatten ein Ende genommen.

Am 16 April langten die beiden Militär-Compagnien von Fort Snelling an, und setzten ihren Marsch, nach eintägiger Rast, in zwei verschiedenen Abtheilungen, zur Befriedung des Landes, nach Südwesten fort.

Die Einwohner von Jordan waren bereits zu ihren friedlichen Beschäftigungen zurückgekehrt, als sie, zwei Tage nach dem Abgang des Militärs, durch den Schall einer Trompete aus ihrem Morgenschlaf aufgeweckt wurden. Die leichten Dragoner von St. Paul — im ganzen 25 Pferde stark, da die übrigen unterwegs abgefallen waren — hielten ihren öffentlichen Einzug in die Waldstadt. Der Befehlshaber schüttelte ungläubig seinen Kopf, als er von der Beendigung der Feindseligkeiten in Kenntniß gesetzt wurde. Er müsse indianisches Blut vergießen, sagte er, selbst wenn er bis an den Red-River zu marschiren genöthigt sey. Seine 25 Mann erklärten ihm daß er, wenn es ihm

beliebe, selbst bis nach Californien marschiren könne; was aber sie betreffe, so würden sie jetzt frühstücken und dann nach Hause zurückkehren. Der Befehlshaber gab nach, die Trompete blies zum Rückzug. Als jedoch seine Schwadron nach einem beschwerlichen zweitägigen Marsch durch dichte Wälder endlich auf die Ebene gelangte welche sich bis Shakopee am Minnesota erstreckt, bemerkten die Dragoner zwei aus der Stadt kommende Indianer, die ohne alle feindseligen Absichten ihres Weges zogen. Das Adlerauge des triumphirenden Uhrmachers sprühte Feuer. Der entscheidende Augenblick war gekommen. Er zog seinen Säbel, zeigte damit auf die „doppelte Verstärkung" welche der Feind zu erhalten auf dem Punkt stehe, und die man ihm abschneiden müsse. Er ließ zum Angriff blasen. Die beiden Indianer machten Halt, und schienen vor Verwunderung einen Augenblick unschlüssig. Als sie indeß sahen daß sie in allem Ernst angegriffen wurden, warfen sie ihre Decken weg, und liefen davon.

Die Indianer sind gute Läufer. Wären sie auf diese Weise in den Wäldern gejagt worden, so hätten die tapfern Dragoner möglicherweise besiegt werden können; auf einer zwanzig Meilen weiten Prairie aber war die Jagd eine leichte. In weniger als einer halben Stunde war der größere Theil der Dragoner — ihr Rittmeister zuvorderst — den Flüchtlingen auf den Fersen. Die armen Bursche machten wieder Halt, und erhoben ihre Gewehre zur Selbstvertheidigung. „Ha-a-a-a-alt!" schrie der Uhrmacher theilweise seinem Schlachtroß zu, das in diesem kritischen Augenblick mit ihm davon rannte und ihn gerade mitten durch die beiden Truppenkörper des Feindes hindurchtrug.

„Schla-a-a-a-agt an!" hörte man ihn in ungeheurer Entfernung noch brüllen, während er, ein anderer John Gilpin, mit Pfeilesschnelligkeit auf der weiten Ebene dahinflog. Die beiden Indianer feuerten eine Schrotladung auf ihre Angreifer ab, und verwundeten einen von ihnen. Sie wurden aber bald umzingelt, entwaffnet, zusammen gebunden und triumphirend nach Shakopee geführt. Hier traf die führerlose Schwadron wieder mit ihrem Befehlshaber zusammen, der seinen Sieg fast in demselben Moment, in welchem er errungen ward, angemeldet hatte.

Der folgende Tag gehört unter die glänzendsten im Leben dieses Helden. Sein öffentlicher Marsch vom Kai auf den Marktplatz von St. Paul war ein Triumphzug. Vor dem Rathhause ließ er Halt machen, dankte seinen Untergebenen für ihre Ausdauer und Unerschrockenheit, überlieferte seine beiden Kriegsgefangenen in die Hände des Magistrats, erklärte dabei daß er seine Pflicht gethan habe, und daß es nun der bürgerlichen Behörde zukomme die ihrige zu thun. Und gerne sage ich daß diese weislich gehandelt hat: sie ließ die armen Bursche gefesselt bis das versammelte Volk sich zerstreut hatte, gab dann jedem ein paar Dollars um eine andere Wolldecke zu kaufen, und ließ sie ihre Heimreise wieder antreten.

Griechische Bilder.

Thessalien.

Ich war glücklich von Konstantinopel in Thessalonich (Saloniki) angekommen. Es waren schöne Maitage, die ich hier zubrachte und die ich besonders auch zu den Vorbereitungen für die fernere Reise nach Griechenland benutzte, welche ich beabsichtigte. Ich hatte vielfach erfahren daß zu einer solchen Reise gerade im Mai und Juni die geeignetste Zeit sey, und diese wollte ich nicht gern ungenutzt vorüber gehen lassen. Zunächst galt es Thessalien, und namentlich hatte der „Götterberg," der Olymp, dessen Gipfel ich in Thessalonich jeden Tag in der Ferne sich hatte erheben sehen, meine Sehnsucht mit jedem Tag selbst gesteigert. Ich zog vor, quer über die Bucht zu segeln, indem die Reise zu Lande drei Tage Zeit kosten würde, ohne mir weiteren Nutzen oder sonstigen Genuß zu gewähren; so aber konnte mich eine Barke in einer einzigen Nacht zum östlichen Fuße des Olymp bringen. Mein griechischer Begleiter, den ich mir für meine weitere Reise gemiethet hatte, fand auch eine solche, die Holz von dort nach Thessalonich gebracht hatte und nun leer wieder zurückkehrte. Denn diese vorher so blühenden Länder besitzen gegenwärtig fast keinen anderen Reichthum als die ansehnlichen und unerschöpflichen Waldungen des Berges, und täglich kommen große Ladungen von Bau- und Brennholz von dort nach Thessalonich. Wir giengen bald nach Sonnenuntergang an Bord des Fahrzeugs; das Meer war ruhig, und die Sterne des Himmels erglänzten in sanfter Klarheit durch die stille Nacht. Da jedoch der Wind nur unmerklich wehte und wir also nur langsam weiter kamen, hatten wir, als am andern Morgen die Sonne aufgieng, nur die Hälfte des Wegs zurückgelegt, und wir erreichten erst gegen Mittag das Land und den Landungsplatz, der den Namen eines heiligen Hagios Theodoros führt, obgleich der Ort selbst nur aus einem Gebäude für die türkische Zollwache und einem etwas weiter davon entfernten Chan, dem Wirthshause, besteht. In der Nähe mündet ein Gebirgswasser, das oben auf dem Olymp zwischen steilen Felswänden entspringt, weiterhin mit wildem Brausen durch die Bergklüfte herabstürzt, aber sodann in der Ebene sanft und ruhig dahinfließt, so daß das Wasser kaum durch die Kieselsteine und den Sand des Strandes hindurchdringt, und in einem üppigen Wiesengrund unter schattigen Platanen sich zu verlieren scheint. Ich hatte schon hier Gelegenheit den üppigen Baumwuchs des griechischen Himmels und der griechischen Luft zu bewundern. In der Mitte jener Baumgruppe erhob eine mächtige Pappel ihre hohe, schöngerundete Krone empor, wie denn überhaupt dieser Baum in Griechenland an Größe und Schönheit ebenso sehr unsere nordischen Pappeln übertrifft als die Platane den Ahornbaum.

Wir begannen von hier aus unsere Wanderungen und giengen dem gedachten Flusse nach, der, vom Olymp herabkommend, uns nun wiederum den Weg zu ihm selbst hinaufweisen sollte. Nach einer guten Stunde eines sanft ansteigenden Wegs kamen wir in das Dorf Lithochoro (d. i. Steindorf), das schon ziemlich hoch liegt und von wo der Blick frei über das tiefergelegene Küstenland und über das Meer nach den Gebirgen Macedoniens hinüber sich erhebt. Hinter dem Dorf steigt der Olymp in wilderen Formen empor und scheint fast unzugänglich zu seyn. Der Weg führt an der ungeheuren Kluft vorüber, wo der Berg sich gespalten hat, um den schäumenden Fluß durchzulassen. Hinter den steilen Felswänden liegt das Kloster des heiligen Dionysius hoch in

den Gebirgen, in wilder romantischer Gegend, wie fast alle griechischen Klöster. Denn die Einsamkeit des Orts und die abgeschiedene Lage schien ihnen ebenso eine gewisse Sicherheit zu verbürgen als sie das Herz zur Andacht stimmte. Die Dorfkirche von Lithochoro, die wir auf dem Weg zum Kloster besuchten, ist eine recht hübsche und geräumige dreischiffige Basilika, und die Scheidewand zwischen der Kirche und dem Allerheiligsten war reich mit Gold geschmückt. Ueberhaupt zeichnen sich die Kirchen in Thessalien vor denen des eigentlichen Griechenland durch ihr Aeußeres vortheilhaft aus, und sie liefern den Beweis daß im Mittelalter hier ein größerer Wohlstand geherrscht haben muß als jenseits der Thermopylen.

Das Kloster des heiligen Dionysius liegt in einer Kluft zwischen hohen, mit Tannen bewachsenen Felsen zur Seite des wilden Bergstroms, wo das gewaltig rauschende Wasser des Flusses zwei unermüdliche Sägewerke treibt. Der Weg dahin war anfangs sehr freundlich; auf beiden Seiten erhoben sich alte knorrige Fichten mit ihren hellgrünen Nadelbüscheln, und kleine Erdbeerbäume mit ihren gar hübsch herabhängenden Blättern umgaben beständig den Pfad, während Nachtigallen durch die Lüfte schmetterten. Nach einer Stunde betraten wir einen freien Rasenplatz, welchen stattliche Eichen umstanden, während zwei riesige Wallnußbäume sie weit überragten; eine hervorsprudelnde Quelle war die Ursache dieses Segens. Aber bald gelangten wir in die höheren Gegenden des Bergs; an die Stelle der Fichte tritt nun die Tanne, Eichen und Buchen stehen nur hin und wieder dazwischen, und starkduftende Radamnusbüsche gruppirten sich um ihren Fuß. Doch selbst in dieser Höhe des Berges deutet der Reichthum und die Mannichfaltigkeit der Pflanzenwelt, so wie ein freundlicher lachender Himmel den Süden an. Ist auch der Olymp einer der wildesten von den Bergen des südlichen Europa voll jäher Abgründe, dabei wüst und düster, so ist er doch überall malerisch und ganz mit Waldungen bepflanzt.

Nach drei Stunden erst waren wir im Kloster. Wir hatten auf langen und beschwerlichen Umwegen bis hinauf zu einem Bergrücken hoch über dem Kloster steigen und von da wieder im Zickzack einen steilen Abhang herabwandern müssen um das Kloster zu erreichen. Tiefer unten im Flußthale öffnet sich auf der rechten Seite des Flusses eine anmuthige Felsengrotte, aus welcher eine kleinere Quelle gleich einem Wasserfall sich in den Fluß ergießt, und dort befindet sich eine kleine Capelle, welche besonders heilig gehalten und verehrt wird. Denn diese soll, nach der Sage, der heilige Dionysius mit eigenen Händen erbaut, und er soll dort gewohnt und Tag und Nacht gebetet haben. An der höher gelegenen Stelle aber, wo das Thal breiter ist, ward der Heilige begraben und das Kloster errichtet. Dieses letztere soll vor der Zerstörung durch die Türken vor fast 30 Jahren eines der schönsten und reichsten gewesen seyn; jetzt gewähren die neuaufgebauten Mauern zwischen den alten Ruinen einen düsteren, wehmüthigen Anblick. Die Kirche war zwar stehen geblieben, jedoch ihres Goldschmucks beraubt worden. Ich sah dort ein Gemälde, welches den heiligen Dionysius darstellt, wie der Erlöser sich ihm offenbart, und das nicht ohne Kunst gemalt war — eine Erscheinung die in Griechenland nur gar zu selten vorkommt. Die Bibliothek des Klosters gewährte keine besondere Ausbeute; das werthvollste unter den Ausgaben der Kirchenväter und Handschriften von Andachtsbüchern aus dem vorigen Jahrhundert, außer einer Octavhandschrift der vier Evangelien auf Baumwollenpapier, die aus dem 15ten Jahrhundert herzurühren schien, war ein zierlich auf Pergament geschriebenes Evangelistarium in Quart, vielleicht aus dem 12ten oder 13ten Jahrhundert.

Von Lithochoro, wohin wir zurückgekehrt waren, stiegen wir über den Fuß des Olymp wieder zur Ebene herab, und ich hatte da von neuem erwünschte Veranlassung an dem Reichthum der frischen und kräftigen Natur, und über die üppigen Wälder und das Grün des wuchernden Grases mich zu erfreuen. Das Ganze trug einen freundlichen, lieblichen Charakter an sich und gewann durch den Gesang unzähliger Vögel, der mich umgab, an natürlichem Reiz. Der Weg führte über den untersten Fuß des Berges, einen ausgedehnten sanften Abhang, dessen steiniger Grund mit Gebüsch aller Art bekleidet, und hin und wieder von tiefen Flußbetten durchschnitten war, welche im Winter und Frühling, wenn der Schnee schmilzt, von rauschenden Bergströmen ausgefüllt werden. Jetzt waren sie alle mit Ausnahme eines einzigen Flußbettes ausgetrocknet, welches tiefer als die übrigen lag, und an dessen hohen Ufern Bäume und Sträucher in seltener malerischer Abwechslung sich gruppirten. Wir kamen hier dem Meer allmählich immer näher und befanden uns endlich am Strand. Bald gelangten wir über einen kleinen Fluß, dessen Gewässer, vom Kiesrand des Meeres gehemmt, einen herrlichen Wald von hohen Platanen nähren. Unter ihrem Schatten beginnt man den Olymp zu besteigen, der sich hier unmittelbar bis an die Küste erstreckt. Die Wogen des Meeres brechen sich an der steilen Felswand, und ein Weg längs des Strandes ist eine Unmöglichkeit; er muß vielmehr quer über den Bergrücken gehen, und die Natur selbst hat einen Weg in einer kleinen Vertiefung, die sie dort gebildet hat, gleichsam vorgezeichnet. Hier ist die Gränze, die Macedonien von Thessalien trennt und mitten zwischen dem Weg und dem Meer liegt die türkische Gränzfestung Platamona auf einem abgestumpften Kegel. Der Platz für eine Festung kann kaum besser gewählt werden; sie liegt so dicht über dem einzigen möglichen Wege und beherrscht diesen selbst so sehr daß, wenn sie gehörig vertheidigt wird, hier alle und jede Verbindung zu Lande zwischen dem Norden und dem Süden abgeschnitten ist. Daher erbaute hier auch der macedonische König Demetrius Poliorketes eine Festung Phila, die in den folgenden Kriegen ein höchst wichtiger Punkt war und als der Schlüssel von Thessalien angesehen wurde.

Von Platamona wollte ich nach Ampelákia innerhalb des Tempethals gehen. Der Weg dahin führt am südlichen Abhange des Bergrückens hinab und läuft eine Strecke am Meere hin, allein es ist kein flacher Küstenweg, da die Wurzeln des Olymp bis ins Meer hinausreichen, und in einer fortwährenden Abwechselung des sandigen Meeresufers mit den Wäldern des Berges führt der Weg über sie hin. Die Umgebungen haben hier etwas unendlich anmuthiges; denn man geht nur über geringe Anhöhen, und die blühenden Büsche mischen sich so lieblich mit den größeren Bäumen daß man das Ganze eher für eine englische Gartenanlage als für das Werk der Natur halten möchte. Wo diese kleinen Bergeshöhen aufhören und das Land sich ganz abdacht und vollkommen flach wird, werden die Bäume noch höher und üppiger und die Wälder selbst werden größer; die ganze Gegend, welche sich zwei Meilen breit an jeder Seite der Mündung des Peneios erstreckt und theils von diesem mächtigen Strome, theils von anderen, von den Bergen herabströmenden Flüssen bewässert wird, ist ungemein fruchtbar, wenn schon das Land an vielen Stellen sumpfig und morastig ist, und dieß namentlich südlich vom Peneios der Fall ist, wo die

Dörfer den gemeinsamen Namen: τὰ Λασποχώρια, d. i. die Schmutzdörfer führen. Der Grieche Euripides nennt die Gegend um den Peneios „das heilige Gefilde, den herrlichen Fuß des Olympos."

Der Weg von Platamona bis zum Tempethale erfordert 3 bis 4 Stunden. Auf der Hälfte desselben trifft man eine albanesische Wache oder Derveni an, die zur Sicherung des Weges selbst bestimmt ist. Die türkische Regierung verwendet dazu aus Politik albanesische Soldaten, theils weil sie kein anderes Mittel hat ihre Herrschaft über das kräftige und unruhige Volk Albaniens zu behaupten, als indem sie den größten Theil der jungen Mannschaft in andere Länder schickt, theils weil sie tapfer und im ganzen zuverlässig sind. Namentlich sind es muhammedanische Albanesen aus Mittel-Albanien, die zu diesem Dienste gebraucht werden — ein Volk, das einst christlich war, aber von der Regierung halb gezwungen zur Lehre Muhammeds sich bekannte. In einiger Entfernung von dieser Wache, wo der Reisende seinen Paß vorzeigen muß und ohne Trinkgeld (backtschisch) nicht wegkommt, führt eine Steinbrücke über ein bedeutendes Gewässer, und bald darauf steht man an dem Peneios selbst. Es ist dieß ein breiter starker und wellenreicher Strom, in dessen Mitte dann und wann kleine Inseln zum Vorschein kommen, und der sich beständig zwischen üppigen Rasen hinzieht. Es geht noch über eine Stunde längs des nördlichen Ufers des Flusses hin, dann schmiegt sich derselbe so dicht an den Olymp selbst an, daß auf dieser Seite ein Weg nicht möglich ist und man auf einer Fähre über den Fluß setzt, um — an den Eingang des Tempethals zu gelangen.

So wie der Fremde in diese von alten Zeiten her berühmte Schlucht eintritt, wird er eben so von der Pracht der Pflanzen und von dem Grün des Rasens, als von dem Bach- und Quellenreichthum in ihr überrascht. Rasch und voll brechen die Quellen und Wässer neben dem Wanderer unter dem Gestein der am Wege sich hinziehenden Berg- und Felswände des Ossa, an der Südseite des Thals hervor und eilen dem wellenreichen Peneios zu. Diese Ossaseite ist waldschluchtig eingebrochen und bietet häufig die lieblichsten Ruheplätze mit hellgrünem Rasen, Blumenflor, Quellen und Gebüsche. Dagegen fällt der Olymp fast in der ganzen Tempelänge steil in den Fluß herab; aber auch hier fehlt der immergrüne Pflanzenwuchs nicht, wenn schon die Natur auf der Südseite reizender als auf der anderen zu seyn scheint. Die Gipfel beider Berge, des Olymp und Ossa, sind von keinem Theile des Thales aus sichtbar; allein auf jeder Seite erblickt der Reisende eine gewaltige Mauer von jähen und wilden Felsenhöhen, mit Bäumen und duftenden Gewächsen bedeckt. Die Bäume, die an dem Fuße des Olymp jenseits des Peneios verstreut stehen, lassen für das Auge fortwährend Durchsichten auf die sonnigen, lieblich grünen Hügel, die mit den unfruchtbaren Felsen und dunklen Abgründen sehr contrastiren welche das Thal unmittelbar begränzen. Der herrschende Baum, theils der Menge, theils der Pracht und ungeheuren Größe nach, ist hier die Platane. Sie zieht durch die ganze Schlucht, füllt alle leeren Räume, engt den Fluß ein und überdeckt die Ufer mit dem dichten Laubwerk ihrer Aeste. Außerdem findet man den Lorbeerbaum in ungewöhnlicher Fülle, Höhe und Pracht (im Tempethale soll, nach der Sage, Daphne vor Apoll fliehend in einen Lorbeerbaum verwandelt worden seyn), den wilden Oelbaum, Oleander, Agnus castus, mehrere Arten von Erdbeerbäumen, Terebinthe, Granate, den gelben Jasmin, die Esche, Steinlinde, die immergrüne Eiche, Lentiscus, Rosmarin und Myrte, — ein ewiggrüner Blätterschmuck, der auf beiden Seiten ein dem Sonnenstrahle undurchdringliches, von Weinreben und lianenförmigen Klematis malerisch umschlungenes Schattendach bildet, unter dem der Strom bald reißend und mächtig brausend, bald in sanften Wogen vorüberfließt. Daneben athmet eine Menge schönduftender Pflanzen und Blüthen ihre verschiedenartigen Gerüche aus und verbreiten ihre würzigen Düfte durch die Luft. Fluß und Straße füllen häufig den ganzen Raum zwischen dem Olymp und Ossa, aber auch hier behauptet der ungebändigte Pflanzentrieb seine Macht. Die gegenwärtige Beschaffenheit des Tempethals rechtfertigt die Darstellung welche wir bei Aelian finden, und die Empfindungen, die der Anblick der großartigen Natur in dem Gemüthe erregt, wie der Römer Plinius sie schildert.

Wir eilten, um noch vor völligem Einbruch der Nacht nach Ampelákia (auch Ambelákia) zu kommen, wo wir übernachten wollten. Dasselbe lag hoch über uns am äußersten Rande des Ossa (heutzutage Kissawas), und erst nach drei Viertelstunden erreichten wir auf beschwerlichem und schlechtgepflastertem Wege, der sich den steilen Abhang hinaufzieht, die Stadt Ampelákia. Dieser Ort war früher einer der reichsten in ganz Griechenland. Er ward ganz von Griechen bewohnt, die, wie der Engländer Dodwell bei seinem dortigen Besuche zu Anfang dieses Jahrhunderts bemerkte, sehr großen Wohlstand und Ueberfluß zeigten. Es gab damals dort Millionäre unter seinen Einwohnern und es stand mit Deutschland in ausgedehnten Handelsverbindungen, die sich sogar bis Leipzig und Hamburg erstreckten. Die fleißigen Einwohner beschäftigten sich besonders mit großen Manufacturen von Baumwollenfärberei, und diese Färbereien, in denen über 2000 Arbeiter beschäftigt waren, hatten den Ort zu einer der wichtigsten Manufactur- und Handelsstädte in der Türkei gemacht. Das rothe Baumwollengarn von Ampelákia war in ganz Europa gesucht; der Fabriken waren in der besten Zeit vierundzwanzig, wo jährlich dritthalbtausend Ballen Baumwollengarn mit sogenanntem türkisch Roth gefärbt wurden. Die Bewohner der Stadt bildeten eine Art Actiengesellschaft, das ganze Geschäft ward in Gemeinschaft betrieben und der Gewinn unter die einzelnen nach ihren Antheilen vertheilt. Allein bald kam der Geist der Zwietracht unter sie, und als zu gleicher Zeit die Industrie Englands ihnen den Rang streitig zu machen begann, auch außerdem mehrere Bankerotte in Wien ihnen bedeutende Nachtheile zufügten, da schwand die Blüthe Ampelákia's dahin, und gegenwärtig ist nichts mehr von dem ehemaligen Reichthume und Wohlstande übrig geblieben. Die großen zweistöckigen Häuser stehen fast leer oder doch unheimlich und vernachlässigt da, und man wird bald inne daß nicht die gegenwärtigen Besitzer es sind die sie gebaut haben. Man kann kaum einen Griechen von Ampelákia reden hören ohne daß ein finsterer Schatten des Unmuths sich auf seine Züge lege, und verdrießlich ruft er aus: „So leicht schwindet unsere Herrlichkeit, wenn der schlaue Franke seinen Neid auf uns wirft!" — Auch bestand hier bereits zu Ende des vorigen Jahrhunderts eine gelehrte Schule für das Studium der altgriechischen Sprache, an welcher tüchtige Gelehrte angestellt waren, und man hatte sogar vor 1821 schon den Plan gefaßt, hier eine Universität zu errichten, auch deßhalb namentlich physikalische und astronomische Instrumente bereits angeschafft und nach Ampelákia gebracht, wo sie jedoch später nach Ausbruch des griechischen Freiheitskampfes durch die Türken zerstreut worden und verloren gegangen sind.

Das Glück hatte Ampelákia verlassen, aber die Natur ist noch immer die nämliche geblieben. Man kann kaum eine schönere Aussicht haben als die ist, die mich den anderen Morgen von Ampelákia's luf-

tigen Höhen herab, über die schroffen, mit Weingärten und Gebüsch aller Art bekleideten Abhänge über das fruchtbare Tempethal nach dem mächtigen Olymp mit seinem schneebedeckten Gipfel und mit den Wäldern und Triften, die an seinen Abhängen sich hinziehen, sowie über die große thessalische Ebene wahrhaft erfreute und entzückte. Dieser Naturgenuß begleitete uns des andern Tags noch eine weite Strecke, als wir hinabstiegen in das Thal, wo das türkische Dorf Baba in einer schönen kreisförmigen Ebene unter dem herrlichen Schmucke großer Platanen und stolzer Cypressen und Pinien, umgeben von entzückendem Wiesengrün und von kühlen Quellen, liegt. Von da führte uns der Weg wiederum aufwärts nach den unebenen Vorhöhen des Ossa, und wir kamen hier an Ruinen einer alten Burg vorüber welche wahrscheinlich aus der hellenischen Zeit stammt, obgleich sie einen ganz ungewöhnlichen und auffallenden Anblick gewährte. Der Grund davon liegt wohl in der Beschaffenheit der Steine, indem der Ossa größtentheils aus schwarzem Schiefer besteht, und dieser in großen horizontalen Schichten, fast nur ein halb Fuß breit, aber nicht selten von bedeutender Länge gebrochen wird. Jene Mauern der gedachten Burg bestanden aus solchen Steinen, die jedoch auf ächt-hellenische Weise ohne Mörtel zusammengefügt waren. Gleichwohl gab der schieferige Bruch, der sich hin und wieder zeigte, sowie die ungleiche Größe der Steine und ihre geringe Breite dem Ganzen ein für eine hellenische Burg beinahe unordentliches Aussehen.

Weiterhin führte der Weg durch eine sattelförmige Vertiefung in einem Höhenzuge, der sich nördlich und südlich hinzieht. Die Dörfer, die hier zerstreut liegen, sind ikonische Colonistendörfer, deren Ursprung bis zu den Zeiten des Sultans Amurad I im 14ten Jahrhundert hinaufreicht. Dieser verpflanzte nämlich, nachdem er Macedonien erobert hatte, in der Absicht, seine Herrschaft auch in Thessalien sich zu sichern, ganze Colonien von Ikonium (Koniah) in Kleinasien hierher, deren Bewohner, obgleich es fleißige und friedliche Ackerbauern waren, von den umwohnenden Griechen und Albanesen verachtet und ungestraft geneckt und geplündert wurden. Sie hatten den Namen: *Κονιάροι, Κονι΄ριδε* (auch mit einer Collectivbezeichnung *κονιαριά, κονιαργιά*), und wurden mir durch das bekannte neugriechische Volkslied ins Gedächtniß gerufen, das ein Zwiegespräch zwischen dem Olympos und Kissawos (Ossa) enthält, worin der erstere, der gerühmte Aufenthalt freier Klephten, diesen mit Verachtung als „*Κονιαροπατημένος*" (von Türken aus Koniah bewohnt) schmäht und höhnt. Ich traf später einen alten griechischen Kapitanos, der vom Olymp stammte und an dem Freiheitskriege selbst einen rühmlichen Antheil genommen hatte, und fragte ihn, ob er jenes griechische Volkslied[1] kenne und die Worte desselben welche der Olymp zum Ossa spricht:

Μὴ με μαλώνῃς, Κίσσαβε, κονιαροπατημένε!

(Vergleich dich mir nicht, Kissawos, den Türken nur bewohnen!)

Da erglänzte der Blick des alten Kapitanos, und in der Erinnerung an die Heimath sang er die übrigen Verse des schönen Liedes! Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wüthete in jenen Dörfern die Pest, und mehrere davon starben ganz aus oder konnten sich wenigstens von diesen Verlusten nicht ganz wieder erholen, so daß man die Spuren davon noch gegenwärtig sieht. Eines davon trug diese Spuren in auffallenden Zeichen an der Stirn: kaum der dritte Theil war noch bewohnt, das übrige ist rasirt und mit Gestrüpp unter altem Gemäuer bedeckt. Aber auch sonst und im allgemeinen hat die türkische Bevölkerung in ganz Thessalien bedeutend abgenommen, und manche Städte machen den Eindruck eines ausgedehnten durchaus öden Dorfs. Namentlich soll dieß letztere mit der Stadt Zurnovo oder Turnawo der Fall seyn, die nördlich vom Peneios liegt und ehedem viel bedeutender gewesen ist als jetzt.

Nachdem wir den Höhenzug verlassen hatten, von dem aus wir einen Theil der Dörfer der Koniaren oder Koniaraten sehen konnten, und durch eines derselben, Utmanda, oder, wie die Griechen es nennen, Makrychori, gekommen waren, traten wir in ein durchaus flaches Land, das im Winter, d. h. in der feuchten Jahreszeit, einen großen See bildet — eine weite Thalebene, die, wie z. B. auch der Kopais-See in Böotien, einen Theil des Jahres ganz unter Wasser steht, in einem andern eben in Folge der sogenannten Katawothren (*καταβόθρα*, unterirdischer Abfluß) so austrocknet, daß große Strecken bebaut werden können, während dagegen bei dem Kopais-See größere oder kleinere stehende Wasser und Sümpfe bleiben. Jener thessalische See hieß bei den Alten Nessonis (*Νεσσωνίς*), jetzt heißt er mit einem türkischen Namen: Karadschair. Das Land war zu dieser Zeit trocken, und der Weg führte mitten durch die weite Ebene nach Larissa, unserm nächsten Ziel. Am nordöstlichen Ende des Höhenzuges ward ein großer Erdhaufen sichtbar, und noch mehrere solcher Erdhügel ließen sich in verschiedenen Gegenden der Ebene bemerken. Manche halten diese Erdhaufen für Grabhügel, also für ehrwürdige Denkmäler des Alterthums; aber es ist die Frage ob sie in ihrem Innern irgend etwas bergen, was die Mühe des Nachgrabens verlohnen würde.

Bald erhob sich das freundliche Larissa in der weiten Peneiosniederung mit seinen zahlreichen Kuppeln und Minarets, und den Cypressen die sie umgeben. Die Landschaft ist flach, aber sie enthält einen eigenthümlichen Charakter durch die hohen ägyptischen Pappeln, die sich rings umher in der Gegend zerstreut finden. Larissa, die alte Hauptstadt von Thessalien, die so sehr als eine Türkenstadt sich zu erkennen gibt, daß auch gar nichts an die alten Hellenen erinnert, hat sich wieder aus ihrer Asche erhoben; sie ist der Sitz der Regierung und dadurch der Mittelpunkt für das Leben der ganzen Provinz. Die Türken nennen sie, wie sie auch officiell ausschließlich genannt wird, Jeni-Schehir, d. i. die neue Stadt, und bilden von den 20,000 Einwohnern wenigstens zwei Drittheile. Sie besitzen hier mehr als zwanzig Moscheen, und nirgends in Griechenland gibt es deren so große als in Larissa. In den reinlichen, luftigen Hauptstraßen der Stadt bewegt sich ein buntes Leben, und wenn man das türkische Militär hindurchziehen sieht, und die Türken in den offenen Läden sitzen, theils mit ihrer Arbeit beschäftigt, theils mit orientalischer Gemächlichkeit ihre Pfeife oder ihr Nargilé rauchend, wenn man über die wohlbesetzten Bazars mit ihren mannichfaltigen Waaren, mit ihren Früchten und Gemüsen wandelt, da könnte man Larissa wohl ein kleines Konstantinopel nennen.

Zu Larissa gehören gegen hundert Dörfer, von denen der größere Theil in der nahen, sich weithin ausdehnenden Ebene gelegen ist. Die zahlreichen Gärten zwischen den Wohnhäusern geben ihr das Ansehen

[1] Es findet sich vollständig in der Sammlung Fauriels: Chants populaires de la Grèce moderne (Paris, 1824), I. 38, aber er selbst bemerkt daß er mehrere von einander abweichende Copien davon vor sich gehabt habe. Es wird auch von anderen, die dergleichen Volkslieder in den Originalen gesammelt haben, in verschiedener Weise mitgetheilt. Eine Verdeutschung dieses schönsten aller thessalischen Klephtengesänge gab Goethe in „Kunst und Alterthum," IV. 63 (auch im zweiten Bande seiner Gedichte," S. 139).

eines großen, weitläufig gebauten Dorfs. Die Häuser sind fast durchgängig in der malerischen Unregelmäßigkeit der türkischen Gebäude erbaut; die Gärten sind mit Springbrunnen und den verschiedensten Gewässern angefüllt, unter denen die Cypressen sich besonders auszeichnen. Der Peneios, der von dem Thessalien von Epirus scheidenden Pindus-Gebirge herabkommt, durchströmt die Stadt. Nahe am erzbischöflichen Palast, der Metropole, welche am nördlichen Ende der Stadt auf einer kleinen Anhöhe dicht über dem Fluß liegt, führt eine schöne steinerne Brücke von acht Bogen über denselben; auf der andern Seite liegt eine elegante Moschee. Im Sommer ist der Peneios niedrig, aber niemals trocknet er ganz aus, und im Frühjahr, beim plötzlichen Schmelzen des Schnees auf dem Pindus, so wie nach heftigen Regengüssen tritt er häufig über seine Ufer, und dann geschieht es nicht selten daß seine stürmenden Wogen Häuser wegschwemmen und die ganze Gegend unter Wasser setzen.

Larissa kann nicht arm an Alterthümern seyn; aber niemand bekümmert sich sehr darum, und sie liegen in Winkeln und an Orten zerstreut wo sie nicht gesucht werden, oder in Häusern, oft unbeachtet und unbemerkt vom Eigenthümer, fast immer aber sehr gemißhandelt. In einem Hof ward vor kurzem ein Sarkophag und ein sitzender Löwe entdeckt; in einem andern eine kleine, auf einer Kugel tanzende Tyche, der jedoch Kopf und Arme fehlten. In dem Hof eines türkischen Bey stand eine kleine Hekate in der gewöhnlichen Darstellung, ein treffliches Beispiel des archaisirenden Styls, aber — sie hatte den Steinwürfen türkischer Knaben zur Zielscheibe gedient, bis es später gelang sie für ein auswärtiges Antiken-Cabinet zu gewinnen. Mit größerer Sorgfalt, fast mit eifersüchtiger Aufmerksamkeit, wachte ein Grieche über ein Basrelief, das sich in seinem Hause befand, und welches eines der gewöhnlichen Grabmonumente war, das einen jungen Mann, im Begriff die lange Reise anzutreten, darstellt. Der Jüngling trug Mantel und Schwert, und hielt ein Pferd oder ein Maulthier. Hinter ihm stand ein Altar, auf welchem ein Knabe ein Opfer darbrachte, während ein Hund und eine Schlange mit gleicher Gier sich nach dem für die Götter bestimmten Mahl hinausstrecken! Die geflochtenen Reisestiefeln des jungen Mannes waren mit rother Farbe angedeutet. Von der Inschrift war nur wenig noch zu lesen. Die reichste Ausbeute gewähren im allgemeinen vielleicht die türkischen Kirchhöfe, welche man als Magazine für alle alten griechischen Steine von einer nur etwas länglichen Gestalt, so daß sie zu türkischen Grabmonumenten sich eigneten, ansehen kann. Dieß gilt vorzüglich von den eigentlichen hellenischen Grabstelen, die man häufig zur Bezeichnung türkischer Gräber benutzt findet, oft ohne alle Veränderung oder Zusatz, zuweilen mit alleiniger Hinzufügung eines Turbans oder einer türkischen Inschrift, welche ganz friedlich neben der griechischen steht; nur da wo auch ein Relief hinzugefügt war, hat der Haß der Türken gegen Darstellungen lebender Figuren das Relief gewaltsam zu vertilgen versucht. Auch Architekturstücke von länglicher Form sind hin und wieder zu türkischen Grabsteinen benutzt worden.

Von Larissa nahm ich meinen Weg südlich, um nach Pharsala (Phársala) das alte Pharsálos, zu gelangen. Er führt durch die thessalische Ebene, die hier dem größten Theile nach weder etwas malerisches noch anziehendes hat, und endlich den verwöhnten Wanderer durch ihre Einförmigkeit ermüdet, wenngleich man hier im allgemeinen einen großen Reichthum an Getreide findet. Indeß kamen wir bald an eine Quelle, und der Anblick eines Weingärtchens und eine schattige Baumgruppe erfreute uns. Weiterhin ist der niedrige Höhenzug (die Kynoskephalä), welcher sich von Nordwest nach Südost erstreckt, und die große Ebene in zwei Theile scheidet, und über den man nach einer Stunde wieder herab ins flache Land niedersteigt. Nichts fesselte hier unsere Aufmerksamkeit, ausgenommen etwa ein verfallener türkischer Kirchhof, wie man sie öfter in solchen Gegenden des Landes findet, die jetzt ganz verlassen sind; manche Dörfer in Thessalien sind jetzt ganz verschwunden, während die Begräbnißplätze unberührt und unversehrt stehen geblieben sind.

Nach einigen Stunden erreichten wir das schöne, freundliche Pharsala, das ein kleines Städtchen mit etwa 5000 Einwohnern, theils Türken, theils Griechen, und die angesehenste Handelsstadt Süd-Thessaliens ist. Röthliche Dächer, unter laubreiche Bäume gemischt, breiten sich am Fuße eines grünen Abhangs aus, den frischer Rasen und zarte Mandelbäume zierten. Die gegenwärtige Stadt liegt nun zum Theil auf dem alten Pharsalos, von dem noch Mauern zu sehen sind, die sich vom Fuße der Anhöhe den großen Abhang hinaufziehen bis zum schmalen langgedehnten Felsen auf dem Gipfel, wo die Burg (Akropolis) lag. Innerhalb der Mauern derselben sieht man einen großen kreisartigen Bau, eines von jenen merkwürdigen alten Gebäuden, welche reiche Könige als Schatzhäuser oder als Königsgräber sich bauten. Es ist ein Seitenstück zu dem Schatzhaus des Minyas in Orchomenos in Böotien, und zu dem wohlerhaltenen des Atreus zu Mykenä. Auch dieses in Pharsalos ist ein unterirdisches Gebäude mit einem bienenkorbähnlichen, aus horizontalen Steinlagern aufgeführten Kuppelgewölbe, nur die obersten drei oder vier Steinschichten fehlen; im übrigen jedoch ist das Gebäude vorhanden, aber es ist nicht ausgegraben. Das Volk nennt dasselbe noch jetzt das Grab des Achilles, und nach dem allgemeinen Glauben hat Pharsala im Alterthum Phthia geheißen und ist die Heimath des Achilles gewesen. Das Schlachtfeld, auf dem einst der Streit um den Besitz der römischen Welt zwischen Julius Cäsar und Pompejus entschieden ward, liegt in der Ebene, die zwischen dem Fluß, dem Apidanos der Alten, und der Stadt, im Norden derselben, sich hinzieht; aber schon vorher hatte hier der Thebaner Pelopidas den Tyrannen Alexander von Pherä geschlagen, um dessen Tyrannei zu vernichten, und weiter links nach Norden zieht sich das jetzt Karadagh genannte Gebirg hin, an dessen äußersten nördlichen Verzweigungen Kynoskephalä, der letzte Philipp von Macedonien, mit seinen Phalanger den römischen Legionen des Titus Quinctius Flamininus erlag.

(Schluß folgt.)

Das Salz des atlantischen Meeres.

(Aus Chambers's Journal.)

Es wäre eine sehr lange arithmetische Zahlenreihe erforderlich, wollte man die Menge des Wassers berechnen das in dem Becken des atlantischen Oceans enthalten ist; allein dieses Wasser ist kein reines

Wasser: es befindet sich eine sehr große Menge aufgelösten Salzes in demselben. In jeder Pinte Meerwasser ist mehr als eine halbe Unze fester Bestandtheile vorhanden, welche als trockenes krystallinisches Pulver zurückbleiben würden wenn man die Flüssigkeit durch Wärme verdünsten ließe. Verdampfte alles Wasser des atlantischen Oceans, so würde aus demselben so viel Salz niedergeschlagen zurückbleiben, daß es eine Strecke von sieben Millionen (engl.) Geviertmeilen eine ganze Meile tief bedeckte.

Diese Salzsubstanz besteht hauptsächlich aus gemeinem Salz, Mischungen von Kalk und Magnesia in löslicher Form, und Mischungen von Kali und Soda. Auch ein wenig Eisen findet sich diesen Bestandtheilen beigemengt, sowie, den neueren Forschungen zufolge, eine noch geringere Menge Silber. Hier also entsteht natürlich die Frage: Wenn der Ocean diese große Menge fester Substanz enthält, woher hat er sich ursprünglich die dichten Mischungen verschafft? Niemand weiß seit wann er seine irdische Laufbahn als Salzlake begonnen haben mag; allein abgesehen von dieser Rücksicht, ist es hinlänglich klar daß seine flüssigen Fluthen niemals reines Wasser gewesen seyn konnten. Selbst Flüsse sind nicht rein: sie werden von Regen gespeist, und diese Regen waschen, wie sie durch die Rinnsale der Flüsse dahinströmen, alles ab was sie während ihres Laufs aufzulösen im Stande sind. Alle diese aufgelösten Materien werden mit den Flüssen in den Ocean geführt. Süßes Wasser verdunstet aus dem Meere beständig um die Wolken zu bilden und die Quellen des Regens zu speisen. Diese Dünste vermögen indeß den Wolken kein einziges Theilchen salzigen oder erdigen Stoffes zuzuführen. Da also die Flüsse Tag um Tag neue Vorräthe aufgelöster Salzbestandtheile an das Meer hinabbringen, und da keiner dieser Vorräthe, wie das Wasser, unter Verdünstung zertheilt werden kann, so folgt daraus daß hiedurch allein schon das Meer endlich salzig werden muß.

Allein es ist eine seltsame und merkwürdige Thatsache daß, obwohl das Meer solchergestalt nothwendig salzig werden muß, es doch jetzt nicht täglich salziger wird. Seit wißbegierige Chemiker die Zusammensetzung des Meerwassers zu analysiren begannen, hat es sich stets gezeigt daß diese Zusammensetzung für einen gegebenen Strich fest und unveränderlich ist. Diese anscheinende Anomalie erklärt sich vollkommen mit Hülfe der Wissenschaft. Obwohl Wasser keine festen Stoffe aus dem Meeresbecken an den Himmel hinauftragen kann, so sind doch thätige Kräfte vorhanden welche dieselben hinwegzuführen vermögen, und wirklich hinwegführen. Es gibt Myriaden von Geschöpfen die im Meere leben, und Knochen und Schalen bedürfen, welche insgesammt aus erdigen und salzigen Bestandtheilen gebildet werden müssen. Diese Knochen und Schalen nun werden, wenn die Geschöpfe sterben, ruhig auf dem Grunde des Meeres niedergelegt. Bei dieser Art Arbeit sind besonders mikroskopische Geschlechter lebender Wesen thätig. Die Einzelwesen dieser Geschlechter sind so klein, daß sie nur gesehen werden können wenn man sie durch optische Instrumente viele hundertmal vergrößert. Diese kleinen Geschöpfe aber können sich in ihrer unsichtbaren Existenz nicht zufrieden geben, ohne daß sie ihre pygmäenhaften Gestalten mit der vollständigen Rüstung eines zu ihrer Vertheidigung dienenden schön verzierten Panzers bekleiden. Diese Panzer sind alle kunstvoll verfertigt auf Unkosten der festen Bestandtheile des Meeres, und wenn ihr Werk vollbracht ist, werden sie, als nicht mehr lösliche Substanzen, auf dem Meeresgrunde niedergelegt, und bilden Schichten von zunehmender Dichtigkeit und Dicke. Viele der Gründe der Erdoberfläche, welche jetzt als trockenes Land dastehen, sind ursprünglich auf diese Weise aus den dem Meerwasser entzogenen festen Stoffen gebildet worden.

Allein es ist nicht ganz wahr daß alle Theile des weiten Oceans genau dieselben Verhältnisse fester Bestandtheile enthalten; es gibt meist Verdunstung reinen Wassers am Himmel in den warmen zwischentropischen Gegenden, und es gibt meist Niederschlag reinen Wassers in den gemäßigten und kalten Himmelsstrichen. Aus der breiten Meereszone welche zwischen den Wendekreisen liegt, verdunstet im Lauf eines Jahres eine Wassermasse die einer Tiefe von nicht weniger als fünfzehn Fuß gleichkommt. In der Nordsee und dem Eismeer ist die Summe der Verdunstung beträchtlich geringer als jene. Daher enthalten die Aequatorialgegenden des Meers verhältnißmäßig eine größere Menge Salz als andere Theile, weil das süße Wasser so rasch zertheilt wird, während andrerseits die gemäßigten und die kalten Meere, durch die Süßwasserregen welche in sie fallen, beständig verdünnt werden. Das Wasser des Eismeers enthält 1 Procent weniger Salz als das der Mitte des atlantischen Oceans. Das Wasser des baltischen Meers ist bloß halb so salzig. Starke Lake besitzt indeß eine größere specifische Dichtigkeit und Schwere als schwächere Lake. Ein Kubikzoll Wasser aus der Mitte des atlantischen Oceans wiegt einige Gran mehr als ein Kubikzoll Wasser aus dem Eismeer; das schwere Wasser der Tropen wird mehr nach dem Mittelpunkt der Erde hingezogen als das leichtere Wasser der den Polen näher liegenden Gegenden. Hieraus ergibt sich daß die schweren tropischen Salzwasser abwärts nach den Orten fließen welche die leichtere Flüssigkeit innehat; sie stoßen die leichtere Flüssigkeit beiseite, gerade wie schwere kalte Luft leichte warme Luft in einem künstlich erwärmten Zimmer aus dem Wege stößt, und in das Kamin hinaustreibt; die leichten Wasser [1] der kälteren Länder fließen natürlicherweise oberhalb in der entgegengesetzten Richtung dahin, um die von dem schwereren Fluidum geräumte Stelle einzunehmen. Der Unterschied der Salzigkeit in verschiedenen Theilen des Oceans geht sonach nie über einen gewissen Grad hinaus. Das Salzwasser der Tropen zieht sich nordwärts und südwärts, um sich mit dem dortigen süßen Wasser zu vermengen, und das süßere Wasser der kalten Himmelsstriche strömt beständig herbei um die dem Aequator näher liegende Salzflüssigkeit zu verdünnen. Wäre dieser Einfluß nicht vorhanden, so würden die mittleren Meeresbezirke allmählich, von Jahr zu Jahr, salziger werden, und nicht bloß in einem bestimmten Grade größerer Salzigkeit verharren.

[1] Die Wasser der kälteren Länder sind nicht immer die leichteren, eben weil sie kälter sind. D. R.

Das Schicksal der Hudsonsbay-Gesellschaft.

Unser Jahrhundert ist den Actien-Souveränitäten nicht sehr hold. Im vorigen Jahr ist der letzte Schimmer von der Territorialherrschaft der ostindischen Compagnie erloschen, und in diesem Jahr läuft der Contract der Hudsonsbay-Gesellschaft ab. Ihr erstes Patent erhielt die Compagnie unter Carl II im Jahre 1670, und diese Urkunde gewährte der Gesellschaft den „ausschließlichen Handel" auf allen Gewässern, Seen, Buchten, Straßen und Flüssen welche „innerhalb der Hudsonsstraße" liegen und damals noch herrenlos waren, und wohin sie über Land oder Wasser vordringen möchte. Dieser Brief wurde natürlich in tiefer geographischer Unkenntniß der Räume verfaßt, welche er einem Monopole unterwarf. In England selbst hat sich die Rechtsansicht befestigt daß sich nach dieser Urkunde das Recht der Gesellschaft auf alle Gebiete erstrecke deren Gewässer in die Hudsonsbay fallen. Im vorigen Jahrhundert konnte daher durch den großen Entdecker Sir Alexander Mackenzie eine zweite Compagnie, die Nordwestgesellschaft entstehen. Die Concurrenz dieser beiden Compagnien wurde besonders heftig als 1812 Lord Selkirk, von den Rothhäuten der Silberhäuptling genannt, eine ackerbautreibende Niederlassung am Redriver mit Einwilligung der Hudsonsbay-Gesellschaft gründete. Endlich vereinigten sich 1821 beide Compagnien, und das Parlament erstreckte durch einen Brief auf 21 Jahre ihr Monopol von Labrador bis zum äußersten Westen der Felsengebirge und zur Küste des Polarmeers. Im Jahre 1838 wurde der Brief zum letztenmale auf weitere 21 Jahre erneuert.

Das Hudsonsbaygebiet besteht aus einem großen öden Morast voll Gewässer und Seen. Der Boden ist im allgemeinen höchst unfruchtbar, und auf den wenigen guten Strichen verbietet die Härte der Jahreszeit jeden Anbau. In den günstigsten Lagen ist der Winter doch um 10 Grad durchschnittlich kälter als in Toronto am Ontario-See. Selbst in den Redriver-Ansiedlungen zerstören die Sommerfröste häufig die Saaten, und dieses Gebiet gehört zu den oder ist das am meisten bevorzugte. Prairien fehlen nicht, aber welche Heerden sollten dort Weide finden, wenn sie acht Monate lang auf schneebedeckten Fluren aushalten müßten? Sir George Simpson hatte als Gouverneur der Hudsonsbay-Gesellschaft eine geographische Schilderung jener Länder verfaßt. Als er nun die Strecke zwischen dem Holz- und dem Regensee beschrieb, malte er das Land durchzogen von einem sanften Flusse, wie die Themse bei Richmond, mit fetten Uferbänken, geschmückt mit Laubwald als „das schönste Weideland der Welt." Er sah schon in Zukunft die Gewässer von Dampfern gefurcht und die Gestade mit emsigen Ortschaften besetzt. Als nun der glückliche Schriftsteller vor den parlamentarischen Ausschuß gezogen und ihm diese Beschreibung vorgehalten wurde, erklärte er kleinmüthig, „die Schilderung sey ihm allzuglühend gerathen, die landschaftlichen Reize allerdings sehr groß, aber das eine Ufer ein Morast, das andere zwar fruchtbar, jedoch durch das Klima dem Ackerbau nicht zugänglich." Es versteht daher jeder Einsichtsvolle daß die Hudsonsbay-Gebiete nie eine ackerbautreibende Bevölkerung aufnehmen können, daß wenn überhaupt dort Viehzucht betrieben werden sollte, dieß nur nach Nomadenart, etwa wie auf der klimatisch so analogen Kirgisensteppe geschehen könnte, deren Hirten im Sommer gegen Norden aufbrechen und im Herbst nach Süden zurückgehen. Sonst können jene Räume nur den Jägervölkern dienen. Daß nun die Praxis und die Politik der Hudsonsbay-Gesellschaft ein wahres Ideal für die vorhandenen geographischen Verhältnisse sey, dafür hat sich die Edinburgh Review in einem ganz vortrefflichen Aufsatz verbürgt.

Wer ein Herz hat für das Schicksal des sogenannten rothen Mannes, der muß die Hudsonsbaygesellschaft hoch in Ehren halten. Im „fernen Westen" der Vereinigten Staaten erlischt ein rother Stamm nach dem andern. Die Civilisation schreitet dort auf Kosten der Mannichfaltigkeit der Schöpfung vor. Es ist traurig daß dieser Racenuntergang planmäßig und absichtsvoll betrieben wird, denn daß Weiße und Rothe neben und mit einander leben können, beweisen die Zustände der Hudsonsbaygebiete. Die gewissenlosen Amerikaner vergiften trotz aller Verbote und trotz aller Maine-Liquor-Law-Heuchelei die Rothhäute mit Branntwein. Die Hudsonsbaygesellschaft verkauft kein Feuerwasser und darf um ihrer eigenen Sicherheit willen keinen Schnaps verkaufen, denn so wie man die Stämme dort an den Branntwein gewöhnen wollte, würden sie unzuverlässig, träge und treulos werden. Die Diener der Hudsonsbaygesellschaft durchziehen aber beständig vereinzelt das große Gebiet, und ihre Sicherheit, so wie das Gewerbe der Compagnie wären gefährdet und geriethen ins Stocken, so wie man die Moral der Rothhäute durch Branntweinschank vernichtete. Im Westen der Vereinigten Staaten leben die Stämme unter sich in beständiger Fehde und Feindschaft, und beschleunigen damit zum Vergnügen der bleichen Gesichter die Ausrottung ihrer Race. Die Hudsonsbaygesellschaft duldet keine solchen Fehden, und darf um ihrer selbst willen sie nicht dulden. Es herrscht dort Frieden, und der Indianer gewöhnt sich an einen geregelten Erwerb. Im Westen der Vereinigten Staaten wird die Jagd auf eine für gesittete Völker schamlose Art betrieben, d. h. sie ist zu einem Artenmord ausgeartet. Die rothen Indianer werden durch die Pelzhändler zur Erschöpfung des Wildstandes förmlich herausgefordert, während die weißen Jäger durch ihre Instrumente dem Wildstand unersetzliche Verluste zufügen; namentlich sind die Biberfallen, deren sie sich bedienen und welche viele Thiere tödten ohne daß der Jäger ihrer habhaft wird, völlig unwaidmännische Waffen. Man fragt auch nicht darnach ob man ein trächtiges Weibchen erlegt, denn ein Pelz ist so viel werth wie der andere. Umgekehrt beobachtet die Hudsonsbaygesellschaft eine waidmännische Politik. In ihren Comptoiren circulirt als Zahlungsmittel kein Geld, sondern eine mehr oder weniger ideale Werthseinheit, nämlich das Biberfell. Was der rothe Jäger an Jagdbeute abliefert, wird ihm nach Biberfellen taxirt, und für jedes ideale Biberfell bekommt er als Geld ein Stäbchen. Setzen wir den Fall er hat einen Zobelpelz gebracht und dieser ist nach der Taxe fünf Biber werth, so werden ihm fünf Stäbchen ausgehändigt, mit diesen fünf Geldzeichen geht er aus dem Comptoir in das Magazin und kauft dort was er braucht, Feuerwaffen, Munition, Aexte, Messer, wollene Decken, Tabak u. s. w. Nun ist es Maxime der Hudsonsbaygesellschaft gemeine Pelze über, seltene Pelze unter dem Werth zu zahlen. Würde sie nämlich die edlen Pelze preiswürdig kaufen, so möchten die Indianer diesen Thieren mit Vorliebe nachstellen und die Jagd auf die gemeinen Pelzthiere vernachlässigen, so daß im Laufe der Zeiten rasch die edleren Arten vertilgt seyn würden. Die Indianerstämme gehorchen der Hudsonsbaygesellschaft und müssen ihr gehorchen, denn durch Einführung der Feuergewehre haben die Indianer völlig den Gebrauch ihrer nationalen Waffen der Bogen und Pfeile verlernt. So wie die Compagnie ihnen keine Munition mehr lieferte, würden sie vollständig verhungern müssen, denn sie leben im Grunde nur von Pulver und Blei. Daß man mit den Indianern gute Geschäfte machen kann, auch wenn man sie nicht

mit Branntwein vergiftet, das beweist das Gedeihen der Compagnie. Ihr Gebiet und ihre Politik ist die einzige welche bisher ein Zusammenleben, ja eine ersprießliche Gesellschaft zwischen rothen und weißen Menschen möglich gemacht hat: der eine jagt, der andere hausirt mit Fabricaten.

Man hat der Hudsonsbay-Gesellschaft vorgeworfen, sie habe absichtlich ihre Handelslinien durch Wildnisse und Umwege gezogen, damit ein geographisches Dunkel ihr Treiben verhülle und die Neugierde abgeschreckt werde. Der Verdacht ist schlecht erfunden, denn aus Geheimnißthuerei wird keine Handelsgesellschaft ihre Spesen sich selbst vervielfachen. Die Hudsonsbay-Gesellschaft besitzt auf großen Räumen zerstreut einzelne „Forts," das heißt befestigte Magazine, wohin die rothen Jäger ihre Pelze und Felle gegen europäische Artikel abliefern. Diese werden auf drei großen Straßen den Magazinen zugeführt. Die Gewässer der Hudsonsbay reichen über den 60sten Breitegrad hinaus, und der Zugang zur Bay wird zehn Monate im Jahr durchs Eis geschlossen. Das Hauptdepot der Compagnie in der Hudsonsbay ist die Factorei York. Von dort gehen eigenthümliche Botenleute ins Innere. Diese Botenleute sind die bekannten und berühmten „Voyageurs," die mit unsern Commis Voyageurs den Namen und die Aehnlichkeit des Berufs gemein haben. Sonst sind es Leute aus Stahl, der abgehärtetste Menschenschlag europäischer Abkunft, Schiffersleute, Jäger, Lastträger, Soldaten und nebenbei Handelsleute in einer Person. Ihre Verkehrswerkzeuge sind indianische Rindenboote und Ruder, ihre Verkehrsmittel die Flüsse und Seen jener arktischen Niederungen. Ihre Frachten aufwärts nach den Factoreien sind ziemlich schwer, ihre Rückfrachten, kostbare Pelzwerke, vergleichsweise leicht. Die Schwierigkeiten ihrer Pfade bestehen in der Anzahl der sogenannten Portagen, womit im canadischen Französisch die Strecken gemeint sind wo die Voyageurs die Ruder in das Boot legen, dieses selbst aus dem Wasser heben und sammt der Fracht auf ihren Schultern über Land tragen, entweder um Wasserfälle zu umgehen, oder nichtschiffbare Flußstrecken zurückzulegen, oder Landengen von See zu See, oder Wasserscheiden von einem Flußgebiet zum andern zu überschreiten. Die physische Kraft der Voyageurs gränzt an das Unglaubliche, denn sie sollen 20 Stunden in jedem Tag entweder rudern oder marschiren. Von der Factorei York aus gehen die Voyageurs den Nelson River hinauf, wo sie 34 Portagen zu bestehen haben. Dann erreichen sie den, nur von Mai bis October eisfreien und für Kahnfahrt gefährlichen Winnipeg-See, an dessen südlicher Spitze die Red-River-Niederlassungen sich befinden. Die zweite Straße geht durch den Lorenz-Strom und die großen Seen zunächst nach der Factorei Fort William am Obern See. Von dort wird die Kette der Seen benutzt, unter denen der Regen- und der Holzsee die größten, und wo 64 Portagen zu bezwingen sind, bis die Red-River-Niederlassung erreicht wird. Der dritte und bequemste Weg würde den Mississippi hinauf nach den St. Anthonysfällen führen, von wo eine völlig ebene, im Sommer für Wagen, im Winter für Schlitten fahrbare Steppe nach dem Red-River führt. Jeder Reisende würde diesen Weg wählen, allein dem Handel der Hudsonsbay-Gesellschaft ist er durch den hohen Tarif der Vereinigten Staaten geschlossen.

Bis zum vorigen Jahre war die Hudsonsbay-Gesellschaft auch am pacifischen Ufer betheiligt. Sie hatte Niederlassungen auf der Vancouver-Insel und betrieb den Handel mit den Stämmen jenseits der Felsengebirge. Seit den Goldentdeckungen im Fraserflusse, die freilich nur viel Geschrei und wenig Wolle lieferten, hat man eine neue Colonie als Brittisch-Columbia gestiftet. Ist damit der Compagnie der äußerste Westen entrissen worden, so droht jetzt Canada mit einer Invasion des gesammten Compagnie-Territoriums. Es hat sich in Canada die Meinung verbreitet, es liege noch sehr viel gutes Ackerland westlich in den Compagnie-Gebieten, und der Auswanderungsstrom möchte sich auch dorthin lenken lassen, wodurch natürlich der Werth der Ländereien im Osten beträchtlich steigen müßte. Ferner träumt man schon viel von einer Eisenbahn nach dem Stillen Meere. So illusorisch es nun ist an eine Einwanderung in so rauhe Räume zu glauben, solange noch in den Vereinigten Staaten und im südlichen Canada fruchtbare Strecken Einöden bleiben, so ist doch jede Illusion die den Geldbeutel zu schwellen verspricht, schwer zu widerlegen. Genug, das canadische Parlament glaubt daß die Hudsonsbay-Gesellschaft der Landwirthschaft fruchtbare Flächen entziehe, und reclamirt unentgeltlich jeden Raum der zu Ansiedlungen dienen möchte. Die Hudsonsbay-Gesellschaft ist diesem Verlangen durch einen höchst billigen Vorschlag entgegengekommen. Sie erbot sich alles Land abzutreten, wo Canada Verkehrsmittel errichten, Plätze zu künftigen Ortschaften abstecken, kurz alle Vorarbeiten für eine bevorstehende Besiedelung vollendet haben würde. Dagegen widersetzte sich das canadische Parlament und besteht auf seiner alten Forderung ohne weiters, gleichsam von der Landkarte hinweg, Gebiete zu reclamiren. Unter Lord Palmerston trat Labouchere, der Colonialminister, auf Seiten der Hudsonsbay-Gesellschaft, unter den Tories verfolgt Sir Edward Lytton eine Politik im Sinne des canadischen Parlamen

Sollte nun wirklich die Auswanderung sich auf die Flächen des Red-River erstrecken, so würden jedenfalls die Ansiedler aus Minnesota, weiße Trapper mit ihrer vernichtenden Jagd, und Hinterwäldler von ächtem amerikanischen Schrot sich eindrängen, welche jene Gebiete dem Mutterlande entfremden müßten. Solange man die Hudsonsbay-Compagnie schalten läßt, hat man eine solche Invasion der Vereinigten Staaten nicht zu befürchten, denn das Monopol verhindert derartige Ansiedlungen. Dennoch scheint die Hudsonsbay-Gesellschaft geopfert werden zu sollen. Die Canadier mögen jetzt Billiges oder Unbilliges verlangen, die Engländer verweigern dem verhätschelten Kinde nichts mehr, weil eben die erste Weigerung die letzte wäre. Es ist merkwürdig in welchem Grade seit mehrern Jahren der nativistische Geist in Canada zugenommen hat. Besonders gefährlich aber sind die Schutzzollfaseleien, auf die jetzt jedermann in Canada schwört. Eben erst berichten die brittischen Blätter, daß das Colonialparlament fremde Bücher mit einem Zoll von zehn Procent belastet hat, ein wahrhaft ungeheuerlicher Schritt, der einer Prohibition der Intelligenz ganz gleich kommt! Wenn sich Canada mit einem Schutzzoll von zehn Procent gegen die englische Literatur wehrt, so ist diese Colonie für England schon verloren. Und dennoch glaubt man durch Nachgeben, durch Opfern, durch Streicheln und Hätscheln sich Canada, wenigstens auf der Landkarte, noch auf einige Jahre zu retten, und gibt ihm eine alte nützliche und ehrbare Gesellschaft preis, deren Geschichte fleckenlos ist und mit der jeder Freund der Humanität sympathisiren muß.

Die Halbinsel Corea, ihr gegenwärtiger Zustand und die katholischen Missionäre.

(Auszug aus einem in den Annales des Voyages enthaltenen Privatschreiben des Barons Chassiron.)

Vor zweiundzwanzig Jahren ließ sich ein Franzose, ein Priester der auswärtigen Missionen, Hr. Mabault, von einer chinesischen Dschunke, allein und ohne andern Führer als seinen Glauben und seine Thatkraft, an eine Küste setzen wohin die christliche Religion noch nicht gedrungen war, von der man aber, über China und Japan, wußte daß sie die eines sehr bevölkerten und reichen Landes sey: es war die Halbinsel Corea. Später schlossen sich ihm zwei andere Missionäre, die HH. Suibert und Chaston, an, unterstützten ihn in seinen apostolischen Bemühungen, und bildeten daselbst einen katholischen Kern, der jetzt, trotz der Verfolgungen, so bedeutend geworden ist, daß im Jahr 1847 bereits 768 Erwachsene die Taufe erhielten und 469 Katechumenen sich einschrieben ließen. Allein diese Erfolge waren theuer erkauft, und die Ermordung dieser drei ersten Missionäre, die im Innern des Landes hingerichtet wurden, bestimmte die französische Regierung nach diesem Punkt der chinesischen Meere, so entfernt er war, zuerst im Jahr 1846 den Contreadmiral Cécille, dann im folgenden Jahr eine Fregatte und eine Corvette, die Gloire und die Victorieuse, mit dem Auftrag abzusenden Genugthuung für das vergossene französische Blut zu fordern, und sodann, wo nicht einen Vertrag, doch mindestens Uebereinkünfte zur Sicherung der Zukunft der Missionäre abzuschließen. Sie erinnern sich ohne Zweifel des traurigen Schicksals dieser beiden Fahrzeuge, die an dieser unsern Seeleuten noch unbekannten Küste zu Grunde giengen, und deren Strandgüter — die von der coreanischen Regierung aus Furcht zwei Jahre lang aufbewahrt worden waren, da sie das angekündigte und verheißene Wiedererscheinen einer neuen französischen Expedition erwartete — an dem Tage verschwanden wo diese Regierung die Gewißheit erlangt hatte daß man auf eine weitere Expedition verzichtet habe. Es ist, meiner Meinung nach, gewiß zu bedauern daß man damals, aus Rücksichten deren Werth ich hier nicht erörtern will, und an die zu erinnern jedenfalls unnütz ist, eine übernommene Verpflichtung opferte, und auf die Frankreich sich darbietende so natürliche und rechtmäßige Gelegenheit verzichtete, mindestens einen Flaggenstock auf Corea aufzupflanzen; man hätte ihn später wieder ausreißen können, allein man würde wenigstens, in der Gegenwart wie in der Zukunft, viele Leben erhalten haben, wenn man dem Einfluß des französischen Namens einen Stützpunkt daselbst verschafft hätte.

Fragen welche eine zugleich geistige und materielle Bedeutung besitzen, scheinen daher, in gewissen Gränzen, Frankreich und Corea einander nahe zu bringen; wenigstens verhindern sie ein vollständiges gegenseitiges Fremdwerden.

Corea ist in acht Provinzen eingetheilt, welche, wie die chinesischen, von Mandarinen regiert werden. Die Regierungsform ist despotisch in der ganzen Bedeutung dieses Wortes; allein der König hat seinen Ministerrath, welcher alle Regierungsurkunden unterzeichnet. Die Krone ist erblich. Der König erkennt stets nur ein einziges männliches Kind an, und wenn der Thronerbe fehlt, haben die Minister die Obliegenheit einen zu finden, und ihn als rechtmäßigen Thronfolger zu verkündigen. Das coreanische Heer hat große Aehnlichkeit mit dem chinesischen, indem seine Organisation ebenso mangelhaft ist wie die des letztern; denn man kann eine Zusammenhäufung von Einzelnen aller Alter und aller Körpergrößen, ohne Führer, ohne Mannszucht, halbnackt, von denen jeder sein eigenes Gewerbe treibt, nur das eines Soldaten nicht, und deren Anzahl sich kaum auf 10,000 Mann bringen läßt, kein Heer nennen. Widerstand und Gefahr wären daher in Corea nicht vorhanden. Die Soldaten haben noch Luntengewehre, und in der Hauptstadt befindet sich, dem Bericht der Missionäre zufolge, eine unbewegliche Kanone.

Wie in China, haben auch hier die Mandarinen ihre Sicarier, zerlumptes, feiges und faules Volk, die Auswürflinge des äußersten Orients; sie dienen ihrem Herrn zur Stützung seiner Schultern wenn er aufsteht oder geht; sie tragen das Tigerfell, die Ketten und die Ruthen, die Zeichen der Würde ihres Herrn; gelegentlich versehen sie den Dienst von Bogenschützen, Henkern rc. Bei Hinrichtungen verüben sie die unerhörtesten und abgefeimtesten Grausamkeiten: sie schlitzen ihren Opfern bei noch lebendigem Leibe den Bauch auf, oder begraben sie nur halb, und setzen den obern Theil des Körpers der Gluth der Sonnenstrahlen und den Stichen der Insecten aus; oder sie lösen mit gräßlicher Geschicklichkeit deren Glieder ab, und suchen vor allem den Todeskampf der Unglücklichen zu verlängern.

Nach den dem König vor einigen Jahren vorgelegten Zählungsergebnissen betrug die Gesammtbevölkerung Corea's 7,342,361 Seelen; allein bei der Mangelhaftigkeit des Civilregisters läßt sich, sagt man, die wahre Ziffer auf acht oder neun Millionen schätzen. Der coreanische Adel scheint, was die Mißbräuche betrifft, alles hinter sich zu lassen was derartiges in derselben Classe auf Japan vorkommt. Ob ein Edelmann reich oder arm ist, ob er öffentliche Aemter bekleidet oder nicht, ist gleichgültig — er ist Edelmann und alles beugt sich vor ihm. Er kann Anlehen machen und sie nicht wieder erstatten, kaufen und nicht bezahlen, was gar häufig vorkommt — jeder Anforderung setzt er seine Adelstitel entgegen; er steht über dem Volk, ist den Gesetzen nicht unterworfen, und mit unverletzlichen und übermäßigen Vorrechten ausgestattet; man darf in seiner Gegenwart nicht rauchen; auf den Straßen muß man ihm Platz machen, vor seinem Hause vom Pferd steigen. Es gibt verschiedene Adelsgrade, und wenn ein Edelmann eine Frau aus dem Volke heirathet, so werden die einer solchen Ehe entsprossenen Kinder einem niedrigern Adelsgrad eingereiht.

Das Volk ist in Corea das einzige ernste Element; nur auf dieses vermag die Zukunft einige Hoffnungen zu gründen. Wie überall, bebaut es auch hier den Boden, webt, fabricirt, und liefert allen Classen der Bevölkerung ihre Bedürfnisse. Der Coreaner ist von mittlerer Größe, kräftig und offenen Charakters; obwohl ein großer Freund der Ruhe, widmet er sich doch eifrig den härtesten Arbeiten. Sehr lebhaften Temperaments, kann er in schrecklichen Zorn gerathen, und dann wird er grausam; allein er ist der Anhänglichkeit empfänglich. Was also seine Eigenschaft betrifft, so steht er weit über dem Chinesen. Er trägt Kleider von Baumwollenzeug und weißem Garn, leichte während des Sommers, mit Pelz besetzte während des Winters, und obwohl er sein eigener Fabricant ist, und dabei keine großen Kosten hat, kauft er doch ziemlich viele europäische Stoffe, die er, wie alle andern Erzeugnisse des Abendlands deren er bedarf, zumeist aus Peking bezieht.

Die Sklaven sind das ausschließliche Eigenthum ihrer Herren, die nach Gutdünken über dieselben verfügen können und ihnen gegenüber das Recht über Leben und Tod besitzen. Wie es scheint, können sie in gewissen vom Gesetz vorgesehenen Fällen die Freiheit erlangen; allein

die genauere Kenntniß der Verhältnisse dieser Classen der coreanischen Gesellschaft fehlt uns; sie sind, so zu sagen, bei den Edelleuten eingesperrt, zu welchen die Europäer nicht zu dringen vermögen.

Auch die Frauen sind Sklaven, wenigstens bei den Reichen, welche deren so viele besitzen als sie kaufen oder ernähren können. In Gemächern, wohin kein Fremder oder Freund je dringen kann, auf das strengste bewacht, kommen sie, in geschlossenen Tragsesseln, und nie ohne Erlaubniß des Gatten oder vielmehr Herrn, nur sehr selten heraus um ihre Eltern zu besuchen oder auf dem Grabe der Verstorbenen zu beten. Beim Volke genießen die Frauen größere Freiheit; in keiner Familie aber betrachtet man die Mädchen als Familienmitglieder; auch besitzen sie kein Erbrecht. Der Vater verheiratet oder verkauft sie nach Gutdünken, und nach seinem Tode gehen dieselben Rechte auf den ältesten Sohn über; nach diesem auf den nächsten Erben. Die männlichen Kinder dagegen sind der Gegenstand der vollen Zärtlichkeit der Familie; sie werden halb vergöttert, und — was kaum glaublich wäre wenn es nicht durch den Mund eben so frommer als wahrheitsliebender Personen bezeugt würde — die Frauen stillen ihre Söhne oft bis zu dem Alter von acht oder zehn Jahren, und nicht selten sieht man einen dicken und großen Buben seine Mutter umwerfen um sich an ihren Busen zu stürzen und seinen Durst zu stillen.

Vor ungefähr fünf Jahrhunderten wurde in Corea die Baumwolle aus China eingeführt, und jetzt bildet sie, neben dem Reis, den Hauptculturzweig und den Reichthum des Landes. Der Weizen und andere Cerealien, so wie die europäischen Gemüse, sind dort zwar bekannt, aber ausgeartet und von geringerer Güte. Im südlichen Theil der Halbinsel, wo die Kälte nie sehr streng ist — der mittlere Thermometerstand ist 15—20° Réaumur unter Null während der härtesten Winter — gedeihen Birnen, Aepfel, Pfirsiche und selbst Trauben in Fülle, allein sie sind geschmacklos. Der Wein der Rebe ist dort unbekannt; die Bewohner ersetzen ihn durch ein aus verschiedenen gegohrenen Körnern bereitetes Getränk, wie man dieß auch in andern Theilen des äußersten Orients findet. Dagegen wächst der Tabak wundervoll, und wird zu niedrigem Preise verkauft. Corea macht indeß nur mit China und Japan einen Handelsgegenstand daraus, und zwar bloß zu bestimmten Zeiten und an gewissen vorgeschriebenen Punkten seines Gebiets. Unsere Hausthiere kommen in Corea ebenfalls vor, werden aber anders verwendet als bei uns: so z. B. dient der Ochse nur zur Bestellung der Felder und zum Tragen der Lasten, nie zur Nahrung; in China und Japan ist es ebenso; während das Pferd, obwohl kleinen Wuchses, aber stark genug um dem Ackerbau und der Industrie gute Dienste leisten zu können, diesen Erwerbszweigen gänzlich fremd bleibt: es dient nur als Auszeichnung des Adels oder als Luxusgegenstand.

Das Innere Corea's soll sehr reich an Gold-, Silber-, Eisen-, Kupfer- und Steinkohlen-Minen seyn; allein die Regierung gestattet bloß den Betrieb der Eisen- und Kupferminen, und bedient sich des in Corea sehr schwunghaften Volksaberglaubens, um die Minen der kostbareren Metalle, deren ausschließliches Monopol sie für sich behalten will, unter die Obhut der bösen Geister zu stellen, und wie es scheint, hat dieses Mittel, so naiv es ist, seinen Zweck bis jetzt vollkommen erfüllt.

Alljährlich, zur Zeit des chinesischen Neujahrs, schickt der König von Corea eine Gesandtschaft und Geschenke nach Peking: heutzutage, wo die Halbinsel Corea thatsächlich unabhängig von China ist, kann man dieß nicht mehr wie früher als einen Tribut betrachten, den man an das Reich der Mitte bezahlt, sondern es ist einfach eine Art politischer Huldigung.

Was die Künste betrifft, so läßt sich mit ziemlicher Wahrheit sagen daß Corea für China das ist was China für Europa. Die ganze Wissenschaft des Coreaners beschränkt sich auf die Erlernung einiger chinesischen Buchstaben. Die coreanische Sprache hat eine alphabetische Schrift, welche, selbst in ihrer Rohheit, den achtzigtausend chinesischen Charakteren weit vorzuziehen wäre; allein sie wird gänzlich vernachlässigt, und alle Jahre schickt die Regierung eine zweite Gesandtschaft nach Peking um dort den Kalender für das folgende Jahr zu holen — die Reise dauert drei Monate.

Der Zug der Wandervögel über die Pyrenäen.

(Aus dem Ami des Sciences.)

Zwischen dem Mittelmeer und dem Ocean hingelagert, sind die Pyrenäen eine natürliche Station der Ruhe für die Schwärme der Zugvögel, welche ihre jährlichen Wanderungen gegen Norden oder Süden richten, und namentlich ist es die westliche Kette, die, weniger hochansteigend und weniger unfruchtbar, von diesen Gästen, deren Mannichfaltigkeit in Instinct, Gesang und Gefieder sie dem Beobachter so interessant macht, zur Passage mit Vorliebe erwählt wird.

Als Boten des Frühlings streifen, leichten Fluges die Wellen berührend, die Meerschwalben den Flußthälern entlang; ihnen folgen die See- und Landmöven, die Seescheeren, welche ihre Nester den Untiefen und Felsenbänken des Oceans anvertrauen; und so wie das erste Grün die Haiden überzieht, kommt auch der Wiedehopf gestrichen und singt, wobei er die Federn seines hübschen Schopfes emporsträubt. Und noch prangen die Wälder nicht im grünen Schmuck des Laubes, so ist auch der Kukuk schon da und läßt die beiden Noten seines monotonen Gesanges weithin vernehmen.

Mit den ersten Sommertagen kommen die Goldammern angezogen, die es in fröhlichem, melodischem Pfeifen den Amseln zuvorthun wollen; die Geier, welche der Winter vertrieben, kehren schaarenweise zu ihren Wäldern zurück; hoch erhebt sich mit seinen weiten Flügeln, die ausgespannt selbst breiter sind als die des großen Adlers, der Bartgeier gewaltigen Fluges in die Lüfte, während der kahlköpfige Arrian in die Tiefen der Bergschluchten niedersteigt, um hier über die tosenden Wasser hinzustreifen.

So wie sich der Sommer zum Herbst neigt, da erscheinen die Feigdrosseln, die Staare, die Drosseln, die Wachteln, und wenn dann noch später der Ginster goldig leuchtet, da streifen auch schon den gelb gewordenen Büschen entlang die Nachtigallen, die Hänflinge, die Distelfinken und alle andern Familien der Singvögel in zahlreichen Haufen

hin; sie rufen weithin hörbar ihre Cameraden zum Appell, und wenn sie sich dann zusammengeschaart, da lassen sie mit erhöhten Stimmen und in Chören noch ihre Abschiedslieder ertönen, um darauf in weiten Fernen einen andern Frühling und eine andere Heimath zu suchen.

Die blaue Meertaube, die in der iberischen Kosmogonie eine so große Rolle spielt, erscheint erst im September in den Pyrenäen. Nichts gleicht der Raschheit ihres rauschenden Zuges, und es ist unmöglich sich von dem Lärm den diese Vögel machen, wenn sie in den großen Buchenwäldern zu Tausenden sich niederlassen, eine Vorstellung zu bilden. Die Gebirgsbewohner halten scharfe Jagden auf sie und zwar mit ungeheuren Netzen, welche an den Thaleingängen ausgespannt werden. Je nach der Wahl der Jagdorte und der Gewandtheit der Jäger fällt diese Jagd mehr oder minder glücklich, aber doch immer so gewinnbringend aus daß jedes Netz als ein höchst werthvolles Eigenthum gilt.

Von Raubvögeln hat die blaue Taube nur den Sperber und den Bergfalken zu scheuen, denn die Raschheit ihres Fluges schützt sie vor den andern. Der Sperber steigt senkrecht auf und stößt dann auf sein Opfer nieder, das er mit seinem scharfen Schnabel und seiner knochigen Brust schlägt; von ihrem Instinct geleitet, weichen die Tauben seinem Angriff aus, indem sie rasch ihren Flug senken. Auf dieser Wahrnehmung beruht auch die Jagd mit den Netzen. Die Jäger postiren sich im Umkreise von tausend Ellen auf den Hügeln in der Nähe der Netze; ihre Waffen sind weiße, die Form eines Sperbers vorstellende Federbälle. So wie nun ihren scharfen Augen das kaum bemerkbare Erscheinen einer Wolke am fernen Horizont einen Zug Tauben ankündigt, der oft erst nach 20 Minuten am Platz eintrifft, so benachrichtigen sie sich wechselseitig durch Zurufe und Signale, und werfen dann ihre Federbälle mit solcher Geschicklichkeit in die Höhe daß sie selten verfehlen, den Zug der Tauben in die für diese verhängnißvolle Richtung zu bringen. Der Moment des Triumphes für die Jäger ist aber gekommen, wenn die furchtsamen Vögel in enggedrängter Colonne, und in betäubender Raschheit des Fluges, welche der Schrecken veranlaßte, in das Bereich der Netze niederstürzen, die dann über ihnen zusammenfallen und sie einhüllen. Alle lebendig gefangenen Tauben werden sofort verkauft und in Käfige gesteckt, um den Winter hindurch als gute Speise den Tisch des Gebirgsländers zu zieren. Jene, welche man im Herbst ißt, werden zu andern Zeiten mit Lockvögeln, denen man die Augen ausgestochen, angezogen und geschossen.

Das Erscheinen der Zugvögel in einer Gegend ist durch die Reife der Früchte, von denen sich jede Art nährt, bedingt; so kommen die einen zur Ernte, andere zur Weinlese. Die Arrieregarde der Wandervögel bilden die Kraniche; da sie ihren Flug über den Luftregionen nehmen, welche der Adler unsicher macht, so passiren sie ungehindert. Einen Theil des Winters hindurch verweilt der wilde Schwan, die Wildgänse und Wildenten, der Storch, der Reiher, die Trappe und die Kriechente in den Pyrenäen.

Neue Beiträge zur Geschichte der Entdeckung Amerika's.

(Vom Herausgeber.)

II.

Die von der Münchener Akademie veranstaltete Ausgabe alter unbekannter Karten aus der Zeit der Entdeckung besorgten Fr. Kunstmann und G. M. Thomas, und der erstere hat uns noch einen Commentar und eine Arbeit über die Entdeckung Amerika's geliefert. [1] Das andere Festland konnte auf drei verschiedenen Wegen von der alten Welt aus entdeckt werden, und ist auf allen dreien entdeckt worden. Entweder nämlich mochten nordische Seefahrer über die Faröer nach Island, von Island nach Grönland, von Grönland nach Labrador übersetzen, oder endlich man fand die weit ins atlantische Meer hinausgestreuten Inselgruppen, die Canarien, Madeira, die Azoren und die Grünen Inseln, welche als erste Etappe den Weg nach dem jenseitigen Rande der atlantischen Spalte kürzten, oder endlich man begann die Küstenschifffahrt, um Afrika bis nach Indien auszudehnen, in welchem Fall nothwendig früher oder später ein Seefahrer, der sich westlich von Sierra Leone hielt, von dem atlantischen Aequatorialstrom erfaßt und, ohne daß er es merkte, nach der weit gegen die alte Welt vordringenden Ecke des südamerikanischen Festlandes getragen werden mußte, wie dieß bereits Cabral, dem Nachfolger Vasco da Gama's, auf der zweiten Seefahrt (1500) nach Indien begegnete. Je genauer wir also die Geschichte vor der Entdeckung kennen lernen, desto mehr befestigt sich die Ueberzeugung daß die Zeit gereift war wo der Schleier von dem andern Festland fallen mußte, daß auch ohne Colons Plan sicherlich das 16te Jahrhundert schon frühzeitig Amerika gefunden hätte womit aber durchaus der Ruhm des Genuesers nicht geschmälert wird, denn sein Verdienst besteht in der absichtsvollen Entdeckung neuer Seewege, und seine That beschleunigte die Begebenheiten um einen kostbaren Zeitraum.

Fr. Kunstmann hat daher der vorbereitenden Entdeckung oder Wiederaufsuchung der atlantischen Inselgruppen sehr genaue Untersuchungen mit Benutzung sämmtlicher jetzt vorhandenen Quellen gewidmet, und er bestätigt, gestützt auf das urkundliche Zeugniß älterer Karten, daß die Canarien, und nicht bloß diese, sondern auch Madeira und die Azoren, von italienischen Seefahrern, und zwar die Canarien seit dem Ende des 13ten, ganz sicher seit dem Beginn des 14ten Jahrhunderts, die andern Gruppen aber lange vor der Zeit gefunden worden waren, als die Portugiesen unter Heinrich dem Schiffer das Werk ihrer glänzenden Entdeckungen antraten. Dieses Ergebniß ist wichtig, weil portugiesische Gelehrte nicht gern einwilligen daß schon vor ihnen europäische Nationen, namentlich Italiener, um atlantische Entdeckungen sich verdient gemacht hätten. Keine seefahrende Nation, nicht einmal die Spanier, können ihre nautischen Verdienste um Entdeckung fremder Küsten und Gewässer mit den portugiesischen messen; aber wie schon Barros von seinem eigenen Volk bemerkte, ein kleines Verdienst der Fremden ärgert die Portugiesen mehr als ihr eigener überwältigender Ruhm, und so werden sie immer streiten daß die Azoren und Madeira früher von Italienern gesehen worden seyen.

[1] Die Entdeckung Amerika's mit einem Atlas bisher ungedruckter Karten. München 1859.

Nach dem Tode Colons, wo man alte Schiffersagen begierig aufsuchte und eine Menge alberner und abgeschmackter Märchen Umlauf fanden, hieß es auch, es sey auf der azorischen Insel Corvo eine Reiterstatue gefunden worden, die mit dem rechten Arm hinübergewiesen habe nach der neuen Welt. Zu diesem Denkmal habe eine in den Felsen eingehauene Inschrift gehört, welche die damaligen lateinischen Gelehrten nicht entziffern konnten. Neid und Mißgunst setzten dann hinzu, der Gebärde dieser Steinfigur habe Christobal Colon die Offenbarung der andern Welt zu verdanken gehabt. Wahr ist daran nur daß ein solches Denkmal auf Corvo stand, daß König Dom Emanuel einzelne Fragmente des Steinbildes nach Lissabon bringen ließ, und später von der Inschrift ein Wachsabdruck 1529 genommen wurde. Für diese Thatsachen verbürgt sich der genaue und gelehrte Geschichtschreiber Damiao de Goes mit dem Zusatz, daß die unleserlichen Buchstaben von Normannen herrühren könnten, also Runen gewesen seyn möchten.

Diese Vermuthung macht dem Geschichtschreiber Ehre, denn an Alter stehen allen seefahrenden und entdeckenden Völkern die Normannen jedenfalls voran. Wir finden ihre Ansiedlungen in Grönland schon 982, und gerade zur Zeit wo unter diesen Heiden in Island zuerst das Christenthum gepredigt wurde, nämlich um das Jahr 1000, entdeckte Leif, der Sohn Eriks, des Rothen, das Steinland (Helluland, Labrador), das Waldland (Markland, die Gestade der S. Lorenzbay) und das gute Weinland (Vinland, Küste der nichtsklavenhaltenden Vereinigten Staaten). Dort und zwar in großer Nähe von New-York wurde im Jahre 1002 eine normännische Colonie gegründet, aber schon im dritten Jahre wieder aufgegeben, weil man Händel mit den Eingebornen bekam. Ob nun diese Küsten fortdauernd im 11ten Jahrhundert besucht wurden, darüber fehlen Zeugnisse. Doch hat man Urkunden darüber daß im 12ten und 13ten Jahrhundert normännische Seefahrer die Küsten der Davisstraße und der Baffinsbay besuchten. Die letzten Nachrichten daß ein normännisches Schiff nach dem Festlande von Nordamerika und zwar nach Markland fuhr, stammt vom Jahre 1347. Nachrichten von diesen Entdeckungen haben sich frisch durch alle Zeiten bis auf den heutigen Tag in Island erhalten. Sie drangen auch nach Deutschland, denn Adam von Bremen kannte diese Entdeckungen „nach zuverlässigen Erzählungen der Dänen.“ Die Entdeckungen wurden auch nicht vernachlässigt, denn wir hören daß 1476 Johann Szkolny (Scolnus, Scolvus, Scolvo), ein Pole, der damals im Dienste des Königs Christian II von Dänemark stand, im Jahre 1476 oder 1477 (wahrscheinlich 1476—77) eine Entdeckungsreise mit normännischen Seeleuten über Island und Grönland hinaus bis nach Estotiland, d. h. in der geographischen Sprache jener Zeit nach einer von Island und Grönland westlich gelegenen Küste, unternommen habe, und zwar in Begleitung des wahren Wiederentdeckers des Festlandes von Amerika, Sebastiano Gabotto oder Cabot. Alex. v. Humboldt (Krit. Unters. Bd. 1. S. 396) bemerkt daß er sich über die Reise des Szkolny kein Urtheil erlauben dürfe, und daß Gomara (1553) der älteste Schriftsteller sey der ihrer gedenke. Merkwürdig ist es daß weder Hr. v. Humboldt noch Kunstmann sich erinnern daß, wenn diese Fahrt wirklich stattgefunden hat, Cristobal Colon selbst ein Zeuge gewesen seyn muß. Das ist nämlich als historisch erhärtet zu betrachten daß der Entdecker von Amerika im Februar 1477 auf einer arktischen Fahrt sich befand, die nach Gewässern im Westen von Island sich erstreckte. Colon hielt sich in Island 1477 auf, er mußte also mindestens von der Fahrt des Szkolny erfahren haben, wenn er nicht selbst daran Theil nahm. In einer Stelle seiner Schriften sagt er nämlich selbst: „Im Februar 1477 segelte ich 100 Leguas über Tile hinaus, dessen Südküste vom Aequator 73° und nicht 63°, wie etliche wollen, entfernt ist, und ebenso wenig innerhalb des Meridians liegt welcher den Westen des Ptolemäus einschließt, sondern um vieles weiter gegen Westen. Die Engländer, namentlich Capitäne von Bristol, besuchen diese Insel, welche so groß ist wie England, sehr häufig. Als ich mich dort aufhielt, war das Meer nicht gefroren, obschon die Fluthen so stark sind, daß sie 26 Brassen steigen und ebenso viel fallen.“ Die Schwierigkeiten dieser Stelle haben schon manchen Kopf auf die Probe gestellt, doch wissen wir aus isländischen Quellen daß der Winter von 1476 bis 77 besonders mild war, und dürfen gar nicht mehr zweifeln daß wegen dieser meteorologischen Besonderheit Colons isländischer Aufenthalt nur in das Jahr 1477 fallen kann. Daß er unter dem Ptolemäischen Tile (Thule) Island meint trotz seiner falschen Breitenangabe, folgt aus der Bemerkung daß es häufig von Kaufleuten aus Bristol besucht werde, mit welchen auch, wenn er damals zugegen war, Sebastian Cabot (Gabotto) gekommen seyn muß. Colon sagt deutlich er sey 100 Leguas über Tile hinausgefahren, also gegen Westen oder Südwesten. Dieß war keine Handels-, sondern jedenfalls eine Entdeckungsfahrt. Daraus ergibt sich ferner daß Colon entweder an Szkolny's Fahrt Theil genommen habe, oder daß ein Jahr später von Island aus, auf Szkolny's Spuren, eine zweite Expedition in der nämlichen Richtung abgegangen wäre, was zwar möglich, aber doch nicht wahrscheinlich ist. Dem sey nun wie immer, es genügt uns schon zu wissen daß in der Zeit von 1476 oder 1477 oder 1476—1477 Schifffahrten von Island nach dem nördlichen Amerika stattfanden. Daß also der Entdecker des tropischen Amerika von der Küste eines Landes oder Festlandes im Westen von Island wissen mußte, kann gar nicht bestritten werden.

Und dennoch hatte diese Kenntniß wenigen, wenn überhaupt einigen Zusammenhang mit seinen spätern Planen. Recht entschieden kann man aber darüber nicht eher sprechen als bis man das Geburtsjahr des Entdeckers genau kennt. Er ist nämlich entweder 1436 oder 1456 geboren. Für beide Zahlen gibt es Beweise; wir persönlich halten die für 1456 als die entscheidenden, doch müssen wir offen gestehen daß sie nicht alle Zweifel beseitigen. Zur Zeit der isländischen Fahrt war Colon also entweder 41 oder 21 Jahre alt. Im ersten Falle müssen wir uns denken daß der Plan den Weg nach Indien zu suchen schon damals ihn bewegte, und daß er sich mit diesem Gedanken an jene isländische Expedition anschloß, deren Ergebniß für ihn von negativer Wichtigkeit seyn mußte, insofern er dabei die Ueberzeugung gewann daß der westliche Seeweg nicht über den europäischen Norden, sondern unter der Breite der Canarien gesucht werden müsse. War er aber erst 21 Jahr alt, so muß man sich sagen daß jene Entdeckungsfahrt vermuthlich den Trieb seines Zeitalters in ihm erweckte, und er erst nach seiner Rückkehr und, namentlich seitdem er auf den Azoren gewesen war, seine großen Plane faßte. Daß Colon über die alten Entdeckungen der Normannen im Westen von Island unterrichtet war, ist nicht nur möglich, sondern erscheint beinahe unvermeidlich. Allein darin ist auch Kunstmann den von Humboldt und kürzlich von uns ausgedrückten Ansichten beigetreten daß diese Kenntniß auf seinen spätern Anschlag keinen Einfluß hatte. Nach seinen geographischen Vorstellungen konnte das Steinland, das Waldland und das gute Weinland nichts anderes seyn, als eine nördliche Küste Katbais, als der Ostrand der „Tatarei.“

Er aber wollte nach dem südlichen Kathai, nach dem chinesischen Hafen Quinsay (Tsuen-tscheu-fu), den er unter der Breite der canarischen Inseln suchte. Auch dachte er bei der Ueberfahrt sicher daran die große und reiche Insel Zipangu des Marco Polo, das heißt die von den Chinesen so genannte Ostinsel (Dschepen, Japan und nach venetianischer Schreibart Zipan) zu finden. Also ist es klar daß wenn er die isländischen Sagas der Entdeckungen kannte, er trotz dieser Kenntniß den Weg nach Indien doch nur unter dem Parallel der Canarien suchte.

Es ist bekannt daß Colon Portugal zuerst seine Anträge machte, und als sie verworfen wurden, diesen Staat im Jahr 1484 verließ. Sowohl vor dieser Zeit als nachher sind oder scheinen drei verschiedene Versuche zur Entdeckung von Land im Westen gemacht worden zu seyn. Don Fernando Colon erzählt daß ein gewisser Diego de Tiene eine Fahrt zur Aufsuchung einer Insel Antilia oder Antiglia (von der unsre heutigen Antillen ihren Namen haben) unternommen hatte. Als Pilot oder Steuermann diente ihm Pedro de Velasco, und dieser Seemann erzählte dem Admiral Don Cr. Colon im Kloster La Rabida bei Palos daß ihre Fahrt sich auf 150 Meilen gegen Südwesten in das atlantische Meer erstreckt, daß sie zwar nicht die Lock-Insel Antiglia, wohl aber auf der Rückkehr die Insel Flores, also die äußerste westliche Gruppe der Azoren entdeckt hätten. Der Bischof Las Casas, ein historischer Gewährsmann ersten Ranges, setzt die Fahrt in das Jahr 1442. Sehr glücklich hat nun Kunstmann die Bestätigung der Thatsache durch portugiesische Urkunden, nämlich einen Schenkungsbrief Affonso's V vom Jahr 1474 bestätigt. Der Name Tiene hat weder portugiesischen noch spanischen Klang, und in der Geschichte der Azoren ist kein Mann dieses Namens bekannt, wohl aber ein Diego de Teyve (dessen Name, Teive geschrieben, sehr leicht durch Schreibfehler in Tiene übergehen konnte), den jene Urkunden als den Entdecker der Inseln as foreyras (die Verpfändeten) nennen, und die Kunstmann mit Recht als die Floresgruppe der Azoren bezeichnet. Weit interessanter ist eine Unternehmung, die wie die beabsichtigte Entdeckung eines andern Welttheils klingt. Ferdinand Dulmo, ein Flamländer oder Franzose, hatte auf der Azoren-Insel Terceira bei Quatro Ribeiras eine Niederlassung gegründet. Nun hat ein portugiesischer Gelehrter Senhor Freitas vor 13 Jahren Urkunden vom Jahr 1486 entdeckt, aus welchen sich ergibt daß jener Dulmo und Joham Affonso, ein Pflanzer von Madeira,[1] eine Gesellschaft geschlossen hatten, um in Gemeinschaft mit einem deutschen Ritter „eine große Insel oder das Festland“ im atlantischen Westen zu entdecken. König Johann II bestätigte am 4 August 1486 diesen Vertrag und schenkte den Unternehmern ihre künftigen Entdeckungen. Kunstmann bemerkt daß die portugiesische Geschichte nichts von einer Ausführung dieses Unternehmens wisse, aber jedermann sieht daß schon die Absicht und die Vorbereitungen historisch wichtige Thatsachen sind. Es war damals zwei Jahre her daß Colon Lissabon verlassen hatte und sechs Jahre bevor er unter spanischer Flagge seine große Entdeckung ausführte. Daß jene portugiesische Expedition aber wahrscheinlich ausgelaufen sey, hat der Verfasser schon früher[2] ausgesprochen. Der Sohn des Entdeckers von Amerika, Don Fernando Colon, und Las Casas erwähnen nämlich etliche vorgängige Versuche in atlantische Fernen zu dringen. Ein galicischer Seemann Pedro de Velasco wollte auf einer Fahrt nach Irland im Westen Land gesehen haben, und hielt es für dasselbe welches ein gewisser Hernan Dolinos oder Dolino habe aufsuchen wollen. Der portugiesische Fernao Dulmo und Hernan Dolino (Schreibfehler statt Dolmo) scheinen die nämlichen Personen zu seyn. Uebrigens wurden gerade um jene Zeit unter portugiesischer Flagge noch andere Versuche gemacht gegen Westen vorzudringen. Wie Don Fernando Colon sehr glaubwürdig berichtet, waren es nicht sowohl Zweifel an der Richtigkeit des Planes und der Fähigkeit des Mannes, welche den König Dom Joao II bestimmten Colons Anträge zurückzuweisen, sondern der Entdecker verlangte einen ganz ungewöhnlichen Finderlohn, der in gar keinem Vergleich zu den üblichen Belohnungen verdienstvoller Seeleute stand (porque ... el Almirante ... capitulaba con gran honor i ventaja para dejar su memoria i la grandeça de su casa). Um nun diese lästige Prämie nicht zu gewähren, wurde während der Unterhandlungen ein Schiff heimlich gegen Westen geschickt, welches nach einer atlantischen Irrfahrt verdrossen nach den capverdischen Inseln umkehrte.

Je mehr sich jene Zeiträume mit einzelnen Thatsachen füllen, desto deutlicher wird die Ueberzeugung daß der Drang nach Westen über das atlantische Meer, und die Hoffnung dort Küsten zu finden außerordentlich populär waren. Man wird es daher der Untersuchung werth halten, wenn die Portugiesen sich rühmen daß schon im Jahr 1464 einer ihrer Seefahrer, Joao Vaz Cortereal, einen Theil von Nordamerika, die später sogenannte Terra do Bacalhao entdeckt habe. Das Wort Bacaljau ist modern in der portugiesischen Sprache. Nach dem Zeugniß des Peter Martyr aus Anghiera entstand der Ausdruck erst nach Cabots Fahrt, welcher behauptete, die Eingebornen Neufundlands hätten den Stockfisch Bacaljau genannt. Also konnte der Ausdruck nicht im Jahr 1464 schon existiren, und die Angabe daß Joao Vaz eine terra do bacalhao entdeckt habe, sagte weiter nichts, als daß er nach einer stockfischreichen Küste gefahren sey. Kunstmann hat überdieß erinnert daß das Wort Cabeljau schon in einer flandrischen Urkunde aus der ersten Hälfte des 12ten Jahrhunderts vorkommt, und Bacaljau eine reine Umstellung von Cabeljau sey. Damit ergibt sich die Unrichtigkeit von Peter Martyrs Behauptung, daß das portugiesische Wort für Stockfisch aus einem nordamerikanischen Indianerdialekt aufgelesen worden sey. Früh im Anfang des 16ten Jahrhunderts wurde aber das Bacalhaos Land ein geographischer Begriff, bald für eine kleine Insel, bald für sämmtliche Küsten Neufundlands, oder eines Theils von Canada. Daß ein Joao Vaz Cortereal Neufundland vor 1464 besucht habe, dafür verbürgt sich nur Cordeyro, ein Geschichtschreiber der Azoren aus dem 17ten Jahrhundert, und beruft sich dabei auf eine königliche Schenkungsurkunde dd. Evora 2 April 1464, worin aber keine Sylbe steht daß Joao Vaz das Bacalhaoland besucht, oder daß er überhaupt etwas entdeckt habe. Nun schöpfte Cordeyro aus einem älteren Geschichtschreiber, Gaspar Fructuoso, († 1591), dessen Schriften aber noch nicht gedruckt sind. Kunstmann hat deßhalb in Portugal nachforschen lassen ob der handschriftliche Fructuoso Aufschlüsse über jene Angaben Cordeyro's enthalte, allein die Untersuchung fiel verneinend aus, mit dem Bemerken jedoch daß keines der zu Rathe gezogenen Exemplare vollständig sey. Es ist jetzt an den Portugiesen entweder die Belege jener Reise aufzusuchen, oder ihre An-

[1] Vielleicht ist dieß derselbe Mann von dem Colon in seinem Tagebuch (Navarr. I. p. 5) erzählt, es sey im Jahe 1484, als er sich noch in Portugal aufhielt, ein Bewohner von Madeira nach Lissabon gekommen und habe den König um ein Patent zur Entdeckung eines Landes im Westen gebeten, dessen Küste er beständig am Horizont schweben zu sehen glaubte.

[2] S. meine Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen. S. 617.

sprüche fallen zu lassen. Im Atlas des Vaz Dourado (1571 u. 1580, Bl. XI der Münchener Abdrücke) wird ein Golfo de Joao Vaz und eine Terra de Joao Vaz (57° Br.) bezeichnet. Ob dieser Joao Vaz gerade ein Cortereal, und jener Cortereal des Cordeyro gewesen seyn müsse, ist freilich sehr fraglich. Historisch erwiesen ist es jedoch daß Gaspär Cortereal, der Sohn jenes Joao Vaz, im Sommer 1500 auf Entdeckungen auslief. Zwar waren damals bereits Theile von Nordamerika 1497 unter englischer Flagge von John und Sebastian Cabot entdeckt worden, und diese Entdeckungen trugen bereits spanische Piloten (Juan de la Cosa) im Jahre 1500 auf ihre Karten ein; dennoch ist es auffallend daß Gaspar Cortereal nach dem hohen Norden Amerika's, nach Nordnordwesten auslief, ungefähr in der nämlichen Richtung wo sein Vater vor 1464 gewesen war, wenn er wirklich eine Stockfischküste, vermuthlich Island, das damalige Stockfischland par excellence besucht hatte. Gaspar fand ein Land welches er terra verde, Grünland hieß, angeblich wegen seiner frischen Vegetation, wie Damiao de Goes wohl nur aus eigenem Vermuthen hinzusetzt. Daß diese Terra verde das von den Normännern sogenannte Grünland (Grönland) gewesen sey, ergibt sich aus einem Bericht über Cortereals zweite Fahrt. Von der ersten heimgekehrt, gieng nämlich Gaspar im nächsten Jahr mit zwei leichten Schiffen nach Westnordwesten, wo er eine mit Nadelwald bekleidete Küste auf 150—175 geogr. Meilen verfolgte. Nach den Beschreibungen von Land und Einwohnern ergibt sich daß er entweder an der Küste von Canada oder an der Neufundlands und Labradors hinauffuhr. Aus den Mündungen großer Ströme und der mächtigen Küstenentwicklung schloß er daß er ein Festland vor sich habe, und vermuthete es setze sich weiter fort bis zu jenem Grünland, welches er im vorigen Jahr besucht hatte. Bis dorthin wäre er gern auch dießmal vorgedrungen, aber eine selbst im Sommer [1] mit Eis bedeckte See hinderte ihn dieses nördliche Grünland zu erreichen. So meldet der venetianische Botschafter Pasqualigo unmittelbar nach der Rückkehr eines Schiffes des Gaspar Cortereal. Man hat bisher bestritten, und auch Kunstmann schließt sich dieser Meinung an, daß die Terra verde nicht Grünland, sondern ein mit Vegetation bedecktes Land seyn müsse Dagegen herrscht kein Streit darüber daß Cortereal im Jahr 1501 an den Küsten von Canada, oder Neufundland, oder Neu-Braunschweig gewesen sey. Wo soll nun jenes Grünland liegen, wenn es von jenen Küsten durch ein im Sommer mit (schwimmendem) Eis bedeckten Meere (Davisstraße) abgeschnitten war?

Diese Zweifel beseitigt, wie uns scheint, eine der Karten des Münchener Atlas, die merkwürdigste von allen trotz ihrer Unscheinbarkeit, nämlich die dritte. Der Atlas der Münchener Akademie ist so reich und so epochemachend für die Geschichte, daß, wollten wir jeder Karte einzeln ihren Werth geben, die Geduld unserer Leser rasch ermüden würde; wir wählen deßhalb die eine Karte als Beispiel, um die Wichtigkeit solcher Urkunden fühlen zu lassen. Die Karte ist von einem portugiesischen Seemann gezeichnet worden, wie aus der Orthographie folgt. Von der neuen Welt kennt sie nur diejenigen Küsten welche unter portugiesischer Flagge bis zum Jahre 1501 entdeckt worden waren. [2] Zwar fehlt der Karte die Jahreszahl ihrer Anfertigung, doch wird dieser Mangel weniger empfindlich, insofern auch der strengste Kritiker zugeben muß, daß hier eine Karte vorliegt deren amerikanische Theile gezeichnet sind, wie sie allein von portugiesischen Piloten nach der Heimkehr des portugiesischen Geschwaders, an dessen Bord Vespucci sich befand, und nach der Rückkehr eines Schiffes von der zweiten Fahrt des Gaspar Cortereal gezeichnet werden konnten. Mag die Karte gezeichnet seyn wann sie will, sie kann nur nach Mustern vom Jahre 1501 gezeichnet seyn. Die Entdeckungen der Spanier, für die noch Raum genug auf dem Original (im bayr. Kriegsarchiv) sich findet, sind vollständig ignorirt. Breitenangaben fehlen nicht, und sie sind merkwürdig genau, da die Fehler höchstens ½ bis 1° betragen, die durchschnittliche Genauigkeit damaliger Karten, wofern sie von nautisch gebildeten Personen, nicht von Dilettanten herrühren. [1] Unsere Karte nun kennt Island, dessen Südküste unter richtiger Breite liegt, sonst aber ist die Insel den falschen Karten der frühern Zeit nachgezeichnet. Westlich davon in einem befriedigenden Abstand erstreckt sich eine Halbinsel bis zum 59° nördl. Br. von täuschender Aehnlichkeit mit Grönland, dessen Ostküste nur mit wenigen Namen bedeckt ist. Das ist die Terra Verde, die Cortereal 1500 besuchte. Durch einen Golf getrennt, der täuschend der Davisstraße gleicht, liegt eine Küste, vom 49° bis zum 55° mit Namen bedeckt, welche sehr gut der Küste von Neufundland und Labrador entspricht, und die der Kartenzeichner als Terra de Cortereal bezeichnet. Dieser Uferstreifen war der Schauplatz der portugiesischen Entdeckungen unter den Cortereaes im Jahr 1501, und wenn man diese Karte als Illustration zu unsern beiden einzigen Quellen (Pasqualigo und Damiao de Goes) benutzt, so kann kein Zweifel bestehen daß Gaspar 1500 in Grönland, 1501 in Neufundland gewesen sey. Dieß bestätigt sich noch durch eine andere höchst wichtige Karte des Pedro Reinel in unserm Münchener Atlas. Die Reinel (Vater und Sohn) waren bekannte Meister im Kartenzeichnen und gehörten zu den Ueberläufern die mit Magalhaes aus portugiesischen in spanische Dienste traten. Jene merkwürdige Karte des Pedro enthält von Amerika gar nichts als die unbenannte Küste Neufundlands und Labradors vom Cap Race (C. Raso auf der Karte) bis zum 56° nördl. Br. Dort wird ein großer Golf angedeutet, welcher das Labradorland von einem nördlichen bis zum 59° herabreichenden Continent (nämlich Grönland) trennt. Ist diese Küste auf der Karte ohne Namen gelassen, so ist dafür das andere Land, nämlich Neufundland und Labrador, reichlich

[1] Er fuhr am 15 Mai von Lissabon ab.

[2] Die Küstennamen Brasiliens endigen mit dem Rio de Cananea. Wir wollen die Alterthumsfreunde aufmerksam machen daß sie nach diesem Namen das Alter und die Herkunft sehr vieler Karten bestimmen können. Alle Karten wo Rio de Cananor statt Cananea steht, sind Abklatsche nach Ruysch, jünger als das Jahr 1507, und in Italien oder nach italienischen Mustern angefertigt. Um Cananea in Cananor zu verstümmeln, dazu mußte man zuvor den Namen des Staates und der Stadt in Malabar kennen, welche die portugiesische Allianz gegen den Timulrî, den „Beherrscher des Hügels und der Welle,“ von Calicut ergriff. Erst nach der Rückkehr Cabrals aus Indien erfuhren die Portugiesen, erst nach Veröffentlichung des berühmten Buches Paesi novamente retrovati im Jahr 1507 erfuhren die übrigen Europäer daß es eine Stadt Namens Cananor gebe, und so gut wie wir schließen dürfen daß jede Karte Afrika's, welche die Benennungen Makololo oder Liambye trägt, jünger seyn muß als Livingstone's Entdeckungen, ebenso gut können wir alle ältern Karten mit dem Schreibfehler Cananor als Copien nach Ruysch erklären. Ein anderer Druckfehler des guten Ruysch ist der Küstenname Lixleo bei Venezuela. Auf den ältern Karten steht nämlich cabo de (l isleo) das Vorgebirge des Inselchens, er dagegen las lisleo, verbesserte daher lix leo.

[1] Zu diesen ist der Nürnberger Ritter Martin Behaim zu rechnen, dessen Erdkugel, solange man sie nicht mit gleichzeitigen Urkunden vergleichen konnte, bewundert wurde. Der gute Mann, der sich für einen Schüler des berühmten Astronomen Müller aus Königsberg (Regiomontanus) ausgab, irrt bei seinen Breitenangaben um 12 bis 15°, während die Fehlergränzen der spanischen und portugiesischen Piloten der damaligen Zeit bei Breitenangaben höchst selten einen Grad überschreiten.

damit gesegnet. Diese Küstennamen entsprechen den Küstennamen der Terra Cortereal auf Blatt III, so jedoch daß wiederum beide Karten eigene Namen besitzen, die auf der andern fehlen, also daß die Kartenzeichner verschiedenen Mustern gefolgt seyn müssen. Die Richtung der Küsten vom Cap Race, dem Labradorlande entlang, schwankt bekanntlich zwischen Nordwest und Nordnordwest, und genau so ist die Orientirung auf Reinels Karte, der eine eigenthümliche Methode der Projection befolgt hat.

Aber das merkwürdige Blatt Nr. III dient nicht bloß zur Erläuterung der Entdeckungen Cortereals, sondern kann auch als Illustration zur Fahrt jedes portugiesischen Geschwaders dienen, welches, nachdem Cabral 1500 zufällig Brasilien entdeckt hatte, im nächsten Jahr 1501 abgeschickt wurde um die Küste dieses Landes genau zu erforschen. Da die Seefahrer alle Punkte, die dem Ufer eine Physiognomie gaben, nach dem Namen der Heiligen benannten deren Feste an dem nämlichen Tage, oder kurz vor wie nachher gefeiert wurden, so kann man mit dem Kirchenkalender in der Hand ihnen beinahe täglich Schritt für Schritt folgen. Die Küstenfahrt Brasiliens begann bei Cap St. Roque (16 Aug.), erstreckte sich nach Rio de Janeiro, welches nach Varnhagens scharfsinniger Vermuthung am 1 Januar 1502 gesehen wurde, und endigte bei dem Rio (jetzt Bay von) Cananea. Kunstmann meint zwar die Fahrt habe sich noch über Cananea hinaus erstreckt, und zwar bis zum C° S^a Maria (35° 15'). Allein dieß ist sicherlich ein Irrthum. Zwar haben wir im Münchener Atlas eine Karte (Bl. V.), welche die Küste Brasiliens über Cananea hinaus bis zum Mariencap ausdehnt, allein diese Karte kennt auch Küstenpunkte in Honduras, welche vor dem Jahre 1508 nicht bekannt waren. Aus einem so jungen Document läßt sich daher mit Sicherheit auf frühere Fahrten nicht schließen. Auch ist die Zahl der Karten aus ältern Zeiten oder nach ältern Mustern, die sämmtlich mit Cananea abschließen, viel zu bedeutend. Ganz gegen den Brauch der damaligen Kartenzeichner wäre es nämlich gewesen Stücke hinwegzulassen die sie auf ihren Mustern gefunden hatten. Sie setzten vielmehr nur gar zu gern phantastische Dinge hinzu, und zwar um so tollere Sachen, je fremder die Kartenzeichner dem Schauplatz der Entdeckungen und dem Verkehr mit den Entdeckern waren. Außerdem wissen wir aus Herrera (Dec. II. libr. I. cap. VII) daß die Strecke von Cananea bis Cabo Santa Maria von Juan Diaz de Solis entdeckt wurde. Las Casas behauptet sogar (lib. III. cap. 100), jenes Vorgebirge oder jene Landspitze und die Mündung des Rio de la Plata (lange Zeit Rio de Solis genannt) seyen die nämlichen Orte. Magalhaes zeigte Karl V eine Erdkugel, die nach Las Casas' Beschreibung genau den nämlichen Anblick gewährte, wie Bl. V des Münchener Atlas, denn südlich von C. S. Maria und der Mündungsspalte des La Plata war alles weiß gelassen. Das fünfte Blatt unsres Kartenwerkes fällt daher in die Zeit nach 1516, und kann nur subsidiär zur Erklärung der frühern Entdeckungen dienen.

Die Finanzen der kriegführenden Mächte.

Trotz seiner unermeßlichen Schulden ist das finanzielle Lastenbündel Großbritanniens das leichteste von sämmtlichen großen Staaten. Im J. 1816 belief sich die Staatsschuld Großbritanniens auf 816⅓ Mill. Pf. St., welche eine jährliche Ausgabe von 30,462,023 Pf. St. verursachten. Im J. 1830 hatte sich die Schuldenmasse auf 771¼, im Jahre 1851 auf 769¼ Mill. verringert, in Folge des türkischen Krieges aber wieder bis zum 31 März auf 779¼ Mill. gehoben, welche eine jährliche Leistung von 27,495,853 Pf. St. erforderten. Seit 1816 ist der Handel, die Landwirthschaft und die Industrie in England so gewachsen, daß niemand wohl zweifelt Großbritannien könnte im Jahre 1859 mit derselben Beschwerde oder derselben Leichtigkeit eine jährliche Rente von 60 Mill. aufbringen, wie im Jahre 1816 die Rente von 30 Mill. Dennoch hat sich bei wachsendem Wohlstand die Staatsschuld nicht vergrößert, sondern um 10 Procent verringert. Im Jahre 1816 hatte England eine Bevölkerung von 19½ Mill., im Jahre 1858 von 28⅔ Mill. Im Jahre 1816 verursachte die Schuld eine Ausgabe von mehr als 1½ Pfd. St. jährlich auf den Kopf, im Jahre 1858 noch nicht 1 Pfd. St. Es ist daher wenig gesagt, wenn wir in Anbetracht des aufgeblühten Wohlstandes erklären daß sich die Schuldenlasten Englands relativ um die Hälfte vermindert haben.

Ganz anders in Frankreich. Napoleon I hinterließ dem Staate eine Schuldenlast von 63,610,000 Francs Rente, allein die doppelte Invasion der Alliirten, die Kriegscontribution in Folge des Pariser Friedens, die Milliarde welche den Emigrirten zurückgezahlt werden mußte — sämmtlich Schulden die der Convent und das Kaiserthum verursacht hatten — trieben die jährlichen Leistungen der Schuld sogleich auf 195 Mill. Francs. Betrachtet man dieß als den Schuldenstand beim Beginn der Restauration, so haben die Bourbonen die Last von 195 auf 170 Mill. Francs Rente ermäßigt, also durchschnittlich 1 Mill. Rente im Jahre erspart. Die Nominalsumme belief sich 1830 auf 3949 Mill. Louis Philipp war minder glücklich. Unter ihm stiegen die Leistungen für die Staatsschuld um 44,869,998 Fres., und das Capital auf eine Nominalsumme von 5200 Mill. Francs, oder es vermehrten sich die Lasten jährlich um nahezu 2½ Mill. Francs Rente. Im Jahre 1816 besaß Frankreich eine Bevölkerung von 30 Mill., im Jahre 1848 von 35½ Mill. Die Leistungen für die öffentliche Schuld belasteten daher 1816 jeden Kopf mit 6½ Francs, im Jahre 1848 mit einer Kleinigkeit über 6 Francs. Die Last war also verhältnißmäßig leichter geworden, da sich auch der Wohlstand in der gleichen Zeit beträchtlich hob. Mit dem Beginn des kaiserlichen Regiments stieg die Schuldenmasse von

1851	5,345,637,000	Francs.
1852	5,516,195,000	„
1823	5,577,505,000	„
1854	5,669,655,000	„
1855	6,082,878,000	„
1856	7,538,041,000	„
1857	8,031,992,000	„
1858	8,422,097,000	„

Das sind die Sprünge des Kaiserthums, in Folge deren die jährlichen Erfordernisse der Rente sich im Jahre 1857 auf 308½ Mill. Francs

jetzt gegen 215 Millionen im Jahre 1848 beliefen, und da Frankreich $36\frac{2}{5}$ Millionen Einwohner zählt, auf beinahe $8\frac{1}{2}$ Francs per Kopf. Diese Ziffer wird noch bedenklicher, wenn wir uns erinnern daß die Gemeindelasten, vor allen der städtischen Bevölkerung durch die Luxusbauten auf eine drückende Höhe gestiegen sind. Auch die Vertheilung der öffentlichen Schuld ist eine sehr ungünstige. In England gibt es nur 268,995 Staatsgläubiger, und unter diesen nur 89,205, die weniger als 10, und 43,287, die zwischen 10 und 20 Pf. St. Rente besitzen; daraus folgt also daß von 100 Staatsgläubigern mehr als 90 eine Rente von über 20 Pf. St. (240 fl.) beziehen. Im Durchschnitt besitzt jeder brittische Staatsgläubiger ein Nominalcapital von 2900 Pf. St. oder 34,000 fl. Im Jahr 1853, vor dem russischen Krieg, belief sich die Zahl der französischen Staatsgläubiger auf 725,190 Personen, aber seitdem hat man die Schuld „demokratisirt," und die Zahl der Gläubiger auf 1,008,682 Köpfe vermehrt, wovon jeder durchschnittlich 8350 Francs oder 334 Pf. St., also den neunten Theil wie in England besitzt. Stellt man sich vor daß in Frankreich nur immer eine Person in einer Familie Staatsgläubiger wäre, so würde, da Frankreich sich in 9 Millionen Familien gruppiren läßt, durchschnittlich auf jede neunte Familie ein Staatsgläubiger kommen.

So ungünstig diese Zahlen für Frankreich lauten, so dürfen wir doch nicht verschweigen daß Oesterreichs Hülfsmittel mit den französischen sich nicht messen dürfen. Der normale Curs der Staatspapiere vor dem 1 Januar 1859 war

3% Consols	96	oder $3\frac{1}{8}$ Proc.
3% franz. Rente	70	„ $4\frac{2}{7}$ „
5% National-Anlehen	80	„ $6\frac{1}{4}$ Proc.

Der Credit Oesterreichs ist also genau noch einmal so schwach als der Credit Englands, und der Credit Frankreichs ziemlich um die Hälfte stärker als der Credit Oesterreichs. Es kann auch nicht wohl anders seyn, denn die Kosten der österreichischen Staatsschuld stiegen von

1848	43,369,312 fl.
1849	49,797,940 „
1850	49,612,562 „
1851	60,481,031 „
1852	62,608,375 „
1853	66,819,173 „
1854	72,148,316 „
1855	77,407,532 „
1856	88,032,650 „

Es haben sich von 1845 bis 1856 die Schulden Oesterreichs effectiv um 1571 Mill., und seit 1848 um 1500 Mill. Gulden in 9 Jahren vermehrt, der Staat also ein durchschnittliches jährliches Deficit von 166 Mill. Gulden in dieser Zeit zu tragen gehabt, obgleich die Staatseinkünfte seit 1847 von $161\frac{1}{3}$ auf $268\frac{1}{2}$ Mill. gesteigert wurden! Seit 1856 hat sich der Schuldenstand Oesterreichs noch um weitere Einzahlungen auf das Nationalanlehen vermehrt, so daß die heutigen Erforderniffe der Schuld gewiß 96 Mill. Gulden betragen werden. Man sagt gern: „das sind etwa $2\frac{2}{3}$ fl. oder $6\frac{1}{2}$ Francs auf den Kopf, die Franzosen sind uns also um 2 Francs voraus." Allein die Differenzen im Wohlstand der Völker verhindern einen solchen Vergleich. Dem Engländer, als er 1816 $1\frac{1}{2}$ Pf. St. oder $37\frac{1}{2}$ Francs für seine Nationalschuld zahlen mußte, war noch um vieles wohler als dem Franzosen, der $6\frac{1}{2}$ Francs damals zahlte. Der durchschnittliche Wohlstand in Oberitalien und vielleicht in den deutschen Kronländern wird dem französischen Durchschnittswohlstand sehr nahe kommen, aber der Wohlstand in Galizien, in Ungarn, in Siebenbürgen, in Oesterreichisch-Serbien, in Croatien, in Krain, Kärnten und Steiermark, in der Hälfte des Reiches ist beträchtlich geringer, obwohl er sich seit 1849 gehoben hat.

Dennoch ist es unsere Ansicht daß der Krieg die Finanzen Oesterreichs möglicherweise bessern kann, denn auf der bisherigen abschüssigen Ebene konnten sie sich nicht mehr bewegen. Die ordentlichen Brutto-Einnahmen beliefen sich im Jahre 1856 auf $268\frac{2}{5}$ Mill. Setzen wir den Fall, sie seyen im Jahr 1858 auf 280 Mill., und 250 Mill. netto [1] gestiegen gewesen, so betrugen die reinen Kosten der Staatsschuld mit Abzug der Amortisationen (circa 10 Proc.) 87 Mill. fl. Dagegen kostete das Heer

	sogen. ordentliche	sogen. außerord. Ausgaben.	
1847	62,968,096 fl.		
1848	72,290,459 „		
1849	165,081,884 „		
1850	126,162,936 „		
1851	107,299,292 „	15,179,000 fl.	
1852	110,843,321 „	5,028,126 „	
1853	111,967,916 „	7,336,098 „	
1854	117,401,192 „	91,294,664	orientalischer Krieg.
1855	114,320,715 „	101,721,117	
1856	109,695,558 „	14,138,279	

Die Trennung der ordentlichen und außerordentlichen Ausgaben seit 1851 ist ein so schwaches Blendwerk für matte Börsenherzen, daß man im Interesse des guten Rufes der Finanzverwaltung einen Verzicht auf dieses Mittelchen hoffen möchte. So gewähren die Ziffern uns nur den Anblick, daß die sogenannten ordentlichen Ausgaben der Armee von $52\frac{2}{3}$ Mill. im Jahre 1845 auf $109\frac{2}{3}$ Mill. im Jahr 1856 sich gesteigert haben. Was ein Friedensbudget für den österreichischen Staat sey, wissen wir nicht mehr, doch wollen wir das günstige Jahr 1852 als ein Normaljahr annehmen, wo der Krieg alles in allem nur $115\frac{4}{5}$ Mill. kostete. Wir wissen also daß die Nettoeinnahmen von 250 Mill. durch Krieg und Staatsschuld sich um $202\frac{4}{5}$ Mill. verringert. Das Innere mit Polizei und Landescultur hat seine Ausgaben von $12\frac{2}{3}$ Mill. auf $39\frac{1}{4}$ Mill. im Jahre 1856 gesteigert. Dieß gibt uns folgendes Bild. Wenn Oesterreich die Kosten für Erhaltung seiner Integrität (Armee), seine Staatsgläubiger und die Polizei befriedigt, so bleiben ihm 8 Mill. fl. übrig, und diese 8 Mill. reichen nicht aus um den Aufwand für Hof und Auswärtiges zu bestreiten, obgleich beide Items für einen Kaiserstaat mit außerordentlich frugalen Mitteln bedacht sind. Die Kosten für Justiz ($15\frac{3}{5}$ Mill.), für Cultus ($5\frac{1}{4}$ Mill.), für Handel und Bauten ($22\frac{1}{3}$ Mill.) fallen also schon in das Deficit hinein. Darf das — fragen wir — fortdauern?

Man kann ein Deficit heben durch Verminderung der Ausgaben, oder durch Vermehrung der Einnahmen. Das letzte ist in großartigem Maßstabe geschehen, denn wir sahen daß im Laufe von 9 Jahren die Einnahmen um 100 Mill. wuchsen. Allein eine Gränze muß doch dieses Anspannen der Steuerkraft haben; es ist daher eine Hebung des

[1] Die Kosten der Finanzverwaltung betrugen 1856 schon $28\frac{1}{5}$ Mill.

Deficits nur durch eine Verminderung der Ausgaben möglich, und die einzigen Posten welche Einschränkungen von merklichem Umfang zulassen, sind das Heer und die Polizei. Aber hier kann allein ein glücklicher Krieg helfen, ein Krieg der dem letzten Rest des Nationalschwindels ein Ende macht, der den wirklichen Frieden in Italien, nicht bloß Waffenstillstände erzielt.

Wenn man uns nicht vorwerfen darf daß wir Oesterreichs Finanzzustände rosig verklären, wenn wir im Gegentheil diesen Staat als mit rüstigen Schritten einer sichtlichen Zerrüttung seines Credits seit 1848 entgegeneilend darstellten, so wird man uns um so mehr glauben, wenn wir hinzusetzen, daß so trübe diese Lage auch sey, die militärische Kraft des Staates deßwegen noch nicht gelähmt sey. Oesterreich konnte zwei Jahre nach einem entsetzlichen Bankerott Napoleons Macht bei Leipzig vernichten und 1814 wie 1815 nach Paris vordringen. Oesterreichs Finanzlage ist heute noch nicht die von 1811, noch nicht die von 1809, und noch nicht die von 1805, aber ungefähr so als wie die im Jahre 1803. Die Finanzen Englands sind brillant, die Finanzen Frankreichs durch den jetzigen Herrscher gewaltig verschlechtert, die Finanzen Oesterreichs aber noch in viel höherem Grade. So paradox es klingen mag: wenn etwas Oesterreich noch helfen kann, so ist es ein Krieg — ein glücklicher, natürlich!

Skizzen aus Irland.

Von C. Heußinger.

Viel malerischer als die weißen Kreidefelsen bei Dover, auf welche die Engländer so stolz sind, zeigen sich die Küsten Irlands von Cork bis nach Waterford und weiter hinauf. Todt und öde erscheinen die hohen englischen Küsten zusammt den Forts, welche zahlreich genug zu ihrer Bewachung dem Canal gegenüber erbaut sind, während an den irischen Borden gleich dem Meer auch die Vorlande und die sanft hinter ihnen aufsteigenden Berge grün und lustig ins Auge fallen. Ob davon das Land den Namen „das Grüne" oder von der Hoffnung erhalten, die den Iren nicht ausgeht, ist bis jetzt noch nicht entschieden. So viel indessen ist gewiß daß die Menschen dort trotz Kartoffeln und Buttermilch, aus denen im glücklichen Falle die dreimalige Nahrung der unteren Classen besteht — die Hoffnung auf bessere Zeiten nicht aufgeben. Hoffend ziehen sie mit ihrem Schmerz in die Welt und quälen sich ab (?) um zu erwerben, wenn der Pächter oder der harte Zehntherr sie ohne Erbarmen vor die Thür setzt, ohne ihnen anderes zu lassen als den geflickten Rock auf dem Leib und die Luft die sie athmen. Hoffend kehren sie wieder in die Heimath zurück um mit dem verdienten kleinen Capitale die zerfallene Hütte neu aufzubauen, und das in der Fremde erlernte Geschäft, in besseren Verhältnissen als die früheren waren, fortzusetzen, vielleicht auch den alten Eltern für lang ausgestandenes Leid gute Tage zu machen.

Trotz alles darin erduldeten Ungemachs liebt der Irländer sein Vaterland, seine Gesänge und seine romantischen Sagen. Und wenn es ihm noch so gut geht in der Fremde, bricht er oft in laute Seufzer aus, wenn er des Dudelsackpfeifers seines Dörfchens gedenkt, und des Nationaltanzes zu dem er ihm aufgespielt hat. Wie seine kleine Dorfcapelle, so bewahrt er auch die Plätze im Wald oder am einsamen See im Herzen, wo die Druidensteine stehen, auf denen die Urbewohner dem Wodan oder dem Thor gläubig ihre Opfer darbrachten.

Die Geschichte von Irland hatte große Antecedentien, bis dahin wo sie mit Blut und Thränen geschrieben wurde, und fast jede Stadt, von Cork bis nach Cashel und von dort bis nach Dublin, hat irgendein Fragment aufzuweisen über dem man lange zu denken und zu lesen hat.

Es war Abend geworden als der Dampfer, welcher auf besondere Veranlassung direct von Newport auf der Insel Wight nach Irland abgegangen war, die Bay von Cove erreichte. Als wolle selbst der Mond uns auf den folgenden Tag noch eine schöne Ueberraschung durch den vollen Anblick der schönen Küsten vorbehalten, hatte er sich hinter jene kleinen Wolken versteckt die man des Himmels Schäfchen nennt; man konnte die Ufer nur in ihren allgemeinen Umrissen erkennen. Aber auf der Rhede flüsterten die Wellen, und vom Lande hauchte der Nachtwind in so eigenthümlich wechselnden Tönen, daß man dabei der melancholischen Harfenklänge gedachte mit denen die hochländischen Barden einst den Fall ihrer Häuptlinge beklagten.

„Very fine day, Sir!" rief der Capitän am andern Tage nach der ersten Morgenbegrüßung, als ich, geblendet von den Strahlen der Frühsonne, welche eben die hinter Cork aufragenden Gebirgshäupter von Tallou vergoldeten, einen Augenblick mit vorgehaltener Hand an der Cajütenthür stehen blieb.

„Very fine, in deed, Sir! und ich freue mich darüber," antwortete ich dem Schiffsherrn, der gleich darauf in fast ärgerlichem Ton fortfuhr: „Diese irischen Pads haben fast immer Sonne, während sie bei uns den dicken Nebel nur an einzelnen glücklichen Tagen zu durchbrechen vermag."

Fast sollte man glauben daß die Engländer ihre Nachbarn auch um die Sonne beneiden, die freilich bei ihnen selten so klar aufgeht wie in Irland. Es ist ja fast noch die einzige Behaglichkeit der Armen daß sie ihre halbnackten Körper ohne Steuer in ihrem wohlthuenden Strahl erwärmen können. Sie danken auch dem Himmel dafür daß sie den Engländern zu hoch hängt, die weltbelebende Leuchte; sie holten sie gewiß sonst herunter und hängten sie etwas tiefer im eigenen Land auf.

In Cork selbst, wo ich auf der Rückreise noch einen Tag zu verweilen beabsichtigte, hielt ich mich nicht länger auf als zum Mittagessen erforderlich war, zu welchem der kleine Weg von Cove, den ich der Canalfahrt vorzog, die eigentliche Veranlassung gab. Nachmittags wollte ich in einer bequemen Postchaise durch die östliche Vorstadt, nicht ohne einen Blick auf das Generalhospital und auf die gegenüber liegende Riesenbrennerei zu werfen. Das ungeheure Kühlfaß, von der Straße durch eine hohe starke Mauer getrennt, sprang bei meiner ersten Anwesenheit in Cork an einem Sonntagsmorgen. Während der darin enthaltene bedeutende Wasservorrath in den Hospitalhof und in die unteren Krankenzimmer eindrang, wurden mehrere in dem unglücklichen Augenblick vorübergehende Kirchengänger auf eine schreckliche Weise durch die einstürzende Mauer zerschmettert. Hospital und Brennerei standen auf dem alten Fleck, indessen waren beide Gebäude in Folge des Bedürfnisses bedeutend vergrößert. Die lange Reihe elender Lehmhütten, mit denen

die Wohnungen aller armen katholischen Einwohner, des ächten irischen Volksschlags, da beginnen wo die schönen Wohnungen der Protestanten aufhören, machen einen melancholischen Eindruck auf jeden Reisenden der Irland zum erstenmal besucht. Es wurde mir ordentlich leicht um das Herz als ich sie endlich hinter mir hatte diese Wohnungen ewigen Jammers, und mich auf dem die schönste Fernsicht gewährenden Wege nach Fermoy befand, den ich vor 20 Jahren auf meinem schönen irischen Pferde, so oft aus der Garnisonsstadt Fermoy oder von Mallow und Tallow hin- und zurückgemacht hatte.

Die leichte Postchaise flog schnell bergauf und bergauf, und als die Sonne hinabsank, blitzten die Zinnen der stadtartigen auf einer Anhöhe liegenden Caserne wie Leuchtthürme über der sich an ihrem Fuß hindehnenden schönen Stadt, welcher der schöne schlanke Kirchthurm von St. Mary zu einer besonderen Zierde gereicht.

Es war fast Nacht geworden, als wir in die Stadt einfuhren, aber ich erkannte sie dennoch wieder die so oft von mir durchwandelten Straßen, die Plätze auf denen bald ein lustiges Volksfest, bald eine blutige Rauferei, beides zum Ergötzen der die Veränderung liebenden Iren, stattfand. Als der Wagen endlich am Ende der Mainstreet, von wo der Weg aufwärts nach dem prachtvollen Casernenhofe führt, vor dem stattlichen Gasthause still hielt, welches wie ehemals noch heute die Embleme der Freimaurer als Aushängeschild führte, da hätte nur Hr. Toole, der alte ehrwürdige Wirth, statt des fashionable aufgetakelten Waiter mich an der Einfahrt empfangen müssen, und die Illusion wäre vollkommen gewesen. Statt einer Abwesenheit von 26 Jahren, würde ich geglaubt haben, von einer Spazierfahrt nach Hrn. Gray's freundlicher Villa zurückgekommen, zur Abendtafel bei Hrn. Toole einzutreten, an der mich meine fröhlichen Regimentscameraden mit einem dampfenden Whiskypunsch zum Willkommen empfiengen.

Manche solcher Stationen sind uns zu einem Heiligthume geworden wie frommen Pilgern die Stationscapellen auf ihren Wallfahrten. Vor allen viele Städte und Dörfer im grünen Irland, wo ich Freud' und Leid der Bewohner so schnell wechseln sah als die politischen Ansichten ihrer zeitweiligen Machthaber.

Männer, in deren Adern das Blut der ältesten Häuptlinge pulsirte, von deren Stirn, aus deren streng blickenden Augen Hunger und Elend die edle Abkunft nicht zu verwischen vermochte; schöne Frauen, den Gatten im Elende treue Gefährtinnen, stolz und spröde als wären sie geborne Königstöchter, aber nicht selten mit nackten Füßen die schwerste Arbeit verrichtend; reizende Mädchen aus den uralten Geschlechtern der O'Neil, der O'Brien, der O'Donnel, der O'Flaghertie, Graziengestalten vom feinsten Wuchs, doppelt interessant durch den ihren Zügen eingeprägten elegischen Zug, mit dem fast jeder Irländer geboren wird, die, während sie in ihren ursprünglichen Verhältnissen der Schmuck der höchsten Gesellschaft gewesen wären, ihr mit heißen Thränen befeuchtetes Brod nicht selten durch feile Hingebung ihrer Reize verdienten; Kinder, die schaudererregende Blöße kaum mit einigen Lumpen bedeckt, welche zitternd die abgemergelten Hände aus dem Schnee und Eise, womit der Winter die Erdhöhlen verbarrikadirt hatte, die ihnen und ihren Kranken, oft blinden Eltern zur Wohnung dienten, um Barmherzigkeit flehend herausstreckten — sie waren oft die Gegenstände meiner Betrachtung, bei denen ich wiederholt so lange verweilte daß sie meinem Gedächtnisse nicht leicht wieder entschwinden konnten.

In Irland vergißt man manch anderes, sobald man den geschichtlichen Faden eines der vielen, von ihrer Größe herabgesunkenen irischen Häuptlinge aufgenommen hat, um ihn bis zur Gegenwart zu verfolgen.

Vergebens ist die englische Politik bemüht gewesen in solchen biographisch-genealogischen Erzählungen Lücken zu erhalten, oder unwahre Zusätze und aus einer spätern besonders aus der Elisabeth Zeit hineinzubringen, um den Forscher irre zu leiten (?). Der Griffel des Geschichtschreibers, der wie Tacitus unbefangen und unbestechlich die Thatsachen darstellt, dringt zu tief ein in die für die Nachwelt bestimmten ehernen Tafeln, als man diese durch hohle Worte blenden könnte, mit denen man das Wehklagen eines zertrümmerten Volkes immer wieder als den Ausbruch leichtfertig revolutionärer Gesinnung darstellen möchte.

In Irland liest man auf den Gesichtern einzelner Menschen die Geschichte des ganzen unglücklichen Landes. Fast jeder Volksgesang dort ist, wenn nicht ein Spottlied auf die Sassenah, [1] doch eine Elegie auf einen untergegangenen vaterländischen Stern.

Den weisen Ausspruch des lebenslustigen morgenländischen Königs — auf dieser Welt ist alles eitel — hatte ich gar oft in meiner Jugend vernommen; seine tiefe Wahrheit habe ich jedoch nicht eher begriffen, als bis ich in Irland mit Sam O'Brien, dem halb wahnsinnigen Harfenspieler, nähere Bekanntschaft gemacht hatte.

Der Greis, welcher die Bettlerlumpen, mit denen seine gewiß einst sehr kräftige, jetzt abgemagerte Gestalt nur dürftig bedeckt war, für den Fürstenmantel seines Ahnherrn hielt, stammte, wie mir wohlunterrichtete Personen, unter andern der Pfarrer von St. Grellan, wiederholt erzählt haben, in gerader Linie von dem edlen Geschlechte der Tig O'Brien ab, welches einst mit königlicher Gewalt die Inseln von Arran beherrschte.

Sams Urahn war noch mit allen seinem hohen Range gebührenden Ehren in der Erbgruft zu Tromara beigesetzt. Der Ureltervater des Spielmannes wurde seiner weitläufigen Besitzungen unter der Königin Elisabeth beraubt, und ihr Liebling, Graf Essex, mit einem Theil derselben belehnt. Des Landes verwiesen, wandte er sich mit seiner Familie nach Spanien. Der Sohn des Vertriebenen war erst Gouverneur von Calabrien und fiel später in der Schlacht von Cremona; dessen Nachkommen blieben im Ausland, bis der Vater des Harfners mit seinen Söhnen zurückkehrte, um zwei Jahre später als Prätendent auf die Inseln von Arran und Anführer der Independenten in einer Schlacht gegen die königlichen Truppen seinen patriotischen Geist zu verhauchen. Des Harfners Sohn wurde wegen Theilnahme an einem ähnlichen Unternehmen als Rebell verurtheilt, doch im Weg der Gnade für immer nach Botanybay verbannt. Er selbst aber irrte jetzt, nachdem er sich lange heimathlos im Ausland umhergetrieben hatte, wahnsinnig wie König Lear, mit wildflatterndem Haar durch die Nebel seiner vaterländischen Berge, um nach dem verlorenen Fürstenhute, und was sonst noch, was ihm am nöthigsten war, nach einem Stückchen Brod und einem Nachtlager in einer abgelegenen Hütte zu suchen. Von Jung und Alt gern gesehen, fand er überall gastliche Aufnahme, und ließ er einmal in irgendeinem Weiler zum Dank die Saiten erklingen, dann strömte alles herbei um dem Spielmann die Hand zu drücken, der nur unter dem Namen des alten Lords von den Inseln bekannt war.

Die gewaltsamen Maßregeln welche man seit Jahrhunderten angewandt hat um den nach Nationalität strebenden Geist der Irländer zu unterdrücken, hat die großen Auswanderungen veranlaßt, wodurch es schon früher mancher seiner besten Männer beraubt wurde. So zogen

[1] Engländer, Nachkommen der Sachsen

nach der Uebergabe von Limerick 6000 tapfere Männer unter der Anführung des Generals Sarsfield, Lord Lucan, über das Meer, theils um Spanien, theils Frankreich ihre Dienste anzubieten.

Ein Nachkömmling jenes Sarsfield befehligte im spanischen Befreiungskriege eine der schönsten Brigaden im Heer, welches in Valencia und Catalonien mit der englischen Armee unter Lord William Bentinck, der unserm Reiterregiment angehörte, gegen die Franzosen kämpfte. Zwei andere tapfere Nachkommen hoher irischer Exilirten, die Generale Roche und Wittingham, der erstere Befehlshaber einer Infanteriedivision, der letztere als Commandeur der schönsten leichten Reiterbrigade im spanischen Heere, haben die glänzendsten Beweise ihrer Tapferkeit und Kenntnisse abgelegt, während sie in demselben Feldzug fast zwei Jahre hindurch mit uns kämpften. Wem sind nicht die Thaten eines O'Donnel, nachherigen Grafen von Asbibald, bekannt? Und den Tod des patriotischen Generals Lascy wird niemand vergessen haben, dem die neuere spanische Geschichte nicht fremd ist!

Zur selbigen Zeit kämpfte uns gegenüber unter Napoleons Adlern die gleichfalls zum größten Theile aus Verbannten zusammengesetzte Brigade Irlandaise unter den Befehlen des Oberst O'Hara mit größter Auszeichnung.

Als Soldat ist der Irländer bei allen Fehlern die ihm von den Engländern zur Last gelegt werden, tapfer bis zur Verwegenheit. Er leiht jeder Macht seinen Arm, sobald das Vaterland ihn verschmäht. Daher sieht man schon seit langer Zeit die Irländer, gleich den immer kampffertigen Polen, überall da wo die Kriegstrompete schmettert. Am liebsten jedoch schaaren sie sich wie aus natürlichem Instinct unter dem Banner der Freiheit, wo es sich auch entfaltet; woher es kommt daß man sie so oft auf den Schlachtfeldern ferner Welttheile findet, wo wie in Südamerika die Parteien ihre Kämpfe ausfechten.

Obgleich durch die interessante Unterhaltung einiger Tischgäste, denen als fröhliche Countrysquires eine lange Sitzung bei einem Glase Whiskeypunsch sehr zu behagen schien, über die Gebühr vom Schlafe abgehalten, war es kaum über die Morgendämmerung hinaus als ich erwachte. Schwere Träume hatten mich gequält, vielleicht in Erinnerung an eine der letzten in der Gegend stattgehabten Fuchsjagden, bei welcher ein Bekannter des Herrn von der gestrigen Tafelrunde zugleich mit seinem edlen Pferde das Genick gebrochen hatte. Als mein Blick freier geworden war, so daß ich meine Umgebung genau zu unterscheiden vermochte, fand ich mich von so vieler Behaglichkeit umgeben daß ich fast wieder eingeschlafen wäre, wenn ich nicht durch die halbgeöffnete Thür des Parlours eine neue Behaglichkeit, ein mäßiges Kaminfeuer bemerkt hätte, welches Jao der Stiefelputzer, damit mir nach den geöffneten Fenstern die frische Morgenluft nicht empfindlich werden möchte, so eben angezündet hatte. Ich muß bemerken daß ich vor dem Schlafengehen noch eine Cigarre geraucht hatte, und daß man in anständigen Häusern des ganzen vereinigten Königreichs darauf bedacht ist keine Spur davon in irgend einem Wohnzimmer am Morgen wahrzunehmen. Eine Einrichtung, die noch sehr vielen unserer Gasthöfe selbst ersten Ranges zu empfehlen seyn dürfte, in denen es bei vielem äußeren Scheine am eigentlichen, so ganz unbeschreiblichen Comfort, wie man denselben in guten Mittelhäusern in England überall antrifft, immer noch fehlt.

Der Bursche entschwand darauf auf den feinen Teppichen, mit denen das Zimmer belegt war, so geräuschlos daß man ihn weit eher für einen altgedienten Pariser Garçon, als für einen von St. Patricks Söhnen hätte halten mögen. Bequem wie ich auf meinem Lager situirt war, konnte ich nicht umhin mich noch eine kurze Zeit in Betrachtungen über die Apostasie des jungen Gasthalters anzustellen, der sein ganzes Hauswesen, gewiß zur Zufriedenheit seiner überseeischen Besucher, sicherlich aber nicht zur Genugthuung des ehrbaren Hrn. Toole, seines Vorgängers, falls er noch lebte, eingerichtet hatte.

Beim alten Herrn war alles irisch derb und einfach, aber gut und billig. Die Art bei ihm zu leben, war mehr Comfort wie ihn der Irländer gern hat, als englischer Comfort zu nennen. Er liebte es nach seinem Abendessen, welches in der Regel aus einem Lammsbraten und einer Pastete, oder aus fetten gerösteten Schinkenschnitten, Bratfischen und einer sehr appetitlichen Schüssel Murphys [1] nebst einem Pot [2] Ale oder Porter bestand, nach Tisch einige Gläser Brandy und Wasser, zur Veränderung auch wohl starken Punsch von Whiskey in Gesellschaft guter Freunde zu trinken. Der Abend wurde singend und trinkend, vor allen Dingen rauchend zu Ende gebracht. Aber — der Tabakskasten mit der sinnreichen Einrichtung daß der Deckel sich dem Gaste nur dann öffnete wenn ein Pence für die zu stopfende Pfeife in eine dazu bestimmte Oeffnung geworfen wurde — war, wie ich am Abend bemerkte, verschwunden. Nirgends im ganzen Hause war ein Geräth zu entdecken das uns im entferntesten an Rauchen aus Pfeifen hätte erinnern können.

Wie wäre dieß auch möglich in einem Hause gewesen, wo kein Fleck auf Tischtuch und Teppich, nicht der kleinste Riß in einem Möbelüberzuge oder in einem Fenstervorhange, kein Stäubchen auf den schön eingerahmten Gemälden; wo kein angelaufenes Eßgeschirr, keine blinden Trinkgläser zu finden, wo sogar Herd und Feuergeräth, welches in der Regel in den irischen Küchen etwas nachlässig behandelt wird, spiegelblank waren; wo mit einem Worte kein Jota von der gewöhnlichen irischen Nonchalance [3] sichtbar war. Man hätte, nach dem Innern dieses so aristokratisch reformirten Hôtels zu schließen, darauf schwören mögen sich mitten im eleganten Westende von London zu befinden.

Doch halt! welch ein Laut? höre ich recht? Schwört draußen nicht jemand by Jasus, [4] ist das nicht irisches Englisch? und noch einmal, „by St. Patrick, I shall mend jour head, ser!" [5] Auch das ist ein Zeichen daß der Zürnende ein Irländer und dabei ein ächt altkatholischer ist. Nachdem ich anhaltend gehorcht hatte, erkannte ich endlich die Stimme des jungen modernisirten Mr. Toole oder Toole Esq., wie ich auf seinen Karten bemerkt hatte, — welcher mit einem Aufwärter zankte, der etwas hart die Treppe hinangestiegen war. Er war also trotz seines langen Aufenthalts in England, wo er, wie die Söhne unserer Hoteliers in Frankfurt a/M. zu thun pflegen, die Wirthschaftsführung erlernt hatte, ein Irländer geblieben und kein Abtrünniger geworden. Alter Toole, du kannst ruhig schlummern in deinem Grabe. Dein würdiger Sohn ist — was man bei euch halb und halb nennt — äußerlich ein Engländer und innerlich ein Irishman, also — durch und durch ein Irländer, d. h. ein Mann der nach Zeit und Umständen zu handeln versteht.

[1] Beinamen der Kartoffeln.
[2] Eine Kanne.
[3] Vulgo, Schmutz. D. R.
[4] Jesus.
[5] Bei St. Patrick, ich werde euch den Kopf zurechtsetzen! (Herr ser für Sir).

Indessen war es in einer gegenüberliegenden Schenke niederen Ranges laut geworden. Da ich nun einmal über den St. Georgs-Canal gekommen war um zu untersuchen inwieweit sich das Volksleben etwa geändert oder gebessert haben möchte, warf ich den Paletot über, um am geöffneten Fenster das unverstümmelte Bild eines irischen Volksmorgens in seiner ganzen Originalität in mich aufzunehmen.

Das Inn [1] gegenüber führte das Zeichen des Schiffes. Jonathans Wallfisch hätte mir in diesem Augenblick besser gefallen; doch auch das Schiff war bezeichnend genug, denn aus den sich öffnenden Fenstern drangen dichte Rauchwolken, wie aus den Luken eines Vierundsiebenzigers hervor. Aber der Dampf, das Residuum zahlloser, am vorigen Abend in den Gemächern gerauchter Pfeifen stieg ohne Blitz und Knall, doch stark vermischt mit Whisky- und Porterdünsten in majestätischen weißgrauen Säulen in die Luft, um in den höheren Regionen zu Himmelsthau geläutert, befruchtend wieder auf die Erde niederzusinken. Es ist ein Glück für die Menschheit zu nennen daß diese in ihrem ewigen Regenerationsdrange nie aufhört aus Gemeinem Edles, und wiederum aus dem Edeln das zur Rotation unentbehrliche Gemeine zu schaffen!

Aus dem Rumpf des Schiffes aber stiegen wunderliche Menschengestalten in bunter Mischung hervor; jung und alt, männlichen und weiblichen Geschlechts, in sehr vernachläßigter Toilette; überhaupt in Anzügen, denen man auf den ersten Blick ansah daß Besitzer und Besitzerinnen sie ebenso gut zur Bekleidung als zum Kopfkissen und zur Bettdecke zu benutzen verstanden.

Ein Schwarm ungekämmter keck und verschlagen aussehender Buben umringte einen Sackpfeifer, mit großem Wohlgefallen den natürlichen Widderkopf betrachtend, der mit seinen krummen Hörnern und langem Bart die wesentlichste Zierde des Dudelsacks ausmachte.

Die weit aus den Höhlen hervorquellenden Augen zeigten an, wie der Mann so recht con amore bemüht war sein jugendliches Auditorium durch sein Morgenlied zu ergötzen; dabei unterließ er nicht bald rechts bald links zu schielen, ob nicht der eine oder andere seiner Landsleute ihn durch einige Pence in den Stand setzen würde seine noch nicht ganz regen Lebensgeister durch einen Schluck zu erfrischen. Sein Entzücken erreichte den höchsten Grad als endlich einige mitleidige Gesellen ihm einige Halfpennys hinreichten, und andere, froh dadurch des eigenen Beitrages überhoben zu seyn, dreist beflissen die Kupfermünzen in des Pfeifers Quersack schoben. Da schien das Instrument erst das rechte Leben zu bekommen, und dessen an sich schon nicht sehr melodische Töne glichen auf ein Haar dem Jammergeschrei eines von seinen Armen gepreßten zappelnden Böckleins.

Kräftige Bursche, deren trotzig blickende Augen gleich denen des spanischen Mayo verriethen wie sie gleich trainirten Klopffechtern schon im Vorgenuß des Sieges schwelgten, den sie im Boxkampf oder mit dem Shilela [2] zu erringen sicher waren, schüttelten einem Rivalen ehrlich die Hand, oder redeten auch wohl hie und da eine ihnen bekannte Landschönheit an, wobei sie fast ebenso vornehm und stutzerhaft thaten als die spanischen Dons in Castilien und Estremadura. Ein Unterschied zwischen diesen bestand nur darin daß ihr eben nicht stutzerhafter Anzug von der so malerischen Tracht der jungen spanischen Landleute sehr abstach.

[1] Kleines Gasthaus.
[2] Kampfstock von Elsenholz, mit Eisen beschlagen.

Es gewährte nämlich einen sehr lächerlichen Anblick wenn bei den vielen von ihnen gemachten Verbeugungen die mitunter sehr mangelhaften Hintertheile der Modesten unter den kurzen abgetragenen Frackröcken zum Vorschein kamen. Aber keinem würde es eingefallen seyn zu lachen, da dieß alles in größter Ordnung dort zu Lande war.

Im bunten Wirbel, welcher sich, durch neue Ankömmlinge fortwährend vermehrt, auf dem freien Platz vor der Schenke hin und herdrehte, fehlte es auch nicht an Gestalten, die dem Beobachter wegen der Behendigkeit mit welcher sie durch die Menge schlüpften, und durch den Späherblick mit dem sie genau alle Vorgänge vor dem Hause betrachteten, unwillkürlich auf den Gedanken leiten mußten daß sie einer Gesellschaft angehörten deren näheren Umgang man möglichst zu vermeiden sucht. Sie fehlen in Irland so wenig als in England, wo das Zusammenströmen einer großen Volksmenge Ausbeute für Fingerfertigkeit verheißt.

Endlich waren die zweirädrigen Karren angeschirrt, auf denen, obgleich jeder nur mit einem kleinen unscheinbaren Pferde bespannt, ein halb Dutzend Weiber, Kinder, mitunter auch ein schon abgelebter Greis Platz nahmen. Neugierde und Vergnügungssucht halten auch das Alter in Irland nicht ab sich seinen Antheil von einem Volksfeste zu holen, wo sie für mondenlanges Entbehren der Freude Ersatz suchen.

An der Spitze der Karawane saßen auf einem Karren der Spielmann, ein alter Priester und zwei alte Mütterchen mit brennenden Pfeifen. Ungeachtet schon mancher Sommer über ihren grauen Häuptern verschwebt war, hielten sie es nicht unter ihrer Würde in ein Volkslied miteinzustimmen, als der Pfeifer zum Abschied blies; dann bestiegen auch die berittenen Männer ihre Pferde. Oft saßen ihrer zwei hintereinander auf den kleinen unansehnlichen Hochlandsthieren. Man würde geglaubt haben daß diese unter der für ihren Bau unverhältnißmäßigen Last zusammenbrechen müßten, wenn sie nicht alsbald, so leicht als säßen nur Kinder auf ihrem Rücken, im sausenden Galopp, wie ihn besonders die Männer von Galway und Kilkenny sehr lieben, davongesprengt wären.

Einige dieser Centauren machten die Avantgarde, andere umschwärmten den Zug wie eine Horde Kosaken, noch andere neckten oft mit sehr treffenden Witzworten die letzten Fußgänger, wenn sie sich endlich vom Schenkfenster losgerissen, und unterwegs noch die letzten Tropfen des beliebten Landesgetränkes von den noch lüsternen Lippen abgewischt hatten.

So gieng dann der Zug, der hier über Nacht geherbergt hatte, jubelnd die Straße hinab, und schon waren die letzten hinter einer Biegung derselben verschwunden, als man noch immer den Landesruf „Erin go bra“ [1] aus der Ferne vernahm.

Aber neue Züge folgten dem ersten, je weiter der Tag heraufkam, fast jeder hatte einen Sackpfeifer voran, und eine Anzahl Klopffechter mit ihren schweren Kampfstöcken in der Mitte.

Unter allen sah man schöne kräftige Männer mit klugen Gesichtern, aber auch die meisten von ihnen trugen dieselbe abenteuerliche Garderobe. Mit wenigen Ausnahmen giengen die meisten in schwarzen, fadenscheinigen Fracks einher, deren Taille, weil sie nicht für sie gemacht, entweder zu lang oder zu kurz war. Im gleichen Verhältniß

[1] Irland für immer.

standen die Aermel. Der irische Landmann kauft seine Kleider beim ersten besten Trödler; für eine halbe Gallone Whiskey gehen sie dann an den dritten über, bis sie endlich im Besitz der letzten Familie, außer Stande länger den Erwachsenen zu dienen, auf dem Rücken eines ihrer Knaben in Lumpen zerfallen. Beinkleider mit ebenso vielen neuen Rissen als alten Flicken, ein runder Hut, der noch brauchbar seyn würde wenn ihm nicht ein Stück der Krempe oder der halbe Boden fehlte, vollenden die Bekleidung. Hemden und Westen gehören schon zu den Luxusartikeln, wenigstens habe ich sie bei den niederen Ständen nicht häufig bemerkt, und die selbst im Sommer bis unter das Knie zugeknöpften Röcke lassen den Mangel vermuthen, wenn nicht schon die offenen Ellenbogen zum Verräther des Fehlenden werden.

Dessenungeachtet gehören diese Menschen in der armseligen Kleidung zur dritten und vierten Classe der lordschaftlichen Pächter. Der Leser wünscht nun wohl nicht auch ein Bild von der allerletzten Classe zu sehen. Ich würde es auch nicht füglich geben können, ohne Gefahr zu laufen als ein Darsteller betrachtet zu werden der es liebt die Natur in gänzlicher Nacktheit zu schildern.

Es gehörte an dem Tage zu den nicht häufigen Erscheinungen, wenn ein etwas anständig gekleideter Farmer in Irland, aus der Gattung derer welche sich schon zur gentry zu zählen, sich für berechtigt hält in Begleitung seiner Gattin, die sich auf den weiten Scharlachmantel und schwarzen Seidenhut nicht wenig zu gut that, den Zug durch ein verblichenes Cabriolett erhöhte, vor dem ein ausgedientes Jagdpferd seines hochachtbaren Herrn und Lords paradirte. Sie folgten nach den Reihen der Countrysquires (Landeigenthümer), die schon stattlicher in der mit zwei raschen Pferden bespannten Dubliner Halbchaise einherrollten, und sich ein Vergnügen daraus machten Sir Reginald, M. Taaf aus Fermoys Nachbarschaft oder einen andern Nachkommen der altirischen Baronie in ihrem alten Erbwagen zu überholen. Diese blickten wiederum mit der ihnen angebornen Grandezza auf den Wetteifer mit dem die Emporkömmlinge aus sächsischem Stamm es der alten Baronie zuvorzuthun sich bemühten. Dabei verweilten ihre Blicke mit Wohlgefallen bald auf den neben ihnen sitzenden blühenden Erbtöchtern, bald auf einigen jungen Männern, die mit eben so leeren Geldkasten, aber mit gleich altem Stammbaum wie sie selbst, in reiner Sympathie neben dem Wagen trottirten, um sowohl dem ehrwürdigen Haupt als den edeln Fräulein der veralteten Familie die ihnen gebührende Huldigung zu beweisen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Mahagony-Schiffe. In Folge des zunehmenden Mangels an gutem Eichenholz für den Schiffsbau ist das Mahagonyholz von Honduras seit kurzem sowohl in England als in andern Theilen Europa's vielfach in Gebrauch gekommen. Hr. Arman, der wohlbekannte Schiffsbauer in Bordeaux, machte im Jahr 1857 einige Versuche um sich von der Stärke des Mahagonyholzes im Vergleich mit französischem Eichen- und Teakholz zu überzeugen. Ein Stück von jeder dieser einzelnen Arten, etwa 4 Zoll im Geviert, wurde über die zur Erprobung der Kettenkabel verwendete Maschine gelegt und ein Stück Kette an einen Ring in der Mitte desselben befestigt. Bei Anlegung der Spannung brach das Eichenholz unter einer Kraft von 1800 Kilogrammen; das Teakholz bei der von 3300, das Mahagonyholz von Honduras bei 3400. Das Eichen- und das Teakholz gewannen das Aussehen als ob sie zerquetscht wären, ohne daß jedoch eine vollständige Zerreißung der Fibern eintrat; das Mahagonyholz zeigte lange Splitter, die auf eine viel längere Fiber (oder Korn) als die andern hindeuteten. Hr. Arman betrachtet dieses Ergebniß als einen schlagenden Beweis dafür daß Mahagony, obgleich weniger biegsam als französisches Eichenholz, für viele Schiffsbauzwecke den Vorzug verdient. Die HH. Mire und Sohn, Schiffsbauer in Rouen, geben das Resultat der Anwendung von Mahagonyholz bei einem von ihnen gebauten Schiffe, der Adele, die eben erst von einer langen Reise zurückgekehrt ist. Der Capitän erstattet in einem Schreiben an die Bauherren den befriedigendsten Bericht über den Zustand des Schiffs, und spricht seine entschiedene Meinung dahin aus: daß das Eichenholz beim Schiffsbau vortheilhaft durch Mahagony ersetzt werden könne. (Builder.)

*

Neue Fortschritte der Schönfärberei. Hr. Grace Calvert hat im Londoner Kunstverein eine Abhandlung verlesen „über die neueren wissenschaftlichen Entdeckungen in ihrer Anwendung auf Künste und Manufacturen," wobei er eine große Menge von Substanzen, die bisher vergleichsweise werthlos gewesen oder zu andern Zwecken gebraucht worden waren, hervorhob und ihre Anwendung auf die Kunst zeigte. Die Entdeckungen welche die HH. Perkins, Lauth, Saac, er selbst und einige fremde Chemiker in der Erzeugung von Farben aus Steinkohlentheer, Guano und Gras machten, bildeten den bemerkenswerthesten Theil dieser Schilderung. Aus Steinkohlentheer hat man schönes Purpur und Rosenroth gewonnen, und diese Farben durch besondere Aetzmittel permanent gemacht auf Baumwolle, Seide und Wollenwaaren. Muster einiger schönen Drucke aus der Fabrik Hrn. E. Potters in Manchester, deren Farben man aus Steinkohlentheer gewonnen hatte, wurden vorgezeigt. Durch eine erst neuerdings gemachte Erfindung ist man im Stande diese Farben auf gemischten Zeugen, wie z. B. Wollmusselinen, permanent zu fixiren, was, wie man erwartet, sich für diesen Artikel als sehr vortheilhaft erweisen und derartigen englischen Waaren den Vorrang auf den festländischen Märkten verschaffen wird. Alle Farben die man aus Krapp erzielt hat, lassen sich, wie Hr. Calvert sagt, auch aus Steinkohlentheer gewinnen, und haben überdieß noch die Vortheile der Wohlfeilheit und Farbhaltigkeit. Werthvolle Entdeckungen hat man ferner in der Erzeugung von Türkisch-Roth gemacht, was die Bereitung dieser Farbe erleichtert und verwohlfeilt. Die Färber sind bei rothzufärbenden Tüchern bis jetzt von einer besondern Art Gallipoli-Oel abhängig; allein die Eigenschaft welche dieses Oel besitzt, beruht, wie sich durch chemische Analyse erwies, auf der im Oel befindlichen fettigen Säure, und diese Eigenschaft kann nun mit großer Sicherheit des Erfolgs mehreren gemeinen Oelen mitgetheilt werden. Das Zurichten der Barchentwaaren ist durch die Anwendung eines der Ingredientien im Steinkohlentheer seitens des Hrn. Calvert und seiner Gehülfen in hohem

Grade verbessert worden. Der Knochenleim mit welchem man diese Waaren gewöhnlich zugerichtet hat, geht gern in Fäulniß über, und da man ihn zuweilen bis zum Betrag von sechzehn Unzen auf eine Elle anwendet, so wird der Geruch äußerst lästig, und der Zeug selbst brandig und ernstlich beschädigt. Der Extract welchen Hr. Calvert erzeugte, hat beim Zurichten der Barchente die gleiche Wirkung, und ist frei von jenen Nachtheilen. Proben beider Artikel wurden vorgezeigt: der auf die gewöhnliche Methode zugerichtete lieferte einen starken Beweis von dem Zustand der Fäulniß in dem er sich befand. Die Verbesserungen in der Bereitung von brittischem Gummi aus Kartoffelstärke, das in Druckereien stark gebraucht wird, haben eine farblose Herstellung desselben ermöglicht, ihn säurefrei, löslicher und wirksamer gemacht. (Yearbook of Facts.)

•

Zur Temperatur der Oceane. Hr. Pullen, Capitän des brittischen Kriegsschiffs Cyclops, hat in Bezug auf die Temperatur des atlantischen und des indischen Oceans in großen Tiefen, auf seinen neueren Reisen nach dem Osten, einige interessante Nachweisungen gesammelt. Die erste Sondirung in Betreff der Temperatur wurde unter 32° 13′ nördl. Br. und 19° 15′ westl. L. vorgenommen, wo bei 400 Faden die Minimum-Temperatur 50.5° war; die Oberfläche hatte damals 70° F. Später wurden zwei Thermometer auf 500 und 800 Faden hinabgesenkt: in der größern Tiefe war die Minimum-Temperatur 44.5°, in der geringern 50°. Die nächste Sondirung fand unter 10° 7′ nördl. Br. und 27° 32′ westl. L. statt, wo man bei 2000 Faden Leine auf keinen Grund stieß. Unter 4° 16′ nördl. Br. und 28° 42′ westl. L. wurden zwei Thermometer auf 1500 und 1000 Faden versenkt; die größere Tiefe zeigte eine Minimum-Temperatur von 39.4°, die geringere von 42° 5. Bei der nächsten Sondirung, unter 2° 20′ nördl. Br. und 28° 44 westl. L., 90 Meilen von der St. Pauls-Insel, wurden zwei Thermometer an einer regelmäßigen Tiefsee-Leine, mit Grund bei etwa 1080 Faden, hinabgelassen: der Thermometer zeigte eine Minimum-Temperatur von 38.5° bei der niedersten Tiefe, und 46.2° bei 680 Faden. Ein Sondirungsversuch unmittelbar am Aequator war erfolglos, weil dabei ein großer Theil der Leine verloren gieng. Nach der Kreuzung des Aequators wurden Thermometer in nahezu jeder zehnten Parallele hinabgelassen: drei auf einmal, bei zwölf-, acht- und vierhundert Faden, und Wassertheile welche man heraufbrachte, wurden aufbewahrt um zur Analysirung nach England geschickt zu werden. Unter 26° 46′ südl. Br., und 23° 52′ westl. L. wurden Sondirungen bei 2700 Faden erzielt. Ein bis zu dieser Tiefe hinabgelassener Thermometer kam mit der Anzeige einer Minimum-Temperatur von 35° F. herauf: der Boden welchen das Instrument in der Schale heraufbrachte, war ein sehr feiner braungefärbter Sand. Beim Auswerfen der Leine zwischen den Parallelen 35° und 38° südl. Br., in der Nähe von Mauritius, wurde das Blei an der Brunswick-Sandbank, welche auf 85 Faden angemerkt ist, ins Spiel gebracht, allein der Grund ward bei 1410 nicht erreicht. Dann kam die Atalanta, die als eine ausgedehnte Sandbank bezeichnet ist; die Sondirung ergab Grund bei 1120 Faden. Der Boden bestand aus anscheinend sehr feinem Sande, der eine harte anfänglich für Koralle gehaltene Substanz bedeckte, von welcher sich aber unter dem Mikroskop zeigte daß es sehr schöne Proben von Diatomaceen seyen. Auf unserer Fahrt längs der Ostseite von Mauritius, ein wenig südlich der 20. Parallele, ungefähr 90 Meilen vom Land, gab es bei 1375 Faden Leine keinen Grund. Capitän Pullen führt an, dieß habe ihn zum erstenmal auf den Gedanken gebracht daß seine frühere Meinung, der indische Ocean sey nicht so tief wie der atlantische, eine irrige sey. Vierzig oder fünfzig Meilen westlich vom nördlichen Theil von Cargados erreichten 1400 Faden Leine den Grund nicht; bei der zweifelhaften St. Georgs-Insel wurde der Meeresgrund mit 2000 Faden Leine nicht erreicht. Wir dampften weiter nach Rose Galley Rocks, und erreichten Grund mit 2254 Faden Leine: die Minimum-Temperatur war 35°. Ein Thermometer wurde auf 2000 Faden hinabgelassen, und kam mit einer Minimum-Temperatur von 38.5° herauf. 35° [1] war also die Minimum-Temperatur bei 2700 Faden im atlantischen Ocean. Capitän Pullen neigt sich daher zu dem Glauben daß dieß die Minimum-Temperatur der großen Tiefen des Oceans ist, und daß sie beginnt sobald man über 2000 Faden hinauskommt. (Critic Report.)

•

Ein Beispiel langen Lebens. Da einige Ihrer Correspondenten (sagt ein Schreiben im Athenäum) Zweifel ausgedrückt haben über die Genauigkeit der Angaben bezüglich einiger Personen welche das patriarchalische Alter von hundert und mehr Jahren erreichten, so dürften vielleicht folgende Thatsachen, auf deren Richtigkeit Sie sich verlassen können, Ihr Interesse erregen. Gestern beschenkte die Frau William H. Patterson's, Esq., Sohns meines Freundes Robert Patterson, des Naturforschers, ihren Gatten mit einer Tochter. Dieses Kind hat nun eine Ur-Ur-Großmutter, Frau Armstrong, welche zu Mount Pleasant Square in Dublin, über hundert Jahre alt, in vollkommener Gesundheit und im Genuß aller ihrer Geisteskräfte lebt. Die neue Weltbürgerin hat auch zwei lebende Urgroßmütter, einen Urgroßvater, zwei Großväter und eine Großmutter. Dieß bietet, so weit meine eigenen Erfahrungen reichen, ein in seiner Art einziges Beispiel daß fünf Generationen in einer Familie insgesammt zu gleicher Zeit am Leben sind, und leicht dürfte man vielleicht hieraus Anlaß nehmen andere ähnliche Fälle aufzusuchen und bekannt zu machen.

•

Adolf Schlagintweits Hinrichtung. Ueber das Schicksal Adolf Schlagintweits kann kein Zweifel mehr herrschen. Aus der Rückkehr eines seiner Begleiter (Abdullahs) nach Peschawer über Bochara und Kabul, so wie aus einem an Oberst Edwardes gerichteten Schreiben eines andern derselben, Mohammed Amirs, geht hervor daß Adolf Schlagintweit in Yarkend eine gute Aufnahme gefunden hatte, obgleich er bei Erreichung dieser Stadt auf große Schwierigkeiten gestoßen war. Als er seinen Weg nordwärts, d. h. nach Kokan, einschlug, fiel er einer Horde fanatischer Muselmanen zu Kargasch in die Hände, und wurde vor den Mauern dieses Ortes auf Befehl eines blutdürstigen Syud, Namens Wulli Chan, enthauptet. Man gibt sich indeß der Hoffnung hin einige seiner Notizenbücher und Beobachtungen von den Eingebornen wieder erwerben zu können. (Athenäum.)

[1] 35 F. = + $^{1}/_{4}$° R.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 19.

Augsburg, 7 Mai 1859.

Irrfahrten in Westaustralien.[1]

Hr. Mayburn, ein Geistlicher, hatte nach dem Tode seiner Frau und seines Freundes, Capitän O'Brien, beschlossen England zu verlassen und einen Missionsposten zu übernehmen. Lange schwankte er zwischen Australien und Indien, entschied sich aber schließlich für das letztere. Die Uebersiedelung dahin hatte ihre Schwierigkeiten wegen seines großen Hausstandes, denn außer seinen erwachsenen und erwachsenden Kindern, Arthur, Margaret und Hugh, gehörte noch der Sohn des verstorbenen O'Brien, eine alte Haushälterin, Miß Wilson, und zwei Dienstboten, Jack und Ruth, die als Waisen eines versoffenen irischen Navvy's (Eisenbahnarbeiter) von Mrs. Mayburn aus dem Elend einst aufgelesen und groß gezogen worden waren, zur Familie, die demnach aus acht Personen bestand. Man benutzte eine günstige Schiffsgelegenheit vorläufig nach Melbourne, und dort sah man sich nach einem Fahrzeug um, welches nach Indien bestimmt war. Man wollte nicht lange warten, denn der Aufenthalt in Melbourne war kostspielig, und miethete daher Plätze auf dem ersten besten Schiff, auf der Golden Fairy, die so eben Goldjäger ans Land gesetzt hatte und mit Schafen und Wolle nach Calcutta gieng.[2] Wie es in den Städten manche „schlechte Häuser" gibt, so haben auch Schiffe guten und üblen Ruf. Kaum war man an Bord, so merkte man daß der Capitän der „goldenen Fee" ein Trunkenbold sey, und unter den Matrosen sich verdächtiges Gesindel, nämlich beurlaubte Sträflinge befanden, die ein strenger Schiffspatron nicht gern nimmt. Es war aber Hrn. Mayburn beschieden, daß er den Urheber seiner schlimmsten Mißgeschicke im eigenen Gefolge mit sich schleppen sollte. Ruth, das irische Dienstmädchen, war der Genius des Ungeschickes und des Unfuges, und virtuos im Zerbrechen von Geschirren. Voll kindischen Behagens hatte sie sich mit einem Korb englischer Hühner beladen, die sie mit Eigensinn immer unter den Armen herumschleppte und nach Indien mitzunehmen gedachte. Das Schiffsvolk hatte rasch gemerkt daß dem armen Kind mit dem Alter nur der Unverstand gewachsen war, und es erlaubte sich daher die größten Narrenspossen und Eulenspiegeleien gegen Ruth. So riethen sie ihr eines schönen Morgens dem Federvieh doch die Freiheit eines Spazierganges auf dem Verdeck zu gönnen. Ruth ließ sich das nicht zweimal sagen, aber kaum sah der Capitän den Unfug, so befahl er Ruth die Hühner wieder zusammenzusuchen. Nun begann eine Jagd auf das flatternde Federvieh, welches nach allen Winkeln sich verkroch, und die Mannschaft hatte den größten Spaß als sie Ruth klettern und in die Räume hinabsteigen sah.

In der nächsten Nacht konnte Ruth nicht schlafen, und weckte ihre Herrin, Miß Margaret und die Haushälterin. „Es riecht wie Feuer!" sagte sie ängstlich. In der That merkten auch die beiden Frauen etwas ähnliches. „Sie werden mich an den Galgen bringen, rief Ruth, denn ich habe das Schiff angezündet!" Anfangs schien es als ob das Mädchen im Blödsinn rede, aber sie erzählte hastig, daß bei der Hühnerjagd die Matrosen ihr gesagt hätten ein Huhn sey in den untern Raum gefallen, daß man sie dann an einem Seil mit einer Laterne hinabgelassen habe, damit sie (natürlich nur zum Ergötzen der Mannschaft) zwischen den Fässern das Huhn suche. Dabei sey ihr die Laterne zerbrochen und das Licht zwischen die Fässer gefallen. Sie habe es nicht aufheben können, und aus Furcht noch mehr Verdruß zu bekommen nichts gesagt, in der Hoffnung es werde wohl auslöschen. Doch sey ihr vor dem Einschlafen das Licht wieder eingefallen, besonders seitdem sie Brandgeruch wahrzunehmen glaubte. Entsetzt über dieses Geständniß stürzten die Frauen mit dem Rufe: Feuer! aufs Verdeck und an die Cajüte des Capitäns. Dieser öffnete mit einem derben Fluch, und schrie halbtrunken: „Wer untersteht sich Feuer zu rufen! Wo ist die Wache?" Eine Wache gab es schwerlich auf dem liederlichen Schiffe, und wenn es eine gab, versah sie wahrscheinlich nicht ihre Dienste. Alles war inzwischen lebendig geworden, Laternen bewegten sich in allen Richtungen, und endlich erscholl der furchtbare Ruf: Feuer im untern Raum! Die Pumpen und Schläuche kamen zwar rasch in Thätigkeit, aber es war vorauszusehen daß man das Element nicht bemeistern werde, insofern die Mannschaft schlecht disciplinirt war und niemand das Ganze leitete, weil der Capitän im Zustande des Rausches sich befand. Obgleich das Feuer bedenkliche Fortschritte machte, ordnete Cap. Markham doch nichts an, sondern tobte nur und brach in Schwüre aus daß er die Bursche, wenn sie nicht bald dem Brande ein Ende machen wollten, lebendig in die Gluth jagen werde. Noch eine Weile dauerte der Kampf, endlich schlich durch die Reihen der Matrosen die Rede: alles sey vergebens! Da übernahm der Mate das Commando: „Macht Euch fertig Bursche! Laßt die Branntwein- und

[1] Nach dem englischen Roman The Kangaroo Hunters or the Adventures in the Bush, by A. Bowman, London 1859.

[2] Wolle wird schwerlich aus Australien nach Indien ausgeführt.

Zwiebacksfässer in die Boote! Nehme jeder was ihm am besten behagt!" Als der Capitän sich der Bewegung seiner Leute und dem Preisgeben der Goldnen Fee widersetzen wollte, stieß man ihn in den brennenden Raum hinunter. Die Boote wurden in See gelassen und die Mannschaft sprang hinein. Hr. Mayburn verlangte Platz für sich und seine Familie, aber mit den Worten: jeder sey sich selbst der nächste und die Boote überfüllt, wurde er zurückgewiesen. So stießen die beiden Fahrzeuge ab. Von den Matrosen blieb nur ein einziger, Wilkins, zurück. „Ich habe meine Cameraden nie im Stich gelassen, äußerte er, aber mit solchen Mördern mag ich keine gemeine Sache machen." Hr. Mayburn gab im Stillen seinem Sohn Arthur Befehl sich von dem Burschen fern zu halten, denn es sey ein Sträflingsmatrose, aber jetzt galt es nicht mehr wählerisch zu seyn. Die jungen Leute machten sich mit Jack und Wilkins an die Arbeit, rasch ein Floß zusammenzunageln, während die Frauen angewiesen wurden die nothwendigste und tauglichste Habe zusammenzusuchen. Der Sträfling hatte große Lust auch ein Fäßchen mit Branntwein hinabzulassen, aber die Mayburns erklärten ihm entschieden: „nur Wasser." Die „Goldene Fee" hatte sich zur Zeit ihres Unfalles noch in der Nähe von Westaustralien, und zwar nach dem Vermuthen unserer Verunglückten ein gutes Stück nördlich vom Schwanenflusse befunden; wenn also Land in der Nähe war, so mußte es gegen Osten liegen. Dorthin wurde das gebrechliche Floß gesteuert, nachdem die Familie vollzählig mit Wilkins hinabgestiegen war. Man hatte noch keine große Strecke zurückgelegt, als ein entsetzlicher Hülferuf über das Wasser drang. Das Floß wurde in der Richtung der Stimme gegen den Wind gerudert, dem Rufer zum Signal geantwortet, und man gewahrte bald einen Schwimmer, der mit den letzten Kräften gegen das Element rang. Eine Hand streckte sich nach den Balken aus, und ein bewußtloser Mann wurde an Bord gezogen. Nachdem er zu sich gekommen war, verlangte er einen Schluck Branntwein, und brach in ein höhnisches Gelächter aus, als man ihm einen Trunk Wasser anbot. Der Gerettete hieß Peter, war wie Wilkins ein Ticket-of-leave-Mann (beurlaubter Sträfling) und erzählte daß seine Cameraden im Boote beim Branntweinvertheilen Streit bekommen hätten, weil nur Ein Becher cursirte und jeder zuerst trinken wollte. Das hätte eine Rauferei veranlaßt und das Boot sey umgeschlagen. Er, Peter, habe die Hand am Branntweinfaß gehabt und sich über Wasser gehalten, voll Aerger daß der Rum durch die Wellen in „Salzwassergrog" sich verwandeln solle. Dann habe er nach Hülfe geschrien, den Zuruf vom Floße aus gehört, und sey darauf zugeschwommen, nur schade daß er mit dem Branntweinfaß gegen die Balken des Floßes anstoßen und dabei das Kleinod fahren lassen mußte. Erst als es heller wurde, konnten die Geretteten ihre Lage etwas verbessern, indem sie die übrigen Sparren des Floßes festnagelten und ihre Habe durch ein Segeltuch vor dem Wellenschlag einigermaßen schützten. Eine Küste wurde deutlich sichtbar, aber sie schien nur einer Insel anzugehören. Besondere Fährlichkeiten verursachte die Durchfahrt durch ein Korallenriff, bei Sonnenaufgang aber waren alle unversehrt gelandet. Vorläufig waren sie jetzt den Gefahren entronnen, doch blieb ihre Lage wenig beneidenswerth. Sie befanden sich auf einem klippenreichen Strande mit einem kleinen Vorrath von Wasser und Zwieback, im Besitz zweier Gewehre, aber sehr spärlicher Munition, sowie etlicher europäischer Werkzeuge. Die Insel selbst schien nicht ganz nahrungslos zu seyn, denn die jungen Leute entdeckten Schildkrötenspuren und Eier in den Nestern der Strandvögel. Hr. Mayburn litt aber so sehr durch die Moskitostiche, daß man eilig sich von den Manglegebüschen am Ufer entfernte, um einen höher gelegenen und freien Platz zu gewinnen. Als dieser gefunden und ein kleines Zelt aus dem geretteten Segeltuche angefertigt worden war, gieng man an den Strand zurück, um die geborgene Habe gleichfalls binnenwärts zu schaffen. Zu ihrem tiefen Verdruß bemerkten die Verunglückten daß nicht nur etliche Kisten und Werkzeuge, sondern auch das zweite Gewehr abhanden gekommen war. Der Dieb war jedenfalls Peter, der sich seit seiner Rettung sehr frech betragen, und sogar sich geweigert hatte das Floß zu rudern. Nach der Landung wollte er eine Art communistischer Theilung der Habe eintreten lassen, und da man ihm zeigte daß man sich zu wehren wisse, so hatte er sich abseits gemacht. Das schlimmste war daß er sämmtliche Vorräthe von Pulver und Blei mitgenommen hatte, und die Verlassenen nur noch etliche Patronen besaßen, die Arthur bei sich in der Tasche trug. Das Ufer selbst versprach nach Erschöpfung ihrer Vorräthe ihnen nur wenige Hülfsmittel, außer daß zur Ebbezeit in den Wurzeln der Manglebäume Schalthiere zurückblieben, daß sie gelegentlich eine Schildkröte überraschen mochten, oder daß es ihnen gelang Vogelnester zu plündern. Die alberne Ruth hatte wohl trotz aller Lebensgefahr ihre Hühner mit an die Insel gerettet, und zwar nur mit Verlust zweier Hennen, die während der Passage der Brandung ertranken, allein sie protestirte heftig daß man diesen eßbaren Lieblingen nach dem Leben trachten wolle. Am nächsten Tage giengen die beiden Mayburn mit O'Brien auf eine Recognoscirung binnenwärts. Sie gelangten bald auf steiniges Land, und stiegen über zerbrochene und zerstreute Felsblöcke eine geringe Erhebung hinauf, auf deren Rand sie eine weite Umsicht genossen. Unter ihnen lag ein kleiner, fast kraterartig eingeschlossener See, darüber hinaus war alles Wasser, jenseits gegen Osten aber begränzte den Horizont eine lange duftige Küstenlinie, das Festland von Australien. Als sie auch auf der andern Seite die Ufer der Insel auskundschafteten, stießen sie hinter einem Vorgebirg auf den Rumpf eines Wraks. Dieß war jedenfalls nicht die „Goldene Fee," die sie in Flammen hatten aufgeben sehen, sondern ein anderes großes Fahrzeug, welches schon geraume Zeit dort Schiffbruch gelitten haben mußte, denn das Ufer umher war mit Masten, Sparren und Planken bedeckt — alles aber schon völlig verwittert, und das Eisenwerk daran vom Rost halb aufgezehrt. Auf ihrem Rückweg stießen sie auf eine frische Schildkrötenschale, die nur durch Menschenhand ihrem rechtmäßigen Eigenthümer entrissen worden seyn konnte. Weiter abwärts fand sich auch ein australischer Speer, nämlich eine Stange mit einer am Feuer gehärteten Spitze, und daneben eine Art hölzerner Hebel, mit welchen die Eingebornen ihre Geschosse zu schleudern pflegen. Daraus ergab sich daß wenn auch die Insel selbst unbewohnt war, sie doch häufig vom Festland aus von den Eingebornen vermuthlich wegen der Schildkrötenjagd besucht zu werden pflegte.

Die kleine Gesellschaft beschloß nach gemeinsamer Berathung ihren Wohnsitz in die Nähe des Wraks zu verlegen, dort sich ein neues Fahrzeug aus den Schiffstrümmern zu erbauen und nach dem Festland zu entfliehen. Das erste geschah am folgenden Tag. Man verfertigte zunächst ein zeltartiges Obdach für die Frauen und Hrn. Mayburn, sammelte sämmtliche Schiffstrümmer, zog alles noch brauchbare Eisenwerk heraus, und machte sich sofort an den Bau eines neuen Fahrzeuges. Da man im Besitz nur einer einzigen Axt war, und für die hülflosen Frauen wie für den Missionär gesorgt werden mußte, so

rückte das Werk nur langsam vorwärts. Endlich war ein kleines Boot fertig, welches ein später zu erbauendes Floß ins Tau nehmen sollte. Jack und Arthur machten die erste Probefahrt, und zur Freude aller am Ufer schoß das Fahrzeug unter den Ruderschlägen der beiden Männer eilig davon. Als sie aber das Vorgebirg erreicht hatten, sank das Boot plötzlich, und bald nachher schwammen die beiden verunglückten Seefahrer dem Lande zu. Der Versuch war völlig mißlungen, denn kaum hatte das Boot das Tiefwasser erreicht, so merkten die Ruderer daß es nicht weiter wollte und das Wasser eindrang. Man suchte jetzt nach andern Mitteln, und man schlug vor, auf australische Art zwei leichte Rindencanoes zu erbauen und durch diese ein Floß zu schleppen. Für die erste Probe wählte man den Stamm einer Eucalypte, deren Rinde man auf 12 Fuß Höhe vom Boden gerechnet abschälte.

Eines Morgens während dieser neuen Versuche kam O'Brien hastig zu dem kleinen Lagerplatz, und meldete daß ein Haufe von Eingebornen in etlichen Kähnen gelandet sey, und in der Bucht hinter dem Vorgebirg das erste verunglückte Boot betrachte, welches die Fluth ans Land geworfen hatte und das dort liegen geblieben war. Augenblicklich wurde das Zelt entfernt, und alles weggeräumt was auf die Anwesenheit der Verunglückten hätte schließen lassen können, die sich in den Spalten der Klippen versteckten, während die jüngern Mayburns, Jack und Willins, vorsichtig nach dem Landungsplatz der Australier schlichen. Zu ihrem größten Aerger gewahrten sie den Sträfling Peter unter den Eingebornen, der mit ihnen schon längere Zeit Cameradschaft geschlossen zu haben schien. Er hatte das Boot unserer Abenteurer auf den Strand ziehen lassen, und der schlaue Bursche schien besser zu verstehen was dem Fahrzeug gefehlt hatte, denn er machte sich mit seinem schwarzen Gesindel an das Ausbessern und Verkleben, so daß nach etlicher Zeit das Boot ins Wasser geschoben werden konnte und lustig mit Peter und ein paar andern Eingebornen davonschwamm. Die übrigen folgten und bald war die Insel verlassen. Von einem Vorsprung konnte man noch lange den Kähnen nachschauen, bis sie in der Richtung des Festlandes verschwanden. Dieser Zwischenfall war zwar ärgerlich für unsere Pluralität von Robinsonen, doch wurden sie einigermaßen dadurch entschädigt daß die Entführer des Bootes als Tausch ein Rindencanoe auf der Insel zurückgelassen hatten. Das Ding war zwar an sich nicht viel werth, weil es nur eine einzige Person bequem aufzunehmen vermochte, aber es konnte als Modell für das neue Boot dienen, welches jetzt ernsthaft in Angriff genommen wurde. Dießmal bewährte sich die Schiffsbaukunst besser, aber da das Fahrzeug zu wenig Personen faßte, so mußte zuvor ein zweites erbaut werden.

Darin wurden sie aufs neue unterbrochen. Der jüngste Mayburn und O'Brien hatten sich eines Morgens auf die andere Seite des Vorgebirges begeben wollen, und Ruth, die stets dort war wohin sie nicht gehörte, war ihnen gefolgt. Die beiden Jünglinge hatten kaum den Kamm der Höhe erreicht, als sie die jenseitige Bucht abermals mit Eingebornen gefüllt sahen. Hugh machte eine Gebärde daß Ruth still seyn und nicht vorwärts gehen sollte, aber aus Neugierde kletterte sie seitwärts nach einer Scharte in dem Felsen, beugte sich vor und sah unten die Versammlung der nackten, mit Kalk häßlich bemalten Wilden. Sie stieß einen Schrei des Entsetzens aus, rutschte aus und bewegte sich den Abhang der andern Seite hinab. Nach irischem Geschmack trug sie ein rothes Kleid und dieses wurde ihr zum Retter, denn nachdem die Australier einen Augenblick das seltsame Wesen angestarrt hatten, ergriffen sie in panischem Schrecken die Flucht nach ihren Kähnen und suchten das Weite.

Nach diesem Zwischenfall kam endlich der Tag der beschlossenen Ueberfahrt. Die beiden Kähne faßten acht Personen und nahmen das Floß ins Tau, auf welchem mit der Habe der Verunglückten Willins sich allein befand. Man hatte sich mit Wasser und Lebensmitteln vorsichtig versehen, da man wußte daß große Strecken Westaustraliens Wüsten sind. Anfangs herrschte die Stille oder Aengstlichkeit, als aber die Boote sich bewährten und man bei günstigem Wetter eine solche Strecke zurückgelegt hatte daß bei der Annäherung die Strandlinie des Festlandes immer deutlicher wurde, regte sich ein frischerer Muth. „Sollten jene Gestalten wirklich nur Vögel seyn?" fragte Margaret, indem sie nach der Küste deutete. Man überzeugte sich sehr bald daß sich Eingeborne am Ufer sammelten und hin- und herliefen. Willins kannte die Australier aus längerer Erfahrung und wußte daß sie selten wagen Europäer anzugreifen, dieß vielmehr nur dann geschähe wenn sich unter ihnen europäische Landstreicher und entlaufene Sträflinge, die sogenannten Bushranger befänden, an denen es in der Nähe von Niederlassungen beinahe nirgends in der Südsee fehlt. Dennoch hielt man es gerathener lieber den drohenden Gestalten am Ufer auszuweichen und außerhalb ihres Gesichtskreises zu landen. Als man eine einsame Uferstelle erreicht hatte, wurde dieser Beschluß ausgeführt. Von der Höhe der Dünen überschaute man aber nichts als eine völlig verlassene sandige Ebene mit einem Gürtel von Manglegebüsch an dem Ufersaum, ohne irgendwelche Spuren von Wasser. Dort wurde übernachtet und am folgenden Tage die Küstenfahrt erneuert. Man kehrte anfangs zu der Stelle zurück wo man die Eingebornen wahrgenommen hatte, und dachte, da nach Süden zu eine endlose Wüste sich zu erstrecken schien, im Norden einen Fluß zu finden und in seinem Rinnsal zwischen fruchtbaren Ufern tiefer ins Innere vorzudringen; von dort aus sollte dann die Reise nach Süden fortgesetzt werden bis man die Niederlassungen am Schwanenflusse erreichen könnte, wo mittlerweile eine befreundete Familie brittischer Auswanderer, mit denen man bis nach Melbourne gereist war und die sich in Westaustralien niederlassen wollten, eingetroffen seyn konnte. Die Gesellschaft befand sich jedenfalls zwischen doppelten Gefahren. Alle Thäler der Küste mit befruchtenden Gewässern waren von Eingebornen bewohnt, alle unbewohnten Räume eine trunk- und nahrungslose Wüste. Die Wahl aber konnte nicht sehr schwierig seyn, denn in der Wüste war der Untergang gewiß, zwischen den Eingebornen die Rettung aber möglich. Es stellte sich zur Fahrt nach Norden ein Südwind ein, der aber einige Besorgniß erregte, weil er der Vorbote von Unwetter zu seyn pflegt. Am Ufer, dem man sich auf etliche tausend Schritte näherte, zeigten sich wieder halbbefiederte Schaaren von Wilden, die ihre Speere schwangen und deren Geschrei deutlich herüberdrang. Das Wetter, welches bis dahin mit der Beharrlichkeit tropischer Climate schön gewesen war, verschlimmerte sich so stark daß man sich endlich genöthigt sah an der nächsten einsamen Stelle unweit eines Küstenflusses zu landen. Das Abendessen war höchst frugal und wurde nur gewürzt durch die naive Aeußerung der Haushälterin: „Wenn ihr Hr. Arthur nur ein paar Theeblätter verschaffen könne, auf Milch und Zucker wolle sie gern verzichten, aber es sey so hart das trefflichste aller Nahrungsmittel zu entbehren!" Man hatte einen kleinen Theevorrath noch bei der ersten Flucht gerettet, aber er war jetzt trotz aller Sparsamkeit völlig aufgezehrt worden. Dafür gab es aber grüne stechende Spinnen in Menge und der Boden war überlaufen mit dem holden

Ungeziefer. Als am andern Morgen die jungen Leute auf das Fouragiren ausgiengen, fanden sie nichts als Eier von Möven und Cacatus sowie die junge Brut dieser Vögel. Mittlerweile waren die Kähne reisefertig geworden und man begab sich an Bord um den Fluß hinaufzurudern, in der Hoffnung daß die Vegetation der Ufer sie den Blicken der Eingebornen entziehen würde. Am nächsten Tage bekamen sie das eigenthümliche „Ku-i," das Nationalgeschrei der australischen Stämme, zu hören. Von einem Gebrauch der Waffen wollte Hr. Mayburn nichts hören und sprach davon daß man ihnen mit grünen Zweigen winken solle, die in der Südsee als Symbol friedfertiger Gesinnung gelten sollten. Wilkins lachte darüber und meinte der Knall eines Gewehres würde mehr nützen als ein Wald grüner Zweige. Die Nachtruhe wurde indessen nicht gestört, wohl aber stellte sich am andern Tag ein furchtbares Gewitter ein, der Vorbote der kleinen Regenzeit im australischen Herbst. Man war genöthigt zu landen und unter einem überhängenden Felsen Schutz zu suchen, aber bei dieser Gelegenheit wurde das eine Boot von der Gewalt des geschwollenen Stromes gegen die Felsen geworfen und beschädigt, während das andere von der Landungsstelle hinweggerissen und hinabgeführt wurde. Die Höhle oder das Felsenloch welches ihnen Schutz gewähren sollte, war schon bewohnt von etlichen hunderten seltsamer Fledermäuse, unter denen Hr. Mayburn, sein Elend auf Augenblicke vergessend, mit zoologischem Entzücken den fliegenden Fuchs erkannte. Am nächsten Tage wanderte man noch immer aufwärts, aber ein Geräusch, welches immer stärker wurde je mehr man sich ihm näherte, belehrte die Irrfahrer daß ein Wasserfall ihrem Vordringen bald ein Ende machen werde. In der That sahen sie daß das Thal oder die Spalte, der sie bis jetzt gefolgt waren als Sackgasse mit einem hübschen Wasserfall endigte. Nicht ohne Beschwerde mußte die eine Wand des Thales erklimmt werden. Auf der Höhe änderte sich dann vollständig der Charakter der Landschaft. Aus dem schattigen Thal gelangte man auf eine dünn bewachsene, sonnige, grüne Ebene, wo sich der Fluß vor seinem Sturz in zwei Arme theilte, während gegen Südosten zu eine graue Bergkette lag. Dorthin beschloß man jetzt seine Wanderung zu richten, in der Hoffnung, daselbst wieder wasserreiche Thäler anzutreffen. Aus der Prairie ragten einzelne Sandsteinkuppen auf mit herrlichem Baumwuchs geschmückt, worunter man Eucalypten mit gewürzigen Blüthen, den wohlriechenden Pandanus und die Kohlpalme unterschied. Ein merkwürdiges Gewächs war eine Halmpflanze von 6 Fuß Höhe mit einer schweren körnerreichen, der Gerste sehr ähnlichen Aehre, eine Anthistiria. Wilkins kannte die Frucht, wenn auch nicht den Namen. Er zeigte, wie in den australischen Niederlassungen die Squatter bisweilen aus den zwischen Steinen zerquetschten Körnern dieser Gramineen einen Teig bereiten und über dem Feuer zu Kuchen backen. Der Versuch wurde wiederholt, und da man seit Wochen und Monaten kein Brod genossen, so fand das Surrogat der Wildniß Beifall. In den nächsten Nächten wurde man durch das Kui-Schreien der Eingebornen mehrmals beunruhigt, aber niemals kamen die Schreier selbst zu Gesicht. Doch wurde abwechselnd beständig eine Nachtwache aufgestellt. So geschah es zuletzt daß Arthur die Schläfer weckte und die Frauen ermahnte, sie sollten nicht erschrecken wenn sie Lärm hörten. Der Mond schien klar, und Arthur hatte deutlich gesehen daß der Lagerplatz umschlichen wurde. Man hatte gegen einen nächtlichen Angriff eine unschuldige Kriegswaffe in Bereitschaft. Auf ein gegebenes Zeichen stießen sämmtliche männliche Beschützer der kleinen Karawane ein katzengleiches Geschrei aus. Im nächsten Augenblick erhoben sich ein Dutzend dunkle Leiber aus der Steppe und flohen in allen Richtungen von abergläubischer Furcht gescheucht auseinander.

Am nächsten Abend erreichte man eine Kette von Sandsteinwänden mit unzähligen Spalten, Klüften, Höhlen und Grotten, unter welchen letzteren man eine äußerst geräumige sich aussuchte, deren reiner Sandboden eine reinliche Ruhestätte versprach. Als man ein Feuer anzündete, überzeugte man sich daß die Höhle öfters besucht werden mußte, denn an den Wänden waren mit roher Künstlerhand Figuren gemalt, Menschen und Thiere der australischen Welt. Wären die Irrfahrer bedachtsamer gewesen, so hätten sie sich aus dieser Grotte zurückgezogen, die den Eingebornen bekannt seyn mußte, die vielleicht ein Heiligthum war. Diesen Mißgriff hatte zuerst wieder die vom Unglück verfolgte Ruth zu büßen, denn nach Wasser am andern Morgen ausgeschickt, gab sie durch ein Angstgeschrei ihre Gefahr kund, und als die Männer hinausstürzten, sahen sie die Dirne von sechs völlig unbekleideten Wilden (von „braunen Knochenmännern," wie Ruth treffend die abgemagerten australischen Eingebornen bezeichnete), mit drohenden Speeren verfolgt. Die Waffen der Wanderer, außer etlichen Messern (die Axt war mit den verunglückten Booten davongeschwommen), und dem einen Gewehr waren denen ihrer Gegner nichts weniger als überlegen, denn sie bestanden aus Bogen, Pfeilen und Speeren nach Robinsonart, während die Australier nebenbei den gefürchteten Bumerang führten, dessen seltsame, scheinbar gegen die Newton'sche Disciplin der Körperschwere verstoßende Sprünge und Bewegungen erst kürzlich von einer brittischen Autorität wissenschaftlich erklärt werden konnten. Wilkins rief seinen Gefährten zu: „Schreit so laut ihr könnt, aber schießt keinen Pfeil ab, wenn ihr nicht sicher seyd, euren Mann niederzustrecken!" Dieß geschah. Die Australier kamen zum Stehen, sendeten dann ihre Speere ab und machten sich eilig auf die Fersen. Vorläufig bestand das Unglück nur darin daß Ruth eines der Geschosse in die Schulter, aber ohne Verwundung bekommen hatte. Allein da man sich auf eine Rückkehr der Angreifer gefaßt machen mußte, so verbarricadirte man eilig den Zugang der Höhle, nachdem man vorher noch mit Wasser sich reichlich versehen hatte. Besser wäre es wohl gewesen, wenn man eilig aus der Grotte ins Freie gezogen wäre, aber sie ließ sich gut vertheidigen, schien auch einen Rückzug durch die Spalten und Klüfte zu besitzen, und man hoffte daß die Eingebornen die Langeweile einer Belagerung nicht lange aushalten würden. Hugh Mayburn und O'Brien, die jüngsten, erhielten den Auftrag das Innere der Grotte zu erforschen, die möglicherweise einen zweiten, den Gegnern bekannten Ausgang haben konnte. Von Nahrungsmitteln waren nur etliche einheimische wilde Hühner in Vorrath, also konnte man jedenfalls eine längere Belagerung nicht aushalten. Doch lag die Hoffnung einen Ausweg zu finden sehr nahe, denn der Sandstein war vielfach zerklüftet, und durch die rückwärts liegenden Spalten schien der Himmel herein. Am ersten Tage begnügten sich die Australier damit dicht an die Grotte heranzurücken, und durch die nicht verbarricadirte Oeffnung einen Schauer von Geschossen hereinzusenden, der harmlos ins Dunkle fiel. Nach dieser Heldenthat verließen sie den Schauplatz. Da die erste Recognoscirung der Schluchten ungünstig ausgefallen, die Nachtruhe aber nicht gestört worden war und sich nirgends ein Feind mehr blicken ließ, so hoffte man am dritten Tage die schwüle Grotte verlassen zu können. Als aber eine Partie ausgeschickt wurde um die Wassergefäße zu füllen, erschallte ringsum wieder das „Ku-i" und man mußte sich eilig wieder in die Grotte zurückziehen. So verächtlich der Feind war, so konnte man doch mit den Frauen unmöglich sich durch-

schlagen, deßhalb wurde eine genauere Durchforschung aller Ausgänge der Höhle angeordnet, und endlich nach vielem Klettern ein jenseitiges Tageslicht erreicht, wo man durch Gestrüpp und Buschwerk einen Pfad hieb, der an den Rand eines kleinen Gewässers führte. Die Entdecker kehrten dann auf dem nämlichen Wege zu der übrigen Gesellschaft zurück, deren Lage sich verschlimmert hatte, denn die Wilden, hinter Busch und Stein versteckt, umringten in größter Nähe die Grotte. Gegen den Gebrauch von Feuerwaffen wehrte sich Hr. Mayburn, der mit Sentimentalität die Partei der Australier ergriff, und es ganz in der Ordnung fand daß sie die Fremdlinge von ihrem Boden vertreiben wollten. Ueberdieß mußte man die wenigen Patronen für äußerste Fälle sparen, und blinde Schreckschüsse in jedem Falle vermeiden, nach dem richtigen Grundsatz daß wenn Europäer von ihren Waffen Gebrauch machen, die Wirkung groß und sichtlich seyn muß, wenn sie Eindruck machen soll. Diese Erwägungen verloren jedoch alles Gewicht, als die Eingebornen zu einem ernsten Angriff vorrückten und einer der Stärksten von ihnen Hand an das Gerölle legte, womit man den Grotteneingang gesperrt hatte. Willins ließ sich das Gewehr reichen und streckte den Angreifer aus nächster Nähe durch eine Kugel in die Schulter zu Boden. Mit Geheul entwichen alle seine Cameraden in den Wald. Der Verwundete hatte seine Steinaxt fallen lassen, und Jack als zünftiger Zimmermann hätte gern die nützliche Spolie mitgenommen, allein der Missionär wollte auch hier wieder das Recht des Krieges nicht anerkennen, „um den Heiden kein schlechtes Beispiel zu geben.“ Schleunig trat man jetzt den Rückweg durch die Spalten der Felsen an und befand sich bald im Freien, am Rand des entdeckten Wassers, welches man eilig durchschritt.

Das Ufer jenseits war ein buschiges Hügelland, wo das Aufwärtssteigen und Klettern über umgestürzte Baumriesen in einer drückend schwülen Atmosphäre Schweiß und Anstrengung kostete. In tropischer Fülle schoß überall das Gras auf, Jasmingerüche würzten die Luft, und ein Heer von Papagaien kreischte und schnatterte in den Wipfeln. Man mußte indessen eilen um aus der Nähe des Wasserlaufes zu kommen, weil man jetzt aus Erfahrung wußte daß überall die kleinen Flüsse dicht bewohnt waren. Eine Grassteppe, der es nicht an Quellen fehlte, wurde jetzt in etlichen Tagreisen überschritten, bis ein größerer Strom abermals Halt gebot. Dort stieß man auf eine Art von Steinbruch der Eingebornen. Halbvollendete Aexte, Speer- und Pfeilspitzen lagen umher, aber Mr. Mayburn duldete abermals nicht daß trotz allem Nothstande das „fremde Eigenthum“ benutzt werde; nur einige Bruchstücke und Tafeln des feuersteinähnlichen Materials durften ausgesucht werden. Aus ihnen wurden nun australische Aexte nach dem vorgefundenen Muster angefertigt, indem man die scharfen Kanten schliff, die Steinklinge an einen Stiel festband und außerdem mit Gummi verkittete. Dann zog man eilig dem Ufer entlang, um nicht abermals auf Eingeborne zu stoßen. Willins zeigte ihnen, zerstreut zwischen den zehn Fuß hohen Stämmen baumartiger Gräser (Xanthorrhea arborea), ein Gesträuch, welches er „wilden Thee“ nannte, und dessen Blätter von den Ansiedlern, die „dergleichen Mischmasch“ liebten, statt des ächten Thees benutzt würden. Es war freilich nicht dieses edle Myrtengewächs, aber da die Blätter zuckerhaltig waren, so lieferte der Absud ein Getränk, das einem süßen Thee gleich kam, wie sich die glücklichen Entdecker zuschworen; nur der undankbare Hugh erklärte daß das Arom ihn an den Kamillenthee stark erinnere. Der Strom war bewohnt, denn die Ku-is der Eingebornen wurden nah und fern vernommen, man rückte daher unter Besorgniß und sehr behutsam die nächsten Tage vor. Endlich erreichte man eine geklärte Uferstelle, die kürzlich erst von den Eingebornen verlassen worden seyn mußte, denn man fand große Vorräthe der wilden Gerste, Schalen von Süßwassermuscheln, Keulen, Bumerangs und andere Waffen, sowie breite Stücke von Baumrinde. Diese letztere wurde benutzt um in Eile einen Kahn nach australischer Façon anzufertigen. Mit diesem gebrechlichen Dinge wurde dann die Gesellschaft stückweise an der andern Seite gelandet. Am nächsten Tage setzte man die Wanderung aufwärts zu Land und zu Wasser fort. Aber bald war man genöthigt Halt zu machen und ein Versteck zu suchen, denn vorwärts vernahm man furchtbaren Lärm und Geschrei, wie von zwei kämpfenden Kriegsparteien. Es wurde bald klar daß zwei Stämme auf einander gestoßen seyn mußten, denn deutlich unterschied man die Klagelaute von Verwundeten. Endlich wurde es wieder still, und nach einem weitern Abwarten begab sich Arthur mit Willins auf Recognoscirung. Zerbrochene Waffen leiteten sie auf die richtige Spur, bis sie eine freie Stelle gewannen, wo der Kampf am heißesten gewüthet hatte, denn etliche blutige Leichen waren noch liegen geblieben. Neben einer derselben lauerte ein Frau, offenbar in Todestrauer über einen Erschlagenen. Sie wollte entfliehen, aber Willins hielt sie fest, und da er einiger einheimischer Ausdrücke von den Colonien her noch mächtig war, so erfuhr er von dem Weibe daß sie Baldabella heiße, und die „Dschin“ (Squaw, Frau) des Erschlagenen sey. Die beiden Männer fanden zwar daß die Eingeborne den Irrfahrern vortreffliche Dienste als Führer und als Dolmetscher mit den einheimischen Stämmen leisten möchte, doch äußerte Willins das Bedenken, „der Herr und die Miß werden unmöglich ein solches unanständiges Stück Weibsbild unter sich dulden.“ Die trauernde Wittwe war nämlich nach Landesart bis auf die Fußsohlen decolletirt, mit Ausnahme einer sehr modesten Halskrause aus Opossumfellen und einer Fischgräte durch die Nasenwand. In Berücksichtigung der Umstände jedoch nahm man Baldabella mit zu dem Lagerplatz, fragte aber an, bevor man sie in den Cirkel einführte, ob man mit diesem Gaste Cameradschaft machen wollte. Nachdem man mit einigen Fetzen für den Anstand gesorgt hatte, erhielt die halberschreckte Baldabella Zutritt. Sie beobachtete voll Verwunderung die Vorrichtungen am Feuer zum Rösten von Geflügel und von Eiern, wendete sich aber voll Schauder ab als man ihr von der Nahrung anbot. Sie kroch vielmehr an die Uferbank, bohrte mit ihren Fingern im Schlamm umher und zog etliche graue Reptile, ähnlich unsern nackten Schnecken hervor, die sie der Gesellschaft höflich anbot. Als man vom Ekel geschüttelt sie abwies, schlürfte sie mit Gelassenheit Stück für Stück ein.

Willins, der sich allein mit Baldabella durch Worte und Galanterie verständigen konnte, bewog die australische Frau den Wanderern zu folgen. Ihre Begleitung war um so nützlicher, als sie sich vor dem Aufbruch von der Lagerstelle noch mit einem Bumerang auf dem Schlachtfelde versehen hatte. Diese merkwürdige Waffe sollte sich bald bewähren, als man in den nächsten Tagen auf einen Kängurupfad stieß. Die jungen Leute wollten sich sogleich dem Vergnügen dieser, für sie mit den Reizen der Neuheit ausgestatteten Jagd hingeben, aber Willins belehrte sie daß dazu Geschick und System gehöre, denn die Thiere setzten die größten Jäger auf die Probe, und ließen sich nur mit Hunden bis zur Ermüdung jagen, die aber oft in einem halben Tage oder später erst eintrete. Das Känguru sey außerordentlich scheu,

und könne bei einem Kesseltreiben nur gefangen werden, wenn die Jäger am Fuße eines Abhanges Kette bilden. Das Thier berührt nämlich wenn es in Hast ist, nie den Boden mit den Vorderfüßen, sondern springt beständig in großen Sätzen. Es kann aber Abhänge nur schwer hinaufkommen, weil die Sprünge dort zu kurz ausfallen. Der Instinct lehrt daher die Thiere, ihre Flucht stets bergab zu nehmen, und am Fuße von Hügeln sey daher die günstige Aufstellung für die Jäger. Nach dieser Anleitung wurden die Kängurus umstellt, und die Treibjagd begann; allein die Kette war lange nicht eng und groß genug, die Thiere brachen in ergötzlichen Sätzen links und rechts aus, so daß sehr wenige Stücke durch die Lücken der Kette giengen, allein da die Jäger nur Bogen und Pfeile oder Wurfspieße hatten, so konnten sie beim redlichsten Willen den kolossalen Springmäusen nichts anhaben. Baldabella war die einzige die mit ihrem Bumerang ein Wild erlegte, welches sogleich gehäutet, und dessen Fleisch in Streifen geschnitten wurde, um nach Gaucho-Art an der Sonne getrocknet zu werden.

Immer nach Süden vordringend geriethen die Wanderer in ein Gebirgslabyrinth welches mit allem Schmuck des subtropischen Australiens beladen war, denn auch dieser Continent, obgleich im Kern eine Wüste, birgt doch manchen reizevollen Winkel. Waldbäume stiegen zu gebieterischer Höhe auf, umwunden mit Guirlanden von Schlingpflanzen, deren Blumenfarben bekanntlich zu den feurigsten Zierathen der Pflanzenwelt gehören. Reichlich war die Luft mit Jasminduft und dem an den Heliotrop erinnernden Geruch der gelbblühenden Akazien gefüllt, während sich dazwischen kolossale Farn drängten und Orchideen mit ihren reizenden Schmetterlingsblumen allenthalben als Schmarotzer nisteten. Dort traf man den süßklagenden Glockenvogel, den Pertpiet-Vogel, der einer Elster aufs Haar gleichen würde, wenn er nicht beinahe ohne Schwanzfedern wäre, und dessen flötenähnliche Stimme wie eine Orgel schwillt, weßhalb er auch von den englischen Colonisten die Orgelelster genannt wird. Dazwischen erhob der lachende Jackaß sein Hahaha! während das Kreischen der Papagaien und Kakadus alles übertäubte, seltner dagegen sich der merkwürdige Dacelo gigantea zeigte, der zu den Eisvögeln (Halcyonidae) gerechnet wird. Aus diesen lieblichen Thälern gewann man nur zu rasch wieder das Freie, nämlich Prairien, denen es leider an fließendem Wasser zu mangeln schien. Dort aber glückte es, abermals durch Baldabella's Bumerangswurf, ein Emuweibchen zu erlegen. Der Vogel zuckte noch als sich O'Brien unvorsichtig näherte. Wilkins hatte kaum Zeit ihn zurückzureißen, denn der Vogel schlug mit seinem gewaltigen Fuße nach ihm, und ein Hieb mit dieser Waffe hat den Effect wie der Schlag eines Schmiedhammers. Nur die beiden Hinterviertel dieses neuholländischen Casuars sind eßbar, dafür aber fand man etliche dunkelgrüne Eier des Vogels, die an Gewicht, Größe und Nahrhaftigkeit den Straußeneiern wenig nachgeben. Wasser fand sich nur in einer Kette von Pfützen, die vermuthlich während der jetzt herannahenden Regenzeit sich in einen Strom verwandeln sollten. Die Ebene war auch nicht unbewohnt, denn am nächsten Tage stieß man auf Eingeborne, die um ein Feuer hockten und den Fremdlingen scheinbar nicht die mindeste Aufmerksamkeit schenkten. Die Männer, völlig nackend bis auf ihre Hautmalerei, waren mit Anfertigung ihrer Waffen beschäftigt, während die Frauen Körner oder Nüsse zwischen den Steinen zerquetschten. Man hatte verabredet lautlos an ihnen vorüberzuziehen, und wirklich schienen auch die Wilden nichts zu beachten. Plötzlich aber sprang der stärkste der Männer auf und packte Baldabella bei den Schultern, gleichsam als wolle er sie kraft des Nationalitätsprincips reclamiren. Die Australierin hatte aber Geschmack an Wilkins oder an dem Leben der nomadischen Europäer gefunden, jedenfalls hatte sich ihre Lage verbessert, da die australischen Frauen nur die Last- und Zugthiere und einer thierischen Behandlung von Seiten ihrer Männer ausgesetzt sind. An der nationalen Vindication lag ihr also nichts, und sie sah sich daher nach Hülfe um, so daß Arthur Mayburn es der Mühe werth hielt dicht am Ohre des Wilden vorbei eine seiner letzten Kugeln pfeifen zu lassen. Die Eingebornen waren im Nu auf den Füßen und stoben, altes hinter sich lassend, auseinander. Da man von ihnen verfolgt zu werden befürchtete, machte man sich schleunigst weiter einem dunkelgrünen Saum am Horizont zu, wo man wieder Waldwuchs anzutreffen und sich zu verbergen hoffte. Zunächst erreichte man einen neuen Küstenfluß, den man glücklich überschritt, nachdem man am Ufer einen umgestürzten Baum entdeckt hatte, der wie ein Steg in und über das tiefe Wasser reichte. An der jenseitigen Bank zog man dießmal eine gute Strecke abwärts. Da wurde in den nächsten Tagen Wilkins einen einzelnstehenden Baum am Ufer gewahr, dessen Aeste absichtsvoll von europäischen Instrumenten abgehauen worden waren. Ein tiefes Kreuz war in die Rinde geschnitten, so daß man nicht zweifeln konnte es sey der Baum als Signal von Europäern auserwählt worden. Sicherlich, meinte Wilkins, ist um den Baum irgendwo ein „Cache," (Höhle zur Bewahrung von Vorräthen), von irgendeiner Streifpartie angelegt worden. Alles legte Hand an um den Boden aufzuscharren. O'Brien war der erste Glückliche, welcher ausrief: Ich fühle etwas! Während man sich noch den Kopf zerbrach, worin wohl der Schatz bestehen könnte, kam eine kleine Kiste zum Vorschein mit dem Namen eines großbritannischen Kriegsschiffes und einer drei Jahre zurückreichenden Jahreszahl. Die Kiste enthielt einige Säcke mit Pulver und Blei, und das „Cache" war wahrscheinlich von einer Erforschungsexpedition angelegt, später aber vergessen oder aufgegeben worden. Hrn. Mayburns Scrupel erwachten vor diesem Angriff gegen „öffentliches Eigenthum," Wilkins hatte aber schon den kostbaren Fund sich angeeignet, und das Gewissen des geistlichen Herrn mußte sich wohl oder übel dabei beruhigen daß allseitig gelobt wurde, so wie man nur wieder den Saum der Civilisation erreicht habe, bei der nächsten Colonialbehörde den „Raub" und die Bereitwilligkeit zum Ersatz des „Schadens" anzuzeigen.

Das Herannahen der großen Regenzeit gebot aber dem Vordringen der Irrfahrer einen längern Halt. Als Zufluchtsort suchte man ein Stück des hohen tropischen Urwaldes aus, welchen Baldabella zu betreten anfangs nicht bewogen werden konnte, und dem sie endlich halb mit Gewalt unter Zittern und Schaudern sich nahte. So viel konnte man sich schon mit der Eingebornen jetzt verständigen daß sie diesen Wald als den Sitz unheimlicher Mächte betrachtete, doch schienen ihr die Europäer selbst immer noch wie Wesen von übermenschlicher Begabung, und so entschloß sie sich zuletzt unter ihrem Schutz in den ewigen Schatten einzudringen, wo man bald eine Grotte fand, die durch Bauten aus Baumrinde so weit vervollkommnet wurde, daß sie genügenden Schutz für die Schauer der nassen Jahreszeit versprach.

(Schluß folgt.)

Griechische Bilder.

Thessalien.

(Schluß.)

Von Pharsala machten wir einen kleinen Abstecher nach dem südwestlich gelegenen Domokó (dem alten Θαυμακοί) mit einem von dort gebürtigen jungen Griechen. Ziemlich in der Mitte des Weges kamen wir an eine Ruine, welche den Namen „Frauenburg“ (Γυναικόκαστρον) führt. Dergleichen Burgen, die auch häufig den Namen „Burg der Schönen“ (τῆς ὡραίας — ὡριᾶς — τὸ κάστρον, auch ὡραιόκαστρον) führen, trifft man oft in Griechenland an, ebenso auf dem Festland wie auf den Inseln, und es sind immer mittelalterliche Burgen aus der Zeit der Frankenherrschaft, welche in Griechenland selbst noch länger sich hielt als in Konstantinopel. Von der Romantik, welche die fränkischen Ritter im Mittelalter in diese Länder mitbrachten, hat sich fast kaum eine andere Spur erhalten, als daß man bisweilen von den alten Burgen erzählt, eine wunderschöne Königin habe sie erbaut und in ihnen geherrscht. In einer andern derartigen Burg soll, nach der Erzählung, eine reizende Prinzessin gewohnt, und ohne Wissen ihres Vaters ein Kind geboren haben; dieses letztere habe sie in der Nähe verborgen gehalten, und jeden Morgen sey sie gekommen, habe dem Kind die Brust gereicht und es auf diese Weise ernährt und erhalten. Irgendwelches alte Grab oder ein Sarkophag gibt nicht selten zu den gleichen Sagen erwünschte Veranlassung, welche die Völker noch heutzutage so oft und so gern dichten. Auch in Griechenland hat die Romantik der fränkischen Ritter im Mittelalter der Volkspoesie ein romantisches Element neben dem ursprünglichen Element, das man wohl kurzweg das klassisch-naive nennen möchte, eingeimpft. Ein solches neugriechisches Volkslied ward mir bei Gelegenheit meines Besuches der gedachten „Frauenburg“ von dem oberwähnten wackern jungen Griechen mitgetheilt, und ich kann nicht unterlassen es in deutscher Uebersetzung gerade hier mitzutheilen, da die darin vorkommende Erwähnung eines „koniarischen“ Türken nach dem von mir früher Bemerkten es nicht unwahrscheinlich macht daß dieses Volkslied, auch wenn es sich nicht nothwendig auf die „Frauenburg“ zwischen Pharsala und Domoko beziehen muß, doch wenigstens in Thessalien entstanden sey.

Die Schöne der Burg.

So viel ich auch der Burgen irgend hab' gesehn,
So wie die Burg der Schönen, sah' ich keine noch.
Wohl vierzig Thürme hat sie, alle voll von Gold,
Und andere fünfundvierzig einzig für den Krieg.
Die Türken lagen vor ihr, schon zwölf Jahre lang,
Allein die Burg der Schönen nahmen sie nicht ein.
Da kam ein Hund von Türken, 's war ein Koniarat,
Hin vor den König trat er, neigte sich, und sprach:
„Großmächtigster der Herrscher, was versprichst du mir?“
„„Ich gebe tausend Goldstück, und ein schönes Roß,
Und noch dazu zwei Säbel, ganz von Silber, dir.““
„Dein Geld nicht will ich haben, mag auch nicht dein Gold,
Will auch dein Roß nicht haben, mag die Säbel nicht;
Die Schöne nur begehr' ich in der Burg von Glas.“
„„Wohl! kannst die Burg du nehmen, sey die Schöne dein.““
Und Mönchsgewänder nahm er, hüllte sich in sie,
Und zu der Pforte trat er, weinte, fiel aufs Knie,
Fußfällig und mit Thränen, flehte er, und rief:
„O öffne dich, du Pforte, Burg der Schönen du,
Du Pforte zu der Herrin mit dem dunklen Aug.“
„„Fort, fort! du bist ein Türke, bist ein Koniarat,
Flieh, daß sie dich nicht tödten, auf dich hängen nicht.““
„Beim Kreuz schwör' ich dir, Herrin, bei der Jungfrau dir,
Daß ich nicht bin ein Türke, bin kein Koniarat.
Ich bin ein Mönch und komme dort vom Kloster her,
Ich sterbe fast vor Hunger, ach erbarm dich mein!“
„„So gebt ihm denn zu essen, und dann geh mit Gott!““
„Ach laß auch in die Kirche, laß mich beten gehn,
O öffne dich, du Pforte, Burg der Schönen du,
Du Pforte zu der Herrin mit dem schwarzen Aug!“
„„So werft herab die Haken, zieht ihn dann herauf.““
„Zerrissen und durchlöchert sind die Kleider mir.“
„„So bringt denn einen Sack her, steckt ihn dann hinein.““
„Ach! Herrin, nicht im Sacke laß ersticken mich.“ —
Das Thor ward halb geöffnet, schnell füllt sich der Hof;
Die andern alle stürzten nach dem Gelde hin,
Er aber eilt zur Herrin in der Burg von Glas,
Doch wie ihn sah die Schöne, fauk zusammen sie. —

Später hörte ich auch auf der griechischen Insel Thermia im Archipelagus ein ähnliches Volkslied auf ein solches Schloß der Schönen (τῆς ὡριᾶς τὸ κάστρο), und man zeigte mir dort noch das Schloß, auf welches sich das Lied bezog.

Dieses Schloß war die Ruine eines wohlbefestigten Städtchens aus den letzten Jahrhunderten des Mittelalters. Die Mauern, soviel noch davon an den Felsen klebte, schienen von fränkischer Bauart zu seyn, und hatten Schießscharten, im Innern aber lagen nur unförmliche Trümmerhaufen. Hier hausten, nach dem Liede, vor Jahrhunderten arge Seeräuber, welche das Meer weithin mittelst einer langen Kette zu sperren, und auf diese Weise viele Schiffe zu fangen pflegten. Die großen Schätze und Reichthümer welche sie dort aufgehäuft hatten, lockten die Türken, und sie kamen mit großer Macht her; allein sie belagerten das unzugängliche Felsennest vierundzwanzig Jahre lang vergeblich, bis ihnen endlich eine List gelang. Ein Türke verkleidete sich als schwangere Frau, nahm noch einen Säugling auf den Arm, und begehrte als ein unglückliches, von dem Feinde verfolgtes Weib Einlaß. Die Tochter der Pförtnerin öffnete aus Mitlied das Thor, und darauf drangen die in einem Hinterhalte versteckten Belagerer in das Schloß ein, metzelten die Vertheidiger nieder und legten das Städtchen in Asche. In einer Familie auf Thermia ward noch vor zwanzig Jahren ein auf Holz gemaltes Madonnenbild aufbewahrt, dessen eine Ecke angebrannt war, und von dem sich die Tradition erhalten hatte, daß es aus den Flammen der Ruine gerettet worden sey. Der Franzose Buchon erwähnt in seinem Buche: La Grèce continentale et la Morée (Paris 1844) in verschiedenen Gegenden Morea's „ὡραιόκαστρα.“

Bald lag Domokó mit seinen auf einem vorspringenden Hügel malerisch unter den weißen getünchten Mauern der Festung sich ausbreitenden Häusern in luftiger Höhe malerisch vor uns. In dem neuen Namen, der eine Verdrehung des alten (Θαυμακοί) ist, liegt noch die Andeutung, die in dem alten Namen selbst klar sich ausspricht, nämlich die Beziehung auf die wundervolle Aussicht, welche von hier aus über die ausgedehnte Ebene sich eröffnet, und wovon die Schriftsteller des Alterthums den Namen ableiten. Das südlich die Ebene begränzende Gebirgsland, mit welchem das pharsalische Feldmeer endet und die schluchtenvollen Berge beginnen, ist mit großen Wäldern bedeckt; wir sahen hier mächtige, großblätterige Eichen von ganz nordischem

Charakter, die dann und wann mit Gerstenfeldern abwechselten, und wo ein Bächlein durch die Schlucht rinnt, wo eine Quelle aus dem Hügel entspringt, standen hellgrüne Platanen. Von den Mauern der hellenischen Burg (der Akropolis) in Domokó sah man noch Reste unter den Mauern der türkischen Festung, und darnach scheint die erstere nicht von besonders hohem Alter zu seyn. Von andern Alterthümern gab es in Domokó nichts weiter als einige Inschriften, welche im Orte, zum Theil in der Erde begraben herum lagen.

Wir kehrten von hier nach Pharsala zurück, und wollten nun nach Velestino. Der Weg führte zum Theil über den untern Theil des Othrys-Gebirges, welches sich wellenförmig nordwärts bis nach Pharsala erstreckt, ein hügeliger, mit reichen Kornfeldern bedeckter Landstrich. Weinreben sucht man in diesem, größtentheils von Türken bewohnten Lande vergebens. Hinter Pharsala besteht das Kalchedonion-Gebirge, über welches wir kamen, fast nur aus nacktem Gestein, welches geringe Abwechselung darbot. Velestino liegt am nördlichen Fuße desselben, ein unbedeutender türkischer Ort, aber umgeben von unvergleichlich schönen Gärten, die sich nördlich davon wie ein herrliches Lustwäldchen ausbreiten, und welche von einem reichen Quell bewässert werden, der schon im Alterthum der Segen der Stadt war, wie er es noch jetzt den Bewohnern des Ortes ist. Velestino ist nämlich das alte Pherä, und die Quelle ist die berühmte Hypéria (Ὑπέρεια), von der schon Homer spricht. Sie entspringt innerhalb des Ortes selbst, der früher über hundert Häuser hatte, jetzt aber fast nur ein Trümmerhaufen ist, der kaum fünfzig Menschen zur Wohnung dient. Am Fuße des Felsens sprudeln drei Wasseradern hervor und bilden einen kleinen See, den die schönsten Bäume umgeben; eine Moschee erhebt sich am Ufer und spiegelt ihre Kuppel und ihr Minaret in der klaren Wasserfläche. Gerade über dem Ursprung der Quelle sieht man eine hellenische Mauer aus regelmäßigen Quadersteinen, denn hier lag das alte Pherä, und mehrere Ueberreste der Stadtmauer, von der nämlichen regelmäßigen Bauart, sind erhalten. Die alte Burg hat wahrscheinlich noch höher, auf einem kleinern, oben abgeflachten Hügel gestanden. In den ältesten Zeiten war es der Königssitz des Admetos, später Sitz einer selbständigen Tyrannenherrschaft, die längere Zeit auf Griechenland Einfluß hatte, und von dessen Herrschern namentlich der Tyrann Alexander von Pherä im 4ten Jahrhundert vor Chr. Geb. durch unerhörte Grausamkeiten berüchtigt war. Der Boden der alten Stadt liegt größtentheils verödet, und nur der östliche Abhang desselben wird von der jetzigen griechischen Vorstadt eingenommen. In der neuern Zeit ist Velestino als der Geburtsort des Sängers der Freiheit, des Griechen Rigas, berühmt geworden, der seine patriotische Begeisterung für die untergegangene Herrlichkeit Griechenlands und seine vielfachen Bestrebungen für dessen Unabhängigkeit, welche ihn sogar mit dem General Bonaparte in Verbindung brachten, im Jahr 1798 mit dem Märtyrertode bezahlen mußte, und der nach dem alten Namen der Stadt häufig „der Pheräer" genannt wird.

Von hier nahmen wir unsern Weg nach Bólo, der uns über einen niedrigen Höhenzug führte. Vor mir lag der schöne und mächtige Berg Pelion, zwischen dessen schwarzen Wäldern mehrere weiße Punkte glänzend hervorschimmerten. Es waren einige der berühmten vierundzwanzig Dörfer der alten magnesischen Halbinsel, die dort an den Bergabhängen des Pelion, zum Theil höchst malerisch liegen. Von hier aus konnte ich nur einige derselben (Makrinitza, Portaria, Volos, Hagios Laurentios) sehen; sie „strahlten" — nach dem Ausdruck eines Griechen — „wie Perlen auf einem grünen seidenen Teppich."

Bólo (Βῶλος) liegt am innersten Theil der nach ihm benannten Bucht, und ist, wenn nicht der einzige, doch jedenfalls der vornehmste Hafen Thessaliens. In dieser Gegend lag das uralte Jollos, von wo die Hellenen einst zum erstenmal auf weite Seereisen sich hinauswagten, und auf der andern Seite war die bedeutende Handelsstadt Pagasä; und so stand dann hier ein schönes Bild aus der Blüthenzeit des alten Griechenland vor mir, und vor meiner Phantasie wimmelte die pelasgische Bucht von tausend Schiffen. Jetzt ist Bólo eine kleine türkische Stadt, deren Festungsmauern ein regelmäßiges Viereck bilden. Die griechischen Handelsleute wohnen außerhalb derselben an der Seeküste; hier sind die Marktplätze und die Chans, und hier bewegt sich ein reges, geschäftiges Leben.

Bólo liegt auf dem westlichen Abhang des Pelion, in der Mitte herrlicher Gärten, wo viele prächtige Bäume köstliche Laubdächer bilden und zahlreiche Wässer ein frisches Grün und angenehme Fruchtbarkeit verbreiten. Hier steht in der prachtvollsten Ueppigkeit des Laubes und in allen Abwechselungen der Formen der herrlich schattende Platanus, die majestätische Kastanie, die stolze Pappel, die hochstrebende Cypresse, die mit dem Weinstock, der Granate, dem Mandel- und dem Feigenbaum sich gatten.

Ich beschloß von Bólo aus den Pelion zu besteigen, und wenigstens einige der vierundzwanzig Dörfer zu besuchen. Diese letztern sind im allgemeinen eine höchst interessante, in mehr als einer Hinsicht anziehende Erscheinung in der Culturgeschichte des neuen Griechenland. Dieses schöne Gebirgsland der alten magnesischen Halbinsel wird nämlich von einer großen Menge Griechen bewohnt, einer betriebsamen und wohlhabenden, genügsamen und zufriedenen Bevölkerung, unter der auch ein lebendiger Sinn für Aufklärung und Bildung sich regte, und welche sich auch daselbst in nicht geringem Grad entwickelte. Hier war es, wo man zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts eine hohe Schule (in Miliäs — Μηλιαι —) zu begründen beabsichtigte, und es war bereits manches zu diesem Zweck geschehen; aber der Plan selbst kam nicht zur Ausführung. Auch sind aus dieser Gegend und namentlich aus Miliäs und Demetrias mehrere ausgezeichnete neugriechische Gelehrte, wie Anthimos Gazis, Daniel Philippidis, Gregorios Konstantas, so wie der jetzt noch lebende Professor der Philosophie an der Universität in Athen, Philippos Joannou.

Als Griechenland sich gegen die Türken erhob, standen auch die 24 Ortschaften auf, und die einfachen Gebirgsbewohner erlangten manche Vortheile. Aber der Friede kam und Thessalien blieb bei der Türkei. Indeß ward denjenigen welche gegen die Türken gekämpft hatten, das Bürgerrecht im freien Griechenland angeboten, und auch aus den 24 Dorfschaften wanderten viele nach dem Königreich Griechenland aus. Sie wurden jedoch in ihren Erwartungen bitter getäuscht: der Wohlstand war geringer und die Abgaben waren höher als in Pelions Bergen, und selbst die Begeisterung für die Freiheit und für alle Vortheile der Freiheit war nicht mächtig genug ihnen die Lasten zu erleichtern und die Nachtheile zu ersetzen. Daher kam es daß manche der eingewanderten Griechen aus den 24 Dörfern das freie Griechenland wieder verließen und in ihre frühere Heimath unter das Joch der türkischen Herrschaft zurückkehrten. Uebrigens genießen diese 24 Ortschaften gewisse Vortheile vor den anderen türkischen Unterthanen. Sie gehören seit alter Zeit der ältesten Schwester des Sultans, und haben das Vorrecht

daß nur Ein Türke in jedem Ort wohnen darf und daß ebensowenig albanesische Miethtruppen dort einquartiert werden dürfen; deßhalb ist auch dieser Landstrich besonders volkreich, und die kleine gebirgige magnesische Halbinsel zählt 50,000 Einwohner. Das größte unter den 24 Dörfern, Makrinitza, nordöstlich von der Stadt Volo, wird auf 1200 Häuser geschätzt, Volos und Portaria jedes auf 700, Dralia auf 600, Zagora auf 500, Hagios Georgios, Hagios Laurentios und Lechonia, jedes auf 400, von den kleineren aber ein jedes ungefähr auf 100 Häuser. Der Ackerbau ist in dem gebirgigen, zum Theil mit schönen Buchen und Tannen reich bewaldeten Lande, der Natur der Sache nach, nur unbedeutend; aber desto ansehnlicher ist die Gartencultur, und Pelions Abhänge sind fast der einzige Punkt in Thessalien, wo Obst (Kirschen, Feigen, Orangen u. s. w.) erbaut wird, und alle Früchte welche auf den Markt von Larissa gebracht werden, kommen von dort; Wein- und Oelbau, so wie Seidenzucht sind für die 24 Dörfer wichtige Erwerbsquellen; auch fehlt es nicht an häuslicher Industrie: die Frauen spinnen, weben und drehen seidene Schnüre, und die Männer gerben Leder.

Ich konnte wegen Kürze der Zeit nur einige der Dörfer besuchen, die übrigens eher den Namen von Städten verdienen, namentlich Portaria, Makrinitza und Volos. Portaria liegt in einem Wald von Platanen und Kastanien, und noch höher liegt Makrinitza. Schon Dodwell, der in dem ersten Jahrzehnt des gegenwärtigen Jahrhunderts Griechenland bereiste und die magnesische Halbinsel besuchte, bemerkt daß an beiden Orten Griechen von starken und athletischen Formen wohnen, „stark und kräftig genug um ihre Nachbarn, die Türken, zu verachten." Die Straßen werden fortwährend von Bächen und den hellsten Quellen bewässert, von Platanen, Feigen- und Kastanienbäumen von außerordentlicher Größe überschattet, und auch der Wein in fruchtbeschwerten Gehängen verbreitet hier seine Segnungen. Volos, nördlich von der Anhöhe des alten Jollos, ist ebenso schön und malerisch wie Portaria. Ueberall sieht man üppige Gärten, wo die Kirschen und Orangen vor den gewaltigen Feigenbäumen kaum Platz finden können. Vom Dorf Volos ist es kaum eine Stunde bis zur Festung Volo. Die nächste Strecke am Fuß des Berges, wo ein Fluß das Land bewässert, wird von den Gärten der in der Stadt ansässigen Türken eingenommen. Jener Fluß stürzt zwischen mächtigen Steinen hindurch, die theils im Flußbett, theils auf beiden Seiten desselben liegen als wären es Ueberbleibsel von dem wilden Kampfe der Centauren, deren Wohnung der Pelion nach den alten Sagen gewesen seyn soll.

Von Volo kehrte ich wieder zurück nach Domoko um den Weg zu erreichen, welcher von da über das Othrys-Gebirge nach Lamia, der nächsten Gränzstadt des Königreichs Griechenland, führt, und welcher der einzige Eingang von der Türkei in letzteres ist. Nach einigen Stunden begannen wir bergan zu steigen; das Gebirg ward wilder und nackter; der Weg schlängelte sich durch eine Schlucht längs eines Flusses hinauf und führte durch einen Paß, der mir ein zu räuberischen Ueberfällen und zu Schlupfwinkeln besonders einladender Punkt zu seyn schien. Bald hatten wir den höchsten Rücken des Othrys-Gebirges erreicht, wo die Gränze zwischen der Türkei und Griechenland gezogen ist. Eine Reihe kleiner befestigter Casernen ist hier auf der ganzen Gränzlinie in bestimmten Zwischenräumen errichtet, um sie zu bewachen. Die ganze Gebirgskette, die sich nach Westen dem Pindus anschließt und nach dieser Richtung hin von geringerer Höhe ist, hat sanfte Formen und besteht aus übereinander aufgethürmten, mit Gestrüpp und Waldung, theils Eichen und Platanen, theils Fichten und Tannen, bedeckten Hügeln, zwischen denen nur hin und wieder der nackte Fels hervortritt. Daher gibt auch der Othrys einer Menge von Quellen und kleinen Bächen Entstehen und Nahrung, deren nach Süd und Nord in die Ebenen sich hinabsenkende, meist ausgetrocknete Bette, mit Platanen und anderen Bäumen bewachsen, ebenso viele versteckte Pfade bilden, um unbemerkt über das Gebirge zu kommen. Das Räuberunwesen findet hier in der Natur selbst eine besondere Begünstigung, und die Politik hat in ihrer Kurzsichtigkeit das Verhältniß gleichsam gutgeheißen. Die bewohnten Dörfer liegen auf beiden Seiten zwei bis drei Stunden von der Gränzlinie abwärts; oben hausen nur die Hirten im Sommer unter ihren Zelten und Hütten von Zweigen, so wie die Gränzwächter. Wo der Weg von Thessalien nach Griechenland die Gränze erreicht, geht man von demselben links ab längere Zeit immer auf dem Rücken des Gebirges unmittelbar auf der Gränzlinie fort, bis man zu dem, in einem Bergwinkel am südlichen Abhange, also auf griechischem Gebiet zwischen Cypressen und Pappeln sehr schön gelegenen Kloster Andinitza kommt. Eine halbe Stunde davon nach Osten zu, gegen den Meerbusen von Volo hin, ist die höchste Spitze des Othrys, die sich 3820 Fuß über das Meer erhebt, und die ich noch an einem heiteren Junimorgen vor Sonnenaufgang besuchte, um zum Abschied nochmals auf das Land zurückzusehen, durch das ich eben gewandert war. Eine prächtige Rundschau entfaltete sich hier vor dem Blick. Man sieht ganz Thessalien vor sich ausgebreitet, die größte, reichste Landschaft Griechenlands, ein einziges Flußgebiet, und gleich einem riesenhaften Amphitheater von Bergen so umschlossen, daß die alte Sage mit vieler Wahrscheinlichkeit meldet, und man es gerade von diesem Punkt aus für wahr halten möchte, es sey dieß einst ein großer See gewesen, bis durch Erdbeben der Ossa vom Olymp losgerissen worden sey und der Peneios sich dort durch das Thal Tempe einen Ausweg gebahnt habe. Das Auge richtet sich zuerst nach Norden, nach dem Olymp, der sich durch seine Höhe (er ist angeblich über 9000 Fuß hoch), und durch seine prächtige Form vor allen griechischen Bergen auszeichnet. Auf breiter Basis erhebt sich über den bewaldeten unteren Regionen, mit mehreren Spitzen und Gipfeln an der Seite, der höchste, schneebedeckte Gipfel majestätisch in den blauen Himmel oder in die ihn häufig umlagernden Wolken. Heute sah ich ihn wolkenlos, nur von einem feinen Dufte, wie von einem durchsichtigen Schleier umgeben, in den Strahlen der aufgehenden Sonne. Deutlich war die dunkle Tempeschlucht zu erkennen, die ihn von dem niedrigeren, rechts liegenden Ossa (jetzt Kissawos) trennt, von dem dann das Pelion-Gebirge südwärts, der Meeresküste entlang, bis in die äußerste Spitze der Halbinsel Magnesia hinläuft. Gegenüber dem Pelion, im Westen, zieht sich von der Fortsetzung des Olymp, den kambunischen Bergen, bis an den Othrys nach Süden die gewaltige Kette des Pindus, der Thessalien von Epirus trennt und damals noch an vielen Stellen weit hinab mit Schnee bedeckt war. Die von diesen Gebirgen umschlossene weite Landschaft, von zahlreichen Höhen durchzogen und von Flußthälern durchfurcht, macht mit ihren grünen Fluren und lachenden Getreidefeldern den Eindruck üppiger Fruchtbarkeit. Links über Domoko gerade vor mir über die Höhen von Pharsala, und die Höhen von Kynoskephalä, streifte der Blick bis nach der weiten Peneiosniederung mit der Hauptstadt Larissa. Außerhalb dieses Thalbeckens überschaut man im Osten den tief einschneidenden Golf von Volo, den alten Meerbusen von Pagasä, an dem in den frühesten, sagenhaften Zeiten ein reiches Leben sich entfaltete. Von hier lief einst die Argo nach dem goldenen Vließe im fernen Osten, zum ersten Kampfe

Europa's gegen Asien, aus; hier hatte später die persische Flotte ihre Station, als sie den Griechen bei Artemision die ersten Schlachten lieferte; hier schoß im J. 1828 ein tapferer Philhellene, der Capitän Frank Abney Hastings, als Befehlshaber des ersten griechischen Kriegsdampfers, der Karteria, ein türkisches Geschwader im Hafen von Volo mit glühenden Kugeln in Brand; hier aber war es auch wo im J. 1854 englische und französische Schiffe türkische Truppen ans Land setzten, um im Namen der Civilisation den Aufstand der thessalischen Griechen zu unterdrücken! Gegenüber lächelte das hellblaue Meer und streckte sich die reizende Nordküste der Insel Euböa mit ihren hohen Bergen im Hintergrunde, und gegen Süden erblickte ich über dem breiten Thale mit dem glänzenden Silberstrome des Spercheios die lange Kette des schönen und gewaltigen Oeta. Die weißen Niederschläge der warmen Quellen bezeichnen weithin genau die Thermopylen, und über denselben sieht man die Höhe über welche der Verräther Ephialtes um schnödes Sündengeld die Perser führte. Weiterhin über den Oeta ragen die höheren Berge des mittleren Griechenlands, vor allen der Parnaß und der Korax hervor. Beim Aufgange der Sonne strahlten die schneeigen Kuppen und felsigen Abhänge aller dieser Berge in wunderbarem Farbenspiele.

Ich konnte mich schwer und nur langsam von diesem eben so reizenden als majestätischen Schauspiele und von den historischen, so wie von den mythologischen Erinnerungen trennen, die hier in der Mitte zwischen dem Olymp und Parnaß fast noch reicher sind als selbst die historischen. Ganz besonders wird auf diesem Punkte durch die nächste Umgebung der Sinn auf jene Jugendzeit des Hellenenvolks gerichtet, wo Mythus, Poesie und Geschichte so wunderbar in einander verwoben sind daß es schwierig ist sie auseinander zu legen. Lag hier doch zunächst zu meinen Füßen das ganze Reich des Achilles ausgebreitet, der schönsten Heldengestalt des griechischen Epos! Und noch steht dieses Reich fast ganz eben so wie das schöne thessalische Nordland überhaupt — unter der Herrschaft des Halbmonds! Um so freudiger wandte ich mich, gerade unter dem Einflusse solcher Betrachtungen und Erinnerungen, der freundlicheren Gegenwart zu, die sich mir aufthat, sowie ich den Blick nach Süden wandte, und in dem Königreich Griechenland, wenn schon es in gewisser Hinsicht als eine verunglückte politische Schöpfung anzusehen ist, den hoffnungsvollen Aufgang einer schöneren Zukunft des freigewordenen Griechenvolks vor mir sah. Nachdem ich, von hellenischen Gränzwächtern begleitet, in zwei Stunden den Berg herabgestiegen war, konnte ich in anderer Beziehung den Uebergang aus dem türkischen Thessalien in das freie Griechenland nicht besser und bezeichnender machen, als daß ich von Lamia aus, der ersten griechischen Gränzstadt, alsbald das neuerblühende Städtchen Amaliapolis besuchte, das auf dem äußersten Vorsprunge des hellenischen Küstenlandes an der Westseite des pagasäischen Meerbusens (des Golfes von Volo) liegt. Es ist seit etwa 15—20 Jahren durch Einwanderer aus der Türkei gegründet worden, die in der Veredlung der zahllosen wilden Oelbäume welche die umliegenden Höhen bedecken, namentlich aber in Schifffahrt und Handel einen genügenden Lebenserwerb finden. Freundliche Häuser ziehen sich in regelmäßigen Straßen längs des Hafens hin; an Wasser und Gärten fehlt es nicht, und bereits blüht dort auch eine Mädchenschule, welche die Königin von Griechenland im J. 1845 aus ihren Mitteln gegründet hatte. Besonders aber in der fort und fort wachsenden Schifffahrt und in dem mit einer immer mehr zunehmenden Anzahl eigener Fahrzeuge betriebenen Handel hat sich auch hier im Kleinen ein bedeutendes Lebenselement entwickelt, wie dieß im Großen überhaupt im Leben des griechischen Volks der Fall ist.

Vegetabilische Producte Columbiens.

(Aus der „Invention.")

Antoine Lebreton, der bekanntlich fünfzehn Jahre in verschiedenen Theilen Mittelamerika's zubrachte, legte unlängst der Akademie eine Sammlung vegetabilischer Producte vor, welche aus jenen Gegenden stammen, und begleitete sie mit einem Berichte, den wir hier in Kürze mittheilen.

Die Mehrzahl jener Pflanzen, sagt Lebreton, ist um des Nutzens willen den ihre Rinden, Blätter, Blumen, Früchte rc. bieten, in hohem Grade wichtig, und geeignet die gelehrte Welt zur genaueren Bestimmung der Familien und der Arten anzuregen, in welche jene einzureihen sind. Außer mehreren Blumen, welche indeß lediglich für den Botaniker oder den Gärtner ein Interesse haben, befinden sich unter der genannten Sammlung mehrere Stücke falschen Palissanders mit der Rinde, den Wurzeln, Blumen und Früchten.

Dieser falsche Palissander gehört unter die Familie der Leguminosen und wird gerne mit dem wahren Palissander verwechselt; Professor Guibourt zufolge besteht das einzige Merkmal welches beide unterscheidet, im Geruche. Dieser Geruch ist bei beiden Arten wesentlich verschieden und wird demnach für solche welche keine botanischen Kenntnisse besitzen, immer der untrüglichste Führer seyn, wenn es sich um die Versendung oder den Ankauf des als Zierholz gebrauchten wahren Palissanderholzes handelt. Ferner befinden sich bei der genannten Sammlung zwei Proben rohen Kautschuks welche, in die Form von Blättern gebracht, aus der Fabrik kommen die Herr Anthoine, der Bruder Lebretons, seit 1848 in Lorica bei Carthagena etablirt hat. Diese Producte wurden lange von der französischen Douane als verarbeiteter Kautschuk taxirt und erst nach einer umständlichen Erklärung ihrer Bereitung hörte der Irrthum auf. Hr. Anthoine kauft den frischen Saft von den Eingebornen an, welche ihn durch Einschnitte in die ficus elastica gewinnen. Ein guter Baum liefert so jährlich an 15 bis 18 Litres eines milchigen Saftes und noch mehr, da die Einschnitte wiederholt werden können. Die Fabrik bezahlt für 20 Litres solchen Saftes 4 Francs. Dreißig Litres Saftes geben 10 Kilogramm Kautschuk. Hr. Anthoine läßt ihn sofort zu Blättern formen. Der Saft wird dabei auf Zeugen ausgebreitet welche über eine Lage Sand gelegt sind; der Kautschuk gerinnt durch seine Aussetzung an die Luft zu einer dünnen Schichte, während das Wasser durch den Sand absorbirt wird. Der Kautschuk läßt sich nun leicht von den Zeugen abheben und in Blätter schneiden, deren eines drei Kilogramme wiegt. Eine

augenblickliche Abscheidung des Kautschuks aus dem Safte wird dadurch erzielt daß man diesen mit dem dreißigsten Theile Rum vermischt.

Guttapercha und dehnbares Gummi. Das Guttapercha wurde in England erst seit 1843, und in Frankreich seit 1846 bekannt. Der Consum dieses Productes ist außerordentlich gestiegen, während die Ausbeutung der dasselbe liefernden Bäume (Isonandra, Familie der Sapoteen) auf den malayischen Inseln, namentlich auf Borneo, so ungenügend geworden ist daß Handel und Industrie eine Versiegung dieses werthvollen Productes in seinen Quellen fürchten. Holland regulirte zwar auf Java die Ausbeutung der Bäume, indem es regelmäßige Schnittperioden anordnete, während man anderwärts noch immer einfach hundertjährige Bäume fällt, um einige Unzen des Gutta daraus zu gewinnen. So gibt ein Isonandra (njeto der Malayen) von $1\frac{1}{2}$ Meter Durchschnitt und 12 Metern Höhe, wenn er gefällt wird, 165 Gramme Guttapercha, während ein Baum von nur 0^{m}, 90 Umfang und 9 M. Höhe, wenn er bloß angeschnitten wird (in der Regenzeit) 79 Gramme, und geschieht der Einschnitt während der trockenen Jahreszeit, 138 Gramme liefert.

In Guyana, wohin die Holländer den Baum mit Erfolg verpflanzten, hat man einer andern derselben Familie angehörenden, aber Guyana eigenen Baum entdeckt, dessen Producte dieselben sind und an der Börse zu Amsterdam mit den besten Producten aus Ostindien rivalisiren. Er wächst sehr häufig auch in französisch Guyana und in Columbia, und ist den Engländern als bullet tree bekannt; sein botanischer Name ist Sapota Mulleri (nach einem Dr. Müller zu Paramaribo so genannt); früher hieß er auch Achras Ballota.

Ein dritter Baum aus derselben Familie, der ebenfalls in Columbia häufig wächst, liefert deßgleichen ein dehnbares Gummi, das sich zum trockenen Gutta verhält wie die Manna zur Manna en larmes, oder der gewöhnliche Kautschuk zum Kautschuk von Gabon. Dieses dem Gutta sehr ähnliche Gummi wäre sehr geeignet es mit diesem zu vermischen und ihm so die Weichheit zu geben, welche es bekanntlich nach längerem Gebrauch verliert.

Hr. Serres legte ein gleiches Product vor, der dasselbe erzeugende Baum heißt Achras Ballota (Achras dissecta Linn.), und gehört zur Familie der Sapoteen, und zu der in den Colonien unter dem Namen Ballota bekannten Gruppe. Der griechische Name Achras bezeichnet einen wilden Birnbaum, und wurde dem Baum wegen seiner birnförmigen Früchte gegeben. Der Achrasbaum wächst in Guyana und auf der ganzen Antillengruppe, wo er als Bauholz verwendet wird. Die von Hrn. Serres vorgelegte Probe ward ihm vom Gouverneur des französischen Guyana, welcher auch zur Exposition des produits coloniaux dieses von ihm als Sève de ballota bezeichnete Product eingeschickt hatte, zur wissenschaftlichen Untersuchung zugesandt.

Dieses Seve ist eine schwammige, leichte, weiße und ins Rosenroth schillernde Masse, welche sich unter den Fingern zerbröckeln läßt. Die Oberfläche des zur genannten Ausstellung eingeschickten Gummi-Brodes ist überdieß mit einer milchähnlichen Masse überzogen, welche nach außen, wo sie der Berührung der Luft ausgesetzt ist, ein dünnes Häutchen von röthlicher Farbe bildet.

Die ersten Versuche Serres' mit dieser Substanz lieferten keine Resultate. In heißes Wasser gebracht, formte sich die Substanz in feine Blätter, die indeß keinerlei Elasticität besaßen; ebenso war es unmöglich sie an einander kleben zu machen, so daß sie eine compacte Masse gebildet hätten. Serres dachte nun, die Gegenwart eines der Seve de Ballota eigenen Fettkörpers sey die Ursache zu dieser Blätterung und das Hinderniß einer Vereinigung zu einer homogenen Masse. Seine Versuche, diesen fetten Körper auszuscheiden, bestätigten in ihren Resultaten in der That seine Vermuthung.

Serres bestimmt die physischen Merkmale der Seve de Ballota wie folgt: ein feinerer Teig als der des gewöhnlichen Gutta, größere Weichheit und Elasticität, aber geringere Dehnbarkeit. Sie schmilzt in einer höhern Temperatur als das Guttapercha, und wird, selbst wenn man sie verschiedenen Temperaturen und in rascher Aufeinanderfolge aussetzt, nicht brüchig wie jenes, vor dem sie in allen Fällen den Vorzug verdiene, wo an die aus ihm herzustellenden Fabricate nicht der Anspruch der Dehnbarkeit gemacht würde. Sie würde vortrefflich als Ueberzug der unterseeischen Telegraphendrähte dienen, weil sie nicht spröde wird wie Guttapercha, ebenso zur Fertigung plastischer Gegenstände, wegen der besondern Feinheit ihres Teiges.

Serres knüpft an seinen Bericht über dieses Product große Hoffnungen, indem er glaubt, die Ausbeutung und Fabrication desselben werden den französischen Colonien in Amerika in nicht ferner Zeit einen großen commerciellen und industriellen Aufschwung geben, und die Nachfrage nach dem Guttapercha vermindern, für dessen Aechtheit man keine factische Garantie besitze, da die weiten Entfernungen seiner Productionsorte so viele Vermittler nöthig machen.

Skizzen aus Irland.

Von E. Heusinger.

(Schluß.)

Der Effect des so lebensvollen Bildes wurde um ein großes noch dadurch erhöht, als zur späteren, der eigentlich fashionabeln Zeit die wirklich glänzenden Equipagen der englisch-irischen Aristokratie, und die Blüthe der vornehmen Welt zu Pferde, von einer stattlichen Dienerschaft gefolgt, über den vor mir liegenden Schauplatz dahinbrausten. Jedes andere Fuhrwerk, jeder Reiter anderen Schlages, vor allem die Fußgänger wurden bald von ihnen überholt, wobei sie wenig die Verwünschungen der hinten Bleibenden beachteten, wenn die aufwirbelnden Staubwolken sie wie in ein undurchdringliches Dunstmeer einhüllten. Ein langer Zug von Bettlern, von Lahmen, von Blinden und von anderen mit kaum zu schildernden Gebrechen behafteten Unglücklichen, welcher langsam hintendrein kam, warf einen tiefen Schlagschatten auf das Gemälde nach dem hohen Licht, welches kurz zuvor der Glanz der herrschaftlichen Carrossen darüber ausgegossen hatte.

Obgleich ich aus Erfahrung ahnte daß ein Markt, ein großes Wettrennen oder ein Nationalfest irgendwo in der Nähe der Grund war daß die Heerstraßen mit Menschen aus allen Ständen bedeckt waren, fragte ich den mit den Vorbereitungen zum Frühstück beschäftigten Kellner

nach dem Grund der großartigen Bewegung, und weßhalb diese Schaaren von Bettlern und Vagabunden sich daran betheiligt hätten?

Why Sar! antwortete John etwas gedehnt, ohne jedoch aus den Gränzen der Bescheidenheit herauszutreten. „You a'nt in England! [1] wo jedermann Comfort durch Parlamentsacten zugesichert ist; auch nicht in Frankreich, wo der Absolutismus mit der Republik Brüderschaft gemacht, wie ich's selbst in Paris gesehen, noch in Deutschland wo, wie mir ein deutscher Herr, ein großer Naturforscher, der lange bei uns verweilte, erzählt hat, jeder Bauer eine Art von Lord ist. Nein, Sar! Sie befinden sich jetzt in einem Theil der Welt wo die Freude ein Ende hat. Sie befinden sich in Irland, Herr! Für die Großen ist hier jeder Tag Sonntag. Aber auch das arme Volk will seinen Festtag haben; dieser erscheint aber in unserer Provinz nur einmal im Jahr; zur Zeit des Fairs [2] und des Wettrennens in Lißmore, welches Morgen in aller Frühe seinen Anfang nimmt. Dahin strömt die Volksmenge, welche in der ihnen so befremdlichen Mischuug die Heerstraße bedeckte." Ein Theil wird geben, ein anderer wird nehmen, so wie es die Umstände mit sich bringen — fuhr er lächelnd fort, während ich schweigsam auf den Bericht über Dinge horchte, die mir nicht ganz unbekannt waren. „Sar! es gibt oft blutige Köpfe dort, und wohl wenn es dabei bleibt! Aber ich hoffe nach allem daß Sie sich mit diesen gentlemen sansculottes, wie neulich ein französischer Herr meine armen Landsleute zu nennen beliebte, schon noch befreunden werden. Glauben Sie mir's — man wird weit eher mit ihnen befreundet als mit unseren steifen Nachbarn, den Engländern, denen es besser gelingt einen Pudding zu verzehren und eine halbe Gallone Porter zu leeren, als einen gesunden Witz zu machen, oder sich im Reel [3] zu bewegen, worin es meine Landsleute, nach der Aussage fremder Reisenden, die Kenner waren, mit allen Völkern der Erde aufnehmen können."

Damit verneigte sich der Aufwärter, der schon ziemlich viel von der Welt gesehen und gehört, und deßhalb auch ein gesundes Urtheil erlangt hatte. Nachdem er schließlich unter einem schlauen Lächeln die Bitte hinzugefügt, meine Rede nicht für ungut zu nehmen, ließ er mich mit meinen Gedanken allein, ohne zu ahnen daß ich fast alles was er mir eben erzählt, schon selbst vor Jahren an Ort und Stelle erfahren hatte.

Nationalfeste wie das erwähnte, wurden sonst, jetzt schon seltener Veranlassung zu blutigen, nachhaltenden Fehden, indem die geringste Ursache von den Häuptern der Orangisten und Clubbisten dazu benutzt wurde, dem gegenseitig genährten Hasse Luft zu machen. Glücklich wurde der Ausgang genannt, wenn Constables und Friedensrichter im ärgern Falle, der Scherif der Grafschaft hinreichten die Ruhe wieder herzustellen, nachdem es eine Menge blutiger Köpfe gegeben hatte. Kommt es aber dahin daß die bewaffnete Macht einschreiten muß, nachdem die Aufruhracte verlesen ist, daß Shilelas und Bajonnete sich kreuzen, dann kennt die Erbitterung keine Gränzen mehr. Blut durch Soldaten vergossen, wird gewöhnlich das Zeichen zum Aufstand für Tausende, der sich schon mehr als einmal auch noch in neueren Zeiten ganzen Provinzen mitgetheilt hat, und zuletzt in Brandstiftung und Meuchelmord auf Seiten des Volkes ausartet. [4]

[1] Sie befinden sich nicht in England, mein Herr.
[2] Jahrmarkt, auch Kirchweih.
[3] Nationaltanz der Irländer, welcher dem Fandango der Spanier ähnlich ist.
[4] Vor sechs Jahren in Killarney.

Der Gutgesinnte, der Friedliebende verläßt den Platz, sobald das geringste Anzeichen die Vermuthung eines Tumults begründet. Kleine Riots, die uns in Deutschland schon sehr allarmiren würden, werden in England wenig, in Irland gar nicht beachtet, wo man bei allen öffentlichen Versammlungen ähnlichen Lärm wie in Neapel oder Palermo gewahrt, wie er mehr oder minder in der Ausdrucksweise der Südländer, so auch der Irländer, die manches mit jenen gemein haben, begründet ist. Sie gleichen dem plötzlichen Aufwallen des von einem Luftstoß bewegten Meeres, welches sich aber ebenso schnell wieder besänftigt als es sich erhoben hat.

Im ersten Falle aber gewährt die Scene ein um so schrecklicheres Bild, je nachdem die Volksversammlung zahlreich ist. Schranken, Zelte, Tanzbuden, Restaurationen, Guckkasten und Marionetten, welche letztere die Irländer wie die Italiener ganz besonders lieben, sind in kurzer Zeit abgebrochen, damit sie der allgemeinen Zerstörung entgehen. Indessen bleibt genug davon stehen um als Bollwerk oder als Waffen zu dienen. Herrenlose flüchtige Pferde, verspätete Fuhrwerke, einzelne Reiter brechen sich Bahn durch den immer verworrener werdenden Knäuel. Weiber und Kinder werden unter die Füße getreten, und einhauende Dragoner, gotteslästerliche Flüche, und Mord und Zetergeschrei werden dann das Finale eines Volksfestes, von dem Hoch und Niedrig, Reich und Arm, Menschen jeden Alters und Geschlechts sich seinen Theil Freude zu holen gedachten auf die man schon seit Monden gehofft hatte.

Mehr als einmal bin ich Zeuge von dem tragischen Ende eines solch fröhlich begonnenen Festes gewesen. Der Platz, auf dem ich Morgens mit Bekannten in der heitersten Stimmung umhertrabte um die elegante Welt, die vielen schönen Pferde, das Wagen und Gewinnen beim Wettrennen, das ganze bunte bewegte, in so vielen Abstufungen schillernde Volksleben zu betrachten, wurde Nachmittags zum Schlachtfeld, auf dem unsere in dem benachbarten Tallow garnisonirende Schwadron, auf Requisition der bürgerlichen Behörde, die Kämpfenden zu Paaren treiben mußte.

Kann es aber anders in einem Lande seyn, wo die Natur so reich und die Menschen so arm sind? wo prächtige Gebirge sich zu den Wolken gipfeln, deren Häupter sich in den klaren Fluthen weiter Landseen spiegeln, wo blumenreiche Matten und gesegnete Felder, von schiffbaren Flüssen durchschnitten, von der Güte des Schöpfers Zeugniß ablegen, und den Namen „Grün Irland" zur Wahrheit machen, während zwei Drittel der Bevölkerung seufzend die Sonne begrüßen, weil sie für keinen unter ihr auch nur das kleinste Stück freien Eigenthumes bescheint. Man gönnt ihnen ja nicht die Moorgründe im mittleren Irland um sie ur- und tragbar zu machen, obgleich der Bau auf Torf ebenso wie der auf Steinkohlen von den Eigenthümern nur nachlässig betrieben wird, bei weitem nicht im Verhältniß zu der Mächtigkeit in welcher beide Brennstoffe vorhanden sind.

Die Hütten der Dörfer welche die wohl unterhaltenen Hochstraßen einrahmen, erinnern mit moosbewachsenen Strohdächern, zerbröckelnden Lehmwänden, mit Lumpen verstopften Fenstern und ihrer ganzen innern Einrichtung, die eigentlich gar keine ist, wenn man nicht einen Bretterverschlag so nennen will, der in einigen Wohnungen die Thiere von den Menschen scheidet, an — Polen.

Wie dort die burgartige Wohnung des Starosten fast immer in der Mitte seiner Leibeigenen liegt, so sieht man auch in Irland das Schloß des Herrn der umliegenden Gegend ganz in der Nähe der Dörfer und Flecken. Aber der Unterschied besteht darin daß in Irland der

stattliche Palast des Lords of the manor von großartigen Parkanlagen umgeben und, wo das Terrain dazu günstig, auf einer sanftansteigenden Anhöhe erbaut, einer fürstlichen Sommerresidenz ähnlich sieht, während der alte verfallende Familiensitz des polnischen Gutsherrn etwas mehr im Einklang steht mit den Wohnungen seines Vasallen, und den sie umgebenden Sandsteppen, Fichtenwäldern und Morästen, wodurch der melancholische Landestypus mit geringen Unterbrechungen ein allgemeiner wird.

Den größeren Städten verleihen die Casernen, welche gewöhnlich auf dem höchsten Punkte angelegt sind, ein großartiges Ansehen. Dieß ist besonders bei Cork der Fall, wo die ausgedehnten auf einer nicht unbedeutenden Höhe erbauten, mit Mauern, Gräben und Zugbrücken versehenen, für eine zahlreiche Cavallerie, Infanterie und Artillerie eingerichteten Baraken den Anblick einer zweiten Stadt oder einer Festung gewähren. — Fast jede Stadt hat in fest und elegant gebauten Casernen eine angemessene Besatzung, um bei ausbrechenden Unruhen die nächste Umgegend im Zaume zu halten. Man ist jetzt um so mehr besorgt diesen Gebäuden die nöthige Festigkeit zu geben, seitdem im Jahre 1808 zu Tallow eine Escadron Dragoner von den Independenten überfallen, theilweise getödtet und der Rest sammt den Pferden in die Berge geführt wurde. Die Regierung war damals genöthigt einen ihrer gefährlichsten gefangenen Feinde, den Häuptling O'Domohough, für die gefangenen Dragoner in Freiheit zu setzen.

Man wird nun begreifen weßhalb die englische Regierung die Auswanderung in Irland eher zu befördern als zu hemmen bemüht ist. Der Zündstoff zu Unruhen bleibt dort vorhanden, solange dem Volke nicht etwas mehr Selbständigkeit gegeben wird. Dazu aber gehört religiöse Duldung, etwas Grundbesitz, wozu wüster Boden genug vorhanden, und Abschaffung des von den Katholiken an die protestantische Geistlichkeit zu liefernden Zehnten; dazu ist aber vorläufig noch keine Aussicht vorhanden.

In Bauart sind sich die bedeutenderen Städte so ziemlich gleich. Cork, Fermoy, Mallow, Bandon, Clogheen Clonmel, Waterford, Limerick unterscheiden sich wohl durch Umfang und Einwohnerzahl. Eine mehr oder minder schöne Lage abgerechnet, sind sie einander alle ähnlich, selbst Dublin macht davon keine Ausnahme. Neben einer Gruppe unscheinbarer kleiner Häuser die sich von den Hütten im freien Felde durch nichts unterscheiden, oder in einem Ringe alter, zerfallener Gebäude, von denen einzelne noch die Spuren ehemaliger Pracht in Erkern und kunstvoll geschweiften Giebeln zur Schau stellen, erhebt sich die neue Stadt. Die alten Theile werden von den Nachkommen der ersten Begründer bewohnt; im neuen haben es sich die Geschlechter der eingewanderten Engländer, der Protestanten oder diejenigen Iren bequem gemacht, die so viel aus dem nationalen Schiffbruche retteten um sich ein einigermaßen erträgliches Loos zu begründen, nachdem die theilweise Abänderung des fürchterlichen Gesetzbuches zugleich mit dem freier gewordenen Verkehre einen besseren Volksgeist ins Leben rief.

Dublin, die Hauptstadt des Königreichs, wo man seit meiner ersten Anwesenheit in Irland eine Menge neuer Straßen und Plätze angelegt hat und deren neuen Theil man jetzt zu den schönsten Städten von Europa mitzählen kann, war noch im Jahre 1770, als die Strafgesetze noch in ihrer ganzen furchtbaren Kraft gehemmt wurden — mit Ausnahme einiger wenigen Plätze mit aristokratischen Palästen — eine Stadt mit vielen Winkelgassen und düsteren Reihen von Spelunken, aus deren Zugängen sich die bedauernswürdigen Bewohner wie sonst die Juden im Ghetto zu Rom, gleich zahllosen Bettlern ein- und ausdrängten. Erst im Jahre 1782 begann sich die Stadt aus ihren Trümmern zu erheben, und aus den Häusern von Fachwerk entstanden Paläste. Die alte Hauptstadt, „eines der schönsten Länder unter dem Himmel," wie sie Spencer in seinem edeln Patriotismus bezeichnet, fieng dann an den Anblick und den Glanz einer Hauptstadt ersten Ranges zur Schau zu tragen. Die dunkeln Gassen und engen Höfe mußten geräumigen Straßen und schönen Boulevards Platz machen, damit die reine Luft und des Himmels segenbringendes Licht in die Stadt eindringen konnte. Ueberall stiegen Gebäude in einfacher Größe, aber im edelsten Baustyle zum Nutzen und zum gemeinschaftlichen Vergnügen auf dem Schutte des Alten empor.

Während sich die nördlichen und östlichen Ufer des schönen Flusses, welcher sich in malerischen Windungen durch die irische Metropolis schlängelt, mit allem möglichen Glanze der neueren Baukunst füllten, blieb jedoch der westliche oder der Theil von Dublin, welcher ehemals mit festen Wällen umgeben das Schloß, die Gerichtshöfe, die Hauptkirchen und die Wohnungen einzelner Großen enthielt, welche in alten Zeiten Residenzen in der Hauptstadt besaßen, fast unverändert. Hier sieht man noch die Trümmer der ehrwürdigen Häuser der Geraldine, der Boyle, der O'Brien und solcher englischen und irischen Häuptlinge die einst den Pfad der Loyalität verlassen hatten. Niemand wagte an den Abbruch dieser durch die Landesgeschichte heilig gewordenen Denkmäler die Hand zu legen. Selbst dem mit schönen attischen Säulen so großartigen verzierten Hause der berühmten Familie Montague gegenüber sieht man noch jetzt viele jener vorzeitlichen Gebäude mit wunderlichem Schnitzwerk an den Balken und mit Schindeln gedeckt, deren hohe in vielen Absätzen aufragende Giebel und lustig schwebende Erker dem unten gehenden Wanderer Gefahr drohen. Den Alterthumsforscher aber erfüllen sie mit Entzücken, während sie dem Novellenschreiber den reichhaltigsten Stoff zu Volksbildern geben, die wie die Romane der Lady Morgan überall mit neuem Interesse gelesen werden.

Breite Straßen nicht allein mit eleganten Häusern, sondern mit Palästen besetzt, die sowohl durch ihre äußere Form als durch die fürstliche innere Einrichtung imponiren, als der des Herzogs von Leinster und die Wohnung des Lordstatthalters, das Trinity Collegium, die Bank, das ehemalige Parlamentshaus, das prächtige Zollgebäude, die ganz aus geschliffenen Quadern erbauten Casernen, welche eine Besatzung von 10,000 Mann aufnehmen können, machen einen großen Eindruck, der noch durch die sieben über den Liffey führenden schönen eisernen Brücken um ein großes erhöht wird. Das unaufhörliche Drängen und Treiben längs des Hafens, der durch einen aus Granitblöcken eine englische Meile weit ins Meer hineingebauten Damm geschützt ist, erzeugt dort ein Leben, welches an den Verkehr in den größten Handelsstädten Europa's erinnert. Zudem vermehren der Phönixpark mit seinen ausgedehnten geschmackvollen Anlagen im Hintergrunde der blauen Berge welche sich in sanfter Abdachung den grünen Auen anschließen, von denen die Stadt fast von drei Seiten umgeben ist, die Reize der irischen Hauptstadt dahin daß man sie, von innen und von außen betrachtet, abgerechnet den alten Theil, die Liberty genannt, mit vollem Rechte eine würdige Königsstadt nennen kann.

Aber eben so wie in Rom, so wendet sich in Dublin der Blick des Fremden immer wieder dem alten Stadttheile zu, und vergißt über seinen historischen Merkwürdigkeiten alle Schönheiten aus der neuen und allerneuesten Zeit. Historische Denkmäler behalten immer für den

denkenden Beschauer einen eigenthümlichen Reiz, einen Zauber, der oft nach Jahrhunderten selbst dann noch die leeren Stätten umgibt, wenn profane Hände längst den letzten Stein oder den letzten Balken zu den materiellen Zwecken der Gegenwart hinweggeholt haben.

Vor manchen andern sollte ein alterthümlicher Bau, in einer Reihe melancholisch blickender Häuser gelegen, die, wenn ich nicht irre, wegen geschichtlicher Beziehung Lord Gallway's Promenade genannt wird, von keinem Reisenden übersehen werden. Er ist mit den inneren Kämpfen, welche Irland so lange zerfleischten, innig verwebt, und verdient deßhalb die Beachtung derer welche sich für die Geschichte des unglücklichen Landes interessiren.

Das Gebäude zeichnet sich weniger durch seine Höhe als durch seine Länge aus, und liegt wie die genannte Häuserreihe in der Nähe der Kathedrale und der alten Gerichtshöfe an einem Platze, den die Unruhen eines früheren Zeitalters zum Brennpunkte aller Lebensinteressen des Königreichs machten. Es ist mit Schindeln gedeckt, und der gewölbte Eingang ist ungewöhnlich niedrig. Durch die ganze Front des Hauses zieht sich ein starker Balken von Eichenholz, auf dem gleich der Inschrift eine Menge Wappen und genealogische Merkwürdigkeiten vollkommen erkenntlich sind. Die Inschrift lautet „Victoriam mihi Christus" dann folgt ein Wappenschild, Greif und Löwe, die eine Krone tragen, im Mittelschilde die irische Harfe, darunter die Jahreszahl 16 — die beiden Schlußzahlen sind verwittert und die Anfangsbuchstaben M. M. O. B.

Es ist das Haus eines Nachkommen der uralten Familie O'Brien, des berühmten Murrogh Lord Inchiguin, der General in Cromwells Armee war. Das Volk hat ihm den Beinamen des Mordbrenners gegeben, weil er, nachdem er die Religion seiner Väter abgeschworen, seine Familie, wie die Sache für welche sie kämpfte, verlassen hatte, während der Schlacht von Cashel die Kathedrale und den Erzbischof am Altare, bei Abhaltung des Hochamtes, mit allen denen welche darin Schutz gesucht, verbrannt hatte.

Irland ist in der Neuzeit mehr wie früher von Reisenden besucht worden, indessen ist mir nicht erinnerlich daß einer derselben der alten Theile von Dublin oder Lord Inchiguins merkwürdigen Burghauses Erwähnung gethan hat, und empfehle ich künftigen Besuchern des romantischen Landes, unter Beobachtung der Merkwürdigkeiten der iberischen Hauptstadt, die althistorischen Bauten nicht zu übersehen, da sie dem Forscher manche eben so unerwartete als interessante Aufschlüsse in der noch lange nicht genügend erhellten Geschichte des Königreichs gewähren.

Eine Elephantenjagd auf Ceylon.

Hr. Baker, einer der unerschrockensten Jäger Ceylons, beschreibt unter andern Jagderlebnissen folgenden interessanten Kampf mit einer Elephantenheerde.

Im November 1850 unternahm ich in Gesellschaft meines Bruders einen zweiten Ausflug nach dem sogenannten Park, eine Gegend der Insel wo besonders viele Hirsche stehen. Meine Windhunde hatte ich, um sie für die bevorstehende Jagd zu schonen, in einen Palakin gesetzt; ich selbst aber hatte meinen alten Jack bestiegen, und ritt dem Zug voran. Es war bereits 5 Uhr Nachmittags als wir in der Gegend anlangten wo wir unsere Zelte aufschlagen wollten. Wir befanden uns 8 engl. Meilen von Nielgalla, einem Dorf in welchem Banda der geschickteste Elephantenspürer in der Umgegend wohnte; diesen ließen wir sogleich rufen um uns bei den fernern Jagden behülflich zu seyn. Am folgenden Morgen begaben wir uns bei Tagesanbruch nach den nächsten Hügeln um frische Elephantenspuren aufzusuchen. Doch es hatte während der Nacht geregnet und die Spuren waren hiedurch verwischt. Nachdem wir den halben Tag fruchtlos umhergelaufen waren und eben im Begriff standen nach unseren Zelten zurückzukehren, vernahmen wir plötzlich das Trompeten eines Elephanten auf etwa 1/4 Meile Abstand, welches sich in Zwischenpausen wiederholte und gleich einem entfernten Donner in den nahen Felsenschluchten wiederhallte.

Das Gebüsch aus dem sich der Elephant hören ließ, lag am Fuß des Berges, war niedrig und ziemlich unzugänglich. Wir zweifelten indessen nicht daß wir es mit einer ganzen Heerde zu thun hatten; denn aus den Spuren die wir bald fanden, und einigen abgebrochenen Baumästen, konnten wir dieß schließen; durch diese Merkmale geleitet, erreichten wir ein Terrain, welches mit 10 Fuß hohem Gras so dicht bewachsen war daß man nur mit Mühe eindringen konnte. Es war ungefähr zwei Morgen groß, und von allen Seiten mit dichtem Gebüsch umgeben, außer von der Seite von welcher wir uns näherten; hier war der Fuß des Berges und der Grund für üppige Vegetation zu hart und steinig.

Ich hörte jetzt deutlich die Bewegungen der Heerde im Grase und sah auch die sich bewegenden Ohren eines Elephanten, auf etwa 30 Schritte vor mir; die Stärke der Heerde selbst konnte ich jedoch nicht ermitteln, da das Gras zu hoch war; ich überlegte nun einige Minuten auf welche Weise der Angriff am besten zu unternehmen wäre, doch die Gewehrträger, welche bis auf meinen Büchsenspanner Wallace eigentlich nur Gepäckträger waren, wurden ängstlich, suchten ihren Stand hinter mir einzunehmen, flüsterten und stießen mit den Gewehren an einander. Augenblicklich erhoben sich zwei Rüssel perpendiculär und gaben das Alarmzeichen. Es waren dieß zwei Leitelephanten, und von verschiedenen Seiten antwortete derselbe posaunenähnliche Ton, während sich zugleich verschiedene Rüssel erhoben um die Gefahr zu erforschen, welche durch die beiden Leitelephanten angekündigt worden war.

Das Trompeten eines Elephanten gleicht dem Rollen des Donners, und die zwei Leitelephanten ließen ohne Unterbrechung aus der Tiefe ihrer Lungen diesen Ton erschallen, um die Heerde zusammenzurufen. Ungefähr in einer Minute stand eine dichte Masse um die beiden Leiter geschaart, alle Front nach uns machend. Ich hielt dieß für den günstigsten Augenblick zum Angriff, und wir drangen durch das hohe Gras auf sie ein. Ein Theil der Heerde machte sogleich Kehrt und nahm die Flucht; die beiden Leiter jedoch und noch drei andere kamen mit in die Höhe gerichteten Ohren und ausgestreckten Schwänzen auf uns los. Sie hielten eine Linie, und indem sie das Gras mit ihren Rüsseln rechts und links zur Seite warfen, hatten sie sich bald, mit wüthend auf uns gerichteten Blicken, bis auf 10 Schritte genähert. Da empfiengen sie eine wohlgezielte Lage aus unseren Büchsen, die Reservegewehre wur-

den uns schnell dargereicht, und als endlich das Feuern aufgehört und der Pulverdampf sich verzogen hatte, sahen wir die fünf Riesen niedergestreckt am Boden liegen. Wir folgten nun sogleich der flüchtigen Heerde, welche wir bald erreichten, und welche sich nun nach allen Seiten hin zerstreute. Mein Bruder schoß einen Elephanten nieder, welcher wieder aufsprang und durch einen Schuß von mir abermals niedergestreckt wurde; ich hatte nur zwei Doppelbüchsen bei mir und nicht mehr geladen, indessen war die Jagd so erregend daß ich mir nicht versagen konnte zu folgen; ich hoffte, ein oder der andere Gewehrträger meines Bruders würde noch ein Reservegewehr für mich haben.

Ein starkes Weibchen mit einem Kalb von ungefähr $3\frac{1}{2}$ Fuß Höhe flüchtete über einen unebenen Gebirgsrücken hin. Die Alte, anstatt ihr Junges zu beschützen, war seltsamerweise bereits 100 Schritte voraus, und drang in ein dichtes Dornengebüsch ein. Ich folgte schnell und ergriff das Kalb beim Schwanz; doch es war so stark daß ich trotz aller Anstrengungen es nicht halten konnte, es zog mich mehr und mehr dem Gebüsch zu, in welches die Alte eingedrungen war. Während der Zeit war mein Bruder herbeigeeilt, er hatte noch geladen, und ich empfahl ihm das Gebüsch im Auge zu behalten, im Fall die Mutter zurückkehren sollte, zugleich ergriff ich meinen Gefangenen mit einer Hand beim Rüssel, mit der andern beim Schwanz; auf diese Weise gelang es mir, obgleich mit Mühe, ihn bergab zu ziehen; er fieng nun wie ein ausgewachsener Elephant an zu brüllen; wunderbarerweise aber ließ die Mutter sich nicht sehen. Vielleicht auch war die Mutter bereits todtgeschossen, und das Kalb war einem andern Weibchen gefolgt. Jetzt bemerkte ich am Fuß des Berges einen andern nicht völlig ausgewachsenen Elephanten, welcher durch das hohe Gras nach dem Gebüsch flüchtete. Ich überließ das Kalb den Gewehrträgern, ergriff meine inzwischen wieder geladene Doppelbüchse, und streckte auch diesen Elephanten nieder, ehe er das Gebüsch erreicht hatte. Wir hatten im ganzen neun Stück erlegt, und es war nur einer von der Heerde entkommen, und zwar das Weibchen, welche das Kalb im Stich gelassen hatte.

Ich hatte einen Lauf noch geladen und gieng durch das niedergetretene Gras nach dem Fleck zu, wo die fünf Elephanten gleich im Beginn erlegt worden waren. Wallace war beschäftigt die Siegestrophäen zu sammeln, nämlich die Schwänze der erlegten Elephanten abzuschneiden, als ich ihn plötzlich schreien hörte. „Aufgepaßt, Herr! Aufgepaßt, Herr! es kommt ein Elephant.“ — Ich drehte mich sogleich um, und sah nun allerdings daß dicht bei Wallace vorüber, von der Stelle her wo ich den letzten Elephanten geschossen hatte, ein besonders starkes Männchen in voller Wuth auf mich losstürmte. Den Rüssel hoch, die Ohren aufgerichtet und den Schwanz ausgestreckt, gab er einen Ton von sich welcher täuschend dem Pfeifen einer Locomotive glich. Es war ein ganz ungewöhnlich starker Bursche, und die Schnelligkeit mit welcher er durch das hohe Gras auf mich los kam, war bewunderungswürdig. Ich bin oft in gefährlicher Lage gewesen, doch erinnere ich mich nicht mich jemals in einer so verzweifelten und hoffnungslosen befunden zu haben. Das hohe Gras machte beinahe jede Flucht unmöglich. Ich hatte zwar einen Lauf meiner Büchse noch geladen, doch da der hochgeschwungene Rüssel den Vorderkopf des Elephanten völlig deckte, so wäre ein Schuß nur fruchtlos gewesen. Ich selbst war auch so betäubt daß ich keinen schnellen Entschluß zu fassen vermochte, ich blieb stehen, und hoffte er würde den Rüssel niederbringen und hierdurch seinen Vorderkopf bloßgeben, doch meine Hoffnung war vergebens, er blieb in derselben Stellung und näherte sich mir mit reißender Schnelligkeit. Das 7 bis 8 Fuß hohe Gras flog zu seiner Rechten und Linken auseinander, und in wenigen Augenblicken stand er 3 Fuß vor mir. Mit einem gellenden Schrei schlug er blitzschnell den Rüssel nach unten, um mich zu ergreifen.

In demselben Augenblick feuerte ich, doch flog ich sogleich durch die Luft wie ein Ball. Im Moment als ich schoß, war ich links zur Seite gesprungen, dennoch hatte er mich mit seinem Fangzahn beim rechten Schenkel ergriffen, und 8 bis 10 Schritt weit geschleudert. Ich fiel in das hohe Gras und wußte im Anfang nicht, ob ich Arme oder Beine gebrochen habe oder nicht. — Jetzt hörte ich deutlich, wie er sorgfältig nach mir suchte, er riß das Gras mit seinem Rüssel aus und kam mehreremale ganz in meine Nähe. Ich begriff daß ich verloren war wenn er mich fand, und daß mein einziges Ziel darin bestand mich ganz still zu verhalten. Indessen hörte ich, wie er sich mehr und mehr näherte, und einigemale riß er das Gras so dicht bei mir ab daß ich fürchtete durch seine Tritte zertreten zu werden. Als ich ihm gegenüberstand, empfand ich eigentlich keine Furcht, ich war mehr rathlos; mit Entsetzen aber denke ich an die Todesangst, welche ich empfand als ich jeden Augenblick fürchten mußte von ihm entdeckt zu werden. — Es war ein Glück daß ich nicht eher gefeuert hatte, als bis der Büchsenlauf ihm beinahe an den Kopf stieß, der Schuß hatte ihm jedenfalls ein oder beide Augen geblendet, und seine sonst scharfe Witterung schien auch für den Augenblick hierdurch geschwächt worden zu seyn. Zu meiner großen Freude hörte ich endlich an dem Rauschen des Grases daß er sich entfernte, und endlich vernahm ich nichts mehr, er war verschwunden. Ich versuchte jetzt mich aufzurichten, aber ich konnte nur auf Händen und Füßen mühsam fortkriechen und erreichte auf diese Weise einen nahen Bach und hielt meinen Fuß ins Wasser, doch in wenigen Minuten war der Schenkel so angeschwollen daß ich außer Stande war mich ferner zu bewegen. Der Elephant war nicht mehr zu sehen, obgleich mein Bruder alle Gewehre geladen und beschlossen hatte ihn anzugreifen. Wir schickten nach den Pferden und kamen unter großen Beschwerden um 6 Uhr Abends bei den Zelten an.

Ich war überzeugt daß dieser Elephant mit Ueberlegung und List gehandelt hatte, es war in der That ein Schurke der schlimmsten Art. In geringer Entfernung von der Heerde hatte er die Niederlage derselben beobachtet. Er hatte nicht eher einen Fuß bewegt als bis er uns gänzlich unvorbereitet sah, diesen Moment aber benutzte er sogleich und brach hervor. Wenn ich von ihm gelaufen wäre, so war ich verloren, er hätte mich alsdann im Rücken angefallen. Wäre ich nicht zur Seite gesprungen, so hätte sein Zahn mich wahrscheinlich im Magen oder Unterleib getroffen und mich augenblicklich getödtet.

Ich brachte eine sehr unangenehme Nacht zu, und konnte mehrere Tage den Schenkel gar nicht bewegen. Umschläge von kaltem Wasser, welche ich ohne Unterlaß machte, stellten mich zwar bald wieder her, doch vergieng einige Zeit ehe ich meine Beine wieder wie früher gebrauchen konnte.

Die Waldbrände in Georgia.

Wer in Georgia Land kauft um zu cultiviren, der kann sich auf diesem Waldgrund natürlich nicht leichter und billiger Luft verschaffen als wenn er das Feuer für sich arbeiten läßt, und dieß geschieht auch immer auf eine so schonungslose Art, daß jedem ruhig Denkenden bang für die Zukunft werden muß. Um 50 oder 100 Tagwerk zu klären, wie man es dort zu Lande nennt, zündet man die Bäume während der trockenen Jahreszeit an, und brennt oft stundenweit den Wald nieder, unbekümmert um den Nachbar, der sich selbst zu schützen hat.

Es läßt sich bei den dortigen Gesetzen dem Unfug auch nicht Einhalt thun, da es jedem Eigenthümer frei steht auf seinem Grund und Boden zu thun was ihm beliebt. Das Feuer brennt des vielen Unterholzes und abgefallenen Reisholzes wegen mit fürchterlicher Wuth, und das Krachen und Knistern wird auf eine halbe Stunde Entfernung schon gehört. Findet sich niemand der sich die Mühe gibt durch kleine Gräben die vielen fast schuhhoch liegenden Schichten Fichtennadeln zu unterbrechen, so läuft das Feuer durch diese genährt so lange in einer Richtung vorwärts, bis der Wind sich wieder dreht und das Feuer zurücktreibt, wo es dann von selbst erlöscht, weil es keine Nahrung mehr findet.

Man zündet aber auch, und zwar regelmäßig, die Waldungen an, um durch die Asche den Boden zu düngen, um dadurch frisches Grün der Blätter von Bäumen und Pflanzen für die Kühe zu erhalten. Dieß geschieht nur im Winter, und die großen Bäume leiden alsdann keine Noth, das Buschwerk und die Schlingpflanzen aber verschwinden wieder auf einige Wochen, um dann mit erneuerter Kraft wieder zu erscheinen. Ein solcher Brand ist besonders des Nachts ein imposantes Schauspiel, wenn er von etwas Wind begleitet ist, der fast nie fehlt, und durch das Feuer selbst zum Theil erzeugt wird. Der ganze Horizont ist geröthet, und mit unglaublicher Schnelligkeit verbreitet sich das Feuer, daß man oft Noth hat aus dem Wege zu kommen. Bis in die höchsten Spitzen der Bäume prasseln die Flammen an den Schlingpflanzen empor, um schnell wieder zu erlöschen wenn diese verzehrt sind. Dieses rasche Feuer hält sich nie so lange an großen Bäumen auf daß diese davon selbst ergriffen werden, wenn nicht der Brand in Absicht bei großer Trockene gelegt wurde. Am fürchterlichsten tobt die Flamme an jenen Stellen wo der Untergrund oft dick mit hohem Rohr, Arundinaria macrosperma, bewachsen ist, und erzeugt alsdann eine solche Hitze daß gewiß niemand Lust fühlt dieses Schauspiel in der Nähe zu betrachten. Schon die Indianer bedienten sich des Feuers als Mittel um sich wieder Wege durch die Wälder zu bahnen, da es bei dieser Vegetation und der ungeheuren Masse von Schlingpflanzen nicht möglich seyn würde sonst durchzukommen.

Die Verminderung der vielen giftigen Schlangen und Insekten schreibt man namentlich den in jüngster Zeit so oft und regelmäßig wiederholten Waldbränden zu, nur schade daß diese nicht auch denselben zerstörenden Einfluß auf die dem Menschen so lästigen Mosquitos und Sandfliegen üben, die in so ungeheurer Anzahl sowohl bei Tag wie bei Nacht zu der größten Landplage zu zählen sind. Käferartige Insekten werden immer seltener, und in Florida sind sie fast ganz ausgerottet, was man auch dort den Waldbränden zuschreibt.

Auf die Vegetation wirkt das Brennen sehr vortheilhaft, und ein im Herbst oder Winter durchbrannter Wald ist im Sommer nur noch an den schwarz verkohlten Stellen der Rinde alter Bäume zu erkennen, alles übrige ist wieder ersetzt und eben so dick wie früher. Auch die Frösche, welche diese sumpfigen Wälder in enormer Anzahl der verschiedensten Arten bewohnen, und Tag und Nacht die seltsamsten Töne, die oft wie Vogelgezwitscher, oft wie das Brüllen der Kühe und manchmal wie das Hämmern auf Eisen lauten, durch den Wald quacken, scheinen keine Noth zu leiden und nur mit dem bloßen Schrecken davonzukommen, denn die ersten paar Tage ist ein so ausgebrannter Wald still wie ein Grab, wird aber bald wieder lebendig und laut. Es scheint daß die Frösche sich in den Boden flüchten, was den Schlangen nicht so zu gelingen scheint. Die Sumpfhasen weichen dem Feuer nur langsam, und kehren gleich wieder zurück wenn dieses erloschen ist, Vögel aber verlieren dabei viele das Leben, weil sie häufig in die Flammen fliegen, anstatt diesen auszuweichen. Durch Gegenfeuer kann dem Feuer Einhalt gethan werden, wenn es an der richtigen Stelle angebracht und gehörig überwacht wird. Hiezu gibt man sich aber nur dann die Mühe wenn schon gefälltes Holz im Walde liegt, wo der bereits ausgelegte Arbeitslohn in Gefahr steht, denn das Holz selbst hat viel zu wenig Werth um so viele Umstände zu machen. Man darf nur die Zäune betrachten mit welcher Holzverschwendung diese gebaut sind, und man wird finden daß diese das zehnfache an Holz erfordern wie die europäischen. Dicke Baumstämme werden einmal gespalten, und oft dieß nicht, weil es zu viel Arbeit macht, und dann eng über einander im Zickzack gelegt, so daß die eine Seite immer als Stütze der andern Seite dient. Daß dadurch der Zaun noch einmal so lang wie eine geradlaufende Linie wird, ist begreiflich, und die Gränze bleibt dennoch eine unbestimmte, weil sie zwischen 5 bis 6 Schuh hinüber und herüberwechselt. Bei diesen holzreichen Zäunen kömmt noch zu betrachten, daß bei meistens nassem Untergrund und so großer Hitze das Holz sehr schnell verfault und alle paar Jahre erneuert, ferner daß jährlich durch die Waldbrände sehr viele zerstört und wieder ersetzt werden müssen. Einzelne Sorten junger Bäume, sogenannter Nachwuchs, leiden aber durch das Brennen großen Schaden, darunter gehört namentlich die Magnolia grandiflora, einer der allerschönsten Waldbäume dortiger Gegend. Diesen Baum trifft man in großer Anzahl in allen Waldungen verbreitet, wo er durch seine schönen, großen, weißen Blüthen die Lüfte würzt, und Millionen scharlachrother Samenkörner jährlich ausstreut, so daß der Boden oft ganz dick damit bedeckt ist, und dennoch hat man Mühe sich zum Anpflanzen von Alleen junge Bäume zu verschaffen, da diese von Jahr zu Jahr durch die Waldbrände seltener werden. Es scheint diese Pflanze für die Einflüsse des Feuers empfindlicher zu seyn wie viele andere, bei denen man keine Abnahme bemerken kann, obschon sie denselben Nachtheilen ausgesetzt sind.

Erörterungen über auswärtige Politik.

Wir bekennen offen und ohne Beschämung, daß wir zu denen gehört haben die noch am längsten an die Möglichkeit einer friedlichen Beilegung glaubten. Je rascher nämlich die Ereignisse in der letzten Zeit sich gestalteten, je deutlicher hinter dem Schleier der Zukunft Freund und Feind sich unterscheiden ließen, um so gewagter dünkte uns jeder Friedensbruch, der uns gerade dorthin zurückversetzt wo 1815 die Begebenheiten zur Ruhe gelangten. Daß jemand kühl und gelassen einen Festlandskrieg von größter Ausdehnung mit Vorbedacht und im Bewußtseyn aller Schicksalsfälle auf gut Glück, wir möchten sagen, bühnengerecht einleiten sollte, das erschien uns so unglaublich und so abenteuerlich daß wir uns mühevoll nach Beweggründen eines so gewaltsamen Entschlusses umsahen. Daß man sich aus Furcht vor den Banditen Mazzini's mit der italienischen Revolution verschwägert hat, können wir heute noch nicht einsehen, denn daß Napoleon III kein demokratisches Italien nach dem mazzinischen Ideal herstellen wird, ist ganz sicher, und geschieht dieß nicht, so werden auch die Nachstellungen der geheimen Gesellschaften fortdauern, die ja doch nur einen allgemeinen Brand herbeiwünschen und nicht durch eine Vergrößerung Piemonts oder einen italienischen Bundestag befriedigt werden können. Daß ferner nur ein Krieg den Imperialismus vor einem einheimischen Umsturz bewahren konnte, ist eine zu wohlfeile Vermuthung als daß sie bestätigt oder bestritten werden könnte. Beim Mangel aller Oeffentlichkeit ist niemand im Stand die Nieren der französischen Nation zu prüfen. Aber ganz gewiß ist es daß die ächten Merkmale einer nahenden Umwälzung in Frankreich noch fehlten. Beim Anrücken solcher Begebenheiten pflegen sich die politischen Gegner, wenn auch nicht zu versöhnen, doch alte Feindschaften zu vergessen; der Druck der Gegenwart verwischt das Vergangene und man sehnt sich nach einer Aenderung, gleich viel welcher. Nie hat man aber gehört daß Orleanisten, Legitimisten, blaue und rothe Republikaner sich geeinigt und Brüderschaft gemacht hätten, sondern immer noch vernahm man daß sich alle Parteien wie Oel und Wasser gegen einander verhielten. Sucht man also die erste und letzte Ursache der italienischen Verwicklungen weder in dem Attentat Orsini's, welches neun Monate später fiel als die Ueberreichung von Cavours italienischer Denkschrift zur Zeit des Pariser Congresses, noch in einer Nöthigung innerer Spannungen, so fällt die Verantwortung alles Künftigen dem freien Willen eines Mannes zur Last. Aber erst in allerneuester Zeit ist das öffentliche Urtheil berechtigt worden Napoleon III als den Kriegserreger zu bezeichnen. Noch vor acht Tagen konnte man immer noch diejenigen welche dem Kaiser der Franzosen alles Uebel zur Last legten, für Verdächtiger und Angeber halten. Jetzt erst erfahren wir aus London daß Lord Cowley Vorschläge nach Wien überbrachte, mit welchen sich Louis Napoleon im voraus einverstanden erklärt hatte und welche das Wiener Cabinet bereitwillig ergriff. Gab es wirklich eine sogenannte italienische „Frage," eine Beunruhigung der auswärtigen Verhältnisse zwischen den zwei Großmächten, so mußte sie von dem Augenblick geschlichtet erscheinen wo Oesterreich die Forderungen des dritten Napoleon, welche Lord Cowley von Paris nach Wien trug, zu befriedigen verhieß. In den Tuilerien hatte man sichtlich erwartet daß Oesterreich eine abschlägige Antwort geben werde, und erst als man inne wurde man sey in eine Sackgasse gerathen, erfand man mit russischer Hülfe einen Congreß. Das andere ist frisch und bekannt. Aber jener Blitzstrahl aus London erhellt auch scharf und grell alles Vergangene.

Man wird sich erinnern daß noch im alten Jahre König Victor Emanuel bei einer öffentlichen Parade seinen Obersten verhießen hatte daß ihre Tapferkeit bald Gelegenheit finden solle sich zu bewähren. Damals gerade kamen die Anticigarrendemonstrationen der Mailänder in Flor. Das nächste war der Neujahrsgruß den der Kaiser an Hr. v. Hübner richtete. Dieser Wink sollte Europa vorbereiten, vor allen Dingen aber die Lombarden ermuthigen. Als die Oesterreicher mit dem Vorrücken einer Armee geantwortet hatten, stachelte Graf Cavour die Mailänder mit einer ermuthigenden Thronrede. Da die Versammlung der gewaltigen Truppenmassen die Lombarden aber zu einem geräuschlosen Patriotismus nöthigte, so wurde gleich darauf mit einer Erhebung in den Herzogthümern gedroht. Die Saaten, die jetzt in Florenz grün geworden sind, keimten also schon damals unter der Erde, so meisterhaft operirte Napoleon III! Noch nie, kann man sagen, ist mit größerem Anstand und feinerem Schicklichkeitsgefühl ein Kriegsfall gegen einen zur äußersten Nachgiebigkeit entschlossenen Gegner geschaffen worden. Nirgends besitzen wir auch nur eine **amtlich beglaubigte** Zeile daß das Pariser Cabinet kriegerischen Allotrien nachgieng. Oesterreich war es, welches zog und drängte! Außerdem hatte Europa vier Monate Zeit sich auf die Möglichkeit eines Krieges vorzubereiten. Wer denkt noch daran, wie alles begann? So entschieden glücklich hat Napoleon die Dinge geleitet daß in England, wenigstens in vergangener Woche noch entschieden, die Ansicht vorwaltete Oesterreich allein habe es dahin gebracht daß wir am Rande eines europäischen Umsturzes stehen. Diese Geschicklichkeit des Gegners bleibt, was man auch sonst denken mag, immer bewundernswerth; und es ist — so ernst, so bitter ernst jeden von uns die Gegenwart drückt und bedrückt — es ist Humor in der Geschichte, daß Oesterreich, das kaiserliche Oesterreich, welches schon so viel nachgegeben hatte, den Widerruf der serbischen Invasion, die Einwilligung in den Abzug aus dem Kirchenstaat, das Ignoriren der rumänischen Doppelwahl, die Beschränkung Piacenza's auf eine Citadelle, die Erklärung daß der Vertrag mit Neapel veraltet, die Verträge mit den Fürstenthümern eine Last seyen, daß dieses nämliche Oesterreich, welches sich bis zu solchen Zugeständnissen hatte beugen lassen, dennoch das Lamm bleibt welches die Sünden von 1859 tragen muß, nicht in unsern Augen, nicht in den Augen ganz Deutschlands, wohl aber im Sinne der Engländer des April 1859 und — worauf alles ankam, in den Augen der Franzosen aller Zeiten! Das einzige was dem Kaiser Napoleon III noch fehlt um dem Kaiser Nro. I völlig zu gleichen, ist ein selbstgeleiteter, siegreicher Feldzug. Der Kaiser ist militärisch gebildet, er ist sogar Liebhaber der gelehrten Waffen, Artillerist wie der Oheim. Ein einzigesmal hat er versucht zu commandiren, aber nachdem die Probe mißlungen war, sie nicht mehr erneuert. Man wird sich erinnern daß der Kaiser im Sommer 1855 in die Krim sich begeben wollte, daß schon Anstalten zur Abreise getroffen waren, diese selbst aber aus Staatsrücksichten unterblieb. Beobachter, die in der Nähe des Kaisers waren, schildern den dritten Napoleon voller Begierde selbst den Krieg zu führen, ja manche glauben die Lüsternheit nach einem Feldzug habe ihn bewogen die neue Gelegenheit zu einem Kampfe zu erfinnen. Weit aussehend war dann sein Betragen in dem russischen Kriege. Kehrt man zu den Tagen der Wiener Friedensconferenzen Ende 1854 zurück, so wird man sich erinnern daß damals die Westmächte die österreichischen Friedensforderungen, ja selbst die Zugeständnisse Rußlands mit Ehren, aber mit mittelmäßigem Ruhm hätten annehmen

können. Der Angriff Rußlands war von der Türkei abgewehrt, die russische Schutzherrschaft über die Donaufürstenthümer aufgegeben, überhaupt alles ausgeglichen was ursprünglich die diplomatische Substanz der türkischen Verwicklungen gebildet hatte. Napoleon III konnte den Frieden annehmen, seine Truppen heimberufen und der nichts weniger als kriegserregten französischen Nation sagen: wir haben durchgesetzt weßhalb wir in den Krieg gezogen sind. Aber dann wären die Franzosen von den jungfräulichen Mauern Sebastopols wieder abgezogen, und es galt vor allem ein neues glänzendes Blatt der französischen Kriegsgeschichte hinzuzufügen. Nach vierzig Jahren Durst schmeckten die Franzosen zum erstenmal wieder das süße Gift der Gloire, und wie dieser Saft jetzt durch die Adern der Nation herumkollert, das können wir mehr und mehr beobachten.

Die Art wie der dritte Napoleon sein pontisches Glück benutzt hatte, ist wahrhaft bewundernswerth. Weder Ländereien, noch werthvoller Einfluß, wohl aber wurde in dem ehemaligen Feind ein Alliirter gewonnen, und zugleich jenes denkwürdige Bündniß zerstört welches wir die heilige Allianz nannten. Was die Russen jetzt im stillen brauen, wissen wir nicht. Sie haben bis auf die letzten Tage herab beständig ihre Neutralität, ihre Friedensleidenschaft, ihre Leibeigenschaftssorgen und Kriegsabneigungen zugesichert. Dieß geschah zu einer Zeit wo sie in London über ein Anlehen unterhandelten, denn die Britten, die sich sonst rühmen das politisch reifste Volk zu seyn, glichen den gimpelhaften holländischen Pulververkäufern, insofern sie dem Feinde das Geld zu ihrer eigenen Vernichtung vorstrecken wollten. Das Geld selbst hatte aber eine feinere Nase. Russische $4\frac{1}{2}$procentige fielen in London von $99\frac{1}{2}$ in wenig Tagen auf 87, so tief sanken auch die Consols, die vorher noch auf 95 gestanden waren, während das neue türkische 6proc. Anlehen im Laufe einer Woche von 87 bis auf 61 umkehrte. Warum gerade das türkische Anlehen? Erst kürzlich haben wir daran erinnert daß die Pforte, deren Staatsmänner durch ihren Scharfsinn von jeher den europäischen Diplomaten gewachsen waren, von dem Augenblick an in aller Stille gerüstet hat wo sich Wolken gegen denjenigen Staat ballten der es von allen Mächten am redlichsten mit dem Osmanenreich meint, das heißt, der den Türken wenigstens nicht bei lebendigem Leibe beerben will. Im Orient scheint überhaupt wieder eine neue Gluth aufzugehen. Die Griechen, welche Deutschland so viel zu danken haben, die während der französischen Garnison in Athen die königliche Familie unter der Brutalität französischer Officiere leiden sahen, sind jetzt schon froh und geschäftig darüber her denselben Franzosen Vorschub zu leisten und den Oesterreichern Bosheiten zuzufügen. So handelt eine Nation in der Stunde der Bedrängniß an uns, für welche der unglückselige Nationalitätsschwindel, an dem wir so gut leiden als wie Franzosen und Engländer, während des letzten russischen Krieges Partei ergriff!

Rußland wird sich eine Genugthuung für Sebastopol holen. Gegen die Britten schwerlich, dazu fehlt die Stärke und Uebung zur See. Wohl aber wird Oesterreich von einer kriegerischen Demonstration bedrängt, der letzte Schlag aber in der Türkei geführt werden. Noch immer trösten sich die Engländer daß Kaiser Alexander II nur an seine Leibeigenschaftsmaßregeln denke. Vielleicht geben sie ihm nur zu viel zu denken. In neuester Zeit hat man vergebens auf einen Fortschritt der Gesetzgebung gewartet. Seit etwa vier Monaten stockt die Leibeigenschaftssache gänzlich. Es ist sogar möglich daß gerade diese agrarische Frage den Kaiser Alexander kriegssüchtig machen kann. Gesetzt dieser Monarch wäre auf einen allgegenwärtigen, zähen, gefürchteten Widerstand des Adels gestoßen, die Emancipation hätte nicht vorwärts gewollt, und der russische Bauer habe auf das Wörtchen Freiheit mit gesteigerter Ungeduld gewartet — wäre es nicht denkbar daß der Kaiser, von zwei Katastrophen, einer Adelsverschwörung und einem Bauernkriege, zugleich bedroht, das einzige Mittel ergriffen hätte welches den unreifen Anschlag allein wieder zu antiquiren vermöchte, nämlich den Krieg? Wohin Rußland dann seine Fahnen tragen wird, scheint ziemlich klar zu seyn. Dem jetzigen Oesterreich Galizien, Stücke von Ungarn oder gar von Siebenbürgen entreißen zu wollen, wäre eine aller Reize bare Aufgabe, und so gut es 60,000 Türken im Winter 1853/4 möglich war gegen die russische Macht die Donau zu vertheidigen, so würden im Nothfalle auch wohl 60,000 Deutsche und Oesterreicher ausreichen um unsere Gränzen zu sichern. Daß die Stichwörter von Befreiung der Nationalitäten nicht nach Rußlands Geschmack seyn können, versteht sich von selbst. Gerade so wie von dem Heldenmuth und den Erfolgen der Spanier angesteckt im Jahre 1809 eine patriotische Erhebung in Deutschland nachfolgte, würden, wenn die Italiener Unabhängigkeit und Einheit errungen hätten, die Polen sicherlich nicht faul und ohne Ansprüche bleiben. Ein Krieg gegen Oesterreich ist auch kein Krieg für den man das russische Volk in Flammen setzen könnte. Die politisch gebildeten Classen würden freilich Kühlung für ihren Haß schlürfen, aber die gebildeten Classen sind nicht das russische Volk. Dieses kennt nur Einen heiligen Krieg, nämlich den der mit einer Messe in der Sophienkirche endigen wird.

Rußland hat offenbar die Wahl zwischen zwei Pfaden zu dem goldenen Horn. Es kann jetzt, wo das mittlere mit dem westlichen Europa in einem Völker- und Vernichtungskampf ringen wird, die Gelegenheit benutzen, um in unserm Rücken dem Großtürken vor die Hauptstadt zu rücken. Ein solcher Zug ist, wenn die Russen sich besser, die Türken sich schlechter schlagen als in der letzten Donaucampagne, kaum zu verhindern. Aber freilich, solche leichte Eroberungen sind schwer festzuhalten, oder erst dann, wenn der Kampf zwischen Deutschland und Frankreich zu einer Erschöpfung für Jahrzehnte schon geführt hätte. Rußland mag aber auch den andern Pfad wählen, und vorläufig die türkischen Eroberungen durch die Vernichtung des gefährlichsten Alliirten der Pforte, nämlich Oesterreichs, vorbereiten. Es mag dann sogar dem Napoleoniden helfen auch mit England abzurechnen, um als Preis dafür das orthodoxe Reich bis zu den Dardanellen auszudehnen. Das war das Narrenseil an welchem schon einmal ein Napoleon einen Alexander führte. Doch darf man nicht verkennen, besonders wenn man sich der Verwicklungen vor dem Türkenkriege 1828/29 erinnert, daß Frankreich immer diejenige Macht bleibt welche einer russischen Ausbreitung im Orient die geringsten Schwierigkeiten in den Weg legen wird. Wenigstens erlauben die Enthüllungen des Portfolio von dem bourbonischen Frankreich dieß zu sagen, wenn auch das kaiserliche Frankreich minder gefügig werden dürfte. Gelänge es nämlich den Franzosen große Erfolge in Italien zu erringen, wehe dann jedem Staat in Europa, der in Zukunft nicht geschmeidig der Stimme des Gebieters in Paris folgen würde! Es ist allerdings nicht zu bestreiten daß nach Beendigung des russischen Krieges Napoleon III große Mäßigung gegen Rußland zeigte; allein hatte er nicht damals schon einen andern Feind im Auge, nämlich Oesterreich, gegen welches er um die russische Allianz warb? Dießmal haben wir in den

französischen Kriegsmanifesten bereits die Ankündigung gelesen daß die Vertreibung der Oesterreicher aus Oberitalien der Ausgang des Kampfes seyn müsse. Ist dieser Zweck erreicht, so würde die Mäßigung und Schonung gegen Oesterreich wahrscheinlich darin bestehen, daß man ihm auf Kosten irgendwelcher dritten Macht Aussicht auf Entschädigung seiner Verluste unter der Bedingung einer Allianz gegen irgendeine andere Macht geben würde. Das große politische System welches Napoleon III zu befolgen scheint, und welches auch sein Oheim immer bis zum Jahre 1813 durchführen konnte, ist und bleibt die Zersetzung der Coalition, welche Aufgabe der Zerfall der sogenannten heiligen Allianz in Folge des orientalischen Krieges dem Pariser Cabinet zur Hälfte schon lösen geholfen hat.

Unerklärlich scheint vielen die Haltung Englands. Drei gesonderte Zeiträume und Wechsel in den Stimmungen lassen sich unterscheiden. Im Januar und Februar war der Zorn über die Friedensstörung allgemein, die Stimmung erreichte auch ihren stärksten Ausdruck in dem Worte Lord Derby's, daß er die Verletzer der Verträge von 1815 niederschlagen werde. Dann wandelte sich plötzlich die öffentliche Meinung um, und es wurden die lauen Nationalitätsseufzer ganz allgemein. Diese Wendung fällt chronologisch genau zusammen mit der Rückkehr Gladstone's von den jonischen Inseln über Turin nach London. Gladstone gehört zu dem Geschlecht der guten Leute und schlechten Musikanten, die alle Dinge mit dem Sentimentalitätspinsel färben. Seine Ansicht der Dinge vertritt mit einer guten Mischung liberalen Schleimes der „Economist," dessen Eigenthümer bekanntlich früher in dem Cabinet Lord Palmerstons saß. Dort wird auf eine höchst ergötzliche Weise Oesterreich als der Kriegsunhold bezeichnet. Worin bestehe denn, fragt das Blatt, das „lästige und zweideutige Benehmen Sardiniens?" (Worte Disraeli's.) Die Bonapartische Heirath sey die einzige Thatsache welche diese Ausdrücke rechtfertigen könne, allein wer wollte Piemont das Recht auf Vergebung von Prinzessinnen bestreiten? Die Denkschrift Cavours über die „Palliativmittel" zur Beilegung der italienischen Streitigkeiten nennt das Blatt „lästig" für Oesterreich, aber doch gewiß nicht zweideutig. Worin bestehe aber Oesterreichs „versöhnlicher Geist?" (Worte Disraeli's.) Etwa darin daß es die Entwaffnung Piemonts zur Congreßbedingung erklärte? Etwa darin daß Graf Buol zum Gegenstand der Congreßberathung eine Verständigung erhob „über die Mittel um Piemont zur Erfüllung seiner internationalen Pflichten anzuhalten."

So redete ein Theil der englischen Presse die Sprache der Bonapartischen Blätter mit großer Correctheit, so hat sich Lord John Russell für eine unbedingte, Lord Palmerston behutsamer für eine vorläufig unbewaffnete Neutralität ausgesprochen. Diese Bekenntnisse der liberalen Staatsmänner haben einen ganz eigenthümlichen Sinn. Mögen sie öffentlich sprechen wie sie wollen, die Liberalen werden in Bezug auf auswärtige Politik genau so handeln wie die Tories, und der einzige Unterschied wird nur im Tempo des Handelns bestehen. Gegenwärtig haben die Reden nur den Zweck auf die Wahlen zu wirken. Es ist aber charakteristisch daß man gerade durch Neutralitätsgeständnisse das englische Publicum anziehen kann. Auf dieses Pfeifen hört der Vogel, und die Finkler berechnen darnach ihr Lockgeschrei. Uns kommt es wie ein Traum vor daß die Britten, die mit Seemannsgenuß stets ein „bischen Rammelei" liebten, welchen unsere Kannegießer der conservativen Schule sonst den lächerlichen Anschlag zumutheten sie suchten den Continent in Verwirrung zu stürzen um Fabricate abzusetzen — daß die Britten, welche über deutsche Einheit so spöttisch, über deutsche Thatkraft so zweifelhaft dachten, daß dieselben Britten denen noch die Wange brannte von der Charles-et-Georges-Ohrfeige, plötzlich nervöse Kriegsschwindel und Anfälle von Neutralitätsohnmachten bekommen sollten, daß die Nation welche eben eine furchtbare Nationalitätsrevolte in Indien bändigte, durch Malta in die italienischen, durch die jonischen Inseln in die orientalischen Bewegungen, als seefahrende Macht im Mittelmeer durch die Ausdehnung des französischen Einflusses in Italien so unsanft berührt wird, noch jetzt mit Gladstone'schen Piepmeiereien die Ruhe wieder gewinnen will, die für das jetzt lebende Geschlecht jedenfalls dahin ist. England ist eben in der zarten Lage, wo man selbst den Strohhalm beim Erraffen nicht mehr verschmäht. Wenn Oesterreich und Deutschland niedergeworfen sind, dann kommt die Reihe an England. Inter impotentes et validos false quiescas! Die Neutralen fahren immer schlechter als die Kriegführenden. Ist nur Blut geflossen, so kommt die Versöhnung hinterdrein, während der Neutrale vom Sieger nur das Privilegium des Odysseus in der Cyclopenhöhle erwirbt. England kann seine Küsten und seine Herrschaften gegen Frankreich nie besser vertheidigen als durch ein Bündniß mit festländischen Mächten. Wenn es erst abwartet bis die Reihe vereinzelt an die Wellenbändigerin gekommen sey, dann hat es schon zu lange gewartet. So einfach diese Wahrheiten auch sind, welche jetzt in das Bewußtseyn des englischen Volkes einzudringen beginnen, so bedurfte es doch etlicher Zeit für die Britten ihre unangenehme Lage sich klar zu machen.

Die Allianz mit Frankreich, wenn auch seit dem Attentat Orsini's wurmstichig geworden, gehörte doch zu den süßen Gewohnheiten des politischen Denkens. Bei einem Kriege gegen Frankreich, selbst bei einem siegreichen Kriege gegen Frankreich, würde England weniger in Europa gewinnen als in Amerika verlieren. Wenn England und Frankreich, welche mit beinahe gleichem Herzschlag ihre überseeische Politik betrieben, vereint nicht einmal die Schritte der Vereinigten Staaten aufhalten konnten, so würden bei einem Kriege der Seemächte die Amerikaner mit Manifest-Destiny-Stiefeln in der Richtung nach Cap Horn vordringen. Cuba und mit Cuba andere große und kleine Antillen würden den ersten Griff spüren, Canada nebst den Hudsonsbaygebieten gehörte zu den verlornen Posten, Sonora und Chihuahua würden einer Invasion ausgesetzt werden, und Mittelamerika ließe sich nicht mehr vor dem „Schutze" des Sternenbanners retten. Womit soll endlich England Krieg führen? Die indische Armee ist von ehemals 48,000 Europäern auf 112,000 angewachsen. Die Gesammtstärke der königlichen Truppen beträgt überhaupt nur 150,000 Mann, und davon ist etwa die Hälfte in Europa. England hat nur zwei Waffen welche Frankreich die Spitze bieten können, nämlich Schiffe und Geld. Der letzte russische Krieg hat uns deutlich bewiesen welchen Werth Kriegsflotten haben und nicht haben. An ihre Leistungen gegen Strandbefestigungen glaubt kein Mensch mehr, aber dennoch ist die Herrschaft über die See im Verein mit Landtruppen mehr als eine Armee werth für jeden Kriegsschauplatz der von der See begränzt ist.

Die dritte Phase welche die öffentliche Meinung in Großbritannien erleiden sollte, hat jetzt, wie es scheint, mit dem Gerücht von der russischen Allianz begonnen. Die Engländer gleichen jetzt noch einem schlaftrunken Erwachten, der nicht recht weiß, träumt er nur von einer Feuersbrunst, oder ist das was er um sich sieht und hört ein Brand wie andere Brände. Gern möchte der Schläfer noch ein paar süße Capitel weiter träumen, und doch läßt ihm das Feuerjo keine Ruhe.

Die Britten werden sich spät entschließen und noch später schlagfertig auftreten, aber friedliche Zuschauer bleiben sie nicht lange, und wenn sie einmal packen, dann geschieht es mit Bulldoggenkiefern.

Ein deutsches Farmerleben in Valdivia.

VIII.

Hacienda San Juan 13/10 55.

Wir kommen mit unserer Hacienda langsam, aber sicher voran; ebenso geht es mit der ganzen Provinz, sie geht vorwärts. Die Colonisation am Llanquihue schreitet unter der Leitung unseres Landsmannes G. rasch auf ihrer Entwicklungsbahn weiter, sowohl am Nordufer als an der Südseite des Sees, und am Busen von Reloncavi fangen die deutschen Colonisten an sich heimisch zu fühlen, und ihr begonnenes Werk rüstig und mit Selbstvertrauen fortzusetzen. Die Regierung leistet Hülfe wo und wie sie kann. Auch die Stadt Osorno nimmt mit jedem Tag an Wohlstand und Größe zu, deutsche Hacienden trifft man schon zu beiden Ufern des Rio Bueno an; da ist z. B. der Roble, eine Besitzung, welche G. v. B. seinem Vater abgekauft hat, dessen jetziger Besitzer sich sehr wohl fühlt und Gott dankt Deutschland verlassen zu haben; am unmittelbaren Ufer des Trumao siedeln sich Deutsche an; dann kommt unsere Hacienda u. s. f. Von Valdivia rede ich nicht. Es ist wunderbar wie aller Orten zugleich neues und nützliches entsteht. Der Handelsverkehr in Valdivia ist seit vier Jahren um mehr als das Fünffache gestiegen; der überseeische Verkehr wird lebhafter; Ackerbau und Gewerbfleiß drängen sich heran, die früher nie eine große Bedeutung hier erlangt hatten; zu den Gewerbsausstellungen (54 und 55) in Santiago hat Valdivia Producte geliefert welche das dortige Publicum in Erstaunen versetzt haben. Die Regierung thut daher auch was in ihren Kräften steht; die Wege werden gründlich verbessert um der größern Production Auswege zu verschaffen, und namentlich sind deutsche Ingenieure mit der Ausführung beauftragt. Die Strecke von Valdivia bis Futa, welche früher kaum mit Lebensgefahr zu passiren war, ist verlegt und durchgehauen, so daß sie wohl schon dieses Jahr dem Verkehr übergeben werden kann. Dann wird der Weg von Futa über Union nach Osorno in Angriff genommen werden, welcher für die Bewohner des Innern am wichtigsten ist, da bis jetzt die Verbindung zwischen Futa und Valdivia für die Waaren zu Wasser stattfindet.

Freilich wäre es sehr zu wünschen daß mehr und mehr deutsche Einwanderer kämen, in diesem Jahr sind erst zwei Auswandererschiffe eingelaufen, und das entspricht den Fortschritten welche die Vermehrung der deutschen Bevölkerung machen muß, durchaus nicht. Es ist schlimm wenn ein Stillstand eintritt, sollte er auch nur ein momentaner seyn; denn um das chilenische Element überflügeln zu können, bedürfen wir noch der Hülfe des Mutterlandes, welches uns mit neuen Ankömmlingen versehen muß, und derartiger Zuwachs ist es dessen Anregungen das Gemeingefühl der hiesigen Deutschen immer mehr erstarken macht, und sie in den Stand setzt später energischer auftreten und einen Theil der öffentlichen Angelegenheiten selbst in die Hand nehmen zu können. Hie und da zeigen sich schon Spuren von den nur zu gegründeten Befürchtungen der Chilenen für die freie Existenz ihrer bisherigen Schlendrianseinrichtungen: sie fühlen sich gedrückt, manchmal sogar schon überflügelt, und das läßt jetzt oft genug ahnen welches Loos ihnen bevorsteht, wenn sie sich nicht aufraffen und mit gleicher Rührigkeit den Deutschen nachzueifern sich bestreben. Auffallend ist namentlich die Wirkung dieser für sie ungünstigen Verhältnisse bei den niedern Ständen. Sehr oft hört man die Arbeiter klagen daß sie sich in jetziger Zeit nicht mehr wie früher wochenlang bei einem oder dem andern ihrer Freunde und Verwandten aufhalten können, ohne auch nur eine Hand zu regen. Es ist wahr daß sie noch vor wenigen Jahren durch die Gastfreundschaft ihrer Mitbürger in den Stand gesetzt waren zu leben ohne zur Arbeit gezwungen zu seyn. Nach und nach ist es jedoch anders geworden. Die Producte haben Preisveränderungen erlitten; mannichfache Bedürfnisse, ihnen früher unbekannt, sind erweckt worden, und jetzt heißt es namentlich in der Nähe der größern Wohnplätze: „Wer nicht arbeitet, wird auch nicht essen," umsomehr, da jeder weiß daß es Arbeit genug gibt, und er also nicht aus Mitleid jemanden zu sättigen braucht. Gute Arbeiter sind sehr gesucht, und namentlich tritt augenblicklich für uns Verlegenheit ein, da die Wegbauten uns Arme entziehen und zugleich die Ruhr, welche epidemisch herrschte, in dem letzten Halbjahr erschrecklich aufgeräumt hat, besonders unter den Indianern. Die Communicationen werden immer geregelter und mannichfaltiger; vom neuen Jahre an wird eine beständige Wagenverbindung zwischen la Union und Futa, dem Stapelplatz für den Handel des Innern, eingerichtet werden (Ochsenfuhrwerk), welche uns des beschwerlichen Mulatransportes überheben wird; auch mehrere Handlungshäuser aus dem Norden fangen an sich für Speculationen nach Valdivia zu interessiren; Ende d. M. soll ein Dampfer den Versuch machen die Barre des Rio Bueno zu passiren; Gott gebe daß es gut gehe und der Provinz ein weiterer Schritt zu ihrem Aufblühen erleichtert werde. Unsere Mühle arbeitet fleißig; ich muß jetzt einen zweiten Gang anlegen. Unsere Nachbarn F., welche mit ihren französischen Steinen tüchtig drauf losmahlen und sehr gutes Mehl liefern, gehen damit um einen dritten Gang in Thätigkeit zu setzen.

Auch der Luxus findet sich nach und nach immer mehr unter den Bewohnern ein, namentlich sind es die Chilenen welche ihren Hang kaum zügeln können. Alles wetteifert z. B. in Valdivia die besten Fortepianos zu haben, die best arrangirten Maskenbälle zu veranstalten, die feinsten Abendunterhaltungen und Picknicks zu geben, und die schönsten Bälle zu halten, so daß unser einem in den ersten drei bis vier Tagen zu Muthe wird wie dem Bauer in der Residenz, wenn er in derartigen Cirkel hineingeschneit ist; aber es ist doch außerordentlich wohlthuend einmal wieder an den Strahlen einer verfeinerten Civilisation das Gemüth aufthauen zu lassen, damit man nicht zu sehr verbaure. Freilich ist es für mich sehr gut daß ich nicht in Valdivia selbst wohne, denn sonst würde meine Sparsamkeit gewiß häufig auf schlimme Proben gestellt werden; die weißen Glacéhandschuhe allein, die hier sehr schlecht und enorm theuer sind, gehen zu Paaren auf! O, es ist ein ganz anderes Valdivia als das welches ich vor vier Jahren betrat! Früher mußte man dort oft der nothwendigsten Lebensbedürfnisse entbehren, während jetzt alles in Menge und Auswahl zu haben ist.

Selten fehlten dort Peone, die mit 15—20 Sgr. täglich bezahlt werden, wogegen hier im Innern oft über Mangel an Arbeitskräften geklagt wird. Besonders hat in den letzten paar Monaten auch die Dysenterie unter den Indianern erschrecklich aufgeräumt, welche halbdutzendweise täglich eingescharrt wurden. Umsomehr ist dieser Umstand zu beklagen als die Indianerbevölkerung, an und für sich schon schwach, jedes Jahr sich mehr und mehr vermindert; denn es ist eine zu bekannte Wahrheit daß da wo der Weiße den Fuß hinsetzt, die farbige Bevölkerung allmählich abnimmt und zuletzt dem vergiftenden Hauche der Eindringlinge aussterbend erliegt, umsomehr wenn, wie hier, ihre Selbständigkeit total verloren gegangen ist. Ihr Selbstwille ist bereits seit langer Zeit gebrochen, ohne daß man ihren Charakter eben mit dem Wort „fügsam" bezeichnen könnte; sie haben im Gegentheil eine Störrigkeit behalten, die oft in Erstaunen setzt. Von Nationalbewußtseyn ist ihnen ebensowenig geblieben, höchstens erinnern sie sich im halbtrunkenen Zustande der verlornen Macht ihrer Vorfahren, indem sie in einen Klagegesang ausbrechen, worin sie den Verlust ihrer Ländereien an die Spanier beklagen und ihren Schmerz über ihre Unterjochung ausdrücken. Trotzdem ist stets von alle diesem der Schluß: daß sie sich unter der Botmäßigkeit der Weißen ganz wohl befinden, indem sie Chicha saufen können (die ihnen der Patron theuer genug verkauft). Zuletzt fangen sie auch wohl Händel unter einander an, kämpfen zu Fuß und zu Pferd, indem sie sich gegenseitig in die bis auf den Gürtel herabwallenden Haare fassen und auf den Boden zu werfen suchen, wo dann viele unter den Tritten der wildgewordenen Pferde liegen bleiben oder von denselben umhergeschleift werden, wenn sie beim Fallen im Lazo oder dem Bügel hängen blieben. Gegen Verletzungen sind sie aber nicht sehr empfindlich, da ihre Natur sich ja der thierischen in höherm Grade hinneigt, während sie bei innern Krankheiten außerordentlich reizbar sind und namentlich ansteckenden sehr leicht erliegen.

Die Uebergänge zwischen Indianern und Weißen sind sehr mannichfaltig, und wohl keiner der weißen Eingebornen ist ganz frei von indianischem Blute. Die jetzige weiße Bevölkerung Valdivia's stammt ursprünglich von dem Bataillon Soldaten ab, das 1797 Osorno wieder in Besitz nahm; nachher kamen allerdings noch fortwährend Europäer hinzu, aber die Abkömmlinge von diesen mußten ja schon etwas indianisches Blut aufnehmen. Trotz alledem sind die Valdivianer sehr eifersüchtig auf die Reinheit der Race, und es gilt für große Beleidigung von jener Mischung zu sprechen.

Die reinen Indianer tragen die sogenannte Callana, d. i. ein schwarzer Hautfleck oberhalb der letzten Rückenwirbel, die bei unvermischtem Blute und bei Mestizen, namentlich bei letztern durch die hellere Hautfarbe sehr hervortritt, während sie im 3ten Gliede schon schwächer wird und im 5ten verschwindet, was den Beobachtungen über Quarteronen und Quinteronen in Central-Amerika entspricht, nur mit dem Unterschiede daß man dort an der Luna der Fingernägel den Mischungsgrad erkennt. Die reinen Indianer sind im Verkehr den Mestizen, welche die Laster beider Nationen vereinen, vorzuziehen, denn Rachsucht und Hinterlist, gepaart mit Faulheit und Indolenz, sind so wie Feigheit die Hauptzüge des erbärmlichen Charakters der letztern. Die Indianer vergessen zwar erlittenes Unrecht nie, sind aber nicht rachsüchtig und raffinirt in ihrer Vergeltung, und meistens begehen sie lieber einen Selbstmord, als daß sie Hand an einen Weißen legen. Gewöhnlich hängen sie sich mit ihrem wollenen Gürtel, oder dem Band das sie um den Kopf zu tragen pflegen, auf, und zwar räthselhafter Weise sehr häufig sitzend, an einem Cerco oder Baumast, wo sie sich, mit dem Gesicht der Erde zugekehrt, erwürgen, ohne in große Convulsionen zu gerathen.

Neulich lief einer, der seine Frau bei verbotenem Umgang mit einem andern in flagranti erwischt hatte und mit dem Ehebrecher nicht über die Höhe der Bezahlung einig werden konnte, sondern noch eine Tracht Prügel dazu erhalten hatte, vor Verzweiflung in das Feld, um sich, mit dem Gesichte der Erde zugekehrt, zu erwürgen, als er, von zwei Vorübereilenden durch sein Gurgeln bemerkt, sofort abgeschnitten und dann mit einer zweiten Tracht Prügel nach Haus geschleift wurde, um da den Dank des Weibes, das in furchtbare Scheltworte über die Behandlung ihres lieben Mannes ausbrach, in Empfang zu nehmen. Die Dörfer der Indianer kann man, hauptsächlich des Abends, schon ziemlich weit an dem eigenthümlichen Geruch erkennen den sie verbreiten, und der auch den einzelnen Individuen selbst anklebt, und daher rühren mag daß sie ihre langen Haare öfters mit faulem Urin waschen, um sie schwarz und glänzend zu erhalten. Jener ekelhafte Gebrauch ist auch auf viele Chilenen des Innern übergegangen, und manchem Deutschen, der sich mit einer Chilenin aus den Llanos verheirathete, hat es Mühe gekostet seinem lieben Ehegespon diese Art sich zu parfümiren abzugewöhnen. Ueberhaupt sind wohl alle Deutschen welche sich mit Chilelinnen verheirathet haben, im höchsten Grade zu beklagen; sie gehen größtentheils unter, und nur sehr wenigen gelingt es ihre Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft zu behaupten. So hat sich z. B. W. in Osorno auch mit einer Chilenin verheirathet und befindet sich in großem Elend, das er aber bei seinem gränzenlosen Leichtsinn nicht sehr zu fühlen scheint.

Die Formation der Korallen-Inseln des stillen Meeres und Oceaniens.

Die über den unermeßlichen Spiegel des großen Oceans von einem Wendekreis zum andern hingesäeten Eilande zeigen sich dem Blick in einer dreifachen Gestalt, nämlich 1) als hochgelegene Inseln, deren Klippen und Felsen sich beträchtlich über das Meer erheben und steil wie Mauern gegen dasselbe abfallen; 2) in Inseln von mittlerer Erhebung, die mit Korallenklippen umgeben sind und deren Terrain sanft gegen das Meer niedersteigt; 3) in Korallen-Eilande, deren Niveau sich kaum über den Meeresspiegel erhebt

Der plutonische Ursprung der meisten Inseln, welche hoch emporragen, gibt sich schon in ihrer Formation kund, welche die Spuren gewaltiger, durch Feuer verursachter Umgestaltungen zeigt, und noch gegenwärtig sehen wir auf dem Sandwich-Archipel einen der größten Vulcane in Thätigkeit. Schon in weiter Ferne zeichnen sich vor dem Blick des Schiffers am Horizont die zackigen Umrisse dieser Inseln, ihre steil abfallenden Kämme, ihre spitz zulaufenden Gipfel, die manchmal mehr als 4000 Meter in die Lüfte hinanragen.

Die niedrigen Inseln, die man bei vollem Tag und erst aus der Entfernung einiger Meilen wahrnimmt, sind der Schrecken der Schiffer. Und doch ist unter der strahlenden Sonne des heißen Erdgürtels nichts anmuthiger, nichts reizender als die meisten dieser Eilande, die gleich grünen Gärten in den Ocean gelagert sind, von dem sie nur ein schmales Band von Korallenbänken scheidet, an dem sich die von den ununterbrochen wehenden Stürmen gepeitschten Wogen wildtosend brechen. Diese kleinen Eilande bilden, wenn ihre Vereinigung aus mehreren kleinen vollendet ist und sie einen Umfang von 20 Lieues gewonnen haben, gewöhnlich eine Kette von Eilanden, die nur einige Meter über das Niveau des Meeres erhaben und mit Bäumen besetzt sind; diese Kette schließt dann in einem Kreise, in einer Ellipse, ringförmig einen See ein. Die ursprünglich isolirten Inselchen, 100 oder 200 Meter im Umfang enthaltend, aber fort und fort durch das Material, welches ohne Unterlaß die Winde und Strömungen gegen sie antreiben, wachsend, sind mitsammen durch massive Korallenbänke, die kaum den Wasserspiegel überragen, verbunden, oder an einzelnen Stellen noch gesondert durch mehr oder minder tiefe Einschnitte, welche die Verbindung des innern Sees mit dem Ocean unterhalten. So scheint denn ein solcher See einen recht guten, für große Schiffe zugänglichen Hafen zu bilden. Die Flora ist durch einige horizontal fortkriechende Pflanzen charakterisirt, durch den Pandanus, durch Bäume aus der Art der Hibiscus, durch Cocosbäume und andere Vegetationen, welche von dem Boden weiter nichts als eine leichte Stütze beanspruchen. Uebrigens habe ich auch, wenn gleich in geringer Häufigkeit, stattliche Bäume aus der Familie der Ebenaceen bemerkt. Oft fehlt auch, namentlich in den unter dem Winde gelegenen und nur wenig erhabenen Partien alle Vegetation, so daß sich dann solche Strecken wie Landdünen ausnehmen; hier sieht man im Umkreise der Kette fast allenthalben einzelne Blöcke 8 bis 10 Meter hoch hervorragen, die Spitzen schwarzer Klippen. Einige der Inseln sind weiter nichts als über das Niveau des Meeres hervorragende, aus nackten Korallenriffen bestehende Bänke.

Diese Bildungen sind denn auch das merkwürdigste was man wahrnimmt in dem Archipel von Pomotu, der den Schiffern sonst auch unter dem Namen des „bösen Meeres," der „gefährlichen Inseln," des „Labyrinthes," oder des „gefährlichen Archipels" bekannt ist. Die andern Hauptgruppen sind die Marshalls-Inseln, die Gilbert-Inseln, der Archipel der Carolinen und die zahlreichen Bänke welche die Passage zwischen Neu-Caledonien und Australien einengen, und diesen Gegenden den Namen des Korallen-Meeres gegeben haben. Es ist unschwer einzusehen wie schwierig durch diese dädalischen Windungen des Meeres, zwischen Inseln hindurch welche man erst wahrnimmt, wenn man sie fast schon berührt, die Schifffahrt seyn müsse, zumal auch die Sonde die Annäherung an diese Inseln nicht anzeigt, weil sie durch Canäle, die wieder von starken Strömungen durchzogen sind, geschieden werden; auch ist hier die Tiefe des Meeres sehr beträchtlich, und gestattet so den Schiffen nicht zu ankern. Ja die Sonde zeigt kaum in jener schwachen Entfernung, wo die Brandung es noch gestattet sich den Riffen zu nähern, Grund an, der dann eine mit spitzigen Klippen wie besäete Bodenstrecke ist. Was aber die Vortheile betrifft welche die von den Seen einiger dieser Inseln gebildeten Häfen bieten, so werden diese Vortheile durch die raschen Ebbebewegungen in ihren schmalen Zugängen, ferner durch die Schwierigkeit letztere, deren es in diesen Gegenden so viele gibt und die sich alle gleichen, wieder zu erkennen, für alle Schiffer die mit diesen Häfen nicht durch eine langjährige Bekanntschaft vertraut geworden sind, nahezu illusorisch gemacht.

Außer den angeführten größern Archipeln trifft man noch von Wendekreis zu Wendekreis eine Unzahl niedriger, mit einander in kleine Gruppen vereinigter oder isolirter Inseln. Die Prüfung einer Karte von Oceanien läßt indeß erkennen daß die Art und Weise wie diese Inseln zu einander gelagert, oder der Umstand ob ihre Oberflächen erhabener oder flächer sind, nicht eine zufällige sey. Denn wir können fast parallel mit der Erhebung der Amerika von einem Ende zum andern durchziehenden Cordillerenkette die Archipele der Sandwich- und Marquisen-Inseln bemerken, die sich bedeutend über den Wasserspiegel erheben, die aber alle von Klippen oder flachen Inseln umgeben sind. In einer Entfernung von 100 Lieues von der beide Inselgruppen verbindenden Linie und in derselben Richtung befindet sich eine Kette flacher Inseln, welche bis zu den Gesellschaftsinseln reicht. Und in der Nähe dieser, von sehr hoch sich erhebenden Korallenbänken umgebenen Inselgruppe befindet sich der große Archipel von Pomotu, dessen Achse, NW. $\frac{1}{4}$ W. und SO., $\frac{1}{4}$ O. fast, mit der übrigen parallel läuft. In dem gesammten übrigen Oceanien — unter dessen Bezeichnung wir, wie alle Seeleute, nur den östlichen und mittlern Theil der zwischen dem amerikanischen und dem asiatischen Continent gelegenen Länder, also Polynesien, Mikronesien und einen Theil von Melanesien begreifen — können wir ähnliche Verhältnisse wahrnehmen; große Strecken niedriger Inseln, deren Achsen mit der Achse von nahe gelegenen erhabenen oder großen Inselländern parallel laufen. Liegen letztere aber beträchtliche entfernt, so sind es kleine Inselgruppen, die, indem sie jenen Parallelismus zeigen, die Mittelglieder zur Verbindung des flachen, niedrigen Archipels mit den hoch ansteigenden Inselländern bilden. Dieser Umstand verdient wohl beachtet zu werden, wenn wir uns die Formation der niedrigen Inseln und die Art und Weise erklären wollen wie sie die Vegetation erlangten, in deren grünem Schmuck sie prangen, und die für ihre Bewohner eine Quelle des Reichthums werden kann, nachdem das Cocosnußöl ein auf allen Märkten gesuchter Artikel geworden ist.

Man hat sich in neuerer Zeit viel über die Formation dieser Inseln gestritten. So betrachteten sie die einen, indem sie nur deren Vereinigung in Gruppen ins Auge faßten, als Fragmente größerer, durch Wasserfluthen untergegangener Inseln, oder als die hervorragenden Höhenpunkte eines unter Wasser gesetzten Continents; andere sahen wieder in ihnen die Ueberreste großer Ländermassen, deren am wenigsten widerstandsfähige Partien von den Meereswogen allmählich angegriffen und in die Tiefe gerissen worden seyen. Forster setzte an die Stelle dieser beiden Ansichten eine neue, die keinen Zweifel mehr zuzulassen schien. Die Architekten dieser Inseln waren nach seiner Deutung kleine Thiere, Würmer, Polypen, welche die Entstehung von Lithophyten veranlassen. Dieses Gewürm erhebe seine aus Kalkschalen bestehenden Wohnungen immer höher und höher, und schaffe so endlich eine den Wasserspiegel erreichende Bank; da sie indeß über der Oberfläche des Wassers ihre Lebensbedingungen nicht mehr vorfänden, so bauten sie nun ihre Wohnungen in horizontaler Richtung weiter an einander. Muscheln, Algen, von dem Meer unablässig angeschwemmt, und die Mistablagerung der Vögel, thürmten sich endlich auf diesen Bänken auf; die Wogen führten dann die Samen von Pflanzen, wie sie an den Meeresküsten wachsen, hieher, die Vegetation begänne, und deren Detritus schaffe ein mehr und mehr zunehmendes Terrain, das

immer fähiger zur Erzeugung neuer Vegetationen werde; irgend eine Welle strande dann einmal einen Cocosbaum, der seine Keimkraft lange im Wasser behalten könne. Und so bedeckten sich denn diese Inseln endlich auch mit Bäumen, nur müsse nothwendig Land nicht allzu ferne seyn, das ihnen diese Pflanzen übermitteln könne. Die Thierchen welche diese Bänke aufbauen, fühlen ferner das Bedürfniß ihre Wohnungen gegen die von den Stürmen unablässig angetriebenen Wogen zu bergen, namentlich sind dieß einige Arten von Thierchen, deren sinnige Bauten an die Blumen unserer Gärten erinnern; und da nun zwischen den Wendekreisen der Wind meist aus einer und derselben Richtung weht, so leitet der Instinct diese Thiere an, einen Damm zu bauen, hinter welchem sie eine ruhige und sichere Stätte haben. Daher komme denn auch die ringförmige Bildung fast aller Inseln. Die Bank, auf welche das Meer mit furchtbarer Macht antreibe, ist so — nach Forster — aus großen und widerstandsfähigeren Korallenriffen zusammengesetzt, zwischen welche wieder kleinere unausgesetzt hineinbauen, bis die Bank eine ungeheure compacte Masse bilde. Der innerhalb der Insel befindliche See fülle sich manchmal in Folge der Zeit aus, je nachdem er nämlich mehr oder minder tief sey.

Diese Ansicht, welche eine oberflächliche Untersuchung der Korallenbänke allerdings zu bestätigen scheint, auf denen man so zu sagen unter seinen Augen Inseln erstehen sieht, machte sich bald überall geltend. Die große Tiefe des Wassers im Umkreise der niedern Inseln, die manchmal an 2000 Lieues von einem Festlande entfernte Lage derselben, ließen, wozu auch die Beobachtungen Perons nöthigten, den Glauben von der Allmacht der Lithophyten allgemein werden, die fort und fort und allein es wären welche Sandklippen und Archipele aus Meerestiefen emporhöben, die noch keine Sonde ergründete. Die große Menge niedriger Inseln, welche bereits über den Ocean verstreut umherliegen, und das Unzugänglichwerden der Durchfahrten, welche noch unlängst die Schiffe frei passirt hatten, ließen die Besorgniß zu, es möchte in einer spätern Zeit das Bassin der zwischen den Tropen gelegenen Meere sich ausfüllen, oder wie durch jene natürlichen Dämme, die nach der Aussage der Seeleute wie Schwämme aufschössen, unwegsam werden.

Die Jagd auf einen entsprungenen Neger-Sträfling.

Eines Morgens gieng ich in unserem Garten spazieren, rauchte meine Havanna-Cigarre und erfreute mich des schönen Tages, als zwei Reiter auf mich zusprengten, die, bei ganz gleichem Anzug und jeder mit einem großen Wappen von Messingblech auf der Brust, Gerichtspersonen erkennen ließen. Sie verlangten sehr höflich die Erlaubniß auf unserem Platze einen entsprungenen Negersträfling suchen zu dürfen, welcher sich dem Vernehmen nach im Sumpfe sollte versteckt halten. Ich gab meine Zustimmung, war aber mit den dortigen Verhältnissen noch zu wenig bekannt, um nicht fürchten zu müssen, ich hätte etwas ungeschicktes gethan, und gieng in unser Haus um mich wegen dieser Sache näher zu erkundigen, wo ich erfuhr daß ein seinem Herrn entlaufener Negersklave vor einigen Wochen einen deutschen Krämer durch Einbruch beraubte, dann eingefangen wurde und wieder entsprungen sey. Dieser werde nun verfolgt, und meine Neugierde zog mich gegen diesen Sumpf, um zu sehen wie es möglich sey an einer solchen Stelle einen Menschen zu suchen und holen. Der Sumpf besteht aus einem ganz dicht bewachsenen Walde, mit Buschwerk und Schlingpflanzen durchsponnen, und dabei mit sehr nassem Boden, daß ich schon manches Rebhuhn, welches ich auf kaum 20 Schritte Entfernung herunterschoß, mußte liegen lassen, weil eben nicht einzudringen war. An dieser Stelle angekommen, sah ich daß noch zwei Reiter mit einem großen Hunde, welcher an einer Leine befestigt war, sich dazu gesellten.

Der Hund war ein sogenannter Bluthund von der spanischen Race, welche in den Gefängnissen eigens zum Negerfangen gezüchtet und gehalten werden, und die so böse sind daß nur ihr Wärter mit ihnen umgehen kann. Es wurde nun ein Kleidungsstück des Entsprungenen dem Thiere vorgehalten und es darauf von der Leine gelöst, wo es bald im dicken Walde verschwand. Die vier Reiter hatten sich so aufgestellt daß sie die Ausgänge des Waldes übersehen konnten, und stunden mehrere Stunden, ohne daß etwas gehört oder gesehen wurde. Ich bekam Langeweile, gieng zu Tisch, und als ich nach Verlauf von zwei Stunden wieder kam, hörte ich den Hund anschlagen.

Ein Reiter band sein Pferd an den benachbarten Zaun und machte sich mit dem Revolver in der Hand in den Wald, konnte aber der vielen Hindernisse wegen nicht weiter vordringen, und mußte unverrichteter Dinge wieder abziehen, da der Abend hereinbrach und der Sträfling, wie es schien, sich auf einen hohen Baum gerettet hatte, zu dem man nicht so leicht gelangen konnte. Der Hund wurde abgerufen, und ich erfuhr nun daß diese Hunde die Eigenschaft haben, jemand von welchem sie durch ein Kleidungsstück sich des Geruches versichert haben, aufzufinden, und sey es auch mitten unter einem Schwarm von Menschen. Sind sie einmal auf der Fährte, so sind sie für jeden anderen Menschen ganz unschädlich, und befassen sich nur mit ihrer Aufgabe, außerdem aber so wild daß sie alles angreifen was ihnen in den Weg kommt. Das Thier hat die Größe eines mittleren Fanghundes mit einem etwas mehr spitzeren Kopf wie diese, und ist dabei sehr flüchtig gebaut. Jeder Wärter hat seinen eigenen Hund, welchen nur er führen kann, und in allen Gefängnissen werden sie zum Schrecken der Neger gehalten. Selten entkommt einer, der nicht durch die Hunde wieder aufgefunden wird, vorausgesetzt daß man ein Kleidungsstück des Entsprungenen dem Hund vorhalten kann. Sonst würde man es auch nicht wagen den Hund in Freiheit zu setzen. Ich war anfänglich sehr ergriffen bei dem Gedanken daß man Menschen mit Hunden jagt, überzeugte mich aber später wie nothwendig es für die öffentliche Sicherheit ist (!). Werden ja doch in unserem civilisirten Europa gefährliche Subjecte durch die Hunde unserer Gerichtsdiener ebenfalls wieder eingefangen. Den nächsten Tag erfuhr ich daß der Neger wieder zur Haft gebracht wurde, weil der Hund einmal auf seiner Spur war, und dieser in der Nacht sein Versteck verlassen hatte, und durch weitere Flucht sich zu retten suchte. Häufig entspringen Neger auf auswärtigen Plantagen, wo man keine solchen Hunde hat, und man liest dann überall im Walde angeschlagen, 100 bis 200 fl. Belohnung, wer den Neger N. N. zurückbringt. Dieß ist freilich sehr schwierig, weil die Neger sich

gegenseitig unterstützen, und bei einem solchen Klima es ihnen leicht wird, in einem Dickicht zu campiren, wo sie von ihren Stammverwandten Speise und Trank zugeschleppt bekommen. Solche Bursche werden oft gefährlich für die öffentliche Sicherheit, aber zum Glück für die Weißen fehlt ihnen der persönliche Muth, und die große Furcht vor Gespenstern welche dieser Race eigen ist, macht sie des Nachts weniger schädlich, wie sonst wohl der Fall seyn würde.

Die Polizeisoldaten sind die einzige Schutzmannschaft, und haben außer der Stadt ohne speciellen Haftbefehl kein Recht, selbst verbotene Handlungen zu ahnden. Neger sind hievon ausgenommen. Abends 8 Uhr darf sich kein Neger mehr auf der Straße sehen lassen, außer mit einem schriftlichen Vorweis seines Herrn, wohin er geschickt sey und wie lange er sich dort verweilen dürfe. Nach 11 Uhr hört auch diese Erlaubniß auf, und beim Betreten nach dieser Zeit wird er ins Stadtgefängniß gebracht, wo er 25 Stockstreiche erhält und sein Herr noch überdieß mit einer Strafe von 5 Dollars belegt wird. Da kein Neger Lesen und Schreiben lernen darf, so kann er sich auch eine schriftliche Erlaubniß nicht selbst ausstellen. Auch freie Neger unterliegen dieser Verordnung, so wie auch ein freier Neger die Gränzen seines Staates nicht verlassen darf, ohne sich der Gefahr auszusetzen daß er im nächsten Sklavenstaat sogleich wieder verkauft würde, und dann seine Freiheit für immer einbüßen müßte. Wer einem Neger des Nachts begegnet, kann sicher seyn daß er auf verbotenen Wegen geht und muß sich vor ihm in Acht nehmen. Es kommt übrigens selten vor daß man von Gewaltthätigkeiten der Neger hört, sondern diese Race ist mehr als Diebe zu fürchten, in welchem Handwerk sie die größte Geschicklichkeit entwickeln.

Wird ein Neger von einem Weißen ungesetzlich behandelt, so muß dieß ihm wieder von einem Weißen bezeugt werden, denn die Aussagen der Schwarzen sind vor Gericht ihrer Lügenhaftigkeit wegen nicht gültig. Bei diesen Verhältnissen sollte man das Loos der Schwarzen für viel härter halten wie es wirklich ist, und dennoch findet man keine fröhlicheren Menschen in allen Sklavenstaaten wie eben diese Schwarzen.

Sie haben in ihrem Zustande keine Nahrungssorgen, und müssen auch im Alter von ihrem Herrn verpflegt werden. Sklavenbesitzer die als hartherzig gegen ihre Sklaven bekannt sind, werden von ihren Mitbürgern verachtet, wofür sich jeder in Acht nimmt, denn die öffentliche Meinung übt in Amerika die größte Gewalt aus. Jeder trachtet nach einer öffentlichen Ehrenstelle im Staat, und diese wird nur durch den Ruf erlangt welchen man genießt.

Der Fetzara-See.

Dieser See ist sonderzweifel einer der größten Merkwürdigkeiten Algeriens. Weder die griechischen noch die römischen Geographen und ebenso wenig die alten Reisebeschreibungen erwähnen seiner. Auch der h. Augustin, bekanntlich Bischof von Hippo, nennt ihn in seinen Schriften nicht. Von den arabischen Autoren ist es nur El-Bekri, der eine deutliche Beschreibung dieses Sees gibt, ohne ihn indeß zu nennen. Das absolute Schweigen der alten Autoren läßt annehmen daß der See Fetzara erst unter der Epoche der arabischen Herrschaft durch irgend ein Erdbeben entstanden sey, und daß die Ruinen welche man im Grunde seines Beckens entdeckte, wohl jene der römischen Station ad Plumbaria seyen, nach deren Spuren die Geographen immer vergebens gesucht haben, und welche die römischen Itinerarien als fünf Meilen von Hippo (Bona) und an der Heerstraße nach Russicada gelegen angeben.

Die Oberfläche des Fetzara-Sees beträgt 12,700 Hektaren, seine mittlere Tiefe 2 Meter. Er ist von einer zahllosen Menge Fische und Wasservögel belebt, die ein äußerst delicates Gericht auf die Tafel liefern.

Wandernde Samen. Im Landwirthschafts-Centralverein zu Paris hat man unlängst ein sehr eigenthümliches Phänomen beobachtet: kleine Samenkörner, auf die leicht gewärmte Marmorplatte eines Ofens gelegt, geriethen nach einigen Minuten in Bewegung und rollten von selbst in einer geraden Linie fort. Es konnte nicht fehlen daß sich sofort verschiedene Ansichten über die Entstehung des Phänomens geltend machten, das sich an Samenkörnern, die verschiedenen Pflanzen angehörten, gezeigt hatte, so an Körnern vom Euphorbium Mexicana, von Tamarindus gallica etc. Man hatte auch das Hüpfen der Eier von Seidenwürmern bemerkt. Hr. Lucas, Entomologe im Jardin des Plantes und Hr. Valenciennes, Mitglied des Institutes, stellte weitere Forschungen über das genannte Phänomen an, und man glaubt als deren Resultat gefunden zu haben daß bei einer Temperatur von + 12—15° eine im Innern des Samenkorns einer Euphorbia eingeschlossene Larve erwache und die geradlinige rotirende Fortbewegung des Korns veranlasse. Hr. Lucas verfolgte die Metarmophose der Larve, die er unter der Einwirkung der Wärme beließ, weiter. Die Chrysalide zeigte kleine Stacheln auf ihren Ringen und verwandelte sich wieder in eine Lepidoptere aus der Familie der Tortriciden, welche zur Gruppe der Tineiden gehört. Es ist dieß der erste Fall daß man unter solchen Umständen lebende Lepidopteren beobachtete. Hr. Lucas untersuchte mit Hülfe des Mikroskopes die entomologischen Charaktere dieses Insectes. Man vermuthet daß das Mutterinsect dieser Parasiten seine Eier in den Kelch der Blume lege, ehe hier noch der Proceß der Samenbildung begonnen hat; so wie dieser beginnt, werde das Ei allmählich von dem fleischigen Pericarpium umschlossen, das der Larve zugleich als erste Nahrung dient. Ehe die Larve sich dann zur Chrysalide umbildet, bereitet sie das Ausschlüpfen der Lepidoptere vor, indem sie in die sie umgebende Hülle eine kleine Oeffnung macht. Als selbstverständlich ergibt sich ferner daß dieser Parasite den Keim des Samenkornes auffrißt und dieses so seiner reproductiven Eigenschaften verlustig wird.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 20. Augsburg, 14 Mai 1859.

Die kluge Dirne.

Die indischen Märchen von den klugen Räthsellösern und ihre Verbreitung über Asien und Europa.

(Ein Beitrag zu der Geschichte der Märchen von Theodor Benfey.)

Es sind so viele Märchen gesammelt, mit einander verglichen und zu verschiedenen wissenschaftlichen, insbesondere mythologischen, Zwecken benutzt, sie haben als Stoffe eine solche Bedeutung im Gebiete des Wissens erlangt, daß es jetzt vor allem darauf ankömmt sich über ihr Wesen klar zu werden, und in Bezug auf dasselbe theils nach einer Verständigung zu streben unter denen die auf diesem Gebiete thätig sind, theils nach einer Objectivirung des Erkannten oder Erkennbaren, damit es sichere Thatsache der Wissenschaft zu werden beginne.

Der Mensch ist seinem Hauptcharakter nach ein geschichtliches Wesen, und um seine Schöpfungen zu begreifen gilt es vorzugsweise ihre Geschichte zu erforschen. Aber hier ist — insbesondere bei den bedeutenderen Ausstrahlungen des Menschengeistes — fast durchweg, wie man zu sagen pflegt, dafür gesorgt daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Was für die Erkenntniß der Geschichte jedes Gegenstandes das wichtigste zu seyn scheint — der Ursprung desselben — das ist bei allen geistigen Schöpfungen der Menschennatur, welche sich gewissermaßen als die unbedingten (spontanen) Ausstrahlungen derselben, als die nothwendigen und eben darum wichtigsten Ergebnisse der menschlichen Existenz überhaupt erweisen, in tiefes Dunkel gehüllt. Die Ursprünge der Sprache, des Rechts, der Religion, der Kunst, kurz aller derjenigen Gestaltungen, welche wir als die nothwendigsten Thätigkeiten seines geistigen Lebensprocesses zu betrachten haben — diesem eben so nothwendig als dem physischen das Athmen und die übrigen Aneignungs- und Ausscheidungsprocesse — liegen weit jenseits aller geschichtlichen Zugänglichkeit, und das höchste was in Bezug auf diese Fragen zu erreichen ist, ist der Nachweis desjenigen menschlichen Bedürfnisses welchem diese Schöpfungen entstammen, und — da jedem Naturbedürfniß vorwaltend ein Werkzeug entspricht, welches zur Befriedigung desselben dient, demgemäß auch — desjenigen geistigen Werkzeugs welches vorwaltend bei ihrer thatsächlichen Gestaltung (Realisirung) thätig war und ist. Jede Speculation welche über diese Gränzen hinauszugehen versucht, verirrt sich in das Gebiet des Nichtwißbaren, und verliert damit alle Fähigkeit für die Erweiterung der Wissenschaft fruchtbringend zu wirken.

Dieses Schicksal theilt im allgemeinen auch der Ursprung der Märchen. Auch bei ihnen läßt sich nicht bestimmen, wann und wie der Trieb sie zu gestalten sich zuerst geäußert hat. Dagegen läßt sich aus den Schöpfungen die er hervortrieb, dasjenige Bedürfniß nachweisen welchem er diente, und aus der Art wie er sie gestaltete, das oder diejenigen Werkzeuge welche vorwaltend bei der Befriedigung desselben thätig waren.

Jenes Bedürfniß ist aber einzig das der Unterhaltung, und insofern nehmen die Märchen zu allen Zeiten ihrer Existenz wesentlich dieselbe Stelle ein, welche in entwickelten Culturstufen die sogenannte Unterhaltungslitteratur in ihren, den verschiedenen Classen der Gesellschaft angepaßten, Formen auszufüllen pflegt. Aus diesem Bedürfniß fließt dann auch ihr Charakter; wenigstens ist daraus das Moment zu erkennen durch welches sich das Märchen von den verwandten Schöpfungen des Menschengeistes, mit denen es sich nicht selten in kaum erkennbarer Gränze berührt oder gar verschlingt, insbesondere der Sage und der Poesie im engern Sinn unterscheidet. Das gewöhnlich für die Sonderung des Märchens von seinem nächsten Verwandten, der Sage, gemachte Charakteristikum, daß die letztere sich an wirkliche oder als wirklich vorgestellte Persönlichkeiten oder Localitäten knüpfe, während das Märchen dem, um mich so auszudrücken, historischen und geographischen Bedürfniß nur im allerallgemeinsten Rechnung trage (es nicht selten sogar auf humoristische Weise persiflirt), würde, selbst wenn es allenthalben zuträfe, doch nur ein äußerliches seyn, und die charakteristische Differenz beider Gestaltungen nichts weniger als erschöpfen. Die Sage wird durch den Mangel dieser beiden Momente noch keineswegs zum Märchen, eben so wenig als das Märchen durch Biographisirung und Localisirung sich zur Sage umgestaltet. Auch treffen diese Zeichen — so wenig ich verkenne daß sie sich in den meisten europäischen Märchen bewähren — keineswegs allenthalben zu. Ja in dem eigentlichen Lande der Märchen — dem Orient — und vor allem in dem, welches sich durch meine Untersuchungen als die Wiege fast aller bis jetzt bekannten herausstellt, Indien, haben sich die bedeutendsten historischen Persönlichkeiten und Localitäten: Harun Arraschid, Bagdad, Bassora, Nanda, Tschandragupta, Asoka, Vikramaditja, die mächtigsten Kaiser von Indien, Gautama Buddha der Stifter der am weitesten verbreiteten Religion, die kaiserlichen Residenzen Pâtaliputra, Uddschajini

und andere zu Anknüpfungspunkten von Schöpfungen hergeben müssen, denen niemand welcher sich des Charakters der Märchen bewußt ist, einen andern als diesen Namen geben wird.

Der Charakter der Sage, besser Mythus (das ist Lehre) — denn das Wort Sage deckt, seinem begrifflichen Werth nach, nur eine Seite des Mythus — ist, daß sie belehren will, und zwar vorwaltend — jedoch keineswegs allein — über das Nichtwißbare; ihr Hauptgebiet ist das Religiöse, in Bezug auf Geschichte historische Anfänge und historisch Verdunkeltes. Die Poesie im engern Sinn will den Geist erheben, erweitern, veredeln, den Menschen auf die Stufe bringen welche er seiner Idee gemäß einnehmen sollte. Das Märchen dagegen will nur unterhalten, es läßt den Geist, nachdem es ihn einige Zeit erfreut, betrübt, aufgeregt oder einzig beschäftigt hat, wesentlich ganz so wie es ihn gefunden hat. Wenn es bisweilen durch sinnige, gedankenvolle, oder andere höhere Bezüge über die Befriedigung des bloßen Bedürfnisses der Unterhaltung hinausschreitet, so ist dieß nicht Folge seines eigentlichen Charakters, sondern der Stoffe welche ihm mit der Sage, der Legende, der Poesie im engeren Sinn u. s. w. gemeinsam sind; auch läßt es die Stimmungen die dadurch geweckt werden, nicht zu einer geistigen Befriedigung, zu einem Abschluß, zu einem Resultat gelangen: es ist dann zwar sinnig aber ohne etwas zu ersinnen, gedankenvoll aber ohne bestimmte Gedanken, gläubig aber ohne bestimmt hervortretendes Object des Glaubens; kurz alle an und für sich stabilen Momente, welche seinen Stoff bilden, oder in ihn eingehen, werden von ihm verflüchtigt. Sein Werkzeug ist eine sich von fast allen intellectuellen Schranken — der Logik, der physischen oder geistigen Möglichkeit, der Wahrscheinlichkeit — frei machende Phantasie.

Dieses Bedürfniß der Unterhaltung an und für sich dürfen wir wohl bei allen Völkern ohne Ausnahme, auf jeden Fall bei allen geistig erregbaren, zu allen Zeiten als mehr oder minder mächtig voraussetzen. Nur die tiefste Stufe der Stumpfsinnigkeit würde es ausschließen; wir haben aber nicht die mindeste Berechtigung für die Annahme, daß irgend ein naturgemäß zusammengehöriger großer Menschencomplex auf einer so tiefen Stufe je gestanden habe oder stehe. Eine andere Frage ist dagegen, ob dieses Bedürfniß bei allen Völkern in derselben Form seine Befriedigung gesucht oder gefunden habe; denn es ist keinem Zweifel unterworfen daß ihm auch andere Formen dienen konnten, und bekanntlich — insbesondere in höhern Culturzuständen — auch in der That dienen.

Allein es ist eine entschiedene Thatsache daß wir bei einer sehr großen Anzahl auf den verschiedensten Stufen der Cultur stehenden Völker Märchen finden, und in verschiedenen Epochen ihrer Entwicklung mit bald größerer bald geringerer Sicherheit nachweisen können. Wenn wir diese Thatsache und zugleich die Naturgemäßheit jenes Bedürfnisses und dieser Art seiner Befriedigung berücksichtigen, können wir uns geneigt fühlen das Märchen als einen Ausfluß der allgemein menschlichen Natur zu betrachten, und anzunehmen daß der Ursprung desselben bei keinem besondern Volk allein zu suchen sey, sondern sich einst bei allen oder den meisten derselben unabhängig von einander ergab. Betrachten wir zugleich in welchem Stadium des individuellen Lebensalters das Märchen bei cultivirten Völkern die naturgemäße — nicht antiquarisch-raffinirte, fast wahrhaft renaissance-artige — Unterhaltung bildet, und beachten wir den Satz, daß die Geschichte der Völker wesentlich dieselben Stadien durchläuft wie die Lebensgeschichte des normal sich entwickelnden Individuums, so werden wir diesen Ursprung vermuthungsweise schon in die Periode der Kindheit und der Jugend der Völker versetzen.

Allein eben so entschieden, als diejenige historische Thatsache ist auf welche sich vorzugweise die Vermuthung eines unabhängigen Ursprungs des Märchens an und für sich bei verschiedenen Völkern stützt, ist, nicht bloß nach meiner Ueberzeugung, sondern überhaupt nach der derjenigen Forscher welche mit klarem, vorurtheilslosem und kritischem Urtheil die Masse der bisher öffentlich bekannt gemachten Märchen untersucht haben, der Satz: daß diejenigen welche wir bis jetzt kennen, insbesondere bei denjenigen Völkern kennen gelernt haben denen wir eine selbständige Märchenerfindung am ehesten geneigt seyn möchten zuzusprechen — den asiatischen und europäischen — zu dem allergrößten Theil auf eine solche unzweideutige Weise übereinstimmen, daß man nicht glauben darf daß die so übereinstimmenden selbständig an verschiedenen Orten erfunden sind, vielmehr sich überzeugt halten muß daß sie nur einen Ursprungsort haben können, und dahin, wo sie sonst noch vorkommen, erst durch Uebertragung gelangt sind.

Es bedarf kaum der Bemerkung daß dieser Satz, so wie er hier gefaßt ist, mit jener Vermuthung nicht in Widerspruch steht. Es wird niemanden entgehen daß ein bedeutender Unterschied ist zwischen dem Ursprung des Märchens als Kunstform und der Märchen als einzelner Gestaltungen dieser Form. Es ist nicht allein an und für sich sehr gut denkbar daß Völker welche schon das Märchen besaßen, dennoch fremde, welche zu ihnen gelangt, aufnehmen, und von den fremden Schöpfungen sich sogar mehr angezogen fühlen, sondern diese Erscheinung fände auch hinlängliche Analogien in andern Kunstformen und Gestaltungen des Menschengeistes überhaupt.

Allein das Verhältniß wird bedenklicher durch genauere Vergleichung des gesammten bisher bekannten Märchenschatzes. Dabei stellt sich heraus daß sämmtliche europäische und asiatische Märchen — mit Ausnahme der indischen — sich auf eine, zumal im Verhältniß zu der Masse der Bände welche sie füllen, sehr geringe Anzahl von Grundformen reduciren; daß der größte Theil dieser Grundformen aus Indien stammt, erst im Mittelalter — fast durchweg nachweislich auf litterarischem Weg — sich von da aus nach Westen verbreitet hat, und aus der Litteratur in das Volk übergegangen ist; daß der geringe Rest welcher noch nicht auf indische Grundlage zurückgeführt werden kann, theils alle Wahrscheinlichkeit für sich hat, bei genauerer Kenntniß der indischen Märchen, welche im Verhältniß zu ihrer wahrhaft unendlichen Fülle und Mannichfaltigkeit nur erst in sehr geringem Maß bekannt sind, sich ebenfalls als ursprüglich indisch auszuweisen, theils in eine solche Analogie mit den entschieden aus Indien stammenden tritt, daß er, im Fall er nicht aus Indien abgeleitet ist, doch nur nach den aus Indien überkommenen Mustern und deren — natürlich nationell divergirenden — Umgestaltungen gebildet zu seyn scheint.

Lassen sich diese Resultate als richtig erweisen, dann würde daraus folgen daß alle bekannten europäischen und asiatischen Märchen erst durch Einfluß — directen oder indirecten — der indischen entstanden sind; damit würde aber jener Vermuthung des selbständigen Ursprungs des Märchens, wenigstens bei diesen Völkern, jede thatsächliche Stütze entzogen und die Möglichkeit sie zu halten entschieden sehr zweifelhaft.

Dennoch könnten selbst in diesem Fall die Vertheidiger jener Vermuthung die geschichtliche Erfahrung geltend machen daß von vollendeteren Geistesschöpfungen die minder vollendeten, wenn sie mit ihnen in Berührung kommen, absorbirt werden; daß — wie Völker ihr Aller-

eigenstes, ihren geistigen Athem, die eigene Sprache gegen eine fremde vollkommnere vertauscht haben, wie Religionen vor vollkommneren aussterben, wie Kunst und Poesie, selbst Recht und Staat in ihrer nationellen Entwicklung durch Kenntniß entsprechender fremder Gestaltungen gehemmt werden, sich dem vollkommneren Fremden unterordnen und sich erst, wenn sie dessen Herr geworden sind, auf der wesentlich fremden Grundlage weiter entwickeln, so auch — die selbständige Märchengestaltung durch die Kenntniß fremder vollendeterer Formen in ihrer unabhängigen Ausbildung unterbrochen worden und in der Thätigkeit sich das Fremde anzueignen, die eigenen Schöpfungen zum größten Theil untergegangen seyen.

Diese Vermittlung läßt sich vielleicht hören, allein es ist noch nicht an der Zeit sich in diese Frage tiefer einzulassen. Denn die Forschungen auf dem Gebiete des Märchens sind noch nicht so weit gediehen, daß eine Entscheidung derselben, welche erst dem letzten Stadium angehören würde, schon jetzt in den Vordergrund treten dürfte. Gibt es doch noch sehr viele höchst ehrenwerthe Mitforscher, welche die eigentliche Bedingung derselben bezweifeln, welche, trotz der großen Uebereinstimmung der meisten bekannten Märchen, an eine unabhängige Entstehung derselben — an eine generatio aequivoca, wie ich sie an einem andern Ort genannt habe — glauben; ja die von mir behauptete Abstammung des größten Theils derselben aus Indien ist sogar erst in letzter Zeit aufgetaucht.

Diese Behauptung gehört in das Gebiet der sogenannten thatsächlichen Fragen (quaestiones facti), und solche haben ihre endliche Entscheidung erst dann erreicht, wenn ihre Richtigkeit an allen dahin gehörigen Thatsachen nachgewiesen ist. Ich habe diesen Nachweis öffentlich erst an vier theils Novellen- theils Märchen-Gruppen geführt; [1] eine beträchtlich größere Anzahl ist in einer Arbeit über die alte indische Fabel- und Märchensammlung, welche unter dem Namen Pantschatantra bekannt ist, besprochen; diese ist jetzt vollendet und wird in wenigen Wochen erscheinen. Allein die Anzahl der darin gegebenen Nachweise ist im Verhältniß zu den sich an andere indische Märchen schließenden noch sehr gering. Diese werden im Zusammenhang erst bei der seit lange vorbereiteten Herausgabe von diesen erscheinen. Theilweiser Mangel der Originale und andere Momente werden diese vielleicht länger verzögern, als für die Feststellung einer für die Geschichte der Novellistik und des Märchens, wie mir scheint, nicht unwichtigen Frage wünschenswerth wäre. Ich halte es daher für dienlich einzelne Märchengruppen besonders zu behandeln, um auf diese Weise mehr Momente zur Entscheidung der Frage zu veröffentlichen. Vielleicht regt die Methode der Vergleichung, welche wesentlich darauf ausgeht die Ringe aufzusuchen, durch welche sich die zu einer Grundform gehörigen Märchen miteinander verketten, so daß sich ihre gegenseitige Subordination herausstellt — während das bisher gebräuchliche ewige „vergleiche, vergleiche" geeignet ist, den trügerischen Schein einer Coordination derselben hervorzurufen — auch andere Mitforscher an, denselben Weg zu betreten, und so durch gemeinschaftliche Thätigkeit rascher eine allgemeinere Ueberzeugung herbeizuführen.

Ich habe dießmal eine Märchengruppe gewählt welche fast über ganz Asien und Europa verbreitet ist, und in der Litteratur und den Märchensammlungen der größten und bedeutendsten Nationen der Erde theils noch vorliegt, theils nachweislich vorlag. Wir kennen eine Form derselben im Sanskrit, zwei aus dem Sanskrit geflossene tibetische Darstellungen; eine existirt, aus dem Tibetischen stammend, im Mongolischen; drei, in letzter Instanz aus dem Sanskrit geschöpft, im Arabischen, eine im Persischen; eine, aus dem Arabischen geflossen, im Mittelgriechischen; noch eine andere mittelgriechische, welche ebenfalls aus dem Arabischen entlehnt war, ist verloren; ferner gibt es zwei russische, welche aus der verlornen mittelgriechischen stammen; endlich schließen sich an diese Formen zunächst ein walachisches und ein ungarisches Märchen und — obgleich etwas ferner stehend — mehrere deutsche und ein litauisches, so daß uns nur die Beisteuer von Italien und dem westlichen Europa fehlt, welche vielleicht bei genauerer Forschung ebenfalls noch hervortreten wird. Es gibt demnach, wie man schon hieraus vermuthen kann, wenige Märchengruppen, deren Geschichte mit solcher Bestimmtheit verfolgt zu werden vermag, und darum eben für die des Märchens überhaupt so belehrend ist.

Ich stelle an die Spitze diejenige Form welche uns im Sanskrit selbst erhalten ist, obgleich es kaum zweifelhaft, daß die im Tibetischen vorliegende Darstellung einem älteren sanskritischen Werk entlehnt ist. Da beide jedoch — wenngleich im einzelnen abweichend — in dem eigentlichen Kern übereinstimmen, so haben wir nicht nöthig uns hier mit der Frage nach der Priorität zu beschäftigen.

Die sanskritische Darstellung findet sich in der Fabeln-, Erzählungs- und Märchensammlung, welche unter dem Namen Sukasaptati bekannt ist, das heißt „die siebenzig Erzählungen eines Papagai." Das Alter dieser Sammlung ist, wie das der meisten indischen Schriften, nicht genauer bekannt, doch ist sie schon früh in das Persische übergegangen, und alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür daß sie, wie die ihr ähnlichen sanskritischen Werke, wenigstens schon um das 6te Jahrhundert nach Christus existirte; ihr Inhalt dagegen ist im wesentlichen wohl unzweifelhaft noch mehrere Jahrhunderte älter, obgleich er in der Zwischenzeit in minder bedeutenden Einzelnheiten — wie sich das bei derartigen Conceptionen von selbst versteht — verändert seyn mag.

Das Märchen lehnt sich hier an den indischen König Nanda, den Zeitgenossen Alexanders des Großen, und lautet (in der 47sten und 48sten Nacht) folgendermaßen:

1) In Pâtaliputra (der Hauptstadt Indiens zu der Zeit seiner mächtigsten Dynastie) [1] war ein Gesammtkönig mit Namen Nanda. Denn durch den großen Verstand und die gerechte Verwaltung seines ersten Ministers, welcher Saţatâla hieß, waren ihm alle Könige der Erde unterthan. Denn es heißt mit Recht:

Der Feinde Zahl kann nie schaden, weß Leib der Weisheit Panzer schützt.
So wenig wie ein Gußregen dem, dessen Haupt ein Schirm bedeckt.

Der König Nanda wurde aber unbarmherzig, trieb maßlose Steuern ein und bewirkte daß die Erde verarmte; als ihm der weise Saţatâla Vorstellungen machte, warf er ihn in ein tiefes und finsteres Loch; da blieb er lange Zeit, und es verbreitete sich das Gerücht daß er todt sey. Der König von Kerâla [2] wollte gern Gewißheit darüber haben, ob der weise erste Minister wirklich todt sey. Er schickte deßhalb zwei ganz gleichgestaltete Stuten, und fragte, welche von

[1] In dem Frankfurter Museum redigirt von Th. Creizenach 1857 Nr. 39, 40, in Brockhaus Conversationsblatt 1857 Nr. 49, und in diesen Blättern 1858 Nr. 41—45.

[1] Das heutige Patna am Ganges.

[2] Das heutige Malabar.

beiden die Mutter und welche die Tochter sey. Da aber keiner seiner Pferdeärzte und Roßkämme, noch sonstigen Kenner sie unterscheiden oder bestimmen konnte, so dachte der König Nanda: Ich bin schwer bestraft für den Verlust des verständigen Sakatâla. Denn mit Recht sagt man:

Gar verschieden ist fruchtbaren Landes und weisen Raths Verlust:
Mit leichter Mühe läßt jenes sich erwerben, mit schwerer der."

Nachdem er dieß erwogen, fragte er den Gefangenwärter, ob Sakatâla in dem Loche noch lebe. Dieser antwortete: „wie es scheint, ja! denn er nimmt die Nahrung, welche ihm gebracht wird." Er wurde nun aus dem Gefängniß geführt, und der König sprach zu ihm: „Du bist mein Berather, mein Führer, mein Freund, mein Wegweiser, mein Leiter, meine Stütze, mein Steuerruder." Der Minister fragte: „Was soll ich thun, o Herr?" Der König aber antwortete: „Welche von diesen Stuten ist die Mutter und welche die Tochter; gib mir rasch die Lösung dieser Aufgabe, und dieses Räthsels heimtückischer und hochmüthiger Männer!" Der Minister, nachdem er dieß gehört, befahl Sattel und Zaum abzunehmen, und die Pferde frei laufen zu lassen. Nachdem dieß geschehen war, lief das Füllen zu der Zitze der Mutter, die Mutter aber leckte das Füllen. Als dadurch der Unterschied kund geworden war, freute sich der König und gab dem Sakatâla die höchste Würde und zugleich viele Geschenke.

2) Der König von Bengalen schickte dem genannten König Nanda einen Stab, welcher in Binden gehüllt war, und fragte: „welches von den Enden des Stabes die Wurzel und welches die Spitze wäre." Aber keiner der Weisen daselbst vermochte es zu erkennen, obgleich sie ihn sorglich betrachteten und den Stab auf der Hand wogen. Als der König sah daß keiner es zu erkennen vermochte, sprach er zu seinem Minister Sakatâla: „kein andrer außer dir kann die Schwierigkeit lösen." Der weise Minister aber warf den Stab in das Wasser; da tauchte der eine Theil desselben, welcher die Wurzel war als der dickere und schwerere ein wenig unter, und so wurde die Schwierigkeit gelöst. Die Gesandten des Königs von Bengalen kehrten zurück, und meldeten alles. Die Könige aber, nachdem sie dieß vernommen, blieben dem Nanda unterthänig und tributpflichtig wie früher."

Man sieht daß diese Erzählung sehr kurz ist, und ich habe schon an einem andern Ort darauf aufmerksam gemacht, daß diese ganze Sammlung höchst wahrscheinlich nur Auszüge aus ausführlicheren Darstellungen enthalte; so ist einer der, wie wir weiterhin sehen werden, wesentlichsten Züge: daß nämlich die unterthänigen Könige die Absicht hatten Nanda's Joch abzuschütteln, nachdem sie auf diese Weise sich versichert hätten daß der weise Minister todt sey, durch die zwei durch den Druck hervorgehobenen (durchschossen gedruckten) Sätze nur sehr dunkel angedeutet.

Die Gefangenschaft des Sakatâla, als ersten Ministers bei Nanda, wird auch in der großen indischen Märchensammlung des Somadeva (abgefaßt im Anfang des 12ten Jahrhunderts n. Chr.) erzählt, welche zum Theil durch Brockhaus' deutsche Uebersetzung bekannt ist. Allein es ist hier nicht der wirkliche Nanda, welcher ihn ins Gefängniß werfen läßt, sondern ein falscher, ein Zauber-Nanda, welcher sich durch Zauber in des eben verstorbenen wirklichen Königs Körper versetzt hat, und nun statt seiner regiert. Ich habe den Kreis, zu welchem dieses Märchen gehört, das ebenfalls in das Abendland gedrungen ist, z. B. in der Geschichte des nackten Kaisers bei von der Hagen, Gesammtabenteuer no. LXXI, erscheint, in meiner erwähnten Einleitung zum Pantschatantra, §. 39. S. 121 ff., besprochen. Auch die Veranlassung der Gefangenschaft, so wie ihr Ende, ist bei Somadeva ganz verschieden, und die Schrecknisse seiner Gefangenschaft werden viel lebhafter ausgemalt; er wird mit seinen hundert Söhnen zugleich in eine finstere Höhle geworfen; jeden Tag wird ihnen allen nur eine Schüssel mit Reis und ein Becher voll Wasser gereicht. Diese Nahrung genügt nur für einen, und der Vater schlägt vor daß sie nur derjenige von ihnen genießen solle, welcher im Stande sey an dem Zauber-Nanda Rache zu nehmen; da rufen die Söhne: „Nur du vermagst dieß; drum genieße du dieß allein!" So erhält denn Sakatâla sein Leben, während seine hundert Söhne vor seinen Augen verhungern, und er am Ende in der finstern Grube allein sitzt, umgeben von ihren Gerippen.

Man sieht daß hier aus dem Märchen vom weisen Minister — mit Weglassung des Zugs welcher seine Wichtigkeit veranschaulicht, und der Proben seiner Weisheit — nur das Moment der grausamen Gefangenschaft hervorgehoben ist. Die Einkerkerung eines in Ungnade gefallenen weisen Ministers bildet auch den Inhalt andrer indischen Märchen. Wirkliche Thatsachen ähnlicher Art mögen in den despotischen Staaten Indiens so oft vorgekommen seyn, daß sie leicht zu unabhängiger Entstehung derartiger Märchen die Veranlassung geben konnten. Allein die bisher bekannten verketten sich so eng mit dem eben besprochenen, daß es keinem Zweifel zu unterwerfen ist daß sie aus ihm hervorgetreten sind. Der daraus hervorgehobene Theil ist nur auf andere Persönlichkeiten übertragen. So lehnt sich eins dieser Märchen wiederum an den Zauber-Nanda. Der Minister aber, welchen jetzt seine Ungnade trifft, ist der Nachfolger des Sakatâla, eine in der indischen Litteratur hochberühmte Persönlichkeit, der Grammatiker Bararutschi. Dagegen ist die Veranlassung der Ungnade eine andere, und ihr Ende wird durch ein Märchen aus dem Kreise derer, welche die Dankbarkeit der Thiere und die Undankbarkeit der Menschen veranschaulichen (in der Einleitung zum Pantschatantra, §. 71. S. 193 ff., besprochen), herbeigeführt. Der in Ungnade gefallene Bararutschi soll auf Befehl des Zauber-Nanda hingerichtet werden, allein Sakatâla, welcher in Folge des Sturzes seines Nachfolgers seine Stelle wieder erhalten hat, vollzieht den Befehl nicht, sondern versteckt ihn, um ihn bei gelegener Zeit, wo nur seine Weisheit helfen kann, dem König wieder vorzuführen. In einer andern Darstellung ist der König wiederum der wirkliche Nanda, der in Ungnade gefallene Weise dagegen ist des Königs Hofpriester Çâradânanda, der Minister, welcher ihn verbirgt, Bahuçruta. Die Veranlassung der Ungnade so wie ihr Ende sind aber dieselben wie in dem Märchen von Bararutschi, so daß sich auf diese Weise alle drei mit einander verketten. Die beiden in den zwei letzteren hinzugetretenen neuen Momente — die Veranlassung der Ungnade und des Endes derselben — sind ursprünglich selbständige buddhistische Sagen, welche mit dem aus dem hier behandelten Märchen hervorgehobenen Moment erst in Verbindung gesetzt sind, und es nach einer andern Seite hin entwickeln. Dieses Moment bildet auch den Hauptbestandtheil vieler anderer — insbesondere orientalischer — Märchen; allein da thatsächliche Erscheinungen, welche derartige Conceptionen veranlassen konnten, insbesondere im übrigen Orient noch in größerer Fülle als in Indien vorkommen mochten, erhalten wir, wo verbindende Ringe fehlen, erst dann ein Recht sie mit den im allgemeinen verwandten indischen in historische Beziehung zu setzen, wenn die Abstammung aus Indien fast für alle Märchen mit Sicherheit nachgewiesen ist. Alsdann entsteht auch für die übrigen die höchste Wahrscheinlichkeit gleichen Ursprungs, so daß selbst minder zwin-

gende Gründe genügen auch für sie dieselbe Annahme festzustellen. Wir lassen daher die sich an dieses Moment schließenden Märchen hier unberücksichtigt, und wenden uns sogleich zu den tibetanischen Darstellungen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Weinprobe in Xeres.

(Aus Ch. Dickens' Household Words.)

Wir gelangen an die Küste, eilen an die Eisenbahnstation, und werfen noch einen flüchtigen Blick rückwärts auf die Schiffe welche mit duftenden leeren Weinfässern beladen sind — Fässern die jetzt seellos und entzaubert daliegen, aller Hoffnung und Liebe, aller Freude, alles Todes und aller Tollheit bar: bloße hohle in Reifen gebundene Fässer, gelb oder roth und mit einer trockenen Kruste weinsteinartiger Hefen überzogen. Die Wagen sind bequem, und angefüllt mit Weinhändlern und ihren Schriftführern, die vom Baden in diesem Hafen zurückkehren. Wir befinden uns jetzt in Santa Maria, dem Verschiffungshafen des Weinbezirks von Cadiz. Ein dämonischer Schrei, ein Geläu wie von tausend Pferden, und wir eilen davon auf den Flügeln des Windes nach dem Lande des nußartigen, wohlschmeckenden, mit Branntwein unversetzten Amontillado-Sherry, des goldigen Saftes den ich so oft mit der lächerlichen Ziererei eines Kenners ans Licht gehalten; des Stoffes — um des Weinhändlers Binn Lieblingsphrase zu gebrauchen — welcher Falstaff witzig und geistreich machte, und den er seinen Sherrys-Sack nannte — womit er den Seco, den trockenen Wein von Xeres oder Cheres meinte. Die Aussprache des gutturalen X setzt einen Engländer in einige Verlegenheit.

Aber seht, wie Pepys sagen würde, seht die staubige Unfruchtbarkeit dieses Landes! Es ist ganz weiß, ganz sonnverbrannt, gleicht einer Drehkreuzstraße in das Land hinein, nur hie und da, in kleinen Flecken, mit Melonen und eben jetzt in Kolben stehendem Wälschkorn besäet. Die Hecken sind aus Reihen von Cactussen und indischen Feigenbäumen gebildet, die auf eine trockene, blutlose, excentrische Weise wachsen, und aussehen als ob sie in Pflanzen verkehrte Spitzfische wären; oder sie gleichen — besonders die indischen Feigenbäume — einer Sammlung grüner Haarbürsten, die in allen Arten wunderlicher Winkel zusammengesteckt worden sind, und so Wurzel geschlagen haben. Was aber bedeuten jene Hügel steinig schichtender Kreide die wie Eisenbahndämme aussehen, und mit verkommenen grünen Stachelbeerbüschen eingefaßt sind? Dieß sind die ächten Sherry-Reben. Noch ein Stationshäuschen, und wir sind in Xeres.

Einen gewissen milden Drang zum Schlaf mißachtend, der uns, selbst gerade nach dem Frühstück, zuweilen in Spanien überkommen wird, stürze ich vorbei an den wartenden Omnibus und dem Moskitoschwarm hungriger Knaben, welche als Führer dienen und mir die Keller (Bodegas) zeigen wollen, vorbei an den schallenden Küfereien und den langen Weinmagazinsbarracken, vorbei an den flammenartigen Zinnen der, jetzt weißübertünchten, alten maurischen Citadelle, und erreiche endlich das Haus Don Sanchez Montilla's, des großen Sherry-Weinhändlers — ein Haus das durch seine vergoldeten Balcone und beschatteten Fenster einen überaus freundlichen Anblick gewährt.

Ein Zug an der Hallglocke, einige Worte Spanisch, und ich bin drinnen bei meinem gefälligen Freunde, der, wie ich erfahre, von irischer Abkunft ist. Er ist ein ernster Caballero, ritterlich in seinen Manieren, ein starker Raucher, aber ein Mann der seine eigenen Weine nur dann versucht wenn er eine Auswahl treffen oder diese und jene Sorte ausstoßen will. Wir werden auf unserm Gange nach dem kühlen Keller (der oberhalb des Bodens ist und in den man aus dem Gartenhofraum tritt) von seinem Capataz, oder Oberknecht, einem ruhigen Asturier mit verschmitztem Blicke, begleitet. Die verschiedenen Keller enthalten ungefähr viertausend Fässer. Wir treten in den ersten ein. Seine graue, kühle Schattigkeit wird nur hin- und wieder durch einen Lichtstrahl unterbrochen, der durch eine kleine Oeffnung eindringt. Pedro, der Asturier, folgt uns mit einem langen runden tannenen Stock, an dessen Seiten-Ende eine Art zinnernen Bechers befestigt ist, ungefähr ein halbes Weinglas fassend. Don Sanchez selbst (seines Vaters Name war Doolan) trägt bedächtlich in seiner linken Hand ein langfußiges Glas, dessen Farbe die eines Topases seyn könnte, so viele tausendmale ist es aus diesem Zinnbecher mit Amontillado — fein, trocken, hell und edel — gefüllt worden.

Wir wandern durch drei lange Gassen von Fässern, die alle behäbig in Reih und Glied stehen: kalt in ihrem Aeußern, bergen sie ein Herzblut das so warm ist wie das eures ernsten Engländers. Da gibt es Weine von allen Graden der Reife und von allen Altern, von dem grünen des letzten Jahrs, einem bloßen weißen Safte, bis zu dem dreißigjährigen alten, einem passenden Getränke für Helden, Staatsmänner und Dichter. Sie verhalten sich alle schweigend, man vernimmt kein Gährungsgesumm, kein Zeichen des eingesperrten Lebens drinnen. Einige wenige Kreidestriche nur deuten dem erfahrenen Auge ihre beziehentlichen Alters- und Verdienstgrade an. Wie können wir den jugendfrischen des letzten Sommers von dem Veteran unterscheiden der zwanzig Sommer hindurch gereift hat? Wir werden's bald sehen; es wird nicht lange dauern bis unsere fremden Augen sich öffnen, das Zauberöl auf unsere Augen gerieben ist, wir um uns schauen und in einem andern Land erwachen. Es wird uns gehen wie Thomas dem Reimer, der zu Ercildoune in Schlaf verfiel und im Feenland erwachte.

Es liegt etwas scharfsinniges, weitsehendes und gedankenvoll gütiges in dem Auge des Don Sanchez, wenn er mit dumpfer Stimme dem Pedro zuruft: „Toma!" (nimm), und dann das erwartende Glas hinhält. In einem Augenblick ist Pedro an einem Fasse zehnjährigen Weins, und läßt die goldene Flüssigkeit in sein Glas träufeln. Er händigt sie mir ein, nachdem er zuvor ein halbes Glas ausgeschüttet um dieses erst zu säubern und jede äußere Kälte abzuhalten, oder um den Geschmack des letzten Wassers zu entfernen mit welchem das Glas gereinigt worden war. Ich geb's wieder weg, und schüttle meinen Kopf. Ich brauche mich nicht bloßzustellen. „Toma!" Fünfzehnjährigen! Das nächste Glasvoll wird mit königlicher Sorglosigkeit hinweggeschüttet, um den zehnjährigen auszuwaschen. Ich schmatze mit meinen Lippen und nehme eine nachdenkliche Miene an. Toma, wieder. Ein zweites Ver-

kosten; zwanzigjähriger. — Ich reiche das Glas hin, und lächle. Ich halte diesen für eine sichere Beute. „Aber dieß sind arme Weine," sagt Sanchez. „Noch nicht gekocht für den Londoner Markt."

Ich verneigte mich um auszudrücken daß ich mich vollkommen auskenne. Pedro lächelt in seinen Becher hinein. Ich fürchte er durchschaut mich. Alte Weinschmecker verkosten nur die ersten Gläser; denn die alten Weine werden zuletzt gezeigt.

Fünfundzwanzigjährigen!

Ich verkoste auch diesen und gebe ihn an Pedro zurück, der ihn wieder in das Faß gießt. Dieß ist ein zu „feiner" (curious) Wein als daß man ihn wegschütten könnte. Ich wünsche fast, ich hätte ihn getrunken.

Dreißigjährigen!

Ich bin nun sicher, und behaupte daß dieß ein sehr vollkörperiger, nußartiger Wein ist, mit reichem Aroma und wundervollem Bouquet.

„Es ist unser bester Amontillado; allein, wie Sie sehen, blaß — eine schwache Strohfarbe. Er ist einer von denen die wir unsere Mutterweine nennen, mit welchen wir minder begünstigte Ernte-Erträgnisse schmackhaft und stärker machen. Weder Pemartin noch Domique, noch selbst Garvey, noch Duff-Gordon könnten diesem den Rang streitig machen. Es ist Xeres-Wein, reicher und reiner. Pedro, hol' den Doctor!"

„Den Doctor!" Fürchtete er etwa, ich werde in eine plötzliche gefährliche Trunkenheit verfallen? Ich durfte mich nicht ängstigen. Pedro bringt den Doctor in einem Nu, in der Gestalt eines Glases voll reicher, syrupartiger Flüssigkeit, wie Tinto.

„Dieß ist gekochter Wein, den wir zum Färben benützen. Wir verwenden keinen gebrannten Zucker noch irgendeine sonstige chemische Infusion, und sehr selten Branntwein. Auch gebrauchen wir keine chemischen Mittel um „blasse Sherrys" zu erlangen, denn Sherrys sind von Natur aus blaß. Der Doctor versüßt und färbt ihn, und gibt ihm Körper. Dem englischen Gaumen würde unser dünner, lauterer und schwacher Sherry nicht behagen, und wir können euren Sherry, ausgenommen als Liqueur nach einer Mahlzeit, nicht trinken; gerade wie ihr Branntwein nehmt, wenn ihr Gänsebraten oder Plumpudding gegessen habt."

Ich weiß nicht was ich nun that; allein ich erinnere mich daß ich eine Menge verschiedener gelben Farben sah, die vom Stroh- bis zum Citronengelb, zum hellen Saffran und tiefen Orange schwankten: einige dünn, sehr geistig und trocken; andere dick und feurig; einige ölig und süß, andere braunroth und nektarisch. Da war der Camomillen-Geschmack und das trockene Bitter; das Aromatische und Bisamartige. Ich lernte die Weingläser in Stundengläser verwandeln, und bestimmen welches der öligste Wein ist, indem ich überwachte wie die letzten Tropfen in zwei rivale Gläser liefen. Da gab es einen Wein über den ich Epigramme hätte schreiben können, und Weine die mich zu den größten epischen Mißgriffen verleitet haben würden.

Don Sanchez, der meine Citation von Falstaffs Sack-Lob als „entschieden geschickt" betrachtet, fordert mich zu einer Cigarre und einer Flasche Hochheimer in der kühlen marmorgepflasterten Halle auf.

Nachdem wir in weich gepolsterten Steinsesseln Platz genommen, stellt uns Pedro zwei lange grüne Flaschen Rheinweins vor, und bringt dazu einige Tolosas (Zuckerkuchen) und etliche duftende Havanas. „Aber," sagt Don Sanchez, indem er in eine Seitentasche seiner weiß leinenen Jacke langte, „Sie müssen zuerst eine der Cigarren aus meiner eigenen Petaca (ein aus gefärbtem Aloë-Faden verfertigtes Cigarren-Etui) versuchen. Sie wissen, unsere vorzüglichsten Cadixer Jünglinge gehen als Handelsleute nach Havana, welches Spaniens Hesperien ist. Als alte Schulcameraden unterhalten wir dann unsern Briefwechsel, und tauschen hin und wieder unsere besten spanischen Weine gegen die besten Havana-Cigarren aus. Spart keine Kosten, sage ich, sondern sendet mir das Allerbeste herüber. Hier sind sie."

„Ihr Alter?"

„Sie halten sich nur ein Jahr. Dann aber sind sie auf ihrem Höhepunkt. Die Seereise bringt sie zur Reife wie es bei unserm Sherry der Fall ist. Sie sind sehr theuer. Schon im Ankaufspreis, und ohne daß meine Freunde irgend Gewinn daran haben, kostet mich jede vier Pence (12 kr.). Urtheilen Sie darnach wie Ihre Londoner Cigarren beschaffen seyn müssen."

„Wie viele Cigarren schmaucht ein tüchtiger Tabakraucher täglich?"

„Höchstens ein Dutzend. Dieß ist die siebente, und ich habe sie jetzt zum zweitenmal angezündet. Ich sehe, Sie staunen. Ihr Engländer werft eine Cigarre weg, nachdem ihr einige wenige Züge daraus gemacht, wie der holländische Epikureer, der da sagte daß nach zwei Gläsern die Blume des Weins verflogen sey, und der dann eine andere Flasche verlangte. Ein spanischer Raucher im Gegentheil meint, das was ihr die Ranzigkeit einer Cigarre nennet, sey Wohlgeschmack, und er zündet eine Cigarre gern zum zweitenmal an. Soll ich Ihnen eine Cigarrette rollen gerade wie er es thut? Denken Sie an den Pecho, oder den letzten brennenden Cigarettenzug, wenn das Papierstückchen Ihnen schon fast die Lippe versengt."

„Rauchen die hiesigen Damen?"

„Nein, man hält es, wie das Trinken, für ein Laster bei den Frauen, und die wenigen welche es thun, thun's heimlich. Versuchen Sie eine Tscherut?" [1]

Ich nahm eine.

„Entschuldigen Sie mich — seyen Sie einmal ein Spanier. Zünden Sie eine Tscherut nie am breiten, sondern stets am schmalen Ende an; halten Sie dieselbe nicht zwischen Ihren Zähnen, sondern zwischen Ihren Lippen. Für Epikureer sind diese kleinen Dinge von Belang."

Unsere episodische Unterhaltung fiel nun auf die Cigarretten. Der Don versicherte mir, die Papier-Cigarren seyen eingeführt worden theils wegen ihrer Wohlfeilheit, theils wegen ihrer Reinlichkeit und Paßlichkeit zum Rauchen in besondern Augenblicken, wo man keine Zeit zum Rauchen einer Cigarre mehr habe, z. B. an Kirchthüren; ehe man in die Messe gehe; auf dem Markte während der Abschließung eines Handels; beim Frühstück, wenn man sich an Aguardiente mit Anissamen gütlich thue; oder in den Zwischen-Acten eines Mantel- und Degenstücks.

Wir fuhren dann auf die alte Hochstraße zurück, und kamen wieder auf die Weine zu sprechen. Gedachte ich des Glases aus dem Santa-Barbara-Faß, gerade nach dem braungoldenen im San Antonio? Dieß war wirklicher Amontillado. Was war Amontillado? Wo wuchs er? Gerechter Gott! nun, nirgends. Es war eine durch Verkosten zufällig entdeckte Eigenschaft. Er hatte einen mandelartigen, trockenen, bittern Geschmack, der ihn für Mischungen höchst werthvoll machte, weil, wie ich klar erkennen mußte (und es war ein Beweis der Aufrichtigkeit mir dieß zu sagen), der englische Sherry eine chemische Mi-

[1] Eine Cigarre nach Manila-Façon.

schung war, die man, wie ein französisches Nebengericht, aus vielerlei Ingredientien und verschiedenen Altern und Eigenschaften von Weinen bereitete.

In Xeres wurden 500,000 Arrobas Wein — wovon dreißig auf eine Buta (Bütte, Faß) giengen — alljährlich erzeugt. Dieß machte 34,000 Bütten oder Fässer, von welchen 9000 erster Qualität waren. Sherry ist zu stark und zu theuer für Spanier, und zu fieberhaft aufregend für das Klima. Vom besten kostet in Xeres die Flasche einen Dollar. In der Bodega ist vom besten ein solches Faß zwischen fünfzig und achtzig Guineen werth, und nach Bezahlung der Versicherungsprämie, der Frachtkosten und der Verkaufsspesen kommt es den Einführer, ehe es noch seinen Keller in Belgrave Square erreicht, auf etwa 100 bis 130 Guineen zu stehen.

„Wie viele Gallonen auf die Bütte, Don Sanchez?"

„Ungefähr hundert und zwölf. Diese wird man in etwa zweiundfünfzig Duzend Flaschen abziehen können, und die Zollgebühr für eine Gallone beläuft sich auf 5 Shillinge 6 Pence. Danach können Sie sich Ihre Meinung bilden in Betreff der wohlfeilen Londoner Sherries, welche jetzt in der That alle sehr „fein" (curious) — kurz, bloße „Doctors Schlücke" sind, zubereitet nach gewissen betrüglichen Vorschriften."

Das war ein Schlag für meinen alten Freund Binns, der eine 48 Shillinge kostende Flasche Sherry mit der Miene eines eine Pharaonische Mumie aufwickelnden Alterthumsforschers öffnet. Ich dachte dabei, ich wolle, wenn mir der getäuschte Mann das nächstemal die ölige Klebrigkeit seines Glases zeige, aufspringen, ihn packen, und mit dumpfer Stimme ihm zurufen: „Binns, du bist das Opfer einer lebenslangen Täuschung; den Stoff den du trinkst, hälst du für den Saft spanischer Trauben, gepflückt von Guitarre spielenden und Cigarren rauchenden Männern; du nennst ihn in poetischen Augenblicken, in Flaschen abgezogenes Sonnenlicht, Sonnenfeuer, und so fort — Bah! (nach Napoleonischer Manier) er ist nur eine aus Apothekerwaaren und Infusionen wie Daffy's Elixir oder James' Pulver bereitete chemische Mischung. Er wird gekocht mit gesottenem, syrupartigem Wein und Branntwein. Er ist ein Mixtum Compositum aus einem Duzend Fässer, das eigens für einen besondern Markt hergerichtet wird. Wenn die Xeres-Weine wüchsen bis sie im Aussehen schwarz würden, Binns, dann könnten sie keinen Wein geben wie deinen 48Shilling-Sherry."

Der Don lachte, und sagte, der Sherry-Weinbezirk sey unstreitig ein sehr kleiner, er umfasse nicht mehr als zwölf Geviertmeilen, und könne daher nicht ehrlichen Wein genug selbst für halb London liefern. Die Sherrytraube wachse nur auf gewissen niedrigen Kreidehügeln, wo, da die Erde hellfarbig, nicht so viel verbrenne und von der Sonne nicht so viel zerspalten und zerrissen werde wie dieß auf dunklerem und schwererem Boden der Fall sey. Eine Meile jenseits dieser Hügel würden die Trauben schlechter. Je älter die Pflanzen, desto besser, allein desto weniger auch Trauben.

Es lag etwas heiter contemplatives in Sanchez als er mit väterlicher Zuneigung von den Zinnbechern voll Pedro Ximenes und Pajara-Weins sprach, oder sich über die seltene Traubenflüssigkeit ergieng welche bei Hrn. Dorney's anmuthiger Villa von Maclarnudo wächst, und die Pedro in einem wahren Gauklerstyl, der mich an einen Taschenspielerstreich gemahnte, fortschleuderte. Wir wiegten uns in unsern Gedanken und schlürften den köstlichen Rebensaft in der kühlen, ruhigen Halle, wo das ewige Brünnlein gleich einer Danaiden-Flasche sich seines Inhalts beständig entleerte. Gegen die Hitze und die blendenden Strahlen der Sonne waren wir geschützt; die grünen Bögen der gerippten Bananenblätter, die zu unsern Häupten fächelten, gewährten uns Kühlung und Schatten. Die Cicalas draußen auf den Aloën und den staubigen Olivenblättern spannen und sangen in einer scharfen, schrillen Melodei, die dem Gesums des Spinnrads glich, oder knarrten als würden sie von der Sonnengluth ausgedörrt. Eine aufgepickte Heuschrecke schwankte in dem Staub an der Thüre hin und her. Das einzige ruhelose Leben um uns zeigte ein Chamäleon in einem kleinen Rohrkäfig. Oh, welch ein Ungeheuer war dieß! Eine Mischung von Kröte und Eidechse, mit rauher, zugespitzter, brauner Haut und einem großen partschähnlichen Kopf. Wenn man es stieß, öffnete es sein fleischiges rothes Maul, und zischte in unmächtiger Wuth. Sein Auge ragte in einem kleinen Kegel lederartiger Haut, der sich ganz zuspitzte, aus dem Kopfe hervor, und war meistens wie ein außer Gebrauch befindliches Teleskop geschlossen, zuweilen aber gleitete es wie der Deckel eines Nachtglases zurück, und erschloß ein glänzendes und sich drehendes Kügelchen, aus dem, wie aus dem Auge eines Eunuchenzwergs, Bösartigkeit und Trotz hervorleuchtete. Sanchez machte einen Versuch es zur Wechselung seiner Farbe zu bringen, indem er es in ein carmesinrothes seidenes Sacktuch einwickelte; allein gleich einem unbeweglichen „Phänomen" wollte es diesen seinen Wunsch nicht erfüllen.

Er klatschte endlich in die Hände wie es die Leute in den „Arabischen Nächten" thun, und Pedro erschien, gleich einem von Aladdins Afriten, wenn er seinen Ring rieb. Auf ein Zeichen (Sanchez war zu träg um zu sprechen) zeigte sich Pedro wieder mit einem großen maurischen Wasserkrug, so kühl und porös daß seine steinige Oberfläche mit einem dicken Perlenthau bedeckt war. Ein geheimnißvolles Kistchen folgte ihm, es war so klein daß es eine Art Page für die dicke Flasche zu seyn schien. „Toma, amigo mio," sagte Sanchez. „Dieß ist unser in Spanien selbst bereiteter heimischer Branntwein; sehen Sie sich vor, er ist stark."

Stark! er floß durch mein Blut wie elektrisches Feuer. Er schien meine Lippen zu versengen; Wasser trat in meine Augen — und alle diese Wirkungen brachte ein Löffelvoll hervor.

„Da," sagte Sanchez, „das könnten wir machen wenn Begehr darnach wäre. Es würde uns ein leichtes seyn ihm größern Wohlgeschmack zu geben; ich zweifle nicht im geringsten daran daß wir sogar im Stande wären mit dem französischen Champagner zu rivalisiren, wenn wir unreife Trauben mit noch daraufliegendem Thau verwendeten."

Ich war einen Augenblick froh in einem so ruhigen Hafen angelangt zu seyn wie dieser — weit weg von jenen unaufhörlichen Rufen „A-gooa," die wie Insulten hervorgestoßen wurden, und von jenem unabläßlichen Gestampf und Getrappel der Frucht- und Holzkohlen-Maulthiere, in das fortwährend der Ruf „A-r-r-r-è, A-r-r-r-è!" sich mischte. Hier war ich fern von dem Gekreisch der grünen und carmesinrothen Papagaien auf den glitzernden vergoldeten Balconen; fern von dem ohrenzerreißenden Gerassel der Castagnetten und dem Guitarren-Geklimper; ich leerte mit gedankenvollem Vergnügen ein Glas duftenden Rebensaftes aus dem vorzüglichsten Hochheimer Bezirk des Rheinlands. Ein Baum mit dem schönen Namen des „tanzenden Schattens" bewegte sich schüchtern hin und her an den vergitterten Fenstern, wo Trauben hiengen und Terracotta-Granatäpfel durch die Schwere ihrer Früchte fast zu Boden gedrückt wurden. Für einen Augenblick dachte

ich: glücklich ist der Mann welcher sein Leben dem edlen Zweck der Weinebereitung widmen kann. Ich verfiel ins Träumen, und als ich wieder zu mir kam, stand Don Sanchez auf, machte mir eine tiefe Verbeugung, würdig des Don der Dons selbst.

So giengen wir die Marmortreppen hinauf, und traten in die langen reich möblirten Gemächer, die mit Carmesin-Polstern ausgestattet waren, wie der Divan des Sultans Schalabala, Märchenbuchangedenkens; die Wände waren mit einem Flickwerk unbedeutender Gemälde so behängt, daß sie den Augen ganz verschwanden: glotzende Familienporträts von bleierner und verrottender Farbe, denn die Kunst steht in Spanien auf einer sehr niedrigen Stufe: extravagante Lichteffecte; Lakrizien-Ansichten von Bäumen in einem Nebel, und einige wenige Damon- und Phyllis-Scenen, die alle in blauer Form erschienen, so livid war ihre zimperliche Heiterkeit. Dennoch waren — trotz El Tio Toms (Onkel Tom), der in einem Prachteinband auf einem Spieltische lag, und trotz illustrirter Andachtsbücher, der Pickwickier und anderer dergleichen Seguidillas — die verödeten Gemächer, obgleich die Sonne heiß und stark hereinschien, ziemlich todt und melancholisch. Das Pianoforte, mit brauner holländischer Leinwand zugedeckt, hatte das Ansehen eines großen Sarkophags und die Gemälde klappten traurig an den Wänden ab und zu, wenn die weiß- und goldbemalten Thüren sich öffneten. Ich sah, glaub' ich, nie zuvor ein solches Kunstspital, selbst nicht im Pantheon. Da hiengen die Nachbildungen von Werken der großen Künstler, in denen jeder von Haus aus ihnen anklebende Fehler noch unendlich übertrieben war: polternde vulgäre Salvator Rosas, unsichtbar schwarze Poussins, ausdruckslose Raffaels, zimperhafte Murillos, schwerfällige Brouwers, buhlerische Greuzes. Nur ein schöner Gedanke trat in dieser ganzen Kunst-Menagerie hervor, und dieser glänzte wie ein Stern. Es war ein Christuskopf mit einer die Dornenkrone entfernenden Hand; aber nie sah ich den liebend verzeihenden Geist eines Märtyrers aus so leidenden, heiligen Augen hervorleuchten. Es war vielleicht nur eine Skizze, von Guido hingeworfen um irgend eine Spielschuld zu bezahlen.

Wir giengen wieder in den Hof hinunter und plauderten.

Ich bin in Bewunderung des stillen schläfrigen Orientalismus dieser Scene versunken, und horche mit halbgeschlossenen Augen den ruhigen hoffnungsvollen Prophezeiungen von Spaniens Zukunft, mit denen Don Sanchez mich unterhält, dem Plätschern des Brunnens, zu welchem die bis in die Fistel sich steigernde Stimme des Don den Chor bildet; der Wanduhr in dem anstoßenden Speisezimmer, die mit einer solchen Silberklarheit die Stunde schlägt daß jeder Schlag mich wie mit einer feinen Goldnadel sticht und aufregt, aber keine Wunde zurückläßt.

Ich sprang auf, warf beinahe die grünen Hochheimer Flaschen über den Haufen und erschreckte den gewöhnlich unzerstörbar ruhigen Sanchez so sehr, daß er seine Cigarre fallen ließ.

„Ich werde den Zug versäumen," sagte ich, zum Abschied drängend. „Warten Sie bis Morgen," erwiederte der träge Spanier, der nie eilte.

Wußte er daß der Zug 30 Minuten nach 4 Uhr abgieng?

„Che sabè (wer weiß). Antonio, sieh nach dem Fahrbillet." O der faule Maure! Nein, ich hatte noch zehn Minuten Zeit. „O johah," sagte der Maure; ich wollte es wären 40. Kommt, seht nach meinem Araber — Magrebi."

Wir giengen durch die Orangenhaine und gewürzduftenden Büsche, kamen an den Küchengittern, welche laut nach Knoblauch rochen, so wie an dem Stalle vorbei, wo Magrebi, mit den eingebrannten Buchstaben S. M. auf seiner rechten Flanke, sich schüttelte und stampfte. Seine großen klaren Augen wandten sich bei unserm Eintritt nach uns, und als ich Ajour (das spanisch-maurische Lebewohl) sagte, sah er, wie mich dünkte, fast traurig mich an.

Italienische Klöster.

(Von A. St.)

3. Nach der Carthause von Trisulti.

In einer bequemen Tagereise kamen wir über das Städtchen Isola nach dem Trappistenkloster Casamara. Hier wurden wir für die Nacht aufgenommen und blieben noch andern Tages bis gegen 1 Uhr. Dann gieng es weiter.

Die Mönche hatten uns vier Esel bestellt, deren einem das Gepäck aufgebunden wurde; meine Decke fand der Abbé gut genug als Emballage des Ganzen zu dienen, seinem Oberrock konnte er aber nicht behutsam genug den besten Platz zwischen seinem Koffer und meinem Felleisen einräumen; außerdem führte er noch seine Schreibmaterialien und seine Toilettengegenstände, darunter prächtige Krystallfläschchen mit verschiedenen Haarverschönerungsmitteln in besonderm Etui bei sich; ich kann mir kein eleganteres, aber auch für Reisen in den Abruzzen kein unpassenderes Reiseneceffaire denken; es wurde in ein Schnupftuch gebunden und dem jüngsten der drei Eseltreiber, die uns begleiten wollten, in die Hand gegeben; um die anempfohlene Vorsicht auf den größtmöglichen Höhepunkt zu bringen, machte Laprie dem Jungen bemerklich, er trage jetzt einen Werthgegenstand von 200 Frcs. Draußen vor dem Kloster stiegen wir auf. Laprie entdeckte bald daß der Esel welchen er sich ausgesucht hatte, für ihn zu groß und besonders wegen des aufgelegten gewaltigen Sattels, der die Gestalt eines Tonnengewölbes hatte, zu breit war. Des Reiters Beine wurden gezwungen mit dem Oberkörper fast einen rechten Winkel zu bilden, und eine Fußlänge darunter schwebten die Steigbügel. Mein Thier war kleiner, auf Bitten des Abbé wechselte ich mit ihm. Damit war wenigstens die Möglichkeit des Fortkommens, wenn auch nicht gerade dessen Bequemlichkeit gesichert. Und welchen Aufzug bildeten wir! Der Weg erlaubte durchschnittlich nur daß wir uns einer hinter dem andern fortbewegten. Am stattlichsten nahm sich der Vicerector aus, er trug gleich dem Abbé sein Brevier während des Reitens unter dem Arm, ja, er war so durchgebildet in der Equilibristik daß er zeitweis das Buch aufschlug und daraus halblaut murmelte, jedoch nebenbei die Unterhaltung fortführte, Priesterhut, schwarzseidene Strümpfe und Schnallenschuhe, Brevier und Esel — alles wandelte unter einem großen Schirm von un-

gebleichtem Leinen, wie er im Neapolitanischen zum Schutz gegen die Sonnengluth getragen wird. Der Abbé hatte einige Dutzend der schwarzen Knöpfchen lösen müssen welche seinen Rock vom Hals bis auf die Zehen schlossen, und breitete die Schleppe über den Rücken seines Thieres aus, oberhalb seiner schwarzen Gamaschen kamen aufgekrämpte Beinkleider von unklerikaler hellgrauer Färbung hervor, und die Fußspitzen reichten wenig oder gar nicht über den Bauch des Esels hinaus, während ich, wenn es gewünscht worden wäre, unter demselben mit meinen Untergestellen wohl im Stande gewesen wäre einen Knoten zu knüpfen. Die Gerte, die Laprie anwandte um seinem Esel das Beharrungsvermögen auszutreiben, blieb wirkungslos, sie traf nur seinen eigenen Rock, und die Begleiter mußten nachhelfen, was sie denn auch gebührend thaten, aber weniger mit Ruthenschlägen, als mit den eigenthümlichen scharfen anreizenden Rufen, welche bestätigen daß alles in Italien, selbst ein Eseltreiber etwas originelles hat. Meinen Rohrstock hatte ich auf der Pergamenthaut bald zerklopft, den übrig gebliebenen Stumpf benutzte ich um stichweise dem Thiere seine Faulheit auszutreiben, und da diese mit der Entfernung im Quadrate zunahm, so gewöhnte sich mein Arm allmählich an eine tactmäßige Bewegung von immer rascher werdendem Tempo. Unser Gepäckträger, oder richtiger gesagt unsere Gepäckträgerin in Eselsgestalt führte einen ihrer hoffnungsvollen Sprößlinge mit sich, der uns fortwährend den Beweis zu liefern sich bemühte daß er der Muttermilch noch keineswegs entwöhnt war, aber, gehorsam unseren Winken, dadurch nie unsern Zug aufhielt, sondern seine Experimente ausführte, während die Mutter fürbaß schritt. Anfänglich hatten wir dagegen protestirt daß drei Mann uns escortirten, bei Laprie gab sich schon der Gedanke an Complott und Räuberanfall kund, aber er zuerst mußte einsehen daß einer allein unsere Weiterbeförderung nicht hätte reguliren können, denn Laprie nahm für sich schon die ganze Thätigkeit eines Gehülfen in Anspruch, der jedesmal sein Thier leiten mußte wenn es nach rechts gehen sollte, es fehlte ihm nämlich der rechte Zügel, das ganze Geschirr bestand in einem um die Schnauze geschlungenen Seil, das nach links gieng. Alle diese Umstände werden es zur Genüge erklären daß unser Transport sehr langsam war, statt in drei Stunden erreichten wir Trisulti, wo wir die Nacht bleiben wollten, erst in sechsen. Ohne Esel wären wir schneller fortgekommen, und wie gern hätte ich diesen Weg zu Fuß zurückgelegt! Aber in Italien verlernts sichs Fußtouren zu machen, so lange die Sonne noch hoch am Himmel steht, mir lag sie noch vom Tage zuvor auf den Schultern und von der vergangenen Woche, wo ich zum Erstaunen aller Eselbesitzer Ischia's mit einem Reisegefährten den Epomeo ohne Esel bestiegen hatte; seit der Zeit trug ich eine Erkältung in mir, die in Rom erst ihren vollen Ausbruch und Höhepunkt erreichte. Und unser jetziger Weg wäre auch nicht ohne erhebliche Anstrengung für Fußgänger gewesen, er führte über eine doppelte ansehnliche Bergkuppe, deren steilste Partien reich mit Felsen besetzt waren, welche grau und kahl aus großen Farrenkräutern und Binsen heraussprangen; sehr viel sah ich Oliven und Brombeeren, letztere rupften mit ihren Stacheln eifrigst die Wolle von meiner Decke, wenn der Esel sie zu nahe an die Sträuche brachte, und das geschah häufig genug in den engen Pfaden. Als mein Eseltreiber meine Liebhaberei zu den Beeren merkte, konnte er nicht unterlassen, in uneigennützigster Gutmüthigkeit mir eine Handvoll nach der andern zu pflücken.

Als wir die erste Kuppe passirt hatten, öffnete sich eine weite Bergwiese, auf der einige Pferde weideten; die Sonne leuchtete über das frische strahlende Grün; um unsern Genuß zu vermehren stiegen wir ab und giengen in der kühlenden Luft, die schon abendlich zu werden anfieng, bis der Weg wieder aufwärts sich hob zu einem hölzernen Kreuz, das seine Arme und die daran befestigten Marterwerkzeuge auf der Gränzlinie der Bergeshöhe gegen den klaren Himmel ausstreckte. Hier oben begann die Gegend wilder und großartiger zu werden als bisher. Sowie der Kamm überstiegen war, that sich ein tiefes und enges Thal auf, dessen steile Wände sich unten fast in spitzem Winkel vereinten, im Grunde tobte das schäumende Wasser der Cosa, Eichen und Kastaniengesträuche oder Bäume bildeten den Halt und die Stütze der zwischenliegenden großen Felsstücke, die in ihrer hellen Färbung immer gespenstiger hervortraten, je mehr sich das Tageslicht verdüsterte. Ein Conglomerat von weißen Häusern, das eine Art von viereckigem Thurm mit stumpfem Dach überragte, lag gegenüber an der anderen Thalseite in einem Einschnitte derselben, über welchen der Berg sich etwa noch mit dem Viertel seiner Höhe fortsetzte. Dieß war die Carthäuserabtei, die Certosa von Trisulti. So nahe war sie uns daß wir glaubten, kaum eine halbe Stunde zu bedürfen um sie zu erreichen, aber die Entfernung die wir zurückzulegen hatten, betrug fast eine deutsche Meile, denn der Weg gieng in Schlangenwindungen bis zu dem Bache hinab welchen wir von oben brausen hörten, und ebenso jenseits wieder in die Höhe; dazu war er mit Steingerölle bedeckt, das keinen sicheren Tritt erlaubte, selbst nachdem wir uns den eigenen Füßen anvertraut hatten. Gebüsch und Felsenvorsprünge waren wie geschaffen zu einem Verstecke für Räuber, nur fehlte es einstweilen noch am Besten, an diesen selbst, denn bis dahin war uns noch keine menschliche Seele während des ganzen Mittags begegnet, jetzt aber eröffnete der Abbé, welcher der letzte von uns war, er habe oben am Kreuze drei Männer mit unsern Führern sprechen und dann directen Weges den Berg hinabgehen sehen, als wollten sie uns unten die Straße abschneiden. Ich war ein wenig vorausgeeilt, und mochte den anderen beiden auf einen Augenblick aus dem Gesicht gekommen seyn, als ich sie den „Signore Adolfo" rufen hörte, mein baldiges Erscheinen überzeugte sie daß ich noch in ihrer Nähe sey, der Vicerector wollte mich aber noch näher haben; denn — sagte er mir auf Französisch, um sich bei den Führern unverständlich zu machen — es seyen hier verdächtige Oertlichkeiten, man müsse sich zusammenhalten. Laprie hatte sich sichtlich entfärbt, er wurde ganz unruhig auf seinem Esel, spähte hierher und dorthin, die Treiber befragend wer die Leute gewesen seyen, was sie gewollt hätten und wohin sie gekommen wären. Die Versicherung, es seyen „galantuomini," die in Trisulti arbeiteten, vermochte den Frager nicht zu beruhigen, zumal als ich ihn auf die Unvorsichtigkeit aufmerksam machte, die er begangen habe indem er in Casamara dem Eselsjungen erzählte, das Kästchen, das er trage, habe einen Werth von 200 Frcs. Aller Genuß an der herrlichen Natur war dem Priester verdorben, und er verlor dadurch viel, denn mir steht jetzt noch der erste Blick auf Trisulti als einer der Lichtpunkte meiner Fahrten durch Italien vor Augen; es vereinte sich hier der Charakter eines Tiroler Bergthales mit dem was die Höhen und Schluchten der Apenninen kennzeichnet. Die Gelegenheit zu einem Raubanfall wurde noch günstiger als die Dunkelheit mehr und mehr herbeikam, und zu guter Letzt die Eselin-Mutter, allzu gewissenhafter und vielseitiger Pflichterfüllung erliegend, mit unserm Gepäck zu Boden stürzte. Der Fall geschah nach der Seite hin wo Laprie's Effecten aufgeladen waren, und wenn auch die Treiber ein über das anderemal dem zornerfüllten Abbé zuriefen:

„oh, non fa niente, fa niente (es thut nichts)!“ so entdeckte sich doch gar bald an dem guten neuen Koffer eine eingestoßene Ecke, derenthalben dann schließlich das anfänglich versprochene Trinkgeld verweigert wurde. Das unglückliche Thier erregte so sehr das Mitleid seiner Herren, daß diese an seine Stelle traten und die Bagage auf ihre Schultern nahmen. Endlich sahen wir Trisulti ganz nahe vor uns, die Nähe war jedoch wiederum Täuschung, wir brauchten zwar nicht mehr bergab und bergauf zu steigen, aber der Weg wand sich in horizontaler Richtung um einen bedeutenden Bergeinschnitt, der es verhindert auf das Kloster in gerader Linie loszusteuern. Don Ferdinando war abgestiegen und schritt ein erhebliches Stück voraus, als wolle er sondiren ob die Straße rein und gefahrlos sey; nachher gestand er, er habe sich schon die Anrede eingeübt gehabt mit welcher er die Räuber zu empfangen gedachte; ich gebe sie zu etwa geeigneter Anwendung für diejenigen welche nicht bloß in Gedanken wie wir, sondern in Wirklichkeit auf Birbanti stoßen, sie lautete: „Was wollt Ihr? Ich habe nichts als diese paar Paul, mein Gepäck ist da hinten; aber zugleich ein deutscher Officier, der zwei gutgeladene Pistolen bei sich führt.“ Wir erreichten ungefähr bei das Kloster; die Glocke des Ave-Maria hatte eben ausgeläutet.

Irrfahrten in Westaustralien.

(Schluß.)

Während der Regenzeit blieb man im Schutze des Hochwaldes und der Grotte lange Zeit in ungestörter Ruhe, ohne daß man Eingeborne ansichtig wurde. Den Wald selbst mieden diese wohl aus abergläubischer Furcht, und außerdem wagen sie sich zur Regenzeit nicht gern weit von ihren Wohnungen hinweg ins Freie, weil sie wegen ihrer Nacktheit die heftigen tropischen Regen so sehr fürchten daß sie lieber bis an den Hals in das Wasser der Lagunen springen, als daß sie sich den niederstürzenden Tropfen völlig preisgeben. Als die Regenzeit aber ihrem Ende zuneigte, bekamen die Abenteurer bei einer Kängurujagd das Ku-i abermals zu hören. Alle zogen sich augenblicklich zurück, nur Jack und Willins, die zu tief in den Busch eingedrungen waren, fehlten noch. In großer Spannung erwartete man ihre Rückkehr, zuletzt aber erschien nur Jack in großer Niedergeschlagenheit. Er war mit Willins in so große Nähe der Eingebornen gerathen daß ihnen nichts übrig geblieben war als sich zu verstecken. Willins fiel den Australiern in die Hände, unter denen Jack einen alten Bekannten, nämlich den Sträfling Peter wieder erkannte, welcher bereits die heidnischen Moden des Festlandes angelegt, das heißt der Kleider entsagt und die Haut sich bemalt hatte.[1] Peter machte Willins cameradschaftliche Vorwürfe daß er sich zu den wassertrinkenden „Heiligen“ geschlagen habe, und versprach ihm ein australisches Paradies unter den Wilden. Als diese mit ihrem Gefangenen abzogen, war es Jack gelungen sich hinwegzuschleichen. Vor allen Dingen hielt man jetzt Kriegsrath, denn die Sicherheit der Wanderer hieng völlig von der Moral des ehemaligen Sträflings Willins ab. Er war wegen einer Wilddieberei deportirt worden, sonst aber eine Natur die einen noch unverderbten Kern hoffen ließ. Bekam er aber Geschmack an der Landstreicherei und verrieth er den Schlupfwinkel der Mayburns, so waren diese der Gnade des andern Cameraden von der „goldenen Fee“ überliefert. Eine Rückkehr der Regenzeit, die in einer Reihe nasser Tage sich kund that und jede größere Bewegung hinderte, nöthigte die Irrfahrer ruhig den weitern Verlauf ihres Schicksals abzuwarten. Da erbat sich, als nach etlichen Tagen Willins noch immer nicht zurückgekehrt war, Baldabella, die für den Sträfling ganz absonderliche Sympathien gezeigt hatte, eine Unternehmung zu seiner Befreiung auszuführen. Arthur Mayburn und Jack folgten dem australischen Weibe, welches mit richtigem Instinct die beiden Männer aus dem Wald über eine Ebene nach dem Busch führte, wo nach ihrem Vermuthen der Stamm des Peter seine Behausungen aufgeschlagen haben mußte. Dort drang man mit großer Vorsicht weiter, bis man den Lagerplatz der Eingebornen an einer durch überhängende Felsen trocknen Stelle zu Gesicht bekam. Baldabella gebot ihren beiden Cameraden die größte Ruhe. Sie selbst warf ihre Kleider ab und nur auf einen Fischspeer gestützt, schlich sie nach einem größeren Umweg von der entgegengesetzten Seite zu dem Lagerplatze, wo nur zwei Weiber hockten und Nüsse zwischen Steinen zerrieben, während von den Männern niemand zu sehen war. Als nun Baldabella mit verstellter Erschöpfung wie nach mühseliger Wanderschaft zu den Weibern trat, sprangen diese auf und schauten ängstlich nach rechts und links. Aber Baldabella spielte die Rolle der Verirrten und Hungrigen so vortrefflich, und verschlang mit solcher Gier die dargereichten Nüsse daß die Frauen sich beruhigten, und als plötzlich der Regen mit Heftigkeit niederschauerte, wurde Baldabella tiefer unter den Felsenvorsprung und in die schützenden Spalten hineinzogen.

Mit klopfendem Herzen warteten Jack und Arthur, plötzlich hörten sie das Ku-i der australischen Weiber und gleich darauf Willins Stimme. Sie waren mit etlichen Sprüngen in der Nähe, halfen Willins seiner Fesseln völlig entledigen und wurden von diesem nach dem Winkel geführt, wo Peter das einst gestohlene, jetzt lange schon wegen mangelnder Munition nutzlose Gewehr versteckt hatte. Unterdessen tönte das Ku-i der überfallenen Frauen weit in den Wald hinein. Die glücklichen Befreier hatten sich daher noch nicht sehr weit entfernt, als ein Schwarm Australier auf ihren Fersen sich zeigte und bereits die Wurfspieße um sie herum durch die Aeste brachen. Allein ein paar gut gezielte Kugeln sprengten den scheuen Feind auseinander und die Heimkehrenden durften unbelästigt ihren Weg fortsetzen, nur schlugen sie, um ihr Versteck nicht zu verrathen, eine falsche Richtung ein, im Falle die Eingebornen ihnen nachschleichen würden. Willins' Erlebnisse waren sehr einfach. Peter hatte ihm zugesetzt, gleich ihm, ein Bushranger und Häuptling eines Stammes zu werden. Vor allen Dingen wollte er den Schlupfwinkel der Mayburns kennen, die er ihres Geldes und ihres Pulvers, welches er schon etlichemale knallen gehört hatte, berauben wollte. Mit Schießgewehr und Schießbedarf versehen, sah er nur eine leichte Aufgabe für zwei Männer, wie Willins und er,

[1] Daß Fälle von Indianisirungen auch in Australien vorkommen, darüber siehe Ausl. 1858. S. 447.

bis zu den Niederlassungen vorzudringen, wo sie sich mit dem Mayburn'schen Geld für die überstandenen Entbehrungen entschädigen möchten. Als Wilkins nicht auf diese Anträge hörte, ließ ihn Peter wie einen Gefangenen behandeln, obgleich die gutartigen Wilden deutliche Zeichen treuherziger Theilnahme wahrnehmen ließen.

Man beeilte sich jetzt mit den Vorbereitungen zur Abreise, denn man befürchtete neue Anschläge von Seiten Peters, da indianisirte Europäer in der Regel viel grausamer und blutdürstiger werden als die Wilden selbst. Und wirklich am Tag vor dem Aufbruch wo ein heiterer Morgen den Australiern eine größere Unternehmung verstattete, zeigten sie sich am Walde, den sie aber sichtlich mit großer Scheu und nur halb gezwungen durch Peters Befehle betraten. Als der Sträfling in die Nähe des Mayburn'schen Schlupfwinkels kam und aus allerlei Spuren auf die Nähe des Versteckes schließen konnte, befahl er Feuer anzuzünden um das Unterholz in Brand zu stecken. Das Buschwerk war aber grün und feucht, und lange versuchten die Australier vergeblich die Lohe zum Aufspringen zu bewegen. Unsere Irrfahrer standen mittlerweile zum Rückzug fertig, während die Männer genau die Fortschritte ihrer Feinde überwachten. So wie das Feuer mächtig werde, hatten sie verabredet, wollten sie den Sträfling aufs Korn nehmen und ihn allein für das Unheil büßen lassen. Auf wiederholte Versuche war endlich eine Stelle im Wald dürr geworden, die Flammen rückten vor und schlugen plötzlich mächtig auf, begrüßt von einem Freudengeheul der Australier. Peter immer voran, warf Feuerbrände nach rechts und links, kam aber in solche Nähe der versteckten Schützen daß Arthur ihn mit einer Kugel erreichte, und der schlimme Gesell rückwärts in die brennenden Gebüsche taumelte, die er selbst angezündet hatte.

Jetzt konnte man beruhigt aufbrechen, und ein Regen, der bald nachher über sie hinwegzog, löschte auch die letzten Funken des Waldbrandes. Als man in den nächsten Tagen wieder über Prairien im Süden sich bewegte, stieß man abermals auf Eingeborne. Diese standen aber schon eine Stufe höher als ihre Brüder im Norden, sie hatten sich Hütten aus Laubwerk erbaut und trugen Schürzen aus Opossumfellen, aber obgleich sie wahrscheinlich noch nie Europäer gesehen hatten, zeigten sie doch die größte Gleichgültigkeit beim Auftreten der Fremdlinge. Erst als diese ihnen das Stück eines erlegten Känguru schenkten, versammelten sie sich neugierig und brachten zur Erwiederung etliche Schoten der Acacia stenophylla, deren Samen oder Kerne an den Geschmack der Katschu-Nüsse erinnerten, und eine kleine süße Melone oder Gurke (Cucumis pubescens), bei welchem Tauschgeschäfte Baldabella Dolmetscherdienste verrichtete. Die friedlichen Einwohner sprachen von einem „großen Fluß" im Süden, der von sehr streitbaren Stämmen bewohnt werde, und wohin die weißen Männer schon gekommen seyen um das Minjuä (Känguru) zu jagen. Einer der Häuptlinge ließ sich bewegen als Führer die kleine Karawane zu begleiten, und er brachte sie auch die nächste Tagereise über eine mit jener Melonenart überlaufene Ebene. Zu den Bewohnern dieser Steppe gehörten die Wombats (Phascolomys ursinus) welche, wie beinahe die gesammte vierfüßige Fauna Neuhollands, zu den Beutelthieren gehören. Bisweilen erreicht das Wombat die Größe eines Schafes, erinnert durch seine Gestalt theils an das Schwein, theils an den Bären, lebt wie der Maulwurf in Erdlöchern, und geht des Nachts auf Weide aus. Sein Fleisch erklärten unsere Irrfahrer für einen Leckerbissen.

Am nächsten Tage erreichte man den Rand der Steppe, und der australische Führer überließ kopfschüttelnd die Karawane ihrem Schicksal, denn er wollte nicht mehr in südlicher Richtung weiter, weil dort eine wasserlose Wüste läge. In der That hatte man auch bereits nur Sandboden unter den Füßen, der hin und wieder mit Ericen bedeckt war und völlig einer europäischen Haide glich. Wenn man sich aber durch die Wüste wagen wollte, jenseits welcher im Süden die Niederlassungen am Schwanenfluß liegen sollten, so mußte es sogleich geschehen, da von der Regenzeit her noch einige Wasserlachen vorhanden seyn konnten, die später völlig vertrocknen würden. Uebrigens hoffte man, da in äußerster Ferne wieder Höhenzüge sichtbar wurden, bei diesen abermals auf Wasser zu stoßen. So trat man den Marsch getrost an. Am ersten Tage war der Zustand der Karawane noch immer erträglich, am zweiten aber wo man keinen Tropfen Wasser mehr an die Lippen zu bringen hatte, und dabei unter tropischen Gluthen über lockern Sandboden schlürfen mußte, brach der alte Mayburn in bittere Klagen aus. Es war vorauszusehen daß er die Beschwerden eines dritten Tages nicht überstehen werde, und so erschien es wie ein gnädiges Erbarmen daß am Abend noch einmal ein Gewitter über die Fluren zog. Man spannte die Wombathaut und stellte alle sonstigen Gefäße aus, um keinen kostbaren Tropfen zu verlieren. Auf der andern Seite bekam man aber nur zu viel Wasser, denn da sich nirgends auf der Ebene ein schützender Gegenstand zeigte, so schlugen die tropischen Güsse erbarmungslos auf die hülflose Karawane nieder. Obgleich das Regenwasser ziemlich lau schmeckte, so stärkte es doch die Irrfahrer so weit daß sie am dritten Tage ihren Marsch fortsetzen konnten. Gänzlich erschöpft, erreichten sie endlich das Bett eines Stromes, scheinbar völlig ausgetrocknet, wo sie jedoch nach fleißigem Suchen immer noch einige geringe Pfützen und Rückstände von Wasser fanden, kaum hinreichend freilich um den ersten Durst zu befriedigen. Doch verbesserte sich jetzt der Charakter der Landschaft, und am andern Tage befand man sich schon wieder in einer belebteren Welt. Plötzlich riefen die jungen Leute: Ein Truthahn! Ein Truthahn! Der Vogel, den sie sahen, war der Talegalla (Gould) und gehörte zwar nicht zu der Familie der Truthühner (Meleagrinæ), wohl aber zu den nahe verwandten Megapodien. Eifrig suchte man, da man des Vogels nicht habhaft geworden war, nach seinem Nest; der Talegalla läßt nämlich seine Eier nach Straußenart von der Sonne ausbrüten.[1] Das Nest, welches man wirklich fand, war ein kleiner Hügel oder eine Pyramide, wie von Menschenhand erbaut. Künstlich und regelmäßig war der Erdboden auf einen beträchtlichen Umfang umher von allem Kraut und Gras gereinigt. Der untere Theil war, wie sich aus dem verwitternden Aussehen ergab, schon ein älteres Werk, während das obere frisch erbaut oder erneuert schien. Der Haufen besaß eine Höhe von sechs Fuß, mußte also dem Vogel viel Arbeit gekostet haben. Als man oben sorgfältig die erste Schichte Erde entfernte, stieß man auf eine Lage vier Zoll langer, ovaler und völlig weißer Eier, die sämmtlich mit der Spitze in die Erde gesenkt worden waren, mit dem breiten Ende nach oben und in einem gegenseitigen Zwischenraum von 10 Zoll standen. Eines der Eier, die beiläufig bemerkt zu den australischen Leckerbissen gehören, war schon ziemlich reif, denn man fand darin ein Junges ziemlich weit entwickelt, und zwar zeigte es sich statt mit Flaumen, mit Federn bedeckt. Bei diesem Anblick wendete sich Ruth, die mit Blicken eines Hühnerliebhabers das Nest untersucht hatte, voll Abscheu hinweg, denn „nicht mit rechten Dingen und gottlos" gehe es zu daß ungebrü-

[1] Wahrscheinlich ist hier der M. Freicinetii gemeint.

tete Eier ausschlüpfen und die Jungen schon Federn haben sollten. Am nächsten Tage stieß man auf ein australisches Dorf, d. h. auf einen Haufen von Rindenhütten, die ersten auf Dauer berechneten Ansiedlungen der Eingebornen, welche man bis dahin wahrzunehmen Gelegenheit gehabt hatte. Der Empfang war aber nicht sehr erbaulich, denn die Australier, welchen Europäer keine neue Erscheinung waren, ließen unsern Irrfahrern durch Baldabella wissen daß sie sich entfernen möchten, da sie keine Ansiedler auf ihren Revieren dulden wollten.

Zu den Merkwürdigkeiten der Landesnatur, welche man im Durchstreifen beobachtete, gehörte der Flaschenbaum (Delabichea rupestris), der nicht bloß ein reichliches Gummi liefert, sondern dessen Zweige von den Eingebornen gekaut werden. Um diesen Proceß im großen nachzuahmen, kochte man etliche Späne in siedendem Wasser, und gewann daraus eine sehr wohlschmeckende Gallerte. Interessanter und ergiebiger war eine Jagd, die Baldabella kurz nachher veranstaltete. Sie fing nämlich eine kleine Biene, welche umherschwärmte, mit der Hand auf, ohne die mindeste Furcht vor Stich und Stachel zu zeigen. Dann hob sie vom Boden eine feine weiße Feder auf, die ein Vogel hatte fallen lassen, und klebte sie vorsichtig mit Harz an den Leib der Biene. Mit ihrer Gefangenen suchte sie nun die nächste freistehende Erhöhung, und ließ das Insect hinwegfliegen, um scharf mit den Augen der Richtung zu folgen, solange die Feder noch sichtbar blieb. Hierauf schritt sie in derselben Richtung der Biene nach, und stieß, von dem geflügelten Spion mit der Feder benachrichtigt, auf einen Baum, den sie Jack umzuhauen befahl. Der Stamm war völlig hohl und mit Honig gefüllt, den man mit Behagen entfernen durfte, denn die winzigen Bienen vertheidigten ihre Habe nicht, sey es nun daß sie inmitten des Ueberflusses es der Mühe nicht werth hielten, oder daß die Natur sie mit keiner Waffe ausgerüstet hatte.

Man merkte in den nächsten Tagen daß man sich europäischen Ansiedlungen beträchtlich genähert haben müsse, denn Hugh und Gerald O'Brien, die sich bei ihren Jagdfreuden etwas abseits von dem Lagerplatz verirrt hatten, gewahrten auf einer Matte im Walde etliche grasende Pferde. Sie näherten sich den Thieren um nach den Eigenthümern umzuschauen, aber bald knallte es aus dem Busch von allen Seiten, daß die beiden Jünglinge verscheucht sich zurückzogen. Dieser feindselige bleierne Gruß des wiedergefundenen Europa belehrte die Wanderer, daß jene Schützen im Busch wahrscheinlich Viehdiebe waren, welche in den Ansiedlungen gestohlen hatten und auf einem Umweg ihre Beute in Sicherheit brachten. Kaum war man diesen Feinden ausgewichen, so wurde man, als man sich eben gelagert und ein helles Feuer angezündet hatte, von einem „Kui" in der Ferne überrascht. Arthur befahl sogleich das Feuer auszulöschen, um die Eingebornen nicht durch den aufsteigenden Rauch anzuziehen. Ruth, die Unfugstifterin, war auch hier bei der Hand, und schüttete hastig ein Gefäß mit Wasser über die glühenden Scheiter, so daß natürlich sogleich eine weiße Säule emporwirbelte. Es währte auch gar nicht lange, so verkündigte ein Geräusch im Busch das Herannahen der Eingebornen. Man machte sich zwar gefechtbereit, als man aber die große Anzahl der Australier übersah, hielt man es für besser Geduld statt Gewalt zu brauchen. Bald war jeder der Irrfahrer von speertragenden Australiern umringt, die zwar nicht feindselig, aber doch sehr zudringlich sich benahmen. Ein Wilder nahm unter anderm den Sonnenhut Miß Margaret vom Kopf und setzte ihn auf. Diese Tracht fand bei seinen Cameraden so viel Beifall, daß bald sämmtliche Hüte der Ueberfallenen Besitzer und Köpfe gewechselt hatten. Inzwischen hatten andere Wilde das halberloschene Feuer wieder hell geblasen und brieten daran einige Fische, die Baldabella an dem zuletzt überschrittenen Wasser harpunirt hatte, und welche zum Abendschmaus unserer Wanderer bestimmt gewesen waren. Wie die Hüte wären wahrscheinlich auch die übrigen Kleidungsstücke oder Reste von Kleidungsstücken von den Australiern „erworben" worden, wenn sie nur so leicht wie die Hüte hätten entfernt werden können, so aber blieben die Plünderer im Zweifel ob nicht die Kleider ein integrirender Theil dieser sonderbaren Art von Geschöpfen seyen. Baldabella dagegen wurde vom Häuptling der Australier als künftige „Dschin" bezeichnet, und wäre den Weg der andern Beutestücke gegangen, wenn nicht plötzlich die Australier auf die andere Habe der Wanderer gestoßen wären. Zum größten Schreck der Geplünderten fiel ihnen auch die Pulverbüchse in die Hände. Da sie mit dem gefährlichen Spielzeug in der Nähe des Feuers hanthirten, suchte sich jedermann der Karawane vor einer Katastrophe zu schützen, die auch nicht ausblieb. Endlich war es einem Eingebornen gelungen den Deckel von der Büchse zu heben, gierig griff er hinein, nahm eine Handvoll Pulver in den Mund, spie aber das schlechte Gewürz mit affenähnlichen Fratzen rechts und links aus, und warf die Büchse verächtlich ins Feuer, wo natürlich das Pulver mit einem furchtbaren Knall explodirte. In der nächsten Minute waren die Eingebornen, von denen etliche mehr oder weniger beschädigt und versengt worden waren, nach allen Winden hinausgestoben, und die kleine Karawane war sie gänzlich los, freilich auf Kosten einer Abendmahlzeit und ihres unersetzlichen Pulvervorrathes.

Weit ernster war ein Abenteuer in welches sie hart an der Schwelle der Civilisation ein paar Tage später verwickelt wurden. Beim Morgengrauen sahen sie plötzlich ihr Lager von einer Schaar bewaffneter Wilder umringt. Widerstand wäre fruchtlos gewesen, und man bat daher Baldabella den Räubern die Armuth der Karawane zu schildern. Zu aller Erstaunen antwortete einer der Strauchdiebe englisch, daß man nicht abgeneigt sey gegen Geld und Geldeswerth die Gesellschaft in Freiheit zu setzen. Vor allen Dingen bitte man um das baare Geld der Irrfahrer. Hr. Mayburn zeigte seine Creditbriefe auf Calcutta und Sydney vor, lieferte auch ein paar Guineen ab, fragte aber wozu Geld mitten in der Wildniß barbarisirten Europäern nützen könne. Man bedeutete ihm daß er sich nicht darum kümmern möge, und daß vorgesorgt sey um auch in der Wildniß Geld gegen Branntwein und dergleichen umzusetzen. Mit großer Befriedigung vernahmen die unglücklichen Wanderer von den Räubern, daß bereits die ihnen befreundete Familie Deverell am Schwanenfluß angekommen sey und ihre Ansiedlungen herzustellen begonnen habe. Man kam überein daß die Bushranger — denn es befanden sich mehrere von ihnen unter den Plünderern — einen der Ihrigen in Begleitung eines der Gefangenen zu den Deverells abschicken, und mit diesen über das Lösegeld baar oder in Branntwein verhandeln sollten. Zunächst brachte man die Karawane als Gefangene tief in den Busch, wo eine kleine Niederlassung von Rindenhütten stand, in deren Nähe etliches Hornvieh und Pferde grasten. Man wies den Gefangenen eine abgelegene, schmutzige Hütte an, aber es war das erste Gebäude welches sie seit Jahr und Tag betraten, und erschien daher immer wie ein Geschenk der Civilisation. Am nächsten Tage gieng Jack mit einem der Bushranger, von denen eine Mehrzahl sich in jenem Schlupfwinkel aufzuhalten schien, nach dem Schwanenfluß ab, um dort das Lösegeld aufzutreiben.

Unter den Strauchdieben hatte sich aber schon am ersten Tag einer, Namens David Simple, Arthur Mayburn genähert, und ihm erzählt er sey mit den Deverells nach dem Schwanenfluß gekommen, in schlechte Gesellschaft gerathen und schließlich mit den Bushrangern davongelaufen. Jetzt sey er das Leben im Walde mit Wilden und entlaufenen Sträflingen satt, er sehne sich wieder zurück nach gesitteter Gesellschaft, am liebsten nach Sydney. Wenn ihm Hr. Mayburn verspreche daß er ihm bei seinem ehemaligen Herrn, Hrn. Deverell, Verzeihung auswirke, und ihm bei nächster Gelegenheit die Rückfahrt aus Westaustralien nach Sydney vergüte, so sey er bereit die Gesellschaft auch ohne jedes Lösegeld bequem und sicher in Freiheit zu setzen. Der Plan wurde dann am nächsten Tage gemeinsam besprochen, und er beruhte darauf daß man in der Nacht, wenn die Bushranger berauscht im Schlaf lägen, wie dieß stets eintrete solange noch ein Tropfen „Stoff" vorräthig sey, heimlich ausbreche, und von David geleitet sich nach der Stelle im Walde schleiche wo die Pferde angebunden ständen. Diese Thiere müsse man besteigen oder wenigstens in Freiheit setzen und während der Nacht einen ausreichenden Vorsprung zu gewinnen suchen. David hielt Wort, und erschien nach Mitternacht in der Hütte der Gefangenen, die vorsichtig nacheinander sich entfernten. Als man den Weideplatz der Pferde erreicht und die Pferde selbst bestiegen hatte, gieng es eilig vorwärts, und ehe der Morgen graute, war man den Bushrangern schon ein beträchtliches Stück voraus. Die letzte Gefahr verschwand aber, als man an der Gränze der Ansiedlungen Jack mit den Deverells begegnete, welche noch etliche Nachbarn aufgeboten hatten um den Wegelagerern statt eines Lösegeldes eine ernste Züchtigung zukommen zu lassen, denn unter den nämlichen Pferden auf welchen die Flüchtlinge sich gerettet hatten, wurden die meisten als alte Bekannte, nämlich als Eigenthum der Squatters selbst erkannt. Die jungen Leute schlossen sich natürlich sogleich der Expedition in den Busch an, während Hr. Mayburn mit den Frauen seine Reise nach der Ansiedlung der Deverells vollendete, fest entschlossen seine beabsichtigten Missionsversuche in Indien aufzugeben und in Westaustralien zu bleiben.

Nachdem wir also die Irrfahrer zur gesitteten Gesellschaft zurückbegleitet, brechen wir ab, ohne der gelungenen Razzia gegen die Galgenvögel im Busch weiter zu gedenken, die natürlich zu Gunsten der westaustralischen Ansiedler endigte.

Eine Episode aus einem Seesturm in der Antillen-See.

(Aus Chambers's Journal.)

Vor etwa zwanzig Jahren ankerte ein zur brittischen Flotte gehöriges Kriegsschiff in dem Haupthafen von Antigua, das bekanntlich ein Eiland der Gruppe ist welche man die westindischen Inseln nennt, und die zum brittischen Reiche gehört. Es war ein heißer schwüler Tag im Anfang des Monats Juni. Der dicke Nebel welcher um diese Jahreszeit zuweilen wie ein Vorhang über allem hängt, hatte sich durch die Hitze der Sonnenstrahlen verzogen, und sammelte sich, wie ein weichender Feind, langsam hinten am Horizont. Kein Windhauch regte das Wasser auf, keine Seemöve schlug mit ihren Flügeln an das Schiff. Das lange Wimpel hieng träg vom Mastbaum herab, als ob es theilnehme an der allgemeinen Regungslosigkeit der Natur. Die Oberfläche des Meeres glich einem Spiegel, der nur hin und wieder getrübt wurde durch eine schwarze Finne die in einiger Entfernung lässig das Wasser kräuselte, und verschwand sobald ihr Besitzer wieder in die Tiefen hinabsank. Als die Sonne jedoch ihre Mittagshöhe erreicht hatte, erhob sich ein frischer Wind — kein kalter und stetiger, sondern ein in unregelmäßigen Stößen kommender und gehender, der heiß war wie der Hauch eines Ofens. Trotz dieses verdächtigen Aussehens des Wetters und des reißenden Fallens des Thermometers erbat sich ein Theil der Midshipmen die Erlaubniß die Pinasse nehmen zu dürfen um einige Stunden lang auf dem Meere herumzusegeln, und erhielt sie, aber unter der Bedingung daß sie sich nicht weit vom Schiff entfernten. Die Gesellschaft, welche aus sechs Cadetten und zwei Mates bestand, brach demgemäß, trotz des warnenden Murrens einiger alten Theerjacken, frohen Muthes auf. Gedanken- und furchtlos, wie englische Seeleute gewöhnlich sind, zollten sie dem stärker und kühler werdenden Wind und dem schnell sich ändernden Aussehen des Himmels keine Aufmerksamkeit. Die Fluth nahte mit großer Kraft ihrem Ende, und bald waren sie außerhalb der Mündung des Hafens, und segelten mit trefflichem Wind und der vollen Stärke der Ebbe an der Küste des Eilands dahin. Einer der Mates war am Steuerruder, ein Cadett bei der Rojebank, die übrigen lagen träg im Boot umher und rauchten und schwatzten, als, gleich einem Donnerschlag, ein heftiger Windstoß sie überfiel, und das leichte Boot in einem Nu umstürzte. Die ganze Mannschaft sank unter, kam aber, wie Korke an der Oberfläche schwimmend, bald wieder zum Vorschein, und hatte sich in kurzer Zeit gleich einer Schaar Wasservögel am Kiel ihres umgestürzten Boots gesammelt. Als sie das Wasser aus ihren Augen abgeschüttelt, schauten sie ein wenig um sich, und erkannten daß keiner von ihnen fehle; sie pflogen Rath über ihre Lage, und über die Aussichten welche für und wider ihre Rettung sprachen. Der Stand der Dinge war keineswegs ermuthigend, und würde Leuten welche weniger Charakterfestigkeit besessen hätten, als sie, hoffnungslos gedünkt haben. Sie hiengen an dem Wrack eines kleinen Boots, ihr Schiff war der Regenwolken halber ihren Augen entzogen — denn der Sturm war jetzt in seiner ganzen Wuth ausgebrochen — und das Land, derselben Ursache wegen, unsichtbar. Die See fieng schnell an hoch zu gehen, der Wind hatte sich in einen vollkommenen Orkan verwandelt, und — was schlimmer als alles andere — sie wurden mit voller Wind- und Fluthkraft in das caribische Meer hineingetrieben; einmal dort, außerhalb der Spur von Schiffen und weit vom Land entfernt, wäre ihr Schicksal besiegelt gewesen. Bei einem solchen Stand der Dinge blieb ihnen fast nur die Hoffnung, die sie hegten, das Schiff werde Boote aussenden um sie aufzusuchen. Eine tröstliche Vermuthung, die aber allzu wenig Grund hatte. Endlich vereinigten sich die beiden ältesten über einen Plan, den indeß nichts als die verzweifelte Lage, in der sie sich befanden, ihnen eingegeben haben konnte. Sie wollten den Versuch machen ans Land zu schwimmen. Die Küste lag etwa 3 engl. Meilen ab; sie waren beide vortreffliche Schwimmer, und was die Entfernung betraf, hätten sie an einem windstillen Tag ohne große Furcht des Fehlschlagens

den Versuch unternehmen können; bei hochgehender See aber war es etwas ganz anderes, und Wind und Fluth, obgleich nicht unbedingt gegen sie, vereinigten sich sie unter das Lee der Insel zu fegen. Ueberdieß wimmelte es an diesem Platze von Haifischen. Indeß fürchteten diese beiden bis auf die Haut entkleideten braven Bursche nichts, sondern sprangen, nach einem kurzen Gehabteuchwohl und einer flüchtigen Ermahnung an die Großen den Kleinen zur Stütze zu dienen, und an alle den Muth nicht zu verlieren, in das Meer.

Ich vermag nicht zu schildern mit welchen Gefühlen diese beiden Männer ihr kleines Boot verließen, das, so gebrechlich es an und für sich seyn mochte, doch als Zufluchtsarche zu betrachten war im Vergleich mit den unbarmherzigen Wellen, denen sie sich auf Gnade und Ungnade anvertrauten. Sie hatten beschlossen so lang als möglich, sowohl zur gegenseitigen Ermunterung als auch zu einigem Schutz gegen die gefürchteten Haifische, nahe bei einander zu bleiben. Fast eine ganze Stunde lang schwammen sie fort, bald auf dem Rücken liegend um zu ruhen, bald wieder kämpfend für das theure Leben. Bis jetzt hatten sie keine Haifische gesehen, und faßten, trotz ihrer Ermüdung, neuen Muth, als sie, nach einigem Aufhören des Windes, das Land erblickten, wie es sich dunkel und dräuend über seinem weißen Brandungsrand erhob. Plötzlich aber, ohne daß sie zuvor das geringste wahrgenommen, sahen sie sich auf allen Seiten von schwarzen Finnen umringt — ein Ausruf der Verzweiflung entstieg bei diesem Anblick ihrer beängstigten Brust, und sie harrten in Todesangst der Schmerzensminute die ihrem Daseyn ein Ende machen sollte; mechanisch schwammen sie fort, zu ihrem Erstaunen aber kamen die Haie, obgleich rund um sie her spielend, nicht in bedrohliche Nähe. Sie machten zwar unaufhörliche kurze Anläufe auf sie, und wenn die armen Bursche in voller Todesangst ihre Augen schlossen, giengen sie an ihnen vorbei; oder sie drehten sich auf ihre Rücken, [1] öffneten ihre ungeheuren Rachen, und schlossen nur wenige Zoll von dem Leib ihres Opfers die Zähne mit einem lauten Geklirr. Einer dieser Männer äußerte später, er habe damals das Gefühl gehabt wie eine Maus die sich in der Gewalt einer Katze befindet, welche mit dem armen Geschöpf spielt ehe sie dasselbe frißt. Indessen schwammen sie, neben diesen sie umringenden entsetzlichen Ungethümen, fort und fort, während der Donner brüllte, die Blitze ob ihren Häupten zischten, und sie, ermüdet und erschöpft, gegen hohe See, schrecklichen Wind und starke Fluth kämpften. Man liest oft von Schreckensnächten welche die Haare eines Menschen grau gemacht. Viele davon lassen sich wohl als friedliche betrachten im Vergleich mit den grauenvollen Beängstigungen dieses fünfstündigen Schwimmens. Endlich indeß gelang es ihnen sich dem äußersten Ende der Insel zu nähern; die Haifische verließen sie allmählich, einer nach dem andern, jedoch nicht ohne daß das letzte dieser Ungeheuer zum Abschied noch einen Anfall auf den ihm nächsten jungen Burschen machte, und ihm, obwohl es ihn mit seinen Zähnen verfehlte, mit seinem Schwanz einen heftigen Schlag auf den Unterleib versetzte. Der arme Bursche schrie jämmerlich; sein Begleiter, der ihm einige Ellen voran schwamm, kehrte daher, obgleich gänzlich erschöpft, um, und leistete seinem Freunde Beistand; er unterstützte ihn bis er sich wieder so weit erholt hatte daß er fortkommen konnte, und endlich gelangten sie auf festen Grund. Mit Mühe erklommen sie den Strand, und legten sich dann einige Minuten lang, völlig entkräftet, nieder; allein der Gedanke an ihre an dem umgestürzten Boote hängenden Cameraden spornte sie zu neuen Anstrengungen. Nachdem sie ungefähr eine halbe Meile weit auf einige Häuser zugewankt waren, stießen sie auf eine Anzahl Neger, welche, da unsere Helden völlig nackt waren, mit Steinen Angriffe auf sie machten, und sie würden aller Wahrscheinlichkeit nach als Opfer dieses Negerschicklichkeitssinnes gefallen seyn, wenn nicht glücklicherweise in diesem Augenblick ein Officier vorübergekommen wäre und sie erkannt hätte.

In wenigen Minuten hatten sie ihre Geschichte erzählt, und waren geeignete Maßregeln getroffen um den Rest der Abtheilung zu retten. Schnell wurden Boote unter das Lee der Insel vom Stapel gelassen, und die beiden Mates, obgleich vor Erschöpfung todmüde, beharrten darauf sich mit einzuschiffen. Die Gefahr war noch nicht vorüber, denn die See gieng berghoch; der Wind hatte ein wenig nachgelassen, und die Nacht brach schnellen Schritts herein. Lang und hart kämpfte man mit dem aufgerührten Element, konnte aber von den Vermißten nichts sehen. Es war ganz dunkel geworden, und die Leute fiengen an zu verzweifeln. Ein Boot war bereits an die Küste zurückgekehrt, als sie, bei dem Glanz eines lebhaften Blitzstrahls, das enttakelte Boot mit den halbertrunkenen Seeleuten auf dem Kamm einer ungeheuren schwarzen Welle sahen. Sie segelten auf sie zu, und fanden zu ihrer großen Freude daß kein einziger fehle. Auch diese Leute hatten angefangen zu verzweifeln; sie hatten gefürchtet ihre beiden braven Cameraden seyen zu Grunde gegangen; sie waren ermüdet und halb erstickt durch die Meereswogen, die unaufhörlich über sie hereingebrochen, und einige sprachen bereits davon vom Boote sich loszulassen — da nahte die Stunde der Erlösung auch für sie.

Als die beiden braven Mates die Küste erreichten, schwanden ihre Kräfte. Die Reaction welche ihren Anstrengungen und Gefahren folgte, war groß und gefährlich. Einer starb, ein Opfer seines Heldenmuths; der andere blieb zwar am Leben, aber seine Gesundheit litt ernsten Schaden, und seine Geisteskräfte wurden, durch all das was er durchgemacht, angegriffen; noch monatelang nachher fuhr er in seinem Bette mit einem Schreckensschrei auf, da er in seinen Fieberphantasien jene Ungethüme von Haifischen nach ihm starren sah und das Klappern ihrer scharfen Zähne hörte.

Diese wundervolle Rettung läßt sich nur durch den Umstand erklären daß der Platz wo sie landeten die Stelle des Schlachthauses für die Truppen war, und daß die Haifische von dem zu jener Zeit in das Meer geworfenen Abfall sich so gesättigt fühlten, daß selbst der ungewöhnliche Leckerbissen eines „weißen Mannes“ sie nicht in Versuchung führen konnte. Hätten indeß nur einige Tropfen Blutes das Wasser gefärbt, so würde die Sache einen ganz andern Ausgang genommen haben; denn die Haifische werden, wie die Raubthiere, durch den Anblick von Blut zu wahrer Wuth aufgestachelt, und in der Lage dieser beiden armen Bursche wäre ihnen der geringste Riß in die Haut verderblich gewesen.

---

[1] Der Haifisch legt sich bekanntlich stets auf den Rücken wenn er nach seiner Beute schnappen will.

Die californischen Quecksilber-Minen.

Bei dem bedeutenden Einfluß den seit Entdeckung der New-Almaden-Mine die billigere Herstellung von Quecksilber auf den Betrieb der Silberminen in Mexico und Süd-Amerika ausgeübt hat, und der wichtigen Rolle die dieser so lange monopolisirte Artikel sowohl im Verbrauch der californischen Goldminen als in den Ausfuhrlisten dieses jungen Landes gespielt hat, ist es gewiß nicht uninteressant die plötzliche Verschließung einer der Hauptquellen zum Standpunkt eines Ueberblicks zu wählen.

In einem frühern Bericht über die New-Almaden-Mine, mit Beschreibung ihrer Betriebswerke und einem Rückblick auf die Umstände der Entdeckung, ist auch der Titelfrage gedacht, und dabei erwähnt worden daß es den Inhabern schwer werden dürfte den Besitz auf die Dauer zu verfechten, und daß so wie die Proceßkosten der bisherigen Litigation den Kostenwerth der sämmtlichen Werke und Gebäulichkeiten schon bei weitem überschritten, eine fast unabsehbare Streitführung auch dem fernern Wirken der Compagnie hemmend in den Weg treten würde. Die richtigste Ansicht ist vielleicht daß die gewagten Versuche der Interessenten, einen unvollständigen aber dennoch in Billigkeit haltbaren Minentitel unter dem mexicanischen Denunciationsgesetz durch später unternommene Schritte in einem weit prekärern Colonisations-Grant zu verwandeln, zu den jetzigen Anfechtungen Raum gegeben, welche den Verlust der Mine befürchten lassen, während der Ankauf der beiden Nachbartitel, welche mit diesem Grant collidiren, das sicherere Mittel gewesen wäre um allen Mißhelligkeiten zuvorzukommen und aller Wahrscheinlichkeit nach im ungestörten Besitz der Mine zu bleiben.

Die vor einigen Wochen in Folge der Verhandlungen über diesen Colonisationsgrant von zwei Leagues, im United States District Court „United States vs. Castillero" verhängte Schließung der Werke, obgleich sie nicht auf einem entscheidenden Richterspruch, sondern nur auf einer Anklage von Actenverfälschung begründet ist, und also von der Finalentscheidung über den Titel selbst abhängt, ist als vorläufige Beschlagnahme abseiten der Vereinigten Staaten zu betrachten, die den bisherigen Besitzern bei fast unbezweifelter Verwerfung ihres Titels nur den langwierigen und kostspieligen Weg der Appellation nach Washington offen läßt. Mittlerweile kann die Mine ohne eine ganz unerwartete Wendung weder für Rechnung der bisherigen Eigenthümer noch für Rechnung der Regierung bearbeitet werden, und auch selbst der Vorschlag der erstern, dieselbe unter Intervention aber auf ihre eigenen Kosten in Verwahr und guten Stand zu halten, ist bis jetzt unberücksichtigt geblieben. Am allerwenigsten ist auf Wiedereröffnung der Arbeiten für dritte Rechnung, d. h. für Rechnung der mit der New-Almaden-Company im Streit befindlichen Privatparteien zu denken, bis die jetzige Streitfrage zwischen den Vereinigten Staaten und der Compagnie zur Entscheidung gebracht ist. Unter solchen Umständen ist für Jahr und Tag keine Wiederbearbeitung der Mine zu erwarten, und so sehr auch sowohl die Mine selbst und der damit verknüpfte Localwohlstand als das weit wichtigere Minen- und allgemeine Interesse des Landes darunter leiden, wird dennoch alles dem fernern Verlauf der gerichtlichen Verhandlungen anheimgestellt bleiben müssen.

Es ist eine hier allgemein bekannte Thatsache daß dieser gegenwärtige Proceß im United States District Court, wenngleich anscheinend ein ex officio Einschreiten der amerikanischen Regierungsbeamten gegen unrechtmäßige Ausbeutung der Mine, in Wirklichkeit den Umtrieben einer aus Speculanten und Politikern bestehenden Clique zuzuschreiben ist, welche, den Widersachern der New-Almaden-Company in die Hände spielend, ihren Einfluß in Washington zu benützen gewußt hat um auf diesem Wege die administrative Repräsentation des Angriffs als Hebel für ihre individuellen Zwecke zu gebrauchen. Es ist weder wahrscheinlich daß die Regierung ihr Eigenthumsrecht geltend machen, noch überhaupt technisch erschöpfend herstellen werde, weil doch am Ende der Staat von Californien billige Rücksicht genießen dürfte. Ueberhaupt ist ein Betrieb dieser Mine für Rechnung der Regierung dem Geiste der Verfassung und der Tagespolitik ganz zuwider, auch die Parcellirung zur freien individuellen Bearbeitung (wie in der Goldregion) bei einer Quecksilbermine ganz unpraktikabel, und deßhalb Verpachtung (wahrscheinlich für Rechnung des Staates durch eine Cessionsacte) wohl die einzig denkbare Maßregel, falls, wie noch sehr zweifelhaft, das Souveränitätsrecht wirklich in praktische Anwendung kommen sollte.

Noch unwahrscheinlicher ist die Durchsetzung des vorliegenden Entschädigungsantrags für die bisherige Ausbeute (auf 8 Mill. Dollars veranschlagt), ja es ist vorauszusehen daß das Aufkommen dieser Phase des jetzigen Processes den Eigenthümern Gelegenheit bieten werde ihre Stellung zu verbessern, und wenn nicht auf einen vollständigen mexicanischen Minentitel, denn doch auf die Billigkeitsgrundlage der Entdeckung, Denuncirung und des ununterbrochenen Besitzes unter Betrieb in einer Court of Equity wenn nicht das Land, doch wenigstens die Mine zu retten, auf welche keiner der Gegenpartien, selbst wenn ihr Nachbartitel die Mine bedecken sollte, gleiche Anwartschaft zusteht. Im Hinblick auf die im allgemeinen so überaus liberale Politik und Offenlegung der ganzen Goldregion zur ungehinderten Bearbeitung durch Individuen aller Nationen scheint auf den ersten Blick in dem Schließungsdecret große Härte, und in Berücksichtigung der Bearbeitung schon vor der Cession Californiens an die Vereinigten Staaten, und der jedenfalls der mexicanischen Aera angehörigen Entdeckung (1845) sogar Ungerechtigkeit gegen die bisherigen Eigenthümer zu liegen, und eine Sanction des geschehenen Machtstreichs im Widerspruch mit allen Rücksichten der Garantie des Privateigenthums zu stehen.

Ein Hauptunterschied in den Concessionsverhältnissen dieser Quecksilbermine im Vergleich zur freien Bearbeitung der Goldregion liegt in der Eigenthümlichkeit des Betriebes der erstern, welche Concentration und große Capitalauslage erfordert, die sonstigen Minenunternehmungen begünstigt, und überhaupt mehr als Industriezweig zu betrachten ist, der auf jede Weise begünstigt werden sollte. Aber alles was auf ein Monopol hinausläuft, ist einmal dem Amerikaner verhaßt, und wo es sich nicht um ein unantastbares Recht, sondern um bloße Zulassung handelt, steigt die Schwierigkeit der Stellung mit der Größe der Capitalauslage und des sonstigen Eigenthums. Auch liegt noch im Zweifel ob die bis jetzt befolgte administrative Politik hinsichtlich der freien Ausbeutung der Goldregion wirklich liberalen Tendenzen oder vielmehr der Macht der Umstände und der Unausführbarkeit eines Verbotsystems zuzuschreiben ist. Die Frage des Eigenthumrechts ist sogar mit Bezug auf edle Metalle zwischen Staat und der Föderalregierung noch unentschieden, und ferner die legale Auffassung des Ranges von Quecksilber zwischen edlen und niedern Metallen so wie die Bindkraft der mexicanischen Minenprincipien unter dem Uebertritt in amerikanische Verhältnisse, mit

Bezug auf die respective Stellung und die Rechte des Mineurs denen des Grundeigenthümers gegenüber, ein noch undefinirtes Problem, ein weites Feld zu endlosen Discussionen, die alle mehr oder weniger auf diesen Fall Anwendung haben.

Mittlerweile haben die beiden andern in Californien bis jetzt eröffneten Quecksilberminen (die Guadalupe-Mine in der Nähe der New-Almaden, deren Eigenthümer in Baltimore ansässig sind, wird durch die Santa-Clara-Company bearbeitet, und die New-Idria-Mine in dem Gebirge hinter San Juan unter Auspicien eines hiesigen Capitalisten betrieben) unter Stockung der New-Almaden-Mine, die so lange ein unumschränktes Monopol ausgeübt, eine raschere und kräftigere Entwicklung zu erwarten.

Es ist mit Gewißheit anzunehmen daß der Zinnoberreichthum Californiens sich nicht auf diese bis jetzt gemachten Entdeckungen beschränkt; aber abgesehen davon, dürften in beiden der Erze genug vorhanden seyn, um, vollständig entwickelt, dem Ertrag der New-Almaden-Mine das Gegengewicht zu halten oder für deren Stockung Ersatz zu bieten. Allein fürs erste ist noch keine Aussicht dafür, weil keine der beiden noch auf den Standpunkt gediehen ist um mit Macht bearbeitet werden zu können.

Die New-Idria-Mine bietet alle Aussicht auf ergiebige Adern von reichen Erzen, wird aber jederzeit mit den großen Nachtheilen der Entfernung vom Verschiffungspunkte und einer abgelegenen, schwer zugänglichen Wildniß zu kämpfen haben. Die Guadalupe-Mine, wenngleich schon seit Jahren unter Bearbeitung und aller natürlichen Vortheile der New-Almaden-Mine theilhaftig, ist, vom bisherigen Erfolg der Arbeiten zu urtheilen, weder mit reichhaltigen Erzen noch nachhaltigen Adern ausgestattet; auch ist der Betrieb nicht der Art gewesen um einen stetigen Ertrag zu entwickeln, so daß nachdem die gerade vorliegenden Nester ausgearbeitet, vielleicht erst zeitraubende kostspielige Prospecte erforderlich sind um wieder neue Adern offen zu legen; auch macht die Entwässerung der Mine viel zu schaffen.

Mit Bezug auf den Landesconsum von Quecksilber, wenngleich solcher durch Ueberhandnahme des Amalgamationsprocesses in der ganzen Goldregion bedeutend in Aufnahme gekommen, ist es ungemein schwierig zu einer richtigen Schätzung zu gelangen. Was aber auch das Quantum des wirklichen Verbrauches seyn möge, so ist es eine Thatsache daß das spanische Quecksilber selbst bei bedeutend höhern Preisen vorgezogen worden ist, daß der Ertrag der neuern californischen Quecksilberminen auf heute schon dem Consum gewachsen seyn dürfte, so daß unter Berücksichtigung obigen Umstandes für die hiesige Goldregion das Schicksal der New-Almaden-Mine ziemlich gleichgültig ist. Weit fühlbarer wird die Wirkung für die Silberbearbeitung in Mexico und Südamerika werden, wo der billigere Preisstand dieses Hauptrequisits so günstigen Einfluß ausgeübt hat.

Es ist anzunehmen daß die New-Almaden-Company unter solchen Umständen aus ihren allenthalben vertheilten großen Lagern in der unausbleiblichen Wertherhöhung lindernden Balsam für die Schläge der Gegenwart schöpfen werde.

Hier in Californien ist natürlich wenig Vorrath übrig geblieben, da alles gewonnene Metall fort und fort für Rechnung der Unternehmer ausgeführt worden ist.

San Francisco, Dec. 1858.

Die preußische See-Expedition nach Japan.

Schon seit längerer Zeit ist in den öffentlichen Blättern davon die Rede gewesen daß die preußische Regierung die Ausrüstung einer See-Expedition beabsichtige, um zunächst mit Japan Handelsverbindungen auf der Basis eines Vertrages anzuknüpfen, und da nun auch in den letzten Tagen im Hause der Abgeordneten der Regierungscommissär im Schooß der Budgetcommission die Erklärung abgegeben hat daß die Ausrüstung dieser Expedition in der Vorbereitung begriffen sey, so halten wir es nunmehr an der Zeit, unter Zugrundelegung authentischer Quellen, auf einen Gegenstand näher einzugehen welcher berechtigt ist auch außerhalb Preußens vielfach ein Interesse für sich zu beanspruchen.

Der Erfolg nämlich mit welchem die größeren Seemächte in verhältnißmäßig kurzer Zeit Freundschafts- und Handelsverträge mit dem japanischen Reich abgeschlossen und dadurch ihrem überseeischen Handel eine neue Absatzquelle eröffnet haben, ist auch bei der preußischen Regierung die Veranlassung gewesen ihr Augenmerk auf jene noch so wenig gekannten Länder zu richten. Die Expeditionen der Nordamerikaner, Engländer, Franzosen und Russen dorthin sind von gutem Erfolg begleitet gewesen, und dieß ist zunächst der Grund weßhalb auch von dem diesseitigen Gouvernement der Entschluß gefaßt wurde eine ähnliche Expedition mit kommendem Herbst, oder doch spätestens im nächsten Frühjahr, ins Werk treten zu lassen; dieselbe soll gleichzeitig auch mit China, Siam und den Sandwichs-Inseln Verbindungen anknüpfen, zwischen welchen Ländern, wie auch mit Japan, noch keinerlei Verträge Preußens oder des Zollvereins existiren. Obgleich Japan hiebei gewöhnlich zuerst genannt wird, so scheint doch China unstreitig der Vorrang zu gebühren. Es haben sich dort schon viele deutsche Kaufleute angesiedelt, und die Producte des Zollvereins gehen in großer Menge nach jenem Lande; der Verkehr indessen mit den Chinesen und den Landesautoritäten basirt sich bis jetzt meist auf die englischen Verträge. Die preußische Regierung ist dort durch Consuln und zwar nur durch einen in Canton vertreten, denen selten eine größere Macht und fast nie der directe Verkehr mit den höheren Behörden, oder gar mit der Regierung selbst zugestanden wird. Ein Vertrag mit China würde also eine Förmlichkeit seyn, die man erfüllen müßte um den dort residirenden Deutschen, deren größte Zahl an der Spitze von Handelshäusern ersten Ranges steht, den gehörigen Rechtsboden zu sichern. Man kann ebenso auch auf einen guten Absatz der dorthin zu exportirenden Waaren hoffen, da die übergroße Bevölkerung an und für sich viel consumirt, und Dank sey es den Bemühungen der Engländer und Franzosen, nach und nach anfängt sich an Bedürfnisse zu gewöhnen, die am besten und billigsten aus europäischen Fabriken beschafft werden können. Als Aequivalent für die Importe bietet China seine Colonialwaaren und die Erzeugnisse seiner Manufacturen, welche bereits auf allen Märkten der Welt Eingang gefunden haben. Aehnliche Umstände walten in Siam ob; die Exporte haben auch dort im großartigen Maßstabe zugenommen, und der augenblickliche Herrscher, der in England erzogen wurde, hat gerade sein Hauptaugenmerk auf einen engeren Anschluß an die europäischen Staaten gerichtet. Anders und weniger günstig erscheinen indessen die Verhältnisse in Japan. Wenn auch hier ebenfalls schon Verträge mit anderen Mächten bestehen, die als Basis für die diesseitigen Verhandlungen dienen könnten, so fehlen doch andrerseits die Motive, welche in der Regel Verträge ins Leben rufen, vorläufig fast gänzlich. Eine Niederlassung von Deutschen in den dem europäischen Handel geöffneten japanischen Häfen

ist nicht da, und wird sich auch schwer bewerkstelligen lassen solange die Verkehrsverhältnisse mit den Japanesen so schwierig, wie sie bis jetzt sind, bleiben. Die holländische Niederlassung, die dort seit 300 Jahren bei Nangasaki besteht, fristet ihr Leben nur mit Mühe, und von den schlagenden Beweisen welche die übrigen Nationen aufzeigen könnten, fehlt noch jede Nachricht. Die Nordamerikaner haben zwar manches dort bewirkt, indessen muß man bedenken daß sie übermäßige Kosten nicht scheuten, wie dieß in Betreff der completen Eisenbahn von einer englischen Meile, der elektrischen Telegraphen und eines Dampfboots der Fall war, die von der Regierung der Vereinigten Staaten dem Herrscher von Japan zum Geschenk mitgebracht wurden. Der Verkehr der Ausländer mit den Japanesen geschieht, nach den Berichten die von den verschiedenen Expeditionen hieher gelangt sind, immer durch die dortigen Regierungsbeamten als Medium; Waaren die dort verkauft werden sollen, müssen an die von der Regierung dazu bestellten Commissionäre abgeliefert werden, die dann ihrerseits zu dem von den Verkäufern gestellten Preise gleich die Zollquote, „welche die Regierung vom Import einzieht" zuschlagen. In gleicher Weise geschieht auch der Verkauf japanischer Erzeugnisse; die Fremden dürfen ihre Einkäufe nur in eigens dazu hergerichteten Bazaren machen, und bezahlen an Beamte den Preis den diese hinsichtlich der Waaren abschätzen, und es liegt wohl außer allem Zweifel daß auch hiebei die Regierung ihr Geschäft macht. Hauptsächlich gerühmt werden von den japanesischen Erzeugnissen die lackirten Waaren, dagegen sollen die Seidenzeuge den chinesischen in keiner Weise an Güte gleichkommen. Lebensmittel, wie Gemüse, Fische und Geflügel, sind sehr billig, und werden, wie auch Holz und Wasser, von der Regierung den fremden Schiffen geliefert. Der Export von Metallen ist verboten; keinem Fremden ist es gelungen bis jetzt japanische Waffen, die von vorzüglicher Güte seyn sollen, an sich zu bringen; ebensowenig hat jemals einer japanisches Geld bekommen, und an dem Reichthum edler Metalle, den man dort voraussetzte, fängt man an zu zweifeln, obgleich die Geschichte lehrt daß die Holländer in acht Decennien des 16ten Jahrhunderts nahe an 100 Millionen holländische Gulden in Gold und Silber exportirt haben. Stein- und Braunkohlen, die in großer Menge vorhanden seyn sollen, sind noch nicht bloßgelegt. Getreide wird nur für den Consum gebaut, und Colonialwaaren erzeugt das Land im geringen Maße, da das Klima es nicht übermäßig dazu befähigt. Es ist hiernach nicht zu läugnen daß der in die Augen springende Erfolg jedenfalls lange auf sich warten lassen wird, und man ist zu dieser Annahme umsomehr berechtigt als die natürliche Abneigung der Japanesen gegen alles Fremde fortdauert. Die Christen stehen außerdem dort in keinem guten Andenken; Spanien und Portugal hatten vor Zeiten Missionen auf den japanesischen Inseln; als sich jedoch die Jesuiten, welche an der Spitze derselben standen, zu sehr in die innern Angelegenheiten des Reiches mischten, wurden ums Jahr 1639 alle Christen verbannt, und viele Tausende derselben umgebracht; bloß die niederländische Factorei hielt sich, da deren Angehörige nur ausschließlich dem Handel lebten, doch wurde auch sie auf eine kleine Insel, Desima bei Nangasaki, verwiesen, und ihr Verkehr mit den Eingebornen erlitt viele Beschränkungen. Auch ist in allen neueren Verträgen der Unverletzlichkeit der japanischen Religion in einem besonderen Paragraphen gedacht, und Missionäre dürfen nicht zugelassen werden. Die hieraus entspringenden Vorurtheile haben die Nordamerikaner zu brechen angefangen, und ihre Erfahrungen könnten auch bei der projectirten preußischen Expedition viel nützen, doch ist kaum vorauszusetzen daß sich alsbald Leute finden werden welche Lust hätten nach jenen fernen Inseln zu gehen, um sich dort ohne alle Garantie niederzulassen, wie dieß viele Nordamerikaner gethan haben. In Deutschland existiren dafür zu wenig Abenteurer.

Die Sandwichs-Inseln endlich, die von der preußischen Expedition auf ihrer Rückkehr besucht werden sollen, stehen so vollständig unter englischer (?) Botmäßigkeit, daß man bei ihrem außerdem verhältnißmäßig kleinen Territorium auf keinen großen Verkehr rechnen kann.

Betrachtet man nun die Resultate welche die verschiedenen Mächte durch ihre Verträge mit Japan erlangt haben, so stellt sich das Verhältniß für die Niederlande am günstigsten; ihre Convention ist die jüngste — sie datirt vom 9 November 1855 aus Nangasaki — und es wird ihnen darin gestattet den Handel in den dem europäischen Verkehr geöffneten Häfen Nangasaki, Hakodadi und Simoda auszuüben; der Besitz der Insel Desima wird ihnen in der Art zugesichert, daß sie die auf derselben befindlichen Gebäude käuflich und Grundstücke pachtweise an sich bringen können, und endlich fließt ihnen der Ueberschuß des Kupfers, welches im großartigen Maße gewonnen wird und den die Regierung nicht beansprucht, zu. Die Convention hat 27 Artikel und tritt vom 1 Januar 1856 ab in Kraft: sie ist holländischerseits durch einen Hrn. J. H. Donker Curtius und einem Flügeladjutanten des Königs Wilhelm II, Graf v. Linden, abgeschlossen. Hiernach hat der unterm 3 März 1854 vom Commodore M. C. Perry abgeschlossene amerikanische Vertrag den meisten Werth. Er besteht aus 19 Artikeln und sichert den Amerikanern den Verkehr in den obengenannten drei Häfen, von denen besonders Hakodadi den nordamerikanischen Wallfischfängern von Nutzen zu werden verspricht. Auch glaubt man daß bei einer zu etablirenden Dampfschiffahrtsverbindung zwischen Californien und China sich auf den japanischen Inseln eine günstige Kohlenstation einrichten lassen wird.

Der durch Admiral Stirling vereinbarte englische Vertrag vom 14 October 1854 ist kürzer, und gesteht den Engländern ähnliche Rechte wie den Amerikanern zu, nur bleibt ihnen der Hafen von Simoda verschlossen. Ueber die französische Unternehmung ist nichts in die Oeffentlichkeit gelangt, und von der russischen Expedition unter Admiral Putiatine weiß man nur daß sie mit die günstigsten Zugeständnisse erhalten hat.

Die Expeditionen bestanden gewöhnlich aus 2 bis 3 größeren Schiffen (Fregatten), denen noch einige kleinere beigegeben wurden, um den Transportdienst nach Shanghai, Canton und eventuell San Francisco zu bewerkstelligen. Die Verhandlungen zu den Verträgen selbst sind bis jetzt immer von den en Chef commandirenden Marine-Officieren gepflogen worden, und nur die Holländer machten hierbei eine Ausnahme. Preußischerseits werden die Fregatten Thetis mit 38 und Arcona mit 28 Geschützen mit einer Besatzung von zusammen 700 Mann für die Expedition genannt. Den Transportdienst soll einer der Schooner übernehmen, wenn die königliche Marine bis dahin nicht im Besitz eines besser geeigneten Fahrzeuges ist. Als diplomatischer Agent soll ein Mann das Geschwader begleiten, dessen Dienste bei derartigen schwierigen Verhandlungen schon öfter mit Erfolg in Anspruch genommen wurden. Man darf sich nun schließlich nicht verhehlen daß der genannten Expedition manche sachliche Schwierigkeiten entgegenstehen werden. Wenn es ferner natürlich nicht Princip seyn darf die Schiffe der jungen preußischen Marine nie auf größere Touren auszusenden, so dürfte es andererseits doch auch kaum zuträglich erscheinen die wesentlichst integrirenden Theile der Flotte auf beinahe drei Jahre ganz aus der Hand zu geben, zumal da hiedurch außerdem

die Fonds welche für die in Dienst gestellten Fahrzeuge ausgeworfen sind, fast gänzlich absorbirt würden. Die Ausbildung junger Mannschaften und Officiere würde für diesen Zeitraum sehr ins Stocken gerathen, wenn man die Mittel dazu und die natürlichen Lehrer, d. h. Officiere und Unterofficiere, für so lange Zeit fortgehen läßt. Dann muß man aber noch der Kosten gedenken, und wenn man auch davon spricht daß der Fiscus dieselben aus extraordinären Mitteln zu bewilligen geneigt sey, so dürfte schließlich ein Anschlag derselben doch wohl ergeben daß man sie um ein bedeutendes unterschätzt hat. Zuletzt wirft sich noch die Frage auf, ob bei einem Vertragsbruch, den man bei uncivilisirten Völkern nur zu leicht voraussetzen kann, die preußische Marine jetzt schon mächtig genug ist einen Staat wie Japan, mit 25 Millionen Einwohnern, zum Einhalten der zugesagten Verbindlichkeiten zwingen zu können. Zieht man dieß alles in Betracht, so wird man kaum umhin können dem Urtheil unserer Marine-Officiere beizustimmen, wonach das hier in Rede stehende Project vorläufig noch als ein verfrühtes bezeichnet werden dürfte, und daß man sich in drei bis vier Jahren einen weit besseren Erfolg davon versprechen kann, während man jetzt doch nur Stückwerk zu Stande bringen würde.

Erörterungen über auswärtige Politik.

Man muß es gewiß als eine Wohlthat betrachten daß die politischen Gegensätze jetzt ihrer Lösung durch die Waffen entgegen reifen. Die Empörung in Toscana, die Unsicherheit im Kirchenstaat und die Schwüle in Neapel bezeichnen deutlich daß sich die alten Zustände doch nicht mehr verlängern ließen. Freilich ist die gegenwärtige Bewegung theils künstlich vorbereitet, theils absichtlich von Paris aus ins Rollen gebracht worden, wenn es auch scheint, als sollte die Lawine im Rutschen noch an Durchmesser gewinnen. Aber das ist ganz sicher daß die Zustände der letzten zehn Jahre sich nicht verlängern ließen, weder für Oesterreich noch für seine Gegner. Beide haben die Zeit verschieden ausgenützt, und leider, wie es bis jetzt scheint, die Piemontesen besser als die Oesterreicher. Piemont nahm mit offenen Armen alle schiffbrüchigen Politiker auf die in Genua landeten, oder über den Tessin sich schlichen. Dadurch zog es einen höchst gefährlichen Gährungsstoff in das Land, aber es gewann auch die allgemeinen Sympathien. Im Jahre 1848 und 1849 war Piemont dem übrigen Italien so nahe oder so fremd, sagt die Westminster Review in einem von radicaler Hand geschriebenen, sonst aber sehr lehrreichen Aufsatz, wie Macedonien zur Zeit Philipps und Alexanders dem übrigen Griechenland. Es wurde sogar von den Italienern als eine Art Böotien geringschätzig angesehen, und man zweifelte daß von Bethlehem gutes kommen könne. Die Gastlichkeit gegen die Verbannten des gesammten Italiens gewann Piemont große Anhänglichkeit, und da allein in Turin noch die Freiheitsreste von 1848 erhalten blieben, so mußte unwillkürlich jeder Freiheitsdurst der Italiener an piemontesischen Begebenheiten sich zu sättigen suchen. Auch die kostspielige Expedition in die Krim erscheint jetzt nicht nutzlos, denn gewiß haben die piemontesischen Truppen das im Jahr 1849 völlig verlorne Selbstvertrauen dort einigermaßen wieder herstellen können. Dennoch war Piemont nicht mehr in der Lage seine bisherige Politik noch fortzuführen. Abgesehen von der Zerrüttung seiner Finanzen mußten die zugeströmten Verbannten, welche die Landeskinder von allen Posten und Bänken vertrieben, aus Gästen allmählich die Herren im Hause werden. Verbannte träumen beständig von einer nächsten Umwälzung; sie bilden sich ein daß die Heimath, wo sie schon halb und halb verschollen sind, ein ähnliches brennendes Verlangen nach ihnen spüre wie sie nach der Heimath. Sie halten die Revolution für einen Hebel, und zwar den mächtigsten Hebel, als ob eine Desorganisation mehr Aussicht böte als die Möglichkeit und den leeren Raum zu einer andern Organisation. So treiben sie alle Tragen an die Explosion zu beschleunigen, damit endlich der heiß ersehnte Tag für sie anbreche. Die Verbannten aufnehmen und sie nicht befriedigen, war für Piemont ein Ding der Unmöglichkeit. Es blieb diesem Staat also nur die Wahl im Sinne der Verbannten noch einen Waffengang zu wagen, oder die Emigration selbst aus seinen Gränzen mit Gewalt zu stoßen und sich mit einem absoluten Nachbar zur Vertilgung der letzten Staatseinrichtungen zu verbünden.

Oesterreich hat umgekehrt die Zeit benützt, um nicht die Völker, wohl aber die Monarchen der Halbinsel zu überzeugen daß der Genuß ihrer Souveränetäten mit der österreichischen Herrschaft in Italien stehe und falle. Dieses Uebergreifen über den Po war ein Fehler des Wiener Cabinets, denn es stützte dadurch Fürsten die Oesterreich in Zeiten der Noth keinen Beistand leisten werden, es stützte sie freilich nur um seiner selbst willen, damit die Revolution nicht jenseits seiner Gränzen ihre Tribünen aufschlagen könnte. Dadurch aber daß Oesterreich allerorten in Italien dem hinfälligen Despotismus sein Schwert lieh, zog es auch den allgemeinen Haß auf sich, so daß die Vertreibung der Oesterreicher nicht bloß ein Wunsch der Lombarden und Venetianer, sondern auch ein Bedürfniß in jenen italienischen Staaten wurde über die Oesterreich seinen Degen hielt. Wohl mag man daher das Wort des Grafen Buol für ächt und aufrichtig halten, daß Oesterreich die Verträge mit den Herzogthümern als eine Last betrachte. Das wird immer Oesterreichs größte Schwierigkeit bleiben: verhindert es die Entwicklung freier Institutionen in Mittelitalien, so gilt es als Urheber alles Schlimmen auf der Halbinsel, und verstattet es die Ausbreitung moderner Verfassungen, so werden Lombarden und Venetianer um so drückender es fühlen daß sie unter Oesterreich nie zu ähnlichen Gütern gelangen können. Immerhin aber wäre es klüger gewesen, nicht eine Politik zu verfolgen welche die Zahl der Feinde, die Aufgaben und Lasten vermehrte, ohne durch brauchbare Bundsgenossenschaften für diese Mühen zu entschädigen.

Der andere Schritt den Oesterreich in den letzten Jahren that, war der Abschluß eines neuen Concordates. Dadurch sicherte es sich den Beistand aller klerikalen Kräfte in der gesammten katholischen Welt. Wir haben schon früher [1] auf die politische Wichtigkeit jenes Staatsactes aufmerksam gemacht. Er hat Oesterreich manche bittere, aber auch manche genießbare Früchte getragen. Im gegenwärtigen Augenblick ist der Klerus nicht bloß in Italien, sondern in Frankreich und

[1] S. Ausland 1856. S. 2087.

in Spanien wirksam für das Haus Habsburg. Louis Napoleon, der sich lange wie der älteste Sohn der Kirche betrug und eine allerchristliche Figur mit großer Sorgfalt spielte, hat sich jetzt offen zu jenem Theil der katholischen Welt geschlagen den man füglich als den antipapistischen bezeichnen kann. In Spanien ist für die französische Politik eine Verwaltung thätig welche Eingriffe in die Kirchengüter vollzog; in Frankreich ist der Klerus, ehemals so imperialistisch, plötzlich und wahrlich nicht grundlos, umgeschlagen; in Piemont herrscht jene Partei welche dem Papst offen den Krieg erklärt hat, und sich nicht einmal durch Excommunicationen einschüchtern ließ; im Kirchenstaat wird die Bewegung gegen das Priesterregiment gerichtet, in den Marken und den Legationen sogar auf eine reine Laiengewalt und auf administrative Ausscheidung vom Kirchenstaat gedrungen. Diese Kette der antipapistischen Elemente hängt durch immer sichtlicher werdende Ringe zusammen mit jenen Kräften die an dem Bestande des osmanischen Reiches rütteln. Völlig logisch ist es daß das — wir sagen nicht unkatholische, aber unkirchliche Frankreich und das unkirchliche Piemont mit den größten Gegnern des Papstthums (zu denen jetzt wahrlich nicht die protestantischen Mächte gehören), nämlich mit den Orthodoxen, mit Griechen und Russen Brüderschaft gemacht haben. Eine andere Frage ist freilich ob Oesterreich durch den Klerus als Bundesgenossen sich mehr Kräfte erworben als durch den Abschluß des Concordates sich geschadet habe. Richtig scheint es zu seyn daß das Concordat den Prälaten viel willkommener gewesen ist als dem niedern Clerus, von dessen Stimmung in manchen Theilen Italiens die Gesinnung des Landvolkes immer abhängig bleiben wird. Die nicht unkaiserliche Gesinnung des oberitalienischen Landvolkes, welche sich sogar nach den neuesten Berichten noch jenseits des Tessin zeigte, ist ein günstiger Schimmer für die Erhaltung der österreichischen Macht in Italien, wenn es auch immer trostlos bleibt nur die urtheilslosen Bestandtheile eines Volkes für sich zu haben.

Die Sendung des Erzherzogs Maximilian dagegen, welche jetzt beendigt wurde, dürfen wir als völlig mißlungen betrachten, ohne dem Erzherzog selbst Schuld zu geben, da man ihn eigentlich nie den Spielraum einer vicekoniglichen Selbständigkeit genießen ließ. Gewiß hat er manches gute gewollt, aber das Glück begünstigte ihn nicht. Er gab Mailand den Anstrich einer Residenz, allein der vicekönigliche Hof vermochte deßhalb nicht den Guelfenadel der Lombardei anzuziehen. In der ersten Zeit schon gab es Spannungen zwischen den Militärbehörden und der Statthalterei, und derselbe Graf Gyulai, welcher jetzt in Piemont commandirt, ehemals bei den Truppen nichts weniger als populär, wurde ihr Gott von dem Augenblick an wo er gegen den Prinzen die Ansprüche der Armee in ziemlich feindseligem Styl vertrat. Bei dem kleinen Theil des oberitalienischen Adels, welcher traditionell ghibellinisch gesinnt war, galt der Erzherzog als ein hochbegabter, feinfühlender und klarsehender Staatsmann. Er brachte auch etwas mit was bisher an den Gebietern der österreichischen Italiener gänzlich vermißt wurde, nämlich Sinn und Empfänglichkeit für den Genius Italiens. Er kümmerte sich um Kunst und Wissenschaft — man glaubte es wenigstens — und die Talente erfreuten sich kurzer Sonnenblicke Augusteischer Zeiten. Dieser gute Wille und diese schönen Kräfte scheinen aber an eine dürre Aufgabe verschwendet worden zu seyn, und der Erzherzog sah bald daß er weder die Lombarden und Venetianer durch Fürstenhuld erobern könne, noch daß man mit seinem Vorgehen in Wien zufrieden war. Mißhelligkeiten, die ziemlich öffentlich zum Ausbruch und Erguß gekommen sind, klärten das eingeweihte Publicum auf, daß Gegensätze in Wien und Mailand sich bekämpften. So ist man gegenwärtig also nicht berechtigt zu behaupten daß die Lombardei und Venedig mit einer aufrichtig gemeinten Sonderstellung unter einem Vicekönig ihre nationalen Ansprüche noch nicht befriedigt erachten möchten. Nach einem Zeitraum von zehn Jahren steht man genau wieder am Ausgangspunkte. Man hat nach der Wiedereroberung Oberitaliens wie eine bezwungene Provinz behandelt, dann eine bürgerliche Verwaltung probirt, und ist jetzt halb willig, halb gezwungen wieder zu einem Regiment des Degens zurückgekehrt.

So setzte man in Wien mehr und mehr sein Heil in eine schlagfertige Armee, und diese wurde beständig in einem tadellosen und muntern Zustande erhalten. Sie kostete dem Land aber auch mehr als das doppelte in den günstigsten Jahren und durchschnittlich das dreifache in den zehn Jahren nach wie in den zehn Jahren vor 1848. Diese Ausgaben waren, wenn man andere Regierungsmittel nicht wählen konnte oder nicht wählen wollte, keineswegs vergeblich gemacht worden, denn wir sehen daß sich Oesterreich zwei Monate von seinem Gegner und von seinen Freunden hin- und herziehen lassen durfte und dennoch immer um mehrere Wochen in seiner Schlagfertigkeit voraus blieb.

Ein anderer mächtiger Alliirter Oesterreichs in Italien scheint in der letzten Zeit an Anhang mehr und mehr eingebüßt zu haben, nämlich Giuseppe Mazzini. Dieser Mann hat wider Willen und unaufgefordert der österreichischen Herrschaft eine große sittliche Berechtigung verschafft. Solange die italienischen Regierungen und die italienische Gesellschaft nur zu wählen hatten zwischen österreichischer Gewalt und dem mystisch-sublimen Unfug der weiland römischen Republik, da konnte die Wahl sehr vielen zur Qual werden, ganz ähnlich wie die Furcht vor dem rothen Gespenst die Franzosen so zahm machte daß sie das Kaiserthum als eine Rettung verehrten. Mazzini ist theilweise seinem zäheren Concurrenten, dem Grafen Cavour, erlegen, dem, unterstützt von einem unruhigen Souverain, mit den Kräften eines vor kurzem noch äußerst geschonten und gesunden Staates Rouge et Noir zu spielen verstattet wurde.

Das eine ist merkwürdig und bedeutungsvoll, daß die heutige Bewegung Italiens nach Einem gemeinsamen Ziele strebt, und daß bisher aller innerer Zwiespalt unterdrückt oder vertagt wurde. Bisher! Und geschähe das ferner und in alle Zukunft, würden zwanzig Millionen Italiener beständig vertrauensvoll einer einheitlichen Leitung gehorchen, keine Macht der Welt, und Oesterreich ganz gewiß nicht, wären stark genug um diesem Drängen nach Einheit und Unabhängigkeit zu widerstehen. Aber auch die Zeiten von 1847 und 1848 ließen sich so günstig an. Die Geschichte Italiens war damals lockend wie ein Traumbild, aber sie war auch nur wie dieses. Der Mann, den man zuerst vor Begeisterung und Liebe beinahe erdrückt hatte, der fiel am frühsten und sah sich am schnödesten begegnet — nämlich Pio Nono! Das zweite bedenkliche Moment für die italienische Bewegung ist daß man einen Erbfeind gegen den andern zu Hülfe gerufen hat. Dieß thut ein Volk welches sich an seinen Unterdrückern rächen, aber keine Nation die sich völlig frei machen will von auswärtigen Gewalten. Diese Freude der Italiener über den großen Helfer in Paris, der ihnen die verhaßten österreichischen Gebieter verjagen hilft, gleicht der guten Laune des Kobolds im Shakespeare's „Sturme:“

'Ban, ban, Caliban
Hat zum Herrn einen andern Mann.
Schaff einen neuen Diener dir an,
Freiheit heisa! heisa Freiheit!

Man denke sich nur die Oesterreicher hinter den Tagliamento geworfen, so würde der Papst eine Art staatsgefangener Prälat des Pariser Cabinets werden, und nicht bloß die Lombardei und Venedig, sondern auch die Herzogthümer, die Marken und Legationen des Kirchenstaates, das Festland von Neapel oder wenigstens die Insel Sicilien würden einer provisorischen Anarchie erliegen und herrenlose Länder werden; oder glaubt man wohl daß, wenn das Erzhaus aus Italien vertrieben, man Erzherzoge nach Toscana und Modena zurückberufen, daß man die Bourbonen auf ihren italienischen Herrschersitzen verschonen werde? Das war schon das Mißgeschick des ersten Bonaparte, daß sich Brüder und Schwäger um ihn drängten, die immer in der Fassung sich befanden daß Kronen auf ihre ungesalbten Häupter sich herabsenken sollten. Auch der dritte Napoleon hat einen Mahner zur Seite, und wenn die Franzosen wirklich Fuß fassen wollen auf der Goldorangenhalbinsel, so müssen sie die leer gewordenen Stühle bonapartisch füllen. Welch eine Saat von Zerwürfnissen sprießt nicht aller Orten hervor! Eine neapolitanische Bewegung mit französischer Hülfe müßte schließlich die Murats auf den Thron bringen, was aber auch immer das Festland thun und dulden mag, die Insel Sicilien wird stets darnach trachten nicht in gleiche Geschicke mit Neapel verflochten zu werden. Dort ist die Volksbewegung niemals stark für ein einheitliches Italien, sondern immer nur auf die Trennung von dem Festland gerichtet gewesen. England und die Sicilianer sind sich immer ziemlich nahe gestanden, und ein muratistisches Pronunciamiento in Neapel würde höchst wahrscheinlich zu einer Unabhängigkeitserklärung in Palermo unter Anrufung des brittischen Schutzes führen. Das traurige ist jedenfalls an diesen italienischen Händeln daß die bisherigen legitimen Gewalten auf der Halbinsel nur seicht wurzelten, nie fest und zähe mit dem Boden und dem Volke zusammenhiengen. Die einzige Ausnahme bildet das savoyische Haus, ein fremdes Herrschergeschlecht, *wie alle Herrschergeschlechter in Italien*. Aber selbst diese savoyardische Race wird nicht in ganz Sardinien, höchstens nur auf dem Festlande und auf dem Festland nicht in Genua und im Genuesischen mit aufrichtiger und unerschütterlicher Loyalität verehrt, obgleich das monarchische Gefühl der Piemontesen das stärkste in Italien und stark überhaupt genannt zu werden verdient. Trotz seiner vielen wackern und gesunden Elemente ist der sardinische Staat doch nicht mächtig genug ein trotziges Volk, wie die Lombarden, zu zügeln. Was dem gewaltigen Oesterreich, was einer Großmacht so sauer wurde, daran dürfte Piemont sich leicht die Zähne ausbrechen. Ein Unglück der Italiener ist es daß sie keinen monarchisch gesinnten Adel besitzen, sondern im Gegentheil jeder italienische Fürst in der Aristokratie statt einer Stütze, seine schlimmsten Feinde findet. Ein Kampf oligarchischer Kräfte gegen jede monarchische Gewalt würde nach Vertreibung der Oesterreicher sich zunächst durch die Geschichte Italiens ziehen. Wäre Piemont schon zu schwach die Lombarden zu bändigen, so bliebe die Möglichkeit eines oberitalienischen Reiches, welches auch Venedig mit einschlösse, *nur denkbar bei einer fortgesetzten Unterstützung durch französische Kräfte*, was auf eins hinausliefe wie eine erklärte Suzeränität. Ein solches Königreich Italien würde seiner innern Natur nach so hülflos und vergänglich seyn, wie die von Oesterreich bis jetzt aufrecht erhaltenen spinnfadenen Regierungen in den Herzogthümern. Es ist gar nicht zu läugnen daß die heutige Bewegung in Italien den Anstrich einer universalen, einträchtigen und disciplinirten Erhebung hat, allein die Italiener bleiben immer was sie vorher waren. Schlauheit und Mißtrauen sind die Grundzüge des italienischen Charakters, die in den öffentlichen Angelegenheiten neben Prahlerei und Hochmuth hauptsächlich hervortreten. Wie kann man nun denken daß jemals ein Volk frei und glücklich werde, wo jeder den andern beargwöhnt, ihn wie einen Verräther ausspionirt, wo jeder das bereitwillig glaubt was wie eine Schlechtigkeit des andern aussieht, wo sich jeder dem andern social gleichstellen möchte, wo ein wahrhaft antiquarischer Adelstolz[1] noch in vollem Safte steht, so daß bekanntlich lombardische Edelleute, ganz abgesehen von ihren politischen Abneigungen, den österreichischen Erzherzogen beinahe nicht den Vortritt gönnen möchten, wo kein Wort und kein Eid mehr bindet und Spott den trifft welcher gimpelhaft einem andern vertraute? Was soll aus einer Nation werden, wenn Officiere ihren Fahneneid brechen? Wir sind durchaus nicht der Ansicht daß ein Militär keine politische Meinung haben und sie nicht durchsetzen sollte, aber *solange er Soldat bleibt, solange er Geld nimmt für Dienste und beschworne Treue*, so lange ziemt ihm keine thätliche Politik. Es steht ihm frei seinen Abschied zu verlangen, aber er wird meineidig so wie er seinem Souverän politische Vorschriften zu ertheilen wagt.

Erscheint nach Vertreibung der Oesterreicher eine Ordnung der Verhältnisse Oberitaliens schon äußerst dornenvoll, und finden wir im Süden einen solchen Zankapfel wie Sicilien, so ist ein Abkommen mit der päpstlichen Gewalt und Landeshoheit noch viel schwieriger. Graf Cavour hat natürlich mit auswärtiger höherer Genehmigung eine Trennung des Kirchenstaates in seine beiden von den Apenninen getheilten Hälften vorgeschlagen, und zwar in der Art daß die adriatische Hälfte, die Mark und die Legationen, eine eigene Statthalterschaft oder ein Vicekönigthum mit einer reinen Laienverwaltung bilden würden. Jene Theile des Kirchenstaates werden von einer äußerst betriebsamen und rührigen Bevölkerung bewohnt und erfreuen sich eines ziemlich hohen Wohlstandes. Auch finden sich dort noch Reste einer ländlichen Aristokratie, während der Haß gegen den Klerus und der Glaube an Mazzinistische Ideen nirgends auf der Halbinsel so groß ist als gerade dort. Das nämliche Project einer Spaltung des Kirchenstaates in eine Priester- und in eine Laienhälfte wurde schon von einem Bologneser Granden dem diplomatischen Olymp zur Zeit der Wiener Verträge überreicht, von diesem aber zu den Acten verwiesen. Wie ein Witzblatt treffend bemerkt hat, läuft dieser Vorschlag darauf hinaus den Papst zum Bürgermeister von Rom zu erniedrigen. Wir sind der Ansicht daß der Papst immer noch Papst bleiben würde, auch wenn man ihm die adriatische Hälfte seiner Staaten entrisse, aber in welche drückende Lage würde das Oberhaupt der Kirche gelangen, wenn endlich rings um ihn herum mehr oder weniger demokratische Laien-Obrigkeiten sich festsetzen, die von dem antihierarchischen Geiste Cavours und der Staatsmänner seines Schlags beseelt wären? Werden schließlich die Römer selbst länger allein die Anomalie einer Priesterverwaltung ertragen, und wird der halb secularisirte Papst nicht vollständig von dem guten Willen irgend eines französischen Protectors abhängen? Wie aber,

[1] Die angebliche Gleichstellung der Stände in Südeuropa ist rein äußerlich.

wenn bei einem Erledigungsfall des Stuhles Petri durch den Druck des fremden Einflusses ein französischer Cardinal, vielleicht gar eine Pariser Creatur im Conclave gewählt würde? Dann stände so großes auf dem Spiele, daß die heutige temporelle politische Hoheit des heiligen Vaters daneben wie eine Bagatelle erschiene. Die katholische Kirche selbst würde dröhnen vom Grundpfeiler bis zum First bei einem solchen vulcanischen Stoß, und die Zeiten schismatischer Päpste würden zu den vielen Wunderlichkeiten unsers Jahrhunderts leicht hinzukommen können.

Wie man sich also auch die Möglichkeit eines von Frankreich befreiten und von Frankreich gehaltenen Italiens auszumalen sucht, dauernde und völlig heile Zustände werden nimmermehr eintreten. Der Unabhängigkeitssinn der Italiener würde rasch gegen die Franzosen Front machen und die habsburgischen Farben, wie im Jahre 1814, als Befreier begrüßt werden. Die Vorschläge eines italienischen Staatenbundes und eines Zollvereins sind bekanntlich nicht neu, sie giengen beide früher einmal von Oesterreich aus, und wurden eben aus Furcht und Eifersucht vor dieser Großmacht zurückgewiesen. Das ist eben das eigenthümliche der italienischen Stämme und Staatengruppen, daß ihr Individualitätstrieb und ihre Sonderinteressen weitaus das Bedürfniß nach föderativer Einheit überragen. Sowie die Italiener die Oesterreicher nicht mehr auf dem Nacken fühlten, würden sie ihre alten provincialen Gegensätze und Fehden wieder aufsuchen.

Trübselig und unerquidlich ist für uns Deutsche die Geschichte der österreichischen Herrschaft in Oberitalien von 1815 bis 1847, von 1850 bis 1858. Gewiß macht kein Volk, wie die Italiener, einer fremden Gewalt das Regieren so sauer, und wo der politische Mord und der Treubruch der Beamten zu den geläufigen, erlaubten und gepriesenen politischen Mitteln gehören, da ist wohl kaum etwas anders möglich als mit dem Kriegsrecht und dem Säbel in der Faust ein Land zu halten. Das Wiener Cabinet ist jedoch unter Metternich wie uns scheint weiter gegangen als es sollte, es hat übergegriffen nach den andern italienischen Gebieten, und nach dem Grundsatz: principiis obsta, jede Regung und jeden Funken einer freieren Bewegung, jede Aeußerung eines Bedürfnisses nach modernen Einrichtungen ziemlich gewaltsam niedergedrückt. Die Wiener Cabinette nach 1848 haben nichts vom Metternich'schen Styl vergessen, sie sind nach bewältigter Revolution nicht bloß zum vormaligen Zustand, sondern noch hinter das Jahr 1848 zurückgegangen. Daß sie die bei Auflösung des Reichstags in Kremsier verheißene Märzverfassung nicht ausführten, verdenkt ihnen kein politischer Kopf, denn es wäre ein reiner Selbstmord gewesen. Daß sie aber nicht einmal die an ihrer Stelle verheißenen Kronlandstage nicht beriefen oder wenigstens die alten Stände der Provinzen nicht erneuerten, ihren Völkern selbst diese Wassersuppe der Selbstregierung nicht gönnten, das hat ihnen die üble Nachrede zugezogen daß man in Oesterreich überhaupt nie Versprechungen halte, sondern immer nach beseitigter Nöthigung sein Wort vergesse. Auf solchen Beschuldigungen beruht das hie und da in Deutschland sich kundgebende Widerstreben zu Oesterreich mit dem letzten Blutstropfen zu halten. Natürlich darf man derartige Gefühle nicht aufkommen lassen. Oesterreich möchte noch viel schwärzer und noch viel gelber in Italien gehandelt haben, wir müssen jetzt, wo es sich um unsere eigene Existenz handelt, vergessend und verschluckend den schwarzgelben Fahnen folgen, oder wir sind nicht mehr zu retten.

Wenn aber d…
kann auch der
und wir meine
seyn werde, …
muß es …
Kosten …
dem Do…
länger fortda…
licher Entkräftung …
stische Macht endigen. D…
selbst ein Beistand Frankreichs …
seine alten Lehen oder seine neuern …
österreich zu entreißen, weil gegen eine sol…
Großmacht selbst die friedliebende deutsche Con…
müßte. Diese Erfahrungen und Warnungen werden a…
alter im Gedächtniß der Italiener bleiben. Dann aber muß …
vermeiden sich zur Zielscheibe des Hasses der gesammten Halbin…
machen. Es regiere streng und gerecht in Oberitalien, es züchtige dort jede Untreue und jeden bösen Willen, aber es bleibe diesseits des Po. Im Jahr 1849 vertrieb eine spontane Contrerevolution den Dictator Guerrazzi aus Toscana, und der Großherzog fand ohne die Stütze fremder Truppen den Weg nach der Hauptstadt offen. Erst als er heimgekehrt war, rückten die Oesterreicher ins Land, und wurde das Recht der Toscaner auf die Verfassung von 1848 als verwirkt erklärt. Hätte man ihnen, mit den nöthigen Sicherheitsschrauben verbessert, ihren constitutionellen Spaß gelassen, die Toscaner möchten sich im Jahr 1859 wahrscheinlich sehr wenig um das Schicksal Venedigs und der Lombardei gekümmert haben, und der Großherzog säße noch heute warm und weich in Florenz. Was in der Lombardei und Venedig zu geschehen habe, wird hauptsächlich von dem Betragen der Bevölkerung während des Krieges abhängen, gewiß aber darf man voraussetzen daß der Kaiser als Sieger einen Erzherzog nicht bloß als Statthalter, sondern als Vicekönig einzusetzen versuchen und ihm dießmal einen unverkürzten Spielraum gönnen werde; denn solche große und reiche Provinzen wie die oberitalienischen, lassen sich nicht in Haß und Furcht auf Dauer von etlichen Generationen regieren, sondern es ist die Pflicht des Monarchen die Liebe der Unterthanen zu gewinnen, wenigstens einen Theil der Gesellschaft, wenigstens eine Classe zu befriedigen. Es ist dieß um Oesterreichs selbst willen zu wünschen, an dem in diesem Augenblick wir Süddeutschen mit derselben Wärme hängen wie die Oesterreicher selbst. Sollten die Italiener in Zukunft aber und abermals entweder durch Belagerungsgesetze oder im Wege des dürren Kanzleistyls regiert werden, dann wird die Lombardei der Nagel werden zum Sarge der Habsburgischen Macht, ja man möchte lieber wünschen sie sey bereits verloren, als sie müßte auf eine Art festgehalten werden wie die letzten zehn Jahre. Zuvor muß allerdings Piemont noch einmal in die Kniee fallen und um Pardon bitten, sonst wäre jedes vorzeitige Zugeständniß Oesterreichs in den Augen der Italiener eine Anwandlung von Schwäche und ein Eingeständniß von Furcht.

…m Königreich Sar-
auf dem Conti-
…ht welche von
…ist. Er zeigt
…der Donau
…wo sich
…Cste ist,
…welche
…nach
Am 17ten … den Zeitung Expedition … südlich

Der Hafen von Saigon.

…en des vergangenen Februar bemächtigten sich, wie aus …gen bekannt, die verbündeten französischen und spanischen …scorps Saigons, einer im Kaiserreich An-Nam gelegenen Stadt. …igon oder Djatin ist in dem zu An-Nam gehörenden Cambodscha, … von Cochinchina, am Dong-Naï, einem Flusse dessen Quelle … unbekannt ist, sehr malerisch und vortheilhaft gelegen; sie erstreckt …ch nämlich auf einer von den beiden Armen des Flusses gebildeten Landzunge in einer Ausdehnung von etwa 9 Kilometern (2¼ Meilen). Ihre Straßen sind meist regelmäßig angelegt und schattig, aber sie werden in einem sehr schlechten Zustand erhalten, und die Schweine balgen sich in ihnen rücksichtslos um die Speise-Abfälle, welche aus den Häusern geworfen werden, mit den Hunden herum.

Die Gebäude sind im allgemeinen aus Holz aufgeführt, manchmal mit Reisstroh oder Palmblättern bedeckt, und sie gleichen so viel mehr Hütten als Häusern. Entsteht, was häufig der Fall, eine Feuersbrunst, so treiben die Einwohner einen Trupp Elephanten herbei, die dann mit ihren Rüsseln die umliegenden „Häuser" niederreißen; die Wohnungen der An-Namiten sind so wenig solid gebaut, daß ein Elephant in wenigen Minuten mehrere davon zerstören kann.

Im Norden der Stadt liegen weite Bauplätze, fast in der Mitte der Stadt aber befindet sich der kaiserliche Palast. Die Citadelle, ein im Viereck erbautes, mächtiges, mit Baumgruppen umgebenes Fort, welches zum Theil von unsern Truppen geschleift wurde, war im Jahr 1821 unter der Leitung französischer Ingenieure aufgeführt worden. Im Nordosten der Stadt befindet sich das Marine-Arsenal, welches zugleich eine Geschützgießerei enthält; das Gouvernement läßt darin Schießprojectile verfertigen, eine Art Stückkugeln, die auf eine Entfernung von 200 Metern geschleudert werden können. Die Bevölkerung der Stadt, welche nahe an 100,000 Einwohner zählt, ist ein Gemisch von An-Namiten, Chinesen, Malayen ꝛc.

Der Fluß Dong-Naï, den unsere Flottille forcirte, ist ein in vielen Krümmungen rasch dahinstürzendes, etwa 100 Meter breites Gewässer; sein Bett ist so tief daß sich die Schiffe, ohne aufzufahren, sehr nahe gegen das Gestade hin bewegen können. Die Landschaften welche er durchströmt, bieten einen mannichfachen Anblick, sie sind bald Ebenen, bald bilden sie leichte Bodenerhebungen, und hie und da sind sie mit sehr großen Wäldern bedeckt, welche riesigen Tigern, Rhinocerossen und grünen Vipern, deren Biß in wenig Minuten tödtet, zum Aufenthalt dienen. Zahlreiche Flüsse vermischen ihre Gewässer mit denen des Dong-Naï und geben dem Land eine wunderbare üppige Fruchtbarkeit. Der Fluß Dong-Naï wird überdieß durch einen etliche Kilometer langen Canal mit dem westlich von ihm strömenden Me-Kong verbunden, wodurch die Communication zwischen dem westlichen Cambodscha und Saigon bedeutend erleichtert wird.

Saigon liegt zwar an 40 Meilen von der Flußmündung entfernt, besitzt aber gleichwohl einen Handelshafen ersten Ranges, chinesische, portugiesische und die Schiffe vieler anderer Nationen kommen hieher um Handelsverbindungen mit den An-Namiten einzugehen; die Hauptartikel der Ausfuhr bestehen in Betel, Reis, Pfeffer, Zucker, Pech, Oel, Rhinoceros- und Hirschhorn, Elfenbein ꝛc. Die Frauen, behauptet man hier, beschäftigten sich weit mehr und betriebsamer mit dem Handel als die Männer. Die Polizeigesetze sind in Saigon strenge; in jeder Straße wohnt ein eigener Commissär, dem deren Ueberwachung und die schleunige Ahndung der mindesten Vergehen zur Pflicht gemacht ist.

Die Geographen glaubten in der Stadt Saigon das alte Thinä gefunden zu haben, wozu sie die Entdeckung von Ruinen großer Bauten in der Nähe der Stadt verleitete. Sey nun dem wie ihm wolle, so bleibt es sicher daß im 9ten Jahrhundert unserer Zeitrechnung Saigon bereits eine blühende Stadt war; Araber welche um diese Zeit hieher gekommen waren, rühmten die Saigoner Musseline und Zeuge, und berichteten daß man hier Kleidungsstücke von solcher Feinheit zu verfertigen wisse, daß man sie durch einen Fingerring hindurchziehen könne. (Nach der Science pour tous.)

Die Safranproduction im Alterthum.

Unter den vegetabilischen Farbstoffen der Alten steht obenan der Safran, der außer zum Färben von Zeugen und anderen Gegenständen auch zur Würzung der Speisen, zu officinellen Zwecken und zur Bereitung köstlicher Salben verwendet wurde. Rom und Athen bezogen den Safran meist aus Sicilien und Kleinasien, weniger aus Syrien und Kyrene. Die Einfuhr des sicilischen Krokus nach Rom bezeugen Strabo und Vegetius, die nach Athen Philemon. In beiden Städten war diese Sorte sehr gesucht. In Sicilien selber galt der Ort Centuripä, gegenüber dem Aetna im Binnenlande, für die Heimath des ausgezeichnetsten Safrans. Weit beträchtlicher noch als die Ausfuhr aus Sicilien war die aus Kleinasien, vornehmlich aus Cilicien. Hier besaß die Stadt Korykos die ausgedehntesten Krokusfelder, deren Ertrag die Hauptfracht der Schiffe bildete, die aus ihrem vielbesuchten Hafen in alle Weltgegenden steuerten. Die allerfeinste Sorte wuchs eine Stunde von der Stadt in einem tiefen, jäh umgränzten Felsenkessel, der, mit waldigem Gestrüpp und Steinen übersäet, dennoch jahraus jahrein seine herrlichen gelben Blumen hervorbrachte. Isidor von Sevilla behauptet daß sich kein Land weder an Güte noch an Menge des Safrans mit Cilicien messen könne. Der erste Theil dieses Satzes wird durch das Zeugniß des Botanikers Dioskorides bestätigt, welcher den cilicischen Krokus für den besten erklärt, und unter den verschiedenen Arten des cilicischen dem von Korykos den ersten Preis zuerkennt. In welcher Masse Cilicien diesen Artikel producirte, kann man sich aus der Anmerkung eines Alexandrinischen Scholiasten zu Aristophanes vorstellen, worin gesagt wird daß Cilicien nicht weniger Ueberfluß an Safran habe als Aegypten an Getreide und Athen an Eulen — die beste Krokussalbe (κρόκινον μύρον) wurde nicht in Korykos, sondern in der größeren Nachbarstadt Soloi fabricirt. Dieß kann nicht auffallen, da sich eben auch im Alterthum, wie heutzutage, die Industrie in die Großstädte zog. Namentlich bei Luxusgegenständen springt der Grund dieser Centripetalkraft in die Augen. Der Reichthum schlägt naturgemäß in den Hauptstädten seinen Wohnsitz auf, und nur wo Reichthum ist, können Luxuswaaren auf gehörigen Absatz zählen. Noch unter dem persischen Regiment hatte sich Soloi zu solchem Wohlstand emporgeschwungen, daß es an Alexander

den Großen 400,000 fl. Contribution bezahlen konnte; und unter römischer Oberherrschaft erhob es sich, von Pompejus begünstigt, zu neuem Flor. Außer Soloi gab es auf den Inseln Rhodos und Aegina berühmte Krokosölfabriken, die aber von dem cilicischen Erzeugniß weit überschattet wurden. Ebenso wird es dem syrischen Krokosöl ergangen seyn. Wie Cilicien, so producirte auch Lycien auf den südlichen Ausläufern des Taurusgebirges nicht wenig Safran, und der vom lycischen Olymp wurde seit dem Aufschwung der Arzneiwissenschaft als officinelle Pflanze ausgeführt. Ganz besonders viel scheint der Safran im westlichen Kleinasien gebraucht worden zu seyn. Ueber Phrygien freilich, das noch heute Millionen von Krokosblumen hervorbringt, ist keine Nachricht auf uns gekommen; umsomehr wissen wir von Jonien. Der älteste griechische Schriftsteller, bei dem wir die Krokossalbe erwähnt finden, ist der Jambograph Hipponax (Fragm. 40 ed. Bergk) aus Ephesos, wo also jedenfalls im 6ten Jahrhundert vor Chr. bereits dieses Fabricat bekannt war. Der Tmolos, das Hauptgebirge Lydiens, stand voll gelber Krokosblumen, auch die Städte von Aeolis, vor allen Aegä, lieferten diesen Farbstoff; die jonischen und lydischen Damen liebten die prächtigen Safrangewänder über die Maßen: kein Wunder daß die Färbereien von Sardes und anderen großen Städten jener Landschaft sich der herrlichsten Blüthe erfreuen durften, und nicht allein die Märkte der kleinasiatischen Griechen, sondern auch die der europäischen Hellenen mit ihren luxuriösen Geweben versorgten.

Die Donau-Mündungen.

Die für Deutschlands Handel so wichtige Donau hat zwar drei Mündungen in dem türkischen Reiche, von denen aber nur die nördlichste, die Sulina-Mündung unter russischen Schutz gekommen war, den wir aus der Geschichte des tatarischen Staates der Krim, des Untergangs von Polen und dem Gelüste nach der Moldau und Servien kennen gelernt haben. Wie diese Sulina-Mündung für den Handel heruntergebracht worden, kann man unter andern aus der 1855 bei H. Kern zu Breslau erschienenen Schrift: „die Moldau, Walachei unter russischem Schutze von dem General-Consul Neigebaur" entnehmen, wo man S. 64 sehen kann, welchen Einfluß das Geschenk eines Brillanten-Halsbandes an eine Ministers-Frau auf das Schicksal des Handels haben kann. Seit dem letzten Kriege gegen Rußland hat sich das Blatt gewendet, die Donau soll frei werden, es handelt sich nur noch völkerrechtlich welche der Mündungen der Donau dem Handel fahrbar erhalten werden soll. Darüber ist jetzt eine sehr bedeutende Schrift von einem Sachkenner erschienen.

Considerazioni sulla scelta di quello fra i canali del Danubio che conviene preferire, per regolarne la foce nel mar Nero, del Cavaliere Paleocapa. Torino. Stamperia Reale 1858.

Der Verfasser ist der Erbauer der berühmten Eisenbahnbrücke welche von Venedig über die Lagunen nach dem festen Lande führt, und war zuletzt Minister der öffentlichen Bauten im Königreich Sardinien, welches nach Belgien die meisten Eisenbahnen auf dem Continent besitzt. In dem vorliegenden Werke wird untersucht welche von den bekannten drei Donau-Mündungen die vortheilhafteste ist. Er zeigt daß zwar der Kilia-Arm zwei Drittel der ganzen Wassermasse der Donau dem schwarzen Meere zuführt, daß derselbe aber unterhalb Wilkowo sich in acht kleinere Arme theilt, daß der Sulina-Arm zwar der tiefste ist, daß aber dennoch die Mündung von S. Giorgio vorzuziehen, welche $^{10}/_{27}$ der Gesammtmasse der Donau enthält. Der Verfasser weist nach daß und wie dieser Arm stets fahrbar zu erhalten, und berechnet sowohl den Bau als die Unterhaltungskosten, so daß auch die Tonnengelder nicht hoch zu stehen kommen dürften.

Ein „Mauerbrecher" aus dem Reiche der Pflanzen.

Die „India" enthält einige interessante Angaben über die vernichtende Macht eines Baumes, dessen Anblick nicht im entferntesten auf eine so schlimme Begabung schließen ließe.

Der Papayabaum — sagt sie — kommt sehr häufig in Indien vor, wo er, wie man vermuthet, spontan aufwachsen soll. Er wächst oft an den ungewöhnlichsten Stellen empor und zerstört in seiner weitern Entwicklung ganze Gebäude durch den heftigen Druck den seine Wurzeln ausüben, die in dem Kitt, der die Steine und Ziegel aneinanderhält, weiter und weiter nach allen Richtungen hin sich ausdehnen; so sieht man ihn oft über Wasserleitungen, über den Kuppeln der Moscheen, über Gartenmauern emporragen. Kein Christ, kein Hindu würde es wagen die oberen Theile des noch jungen Baumes abzuhauen, und kein Mohammedaner würde sich dazu verstehen; es würde indeß auch eine vergebliche Mühe seyn, welche nur das Herannahen jenes verhängnißvollen und unvermeidlichen Tages um einiges aufschieben könnte. Den Wurzeln des Baumes wohnt eine solche Kraft des Wachsthums inne daß sie unaufhörlich neue Zweige treiben, die, sind sie einmal tief in einem Baue eingedrungen, dann im Innern desselben ihre Angriffe mit einer nicht ermattenden Energie fortsetzen, mit welcher Sorgfalt man auch ihre Zweige abhauen mag.

Da die Laubkrone des jungen Papayabaumes einen angenehmen Schatten bietet, so beschützen und begünstigen die Indier sogar sein Wachsthum. „Es ist nichts überraschendes," versichert Oberst Sleemann „daß der Aberglaube diesen anmuthigen, zartgeformten Baum den Göttern geweiht habe, denn Paläste, Burgen, Tempel, Grabgewölbe, alle Denkmale, die der Mensch zur Verherrlichung und Verewigung seines Namens aufrichtet und auf die er so stolz ist, sie alle zerbröckeln zu Staub unter jenem furchtbaren Drucke, vor dem nichts sie zu retten vermag. Triumphirend richtet er sich über ihnen empor, und seine prachtvolle Anmuth entfaltend läßt er unter seinem saftigen, grünen Laubwerke die Trümmer der von ihm vollbrachten Zerstörung in Staub zerfallen, als wollte er damit zeigen wie nichtig die menschlichen Dinge und wie vergeblich all unsere Anstrengungen seyen."

Inmitten der Wälder und Gebirge Indiens haust ein göttliches Wesen, dessen Macht die Menschen scheuen und bei dessen Namen sie zu schwören pflegen. Da der Papaya aller Orten den Göttern — von welchen die Sage geht daß sie es lieben unter seinem Laubdache zu weilen, um dessen harmonischem Säuseln zu lauschen — geweiht ist, so nimmt der bei jenem Gotte Schwörende eines der Blätter dieses Baumes in seine Hand, und ruft und fleht zu dem über seinem Haupte befindlichen Gotte, er möge ihn, oder die ihm lieb und theuer sind, gleichwie er dieses Blatt hier in seinen Händen zerreibe, zermalmen, wenn er jetzt gegen die Wahrheit sprechen werde. Darauf zerreißt, zerbröckelt und zerquetscht der Schwörende das Blatt und bringt dann vor den umstehenden Zeugen seine Behauptung vor. Die wilden Stämme Indiens betrachten den Baumwollenstrauch als den Aufenthaltsort noch strengerer Gottheiten; da sie indeß nur ihre nächste Umgebung bewachen, folglich minder beschäftigt sind, so haben sie auch mehr Muße die Wahrhaftigkeit derer die sich ihnen nahen, aufmerksam zu erforschen. Der Papaya aber ist dem Glauben der Hindu zufolge die Residenz eines der drei das Weltall regierenden Glieder der indischen Dreieinigkeit, während der Baumwollenstrauch und einige andere Bäume die Olympe untergeordneter Götter sind, deren Mission lediglich darin besteht, das Leben und Treiben der Menschen innerhalb eines Districtes, oft auch nur eines einzigen Dorfes zu überwachen.

Miscellen.

Ein neues Stereoskop. Eine wichtige Modification von Wheatstone's Stereoskop ist in der französischen Akademie der Wissenschaften von Hrn. d'Almeida zur Sprache gebracht worden. Mit dem gewöhnlichen Instrument kann nur ein Beobachter auf einmal das Relief betrachten; Hr. d'Almeida macht es mehreren auf einmal, und in einer Entfernung von mehreren Metern, sichtbar. Zu diesem Endzweck läßt er zwei stereoskopische Bilder gleichzeitig auf einem Schirm reflectiren; da sie nicht identisch, sondern nur ähnlich sind, so werden die Umrisse des einen die des andern durchschneiden, und eine Verwirrung erzeugen welcher man nur ausweichen kann wenn man bewirkt daß jedes Auge nur eins der Bilder sieht. Zu diesem Zweck läßt der Erfinder die Lichtstrahlen von jedem Bild durch ein Glas von einer andern Farbe, ein rothes und ein grünes, hindurchgehen; dadurch wird das eine der Bilder auf dem Schirm roth, das andere grün reflectirt. Wenn nun die Augen des Beobachters mit den oben erwähnten Gläsern versehen sind, wird das mit einem grünen Glas bedeckte Auge nur das grüne Bild sehen, während das andere nur dem mit einem rothen Glas geschützten Auge sichtbar seyn wird. In dem Augenblick in welchem dieß bewirkt wird, kommt das Relief zum Vorschein, und wenn der Beobachter seine Stellung seitwärts ändert, so wird er das Aussehen gewinnen als ob sich die Figur in der entgegengesetzten Richtung bewege, was die Täuschung erhöht. Hr. d'Almeida schlägt noch einen zweiten Plan vor, bei welchem beide Bilder ungefärbt sind, und das Auge das eine Bild nur dann bemerken kann wenn man das andere rasch dem Anblick mittelst eines sich drehenden Stücks Pappendeckel entzieht, das so geschnitten ist daß es nur eines der Bilder auf einmal bei jeder halben Umdrehung bedeckt. Sobald die rotatorische Bewegung eine hinreichende Schnelligkeit erlangt, kommen die Figuren im Relief zum Vorschein. (Times.)

*

Musik durch Elektricität. Ein Ungar, Hr. Leon Humar, hat, der Brüsseler „Emancipation" zufolge, in einem öffentlichen Concert im Nationaltheater mittelst elektrischer Dräthe auf fünf verschiedenen Pianos zu gleicher Zeit gespielt. Die Batterie welche die Dräthe in Thätigkeit setzte, befand sich in einem anstoßenden Zimmer. Ein Correspondent des Mechanic's Magazine, Junius 1858, hat schon früher auf die Möglichkeit einer solchen Veranstaltung hingewiesen.

*

Die Besitzergreifung der kleinen Insel Clipperton durch Frankreich. Der „Polynesier," ein Blatt das in Honolulu, der Hauptstadt der Sandwich-Inseln, gedruckt wird, enthält eine Proclamation des Grafen Kervegnen, stellvertretenden Commissärs der französischen Regierung, worin der am 17 Nov. 1858 im Namen seiner Regierung erfolgten Besitzergreifung einer unter der Benennung Clipperton bekannten Insel Erwähnung geschieht. Diese Insel liegt unter 10° 19′ südlicher Breite und 111° 33′ westlicher Länge von Paris, ist niedrig, von geringem Umfang und 2700 Meilen von Hawai, 600 Meilen von Acapulco, dem nächsten mexicanischen Küstenpunkt, entfernt.

*

Nachrichten von Dr. Cuny, einem französischen Reisenden in Darfur. Der Graf d'Escayrac hat der Geographie-Gesellschaft, in der Sitzung vom 18 März, die Abreise Dr. Cuny's von El-Obeid nach Darfur gemeldet. Da diese Abreise um den 25 Mai 1858 stattgefunden hatte, die zu durchwandernde Strecke aber bloß einige Tagreisen erforderte, und nichts vermuthen ließ daß Dr. Cuny ermordet worden, so kann man mit ziemlicher Zuverlässigkeit annehmen daß derselbe in diesem Augenblick schon seit fast einem Jahr in Darfur wohnt, und daß wir bald bestimmte Nachrichten über dieses Land und über Wadai, welches Dr. Cuny ebenfalls besuchen wollte, erhalten werden. Dr. Cuny hatte in seinen Plan nur den Grafen d'Escayrac eingeweiht, welcher Hrn. Cuny so viel als möglich unterstützte und in seinem Vorhaben bestärkte. Unbedingtestes Geheimhalten war nothwendig wegen der Eifersucht welche die ägyptische Regierung gegen jeden auf Centralafrika gerichteten europäischen Versuch an den Tag legt. Diese ungünstige Gesinnung der ägyptischen Behörden setzte Hrn. Cuny selbst wirklichen Gefahren aus; er wurde zu Derr in Nubien von dem Statthalter mehrere Wochen lang zurückgehalten, und konnte nur mit Mühe seine Reise fortsetzen. Hr. Cuny übersandte dem Grafen d'Escayrac eine 170 Seiten großen Formats umfassende Denkschrift über Kordofan und Nubien. Diese Denkschrift, deren Durchsicht Graf d'Escayrac besorgt, wird binnen kurzem in dem Bulletin der Geographie-Gesellschaft veröffentlicht werden. (Nouv. Ann. des Voyages.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 21. Augsburg, 21 Mai 1859.

Der Manketta-Häuptling.

Ein Sittengemälde aus Borneo.

Man unterscheidet in Borneo cultivirte und wilde Dajaker. Erstere sind über die ganze Insel verbreitet, wohnen in Häusern und bauen Reisfelder; letztere kommen nur im Mittelpunkt der Insel vor, und sind Wilde im wahren Sinne des Wortes. Ohne Obdach, ohne Feldbau, leben sie wie das Wild unter den Zweigen der Bäume. In den Gegenden wo diese Stämme hausen, findet man weder ackerbautreibende Dajaker noch Malayen.

Die Kopfzahl dieser Buschmänner läßt sich schwer bestimmen; ich hörte von 50—60,000, die ein Gebiet von 800—1000 Quadratmeilen bewohnen; ich glaube jedoch daß diese Anzahl übertrieben ist, und sich nur auf 20—30,000 Seelen belaufen mag, oder 4—5000 Familien, die, in mehrere hundert Stämme vertheilt, zerstreut leben, und sich stets gegenseitig befehden. Uebrigens theilen sie sich in drei große Abtheilungen oder Hauptstämme, die sich in Sprache und Sitten nur wenig unterscheiden. Die Punan bewohnen das rechte Stromgebiet des oberen Kapuas bis an den Fluß Ambalau, die Manketta das linke Stromgebiet des Kapuas bis Nangabunut, die Ott oder Wutt das Flußgebiet des oberen Banjar im Südosten der Insel. Die Manketta unterscheiden sich dadurch merklich von den beiden andern Stämmen daß sie über den ganzen Körper, mit Ausnahme des Gesichts, schön tättowirt sind, während Punan und Wutt diese Sitte nicht haben.

Mit den an den Gränzen ihres Gebiets wohnenden cultivirten Dajakern, stehen sie zwar in Handelsverbindungen und beständigem Verkehr, doch müssen letztere trotz den Freundschaftsverhältnissen sehr vorsichtig mit diesen Kindern des Waldes umgehen. Das geringste Zerwürfniß führt bald zu bitterer Feindschaft, und dann unfehlbar zu Thaten der Rache, die aber nicht offen, sondern heimlich verübt werden. Die Wilden schieben dann wohl die Schuld auf entfernt wohnende Stämme, und es ist schwer ihnen das Gegentheil zu beweisen.

Uebrigens unterscheiden sich diese Stämme, was äußere Körperbildung und Hautfarbe anbelangt, in keiner Weise von Dajakern und Malayen. Als ich mich am obern Kapuas, an der Gränze ihres Gebiets befand, ließ ich durch Vermittlung der Dajaker von Lunja einen Stamm der Punan aus den Wäldern herbeirufen. Es waren alle hübsche, wohlgestaltete Leute, mit den intelligenten schlauen Gesichtszügen, wie man sie bei den Malayen häufig findet. Uebrigens waren sie wie die cultivirten Dajaker bekleidet, nämlich die Männer mit einem Schwal um die Hüften, die Frauen mit einem zwei Spannen breiten Kleidchen. Der Stoff zu diesen Kleidungsstücken war künstlich präparirte, sammetweiche Baumrinde.

Die ackerbautreibenden Stämme ziehen aus dem Handel mit diesen Wilden großen Vortheil; letztere verstehen die Kunst des Schmiedens nicht, können sich also auch keine eisernen Waffen als Schwerter und Lanzen verfertigen, und tauschen sie von den ansässigen Dajakern gegen Goldstaub, Galiga [1] und Sklaven ein. Letztere sind geraubte Kinder, die sie in entfernten Gegenden listig stehlen oder auch bisweilen mit Gewalt rauben. Solche Kinder werden in der Regel bei Todesfällen auf den Gräbern der Verstorbenen geopfert; bisweilen aber auch in einen Stamm aufgenommen. Während die Dajaker das Unrecht begehen diese armen geraubten Kinder aufzukaufen, trifft sie nicht selten die gerechte Vergeltung, indem Kinder ihres eigenen Stammes auf dieselbe Weise geraubt und nach anderen Gegenden der Insel, unter denselben Bedingungen und zu demselben Zweck verhandelt werden.

Nicht genug können die ackerbautreibenden Stämme die List, Verschlagenheit und feinen Sinneswerkzeuge (Gehör, Geruch und Gesicht) dieser Wilden rühmen, doch auch ihre Feigheit ist sprüchwörtlich bei ihnen, und es ist wahr, sie wagen nie einen offenen Angriff; doch auch die ansässigen Dajaker führen ihre Fehden auf dieselbe Weise, auch bei ihnen ist die Hinterlist die wahre und einzige Kriegstaktik, auch sie überfallen Weiber und Kinder um nur den gewünschten und ersehnten Schädel nach dem Heimathsdorf bringen zu können, aber sie haben die feinen Sinneswerkzeuge nicht wie jene, dagegen bessere Waffen.

Die ursprünglichen Waffen der wilden Stämme sind nur Wurflanzen aus harten Holzarten, und Keulen, mit denen sie so geschickt zu werfen verstehen daß sie das flüchtige Wild niederstrecken. Zum großen Theil besitzen sie jedoch jetzt Schwerter und Blaseröhre; letztere mit künstlich am obern Ende befestigten eisernen oder auch hölzernen Spießen (also Bajonnetten). Wenigstens besitzen alle Häuptlinge solche Waffen, die von den ansässigen Stämmen eingetauscht sind.

Wenn diese Wilden irgendeinen Anschlag gegen ein Dorf oder gegen die Bewohner eines einzelnen Hauses ausführen wollen, so liegen

[1] Galiga eine steinartige harte Substanz, selten größer als eine wälsche Nuß, die in den Eingeweiden von Thieren gefunden, und von Borneo aus nach China und Arabien versendet wird.

sie wochenlang in der Umgegend auf der Lauer. In den Zweigen irgendeines Baums befindet sich während dieser ganzen Zeit ein Kundschafter, dessen Falkenaugen alles genau beobachten. Sobald er bemerkt daß die meisten Männer auf Feldarbeit sind, oder zu einem andern Zweck das Dorf verlassen haben, so gibt er den im dichten Gebüsch verborgenen Gefährten ein Zeichen, und der Ueberfall findet statt; die Frauen, die nicht entfliehen können, werden erschlagen, und die Kinder zwischen 7 und 14 Jahren mit fortgeführt. Wenn die Männer heimkehren, finden sie einen Aschenhaufen.

Eine malayische Häuptlingsfamilie.

Die nachfolgende Erzählung wird uns einige Dramas dieser Art vorführen und zwar aus verschiedenen Gegenden von Central-Borneo. Zuvörderst bitte ich den Leser mich nach Südost-Borneo zu begleiten, an die Ufer des obern Banjar. Hier liegt das kleine malayische Dorf Tana-mera, aus nicht mehr als 10—12 Häusern, oder besser, Hütten bestehend. Diese Ansiedlung bildet gleichsam einen vorgeschobenen Posten, der mehr südlich gelegenen größeren malayischen Dörfer. Der Häuptling des Dorfs, Pangerang Mankoh, hatte sich erst kürzlich hier niedergelassen, weil der Grund und Boden reich an Diamanten und Gold war. 12—13 malayische Familien hatten sich ihm angeschlossen, und hofften bald Reichthümer zu erwerben; am meisten der Pangerang, dem nach altem Brauch und Recht alle über vier Karat schweren Diamanten, die etwa gefunden werden mochten, gegen eine verhältnißmäßig sehr geringe Entschädigung überlassen werden mußten. In den meisten Fällen wurden zwar solche Steine verheimlicht; demungeachtet war der Gewinn des Häuptlings groß, denn er allein beschäftigte 10 Arbeiter für eigene Rechnung.

Die Gegend war schön und fruchtbar, gesund und voll Naturschönheiten, und vielleicht wären bereits seit langer Zeit hier malayische Niederlassungen gegründet worden, wenn nicht auch Gefahr vorhanden gewesen wäre; und diese bestand in der Nachbarschaft wilder Stämme, deren Gebiet, obschon ohne bestimmte Gränzen, sich bis hieher ausdehnte. Die Bewohner von Tana-mera hatten indeß alle Sicherheitsmaßregeln genommen, die sie nur irgend für nützlich hielten. Das Dorf selbst war mit einem hohen Palissadenzaun umgeben worden, und die ganze Umgebung desselben, einige hundert Schritte weit, mit vielen Tausenden scharfer Ranju [1] bepflanzt worden, die im Gras und Gebüsch verborgen 2—3 Zoll hoch aus dem Erdreich hervorragten, aber dem bloßen Auge nicht sichtbar waren. Einige schmale Fußpfade, den Bewohnern bekannt, führten durch diese eigenthümlichen fortificatorischen Anlagen. Wehe dem der einen Schritt seitwärts von dem Pfad trat, seine Füße wären unfehlbar durchbohrt worden. Eine Annäherung bei Nacht war also nicht gut möglich; es wäre denn daß die Wilden sich besondere Fußbekleidungen gemacht hätten, wozu aber gewöhnliches Wildleder nicht ausreichend gewesen wäre, denn dieß ist nicht im Stande die Ranjus abzuhalten. Außerdem waren aber auch noch in der Nähe der Palissaden, und zwar außerhalb 8—10 ziemlich tiefe Gruben an verschiedenen Stellen angebracht worden, und auf dem Boden derselben waren ebenfalls lange Spirße aus harten Holzarten eingepflanzt, so daß sich der unfehlbar spirßte welcher das Unglück hatte hineinzufallen. Die Gruben waren leicht bedeckt und nicht sichtbar. Die 25—30 streitbaren Männer die sich im Dorf befanden, besaßen ebenso viele Feuergewehre, und in der That, Tausende von Wilden hätten es nie gewagt einer solchen Anzahl Feuerschlünde entgegenzutreten. Auch die in den Gruben beschäftigten Arbeiter waren nie unbewaffnet. Auf diese Weise lebte man ziemlich sorglos. Da man mit der Gewohnheit der Wilden bekannt war, so war es, obschon nach vieler Mühe geglückt, mit einigen benachbarten Stämmen in Handelsverbindungen zu treten. Man stand auf ziemlich freundschaftlichem Fuß mit ihnen. Die Malayen sparten den Tabak nicht, den die Wilden leidenschaftlich lieben, machten ihnen auch außer den Waaren welche sie für Staubgold und Galiga ihnen überließen, noch kleine Geschenke. Auf diese Weise schien alle Gefahr aus Tana-mera verschwunden, und Pangerang Mankoh rühmte sich der erste zu seyn der mit den Stämmen der Wutt freundschaftlich verkehrte.

Das Haus des Pangerang war das einzige etwas ansehnliche Gebäude im Dorf, und von ziemlich großem Umfang. Es war dieß auch nothwendig, denn es wohnten mindestens 20 Menschen in demselben, nämlich 12—14 männliche Diener oder Schuldner, [1] die zum Theil den Tag über in den Minen arbeiteten, ferner einige leibeigene Dienstmägde und die Familie des Pangerang, die aus seiner schon etwas bejahrten Gemahlin und seiner 14jährigen Tochter Manis bestand. Letztere war ein schönes Mädchen, auch von Charakter gutmüthig und sanft, so daß sie allgemein beliebt war.

Trotz ihres jugendlichen Alters hatten Manis schöne Augen bereits ein Herz schwer verwundet. Leider nur konnte der arme junge Mensch, der so kühn gewesen war seine Blicke bis zur Tochter des Pangerang zu erheben, sich keiner adeligen Abstammung rühmen. Doch hatte er andere Vorzüge; er war ein vorzüglicher Schütze, muthiger als die meisten seiner Landsleute, und dabei kein häßlicher Bursche. Die jungen Mädchen nannten ihn das Feuerauge, und in der That, Kadehr hatte prächtige Augen. Was Wunder also daß Manis dieß bemerkt hatte, und gern ihrer adeligen Abkunft vergessen hätte, wenn der Vater in eine Verbindung mit einem so armen Menschen hätte willigen wollen. Doch hiezu war bei dem stolzen und etwas geizigen Charakter des Pangerang keine Aussicht. Allerdings war seine Liebe für die liebliche Manis außerordentlich groß, aber umsomehr wollte er auch daß sie keine Mesalliance schließen sollte.

Den Augen der Mutter war das Verhältniß der beiden Liebenden nicht verborgen geblieben, obschon dieß bisher nur in zärtlichen Blicken und einigen wenigen Worten bestanden hatte. Als sie dem Pangerang davon erzählte, hatte er getobt, und geschworen beide eher zu tödten als jemals seine Einwilligung zur Heirath zu geben.

So standen die Angelegenheiten. Kadehr schlich seit einigen Tagen traurig und niedergeschlagen umher, seine feurigen Augen waren matt, sein Gesicht abgehärmt. Der Liebespfeil saß dem armen Jungen zu tief im Herzen als daß es ohne Schmerzen abgegangen wäre. Er machte sich bereit sein Bündel zu schnüren, denn der Pangerang hatte ihm bedeutet daß er in einigen Tagen stromabwärts nach Banjar fahren solle, um an den Sultan daselbst einen Brief zu bestellen und zugleich in Banjar zu bleiben. Seine Cameraden spotteten heimlich, denn laut wagten sie es nicht mehr, seit Kadehr einem von ihnen den Dolch an die Kehle gesetzt hatte. Er war stets von ihnen gefürchtet gewesen, aber

[1] Ranju. Diese Art Defensivwaffe ist auf sämmtlichen sundischen Inseln in Gebrauch, gewöhnlich sind die Ranjus aus Bambusrohr und scharf zugespitzt.

[1] Schuldner (Orang-ber-utang).

seit wenigen Tagen sah er wahrhaft grimmig aus, und man gieng ihm gern aus dem Weg.

Manis kam während dieser Zeit beinahe gar nicht mehr zum Vorschein. Nur zweimal täglich gieng sie mit ihrer Mutter nach dem Fluß baden, und dieß war die einzige Gelegenheit wo sich die Blicke der Liebenden begegnen konnten.

Der Badeplatz für die Frauen lag einige hundert Schritt hinter dem Dorf. Kadehr, der die Unmöglichkeit sah mit Manis einige Worte zu wechseln, verfiel auf ein eigenthümliches Mittel Abschied von ihr zu nehmen, und ihr seine Schmerzen zu schildern. Auch dem Malayen ist die Blumensprache bekannt, und Kadehr band einen Strauß, in den er so viel als möglich alle Gefühle und Schmerzen seines Herzens zusammengewunden hatte. Mit diesem begab er sich nach einer Stelle des Flusses, die eine Strecke stromaufwärts von der Badestelle lag, und übergab den sinnreichen Brief, nachdem er ihn vorher noch zierlich auf ein kleines Brettchen befestigt hatte, den Wellen des Stroms. Die seltsame Botschaft langte auch wirklich bei den Frauen an, doch die Mutter fieng den Strauß auf; auch hatte sie Kadehr wohl bemerkt. Die Jugenderinnerungen waren bei der alten Dame noch so lebhaft daß sie den Inhalt des Bouquets sehr gut entzifferte, und in ihrem Eifer der schönen Manis Blume für Blume laut mittheilte, indem sie zugleich über die Frechheit des Burschen schalt. Von nun an durfte es Kadehr, während der wenigen Tage die er noch in Tana-mera zubringen sollte, nicht mehr wagen einen Versuch der Annäherung zu machen. Der Pangerang verbot ihm sogar nach dem Fluß zu gehen wenn Manis nach dem Badplatz gieng. Bald hatte er Gelegenheit dieß Verbot bitter zu bereuen.

Die Entführung.

Zwei Tage waren verflossen, seit Kadehr den Strauß den Wellen anvertraut hatte. Es war ein schwüler Nachmittag, fast sämmtliche Männer waren vom Dorf abwesend, theils in den Feldern beschäftigt, theils in den Minen, auch der Pangerang hatte sich dorthin begeben um die Arbeiter zu inspiciren. Kadehr schlich melancholisch, das Gewehr über der Schulter, im Wald umher; er hatte den Auftrag einen Hirsch zu schießen. Seine Gedanken waren aber nicht bei der Jagd; ein banges unheimliches Gefühl als ob irgendein großes Unglück die Bewohner von Tana-mera, vor allem aber seine Geliebte bedrohte, erfüllte ihn mit unbeschreiblicher Bangigkeit, ohne daß irgendein Grund der Befürchtung vorhanden war. Er folgte instinctmäßig einer Hirschfährte. Im trockenen Bette eines kleinen Baches schritt er lange Zeit weiter. Die Fährte führte ihn mehr und mehr in die Wildniß, über mehrere Bergrücken, bis er endlich plötzlich bemerkte daß die Dämmerung einbrach. In Tropenländern folgt der Dämmerung bald die Nacht. Er befand sich in einer Gegend, die ihm ziemlich unbekannt war, und von wo aus es ihm im Dunkel der Nacht beinahe unmöglich schien den Rückweg nach dem Dorf zu finden. In diesem Augenblick befiel ihn wieder eine wahrhafte Herzensangst; es trieb ihn förmlich mit Gewalt dem Dorf zuzueilen, aber er sah ein daß jeder Versuch hiezu vergeblich seyn würde; er war mindestens zwei Meilen von Tana-mera entfernt.

In dieser Rathlosigkeit fiel ihm ein daß in der Gegend wo er sich befand ein Stamm der Wutt lagern mußte, die öfters in Handelsgeschäften nach Tana-mera kamen, und mit deren Häuptling er befreundet war, da er mehreremale mit ihm gejagt hatte. Der Wutt-Häuptling hatte ihm bei einer frühern Gelegenheit einst eine kleine, kaum 4 bis 5 Zoll lange Bambus-Röhre gegeben, an deren unterem Ende sich eine runde Oeffnung befand. Es war dieß ein Signal-Horn der Wilden, mittelst dessen sie sich nöthigenfalls aus allen Gegenden des Waldes zusammenblasen. Das kleine Instrument gab einen so durchdringenden, trompetenartigen Ton von sich, wenn man es verstand ihm Töne zu entlocken, daß es bei dem Echo des Waldes und der Berge wohl eine halbe Meile im Umkreise gehört werden konnte. Kadehr hatte sich im Blasen des Instruments öfters geübt, da er wohl einsah daß bei seinen Jagdexcursionen es ihm in dringenden Fällen von Nutzen seyn könnte. Es war ganz dunkel geworden, und der dichte Wald vermehrte die Finsterniß, er sah keine Handbreit mehr vor sich. Als er das Bambus-Horn an den Mund setzte und in langgezogenen Tönen das Stammsignal der Wutt erschallen ließ, antwortete das Echo aus einer Bergschlucht zur Linken, sonst aber blieb alles still. Nochmals blies er aus aller Kraft, und wieder antwortete das Echo, aber zugleich vernahm er auch aus einer andern Gegend, obschon aus weiter Ferne, ein Antwort-Signal. — Man hatte ihn gehört, der Stamm lagerte in der Nähe.

Von Zeit zu Zeit blies er wiederholt auf dem Horn, und näher und näher kamen die Antwort-Signale. Endlich aber vernahm er nichts mehr, kein Ton ließ sich mehr hören; es schien daß die Wilden mißtrauisch geworden waren. Ein oder zweimal glaubte Kadehr, wenige Schritte vor sich, ein leises Geräusch im Gebüsch zu vernehmen. In der Voraussetzung daß der Wutt-Häuptling vielleicht bereits in der Nähe seyn könne, rief er dessen Namen. In demselben Augenblick richtete sich eine Gestalt zu seinen Füßen auf, als ob sie der Erde entstiege; es war der Häuptling, der wie eine Schlange bis zu ihm herangekrochen war.

„Es wäre möglich gewesen daß unsere Feinde uns in einen Hinterhalt locken wollten, meinte der Wilde, darum schlich ich behutsam gegen den Wind heran, bis ich den Pulvergeruch deines Feuerrohrs witterte, und zugleich deine Stimme vernahm.“

Kadehr begleitete den Häuptling durch das Dunkel des Waldes bis zum Lagerplatz des Stammes, der sich auf einem niedrigen Bergrücken befand. Da die Wilden allerlei Schwierigkeiten machten ihn noch in der Nacht nach dem Dorf zu geleiten, so beschloß er bis zum folgenden Morgen bei dem Stamme zu bleiben. Im Grunde war auch keine vernünftige Veranlassung zur Rückkehr vorhanden; er beruhigte sich daher und suchte die trüben Unglücksahnungen zu verscheuchen, indem er an einem der Lagerfeuer Platz nahm. Es war ein eigenthümliches Gemälde diese nächtliche Lagerscene von beinahe 100 dieser Waldeskinder. An den lodernden Feuern waren die Weiber eben beschäftigt die Abendmahlzeit zu bereiten; sie bestand hauptsächlich aus wildem Sago, von dem man eine Art Brei kochte; doch die Speisen waren mannichfaltiger, hier zerlegte man einen wilden Eber, während nicht weit davon eine 15 Fuß lange Boa in Stücken geschnitten wurde. An einigen andern Stellen waren Weiber und Kinder beschäftigt eine Anzahl Eidechsen und kleinere Schlangen auf Stäben zu rösten; wieder etwas weiter hin befanden sich Land- und Wasserschnecken in eisernen Töpfen über dem Feuer, und Wurzeln und Waldfrüchte lagen umher. Fast jede Familie besaß ein eisernes Geschirr, das sie theuer erhandelt hatte, und auf allen ihren Wanderungen stets mit sich führte. Solche Töpfe nebst eisernen Waffen sind die einzigen Reichthümer dieser Nomadenhorden, und man kann ziemlich in jeder Haushaltung mindestens einen eisernen Topf finden; wer diesen nicht besitzt, gebraucht frisch

abgehauene Bambusröhren; in einer frisch abgehauenen Bambusröhre kann man mit Leichtigkeit Reis gar kochen, ehe die Flammen das Holz des Topfes verzehren, und im Felde bedienen sich die Soldaten gewöhnlich solcher Kochgeschirre. Das Bambus-Rohr (ungefähr beindick) darf natürlich nicht unmittelbar in die Flammen gestellt werden, sondern einige Zoll davon; wenn die eine Seite halb verkohlt ist, wird das Rohr umgekehrt als Kochgeschirr. Doch wunderbarer Weise, zu allen diesen Speisen fehlte das Salz, jene Leute kennen das Bedürfniß dieses Gewürzes nicht, dagegen verzehren sie viel wilden Honig, der in großer Menge in den Wäldern vorhanden ist.

Als Mohammedaner waren beinahe alle diese Speisen dem Kadehr ein Gräuel, und selbst wenn ein Hirsch oder ein anderes reines Wild zur Stelle gewesen wäre, so hätte er doch nicht davon essen dürfen, weil es nicht vorschriftsmäßig geschlachtet worden war. Der malayische Jäger schneidet jedem geschossenen Wilde, ehe es verendet ist, schnell die Kehle durch, sonst würde er das Fleisch nicht essen. Der Wutt-Häuptling, mit den mohammedanischen Sitten bekannt, hatte jedoch für seinen Gast gesorgt und setzte ihm ein Gericht schöner Fische nebst Honig vor.

Nach und nach erloschen die Feuer, der näselnde, eintönige Gesang einiger Gruppen fröhlicher jungen Leute verstummte, Männer, Weiber und Kinder suchten ihre Lagerstätte. Wie Schakals schlüpften sie in die kaum einige Fuß hohen Hütten aus Baumzweigen, und auch Kadehr suchte sich ein Plätzchen zum Schlaf.

Als die ersten Sonnenstrahlen die Gipfel der Bäume erleuchteten, sprang er auf und eilte nach dem nahen Gebirgsbach, um das übliche Morgenbad zu nehmen. Der ganze Stamm, Männer, Frauen und Kinder durcheinander, plätscherten in dem Fluß umher. Kadehr vertheilte sämmtlichen Tabak, den er bei sich führte, an einige Häuptlinge des Stammes, und schritt dann hastig dem Dorfe zu. Bei Tage konnte er den Weg wohl finden. Er war durch schreckliche Träume geängstigt worden; ein Riese, so groß als der Berg Mori, hatte die weinende Manis auf seine Schultern genommen, und war mit ihr durch die Wälder geflohen, indem er über Flüsse und Moräste eilig hinwegschritt. Das Mädchen hatte wie eine Verzweifelte seinen Namen gerufen und um Hülfe geschrien, doch niemand hatte sie aus der Hand des Riesen errettet. In düsterer Stimmung eilte Kadehr mit hastigen Schritten dem Dorfe zu.

Während er durch den Wald schreitet, wollen wir die Ereignisse schildern die sich den Tag vorher in Tana-mera zugetragen hatten, und die allerdings den trüben Ahnungen und Träumen Kadehrs ganz angemessen waren. Es ist bereits erwähnt worden daß sich fast sämmtliche Männer des Dorfs in den Minen und Reisfeldern befanden, selbst auch der Pangerang. Der Tag war ungemein schwül, und Manis begab sich etwas früher als gewöhnlich mit ihrer Mutter nach dem Fluß um zu baden, nur zwei der Mägde begleiteten sie; das arme Mädchen war so überaus traurig daß die Mutter Mitleiden fühlte und sie auf ihre Weise zu trösten suchte.

„Du bekommst die beiden schönen Diamanten, die gestern gefunden worden sind, mein Kind!“ begann sie, „der kleinere wiegt 5 Karat, und der Vater schickt sie dieser Tage nach Banjar, um sie schleifen zu lassen, das wird prächtige Ohrgehänge geben, freust du dich nicht?“

„Ich wünsche sie mir nicht,“ versetzte das Mädchen traurig.

„Nun, und für die goldenen Armbänder die du jetzt trägst, sollst du weit schwerere bekommen, auch mit Diamanten verziert,“ fuhr die Mutter fort. Manis antwortete mit Kopfschütteln.

„Ist es denn eine Kleinigkeit um solchen Schmuck daß du den Kopf nur schüttelst, fuhr die Mutter ärgerlich fort; die Töchter der Sultane von Kotti und Banjar würden dich beneiden. Bedenke doch daß ich dir gestern von Hadji-Larna den schönen seidenen, mit Gold durchwirkten Sarong (Kleid) gekauft habe, und das prächtige Bahdju (Ueberkleid) mit dem Mendang (Shawl).

„Ich bedarf alles dieses Schmuckes nicht,“ erwiederte Manis schüchtern und schmerzlich, „gebt mir ein Sterbekleid, das ist mir erwünscht.“

„Du Närrin!“ eiferte die Mutter, „wenn du dir den Taugenichts, den Kadehr, nicht aus dem Kopf schlägst, so müssen wir uns deiner schämen.“ Manis antwortete mit einem Seufzer. „Der Pangerang soll dafür sorgen daß der Bursche heute noch abwärts fährt,“ fuhr die Mutter zürnend fort, „wer weiß was er dir angethan, und mit welchem Zauber er dich bezaubert hat.“ Mürrisch schritt sie, von Manis und den Dirnen begleitet, in den Fluß. In den Gebirgsgegenden der Insel, wie in ganz Central-Borneo, kommen keine Krokodile in den Flüssen vor, man badet daher ohne Furcht in allen Gewässern. Während die Frauen sich in den Wellen erfrischten, ahneten sie nicht im entferntesten daß noch andere Personen in der Nähe weilten, die bei ihrer Annäherung sich platt auf den Boden niedergeworfen hatten, und nun von dem Gebüsch, das an beiden Flußufern sich hinzog, gedeckt, wie Katzen, Schritt für Schritt näher krochen, bis sie an das Ufer selbst gelangt waren, von wo aus sie, hinter einigen Sträuchern verborgen, die Frauen beobachteten.

Es war dieß eine Bande von 7 bis 8 wilden Dajakern, die mit gierigen Augen die Beute berechneten, die hier zu machen war. Lieber hätten sie es wohl gesehen, wenn einige Kinder in der Begleitung der Frauen gewesen wären, doch dieß war nicht der Fall, und ihre ganze Aufmerksamkeit richtete sich nun auf Manis, die kaum dem Kindesalter entwachsen war, und auf die kostbaren goldenen Armringe und Ohrgehänge, die sie trug. Die Mutter und die beiden auch nicht mehr jungen Mägde würdigten sie weiter keiner Aufmerksamkeit, als daß sie sie todtzuschlagen beschlossen, damit sie desto ungestörter ihre Flucht fortsetzen konnten. Die schweren goldenen Armringe welche die Mutter der Manis trug, sowie dergleichen Ohrringe, wollten sie dagegen auch noch mit in den Kauf nehmen. Doch diese Leute gehörten nicht den Stämmen der Wutt an, sondern waren aus einer fernen Gegend gekommen. Ueber den ganzen Körper waren sie prächtig tätowirt, und hieran waren sie leicht als Manketta's zu erkennen, ein Stamm der am obern Kapuas 60 bis 70 Meilen von Tana-mera sein Gebiet hat. Sie hatten einen Streifzug nach diesen Gegenden unternommen, vielleicht geraubte Kinder gebracht und sie bereits irgendwo verhandelt. Als sie an Tana-mera vorüberzogen, reizte sie das neu entstandene Dorf, und sie beschlossen sich in Hinterhalt zu legen um irgend einen neuen Fang zu machen, den sie nach ihrer Heimath mitnehmen wollten. Bald bemerkten sie daß die Frauen zu gewissen Stunden täglich baden giengen, und zwar an einer Stelle des Flusses die schon ziemlich entfernt vom Dorf war. Sie beschlossen die schöne Manis mit fortzuführen.

Der Anführer der Bande war ein riesenmäßiger Krieger, nur mit einem Auge; das andere war ihm einst von einem Leoparden ausgerissen worden, den er mit den bloßen Händen erwürgt hatte. Noch gewahrte

man die Spuren dieses Kampfes an einigen tiefen Narben, die über die Stirn und über die ganze linke Seite des Gesichts abwärts liefen. Die Kopfhaut des Raubthiers hatte der Sieger in eine Art Kriegshelm umgeschaffen, womit er sein Haupt bedeckte. Doch noch ein kostbarerer Schmuck prangte an diesem Helm; es waren dieß neun schwarz und weiß gezeichnete Federn, Schwanzfedern des Rhinozerosvogels.[1] Jede Feder war eine Art Orden, und bedeutete einen erschlagenen Feind. An dem Griff des Schwertes, das mit einem Gürtel von Flechtwerk um seine Hüften befestigt war, prangten lange Büschel Feindeshaare, sein großer hölzerner und bemalter Schild war ebenfalls mit langen Haaren dicht besetzt, so daß es das Aussehen hatte als ob der Schild mit einer langhaarigen Thierhaut überzogen wäre; neben dem Schild auf dem Erdboden ruhte ein 6—7 Fuß langes Blaserohr, mit einem daran befestigten eisernen Spieß, der Köcher mit kleinen vergifteten Pfeilen war am Gürtel seines Schwertes befestigt. Diese Waffenrüstung war schön, aber sie war nur eine gewöhnliche Häuptlingsrüstung der ansässigen Dajaker, und von diesen wahrscheinlich an den Riesen theuer verkauft worden. Doch er hatte noch eine andere merkwürdige Waffe, die den Wilden deutlicher charakterisirte; es war dieß die eigentliche Nationalwaffe seines Stammes, eine Keule, und zwar eine eiserne. Seine Gefährten waren weit schlechter bewaffnet; nur zwei oder drei hatten Schwerter und Schilde, nur drei oder vier Blaserohre. Alle aber waren mit Keulen aus besonders schweren Holzarten versehen, die sie sowohl zum Werfen als zum Schlagen benutzten, je nach dem Erforderniß der Lage. Die Stärke des Riesen mußte eine ganz außergewöhnliche seyn, denn keiner seiner Gefährten hätte es unternommen jene schwere eiserne Keule zu regieren, noch weniger sie auf weiten Zügen mit herumzutragen. Doch seine Stärke war allerdings außergewöhnlich, und hatte ihm einen Namen erworben der weit und breit bekannt war. Er führte den Namen „der eiserne Arm," und es war wohl kein Krieger sämmtlicher wilden Stämme der diesen Namen nicht mit einer gewissen Scheu ausgesprochen hätte. Nicht weniger war er bei den ansässigen Dajakern an der Gränze seines Gebiets gefürchtet; doch der Manketta-Häuptling war auch listig und schlau, und hatte bisher mit jenen halbcultivirten Stämmen ziemlich in Frieden gelebt; er wollte mit ihnen lieber vortheilhafte Handelsgeschäfte machen als mit diesen gut bewaffneten und muthigen Leuten in immerwährenden Fehden liegen.

Während die gierigen Augen der Räuber das beinahe 20 Fuß hohe steile und felsige Flußufer maßen, um eine Stelle zu erspähen wo sie ohne Gefahr hinabspringen konnten, mochte wohl einer von ihnen den Kopf etwas unvorsichtig emporgehoben haben. Der gellende Schrei der einen Magd, die, ihrer Gebieterin die Gefahr mittheilend, sogleich die Flucht ergriff, sagte ihnen wenigstens daß sie entdeckt waren. Sämmtliche Frauen waren das jenseitige, nur wenig steile Ufer sogleich aufwärts geeilt, und es hatte ganz den Anschein als ob dießmal den Räubern der Fang entgehen würde. Einen Augenblick standen sie unschlüssig. Das Ufer war zu hoch und steil um hinabzuspringen; weiterhin war es flacher, aber diesen Umweg zu machen war keine Zeit vorhanden, obschon einige der Bande es versuchten.

In diesem verhängnißvollen Augenblick sprang der Manketta-Häuptling in die Zweige eines jungen Baumes, der aus der Mitte des Ufers emporwuchs, und dessen oberste Zweige zwar etwas höher als das Ufer reichten, aber 3—4 Schritt von demselben entfernt waren. Mit der Behendigkeit und Sicherheit eines Affen vollführte er den Sprung. Der Baum bog sich unter der schweren Last abwärts ins Wasser, und ebenso schnell ließ auch der Wilde die Zweige los, die seine Hände gefaßt hatten, und glitt in den Strom. Wenige Secunden später erfaßte seine Hand das aufgelöste Haar von Manis, die, erstarrt vor Schreck, unfähig war einen Laut von sich zu geben. Doch es war keine Zeit zu verlieren. Es war mit Sicherheit anzunehmen daß auf das Geschrei der flüchtenden Weiber, die mit der Bewachung des Dorfes beauftragten Männer schleunig herbeieilen würden. Sie konnten jeden Augenblick mit Gewehren erscheinen und den Räubern den Fang wieder abjagen. Der eiserne Arm war nicht der Mann seine Beute leicht im Stich zu lassen, und stets rücksichtslos gegen das schöne Geschlecht. Einige 20 Schritte weit schleifte er die schöne Manis an den Haaren durch das Gebüsch; da ihm dieß aber nicht schnell genug gieng, so entschloß er sich kurz, und warf sie, wie eine Jagdbeute, über die Schulter, indem er mit Sprüngen des Panthers dem dichten Walde zueilte, während er seinen Gefährten zugleich zurief einige seiner Waffen zu bringen, die liegen geblieben waren; er hatte nur seine Keule in der Hand behalten. Bald war keine Spur der Wilden mehr vorhanden; sie waren im dichten Wald ihrer Heimath verschwunden, wer wollte sie verfolgen?

Einige mit Gewehren bewaffnete Männer eilten zwar nach kurzer Zeit herbei und suchten die Spuren der Räuber zu entdecken, drangen auch in den Wald ein, in dem sie einige Stunden umherirrten. Bald jedoch kehrten sie unverrichteter Sache wieder heim, das Erdreich war hart, und die Augen der Malayen nicht scharf und geübt genug die leisen Tritte der Wilden, die überdieß listigerweise verschiedene Richtungen eingeschlagen hatten, auf dem Laube und Moose zu entdecken. Es war eine fürchterliche, zerschmetternde Scene, als der Pangerang am Abend heimkehrte. Er war ganz rathlos und wußte nicht was er anordnen sollte. Manis' Mutter schrie wie eine Verzweifelte nach Kadehr; er sollte die Räuber verfolgen — doch Kadehr kehrte diesen Abend nicht heim, und so blieb alles in fürchterlicher Aufregung, aber unentschlossen, bis zum folgenden Tage.

(Fortsetzung folgt.)

Ehemalige Verbreitung der Löwen in Europa.

Während heutzutage der Löwe auf Asien und Afrika eingeschränkt ist und auch in diesen beiden Welttheilen weit seltener vorkommt als es zu Anfang unserer Aera der Fall gewesen seyn muß, hatte er vor Zeiten auch auf der Hämushalbinsel seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Noch im 4ten Jahrhundert v. Chr. hauste er in den mächtigen Waldgebirgen, die auf der Gränzscheide des heutigen Rumeliens beginnend und an den Marken Serbiens sich hinwindend in ihrem südlichen Zuge mit dem himmelhohen schneebedeckten Kamm des Pindus Macedonien

[1] Diese Federn haben bei allen dajakischen Stämmen dieselbe Bedeutung.

und Thessalien von Albanien trennen. Erst durch die steigende Macht und Cultur Nordgriechenlands, das unter Philipp, Alexander, Pyrrhus und anderen Regenten einen ungeheuren Aufschwung nahm, wurde dem königlichen Raubthier auch diese Heimath entrissen. Ein Glück daß uns eigentlich ganz zufällig Herodot eine unantastbare Notiz überliefert hat. (Freilich ist auch sie dem Schicksal mythisch-allegorischer Auffassung nicht entgangen!) Bei Gelegenheit der Beschreibung des persischen Feldzugs von Xerxes erzählt er nämlich, wie die lasttragenden Kamele der medischen Armee am macedonischen Flusse Axios, der 7 Stunden westlich von Thessalonich in den thermäischen Meerbusen mündet, von Löwen angefallen worden seyen; überhaupt gebe es zwischen dem macedonischen Gränzfluß Nestos und dem ätolischen Gränzfluß Acheloos Löwen, außerdem aber fehlen sie in Europa. Macedonien scheint, solange es seine dichten Eichenwälder und barbarischen Einwohner hatte, ganz besonders von diesen Raubthieren heimgesucht worden zu seyn. Ihr Lieblingsaufenthalt waren die schluchtenreichen Gebirgsstöcke Pangaios im Osten und Olympos im Westen. Von hier aus stiegen sie ins flache Land herab und drangen bis in das Gebiet der griechischen Colonien auf Chalkidike; dieß beweisen die Münztypen von Mende und Akanthos. Indessen wurden sie von Pangaios durch den sehr stark betriebenen Bergbau auf Gold und Silber bald vertrieben. Noch früher war dieß im eigentlichen Hellas der Fall, dessen Waldungen nach manchen Localsagen einst ebenfalls den König der Thiere beherbergten. Selbstverständlich gab es auf dem Pelion, der nichts anderes als ein durch das Tempethal unterbrochener Ausläufer des Olympos ist, so gut als auf dem Olympos selber Löwen. Auch wird das Vorkommen dieser Thiere in seinen Schluchten durch mehrere ganz von einander unabhängige Sagen bezeugt. Von solchen Waldgebirgen aus schweiften sie auf Raub in die üppigen viehreichen Fluren Thessaliens; das bekunden noch die Städte Pherä und Larissa durch die Löwenköpfe auf ihren Münzen. Auch der Dichter des hesiodischen Scutum Herculis, der in Thessalien gelebt zu haben scheint — denn sein Epos spielt im Haine Apollons zu Pagasä, 2 Stunden von Pherä — schildert den Löwen so originell und wahr daß er ihn gewiß selber gesehen hat. Auch in den Mythen von Thetis spielt der Löwe eine nambafte Rolle, und der Hauptort wo diese Göttin in historischer Zeit verehrt wurde, war die Küste Thessaliens am Meerbusen von Pagasä.

Aus Thessalien selber mußten die Löwen bald vor der wachsenden Bevölkerungszahl und Civilisation weichen und sie zogen sich in das wilde, höchstens von Ziegenhirten besuchte Pindusgebirge zurück, von wo sie zum Schrecken der Epiroten und Aetoler ihre Streifzüge bis an den Acheloos ausdehnten. Ja in der heroischen Zeit waren nicht einmal die Bewohner von Argolis, geschweige die Megareer, Attiker und Böotier vor diesen Bestien sicher. Hiefür legen verschiedene Sagen von helikonischen, kithäronischen, nemeischen Löwen Zeugniß ab. Am reinsten scheint in einer Version der Sage vom kithäronischen Löwen die Geschichte bewahrt zu seyn. Sie stammt aus der Zeit als die Jonier noch nicht Attika erobert hatten, sondern diese Landschaft den Königen von Megaris unterthänig war. Damals soll der Held Alkathoos einen riesigen Löwen erlegt haben, der in den Fichten- und Eichenforsten des Kithäron hauste und in der umliegenden Gegend Vieh und Menschen mordete. Zum Dank für den glücklichen Ausgang seines Wagstücks weihte Alkathoos den beiden Jagdgöttern Apollon und Artemis einen gemeinsamen Tempel zu Megara.

Weit mehr in mythisches Dunkel gehüllt ist die Erzählung vom Löwen zu Nemea. Zwischen Nemea und Mykene soll einst ein Löwe die höhlenreiche Felsschlucht Tretos bewohnt und von da aus das flache Land von Argolis verheert haben. Das Unthier sey von Herkules erschlagen worden und zwar sey dieses Abenteuer das allererste des Heros gewesen. Wie in einer beträchtlichen Anzahl Mythen unter Herkules nichts anderes zu verstehen ist als die den Melkarth-Herkules verehrenden Phönicier, so scheint mir dieß auch hier der einfachste Schlüssel zur Lösung eines Räthsels, das durch die Vermengung mit orientalischen Dogmen trotz seiner ursprünglich einfachen culturhistorischen Bedeutung einen ungebührlich geheimnißvollen Anstrich angenommen hat. Mir gilt es als ausgemachte Thatsache daß Argolis in grauer Vorzeit von Phöniciern colonisirt war. Um ihre Factoreien zu sichern und die Handelswege in das Binnenland geheuer zu machen, begannen sie sogleich nach ihrer Niederlassung — darum nennt es der Mythus das erste Werk des Herkules — einen Vertilgungskrieg gegen die Bestien der nahen Gebirgswälder, und während sich Eber, Bären und Wölfe in die arkadischen Eichenforste zurückzogen, verließ der König der Thiere seine gefährdete Heimath ganz und entwich aus dem Peloponnes ins nördliche Hellas. Hier machte er noch, als die Phönicier ihrer Besitzungen in Griechenland schon verlustig gegangen waren, die Landschaften am Helikon und Kithäron unsicher, bis er auch diese Freistätten der erobernden Cultur überlassen und weiter nach Norden ziehen mußte, wo er nach einigen Jahrhunderten ebenfalls dem Umsichgreifen der Cultur erlag.

Die kluge Dirne.

Die indischen Märchen von den klugen Räthsellösern und ihre Verbreitung über Asien und Europa.

(Ein Beitrag zu der Geschichte der Märchen von Theodor Benfey.)

(Fortsetzung.)

Tibet ist bekanntlich seit der Verdrängung des Buddhismus aus Indien der Hauptsitz desselben im Norden seines Geburtslandes geworden. Mit einer sklavischen Treue wurden die heiligen Schriften sowohl, als auch andere mit der buddhistisch-indischen Literatur hieher gelangte, hier übersetzt. Die Darstellung welche wir hier zunächst im Auge haben, befindet sich in der Uebersetzung der zweiten Hauptabtheilung der heiligen Schriften, des Vinaya (Disciplin), im Kandjur, Vinaya Bd. III. Bl. 71—83 (vgl. auch Csoma Körösi in den Asiatic Researches XX. p. 70 Auszug aus Bl. 114—131). Noch ist es nicht möglich die Fragen welche für die Geschichte der buddhistischen Literatur von Wichtigkeit sind, auf eine genügende Weise zu beantworten; demnach auch nicht die Zeit des Abschlusses des Vinaya ge-

nauer zu bestimmen. Doch sprechen bedeutende Momente dafür daß er schon um den Anfang unserer Zeitrechnung seine wesentlich unveränderte Gestalt erhielt, und es ist demnach wahrscheinlich daß auch die folgende Darstellung schon damals abgefaßt ward. Beiläufig bemerke ich daß dieses Märchen auch in den ceylonesischen Schriften erscheint, aus denen es theilweis in Spence Hardy's Manual of Budhism S. 220 mitgetheilt ist. Dieses Werk besitzt die Göttinger Bibliothek nicht, daher ich bei Abfassung dieses Aufsatzes nicht darauf Rücksicht nehmen konnte. Die Mittheilung aus dem Kandjur verdanke ich meinem geehrten Freunde, dem berühmten Linguisten Schiefner, Akademiker in St. Petersburg. Sie lautet etwa folgendermaßen:

„Dem ersten Minister des Prasenadschit Königs von Koçala, [1] Namens Mrigadhara, wird, nachdem er schon sechs Söhne hatte, ein siebenter, Viçâkha, geboren. Nachdem er sechs Söhne schon verheirathet hat, sucht er für den jüngsten eine angemessene Frau. Ein ihm befreundeter Brahmane übernimmt es dafür zu sorgen. Suchend kommt er in das Land Tschampa, wo ein Hausbesitzer, Balamitra, eine schöne und junge Tochter, Viçâkhâ, hatte. Diese erblickt der Brahmane, als sie mit ihren Freundinnen auf einem Spaziergang nach einem Lusthain begriffen ist. Er folgt den Mädchen nach. Diese waren meist sehr leichten Sinns; einige sprangen, andere wälzten sich, andere lachten, andere drehten sich, sangen, und gaben andere leichtsinnige Dinge an; die Viçâkhâ aber gieng züchtig langsamen Schrittes einher. Im Lusthain angelangt, sprangen die andern nackt ins Wasser, während Viçâkhâ die Kleider in dem Maße als das Wasser ihren Körper bedeckte, aufhob und herabließ. Darauf machten sich die andern daran zuerst selbst zu essen und dann ihrer Bedienung Speise zu geben; Viçâkhâ aber handelte umgekehrt. Als die andern dann auf dem Wege unbeschuht durchs Wasser giengen, behielt Viçâkhâ ihre Schuhe an; ebenso behielt sie ihren Sonnenschirm beim Eintritt in einen Amrahain, während die andern Mädchen die ihrigen wegwarfen. Als ein heftiger Wind und Regen eintrat, flüchteten die andern in einen Tempel, während Viçâkhâ draußen blieb.

Alles dieses sah der Brahmane, verwunderte sich darüber, gieng zu Viçâkhâ und befragte sie deßhalb. Sie antwortete: sie gehe so ruhig, um nicht Arme und Beine zu brechen, die ihr niemand heilen würde, so daß sie dann den Eltern zur Last fiele; ins Wasser sey sie so vorsichtig gestiegen, damit niemand sie nackt sehe; sie speise ihre Bedienung zuerst, um sich größeres (religiöses) Verdienst zu erwerben; ihre Schuhe habe sie anbehalten, weil man die im Wasser befindlichen Blöcke, Splitter, Steine u. s. w. nicht sehen könne; den Sonnenschirm habe sie behalten, um nicht vom Urin und Unrath der Affen oder Vögel und ähnlichen Unannehmlichkeiten im Walde leiden zu müssen; in leere Tempel gehe sie nie, weil dort mancherlei Gefahren drohen, vor denen die Eltern sie gewarnt hätten."

Der Hausbesitzer Balamitra verspricht auf des Brahmanen Gesuch die Viçâkhâ dem Viçâkha zur Ehe. Des letztern Vater begibt sich nach Tschampa, um die Schwiegertochter abzuholen. Die Mutter gibt der scheidenden Tochter Lehren. Als sie auf die Ebene kamen und beim Besteigen eines Schiffs eine Stute nebst dem Füllen große Schwierigkeiten machten, läßt Viçâkhâ das Füllen voraus befördern, worauf die Stute geduldig nachfolgt. [2]

Alsdann verbietet sie das Bett des Schwiegervaters unter einem Dache zu machen, und dieses stürzt in der That bald darnach ein. Ebenso hindert sie die Bereitung des Lagers in einem leeren Tempel, und auch dieser stürzt, ihre Vorsicht bestätigend, ein.

In Çrâvasti angelangt, muß sie gleich den übrigen sechs Schwiegertöchtern einen Tag die Wirthschaft übernehmen. Am frühen Morgen ihres Wirthschaftstages bewirthet sie die Arbeiter auf das beste, so daß diese im Lauf des Tages die doppelte Arbeit verrichten; auf die Frage des Schwiegervaters antworten die Arbeiter: „Herr! wie die Nahrung ist, so ist die Arbeit." Mrigadhara überträgt ihr darauf das ganze Hauswesen.

Gänse lassen ungesäeten Reis aus Uttarakuru [1] in einigen Aehren auf den Palast des Königs fallen; dieser vertheilt die Aehren an seine Minister. Als er nun erkrankt, und dieser Reis als Heilmittel für ihn nöthig ist, kann ihn nur Viçâkhâ liefern.

Als Landleute dem König eine Stute nebst Füllen schenken, die man nicht unterscheiden kann, lehrt Viçâkhâ daß, wenn man beiden gleiche Theile Nahrung vorsetzen würde, das Füllen sein Theil rascher verzehren und sogar das der Mutter angreifen würde, woran man sie dann unterscheidet.

Einem Manne, der beim Baden seine Schuhe am Wasser läßt, werden diese von einem andern entwendet, der sie sich um den Kopf wickelt. Um zu erfahren wer der wahre Eigenthümer ist, befiehlt Viçâkhâ einen Schuh zu zerschneiden und jedem eine Hälfte zu geben; dann würde der rechte Eigenthümer ausrufen: „weßhalb habt ihr meinen Schuh zerschnitten?"

Dem König wird von Kaufleuten ein Stamm von Sandelholz geschenkt; Viçâkhâ lehrt wie man das obere und untere Ende erkennen soll.

Ein Mann, der von seiner Frau keine Kinder hatte, nahm sich noch eine andere Frau. Diese gebiert ihm einen Sohn, aber aus Furcht vor dem Haß der ersten schenkt sie ihn dieser. Als der Mann gestorben ist, streiten nun beide Frauen um den Sohn, da mit diesem der Besitz des Hauses verknüpft ist. Um zu erkennen, welche die wahre Mutter sey, heißt Viçâkhâ beide den Knaben mit aller Kraft an sich ziehen. Die rechte Mutter werde vorsichtig ziehen um den Knaben nicht zu verletzen; auch solle man Anstalt machen die unrechte Mutter, wenn sie zu stark zöge, mit einer Gerte zu schlagen. [2]

---

[1] Das heutige Oude.

[2] Ich erlaube mir zu bemerken daß mir eine andere orientalische Darstellung dieses Zuges bekannt ist, deren Quelle ich jedoch in diesem Augenblick nicht nachweisen kann. Darin führt ein Mann seine junge Frau heim, deren Mutter keinen guten Ruf hat; beim Uebergang über eine Brücke entstehen Schwierigkeiten durch eine Kameelstute und deren Füllen. Die junge Frau läßt die Stute vorausbefördern, indem sie bemerkt daß das Füllen stets den Wegen der Mutter folge. Dieß macht den Mann stutzig, er denkt das werde bei seiner Frau auch der Fall seyn, und trennt sich wieder von ihr. Es ist dieß augenscheinlich nur eine Umwandlung des indischen Zugs, und spricht im Verein mit den weiterhin hervortretenden Momenten für die Verbreitung dieses indischen Märchens.

[1] Einem mythischen Lande „nördliche Kurus," Sitz alles Segens, die indischen Hyperboreer.

[2] Dieß ist augenscheinlich das berühmte Urtheil Salomonis, 1. Könige 3, 16–28, an welches auch ein Vorschlag in dem sogleich zu erwähnenden Dsanglun S. 94 erinnert, wo eine von sechs Königen gefreite Prinzessin in sechs Stücke getheilt und jedem der Freier eines gegeben werden soll. Es ist keinem Zweifel zu unterwerfen daß jene beiden Urtheile ihrem Ursprung nach identisch sind, nur einen Ursprungsort haben, und nach einem der beiden Länder, in welchen sie vorkommen, übertragen sind. Schwer ist es aber, vielleicht — insbesondere wegen des hohen Alters dieser Erzählung — unmöglich zu entscheiden, welches dieser Ursprungsort ist. Ich wage keine feste Entscheidung; doch spricht mir die noch so rohe kindische Fassung im Indischen, so wie das dicht vorhergehende analoge Urtheil und der eben er-

Der Schwiegervater erkrankt, und wird von den Aerzten so behandelt daß er an einem Tag stärkende, am folgenden schwächende Mittel erhält. Viçâkhâ merkt sich die stärkenden, jagt die Aerzte weg und heilt ihren Schwiegervater durch jene selbst.

Dem Elephantenaufseher des Königs, welcher sich eine Schmähung erlaubt hatte, erwirkt Viçâkhâ durch ihren Schwiegervater Verzeihung. Da dieser letztere an einer geschlechtlichen Krankheit leidet, so gibt ihm jener, auf Bitten der Viçâkhâ, seine Tochter zur Frau.

Auf die Frage des Schwiegervaters theilt ihm Viçâkhâ mit, was die Lehren, die ihre Mutter ihr bei ihrer Abreise gab, bedeuten.

Mit Erlaubniß des Stifters der buddhistischen Religion nennt Mrigadhara seine Schwiegertochter Viçâkhâ seine Mutter, und der König Prasenadschit erhebt sie zu seiner Schwester.

Das Märchen von der Viçâkhâ ist hiermit noch nicht zu Ende; doch ist die weitere Fortsetzung für unsere Zwecke völlig bedeutungslos. Dagegen muß ich nothwendig auf die Form Rücksicht nehmen welche es in einer aus den heiligen Schriften gezogenen tibetischen Sammlung von Legenden u. s. w. zeigt; denn hier tritt die Beziehung zu der schon mitgetheilten Erzählung der Çukasaptati mit viel größerer Bestimmtheit hervor; zugleich werde ich mir erlauben den mitgetheilten Auszug aus dem Vinaya dadurch theilweise zu ergänzen. Die Darstellung findet sich in „Dsanglun, oder der Weise und der Thor" (herausgegeben und ins Deutsche übersetzt von J. J. Schmidt. 4. Petersburg 1843) im 23sten Capitel.

Die Lehren welche die Mutter der Viçâkhâ bei ihrer Abreise gibt, lauten hier folgendermaßen: „Von nun an trage beständig schöne Kleider, iß die schmackhaftesten Speisen und beschaue dich Tag für Tag ununterbrochen im Spiegel." Dem Schwiegervater, der sie mit anhört, mißfallen diese Anweisungen sehr; er denkt: „da im Leben weder Freud noch Leid beständig ist, woher soll der Mensch stets schöne Kleider und schmackhaftes Essen nehmen?" Die dritte Ermahnung findet er vollends höchst unschicklich. Als er aber nach ihrer Ankunft die Proben ihrer großen Klugheit gewahrt, und sieht daß sie gar nicht so handelt wie er diesen Lehren gemäß voraussetzte daß sie handeln würde, fragt er sie nach dem Sinn derselben. Da beugt sie die Kniee zur Erde und antwortet: „Die Ermahnung meiner Mutter beständig schöne Kleider zu tragen, bedeutet daß ich meine Oberkleider stets sorgsam in Acht nehmen und nicht vertragen und beschmutzen solle, damit ich, wenn Gäste oder Fremde kommen, stets unter vielen die Auswahl habe. Daß ich immer schmackhafte Speisen essen soll, bezieht sich nicht auf feine und besonders wohlschmeckende Gerichte, sondern darauf daß, wenn ich zuletzt nach allen esse, der Hunger jede Speise schmackhaft macht. Daß ich mich beständig im Spiegel beschauen soll, endlich bezieht sich nicht auf einen Spiegel von Erz oder Stahl, sondern bedeutet daß ich vor allen zuerst aufstehen und alles (spiegelblank) kehren, wischen und scheuren lassen soll."

Die in Bezug zu der Erzählung in der Çukasaptati stehenden Proben ihrer Klugheit, welche in dem mitgetheilten Auszug aus dem Vinaya ohne Angabe ihrer Veranlassung oder mit abweichender Angabe erwähnt werden, sind hier folgendermaßen erzählt:

„Zu der Zeit bestand zwischen dem König von Schiritigata und Njanjodpa Streit und Uneinigkeit. Da fiel es dem König von Schiritigata einstmals ein zu prüfen ob der König von Njanjod einen weisen und scharfsinnigen Minister besitze, oder nicht; zu diesem Zweck fertigte er einen Gesandten nach Njanjod ab mit zwei Stuten, Mutter und Tochter, von völliger Aehnlichkeit der Gestalt und Farbe, und in nichts von einander unterschieden, mit der Aufforderung „Unterscheidet welche von beiden Stuten die Mutter und welche die Tochter ist!" Weder der König noch irgendeiner seiner Beamten konnte bei der Besichtigung den geringsten Unterschied entdecken. Als nun der Minister (der Schwiegervater der Viçâkhâ) nach Hause kam, fragte ihn diese was für Gerüchte und Neuigkeiten es gebe, worauf er ihr ausführlich erzählte wovon jetzt die Rede sey. Hierauf erwiederte die Schwiegertochter: „Nichts ist leichter auszumitteln als dieß; bindet die beiden Stuten zusammen und legt ihnen gutes Gras vor; dann wird diejenige Stute welche die Mutter ist, das beste im Grase mit der Schnauze ihrer Tochter zuschieben." Der Schwiegervater berichtete dieß dem König, und durch dieses Verfahren wurden Mutter und Tochter ausgemittelt. Der König gab nun dem Gesandten den Bescheid: „dieß ist die Mutter und dieß die Tochter!" Der Gesandte antwortete: „so ist es!" kehrte in sein Land zurück und berichtete seinem König den Hergang ausführlich.

Darauf fertigte derselbe König abermals einen Gesandten ab,[1] mit zwei Schlangen von völlig gleicher Dicke, Länge und äußerer Gestalt, mit der Aufforderung auszumitteln welche von beiden das Männchen und welche das Weibchen sey. Der König und seine Minister versammelten sich zur Prüfung, aber keiner von ihnen konnte es ermitteln. Als darnach der Schwiegervater zu Hause seine Schwiegertochter befragte, gab diese ihm folgende Anweisung: „Breitet ein sanftes, weiches Baumwollenzeug aus und legt die Schlangen darauf! welche von ihnen das Weibchen ist, die wird ohne die geringste Bewegung ruhig liegen bleiben; das Männchen aber wird sich nicht ruhig verhalten können, indem alles Weibliche das Sanfte und Bequeme liebt, das Männliche dagegen seiner Natur nach das Sanfte und Weiche nicht leidet, und darauf nicht ruhig liegen kann." Indem diesem Rath gemäß verfahren wurde, ließ sich das Geschlecht der beiden Schlangen leicht unterscheiden, so daß, als der König erklärte: „Diese ist die männliche, diese die weibliche Schlange," der Gesandte gestehen mußte, er habe sich nicht geirrt. Darüber erfreut, machte er dem Schwiegervater der Viçâkhâ große Geschenke.

Darnach schickte der König ein zwei Klafter langes Holz von völlig gleichmäßiger Dicke, ohne Unterscheidungszeichen, ohne Knoten oder Ast und ohne eine Spur von Axt oder Handbeil, mit der Aufforderung: das obere und untere Ende dieses Holzes zu unterscheiden und zu bestimmen. Der König und seine Minister versammelten sich zur Untersuchung, aber keiner von ihnen wußte es zu bestimmen. Als nun der Schwiegervater seine Schwiegertochter fragte, antwortete sie: „Das ist äußerst leicht, legt das Holz in Wasser, das Wurzelende wird sich ein wenig senken, während das obere Ende sich über dem Wasser erhält." Auch diese Probe ergab sich als richtig, und der König that den Aus-

wähnte Vorschlag (im Dsanglun) dafür daß Indien — wo sich eine Menge Erzählungen von klugen Urtheilen finden — der Ursprungsort ist. Auf jeden Fall gehört diese Conception zu denen die sich mit außerordentlicher Leichtigkeit mündlich fortpflanzen konnten. Ist Indien der Ursprungsort, so ist natürlich anzunehmen, daß die Entscheidung schon lange im Munde des Volkes lebte, ehe sie im Buch der Könige und im Vinaya schriftlich fixirt ward.

[1] Diese Probe fehlt im Vinaya; dagegen fehlen aber mehrere im Dsanglun, die der Vinaya gibt.

spruch: „Dieses ist das obere Ende und dieses das Wurzelende," welchen der Gesandte bestätigte. Auch dafür erhielt der Schwiegervater große Geschenke.

Als der Gesandte in sein Land zurückgekehrt war, stattete er seinem König ausführlichen Bericht ab, worauf dieser ihn mit vielen Kostbarkeiten zurückschickte und mit dem Auftrage: „Da der König einen so geistreichen und weisen Minister besitzt, so schicke ich beifolgendes als Gabe mit dem Versprechen friedlicher Gesinnung für die Zukunft."

Der König von Njanjod freute sich sehr über diesen Ausgang und sagte zu dem Minister: „Wie war es dir möglich dieses alles zu begreifen und zu wissen?" Dieser antwortete, „daß nicht er, sondern seine kluge und scharfsinnige Schwiegertochter es erkannt habe. Der König war darüber sehr erfreut und gab ihr den Rang seiner jüngeren Schwester."

Vergleichen wir die mitgetheilten beiden buddhistischen Darstellungen mit der der Çukasaptati, so ergibt sich zunächst daß jene diese mit enthalten; beide gewähren die beiden Proben, durch welche Sakatâla seine Weisheit zu erkennen gibt, und die Darstellung im Dsanglun zeigt daß die Räthselaufgaben gerade wie in der Çukasaptati dazu dienen sollen zu erkennen ob es an der Zeit sey einen Krieg gegen den König, dem sie zugeschickt sind, zu wagen. Der nicht unwesentliche Unterschied der buddhistischen Ausführung von der in der Çukasaptati besteht darin daß, während der weise Minister hier die Räthselaufgaben selbständig löst, dort die Lösung von der klugen Schwiegertochter soufflirt wird; aber auch in jener scheidet der Zweck dieser Räthselaufgaben diese Proben der Klugheit — wenigstens in der zweiten tibetischen Darstellung — vollständig von den übrigen, durch welche Viçâkhâ als Muster eines klug, scharfsinnig, selbst räthselhaft handelnden Weibes — eines Ideals weiblicher Tugend und Weisheit — gefeiert wird.

Es liegt daher die Vermuthnng sehr nahe, und ist kaum abzuweisen, daß die Proben der Ministerweisheit erst später in das Märchen vom klugen Weibe hineingearbeitet sind, und gewissermaßen die Idee versinnlichen sollten daß das Muster weiblicher Klugheit selbst ministerielle Weisheit übertreffe. Danach wäre anzunehmen daß einst zwei Erzählungen existirt hätten, die vom weisen Minister und die vom klugen Weibe, welche in der mitgetheilten buddhistischen Fassung vereinigt wären. Allein während jene in der Çukasaptati gesondert vorliegt, ist uns keine Form von dieser bekannt, in welche jene nicht eingemischt wäre, und mit Bestimmtheit läßt sich demnach nicht behaupten daß es auch eine von dieser Beimischung freie gegeben habe, welche etwa nur die speciell weibliche — in Liebe und Wirthlichkeit allein — sich kundgebende Klugheit der Viçâkhâ veranschaulicht hätte.

Auf jeden Fall wäre die Vereinigung — da diese Fassung schon im Vinaya erscheint — verhältnißmäßig früh vollzogen, und dafür spricht auch ein anderes Märchen der Çukasaptati, welches der buddhistischen Darstellung — wenigstens in dieser Beziehung — so nahe liegt, daß es geradezu für eine Nebenform derselben gelten darf. Ich darf diese Form hier nur im allgemeinen berühren; denn sie gehört zu einer Märchengruppe, welche sich ebenfalls sehr reich entfaltet hat und mich daher von der Aufgabe dieses Aufsatzes — wenn ich mich näher darauf einlassen wollte — leicht zu weit entfernen könnte.

Auch in dieser Form — welche sich an den bekannten indischen König Vikramâditja knüpft — gilt es eine räthselhafte Erscheinung zu erklären; die Erklärung wird von dem Hofpriester des Königs verlangt; der König droht ihm mit Verbannung, wenn er sie nicht binnen fünf Tagen zu geben vermöge. Betrübt kommt er nach Hause. Da frägt ihn seine Tochter — Bâlapanditâ mit Namen, das heißt „die kluge Dirne," der Name, welcher von mir an die Spitze dieser Märchengruppe gesetzt ist und wohl den Leser schon auf die Formen vorbereitet hat, welche sich insbesondere in Mitteleuropa mit ihr verkettet finden werden — um den Grund seiner Betrübniß, und übernimmt es alsdann die Erscheinung zu deuten. Sollten die Leser durch diesen Hofpriester an denjenigen erinnert werden, welcher oben (S. 12) in der Umgestaltung des Märchens von Sakatâla zuletzt an dessen Stelle trat, so will ich schon hier nicht unbemerkt lassen, was bei Behandlung jener Märchengruppe bestimmter hervortreten wird, daß sie in der That wesentlich identisch sind.

Wir haben demnach anzunehmen daß es verhältnißmäßig schon früh in Indien zwei Erzählungen gab, eine von der Weisheit eines Ministers und eine von der Klugheit eines Mädchens, die selbst einem Minister aus der Noth hilft, in welche jene aufgenommen war. Beide Fassungen werden wir im Verlauf unserer Darstellung auch außerhalb Indiens wiedergespiegelt finden.

Ein minder wesentlicher Unterschied der Darstellungen unseres Märchens liegt darin, daß die Çukasaptati nur zwei, der Dsanglun aber drei Aufgaben vom König schicken läßt. Seine Bedeutung wird schon dadurch ganz aufgehoben, daß die dritte Aufgabe auch im Vinaya fehlt. Ueberhaupt aber dürfen wir annehmen daß derartige königliche Räthselaufgaben in Indien noch in größerer Anzahl existirten; eine hieher gehörige theilt Turnour in seiner Einleitung zu dem Mahâvanso (einem buddhistisch-historischen Werk) p. LXXXII mit. Diese knüpft sich an die Söhne des oben (S. 9) vorgekommenen Nanda und an den berühmtesten der indischen Kaiser Tschandragupta (um 310 v. Chr.). Jene — gewöhnlich die zehn Nandas genannt — sind im Begriff den Tschandragupta — welcher hier für ihren Stiefbruder gilt — umbringen zu lassen. Da sendet ein König einen wächsernen Löwen in einem Käfig mit der Aufgabe „zu bewirken daß er aus dem Käfig laufe." Niemand kann sie lösen. Da erbietet sich Tschandragupta dazu, unter der Bedingung daß man ihm das Leben lasse. Die Bedingung wird verwilligt, worauf er eine eiserne Stange heiß macht und damit den wächsernen Löwen zerschmilzt, so daß er zum Käfig herausläuft.

Diesen Aufgaben ganz analog ist die bekannte welche schon in Plutarchs Gastmahl der sieben Weisen cap. 6 vorkommt; hier meldet der König von Aegypten, Amasis, dem weisen Bias daß der König von Aethiopien einen Wettkampf des Scharfsinns mit ihm führe; in den übrigen Aufgaben überwunden, habe er jetzt eine unsinnige und sehr schwere gestellt: Amasis solle nämlich das Meer austrinken: wenn er sie löse, so solle er viele Dörfer und Städte von ihm erhalten; wo aber nicht, so müsse er ihm die Städte um Elephantine abtreten. Bias löst die Aufgabe dadurch daß er dem König räth sich bereit zu erklären die Forderung zu erfüllen, wenn der König, währenddeß daß er trinke die in das Meer mündenden Ströme zuhalte, denn die Aufgabe betreffe nur das Meer, wie es jetzt sey, nicht das zukünftige.

(Fortsetzung folgt.)

Alexander v. Humboldt.

Nachruf.

Nie ist ein Name weiter geklungen als der jenes Gelehrten, um den unsere Nation jetzt Trauer angelegt hat. Das Verdienst des edlen Todten war aber jedenfalls ein anderes als man gewöhnlich glaubt. Humboldt erlebte den Beginn einer bis jetzt noch ununterbrochenen Reihe glänzender wissenschaftlichen Entdeckungen, die an Großartigkeit sogar die hohen Leistungen des 17ten Jahrhunderts übertrafen. Er war ein Zeitgenosse der Väter der neuen Chemie, er sah aus den unbedeutenden Anfängen der Voltaischen Säule die Kenntniß vom Magnetismus keimen, groß werden, und endlich wieder mit Wärme, Elektricität, ja sogar Chemismus zu einer Art gemeinsamer Wissenschaft zerfließen. Mitten in einem Feld reifender und gereifter Entdeckungen, knüpft sich Humboldt's Namen doch an keine größeren derselben, obwohl er solche vorbereiten half, und namentlich dadurch so befruchtend wirkte daß er sie im ächten Geiste der Forschung hervorrief. So ist er mittelbar der Urheber unserer modernen Kenntnisse von den meteorologischen und den magnetischen Witterungsgesetzen unserer Erde geworden. Er allein, der Liebling aller Fürsten und aller Völker, der lautere und reine Freund der Wissenschaften, besaß Vertrauen und Ansehen genug um den gesammten Erdball mit Beobachtungsplätzen überspannen zu lassen. Das größte Opfer, welches er der Wissenschaft brachte, war gewiß seine Correspondenz. Für jeden ernst Beschäftigten hört aller Reiz des Briefschreibens und Briefelesens von selbst auf, und gewöhnlich werden von einem solchen die Correspondenzstunden und Correspondenztage zu den verlorenen gezählt. Wie das Publicum aus dem kürzlich gemeldeten Rufe um Erbarmen ersah, empfieng der geduldige Gelehrte jährlich etliche tausend Poststücke. Das Gute, welches seine Correspondenz in alle Welt streute, läßt sich gar nicht mehr ermessen. Für jeden hatte er anerkennende und ermunternde Worte, ja er gieng in seinem Lobe immer so weit daß er den Empfänger beschämte. So ist er denn auch oft genug schnöde mißbraucht worden, indem sehr viele sein liberales Urtheil veröffentlichten um damit auf dem Annoncenwege ihren Namen oder ihre Werke zu heben.

Zwei große Reisen, nämlich die nach der neuen Welt und die spätere nach Centralasien haben Humboldt's Namen weit verbreiten helfen, aber so kühn und unerschrocken der deutsche Edelmann auch in fremde und unerforschte Räume drang, ihm vorausgiengen und nach ihm folgten Reisende und Entdecker, die jedenfalls viel größeres geleistet haben, ohne ihren Namen der ganzen Welt geläufig zu machen. Kein Reisender vor und nach ihm konnte sich aber einer höheren, wenigstens nicht einer allgemeinern Bildung rühmen. Humboldt war ein Polyhistor im guten Sinne des Wortes. Seine Sprachkenntnisse machten ihn vertraut mit den Geistesschätzen sämmtlicher europäischer Völker, die slavischen ausgenommen, und selbst orientalische Sprachen und ihre Litteratur waren ihm nicht fremd. Dieß erhob ihn zu dem gelehrtesten Reisenden und dem gelehrtesten Naturforscher seiner Zeit. Sein wahres Fach jedoch blieb immer die Kosmographie, deren zahllose Zweigwissenschaften er mit Leichtigkeit beherrschte. In französischer Sprache haben wir von ihm eine Reiseschilderung, die dem unglücklichen Tagebuchstyl, der sonst diese Litteratur so unschmackhaft macht, völlig fremd ist. Wir besitzen seine große Arbeit über die Archäologie der eingebornen Culturvölker Amerika's, drittens sein gediegenes Werk über die Colonie Neuspanien (Mexico), eine geographische Monographie, welche wohl als höchstes und unerreichtes Muster noch lange Zeit gelten wird, und worin er episodenartig der Nationalökonomie den großen Dienst leistete, die erste wahre Wissenschaft von der Metallproduction und dem Geldumlauf in der ganzen Welt zu begründen, ferner seine umfangreiche Darstellung der Geographie Centralasiens. Dasjenige Werk, worin er zuerst den erstaunten Leser in das Universum seines Wissens blicken ließ, war die Geschichte der Geographie der neuen Welt, die Entdeckungsgeschichte Amerika's, welche er nur bis zum dritten Bande vollenden konnte. Hätte Humboldt nur diese Werke und seine kleineren Schriften hinterlassen, so würde immer schon sein Ruf als Reisender, Beobachter und Gelehrter die Welt erfüllt haben, allein alle diese Sachen werden bald nur noch einen antiquarischen Werth besitzen, und bloß von Fachgelehrten und von Historikern noch aufgesucht werden. So groß und tüchtig auch eine geistige Kraft seyn mag, vor dem Ueberleben und Ueberlebtwerden schützt nichts die menschlichen Erkenntnisse.

Ein Theil der ächten Größe Humboldts bestand in seiner wissenschaftlichen Autorität und in dem dankenswerthen, edlen, humanen Gebrauche, den er von dieser Autorität machte und die ihm in einem großen wissenschaftlichen Zeitalter den Ruhm sichert ein äußerst ersprießliches Richteramt geübt zu haben. Aber dieß war nur die eine und die kleinere Hälfte seines Verdienstes. Unvergänglich dagegen bleibt sein Name als deutscher Schriftsteller. Alexander v. Humboldt bekleidete nur Ehrenämter und bezog eine Pension, wie etwa die Mitglieder des Institut de France. Sein Vermögen hatte er schon frühzeitig aufgezehrt, eine Anstellung und eine größere Besoldung wollte er aus Gefühl für seine Unabhängigkeit nicht annehmen, er erwarb sich daher bis in sein hohes Alter sein Brod als Litterat, und obwohl er für seinen Kosmos die höchsten Honorare empfieng die jemals ein deutscher Verleger zahlte, obwohl diese Honorare ihm mehr eintrugen als in der nämlichen Zeit irgendein Ministerposten, so hatte doch der treffliche alte Herr wegen seines Wohlthätigkeitssinnes und mangelnder finanzieller Begabung oft genug mit Ueberfluß an Mangel zu kämpfen. War er seinem Berufe nach Litterat, so sind auch seine Leistungen als Schriftsteller diejenigen welche den Namen Humboldts, der 10 Jahre jünger als Schiller und 20 Jahre jünger als Goethe war, als Prosaiker unbedingt den dritten Platz im Bunde dieser Classiker ertheilen. Dieser Ruhm gründete sich auf seine beiden größten Werke: auf die Ansichten der Natur und auf den Kosmos, auf die Leistungen der ersten Mannesreife und auf die Blüthen des höchsten Greisenalters. Die Ansichten der Natur sind nicht rein von stylistischen Fehlern, die Humboldt selbst anerkannte, aber die er nicht hinwegputzte, um den Puls der Jugend in dem Style selbst nicht abzutödten. Seine Darstellungsgabe überragt in den „Ansichten" noch die Leistungen Goethe's, der freilich rascher erzeugte und weniger sorgfältig nachbesserte. Mit einem kühnen und glücklichen Worte malte Humboldt den Charakter einer Form oder Sache: Er sprach von einem „atlantischen Thale," von der „landschaftlichen Anmuth" des gestirnten Himmels beim Auftreten der Kometen, von dem „Aufbrechen der Milchstraße," um die dünnen oder in Milliarden von Jahren dünner werdenden galaktischen Stellen zu bezeichnen. So beginnt er auch den Aufsatz über die Wüsten und Steppen: „Wenn man die Bergthäler von Caracas und den inselreichen See Tacarigua, in dem die nahen Pisang-Stämme sich spiegeln; wenn man die Fluren, welche mit dem zarten und lichten Grün des tahitischen Zuckerschilfes prangen, oder den ernsten Schatten der Cacao-Gebüsche zurückläßt, so ruht der Blick im

Süden auf Steppen . . ." Mit welcher Kunst ist hier das liebliche Bild tropischer Plantagenfluren beschrieben? In dem einzigen Worte Zuckerschilf, welche malerische Vollendung? Wer sieht nicht dabei das Zuckerrohr vor sich aus der Erde wachsen, in Folge der wunderbar erschöpfenden Kraft des Humboldtschen Ausdruckes? Wie sorgsam beschreibt er gleichsam von Europa herüberfahrend in einem andern Aufsatze die Mündung des Orinoco: „der Granitküste der Guyana näher, erscheint die weite Mündung eines mächtigen Stromes, welcher wie ein uferloser See hervorbricht und rund umher den Ocean mit süßem Wasser überdeckt." Jedes kleine Wörtchen hat hier seinen geheimen Sinn, der dem Kundigen nur zugänglich, diesen gerade wegen der Kürze entzückt. Nicht ohne Grund sagt Humboldt, das Orinocowasser überdecke das Meerwasser. Es bildet wirklich eine Schicht über dem Meerwasser, die nach dem Lande zu an Tiefe zunimmt. Läßt man Gefäße, die sich unter dem nassen Spiegel schließen und öffnen, durch die süße Schicht hindurch, so kann man unter ihr wieder aus dem salzigen Untergrund schöpfen, während ein ideeller Querschnitt durch diese Wasser zeigen würde daß der Orinoco auf einer schiefen Ebene Salzwasser aufwärts und überfließt. An alle diese Erscheinungen hat Humboldt mit dem einzigen Wörtchen überdeckt erinnert. Keine Nation und kein Zeitalter hat einen Schriftsteller aufzuweisen, der mit höherem Genuß und einer Art von heiligem Schauer erhabene Eindrücke der Natur beschrieb. Was kann sich messen mit Stellen wie solche: [1] „Unauslöschlich wird mir der Eindruck jener stillen Tropennächte der Südsee bleiben, wenn aus der duftigen Himmelsbläue das hohe Sternbild des Schiffes und das gesenkt untergehende Kreuz ihr mildes planetarisches Licht ausgossen, und wenn zugleich in der schäumenden Meeresfluth die Delphine ihre leuchtenden Furchen zogen." In den Ansichten der Natur tritt Humboldt als Künstler auf, denn er beabsichtigte, wie er selbst erklärt, eine ästhetische Behandlung seiner Gegenstände, und daß er dazu, obgleich des Französischen vollständig Meister, seiner Muttersprache wegen ihrer „herrlichen Kraft und der Biegsamkeit" den Vorzug gegeben hat, ist für alle Zeiten höchst bedeutungsvoll. Man glaube übrigens ja nicht daß das künstlerische Genie Humboldts oder irgend eines andern Meisters darin bestand im Schwalbenfluge die hohen Ausdrücke zu erhaschen und zusammenzutragen, sondern das Genie bestand auch hier nur darin immer wieder neuere, vollkommenere Formen zu finden, halbversteckte Mängel zu entdecken und zu beseitigen. Ehe Humboldt die letzten Correcturen des Kosmos zur Stereotypirung abgab, behielt er sie manchmal zwei Monate unter den Augen, immer wieder betrachtend, ändernd, ersetzend. Auf welchem tiefen Studium seine Schilderungen beruhen, das hat er dem Kenner ziemlich deutlich im zweiten Bande des Kosmos verrathen, wo er Proben der gelungensten landschaftlichen Darstellungen aus den Sprachen beinahe sämmtlicher literarischer Völker zusammenstellte. Bisweilen verfuhr er dabei mit großer künstlerischer Freiheit. Er läßt unter andern den Entdecker von America die neue Welt folgendermaßen schildern: „Die Anmuth dieses neuen Landes steht hoch über der der Campiña von Cordoba. Alle Bäume glänzen von immer grünem Laube und sind ewig mit Früchten beladen. Auf dem Boden stehen die Kräuter hoch und blühend. Die Lüfte sind lau wie im April in Castilien; es singt die Nachtigall süßer als man es beschreiben kann. Bei Nacht singen wieder süß andere, kleinere Vögel; auch höre ich unsern Grashüpfer und die Frösche. Einmal kam ich in eine tief eingeschlossene Hafenbucht, und sah was kein Auge gesehen: hohes Gebirge, von dem lieblich die Wasser herabströmen. Das Gebirge war bedeckt mit Tannen und andern vielfach gestalteten, mit schönen Blüthen geschmückten Bäumen. Den Strom hinaufsteuernd, der in die Bucht mündete, war ich erstaunt über die kühlen Schatten, die krystallklaren Wasser und die Zahl der Singvögel. Es war mir als möchte ich so einen Ort nie verlassen, als könnten tausend Zungen dieß alles nicht wiedergeben, als weigere sich die verzauberte Hand es niederzuschreiben." Man wird vergebens diese Stelle in dem von Las Casas ausgezogenen, meist in indirecter Rede gehaltenen Schiffsbuch Cristobal Colons suchen, sondern Humboldt hat sie selbst angefertigt, gerade so wie ein Mosaikarbeiter sein Bild zusammenträgt. Jeder einzelne originelle Ausdruck ist columbisch, aber das vereinigte Bild erschuf der deutsche Meister. Die Naturschwärmerei, bei Colon ein wahrer Entdeckerrausch in den ersten Wochen nach Auffindung der neuen Welt, ist ganz ächt, aber der Genueser schrieb ein sehr armseliges Spanisch, das der gute Las Casas, wie er einmal launig erklärte, erst ins Castilianische übersetzen mußte. Jene Schilderung der Tropenwelt ist ein Meisterstück, ist es aber nur dadurch geworden daß Humboldt das Original durch diese hohe künstlerische Uebersetzung verklärte.

Sein letztes großes Werk war der Kosmos. Der erste Band dieses Weltgemäldes wird an Inhalt und Schönheit den Ansichten der Natur wenig nachgeben. Der zweite Band, eine Art Geschichte der Kosmographie und die herrlichste Culturgeschichte die wir besitzen, ist durch den Reichthum seines belehrenden Inhalts ein unvergängliches Denkmal. Nach der Ansicht sehr vieler hätte Alex. v. Humboldt weise gehandelt mit dem ersten, wenigstens mit dem zweiten Bande zu schließen, denn die nachfolgenden drei Bände enthielten nur eine Zergliederung oder nähere Ausführung der Stoffe des ersten Bandes. Der Kosmos wurde in 30 und etlichen tausend Exemplaren aufgelegt, aber er gehörte doch zu denjenigen Büchern die entweder nur zum Putz oder Schandehalber gekauft und aufgestellt wurden. Von jenen 30,000 Exemplaren wurden vielleicht nur 10,000 bis zum ersten und bis zum zweiten Bande gelesen, und höchstens der zehnte Theil vollständig benützt. Man hat nicht mit Unrecht behauptet daß der Kosmos für den Laien eine zu geweihte Sprache führe und der Gelehrte den strengen Apparat wissenschaftlicher Entscheidungen darin vermisse. Dieser Vorwurf ist im Grunde keiner. Ein Autor hat gewiß das Recht sein Publicum zu wählen und seine eigenen Zwecke zu verfolgen; der Kritiker aber der ihn verantwortlich machen will daß er nicht dieses oder jenes Bedürfniß befriedigte, der übt kein Richteramt, sondern will den Schriftsteller zum Diener fremder Winke erniedrigen. Humboldt wollte eine Beschreibung des Weltganzen liefern, so weit es menschliche Geschöpfe wahrnehmen, und er gab nur das was er als begründete und sorgfältig beobachtete Thatsache ansah. Seine Sprache war nicht für die Laien und nicht für Fachgenossen, sondern für die allgemein Gebildeten berechnet. Diesen ist und wird der Kosmos immer ein unersetzliches Belehrungsmittel bleiben, während er als litterarische Arbeit stets den Rang und den Werth behalten wird, wie etwa Plinius' Naturgeschichte, oder Strabo's Geographie, oder die „Weltspiegel" der Scholastiker, des Vincenz von Beauvais oder des Minoriten Roger Bacon. Für die Geschichte der Wissenschaften bleibt Humboldts Kosmos eine Art unvertilgbare Fluthmarke, insofern darin die Summe der

[1] Physiognomik der Gewächse. A. d. N. Bd. 2. S. 8.

wichtigsten räumlichen Erkenntnisse sämmtlicher moderner Culturvölker bis zur Mitte des 19ten Jahrhunderts niedergelegt sind. So viel, wird man einst sagen, wußten die Meistwissenden aller Menschen um die Zeit der Abfassung des großen Werkes. Als gelehrte Leistung bleibt der Kosmos immer ein Buch der Bücher. Man muß 70 und 80 Jahre alt werden, von Jugend auf mit so viel Fleiß und Scharfsinn in ungetrübter Gesumdheit und mit ungeschwächten Kräften sammeln können, man muß zu dem geistigen Adel von Humboldts Rang gehören, und muß eine ungewöhnliche schriftstellerische Begabung besitzen, ehe man eine zweite und ähnliche Weltbeschreibung wird liefern können.

Aber nicht bloß der Gelehrte und der Schriftsteller auch, und nicht bloß auch, sondern ganz besonders der Denker ist es, den wir im Kosmos bewundern müssen. Humboldt gab darin ein großes Beispiel daß er nie, auch nur mit Einer Sylbe ein Stichwort aus der Welt seines Glaubens schriftlich verrieth. Er hielt sich streng an das thatsächlich Erkannte, ohne es zu irgendwelchen verneinenden oder bejahenden Trugschlüssen zu mißbrauchen. Er war darin weiser und größer als Galilei, daß er nie mit den Waffen der Erkenntniß polemisirte, vielmehr jedem seine Meinung und seinen Glauben unangetastet ließ. Diese aus dem schönsten Humanitätsgefühl quellende Toleranz machte den innigen Umgang zwischen ihm und Friedrich Wilhelm IV möglich, denn es war dem frommen Fürsten kein Geheimniß daß er es mit einem Atheisten, oder wenn das zu grell klingt, mit einem Materialisten zu thun hatte, der an der Neige seines Lebens alle die etwas näheres wußten, mit der Erklärung schon überraschen konnte daß er die Beweise gegen eine Seelenfortdauer nach dem Tod nicht für entscheidend anerkenne. Es ist merkwürdig wie ganz anders in einem edlen Menschen extreme Ansichten sich verklären. Der Kosmos kann für jedes Gemüth, mag es mit seinen übersinnlichen Begriffen auch noch so fern von Humboldt'scher Denkweise stehen, ein Erbauungsbuch werden. In solcher Erhabenheit wie Humboldt die Natur erschaute und sie offenbarte, wird sie sich einem Laien nie enthüllen. Wo das sinnliche Auge nur den ewig sich gleichenden gestirnten Himmel wahrnimmt, da erkannte ein höherer Blick eine nach neuen Gestaltungen und Gruppen ringende, man möchte sagen in Aufruhr begriffene Körperwelt. Man unterschied ältere und neuere Formen, unentwickelte und reife Zustände der Verdichtung, man benannte sie als kosmische Nebel, Nebelsterne, Sternlinsen oder Sterninseln, Milchstraßen, ja sogar wenn auch minder glücklich Milchstraßen von Nebelflecken. „Wie wir in unsern Wäldern dieselbe Baumart gleichzeitig in allen Stufen des Wachsthums sehen, und aus diesem Anblick, aus dieser Coexistenz den Eindruck fortschreitender Lebensentwicklung schöpfen, so erkennen wir auch in dem großen Weltgarten [1] die verschiedensten Stadien allmählicher Sternbildung." Er fügt dann ziemlich verständlich ein inneres Bekenntniß hinzu. „Was in den Kreisen des Lebens und aller innern treibenden Kräfte des Weltalls so unaussprechlich fesselt, ist minder noch die Erkenntniß des Seyns als die des Werdens; sey dieß Werden auch nur ein neuer Zustand des schon materiell Vorhandenen, denn vom eigentlichen Schaffen als einer Thathandlung, vom Entstehen als „Anfang des Seyns nach dem Nichtseyn" haben wir weder Begriff noch Erfahruug." Wie bescheiden gegen andere Meinungen und wie streng gegen die eigene Ueberzeugung! Der fromme Gläubige und der unerschütterliche Läugner,

[1] Er spricht von dem gestirnten Firmament.

beide können weder „Begriff noch Erfahrung" von der Schöpfung haben, sondern diese ist ein Gegenstand des Glaubens, ein Besitzthum des einzelnen, welches anzutasten niemand das Recht hat.

Mit wie tiefen Schauern lehrt uns Humboldt den Strahl entfernter Sterngewölke empfangen, wenn er von teleskopisch erreichbaren Nebelflecken spricht, deren Licht zwei Millionen Jahre brauchte um uns zu erreichen! „Der Anblick des gestirnten Himmels bietet Ungleichzeitiges dar; und so viel man auch den milde leuchtenden Duft der Nebelflecke oder die dämmernd aufglimmenden Sternhaufen uns näher rücken und die Tausende von Jahren vermindern will, welche als Maß der Entfernung gelten, immer bleibt es, nach der Kenntniß die wir von der Geschwindigkeit des Lichts haben, mehr als wahrscheinlich daß das Licht der fernen Weltkörper das älteste sinnliche Zeugniß vom Daseyn der Materie darbietet. So erhebt sich, auf einfache Prämissen gestützt, der reflectirende Mensch zu ernsten, höheren Ansichten der Naturgebilde, da wo in den tief vom Licht durchströmten Gefilden

Wie Gras der Nacht Myriaden Welten keimen."

Eine wahre und ächte Naturandacht zu erwecken, war ein Hauptzweck des Kosmos, denn gewöhnlich ist es ein gar jämmerliches Lob, welches dem Schöpfer und der Schöpfung von den Laien gespendet wird, wenn man Absichten unterschiebt die ihnen jedenfalls fremd waren, wenn dem Weltganzen Zwecke zugemuthet werden wie sie mittelmäßige Köpfe argwöhnen, und wenn dann die Bewunderung ausbricht über die Weisheit, [1] die zuletzt nichts ist als der „Herrn eigener Geist." Der Kosmos ist ein Buch, welches keinem innern Besitzthum zu nahe tritt, sondern vielmehr nur die Ueberzeugungen eines jeden zu steigern sucht, indem es das menschliche Gemüth dem engen Kerker zwischen der Oberfläche unseres Planeten und der durchzitterten Lufthülle entreißt und uns hinaus und aufwärts führt, daß wir uns nicht bloß als Bewohner dieser kleinen Erde, sondern als Wesen erkennen die dem Weltganzen, dem wahrnehmbaren Kosmos angehören. Humboldt hält bekanntlich die Lichtschuppenschwärme und die Meteorsteine gleichsam für die Infusorien unserer Planetenwelt, die wie die Asteroiden gesellig um die Sonne kreisen. In diesem Sinn höre man die Betrachtungen welche jeder einsame Sternschuß zu erwecken vermag: „Hier tritt plötzlich Bewegung auf mitten in dem Schauplatz nächtlicher Ruhe. Es belebt und es regt sich auf Augenblicke in dem stillen Glanze des Firmaments. Wo mit mildem Licht die Spur des fallenden Sternes aufglimmt, versinnlicht sie am Himmelsgewölbe das Bild einer meilenlangen Bahn; die brennenden Asteroiden erinnern uns an das Daseyn eines überall stofferfüllten Weltraumes. Mit allen andern Weltkörpern fährt er dann fort, mit der ganzen Natur jenseits unserer Atmosphäre stehen wir nur im Verkehr mittelst des Lichtes, mittelst der Wärmestrahlen, die kaum vom Licht zu trennen sind, und durch die geheimnißvollen Anziehungskräfte welche ferne Massen nach der Quantität ihrer Körpertheile auf unsern Erdball, auf den Ocean und die Luftschichten ausüben. Eine ganz andere Art des kosmischen, recht eigentlich materiellen Verkehrs erkennen wir im Fall der Sternschnuppen nnd Meteorsteine, wenn wir sie für planetarische Asteroiden halten. Wir erhalten durch einen Meteorstein die einzig mögliche Berührung von etwas, das unserm Planeten fremd ist. Gewöhnt alles Nicht-Tellurische nur durch Messung, durch Rechnung, durch Vernunftschlüsse zu kennen, sind wir erstaunt zu betasten, zu wiegen, zu

[1] Man verstehe dieß nicht falsch, denn es sind damit nur die schalen teleologisirenden Tendenzen gemeint.

zersetzen was der Außenwelt angehört. So wirkt auf unsere Einbildungskraft eine reflectirende, geistige Belebung der Gefühle, da wo der gemeine Sinn nur verlöschende Funken am heitern Himmelsgewölbe, wo er im schwarzen Steine, der aus der krachenden Wolke herabstürzt, nur das rohe Product einer wilden Naturkraft sieht."

Das war einer der schönsten Zwecke des Kosmos: die Natur gleichsam vernünftiger zu machen, d. h. den gemeinen Sinn und das gedankenlose Entzücken in tiefes Beschauen zu verwandeln, immer den Menschen zu erinnern daß er jener großen Welt angehöre die Lichtstrahlen in Millionen Jahren nicht durchziehen können. Die wenigen Glanzstellen, die wir hier vorgeführt, werden aber das Bild der edlen Geisteskraft dem Leser lebendig wieder zurückgerufen haben, und ihn fühlen lassen wie groß unser Verlust, wie groß aber auch die geistige Hinterlassenschaft des edlen Todten ist.

Die amerikanische Expedition in der See von Ochotsk.

Der dritte Band von Wilhelm Heine's Bericht über die zweite Expedition der Vereinigten Staaten nach Japan [1] liegt uns jetzt vor, und enthält die Schilderungen der auf der Heimfahrt besuchten Küsten und Gewässer. Vom Cap Lopatka an der Südspitze Kamtschatka's bis an die Mündung des Amur, also am Uferkreise des Ochotskischen Meeres besitzen die Russen nur sechs „Niederlassungen." Wenn man dort Namen auf den Karten findet, wird es gut seyn sie vorläufig nur für Namen zu halten. Zu jenen sechs Punkten gehört z. B. ein Küstenfleck Namens Armen, wo sich Ein Blockhaus und Ein Russe als Bewohner mitten unter den eingebornen Kamtschatalen befand. Unter seinem Geschirr glänzte als Reminiscenz an die Civilisation eine Zuckerdose mit zerbrochenem Deckel neben unversehrten Tellern, Messern, Gabeln, Gläsern ꝛc. In den Hütten der Eingebornen sah man statt der Fische unzählige Enten an der Decke herabhängen, um geräuchert zu werden. Die Eingebornen fangen dieses Geflügel zur Zeit wo die Thiere noch nicht ihr völliges Gefieder haben, und entweder gar nicht oder doch nur so schwerfällig fliegen können daß wenn sie aus ihren sumpfigen Verstecken gescheucht und scharf verfolgt werden, man sie mit Knütteln erschlagen kann. Als Ansiedlung steht Tauisk (östlich von der „Stadt" Ochotsk) in einem weit höhern Rang wie Armen, denn hier finden sich schon 200 Personen in großen, dauerhaft gebauten und gedielten Häusern beisammen. Aber all diesen Glanz sollte Ayan, etwas nördlich von der Amurmündung, verdunkeln, wo man den Seefahrern ein sibirisches Klein-Paris, Gasbeleuchtung, Hôtels und einen russischen Grafen mit Instructionen zum Empfang der Amerikaner verheißen hatte. Am 31 August wurde der Ort sichtbar, und durch eine Flotte von amerikanischen Wallfischjägern hindurch gieng der Dampfer John Hancock nach dem geschützten innern Hafen. Was man zuerst vergebens suchte, waren die schneebedeckten Berge Sibiriens, die vielmehr mit hochstämmigen Tannen und Birken in tropischer Ueppigkeit bestanden waren. Um die Verwunderung zu erhöhen stellten sich auch Moskitos ein, die an den arctischen Küsten während der kurzen aber heißen Sommerzeit nicht fehlen. Ayan war kein Klein-Paris, wurde auch nicht mit Gas beleuchtet, und es wartete kein Graf auf den „Hancock." Doch traf man 50 bis 60 Blockhäuser, darunter ein zweistöckiges mit 23 Zimmern, welches von einem russischen Beamten, Namens Freiburg, bewohnt wurde, der im Namen seines kaiserlichen Herrn die Honneurs machte, die damit begannen daß er seinen Gästen vom Stern- und Streifenbanner „zwanzig Tropfen," das heißt ein Glas Schnaps jedem verabreichen ließ und sie den nächsten Tag auf ein Gabelfrühstück einlud. Dieses „Frühstück" bestand aus Süß- und Salzwasserfischen, allerlei befiedertem und unbefiedertem Wildpret, Pasteten ohne Ende, wozu Champagner und in feierlichen Momenten wieder die „zwanzig Tropfen" gereicht wurden. Am Schlusse des Frühstücks, welches auf Kosten von St. Petersburg ausgerichtet worden zu seyn schien, sprach Hr. Freiburg von einem Souper, zu dem man sich durch einen Spaziergang Appetit machen wollte, aber die Amerikaner dankten mit einiger Bestürzung über diese lebensgefährliche Gastfreundschaft, und baten das Souper auf den nächsten Tag zu versparen. Hr. Freiburg unterhielt seine Gäste dabei mit ziemlicher Schalkhaftigkeit. Er gab sein Ehrenwort daß er einst eine Wette gewonnen habe, ein Tunguse werde in Einem Tage vierzig Pfund zerlassener Butter trinken, und dieß sey nur das Doppelte dessen was der „gemeine Mann" unter den Tungusen zu leisten vermöge. Als dann einer der Gäste fragte, ob denn die Tungusen wirklich nichts thäten als schlafen und Butter trinken, fiel ihm Freiburg ins Wort: „O ja! sie trinken Thran mit derselben Virtuosität." Während dieser Tischgespräche trat ein Russe ins Zimmer, der Spuren eines langen Rittes zeigte. Er wurde als Herr So und so „der eben von Petersburg angekommen sey," vorgestellt. Als man ihn fragte wann er diese Stadt verlassen, erwiederte er lächelnd: „Etwas länger wie gewöhnlich, da ich beständig kränkelte — morgen werden es neun Monate." — „Die Regierungspost [1] legt den Weg in 60 Tagen zurück, ergänzte Freiburg, die Nachricht von der Kriegserklärung der Westmächte erhielten wir sogar in 58 Tagen, und mit 500 Dollars läßt sich die Reise in 80 Tagen zu Pferd, im Boot und zu Wagen sehr bequem machen. Sehen Sie — rief er im anpreisenden Ton eines Commisvoyageurs aus — dieser Tabak, dieser Champagner, dieser Zucker, dieser Thee, dieser Caviar haben in Felle eingenäht die lange Reise wohlbehalten und unbeschädigt zurückgelegt."

Hr. Heine hat hier die Beobachtungen am Bord des Hancock durch Einschieben eines brittischen Fragmentes über den wenig erbaulichen Feldzug des alliirten Geschwaders gegen die Ostküsten des asiatischen Rußlands unterbrochen. Eine Episode ist darin die man jetzt

[1] Die Expedition in die Seen von China, Japan und Ochotsk, im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten unternommen in den Jahren 1853—57. Leipzig 1859.

[1] D. h. vereinzelte Couriere, denn von einer „Post" ist nicht wohl die Rede, obwohl etwas ähnliches jetzt auf dem Amur existiren soll. Die ganze Scene scheint eine von Hrn. Freiburg auf Kosten des amerikanischen Scharfsinns veranstaltete Comödie von Rußlands weltumspannender Civilisation gewesen zu seyn. Die Nachricht vom Tode des Kaisers Nikolaus kam jedoch wirklich in 48 Tagen nach Ayan.

mit einer eigenthümlichen Empfindung lesen wird. Beim Kreuzen des alliirten Geschwaders kam plötzlich ein Segel in Sicht, auf welches Jagd gemacht wurde. Es zeigte brittische Farben und wurde als ein Kriegsschiff erkannt, welches man aus den chinesischen Gewässern erwartete und welches politische Nachrichten bringen sollte. Beim ersten Begegnen fragte man nach dem Neuesten und dem Wichtigsten, und die Antwort lautete: der Kaiser ist todt. Welcher Kaiser? fragten die Kreuzer voll Bestürzung, denn sie dachten nicht an Nikolaus von Rußland. Wenn — — —. Von Interesse ist auch was die Alliirten an der Insel Saghalien wahrnahmen, und zwar in der Bay von Aniwa. Dort haben die Japanesen wiederholt Factoreien oder Niederlassungen angelegt, sie aber beim Erscheinen von europäischen Schiffen geräumt. Dießmal waren sie wieder zugegen, doch drängten sich nicht, wie im japanischen Mutterlande, den fremden Schiffen ein Hafenmeister und ein Zollbeamter auf. Am Ufer herrschte ein ekelhafter Gestank von den umherliegenden Massen faulender Fische, welche bärtige Ainos unter Aufsicht etlicher Japanesen wahrscheinlich als Düngmittel in Säcke verladen mußten. Die Ainos waren ganz erstaunt daß die Europäer vor den Japanesen nicht in die Knie fielen, denn die armen Eingebornen scheinen erbarmungslos von ihren fremden Herrn behandelt zu werden. Durch eine Gebärde mit dem Finger um den Hals gaben sie zu verstehen daß die Japanesen jede Widerspänstigkeit mit dem Schwert bestraften. Uebrigens wird das Gestade verführerisch geschildert: „Die Pracht der wilden Blumen und Gesträuche war in der That erstaunlich; gelbe Lilien und Rosen blühten in großer Anzahl und Schönheit, und allenthalben fand man Himbeeren, Sellerie, die Angelica und eine Gattung Rhabarber. Die Höhen waren größtentheils mit Fichtenholz bewachsen, während die Niederungen mit Birken, Weiden und Fruchtbäumen bestanden waren."

Der Hancock kreuzte später längere Zeit im Meere von Ochotsk, und näherte sich den Schantar-Inseln westlich von der Amur-Straße. Jene Länder enthalten noch unangetastete Reichthümer. „So oft wir landeten oder längs den ruhigen Ufern hinsegelten, heißt es in unserm Bericht, gewährte das Land den Anblick eines undurchdringlichen Dickichts, aus hochstämmigen Tannen und Kiefern gebildet, welches sich von der See bis zur Spitze der höchsten Höhen erstreckte und uns auf einen Blick ganze Wälder der herrlichsten Masten und Raaen zeigte. Selten sahen wir einen gebogenen Baum, alle waren so gerade wie der eigensinnigste Schiffsbaumeister nur wünschen konnte, und werden auch ohne Zweifel gehörig gewürdigt werden, sobald ihr Eigenthümer, der Czar, es für gut findet ihre ungeheuren Hülfsquellen in Anspruch zu nehmen. Als wir an der Küste von China waren, hatten wir auf Hongkong und in Schanghai solche Masten nnd Raaen zu den unerhörten Preisen von 50 bis zu 2 und 300 Dollars bezahlen sehen." Welches Geschäft für einen hurtigen Yankee, dort zu landen und Masten zu schneiden! Der Hancock wollte die Amurstraße vermessen und in den Fluß selbst einlaufen, gerade da wo das russische Geschwader der verfolgenden alliirten Flotte entwischt war. In Ayan hatte man den Amerikanern ein officielles Geschenk mit den neuesten Seekarten jener Gewässer gemacht, aber Hr. Freiburg schon seine Gäste vor den Karten der Amurmündung und der Amurstraße gewarnt, denn die angegebenen Canäle und Inseln seyen ambulante Objecte, die je nach den Strömungen hin und her verlegt und verspült würden. Die Amurmündung selbst bietet zwei Passagen, aber durch keine von beiden wagte sich der Hancock, denn ein russischer Capitän, der sich an Bord begab, versicherte daß er, ein ehemaliger Lootse, sich doch in jenen Gewässern nur mit dem Senkblei in der Hand vorwärts wagen dürfe. Nach seiner Erzählung flüchtete die russische Flotte vor den Alliirten aus der De Castrie-Bay durch die südliche Passage in den Amur, mußte aber wegen der Sandbänke die Kanonen über Bord werfen und leere Fässer unter die größern Schiffe befestigen, um ihren Tiefgang zu vermindern. Dennoch suchte der Russe die nautischen Schwierigkeiten wiederum gern zu verwischen, damit, wie man argwöhnte, auf den Bericht des Hancock von San Francisco Schiffe mit europäischen Artikeln nach dem Amur giengen, denn solange der Krieg dauere, gestanden die Russen aufrichtig, seyen alle ihre ungewöhnlichen Bedürfnisse nur von Californien aus zu befriedigen. Der Hancock gab übrigens den Plan auf durch die Amurstraße zu segeln, verfügte sich vielmehr geradenwegs über die Südsee nach der Heimath.

Mittlerweile hatte die Fregatte Vincennes andere Theile jener Gewässer besucht, indem sie ihre Fahrt gegen die Behringsstraße richtete, die man am 1 August erreichte. Ueber häufige Nebel klagen auch diese Seefahrer. Die äußerste östliche Landzunge Asiens erschien als eine trübselige Küste. „Der Pflanzenwuchs war spärlich oder mangelte gänzlich, es war eine Landschaft von feuchten Felsen mit großen schneebedeckten Strecken, die nach allen Richtungen umherlagen und sich bis ans Wasser erstreckten." Eine kleine Insel hart an der asiatischen Seite der Behringsstraße bildet mit dem Festland die Senjawinstraße, in die man am 4 August einlief und im Glasenapp-Hafen Anker warf, um den Naturforscher William Stimpson mit einem Detaschement von zehn Personen ans Land zu setzen. Diese Gesellschaft sollte, während die Fregatte in das Polarmeer lief, an dem asiatischen Küstenrande Beobachtungen anstellen. Man versah sie mit einem Fischer-, und mit einem Wallfischboot, und zwar sollte das letztere ihnen in einem Unglücksfalle das Mittel gewähren den Rückweg nach Kamtschatka oder Sitka selbst zu finden. Am Ufer wurde ein Zelt aufgeschlagen und durch mit Kies gefüllte Tonnen befestigt, ja sogar ein zwölfpfündiges (?) Geschütz vor dieser Burg aufgefahren; alles dieses zur Warnung der Tschuktschen, die aber von Anfang an sich gutartig benahmen, an den Verschanzungen bauen und die Kanone herbeiziehen halfen. Das Wetter, anfangs rauh, wurde später heiter, und das Thermometer stieg auf 60° F. ($12\frac{1}{2}$° R.). Der Boden in der Nähe der Station war mit einem Teppich von purpurfarbigen, gelben und rosenrothen Blumen bedeckt, zwischen die sich in großer Abwechselung andere Pflanzen mischten, doch gab es keine Sträucher von einer größern Höhe als etliche Zoll. Nächst dem magnetischen und atmosphärischen Wetter waren die Eingebornen der interessanteste Gegenstand zum Beobachten.

So hatte man in den nächsten Tagen schon Gelegenheit sie bei einem Wallfischfang thätig zu sehen. Eine für jenen Zweck auf einem Hügel stehende Schildwache hatte das Signal ertheilt und augenblicklich waren von allen Ortschaften Jäger mit ihren Baidars (Kähnen) abgestoßen. Ihre Waffe ist eine Harpune, deren Schaft, wenn die Spitze eingedrungen, herabfällt. An der Spitze ist eine Schnur und an der Schnur eine luftgefüllte Fischblase befestigt. Das Thier wird von allen Seiten umringt und durch die große Zahl der Speerwürfe getödtet, während die Blasen den Wallfisch zuletzt am Untertauchen verhindern. Als er getödtet war, bedurfte es in dem wahrgenommenen Falle nur einer Stunde um die Beute ans Ufer zu bringen und zu vertheilen, wobei auch die Frauen mithalfen und beide Geschlechter ihre Gier durch Ver-

schlingen der besten Bissen in rohem Zustande zu befriedigen suchten. Die Tschuktschen sind hochgewachsene Leute von leidlich verständigem Aussehen, aber entstellt durch flache Gesichter und starke Backenknochen. Unter ihren Frauen, von denen etliche das Gesicht mit blauen Linien tätowirt hatten, befanden sich einige, die durch Zartheit die Beobachter überraschten. Klein und sehr schön geformt sind Hände und Füße, die übrigens nur nach einer Entkleidung sichtbar werden, denn die Tschuktschen stecken völlig in Pelzen, tragen Handschuhe und ziehen, wenn es nöthig wird, eine Kapuze über den Kopf. Leider haben sie sich nie gewaschen, und wachsen auf wie sie geboren wurden. Man wendete mehrmals Bestechungsmittel an um hübsche Kinder und Mädchen zu bewegen sich waschen zu lassen. Die erste schrie auf als das Wasser auf die Haut drang; nachdem sie sich jedoch gewaschen viel hübscher fand als vorher, machte das einfache Toilettenmittel sehr großes Glück, und es erboten sich bald mehrere andere junge Damen gegen Vergütungen zu solchen passiven Waschungen. Die Hütten bestehen aus einem mit Häuten überspannten Gestell, welches durch Seehundsfelle in einzelne Schlafgemächer abgetheilt ist, und wo in der Mitte über einem mit Steinen eingeschlossenen Feuer ein eiserner Kessel an einem Fischbeinseil herabhängt. Geheizt wird nicht mit Holz, da keines weit und breit wächst, und Treibholz wahrscheinlich gar nicht dort vorkommt, sondern mit Thran, den man an Dochten aus dürrem Moos entzündet. Ihr größter Luxus ist der „Kau-kau“ nämlich Kautabak, nach dem, kaum der Mutter Brust entwöhnt die Kinder schon greifen. Die Eingebornen sprachen einige Brocken der Wallfischfängersprache: Yes, no, good, bad, first rate etc., sonst verständigte man sich mit ihnen auf einem Umwege, nämlich durch einen Kosaken, den man als Dolmetscher mitgenommen hatte, und der die Sprache der Eingebornen, sonst aber nur russisch verstand. Einer der Besucher, ein Häuptling, brachte als Empfehlungsbrief das Attest eines brittischen Wallfischfängers mit. Fröbel erzählt daß auch die Häuptlinge im Westen der Vereinigten Staaten solche Atteste vorweisen, worin bisweilen die Aussteller statt zu loben, jeden Nachfolger warnen. Der Tschuktsche war mit seinem Attestat nur ein wenig besser weggekommen, denn es lautete: „Enoch, der älteste Sohn des Teo, Häuptlings, ist ein Hauptkerl, mehr kann ich nicht sagen.“ Bisweilen veranstalteten die Eingebornen vor ihren Besuchern öffentliche Spiele, die im Wettlaufen und im Wettringen bestanden. Die Matrosen spielten wie überall und mit einem gewissen Glück die Galanten bei den Damen. Da kam es denn als etwas nicht ungewöhnliches vor daß Frauen oder Mädchen plötzlich einen der Europäer faßten und auf dem Rasen sich mit ihm wälzten. Dieser eigenthümliche horizontale Walzer steht nicht in Feindschaft mit der tschuktschischen Sittsamkeit, denn das schöne Geschlecht wurde augenblicklich scheu, wenn irgend jemand durch diese Aufforderung zum Tanze sich zu Freiheiten angeregt fühlte, die gegen die Schicklichkeitsbegriffe der Behringsstraße verstießen.

Eine originelle Art haben sie Forellen in schmalen Bächen zu fangen. Ihr Apparat besteht aus einem Instrument welches vollständig einer Kutscherpeitsche gleicht, sobald man sich die Peitschenschnur längs des Peitschenstiels durch Ringe laufend denkt, so daß sie an der Spitze des Stiels eine Schlinge bildet, die durch eine Bewegung am Schnurende plötzlich verengert werden kann. Diese Schlinge taucht der Fischer ins Wasser und wartet um die Forellen beim Durchgang zu erwürgen. Ein anderer jagt die Fische dem Lauernden zu, indem er in einem am Ufer ausgegrabenen Wasserloch im Wasser selbst mit Steinen klopft, wodurch ein Geräusch wie das Plätschern eines kleinen Wasserfalls über Felsbruchstücke hervorgebracht wird, nach welchen hin die Forellen begierig ziehen. Fast alle Fische welche die Eingebornen anboten, zeigten Spuren daß sie mit der Schlinge gefangen worden seyen.

Am 6 Sept. kehrte die Fregatte Vincennes von ihrer Fahrt ins Polarmeer zurück, nahm die gelandete Expedition wieder an Bord und trat dann ihren Heimweg an. Die Fahrt ins Polarmeer nördlich von der Behringsstraße war nicht ohne Resultat geblieben. Das Schiff hatte einen höheren Breitengrad erreicht als irgend ein früheres im Meridian der Behringsstraße, nämlich bis zum 72° 5′ n. Br. und 175 westl. L. Greenw. am 13 August von wo aus auf einem Gesichtskreis von 10 Meilen kein Festland, auch nicht die angebliche Wrangelsinsel, sondern nur im Südwesten die Heralds-Insel zu sehen war, die man später besuchte ohne von dort gegen Westen Land zu sehen, wohl aber lagerte sich dort im Abstand weniger Meilen eine Eisschranke. Am 19 August befand man sich unter 71° n. Br. und 182 w. Länge und sah gegen Westen und Norden abermals eine Eisschranke im Abstand von 15—20 Meilen von der Nordküste Asiens. Nach diesen Beobachtungen befindet sich im Meridian der Behringsstraße ziemlich weit gegen Norden offenes Wasser, welches aber, je mehr man sich dem asiatischen Festlande nähert, durch Eisflächen geschlossen wird.

Das Fest der englisch-lutherischen Sonntagsschule im Walde bei Savannah.

Im Monat März werden die Schulkinder der verschiedenen Confessionen eben so wie in Europa am 1sten Mai in den Wald geführt, um sich dort zu belustigen und das frische Grün im Frühling zu bewillkommnen. Es ist dieß aber nicht nur ein Vergnügen für Kinder allein, sondern auch für die Erwachsenen, die in großer Zahl sich dabei einfinden. Die Vorbereitungen zu einem solchen Feste nehmen schon viele Tage vorher diejenigen in Anspruch welche Theil daran nehmen, und vorzüglich die Eltern der Kinder, welche die Lebensmittel aller Art zu liefern haben. Bei der schon erwachsenen Jugend ist dieß auch die günstigste Zeit die neue Sommer-Toilette zur Schau zu tragen, daher man diesem Feste mit großer Sehnsucht entgegensieht. Einige Bürger aus der Stadt, welche wußten daß ich großes Interesse an derlei Sachen nehme, waren so freundlich mich dazu einzuladen, und ich sagte der Einladung dankbar zu. Es wurde ein günstiger Platz im Walde gewählt, in dessen Nähe sich Hütten befanden, in welchen die Vorräthe bis zu ihrem Verbrauch aufbewahrt werden konnten. In diesem Jahre fiel die Wahl auf eine Stelle in westlicher Richtung von der Stadt, die alle Vortheile bot, und die ich hier meinen Lesern etwas näher beschreiben werde. In der Stadt Savannah liegt an der westlichen Seite ein Theil der alten Stadt, den früher die Indianer

bewohnten, und wo noch im Jahre 1733 der Indianer-König Tomochichi residirte. Dieser Theil hat bis jetzt noch den Indianernamen Yamacrow, und wird seiner erbärmlichen Hütten wegen, die von Negern und Irländern bewohnt sind, von den dort lebenden Deutschen Spott halber mit Jammer-Crow übersetzt. Durch diesen Theil der Stadt führte der Weg auf einer halben Meile langen Straße nach Stylsplace. Die Straße liegt erhöht, und rechts und links erstreckt sich versumpftes Land, welches an wenigen Stellen angebaut ist. Diese lange Straße wurde aus lauter Dünger und Abfall der Stadt erbaut, und dieß köstliche Material liegt jetzt wohl zwölf Schuh hoch nutzlos seit langen Jahren hier, und wird auch keine Verwendung finden, weil es an passendem Material wie man es für Straßen nöthig hat, fehlt. Von Stylsplace führte der Weg rechts ab gegen die große Dampfsägmühle von Prattly zu, welche so ungeheure Quantitäten Holz für Schiffe liefert daß sie als Merkwürdigkeit von allen Fremden besucht wird. Stundenweit wurde ein Canal gegraben, auf welchem die Schneidbäume dahin getriftet werden. Von hier führte der Weg links ab, und bald befand ich mich im Walde. Verfehlen konnte ich den Platz nicht, denn eine große Anzahl von Chaisen und Wägelchen eilten schwer beladen dem Feste zu, welches Früh 9 Uhr seinen Anfang nahm. Die Entfernung von der Stadt bis zur Stelle mag ungefähr zwei Meilen betragen haben, wo das kleine Wohnhaus, zur Waldeinsamkeit genannt, mit etwas wenig Feldbau und einigen Negerhütten sich befand, und wo das Fest statthatte.

Unter einer sehr großen Lebenseiche und ein paar abendländischen Cedern war eine lange Tafel angebracht, an welcher ein paar hundert Menschen bequem Platz finden konnten. Die Tafel war mit Tischtüchern behangen, und kalte und warme Speisen aller Art bedeckten sie. Die Damen saßen, die Herren stunden und verzehrten was ihnen beliebte, ohne an die bestimmte Essenszeit gebunden zu seyn. Die Gesättigten machten wieder andern Platz, und an einigen Stellen brannten große Feuer, an welchen Kaffee und Thee gekocht wurde. Jeder bediente sich selbst und suchte sich da eine Stelle wo er auf den Boden hingestreckt dem Treiben der Alten und Jungen zusehen konnte. Als Getränk wurde Eiswasser, und was dort eine große Seltenheit ist, Butter und Milch offerirt, auch machte die Thee- und Kaffeekanne fleißig die Runde. Die kleinen Kinder waren mit allerlei Spielen beschäftigt, worunter das Ballschlagen, Schaukeln auf einem Seil und Springen über dasselbe, während zwei andere Kinder es an beiden Enden fest hielten und schwangen, Wettlaufen ꝛc. gehörten. Die Erwachsenen spielten eine Art Plumpsack, wo der ganze Witz auf das Küssen hinauslief.

Ich glaube nicht daß in einem Lande der Welt die Mädchen größere Freiheiten genießen wie in den Vereinigten Staaten, und doch gehört es zu den seltenen Ausnahmen, wenn Mißbrauch davon gemacht wird. Es ist dort gar nichts auffallendes wenn junge Mädchen Herren im Hause einladen und empfangen welche den Eltern ganz unbekannt sind. So reitet oder fährt ein Mädchen mit einem Herrn ganz allein aus, ohne daß jemand etwas unanständiges daran erblickt; ist aber ein Liebesverhältniß einmal erklärt, so wird dieß selten mehr gelöst, weil dem Mädchen gesetzliche Mittel zu Gebot stehen die gegebenen Versprechen zu erzwingen. Der Geistliche, welcher Vorstand der Schule ist, spielt eine große Rolle bei dem Feste. Er hat die Aufgabe die Eltern der Kinder zu unterhalten, und ist immer umringt von einem Schwarm Menschen, wie bei den Bienen die Königin. Er muß von allem essen und trinken um es loben zu können, und ich glaube daß er diese Aufgabe vollkommen gelöst hat. Nachmittags kamen noch viele Leute angefahren welche Morgens nicht Zeit hatten oder Bekannte dort sehen wollten; da es aber an Platz zum Ausspannen fehlte, so stunden die vielen Fuhrwerke alle bunt durcheinander, wodurch die Scene sehr verschönert wurde. Die armen Pferde haben es in diesem Lande schlimm, denn sie angeschirrt in der brennenden Sonnenhitze 5 bis 6 Stunden stehen zu lassen, findet niemand etwas ungewöhnliches, besonders hart ergeht es ihnen oft mit dem Wasser, das auch beim besten Willen nicht immer zu haben ist. Die Thiere sind aber so willig, gutmüthig und schön dabei, daß man sie bemitleiden muß. Es werden auch viel größere Leistungen von ihnen verlangt wie in Europa, und es scheint daß die Hitze ihnen ganz gut zusagt. So fährt man z. B. einen Weg von einer Stunde Entfernung immer Trab, ohne daß das Thier verschnaufen zu lassen, dabei läuft dieses einen halben Fuß tief in lockerem Sand, und muß das freilich sehr leichte Fuhrwerk auch noch ziehen. Beim Reiten ist die Gangart kurzer Galopp, weil diese für den Reiter die bequemste ist.

Die Leute waren alle so vergnügt beisammen und die vielen bunten Farben der südländischen Damen mit dem theatralischen Schnitt ihrer Kleidungen sahen im Grün des Waldes so schön und lebendig aus, daß ich wahrscheinlich auf dem Feste bis in die Nacht geblieben wäre, hätte ich nicht bemerkt daß viele Personen sich sehr schnell entfernten und andere ihre Effecten suchten um ein gleiches zu thun. Ein leiser Windzug kam heran, und so angenehm kühl dieser auch machte, so war er doch der Vorbote eines heftigen Gewitters. Ich war lange genug in diesem Lande um alle Achtung vor den Gewittern zu bekommen, und wußte auch wie schnell diese oft da sind, wenn man sie noch weit entfernt hält, suchte daher meine Habseligkeiten zusammen und trat den Rückweg zur Stadt an. Beim Herausgehen zum Feste bemerkte ich schon daß der Weg keineswegs der geradeste, folglich der nächste sey, und ich beschloß daher auf einem Fußpfad, der meiner Meinung nach direct nach der Stadt führe, zurückzugehen. Ich eilte fort, kam durch lauter Hochwald, größtentheils Laubholz, aber noch immer auf trockenen Wegen, bis ich auf einmal an ein paar großen eingezäunten Gemüsefeldern stund. Mehrere große Hunde liefen zum Schutze dieser Gärten frei innerhalb des Zaunes herum. Der Weg hätte allerdings hier durch etwas näher zur Stadt geführt, aber es ist erstens nicht erlaubt durch eingezäuntes Land zu gehen, und dann waren die Hunde auch sogleich da wie ich mich dem Thore näherte, daß ich gerne meinen Plan aufgab und wieder zurückgieng. Ich suchte nun einen andern Weg, kam dadurch immer weiter in den Wald bis ich durch Sumpf und Dickicht im Vordringen gehindert wurde. Jetzt hatte ich die Richtung ganz verloren, es ward immer dunkler, von Ferne hörte man das Rollen des Donners und einzelne große Tropfen die herunterfielen ließen mich über mein heutiges Schicksal nicht mehr im Ungewissen, ich suchte den Rückweg wieder zu finden. Das Gewitter brach los, und es genügten wenige Minuten um mich in die Lage zu versetzen in welcher man nichts mehr zu schonen braucht. Ich war durch und durch naß, die Blitze leuchteten unaufhörlich, und der Donner war so stark, daß ich immer glaubte es müsse neben mir eingeschlagen haben. So tappte ich fort ohne jemand zu begegnen, den ich hätte um den Weg fragen können und kam an ein Grab. Es war mir zwar nicht mehr neu Gräber vereinzelt in den Wäldern zu finden, weil dort jedermann sich kann begraben lassen wo es ihm beliebt, aber hier machte es doch einen gewaltigen Eindruck auf mich, und dieser einfache Erdhügel mit seinem

verwitterten Kreuz darauf wollte mir gar nicht aus dem Kopf. Ich eilte immer vorwärts ohne eigentlich zu wissen wohin, und kam zu meinem Glück auf einen Fahrweg, der nach einer Stunde Laufen mich nach derselben Stelle führte wo das Fest gehalten wurde. Aber wie verändert war die Scene. Die Tische und Bänke von ihren Teppichen beraubt stunden noch allein da, um mich den Platz wieder erkennen zu lassen. Ein paar Negerkinder suchten in den Büschen herum nach verlorenen oder vergessenen Gegenständen welche die Kinder in der Eile zurückließen, alles Fuhrwerk war verschwunden und nur sehr wenig Leute hatten sich in die Hütten gerettet, um baldige Fahrgelegenheiten zu erwarten oder nach dem Gewitter zu Fuß nach Hause zu gehen. Ich war so naß, und hätte nichts gewonnen wenn ich in diesen Kleidern bis zu einer Fahrgelegenheit gewartet hätte, und entschloß mich durchaus zu gehen. Die Nacht war im Anbrechen, und ich gieng nun denselben Weg zurück welchen ich Morgens schon gemacht hatte, mit der Erfahrung reicher daß man um Zeit zu gewinnen keine neuen Wege suchen soll. Ich hatte von dieser Stelle aus bis zu meiner Wohnung fast $1\frac{1}{2}$ Stunden Wegs noch zu machen, und war herzlich froh diese bei stockfinsterer Nacht endlich erreicht zu haben. Jede Confession hat ihre eigenen Feste, ich aber hatte so genug an diesem daß ich meine Neugierde für die übrigen im Zaume hielt, und zu Hause blieb.

Angeblich uralte Einwirkungen der Nordeuropäer auf amerikanische Völker.

Der Abbé Brasseur hatte kaum sein großes und dankenswerthes Buch über die vorcolumbische Geschichte Mexico's vollendet, als er in einem offenen Brief an C. C. Rafn, den berühmten dänischen Alterthumsforscher, die Hypothese einer Art scandinavischer Einwanderung nach Amerika nachzuweisen sich bemühte. [1] Nun muß man wissen daß Brasseur und Rafn, bei sonst großer Gelehrsamkeit, im Aufstellen und Beweisen kühner Hypothesen sehr oft Schranke und Gebühr vergessen. Die nordischen Antiquare, obgleich es ihnen an gründlichem Wissen nichts weniger als gebricht, sind durch ihre Runenentzifferungen im höchsten Grade verdächtig geworden, und haben gelesen zur Verherrlichung ihrer Ahnherren und Voreltern was eben andere Menschenkinder nicht lesen konnten. Brasseur ist bescheiden genug nicht nachweisen zu wollen daß Amerika von irgendeinem Theil der alten Welt bevölkert worden sey, oder Einwanderungen von numerischer Stärke empfangen habe, sondern er beschränkt sich darauf an das sporadische Eindringen fremder Elemente zu glauben. Man vermuthe nicht etwa daß er an die normännischen Weinlandsfahrer besonders denke, denn er sucht scandinavische und europäische Spuren in Mittelamerika, während die Weinlandsfahrten nicht viel südlicher als bis zur Breite von New-York sich erstreckten. Auch denkt er an weit ältere Einwirkungen, die chronologisch noch tiefer als die Wikingerfahrten zurücktreten würden. Hören wir nun seine Beweise.

Beinahe sämmtliche Culturvölker Amerika's behaupten in ihren Sagen: von Osten her, von der Gegend wo die Sonne aufgeht, eingewandert zu seyn. Selbst wenn man die guten Leute buchstäblich beim Wort nähme und dem mythischen Styl mathematischen Werth zutrauen wollte, so erlaubte die Versicherung eines Mittelamerikaners daß er von Osten eingewandert sey, nichts anderes zu schließen als er sey von den Antillen, zunächst von Cuba, gekommen. Aber nicht einmal diese Auslegung verträgt die Sage. Auch die Incas behaupten von Osten her nach Peru, auch Bochica oder Nemterequetaba, der Götterbote, von Osten nach Bogota gekommen zu seyn. Konnten überhaupt alle diese mythischen Gestalten anders woher kommen als von Osten? Von jener Himmelsrichtung wo das lebenbringende Gestirn aufgeht, von der günstigsten Himmelsrichtung, vom Sitz aller freundlichen Mächte nach den Sagen beinahe sämmtlicher Völker des Erdkreises? Ganz besonders aber konnten amerikanische Culturvölker nicht anders dichten und denken, denn der Sonnendienst, mehr oder weniger rein, ist ihnen allen gemeinsam. Die Azteken kannten Götter mit den Namen Iztac Mixcohuatl oder die weiße Nebelschlange, ferner eine Chalchiuhlicue oder die azurne weiße Dame, worin Brasseur Anspielungen oder Reminiscenzen an nordeuropäische Meteorologie wahrnehmen will. Wie konnte es aber zugehen, möchte man fragen, daß sporadische Einwanderer großen Völkern solche Götter aufdrangen, deren sinnbildliche Bedeutung einem südlichen Volk ewig fremd bleiben mußte?

Die Tlaquimilolli, oder Mumien der Heroen, wurden von den Tolteken und den Azteken als die größten Heiligthümer verehrt, bewacht und gehütet, selbst dann noch als die Eingebornen übergetreten waren. So gestand im Jahr 1576 Tecpanecatl-Teuctli (wie man aus dem Namen sieht, ein Ordensritter), der in der Taufe den Namen Don Gonzalo empfangen hatte, seinem Beichtvater auf dem Sterbebett daß er das Tlaquimilolli des Camaxtli, des Nationalhelden von Tlaxcallan, bisher versteckt gehalten habe. Die Mumie wurde geöffnet, und man fand bei ihr ein Packet blonder Haare, welche den Volksmythus bestätigten daß Camaxtli ein blonder und weißer Mann gewesen sey — für Hrn. Brasseur abermals ein Beweis seiner scandinavischen Abkunft.

Noch mehr! Fast alle Culturvölker Anahuacs (Alt-Mexico) wollen aus Tula oder Tullan, oder Tollan gekommen seyn. Dieser Name erinnert den gelehrten Abbé an die Insel Thule der griechischen Geographen, nur schade daß wir überhaupt gar nicht genau wissen wo das von Pytheas entdeckte Thule lag! Und wüßten wir es, so müßten wir auch zuvor Kenntniß haben daß Thule nicht bloß ein von griechischen Gelehrten angenommener Name, sondern eine von den Eingebornen dieses fraglichen Thule festgehaltene Bezeichnung ihrer Heimath sey, sonst wäre die ganze Lautähnlichkeit ein Irrlicht. Man denke sich, ein afrikanischer Stamm behaupte er sey aus einem Land, Namens Khina eingewandert, und es fiele jemand ein dabei an China oder das himmlische Reich zu denken, so würde er einem tödtlichen Gelächter erliegen, denn China ist ein Ländername den nur die Europäer kennen, und der, wenn wir die gewöhnliche deutsche Aussprache berücksichtigen, vollständig seinen Ursprung verdunkelt hat. Wie kann man nun behaupten, ehe man weiß wie der Name Thule entstanden und welche geographische Geltung er hatte, Tollan oder Tula könnte ein Namensabkömmling vom

[1] Quelques traces d'une émigration de l'Europe Septentrionale en Amérique in den Nouv. Annales des Voyages.

alten Thule seyn, besonders da das erste eine Stadt oder Städte, das andere eine Insel bezeichnete?

Die Quichéstämme Mittelamerika's erzählen in ihren kosmogonischen Sagen während ihrer Wanderung habe die Sonne nicht geschienen, sie seyen in dämmernder Nacht dahingezogen, dann erst sey die Sonne aufgegangen, „aber ihre Erwärmung war schwach, und sie zeigte sich nicht lange bei ihrem Aufgehen. Sicherlich könne es nicht das nämliche Gestirn seyn welches heute leuchte." In der That war es eine mythische Welt durch welche jene Stämme zogen, allein Hr. Brasseur meint, die Sage enthalte kostbare Angaben „über die auf der Wanderung durchschnittenen Breitengrade." Er findet also daß die Sage von dem arktischen Kreise spreche, der des Winters in ewige Nacht getaucht wird, und wo eine kalte, statt der tropischen Sonne leuchte. Möglich daß dem Mythus diese Deutung gebührt hat, aber was läßt sich nicht aus einem Mythus heraus- oder in einen Mythus hineindeuten? Die alten Azteken bauten ihre Burgen und Festungen auf Bergeshöhen, also nicht in Thälern, oder wo sie beherrscht werden konnten; eben deßwegen aber wird der Abbé von der Aehnlichkeit (analogie frappante) mit germanischen Befestigungen betroffen!

Zwei Namen treffen wir in Amerika, die allerdings überraschen. Der Name für Gott war bei den Azteken derselbe wie bei allen Völkern der indisch germanischen Gruppe, nämlich Teotl. Nach Beseitigung der Nationalendung Tl, die in Zusammensetzungen wegfiel (z. B. teocalli, von teotl, Gott, calli, Haus, Gotteshaus, Tempel) erhalten wir eine Wurzel, die der lateinischen Form ganz nahe steht. Andrerseits haben die Tzendalen, die Erbauer von Palenque, bekanntlich einen Nationalgott Votan, dessen Name mächtig an den nordischen Wodan erinnert. Es lohnte sich also wohl der Mühe eine genauere Sprachvergleichung anzustellen, und es geschieht dieß auch von Brasseur, aber in welcher unwissenschaftlichen Art? Zunächst hören wir nichts von einem grammatikalischen Vergleiche, und können auch wohl nichts hören, denn es handelt sich nur darum die Einwanderung etlicher europäischen Wurzeln nachzuweisen. Nun sucht aber der Abbé aus den drei verwandten Sprachen des Quiche, des Cakchiquel und des Tzutohil (Sutugil), ja noch etlicher andrer Sprachen, Aehnlichkeiten mit dem Französischen, Englischen, Dänischen, Deutschen, Griechischen und Lateinischen ꝛc. Da kann, wenn man nur sucht, das Finden nicht ausbleiben, besonders wenn man mit solchem Glück und Eifer sucht wie Brasseur. An lausen, erinnert ihn an das brittische go on (pack dich!); aveno, Name eines wohlriechenden Krautes, an avoine, Hafer; be, geben, bewegen, an das englisch to be (sprich bi) seyn (!); bu heißt die Erde weich machen, und boue, der Schmutz; camel, demüthig, spielt auf Kamel an; tub, heißt die Frauenbrust, tube, eine Röhre; tzak, schaffen, und zaak, im Holländischen, Sache; endlich entdeckt der gelehrte Herr auch noch eine Aehnlichkeit zwischen gab und haand (dänisch) Hand. Besser sind dagegen folgende Aehnlichkeiten: bol, so viel wie Ball, boule; copi, so viel wie kappen, couper; cu, genau das nämliche wie das lateinische cum; culc, ein becherartiges Gefäß wie das dänische kalk, Kelch; hach, so viel wie hacher (franz.) oder to hatch, hacken; hal so viel wie Halm; hun, [1] so viel wie eins un, unus; il, Uebel, Schmerz, Mißgeschick erinnert an das englische ill; ke oder que, die dort, an das lateinische qui; ki oder qui, so viel wie sie, oder das lateinische qui; nakah, das nämliche wie nahe; nut, wie im englischen Nuß; rax, so viel wie rasch; reh, so viel wie recht; tzukuh, so viel wie suchen; ubi, dort wie das lateinische ibi; voro oder boro, bohren. Darunter ist manches hübsch und überraschend, ob aber sich nicht ebensoviel Lautähnlichkeiten beim Vergleich von je drei beliebigen Sprachen mit je einem halben oder ganzen Dutzend anderer Sprachen finden würden, das überlassen wir der Entscheidung jedes Nachdenkenden.

[1] Das einzige Zahlwort welches einem Vergleich unterzogen wird.

Reiseskizzen aus Epirus aus dem Jahr 1858.

(Von Dr. A. S.)

1. Von Corfu nach Janina.

Zieht man eine Seereise mit dem Dampfschiff derjenigen mit einer kleinen unsichern Barke vor, so hat man wöchentlich nur einmal Gelegenheit von Corfu aus an die Gestade von Epirus zu gelangen. Jeden Montag Abend fährt nämlich ein Lloyddampfer nach Préwésa ab. Denselben benutzend kam ich nach einer achtstündigen Fahrt Dienstags den 3 August früh Morgens in Préwésa an. Da in der ganzen Stadt sich nichts für die Unterkunft des Reisenden vorfindet als einige schmutzige Chans, so war mir die dargebotene Gastfreundschaft eines griechischen Bekannten sehr angehm und erwünscht.

Vom Meer aus gesehen macht Préwésa einen nicht übeln Eindruck; die zahlreichen Befestigungswerke, der dichte Olivenwald in ihrem Hintergrund und zur Rechten die Insel St. Maura vereinigen sich zu einem recht malerischen Bild. Steigen wir aber ans Land, tritt uns gar manches entgegen das unsern Enthusiasmus für den Süden herabzustimmen geeignet wäre: Schmutz und Elend an allen Orten und Enden, die Straßen strotzend von Unrath, die Häuser mehr als bescheiden, die Menschen elend und ärmlich. Préwésa liegt am Ausgange des ambracischen Meerbusens und gehört zu dem Kaimakamlik von Arta. Es mag ungefähr 5500 Einwohner enthalten, unter welchen die Griechen weitaus das vorherrschendste Element liefern; die muselmännische Bevölkerung ist nur unbeträchtlich. Fremde, Jonier und Hellenen ausgenommen, sind ebenfalls nur wenige ansässig. Trotzdem haben fünf Consularagenten (ein englischer, österreichischer, französischer, russischer und hellenischer) hier ihren Sitz aufgeschlagen, und disputiren sich, gleich ihren Herren Collegen in Janina, unter einander wie mit den türkischen Provinzialbehörden um die Herrschaft von Epirus. Das „Pascha spielen" verstehen eben nicht nur die Türken, die Europäer in solchen Stellungen haben es ihnen gar bald abgelernt. Es wäre überhaupt dringend nothwendig daß die respectiven Regierungen ein etwas schärferes Auge auf das egoistische Treiben ihrer diplomatischen Angestellten im fernen Orient hielten. Mißbrauch der Gewalt, Verübung oft schreiender Ungerechtigkeiten, Bestechlichkeit sehen wir unter diesen eben nicht selten.

Von der Seeseite aus ist Préwésa ziemlich gut befestigt, zur Landseite wird es von einem tiefen Graben umgeben, welcher aber, schon zu den Zeiten Ali Pascha's erbaut, jetzt seinem gänzlichen Verfall entgegengeht. Der Handel Préwésa's ist nur unbedeutend, denn sozusagen alle europäischen Manufacturwaaren, die in das Innere von Epirus gehen, nehmen ihren Weg über Arta. Sein einziger Exportationsartikel bildet Oel, von welchem jährlich 8—9000 Barill zur Ausfuhr gelangen sollen. Einige Consulate und Privatwohnungen ausgenommen, haben die Häuser im allgemeinen ein sehr ärmliches Aussehen. Meistens liegen sie in herrlichen Gärten von Citronen-, Orangen und Oelbäumen. Die erstern werden von, aus Myrtenzweigen korbartig geflochtenen Zäunen eingefaßt, oder es umgibt sie eine natürliche Hecke von schlanken Aloës, stachligen Cactus oder indischen Feigen. Wenn wir uns schon in diesen Orangen- und Citronenhainen von der herrlichen Natur des Südens entzückt fühlen, um so mehr werden wir es, wenn wir den hinter der Stadt gelegenen Olivenwald betreten. Welch eine Pracht und Ueppigkeit der Vegetation! Ein wahrer Urwald von Oliven- und Feigenbäumen (die letztern fast die Stärke und den Umfang unserer Eichen erreichend) erhebt sich hier; Reben und mächtige Brombeersträuche, das ganze Jahr hindurch Blüthen und Früchte tragend und bis in die höchsten Gipfel der Stämme kriechend, Cactus und wohlduftende Myrten verschließen seine Zugänge. Was könnte nicht dieser reichgesegnete Boden bei besserer Bebauung leisten und welche Erwerbsquellen seinen Bewohnern darbieten! Alle möglichen Südfrüchte, Orangen, Citronen, Feigen, Jujubé (Rhamnus zizyphus, von den hiesigen Griechen Dschidschiphos genannt), indische Feigen ꝛc. kommen hier fort, sind aber bei der vernachlässigten Cultur nicht von besonderer Güte. Ein ewiger Frühling herrscht in diesen paradiesischen Gegenden! Das Klima ist im Verhältniß zu andern Orten der epirotischen Küste gesund zu nennen; intermittirende Fieber sind zwar nicht selten, haben aber nicht jenen bösartigen Charakter, der sie in der Umgegend von Arta so gefährlich macht.

Nach einem zweitägigen Aufenthalt in Préwésa miethete ich einen Pferdeführer mit drei Pferden (zu ½ span. Thaler) zu meiner Weiterreise nach Janina. Ich hatte die Abreise auf Donnerstag den 5 Aug. früh Morgens 3 Uhr bestimmt — durch die Pünktlichkeit des erstern wurde es aber 8 Uhr bis die Pferde bereit standen. Nach Durchkreuzung jenes oben erwähnten Olivenwaldes, und uns gegen die Ufer des ambracischen Meerbusens wendend, gelangen wir in einen lieblichen Myrtenhain, der stellenweise durch mächtige Farren und ein strauchartiges vanilleduftendes Haidekraut (Erica scoparia L?) unterbrochen wird, welches sich auch auf Corfu und Cephalonia häufig vorfindet. Oft überzieht es mit seinen rosenfarbigen Blüthen ganze Hügel, die dann, wenn auf ihrer Spitze sich noch andere Gesträuche erheben und ihr Fuß von Myrten umkränzt wird, ganz das Aussehen gigantischer Bouquets annehmen. Goldgelbe Feigenvögel flattern kreischend von Baum zu Baum, und zahlreiche Vipern und Nattern, auf die obersten Zweige der Myrten geschlungen, erfreuen sich der erwärmenden Morgensonne, während träge Schildkröten dem Meeresstrande zuwackeln. Nach 1½stündigem Ritt tritt uns eine große Lagune entgegen, zwischen welcher und dem Meer sich der Weg hinzieht, die wir aber zur Besichtigung der Ruinen von Nicopolis (die Türken nennen es Eski Préwésa, altes Prewesa) landeinwärts verfolgen. Nicht ohne Bewunderung, gemischt mit einem wehmüthigen Gefühl, betrachtet der Reisende diese ausgedehnten und zum Theil noch gut erhaltenen Backsteinruinen der einst so blühenden, von Augustus gegründeten Stadt. Die Beschreibung, die ältere Reisende, wie Leake und Pouqueville vor fast 50 Jahren von ihnen lieferten, paßt noch so zu sagen vollkommen. Der Entomologe findet unter den massenhaften Trümmern eine reichliche Ausbeute von Coleopteren, namentlich an prächtigen Caraleen, hat sich aber sehr vor Vipern und Scorpionen in Acht zu nehmen. Auf der andern Seite der Lagune wieder an den Meeresstrand hinabsteigend, haben wir in seinem tiefen Sande über eine Stunde einherzureiten. Die Temperatur war drückend heiß, und die Ausdünstung des Meeres, das hier seicht und schmutzig, über die Maßen stark. Gewiß haben jene bösartigen Fieber, welche in der Umgegend des Golfes von Arta herrschen, nicht nur ihren Grund in den Miasmenexhalationen der zahlreichen Sümpfe, sondern wohl auch in den stark jodhaltigen Ausdünstungen des Meeres.

Den Meeresstrand verlassend und nur mehr landeinwärts haltend, nimmt die Landschaft bald einen öden traurigen Charakter an. Die Hügel werden graue Steinmassen, die Ebene ein ausgetrockneter, von zahlreichen Viehheerden bevölkerter Sumpf. Nur einmal begegnet man einem herrlichen Eichenwald, in dessen Nähe eine frische Quelle labenden Trunk spendet. Das Dörfchen Luro, das wir bei einer brennenden Sonne um 2 Uhr Nachmittags erreichten, besteht aus 40 bis 50 erbärmlichen Hütten. Die elende Existenz seiner griechischen Bewohner ist bei dem so fruchtbaren Boden, auf welchem es steht, für den fast unbegreiflich, der nicht die schlimmen Folgen des türkischen Paschasystems kennt. Gleich hinter Luro sprudelt unter einem Felsen eine mächtige Quelle klaren Wassers hervor, durch dessen prächtig blaugrüne Farbe das Auge nicht wenig ergötzt wird. Ein von Augustus construirter Aquäduct, von welchem aber nur noch einige Spuren vorhanden sind, führte dieselbe nach dem 4½ Stunden entfernten Nikopolis. Die Straße ist hier eine Stelle weit gepflastert, und führt dann nach einer halben Stunde zu dem in einem gelichteten Eichenwalde liegenden Dorfe Kantscha. Ich wollte hier Nachtquartier nehmen, da aber der Pferdeführer vorgab keinen Hafer für seine Pferde finden zu können, wir noch einige Stunden Tages vor uns hatten und das nächstliegende Dorf nur noch 3 Stunden entfernt seyn sollte, zogen wir weiter über Berg und Thal. Nach Verfluß von zwei Stunden gelangt man zu einem herrlichen Wald, dessen Pracht mich nicht wenig an die wunderschönen Wälder von Kolchis erinnerte. Prächtige Eichen, Acazien, an Gräben die wasserliebende Platane, Perückenbäume, alle werden durch wilde Weinreben, Brombeersträuche und einem andern stachligen Gewächs, das sich lianenartig bis auf die höchsten Gipfel der Bäume rankt, zu einem undurchdringlichen Dickicht verbunden. In seiner Mitte befindet sich ein kleiner, vielleicht eine Viertelstunde im Umfang haltender See, Mawrolimni (Schwarzsee) genannt, von wegen der schwärzlichen Farbe seiner Gewässer. Während seine übrigen Ufer flach und von einer kräftigen Vegetation bedeckt werden, fällt das nordöstliche in steilen Felsen gegen ihn ab, die, ohnehin von Ocker röthlich gefärbt von den Strahlen der untergehenden Sonne vergoldet, wie rothglühend erschienen. Nach der Sage soll hier seiner Zeit ein Dorf gestanden haben, das aber der Zorn Gottes von der Erde verschlingen ließ, weil ein Papas eine keusche Jungfrau zur Unzucht verführt hatte.

Einer kurzen Dämmerung folgte bald eine stockfinstere Nacht, und wir befanden uns noch immer im dichtesten Walde. Wenn auch von Wölfen und albanesischen Wegelagerern nicht viel zu fürchten war, da zur Sicherheit der Reisenden zahlreiche Patrouillen von Sapties den

Wald Tag und Nacht durchziehen, so war doch dieser nächtliche Ritt nichts weniger als eine Annehmlichkeit; denn nicht nur daß die Kopfbedeckung jeden Augenblick an den überragenden Aesten hänger blieb, auch das Gesicht kam mit ihnen in oft sehr schmerzliche Berührung. Endlich erreichten wir die Ufer der brausenden Baschina, eines Nebenflusses des sich in den ambracischen Meerbusen ergießenden Luroflusses, und übersetzten denselben nicht ohne große Gefahr und uns ganz dem sichern Instinct der Pferde anvertrauend auf einer schmalen Steinbrücke. Erst nach Ersteigung einer hohen Hügelkette, und nachdem wir uns eine Strecke weit verirrt hatten, kamen wir in das Dorf Lelowo, wo ich mich, in Abwesenheit eines Chans, in einem Bauernhause einquartierte. Die Hütte war aber so voll Rauch und Ungeziefer, daß ich es vorzog, trotz der sehr empfindlichen Frische, draußen unter freiem Himmel zu schlafen.

Den 6 August Morgens früh brachen wir, dem Rücken einer Bergkette entlang ziehend, nach dem 1½ Stunden entfernten Chan von Karawassera auf. Eine kurze Strecke oberhalb desselben stößt man auf die gepflasterte Straße, die von Arta nach Janina führt. Ihr Pflaster rührt größtentheils noch von Ali Pascha her, befindet sich aber nun in einem heillos verwahrlosten Zustand, und ist für Reiter und Pferd eine wahre Pein. In stetiger Steigung und von häufigen Derwends (Wachthäusern, in welchen einige Sapties postirt sind) beherrscht, führt der Weg nach dem 1½ Stunden entfernten Chan von Pentepigadia. Dieser Name, wie sein türkischer, Beschpunar, bedeutet „fünf Brunnen," und rührt von fünf in der Nähe gelegenen Sodbrunnen her. Ein großes befestigtes Steingebäude, welches von einer Abtheilung türkischer Toptschis (Kanonieren) und einer zahlreichen Bande Sapties bewacht wird, schließt sich dem Chan an. Erst vor vier Jahren, während der epirotischen Insurrection, von Abdi Pascha erbaut, geht derselbe schon jetzt seinem gänzlichen Ruin entgegen. Pentepigadia hat eine ungemein wichtige strategische Lage, denn es bildet für eine aus dem Süden kommende Armee den Schlüsselpunkt zu dem Thale von Janina. Die Abhänge der umherliegenden Berge sind gänzlich kahl oder höchstens von verkümmertem Eichengestrüpp oder einzelnen Stacheleichen bewachsen. Ich weilte auf diesem, nach ungefährer Schätzung mehr als 3000 Fuß über dem Meer erhabenen Punkt mehrere Stunden, in der getäuschten Hoffnung eine interessante zoologische Ausbeute zu machen. Entschädigend dagegen war die Fernsicht, die ich von einer über Pentepigadia liegenden Bergeskuppe aus genoß; im fernen Süden der ambracische Meerbusen, die Insel St. Maura, Préwésa, die Gebirge von Akarnanien, im Osten die Pinduskette, im Westen die suliotischen Gebirge und die zweigezackte Olytza, im Norden das Thal von Janina.

Von dem Chan von Pentepigadia bis Janina zählt man noch 6 Stunden, die ich aber diesen Tag, einen zweiten Nachtmarsch nicht wünschend, nicht mehr zurücklegen wollte. Von dem Gebirgsknoten heruntersteigend, erreicht man nach Verfluß einer Stunde das Thal, das mit Maispflanzungen wohl bebaut ist. Hälfte Weges übernachtete ich in dem neuen und reinlichen Chan von Katzila, und Samstags den 7 August langten wir, nach Zurücklegung der noch übrigen drei Stunden, Morgens früh an den ersten Häusern von Janina an.

Die neue Expedition nach den Nilquellen.

(Aus dem Economiste.)

Der Venetianer Miani ist in den letzten Tagen mit mehreren Begleitern, unter welchen wir Amed. Poussel, den Secretär der Expedition, und Dumas, den Zeichner nennen, von Marseille in See gegangen, um sich nach Aegypten zu begeben, von wo er seine Expedition zur Aufsuchung der Nilquellen antreten wird.

Miani hat die 10 Jahre Exils, die er in Aegypten zugebracht, lediglich dem Zweck gewidmet dieses Land nach allen Richtungen hin zu erforschen. So haben ihm zahlreiche Wanderungen, auf welchen er eifrig Erkundigungen von den Eingebornen einzog, die Ueberzeugung verschafft daß der Nil und die Flüsse Zangebars gemeinsamen Ursprung und zwar in einem unter dem Aequator am Fuße der vulcanischen Gebirge Centralafrica's gelegenen großen See haben. (!) Dieser, von Miani Gebel-Regief genannte See sey es auch, der alljährlich um die Zeit der periodischen Regen seine überfluthenden Gewässer in den Nil ergieße und so die Ursache der alljährlichen Landüberschwemmungen in Aegypten sey. Miani wird indeß bei der Aufsuchung dieses Sees nicht den Nil, der noch allen Forschern unüberwindliche Hindernisse entgegenstellt, sondern einen der Flüsse Zangebars aufwärts gehen. Miani glaubt auch auf diesem Wege sein Ziel früher zu erreichen, da nach seiner Annahme der See Gebel-Regief nur 200 Lieues von der Küste Zangebars landeinwärts gelegen wäre. Hat er den See erreicht, so will er dann von da aus den Nil hinab wieder nach Aegypten zurück gelangen. Diese Rückkehr gedenkt er mit dem Eintritt des Steigens der Nilgewässer zu beginnen, da seine Fahrt dadurch um vieles erleichtert würde.

Dieser Plan, den er in einer Karte des Nillandes aufgezeichnet und der geographischen Gesellschaft vorgelegt hat, erwarb sich deren lebhaften Beifall, und seinem Urheber Protectionen und Ermuthigungen von hoher Seite; das Ministerium des Auswärtigen sicherte Miani allen Beistand der französischen Regierung zu, und Minister-Marschall Vaillant ließ ihm aus den Staatsarsenalen alle zur Expedition nöthigen Waffen und Munitionen ausliefern. Miani ist voll Zuversicht in das Gelingen seiner seit einem Jahre vorbereiteten Expedition und das Scheitern der Expedition Burtons, der mit ungenügenden Mitteln und auf ungenaue Informationen hin von England aus den Plan Miani's zur Ausführung zu bringen versucht hatte, entmuthigt ihn nicht im geringsten.

Die erste Abtheilung der Expedition hat bereits Kairo verlassen, unter der Leitung Baron Aspolds, eines jungen Ungarn, der dem ruhigen Genusse eines fürstlichen Vermögens und einer hohen Stellung die Hoffnung vorzieht, seinen Namen an dem Glanze einer wissenschaftlichen Entdeckung Antheil nehmen zu lassen. In Corrusco ist der Sammelplatz der Expedition, und von hier aus wird sie nach Chartum sich wenden, von wo die eine Hälfte nilaufwärts so weit vorgehen will als sie keine unbesieglichen Hemmnisse vorfinden wird. Sie würde so unterwegs unter dem 4. Breitegrade, und nur 100 Lieues von der Stelle wo nach Miani's Hypothese sich der Nilursprung befinden sollte, die österreichische Mission Bellera passiren. Die andere Hälfte, unter Miani selbst, geht durch die Wüste, schifft sich in Suakim am rothen Meere ein, um über Aden Zanjibar zu erreichen. Dann wird sie einen der Flüsse hinauf durch Länder gehen die bereits von den protestan-

tischen Missionären Krapf, Erhard und Rebmann 100 Lieues landeinwärts erforscht wurden, und von hier durch die übrige, noch von keinem Europäer betretene Landstrecke nach dem Ziele der Expedition vordringen.

Die Times vom 30 März, welche über den Weg, dem die Expedition folgen wird, übel berichtet ist, schreibt dieser auch noch einen commerciellen Zweck zu: Miani habe mit Pariser Geschäftsleuten Verträge über Lieferungen von Elephantenzähnen, Goldstaub, Indigo, Thierfellen abgeschlossen und führe als Tauschobjecte beträchtliche Mengen französischer Phantasieartikel mit sich. Die Mitglieder der Expedition seyen mit Miniésflinten, die 1000 Meter weit tragen, versehen, und mit Säbeln zum Aufstecken auf die Flinten, ferner mit Metallmasken wider die giftigen Stiche von Insecten und mit andern Masken, um die wilden Stämme damit zu erschrecken, ausgerüstet.

Erörterungen über auswärtige Politik.

Louis Napoleon Bonaparte hat jetzt sicherlich seine Schiffe verbrannt, er ist als General in „Marlboroughs Feldherrnalter“ zur italienischen Armee und auf einen Schauplatz abgegangen, wo der Ruhm des ersten Napoleoniden so rasch wuchs wie die Spargel bei trübem Frühlingswetter. Der Mann hat gewiß Recht daß er sich in einen Krieg, und zwar in diesen Krieg hineinnöthigte. Jetzt ist er ungefähr so alt wie der erste Bonaparte als er starb, aber immer noch jung genug um selbst das Ende eines Festlandkrieges zu erleben. Zehn und ein halbes Jahr hat er Frankreich regiert, drei Jahre lang lauernd wie eine unsichtbare Macht, und dann hervorbrechend um mit einem Schlage alle Parteien und Gewalten zu vernichten. Man sagt noch immer, Napoleon gehe in einen Krieg weil der Boden in Paris ihm zu hohl klinge, vielleicht ist er erst jetzt in den Krieg gegangen nachdem er den Boden massiv unter sich gefühlt hat. Jeder Mensch trachtet zunächst nach Erwerb und Besitz, besitzt er aber, so denkt er zu vererben. Wenn vor dem 1 Januar 1859 ein Krankheitsanfall oder ein Mordwerkzeug dem Kaiser in friedlicher Stille das Leben geraubt hätte, so wäre das angeblich taubstumme „Kind Frankreichs“ wahrscheinlich zu einem Gegenstand des Erbarmens geworden. Die Erinnerung an den Vater wäre gewiß nicht ausreichend gewesen dem Kinde die Anhänglichkeit oder nur die Rücksichten der Nation zu erwerben. Jetzt aber wird sich Großes ändern. Wir haben viel zu lange das süße Gift der Pariser Berichte eingeschlürft, welche uns mit dem Wahne schmeichelten die Franzosen seyen herzlich der unruhigen und kostspieligen Politik satt, und auf der Lauer, sobald der Kaiser sich entferne, das Kaiserthum zu zertrümmern. Man gieng sogar so weit an eine Aenderung im Charakter der Franzosen zu glauben, und sie für kriegsüberdrüssige Leute zu halten. So oft Napoleon als Kaiser in den Krieg zog, aber ganz entschieden 1805, erhob sich in Paris ein oppositioneller Hauch, und selbst Männer wie Talleyrand verbargen ihren Unwillen nicht über das immer erneuerte Hazardspielen mit dem großen Krieg. Solche Vögel werden immer zwitschern, und wer ihren Gesang für die Stimme Frankreichs hält, der muß sich erinnern daß auf 1805 1806, auf 1806 der Halbinselkrieg, auf diesen 1809, auf 1809 1812, auf 1812 1813 und auf 1813 noch 1814 folgte, ja daß nach 1814 noch ein Prolog aufgeführt werden konnte, — so „kriegsüberdrüssig“ waren die Franzosen vor der Schlacht bei Austerlitz gewesen. Die Kriegslust erwachte mit der Landung St. Arnauds an die Küste der Krim, und der Fall Sebastopols hat genügt um das alte Ruhmeslaster der Franzosen vollständig wieder zu erwecken. Ein paar kitzelnde Worte, wie die Befreiung Italiens, reichten aus die Nation zu berauschen, und im Zustand dieser Trunkenheit hat sich gezeigt daß sie willig und gehorsam ihrem Gebieter folgt und sich ohne Zaudern zum Mitschuldigen eines Umsturzes der Wiener Verträge macht. Man wiegte sich allzu lange in Sicherheit daß Napoleon III einen Krieg vermeiden werde, um nicht an seiner Seite einen glücklichen General als Nebenbuhler aufwachsen zu sehen. Jetzt ist er selbst gegangen! Er nimmt alles, Ruhm und Unglück, in eigene Regie, und das schlimmste was ihm widerfahren könnte wäre jetzt, wenn vielleicht neben einer bonapartischen Armee in Italien eine anderer Moreau am Rhein fechten sollte. Auch ohne diesen möglichen Uebelstand liegen jetzt schon die Dinge so, daß Napoleon III in Italien siegen muß. Ohne ein Marengo darf er nicht über die Alpen heimkehren, und seine Krone wäre verwirkt wenn der Feldzug mißlich verliefe, denn die Franzosen und die französischen Truppen sind viel zu überzeugt von ihren überlegenen militärischen Eigenschaften, als daß sie bei einem Mißrathen ihres Angriffs die Fehler auf etwas anderes als die oberste Leitung schieben würden. Der Kaiser müßte dann den Oberbefehl niederlegen und seine Feldherrn nach ihren eigenen Ermessen handeln lassen. Siegten sie im zweiten Aufzug des Kriegsspiels, so wäre der Kaiser tief beschämt und verdunkelt durch einen oder durch eine Pluralität neuer Moreaus; würden sie aber geschlagen, so müßte sich der Zorn und der Verdruß der Nation nothwendig gegen den Krieg und den Kriegsurheber richten.

Siegt der dritte Bonaparte, nöthigt er die Oesterreicher auch nur zur Abtretung der Lombardei, und empfängt er dafür Savoyen, so ist dieser Erwerb hinreichend, um den französischen Thron seinem Hause auf den Lauf eines Menschenalters, auf die Lebensdauer des muthmaßlichen Napoleon IV zu sichern. Die „Armee Italiens,“ die siegreich in Paris einzöge um ihre eroberten Fahnen im Dome der Invaliden aufzustecken, würde im Staatsoberhaupt ihren Feldherrn verehren, sie wäre ein willenloses oder vielmehr ein stets bereites politisches Werkzeug in den Händen des Kaisers. Der Ruf nach Freiheit würde durch die Sättigung mit Ruhm vollständig erstickt worden seyn, und gerade so wie die grimmigsten Republikaner sich allmählich daran gewöhnten vom ersten Napoleon wie Dienstboten behandelt zu werden, so würden sich die noch jetzt in Frankreich vorhandenen Republikaner und Liberalen alten Schlages an das Regiment der Uniformen nicht bloß gewöhnen, sondern sich mit ihm aussöhnen. Wie ganz anders könnte der Kaiser auf die Treue der Truppen zählen, wenn sie ihm einen Sieg verdankten! Wie ganz anders würde jetzt Officier und Soldat das Legionsband aus der Hand nicht eines Kaisers, sondern eines Siegers empfangen! So drängt sich alles am Tessin zur Entscheidung.

„Der Charakter des Kaisers Napoleon III, sagt die Edinburgh Review sehr treffend, vereinigt mehrere Eigenheiten, die gewöhnlich getrennt angetroffen werden, nämlich Kühnheit, Phantasterei, Gewinnsucht, während er doch lange über seinen Schöpfungen brütet, zäh bis zum höchsten Grade an Auffassungen festhält, die kaum einen Schimmer von Wahrscheinlichkeit für sich haben, und behutsam, ja bisweilen zögernd im Ausführen ist. Seine Erlebnisse waren so seltsam, seine Erfolge so vollständig, wo sie am unwahrscheinlichsten erschienen, seine Laufbahn einem asiatischen Märchen ähnlicher als dem gemeinen und gewöhnlichen Verlaufe menschlicher Begebenheiten, daß in seinem Gemüthe nothwendig die schattenhaftesten Dinge Körper und Leben bekommen, während das nächste tastbare vor ihm zerfließt. Obgleich das Vertrauen auf seinen Stern groß ist, so läßt er sich doch nicht unbedingt davon beherrschen, sondern prüft die Stunde und die Leute; sein Entschluß schwankt dann eine Zeitlang, als wollte er auf der zitternden Nadel eines Kompasses oder den fallenden Körnchen einer Sanduhr Ruhe suchen." Zehn Jahre seiner Regierung sind verstrichen, jedes hat bis jetzt den Franzosen eine Begebenheit, das matteste wenigstens eine Industrieausstellung gebracht, jetzt aber nach der Friedenspause beginnt man den aufregenden Festlandskrieg. Wäre Napoleon III ohne zehrenden Ehrgeiz, man könnte vielleicht sich folgendermaßen trösten: mag Oesterreich die Lombardei verlieren, es war ja doch nur ein Besitz der diese Macht ohnehin schwächte. Piemont würde seinen historischen Traditionen zufolge in keinem Augenblick wohl mehr bereit seyn die österreichische Allianz begierig zu ergreifen, als wo es von Frankreich einen Länderzuwachs empfangen, und geschähe dieß auch nicht, so wäre ohnehin die Lombardei ein Stein der Sorge, vielleicht ein Leichenstein für die piemontesische Macht. Mag Frankreich das kleine und arme Savoyen sich incorporiren, um so bedrohter wird sich Sardinien, wird sich die Schweiz fühlen und sich zu uns drängen. Frankreich wird von diesem Bissen nicht feister, wohl aber ganz Europa antibonapartisch werden.

So könnten sich wirklich nicht nur viele trösten, sondern in dieser Art tröstet sich schon jetzt ein Theil der brittischen Presse. Um aber auf solchem Dunst auszuruhen, müßte man sich vorstellen die Armee von Italien nach einem andern Marengo zöge heim, wischte sich den Staub von den Schuhen und riefe mit müden Seufzern: Gottlob daß es endlich vorbei ist, und behüte der Himmel uns vor einer Wiederkehr! Das ist eben der Ernst der jetzt angebrochenen Zeiten daß die Bonaparte in Italien sich nicht schlagen lassen dürfen, daß aber, wenn sie siegen, in Italien nie ihre Laufbahn endigen wird. Stellen wir uns vor, Napoleon III besäße das Wesen Friedrichs des Großen, er sey gewarnt durch das Beispiel seines einzigen Ahnherrn, daß sich große Eroberungen nicht festhalten lassen, er wolle sich mit seinem Schlesien, mit dem kleinen Savoyen begnügen, diese Eroberung allein Frankreich zuwenden, aber sicher zum Nimmerwiederverlieren. Gesetzt der zähe Mann wollte es, und nur dieß allein mit allem Willen dessen er fähig ist, so fragte es sich sehr ob er könnte. Wären die Franzosen wieder die „Unbesieglichen," der Schrecken Europa's, die streitbarste Nation der Welt, es wäre nach ihrer Denkungsart ein Fehler, es wäre ein Verbrechen für einen französischen Monarchen, eine Armee zu besitzen die „der Armee von Italien gliche," und diese Kernmannschaften zu entlassen, um in einem abgelegenen Dorfe Hafer zu dreschen oder an einer Eisenbahnhütte Wache zu stehen, solange noch die natürliche Gränze Frankreichs gegen Osten nicht erreicht wäre. Eine siegreiche Armee in Frankreich zu besitzen würde für einen Fürsten der den Frieden um jeden Preis wollte, eine Last, eine Gefahr, eine Drohung bleiben; was ist sie aber für den welcher sich zutraute der Retter Frankreichs zu seyn, der kaum diese Rettung vollzogen hatte als er sich die diplomatische Hegemonie in Europa anmaßte, und unmittelbar darauf die Karte von Europa „studierte," der deutschen Nation aber zurief, er könne nicht dulden daß man ihn in seinen italienischen „Studien" unterbreche? Noli turbare circulos meos!

Das ist jetzt das Credo wohl beinahe sämmtlicher Deutschen, und um so unerklärlicher wirkt auf uns das Benehmen der Engländer. Wenn man täglich ihre kurzsichtigen und friedensgierigen Urtheile lesen muß, den Zorn über das Lamm Oesterreich, daß es „unserm" Alliirten das Trinkwasser getrübt hat, so muß man sich bisweilen die Augen reiben und fragen, ob denn die brittische Nation kindisch geworden sey. So ist „Hr. Bright und seine Freunde" im vergangenen December noch ein „Brandstifter," gegenwärtig das Schooßkind der liberalen Whigs, denn der gute Mann und seine Freunde, abgesehen von seinen und ihren Sympathien für das ci-devant „constitutionelle" Piemont, fürchten vor allen Dingen „Mißverständnisse" mit Frankreich, und zwar die Mißverständnisse selbst weniger, als die Erhöhung der brittischen Bewaffnungskosten. Er und seine Freunde hoffen vielmehr daß mit der wachsenden Herzlichkeit zwischen beiden Völkern die Marinebudgets in gleichem Grade abnehmen werden! Bei solchen Grundsätzen und Herzenswünschen schmeicheln sich die Engländer mit einer eher gallischen als brittischen Eitelkeit, das festländische Europa mache Krieg und Frieden abhängig von der Stimmung der brittischen Nation. So hat im letzten März die englische Presse pomphaft verkündet, Napoleon III habe seine Anschläge gegen die Verträge Europa's aufgegeben oder vertagt, seitdem er die Reden im Parlament vernommen und erwogen habe. Die Wahrheit ist jedoch die, daß seit dem russischen Krieg England als europäische Macht im Ansehen um die Hälfte gesunken ist, und daß der indische Aufstand noch weiter ihren Werth einschränkte. Selbst eine unbedingte Neutralität Englands würde Oesterreich nicht allzu viel Schaden thun, insofern sie Frankreich als Beherrscher des Mittelmeers erlaubte seinen Gegner im Rücken, nämlich auf der adriatischen Seite, zu fassen. Die englische Hülfe wäre für den Kaiser von Oesterreich wahrscheinlich um ein sehr geringes Opfer zu haben, er brauchte nämlich nur seiner Marine den Befehl zu geben, der französischen Flotte um jeden Preis eine Schlacht zu liefern. Da die Oesterreicher zur See den Franzosen nur Kinderkräfte entgegenzusetzen haben, so würde das kleine österreichische Geschwader nur um eine ehrenvolle Niederlage fechten können. Aber wie auf den Sieg der russischen Flotte bei Sinope die Kriegserklärung Englands folgte, so würde der Sieg einer französischen Flotte im Mittelmeer alle Gefühle gegen „unsern Alliirten" ersticken. So wohlfeil wäre, wie gesagt, die brittische Allianz zu haben, wenn man sie erkaufen müßte. Doch möchte selbst ohne dieses Reizmittel die brittische Neutralität bald zur Neige gehen. In den nächsten Wochen wird sich entscheiden wer in England das Feld behaupten wird, Lord Derby oder Lord Palmerston. Wir können uns nicht des Gedankens erwehren daß es für Oesterreichs Lage weit besser wäre die Tories wechselten wieder mit der Opposition die Plätze. Den Tories zulieb hat sich Oesterreich durch die Cowley'sche Mission den März, durch die russischen Congreßvorschläge den April hindurch nasführen lassen, hat sogar nach abgelaufener Sommation noch einmal die Sanduhr für Piemont umgedreht, damit die Franzosen

sich bei der Ueberfahrt von Marseille nach Genua Zeit lassen konnten. Der edle Lord, der sich durch den Congreßvorschlag foppen ließ und die österreichische Kriegserklärung für ein Verbrechen erklärte, gehört gewiß zu der Sorte von Freunden, vor denen man den Himmel bitten muß Oesterreich zu bewahren. Nicht daß die Tories nicht genau wüßten welche Allianz für die brittischen Interessen die beste sey, nicht daß sie im stillen nicht für Oesterreich sorgten, wohl aber daß ihre parlamentarische Schwäche sie nöthigt mit den Wellen der bisher noch neutralitätssüchtigen öffentlichen Meinung in England zu treiben, macht uns den Sturz der Tories willkommen. Ihren Nachfolger, Lord Palmerston, kennen wir recht gut, und wissen vortrefflich daß Liebhaberei für die österreichischen Regierungsgrundsätze und für den Besitzstand dieser Macht in Oberitalien nicht zu seinen Schwächen gehöre. Wir haben nicht vergessen daß er 1848, als Oesterreich die Lombardei abtreten wollte, ihm ein „zu spät!“ zurief, weil er mit der Lombardei auch Venedig der Krone Habsburgs auszuverleiben wollte. Derselbe Staatsmann erklärte zur nämlichen Zeit den befreiten Sicilianern, daß wenn sie einen sardinischen Prinzen als Inselkönig beriefen, England diese neue Herrschaft anerkennen werde. Wir wissen das alles, und es ist uns auch nicht entgangen daß der edle Lord vor seinen Wählern in Tiverton die Neutralitätsglocke gezogen habe. Der englische Staatsmann aber, der sich in der Opposition befindet, ist in der Regel wie ein umgedrehter Handschuh, und unser Knabe „Pam“ würde sich als Premier sehr wenig um das kümmern was das Mitglied für Tiverton gesprochen hatte. Seine innigen Beziehungen zu dem dritten Bonaparte haben sicherlich andern Gefühlen Raum gemacht, denn man kann in der Politik nicht herzlich Freund seyn mit dem Freunde seines Feindes, und Lord Palmerston ist gewiß der letzte Mann der auf Frankreich baut, seitdem es eingestandenermaßen Verabredungen mit Rußland getroffen hat, seitdem in der Levante Bewegungen drohen welche die italienische Frage durch einen orientalischen Beigeschmack versäuern. Man kennt ferner die innigen Beziehungen zwischen Lord Palmerston und Lord Cowley. Der letztere gehörte immer zu den Staatsmännern die auf den Kaiser Napoleon das größte Zutrauen setzten. Jetzt wissen wir alle daß Lord Cowley sich schnöde mißbraucht hält, und daß er vollständig seine Meinung über den dritten Bonarparte gewechselt hat.

Auch erinnern wir uns etlicher Züge aus Lord Palmerstons Laufbahn, welche sehr bezeichnend für sein politisches Betragen als künftiger Premier seyn dürften. Als die Oesterreicher im Jahr 1848 den Aufstand der Lombarden und die piemontesischen Angreifer nach der Schlacht bei Custozza bewältigt hatten, blieb der Lord dabei, wie wir aus seinen Depeschen wissen, daß das Erzhaus Oberitalien in eine Secundogenitur verwandeln möchte, und zwar, wie er prophetisch hinzusetzte, damit durch eine italienische Revolution die Franzosen nie einen Anlaß fänden in Italien zu interveniren. Als der König Victor Emmanuel im Jahr 1856 sich über Paris nach England begab um dort die heutigen Begebenheiten einzuleiten, wurde er sehr kühl empfangen, und sicherlich erhielt er für seine Vergrößerungsplane nicht die mindeste Ermunterung von Seiten Lord Palmerstons. Schon auf dem Pariser Friedenscongreß konnte man deutlich merken daß je mehr sich Frankreich und Rußland näherten, England zu Oesterreich stand. In Bezug auf die rumänische Episode hat die brittische Diplomatie unter Lord Palmerston immer in Eintracht mit Oesterreich gehandelt. Wollte nun gar der edle Lord Oesterreichs Verlegenheiten steigern, so würde er sich in der komischen Lage befinden, dießmal mit den sogenannten Griechen des Königreichs Griechenland, welche gern mit französischen Caperbriefen auf österreichische Schiffe Jagd machen möchten, er würde auch mit den orthodoxen Nationalitäten unter osmanischer Herrschaft, er würde mit Rußland gehen müssen und die österreichische „Undankbarkeit“ bestrafen helfen, daß man im Jahr 1853 und 1854 die Moskowiter nicht über den Balkan marschiren ließ. Auch das Schloß Dover und das goldene Horn lassen sich am Po vertheidigen, wenigstens dachte der große Lord Chatham immer, daß das beste Mittel gegen eine Landung der Franzosen in England Subsidien für die Militärmächte des Festlandes und eine Armee für die auferstandenen Spanier wäre.

Für unsere deutsche Nation selbst ist es beinahe ein Glück daß England durch seine asiatischen Verhältnisse in Europa aufgehört hat eine Macht ersten Ranges zu seyn. Wir haben keine ausgedehnten Küsten, wir haben meistens nur trockene Gränzen zu behaupten und zu bedrohen. Natürlich würde es uns große Erleichterungen verschaffen, wenn die seebeherrschende Macht unser Bundesgenosse wäre. In der Hauptsache aber ruht die Entscheidung auf unsern eigenen Kräften, und es ist eine Wohlthat daß sich die Deutschen einmal daran gewöhnen müssen von ausländischer Hülfe ganz abzusehen und sich nicht mehr auf fremde Unterstützung zu verlassen.

Allem Anschein nach wird der Krieg sehr hart und drückend für Deutschland werden. Noch hatten wir an den Strafen für den Börsenschwindel des Jahres 1856 und an den Nachwehen der Handelskrisis von 1857—58 zu tragen, so kommt der Krieg in seiner ernstesten und mächtigsten Gestalt. Schon jetzt hat den Handel und die Industrie Lähmung getroffen. Alle großen Aufträge und Bestellungen sind zurückgezogen worden, abgelaufene Credite werden nicht mehr erneuert, wer in der Lage dazu ist, setzt sich auf sein Geld. Die große Industrie arbeitet nur mit halber Zeit oder entläßt die Hälfte ihrer Arbeiter, wenn sie nicht schon gänzlich die Thore geschlossen hat und die Spinnen bereits zwischen dem Zahnwerk der Räder Fliegen fangen. Der Handwerkerstand hat seine Gesellen zum Heer abliefern müssen, und der Meister sah seine besten Kräfte ohne Bedauern Abschied nehmen, denn die letzte Bestellung ist ausgeführt und keine Käufer leeren sein Lager. Niemand kauft mehr, sondern jeder richtet sich ein das wenige zu verbrauchen was der Krieg ihm entzieht. In vierzehn Tagen werden wir eine halbe Million Arbeiterfamilien in Deutschland auf dem Pflaster haben, und die städtischen Bevölkerungen, zum großen Theil nahrungslos, werden die Kriegslasten auftreiben und diesen müßigen Zuwachs obendrein noch ernähren müssen. Dieß ist der erste Anfang, noch ohne daß der Krieg ausgebrochen und zu einer Zeit wo wir nur fühlen, wir werden in den Krieg hineingezogen.

Es wird schlimm werden, schlimmer als vielleicht so mancher gedacht hat. Und doch liegt gerade in diesen Leiden etwas tröstliches, denn je gespannter die Zustände, um so kürzer dauern sie. Fühlen wir schon den Druck beängstigend, wie muß es erst in Frankreich aussehen? Jedenfalls ist dort die industrielle Bevölkerung viel größer, und in Folge des Schutzzollsystems die Lähmung der Gewerbe viel allgemeiner und bedenklicher. In Deutschland haben wir gegenwärtig einen sehr wohlhabenden, bis zum Geldübermuth üppigen Bauernstand, der eine Reihe ergiebiger Ernten bei hohen Durchschnittspreisen in die Scheuern brachte, während umgekehrt die französischen Landwirthe durch Mißernten, die Weinbauern und die Seidenzüchter durch Seuchen heimgesucht worden und verarmt sind. Es ist wahr die Größe der stehenden Heere auf dem Festland, der oft beklagte „bewaffnete Frie-

den" hat in den letzten vierzig Jahren vielleicht mehr verschlungen als wenn dazwischen Krieg geführt worden wäre. Das gute ist jedoch aus dieser bleibenden Kriegsbereitschaft erwachsen daß Freund und Feind von vornherein die äußersten Anstrengungen machen, und daß man nicht mit einer Kanonade wie bei Valmy, sondern gleich mit Leipziger Schlachten beginnt. Es ist besser, die letzte Entscheidung von Anfang an zu suchen. Der materielle Organismus unserer modernen Gesellschaft, die einen langwierigen Krieg nicht mehr vertragen kann, nöthigt und drängt zu plötzlichen Entscheidungen, auf welche auch bereits unsere Verkehrsmittel hinweisen. Blutig wird der Kampf endigen, aber es ist doch möglich und wahrscheinlich daß der Frieden, eben wegen der kolossalen Kriegsmittel und der raschen Bewegungen, uns nahe liegt von dem Augenblick an wo die Heere zu marschiren beginnen.

Miscellen.

Wölfe in Südfrankreich. Aus dem Vardepartement schreibt das „Journal de Brignolles:" Die Maßregeln welche man getroffen um die Bande von Wölfen zu vernichten, welche sich seit einiger Zeit zwischen Brignolles und Cabasse zeigten, hatten einen sehr zufriedenstellenden Erfolg. Auf die Anordnung der Behörde wurden in den Körper eines erst gefallenen Esels, und namentlich um die Gegend der Leber herum starke Gaben Strychnins eingeführt. Das Thier, sofort den Wölfen als Beute überlassen, blieb lange unversehrt; erst nach Verlauf von 14 Tagen machten sie sich darüber her und verzehrten es in zwei Tagen vollständig. Die Heftigkeit der Einwirkung des Giftes ließ sich daraus erkennen, daß der eine der Wölfe 40 Schritte von der Quelle wo der Esel gelegen war, todt gefunden wurde, umgeben von Spuren eines furchtbaren Todeskampfes, welche er im Erdboden zurückgelassen hatte. Die Cadaver anderer fand man in den nahen Wäldern, und man hoffte daß die gesammte Bande in dieser Weise umgekommen sey.

*

Ein Bos gaurus im Zoological Garden. Der „Nil" hat aus Indien ein prächtiges Kalb von der großen Race der Gaur (bos gaurus) nach London gebracht. Die indischen Sportsmen bestehen noch bis heute hartnäckig bei der Annahme, diese Race sey identisch mit jener der Bisons. Es hält äußerst schwer den Gaur lebend einzufangen. Die größten Thiere dieser Art messen an 20 Fuß in der Höhe. Der jetzt hier befindliche ist wahrscheinlich der erste bos gaurus welcher nach Europa gekommen ist, und darf nicht mit dem Gayal (B. Frontalis), oder mit dem Banseng (B. Sondaicus) verwechselt werden. Obwohl man diesen Bos gaurus bisher nur im wilden Zustande kannte, behaupten doch viele daß er in den Hochebenen von Tippera in gezähmtem Zustand lebe. Das Kalb, welches mit dem „Nil" gekommen, zeigt gar nichts von der seiner Race eigenen Wildheit; es ist sanft und läßt sich wie eines unserer Hausthiere behandeln.

*

Zucker-Plantagen auf den Sandwich-Inseln. In den letzten Jahren ist auf den Sandwich-Inseln der Anbau des Zuckerrohrs mehr in Aufnahme gekommen, besonders seitdem sich amerikanische Capitalien diesem Culturzweig zugewandt haben. Man besaß im Sommer des vorigen Jahres auf den Inseln sieben Plantagen: zwei, die Koloa- und Lihue-Plantage, die beiden größten, auf Kauai; zwei, die Ost-Maui- und die Brewer-Plantage, auf Maui; und drei, die Papaiko-, Pue- und Pola-Plantage auf Hawaii bei Hilo. Diese Plantagen producirten 1420 Tonnen Zucker. Außerdem waren noch auf Maui zwei und auf Hawaii eine Plantage in der Entwicklung begriffen, so daß man für das Jahr 1860 einen Ertrag von 2000 Tonnen erwartet. Davon wird etwa der vierte Theil auf den Inseln selbst verbraucht; der Rest wird ausgeführt, hauptsächlich nach San Francisco und Oregon. Man glaubt daß die Inseln im Stande sind jährlich 12,500 Tonnen Zucker zu produciren; aber zur Anlage der hiezu erforderlichen Pflanzungen würden 8000 Arbeiter und ein Capital von 3 Millionen Dollars erforderlich seyn — ein Capital, dem der Honolulu Advertiser nach vollständiger Entwicklung der Pflanzungen einen jährlichen Brutto-Ertrag von 1½ Mill. Dollars in Aussicht stellt. (Zeitschrift für Erdkunde.)

*

Californische Ausfuhren. An edlen Metallen, vorzugsweise Gold, wurden in der Form von Münzen, Barren und Staub verschifft aus Californien im Jahr 1858 nach

New-York in Dampfschiffen	35,578,237	Dollars.
London	9,025,738	„
Panama	298,795	„
New-Orleans	263,500	„
Acapulco	3000	„
Zusammen in Dampfschiffen .	45,169,270	„
China in Segelschiffen	2,244,895	„
Honolulu	172,183	„
Südamerika	42,000	„
Australien	46,000	„
Ostindien	35,643	„
Tahiti	15,000	„
Zusammen in Segelschiffen .	2,555,721	„
Gesammtsumme der Verschiffungen im Jahr 1858	47,724,991	„
Gesammtsumme der Verschiffungen im Jahr 1857	49,256,182	„
Somit Abnahme im Jahr 1858 gegen 1857 oder etwa 3 % des Betrages von 1857.	1,531,192	„
Die Ausfuhr in Waaren war diesen Beträgen gegenüber unbedeutend und betrug im Jahr 1858 nur	4,622,120	„
im Jahr 1857	4,415,759	„
ist also im abgelaufenen Jahre gestiegen um	206,361	„

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 22. Augsburg, 28 Mai 1859

Aus der Geschichte der Luftballonfahrten.

(Aus Chambers's Journal.)

Obgleich die Gebrüder Montgolfier, wie sich nicht in Abrede ziehen läßt, die Väter der Luftschiffer sind, so haben sie doch nie meine Bewunderung gewonnen; sie waren zwar wissenschaftlich gebildete Männer, allein sie schenkten ihrer Erfindung nicht so viel Glauben, daß sie dem Schutze derselben ihre eigene persönliche Sicherheit anvertrauten. Sie sandten dafür ein Schaf, einen Hahn und eine Ente in einem ihrer Ballone 1500 Fuß hoch in die Luft, und der arme Hahn kam mit gebrochenem Flügel herunter — „in Folge der zu großen Verdünnung der Luft," behaupteten die Skeptischeren; „in Folge eines Fußtritts vom Schaf," erwiederten die Montgolfiers. Hr. Pilatre de Rozier war der erste Sterbliche der sich, im Jahr 1783, einem „sphäroidisch gestalteten, 45 Fuß weiten und 75 Fuß hohen" Luftballon anvertraute; allein sein Ehrgeiz gieng nicht so weit, daß er seinen Flug, auf irgendwelche Weise, „neunmal so hoch als der Mond" ausdehnte. Er zog es vor nur 300 Fuß hoch zu steigen, und in dieser unbeträchtlichen Höhe zu bleiben, „indem der Ballon an langen Seilen gehalten wurde bis er allmählich sank." Man hätte meinen sollen dieser Edelmann gehöre zu der großen Classe derjenigen die nicht eher ins Wasser gehen als bis sie schwimmen können; dieß war indeß nicht der Fall. Rozier und der Marquis d'Arlandes, ein Infanteriemajor, waren die ersten welche je die Vorsehung in einem ungefesselten Ballon versuchten. „Sie erhoben sich in diesem zu einer Höhe von 3000 Fuß, und flogen in einer unregelmäßig kreisförmigen Bahn über die ganze Ausdehnung von Paris dahin," die für äußere Eindrücke so empfänglichen Bewohner dieser Stadt mit dem Gedanken erfüllend: die französische Nation habe nun den Himmelsraum erobert, und sey nahe daran die Beherrscherin der Lüfte zu werden, wie sie so viele Jahrhunderte hindurch die der Erde gewesen. „Ein seltsamer Umstand trug sich während der Fahrt der schwimmenden Masse zu: sie entzog den Blicken der auf den Thürmen von Notre Dame aufgestellten Zuschauer den Sonnenkörper, und verschaffte ihnen so einige Secunden lang das Schauspiel einer totalen Sonnenfinsterniß." Ich bin des Glaubens daß sich der arme Hr. Rozier nie von dem Gedanken erholte daß er dieses Phänomen bewirkt habe; berauscht von dem Erfolg, setzte er seine Luftfahrten fort bis er herabfiel — ein Ereigniß das sich, damals noch, früher oder später erwarten ließ. Selbst heute noch ist eine Luftfahrt keine Erlustigung, die, wenn man ihr im Uebermaß fröhnt, von den Versicherungsbeamten mit günstigen Augen betrachtet würde. „Man hat angeführt," sagt die Encyclopaedia Britannica mit einigem Humor, „daß, als der Ballon so hoch gestiegen war daß die Gegenstände auf Erden sich nicht mehr unterscheiden ließen, dem Marquis d'Arlandes der Gedanke kam seine Neugier und sein Ehrgeiz seyen hinlänglich befriedigt." Der Gelehrte hingegen konnte nie hoch genug kommen, und zündete fortwährend mehr Stroh an. Als man endlich einiges Krachen an der Spitze des Ballons hörte, und bemerkte daß einige Oeffnungen in den Seiten brannten, gerieth der Major (worüber er wohl nicht sehr zu tadeln ist) in großen Schrecken, und zwang seinen Gefährten die Dinge mit etwas weniger wissenschaftlichem Blicke zu betrachten. Wir können uns denken daß der Marquis mit dem armen Panurg ausrief: „O zwei- und dreimal glücklich diejenigen welche Kohl pflanzen; sie haben stets einen Fuß auf dem Boden, und den andern nicht weit davon . . . . O wenn ich nur wohlbehalten auf trockenem Land wäre, und mir jemand von hinten einen Fußtritt gäbe!" und wir theilen vollkommen die Gefühle seiner Herzenserleichterung als er den Fuß wieder auf festes Land setzte. Die beiden Reisenden hatten eine Strecke von sechs Meilen durchflogen, und waren fünfundzwanzig Minuten, von denen ihnen einige wohl sehr lang geworden sind, in der Luft gewesen. Die Maschine in welcher diese Fahrt gemacht wurde, war ein Rauch-Ballon — der Montgolfier'sche Plan — und der Erfolg spornte Hrn. Charles, den Erfinder der Wasserstoffgas-Methode, zu neuen Experimenten an.

In einem so aufgeblasenen Flortuch-Ballon stiegen daher die HH. Charles und Robert am 1 Dec. aus den Tuilerien auf, und schwangen sich — um in der Sprache eines leidenschaftlich begeisterten Zuschauers zu reden — „wie Halbgötter zur Wohnung der Unsterblichen auf, um den Lohn für ihren geistigen Fortschritt zu empfangen." Die Halbgötter kamen zu Nesle, ungefähr fünfundzwanzig Meilen von Paris, vollkommen wohlbehalten wieder herab. Obgleich der Ballon ziemlich schlaff geworden, behielt er doch noch eine große Flugkraft als das Aussteigen der Reisenden ihn leichter gemacht hatte, und wiewohl die Sonne untergegangen war, und die Nacht hereinzubrechen begann, so entschloß sich Hr. Charles doch noch zu einem zweiten Flug ohne seinen Gefährten. Sein Muth wurde belohnt. Nachdem er in zehn Minuten zwei Meilen hoch hinaufgeschossen, kam die Sonne wieder in voller Scheibe

zum Vorschein, während sich unter ihm die Dünste sammelten und die Erde seinem Anblick entzogen. Bald trat der Mond über den Horizont herauf, und seine Strahlen ergossen sich über die angesammelten Dunstmassen. Die ganze Scene und Lage trug den Stempel einer so feierlichen Großartigkeit, daß dieser kühne Sterbliche, der allein sich in den Lüften befand und von der Welt seiner Mitmenschen getrennt war, seine Thränen nicht zurückzuhalten vermochte.

Am 28 Jun. 1784 wurde zu Lyon in Gegenwart des Königs von Schweden, der damals als Graf Haga reiste — in welchem Charakter, wie man sich erinnern wird, ihn Hr. Dumas uns vorführt — eine Luftfahrt von zwei Aëronauten, einem Herrn und einer jungen Dame, veranstaltet. Frau Thiblé, so heißt die kühne Luftschifferin, war die erste Dame welche je einen Versuch machte sich wieder mit jener Engelsschaar zu vereinigen, von welcher, wie wir alle wissen, das göttliche Weib zeitweilig zu unserer Wonne getrennt wurde; oder mit andern Worten, sie war die erste Frau die je in die Wolken hinauf kam. Sie erreichte eine Höhe von 13,500 Fuß, von wo sie eine mit Schaft 14 Pfund wiegende Fahne herabfallen ließ, die nicht weniger als sieben Minuten brauchte um die Erde zu erreichen.

Am 19 Sept. desselbigen Jahrs unternahm das Königthum in der nicht eben im besten Geruche stehenden Person des Herzogs von Chartres, nachmaligen Philipps Egalité, Herzogs v. Orleans, seine erste Luftreise. Als sie 6000 Fuß hoch waren, fieng der Herzog an beunruhigt zu werden über die Nähe des Himmels, den zu erreichen er nie geglaubt hatte, und „durchbohrte, um rascher wieder herabzukommen, ohne weiteres den untern Theil des Seidensacks mit seinem Degen.“ Diese Expedition befand sich fünf Stunden lang in den Wolken — und überdieß in Gewitterwolken — und legte 135 Meilen zurück.

Eine Luftballonfahrt ist im allgemeinen etwas großartiges, stets gefährliches und bietet auch nicht sonderlich viel heiteres dar; selbst Hr. Albert Smith hatte, wie er zugesteht, von seiner Neigung zu Scherz und Lust viel eingebüßt, als auch er vor einigen Jahren auf den Einfall kam den Geist der Lüfte zu versuchen. Die Expedition des Hrn. Testu aber, die wir hier näher schildern wollen, ist merkwürdig sowohl wegen der possierlichen Hartnäckigkeit desselben in die Wolken hinaufzugehen und dort, ohne allen Zweck, zu verweilen, als wegen der absurden Hindernisse auf welche er bei Erreichung seiner verschiedenen Höhen stieß. Er unternahm die Fahrt allein in einem aus glasirtem Flortuch von ihm selbst erbauten und mit Hülfsflügeln versehenen Ballon, und verschob seine Abfahrt bis 4 Uhr Nachmittags, als es zu regnen drohte. Bei 3000 Fuß Höhe erkannte er daß er Ballast brauche — was, wie ich mir leicht denken kann, wirklich der Fall war; um den Gasverbrauch zu vermeiden, suchte er durch die Reaction seiner Flügel herabzusteigen; obgleich diese bei dem Versuch brachen, gelang es ihm doch auf einem Kornfeld zu landen, wo er, ohne seinen Luftwagen zu verlassen, Steine sammelte. Bald von neugierigen Bauern umringt, forderten der Eigenthümer des Landes und seine Vasallen Entschädigung für den ihrem Getreide verursachten Schaden, und als er sich dessen weigerte, ergriffen sie das Stag des Ballons, der noch immer in einiger Höhe schwebte, und schleppten so den Gefangenen in einer Art Triumphzug durch die Luft nach dem Polizeiamt. Die ganze Geschichte glich so ziemlich einer humoristischen Unwahrscheinlichkeit Hrn. Edgar Poe's, die durch ein eigenthümliches Mißverständniß in die Hände der Encyklopädisten gelangt ist. Hr. Testu hatte, auf seine zerbrochenen Flügel zeigend, diese Leute glücklicherweise überzeugt daß es ihm nicht möglich sey zu entfliehen, und da er erkannte daß der Verlust dieser Flügel so wie der seines Mantels und anderer Gegenstände die Maschine beträchtlich erleichtert habe, so schnitt er das Stag, oder das Tau, plötzlich entzwei, und nahm jählings Abschied von seinen Gefangennehmern. Er gelangte bald zu einer Höhe von wo er den Donner unter sich rollen hörte; als aber die in der Atmosphäre fluthenden kleinen gefrornen Theilchen die Flugkraft des Ballons zu vermindern anfiengen, mußte er wieder herabsteigen um einige der Steine wegzuschaffen, die er aus Gewissenhaftigkeit nicht auf Gerathewohl über Bord werfen wollte, obgleich er annehmen durfte daß man wahrscheinlich alles durch sie angerichtete Unheil den Aërolithen zuschreiben würde. Ein drittesmal stieg er herab, um eine gute Uebersicht über eine Fuchsjagd zwischen Etouen und Varville zu gewinnen, und entschloß sich zuletzt die Nacht über am Himmel zuzubringen. Er wurde in die dichteste Dunkelheit und dann in ein furchtbares Gewitter eingehüllt; der Thermometer zeigte beim Leuchten der Blitze 21 Grad,[1] und Schnee und Hagel fielen rings um ihn. Ueberdieß gerieth der Ballon in eine Art undulirender Bewegung. „Als endlich Windstille eintrat, hatte er das Vergnügen die Sterne zu sehen, und ergriff diese Gelegenheit um eine nothwendige Erfrischung zu sich zu nehmen.“ Ein Frühstück in den Wolken! Um halb 3 Uhr brach der Tag an; allein er erwartete den Sonnenaufgang, ehe er sich ruhig in Campremi, etwa achtundsechzig Meilen von Paris, niederließ.

Der erste englische Luftschiffer scheint ein Hr. Blanchard gewesen zu seyn, welcher im Jahr 1785 in Gesellschaft Dr. Jeffries', eines Amerikaners, über den brittischen Canal hinüberflog. General Money dagegen, der in der gleichen Absicht von Norwich aus aufstieg, hatte das Unglück in das Wasser zu fallen, und konnte erst nach sechs Stunden gerettet werden. Einen andern Herrn, der ebenfalls den irischen Canal kreuzte, traf das gleiche Mißgeschick; er wurde in seinem ungewöhnlichen Seefahrzeug, mit einer Geschwindigkeit von etwa zwanzig Meilen in der Stunde, längs desselben getrieben. Ein entgegenkommendes Schiff fuhr sehr wohlwollend mit den Bugspriet in den Ballon hinein, und machte so einem Ausflug, der leicht sein Ziel am Nordpol hätte finden können, ein rasches Ende. Bei dem Versuch Hrn. Blanchards Besuch zu erwiedern, verlor der arme Pilatre de Rozier auf entsetzliche Weise sein Leben. Der ganze Apparat, mit ihm selbst und Hrn. Romain am Bord desselben, gerieth in einer Höhe von 3000 Fuß in Brand, die unglücklichen Reisenden stürzten herunter, und wurden zu einer fast unkenntlichen Masse zerschmettert. Carlo Brioschi, Astronom an der königlichen Sternwarte zu Neapel, gelangte in Gesellschaft eines berühmten Aëronauten, bei dem Versuch höher zu steigen als irgendein anderer Sterblicher vor ihm, in eine so verdünnte Atmosphäre daß der Ballon barst; dessenungeachtet hemmten die Reste dieses luftigen Fahrzeugs ihr Herabsteigen, und retteten beiden für dießmal das Leben, obgleich Hr. Brioschi sich von dem Fall ein Uebel zuzog das ihn in das Grab führte. Ein venetianischer Edelmann und seine Frau waren die nächsten Opfer, und nach ihnen mehrere andere.

Der Fallschirm (Parachute) wurde erfunden um diese Gefahren zu mindern, so wie als ein Mittel durch welches die gefährdeten Reisenden sich nach Belieben aus der obern Luft herablassen könnten. Hr. Blanchard hatte, während seiner 300 Meilen langen Reise von Lisle aus, einen Hund in einem Fallschirm heruntersteigen lassen, ohne daß das

[1] —5° R.

Thier die geringste Beschädigung erlitt; allein Hr. Garnerin war das erste menschliche Wesen das je sein vergleichsweise sicheres Schiff, den Ballon, in der oberen Luft verließ, und sich diesem elenden Nachen, Fallschirm genannt, anvertraute. Ohne Zweifel trennte der unerschrockene Mann mit den schauerlichsten Gefühlen das Tau welches ihn mit der größeren Maschine verband, und bereitete sich im Geiste vor von einer Höhe herabzustürzen die größer war als die der vereinigten Höhe der zehn höchsten Abgründe Großbritanniens. Einige Secunden lang sank, wie man erzählt, der augenblicklich sich ausbreitende Fallschirm plötzlich mit erstaunlicher Geschwindigkeit, nahm aber dann allmählich so weite Schwankungen an, daß der Korb, oder das Schiffchen, in welchem der Reisende stand, zuweilen fast horizontal wurde. Diese Schwankung ist, scheint es, von Männern der Wissenschaft sehr befriedigend erklärt, und scheint in einiger Verbindung mit der Quadratwurzel von 8 zu sieben; allein Hr. Garnerin befand sich nicht in der Lage mit einer solchen Betrachtung sich trösten zu können. Durch den Einfluß des Windes fortgetrieben, flog er über Marylebone und Somers Town hinweg, und berührte fast die Häuser von St. Pancras. Sein Fall war zuletzt so heftig, daß — obgleich er, Hrn. Cocker zufolge (nicht der unglückliche Cocker der aus seinem Fallschirm auf Blackheath herabstürzte), nur einen solchen Stoß erhalten sollte als wenn er frei von $3^3/_4$ Fuß herabfiele — „er auf sein Gesicht geschleudert und von Steinen bedeutend verletzt wurde." Eines der Stags der Maschine hatte, wie es scheint, nachgegeben und ihn während des Herabsteigens in die drohendste Gefahr gebracht, und „als er von seinem Fahrzeug erlöst wurde, befand er sich in großer Aufregung und zitterte an allen Gliedern."

Von allen Erzählungen über das Aufsteigen von Luftballonen ist keine so befriedigend, weil keine mit ruhigerer Entschlossenheit, oder aus einem edleren Beweggrund unternommen wurde, wie die des Hrn. Gay-Lussac, des damals jungen französischen Naturforschers. Er war schon früher einmal in Gesellschaft seines Freundes Biot in den Wolken gewesen, hatte aber keine ihn befriedigende Höhe erreicht. Bei dieser Gelegenheit nun nahmen sie einige Vögel und Insecten mit, und ließen dieselben in den obern Regionen los, was zu einigen bemerkenswerthen Ergebnissen führte. Eine Veilchen-Biene „flog mit summendem Getöse schnell hinweg." In der Höhe von 11,000 Fuß (ich führe wieder die Worte der Encyclopædia Britannica an) kehrte ein grüner Hänfling, „der sich inmitten eines unbekannten Oceans verlassen fühlte, zurück, und ließ sich auf den Stags des Ballons nieder." Eine Taube, die man auf den Rand des Schiffchens setzte, „ruhte eine Weile, maß so zu sagen die Breite der unerforschten See welche sie überfliegen wollte, stürzte sich dann in den Abgrund, flatterte unregelmäßig hin und her, und schien ihre Flügel in dem dünnen Element zu probiren; nach wenigen Flügelschlägen gewann sie größeres Vertrauen, kreiste in weiten Spiralen, wie die Raubvögel, und flog endlich der Masse ausgedehnter Wolken zu, wo man sie aus den Augen verlor."

Um die Genauigkeit der wissenschaftlichen Instrumente der beiden Naturforscher zu sichern, hatte man bei der Vorbereitung große Vorsichtsmaßregeln ergriffen; eine noch größere Sorgfalt aber ließ man denen zu Theil werden welche Hr. Gay-Lussac auf seinem einsamen Fluge mit sich in die Lüfte nahm. Da man erkannte daß es, mit Ausnahme der sehr kurzen Zeiträume zwischen den conträren Drehungen des Ballons, unmöglich sey die Vibrationen der Magnetnadel zu zählen, so hatte man eine nur sechs Zoll lange Nadel hergerichtet, welche schneller oscilliren sollte. Die Inclinationsnadel — in Betreff deren er indeß nicht im Stande war irgendetwas gewisses zu entdecken — wurde von dem berühmten Hrn. Coulomb magnetisirt und adjustirt. Um den Thermometer vor den directen Strahlen der Sonne zu schützen, ward er in mit vergoldetem Papier überzogene Pappendeckel-Cylinder eingeschlossen. Die Hygrometer wurden auf dieselbe Weise geschützt. Die Glasflaschen, in denen man Proben von Luft aus den höchsten Regionen der Atmosphäre herabbringen wollte, wurden so genau entleert, und ihre Stöpsel so sorgfältig angepaßt, daß sie nach Verfluß von acht Tagen noch luftleeren Raum bewahrten. „In der Höhe von 14,480 Fuß fand Hr. Gay-Lussac daß ein Schlüssel, in magnetischer Richtung gehalten, mit seinem untern Ende den Nordpol der Nadel eines kleinen Compasses abstieß, mit seinem obern anzog.... Dasselbe geschah in der ungeheuren Höhe von 20,150 Fuß — ein klarer Beweis daß der Magnetismus der Erde seinen Einfluß in den höchsten Elevationen ausübt...... Der Thermometer welcher auf 82° F. (+ 22° R.) stand als Hr. Gay-Lussac die Erde verließ, sank in der Höhe von 18,636 Fuß auf 32.9, und an der höchsten Gränze dieser Luftfahrt, 23,040 Fuß über dem Meeresspiegel, auf 14.9 (—$7^1/_2$ R.) Die Luft war hier zweimal so dünn als gewöhnlich (der Barometer war auf 12.95 Zoll gesunken), und drang mit zischendem Getöse durch die enge Oeffnung seiner luftleeren Flasche. Bei einer spätern unten vorgenommenen Analyse fand sich daß diese Luft den gewöhnlichen Verhältnissen gemäß zusammengesetzt war. Obgleich der Naturforscher sich warm gekleidet, so hatte er hier doch von ungemeiner Kälte zu leiden. Auch fühlte er einige Athmungsbeschwerden, und Puls und Athem waren sehr beschleunigt. Seine Kehle wurde von dem Einathmen der trockenen verdünnten Luft so ausgedörrt, daß er kaum im Stande war einen Bissen Speise hinunterzuschlingen. Dieß waren indeß die einzigen Unzukömmlichkeiten mit denen er zu kämpfen hatte."

So endet die Erzählung derjenigen Luftballonfahrten, welche man historische nennen kann. In neueren Zeiten hat man eine gemeine Schaustellung aus der Sache gemacht; man erhebt Geld an den Thüren des Aufsteigplatzes, und hat, je nach der Größe der Maschine und dem Ruhm des Luftschiffers — einen regelmäßigen Tarif von zehn Guineen abwärts für Personen welche die Fahrt mitmachen wollen. Solchen Vulgaritäten gegenüber verstummt die Muse der Geschichte. Dessen ungeachtet vollführte die kleine Gesellschaft welche von London nach Nassau hinüberflog die in den Jahrbüchern der Locomotion vielleicht merkwürdigste Reise, während weiland Hr. Green unzweifelhaft ein Mann war vor welchem, was Kühnheit und Abenteuerlust betrifft, selbst Mungo Park zurückstehen muß. In der That war es merkwürdig daß er, der seine Luftfahrten nach Hunderten zählte, in seinem Bette, in der gewöhnlichen Anzahl Fuß über der Meeresfläche, den letzten Athemzug aushauchen sollte. Ich selbst genoß die ausgezeichnete Ehre in demselben Schiffchen mit ihm, unter dem großen Ballon der in Deutschland gewesen war, zu sitzen, und folgendes sind die Einzelheiten dieser meiner Luftfahrt.

Der „große Nassau" hatte seit einigen Tagen angekündigt daß er eine Fahrt in die Wolken unternehme; ich und einer meiner Freunde und Collegen, waren entschlossen mit den Gefahren der Luft einen Versuch zu machen, und hatten uns zwei Plätze in dem Ballon genommen. Ich kann nicht sagen daß mich das Bewußtseyn für diese Expedition „gebucht" zu werden, und daß man mich in meiner Erwartung nicht täuschen könne, mit dem Gefühl einer völligen und lauteren Zufriedenheit erfüllte. Ich konnte meinen Geist nicht von dem Gedanken

der Höhe trennen in die ich gelangen sollte: ich betrachtete die Sonne in dem Licht eines leuchtenden Körpers mit dem ich in persönliche Berührung zu kommen im Begriff stand; auch stellte ich allerlei seltsame Berechnungen an über die Schnelligkeit mit welcher das Fallen aus der doppelten Höhe des St. Pauls Thurms vor sich gehe. Ich verbrachte mehrere elendigliche Nächte, indem ich durch den bodenlosen Raum herabschoß und plötzlich zerschmettert auf der Erde ankam und — erwachte.

In der That saß der große Nassau, voll aufgeblasen und ein sehr drohendes Aussehen zeigend, mir stets wie ein Alp auf der Brust wenn ich einen Augenblick einschlummern wollte. Dessen ungeachtet war der Schrecken welchen mir diese furchtbare Maschine im Schlaf einflößte, nichts gegen das Entsetzen mit dem ich sie in Wirklichkeit und am hellen Tag zum erstenmal ins Auge faßte. Meine Gefühle in der Kindheit, als ich von „dem furchtbar wachsenden Helm im Schlosse von Otranto“ las, lassen sich vergleichend allein denjenigen gegenüber stellen mit welchen ich die schwellende, schwankende Masse betrachtete die mich vielleicht, statt an den Himmel hinauf, an mein Grab tragen sollte. Ich hätte die bereits bezahlten 10 Pfd. St. gern zum zweitenmal diesem oder jenem Thoren aus der gaffenden Menge bezahlt, wenn einer, ohne daß der Tausch entdeckt worden wäre, meinen Platz im Schiffchen einzunehmen Lust gehabt hätte. Daß auch mein Freund Jones innerlich die gleiche Betrachtung anstellte, zeigte sich deutlich; allein wir hatten leider zu viel angebornes Zartgefühl, als daß wir uns über den wirklichen Stand der Dinge in unserm Innern einen Wink gegeben hätten.

„Wir werden eine schöne Auffahrt haben,“ bemerkte er zitternd, als wir ins Schiffchen stiegen.

„Schön,“ wiederholte ich zähneklappernd; „aber glauben Sie nicht daß der Wind zunimmt?“

„O ja,“ entgegnete er in einer Art wahnsinnigen Geflüsters, „ich glaub' es. Wir werden einen Sturm bekommen, einen der fürchterlichsten Stürme seit Menschengedenken.“

Unsere Mitreisenden, mit Ausnahme Hrn. Greens, zeigten die erbärmlichsten Gesichter die ich je bei drei Personen sah. Es war leicht zu erkennen daß das Gelächter und Jauchzen der Menge drunten auf sie denselben peinlichen Eindruck machte wie sich dieß bei jenen Unglücklichen annehmen läßt die auf dem Punkte stehen vor Old Bailey zu „baumeln,“ oder, wie der lateinische Curialstyl sagt: suspendi per collum.

„Kommt, meine Herren,“ rief der Aëronaut mit unzeitiger Freudigkeit; haben Sie noch irgend etwas auf der Welt hienieden zu bestellen, so wird es gut seyn wenn Sie's thun; wir werden in wenigen Minuten davon seyn.“

Wie wogte die ungeheure aufgeblasene Masse oben hin und her, und wie schrecklich begannen unten die Taue angespannt zu werden!

„Wie lange wird es noch dauern, mein Herr, sagen Sie mir's genau, bis wir aufsteigen?“ fragte ich.

„Nicht eine Minute,“ erwiederte er, und schaute mir fest ins Gesicht — „keine halbe Minute, mein Herr. Wenn Sie irgend Furcht, wenn Sie Zweifel in meine Erfahrung haben“ —.

„Ich habe,“ rief ich mit unverstelltem Ernst aus; die größten, die allergrößten, ich versichere Sie.“

„Dann das Tau herab mit Ihnen, wie ein Schuß.“ Ich warf das Tau herunter wie ein Schuß. Ich fühlte nochmals den Boden — den schönen festen Boden — unter meinen Füßen. Ich dankte der Vorsehung, dem Luftschiffer, mir selbst, jedermann. Ich achtete auf das Gespött der gedankenlosen Menge nicht im geringsten. Die Musikbanden fiengen an zu spielen, die Flaggen zu wehen, der mächtige Dom schoß in die Höhe, losgelassen von den Tauen, und der arme Jones war an Bord desselben. Ich fühlte die Thränen in der Nachbarschaft meiner Augen als ich an seine bejammernswerthe Lage dachte. Ich bewachte ihn so weit das menschliche Auge in das ewige Blau des Himmels zu sehen vermochte, und gieng dann in das Erfrischungszimmer um ein Gläschen Branntwein zu schlürfen. Man denke sich aber mein Entsetzen bei der Ankunft daselbst: ich sah Jones' leibhaftiges Conterfei bereits an der Schranke desselben stehen und Branntwein trinken. Ich glaubte wirklich, mein armer Freund sey aus den Wolken herabgefallen.

„Smith! rief er, sich plötzlich umdrehend. Gütiger Himmel! Können Sie dieß seyn?“

Sein Blick war auf den blauen Abgrund über uns gerichtet, als ob er sagen wolle: „Wie, ich dachte, Sie seyen da oben, mein unglücklicher Freund,“ aber seine Zunge verweigerte ihren Dienst. Er hatte von meinem Entweichen eben so wenig gewußt als ich von dem seinigen; er hatte nicht auf die Antwort Hrn. Greens gewartet, sondern war, als er gehört was Hr. Green mich fragte, an dem ihm nächsten Seil, noch bevor ich das gleiche gethan, hinabgegleitet.

Man wird hieraus ersehen daß, obgleich in einem Luftballon gewesen, ich eigentlich doch nicht sagen kann daß ich ein Aëronaut sey, und dennoch wie unendlich klüger war mein Benehmen als das des unerschrockenen Bürgers der Vereinigten Staaten, der eben jetzt in den Feldern der Luft herumschwärmt, außer Stande in sein eigenes geliebtes Land, oder überhaupt in irgendein anderes, wieder herunter zu kommen. Er war in aërostatischen Dingen völlig unbewandert, und hatte bloß sein Geld bezahlt wie wir, um mit einem Luftschiffer von Profession aufzusteigen. Sie unternahmen die Fahrt, und kamen wohlbehalten wieder herunter; als sie aber die Erde berührten, stieg der Aëronaut zuerst aus dem Schiffchen, ließ es los, und der Ballon, um sein Gewicht erleichtert, flog mit seinem erstaunten Inhaber wieder in die Lüfte. Dieß, glaube ich, geschah im September letzten Jahrs, und den letzten amerikanischen Berichten zufolge hatte man bis dahin von diesem Reisenden noch nichts gehört. Als Jones und ich dieses Ereigniß in den Zeitungen lasen, so fühlten wir uns für den Rest unsers Lebens gestählt gegen alles Lächerliche unsers Versuchs eine Luftfahrt in dem „großen Nassau“ mitzumachen.

image
not
available

stromauf verfolgt zu Thälern mit schönem Acker- und Weideland. Fünfzehn Meilen unterhalb Schilka liegen die Goldwäschen von Use-Sturre, welche 1500 Sträflinge beschäftigen, und wo man durchschnittlich 1 Solotnik auf 100 Pud Schutt gewinnt (96 Soloтн. = 1 Pfd., 40 Pf. = 1 Pud). Am 3 Junius wurde Use Strelka, der Eingang des Pfelles (53° 30′ n. Br. u. 121° 40′ östl. L. v. Gr.) erreicht, welches an der Vereinigung des Argun und der Schilka liegt. Von dort ab heißt der Strom Amur bei den Russen, Saghalien (wie die Insel gegenüber seiner Mündung) bei den Eingebornen. Igun, eine Stadt von 10—15,000 Einwohner am rechten Ufer des Amur, wurde am 12 Jun. erreicht. Dort ist der Hauptsitz der chinesischen Regierung in der Mandschurei, auch wurde das Fahrzeug daselbst von chinesischen Beamten durchsucht und nach den Zwecken seiner Fahrt ausgefragt, sonst aber höflich behandelt, nachdem sich die Beamten überzeugt hatten daß es nicht mit Handelswaaren befrachtet war. Daraus ergibt sich für uns die Bemerkung daß die Chinesen durchaus noch nicht die freie Fahrt auf dem Amur zugestanden haben, und daß die Russen viel zu schwach im Stromgebiet scheinen, als daß sie sich der Fesseln, die ihnen die Chinesen noch auflegen, entledigen dürften. Die Bevölkerung des gesammten rechten Ufers des Amur von Igun abwärts bis zur Mündung des Songari, also gerade jene Strecke wo der Strom den 50. Breitegrad verläßt und gegen Süden eine Curve bildet, besteht aus Mischlingen von Chinesen, Mandschuren und Tungusen, welche von Igun aus regiert werden. Ein chinesisches Wachtboot, welches Collins' Fahrzeug begleitete, verhinderte jeden Verkehr mit den Eingebornen so oft man bei ihren Dörfern anlegen wollte, die aus bequem gebauten Häusern bestanden, und wo man manchen Luxus eines halbcivilisirten Landes und zwar stets von chinesischem Gepräge wahrnahm. Unterwegs begegnete man zehn chinesischen Dschunken, welche mit Handelsgütern vom Songari kamen und nach Igun hinaufgiengen. Am 10 Jul. also 52 Tage nach der Abreise von Chetah erreichte man Nikolajewsk, das vielbesprochene Fort der Russen 20 engl. Meilen oberhalb der Amurmündung.

Was der sogenannte „ferne Westen" für die Vereinigten Staaten, das ist Sibirien für das russische Reich. Der Erwerb des linken Amurufers ist deßhalb so wichtig, weil jetzt der größte Theil der russischen Niederlassungen in Kamtschatka und am ochotskischen Meere um fast 10 Breitegrade gegen Süden gerückt werden darf. Freilich das fette Amurland, jene sonnige Strecke wo der Fluß eine Breite wie die der mittelitalienischen Städte erreicht und seine Ufer südliche Producte hervorbringen, scheint, wie wir aus Collins' Bemerkungen sehen, noch völlig in den Händen der Chinesen, während die bisher veröffentlichten russischen Berichte die chinesische Herrschaft in der Mandschurei wie eine rein nominelle und halb unsichtbare darstellten. Das Amurland selbst also muß erst noch erobert werden, denn bis jetzt halten die Russen nur ein Stück der obern und ein Stück der untersten Strecke besetzt, gerade diejenigen Stromtheile welche erst im Mai vom Eise frei werden. Daß der Amur höchstens fünf Monate im Jahre in voller Ausdehnung schiffbar ist, vermindert natürlich seinen Werth als Verkehrsmittel außerordentlich. Außerdem aber leidet seine Mündung an denselben Gebrechen wie die Donau, nämlich an Versandung. Der beste Zugang ist noch von der De Castries-Bay aus durch die tatarische Meerenge, wo man mit Hülfe eines russischen Lootsen die Einfahrt versuchen muß. Segelschiffe verlieren in Ermanglung von Schleppdampfern durch Gegenwinde sehr häufig viele Tage, und Fahrzeuge von mehr als 10 Fuß Tiefgang sind vor dem Stranden nicht sicher. In den Jahren 1856 und 1857 sind etliche amerikanische Kauffahrer mit Gütern und Lebensmitteln eingelaufen, aber der gesammte Handel beträgt vorläufig nur eine halbe Million Dollars. Erst wenn Dampfer den Strom selbst und seine rechten Nebengewässer befahren werden, kann der Handel sich ins Große gestalten, denn auf dem Songari vermöchten Dampfschiffe sich bis auf einige hundert (engl.) Meilen Peking zu nähern, und dieser Punkt ließe sich wieder mit der Hauptstadt des himmlischen Reiches durch eine Eisenbahn verbinden. Solche Sachen bespricht man wenigstens in Sibirien. General Murawieff hat sogar eine Eisenbahn von Moskau nach Irkutsk beantragt! Was läßt sich nicht beantragen? Vorläufig mag noch ein Jahrhundert verstreichen ehe Sibirien so bevölkert ist daß eine Eisenbahn zu den ökonomischen Möglichkeiten gehört, und selbst dann noch fragt es sich ob überhaupt Eisenbahnen in Sibirien es mit dem herrlichen Verkehrsmittel des Landes, mit dem äußerst wohlfeilen sechsmonatlichen Schnee aufnehmen können, oder ob sie sich nicht auf einen bloßen Sommerfahrplan beschränken müßten.

Der Amur selbst, obwohl auf der Karte ein ansehnlicher Strom mit weitreichendem Ufergebiete, ist doch wegen der Ketten in die ihn das Klima wirft, ein Verkehrsmittel von sehr beschränktem Werth, und wenn Collins meint das Thal könne 50 Millionen Menschen ernähren, so ist dieß eben nur ein leichtfertiges Wort. Er theilt nach der physikalischen Beschaffenheit der Ufer den Strom in drei gesonderte Abschnitte. Der erste reicht von Use Strelka, dem Entstehungspunkt des Amur, bis zur Mündung des Zeaflusses und nach dem chinesischen Igun oder 6—700 engl. Meilen weit. Dort windet sich der Fluß durch Berge und Engen. Die Ufer haben ein sibirisches Aussehen, und ihre Landschaften bestehen in Grasboden mit einem dünnen Wuchs von Coniferen und Birken, bisweilen von Eichen und Linden. Von der Mündung des Zea bis zur Mündung des Hongari,[1] eine Strecke von 800 Meilen, beschreibt der Fluß eine nach Süden culminirende Curve. Dort strömt er durch offene Räume, geschützt von fernen nördlichen Gebirgszügen vor dem Polarhauche und erwärmt durch südliche Zuflüsse. Dort treten die Nadelwälder zurück und das Laubholz herrscht vor, hauptsächlich Birken, Eichen, Eschen, Ahorn, Korkeichen und Ulmen. Der Graswuchs ist höchst üppig, und daß die Weinreben wild fortkommen, beweist ein sehr bevorzugtes Klima. Dieß ist aber gerade der Theil des Stromes welchen, wie wir sahen, die Chinesen noch festhalten. Die letzte Strecke vom Hongari bis zur tatarischen Meerenge führt wieder in den rauhen Norden. Auf dem Isthmus zwischen dem Amur und dem tatarischen Golf erhebt sich als Wand gegen Westen ein starker Gebirgszug, der sich plötzlich in die See stürzt. Dieses Auftreten eines solchen Gebirgs gibt den Wasserläufen Ostasiens ihre Physiognomie, denn eben deßwegen mündet in einem Zwischenraume von 15 Breitengraden kein einziger ansehnlicher Fluß südlich vom Amur in den tatarischen Golf oder in das japanische Meer.

Aus Collins' Darstellung gewinnt man ein sehr klares Bild von dem Zustand jener russischen Erwerbungen. Die Natur hat das Amurgebiet größtentheils stiefmütterlich bedacht, und ein Culturstrom ersten Ranges kann und wird der Fluß nie werden, besonders solange sich diejenigen Ufergebiete welche Ansiedler mächtig anziehen können noch unter der Botmäßigkeit des himmlischen Reiches befinden. Vergleicht man freilich das Amurland mit Sibirien, so ist natürlich schon jetzt der

[1] Nicht zu verwechseln mit dem geschwisterlichen Nebenflusse Songari.

Tausch für die asiatischen Russen ein unvergleichlich günstiger, und der Amur als westöstliches Verkehrsmittel in Nordasien, dessen Ströme sämmtlich von Süden nach dem Eismeer gerichtet sind, troß aller seiner Mängel noch unschätzbar.

Die kluge Dirne.

Die indischen Märchen von den klugen Räthsellösern und ihre Verbreitung über Asien und Europa.

(Ein Beitrag zu der Geschichte der Märchen von Theodor Benfey.)

(Fortsetzung.)

Der Zug daß Besitzungen als Preis der Lösung oder Nichtlösung eingesetzt werden, erinnert einigermaßen an den Zweck der indischen Aufgaben, und zwar um so mehr da wir weiterhin, in einer Form die aus diesen entschieden stammt, Tribut als Preis finden werden. Außerdem wird uns in einer andern, ebenfalls aus unserem Märchen entstandenen, Form dieselbe Aufgabe mit derselben Auflösung entgegentreten, so daß man sich der Frage nicht entziehen kann: stammt diese Art Wettkampf der Könige und vielleicht selbst die Aufgabe und Auflösung bei Plutarch aus Indien, oder ist die Idee im Occident älter gewesen und erst von da nach Indien gelangt, oder endlich ist sie und ihre Gebilde an beiden Orten unabhängig von einander entstanden? Unter diesen drei Möglichkeiten scheinen mir die meisten Momente für die erste zu sprechen.

Es ist nämlich — obgleich noch nicht entschieden beweisbar — doch, wie schon bemerkt, überaus wahrscheinlich, daß das indische Märchen, welches wir bisher besprochen haben, schon mehrere Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung in Indien existirte. Mit Alexanders des Großen Heereszug nach Indien fangen aber die Wechselbeziehungen zwischen Indien und Griechenland an; sie erstarken mit der Gründung des griechisch-bactrischen Reiches (256 v. Chr.) und sind, seitdem sich im nordwestlichen Indien selbst mächtige griechische Reiche bildeten (etwa seit 200 v. Chr.), während der ganzen Dauer derselben zwei bis drei Jahrhunderte hindurch von der allergrößesten Bedeutung gewesen. Diese Zeit war aber zugleich auch die Periode in welcher sich der Buddhismus zur höchsten religiösen, staatlichen und wissenschaftlichen Blüthe emporrang, und aus buddhistischen Sagen über den mächtigsten dieser indogriechischen Könige, Menander (um 150 v. Chr.) können wir folgern — was übrigens schon an und für sich sehr wahrscheinlich seyn würde — daß diese Wechselwirkung auf indischer Seite vorzugsweise den Buddhismus berührte. So mochte es geschehen, daß die Masse der Geschenke welche die Inder damals von den Griechen in Bezug auf Künste und Wissenschaften nachweislich erhielten, von ihnen unter andern mit Märchen und Fabeln erwiedert wurden, den Hauptproducten des indischen Geistes, an welchen er unerschöpflich war, und welche gerade im Buddhismus eine so hervorragende Stelle eingenommen hatten. In meiner Einleitung zum Pantschatantra sind mehrere Uebergänge dieser Art aus Indien nach Griechenland schon lange vor Plutarchs Zeit († 120 n. Chr.) nachgewiesen, und so mögen wir denn vermuthen dürfen daß auch die Idee derartiger Räthselwettkämpfe zwischen Königen um jene Zeit von Indien nach Europa drang, und hier entweder nach Analogie der überlieferten Aufgaben die erwähnte selbstständig schuf, oder ebenfalls aus Indien überkam, wo das Austrinken oder Austrocknen von Meer und Teichen in Fabeln und Legenden öfter vorkommt (vrgl. z. B. Einleitung zum Päntschatantra §. 82 S. 235 ff.).

Was die zweite Möglichkeit betrifft, so würde auf keinen Fall die Entstehung dieser Idee bei den Griechen anzunehmen seyn. Denn was haben die Griechen von Königen gewußt? Auch würde bei dem großen Umfang der griechischen Literatur diese Aufgabe in ihr nicht so isolirt stehen, wenn sie aus einer auf griechischem Boden entstandenen Idee erwachsen wäre. Wenn wir aber demnach annehmen müssen daß sie auf jeden Fall aus der Fremde zu den Griechen kam, so ließe sich zwar auch auf Aegypten rathen, wo uns ein uraltes ächtes Märchen in einer Papyrus-Rolle erhalten ist; allein es fehlt alle wissenschaftliche Berechtigung diese fast aller Stützen ermangelnde Vermuthung jener Wahrscheinlichkeit vorzuziehen.

Die dritte Möglichkeit aber scheint mir hier kaum denkbar. Denn die Macht der Könige durch Räthselaufgaben zu prüfen, aus der Auflösung oder Nichtauflösung der Aufgaben auf die zu ihrer Verfügung stehende Weisheit zu schließen, und davon den Beginn von Feindseligkeiten abhängig zu machen — welches der Inhalt der hieher gehörigen indischen Märchen ist — steht mit der bei Plutarch hervortretenden Idee, daß die Könige mit Räthselaufgaben um Land und Leute kämpfen, in allerinnigster Verwandtschaft; die letztere Auffassung ist nur eine Verallgemeinerung der ersteren, wofür auch der schon angedeutete Umstand spricht, daß in einer entschieden aus der indischen Darstellung entwickelten Form ziemlich ähnlich Tribut der Preis der Aufgaben ist. Jener Gedanke kann aber keineswegs zu den allgemein menschlichen gezählt werden, welche unabhängig von einander an verschiedenen Ortrn hervorzutreten pflegen; es ist vielmehr ein so sonderbarer Einfall, daß er schwerlich mehr als einmal entstanden ist. Einmal entstanden aber, gehört er zu den naiven, selbst reizenden und eine Fülle von Entwicklungen in sich bergenden Gedanken, welche, wo sie hingerathen, willkommene Aufnahme finden, sich leicht einbürgern und der mannichfachsten Pflege und Entwicklung versichert seyn mögen. Beiläufig bemerke ich daß auch das eben hervorgehobene secundäre Verhältniß der Plutarchischen Darstellung zu der indischen für die erste Annahme spricht. Die Beziehungen des Königs Salomon zu der Königin von Saba sind nur sehr entfernt ähnlich, jedoch in ihrer Entwicklung vielleicht ebenfalls nicht ohne Einfluß unseres Märchens gewesen.

Die tibetische Darstellung von diesem gieng mit der mongolischen Uebersetzung des Dsanglun, aus welchem wir die zweite geschöpft haben, in die mongolische Literatur über, höchst wahrscheinlich ohne Veränderung; doch läßt sich dieß nicht mit voller Bestimmtheit behaupten, da diese mongolische Bearbeitung noch nicht bekannt gemacht ist. Was die Mongolen an Märchen besaßen, ist, während der langen — zweihundertjährigen — Dauer ihrer Herrschaft in Rußland, zum Theil den Slaven bekannt geworden. Einen der interessantesten Beweise dafür

habe ich in meiner Einleitung zum Pantschatantra gegeben (§. 166 S. 394 ff. vrgl. Vorrede XXIV.). Er betrifft ein indisches ebenfalls aus dem Dsanglun vermittelst der mongolischen Uebersetzung desselben zu den Russen übergegangenes Märchen, welches noch jetzt in Rußland unter dem Namen „das Urtheil des Schemjäka" bekannt, auch von Chamisso bearbeitet ist und fragmentarisch sehr früh — sicher durch Handelsverkehr, jedoch fraglich ob von Rußland oder Asien her — nach Deutschland drang, wo diese Fragmente schon 1493 gedruckt sind. Auf diejenigen Formen unseres Märchens welche sich höchst wahrscheinlich vermittelst der mongolischen und irgend einer russischen Fassung an die tibetische knüpfen, werden wir weiterhin kommen. Jetzt müssen wir uns zu der Çukasaptati zurück wenden.

Von dieser ist keinem Zweifel zu unterwerfen daß fast ihr ganzer Inhalt in die nach ihr benannte persische Sammlung von Märchen u. s. w., das Tûtî nâmeh, „Papagaienbuch," übergegangen ist. Dessen älteste Bearbeitung ist durch die späteren Umarbeitungen erst verdrängt und dann eingebüßt. In denjenigen von diesen, welche bis jetzt bekannt gemacht sind, erscheint nun zwar unser Märchen nicht. Dasselbe aber ist auch der Fall mit mehreren andern der Çukasaptati, deren Bekanntschaft im mohammedanischen Orient und weitere Verbreitung nichtsdestoweniger sicher nachweisbar ist. Für diese — und auch für das unsrige — ist anzunehmen, daß sie entweder in dem ältesten verlorenen Tûtî nâmeh standen, oder aus dem, dadurch der Benützung empfohlenen, sanskritischen Original durch andere Bearbeitungen in die persische und arabische Literatur eingeführt wurden.

Auf dem Tûtî nâmeh und ähnlichen in letzter Instanz aus Indien stammenden Schriften beruht nachweislich fast der ganze persische und arabische Märchenschatz, welcher übrigens, ähnlich wie der europäische, mehr dem Scheine nach als in Wirklichkeit umfangreich ist. Betrachtet man ihn genauer, so erkennt man, daß er aus verhältnißmäßig sehr wenigen Elementen besteht, und sich nur durch verschiedenartige Combinationen kaleidoskopartig vermannichfaltigt hat.

Unser Märchen begegnet uns nun zunächst in einer Form, welche sich durch irgendein oder mehrere bis jetzt nicht nachweisbare Mittelglieder an die der Çukasaptati schließt. Diese Form wird den meisten Lesern aus der Breslauer Uebersetzung von „1001 Nacht" bekannt seyn, wo sie unter dem Titel „der weise Heykar" sich in dem 13ten Band findet. Sie beruht in letzter Instanz auf zwei arabischen Handschriften. Eine etwas abweichende Bearbeitung findet sich unter dem Titel „Sinkarib und seine zwei Veziere" in der Chavis Cazotte'schen Fortsetzung der 1001 Nacht Band II, abgedruckt unter andern auch im Cabinet des Fées XXXIX, 266—362. Obgleich ich beide Darstellungen als bekannt voraussetzen darf, so muß ich doch schon, um die historische Verbindung festzustellen, die Hauptzüge derselben hervorheben. Dabei werde ich zugleich auf die Gründe aufmerksam machen welche die darin hervortretenden Veränderungen veranlaßt haben.

Wie in der türkischen Bearbeitung des „Papagayenbuchs" (bekannt jetzt durch die Uebersetzung von Rosen) Moses an die Stelle des indischen Çivi, einer früheren Existenz des Buddha selbst, Salomon an die des Bhartrihari getreten ist, bekannte biblische Namen an die der unbekannten indischen — worin die türkische Bearbeitung wohl nur ihrem nächsten Prototyp gefolgt ist — so auch in diesem Märchen an die Stelle des Nanda der biblische Sencharib König von Arabien und Ninive in der Breslauer Uebersetzung, Sinkarib, König von Assyrien bei Chavis-Cazotte. Dieser König ist in der Bibel nichts weniger als ein Muster von besonderer Gottgefälligkeit, und wir dürfen darnach vielleicht vermuthen daß er in dem ältesten mohammedanischen Reflex des indischen Märchens in demselben tyrannischen Charakter wie Nanda erschien. Dieß hat sich jedoch in den bekannten arabischen Fassungen vollständig geändert; hier ist er ein guter Fürst.

Es gibt so viele Möglichkeiten die irgendeinen Bearbeiter zu dieser Aenderung veranlassen konnten, daß sich keine als besonders wahrscheinlicher unter unter ihnen hervorheben läßt; vielleicht geschah es nur, um bei dem Streben nach epischer Breite, welches fast in jeder Erzählung sich geltend macht, die knappe Form, in welcher das Märchen aus der Çukasaptati auf mohammedanischen Boden übergegangen war, einer Erweiterung fähiger zu machen. Da der Fürst gut ist, so muß die Ungnade des weisen Ministers — hier Heykar, Hikar — anders begründet werden. Dieß geschieht durch eine boshafte Intrigue, welche selbst den guten Fürsten zu täuschen fähig ist. Diese wird durch das in den Märchen so oft wiederkehrende Motiv der Kinderlosigkeit eingeleitet. Der weise Heykar hat keine Kinder und adoptirt deßhalb seinen heuchlerischen Neffen, welchem er zugleich seine Ministerstelle verschafft. Dieser weiß dann durch schlaue Intriguen den König zu bestimmen, Heykar zum Tod zu verurtheilen; allein wie in den oben (S. 12) erwähnten Formen unseres Märchens (von Vararutschi und Çâradânanda) wird der Befehl des Königs umgangen; Heykar wird ebenfalls am Leben erhalten und versteckt; doch ist dieß weitläufiger als im Sanskrit ausgeführt, und in der Breslauer Uebersetzung gibt der weise Heykar die Mittel seiner Rettung selbst an, während in der Chavis Cazotte'schen Darstellung — bei welcher übrigens zweifelhaft, ob sich der Uebersetzer nicht eigenmächtige Aenderungen erlaubt hat — sowohl die Erfindung als Ausführung der List seiner Frau zugeschrieben wird. Bald vermißt man ihn allgemein, und der König selbst fühlt — wie in der indischen Fassung — Reue. Allein die eigentliche Veranlassung seiner Rückkehr in das Leben ist fast wörtlich dieselbe wie in der Çukasaptati und der tibetischen Darstellung, und dieß insbesondere ist der Ring, wodurch sich die arabische Fassung so innig mit den indischen verkettet, daß sie allen Differenzen zum Trotz als eine bloße Umbildung derselben entschieden anerkannt werden muß. In der Breslauer Darstellung heißt es (vgl. oben S. 459 u. 489) XIII, 121. „Unterdessen gelangte die Nachricht von Heykars Tod bald in die benachbarten Königreiche. Schon lange eifersüchtig auf die wachsende Macht Ninive's, freuten sich alle Könige darüber. Sie wußten aus Erfahrung welches Uebergewicht Heykar dem Thron Assyriens über seine Nachbarn zu geben vermochte. Nunmehr durch den Tod eines so furchtbaren Mannes ermuthigt, erhob der König von Aegypten zuerst das Kriegsbanner und suchte einen Vorwand zur Feindseligkeit um die Staaten Sencharibs zu überziehen." Wesentlich ebenso Chavis-Cazotte im Cab. d. Fées XXXIX, 301. Diesen Vorwand bilden wie in den indischen Darstellungen Aufgaben, als deren Preis jedoch — fast im Widerspruch mit dem Suchen nach Feindseligkeiten — nur die dreijährigen Einkünfte der beiderseitigen Reiche bedungen werden. Die arabische Fassung ist — augenscheinlich nicht zu ihrem Vortheil — einen Schritt weiter gegangen als die indischen; in diesen wollen die auf Abfall und Krieg sinnenden Könige durch die Aufgaben nur erproben ob Nanda noch seinen, oder einen weisen Minister habe. Vielleicht wurde diese Entfernung von dem indischen Motiv theilweis dadurch herbeigeführt daß es in der sehr synkopirten Darstellung der Çukasaptati, wie wir oben gesehen haben, nicht lebendig genug hervortrat.

Der König von Aegypten fordert von Sencharib einen Baumeister,

welcher einen Thurm zwischen Himmel und Erde aufzuführen und zugleich die schwierigsten Fragen, welche er ihm vorlegen werde, zu beantworten vermöchte. Jetzt jammert der König — ähnlich wie im indischen — nach dem weisen Heykar. In der Breslauer Darstellung theilt ihm nun Abu-Someika, welcher jenen gerettet hatte, mit daß er noch lebe. Bei Chavis-Cazotte nimmt er in seiner Noth seine Zuflucht zu Heykar's Frau, welche — vielleicht in Erinnerung an die in der tibetanischen Darstellung sich wiederspiegelnde Fassung, wo die kluge Schwiegertochter zu der jüngeren Schwester des Königs ernannt wird — seine Tante ist; diese verräth ihm dann daß Heykar noch lebe. Auch ist sie es hier, welche die List angibt und ausführt, durch welche des Königs Hauptforderung eludirt wird, welches ebenfalls an die tibetanische Darstellung erinnert, wo die kluge Frau die Auflösung soufflirt. Ob diese Anklänge — welche doch wohl schwerlich Umwandlungen des französischen Bearbeiters sind — uns anzunehmen berechtigen daß die Recension der Çukasaptati, welche in letzter Instanz die Grundlage der arabischen Darstellung bildet, in diesen Beziehungen von der uns bekannten abwich, oder Züge aus der nah verwandten Darstellung, welche, wie wir sogleich sehen werden, dem mohammedanischen Orient ebenfalls bekannt war, sich von selbst mit jener vereinigten, können wir nicht entscheiden. In der Breslauer Fassung erfindet Heykar selbst diese List, und seine Frau tritt hier so sehr in den Hintergrund daß nicht einmal ihr Name — bei Chavis-Cazotte Zefagnie — genannt wird.

Es werden Adler abgerichtet, welche, an langen Stricken Kästchen haltend, hoch in die Höhe fliegen; in diesen Kästchen stehen Knaben, welche, nachdem sie auf diese Weise, Bau-Instrumente in der Hand, hoch zwischen Himmel und Erde schweben, fordern daß man ihnen Baumaterial bringe; „sie seyen bereit den verlangten Thurm zu bauen.“ Damit ist die Aufgabe gelöst.

Die Fragen, welche der König stellt, sind größtentheils unbedeutend, doch muß ich sie des weiteren wegen kurz erwähnen:

1. In Purpur gekleidet frägt er, wem er selbst und die Großen seines Hofes zu vergleichen seyen. Dieselbe Frage thut er 2, 3, 4 in Roth, Weiß und wieder in Roth gekleidet; 5. frägt er, womit Heykar seinen eigenen Herrn und dessen Hof vergleiche; 6. fordert er, Heykar solle ihm etwas kund thun, was weder er (der König von Aegypten) noch einer seiner Unterthanen je gehört habe; 7. was das für ein Pferd sey, welches Sencharib in seinem Stall habe, und jedesmal, wenn es in Niniveh wiehere, die Stuten des Königs von Aegypten in solchen Schreck setze daß sie zur Unzeit fohlen; 8. wer der Baumeister sey, der einen Palast von 8760 Steinen erbaut habe, in welchem 12 Bäume seyen, jeder mit 30 Aesten, und an jedem der Aeste eine schwarze und eine weiße Taube; 9. fordert er daß Heykar einen zersprungenen Mühlstein wieder zusammennähe. Die 7te, 8te und 9te Nummer fehlen in der Chavis-Cazotte'schen Darstellung. Da diese aber, wie schon bemerkt, in ihrer Bearbeitung sehr frei verfuhren, so ist es zweifelhaft ob diese Auslassung auf Rechnung des arabischen Originals oder auf ihre eigene zu setzen ist.

Nach Beantwortung dieser Fragen und Erfüllung der Forderungen berichtet das Märchen nur noch von der hohen Gnade, welche dem weisen Heykar von seinem König erwiesen wurde, und die Bestrafung und den Tod des boshaften Neffen.

Auffallen könnte daß keine dieser Fragen und Aufgaben — mit etwaiger Ausnahme der 7ten, welche aber auch nur sehr entfernt an die indische Aufgabe mit den beiden Stuten erinnert — mit den indischen stimmt. Allein bei der weiten Arena welche dem menschlichen Scharfsinn mit derartigen Aufgaben eröffnet wird, müßte die Bewahrung der alten weit mehr in Erstaunen setzen als ihre Verdrängung durch andere. Damit aber niemand in diesem Mangel einen Grund erblicke den historischen Zusammenhang unseres Märchens mit dem besprochenen indischen zu bezweifeln, bemerke ich schon jetzt daß in zwei bald hervortretenden Märchen, welche sich im allgemeinen an das arabische schließen, die indischen Aufgaben fast wörtlich wiederkehren werden.

Diese arabische Fassung ist schon verhältnißmäßig sehr alt. Wir wissen zwar nicht wann sie zuerst concipirt ist, allein es ist keinem Zweifel zu unterwerfen daß sie fast ganz in derselben Form, wie sie jetzt vorliegt, schon wenigstens im 13ten oder eher noch 12ten Jahrhundert existirte. Wir besitzen nämlich eine alte russische Uebersetzung dieser Erzählung, welche schon von Karamsin mit der Chavis-Cazotte'schen Darstellung verglichen ist, und ausführlich von A. J. Pypin in seinen „Skizzen einer Litteraturgeschichte der alten russischen Erzählungen und Märchen“ in „Gelehrte Abhandlungen der zweiten Abtheilung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften,“ Bd. IV. St. Petersb. 1858. S. 63—85 (russisch) behandelt ist. Sie ist in zwei Redactionen erhalten, deren jüngere in einer Form in den „Vaterländischen Denkwürdigkeiten“ (einer russischen Zeitschrift) 1855, Thl. 2. S. 124—134 von Pypin mitgetheilt wurde. Obgleich beide Redactionen in unwesentlichen Punkten von einander abweichen, so stimmen sie doch im wesentlichen fast vollständig mit der Habicht'schen Recension des arabischen Originals überein. Die ältere Redaction existirt in einer russischen Handschrift des 14ten oder 15ten Jahrhunderts, aber Sprache und andere Spuren führen zu der Annahme daß diese Uebersetzung bedeutend älter ist (s. Pypin in den Gel. Abh. S. 63 u. 83). Daß sie nicht nach dem Arabischen unmittelbar, sondern nach einem jetzt verlorenen griechischen Prototyp verfertigt ist, würde bei der Verbindung zwischen Byzanz mit dem Orient einerseits, und mit Rußland andrerseits schon an und für sich wahrscheinlich seyn, und wird auch durch mehrfache Spuren bestätigt (z. B. durch die Aufnahme des griechischen Wortes κεραμίς „Ziegel“ in die russische Uebersetzung, durch den griechischen Namen von Heykar's Frau Theodulija u. a. Pypin 83). Daß aber das griechische Prototyp aus dem Arabischen übersetzt war — nicht etwa gar eine ursprünglich griechische Conception in dieser arabischen Erzählung wiedergespiegelt wird — zeigen — wenn dieß, da die Abstammung aus dem Indischen nach dem bisherigen fest steht, noch eines Beweises bedrüfte — die übrigen Namen in der russischen Uebersetzung, welche, obgleich etwas entstellt, doch unverkennbar die arabischen sind, z. B. Akir für Heykar, Anadan und Anadam für den arabischen Namen des Neffen Nadan u. s. w. Auch wird die Bekanntschaft des arabischen Märchens in Griechenland durch das dem Planudes zugeschriebene „Leben des Aesop“ bestätigt.

Daß in dieses fast das ganze Märchen vom weisen Heykar aufgenommen ist, ward schon von dem französischen Uebersetzer bemerkt (die Bemerkung ist in der Breslauer Uebersetzung von Tausend und eine Nacht XIII, 269 wiederholt), zweifelhaft ist ob diese Uebertragung erst von Planudes selbst oder schon von einem älteren Bearbeiter ausgieng, aber selbst im ersten Fall würde die Bekanntschaft wenigstens vor das 14te Jahrhundert fallen, in welchem jener lebte.

Da die Form, in welcher unser Märchen auf Aesop übergieng, nicht ohne Interesse, und eine deutsche Uebersetzung schwer zugänglich ist (die letzte ist 1769 erschienen), auch die neueste Ausgabe von Westermann von den früheren aufs stärkste abweicht, halte ich es für dienlich

die Gestalt, in welcher es im Leben des Aesop erscheint, hier aufzunehmen. Obgleich sie in allem wesentlichen mit der noch jetzt vorliegenden arabischen Bearbeitung übereinstimmt, so weicht sie doch auch in einigen minder bedeutenden Punkten ab. In beiden Beziehungen ist sie beachtenswerth, einmal indem sie — gleichwie die russische Uebersetzung — beweist daß die arabische Bearbeitung seit dem 13ten oder 14ten Jahrhundert keine wesentliche Aenderung erlitten hat, das anderemal, indem sie bei der größeren Treue, mit welcher griechische Handschriften copirt wurden, wenigstens im allgemeinen das Präjudiz für sich hat in ihren Abweichungen die ältere Form bewahrt zu haben. Das Märchen lautet hier folgendermaßen.

Nachdem Aesop von Crösus, welchen er mit den Samiern ausgesöhnt hat, zurückgekehrt ist, fährt der Biograph Aesops weiter fort:

„Danach verließ er die Insel und wanderte durch die Welt in den Hörsälen disputirend. So kam er auch nach Babylon, und, nachdem er Proben seiner Weisheit abgelegt hatte, gelangte er bei dem König Lykurgos zu großem Ansehn. Denn da die Könige damals in Frieden mit einander und vergnügt lebten, so *schickten sie sich gegenseitig räthselhafte Aufgaben, und wer sie nicht lösen konnte, mußte dem welcher sie gestellt hatte Tribut zahlen.* Aesop nun löst diejenigen welche dem Lykurgos zugeschickt wurden, erwarb diesem dadurch einen großen Namen, und schickte durch ihn den Königen andere zu. Da sie diese nicht zu lösen vermochten, mußten sie dem König Tribut zahlen, *wodurch dann die Herrschaft der Babylonier sehr zunahm* (vgl. oben).

Aesop aber, welcher keine Kinder hatte, adoptirte einen Jüngling, Namens Ainos, von vornehmer Geburt, und stellte ihn, nachdem er ihn in jeglicher Weisheit unterrichtet hatte, dem König als seinen wirklichen Sohn vor. Ainos verführte aber eine von des Königs Kebsweibern, und Aesop, welcher es erfuhr, bedrohte ihn mit einem harten Tod. Darüber gerieth Ainos in Furcht und verleumdete Aesop bei dem König mit lügnerischen Reden. Er schrieb in Aesops Namen einen falschen Brief an Lykurgos' Widersacher, als ob Aesop ihnen beistehen wollte. Diesen versiegelte er mit Aesops Ring und zeigte ihn dem König Lykurg. Dieser ließ sich durch das Siegel täuschen, gerieth gegen Aesop ohne weiteres in Zorn, und befahl ohne alle Untersuchung dem Hermippos ihn, als einen Verräther, hinzurichten. Hermippos aber war Aesops Freund, verbarg ihn ohne daß es irgend jemand erfuhr in einem der Gräber, und versorgte ihn insgeheim mit Nahrungsmitteln. Ainos aber erhielt Aesops ganze Verwaltung.

Nach einiger Zeit aber als der König von Aegypten Nektanebo *erfahren hatte daß Aesop todt sey*, sandte er dem Lykurg brieflich eine Räthselaufgabe in folgender Fassung:

„Nektanebo der König der Aegypter dem Lykurgos König der Babylonier Gruß und Heil! Da ich einen Thurm zu bauen beschlossen habe, welcher weder Himmel noch Erde berührt, so sende mir Männer zu die ihn bauen können, außerdem einen welcher im Stande ist mir auf alles Bescheid zu geben was ich ihn fragen werde. Dann sollst du die zehnjährigen Einkünfte meines ganzen Reiches erhalten. Vermagst du das aber nicht, so sendest du mir die zehnjährigen Einkünfte deines gesammten Gebiets.“

Als Lykurgos dieß gehört, *gerieth* er über das barsche Verlangen des Nektanebo in *große Betrübniß*, rief alle seine Freunde zusammen und sagte, „wenn ihr die Aufgabe bezüglich des Thurmes lösen könnt, so thut es mir kund.“ Da aber keiner dazu fähig war so setzte er sich auf die Erde, jammerte über Aesop und sagte seufzend: „Meine Säule, die Säule meiner Herrschaft, habe ich durch meine Unvernunft verloren! Welches Schicksal ergriff mich daß ich den Aesop umbrachte!“ Als nun Hermippos sah daß der König wegen Aesops sehr betrübt war, gieng er zu ihm, um zu zeigen wie wohlangebracht sein Ungehorsam war, und sprach: „König und Herr! sey nicht so betrübt, denn dein Urtheil gegen Aesop habe ich nicht ausgeführt, da ich wußte daß du es bereuen würdest. Wisse also, o König! daß Aesop lebt; doch habe ich ihn, wegen des königlichen Befehls, lebendig in ein Grab geworfen und ernähre ihn nur mit Wasser und Brod.“ Als der König dieß gehört und ganz wider Erwarten mit Freude erfüllt wurde, stand er vom Boden auf, küßte den Hermippos und sprach: „O daß dieser Tag nimmer endete, wenn es wahr ist daß Aesop lebt; denn indem du ihn rettetest, hast du meine Herrschaft gerettet.“ Und auf der Stelle ließ er ihn rufen. Als nun Aesop, wegen der langen Einschließung von Schmutz und Staub bedeckt vor ihm erschien, wandte sich der König zur Seite, weinte, und befahl daß er sich baden und die Kleider wechseln sollte. Nachdem Aesop sich wieder anständig gekleidet hatte, verehrte er den König und widerlegte die von seinem Adoptivsohn Ainos gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen. Als nun der König den Ainos, als einen welcher sich gegen seinen Vater versündigt, hinrichten lassen wollte, bat Aesop ihm zu verzeihen, da er es nicht würde ertragen können wenn jener hingerichtet würde, denn sein Tod würde ihm selbst Schande bringen. Der König schenkte ihm also das Leben, und sagte zu Aesop: „Nimm den Brief des Königs von Aegypten und lies ihn!“ Nachdem Aesop die Aufgabe gelesen, sprach er lächelnd: „Antworte ihm: wenn der Winter vorüber ist, werde ich dir die welche den Thurm bauen sollen senden, und eben so einen der dir auf deine Fragen Bescheid gibt.“

Nachdem der König nun dieses geschrieben, entließ er die ägyptischen Gesandten, gab dem Aesop alle seine Güter zurück, überwies ihm die ganze frühere Verwaltung der Geschäfte und lieferte ihm auch den Ainos aus. Jener aber übernahm diesen und gab ihm folgende Ermahnungen:

„Höre meine Worte, o Kind! und bewahre sie in deinem Herzen! obgleich du bis jetzt mir keinen rechten Dank bezeigt hast. Wir sind alle klug genug zu ermahnen, erkennen aber nicht wenn wir selbst fehlen. Als Mensch gedenke des gemeinsamen Geschicks; denn dessen Gaben sind nicht beständig. Vor allem fürchte Gott und ehre den König. Da du Mensch bist, so halte deine Gedanken in den Gränzen des Menschlichen; denn die Gottheit führt die Bösen zum Gericht. Es ist unrecht die Freunde aus freien Stücken zu betrüben; was aber einem Manne zustößt, soll er männlich ertragen. Deinen Feinden mache dich furchtbar, damit sie dich nicht verachten; den Freunden aber zeige dich sanft und verträglich, damit sie immer wohlgesinnter gegen dich werden. Bete daß die Feinde arm und kraftlos werden, damit sie unfähig seyen dir zu schaden, für deine Freunde aber begehre daß sie in allem Glück haben. Gegen deine Frau benimm dich stets sehr gut, damit es ihr nicht in den Sinn komme einen Versuch mit einem andern Mann zu machen. Denn leichtsinnig ist das Geschlecht der Frauen, doch, wenn man ihm schmeichelt, denkt es weniger an böses. Einen schlauen Mann fliehe auf alle Weise, bedenkend, daß es keinen mächtigeren Gegner gibt. Ein Bösewicht ist unglücklich, selbst wenn er Glück hat. Habe ein schärferes Ohr als Wort, deine Zunge aber habe in deiner Gewalt. Prunke nicht mit Weisheit beim Wein mit flam-

meinder Junge, denn, zur Unzeit weise thuend, machst du dich lächerlich. Beneide nicht diejenigen denen es wohl geht, sondern freue dich mit ihnen, denn wenn du Neid fühlst, schadest du mehr dir. Sorge deinen Dienern reichlich zu spenden, damit sie dich nicht bloß als Herrn, sondern auch als Wohlthäter ehren. Beherrsche deinen Zorn, damit du deine Besinnung nicht verlierst. Besonnenheit ist stets das Mittel zu Reichthum. Schäme dich nicht selbst im Alter immer besseres zu lernen, denn es ist besser ein spät Unterrichteter zu heißen, als ein vollständig nicht Unterrichteter. Deiner Frau vertraue niemals Geheimnisse an, denn stets rüstet sie sich wie sie dein Herr werde. Suche deinen täglichen Bedarf zu erwerben, und lege zurück auf den Morgen, denn besser ist es nach seinem Tode Feinden zu hinterlassen, als bei seinem Leben der Freunde zu bedürfen. Sey freundlich gegen die welche dir begegnen, bedenkend daß auch dem Hund sein Wedeln Brod schafft. Es ist schimpflich den Unglücklichen zu verspotten. Wolle stets nützliches lernen und vernünftiges anordnen. Was du geliehen, gib rasch und willig zurück, damit du wieder geliehen erhaltest. Laß es dich nicht verdrießen wenn du eine Gelegenheit hast gutes zu thun. Einen Ohrenbläser und Klätscher wirf zur Thür hinaus, denn was du thust und sprichst, wird er andern zutragen. Thu was dir keine Betrübniß bringt, doch über das was dir zustößt, betrübe dich nicht, sondern trage es mannhaft. Ersinne nichts schlechtes und die Sitten der Schlechten ahme nicht nach. Sey standhaft in Leiden, denn alles kleidet schön zu seiner Zeit, alles blühet und verwelkt wieder; seine Zeit gibt es und nimmt es wieder. Fremde nimm gastlich auf und ehre sie hoch; auch den Vorbeiwandernden ehre, damit nicht auch du ein Fremdling werdest. Ein gutes Wort ist ein Arzt gegen Leiden der Seele. Glücklich wer einen edlen Freund gewonnen hat. Glücklich wer Wohlthaten vergelten kann. Denn dem Unglücklichen ist niemand gut Freund. Alles Verborgene bringt die Zeit ans Licht." [1]

Nachdem Aesop dieses und anderes dem Jüngling gesagt hatte, entfernte er sich von ihm. Ainos aber von diesen Worten gepeitscht, und von dem Bewußtseyn unrecht gegen Aesop gehandelt zu haben, gequält, erhieng sich und schied so aus dem Leben. [2]

Nach diesem rief Aesop alle Jäger zusammen und befahl vier junge Adler zu fangen; nachdem sie gefangen waren, schnitt er ihnen die Spitzen der Flügel ab, um sie so aufzuziehen und zu dressiren daß sie Knaben in Ballonen trugen. Nachdem die Adler ausgewachsen waren, flogen sie, an Stricke gebunden und die Knaben tragend, in die Höhe, waren den Knaben ganz gehorsam und bewegten sich nach deren Willen; denn wenn die Knaben es verlangten, flogen sie aufwärts zum Himmel, und wiederum wenn sie es wollten niederwärts zur Erde.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Es stimmen weder die Stellen, wo Aesop seinem Adoptivsohn die Lehren gibt, noch die Lehren selbst mit den bis jetzt bekannten arabischen und russischen Bearbeitungen überein. Ebenso wenig stimmen in der Anzahl und dem Inhalt der Sentenzen die Handschriften der Lebensbeschreibung Aesop's zusammen. Die Vulgata ist viel kürzer als die Westermann'sche Ausgabe; diese hat, wie Westermanns Vergleichungen zeigen, eine beträchtliche Anzahl Zusätze aus den griechischen Classikern, insbesondere Menander, entlehnt. Auch Rannucius' alte lateinische Uebersetzung weicht wieder ab, und es ist schwer den alten Bestand aus den Zusätzen und Umwandlungen herauszufinden. Aehnlich wie mit den Räthselaufgaben, oder vielmehr noch bei weitem mehr ist das Gebiet der Moral ein Feld, auf dem der menschliche Geist großer Mannichfaltigkeit fähig ist und sie prunkend auszulegen liebt. In diesem Capitel weiß, wie auch Aesop hier andeutet, fast jeder mehr zu sagen als zu thun.

[2] Diese Darstellung stimmt mit der arabischen Bearbeitung, welcher Chavis-Cazotte folgen — wenn sie nicht geändert haben — in der Vulgata stirbt er aus denselben Gründen, aber nicht durch Selbstmord, sondern eines natürlichen Todes in Uebereinstimmung mit der arabischen Darstellung, welche der Breslauer Uebersetzung zu Grunde liegt. In Rannucius lateinischer Uebersetzung bringt er sich zwar um, aber auf andere Weise als wie in dem Westermann'schen Text.

Entdeckungen und Tod Adolph Schlagintweits in Turkistan.

Adolph Schlagintweit, derjenige der drei Brüder, dem die Erdkunde das meiste verdankt, ist in dem Augenblick gefallen als er eben die wichtigste Stelle des geheimnißvollen centralasiatischen Gebirgsknotens überschritten hatte. Seine Brüder haben die auf seinen Tod bezüglichen Acten drucken und veröffentlichen lassen. Die entscheidenden Urkunden kamen vom Obersten Edwardes, dem Regierungsbevollmächtigten in Peschaur, und sind vom 18 December 1858 datirt, so daß man in Europa erst seit den letzten Wochen Sicherheit über das Ende des kühnen Reisenden haben konnte. Aeltere Nachrichten, namentlich durch russische Agenten in Centralasien gesammelt, lauteten nur der Hauptsache nach richtig, entstellten aber die Nebenumstände. So behielt man längere Zeit den Hauptführer des Verunglückten, Mohammed Amin aus Yarkand, in Verdacht die Ermordung seines Herrn aus Treulosigkeit veranlaßt zu haben. Dieser Yarkandi hatte jedoch früher schon die Brüder Schlagintweit bei ihrer Uebersteigung der Karakorumgebirge begleitet und sich als sehr zuverlässig bewährt. Sie hatten ihn 1856 aus einer Schuldhaft in Leh befreit und erprobten ihn als einen höchst kundigen Führer. Gerade dafür daß er die Schlagintweits über die Pässe nach Norden geführt hatte, ließ Gulab Sing der Beherrscher von Kaschmir auf ihn fahnden, während umgekehrt die Chinesen einen Preis von 1000 Rupien auf seinen Kopf gesetzt haben sollen, weil er europäische Reisende nach Yarkand geführt hatte. Unter den sieben Begleitern Adolph Schlagintweits befand sich nur ein einziger Treuloser, der Munschi (Dolmetscher, Lehrer) Mohammed Hassan aus Peschaur. Dieser verließ unterwegs den Reisenden und nahm auch ein Pferd mit. Er ist bereits nach Indien zurückgekehrt und hat sich mit den allzu großen Reisebeschwerden zu entschuldigen gesucht. Uebrigens wurde A. Schlagintweit von dieser Desertion wenig berührt, denn er erwähnt sie nicht einmal in einem Briefe, den er kurz nachher schrieb.

Die beiden wichtigsten Actenstücke sind die amtlichen Aussagen des Abdallah aus Kaschmir, eines Begleiters von Schlagintweit, der Mitte December 1858 nach Peschaur zurückkehrte und ein von ihm mitgebrachter Brief des obenerwähnten Hauptführers, des Yarkandi Mohammed Amin, d.d. Khokand, 29 Juli 1858. Adolph Schlagintweit war mit seiner Karawane im Frühjahr 1857 aufgebrochen und hatte sich von Sultanpur nach Ladakh begeben, ohne dessen Hauptstadt Leh zu berühren. In Tschufel, einer Ortschaft in der Nähe des Zomognalari, oder des großen

Salz-Sees von Panglong,[1] miethete A. Schlagintweit 60 Träger, um mit ihnen den Karakorumpaß des Küen-lüen zu überschreiten. Den Uebergang über das große Gebirge beschreibt sein Begleiter, der Kaschmiri Abdallah, sehr ängstlich. Schlagintweit suchte und fand einen neuen Paß, denn er ließ den eingeschlagenen Weg durch große Steine bezeichnen, und erforschte mit dem Fernrohr seinen Pfad durch günstige Einsattlungen zwischen Fels und Schnee. Als man nun auf dem andern Abhange des Küen-lüen im chinesischen Khotan angekommen war, schlug der Führer Mohammed Amin vor nicht über Yarkand, sondern auf einem Weg über Sirikul und Usch direct nach Khokand zu gehen. Diese Straße müßte also über oder in der Nähe des noch räthselhaften Plateau von Pamir nach Ferghana geführt haben. A. Schlagintweit hielt den Umweg für zu groß und gieng, nachdem er einen treuen Begleiter, den Juden Murad, als Kundschafter nach Yarkand geschickt hatte, beherzt auf diese Stadt los, obgleich er schon gehört hatte das chinesische Turkistan sey in völligem Aufruhr begriffen.

Ueber die politischen Verhältnisse dieses Gebietes wird es gut seyn folgende Schilderung aus der deutschen Vierteljahrsschrift[2] einzuschalten. „Die chinesische Herrschaft steht in Turkistan auf sehr schwachen Füßen und ist beständig gefaßt auf eine Rebellion der vielen eingebornen Fürsten, welche den halb weltlichen, halb geistlichen Titel der Kodschas führen. Die Bevölkerung bekennt sich zum Islam und spricht eine turkische Mundart, welche die Usbeken von Buchara ganz gut verstehen.[3] Die Bewohner des flachen Landes werden von den Städtern Mogulen genannt, auch weiß man daß außerdem etliche Stämme kalmükischer Tataren im Land angesiedelt worden sind. Wie Alexander Burnes die Zustände vor 20 Jahren schilderte, so fand sie der brittische Agent Ahmed Schah noch 1853. Die Chinesen besitzen neben den Hauptstädten Yarkand und Kaschghar nur Citadellen, die mit 5—7000 Mann Garnison besetzt sind. Die Verwaltung des Landes wird von turkischer Obrigkeit geführt, und es besteht zwischen den Chinesen und den Eingebornen keinerlei Verkehr als die schriftliche Correspondenz der chinesischen Statthalter (Umban) mit den turkischen „Königen“ oder Wauls, wie sie Ahmed Schah nennt.[4] Alle Beziehungen zu Khokand sind dagegen völlig unterbrochen worden, seit einer der Chane von Ferghana einen rebellischen Kodscha unterstützt hatte. Die Chinesen unterhalten auf den großen kaiserlichen Straßen noch ihr altes Couriersystem, und ein Telegraphenwesen durch Feuersignale bis Peking, um beim Ausbruch von Unruhen sogleich eine Armee nach den unsichern Provinzen zu schicken.“

Der Jude Murad brachte die Kunde zurück daß der Sultan von Khokand den Kathais (Chinesen) die Provinzen Kaschgar und Yarkand entrissen habe. Der kritische Mohammed Amin erläuterte diese Nachricht sehr richtig dahin daß schwerlich der Sultan von Khokand sich auf einen so weiten und abenteuerlichen Kriegszug gewagt habe, sondern wohl nur irgend einer seiner Großen, Sayads (Nachkommen des Propheten) von Geburt, welche in Turkistan die Fahne des Aufruhrs zu erheben pflegen, von den Chinesen schließlich aber überwältigt werden, wie dieß früher dem Tschiktschik Kodscha geschehen sey. Und in der That hatte Mohammed Amin völlig recht. Yarkand indessen war noch nicht beunruhigt, und die Einwohner benahmen sich gegen Schlagintweit und seine Karawane äußerst zuvorkommend. Wahrscheinlich ermuthigt durch dieses Benehmen, brach der Reisende nach Kaschgar auf. Unterwegs berührte er Bosgan, welche Stadt von den Chinesen vertheidigt und von einem Rebellen Dil-Chan, einem Sayad aus Khokand, berannt wurde. Schlagintweit lagerte vor der Stadt als die chinesische Besatzung durch einen kräftigen Ausfall die mohammedanischen Belagerer in die Flucht schlug, in welche Schlagintweit nach Verlust seines Gepäckes hineingerissen wurde. So kam er denn mit seinem Gefolge als Flüchtling nach Kaschgar, damals in der Gewalt Weli Chans, eines Sayad aus Khokand, welcher die mohammedanischen Kaschgarier zu einem Befreiungs- und Religionskrieg gegen die Chinesen entflammt hatte. Diese letzteren belagerten damals gerade die außerhalb der Stadt liegende Citadelle von Kaschgar, Namens Gul-Bagh. Zufällig traf die Karawane gerade während eines hitzigen Ausfalls der Muselmanen ein, und Adolph Schlagintweit wurde vor den Rebellenchef Weli Chan geführt, gegen welchen er sich für einen Beamten der ostindischen Compagnie ausgab. Der Chan befahl ihn aber ohne weiteres abzuführen und zu enthaupten (August 1857), sowie seine Leute als Sklaven zu verkaufen. Dieß geschah auch, allein bald erhielt die Armee der Chinesen aus dem innern Reiche Verstärkung und schlug die Kodschas von Khokand aus dem Land. Auf der Flucht erhielt Schlagintweits Gefolge die Freiheit wieder, und in Khokand selbst angelangt, warteten sie auf eine Gelegenheit um in Frieden nach Indien zurückzukehren. Nach 10 Monaten gieng der Kaschmiri Abdallah über Buchara, Balk und Kabul nach dem Pendschab, während Mohammed Amin, in dessen Gewahrsam die Gebeine und die Schriften Schlagintweits sich zur Zeit befinden, in Khokand fürs erste zurückblieb. Der Weg den der kühne Reisende zurücklegte, ist noch nie von einem Europäer betreten worden, und sicherlich hätte Adolph Schlagintweit, wenn er nicht gefallen wäre, die goldene Medaille der brittischen geographischen Gesellschaft, die höchste Auszeichnung für Entdeckerverdienste, sich erworben.

[1] Von dort schrieb er den letzten Brief, welcher am 24 Juni 1857 datirt war.

[2] Das russische und brittische Reich in Asien. 1857. Aprilheft. S. 183.

[3] Alex. Burnes Travels tom. II, p. 231.

[4] Journal of the As. Soc. of Bengal 1856. p. 348.

Der Manketta-Häuptling.

(Fortsetzung.)

Die Entführung.

Am andern Morgen früh sandte der Pangerang Botschaften an mehrere Häuptlinge der in der Nähe lagernden Wutts, und ließ ihnen große Belohnungen bieten wenn sie im Stande wären die Geraubte wieder zu bringen. Daß die Räuber keine Wutts, sondern Mankettas gewesen, hatte man an ihrer tätowirten Haut leicht erkannt, und es war in der That niemand geeigneter ihre Spur zu verfolgen als die Wutts. Sie allein waren dieser Aufgabe gewachsen, doch vergebens

bot der Pangerang reiche Belohnungen, es wollte sich niemand dazu verstehen, denn als ihnen der Krieger beschrieben wurde der Manis hinweggetragen, riefen sie einstimmig und fast mit Entsetzen: „der eiserne Arm! Wer möchte es wagen dem eisernen Arm seinen Raub zu entreißen?“

Der Name dieses gefürchteten Kriegers reichte hin sie verzagt zu machen. Vielleicht fürchteten sie einerseits den Kampf mit ihm, vielleicht mehr noch die spätere Rache desselben für ihre Stämme.

Der Schmerz Kadehrs war groß als er von seiner Wanderung heimkehrte und das Unglück vernahm. Er wollte sogleich wieder in die Wälder zurückkehren und der Spur der Räuber folgen, sah aber auch bald die Erfolglosigkeit eines solchen Unternehmens ein, wenn er nicht einige Männer der Wutts bewegen konnte ihn zu begleiten. Sein Scharfsinn fand ein Mittel die Wilden hiezu zu bewegen. Er stellte den Häuptlingen vor daß es seine Absicht nicht sey einen Kriegszug gegen die Mankettas zu unternehmen, sondern daß er vielmehr mit dem eisernen Arm nur friedlich unterhandeln und den Versuch machen wolle, ob die Gefangene nicht gegen ein hohes Lösegeld wieder losgekauft werden könne. Hiergegen hatten die Häuptlinge nichts einzuwenden, und 5 bis 6 junge Krieger erboten sich als Begleiter; von den Männern des Dorfs schlossen sich 3 der besten Schützen dem Zuge an, so daß die Expedition aus 10 Köpfen bestand. Kadehrs Absicht war es allerdings die Herausgabe des Mädchens wo möglich auf friedlichem Wege zu erlangen, doch eben so entschlossen war er Gewalt zu brauchen, wenn auf dem Wege der Güte nichts sollte ausgerichtet werden können. Ihm war die Furcht der Wilden vor Feuerwaffen sehr wohl bekannt, und er war fest überzeugt daß 4 gute Schützen wie er und seine Cameraden wohl im Stande wären den eisernen Arm samt 400 seiner Krieger in die Flucht zu schlagen.

Dieß mag vielleicht etwas sonderbar klingen, doch es ist darum nicht weniger wahr. Nichts ist geeigneter den Wilden allen Muth zu benehmen als der Blitz und Knall eines Gewehrs. Selbst die cultivirten Dajaker, die weit mehr an Gewehrfeuer gewöhnt sind, ja von denen einzelne Häuptlinge selbst Feuerwaffen besitzen, halten vor den mit Gewehren bewaffneten Malayen nicht Stand, und es ist eine ganz gewöhnliche Sache daß 20 bis 30 Malayen 4 bis 500 Dajaker angreifen und in die Flucht schlagen. Einen noch weit gewaltigern Eindruck dagegen machen Feuerwaffen auf jene Stämme der Wilden, die mit den Malayen selten oder nie in Berührung kommen und von denen die meisten noch niemals den Knall eines Gewehrs vernommen haben. Alle diese Umstände waren Kadehr sehr wohl bekannt, und er fühlte mit seinen drei Cameraden sich stark genug den eisernen Arm von einem Ende seines Gebiets bis zum andern zu jagen, doch nur wenn ihm seine Wegweiser treu blieben. Es waren dieß die unentbehrlichen Spürhunde, ohne welche er nie auf die Fährte des Wildes kommen konnte, das er jetzt mit wüthendem Haß im Herzen verfolgte. Er war klug genug von seinen kriegerischen Gedanken und Racheplänen nichts merken zu lassen, hoffte aber das Vertrauen seiner Begleiter so weit zu gewinnen, daß sie ihn nicht verlassen würden auch wenn es zu Kampf und Streit kommen sollte.

So zog denn die kleine Schaar längs den Ufern des Banjar aufwärts, um die ziemlich hohe Wasserscheide zu übersteigen welche die Quellen des Banjar vom Kapuas trennt, und um alsdann längs den Ufern dieses Flusses bis an das Gebiet der Mankettas zu gelangen. In directer Entfernung war diese Strecke zwischen 50 und 60 Meilen lang, aber den Windungen der Ströme nach, längs welchen ihr Weg hinführte, waren es vielleicht 100 oder 150 Meilen. Die Gegend die sie durchziehen sollten, war nur von wilden Nomadenhorden bewohnt, und keine Spur eines Fußpfades vorhanden. Vor allen Dingen gaben sie sich aber Mühe auf die Spur der flüchtigen Mankettas zu gelangen, da diese nur drei Tagereisen voraus waren; doch es war wenig Hoffnung vorhanden daß es ihnen glücken würde die Räuber einzuholen. Man war nicht ganz sicher welchen Weg sie eingeschlagen hatten, denn es gab von Tana-mera nach dem Gebiet der Mankettas viele verschiedene Wege.[1] Während Kadehr und seine Begleiter ihr mühsames und gefahrvolles Unternehmen ausführen, wollen wir uns nach einer andern Gegend der Insel wenden, und zwar nach Srawe, einem Dorf der freien Dajaker in der Landschaft Melawie, unfern der Gränze des Mankettagebiets.

Der Sklavenhändler.

Es war drei Wochen nach dem unglücklichen Ereigniß in Tana-mera, als in Srawe große Aufregung herrschte. Man feierte ein Todtenfest, und zwar kein gewöhnliches. Der angesehenste Häuptling des Stammes, ein bereis sehr bejahrter Mann, war gestorben, und es handelte sich um viele wichtige Dinge, wenn man dem Todten alle die Ehre erweisen wollte die ihm als obersten Häuptling gebührte. Es war unerläßlich daß ein Menschenopfer gebracht wurde, es war ferner Sitte daß die jungen Männer des Stammes, namentlich die Anverwandten des Verstorbenen, mindestens einen Feind erschlugen und den Kopf desselben als Trophäe heimbrachten. Bei einem weniger wichtigen Todesfalle hätte ein Menschenopfer vollkommen genügt, für die Ehre des obersten Häuptlings aber mußte mehr geschehen.[2]

Man berieth also über die zu nehmenden Maßregeln in dem Hauptgebäude des Dorfes,[3] indem man zugleich tapfer auf das Wohlseyn des Verstorbenen zechte.[4] Während dieser etwas geräuschvollen Scene wurde plötzlich die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf einen fremden Krieger von riesenmäßigem Wuchs gelenkt, der ohne ein Wort des Grußes[5] und ohne auch nur die geringste Notiz von den versammelten Männern zu nehmen, mit stolzen abgemessenen Schritten den langen Saal bis ungefähr in die Mitte des Gebäudes entlang schritt, und hier, gegenüber der buntbemalten Zelle des Häuptlings oder Patriarchen des Hauses, sich stillschweigend an dem glänzenden Kohlenfeuer niederließ. Ein blasses, abgehärmtes Mädchen von kaum 14

---

[1] Unter Wegen sind keine Fußpfade, sondern nur verschiedene Landstriche zu verstehen.

[2] Sowohl die Sitte der Menschenopfer zur Ehee von Verstorbenen als die des Köpferaubens hat ihren Grund nue in dem Gedanken, daß der Todte Diener bedarf, welche man ihm also eiligst nachsendet. Für die Opfee veewendet man entweder durch die Wilden geraubte Kinder, oder auch verkrüppelte oder blödsinnige Kinder aus dem Stamm selbst, welche die herzlosen Eltern gegen eine Vergütigung von 3 bis 400 Gulden hergeben.

[3] Ein dajak'sches Doef in Central-Boeneo besteht selten aus mehe als 2 bis 3 langen Gebäuden, die auf 20 Fuß hohen Pfählen erbaut sind und gleichsam in dee Luft zu schweben scheinen. In einem solchen Hause wohnen 60 bis 70 Familien in eben so viel Zellen. Ein großer Saal, oft 150 Schritte lang, dient als gemeinschaftliches Versammlungszimmee.

[4] Man trinkt entweder Palmwein (aus der wild wachsenden Sacco-Palme gewonnen), oder ein Getränk aus gegohrenem Reis bereitet (Tuak).

[5] Die malayischen Volksstämme kennen die Sitte des Grüßens nicht, und wenn ein Fremder in irgend ein Haus tritt, so setzt er sich in der Regel erst stillschweigend nieder, bis man ihn anredet.

Jahren war ihm gefolgt, und kauerte an seiner Seite nieder, indem sie mit trüben schmerzlichen Blicken in das Feuer schaute. Der Riese hatte nur ein Auge, mit dem er abwechselnd bald einen Blick nach der Thüre der Häuptlingszelle, bald auf das zitternde, blasse Mädchen warf.

Wir kennen bereits den Namen des einäugigen Riesen, sonst würden wir aus den halblaut gesprochenen Worten einiger der Anwesenden vernehmen können daß der berüchtigte Manketta-Häuptling, der eiserne Arm, in Srawe eingekehrt ist. Und wenn wir das arme abgehärmte Mädchen an seiner Seite betrachten, so erkennen wir, obschon mit Mühe, die feinen Züge der einst schönen Manis. Schmerz und Kummer, und die körperlichen Anstrengungen, die sie während der weiten mühevollen Wanderung durch die Wildnisse erduldet, hatten dieß noch vor wenigen Wochen blühende und schöne Mädchen furchtbar entstellt. Der Riese hatte ihr die prächtigen langen Haare zur Hälfte abgeschnitten, und seinen hölzernen Schild vollends damit ausgeschmückt. Die nur noch bis an die Schultern reichenden Haare hiengen daher aufgelöst über Gesicht und Nacken, und verdeckten theilweise die großen dunkeln Augen und die einzelnen Thränen die ihr der Anblick der zahlreichen Versammlung unwillkürlich entlocken mußte. Ihre Kleidung bestand nur noch in einem langen Stück weicher Baumrinde, in welches sie ihren Körper eingehüllt hatte.

Ueber ihr Schicksal konnte sie nicht in Zweifel seyn, sie kannte die Landessitten zu wohl. Sie wußte daß sie hieher gebracht worden war um verkauft zu werden, und daß ihr Geschick wahrscheinlich kein anderes seyn würde als zum Djaum (Opfer) verwendet zu werden. Doch dieser Gedanke war ihr nicht sehr schmerzlich, sie sehnte sich nach Erlösung aus der Hand ihres Peinigers, und es war ihr bekannt daß der Opfertod [1] ein schneller, wenig qualvoller war.

Das Mädchen war jedoch nicht die einzige Waare welche der Wilde zu Markt brachte, es schien als wolle er an diesem Tage ganz besondere Geschäfte machen. Ein mit Staubgold gefüllter lederner Beutel von ziemlich bedeutendem Umfang, nebst den goldenen Armringen und Ohrgehängen seiner Gefangenen lag neben ihm auf der Strohmatte, und reizte die habgierigen Augen der Dorfbewohner weit mehr als jenes trauernde vergrämte Mädchen, obschon in diesem Augenblick allerdings das nöthige Opfer fehlte. Die Bewohner des Dorfes betrachteten daher Manis als eine willkommene Aushülfe in der Noth, und theilten sich ihre Gedanken flüsternd mit, meinend, der eiserne Arm habe den günstigsten Moment auf schlaue Weise abgepaßt, um seine Waare theuer loszuschlagen. Doch vergeblich waren die Bemühungen der Männer von Srawe mit dem Wilden ein Handelsgeschäft abzuschließen, vergebens brachten sie einige eiserne Töpfe, einige vortreffliche Schwerter und Lanzenspitzen, eine rothe Tuchjacke, und endlich einen Tawak, ein großes kupfernes Becken, [2] alles Gegenstände die sonst mit Gold von diesen Söhnen der Wildniß aufgewogen werden. Der Manketta-Häuptling wies dießmal alle diese Anerbietungen zum großen Erstaunen und Aerger der Bewohner stillschweigend zurück, während er wiederholt seinen Blick auf die nahe Thüre der Häuptlingszelle richtete, deren Bewohner noch nicht zum Vorschein gekommen war. Es war ersichtlich, und der Wilde sagte es unverhohlen, daß er mit dem Häuptling des Hauses allein den Handel abschließen wolle. Von diesem Augenblick an hörte man mit allen fernern Anerbietungen auf, und wartete auf die Ankunft des Panthers; diesen Ehrennamen führte der bisherige zweite Häuptling von Srawe. Aller Wahrscheinlichkeit nach sollte er der Nachfolger des eben verstorbenen Stammhauptes werden, wenigstens vermuthete man daß er mit allgemeiner Stimmenmehrheit gewählt werden würde. Es muß bemerkt werden daß die Dajaker, von denen hier die Rede ist, nicht jenen durch die Malayen unterjochten Stämmen angehören. Wir befinden uns im Herzen von Borneo, in einer Gegend wohin die malayische Macht noch nicht gelangt ist. Angestammte Häuptlinge haben die Bewohner dieser Landstriche nicht, obschon dieß bei den freien Stämmen des Ostens (Pari) der Fall ist. Die Häuptlinge der freien Stämme von Nord-, West- und Süd-Borneo werden durch Stimmenmehrheit gewählt, und ihre Regierung ist patriarchalischer Art, nach bestehenden Gesetzen. Von absoluter Gewalt ist nicht die Rede.

Der Stamm der Mankettas stand mit den Bewohnern von Srawe bereits seit langen Jahren in Handelsverbindung, und ihr oberster Häuptling, der eiserne Arm, war ein oft gesehener Gast in Srawe. Doch so gefürchtet der Name dieses Mannes im allgemeinen war, so blickten die Krieger von Srawe doch mit gewisser Verachtung auf ihn. Die Halbwilden verachteten den Wilden; obschon man sich scheute dieß zu deutlich merken zu lassen, der Manketta-Häuptling hieß nicht umsonst der eiserne Arm.

Doch es gab noch einen andern Grund, weßhalb einige der jungen Männer des Dorfs den Manketta mit heimlichem Groll betrachteten. Der einäugige Riese hatte sich erkühnt dem schönsten Mädchen des Dorfs der weißen Marsa, Liebesanträge zu machen. Die Tochter des Panthers hatte diese Anträge mit Spott zurückgewiesen, und ihr Vater der Häuptling mit Unwillen. Es wäre eine Mesalliance in seinen Augen gewesen, die zuzugeben seine Ehre nicht zuließ. Doch das Herz des Riesen, sonst unempfindlich und grausam, schien durch Marsa's Augen unheilbar verwundet zu seyn. Er gab seine gefaßten Plane nicht auf. Indeß war er lange Zeit in Srawe nicht erschienen, und sein plötzlicher Besuch setzte die Jünglinge des Dorfs in nicht geringe Aufregung. Namentlich blickte einer unter ihnen den Manketta mit grimmigen herausfordernden Blicken an, ohne jedoch daß dieser besondere Notiz davon zu nehmen schien.

Jugei war ein hübscher Bursche und galt für den geschicktesten Pfeilschützen und besten Läufer des Dorfs. Seit einigen Wochen mit der Häuptlingstochter verlobt, war es nicht zu verwundern daß er den eisernen Arm etwas ärgerlich anschaute. Nicht wenig trugen die neun Federn auf dem Kriegshelm des Manketta dazu bei, den Groll und Neid Jugei's zu vermehren; denn eben hierin lag seine Blöße; er hatte sich die dajakischen Rittersporen noch nicht verdient; er hatte noch keinen Kopf erbeutet, und ohne diese Trophäe konnte von einer Heirath mit der Häuptlingstochter nicht die Rede seyn. Als endlich der Panther aus seiner Zelle trat und sich neben dem Wilden niederließ um zu hören welchen Preis er für seine Waaren fordern würde, lauschte alles gespannt. Doch der eiserne Arm langte erst bedächtig eine Dosis Bethel aus dem vor dem Häuptling stehenden Kästchen, schob sie in den Mund, nahm dann den schweren Beutel mit Goldstaub nebst den Schmucksachen und legte sie in die Hand des Panthers. „Wiege!“ rief er. Der Häuptling machte eine Bewegung mit der Hand, indem er sie mit dem

[1] Die zum Opfertod Bestimmten werden auf dem Grabe des Verstorbenen plötzlich von vielen Lanzen durchbohrt.

[2] Tawak, kupferne Becken von verschiedener Größe sind bei Malayen und Dajakern im Gebrauch, und dienen sowohl als eine Art Musikinstrument, wie auch um Signale zu geben, indem man mit einem gepolsterten Hammer darauf schlägt.

Gold langsam auf- und niederhob. „Es ist sehr schwer, Bruder!“ versetzte er: „ich schätze es auf 20 Tail.[1] Was verlangst du dafür?“ Der Wilde antwortete nicht, sondern ergriff die Hand seiner Gefangenen und fragte wieder: „Was ist diese werth? Du hast ein Opfer nöthig!“ Der Panther schwieg eine Weile: „Sie ist 6 Tail werth,“ erwiederte er endlich: „Sage, wie viel Centner Tabak, wie viel Schwerter und eiserne Töpfe du verlangst? Oder willst du kupferne Becken und Korallenschnüre für die Weiber deines Stammes?“

„Höre, Bruder!“ rief jetzt der Manketta, indem er seine Hand auf die Schulter des Panthers legte: „Ich verlange nichts von allem dem. Wisse, ich will um deiner Tochter willen den Wald verlassen und bei dir wohnen; ich will meinen Stamm mit dem deinigen vereinigen, ich will Reis pflanzen wie du! gib mir sie zum Weib! und alles ist dein, das Gold und die Sklavin, der eiserne Arm wird dafür sorgen daß du noch mehr Gold und Sklaven erhälst.“

Ein Murmeln des Unwillens hatte sich bei dieser Forderung des Wilden unter den Anwesenden hören lassen, während der Panther darüber nachsann, wie er ihn abweisen solle, ohne ihn zu beleidigen. Endlich, nachdem er eine Weile geschwiegen, versetzte er scheinbar niedergeschlagen. „Bruder, hättest du mir früher gesagt daß du bei uns wohnen und mit uns Reis pflanzen willst, so hätte ich dich nicht abgewiesen. Nun aber ist es zu spät, meine Tochter ist bereits an diesen jungen Krieger verlobt.“ Hiebei wies er auf den in der Nähe stehenden Jugei. „Und heirathen die Mädchen deines Stammes auch Männer, deren Schwert noch nie die Scheide verlassen hat?“ versetzte der Manketta zornig.

„Ich hoffe der junge Krieger wird diese Bedingung bald erfüllen,“[2] erwiederte der Panther etwas verlegen.

„Und wird er dir auch neun Köpfe bringen?“ fuhr der Manketta ungeduldig fort, indem er seine Hand an die Stelle legte wo die neun Federn an seinem Kriegshelm befestigt waren.

„Ich habe mein Wort gegeben, ich kann es nicht brechen, Bruder,“ versetzte der Panther wieder.

„Ich werde neun Köpfe bringen und deinen dazu, du Großmaul,“ rief jetzt der entrüstete Jugei, indem er vor den Riesen trat. Dieser würdigte ihn keiner Antwort.

„Nun ich will dir zeigen daß ich nöthigenfalls dir dein einziges Auge wohl noch ausschießen könnte,“ rief abermals der zornige junge Mensch, indem er sein Blaserohr ergriff und auf einen wohl 30—40 Schritte entfernten, an einem Querbalken hängenden Schädel zielte. Im nächsten Augenblick fuhr der Pfeil durch die Luft und drang in die rechte Augenhöhle des Schädels. Ein Beifallsgemurmel erhob sich unter den Anwesenden, und einige Spottreden über das eine Auge des Riesen wurden halblaut ausgesprochen. Vergeblich ermahnte der Panther zur Ruhe, die Aufregung war zu groß, der Haß gegen den Wilden blickte überall hervor.

Doch der Manketta erwiederte kein Wort, sondern erhob sich von seinem Sitz, ergriff die neben ihm ruhende eiserne Keule und deutete mit der Hand nach dem Schädel. Dann schwang er die Waffe mehreremal im Kreise umher, und als sie endlich sausend durch die Luft flog, berührte sie mit solcher Gewalt den Schädel daß er in mehreren Stücken zur Erde fiel. Hierauf barg der Riese das noch auf der Matte liegende Gold in einen Sack von feinem elastischen Flechtwerk, ergriff die Hand seiner Gefangenen und schritt trotzig dem Ausgang des Gebäudes zu. Seine Miene sagte den Männern von Srawe: „Fortan bin ich euer unerbittlicher Feind.“ Es war niemand unter den Anwesenden der diesen Eindruck nicht empfunden hätte, und es war nicht zu verkennen daß eine gewisse Bestürzung sich der Gemüther unwillkürlich bemächtigt hatte.

Der Manketta hatte das Haus verlassen und sich nach dem nicht fern vom Dorf vorbeifließenden Fluß gewendet. Dort angelangt, bestieg er einen kleinen Nachen, den er hier zurückgelassen, und in welchem sich einige seiner Gefährten befanden, die ihn erwarteten. Pfeilschnell schoß der Kahn unter den tactmäßigen Ruderschlägen von sechs Mankettas dahin. Im Vordertheil des Nachens stand der eiserne Arm und warf grimmige und höhnende Blicke den Männern von Srawe zu, die aus den langen schmalen Fensteröffnungen des Hauses seine Abfahrt beobachteten. Zu seinen Füßen kauerte die unglückliche Manis, in stummen Schmerz versunken, daß sie abermals der Wildniß zugeführt wurde, daß ihre Hoffnung, aus der Gewalt ihres Peinigers erlöst zu werden, nicht in Erfüllung gegangen war. Einen Augenblick war der Grimm des Riesen so groß, daß es schien als würde die Unglückliche von ihren Leiden schnell erlöst werden, denn er schwang seine Keule und ließ sie eine Secunde über ihrem Haupte schweben. Manis hatte die Bewegung gesehen, sie sah die Todeswaffe die ihr Haupt zerschmettern sollte, aber sie schrak nicht zusammen, sie machte nicht den geringsten Versuch dem Schlage auszuweichen. „Schlage zu“ rief sie dem Räuber zu, „damit ich erlöst werde,“ indem sie zugleich die Augen schloß. Diese mit Festigkeit gesprochenen Worte bewirkten aber das Gegentheil, der Wilde wollte sie ja nicht erlösen, er wollte ihr ja keinen Dienst erweisen, indem er ihren Leiden ein Ende machte, er suchte vielmehr einen Gegenstand, an dem er seine Wuth auslassen konnte. Der Hauptgrund aber, warum er auf den eigenthümlichen Gedanken kam seine Gefangene im Angesicht der ihn vom Hause aus beobachtenden Krieger von Srawe zu erschlagen, war wohl kein anderer, als hierdurch diese Männer gewissermaßen zu verspotten. Es sollte so viel heißen als: „Seht hier das Opfer welches ihr so nöthig für euren Todten braucht, — ich erschlage es zum Zeitvertreib vor euren Augen, anstatt es euch zu überlassen.“

Doch die herausfordernden Worte des Mädchens hatten den Schlag abgewendet. Der erhobene Arm des Riesen, anstatt das Haupt des Mädchens zu zerschmettern, schwang plötzlich die Keule höhnend und herausfordernd in der Luft, indem er das Kriegsgeheul seines Stammes ausstieß. Es war dieß der Abschied, den er den Männern von Srawe zurief. Im nächsten Augenblick machte der Fluß eine scharfe Biegung, und der Nachen entschwand den Blicken der Dorfbewohner.

Das Kriegsgeheul des Manketta-Häuptlings und seine herausfordernde Bewegung waren nicht ohne Wirkung geblieben; zehn bis zwölf der Dorfbewohner ergriffen ihre Waffen und wollten nach dem Fluß eilen, um den eisernen Arm zu verfolgen. Es war kein Zweifel mehr vorhanden daß er von jetzt an ihr Todfeind war, und es mochte sich wohl so leicht nicht wieder eine so schöne Gelegenheit bieten diesen Feind zu vernichten, als eben jetzt, ehe er seinen Stamm erreichte. Doch die Stimme des Panthers gebot Ruhe.

„Meint ihr daß der eiserne Arm ohne Begleitung ist, rief er.

---

[1] Ein Tail Gold ist etwa 50 Rthlr. werth.

[2] Früher war es fast allgemeine Sitte, daß nur der heirathen konnte der einen Kopf erbeutet hatte. Jetzt ist dieß nur noch bei einigen Stämmen der Fall.

Ich müßte mich sehr täuschen, wenn nicht sein ganzer Stamm in der Nähe im Hinterhalt liegt. Ehe ihr 2000 Schritte weit stromaufwärts gerudert seyd, werden ihre Wurfkeulen euch die Köpfe einschlagen, und ein Hagel von Pfeilen aus dem Gebüsch euch begrüßen. Seyd ihr so unerfahren mit den Gewohnheiten und der List dieser Wilden?"

Diese Rede verfehlte ihre Wirkung nicht, man gab die Verfolgung auf. Zugleich aber beeilte man sich die Vorsichtsmaßregeln zu treffen, die dringend nöthig schienen, das heißt, man bepflanzte die Umgebung des Dorfs mit Tausenden von spitzen Ranjus, in der Weise, die wir bereits im Vorhergehenden, in Tana-mera kennen gelernt haben.

Die Kopfräuber.

Nach dieser etwas aufregenden Scene beruhigten sich zwar die Gemüther der Dorfbewohner wieder, doch viele unter ihnen tadelten das unvorsichtige Betragen der jungen Männer. Nicht nur daß man von nun an in steter Furcht vor der Rache der Wilden seyn mußte, man gedachte auch mit Bedauern der vielen vortheilhaften Handelsgeschäfte, die man mit ihnen gemacht hatte. Einige Männer waren daher in sehr übler Laune, und meinten wohl gar, der Häuptling habe Unrecht gethan den Manletta nicht als Schwiegersohn anzunehmen, und die Marsa wäre ein dummes, eitles Ding, sonst müßte sie die neun Federn auf dem Kriegshelm des Wilden höher veranschlagt haben. Sie forderten den Jugei spöttisch auf doch die neun Köpfe zu holen, mit denen er gegen den Riesen so geprahlt habe, da es ja ohnedieß jetzt zur Todtenfeier Pflicht und Schuldigkeit sey einen Kopf zur Stelle zu schaffen.

Einestheils aus freiem Antriebe, anderntheils in Folge dieser spöttischen Aufforderungen, rüsteten sich nun einige junge Leute, die dem Verstorbenen am nächsten verwandt waren, zu einem Raubzuge, — ich möchte gerne sagen Kriegszug, doch das Wort ist zu edel für die Art und Weise wie die Dajaker sich Köpfe zu verschaffen suchen. In ihren Augen ist es ganz gleich auf welche Weise der Kopf in ihre Gewalt kommt, gleichviel ob von Weibern, Kindern oder Männern. Im Gegentheil, in vielen Gegenden wird ein Weiberkopf höher geschätzt, da man annimmt daß eine Dienerin dem Verstorbenen angenehmer sey als ein Knecht.

Sehen wir nun auf welche Weise die dajakschen Helden sich für den Zug vorbereiteten, und auf welche Weise sie ihr Unternehmen ausführten. Es waren nur drei junge Leute welche den allerdings gefahrvollen Raubzug beschlossen hatten. Jugei war zum Anführer gewählt worden. Seitdem ihr Vorhaben bekannt war, schritten sie stolz einher. Sie vernahmen von nun an keinen Spott mehr, vielmehr nur Worte des Lobes und der Anerkennung, und die Augen aller Schönen des Dorfs ruhten mit Bewunderung auf ihnen.

Doch der Vorbereitungen waren nicht wenige die getroffen werden mußten. Zuvörderst stellte man an einigen Stellen am Flußufer Speise-Opfer für die Geister der Wildniß auf, um sie für die Unternehmung günstig zu stimmen. Hierauf schlachteten die Zauberer, unter gewissen Ceremonien, einige Schweine, und forschten in den Eingeweiden dieser Thiere über den glücklichen oder unglücklichen Ausgang des Zuges. Endlich wurde Flug und Geschrei gewisser Vögel genau geprüft. Der Ausspruch der Zauberer war, gleich den Orakeln der alten Zeit, sehr zweideutig. Einestheils verkündeten sie großes Glück, anderntheils aber auch Unglück. Man nahm den ersteren Ausspruch als gültig an, und der Zug wurde beschlossen. Wir kennen zwar bereits die aus Schwert, Schild und Blaserohr bestehende Waffenrüstung eines dajakischen Kriegers, doch sind noch einige Dinge zu erwähnen, die der, auf Abenteuer ausziehende Kopfräuber für ganz unentbehrlich hält. Vor allen Dingen bedarf er eines guten Talismans, der am Griff des Schwertes befestigt ist, oder mittelst eines Gürtels um den Leib getragen wird, und aus verschiedenen kleinen Steinchen, Wurzeln, Kräutern, Holzstückchen ꝛc. besteht. Es sind dieß Gegenstände welche die Zauberer angeblich von den Geistern empfangen haben, oder auch andere Dinge denen man im allgemeinen wunderbare Kräfte zuschreibt. Diese Talismane sind bisweilen sehr alt, erben von Geschlecht zu Geschlecht fort, und der jedesmalige Besitzer fügt in der Regel noch einige neue Stücke bei. Der Dajaker glaubt nicht nur daß er durch diese Zaubermittel vor Verwundungen geschützt werde, sondern auch daß er in manchen wichtigen Fällen sich unsichtbar machen könne — NB. ein Talisman übertrifft den andern an Kraft.

Ferner trägt der Kopfräuber einen etwa 1½ Fuß langen eisernen Haken (Taut) bei sich, der am innern Theil des Schildes befestigt ist; dieser Haken dient dazu den Kopf des niedergestreckten Feindes unterhalb der Kinnlade anzuhalten um ihn desto bequemer abschlagen zu können. Den Grund warum dieses sonderbare Werkzeug allgemein im Gebrauch ist, ist wohl kein anderer als weil der zwar niedergestreckte, aber oft noch lebende Feind hiedurch ziemlich unfähig zu jeder fernern Vertheidigung gemacht wird, während er sonst wohl noch unversehens seinem Ueberwinder leicht einen Hieb beibringen könnte. Außer diesen nothwendigen Stücken führten unsere Helden von Srawe noch Lebensmittel (Reis) auf 8—14 Tage bei sich, und einige Bündel Ranjus.[1] So war denn endlich alles bereit, und als die Sonne hinter den Gipfeln der Bäume verschwunden war, schritten die Kopfräuber leise dem Wald zu, zogen den kleinen Nachen, der sorgfältig im Gebüsch verborgen war, in den Fluß, und ruderten stromaufwärts. Es handelte sich darum, so unbemerkt als möglich in eine 20—25 Meilen weiter gelegene Landschaft der oberen Melawie zu gelangen, daselbst irgendeine auf dem Feld oder im Wald beschäftigte einzelne Person zu überfallen, und alsdann mit dem Kopf derselben schnell wieder die Heimath zu erreichen. Der glückliche Ausgang des Unternehmens hieng größtentheils davon ab daß sie auf ihrer Reise unbemerkt blieben; denn wehe ihnen, wenn man sie in einem der Dörfer, an denen sie vorüberfuhren, gewahr wurde. Aus diesem Grund unternahmen sie den Zug heimlich und reisten nur des Nachts. Sobald der Morgen graute, zogen sie den Nachen ans Land und verbargen sich im dichten Gebüsch; wenn die Nacht erschien, brachen sie wieder auf.

Diese nächtlichen Fahrten waren jedoch nicht ohne Abenteuer, denn wenn gleich sie so glücklich waren nicht von Menschen bemerkt zu werden, so war doch für ihre dajakischen Phantasien der Wald voll Spukgeister, die ihnen nicht wenig zu schaffen machten, und wo ihr Muth in der That manche harte Probe zu bestehen hatte. Wollten wir sie auf ihrer ganzen Fahrt begleiten, so würden wir manche wunderbare Begebenheit mit diesem und jenem Kobold zu erzählen haben. Doch wir wollen nur eines Ereignisses gedenken welches die Nerven unserer Helden besonders erschütterte. Es war die dritte Nacht als sie in einen

[1] Kopfräuber führen auf ihren Expeditionen stets Ranjus (Fußfeile) bei sich, die sie, im Fall von Verfolgungen hinter sich in die Erde pflanzen, wodurch die Verfolger bedeutend aufgehalten werden.

Nebenfluß der Melawie einbogen. Der Mond schien hell, die Riesenbäume des Waldes aber überragten beide Ufer, so daß sie unter einem dunklen Gewölbe von Zweigen dahinfuhren. In der Ferne vernahmen sie das Brausen eines mächtigen Wasserfalls den sie umgehen, und den Nachen eine Strecke über Land ziehen mußten, wenn sie ihre Reise weiter zu Wasser fortsetzen wollten. Vielleicht war die Nähe der Cascade die Ursache daß es in dieser Gegend besonders nebelig war, und ihnen jede Aussicht auf den schon ganz nahen Fall benahm.

Sie wollten noch eine kurze Strecke rudern und dann ans Land treten, als zu ihrem Entsetzen eine Gestalt über dem Fluß zu stehen schien, die ihnen den Weg versperrte. „Kama!" [1] flüsterte Jugei seinen Gefährten zu, und diese blickten mit Zittern auf den vermeintlichen Geist, der höher und höher emporwuchs, bis er die Riesenbäume des Waldes schon zu überragen schien. Machtlos sanken die Ruder in den Strom, und der Nachen trieb abwärts, doch der Geist folgte und blickte grimmig auf sie nieder. Unvermeidlicher Untergang schien ihr Loos. Es war kein Entrinnen mehr möglich; der feindliche Geist wurde immer drohender, und bereits langte er höhnisch lachend nieder, um sie zu verschlingen, als Jugei Geistesgegenwart genug hatte ein kleines Büchschen mit Zauberöl, das an seinem Talisman befestigt war, zu öffnen, und sich und seinen Gefährten die Stirnen zu bestreichen, so wie den Vordertheil des Nachens; diesem mächtigen Zauber konnte selbst Kama nicht widerstehen, und er verschwand vor ihren Augen.

Drei Tage später befanden sich unsere Helden am Ziel ihrer Reise, in der Nähe eines ziemlich großen dajakischen Dorfes. Sie verbargen sich im dichten Wald an einer Stelle von wo aus sie einen Theil der Gegend überblicken konnten. Jugei hatte einen Baum erklommen, und von diesem hohen Standpunkt aus spähten seine Augen gierig nach Beute umher. Wehe dem einzelnen wehrlosen Arbeiter der an diesem Tag in einiger Entfernung vom Dorfe bemerkt worden wäre, wehe den Weibern oder Kindern, die im Walde Früchte oder Holz gesammelt hätten, sie wären unrettbar verloren gewesen. Doch glücklicherweise blieben sie fern, vielmehr brach über die Kopfräuber selbst das Unglück unversehens herein. Eine Anzahl Männer des Dorfs kehrten spät am Nachmittag von einer Jagdpartie heim, und zogen an dem Versteck der Mörder vorüber. Einige Hunde witterten sie, und drangen bellend in das Gebüsch.

Zehn Minuten später war nur noch der in den dichten Baumzweigen verborgene Jugei am Leben; er war nicht bemerkt worden, und sah nun von seinem hohen Standpunkt aus wie die Jäger mit den Köpfen seiner Cameraden dem Dorfe zuzogen. Er stieg eiligst herunter und begab sich auf die Flucht, denn es war wahrscheinlich daß man zurückkehren und den Wald genauer durchsuchen würde.

Während Jugei mit enttäuschten Hoffnungen, muthlos und niedergeschlagen, sich wieder heimwärts zu schleichen sucht, wollen wir andere Ereignisse schildern, die sich inzwischen in Srawe zutrugen.

(Schluß folgt.)

---

[1] Kama, ein Gespenst das sich stets an Flüssen aufhält; zuerst klein, wird es immer größer, bis endlich jeder Fuß auf einem Ufer des Stromes steht, und den Reisenden alsdann umbringt.

Die Negeremancipation und ihr Erfolg in Brittisch-Westindien.

Das Schicksal der farbigen Bevölkerung, welche von Europäern in die neue Welt geschleppt worden ist, kann uns nicht mehr gleichgültig seyn. So wenig auch wir Deutsche uns des Menschenraubes und Menschenhandels schuldig gemacht und von diesen Verbrechen Vortheil gezogen haben, dennoch sind wir mittelbar verflochten mit dem Geschick der äthiopischen Racen jenseits des atlantischen Wassers. Bei jeder neuen größern Weltbegebenheit wirkt nämlich der Einfluß der Vereinigten Staaten fühlbarer auf die europäischen Verhältnisse. Wenn uns aber eine innere Entwicklung oder Verwicklung in Frankreich oder in Rußland nicht gleichgültig seyn kann, so dürfen wir amerikanische Verhältnisse nicht mehr vernachlässigen, denn die Vereinigten Staaten liegen jetzt, wo uns nur eine zehntägige Dampfbootfahrt, wo uns merkantil vielleicht in kurzer Zeit nur ein Spaziergang auf das Telegraphenamt von ihnen trennt, so nahe, näher vielleicht als unsern Eltern oder Großeltern Ungarn oder Schweden gelegen ist. Die Geschichte der Negersklaverei — beschämend genug! — ist die Geschichte der Vereinigten Staaten seit den letzten 40 Jahren, denn die Befreiung der Sklaven ist das gesellschaftliche Problem, von dessen Lösung Einigung oder Spaltung der Vereinigten Staaten abhängt. Nun gehört es zu den Axiomen der Proßklavereileute, den Neger als völlig in der Freiheit verwildernd darzustellen. Er soll nur arbeiten können wenn er die Peitsche klatschen hört, und sich selbst überlassen einem thierisch genügsamen Leben verfallen. In der That, wenn man an Haiti denkt, kann man sich der Ueberzeugung nicht erwehren daß die Negergesellschaft, sich selbst überlassen, völlig in ihre afrikanische Starrheit zurücksinkt. Man behauptet aber auch daß der freie Neger neben dem freien Weißen verkümmere, daß ihn die Früchte der Arbeit zu wenig reizen als daß er ihnen seine Bequemlichkeit opfere, daß er sich mit den geringsten Bedürfnissen zufriedenstelle, und nach erlangter Zufriedenheit kein Glied mehr rühre. Zum Schluß erklären dann die Proßklavereileute, das brittische Westindien liefere den klaren Beweis daß jede Emancipation den Neger wieder zum Afrikaner, und den Pflanzer zum Bettler mache. Um uns ein klares Urtheil über solche Dinge zu bilden, sollten wir eigentlich hinübergehen und selbst schauen; doch könnte es uns dann gehen wie so vielen Beobachtern, die, nur im Verkehr mit der europäischen Gesellschaft, alle Plantagenurtheile und Vorurtheile aufsaugen. Der Proßklavereimann wird alles mitternächtlich, der Abolitionist alles im warmen Sonnenschein malen. Wem sollen wir nun glauben, wenn uns der eine verdächtig und der andere parteiisch erscheint? Keinem von beiden, sondern einem dritten wahrhaftigen Zeugen, den statistischen Zahlen, wie sie kürzlich von dem Edinburgh Review aus amtlichen gedruckten und handschriftlichen Quellen veröffentlicht wurden.

Als es in der Nacht des 31 Julius 1834 zwölf Uhr schlug, waren 800,000 brittische Neger mit dem letzten Glockenschlage aus Sklaven Freie geworden. Dieser Glockenschlag kostete dem brittischen Volk in baarem Geld 20 Mill. Pfd. St., und — sagen die Proßklavereimänner — den Wohlstand der westindischen Colonien. Hier stehen wir vor einem seltsamen sittlichen Widerspruch. Die Neger zu befreien, und zwar mit schweren Opfern zu befreien, rein um ein altes Unrecht gut zu machen, war eine so großartige That daß kein Volk bis jetzt etwas ähnliches aufweisen kann. Gerade aber dieses gerechte Thun soll über die Inseln und soll über einen Theil des brittischen

Volkes Elend gebracht haben! Die historische Moral wäre dann: das Unrecht bringe sehr oft Glück, und das Gerechte bisweilen herbe Verluste. Beherrschten sittliche Gewalten den Ausgang menschlicher Unternehmungen, so müßten nothwendig jene 20 Mill. Pfd. St., die zu so reinen Zwecken, zur Befriedigung des Gerechtigkeitssinnes ausgegeben wurden, Segen gebracht, sie müßten — trocken und materiell gesprochen — sich verzinst haben.

Sie haben sich auch verzinst, und zwar über alles Erwarten vortrefflich, mag auch Jamaica jetzt ein Wehgeschrei über die Negerbefreiung erheben, welche den Wohlstand der Insel vernichtet haben soll. Hier ist erstens zu merken daß die Klagen nur von Jamaica, nicht von den andern Antillen kommen, daß man anfangs mit der Emancipation zufrieden war, und der Jammer erst vierzehn Jahre nach Aufhebung der Negersklaverei und zehn Jahre nach Aufhebung der Negerlehrlingszeit erhoben wurde, endlich daß die Klagen nicht von Jamaica selbst, sondern von jamaicanischen Grundbesitzern in England ausgehen.

Die Wahrheit ist daß vor der Emancipation die nämlichen Klagen über hereinbrechenden Ruin gehört wurden. Während damals die freien Neger an Kopfzahl beständig wuchsen, schmolz die Sklavenbevölkerung ungeachtet ihrer Fruchtbarkeit in unheimlichem Grade. In den letzten zwölf Jahren vor der Emancipation sank die Sklavenbevölkerung in 11 von den 18 brittischen Inseln von 558,194 auf 497,975 Köpfe, so daß, wäre die Statistik der übrigen Inseln bekannt geworden, eine Gesammtverminderung von wahrscheinlich 100,000 Köpfen ermittelt worden wäre. Dagegen hob sich die Negerbevölkerung in zehn der kleinern Inseln um 54,076 Köpfe in den zwölf Jahren nach der Emancipation, und allem Vermuthen nach hat die gleiche Vermehrung auch die größern Inseln betroffen, von denen statistische Nachweise fehlen. Diese Zahlen bezeugen klar daß unter der Sklaverei die Negerbevölkerung dem Absterben entgegengieng, und daß die Emancipation einen Rückschlag hervorbrachte. Die alten Zustände waren nicht mehr haltbar, sie hätten doch auch ohne die Emancipation zu völliger Umgestaltung der Gesellschaft geführt. Die Klagen aus den westindischen Colonien über zerrütteten Wohlstand sind um ein paar Jahrzehnte älter als die menschenfreundliche Agitation der Gegensklavereigesellschaften. Schon seit 1805 liefen nichts als Weherufe bei den Colonialbehörden ein, und zwar wohlgemerkt zu einer Zeit wo der Zucker aus Jamaica auf dem englischen Markt ein unbedingtes Monopol selbst gegen den indischen und hinterindischen Zucker genoß. In den fünf Jahren vor 1820 betrug die Ausfuhr von Zucker aus Jamaica 585,172 Fässer (hogsheads) in den 5 Jahren vor 1830 nur noch 493,784 Fässer, ja in den 10 Jahren die mit 1830 endigten, war der Zuckerexport gegen das frühere Jahrzehnt um 201,843 Fässer geringer geworden. Das Bildniß der Zeit vor der Negeremancipation besteht daher aus den Grundzügen: Hinschwinden der Sklavenbevölkerung, Verminderung der Zuckererzeugung trotz aller Schutzzölle, ununterbrochene Klagen über materielles Elend von Seiten der Grundbesitzer.

Wo soll man nun aber die Wurzel des Uebels suchen? Läßt sich Zucker nicht mit freier Arbeit produciren? Doch! Die westindischen Inseln schicken jetzt mehr Zucker nach England als früher, und wohlgemerkt auf einen Freihandelsmarkt ohne Begünstigung gegen die Producte Indiens und von Mauritius. Warum aber war den Pflanzern auch nicht zu helfen mit Aufrechterhaltung der Sklaverei und der alten Schutzzölle? Weil auf den westindischen Inseln das schlechteste aller Bewirthschaftungssysteme existirt. Der Eigenthümer des Bodens und der Sklaven lebte, fern von dem Peitschenknall seiner Aufseher, in England. Die Mehrzahl der Eigenthümer der Zuckerplantagen hat nie einen Fuß auf die Inseln gesetzt. Pachtverträge — schwierig, wenn nicht gerade unmöglich bei der Plantagenwirthschaft — ließen sich nicht schließen, also mußte der Betrieb der Pflanzungen einem Verwalter anvertraut werden. Läßt sich schon in England nur in seltenen Fällen von einem bezahlten Aufseher eine Grundrente erzielen, um wie viel weniger war das Ding möglich wo atlantische Entfernungen Verwalter und Eigenthümer trennten?

Anfangs konnten sich die Europäer auf den Antillen nicht darein finden daß sie den Negern, die sie wie Last- und Zugvieh angesehen und behandelt hatten, über Nacht jede Arbeit bezahlen, und sie wie ihresgleichen behandeln sollten. Sie ließen den nunmehr befreiten Negern immer wieder die alten herrischen Gewohnheiten fühlen, wollten nicht viel für die Arbeit zahlen, brachen wohl auch Wort und Verträge, und verscheuchten dadurch sehr viele Neger in die Wildnisse des Innern, wo sie allerdings ein müßiggängerisches Leben begannen. Allein im allgemeinen hielten die Neger aus, sie arbeiteten, sparten und erwarben mit ihren Ersparnissen bereits urbaren Grund und Boden in günstigen Lagen. Die Pflanzer hatten für ihre Sklaven reichliche Ablösungsgelder empfangen und fühlten einen Wohlstand wie seit längerer Zeit nicht. So giengen die Dinge 14 Jahre lang, man gewöhnte sich an das Neue, Bevölkerung und Production stiegen, und die Emancipation konnte als ein befriedigender und gelungener Versuch angesehen werden.

Da kam das Jahr 1847, wo alle Differentialbegünstigungen in den Zollsätzen für westindischen Zucker aufhörten. Der neuverzollte westindische Zucker, der 1840 mit 49 Sh. bezahlt wurde, sank 1848 auf 23 Sh. 5 d., also um mehr als die Hälfte. Hatte er in den 8 Jahren die mit 1846 endigten durchschnittlich auf 37¼ Sh. gestanden, so fiel er in den acht Jahren nachher auf 24½ Sh. der Ctr., also dauernd um den dritten Theil. Jene Freihandelsmaßregel hätte natürlich den abwesenden Plantagenbesitzern ebenso gut vor wie nach der Emancipation den Todesstoß geben müssen; denn wenn sie in den Monopolszeiten schon jammerten, wie hätten sie jetzt die Concurrenz von Cuba, Brasilien, Ostindien und Mauritius zu ertragen vermocht? Von ihnen und von ihnen allein kommen die Klagen, und wenn sie glauben eine Restauration der Sklaverei vermöchte die Zuckerpreise der Freihandelszeit zu ändern, so ist das nicht viel besser als wenn jemand zur Vertreibung der Hühneraugen purgirende Mittel empfehlen wollte. Ueberwältigend ist aber geradezu die Thatsache daß trotz der Freihandelspreise die brittische Zuckerproduction stieg, denn sie betrug in den acht Jahren vor 1847 20 Mill. Ctr., und hat sich in den acht Jahren 1847—54 um 4½ Mill. gesteigert. Hätten die alten Zuckerpreise der Monopolszeit fortgedauert, so würde dieses vermehrte Volumen 15 Mill. Pfd. St. mehr eingebracht haben, während nach dem Sinken der Preise Westindien für seine erhöhte Ausfuhr 7 Mill. Pfd. St. weniger empfieng als in den letzten 8 Jahren der Zuckerzölle. Jenes wegfallende Plus und dieses Minus von 7 Mill. sind ein Gewinn der brittischen Verbraucher, deren Ersparniß in acht Jahren schon die Kosten der Negeremancipation völlig deckt.

Daß also in Westindien bei einer Preiserniedrigung um den dritten Theil die Production sich in acht Jahren dennoch um den vierten oder fünften Theil steigern konnte, ist das höchste Lob für die Emancipation

und vernichtet alle Proſklavereiphraſen. Die Negerbefreiung und der Freihandel haben die Zuckererzeugung gehoben, während ſie vorher trotz der Monopolspreiſe im Sinken begriffen war, alſo mit andern Worten: die Befreiung der Neger war ein Geſchäft welches ſich rentirte. Außer dem Sinken der Zuckerpreiſe traf aber im Jahr 1847 die weſtindiſchen Grundbeſitzer der Fall der weſtindiſchen Bank mit großen Verluſten. In Folge der allgemeinen Verhältniſſe hörte plötzlich jeder Credit für die Pflanzer auf. Niemand borgte mehr, alſo wie hätten ſie produciren können bei einem Syſtem freier Arbeit? Die hohen Lohnforderungen der Schwarzen — ſo wenig ſie natürlich wiſſenſchaftlich gegen die Emancipation ſprechen würden — waren keineswegs die Haupturſache des Uebels, denn auch in Barbadoes, wo der Taglohn zu jeder Zeit nur 5—6 Pence (15—18 kr.) betragen hatte, zeigten ſich die nämlichen Erſcheinungen wie auf den andern Inſeln, nämlich daß die Pflanzungen im Werth ſanken und raſch ihre Eigenthümer wechſelten. Konnten dieſe mit ihrem fehlerhaften Syſtem für einen Freihandelsmarkt keinen Zucker mehr bauen, ſo leiſteten andere ihre Aufgabe. Es wurden nämlich aus Weſtindien allein nach Großbritannien ausgeführt:

in den ſechs Jahren	1841—46	14,629,550 Ctr.
„ „	1847—52	17,918,362 „
„ „	1853—58	18,443,331 „

Wer waren nun die andern welche allein nach Großbritannien 4 Mill. Ctr. mehr Zucker und zwar 33 Procent unter dem ehemaligen Durchſchnittspreiſe auszuführen vermochten? Das waren die befreiten Neger, welche mit ihren Erſparniſſen die in Gant gerathenen Pflanzungen gekauft hatten. Wenn man alſo ſo oft hört: England habe mit der Emancipation ſeine Colonien ruinirt, ſo weiß man jetzt was das heißen ſoll. Die Colonien ſind reicher und beſſer beſtellt denn je, ruinirt ſind nur und waren ſchon ſeit Anfang des Jahrhunderts die Eigenthümer der Pflanzungen, die in England jamaicaniſche Renten zu verzehren gedachten. Daß die Trägheit der Neger einen Mangel an angebotenen Arbeitskräften erzeuge, iſt nicht wahr, denn der Gouverneur von Tobago verſichert entſchieden das Gegentheil in einer amtlichen Depeſche (1857) mit den Worten: der Neger arbeite mit der größten Betriebſamkeit, ſobald er für eigenen Gewinn ſich rühren dürfe. Anfangs erbitterten die Pflanzer die Neger welche ſie gemiethet hatten, und trieben ſie durch ihre Unbilligkeit dazu ſich im Innern ihren Unterhalt zu ſuchen, nach der Kriſis von 1847 fehlte ihnen lange Zeit Geld und Credit um die Negerarbeit zu zahlen, endlich wollten ſie gern die Neger nur zur Erntezeit miethen, was natürlich dieſen nicht behagen konnte, und ſchließlich möchte und wird der Pflanzer nie ſo viel zahlen als der Neger ſich im eigenen Beſitz erwerben kann, denn Negerland ſoll in Trinidad z. B. 10 Pf. St. der Acre ertragen! Die „fabelhaften hohen Lohnforderungen“ welche die Neger begehren, beſtehen nach amtlichen Erhebungen in 6 Sh. (3 fl. 36 kr.) die Woche! Nur in den Augen der ehemaligen Sklavenhalter kann dieſer Preis als „fabelhaft“ erſcheinen. Die franzöſiſchen Commiſſäre berichten ähnlich über die Zuſtände der Guiana: „Von den alten Pflanzern klagt die eine Hälfte daß unter dem neuen Syſteme nichts gedeihen wolle, die andere Hälfte dagegen verſichert, es gehe ſo gut wie früher, es mangle weder an Arbeitern, noch den Arbeitern an Fleiß. Die jüngeren Pflanzer welche die Sklavenarbeit nur vom Hörenſagen kennen, geſtehen einſtimmig daß ſie mit den Productionsverhältniſſen zufrieden ſind und ihre Geſchäfte blühen!“ Der Sklavenhalter in den Vereinigten Staaten iſt kaum beſſer daran, wenn man nur nachrechnen will. Ein fehlerfreier kräftiger Sklave zur Zeit der Mannesreife iſt jetzt ſchon nicht mehr für 1000 Dollars zu haben. Rechnen wir daß dieſes Capital in 20 Jahren amortiſirt ſeyn und nach der landesüblichen Höhe doch mindeſtens 7 Proc. Zinſen tragen muß, ſo verlangt das Capital ſelbſt einen Ertrag von 120 Dollars im erſten Jahre, und von 70 Dollars im zwanzigſten Jahre, durchſchnittlich alſo 95 Dollars, oder täglich 1/4 Dollar. Dieſer Viertel-Dollar oder 1 Schilling muß als reiner Mehrertrag übrig bleiben, während der Herr außerdem einen Sklaven verköſtigen, ihm Wohnung und Kleidung, Arzt und Arznei reichen und ihn bei den häufigen Krankheitsfällen auch noch feiern laſſen muß. *Die freie Arbeit* in Weſtindien iſt alſo nicht koſtſpieliger als die Sklavenarbeit in den Vereinigten Staaten.

Zu den brittiſchen Zuckerinſeln gehört auch Mauritius. Dieſe Colonie iſt bekanntlich in fabelhaftem Aufſchwung begriffen. Führt man ihr Gedeihen als Beweis an daß tropiſche Colonien auch ohne Negerarbeit ſich entwickeln können, ſo erwiedern die Proſklavereileute; Mauritius genieße den Vortheil einer ſtarken Kulieinwanderung, während nach Weſtindien im Laufe von 5 Jahren kaum 25,000 Kulis gekommen ſeyn. Der Einwand iſt allerdings richtig, allein die Kulieinwanderung iſt eben *nur durch die Negeremancipation möglich geworden*. Die brittiſchen Zuckercolonien als Geſammtheit betrachtet haben ſeit der Emancipation und ſeit dem Freihandelstarif mächtig an Wohlſtand zugenommen, Mauritius gibt natürlich den Ausſchlag, während Jamaica ohne Zweifel herabgekommen iſt. Schließt man aber beide Inſeln, die verfallende und die mächtig aufwachſende aus der Berechnung, ſo ergibt ſich daß die übrigen 15 Zuckerinſeln in den letzten drei Jahren (1855—57) 7,427,618, in den letzten drei Jahren der Sklaverei aber 7,405,849 Ctr. Zucker, zugleich aber 4,674,602 Gallonen und reſpective 2,722,880 Gallonen Rum erzeugten. Ihre Zuckerproducte haben ſich alſo nicht vermindert, ſondern ſind geſtiegen, die Klagen beſchränken ſich daher nur auf Jamaica, und wenn dieſe Inſel auch wirklich viel verloren hat, ſo iſt dieſer Rückſchritt durch den Aufſchwung von Mauritius um ein mehrfaches für die Geſammtheit gedeckt worden.

Als Ganzes betrachtet erfreuen ſich die weſtindiſchen Inſeln eines fortwährenden ſoliden Wohlſtandes. Während der Handelskriſis 1857 kam auch nicht ein einziger Bankrott auf den Inſeln vor. Ihre Generalhandelsziffer für die 4 Jahre die mit 1853 endigten, belief ſich auf 32½ Mill. Pf. St. und hob ſich in den nächſten Jahren auf 37 Millionen. Jeder alſo der die geringſte Kenntniß von dem hat was wiſſenſchaftlich als Wohlſtand gelten muß, wird in dieſen Zahlen die Gewähr finden daß die weſtindiſchen Colonien und die brittiſchen Zuckerinſeln ſichtlich ſeit der Negeremancipation und ſeit der Freihandelszeit fortgeſchritten ſind. In Trümmern liegt zwar der alte Plantagenbeſitz, aus ſeinen Trümmern aber iſt ein freier Bauernſtand erſtanden, deſſen Productionskräfte die ältern Leiſtungen überflügeln. Seit der Emancipation gibt es 200 neue Negerdörfer auf Jamaica allein, und im Jahr 1840 beſaßen daſelbſt 7340 ſchwarze Eigenthümer über 100,000 Acres Land und zwar vorzügliches Land, welches ſie oft mit hohen Preiſen hatten bezahlen müſſen. Sie bauen ſich auch allmählich ſehr ſaubre Hütten und ſchmücken ſie mit Zierpflanzen und Gärten in europäiſchem Style. Die Namen Cäſar und Pompejus aus dem Zeitalter der Peitſche ſterben aus, und werden durch chriſtlich-romantiſche, wie Adeline, Floretta, Roſalinde, Alonſo ꝛc. erſetzt. Man ſieht bisweilen wohl eine Negerin noch in rothen Strümpfen mit gelben Schuhen und

mit einem grünen, roth eingefaßten und mit blau und silbernen Schleifen versehenen Hut sich putzen, allein allmählich wird auch diese Regenbogenlust minder heftig, wenn auch der Schwarze immer bunten Atlaß und Seide allen Stoffen vorzuziehen pflegt, und der Gentleman von dunkler Farbe es nie versäumt einen wo möglich seidenen Regenschirm unter dem Arm zu tragen, und ein ostindisches Taschentuch ellenlang aus der Rocktasche hängen zu lassen. Doch das sind Nebendinge, die Hauptsache bleibt immer daß nachgewiesenermaßen unter europäischer Herrschaft der freie Neger prosperire, und daß seit der Emancipation die westindischen Sklavencolonien ihre Productionsleistungen gesteigert haben.

Die neueste Untersuchung über die sinaitischen Inschriften.

Hr. François Lenormant hat in dem dießjährigen Januarhefte des Journal Asiatique einen Aufsatz über den Ursprung der sogenannten sinaitischen Inschriften veröffentlicht, und damit diese in vieler Beziehung interessante Untersuchung, welche seit der vor nunmehr 10 Jahren publicirten denkwürdigen Arbeit Friedrich Tuch's liegen gelassen worden ist, wieder aufgenommen. Das wissenschaftliche Material zur Förderung derselben ist seit diesen 10 Jahren durch die Herausgabe der reichen Sammlungen von Lepsius und Lottin de Laval allerdings bedeutend vermehrt worden, und es lassen sich von der wissenschaftlich gründlichen Ausbeute dieser Veröffentlichungen immerhin bedeutende Ergebnisse erwarten. Doch dürfte dazu eine tiefere Kenntniß der semitischen Dialekte jedenfalls die erste und nothwendigste Bedingung seyn, ohne welche für die Förderung der Untersuchung eben nichts bedeutendes zu ermöglichen ist. Denn das Paläographische macht jetzt keine Schwierigkeiten mehr, und Hr. Lenormant hat vollkommen Recht, wenn er sagt: „heutzutage, nach den Arbeiten Beer's und Tuch's, kann man wohl über einzelne Details verschiedener Meinung seyn, in der Erklärung einzelner Worte von einander abweichen, aber man liest, und zwar mit wissenschaftlicher Sicherheit, die sinaitischen Inschriften."

Tuch hatte in seiner Abhandlung mit überzeugendem Scharfsinn nachgewiesen daß die Sprache dieser Inschriften ein arabischer, mit mancherlei Aramaismen gemischter Dialekt sey, daß die Verfasser derselben heidnische Araber gewesen, welche auf ihrer Wallfahrt zu den auf der sinaitischen Halbinsel gelegenen heidnischen Wallfahrtsorten und Heiligthümern sich an den, den Weg umgebenden Felsen als Pilger eingeschrieben. Die Zeit der Abfassung dieser Inschriften mochte allen von Tuch angeführten Gründen nach in die Jahrhunderte zu setzen seyn welche der Ausbreitung des Christenthums auf der sinaitischen Halbinsel unmittelbar vorhergiengen. Wenn Tuch im Gegensatz zu seinem Vorgänger auf diesem Gebiet wissenschaftlicher Untersuchung, E. F. Beer, die Ansicht aufstellte daß diese Inschriften von heidnischen Arabern herrühren, so war er zu diesem Endergebniß durch die Combination von drei wissenschaftlich wohl hinlänglich nachgewiesenen und begründeten Thatsachen gekommen. Es fand sich nämlich unter der großen Masse von Namen derer welche in der alten Schrift sich an den Felswänden der Halbinsel verewigten, nirgends ein christlicher oder überhaupt biblischer Name. Konnte dieser negative Beweis allerdings schon erhebliche Bedenken gegen die von Beer den Inschriften vindicirte christliche Herkunft erregen, so erhielt er sein rechtes Gewicht erst dadurch daß unter den Namen unerwartet viele sind welche auf altarabischen Götzendienst zurückweisen, theils so daß sich Personen unmittelbar die Namen von Idolen führen, theils so daß sich einzelne als Knechte, als Fürchtende oder Priester dieser oder jener Gottheit bezeichnen. Das hie und da, neben, über oder unter den Inschriften vorkommende Zeichen des Kreuzes konnte diese zwei Beweise für die Annahme daß die Verfasser der Inschriften Heiden gewesen, deßwegen nicht entkräften, weil dieß Zeichen im ganzen zu selten vorkommt und sich in den meisten Fällen als ein Zusatz späterer Hand ergab. Als dritten Beweis endlich für seine Ansicht führte Tuch den Umstand an, daß die Inschriften sich nur in der Umgegend solcher Orte finden welche in früherer Zeit Centralpunkte eines heidnischen, mit dem Gestirndienst verwandten Cultus gewesen sind.

Die Untersuchung war mit meisterhafter Vorsicht und Ruhe geführt worden; Tuch war siegreich Schritt vor Schritt auf diesem schwierigen und dunklen Gebiet vorgedrungen, und hatte zum Erweis solcher Cultusstätten die reichste und doch dabei Ziel und Maß haltende Gelehrsamkeit entwickelt. Die Aufnahme, welche das von ihm gewonnene Resultat bei den Fachgelehrten fand, war eine ohne Ausnahme günstige. Seit jener Zeit ist wie gesagt diese Untersuchung nicht weiter geführt worden — denn die unwissenschaftlichen Erörterungen des hochwürdigen M. Forster kann man, um diesem ehrenwerthen Manne nicht noch einmal durch Erwähnung seiner Phantasien Unrecht zu thun, wohl mit Stillschweigen übergehen. Man konnte die hauptsächlichsten Resultate der Tuch'schen Untersuchung als unveräußerliches litterarisches Gemeingut ansehen und auf dieser sicheren Grundlage fortbauend erwarten, manches theils nur Angedeutete, theils nur Vermuthete werde durch die wissenschaftliche Ausnutzung des neu hinzugekommenen Inschriftencontingentes weiter ausgeführt, und unsere Kenntniß von diesen interessanten und in ihrer Art einzig dastehenden Ueberresten nordarabischer Cultur um ein bedeutendes bereichert werden. Daß letztere Hoffnung zu realisiren keineswegs im Plan des Hrn. François Lenormant liegt, ersieht man sogleich aus der Ueberschrift seines Artikels, welche „über den christlichen Ursprung der sinaitischen Inschriften" lautet. Der Verfasser hatte sich also jedenfalls durch sehr entscheidende Gründe bewogen gefunden von dem Resultat der Tuch'schen Untersuchung abzuweichen und auf frühere Vermuthungen zurückzugehen. Die Gründe, welche Hr. Lenormant gegen die von Tuch aufgestellte Ansicht vorbringt, sind im wesentlichen folgende: Die heidnischen Namen der Verfasser sind deßhalb für das denselben vindicirte Heidenthum von keiner Beweiskraft, weil heidnische Namen, wie St. Horus, Hercules, Phöbus, Ammon, Anubis u. s. w. auch in christlichen Martyrologien vorkommen, also auch von Leuten geführt worden sind welche erwiesenermaßen sich zur christlichen Religion bekannten. Obwohl man zugeben muß daß dieß wirklich der Fall ist, so läßt dieser Umstand es doch keineswegs glaublich erscheinen daß arabische Christen sich auch noch nach ihrer Bekehrung zum Christenthum „Diener des Ba'al," „Verehrer des Mondes" u. s. w. genannt haben würden; und die Voraussetzung daß ihnen mit der Annahme einer neuen Religion auch sogleich das Verständniß der Bedeutung ihrer mit der alten Religion in nächster Verbindung stehenden Eigennamen verloren gegangen sey, ist denn doch wohl unmöglich. Im Bereich des südlichen Arabismus fand wenigstens öfter in solchen Fällen wo ein Heide zum Islam übergieng, auch ein Namenswechsel statt, wenn dieser Gegenstand eine Beziehung zu der altarabischen Religion ausdrückte. Wir erinnern nur an Abu Bekr, der vor seinem Uebertritt Abd-al-kaba (Diener der Kaaba) hieß, und sich sogleich nach demselben Abdallah (Diener Allah's) nannte. Wir denken ein solcher wenigstens theilweiser Namenswechsel würde auch

bei dem Uebertritt nördlicher Araber zum Christenthum stattgefunden haben; doch selbst zugegeben daß dieß nicht der Fall gewesen — denn erwiesenermaßen haben sich heidnische Namen allerdings noch längere Zeit nach Einführung des Christenthums erhalten — so ist es dennoch sehr auffallend daß unter allen Namen sich kein einziger findet der auf eine christliche Bevölkerung zu schließen berechtigte. Hätte Hr. Lenormant deren einige wirklich nachgewiesen, so würde seinem Zweck jedenfalls besser gedient gewesen seyn.

Gegen den fernern Beweisgrund Tuch's, daß sich Leute in diesen Inschriften Priester des und des Gottes nennen, macht Lenormant geltend, daß die Lesung der Namen dieser Götzen paläographisch höchst unsicher sey, und daß der Ausdruck „Kahin" (Priester) eben so gut einen christlichen wie einen heidnischen Priester bezeichnen könne. Letzteres zu läugnen würde niemand so leicht einfallen, indeß bedürfte es zur Begründung der Lenormant'schen Ansicht, daß mit „Kahin" eben ein christlicher Priester bezeichnet werde, des Beweises daß die betreffenden, auf dieses Wort folgenden Buchstabengruppen ein Wort enthalten mit dem man die christliche Gottheit benannt hat. Diesen Beweis ist uns Hr. Lenormant aber zur Zeit noch schuldig geblieben, da wir die immer noch sehr zweifelhafte Lesung „Kahin el-ba" in keiner Weise als einen solchen gelten lassen können.

„So bleibt denn endlich," sagt Lenormant, das dritte Argument Tuch's (das Vorkommen der Inschriften nur in der Nähe von heidnischen Wallfahrtsorten und Heiligthümern). Zur wissenschaftlichen Begründung desselben hat Hr. Tuch die bemerkenswerthesten Untersuchungen über die heidnischen Wallfahrten und Cultusstätten auf der sinaitischen Halbinsel angestellt. Er hat bei dieser Arbeit die ausgebreitetste Gelehrsamkeit entfaltet, und dieser Theil seines Memoirs wird immer für eine ausgezeichnete Arbeit auf diesem Gebiete gelten. Wenn es sich aber darum handelt einen ursächlichen Zusammenhang der sinaitischen Inschriften mit diesen Wallfahrten und heidnischen Cultusformen nachzuweisen, so scheint uns seine Beweisführung weniger stichhaltig zu seyn. Es verdient bemerkt zu werden daß wir überall, wo Hr. Tuch die Existenz eines Mittelpunktes für den altarabischen Cultus nachweisen zu können meint, am Sinai, am Serbal, im Wadi Fairan, Klöster, Wallfahrtsörter, kurz ein christliches Centrum finden. Uebrigens erhält dieses Argument Hrn. Tuch's einen tödtlichen Stoß, wenn man, wie alles es heutzutage zu beweisen scheint, Phönikon, welches nach dem Zeugniß des Artemidor der am meisten besuchte und gefierte heidnische Wallfahrtsort auf der Sinaihalbinsel war, nicht zu Pharan sondern zu Thor zu suchen hat, an welchem letztern Orte sich keine einzige Inschrift findet." In dieser leichten Weise werden die schwer ins Gewicht fallenden Argumente Tuch's beseitigt, ob aber widerlegt?

Fragt man nun nach den Argumenten welche der Verfasser zur weiteren Begründung der von ihm von neuem wieder aufgestellten Behauptung „daß die Verfasser dieser Inschriften Christen gewesen sind," vorbringt, so beschränken sie sich im wesentlichen auf die Geltendmachung der bereits von Beer angeführten Beweisgründe, namentlich aber des Vorkommens der Kreuzeszeichen. Der Verfasser führt zwar alle die Inschriften, vor oder nach denen er dieses Zeichen gefunden hat, in extenso an, unterläßt es jedoch zu bemerken daß eben die Zahl dieser mit solchem Schmuck versehenen Inschriften gegen die Zahl der ohne denselben vorkommenden eine verhältnißmäßig viel zu geringe ist, als daß sie von schlagender Beweiskraft wäre. Die dagegen angeführten Gründe Tuch's behalten so lange ihre wissenschaftliche Geltung, als noch nicht erwiesen ist daß auch die Namen der Verfasser christliche oder überhaupt biblische sind. Wenn der Verfasser ferner in einer der rohen Zeichnungen ausdrücklich eine Palme erkennt und diese als ein specifisch christliches Symbol ansieht, so kann man dieses an und für sich sehr schwache Argument, das übrigens auf ziemlich lebhafter Phantasie beruht, füglich auf sich beruhen lassen.

Als letzte, die Argumentation Tuch's von Grund aus vernichten sollende Hülfsmittel zur Führung des Gegenbeweises müssen denn auch die den Namen der Verfasser in der Regel vorhergehenden Worte „sallam" (es grüßt) oder „dakir" (es sey im Andenken) oder endlich „barikh" (es sey gesegnet „in gesegnetem Andenken") herbeigezogen werden. Tuch hatte sie in der eben angedeuteten Weise grammatisch richtig erklärt, und die von Beer aufgestellte Vermuthung daß die Consonantengruppe slm durch „shelam" zu lesen sey und damit „Heil und Friede" für den Nachgenannten erfleht werde, aus dem ganz richtigen Grunde verworfen daß man, wenn die in Rede stehende Gruppe ein Substantivum dieser Bedeutung enthalte, eine unmittelbare Verbindung desselben durch eine Präposition erwarten müsse. Eine solche Verbindung findet sich allerdings einmal in einer von dem Verfasser angeführten, freilich vielfach unsicheren Inschrift, doch berechtigt diese eine Ausnahme noch keineswegs zur Wiederaufnahme der Beer'schen Ansicht. Indeß die grammatischen Verhältnisse der Sprache scheinen Herrn Lenormant nicht wesentlich zu interessiren, und etwaige syntaktische Schwierigkeiten werden in coulantester Weise beseitigt oder übersehen, wenn es gilt zum Ziele zu gelangen. „Slm" bedeutet also so viel wie das arabische silm (Friede), „dakir" soviel wie memoria tenens und geht auf Gott und — deßhalb rühren die Inschriften von christlichen Verfassern her. Wollte man auch von der sprachlichen Unmöglichkeit, auf welche in diesen Annahmen gebaut wird, absehen, so läßt sich doch nicht recht erkennen warum dieses silm und dakir specifisch christliche Ideen enthalten müssen. Der muhammedanische Araber sagt heute noch „salam alaik" (Friede über dich), und der Jude sagte shalom lekha; wer aber würde in dem so Sprechenden einen Christen zu vermuthen sich gezwungen fühlen?

Was der Verfasser am Schlusse seiner Abhandlung über den angeblich engen Zusammenhang zwischen dem Neskhi und dem Schriftcharakter der sinaitischen Inschriften spricht, muß man vorderhand auf sich beruhen lassen, bis die neuerdings von Amari in Handschriften der kaiserlichen Bibliothek aufgefundenen Specimina der „écriture mekkoise" veröffentlicht seyn werden. Sollte sich dieser Zusammenhang bestätigen, was durchaus nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit liegt, so hätte Hr. Lenormant immer das Verdienst, auf diesen zuerst aufmerksam gemacht zu haben.

Ludolf Krehl.

Die letzten Huronen.

Die Ueberreste dieses einst mächtigen Volksstammes bewohnen, in einer Stärke von vierzig bis fünfzig Familien, das Indianerdorf Lorette in Canada. Diese Huronen sind Jäger, aber dabei auch fleißige Arbeiter, ja man könnte sie sogar Industrielle nennen.

Zu den Zeiten nämlich, wo sie sich nicht der Jagd hingeben, beschäftigen sie sich mit einer Industrie, deren Producte, darin die Jagd-

erträgnisse einbegriffen, ihnen im letzten Jahre 34,000 Dollars eingetragen haben. Sie verfertigten in diesem Jahre 20,000 Paar Schuhe für die Jagd in den Sümpfen, das Paar wird ihnen mit 1—2 Doll. bezahlt. Ferner fertigten sie 1000 Paar Schneeschuhe, wovon das Paar zu 3—6 Dollars gekauft wird, 300 Tobogans, d. i. indianische Schlitten, wie sie ihnen zur Fortschaffung der Zelte, Geräthe und Lebensmittel dienen, und welche die Weißen kaufen, um auf ihnen im Winter die mit Eis überzogenen Bergabhänge hinabzufahren. Endlich fabricirten sie noch eine große Menge von Rosenkränzen und Halsschnüren, womit die indianische Bevölkerung sich mit einer ihr eigenen Coquetterie zu schmücken pflegt.

Diese ehedem so große und über ein so unermeßliches Gebiet herrschende Nation ist also zu einem kleinen Häufchen von Individuen herabgesunken, die arbeiten müssen um nur eine Subsistenz zu haben.

Erörterungen über auswärtige Politik.

Es war von jeher ein Fehler der österreichischen Politik daß sie einen zu geringen Werth auf die öffentliche Meinung innerhalb und außerhalb der kaiserlichen Gränzen legte. Die öffentliche Meinung ist eine Macht geworden, wie keiner von uns es geträumt hätte. Mit diesem Ungethüm muß man sich abfinden, denn nicht immer läßt es sich bändigen oder im Käfig füttern. Der Gegner versteht es meisterhaft diese Gewalt sich dienstbar zu machen. Er schützt wie mit einer spanischen Wand durch Zeitungsconfiscationen das französische Publicum vor jedem Eindringen ungünstiger Lichtstrahlen, welche die wahre Lage Europa's offenbaren könnten. Dafür mästet er die Neugierde mit Lügenbulletins, Verleumdungen der Oesterreicher und politischen Declamationen. Die kaiserliche Regierung in Wien sieht mit Geduld und Kaltsinn diesem Spiel der Truggeister zu, wehrt aber erst ab, nachdem der Gegner bereits den beabsichtigten Eindruck hervorgebracht und einen neuen Pfeil auf der Schnur hat. Wäre Oesterreichs Haltung nicht ihm selbst so nachtheilig, man müßte diese Gleichgültigkeit gegen die ehrlosen Waffen der Gegner bewundern. Wer aber die Stimmung neutraler Staaten beobachtet, den muß dieses Phlegma Oesterreichs oder seine Geringschätzung der öffentlichen Meinung mit wachsender Besorgniß erfüllen. In England z. B. herrschte im Januar und Februar eine ziemlich starke Erbitterung gegen den Bonapartismus und Abneigung gegen alle italienischen Befreiungsheucheleien. Damals war es die „Times“ welche Oesterreich aufforderte gegen die Fluth der sardogallischen Broschüren ein Wort zu reden. Oesterreich hat keine Stände und keine Kammern, somit kann die Begeisterung seiner Völker nie einen populären und deutlichen Ausdruck gewinnen. Umsomehr hätte man daher durch andere Mittel auf die öffentliche Meinung wirken sollen. Es mag freilich einer Regierung die nur für ihr Recht und ihren Besitz streitet, die beleidigt und angegriffen worden ist, hart ankommen sich auch noch über ihre Schritte und über ihre Titel zu rechtfertigen. Auch fehlt es leider der österreichischen Regierung an den richtigen Werkzeugen. Die einheimische Presse hat außerhalb kein Ansehen, und die Journale selbst wurden durch Polizei und Kanzlei von jeher so eingeschüchtert und dressirt, daß ihre Aeußerungen keinen überzeugenden Werth, ihre Begeisterung nicht den Stempel der Aechtheit für das auswärtige Publicum haben kann. Gar viele Talente und geistige Kräfte sind in den letzten 10 Jahren aus Deutschland nach Oesterreich gewandert, und fast alle waren in kurzer Zeit für uns verschollen. Niemand erfuhr wieder etwas von ihnen, sie traten sie wieder in die Oeffentlichkeit, sondern schienen wie versunken in ein stehendes Wasser oder wie zum Schweigen einer Karthäuserklause verurtheilt. Daß es in Oesterreich nicht an vortrefflichen Publicisten fehlt, bezeugten uns ganz kürzlich das geschickt verfertigte kaiserliche Kriegsmanifest und die Proclamation des Feldzeugmeisters Graf Gyulai. Sonst hat man den Franzosen willig das publicistische Feld geräumt, und unverkennbar ist es den Leistungen der bonapartistischen Presse zuzuschreiben daß England vor lauter Neutralitätskühle starr geworden ist. Möchte Oesterreich auch brittische Waffendienste an sich entbehren können, es darf die brittische Volksstimmung nicht geringschätzen, denn offenbar hängen von dieser Stimmung zum Theil die Entschlüsse in Berlin ab.

Welcher große Nutzen oder große Schaden aus einer richtigen Behandlung oder Vernachlässigung der öffentlichen Meinung entspringen kann, erfuhren wir in der jüngsten Vergangenheit. Das Treffen bei Montebello war offenbar eine glänzende Waffenthat der Oesterreicher. Der Feind gesteht daß er nur 12,000 Mann gegen sich hatte, und verbessert dieses ursprüngliche Bekenntniß in spätern Bulletinsauflagen auf 15—18,000 Mann, während es natürlich Brauch ist in den Bulletins den Feind höher anzugeben, als er in Wirklichkeit gewesen seyn mochte. Jene 12,000 Oesterreicher vertheidigten das Dorf Montebello 4 Stunden lang, und von der Gegenmacht zeichnete sich nach den französischen Bulletins die Division Forey und die piemontesische Reservecavallerie ganz besonders aus. Eine französische Division zählt aber allein schon 12,000 Combattanten, und wenn sich eine Division besonders auszeichnen konnte, so müssen mehrere am Kampfe Theil genommen, die Oesterreicher also sich gegen eine Uebermacht gehalten haben. Der Feind meldet zwar ihren Rückzug, aber er kann sich nicht rühmen eine Kanone, geschweige eine Fahne erobert zu haben. Der erste Waffengang also bestätigt vollkommen; was man von der Zähigkeit und Hartnäckigkeit der Oesterreicher erwartet hat, allein man muß den Hergang noch immer aus den Geständnissen des Gegners construiren, denn jetzt ist beinahe eine Woche verstrichen ohne daß von Wien aus das gespannte und theilnehmende Deutschland nähere Nachrichten über das glänzende Treffen erhalten hätte. Diese Versäumniß des Wiener Cabinets ist unverzeihlich, und der Gegner wird sich wahrscheinlich ins Fäustchen lachen daß jetzt, wo aus einer augenblicklichen von heute auf morgen wechselnden Stimmung der öffentlichen Meinung in Europa leicht die wichtigsten Begebenheiten sich entwickeln können, Oesterreich seinen Gegnern freies Spiel gewährt, so viel zu erfinnen und zu erlügen als nöthig ist um jedes Aufflammen der Zuneigung für Oesterreich durch einen Strahl kalten Sprühwassers zu kühlen. So hat seit dem Marsch über den Tessin beinahe 14 Tage lang ganz Europa geglaubt die Oesterreicher hätten in der Lomellina Contributionen in Geld erhoben. Gewiß wäre das ihr Recht gewesen, ein Recht jedoch, von dem eine weise Kriegführung wo möglich keinen Gebrauch macht. Die österreichischen Botschafter in England wie in Deutschland haben diese Nachrichten gelesen, haben sie wie alle, auch die wärmsten Freunde Oesterreichs mit Bedauern glauben müssen, keinem ist es eingefallen bei seiner Regierung anzufragen! Mit dem Telegraphen hätte man im Laufe einer Stunde Bescheid gehabt und der Gegner wäre in flagranti auf seiner Lügenthat ertappt gewesen. Oesterreich mag sich vortrefflich auf den Krieg mit Soldatenmassen verstehen, von dem Krieg um die europäische Meinung hat es bisher keine Ahnung gehabt und von dieser Meinung hängt

doch zum Theil das Zusammentreten einer allmächtigen Coalition ab. Ein einziges Zugeständniß hat Oesterreich indessen gewährt: es hat einen brittischen Officier als Correspondenten der „Times" in seinem Hauptquartier zugelassen. Diese Gefälligkeit hat schon treffliche Früchte getragen. So lange österreichische Quellen versicherten daß die Bevölkerung der Lomellina die kaiserlichen Truppen mit Theilnahme begrüßt habe, konnte man dabei an allerlei denken, an Illusionen der Oesterreicher, an Heuchelei der Italiener, an Uebertreibungen, wenn nicht gar an Falschfärbereien der Berichterstatter. Jetzt erfährt die ganze Welt, erfahren es selbst die Franzosen, die Piemontesen sogar aus einer Quelle von höchster historischer Lauterkeit, aus dem Munde eines brittischen Officiers in der Times, daß die Stimmung zwischen Po und Sesia, der Städter so wie des Landvolkes, für die kaiserlichen Waffen in Folge der musterhaften Mannszucht viel günstiger war als es die Oesterreicher selbst darstellten. Warum, wenn man nur die Wahrheit zu sagen braucht um die unparteiische Billigung zu gewinnen, warum beeilt man sich nicht die andern Truggewebe des Gegners zu zerreißen? Warum rechtfertigen die Oesterreicher nicht ihre Herrschaft in Italien? Warum nicht den Gang ihrer Politik? Warum bekämpfen sie nicht die „Ideen" des Gegners? Warum theilen sie uns ihre besten und geheimsten Erfahrungen in Italien nicht mit, um uns Einsicht in ihre Motive zu gewähren?

Wir vermissen noch immer eine officiöse Entgegnung auf die Flugschrift Laguéronnière's, und zwar eine Schrift die von einem namhaften Staatsmann verfaßt seyn müßte, und welche in einem leidenschaftslosen, nicht in dem aufbrausend-schwarzgelben Tone des österreichischen Broschürenstyles à la Ficquelmont gehalten, nicht bloß voll Zorn über das freche und völkerrechtswidrige Betragen der Gegner,[1] sondern durch politische Gedanken von der Nothwendigkeit einer Fortdauer des alten Territorialbesitzes uns überzeugte, und zugleich die österreichische Verwaltung in Italien als die einzige vernünftigerweise mögliche darstellte? Immer war es Oesterreichs Fehler nur die Stimme der unbedingten Hingebung, immer nur Lob und nie die Kritik vernehmen, nichts von seinen Gegnern lernen zu wollen, und seine besten Freunde als Gegner von dem Augenblick an zu betrachten wo diese aus Besorgniß tadeln. Die Begeisterung in Deutschland für das gute Recht des Erzhauses ist ein starker Hort, aber leicht verletzlich und wie alle populären Regungen äußerst volatil. Wenn sie entfliegt — so wird der Krieg in Italien „localisirt."

Darauf hin drängt jetzt alles, und von dem Gelingen der Localisirung hängt das Schicksal des bonapartischen Anschlages ab. Allerorten zählt der Kaiser Napoleon seine Gehülfen. Das russische Cabinet hegt offenbar die Absicht durch kriegerische Kundgebungen das allen Windzügen ausgesetzte und nachgiebige Berliner Cabinet einzuschüchtern. Ganz im Sinne dieser Politik wirken in England die kriegsscheuen Liberalen. Hat man doch sogar brittischerseits vorzuschlagen gewagt England, Preußen und Rußland sollten sich förmlich verbünden über jede Macht herzufallen die sich unterfienge den Krieg der Localisirung in Italien zu entreißen. Natürlich sind solche Aeußerungen ziemlich unschuldig, denn die Kriegsereignisse selbst werden vollständig die auswärtigen Stimmungen beherrschen.

Wahrhaft gefährlich und hochverrätherisch sind dagegen die Umtriebe einer herz- und gewissenlosen Partei in Deutschland selbst, welche ganz im Sinne der bonapartischen Politik die Größe der deutschen Nation darin sucht daß sie das Vaterland kleiner machen will, in der Hoffnung es dann völlig preußisch werden zu sehen. Die Verworfenheit dieser Herren geht so weit daß sie schon lange ausstreuen: wehe den Verfassungen der deutschen Staaten wenn die Oesterreicher über die Franzosen siegen! Mitten in der Zeit einer heiß hervorbrechenden Begeisterung für Größe, Unabhängigkeit und Einheit der deutschen Conföderation werfen sie die Saat der Zwietracht und der Verdächtigung aus. Während bei den deutschen Flüchtlingen in London und anderswo jede bonapartistische Wiegelei fehlschlägt, führen diese Herren die Sprache des Erbfeindes, und colportiren die Trugbilder eines Deutschlands, wie es für die Franzosen paßt. Müßte wirklich ein Sieg der Oesterreicher zu einem Sturz der deutschen Verfassungen führen, am heutigen Tage würde im ganzen Süden und in einem guten Theil von Norddeutschland die Antwort lauten: lieber weniger Freiheit als die Verfassungen auf Kosten von Niederlagen und Triumphen des Erbfeindes. Die Freiheit wieder zu holen, dazu ist bei der Stärke der erwachten öffentlichen Meinung in Deutschland noch immer Zeit, aber schwer oder nie läßt sich der Feind bekämpfen, nachdem er sich auf unsere Kosten vergrößert hat. Oesterreich — es ist gar nicht zu läugnen — ist eine absolute Macht, und die Geschichte der letzten vierzig Jahre ihrer italienischen Herrschaft ein trostloses Jammerbild voller Uebergriffe, Fehler und Unterdrückungen. Dennoch läßt sich kein Vergleich ziehen zwischen der österreichischen Herrschaft in Italien und der osmanischen in der europäischen Türkei. Ganz Europa begriff aber im Jahre 1854 daß man die Pforte trotz aller ihr anhaftenden Anomalien gegen Rußland unterstützen müsse, daß der Sieg der Russen nichts anderes gewesen wäre als ein bloßer Namenswechsel der absolutistischen Herrschaft. Genau die nämliche Erscheinung bietet jetzt Italien. Der Czar der Franzosen bedroht mit dem Schwert den Czar der Oesterreicher, daß er die Forderungen der Freiheit und der Nationalität in Italien erfüllen soll, und es gibt nun Gimpel in Deutschland, die wirklich in dieser geschichtlichen Entwicklung nichts sehen wollen als einen Streit zwischen zwei Staatsformen. So weit überschaut man ganz klar die Lage Europa's, daß von dem Augenblick an wo der deutsche Bund seine Fahnen gegen Frankreich aufrollt, Rußland feindselig unsere Gränzen bedrohen wird. Was also Rußland hindern möchte, sind eben nichts als die einheitlichen Entschließungen des deutschen Bundes; wer also jetzt Minen gräbt um die deutsche Conföderation zu sprengen, der verdient dafür eine Belohnung in Rubeln. Es ist auch ganz klar daß bei der gegenwärtigen Lage jede Theilung der deutschen Kräfte und jede Lockerung des Bundes nur dazu führen müßte den Staat, den man heben möchte, vollständig zu isoliren. Die deutschen Königreiche und etliche Herzogthümer sind völlig entschlossen zu Oesterreich zu halten; wollte man also versuchen die alte Erfurter Politik zu erneuern, so würde sie geradezu dahin führen Preußen zum Austritt aus dem deutschen Bunde zu nöthigen.

Wir sprechen diese Dinge aus um auf die thörichten und verbrecherischen Anschläge etlicher liebloser und verhärteter Doctrinäre aufmerksam zu machen, die wie die falsche Mutter im Salomonischen

[1] Die Depesche des Grafen Buol an den österreichischen Gesandten in London gehörte unbedingt zu den Abschreckungsmustern unter den diplomatischen Papieren. Das torvistische Quarterly Review p. 538 schreibt der Wirkung dieser Depesche den antiösterreichischen Umschwung der öffentlichen Meinung in England zu, und meint, das schlimmste was die Gegner geschrieben hätten, habe der kaiserlichen Regierung nicht so viel geschadet als diese einzige tactlose und sprudelnde Depesche. Gottlob! daß Oesterreich endlich jenen großen Cabinetskünstler in den „wohlverdienten" Ruhestand gesetzt hat.

Urtheile eine halbirte Leiche vorziehen, um der Nachbarin nicht das lebendige Kind zu gönnen. Wir glauben nicht im entferntesten daß die Politik des Berliner Cabinets mit solchen Gedanken sich befleckt habe. Der Regent hat klar und entschieden ausgesprochen daß er für den vertragsmäßigen Besitzstand und für die Erhaltung des Gleichgewichts der europäischen Mächte das Schwert ziehen werde. Er hat diese Worte gesprochen, nachdem bereits das französische Kriegsmanifest die vollständige Vertreibung der Oesterreicher aus Italien als Ziel des Feldzugs bezeichnet hatte. Wer nicht so dreist seyn will um an die Worte des Regenten von Preußen, der ein Soldat und zwar ein preußischer Soldat ist, den Maßstab der Glaubwürdigkeit wie an bonapartistische Thronreden und Moniteurnoten zu legen, der darf nicht zweifeln daß sowie die Franzosen den Tessin überschreiten sollten, Preußen den Krieg aus den Falten seiner Toga schütten, und der Tag wie die Stunde kommen wird wo Preußen allen patriotischen Argwohn des Südens völlig beschämen kann.

Auch täuschen sich gar viele diesseits des Rheines daß man noch die Wahl zwischen zwei Entschlüssen habe. Der deutsche Bund (Preußen inbegriffen) ist schon viel zu weit gegangen als daß eine Umkehr möglich ist. Erst kürzlich haben wir an einem hellen Maitage in einer deutschen Residenz einen obrigkeitlichen Maueranschlag gelesen, worin bedauert wurde daß sich die einheimischen Fahnen noch nicht mit den österreichischen vereinigt hätten, dieß aber hoffentlich nahe bevorstehe. Der französische Gesandte durfte keinen Fuß vor sein Thor setzen ohne an den Straßenecken auf solches buntes Papier zu stoßen. Bis jetzt hat er seine Wagenpferde noch nicht verkauft, seine Koffer nicht geschnallt und seine Pässe nicht begehrt, aber gewiß ist der Vorfall in die Bücher der französischen Regierung auf die Guthabenseite eingetragen worden. Werden die Oesterreicher besiegt, gibt es wieder eine „italienische Armee" wie nach der Schlacht bei Marengo, so wird man wohl eines Tages von Paris aus Aufklärungen über jene befremdenden Maueranschläge verlangen, und der Kaiser bei einer diplomatischen Cour erklären daß die Beziehungen zwischen beiden Regierungen sich verschlechtert haben. Er wird dann aufmerksam machen daß sich Volksbewegungen in Zukunft nur verhindern lassen wenn man Stände und Presse auf die Diät des französischen Volkes einschränke. Selbst Preußen hat sich schon gegenüber dem bonapartischen Frankreich zu stark compromittirt als daß es ohne Gefahr noch seine Soldaten abtreten lassen könnte. Ohnehin ist für Großstaaten, während der Welttheil sich mit Waffen füllt, die Rolle der Neutralität jedenfalls eine undankbare. Selten ist irgendeine der kriegführenden Parteien mit dieser Rolle eines dritten zufrieden, denn die eine meint immer größern Anspruch auf Allianz zu haben als die andere. Am Schlusse des Krieges besitzen dann die beiden Kämpfer abgehärtete Truppen, der neutrale Staat nur Friedenscontingente. *Der Krieg schwächt nie, sondern stärkt selbst den Unterliegenden gegenüber einer neutralen Macht.* Eine gar klägliche Rolle spielt der Neutrale dann beim Friedensschluß. Kommt es zu einem Congreß (wir erinnern an das Jahr 1856), so bestreiten wohl die Kriegführenden spöttisch dem Neutralen das Recht mit ihnen zu sprechen, seine Stimme hat im Rath der Mächte keinen Nachdruck, er muß sich im Anhören und aus Tact die Tugend der Bescheidenheit üben. Das ist das unbeneidete Glück des Neutralen und er behält diese demüthige Stellung bis zur nächsten Verwicklung. Er hat keinen Freund gewonnen, wohl aber ehemalige Alliirte getäuscht und gewöhnlich bringt der Friedensschluß die frühern Gegner auf Kosten der Neutralen nur allzu nahe. Rußland hatte darauf gerechnet Preußen in dem orientalischen Kriege nicht neutral, sondern sich zur Seite zu sehen, Oesterreich erklärte sich durch Preußen verhindert kräftiger am Krieg theilzunehmen, die Westmächte endlich sahen die preußische Neutralität wie den Schatten einer russischen Allianz an.

Ist die Neutralität undankbar, so ist eine sogenannte bewaffnete Neutralität undankbar und gefährlich. Der Ausdruck bewaffnete Neutralität ist ohnehin ein Widerspruch im Beiworte, denn die Bewaffnung enthält eine Drohung welche immer nur einer der Kriegführenden auf sich beziehen kann. Für diesen ist die bewaffnete Neutralität so schlimm wie ein Krieg. Er muß seine Kräfte theilen, muß den Neutralen bewachen, muß gegen ihn waffnen, muß das eigene Land mit den eigenen Truppen bedrücken, muß alle Lasten des Krieges tragen ohne der Vortheile theilhaftig zu werden. Die bewaffnete Neutralität kostet genau so viel als der Krieg, leistet genau so viel als der Krieg, trägt aber die sauersten Früchte. Oesterreich hat mit seiner bewaffneten Neutralität sich in seine heutige, wahrlich nicht glückliche Lage versetzt. Die Erbitterung der Russen seit 1854 war stets gegen Oesterreich größer als gegen die Westmächte. Schlachtfelder sind bisweilen große Friedensstifter und Versöhner, und Oesterreich stände sicherlich Rußland jetzt viel näher wenn es losgeschlagen hätte, statt in bewaffneter Neutralität zu verharren. Die Westmächte dagegen betrachteten Oesterreichs Neutralität wenn nicht gar wie einen Verrath, doch wie einen Vertrauensbruch. So haben sich Frankreich und Rußland über den Trümmern Sebastopols die Hand gegen Oesterreich gereicht. Genau in der nämlichen Lage schwebt jetzt Preußen, es hat zu fürchten daß es zu viel gegen die Franzosen und zu wenig für die Oesterreicher thue. Bleiben die Oesterreicher Herren, so werden sie Preußen mit den nämlichen Augen betrachten wie England jetzt die Oesterreicher. Siegen aber die Franzosen, so wird den Oesterreichern nichts übrig bleiben als was die Russen thaten nach dem Fall Sebastopols, nämlich sich in die Arme ihrer leicht versöhnlichen Besieger zu werfen. Täuschen wir uns nicht, so sind diese Arme schon ausgebreitet. Wie beim Beginn des russischen Feldzuges die Franzosen ihre Gegner mit einer tendenziösen Großmuth behandelten, wie sie schon damals mit ihnen coquettirten, so ganz ähnlich scheinen es die Franzosen jetzt mit den Oesterreichern zu machen, *sie werden jetzt schon verbindlich gegen sie,* sie rühmen sich z. B. in ihren Bulletins der Verpflegung österreichischer Verwundeten, und suchen dem ehemaligen kaiserlichen Botschafter Gefälligkeiten zu erweisen. Diese Ritterlichkeit ist schon der erste Anfang zum Uebergang in andere Tonarten, man will eben wieder bald gut Freund mit Oesterreich werden, wie man gut Freund geworden ist mit Rußland — auf Kosten des vormaligen bewaffneten Alliirten.

Selbst wenn also, was wir ohne thatsächliche Widerlegungen nicht zugeben werden, Preußen den Wunsch hätte Oesterreich seinem Schicksale zu überlassen, es könnte jetzt schon nicht mehr zurück ohne Gefahr für die eigene Sicherheit. Die Frage der Zeit liegt noch in seinen Händen, aber dauernd läßt sich die bisherige Neutralität nicht behaupten, denn sie fordert die Rache der Franzosen heraus, ohne die Oesterreicher zu befriedigen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 23. Augsburg, 4 Junius 1859.

Montenegrinische Lieder.

Besprochen von A. Leist.

Unter dem Titel „Pievannija cernogorska i hercegowacka;“ d. h. montenegrinische und herzegowiner Lieder — liegt uns ein voluminöser mit serbischen oder russischen Lettern gedruckter Band von Liedern vor, welche ein montenegrinischer Gelehrter mit Namen Tschrikowitsch, vorzugsweise durch Mitwirkung einiger Popen aus der Cernagora gesammelt hat, und welche schon im Jahr 1837 zu Leipzig in einer mit serbischen Typen versehenen Druckerei erschienen sind. Da ein großer und namentlich der katholische Theil der Südslawen sich des lateinischen Alphabets bedient, so sind die erwähnten Lieder nicht einmal allen mit der serbischen Sprache vertrauten Südslawen zugänglich, und außerdem liegt die Besprechung derselben auch heutzutage, abgesehen von dem Interesse welches Montenegro in neuerer Zeit in Anspruch genommen hat, schon deßhalb nicht außer der Zeit, weil diese Volkslieder im Ganzen genommen keineswegs periodisch vorübergehende Erscheinungen, sondern zum größten Theile schon sehr alte nationale Schöpfungen sind, welche im Gedächtniß und im Mund des serbischen Volkes fort und fort leben. Viele von den in dieser reichhaltigen Sammlung enthaltenen Heldenliedern, welche augenscheinlich die Kennzeichen ihres alten Ursprungs an sich tragen, können als ein Beitrag zu den von Talvi, Gerhard, Wesseli, Daumer und anderen den Deutschen bekannt gemachten serbischen Volksliedern betrachtet werden, denn zum großen Theile treten die in den serbischen, von Wuk Stefanowitsch gesammelten Volksliedern gepriesenen Helden und Könige mit ihren Erlebnissen, Thaten oder Unthaten auch hier auf, und die Namen: Nemanitj, König Lazar, der junge Milosch, Relja, König Wukaschin, Wuk Brankowitj, Skanderbeg und viele andere kommen in diesen montenegrinischen Liedern sehr oft vor. Namentlich aber werden auch hier vorzugsweise die Fahrten des Königssohnes Marko, welche die serbische Odyssee bilden, besungen, wenn auch in einer von dem vielleicht ächteren serbischen Urtypus abweichenden Variation. Die wesentliche Uebereinstimmung dieser alten in Montenegro und in Serbien fortlebenden Lieder ist wohl eine sehr natürliche, da die Montenegriner oder Cernagorzen vom serbischen Völkerstamme gar nicht verschieden sind, und einst auch zu dem großen Serbenreiche gehörten, welches nur kurze Zeit blühte und in der Schlacht bei Kosowo-Polje, d. h. auf dem Amselfelde im Jahr 1389 ein unglückliches Ende nahm.

Viele aber von den in dieser Sammlung enthaltenen Volksliedern tragen charakteristische und geschichtliche Kennzeichen ihres eigenthümlichen montenegrinischen Ursprungs, und es ist wohl Montenegro bis in die neueste Zeit von keinem auch noch so kleinen historischen Ereigniß berührt worden, welches nicht seinen Sänger gefunden hätte, wie dieß nun einmal in der Eigenthümlichkeit des serbischen Volkes liegt, welches selbst den Räuber durch den Gesang der Vergessenheit entreißt; es kann auch gar nicht geläugnet werden daß in diesen Liedern trotz der vielen Uebertreibungen, Märchen und der mythischen Beimischung ein gutes Stück von der Geschichte des serbischen Volkes niedergelegt ist. Freilich werden namentlich in den montenegrinischen Liedern oft sehr unbedeutende Begebenheiten, wie die Handlungen eines „Kapetan“ oder die Unternehmung einer Tscheta (Truppe) aus den schwarzen Bergen, die gewaltsame Wiederabnahme des von den Türken geraubten Viehes in der üblichen Breite mit allen kleinen Nebenbegebenheiten geschildert, weßhalb denn auch Lieder dieses Genre's in der Uebersetzung für deutsche Leser nur geringen Werth haben dürften, wenn man absieht von den Sitten, Eigenthümlichkeiten und Rohheiten des montenegrinischen Volkes, welche man aus diesen Liedern kennen lernen kann. Es ist also im allgemeinen auch wohl natürlich daß diese aus 175 meist umfangreichen Liedern bestehende Sammlung noch keinen Uebersetzer wegen der undankbaren Mühe gefunden hat. Gleichwohl erinnern wir uns daß schon vor Jahren ein der serbischen Sprache nicht kundiger Deutscher aus dieser Sammlung einige Lieder in der Weise übersetzt hat, daß er sich eingestandenermaßen den serbischen Text von einem in Deutschland sich aufhaltenden Serben, welcher wiederum der deutschen Sprache nicht vollkommen mächtig war, interpretiren ließ. Wir erinnern uns dieß in einer Recension gelesen zu haben, die Uebersetzung selbst ist uns nie zu Gesichte gekommen.

Die von alten Zeiten herrührende und schon in weiter Vergangenheit abgeschlossene Form aller dieser Lieder ist ohne Unterschied immer dieselbe und erscheint uns in fünffüßigen Trochäen; natürlich hatten die alten serbischen Volksdichter, welche oft nicht einmal des Lesens und des Schreibens kundig waren, keine Kenntniß von einem classischen oder regelrechten Versmaße, sondern dieselben paßten ihren Text der vorhandenen unveränderlichen Gesangsweise an, welche mit oder ohne Begleitung der Gusle seit Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag als die gewöhnliche für Heldenlieder erkannt und gesungen wird. Es gibt allerdings einige dieser nationalen Melodien, sie erfordern aber bei den in

Rede stehenden Heldenliedern immer dieselbe Form von 10 Sylben. Der Naturdichter hatte also die Form nie zu wählen; er brauchte nur den Text seines Stoffes der vorhandenen Melodie, welche ihm als Muster diente anzupassen, und er wurde hiebei von seinem Gefühl geleitet. Wenn auch viele Sylben oder überhaupt auch einsylbige Wörter bald lang bald kurz gebraucht werden können, so kann z. B. der Name „Kraljewitja“ nicht anders als in zwei Füßen mit langer und kurzer Sylbe gesungen werden.

Charakteristisch und vielleicht einzig dastehend ist auch bei diesen montenegrinischen, so wie auch bei den serbischen Liedern die Bestimmtheit gewisser in Aufnahme gekommenen Formeln und Phrasen, so wie die bestimmte Reihenfolge in der Herzählung der Begebenheiten, was nicht wenig dazu beiträgt daß diese Lieder vom Volk so leicht in das Gedächtniß eingeprägt werden können. Von der üblichen Reihenfolge der Erzählung und von den herkömmlichen Phrasen wagen selbst neuere gebildete Dichter nur selten abzuweichen, so tief wurzelt das zwar lose, aber im Bewußtseyn des Volkes liegende, aus tausend Stücken bestehende nationale Epos. Wird vom Sänger ein Held herausgegriffen und wird eine seiner Fahrten oder ein Stück seiner Thaten besungen, so beginnt der Gesang gewöhnlich mit der Formel „Pije vino,“ oder „Vino pije,“ d. h. Wein trank, nämlich dieser oder jener Held, Wojwod, Serdar rc. Ist von mehreren die Rede, dann wird die Erzählung ebenfalls mit „Vino piju,“ d. h. sie tranken Wein, eingeleitet: z. B.

„Piju Serbi u Kossowo vino,
Vino piju razgowarajuse.“

Auf Kosowo tranken Wein die Serben,
Tranken Wein in wilder Lust und Freude.

Daß diese Phrase, mit welcher die meisten Heldenlieder beginnen, nicht bildlich zu nehmen sey, und so viel zu bedeuten habe als daß dieser oder jener „in Saus und Braus lebte,“ wie dieß von Reisenden behauptet worden ist, sondern daß dieses Weintrinken im wahren Sinne des Wortes zu nehmen sey, dieß ist gewöhnlich aus den kommenden Nachsätzen zu ersehen, in welchen es heißt: „und als er sich satt getrunken“ oder dergleichen. Sehr oft wird auch angegeben wer den Trinker bedient hat, was bei Kraljewitj Marko gewöhnlich seine alte Mutter Jefrosina ist. Nicht selten wird der Wein auch von einem Helden oder einem anderen Manne von Bedeutung den Trinkern servirt.

Wird eine Fehde zwischen zwei Fürsten oder eines christlichen Kapetans mit einem türkischen Vezir oder Beg geschildert, so bildet den Eingang des Gesanges in der Regel das gleichfalls stereotype „Knigu pische,“ d. h. einen Brief schrieb dieser oder jener montenegrinische Kapetan oder türkische Pascha, worauf die Abschickung des Briefes nach dieser oder jener „weißen Burg“ oder „schönen Stadt,“ oder in ein Dorf auf grüner Ebene oder an der blutigen Gränze an den Vezir, Pascha u. s. w. erfolgt. Der Inhalt des Briefes, so wie die aus dem Schreiben sich entwickelnden Zwistigkeiten und die Beschreibung der Fehde folgen in fast gleichmäßiger Ordnung in den meisten Liedern dieser Art, und die Wiederkehr üblicher und schon bekannter Ausdrücke kommt, wie bereits erwähnt, dem Gedächtniß des vortragenden Sängers sehr zu Hülfe, und daher erlernen selbst die ungebildeten Slawen der Türkei die langen Lieder, zu deren Absingung sie wohl eine Stunde je und je brauchen, mit großer Leichtigkeit. Dieser vorgezeichnete Gang der Begebenheiten wird auch von vielen neueren, mit der classischen Litteratur nicht unbekannten Dichtern in dem Fall vorbehalten, wenn dieselben ein kriegerisches Ereigniß sich zum Vorwurf genommen haben, wie dieß aus dem Lied Nr. 48 zu ersehen ist, das den Krieg der Montenegriner mit den Franzosen schildert und welches beginnt:

„Knigu pische Petrowitj Wladika,
A schilje e na Niegusche ravne,
A na ruke Guvernadur Wuku.“

„Einen Brief schrieb Petrovitj Wladika,
Und er sandt ihn nach Njegusch der Ebne,
In die Hände Gubernator Wukos.“

Noch andere Anfänge der serbischen und montenegrinischen Lieder sind: „Gorum gredi“ (Berge steiget), „Podischese“ (er brach auf), und noch einige andere schon weniger vorkommende.

Neuere serbische Dichter haben doch auch versucht in ihren Dichtungen, nach dem Muster der alten classischen Dichter, die schon in alten Volksliedern vorkommende mythische Persönlichkeit der Fee Vila anstatt der Muse anzurufen, wie dieß aus dem cernogorischen Lied über den Krieg zwischen Russen und Türken im Jahr 1828 zu ersehen ist, und welches mit einem an Petrarca erinnerndem Wohlklange beginnt:

„Bela Vilo, moja diwno drugo!
Swedi drugo sve u gusli glase u. s. w.“

„Weiße Wila, du mein hehres Wesen,
Deine Stimme laß zur Gusle hören,
Deine Stimm', zum hellen Laut der Gusle,
Damit jeder dieses Lied verstehe u. s. w.“

Von den vielen Liedern welche die Montenegriner in ihrer charakteristischen Eigenthümlichkeit und mit ihren noch rohen Eigenschaften schildern, wollen wir hier nur eines, nämlich das Lied Nr. 45 „die Panduren“ dem Leser vorführen, und zwar dieses nur aus dem einzigen Grunde, weil es uns unter allen anderen als das kürzeste erscheint.

„Ausbrach Mechmed Kapetan der Türken,
Von Nikschitsch der blutgedrängten Gränze,
Und er zog nach Bosna zum Vezir hin,
Mit sich führend vierzehn Streitgenossen.
Als am Marktplatz den Vezir er antraf,
Küßt er ihm die Hände und die Kniee.
Und die vierzehn Streitgenossen stehen
Tief gebeugt dem Pascha gegenüber,
Und im Auge glänzt des Schmerzes Thräne!
Darob frägt der bosnische Vezir sie:
„Was ist Euch, o meine treuen Knechte,
Und warum im Auge glänzt die Zähre?
Sagt mir, haben Euch die Cernogorzen
Onogoscht, die feste Burg genommen?
Drauf die Türken flehend sich erheben:
„Hoher Pascha, kaiserlicher Schützer!
Onogoscht die Burg ist nicht verloren,
Doch die Habe hat man uns genommen.“

In der von uns beibehaltenen und dem Originale ganz entsprechenden einfachen Weise schildern nun weiter die Türken dem Vezir ihre durch die Montenegriner erlittenen Verluste. Sie erzählen von den geraubten Schafen und von den fortgetriebenen Pferden und Ochsen. Sie sagen aus daß die Cernogorzen die herrschaftlichen Höfe verwüstet

und die Mauern der türkischen Vesten zerstört haben. Endlich bittet Mechmed um Hülfe und namentlich für sich um Panduren, damit er die montegrinische Jugend züchtigen, oder wie es im Originale heißt „peinigen“ könne. Als der Vezir die Klagen und Bitten vernommen hatte, sammelt er fünfhundert Panduren und gibt sie dem Mechmed Kapetan, damit er nach der Gränze von Nikschitsch ziehen und die Montenegriner züchtigen könne. Mit leichter Reisezehrung versehen, ziehen die Türken in die Ebene von Rudine und lagern dort zwei volle Tage lang. Am dritten Tage marschiren die Panduren unter Führung ihres Kapetans Mechmed nach Nikschitsch.

Rauch getrunken (?), die Tambura schlagend,
Singend Lieder nach dem Kriegsgebrauche.
Einer aber läßt sich so vernehmen:
„Ist da oben eine Cernogorzin
Feig und zaghaft, die ihr Haus verlassen?
Zehn von ihnen in die Flucht ich schlage!“
Dieses höret Milatino Simon,
Stark von Körper, ein erprobter Schütze!
Aus den Augen streicht er sich die Haare,
Damit ja sein Ziel er nicht verfehle;
Ali fiel, berührt' schon todt die Erde,
Hört nicht Simons lauten Reisezuruf:
„Nimm den Liedlohn, Ali, mit zur Reise!“
Plötzlich krachen fünfmal hundert Flinten,
Und getödtet fallen hundert Türken;
Drauf die Flinte rasch wird weggeworfen,
Blankes Messer aus dem Gurt gezogen
Und es stürzen sich die Cernogorzen
Auf die Türken; von der Mittagsstunde
Bis zum Abend, währt ein schrecklich Schlachten!
Zweimal hundert Türken sind verloren,
Zweimal hundert bluten aus den Wunden.
Von den Männern aus den schwarzen Bergen
Todt sind neunzehn nur, ach kühne Helden!
Schwer verwundet sind nur fünf gefallen.
Schnell entfloh nun Mechmed Kapetane
An Gefährten arm, doch reich an Schande. —
Und die Cernogorzen, alle Helden!
Sammeln auf dem Schlachtfeld reiche Beute:
Die verzierten türkischen Gewehre,
Blanke Säbel und Panduren-Kleider,
Und die schönen reichgeschirrten Rosse;
Heim dann zogen sie mit großen Ehren.
Als der Pascha von der Schmach die Kunde
Hörte, ließ er Mechmed gleich ergreifen
Und mit ihm die vierzehn Streitgenossen,
Fünfzehn Köpfe wurden abgehauen
Und die andern, die den Kopf behielten,
Keine Frau sie haben, keine Hütte

Aehnliche traurige Sittengemälde werden auch in anderen montenegrinischen Liedern abgespiegelt, und die jüngste Vergangenheit hat uns gezeigt daß die Zustände in der europäischen Türkei und in Montenegro auch heutzutage noch nicht viel besser sind. Charakteristisch ist es daß der montenegrinische Dichter des obigen Gesanges die Räubereien und Verwüstungen der Montenegriner auf türkischem Gebiete ganz in der Ordnung zu finden scheint. In keinem dieser Lieder wird die Liebe besungen, denn die Liebeslieder machen bei den Serben eine andere Art mit willkürlicher Form, und werden nach sehr verschiedenen Melodien gesungen und wie die Lieder anderer Völker in Strophen eingetheilt. Die sogenannten Heldengesänge dagegen werden zeilenweise gesungen und jede Zeile enthält die abgeschlossene Melodie. Doch gibt es eine sehr weit verbreitete und vielgesungene Melodie welche die Wiederholung jeder Zeile mit einer Variation der Melodie, verlangt, wodurch allerdings die ohnedieß sehr langen Gesänge doppelt verlängert werden, der Gesang ist aber weniger einförmig und gewinnt an Schönheit. Soviel auch in diesen Liedern von gewaltsamen Erpressungen, Raubzügen, Kopfabschneiden und anderen barbarischen Handlungen die Rede ist, so ist doch von jenem abscheulich grausamen Brauche, welcher den Montenegrinern zugeschrieben wird und nach welchem dieselben, wenn auch nur ausnahmsweise, dem Verführer eines Mädchens die Haut abziehen sollen, in diesen Liedern keine Spur zu finden. Sonst scheinen die Dichter in Schilderungen von Grausamkeiten, namentlich wenn sie an Türken verübt worden sind, eben nicht zurückhaltend zu seyn.

Was die alten und besseren montenegrinischen Lieder anbelangt, so werden in denselben vorzugsweise und auch am ausführlichsten jene meist tragischen Ereignisse geschildert welche dem Untergange des serbischen Reiches kurz vorangiengen oder bald darauf folgten. Die Schlacht bei Kosowo selbst bildet die Ilias des serbischen Volkes. Die abenteuerlichen und wunderbaren Fahrten und Thaten des Königsohnes Marko bilden daneben ein ganzes dem Sinne und dem Geiste des serbischen Volkes entsprechendes Buch.

Die in den Volksliedern oft besungene Hauptstadt des ehmaligen serbischen Reiches und die Residenz des Zaren hieß Prisren, auf alten Karten auch Prisrendi oder Perserin (Ulpianum) genannt. Aus den Liedern geht aber auch hervor daß es zu gleicher Zeit mehrere serbische Wojwoden und außer dem Zaren auch noch einen König in Serbien gab, dessen Gebiet natürlich mit dem heutigen Serbien nicht zu vergleichen ist. Die Uneinigkeit dieser Großen und das Streben derselben nach der Zarenkrone beschleunigten den gänzlichen Untergang des Reiches. Die verruchte That des Königs Wukaschin — Vater des vielbesungenen Helden Marko, welcher daher auch Kraljewitj oder Königssohn genannt wird — welcher erstere sein Geschwisterkind und Thronerben Milosch, das hinterlassene Söhnchen des Zaren Milutin tödtete, wird in mehreren montenegrinischen Liedern besungen. Eines derselben beginnt:

„Theurer Gott, was hat sich zugetragen?
Auf der Burg Prisren, was ist geschehen?
Ist das Trauer, oder große Freude?
Auf der Burg Prisren herrscht keine Freude! —
Milutin der Zar ist dort verblichen
Miliza die Wittwe hinterlassend,
Und den Erben Urosch, von zwei Jahren.“

Die Versammlung der serbischen Großen, welche in Folge des Todes des Zaren Milutin auf dem Felde Kosowo erfolgte, wird dann ausführlich besprochen; die serbischen Großen, wie der Wojwode Jug-Bogdane, Relja von Pasara, welcher den Beinamen der Geflügelte führte, und mehrere andere welche den Thron beanspruchten, werden namentlich angeführt, und der Streit welchen Marko mit seinem Vater, dem ehrgeizigen Wukaschin hatte, ausführlich geschildert. Zuletzt wird die nach einer Jagdbelustigung an einem See vom König Wukaschin an

dem Prinzen Urosch verübte grausame Tödtung mit den grellsten Farben geschildert.

„Aus dem See schlürft durstig Urosch Wasser;
Da hob Wukaschin von Blei die Keule
Schlug sie Urosch an die Helden-Schläfe.
Das Gehirn verspritzt vom edlen Sprossen,
Und der See wird roth vom Blut des Zaren!“

Daß hier Urosch ein Held genannt wird, geschieht aus Beziehung zum Heldenstamme der Nemanitj, dessen letzter Sprößling Urosch und rechtmäßiger Erbe des Zarenreichs war.

Die Burg, auf welcher Kraljewitj Marko gehaust hat und woraus derselbe seine Fahrten nach Stambul, Belgrad und Venedig, oder wie die Lieder sagen, auf eine Einladung des mächtigen Königs Matthias bis nach Ofen in Ungarn unternahm, diese Burg hieß Prilip und ist eine der genanntesten in den montenegrinischen Liedern.

„Ließen sich zwei graue Falken nieder
Von der Burg Prilip, der schönen weißen,
Nein, es waren keine graue Falken,
Sind zwei Brüder: Marko und Andrin.“

Oder im Anfange des 137sten Liedes:

„Einen Brief schrieb einst die schöne Tochter
Mezinija, Konstantin des Kaisers;
Und sie schickt ihn nach der Burg Prilipa
Zu den Händen Kraljewitja Markos.“

Von den vielen alten Volksliedern welche über Kraljewitj Marko noch heutzutage in Montenegro gesungen werden, wollen wir der Probe wegen doch eines hier ganz wiedergeben, und zwar der Kürze wegen dasjenige welche seinen Tod beschreibt und aus der Moratscha stammend den Titel führt:

Marko's Tod.

„Bergauf reitet Kraljewitja Marko
Mit dem Scharaz, seinem großen Streitroß;
Vorwärts eilend strauchelt plötzlich Scharaz
Und sein weinend Aug' benetzt die Erde.
Drum zum Streitroß also spricht der Marko:
„Theurer Scharaz, theures Gut, mein Scharaz,
Seit ich Dich erkoren zum Gefährten
Heute sind es hundert und sechs Jahre,
Aber nimmer hat Dein Fuß gestrauchelt
Und Dein Auge keine Thrän' verloren.
Zeigt dieß, daß wir beide sterben müssen?
Oder beide? oder einer? Scharaz!“
Und die Vila in den Bergen rufet:
„O Du Held, mein Kraljewitja Marko!
Lenk Dein Streitroß hin zur grünen Weide
Bei Urwina, mitten auf der Fläche
Laß Dich bei dem kühlen Brunnen nieder
Und dann harre Deinem Tod entgegen!“
Marko drauf sich also läßt vernehmen:
„Schnöde Welt und trügerische Menschen!
Schon dreihundert sieben Jahre lebt' ich,
Und doch heute wird mir schwer das Sterben,
Ja, mir ist, als wär' ich jüngst geboren!“
Drauf den dicken Scharaz haut er nieder,
Wirft die Theile in den Wald von Buchen;
Seine Lanze bricht er dann in Stücke,
Wirft die Stücke in den kühlen Brunnen.
Wirft die Keule von Urwina's Fläche
Weithin in die blauen Donaufluthen.
Ziehet aus dann seinen grünen Dolman,
Bettet ihn zum Lager auf der Erde.
Schleichend geht dann, um herbei zu holen
Schreibzeug und Papier — der kranke Marko.
Daß er schreibe seinen letzten Willen.
Steckt die Schrift dann auf den Zweig der Tanne,
Die dort stehet auf der Straßen Mitte.
Seinen Freund grüßt Marko in dem Briefe
Den Mitbruder und den Patriarchen
Von der weißen Wilendarer Kirche,
Und so schrieb er seinen letzten Willen:
„Bringt mich in die Wilendarer Kirche,
Legt mich wo der Boden wird betreten;
Macht kein Grab mir, setzt mir keinen Denkstein,
Daß der Türke dorten an der Gränze
Auch vom todten Marko sich noch fürchte.“
Noch drei Beutel hat er hinterlassen:
Einen Beutel, wer den Todten findet,
Einen Beutel, wer den Todten fortträgt,
Und den dritten Beutel für Gesänge.“ —
Als nun Marko endlich hatt' vollendet,
Lag er leblos da, wohl sieben Tage.
Alle, die am Weg' ihn liegen sahen,
Alle glaubten, daß im Schlaf' er ruhe;
Niemand wagt dem Helden nah' zu kommen,
Weitausweichend jeder sucht die Wege,
Aus dem Schlaf' scheut jeder ihn zu wecken,
Fürchtend, daß er seinen Kopf verliere. —
Siehe da! — ein schwarzer Kaludjere (Mönch)
Von der weißen Wilendarer Kirche,
Und mit ihm kommt Michal der Gehülfe.
Als den todten Marko sie erblicken,
Sind sie beide gleich von Furcht ergriffen,
Beide glauben, daß der Marko schlafe;
Wollen deßhalb aus dem Wege gehen.
Doch sie seh'n den weißen Brief jetzt plötzlich,
Der dort steckt' am grünen Tannenzweige.
Als der Mönch es in dem Brief gelesen,
Daß der Königssohn schon ist gestorben
Steigt er ab von seinem starken Rosse,
Und er ladet auf den todten Marko,
Bringt ihn in die Wilendarer Kirche
Legt ihn, wo der Boden wird betreten,
Macht kein Grab ihm, setzt ihm keinen Denkstein,
Daß der Türke dorten an der Gränze
Auch vom todten Marko sich noch fürchte. —
Und er nimmt dann die drei vollen Beutel
Und er nimmt sie, weil er sie verdienet,
Und den Marko hat nach Wunsch bedienet. —

Cultus und Justiz in Japan.

Die Japaner haben drei Culte bei sich aufgenommen, den Buddhismus, zu dem sich das Volk in seiner Masse bekennt, den Cult des Confucius, eine mit Philosophie verwebte Religion, welche nur die Gebildeteren zu verstehen vermögen, und endlich den Sinto, den Cultus der alten Landesheroen.

Die Mehrzahl des Volkes verehrt den Syaka oder Buddha; diese Butsdô genannte Religionsweise läßt die Seelenwanderung zu, glaubt an eine Hölle wo die bösen Menschen von flammenden Abgründen und fürchterlichen Schluchten rings umgeben sind; sie glaubt auch an ein Paradies, über das der mächtige Gott Amida herrsche, der übrigens unter der schlichten Gestalt eines einen Hundskopf auf seinem Rumpfe tragenden und ein siebenköpfiges Pferd reitenden Menschen dargestellt wird. Auch sein Sohn, Conon, ist Gegenstand großer Verehrung, die ihn darstellenden Gemälde zeigen einen Riesen mit zwanzig, sämmtlich mit Pfeilen bewaffneten Armen. Dieser Buddhismus ist die Religion der das Volk mit Vorliebe anhängt, da sie den Sinnen der Menge sichtbare Gestalten und Bilder bietet.

Die Religion des Confucius, Syuto (der Pfad der Philosophen) zählt nur wenige Anhänger, und die Japanesen welche sich zu ihr bekennen, sind größtentheils Deisten, die wenig davon entfernt scheinen eines Tages das Christenthum anzunehmen. Diese Philosophen aus der Schule des Confucius lehren, das höchste Glück bestehe in einem tugendhaften Lebenswandel, sie glauben an eine Weltseele. Ein japanischer Schriftsteller faßt ihre gesammte Lehre in folgende fünf Gebote zusammen:

Dsin, ehrbar leben,
Gi, gegen jedermann rechtlich handeln,
Re, leutselig und wohlwollend seyn,
Tsi, die Gesetze der Regierung vertheidigen,
Sin, ein reines Gewissen bewahren.

Der Sintocultus endlich ist enge mit dem Buddhismus verknüpft, erkennt Ein höchstes Wesen und außer ihm niedere Gottheiten an — er ist weiter nichts als die zur Religion erhobene Verehrung der Vorfahren. Die Tempel der Sintoisten heißen Mias und sind mit Prachtgärten umgeben; die Anhänger dieser Secte enthalten sich jeder thierischen Nahrung und vermeiden alle Berührung todter Körper. Mehrere ihrer Priester treten auch als Aerzte auf und bereiten Arzneien, deren Wirksamkeit übrigens höchst zweifelhaft ist; um einen Kranken zu heilen, lassen sie ihn seine Leidensgeschichte auf ein Papier schreiben und dann dieses in Pillenform verschlucken. Ihre gelehrte Diagnostik ist — und sie bedarf deren nothwendig — mit cabbalistischen Sprüchen und Gebärden umhüllt.

Die christliche Religion, welche am Ende des 16ten Jahrhunderts zahlreiche Anhänger hatte, sah eine so grausame Verfolgung über sich ergehen daß die portugiesischen Missionäre genöthigt waren Japan zu verlassen. Man behauptet vielfach daß sie es selbst waren welche durch Arroganz gegen die Gesetze des Landes und durch übermäßige Ansprüche jene Verfolgungen und schauderhaften Metzeleien, welche im J. 1638 vorfielen, über sich und ihre Landsleute herabbeschworen haben. Sey dem wie ihm wolle, das Christenthum verlosch im Lande nach dem Abzuge der Portugiesen, deren verrufener Name seitdem mit demjenigen des Christenthums den Japanen als identisch gilt. Da unsere Religion daselbst so verabscheut ist, so liegt, wenn wir je in Verkehrsbeziehungen mit Japan treten wollen, die Nothwendigkeit zu Tage daß unsere Missionäre für den Anfang unterlassen sich einem zu eifrigen Proselytismus hinzugeben. Mit Gewalt aber die christliche Religion in Japan verbreiten zu wollen, würde nicht nur sofort die Umstürzung der dortigen Culte, sondern auch diejenige der Regierung herbeiführen, die eine wesentlich theokratische ist, da der Mikado oder Kaiser in den Augen der Japanen eine Art menschgewordener Gottheit ist.

Die beiden Kaiser Japans.

Der Mikado (Sohn des Himmels) oder der geistliche Kaiser, von den Europäern fälschlich Dairi genannt (Dairi ist nur ein Palast), residirt zu Myako, dem Rom Japans. Die Autorität des Mikado ist gleich Null, dafür aber betet man ihn an und betrachtet ihn als den directen Abkömmling der Götter. Bei allen Ehren aber welche man ihm erweist, ist sein Leben nur ein langes Martyrium. Man stelle sich einen Fürsten vor, der so unglücklich ist nicht einmal von seinen Füßen Gebrauch machen zu dürfen! Denn jede Berührung des Bodens würde die Heiligkeit seiner Person beflecken. Er darf sich nicht den Sonnenstrahlen aussetzen, weil vor einem so unendlich erhabenen Herrscher, wie er, selbst das Licht der Sonne verlöschen würde. Der Mikado darf sich kaum regen, weil eine Bewegung seines Körpers die Unterthanen in Angst und Entsetzen bringen würde. In früheren Zeiten mußte der Mikado jeden Tag mehrere Stunden lang im Angesicht des Volks in einer bewegungslosen Haltung verweilen, wobei die Menge mit gespanntester Aufmerksamkeit jede Veränderung in seinen Gesichtszügen und die instinctiven Bewegungen seiner Augen verfolgte, da sie in alle dem Vorbedeutungen und Augurien sah. Begreiflich ist es sonach daß ein junger Mikado fortwährend Entsetzen im Reiche verbreiten mußte, da er nicht ruhig auf einem Platze verharren konnte; man glaubte damals Erdbeben und unerhörtes Unglück werde nun bald das schöne „Reich der aufgehenden Sonne" zu Grunde richten. Seit dieser Zeit hielten es die Priester für besser diesen Gebrauch abzuschaffen, der zuletzt den Glauben der Japaner erschüttern konnte, und so hörten denn die Mikados auf sich in der Gestalt von unbeweglichen Götzenbildern zu zeigen und sich wie Pagoden verehren zu lassen.

Während der Mikado schläft, trägt man Sorge ihm Haare, Bart und Nägel abzuschneiden, welche Gegenstände dann wie kostbare Reliquien aufbewahrt werden. Die Platten auf welchen man ihm die Speisen reicht, werden unmittelbar darauf zerbrochen; das gräßlichste Unglück würde über den Tollkühnen hereinbrechen, der es wagen würde dieses geheiligte Gefäß anzurühren. Der Thee welcher für den Tisch des Kaisers bestimmt ist, wird von keines Menschen Hand berührt; das mit der Einsammlung dieses Thees beauftragte Individuum verhüllt sich dabei mit einem Tuch und pflückt die Blätter nur mit Handschuhen. Der Mikado hat 12 Frauen, von denen aber nur eine die Rechte einer Gemahlin hat.

Der Siogon oder weltliche Kaiser, ist zugleich Befehlshaber aller Heere und allmächtig im Reich; er leitet alle Regierungsgeschäfte, und begünstigt, unter der Bedingung daß man seine eigene Autorität achte, alle Ehrenbezeugungen die dem geistlichen Kaiser erwiesen werden. Er hält häufig Heerschau über die Reichstruppen, die für unbesiegbar gelten, obwohl sie noch nie einem Feind gegenüber im Feuer gestanden sind. Alle fünf oder sechs Jahre begibt er sich nach Miako zum geistlichen Kaiser, und dieser Besuch der beiden Herrscher erfordert, um die dazu

nöthigen Vorbereitungen zu treffen, ein ganzes Jahr. Der Mikado erscheint dabei in einem blendend schimmernden Palankin, dessen Träger die Großen vom höchsten Range sind. Beide Kaiser machen sich dann gegenseitig Geschenke und müssen unter Aeußerungen der höchsten Zufriedenheit von einander scheiden.

Justiz.

Die Justiz ist sehr streng in Japan, denn die geringsten Vergehen werden mit schrecklichen Strafen bedroht. Die Hasardspiele sind verboten, der Jagdfrevel wird schwer geahndet. Die Frau welche sich, solange ihr Mann noch am Leben, mit einem zweiten verheirathet, wird geköpft; Unruhestifter werden erbarmungslos mit dem Exil belegt. Wahnsinnige die irgendein Verbrechen begehen, gelten als Mörder und werden zum Tod verurtheilt. Der Aufseher von Gefangenen, der aus Unachtsamkeit einen Verbrecher entwischen läßt, verliert meist den Kopf, deßgleichen muß das Individuum welches eine solche Entweichung begünstigt, die schwerste Strafe erleiden. Der Diener welcher nach seinem Herrn schlägt, wird ans Kreuz geschlagen, der Sohn welcher die Hand gegen seinen Vater erhebt, wird enthauptet; der ungeschickte Kutscher der jemanden überfährt, wird unbarmherzig hingerichtet wie ein Mörder; dieselbe Strafe erleiden große Diebe. Alle andern Missethäter bekommen Stockschläge. Die Justiz ist rasch; in wenig Tagen ist ein Proceß eingeleitet und auch schon beendigt. Verurtheilungen werden selten aufgeschoben, Gnadenrecurse bleiben fast immer unnütz. Diese Wucht drakonischer Gesetze, welche über den Japanen schwebt, hat sie zu einem fast exemplarischen Volke gemacht; Verbrecher sind sehr selten und die Sitten sind rein geblieben. Viele Reisende welche nach Japan kamen, haben diese seine Gesetzgebung bewundert, Kämpfer hat sie allen europäischen vorgezogen und Thunberg theilt nahezu dieselbe Anschauungsweise.

Leider herrscht bei der Strafvollziehung die Grausamkeit vor; man begnügt sich nicht den Verbrecher einfach vom Leben zum Tod zu bringen, man quält ihn auch häufig. So werden z. B. große Verbrecher an öffentlichen Wegen mit halbem Körper eingegraben und jeder Vorübergehende ist verpflichtet eine Säge von Holz, welche in das Fleisch des Halses bereits eingedrungen, mit einem Zug weiter in dasselbe einzutreiben. Dieser Hinrichtungsact dauert oft acht Tage, denn man ist so vorsichtig dem Unglücklichen noch Nahrung zu reichen (?).

Die Angeberei ist zum Princip erhoben. Die Japanen halten sich verpflichtet ihren besten Freund zu denunciren, wenn sie herausbringen daß er irgendein Verbrechen begangen. Die Aussicht auf die Belohnung welche die Angeber erhalten, verfehlt denn auch häufig nicht ihre Wirkung auf habsüchtige Seelen.

Die erste Stadtbehörde ist der Nimbao, der die Polizeigeschäfte führt; überdieß besitzt jede Straße ihren Ottona oder besondern Polizeicommissär.

Der Manketta-Häuptling.

(Schluß.)

Die Rache der Wilden.

Wenige Tage nach der Abreise Jugei's und seiner Gefährten befand sich die weiße Marsa mit einigen andern Frauen in einer Hütte, die bei den Reisfeldern des Dorfs errichtet war. Die Felder lagen wohl eine Viertelmeile vom Dorf, in einer Gegend wo der Boden besonders fruchtbar war. So lange man in gutem Vernehmen mit den Wilden gestanden hatte, war auch weiter keine Gefahr für die in den Feldern beschäftigten Frauen vorhanden gewesen.

Unter den eingetretenen Verhältnissen aber hätte der vorsichtige Häuptling von Srawe die Weiber nicht ohne hinreichenden Schutz daselbst gelassen, wenn ihm nicht die sichere Kunde zugegangen wäre daß der eiserne Arm mit seinem ganzen Stamm nach den Kamintangbergen aufgebrochen sey. Diese Nachricht war gegründet, doch es war dem Panther nicht bekannt geworden daß der eiserne Arm, nachdem er seinen Stamm in jenes Gebiet geleitet, mit einigen seiner Leute wieder zurückgekehrt war, und nun wie eine Katze im dichten Gebüsch auf der Lauer lag, um die günstigste Gelegenheit zu einer Rachethat abzupassen. Mit geheimem Jubel sah er die Frauen ohne hinreichenden Schutz nach den Feldern gehen, und von diesem Augenblick an war sein Entschluß gefaßt: er wollte sich der Häuptlingstochter bemächtigen und sie in die Wälder führen. Eine schönere Rache gab es nicht, während zugleich alle seine Herzenswünsche hiedurch befriedigt wurden.

Es befanden sich zwar 5 bis 6 bewaffnete Männer zum Schutz der Frauen in den Feldern, und diese wären hinreichend gewesen eine dreifache Anzahl Wilde zurückzuschlagen. Doch gelang es dem Manketta-Häuptling die Wachsamkeit derselben durch List irre zu führen. Er legte sich an einer Stelle in Hinterhalt wo die Frauen vorüber mußten wenn sie nach dem Dorf zurückkehrten. Als sie sich gegen Abend zur Heimkehr anschickten, unternahmen vier Gefährten des Manketta-Häuptlings einen Scheinangriff, und verleiteten hiedurch die Männer von Srawe, meist unerfahrene junge Leute, sie eine Strecke zu verfolgen, die Frauen dagegen waren bei dem Anblick der Wilden voll Furcht dem Dorfe zugeeilt. Doch ihr Schreck war noch größer, als unvermuthet der eiserne Arm aus seinem Versteck hervorsprang, und Marsa mit derselben Leichtigkeit auf seine Schultern lud wie er einst mit Manis gethan hatte. Als die Wächter von der Verfolgung der Wilden zurückkehrten, war es bereits wieder zu spät. Schon brach die Nacht ein, wer vermochte den Wilden im Dunkel des Waldes zu folgen, wer vermochte zu sagen wie große ihre Anzahl war?

Drei Tage später langte der Riese mit seiner Beute in den Kamintangbergen an, wo jener Wasserfall sich befand an dem wenige Tage vorher die Kopfräuber vorübergezogen waren.

Betrachten wir einen Augenblick das Lager der Wilden und die beiden unglücklichen Mädchen, Manis und Marsa. Wiederum ist es Nacht; hundert Feuer brennen in einer ziemlich breiten Bergschlucht, durch welche ein kleiner Bach dem Kamintang zuströmt. Es ist mit wenig Unterschied dieselbe Scene, die wir bereits im Vorhergehenden bei dem Stamm der Wutt kennen gelernt haben. Doch dort am Eingang einer Höhle sitzt der eiserne Arm, und ihm zur Seite befinden sich einige andere Häuptlinge des Stammes. Das lodernde Feuer beleuchtet

das freudestrahlende Gesicht des Riesen. Er zehrt eben an einem großen Stück gerösteter Riesenschlange, während er von Zeit zu Zeit dem Palmwein [1] zuspricht, der in Bambusbechern die Runde macht. Ihm gegenüber sitzen, gleich Siegestrophäen, die beiden geraubten Mädchen: Manis mit ihrem abgehärmten Gesicht in stiller Trauer, Marsa, deren Schmerz noch neu ist, in sichtbarer Verzweiflung; um sie her im Halbkreise ein Dutzend Weiber des Stammes, die es an Spottreden nicht fehlen lassen, während sie zugleich mit neidischen Augen Marsa betrachten, der das Glück zu Theil werden sollte die Gemahlin des Riesen zu werden. Das Mädchen ist durch die kurze Gefangenschaft noch nicht gebeugt, denn sie blickt den Riesen trotzig an und antwortet zornig den Spottreden der Weiber, indem sie mit der Rache ihres Vaters droht. Der Palmwein, mit dem man den gelungenen Raub feiert, sowie die schöne helle Nacht verscheuchen den Schlaf, denn bereits ist es Mitternacht, eine für die Wilden sonst höchst ungewohnte Zeit des Wachens, und man vernimmt sogar improvisirte Gesänge an diesem und jenem Feuer. Die Thaten des Riesen werden besungen, der eiserne Arm wird hochgepriesen, und die Dorfbewohner werden verspottet.

Während Marsa voll Ingrimm diese Gesänge vernimmt, ahnet sie nicht daß Jugei in seinem kleinen Nachen den Kamintang abwärts fährt, und nur noch wenige hundert Schritte von dem Lagerplatz entfernt ist.

Jugei hatte unter großen Schwierigkeiten die Flucht ergriffen, und es war ihm geglückt den Platz im Walde zu erreichen wo der Nachen von den drei Abenteurern sorgsam versteckt worden war. Hier befanden sich auch noch einige Lebensmittel. Er trat nun seine Heimreise auf dieselbe vorsichtige und heimliche Weise an, wie wir dieß bereits im Vorhergehenden kennen gelernt haben. Als er den Kamintang abwärts fuhr, und nur noch eine Meile von jener Stelle entfernt war wo der Waldgeist so drohend erschienen war, wurde ihm bange zu Muthe, nicht sowohl aus Furcht vor jenem Gespenst, als auch, weil dort wegen des Wasserfalls der Nachen eine Strecke über Land gezogen werden mußte, wozu aber die Kraft eines einzelnen Menschen nicht ausreichte. Er sann vergebens auf ein Mittel zur Abhülfe in dieser Noth, und beschloß endlich den Nachen auf gut Glück dem Wasserfall zu übergeben, während er selbst zu Lande vorauseilen wollte um ihn abwärts des Falls wieder aufzufischen, wenn ihn die Wogen nicht zerschmettern sollten.

Mit diesem Entschluß saß er unthätig im Hintertheil des Kahns, nur bisweilen bewegte er das Ruder, um das Fahrzeug in der Mitte des Stroms zu halten. Er gedachte mit Zagen an seine Ankunft in der Heimath, als Flüchtling, und ohne die erwartete Trophäe, und sann zugleich darüber nach ob er es nicht wagen könne sich nochmals bei einem andern Dorf auf die Lauer zu legen, ehe er nach Srawe zurückkehrte. — Da, als er um das Flußufer bog, gewahrte er plötzlich den Schein von Lagerfeuern in der Ferne. Behutsam und leise lenkte er dem Ufer zu, denn er sah sehr wohl daß er hier in der Nähe eines wilden Stammes angelangt sey. Daß es sein Feind, der eiserne Arm, war, der hier ein Siegesfest feierte, daß seine Braut als Gefangene zu den Füßen des Riesen saß, davon hatte er allerdings keine Ahnung. — Doch jedenfalls konnte er bei der geringen Breite des Flusses es nicht wagen an jenem Lager vorüber zu fahren. Behutsam zog er den Nachen ans Land, schob ihn in das Gebüsch, und schlich, bald wie eine Schlange auf dem Erdboden hinkriechend, bald wieder mit leisen Tritten durch den Wald schreitend dem Lagerplatz zu, um zu erforschen ob er es hier mit einem befreundeten oder feindlichen Stamme zu thun habe.

Die eine Seite der Schlucht die als Lagerplatz diente, war steil und hoch; es war an dieser Seite, wo sich die Höhle befand, vor deren Eingang der Riese mit den beiden Mädchen saß. Als Jugei aus dem dichtesten Theil des Waldes heraustrat, befand er sich auf einem kahlen, nur mit wenigem Strauchwerk bewachsenen Terrain. Lärmen und Gesang vernahm er unten im Thale, die Feuer aber waren wegen der hohen Felsenwand nicht sichtbar.

Er forschte erst ob auch keine Wache sich auf diesem Punkte befand, und da er nichts gewahrte, kroch er leise nach dem Rande der Schlucht hin.

Es wäre vergebens das Erstaunen, die Wuth, das Entsetzen unseres Abenteurers schildern zu wollen, als er, den Kopf vorsichtig über den Felsenrand beugend, 30 Fuß unter sich den eisernen Arm und vor ihm die gefangene Marsa erblickte. In der ersten Aufregung hätte er beinahe ihren Namen ausgerufen, und es kostete ihm Mühe die Vorsicht und Stille zu beobachten welche unbedingt nöthig war, wenn er sein Leben nicht verlieren wollte; denn vergeblich wäre jeder Fluchtversuch von seiner Seite gewesen, wenn die Wilden einen Laut von ihm vernahmen. Einen Augenblick war er im Zweifel ob seine Geliebte durch den Riesen wirklich geraubt sey, oder vielleicht aus diplomatischen Rücksichten durch ihren Vater noch nachträglich dem Manketta-Häuptling überlassen worden war. Hierüber belehrte ihn jedoch bald die Unterhaltung welche die vor der Höhle sitzende Gesellschaft führte.

Lachend und der Dorfbewohner spottend, erzählte der Riese einigen eben erst angelangten Männern die List die er angewendet, und wie das zarte Püppchen sich gesträubt und geschrien habe, als er sie auf seinen Schultern durch den Wald trug. Es fehlte nicht an höhnischen Spottreden über Jugei und über dessen Prahlereien als geschickter Schütze. Jugei hörte in unbeschreiblicher Wuth diese Reden, er hatte das Blaserohr in seiner Hand, und er kam in Versuchung seine früher ausgesprochene Drohung wahr zu machen, und dem Riesen nun wirklich einen Pfeil in sein Auge zu schießen. Bei der geringen Entfernung war dieß nicht schwer. Bereits lag der kleine leichte Pfeil der hierzu dienen sollte, in der Oeffnung des Rohrs, bereits hatte er mit einem tiefen Athemzuge die Luft eingenommen, die zur Entsendung desselben nöthig war. Vorsichtig und leise legte er den vorderen Theil des Rohrs auf die Felsenwand auf und gab mit sicherem Auge dem Rohr die Richtung nach dem Gesicht des Riesen. Er wartete nur auf den günstigen Moment, wo der Manketta-Häuptling ihm das Gesicht mehr zuwenden würde, um den Pfeil zu entsenden. In diesem verhängnißvollen Augenblick rief eine der in der Nähe sitzenden neidischen Weiber, indem sie ihre Hand auf Marsa's Haupt legte, dem Riesen zu:

„Schneide ihr doch die Haare ab, auf deinem Schild ist noch hinlänglich Platz zu diesem Schmuck."

Marsa gab ihr einen fühlbaren Stoß, vor dem das Weib zurücktaumelte, aber höhnisch lachend fortfuhr:

[1] Die Sacco-Palme, deren Saft den Palmwein liefert, wächst in den bergigen Gegenden wild. Ein einziger Stamm gibt täglich 3 bis 4 Quart Wein, und zwar, ohne erschöpft zu werden, wochenlang. Der Saft ist, sobald er aus dem Stamm quillt, zuckersüß, geräth aber, namentlich in verschlossenen Gefäßen, augenblicklich in Gährung. Nach einer Stunde schmeckt er bereits säuerlich, nach 24 Stunden ist er essigsauer und ungenießbar.

„Mein Püppchen! Deine Haare kannst du behalten, aber morgen schneiden wir dir den Kopf ab, wenn du ferner die Stolze und Spröde spielst."

Diese Worte bewogen Jugei sein Blaserohr zurückzuziehen. Er begriff daß, wenn er jetzt Rache an dem Riesen nähme, nicht allein sein Leben verloren sey, sondern daß man unfehlbar wenige Minuten später auch seiner Geliebten den Kopf abschlagen würde. Die rachsüchtigen und neidischen Weiber hätten keinen Augenblick gezögert dieß zu thun.

Die Befreiung.

Unser Abenteurer befand sich in einer schreckhaften Lage. In der Nähe seiner Geliebten, ohne ihr die geringste Hülfe leisten zu können; er selbst aber in Gefahr jeden Augenblick entdeckt zu werden; denn wie lange sollte es ihm wohl gelingen sich vor den listigen Wilden zu verbergen? Bald vernahm er jedoch aus dem weiteren Gespräch daß man den folgenden Tag eine Jagd in einer nicht fern gelegenen Gegend abhalten wollte. Ein Theil der Weiber und einige alte Männer sollten zurückbleiben und die gefangenen Mädchen bewachen. Aus diesen Anordnungen schöpfte Jugei etwas Hoffnung daß ihm die Befreiung seiner Geliebten vielleicht glücken könnte. Doch es war in der That nur geringe Hoffnung vorhanden daß es ihm gelingen würde das Mädchen erst den Weibern zu entreißen, und dann 15 Meilen weit mit ihr durch unbekannte Gegenden bis nach Srawé zu flüchten. Es war höchst unwahrscheinlich daß er alsdann der Verfolgung der Wilden entgehen würde. Zwar lag einige Meilen weiter ein kleines dajakisches Dorf, und es war möglich daß, wenn es ihm glückte bis dahin zu gelangen, er vielleicht Schutz fand. Doch auch diese Hoffnung war gering, denn die Bewohner jenes Dorfs standen eher in feindlichen als freundschaftlichen Beziehungen zu denen von Srawé. Allmählich erloschen die Feuer, der Gesang verstummte, und Männer, Frauen und Kinder verschwanden in den kleinen Hütten aus Baumzweigen. Die gefangenen Mädchen hatte der Riese in die Höhle gebracht, während er selbst sich am Eingang derselben ein Lager bereitete.

Jugei schlich leise nach dem nahen Walde zurück und verbarg sich in einer dichten Dornenhecke. Trotz der furchtbaren Aufregung in der er sich befand, entschlief er, und erwachte erst am folgenden Morgen. Er hörte wie die Manketta's über den Fluß zogen. Von seinem hohen Standpunkt aus sah er durch die Zweige der Dornenhecke sie allmählich im Wald verschwinden. Einige Stunden blieb er noch still in seinem Schlupfwinkel liegen, dann schlich er durch das Buschwerk bis an eine Stelle wo die Felsenwand weniger steil und mit niedrigen Sträuchern bewachsen war. Hier stieg er behutsam abwärts, und es glückte ihm sich dem Eingang der Höhle bis auf 50 Schritte unbemerkt zu nähern. Vor derselben befanden sich 10—12 Weiber und einige alte Männer, theils mit Kochen, theils mit andern kleinen Arbeiten beschäftigt.

Wir dürfen von einem dajakischen Helden keine besondere Rücksicht für Greise und Weiber erwarten, namentlich wenn es sich um die Befreiung eines geliebten Mädchens handelt. Vielmehr hätte Jugei gern die Köpfe aller dieser Leute nach seiner Heimath mitgenommen, wenn Zeit und Umstände dieß nur gestattet hätten.

Es war unmöglich sich noch näher zu schleichen, und Jugei eröffnete die Feindseligkeiten, indem er einen Pfeil nach einem der Männer entsendete, dann schnell einen zweiten und dritten. Ehe die bestürzte Gesellschaft wußte woher die Geschosse kamen, stürzte er mitten unter sie, und stach mit dem an seinem Blaserohr befindlichen Bajonnet nieder was er erreichen konnte. Wenige Secunden später war er im Besitz des Schlachtfeldes; 4—5 Personen wanden sich im Todeskampf umher, der Rest hatte erschrocken die Flucht genommen. Die freudig erstaunte Marsa war aus der Höhle getreten. In der Meinung daß Jugei nicht allein sey, blickte sie umher. Doch es war keine Zeit zu Erörterungen. Jugei deutete ihr an schnell nach der Stelle am Flußufer zu eilen wo der Nachen verborgen war, und Marsa war gefühlvoll genug ihrer Mitgefangenen zu gedenken. Sie ergriff die zitternde Manis an der Hand und eilte mit ihr dem Strom zu.

Jugei hatte noch andere Pflichten zu erfüllen. Er war auf Kopfraub ausgezogen, und seine Ehre erforderte es daß er nicht ledig heimkehrte. Während die Mädchen dem Fluß zuliefen, schnitt er zweien der niedergestreckten Manketta's die Köpfe ab, und folgte mit dieser Bürde beladen eilig seiner Geliebten.

Doch so viel auch in wenigen Minuten geschehen war, so wußte doch Jugei sehr wohl daß es nur wenig war, im Vergleich zu dem was noch geschehen mußte, wenn er der Rache der Wilden entgehen wollte. Bereits ertönte in kräftigen langgezogenen Tönen das Allarmsignal der Manketta's von den höchsten Punkten der umliegenden Berge herab. Die dem Schwert Jugei's entronnenen Weiber ließen vereint den Allarmruf erschallen. Das Echo der Berge und des Waldes trug die Töne weit in die Ferne, und wenn die Jäger nicht über eine halbe Meile entfernt waren, so mußten sie dieselben vernehmen. Es war ein Augenblick schrecklicher Spannung für Jugei, und er lauschte mit aller Anstrengung seiner Nerven ob ein Antwortsignal sich hören lasse, denn ein solches wäre sichere Todesbotschaft für ihn gewesen.

Bereits hatte er den Nachen in den Fluß gezogen. Mit kräftigen Ruderschlägen trieb er ihn schnell stromabwärts. Die Hoffnung daß sein Unternehmen gelungen, daß seine Verfolger ihn nicht mehr erreichen würden, kehrte in sein Herz ein, und sein Gesicht leuchtete freudig beim Anblick der doppelten Beute, die er heimwärts führte, die befreite Geliebte und die Köpfe seiner Feinde.

Noch hatte kein Ton vom jenseitigen Ufer verkündet daß die Jäger den Hülferuf vernommen, ja es schien sogar als ob auch die geflüchteten Manketta-Weiber die Hoffnung gehört zu werden aufgegeben hätten, denn sie hatten das Blasen eingestellt. Es war eine Zeitlang alles still. Da viel daran gelegen war den Wasserfall, der noch zwei Meilen entfernt war, schnell zu erreichen und den Nachen die kurze Strecke über Land zu ziehen, ehe die Jäger von dem Ereigniß Kunde erhielten, so hatte Jugei die Ruder seiner gebliebenen Cameraden den beiden Mädchen gegeben, die sehr wohl damit umzugehen wußten. Der Nachen schoß pfeilschnell dahin. Da — erschallten plötzlich von neuem Signale; aber dießmal von einem Berg, der die übrigen an Höhe weit überragte. Die Weiber hatten diesen hohen Punkt erstiegen, damit die Töne weiter gehört werden könnten. Zum Unglück für unsere Flüchtlinge fieng nun auch die bis dahin ruhige Luft an sich zu bewegen; ein leiser Wind erhob sich und wehte gerade nach der Gegend hin wo die Jagd stattfand. Jugei und die Mädchen lauschten ängstlich in die Ferne und verdoppelten die Ruderschläge. Noch ließ sich keine Antwort vernehmen. Doch die Horntöne erschallten lauter und kräftiger von der hohen Bergspitze herab; man konnte deutlich unterscheiden daß 6—8 Hörner zugleich geblasen wurden, und in der That, der Wind hatte auch endlich die Botschaft den Jägern zugeführt. Aus weiter Ferne vernahm man einzelne leise Antworttöne, doch nur leise und abgebrochene, obschon vielleicht 30—40 Män-

ner vereint, den Ruf ihrer Genossen erwiederten, weil der Wind entgegen war. Mit Entsetzen hörten die Flüchtlinge daß sie verrathen waren. Noch war der Wasserfall $1\frac{1}{2}$ Meilen entfernt, und es ließ sich berechnen daß binnen einer halben Stunde eine ganze Bande Teufel sich vereinigen würde sie zu vernichten. Die Ufer des Stroms wurden, je näher man dem Fall kam, höher und felsiger. Jugei war unentschlossen was er thun sollte. Den Nachen verlassen und sich im Gebüsch verbergen, wäre ganz nutzlos gewesen; die Wilden hätten ihn jedenfalls bald entdeckt, und ein grausamer, schmerzensvoller Tod wäre sein Loos gewesen. Vielleicht hätte man die Mädchen aus Eigennutz geschont, doch diese wollten lieber sterben als wieder in die Hände des Riesen fallen. Im Nachen bleiben, war ebenfalls sicherer Tod, aber er war weniger schmerzhaft; auch konnte sich Jugei mit seinen Pfeilen eine Zeitlang vertheidigen, und einige seiner Verfolger niederstrecken. Man beschloß zu bleiben.

Inzwischen konnten die Flüchtlinge die Annäherung ihrer Feinde beinahe Schritt vor Schritt vernehmen, denn ununterbrochen ertönten die Signale von beiden Seiten des Stroms. Näher und näher erschallten sie, und der Augenblick war nicht mehr fern wo ihre Verfolger einen Hagel von Pfeilen und Steinen von den hohen Ufern auf sie herabsenden würden.

Gegen die kleinen aber vergifteten Pfeile war Jugei durch eine Art Panzerhemd aus Leopardenhaut geschützt, welches ihm Brust und Rücken bedeckte. Auf dem Kopf trug er einen Helm von Flechtwerk, aus feinem spanischen Rohr. Die Mädchen hingegen trugen nur ein dünnes Gewand von Baumrinde um die Hüften, der Oberkörper war ganz bloß. Auf Jugei's Rath legten sie sich platt auf den Boden des Fahrzeugs nieder, und er bedeckte sie mit einer Schilfmatte, die den Kopfräubern bei ihren Bivouaks als Zelt gedient hatte, und auf diese legte er seinen großen hölzernen Schild. Im nächsten Augenblick vernahmen sie das Geheul der Wilden, die das linke Flußufer erreicht hatten, und von denen sogleich eine Abtheilung vorauseilte, und an einer gangbaren Stelle über den Strom setzte. Die Wilden begleiteten nun die Flüchtlinge zu beiden Seiten des kaum 50 Schritte breiten Flusses. Wir kennen bereits die Geschicklichkeit Jugei's als Pfeilschütze. Während der Kahn sich selbst überlassen abwärts trieb, entsendete er rechts und links seine Geschosse, die selten ihr Ziel verfehlten. Demungeachtet flog ein Hagel von Steinen auf ihn nieder, von denen einige groß genug gewesen wären ihn zu tödten wenn sie ihn getroffen, oder wenn sein Kopf nicht durch den Helm von elastischem Flechtwerk geschützt gewesen wäre. Die Pfeile waren ihm weniger gefährlich, da sie machtlos an seinem Panzer abprallten.

Doch wenn auch diese Todesgeschosse ihm verhältnißmäßig nur wenig schadeten, so lag doch vor ihm ein offenes Grab. Bereits vernahm er aus der Ferne das Brausen des Wasserfalls, und die spottenden Zurufe der Wilden sagten ihm deutlich daß sie mit rasender Freude auf den Augenblick harrten wo er in den Abgrund hinabstürzen würde. Der Fluß wurde jetzt breiter, so daß die Geschosse der Wilden ihn nicht mehr erreichten; es schien auch, als ob sie alle Feindseligkeiten eingestellt hätten und nur noch mit Spannung auf den Augenblick harrten wo der Nachen in die Tiefe hinabgeschleudert werden würde.

Der Wasserfall war nur noch wenige hundert Schritte entfernt, und die Strömung nahm an Schnelle bemerklich zu. Wäre Jugei mit dem Mechanismus einer Uhr bekannt gewesen, so hätte er die Dauer seines Lebens noch auf $1\frac{1}{2}$ bis 2 Minuten schätzen können, so berechnete er es noch auf 50 bis 60 Athemzüge, eine Rechnung — die in seiner Lage sehr trügerisch war, denn seine Brust hob sich schneller als gewöhnlich, Angstschweiß stand ihm auf der Stirne, und alle seine Nerven bebten im Vorgefühl des gewissen, nahen Todes. Doch demungeachtet hatte ihn die Verzweiflung nicht so weit überwältigt daß er auf den Gedanken gekommen wäre dem Ufer zuzulenken, um sich seinen Feinden auf Gnade und Ungnade zu übergeben. Er wußte daß er von ihnen keine Gnade zu hoffen hatte, und daß nur Spott und ein qualvoller Martertod sein Loos gewesen wäre.

Was die Mädchen anbelangte, die noch immer regungslos unter der Matte lagen, so tröstete ihn der Gedanke daß Marsa mit ihm sterben würde, an Manis dachte er gar nicht.

Wilde und halbwilde Völker sind selten so energisch, noch haben sie den persönlichen Muth den cultivirte Nationen besitzen, dagegen ist es eigenthümlich daß sie, wenn sie dem Tode nicht mehr ausweichen können, auch nicht so leicht verzagen, sondern gewöhnlich sich mit stiller Resignation bald in ihr Loos ergeben. In derselben Weise hatte auch Jugei's Aufregung, je näher der Augenblick der Entscheidung kam, nachgelassen, er saß noch immer im Hintertheil des Nachens, hin und wieder lenkte er mit einer leisen Bewegung des Ruders das Fahrzeug um es mitten im Strom zu halten, obgleich dieß der sichere Weg des Verderbens war.

Rettung vom Tode.

Schneller und schneller schoß der Nachen dem Abgrunde zu, noch wenige Secunden und er war erreicht. Der Strom war an ihrer Stelle, wo er über zackige Felsen hinabstürzte, von besonders hohen Ufern umgeben und kaum 30 Schritte breit. Auf diesen hohen Punkten hatten sich die Wilden versammelt, bereit mit Steinen und Pfeilen ihrem Feinde das Geleite zu geben. Schweigend harrten sie auf seine Ankunft. Nur hin und wieder flog ein Stein oder Pfeil abwärts ihm entgegen, gleichsam um die Entfernung und Tragweite der Geschosse zu messen, denn noch waren die Flüchtlinge nicht in der unmittelbaren Nähe des Falls angelangt. — Auf der höchsten Spitze eines Felsens aber stand der eiserne Arm mit einigen andern Häuptlingen, den Flüchtlingen höhnische Glückwünsche zur nahen Vermählung zurufend.

Der Anblick dieses Todfeindes belebte unseren Abenteurer mit der Energie der Rache. Er erhob sich, nahm in jede Hand einen blutenden Kopf, und ein Siegesgeschrei ausstoßend, hielt er die beiden Trophäen mit ausgebreiteten Armen seinen Feinden entgegen, ihnen zugleich zurufend daß die Seelen dieser Enthaupteten fortan seine Sklaven wären. Die Stellung Jugei's im Hintertheil des Nachens, mit den beiden Köpfen in den ausgestreckten Armen, während er zugleich mit zunehmender Schnelle dem Abgrunde zuglitt, war imposant genug, und das Wuthgeheul der Wilden und einige hundert Steine und Geschosse, die ihm entgegenflogen, sagten ihm deutlich wie bitter die Kränkung war die er ihnen zufügte.

So mit dem Trost befriedigter Rache der Todespforte entgegeneilend, gewahrte er plötzlich wenige Schritte vor sich einen aus dem Wasser emporragenden Ast, dessen zitternde Bewegung anzeigte daß er auf dieser Stelle festsaß. Jedenfalls gehörte er einem großen Baumstamme an, der hier, vielleicht bei niedrigem Wasserstand, in dem Flußschlamm sitzen geblieben war, und dessen oberste Zweige nun über die Oberfläche hervorragten. Jugei konnte, wenn er sich an diesen Zweig

festhielt, den Nachen anhalten, und es wäre wohl sehr wunderbar gewesen wenn er dieß unterlassen hätte, gleichviel ob er den Tod hiedurch nur auf Augenblicke oder auf Stunden und Tage hinausschob. Unser Abenteurer griff daher instinctmäßig nach dem Ast, und eine halbe Minute später war der Nachen an denselben befestigt und lag regungslos auf dem beinahe spiegelglatten Strom.

Dieser Anblick setzte die in ihren Erwartungen unvermuthet getäuschten Wilden in unbeschreibliche Wuth. Noch konnten ihre Geschosse den Nachen nicht erreichen. Nur die Hand des Riesen schleuderte mit fürchterlicher Kraft Steine auf die Flüchtlinge herab, von denen einige schwer genug gewesen wären den leichten Kahn zu zerschmettern. Jugei hatte alle Mühe diesen Wurfgeschossen auszuweichen, die wie Meteorsteine aus der Höhe herabfielen. Ein Stein fiel auf die Matte unter welcher die Mädchen ruhten, und mit einigen Schmerzenslauten sprangen die armen Wesen auf. Bei diesem Anblick verdoppelte sich das Wuthgeschrei der Wilden, namentlich der Weiber, die in großer Anzahl die Jäger auf ihrem Zug begleitet hatten, theils um Sago, Wurzeln und Schnecken zu sammeln, theils auch um auf kleinere Thiere Jagd zu machen, und Schlangen und Eidechsen zu fangen, und sich nun auch mit an der Verfolgung der Flüchtlinge betheiligten. Es war vorauszusehen daß die Geschosse, die der Arm des Riesen mit wunderbarer Kraft nach dem Nachen schleuderte, sehr bald den Kahn zerschmettern oder die Belagerten selbst tödten würde, und die Ungeduld der Wilden, die bereits ihren höchsten Gipfel erreicht hatte, verwandelte sich daher wieder in freudige Befriedigung; sie begleiteten jeden Stein der in die Tiefe hinabflog, mit Jubelgeschrei. Während die armen Flüchtlinge sich in dieser schrecklichen Lage befinden, wollen wir unsere Blicke eine Strecke stromabwärts, jenseits des Falls auf sechs Canoes richten, die mit 30 wohlbewaffneten Männern bemannt sich dem Fall nähern, und nicht mehr fern von der uns bereits bekannten Stelle sind wo die Fahrzeuge, wegen der Cascade eine Strecke über Land gezogen werden müssen.

Doch die Aufmerksamkeit dieser Männer, die mit Ausnahme von vier, mit Gewehren bewaffneten Malayen, sämmtlich den dajakischen Stämmen angehören, ist in diesem Augenblick weniger auf die schnelle Fortsetzung ihrer Reise gerichtet, als vielmehr auf das Geschrei, das in ihre Ohren tönt, und das eben jetzt mit erneuerter Wuth und in geringer Entfernung sich hören läßt. Die Horntöne hatten sie schon lange vorher vernommen und als Stammsignale der Manketta's erkannt.

Einige der Männer die in diese völlig unbewohnte Wildniß eingedrungen sind, sind uns bereits bekannt. Es ist Kadehr und seine Gefährten, die, nachdem sie in Srawé eingekehrt und daselbst zuverlässige Berichte über Manis empfangen, den Weg nach den Kamintang-Bergen eingeschlagen hatten, um den eisernen Arm aufzusuchen. Im Vertrauen auf die mit Gewehren bewaffneten Malayen hatten sich 20 junge Männer aus Srawé dem Zuge angeschlossen, um wo möglich auch Marsa aus der Gewalt des Riesen zu befreien.

Aus den Hornsignalen hatte man auf die Nähe des Manketta-Lagers geschlossen. Um die Lage desselben, die Stärke der Wilden, namentlich auch die Ursache des ungewöhnlichen Geschreies zu erforschen, beschloß man aber nicht bis in die unmittelbare Nähe des Wasserfalls zu rudern, sondern schon vorher die Fahrzeuge ans Land zu ziehen, im Gebüsch zu verbergen und dann behutsam durch den Wald bis an das Lager zu schleichen. Die sechs Wutts, deren Vertrauen durch die Streitmacht von Srawe mehr befestigt worden war, leisteten vortreffliche Dienste, indem sie wie Schlangen auf dem Erdboden hinkriechend bis an eine Stelle gelangten, von wo aus sie durch das dichte Gebüsch gedeckt die ganze Verfolgungsscene übersehen konnten. Ihre Falkenaugen erkannten die arme Manis troß ihrer veränderten und verfallenen Gestalt, und sie eilten sogleich um Kadehr die dringende Gefahr zu verkündigen in welcher das arme Mädchen schwebte.

Dieser war, um die Aufmerksamkeit der Wilden nicht zu erregen, mit der Schaar eine Strecke zurückgeblieben. Als er Kunde von der Nähe seiner Geliebten erhielt und von der schrecklichen Lage in der sie sich befand, eilte er mit Sprüngen des Panthers nach dem nahen Gipfel eines niedrigen Berges, welcher ihm durch die Wutts als die geeignetste Stelle bezeichnet worden war um die Mankettas unbemerkt zu überfallen. Es war dieß der Rücken des Berges, an dessen Fuß der eiserne Arm auf einer Felsenplatte unmittelbar über dem Strome stand.

Als Kadehr diesen Punkt erreicht hatte und vorsichtig durch die Zwischenräume des Gebüsches abwärts blickte, gewahrte er unter sich auf etwa hundert Schritte Entfernung den Manketta-Häuptling und sein Gefolge. Und als er mit Aengstlichkeit seine Blicke tiefer nach dem Flußbett senkte um Manis zu suchen, sah er auch den Nachen; doch Jugei hielt eben seinen großen hölzernen Schild zum Schutz gegen die Wurfgeschosse über sich und die zu seinen Füßen niedergekauerten Mädchen. In demselben Augenblick fiel ein schwerer Stein mit solcher Gewalt auf den Schild daß Jugei niederstürzte, zugleich schwankte der Nachen auf so gefährliche Weise daß das Ende des Drama's gekommen zu seyn schien. Doch schon im nächsten Augenblick richtete sich der Gefallene wieder auf, und schwenkte die abgeschlagenen Köpfe höhnend seinen Verfolgern entgegen.

Jetzt erst konnte Kadehr die Mädchen erblicken, doch er war nicht im Stande ihre Gesichtszüge auf die Entfernung zu unterscheiden, obschon die Falkenaugen der Wutts die liebliche Manis sehr wohl erkannt hatten.

Wären die Wilden nicht so eifrig mit den Flüchtlingen beschäftigt gewesen, so hätten die 30 Männer sich schwerlich unbemerkt bis in ihre Nähe schleichen können.

Abermals erhob sich jetzt der Arm des Riesen, um einen gewaltigen Stein hinabzuschleudern, sorgsam verfolgte sein Auge die Richtung die er dem Geschoß geben wollte; drei bis viermal hob und senkte er den Arm um die Kraft des Wurfes zu erhöhen. Athemlose Stille herrschte unter den Wilden, aller Augen waren mit Spannung auf den Nachen gerichtet und erwarteten die endliche Niederlage der Flüchtlinge.

Es scheint seltsam daß der Manketta-Häuptling, dessen Liebe zur schönen Marsa so groß war, nun plötzlich sie zu vernichten suchte. Doch sie hatte durch Trotz und Sprödigkeit sich bereits seinen Haß zugezogen; durch die Flucht mit Jugei war er vollends ihr unerbittlicher Feind geworden. Als der Arm des Riesen eben die letzte Anstrengung machte um das Geschoß mit außergewöhnlicher Kraft hinabzuschleudern, blitzte es plötzlich aus dem Gebüsch auf dem Gipfel des Berges hervor; vier Musketenschüsse drangen donnernd in die Ohren der Wilden, der Arm des Riesen sank schlaff nieder, und er selbst nebst dem Stein vornüber in den Strom; drei seiner Gefährten die ihm zunächst standen, fielen ebenfalls nieder.

Es wäre vergeblich den Schreck und die Bestürzung der Wilden bei dieser unerwarteten Katastrophe schildern zu wollen. Es waren wohl nur wenige unter ihnen die jemals einen Gewehrschuß vernom-

men hatten, obschon sie alle von dieser wunderbaren Waffe wohl gehört hatten.

Einen Augenblick starrten sie sprachlos nach dem Gipfel des Berges, von dem die daselbst verborgene Schaar jetzt abwärts stürmte. Doch ohne nur den geringsten Versuch zum Widerstand zu machen, ergriffen sie bei diesem Anblick im panischen Schrecken die Flucht, nur hin und wieder nach den so unerwartet erschienenen Feinden zurückblickend. Der Tod des eisernen Armes machte sie vollends kopflos, und als Kadehr und seine Gefährten ihnen noch eine zweite Salve nachsendeten, wurden sie vollends verscheucht, so daß bald kein Manketta im Umkreise einer halben Meile zu sehen war.

Bald saß die abgehärmte, aber noch immer liebliche Manis neben Kadehr an einem lodernden Feuer. Der Wechsel in dem Geschick des armen Mädchens, von Sklaverei und Tod zu Freiheit und Glück war so plötzlich, daß sie sich in ihre Lage nur schwer finden konnte, bis ein Strom Thränen ihr Herz erleichterte und für Freude und Glück wieder empfänglicher machte. Die Nähe Kadehrs trug nicht wenig dazu bei ihre schwermüthige Stimmung allmählich zu verscheuchen.

Nicht gering war der Jubel der Männer von Srawé über die befreite Marsa. Doch Jugei war noch nicht erschienen, er hatte an der allgemeinen Freude noch nicht Antheil genommen. Er suchte den Körper des Riesen im Fluß, und war bereits mehr als zwanzigmal in die Tiefe getaucht, ohne daß seine Mühe belohnt worden war; endlich nachdem er sich der Gefahr ausgesetzt hatte vom Wasserfall verschlungen zu werden, glückte es ihm seinen Todfeind zu finden, dessen Kopf er sogleich als die kostbarste Trophäe in Beschlag nahm, um ihn für das noch nicht vollzogene Todtenfest nach Srawé zu bringen.

Einige Wochen später fand die Hochzeit Jugei's mit der schönen Marsa statt, und das Fest welches bei dieser Gelegenheit gefeiert wurde, war so groß und geräuschvoll daß in den umliegenden Landschaften viel davon gesprochen wurde.

Der Einzug Kadehrs in Tana-mera mit der befreiten Manis glich einem Triumphzug. Die betrübten und gedemüthigten Eltern verweigerten nicht länger die Hand des Mädchens an ihren kühnen Befreier, dessen ausdauernde und kluge Verfolgung der Räuber das arme Kind vom gewissen schmerzlichen Tode errettet hatte.

Frankreichs Wehr- und Geldkräfte.

Man kennt jetzt ziemlich genau die Bevölkerung Frankreichs im Jahre 1790. Sie belief sich auf 26,363,074, und mit Zurechnung des dabei fehlenden Departements Vaucluse 26½ Mill. Köpfe in runder Summe. Die Bevölkerung hatte sich 1856 nach 66 Jahren auf 36,039,364 Köpfe gehoben. Necker rechnete, daß sich die Bevölkerung Frankreichs in der Zeit von 1780—90 jährlich um 182,000 Köpfe vermehrt hätte. Seine Rechnung täuschte ihn jedoch, denn die wahre Vermehrung betrug nur 150,000 Köpfe, oder etwa $^5/_9$ Procent. Seit dem vorletzten (1851) und letzten Census (1856) hat die Bevölkerung in fünf Jahren nur um 256,184 Köpfe, oder 51,000 Köpfe in je einem Jahr oder $^1/_7$ Proc. zugenommen! Es belief sich die Zahl der Geburten

1800—1810	918,071
1811—1820	942,919
1821—1830	974,480
1831—1840	967,104
1841—1850	962,812
1851	979,907
1852	965,080
1853	936,967
1854	923,461

Wir haben noch keine genauen Angaben über die Bewegung der Ziffern in den Jahren 1855 und 1856, denn das dießjährige Jahrbuch des Längenbureau's reicht nur bis zum Jahre 1854. In den drei Jahren 1851—53 betrug jedoch die Vermehrung der Bevölkerung allein schon 226,438 Köpfe, so daß also in den beiden Jahren 1855 und 1856 sie sich nicht um 30,000 Köpfe vermehrt haben kann, was wahrscheinlich der Doppelursache: einer Zunahme der Todesfälle (orientalischer Krieg) und einer Verminderung der Geburten zugeschrieben werden muß. In den Jahren 1854 und 1855 hatte sich notorisch die Bevölkerung Frankreichs absolut vermindert, im Jahre 1856 erhielt man aber wieder einen Ueberschuß der Geburten von etwa 100,000 Köpfen.

Diese traurigen Verhältnisse haben eine doppelte Ursache, nämlich erstens einen Verfall der geschlechtlichen Sitten, und zweitens die Nachwirkungen der furchtbaren Kriege von 1792 bis 1815. Während im eigentlichen England die Bevölkerung von 1800 bis 1851 von 9⅕ auf 18⅖ Mill. stieg, sich also verdoppelte, betrug in gleicher Zeit der französische Zuwachs nur 25 Proc. Es ist aber durchaus nicht die allgemeine Bevölkerungsziffer, welche über die Streitbarkeit einer Nation entscheidet, sondern vielmehr 1) die Anzahl der jährlichen Geburten, 2) der Procentsatz der Personen welche das 20—21ste Jahr erreichen, und 3) der Procentsatz der Militärtüchtigkeit unter diesen Personen. Die Geburten in Frankreich haben seit neunzig Jahren, oder seit beinahe einem Jahrhundert sich nicht geändert. Wir besitzen nämlich durch Necker die Civilregister von 1771 bis 1784. In diesen 14 Jahren wurden durchschnittlich 947,789 Kinder geboren und starben 848,851 Personen. Wir wissen recht gut daß damals die Register nicht sehr streng geführt wurden, allein in Folge dessen könnten doch höchstens niedrige, nicht höhere Ziffern entstanden seyn, und für unsere Vergleiche befriedigen schon die niedern Ziffern. Diese Ziffern würden dem mittlern Durchschnitt für 1800—1850 sehr nahe kommen, sind aber ganz sicher den Ziffern des laufenden Jahrzehntes überlegen. Obgleich also seit 1771 bis auf den heutigen Tag die französische Bevölkerung um 9 Millionen, oder um 33⅓ Proc. gewachsen war, hat sich doch nicht die Geburtenzahl verändert! Wenn dennoch die Bevölkerung zunahm, so muß natürlich der Procentsatz der erwachsenen Personen größer geworden seyn und die Jugend ein geringeres Fragment der französischen Nation bilden. Diese trübselige Erscheinung beruht auf einem Verfall der häuslichen Sitten, den die Statistik an der Abnahme der Ehen, an der Abnahme der Procente

der Geburten auf die Populationsziffer und an der Abnahme der relativen Fruchtbarkeit der Ehen messen kann. Daß etliche Franzosen dieses überhandnehmende Uebel sehr tief fühlen, bezeugte uns erst kürzlich der halb schwärmerische, halb frivole Versuch Michelets, seinen entarteten Landsleuten Achtung und Geschmack für die Ehe und die Frauen beizubringen. Die Franzosen geben sichtbar ähnlichen Leiden entgegen wie die Römer, als diese einst mit der so berühmt gewordenen Lex Julia et Papia Poppaea curirt werden sollten. Für den Krieg aber haben obige Ziffern deßwegen praktisches Interesse, weil sich danach die Größe der verfügbar werdenden Menschenkräfte richtet. In jedem Jahr überschreiten 611,000 Personen beiderlei Geschlechts in Frankreich ein Lebensalter von 20 Jahren, und zwar beträgt die Zahl der militärpflichtigen Jugend 305,500 Köpfe oder je 1/114 der gesammten Bevölkerung. Man wird sich aber erinnern daß seit Menschengedenken ein volles Contingent 140,000 Mann nicht mehr überschritten hat. Es kann diese Ziffer auch gar nicht mehr überschreiten, denn nachdem man dreimal seit 1790 das Militärmaß herabgesetzt hat, ist dennoch der Procentsatz der Tüchtigkeit unter 50 Procent gesunken, so daß eben mit den vom Dienst Befreiten nicht mehr übrig bleiben als 140,000 Mann von Einem Contingente. Behält Frankreich die ausgehobenen Truppen sieben Jahre unter den Fahnen, so werden natürlich durch die mittlerweile eingetretenen Todesfälle Lücken entstanden seyn. Nimmt man an daß die Franzosen, wie die Engländer in ihren großbritannischen Garnisonen, je 15 Mann per Tausend im Jahr verlieren, so werden sieben französische Contingente folgende Truppenzahlen liefern:

1) im Moment der Aushebung	140,000
2) nach dem 1ten Dienstjahr	137,900
3) „ „ 2ten „	125,830
4) „ „ 3ten „	123,940
5) „ „ 4ten „	122,080
6) „ „ 5ten „	120,250
7) „ „ 6ten „	118,450
	888,450 Mann.

In tiefster Friedenszeit können also, wenn man nicht das Militärmaß erniedrigt oder die Dienstzeit verlängert, gleichzeitig sich nie über 888,450 Mann oder 2,45 Proc. der Bevölkerung unter den Fahnen befinden. Nach den amtlichen Listen und Budgetansätzen befanden sich unter den französischen Fahnen:

1803	422,000 Köpfe	1,50 Proc. d. Bevölker.
1812 (Aug.)	880,631 „	2,68 „ „
1814 (Mai)	267,411 „	
1815 (Juni)	559,000 (incl. 196,000 Nationalgarden)	
1840	411,954	1,24 „ „
1848 (Sept.)	502,621	1,41 „ „

Die höchste Leistung fällt auf das Jahr 1812, wo die Altersclassen von 1792 und früher zum Waffenruf kamen. Da sich die Anzahl der Geburten durchaus nicht verbessert hat, so werden 880,000 Mann als die äußerste Anstrengung Frankreichs gelten müssen. Man sage nicht daß im Jahre 1812 Frankreich schon viele Truppen verloren habe, denn die Verluste betrafen ältere Contingente, und Napoleon griff der Altersreife in der Regel noch voraus. Wir haben auch nicht abgezogen was Frankreich kürzlich in dem russischen Kriege an Jugend verloren hat, sondern wir begnügen uns nur die Kopfziffer von 880,000 Mann als das Maximum der Leistung zu bezeichnen.

Oesterreich hat 2 Millionen mehr Einwohner als Frankreich, und man rechnet auf je 25 Einwohner eine Geburt, also bei 38 Millionen Köpfen 1½ Mill. Geburten. Von diesen 1,500,000 Köpfen werden etwas über die Hälfte männlichen Geschlechts seyn und von dieser Hälfte zwei Drittel das 20ste Jahr überschreiten, so daß je 500,000 Mann zur Aushebung gelangen, statt 300,000 in Frankreich. Die Militärtüchtigkeit wird in Oesterreich bei höherem Militärmaß etwa 60 Procent betragen, so daß ein volles gesundes Contingent sich auf das Doppelte beläuft wie ein französisches. „An Soldaten kann es Oesterreich nie fehlen," ist deßhalb ein Axiom, welches auf gutem statistischen Grunde beruht. Solange es den Truppen nicht an Waffen gebricht, so lange sind die Populationskräfte Oesterreichs, das kriegstüchtige Mannschaftsvolumen der kaiserlichen Staaten den Franzosen doppelt überlegen, und Preußen, wo bei 17 Millionen je 1 Geburt auf 25 Köpfe trifft, je 130,000 Jünglinge jährlich kriegsreif werden, worunter 90,000 als diensttauglich betrachtet werden können, steht (abgesehen von seiner Kriegsverfassung) in Bezug auf die Quellen seiner Streitbarkeit zu Frankreich höchstens wie 2 : 3. Was von Preußen gilt, läßt sich nahezu von dem übrigen außerösterreichischen Deutschland behaupten. Bayern z. B. hat gegenwärtig 108,000 Mann unter den Fahnen, und könnte in Zeit von zwei Monaten mit Leichtigkeit auf 130—140,000 Mann stehen. Bei 4½ Mill. Einwohner stellen 108,000 Mann schon 2,40 Proc. der Einwohnerzahl dar. Diese Truppenmasse ist mit größter Leichtigkeit berufen worden, ohne daß die Anstrengung außerordentlich genannt werden könnte, während sie bereits der relativ höchsten bekannten Frankreichs vom Jahre 1812 ganz nahe steht.

Wir haben gesehen daß die Bevölkerung Frankreichs numerisch kränkelte, daß sie auf die Reproductionsstufe von 1770 bei wachsender Militäruntüchtigkeit zurückgesunken ist. Einen Theil dieses Uebels, sagten wir, haben die napoleonischen Kriege verschuldet. Von 1817—1854 wurden in Frankreich 18,907,151 Knaben und nur 17,825,126 Mädchen geboren. Es werden also mehr Knaben wie Mädchen geboren, und zwar auf je 16 Mädchen 17 Knaben oder 6¼ Proc. mehr; dafür starben aber durchschnittlich von 1817—1854 1⅓ Proc. mehr Männer als Frauen. Die durchschnittliche Lebensdauer der Männer ist jedenfalls etwas geringer als die der Frauen, so also daß im Lauf der Zeit das Zahlenmißverhältniß der Geschlechter zur Zeit der Geburt allmählich sich ausgleicht. Ohne äußere Ursachen sollten daher die Geschlechter in Frankreich sich fast im Zahlengleichgewicht befinden, und zwar das männliche über das weibliche vorwiegen. Durch statistische Untersuchungen ist eine Bevölkerung von 26½ Mill. für das Frankreich von 1790, und zwar von 13,200,000 Frauen und 13,300,000 Männern ermittelt worden. Im Jahr 1816 zählte Frankreich dagegen 15,368,000 Frauen und 14,364,000 Männer, also eine Million Männer weniger als Frauen, es hätte aber ohne eine besondere, gegen das eine Geschlecht ausschließlich gerichtete zerstörende Ursache mehr Männer als Frauen zählen sollen. Selbst bis zum Jahr 1851 blieb noch eine Differenz von 194,000 Köpfen zu Gunsten des weiblichen Geschlechtes, also war jenes durch die napoleonischen Kriege gestörte Gleichgewicht noch nicht wieder hergestellt, obgleich es sich von Jahr zu Jahr den normalen Ziffern näherte. Gegenwärtig natürlich wird durch den orientalischen Krieg die Bilanz wieder beträchtlich gelitten haben. Die nämliche Erscheinung läßt sich in Oesterreich beobachten. Auch dort beträgt

der Ueberschuß der männlichen Geburten 6⅔ Proc., auch dort ist immer noch das weibliche Geschlecht dem männlichen in der Ziffer überlegen, so nämlich daß auf je 10,000 Männer 10,055 Frauen oder etwa 190,000 mehr Frauen im Jahr 1851 als Männer in der Monarchie lebten. In Oesterreich hat man gleichfalls beobachtet daß das Mißverhältniß der Geschlechter noch in den dreißiger Jahren stärker war als in den vierziger Jahren (s. Hain, Statistik v. Oester. I, 287). einer Ausgleichung jedoch sichtlich entgegenstrebte.

Man wird nach obigen Angaben nicht staunen wenn kürzlich ein ausgezeichneter Gelehrter, Hr. Passy, im Journ. des Economistes erklärte, ein ehemaliger Director des Conscriptionswesens im alten Kaiserreiche, Hr. d'Hargenvilliers, habe in seiner Gegenwart vor einem Ausschuß der ehemaligen Deputirtenkammer angegeben, daß unter dem alten Kaiserreiche 1,700,000 Männer, die ihrer Heimath nach dem heutigen Frankreich angehörten, durch die Kriege vertilgt wurden. Die Folgen solcher Vernichtungen ganzer Generationen — denn es wurden und werden in Frankreich im Laufe von 3—4 Jahren kaum 1,700,000 Knaben geboren, muß natürlich die schlimmsten physischen Folgen haben. Es ist der beste Theil der reifen Jugend welcher das Land verläßt, und es bleiben nur zurück die Gealterten, die Schwächlichen und die Unreifen. Dieser Zustand muß sich dann in den folgenden Geschlechtern bemerkbar machen; will man doch sogar in Schweden, namentlich in Dalekarlien, noch heutigen Tages Spuren von dem unverantwortlichen Menschenverbrauch unter Karl XII erkennen. Unter dem ersten Kaiserreich begehrte man weniger Recruten aus den Departements, deren Mißstimmung man befürchtete und wo die Widerwilligen leichter sich zu entziehen vermochten; man traf um so härter die Provinzen, wo die Rauflust der Conscription entgegenkam. Deßhalb haben die Departements im Osten ungleich mehr Soldaten gestellt als die im Westen. „Ich weiß nicht, bemerkt Hr. Passy, wie jetzt die Sachen stehen, aber noch 1842 bemerkte man in den östlichen Departements einen viel sichtlicheren physischen Verfall als in jenen westlichen, welche in den letzten Jahren des Kaiserreichs eine besondere Schonung genossen."

Von diesem Gesichtspunkt aus gesehen, erscheint der Krieg wie eine Geschlechtervertilgung, und mit den heutigen Mitteln wo man gleich halbe Millionen marschiren läßt, als ein Völkermord im größten Style. Frankreich, mit einer relativ jährlich sich mindernden Fruchtbarkeit, mit alternden Volkselementen, physisch noch von den letzten Festlandskriegen zerrüttet, hätte wohl zuletzt daran denken sollen zu den moralischen Zerstörungsursachen seiner Bevölkerung auch noch die mechanischen herbeizurufen.

Die Glanzseite des heutigen Frankreichs sind dagegen seine großen Geldmittel. Mag dieser Ueberfluß künstlich oder wie immer geschaffen worden seyn, das hat für die Kriegsführung keinen Einfluß. Wenn das Geld nur herbeikommt, warum es kommt und von wem es kommt, bleibt völlig gleichgültig. Eine alte längst vergessene Broschüre des Hrn. v. Reden, die im Jahr 1853 beim Aufsteigen des orientalischen Gewitters unter dem Titel: „Frankreichs Staatshaushalt und Wehrkraft" erschien, ist uns dieser Tage wieder in die Hände gefallen. Der brave Statistiker glaubte mit einem Apparat von Ziffern beweisen zu dürfen daß Frankreich nicht daran denken könne wegen seiner Verschuldung einen Krieg zu führen, daß es ihn auch nicht führen werde, weil die Zahl der Rentenbesitzer und Vernünftigen unter den Franzosen viel zu beträchtlich sey, daß endlich, wenn es doch einen europäischen Krieg beginne, „der Staatsbankerott die unausbleibliche Folge eines Schrittes sey, den selbst der mächtigste Monarch vor Gott und vor den ihm anvertrauten Menschen schwerlich würde verantworten können." Wir sind jetzt um fünf Jahre historischer Erfahrung älter als Hr. v. Reden im Jahr 1853, wir wissen alle, daß Frankreich in jener Zeit seine verzinsliche Schuld von fünf auf acht Milliarden gesteigert hat, und daß ein Bankrott noch nicht eingetreten ist, sondern der Credit der französischen Regierung seitdem wenig oder gar nicht gelitten hat. Was auch immer unsere Wünsche seyn mögen, den Thatsachen muß man sich beugen und muß sie zu erkennen suchen, denn immer gibt es dabei etwas zu lernen — namentlich vom Feinde.

Die Curse der französischen Rente waren folgende:

	5 procentige.	3 procentige.
Im Jahr 1804, Begründung des Kaiserreichs, höchster Curs seit der Revolution . .	60%	—
Frühling 1807 nach der Schlacht bei Eylau	70¾	—
Juli, nach dem Tilsiter Frieden, höchster Curs des Kaiserreiches	93⅖	—
Februar 1812	83⅗	—
December 1812	76½	—
„ 1813	47½	—

Setzen wir sogleich hinzu daß das gesammte Schuldenwesen sich nicht höher als auf 63 Mill. Rente belief oder 1266 Mill. Capital, noch nicht der sechste Theil der heutigen Lasten. Unter den Bourbonen und den Orleans standen die

	5 procentige.	3 procentige.
September 1822	95%	—
November „	85	—
Januar 1823 (Beschluß der spanischen Intervention)	75½	—
August 1823 (Friede gesichert)	93⅔	—
März 1825 höchster bisheriger Stand .	106¼	—
12 Jan. 1830 neues Anlehen mit Rothschild	109	85
December 1830	85	55
April 1831	74⅘	46
Juli 1840	119⅖	83⅔
September 1840 (Bekanntwerden der Quadrupel-Allianz)	100¼	66
Seitdem 1841—47 nicht unter . . .	116	76
November 1847	—	75¼
Februar 1848	117½	—
April „	50	—

Zweierlei fällt zunächst hier auf, nämlich zuerst der große Unterschied in den Cursen zwischen 3- und 5proc. Rente unter den Bourbonen. Wenn die 5proc. Rente Pari steht, sollte die 3procentige 66⅔ nicht überschreiten. Geschieht es dennoch, so wirken außer einer allgemeinen Vorliebe für die 3proc. Rente noch zwei Federn darauf ein: die Furcht vor einer Conversion drückte die 5proc. Rente, die Rentenkäufe der Amortisationscasse hoben die 3proc. Rente. Zweitens sind die starken Schwankungen, ein Fallen von 67 Proc. im Laufe von zwei Monaten (1848) sowie von beinahe 20 Proc. (Juli 1840) beim Schatten einer Kriegsgefahr uns sehr auffallend, die wir an die Erscheinungen des zweiten Kaiserreichs gewöhnt sind. Beschauen wir uns die Schuldenschöpfungskünste der letzten vier Regierungen von einer andern Seite, so erhalten wir folgendes Gemälde. Es schufen:

	Renten. Francs.	Ertrag in baarem Geld. Francs.	Nominelle Erhöhung d. Schuld. Francs.
Die Bourbonen in 16 Jahren	99,073,619	1,436,321,065	1,997,147,130
Die Orleans in 18 Jahren	31,158,734	704,889,792	828,237,586
Die Republik in 4 Jahren	14,416,104	223,442,430	288,322,080
Das 2te Kaiserreich in den ersten 7 Jahren	71,709,380	1,538,243,948	2,201,506,880

Wir müssen hier immer wieder erinnern daß die Bourbonen nur deßwegen Frankreich so tief in die Schulden brachten, weil sie die kaiserliche Erbschaft mit den Lasten einer doppelten Invasion antraten, und die Emigranten für den ehemaligen Raub zu entschädigen hatten. Rechnet man ihnen dieß zu gut, so steht ihr financieller Lebenslauf so gut oder besser wie der der Juliusdynastie. Die Differenzen zwischen dem wirklichen Ertrag und der nominellen Erhöhung der Staatsschuld sind zum Theil nur künstliche, denn sie hängen ab von der Wahl des Rentennamens. Fünfzehn Franken Rente z. B. können ein nominelles Capital von 500 oder von 300 Francs darstellen, je nachdem die Rente eine dreiprocentige oder fünfprocentige war. Fragen wir nun nach welchem Zinsfuß die vier verschiedenen Regierungen geliehen haben, so geben uns folgende Ziffern Aufschluß. Es gewährten für je 100 Francs baar eingezahlt

	eine Nominalverschreibung von		eine Rente von	
die Bourbonen	139	Francs	$6_{,9}$	Francs.
die Orleans	117	"	$4_{,42}$	"
die Republik	129	"	$6_{,45}$	"
das 2te Kaiserreich	143	"	$4_{,66}$	"
Durchschnitt	136	"	$5_{,54}$	"

Die vordern Ziffern sind wieder abhängig von der Wahl zwischen 5, 4½, 4 und 3proc. Rente; die zweite Reihe dagegen zeigt uns den Maßstab des financiellen Credits der verschiedenen Regierungen. Im December 1851, kurz vor dem Staatsstreiche, stand die 5proc. auf 91—92, die 3proc. auf 65—66. Nach dem Staatsstreiche stiegen die Fonds bekanntlich so rasch, daß eine Herabsetzung der 5 auf 4½ proc. Renten eintreten durfte — eine financielle That welche weder Bourbonen noch Orleans gewagt hatten. Es stiegen sogar im Laufe des Jahres 1852 die 3procentigen bis auf 86 Francs. Dieß ist der höchste Curs des zweiten Kaiserreiches, welcher sich also noch über die besten Börsenbulletins der Bourbonen wie der Orleans erhoben hatte. Es stand die 3procentige Rente selbst noch im Mai 1853, nachdem man bereits das Zerwürfniß zwischen Rußland und Frankreich über die Vertretung der griechischen und lateinischen Christen im Orient kannte, noch zwischen 81—82. Erst die Konstantinopler Post vom 16 Mai bewirkte einen namhaften Rückgang der Curse. Seitdem wurden die drei großen Kriegsanlehen ausgegeben, nämlich:

	11 März 1851 250 Mill.	31 Dec. 1854 500 Mill.	11 Jul. 1855. 750 Mill.
Subscriptionen	468 "	2198 "	3652 "
Die 3proc. zum Curs von	$65_{,25}$ Fr.	$65_{,25}$ Fr.	$65_{,25}$ Fr.
Escompt für die Einzahlung sämmtlicher Raten	$2_{,30}$	$2_{,08}$	$1_{,98}$
Niedrigster Curs der Rente	$66_{,80}$	$68_{,10}$	$66_{,70}$
höchster Curs der Rente während d. Subscript.	$63_{,90}$	$65_{,25}$	$65_{,80}$

Dießmal hat die französische Regierung nicht mit 250, sondern gleich mit 500 Millionen angefangen, denn nach den Dimensionen des gegenwärtigen Krieges dürfte die Klimax der Anlehen wohl 500, 750 und 1000 Millionen lauten. Nachdem sich die Curse der dreiprocentigen Rente in der Schwindelzeit des Monats Mai 1856 bis auf 75—76 erholt hatten, der Subscribent vom vorigen Jahr also mit 10 Francs oder 16⅔ Procent Nutzen realisiren konnte, fielen sie und hielten sich mühsam am Beginn des laufenden Jahres etliche Procente über 70. Dießmal gewährt die Regierung eine 3procentige Rente zum Curs von $60_{,25}$ und einen Escompt von $1_{,93}$ für diejenigen welche voll einzahlen. Am Beginn des Mai d. J. stand die 3procentige auf $60_{,50}$ niedriger als jemals seit 1851, niedriger sogar als im December 1851 vor dem Staatsstreich. Man vergesse aber nicht daß die Schwankungen unter den früheren Verwaltungen viel heftiger waren, daß der Kaiser jetzt beim Beginn eines Continentalkrieges und nachdem er bereits die Schuldenmasse des Staates um 2 Milliarden gesteigert hat, dennoch nur um 5 Francs die Renten wohlfeiler ansetzt. Das Ergebniß war dafür um so überraschender. Statt 500 wurden 2307 Mill. gezeichnet und darunter 80 Mill. für Renten von 10 Francs, welche einer Reduction nicht unterlagen, so daß also die höheren Beträge geradezu auf den fünften Theil herabgesetzt werden müssen. Da es schon vorher in Frankreich 1,008,682 Staatsgläubiger gab, so darf uns die Summe von 525,000 neuen Unterzeichnern nicht überraschen. Wunderbar ist auch nicht die Höhe der Unterzeichnungen, denn wir wissen ja sämmtlich wie es bei solchen Gelegenheiten zugeht. Jeder Unterzeichner berechnet im voraus den Effect der Reduction und verlangt das doppelte und dreifache dessen, damit er nur das einfache, welches er wirklich zu erwerben im Sinne hatte, ungeschmälert bekomme. Die Höhe der Summe beweist durchaus nicht daß der Krieg oder die Regierung populär sey, sondern höchstens daß die Massen des französischen Volkes sich vortrefflich auf Börsengeschäfte verstehen, und die Unternehmung von dem Finanzminister sehr geschickt berechnet war. Am letzten Tage der Subscription stand die 3proc. 61. 10, und ausgeboten wurde das neue Anlehen zu 60. 25, so daß also an jeden 100 Francs Nominalcapital 85 Centimes zu gewinnen waren. Ferner gewährte die Regierung den Subscribenten einen vom 22 December vorigen Jahres zurückdatirten Zinscoupon, sie schenkte ihnen also fünf Monat Zinsen. Diese Prämien hatten für einen Unterzeichner von 10 Francs Renten folgenden Werth. Er gewann an der Cursdifferenz des Capitals 2½ Francs und am Coupon 4 Francs. Eine Rente von 10 Francs wird durch ein Capital von 200 Francs 80 C. nach dem Emissionspreise vertreten. Es waren also, da 10 Proc. Caution begehrt wurden, bei der Unterzeichnung 20 Francs zu erlegen und mit diesen ließen sich im Laufe von ein paar Tagen 6½ Francs ohne sonderliche Gefahr gewinnen. Wer vermag dann zu widerstehen? Das war der Köder für die kleinen Unterzeichner, für die größern aber

blieb immer der Gewinn noch anständig genug, denn er betrug den 15ten Theil oder ziemlich 7 Proc. dessen was sie zu deponiren hatten. Dennoch hat man Ursache von dem großen Resultat überrascht worden zu seyn. Für jene 2307 Mill. Francs mußten immerhin 231 Mill. Francs baar, wenn auch nur auf etliche Tage hinterlegt werden. Bei dem Anlehen vom 11 Jul. 1855 betrugen die Subscriptionen zwar 3652 Mill., allein damals sah man schon einem Ende des Krieges in der Krim entgegen, und jener Krieg blieb den Landesgränzen fern, störte auch die innere Production beinahe gar nicht. Zu verwundern bleibt immer diese flüssige Geldmasse für Kriegszwecke, denn diesseits des Rheines würde es ziemlich schwer halten ein ähnliches Börsenschauspiel in Scene zu setzen. Was wir aber an den Franzosen nicht geringschätzen dürfen, ist ihre große Sparsamkeit und ihr solider Geschäftsbetrieb, wovon dieser Vorrath an Baargeld Zeugniß abgibt. Gewiß ist sehr viel in Paris geschwindelt worden, aber noch ungleich mehr in Deutschland, von Oesterreich ganz zu schweigen. Die berüchtigten französischen Anstalten des Crédit Mobilier und des Crédit foncier halten sich in den heutigen schweren Zeiten immer noch hoch über Pari, während ihre Geschwister in Deutschland entweder bankrott oder auf dem Wege zur Liquidation sind. Der Franzose ist ein großer Sparer, er ist fleißig, er ist arbeitsam, er ist uns in allen diesen ökonomischen Eigenschaften überlegen, er ist aber auch viel vorsichtiger in seinen Geldgeschäften als wir, denn weder hat die letzte amerikanische Krisis in Frankreich Verheerungen wie in England oder in Hamburg angerichtet, noch hört man bis jetzt von dem Sturze großer Häuser. Darin unterschätze man den Gegner also nicht daß ihn der Kriegsaufwand in allzu große Verlegenheiten stürzen könne. An Geld zum Krieg führen hat es noch niemanden gefehlt, und sicherlich haben die Franzosen mehr wie wir.

Die Erfindung der Maulthierzucht.

A. Wagner behauptet in Schrebers Säugethieren VI. Theil, S. 185, daß die Geschichte uns weder den Namen des Mannes noch den des Volkes aufbewahrt habe, von welchem die Maulthierzucht ausgegangen sey. Er führt sodann tadelnd die unbegründete Meinung der Rabbinen an daß Ana, dessen Tochter Esau heirathete, ihr Erfinder gewesen sey. Von den Hebräern und ihren Stammvätern konnte auf keinen Fall die Zucht dieser Thiere ausgegangen seyn, weil sie zwar Esel, aber keine Pferde hielten, und außerdem es durch das Gesetz verboten war Thiere von verschiedener Art mit einander zu paaren. Erst als dieses Verbot in Vergessenheit kam, finden wir im alten Testament der Maulthiere Erwähnung gethan, und unter David sehen wir sie zum erstenmal benützt. Die Israeliten hatten also dieselben nicht eher als zu dieser Zeit von den benachbarten Völkern eingeführt, und dadurch auch dem Pferde Eingang verschafft, das unter Salomo bekanntlich in großer Menge aus den angränzenden Ländern eingebracht wurde. Dazumal war die Maulthierzucht nachweislich bereits über Persien und Kleinasien verbreitet, und wir werden also in einem von diesen beiden Ländern ihren Ursprung zu suchen haben. Keinen Anspruch auf Glaubwürdigkeit, wenigstens hinsichtlich des hohen Datums, kann Diodor machen, der behauptet daß schon Semiramis Anno 2000 v. Chr. Maulthiere als Zugvieh benützt habe, um Steine in ihr steinarmes Babylonien zu schaffen. Ohne allen Zweifel hat Diodor, wie so viele andere Nachrichten über die altpersische Geschichte, so auch diese Notiz aus Ktesias entlehnt, welcher, ob er gleich als Leibarzt Artaxerxes Mnemons leicht zuverlässige Erkundigungen hätte einziehen können, ein wahres Vergnügen daran gefunden hat seinen europäischen Lesern alberne Märchen aufzubinden. So viel aber ist aus glaubwürdigen griechischen und lateinischen Schriftstellern, sowie aus persepolitanischen und andern Bildwerken abzunehmen daß unter der Dynastie der Achämeniden in vielen Provinzen des großen Perserreiches die Zucht der Maulthiere sehr in Blüthe stand, und manche Völkerschaften einen Theil ihres Tributs dem Großkönig in Maulthieren abstatteten. An sich wäre es also wohl möglich anzunehmen daß die Zucht dieser Thiere von irgend einem barbarischen Volk jenseits des Euphrat erfunden worden sey; aber ein Zeugniß darüber geht uns ab, und im Gegentheil ist uns aufs bestimmteste überliefert daß in Kleinasien, und zwar in Mysien die Verbasterung von Pferdstute und Eselhengst zuerst aufgebracht worden ist. Davon hat mit klaren Worten der Jonier Anakreon gesungen (Fragm. 35 ed. Bergk), der hierüber doch wohl unterrichtet seyn konnte. Jedenfalls haben sich also zu seiner Zeit die Mysier dieser Erfindung gerühmt.

Mit dieser Notiz steht eine Stelle im zweiten Gesang der Ilias (V. 851 f.) im besten Einklang: „die Paphlagonier führte Pylaimenes an aus dem Stamme der Eneter, woher das Geschlecht rüstiger Maulthiere [kommt oder stammt].“ Ein alter Exegete Homers, Zenodot, rückt die Eneter nach Pontus zurück, und es ist immer noch besser als wenn andere die Stelle gar auf die Veneter in Oberitalien bezogen haben. Aber auch die Zurückschiebung der Maulthierzucht nach Pontus, und speciell in die Seestadt Amisos, wie jener Grammatiker wollte, ist unzuläßig; denn weder sind flache Küstenstriche überhaupt eine natürliche Stätte für diesen Zweig der Viehzucht, noch war gerade jene Gegend den Maulthieren günstig. Plinius bemerkt ausdrücklich, daß an der Küste des schwarzen Meeres wegen des rauhen Klima's die Esel nicht fortkommen. Also weiter in das Binnenland, in die Berge zurück haben wir die Wohnplätze derjenigen Eneter oder Veneter zu setzen, deren Maulthiere auf die Märkte der kleinasiatischen Hellenen kamen. Ehe sie nach Italien auswanderten, hatten sie in Asien ein Gebiet besessen, das im Süden an Kappadokien und im Westen an Mysien stieß, denn Bithynien und Galatien waren damals noch keine geographischen Begriffe. Von Kappadokien bezeugt Theophrast, daß es sich ebenfalls durch vorzügliche Maulthiere auszeichnete. Bekanntlich hat sich dasselbe Land in der römischen Kaiserzeit auch durch seine Pferdegestüte viel Geld und Ruhm erworben: besonders zur Jagd waren die kappadokischen Rosse von den Römern gesucht. So laufen denn von allen Seiten die Spuren alter blühender Maulthierzucht auf Einen Punkt Kleinasiens zusammen, nämlich auf das nordöstliche Phrygien, wo die Städte Midaeion, Pessinus und Ankyra lagen. Unwillkürlich wird man durch jeden dieser drei Namen an den Vater des Maulthiers, den Esel, erinnert. Midaeion, das noch zu Mysien ge-

rechnet werden konnte, verdankte seine Benennung dem uralten phrygischen König und Halbgott Midas, dessen Eselsohren weltbekannt geworden sind. Ankyra galt als seine Residenz und als einstige Hauptstadt des großen Reiches der phrygischen Nation. Pessinus war hochberühmt durch seine aus grauer Vorzeit datirende Verehrung Kybele's, der großen Göttermutter, die nach dem Volksglauben auf ihrem Löwenwagen über die phrygischen Berge fuhr. Hauptsächlich von dieser Stadt aus durchzogen ihre verrufenen Bettelpriester, die Gallen, nach allen Richtungen die alte Welt, stets ihren unvermeidlichen Esel mit sich führend, der freilich, obgleich priesterlichem Gebrauche geweiht, von den rohen Gesellen nicht zum besten behandelt zu werden pflegte. Phädrus schildert das unglückliche Loos eines solchen Thieres in folgenden Versen:

„Das Zeug zu tragen führten einen Esel einst,
Verschnittne Rheapriester überall mit sich.
Und als er vor Strapazen und vor Prügeln starb,
So zogen sie die Haut ihm ab zum Trommelfell.
Man fragte, wie es ihrem lieben Thiere denn ergangen sey?
Da gaben sie zur Antwort frech:
Der Esel meinte, wenn er stürbe, fänd' er Ruh;
Schau, auch im Tode kriegt er seine Prügel noch!“

In den heiligen Legenden von Midas also, wie im Gottesdienst der großen Bergmutter, spielt der Esel keine unbedeutende Rolle, was um so mehr auffällt, je weniger dieses Thier von andern Völkern des Alterthums der Verflechtung in religiöse Ideen und heilige Handlungen gewürdigt wurde. Eine Ausnahme scheint bloß das fabelhafte Volk der Hyperboreer gemacht zu haben, von denen Pindar singt, daß sie dem Apollon Eselsopfer darbringen: allein wer weiß ob er damit nicht gerade einen Stamm im nördlichen Kleinasien gemeint hat? Nicht bloß der Esel, sondern auch das Maulthier selbst tritt auf im Dionysoscult, der ebenfalls in diesen Gegenden seine Urheimath gehabt haben dürfte. Ohne hier diesen Satz des nähern begründen zu wollen, erinnere ich nur an die Ansicht namhafter Naturforscher, daß eben in jener Region das Vaterland des Weinstocks zu suchen ist, zwischen Kaukasus, Ararat und Tauros. Eine Masse alterthümlicher Thonvasen, die zum guten Theil kleinasiatischen Fabriken entstammen, zeigen das Maulthier in bacchischen Scenen: bald reiten Dionysos oder andere Götter, bald Satyrn, bald ganz oder halbnackte Bacchantinnen auf diesem Thier; kurz man sieht daß bei den in Kleinasien mit großem Pomp gefeierten Dionysosfesten das Maulthier nicht fehlen durfte. Bedenken wir noch daß auch der Dithyrambos eine mysische Erfindung seyn soll, so reimt sich alles vortrefflich zusammen: ältester Bacchosdienst, Erfindung der Dithyramben und Erfindung der Maulthierzucht. Endlich dürfen wir nicht übergehen, daß die in jenem Theile Kleinasiens ganz besonders hochgehaltene Mondgöttin mit einem Maulthierzwiegespann fuhr, nach der Erklärung von Festus deßhalb, weil sie eben so unfruchtbar sey als das Maulthier; ich aber glaube deßwegen, weil Löwen- und Panthergespann schon für Kybele und Bacchos vergeben war, und das drittedelste Thier des westlichen Kleinasiens, das Maulthier, sich für die erhabene, auch auf dem Gebirge waltende Göttin Selene ganz vorzüglich schickte. Auch fährt diese Göttin, die in jenen Gegenden für nichts weniger als unfruchtbar angesehen wurde, abwechslungsweise selbst mit Stieren, und diese werden sich doch nicht als Symbole der Unfruchtbarkeit auffassen lassen.

Ich glaube daß das Maulthier erst später in Cultus und Glauben verflochten wurde, aber jedenfalls stund der Esel schon seit frühester Zeit in besonders naher Beziehung zu den Hauptgöttern des nördlichen Kleinasiens; darum ward ihm hier ausnehmend sorgfältige Pflege zu Theil, und es ist kein Zufall daß gerade da die Maulthierzucht erfunden wurde. Auch mußte für jenen bergigen und zugleich milden Landstrich, Nordphrygien und seine Gränzgebiete, das Maulthier ganz besonders geeignet seyn, und außerdem bot sich eben hier, wo der Onager von jeher heerdenweise die benachbarten Hochebenen durchstreifte, die beste Gelegenheit Maulthiere der schönsten Rasse zu erzielen, denn Plinius, Petronius und Seneca geben an, daß die von Wildeseln belegten Stuten die feinsten Maulthiere gebären.

Aus jenen phrygischen Gebirgslandschaften mag auch die äsopische Fabel vom Löwen und Wildesel stammen, wo beide mit einander jagen, der Löwe aber alle drei Portionen der zum Schein vertheilten Beute sich zueignet. Denn nicht nur war Aesop aus Phrygien gebürtig, sondern dort hauste auch in Wirklichkeit das ganze Alterthum hindurch ungestört der Löwe, der großen Bergmutter heiliges Thier.

Schwerlich hat sich in einem andern Lande die Maulthierzucht durch alle Stürme der Jahrhunderte hindurch so constant in gutem Zustande erhalten, wie dieß in Kleinasien der Fall war, dessen Natur ganz außerordentlich diesen Zweig der Landwirthschaft begünstigt wie noch heutzutage die Nomadenstämme der Euruquen mit vielen Maulthieren die Halbinsel durchschweifen, so haben sich auch im tiefen Mittelalter die Kreuzfahrer über die Menge der dortigen Maulthiere gewundert, und um noch einen Schritt weiter zurückzugehen, auch aus der byzantinischen Zeit haben wir Spuren daß Kleinasien damals gute Maulthiere producirt hat.

Aus diesem allem wird man schließen dürfen daß jene Worte Anakreons mehr Glauben und Beachtung verdienen, als ihnen bisher die Naturforscher haben zu Theil werden lassen.

Reiseskizzen aus Epirus aus dem Jahr 1858.

(Von Dr. A. S.)

2. Janina.

Wer gedenkt nicht bei Nennung Janina's jenes berüchtigten Ali Pascha von Tebelen, unter dessen blutigem Joche Epirus jahrelang zu seufzen hatte, bis er arglistigem Verrathe als ein wohlverdientes Opfer fiel! Von allen seinen Werken sind fast nichts als Ruinen übrig geblieben, nur sein Andenken steht noch in frischer Erinnerung und wird in Epirus fortleben von Generation zu Generation. Der Epirote — sowohl Christ als Mohammedaner — verwünscht und segnet dasselbe; er erinnert sich schmerzlich Ali's Grausamkeiten und Bedrückungen, thut sich aber zugleich auch nicht wenig zu gute auf des Satrapen ruhmvolle Thaten, seine Energie, seine Freigebigkeit gegen Arme — kurz jene Zeit hält er gleichsam als eine Epoche nationalen Ruhmes. Doch wir haben hier

keineswegs im Sinne eine Biographie des berühmten Ali zu liefern, noch auf die ältere Geschichte Janina's einzugehen, die Pouqueville und in neuester Zeit Aravantinos (Χρονογραφία τῆς Ἠπείρου. Athen 1857) fast erschöpft haben. Es möge hier nur des heutigen Janina erwähnt werden, wo die Civilisation auch nicht versäumt hat mit der Zeit langsame Einkehr zu halten.

Die Stadt Janina (Joannina) liegt in einem acht Stunden langen und 1½ — 2 Stunden breiten Thale und wird von dem See gleichen Namens bespült. Seine Umgebung ist, mit Ausnahme des westlichen Seeufers, im ganzen sehr kahl und traurig, namentlich gilt dieß von dem schroff in den See abfallenden Ausläufer des Pindus, dem Mitschkéli. Kalkformation ist durchaus vorherrschend. Janina bildet die Hauptstadt von Epirus und ist der Sitz des Generalgouverneurs dieses Ejalets, das sich vom Meerbusen von Arta bis nach Berat erstreckt. Seine Bevölkerung beläuft sich nach einer Zählung vom Jahre 1851 auf ungefähr 26,000 Einwohner, wovon 15,000 auf die Griechen (mit Einschluß der Fremden, die größtentheils nur aus Corfioten und Hellenen bestehen), 8500 auf die Türken, und 2500 auf die Juden fallen. Die griechische Sprache, gemischt mit vielen türkischen und zum Theil auch albanesischen Wörtern, ist durchaus vorherrschend und zwar in dem Grade daß sich die hier ansässigen Türken derselben als Umgangssprache bedienen und ihre Muttersprache kaum verstehen.

Die christliche Bevölkerung besitzt sieben Kirchen, von welchen diejenigen zur heil. Katharina und zum heil. Nikolaus die bedeutendsten sind. Ihr Inneres ist wenig ansprechend, haarsträubende Darstellungen aus dem letzten Gerichte, eine Unzahl grobgemalter Bilder von Heiligen und Martyrern der griechischen Kirche bedecken ihre Wände; der darin aufgeführte Gottesdienst wird den Fremden — um mich so gelind als möglich auszudrücken — ebenfalls sehr wenig erbauen. Beförderner als dieser für die wahre Religion und die moralische Entwicklung des epirotischen Volkes wirkt die durch die Großmuth der Gebrüder Sosima und H. Kaplan begründete Gemeindeschule, in Verbindung mit einem Gymnasium. Dasselbe besitzt ein kleines physikalisches Cabinet, eine artige Bibliothek und zählt über 120 Schüler mit 7 Lehrern, die in den alten und neuern Sprachen, den Naturwissenschaften rc. Unterricht ertheilen. Trotz dem Eulengeschrei einer gewissen Partei, die wir ja auch im civilisirten Europa noch dann und wann bemerken, gedeiht die Schule unter der umsichtigen Leitung ihres Directors Hrn. Anastasios Sakellarios sichtlich und wird in Epirus immer mehr zu einer wohlthätigen Pflanzstätte der Cultur.

Von den achtzehn Moscheen stehen unter den Mohammedanern diejenigen von Namasgiah und Aslan-Pascha-Dschamisi in besonderer Verehrung. In letzterer wird Ende Ramasans den Gläubigen eine muselmanische Reliquie vorgezeigt, nämlich ein Barthaar (sakal scherif) des Propheten. Sehenswerther für den Ungläubigen ist jene Moschee, die sich neben dem Serai befindet, sowohl wegen ihrer hübschen Lage, als weil der Rumpf Ali Pascha's neben ihr begraben liegt — der Kopf weilt in den Palästen der Sultane an den Ufern der Propontis. Die Juden besitzen ebenfalls für ihren Gottesdienst zwei Synagogen.

Von andern öffentlichen Gebäuden erwähne ich noch der hübschen Caserne, in welcher fortwährend 1—2 Bataillone türkischer Infanterie in Garnison liegen. Aus den Zeiten Ali Pascha's herrührend steht nur noch das sogenannte Demir-Kulé (Eisenschloß) — eine schöne Ruine, und die auf einer felsigen Landzunge erbaute Festung, die aber bei gänzlicher Vernachlässigung von Seite der türkischen Behörden in traurigsten Zustand verfallen ist. In derselben sind der, von dem Provinzialgouverneur (Wali-Pascha) bewohnte, baufällige Serai, das Criminalgefängniß und zwei kleinere Casernen für Cavallerie und Kanoniere gelegen.

Europäische Consuln befinden sich in Janina fünf (von denselben Staaten wie in Préwésa). Was ich dort von ihnen gesagt, gilt in noch höherm Grade hier, wo ein einfältiger Bischof und intrigante reiche Archonten die Sphäre ihrer goldenen diplomatischen Thätigkeit erweitern. — Der Bazar der Stadt ist mit allen inländischen und europäischen Producten wohl versorgt, wenn schon die dunkeln Holzbuden nicht gerade darnach aussehen. Für den Unterhalt der Reisenden existiren zahlreiche und nach Handelsbegriffen sehr comfortable Chans — man erwarte aber in denselben nichts anderes, als ein unreines Zimmer und eine schmutzige Strohmatte. Meistens werden die Häuser von der Straße durch, von hohen Mauern eingefaßte Baumgärten getrennt, die mit Feigen-, Quitten-, Mandeln-, Pflaumen- und vorzüglich Maulbeerbäumen bepflanzt sind [1] und in den heißen Sommermonaten erfrischenden Schatten spenden.

Die Straßen der Stadt sind, im Vergleich mit andern türkischen Orten, breit und reinlich gehalten und bieten besonders an Wochenmärkten dem Fremden welcher zum erstenmal den Orient betritt, ein ungemein interessantes und belebtes Bild. Hier stolziren, Kampfhähnen gleich, in blendend weißer oder vor Schmutz aschgrauer Fustanella, mit umgeworfener Flokate, den Gürtel gespickt mit Waffen und auf der Schulter die lange Flinte, einige Albanesen umher; dort zieht ein schmutzig gekleideter wildaussehender Bauer, einige Pferdeladungen Holz zum Verkaufe bietend, keine Aufmerksamkeit auf sich, während seine kleine Ehehälfte, die Spindel in der Hand und fleißig zwirnend, in jener Bude um eine Wachskerze feilscht. Dort kömmt ein Trupp gigantischer unförmlicher Gänse einhergewackelt — doch wehe der abscheulichen Täuschung — es sind ja türkische Damen. Da spaziert gravitätisch, auf dem Haupte den hohen fränkischen Cylinder, der weisheitserfüllte Sohn Aesculaps; in seinem Rücken zanken sich zwei Söhne Israels herum, der eine in prächtig hochrother englischer Soldatenuniform und zerlumpten Hosen bis auf die Knie, der andere mit Fetzen angethan, deren jede Tracht des Orients und Occidents ihren Tribut bezahlt hat. In jener Gasse erscheint, von einer Garde alter häßlicher Weiber umgeben, ein bildschönes griechisches Mädchen, dessen Reize noch größer wären, wenn ihr nicht die Schminke fingerdick auf der Wange läge. Hier durchbricht die Menge, hoch zu Pferde, nach links und rechts gnädig grüßend, der türkische Effendi, gefolgt von einem Schwarme von Dienern und Pfeifenträgern. In jener Ecke lispelt eine Matrone, verdächtigen Aussehens, jungen Leuten geheimnißvolle Worte zu; dort huscht leichtfüßig ein elegantes Herrchen von Bude zu Bude, Intriguen spinnend und die Chronique scandaleuse des verflossenen Tages erbeutend, während unter jener Hausthüre der langgebärtete Papas für einige Paras den Segen und die Gnade des Himmels im Stillen herabkreischt. Kurz das Auge wird nicht müde im Betrachten dieser abwechselnden Scene, der bunten Verschiedenartigkeit der Trachten.

[1] Oelbäume von ziemlich großem Umfange sieht man bei mehreren reichen Häusern und Klöstern. Das etwas rauhe Klima von Janina, nicht selten eintretende kalte Winter, scheinen aber ihrer Cultur nicht günstig zu seyn.

Was die Bevölkerung Janina's anbelangt (die Einwohner nenne sich selbst Genneoten), so besteht sie, wie schon oben bemerkt, zum größten Theile aus Griechen. Europäische Sitten, Cultur und Kleidung finden unter ihnen von Jahr zu Jahr mehr Eingang. Aber es herrscht zugleich auch eine Sittenlosigkeit, namentlich unter dem weiblichen Geschlechte, die kaum ihres Gleichen in den größern Städten Europa's findet; dieß hindert jedoch keineswegs daß der Janiote, was Religionssachen anbetrifft, ungemein bigott ist; die 180 Fast- und die nicht endenwollenden Feiertage werden mit einer unbegreiflichen Strenge gehalten. Die hiesigen Türken, zum Theil von griechischem Blut und griechischem Geist durchdrungen, sind aufgeweckter, aber auch moralisch verdorbener als irgendwo im Orient, und haben, nachdem sie seiner Zeit von den Consuln einige derbe Lectionen erhalten, gar vieles von ihren Vorurtheilen und ihrem Fanatismus fallen gelassen.

Der Janiote, wie überhaupt jeder Epirote, ist ein geborner Handelsmann, unternehmend und ungemein genügsam. Verschlagenheit, Schlauheit, Betrug und das alte Erbtheil seiner Väter — Intriguensucht, bringt er schon aus dem Mutterleib mit sich. Während sich in Janina die griechische Mittelclasse mit philhellenischen Ideen herumträgt, sich aber zur Zeit der letzten Insurrection von 1854 wohl gescheut hat der Freiheit andere Opfer als schöne Worte darzubringen, sind die reichern Stände denselben durchgängig feindlich. Ihre materiellen Interessen sind zu sehr mit der Existenz der Türkenherrschaft verbunden, als daß in ihnen auch nur der leiseste Wunsch zu ihrem Aufhören auftauchen könnte. Von einheimischen Erwerbszweigen sind nur die Gerberei und die Seidenzucht nennenswerth; bei etwas mehr Unternehmungsgeist, größerem Fleiß und Sorgfalt in der Behandlung der Raupen, könnte dieselbe auf eine blühende Stufe gebracht werden — bis jetzt reicht sie nicht einmal zum Bedarf des Platzes aus. Das Klima Janina's ist im ganzen ziemlich gesund und mild — in manchen Jahren herrschen aber im Herbst starke Wechselfieberendemien.

Die epirotische Hauptstadt besitzt drei directe Handelswege, die sie in Verbindung mit dem Meer setzen, nämlich nach Préwésa (19 Stunden), nach der Rhede von Sayadès (19 Stunden) und nach Arta, resp. seinem Landungsplatz Salahora (13½ Stunden). Bei dem abscheulichen Zustande der zwei erstern werden sie nur zum Transport von leichtern Gegenständen benutzt, während die schwerern Waaren (Colonialwaaren, Manufacturwaaren, Metalle rc.), meist ihren Weg über das nahe gelegene Arta nehmen. Den stärksten Import liefert England; in zweiter Linie kommt Oesterreich und in dritter die kleine gewerbreiche Schweiz (indirect über Triest).

Von kleinern Ausflügen in die Umgebung Janina's erwähne ich eine Excursion nach dem 1½ Stunden nordwestlich gelegenen und mit cyklopischem Mauerwerk gekrönten Hügel von Gardiki; nach dem am südöstlichen See-Ufer sich erhebenden Hügel von Gastritza, auf welchem das alte Taubenorakel von Dodona gelegen haben soll und von dessen Ruinen Hr. Sch. im vorigen Jahrgange des Auslandes eine kleine Beschreibung gegeben hat.

Die Insel, fast vis-à-vis der Festung gelegen, erreicht man nach einer halbstündigen Kahnfahrt. Sie wird von einem kahlen, ungefähr eine halbe Stunde im Umfang messenden Hügel gebildet, an dessen nördlichem Ende ein kleines, unter Bäumen verborgenes Dörfchen steht; dieß ist in den Sommermonaten der Erholungsort der fashionablen Städter, aber auch die untere Classe läßt sich an Feiertagen die herrlichen Aalfische und den bittersauern Wein im kühlen Schatten der Platanen schmecken. Die Spitze des Hügels krönt ein halbzerfallenes Kirchlein, von welchem aus man eine hübsche Aussicht über die Stadt und den ganzen See genießt. Nicht weniger als sieben Klöster haben auf diesem winzigen Erdenfleck ihren faulen Sitz aufgeschlagen. Unter ihnen sind die von Eleusa und Panteleimon die bedeutendsten, und das letztere hat besonders dadurch eine eigene Berühmtheit erlangt, weil in ihm Ali Pascha den verdienten Tod fand. Den Versprechungen des großherrlichen Vezirs nicht ganz trauend, hatte er sich aus der Festung hieher geflüchtet — seine Stunde war aber gekommen und die verrätherische Kugel erreichte ihn. Noch jetzt wird dem Reisenden das Zimmer gezeigt, in welchem die blutige Katastrophe stattfand. Auf der Rückkehr nach der Stadt berührt man gewöhnlich noch die mächtige Quelle, [1] die am gegenüberliegenden Ufer dem Fuß des Mitschkéli entströmt, und weidet sich an den herrlichen Farben, in denen der Pindus, von den Strahlen der untergehenden Sonne vergoldet, spielt.

Die Ersteigung der zwei Spitzen des steil und schroff aus dem nordöstlichen See-Ufer sich erhebenden Mitschkéli (etwa 3000' über dem Meeresniveau) ist ebenso beschwerlich als wenig lohnend.

Italienische Klöster.

(Von A. St.)

1. In Trifulti.

Am Portal empfieng uns ein Pater in Weiß, mit langem Bart, den Scheitel des vollständig rasirten Hauptes mit einem knapp anliegenden gestrickten Mützchen von ebenfalls weißer Farbe bedeckt. Er ließ uns alsbald mit Mann und Maus ein; allen — Signori, Eseltreiber und Esel — wurde das beanspruchte Nachtquartier, noch ehe der Prior gefragt war, factisch dadurch gewährleistet daß jeder alsbald seinen Ruheplatz angewiesen erhielt, die Esel nebst menschlichem Zubehör in dem Flügel den wir zunächst vor uns hatten und in den wir eintraten, wir selbst in dem andern gegenüberliegenden Flügel, welcher die Forestieria enthielt. Es war uns äußerst wohlthätig daß wir uns geborgen fühlen konnten; mit großer Behaglichkeit hörten wir wie die Thür des Klosters, das uns Schutz angedeihen lassen wollte, sich hinter uns schloß, und wie die Hufe unserer Thiere auf dem breiten gepflasterten Weg klapperten, der in einiger Senkung zum Vorhof der Hauptgebäulichkeiten hinabführte. Der Prior war nicht mehr zu sprechen, ein weltlicher Diener, der Forestieriario, übernahm es für uns zu sorgen. Er brachte uns in ein geräumiges Zimmer des oben erwähnten Flügels, in diesem sollten wir Cena halten; nebenan befand sich das Nachtquartier der Fremden, eigenthümlich eingerichtet, wenn der Ver-

[1] Sie heißt Trapadua, und dieser Name ist noch ein Ueberbleibsel der früheren Bulgarenherrschaft; denn Trapadua ist eine Verstümmlung des slavischen Dobra voda („gutes Wasser“).

gleich nicht zu despectirlich klingt, so möchte ich sagen, stallartig: ein großer oblonger Raum war querdurch mittelst dreier Wände, vor denen her an der Fensterwand noch ein Gang frei blieb, in vier Abtheilungen getheilt; in jeder derselben stand ein kolossales Bett, so breit als ich lang war, und so hoch daß es ohne Stuhl nicht erklettert werden konnte; jede Abtheilung schloß ein in Ringen laufender Vorhang. Am Abendessen nahmen außer uns noch Theil zwei Spanier und ein Römer, mit denen aber eine Unterhaltung nicht zu Stande kam; sie zogen sich bald zurück. Unsere Kost waren wieder Macaroni und Eierkuchen, danach Fisch, Salat und Wein. Als der Tisch abgeräumt war, begann Laprie seine allabendliche Journalführung, deren Quintessenz es dießmal war die gehabten Reisebeschwerden aufzuzählen, an welchen sich die fernere anreihte, daß neben uns einer der Spanier laut zu schnarchen begann und sich weder durch unser Lachen noch durch unser Pfeifen irre machen ließ; unsere gemeinsamen Versuche bewirkten nur, wenn sie von Zeit zu Zeit mit aller Anstrengung erneuert wurden, ein Uebergehen in eine andere Tonart, oder wie der Vicerector es ausdrückte: „il rusatore cambia soltanto i registri" (der Schnarcher wechselt nur die Register). Das beste war dem Schlafenden im Schlafe Gesellschaft zu leisten, und der Entschluß hiezu wurde mir ebenso leicht als die Ausführung. Dem Abbé aber fiel die letztere sehr schwer, er behauptete wenigstens andern Morgens, die Nacht über — gequält von Nicolaischen Thieren — kein Auge geschlossen zu haben, und verlangte ein anderes Zimmer, angeblich weil das seinige ihm zu dunkel sey um mit Bequemlichkeit schreiben zu können, doch man erklärte es gebe kein helleres, und Laprie mußte ausharren. Ich half ihm aus der Noth mit dem persischen Insectenpulver welches ich bei mir führte, aber selber, vielleicht zufolge besonders glücklicher Constitution, niemals zu gebrauchen mich veranlaßt sah. Mein Gefährte war außer sich vor Freuden über die wirkliche oder vermeintliche Kraft des Pulvers; die folgende Nacht schlief er unangefochten und verehrte mir in überschwänglicher Dankbarkeit eines der beiden Dintenfäßchen, die sein Etui enthielt.

Einen längern Aufenthalt in Trisulti als den während der Nacht und während einiger Morgenstunden hielten wir anfangs nicht für nöthig; aber eingezogene Erkundigungen ergaben daß wir bis Subjaco einer angestrengten vollen Tagreise bedürften, und daß auf dem Wege dahin kein anderer Ort läge in welchem wir Nachtruhe machen könnten. Es war deßhalb erforderlich, von Trisulti am frühen Morgen aufzubrechen, und diese Nothwendigkeit hatte die weitere im Gefolge daß wir, wenn wir etwas vom Kloster und Umgegend, wie unsere Absicht war, sehen wollten, noch einen vollen Tag und eine Nacht blieben. Laprie machte mir dieß begreiflich mit dem Zusatze, es müsse auch für mich interessant seyn Notizen über Trisulti zu sammeln, und soviel ich konnte, habe ich dieß gethan.

Kaum 200 Schritt von Trisulti, zur Rechten des Weges auf welchem wir angekommen waren, liegen hohe Mauerreste eines Gebäudes, das uns in der Abenddämmerung zwischen dem Gesträuch und zwischen den Gesteinen des Berges verborgen geblieben war. Es sind die Ruinen des alten Benedictinerconvents, der dem heiligen Domenico di Cucullo geweiht war. In dessen Biographie von Tosti sollen sich historische Bemerkungen über diesen Convent und auch über die Certosa zu Trisulti finden; ich habe die Schrift nicht erhalten können, und erfuhr nur daß sich die Benedictiner von San Domenico im Lauf des 13ten Jahrhunderts in Karthäuser verwandelt haben, welche mit der Ordensregel auch die Zellen wechselten, und das Stammkloster verlassend zu jener Zeit die Gebäulichkeiten der jetzigen Karthause schufen. Die Kirche in letzterer ist dem heiligen Bruno geweiht, dem Stifter des Karthäuserordens, der als Canonicus zu Köln und zu Rheims der Welt im J. 1086 entsagte, und mit sechs Gleichgesinnten beim Bischof von Grenoble eine Stätte sich erbat, wohin er sich zurückziehen könnte; er erhielt die von jener Stadt 6 Stunden entfernte Einöde, la Chartreuse genannt, als Aufenthaltsort angewiesen. Hier bauten sich die Sieben jeder eine Hütte und lebten als strenge Eremiten ohne bestimmte Gesetze. Dadurch, daß Papst Urban II seinen Lehrer Bruno nach Rom rief, und dieser eine zweite Karthause zu Torre in Calabrien, so wie später eine dritte in nämlicher Gegend gründete (wo er 1101 starb), kam sein Orden nach Italien. Eine eigentliche Regel wurde erst in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts festgesetzt; sie erlitt später mehrfache Veränderungen, aber blieb der Hauptsache nach den von Bruno geübten Gewohnheiten treu. Wenn die Karthäuser auch sich in gemeinsamen Klöstern vereinten, so lebten sie doch in diesen Klöstern möglichst getrennt, ja jeder hatte seine Zelle mit zugehörigem Kämmerchen und Gärtchen, die er nur zum Gebet und Gesang in der Kirche verließ; selbst das Essen bekommt jeder abgesondert. Stillschweigen und Fasten sind Hauptgebote, letzteres wird so streng gehandhabt, daß Fleisch niemals gereicht wird, denn der Orden ist ein Pönitenzorden, und deßhalb rasiren sich zum äußerlichen Zeichen die Mönche alle zwei Monate das Haupthaar. Ihr Oberer heißt Padre Priore, dessen Vertreter Padre Vicario; ihnen zur Seite steht als Verwalter des weltlichen Vermögens und als Haushalter des Klosters, namentlich auch bezüglich der Gäste, der Padre Procuratore. Die Zahl der Brüder im einzelnen Convent soll nicht dreizehn überschreiten; von ihnen scharf geschieden in ihren Rechten und Pflichten sind die Laienbrüder, denen die niedrigsten und anstrengendsten Dienste in stummer Demuth obliegen. Kasteiungen sind zwar verboten, aber Erholungen auch nur in sehr beschränktem Maße erlaubt, Spiel und Scherz sollen gar nicht stattfinden, und Spaziergänge nur in bestimmtem Umkreis des Klosters. Zur Zeit seiner Blüthe mag der Orden einige fünfzig Karthäuser gezählt haben; die nennenswerthesten in Italien sind die bei Pavia, bei Florenz, zu Neapel und zu Trisulti.

Wir wurden im Kloster umhergeführt, nachdem wir den üblichen schwarzen Kaffee in Gesellschaft eines neapolitanischen Malers eingenommen hatten, der zur Ausbesserung von Kirchengemälden von den Mönchen berufen war.

Der Hauptsache nach bilden die Klostergebäulichkeiten ein Gevierte. Die Klosterpforte befindet sich in der Mitte des Flügels, welcher albergo degli operaj heißt, weil er zur Aufnahme von Arbeitern und Tagelöhnern dient, woneben er die Stallungen enthält. Ein Durchgang führt quer durch den Flügel, an diesen schließt sich im Hofraum der Weg an, welcher auf die Forestieria stößt. Links von diesem Weg liegt der Garten der Pharmacie, und dahinter diese selbst, beides reinlich und geordnet; vier Laienbrüder mit langen Bärten, welche sie zum Unterschied von den Mönchen tragen müssen, gaben die Gärtner und Apotheker zugleich ab; auf der Ladenbank standen zur Zierde zwei hohe Wachsblumenbouquets unter gewaltigen Glasstülpen, und an der buntbemalten Decke spielte zwischen den Drachen Centauren und Sphinxen, die sich in den Arabesken umschlangen, freundlich die Sonne. In dem Vorzimmer vor der eigentlichen Apotheke waren an den Wänden verschiedene Karten und Pläne angebracht, so von Rom, London und

Paris. Zu der Apotheke gehört ein geräumiges Laboratorium; in diesem war ein Laienbruder damit beschäftigt Mandeln in Syrup zu rösten. Der schwarze lange Bart und die schwarzen Brauen des jugendlichschönen Italieners bildeten einen wunderlichen Contrast gegen die weiße Kleidung und den bis auf die Haut rasirten Kopf, dessen oberer Theil, soweit er mit Haaren bedeckt war, in schwärzlich grauer Färbung gegen das gesunde Roth des Gesichts scharf linirt sich absetzte. Der Apotheke genüber liegt eine Art Gemüsegarten mit Sellerie, Ricinus und Kohl; über zwanzig Bienenstöcke liefern Honig und Wachs für das Kloster, dicht neben ihnen befindet sich eine höchst einfache Anstalt zur Wachsbereitung. Zugleich sammelt sich in einem Reservoir des Gemüsegartens das Wasser eines nahen durchsichtigen Baches, welcher die Klostermühle speist, zu der man rechts vom obengenannten Weg eintritt. Kornspeicher, Mühle und Bäckerei sind übereinander in den drei Stockwerken des nämlichen Gebäudes vertheilt, und jedes derselben mit dem darunter liegenden durch eine Oeffnung im Boden verbunden, aus welcher vom Oberstock das Getreide zum Mahlen in den Mittelstock, und dann weiter das Mehl zum Verbacken in den Unterstock hinabgeschüttet wird. Der Bäcker zeigt dem Müller, und dieser dem Aufseher des Getreides durch Ziehen einer Schelle an daß er neues Material zur Verarbeitung aus den obern Räumen bedarf. Das Mehl ergießt sich aus der Mühle durch eine hölzerne Röhre in eine hohle, mit Leinen überspannte Walze, Frullone genannt, welche vermöge eines angebrachten Uhrwerks sich dreht, und zu gleicher Zeit feines, mittelfeines und gröberes Mehl ausscheidet. Zwei Backöfen liefern den Bedarf für das Kloster. An die Forestieria, aus deren Fenstern ich in den Garten der Apotheke sah, stößt die Kirche, und zwar so daß deren eine Langseite die Fortsetzung der Wand der Forestieria ist, und die Façade sich nach dem Hofraum zuwendet, welcher sich vor der Mühle ausdehnt. Aeußerlich erscheint die Kirche ohne alle Auszeichnung, sie soll auch innerlich prunklos seyn, wie es Gebot für die Karthäuser ist; ich selber konnte mich davon nicht überzeugen, denn einmal suchte man mich vom Eintritt abzuhalten, weil die Mönche gerade darin zum gemeinsamen Gebet versammelt waren, und zwei anderemale gegen Mittag und früh Morgens fand ich die Thüre verschlossen. Im ganzen haben fünfunddreißig Personen im Kloster ihren Aufenthalt, davon sind nur sechs oder sieben wirkliche Mönche. Die Novizen dürfen sich je nach Belieben in Schwarz oder Weiß kleiden, alle übrigen müssen die letztere Farbe tragen. Anstatt des Priors empfieng uns der Vicar, ein wohlwollend blickender schwarzer Italiener in den dreißiger Jahren, neben ihm stand ein Savoyarde von Geburt, der bereits im dritten Decennium seine Heimath verlassen hatte und zwar sich freute von Laprie die Laute seiner Muttersprache wieder zu hören, aber doch gestand es falle ihm sehr schwer sich anders als im Italienischen auszudrücken. Die Wohnung des Vicars bestand aus mehrern Zimmern an einander; in demjenigen worin wir waren, sah ich von Möbeln nichts als einen Schreibtisch, ein paar Holzstühle und eine Repositur mit Schweinslederbänden besetzt. Aus dem Vorzimmer trat man in eine offene Verandah, die nach rechts und links vor der Wohnung des Vicars sich ausdehnte. Ein paar Stufen führten hinab zum zugehörigen Gärtchen, das an der einen Seite von der Verandah, an den drei andern, so daß es ein Quadrat bildete, von Mauern über Menschenhöhe umschlossen wird. In der Mitte plätschert ein kleiner Springbrunnen, und um diesen herum stehen auf kunstlosen Beeten, so wie es ihnen gerade beliebt hat zu wachsen, Weinstöcke, Klatschrosen, Georginen und Fuchsschwanz. Gleich hinter der Gartenmauer fällt der Berg ab in das Thal, welches wir, ehe wir Trisulti erreichten, durchschritten hatten; man sieht aber nicht in dieses hinein, sondern es steigen als Hintergrund über der Mauer die gegenüberliegenden mächtigen Bergwände auf. Diese Berge, dieses Gärtchen und diese Zelle sind für den Karthäuser seine Welt; außer ihm lebt darin nur das sprudelnde Wasser und die zwitschernden Kanarienvögel oder Stieglitze, welche sich, gleich ihrem Herrn eingekerkert, die Freude genügen lassen müssen, die ihnen Luft und Licht und zuweilen ein heiterer Sonnenstrahl in die Verandah bringen. Als wir an deren Brüstung standen und ins Gebirge schauten, wollte der Vicar wissen ob es in unserer Heimath anders aussehe; er konnte sich nicht genug wundern daß in meinem engern Vaterlande der bedeutendste Berg kaum eine Höhe von dreitausend Fuß erreiche, und daß ich von der Schweiz als von einem Gebirgsland sprach, während er sich die letztere gerade als ein Land voll weiter Thäler und blumiger Wiesen gedacht hatte.

Die Einrichtung eines jeden Mönchs ist wie die des Vicars; aus der Verandah sah man über die Gartenmauer rechts und links in die Giardinetti der Nachbarn, aber einen Verkehr mit ihnen hinderte die Höhe der Mauern. Alle Springbrünnchen wurden gespeist aus dem obenerwähnten Reservoir; dieses nährt auch die größere Fontäne, welche im Hof rauscht und die einzige fortdauernde Unterbrechung des tiefen Schweigens im Kloster ist. Aus demselben Bache welcher das Reservoir bildet, fließt auch ein in der Küche befindlicher Brunnen eiskalten Wassers, in welchem Trog die Fische frisch erhalten werden, die von Gaëta oder aus dem Meer, oder östlich aus dem Lago Fucino in Massen bezogen werden. Sie bilden das Hauptnahrungsmittel der Mönche von Trisulti und ersetzen ihnen das Fleisch. Auf dem Boden der Küche waren die Sprößlinge von Meer und See, wie auf dem neapolitanischen Fischmarkte, ausgebreitet; es fehlte auch nicht viel von dem dort herrschenden penetranten Geruche, welcher Leute mit feinen Nerven lehrt nicht ohne zugehaltene Nase zu passiren. Die Köche dagegen schienen sich beim Entschuppen, beim Zerschneiden und Ausnehmen der Thiere sehr behaglich zu fühlen; wenigstens leuchteten aus den Kutten gutmüthige, wohlgenährte Gesichter voller Zufriedenheit. Ich habe nirgends so durchgängig gesunde Menschen wie in Trisulti gesehen; aber nirgend hat sich auch so sehr der Gedanke mir aufgedrängt daß die Mönche Leute sind denen jeder Lebensnerv abgeschnitten ist — den Klosterinsassen wird die Speise durch eine fensterartige Luke, wie Gefangenen, in die Celle geschoben. In einer viereckigen Wandöffnung befindet sich nämlich ein senkrecht durchgetheilter Holzcylinder, der oben und unten mit einem Zapfen in die Wand eingefügt ist, und um diesen sich dreht. Auf den Boden des Cylinders, wenn derselbe seine offene Seite nach außen kehrt, werden die Speisen gesetzt und dann durch eine halbe Umdrehung um die Achse dem Mönch zugeführt. Wir drei aßen gemeinsam auf unserm Zimmer. Bei den drei Mahlzeiten, die ich mitmachte, trug es uns fünfmal Fische; dieselben kamen regelmäßig als zwei Gänge; einmal bestand unser Pranzo aus dicker Suppe von Kürbiß- und Liebesäpfelstücken, untermischt mit gebackenen Weißbrodschnitten, dann kamen abgesottene Süßwasser- und Seefische zur Auswahl, und hierauf als weitere Schüssel dieselben Fischsorten, aber gebraten und mit Syrup begossen. Der Wein war herb und hatte eine Farbe, von der man nicht wußte ob es roth oder weiß seyn sollte. Vormittags war ich damit beschäftigt gewesen ein wenig das Kloster abzuzeichnen. Ich suchte mir einen Platz aus wo ich es am besten übersehen konnte, und

fand solchen jenseits eines nahen Thaleinschnittes, der rechtwinkelig auf das Hauptthal stieß. Von hier aus sah man das ganze Kloster wie auf einem Bergvorsprung hervortreten. Von der äußeren Mauer herab senkte sich felsiger Boden bis in die Tiefe an den Bach; um mich hatte ich Eichenwaldung, duftende Kräuter, und vielfaches Brombeergesträuch mit üppigen Früchten. An dieselbe Stelle kehrte ich Nachmittags mit meinen beiden Gefährten zurück. Laprie wollte ins Thal hinunter wo das Wasser vernehmlich brauste; denn einmal wenigstens, so sagte er, müsse er bei Reisen täglich Wasser sehen, es sey ihm das der Hauptschmuck jeder Gegend. Wir beiden andern fanden aber die Entfernung zu beträchtlich, der Zeit gedenkend die wir Tags zuvor gebraucht hatten zum Ab- und Wiederaufsteigen. Ehe wir zu einem Entschluß gekommen waren, erfüllte ein beginnender Regen den Wunsch des Abbé nach Wasser, und trieb uns gemeinsam zur Rückkehr. Dem Kloster nahe gekommen, hörten wir aus dem albergo degli operaj einen ganz unmönchischen Lärm uns entgegen tönen, man lachte und schrie so laut daß unsere Aufmerksamkeit schon von ferne rege gemacht wurde, und als ich nicht umhin konnte in eine kläffende Thür einzutreten, sah ich in einem scheuerartigen Raum das junge Klosterpersonal eifrigst beschäftigt, unter Anleitung des Malers, der ein fröhliches Haus zu seyn schien, mit Kugeln in der Art unsrer Kegelkugeln das durch ganz Italien bekannte Volksspiel der Boccien zu üben. Die unschuldige Freude war gewiß denen zu gönnen, welche so viel sich versagen sollten; aber mein plötzliches Erscheinen mochte sie doch fühlen lassen daß sie auf unerlaubter That ertappt waren, denn es trat, wie mit einem Zauberschlag, augenblicklich tiefe Stille ein, und die ganze Gruppe stand wie versteinert, bis sich der unberufene Eindringling entfernte. Laprie und der Vicerector schüttelten als ich ihnen die Sache referirte, lächelnd das Haupt. Mittlerweile war der Himmel wieder heiter geworden, und wir beschlossen nun einen Gang bergaufwärts zu machen von dem Convent des heiligen Dominicus aus. Zwischen dessen Trümmer steht verschlossen eine kleine Kirche und ein kleines Haus; davor ist eine Waldwiese mit einzelnen Nußbäumen besetzt. Einige Bursche schlugen die Früchte von diesen ab, und ein halb Dutzend junger Mädchen war dann mit Sammeln und Schälen beschäftigt, wobei ein langbärtiger Laienbruder, der mit im Kreise saß, eine vergnügliche Aufsicht führte. Hinter der Wiese zog sich ein bequemer Fußpfad zu einer kleinen, am Berg stehenden Capelle in die Höhe, durch deren Fenster man seitwärts vom Altar in den Eingang einer Grotte sieht. Da die Thür verschlossen war, mußten wir uns mit dem Blick durch die Scheiben begnügen, es war aber der Ort ein ganz besonders heiliger, den — so hieß es im Kloster — kein Fremder unbesucht lasse — warum? habe ich so eigentlich nicht erfahren. Belohnender für mich war von etwas tieferm Standpunkt die Aussicht auf das Kloster halb aus der Vogelperspective und auf die in dreifacher Kette sich in der Ferne ausstreckenden Gebirge; riesenhaft ragten die höchsten Zacken in den Himmel. Ich versuchte hier nochmals zu zeichnen, während die andern mich verließen, aber bald fielen heftige Regentropfen mir aufs Blatt, und ich war froh unter einer Thürnische des alten Convents für eine halbe Stunde Schutz zu finden, bis ich es wagen konnte durch die Nässe hindurch ins Kloster zurückzueilen. Es war eine solche Kühlung eingetreten daß ich zur Erwärmung, in meine wollene Decke eingewickelt, mit Don Ferdinando im Klostergang auf- und ablief; dieser schlug sich in seinen großen Mantel ein, und warf den weiten Kragen über den Mund; in der Stube war mir ein ruhiger Aufenthalt wegen des Steinbodens unmöglich.

Den 3 October Morgens sechs Uhr brachen wir von Trisulti auf. Der Padre Procuratore hatte uns vier Pferde mit zwei Führern verschaffen sollen; denn Laprie wollte unter keiner Bedingung sich wieder einem Langohre anvertrauen, und ich war auch nicht widersprechend, zumal es sich darum handelte vom Esel aufs Pferd zu kommen, was mir bis jetzt ein ungewohntes Manöver war. Man konnte aber nur drei Rosse auftreiben; das vierte war ein Maulthier, welches Laprie als der kleinste sich wählte. Wir mußten nüchtern abreisen, angeblich, weil es so früh noch keinen Kaffee gäbe, vielleicht, wie ich nachher zu muthmaßen Grund fand, weil unser Forestieriario durch unser Trinkgeld nicht in die beste Laune versetzt war; denn ich erfuhr später bei unserer Abrechnung daß ihm der Vicerector für jeden von uns nur einen Carolin (4 Sgr.) in die Hand gedrückt hatte. Ueberhaupt sah ich mehr und mehr ein daß meine Begleiter den Weg, welchen wir nahmen, weniger seines Interesses und seiner Schönheit als der Ersparniß wegen der gewöhnlichen Straße vorgezogen hatten, und es ist kaum glaublich mit welchen geringen Mitteln die Diener der katholischen Kirche durch ihre enge Verbrüderung unter einander in allen Ländern ihres Glaubens zu reisen im Stande sind. Mein Herumstreifen zwischen Neapel und Rom während zweier vollen Wochen kostete mich ungefähr zwei Drittheile des Postgeldes, das für die 24stündige Fahrt von Neapel nach Rom gezahlt wird. Um mir das mangelnde Frühstück nach Möglichkeit zu ersetzen, und zugleich einen lebhaft ausbrechenden Husten ein wenig zu besänftigen, erstand ich mir in der Klosterapotheke eine Quantität Lakritzen, an deren Vertilgung sich bald auch Laprie betheiligte, bis wir, eine Stunde etwa von der Karthause, durch Weinberge kamen. Hier stahlen unsere Führer einige Trauben gerade nicht der besten Sorte zusammen, und hielten die eine Handvoll uns, die andere den Thieren zum Dejeuner hin, was von beiden Seiten bereitwilligst angenommen wurde. Ich wünschte doch gern zu wissen zu wessen Nachtheil wir zu Dieben geworden waren, und hörte mit Erstaunen daß wir immer noch auf Klosterterritorium uns befänden, „i monaci sono principi (die Mönche sind Fürsten)!" setzten die Führer ihrer Erläuterung hinzu, und sagten uns auch daß eine Heerde von gewiß hundert Stück Kühen, welche gerade vorbeizog, eine Sammlung von wahren Prachtexemplaren der hochgehörnten Thiere, Eigenthum der Karthäuser sey.

Trisulti gehört noch in das Flußgebiet des Liris, mit dessen Nebenfluß, dem Sacco, sich die Cosa vereinigt, während Subjaco, das wir uns zum nächsten Reiseziel auserſehen hatten, bereits in dem Gebiete des Tiber liegt; kaum drei Stunden von unserm Ausgangspunkte ist die Wasserscheide, die Bergwasser rieseln jetzt dem Teverone zu. An dieser Stelle begann ich zuerst an die Wahrheit des Satzes zu glauben daß alle Wege nach Rom führen, und es überkam mich hier zuerst mit aller Macht das Bewußtseyn: „Jetzt ziehst du nach der ewigen Stadt!" Eine eintägige Rast in Subjaco und eine zweitägige in Tivoli ließ uns genügende Zeit zum Eintritt in die aurelianischen Ringmauern würdig uns vorzubereiten. Helle, rosigbestrahlte Abendwolken standen über Porta San Lorenzo, als wir einzogen. Meine geistlichen Herren trennten sich bald von mir, und ich hatte später wenig Gelegenheit sie während unseres gemeinsamen Aufenthalts in Rom zu sehen. Den Vicerector traf ich nur noch einmal durch Zufall in der Kirche San Paolo fuori, wo wir beide zum erstenmale den Papst zu Gesicht bekamen, der bei den Benedictinern des anstoßenden Convents, den einstigen Obern meines cassinesischen Freundes, Fra Bonifazio, dinirt hatte. Laprie begegnete mir am letzten Tage welchen ich in Rom zubrachte,

auf dem spanischen Platze. Mit einem warmen Händedruck und mit einem herzlichen Blicke schied er, indem er mir „a rivederci (auf Wiedersehen)!“ zurief.

Botanische Excursionen um Savannah (Georgia).

I.

Das Wetter bietet selten ein Hinderniß in diesem Land, und so machte ich mich bald wieder auf den Weg, mir den östlichen Theil außer der Stadt zu besehen. Ich kam in einer kleinen Viertelstunde an eine etwas hügelige Stelle, deren Erdreich aus gelber Lehmerde bestand, die vielleicht 50 Tagwerk groß seyn mochte, und auf welcher auch eine Ziegelei betrieben ward. Der Platz ist durch viele Wassergräben unterbrochen, welche sich wahrscheinlich durch das Graben nach Lehmerde gebildet haben, und der nachstehende Wald bestand aus sehr gemischten großen Bäumen. Magnolien fehlten ganz, die, wie es schien, den schweren Boden nicht liebten. Prunus, Quercus, Juglans, Carya, Acer, Liquidambar und Ilex standen in buntem Gemisch unter einander. Ilex opaca als prächtigen Baum hatte ich schon früher auf einer Farm als Alleebaum verwendet gefunden. Sein schönes, glänzend grünes, stachliges Blatt ist ganz dasselbe, wie von unserm J. aquifolium, doch ist es heller in der Farbe, und die Pflanze neigt sich mehr zum Baum. Die Früchte sah ich nur einzeln, erfuhr aber daß er manchmal ganz roth damit überzogen sey. Ilex cassina ein auffallend schöner Strauch von 12' Höhe war ganz dicht bedeckt mit scharlachrothen Beeren, ferner fand ich noch Ilex myrtifolia und ligustrina, beide aber in verkrüppeltem Zustand, da sie das Unglück hatten auf einer Fahrstraße im Wald zu stehen. Ein Liquidambar styraciflua mit seinen grünspanfarbenen Blättern neben Acer rubrum, dessen rothe Blüthenkrone prächtig auf schwarzem Hintergrund von Pinus rigida abstach, fiel mir besonders ins Auge. Kalmia hirsuta, Pyrus coronaria und angustifolia bedeckten stellenweise den Boden, ebenso waren die Samenstengel des schönen Lilium latesbei noch sichtbar. Andromeda arborea und Azalea nudiflora hatten sich der feuchteren Plätze bemächtigt, und Ambrosia artemisifolia, dieses fürchterliche Unkraut, verbreitete seinen widerlichen Geruch. Arum dracontium, virginianum und triphyllum bedecken nebst vielen Cyperusarten, und Arundo Phragmites die Wassergräben. Caladium glaucum mit seinen prächtig großen Blättern ziert den ganzen Sommer diese Sumpfvegetation.

Wochenlang hätte mich diese Stelle beschäftigen können, um immer neue Pflanzen zu finden, aber mein vorgestecktes Ziel war dießmal den Wald von Bonaventura zu erreichen, und ich verließ diesen Platz, dessen Reize mir immer im Gedächtniß bleiben. Mein Weg führte mich anfänglich auf einer geraden, sandigen, breiten Straße, neben welcher ein zum Gemüse-Land cultivirter Sumpf lag, von vielen kleinen hölzernen Häuschen eingefaßt, worin die Gärtner wohnten.

Die Gärtner benützen zur Gemüsecultur hauptsächlich den Winter, und ihre großen Grundflächen waren mit solchen Artikeln, wie Salat, Sellerie, Erbsen, Kohl, Rüben, Carotten bepflanzt, welche sie der frühen Jahreszeit wegen nicht nur in Savannah, sondern auch in New-York absetzen, wohin sie wöchentlich einmal mittelst Dampfschiff Gelegenheit haben. Der Raum wird nicht gespart und man zieht in Europa wohl das Zehnfache auf einer ebenso großen Fläche, was der theuren Hände-Arbeit zugeschrieben werden muß, die hier der Pflug ersetzt. Alle Pflanzen werden in Reihen gezogen, und diese Reihen sind in solcher Entfernung von einander daß das Pferd mit dem Pflug durch kann, um die Unkräuter zu zerstören, unter welchen sich Anagallis arvensis besonders hervorthut.

Am Ende dieser Straße erreichte ich den katholischen Kirchhof, welcher schon im Wald liegt. Es hat hier jede Confession ihren eigenen Begräbnißplatz, und großer Luxus wird auf diese Ruheplätze verwendet. Prächtige Monumente von Eisen oder Stein sind wieder einzeln mit eisernen Geländern eingefaßt, und mit immergrünen Sträuchern und seltenen Blumen umgeben. Aus der großen Anzahl von Begräbnißplätzen — die Stadt zählt deren fünf, und bei der enormen Ausdehnung dieser Stellen, wird man leicht ersehen daß diese außer dem Verhältniß zum Alter der Stadt, so wie zu ihrer Bevölkerung stehen. Die vielen Sumpffieber, so wie das gelbe Fieber halten reiche Ernten und das jährliche Größerwerden der Stadt erklärt sich nur durch die Recrutirungen von außen.

Vom Kirchhof weg fand ich nur unsichere, wenig befahrene Waldwege. Der Wald selbst besteht aus Pinusarten und ist theilweise mit der Chamærops serrulata so dicht unterwachsen daß es großer Umwege bedarf um durchzukommen. Das Vieh, welches allenthalben frei im Wald herumläuft, bahnt die Wege, und ganze Schwärme von Aasgeiern, Vultur atratus, sitzen auf den Gipfeln der Bäume, um schnell die Reinigungspolizei auszuüben wann ein Stück fällt. So wanderte ich ungefähr anderthalb Stunden, als ich einen Arm des Salzwassers erreichte, welcher den Kirchhof Bonaventura einschließt.

Dieß war ein lohnender Anblick nach so mühseligem Weg. Die Ebbe war im Eintreten, das Wasser noch 40 bis 50 Fuß breit. Hohes Schilf und Wasserpflanzen aller Art umgaben die Ufer, über welche wahre Riesen von Bäumen herüberblickten, von welchen schon mehrere umgefallen und quer im Wasser lagen; den Hintergrund bildete dichter Wald, und da das Wasser den 70 Tagwerk großen Kirchhof in einem halben Bogen einschließt, so konnte man den Fluß mit seinen Ufern auf eine beträchtliche Länge im Auge behalten. Hier war noch wirklicher Urwald, wie ihn die vertriebenen Indianer hinterließen, und in welchem die Axt der Europäer noch wenig gehaust hatte. Die prächtigen Cedern mit ihren blaugrauen Samen drängten sich überall hervor um sich Luft zu verschaffen, Liriodendrum tulipifera, Lebenseichen und Fichten stritten sich um den Platz, und die Palmettopalme streckte ihre fächerartigen Blätter dazwischen. Lange vorher war mir schon erzählt worden daß kein Fremder nach Savannah käme, welcher nicht Bonaventura besuche, weil es für den schönsten Platz in Georgia erkannt sey, und ich sah daß man mir wirklich nicht zu viel gesagt habe. Wasser und Bäume waren durch vielerlei Vögel belebt, und die immer seltener werdenden grauen Eichhörnchen tummelten sich noch

in Anzahl auf den Bäumen. Um in den mit hohem Zaun umgebenen Kirchhof selbst zu kommen, hatte ich in Savannah bei dem Besitzer des ersten Gasthofes eine Karte genommen, weil man mir gesagt hatte daß sonst der Eintritt beanstandet werde. Der Aufseher des Platzes betrachtete mich jedoch etwas verwundert als ich ihm meine Karte reichte, und fragte, warum ich mir wolle das Thor aufsperren lassen und nicht lieber übersteige, was hier jedermann thue. Der Mann schien richtig berechnet zu haben daß bei einem Fußgänger kein großes Trinkgeld herausspringe, und ich befolgte auch gleich seinen Rath. Es wird dieser Platz täglich von Spazierfahrenden besucht, welche die Monumente vom Wagen aus betrachten, und für diese muß das Thor geöffnet werden.

Der Platz ist ein 70 Tagwerk großer dichter Wald, mit vielen 60 Fuß breiten Sternalleen durchzogen, welche auf beiden Seiten mit Lebenseichen besetzt sind, deren Stämme schon mehrere Fuß im Durchmesser, und deren Aeste sich hoch oben längst gekreuzt haben. Man geht daher unter einem dichten Laubdach, und da die schönsten Monumente von früher verstorbenen wichtigen Personen sich unregelmäßig in diesen Alleen befinden, so macht das Ganze einen wahrhaft zauberischen Anblick. Das sogenannte spanische weiße Moos bedeckt hier überall mit seinen langen Guirlanden die Aeste der Bäume, so daß diese wie mit Flor behangen aussehen. An einer Stelle stehen die Monumente auf einem freien viereckigen Raum dichter beisammen, und ich las viele Namen welche sich in der Geschichte des Freiheitskampfes bemerkbar gemacht haben, Gouverneure, Generale und Officiere, Senatoren ꝛc. Manches dieser Monumente war von carrarischem Marmor erbaut und mag viele tausend Dollars gekostet haben. Viele darunter waren sehr geschmackvoll und sinnig, und eines darunter fiel mir besonders auf. Es steht am Ausgang einer Allee, ist auf drei Seiten vom dunkelsten Grün im tiefsten Schatten umhüllt und nur auf einer Seite frei, wo sich dem Blick die offene Landschaft darbietet. In Folge dieser Lage erscheint der Stein ganz von Sonnenstrahlen wie mit einer Glorie umgeben. Auf der Ostseite des Kirchhofes kommt man an einen breiten Arm von Salzwasser, der wohl 300 Schritt weit seyn mag, und gerade gegenüber liegt eine bewaldete Insel, mit vielen Palmen und Laubholz geschmückt, von einem sehr breiten Schilfgürtel umgeben. Auf- und abwärts des Flusses liegen einige Häuser von Plantagenbesitzern, und auch ein Gasthaus zum Donnerstreich genannt, wo sich viele Bewohner der Stadt einfinden, um frisch gefangene Austern zu verzehren, welche in großer Menge an den Ufern sich finden.

Bonaventura gehörte in früherer Zeit dem Gouverneur Tatnall, welcher diesen Platz anlegte und zu seinem Vergnügungsort bestimmte; es kam aber nach dessen Tod in vielerlei Hände, und wurde zuletzt zu einem Kirchhof umgewandelt. Tatnall residirte dort in den Jahren 1796 bis 1799, und man kann, aus der Zeit um welche diese Eichenalleen gepflanzt wurden, leicht ersehen um wie viel schneller dieser Baum wächst als unsere Eichen. Nachdem ich so den größten Theil des Tages in diesem schönen Walde zugebracht hatte, trat ich den Heimweg an, wollte aber dießmal näher am Flusse aufwärts gehen, um dem langweiligen Föhrenwalde auszuweichen. Ich kam auf meinem Heimwege durch mehrere recht hübsche Laubwaldpartien, fand die Aralia spinosa, Prunus americana, Liriodendrum tulipifera nebst vielen andern Baumarten, und kam zuletzt auf eine Plantage, wo ich ganz alte Lebenseichen in großer Anzahl und prächtigen Exemplaren gruppirt beisammen fand. Sie standen früher ganz im Walde, welcher ausgehauen ward, wobei den Lebenseichen das Leben geschenkt wurde, und sind jetzt die größte Zierde der Gegend. Es können einige Hunderte seyn; sie stehen zwar ziemlich entfernt von einander, berühren sich aber doch größtentheils durch ihre langen wagerechtstehenden Aeste, und stellen so einen ganzen Wald vor. Am Fuße dieses Hügels war der Fluß mit seinen vielen Schiffen sichtbar, in der Ferne die Stadt Savannah, und dazwischen lag eine Reisplantage mit einer Menge von Wassergräben durchzogen. Dieß war ein eigenthümlich schönes Bild, und der heutige Tag hatte mich mit der Umgegend vor der Stadt wieder etwas ausgesöhnt, die, ihren Pflanzenreichthum abgerechnet, sonst sehr monoton und traurig erscheint. Ich gieng nun am Saume des Waldes neben der Reisplantage fort, fand da viele Yucca filamentosa, deren Blätter hier zum Binden verwendet werden, und die aus diesem Grunde sich der Schonung zu erfreuen hatten.

Ganze Wolken der verschiedenartigsten Vögel, wie Tauben, Drosseln, Finken ꝛc. stiegen von Zeit zu Zeit aus den Reisfeldern auf und kamen über mich weggeflogen, um Schutz im benachbarten Wald vor den Fallen zu suchen, welche immer in Begleitung dieser Schwärme sind. Ein großes Feld voll Hibiscus esculentus, durch welches mein Weg führte, stand hier wohl noch 10 bis 12 Fuß hoch nicht zur Hälfte eingeerntet. Diese Pflanze, deren junge Samenkapseln zu den allerbeliebtesten Speisen gehören, wird hier in großer Menge gezogen, und die ersten Früchte im Frühjahr bis zu einem Dollar per Maß bezahlt, später bezahlen sie kaum mehr die Sammlungskosten. Ich erkannte bald aus den vielen Gemüsefeldern, durch welche mich mein Weg führte, daß ich der Stadt nahe sey, und da mir noch Zeit genug blieb hier etwas näher mich umzusehen, so suchte ich einen dieser Besitzer auf, welcher mir sehr freundlich alles zeigte und erklärte, mit wie viel Mühe und Kosten er die Gräben zog, um das Wasser abzuleiten, und wie oft er schon durch kalte Winde um Geld und Arbeit gebracht wurde. Ich fand bei ihm eine mir ganz unbekannte Erbsenart, hier unter dem Namen japanische Erbse bekannt. Dieß ist gewiß die reichlichst tragende Sorte ihres Geschlechts, hat zwar nur zwei Körner in jeder Schote, ist aber überladen voll. Sie bedarf keiner Stütze, weil sie mit steifen aufrechtstehenden Aesten, heckenförmig wächst, und hat vor allen Erbsen den Vortheil voraus daß sie ihre Körner nie freiwillig verliert. Ein sehr großes, schönes Exemplar der Salix americana pendula zierte den Platz, und eine Menge Ailanthus glandulosa, mitunter in starken Bäumen, standen längs des Weges. Obwohl dieser schöne Baum hier sehr häufig vorkommt, so sah ich ihn doch nie mit seinen prächtigen Samenkapseln, die ihm in New-York als Alleebaum solchen Reiz verleihen, während im Herbste seine prächtigen hellrothen Samen großen Hortensien nicht unähnlich sehen.

Es scheint die weibliche Pflanze hier ganz zu fehlen, und nur die männliche hieher verpflanzt worden zu seyn, welche sich durch Wurzelausläufer so vermehrte. Morus alba bis zu 50′ Höhe und 3′ Dicke über dem Stamme stehen noch viele hier, auch ist Morus multicaulis noch allenthalben verbreitet. Diese Bäume wurden in früherer Zeit viel gepflanzt um zur Seidenzucht benützt zu werden, zu deren Aufmunterung auch hohe Preise ausgesetzt wurden. Es kamen mehrere französische Familien ins Land, welche sich damit befaßten, jetzt aber stehen nur mehr die Bäume da, um Zeugniß hiefür zu geben; Seidenzucht aber wird nur noch im Westen, und da sehr unbedeutend betrieben. Sey es nun daß die Händearbeit dabei zu hoch kam, oder daß die vielen schädlichen Insecten der Zucht im Wege standen, so

muß man dennoch bedauern daß die Versuche hierüber nicht fortgesetzt wurden; denn in keinem Lande der Welt gedeiht der Maulbeerbaum schneller und üppiger wie hier, und könnte so viele Ernten liefern. Rosa lucida besonders schön durch die glänzend schwarzgrünen Blätter und weißen Blüthen, caroliniana und laevigata überzogen die Zäune, und mehrere große Magnolien und Eichen beschatteten den Weg zur Stadt. Einer hier besonders beliebten Schlingpflanze muß noch Erwähnung geschehen, die nicht nur in allen Wäldern und Feldzäunen vorkommt, sondern auch in den Gärten und an den Häusern gezogen wird. Es ist Gelsemium sempervirens, welches seine schönen gelben Blumen schon im Anfang des Januars in solcher Menge entfaltet daß sie wie ein gelbes Tuch aussehen, und die ganze Umgegend mit ihrem angenehmen aurikelartigen Geruch erfüllen. Die Pflanze wird hier Jasmin genannt, und kein Spaziergänger kehrt zurück welcher nicht große Büschel dieser Blumen mit nach Hause brächte. Sie rankt sich 30 bis 40′ hoch an Bäumen hinauf, und wird auch wie bei uns die Maiblümchen als Handelsartikel auf den Markt gebracht.

Näher gegen die Stadt zu hebt sich der Boden wieder, wird trockener und weniger fruchtbar. Der von der Sonne ausgebrannte Grund, welcher früher mit Fichtenbäumen bewachsen war, die längst verschwunden sind, hat nur Cactus opuntia, Jatropha stimulosa, Houstonia caerulea, purpurea, Ambrosia artemisifolia und einige Asterarten aufzuweisen. Ueberall fehlt hier das schöne Grün unserer Wiesen, nur Unkräuter ersetzen es unvollkommen.

Fragaria virginiana überzieht oft große Strecken. Datura stramonium, von der man hier behauptet sie sey erst durch die Spanier eingeführt worden, wächst zu einer abnormen Höhe, besonders an jenen Stellen wo Abfälle aus der Stadt abgeladen werden. Eine andere Pflanze, unter dem Namen Hundsfenchel bekannt, bedeckt ebenfalls dicht die trockenen Stellen und wird 4 bis 5′ hoch. Die Pferde lieben sie besonders, und auch das Hornvieh nimmt im Nothfall damit vorlieb. Sie sieht unserer Tamarix sehr ähnlich und ist ein Lieblingsversteck der Kaninchen, Lepus palustris. Selten geht man durch solche Stellen ohne einige aufzustöbern, und ebenso trifft man hier in großen Schaaren das kleine Rebhuhn Ortix virginiana an, welche durch ihr geräuschvolles Aufstehen oft erschrecken.

Da jeder männliche Bewohner dieses Landes als Jäger betrachtet werden kann, und Knaben von 10 bis 12 Jahren schon dem Jagdvergnügen nachgehen, so daß man durch ihr unvorsichtiges Herumschießen im Walde oft in Gefahr kommt, so ist der Reichthum an Wild und Vögeln, welche noch immer Feld und Wald beleben, zum Erstaunen. Im Norden, namentlich um New-York, kann man wochenlang herumstreifen, ohne einen einzigen befiederten Bewohner zu Gesicht zu bekommen, daher auch schon in der Hälfte des Sommers die Blätter der Bäume größtentheils von Raupen zerstört sind. Von den hiesigen Bäumen leiden nur die Prunus-Arten daran, die trotz aller Vögel dennoch immer mit Raupengespinnst überzogen sind, ähnlich unserem Prunus padus.

Viola-Arten kommen hier sehr schöne vor, die sich meist neben Wassergräben befinden, in welche das Sumpfwasser abgeleitet wird. Sie haben zwar keinen Geruch wie unsere Märzenveilchen, sehen aber im übrigen diesem oft sehr ähnlich. Viola palmata, cuculata, pedata, ovata, rotundifolia, primulaefolia, tripartita, pubescens, lanceolata und noch mehrere, auch Lobelia syphilitica, cardinalis, pallida etc. kommen häufig vor.

Gewohnheiten der Seefische. Hr. Coste hat der französischen Akademie der Wissenschaften eine Art See-Observatorium geschildert, welches er in Concarneau (Finistère) zum Zweck des Studiums der Gewohnheiten und Instincte der verschiedenen Seefische errichtet hat. Auf dem Giebel eines Hauses am Quay ist eine Terrasse mit Wasserbehältern errichtet worden welche treppenähnlich angeordnet sind. Das Seewasser wird in das oberste Reservoir hinaufgepumpt, und fließt von dort langsam, nach Art und Weise eines Bächleins, in der Breite von 50 Centimetern, durch alle anderen Behälter herab, welche zusammen eine Länge von etwa 80 Metern ausmachen. Diese Länge wird durch Drathnetzabtheilungen in 95 Zellen getheilt, die, dem Wasser freien Zutritt gestattend, die verschiedenen Arten Fische an der Untereinandermengung hindern. In Folge dieser scharfsinnigen Einrichtung lebt jede Art getrennt, erfreut sich der ihr eigenthümlichen Nahrung und Gewohnheiten, und ist sich des Zustands der Gefangenschaft nicht bewußt. Nachdem Hr. Coste diesen Apparat geschildert, gibt er einen Bericht über die Resultate seiner Beobachtungen, welche neu und merkwürdig zugleich sind. Einige Arten, als da sind die Barbe, der Stichling rc., werden vollkommen zahm, folgen der Hand welche ihnen Nahrung bietet, und lassen sich sogar, ohne einen Versuch es zu vermeiden, aus dem Wasser nehmen. Die Meergrundel und der Kaulbars sind minder vertraulich; die Meerbutte, die so unintelligent dreinschaut, nimmt nichtsdestoweniger Nahrung aus der Hand; sie wechselt die Farbe wenn sie gereizt wird; die Flecken mit denen sie bedeckt ist werden blaß oder dunkel, je nach den Gemüthsbewegungen die man in ihr aufregt. Der auffallendste Umstand aber in Betreff dieses Fisches ist daß er Fische von weit größerem Umfang verschlingt als man mit der scheinbaren Kleinheit seines Mauls für verträglich halten sollte. So hat man gesehen wie eine nicht mehr als 10 Zoll lange junge Meerbutte die allergrößten Pilscher verschlang. Der Röhrenfisch hat zwei auffallende Eigenthümlichkeiten. Diese Fische bilden Gruppen, verflechten ihre Schwänze in einander, und bleiben, ihre Köpfe aufgerichtet, unbeweglich in verticaler Stellung. Wenn man ihnen Nahrung bietet, so verrichten sie eine seltsame Evolution — sie drehen sich auf ihren Rücken um sie in Empfang zu nehmen. Dieß rührt von der eigenthümlichen Stellung ihres Mundes her, der sich unter einer Art Schnabel befindet und perpendiculär mit der Achse desselben ist. Auch die Crustaceen haben viel Beobachtungsstoff geliefert. Von der Krabbe und dem Krebs z. B. läßt sich anführen daß sie die Tugend ehelicher Treue im höchsten Grad ausüben; denn das Männchen hält sich fest an seine Genossin und verläßt sie nie; es schwimmt neben ihr her, kriecht neben ihr, und wenn man sie ihm gewaltsam wegnehmen will, zieht er sie wieder fest an sich. Auch die Umwandlungen welchen verschiedene Crustaceen unterworfen sind, wurden mit Aufmerksamkeit studiert. Hr. Coste findet z. B. daß alle von verschiedenen Schriftstellern bisher geschilderten Zoa nur die Larven von Krabben und nicht, wie man gemuthmaßt, die Embryonen von Krebsen oder Hummern sind. (Yearbook of Facts.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 24. Augsburg, 11 Junius 1859.

Kaiser Faustin Soulouque.

(Aus Chambers's Journal.)

Umstände welche mit dem um das Ende des verflossenen Jahrhunderts in der französischen Colonie von St. Domingo geführten Freiheitskampf in Verbindung standen, wie auch der zwischen den Negern und Mulatten bestehende Culturunterschied, legten von Anfang an die Keime einer Erbitterung zwischen den beiden Abtheilungen der farbigen Bevölkerung der Insel — einer Erbitterung welche, sobald die Weißen vertrieben waren, zu offenen Zerwürfnissen führte. Obgleich der Artikel 14 der von Dessalines verkündigten Verfassung erklärte: „daß, da alle Unterschiede der Farbe zwischen Kindern einer und derselben Familie, deren Vater das Oberhaupt des Staats ist, nothwendigerweise aufhören müßten, die Haytier hinfort die ausschließliche Benennung Schwarze tragen sollen," so folgte dieser anbefohlenen Farbenverschmelzung doch keine Herzenverschmelzung. Auch ist die Geschichte der Insel nichts als ein Verzeichniß einer Reihe von Veränderungen und Umwälzungen welche durch die unaufhörlichen Zwistigkeiten zwischen den Schwarzen und Gelben herbeigeführt wurden, und die bald mit einer gelben Republik, bald mit einer schwarzen Monarchie endeten. Einer dieser Revolutionen verdankt Faustin seine Erhebung auf den Thron.

Im Jahr 1810 fiel General Lamarre, während er Le Môle für die Mulatten-Partei gegen Christoph, den damaligen haytischen General, früheren Kellner in einem Wirthshaus und spätern König, vertheidigte. Faustin Soulouque, um diese Zeit zum Adjutanten seines Herrn befördert, soll von diesem beauftragt worden seyn Lamarre's Herz dem Pétion zu überbringen, welcher als Dictator über eine Republik im Süden der Insel, wo die Halbkasten vorherrschten, regierte, während Christoph, ein Schwarzer, mit königlichem Scepter über den Norden schaltete. Pétion gab dem Faustin Soulouque eine Lieutenantsstelle in seiner berittenen Leibwache, und bei seinem Tod im Jahr 1818 vermachte er ihn seinem Nachfolger Boyer als einen Theil der Güter und der beweglichen Habe der Präsidentschaft. Boyer theilte ihn dem Dienst eines gewissen Fräuleins Joute zu, die ihm ebenfalls von Pétion hinterlassen worden war, und welche unsern Faustin Soulouque als Oberaufseher einer Branntweinbrennerei verwendete.

Im Jahr 1847 finden wir Soulouque als Befehlshaber der Leibwache des Präsidenten Riché, und bei dem plötzlichen Tode dieses Potentaten waren die Stimmen des Senats wie die Parteien im Staat in gleicher Weise zwischen zwei Candidaten getheilt. Da acht auf einander folgende Abstimmungen bewiesen daß keine den Parteien nachgeben werde um die Schwierigkeit zu lösen, so schlug der Präsident des Senats — welcher Körperschaft die Verfassung das Wahlrecht verliehen hatte — einen dritten Candidaten vor, der, aus dem einfachen Grunde weil er allen unbekannt war, einstimmig gewählt wurde, und so sah sich Faustin Soulouque, zu seinem eigenen Erstaunen wie zu dem der ganzen übrigen Welt, plötzlich zum Oberhaupt der Republik Hayti gemacht.

Der neue Präsident, ein Mann von etwa zweiundsechzig Jahren, dem äußern Ansehen nach aber eher noch ein Vierziger, zeichnete sich durch auffallende Furchtsamkeit aus, die indeß eigenthümlicher Natur war. Er hatte nämlich eine unbesiegbare Furcht vor allem Magischen und Lächerlichen, und dieser Schwäche muß man das Blutvergießen zuschreiben durch welches er sich vom Präsidentenstuhl den Weg zum Kaiserthron bahnte. Jeder der Präsidenten welche Boyer nachfolgten und Soulouque vorausgiengen, war entweder eines frühzeitigen Todes gestorben, oder abgesetzt worden, ehe noch der Jahrestag ihrer Wahl herangekommen, und Soulouque's unmittelbarer Vorgänger, Riché, war selbst gerade am Vorabend dieses Jahrestags mit Tod abgegangen. Diese verdächtigen Umstände genügen vollkommen um die Befürchtungen der Wodu-Gläubigen (s. Ausland 1859, Nr. 5. Der uns hier vorliegende englische Text schreibt Vandoux), unter denen der neue Präsident in hohem Ansehen stand, zu erwecken. Wodu ist (wie unsere Leser wissen) ein afrikanischer Gott, dessen Cultus von den als Sklaven eingeführten Negern nach St. Domingo verpflanzt wurde, und der sich in der Form einer Schlange offenbart, welche, zu dem Zweck in einer Kiste verschlossen, den Anbetern Wodu's durch Vermittelung eines Hohenpriesters und einer Hohenpriesterin, Papa-loi und Mama-loi genannt, Kenntniß von verborgenen Dingen gibt. Dieses Priesterpaar besitzt, wie die Leute glauben, kraft seiner Verbindung mit der Schlange eine große magische Kraft. Die Wodu-Anbeter unter den früheren Sklaven von St. Domingo — und dasselbe soll jetzt unter den freien Bewohnern dieser Insel der Fall seyn — bildeten eine geheime Gesellschaft, zu der man nach Leistung eines höchst feierlichen Eides Zutritt erlangte — eines Eides dessen Ablegung unter den schrecklichsten von afrikanischer Einbildungskraft zu ersinnenden Umständen vorgenommen wird. Zuweilen ward ein Becher Ziegenblut, das noch die Lebenswärme des Thieres hatte dem es abgezapft worden, getrunken, als Bestätigung des

geleisteten Eides: daß man eher den Tod erdulden und auflegen als zugeben wolle daß die Geheimnisse der Gesellschaft bekannt würden; zuweilen nahm man Ochsenblut, und mischte es, um es schmackhafter zu machen, mit Tafia, dem im Lande selbst bereiteten Branntwein.

Soulouque nun hatte sich's in den Kopf gesetzt daß irgendeine mit Hülfe Wodu's zu Stande gebrachte Zauberformel die Ursache des frühzeitigen Schlusses der Präsidenten-Laufbahn seiner drei Vorgänger gewesen war, und daß er diesem Spruch ebenfalls verfallen würde wenn er denselben Palast und denselben Sitz im Senat einnähme wie sie. Frau Soulouque indessen, hierüber eine Mama-loi zu Rathe ziehend die eine hervorragende Stellung unter den Zaubrerinnen von Port-au-Prince einnahm, wurde in Kenntniß gesetzt daß mit dem Sitz im Präsidentenstuhl keine Gefahr verbunden sey, sondern daß der Zauber — denn Zauber war es — mittelst einer Puppe bewirkt worden welche Boyer vor seiner Abreise von der Insel im Präsidentschaftsgarten begraben habe, und erst wenn diese prächtige Puppe wieder ans Tageslicht gebracht sey, werde der Zauber, welcher der Laufbahn jedes folgenden Präsidenten noch vor Ablauf der ersten zwölf Monate nach seiner Wahl ein Ende mache, gebrochen seyn. Durch die solchergestalt seinem Feinde gegebene tangible Form einigermaßen beruhigt, ließ Soulouque sofort Nachsuchungen im Garten anstellen, und auch Gegenzauberungen von einem gewissen Frère Joseph verrichten, dessen Geschichte so seltsam ist daß sie in Kürze erwähnt zu werden verdient.

Während der Ruhestörungen welche in dem Zeitraum zwischen der Abdankung Boyers und der Wahl Soulouque's stattfanden, begab sich eines Tags ein Neger, mit Namen Acaan, im einfachsten Naturgewande, mit nur einem leinenen Tuch um seine Lenden, einem Strohhut auf seinem Kopf und einem Paar ungeheurer Sporen an seinen nackten Fersen, an das Marktkreuz in seinem Geburtsdorfe, und that da öffentlich das Gelübde daß er seinen Anzug so lange nicht ändern werde „bis die Befehle der göttlichen Vorsehung ausgeführt seyen.“ Diese Befehle lauteten, wie er der um ihn versammelten Volksmenge erklärte, dahin: daß „das arme schwarze Volk“ alle Mulatten vertreiben und ihr Eigenthum theilen solle. Seine Zuhörer schienen aber in den communistischen Lehren nicht so weit vorgeschritten gewesen zu seyn wie er, denn es drang ein Gemurmel durch die Versammlung, und aller Augen wandten sich nach einigen armen, zerlumpten Mulatten, welche an der Versammlung theilnahmen. „O diese,“ rief Acaan schnell besonnen, „diese sind Neger!“ und ein anderer Schwarzer, der in einer Tafia-Fabrik in der Nachbarschaft diente, trat hervor, und bestätigte und erweiterte den Satz mit folgenden Worten: „Acaan hat Recht, denn die h. Jungfrau hat gesagt (in Neger-Französisch): Négue riche qui connaît li et écri, cila malâte; mulâte pauve, qui pas connaît li ni écri, cila négue.“ (Ein reicher Neger, der lesen und schreiben kann, ist ein Mulatte; ein armer Mulatte, der nicht lesen und nicht schreiben kann, ist ein Neger.) Dieser Schwarze, dessen Name Joseph war, ließ sich später als Militärcaplan in die „Armee“ Acaans aufnehmen — eine Bande halbnackter Wilden, welche dem von ihm aufgestellten Grundsatz gemäß plündernd, mordend und sengend im Land herumzogen, und auf die er mittelst seiner Wodu-Zaubersprüche, welche er, um sie jedem Geschmack anzupassen, zuweilen mit Lobgesängen auf die h. Jungfrau würzte, großen Einfluß ausübte. In ein weißes Hemd und weiße Hosen gekleidet, und mit einem weißen Halstuch um seinen Kopf, konnte man den Frère Joseph, wie er jetzt hieß, die wahre Unterscheidung zwischen Neger und Mulatte bei seinen Zuhörern geltend machen hören, so oft Racen-Sympathie sie zur Gnade gegen einen reichen Schwarzen geneigt machte; als aber Acaan, nach einer mit unbeschreiblichen Gräueln bezeichneten Laufbahn, nachdem er sich inmitten derselben selbst zum „Schützer der leidenden Unschuld“ und zum Kämpen der „Eventualität der Erziehung“ proclamirt, an der Dankbarkeit seiner Mitmenschen verzweifelnd, seinem Leben mit einem Pistolenschuß ein Ende gemacht hatte, gab Frère Joseph sein herumschweifendes Leben auf, widmete sich ausschließlich der Zauberkunst, und ließ sich in Port-au-Prince nieder, wo man, wie in einigen uns näher liegenden Hauptstädten, mit diesem Geschäft ein ziemlich erträgliches Leben führen kann.

Dieß war der Mann bei welchem Soulouque in seinem Feldzug gegen die begrabene Puppe und ihre bösartigen Einflüsse Hülfe suchte; allein während diese Maßnahmen von statten giengen, verbreiteten sich Gerüchte über den Zustand abergläubischen Schreckens, welcher den Präsidenten beherrsche, unter dem Volk, und er wurde der Gegenstand des Gespötts und der Verhöhnung der aufgeklärten Classen der Republik, die auf diese Art Rache an ihm nahmen für ihre eigene Thorheit einen Mann zum Oberhaupt erwählt zu haben der weder lesen noch schreiben konnte, und den seine Nationalität unter diesen Umständen naturgemäß derartigen Einflüssen zugänglich machte. Soulouque wurde wüthend vor Aerger über das Gelächter dem er verfallen war; allein die größere Furcht trug den Sieg davon über die geringere, und die Ausgrabungen im Garten dauerten fort; dagegen suchte der Präsident andrerseits die Spötter zu entwaffnen durch den Eifer mit dem er den Geschäften oblag. Unglücklicherweise aber kamen, trotz der ministeriellen Discretion, Anekdoten über die große Unwissenheit und die sonderbaren Mißgriffe des Staatsoberhaupts in Umlauf, und das Gelächter verdoppelte sich. Dieß war unredlich und ungerecht. Soulouque hatte seine Stellung nicht durch eigene Intriguen, sondern durch die einmüthige Stimme des Wahlkörpers erlangt, und wenn seine ersten Handlungen den abergläubischen Neger verrathen hatten, so hatten andere den Beweis geliefert von seinem aufrichtigen Willen seine Pflicht zu thun. Soulouque ward abermals unwillig darüber, und änderte nun seine Taktik. Statt des frühern naiven Zurschautragens seiner Unwissenheit, prunkte er jetzt mit einem gewissen Selbstvertrauen auf seine eigenen Kenntnisse. Depeschen und Documente, die man ihm vorlegte, nahm er jetzt stolz aus der Hand des Ministers oder eines andern Beamten, that als ob er sie mit der Miene tiefer Aufmerksamkeit durchläse, und legte sie dann beiseite, um sie irgend einem in der Kunst des Lesens bewanderten Vertrauten erläutern zu lassen. Allein der Haß und das Mißtrauen der Classen welche ihn verlachten, während er sich alle Mühe gab, ihre Achtung zu gewinnen, fieng an allgemach an Soulouque's Herzen zu nagen, und er näherte sich mehr und mehr der ultraschwarzen Partei, die allein mit ihm zu sympathisiren schien, und mit der er, ohne Furcht kritisirt zu werden, rein Creolisch sprechen konnte. Das schwarze Volk, wie es sich selbst nannte, das in den höchsten Gesellschaftskreisen so lange in geringer Gunst gestanden, säumte nun nicht aus seinem guten Glück Vortheil zu ziehen, und jeden Morgen trugen diese Leute irgendeinen Scherz oder Witz, der auf Kosten des Präsidenten umlief, in den Palast, wodurch Soulouque immer mehr in dem Argwohn bestärkt wurde daß die ganze Partei der Mulatten und gemäßigten Schwarzen Mitschuldige in der Sache der begrabenen Puppe seyen. Allmählich ward es auch Sitte daß sich eine Bande Schwarzer, aus Leuten bestehend welche ob ihrer Abneigung

gegen die Mulatten bekannt waren, sich an Sonntagen vor den Palastthoren versammelte und ihn auf folgende primitive Weise anredete: „Präsident, das schwarze Volk wünscht daß alle farbigen Leute künftighin von öffentlichen Aemtern ausgeschlossen werden," und Soulouque, welcher, Dank den Wodu-Exorcismen, um diese Zeit glücklich über den dreizehnten Monat seiner Amtszeit hinausgelangt, und der, Dank den vielen Verletzungen der Verfassung und andern ungeahndet gebliebenen Unterdrückungshandlungen, seiner Furcht vor der Ueberlegenheit der Mulatten losgeworden war — Soulouque bewilligte die Bitte in Gnaden. Eines andern Tags forderte „das schwarze Volk" daß die rothe Farbe, das Emblem der Halbkasten, aus der Nationalfahne entfernt werde; sodann verlangte man die Wiederherstellung der Verfassung von 1816, welche die Wahlpräsidentschaft in eine lebenslängliche Dictatur umwandelte; ferner die Entlassung des Cabinets und die Ersetzung verantwortlicher Minister durch einfache Secretäre. Soulouque, in welchem die wilde afrikanische Natur um diese Zeit alle sanften Instincte besiegt hatte, zeigte sich gleichfalls bereit diesen Begehren zu willfahren, verschob aber klugerweise die Ausführung bis eine der Niedermetzelung der Janitscharen durch Sultan Mahmud sehr ähnliche Scene solchen Schrecken verbreitet hatte, daß man auf allen Widerstand verzichtete.

Diesem Plane gemäß gaben am 16 April 1848 drei Kanonenschüsse aus dem Palast das gewöhnliche Zeichen daß das Land in Gefahr sey. Wie es das Gesetz vorschrieb, begann daher die Landbevölkerung, aus fünfzehn Meilen im Umkreis, sich in der Hauptstadt anzusammeln, während die Einwohner bewaffnet in die Straßen stürzten, und Generale, Senatoren, Abgeordnete und andere Staatsdiener nach dem Palast eilten, um nach der Ursache des Allarms zu fragen und um Verhaltungsbefehle zu bitten. Mehrere Gewehrsalven, denen Angstgeschrei folgte, wiedertönten durch die Stadt, und gaben die Antwort. Innerhalb der geschlossenen Thore des Palasthofs, und sogar selbst in den Corridoren des Palastes, wurden die Mulatten-Beamten aller Grade, welche dahin zusammengeströmt waren, von der Leibwache des Präsidenten, unter Beihülfe des letztern selbst, als Präliminarmaßnahme zur Einführung der Verfassung von 1816, mit Vorbedacht ermordet. Bald verbreitete sich das Gemetzel aus dem Palast in die Straßen. Drei Tage lang dauerte die Schlächterei, begleitet von Plünderung und Brandstiftung; die schreckengeschlagenen Mulatten leisteten keinen Widerstand, sondern flohen schutzsuchend in die fremden Consulate und an Bord fremder Kriegsschiffe. Endlich gelang es dem französischen Consul, indem er die Wirkung hervorhob welche diese Ereignisse auf die öffentliche Meinung in Europa hervorbringen würden, von Soulouque eine sogenannte Amnestie zu erwirken, denn seine Eitelkeit trachtete, trotz seiner barbarischen Handlungen, doch immer noch nach der Billigung der civilisirten Welt. Allein beim Empfang der furchtbaren Nachrichten aus der Hauptstadt brach im Süden ein Mulattenaufstand aus. Der Präsident begab sich dahin. Denunciationen, Ermordungen im großartigsten Maßstab, Confiscationen und Ungesetzlichkeiten aller Art und in der grauenhaftesten Form waren an der Tagesordnung. Zehn Monate lang schwamm die Insel in Blut, und erst als das Geheul der Ueberlebenden durch den Schrecken erstickt war, kehrte Soulouque durch Triumphbögen voll der begeistertsten Bewillkommnungsinschriften in seine Hauptstadt zurück. Als er einen Blick auf diese geschriebenen Huldigungen zu werfen und ein Wort der Billigung zu äußern geruhte, kannte der Enthusiasmus des schwarzen Volks, das vermuthete der Präsident „habe lesen gelernt," keine Gränzen mehr. Mit jedem Tage wurden die vom haytischen Senat und der Kammer der Abgeordneten, aus denen jeder charakterfeste Mann gestrichen worden war, ausgehenden und vom „Haytischen Moniteur" berichteten Reden ekelhafter in ihrer Kriecherei, und am 25 August begab sich endlich, gemäß einer vom Volk eingereichten und von den Kammern angenommenen Petition, ein Trupp Senatoren zu Pferd in den Präsidialpalast, und legte auf das Haupt des Präsidenten Faustin Soulouque, dessen „unaussprechliche Wohlthaten die Institutionen des Landes befestigt hatten," eine vergoldete Pappendeckelkrone, kraft welcher er in Zukunft den Titel eines Kaisers von Hayti tragen und alle damit verbundenen Immunitäten genießen solle. Se. Maj. Faustin I. antwortete auf die Rede des Senats mit einem begeisterten: „Es lebe die Freiheit, es lebe die Gleichheit!" und verfügte sich dann, mit einem zahlreichen „Cortége" und begrüßt von dem Jubel des Volks, inmitten von Artillerie-Salven, nach der Kirche, wo durch die „Musik der neuen kaiserlichen Capelle" ein Tedeum abgehalten wurde, und wobei die Trompeten, Clarinetten und Trommeln durch Lärm ersetzten was ihr an Harmonie fehlte. Allein der neue Kaiser war nicht der Mann der sich mit einer Pappendeckelkrone, wie reich vergoldet sie auch seyn mochte, oder mit einer „Krönung durch allgemeines Stimmrecht" begnügte. Obgleich er ein getreuer Verehrer Wodu's war, so bestand doch sein größter Ehrgeiz darin unter die christlichen Monarchen gezählt zu werden, und demgemäß wurden mit dem römischen Hof Unterhandlungen angeknüpft um die Ernennung eines hohen kirchlichen Würdenträgers zur Vollziehung der Krönungsfeierlichkeit zu erlangen; denn sonderbarerweise hatte Hayti, obgleich es sich einen Kaiser und einen König, und nun wieder einen Kaiser, selbst gegeben, doch nie seit der Vertreibung der weißen Bevölkerung einen Bischof gehabt. Bis zur Zeit wo wir dieß schreiben, ist der Klerus auf Hayti, mit wenigen ehrenwerthen Ausnahmen, von einer Anzahl davongelaufener französischer, italienischer und spanischer Priester, oder Abenteurer, vertreten gewesen — von Leuten die in vielen Fällen nie eine Ordination erhalten haben, ein skandalös unsittliches Leben führen und in brüderlicher Harmonie mit den Wodu-Dienern leben. Christoph soll sich bei Annahme des Königstitels um einen Bischof an den Papst gewendet, aber nie eine Antwort erhalten haben; während unter Boyers Präsidentschaft Unterhandlungen wegen Abschlusses eines Concordats angeknüpft, aber wieder abgebrochen wurden, weil der päpstliche Hof eine größere Unabhängigkeit für den Klerus verlangte als die haytische Regierung zu bewilligen geneigt war. Faustins Versuche zur Vollziehung der Krönungsfeierlichkeiten einen wirklichen Bischof zu erhalten, schlugen ebenfalls fehl, indem sein Unterhändler durch ungeeignetes Benehmen in Rom Anstoß erregte. Indeß machte dieser Mann, der den Titel eines Großalmoseniers des Kaisers trug, ein Geheimniß aus dem Mißlingen seiner Mission, kehrte mit dem selbstertheilten Titel eines Bischofs von Hayti in sein Land zurück, und nahm am 18 April 1852 in aller Förmlichkeit die Krönung vor, die, obwohl Betrug mit unterlief, doch ziemlich glänzend war.

Soweit hatten wir geschrieben, in der vollen Zuversicht daß Kaiser Soulouque annoch sein „göttliches Recht schlecht zu regieren" besitze. Allein jetzt, am 2 Febr., erhalten wir die Nachricht daß der Schöpfer des Duc de Limonade und des Marquis de Marmalade seine Titel auf

das Salz der Erde fürder nicht mehr ertheile. Soulouque ist entthront. Die haytische Republik ist neuerdings hergestellt, und General Fabre Geffrard, ihr Präsident und nur „nahezu ein schwarzer Mann," regiert an unsers „schwarzen Kaisers" Statt in Port-au-Prince.

Die Begräbnißstätten in London.

Selbst den Todten in dieser Riesenstadt fehlt es hier an den nöthigen Räumen, was um so leichter begreiflich ist als in London jeden Tag im Durchschnitt etwa 200 Personen sterben. Wenn auch die Todten nicht unter diesen schlechten Begräbnißstätten leiden, und unter jener Classe von Menschen welche die öffentlichen Gräber benutzen von irgend einer Pietätsrücksicht nur höchst selten die Rede ist, so haben die Lebenden um so mehr dabei auszustehen. Diese öffentlichen Gräber befinden sich auf den verschiedenen Kirchhöfen meistens mitten in der Stadt; sie werden nach dem allgemein eingeführten Gebrauch ungefähr 30 Fuß tief gegraben, und in dieselben die Särge ungefähr 16 bis 18 einer über dem andern eingesenkt. Die durch die Ungleichheit der Särge entstehenden größern Zwischenräume werden mit Kindersärgen ausgefüllt; der letzte Raum, ungefähr 2 Fuß bis zur Oberfläche, wird mit Erde eingedämmt.

Allerdings ist eine so dünne Decke höchst ungenügend, weil sie nicht hinreicht die durch die stattfindende Verwesung so vieler Todten entstehende Ausdünstung abzuhalten, und doch würde dieses Verfahren weniger zu bedeuten haben wenn man die Todten bis zu ihrer völligen Auflösung, also nach Umständen doch 30 bis 40 Jahre wenigstens, ruhen ließe. Dieß ist jedoch nicht der Fall, und oft — sollte man es glauben — schon nach einem, höchstens zwei Jahren werden diese Gräber wieder geöffnet, und wegen Mangels an nöthigem Raum abermals benutzt. Man kann sich denken wie da mit den halbverwesten Leichen umgegangen wird.

Vielfache Klagen und dringende Beschwerden wurden laut; eine Menge Eingaben welche bei dem Parlament einliefen, waren mit haarsträubenden Details belegt, und da von einflußreichen Männern zugleich verschiedene Anträge erfolgten Untersuchungen über die durch die stattfindenden Mißbräuche dem Gesundheitszustand in London und einigen andern größern Städten drohenden Gefahren anstellen zu lassen, so wurde endlich ein Comité zu diesem Behufe niedergesetzt, um über diese Anträge überhaupt, und insbesondere über die Begräbnißstätten innerhalb Londons, nach vorgängiger Untersuchung zu berichten. Die Ergebnisse, auf eigene Anschauung und eidlich bestärkte Zeugenaussagen gegründet, waren so schauderhafter Natur, daß sie kaum glaublich sind.

Henry Heldson, Factor in einer Eisengießerei, das Amt eines Hülfsgeistlichen bei einer Baptisten-Gemeinde in dem Kirchspiel Bunhill-fields und New-Bunhillfields bekleidend, gab über eines der oben erwähnten öffentlichen Gräber an: es seyen an manchen Tagen 20 und mehr Särge zur Beerdigung angekommen und begraben worden. In solchen Fällen sey es möglich gewesen das Grab schnell zu schließen, in Zeiten aber wo die Sterblichkeit geringer sey, bleibe die Grube bis zu acht Tagen, und selbst noch länger offen, und werde nur mit Brettern bedeckt bis die zur Füllung erforderliche Zahl beisammen sey, worauf die Zudämmung mit Erde erfolge. In solchen Tagen nun, besonders wenn es im heißen Sommer vorkomme, entwickle sich ein gefährliches Miasma, und breite sich verderbenbringend in der Nachbarschaft nach allen Seiten hin aus.

Ein Mitglied des Unterhauses war vermöge seines Amtes genöthigt einer gerichtlich angeordneten Wiederausgrabung einer Armenleiche beizuwohnen; der Sarg war der fünfzehnte von oben, und die bei der Erschütterung so vieler Särge ausströmenden giftigen Dünste zeigten alsbald ihre verderbliche Wirkung, indem mehrere der Umstehenden ohnmächtig wurden, und, obgleich man sie schleunigst entfernte, in eine gefährliche Krankheit verfielen.

Als ein andermal ein solches Grab nach Verlauf etwa eines Jahres an einem heißen Sommertag geöffnet wurde um Platz für neue Särge zu gewinnen, sah man ganze Schwärme einer Art schwarzer Fliegen, die sich in diesem pestilentialischen Moder erzeugen, aus jedem Theile der Gruft aufsteigen, während zugleich die oben erwähnten Dünste so verderblich wirkten, daß mehrere Arbeiter wie todt niederstürzten. Der ganze Grund in welchem diese Beerdigungen stattfinden, ist ein ungeheures vollgepfropftes Sargmagazin, da jeder Zollbreit Boden benutzt werden muß. Jene Fliegenschwärme nahmen immer zu, und sie sowohl wie die pestartigen Dünste verursachten den dort beschäftigten Leuten immer Krankheiten.

Ein anderer Zeuge, John Irwin, sagte aus, er wohne bereits einige Jahre in Clements-lane, Clare-market, wo man den zu dem Kirchspiel St. Clement-Danes gehörigen Begräbnißplatz von Portugal-Street übersehe, und seit dieser Zeit sey er mit allen Angehörigen immer kränkelnd gewesen. Das Sterblichkeitsverhältniß in dieser Gegend sey sehr bedeutend, und am häufigsten zeigten sich die Symptome von typhösem Fieber. Ein Miethsmann, der ein sehr zurückgezogenes Leben geführt, habe Wohnung bei ihm genommen, weil er die stille Lage des Hauses vorgezogen. Dieser, Namens Britt, ein junger blühender Mann, sey bald nach seinem Einzug krank geworden und am Typhus gestorben. Seine Frau und zwei andere Hausbewohner, Hr. und Frau Rosamond, seyen von derselben Krankheit befallen worden, und hätten in das Spital gebracht werden müssen, wo sie bald gestorben seyen. Britt sey 10 Fuß von der hintern Wand des Hauses entfernt begraben worden, da aber das Grab mehrere Tage offen geblieben, so habe sich ein so unausstehlicher Geruch verbreitet, daß man kein Fenster habe öffnen können, bis man andere Särge darauf gesetzt und die Grube geschlossen habe. In der ganzen Nachbarschaft, wo unter andern Wohngebäuden sich auch ein Arbeitshaus befinde, herrsche beständig jenes mörderische Fieber.

Der Kunstschreiner Samuel Pitt erzählte, ein Theil der vorerwähnten Begräbnißstätte des genannten Kirchspiels befinde sich in dem Kellergeschoß der Capelle, wo die Särge ohne alle Bedeckung auf die Erde hingestellt würden, und die lebende Gemeinde von den Todten

nur durch leichte, ganz schlecht gefügte Dielen getrennt sey. Fortwährend — er besuche die Capelle schon sieben Jahre — herrsche ein unerträglicher Geruch, und eigenthümliche wanzenähnliche beflügelte Insecten belästigten ungemein die Anwesenden, setzten sich in deren Kleider und würden darauf mit nach Hause genommen. Nicht selten sey es vorgekommen daß mehrere Gemeindemitglieder zugleich in Ohnmacht gefallen, und er selbst sey stets von einem peinlichen Kopfweh geplagt gewesen.

Diese Capelle sammt Begräbnißplatz ist Eigenthum des Predigers Howse, dessen Haupteinkommen die Begräbnißgebühren sind, deren Taxe für die Armen 8 bis 15 Shillinge (fl. 4. 48 bis fl. 9) beträgt. Er sucht deßhalb die Sache so vortheilhaft für sich als möglich einzurichten, und so sparsam wie thunlich den beschränkten Raum zu benutzen. Eine Frau welche die Wäsche des Predigers besorgte, erzählte: es werde mit dem Holz der Särge unter dem Waschkessel gefeuert, die noch unverwesten Reste der Leichen würden in einen durch den Keller ziehenden Canal geworfen! Erst auf das ernste Einschreiten der Behörde wurde dieser Canal überwölbt.

Aehnliche Berichte und Zeugnisse von diesen und andern Kirchhöfen liegen in Menge vor. Die Todtengräber Londons wissen Geschichten zu erzählen die dem Zuhörer die Haare zu Berge treiben! Ihre Gräber liegen oft nur einen Fuß tief unter der Erdoberfläche — um so leichter kann man wieder an die Särge kommen, welche nach dem allgemein stattfindenden meistens der Behörde bekannten Plünderungssystem behandelt werden. Zuerst wird das Blei genommen, mit welchem die Fugen der bestehenden Vorschrift zufolge gelöthet sind, dann wird das Holz in ganzen Ladungen hinweggeführt und zur Heizung verwendet; selbst ganze Särge werden hervorgezogen, gereinigt und in die Sargmagazine wieder verkauft!

Mit den Leichnamen wird dabei in der schauderhaftesten Weise verfahren; die noch nicht verwesten werden ohne weiteres zur Grundlage der neuen Särge gebraucht, Köpfe abgehauen, Beine umhergeworfen, und so die menschlichen Ueberreste gewissermaßen zur Düngung des Bodens benutzt, dem dadurch aber verpestende, statt nährende Bestandtheile mitgetheilt werden. An solchen Stellen sieht man denn auch in den Sommermorgenstunden aus dem schwarzen, giftgetränkten Boden Dämpfe „wie von kochendem Wasser“ aufsteigen, gewöhnlich Vorboten schwerer Krankheiten und langen Siechthums, wenn nicht Todesboten für die Unglücklichen welche der billigen Miethe wegen genöthigt sind in solchen Gegenden ihre Wohnungen zu suchen. Eben so sichtbar entströmt strahlenartig das verderbliche Gas den oben erwähnten über einander geschichteten Särgen, sobald behufs der Umgrabung oder Erweiterung die Gruben geöffnet werden, und nicht selten kommt es vor daß Personen die in den Bereich solcher Ausströmungen kommen todt niederstürzen, während andere nur mit Ohnmachten und Krankheiten davon kommen. Manche weniger disponirte Arbeiter blieben zwar augenblicklich von solchen schlimmen Folgen verschont, leicht haben sie aber dennoch den giftigen Stoff in sich aufgenommen, und früher oder später kommt er zum Ausbruch. Jedenfalls trugen sie in den Kleidern die tödtlichen Stoffe weiter, besonders in die Wirthshäuser, wo sie bald von den übrigen Gästen auf das strengste gemieden wurden.

Das Comité ließ sofort durch den Chemiker Walker das mehrerwähnte schwefelartige, den Cadavern entströmende Gas untersuchen, welcher auch verschiedene Versuche damit anstellte, woraus sich ergab daß diese gefährliche Luft durch die Länge der Zeit nichts an ihrer äußerst schädlichen Wirkung verliert,[1] und wenn sie einmal frei geworden ist, sich mit ungemeiner Flüchtigkeit nach allen Seiten hin verbreitet. Der genannte Chemiker wäre beinahe selbst ein Opfer seiner zum Wohl der Menschheit unternommenen Experimente geworden. Das Einhauchen geringer, durch Unvorsichtigkeit aus der Flasche entwichener Gastheile machte ihn krank, so daß er mehrere Wochen bettlägerig wurde. Dieser Zwischenfall hinderte ihn nicht seine Untersuchung mit dem gewissenhaftesten Eifer zu beendigen, und durch sein Gutachten sowohl als durch die Erhebungen der Comité-Mitglieder Oberst Acton, Hrn. Ainsworth und Oberst Fox ist in überzeugendster Weise die ganz unerläßliche Nothwendigkeit baldigst vorzunehmender energischer Maßregeln zu Abstellung der erwähnten schreienden Mißstände dargethan worden.

Mannichfache Plane kamen hiebei in Vorschlag, wie man sich leicht denken kann — darunter gar viele unausführbare, dann wieder manche durchaus unpraktische. An einem radicalen Mittel zur Abänderung dieser betrübten Zustände fehlt es zur Stunde noch immer, doch ist nicht zu läugnen daß vieles besser wurde, und die Aufsicht in vielen Punkten verschärft ist.

Der größte Fortschritt zum Guten besteht in dem Ankauf einer größern Fläche Landes in der Entfernung von etwa 30 Meilen von London, welche zu einer großartigen Begräbnißstätte eingerichtet ist. Jeden Tag wird eine größere Anzahl Leichen in dazu bestimmten Wagen durch die Eisenbahn dahin gebracht, und daselbst in gemeinschaftlichen Gräbern beerdigt. Da das Ganze Privatspeculation, also auf Gewinn berechnet ist, so sind begreiflich die Taxen nicht sehr billig; so lange aber diese für ein Begräbniß in der Stadt selbst billiger sind, wird die Benutzung dieser neuen Anstalt nicht allgemein seyn; die Benutzung der Kirchhöfe inmitten der Stadt muß ganz aufhören, wenn die geschilderten Uebelstände vollständig beseitigt werden sollen.

Vor einigen Jahren veröffentlichte ein Hr. Wilson ein Riesenproject, welches in seiner Ausführung eine wahre Umwälzung in der bisher gebräuchlichen Bestattung der Todten hervorbringen und jedenfalls alle oben erwähnten Nachtheile entfernen würde; die Ausführung aber bietet so kolossale Schwierigkeiten, daß selbst der Unternehmungsgeist der Engländer sich bis jetzt noch nicht daran gewagt hat. Wilson verwirft das Princip die Todten unter der Erde zu begraben, weil dabei, wenn jeder Leiche der durch Sanitätsrücksichten gebotene Raum gewährt und die zur völligen Verwesung nöthige Ruhe gestattet wird, große Strecken Landes dem Nutzen und Vergnügen der Lebenden entzogen werden — ein Umstand welcher gerade in England und vorzugsweise in der Nähe von London große Bedeutung hat. Das Project besteht in einer Gräber-Pyramide, welche, dem Bedürfniß der Weltstadt für mehrere Jahrhunderte angemessen, vollkommen hinreichenden Raum für etwa fünf Millionen Leichen gewähren soll! Die Grundfläche dieses neuen Weltwunders soll nicht mehr als 18 Acker betragen, die Höhe aber die doppelte des Thurmes der St. Paulskirche erreichen, was hinreichen würde etwa eine Fläche von 1000 Acker der bisherigen Kirchhöfe zu ersetzen. Quadersteine bedecken die Außenseiten, und vier Riesentreppen führen nach dem Gipfel, der noch einen Obelisk mit einem Observatorium zu tragen hat. Den Eingang zu dieser Pyra-

[1] Es ist bekannt daß in der französischen Revolution ein Haufe beutelustiger Sansculotten die Gruft der Könige Frankreichs in St. Denis stürmte, wobei die Ausströmungen des giftigen Gases aus dem Sarge Franz I den Räubern fast den Tod brachten.

mide bildet ein hohes ägyptisches Portal, längs der Seiten laufen terrassenförmige Spaziergänge, in jeder Ecke erhebt sich ein Wachtthurm, und ringsum geht eine Mauer, welche noch einige Acker Landes einschließt, zum Theil zur Aufnahme zierlicher Grabdenkmäler, zum Theil zur Errichtung der nöthigen Gebäude, einer Capelle, einer Registratur und der verschiedenen Wohnungen für Oberaufseher, Wächter, Geistliche, Küster und die zahlreichen Arbeiter bestimmt.

Die Kosten sind auf etwa $2\frac{1}{2}$ Millionen Pfd. angeschlagen, und nach einer ungefähren Berechnung würde sich dabei in einem Zeitraum von hundert Jahren eine Ersparniß von etwa 13 bis 14 Millionen Pfd. ergeben.

Der großartige Plan ist prachtvoll ausgeführt — bis jetzt noch auf dem Papier — und die Berechnungen höchst detaillirt. Obschon ich dieselben nicht prüfen kann, so finde ich doch daß Hr. Wilson sich wenigstens in einem Punkte bedeutend irrt. Setzt man nämlich eine allgemeine Betheiligung voraus, so werden bei der gegenwärtigen Bevölkerung Londons nach den bisherigen Sterblichkeitsverhältnissen wenigstens sieben Millionen Leichen in einem Jahrhundert zu beerdigen seyn. Wächst aber die Bevölkerung in demselben Verhältniß wie seit Anfang dieses Jahrhunderts, so müßte die Pyramide um vieles größer angelegt werden, wenn sie dem Bedürfniß wirklich für mehrere Jahrhunderte entsprechen sollte.

In neuerer Zeit werden wieder mehrfach die frühern Klagen laut da allerdings die seither gewonnene Abhülfe sehr unbedeutend in das Gewicht fällt, und jedenfalls sehr umfassende Maßregeln von den Behörden des Staats oder der Gemeinde erforderlich sind, um die so nöthige Hülfe zu bringen.

Wir werden sehen was geschieht.

Natur und Menschen im Kafferland.

I.

Physikalische Verhältnisse.

Das kleine Küstenland im Osten der Cap-Colonie, welches man Brittisch-Caffraria nennt, hat ungefähr 140 deutsche Quadratmeilen Flächeninhalt. Es wird im Südwesten durch den Keiskamma und den Tschumie, einen Nebenfluß desselben, im Nordosten durch den Kei, im Norden durch das Amatola-Gebirge und einen Fahrweg begränzt, welcher nach dem Windvogelberg und dem Kei führt. Der Kei trennt das Land vom eigentlichen Caffraria, wie die Engländer das Gebiet der unabhängigen Kaffern nennen, die übrigen Gränzen scheiden es vom Gebiet der Cap-Colonie.

Die Amatolas können als ein Theil jener Gebirge betrachtet werden welche sich gleichlaufend mit der Südwest-, Süd- und Südostküste von Afrika in verschiedener Höhe hinziehen und das Küstenland von den sogenannten Karros trennen. Sie bestehen aus einzelnen Bergen und längern Rücken, welche eine relative Höhe von 1200—1800 Fuß haben, während ihre absolute 3000—4000 Fuß beträgt. Ihr westlicher Theil bildet ein Becken, das durch mehrere Pässe mit dem Lande ringsum verbunden ist; der östliche dagegen besteht aus zwei ziemlich gleichlaufenden Bergrücken mit seltsam gestalteten Kuppen. Der nördliche von diesen Bergrücken (die Kabusie-Berge) findet in dem stattlichen Kaklazeli seinen Schluß; während der südliche (die Jzeli-Berge) nach dem Kei zu allmählich an Höhe verliert. Der Kabusie Neck bildet die Gränze zwischen dem östlichen und westlichen Theile des Gebirges, und zugleich die Wasserscheide für die innerhalb der Amatolas entspringenden Gewässer; die östlichen fließen dem Kei, die westlichen dem Keiskamma zu.

Die Abhänge der westlichen Amatolas sind theils mit Hochwald, theils mit Gebüsch bedeckt, in welchem die Mimosen vorherrschend sind; in den engen wasserreichen Thälern wächst ausgezeichnetes Gras. Die Abhänge der östlichen Amatolas, besonders die südlichen Schluchten derselben, sind ebenfalls stark bewaldet; doch kommen sowohl in diesem wie in dem andern Theile des Gebirges auch genug Stellen vor wo steile graue Felsmassen jeder Vegetation entbehren. Zwischen den Kabusie- und Jzeli-Bergen sind die Thäler nicht so eng und nicht so tief eingeschnitten wie in den westlichen Amatolas; auch ist ihr Boden viel weniger fruchtbar, bringt fast nur saures Gras und statt der Mimosen eine Protea, welche die Engländer den Zuckerbusch nennen, hervor. Die zwischen den Kabusie- und Jzeli-Bergen befindlichen Hügel sind an vielen Stellen mit Steingerölle bedeckt; sie werden nach Osten und Nordosten zu flacher, und fallen endlich zum Bett des Kei steil ab. Die nördlichen Abhänge des Gebirges sind viel weniger steil als die südlichen. Das Land behält zwar anfangs einen hügeligen Charakter; die Kuppen werden aber immer ausgedehnter und endlich zu großen Flächen; diese bilden einen Theil von der zweiten Stufe der Ansteigung des Landes nach dem Gariep zu, welche im Norden durch die Sturmberge begränzt wird. Ihr Boden ist sandig, sein Gras zwar meist süß, doch dürftig.

Von den steilen Abhängen der Amatolas verliert das Land südwärts nach dem Meer zu allmählich an Höhe. Es besteht aus verschieden gestalteten Hügeln, welche durch mehr oder weniger steile Schluchten von einander getrennt sind. Wegen dieser Beschaffenheit der Oberfläche würde Caffraria, wenn es angebaut wäre, gewiß einen sehr angenehmen Eindruck machen; gegenwärtig fehlt es zu sehr an Abwechslung. Ein grüner Hügel reiht sich an den andern, die dazwischen liegenden Schluchten sind meist mit Mimosen bewachsen, welche sich hie und da auch bis auf die Höhen erstrecken. Es sind dieß 10—14 Fuß hohe Bäumchen mit kleinen zierlichen Blättern, gelben, lieblich duftenden Blüthenköpfchen und weißen, oft fingerlangen Dornen. Die dunklere Farbe ihres Laubes auf dem hellern Grün des Grases ist fast die einzige Abwechslung die dem Auge geboten wird. Die Flußthäler sind so eng, daß von den Gewässern nur zuweilen kleine Strecken übersehen werden, deren Silberglanz die Einförmigkeit des ewigen Grüns dann etwas belebt. Da wo die Hügel nach den Flüssen hin schroff abfallen, ragen zwischen dem zu Tage tretenden grauen Gestein Euphorbien, und an einzelnen Stellen auch rothblühende Aloën hervor.

Von den Flüssen des Landes sind der Keiskamma, der Kei und der Buffalo die bedeutendsten; dieselben können zwar in ihrem untersten Lauf auf eine kurze Strecke beschifft werden; das Ein- und Auslaufen

von Schiffen wird jedoch bei den beiden ersteren durch die Sandanhäufung in ihrer Mündung verhindert. Die zwischen diesen Flüssen befindlichen Küstenflüßchen sind ebenfalls an der Mündung versandet, oberhalb derselben ist ihr Bett mit losen Steinen dermaßen angefüllt, daß nach längerer Trockenheit vom Wasser an manchen Stellen gar nichts zu sehen ist. Nach mehrtägigem Regen schwellen dagegen alle caffrarischen Flüsse und Bäche mächtig an. Es kommt dann vor daß Furten, in welchen das Wasser den Pferden gewöhnlich nicht bis an die Sprunggelenke reicht, ganz undurchschreitbar werden, und daß Fuhrwerke zu einem mehrtägigen Halt gezwungen sind. Die in den Schluchten der Amatolas befindlichen Gewässer, welche an manchen Stellen unter Steingerölle murmelnd verschwinden, an andern über Felsen stürzend kleine Wasserfälle bilden, haben bei ihrem starken Gefälle nach längerem Regen eine solche Gewalt, daß sie Bäume entwurzeln und große Steine fortwälzen. Das Bett der meisten Gewässer ist übrigens so tief eingeschnitten, daß selbst nach längerem Regen keine Ueberschwemmung stattfindet. Die Thäler, so wie die Abhänge von welchen dieselben eingeschlossen werden, sind dessenungeachtet sehr fruchtbar, was zum Theil der Verdunstung des Wassers und dem Thau, der in der Nähe der Gewässer stets stärker ist als an andern Orten, zugeschrieben werden muß.

In den Waldungen der Amatolas kommen neben 50—60 Fuß hohen moosbedeckten Gelbholzbäumen, von deren Zweigen graue Haarflechten herabhängen, Eisenholz- und andere Bäume, so wie viele Sträuche vor, deren mannichfaltiges Laub und verschiedenfarbige Blüthen das Auge ergötzen. Dornsträuche sind in Menge vorhanden, und zuweilen so verwachsen und von Schlingpflanzen umrankt, daß man gar nicht hindurchkommen kann. Manche Schlinggewächse erreichen eine Stärke von mehreren Zollen, umwinden die Stämme der höchsten Bäume, und wachsen von den Enden der Aeste wieder abwärts nach dem Boden hin. Mitunter ist ein Baumstamm von mehreren Arten derselben umwunden, was namentlich in der Blüthezeit ganz allerliebst aussieht. Wilder Jasmin mit dunkelgrünen, glänzenden Blättchen und weißen, sehr wohlriechenden Blüthen ist sehr häufig; doch dringen die Wohlgerüche in den caffrarischen Wäldern überhaupt nicht durch; denn die von faulendem Holz und verschiedenen Gewächsen herrührenden Ausdünstungen sind an manchen Stellen so übermächtig, daß man forteilen muß so schnell es die Dornbüsche und Schlingpflanzen erlauben.

Brittisch-Caffraria ist reich an schönen Blumen. In den Amatolas findet man zuweilen große Steinblöcke mit silberweißen, goldgelben und röthlichen Strohblumen überzogen. Die Ufer der Flüsse sind mit Callas besetzt, deren weiße trichterförmige Blüthenscheide den gelben Kolben gar niedlich umschließt, und sich über die großen dunkelgrünen Blätter stattlich erhebt. Wilde Hyacinthen sind häufig; ihre weißen und röthlichen Blüthen sind etwas kleiner als die der europäischen Gartenhyacinthen, haben aber denselben Geruch; daneben ziehen blaue Liebesblumen, rothe Amaryllen, wohlriechende Hermannias, bunte Schwertlilien, Götterduft, Glockenblumen und viele andere unsere Aufmerksamkeit auf sich. Der Botaniker wird das Land sicher mit Befriedigung durchstreifen; aber auch ohne zu wissen in welches Geschlecht die Pflanzen gehören, freut man sich über der Blumen zierliche Formen, zarte Farbe oder lieblichen Geruch.

Leider lauern unter den lichten Blumen oft giftige Schlangen, von welchen die Hornviper, von den Engländern Puffadder genannt, die häufigste ist. Schildkröten gibt es ebenfalls, jedoch bei weitem nicht in der Menge wie in den östlichen Provinzen der Cap-Colonie. Bei einem Ritt von Fort Peddi nach dem großen Fischflusse fanden wir nach einem Gewitterregen zwischen dem Gesträuch zu beiden Seiten des Wegs den Boden förmlich belebt durch sogenannte geometrische Schildkröten.

Die caffrarischen Flüsse sind in ihrem obern Lauf arm an Fischen. Die darin vorkommenden sind so klein, daß ihre Zubereitung nicht der Mühe lohnt. In den Mündungen der drei größern Flüsse findet man Seefische und an den Ufern der Bäche Krabben, welche, nach Art der Krebse zubereitet, eine ziemlich wohlschmeckende Speise bieten.

Es gibt viele Vögel im Land, aber nur wenige die singen. Den meisten Lärm in den Wäldern machen die Papagaien, von welchen nur eine Art von der Größe einer Taube mit grün-blau-gelbem Gefieder vorkommt. Ihr Geschrei ist krächzend und unangenehm; aber man sieht mit Vergnügen ihrem muntern Treiben auf den höchsten Zweigen der Gelbholzbäume zu. Enten sind auf den Flüssen, Beccasinen an sumpfigen Stellen ziemlich häufig. Die caffrarischen Tauben zeichnen sich durch einen niedlichen Bau und ein schönes grau-blaues mit Weiß vermischtes Gefieder aus. Die Feldhühner sind größer und hellfarbiger als die deutschen, aber gebraten minder gut. Perlhühner und Trappen, welche letztere ein sehr wohlschmeckendes Fleisch haben, trifft man vorzugsweise im Nordosten der Amatolas, zwischen diesem Gebirge und dem Kei; dort zeigt sich auch der Strauß. Die Zahl der Wachteln war im Jahr 1857 außerordentlich groß; dieselben gleichen in Bezug auf Größe, Gefieder und Eigenschaften den europäischen. Sie kommen im October an und ziehen im März wieder nördlich; es ist daher nicht unmöglich daß von den europäischen Wachteln, welche vornehmlich in den Ländern am Nil überwintern sollen, Schwärme weiter südlich ziehen, und durch die Länder an der Ostküste von Afrika bis nach dem Cap gelangen. Die Schwalben erscheinen ungefähr zu derselben Zeit wie die Wachteln. Sie unterscheiden sich von den deutschen durch einen schlankeren Bau und eine andere Farbe des Gefieders; letzteres ist nämlich auf dem Bauch schmutzigweiß mit rostbraunen Flecken und auf dem Rücken schön dunkelblau. In den nur von Kaffern bewohnten Theilen des Landes sind die Schwalben sehr selten; aber wo immer Häuser und Stallungen entstehen, dahin kommen diese geselligen Thiere in größerer Zahl und bauen ihre künstlichen Nester. Der Heuschreckenvogel zeigt sich vom October bis März in kleinen Schaaren. Es ist ein hübsches schlankes Thier von der Größe einer Drossel. Sein Schwanz und seine Flügel sind hinsichtlich der Gestalt denen der Schwalbe ähnlich. Seine Nahrung besteht vorzugsweise aus Heuschrecken, deren es in Caffraria eine Menge und von vielen Arten gibt; doch sollen jene berüchtigten Heuschreckenschwärme, welche in andern Theilen Südafrika's zuweilen großen Schaden anrichten, dort nicht vorkommen. Sehr häufig ist eine Art Krähe von der Größe der Kolkraben mit glänzend schwarzem Gefieder und einem weißen Halsbande, welches jedoch an der Kehle nicht ganz zusammenschließt. Auch Raubvögel sind reichlich vorhanden, namentlich Geier mit weißem Gefieder, schwarzen Schwung- und Schwanzfedern und orangefarbigem kahlen Kopfe. Wenn man im Herbst das trockene Gras in Brand steckt, werden durch das Aufsteigen des Rauches Vögel in großer Zahl herbeigelockt. Die Raubvögel kreisen über dem Feuer, und schießen zuweilen zur Erde um ein die Flamme fliehendes Thierchen zu erhaschen; der Secretär und andere Stelzvögel schreiten dem Feuer voraus, wo ihnen bald ein Frosch, bald eine Schlange zur Beute wird. Die Kraniche zeichnen sich dabei durch Gefräßigkeit und possierliche Bewegungen aus. Sie gehören zu den schönsten der in Caffraria vorkommenden Vögel. Bei aufgerichtetem Kopf sind sie beinahe vier Fuß hoch; sie haben

schwarze Stelzen, einen drei Zoll langen Schnabel und ein lichtgraues Gefieder, dessen Farbe aber an der Brust und am Kopf ins Weißliche übergeht. Ihre Schwung- und Schwanzfedern sind schwarz, und die beiden äußersten der letzteren so lang daß sie den Boden berühren. Die Federn am Hals sind flaumig, die am Kopf, gegen deren helle Farbe das schwarze Auge sehr absticht, sind fast eben so weich wie jene, jedoch länger; der Vogel richtet sie auf wenn er gereizt wird Die Kaffern-Kraniche lassen sich sehr leicht zähmen, und sind vielleicht die einzigen Vögel welche eine gewisse Anhänglichkeit an ihren Herrn, oder an denjenigen welcher sie füttert, zeigen.

Von den Säugethieren des Kaffernlandes verdienen die Antilopen vorzugsweise der Erwähnung. Es kommen verschiedene Arten davon vor, die sich sämmtlich durch einen zierlichen Bau auszeichnen und ein zartes wohlschmeckendes Fleisch besitzen. Fischottern, welche an den in Menge vorhandenen Krabben eine reichliche Nahrung finden, sind häufig; sie unterscheiden sich von den europäischen dadurch daß die Farbe ihres Pelzes auf dem Rücken nicht so schön braun, sondern dunkelgrau ist. Stachelschweine trifft man nicht so oft wie in der Colonie, wo dieselben in den Gärten an manchen Orten großen Schaden thun. Flußpferde kommen in der Mündung des Kei und Keiskamma und Quaggas auf den Ebenen im Nordosten der Amatolas vor. In den Waldungen dieses Gebirges gibt es Affen, Genetkatzen, Caracals, Leoparden und Wildschweine. Letztere sind grau mit dunkleren Flecken, und stimmen hinsichtlich ihrer Größe sowie der Stärke ihrer Fangzähne mit den deutschen überein. Der Schakal und die Hyäne werden immer seltener, überhaupt ist die Jagd in Britisch-Caffraria weniger ergiebig und mannichfaltig als in vielen Gegenden der Colonie. Dieß rührt wohl vorzugsweise von der bis zum Jahre 1857 ziemlich dichten Kaffernbevölkerung und deren Jagdlust her.

Das Klima von Britisch-Caffraria ist nicht so warm als man vermöge der geographischen Lage des Landes unter dem 32sten und 33sten Grade südlicher Breite erwarten könnte. Seinem größern Theile nach zwischen dem Meer und den bewaldeten Amatolas gelegen, deren südliche Abhänge kaum acht deutsche Meilen von jenem entfernt sind, vermindert die Seebrise, welche in der Regel schon von zehn Uhr Morgens fühlbar wird, die Hitze; auch tragen die fast das ganze Jahr hindurch vorherrschenden südlichen Winde sehr zur Ermäßigung der Temperatur bei. Nördliche Winde erlangen nur selten das Uebergewicht, und obwohl dann die Hitze drückend genug ist, wirkt dieselbe im Süden der Amatolas doch nicht ganz so erschlaffend wie auf den Flächen im Nordosten des Gebirges, weil der Boden mit dichterem Grase bedeckt ist, wodurch die Erwärmung desselben ermäßigt wird.

Die Jahreszeiten sind begreiflicherweise den unsrigen entgegengesetzt. Im Herbste (April, Mai und Juni) 1857 war die Hitze trotz des fast ohne Unterbrechung wehenden Südost- oder Südwest-Windes bei Tage mitunter sehr fühlbar, Morgens und Abends dagegen war es kühl. Im Winter (Juli, August und September) wechselte Regen mit Wind, dazwischen kamen auch warme, heitere Tage vor, die Nächte waren aber zuweilen empfindlich kalt, und die höchsten Spitzen der Berge an drei aufeinander folgenden Tagen mit Schnee bedeckt, der jedoch nach Sonnenaufgang wieder verschwand. Der Frühling (October, November und December) brachte heftige Gewitterregen, auf welche oft ein so starker Wind folgte, daß die Oberfläche der Erde in kurzem zu einer steinharten Kruste ward. Die Gewitter bleiben oft auf die Gegenden in der Nähe des Gebirges beschränkt, und zeichnen sich durch Großartigkeit aus. Die Blitze folgen fast ohne Unterbrechung auf einander, und erscheinen gleichzeitig an so vielen Stellen daß mitunter der ganze Himmel in Feuer gehüllt scheint, und nur in kurzen Pausen die dunkeln Wolken sichtbar werden. Das dumpfe Rollen des Donners wird von Zeit zu Zeit durch Schläge von furchtbarer Stärke unterbrochen. In der Nähe des Gebirges kamen 1857 auch mehrmals Hagelstürme vor, bei welchen die Körner über einen halben Zoll dick waren. Im Sommer (Januar, Februar und März) stellten sich die Gewitter seltener ein, und die Temperatur betrug am Fuße der Kabusie-Berge durchschnittlich 24° R.

Die Uebergänge von einer Jahreszeit zur andern sind in Caffraria weniger merklich als in Gegenden höherer Breite, weil die meisten Bäume und Sträuche das ganze Jahr hindurch grün bleiben, während in gemäßigteren Ländern gerade das Hervorsprießen des Laubes, sein Farbenwechsel und das endliche Abfallen der Blätter wesentliche Wahrzeichen des Wechsels der Jahreszeiten sind. Das Gras vertrocknet zwar im Sommer; wenn es aber niedergebrannt wird, so ist der schwarzbraune Boden einige Wochen nachher von neuem mit Grün bedeckt. Dann ist es freilich nicht so frisch wie im Frühling, wo überdieß Blumen in großer Zahl und von mannichfaltigen Farben sich daraus erheben. Die Frühlingsnächte mit ihrer milden und von Wohlgerüchen erfüllten Luft sind bei wolkenlosem Himmel, wenn die südlichen Sterne sich in ihrem vollen Glanze zeigen, ungemein schön. Das ununterbrochene Zirpen der zahllosen Grillen, das gemüthliche Quaken der Frösche, das einförmige Unken der Kröten, der muntere Schlag der Wachteln und die Locktöne anderer Vögel verkündigen wie behaglich sich alle diese Thiere dann fühlen.

Der in Caffraria fast ohne Unterbrechung wehende Wind wirkt dem Ausbruch epidemischer Krankheiten entgegen, und macht das Land auch für Europäer zu einem sehr gesunden Aufenthaltsorte. Dieselben bleiben verschont von jenen Fiebern welche in den wärmern, nördlich von Natal gelegenen Gegenden der Ostküste von Afrika dem Leben aller Nichteingebornen so verderblich sind. Der Gesundheitszustand der in Caffraria stehenden Truppen soll zu allen Zeiten ein sehr befriedigender gewesen seyn. Doch ziehen sich die im Land ankommenden Europäer bei nicht gehöriger Diät, namentlich bei zu reichlichem Genusse von Capwein und Capbranntwein, leicht Dysenterie zu. Bei den Eingebornen sind Augenleiden, Bandwurm und Rheumatismus häufig. Letzterer erklärt sich leicht aus dem oft beträchtlichen Temperatur-Unterschiede von Tag und Nacht, aus dem starken Thau und der Gewohnheit ohne dicke Unterlage auf der Erde zu schlafen. Die Augenleiden mögen zum Theil dieselben Ursachen haben, beruhen aber gewiß auch auf der Diät. Die für gewöhnlich aus Vegetabilien und Milch bestehende Kost der Kaffern wird nämlich von Zeit zu Zeit durch einen übermäßigen Fleischgenuß unterbrochen. Außerdem muß auch der Gebrauch, in den Hütten, in welchen nicht der geringste Zug vorhanden ist, fortwährend ein Feuer zu unterhalten, Augenleiden verursachen.

Erzählungen des Scheich Abdallah Bou-Kema.

(Von Karl Zill.)

Neunte Erzählung.

Am Abend eines schwülen Spätsommertages war ich nach einer vom Berg herabziehenden Schlucht gegangen, um biegsame Ranken von Schlinggesträuch zum Unterbinden eines Zaunes zu holen. Der Knall einer Flinte störte mich in meiner Beschäftigung; ich klomm den Rand der Schlucht hinauf, und erblickte in einer ziemlichen Entfernung meinen Todfeind Mohammed Bou-Kharoata, der vermuthlich auf ein Volk Hühner geschossen hatte. Ich sah ihn wie er einige Zeit vergebens nachdem wahrscheinlich gefehlten Wildpret suchte, dann seine Flinte wieder lud, und jetzt, in der Richtung des Ortes wo ich mich befand, vorwärts schritt.

Allah führte ihn seinem Schicksal entgegen. Ungefähr zwanzig Schritte unter mir erhob sich ein Eichbaum, an welchem sich ein riesiger wilder Weinstock hinaufwand. Bou-Kharoata lehnte seine Flinte an diesen Baum, und kletterte dann in den Gipfel desselben, wo er von den kaum sich zu färben beginnenden Trauben pflückte. Unterdessen hatte ich mich bis an den Fuß des Baumes geschlichen, wo ich mich der Flinte meines Feindes bemächtigte, und ihm dann hinaufrief: „He, Mohammed Bou-Kharoata! sind die Trauben so süß als die Küsse meiner Frau?“ Der Angerufene erblaßte bei meinem Anblick, und vermochte nichts als ein angstvolles „Sniah! Sniah!“ [1] hervorzubringen „Bei mir ist keine Gnade,“ rief ich aus, indem mir das Blut immer mehr und mehr zu Kopf stieg, „keine Gnade für einen Khraut! Der arme Bou-el-Frera, der dir nie was zu Leide gethan, hat wohl auch um Gnade gefleht, und ihr habt ihn erwürgt wie einen räudigen Hund. Ihr habt uns Uebel auf Uebel, Mord auf Mord gehäuft, du selbst hast meinen Ehefrieden für immer zerstört und mich zum Gespött der Kinder gemacht, und es bleibt mir nichts anderes übrig als meine Frau mit Schimpf und Schande aus meines Vaters Haus zu jagen. Die Zeit der Langmuth ist vorüber und diejenige der Vergeltung herbeigekommen. Schöhed, [2] damit du nicht wie ein ungläubiger Jude sterbest; schöhed, damit dir deine Sünden vergeben werden und du dem ewigen Feuer entgehest!“ Ich brauchte ihm übrigens diese letzten Gedanken an Gott und unsern Herrn Mohammed nicht erst anzuempfehlen, denn mit jedem Athemzug entfuhr ihm ein stöhnendes: „La Allah il Allah, Mohammed rasul illah!“ und als ich ihm jetzt eine Kugel ins Herz sandte, schnitt sie die letzten Worte seines letzten Spruches ab.

Da lag er nun zu meinen Füßen, und sein Blut floß in einem kleinen Bach in die Schlucht hinab. Ich müßte lügen wenn ich sagen wollte daß ich die mindeste Reue über meine That empfunden hätte, und doch war dieß der erste Mensch dem ich das Leben nahm; ich weidete vielmehr meine Augen an dem Anblick des nun für immer unschädlich gemachten Feindes, und ergötzte mich an dem Gedanken den Khraut in vollem Maß gleiches mit gleichem vergolten zu haben. Ich weiß nicht wie lange ich noch vor dem blutigen Leichnam stehen geblieben wäre, wenn ich nicht bedacht hätte daß man mich nicht hier antreffen dürfe, damit ich die That, in Abwesenheit jedes Zeugen, so lange als nothwendig abläugnen könne.

Ihr Franzosen habt in dieser Hinsicht sehr sonderbare Begriffe von dem was ihr Ehre nennt. Nach euch müßte ich denjenigen der mir schon unsägliches Leid zugefügt zu einem Zweikampf mit gleichen Waffen, und noch dazu mit Zuziehung von Zeugen herausfordern, und auf diese Weise noch zu dem erlittenen Uebel und trotz des Rechtes auf meiner Seite Gefahr laufen von meinem Gegner getödtet zu werden. Ist es nicht lächerlich einen Feind, an dem ich mich nun doch einmal rächen will und rächen muß — denn Allah hat dieses Gefühl in das Herz des Menschen geschrieben — in gleichen Vortheil mit mir zu stellen? Es wundert mich daß ihr hierin so thöricht seyn könnt, da ihr doch sonst in allem so gescheidt seyd. Nein, nein! Kein Zweikampf, keine Zeugen! War früher die Reihe an dir, so ist sie heute an mir, und wenn es mir fernern Schaden verhüten kann, so läugne ich die That ab, so lange es mir möglich ist. Dieß allein ist guter Krieg, was ihr auch dagegen einzuwenden finden möget.

Die Sonne war bereits untergegangen, als ich diesen Ort der Rache und des Todes verließ. Ich vermied die gebahnten Pfade und kam ungesehen nach Hause zurück, wo mich mein Vater ausschalt daß ich so lange ausgewesen sey, und doch die erwarteten Waldranken nicht mitgebracht habe. Ich ließ mich schelten ohne ein Wort zu meiner Entschuldigung zu erwiedern, setzte mich mit unsern Leuten zum Nachtessen nieder, und nahm dann an der sich spät in die Nacht verlängernden Unterhaltung geduldig Theil, wie sehr ich sie auch alle zu Bett wünschte, um mit meinem Vater unter vier Augen sprechen zu können. Endlich wurden die Schlafmatten ausgeklopft und zurecht gelegt, und ich benutzte diesen Augenblick um ihm hinaus ins Freie zu winken, wo ich ihn von dem Vorgefallenen in Kenntniß setzte. Nachdem er mir aufmerksam zugehört hatte, fragte er mich ob ich gewiß sey daß mich niemand gesehen habe, und als ich dieß bejahte, empfahl er mir reinen Mund zu halten, und mich keinem lebenden Menschen, nicht einmal meiner Mutter oder meinen Geschwistern, anzuvertrauen. Der erste Verdacht würde natürlich auf uns fallen, wir müßten aber hartnäckig läugnen, wie es die Khraut bei der Ermordung Bou-el-Frera's gemacht hatten, und somit würden wir quitt.

Wie es mein Vater vorausgesehen, galt der Tod Mohammed-Bou-Kharoata's bei allen für die Wirkung unserer Rache für alle die Unbilden die wir von den Khraut erlitten, und ich wurde allgemein für den Thäter gehalten. Manche sagten es mir auch geradezu ins Gesicht, ich antwortete aber diesen immer mit großem Gleichmuth: „Hast du es gesehen, so thust du wohl mich deßhalb bei der Dschemmah anzuklagen; hast du aber keinen andern Beweis als deine persönliche Meinung, so thust du noch besser deine Zunge im Zaum zu halten.“ Die Khraut allein stellten uns nicht zur Rede, aber sie waren von dieser Zeit an in der größten Thätigkeit, stellten überall Nachforschungen an, und obgleich sie nicht das mindeste herausbringen konnten, schlichen sie uns doch auf allen unsern Tritten und Schritten nach, und lauerten uns Tag und Nacht auf, ohne jedoch zu ihrem Zweck gelangen zu können, denn wir nahmen uns vor ihnen in Acht so sehr wir konnten, und wenn sie stets von Kopf zu Fuß bewaffnet waren, so waren wir es nicht minder. Trotz aller Vorsicht aber konnten wir es nicht hindern daß im Dunkel der Mitternacht zweimal in unsern Gurbie geschossen wurde, so daß wir uns endlich dazu bequemen mußten wechselsweise jede Nacht Wache mit unsern Hunden zu halten.

[1] Sniah! sniah! Gnade, Gnade!

[2] Schœhed, sprich dein Glaubensbekenntniß. Nach den Arabern ist der Schöhed die einzige wirksame Vorbereitung zum Tode, denn er löscht alle Sünden aus, und öffnet die Thüren des Paradieses.

Für mich selbst fürchtete ich nichts: der Krieg war nun einmal zwischen mir und den Khraut erklärt, und ich fühlte mich stark genug meinen Feinden Stand zu halten, was sie auch gegen meine Person beginnen mochten; da aber dieser Krieg nicht mit offener Gewalt, sondern nur durch List und Verrath geführt werden konnte, so mußte ich in beständiger Furcht für das Leben meiner Angehörigen schweben. Ich rieth daher meinem Vater mit den Unsrigen nach dem Dmel-Bes-Bes zurückzukehren, und dort unsern alten Zufluchtsort im M'dalles wiederherzustellen, wohin man jeden Abend unser Vieh in Sicherheit bringen konnte; ich selbst wollte mit meinem jüngsten Bruder Taïeb und einem unserer verheiratheten Khammes hier zurückbleiben, und die von unserer Familie bisher angebauten Felder pflügen, damit es nicht den Anschein habe als hätte uns die Furcht vor den Khraut alle insgesammt zum schnellen Abzug vermocht. Er fand zwar mancherlei einzuwenden gegen meinen Entschluß zu bleiben, ich beharrte aber fest auf meinem Vorsatz, und es geschah wie ich gerathen hatte. Bevor aber unsere Leute den Mel-Aruk verließen, versammelte ich einen Familienrath und schied mich von meiner Frau, welche zu ihrem in den Guerbes wohnenden Bruder zurückkehrte, nachdem ich auf die Rückgabe der für dieselbe von meinem Vater erlegte Kaufsumme Verzicht geleistet hatte. [1]

Die Zeit der Bestellung der Wintersaat war indessen herbeigekommen, und hatte zwischen mir und meinen Feinden eine Art von Waffenstillstand bewirkt, der aber nicht länger als bis zum folgenden Frühling dauerte, wo es die Khraut wieder ärger als je trieben. In einer finstern Regennacht wurde von neuem durch die hintere Wand meines Gurbie geschossen, und drei Kugeln, die glücklicherweise niemand verwundeten, fuhren durch die entgegengesetzte Wand wieder hinaus; als ich am folgenden Morgen an der Spur sehen konnte daß der Schütze sich hinter einer alten hohlen Eiche, die in einiger Entfernung hinter dem Hause stand, verborgen gehalten hatte, hieb ich dieselbe um, und steckte, beim ersten günstigen Wind, das in dieser Richtung befindliche Haidegebüsch in Brand. Von dieser Zeit an machten wir auch Abends kein Feuer mehr im Innern des Gurbie an, damit man nicht beim Schein der Flamme durch den thürlosen Eingang auf uns zielen könne, und um unsere Schlafstätte errichteten wir einen undurchdringlichen Wall von großen Steinen. Ein anderesmal saßen wir bei hellem Mondschein vor unserm Gurbie, als wir plötzlich in der etwa 50 Schritte von diesem entfernten Melonenpflanzung ein unterdrücktes Niesen hörten. Ich gab meinen Leuten ein Zeichen sich ruhig zu verhalten, und nachdem ich selbst noch einige Augenblicke bei ihnen sitzen geblieben war, erhob ich mich scheinbar ganz unbefangen, um wie von ungefähr in den Gurbie zu gehen, wo ich schnell meine Flinte ergriff und einen Hagel von Kugeln mitten in die Melonenbeete sandte. Der Nieser und sein Gefährte — denn es waren ihrer zwei — mochten wahrscheinlich an diesem ersten Guß genug haben, denn sie sprangen blitzschnell auf, und liefen, von allen unsern Hunden gehetzt, dem Wald zu. In den Melonen fanden wir die Stelle wo sie sich, gleich Hasen in ihrem Lager, an den Boden gedrückt gehalten hatten. Ein neuer Kniff der Khraut, der ihnen wahrscheinlich gelungen wäre, wenn nicht einer von ihnen den Schnupfen gehabt hätte.

[1] Es ist bei den Einheimischen gebräuchlich daß bei einer Scheidung dem Mann der von ihm an den Vater oder die nächsten Verwandten der Frau ausgezahlte Kaufpreis zurückerstattet werden muß, wenn ihm auch letztere schon viele Jahre gearbeitet und eine Menge Kinder geboren hätte.

Ich wurde dieser Possen nachgerade herzlich satt, und fand endlich, um denselben Einhalt zu thun, ein Mittel, das so einfach war daß ich mich wundern mußte nicht früher auf dasselbe gekommen zu seyn. Es bestand dieses Mittel einzig darin die Taktik der Khraut nachzuahmen: ich schoß ebenfalls, so oft sich eine Gelegenheit dazu bot, in ihren Gurbie; wenn es ihnen einfiel mir Abends oder Nachts nachzuspüren, saß ich schon irgendwo auf ihrem Wege, und wenn dann meine Kugel nur an ihren Ohren vorbeizischte, so war es gewiß nicht meine Schuld. Die Dinge giengen jetzt einen umgekehrten Gang: aus den Verfolgern wurden sie die Verfolgten. Auch fiengen sie bald an sich bei der Dschemmah über mich zu beklagen: nicht zufrieden ihren Bruder getödtet zu haben, verfolgte ich sie Tag und Nacht, und sie wären keinen Augenblick vor meinen Nachstellungen sicher, da sie doch selbst, so sehr sie auch das Recht dazu gehabt, nie das geringste gegen mich unternommen hätten und nichts als den Frieden wünschten. Die Dschemmah wußte was sie von unsern gegenseitigen friedfertigen Gesinnungen zu halten hatte, und wußte nichts besseres zu thun als uns beiderseits zum Frieden zu ermahnen, widrigenfalls wir hingehen könnten wo wir hergekommen seyen, um uns dort, nach unserm Belieben, unter einander aufzureiben. Die Sachen standen so wie wir beiderseits es wünschten, und von diesem Augenblick an ließen wir wenigstens einander bei zufälligem begegnen in Ruhe, wenn wir uns auch nicht küßten. [1] Da übrigens bald darauf die Franzosen ins Land kamen und man andere Interessen zu besprechen hatte, so blieb unser Zwist auf sich beruhen, und es floß seitdem kein Blut mehr zwischen uns, obgleich die Ouled-Bou-Rema und die Khraut einander ewig feind bleiben werden.

Ich wohnte noch verschiedene Jahre im Mel-Aruk. Die N'sarah hatten unterdessen Algier genommen, der Krieg wurde dort schon seit einiger Zeit mit großer Hartnäckigkeit geführt, während wir hier nur vom Hörensagen Kunde davon hatten. Der Bey-el-Hadj' Achmed von Constantine, welcher dem Dey von Algier gleich anfangs zu Hülfe geeilt, war schon längst nach seinem Beylik zurückgekehrt, und man vernahm, von gar manchen die ihn begleitet hatten, daß die Araber geringe Aussicht hätten den Franzosen in die Länge zu widerstehen. Hier hatte man nicht das geringste Zutrauen in den Sohn Mahi-ed-Din's, der plötzlich aus einem armen Taleb ein großer Marabut geworden war, und die Araber unter großen Verheißungen in den Kampf führte. Wir hatten auch hier einen Marabut, der seit langen Jahren Vorsteher der Zaouia von Sidi-Agascha gewesen war, aber dieser predigte nicht, wie Abdel Kader, einen vergeblichen heiligen Krieg gegen die N'sarah, denn er hatte schon früher, auf dem Markt des T'nin des Edough, in Gegenwart einer großen Anzahl von Arabern und Kabylen aus allen Stämmen der Gegend, die Prophezeiung gemacht daß die Christen sich der Regentschaften von Algier und Tunis bemächtigen, und 40 Jahre über dieselben herrschen würden. Aus allem was bis hieher vorgegangen, können wir sehen daß dieser fromme Mann nicht gelogen hat, wie so manche falsche Propheten nach ihm, welche die leichtgläubigen Moslemin durch ihre sinnlosen Vorspiegelungen schon oft ins Verderben geführt haben; denn bei uns seyd ihr heute überall Meister, und der Bey von Tunis tanzt so genau wie ihr ihm vorspielt, daß er sogar seine Soldaten französische Hosen tragen läßt. Hier an der Küste des Landes Constantine ließ uns überhaupt dieser Krieg von Anfang

[1] Die Einheimischen küssen einander gewöhnlich zum Gruß auf den Mund.

ziemlich gleichgültig. „Die N'sarah werden wohl nicht sobald, vielleicht gar nicht hieher kommen," sagte man sich, „und wenn sie je kommen, so wird man schon sehen was zu thun sey." Damit war die Sache einstweilen abgethan, und alles gieng seinen gewohnten Gang fort.

Jetzt aber landeten die Franzosen auf einmal zu Bona. Ihre Besitznahme dieser Stadt verursachte einen großen Rumor in den Stämmen des B'heira und des Gebirges; in allen Duars und Sribas derselben schmeichelte man sich anfänglich mit der Hoffnung diese Handvoll Leute leicht überrumpeln und aufreiben zu können, wurde aber bald durch die fehlgeschlagenen Versuche der Bewohner des Edough eines bessern belehrt, und hielt es deßwegen für das klügste sich einstweilen ruhig zu verhalten, bis man sähe welche Wendung die Sache nehmen würde. Da aber die N'sarah diesen Platz bald wieder räumten, ohne irgend etwas ernstliches gegen die Stämme unternommen zu haben, so legte sich diese erste Aufregung unmittelbar nach dem Abzug derselben, und es blieb wieder alles beim alten.

Die Franzosen erschienen zum zweitenmal, und ließen es dießmal nicht bei der bloßen Besetzung der Stadt bewenden. Man sah bald daß ihre Absichten weiter hinausgiengen, denn sie errichteten ein Lager zu Drean, und ihre M'halla [1] zogen öfter in der Richtung von Guelma aus, augenscheinlich um die nach Constantine führende Straße zu erforschen. In Bona selbst errichteten sie große Magazine, besserten die Ringmauer der Stadt und die Gebäude der Kasbah aus, erbauten auch deren neue zum Unterbringen ihrer zahlreichen Reiter und Fußsoldaten. Zu gleicher Zeit brachten sie eine große Viehheerde zur Verproviantirung der Besatzung zusammen, und das Hüten dieser Heerde ward einigen Hirten aus den Beni-Jalub anvertraut, welche, sey es aus Nothwendigkeit oder aus Politik, schnell Freunde der N'sarah geworden waren, wie es hieß gegen gute Bezahlung.

Die Stämme und Stammabtheilungen im B'heira von Bona waren, wie es von jeher bei ihnen der Fall gewesen, zu wenig unter sich einig, um den Fortschritten der Franzosen ernstliche Hindernisse in den Weg zu legen; das Gemeininteresse kam bei ihnen wenig in Betracht, und die einzelnen Streifbanden, welche sich ohne allen politischen Zweck, und bloß in der Absicht Beute zu machen, hie und da bildeten, beschränkten sich darauf Proviantwagenzüge auf gut Glück zu überfallen, oder Pferde und Maulthiere zu stehlen. Die Bewohner des Edough waren den Franzosen noch am lästigsten, obgleich ihre Zahl eine verhältnißmäßig geringe war; sie kamen regelmäßig jede Nacht von ihren Bergen herab, um die Stadt wie hungrige Schakals zu umschleichen, und sie zogen sich am Morgen selten zurück ohne irgend etwas erbeutet oder wenigstens einen Vorposten ermordet zu haben. Dieser Zustand der Dinge dauerte geraume Zeit fort, bis endlich die N'sarah auf den Einfall kamen eine Straße von der Stadt aus bis mitten in die Berge zu führen, um die Nachtvögel des Edough schnell und zu jeder Zeit bis in ihre Schlupfwinkel verfolgen zu können.

Die Abtheilungen der Araber und Kabylen diesseits des Oued-el-Kebir waren bisher ruhig geblieben, nicht als ob ihnen, bei der Erzählung so mancher glücklich ausgeführten Streiche, nicht ebenfalls der Mund gewässert auf den Spuren [2] der N'sarah Gewinn zu suchen, sondern vielmehr weil sie zu weit von Bona entfernt wohnten, und um dahin zu gelangen fremde Gebiete zu durchziehen hatten, auf welchen man ihnen leicht auf ihrem Rückweg wieder abnehmen konnte was sie mit Gefahr ihres Lebens erbeutet hatten. Ich selbst hätte gar zu gern den Franzosen von Zeit zu Zeit einige Federn ausgerupft, [1] wenn sich mir nur irgend eine vernünftige Gelegenheit dazu geboten hätte. Warum hätte mich auch dieser Gedanke nicht oft beschäftigen sollen, da ein Unternehmen dieser Art, abgesehen von der Aussicht auf eine gute Beute, mich in großen Credit bei meinen Stammgenossen bringen mußte!

Auf welche Weise dieser mein Wunsch, mich in irgend einer Ghazzia gegen die Franzosen auszuzeichnen und mich auf ihre Kosten zu bereichern, in Erfüllung gieng, und wie mir dabei die Lust zu ähnlichen Thaten verleidet wurde, will ich dir das nächstemal erzählen.

[1] El-M'halla, das Kriegsvolk, das Bataillon, Regiment.

[2] N'erbakh fil Schorri'ou, ich finde Gewinn auf seiner Spur, arabische Redensart.

[1] N'risch'ou, ich rupfe ihm Federn aus, plündere ihn.

Papier.

(Aus Charles Dickens' Household Words.)

Das Morgenland hat stets eine besondere Vorliebe für Pflanzenpapier gehabt. Die cingalesischen Schreiber schreiben die ihnen dictirten Liebesbriefe auf die Blätter der Talipot-Palme; die brahmanischen Manuscripte, die zu Anfang dieses Jahrhunderts aus Fort St. George nach Oxford gesandt wurden, sind auf die Blätter der Ampana, oder Palma malabarica, geschrieben; auf den Korallen-Inseln der Maldiven ist das gewöhnliche Schreibpapier das der Macaraqua-Palme, deren Blätter neun Fuß lang und anderthalb Fuß breit seyn sollen, und in Ostindien ist es der Musa-Baum, oder der Pisang, nach der Trocknung an der Sonne. Bis zur Ankunft der Franzosen mit ihrem Luxuspapier pflegten die Algerier Papier aus den Fasern der Agave, einer ursprünglich in Mexico heimischen Pflanze, zu machen. In der That sind alle Palmarten sehr werthvoll für Schreibmaterialien. Hermannus gibt einen Bericht über eine Riesen-Palme, genannt Codda pana, oder Palma montana malabarica, deren runde gefaltete Blätter zwanzig Fuß breit sind, und von der ganzen Bevölkerung eines Bezirks zu Häuserdeckungen, zu Mänteln und zu Papierwaaren gebraucht werden. Schon ein Theil eines Blattes ist hinreichend für ein Buch von mäßiger Größe. Man benutzt es so daß man zwischen die Falten schreibt, und die Buchstaben durch das äußere Häutchen hindurch macht. Einige amerikanische Bäume haben dieselben Eigenschaften. Einer von ihnen, Lagua genannt, bildet einen spanischen Mantel von nicht gewöhnlicher Güte, während man aus seiner innersten Substanz eine feine weiße durchsichtige Membran gewinnt, die der Haut eines Eies gleicht, eben so groß wie unsere Pergamenthäute ist, und unserm besten Papier nicht nachsteht. Man gebraucht sie als Papier, und sie entspricht allen Zwecken unsers Post- und Propatria-Papiers.

Die alten Aegyptier gebrauchten, wie alle Welt weiß, jenes berühmte Ried, Cyperus Papyrus, mit welchem sie später Griechenland und Rom versahen. Der Papyrus ward in Streifen oder Schichten geschnitten, auf einen mit Nilwasser befeuchteten Tisch gelegt, auch mit Nilwasser zusammengeklebt, gepreßt und dann in der Sonne getrocknet. Dieß also war der Papyrus, durch welchen die Welt mehr gelernt hat als die heutigen Ikonoklasten zuzugeben geneigt sind. Die Vollendung erhielten die Papyri durch eine Art Kleister, gemacht aus Brod das man in siedendem durch ein Tuch abgeflossenem Wasser erweichte, und den man sorgfältig darüber ausbreitet. Aus den Fabriken kamen sie dann, so wie wir sie jetzt in den Mumiensärgen sehen, in die ägyptischen Kaufläden und an das ägyptische Publikum. Einige dieser Papyri waren 30 Fuß lang, und selbst noch länger. Der längste den wir bis jetzt besitzen, maß dreißig Fuß. In späteren Zeiten hatte jede bedeutendere Stadt im Delta ihre besondere Art Papier. Sais war berühmt ob seiner Charta Saitica, und andere Städte, deren Namen zu sehr der Gelehrtenwelt angehören als daß sie in einem allgemein gehaltenen Aufsatz angeführt werden könnten, lieferten zu den Zeiten der Ptolemäer ebenfalls ihr „Bath-Postpapier." Das beste aber war die Charta Claudia, so genannt nach dem Kaiser Claudius, welcher der Rolle ein weiteres Häutchen beifügte — es waren früher nur zwei — und den Bogen auf dreizehn Zoll erweiterte. Ferner gab es die sogenannte Amphitheatrica, darum berühmt weil auf dieses Papier die Gracchen schrieben; berühmter aber noch darum weil es sich bis vor zwanzig Jahren (und vielleicht noch jetzt) in der Abtei St. Germain des Prés mit einem darauf geschriebenen Theil des Evangeliums des heiligen Augustin erhalten hat. Dieses Manuscript muß wenigstens 1200 Jahre alt seyn. Sodann gab es das geheiligte Papier, das seinen Namen von dem Gebrauch hatte zu dem es bestimmt war, später aber, als man die Menschen zu Göttern machte, und ihnen die Erde und die Fülle ihrer Reichthümer zu Füßen legte, „Augustus und Livia" genannt wurde. Diese Papier-Gesponse verbesserten sicherlich ihren Sprößling, denn sie machten es weißer und breiter, und erhoben es zu größerer Vortrefflichkeit. Ferner gab es das blaue Ladenpapier, buchstäblich Ladenpapier genannt, so wie das alte Bombycina- oder Baumwollpapier, welches dem Verkauf des Cyperus Papyrus ein Ende machte. Dieses Baumwollenpapier war eine ägyptische Erfindung, und zwar eine für die damalige Zeit sehr segensreiche. Es kam gerade als man seiner am meisten bedurfte, und lieferte der Welt ein gutes, wohlfeiles und brauchbares Papier zu einer Periode in welcher der Papyrus über alle Maßen theuer, ungebührlich geschützt und nur sehr schwer zu bekommen war. Das Baumwollenpapier seinerseits wurde beseitigt durch eine noch bessere Erfindung; allein bis auf den heutigen Tag ist es ein Artikel des levantinischen Gewerbfleißes und Handels, ja es gehörte einmal unter die ergiebigsten Quellen levantinischen Reichthums. Wie sehr man dieser oder irgend einer andern derartigen Erfindung benöthigt war, mag man aus dem Umstand abnehmen daß bei den Griechen die Sitte herrschte die Schriften eines Polybius, Diodorus Siculus und anderer Schriftsteller, von denen jedes Wort dem Entdecker jetzt mit einem Talent Goldes aufgewogen würde, auszulöschen, um des Pergaments willen auf dem sie niedergeschrieben waren. Die Römer hatten dieselbe Gewohnheit. Sie benützten sowohl den ägyptischen Papyrus als das Pergament, und als beide theuer und selten wurden, löschten sie der Sparsamkeit halber die frühere Schrift aus. Man nannte dieß dann einen Palimpsest. Cicero lobt seinen Freund Trebantius daß er so sparsam war und auf einen Palimpsest schrieb, „wundert sich aber doch daß man den ausgelöschten Schriften eine geringere Bedeutung beilege als einem Brief." Das älteste Manuscript auf Baumwollpapier ist dasjenige welches Pater Montfaucon in der Bibliothek der französischen Könige sah, und das Datum von 1050 trug, von dem man aber muthmaßte daß es dem neunten Jahrhundert angehöre. „Roger, König von Sicilien, sagt," um einen alten Autor anzuführen, „in einem im Jahr 1145 geschriebenen Diplom: daß er auf Pergament eine Charte erneuert welche im Jahr 1100 auf Baumwollpapier geschrieben worden sey, und eine andere welche das Datum 1112 getragen habe. Ungefähr um dieselbe Zeit sagt Irene, die Kaiserin, in den Satzungen für irgendwelche religiöse Häuser in Konstantinopel: daß sie drei Abschriften derselben Satzungen hinterlassen, zwei auf Pergament und eine auf Baumwollpapier." Das Baumwollpapier ist stark, weiß und feinkörnig. Es wird oft mit Leinwand gemischt, was indeß nicht ganz passend ist.

Die Römer machten zuerst Gebrauch von Rinde, von langen Rindenrollen nämlich, oder der dünnen Membran welche man in einigen Bäumen zwischen der Rinde und dem eigentlichen Herzholz fand. Ahorn, Platane, Ulme, Buche, Linde und Maulbeerbaum waren die vorzüglichsten Hölzer die man gebrauchte; man schlug das Häutchen dünn, und trocknete es dann, um so alle Feuchtigkeit zu zerstören oder die Neigung zum Verfaulen zu mindern. Sie beschrieben nur eine Seite ihrer Bücher, oder Rollen, und überdeckten die andere mit Safranfarbe, oder mit dem Gelb der Ceder. Was würde der stattliche alte Römer, der selbst nicht auf die untere Seite seiner Rolle schreiben wollte, zu unseren gekreuzten und übergekreuzten, ja zuweilen dreifach gekreuzten, Briefen gesagt haben? Wie würde er mit seinen halbstiefelbekleideten Füßen auf den Boden gestampft, und bei Hades und Bacchus geschworen haben er könne eine solche Unwürdigkeit nicht dulden, wenn ein eben erst aus den griechischen Schulen kommender sentimentaler Jüngling ihm Plato und Aristoteles auf dem Palimpsest vorgesagt hätte, und dieser noch dazu in einer mehr mathematischen Zeichen als wirklichen Buchstaben ähnlichen Handschrift, die Kreuz und die Queer und obenein mit einem schlecht gespitzten Griffel, geschrieben gewesen wäre? Gerade so aber handeln unsere Jünglinge gegen ihre Freunde mit denen sie auf dem Fuß geistiger Vertraulichkeit stehen, und es ist eine harte Aufgabe für diese Freunde wenn der Tag des Lesens und der Beantwortung herankommt. Wir könnten uns unsere latinischen Vorfahren in dieser Verschwendung des Schreibraums, zum großen Vortheil für uns selbst und für das ganze durch die Post correspondirende Publicum, zum Muster nehmen. Die Rolle wurde in einem gewöhnlich purpurn oder gelb bemalten Pergamentfutteral aufbewahrt, das man buchstäblich Purpurkleid, oder Purpurmantel für die Rolle, nannte. Der Titel war auf kleinen und oft mit dem Porträt des Verfassers geschmückten Pergamentstreifen darauf geschrieben. Rindenpapier war zerbrechlich, und schälte sich leicht ab; Pergament, Papyrus und Baumwollpapier waren insgesammt weit besser, was die alten Latiner bald erkannten. Sie gebrauchten Lindenholz für ihre Diptycha, oder Taschenbücher, indem sie dasselbe in sehr dünne Brettchen schnitten, auf deren beide Seiten sie unbedenklich schrieben; diese Brettchen hatten große Aehnlichkeit mit unsern Elfenbeintäfelchen, waren aber nicht so klein, und auch nicht so elegant.

Die Chinesen haben verschiedene Papierarten, je nach der Provinz in der es verfertigt wird. Einige Arten werden aus leinenen Lumpen (denn die „Himmlischen" sind uns in vielen Entdeckungen welche dem

Westen eine andere Gestalt gaben, die bei ihnen aber stationär blieben, zuvorgekommen), andere aus jungem Bambu gemacht; im Norden bereitet man sie aus der innern Rinde des Maulbeerbaums, in andern Provinzen aus der äußern Umhüllung des Seidenwurm-Cocons, und wieder in einem andern Theil aus einer eigenthümlichen hauptsächlich zur Papierfabrication daselbst benützten Baumart, dem sogenannten Treepaper, so wie aus der Baumwollstaude. All unser indisches Proof-Paper kommt aus China, und auch das berühmte Reispapier ist ein Erzeugniß des Reichs der Mitte. Die chinesische Methode der Papierverfertigung — nämlich aus dem Bambu, der gewöhnlichsten Substanz — besteht darin daß man die ganze Pflanze, nachdem dieselbe vierzehn Tage lang in Wasser eingeweicht, und zuerst in trockenen, dann in gelöschten Kalk gelegt worden, durch Keule und Mörser in einen Brei verwandelt. Diesem Brei wird dann ein gummiartiger Aufguß aus einer den Namen Koteng führenden Pflanze beigefügt, worauf die ganze Masse wieder zu einer klebrigen Flüssigkeit geschlagen, in Formen gelegt und an der Sonne, oder mittelst künstlicher Wärme, getrocknet wird. Der Kleister wird aus Fischbein, aufgelöst in heißem Wasser, und mit dem Doppelten seines Gewichts Alaun, gemacht, und die Papiere werden durch ein geheimes Verfahren versilbert. Alle Pflanzenpapiere aber, wie gut sie auch bereitet seyn mögen, sind zerbrechlicher als die aus Lumpen verfertigten.

Die Japanesen machen ihr Papier aus dem Maulbeerbaum, und das Material aus dem es bereitet wird ist von solcher Stärke, daß man Tauwerk daraus verfertigen kann. Sie machen auch Papier für Bettvorhänge, Zelte, Schirme, Kleider, Mäntel rc., und zwar in so vortrefflicher Nachahmung der Seiden- und Wollenstoffe, daß man sie oft mit letzteren verwechselt. Es wird durch Farben und Firnisse wasserdicht gemacht, und zu allen erdenklichen Bedürfnissen verwendet.

Man hat mit allen möglichen und unmöglichen faserigen und unfaserigen Stoffen Versuche angestellt. So hat sich ein Hr. Edward Lloyd ungemein viel Mühe gegeben um aus Asbest ein unverbrennbares Papier zu verfertigen. Der Asbest wurde zermalmt bis er einem feinen Flaum glich, dann gesiebt und in eine grobe Papierart gepreßt, welche unverbrennlich seyn sollte wie ein Salamander. Allein der Versuch entsprach den Erwartungen nicht, und wurde bald wieder aufgegeben. Unentflammbar, wenn auch nicht unverbrennbar, kann Papier seyn, und wird eben jetzt dadurch hergestellt daß man eine starke Alaunauflösung, oder doppelt schwefelsaures Thonkali und Kali, oder Thonkali und Natron dazu verwendet. Die beste Substanz hiefür aber ist das kieselsaure Kali. Zunderpapier hingegen — Papier das ohne Flamme, bloß funkenartig brennt — wird dadurch hergestellt daß man es in eine Auflösung entweder von Salpeter oder weinsteinsaurem Blei taucht, welches letztere das beste ist, da es nicht, wie der Salpeter, Neigung zum Aufsaugen von Feuchtigkeit aus der Luft besitzt.

Brennnesseln, Heu, Rüben, grüner Kohl, das Mark von Disteln, die Rinde der Sahlweide, Hanf, die Hanfschäben, Hopfenranken, Flachs, Kohlstengel, die Stengel der Malve, des Getreides, des Ginsters, der Sonnenblume, des Beifußes (Artemisia vulgaris, L.) und des Immergrüns, der Flaum des Katzenschwanzgrases (Phleum L.), die Kätzchen der Weißpappel, die Schoten des Maises, Stroh — in der That, alles Faserige ist in die Hand genommen worden um damit die mehr und mehr sich vermindernden Lumpen zu ersetzen, von deren Vorhandenseyn ein so großer Theil unsers geistigen und sittlichen Fortschritts abhängt. Stroh dürfte wahrscheinlich in umfangreichen Gebrauch kommen. Die Verwendung dieses Materials ist indeß keine ganz neue Erfindung, sondern schon um das Jahr 1799 gemacht worden. Im Jahr 1801 gab die „Gesellschaft der Künste“ dem Hrn. Thomas Willmott, von Shoreham, Sussex, eine Belohnung von 20 Guineen für die Verfertigung von zehn Rieß Papier aus der Paut-Pflanze von Bengal, dem Chorchorus olitorius der Botaniker. Eine Probe dieses Papiers wurde in den neunzehnten Band ihrer Verhandlungen gelegt, wo man es bis zur jetzigen Stunde noch sehen kann. Es ist ein weißbraunes, einigermaßen dem Theepapier ähnliches Papier, verträgt aber die Dinte nicht gut. In dem Bande der Verhandlungen für das Jahr 1812 führt die Gesellschaft an, sie habe zwei Bände mit einer großen Mannichfaltigkeit von Papiermustern, die aus rohen Pflanzensubstanzen, nämlich aus Kartoffelkraut, Pappeln, Hopfenranken rc., gemacht worden seyen.

Die Verfertigung von Strohpapier hat jetzt eine große Wichtigkeit erlangt, und ist für die Wohlfeilheit der Presse von wesentlichem Nutzen. Ohne das Strohpapier hätten sich wenige der sogenannten Penny-Unternehmungen halten können. Es ist zerbrechlicher als Leinen-Papier, hat für den Leser ein minder gefälliges Aeußere, zeigt den Druck der Rückseite zu deutlich, und bringt so die Buchstaben oft wirr untereinander. Allein es war eine große Wohlthat, und ist von unberechenbarem Nutzen, indem es gerade in dem Augenblick in Gebrauch kam wo uns ein wohlfeileres als das aus Lumpen verfertigte Papier besonders noththat, und wo man wirklich ernste Befürchtungen hegte daß die künftigen Lumpenlieferungen für den Begehr nicht ausreichen würden. Eine andere große Entdeckung ist die der Wiederverwendung alten Papiers zur Herstellung von neuem. So sollte es auch seyn. Zeigt uns ja die ganze Natur das wundervollste System der Erneuerung, endloser Umgestaltungen und beständiger Wiederbelebungen; das Alte fördert stets das Neue, und das Abgelebte wird für und für zu Jugend und Gebrauch wiederhergestellt. Der Phönix ist keine Fabel: er ist eine sehr verständliche Allegorie natürlicher Umwandlungen. Ohne daher großrednerisch zu seyn, können wir sagen daß die Wiederherstellung des alten, gedruckten, verachteten, abgenützten Papiers, das seine Pflicht erfüllt und seine Aufgabe vollbracht hat, in neues, reines, weißes, das seine Pflicht erst zu thun, seine Mission erst zu erfüllen hat, wohl die glücklichste Anwendung der Phönixfabel ist die wir kennen.

Die Wassermarken im Papier verdienen einen Artikel für sich allein, obgleich die ursprüngliche Geschichte vieler derselben verloren ist. Niemand weiß warum das Pott, das einst eine Trinkkanne — ein ziemlich verständliches Sinnbild — trug, jetzt das königliche Wappen in einfachem Schild ohne Motto und Träger eingedruckt hat; oder warum das Propatria-Papier durch die Britannia, auf einem aufgerichteten Löwen und in einem Oval die Krone tragend, gestempelt ist. Wollte sich der Formmacher welcher zuerst seine Drähte in das Bildniß des Genius Britanniens als Wassermarke für sein Propatria-Papier verflocht, einen boshaften Scherz machen, indem er die Haube und die Schellen, welche vor Alters und passender dieses achtungswerthe Papier zierten, hinwegnahm? Dieser Formmacher war ein Schalk in seiner Weise, und noch dazu ein ehrenrühriger. Das Postpapier ist mit einem Posthorn, in einem Schild mit einer Krone, markirt. Dieß ist ebenso verständlich wie das alte Zeichen des Pott. Copirpapier hat nur eine Lilie. Demy-Papier und mehrere größere Sorten haben eine Lilie in einem gekrönten Schild; Royal hat einen Schild mit einem linken Schrägebalken und einer Lilie als Kamm. Allein gemeiniglich sind die Namen oder Anfangsbuchstaben der Fabricanten, nebst dem Datum der

Produucirung des Papiers, diesen technischen Zeichen beigefügt. Ungefärbtes Papier wird, der gebrauchten Form gemäß, gelb gelegtes oder gelb gewobenes genannt; das blau gelegte oder blau gewobene ist mit Malz (blau-s, feingepulvertes und Kobaltoxyd enthaltendes Glas), oder mit Ultramarin, einer künstlichen Composition aus Soda, Thonerde und Schwefel, und nicht nur wohlfeiler, sondern auch wirksamer als Kobalt, gefärbt. Rosenrothes Fließpapier wird aus allen rothen Lumpen in der Fabrik, hauptsächlich aber aus Adrianopeler Taschentüchern gemacht; blaues Packpapier in gleicher Weise aus blauen Lumpen, so weit sie reichen, das Fehlende wird dadurch ersetzt daß man weiße mit Preußisch-Blau färbt. Weißbraunes Papier wird aus hänfenen Lumpen erzeugt, und das tief reichbraune Packpapier rührt, wenn es nicht durch natürlichen Ocker gefärbt ist, von getheerten Schiffstauen, die purpurfarbigen Zuckerpapiere unserer Specereihändler von Campesche-Holz, und die gelbliche Patronenfarbe von ungebleichter Leinwand her.

Das dünnste Papier das gemacht wird, ist Seidenpapier, das schwächste der ungeleimten oder Wasserblatt-Art; dem Wesen nach am nächsten, aber immer noch zu derselben Gattung gehörig, steht ihm das Copir-Postpapier, das gebraucht wird um Copien von mit gezuckerter Dinte geschriebenen Briefen zu nehmen; dann kommen unsere alten Freunde, die Adrianopeler Taschentücher, in der Verkleidung von Fließpapieren; hierauf die Filtrirpapiere, deren sich die Chemiker in ihren Laboratorien bedienen, und endlich das Kupferdruckpapier, um Abdrücke von Metallplatten und Lithographien abzunehmen. Alle andern weißen Papiere sind planirt. In China, Japan und andern Ländern gebraucht man einen Pflanzenleim, z. B. den Kleberstoff des Reises ꝛc.; auf dem europäischen Festland hauptsächlich eine Mischung von Mehl, Harz und Soda: in England haben wir sorgfältig bereitete thierische Gelatine. Allein sowohl die vegetabilischen als die animalischen Kleberstoffe erheischen Alaun um sie vor Fäulniß zu bewahren. Nach dem Leimen werden die Schreibpapiere geflächt, heiß gepreßt, gewalzt, oder sonst gerollt oder geglättet, und will man den Luxus aufs äußerste treiben, auch noch glasirt.

Durchzeichnungspapier (tracing paper) wird dadurch gemacht daß man die Poren des gewöhnlichen Seidenpapiers mit einem aus Terpenthin und Canada-Balsam bestehenden Firniß ausfüllt. Ist es getrocknet, so nimmt dieses Papier Dinte und Farbe vollkommen an, bekommt aber zuweilen einen gelblichen Schein, ist stets zerbrechlich und ermangelt der Geschmeidigkeit. Eine hellere und geschmeidigere Art wird bereitet mittelst Nußöls, dem man Terpenthin beifügt; allein dieses ist fettig, und will Dinte oder Wasserfarben nicht annehmen. Die Franzosen machen ein sehr vortreffliches Durchzeichnungspapier ohne Fett oder Harz, papier végétal (Pflanzenpapier) genannt. Es wird aus neuem Flachs verfertigt. Das stärkste Papier welches gemacht wird, ist das schottische Banknotenpapier, das schwächste das Fließpapier. Dem schottischen Banknotenpapier zunächst steht das Patronenpapier; in der Reihe unmittelbar über dem Fließpapier kommt das Zeichnungspapier. Eines von diesen ist ein Wasserblatt; allein die Schwäche des Zeichnungspapiers rührt von dem übermäßigen Bleichen durch Chlor, dem man es unterzogen, und auch von der Kürze der Faser her, indem es in sehr kurze und sonach geschwächte Fasern geschlagen worden. Wasserdichtes Papier wird mittelst dreier Auflösungen bereitet: einer aus weißer Seife, einer zweiten aus Alaun, und einer dritten aus Leim und arabischem Gummi. Vereinigt man diese drei Auflösungen, so füllen sie die Poren so gänzlich aus, daß sie das Papier vollständig wasserdicht machen. Was alle die marmorirten, schattirten, gekämmten, gelockten, gelockten und gekämmten, regenbogenfarbigen und sämmtliche Papiere neueren Gebrauchs betrifft, so ist es unmöglich selbst nur ein Verzeichniß von den verschiedenen bei Verfertigung derselben in Anwendung kommenden Methoden zu geben. Der breite Umriß des Verfahrens in England ist ein Schleimbad aus Tragantgummi und Wasser; ein Arbeiter mit verschiedenen Bürsten voll verschiedener Farben, welche in Tropfen von verschiedener Größe auf die Oberfläche des Bades gestoßen oder geschüttelt werden; ein Bogen Papier, den man flach auf das Bad legt, dann geschickt umdreht und quer über einen Stock bringt, und der alle die Farben aufnimmt mit welchen die Flüssigkeit bereits besprengt ist. Nun ist das Papier marmorirt nach dem Muster und den Farben des Bades. Regenbogenfarbiges Papier wird gemacht durch Hinzufügung von silberfarbigem Glimmer; fein gepulverte Krystalle, metallischer Staub, und in einigen Fällen eine glänzende Art Talk, sind darüber gestreut worden. Metallischer Staub wird gemacht aus den Feilspänen verschiedener Metalle, welche zuerst in einer starken Lauge gewaschen, dann in einer Eisen- oder Kupferplatte über ein starkes Feuer gebracht werden, wo man sie beständig herumrührt bis ihre Farbe sich ändert. Die Feilspäne von Zinn erhalten durch dieses Verfahren ein ganz goldfarbiges Aussehen, mit metallischem Glanz; die von Kupfer verschiedene Schattirungen von Roth und Flammenfarbe; die von Eisen und Stahl werden blau oder violett, und die von Zinn und Wismuth weiß, und blau- und -weiß. Flockentapeten werden aus Abfällen von Tuch oder gefärbten Wollen gemacht, die man in Pulver verwandelt und auf ihre gehörigen bereits mit starkem Gummi überzogenen Stellen streut; gepulverten Speckstein, oder französische Kreide, verwendet man zu Atlaßpapieren, Papiertapeten werden entweder mit Blockrollen gedruckt, wie dieß bei Kattunen und Tüchern in Mustern geschieht, oder mittelst geschnittener Formen (Schablonen) bemalt. Das beste aber was wir vom Papier sagen können, ist daß es mit jedem Tag wohlfeiler und schöner wird; erst dann aber kann es für England ein Artikel von äußerster Wohlfeilheit und Schönheit werden, wenn seine Anfertigung nicht mehr durch den Accise-Beamten gehemmt wird, denn von allen den verschiedenen Arten Papier muß das besteuerte das schlechteste und theuerste seyn. Es mag für den Schatzkammerkanzler Schwierigkeiten haben anderthalb Millionen Pfd. Sterling Einkommen zu opfern, allein trotzdem dürfte es ihm leichter werden irgendeine andere Quelle für diesen Einkommensbetrag aufzufinden, als eine Last fortdauern zu lassen gegen welche sich das Haus der Gemeinen bereits ausgesprochen, und die den Gemeinen selbst mit jedem Tag unerträglicher wird.

Die kluge Dirne.

Die indischen Märchen von den klugen Räthsellösern und ihre Verbreitung über Asien und Europa.

(Ein Beitrag zu der Geschichte der Märchen von Theodor Benfey.)

(Fortsetzung.)

Als das Wintersolstitium vorüber war, bereitete Aesop alles zur Reise vor, und schiffte, mit Lykurgos' Bewilligung, nach Aegypten mit den Adlern, den Knaben und vielem andern phantastischen Apparat, so wie einem Ruhm der seines Gleichen nicht hatte, um die Aegypter in Erstaunen zu setzen. Als die Aegypter sahen von welch häßlichem Aeußeren Aesop war, hielten sie ihn für eine Spottfigur, ohne zu bedenken daß kostbarer Balsam und der beste Wein in schimmeligen Schläuchen bewahrt wird.

Als aber Nektenabo hörte daß Aesop angekommen sey, rief er seine Freunde zusammen und sagte: „Man hat mich überlistet, als man mir sagte daß Aesop todt sey.“ [1] Am folgenden Tage befahl er allen Beamten weiße Gewänder anzuziehen, er selbst aber zog ein heiliges Gewand an, trug eine Krone und ein Diadem auf dem Haupt mit juwelenverzierten Spitzen. Auf hohem Thron sitzend, befahl er Aesop hereinzutreten. Als dieser eingetreten war und die Zurüstung erblickte, verbeugte er sich ehrfurchtsvoll, Nektenabo aber sprach: „Mit wem vergleichst du mich und meine Umgebung?“ Jener antwortete: „Dich vergleiche ich der Frühlingssonne, deine Umgebung aber reifen Früchten der Erde; denn als König lässest du purpurne Freude aus deinem Gesicht strömen und erquickst die schön blühenden Früchte.“ Der König aber bewunderte seine Weisheit und gab ihm Geschenke.

Am folgenden Tag zog der König ein weißes reines Gewand an, den Freunden aber hatte er befohlen purpurne anzulegen; als Aesop hereintrat, fragte er ihn ebenso: „Womit vergleichst du uns nun?“ Aesop aber sagte: „Du gleichest der Sonne, deine Umgebung ihren Strahlen; denn wie die Sonne strahlend und durchleuchtend, so bist auch du strahlend und durchlauchtig und rein wie der Sonnenball; diese aber flammen wie die Strahlen der Sonne.“ Nektenabo aber sagte: „So viel ich glaube, hat Lykurg nichts was sich mit meiner Majestät vergleichen ließe.“ Aesop aber lächelte und sprach: „Ziehe nicht leichtsinnig diesen ins Spiel, o König! Im Verhältniß zu deinem Volk erscheint deine Majestät wie der Glanz der Sonne und des Mondes. Wenn aber Lykurg in Zorn geräth, würde er ihren Glanz in Nacht verwandeln; [2] denn er überragt alles. Nektenabo staunte über das Zutreffende seiner Worte und sprach nach einer Pause: „Hast du diejenigen mitgebracht welche den Thurm bauen werden?“ Aesop antwortete: „Sie sind bereit, sobald du den Ort anweisest.“

Sogleich gieng der König mit Aesop zur Stadt hinaus ins Feld und übergab ihm einen Ort, welchen er abgemessen hatte. Aesop aber stellte die Adler an die Ecke des angewiesenen Ortes, band die Knaben in Ballonen an ihre Füße, gab diesen Kellen und gebot ihnen in die Höhe zu fliegen; diese aber, als sie in die Höhe gelangt waren, riefen: „reichet Lehm her, Ziegeln, Holz und alles was wir zum Bau nöthig haben!“ Nektenabo aber, als er sah wie die Knaben von den Adlern in die Höhe getragen wurden, sprach: „woher soll ich geflügelte Menschen haben?“ Aesop antwortete: „Aber Lykurgos hat deren, und du, der du ein Mensch bist, willst mit einem göttergleichen König wettkämpfen?!“ Nektenabo aber sprach: „Aesop! Ich bin überwunden. Jetzt aber werde ich dich fragen, antworte mir!“ Und er sagte: „Ich habe mir Pferde von Griechenland kommen lassen und sie mit den hiesigen gepaart. Wenn nun die Stuten die Hengste in Babylon wiehern hören, so werfen sie fehl.“ [1] Aesop sprach: „Morgen werde ich dir darauf Antwort geben, o König!“

In seine Wohnung zurückgekehrt, befahl er seinen Sklaven eine Katze zu fangen. Diese fiengen eine sehr große, und begannen sie vor aller Augen zu peitschen. Als die Aegypter dieß sahen, wurden sie höchst unwillig, liefen nach Aesops Wohnung zusammen und forderten die Katze von ihm; er aber kümmerte sich nicht darum. Sie giengen daher zum König und meldeten ihm was sich zugetragen; dieser aber wurde erzürnt und ließ Aesop zu sich kommen. Als er erschienen war, sprach er zu ihm: „Du thust sehr unrecht, Aesop; die Katze ist das Sinnbild der Göttin Bubastis [2] und wird von den Aegyptern aufs höchste geehrt.“ Aesop sagte: „König Lykurgos hat durch sie eine Unbill erlitten; denn in eben dieser verflossenen Nacht hat sie seinen edlen Kampfhahn umgebracht, welcher ihm noch dazu bei Nacht genau die Stunden angab.“ Nektenabo aber sprach: „Schämst du dich nicht zu lügen, Aesop? Wie kann eine Katze in einer Nacht von Aegypten nach Babylon kommen?“ Er aber lächelte und sagte: „So sage mir denn, o König! Wie können hier die Stuten, wenn die Hengste in Babylon wiehern, es hören und davon fehl werfen?“ Als der König dieß gehört, pries er hoch seinen Scharfsinn.

Am folgenden Tage ließ er weise Männer von Heliopolis kommen, welche physischer Räthselfragen kundig waren, und nachdem er sich mit ihnen über Aesop unterhalten, lud er sie mit diesem zusammen zu einem Gastmahl. Nachdem sie sich niedergelassen, sprach einer der Heliopoliten zu Aesop: „Wir sind von Gott abgesandt dir Mittheilungen zu machen, damit du sie lösest.“ Er aber sprach: „Du lügst! Denn Gott will nichts von einem Menschen lernen, er kann den Verstand und den Charakter eines jeden prüfen. Ihr aber setzt euch selbst und euren Gott herab. Doch sagt was ihr begehrt!“ Sie aber sagten: „Es gibt einen Tempel und in dem Tempel eine Säule, welche 12 Städte hat; jede Stadt ist mit 30 Balken gedeckt und um jeden Balken laufen zwei Frauen.“ Aesop sprach: „Diese Aufgabe können bei uns die Kinder rathen. Der Tempel ist die Welt, weil sie alles umfaßt; die Säule im Tempel ist das Jahr, die 12 Städte daran die 12 Monate; die 30 Balken die 30 Tage des Monats; die herumgehenden zwei Frauen

---

[1] Ich habe diese Worte hervorgehoben, weil sie noch stärker als die arabischen Fassungen an die indische Veranlassung der Aufgaben erinnern.

[2] Die Vulgata hat einen noch schöneren Bombast: „Mit Lykeros verglichen, würde wenig fehlen daß dieses Licht sich als Finsterniß erwiese.“

[1] Die Vulgata und Rannetus' alte lateinische Uebersetzung haben, „so werden sie trächtig,“ was auf den ersten Anblick passender zu seyn scheint, allein Westermanns Text stimmt hier (vgl. S. 31. Nr. 7) und auch sonst bei weitem mehr mit der arabischen Fassung, und zeigt dadurch daß er trotz einer Menge theilweis leicht ausscheidbarer Zusätze im Ganzen die alte Form treuer bewahrt hat.

[2] Dieser Zug fehlt in den jetzt bekannten arabischen Bearbeitungen, er erscheint aber auch in beiden russischen Redactionen, obgleich in dem Namen der Gottheit differirend (in der einen heißt sie Wietor, in der andern Dochor, s. Pypin in Gel. Abh. IV, 80, 81), und ist, wie der Wahrheit gemäß, so auch unzweifelhaft Bestand der älteren Fassung.

Tag und Nacht, welche einander folgen und das tägliche Leben der Menschen bestimmen.“ [1] Mit diesen Worten löste er ihr Räthsel.

Am folgenden Tage rief Nektenabo alle seine Freunde zusammen und sprach zu ihnen: „Durch diesen Aesop werden wir dem Lykurgos, dem König der Babylonier, Tribut zahlen müssen.“ Einer seiner Großen sagte aber: „Wir wollen ihm noch Aufgaben stellen, und er soll uns etwas sagen was wir weder gesehen noch gehört haben, und was er sagt, von dem wollen wir behaupten daß wir es gehört und gesehen haben.“ [2] (Vgl. S. 30. Nr. 6.) Nektenabo freute sich darüber und sprach: „Aesop! Sag uns etwas was wir weder gehört noch gesehen haben.“ Er antwortete: „Gebt mir eine Frist von drei Tagen; dann werde ich antworten.“ Der schlaue Aesop fertigte nun eine Schuldurkunde, des Inhalts daß Nektenabo tausend Talente von Lykurg geborgt habe und fügte einen schon verflossenen Zahlungstermin hinzu. Nach drei Tagen kam Aesop, und fand Nektenabo mit seinen Freunden ihn erwartend. Als er eintrat, überreichte er das Papier. Sie aber sprachen, ehe sie noch den Inhalt erfahren hatten: das wissen wir; Aesopos aber sagte: „Schönen Dank! Denn die Zahlungsfrist ist verstrichen.“ Als Nektenabo das Schuldbekenntniß gelesen, sagte er: „Ihr seyd Zeugen daß ich vom Lykurgos nichts geborgt habe.“ Sie aber sagten: „Das haben wir weder gesehen noch gehört.“ Da sprach denn Aesop zu ihnen: „Wenn ihr so sprecht, so ist die Aufgabe gelöst.“ Nektenabo aber sprach: „Glückselig zu preisen ist Lykurgos daß er eine solche Weisheit in seinem Reich hat!“ Darauf gab er ihm die zehnjährigen Einkünfte und entließ ihn.

Aesop aber, nach Babylon zurückgekehrt, erzählte dem Lykurgos alles was in Aegypten vorgegangen war, und übergab ihm das Geld. Lykurgos ließ darauf dem Aesop eine goldene Bildsäule setzen.

Dieß ist die Fassung dieses Märchens in „Aesops Leben.“ Ich konnte mich natürlich auf eine genauere Vergleichung mit den arabischen hier nicht einlassen; doch wird sie insbesondere bei einer kritischen Erwägung dieser Lebensbeschreibung von Nutzen seyn.

Außer der Erzählung vom weisen Heykar oder Sinkarib gehört zu diesem Kreise noch eine andere des mohammedanischen Orients, nämlich die von der „Moradbak“ in „1001 Tag“ (Prenzlauer Uebersetzung VIII, 199 ff.). Auch diese Uebersetzung, so wie ihr französisches Prototyp, sind weit verbreitet, und wir können uns demnach auf die Hervorhebung der Hauptzüge beschränken.

„Der König von Persien leidet an einer Schlaflosigkeit, welche ihn grausam gemacht hat. Zwanzig Jahr lang hat er vergebens versucht sie heilen zu lassen. Um die langweiligen Nächte abzukürzen, besiehlt er daß ihm der Gefängnißwärter Fitéad, von welchem er glaubt daß er von den vielen Gefangenen ihre Lebensgeschichte erfahren habe, mit Erzählungen die Zeit vertreibe. Fitéad aber hat kein Gedächtniß und fühlt sich der Aufgabe nicht gewachsen. Doch der König droht ihm mit dem Tod, wenn er nicht binnen vier Tagen sein Verlangen erfülle. Seine Verzweiflung wird von seiner Tochter Moradbak bemerkt, diese versichert ihn daß sie schon am nächsten Morgen Hülfe finden werde.

In dem Gefängniß saß nämlich seit 15 Jahren der weise Abumelek, welcher den König von seiner Schlaflosigkeit hatte heilen wollen, aber durch das von ihm vorgeschlagene Mittel des Königs Zorn in einem solchen Grad erregt hatte, daß dieser ihn bei Wasser und Brod ins Gefängniß werfen lassen, und nun schon lange seiner vergessen hatte. Vor drei Jahren hatte Moradbak zufällig sein Gefängniß entdeckt und war seitdem mit ihm in einem fortdauernden Verkehr geblieben. Sie erleichterte ihm durch mancherlei Erquickungen seine Gefangenschaft, während er durch Unterricht ihre Seele zur Tugend und zu höheren Kenntnissen zu erheben suchte. Diesem theilte sie nun ihres Vaters Noth mit, und er verspricht ihr die nöthigen Geschichten zu erzählen. Sie erbietet sich dagegen bei ihrem Vater seine Aufgabe bei dem König zu erfüllen. Der König ist damit zufrieden, und sie erzählt ihm nun mehrere Geschichten (bis Thl. X. S. 30). Die letzte derselben preßt dem König den Wunsch aus einen eben solchen Minister zu besitzen wie der in der letzten Erzählung auftretende. Diesen Wunsch benutzt Moradbak Gnade für den Weisen zu erlangen, welcher ihr die Geschichten erzählt habe denen der König die erwünschte Beruhigung seiner Sinne verdanke. Natürlich wird Abu Melek befreit, des Königs Rathgeber und Moradbak des Königs Gemahlin.“

Diese Erzählung wird jedem auf den ersten Anblick mit der bisher behandelten keineswegs in besonderes nahem Verwandtschaftsverhältniß zu stehen scheinen, und ich gestehe gern daß, wenn sie nicht — wie sogleich geschehen wird — in einer etwas veränderten Form nachgewiesen werden könnte, in welcher sie unzweifelhaft sich als Glied unserer Kette zu erkennen gibt, ich Bedenken tragen würde sie mit solcher Sicherheit hieherzustellen. Doch würde, selbst wenn jenes entscheidende Moment mangelte, eine eindringendere Betrachtung wenigstens eine hohe Wahrscheinlichkeit dafür ergeben. Die wesentlichste Umwandlung beruht darauf daß sie, anstatt selbständig zu bleiben, zu einer Rahmengeschichte verwendet ist. In Folge davon mußte an die Stelle der Aufgaben, welche den — hier, wie in der Çukasaptati, grausamen — König in Noth bringen, eine Situation treten durch welche, ähnlich wie in 1001 Nacht und andern durch einen Rahmen verbundenen Sammlungen von Geschichten, eine Reihe von Erzählungen motivirt werden konnte. Diese Situation wird hier durch des Königs Schlaflosigkeit gebildet, fast gerade wie in einem aus dem Persischen in das Italienische übersetzten Roman: Il peregrinaggio dei tre figliuoli del rè de Serendippo. „Die Reise der drei Söhne des Königs von Serendippo,“ welchen ich, wegen seiner Bedeutung — sein Inhalt ist nämlich fast ohne Ausnahme indisch und von nicht geringem Einfluß auf europäische Novellen und Märchen, während seine Form sich so eng an Nizami's „sieben Schönbeiten“ schließt, daß er fast nur eine von einem christlichen Perser herrührende Umarbeitung derselben scheint — nächstens eingehender besprechen werde. (Vgl. für jetzt darüber Einleitung zum Pantschatantra, §. 39. S. 125.)

Setzen wir an die Stelle der Erzählungen und der Schlaflosigkeit die Aufgaben und die dadurch herbeigeführte Noth des grausamen Königs, so bleiben nur noch sehr unwesentliche Differenzen, welche wir, da, wie schon gesagt, der historische Zusammenhang sogleich unzweifelhaft festgestellt werden wird, versuchen dürfen zu erklären und auch mit Leichtigkeit zu erklären vermögen. Zunächst wird der eingekerkerte Weise nicht sogleich vor den König geführt, sondern hilft erst durch Soufflirungen — hier von Erzählungen, in der sogleich zu besprechen-

[1] Aehnliche Räthsel sind sehr gewöhnlich; vgl. auch eins des Kleobulos in der Anthologia Palatina XIV, 101.

[2] In den arabischen Darstellungen wird diese Aufgabe schon früher gestellt, und zwar im wesentlichen gleich, im einzelnen jedoch etwas abweichend gelöst (weise Heykar S. 135 Sinkarib p. 330). Ueberhaupt ist weder die Ordnung, noch die Stellung oder Lösung der Aufgaben im Griechischen ganz gleich mit dem Arabischen. Es zeigt sich auch hier das Streben nach Differentiirung, welches vorwaltend die Unähnlichkeit der einer und derselben Grundform entsprungenen Märchen im Lauf der Zeit herbeiführte.

den Form von Lösungen. Diese Umwandlung liegt schon an und für sich sehr nahe; sie ergibt sich fast von selbst aus der hier noch wie in der Çukasaptati vorausgesetzten Grausamkeit und Erbitterung des Königs. Aehnlich wird, in der Form welche das Märchen in Bezug auf Caradânanda angenommen hat (S. 12), der Weise, welcher auch hier dem König aus einer großen — jedoch von den bisher erwähnten wieder verschiedenen — Noth helfen soll, ihm nicht sogleich gezeigt, sondern antwortet aus einem Versteck hinter einem Vorhang hervor.

Eine weitere Umwandlung ist daß ein Mädchen den Weisen rettet, und nachher des Königs Gemahlin wird. In der Çukasaptati war ein vermittelnder Retter noch kaum angedeutet; in der Form welche das Märchen in Bezug auf Vararutschi und Caradânanda angenommen hat, ist es der Minister, im weisen Heykar und dessen Nebenformen vorwaltend der mit seiner Hinrichtung beauftragte selbst. In derjenigen Form dagegen welche der Chavis Cazotte'schen Bearbeitung zu Grunde liegt, nimmt Heykars Frau — des Königs Tante — eine so hervorragende Stellung ein, daß sich vielleicht vermuthen läßt, daß sie zu der Umwandlung in Moradbak die Veranlassung gab. Allein die Verwandlung der Frau des Weisen in die Schülerin des Eingekerkerten und ihre spätere Verheirathung mit dem König müßten wir doch wieder aus der in den Märchen so allgemein hervortretenden Neigung zum Heirathsstiften erklären, und dann weiß ich nicht ob es nicht eben so nahe liegt aus dieser unmittelbar die Umwandlung des Retters in ein Mädchen zu deuten.

Doch unsere Aufgabe — nur den äußern historischen Zusammenhang der hier zu behandelnden Märchengruppe nachzuweisen — nöthigt uns nicht die Veranlassung dieser Umwandlungen erschöpfend zu untersuchen. Denn die Form, zu welcher wir uns jetzt wenden, gibt sich einerseits als entschiedener Reflex derjenigen kund auf welcher Moradbak zunächst ruht, während sie andrerseits ihre Abstammung aus der indischen Grundlage über allen Zweifel feststellt. Nicht jedoch weil ich diese Fragen überhaupt für unwichtig hielte, gehe ich so leicht darüber hin — sie sind vielmehr für die innere Geschichte der Märchen von großer Bedeutung — sondern einzig aus dem Grunde weil ich auf jede Weise den Schein fern halten möchte daß durch derartige Erklärungen der äußere Zusammenhang der Märchenformen erwiesen werden solle. Dieser kann auf eine objective Weise nur durch Aufweisung der verkettenden Ringe dargelegt werden. Jene Erklärungen dagegen enthalten stets mehr oder weniger subjective Elemente, welche den Boden viel zu schlüpfrig machen, als daß eine vielseitig überzeugende Entscheidung auf ihm erkämpft werden könnte.

Die Form zu welcher wir jetzt übergehen, bieten uns zwei im wesentlichen übereinstimmende Märchen, ein walachisches, bei Schott Nr. 9, „vom weißen und vom rothen Kaiser," und ein ungarisches, bei Erdélyi IV, S. 269, „der Knabe mit dem Geheimniß und sein kleines Schwert." Wir besprechen zuerst das erstere, welches bei Schott recht gut erzählt ist und, wie sich ergeben wird, eine ältere Form gewährt als das ungarische. Sein Inhalt ist etwa folgender:

„Petru träumt, er werde vornehmer werden als sein Vater, nämlich Kaiser. Im Vorgefühl seiner Zukunft ist er so ausgelassen, daß der Vater den Grund seiner Ausgelassenheit wissen will, und da er aus Furcht vor Strafe seinen Traum nicht zu erzählen wagt, erhält er eine solche Tracht Prügel, daß er entflieht. Am Abend findet ihn der vorüberfahrende weiße Kaiser, und nimmt ihn mit sich. Er lebt vergnügt in dessen Schloß, und verliebt sich in des Kaisers Tochter. Einst erinnert sich der Kaiser daß Petru von einem Traum gesprochen, und verlangt ihn zu wissen. Petru will ihn natürlich noch weniger dem Kaiser verrathen, als er ihn seinem Vater mitzutheilen wagte. Darüber wird der Kaiser zornig und läßt ihn einsperren, mit dem Befehl ihn zu todt hungern zu lassen. Petru wird eingesperrt, aber des Königs Tochter bringt ihm stets zu essen und zu trinken.

Während deß geschah es daß der rothe Kaiser dem weißen einen Stock zuschickte, welcher oben und unten gleich dick war, und ihm zugleich sagen ließ, „wenn er nicht binnen drei Tagen errathe welcher Theil des Stockes das obere und welcher das untere Ende sey, so werde er ihn und sein Volk mit Krieg überziehen." Der weiße Kaiser ist darüber in großer Verzweiflung. Dieses meldet die Tochter jammernd dem gefangenen Geliebten. Petru gibt aber die Auflösung an, und räth ihr sie in Form eines Traumes mitzutheilen. Sie ist: „man solle den Stock in die Höhe werfen, was den Boden zuerst berühre sey der untere Theil." Es geschieht, und die Aufgabe ist damit gelöst.

Nicht lange danach schickt der rothe Kaiser dem weißen eine zweite Frage: eine Gesandtschaft überbringt drei Pferde von ganz gleicher Farbe, Gestalt und Stärke. Eines davon ist ein Fohlen, und der weiße Kaiser soll binnen drei Tagen errathen, welches. Petru gibt der Tochter wieder die Lösung. Sie soll sagen, sie habe geträumt der König solle den Pferden Heu und eine Schüssel mit süßer Milch vorsetzen lassen. Dieses geschieht: die ältern Pferde laufen zum Heu, das Fohlen zur Milch.

Der rothe Kaiser schickt eine dritte Aufgabe. Der weiße Kaiser soll ihm binnen drei Wochen zu wissen thun: 1) um welche Stunde er am Ostersonntag aus dem Bette steige, 2) um welche Stunde er dann in die Kirche gehe, 3) wann er dann bei seiner Tafel den ersten Becher zum Munde führe. Wenn er dieß alles wisse, so möge er am Ostersonntag in der Burg des rothen Kaisers erscheinen, oder einen Gesandten schicken, um ihm den Pokal, aus dem er im Begriff sey zu trinken, aus dem Munde zu schlagen. Als die Prinzessin ihrem Geliebten diese Botschaft erzählt, räth er ihr dem Kaiser zu sagen, es habe ihr geträumt hier könne nur Petru helfen. Dieser wird nun aus dem Gefängniß geholt, und der Kaiser verspricht ihm, wenn er ihm aus dieser Noth helfe, die höchsten Ehren zum Lohn und seine Tochter zur Gemahlin.

Petru läßt nun in der Nähe des Schlosses des rothen Kaisers eine hohe Warte bauen, und von da aus blickt er vermittelst eines guten Fernrohrs in jenes hinüber. So sieht er wie der Kaiser aufsteht, wann er zur Kirche geht, wie er, nachdem er die Kirche verlassen, sich zur Tafel setzt. Nun eilt Petru auf seinem schnellsten Roß zu des Kaisers Schloß, und so wie dieser den Becher an die Lippen setzen will, ruft Petru: „der Kaiser will trinken," und stößt ihm den Pokal vom Munde. Der Kaiser wird wüthend, Petru aber theilt ihm mit daß er die drei Forderungen gelöst. Dennoch soll er zum Galgen geführt werden. Aber wohlweislich hatte er sich vorher von dem weißen Kaiser eine Hülfsmannschaft für den Fall der Noth ausgebeten. Es kommt zum Kampf. Petru tödtet den rothen Kaiser und erobert die rothe Stadt. Siegreich kehrt er zu dem weißen Kaiser zurück, wird zuerst Kaiser des rothen Reiches und Eidam des weißen Kaisers, dann nach dessen Tod auch sein Nachfolger."

So kindisch und ungeschlacht auch diese Form ist, so wird doch niemand weder die nahe Beziehung derselben zu der indischen in der Çukasaptati und der persischen in Moradbak entgehen, noch selbst die etwas entferntere zu der arabischen im weisen Heykar. Es würde Zeitverschwendung seyn sie ausführlicher nachweisen zu wollen; einige Bemerkungen jedoch darf ich weder mir noch dem Leser ersparen.

Den Kern der Form bilden die Aufgaben welche wie im Indischen und Arabischen den erzürnten König, der den einzigen der ihm helfen konnte hat einkerkern lassen, in große Noth bringen. Die beiden ersten sind wesentlich dieselben wie in der Çukasaptati (S. 10). Die Auflösung der ersten beruht auf derselben Grundidee, daß nämlich das Wurzelende schwerer sey; die der zweiten erinnert bezüglich des Vorwerfens von Heu an die indische Fassung, welche im Dsanglun hervortrat, während die Milch wieder an die Darstellung in der Çukasaptati mahnt. Es ist hier zu bemerken daß die sanskritischen Sammlungen von Erzählungen mit großer Freiheit copirt wurden und vielfach umgewandelt sind; es ist daher möglich daß die Redaction, in welcher die Çukasaptati uns vorliegt, die alte Fassung minder treu bewahrt als dieses Märchen. Daß aber die indischen Aufgaben hier fast unverändert hervortreten, während im Heykar fast keine Spur derselben erscheint, beweist daß eine Nebenform existirt haben müsse, in welcher sie bewahrt waren. Daß eine Nebenform überhaupt im Orient existirte, haben wir aber schon bei der Form „Moradbak" gesehen, und daß deren Grundlage eben diese Nebenform war, ist eine wohl kaum abzuweisende Vermuthung.

Die dritte Aufgabe, durch welche Petru zu dem rothen Kaiser selbst geführt wird, wie Heykar und Aesop zu dem König von Aegypten, ist sicherlich in dieser Beziehung der ungeschlachte Reflex der feinen Form welche uns in den Märchen von diesen bewahrt ist. Selbst der Bau der Warte scheint eine Umwandlung des vom König von Aegypten geforderten Thurmbaues, sowie das Verlangen Dinge zu wissen welche bei der Entfernung beider Reiche eigentlich nicht gewußt werden können, an die S. 30 Nr. 6 erwähnte Aufgabe erinnert; das Aus-der-Hand-schlagen des Pokals ergibt sich als einen derben Ersatz für die im Fall der Lösung dort versprochenen Revenüen.

Daß der Eingekerkerte zuerst durch seine Geliebte antwortet, entspricht der Form in „Moradbak," und es würde hiernach nicht schwer seyn annähernd mit ziemlicher Gewißheit diejenige zu reconstruiren welche die nächste Grundlage unseres Märchens und der Moradbak bildete. Schwerlich ist diese aber auf dem Wege der Literatur zu den Walachen unmittelbar gedrungen, sondern, wie sich durch Vergleichung der übrigen walachischen Märchen wahrscheinlich machen ließe, hier aber zu weit führen würde, zunächst durch die Türken. Ob von diesen schon die weiteren Umwandlungen der Grundlage ganz oder theilweise herrühren, läßt sich nicht entscheiden. Sie bestehen eigentlich nur in einem Zusatz zu Anfang und zu Ende und in der sehr angemessenen Correctur, nach welcher das Mädchen die Geliebte des Eingekerkerten ist; eine Folge von dieser ist natürlich daß sich der alte Weise in einen jungen schmucken Burschen verwandeln muß, der mit den Gaben der Weisheit, die er von seinem Vorgänger im Märchen ererbt hat, auch solche verbinden muß die eine Kaiserstochter zu bezaubern vermögen. Der Traum sowie überhaupt der Anfang ist sicher unter Einfluß von Josephs Geschichte entstanden. Der allgemeine Kampf am Ende entspricht dem Geschmack uncultivirter Völker an Kriegen und Schlachten, ist jedoch auch theilweis Folge davon daß das Märchen die Wendung genommen hat den jungen Burschen zum zukünftigen Kaiser zu machen; um sich dieser Bestimmung würdig zu zeigen, muß er sich natürlich auch ebenso tapfer erweisen, als er schon gewinnend und klug hervorgetreten ist.

Die ungarische Darstellung weicht von der walachischen nur wenig ab. Bezüglich des Anfangs hat sie folgenden Zusatz: ehe noch des Jünglings Größe durch den Traum prognosticirt wird, gibt sie sich schon durch ein Wunder zu erkennen. Dem Jüngling ist an die linke Seite eine Schwertscheide angewachsen, und das dazu gehörige Schwert wächst zu gleicher Zeit im Garten, und folgt nur dem Willen des Jünglings. Eben dieses Schwert rettet ihn in dem schon beim Walachischen erwähnten Schlußkampf. Daß dieser Zusatz schon verhältnißmäßig sehr neu sey, zeigen die bisher kennen gelernten Formen, und ich erlaube mir überhaupt die Bemerkung: daß man bei der historischen Untersuchung der Märchen die Erfahrung macht daß die ältest erreichbare Form auch, wie die einfachste überhaupt, so insbesondere die an Wundern ärmste ist; erst im Fortgang der Entwicklung wachsen und mehren sich die Wunder und Unwahrscheinlichkeiten. — Ferner sind hier die Versuche dem Jüngling das Geheimniß seines Traumes abzulocken vermehrfacht, und der Anfang der walachischen Fassung gewissermaßen verdoppelt — Multiplicationen welche das gewöhnliche Zeichen späterer — von keiner schöpferischen Kraft getragener — Bemühungen sind den Stoff auszuspinnen, zu erweitern. Aecht nationell häufen sich zugleich die Prügel, regnen nach allen Seiten, und fallen selbst zur Abwechslung auf die Prinzessinnen. Nachdem die Mutter — welche hier an die Stelle des Vaters getreten ist (der Held ist der Sohn einer armen Wittwe) — vergeblich den Traum aus ihm herauszuprügeln versucht hat, nimmt ihn, wie im Walachischen, ein König mit — im Ungarischen jedoch ein ungenannter. Sowohl dieser als seine beiden Töchter suchen vergeblich sein Geheimniß zu erlangen; der zweiten antwortet er mit Schlägen. Nun soll er sogleich am Galgen sterben; da erscheint der König von Ungarn und bittet sich den schönen Jüngling für seine Tochter aus. In Buda angekommen sucht wiederum eine Prinzessin sein Geheimniß zu erforschen, allein ebenfalls vergebens; trotzdem daß sie sich sogleich in ihn verliebt, wird auch sie eben so ungalant wie die ungenannte Prinzessin von ihm behandelt. Darauf wird er dann eingemauert um zu verhungern — gerade wie im Walachischen. Allein die Prinzessin erhält ihn durch Speise und Trank welche sie ihm heimlich verschafft, und der König findet ihn immer frisch und munter. Indessen sucht der türkische Sultan Krieg mit den Ungarn, und schickt wesentlich dieselben Fragen wie im Walachischen und im Indischen; doch findet auch hier eine kleine Umwandlung statt, welche ich — weil die Differentiirungen für die innere Geschichte der Märchen von der größten Wichtigkeit sind — nicht unerwähnt lassen will. Er sendet nämlich zuerst drei Rohrstücke — wiederum eine Multiplication, hier augenscheinlich durch die drei Pferde in der walachischen Fassung veranlaßt — mit der Anfrage: welches an der Wurzel, in der Mitte oder oben gewachsen sey. Die Auflösung, welche der Gefangene durch den Mund der Prinzessin gibt — jedoch ohne wie im Walachischen, wo die Träume durch das ganze Märchen hindurchklingen, ihr zu rathen einen Traum vorzuschützen — ist wiederum auf dieselbe Idee wie im Indischen gegründet. Der König soll die Rohrstücke in lauwarmes Wasser werfen; das an der Wurzel gewachsene sinkt — nach Angabe des Märchens — zu Boden, das mittlere bleibt in der Mitte des Wassers, das obere schwimmt oben. Der König bezeichnet die Stücke bezüglich mit einem, zwei und drei Strichen und schickt sie so dem Sultan zurück.

Die zweite Aufgabe stellt der Türke nach Jahresfrist. Auch sie ist ein wenig variirt. Die Anzahl der Pferde ist, wie im Walachischen, drei; allein hier sind es drei Füllen, und der König soll entscheiden welches am Morgen, welches am Mittag und welches am Abend geboren sey. Diese Umwandlung ist augenscheinlich durch die Fassung veranlaßt welche die erste Frage im Ungarischen erhalten hat. Als die Prinzessin dem Gefangenen diese Frage mittheilt, räth er ihr dem König zu sagen: ihr habe geträumt daß der Gefangene selbst, wenn er in Freiheit gesetzt werde, die Aufgabe lösen würde. So erhält er denn seine Freiheit wieder. Diese Abweichung war hier nothwendig, weil die dritte Aufgabe der walachischen Fassung fehlt. Wenn ich diese oben mit Recht als Reflex von Aufgaben im weisen Heykar gefaßt habe, so gehörte sie zum älteren Bestand des Märchens, und die ungarische Darstellung ist verstümmelt. Für diese Annahme sprechen auch die hervorgehobenen Momente, aus welchen wir schlossen daß das ungarische Märchen überhaupt eine jüngere Form sey. Will man dieß jedoch nicht zugestehen, so würde man anzunehmen haben daß die dritte Aufgabe im Walachischen ein Zusatz sey. Die Frage läßt sich zu keiner sichern Entscheidung bringen, obgleich sich vieles dafür und dagegen sagen läßt; ich discutire sie deßhalb hier nicht, kann mich jedoch nicht der Bemerkung enthalten daß mir die meisten Momente für die Annahme einer Verstümmelung im Ungarischen sprechen. Die Lösung ist eben so unvernünftig wie die der ersten Aufgabe; sie lehnt sich an die walachische, über welche oben gesprochen ist. Der kluge Jüngling läßt drei ganz gleiche Tröge machen; den einen läßt er mit Hafer, den zweiten mit frischem, den dritten mit trockenem Heu füllen; das Füllen welches aus dem ersten frißt, ist — dem Märchen zufolge — des Morgens geboren, das welches das frische Heu wählt, Mittags, das welches das trockene, Abends.

Die dritte Aufgabe der walachischen Darstellung fehlt, wie schon bemerkt, im Ungarischen; sie ist durch den gewöhnlichen Märchenapparat, eine Hexe, sein Zauberschwert und Kämpfe ersetzt. Der Sultan fordert auf den Rath seiner Schwester, welche eine Hexe ist, daß ihm der Jüngling ausgeliefert werde, natürlich um ihn zu verderben. Als Contrecoup gegen die drei gleichen Rohrstücke und Füllen wird der Jüngling mit zwei ihm ganz gleichen anderen Jünglingen zum Sultan geschickt, so daß dieser ihn nicht herauszufinden vermag. Er schickt sie also zurück, und fordert mit Bestimmtheit daß der Jüngling, welcher alle seine Versuche vereitelt habe, allein gesendet werde. Dieses geschieht, als ihn aber der Sultan fangen will, rettet ihn sein Wunderschwert, welches aus der Scheide springt, unter den Türken herumtanzt und ein ganzes Heer derselben niedersäbelt. Siegreich kehrt der Jügling nach Buda zurück, wird Eidam des Königs und später selbst König. Damit das Märchen sich abrunde, bilden die im Eingang eine so große Rolle spielenden und das Ganze durchklingenden Prügel auch den Schluß desselben. Der glücklich König gewordene Jüngling macht seiner Mutter einen Besuch, erzählt ihr schließlich endlich seinen Traum und dankt ihr für die Prügel — denen er augenscheinlich die Erfüllung desselben zuzuschreiben hat. — Nahm das Märchen diese Wendung, um als Prügeltrost zu dienen? Das Bedürfniß eines solchen mochte in Ungarn sowohl als in der Walachei oft genug eintreten.

Beide zuletzt besprochene Märchen sind in neuester Zeit aus dem Munde des Volkes aufgeschrieben worden, und legen eben so sehr ein unbezweifelbares Zeugniß für den Uebergang eines Märchens der indischen Literatur in das europäische Volk ab, als für die unverkennbar im wesentlichen treue Bewahrung desselben. Sie berechtigen uns also auch bei andern europäischen Märchen denselben Ursprung vorauszusetzen, und sowohl die in ihnen vorkommenden Umwandlungen, als insbesondere die bei weitem stärker abweichenden Mittelformen ermächtigen uns, uns in dieser Voraussetzung wenigstens durch geringere Differenzen nicht irren zu lassen. Ich habe weder die Absicht von dieser Ermächtigung einen umfassenden Gebrauch zu machen, noch in diesem Aufsatz jene Berechtigung noch auf einen andern Märchenkreis anzuwenden. Wohl aber halte ich es für angemessen noch eine Anzahl von Märchen in Betracht zu ziehen, die sich, wie mir scheint, an die andere indische Darstellung unseres Märchens schießen, welche zunächst im Tibetischen bewahrt war (s. oben S. 18).

Es wird niemand verkennen daß, wenn wir auch nicht wüßten daß die indische Çukasaptati, in welcher wir die Grundlage der bisher besprochenen Formen kennen gelernt haben, den Hauptbestand des persischen Tutinameh bildete, wenn wir auch keine Mittelformen nachweisen könnten, welche von jener bis zu der ungarischen leiteten, diese dennoch als unzweifelhafter Sprößling von jener angesehen werden müßte. Ebenso wird auch für manche andere Märchen der indische Ursprung selbst dann unzweifelhaft seyn, wenn wir auch weder den Weg mit Bestimmtheit nachzuweisen vermögen auf welchem sie zu dem Ort gelangt sind, wo sie sich finden, noch die etwaigen Mittelformen durch welche sie sich von ihrer Grundform entfernt haben. Jenes ist nun zwar bei den Märchen, von welchen wir jetzt zu sprechen haben, keineswegs der Fall; denn wir haben oben schon bemerkt daß der Dsanglun in das Mongolische übersetzt ist; die Mongolen aber beherrschten Rußland bekanntlich über zwei Jahrhunderte, und in dieser langen Zeit konnten sehr viele Märchen in das russische Volk übergehen. Von mehreren ist dieß schon mit Entschiedenheit nachgewiesen (vrgl. S. 27), und es ist kaum zu bezweifeln daß dieß noch mit mehreren andern der Fall war. Von den Russen aber konnten sie mit Leichtigkeit sowohl zu den Deutschen als zu den übrigen slavischen Völkern gelangen.

(Schluß folgt.)

Ein deutsches Farmerleben in Valdivia.

IX.

Hacienda de San Juan, 1 Nov. 1856.

Ich wollte euch eben ein wenig erzählen von den Erlebnissen hier, aber es kam schon wieder eine Störung dazwischen. Ein Peon erschien nämlich, suchte unter dem zerrissenen Poncho in seiner hochrothen Schärpe umher, und brachte einen schmutzig gewordenen Brief von einem der Nachbarn hervor, welcher mich einlud gestern bei ihm ein Fest zu feiern. Das geht nun geschwind, das Pferd ist gesattelt, Don G. und ich putzten uns daher, und ich war gegen 4 Uhr schon im Frack, der zufällig von der Feier des chilenischen Unabhängigkeitsfestes, das am 18 Sept. in Union gehalten wurde, noch hier war. Der Mozo war auch schon im Sonntagsstaate, und so brachen wir ohne Verzug auf.

Schon eine Strecke vor dem Hause konnte man eine Menge versammelter Neugieriger, welche die Thüren und Fenster belagerten, unterscheiden. Es ist hierzulande Sitte daß alles öffentlich geschieht, weßhalb auch kein Fenster geschlossen wird solang es Tag ist. Sämmtliche Peone der Umgegend, Indianer und Mestizen, stehen dicht gedrängt

beisammen, um dem Treiben im Innern der Cuadra zuzuschauen, jedoch machen sie ehrerbietig Platz sobald neuer Besuch ankommt. Man gelangt unter den Corridor, und der Eigenthümer des Hauses, der schon durch die am Fenster Stehenden gehört wer der neue Ankömmling ist, tritt in die Thür um den Gast zu empfangen. Denkt euch nun einen großen Mann von ungewöhnlicher Wohlbeleibtheit in einem Paletot stecken, der ihm nicht erlaubt seine Ellenbogen nach außen zu biegen, mit linkischem Wesen, durch das jedoch der größtmögliche Eigendünkel durchblickt, einen derben Kratzfuß machen und mit stolzer Selbstzufriedenheit über seine wohlangebrachte Begrüßung zum Absteigen einladend. Wir folgen seiner Bitte und reichen ihm die Hand zum Gruße, als ein eigenthümliches Platzen hinter ihm verräth daß sein neues Kleidungsstück den Kraftentwicklungen der Bewegungen seines Herrn schon nicht mehr hat widerstehen können, und der Zusammenhalt zwischen zwei Theilen desselben sich verloren hat. Der dicke Herr wird verlegen, und man sieht ihm an daß er den Paletot zur Hölle und sich selbst unter den viel bequemern Poncho wünscht, der leider die vermaledeite neue Mode den Huasos bei feierlichen Gelegenheiten entzogen hat. Mittlerweile wendet er sich an unsern Mozo und überträgt ihm die Fürsorge für unsere Pferde, während er einem andern für Chicha zu sorgen befiehlt, und uns in den von Gästen belebten Saal schreiten läßt. Bei unserm Eintritt herrschte momentane Stille, unsere Complimente wurden durch Verbeugungen erwiedert, und erst nachdem wir nach Landessitte die Dame des Hauses speciell begrüßt, gieng das Händegeben und die Vervielfältigung aller möglichen nichtssagenden Höflichkeitsphrasen los. Endlich war man fertig mit dem Beantworten der von jedem Einzelnen an uns gerichteten Fragen über Wohlbefinden &c., und wir nahmen Platz auf der den Fenstern gegenübergestellten Bankreihe, die mit buntgewirkten Teppichen belegt ist. Wir können jetzt die Gesellschaft in Ruhe mustern. Dicht vor den Fenstern, auf einer Reihe lackirter Stühle die erst vor einigen Tagen von Valdivia angelangt sind, und auf welche sich der Eigenthümer nicht wenig einbildet, sitzen die Damen in größtem Putz und steifem Ernste da. Keine Schulden sind gescheut worden, keine kritische Lage berücksichtigt, um nur dem Götzen der Eitelkeit zu dienen. Schmucksachen, ächt oder unächt, Blumen, künstlich oder gewachsen, Band, alt- oder neumodisch — alles wird verwendet um irgend ein leergebliebenes Plätzchen am Körper zu schmücken, so daß viele der Frauenzimmer, die bei geschmackvoller Einfachheit gewiß einen angenehmen Eindruck machen würden, durch die Ueberladung von Zierathen durchaus verfehlen günstig auf das Auge des Fremden einzuwirken. Die Kleiderstoffe sind von der allerverschiedensten Art, am häufigsten jedoch sind farbige Merinos im Gebrauch, namentlich sind azurblau und kirschroth beliebte Farben, die Umschlagtücher sind von sehr lebhaftem Colorit, meist bunt und von Seide. Die Unterhaltung unter den Damen geht angelegentlich von statten, denn auf dem Lande sind Gelegenheiten zum Schwatzen selten, und daher müssen die etwa vorkommenden nach Möglichkeit ausgebeutet werden. Auch wir sind zuweilen der Gegenstand einzelner Zwiegespräche, da es ja an einem Fremden stets mehr zu sehen gibt als an einem andern Menschen, doch bemerken wir auch einige uns noch fremde Gesichter.

Jedenfalls müssen wir zu erfahren suchen wer jenes junge, auffallend dicke Frauenzimmer mit dem großen Blumenbeet auf dem Kopf und den 4 Zoll langen Ohrgehängen ist, die jeden Moment benutzt um nach einem linkischen dürren Jüngling hinzuschielen, dessen Augen zu beiden Seiten der gebogenen Nase wie die eines Maikäfers hervorblitzen, und den wir früher noch nicht gesehen haben. Da hier das Vorstellen noch nicht üblich ist, so kostet es Arbeit den Namen einer nur zufällig anwesenden Person zu ermitteln, die vielleicht nicht einmal dem Hausherrn bekannt ist, sondern nur von einer Verwandten mitgebracht wurde. Quien sabe? ist die gewöhnliche Antwort auf unsere Fragen, und wir müssen für dießmal unsere Neugierde schon ungestillt lassen. Durch unser Aufstehen und Fragen haben sich auch mehrere der bisher meist stumm dasitzenden Jünglinge ermuthigt Conversationen zu eröffnen, sie reden unter sich über die Gegenstände die ihnen im täglichen Leben am meisten Genuß gewähren: es ist gewöhnlich ein Pferderennen, ein Lazo oder ein Stück Vieh, welche ihre Anziehungskraft auf die Gedanken der jungen Landwirthe ausüben. Da weder mich noch Don G. dergleichen interessirte, suchten wir anderweit Unterhaltung anzuknüpfen, und da wir beide noch unverheirathet waren, durften wir uns mitten zwischen die Señoritas setzen. Hier gab's denn mancherlei auszukramen, Neuigkeiten über Moden und Stoffe, Trachten und Kaufmannswaaren. Fragen über dieß und jenes beschäftigten uns; Süßigkeiten, nach denen Alte sowohl wie Junge sehr lüstern sind, werden ausgetheilt und Blumen oder Complimente dafür in Empfang genommen. Bald erscheint Chicha für die Herren, Maté für die Damen. Wir ziehen den Maté vor, da die ganze Männergesellschaft aus einem oder höchstens zwei Gläsern trinkt, und der große Indianerkrug, aus dem das Getränk fließt, uns zu sehr an seinen Bruder erinnert, der zu einem gewissen Zweck unter dem Estrado, da wo die Hausfrau sitzt, steht. Ich theilte so eben meine Gedanken hierüber Don G. mit, als ein kleiner Hund, der sich unter die Pritsche verkrochen, durch einen zarten Sprößling des Hauses, der heute gewaschen und gekämmt, mit rothen Hosen, gelben Zeugschuhen, grüner Jacke und blauem Poncho bekleidet war, mit einem Stock aufgestört wurde und den unglücklichen Krug umwarf, dessen nicht sehr wohlriechender Inhalt sich in die Stube ergoß, aber sehr bald durch ein Loch einen Abzug fand. Die Verlegenheit wurde nicht so groß als man hätte vermuthen sollen. Der verwünschte Hund wurde hinausgejagt und mit größtem Gleichmuth der Maté weiter servirt.

Ihr wißt, es ist keine Kleinigkeit den Maté zum erstenmal zu trinken, ohne sich Lippen, Gaumen und Zunge ganz erbärmlich zu verbrennen; dieser Maté, der unvermeidliche Maté, dient den Neulingen zur großen Pein und den Einheimischen dann zur großen Belustigung. Die Damen verbergen hinter dem Schnupftuch ihr Lachen über das klägliche Gesicht des Aermsten, den beim ersten vollen Zuge seine Schmerzen schon zur Verzweiflung bringen. Er gibt ihn rasch ab, und schwört gewiß im stillen die Bombilla nicht wieder berühren zu wollen.

Nach und nach hinzukommende Gäste helfen nun den Saal füllen, bringen Neuigkeiten, und allmählich gewährt das Ganze einen Anblick der auf einige Zeit den Beobachter unterhält. Gegen 6 Uhr bemerkt man an dem Hin- und Herrennen der Cholas, die im größten Glasperlenschmuck mit ihren feuerrothen Friesflanellumwurf prangen, das Herannahen der Tischzeit; bald darauf erscheint der Hausherr, dessen Paletot in der Eile wieder geflickt ist, mit strahlendem Gesicht, und verkündet den Herrschaften daß die Tafel bereit sey. Don G. und ich haben uns schon in die Nähe der Señora und deren Schwester postirt, eines Fräuleins von etwa 40 Jahren, und beeilen uns diesen Damen den Arm anzubieten. Sie scheinen zwar anfangs etwas verwundert über die Sitte, lassen sich aber doch hinführen, und unser Beispiel findet

Nachahmung. Da sich jedoch bei weitem weniger Gedecke als Gäste vorfinden, und mehr Herren als Damen, so bleiben sehr viele der erstern zurück, und nur die Damen finden mit einigen Herren Platz am Tisch; dicht gedrängt, Arm an Arm, lassen wir uns zunächst die Suppe vorlegen, ein dicker Brei von Brod, Fett, spanischem Pfeffer, Fleischstückchen und Zwiebeln mit Petersilie, die den Schlund eines nicht daran Gewöhnten durch ihr furchtbares Brennen in eine Hölle verwandeln. Trotzdem daß von sämmtlichen wohlhabenden Nachbarn Tischzeug zusammengeborgt ist, stellt sich doch die Menge der Eingezwängten viel größer heraus als die Zahl der Couverte beträgt; indeß schadet dieses nichts: zwei, selbst drei, können recht gut von einem Teller essen, indem sie sich wechselsweise desselben Messers oder Löffels bedienen; zugleich kommen die Taschenmesser in Gang, und bald ist alles wieder geregelt. Servietten sucht ihr vergebens, wir daran Gewöhnten gebrauchen in Ermanglung solcher unser Taschentuch. Jetzt erscheint ein prächtiger Truthahn, aufgeputzt und geschmückt mit einem Blumenkranz; er wird von einem der Anwesenden tranchirt, und dieser, um die Sitte des Tellerwechsels nachzuahmen, nimmt den eines Nachbarn und bietet ihn der Hausfrau oder der am meisten distinguirten Person an, die ihn auch ohne die geringste Weigerung annimmt und den ihrigen dafür hingibt; etwa darauf gebliebene Reste werden sans façon auf den Boden geworfen, um den lauernden Hunden Gelegenheit zum Balgen zu geben, während sie außerdem gewiß wieder in die Schüssel zurückwandern, was aber dießmal unterbleiben muß, da die in der Cuadra Zurückbleibenden auch etwas essen wollen, wo die Vertheilung einfach nach dem Decimalsystem, d. h. mit den 10 Fingern, vor sich geht, und wodurch der Truthahn keineswegs an Saft verliert. Nach dem Puter erscheint gewöhnlich ein Gericht in Butter gebratener Fische, oder ein Spießbraten von jungem Hammelfleisch, der, gewöhnlich ganz delicat bereitet, dem Gaumen trefflich mundet; dabei nehmen verschiedene Gunst- und Gnadenbezeugungen ihren Anfang, welche darin bestehen daß eine Person ihre Gabel mit einem besonders schmackhaften Bissen der Bevorzugten anbietet und dafür die Gabel der Beglückten oder der Geliebten in Empfang nimmt, so daß also nicht allein die Teller von Platz zu Platz, die Gläser von Mund zu Mund, sondern auch die Gabeln von Hand zu Hand gehen. Eine solche Fineza auszuschlagen gilt für große Beleidigung, und Nichtannahme wird kaum einem neuangelangten Fremden zum erstenmal verziehen. Nach und nach folgen nun immer mehr Gerichte, wohl an 20—30, deren Herzählung euch aber gewiß langweilig und mir unmöglich seyn würde. Es erscheint unter andern der Puchero (ein Gemenge aller möglichen Fleischsorten), Rindfleisch mit Kartoffeln und Kohl, Caguela (Hühnerbouillon mit Reis), Olla Potrida, vielerlei Arten von Salat und später Eingemachtem, zuletzt Torten und Hausconfect, oder Quitten und Rosenblättermuß. Meist wird gegen Ende des Mahles auch Wein und zwar eine sehr dunkelrothe Sorte von Concepcion getrunken, und bald ergiänzen die Gesichter mehr und mehr, bis zuletzt das Ganze in laute Fröhlichkeit ausartet, und wir uns kurz darauf wieder in die Cuadra zurückziehen. Die Frauenzimmer nehmen von andern Gemächern Besitz, um sich zum Tanze vorzubereiten und Toilette zu machen. Im Saal selbst herrscht dann Stille, weil überladene Mägen selten ihre Zustimmung zu eifrigem Gespräch geben; wir werfen uns auf die Estrade hin, um eine Cigarre zu rauchen und mancherlei Unfinn zu hören, während die geräuschvollen Aeußerungen der vielbeschäftigten chilenischen Mägen anfangen immer lästiger zu werden, besonders da die Chichagläser stets kreisen. Da draußen fängt es auch an lustig zu werden; die Peone, zum Theil schon halb benebelt, beginnen, nachdem sie sich an den übrigbleibenden Knochen in etwas gesättigt, ihre Spiele, worauf unausbleiblich Zank und Raufereien folgen. Die Pferde werden unruhig, und es ist Zeit nachzusehen ob noch nichts von der Montur gestohlen, oder sich nicht ein schmutziger betrunkener Indianer gar auf das Pferd setzt und es abjagt. Im Saal, dessen rauhe unbehobelte Bohlen mit einem Reiserbesen zuvor etwas gesäubert sind, bilden sich nach und nach einzelne Gruppen, besonders um einen eifrig mit dem Stimmen einer Guitarre beschäftigten jungen Mann mit schmachtenden Blicken und sehr verlebten Gesichtszügen. Die fette Schöne mit den Ohrringen sitzt mit einem andern Dämchen in einer Ecke, und muß, da ihr kalbsäugiger Galan nicht da ist, große Freundschaft mit dem kleinen rothhosigen Hausaffen geschlossen haben, denn sie beschäftigt sich eifrig mit dessen Kopf, und scheint ihm gewisse Thierchen abzusuchen. Durch unser Hinblicken wird sie verlegen, und stößt im Aerger den kleinen Bengel weit von sich, der lautschreiend die Luft mit gellenden Tönen erfüllt, bis endlich eine Chola herbeitritt und ihn fortschleppt. Allmählich erscheinen auch die Señoritas wieder umgekleidet und strahlend im Glanz ihrer verführerischen Reize. Sie haben sich der langen, beim Tanz unbequemen Kleider entledigt, und die Umschlagtücher durch leichte Shawls oder dünne Schärpen ersetzt; unter den Kleidern sieht man hie und da blendendweiße Spitzen vom Unterzeug hervorlugen, und die meist hellfarbigen Handschuhe sind nach alter Mode am Handgelenk verbrämt; die überflüssigen Blumen sind entfernt, und alles Unbequeme, Steife ist beiseite gelassen; die früher beim Essen hie und da von den Stirnen weggewischte weiße Schminke, welche gebraucht wird um gelbe Indianergesichter zu bleichen, ist auch wieder ersetzt, und da jetzt die Fenster geschlossen und der eingetretenen Dunkelheit halber die Kerzen angezündet werden, so macht die Damenreihe gar keinen üblen Eindruck. Der Schutzheilige des Hauses in seinem Schränkchen auf dem Ecktisch bekommt die meisten Kerzen, und schaut ganz verwundert dem tollen Treiben zu. Die weit geöffnete Thür ist dicht besetzt von der schaulustigen Peonenmenge, so daß man nur mit Mühe sich einen Durchgang erzwingen kann um nach den Pferden zu sehen. Bald beginnt nun auch der Guitarrenspieler eine lustige Weise, und die Señoritas machen sich zum Tanze fertig. Ein zufällig anwesender Valdivianer, der bei den dortigen Bällen, welche in der letzten Zeit manches von ihrem frühern Nationalcharakter verloren haben, schon viel von den dort eingeführten deutschen Gebräuchen angenommen hat, tritt als Trompeter auf, und versucht alles mögliche um eine Polonaise zu Stande zu bringen. Doch sehen wir lieber einem der Nationaltänze zu, der von vier Paaren vor uns getanzt wird. Zufällig sind acht gute Tänzer und Tänzerinnen zusammengerathen, welche die verschiedenen Stellungen mit Grazie einnehmen und die Bewegungen mit Ausdruck ausführen. Die Bitten des Amante, die Zurückhaltung der Schönen, sein Stürmischwerden, ihr Entfliehen, sein Rückzug, ihr Schmollen, und endlich die beiderseitige Annäherung und Versöhnung werden sehr gut dargestellt, wobei das Taschentuch in der rechten Hand mit vieler Anmuth gebraucht wird. Nach einigen solcher Tänze wird auch zuweilen eine Quadrille arrangirt oder ein Contertanz im Galoppschritt, namentlich wenn mehrere Personen denselben schon früher eingeübt haben, wie dieß zur Feier des 18 September in Union der Fall war. In den Pausen wird Backwerk und süßer Liqueur herumgereicht, während die Männer sich an der Chicha, der ewigen Chicha, erlaben. So geht's fort bis gegen 12 oder 1 Uhr, wo dann einige von denen die nicht jung genug mehr sind um sich

am Tanze zu vergnügen, aufbrechen und entweder ihre Wohnungen aufsuchen oder sich in irgendeinem Winkel verkriechen, und aus allerlei Materialien ein Bett zusammenschaffen. Die ältern Huasos (Landwirthe) haben sich schon früher in ein Nebenzimmer zurückgezogen, und verbringen die Zeit mit Hazardspielen, welches sehr oft zu lärmenden Auftritten Veranlassung gibt. Wüstes Gelächter schallt zuweilen aus ihrer Mitte, und nach und nach sammelt sich ein größerer Kreis um jene Tische, wo Chicha und Karten die Hauptrollen spielen. Der Schrank des Heiligen wird nun auch von irgendeiner frommen Matrone geschlossen, damit das anstößige Treiben ihn nicht gar zu sehr verletze. Die ältern Frauen begeben sich zur Ruhe, und die nachbleibenden jüngern werden zutraulicher gegen die Herren, die ihnen jetzt offen und immer offener den Hof machen. Die Tänze werden, da die junge Welt des Zwangs welchen die Gegenwart der ältern auferlegt entledigt ist, lebhafter und phantasiereicher; die im Anfang bemerkbare Ruhe und Sittlichkeit hat einer großen Aufregung und Sinnlichkeit Platz gemacht, die sich in allen Gebärden der Tanzenden und in den schnelleren Tacten der rauschenden Musik offenbart. Gewöhnlich erreicht die Aufregung ihren Gipfel bei einem peruanischen Tanze, der zwar für die Creolen durchaus nichts anstößiges hat, dagegen in den Augen des Nordeuropäers der Wohlanständigkeit durchaus entbehrt. Er wird wohl zwei- bis dreimal getanzt, und die Tänzer sinken nach Beendigung desselben erschöpft zurück, während andere eintreten. Von da an aber beginnt die Abspannung sich fühlbar zu machen, denn es wird immer leerer im Tanzraum, weil sich einzelne der Haupthelden schon auf den Estrado zu den Füßen der Mädchen hingestreckt haben, andere sitzend nicken bis gegen drei Uhr Morgens gewöhnlich gänzliche Stille eintritt. Unsere Pferde waren, als wir eben abziehen wollten, schon entsattelt und verschwunden, und wir mußten also nolens volens bleiben. Das für uns auf dem Estrado zurecht gemachte Bett bestand der großen Menge Gäste halber nur aus einem Kopfkissen und einer chilenischen Decke, unter die wir uns denn eben hingestreckt hatten um den Flöhen ein Labsal an deutschem Blute zu gewähren, als plötzlich aus einem der anstoßenden Gemächer der Ruf ertönte: Jesus Maria! Mein Mann! Heilige Mutter Gottes! er stirbt, er stirbt! Zugleich stürzte eine halbangekleidete Frau heraus, nach einer Bombilla rufend. Alles geräth in Aufruhr, während man das Stöhnen eines am Asthma leidenden alten Dickbauches vernimmt, der sich überfressen hat und nun an Brustbeklemmungen und Verhalten der Winde leidet. Der Wirrwarr wächst bis endlich die Bombilla gefunden und, horribile dictu, in Verbindung mit einer mit Flüssigkeit gefüllten Blase benutzt wird um Erleichterung des Windabganges zu bewirken. Diese Anwendung hatte ich noch nicht gekannt, und werde seit dieser Zeit keinen Maté mehr in einem fremden Hause trinken, denn der Ekel hat mich zu stark ergriffen.

Wir standen zerstochen, zerbissen, zerschlagen auf und sehnten uns nach einer Erfrischung. Doch ehe wir in die kühle Morgenluft hinaustraten, wußte ich mir durch eine Chola eines jener Familienwaschbecken zu verschaffen die hier im Innern durch die Nachtgeschirre vorgestellt werden. Sie sind ein eigenes Volk, diese Chilenen! Die Waschnäpfe nehmen sie zu Suppenschüsseln, und die Nachtgeschirre müssen die Stelle der Waschnäpfe vertreten.

Die Britten unter Lord Elgin in Yeddo.

(Aus Blackwood's Edinburgh Magazine.)

Gegen Abend war der Wind noch so frisch, daß uns nur ein japanesisches Boot verlassen hatte, um sich mit einer Mittheilung Lord Elgins an die Behörden nach der Küste zu begeben. Man sah eine Wolke von Regierungsbooten der Bucht zusteuern, und als sie uns nahe kamen und uns mit einer wahren Fluth von Fragen überschütteten, erfuhren wir daß sie die Wachtboote seyen welche an die vielen Stationen im Meerbusen Bericht über uns erstatten sollten. Sie hatten eine lange Fahrt gehabt, und ein langer Rückweg stand ihnen noch bevor; sie waren indeß mehr geneigt zu lachen, als sich zu ärgern, über den schlimmen Streich den wir ihnen gespielt. Unter den ersten welche sich uns näherten, befand sich Yenoske, ein Sprachkundiger untergeordneten Rangs, der einige Kenntniß des Englischen besaß, und weit oben am Golf stationirt gewesen war um uns den Weg abzuschneiden. Er hatte uns beinahe dreißig Meilen nachjagen müssen, lachte aber, an Bord gelangt, herzlich über den Scherz, nannte unser Verfahren im höchsten Grad originell, und gab gleichzeitig höflich zu verstehen daß wir in unserer Eile einen Irrthum begangen, den wir natürlicherweise morgen durch unsere Rückkehr nach Kanagawa wieder gut machen würden! Die Reihe des Lachens war nun an uns, allein Yenoske lächelte immer noch, ohne Zweifel weil er des festen Glaubens war, es sey sehr unwahrscheinlich daß wir bleiben würden wo wir uns befänden, und so überließen wir ihm die Sammlung von Antworten auf alle die Fragen welche sein Bericht über unser Schiff erheischte.

Früh Morgens am nächsten Tage, 13 Aug., lichteten wir die Anker, und begaben uns nach einem Ankerplatz zwischen den japanesischen Kriegsschiffen und ihren eigenen Batterien, wo wir gerade Wasser genug hatten um bei niederer Fluth zu schwimmen. Nach Ausführung dieser Operation waren wir, da nun das Wetter milder geworden, im Stande die Stadt, welche an der Spitze einer Bucht im Nordwestwinkel des Meerbusens von Yeddo liegt, ein wenig näher in Augenschein zu nehmen. Die Bucht ist von zwei niedrigen Landvorsprüngen gebildet, und heißt bei den Amerikanern Beacon Point, bei uns Court Point, nach dem Schiffspatron des „Furious." Sie ist sieben Meilen weit und eben so tief; das Wasser wird allmählich seichter, bis vor die Stadt selbst, wo eine Sandbank, die bei Hochwasser nur sieben Fuß Wasser hat, sich eine Meile weit der Küste entlang erstreckt, obgleich ein Canal mit tieferem Wasser vorhanden ist, der sich für einheimische Schiffe eignet, durch diese Bank hindurchführt, und mit dem Todagawa-Fluß in Verbindung stehut. Längs des Seerandes dieser Bank ist eine Reihe furchtbarer Batterien errichtet worden, die ihren Anfang an dem Punkte nehmen wo die eigentliche Stadt Yeddo sich an die Vorstadt Sinagawa, auf der Westseite der Bucht, anschließt. Der ursprünglichen Idee lag ein sehr ehrgeiziger Plan zu Grunde, der nämlich: die ganze Stadt in einer Entfernung von einer Meile mit einer doppelten Reihe abgesonderter Forts zu versehen, wobei die innere Linie mit ihrem Feuer die in der Front gelassenen Zwischenräume deckte. Entweder fehlte das baare Geld zur Herstellung derselben, oder faßte man die Sache von einem richtigern Gesichtspunkt auf — jedenfalls ist nur etwa die Hälfte der Vorderseite von Yeddo auf solche Art mit Forts geschützt. Beinahe der ganze Umfang der Bucht ist künstlich einge-

dämmt, gleich als habe man sie gegen die Wirkung vulcanischer Erschütterungen wahren wollen. An andern Stellen unmittelbar auf der Seeseite der Stadt dienten diese Dämme, die vor vielen Jahren schon ausgeführt worden seyn müssen — denn sie sind mit einem schönen grünen Rasen bedeckt, und viele edle Bäume wachsen darauf — zu dem doppelten Zweck eines Schutzes gegen das Meer und einer Befestigung gegen jeglichen Feind der vom Ocean herkommen möchte. Einige dieser Batterien hatten allerdings ein ziemlich wunderliches Aussehen; das furchtbarste an ihnen aber waren die vielen Kanonen. Hier zeigte sich, wie wir in Nangasaki bemerkt hatten, seitens der Regierung die leichtsinnigste Vergeudung baaren Geldes für Geschütz, deren sich je ein morgenländisches Volk schuldig gemacht hatte.

Die Stadt Yeddo und ihre beiden Vorstädte, Sinagawa und Omagawa, ziehen sich in einer Krümmung nahezu zehn Meilen um die Bucht herum, und eine spätere Vergleichung unserer Bemerkungen über ihre Ausdehnung landeinwärts mit einem jetzt im Besitz Hrn. L. Oliphants, des Privatsecretärs Lord Elgins, befindlichen Plan bestätigte den Glauben daß sich die Bodenfläche auf welcher Yeddo erbaut ist, als ein Quadrat betrachten lasse dessen Seiten je sieben Meilen lang sind. Natürlicherweise ist nicht das Ganze dieser Bodenfläche überbaut; auch hat man, in der That, in keiner uns bekannten Hauptstadt so viel Sorgfalt auf die Erhaltung schöner offener Plätze, besonders um die Paläste ihres Kaisers und ihrer Prinzen, so wie in der Umgebung ihrer Tempel und Theehäuser, verwendet wie in Yeddo, wo diese Orte der beständige Zufluchtsort aller Classen der Einwohner sind. Innerhalb der Gränzen der Stadt sind mehrere Hügel von mäßiger Höhe, so wie artige Abhänge, die indeß im ganzen genommen nur dünn überbaut waren; umfangreiche Gärten, mit vielen prächtigen Bäumen, schmückten hauptsächlich ihre Seiten. Auf einem Hügel, der sich mitten in der Stadt und aus einer Masse dicht neben einander stehender Gebäude erhebt, ist der kaiserliche Palast ausgeführt; er hat eine mit Schießscharten versehene Mauer, und ist halb von grünen Dämmen und schattigen Bäumen verdeckt, innerhalb deren Gränzen der Beherrscher dieses Reichs sein Leben verbringen muß — die traurige Strafe für seine hohe Stellung. Die Häuser haben ein sehr freundliches und behäbiges Aussehen, und sind hauptsächlich aus Holz erbaut; Stein und Backstein sind der häufigen Erdbeben wegen so viel als möglich vermieden. Mauern umschließen die Stadt nicht, und ihre Lage ist auf bewundernswerthe Weise geeignet eine fast unbegränzte Vergrößerung ihres Umfangs zu gestatten, ohne daß der Wasserabfluß, die Zufuhr von Lebensmitteln, die Verbindung der einzelnen Theile unter einander, oder der leichte Zugang zu den Gewässern der Bucht, welche den an ihren Küsten Lebenden Reinlichkeit, Seeluft und eine bequeme Hochstraße sichert, darunter litten. Ein Fluß, der Toda-gawa, fließt mitten durch Yeddo; wir konnten eine schöne, nahe an ihrer Mündung ihn überspannende, Brücke sehen, und zwei andere gibt es weiter oberhalb. Außer dem Toda-gawa durchschneiden noch einige kleinere Flüsse die Stadt und die Vorstädte. Der Mangel an allen stattlichen Häusern und die im Durchschnitt niedere Lage des Bodens, auf welchem die Stadt steht, geben der Ansicht derselben von der See aus nichts besonders imponirendes; allein ihre ausgedehnte Meeresfront, das geschäftige Leben und Weben das sich in den zu- und abgehenden Flotten von Booten und Schiffen zeigt, die Batterien und Kanonen welche trotzig auf uns herabblickten, das Gesumm einer gewaltigen Menschenmenge das in unsere Ohren tönte wenn der Wind vom Land her wehte — — all dieß bewies uns unwiderleglich daß wir vor einer der größten Hauptstädte der Welt vor Anker lagen.

Nachmittags machten vier Officiere, abgeordnet von dem japanesischen Staatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten, dem Lord Elgin ihre Aufwartung. Mori-hama war, unter Beihülfe Hrn. Hewskins, ihr Ceremonienmeister. Sie wurden von den Officieren und einer Ehrenwache empfangen, und Mori-hama fragte sie ob sie eine Einwendung zu machen hätten gegen die Salutirung. Wir geriethen in ziemliches Erstaunen durch die Erwiederung daß die Salutirung den Commissären sehr angenehm wäre, so wie durch die Bezeichnung der Anzahl Kanonenschüsse auf die sie ein Recht zu haben glaubten. Ferner würde es, wie sie sagten, ihnen sehr lieb gewesen seyn wenn wir die Nationalflagge Japans mit 21 Kanonenschüssen begrüßt hätten; allein da ihrer Aussage zufolge unser Gruß nicht erwiedert werden konnte, so ließ man den Gegenstand fallen.

Die Commissäre hatten hierauf eine Unterredung mit Lord Elgin, und da hiebei keine Staatsgeheimnisse zur Verhandlung kamen, so durften sie ihr gewöhnliches Gefolge von Berichterstattern mit in die Cajüte nehmen. Jeder Commissär hatte einen Schreiber, welcher zu seinen Gunsten höchst umständlich alles zu Papier brachte was während der Unterredung gesagt und gethan wurde; sodann war ein Regierungsberichterstatter da, der seine Version derselben Geschichte schrieb, und außer diesem noch ein anderes Individuum, das ganz Aug' und Ohr war, um mündlich sowohl über Schreiber als über Commissäre Bericht zu erstatten. Nach einigen einleitenden Begrüßungen und üblichen Redensarten begann das Geschäft derenthalben sie gekommen waren. Zunächst wünschten sie einiges nähere über Lord Elgin, seinen Rang, seine Titel und sein Amt zu erfahren. Er könne zwar, meinten sie, in der That Graf von Elgin seyn, allein man möge ihnen sagen wo sich Se. Lordschaft v. Kincardine befinde. Nach Aufklärung des Irrthums lachten sie herzlich über das Mißverständniß. Sodann suchten sie den Lord zu bewegen nach Kanagawa zurückzugehen, und dort zu landen, wie alle andern Gesandten gethan hätten. Dieses Ansinnen wurde fest zurückgewiesen, was indessen die Commissäre nicht abhielt nach einander noch verschiedene kindische Gründe für ihr Verlangen vorzubringen. Ueberhaupt schien es uns als ob sie eben so sehr für die Berichterstatter sprächen, wie in der Hoffnung ihren Zweck zu erreichen. Nach Erörterung einiger untergeordneten Punkte begab sich die Gesellschaft zum Imbiß, wo die Commissäre in Unterhaltung wie in Manieren sich als wohlerzogene Männer erwiesen. Mori-hama, dessen Rang ihn nöthigte während der Geschäftsverhandlung vor seinen Oberen auf den Knieen zu seyn, durfte nun seinen Platz als der Gast des Botschafters einnehmen, und da er als Theilnehmer an den Imbissen und Mittagsmahlen der Russen und Amerikaner mit europäischen Gebräuchen nicht unbekannt war, so konnte er für seine in der Handhabung des Messers, der Gabel und des Löffels weniger erfahrenen Landsleute als nützlicher Flügelmann gelten. In der Antwort auf eine Bemerkung daß die Yeddo-Bucht außerordentlich schön sey, behauptete einer der Commissäre sie sey als Ankerplatz sehr unsicher, konnte aber nicht sagen warum unter solchen Umständen die japanesischen Kriegsschiffe und so viele einheimische Fahrzeuge dennoch dort Anker würfen. Sie bedauerten die Unmöglichkeit uns, in Folge unserer Entfernung von der Küste, die Lebensmittelvorräthe, deren wir so sehr bedürften, zukommen lassen zu

können, und hoben hervor daß in Kanagawa [1] Bazare und Läden eigens zu dem Zweck errichtet worden seyen die Amerikaner und die Russen zu verproviantiren. Der Trost den wir ihnen dafür gaben, war daß, wenn die Lebensmittel den Strand erreichten, wir sie selbst einschiffen könnten; wenn sie aber nicht an den Strand kämen, wir stets Leute ans Land zu schicken vermöchten, um sie zu kaufen — kurz, Yeddo sey für uns eben so gut gelegen wie jeder andere Ort in Japan. Augenscheinlich wünschten sie daß unsere Boote sich nicht an den Strand begäben, und daß auch wir selbst nicht an die Küste giengen und herumliefen um Einkäufe zu machen. Wir achteten aber nicht darauf.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Da Kanagawa, fünfzehn Meilen südwärts, von den Amerikanern als der Seehafen Yeddo's angenommen wurde, so verwies man uns beständig auf diese Vorgänge, und suchte uns zu bewegen ebendahin abzugehen.

Miscellen.

Der Alabaster von Volterra. Ein höchst eigenthümlicher Ort im Großherzogthum Toscana, nicht weit von den Maremmen gelegen, ist die alte Etruskerstadt Volterra, aber sie liegt von der gewöhnlichen Fahrstraße der Reisenden so weit ab, daß sie von Fremden selten besucht wird, und weniger bekannt ist als sie verdient. Wenn in vielen Gegenden Toscana's die Industrie in den Händen der Ausländer ist, so macht Volterra hierin eine merkwürdige Ausnahme, und mit seinen Alabasterarbeiten steht es seit 3000 Jahren einzig in der Welt da. Nach allen Himmelsgegenden, selbst bis in das Innere China's, werden Reisende mit Alabasterwaaren von Volterra gesandt, und die gesammten Einwohner, etwa 7000 an der Zahl, haben ihre Existenz auf diese reichlich lohnende Industrie gegründet. Bettler gibt es dort nicht; selbst Frauen und Kinder arbeiten in Alabaster, und ein Kind verdient täglich 1—2 Lire (7—13 Sgr.); dergleichen Alabasterarbeiten wurden schon im grauen Alterthum in Volterra, da es noch Velathri und Volaterrä hieß, gefertigt, und man kann noch heutzutag im unteren Stockwerke des dortigen Rathhauses in einer Sammlung etruskischer Alterthümer, die besonders an Graburnen reich ist, solche Arbeiten sehen und bewundern. Manche Basreliefs auf solchen Graburnen stellen Figuren dar, die trotz des rauhen Materials nicht nur von der größten Naturwahrheit, sondern auch von hinreißender Formenschönheit und von einem Leben, einer Bewegung, einem sprechenden Ausdruck, verbunden mit der maßvollen Würde der classischen Zeit, sind, daß die großen Athenischen Meister sich ihrer nicht zu schämen gehabt hätten. Und vielleicht war dieß alles eher von einem Handlanger als von einem namhaften Künstler gemacht, der sich schwerlich zu einer so undankbaren Arbeit hätte hergeben mögen! Gegenwärtig werden in Volterra zahllose Figuren, Vasen und Geräthschaften bald in weißem, bald in einem rauchgrauen Alabaster gearbeitet, die man dort in den Läden und mehr noch in Florenz antrifft; aber die Arbeiten selbst haben, wie ein neuerer Reisender bemerkt der eine der Bildhauerwerkstätten besuchte, oft mehr vom Handwerk als von der Kunst, der größere Theil der Arbeiten geschieht ganz einfach auf der Drehbank; denn der Stoff ist so weich daß er sich wie Holz behandeln läßt. Die kleinen Bildsäulen und dergleichen werden nach hundertmal wiederholten Schablonen und Modellen handwerksmäßig zugeschnitten. Selten daß ein speculativer Kopf von Zeit zu Zeit einen neuen Gypsabguß irgendeines Marmor- oder Bronzewerks anfertigen läßt, um seinen Alabaster darnach zu formen und sich die Neuigkeit etwas theurer bezahlen lassen zu können. Der alte Ruhm scheint unter dem Schlendrian der Bequemlichkeit der Neuzeit allen Einfluß verloren zu haben.

Ein schwätzender Canarienvogel. Hr. Leigh Sotheby schildert, in einem Brief an Dr. Gray, ein wundervolles Exemplar des Vogelgeschlechts, einen schwätzenden Canarienvogel. Seine Alten hatten früher nacheinander viele Junge aufgezogen; allein vor drei Jahren brüteten sie von vier Eiern nur ein einziges aus, das sie von Stund' an vernachlässigten, indem sie ein neues Nest über dem alten zu bauen anfiengen. Als man diese Entdeckung machte, wurde das unflügge und verlassene Vögelchen, das fast todt war, weggenommen und in Flanell eingehüllt ans Feuer gebracht; man ließ ihm große Sorgfalt angedeihen und allmählich erholte es sich und ward aus der Hand aufgefüttert. So behandelt, und von allen andern Vögeln fern, ward es nur mit denen vertraut welche es fütterten; demgemäß trugen auch die ersten singenden Töne welche es hören ließ, einen ganz andern Charakter als den bei Canarienvögeln gewöhnlichen; da man beständig mit ihm schwatzte, wurde seine Herrin, als der Vogel etwa drei Monate alt war, in nicht geringes Staunen versetzt ihn die Zärtlichkeitsausdrücke, die man gewöhnlich an ihn richtete, als da sind „Kissie, Kissie," mit nachdrucksamen Tönen wiederholen zu hören. Dieß gieng so fort, und von Zeit zu Zeit wiederholte der kleine Vogel andere Wörter, und nun setzt er, ausgenommen während der Mauserungszeit, stundenlang dadurch in Erstaunen daß er, nach seiner eigenen Phantasie, und so klar als eine menschliche Stimme sie zu articuliren vermag, folgende Worte in Veränderungen erschallen läßt: „Dear sweet Titchie" (sein Name), „Kiss Minnie," „Kiss me then dear Minnie," „Sweet pretty little Titchie," „Kissie, kissie, kissie," „Dear Titchie," „Titchie wee, gee, gee, gee, Titchie, Titchie." Die gewöhnlichen Singtöne des Vogels tragen mehr den Charakter derjenigen der Nachtigall, hin und wieder vermischt mit dem Ton der im Haus gebrauchten Hundspfeife. Der Vogel pfeift auch sehr deutlich die ersten Tacte von „God save the Queen." Es ist kaum nöthig beizufügen daß er von Natur aus merkwürdig zahm ist. Hr. Waterhouse Hawkins, welcher den Vogel gehört hat, erzählt daß vor etwa zwanzig Jahren ein schwätzender Canarienvogel in Regent-Street ausgestellt war, das einzige weitere Beispiel, das, so viel man weiß, öffentlich bekannt geworden ist. (Proceedings of the Zoological Society.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 25. Augsburg, 18 Junius 1859.

Ein Jagdabenteuer in Kamtschatka.

(Aus dem 3. Bd. von W. Heine's Expedition in die Seen von China, Japan und Ochotsk.)

Am Nachmittag waren der Doctor, Lawton und Williams im „Tom Tit" mit ihren Flinten gelandet, um den Rest des Tages in den Gehölzen nach einem einsamen Bären zu suchen. Sie hatten bereits mehrere ähnliche Streifzüge unternommen ohne ihren Wunsch erfüllt zu sehen, und dießmal den festen Entschluß gefaßt nicht mit leeren Händen zurückzukehren. Als sich jedoch die Sonne langsam hinter den westlichen Bergen zu senken begann, sahen wir den Tom Tit von der südlichen Seite der Bay so langsam zurückkehren, daß wir daraus schlossen unsere Nimrode hätten kein sehr rühmliches Tagewerk vollbracht. Mehrere von uns lehnten sich an die Brustwehr des Hinterdecks, und machten Glossen über ihren Aerger und über die Neckereien die ihrer bei der Rückkehr harrten, als der wachthabende Quartiermeister unsere Aufmerksamkeit auf einen ungeheuren Bären lenkte, der in dem nämlichen Augenblick aus dem dichten Gebüsch in der Nähe der Flußmündung, wo wir Wasser eingenommen hatten, hervorkam, und langsam seines Weges längs dem Ufer nach der Südspitze der Bay dahintrabte. Er war über eine Meile von uns entfernt, und dennoch konnte man jede Bewegung seiner gewaltigen Gliedmaßen so deutlich wahrnehmen als befinde er sich innerhalb der Schußweite. Wir schlossen daraus auf seine Größe, und faßten alsbald heftiges Verlangen ihm mit unseren Büchsen und Drehpistolen den Weg zu verlegen.

Vetter Braun wandelte gemächlich dahin, hielt gelegentlich mit dem Kopf auf der Erde an, als röche oder fräße er etwas, und gieng dann wiederum ruhig seines Weges. Wir begannen darüber nachzudenken ob wir das Ufer erreichen könnten ehe es zum Schießen zu dunkel ward, und blickten dann nach dem Tom Tit hinüber, dessen Passagiere eben in einer ernsten Berathung begriffen schienen ob sie ans Ufer zurückkehren und sich in den Hinterhalt legen sollten. Plötzlich ward das Boot gewendet und näherte sich mit schnellen Ruderschlägen dem Ufer. „Beim Pfeifer, der vor Moses spielte! Sie sind nach ihm umgekehrt," rief eine erregte Stimme. „Laßt uns den Falcon (unser schnellstes Boot) nehmen und ihnen helfen!" fügte eine zweite hinzu.

In weniger als zwei Minuten saßen wir alle in dem Boot, während die Mannschaft sich mit aller Macht gegen die elastischen Ruder lehnte, und uns schnell dem wenig Argwohn hegenden Ungeheuer näher brachte. Außer der Mannschaft, von der jeder einzelne mit einem Carabiner, Schiffspistol und Seitengewehr bewaffnet war, befanden sich unser fünf im Boot, jeder mit einer Büchse und einer Drehpistole, mehrere überdieß noch mit Bowie-Messern versehen; also 11 bis an die Zähne bewaffnete Männer gegen einen faulen alten Bären, der ruhig seinen Weg am Ufer fortsetzte, als habe er nicht die geringste Ahnung von einer herannahenden Gefahr.

Fünf Minuten später sahen wir den Tom Tit eine halbe Meile unterhalb des Bären das Ufer erreichen, die drei Jäger hastig landen, das Boot aufs Ufer ziehen und sich selbst hinter einem großen Granitblock verbergen, der etwa halbwegs zwischen dem Wasser und dem Gebüsch des Hügels, 20 Fuß von jedem gelegen, und mit letzterem durch den Stamm eines umgefallenen Baumes verbunden war; es war kaum möglich einen besseren Hinterhalt zu finden.

So weit war alles ganz gut, allein ein hinderlicher Umstand war daß sie außer der Ladung in ihren Flinten keine anderweitige Munition, so wie weder Messer noch Pistolen hatten, was, im Fall es zum Handgemenge gekommen wäre, die Sachlage ziemlich bedenklich für sie gemacht haben würde. Trotzdem dachten sie nicht einen Augenblick an die Gefahr, und begannen kühn das gefährliche Spiel einem wilden Thiere den Weg zu verrennen, das mindestens 1600 Pfund wog und dem Grizzlybären (Graubär) des Westens glich, der bekanntlich oft Mann und Pferd zu Tod gedrückt hatte, nachdem er schon ein Dutzend Wunden empfangen, von denen jede genügend war um irgendein anderes Geschöpf kampfunfähig zu machen. Nachdem sie sich also versteckt, gute Punkte zum Auflegen ihrer Flinten gefunden, und entschieden hatten wie weit sie den Bären kommen lassen wollten ehe sie feuerten, begannen sie erst die ihnen entgegenstehenden Hindernisse zu berechnen und, trotz der gewaltigen Aufregung in der sie sich befanden, zweifelhaft über den glücklichen Ausgang des Abenteuers zu werden. Der Doctor, der oft genug den Enten und Gänsen in unglaublicher Entfernung die Köpfe abgeschossen hatte, setzte vielleicht auch dießmal das unbedingteste Vertrauen in den wirksamen Erfolg seiner einzigen Kugel; allein er hatte leider seine lange Kentuckybüchse nicht bei sich, und war durchaus nicht überzeugt mit der schweren Schiffsmuskete, die ihn den ganzen Weg schmählich gestoßen hatte, ebenso sicher zu schießen.

Da er jedoch trotz des Mangels seiner Lieblingswaffe jedenfalls der beste Schütze war, so wurde beschlossen daß er zuerst feuern solle.

Lawton, der mit einer schweren Rhinocerosbüchse, welche 12 Kugeln aufs Pfund schoß, bewaffnet war, sollte gleich darauf schießen und nach dem Herzen des Bären zielen, und Williams, der eine mit Kugeln geladene Doppelflinte führte, ward angewiesen ihm hinter die Schulter zu halten und nicht zu vergessen kaltblütig zu bleiben, damit er in der Aufregung nicht den Bären überschösse.

„Wenn ich mit meiner alten Muskete fehle," sagte der Doctor, „und ihr beiden meinem Beispiel folgt, so sind wir sicher zu Tode gedrückt zu werden. Bedenkt wohl was uns der alte Priester in Tausk über Bären erzählte! — — — Aber was zum Kuckuck machen denn die da mit dem Boot? Sie werden uns diesen capitalen Bären verscheuchen. Hat man jemals eine solche Dummheit gesehen!"

Der Bär war jetzt so nahe, daß es nöthig ward leise zu sprechen. Er war kaum 200 oder 300 Schritte entfernt, und trabte ungefähr so schnell daher wie ein Mensch gehen konnte, augenscheinlich in der vollkommensten Unwissenheit über den Hinterhalt und die Annäherung des Bootes. Deßhalb ermahnte der Doctor die übrigen nochmals sich ruhig zu verhalten. „Er ist jetzt nahe genug um uns zu hören," flüsterte er. „Glücklicherweise stehen wir unter dem Wind, und seine Nase wird ihm deßhalb wenig helfen; wenn wir uns also verstecken und schweigen, so wird er dicht an uns herankommen, ohne das Geringste zu argwöhnen. Wir müssen ihn bis an jenen Büschel Gras heranlassen, ehe wir feuern, und dann mit Sicherheit zu Werke gehen," und hiebei deutete er auf einen Haufen getrocknetes Seegras, das die Ebbe gerade 11 Fuß von unserem Hinterhalt zurückgelassen, holte tief Athem und untersuchte das Zündhütchen seines Gewehres.

Kehren wir jedoch für einen Augenblick zum Boot zurück. Es war dießmal nicht nöthig der Mannschaft zuzurufen: „Haltet euch dazu, Burschen!" Denn die langen eschenen Ruder arbeiteten mit der Regelmäßigkeit einer Dampfmaschine, und brachten das Boot bei jedem Schlag mindestens um seine ganze Länge weiter. Wir waren dem Ufer ziemlich nahe gekommen, und eben als es uns gelungen war den Bären zwischen uns und den Hinterhalt zu bringen, schien er uns zu bemerken. Unser geräuschloses Hingleiten schien ihn jedoch nicht im geringsten zu beunruhigen, denn er warf nur einen einzigen Blick nach uns, schnüffelte ein wenig in der Luft und setzte seinen Weg langsam fort, gerade auf den Büschel Seegras zu, um darin, wie der erfahrene Kentuckyjäger vorausgesehen, nach Seethieren zu suchen. Wir sahen daß der kritische Augenblick nicht auf sich warten ließ. Noch waren wir 300 Schritte entfernt, und wir wünschten sehnlichst daß irgendeine anziehende Krabbe oder ein delicater todter Fisch seine Schritte etwas verzögern möchte bis wir ihn erreichen konnten. Für die im Hinterhalt liegenden Jäger waren dieß Augenblicke voll gespannter Erwartung. Sie konnten sich nicht länger vor dem Bären verstecken ohne denselben gänzlich aus dem Gesicht zu verlieren, und trotz seiner ungeheuren Größe wandelte er so geräuschlos auf dem sandigen Ufer hin, daß sie nicht beurtheilen konnten ob er sich noch immer nähere, oder durch das Geräusch unserer Ruder verscheucht sich ins Gebüsch geflüchtet habe. Dieser Zustand von Ungewißheit wurde zuletzt so unerträglich, daß der Doctor beschloß über die Spitze des Felsens vorsichtig nach ihm auszuschauen, und dieß gelang ihm nach Wunsch, denn er hatte den Feind deutlich gesehen, und seinen Versteck wieder erreicht ohne von ihm wahrgenommen zu werden. Später bereute er indessen dieß gethan zu haben, denn die unerwartete Größe des Ungeheuers und sein grimmiges Aussehen, in Verbindung mit den vielen Erzählungen von seiner blutdürstigen Grausamkeit, brachten seine gewöhnlich ruhigen Nerven so in Aufregung, daß er fühlte er würde mit sichrerem Auge und festerer Hand gefeuert haben, wenn er ihn nicht eher als auf dem Korn seiner Flinte gesehen hätte.

„Als ich meine Augen über den Rand des Felsens erhob," erzählte er später, „erwartete ich ihn in einer Entfernung von etwa 50 Schritten und von mäßiger Größe zu sehen; wie groß aber war mein Erstaunen und meine Bestürzung, als ich ihn beinahe unter meiner Nase und an Größe den größten Ochsen (!) übertreffend sah. Ich gestehe daß ich in jenem Augenblick eines von zwei Dingen sehnlich wünschte, nämlich entweder meinen Revolver oder mein Messer im Gurt stecken zu haben, oder mich selbst an Bord des Schiffes in Sicherheit zu wissen, welches letztere mir in der That noch bei weitem lieber gewesen wäre. Es war allerdings nur ein flüchtiger Blick gewesen, allein ich sah genug um über den Ausgang des Abenteuers sehr bedenklich zu werden. Der Kopf des Thieres, obschon an und für sich sehr groß, war klein im Verhältniß zu den wahrhaft ungeheuren Schultern, dunkelschwarz, und mit kurzen glatten Haaren bedeckt, die glänzten als ob sie so eben in einen Kübel Fett getaucht worden wären. Der übrige Theil seines Körpers war mit langem dicken Pelz bedeckt, der in der Nähe des Rückgrates etwas bräunlich, im übrigen aber so schwarz war wie der Kopf. Die Vorderpratzen waren von gewaltiger Größe und Stärke, seine Höhe zwischen vier und fünf Fuß, die Länge seines Körpers und seiner Gliedmaßen ganz außergewöhnlich, und der Gedanke von einer solchen Masse von Fleisch, Knochen und Muskeln zerdrückt zu werden, war entsetzlich.

„Sich immer mehr nähernd, schlenkerte er seine Vorderpratzen mit einer halbkreisförmigen Bewegung, und wiegte seinen unförmlichen Körper nach der Art eines ungeübten Schwimmers. Die Spuren die er im Sande zurückließ, waren tief genug um eine Gallone zu halten. Ein dichter Schwarm großer Mosquitos schwirrte um seinen Kopf, und schien ihn nicht wenig zu belästigen. Ich mußte unwillkürlich bewundern wie klug diese Plagegeister ihren Angriffspunkt wählten, denn sie hätten sich den ganzen Tag abmühen können um sich durch den dichten Pelz zu arbeiten, der seinen Körper bedeckte, ohne die Haut zu erreichen. Als er sich so mit langsamen gemessenen Schritten näherte, verrieth seine allgemeine Erscheinung zweierlei sehr deutlich, nämlich unbändige Stärke und versteckte blutdürstige Wuth, die einen hartnäckigen Gegner verkündete. Ich sah mir ihn noch einmal an, und als alle obigen Beobachtungen sich mir aufdrängten, holte ich tief Athem, denn ich fühlte daß der Augenblick gekommen sey wo Muth und Entschlossenheit der schwächeren Muskelkraft zu Hülfe kommen müssen, um das Gleichgewicht der Kräfte ein wenig herzustellen. Mit einem festen Entschluß erlangte ich meine verlorene Selbstbeherrschung wieder, sank ruhig in den Hinterhalt zurück, und erwartete mit aufeinandergebissenen Zähnen und angelegtem Gewehr seine Erscheinung hinter dem äußeren Rande des Felsens.

„Lawton und Williams hatten mir in der Zwischenzeit ängstlich ins Gesicht geblickt und dort gelesen, was Worte jetzt nicht mehr ausdrücken konnten. Als sie den nicht zu verkennenden Ausdruck ängstlicher Unruhe wahrnahmen, wurden sie ein wenig blaß und richteten ihre Flinten fest auf den Büschel Seegras.

„Wir konnten jeder des andern Herz klopfen hören, und die eiligen Ruderschläge wurden jetzt, wo sich die Krisis näherte, als freudige Rettungsbotschaft begrüßt, sollte ein Fehlschuß oder das zähe Leben des Bären den Ausgang ungewiß machen.

„Gleich ebenso vielen Stunden schlichen die Augenblicke dahin, deutlicher wurden die Ruderschläge hörbar, endlich vernahmen wir den Ton der kräuselnden Wellen unter dem Kiel des schnell daherschießenden Bootes, als plötzlich der betäubende Knall von Lawton's großer Rhinocerosbüchse dicht bei meinem Ohr mich wie ein elektrischer Schlag auf meine Füße schnellte, und ich mich umblickte mit dem instinctartigen Gefühl daß das Verbergen jetzt nichts mehr nütze, und die Zeit gekommen sey wo Besonnenheit und Entschlossenheit unsere einzige Hülfe waren. Das Spiel hatte begonnen, es war jetzt an uns die Stärke unserer Nerven und Muth und Ausdauer in dem bevorstehenden Kampfe zu bewähren.

„Lawton hatte mich durch sein Feuern überrascht. Ich war unglücklicherweise dem Felsen so nahe, daß ein kleiner Vorsprung an der rechten Seite desselben mir den Bären gänzlich verbarg, während seine Schultern und sein Kopf den beiden andern sichtbar waren. In der That hatte er die andern bereits gesehen ehe ich ihn sah, und eine augenblickliche Bewegung von seiner Seite, wie zur Flucht, hatte den unerwarteten Schuß veranlaßt.

Mit klingenden Ohren sprang ich also auf, und blickte erwartungsvoll über den Felsen hinweg, der allein mich jetzt noch von dem Bären trennte, und ward Zeuge eines seltsamen Schauspiels. Die Bestie stand auf ihren Hinterfüßen, hieb mit ihren gewaltigen Tatzen in der Luft herum, und schnappte mit offenem Rachen rechts und links, wie unter einem nie gefühlten Schmerz zuckend, und mit einem Brüllen das dem Rollen des entfernten Donners glich. Die schwere Kugel der Rhinocerosbüchse war in der Nähe des Herzens glatt durch den Körper gedrungen, und aus den beiden großen Wunden spritzte bei jeder krampfhaften Bewegung das rothe Blut. Die helle Farbe desselben zeigte an daß es nahe dem Sitz des Lebens entströmte, und kaum bemerkte ich diesen Umstand, so wußte ich daß der Tag unser sey. Langsam und bedächtig zielte ich zwischen die Augen, die kaum 10 Fuß von der Mündung meines Gewehres entfernt waren, und in dem Augenblick wo er zum Sprung ansetzte, knallte mein Schuß. Ich bildete mir ein die Kugel zu hören wie sie durch den dicken Schädel schlug, allein ich mußte mich hierin getäuscht haben, denn mit einem solchen Stück Blei im Gehirn hätte das Thier unmöglich thun können was es später that. Ohne Zweifel prallte die Kugel vom Knochen ab, den sie vielleicht nur splitterte, wodurch er niedergeworfen ward."

Indessen hatten wir andern im Boot den Kopf unseres theuren Aesculap in der einbrechenden Dämmerung vorsichtig über den Rand des Felsstückes auftauchen sehen, und erwarteten sofort den Blitz seines Schusses; allein zu unserer großen Freude verschwand er ebenso schnell wieder, während Braun langsam weiter wandelte. Wir merkten nun daß sie entschlossen waren ihn bis unter ihre Nasen kommen zu lassen, ehe sie feuerten, und als das Boot dem erwarteten Kampfplatz zuflog, blickten wir mit gespannter Aufmerksamkeit nach dem Punkt wo wir in jedem Augenblick die Schüsse erwarteten.

Obschon die Dunkelheit mit jeder Minute zunahm, so war es doch noch hell genug, sowohl für die drei Hauptjäger um ein sicheres Ziel zu nehmen, als für uns um die Kampfscene ziemlich deutlich zu beobachten. Plötzlich tönte der scharfe Knall der Büchse zu uns herüber, und zu gleicher Zeit mit dem kaum 10 Fuß von seinem Kopf entfernten Blitz des Schusses sprang der Bär hoch in die Luft, kam schwer auf seine mächtigen Hinterfüße nieder, und hieb und schnappte in wildem Schrecken, Schmerz und grimmiger Wuth um sich. Seine Bewegungen drückten eine so seltsame Mischung von Wuth und Verwunderung aus, daß ich mich trotz des ernsten Augenblicks eines geheimen Lächelns nicht erwehren konnte.

„Vorwärts, Burschen! Vorwärts!" rief hastig der Capitän, indem er mit zitternder Hand und blasser Wange das Boot durch die spitzen Felsen steuerte, die sich jetzt zu zeigen begannen. „Vorwärts! Noch ein Dutzend Ruderschläge, und wir sind da!"

Die Adern der Ruderer schwollen vor Anstrengung als wollten sie bersten, und die Ruder bogen sich wie Fischbein. Der Doctor hatte manchen der sich jetzt einen Herkules fühlte, gepflegt als er krank und schwach war, und die Macht der Dankbarkeit verdoppelte jetzt die Kräfte der Arme die zu seiner Rettung heraneilten. Plötzlich brach krachend ein Ruder, und der Inhaber desselben machte, indem er den unnützen Stiel in der Luft schwang, seinem Unmuth in einem kräftigen Seemannsfluche Luft. Allein es schien als ob die Gewalt dieses gebrochenen Ruders in die vier übrigen übergegangen sey, denn unsere Geschwindigkeit verminderte sich um nichts.

Gleich darauf sahen wir am Ufer einen zweiten röthlichen Blitz, indem zugleich des Doctors gebückter Kopf sich noch tiefer über den gesenkten Gewehrlauf beugte, und in demselben Augenblick erreichte der laute Knall der stark geladenen Muskete unsere Ohren, denn wir hatten uns dem Kampfplatz bereits bis auf 30 Schritte genähert, und zitternd vor Aufregung standen wir im Boot auf, um, sobald der Kiel das Ufer berührte, ans Land zu springen.

Der letzte Schuß war ein herrlicher Triumph eines sicheren Auges und eines ebenso festen Armes, der demselben gehorcht hatte. Der Bär, der plötzlich seines neuen Gegners hinter dem Felsen ansichtig geworden war, hatte sich eben mit offenem Rachen und ausgebreiteten Vordertatzen zu einem letzten Sprunge zusammengerafft, der ihn wahrscheinlich in ihre Mitte gebracht haben würde, hätte nicht die sichere Kugel, gegen seinen Schädel schlagend, ihn wie einen todten Ochsen zu Boden geworfen. Er stürzte kopfüber, und mit einer Gewalt die den Boden zittern machte, in den weichen Sand, bedeckte seine verwundete Stirn mit beiden Tatzen, und rollte seinen glänzenden Kopf mit schneller schmerzensvoller Bewegung nach allen Seiten. Wir konnten sein dumpfes Gebrüll und sein keuchendes Athmen hören, während er den Sand und die lockeren Kiesel nach allen Richtungen schleuderte, als ob er sich eine tiefe Höhle graben wolle um sich vor seinen umbarmherzigen Feinden zu verbergen.

Ein lauter Siegesruf hallte vom Boot nach dem Ufer hinüber, und mehr als ein zitternder Arm richtete eine Büchse nach dem gefallenen Ungeheuer.

„Schießt nicht!" rief einer, der mehr Erfahrung und Geistesgegenwart hatte als wir übrigen, „schießt nicht! Er hat genug, sonst würde Williams mit seiner Doppelflinte schießen. Hurrah!"

Wir jauchzten noch lauter als das erstemal, und das Echo der Hügel trug unseren Jubel weiter und weiter.

Allein dieß war eine sehr übel angebrachte Demonstration. Als die fremden unbekannten Töne den Bären erreichten, schüttelte er seine blutende Stirn, blickte mit wilden, blutunterlaufenen Augen um sich, schien einen Theil seiner verlorenen Stärke wieder zu erlangen, und stolperte auf den Felsen zu hinter den sich unsere drei Freunde vor seiner drohenden Annäherung zurückgezogen hatten. Es war ein furchtbarer Anblick: der Doctor und Lawton mit kreidebleichen Gesichtern und entschlossenen Stellungen, die Kolben ihrer Gewehre erhebend, und Williams mit geröthter Wange, gebogenen Knieen und angelegter Doppelflinte.

Jetzt, Williams, ein festes Auge! Leben und Tod hängen von diesen beiden letzten Schüssen ab. Gut gezielt! Jetzt oder nie! — — — Wir warteten auf den Blitz, der nochmals das Ungethüm aufhalten sollte, und hörten das Gewehr versagen. Ein Schrei des Entsetzens entrang sich unseren Lippen, als das Ungeheuer seinen blutenden Kopf schüttelte, und schwerfällig weiter taumelte um zum Angriff zu schreiten. Auch der zweite Lauf versagte, und die letzte Hoffnung der Unglücklichen entschwand.

Da ward unsere Aufmerksamkeit auf unsere eigene Sicherheit gelenkt. Ein plötzlicher Stoß, ein Krach, ein langes kratzendes Geräusch, und das Boot, dessen Fortschritt gehemmt war, schob sich hoch aus dem Wasser heraus.

Während der nächsten Secunden sahen wir nichts mehr; unser Boot war auf einen vom Wasser bedeckten Felsen gerannt. Wir wurden nach allen möglichen Richtungen geschleudert, einige über Bord, andere der Länge nach über die Ruderbänke, und wiederum andere in einen verwirrten Haufen im Vorder- oder Hintertheile des Bootes. Ich fiel köpflings über Bord, allein den Rand des Bootes mit der linken Hand ergreifend hielt ich mich selbst fest und, nach dem Grund fühlend, meine Büchse über dem Wasser. Ich fand dasselbe nur knietief, und da wir nicht mehr als eine Bootslänge vom Ufer waren, so eilten alle, sobald die Tiefe des Wassers bekannt war, mit lautem Geräusch und in großer Verwirrung auf dasselbe zu.

Als wir so den Gebrauch unserer Augen, Beine und Stimmen wieder erlangten, schien der Bär plötzlich von Furcht ergriffen zu seyn. Ehe er unsere Freunde erreicht hatte, drehte er sich plötzlich um und suchte den Schutz der buschigen Hügel zu gewinnen. Indem er sich wendete, sahen wir einen Schuß aus Williams Flinte blitzen und hörten die fehlende Kugel dahinpfeifen, gleich darauf einen zweiten Schuß, ein gleiches Pfeifen, und alle Hoffnung die Flucht des Bären aufzuhalten war vorüber, denn unsere Freunde hatten jetzt alle ihre Munition verschossen, und wir konnten nicht schießen, weil Lawton und der Bär sich in einer Linie befanden. Dieser letztere sah nicht so bald daß Williams den flüchtigen Bären gefehlt habe, als er Hut und Flinte wegwarf und hinter demselben herjagte. Der verwundete Feind hatte jedenfalls alle Gedanken an einen Kampf aufgegeben; verfolgt von uns allen suchte er sein Heil in der Flucht. Lawton war dicht hinter ihm und holte ihn allmählich ein, als er, für einen Augenblick im Gebüsch verschwindend, im nächsten wieder sichtbar ward, und mit heraushängender Zunge keuchend den steilen rauhen Hügel zu erklimmen suchte.

Da er jetzt etwas höher als Lawton war, so wurden einige Schüsse über den Kopf des letzteren gefeuert, allein ohne anscheinenden Erfolg, denn die wilde Jagd hatte unser Zielen unsicher gemacht. Einige Augenblicke später verschwand Lawton im Gebüsch, und erschien gleich darauf oberhalb desselben am Hügel dicht hinter dem Bären, dem er sich immer mehr näherte, so daß wir alle Augenblicke erwarteten dieser werde sich umdrehen und seinen Verfolger in seiner Umarmung erdrücken.

Als wir andern uns durch das Gebüsch gearbeitet, sahen wir Lawton wenige Fuß hinter dem Bären, welcher, obschon noch immer sein Heil in der Flucht suchend, sich von Zeit zu Zeit umdrehte und mit funkelnden Augen seinen unbesonnenen Gegner zu bedrohen schien, der ihm mit einer an Wahnsinn gränzenden Verwegenheit folgte. Offenbar hatte er die Absicht das flüchtige Ungeheuer bei seinem zottigen Felle festzuhalten, um seine Stärke mit ihm zu messen.

„Lawton, du Narr!" brüllte der Doctor. „Komm zurück! Halt! Rühre den Bären nicht an! Wenn er sich umdreht, bricht er dir jeden Knochen im Leib entzwei! Komm zurück!"

Aber der Gerufene war wie taub; sein entstelltes Gesicht, das verworrene Haar und die wüthenden Gebärden waren schrecklich anzusehen, als er alle Anstrengungen seines kräftigen Körpers in einem letzten gewaltigen Sprung zusammenraffte und mit seinen krampfhaft zuckenden Fingern das Fell des Bären erfaßte.

Unser wie aus einem Mund erschallender Schreckensruf schien ihn wieder etwas zu sich zu bringen, denn als der Bär nun anhielt und seine blitzenden Augen und fletschenden Zähne nach ihm wandte, war es als ob ein Strahl der Vernunft ihn auf die ungeheure Gefahr aufmerksam machte. Er ließ seinen gefährlichen Halt los, und der Bär setzte seine Flucht mit sichtlich erneuter Kraft weiter fort. Er schien jetzt schneller den Hügel hinaufzuklettern, während wir bei jedem Schritt über umgefallene Stämme stolperten, oder in dem lockeren Boden bis über die Knöchel versanken. Es war unbegreiflich wie ein Thier mit zwei großen Wunden in beiden Seiten, aus denen sein Herzblut strömte, uns entwischen konnte. Lawton blickte ihm mit geballter Faust und wüthenden Blicken nach, und schrie: „Eine Flinte, eine Flinte! Gebt mir eine geladene Flinte! Warum schießt denn keiner von euch? Der Bär wird uns entwischen. Folg' ihm doch einer, ich kann nicht mehr weiter!" Und damit sank er erschöpft zu Boden.

„Es hilft nichts ihm weiter nachzusetzen," rief der keuchende Master: „Er ist weg, und es ist zu dunkel um ihn in den Büschen aufzusuchen. Wir können nicht mehr 10 Schritte weit sehen, und das Blatt kann sich wenden, indem er sich hinter einen Baum oder Felsen verbirgt und uns angreift. Meine Rippen sind dazu nicht stark genug, ich kehre um!" Und damit lehnte er seine Büchse gegen einen Baumstamm, trocknete sich den Schweiß von der Stirn, und blies und pustete wie ein Wallfisch in seichtem Wasser.

Hier wurde die Unterhaltung durch die Ankunft der übrigen Gesellschaft unterbrochen, und wir hielten schleunig Rath was am besten zu thun sey. Wir theilten uns in Gruppen von zwei Mann und verbreiteten uns über den Abhang des Hügels, so daß etwa 10 oder 15 Fuß zwischen den einzelnen Posten waren, und erreichten so die Spitze; allein wiewohl wir jeden Busch untersuchten und hinter jeden Felsen sahen, konnten wir nicht die geringsten Spuren mehr entdecken. Unsere vermeintliche Beute war uns entkommen, und als wir zuletzt auf der Höhe anlangten, sahen wir ein daß es gerade dunkel genug sey um unsere Lage recht bedenklich zu machen, und daß wir schlimm daran seyn würden wenn vielleicht der Bär hinter uns wäre und aus dem ersten besten Busch unerwartet hervorspränge.

Und so kehrten wir müd und abgespannt an Bord zurück, während der arme Braun seinen zerschossenen Körper in seinen Versteck schleppen mochte, um seine Wunden mit Blättern zuzustopfen und die lange fieberische Nacht zu verbrummen. Der nächste Morgen war dem Leben unseres bedrohten Feindes günstig; es war hell und klar, und wir mußten an die Arbeit. Wir unterdrückten also mit einem letzten Seufzer unsere Jagdgelüste, und ließen unseren verwundeten Gegner seine Knochen auf den Hügeln von der Sonne bleichen, oder sich durch Wochen und Monate einer langsamen Genesung entgegenschleppen."

Die Guano-Gräbereien.

Aus dem Englischen.

Drei Felsen ohne einen Grashalm, deren braune Oberfläche durch die heißen Strahlen der Sonne, welche selten durch eine Wolke aufgefangen werden, geborsten ist — Felsen auf die seit der Sündfluth kein Regen fiel — sind jetzt Peru's größter Reichthum. Das sind die Chincha-Inseln. Sie sind beständig von Schiffen umgeben welche die Fettigkeit, die ihre Klippen bedeckt, forttragen, d. h. den Guano, der die ausgesogenen Felder entfernter Länder befruchten soll. Zu diesem Guano-District kann man auch jetzt noch die Lobos-Inseln hinzufügen, auf welche Peru einen bestrittenen Anspruch erhebt; aber ich glaube daß der Guano der Lobos-Inseln sowohl an Quantität als an Qualität hinter dem der Chinchas sehr zurücksteht, von welchem aller Peru-Guano genommen ist der nach Großbritannien gebracht wird.

Frühzeitig wurde auf unserm Schiff die Nähe der Chincha-Inseln allen Nasen bemerkbar, denn obgleich wir noch fünf bis sechs Meilen gegen den Wind zu segeln haben, so wird doch der Guanogeruch bei jeder Schiffslänge die wir zurücklegen stärker. Die drei Inseln liegen von Nord nach Süd, die Breite des Zwischenraums beträgt bei der einen eine Meile, bei der andern zwei. Die südliche Insel ist noch unberührt, und nach einem Ausflug zu urtheilen den ich dorthin machte, sollte ich meinen daß sie mehr Guano als jede der beiden andern enthalten müßte. Die mittlere Insel, von welcher wir unsere Ladung nahmen, ist nur mäßig bearbeitet, aber die größte Quantität wird von der nördlichen Insel genommen. In ihrer allgemeinen Formation sind die Inseln gleich. Alle steigen auf einer Seite als senkrechte Felsenwand empor, von der Ecke dieses Abgrundes senkt sich dann der Guano auf jeder Insel bis zum Mittelpunkt, wo sich ein Felsengipfel über die Oberfläche erhebt; von diesem Punkt senkt sich die Insel in einem sanften Abhang bis zum Meer, und der Guano findet sich bis auf wenige Fuß vom Wasser. Jede Insel hat in der Entfernung das Aussehen eines abgeplatteten Kegels, aber sie sind alle ursprünglich in felsige Hügel und Thäler zerklüftet; da der Guano nach und nach die Thäler ausgefüllt und die Felsen überkleidet hat, so haben die Einschnitte der Guanogräben oft eine Tiefe von 80 bis 100 Fuß, und dann wieder nur wenige Zoll. Obgleich die Inseln nicht groß sind, etwa zwei Meilen im Umfang, so ist die Anhäufung des Guano doch fast unglaublich. Berechnungen der wahrscheinlichen Menge müssen wegen der abweichenden Tiefe der Lagen sehr unsicher seyn. Ich erinnere mich daß ich eine Berechnung der Tiefe im Durchschnitt machte, und daraus ersah daß die drei kleinen Inseln allein mehr als 250 Millionen Tonnen reinen Guano enthalten, welche, wenn in dem Maße fortgefahren wird wie in den letzten sechs Jahren, erst in 180 Jahren erschöpft wären, und deren englischer Werth — ungefähr 5 Pf. St. die Tonne — 1250 Millionen seyn würde.

Ein neuerer Reisender versichert daß der Guano zu den Zeiten der Incas gekannt ward, und daß die Spanier seinen Gebrauch von den Indianern lernten, die ihn beständig benutzten. Er wird in Peru besonders beim Bau von Mais und Kartoffeln verwendet. Die Art und Weise den Dünger anzuwenden ist von der in England herrschenden verschieden. Wenn die Pflanzen über dem Boden erscheinen, wird ein schmaler Graben geöffnet, zuweilen um jede Pflanze, zuweilen die Reihen entlang. In diesen Graben legt man eine geringe Menge Guano und bedeckt sie leicht mit Erde, dann setzt man das ganze Feld 20 bis 24 Stunden lang unter Wasser; nach Verlauf derselben wird das Wasser abgeleitet, und die Wirkung des Verfahrens zeigt sich bald durch ein schnelles Wachsen der Pflanzen. Wo eine genügende Menge Wasser nicht herbeigeschafft werden kann, werden andere Mittel der Bewässerung angewandt, aber der Guano wird nie mit der Hand ausgesäet wie in England. Der Name selbst ist indianisch, und heißt ursprünglich huanu, was die Excremente der Thiere bedeutet, die spanischen Peruaner änderten ihn in huano, und da sie das h so stark aspiriren, haben die Engländer das Wort von ihnen als Guano übernommen. Man findet ihn an allen Orten der Küste Südamerika's, selbst bis zum Cap Horn, aber der der Chincha-Inseln wird am meisten geschätzt, wahrscheinlich wegen seiner außerordentlichen Trockenheit, da die Inseln innerhalb der Breitengrade liegen, in welchen an jener Küste nie Regen fällt.

Und jetzt, nachdem wir zwischen der nördlichen und mittlern Insel Anker geworfen haben, an welcher letztern wir unsere Ladung einnehmen werden, wollen wir uns ein Boot miethen und den ungeheuren Misthaufen etwas näher ansehen. Wir umschiffen die halbe Insel um zum Landungsplatz zu gelangen, und treten auf einem schmalen, sandigen Gestade ans Land, welches zu unserer besondern Bequemlichkeit vorhanden zu seyn scheint. Unser Erscheinen stört Tausende der mit Schwimmhäuten versehenen Eingebornen auf, und diese Tausende werden als nichts gerechnet, denn man sagt uns daß die Schiffe alle Vögel vertrieben haben. Ueber uns fliegt eine Heerde Pelicane, welche wie Habichte über dem Wasser hängen, denen sie auch in der Art wie sie auf ihren Raub herunterschießen ähnlich sind. Einer von ihnen fällt in diesem Augenblick aus der Gruppe, als wäre ihm eine Kugel durch den Kopf geschossen, aber nachdem er untergetaucht ist, sieht man ihn wieder emporsteigen mit einem Fisch, der in seinem Schnabel kämpft. Uns näher, und um unsere Köpfe flatternd, sind Rothgänse, Möven, Taucher, Guano-Vögel und unzählige andere, deren Namen unbekannt sind. Auf den einzelnstehenden Felsen und der niedern Ecke der Insel steht als Glied einer ziemlich zahlreichen Versammlung der Penguin, der Pastor des Matrosen, der seinen Namen durch sein schwarzes Kleid, sein weißes Halstuch und sein feierliches Wesen erhalten hat. Seine kurzen, weit zurückstehenden Beine und sein langer Körper sind nicht passend für einen Spaziergang auf der Küste; aber er kann stundenlang auf einem kleinen von den Wellen bespülten Felsen sitzen, anscheinend in so tiefer Zerstreutheit, daß Vorüberkommende versucht werden sich ihm zu nähern, in der Hoffnung ihn zu fangen. Gerade als das Boot sich ihm nähert, und schon eine Hand ausgestreckt ist um ihn im Nacken zu fassen, entfernt er sich über Hals und Kopf auf sehr unehrerbietige Art, taucht unter das Boot und zeigt seinen Kopf ungefähr eine Viertelmeile entfernt im Meer, wo ihn jeder Matrose fangen mag der es kann, denn er ist der schnellste Schwimmer und der beste Taucher. Ueber die Ueberreste einiger Seelöwen fortschreitend, sind wir mit wenigen Schritten beim Guano und mit dem nächsten Schritt bis an die Kniee darin.

Der Guano ist regelmäßig aufgeschichtet, die untern Lagen sind durch das Gewicht der obern fest gemacht, und haben eine dunkelrothe Farbe bekommen, welche nach der Oberfläche zu allmählich heller wird. Auf der Oberfläche hat er eine weißlichbraune Kruste, die von der Sonne sehr gut gedörrt ist; es ist eine Kruste welche Eier enthält, da sie vollständig durch die Vögel in Zellen getheilt ist; die Vögel kratzen tiefe,

längliche Löcher hinein, in welche sie Eier legen, selten mehr als zwei in jedes Nest. Diese Löcher, die oft zusammenhängen, bilden lange Gallerien mit verschiedenen Eingängen, und dieses Minirsystem wird so sorgfältig ausgeführt, daß man kaum einen Fuß auf irgend eine Stelle der Insel setzen kann, ohne bis an die Kniee einzusinken und durch einen harten Schnabel gekitzelt zu werden, der unsere unbeschützten Beine angreift. Die Eierschalen, die Gräten und Ueberbleibsel von Fischen, welche die alten Vögel für die jungen bringen, müssen einen Hauptbestandtheil des Guano bilden.

Nachdem wir mit großer Schwierigkeit und dem Verlust mehrerer Zoll Haut von unsern Beinen den Gipfel der Insel erreicht haben, steigen wir die Seite hinab die nach den Gruben führt, und erreichen bald die Hauptstadt. Sie liegt auf einem kleinen von Guano befreiten Raum, und besteht aus 20 oder 30 elenden Hütten. Jede von diesen wird aus vier schlanken Pfählen gebildet die in den Boden getrieben sind. Das flache Dach besteht aus Strohmatten, und Stücke desselben Materials schließen die Hütte von drei Seiten, während die andere Seite offen gelassen ist. Außer einigen rohen Bänken, zwei oder drei Kochpfannen und einigen Zinnnäpfen enthalten diese Wohnungen gar keine Geräthe. In einer oder zwei dieser Hütten steht eine kleine „botiga“ (ein seltsam geformter irdener Krug), der mit Pisco, dem schon erwähnten Branntwein, gefüllt ist. Die Betten sind dünne Matten, und nur wenige der Einwohner besitzen die gewöhnliche rothe Decke der Peruaner.

Kleider scheinen fast ganz abgeschafft zu seyn: ein alter Poncho und ein paar zerlumpte Calicobeinkleider bilden die Kleidung der Aristokratie, aber viele geben fast ganz nackt. Eine Hütte, die etwas stattlicher aussieht als die übrigen, wird von zwei englischen Matrosen bewohnt, welche eine Neigung zu der Insel gefaßt haben und sich Piloten nennen, da sie vorgeben die Schiffe während des Befrachtens zu beaufsichtigen und vor Anker anzulegen.

Dicht bei der Stadt ist ein rauher und steiler Pfad zum Meere, auf welchem die Vorräthe und das Wasser, welches letztere die Schiffe mitbringen, hinauf gebracht werden. Auf der nördlichen Insel ist eine ähnliche, aber größere Sammlung von Wohnungen, hier wohnt auch der Commandant, ein militärisch aussehender alter Herr — einer von der hohen Aristokratie, denn er bewohnt ein Haus welches ein Fenster besitzt. Auf der nördlichen Insel leben gewöhnlich ungefähr zweihundert Menschen, auf der mittlern achtzig. Die Zahl wechselt mit der mehr oder minder lebhaften Frage nach Guano. Diese Leute sind fast alle Indianer, und scheinen ziemlich glücklich zu seyn auf ihrem staubigen Territorium, obgleich alles was sie umgibt, auch die Eßwaaren, von Guano durchdrungen ist. Sie verdienen viel Geld, leben nach ihrem Geschmack ziemlich gut, arbeiten Nachts und rauchen oder schlafen den Tag über. Um ihren Lohn los zu werden, machen sie gelegentlich einen Ausflug nach Pisco, wo sie ihr Geld ziemlich auf dieselbe Art wie die Matrosen verschwenden, wenn man Pisco-Branntwein und Chiche (Maisbier) an die Stelle von Rum, — Ale und Guitarre und Fandango statt der Fiedel des Hornpipe setzt.

Um den Guano zu erlangen haben die Gräber ursprünglich an der Ecke der abschüssigen Seite der Insel angefangen und ins Land hinein gearbeitet, so daß die Vertiefung jetzt wie die Fläche eines Vierecks erscheint welches in einen Hügel gegraben ist. Die steile, senkrechte Seite des Felsens, welche sich vom Meere wie eine Mauer erhebt, und die Steilheit der Küste erleichtern das Befrachten der Schiffe sehr. Auf dem Gipfel der Klippe ist eine große Einhägung, aus Pfählen gebildet und mit starken Ketten ringsum befestigt. Hier ist Raum für vier bis fünfhundert Tonnen Guano. Dieser Raum ist weit und offen am obern Ende, und senkt sich allmählich bis ans äußerste Ende des Abgrunds, wo eine schmale Oeffnung angebracht ist; hierhinein paßt gerade eine lange Röhre von Segeltuch, die von der Spitze des Felsens bis fast auf das Wasser hinabhängt. Wenn das Schiff mittelst seiner Boote genug Guano als Ballast eingenommen hat, so segelt es an diese Röhre, deren Ende an Bord genommen und durch die Luken geleitet wird. Der Guano wird auf diese Weise in einem beständigen Strom in den Kielraum geschüttet, dreihundert und fünfzig Tonnen den Tag über, und die Einhägung wird Nachts von den Indianern wieder gefüllt. Sie tragen den Guano in Säcken auf ihrem Rücken herbei und nehmen jedesmal ungefähr achtzig Pfund.

Einige sind beschäftigt den Guano durch die Röhre zu stoßen, an deren Oeffnung ein Indianer steht, welcher, indem er einen Strick, der darum befestigt ist, fester anzieht, das Herabgleiten des Düngers langsamer oder ihm ganz ein Ende macht. An verschiedenen Stellen der langen Röhre sind Stricke angebracht, die zu den verschiedenen Masten des Schiffes und von da aufs Deck führen, wo jedes von einem Mann gehalten wird, welcher, indem er es wechselsweise anzieht und losläßt, die Röhre in Bewegung hält und so das Verstopfen der Masse verhindert. Dieses Verstopfen ereignet sich indeß doch zuweilen, und dann ist es schwer und langwierig die Sache wieder in Ordnung zu bringen, da der Druck den Guano zu einer festen Masse verdichtet, die zuweilen nur durch das Zerschneiden der Röhren losgelöst werden kann. Oft werden Vögel in den Kielraum des Schiffes mit hinabgeführt, und auf einer der Insel glitt ein Indianer unglücklicherweise hinein, ward durch die Röhre gezwängt und am andern Ende todt herausgezogen. Auf jeder Insel sind zwei Einzäunungen und zwei Röhren, von denen die eine bedeutend kleiner ist, und nur zum Beladen von Booten gebraucht wird.

Auch unsere Arbeit begann ernstlich. Ballast wird aufgewunden und über Bord geworfen, und das große Boot ist emsig beschäftigt Guano statt dessen zu bringen. Dieß ist eine sehr unangenehme Arbeit. Ich gehörte zu der Mannschaft des Bootes, und da natürlich sehr viel Eifersucht zwischen den Schiffen existirt, da alle gern den Vorrang im Handel haben wollten, so waren wir Tag und Nacht in Bewegung. Wir verließen unser Schiff Nachts und blieben unter der Röhre bis zum Morgen, um die erste Ladung für unser Boot zu erhalten.

Als der Tag dämmerte, waren wir daher froh die Röhre in unser Boot zu bekommen und uns zu erheitern, indem wir in schrecklichem Spanisch dem indianischen Wächter zuriefen den Guano loszulassen. In wenig Augenblicken kam die Ladung herunter, und Augen, Mund und Nase wurden mit dem beißenden Staub erfüllt welcher in das Boot geschüttet wurde, bis es bis an den Rand gefüllt war und die Darinsitzenden wie ein Theil der Ladung aussahen. Ein alter Seemann, dessen buschiger Backenbart und langes Haar genug Dünger enthielt um für eine kleine Besitzung zu genügen, verwünschte energisch alle Landwirthe in der Welt, daß sie Matrosen gebrauchten ihre schmutzige Arbeit zu thun, statt selbst zu kommen und den Guano in ihren eigenen breiträdrigen Wagen nach Haus zu fahren. Als das Boot beladen war, lenkten wir es langsam nach dem Schiffe, wo unsere Ladung, nachdem wir sie in Säcke gethan, die Stelle des Ballastes ein-

nahm. Diese Art von Arbeit wurde drei Wochen lang fortgesetzt, ehe uns die Reihe traf unter die große Röhre zu segeln.

Unsere Kost an Bord würde für viele sehr anziehend seyn. Schildkröte war unser gewöhnliches Gericht, da man es vortheilhafter fand einen Dollar für eine Schildkröte von fünfzig oder sechzig Pfund zu geben als das Rindfleisch von Pisco kommen zu lassen. Unsere Schildkrötensuppe hätte indeß in Guildhall nicht Musterung passiren können, obgleich sie für Matrosen dick genug war. Dann hatten wir Bataten, eine Art süßer Kartoffel welche sehr groß wird, und welche die Engländer sehr lieben. Yura, eine der Pastinake ähnliche Wurzel, Fische und Vögel, sehr viel Gewürz, wie Liebesapfel, Chili-Pfeffer und Aji, und einen Ueberfluß an Früchten — Melonen, Trauben, Bananen, Chirimoyas (eine Art Birne), Alligator-Birnen u. s. w. Das Speise-Boot war immer wohlgefüllt mit Sachen dieser Art. Es brachte auch gelegentlich einige Schläuche voll Pisco, welche als Contrebande mit den nöthigen Formalitäten eingeschmuggelt wurden.

Endlich kam einer der englischen Matrosen die auf der Insel wachen, und brachte uns an die Küste in die bequemste Lage um unsere Ladung einzunehmen. Es kam auch ein halbes Duzend Indianer mit ihm, oder Cholos, wie wir sie nennen. Die Matrosen geben diesen Namen allen Farbigen Peru's, obgleich er eigentlich nur einem Stamme zukommt. Die Beschäftigung dieser Männer besteht darin den Guano im Kielraum ordentlich aufzuschütten, wenn er aus der Röhre kommt. Die Art ihrer Arbeit kann man sich denken. Die Wege durch die Luken sind bald verstopft, und die Atmosphäre ist ganz von fliegendem Guano erfüllt, in dessen Mitte die Indianer fast nackt arbeiten, ein Bündel Werg haben sie fest um Mund und Nasenlöcher gebunden, so daß es die Luft zuläßt und den Staub ausschließt! Sie theilen sich in zwei Parteien, die sich einander immer nach zwanzig Minuten ablösen. Wenn sie beim Werke sind, arbeiten sie sehr fleißig, handhaben ihre scharf zugespitzten Schaufeln auf eine Weise die selbst einen englischen Seemann in Erstaunen setzt, und kommen, wenn sie abgelöst sind, ganz erschöpft und in Schweiß gebadet aufs Verdeck zurück. Aber in diesem Zustande trinken sie ein Quart kaltes Wasser und hinterdrein eine große Dosis unvermischten Rum oder Pisco, dann werfen sie sich im kühlsten Theile des Schiffes nieder, und bleiben dort bis wieder an sie die Reihe kommt die Schaufel zu nehmen.

Die Schiffsmannschaft wird gebraucht um die Leinen zu lenken die an die Röhre befestigt sind, und die Leute sind, obgleich sie in freier Luft arbeiten, gezwungen den Verband von Werg zu tragen, denn die Staubwolken die vom Kielraum aufsteigen sind erstickend. Das Schiff ist vom Kiel bis zur Flagge mit Guano bedeckt, der sogar in die Cajüte des Capitäns und das Küchengeräth des Koches dringt; selbst die Ratten müssen niesen, und das ganze Schiff ist in eine ungeheure hölzerne Schnupftabaksdose verwandelt. Dieses Leiden dauert indeß nicht lange, drei Tage genügen gewöhnlich um ein großes Schiff zu beladen. An dem Ende des dritten Tages war ich herzlich froh als die Luken geschlossen, die Ankerketten eingezogen wurden und der fliegende Klüver wieder nach Pisco zeigte.

Hier blieben wir wieder drei Tage, welche wir zum Waschen des Schiffes und zum Versuch der Wiederherstellung seiner ursprünglichen Farbe benützten; denn als wir die Chinchas verließen, waren Raaen, Masten, Segel, Takelwerk und der Rumpf des Schiffes ganz mit einem schmutzigen Braun bedeckt.

Reiseskizzen aus Epirus aus dem Jahr 1858.

(Von Dr. A. S.)

3. Rückreise nach Korfu über Sayadès.

Sonntag den 5 September früh nahm ich Abschied von Janina, um mich nach dem nordöstlich liegenden, ungefähr fünf Stunden entfernten, Zitza zu wenden. Der Weg führt anfangs dem See entlang, später, sich mehr links wendend, zu dem obenerwähnten Hügel von Gardiki. (Pouqueville setzte bekanntermaßen das Taubenorakel von Dodona hieher, welche Annahme aber schon Leake und in neuester Zeit Hahn bestritten haben. Neben dem Hügel ist das Dorf Gardiki gelegen, während zur Linken, auf der andern Seite des Thales, sich die weißen Dächer der Dörfer Dschelowa und Dschibilla zeigen. Nach zwei Stunden Ritt in der mit Maisfeldern wohlbepflanzten Gegend ersteigt man die Ränder eines Plateau, das sich gewissermaßen bis nach Zitza erstreckt. Gänzlich kahl und nur in der Nähe einiger Dörfer einen bebaubaren Boden darbietend, dient es nur zur spärlichen Weide von Schaf- und Ziegenheerden. Glatte Kalksteinplatten und scharfe kantige Steine, mit welchen der Weg wie bepflastert oder besäet erscheint, sind den Pferden beim Marschiren ungemein hinderlich und dem unaufmerksamen Reisenden gefährlich. Bei der kurzen Entfernung von Janina langte ich schon früh Vormittags in dem von Zitza nur eine halbe Stunde fern liegenden Dorfe Karitza an, in welchem das Vaterhaus meines Dieners sich befand. Ich wurde in dem besten Hause des Dorfes, bei dem Papas, einquartiert und von den armen Leuten mit großer Freundlichkeit empfangen.

Blicken wir auf die Umgebung des Dorfes, so tritt uns ein monotones Grauweiß oder Graubraun entgegen, das nur dann und wann durch das Grün einiger Rebberge und Maisfelder unterbrochen wird. Auf den mit Steinen übersäeten Feldern, deren spärlicher Erde im Frühling die kümmerliche Saat entsproßt, weiden zahlreiche Schaf- und Ziegenheerden die Stoppeln ab, oder lassen sich die frischen Früchte einiger vereinzelten Stacheleichen schmecken. Die menschlichen Wohnungen, die Dachziegel, die Landschaft, die Kleidung der Menschen und selbst das Fell der Hunde — alles ist grauweiß. Eine unbeschreibliche Oede beschleicht bei diesem trostlosen Anblick das Gemüth, und sie wird noch vermehrt durch die Grabesstille die über die ganze Natur ausgegossen ist.

Die Häuser, die nicht so zerstreut liegen wie in albanesischen Dörfern, sind von einem Hof umgeben, welchen eine rund um das Haus sich hinziehende Steinmauer einfaßt. Dieselbe hat eine ungefähre Höhe von 3—4' und besteht aus einfach aufeinander gelegten, nicht mit Mörtel verbundenen Steinen. Die Wohnungen, gewöhnlich nur ein einziges Gemach zur ebenen Erde enthaltend, sind ganz aus Kalkstein erbaut. Die Dachsparren vertreten einige unbehauene rohe Baumstämme, die Stelle der Ziegel große Kalkplatten. Der Fußboden besteht aus Lehm (wie in unseren Getreidetennen), ebenso sind die Zimmerwände mit einem weißen, in der Umgegend von Karitza häufig vorkommenden Lehm angestrichen. Tritt man durch die niedrige Thür in das nur von 1—2 kleinen Fensterchen beleuchtete Gemach, so befindet sich gewöhnlich rechterseits in der Mitte der Herd, während der linke Theil zu einer Art von Vorrathsmagazin dient, in welchem die wenigen Habseligkeiten der Bewohner, wie Webstuhl, Kessel, Lebensmittel &c., aufgestellt sind. Dem Hause angebaut oder frei in dem Hofe stehend, ist der Stall für die Schafe und Ziegen. Noch mögen das Hundehäus-

chen und die Bienenkörbe erwähnt werden, die ungefähr dieselbe Construction haben wie ein Kartenhaus, nur daß die Stelle der fünf Karten fünf massive Kalkplatten einnehmen.

Reichere Bauern besitzen schon ansehnlichere Häuser. Der ebenbeschriebenen Wohnung, die hier aber wieder als Schlafkammer, Küche und Gesellschaftszimmer benutzt wird, ist ein größeres Gebäude angebaut, dessen untere Hälfte zum Stall und Keller dient. Zu seinem oberen Theile führt eine steinerne Treppe, die vor der Thüre eine Art offenen Balcons (Krewata) bildet, auf welchem an schönen Sommerabenden der Bauer das Mahl einzunehmen pflegt. Links von der Thüre befindet sich das reinlich gehaltene Gastzimmer, rechter Hand das Vorrathsmagazin. Sehr selten trifft man in epirotischen Dörfern einen Garten an, was um so auffallender erscheint, wenn man bedenkt daß die Bauern, der Fasten wegen, gezwungen sind sich die Hälfte des Jahres animalischer Nahrung zu enthalten.

Der epirotisch griechische Landmann ist gut gewachsen, aber meistens von sehr hagerm, schlechtem Aussehen, was wohl von seiner äußerst frugalen Lebensweise und von klimatischen Einflüssen herkommen mag. Der struppe große Schnurrbart, das langgewachsene Haupthaar, seine falsche Miene, sein schmutziger Anzug geben ihm einen recht wilden, barbarischen Anstrich. Sein Civilisationsgrad kann unter den bestehenden Verhältnissen, und wenn man berücksichtigt daß Epirus kaum der Periode unseres Mittelalters entwachsen ist, nicht groß seyn; doch wird man selten einen antreffen der nicht etwas zu lesen und schreiben verstünde. Ganz in Harmonie mit der ihn umgebenden düstern Natur ist seine Kleidung, welche aus einem wollenen naturfarbenen grauweißen Beinkleid, das sich straff an Knöchel und Waden anschließt, und aus einer Art von Unterleibchen von demselben selbstfabricirten Stoff und derselben Farbe besteht, über welches ein ärmelloser, schwarzer oder grauweißer Ueberrock geworfen wird. Die Kopfbedeckung bildet eine Filzmütze, seltener eine leichte baumwollene, und nur an großen Festtagen vielleicht ein griechisches Fes.

Die Weiber sind von kleiner, unansehnlicher Gestalt und, wenn sie einmal einen gewissen Altersgrad überschritten haben, von vollendeter Häßlichkeit. Ueberhaupt sieht man unter der jungen weiblichen Landbevölkerung selten ein schönes oder auch nur interessantes Gesicht. Fleiß darf man aber den epirotischen Frauen nicht absprechen; sie besorgen das Vieh, bringen schon zu frühester Morgenstunde aus den von den Dörfern oft weit entfernten Quellen Wasser herbei, oder treiben, mit den Händen fleißig strickend und auf dem Rücken eine tüchtige Bürde Holz tragend, das mit Butter, Käse ꝛc. schwerbeladene Eselchen nach der nächsten Stadt. Die weibliche Kleidung besteht aus einer wollenen, selbstverfertigten, entweder naturfarbenen, oder blau, roth, schwarz gefärbten Jupe; den Oberleib schließt, wie bei den Männern, eine Art Unterleibchen ein, und über dasselbe wird wieder jene oben erwähnte ärmellose Tunica geworfen. Die Kopfbedeckung bildet bei jüngern Frauen eine Art Fes, bei ältern ein turbanartig um den Kopf gewundenes weißes Tuch.

So fleißig und thätig auch der epirotische Bauer seyn mag, so kann bei den bestehenden socialen Zuständen seinem Fleiß doch kein Lohn zu Theil werden. Außer vielen Freidörfern existiren in Epirus noch manche Ortschaften welche türkischen Herren angehören und von Grundholden bebaut werden, so z. B. auch Karitza. Die Verhältnisse der letztern sind ungemein gedrückt, denn nicht nur haben sie den Grundbesitzern (Tschiftlik-sabisi) ein Drittel aller Feldproducte (analog der Tretina in Bosnien), sondern auch noch ein Zehntel der ihnen übrigbleibenden zwei Drittel den von der Regierung eingesetzten Zehentpächtern abzuliefern. Die türkische Regierung sucht zwar seit einer Reihe von Jahren die unglückliche Lage ihrer christlichen Unterthanen zu verbessern, aber es bleiben noch viele Uebelstände übrig, die namentlich den Landmann schwer betreffen, z. B. der Zehnten. Die Mißbräuche, die sich bei Einziehung des letztern ergeben sind bekannt, weniger dagegen daß die Zehntpächter in nicht kleiner Anzahl aus Rajahs bestehen, und daß in dieser Beziehung die schreiendsten Ungerechtigkeiten von Rajahs gegen Rajahs ausgeübt werden. Dem ächten Moslim ist die Besteuerung von Lebensmitteln ein Gräuel und eine Sünde (freilich der geldbedürftigen Regierung nicht), daher sehen wir als Steuerpächter meistens nur Griechen, Armenier oder Albanesen, welche letztere eben nie sehr stark an dem Buchstaben des Koran hiengen. Immerhin ist ein epirotischer Bauer hundertmal besser daran als ein russischer Leibeigener.

Trotzdem daß Karitza 3—400 Fuß über dem See von Janina, also 1900—2000 Fuß über dem Meeresspiegel liegt, kommen Feigen- und Granatbäume noch sehr gut fort; ich sah selbst einen mächtigen Mandelbaum, dessen Stamm nicht weniger als 14 Spannen im Umfang maß. Angepflanzt werden aber diese Bäume nicht, und finden sich nur in vereinzelten Exemplaren.

Gleich hinter dem Dorf Karitza erhebt sich ein mit Rebbergen bepflanzter Hügel, auf dessen Spitze das Kloster zum heiligen Ilia liegt. Schon seit sieben Jahren (seit 1851) herrscht in diesen Gegenden die Traubenkrankheit, ohne je in ihren Verwüstungen den geringsten Nachlaß gezeigt zu haben; freilich werden auch keine Versuche zur Zerstörung des Oidiums gemacht, es sey denn daß der Papas mit den Waffen der Kirche gegen dasselbe ins Feld gezogen ist. Früher lieferte das Kloster jährlich 70—80 Pferdelasten Wein zum Verkaufe nach Janina, und jetzt ist es kaum im Stande dem durstigen Reisenden eine Traube darzubieten. Der ehrwürdige Eugumenos in langem weißem Bart empfieng mich recht freundlich, und führte mich in den öden Räumen des Klosters herum, das seine Berühmtheit weniger der Heiligkeit seiner Mönche oder einem wunderthätigen Muttergottesbild als seiner schönen Lage verdankt. Das Auge beherrscht von hier aus in der That den größten Theil von Mittelepirus: im Norden die Quellgebiete des Kalama, die dem Laufe der Wiussa sich entlang ziehende Nemertschikakette, die gezackten Gamilas; im Nordosten den Mitschkeli, den Pindus; südwestlich das fruchtbare Thal von Welzista mit dem Kalama; im Süden die steile Olytzka und die suliotischen Gebirge. Ferner sind in der Nähe und Ferne über 40 Ortschaften sichtbar. Aber trotz der Ausgedehntheit des Panorama's kann man es weder großartig noch lieblich nennen, denn es liegt etwas so starres, bleiernes über die ganze Landschaft ausgebreitet, daß der angenehme Eindruck den einzelne Thäler oder Bergeskuppen hervorbringen könnten gänzlich verwischt wird. Unter den herrlichen Eichenbäumen, von welchen das Kloster umgeben ist, erzählte mir der 90jährige Greis wie seiner Zeit Lord Byron in einer Hängematte sich zwischen ihren Aesten umherschaukeln ließ, wie er unter der Maske und in der Tracht eines albanesischen Häuptlings sich durch seine Goldstücke bald als englischen Lord verrathen habe ꝛc.; dann erinnerte er sich an die zahllosen Vexationen Ali Pascha's, an die Besuche von Saleatier (dem jetzigen französischen Generalconsul in Alexandria), der so manchen Strauß mit

den Behörden und dem muselmanischen Pöbel in Janina durchzufechten hatte ꝛc.

Zu dem zwei Stunden von Karitza entfernten, in nördlicher Richtung liegenden Wasserfall von Kalama führt der Weg durch Maisfelder und Rebgelände, rechts an dem Kloster Jlia vorbei. Auf den Feldern werden hier massenhaft Feuersteine gefunden. Nach ungefähr dreiviertelstündigem Ritt wird das ebene Plateau von tiefen Schründen unterbrochen, deren Ränder mit verkrüppelten Stacheleichen bewachsen sind. Bei günstigem Wind und großer Wassermasse soll das Tosen des Wasserfalles auf zwei bis drei Stunden Entfernung gehört werden, dießmal war es aber kaum auf zehn Minuten wahrnehmbar. Dicht neben ihm, am linken Ufer des Kalama, ist eine Mühle erbaut, aber die Ansicht ist von hier aus nicht schön. Eine miserable, bei jedem Tritt erzitternde Holzbrücke führt an sein rechtes, mit Wald bewachsenes Ufer, von welchem aus sich die fallende Wassermasse dem Auge in ihrer ganzen Schönheit zeigt. Donnernd und schäumend stürzt dieselbe, 2—2½ Meter breit, über eine 18—20 Meter hohe Kalkwand hinab. Die Vegetation ringsherum, genährt durch den immerwährend aufsteigenden Wasserstaub, ist sehr kräftig; prächtige Platanen, Wallnußbäume und Cornus mascula, welche den erstern an Mächtigkeit nichts nachgaben und eben jetzt mit erfrischenden Früchten beladen waren, beschatten die Abhänge, während üppiges Moos und Epheu die Felsen überzieht. Für den Reisenden der unter solchen Naturscenen aufgewachsen, aber schon seit Jahren ihrer entbehren mußte, wirkt der Anblick dieser strudelnden, sich überstürzenden Wassermasse ungemein belebend und wohlthuend, und ist geeignet ihm so manche Erinnerung an das ferne Vaterland wachzurufen.

Eine kurze Strecke von seinem Fall aus verschwindet der Fluß in einer engen tiefen Felsenspalte, die er erst in der Nähe des Klosters Patérés verläßt. Auf den letzten Felsen, die ihn eingezwängt halten, sollen einige jetzt unzugängliche Höhlen stehen, die in den ersten Zeiten des Christenthums Einsiedlern zum Aufenthalt gedient haben sollen. Etwas weiter unten, wo sich ein kleiner Nebenfluß mit dem Kalama vereinigt, führt eine natürliche Felsenbrücke (θεογιόφυρος — Gottesbrücke) über den letztern zu dem Kloster Patérés. Auf ihr steht eine kleine Capelle, von welcher aber nur nur noch die geschwärzten Mauern übrig geblieben sind; denn da sie während des letzten epirotischen Aufstandes einer Bande Insurgenten zum Zufluchtsort gedient hatte, wurde sie nach lebhaftem Widerstand endlich von den Albanesen genommen und eingeäschert. Das Kloster Patérés liegt in einem schönen Walde von Eichen und Stacheleichen, und gilt für eines der reichsten in Epirus; seine Einkünfte sollen sich jährlich auf 500,000 Piaster (100,000 Francs) belaufen. Hinter demselben erhebt sich jener hohe Berg dessen Spitze das Kloster Jlia krönt, und an dessen nordöstlichem Abhang das große Freidorf Zitza liegt. Dasselbe erreicht man nach einem einstündigen mühsamen Klettern. Seine Bewohner gelten als sehr wohlhabend, und Zeugniß ihres Wohlstandes legte das so eben im Bau begriffene stattliche Schulhaus ab.

Am 8 Sept. verließ ich diese Gegenden, um das eilf Stunden entfernte Filiates zu erreichen. Am Westrande des Plateau's von Zitza herabsteigend, gelangt man in das wohlbebaute fruchtbare Thal von Welzista, in welchem die beiden Dörfer Raylo und Welzista liegen, und welches zum Theil von einem kleinen Nebenflusse des Kalama, zum Theil von ihm selbst bewässert wird. Der Sage nach soll es früher ein See bedeckt haben, was den vorhandenen Gebirgsverhältnissen nach nicht unwahrscheinlich seyn dürfte. Eine steinerne Brücke, die hier an das rechte Ufer des Kalama führt, benutzten wir nicht, sondern setzten bei dem geringen Wasserstande zu Pferde über denselben. Ein prächtiger Wald von Platanen bedeckte nun seine Ufer bis an seine Ausmündung ins Meer, und der Weg zog sich in ihrem Schatten auf mehrere Stunden hin. Auf manchen Stellen ist derselbe durch den Fluß fortgerissen, und man ist genöthigt größere Umwege zu machen, oder er ist so von den Wassern unterminirt, so daß er nur mit Gefahr zu passiren ist. Oft wird das Flußbett durch Felsen eingezwängt, daß der Pfad gezwungen ist sich über hohe Berge zu winden, von welchen aus das Auge nicht selten durch äußerst romantische Situationen erfreut wird. Im Thale herrscht Kalk- und Molasseformation. Nach einem Marsch von fünf Stunden, und nachdem man zwei ausgetrocknete Flußbette überschritten, die im Winter beträchtliche Wassermassen dem Kalama zuführen, verläßt man die Ufer des letztern und wendet sich mehr nach rechts. Es beginnt nun eine bergige höchst trostlose Gegend, die ganz den Charakter einer öden Gebirgslandschaft an sich hat, und nur dann und wann einzelne elende Hirtenhütten zeigt. Um so überraschter sieht sich der Reisende wenn er in das liebliche mit Oelbäumen bepflanzte Thal von Keramista hinuntersteigt. Ungefähr zwei Stunden vor Filiates begegnet man, rechter Hand von der Straße, dem malerisch auf einem Hügel stehenden und ganz in einen Olivenwald gehüllten Dorfe Pheniki. Eine fruchtbare wohlbebaute Ebene zieht sich von hier bis an den Fuß des Hügels auf welchem Filiates liegt, das wir einige Minuten vor Sonnenuntergang erreichten.

Ich stieg, nicht wenig erschöpft von dem langen Ritt, in einem der zwei elenden Chans ab, die, was Schmutz und Baufälligkeit anbetrifft, mit einander zu wetteifern schienen. Jede noch so verschriene Locande Italiens ist ein Paradies im Vergleich zu diesen Menschenställen, in die man sich bei uns scheuen würde das liebe Vieh zu stellen. Die wenigen Minuten Tageslicht benutzte ich noch zu einem kurzen Gange durch das Städtchen, welches einen der Hauptorte der sogenannten Dschamerei bildet und über 3500 Einwohner enthalten soll. Seine Lage inmitten von Orangen-, Oliven- und Feigenbäumen ist ungemein anmuthig, und recht malerisch machen sich die weißlichen Ortschaften, die jenseits der uns zu Füßen liegenden Ebene alle Hügel krönen. Die epirotisch griechischen Dörfer sind fast immer an Bergabhängen erbaut, während die albanesischen — wenigstens in der Dschamerei — stolz und kühn auf den Gipfeln der Berge stehen. Filiates bildete früher, bevor es in die Klauen Ali Pascha's gerieth und die Pest es verwüstete (1814), ein ansehnliches Raubnest, dessen kriegerische beutelustige Banden Furcht und Schrecken über ganz Epirus verbreiteten. Spuren dieses Zustandes lassen sich noch vielfach wahrnehmen, so sind die Häuser der zahlreichen albanesischen Beys lauter kleine Burgen, und die überwiegend mohammedanisch albanesische Bevölkerung ist noch von einem unbändigen Stolze besessen.

Nach der Einnahme eines frugalen Mahles gedachte ich die von dem angestrengten Ritt ermüdeten Glieder auszuruhen, aber die Rechnung war ohne den Wirth gemacht. Der mephitische Gestank der den Bäumen des Chans entströmte, Legionen von Ungeziefer, das langweilige Geklimper auf einem türkischen Kéman (einer Art Guitarre), in Begleitung der näselnden Stimmen einiger albanesischen Gäste, ließ mich die ganze Nacht kein Auge zudrücken. Schon um 2 Uhr Morgens ließ ich daher die Pferde satteln, um so bald als nur möglich dieser irdischen Hölle zu entfliehen.

Eine kurze Strecke hinter dem Flecken soll die Insel Korfu und das sie umspülende Meer sichtbar seyn; die herrschende Finsterniß hinderte mich aber sie wahrzunehmen. Der Weg führt, ungefähr eine halbe Stunde von Filiates entfernt, eine steile Schlucht hinab, und zieht sich dann bis zu dem albanesischen Dorfe Slephari dem Abhang einer Hügelkette entlang. Zur Rechten öffnet sich ein ölbaumreiches, von einem kleinen Bach bewässertes Thal, welches wir in der Nähe einer Mühle durchschritten. Noch einmal geht es bergauf; aber es ist die letzte Bergkette die uns von den Fluthen des adriatischen Meeres trennt, und die uns durch ihr wirres Kalkgestein ein letztes pro memoria an Epirus zurufen will. Steil senkt sie sich gegen die Ebene hinab, die sich von ihrem Fuß bis an den Meeresstrand ununterbrochen hinzieht. Im Frühling muß dieselbe einen herrlichen Anblick darbieten, denn wenn auch durch die brennende Augustsonne etwas versengt, war die Vegetation in der jetzigen Jahreszeit doch noch sehr kräftig. Trotz der großen Fruchtbarkeit liegt sie unbebaut, und dient während der Winterszeit nur den Heerden des nordwestlichen Epirus als Weideplatz. Rechts zeigt sich, am Abhang einer kahlen Bergeskette erbaut, das mohammedanisch albanesische Dorf Liopesi (alban. wörtlich: Kuhverkäufer), und ungefähr eine halbe Stunde weiter, in derselben Lage, das griechische Dorf Sayades, vom welchem die naheliegende Rhede ihren Namen hat. Zu Ende des 14ten Jahrhunderts war Sayades eine große befestigte Stadt, jetzt aber ist es zu einem kleinen Dörfchen herabgesunken, dessen Bewohner vom Fischfang sich ernähren. Durch Umgebung einer langgestreckten Lagune erreichten wir endlich die Rhede, auf welcher sich nur zwei Gebäude vorfinden — das eine ein niederträchtiger Chan, das andere ein zerfallenes Douanegebäude, dessen bessere Hälfte ein englischer Consularagent in Beschlag genommen hat. Derselbe schaltet und waltet hier, gleich seinem Vorgesetzten in Préwésa, wie wenn die umliegende Landbevölkerung Ihrer brittischen Majestät Scepter unterworfen und er von Gottes und der Königin Gnade installirter Governor wäre. Die Rhede von Sayades ist ganz offen und muß bei Westwinden jedenfalls sehr unsicher seyn. Der Import von Korfu aus ist nicht unbedeutend und geschieht meist unter jonischer Flagge; die Ausfuhr besteht aus Getreide und Schlachtvieh.

Nach einem erquickenden Seebad schiffte ich mich Abends den 9 September am Bord einer jonischen Barke ein, um mich wieder an die Gestade Corcyra's zu begeben. Der Meeresarm, der dieselben von dem albanischen Festland trennt, hat eine ungefähre Breite von 8 bis 9 englischen Seemeilen, und kann bei gutem Wind in 2 bis 3 Stunden zurückgelegt werden. Von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne beschienen erglänzten die kahlen epirotischen Küstengebirge in den schönsten Tinten, um sich aber gleich nachher in einen dichten Wolkenmantel zu hüllen. In überraschend kurzer Zeit war der ganze Horizont mit schwarzen Wolken bedeckt, der ferne dumpfe Donner wurde von Augenblick zu Augenblick hörbarer, der heftiger blasende Wind erzeugte immer höhere Wellen, und Blitze folgten auf Blitze. Meine Lage in der kleinen überladenen Barke war nicht gerade beneidenswerth; auf dem Verdeck die überschlagenden Wellen und der in Strömen fallende Regen, in dem elenden schmutzigen Loch, das der Capitän mit dem Namen Camera beehrte, eine erstickende Hitze und Ungeziefer zu Millionen. Doch gegen Mitternacht erreichten wir glücklich den in tausend Lichtern prangenden Hafen der Stadt Korfu. Mit stoischer Geduld erwartete ich auf dem Verdeck, in den Mantel gehüllt und den Regenströmen trotzend, den anbrechenden Morgen. Nach so langer Entbehrung hoffte ich ja heute wieder den Morgen mit einem kräftigen Mahl stärken und die Glieder in einem reinlichen Bett ausruhen zu können. Korfu ist eine civilisirte Stadt, ein kleines Paris; aber o wehe der Civilisation! Ihre Schattenseiten mußte ich zuerst kosten. Erst nachdem ich drei martervoll langweilige Tage in der Quarantäne zugebracht, wurde mir erlaubt die Stadt zu betreten und mich an den sehnsüchtigst erwarteten Bequemlichkeiten zu erlaben.

Natur und Menschen im Kafferland.

II.

Rückblicke auf die früheren Zustände des Landes.

Das Volk welches man unter dem Namen der Kaffern begreift, bewohnt das Land an der Südostküste von Afrika zwischen der Cap-Colonie und der portugiesischen Besitzung von Delagoa-Bay. Es besteht aus mehreren Hauptzweigen: eigentlichen Kaffern, Fingus und Zulus, welche wieder in verschiedene Unterabtheilungen und Stämme zerfallen.

Zu den eigentlichen Kaffern, welche man nur deßhalb so nennt weil die Cap-Colonisten mit ihnen am meisten in Berührung gekommen sind, rechnet man die Amampondo, Abatembu und Amakosa. Die Namen dieser Stämme sind zusammengesetzt aus dem Artikel der Mehrzahl Ama oder Aba, und den Namen derjenigen Männer welche die Unabhängigkeit derselben herbeigeführt haben; es genügt also zu sagen: die Pondos, die Kosas, die Tembus. Die Pondos wohnen im eigentlichen Kafferlande zwischen dem Umzimkulu- und dem Umtata-Flusse; die Tembus, welche von den Engländern Tambookies genannt werden, in der Cap-Colonie zwischen dem obern Kei und dem Indwe, und von den Kosas, welche wieder in Galekas, Gaikas und Dhlambes zerfallen, wohnen die ersteren jenseits des Kei, die beiden letztern dagegen in Britisch-Caffraria. Die Gaikas haben von den Galekas, die Dhlambes von den Gaikas sich abgesondert, doch erkennen die beiden letztern den obersten Häuptling der Galekas, Kreli, als den Oberherrn aller Kosas, wenigstens dem Namen nach, noch immer an.

Ueber die frühere Geschichte der Kaffern weiß man wenig; es ist übrigens keinem Zweifel unterworfen daß diejenigen welche jetzt die unmittelbaren Nachbarn der Cap-Colonie sind, von solchen abstammen die weiter nordöstlich gewohnt haben. Die Erbrechte der Kaffern, wonach nur gewissen Söhnen die Habe des Vaters zufällt, während die übrigen leer ausgehen, sowie die Sitte für die Frauen Vieh zu entrichten, machen die Bildung von Genossenschaften erklärlich, deren Zweck war sich das Fehlende zu verschaffen. Hierzu boten die von Hottentotten bewohnten grasreichen Länder Gelegenheit dar; es drangen Horden in südwestlicher Richtung vor, vertrieben oder erschlugen die Bewohner jener Gegenden und setzten sich in den Besitz des Landes, des Viehs und manchmal wohl auch der Weiber. Aus der Vermischung

von Kaffern und Hottentotten sind die Gonahs (Amaggumukwebi) hervorgegangen, welche unter mehreren Häuptlingen in Britisch-Caffraria leben und sich zwar zu den Kaffern rechnen, durch ihr Aeußeres aber die Verwandtschaft mit den Hottentotten deutlich verrathen.

Es scheint den Kaffern in mancher Beziehung ebenso ergangen zu seyn wie den ältesten Griechen. Wie die Stämme dieser trotz ihrer gemeinsamen Abkunft gegen einander fochten, und die zahlreicheren oder besser geleiteten ein Uebergewicht über andere erhielten, dieselben vertrieben oder mit sich vereinigten, oder auch zu Sklaven machten, so auch die Kaffern. Zwischen dem Umzimkulu-Fluß und der Delagoa-Bay sollen früher Stämme die Oberhand gehabt haben welche dem Finguzweige angehörten. Durch Kriege unter einander erleichterten sie das Aufstreben der Zulus, welche viele von ihnen vernichteten und vertrieben. Ueberbleibsel dieser Fingustämme bestehen noch unter verschiedenen Namen zwischen der Natal-Colonie und Delagoa-Bay; andere, die südwestlich zogen und unter den dortigen Kaffern eine Zuflucht suchten, wurden von den Kosas zu Sklaven gemacht. Diesem traurigen Zustand entzogen sie sich im Jahre 1835, als die Engländer zum erstenmal an den Kei vordrangen; sie flohen zu den Weißen und wurden größtentheils zwischen dem Fischfluß und dem Keiskamma angesiedelt.

Ueber die ersten feindseligen Berührungen zwischen Kaffern und Weißen weichen die Nachrichten sehr von einander ab; diejenigen welche, wie manche Missionäre, die Sache der Eingebornen um jeden Preis vertreten, geben den Ursprung der Kriege den Weißen Schuld, andere thun das Gegentheil. Die letztern haben jedenfalls bessere Gründe für sich als jene, denn wenn auch zugegeben werden muß daß die Weißen am Cap ebenso wie in andern Colonien begierig nach dem Lande der Eingebornen sind und waren, so steht doch fest daß die Kaffern erst in die Gegenden vordrangen in welchen sich bereits Europäer befanden. Als sie nämlich am großen Fischfluß und sogar jenseits desselben erschienen, stießen sie auf holländische Colonisten, deren Vieh ihnen sowohl zum Lebensunterhalte, wie auch als Mittel sich Frauen zu verschaffen, sehr willkommen war. Sie stahlen in unerhörter Weise, und die Colonisten unternahmen von Zeit zu Zeit Streifzüge um das ihnen geraubte Vieh oder anderes dafür einzutreiben. Daß auch sie nicht immer ängstlich im Abzählen des erbeuteten Viehs gewesen seyn mögen, kann ebenfalls zugegeben werden. Auf diese Weise entstand schon am Ende des vorigen Jahrhunderts ein sehr unsicherer Zustand, welcher auch fortdauerte nachdem die englische Regierung die Cap-Colonie im Anfange dieses Jahrhunderts definitiv übernommen und den Fischfluß als Gränze festgesetzt hatte. Die Kaffern drangen später nochmals über denselben vor, und versuchten, angeblich gegen zehntausend Mann stark, einen Angriff auf das damals noch sehr unbedeutende Graham's Town; sie wurden aber von der schwachen Besatzung zurückgewiesen und unter thätiger Beihülfe der Colonisten über den Fischfluß getrieben. Damals willigten ihre Häuptlinge ein daß dieser Fluß die Gränze der Colonie bilden und das Land zwischen demselben und dem Keiskamma ganz unbesetzt bleiben solle. Die Zahl der Colonisten am Fischflusse nahm zu, auf der andern Seite desselben breiteten sich aber die Kaffern wieder aus, und setzten die Beraubung der Europäer, welche sich durch Streifzüge zu entschädigen suchten, in der alten Weise fort, bis endlich im Jahre 1834 ein Krieg ausbrach. Im folgenden Jahre drang der damalige Gouverneur der Cap-Colonie bis an den Kei vor, erklärte denselben zur Gränze der Colonie, und gewährte den Fingus, wie bereits erwähnt, Schutz und Aufnahme. Letzteres blieb ein wichtiges Ergebniß dieses Zugs; der Kei mußte dagegen auf Befehl der englischen Regierung wieder aufgegeben und der Keiskamma mit dem Tschumie als Gränze der Colonie festgesetzt werden. Angezogen durch die zwischen dem Fischfluß und dem Keiskamma gelegenen herrlichen Weiden, vermehrte sich die europäische Bevölkerung an der Gränze trotz der fortdauernden Viehdiebstähle und Räubereien der Kaffern.

Im Jahr 1846 kam es abermals zu einem Krieg, in welchem die Colonisten großen Schaden erlitten; aber schon im folgenden Jahr gelobten die Häuptlinge der englischen Regierung Treue, worauf den Gaikas die Gegend in und um die Amatolas, den Dhlambes die zwischen dem Gebirge und dem Meer zuerkannt wurde. Der Keiskamma mit dem Tschumie blieb zwar die Gränze der Colonie, doch wurden jenseits derselben Einrichtungen getroffen um die Ruhe an der Gränze leichter als seither aufrecht erhalten zu können. Es wurden nämlich Bevollmächtigte für die Gaikas und Dhlambes ernannt, welche die Häuptlinge überwachen, die Beziehungen zwischen denselben und der Regierung vermitteln, Rechtsfälle zwischen Kaffern und Europäern untersuchen, und namentlich bei Diebstählen auf Entschädigung dringen sollten. Außerdem wurden sowohl im Lande der Gaikas wie auch in dem der Dhlambes Forts angelegt und mit Besatzungen versehen. Eine derartige Ueberwachung sagte natürlich den Häuptlingen nicht zu. Sandili, der oberste Häuptling der Gaikas, begann Ende 1850 den Aufstand; sein Stiefbruder Makoma überschritt die Gränze der Colonie und besetzte die bewaldeten Austreichen Berge jenseits des Katzenflusses, welche er mit großer Tapferkeit vertheidigte. Der Krieg war um so schwieriger, da die Gaikas von den Galekas und Tembus unterstützt wurden. Die Dhlambes betheiligten sich nicht geradezu, doch nahmen sie das Vieh der Gaikas in Verwahrung und verbargen die Flüchtlinge derselben. Die Tembus wurden endlich aus ihrem Gebiet im Norden der Amatolas verjagt, und erhielten das Land zwischen dem Kei und Indwe angewiesen; ebenso wurden die Gaikas aus den Gebirgsgegenden in das Land zwischen den Amatolas und dem Kei getrieben und im Anfang des Jahres 1853 auch Friede mit Kreli geschlossen. Derselbe versprach den Kei und Indwe als Gränze anzuerkennen, entflohene Verbrecher auszuliefern, Diebstähle und Räubereien seiner Unterthanen möglichst zu verhindern, die Schuldigen zu bestrafen, und Ersatz zu geben wenn die Spur von Dieben in sein Land nachgewiesen werde.

Nachdem auf diese Weise die Ruhe wiederhergestellt war, blieb Brittisch-Caffraria mit den bereits angegebenen Gränzen eine von der Cap-Colonie unabhängige Kronprovinz, für welche der Gouverneur des Caps Hochbevollmächtigter mit ausgedehnter Befugniß ist. Der unter ihm stehende Hauptbevollmächtigte, ein Oberst, ist der erste Regierungsbeamte der Provinz; demselben sind eine Anzahl Magistratspersonen untergeben, wozu man bis in die neueste Zeit meist Officiere der im Lande stehenden Regimenter wählte. Diese Magistratspersonen sind, mit Ausnahme zweier welchen die Rechtspflege in King William's Town und East London übertragen ist, den Häuptlingen der Kaffern beigegeben, um deren Benehmen zu überwachen, bei Verbrechen die innerhalb ihrer Bezirke begangen werden die Schuldigen zu ermitteln, und deren Auslieferung an die englischen Behörden zu bewirken. Die mächtigern Häuptlinge sahen durch diese Einrichtung natürlich ihr Ansehen im höchsten Grad bedroht, und widersetzten sich namentlich der Anstellung von Agenten bei den kleinern Häuptlingen, die sie als ihre

Unterthanen betrachteten. Die Maßregel gieng aber endlich durch, da die Regierung an die Anerkennung der Magistratspersonen die Auszahlung des Jahrgehalts knüpfte. Man hatte nämlich nicht nur den Häuptlingen, sondern auch den angesehensten Kaffern gewisse monatlich zu empfangende Beträge ausgesetzt, die bei gutem Verhalten erhöht, bei schlechtem vermindert oder entzogen werden konnten.

Die zur Ueberwachung der Kaffernhäuptlinge angestellten Magistratspersonen haben in ihren Bezirken auch auf Beobachtung der für Brittisch-Caffraria erlassenen Verordnungen von Seiten der weißen Bevölkerung zu sehen. In diesen Verordnungen sind die Preise der verschiedenen Gewerbsscheine bestimmt, die von allen denen gelöst werden müssen welche gewisse Geschäfte, namentlich Handel und Wirthschaft, treiben wollen. Der Verkauf von geistigen Getränken an Eingeborne ist verboten, strenger noch der von Waffen und Munition. Niemand darf einen Eingebornen in Dienst nehmen ohne der nächsten Magistratsperson vorher Anzeige zu machen. Wer einen Eingebornen oder dessen Eigenthum verletzt, hat eine im Ermessen der Beamten stehende Entschädigung zu leisten oder Gefängnißstrafe zu erleiden. Niemand ist berechtigt sich selbst Recht zu verschaffen; die Vergehen von Eingebornen müssen eben so wie die von Weißen vor die Magistratspersonen gebracht werden. Eine den Ackerbau benachtheiligende, aber dem Herkommen bei den Kaffern einigermaßen entsprechende Bestimmung ist die: daß kein Schadenersatz gefordert werden kann wenn Vieh bei Tag auf unumzäunten Ländereien weidet. Und doch kann der welcher größere Strecken anbaut, dieselben ohne sehr bedeutende Kosten nicht so umhegen daß das Vieh dadurch abgehalten wäre.

Die in den Verordnungen für Brittisch-Caffraria nicht erwähnten Vergehen werden nach dem englischen Herkommen und dem Ermessen der Beamten bestraft. Bei Entscheidung von Civil-Rechtsfällen sind die englischen Gesetze maßgebend. Bedeutende Criminalsachen werden durch einen Gerichtshof abgeurtheilt, welcher aus einem rechtskundigen Präsidenten und vier aus der Zahl der Magistratspersonen genommenen Beisitzern besteht, und bei welchem die Meinung der Mehrheit entscheidend ist.

Die militärischen Angelegenheiten des Landes liegen, jedoch mit Ausschluß alles dessen was sich auf die deutschen Militär-Colonisten bezieht, in der Hand des Commandanten von Brittisch-Caffraria. Derselbe ist dem commandirenden General in Graham's Town untergeordnet und hat in King William's Town seinen Sitz. Dieser Ort gilt als Hauptstadt des Landes, liegt im Süden der Amatolas unweit des obern Buffalo, und hatte am 31 December 1857, abgesehen von den Truppen, kaum tausend weiße Bewohner.

Brittisch-Caffraria zerfällt in drei Haupttheile:

1) die Kron-Reserve,
2) das Land der Gaikas und
3) das Land der Dhlambes.

Die Kron-Reserve — das Gebiet welches die Regierung sich vorbehalten hat als den Kaffern nach dem letzten Krieg Wohnsitze eingeräumt wurden — umfaßt die Gegend in und um die Amatolas, und bildet namentlich in militärischer Hinsicht den wichtigsten Theil des Landes. Solange derselbe nicht eingenommen war, diente er den Kaffern in ihren Kriegen mit den Engländern zum Sammelplatz, da die paßartigen Thäler leicht zu vertheidigen sind, und die bewaldeten für Truppen schwer zugänglichen Schluchten den Eingebornen eine gute Zuflucht gewährten. Seitdem letztere daraus vertrieben sind, ist die Gegend militärisch besetzt; Forts, welche mit Besatzungen und auf mehrere Monate mit Zwieback und gesalzenem Fleisch versehen sind, tragen zur Freihaltung der Pässe bei, und decken die Straßen und Flußübergänge. Die bei Erbauung dieser Forts angewendeten Grundsätze gehören zwar in das Kindesalter der Befestigungskunst, sind aber den Kaffern gegenüber völlig ausreichend. Dadurch daß die innerhalb der Befestigungen liegenden Gebäude mit Dächern von trockenem Grase versehen sind, ist die Feuersgefahr allerdings groß; inzwischen läßt sich ohne sehr bedeutende Kosten kein anderes Bedachungsmaterial anschaffen, auch sind die Grasdächer dem Klima des Landes am meisten entsprechend. Das im Kessel der westlichen Amatolas gelegene „Keiskamma Hoek" ist das wichtigste von diesen Forts. Um die Gegend zwischen denselben leichter von Kaffern freihalten zu können, hat man daselbst nach dem letzten Kriege Fingus angesiedelt, welche gegen ihre ehemaligen Unterdrücker gefochten haben und gegenwärtig etwa 11,000 Köpfe zählen; im ganzen mögen 14,000 Fingus in Brittisch-Caffraria wohnen. Den Kaffern ist es nicht erlaubt die Kron-Reserve zu betreten, ohne mit einem von einer Magistratsperson ausgestellten Paß versehen zu seyn.

Das Land der Gaikas liegt nordöstlich von der Kron-Reserve, und erstreckt sich von der Straße welche von King William's Town nach Queen's Town, einer im Norden von Caffraria gelegenen Stadt der Cap-Colonie, führt, bis an den Kei. Das Land der Dhlambes begreift den im Süden der Kron-Reserve und des Gaika-Districts gelegenen Theil von Brittisch-Caffraria. Bis zum Jahre 1858 lebten die Kaffern in diesen beiden Landestheilen unter ihren eigenen Häuptlingen und Gesetzen. Die Regierung mischte sich in ihre Angelegenheiten nur in der Weise wie bei den Magistratspersonen erwähnt worden ist. Seitdem haben große Veränderungen stattgefunden. Die Kaffern-Bevölkerung, welche am ersten Januar 1857 etwa 105,000 Köpfe betrug, zählte am 31 Dec. desselben Jahres kaum 38,000, und hat sich seitdem noch mehr verringert. Außer den Gaikas und Dhlambes leben in den nach diesen benannten Districten noch einige andere Kosa-Stämme, welche übrigens zu unbedeutend sind als daß sie hier der Erwähnung verdienten.

Außer den Kaffern und Fingus besteht die Bevölkerung von Brittisch-Caffraria noch aus Deutschen, Engländern und Hottentotten. Von den Deutschen, welche die Mehrzahl der weißen Bevölkerung ausmachen, wird später die Rede seyn. Die Engländer, welche am 31 December 1857 gegen 1800 Köpfe zählten, bilden vorzugweise die Bewohner von King William's Town und East London, und halten Wirthshäuser und Krämerbuden in der Nähe des Forts. Die Hottentotten die sich im Lande befinden sind größtentheils nicht von reiner Abstammung, sondern Nachkommen von Hottentotten und Weißen. Sie nennen sich selbst Holländer, sind nur in geringer Zahl vorhanden, und stehen als Holzsäger oder Ochsentreiber im Dienste der Europäer. Für einen Wagen welcher mit zwölf bis sechzehn Ochsen bespannt wird, nimmt man zwei von ihnen in Dienst: der eine lenkt das vorderste Paar des Zugviehs, während der andere die ungeheure Peitsche führt. Diese starke Bespannung ist wegen der schweren Wagen, und der starke Bau dieser wegen der schlechten Wege erforderlich.

Solange die Kaffern die einzigen Bewohner des Landes waren, gab es nur Fußpfade, bis endlich durch die Wagen der Tauschhandel treibenden Colonisten Spuren gebildet wurden, denen später wieder andere Händler folgten. Indem nämlich die Wagenführer zur Ueber-

schreitung der Flüsse und Bäche immer die zugänglichsten Stellen aussuchten, entstanden schon vor der Besetzung des Landes durch die Engländer von Furt zu Furt Geleise, denen man den Namen „Straßen" beilegte. Durch die Bewegungen der Truppen und die Nothwendigkeit alle Bedürfnisse derselben auf Wagen mitzuführen, namentlich aber seit der Gründung von Forts und andern bewohnten Orten, ergab sich die Nothwendigkeit einzelne Strecken der sogenannten Straßen auszubessern; dessenungeachtet sind dieselben auch jetzt noch größtentheils von sehr schlechter Beschaffenheit.

Die kluge Dirne.

Die indischen Märchen von den klugen Räthsellösern und ihre Verbreitung über Asien und Europa.

(Ein Beitrag zu der Geschichte der Märchen von Theodor Benfey.)

(Schluß.)

Ueber den Weg auf welchem die jetzt zu besprechenden Märchen zu den Orten wo sie sich gefunden haben gelangt sind, brauchen wir also nicht verlegen zu seyn. Wohl aber fehlen uns etwaige Mittelformen, denn die Fassungen welche wir erwähnen werden, scheinen nur Varianten oder Fragmente einer einzigen. Diese liegt jedoch glücklicherweise von der ältesten, im Tibetanischen erhaltenen, nicht so fern ab, daß gegen ihre Zusammenhörigkeit bedeutendere Zweifel entstehen könnten, und ich glaube wir dürfen uns vielleicht der Hoffnung hingeben daß bei dem regen Eifer für Märchenforschung und Sammlung, welcher sich auch den slavischen Ländern mitgetheilt hat, von diesen her uns noch eine Mittelform geboten werden wird, welche geeignet ist etwaige Bedenken gegen unsere Annahme vollständig zu zerstreuen.

In der tibetanischen Darstellung, so weit sie für uns hier von Wichtigkeit ist, treten drei Momente hervor: 1) der Erweis der hohen Klugheit der Schwiegertochter überhaupt, 2) die Lösung der Räthselfragen, welche auch ihr Schwiegervater nicht lösen kann, durch sie, 3) ihre hohe Ehre bei dem König und ihre Erhebung zum Rang seiner jüngern Schwester. Schon bei Behandlung der indischen Märchen,[1] welche nach meiner Ueberzeugung in letzter Instanz die Quelle von Stolbergs Ballade „die Büßende" bilden, habe ich darauf aufmerksam gemacht: daß die Umgestaltungen der Erzählungen und Märchen vorwaltend daraus hervorgehen daß in der einen Fassung, unter den verschiedenen Momenten welche in deren Grundlage vereinigt sind, das Hauptgewicht auf ein anderes Moment gelegt wird als in der Grundlage selbst, oder in einer andern. Dadurch werden gewissermaßen verschiedene Standpunkte gegen die Erzählung oder das Märchen eingenommen, und dieß kann natürlich nicht verfehlen sie auch in ihrer Totalität mehr oder weniger, oft sogar ganz, umzuwandeln. In den Formen welche wir hier noch aus diesem Märchen ableiten, ist das ganze Gewicht auf das dritte Moment gelegt. Da lag es denn schon an und für sich nahe als höchste Ehre von Seiten des Königs an die Stelle jener Erhebung die Heirath treten zu lassen; doch war diese Umwandlung sogar fast nothwendig, weil die Erhebung zu einer jüngeren Schwester des Königs nur in Indien selbst, oder wo indische Sitten genau bekannt waren, einen Sinn hatte. So wie das Märchen zu fremden Völkern gelangte und gar aus der Literatur in das Volk hinabstieg, war diese Umwandlung — zumal bei der schon bemerkten Lust der Märchen am Heirathstiften — fast unumgänglich nothwendig. Aus dieser folgt aber eine zweite Umwandlung: die nun zur zukünftigen Frau des Königs prädestinirte durfte nicht schon verheirathet seyn, sie mußte also aufhören die Schwiegertochter des Ministers zu seyn. In den Märchen aller Völker macht sich nun ferner die Neigung geltend niederes mit hohem zu verbinden, gewissermaßen die Idee daß Vorzüge des Geistes und Körpers mit den Vorzügen der Geburt gleichgestellt zu werden verdienen. Dieser gemäß ist das kluge Mädchen in allen zu besprechenden Formen von niederer Geburt. In Folge davon daß sie aufhört des Ministers Schwiegertochter zu seyn, müssen sowohl die Proben durch welche sie ihre Klugheit dem König kund gibt eine andere Form annehmen, als auch diejenigen durch welche sie sich schon vorher auszeichnet. Jene verwandeln sich in Aufgaben welche der König, oder wer an dessen Stelle tritt, in Erinnerung an die primitive Darstellung ihrem an die Stelle des Schwiegervaters getretenen Vater stellt — der dadurch in große Noth geräth — oder auch, da diese Vermittlung nun ebenfalls unnütz geworden, geradezu ihr selbst. Das erste Moment ist fast ganz ohne Ausführung gelassen, vielleicht durch im Volksmund erlittene Einbußen oder Abkürzungen. So ist der Gedanke des Märchens nun wesentlich geändert, und veranschaulicht wie ein niedrig gebornes Mädchen durch Klugheit zu hohem Rang emporsteigt. Die Ausführung dagegen bewegt sich noch fast ganz in der alten Form, ja sie nähert sich den aus der andern Darstellung, der in der Çukasaptati, geflossenen in Bezug auf den Charakter der Aufgaben und anderes theilweise so sehr, daß ich mich der Vermuthung nicht erwehren kann daß diese dem sie ausbildenden Volke nicht unbekannt war, und durch eine Art historisch berechtigter Ideenassociation einen gewissen Einfluß auf sie übte. Dieß ist der eigentliche Kern des Märchens, wie er durch wesentlich geringe Umwandlungen aus der indischen Form hervorgieng. Allein dieser war sehr zusammengeschrumpft, und genügte dem Streben der Erzählung nach reicherer Entfaltung nicht. Aehnlich wie das besprochene walachische und ungarische Märchen erhält es Zusätze, welche jedoch der einmal fixirten Grundidee treuer bleiben. Durch unzeitig angewandte Klugheit geräth das Mädchen in Gefahr ihre Stellung wieder einzubüßen, aber ihr Verstand befreit sie dann auch aus dieser Gefahr, und befestigt jene für immer.

Daß diese Formen mit dem indischen Märchen eng zusammenhängen, zeigt übrigens nicht bloß ihre Anlage im ganzen, sondern auch manches einzelne. In der deutschen Form bei Grimm Nr. 94 „die kluge Bauerntochter" ist der Vater eingekerkert, und die kluge Tochter löst die Räthselaufgaben; in der siebenbürgischen Form bei Haltrich Nr. 45 ist der Burgherr in Noth und Sorgen durch des Königs Fragen, und die Tochter erlöst ihn daraus, fast wie im Indischen. Bei Wuk Nr. 25 ist der Vater wegen der Drohungen des Königs in Angst.

---

[1] In Brockhaus' Blättern für literarische Unterhaltung 1857 Nr. 49, wozu man jetzt Einleitung zum Pantschatantra §. 188 S. 436 vergleiche.

Bei Zingerle I., 27 S. 162 und Colshorn Nr. 26 gewinnt er durch ihre Klugheit seinen Proceß. Die Einkerkerung bei Grimm Nr. 94 erinnert an die andere Form, wo der weise Minister und seine weiteren Vertreter im Kerker sitzen; ob sie dem Einfluß derselben zu verdanken ist, wird jedoch durch ihre isolirte Erscheinung bei Grimm zweifelhaft, vielleicht ist sie eher selbständig entstanden und nur eine sehr natürliche und nahe liegende Steigerung der Noth. Dagegen ist die Art wie die unmöglichen Aufgaben mit unmöglichen Bedingungen beantwortet werden ganz dem Verfahren im weisen Heykar analog, und eine dieser Aufgaben und Auflösungen ist eine kaum zu verkennende bloße Umwandlung von einer dort erscheinenden. — Allein so bekannt auch diese Märchen sind, darf ich doch hier, wo es gilt ihre Abstammung zu fixiren, mit einigen Worten nicht kargen, und halte es für dienlich, ja bei unserer Aufgabe fast für nothwendig, sie im einzelnen etwas genauer zu betrachten.

Die vollste Form im allgemeinen erscheint bei den Serben, und zu diesen mochte sie auch, wenn wir die äußere Geschichte des Märchens oben richtig skizzirt haben, unter den Völkern bei welchen wir das Märchen noch finden, von den stammverwandten Russen zunächst gelangt seyn. Hier (bei Wuk Nr. 25), „hat ein armer Bauer eine kluge Tochter, die ihn lehrt weise zu sprechen und sich etwas zu erbitten." Bis auf diese allgemeine Andeutung ist hier das erste Moment der indischen Fassung zusammengeschrumpft. Der Kaiser, den der Bauer um eine Gabe anspricht, fragt ihn, wer ihn gelehrt habe so weise zu sprechen. Der Bauer antwortet, „seine Tochter," und der Kaiser stellt nun sogleich diese auf die Probe: 1) soll sie aus gekochten Eiern Küchlein ausbrüten. Die Tochter läßt den Vater zur Antwort gekochte Bohnen säen, und als ihn der König fragt wie gekochte Bohnen aufgehen könnten, sagt er, „eben so gut wie aus gekochten Eiern Küchlein ausgehen könnten." 2) Gibt ihm der König zwei Bündel Leinen, mit dem Befehl Segel und Taue, alles was für ein Schiff nöthig sey, daraus zu verfertigen, sonst soll er den Kopf verlieren. Die Tochter gibt ihm am folgenden Tag ein Stückchen Holz, und heißt ihn dem König sagen: „er solle daraus einen Rocken, eine Spindel und einen Webstuhl schnitzen, dann wolle er die Aufgabe erfüllen." Das Verhältniß der Antwort zur Frage ist wesentlich identisch mit dem im weisen Heykar 1001 Nacht, Breslau XIII, 140, welches ich weiterhin bei einer noch schlagenderen Analogie erwähnen werde. Bei genauerer Vergleichung der serbischen Märchen ergibt sich aber gerade — wie das ja auch bei der Nähe der Türken am natürlichsten ist — großer Einfluß orientalischer Darstellungen zu erkennen, so daß sich vermuthen läßt daß die Annäherung des Charakters der Aufgaben an die historisch gewissermaßen verwandten im weisen Heykar gerade hier statt fand; 3) fordert der König daß die Tochter mit einem Gläschen das Meer ausschöpfen solle. Sie schickt ein Pfund Werg zurück, und verspricht die Aufgabe zu erfüllen, „wenn der König mit diesem Werg die Quellen und Mündungen aller Flüsse auf Erden verstopfe." Es ist dieß wesentlich dieselbe Frage und Antwort, welche wir schon oben aus Plutarchs Gastmahl der sieben Weisen kennen gelernt haben. Sie ist bekanntlich auch in die schon erwähnte Lebensbeschreibung Aesops übergegangen, wo sie zu einer recht hübschen Geschichte verarbeitet ist. Diese Lebensbeschreibung ist gegen Ende des Mittelalters ein Lieblingsbuch gewesen, und die eigentliche Grundlage aller europäischen Eulenspiegeliaden. Von ihr in letzter Instanz ist sie, wie ich fest überzeugt bin, in dieses Märchen gelangt, und da auch der weise Heykar in sie verarbeitet ist, so würde ich im allgemeinen nichts dagegen haben, wenn man vermuthen wollte daß auf ihr auch die bemerkte Annäherung der Aufgaben an die in diesem Märchen beruht. Nur müßte man alsdann annehmen daß irgend eine der bekanntlich stark variirenden Redactionen dieser Lebensbeschreibung auch diejenige Aufgabe enthalten hätte welche der in diesem Märchen erscheinenden, wie schon angedeutet (vgl. weiterhin), am meisten verwandt ist, aber in den bis jetzt bekannten Handschriften und alten Uebersetzungen derselben fehlt. 4) Der König fordert, das Mädchen soll errathen was man am weitesten hört. Sie antwortet: den Donner und die Lüge. Diese Frage erinnert, wenn gleich etwas entfernter, an die im weisen Heykar und Aesop gestellte Aufgabe: zu sagen was der König nicht gehört noch gesehen (S. oben). 5) Wie viel des Kaisers Bart werth sey. Sie antwortet: „so viel wie drei Regen zur Sommerszeit." Sowohl die Frage als die Antwort erinnern an die im weisen Heykar und in Aesops Lebensbeschreibung geforderten Vergleiche (S. oben). Wem die Zusammenstellungen zu kühn scheinen, der erwäge daß das erst vor wenig Jahren aus dem Volksmunde niedergeschriebene Märchen schon manche Jahrhunderte unter den Serben gelebt haben muß, und also auch — insbesondere in Bezug auf die Aufgabe — manche Umwandlungen erlitten haben mochte. Der Kaiser fordert das kluge Mädchen nun zum Weibe. Damit ist der Kern des Märchens vollendet. Der oben angedeutete Zusatz ist hier noch sehr einfach, trägt jedoch alle weitern Entwicklungen schon unverkennbar in seinem Schoß. Die kluge Bauerntochter macht nämlich bei der Hochzeit zur Bedingung daß, wenn der Kaiser sie einst fortschicken wolle, sie berechtigt seyn solle aus dem Schlosse das Liebste mitzunehmen. Als sie der König nun wirklich verstoßen will, macht sie ihn betrunken, und nimmt ihn selbst mit. Von da an leben sie glücklich zusammen."

Die nächste Form ist die, der serbischen auch geographisch am nächsten stehende, siebenbürgische bei Haltrich Nr. 45. Statt des Bauers erscheint ein armer Burghüter — entfernt an den Gefangenwärter in Murabbat erinnernd. Er hat des Pfarrers Speck aus der Orgel gestohlen, und sagt demselben, die beiden Kirchenheiligen äßen ihn. Der Pfarrer geräth darüber in Zorn, und wirft die Heiligen ins Feuer. Nun kommt aber der König zur Kirche, und der Pfarrer weiß nicht woher er zwei Heilige bekommt. Zwei Pfarrkinder sind bereit aus der Noth zu helfen, und die Heiligen vorzustellen. Allein der eine erblickt aus dem Fenster der Kirche wie seine Kräm in dem Garten des Collegen Rüben frißt, und sagt es ihm. Dieser hat nichts eiligeres zu thun als vom Postament zu springen und hinaus zu laufen. Der andere fürchtet nun daß jener seine Kräm todtschlagen werde, springt ebenfalls hinab und läuft ihm nach. Der König wundert sich über die flüchtigen Heiligen. Der Pfarrer aber beruhigt ihn, indem er behauptet: „die Heiligen hätten sich vor ihm wegen der kleinen Kirche geschämt." Der König gibt nun Geld zum Bau einer größern. Nachdem diese gebaut, gibt ihr die Gemeinde die Inschrift: „Wir leben ohne Sorgen." Der König kommt wieder, ärgert sich über die Inschrift, und stellt die Frage: „1) welches der schönste Klang, der schönste Sang und der schönste Stein sey." Er droht mit dem Tod, „wenn sie die Frage nicht binnen vierzehn Tagen lösen." — Hiermit beginnt erst das eigentliche Märchen. Der mitgetheilte Eingang steht im Siebenbürgischen ganz isolirt, und ist unzweifelhaft ein specieller Zusatz. Durch die Auslassung des ersten Moments der indischen Darstellung ist das Märchen um seinen Anfang gekommen. Dieser Mangel wird

in allen nach Abrundung strebenden Formen gefühlt, und auf verschiedene Weise ersetzt. — Die kluge Tochter des Burghüters löst die Frage, indem sie ihrem Vater als Auflösung angibt: „Glockenklang, Engelsfang und der Stein der Weisen." Der König verlangt nun zu wissen wer es herausgebracht. — Diese Abweichung von der jetzt bekannten serbischen Fassung schließt sich enger an die indische Fassung, und ist sicher älter. Er stellt die Tochter alsdann auf die Probe, indem er 2) dem Vater zwei Fäden gibt, und fordert daß sie daraus ein Hemd und Unterhosen mache. Sie gibt demselben zwei Besenhölzchen, und stellt die Bedingung daß der König aus ihnen erst einen Webstuhl und ein Spulrädchen verfertige. Es ist die zweite serbische Aufgabe (S. oben), kaum umgewandelt. Der König gibt nun 3) einen irdenen Topf, aus welchem der Boden herausgefallen war, und fordert daß die Tochter einen Boden hineinmache, so daß man gar keine Nath und keinen Stich sehe. Die Tochter läßt dem König zurücksagen: „er solle nur erst den Boden hübsch umwenden, denn der Schuster nähe inwendig und nicht auswendig." — Dieses ist die schon angedeutete Aufgabe, welche wohl jeder der auf die Umwandlungen achtet welche derartige Aufgaben im Volksmund erleiden konnten, und erlitten haben, als wesentlich identisch mit der im weisen Heykar XIII, 140 vorkommenden erkennen wird. Hier fordert der König daß Heykar einen zersprungenen Mühlstein zusammennähen soll. Heykar antwortet ebenfalls mit einer unmöglichen Bedingung, jedoch den übrigen Auflösungen in dem serbischen und siebenbürgischen Märchen ähnlicher, indem er fordert daß der König aus einem ihm überreichten Kiesel erst eine Ahle, Scheere und Feile machen lasse, gerade wie dort ein Webstuhl und ähnliches aus einem oder zwei Stückchen Holz gemacht werden sollen.

Jetzt fordert der König 4) die Tochter solle kommen: nicht gefahren, nicht gegangen und nicht geritten, nicht angekleidet und nicht nackt, nicht außerhalb der Wege und nicht im Wege, und solle etwas bringen das ein Geschenk und kein Geschenk sey. Diese legt zwischen zwei hohle Teller zwei kleine Grabwespen; statt der Kleider hüllt sie sich in ein Fischgarn; einen Fuß setzt sie auf ihren Geißbock, mit dem andern geht sie. Als der König das Geschenk sehen will, hebt sie den einen Teller auf, und die Grabwespen fliegen davon. Diese Aufgabe und Lösung, welche in der serbischen Form fehlten, erscheinen dagegen in allen übrigen mir bekannten — den drei deutschen und der litthauischen — natürlich mit mehr oder weniger, jedoch unwesentlichen Abweichungen, wie sie sich in allen aus der Litteratur ins Volk herabgestiegenen Compositionen kund geben. Sie scheinen demnach zu dem ursprünglichen Bestand der nächsten Grundlage dieser Formen zu gehören, und fehlen im Serbischen vielleicht nur weil sie gerade demjenigen Erzähler von welchem Wuk seine Darstellung erhielt unbekannt waren.

Außerdem erscheinen sie zunächst auch in der schönen Sage von Ragnar Lodbrog (deutsch in K. V. von Bonstetten, neue Schriften, Thl. 2. S. 217, Kopenhagen 1800, und in Van der Hagen, nordische Heldenromane, Bd. V.); hier lautet die Aufgabe: „gekleidet und ungekleidet, gespeist und ungespeist, allein, jedoch nicht ohne einen Gefährten." Kraka löst sie hier so, daß sie sich in ein Fischernetz hüllt, Zwiebeln ißt und nur einen Hund mitnimmt. Damit in Verbindung, obgleich etwas entfernter, stehen auch andere Aufgaben, welche, wie die in der Ragnar-Sage, schon von Grimm zu Nr. 94 erwähnt sind; nur zu der in den gesta Romanorum ist noch die im Dolopathos hinzuzufügen bei Le Roux de Lincy, S. 125. Man sieht daraus daß diese Aufgabe weit verbreitet war, und die Bestimmung woher sie eigentlich stamme wird dadurch zweifelhaft; daß aber ihre Formen nicht an verschiedenen Orten unabhängig von einander entstehen konnten, beweisen ihre eigenthümlichen Besonderheiten. Dagegen ist der allgemeine Charakter des Räthsels — gewissermaßen die Aufgabe ein Juste milieu zwischen Position und Negation zu finden — sehr einfach, und möchte wohl in den Räthseln vieler Völker hervortreten. Aus dem Indischen gehört z. B. dahin die Sage wie Indra den Dämon Vritra umbringt. Diesem war nämlich zugesichert nicht getödtet zu werden:

> Nicht durch Trocknes und nicht Feuchtes, nicht durch Steine und nicht durch Holz,
> Nicht durch Geschoß, nicht durch Messer, und nicht bei Tag und nicht bei Nacht,

worauf ihn Indra in der Dämmerung mit Schlamm umbringt.

Das in allen (außer dem ferner stehenden Dolopathos, den Gesta Romanorum und den sich daran lehnenden), also speciell in den meisten Formen unseres Märchens hervortretende Fischergarn spricht für Entstehung derselben bei einem Fischervolk, und durch die von Grimm geltend gemachte Aehnlichkeit der Sage von Ragnar und Aslanga könnte man sich deßhalb bewogen fühlen dieselbe im hohen Norden zu suchen. Allein es gibt ja auch im Süden eine Menge Fischervölker, und die ganze Geschichte des Märchens spricht für Einfluß des Orients und des griechischen Reiches auf die Gestaltung desselben; dafür auch das Vorkommen der verwandten Aufgaben im Dolopathos und in den Gesta Romanorum, welche Werke nachweislich fast nur auf orientalischen und griechischen Einflüssen beruhen. Bei dem hohen Stande der isländischen Cultur vor und zu der Zeit in welcher die Sagen in Island sich entwickelten, und schriftlich concipirt wurden, bei den weiten, gar nicht selten gerade nach den griechischen Küsten gerichteten Fahrten der Seekönige, konnte die Aufgabe recht gut auch ihren Weg von Süden nach Norden finden. Was aber die Sage von der Aslanga und Ragnar selbst betrifft, so verkenne ich zwar eine entfernte Aehnlichkeit mit unserem Märchen keineswegs, doch scheint sie mir nicht bedeutend genug um zu einer historischen Verbindung zu berechtigen. Ragnar hat seine erste Gattin Thora verloren, und will sich im tiefsten Schmerz über diesen Verlust nicht wieder verheirathen. Auf einem Zug nach Norwegen treffen seine Leute die wunderschöne Kraka, eine Königstochter, deren ganze Familie ermordet ward, als sie ein Jahr alt war. Ein Freund ihres Vaters rettete sie und die königlichen Juwelen nach Spangarheide; hier ermordet ihn Grimma um sich der Juwelen zu bemächtigen, und die Prinzessin wächst unter dem Namen Kraka bei ihm und seiner häßlichen Alten als ihre Tochter auf. Als Ragnar von ihrer großen Schönheit hört, läßt er sie auffordern in der angegebenen Weise zu ihm zu kommen, und trägt ihr an sie zu seinem Weibe zu machen. Sie fordert Aufschub, nimmt jedoch seine Bewerbung für den Fall an daß er abgesegelt und wieder zurückgekehrt noch desselben Sinnes sey. So segelt denn Ragnar ab, kehrt wieder, und sie wird seine Frau. Nachdem sie schon lange zusammengelebt und sie ihm vier Söhne geboren, zieht Ragnar nach Schweden; dort reicht ihm die schöne Tochter seines Freundes, des Königs, den Freundschaftsbecher. Seine Gefährten meinen es würde besser seyn wenn er diese Königstochter zur Gemahlin hätte, als die Tochter jener häßlichen alten Hexe. Ragnar ist damit einverstanden, und auch der König von Schweden gibt seine Einwilligung, doch soll die Heirath noch aufgeschoben und geheim bleiben. Das Geheimniß wird auf Ragnars Befehl aufs strengste bewahrt; dennoch

sagt ihm Kraka — nachdem sie mehrmals vergeblich gefragt: „Was er neues brächte" — „das ist wahrlich neu daß ein König der ein Weib hat sich verlobe, ohne daß einer berichte daß er noch ein Weib nach Hause bringt." Ragnar will wissen wer ihr das gesagt. Sie antwortet: „Keiner seiner Männer, sondern ihre Vögel hätten alles vernommen." Sie entdeckt ihm nun daß sie nicht die Tochter jener Alten sey, sondern eine Königstochter, daß Sigurdus Tofnersban ihr Vater, Brynhilldar Budla ihre Mutter gewesen. Zur Bestätigung ihrer Aussage verkündet sie daß sie mit einem Sohn niederkommen werde, dessen Augen Schlangenaugen ähnlich seyn würden, und fordert daß er, wenn die Weissagung eintreffe, nicht wieder nach Schweden gehen, noch die Heirath vollziehen solle. Die Weissagung trifft ein, und das Versprechen wird gehalten.

Will jemand die Aehnlichkeit für genügend halten um die Sage mit unserem Märchen in historische Verbindung zu setzen, so würde sie auf jeden Fall ein höchst abgeblaßter Reflex desselben seyn, und ich würde schon deßhalb nicht den geringsten Anstand nehmen sie gleichwie die Aufgabe durch die normännischen Züge nach dem Süden zu erklären. Dafür würde — unter dieser Voraussetzung — fast entscheidend der Umstand sprechen daß Saxo, welcher wohl ein bis zwei Jahrhunderte vor der schriftlichen Fixirung dieser Conception lebte, diese Sage von Ragnar, welchen er sonst weitläufig behandelt, nicht kennt.

Dafür daß die besprochene Aufgabe aus Griechenland stammt, spricht vielleicht, außer dem schon hervorgehobenen wahrscheinlichen Einfluß der griechischen Lebensbeschreibung Aesops, noch der Umstand daß wir gerade hier mehrere dem Charakter nach ganz ähnliche Räthsel finden; am bekanntesten ist das bei Suidas, welches auch in der Anthologia Palatina Appendix 107 erscheint:

Es gibt ein Räthsel daß ein Mann der nicht ein Mann,
'Nen Vogel der nicht Vogel, sehnd und sehend nicht,
Auf einem Holze sitzend welches nicht ein Holz,
Mit einem Stein der nicht Stein, warf und doch nicht warf.

Die Auflösung ist Eunuch, Fledermaus, schielend, Dolde, Bimstein, nicht treffen. Man vergleiche auch das 110te in dem XIVten Buch der erwähnten Anthologie.

Doch es ist Zeit zu dem siebenbürgischen Märchen zurückzukehren.

Der König nimmt die kluge Dirne nun zum Weib, macht aber eine, ebenfalls im Serbischen fehlende Bedingung, durch welche der nachfolgende Scheidungsversuch erst motivirt wird. Auch diese Bedingung kehrt in den übrigen Formen wesentlich gleich wieder, und ich vermuthe daher daß auch sie oder ein anderer Reflex derselben nur durch Zufall in der veröffentlichten serbischen Fassung fehlt, welche überhaupt gegen das Ende hin verstümmelt seyn möchte. Die Bedingung besteht darin: daß sie sich nicht in sein Regiment mischen solle. Lange hält sie sie. Einst kommen aber zwei streitende Parteien welche in derselben Mühle übernachtet hatten. Der eine hat ein Stutengespann, der andere ein Ochsengespann. Die eine Stute warf in der Nacht, und das Fohlen lag am Morgen unter dem mit Ochsen bespannten Wagen. Jede Partei nahm es in Anspruch. Die Königin läßt sich die Sache vortragen, da der König nicht zu Hause ist. Als sie beide Parteien gehört, lacht sie und sagt: „Ihr Mann schieße im Kornfeld Fische." Der Mann mit den Ochsen frägt, wie das möglich sey; sie antwortet: „Ebenso gut wie ein Ochsenwagen ein Füllen werfen kann." Dieser erkennt dadurch sein Unrecht. Als aber der König kommt, und erfährt daß sie die Bedingung gebrochen, verstößt er sie, erlaubt ihr aber das Liebste mitzunehmen, worauf sie wie im Serbischen verfährt.

An diese Form schließen sich die drei mir bekannten deutschen (eine vierte bei Pröhle, Märchen für die Jugend Nr. 49, ist mir leider jetzt nicht zugänglich); im allgemeinen zwar am nächsten die Tiroler bei Zingerle und die hannoverische bei Colshorn, welche auffallend identisch mit einander sind, theilweis jedoch noch näher die übrigens sehr verstümmelte aus Zwehrn bei Grimm Nr. 94; diese nimmt fast eine Sonderstellung ein, und deßhalb will ich sie zuerst erwähnen. Sie hat einen besondern Eingang. Der Bauer hat einen goldenen Mörser gefunden, welchen er wider den Rath seiner klugen Tochter dem König bringt und, wie diese vorausgesagt, den Befehl erhält auch den Stößer dazu zu schaffen. Er kommt ins Gefängniß — worüber schon oben gesprochen — und durch seine Klagen erfährt nun der König was für eine kluge Tochter er hat. Dieser Eingang weicht von dem siebenbürgischen vollständig ab; einigermaßen erinnert er an den serbischen, nur daß die Noth des Vaters gesteigert und durch die Mörsergeschichte speciell motivirt und concret geworden ist. Der König gibt nun sogleich die vierte Aufgabe der siebenbürgischen Form. Sie lautet hier: „Komm zu mir nicht gekleidet, nicht nackend, nicht geritten, nicht gefahren, nicht in dem Weg, nicht außer dem Weg, und wenn du das kannst, will ich dich heirathen." Die Dirne wickelt sich auch hierin in ein Fischergarn u. s. w. Sie wird nun Königin. Der Grund der Verstoßung ist ebenfalls mit dem bei Haltrich identisch. Doch entscheidet hier der König erst zu Gunsten des Ochsenbauern, und die Königin gibt dem Eigenthümer der Stute ein Mittel wie er den König von der Ungerechtigkeit seines Spruchs überzeugen könne. Dieses ist identisch mit dem durch welches in der siebenbürgischen Form der Eigenthümer der Ochsen selbst von seinem Unrecht überzeugt wird. Der Bauer fischt nämlich auf ihren Rath im Trocknen, und als ihn der König deßhalb fragen läßt, gibt er zur Antwort: „So gut als Ochsen ein Füllen kriegen, könne er im Trocknen fischen." Er muß nun sagen, wer ihm diesen Rath gegeben; die Königin soll verstoßen werden, kann sich aber das Liebste nehmen, und verfährt wie in den vorigen Formen.

In der Tiroler und der hannoverischen Form ist das Moment des Richtens, welches in den drei besprochenen erst gegen das Ende eintritt, in den Vordergrund geschoben, und beherrscht fast den ganzen Charakter des Märchens, führt eben deßhalb aber auch mehrere Umwandlungen herbei. An die Stelle des Königs, welcher bis jetzt in allen Formen der alten Ueberlieferung treu bewahrt war, tritt nun ein Richter, in Hannover gar ein Amtmann, der sich in der That sonderbar genug als Vertreter des indischen Königs Prasenadschit oder Nanda ausnimmt.

In der Tiroler Form (Zingerle I, 172) haben ein armer und ein reicher Bauer einen Proceß mit einander. Der Richter erklärt: derjenige solle ihn gewonnen haben, welcher ihm bis morgen sagen könne „was das Schönste, Stärkste und Reichste auf der Erde sey." Es ist dieß augenscheinlich der Reflex der ersten Aufgabe in der siebenbürgischen Form. Die Tochter des Armen löst sie: „Das Schönste ist der Frühling, das Stärkste der Erdboden, das Reichste der Herbst." Der Richter erfährt daß es die Tochter gerathen, und legt sogleich, wie im vorigen, die vierte Frage vor, mit der Bedingung sie zu heirathen wenn sie sie löse. Die Form ist hier etwas von der vorigen verschieden; sie lautet: „Nicht angekleidet und nicht nackt, nicht bei Tag und nicht bei Nacht, nicht auf Straßen und nicht auf Seitenwegen." Sie

lös't sie, indem sie in einem Fischernetz in der Dämmerung auf der erst mit Brettern belegten Straße kommt. Die Bedingung ist nach Analogie der siebenbürgischen: „daß sie niemand, der vor ihrem Mann einen Proceß führen wolle, einen Rath ertheile.“ Dennoch thut sie es — doch fehlt der Fall, ähnlich wie im Serbischen (wohl Lücke des Erzählers). Sie soll verstoßen werden, darf aber das Liebste mit sich nehmen u. s. w., wie in den übrigen.

Die Form aus Ribbesbüttel bei Colshorn Nr. 26 stimmt im wesentlichen mit der vorhergehenden, im einzelnen mit der aus Zwehrn bei Grimm.

„Ein Hofmeister hat stets das beste Korn auf seinem Feld. Sein Herr, der Pächter, will ihn deßhalb wegjagen und verklagt ihn zugleich als Betrüger. Der Amtmann erklärt: der solle gewonnen haben, der ihm sage 1) was fetter sey als fett, 2) wie schwer der Mond, 3) wie weit der Weg zum Himmel. Die Tochter des armen Hofmeisters lös't die Fragen durch „Erdboden,“ „ein Pfund“ (weil der Mond vier Viertel habe und diese einem Pfund gleich seyen), und „nicht länger als eine Tagereise,“ denn in der Bibel stehe: „heute wirst du mit mir im Paradies seyn.“ — Der Amtmann erfährt daß die Tochter die Lösung getroffen, und fordert daß sie zu ihm komme, „nicht bei Tag und nicht bei Nacht, nicht gegangen, nicht gefahren, nicht gelaufen und nicht geritten, soll Zeug anhaben und keines.“ Die letzte Bedingung, welche in der Tiroler Fassung fehlte, erscheint hier wieder, wird aber nicht, wie in den übrigen, durch Umlegung eines Fischergarns erfüllt, sondern durch ein paar Ellen Nesseltuch, denn das Nesseltuch sey kein Zeug und doch was; Mittwoch und Sonnabend gelten ihr (des Namens wegen) nicht für Tage. Sie erscheint demnach an einem dieser Tage in Nesseltuch auf einem Esel liegend beim Amtmann, und wird seine Frau unter der Bedingung sich nicht in seine Processe zu mischen. Dieß geschieht einst dennoch, und der Proceß, welcher in der Tiroler Fassung fehlte, hat hier folgende etwas derbe Gestalt angenommen. Die eine Partei hat einen Esel, die andere eine Eselin. Das geworfene Füllen findet sich bei dem Esel, und der Eigenthümer von diesem nimmt es deßhalb in Anspruch. Der Herr der Eselin klagt beim Amtmann, und explicirt des weitern. „Wenn ich nun der Herr, Ihr der Esel und Eure . . .“ Ehe er noch vollendet, wirft ihn der Amtmann zur Thür hinaus. Er wendet sich nun an die Frau, diese räth ihm auf dem Berge zu fischen u. s. w., wesentlich wie in der hessischen Form.

Wir wenden uns zu der lithauischen Fassung bei Schleicher S. 3. Schon in der deutschen und selbst der serbischen Fassung sehen wir wie sich das Märchen im Munde des Volkes verstümmelte, im Lithauischen ist es fast nur Bruchstück, hat sich aber nach einer andern Seite hin zu erweitern versucht. Der indische König ist hier zu einem bloßen Herrn herabgesunken. Das Mädchen zieht seine Aufmerksamkeit durch eine räthselhafte Bezeichnung von Bier und Wasser auf sich. Er stellt ihr sogleich die Frage, durch deren Lösung die Heirath bedingt ist, insofern also mit den drei letzterwähnten deutschen übereinstimmend. Allein deren Fassung wie Lösung nähert sich mehr der serbischen und der mit dieser wesentlich identischen siebenbürgischen Form; insbesondere erscheint in ihr wie in den letzteren wieder der in den übrigen verloren gegangene Geißbock. Schon dieß erweckt die Vermuthung daß die lithauische Form sich nicht an die deutsche lehnt, sondern eben daher stammt woher die serbische, und dafür wird noch eine andere sogleich hervorzuhebende Uebereinstimmung sprechen. Zwischen den Serben und den Lithauern liegt aber das russische Gebiet, auf welchem die mongolische Herrschaft am stärksten lastete, und somit werden wir auch hier auf die Annahme geführt daß das Märchen von den Mongolen zuerst zu den Russen kam. In deren Mund nahm es wohl die Gestalt an, welche sich aus den verschiedenen Formen, in denen wir es kennen, mit hoher Wahrscheinlichkeit wieder zusammensetzen ließe. Wenn ich das hier nicht versuche, so geschieht es insbesondere deßwegen nicht, weil ich die Hoffnung hege daß wir aus Rußland selbst noch eine Form erhalten werden welche die aus den zerstreuten Gliedern erschließbare am treuesten reflectiren möchte.

Nachdem das Mädchen die Aufgabe gelös't, tritt in der lithauischen Fassung eine Neuerung ein. Der Herr will sie doch nicht heirathen, schickt sie nach Hause und läßt ihr abgekochte Eier bringen, welche sie von einer Henne ausbrüten lassen soll. Das Mädchen kocht zur Antwort Gerstenkörner ab, und schickt sie dem Herrn um sie zu säen. Nun muß er sie heirathen. Man sieht, die scheinbare Neuerung ist eigentlich nur eine Umstellung; die in der serbischen und siebenbürgischen Fassung der mit dem Heirathsantrag verbundenen Aufgabe vorhergegangene Probe ist hier auf eine Frage reducirt und ihr nachgesetzt, die Umstellung aber durch einen Versuch des Herrn sein Wort zu brechen motivirt. Die Aufgabe und Auflösung selbst ist wesentlich die in allen übrigen Fassungen verlorne serbische erste (s. oben), und spricht also, wie schon angedeutet, ebenfalls dafür daß die lithauische und serbische Darstellung aus einer Quelle stammen. — Dann folgt sogleich der Proceß, der Streit selbst wird hier unter dreien geführt, und die Ansprüche von zwei Parteien haben gar keine irgend vernünftigen Basen; beides — die Multiplication und die Verflüchtigung stabiler Momente — spricht für eine verhältnißmäßig sehr späte Entwicklung dieser Form. Er lautet hier so: darnach (nämlich nach der Heirath) kamen drei, die im Streite mit einander lagen, zu dem Herrn, um sich Recht zu holen. Der eine hatte eine Peitsche, der andere einen Wagen, der dritte eine Stute, und die Stute hatte ein Fohlen. Sie stritten sich nun; der eine sagte: „das ist das Fohlen meiner Peitsche;“ der andere sagte: „das ist das Fohlen meines Wagens;“ der dritte sagte: „das ist das Fohlen meiner Stute.“ Der Herr aber war nicht im Stand ihren Streit zu schlichten. Da sandte er zu seiner Frau. Diese hieß sie sich ein Netz holen, führte sie auf den Berg und ließ sie fischen, und sie konnten da nicht fischen. Da sagte sie zu ihnen: „so wenig ihr auf dem Berge fischen könnt, so wenig kann eine Peitsche oder ein Wagen ein Fohlen haben, sondern nur einzig und allein eine Stute.“ — Damit schließt das Märchen. Scheidung und Wiedergewinnung fehlen, augenscheinlich weil es nur Fragment. Selbst das Ende des Processes ist nicht mit Bestimmtheit ausgesprochen, aber aus der serbischen Fassung und den hervorgehobenen Uebereinstimmungen mit derselben können wir schließen daß auch hier die unberechtigten Kläger ihr Unrecht selbst einsehen.

Ueber den Proceß selbst habe ich noch nicht gesprochen, weil die Formen, einzeln auftretend, keinen überzeugenden Schluß auf die Entstehung desselben gewährten. Wenn sich der Leser aber jetzt, wo sie alle vorliegen, die Mühe nimmt sie zu überschauen, so wird er finden daß es sich in allen um eine Stute und ihr Fohlen handelt. Das ist aber der Gegenstand der ältesten indischen Fassungen, an denen sich die Klugheit der Schwiegertochter in den einen, des Ministers in den andern erprobt, und welches noch in der walachischen und ungarischen Fassung wiedergespiegelt wird, und es ist daher keine besonders gewagte Vermuthung, wenn wir annehmen daß der Proceß ursprünglich auf dieser Frage beruht.

Aus den einzelnen Momenten des Märchens haben sich Ausläufer gestaltet, deren Zusammengehörigkeit mit ihm mehr oder weniger schlagend in die Augen springt. In dem jetzigen Zustande dieser Untersuchungen — wo die Art der Umwandlungen von Märchen und der aus ihnen hervorbrechenden Nebenzweige erst in wenig Beispielen nachgewiesen zu werden versucht ist — wage ich es nicht auch diese in den Bereich dieser Darstellung zu ziehen. Nur einen will ich erwähnen, da mir scheint daß wenigstens die meisten Leser auch jetzt schon nicht verkennen werden daß er entschieden als solcher anzusehen, und nicht wenig geeignet ist die in der weitern Entwicklung der Märchen eintretende — größtentheils humoristische — Verflüchtigung recht augenfällig zu veranschaulichen.

Wir haben schon darauf aufmerksam gemacht welche Bedeutung der Proceß für das Märchen überhaupt gewann, wie er die Tiroler und die hannoverische Form umgestaltete, und im Lithauischen fast einen eben so großen Umfang einnimmt als das ganze übrige Märchen. Es ist fast nur ein Schritt weiter in dieser Richtung, wenn er sich aus seiner ursprünglichen Verbindung ganz loslöst und selbstständig hinstellt. Der Grundcharakter desselben ist ein auf nichts basirter Anspruch, welcher in mehrern Formen sogar zuerst mit Erfolg gekrönt wird. Das erstere Moment hat sich schon zu humoristischer Auffassung im Lithauischen verflüchtigt, wo der Anspruch auf das Fohlen sogar schon durch den Besitz der Peitsche für den Richter eine unauflösbare Verlegenheit bereitet. Beide Momente, aufs humoristischste entwickelt, treten uns in Pröhle's Liedern und Volksmärchen, Leipzig 1853 Nr. 54, entgegen. Wie im Lithauischen vom Besitz der Peitsche und des Wagens ein Recht auf das Fohlen abgeleitet wird, so nehmen hier drei Mädchen einen geschossenen Hasen in Anspruch, indem sie behaupten ihn mit ihren Harken, welche sie, als er über die Wiese lief auf der sie mähten, auf ihn angelegt hatten, erschossen zu haben. Der Jäger welcher ihn geschossen hatte, verklagt nun die Mädchen beim Richter. Dieser schüttelt über die Behauptung der Mädchen den Kopf; sie aber sprachen: „O Herr Richter! urtheilt nicht zu voreilig! Erlaubt vielmehr daß jedes von uns drei Mädchen euch ein Kunststück vormache. Danach werdet Ihr fürs erste ersehen daß unsere Kunst wohl groß genug ist um mit der Harke einen Braten schießen zu können, und fürs zweite sollt Ihr danach auch entscheiden: welcher von uns drei Mädchen der Hase gehört." Dieses Verlangen den Proceß nach den zu liefernden Kunststücken zu entscheiden, erinnert vollständig an den Eingang des behandelten Märchens in der Tiroler und hannoverischen Fassung, wo derjenige den Proceß gewonnen haben soll der die Räthselfragen löst. Ist es daraus hervorgegangen, so erweist die Conception auch von dieser Seite her ihren Zusammenhang mit unserm Märchen; und diese Annahme wird auch dadurch wahrscheinlich daß Pröhle diese Sammlung auf dem Oberharz gemacht hat, aus dessen Gegend auch die Colshorn'sche Fassung des Gesammtmärchens stammt. Als das erste Mädchen sein Kunststück gemacht hat, erkennt der Richter sogleich daß die Mädchen im Recht sind, und der Jäger wird mit seinem Anspruch auf den Hasen abgewiesen. Es gilt nun nur noch die zweite Frage zu entscheiden, deren Motivirung, so wie die Kunststücke — insbesondere das der zweiten Dirne — verdienen daß der Leser sie bei Pröhle selbst nachsehe.

Züge unsers Märchens sind in viele andere eingedrungen, natürlich ebenfalls theilweise mit unwesentlichen Variationen; doch auch diese zu verfolgen kann hier unsere Aufgabe nicht seyn. Ich erlaube mir in dieser Beziehung nur auf ein finnisch-karelisches Märchen aufmerksam zu machen, welches in diesen Blättern (1858 Nr. 16 S. 377) abgedruckt ist.

Die Basken und ihre nationalen Sonderbarkeiten.

(Aus Charles Dickens' Household Words.)

Bei der Vernichtung einer früheren Welt, welche stattfand als die Euskaldunacs eine Nation waren, entrannen, wie man sagt, dem Untergang nur einige wenige Leute, „so gering an Zahl wie die Oliven welche am Baume bleiben wenn die Frucht eingesammelt worden, und so selten wie die Trauben welche an den Rebstöcken hängen wenn die Weinlese vorüber ist." Unter diesen Geretteten befand sich Aitor, der Stammvater der Euskaldunacs, der sich mit seinem Weib in eine Höhle in einem hohen Berg zurückzog, und dort wartete bis die fürchterliche Schlacht zwischen Feuer und Wasser ausgefochten war. Das Toben dieser Elemente hatte ihn in solchen Schrecken versetzt, daß er seine eigene Sprache vergaß, und eine neue erfand, welche mit der Zeit die Mundart der Basken und von ihnen das Eskuare, oder die Euskara-Sprache genannt wurde. Dieß ist die Sprache Adams und Eva's, die Sprache Noahs, die eine Ursprache der Menschheit, welche allen Menschen eben so eingeboren ist wie der Taube das Girren, dem Stier das Brüllen, oder dem Affen das Plärren.

Die Euskara-Sprache, sagen die Basken, hat Wurzelwörter genug für alle die zweiundsiebenzig Sprachen welche am Fuße des babylonischen Thurms in grammatikalisches Daseyn gerufen wurden, so daß, mit einem Wort, jede andere Zunge nur eine Abänderung des Euskarischen, dieses aber noch bis zur Stunde und in alle Zukunft Mark und Bein der übrigen ist. Das Euskarische hat seine Wurzeln in der Natur der Dinge selbst, und die Basken sagen daß, wenn man es vollkommen erlerne, man die Schlüssel zu allen Wissenschaften und allen Künsten besitze. Die Namen der dreizehn Zahlen schließen in diesen dreizehn Wörtern alle Fundamentalprincipien der Naturphilosophie, so wie die Zahlengeheimnisse eines Plato und Pythagoras in sich. Sein Alphabet ist an und für sich selbst eine Offenbarung; es heißt Jesus. Indeß spricht, trotz dieser Abgeschmacktheiten, der spanische Baske eine unzweifelhaft homogene, von allen benachbarten celtischen Mundarten abweichende Sprache — eine Sprache die Hrn. Alexander v. Humboldt zufolge einigen der Mundarten der nordamerikanischen Indianer näher steht als irgendetwas anderm. Die Erlernung derselben ist den Fremden unmöglich — ein Beweisgrund der einigermaßen gegen die Theorie ihres urzeitlichen Gebrauchs und ihrer universellen Wurzelwörter spricht; ein Beweisgrund ferner gegen die Behauptung daß sie die Natursprache der Menschheit — die Zunge sey in welcher die Kaspar Hauser philologischen Experiments von selbst reden würden; ein Beweisgrund aber der den

Genealogen günstig ist, indem diese den Aitor zum Noah und die wundervolle baskische Sprache zu einem Ueberbleibsel eines untergegangenen Volkes machen. Denn sie ist wunderbar reich und biegsam, stand in ihrer Jugend und Neubildung allen sie umringenden Civilisationen weit voran, und ist nun die älteste aller Sprachen die in Europa gesprochen werden; sie war alt vielleicht als Rom in seiner Jugendkraft stand, und graubärtig als Griechenland kaum die Kinderjahre hinter sich hatte. Jedermann weiß daß die Spanier durch Tubal in gerader Linie von Noah abstammen; allein es war ein großer Geniestreich der stolzen Biscayer daß sie den Noah selbst zu ihrem unmittelbaren Stammvater machten. Denn die Biscayer betrachten sich wie Halbgötter über die Spanier erhaben, verachten sie aus Herzensgrund, und kein Schimpfwort ist zu hart das sie ihnen nicht an den Kopf werfen, besonders den Galiziern und Castilianern, welche vorzugsweise die Zielscheibe ihres Spottes sind.

Die Männer sind ungemein schön — die Frauen äußerst liebenswürdig und von vollkommenem Typus. Sie haben große schwarze Augen und herrliches schwarzes Haar; Haut, Hals und Schultern sind klar braun, und ihre Hände und Füße würden das Glück einer petite maîtresse der Städte machen. Die Männer sind vielleicht nicht so prächtig hübsch wie die Frauen — mit Ausnahme der ländlichen Ortschaften in Italien ist dieß, wie sich von selbst versteht, selten der Fall — allein wenn man sie mit ihren rothen Gürteln, ihren nach Husarenart über die linke Schulter geworfenen Jacken, und ihren leichtfertig auf ein Ohr gesetzten Mützen sieht, so sind sie ein schön aussehender Menschenschlag, so geschmeidig, thätig und sehnig, daß es scheint sie hätten etwas panther- oder leopardenartiges an sich. Ihre Sonntage halten sie in einer Hinsicht puritanisch streng — die Belustigungen der beiden Geschlechter finden abgesondert statt. Die Männer kegeln, die Frauen tanzen ohne Cavaliere. Sie sind berühmt ihrer Improvisatori halber, welche bei Festlichkeiten zusammenkommen und einander in Liedern, Sorsicos genannt, zum Wettkampf herausfordern. Das Alter eines dieser Lieder reicht — man behauptet es wenigstens — bis zur Regierung des Octavius in Rom hinauf, dem es ziemlich übermüthig Trotz bietet; ein anderes, das unser Gewährsmann besaß und anführte, ist eine jener rührend klagenden Nationalballaden über eine schmerzenvolle Liebe und ein sterbendes Mädchen, welche in der Poesie des civilisirten und verfeinerten Lebens kein Seitenstück haben. Allein die Basken haben eine ähnliche Sitte wie die unserer westlichen himmlischen Freunde, der Miautsz. Wenn ein Kind geboren und die Mutter im Stande ist wieder im Hause herumzugehen, so legt sich der Ehemann mit dem Kinde zu Bett, und empfängt die Glückwünsche seiner Freunde. Diese Gewohnheit reicht bis zu Aitor, oder Noah, hinauf, welchem, als sie in der Verbannung waren, sein Weib einen Sohn gebar. Da sie sich fürchtete zu Hause zu bleiben, weil sie entdeckt und ermordet zu werden glaubte, so bat sie ihren Mann das Kind zu pflegen, und gieng hinaus um Nahrung und Feuerung zu suchen. Diese Gewohnheit hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten, und die Erklärung mag nach ihrem Werthe bemessen werden.

Der Samum (Chamsin).

Der Samum oder Chamsin wird als ein heißer Wüstenwind geschildert, der in Afrika, in der Berberei und in Aegypten in den fünfzig Tagen nach der Frühlingsnachtgleiche zu wehen pflegt, und um vieles lästiger und unerträglicher ist als der italienische Scirocco und der schweizerische Föhn, die sich als durch höhere Breiten abgekühlte Fortsetzungen jenes Wüstenwindes darstellen. Ein Reisender, der einen solchen heftigen Wüstenwind in Afrika erlebt hat, beschreibt ihn in folgender Weise: „Jegliche Macht der Sprache," sagt er, „ist unzureichend diese schreckliche Plage der Wüste zu schildern. Vielleicht dürfte es dem Pinsel, unterstützt von der Feder, gelingen einen unvollkommenen Begriff davon zu geben.[1] Auf den Flügeln des Wirbelwinds und den Wogen des Donnersturms raste der Samum in seinem feurigen Laufe daher, die ganze Natur mit seinem todschwangern Hauche versengend. Er war von einer Linie feurigen Lichtes begleitet, welches einem flammenden Zuge glich, dessen dicker Rauch die ganze weite Fläche erfüllte und das Schreckliche dieser Erscheinung deutlich machte. Das Auge der Menschen und die Stimme der Thiere waren gen Himmel gerichtet, worauf beide zur Erde stürzten. Gegen einen solchen Sandsturm hilft kein menschlicher Muth, und alle seine Anstrengungen sind vergebens. Er muß sich allein auf die Vorsehung verlassen. Der Sturm gieng über uns weg, indem er eines meiner Kamele begrub. Sobald wir uns von der Erde erhoben, mit gen Himmel ausgestreckten Armen für unsere Erhaltung dankend, erwachten wir zu neuen Schrecknissen. Des Samums austrocknende Zunge hatte das Wasser aus unseren Schläuchen geleckt, so daß wir nach der Errettung aus der feurigen Stunde den noch schrecklicheren Tod des Verdurstens vor uns sahen."

Die Britten unter Lord Elgin in Yeddo.

(Fortsetzung.)

Der 17 August, ein Dienstag, war der ruhmreiche Tag des ehrenvollen Einzugs der ersten brittischen Gesandtschaft in Japan seit dem Jahr 1613, wo der Gesandte Jakobs I bei dem damals regierenden Kaiser einen freundlichen Empfang gefunden hatte. Capitän Barker hat Anstalt getroffen, um, ohne die Japanesen in das Geheimniß unserer Schritte blicken zu lassen, die Landung auf die feierlichste und eindrucksvollste Weise, mit einem Wort, so zu bewerkstelligen, wie sie dem Repräsentanten unserer geliebten Souveränin geziemte, und da-

[1] Im Leipziger Museum befindet sich ein Gemälde von Biard: „Araber in der Wüste vom Samum überfallen," das durch die nachfolgende Beschreibung Leben und Ausdruck gewinnt. Von einem Maler J. J. Frey kann man in Berlin, München u. s. w. einen gemalten Samum sehen.

durch den Tags zuvor zufällig entdeckten Plan: Lord Elgins Einzug in Yeddo zu einer nichtssagenden, prunk- und ceremonielosen Sache zu machen, zu vereiteln. Die Boote des Geschwaders wurden ausgerüstet, bemannt und bewaffnet; die „Retribution" lieferte ihre Musikbande; die Schiffe wurden mit Flaggen aufgeputzt, und als alles bereit war, fuhr der Botschafter an Bord des „Lee," von einer vollkommenen Flottille unserer Boote begleitet, auf die Batterien zu. Der japanesische Officier und Yenoske, der abgesendet worden um Se. Excellenz an die Küste zu geleiten, wurden von diesen Vorbereitungen sehr betroffen; sie hörten — ein sehr ernstes Zeichen — sogar auf Notizen zu machen.

Der „Lee" schlug seinen Weg sorgfältig nach dem Ankerplatz ein welchen die einheimischen Fahrzeuge benützten. Yenoske deutete dem Commander Graham eine andere Richtung an zwischen zweien der äußeren Batterien, wo der „Lee" wahrscheinlich aufgelaufen wäre; allein sein freundlicher Rath wurde nicht angenommen. Innerhalb der Batterien-Linie sah sich der „Lee" genöthigt Anker zu werfen; der Zug der Boote bildete sich nun, die Galeeren des Geschwaders mit ihren Befehlshabern führten in doppelter Colonne sämmtliche Pinassen und Kutter mit den in volle Uniform gekleideten Officieren der verschiedenen Schiffe. Hinter diesen folgte das die Musikbande tragende Boot; dann kam die Barke auf welcher sich der Botschafter eingeschifft hatte. Ein anderes großes Fahrzeug folgte hinter der Barke, und die Fahrzeuge des „Furious" hielten sich in angemessener Entfernung auf beiden Seiten, um zu verhindern daß sich einheimische Boote um Se. Excellenz drängten. Das herrlichste Wetter begünstigte dieses Schaugepränge, zu welchem die Schiffe mit ihren hellfarbigen Flaggen, die Boote mit ihren heitern Anhängseln und Fahnen, und mit Mannschaft und Officieren im festlichsten Schmuck beladen, so wie das Getöse unserer Schiffskanonen eine ungeheure Menschenmenge angelockt hatten, die sich, auf jedem freien Platz wo man einen Blick auf den Zug werfen konnte, in dichten Haufen zusammenschaarte. Die Boote kreuzten die seichte Sandbank, und näherten sich dem amtlichen Landungsplatze, wo sich Graf Elgin ausschiffte, während die Musikbande God save the Queen spielte. Die japanesischen Beamten sahen aus wie in Verwunderung und Erstaunen verloren daß solche Dinge in der Hauptstadt von Tai-Ni-pon geschehen konnten. Die Officiere des Geschwaders blieben an der Küste um den Botschafter an sein Palankin zu geleiten, und als dieß geschehen, kehrten sie insgesammt in die Schiffe zurück.

Im Botschaftsgebäude, wo, wie wir hören, die Dinge rasch vorwärts gehen, ist die Anordnung getroffen daß die Yacht (ein Geschenk für den Kaiser) den Japanesen am Tage der Unterzeichnung des Vertrags überliefert werden soll. Der Vicegouverneur von Yeddo hat das gesammte Botschaftspersonal unter seiner besondern Obhut, und läßt, sey's persönlich oder durch seinen Stellvertreter, keinen einzigen Engländer in Yeddo aus den Augen. Diese angenehme Aufgabe ist ein Zwangsdienst, und er ist verantwortlich für das gute Betragen und die sittliche Aufführung eines jeden von uns; führen wir uns gut auf, und versündigen wir uns nicht an den Gesetzen Japans, so wird er bei unserer Abreise belohnt; ist das Gegentheil der Fall gewesen, so wird auf ihn, nicht auf uns, der Tadel und die Ungnade fallen. Armer Vice-Gouverneur, wir wünschen, du möchtest deine Prüfungen gut bestehen! Ein Pferd soll morgen Vormittag am Landungsplatz in Bereitschaft stehen, und ein Officier uns zur Botschaft begleiten; wir packen unsere Mantelsäcke auf und unterlassen nicht jeden verwerthbaren Dollar mitzunehmen um ihn in Lackwaaren und kleinen Hunden anzulegen, welche, wie man uns sagte, ungemein schön seyn sollen. Der Morgen zeigt sich so schön als wir es wünschen konnten; wir stehen bei Tagesanbruch auf, um die Bucht zu sehen ehe noch der Glanz und der Nebel des Sonnenlichts ihr Eintrag thun. Als die silbernen Morgenstrahlen sich über das Land und das Wasser verbreiten, sehen wir jenen lieblichen Berg, Fusi-hama, den Typus des Schönen für die ganze japanesische Nation. Er tritt wie eine züchtige Jungfrau aus seinem Schleier und seinen Wollengewändern hervor, um sich an der Lieblichkeit des Naturschauspiels um ihn her zu weiden. Das Schauspiel dauert nur einige Minuten — wir hätten gewünscht es könnte ewig dauern — denn die kühne Sonne erhebt sich auf den Kämmen der östlichen Berge, und Fusi-hama zieht sich erröthend vor ihrem feurigen Blicke zurück. Bucht und Strand werden rasch lebendig von rührigen Menschen, Hunderte von Fischerbooten schwimmen auf dem Wasser, den letzten Hauch des Nachtwindes noch benützend um sich einen frühzeitigen Markt zu sichern. Die vielen erwachsenen Männer in jedem Boote zeugen für die Fülle der Bevölkerung: kräftige athletische Gestalten sind es, mit glatter Haut, bronzefarbig und bartlos, aber ihre breiten Muskeln und ihre tiefe Brust sprechen für die Vollkommenheit ihrer körperlichen Ausbildung. Sie betrachten uns ohne Furcht und Mißtrauen, und wie sie ihre Ruder in Bewegung setzen, ertönt von ihnen irgendein Scherz oder ein Gruß. Der Morgenwind ist kalt und feucht, die Sonne hat den niedern dünnen Nebel nicht zerstreut der sich längs der Oberfläche der Bucht von den Tieflanden gen Norden zieht, und wir tragen unsere blauen Kleider mit Behagen; doch alle die Fährmänner sind nackt, nur ein schmales blaues Stück Tuch bedeckt ihre Lenden, und ein anderer Zeugstreifen ist fest über die Nase gebunden. Kann eine japanesische Nase ein widerspänstiger Gegenstand im Gesichte seyn? oder geschieht es weil die Nase in Japan große Sorgfalt erheischt? oder ist es vielleicht eine Vorsichtsmaßregel gegen das Einhauchen der Malaria? Wir überlassen die Lösung dieser Frage künftigen Besuchern der Insel, und begnügen uns mit Beifügung des Notabene in unserm Tagebuch: „In Yeddo ist es Sitte die Nase zu verbinden und nur wenige Kleider zu tragen."

Nachdem wir gefrühstückt, begaben wir uns an den Landungsplatz. Es ist Niederwasser, Schwärme von Booten und eine große Menschenmenge sind in den Untiefen an der Arbeit. Viele beladen ihre Boote mit Strahlmuscheln, die sie von der Sandbank auflesen, um einen vortrefflichen Kalk daraus zu brennen; andere fangen Schalthiere, und wieder andere ziehen die Netze an. Hier werden unsere Beobachtungen durch ein Spionsboot, das sich neben uns legt, unterbrochen, und der Officier fordert durch Zeichen kaltblütig einen Sitz in unserm Boot. Wir sind freimüthig gegen ihn, und empfehlen ihm zum . . . zu gehen. Er lächelt, stößt ab und macht eine Notiz über unsern kurzen Höflichkeitsaustausch. Abtheilungen achtungswerther Bürger, ölige glatte Männer, von wohlgenährtem Aeußern, schiffen sich zu einer Lustfahrt auf dem Wasser ein; ihre Kinder sind bei ihnen, und jeder Bube hat eine Fischerleine über Bord. Wir dachten an Hrn. Briggs — Punch's Hrn. Briggs — zu Ramsgate. In einem andern Boot sitzt eine Dame mit ihren Kindern; ihre Kleidung bezeugt daß sie der bessern Volksclasse angehört; die Kinder lachen, und sehen verstohlen nach einer Kohlpfanne welche in der Mitte des Boots steht, während die Mutter in der matronenhaftesten Manier hinterwärts sitzt, und einer ihrer Töchter das

zeigt was ihr an unsern unwürdigen Personen, unserm Boot und unserer Mannschaft bemerkenswerth erscheint. Die junge Dame, wir bemerken dieß gern, zeigte, ohne sich darum unweiblich zu benehmen, nichts von jener im Morgenlande so allgemeinen argwöhnischen Furcht vor dem männlichen Geschlecht, was auf einen bessern Zustand gesellschaftlicher Civilisation schließen läßt als wir ihn, nach unsern Erfahrungen in Nangasaki, erwarten durften. Wir ließen daher, um all dieses Thun und Treiben behaglich betrachten zu können, das Boot ruhig seines Weges gehen; die natürliche Folge davon war daß es in der nächsten Nähe der Stadt an die Küste trieb. Das Polizei- oder Spionsboot regte sich sogleich als wäre es vom Fieber ergriffen, und der Officier darin fürchtet wir möchten wissen wo das zu unserm Landungsplatz führende tiefe Wasser zu finden sey. Um den Scherz zu erhöhen, strömen alle kleinen Knaben und Mädchen der umliegenden Häuser an den Strand herab. Der Polizei-Officier ist in einem furchtbaren Zustande; er treibt sie zurück, schwenkt seinen Fächer, schmählt mit ihnen — allein umsonst: solange unser Boot auf dem Schlamm bleibt, so lange bleibt auch Jung-Japan da und gafft nach demselben und nach uns. Sie machten es nicht wie es der englische Bubenpöbel gemacht haben würde, d. h. sie polterten und tobten nicht gegen den Officier, und wir hatten daher allen Grund ihre Artigkeit zu loben. Nach einiger Zeit machten wir das Boot wieder flott, und setzten unsern Weg fort. Wir fuhren durch die Eingänge verschiedener Canäle, welche zur Zeit der Fluth dazu dienen die Verbindung zwischen entfernten Theilen der Stadt und des Meers zu erleichtern. Jetzt sind sie nichts als ungeheure Cloaken.

Nach Erreichung des Landungsplatzes bemerken wir den Officier welcher den Auftrag hat uns ins Botschaftsgebäude zu geleiten; er sieht drein wie ein Mann auf dem eine große Verantwortlichkeit lastet, und gibt den uns umringenden Barken Befehle über Befehle, so daß wir mit Leichtigkeit zu landen vermögen. Unsere Pferde sind wunderbarlich aufgeputzte Geschöpfe; es liegt etwas wahrhaft mittelalterliches in ihrem Schirrzeug, mit Ausnahme der um ihre Hufe gewickelten Strohschuhe, welche der Poesie unserer Rosse einigermaßen Eintrag thun; im übrigen hätten die Kopfgestelle, Gebisse, Sattelzeuge, Sprungriemen, Schwanzriemen und Steigbügel von dem „Enterbten Ritter im Turnierhof von Front-de-Böufs Burg" gebraucht werden können. Von den Pferden selbst können wir dieß nicht sagen; allein sie sind gutmüthige, muthvolle kleine Thiere. — Zu Pferd also!

Die vom Landungsplatz aus sich dahinziehende Straße ist so breit wie Regent Street, und endigt ungefähr drei Viertelmeilen davon am Eingang in einen hübschen Tempel, dessen grüne Terrassen mit Sitzen und kühlen, ein höchst erfrischendes Ansehen gewährenden, Seitengemächern ausgestattet sind. Wir wenden uns indeß rasch nach einer mit dem Wasser parallellaufenden Straße. Sie ist breit und reinlich; auf beiden Seiten sind ununterbrochene Reihen von Läden, und in kurzen Zwischenräumen von dreihundert Ellen läuft eine augenscheinlich zu Polizeizwecken errichtete hölzerne Schranke quer über die Straße. Die Handelsläden scheinen hier alle beisammen zu seyn: wir finden Eßwaaren in jeglicher Quantität; dann Korb- und Flechtwerk für ganz Japan; hier irdene Waaren — dort Eisenwaaren. Und dann, rufen wir aus, welche Menschenmenge! Die Leute sind erst zusammengelaufen bei unserm Vorüberkommen, und doch stehen sie so dicht gedrängt daß man auf ihren Köpfen herumspazieren könnte. Wir waren bisher der Meinung die Chinesen allein drängten sich so eng zusammen, allein diese Japanesen thun's ihnen sicherlich noch zuvor, und was weit besser ist, sie thun's mit Reinlichkeit, was bei ersteren gewiß nicht der Fall ist. Jedermann sieht gut gewaschen, zufrieden und heiter aus — man stößt auf keinen einzigen griesgrämigen und düstern Blick. Unter den Hausthüren stehen Weiber in Fülle. Es ist ihnen gelungen — Gott verzeih's ihnen — sich so häßlich zu machen wie die Sünde; doch haben sie freundliche Augen, glattes Haar und ein heiteres Aussehen. Edelmüthige Geschöpfe: es sind, wie wir sehen, meist verheirathete Frauen, welche ihre Zähne und Augbrauen geopfert haben um ihre Ehemänner gegen die Pein der Eifersucht zu schützen. Die Frauen erfreuen sich hier offenbar einer großen Freiheit, aber auffallend ist es wie unzart die Masse des Volks sich zeigt. Eine Menge unzüchtige Bilder sind in den Läden ausgestellt, und unser Polizeiofficier wendet die ganze Schärfe seiner Augen an um sie so rasch als möglich verschwinden zu lassen. Allein er sieht nicht alle, und wir beben zurück vor Figuren und Modellen der schmutzigsten Art, die, unbeachtet von ihm, unter Männern, Weibern und Kindern herumgetragen werden, gegen die sich aber das Volk gleichgültig verhält.

Wir sehen keinen Bettler, und die Straße ist bewundernswerth reinlich. Einige saubergekleidete Buddhisten-Priester singen, in nicht unmusikalischer Melodie, einen Lobgesang an der verschlossenen Thür eines Hauses — sie werden so lange fortsingen bis das Herz des Eigenthümers erweicht ist, oder seine Geduld ihr Ende erreicht hat; dann wird die Thür sich öffnen, und er wird sie höflich belohnen. Unser Führer nimmt nun seine Richtung scharf eine Straße hinab, an deren Ende ein trotzig-dreinschauendes Thor sich befindet; wir sind an dem Portal der Einfassungsmauer, innerhalb welcher die brittische Botschaft wohnt. Es öffnet sich, und uns entgegen kommt aus dem Tempel am Ende der Straße eine große Procession. Wir sahen daß Se. Excellenz und dessen Gefolge gerade zu dem ersten Besuche bei dem Fürsten aufbricht, welcher, wie man sagt, die auswärtigen Angelegenheiten Japans leitet. Da Se. Lordschaft einen sehr prachtvollen Sessel mitgebracht, der, wie die in chinesischer Etiquette Erfahrenen erklärt hatten, die für einen Staatsmann seines Rangs geeignete Größe und Farbe besitze, so war er im Stande den Besuch bei dem Fürsten mit vergleichsweise großer Bequemlichkeit abzumachen; alle andern aber, ob Marineofficiere oder Diplomaten, wurden in kleine landesübliche Flechtwerk-Palankine gepackt. Für Leute welche gewohnt sind auf ihren Schenkeln, statt in Sesseln, zu sitzen, mag das Reisen in solchen Beförderungsmitteln einfach genug seyn; allein bei unsern dickbeinigen, dickgliederigen Landsleuten mit ihren aufgekrempten Hüten, ihren vergoldeten Röcken und langen Degen war dieß eine wunderliche Erscheinung, und ein nicht leicht zu vergessender Anblick.

Die Residenz des Botschafters war eine kleine Wohnung auf derjenigen Seite des Tempels die sich mit der Rückseite der Nebengebäude in einen ziemlich hübschen Garten aufthat. Ein großes die ganze Bodenflur einnehmendes Zimmer hatte man einfach dadurch hergestellt daß man sämmtliche Schreine, welche diesen Raum ursprünglich in eine Anzahl Gemächer abgetheilt hatten, entfernte, einen großen Tisch aus dem Schiff herbeibrachte, und den Raum auf diese Weise rasch in ein Speise- und allgemeines Empfangszimmer verwandelte. Unmittelbar über diesem Gemach ist ein zweites, gleich großes hergerichtet, mit Betten für das Gefolge des Botschafters. Se. Lordschaft hatte ein paar Zimmer inne,

welche einen von der Bodenflur nach dem Garten laufenden Flügel bilbeten. Das fernere Gemach diente zu dem doppelten Zweck eines Sitzimmers und eines Conferenzsaals für die Commissäre, das andere war Sr. Lordschaft Schlaf- und Ankleidezimmer. Ein Verandah zog längs der Hinterseite der Nebengebäude hin und diente als Verkehrsmittel zwischen den verschiedenen Gemächern. Der Garten, obgleich an Flächenraum sehr beschränkt, und so gelegen daß er den Horizont auf jeder Seite begränzte, enthielt innerhalb seines Umfangs zwei mit Fischen bestockte und mit der in voller Blüthe stehenden Lotusblume geschmückte Teiche; eine Brücke, den Grasplatz, Buschwerk, Küche und Blumengarten; sodann eine Bergseite, auf welcher ein gewundener Pfad zu zwei oder drei schönen Cedern auf dem Gipfel führte, von wo ein unternehmender Reisender die Dächer zweier anstoßenden Häuser und die Kuppel eines Buddhistentempels in nächster Nähe, nur etwa, wie die Matrosen sagen, einen Zwiebackswurf entfernt, vor sich sah. Niemand als ein japanischer Gärtner hätte alle diese Gegenstände in einen so kleinen Raum zusammenzwängen und doch noch eine gewisse Ordnung und guten Geschmack bewahren können, so daß man keine Ursache hatte weder über die eine noch über die andere sich zu beklagen. Viele der Bäume waren natürlich zwergartig zugestutzt, allein die Geschicklichkeit alles in ein gehöriges Verhältnißmaß zu stellen, so daß Größe und Farbe einen gleich täuschenden Eindruck auf das Auge machten, war, wie uns schien, wahrhaft bewundernswerth, und doch ist der Gesandtschaftsgarten nur eine sehr untergeordnete Kunstprobe japanesischer Gärtner.

Die Eingangshalle des Botschaftsgebäudes war hier und dort in kleine Gemächer abgetheilt für die Dienerschaft, und an beiden Enden der Halle (denn sie zog sich längs der ganzen Vorderseite des Hauses hin) befanden sich die englische Küche auf der einen, und die japanesische Polizei-Anstalt auf der andern Seite. Für uns war letztere eine endlose Quelle des Interesses, wie andrerseits die Wunder der Botschafterskküche bei allen japanesischen Priestern, Weibern, Trägern und Müßiggängern, mit welchen der vordere Hofraum den Tag über gewöhnlich angefüllt war, Staunen erregten. In den hölzernen Wänden der Küche waren Risse, durch welche man alle Vorgänge darin genau beobachten konnte, und hier stellte sich denn auch, mit fest auf die Risse gerichteten Augen, irgend ein Neugieriger, nach hartem Kampf um seine Stellung, so lange auf bis er, auf dem Gipfel seines Erstaunens, sich unvermerkt umdrehte um irgend einen Ausruf vernehmen zu lassen, oder den Anwesenden Kunde zu geben über das was er gesehen. Im Nu war er dann hinweggedrängt, und ein anderer gewann sein beneidetes Guckloch. Die Menge thierischer Nahrung welche bei der Gesandtschaft verzehrt wurde, erregte in hohem Grad ihre Verwunderung. Fische, Reis und Gemüse, auf tausend verschiedenerlei Weise gekocht, bilden die Nahrung der die japanesische Inselgruppe bewohnenden vielen Millionen Menschen. Sie dürften wohl eben so bald daran denken so werthvolle Thiere wie ihre Ochsen zu essen, wie wir das Fleisch unserer Wagen- oder Jagdpferde zu verzehren; ein Schaf war ein ihnen unbekanntes Thier; Schweine sind ein den Reichen und Vornehmen vorbehaltener Luxusartikel; alle diese aber, und noch viel mehr, sahen sie auf wundervolle Weisen gekocht und in für ein so haushälterisches Volk fabelhaften Mengen verzehrt. Der Polizeihof war uns ebenfalls neu: durch ihn wurde aller Verkehr zwischen den Unterthanen der Königin Victoria und denen Taikuns geführt, und durch ihn erfuhren die einheimischen Behörden alles was innerhalb der Botschaftsresidenz geschah, wenigstens alles was sie verstehen oder was sie sich erklären konnten. Der leitende Beamte war ein Abgeordneter des Vice-Gouverneurs von Yeddo, und er saß im fernsten Theile des Gemachs von 6 Uhr Morgens bis alles zur Ruhe gegangen war; er erhielt Berichte, ließ Lebensmittel herbeiführen, befahl den Krämern der Stadt die verschiedenen Industrie-Erzeugnisse herbeizubringen welche wir Fremden zu kaufen wünschten; er lief an den Eingang um seine Vorgesetzten zu empfangen — und deren waren viele — welche kamen um zu schauen, zu hören, zu sehen; er ließ endlich durch seine Untergebenen jeden Artikel den man in die Gesandtschaftswohnung zum Verkauf brachte genau in Augenschein nehmen, drehte alles von der einen auf die andere Seite, um die Ueberzeugung zu gewinnen daß keinerlei Contrebande in unsere Hände kam; er verzeichnete dessen Natur, dessen Güte und Preis in ein Buch, und trug dann Sorge daß, obgleich wir für solche Ankäufe in mexicanischen Dollars zahlten, nur ihr äquivalenter Werth in die Hände des Verkäufers gelangte. Dieser Abgeordnete des Vice-Gouverneurs, wie Yenoske ihn nennen würde (obwohl wir glauben sein eigentlicher Titel wie der seines obersten Vorgesetzten hätte „Polizei-Magistrat“ und „Oberintendant“ seyn sollen), war ein wundervoller Mann, und er dünkte uns noch wundervoller als wir sahen daß er, neben seinen vielfachen Amtspflichten, auch noch Muße fand mit drei oder vier andern im Rang ziemlich hochgestellten Personen in Erörterungen einzutreten, an einer Reihe von Mahlzeiten nach einander theilzunehmen, und eine unbeschränkte Anzahl Prisen Tabaks aus ungemein hübschen Metallpfeifen zu rauchen.

Die Prüfung eines jeden Artikels, bevor er uns gezeigt ward, und die Buchung jedes Ankaufs geschahen mit einer Geschwindigkeit und Genauigkeit welche sehr für die Geschäftsgewandtheit der hiezu bestimmten Schreiber sprachen; wir fühlten jedoch Mitleid mit den armen Handelsleuten, deren Zeit auf diese Weise verschwendet ward, und waren nicht erstaunt zu sehen daß man fast Zwang gebrauchen mußte um sie zu bewegen sich nach der Gesandtschaftswohnung zu begeben, und daß sie selten ihre besten Waaren mitbrachten. Der Zweck der japanesischen Regierung bei der Buchung aller unserer Einkäufe, wie geringfügig diese auch seyn mochten, war ziemlich schwer zu errathen — vielleicht war es die bloße Gewohnheit des Alleswissenwollens.

Die Aufgabe Yenoske's, des Sprachkundigen, bestand darin den Vermittler zwischen den Europäern in der Gesandtschaftswohnung und den Japanesen zu machen, und es erforderte alle Gemüthsruhe und Geduld welche wir einem Engel zuschreiben, um im Stande zu seyn dieß zu thun. Er sah sich unaufhörlich in Anspruch genommen. In der einen Minute galt es die Ausfertigung einer Botschaft oder eines Briefs für die Commissäre, in der andern handelte es sich um eine Requisition wegen Fischen und Gemüsen. Bald bedurfte einer Moskito-Vorhänge für sein Bett; dann forderte ein anderer vier der schönsten Hunde in Yeddo um den möglich billigsten Preis. Ein reizbarer Britte wünschte zu wissen warum man auf der Auspackung, Prüfung und Verzeichnung jedes einzelnen Bechers und jedes Brühnäpfchens eines Tafelaufsatzes, den er gekauft habe, verharre, und erklärte er werde sich dem nicht unterwerfen; sodann hatte der kleine bewaffnete Mann mit seinen beiden Säbeln, und en grande tenue, eine Abtheilung aus dem Gesandtschaftsgebäude auf ihrem Ausflug in und um Yeddo zu geleiten. Er war überall, und nächst Hrn. Hewskin, dessen Pflichten ebenfalls sehr mannichfache, obgleich höherer Art waren, sind alle welche Yeddo besuchten dem Yenoske für seinen Eifer und seine

Artigkeit zu tiefem Dank verpflichtet. Der Botschafter und die Abtheilung welche dem Staatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten ihren Besuch abstattete, kehrten in gehöriger Zeit zurück, und obwohl das Aeußere und die geistige Begabung dieses Fürsten keinen besonders schmeichelhaften Eindruck auf die im Gefolge Lord Elgins Befindlichen machten, so soll die Unterredung, im ganzen genommen, doch befriedigend gewesen seyn. Jedenfalls war eine Schachtel Confect, welche nachträglich jeder der Besucher als Geschenk erhielt, tadellos, besonders was das sogenannte „Band-Confect" betrifft, und wir können der heranwachsenden Generation Großbritanniens die Versicherung ertheilen daß Bonaparte's Ribs, Toffey, Gerstenzucker und andere derartige Leckerbissen dem japanesischen Confect weit nachstehen.

Wie wir vernahmen, hatte man Lord Elgin gesagt der Tai-kun sey sehr krank — so krank daß er keine Unterredung gewähren könne; Se. Excellenz könne jedoch, wenn es ihm beliebe, eine Audienz bei dem Thronfolger haben. Die ernstliche Erkrankung des Tai-kun hatten wir durch Hrn. Harris in Simoda erfahren, der uns in Kenntniß setzte daß der unglückliche Kaiser im letzten Stadium einer epileptischen Krankheit sey, und schon im Juli, als er ihn sah, habe er mehr einem Todten denn einem Lebendigen gleichgesehen.[1] Ein armer Mensch, dieser Tai-kun, nur wenige würden sich dazu hergeben ihren Platz mit ihm zu vertauschen, eingemauert zu seyn von der Geburt bis zum Tod innerhalb des beschränkten Raums seines Palastgartens, von seinen eigenen Besitzungen selbst nichts zu sehen als was sein Auge von den Terrassen seines Gefängnisses aus überblicken konnte; nichts zu lernen und zu erfahren als was die mündlichen Berichte seiner fast eben so eingepferchten hohen Beamten, oder die von den Vorständen der verschiedenen Ministerien eingesandten Meldungen ihn wissen lassen wollten. Man kann eine so traurige Lage kaum begreifen — eine Lage die aller Wahrscheinlichkeit nach zu jenen Gewohnheiten der Unmäßigkeit und Sinnlichkeit führen muß, welche mit epileptischem Blödsinn und einem frühzeitigen Tod endigen. Die hohen Hofbeamten sollen, wie man uns sagte, während der Dauer ihrer Amtsverwaltung ebenfalls an den Palast gefesselt seyn. Indessen gewährt ihnen das System des Incognitoreisens, das, unter dem Namen Niebon, ein Vorrecht der höhern Classen in Japan ist, einige Erleichterung ihrer Gefangenschaft. Auf diese Weise haben wohl Granden, welchen die strenge Etikette nicht gestattet hätte Fremde, wie wir waren, zu empfangen, oder in amtlicher Form das Geschwader zu besuchen, uns als Niebon erforscht und Ausflüge auf die verschiedenen Schiffe gemacht; allein nie haben wir gehört daß je sich die Tai-kuns selbst diese Freiheit genommen. Der Empfang eines Botschafters, eines Gesandten oder einer Abordnung aus einem fremden Staat muß daher, unter solchen Umständen, für einen im Besitz seiner geistigen Fähigkeiten befindlichen Tai-kun ein wahrer Genuß seyn, auch machte die Schilderung welche uns ein beim Empfang eines holländischen Gesandten und seines Gefolges in Yeddo, vor noch nicht sehr vielen Jahren, anwesender Mann von einer solchen Feierlichkeit gab, wirklich diesen Eindruck auf uns. Der Tai-kun wünschte, die Fremden möchten die Ceremoniengewänder ablegen, aufrecht stehen, umher gehen, einander begrüßen, dann tanzen, springen und den Trunkenbold spielen! Auch richtete er an das willfährige Gefolge den Wunsch es solle gebrochen japanesisch sprechen, in seiner eigenen Sprache laut lesen, Skizzen machen und zuletzt noch singen. Ein holländisches Liebeslied scheint endlich der ungeordneten Neugier des Tai-kun Einhalt gethan und den Holländern weitere Anstrengungen erspart zu haben.

(Schluß folgt.)

[1] Nach unserm Besuch verlautete, über Nangasaki, ein Gerücht: der Tai-kun sey am Tage unserer Ankunft in Yeddo gestorben.

Miscellen.

Eine australische Riesen-Eidechse. Prof. R. Owen hat der königl. Gesellschaft die Beschreibung einiger Ueberreste einer riesenhaften Landeidechse aus Australien mitgetheilt. Eine jetzt im brittischen Museum befindliche Sammlung fossiler Ueberreste beweist das frühere Vorhandenseyn einer Landeidechse in Australien, welche an Größe die größten jetzt bekannten Arten übertraf. Die Charaktere sind von theilweise versteinerten, an Größe den größten bekannten Krokodilen gleichkommenden Wirbeln abgeleitet. Sie tragen den procölischen Typus, zeigen lacertische Modificationen, und stimmen genau mit denen der noch vorhandenen Schnur-Eidechse Australiens überein. Ein generischer Unterschied wird durch die vergleichsweise zusammengezogene Fläche des Neuralcanals und durch die geringere Entwicklung des Neuralrückgrats dieses fossilen Wirbelknochens angedeutet, der, den Proportionen des Körpers zufolge, einem nicht weniger als 20 Fuß langen Thier angehört haben muß. Für diese wahrscheinlich ausgestorbene Eidechse ist der Name Megalanea prisca in Vorschlag gebracht worden. (Yearbook of Facts.)

•

Constitutionalismus auf den Gesellschaftsinseln. Der „Messager de Tahiti," das officielle Journal der Gesellschaftsinseln, enthält in seiner Nummer vom 6 Febr. folgenden Erlaß: „Ihre Maj. die Königin Pomare und Se. Excellenz der Gouverneur der Protectoratsmacht (Frankreich) beschließen wie folgt. In Ansehung der für das Gouvernement des Protectorats beleidigenden Worte, welche in einer der letzten Sitzungen der gesetzgebenden Versammlung der Eingeborne Tairapa ausgesprochen, Worte wegen welcher schon die Suspension von seinen Functionen als Präsident des Gerichtshofes von Toohitus ausgesprochen wurde rc., bleibt der Eingeborne Tairapa hiemit von genannter Function entsetzt, und soll sofort gefänglich zum Zweck seiner weitern gerichtlichen Verfolgung eingezogen werden rc." Unterzeichnet ist der königliche Erlaß nur von dem kaiserlichen Gouvernementscommissär Saisset. Das ist, wie man sieht, ein ganz eigenthümlicher Constitutionalismus auf den Gesellschaftsinseln.

•

Hallucinationen in der Wüste. Escayrac de Lauture, der bekanntlich auf einer wissenschaftlichen Forschungsreise an die Quellen des Nils begriffen ist, schildert eine Art Halbschlafes und Hallucination, die in Europa nur wenig bekannt ist, sehr häufig aber im Orient unter den Personen vorkommt welche die Wüsten durchreisen. Die Araber bezeichnen diesen Zustand von Hallucination mit dem Namen „Ragl." Er pflegt einzutreten wenn ein solcher Reisender, erschöpft von Müdigkeit, gegen den ihn überkommenden Schlaf ankämpft, um noch das Ziel seiner Tagesfahrt und seiner Strapazen zu erreichen. Es scheint dann zwischen Schlaf und Wachen ein Kampf zu entstehen, in welchem keiner vollständig das Uebergewicht behauptet, und geht daraus ein Zustand

hervor der zwischen beiden die Mitte hält. Er zeigt große Aehnlichkeit mit dem Zustand eines durch alkoholische Getränke, durch Opium, Haschisch, Cati, Safran, grauen Amber, Belladonna, Aether &c. Berauschten, oder mit dem eines Menschen der im Fieber delirirt oder den Hallucinationen des Wahnsinnes verfallen ist. Er ist auch kein Traumzustand, denn die Vernunft verliert während seiner Dauer nichts an ihrer Macht, noch die Organe des animalen Lebens ihr Functionsvermögen; die Visionen welche er hervorbringt, unterscheiden sich auch von denen der Luftspiegelungen, weil er Bilder sehen läßt die nicht vorhanden sind, während letzterer ein Bild von etwas gibt das immer in Wirklichkeit besteht.

•

Das Tertiär-Klima. Professor Unger in Wien hat in den Tertiärschichten des pannonischen Beckens (südöstlich von Wien), unterm 47. Breitegrad ein ächtes Coralliden bildendes Riff aufgefunden, während gegenwärtig die nördliche Gränze solcher Korallen im rothen Meer und im persischen Meerbusen der 29. Breitengrad ist. Dieß liefert einen neuen Beleg für die höhere Temperatur welche in Europa während der Tertiärperiode herrschte.

•

Abreise Henri Duveyrier's nach der Sahara. Ein junger französischer Reisender, vorbereitet durch gute Studien in Deutschland und durch mehrere Ausflüge in Algerien, welche ihn bis an den Saum der Wüste geführt haben, ist in den letzten Tagen Aprils abgereist um die Sahara zu erforschen. Die Wanderung dieses jungen Mannes wird zwei Jahre dauern. Er war vor seiner Abreise noch im Stande sich bei den HH. v. Humboldt, Barth und Petermann Raths zu erholen. Die Pariser Geographie-Gesellschaft, mit welcher er sich durch Vermittelung der HH. Maury und v. Eichthal in Verbindung gesetzt, hat mit Interesse die Darlegung seines Reiseplans vernommen. Hr. H. Duveyrier gedenkt alle zur Vervollständigung der Geographie des Theils der Sahara, den zu erforschen er Gelegenheit haben wird, geeigneten Nachweisungen zu sammeln. (Nouv. Ann. des Voyages.)

•

Seide aus Victoria. Wie es scheint (sagt die Australian and New Zealand Gazette) hegt man Hoffnungen auf einen neuen Ausfuhrartikel von ziemlich neuem Charakter; denn man berichtet, es sey im Buschwald von Victoria eine einheimische Art Seidenwurms aufgefunden worden, der in zahllosen Schwärmen an dem seine Nahrung bildenden Gestrüpp hänge. Der Wurm ist in einen dunkelfarbigen Cocon eingeschlossen, dessen Aeußeres außerordentlich zäh ist, und eine Quantität gelblicher Seide enthält. Der Stapel dieser Seide ist, sowohl in Betreff seiner Feinheit als seiner Länge, von einem Manufacturhaus in Glasgow, das Versuche damit gemacht hat, für besser erklärt worden als das Product der besten europäischen Seidenwürmer. Man fand die Cocons in außerordentlicher Menge. Hr. Gerard Krefft, welcher neulich aus Australien zurückkehrte, hat der Times folgende Bemerkungen über die seidenerzeugenden Insecten jenes Landes mitgetheilt. 1) Die seidenhaltigen Cocons welche unter meine Augen kamen, wurden gewöhnlich unter der losen Rinde von Eucalyptus rostrata, Schl., oder Eucalyptus acuminata, Hook, dem Gummibaum der Colonisten, niedergelegt gefunden, und sind die Erzeugnisse einer großen, haarigen, zwei bis drei Zoll langen Raupe, welche sich von verschiedenen Gestrüppen nährt, und, wenn die Zeit herankommt, die Rinde dieses Gummibaums zu ihrer Verwandlung in den Cocon auserwählt. Ich habe eine dieser Raupen in einer Schachtel unterhalten, und nachdem sie sich eingesponnen, habe ich die Seide abgenommen. Am nächsten Morgen hatte sich das Insect von neuem umsponnen; ich störte es abermals, fand es jedoch nach zwölf Stunden mit einer neuen Hülle umwoben. Proben der Motte befinden sich im Museum zu Melbourne. Diese Raupe oder dieser Seidenwurm ist über einen sehr großen Landstrich verbreitet. Ich habe sie längs den Ufern des Murray von Maidens Punt bis zur Einmündung des Darling, und etwa 100 Meilen längs dem Ufer des letztern Flusses, gefunden. Obgleich es eine Menge Cocons gibt, möcht' ich doch bezweifeln daß „zwei der Einsammlungsarbeit gewidmete Stunden“ zwei Pfund Rohseide liefern, und ich würde es als eine gute Tagsarbeit betrachten wenn sich 3—4 Pfd. Cocons sammeln ließen, da sie ungemein leicht ins Gewicht fallen. 2) Auch eine silbergraue Spinne, mit dünnem runden Körper und langen kirschfarbigen braunen (unhaarigen) Beinen ist vorhanden; sie spinnt ihre Gewebe unter den Gebüschen der Murray-Staude, und die von diesem Insect erzeugte Seide übertrifft an Stärke und Glanz weit die Seide der vorerwähnten Raupe. Bei meinem Ritt durch das Gestrüpp wurde mein Fortkommen zuweilen durch das Gewebe dieser Spinne, welches oft einen Flächenraum von mehreren Geviert-Ellen bedeckt, gehemmt, indem die Fäden so stark sind, daß sie nie beim ersten Versuch sie durchzustoßen zerbrachen. Exemplare dieser Spinne, so wie eine von Hrn. Kerr übergebene Quantität Seide, finden sich ebenfalls im Museum zu Melbourne. Ich bemerke daß diese meine Beobachtungen gemacht wurden als ich an einer von der Regierung zu Victoria zu Sammlungszwecken ausgerüsteten Reisegesellschaft theilnahm.

•

Silber-Gewinnung der Welt. Ueber diese sagt ein Aufsatz der D. Bergwerkszeitung: „Die gesammte Silberproduction der Erde wurde für die Jahre 1840 und 1850 auf Grund specieller Untersuchungen veranschlagt:

für das Jahr

1840	von Hrn.	Birkmyre	auf	1,450,000	Pfd. (Zollgewicht.)
1840	„ „	Whitney	„	1,630,000	„ „
1850	„ „	Birkmyre	„	1,950,000	„ „
1850	„ „	Whitney	„	2,100,000	„ „

„Hr. Levasseur (La question de l'or. Paris 1858) nimmt an daß die Silbergewinnung in Europa, welche im J. 1848 sich auf 260,726 Pfd. belaufen habe, im J. 1856, in Folge einer ansehnlichen Steigerung der Production in England und Spanien, sich auf 320,774 Pfd. gestellt habe, während gleichzeitig die amerikanische Silberproduction von 1,402,140 Pfd. im J. 1848 auf 1,845,306 Pfd. im Jahr 1850 gestiegen sey, und sich seitdem noch mehr gehoben habe. Im Durchschnitt der Jahre 1848 bis 1856 schätzt derselbe die jährliche gesammte Silberproduction auf 2,192,074 Pfd. — Man wird der Wirklichkeit vermuthlich nahe kommen wenn man die jährliche Silbergewinnung der letzten Zeit durchschnittlich auf etwas mehr als 2 Mill. Pfd. oder 60 Mill. Thaler schätzt, was also für den zehnjährigen Zeitraum (1848—1857) zusammen einen Betrag von 20 Mill. Pfd. Silber zum Werthe von 600 Mill. Thalern ergeben würde, gegen 3,895,000 Pfd. Gold zum Werthe von 1,752,750,000 Thl.“ (Wochenschrift des schlesischen Vereins für Berg- und Hüttenwesen, 1859 Nr. 11.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 26. Augsburg, 25 Junius 1859.

Das Wasser und seine Eigenschaften.

(Aus Ch. Dickens' Household Words.)

Das Meerwasser hat um Mittag eine niedrigere Temperatur als die Atmosphäre, eine gleiche Morgens und Abends, und eine höhere Nachts; es behält die Tageswärme länger als die Erde, und bietet auch, da es selbst mehr latente Wärme besitzt, eine reichlichere Verdunstung. Dabei wollen wir bemerken daß nicht das Salz es ist durch welches, wie so viele behauptet haben, das Meerwasser so zu sagen lebendig erhalten wird, sondern die abundante Lüftung, welche durch seine unaufhörliche Bewegung hervorgebracht wird. Der Fluth entzogen, und aufbewahrt wie anderes Wasser, zersetzt es sich, und fault selbst bälder als Süßwasser, weil es mehr organische und fremde Substanzen enthält. Ohne sein Wogen und Fluthen würde der Ocean bald eine ungeheure Verderben verbreitende Fläche werden, an deren Gestaden weder Mensch noch Thier leben könnte.

Gewitterwasser geben Salpetersäure in Verbindung mit Kalk und Ammoniak; bei Regenwasser ist es derselbe Fall, nur in geringerem Grade, da jene Stoffe in verhältnißmäßig unbeträchtlicher Menge im normalen Zustand vorhanden sind. Allein alles Regenwasser besitzt Salpetersäure. Chatin war es welcher fand daß das Vorhandenseyn von Jod zur Gesundmachung des Wassers beitrage. Auf einer Inspectionsreise, die er unternahm, gelangte er unter anderm zu folgenden Hauptergebnissen. In Turin fand er das Wasser schlecht, selbst an den berühmten Brunnen von Valentine und St. Barbe. Sie enthielten sehr wenig Jod, und die Analyse war auch in anderer Beziehung unbefriedigend. In London fand er eine hübsche Menge Jod im New River, weniger dagegen in den Gewässern der andern Wassergesellschaften. In Frankreich fand er den Arcueil mit Kalk geschwängert, und viermal weniger jodisirt als die Seine; die gypshaltigen Brunnen von Saint Gervais und Belleville hatten wiederum weniger, während die artesischen Brunnen von Grenelle stark mit Jod geschwängert waren. Der Ourcq in Mareuil nähert sich der Seine in seiner Leichtheit, seiner starken Jodisirung und der geringen Menge aufgelöster organischer Stoffe; die Seine ist ungemein gesund und reich an Jod. Allein alle ihre Zuflüsse, mit Ausnahme der rein bleibenden Yonne, entnehmen ihr einen Theil ihrer Reichthümer, und machen sie am Ende ihrer Laufbahn zu einem ganz andern Fluß als sie an ihrer Quelle war, und auch Paris, mit seinen Cloaken und Hospitälern, seiner Morgue, seinen Schwimmbädern und Waschhäusern, trägt nicht dazu bei ihr Wasser zu verbessern oder dessen Trinkbarkeit zu erhöhen. Selbst noch in Charenton, sagt Hr. Chatin, ist sie fast vollkommen: reich an Jod, hell, süß, weich und leicht. Wir zweifeln ob sich viele englische Inwohner von Paris finden werden welche in Chatins begeisterte Lobpreisungen des Flusses einstimmen, der so malerisch anzuschauen und so entsetzlich zu verschmecken ist.

Die Marne ist der Hauptfeind der Seine. Sie ändert letztern Fluß unermeßlich, und nachdem sie gerade bei Charenton (wo die Seine, rein und einfach, einen so ruhmvollen Ruf hat) ihren üblen Humor in sie ergossen, erlangt der gute alte Fluß nie mehr seinen Ton oder Charakter. Das Cloakensystem in Paris schadet ihm natürlicherweise mehr als irgendetwas andres; allein dieß ist nichts im Vergleich mit der Verschlechterung der Themse durch das Cloakenwesen in London. Dessenungeachtet ist es vollkommen genügend um das Wasser ungesund und selbst widerlich zu machen, wenn man es nicht mit ein wenig gewöhnlichem Wein oder Burgunder mischt.

Die meisten Nationen sind stolz auf ihre Flüsse gewesen. Die Römer waren eben so stolz auf ihre Tiber, wie ein Engländer es auf seine Themse, oder wie Hr. Chatin es auf seine Seine oberhalb Paris ist, und die Martia, welche volle dreißig Meilen aus dem Fuciner See nach Rom geleitet wurde, war des alten Latiners Ideal der Reinheit und Schönheit des Wassers. Und doch blieb er nicht bei Flüssen stehen. Er hatte Aquäducte welche 326 Millionen Gallonen Wasser in die Stadt führen konnten. Sie bildeten, und bilden annoch, Flüsse in den Straßen. Diese Aquäducte waren 255 Meilen lang; sie bildeten unermeßliche auf Bögen gestützte und aus dem solidesten Gestein erbaute Wege; sie durchzogen das Land gleich riesenhaften Arterien, die in jenes wundervolle Herz der Welt, jenes Eisenherz ausmündeten mit seinem abgemessenen Schlag und seiner steinigen Kraft, durch welches alle andern Nationen pulsirten und schlugen. Griechenland sowohl als Rom führten edle Werke auf um ihre Städte mit guten Wasservorräthen zu versehen. Dasselbe geschah im alten Mexico und in Peru. Die Mexicaner hatten ein Wasserhaus zum Hausdienst, eine Wasserröhre für jedes Haus, und noch dazu einen alten Wassergott — einen Tlaloc. Ueberall — in der Mythologie, der Dichtkunst, der Geschichte, dem Handel — finden wir daß das Wasser eine wichtigere Rolle spielt als jedes andere Naturelement, und ein Volk ohne einen

idealisirten Fluß wäre ein Volk ohne ein Gedicht und ohne eine Geschichte. Und doch ist es an einigen Orten sehr schlecht damit bestellt. Als einziges, aber schlagendstes, Beispiel wollen wir nur die Insel Gorea anführen, die keinen Tropfen süßes Wasser besitzt, und die alles Wasser dessen sie benöthigt ist von Hann, zwölf Meilen von der Küste, auf dem Festland, holen lassen muß. Dennoch sagt man, die Insel sey gesund, trotz dieses großen Mangels.

Thermalwasser sind im allgemeinen gefährlich. Eine Thermalquelle bei Soracte tödtete alle frühankommenden Vögel, und die Geyser sind keine angenehmen Theekannen. Die Wasser in Baden-Baden, Bath und andern derartigen Plätzen mögen sehr gute Arzneien seyn; allein Wasser sollte kein Arzneimittel seyn. Ungesunde Wasser lassen sich gewöhnlich besser machen durch Sieden und Filtriren, so wie dadurch daß man sie in der Luft in Bewegung setzt, um der Atmosphäre und ihrer Elektricität so viel als möglich Zutritt zu verschaffen.

Wasser siedet bei 212°, und gefriert bei 75° unter der Temperatur des menschlichen Leibes — d. h. bei 32° Fahrenheit. Allein es läßt sich wenigstens 20° unter diese Temperatur abkühlen ohne zu gefrieren. Es breitet sich beim Gefrieren aus, was der Grund ist warum gläserne Krüge und Flaschen zerbrechen, wenn eine Eiskugel die Stelle des Wassers in denselben einnimmt. Hierin liegt auch der Grund warum ein frostiger Winter für den Landmann einen so hohen Werth hat. Das Eis bricht den Boden auf, macht die Gesteine löslich und zu geeigneter Nahrung für Pflanzen, indem es ihnen ihre Aschen oder unorganischen Bestandtheile liefert, und außerdem viele Engerlinge und Larven verheerender Insecten tödtet, welche sonst manches angebaute Stück Land zu einer unfruchtbaren Wüste machen würden.

Wenn, wie einige behaupten, Eisen das Knochengerippe der Erde ist, dann ist Wasser das Blut, das unaufhörliche Ebben und Fluthen derselben, die endliche Verdunstung und Niederschlagung, entsprechend dem Schlagen und Pulsiren des menschlichen Herzens und seinem Lebensblut. Selbst die Luft, auch wenn sie schwül und trocken ist, hat 1.5 Proc. Feuchtigkeit in sich, und wir selbst haben 75 Proc. Wasser in uns. Wenn alles Wasser in uns verflüchtigt ist, werden wir zu jenen ausgetrockneten Skeletten welche in freier Luft zu Staub zerfallen. Solange wir die cohäsive Form und Gestalt der Menschheit an uns tragen, so lange ist das wässerige Princip in uns wirksam. Ohne dieses würde die ganze Erde, der Himalaya und die Anden, nur eine Handvoll Staub seyn — ein riesenhafter Haufe trockenen Pulvers auf welchem nicht einmal die rudimentärste Flechte ihr kümmerliches Daseyn fristen könnte.

Die Britten unter Lord Elgin in Yeddo.

(Schluß.)

Für den 24 August wurden zwei Ausflüge veranstaltet — der eine nach einer Baumschule und nach Theegärten auf der östlichen Außenseite von Yeddo, womit zugleich ein sehr langer Ritt verbunden war; der andere, den mitzumachen uns stark anempfohlen war (ein Rath, zu dessen Befolgung wir später allen Grund hatten uns Glück zu wünschen), gieng nach dem Südwesten, nach dem Tempel Tetstze's, welcher etwa halbwegs zwischen Kanagawa und Yeddo steht, obgleich, wie wir glauben, nicht auf der Hauptstraße. Das Cortége von Europäern, zu Pferd, fand innerhalb der Tempelmauer zwei Polizei-Officiere, deren einer voran, der andere hintennach gieng. Der Aufputz des Mannes sowohl als des Pferdes bei diesen beiden Functionären zeigte den Höhenpunkt japanesischen Dandythums — der dünne Schwanz der Rosse, die sie ritten, war in einem langen blauen Sack aufgebunden, und brachte die allerlächerlichste Wirkung hervor! Auf Befehl des ältern Beamten wurden die Thore geöffnet, und wir eilten fort. Glücklich diejenigen welche sich mit englischen Sätteln und Zügeln versehen hatten — wir, die Unklugen, werden sicherlich das Andenken an diese messinggebundenen Halbspitz-Sättel bis an unser Grab bewahren. Es muß einen wundervollen Vorrath von Kupfer und Zink in Yeddo geben, denn alles ist mit diesen Metallen in der einen oder andern Gestalt ausgelegt, und unsere aufgeräumten kleinen Ponies trugen fast ebensoviel davon auf ihrem Rücken wie englisches Fleisch und Bein. Die Steigbügel allein müssen zwischen dreißig und vierzig Pfund das Paar gewogen haben: sie bestanden aus soliden Bronzemassen, mit Platz für einen Fuß; sie hatten die Gestalt von hölzernen Schuhen, wie man sie zuweilen bei den fremden Bauern im Gebrauch sieht, und waren mit ungemein schöner eingelegter Arbeit, aus weißem Kupfer oder Silber, bedeckt. Der wie ein lateinisches V gestaltete Sattel war längs des ganzen Randes hübsch und geschmackvoll mit Bronze gebunden. Sein ursprüngliches Muster mag europäisch gewesen seyn, allein er stammte (wie jene scharlachrothe Fregatte) aus längst entschwundenen Tagen her, aus einer Zeit wo ein Botschaftersgefolge ganz in Stahl eingehüllt seyn und so unverwundbar gemacht werden wollte. Hr. Hewitin, klüger als die übrigen, hatte seine Polster mitgebracht um darauf zu reiten — eine Vorsichtsmaßregel die wir allen künftigen Reisenden welche sich japanesischer Sättel bedienen empfehlen wollen. Unser Pferdekopf war vollkommen säbel- und kugelfest gemacht, in Folge der Menge Messings und Erzes das er an sich trug; abgesehen aber von der Schwere dieser Dinge, ließ sich die Schönheit derselben und die wundervolle Geschicklichkeit und der Geschmack der Verzierungsarbeit nicht in Frage stellen.

Die Sonne stand hoch, und der Tag war, wie wir glauben, so warm als man ihn zu Yeddo im Sommer gewöhnlich hat; Dank indeß den kräftigenden Wirkungen des Klima's und dem erfrischenden Seewind, wir waren insgesammt im Stande die drückende Sonnenhitze zu ertragen, während in Schanghai Sonnenstich, Cholera oder irgendein anderer mißliebiger Begleiter sicherlich die meisten von unserer Gesellschaft befallen haben würde. Die Straßen waren ziemlich unbelebt, denn es war die gewöhnliche Stunde für die Nachmittagssiesta, und überdieß hatte man das Erscheinen der Fremden in dieser Richtung nicht erwartet: indeß waren immer noch Leute genug auf den Beinen um zu erproben was für absonderliche menschliche Wesen an ihnen

vorbeizögen, und bei unserer Rückkehr am Abend war das Gedränge sehr groß. Die Läden welche wir sahen, waren keine der ausgezeichnetsten: diese finden sich nur im Herzen der Stadt, und unser Weg führte uns in die Vorstädte. Wie es schien, gab es nur zweierlei Classen von Wohnungen: die der Krämer und die sogenannten Paläste der Edelleute. Man hatte uns gesagt, für die Wohnungen der Edelleute sey ein besonderer Stadttheil angewiesen worden; allein ihre Anzahl oder ihr Eigenthum überschritt offenbar die vorgeschriebenen Gränzen, denn auf unserm Ritt kamen wir beständig an einer langen Reihe von Häusern vorbei, und gelangten dann plötzlich an einen Pfahlzaun oder Mauerraum, der die Behausung irgendeines japanesischen Barons und seiner vielen Leibeigenen oder Sklaven einschloß. Ganze Haufen dieser Leute sammelten sich um uns, glotzten uns an, und machten ihre Bemerkungen, und alles dieß geschah, wie man uns sagte, weil man irrigerweise glaubte wir seyen chinesische Handelsleute, welche bei den Japanesen in tiefster Verachtung stehen. Diese Leibeigenen oder Sklaven sind das Eigenthum des Edelmanns, fast ganz in derselben Weise wie in Rußland, und werden auch gerade ebenso nutzbringend verwendet. Es war auffallend einen Edelmann, umringt von dieser Dienerschaft, mitten in einer großen Stadt leben, und so dem Geist die Feudalzeit unseres eigenen Landes vergegenwärtigt zu sehen — ein Zeitalter an welches in der That vieles erinnerte was wir in Japan sahen. An einer über einen Canal oder Bach geschlagenen kleinen Brücke, über welche wir ritten, begannen die Vorstädte, deren Gränze indeß eine bloß conventionelle ist, denn wir bemerkten keine Veränderung in der Anzahl der Häuser und der Straßen. Anstatt der Kramläden, war jedes Haus — und sie gehörten durchgängig den bessern Volksclassen an — ein Unterhaltungsort: Theehäuser und Speisehäuser folgten einander in endloser Menge, und in den abzweigenden Straßen hinauf schienen alle den gleichen Charakter zu haben. Es dauerte nicht lange, so machten wir die Entdeckung daß dieß der besondere Stadttheil war in welchem alle Courtisanen Yeddo's gesetzlicherweise wohnen müssen — nicht als ein Merkmal der Ungunst, oder weil man sie als Ausgestoßene betrachtet, nein, ganz im Gegentheil, das Gesetz anerkennt ihren Lebenswandel als eine gesetzliche Hülfsquelle der Geldlosen. Sie sind, sagt man, die besterzogenen und geschliffensten Weiber in Japan, und einige von ihnen haben ihrer Schönheit und ihrer Talente wegen einen geschichtlichen Ruf erlangt. Heirathen aus ihren Reihen finden beständig statt, und unter den japanesischen Männern herrscht allgemein die Meinung daß diese Frauen die besten Haushälterinnen seyen, und ihre Gesellschaft wird von niemand, weder von Damen noch Herren, gescheut. Es ist indeß nicht räthlich sich in englischen Schriftwerken über die gesellschaftlichen Verirrungen Japans und anderer Inseln in den Südmeeren zu verbreiten; allein es ist ungerecht ihre Sittlichkeit nach den Gesetzbüchern christlicher Nationen abzumessen: es genüge die Bemerkung daß Untreue von Seiten verheiratheter Frauen in Japan fast unbekannt ist, daß aber Polygamie, Concubinat und Prostitution Volkssitte sind. Wer sich näher hierüber unterrichten will, wird in den Werken Kämpfers und Siebolds vieles Sonderbare finden; nur ist zu bemerken daß beide Schriftsteller Einzelheiten berichten welche für Europäer abschreckend sind, aber die Ursachen nicht anführen welche ein solches System herbeigeführt haben, und daß, so beklagenswerth es mit der Sittlichkeit in Japan stehen mag, ihre Reise in den fernen Osten ziemlich zwecklos gewesen ist, wenn sie von den gesellschaftlichen Zuständen nichts schlimmeres kennen gelernt als dieß.

Wir kamen nun in denjenigen Theil der Vorstadt Sinagawa wo eine Hügelreihe, innerhalb des Grundes und Bodens eines Edelmanns, sich so nahe an das Meer drängte, daß nur eine einzige Straße sich an der Küste dahinwand, und wo man in Zwischenräumen auf der Meeresseite schöne Aussichten auf die Bucht von Yeddo und die fernen Küsten der östlichen Seite des Meerbusens bekommen konnte. Die Theehäuser benützt man um das Ankommen fremder Schiffe in der Bucht zu beobachten, und an Stellen von denen aus man weitreichende Aussichten genießt, hat man Verandahs angebracht, in welchen die japanesischen Vornehmen, Reisende oder Arbeiter ruhen, Thee oder Saki trinken, und durch ungeheure auf Gestellen liegende Teleskope einheimischer Fabrik lugen können. Sie werden bedient nicht von schmutzigen, stinkenden Aufwärtern, die von schlechten Cigarren und Bärenfett duften, sondern von flinken Dämchen, die so bescheiden und anständig gekleidet sind, und so niedliche Hände haben wie irgendeine englische Susan Nipper. Die Straße war so breit wie eine Hochstraße in England, vortrefflich unterhalten, mit einem Fußpfad auf jeder Seite, und getrennt von ihr durch eine Abzugsrinne. Da und dort kamen wir auf Plätze wo das Meer zur Fluthzeit eine Seite der Straße berührte; wo dieß der Fall war, hatte man eine steinerne Mauer gegen das Meer hin aufgeführt, um so die Straße unversehrt zu erhalten und sie gegen Ueberschwemmung zu schützen. Wir kamen über die Gründe eines Edelmanns, welche ihrer Nettigkeit und guten Unterhaltung wegen jedem Park in England Ehre gemacht haben würden; sie lagen gerade an der Stelle an welcher die abgesonderten Vorstädte mit den unmittelbar zur Stadt gehörigen in Verbindung standen. Hier war die Position für eine europäische Colonie, und alles was wir hoffen können, ist daß, wenn die Zeit kommt, im Jan. 1862, wo vertragsgemäß die vier Mächte berechtigt sind in Yeddo zu wohnen, dieser Edelmann bewogen werden möge Stellen für die Häuser der Handelsgemeinde abzulassen oder zu verkaufen.

Wir begegneten Reisenden in unbequemen Tragsesseln; sie machten nahe bei uns Halt, und setzten sich, uns angaffend, mit bis an das Kinn heraufgezogenen Knieen nieder; sie sahen unangenehm erhitzt und staubig aus. Unter den vielen Fußgängern die sich an der Straßenseite drängten, waren Bauern zu sehen die vom Markt nach Hause zurückeilten und einige Einkäufe aus der großen Stadt heimtrugen; allgemein bemerkte man daß wenige dieser Leute ohne irgendwelchen Kindstand in den Händen waren. Wir hatten die vielen Kinderspielwaarenläden bemerkt, und sahen darin Beweise der großen Liebe mit welcher dieses gutherzige Volk die jüngern Mitglieder des Gemeinwesens umfaßt. Die Mädchen wie die Knaben scheinen sich eines gleichen Theils der Beachtung zu erfreuen. Gruppen beider Geschlechter liefen längs der Straßenseite dahin, und genossen den seltenen Anblick so wundervoller Menschen wie wir waren, während ihre erwachsenen Landsleute lachten und sie aufmunterten. Wir beneideten sie nicht um diesen Genuß, auch nicht um den daß sie riefen wir seyen Chinesen; allein unsere tapfern Polizeibeamten schüttelten hin und wieder donnernde Worte über sie aus, und nahmen eine schreckeneinflößende Miene an, welche indeß die kleinen Affen nur auf eine Minute lang zu ehrfurchtsvollem Schweigen bewegen konnte.

Der Tag war schön, und natürlich schlugen wir, als wir auf das erste freie Stück Straße an der südlichen Gränze Yeddo's kamen, einen kurzen Galopp an. Der ältere Polizeibeamte war vorgesehen für einen gewöhnlichen Spazierritt, nicht fürs Galoppiren. Er wandte alle mög-

lichen Mittel an um uns zum Anhalten zu bewegen; da ihm dieß aber nicht gelang, so blieb er hinten bei den Pferdejungen, welche auch gehörig über uns schmählten wegen unsers unziemlichen Benehmens, und brach dann in ein Gelächter aus über unser komisches Betragen. Eine Meile weit war die Straße häuserfrei; nur kleine Bauerhöfe und hie und da ein kleiner Weiler wurden gesehen. Der Boden war auf beiden Seiten niedrig, erhob sich aber in nicht großer Entfernung auf der Landseite zu Hügeln. Das Flachland wurde ganz zur Reiscultur verwendet, und wie viel wir auch von dem emsigen Fleiß der Bewohner, der Nettigkeit der Felder, Hecken, Gräben, Einhägungen und Pfahlzäune in China gesehen hatten, es stand in keinem Vergleich mit dem was wir jetzt sahen. Ein Punkt aber den wir alle mit Freuden begrüßten, war daß die Befruchtungsweise des Bodens hier nicht, wie dieß anderswo der Fall ist, die Luft vergiftete! Die Straße führte uns in ein anderes Dorf von beträchtlichem Umfang, wo der Beamte „Nr. 2" den Lord Elgin zu überzeugen suchte daß sein Pferd einer Atzung bedürfe, und daß wir, obgleich erst anderthalb Stunden seit dem Imbiß verflossen, eine Erfrischung in einem Pfirsichgarten haben müßten. Wir giengen denn auch dahin, obgleich wir uns Pfirsiche nicht mehr verschaffen konnten; allein der Platz war hübsch mit Bäumen, Graskünstlichen Seen, Brücken, lieblichen Sommerhäusern und Verandahs ausgestattet. Das Etablissement stand unter der Leitung einer Dame, oder gehörte ihr, und sobald der Beamte Nr. 2 seiner Beredsamkeit Luft gemacht, und die Leute über die wichtigen Stellungen welche Lord Elgin bekleide aufgeklärt hatte, wurden Anstalten zur Herbeischaffung von Erfrischungen getroffen. Da es in Japan keine Stühle gibt, so warfen wir uns der vollen Länge nach auf die hübschen reinlichen Matten nieder. Mehrere niedrige Tische, gerade hoch genug für Leute welche mit gekreuzten Beinen auf dem Boden sitzen, wurden in der Nähe aufgestellt, und dann überreichte die Wirthin, knieend und mit dem Botschafter beginnend, jeder Person einen Becher Thee. Sie war eine bemerkenswerth gut aussehende Frau von stattlichem Aeußern — ihr Benehmen war unübertrefflich anmuthig, und die knieende Stellung, begleitet von einer tiefen Verbeugung, um auszudrücken daß man sich jemanden zu Füßen werfe, ist Landessitte, indem jeder Untergeordnete sich in Gegenwart seines Vorgesetzten zu Boden wirft. Nachdem sie diesen Liebesbecher überreicht, stellte sie sich beiseite, und befahl ihren Dienerinnen uns Obst und andere Erfrischungen vorzulegen; ihre Zähne waren geschwärzt, und sie mußte daher, obgleich kein Ehemann sichtbar wurde, verheirathet seyn. Möglicherweise war sie Wittwe; wenn dieß aber der Fall, so stand sie entschieden in jener Stufe der Wittwenschaft die man bei uns als Halbtrauer kennt. Noch bis zur Stunde wissen wir nicht mit Bestimmtheit zu sagen ob wir das Geschick von häßlichen Dienstmädchen in diesem Etablissement bedient zu werden, der matronenhaften Klugheit unserer guten Wirthin allein, oder irgendwelchen niedrigen Beweggründen des Beamten Nr. 2 zuzuschreiben haben; allein so viel ist gewiß, in einiger Entfernung von uns sahen wir sehr hübsche Mädchen! Um jedoch gerecht zu seyn, muß bemerkt werden daß die skrupulöse Reinlichkeit, die Nettigkeit im Anzug und die flinke Aufmerksamkeit mit welcher diese armen Mädchen sogleich sahen was jeder Gast bedurfte, uns erstaunlich rasch mit ihnen aussöhnten, und gerade sie freuten sich am herzlichsten über den Scherz, als einige aus der Gesellschaft die kluge Matrone ersuchten sie möge die hübscheren jungen Mädchen uns bedienen lassen — eine Bitte welche sie mit Kopfschütteln und einem Blick auf jenen abscheulichen Burschen, den Polizeibeamten Nr. 2, ablehnte, der sich ohne Zweifel für den Galopp, zu dem wir ihn auf seinem messinggebundenen Halbspitz-Sattel gezwungen, rächen wollte. Die Kleidung der japanesischen Frauen ist einfach, aber anmuthig. Das Gewand welches die Brust überdeckt, schließt eng an den Hals oder etwas weiter unten an, je nach dem Geschmack der Trägerin, reicht nahezu bis auf den Boden, hat lose Aermel, und läßt das Handgelenk frei. Dieses Gewand wird um den Leib festgehalten durch einen Shawl, der in einen Knoten mit fliegenden Enden zusammengebunden ist. Alles, selbst die Kleidung, ist in Japan gesetzlich geregelt, und die Kleiderordnung bis in die neueste Zeit herein, wo dieselbe durch die Berührung mit Europäern einige Modificationen erlitten zu haben scheint, sehr streng gehandhabt gewesen. Die von allen Männerclassen an ihrer gewöhnlichen Kleidung getragene Farbe ist schwarz, oder dunkelblau, von verschiedenen Mustern; den Frauen aber gestattete man, sehr geeigneter Weise, das Tragen hellerer Kleider, und dieses Vorrecht machen sie sich natürlich sehr zu nutze. Indeß war ihr Geschmack so gut, daß sie schreiende und grelle Farben im allgemeinen vermieden. Ihre Gewänder bestanden im Durchschnitt aus gestreiften Seidenzeugen von grauer, blauer oder schwarzer Farbe; der Shawl hat eine schöne helle Farbe, z. B. Carmesin; ihr feines pechschwarzes Haar ist geschmackvoll aufgeputzt, und darüber ein Carmesinflor von sehr schönem Gewebe geworfen. Natürlicherweise sprechen wir von der Kleidung der Frauen außerhalb des Hauses; ihre volle Kleidung innerhalb des Familienkreises ist, glauben wir, weit freundlicher.

Von dem Pfirsichgarten ritten wir eine oder zwei Meilen weit durch ein langes Dorf, das ein Muster von Niedlichkeit war; Liebe für Blumen und hübsche Pflanzen herrschte allgemein vor, selbst bei der geringsten Hütte konnten wir diese Wahrnehmung machen. Man sah auf den Straßen keine Schweine ihrer Nahrung nachgehen, und auch kein Geflügel in die Häuser rennen — beide befanden sich in den ihnen angewiesenen Plätzen, die erstern in ihren Ställen, die letztern in den Höfen. Ein Ritt von sieben Meilen brachte uns an die Ufer eines schönen reißenden Flusses, welcher unfern von Beacon-Point in die Bucht von Yeddo mündet.

Unsere Pferde wurden in bewundernswerthen Fähren untergebracht, und wir selbst machten's uns bequem in andern; die Fährleute ruderten uns mit langen Bambus nach einem Landungsplatz am entgegengesetzten Ufer hinüber. Dieser Fluß bezeichnet die Gränze bis wohin europäische Residenten in Kanagawa für jetzt noch in der Richtung von Yeddo gehen dürfen; die Entfernung beträgt für einen Reiter mehr als zehn Meilen, und führt durch ein ungemein schönes und reiches Land. An diesen Platz hatte ein unternehmender, zu einem der Schiffe von Commodore Perry's amerikanischer Expedition gehöriger Caplan, während der Unterhandlungen dieses tapfern Officiers zu Kanagawa seinen Weg gefunden. Es war damals so gegen alle japanesischen Regeln, daß ein Fremder einen nur für Japaner offenen Landstrich betreten und wagen sollte überall hinzugehen wo es ihm beliebte, daß ein besonderer Bericht über diesen Vorfall an den Commodore erstattet wurde. Dieser Officier schickte augenblicklich durch einen japanesischen Beamten einen schriftlichen Befehl zur Rückkehr an den Caplan ab, und als Beleg dafür wie genau man in Japan über jede Handlung berichtet, wiederholen wir aus dem Gedächtniß den Regierungsbericht, wie er uns erzählt ward: die Botschaft, heißt es darin, sey dem Caplan übergeben worden an den Ufern des Flusses, in der Nähe der Furt, wo er die Eingebornen zu zwingen suchte ihn überzuführen auf die Yeddo-

Seite des Gewässers; er sey beim Empfang des Briefs stehen geblieben, habe ihn gelesen, sey dann eine Strecke weiter gegangen, wieder stehen geblieben, habe den Brief geöffnet, und sey endlich zurückgekehrt! Eine Umständlichkeit über seine einzelnen Handlungen welche fast derjenigen der Berichterstatter der irischen Presse über den letzten Ausflug des Cardinals Wiseman gleichkommt.

Jenseits des erwähnten Landungsplatzes kamen wir durch eine andere hübsche kleine Stadt, wo man im „Gasthof der zehntausend Jahrhunderte" abermals eine Mahlzeit für uns, auf unserm Weg vom Tempel zurück, bereit halten ließ. Wir wollen in keine umständliche Schilderung der Gegend eingehen durch die unser Ritt führte. Sie war weder eintönig noch steif; die Straße, Felder, Gräben, Abzugscanäle und Hütten hatten indeß insgesammt das Ansehen als ob sie eben gebaut, gepflügt, eingezäunt, bepflanzt und zur Inspicirung vorbereitet worden seyen; Betriebsamkeit, verbunden mit sparsamster Benutzung von Raum und Material, Geschmack und Schönheit traten überall hervor. Unser „kostbarer" Sattel reichte hin um uns alles Malerische aus dem Kopfe zu vertreiben, und er ist die beste Bürgschaft dafür daß wir über das Gesehene nur die einfache Wahrheit sagen. Da waren Birn- und Pfirsichgärten, in denen die Bäume an niedlichen Bambusgattern gezogen waren, als wenn sie Reben gewesen wären — helle Flecke der Taro-Pflanze breiteten ihre dunkelgrünen großen Blätter auf der einen Seite aus, und auf dem trockeneren Boden blühte die Hirsepflanze des nördlichen China, und sah man die goldenen Aehren des Maises. Dann kam das Haus eines Edelmanns mit einer zierlichen Heckenumzäunung zum Vorschein, die so gut unterhalten war wie die einer Londoner Vorstadt-Villa; allein die Steifheit ihres Umrisses war gebrochen durch japanesische Convolvuln, welche sich darüber gezogen hatten und mit vielfarbigen Blumen beladen waren. Sehr schöne Haine wurden gesehen, und wir bemerkten unter den Bäumen zwei Arten Pinien, deren eine ihre Zweige auswirft wie die Norfolk-Insel-Pinie, die andere aber die gewöhnliche, Japan eigenthümliche ist. Ferner bemerkten wir Ahorn-, Castanien- und Wallnußbäume, so wie Eichen; auch der Orangebaum war nicht selten. Bambu gab es in Fülle, und da wir diesen Baum in einem Klima fanden welches im Winter unzweifelhaft streng ist, so konnten wir uns der Hoffnung nicht entschlagen daß er sich eben so gut wie der chinesische Bananenbaum an der Südküste Englands akklimatisiren lassen werde.

Wir waren von den Scenen durch die wir ritten keineswegs ermüdet, als uns der Tempel von Tetsye ins Auge fiel; wir rasselten, begleitet von einer ungeheuren Menge erstaunter Japanesen, durch eine Straße, und wandten uns nach den Portalen des Tempels. Ein breiter gutgepflasterter Hof führte zu einem Gebäude das auf einem hohen Fundament stand. Eine schöne Flucht graniteuer Treppen führte in einen Säulengang, um welchen, wie die Treppen hinauf, ein aus Stein und Erz verfertigtes Geländer gieng. Das Innere dieses Buddhistentempels bestand vorzugsweise aus einem sehr feingearbeiteten Altar mit Thronhimmel, der ringsum sorgfältig eingefaßt war, und auf welchem sich die außerordentlichste Sammlung metallener, meist weißkupferner Gußwaaren befand, die wir je gesehen hatten. Es waren ohne Zweifel Opfergaben an die gefällige Stucco-Gottheit, die hinter Leuchtern, Lichtern und seidenen Fahnen verborgen war. Alles war reinlich, sauber und in harmonischer Ordnung, und gab uns die Ueberzeugung daß die Religion in Japan noch thätige Kraft übe, nicht schlafe und abgenutzt sey wie in China. Die Priester waren schicklich gekleidet, ehrwürdig in ihrem Aeußern und wurden achtungsvoll behandelt. Der Oberpriester grüßte den Lord Elgin, und schenkte ihm jede Aufmerksamkeit; er erbot sich ihn herumzuführen und ihm alles Sehenswerthe zu zeigen. Da indeß die Zeit zur Rückkehr nach dem Botschaftsgebäude drängte, so wurde dieses freundliche Anerbieten abgelehnt. Als wir den Säulengang erreichten, bot sich uns auf der großen Treppe und über den Hof ein Anblick dar wie er nur in Japan möglich ist. Jeder Raum, im buchstäblichen Sinne des Worts, war mit menschlichen Wesen vollgestopft. Die Corridore des Tempels, die Gallerien in den Klöstern, die Mauern und Dächer, von denen aus man den Hof überschaut, waren schwarz oder braun, je nachdem Männer oder Weiber oder Kinder darauf Platz genommen. Es war ein wundervoller Anblick. Sie schrieen auf, nicht heftig, aber sie schrieen auf vor Erstaunen über das Schauspiel welches das Halbdutzend Europäer ihnen darbot. Die Aussicht uns einen Weg durch ein solches Meer von menschlichen Wesen bahnen zu müssen, war keine erfreuliche; allein drei oder vier Polizeidiener lichteten ruhig den Weg, und ein Pfad that sich auf vor uns bis zum Thor. Hier bannten die Polizeidiener den Volkshaufen fest, der auf dem Punkte stand hinter uns her in die Straße zu stürzen, indem sie augenblicklich die Thore schlossen, inmitten eines Geheuls von Unwillen seitens der Tausende die sich solchergestalt in den Tempel eingesperrt sahen. Dann folgte Geschrei, Gelächter und ein Stoß, und als wir um einen andern Theil der Tempelmauer herumkamen, hatte sich der ungeheure Haufe wieder gesammelt, um einen letzten Blick auf uns zu werfen; ein breiter Graben aber der zwischen uns und der Menge lag, hinderte sie die Fremden zu belästigen.

Auf demselben Weg zurückkehrend den wir gekommen, machten wir der Erfrischung halber Halt im „Gasthof der zehntausend Jahrhunderte," der ein eben so anständiges Haus war wie viele europäische Länder sie aufweisen könnten, dabei aber um ein gut Theil reinlicher und billiger als viele brittische. Der Functionär Nr. 2 aß und trank sich hier in einen solchen Zustand erhabenster Verachtung gegen Fremde hinein, daß er uns verließ, und wir seiner auf einen Augenblick erst wieder in einem Fenster, das vielleicht das seines Clubs gewesen, ansichtig wurden, wo er, neben einer Anzahl Leute, denen er die verschiedenen Mitglieder unserer Abtheilung zeigte, einen Kreis von japanesischen Houris um sich versammelt hatte. Als sich unsere Cavalcade Yeddo näherte, zeigte es sich daß man ihre Rückkehr auf diesem Weg erwartet hatte, und daß ganz Kanagawa, Omagawa, so wie die Bewohner dieses Theils von Yeddo auf den Beinen waren um uns zu begaffen. Die Volksmenge bei einer Lord-Mayors-Schau, in jenen alten Tagen als es noch solche Herrlichkeiten in London gab, vermag allein dem Leser einen Begriff zu geben von der ungeheuren Menschenmasse welche zusammengeströmt war. Das Pflaster, die Nebenstraßen und die Häuser waren voll; doch erfuhren wir keine Beleidigung und erlitten kein Hinderniß. An Stellen wo die Volksmenge in der Straße den Durchgang dadurch zu hemmen drohte daß sie sich in die Hauptstraße ergoß, ward ein kleines Tau oder ein Strick von einer Ecke zur andern übergespannt, und niemand wagte die schwache Schranke zu durchbrechen. In den Vorstädten badete um 5 Uhr Abends jedermann, und „Reinlichkeit zuerst, Bescheidenheit nachher," schien ihr Motto zu seyn. In einigen Fällen waren die Badewannen außerhalb der Häuser, vor den Thüren, und die Familie genoß der frischen Luft, rieb sich in dem dampfenden heißen Wasser mit Tüchern ab; andere hatten ihre Wan-

nen in einem Zimmer im Erdgeschoß, allein die Vorderseite des Hauses war vollkommen offen, und die Art und Weise wie die schönen Even aus ihren Bädern stiegen und herbeiliefen um uns anzustarren und ein dampfend heißes Knäblein auf den Armen trugen, war etwas abstoßend.

Die Nacht brach herein als wir am Botschaftsgebäude anlangten, um welches herum die Einwohner, mehr an den Anblick Fremder gewöhnt als die der entlegenen Stadttheile, die Straßen vergleichsweise frei gelassen hatten. Es schien uns als fände während der Nacht nur wenig Verkehr statt, und hin und wieder waren die Straßen abgesperrt.

Natur und Menschen im Kafferland.

III.

Aussehen und Lebensweise der Kaffern.

Die Kaffern sind ein sehr kräftiger Menschenschlag, die Männer durchschnittlich fünf Fuß sechs Zoll rheinländischen Maßes hoch, breitbrüstig und musculös. Wohlbeleibtheit kommt bei ihnen, selbst wenn sie reichliche Nahrung haben, nicht vor. Ihre Haltung ist aufrecht und stolz, ihr Gang leicht, und ihre Gebärden sind bezeichnend und gemessen. Die Farbe ihrer Haut ist schwarzbraun, und die Bildung ihres Kopfes zeigt die Merkmale der äthiopischen Race; auch sind ihre Kiefer nicht ganz so vorstehend, und ihre Nasen selten so platt und affenartig, wie bei den näher am Aequator wohnenden Völkern. Das Haar von Männern und Frauen ist kurz und gekräuselt, der Bart der ersteren schwach und gleich dem Haupthaar aus krausen Löckchen bestehend. Sie haben große schwarzbraune Augen, aber einen unsteten Blick, und sehen selten diejenigen an mit welchen sie reden. Ihre Zähne sind trotz des Rauchens, welchem sich Männer und Frauen mit gleicher Leidenschaf ergeben, sehr weiß. Die Frauen sind im allgemeinen wohlgestaltet, für Europäer aber, schon allein aus dem Grund dessen Wieland in seinem Amadis bei Verwandlung Blaffardinens gedenkt, durchaus nicht anziehend. Beide Geschlechter färben ihr Gesicht und ihren ganzen Leib mit rother Erde, oder auch mit einer Mischung von solcher und Rindsfett. Sie sind nicht das einzige afrikanische Volk welches sich so für schöner hält; auch scheint das Rothfärben ein uralter Gebrauch zu seyn, da schon Plinius desselben bei Aufzählung der Völker Aethiopiens erwähnt.

Ihre Kleidung besteht in einer wollenen Decke, welche sie als Mantel um die Schultern tragen; dieselbe wird ebenfalls mit Erde roth gefärbt, nimmt aber durch hinzukommenden Schmutz allmählich eine braune Farbe an. Sie wird bei heißem Wetter über den Arm gehängt, oder ganz abgelegt; letzteres geschieht namentlich in der Nähe der Hütten, auf der Jagd und vor einem Gefecht. Die Frauen tragen gewöhnlich Felle, die Haarseite nach innen um den Leib. Diese Kleidungsstücke, welche bis über die Kniee reichen, werden unter den Armen hergeführt und auf der Brust zusammen geschlungen. Außerdem legen sie ein Stück Tuch auf die Brust, welches mit schwarzen und weißen etwa einen Fuß langen Perlschnüren besetzt ist, die über die äußere Kleidung herabhängen. Zuweilen hüllen sie sich noch in eine wollene Decke oder in einen bis auf die Füße reichenden, aus Fellen verfertigten Mantel. Sowohl Männer als Frauen lieben gewisse Schmucksachen, die sie ebenso wie die wollenen Decken von Europäern gegen Ochsenhäute eintauschen. In den Ohren, an den Fingern, den Fuß- und Handgelenken tragen sie messingene Ringe. Zu den gesuchtesten Zierathen gehören Halsbänder, welche aus mehreren Schnüren kleiner schwarzer Porcellanperlen und aus Zähnen wilder Thiere verfertigt sind.

Der Reichthum der Kaffern besteht in Rindvieh- und Ziegenheerden, deren Hütung als ein Vorrecht des männlichen Geschlechtes betrachtet wird. Die Thiere weiden bei Tag in der Nähe der auf sanften Abhängen erbauten Dörfer oder Kraale, und werden Abends in den Viehkraal, einen aus trockenen Mimosen gebildeten Verhau von kreisförmiger Gestalt, getrieben. Die dornigen Bäumchen sind so dicht neben einander gelegt und in einander geschoben, daß eine recht gute Umfriedigung entsteht. Um dieselbe herum liegen die Hütten, jedoch so daß der am tiefsten gelegene Theil des Viehkraals frei bleibt

Die Erbauung der bienenkorbartigen Hütten ist Sache der Frauen. Es werden dazu 10—14 Fuß lange biegsame Stangen etwa einen Fuß tief in die Erde gesteckt, so daß ein kreisförmiger Grundriß entsteht. Durch Zusammenbiegen und Festbinden der Stangenspitzen wird dann eine Wölbung gebildet, und endlich das Ganze mit Reisholz durchflochten, und mit trocknem Grase so geschickt bedeckt daß der Regen daran abläuft, und nicht in das Innere der Hütte, welche außer einem niedrigen Eingange keine Oeffnung erhält, eindringt.

In der Nähe der Kraale, vornehmlich an den Ufern der Flüsse und Bäche, bauen die Frauen Mais und Kaffeekorn, welche Früchte einen Haupttheil der Nahrung der Kaffern bilden. Um dieselben genießbar zu machen, werden sie entweder in Wasser gekocht oder zwischen Steinen zerrieben; in letzterm Fall knetet man aus dem Mehl kleine Kuchen und bäckt diese in heißer Asche. Außerdem genießen sie viel Milch, welche sie in ledernen Säcken gerinnen lassen und vor der Mahlzeit in dicht geflochtene Körbe schütten. Fleisch lieben sie zwar sehr, essen es aber, abgesehen vom Wild, selten, da sie sich nicht gern von ihrem Vieh trennen. Sie schlachten in der Regel nur bei Opfern und andern festlichen Gelegenheiten, oder wenn sie sich zu einem Krieg vorbereiten. Das Fleisch wird theils gekocht, theils in der Asche geröstet. Sie halten täglich zwei Hauptmahlzeiten, die eine vor Mittag, die andere nach Sonnenuntergang.

Ihr Hausgeräthe ist sehr einfach. Außer den bereits erwähnten Milchsäcken und Milchkörben verfertigen sie Matten, die zur Unterlage beim Schlafen dienen. Zur Aufbewahrung von Kleinigkeiten benutzen sie die Felle kleiner Thiere, die in Beutel verwandelt und zum Umhängen eingerichtet werden. Ihre Tabakspfeifen schneiden sie aus Holz, und füttern den Kopf derselben mit Blech, welches sie ebenso wie ihre eisernen Kochtöpfe, die Beile zum Holzfällen und die Spitzen der Wurfspieße, deren sie sich bei häuslichen Verrichtungen auch als Messer bedienen, von den Weißen eintauschen.

Der Wurfspieß (Umkonto) besteht aus einem etwa vier Fuß vier Zoll langen Schafte von elastischem Holz und einer ungefähr 17 Zoll langen eisernen Spitze; letztere wird mit dem einen Ende in den vor-

dem Theil des Schaftes, welcher hier etwa fingerdick ist, eingebrannt, und diese Stelle dann mit Darmstreifen fest umwickelt. Nach hinten nimmt der Schaft dergestalt an Dicke ab, daß er endlich nur die eines Bleistiftes hat. Die Kaffern werfen diese Spieße etwa 70 Schritte weit, und auf 40—50 Schritte sehr sicher. Sie versetzen dieselben vor dem Abwerfen in eine zitternde Bewegung, welche das Eindringen in das Ziel und die Sicherheit des Wurfs vermehren soll. Die eisernen Spitzen sind zweischneidig und zuweilen mit Widerhaken versehen; sie werden nicht blank erhalten, sondern zur Verhinderung des Rostens mit Fett und Kohle geschwärzt. Neben den Wurfspießen führen die Kaffern noch 3½—5 Fuß lange Stöcke, welche oben mit einem Knopf versehen sind und nach unten an Stärke etwas abnehmen. Sie bedienen sich derselben nicht zur Unterstützung beim Gehen, sondern ebenfalls als Waffen. Die Männer sind fast stets mit zweien versehen, welche sie am untern Ende ergreifen und auf der Schulter tragen. Es ist bewundernswürdig, mit welcher Geschicklichkeit sie auch hiemit zu werfen verstehen. Schon als Knaben üben sie sich darin, und es ist nichts ungewöhnliches daß sie kleine Vögel treffen.

Viele Kaffern besitzen auch Feuergewehre; manche dieser Waffen mögen während der Kriege in ihre Hände gefallen seyn; allein die meisten sind gewiß durch Kauf oder Tausch erworben worden. Am 1 Januar 1857 wurden durch die den verschiedenen Häuptlingen beigegebenen Magistratspersonen 5744 Gewehre nachgewiesen die sich im Besitz der in Brittisch-Caffraria wohnenden Kaffern befanden; dabei ist jedoch zu bemerken daß von mehreren Beamten keine Meldungen eingegangen waren, und daß man die Zahl der Gewehre damals auf mehr als 6000 Stück anschlagen konnte. Die meisten dieser Feuerwaffen waren schon in schlechtem Zustand als sie in die Hände der jetzigen Besitzer kamen, und sind seitdem natürlich nicht besser geworden, so daß der Abfeuernde nicht weniger bedroht ist als der auf welchen gezielt wird. Der Besitz solcher Gewehre hat die Kaffern nicht gefährlicher gemacht. Hätten sie dagegen eine einheitliche Organisation gehabt, und hätte nicht ihre Theilung in verschiedene Stämme und das daraus erwachsende Sonderinteresse, so wie die gegenseitige Eifersucht der Häuptlinge, ihre allmähliche Schwächung herbeigeführt, so würden sie trotz ihrer ärmlichen Bewaffnung den Engländern einen nachhaltigern Widerstand zu leisten vermocht haben.

Sie besitzen viel persönlichen Muth, sind dabei gute Schwimmer und ausgezeichnete Fußgänger. Ihr feines Gehör, scharfes Gesicht und ihre Geschicklichkeit die Spur von Menschen und Thieren zu finden, lassen keine Bewegung ihrer Gegner im Krieg unentdeckt. Bei guter Leitung würden sie um so mehr geeignet seyn Europäern Ueberraschungen zu bereiten, als sie nicht wie diese langer Wagenzüge zur Nachführung von Lebensmitteln und andern Dingen bedürfen, indem ihr ganzes Gepäck, außer den Waffen, nur in einer wollenen Decke und einigem Mundvorrathe besteht. Sie sind auch gute Reiter. Ihre kleinen, aber ausdauernden Pferde legen in einem kurzen Galopp, der gewöhnlichen Gangart, sieben bis acht deutsche Meilen im Tage zurück. Gepflegt werden die Pferde gar nicht, Gras ist ihr einziges Futter. Das Reitzeug wird von den Europäern eingetauscht, doch bedienen sich nur wenige Kaffern der Sättel, die meisten reiten auf zusammengelegten Decken oder Thierfellen. Ihr Sitz ist so leicht und anständig, daß der im allgemeinen sehr störende Gegensatz von großen Leuten und kleinen Pferden bei ihnen fast übersehen wird.

Tänze, Jagd und Ochsenrennen gehören zu ihren beliebtesten Vergnügungen. Für die letztern haben sie dieselbe Leidenschaft wie die Engländer für die Pferderennen. Die dazu bestimmten Thiere werden schon sehr jung abgerichtet. Sobald sie auf den Platz kommen, wo sie eine Probe ihrer Schnelligkeit ablegen sollen, verräth ihre Ungeduld daß sie wissen was bevorsteht. Läßt man sie endlich los, so folgen sie — natürlich ohne Reiter — einer Anzahl Kaffern, welche zu Pferde vor ihnen herjagen und sie durch Schreien und Pfeifen ermuntern. Die zurückzulegende Entfernung beträgt ungefähr ein Viertel bis ein Drittel einer deutschen Meile. — Zu den Jagden finden sich in der Regel viele Kaffern zusammen. Während ein Theil von ihnen mit Wurfspießen und Stöcken bewaffnet sich in einem Bogen aufstellt und hinter Steinen und Gebüsch möglichst verbirgt, treibt der andere einen gewissen Bezirk, in welchem Wild vermuthet wird, ab. Die Treiber sind von großen Windhunden begleitet und scheuchen das Wild den ausgestellten Jägern zu, die dann ihre Geschicklichkeit im Werfen versuchen.

Die Tänze haben keine Aehnlichkeit mit dem was man in Europa darunter versteht, sondern bestehen für die Männer in Ausreckungen von Armen und Beinen, sonderbaren Bewegungen und Sprüngen, die bis zur Erschöpfung fortgesetzt werden. Die Frauen sitzen in der Regel um die Männer herum, und betheiligen sich nur durch tactmäßiges Zusammenschlagen der Hände, wobei sie jedesmal eigenthümlich brummen.

Die Kaffern besitzen auch musikalische Instrumente: das beste darunter besteht aus einem ausgehöhlten trocknen Kürbiß, über welchen einige schlechte Saiten gezogen sind, die, angeschlagen, kaum vernehmbar schnurren; daneben ist aber auch die europäische Maultrommel und die Mundharmonika schon ziemlich verbreitet. Nach einzelnen Beispielen zu urtheilen, scheint es ihnen nicht an musikalischem Gehör zu fehlen, kleine Jungen pfiffen Stücke welche sie von einer Musikbande einigemal gehört hatten ganz richtig nach. Das was man ihren Gesang nennt, ist wenig mehr als ein Brummen. Gewöhnlich sind es die Töne eines Moll-Accords, welche sie fortwährend in gleicher oder doch wenig verschiedener Aufeinanderfolge, und zwar stets in fallender Ordnung, wiederholen. Es kommt auch vor daß sie dabei gewisse Worte singen; so wiederholte eine Frau beim Wassertragen das Wort „Amanzi,“ welches Wasser bedeutet, oft so lange als ihre Beschäftigung dauerte.

Sie haben keine eigentlichen Lieder, dagegen erzählen sie oft mit lauter Stimme einzelne Erinnerungen aus ihrem Hirtenleben, sie beschreiben z. B. den Ort wo der Kraal ihres Vaters gestanden hat, loben das Wasser welches sie dort gehabt haben, und schildern wie Menschen und Thiere durch dasselbe erquickt worden seyen, wie die Kühe auf dem fetten Grase zugenommen und welch vortreffliche Milch dieselben gegeben hätten u. s. w. Sie gerathen bei diesen Erzählungen mitunter in eine solche Begeisterung, daß ihr Vortrag zu einem wilden Recitativ wird. In heitern Nächten sitzen sie oft lange um das Feuer in ihren Hütten, und hören mit der größten Aufmerksamkeit solche Erzählungen an.

Von dem was über ihre eigenen Erlebnisse hinaus reicht, wissen sie nicht viel, weil sie keine fortlaufende Zeitrechnung kennen. Ein Kaffer sagt nie: „vor so und so viel Jahren,“ sondern knüpft stets an irgend ein Ereigniß an, z. B. an den Regierungsantritt eines Häuptlings, an ein gewonnenes oder verlorenes Gefecht, an schwere Viehkrankheiten u. s. f. Da die meisten der für sie wichtigen Vorfälle von

Zeit zu Zeit wiederkehren, so ist erklärlich daß die Begebenheiten unter einander geworfen werden und sich bald verwischen.

Sie unterscheiden gewisse Jahres- und Tageszeiten und haben Bezeichnungen für die Sonne und den Mond, sowie für das Wachsen und Abnehmen des letztern. Im übrigen nehmen sie Licht und Wärme als erfreuliche Thatsachen hin, und ergötzen sich an der Schönheit der Gestirne, auch ohne irgend einen Begriff davon oder Namen dafür zu haben.

Eine Rechtfertigung der muselmanischen Polygamie in Algerien und der Wüste.

Hr. A. Berbrugger hat vor vier Jahren unter dem Titel „Volksirrthümer in Betreff Algeriens“ eine Reihe von Aufsätzen veröffentlicht, darunter auch den nachfolgenden über die Polygamie, welcher am 13 Febr. 1855 im Algierer Akhbar erschienen ist. Wir entnehmen demselben folgende Stellen. Man kann, sagt der Verfasser, die Muselmanen in zwei Lager theilen: in solche welche feste Orte bewohnen, und in solche die ein mehr oder minder nomadenhaftes Leben unter Zelten führen. Alles was in einer unbeweglichen Wohnung verbleibt, neigt aus sehr gewichtigen Gründen, welche wir weiter unten auseinandersetzen werden, zur Monogamie; alles was unter der beweglichen Leinwand Schutz sucht, wird, aus den entgegengesetzten, aber nicht minder gebieterischen Gründen, zur Polygamie hingetrieben. Zur erstern Classe gehören die Städtebewohner und die Kabylen, zur letztern die herumschweifenden Araber. Um die Trockenheit und Langweiligkeit einer regelrechten Abhandlung zu vermeiden, wollen wir hier einer Unterredung erwähnen welche im letzten Jahr (1854) in der Gegend des obern Schelif zwischen einer sehr geistreichen und verständigen französischen Dame und einem großen eingebornen Häuptling, der zweimal Europa besucht hatte, stattfand. Wir verhielten uns dabei ganz passiv, und machten bloß den Dolmetscher, wie wir jetzt den einfachen Berichterstatter machen. Man möge daher die Verantwortlichkeit für Ansichten anderer nicht auf uns übertragen.

Die genannte Dame hatte uns beauftragt bei besagtem Häuptling im Namen des europäischen schönen Geschlechts gegen das was sie die erniedrigende Gewohnheit der Polygamie nannte zu protestiren. Der Häuptling antwortete auf diese Beschuldigung folgendermaßen: „Meine werthe Frau! Ich könnte mir das Vergnügen verschaffen Ihnen zu beweisen daß im Grund Ihre Landsleute und Religionsgenossen auch, vielleicht in höherm Grad, Polygamisten sind wie wir; allein ich umgehe diese unbedeutende Anschuldigung, und steure gerade auf den Zweck los. Um meine Erklärungen verständlicher zu machen, will ich mir aber erlauben Sie selbst in Scene zu setzen, indem ich einen Augenblick annehme Sie seyen mit einem derjenigen Muselmanen verheirathet welche ein Nomadenleben führen. Sie würden dann, behaupte ich, die Vielheit der Frauen nicht nur nicht tadeln, sondern wohl die erste Anregung dazu geben daß Ihr Gatte mehrere Frauen nehme, wenn er zufälligerweise keine Lust verspürte Ihnen eine Nebenbuhlerin zu geben. Dieß scheint eine etwas starke Behauptung zu seyn, und doch glaube ich daß Sie die Richtigkeit derselben anerkennen werden, wenn Sie alle Ihnen bis jetzt noch unbekannten Verhältnisse kennen gelernt haben. Sie haben gewiß nicht den geringsten Begriff von einer Nomadenhaushaltung und von der Menge der innern Arbeiten zu denen eine solche Haushaltung Anlaß gibt. Zuvörderst sind unsere Nomadenwohnungen sehr untergeordneter Art: nichts ist fest darin; unsere größten Kostbarkeiten und selbst unser Leben finden gegen die Angriffe der Diebe und des Feindes nur dann Schutz, wenn wir uns mit vielen und besonders mit vertrauten Leuten zu umgeben vermögen. Nach den Mitgliedern der Familie leisten aber nur die Frauen dieser gebieterischen Bedingung ein Genüge. Bei unserm Nomadenleben gibt es keinen Müller, keinen Bäcker, keinen Tuchmacher, keine Näherin, keinen Schneider, keinen Wasserträger, keinen Holzhändler ꝛc., und kann sie nicht geben. Sie würden daher genöthigt seyn das Getreide zu reinigen, es zu mahlen, den Teig zu machen, ihn zu backen, unbeschadet der Küchenarbeiten. Sie würden die Kühe oder Schafe zu melken und aus ihrer Milch Käse und Butter zu bereiten haben. Sie müßten die Wolle Ihrer Heerden zurichten um daraus Kleider zu weben. Wenn der Duar weiter ziehen will, was im Süden sechzigmal jährlich, wo nicht mehr, vorkommt, so liegt Ihnen die Sorge ob die Päcke zu machen, das Zelt abzuschlagen und alles aufzuladen. Damit kein falscher Weg eingeschlagen würde, müßten Sie dem Zuge folgen, aber meist zu Fuß, denn die Saumthiere haben an dem Mobiliar genug zu tragen. Ohne Zweifel haben Sie das anziehende Gemälde eines geschickten Malers, „Rebekka am Brunnen,“ gesehen. Auch Sie werden täglich an den Brunnen gehen, der zuweilen sehr weit entlegen ist. Wenn Sie aber davon zurückkehren, werden Sie sich gewiß nicht malen lassen, denn Ihr armer ganz gebeugter Leib, Ihr in Schweiß und Staub gebadetes Gesicht, Ihre kothigen Beine, Ihre von dem Wasser welches dem Schlauch entfließt triefenden Kleider, würden, wenn der Pinsel des Malers treu wäre, kein vortheilhaftes Conterfei von Ihnen liefern. Uebrigens würden Sie, wenn Sie unter uns lebten und die Bedingungen unseres von stets drohenden Gefahren umringten Daseyns kennen lernten, bald einsehen daß das Familienoberhaupt, ohne an Achtung einzubüßen und sich an seiner Aufgabe zu versündigen, keinen Antheil an den häuslichen Arbeiten übernehmen kann. Der Mann hat seine eigene Aufgabe — eine Aufgabe, die, wie Sie sehen werden, eine ziemlich rauhe ist: sein Fuß muß stets am Steigbügel, seine Hand am Gewehr, seine Zunge im Rath, sein Aug' und sein Ohr überall seyn: hier um die Weideplätze aufzusuchen welche zur Ersetzung der sich erschöpfenden bestimmt sind; dort um die Absichten des Feindes zu verhindern oder ihm irgend einen Hinterhalt zu legen. Wie jede kriegführende Macht, muß er zuverlässige Verbündete haben, und diese Verbündeten findet er mittelst der Frauen die er aus einflußreichen Familien nimmt. Ich schließe, meine liebe Frau, mit der wiederholten Behauptung daß Sie, einmal in unsere Nomadengesellschaft aufs innigste eingetreten, im Grunde kein Widerstreben zeigen würden drei gesetzliche Gattinnen neben sich zu sehen; Sie würden vielmehr, glaub' ich, bedauern daß das Gesetz Ihrem Manne nicht gestattet eine noch größere Anzahl zu heirathen.“

Man wird nach dieser Schilderung des Nomadenlebens jetzt wohl begreifen warum die Mauren der Städte und die kabylischen Bauern sich im allgemeinen mit einer Frau begnügen, besonders die erstern. Das Innere ihres Hauswesens, das sich von dem unsrigen nur wenig unterscheidet, erheischt bloß eine Haushälterin; wollten sie sich das Gesetz zu nutze machen und mehrere Frauen nehmen, so wäre dieß für sie ein sehr kostspieliger Luxus, den nur sehr wenige Börsen befriedigen könnten, und der ihnen überdieß viele und ernste Widerwärtigkeiten zuzöge. Denn die Weiberhändel, welche in der freien Luft des Zeltes, vor dem Einschreiten eines kriegerischen Ehemanns, eines unumschränkten Herrschers in seinem Familienkreise, so rasch verdampfen, erlangen innerhalb der Mauern eines Hauses, wo sie stumm brüten und zu einer traurigen Reife heranwachsen, eine weit größere Bedeutung. Sie gleichen hier dem Haß der sich zwischen Matrosen während einer Ueberfahrt erzeugt, wo man beständig in die Wände des Schiffes eingeschlossen geblieben ist. Die Antipathie wird in diesen Arten von Treibhäusern zur Aversion, und die Aversion verkehrt sich zur trotzigen Monomanie.

Wir haben noch einige Worte über ein anderes Vorurtheil zu sagen, über dasjenige welches aus den Muselmanen Algeriens lauter „Mohren von Venedig" macht, stets bereit ihren allzu leichtsinnigen Gattinnen unter der ehelichen Matratze den Lebensathem auszublasen. Hier sind ziemlich belangreiche Unterscheidungen festzustellen. Wir möchten uns nicht auf das berufen was unter unsern Augen in den Städten vorgeht, wo jedermann schlagende Belege dafür finden kann daß die Eifersucht der algerischen Ehemänner nicht den trotzigen Charakter hat den man ihr zuschreibt. Das Elend hat, wie wir wissen, die Empfindlichkeit, welche stets über den häuslichen Herd wachen soll, oft auf beklagenswerthe Weise abgeschwächt. Es wäre daher ungerecht, und nicht sehr vernünftig, wollte man auf einen offenbar anormalen und, wie sich wenigstens hoffen läßt, nur vorübergehenden Zustand Schlußfolgerungen begründen. Allein ist das Benehmen aller dieser Bevölkerungen des Südens, die nicht, wie die städtischen Muselmanen, das Recht besitzen die Wohlthat gewisser mildernden Umstände für sich in Anspruch zu nehmen, gegen ihre Frauen bei sehr vielen und allgemein bekannten Gelegenheiten nicht das gerade Gegentheil der Eifersucht? Ließen sich nicht, ohne aus dem Tel herauszugehen, merkwürdige Beispiele ehelichen Wohlwollens finden? Von den ältesten Zeiten an sieht man die Ketama, einen großen Berberstamm, welcher der Grundstock der autochthonen Bevölkerung des Ostens ist, die Gastfreundschaft in einem Umfang ausüben der jedes eifersüchtige Gefühl ihren Frauen gegenüber ausschließt. Ihre mehr als leichten Sitten haben offenbare Spuren bei den Amer, in der Nähe von Setif, und bei mehrern Völkerschaften Kabyliens hinterlassen. Wir bitten diejenigen welche die Sahara nicht bloß im Flug, sondern mit der geduldigen Langsamkeit des Mannes besucht haben dem es um genaue Beobachtungen zu thun ist, uns zu sagen, was sie von der Eifersucht der Nomaden, jener philosophischen Bevölkerungen halten bei denen die eheliche Langmüthigkeit, die freiwillige Blindheit in Betreff weiblicher Beschimpfungen und gehässiger Speculationen auf die Frau für Rechnung der Ehemänner oder der Eltern, einen Grad der Unsittlichkeit erreicht hat den man mit eigenen Augen gesehen haben muß um ihn glauben und begreifen zu können.

Auf Ischia.

So oft wir um 9 Uhr Morgens aus dem Hafen von Neapel mit dem kleinen Dampfschiffe Stella absegeln wollten, kamen jedesmal wieder neue Kähne mit Passagieren, deren Titel, Tauf- und andere Namen, wie früher die unsrigen, der Polizeibeamte umständlich notirte. Es war ein endloses Gewiege. Zuletzt verließen wir denn doch die rosenrothe Lanterna, gelangten zum Kriegshafen mit seinen schlafenden Rauchfängen und Masten, zum Castell Nuovo und Molo Nuovo; unter der Terrasse des Schlosses vorbei, die S. Elmo-Krone mit ihrem weißwallenden Flaggen-Schleier, die Carthause S. Martino stolz über uns — zwei nachbarliche Gegensätze und doch verwandt — und in der Ferne die geraden Linien des Palastes von Capodimonte hoch über Kuppeln; schwammen jetzt beim Castell dell' Uovo, indeß die rothen Granili,[1] die riesigen Kornkammern bei Portici, hinten in der Tiefe des Golfs abschlossen als seine innere Gränze.

Es ist unsäglich reich und prächtig dieses Neapel, so von Sonne überflossen wie lauter Geschmeide, die Königin der See, das strahlende Diadem der Mediterranea. Der maßlose Glanz macht uns überhaupt aus den Extremen einer mittäglichen Landschaft, verwunderlich genug, beinahe wieder die Wirkung einer Schneegegend. Wie ein Finger streckt sich nun eben S. Maria del Carmine zwischen Castell dell' Uovo und dem Pizzofalcone durch. Napoli erhebt, man möchte sagen sonnetrunken, die leuchtende Stirne. Wir streichen längs der Chiaja, der Mergellina und dem Posilipo, bis zu dem letzten Vorposten des Capo, dem kleinen einzelnen Fels, „La Cajola," der sich fast mit der Klippe von Nisida vermählt, welche das vom Herzog Alba zur Zeit der Pest von Messina gegründete[2] Lazareth trägt. Das Ufer von Sorrento zeigt sich nur sanft verschleiert, und die Königsstadt zieht sich in silbernem Ferndunft, die nähere grüne Küste krönend, wie ein Feenland über ihr schwebend zurück, Stück für Stück, jedes ein entschwundenes Gemälde. Jede einzelne Barke schwimmt, außer in dem Ocean, in einem zweiten, dem Element der Sonne. Dieses wohlthätige und göttliche Feuer ist es was alles so außerordentlich macht.

Wir ergötzen uns Orangenschalen in die unvergleichliche Azurfluth zu werfen. Der Golf von Bajä erscheint uns zur Rechten in all seinem Schmuck, seinem Liebreiz und seiner historisch abendlichen Wehmuth. Welch ein Moment wo das Auge beide Meerbusen genießen kann! Es schwelgt wie ein Schmetterling auf Blüthen, auf all den classischen Punkten. Die braune Venusrotunde am tempelreichen Gestade wird uns hin und wieder durch einen vorbeisegelnden schwarzen Nachen oder ein lichtes Segeltuch verrathen oder verhüllt; gletscherähnlich schimmert die Solfatara über Pozzuoli. Schon kreisen wir dicht um die Wand von Cap Miseno, könnten jede Silberritze seiner Felsen malen, jedes Moos seiner alten Warte, die Höhle Dragonaria, jede Vertiefung der Bucht Miniscola.

Wir sind im Canal von Procida. Mit dem funkelnden Stirngeschmeide ihres Schlosses tritt uns die gepriesene Insel entgegen, auf deren vulcanischem Boden Johann v. Procida die blutige Vesper Siciliens brütete. Gleich einem silbernen Fisch schlängelt es sich hin durch die Fluth; drüben, rechts, sonnt sich der „Scoglio di S. Martino," wie der Rücken eines Seethiers. Indem wir längs der Westküste von Procida

[1] Jetzt Caserne.

[2] Quarantäne-Anstalt.

streichen, drängt sich zu ihr heran, wie ein junger Sohn, die Isola Vivara. Diese Inseln alle sind gleich Blumen, welche die Götter, die rosenfingerige Eos vor allen, in die blaue Fluth streuten. Das Meer ist blauer als der Himmel, wunderblau. Im Dufte läßt sich das Cap der Circe kaum nur ahnen neben der unendlichen Seeferne, dem unabsehbaren blauen, märchengleichen Gefilde, auf dem die Segel ihre Bahnen ins gränzenlose ziehen, oder hingesäeten Lilien gleichen. Wie viele Wege, wie viele Linien und Kreise? Wohin, woher? Immer neue Schiffe vielgestaltig; eines wie eine riesige verschleierte Frau am Horizont.

Gegen Süden windet jetzt Ischia seinen Kranz um uns, das Zaubergeflechte von Miseno und Procida fortsetzend. Wie eine Fata Morgana, wie eine Feenheimath steigt es mit jeder Minute kenntlicher vor uns empor. Vor dem Eiland, gleich einer wallenden Kette, Glied um Glied, schwimmende Forts, die stolzen Kriegsschiffe, die wie ein Spalier von Riesentrabanten ins Meer steigen um den König zu bewachen; er verweilt nämlich im Augenblick auf Ischia. Da ist die Mauerkrone auf schroffem, phantastisch durchklüftetem Felsen, das Castell, den nur ein schmales Brückenband an die Insel knüpft. Wie ein geharnischter Ritter hält die Veste vor Ischia Wache, die Stadt zu ihren Füßen, das von weißen Häusern, welche die grüne Höhe erklettern, besäete Gestade. Die Villa Reale schaut nieder zu dem neuen Hafen, den der König bauen läßt durch die Galeerensklaven, und auch der Bagno daneben darf nicht fehlen. Die vielen gleich Fischen heranschwimmenden Barken tragen auf ihrem Rücken die Reisenden fort, während wir dem Epomeo näher entgegenschiffen, der hoch in dem tiefblauen heißen Himmel Zauberschrift schreibt. Hinter uns bleiben entzückende Bergverschlingungen, als gäben sich holdselige Gestalten die Hände zum Altarreigen am Fuße des Vesuvs, der seine majestätischen Rauchwolken über all die Gruppen in den Aether sendet.

Dieses Italien ist so schön und gottgeliebt wie niemand es fassen kann. Eine solche Meerfahrt an der Küste Neapels ist wirklich ideal; das Höchste von überfließender Schönheitswonne der Natur. Es ist schon Seligkeit sich an diesem ewig lächelnden Busen zu wiegen. Noch nie empfand ich es wie heute: „Veder Napoli e poi morir!" Nach solchem Glück kann man nur sterben! — Hatten wir himmlische Gefilde durchschifft — den Strand um uns — so blickten wir dabei fast in noch wunderherrlichere hinab, durch und über Feenlande hinschwimmend: das unsäglich magische Meer. Sein unnennbares Blau, nein, es ist keine Mythe. Es ist so schön, so schön, daß es einem fast nur wie geträumt erscheint. Denn es ist über aller irdischen Möglichkeit, über jedem Begriff, jedem Ausdruck schön. Dann wandelt es sich wieder in Grün, krystallhelles, smaragdfunkelndes Grün: wie Paradiesgärten! In ihre Wunder staunt man hinab durch die durchsichtige Fluth; durch dieses Naß, so klar, so weich, daß es nur ein flüssiger, schmiegsamer Aether erscheint. Bis auf den Grund sieht man häufig, sieht die Seegräser, eine ganze Zauberwelt tief unten — da wo die Inseln sich zum zärtlichen Anmuthstanz erheben mitten im Ocean, gleich Nereiden mit blendenden reizenden Riesenleibern. Man hat nicht gewußt vor lauter Schönheit, lauter Eden in Form und Farbe, wohin das Auge wenden. Ueberall blickt man in Paradiese: in die märchenhaften nahen Fluthengärten, in die noch feenhafteren Oceansweiten, dort wo Himmel und Meer eins sind, und kaum noch Schiffe mit schwellenden Fittigen die Gränze ziehen, so daß man nicht unterscheidet was Vogel, was Schiff ist, und beide im Aether zu segeln scheinen.

Jetzt landen wir unter Casamicciola, unter den maigrün umbuschten Abhängen, wo heiße Bäder dampfen. Abermals müssen wir am Bord über Vaterland, Stand und Namen uns verantworten — und wie lächerlich, fabelhaft schreiben sie die Namen! Wie in einen Ameisenschwarm fällt man in die aufdringlichen Barken. Gleich bösen Geistern, Kobolden, erheben sich die Schiffer aus ihren Nachen gegen die Forestieri, werfen sich über sie als wollten sie dieselben hinunterziehen in Untiefen. Ebenso zu Land die Eseltreiber und Ciceroni. Wagen gibt es keine auf dem patriarchalisch glücklichen Ischia; nur der König fährt mit kleinen Pferdchen, und erst seit er hieher kommt zur Villeggiatura, beginnt man da und dort bessere Straßen anzulegen. Ein Regiment von unabweisbaren Eseln hinter uns drein, so ersteigen wir die steile glühende Anhöhe in Backofenhitze. Es ist ja auch ein großer Herd, auf, um den man wandert: der noch nicht so lang erloschene Vulcan.

Welche milden und doch so heißen Farben der Gewächse, der Felsen! Die Häuser sind wie eine verstreute Ziegenheerde welche weidend den Berg erklettert. Sie sind oft ganz abenteuerlich gegipfelt und angemörtelt an Gestein und Wald; meistens hängen die Treppen außen an den Häusern, statt im Innern, was ihnen allerlei malerische Zufälligkeiten gibt. Auf jenem Dache steht ein Jüngling mit der rothen Mütze, so bunt und dunkel, fast als wären wir in Algier. Zwischen Mauern und Wipfeln dunkelblaues Meer und Wogenperspective — Berge und Ocean — bis zum Vesuv.

Die „piccola sentinella" hatte uns ihre schattige, mit den dicken welken Blätterdächern geschirmte Terrasse geöffnet, nach der sowohl unsere Stuben als die eines cholerischen Franzosen gehen, eines Badgastes der unsern Armstühlen fußbreit das Terrain streitig macht, und, da er es doch nicht wehren kann daß wir sie, um die Veduta auch zu genießen, neben seinem Fauteuil aufpflanzen, wo er buchstäblich als Schildwache auf der Lauer liegt, vor giftigem Zorn und Neid fast berstend, zuletzt mit unbändiger Unverschämtheit in die Worte ausbricht: „Mesdames, je suis enchanté de vous voir chez moi." — Nur ein Franzose konnte diesen impertinenten Ausweg finden. So oft dir übrigens in Italien etwas beleidigendes widerfährt, darfst du darauf schwören daß es von einem Ausländer geschieht.

Das Signal des Dampfers riß uns gegen Abend weg. Die Insel umkreisend, kehren wir nach Ischia zurück. Vom Castello wehte die weiße Flagge, ich weiß nicht welchem Fest in der königlichen Familie zu lieb. Ich erinnerte mich daß dieses Eiland dem Ferrante d'Avalos zugehörte, dem Sohn des Marchese von Pescara, welchem Vittoria Colonna schon im Kindesalter verlobt war, ja daß sie hier ihre Vermählung feierte, wo seine Muhme Costanza Hof hielt, die einen Kreis von Kriegern, Staatsmännern, Dichtern und anmuthigen Frauen um sich sammelte, worüber Bernardo Tasso, Torquato's Vater, schon gesungen hat.

Steil und geisterhaft grau wächst der Fels mit dem Castell aus dem Spiegel. Wir schiffen dicht unter der hochgegipfelten kleinen Krone vorbei, durch den Canale d'Ischia, der uns Vivara und Procida nun von einer andern Seite zukehrt. Eine von den ungezählten grauen Warten gegen die Corsaren blickt uns da entgegen. Indem wir um die „Punta di Socciaro" wendeten, breitete sich Procida prächtig über uns hin mit seinen Pfeilern, Bögen, Thürmen und Kuppeln, ein stolzes romantisches Bild. Wir umsegeln von neuem das Cap Miseno, doch in größerem Abstand. Hinter dem Monte nuovo und Barbaro steigt jene schroffe hohe Spitze wieder empor, die ich von der Fahrt zum Arco felice kenne, höher als Camaldoli. Wie in einer Thalschlucht

zwischem letzterem und dem Vesuv, in ihrem Schooße gleichsam, schimmert das Castel S. Elmo, und je bleicher Ischia zurückweicht, desto mehr steigt Capri empor. Wie zwei Wächter, zwei titanenhafte Tritonen, oder silberflimmernde Wallfische, erheben sich diese Eilande zu beiden Seiten des Golfs von Neapel. Sorrento, Castellamare und ihr Gefolge treten glänzend hervor, ihnen entgegen wallten nun die Kriegsschiffe.

Mehr und mehr trat das eigentliche Profil Neapels hervor, in drei Etagen über einander: Castel S. Elmo sammt der Certosa, Pizzofalcone, Castel dell' Uovo. Letzteres, vom Meer aus betrachtet, rechtfertigt nur um so besser durch seine Form die Tradition von dem „Zauberer Virgil," wie er noch im Volke hier lebt, der wahrsagte: solange dieses Ei bestehe, werde die Stadt bestehen. So erzählte mir ein angenehmer artiger Abate, mit dem ich mich unterhielt, bis wir die lebendigen Gruppen von Neugierigen auf den Steinbrocken der Lanterna streiften, mitten im Schwärmen und Getöse von Hafen und Strand, denn die Menschen selbst haben hier im Wesen etwas vulcanisches von dieser Natur überkommen.

Erzählungen des Scheich Abdallah Bou-Rema.

(Von Karl Zill.)

Zehnte Erzählung.

In einem der jenseits des Flusses gelegenen Nebenthäler des P'heira wohnte ein Mann welcher sich Amar-Bel-Heischur nannte, und sich sowohl durch seine große Körperstärke, als durch seinen tollkühnen Muth in der ganzen Gegend berühmt gemacht hatte. Dieser Bel-Heischur hatte schon mehrere Unternehmungen gegen die Franzosen mit großer Einsicht veranstaltet und mit ausgezeichnetem Glück geleitet und ausgeführt; er war jetzt im Begriff einen Reitertrupp zu bilden, um mit demselben eine Ghazzia auf die Viehheerde der französischen Verwaltung zu unternehmen, und ich leistete seiner Einladung an diesem Zug theilzunehmen um so williger Folge, als er sowohl meinen Ehrgeiz, als auch meine Habgier auf eine verführerische Weise anzuregen wußte. Der Meäd bestand aus sechsunddreißig Reitern, wovon achtundzwanzig Araber aus verschiedenen Stammabtheilungen des P'heira, und nur acht Ouischaoua-Kabylen waren, unter welchen letztern dir, außer meiner Person, noch drei andere, die noch alle am Leben sind, nämlich Sessi-Bou-Anegha, heutiger Scheich der Guerbes, dessen Bruder Achmed und der alte Ali-Bel-Hadj', bekannt sind. Wir versammelten uns zu R'mada, von wo wir, nachdem wir den Plan unsers Anführers und seine Anordnungen zur Ausführung desselben vernommen hatten, mit beginnender Nacht aufbrachen und den Weg nach Bona über Aïn-Mortha einschlugen.

Nachdem wir die ganze Nacht hindurch geritten waren, gelangten wir noch vor Tagesanbruch nach Ras-el-Hamra, [1] von wo sich die Gärten und Olivenbaumpflanzungen der Einwohner von Bona bis gegen die Mündung der Seybouse ausdehnen. Diese Gärten boten uns ein gutes Versteck dar, und wir konnten uns durch dieselben ungesehen dem südlichen Thore der Stadt bis auf eine geringe Entfernung von der außerhalb der Ringmauer sich erhebenden Moschee von Sidi-Brahim nähern. Dieser Ort, von welchem seitdem die Franzosen einen Theil in einen schönen trockenen Exercierplatz umgeschaffen haben, war damals eine große unebene und sumpfige Wiese, welche sich von der Stadtmauer bis an die von Salah-Bey erbaute Brücke hinzog. Hier war es wo täglich die Heerde der N'sarah geweidet wurde, und hier unter den Augen der Schildwachen und unter den Kanonen der Stadt mußten wir dieselbe wegnehmen, wenn wir sie anders haben wollten.

In den Oliven- und Feigengärten, wo wir Halt gemacht hatten, war alles todtenstill, und kein Mensch ließ sich in denselben blicken. Der Khaberschi welchen Amar-Bel-Heischur vor einigen Tagen hierher gesandt, hatte nicht gelogen: ein nicht unbeträchtlicher Theil der Einwohner von Bona hatte sich nach Tunis geflüchtet, die die Land- und Gartenhäuser bewohnenden Einheimischen hatten sich in die Stadt zurückgezogen, und die nächsten Umgebungen dieser letztern lagen wie verödet. Wir konnten daher den günstigen Augenblick in ungestörter Sicherheit hier abwarten, allein die Zeit wurde uns unbeschreiblich lang, da die Sonne schon einige Zeit aufgegangen war, und wir noch immer der Rückkehr unsers auf Kundschaft ausgegangenen Anführers harrten.

Endlich erschien Amar-Bel-Heischur, bei dessen Anblick wir uns unverzüglich in den Sattel schwangen. Er that deßgleichen, und nachdem er uns durch ein Zeichen seiner Hand um sich her versammelt hatte, redete er uns folgendermaßen an: „Höret mich an, Männer des P'heira, und verstehet wohl meine Rede! Wir sind lauter Brave, und es ist kein Feigling unter uns. Allah hat unser Unternehmen begünstigt: die Reiterei der N'sarah befindet sich gegenwärtig im Lager von Drean, und ein großer Theil ihres Fußvolkes ist gestern in der Richtung von Neschmeïa ausgezogen. Unsere Ghazzia wird uns nicht schwer werden. Drei Hirten sind bei der Heerde, welche so eben auf dem Merdsch [2] von Sidi-Brahim angekommen ist. Zwei Schildwachen stehen am Stadtthore, und drei andere bei den Strohmeilern, welche sich gegen den Mersa [3] hin befinden. Unser Streich muß schnell ausgeführt werden, denn wir dürfen den N'sarah keine Zeit zur Ueberlegung lassen. Wir müssen oberhalb der Brücke über die Boudjima reiten und wie ein Sturmwind unter die Heerde fahren. Die Hirten werden und können uns nicht widerstehen, und bis die Schildwachen Lärm geschlagen haben, sind wir schon mit unserer Beute in Sicherheit. Ich empfehle euch nochmals an nach glücklich vollbrachter Ghazzia einig zu bleiben, und euch nicht im voraus um die Vertheilung der Beute zu streiten, widrigenfalls wir kein Horn und keinen Schwanz der Heerde nach Hause bringen werden — und nun: Besmillah!"

Wir verließen unser Versteck und ritten eine Strecke im Bett der Boudjima hinab, bis wir uns der indessen näher herangekommenen Heerde auf eine geringe Entfernung gegenüber fanden. An einer brei-

---

[1] El Ras el hamra, die rothe Spitze.

[2] El Merdsch, die Wiese.

[3] El Mersa, el Mers, der Hafen, die Rhede.

ten, von alten Tamarisken und hohem Ricinus und Stechapfelgesträuch [1] beschatteten Furt zogen wir uns, so gut es sich thun ließ, zusammen, und sprengten dann, mit verhängtem Zügel und großem Geschrei, mitten unter die erschreckten Rinder welche nach allen Seiten auseinander fuhren, aber schnell von uns wieder zusammengejagt und in der Richtung des Fetzara-Sees davongetrieben wurden.

Diese Ghazzia hätte keinen Tropfen Blut gekostet, wenn nicht Bel-Heischur einem der fliehenden Hirten nachgesetzt hätte, um demselben seine Flinte abzunehmen. Als sich dieser letztere von seinem Verfolger in die Enge getrieben sah, drehte er sich plötzlich nach ihm um und schoß ihm eine Kugel durch den Leib. Der schwer Getroffene blieb noch eine Weile fest im Sattel sitzen, ehe man ihm aber zu Hülfe eilen konnte, sank er vom Pferd, und in demselben Augenblick drangen die Soldaten im Eilschritt zum Thor heraus, und die Kanonen der Kasbah spieen eine Ladung eiserner Kugeln auf die Wiese, so daß wir gezwungen waren unsern Anführer im Stich zu lassen. Wie wir später erfuhren, ward der sterbende Amar-Bel-Heischur nach der Stadt gebracht, wo er auf Befehl des französischen Obercommandanten unverzüglich erschossen wurde.

Wir hatten zwar bald das Stadtgebiet hinter uns, aber da die Kanonen uns noch immer nachbrummten, so spornten wir unsere schweißtriefenden Pferde zu verdoppelter Eile an, wobei wir die schnaubenden und keuchenden Rinder, ohne weitere Beachtung der von Zeit zu Zeit erschöpft niedersinkenden, vor uns hertrieben. Während wir so dahin raseten, riß auf einmal Sessi-Bou-Anegha, der ein sehr widerspänstiges Thier ritt, der Zügel, und seine tollgewordene Mähre machte, sobald sie das Gebiß nicht mehr fühlte, Kehrtum, und rannte wie besessen den Weg zurück den wir gekommen waren. Dahin flog er, der sich vergebens abmühende Reiter, und als ich mich, durch das Geschrei meiner Gefährten aufmerksam gemacht, nach ihm umsah, war er schon so weit daß ich kaum seinen ängstlichen Hülferuf: „Helft Brüder, ich bin ein verlorener Mann!" vernehmen konnte. Ohne mich lange zu besinnen, lenkte ich um, und meine leichtfüßige Stute ließ mich bald den gewaltsam Entführten einholen und seinen unbändigen Klepper mit einem Ruck herum- und zu Boden reißen. Nachdem ich beiden, Roß und Reiter, wieder auf die Beine geholfen und den Zügel des letztern nothdürftig geflickt hatte, drang der dickköpfige Sessi, statt alles Dankes, in mich daß ich ihm meinen neuen Zaum geben und seinen alten dafür hinnehmen sollte, und dieß unter dem albernen Vorwand daß ich jünger sey als er. Statt aller Antwort sprengte ich unserm flüchtigen Meäd nach, indem ich es seiner Wahl überließ meinem Beispiel zu folgen, oder hier sitzen zu bleiben. Er holte uns jedoch bei dem Dschennen-el-Sultan, wo wir einen kleinen Halt gemacht hatten um die abgetriebenen Thiere verschnaufen zu lassen, wieder ein, und wurde, zum Trost für das erlittene Mißgeschick, das ihm leicht, wie dem armen Bel-Heischur, das Leben kosten konnte, von allen tüchtig ausgelacht. Merkwürdig ist hiebei daß der gute Sessi-Bou-Anegha die Spöttereien derjenigen welche nichts für ihn gethan hatten geduldig hinnahm, während er mit mir, seinem Retter, den ganzen Rest des Weges über hartnäckig maulte, und mir überdieß die Verweigerung seines sonderbaren Antrages noch lange nachtrug.

[1] Der Ricinus und der Stechapfel sind hier perennirend und nehmen baumartige Proportionen an.

Die kleine Rast bei dem Dschennen-el Sultan hatte sowohl uns als auch unsern Pferden und Rindern wohlgethan: wir brauchten jetzt auch nicht mehr sehr zu eilen, da wir nach unserer Rechnung, ohne uns ferner anzustrengen, gegen die dritte Gebetsstunde el Aïn-Mortha erreichen konnten, wo wir unsere Abwaschungen und Gebete verrichten wollten; von dort hatten wir nicht mehr weit bis zum Duar des unglücklichen Amar-Bel-Heischur, wo wir zu übernachten und am folgenden Morgen unsere Beute zu theilen beschlossen hatten. Wir ließen daher unsere Pferde einen guten Schritt gehen, und waren nahe daran das obere Ende des Sees zu erreichen, als wir bei einer Biegung des Weges eine starke Anzahl bewaffneter Araber zu Fuß und zu Pferd erblickten. Wir schickten zwei Reiter auf Kundschaft ab; diese kamen bald wieder mit der Nachricht zurück daß uns die in der Gegend von el Aïn-Mortha ansässige Abtheilung der Ouled-Ataïa auf unserm Weg erwarte um uns unsere sämmtliche Beute abzujagen, wenn wir uns nicht dazu verstehen wollten ihnen den Aschur [1] davon abzugeben. Der Fall war schwierig: zu unserer Rechten war das Gebirge des Edough, zur Linken der See, hinter uns Bona und vor uns die Ouled-Ataïa; rechts und links konnten wir nicht ausweichen, rückwärts wollten wir nicht gehen, es blieb uns deßhalb nichts anderes übrig als mit den Ouled-Ataïa zu unterhandeln, oder wenn diese ihre Forderungen zu hoch stellten, das Pulver für die Erhaltung unseres sauer erworbenen Gutes sprechen zu lassen.

Unsere Berathschlagung mochte den Ouled-Ataïa zu lange dauern, denn es sonderten sich einige Reiter von der vordersten Gruppe derselben ab, und ritten langsam auf uns zu, indem sie uns mit den Schößen ihrer Burnusse, zum Zeichen ihrer friedfertigen Gesinnungen, zuwinkten. Von unserer Seite ritten ihnen ebenfalls einige Abgeordnete entgegen, welche, als sie sich jenen näherten, den alten Bel-Hemesch, [2] Scheich der Ouled-Ataïa des Edough, den Vater des heutigen Scheich Mohammed-Bel-Hennesch, unter ihnen erkannten. Nach den langen wechselseitigen Begrüßungen, wie sie bei uns üblich sind, rückten endlich die Ouled-Ataïa mit der Sprache heraus. Nachdem sie die gute Haltung unsers Meäd und die persönlichen Eigenschaften der Vornehmsten unter uns gebührend herausgestrichen hatten, fügten sie hinzu: wie sie nicht den geringsten Zweifel hegten daß Männer wie wir, die das Recht kennten und wollten, [3] sich bereit finden lassen würden ihnen den ihnen für den Durchzug durch ihr Gebiet zukommenden Zehnten von unserer Beute abzugeben. Dieß alles war sehr schlau und höflich eingeleitet, unsere Aeltesten aber antworteten in derselben Weise; sie bedauerten daß unsere Ghazzia zu schlecht ausgefallen sey um ihnen ein ihrer würdiges Geschenk machen zu können, daß die paar Ochsen die sie erbeutet hätten nicht einmal hinreichten um jeden Theilnehmer an dem Zug gehörig zu entschädigen, des Antheils den sie der Familie ihres gefallenen Anführers schuldig seyen nicht zu gedenken u. s. w. Die hungrigen Ouled-Ataïa waren jedoch nicht so leicht zu beschwichtigen; nachdem sie die Sache auf alle mögliche Weise gedreht und gewendet hatten und immer zudringlicher geworden waren, erklärten wir ihnen zuletzt rund heraus daß wir gar nicht geneigt seyen uns von ihnen rupfen zu lassen; daß wenn sie so große Lust zu den Ochsen der

[1] El Aschur, der Zehnte.
[2] Bel hennesch oder Ben el hennesch, der Sohn der Schlange.
[3] Järf ou i hab el hak, er kommt und liebt das Recht, arabische Redensart.

Franzosen verspürten, sie nichts hindere ebenfalls eine Ghazzia gegen die N'sarah zu unternehmen; daß wir endlich verschiedenen Stämmen angehörten, die jedes uns angethane Unrecht aufs strengste ahnden würden. Das Ende der langen Unterhandlung, die mit großer Höflichkeit begann, dann äußerst heftig wurde und zuletzt wieder einen sehr gelinden Charakter annahm, war daß sich die Ouled-Ataïa mit einem Stier begnügten, der ihnen auch unverzüglich ausgeliefert wurde, worauf sie uns ungehindert unserer Wege ziehen ließen.

Mit untergebender Sonne langten wir in dem Duar Amar-Bel-Heischurs an, wo die Nachricht von dem Fall unsers Anführers die Fröhlichkeit, welche der Anblick unsers mit guter Beute zurückkehrenden Meâd bei den Einwohnern desselben erregt hatte, in allgemeines Wehklagen verwandelte. Am nächsten Morgen schritten wir zur Vertheilung der Beute, und nachdem die Familie Bel-Heischurs das Fünftheil der ganzen Ghazzia erhalten hatte, trieb jeder von uns zwei gute Ochsen, die ihm für seinen Antheil zufielen, nach Haus. Fünf überzählige Kühe wurden zurückgelassen, um, sowie man bestimmte Nachricht von Bel-Heischurs Tod erhielt, bei seinem Leichenfest geschlachtet zu werden.

Diese Ghazzia war die erste und letzte an welcher ich theilnahm. Ich sah es war eine große Thorheit sich wegen ein paar Ochsen, die man viel wohlfeilern Kaufes in der Nähe haben konnte, den Kanonenkugeln der Franzosen auszusetzen; die übrigen Ouischaoua des P'heira waren vollkommen meiner Meinung, denn seit Bel-Heischur erschossen und Sessi-Bou-Anegha beinahe von seiner eigenen Stute den N'sarah überliefert worden war, wollte keiner mehr anbeißen, so oft man sie auch zur Theilnahme an später veranstalteten Ghazzias, die übrigens immer schwerer ausführbar wurden, überreden wollte. Zudem hatten sich die Franzosen bald überall festgesetzt, und sich endlich, nach einem ersten unglücklich ausgefallenen Versuch, der uns nur eine vorübergehende Hoffnung auf eine mögliche gänzliche Vernichtung der N'sarah gab, der Stadt Constantine bemächtigt. Die großen Häuptlinge des Landes suchten um die Freundschaft der Eroberer nach, und wurden von denselben in ihren Würden bestätigt; auch ernannten die Franzosen, mit Hintansetzung aller herkömmlichen Einrichtungen der Einheimischen, die nur durch Abkömmlinge großer und angesehener Familien regiert zu werden gewohnt waren, neue Kaids und Scheichs, deren Mütter es schwerlich in der Hochzeitsnacht geträumt hatten daß ihre Söhne einst zur Regierung und Verwaltung der Stämme berufen werden würden. In unserer Gegend wurden Ben-Jacub am Fetzara-See und Bel-Kassem-Ben-Bey Achmed im Edough eifrige Diener der Franzosen, und überfielen mit ihren Gums die unruhigen und widerspänstigen Stämme, unter dem Vorwand sie zum Gehorsam gegen die Franzosen zu zwingen, im Grund aber nur um sich durch oft wiederholte Ghazzias immer mehr und mehr zu bereichern. Es wollte mir nicht mehr im P'heira gefallen, wo jetzt die Habsucht des Kaid und seiner Diener mehr zu fürchten war als alle Tag- und Nachtdiebe der frühern Zeit, und ich kehrte deßwegen an einem schönen Morgen zu meiner Familie nach dem Dmel-Bes-Bes zurück; mein Bruder Taïeb aber wurde von Ben-Nuar, einem weitläufig mit uns verwandten jungen Mann, dazu bewogen sich mit ihm bei dem Kaid Bel-Kassem als Fellah zu verdingen, bei welchem sie unter der neuen Ordnung der Dinge ihr Glück zu machen hofften.

Filfila war, wie überhaupt alle weiter von Bona entfernten Gebirgsgegenden, von den Besuchen der neuen Gewalthaber verschont geblieben, und wir lebten daselbst noch einige Zeit in unbeschränkter Freiheit und Unabhängigkeit. Mein Bruder Ali so wie auch mein Vetter Brahim hatten sich Weiber genommen, unser Hirt Bou-Schescha meine Muhme Aïscha, und Tahar-Ben Hamuda von Filfila zuerst meine Schwester, und nach deren bald erfolgtem Tod diejenige Brahims geheirathet, so daß unsere Sriba wieder ein recht stattliches und lebendiges Ansehen gewonnen hatte. Die Ouled-Bou-Rema konnten jetzt wieder auf ihre eigenen vereinten Kräfte zählen, und brauchten sich von niemand mehr das Gesetz machen zu lassen; auch flüchteten Taïeb und Ben-Nuar, welche den Derabschi, den Mörder Salah-Ben-Fenezars in den Guerbes erschossen hatten, für eine Weile zu uns, bis sie der Kaid Bel-Kassem, der sie nicht missen konnte, unter der Versicherung seines besondern Schutzes wieder zu sich zurückberufen ließ.

Die Insel Banka und ihre Bevölkerung.

(Aus H. M. Lange's Het Eiland Banka.)

Die Bevölkerung der Insel Banka beträgt nach der Angabe des Baron Mellvil van Carubee[1] 36,000 Seelen, und mit der der Insel Billiton und der benachbarten kleinen Eilande 43,000 Seelen.

Nach dieser Angabe ist die Bevölkerung Banka's sehr gering, denn Billiton und die andern zu der Residenz gehörenden Inseln nicht mitgerechnet, würden nur 161 Seelen auf eine geographische Quadratmeile kommen. Dieß ist nicht zu verwundern, wenn man die Unglücksfälle bedenkt welche die Bevölkerung am Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts betroffen haben.

Zu dieser Bevölkerung gehört eine ansehnliche Zahl Chinesen, da die Zinnbergwerke fast ausschließlich von diesen bearbeitet werden. Die Anzahl der chinesischen Bergleute würde nach der Angabe S. Fränkels auf 5500—6500 geschätzt werden müssen, und die Zahl der andern Chinesen, welche sich als Kaufleute u. dgl. zu Muntok und in den Hauptstädten der Districte befinden, würde wenigstens 1000 Köpfe betragen. Nach Epps Angabe würde die ganze Bevölkerung der Insel nur 30,000 Seelen und die Zahl der Chinesen 10,000 betragen.

Inwieweit diese Bestimmungen Glauben verdienen, wage ich nicht zu entscheiden, denn die Zählungen welche bis jetzt stattfanden wurden unter zu ungünstigen Umständen unternommen, als daß man sich darauf verlassen könnte. Gewiß ist es daß die Insel sehr gering bevölkert ist; denn man kann häufig eine mehrere Palen[2] lange Strecke zurück-

[1] In seiner „allgemeinen statistischen Karte der niederländischen überseeischen Besitzungen,“ abgedruckt in der Zeitschrift für Niederländisch-Indien 1849, 10.

[2] Der Paal ist das allgemein gebräuchliche Wegmaß im niederländischen Ostindien; derselbe ist 400 rheinländische Ruthen lang, so daß ein Breitengrad 73,75 Palen enthält. Anm. d. E.

legen ohne irgendein Dorf oder Gehöft anzutreffen, und solange das Innere des Landes nicht genauer bekannt ist, und so lange es noch viele Dörfer gibt, wie es bis jetzt noch der Fall, welche niemals oder selten von Europäern besucht werden, und deren Daseyn selbst noch im Dunkeln liegt, so lange wird es sehr schwer fallen über die Stärke der Bevölkerung Angaben zu erhalten welche einiges Vertrauen verdienen. Was die Chinesen betrifft, so mein' ich behaupten zu dürfen daß deren Anzahl der Regierung auf Banka annähernd bekannt seyn muß; jedenfalls sind sowohl alle Bergwerke als auch die Zahl der Grubenarbeiter bekannt.

Während meiner Anwesenheit auf Banka (1843—1846) wurde die Stärke der Bevölkerung im allgemeinen etwas höher geschätzt als die oben erwähnten Angaben bestimmen, nämlich auf 40—50,000 Seelen.

Außer den Chinesen haben sich auch einige andere Fremblinge auf Banka niedergelassen, z. B. die Araber und die Oran-Kling, welche letztere von der Küste Coromandel herübergekommen sind. Ihre Zahl ist indessen nicht groß, sie halten sich vornehmlich in der Hauptstadt Muntok auf, und ernähren sich durch Kaufhandel.

Die eigentlichen Bewohner der Insel, oder die sogenannten Bankanesen, gehören zur malayischen Race und sind wahrscheinlich zum Theil von der Halbinsel Malacca eingewandert. Da Banka aber so lange zum Gebiet von Palembang auf Sumatra gehört hat, so stammt vermuthlich auch ein Theil der Bevölkerung von der letztern Insel. Im allgemeinen sind die Bankanesen von mittlerer Gestalt und wohl gebaut. Ihre Farbe ist dunkelbraun, wie die der meisten Malayen im indischen Archipel, die Häuptlinge und vornehmen Personen haben jedoch gewöhnlich eine minder dunkle Farbe. Das Haupthaar der Männer ist meist sehr kurz abgeschnitten; die Frauen tragen langes Haar; die Farbe desselben ist schwarz. Gewöhnlich haben sie feurige Augen, und unter den Männern findet man viele welche ein feingeschnittenes Gesicht haben; die Frauen dagegen können im allgemeinen keinen Anspruch auf Schönheit machen. Der größte Theil der Bevölkerung bekennt sich zum mohammedanischen Glauben, und hält sich treu an die Vorschriften der Religion, wenigstens viel treuer als es die Javanen im ganzen genommen thun.

Der Bankanese hängt gleich den meisten Völkern des indischen Archipels sehr an seinen voreltenlichen Sitten und Gebräuchen. Er ist unterthänig gegen seine Häuptlinge, sehr abergläubisch, und fürchtet sich sogar vor Gespenstern, so daß er sich ungern des Nachts auf den Weg begibt; er ist furchtsam, ja so feige daß er selbst den Chinesen, der sich durch Heldenmuth nicht auszeichnet, fürchtet, was sich unter anderm bei dem Aufstand der chinesischen Grubenarbeiter im Jahr 1842 offenbarte. Daß die Unruhen welche von 1819—1821 auf Banka herrschten der niederländischen Regierung und Militärmacht so viel zu schaffen gemacht haben, ist, außer dem ungünstigen waldreichen und morastigen Terrain und dem gänzlichen Mangel an brauchbaren Wegen, vornehmlich dem großen Einfluß zuzuschreiben den Palembang auf die Häuptlinge von Banka ausübte, welchen wiederum das Volk außerordentlich ergeben war, während die vornehmsten Anführer in jener Zeit Palembanger waren, die von ihrem Sultan kräftige Unterstützung empfiengen. Dieser Einfluß war sehr natürlich, da Banka, nachdem es ungefähr anderthalb Jahrhunderte unter der Herrschaft der Fürsten von Palembang gestanden hatte, damals diesen eben entrissen worden, und zuerst unter die Botmäßigkeit der Engländer und darauf unter die der Niederländer gekommen war. Selbst noch jetzt ist nicht zu verkennen daß Palembang, wenn die Umstände dazu Gelegenheit böten, noch viel Einfluß auf die Bankanesen ausüben würde. In den Gesprächen mit den Bewohnern der Insel hab' ich stets bemerkt daß sie die Palembanger im allgemeinen als Wesen von größerer Vollkommenheit betrachten, denen sie einen gewissen Grad von Unterthänigkeit zu beweisen haben. Wären auch keine andern Gründe dafür vorhanden, so sind die Niederländer schon um dieses Umstands willen gezwungen die Herrschaft über Palembang zu behaupten, weil sonst der ruhige Besitz Banka's und der ungestörte Genuß der Vortheile, welche aus dem Reichthum dieser Insel gezogen werden können, jedenfalls gefährdet seyn würden. Die Geschichte hat dieß in der That bereits bewiesen, und wir dürfen uns deßhalb freuen daß Palembang, wie verlautet, jetzt keiner Zuschüsse mehr bedarf, sondern selbst so viel aufbringt als zu seiner Verwaltung erforderlich ist.

Die Bankanesen sind sehr mäßig und haben wenig Bedürfnisse; ihre Kleidung ist sehr einfach, ein Theil der Bevölkerung im Innern, welcher keinen Verkehr mit chinesischen Kaufleuten hat, trägt sogar keine andere Kleidung als eine kurze Hose und ein Wamms ohne Aermel aus Baumrinde, welche sie gleich den Bewohnern der Südsee-Inseln durch Erweichen und Schlagen zubereiten. Auf dem Kopf tragen sie ein Stück von demselben Stoff, welches wie ein Tuch zusammengebunden ist. Andere, welche mehr gebildet sind oder mehr mit den Chinesen in den Pankals (oder Districtshauptstädten) und auch wohl mit Europäern in Berührung kommen, tragen die gewöhnliche Kleidung der Malayen, doch durchgehends eine sehr ärmliche. Gleichwohl verschmähen sie nicht ganz den Putz, wenigstens nicht die Häuptlinge, wofern es ihnen nicht an den dazu nöthigen Mitteln fehlt; ihr Schmuck ist indessen oft höchst seltsam. So empfieng mich der Batin (Titel der einheimischen Districtshäuptlinge) von Tjamporan oder Sungei-Manka, als ich im September 1845 diesen Ort passirte, in einem rothen tuchenen Wamms mit goldenen Tressen besetzt, welches Kleidungsstück, ein Geschenk unserer Regierung, er auf dem bloßen Körper trug und vorn gänzlich offen gelassen hatte; sein übriger Anzug bestand nur aus einem gewöhnlichen, kattunenen kurzen Beinkleid und aus einem Kopftuch.

Die Nahrung der Bankanesen ist eben so einfach als ihre Kleidung; sie besteht hauptsächlich aus dem Reis welchen ihre Ladangs (Reisfelder) liefern; die Körner desselben sind meistentheils roth gefleckt und nicht angenehm von Geschmack. Auch essen sie einige Gemüse von wilden Blättern oder Früchte in Wasser gekocht, mitunter, aber selten, auch Hirschfleisch und noch seltener Hühner; die Küstenbewohner pflegen sich auch mit Fischen zu nähren. In den höher gelegenen Theilen der Insel, wo viel Wachs gesammelt wird, genießt die Bevölkerung auch viel Honig.

Die Bankanesen sind im allgemeinen sanft von Charakter; Diebstahl kommt bei ihnen selten vor, und wenn derselbe einmal begangen wird, so kann man durchgehends annehmen daß der Schuldige ein Fremdling ist. In der Hauptstadt Muntok und in den Districtshauptstädten, wo eine größere oder kleinere Zahl Eingesessener, welche keine eingebornen Bankanesen sind, ihren Aufenthaltsort hat, ist Diebstahl denn auch minder selten. Bei meinen Reisen durch Banka hab' ich Kampongs (Dörfer) gefunden die gänzlich verlassen waren, da deren Bewohner sich sämmtlich nach den Ladangs (Reisfeldern) begeben hatten, welche meistentheils sehr weit vom Ort entfernt zu seyn pflegen. Nicht ein einziger war zur Sicherung des Eigenthums daheim geblieben, und die Häuser waren entweder gar nicht verschlossen, oder deren Thür nur mit einem kleinen Strick festgebunden. Die Bankanesen sind auch herzlich und zuvorkommend gegen die europäischen Reisenden, doch wegen ihrer ärmlichen Lage

können sie diesen selten etwas zur hinreichenden Erquickung und Erfrischung vorsetzen. Der Thee den sie anbieten ist durchgehends nicht von der besten Sorte, und der Zucker wird dabei meist durch Honig ersetzt. Den Gebrauch der Milch kennen sie ebensowenig als die Chinesen, und der Mangel an Hornvieh macht diesen Gebrauch denn auch unmöglich. Mord fällt unter den Bankanesen wohl noch mitunter vor; meistentheils geben Eifersucht und Fraueníntriguen dazu Veranlassung, und wenn ein Mord begangen wird, so geschieht es gewöhnlich auf eine verrätherische Weise. Auch ist das unter den Bewohnern des indischen Archipels so allgemein bekannte „Amokh" auf Banka keine fremde Erscheinung, was aus folgender Begebenheit erhellt.

An einem der letzten Tage des Monats Juli 1845 trat gegen ein Uhr Nachmittags ein Inländer in die Redoute zu Sungei-Leat, zu der Zeit wo die Besatzung und die übrigen Bewohner wegen der furchtbaren Hitze sich in ihren Casernen und Wohnungen aufhielten, und manche dort der Ruhe pflegten. Dieser Inländer war anscheinend unbewaffnet, und beauftragt, wie er vorgab, dem Administrator des Districtes einen Brief einzuhändigen, so daß die Schildwache ihn ohne Schwierigkeit eingelassen hatte; der Eingang zur Redoute stand offen, wie es in Friedenszeiten stets der Fall zu seyn pflegt. Ein inländischer Diener, auf der Treppe der Administratorswohnung gesessen, sagte ihm daß der Administrator in dem Augenblick nicht zu sprechen sey, und ersuchte ihn deßhalb ihm den Brief zur Besorgung zu übergeben. Jener war nicht geneigt dazu, indem er behauptete daß er das Schreiben selbst abliefern müsse, worauf der Diener ihm zu verstehen gab daß er in diesem Fall um drei Uhr zurückkommen oder so lange warten möge. Hierauf gieng der Inländer nach der Wohnung des Vice-Commandanten und verlangte diesen zu sprechen; als er aber durch dessen Bedienten abgewiesen wurde, kehrte er zum Hause des Administrators zurück, und drang darauf diesen sogleich zu sprechen. Da ihm dieß abermals abgeschlagen ward, entstand zwischen ihm und dem Diener des Administrators ein Wortwechsel, welcher die Neugier des wachthabenden Corporals D. de Bruin erregte, der, nichts arges vermuthend, nur mit seinem Säbel bewaffnet, zu den Streitenden schritt, um zu hören was es gebe. Kaum aber hatte sich dieser, ein Europäer, dem Inländer genähert, als der letztere unter seiner Sarong (kittelartiger Ueberwurf), die er, wie meist gebräuchlich ist, en bandoulière trug, ein Klewang (eine Art von Hackmesser oder Schlachtschwert) hervorzog, sich einen Turban, den er bis dahin verborgen gehalten, auf den Kopf drückte und mit seiner Waffe dem Corporal unversehens solch' einen Schlag auf den Kopf versetzte, daß dieser, schwer getroffen, bewußtlos zu Boden sank, worauf er ihm mit derselben Waffe noch mehrere so kräftige Hiebe in beide Arme beibrachte, daß die Knochen gänzlich zerschmettert wurden. Jetzt fällt das Auge des Inländers auf den Sergeant Kempe, der, einige Schritte entfernt, vor seinem kleinen Zimmer in einer offenen Galerie sitzt und mit einem kurz zuvor angekommenen Corporal plaudert. Ehe diese beiden Personen so viel Zeit haben zu erkennen was in ihrer Nähe vorfällt, ist der erstere schon überfallen, und empfängt einige so kraftvolle Hiebe mit dem Klewang daß sein Kopf zerspalten wird. Der Corporal weicht früh genug zurück, aber von einigen andern Soldaten, welche der lärmenden Bewegung halber aus Neugier unbewaffnet herbeilaufen, werden noch einzelne schwerer oder leichter verwundet. Nun aber stürzen auch einige bewaffnete Soldaten herzu, um sich des Wüthenden zu bemeistern. Dieser nimmt darauf die Flucht und will durch das Thor der Redoute entkommen; da er dieses aber jetzt geschlossen findet, läuft er hinter der Wache und Caserne herum die Brustwehr entlang, stets von den bewaffneten Soldaten verfolgt. Plötzlich begegnet er auch dem Administrator, dessen Aufmerksamkeit durch das Geschrei rege geworden, und der, nur mit einem leichten Säbel bewaffnet, zum Vorschein gekommen war. Darauf entsteht zwischen beiden ein Ringkampf, wobei der Administrator in eine tiefe Gosse fällt, welchem Umstand er wahrscheinlich seine Rettung zu danken gehabt hat, denn nun trafen die Klewanghiebe stets auf die Kanten dieser Gosse, und er empfieng nur einige unbedeutende Wunden. Unterdessen hatten die Soldaten jenen endlich eingeholt, und ihm so viele Wunden beigebracht daß er zu Boden stürzte. Damit war der Administrator, der in der drohendsten Gefahr schwebte, gerettet. Der Mörder wurde sofort gefangen auf die Wache abgeführt, mit den Füßen in einen Block geschlossen und an den Händen gefesselt, eine Maßregel die zu seiner Bändigung unumgänglich nothwendig war, da er trotz seiner vielen Wunden und seines bedauernswerthen Zustandes wüthend um sich schlug, und alles was in seine Nähe kam mi[t] den Zähnen anfiel.

Aufs schleunigste ward der Arzt des Hospitals zu Bo-o-Russak, 14 Palen von dort, gerufen; bis zu seiner Ankunft suchte man die Wunden so gut als möglich mit Verband zu versehen. Unterdessen verhörte man auch den Mörder. Gleich nach dem Eintreffen des Arztes verschied der Sergeant Kempe; die übrigen Verwundeten sind alle genesen, der Corporal de Bruin aber und ein Soldat Krüppel geblieben.

Der Mörder starb am Tage darauf. Sein Verhör lieferte kein erhebliches Resultat, und sein Zweck bei dem Verbrechen war bei meiner Abreise von Banka im April 1846 noch ebensowenig bekannt als seine Person; man hegte nur einige Vermuthungen darüber. Die Ruhe ist seit der Zeit weder dort noch an einem andern Orte der Insel gestört worden, und vermuthlich wird einzig und allein übertriebener Fanatismus und Eifer für den Islam oder persönliche Rache die Ursache jener schrecklichen That gewesen seyn. Es ist beachtenswerth wie viel Unheil eine einzige bewaffnete Person unter unvorbereiteten und unbewaffneten Menschen binnen kurzer Zeit anrichten kann, besonders wenn dieselbe ihr eigenes Leben dabei aufs Spiel setzen will, wie es hier deutlich der Fall war. Wundern muß man sich überdieß über die Kraftanstrengung welche dabei an den Tag gelegt wurde, und so entsetzliche Wunden zuwege brachte. Hauptsächlich aber verdient bemerkt zu werden daß nur Europäer, also Christen, verwundet wurden; während sich doch mehrere Mohammedaner, z. B. die inländischen Soldaten und anfangs auch der inländische Bediente, im Bereich des Bösewichts befanden.

Arbeitsamkeit und Industrie sind den Bankanesen fremd. Haben sie keine Gouvernementsdienste zu verrichten, wohin das Arbeiten an Wegen und Brücken gehört, oder sind sie als Kulis (Träger) der Reisenden u. dgl. nicht in Anspruch genommen, so beschäftigen sie sich vornehmlich mit dem Bau ihrer Ladangs (Reisfelder), mit dem Sammeln von Wachs, Honig und Harz, mit dem Fällen des Amballo und anderer Holzarten, mit dem Schneiden von Nipa und Rottan,[1] mit der Bearbeitung von Brettern und Baumbast (Kulit) u. dgl. Ueberall auf der Insel werden Matten und hie und da auch Stuhlgeflechte verfertigt, während ein Theil der Bevölkerung, meistentheils die Bewohner der Berge, sich auch mit dem Kohlenbrennen beschäftigt, da die Zinn-Schmelzhütten viel Holzkohlen consumiren.

[1] Nipa ist ein Gewächs dessen lange Blätter getrocknet zum Decken der Häuser benutzt werden; Rottan ist spanisches Rohr. A. d. E.

Die Hirschjagd gehört ebenfalls zu den Beschäftigungen der Bankanesen; gewöhnlich findet diese des Nachts statt. Zuerst schließen sie mit Stricken und Seilen von Rottan einen Theil des Waldes ab, dann werden die Hirsche durch eine große Menschenmenge unter wildem Geschrei aufgejagt und nach dem eingeschlossenen Platze getrieben, wo man sie mit leichter Mühe erlegt.

Die Strandbewohner beschäftigen sich mit Fischfang, und wagen sich dabei in kleinen Fahrzeugen mit einer Unerschrockenheit aufs Meer welche man bei einem sonst so feigen Volk nicht erwarten sollte. Zu solchen Fahrten hab' ich die Bankanesen sich eines kleinen Kahns bedienen gesehen, der entweder von sehr leichtem Holz oder von Kulit (Baumbast) verfertigt war. Diesen Kahn, der gewöhnlich auf ein paar Stützen von Baumzweigen, der Kiel nach oben gekehrt, neben dem Hause liegt, und der nur für eine einzige Person Platz bietet, nimmt ein Mann auf die Schulter, setzt ihn auf das Wasser und steigt hinein, indem er sich zum Steuern eines doppelten oder an beiden Enden breit auslaufenden Ruders bedient.

Die Bankanesen wohnen in Kampongs oder Dörfern, welche 10 bis 30 Häuser enthalten; große Orte zählen manchmal deren 40. Diese Häuser sind gewöhnlich sehr regelmäßig in Reihen derart erbaut daß in der Mitte ein viereckiger Raum übrig bleibt. Dieselben ruhen auf Pfählen, vier, fünf oder sechs Fuß vom Boden entfernt; meistentheils, wenigstens bei den Wohlhabenden, sind die Wände von Holz, sonst von Baumrinde verfertigt. Der Baum, dessen Bast oder Rinde man zu diesem Zweck benutzt, wird so lange geschlagen und geklopft bis die Rinde sich abschält, welche dann in Stücke geschnitten wird, die zwei Fuß breit und gegen zehn Fuß lang sind. Die Flur besteht in der Regel aus Latten von Nibong (einer Art wilden Palmbaums) die neben einander gelegt und mit Rottan befestigt sind; die Dächer sind entweder mit Nipa-Atap oder mit Baumrinde gedeckt. Die Rinde deren man sich dazu bedient, wird in zwei Fuß breite und einen oder drei Fuß lange Stücke zerschnitten. Die Häuser enthalten gewöhnlich ein allgemeines Zimmer, welches zunächst am Haupteingang liegt, und zwei kleinere, die von jenem getrennt sind und als Schlafgemach und Küche dienen; einige sind auch mit einer offenen Gallerie versehen. Oft sieht man die Häuser der Bankanesen im Innern mit Hirschgeweihen geschmückt; die der Häuptlinge und Begüterten sind häufig mit Waffen verziert, theils mit den gewöhnlichen Waffen der Malayen, theils mit Palembang'schen Gewehren und Donnerbüchsen.

In der Mitte jedes Dorfes findet man in der Regel ein Gebäude, welches sich von den andern Häusern durch nichts anderes unterscheidet als daß es meistens auf allen oder wenigstens auf drei Seiten offen, und daher auch nicht in Zimmer abgetheilt, sondern nur von einer Balustrade oder einem Geländer umgeben ist. Dieses Gebäude wird Balei genannt, und dient sowohl zum Rathhaus als zum Karawanserai. Alle öffentlichen Angelegenheiten werden in demselben entschieden, und gewöhnlich wird es allen Reisenden zum Aufenthaltsort während der Nacht angewiesen. Mesidschid (mohammedanische Tempel) trifft man nur in einzelnen Dörfern an; die mohammedanischen Bankanesen verrichten fünfmal des Tages ihre Gebete, doch thun sie es entweder an dem Ufer eines Flusses oder innerhalb des Hauses.

In der Nähe der Kampongs findet man meistentheils verschiedene Fruchtbäume, vor allen Kokos- und Arekapalmen, mitunter auch Ananas und Pisang.

Während der Zeit wo der Reis gesäet und geerntet wird, verläßt die Bevölkerung ganz oder größtentheils ihre Dörfer, und wohnt so lange in kleinen Hütten, welche in der Nähe der Reisfelder, häufig weit entfernt vom Orte, errichtet werden.

Der Reisbau wird auf eine sehr mangelhafte Weise betrieben. Man sucht eine gewisse Strecke Waldes aus, so groß als man es für den Bedarf einer bestimmten Anzahl Familien oder eines Dorfes nöthig erachtet. Das daraufstehende Holz wird gewöhnlich im Mai oder Juni gefällt, und von einem Theil der größern Zweige um das zu bebauende Grundstück ein Gehege gemacht, welches über vier Fuß hoch ist, um das Wild davon abzuhalten. Der Rest des gefällten Holzes wird während der trockenen Jahreszeit, in der Regel im August, verbrannt; da aber häufig bedeutende Stücke von Baumstämmen stehen bleiben und nicht durch die Flammen verzehrt werden, gleich manchen am Boden liegenden Stämmen, so hat das Feld ein sehr unordentliches, schlechtes Ansehen. Nach dem Verbrennen des Holzes werden die Padie-Körner, die zur Saat bestimmt sind, in ziemlich regelmäßigen Reihen gesteckt, und darauf überläßt man das Feld der Natur. Nur gegen die Zeit wo das Korn reift werden einige Vogelscheuchen aufgerichtet, die mit Schnüren in Bewegung gesetzt werden können.

Die natürliche Folge solch einer mangelhaften Feldbearbeitung ist daß die Ernte selten reich ausfällt; ja, da der Bankanese durchgehends nicht mehr Reis baut als er nöthig zu haben glaubt, so entsteht bei minder günstigem Wachsthum leicht Theuerung und Mangel; auch ist der Reis, wie bereits oben erwähnt worden, von keiner besondern Güte. Einem auf die beschriebene Weise bebauten Stücke Landes gibt man den Namen Ladang. Jedes Jahr muß eine neue Ladang angelegt werden, und das einmal zum Reisbau gebrauchte Grundstück muß mindestens sieben Jahre und noch länger brach liegen, ehe es hinreichende Fruchtbarkeit wiedergewonnen hat um von neuem benutzt werden zu können.

Durch diese Art des Reisbaues geht jährlich viel Holz nutzlos verloren, welches man zu andern Zwecken viel vortheilhafter gebrauchen könnte, namentlich zum Kohlenbrennen. Vergebens hat man bereits versucht durch die Bewohner Banka's nasse Reisfelder (Sâwah) anlegen zu lassen, allein dem Boden fehlt es dazu an der nöthigen Fruchtbarkeit, während außerdem keine Büffel und kein Rindvieh vorhanden sind, sowohl um die Felder zu bearbeiten als um sie zu düngen. Ueberdieß wird zum Reisbau auf Sâwah Wasser erfordert, welches allerdings auf Banka nicht mangelt, aber zugleich auch sehr nöthig ist zur Bearbeitung der Zinngruben, so daß durch das Anlegen von Sâwahs dem Bergbau Eintrag geschehen könnte, was vor allem verhütet werden muß.

Die Bewohner der Hauptstadt Muntok und deren nächster Umgebung bauen wenig oder gar keinen Reis, sie erhalten Zufuhr von auswärts, z. B. von Java, hauptsächlich aber von Palembang.

Die Blattern haben dann und wann auf Banka bedeutende Verwüstungen angerichtet, unter andern im Anfange dieses Jahrhunderts. Vor fünfzehn Jahren ist das Dorf Maijang, 12 Palen von Muntok entfernt, fast ganz an dieser Krankheit ausgestorben.

Um diesem Uebel zu begegnen, hat man die Impfung eingeführt, allein diese Maßregel kann nicht nach Gebühr angewendet werden, da die geringe Bevölkerung in kleinen Dörfern, die oft nur wenige Familien enthalten, auf der ganzen Insel zerstreut wohnt. Selbst in Muntok, dem volkreichsten Orte Banka's, kann man die Impfung nicht regelmäßig fortsetzen, denn solange Kuhpockenmaterie vorhanden ist, wird wöchentlich an einem dazu bestimmten Tag eine gewisse, aber

nicht große, Zahl Kinder geimpft, und damit so lange fortgefahren als noch ungeimpfte Kinder da sind. Ist aber die Impfung an allen vollzogen, so muß man die Arbeit einstellen, und die Materie geht verloren. Sobald später wieder eine hinreichende Anzahl Kinder vorhanden ist die zur Impfung tauglich erachtet werden, holt man von neuem Kuhpockenmaterie von Java herüber. Gewöhnlich wird dieß dadurch bewerkstelligt daß man einige inländische Soldaten mit ihren Frauen und Kindern, unter denen sich einige frisch geimpfte befinden, nach Muntok sendet, was jetzt, wo eine regelmäßige Dampfschifffahrtsverbindung besteht, wohl ausführbar ist. Findet sich bei Muntok schon so viel Weitläuftigkeit in dieser Hinsicht, wie viel mehr muß es der Fall seyn mit den kleinen, zerstreut liegenden, oft mehrere Stunden von einander entfernten Dörfern!

Die einheimische Bevölkerung entrichtet der niederländischen Regierung keine Abgabe, sondern ist nur verpflichtet ihren Häuptlingen, welche nicht von der Regierung besoldet werden, einen kleinen Theil der Ernte, z. B. einige Gantangs [1] Reis, zu liefern. Ferner sind sie gehalten für das Land persönliche oder sogenannte Herrendienste zu thun, z. B. gegen festgesetzte Preise Baumaterialien, als Holz und Atap, zu liefern, die Arbeit an den Gouvernementsgebäuden zu verrichten, Wege und Brücken im Stande zu erhalten, beim Laden und Löschen der Schiffe und beim Transport von Gütern und Reisenden Kuli-Dienste zu versehen u. dgl. Für viele dieser Dienste empfangen sie Bezahlung. So erhält z. B. jeder Mann für den Transport von Reisenden oder Waaren, wie auf Java, $2\frac{1}{2}$ Deut per Paal; trotzdem verrichten sie solche Dienste mit großem Widerstreben, und lassen dieselben so viel wie möglich durch andere thun, oft gegen die Bezahlung eines bedeutenden Lohns.

Bei der Besprechung der Bevölkerung Banka's muß ich eines Menschenstammes erwähnen, welcher sich auf den Küsten und auf denen Billitons und der benachbarten kleinen Inseln aufhält und von den Rajats herstammt, den ursprünglichen Unterthanen Djohors. Dieser Stamm ist bekannt unter dem Namen Orang-sêkah oder Orang-laut, welches so viel bedeutet als: „Bewohner des Meeres." Und dieß sind sie in der That, denn sie betreten nie die Küsten um sich mit Landbau oder irgend einem andern Industriezweige zu beschäftigen. Sie bewohnen Kähne von mittelmäßiger Größe, welche mit Kadjang-Matten bedeckt sind. Jedes Fahrzeug enthält eine Familie, und gewöhnlich bleiben einige derselben, z. B. sechs, acht oder zehn, oft auch noch mehrere, eine Zeitlang bei einander und bilden gleichsam ein Dorf, dessen Stärke jedoch sehr verschieden ist und sich nach den Umständen richtet, denn eine einzige stürmische Nacht kann hinreichend seyn um die vereinigten Fahrzeuge zu zerstreuen. Diese Meerbewohner sind Heiden. Ihre Gestalt ist im allgemeinen lang und stark, aber nicht schwerfällig, ihre Farbe ist dunkelbraun, und die Haut hat ein schuppiges Aussehen, die Folge einer dem Volk eigenthümlichen Krankheit, Gadus genannt, welche wahrscheinlich von ihrer umherschweifenden Lebensweise, von ihrer Arbeit im Seewasser und von ihrem beständigen Aufenthalt auf dem Meere herrührt. Sie leben vornehmlich vom Fischfang und vom Sammeln des Agar-agar, [1] einer Art von Seegras, welches eine leimartige, klebrige Beschaffenheit hat und bei der Zubereitung von Speisen gebraucht wird. Ihre Hauptnahrung besteht in Fischen, doch essen sie auch Reis und andere derartige Dinge, wenn sie sich dieselben durch Tausch verschaffen können. Sie sind geschickte Fischer und kühne Seefahrer, aber man würde ihnen Unrecht thun wenn man sie, wie es jetzt noch häufig geschieht, zu den Seeräubern zählte. Wären sie als solche bekannt, so würde man sie auf den Küsten Banka's gewiß nicht zulassen, und vor allen Dingen würde die Regierung sie nicht bei der Hauptstadt Muntok dulden, wo ich ihre Fahrzeuge einigemal gesehen habe. Gleichwohl ist es wahrscheinlich daß sie sich nebenbei wohl hie und da kleiner Räubereien an den Küsten schuldig machen, sobald sie mit schwächern Fahrzeugen zusammentreffen, welche sie bezwingen zu können vermeinen; doch dieß ist auch häufig der Fall mit Handelsschiffen an den Küsten von Java und anderwärts.

Der Stamm der Orang-sêkah soll über 200 Kähne besitzen; ihre Rastplätze, wo sie dieselben bauen und ausbessern, sind vornehmlich Tjerutjup, Blantu und Siajak, sämmtlich auf der Insel Billiton. Auf Banka sieht man sie meistentheils zu Kurau und in der Klabat-Bay.

Unter den Bewohnern der Insel Banka nehmen die Chinesen einen besondern Platz ein, da die Zinngruben fast ausschließlich von ihnen bearbeitet werden. Die Zahl der chinesischen Bergleute, welche ursprünglich größtentheils im „himmlischen Reiche" heimisch sind und Sinki genannt werden, schätzt man auf 6 bis 7000 Köpfe. Außerdem gibt es noch die Pernâkan- eigentlich Peranâkan-Chinesen, unter welchem Namen man diejenigen versteht die auf Banka oder auf irgend einer andern Insel des Archipels, wenigstens nicht im chinesischen Reiche, geboren sind. Ihre Zahl soll sich mindestens auf 1000 Köpfe belaufen.

Die Pernâkan-Chinesen bewohnen meistentheils die Hauptstadt der Insel und die Pankals (Hauptstädte) der Districte, sowie einzelne mehr im Innern gelegene Dörfer. Sie beschäftigen sich vornehmlich mit dem Handel und treiben auch einige Handwerke. Es gibt manche unter ihnen deren Geschlecht bereits seit mehreren Menschenaltern Banka oder wenigstens den indischen Archipel bewohnt. Ihre Frauen sind, obwohl ursprünglich eine vermischte Race, sehr verschieden von andern einheimischen Frauen; ihre Haut ist viel weißer, und viele ihrer Gesichtszüge, besonders die Augen, gleichen denen der ursprünglich chinesischen Frauen: auch sprechen sie fast alle das Chinesische und außerdem das Malayische. Die Männer unterscheiden sich äußerlich nicht von den im himmlischen Reich gebornen Chinesen, tragen auch gänzlich dieselbe Kleidung, und obwohl sie seit mehreren Generationen den indischen Archipel bewohnen, sprechen sie das Malayische nur gebrochen.

Unter den ursprünglichen Chinesen, welche sich mit der Grubenarbeit beschäftigen, gibt es manche die wohlhabend, ziemlich gebildet, brav und thätig sind, und die, durch einen langen Aufenthalt auf Banka mit unserer Regierungsform, mit unsern Sitten, Gesetzen und Polizeiverordnungen vertraut geworden, sich denselben geduldig unter-

[1] Ein Gantang ist auf Java der 10te Theil eines Pikol = 125 Amsterdamer Pfund oder 100 Katties. Ein Gantang ist demnach = 10 Katties à $1\frac{1}{4}$ Pfd. Auf Banka hat ein Gantang jedoch nur 5 Katties, und macht demnach nur $\frac{1}{20}$ Pikol aus.

[1] Agar-agar wird von den Inseln des indischen Archipels in großen Massen nach China gebracht. Man gebraucht es hier hauptsächlich zum Steifen seidener Stoffe und zum Planiren des Papiers, indem die damit bestrichenen Dinge von keinem Insect beschädigt werden. Auch benutzt man es zu andern Zwecken, z. B. zum Verfertigen von Laternen, indem man es flüssig macht und dünne Scheiben davon gießt, welche in trockenem Zustand ein hornartiges Aussehen haben. A. d. E.

werfen. Diese betragen sich gewöhnlich sehr ruhig und werden niemals etwas gegen die gesetzliche Macht unternehmen, wofern keine rechtmäßigen und allgemeinen Beschwerden dazu Veranlassung geben. Mehr als drei Viertheile dieser ursprünglichen Chinesen gehören jedoch zu den Bergvölkern von Canton, einer Menschenclasse welche sehr roh und ungebildet ist, und unter welcher sich häufig der Ausschuß der chinesischen Nation befindet. In den letzten Jahren hat die Regierung indessen Maßregeln ergriffen um zu verhüten daß ausschließlich die Hefe des chinesischen Volks zum Grubenbau nach Banka herüberkommt, und obgleich durch diese Maßregeln der Zweck nur unvollkommen erreicht und das Uebel nur theilweise beseitigt worden ist, so bemerkt man gegen frühere Zeiten dennoch einen bedeutenden Fortschritt zum Guten. Diese Chinesen sind in der Regel zügellos und zur Widersetzlichkeit gegen die Regierung geneigt; sie zeichnen sich auch durch einen zanksüchtigen, intriganten Charakter aus, sind nie zufrieden und haben häufig Streit und Zwist unter einander, wozu der Mangel an einer hinreichenden Anzahl Frauen oftmals Veranlassung gibt. Sie haben einen starken Körperbau, welcher sie zu der schweren und ermüdenden Arbeit in den Zinngruben sehr befähigt. Wie alle Chinesen sind sie Sklaven des Würfelspiels und der Opiumpfeife. Bei ihrer Ankunft auf Banka reden sie nur ihre Muttersprache, und erst später lernen sie nach und nach sich nothdürftig im Malayischen ausdrücken. Dieß möchte auch wohl eine der Ursachen seyn weßhalb sie fast nur mit ihren Landsleuten verkehren, den Arbeitern in den umliegenden Gruben, und sich ebensowenig um die einheimische Bevölkerung der Insel, als um die Pernakan-Chinesen kümmern, für welche letztere sie nicht die mindeste Sympathie an den Tag legen. Nur einmal monatlich kommen sie in die Hauptstädte der Districte, um Reis und andere Bedürfnisse zu holen, und ein- oder zweimal jährlich, um Zinn abzuliefern. Mitunter besuchen sie auch wohl die chinesischen Kampongs in den Districtshauptstädten, theils um sich eine oder die andere nöthige Sache anzuschaffen, theils um den dortigen Festen beizuwohnen.

Die ursprünglichen Chinesen wohnen in Kampongs, welche sie in der Nähe der von ihnen bearbeiteten Grube, gewöhnlich unmittelbar bei dem Kongsie-Hause (Grubenhaus) erbauen. Ihre Häuser sind durchgehends von Holz. Einige ihrer Kampongs sind sehr groß, haben gute Gebäude und ein wohlhabendes, ordentliches Ansehen. Andere dagegen sind klein und ärmlich, und bestehen nur aus Hütten, was von der Zahl der Grubenarbeiter und besonders von dem größern oder geringern Ertrag abhängt welchen die Grube abwirft. Bei jeder Kampong befindet sich ein chinesischer Tempel oder Tei-Pekkong.

Alexandria.

Von dem einst so prächtigen und reichen Alexandria in Aegypten sind wenig Spuren mehr vorhanden, außer zwei Obelisken, die unter dem Namen der Nadeln der Kleopatra bekannt sind, und einer ungeheuren Granitsäule, welche den Namen des Pompejus mit dem nämlichen Grunde führt wie jene Obelisken den der Kleopatra. Der eine dieser Obelisken steht aufrecht, der andere liegt im Sande; der erstere ist nach zuverlässigen Angaben 70 Fuß hoch, und er hat 7 Fuß im Durchmesser. Beide standen in Heliopolis, und wurden von einem der Cäsaren nach Alexandria gebracht, so daß die schöne Kleopatra gar nichts damit zu schaffen hatte. Der auf der Erde liegende Obelisk wurde vor vielen Jahren von Mehemed Ali England zum Geschenk angeboten, aber dasselbe ließ, treu seinem praktischen Sinn und unnütze Kosten scheuend, den Obelisken auf dem heimathlichen Boden liegen. Die sogenannte Pompejussäule ist eine der schönsten und größten die man sehen kann, und sie hat nach der Angabe gelehrter englischer Alterthumsforscher eine Höhe von beinahe 100 Fuß und einen Umfang von 30 Fuß, während der Durchmesser des Capitäls 16 Fuß beträgt. Nach einer griechischen Inschrift der Säule, die durch englische Alterthumsforscher aufgefrischt worden ist, war diese Säule von einem gewissen Publius, Präfecten von Aegypten, zu Ehren des Kaisers Diocletian, also längere Zeit nach Pompejus, errichtet worden.

Statt des von Ptolemäus Soter in Alexandria gegründeten Museums und der Bibliothek, welche 700,000 Bände enthalten haben soll, findet man hier „a little circulating library" (Leihbibliothek), wo die Schriften von Alexander Dumas, Paul de Cocq, Eugène Sue und andern geistesverwandten Schriftstellern von der fränkischen Bevölkerung gierig verschlungen werden. Hier war es wo ein Exemplar von jedem bekannten Werk niedergelegt ward, und wo sich die angeblich unter Ptolemäus Philadelphus von 72 griechischen Gelehrten angefertigte griechische Uebersetzung des Alten Testaments befand, die unter dem Namen der Septuaginta bekannt ist. Diese Arbeit, die der Angabe nach in 72 Tagen vollendet ward, soll nach der Mittheilung des jüdischen Schriftstellers Josephus königlich belohnt worden seyn, indem einem jeden Uebersetzer drei Talente (600 Louisdor) bezahlt wurden, und außerdem jeder noch drei prächtige Kleider und einen Tafelanzug erhielt. Während der Belagerung Alexandria's durch Julius Cäsar sollen 400,000 Bände verloren gegangen seyn; später trugen die Christen selbst das übrige zur Vernichtung dieser kostbaren Sammlung bei, als sie in ihrem frommen Eifer das Serapeum, in welchem die Sammlung war, angriffen und zerstörten, und nachmals soll der Chalif Omar diesem Vandalismus die Krone aufgesetzt haben, indem er mit den noch vorhandenen Werken die zahlreichen Bäder Alexandria's längere Zeit hindurch heizen ließ.[1]

Die Jagden auf die wilden Thiere in Indien.

Einen so beträchtlichen Theil der Dschungeln und Wälder Indiens Spaten und Pflug in dem Zeitraum der letzten fünfzig Jahre urbar gemacht, und eine so ungeheure Menge Thiere die europäischen

[1] Bekanntlich ein sehr bestrittenes historisches Factum. D. Red.

Nimrode erlegt haben, gibt es doch noch mächtige Waldgebiete und unermeßliche Ebenen, wo die Bestien und eine zahllose Mannichfaltigkeit von Vögeln als die einzigen Herren walten.

Unter diesen Bestien, deren Indien im Ueberfluß besitzt, nenne ich Tiger, Leoparden, Bären, Elephanten, Löwen, Wölfe, Wildschweine, Schakale, Büffel, Hyänen, Jaguare, die wilden Katzen der Dschungeln, wilde Hunde, Luchse, Damwild aller Arten, von dem Sambur der Gebirge bis zur Antilope der Ebenen; von den Vögeln den Gold- und Silberfasan, das Rebhuhn, Dschungelhühner, Hennen (eine kleinere und an Gefieder dem Haushuhn ähnliche Art), Tauben, Enten, Wildgänse, Ortolanen, Weihen, Kibitze ꝛc.

In der unmittelbaren Nähe der Präsidentschaften Calcutta, Bombay und Madras ist keine andere Jagd möglich als auf Schakale, wahre Jagdliebhaber finden daher nur an dem Leben eines Jägers im indischen Hinterland oder „Mofussil“ Geschmack.

Die Jagd auf den Schakal gleicht sehr derjenigen auf den Fuchs, und findet während der kalten Morgen von November bis März statt. Die Hunde deren man sich dazu bedient, kommen aus England, und ihre Pflege ist sehr kostspielig; sie sind indeß sehr nützliche Thiere, denn die Schakale richten auf den Landgütern große Verwüstungen an, und ihre Ausrottung ersetzt daher reichlich den Schaden welchen die Meute der Hunde in den Korn- und Reisfeldern anrichtet.

Tiefer im Innern Indiens wird besonders auf Eber und Tiger gejagt, und die Jäger, welche dem ersten mit der Lanze, dem andern mit dem Carabiner zu Leibe gehen, bedürfen zu diesen gefährlichen Jagden eines großen Aufwandes von Muth und Geschick.

Die Engländer haben in Indien die deutsche Art, auf die Eber mit Hunden und Feuerwaffen zu jagen, aufgegeben. Im Westen und Süden besteigen die Jäger kleine arabische, im Osten und Nordwesten einheimische Pferde, und lauern, mit einer langen Bambuslanze bewaffnet, am Ausgang der Dschungeln oder Zuckerrohrpflanzungen auf das Thier, welches von den Treibern ihnen zugejagt wird. Erscheint nun der Eber, so läßt man ihn erst das Freie gewinnen, und dann wenn er in der gehörigen Entfernung ist, stürzen sich alle auf seine Verfolgung. Diese ist im eigentlichen Sinne des Wortes ein Lanzenrennen, denn der erste welcher das Thier erreicht ist auch gewöhnlich der Held des Tages. Fühlt der Eber seine Verfolger ganz nahe, dann wendet er sich gegen die Hunde und Jäger — dieß ist der gefährlichste Moment, denn kann das Pferd nicht schnell genug bei Seite springen, so ist es sammt dem Jäger verloren, da die Hauer des Thieres in seine Seiten schlagen, und der Jäger, welcher dann mit dem Pferde stürzt, die Lanze wegen ihres langen Griffes nicht handhaben kann. Zum Glück sind indeß der Jäger immer mehrere, und erreicht bald ein zweiter das Thier, das sich dann gegen diesen wendet. Die Urbarmachungen großer Landstrecken im Delhan, welche seit einer Reihe von Jahren unermeßliche Fortschritte machten, zwangen die Eber sich gegen Norden zurückzuziehen, so daß man heute erst eine kleine Reise machen muß um in ihren Bereich zu gelangen.

In ganz anderer Weise geht die Tigerjagd vor sich; es wäre sehr gefahrvoll sich zu Pferd auf diese Jagden zu begeben, und man bedient sich daher nur des Elephanten dazu, da so der Tiger, wenn er seinen Sprung macht, den hoch sitzenden Jäger nicht zu erreichen vermag, und durch des Elephanten furchtbare Vertheidigung in seinen Angriffen aufgehalten wird.

Die Höhlen der Tiger befinden sich gemeiniglich in dem Dickicht von Dschungeln, die an Culturland gränzen, auf dem um die verstreuten Höfe herum zahlreiche Viehheerden zu weiden pflegen. Das Raubthier verläßt in der Nacht sein Lager, holt sich eine Beute, und hält dann in seiner Höhle Siesta. Dieß sind die Momente wo sie vom Jäger überrascht werden, der, auf dem Elephanten reitend und mit zwei Carabinern bewaffnet, deren Ladung und Wiederladung ein Diener besorgt, dem Raubthier auf den Leib rückt. Jedermann führt einen Vorrath Tabak, Zwieback, Liqueur oder Ale bei sich.

Der Tiger, durch das Geräusch geweckt, springt aus den Dschungeln heraus, und wird sofort von einer allgemeinen Salve begrüßt, die oft schon genügt; manchmal ist das Thier nur verwundet oder noch ganz unversehrt, und dann springt es auf den ersten Elephanten der ihm nahe ist los, und dieser bedarf dann alles Aufwandes seiner Kraft um den Anprall auszuhalten. Kann der Jäger in einem solchen Augenblick der Bestie nicht zeitig genug eine Kugel in Brust oder Kopf jagen, dann ist die Lage des Mahout oder Cornac, der, auf dem Nacken des Elephanten sitzend, keine andere Vertheidigungswaffe hat als die spitzige eiserne Pike mit der er den Elephanten lenkt, sehr kritisch. Glücklicherweise sind die Jäger nahe beisammen, und einige Flintenschüsse beendigen den Kampf.

Ereignet es sich daß ein Tiger den Einwohner eines Dorfes mit sich fortschleppt, dann ist dieser Umstand eine Calamität für dasselbe; denn hat der Tiger einmal Menschenblut gekostet, so kennt seine Wildheit keine Gränzen mehr, und er verschmäht alle andere Nahrung. Er lauert dann auf Anhöhen welche die umliegenden Wege beherrschen, und stürzt sich auf die Vorübergehenden. Befinden sich bei einem solchen Dorfe Niederlassungen von Europäern, so ist das Raubthier bald getödtet, aus entlegenen Ortschaften aber holt es oft an zwanzig Menschen weg ehe es erlegt wird. Die Regierung hat diese Verhältnisse immer ernst ins Auge gefaßt, und setzt einen Preis von 500 Rupien (50 Pfd. St.) auf den Kopf des Tigers. Dann eröffnet alles was Waffen tragen kann einen Feldzug auf den bezeichneten Tiger, jeder Baum wird besetzt, und das Thier fällt fast immer mit Tausenden von Pfeilen bedeckt.

Die günstigsten Landschaften für die Tigerjagd sind die Districte von Goruckpur, an der Gränze gegen Nepal gelegen. Sir Roger Martin erzählt daß hier einst ein so wilder und nach Menschenblut lüsterner Tiger gehaust habe, daß er weit und breit allgemeinen Schrecken verursachte. Eines Tages, als der kecke Räuber die Thüre der Hütte eines Taru durchbrechen wollte, versetzte ihm dieser Mann einen solchen Schlag mit der Hacke auf den Kopf, daß er den Rückzug ergriff und seitdem immer die Spuren dieser Wunde zeigte, welche ihn leicht kenntlich, aber nur um so gefürchteter machte. Sir Roger nahm es auf sich das Land von dem Unhold zu befreien; er suchte ihn auf, begegnete aber erst nachdem er andere 48 Tiger erlegt dem berüchtigten „Zerhauenen,“ der sich unerschrocken vertheidigte und nur nach hartem Kampf überwunden wurde. Abbye Singh, Radschah von Omorah, einer der ältesten Jäger des Landes, erlegte, wie man sagt, ganz allein mehr als 500 Tiger — ein Umstand der einen Beweis liefert für die große Anzahl dieser Raubthiere in Terac, Nepal und Goruckpur. Aber weder die Menge noch alle Gewandtheit der Jäger hätten je vermocht das Land von ihnen zu säubern; die Civilisation allein hat mit ihren Rodungen und neuen Culturen diese wilden Bestien allmählich

nach dem Norden zurückgetrieben, wohin heutzutage die verwegenen Liebhaber der Tigerjagden gehen müssen, die Bestien aufzusuchen.

Auf dem indischen Festland halten die Engländer keine Jagden auf Elephanten. Diese Thiere lieben die Wälder von Curg, wo die Eingebornen sie lebend einzufangen suchen, um sie aufzuziehen und zu ihrem Gebrauch abzurichten. Man läßt dabei zwei zahme Elephanten, ohne Cornac, in das Dickicht eindringen, diese suchen durch hinterlistiges Schmeicheln die andern auf eine bekannte Stelle zu locken, wo Fallen gelegt sind. Der wilde Elephant fühlt dann plötzlich seine Füße von so künstlich gelegten und starken Seilen umschnürt, daß ihn alle seine wunderbare Kraft nicht daraus befreien kann. Der Hunger zähmt ihn allmählich, und er ergibt sich in sein Geschick. Nur auf der Insel Ceylon sind die Elephanten den Kugeln der Jäger ausgesetzt, welche nicht weit in das Innere der Wälder einzudringen brauchen um dort zahlreichen Haufen dieser Thiere zu begegnen. Sie suchen sich daselbst ihr Opfer aus, zielen auf einen der verwundbarsten Theile, auf Stirn oder Ohren, und schießen, worauf, wenn der Schuß gut gezielt war, der Tod des Thieres augenblicklich eintritt; oft aber ist der Elephant nur verwundet worden, und stürzt dann wüthend auf seinen Feind los, der, dieß vorsehend, sich sogleich hinter einen nahen Baum versteckt, und von hier aus dem ungeheuren Thier eine zweite Kugel ins Ohr jagen kann, worauf es leblos niederstürzt.

Die Jagd auf den Bären ist sehr mühevoll und gefährlich, denn diese Bestien halten sich weder in den Dschungeln noch in den Ebenen auf, sondern man muß erst auf einem weiten Weg das Gebirge erreichen, dort den Bären aufsuchen und finden, ihn dann verfolgen und endlich erlegen. Die Jäger müssen immer mindestens zu dreien und von etlichen zwölf Treibern begleitet seyn, welche Steine über die Berghänge hinabrollen lassen, um so den Bären zu zwingen die steilen Abhänge hinaufzuklimmen. Die Jäger können nie Feuergewehre genug mitnehmen, denn da sie oft aus weiten Entfernungen schießen, können sie leicht das Ziel verfehlen, und die verwundeten Bären sind die gefährlichsten.

Die Jäger versammeln sich bei Tagesgrauen auf der Höhe einer Schlucht, zwei postiren sich dann an deren schmalster Stelle, der dritte folgt den Treibern längs dem Kamm des Abhangs, und läßt sie unausgesetzt schreien und dabei Steine in die Tiefe rollen. Der Bär, durch diesen Lärm aus seiner Behaglichkeit gestört und oft von einem der Steine getroffen, beginnt nun den Abhang, auf Wegen die der Mensch nie betreten könnte, hinaufzusteigen. Und dieß ist der Moment auf ihn zu schießen, denn das Thier kommt rasch heran; wird der Bär verwundet, so kann es geschehen daß er einen Fehltritt macht und in den Abgrund rollt; wurde er es aber nicht oder nur leicht, dann hat er die Jäger bald erreicht. Tritt dieser kritische Fall ein, so läßt sich der Jäger auf ein Knie nieder um zu zielen, denn die Richtung seines Schusses wird dann nicht gebrochen. Geht der Bär gerade auf ihn los, so läßt er ihn kaltblütig auf sieben oder sechs Schritte herankommen, um ihm dann die Kugel zwischen beide Augen zu senden, wobei er wohl auf der Hut ist nicht höher zu schießen, da die dichten Haare am Schädel des Thieres sie diesem ziemlich ungefährlich machen würden; kann die Kugel die Schulter des Thieres erreichen, so zielt er scharf auf diese, denn zur Seite würden die dichten Haare die Kugel wieder machtlos machen. Dem gefallenen Thiere naht der Jäger mit größter Vorsicht; ich war Augenzeuge wie ein Indianer, der in diesem Moment dem Thiere zu nahe kam, durch einen Schlag mit der Tatze von dem todtgeglaubten Bären getödtet wurde.

Der Jäger muß den Abstand in welchem er schießen will wohl bemessen, und nie außer Acht lassen daß das Auge sich im Gebirge leicht täuscht, und man ein Thier das noch ferne ist sich ganz nahe zu sehen glaubt; die gewöhnliche Ladung einer Flinte genügt häufig auch nicht. Lange Flinten mit Doppelläufen passen zu dieser Jagd ebenfalls nicht, weil die Ungleichheit beider Mündungen leicht veranlaßt daß sich in einer weitern Entfernung beide Kugeln kreuzen, und da man oft aus einem größern Abstand auf den Bären zielen muß, so sind immerhin einläufige Flinten vorzuziehen.

Die wilden Büffel kommen in Indien selten vor, und man muß sehr weit in das Innere vordringen um solchen zu begegnen. So sind es denn auch nur wenige Jäger welche ihre Wohnungen mit jenen gewaltigen Büffelhörnern, die oft 6 Fuß lang sind, auszuschmücken vermögen.

Die Art und Weise Dammwild zu jagen ist in Indien sehr mannichfaltig. Im Süden gebraucht man hiezu Windspiele, im Innern Tschitas, d. i. kleine zur Jagd abgerichtete Leoparden. Einer der gewandtesten Dammwildjäger schreibt in einem Briefe:

Eine langjährige Erfahrung hat mich gelehrt daß die beste Methode Damthiere zu jagen, darin besteht daß der Jäger geräuschlos um den Ort wo sie sich befinden herumreitet, und ihnen, ohne sie scheu zu machen, so nahe als möglich zu kommen sucht, bis er Wind und Sonne für sich hat. Hat er dann ein Thier ins Auge gefaßt, so läßt er sich von dem hart neben ihm gehenden Diener den Carabiner reichen, und wenn er die Waffe bereit hat, von diesem laute Rufe ausstoßen; das Thier dreht sich dann rasch gegen die Seite des Jägers herum und bietet diesem so die schneeweiße Brust zum Ziel; es rührt sich nicht von der Stelle, und läßt die ganze übrige Heerde über die Ebene hin fliehen. Beträgt der Abstand etwa 150 Schritte, so sendet der Jäger dem Thier, da wo der Hals beginnt, die Kugel in die Brust. Es ist dieß nicht schwer, denn ein guter Carabiner läßt die Kugel eher von oben nach unten, als von links nach rechts abgleiten. Zwei mit Doppelflinten versehene Jäger vermögen viele Damthiere in folgender Weise zu erlegen: sie nähern sich, so wie sie eines Trupps derselben ansichtig werden, demselben von links und rechts. Die darüber verblüfften Thiere wenden sich, mit den Blicken dem Trupp zugewandt, rückwärts; die Jäger lassen den Führer desselben nicht aus den Augen, galoppiren wenn er galoppirt, und halten an wenn er anhält; sind sie endlich in Schußweite angekommen, so wählen sie ihre Opfer und feuern; dieses Manöver setzen sie nun so lange fort bis eine Schwierigkeit des Terrains ihr weiteres Vorgehen hindert, und die erschreckten Thiere entrinnen läßt.

Die Verdichtung des Quecksilbers in hohen Kältegraden.

Merkwürdig ist was der gelehrte Däne Hansteen auf seiner letzten Reise nach Sibirien über die Consistenzveränderungen des Quecksilbers in jenen kalten Länderstrecken berichtet. Schon in Tomsk, das doch noch im 57° n. Br., in derselben Entfernung vom Aequator wie Aalborg

in Jütland und Warberg in Schweden gelegen ist, beobachtete er am 1 Januar Morgens 30° Kälte, die bis zum 3ten auf 31° stieg, und die längste Zeit über nicht unter 20° stand. Während der Reise von Krasnojarsk nach Nischni-Udinsk bemerkte man am 30 Januar um 7¾ Uhr Morgens daß ein Weingeistthermometer, den man in der freien Luft aufgehängt hatte, 30°,4 anzeigte; das Quecksilber eines gewöhnlichen Thermometers war zu einer compacten Masse verdichtet, ganz an den Fuß der Röhre hinabgestiegen, so daß diese einen beträchtlichen leeren Raum zeigte. Abends um 9 Uhr war das Quecksilber zweier Thermometer von Pistor (in Berlin), die ebenfalls im Freien aufgehängt waren, bis zur Kugel hinabgestiegen, bewahrte aber noch seine flüssige Form; es stieg nämlich, wenn man das Instrument umwendete, wieder an das Ende der Röhre nieder. Der Weingeistthermometer zeigte 30°,2 Kälte, nach einer Viertelstunde 30°4, während das Quecksilber der beiden andern bereits erhärtet war, denn beim Umwenden des Thermometers, und wenn man mit ihm an die Hand klopfte, stieg es nicht wieder herab; in der einen Röhre stand es noch eine Linie hoch, aber neben der Kugel nahm man einen großen hohlen Raum wahr, den ein leichtes Anschlagen in Vibration zu setzen schien — einen Moment später hatte jede Bewegung aufgehört. Dieß beweist daß das Quecksilber, ehe es gefriert, sich viel stärker als der Weingeist zusammenzieht; es zeigt ein Quecksilberthermometer auch immer, sobald die Kälte sich dem 30° nähert, eine noch niedrigere Temperatur an. Eines Abends stellte man eine Flasche, in die man drei bis vier Pfund Quecksilber gegossen, auf dem Corridor ins Freie; am andern Morgen hatte es sich in einer compacten harten Masse an den Boden der Flasche gesetzt, und man konnte es mit dem Messer nicht davon trennen, während es sich schneiden ließ gleich Blei. Als man aus dem warmen Zimmer mit dem Messer zurückkehrte und es ans Quecksilber brachte, wurde dieses wieder etwas flüssig, und es hängte sich an eine Seite der Klinge ein Tröpfchen des Metalls an. An der Oberfläche zogen sich Streifen bis an die Mitte der Metallmasse hin, und hier war in Folge der Zusammenziehung ein kleines Loch entstanden. Der Weingeistthermometer zeigte 31°,¼. Nachdem man die Flasche mit dem Quecksilber in das Zimmer getragen und sie hier eine Weile gelassen hatte, löste sich die Masse von dem Boden derselben los, war aber dabei so zerbrechlich daß sie wie Glas zersplitterte. Der Ort wo man diese Erscheinungen beobachtete, liegt etwa unter 55°,3/4 nördlicher Breite, also nur einige Minuten nördlicher als Kopenhagen.

H. de Saussüre über die Colibris.

Die Colibris haben nicht bloß den Wuchs der Insecten, sondern auch die Bewegungen, die Körperhaltung, die Lebensart derselben. Sie fliegen nach Art der Insecten, und bilden, von diesem Gesichtspunkt aus, in der Classe der Vögel eine bemerkenswerthe Ausnahme. Wenn man in den Sammlungen unserer Museen ihre langen Flügel des nähern untersucht, so könnte man auf die Vermuthung gerathen daß sie diese Organe auf dieselbe Weise gebrauchen wie die verschiedenen Schwalbenarten. Wer würde sich dagegen vorstellen daß diese so langen Flügel noch reißend schnellere Schwingungen machen als z. B. die der Greben, Enten und anderer Wasservögel, welche die schlechtesten Schwungfedern haben — Schwingungen die einen so ungemein hohen Grad von Intensität besitzen, daß diese Vögelchen dadurch völlig unsichtbar werden. Ihre ganz exceptionelle Flugweise hat mir stets hohes Erstaunen eingeflößt. Ich konnte, bevor ich es gesehen, nicht begreifen daß es einem Vogel möglich sey seine Flügel mit solcher Geschwindigkeit in Bewegung zu setzen, und sich durch dieselbe Verfahrungsart wie die Schnaken, die Anthrax und andere Luftinsecten in der Luft zu halten. Diese Thatsache ist ohne Zweifel sehr eigenthümlich, allein sie läßt sich dennoch durch die ungemeine Schmalheit des Flügels, durch das Gewicht des Körpers, das bei den Mückenvögeln, wegen des sehr compacten Zustands des Fleisches und der Knochen, relativ beträchtlich ist, endlich durch die außerordentliche Kleinheit dieser Vögel erklären, deren Flügel nur eine allerkleinste Luftmenge verrückt. In der That dürfte der Widerstand der Luft gegen den Flügelschlag eines Vogels nicht im Verhältniß stehen mit der Oberfläche des Flügels welche die Verrückung hervorbringt, wohl aber mit dem Quadrat dieser Oberfläche. Daraus ergibt sich daß, das ganze Verhältniß zwischen dem Gewicht des Körpers und der Oberfläche des Organs beibehalten, der kleine Vogel sich nur mittelst weit schnellerer Schwingungen als die des großen Vogels in der Luft wird halten können. Dieß sind zweifelsohne die Gründe welche aus den Colibris hinsichtlich des Flugs wahre Insecten machen. Sie bewegen sich wie in der Luft hängend von Busch zu Busch, machen, wie es Abendfalter thun würden, unter Flügelschwingungen vor jeder Blume Halt, und bringen auch ein ähnliches Gesumm hervor.

Der Flug der Colibris ist von zweierlei Art: die eine hat die horizontale Ortsveränderung zum Zweck; sie ist so reißend schnell daß man Mühe hat dem Flug mit dem Auge zu folgen, und daß sie eine Art Pfeifen erzeugt; die andere dient dazu den Körper, unbeweglich und an einer und derselben Stelle, in der Luft zu erhalten. Hiezu nimmt der Vogel eine fast verticale Stellung an, und bewegt seine Flügel mit großer Intensität. Natürlich müssen in solchem Fall diese Organe raschere Schwingungen machen, weil die Unbeweglichkeit des Körpers einen kleineren und eben darum öfter wiederholten Flügelschlag erheischt; ferner trifft der Flügel in dieser Stellung die Luft fast eben so sehr von unten nach oben als von oben nach unten, um den Körper im Gleichgewicht zu halten, so zwar daß eine beträchtliche Kraft vorhanden ist, welche ausschließlich zur Erzeugung der Unbeweglichkeit verwendet wird, und für die Neutralisirung der Schwere ganz verloren geht.

Diese Vögel sind völlige Luftwesen. Sie fliegen wie ein Pfeil vorüber, halten an, lassen sich plötzlich für einige Secunden auf einem kleinen Zweige nieder, und fliegen eben so plötzlich mit einer solchen Geschwindigkeit wieder davon, daß man sie gar oft nicht wegfliegen sehen kann: sie sind wie durch Zauber verschwunden. Alles in ihrem Leben hat etwas fieberhaftes; sie leben wahrscheinlich mit mehr Intensität als irgend ein anderes Wesen unsers Erdballs. Von Morgens bis Abends durchschneiden sie die Lüfte zur Aufsuchung der nektarerfüllten Blumen.

Man sieht sie herankommen so schnell wie der Blitz, sich fast senkrecht ohne irgend einen Stützpunkt aufrichten, den Schwanz nach vornen werfen und fächerartig ausbreiten, und, wie ich bereits gesagt, mit solcher Schnelligkeit Schwingungen machen, daß ihre Flügel dadurch unsichtbar werden. Während sie dieses Manöver ausführen, versenken sie ihr Zünglein aber und aber bis in den Grund der röhrenartigen Blumenkelche, und eilen dann eben so plötzlich davon wie sie gekommen. Im Durchschnitt halten sich die Mückenvögel nur einige Secunden lang bei jeder Blume auf, und fliegen wieder weiter, allein wenn sie nicht beunruhigt sind, sieht man sie längs der Gartenbeete und Lauben von Blume zu Blume schwärmen, wie es gewöhnlich die Dämmerungsfalter thun. Nie lassen sich diese Vögel auf die Gebüsche nieder um ihre Zunge behaglicher in die Blumenkelche zu tauchen; sie leben zu schnell, sie sind zu beeilt, das Ankommen und Abgehen würde ihnen zu viel Zeit wegnehmen, und sie halten sich mit so großer Leichtigkeit in der Luft, daß sie ein mehrere Secunden langes Flattern vor jeder Blume vorziehen. Diese Zeit reicht hin um den Grund des Blumenkelchs zu säubern und alle seine Bewohner mit hinwegzuführen.

Wenn man diese ganz aërische Lebensweise und die ungeheure Kraftfülle in Erwägung zieht, welche unsere Vögel brauchen um sich den ganzen Tag über schwebend in der Luft zu erhalten, unaufhörlich in der raschesten Fortbewegung und den heftigsten Schwingungen begriffen, so geräth man fast in Bestürzung über die bemitleidenswerthe Schwäche des Menschen im Vergleich zu der außerordentlichen Kraft dieser kleinen Wesen.

Die Colibris lieben die Wärme, sie suchen den Schatten nicht auf, und fürchten die Kälte ungemein. Obschon viele Reisende das Gegentheil behaupteten, so habe ich doch nicht bemerkt daß man diese Vögel je mitten in großen Wäldern traf; sie besuchen vorzugsweise die blühenden Wiesen, die Gesträuche der Savannen, die Gärten und Gebüsche; man möchte sagen: es mache ihnen Freude an der Sonne zu glänzen, und sich unter die Schaaren funkelnder Insecten zu mengen mit denen die Tropengegenden in buntester Fülle gesegnet sind, und denen die Natur sie assimilirt. Die meisten ihrer Arten leben im Glanze des vollsten Sonnenlichts, allein es gibt auch andere welche mehr oder minder nur zur Dämmerungszeit sich sehen lassen, und die man nur sehr früh Morgens, oder Abends wenn der Tag zur Neige geht, wahrnimmt. In Mexico, wo diese Vögel in unzählbarer Menge vorhanden sind, haben die blühende Pyramide des Maguey (Agave americana) und ihre duftenden Gewinde hohen Reiz für sie. Man sieht sie, wie eben so viele Maikäfer, in großer Anzahl um diesen natürlichen Blumenstrauß herumsurren. Sie fliegen dicht über den blühenden Auen dahin, holen sich, im bunten Gemenge mit Bienen und Schmetterlingen, ihre Beute aus den Blumen, und zur Zeit der Maisblüthe sind in gewissen Tagesstunden die Felder voller Colibris. Das Ohr vernimmt unabläßig das Pfeifen ihres Flugs, und die Luft ist angefüllt von dem Gezisch ihres einigermaßen widerlichen Schreiens, das, was den Klang betrifft, dem Ton ähnelt welchen das Anstreifen zweier Fechtdegen hervorbringt. Vor dem Eintritt der Kälte wandern sie aus, und suchen Klimate auf wo der Winter nur ein Frühling ist; indeß erheben sie sich auf den Bergen zu beträchtlichen Höhen. Der Reisende Bourcier hat Colibris im Grunde des Kraters von Pichincha gefunden (wobei jedoch zu bemerken daß die Krater stets sehr warme und gut geschützte Orte sind), und ich selbst habe den Calathorax lucifer in der Sierra de Cuernavaca in einer Höhe von mehr als 9500 Fuß getödtet.

Man muß als eine ausgemachte Thatsache betrachten daß sich die Colibris von kleinen Insecten ernähren, und ich will in die Besprechung dieser von den Naturforschern schon seit lange gelösten Frage nicht näher eingehen. Allein es ist sehr wahrscheinlich daß diese Vögel auch nach dem Nektar der Blumen sehr lüstern sind, und daß letzterer einen gewissen Theil ihrer Nahrung bildet. Diese Thatsache scheint schon dadurch allein festgestellt daß man gefangenen Colibris monatelang das Leben fristen kann mit Honig und andern zuckerhaltigen Stoffen — eine Lebensweise zu der sich ein ausschließlich insectenfressender Vogel nicht wohl bequemen würde.

Während meines Aufenthalts in der Hauptstadt Mexico's hatte sich einer meiner Bekannten das Vergnügen verschafft in einem großen Käfig eine gute Anzahl dieser reizenden Vögel zu unterhalten, deren tausendfarbige Reflexe und anmuthige und bizarre Bewegungen dazu dienten uns in unsern müßigen Augenblicken zu zerstreuen.

Da wir damals nicht wußten daß man sie mit Honig ernähren könne, so hatten wir kein anderes Mittel sie vom Hungertode zu retten, als ihnen ein Glas Zuckerwasser zu geben und dieses mit einem Blumenstrauß zu bedecken um die Würmer zu diesem Mahl anzulocken. Unsere kleinen Vögel nahmen die Veränderung höchst befriedigend auf, flatterten über dem Strauße hin und her, und streckten ihre lange Zunge aufs bereitwilligste in die Blumen. Sie flogen so von einem Theil des Straußes zum andern, und bildeten sich, als sie ihre Zunge stets mit Zuckerwasser geschwängert zurückzogen, ohne Zweifel ein sie schöpften diesen Nektar aus dem Blumenkelche. Leider gibt es nichts zarteres als diese kleinen Wesen; ein wenig Rauch, eine verdorbene Luft, die geringste Kälte tödtet sie. Auch verloren wir allgemach vom achten Tag an einen nach dem andern von unsern Gefangenen. Wie ich vermuthe, mußte die Ernährungsart welche man ihnen zu Theil werden ließ große Schuld an dieser Sterblichkeit tragen; denn die Pflanzen setzten in dem Glase verschiedene unreine Säfte ab, welche das Zuckerwasser schmutzig machten, und es ohne Zweifel vergifteten. Es ist indeß gelungen einen gefangenen Colibri auf diese Weise mehr als einen Monat lang zu ernähren, und mit einer besseren Ernährung erhält man sie noch viel länger. Dessenungeachtet sterben diese Vögel im allgemeinen sehr schnell; es scheint daß ihre außerordentliche Lebhaftigkeit ihnen nicht gestattet innerhalb der engen Gränzen eines Käfigs zu leben, oder daß wir die Zartheit ihrer Bedürfnisse trotz all unserer Sorgfalt nicht genau genug kennen; vielleicht auch erheischt die Thätigkeit ihrer Respiration eine unaufhörliche Fortbewegung durch die Lüfte.

Die Colibris sind sehr leicht zu fangen. Die Indianer bemächtigen sich derselben dadurch daß sie die von diesen Vögeln gerne besuchten blühenden Gebüsche mit Leim bestreichen; andere, geschicktere, fangen sie mittelst des Netzes. Versteckt unter den Blumengebüschen welche die Mückenvögel besonders lieben, warten sie auf dieselben, und werfen dann, gerade in dem Augenblick in welchem sie Halt machen um zu vibriren, das Netz über sie. Um dieß aber mit Erfolg zu thun, bedarf es einer Geschicklichkeit und Raschheit welche bloß diejenigen erlangen die aus dieser Beschäftigung ein Gewerbe machen.

Man treibt in Mexico mit lebenden Colibris einen wahrhaften Handel. Diese Vögel werden auf dem Markt um die beschriebene

Summe eines Reals verkauft, und viele Leute der Stadt halten sich in ihrem Salon einen Mückenvogel-Bauer, dessen Inwohnerschaft sie unablässig erneuern, die Verheerungen der Sterblichkeit durch die leichte Erwerbungsweise besiegend.

Troß der Kleinheit ihres Körperbaues haben die Colibris einen sehr zanksüchtigen Charakter. Ihre Schwäche macht sie weder furchtsam noch selbst fügsam. Sie greifen wüthend alles an was ihnen Argwohn einflößt, und liefern denjenigen Wesen der Schöpfung mit welchen sie in Feindschaft leben erbitterte Kämpfe. Unter diesen letztern sind die Abendfalter einer ihrer verabscheutesten Feinde. Wenn einer dieser friedsamen Schmetterlinge, die zweimal so groß sind als der Colibri, sich allzu früh in die Gärten gewagt hat, und dort auf einen verspäteten Colibri trifft, so muß er ihm weichen, oder er ist seinem Untergang nahe. Sobald der Vogel ihn sieht, stürzt er auf ihn zu, und greift ihn mit Schnabelhieben an wie der Narwall den Wallfisch mit Lanzenhieben, wenn es erlaubt ist die beiden Extreme der Schöpfung in Vergleich zu stellen. Der Abendfalter, durch diesen unverhofften Angriff außer Fassung gebracht, macht einen Sprung beiseits, entfernt sich einen Augenblick, und kehrt sofort zu den seinen Appetit reizenden Blumen zurück; allein sein wüthender Feind stürzt von neuem über hin her, und verjagt ihn abermals. Dieses Verfahren wiederholt sich öfters, bis endlich, ermüdet von der Hartnäckigkeit des Abendfalters, der Colibri ihn von Busch zu Busch, von Beet zu Beet jagt, und ihn zwingt sein Heil in eiliger Flucht zu suchen. Indeß zieht das Insect in diesem ungleichen Kampf nicht immer den Kürzern. Es kehrt mit Ausdauer auf die blühenden Weiden zurück welche ihm sein Gegner bestreitet, und nach mehrmaliger Verjagung bleibt es zuletzt doch Herr der Orte, wenn die stark vorgerückte Dämmerung den Vogel an sein Nest erinnert. Wehe ihm aber wenn es, allzu langsam in seinem Rückzug, die Stöße seines Gegners nicht zu vermeiden oder ihnen zu entfliehen weiß; jeder Schlag entreißt ihm irgendeinen Theil seines fedrigen Unterleibes, und seine zarten Flügel, da und dort durchstochen von dem Schnabel des Colibri, zerfetzt zwischen seinen Kinnladen, reichen nicht mehr aus ihm einen sichern Halt zu geben; es fällt auf den Boden, wo tausend gefräßige Feinde sich zu seiner Zerstückelung rüsten.

Worin liegt also die Ursache einer solchen Feindschaft zwischen zwei Wesen der Natur welche geschaffen zu seyn scheinen einander nie zu begegnen — zwischen zwei Wesen von denen das eine erst zum Vorschein kommt wenn das andere sich in sein Nest zurückzieht, und seinen Morgenimbiß erst dann sucht wenn sein Gegner die Abendmahlzeit verzehrt hat? Warum greift der Mückenvogel den Schmetterling an? Es geschieht ohne Zweifel aus Eifersucht. Ich möchte mir fast die Frage stellen: ob er an ihm eine falsche Colibri-Miene, ein Zerrbild seines eigenen Wesens finde? Hat dieses Insect, welches den Saft der Blumen herausholt, welches auf den Gebüschen herumschwärmt, das Aussehen als wolle es über den Vogel spotten dessen Lebensweise dieselbe ist wie die seinige? oder aber ist etwa der Dämmerungsfalter ein lästiger Verzehrer den der Colibri bekriegt, wie wir die Feldratten bekriegen? Es scheint daß diese Vögel erkennen es gebe für sie indirecte Feinde, solche nämlich welche ihren Durst an demselben Born stillen wie sie, und die sie also durch eine einfache Vorsichtsmaßregel zu vernichten suchen. Uebrigens ist die Bitterkeit ihres Charakters ein genügender Erklärungsgrund für ihre Wuth; sie haben diesen Gemüthszug mit allen kleinen Thieren, mit den entarteten und einer kleinen Race angehörigen Hunden gemein; sie zeigen sich um so unverschämter, je kleiner und schwächer sie sind; sie finden alles lästig was sich um sie herum bewegt; sie theilen mit ihren Schnäbeln allen andern Beflügelten Hiebe aus; sie schlagen sich unablässig untereinander und greifen selbst ziemlich große Vögel an, allein sie werden von denjenigen nicht behelligt an welchen sie ihre ungelegenen Neckereien auslassen; alles beugt sich vor ihnen; die andern Vögel gehen ihnen aus dem Wege; man möchte sagen daß, da sie als wahre verzogene Kinder der Natur einzig dazu bestimmt sind an den blühenden Berggehängen zu glänzen, die Schönheit ihres Anblicks ihnen Verzeihung verschafft, wie man auch schönen Damen die belästigenden Eingebungen ihrer Launen nachsieht. Wahrscheinlich bekriegen sie eine große Anzahl von Thieren aus Nützlichkeitsgründen, wie auch um der geringfügigsten Ursachen willen. Die Spinnen z. B. sind bei ihnen sehr übel angesehen, und zwar wahrscheinlich darum weil sie sich zuweilen in ihren Geweben fangen, oder mindestens darum weil die Netze derselben, die sich an ihre Flügel hängen und ihren Flug unterbrechen, ihnen lästig sind. Auch verfehlt ein Mückenvogel, wenn er eine Spinne inmitten ihres Gewebes sieht, nie über sie herzufallen. Die Schnelligkeit dieser Bewegung ist so groß, daß es unmöglich ist das was vorgeht zu unterscheiden; allein im Nu ist die Spinne verschwunden, sey es daß der Vogel sie mit seinem Schnabel durchbohrt, oder daß er sie aus ihrem Gewebe herausgerissen hat, indem er sie zwischen seinen Kinnladen zerdrückte. Es ist außer Zweifel daß die Colibris kleine Spinnen verzehren, allein es wäre ihnen gänzlich unmöglich große zu verschlingen, weßhalb der Grund ihres Angriffs auf dieselben nur in einer lächerlichen Feindschaft liegen kann. Die Billigkeit erheischt jedoch die Bemerkung daß die Spinnen es ihrerseits auch an sich nicht fehlen lassen, denn die größten unter ihnen überfallen die Colibris, und rächen, indem sie dieselben verzehren, an ihnen und deren Jungen das Blut und die Erniedrigung ihres Geschlechts.

Diese ärmlichen Feinde aber sind nicht diejenigen welche unsern Vögeln die größte Sorge machen: sie haben noch andere, mächtigere, die ihnen mehr Faden zu zwirnen geben. In der That geschieht es zuweilen daß sie mit Sperbern zu kämpfen haben. Ein guter Beobachter bestätigte mir daß bei diesen Kämpfen der kaum bestrittene Vortheil zuletzt den Mückenvögeln blieb. Bei einem derartigen Kampfe haben die Colibris, um dem Raubvogel zu entrinnen, den Vortheil der Zahl, ihrer Kleinheit, besonders der Behendigkeit ihrer Bewegungen und der Unregelmäßigkeit ihres Flugs. Sie versammeln sich in kleiner Schaar, stürzen über ihren furchtbaren Feind her, und picken ihn in die Augen. Der Falke kennt seine Unmacht diesen kleinen Zudringlingen gegenüber so gut, daß er fast augenblicklich entflieht, und in der Verachtung dieser Pygmäen und dem Adel seines verlangsamten Flugs die Schutzwache seiner einen Augenblick bloßgestellten Würde sucht.

Zur Ergänzung des Charakters der Colibris ist beizufügen daß sie neben ihrer Händelsucht auch ziemlich viel Unbesonnenheit besitzen. So z. B. haben sie in ihren Kämpfen und Evolutionen Momente in welchen sie des Zwecks den sie im Auge behalten sollten gänzlich vergessen, sich auf den Jäger stürzen und durch eigene Schuld gefangen nehmen lassen. Oftmals fliegen sie in der Raschheit ihres Flugs wider frisch getünchte Mauern, oder brechen sich den Schnabel dadurch daß sie in voller Hast an die Fensterscheiben stoßen.

So reizende Wesen konnten nicht verfehlen die Einbildungskraft der eingebornen Völkerschaften rege zu beschäftigen; auch waren die Colibris bei den Mexicanern das Sinnbild des höchsten Glücks, und in der mexicanischen Mythologie wird erzählt daß die Gemahlin des Kriegsgottes, Toyamiqui, die Seelen der in der Vertheidigung der Götter gestorbenen Krieger in das Haus der Sonne führte, wo sie dieselben in Colibris verwandelte. Dieser sonderbare Glaube war übrigens kein Sicherheitsgeleite für unsere Vögel, denn diese selben Mexicaner, welche in ihnen das göttliche Bild von ihres Gleichen sahen, opferten sie unbedenklich ihrer Prunksucht. Aus ihrem funkelnden Balg verfertigten sie jene kostspieligen Mäntel, wahre Federmosaiken, welche die spanischen Eroberer mit Bewunderung erfüllten.

Miscellen.

Eine neue Expedition an den Nordpol. Der americanische Capitän Hayes hat der „Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften" in Philadelphia eine Denkschrift überreicht, in der er die Gründe auseinandersetzt welche die Erreichung des Nordpols als möglich erscheinen lassen. Man rüstet in der That eine Expedition aus welche sich dieses großartige und gefährliche Unternehmen zum Ziel setzen wird. William Sharswood, Mitglied der genannten Gesellschaft von Philadelphia, der an der Unternehmung theilnehmen wird um alle wissenschaftlichen Beobachtungen zu leiten, hat an die verschiedenen Akademien der alten Welt die Einladung gerichtet ihm über jene Fragen der Physik und Meteorologie womit sie glauben daß die Expedition sich, in jenen Gegenden die sie besuchen wird, in fruchtbringender Weise beschäftigen könne, die geeigneten Instructionen zu geben.

Das Thuya-Holz Algeriens. In einer interessanten Schrift von Buis über die Productionen Algeriens findet man unter andern sehr merkwürdigen Details über das Holz der Thuya die Notiz daß diese Pflanze im hohen Atlas allein eine Fläche von 200,000 Hectaren bedecke. Der Thuyabaum, der in Deutschland unter dem Namen Lebensbaum in vielen Gärten im Freien gehegt wird, und durch seine scheinbar immergrünen Blattspitzen unverdienterweise in einen üblen Leumund gekommen ist, wird auch in Frankreich sehr gern als Zierpflanze gehalten, die in der That durch die schöne Form und das üppige dunkle Grün jeden Raum, in dem man sie leben läßt, verschönert. Der Lebensbaum ist der (Pseudo-) Citrus der Alten (Plinius); er liefert das schönste Luxusholz welches bekannt ist. Schon die Römer verfertigten ihre Prachtmöbel daraus und zahlten fabelhafte Preise für dasselbe. Cicero — sagt Plinius — zahlte für einen aus Thuya verfertigten Tisch eine Million Sestertien, über 133,000 fl. Eine andere römische Familie besaß einen solchen der 1,400,000 Sestertien gekostet hatte.

Abhebung von Frescogemälden. Es ist in Italien Gewohnheit geworden Frescogemälde, entweder zum Verkauf oder zur Aufbewahrung in öffentlichen Museen, abzunehmen. Die Methode nach welcher man dabei verfährt, besteht darin daß man auf der Vorderseite des Gemäldes ein mit einer Art Leim überstrichenes leinenes Tuch anbringt. Hierauf löst man das „Intonaco," oder den präparirten Mörtel, mittelst eines Messers sorgfältig von der Wand los, reibt die rauhe Oberfläche mit einem Bimsstein so lange, bis der Kalk den mit der Aufbewahrung des Gemäldes verträglichen dünnsten Zustand erreicht hat, befestigt dann eine Cannevaß-Leinwand an die Hinterseite, und nimmt das vorn befindliche Tuch weg. Ist diese Operation geschickt verrichtet, so kann man das abgelöste Frescogemälde fast wie ein gewöhnliches Oelbild behandeln, wobei jedoch die größte Vorsicht zu empfehlen ist, indem das Gemälde sehr leicht beschädigt werden kann, besonders wenn es, wie bei den Malern zu Ende des fünfzehnten und zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts meist der Brauch war, in Tempera ausgeführt ist; während die Theile in buon fresco zurückbleiben, werden die späteren Tuschirungen zerstört. Der gleiche Fall tritt ein wenn man, was häufig geschieht, Frescogemälde ohne die gehörige Sorgfalt und Sachkenntniß reinigt. (Quarterly Review.)

Bienenzähmung. Ein Bienenschwarm aus einem benachbarten Bienenstand ließ sich auf dem Fenster eines Ladens in einem der Hauptdurchgänge in Morpeth nieder; der Ladenbesitzer, welcher einige Kenntniß in der Bienenzucht besaß, hatte indeß im Verlauf einer sehr kurzen Zeit den ganzen Schwarm durch Anwendung von Chloroform vollkommen ruhig gemacht. Nachdem die Bienen durch dieses scharfsinnige Mittel vollständig harmlos geworden, wurden sie nach und nach alle sorgfältig weggenommen und den Eigenthümern überliefert. Es dürfte nicht allgemein bekannt seyn daß man durch Anwendung von Chloroform die Bienen ruhig und unschädlich machen, und ihnen, solange sie in diesem Zustande sind, den Honig nehmen kann — ein Verfahren das, wie man zugeben wird, weit weniger empörend ist als die gewöhnliche Praxis sie allesammt zu vernichten. (Northern Daily Express.)

Reicher Lachsfang im Tweed. Am 26 Jul. 1858 hatten, Dank dem „Spate," welcher Morgens zuvor herabkam, die Netzfischereien am Tweed den reichlichsten Lachsfang, welcher, der Erinnerung der ältesten Fischer zufolge, je im gleichen Zeitraum in diesem Flusse gemacht worden ist. Von 6 Uhr Morgens, wo das Fischen begann, wurden bis zum Einbruch der Nacht etwa 3500 erwachsene Lachse und ungefähr halb so viel Grilse (Lachse im jugendlichen Zustande), sonach im ganzen mehr als 5000, nebst einer hübschen Anzahl Forellen, gefangen. In mehreren Fischereien im mittleren Bezirk wurden mehr Lachse gefangen als sonst während einer ganzen Jahreszeit. Die Wilford- und Bendibus-Gewässer (etwa 5 Meilen flußaufwärts) hatten je 600 Fische. Viele gelangten über den Netzbezirk hinaus. (Yearbook of Facts.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 27. Augsburg, 2 Julius 1859.

Briefe eines deutschen Naturforschers aus Mittel-Amerika. [1]

1. Die Isthmusküste der „Tierra Firme“ und ihre Bedeutung für Gegenwart und Zukunft.

Unter allen Ländern der Erde denen der Gang der Culturgeschichte eine außergewöhnliche Bedeutung für die Gegenwart gab, und eine unendlich größere für die Zukunft verheißt, kommt keines an Werth und Wichtigkeit dem schmalen Isthmuslande gleich welches zwischen der Fonsecabay und dem Golf von Uraba von zwei Oceanen bespült wird. Seine wunderbare Weltstellung mit ihrem Einfluß auf die Umgestaltung der Verkehrsverhältnisse ward früh geahnt, doch erst in unsern Tagen nach ihrer vollen Bedeutung erkannt. Durch die nebelhaften Vorstellungen des 16ten Jahrhunderts, durch die vom Anblick der fremdartigen Naturerscheinungen der Tropenzone aufgeregte Phantasie der spanischen Conquistadoren, dämmerte sie wie ein Geheimniß an welches ein goldener Zauber gebunden. Mit einem Jubelschrei als sey die Thüre nach dem ersehnten „Dorado“ gefunden, hatten Vasco Nuñez de Balboa und seine Gefährten am 25 Sept. 1513 vom Kamm der Isthmuscordillere Dariens herab den ersten Anblick der Südsee begrüßt. Mit Schwert und Panzer in die brandende Fluth des Weltmeeres tauchend, glaubte der kühne Held „auf ewige Zeiten“ von ihm Besitz nehmen zu können für die Krone Castiliens, sein Vaterland und sein Königshaus.

Die unbekannte Macht welche den Menschen in sein traumhaft-flüchtiges Daseyn rief hat es nicht schlimm mit ihm gemeint, indem sie ihm die Gabe versagte das Kommende und Unvermeidliche vorauszuschauen. Wie wäre sonst im Leben der Völker und der Individuen auch nur ein glücklich-schöner Tag der Begeisterung und der Illusionen möglich? Auch Balboa's Jauchzen und das stolze Klirren seines castilischen Degens würden gedämpfter gewesen seyn, hätte er die Geschichte seines Volkes in Amerika, ihr und sein Ende vorausgesehen — hätte er geschaut wie die Herrschaft Spaniens, auf Despotismus, Argwohn und Monopol gebaut, hier jede freie Geistesregung erstickend, zuletzt kläglichen Schiffbruch erleiden mußte — wie die ihr folgenden hispano-amerikanischen Republiken, wechselsweise eine Beute hirnverbrannter Demagogen oder brutaler Soldatenchefs, ein Tummelplatz der gemeinsten menschlichen Leidenschaften, sich selbst in Anarchie und Kriegen zerfleischend, einem noch weit kläglichern Ende zuwanken. [1] Endlich das eigene Schicksal — im Angesicht (?) desselben Oceans, den er entdeckt und der spanischen Krone gegeben hatte, erlitt Vasco Nuñez de Balboa den schimpflichen Tod durch Henkershand — schuldlos nach dem Urtheil aller unparteiischen Zeitgenossen, und ungerächt! — Er war ein ächter Ritter und einer der wenigen Conquistadoren der die unterworfenen Eingebornen mit etwas Menschlichkeit behandelte..... „Ce nouveau monde a été enfanté dans la douleur de ceux qui le donnèrent à la civilisation européenne,“ sagte so wahr einer der geistvollsten Denker Frankreichs bei der Erinnerung an Columbus, Cortez und Balboa.

Am Hofe von Madrid, wo mit Balboa's Bericht das Gold und die Perlen Dariens anlangten, herrschte über diese Entdeckung eine Freude als sey damit jene andere Entdeckung des östlichen Wasserweges, mit welchem Vasco da Gama dem portugiesischen Rivalen die Schätze Ostindiens geöffnet hatte, in Schatten gestellt. Man hat in unsern Tagen, wo die Landengen von Panama und Nicaragua und ihre unermeßliche Wichtigkeit als Passageländer in hohem Grade das Interesse der civilisirten Welt erregen, den Spaniern nicht ganz mit Recht vorgeworfen daß sie während ihrer dreihundertjährigen Herrschaft niemals daran gedacht die unvergleichliche Lage des centro-amerikanischen Isthmus für eine inter-oceanische Schifffahrt zu nützen, und an dieser Küste den großartigsten Stapelplatz für den Handelsverkehr der Welt zu gründen. Zu einer Zeit wo Spanien majestätisch groß an der Spitze der mächtigsten Staaten glänzte, wo sein Volk das thatkräftigste Europa's war, und die castilischen Seefahrer und Conquistadoren in Amerika Wunder der Energie und Standhaftigkeit verrichteten — damals war auch an eine Sprengung des Isthmus ernstlich gedacht worden. Erst hatten die Seefahrer die gehoffte Meerenge eifrigst gesucht, bis endlich die verschiedenen Recognoscirungen durch Columbus,

[1] Die Provinzen Veragua, Panama und Darien, welche den Staat Panama bilden und im politischen Verband mit der südamerikanischen Republik Neugranada stehen, nehmen wir hier im geographischen Sinn als einen Theil Mittelamerika's, zu dem sie naturgemäß gehören. Die „Tierra Firme“ nehmen wir im engern Sinn, nämlich das Festland vom Cap Gracias a Dios bis zur Küste von Darien, etwa so weit wie es Columbus auf seiner vierten Entdeckungsreise berührte.

[1] Costa-Rica, Chili und einige der mittleren argentinischen Staaten sind von diesem trostlosen Bild ausgenommen.

Bastidas, Cortez, Gil Gonzales Davila, Hernandez de Cordova, Alvarez de Pineda u. a. das Resultat lieferten daß zwischen Florida und dem Golf von Uraba eine inter-oceanische Wasserstraße nicht existire, daß es somit menschlicher Kraft und Kunst überlassen sey hier einem Versäumniß der Natur nachzuhelfen. In Folge dessen traf Cortez die großartigsten Anstalten durch eine Vereinigung der Flüsse Chimalapa und Guasacoalco den Isthmus von Tehuantepec schiffbar zu machen.[1] Später zog der Isthmus von Panama, als der schmalste Theil des Festlandes von Amerika, ungleich mehr die Aufmerksamkeit der spanischen Regierung an. Kaiser Karl V befahl wiederholt durch zwei an den Statthalter der Tierra Firme gerichtete Decrete (vom 12 März 1532 und 20 Febr. 1534): „ihm die besten und passendsten Mittel vorzuschlagen um eine Verbindung zwischen dem schiffbaren Theil des Chagresflusses und dem stillen Ocean zu bewerkstelligen." Es lag offenbar eine schiffbare Verbindung, ein inter-oceanischer Canal im Plan und Sinn des Kaisers. Warum verzichteten die Nachfolger Karls V auf die Ausführung der Plane ihres großen Vorgängers? „Das heilige Feuer (sagt derselbe Geschichtsforscher den wir eben citirten, einer der conservativsten Franzosen), erlosch in Spanien plötzlich. Auf Karl V folgte ein König der während einer langen Regierung seinen einzigen Ruhm darin suchte den Schwung und die Freiheit des Gedankens zu fesseln, und in Verfolgung dieses traurigen Ziels alle Kräfte Spaniens zu vergeuden . . . Spaniens Scepter aber ward später nur von schwachen Händen getragen."[2]

Zu Ende des 17ten Jahrhunderts wurde das europäische Interesse für den Isthmus von Panama von anderer Seite angefacht. Patterson, der Führer der schottischen Auswanderung nach Darien, machte den ersten Versuch die Thatkraft der angelsächsischen Race nach Mittelamerika zu lenken. Er gründete die schottische Colonie an der Caledoniabay, dem Golf von San Miguel gegenüber (an derselben Stelle wo in neuester Zeit Strain den unglücklichen Versuch machte den Isthmus zu überschreiten). In agitirenden Aufrufen an sein Volk und an alle wanderlustigen Emigranten Europa's gerichtet, nannte Patterson den Isthmus von Darien „das Thor der Meere" und „den Schlüssel der Erde." Damals verfügte jedoch die Technik noch nicht über die gewaltigen Mittel, womit sie heute Hemmnisse der Natur besiegt die in den Augen unserer Väter noch unüberwindlich erschienen. Die „verrammelte Brücke zwischen Nord- und Südamerika," der „leidige Damm welchen die unterirdischen Mächte zwischen beiden Weltmeeren verkehrstörend aufgethürmt," wäre damals, wo nur ein schlechter Maulthierweg von Portobello nach Panama den Verkehr zwischen den zwei Oceanen vermittelte, eine richtigere Bezeichnung gewesen.

Als die Galionenflotten Panama und Portobello nicht mehr berührten, verfiel auch dieser einzige Weg, und war kaum noch für den Waarentransport brauchbar. Der tropische Wald überwucherte ihn, und der Isthmus in der ganzen Ausdehnung zwischen Darien und Chiriqui wurde zu einer weglosern Wildniß als er zur Zeit der indianischen Caziken gewesen war. Der angelsächsische Geist und seine praktische Thatkraft mußten an die Küste der „Tierra Firme" kommen, um hier endlich das zu schaffen wozu Spaniens argwöhnische engherzige Politik, und die Zerrissenheit und Schlaffheit der hispano-amerikanischen Republiken, weder den ernsten Willen noch die Kraft gehabt: „ein freies Passageland für den Handel und Verkehr aller Nationen der Erde."

Seitdem die Dampfrosse Nordamerika's durch den gelichteten Urwald zwischen der Limon-Bay und dem Golf von Panama brausen, und auf ihrer eisernen Basis einen Theil der ostwestlichen Völkerwanderung in dieser Richtung mit sich reißen, scheint sich endlich die Verwirklichung dessen zu nähern was vor vierthalb hundert Jahren hier der prophetische Geist des Entdeckers ahnete. Den nächsten Weg nach China hatte Columbus nach Westen segelnd zu finden gehofft. Die „Durchfahrt nach dem Land der Gewürze" suchte er an dieser Küste eifrigst nach den vagen, dunkeln Mittheilungen, die er von den Eingebornen hinsichtlich der Existenz eines andern Oceans erhalten hatte. Was damals als „der größte geographische Irrthum" erschien, werden Association und Technik, diese beiden wunderwirkenden Großmächte der Zeit, zur Wahrheit machen, ehe das vierte Jahrhundert seit der Entdeckung Amerika's zu Ende geht.

Ueber den mit doppelten Eisenbanden umgürteten Isthmus rollt seit dem 16 Febr. 1855 ein beträchtlicher Theil der Auswanderer und Reisenden nach Chili, Peru, Central-Amerika, West-Mexico, Californien und Oregon. Durch den gesprengten Isthmus werden die künftigen Handelsflotten nach jenen zahllosen Archipelen der Südsee,[1] die der Thatkraft des arischen Stammes sich lockend als leichte Beute bieten, wie nach Australien, China und selbst nach Japan segeln, sobald nach Humboldts Worten: „Japhets kühne Race auch dieses verschlossene Reich einmal gezwungen haben wird aus seiner stolzen Isolirung herauszutreten." All' die unermeßlichen Folgen welche diese Umgestaltung des Weltverkehrs für die Culturbewegung der Zukunft vorbereitet im einzelnen zu überschauen — wer wäre es heute fähig?

Nur im ganzen und allgemeinen kann der Forscher, der die Ressourcen der Länder welche die beiden Oceane mit ihren Seitenmeeren und Busen bespülen, die Bedürfnisse und Zustände ihrer Völker kennt und aufmerksamen Blicks auf ihre geographische Lage dem Gange der Geschichte folgt, einige Conjecturen wagen. Daß im Gefolge der beiden größten friedlichen Thaten unserer nächsten Zukunft: der Sprengung Mittel-Amerika's durch einen Canal für große Schiffe und der

---

[1] Cortez, welcher 1520 den unglücklichen Montezuma über das „Geheimniß der Durchfahrt" befragte, erhielt von ihm eine Karte der Küste, auf welcher die Mündung des Guasacoalcoflusses angedeutet war. In Folge dessen wurde die Landenge Tehuantepec von den Spaniern recognoscirt. Die großartigen Anstalten und Projecte des Eroberers von Mexico stießen dort auf weit bedeutendere Naturhindernisse als solche zwischen Panama und der Chagresmündung bestehen.

[2] Humboldt fand in den Archiven von Madrid auch aus späterer Zeit einige Arbeiten und Entwürfe hinsichtlich eines Durchstichs des Panama-Isthmus in französischer und englischer Sprache, was beweist daß man sich später doch noch zuweilen mit dem Project beschäftigte. Zu einem ernstlichen Versuch der Ausführung ist es nie gekommen. Der Wunsch und Befehl Kaisers Karl V fand von Seite der spanischen Befehlshaber der Tierra Firme selbst alle möglichen Hindernisse. Pascual de Andagoya, damaliger Statthalter von Panama (auch als sehr unzuverlässiger Geschichtschreiber bekannt), suchte den Eifer und die großartigen Plane des Kaisers durch die abschreckendsten Berichte hinsichtlich der Schwierigkeiten und Kosten zu dämpfen. „Kein Fürst der Welt, schrieb er, sey im Stande die Kosten eines solchen Unternehmens zu bezahlen, und nur ein Mann ohne Kenntniß des Landes habe dem Kaiser einen solchen Plan anrathen können."

[1] Schon gegenwärtig nehmen die meisten Reisenden welche von England oder Nordamerika nach den Sandwichsinseln gehen, den Weg über Panama und San Francisco, von wo regelmäßig Segelschiffe nach jenen Eilanden abgehen. Für eine Dampfverbindung zwischen Panama und Sidney waren bereits Capitalien und Schiffe bereit als der orientalische Krieg das Unternehmen störte. Gegenwärtig ist wieder eine Gesellschaft zu diesem Zweck in England in Bildung begriffen. Es ist wahrscheinlich daß dann auch das australische Gold (von dem in der Berliner geographischen Zeitschrift irrig gesagt worden daß bereits jetzt ein Theil davon über den Isthmus von Panama gehe), künftig diesen Weg nehmen wird. Sicher geht die Mehrzahl der Reisenden von Nordamerika nach Australien dann über Panama.

Trennung Asiens von Afrika durch den Isthmuscanal von Suez eine unerhörte Veränderung in die Verkehrsverhältnisse der fünf Welttheile kommen, daß der Umweg um die beiden Caps so gut wie ganz verlassen werde — daran zweifelt wohl kein denkender Mensch. Der athemlose Wettlauf der alten und der neuen Welt, in allem was das materielle Wohl und mit diesem den geistigen Fortschritt bedingt — ein Wettlauf, der mit der politischen Unabhängigkeit Nordamerika's begonnen, und seitdem mit jedem Jahrzehnt einen riesigern Schwung genommen hat, welch' ungleich großartigern Charakter wird derselbe gewinnen, wenn durch die Sprengung jener beiden mächtigen Schranken alle erreichbaren Mittel der Bewegung geboten sind!

Die beiden künftigen Weltcanäle werden die großen Rennbahnen seyn auf welchen die trotz ihrem historischen Alter ungeschwächte Thatkraft Europa's sich mit dem gewaltigen jungen Sprößling seines Blutes und Geistes im Westen auf friedlichem Wege messen wird. Welche jener beiden Schranken auch zuerst fallen mag, sie wird und muß für die Antipoden das Signal seyn auch an der andern zu rütteln, um den Gewinn an Raum und Zeit nicht ganz zum Vortheil des Rivalen zu lassen. Auch Englands egoistisch-kleinherziges Widerstreben gegen den Suezcanal wird der Nothwendigkeit weichen. Michel Chevalier, der geistvolle Nationalökonom Frankreichs, welcher mit einem Schatz vielseitiger Kenntnisse einen seltenen Ideenreichthum und die Kunst der klaren und eleganten Darstellung vereinigt, schrieb schon vor fünfzehn Jahren: „Ces deux Isthmes sont associés dans tous les esprits, il n'est pas une intelligence, pour qui Suez ne rime à Panama.“

Wichtiger für Europa und die Mittelmeerstaaten insbesondere ist die Vereinigung des Hafens von Suez mit dem mittelländischen Meer oder die Wiederherstellung des „alten Canals der Könige,“ in dessen Restauration die ehrgeizigen Eroberer und Machthaber aller Zeiten — Aegypter, Perser, Römer und Araber bis auf den ersten Napoleon ein preiswürdiges Werk gesucht.[1] Wichtiger für Amerika und für den Weltverkehr im ganzen ist die Oeffnung einer Wasserstraße durch Mittelamerika, welche in vorhistorischer Zeit, lange bevor der Mensch die Erde betrat, auch einmal bestanden hat.[2] Beide Wasserwege einigen sich zu einem Hauptziel: der leichtern Erreichbarkeit Asiens für Europa wie für Amerika, der Verkürzung der Schifffahrt nach den für den Handel wichtigsten Ländern der Erde um ein Drittheil, die Hälfte, ja um drei Viertheile der bisherigen Entfernungen.[1] Was sie in dieser Beziehung dem Verkehr bieten ist für jedes einzelne Land, für jeden Seehafen annähernd berechenbar. Beide Wasserwege werden mächtig umgestaltend in die ökonomischen und politischen Verhältnisse nicht nur der Staaten Europa's und Amerika's, sondern auch Asiens eingreifen, dieser Ur-Heimath des arischen Stammes, des ältesten Heerdes der Cultur. Was sie hier für die Belebung des Handels und den Schwung der Industrie wirken werden — was sie der Macht und dem Reichthum der geographisch begünstigten Nationen hinzufügen und anderen Staaten, deren Länderstellung durch eine Umgestaltung der Seewege ihren Werth verliert, nehmen werden — auch dieß ist zum Theil Gegenstand annähernder Berechnung, bestimmbar dem Forscher welcher gründliche Sachkenntniß mit ungetrübtem Blick in die gegenwärtigen Staatenverhältnisse verbindet.[2]

---

[1] Der durch Kaiser Hadrian wiederhergestellte „Canal der Könige“ war zur Zeit der arabischen Invasion Aegyptens versandet, und derselbe Omar den man als den Brandstifter der Alexandrinischen Bibliothek angeklagt hat, ließ ihn wiederherstellen. Bonaparte's thatkräftiger Geist dachte gleich nach der Eroberung Aegyptens an dasselbe Werk, und beauftragte den ausgezeichneten Ingenieur Le Père mit einer Untersuchung des Terrains. Nach den Vorschlägen Le Père's, über welche der Akademiker Prony günstigen Bericht erstattete, sollte der neue Canal nahebei der Richtung des alten folgen, also nicht die weitere Ausdehnung erhalten wie sie der Lesseps'sche Plan beabsichtigt. Bekanntlich besichtigte Bonaparte selbst zu diesem Zweck die Umgebung von Suez, und wäre dort beinahe den Tod des Königs Pharao gestorben.

[2] Einsender, welcher auf eine genaue geognostische Untersuchung des durch den Eisenbahnbau aufgeschlossenen Profils zwischen der Limon-Bay und dem Golf von Panama über drei Monate verwandte, und die hier vorkommenden charakteristischen Gesteinarten und Petrefacten ziemlich vollständig sammelte, wird die Hauptresultate seiner Beobachtungen so wie seine Ansichten hinsichtlich einer gänzlichen Unterbrechung der Cordilleren als Kette zwischen dem Hochgebirg von Veragua und dem niedern Gebirgsstücken von San Blas, wo Einsender eine merkwürdige Depression gefunden, in einem folgenden Briefe darlegen.

[1] Der Weg nach Ceylon um das Cap der guten Hoffnung beträgt von Marseille 14,500 Seemeilen, von Genua 14,690, von Triest und Venedig 15,480 Seemeilen; derselbe Weg durch den Suezcanal beträgt von Marseille 5490, von Genua 5440, von Triest und Venedig 5220 Seemeilen, an Raumersparniß wären somit für Marseille 9010 Seemeilen (62 Procent), für Genua 9250 Seemeilen (63 Proc.), für Triest und Venedig 10,260 Seemeilen (65 Proc.) gewonnen. Der Verkehr über Panama wäre hinsichtlich der Zeit- und Raumersparniß für die Häfen Nordamerika's durchaus nicht im gleichen Verhältniß günstig. Der Weg von New-York nach Calcutta beträgt nach der Berechnung des Lieutenants Maury: um das Cap der guten Hoffnung 17,500 Seemeilen, durch den Isthmus von Panama 13,400 Seemeilen. Ein Schiff würde auf diesem Weg also nur 4100 Seemeilen oder 39 Tagfahrten (zu 110 Seemeilen per Tag gerechnet) ersparen. Ganz verschieden stellt sich der Vortheil hinsichtlich des Verkehrs mit den mehr östlich gelegenen Häfen Asiens, besonders mit China. Der Raum verlängert sich für die Mittelmeerhäfen, er verkürzt sich bedeutend für die Häfen Nordamerika's. Der Weg von New-York nach Canton beträgt: um das Cap der guten Hoffnung 19,500 Seemeilen, über den Isthmus von Panama 10,600 Seemeilen, von New-York nach Schanghai 20,000 Seemeilen, über den Isthmus von Panama 10,400; Raumersparniß 8900—9600 Seemeilen; Zeitersparniß 81—87 Tagfahrten. In weit kolossalerem Verhältniß verkürzt sich die Seefahrt durch den Panama-Isthmus zwischen den Häfen der Ost- und Westküste Amerika's, was bei der alle Erwartungen übertreffenden gegenseitigen Zunahme des Personen- und Waarenverkehrs für die Vereinigten Staaten noch ungleich wichtiger ist. Der Weg von New-York nach Mazatlan (West-Mexico) beträgt: um das Cap Horn 18,000, über Panama 4000 Seemeilen, von New-York nach San Francisco um Cap Horn 19,000 Seemeilen, über Panama 5000 Seemeilen, für beide Seefahrten würden an Raum 14,000 Seemeilen, an Zeit 127 Tage gewonnen! Die größere Wichtigkeit des Panamacanals im Vergleich mit dem Suezcanal liegt besonders darin daß man mittelst des erstern relativ schwierige Gewässer mit günstigeren vertauscht. Bei dem Suezcanal ist es umgekehrt. Man vertauscht ein für die Schifffahrt verhältnißmäßig günstiges Gewässer; den atlantischen Ocean — mit einem viel schwierigern und gefährlichern, dem rothen Meer.

[2] Im Jahr 1849 giengen 800 Passagiere über den Isthmus von Panama. Im Jahr 1850, nachdem die Goldentdeckung Californiens eine außerordentliche Bewegung nach Westen hervorgerufen, stieg die Zahl auf 13,484. Im Jahr 1856 nach Vollendung der Eisenbahn passirten 31,427 Reisende den Isthmus. An Waaren giengen in demselben Jahr über den Isthmus im Werth von 53,239,324 Francs, an edlen Metallen 289,127,297 Frcs. Wegen der hohen Kosten des Eisenbahntransports und des Umladens der Waaren in Aspinwall und Panama können nur sehr theure Waaren (z. B. Cochenille, Indigo, die feineren Fabricate Europa's rc.) die Versendung über den Isthmus ertragen. Für den Handel im allgemeinen ersetzt die Eisenbahn auch nicht im entferntesten einen für große Schiffe gangbaren Canal. Im Jahr 1857 nahm gleichwohl in Folge der eröffneten Dampferverbindung zwischen Panama und den Häfen Central-Amerika's der Waarentransit im Werth von etwa 8 Mill. Frcs. zu. Einsender, welcher obige Ziffern aus zuverlässiger authentischer Quelle erhalten, wird in der Fortsetzung seiner Briefe eine vergleichende Uebersicht der gesammten Transitbewegung des Isthmus von Panama, von den letzten und früheren Jahren mit allen Details mittheilen. Noch ist über diesen wichtigen Gegenstand — so weit meine Kenntniß reicht — nichts im Druck erschienen. Zur Vergleichung der Passagebewegung beider Landengen in demselben Jahre mögen folgende officielle französische Angaben über den Transit des Isthmus von Suez an rechter Stelle seyn. Es passirten im Jahr 1856 über diese Landenge 22,235 Passagiere (5013 Europäer, 17,222 Mohammedaner), an edlen Metallen 463,432,500 Fr. (meist gemünztes Silber, welches im Gegensatz mit dem

Aber den ungeheuern Schwung den diese Doppelmetamorphose des künftigen Weltverkehrs auf eine friedliche Völkerwanderung in allen Richtungen, auf Ansiedlung und Colonisation im großartigsten Umfang üben wird — die unermeßlichen Folgen einer umfassenden Stamm- und Racenvermischung, des Aufrüttelns aller im geistigen Schlaf verdumpften oder in Barbarei versumpften Völker durch wechselseitige Berührung, des Austausches aller ökonomischen Hülfsmittel, der Entfaltung aller physischen und intellectuellen Kräfte, womit die Natur Länder und Völker unsers Planeten so ungleich dotirte — dazu den tief eingreifenden Einfluß dieser Ereignisse auf die Lösung jener socialen Fragen die eben so erdrückend schwer auf der Gegenwart lasten wie sie als unheimlich düstere Wolken in die Zukunftsbilder spuken — all diese gewaltigen Combinationen des Genius der Weltgeschichte für die nächsten Jahrhunderte zu überschauen und zu erkennen, das spottet des menschlichen Scharfsinns wie aller Gelehrsamkeit. Nur jener räthselhafte, unerkannte und unerkennbare Geist der in dem ganzen Natur- und Weltgetriebe lebt, webt und wirkt, mag's wissen. Das hellste Auge, der klarste Verstand des Forschers dürften in solchem Vorausblick in die Erscheinungen künftiger Zeiten noch ungleich mehr „zu Schanden sich schauen und deuten," als in dem Rückblick auf die geheimnißvolle Grundursache alles Bestehenden. Praktische Männer lassen die fernen Zukunftsblicke den Philosophen und ihren Brillen, und schauen mit unbefangenen Augen nur auf das Nahe und Nächste, und besonders auf die mit Zahlen bestimmbaren Resultate.

Die Berechnungen welche Lieutenant Maury, der gründlichste Kenner der Meere und ihrer Strömungen und Winde, über die Zeitersparnisse der Schifffahrt durch den Isthmus von Panama im Vergleich mit den Umwegen um die beiden südlichen „sturmumbrausten" Caps kürzlich mitgetheilt, haben in Nordamerika bei den Capitalisten der großen Handelsstädte New-York, Boston, New-Orleans mindestens eben so großen Anklang gefunden wie die Untersuchungen des Hrn. v. Lesseps über den Isthmus von Suez in den betheiligten Handelsstädten des mittelländischen Meeres. Der Dollar ist, wie seine gemünzten europäischen Vettern, bald Kosmopolit, bald auch ein eifriger Patriot. Sein Patriotismus ist stets unzweifelhaft, wenn mit der nationalen Ruhmesmehrung die eigene Mehrung gute Chancen hat. Auch Oberst Totten's topographische Karten und Kostenvoranschläge hinsichtlich eines inter-oceanischen Canals zwischen der Limon Bay und dem Golf von Panama haben jüngst nicht bloß am Hudson, sondern auch an der Themse warme Theilnahme und besondere Aufmerksamkeit gefunden, obwohl die Sprengung dieser Landenge für England durchaus nicht die gleichen Vortheile bieten würde wie für Nord-Amerika. Mit Bestimmtheit kann man heute sagen: daß der Durchstich des Isthmus von Mittel-Amerika nur noch eine Frage des Geldes ist, daß hier ein politisches Hinderniß nicht existirt, und daß mit den Mitteln über welche heute die Technik verfügt die Hemmnisse der Natur durch Capital und Menschenhände vollkommen überwunden werden können.[1]

Die Topographie der für die Transitfrage so wichtigen Landenge zwischen den beiden San Juanhäfen in Nicaragua ist erst seit der Reise von Baily, die des eigentlichen Isthmus von Panama durch die Untersuchungen von Oberst Lloyd, Fallmare, Napoleon Garella und Courtines näher bekannt geworden. Die neueste, unter dem Commando des Lieutenants Craven ausgeführte, Expedition hat die ersten richtigen Aufschlüsse über die plastischen Verhältnisse im Innern des Isthmus von Darien gegeben. Die von Dr. K. Neumann in seinen vortrefflichen Artikeln über diese Frage ausgedrückte Hoffnung, daß die großartige Idee des Ingenieurs Kennish hinsichtlich eines Canals ohne Schleußen zwischen dem Rio Atrato und der Truandomündung sich als praktisch bewähren werde, ist leider nicht in Erfüllung gegangen, und die Atratolinie, auf deren nähere Untersuchung Humboldt so großen Werth gelegt, ist seitdem hinsichtlich künftiger Canalprojecte außer Frage gestellt.

Zwischen den drei als Hauptpassagen empfohlenen Transitlinien ist das Innere des ganzen Isthmuslandes von Mittel-Amerika zu zwei Drittheilen des Areals noch waldbedeckte, unerforschte und fast unbetretene „terra incognita." Nicht übertrieben sagt Napoleon Garella in seiner Schrift über den Isthmus: daß das Gebiet des Staates Panama mit Einschluß der Provinzen Chiriqui, Veragua und Darien noch so unbekannt sey „wie das Innere von Patagonien." Natur- und Länderforscher welche ihre Zeit und Kraft der Untersuchung Mittel-Amerika's widmen wollen, bieten sich hier sowohl für ihre Wissenschaft als im national-ökonomischen Interesse des Welthandels und der Auswanderung ungelöste Frage in ungewöhnlicher Zahl dar. Ist das niedrige Gebirge von Darien und der Landschaft Chepo mit seiner vorherrschenden ost-westlichen Richtung wirklich eine Fortsetzung des hohen Alpengebirges der Cordilleras de los Andes von Südamerika, deren Richtung bekanntlich die entgegengesetzte? Besteht ein Zusammenhang zwischen diesem Gebirgssystem von Darien und Chepo und der Cordillere von Veragua und Costarica? Streicht durch die ganze Länge des

---

über Panama versandten Gold und Silber von Californien, Peru ꝛc., das in die Münzen Englands, der Vereinigten Staaten fließt, von Europa nach Asien geht, um den Bilanzunterschied für die von dort importirten Indigo, Seide, Thee, Kaffee, Baumwolle, Kampfer, Teppiche, Specereien ꝛc. auszugleichen). An Waaren giengen durch die Landenge von Suez im Jahr 1856 nur ein Werth von 36 Mill. Frcs. Einer der wichtigsten Punkte in nationalökonomischer Beziehung und von unermeßlicher Bedeutung für die Geldverhältnisse der Welt in Folge eines Durchstichs des mittelamerikanischen Isthmus wurde mit besonderer Klarheit von dem kenntnißreichen Berliner Geographen Dr. K. Neumann dargestellt. Vermittelst des inter-oceanischen Canals würde ein Capital, welches bisher zwischen New-York und San Francisco nur einmal für Hin- und Rückfahrt angelegt werden konnte, jährlich viermal fruchtbringend circuliren können. Einer der größten Vortheile wäre daher: der raschere Umlauf der Capitalien — ein Vortheil der einer plötzlichen Vervielfältigung der Capitalien gleich zu achten ist. In demselben Verhältniß würden sich die Kosten der Fahrten verringern und diese Ersparniß dem reinen Gewinn jeder einzelnen Unternehmung zu gut kommen, d. h. den Zinsertrag der umlaufenden Capitalien erhöhen.

[1] Der Verfasser dieser Briefe traf nach seiner Rückkehr von Veragua mit Oberst Totten in Panama zusammen, und machte mit diesem ausgezeichneten Ingenieur, dem Erbauer der inter-oceanischen Eisenbahn, einige Ausflüge durch den Isthmus. Totten hatte wenige Monate zuvor in Washington, New-York, Boston und Philadelphia den sachkundigen Männern und Capitalisten, welche sich für den Durchstich des Isthmus besonders interessiren, seine Plane vorgelegt. Einem Mann der, mit praktischem Scharfblick und Gewandtheit in hohem Grade begabt, beim Eisenbahnbau durch einen feuchten tropischen Urwald unerhörte Schwierigkeiten überwunden hatte, konnte es doch einer überaus günstigen Aufnahme nicht fehlen. Ich fasse seine bestimmten Ansichten hinsichtlich der Hauptpunkte zusammen: 1) ein Canal zwischen der Limon-Bay und dem Golf von Panama für Schiffe vom stärksten Tonnengehalt ist durch die Thäler der Flüsse Chagres, Obispo und Rio-Grande, nahebei der Linie der Eisenbahn folgend, ausführbar. Der obere Lauf des Chagresflusses bietet auch in den trockensten Monaten genügende Wassermasse zur Speisung des Canales dar. 2) Der Canal wäre ohne Schleußen (durch die Depression des „Summit" zwischen dem Rio Obispo und Rio Grande) zwar ausführbar, doch wegen der ungeheuren Kostenvermehrung als solcher nicht zu empfehlen. Zehn Schleußen würden selbst für die nördliche Abtheilung (statt der 18 welche Garella vorgeschlagen) genügen. 3) Die Kosten würden sich auf etwa 80 Mill. Dollars belaufen. (Statt der 130 Mill. Frcs. welche nach Garella's oberflächlichem Urtheil genügen sollten.) 4) Der Bau könnte vor 12—14 Jahren nicht vollendet werden.

Isthmusstaates Panama vom Atratothal bis an die äußerste Westgränze der Provinz Chiriqui eine Cordillere, eine zusammenhängende einfache Gebirgskette, oder ist dieselbe mehrfach gereiht und unterbrochen? Welche Richtungen zeigen die Kammlinien, und welche Höhenverhältnisse haben die Gipfel und die Paßsenkungen dieses noch an so wenigen Stellen überschrittenen, fast noch gänzlich unerforschten Gebirges? Sind zwischen den prächtigen Naturhäfen der Bahia del Almirante und des Golfes von Chiriqui am caribischen Meer, und des großen und tiefen Bassins des Golfo Dulce oder des Hafens von Boca Chica am stillen Ocean, zwischen der Bay von San Blas und der Mündung des Rio Bayano, zwischen der Caledonia-Bay und dem Golf von San Miguel Einsenkungen des Gebirgskammes, tief einschneidende Querthäler, Spalten und Stromdurchbrüche vorhanden, welche Aussichten zu einer Concurrenz dieser Richtungen mit denen von Panama, Nicaragua und Tehuantepec für die Anlegung eines interoceanischen Canals bieten? Welche Formationen und Gesteinarten herrschen in diesem Gebirge vor? — Welche klimatischen Eigenthümlichkeiten besitzen die verschiedenen Provinzen? — Sind all die Landschaften des Staates Panama so heiß, feucht und ungesund wie die Thäler des Atrato, des Rio Chagres und des San Juanflusses, oder gibt es nicht auch hier in naher Nachbarschaft der Transitlinien ausgedehnte „mesas“ auf dem Rücken und den Gehängen des Gebirges, Plateauländer ähnlich wie die Hochebenen von Costa-Rica, Guatemala und Honduras mit gesunder Luft und milder Frühlingstemperatur? — Gegenden wo auch der europäischen Race die ungeschmälerte Thätigkeit ihres Körpers und Geistes gegönnt ist, ohne die entnervenden Miasmen der Tropen, und wo eine Colonie von unternehmenden Europäern die großen Vortheile ernten könnte, welche die Nähe einer so wichtigen Weltpassage und bedeutender Stapelplätze für den Absatz ihrer Erzeugnisse bietet?

Jeder der einen Blick in die geographischen Verhältnisse dieser Länder geworfen hat und die descriptive Reiseliteratur über dieselben kennt, wird meiner Behauptung beistimmen: daß auf alle diese Fragen die Antwort offen steht, und daß selbst an den wichtigsten Punkten, wie zwischen Cruces und dem obern Laufe des Rio Chagres, wo eine der Capitalfragen für den Canalbau entschieden werden müßte, genaue und zuverlässige hypsometrische Arbeiten fehlen.[1] Noch heute wird kein gewissenhafter Forscher in diesem Lande die Behauptung auszusprechen wagen: daß die von den Ingenieuren Partwin, Trautwine und Totten entdeckte tiefste Einsenkung des basaltischen Hügellandes zwischen dem Rio Chagres und dem Obispothal, über welche jetzt die Isthmuseisenbahn in vielfachen Biegungen zieht, die niederste und günstigste Uebergangsstelle der Wasserscheide sey. Denn selbst im eigentlichen Isthmus von Panama, innerhalb eines Raumes der nur einen halben Meridiangrad umfaßt, sind alle Querthäler und Einsenkungen, die sich in so großer Zahl zwischen den ringförmig geschlossenen Höhengruppen durchwinden, noch keineswegs genau untersucht und gemessen. Der weglose Urwald, das heißfeuchte, bösartige, entnervende Klima erschweren hier die Untersuchungen in einer Weise die jedem Nichtkenner der Luft und des Waldes der Aequatorialzone unbegreiflich erscheinen mag.

Und wie reichhaltigen Stoff zu andern Forschungen, zur Lösung von Fragen welche, wenn auch von weniger praktischem Werth, doch die Geographie, Ethnographie und Naturgeschichte dieses merkwürdigen Landes mit einer Masse neuer Thatsachen zu bereichern versprechen, bietet dieser noch so wenig explorirte Boden der Tierra Firme dar! Keine gedruckte Schrift gibt uns Aufschlüsse über die große Gebirgswildniß zwischen Veragua und der cultivirten Hochebene von Costa Rica, über die Volcanos jener Gegenden, welche, den Kamm der Cordillere überragend, von der Seeseite gesehen und von brittischen Marineofficieren trigonometrisch gemessen, aber nie bestiegen, nie geognostisch untersucht worden sind. Ob es wirkliche alte Feuerberge mit Eruptivkratern und Lavaströmen oder nur gehobene Trachytkegel sind ohne eine Spur von Kraterformen und dauernder vulcanischer Thätigkeit? — Der eifrige vielgereiste Botaniker Warsowicz, der auch Veragua und Chiriqui besuchte, hat seine Beobachtungen leider nie veröffentlicht; Dr. Seemann hat treffliche, aber nur sehr wenige Bemerkungen über den Charakter der Isthmusflora mitgetheilt. Die geographische Verbreitung der Pflanzen an beiden entgegengesetzten Gehängen der Cordillere von Veragua ist eben so unbekannt wie die Contraste der Verbreitung und des Vorkommens der Thierarten von beiden durch Bergketten oder Hügelland getrennten Oceanküsten.

(Fortsetzung folgt.)

Natur und Menschen im Kafferland.

IV.

Die socialen Zustände der Kaffern.

So barbarisch auch die socialen Zustände der Kaffern sind, so unterscheiden sich dieselben doch noch vortheilhaft von denen mancher andern Völker Afrika's. Die trostlose Knechtschaft in welcher sich die meisten Eingebornen dieses Erdtheils ihren Fürsten gegenüber befinden, besteht bei den Kaffern mehr dem Namen als der That nach. Sie haben ein gewisses Herkommen an dem sie mit Zähigkeit festhalten, und das die Häuptlinge nicht willkürlich ändern dürfen. Wollen dieselben sich Gewaltthätigkeiten gegen einzelne ihrer Unterthanen erlauben, so müssen sie den Aberglauben des Volkes zu Hülfe nehmen.

Die Beziehungen zwischen Regenten und Regierten sind im allgemeinen durchaus nicht schroff; letztere erscheinen vor jenen ohne Scheu und reden mit ihnen wie mit ihres Gleichen. Aeußerlich kennzeichnen sich auch die Häuptlinge durch nichts vor andern Kaffern; nur bei feierlichen Gelegenheiten tragen sie, und dieß ist ihre Auszeichnung, eine Decke von Leopardenfell.

Die Person des Häuptlings ist unverletzlich; er sowohl wie seine Söhne sind für keine ihrer Handlungen verantwortlich. Die kleinen

---

[1] Der im Dienst der Eisenbahngesellschaft beschäftigte amerikanische Ingenieur Turner, ein tüchtiger praktischer Mann, besuchte den obern Lauf des Rio Chagres bis nahe an seine Quelle. Das Gefälle des Flusses zwischen San Juan und Cruces ist bedeutend, und beträgt nach seiner Meinung über 300′. Da Hr. Turner aber keinen Barometer bei sich hatte, so ist diese Schätzung nicht sicher. Außerordentliche Hindernisse machten dem Einsender, der während der trockenen Jahreszeit die Gebirge von Chepo, Veragua und Chiriqui mit guten Meßinstrumenten bereiste, einen Besuch im obern Chagresthale unmöglich.

Häuptlinge, diejenigen nämlich welche entweder Basallen von mächtigeren sind oder vermöge ihrer Abstammung nur den Titel führen, ohne eine Herrschaft zu besitzen, können zwar bei den größern verklagt werden; daß aber je zu ihrem Nachtheil entschieden werde, haben sie kaum zu befürchten.

Der Häuptling hat das Recht über Leben und Eigenthum seiner Unterthanen. Seine Befehle müssen unbedingt befolgt werden, wer dieß nicht thut, wird gestraft, und zwar nach des Häuptlings eigenem Ermessen. Sollte sich dieser indessen fortgesetzter Ungerechtigkeiten schuldig machen, so muß er erwarten daß ihn sein Volk verläßt und sich einem andern Häuptling unterordnet; für seine Person hat er nichts zu fürchten.

In früherer Zeit sollen den Häuptlingen regelmäßige Abgaben an Feldfrüchten und Vieh entrichtet worden seyn; diese Sitte ist aber bei den in Brittisch-Caffraria wohnenden Stämmen jetzt außer Gebrauch. Die Gaikas und Dhlambes machen den ihrigen, wenn dieselben in die Nähe der Kraale kommen, zuweilen Geschenke; außerdem bilden die für manche Vergehen zu entrichtenden Bußen eine andere Quelle der Einnahme für die Häuptlinge. Hiebei vertritt Rindvieh die Stelle der Münze, und da ein großer Unterschied hinsichtlich der Güte desselben besteht, so wird bei Erkennung einer Strafe die Beschaffenheit des Viehs in Betracht gezogen; die Zahl der Stücke ist daher sehr veränderlich.

Den Häuptlingen stehen Räthe zur Seite, deren Zahl sich nach der Macht derselben richtet. Die ihnen untergebenen kleineren Häuptlinge sind geborne Räthe; daneben gibt es aber auch ernannte von verschiedenem Ansehen. Die vornehmsten derselben haben gewisse Bezirke, die andern die Unterabtheilungen dieser Bezirke, bestehend aus 4—8 Kraalen, unter sich. An der Spitze eines Kraals steht ein Hauptmann. Diese Organisation bezieht sich einestheils auf den Krieg, indem die Räthe gewissermaßen die Officiere des Heeres abgeben, anderntheils aber auch auf die Handhabung der Rechtspflege. Die Räthe fällen nämlich bei Rechtsstreitigkeiten innerhalb ihrer Bezirke die Urtheile und bestimmen den Betrag der Strafe oder Entschädigung; dagegen dürfen sie nicht die Vollziehung ihrer Urtheile erzwingen, indem dieß Sache des Häuptlings ist, was jedenfalls das Gute hat daß der Bedrückung des Volkes von Seiten der Räthe vorgebeugt wird. Die Kaffern sind auch bei Vorbringung einer Klage durchaus nicht gezwungen die verschiedenen Instanzen einzuhalten, sondern können gleich von vornherein den Häuptling anrufen. Bei Rechtsfällen zwischen den Bewohnern eines und desselben Kraals wendet man sich indessen gewöhnlich an den Hauptmann, dem die Rolle eines Friedensrichters zufällt. Gelingt es diesem nicht einen Vergleich herbeizuführen, so wird die Sache dem Rath des Unterbezirks, dann dem des Bezirks und endlich dem Häuptling selbst vorgetragen. Dieser ist oberster Richter und betrachtet sich auch als alleinigen Gesetzgeber; letzteres ist er aber nur dem Namen nach, da er vor dem Erlaß oder der Abänderung von Gesetzen erst seine Räthe darüber hören muß; überhaupt werden alle Verfügungen des Häuptlings besser durchgeführt, wenn sie deren Billigung gefunden haben. Die angesehensten unter ihnen bilden gewissermaßen einen geheimen Rath.

Wenn ein Häuptling zur Regierung gelangt und seine Leute, wie auch die Häuptlinge benachbarter Stämme, sich versammeln um ihn anzuerkennen, nimmt er die Räthe seines Vorgängers entweder alle oder doch ihre Mehrzahl als die seinigen an. Bei Ernennung neuer wählt er dazu in der Regel tüchtige junge Männer, welche von den übrigen Räthen empfohlen werden.

Bei den Berathungen der Häuptlinge mit ihren Räthen setzen sich diese in der Regel in einen Halbkreis um jene herum. Diejenigen welche reden, sprechen sehr langsam und deutlich, halten oft an, und überlegen einige Augenblicke bevor sie wieder fortfahren. Es spricht immer nur einer, nie leidenschaftlich und laut, sondern außerordentlich ruhig und gemessen. Jeder erhält Zeit seine Gedanken über den zu verhandelnden Gegenstand auszudrücken; man hört ihm schweigend und aufmerksam bis an das Ende seiner Rede zu. Die ältern Räthe äußern sich oft mit dem größten Freimuth über die zu prüfenden Gegenstände, und schonen den Häuptling nicht wenn derselbe eine Ansicht hat welche sie mißbilligen. Freilich ist auch bei den Kaffern der nachgiebigste Rath gewöhnlich der beliebteste, und an Intriguen fehlt es bei ihnen ebensowenig als anderwärts. Viel kommt natürlich auf das Alter des Häuptlings und das Ansehen an in welchem er steht.

Die entwürdigende Stellung welche die Frauen einnehmen, beruht mehr auf der Vielweiberei als darauf daß bei der Verheiratung Vieh für sie entrichtet werden muß. Sie werden nämlich dadurch nicht etwa Eigenthum des Mannes, und das für sie gegebene Vieh soll eigentlich nur zu ihrem Unterhalt dienen, im Fall der Mann vor ihnen stirbt. Die Ehe ist ein Vertrag, welcher durch die Entrichtung des Viehs an die Eltern oder Vormünder der Braut Gültigkeit erhält. Die Zahl der Ochsen und Kühe richtet sich nach dem Rang, dem Alter und billigerweise nach der Schönheit der Frau. So wie bei gebildeten Völkern der wohlhabendere Bewerber meist den Sieg davon trägt, ebenso ist es auch bei den Kaffern. Zuweilen wird nach der Geburt des ersten Kindes eine neue Forderung an den Schwiegersohn gestellt, und wenn er dieselbe nicht erfüllt, sein Weib vielleicht verleitet zu ihren Eltern zurückzukehren, wo sie dann so lange bleibt bis ihr Mann das verlangte Vieh oder wenigstens einen Theil davon schickt. Unter diesem Mißbrauch leiden gewöhnlich nur solche welche sich mit Töchtern angesehener Leute verbinden. Die Männer heirathen selten vor dem fünfundzwanzigsten und die Mädchen meist zwischen dem fünfzehnten und achtzehnten Jahre.

Sowohl Mann als Frau können die Ehe aufheben. Wenn die Frau den Mann verläßt bevor sie ihm Kinder geboren, so kann alles Vieh, welches ihren Eltern entrichtet worden ist, zurückverlangt werden. Sollte dagegen der Mann sein Weib ohne Grund verstoßen oder Veranlassung zur Trennung geben, so erhält er nach Umständen nur einen Theil oder auch kein einziges Stück von seinem Vieh zurück, weil man annimmt, die Frau habe eine Zeitlang für ihn gearbeitet und werde nicht so leicht wieder heirathen. Aus diesen Gründen wird auch, wenn eine Frau welche Kinder hat Veranlassung zur Aufhebung der Ehe gibt, nicht alles Vieh dem Ehemann zurückgegeben, obwohl die Kinder von Rechtswegen beim Vater bleiben. Können sich beide Theile über die Bedingungen der Trennung nicht einigen, so wird der Fall dem Häuptling mitgetheilt und von diesem entschieden.

Jeder Kaffer kann so viele Frauen nehmen als ihm beliebt; da er indessen für jede derselben 10—50 Stück Rindvieh zu entrichten hat, so findet er sich dadurch von selbst in der Zahl sehr beschränkt. Die meisten Kaffern müssen sich mit einem Weib begnügen, wie schon aus dem Verhältniß der Kopfzahl beider Geschlechter gefolgert werden kann, indem auf 20 Frauen 15—16 Männer kommen. Wie viele Frauen aber auch ein Mann haben mag, in Betracht kommen hauptsächlich zwei davon: die „große Frau" und die „rechte Hand Frau." Alle übrigen sind entweder der einen oder der andern zugetheilt und untergeordnet. In neuerer Zeit sollen manche Häuptlinge noch für eine dritte Frau

einen besonderen Haushalt eingerichtet haben; der Gebrauch scheint übrigens nicht allgemein zu seyn. Die große Frau der Häuptlinge muß von fürstlichem Geblüt seyn und einem andern Volkszweig angehören als ihr Mann. Die Häuptlinge der Galekas, Gaikas und Dhlambes nehmen ihre großen Frauen meist von den Tembus und Pondos. Die rechte Hand Frau ist die zweite im Ansehen. Sie ist in der Regel auch von fürstlichem Geblüt und einem andern Volkszweige, beides ist aber nicht gerade erforderlich; sie kann gleich den übrigen Frauen von gewöhnlicher Herkunft und demselben Stamme seyn wie ihr Mann, aber unter keiner Bedingung von derselben Familie.

Heirathen zwischen Blutsverwandten sind bei den Kaffern streng untersagt. Ein Mann mag mehrere Schwestern heirathen, wenn aber die allerentfernteste Blutsverwandtschaft nachgewiesen werden kann, ist die Ehe ungültig und dem Mann wird außerdem alles Eigenthum weggenommen; dasselbe würde geschehen beim Verkehr von Verwandten außer der Ehe. Das Volk betrachtet Heirathen zwischen Blutsverwandten als etwas schändliches, und es mag diese Auffassungsweise wesentlich dazu beigetragen haben daß die Kaffern ein körperlich so wohl gebildetes Volk sind. Mißgestalten kommen bei ihnen äußerst selten vor; Sandili, das Oberhaupt der Gaikas, ist einer von den wenigen Kaffern an welchen man ein Gebrechen bemerkt, sein linkes Bein ist nämlich etwas kürzer als das rechte, unentwickelt und mager.

Wenn ein Häuptling seine große oder rechte Hand Frau nimmt, müssen alle Unterhäuptlinge und Räthe sich versammeln, und sie als große, beziehungsweise rechte Hand Frau förmlich anerkennen.

Die Söhne der großen Frau sind nach dem Recht der Erstgeburt zur Nachfolge berufen; da aber die Häuptlinge in der Regel schon andere Frauen haben bevor sie ihre große Frau nehmen, so kann es vorkommen daß der Nachfolger des Häuptlings das jüngste von dessen Kindern ist. Hat die große Frau keinen Sohn, so adoptirt sie einen von einer Frau ihres Gefolges. Sollten alle zu ihrem Hause gehörenden Frauen keine Söhne haben, so kann auch der Sohn einer dazu gehörenden Beifrau von ihr adoptirt werden, in welchem Fall der Häuptling die Mutter desselben heirathen, d. h. als wirkliche Frau anerkennen muß. Wenn nämlich Häuptlinge an Mädchen Wohlgefallen finden, deren Eltern nicht so geachtet sind daß ihre Töchter nach dem Kafferngebrauch wirkliche Frauen von Häuptlingen werden könnten, so nehmen sie letztere als Beifrauen an; diese werden oft nachher anerkannt; auch wird Vieh — jedoch in geringerer Zahl — für sie entrichtet. Ihre Söhne sind, gleich denen der übrigen Frauen, Häuptlinge.

Solange die große Frau oder ihr Gefolge einen Sohn hat, kann der Sohn der rechten Hand Frau nicht zur Erbfolge gelangen. Von diesem Gesetz ist indessen mehrfach abgewichen worden, indem auch andere Söhne, namentlich die der rechten Hand, einen Theil von der Herrschaft des Vaters erbten; der große Sohn bleibt aber in diesem Fall wenigstens der Oberherr seiner Brüder.

Eine Tochter kann nie succediren, dagegen wird die Mutter eines minderjährigen Häuptlings stets Regentin; ihr zur Seite stehen Vormünder. Dieser Gebrauch hat offenbar nur den Grund die Herrschaft dem dazu berechtigten Sohne zu sichern und ehrgeizige Verwandte fern zu halten. Die Volljährigkeit des Häuptlings tritt mit der Beschneidung desselben, etwa im 16ten Lebensjahre, ein.

Wie bei den Häuptlingen der Sohn der großen Frau dem Vater in der Herrschaft folgt, so erbt auch bei andern Kaffern der Sohn dieser Frau von Rechtswegen alles Eigenthum des Vaters, selbst wenn er das jüngste von allen Kindern wäre. Es kommt aber vor daß auch dem rechten Hand Sohn ein Theil des Vermögens zugewendet wird, ebenso werden mitunter die ältesten Söhne der übrigen Frauen bedacht; geschieht dieß aber nicht schon bei Lebzeiten des Vaters, so haben dieselben nach dessen Tode nicht den geringsten Anspruch auf irgendetwas. Der wesentlichste Theil des Vermögens fällt unter allen Umständen dem großen Sohne zu. Dieses Gesetz verursacht schon in den Familien der Häuptlinge, deren große Frau doch von fürstlicher Abkunft ist, oft Zwist und Hader; mehr noch muß dieß natürlich in andern Familien der Fall seyn, da die erstgebornen, vielleicht schon erwachsenen Söhne der verschiedenen Frauen stets fürchten müssen daß ihr Vater in hohem Alter noch ein junges Mädchen heirathet, und diese geliebte Rachel zur großen Frau erklärt, wodurch dann deren Benjamin, welcher vielleicht von keiner Seite, jedenfalls nicht von der sichern, ihr Bruder ist, alleiniger oder wenigstens Haupterbe wird.

Wenn ein Mann ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen stirbt, so beerben ihn seine Brüder, und wenn er deren nicht hat, der Häuptling. Eine Tochter und ihre Nachkommen erben niemals; auch hat niemand das Recht sein Eigenthum nach freiem Willen zu vermachen.

Die Brüder oder sonstigen nächsten Verwandten eines Verstorbenen sind die Vormünder von dessen minderjährigen Kindern; die Mutter derselben kehrt zu ihren Eltern oder sonstigen Verwandten zurück. Zuweilen willigen die Brüder des Verstorbenen ein daß die Kinder der Mutter folgen, und überlassen dieser dann auch die Vormundschaft. Wenn Vormünder ihre Mündel schlecht behandeln oder das Eigenthum derselben verschleudern, bestellt der Häuptling andere, die mit den Kindern vielleicht gar nicht verwandt sind. Hülflose Waisen nimmt zuweilen der Häuptling zu sich. Wenn ein unter seiner Obhut erzogenes Mädchen später heirathet, behält er alles Vieh welches für dasselbe entrichtet wird.

Bei armen Kaffern wird die Ehe in der Regel ohne Förmlichkeiten abgeschlossen, bei reichen dagegen versammeln sich die Leute aus der Nachbarschaft, und der Bräutigam schlachtet Vieh um dieselben zu speisen. Die Braut macht den Freunden ihres Bräutigams Geschenke, bestehend in Fellen und Zierathen; auch werden Tänze und Ochsenrennen veranstaltet.

Die Frauen werden von den Männern in der Regel gut behandelt; letztere haben inzwischen das Recht dieselben für übles Betragen zu züchtigen; wenn sie es aber ohne eine nach der allgemeinen Ansicht gegründete Veranlassung thun oder ihnen einen Schaden zufügen, so erleiden sie eine Strafe, die vom Gutdünken des Häuptlings abhängt. Die gewöhnlichste Veranlassung zur Züchtigung eines Weibes ist die Untreue, deren häufiges Vorkommen theils in der Vielweiberei, theils darin einen natürlichen Grund hat daß bei Schließung einer Ehe nicht die Neigung des Mädchens, sondern der Reichthum des Mannes in Betracht gezogen wird. Untreue wird, wie es scheint, als etwas unvermeidliches angesehen, und keine Frau deßhalb fortgeschickt; der Liebhaber wird jedoch um Vieh gestraft. Ist derselbe noch unbeschnitten, so wird die Strafe geschärft, und dieß noch mehr, wenn er gerade den mit der Beschneidung verknüpften Ritus durchmacht, oder wenn es sich um die Frau eines Häuptlings handelt. Die Strafe fällt in allen Fällen dem Ehemann zu, welcher dafür aber die Verpflichtung übernimmt ein durch Ehebruch seiner Frau erzeugtes Kind zu erziehen. Die Strafe wird auch wesentlich erhöht wenn die Frau gerade ein Kind zu stillen hat, was bei den Kaffern durchschnittlich 15 Monate dauert.

Der Umgang mit einer stillenden Frau gilt nämlich bei ihnen als schädlich für das Kind.

Die Kaffern lieben ihre Kinder in hohem Grad, und diese zeigen sich den Eltern gegenüber äußerst bescheiden und gehorsam. Die Gewalt des Vaters währt so lange als die Kinder bei ihm sind. Er kann sie züchtigen, wird aber gestraft wenn er ihnen einen Schaden zufügt, weil dieß ein Vergehen gegen den Häuptling ist, der alle Personen als sein Eigenthum betrachtet. Für die Vergehen seiner Kinder ist der Vater ebenso verantwortlich als ob er selbst der Verbrecher wäre. Sollte indessen ein Sohn einen sehr schlechten Charakter verrathen, so kann der Vater, wenn er schon oft für die Vergehen des Sohnes hat Strafe entrichten müssen, ihn vom Häuptling für vogelfrei erklären lassen. Er ist dann nicht länger für die Handlungen des Sohnes verantwortlich, und sollte dieser bei Ausführung eines Verbrechens von irgendjemand getödtet werden, so kann keine Klage wegen Mordes erhoben werden.

So wie der Vater für die Vergehen seiner Kinder, ebenso sind auch Verwandte für einander haftbar. Wenn also jemand zu einer Strafe verurtheilt wird, welche er selbst nicht aufbringen kann, so müssen es seine Verwandten thun. Der Ehemann ist für seine Frau verantwortlich, und zwar selbst dann wenn dieselbe ein Vergehen ohne seine Mitwissenschaft verübt hat, ausgenommen sind jedoch solche Handlungen welche die Bestrafung als Hexe nach sich ziehen.

Wenn bei Diebstählen die Thäter nicht zu ermitteln sind, hält man sich an die Bewohner des Kraals in welchen das gestohlene Eigenthum, namentlich Vieh, geschafft worden ist. Die Strafe für Diebstahl besteht in der Entrichtung eines mehrfachen Werthes der entwendeten Sachen. Wer jedoch einen Häuptling bestiehlt, dessen ganzes Vermögen wird confiscirt. Sollte sich der Häuptling fremdes Gut im geheimen zueignen, so ist kein Vorschreiten gegen seine Person möglich. Die von Häuptlingen verübten Diebstähle sind übrigens auch schwerer zu ermitteln, da es wohlweislich nicht erlaubt ist eine Spur zu verfolgen, die nach dem Kraal eines Häuptlings führt. Ein Rath des Gaikahäuptlings Anta stahl eine Kuh. Der Eigenthümer derselben wies die Spur nach bis in Anta's Kraal; dafür wurde ihm sein ganzes Vermögen, bestehend aus etwa 70 Stück Vieh, confiscirt.

Das Verbrechen des Mordes soll selten vorkommen. Der Mörder wird nicht am Leben, sondern um Vieh gestraft, oder vielleicht alles Vermögens beraubt. Da letzteres fast ausschließlich in Vieh besteht und die Kaffern sehr an diesem hängen, so wird die Confiscation desselben als eine sehr harte Strafe betrachtet, die mehr als jede andere abschreckend wirkt. — Die Todesstrafe wird nur bei vermeintlicher Hexerei, wozu man auch Giftmischerei rechnet, bei Verrath an Landsleuten und bei Bedrohung eines Häuptlings zur Anwendung gebracht. — Die gegen einen Mörder erkannte Strafe erhält der Häuptling, weil alle Personen, wie schon bemerkt wurde, als dessen Eigenthum betrachtet werden. Die Größe der Strafe richtet sich weniger danach ob der Mord absichtslos, in der Leidenschaft oder mit Vorbedacht begangen worden ist, sondern hauptsächlich nach dem Range des Ermordeten. Wenn ein gewöhnlicher Kaffer einen Rath oder sonst eine beim Häuptling in Gunst stehende Person tödtet, verliert er vielleicht seine ganze Habe, während im entgegengesetzten Falle der Mörder nur einige Stücke Vieh entrichten muß. Als der Sohn eines von Sandili's Räthen seinen Bruder umgebracht hatte, weil dieser der Sohn der großen Frau und Haupterbe war, erließ der Häuptling, welcher den Mörder gut leiden mochte, demselben jede Strafe. Zuweilen wird einer sehr hart für ein Vergehen bestraft, für welches ein anderer, der einflußreiche Freunde besitzt, frei ausgeht. Dieß ist namentlich bei Mißhandlungen der Fall, auch erhält die dafür erkannten Viehstrafen nicht der Beleidigte, sondern der Häuptling.

Die Willkür der Häuptlinge würde viel größer seyn, wenn nicht das Herkommen bestände daß jeder von ihnen alle diejenigen aufnehmen und beschützen muß welche von andern Stämmen zu ihm fliehen. Wegen solcher Flüchtlinge, die ihren Stamm in Folge eines begangenen Verbrechens verlassen haben, für welches noch keine Sühne erfolgt ist, wird gewöhnlich zwischen den beiden in Betracht kommenden Häuptlingen eine Uebereinkunft getroffen.

Da die Kaffern ein Hirtenvolk sind und nur wenig Land bebauen um etwas Mais zu ziehen, so ist bei ihnen, wie bei allen Hirtenvölkern, bloß von dem Landbesitz eines Stammes oder eines Häuptlings die Rede; der einzelne besitzt kein Land, sondern benutzt es nur. Wenn daher ein Stück Land von niemand besetzt ist, so kann sich einer von demjenigen Stamme welchem die Gegend gehört darauf niederlassen. Solange er dann darauf wohnt und es bebaut, kann ihn niemand als der Häuptling vertreiben; sollte er seinen Wohnort mit der Absicht verlassen nach einiger Zeit wieder dahin zurückzukehren, so kann sich während seiner Abwesenheit zwar ein anderer dort ansiedeln, derselbe muß aber wieder fortziehen sobald der frühere Landbenutzer zurückkehrt. Geschieht dieß nachdem bereits Feld bestellt worden ist, so darf der zum Abzug genöthigte bis zur Reife seiner Saaten bleiben.

Auf die Weideplätze, d. h. auf alles nicht bebaute Land, haben die Leute desselben Stammes gleichen Anspruch. Wenn Vieh auf bebautem Lande weidet, so kann derjenige welchem die Ernte gehört, dasselbe zwar verjagen, wenn er es aber dabei mißhandelt, so hat der Eigenthümer Anspruch auf Entschädigung. Wenn jemand sein Vieh absichtlich auf das bebaute Land eines andern treiben wollte, so würde für den dadurch verursachten Schaden volle Vergütung zu leisten seyn. Dasselbe muß geschehen wenn durch Anzünden des Grases der Ernte oder den Hütten anderer Schaden zugefügt wird; für zufällige Beschädigung fremden Eigenthums ist dagegen niemand haftbar.

Wenn ein Häuptling einem zu seinem Stamme gehörigen Manne die Hütten und Kornfelder, überhaupt alles Eigenthum wegnimmt, so nennt man dieß das „Auffessen.“ Dasselbe kommt entweder als Strafe für Verbrechen, wobei es mit Confiscation des Vermögens gleichbedeutend ist, oder auch als eine Maßregel zur Anwendung durch welche den Entscheidungen des Häuptlings Nachdruck gegeben wird. Im Falle sich nämlich jemand fortgesetzt weigert einer Anordnung Folge zu leisten, sind die Bewohner des Kraals, zu welchem der Widerspänstige gehört, zunächst verantwortlich. Sollten sie denselben unterstützen, so schickt der Häuptling eine bewaffnete Abtheilung gegen sie, welche sich ihres Eigenthums mit Gewalt bemächtigt und bei erfolgendem Widerstande von den Waffen Gebrauch macht. Von dem confiscirten Eigenthum erhält der Häuptling nur einen kleinen Theil, das übrige wird den mit der Ausführung Beauftragten überlassen. Das Auffessen ist daher in diesem Falle für die Häuptlinge nicht so vortheilhaft wie man gewöhnlich glaubt, und kann auch nicht ohne genügenden Grund erkannt werden, indem sonst nicht allein die Bewohner des bedrohten Kraals, sondern vielleicht die der ganzen Nachbarschaft zu den Waffen greifen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Landenge von Sues und der Auszug der Israeliten aus Aegypten.[1]

Unser Landsmann, der berühmte Prof. der Botanik in Jena, tritt im obigen Werk auf einem ganz neuen Gebiete der historischen Geographie, wenn nicht mit einer völlig neuen, doch sehr eigenthümlichen Ansicht auf, die er wissenschaftlich zu begründen sucht. Die Israeliten sollen, um das Hauptresultat seiner Untersuchung hier gleich kurz anzudeuten, nicht die Spitze des arabischen Meerbusens bei Sues überschritten haben, sondern die Katastrophe welche sie rettete und Pharao's Heer vernichtete, am mittelländischen Meere stattgefunden haben, als er über den Sandstreifen zwischen dem Sirbonissee und dem Mittelmeere sie verfolgte, wie später etwas ähnliches dem Artaxerxes widerfuhr (S. 194). Wenn man dem Titel nach über das Canalproject welches so viele Federn beschäftigte, ehe der augenblickliche Kriegslärm es in den Hintergrund drängte, näheres erwartet, so irrt man. Dieß lag außer dem Gebiete von des Verfassers Erörterung (S. 86). Wenn er eine sorgfältige Schilderung der Bodenverhältnisse der Landenge von Sues, der Wasserläufe, Bewässerungscanäle und der früheren Canalanlagen auf der Landenge gibt und die Landstraßenzüge und die Lage der einzelnen Ortschaften im Isthmusgebiete erörtert, so soll dieß alles nur zur Begründung seiner Hypothese dienen, da er mit Recht erstaunte daß Ritters weitläufiges Werk diesen schmalen Landstreifen fast ganz übergangen hat. Die fleißige und scharfsinnige Erörterung der Landesverhältnisse nach Lesseps[2] und ihrer historischen Zustände wird dem Werk immer einen Werth geben, wenn man selbst des Verfassers Hypothese über den Auszug der Israeliten nicht theilt, und sie verdient daher eine eingehende Kritik, obwohl manche specielle Erörterungen für den Gegenstand der Schrift nicht gerade nothwendig waren.

Der Isthmus von Sues, an seiner schmalsten Stelle 15½ geogr. Meilen (113 Kilom.) breit nach Lesseps, wird durch einen flachen Thalzug gebildet, der mit einer etwas westlichen Abweichung von S. nach N. gerichtet ist, und nur durch die 15 und an der niedrigsten Stelle 10 Meter über den Spiegel des mittelländischen Meers sich erhebende Schwelle von el Gisr (30°, 35 — 40' n. Br.) unterbrochen wird. Es lohnt kaum der Mühe von der Vegetation dieses Wüstengebietes zu reden. Schon Strabo vermuthete daß einst beide Meere in Verbindung gestanden hätten, und dieses nimmt für die vorhistorischen Zeiten auch der Verfasser an, da noch jetzt der Menzaleh- und Ballahsee von Norden bis an die Schwelle el Gisr reichen, auf dem Boden des Temsah-Sees Konchylien des rothen Meeres noch vorkommen, und die Sondirungen der internationalen Commission für die wenig über fünf Viertel breite Schwelle bis auf 74⅓' Tiefe nur Alluvialbildungen, und für den Boden unter dem Spiegel des Mittelmeeres fast 12' eines gelblichen Sandes, der etwas tiefer fast zu Stein geworden ist, ergeben haben. Die Verbindung zwischen beiden Meeren könne aber nicht lange gedauert haben, der Meeressand, den die Wogen des Mittelmeeres bei Nordwest-Winden und die Fluthwellen des rothen Meeres in den Canal warfen, füllten ihn bald aus. Schleiden nimmt auch Hebungen und Senkungen des Bodens in historischer Zeit seit Strabo an, führt aber mehr Thatsachen aus dem übrigen Aegypten als vom Isthmus an. Der Menzaleh-See, jetzt kurze Zeit über ein salziges Sumpfland, sonst eine weite vom Meerwasser bedeckte Ebene, war zu Strabo's Zeiten (XVII. 1. §. 21) noch mit einer Menge von Orten bedeckt. Rüppel entdeckte an der andern Seite des Isthmus bei Kolzum alte in den Kalkfelsen gehauene Grabeshallen, in welche jetzt das Meereswasser mehrere Zoll hoch hineintritt.

Die Ketten von Wasserbecken, die sich vom Suesbusen bis zum Mittelmeere hinziehen, scheinen noch Ueberbleibsel der in vorhistorischer Zeit bestandenen Meerenge. Das erste vom S. die Bitterseen, deren Boden jetzt etwa 43 P. F. unter dem Spiegel des Mittelmeeres liegt (S. 24), sind jetzt wasserleer, aber ihre dicke Salzkruste zeigt daß sie einst Meeresboden waren. Herodot erwähnt sie nicht, zuerst Strabo beim Canalbau des Ptolemäus (πικραὶ λίμναι), dann Plinius (fontes amari) und die Tabula Peutingeriana (lacus mori). Den Krokodilsee (Temsah-See), nördlich davon, erwähnt kein älterer Schriftsteller. Der Verfasser meint, er sey unter dem Namen der Bitterseen mitbegriffen worden. Das Serapeum soll zwischen beiden gelegen haben. Nördlich von der Schwelle von El Gisr ist dann der Ballah-See, der durch eine schmale Wasserstraße mit der großen Wasserausbreitung in Verbindung steht, die sich als Menzaleh-See von Pelusium im O. bis nahe an den Damietta-Nilarm im Westen erstreckt und nur durch eine sehr schmale von vier Ausfahrten durchbrochene Sandbarre vom Mittelmeere getrennt ist. Die Begränzung dieser drei Wasserbecken ist sehr unbestimmt, da alle drei — der Temsah-See nur seltener, aber anhaltender — von der Nilschwelle ausgefüllt werden. Die Alten sprechen nur von verbreiteten Sümpfen und Seen am Pelusischen Nilarm, ohne bestimmte Namen zu nennen. Sie werden dann erst später wieder erwähnt. Eine Versandung der Landenge will Schleiden nicht annehmen, da fortwährend N. und N. N. W. nur in den drei Wintermonaten hin und wieder einzelne Südwinde, Ostwinde nur in außerordentlicher Weise selten und schwach wehten (S. 21), die Oberfläche der Wüste e' Tieh aus nacktem festen Gestein besteht oder nur mit grobem Kies und Rollkieseln oder Feuersteinen, nicht mit Sand wie die Libysche Wüste, bedeckt ist; der Sand werde vielmehr von dem Meere dem Lande zugeführt. Durch den Sand den die Wellen auswerfen, ist der Sirbonis-See fast kein Wasserbecken mehr. Diodor (I, 30 und XVI, 46) erwähnt schon dieser Versandung desselben.

Daß von der Seite des Mittelmeeres in historischer Zeit die Landenge sich nicht erweitert hat, ergibt sich daraus daß, wenn Strabo (XVII, 1, 21) Pelusium über 20 Stadien vom Meer entfernt liegen läßt, nach Lesseps noch heute die Ruinen dieser alten Stadt ziemlich genau ebenso weit vom Uferrand entfernt sind. Dagegen haben viele seit d'Anville und du Bois-Aimé bis auf die neueste Zeit angenommen daß der westliche Arm des rothen Meeres in früherer geschichtlicher Zeit sich weiter hinauf nach N. als jetzt erstreckt habe. Diese Meinung widerlegt Schleiden S. 27—38 ausführlich, und wir bemerken daß auch Rozier (Déscription de l'Égypte T. VI, 285) schon darthat daß die Ausdehnung des rothen Meeres in der historischen Zeit sich nicht geändert habe, und die bitteren Seen nie die Gränze des rothen Meeres gebildet hätten; die Entfernung welche die Alten zwischen beiden Meeren angeben, seyen noch die heutigen. Strabo rechne 900 Stadien (wovon 700 — 720 auf 1° gehen), Maximus Tyrius noch genauer 817, Ptolemäus wie Herodot 1000; längs dem

[1] Die Landenge von Sues. Zur Beurtheilung des Canalprojects und des Auszuges der Israeliten aus Aegypten. Nach den älteren und neueren Quellen dargestellt von M. J. Schleiden. Leipzig, 1858. 8°.

[2] Percement de l'isthme de Sues, exposé et documens officiels par M. F. de Lesseps. Paris 1855. II. Sér. Paris 1856. III Sér. Paris 1856.

Canal von Bubastos bis zum arabischen Meerbusen seyen aber nach Herodot vier Tagereisen zu schiffen, bis zu den bitteren Seen wären es aber kaum zwei. Auch Strabo's Angabe, die Spitze des Golfes sey 1000 Stadien vom Parallel von Alexandria, treffe zu. Schleiden zeigt aus der Uebereinstimmung der Zeugnisse von Herodot bis ins dritte Jahrhundert unserer Zeitrechnung im iter Antoninum, daß allen Angaben nach die Landenge von Sues immer genau dieselbe Breite gehabt habe wie noch gegenwärtig, und widerlegt du Bois Aimé, wenn er, um die entgegenstehende Meinung zu vertheidigen, bei Herodot fälschlich ein kleines Stadium von 300′, statt des olympischen 600′ annimmt, wobei nur in Frage kommt, ob die Maßangaben der Alten — die doch immer etwas unter sich abweichen — so sicher und zuverlässig und genau sind, daß man daraus auf eine Unveränderlichkeit im Verhältnisse mit dem jetzigen Bestande schließen kann.

Im zweiten Capitel kommt der Verfasser auf den natürlichen Wasserlauf im östlichen Delta und die Bewässerungs-Canäle zu sprechen, wobei Ritter's Afrika I. 814—82 nach Girard [1] ihm vorgearbeitet hatte. Der Nil bringt bekanntlich, wenn durch die tropischen Regen in Abessinien seinem großen Quellengebiet eine ungeheure Wassermenge zugeführt wird, eine Masse Schlamm mit herab, den er bei seinem Uebertritt an der Mündung ablagert, und erhöht dadurch den Boden. In Kairo beginnt sein Anschwellen Anfangs Juli, erreicht gegen Ende Septembers seine größte Höhe, und nimmt dann allmählich bis Mitte Mai's des nächsten Jahres wieder ab. Nach Linants Untersuchungen ergießt er zu Kairo bei seinem niedrigsten Stande von 14 Metr. (43′ 2″ P.) über dem Mittelmeer, und bei 0 Metr. 50 (2′ 3¾″ P.) in der Secunde Schnelligkeit an der Oberfläche, in 24 Stunden 50 Millionen Kubikmetr. (etwa 1462′ Mill. P. Kub. Wasser, bei seinem höchsten Stande von 14 + 8 Metr. (67′ 10″ P.) über dem Meer, und bei 1 m. 50 (4′ 7½″ P.) Schnelligkeit in der Secunde, 800 Mill. K. Metr. (etwa 23,400′ Mill. P. Kubik) Wasser ins Meer. Nach den französischen Untersuchungen unter Napoleon beträgt die Erhöhung des Nils bei Kairo 120 Millimetr. im Jahrhundert oder etwas über 2′ P. in 500 Jahren. Die Sohle der Nilarme hat seit Sethos I sich daher um mehr als 12′ P. erhöht, und es mußte eine völlige Umänderung der Richtungen des Wasserlaufs daher die Folge seyn (Ritter I. p. 842). Den Boden erhöht er durch seine Ueberschwemmungen im Jahrhundert noch ¼″ mehr als das Flußbett, also seit Sethos I etwa um 14′ P. Die Ausdehnung der Ueberschwemmung ist in verschiedenen Jahren verschieden; nördlich von Kairo setzen ihr die Ausläufer des Gebel Mokattam und Avebid oder die ägyptische Wüste eine Gränze, so daß nur noch die kleinen Seen bei Matarieh und Abu Zabel vom Wasser erreicht werden, dagegen dringt das Nilwasser regelmäßig in das Querthal des Wadi Tumilat bis halbwegs zwischen dem See Ras el Wadi und dem Temsah-See, und selbst bis in diesen, wenn der Damm, der es aufhalten soll, durchbrochen wird. Nördlich vom Wadi Tumilat bildet das Plateau von Salihieh wieder die Gränze der Gewässer gegen Osten, bis sie sich in den Menzaleh-See verlieren. Es ist zu unserem Zweck nicht nöthig auf des Verfassers Erörterungen über den tanitischen und pelusischen Nilarm einzugehen. Wir bemerken nur daß, wenn Brugsch zwei Darstellungen der Nilarme aus dem Memnonium von Seti I und dem Grab von Ramses III aufgefunden haben will, Schleiden S. 47 in der älteren Figurenreihe etwas anderes sieht, und nur in den letztern Beziehungen auf die Theile des Niles zuläßt. Das Stromsystem stimme in den Hauptzügen mit Herodot, und erst Strabo 400 Jahre später zeige wesentliche Veränderungen im Lauf der Nilarme, die er dann verfolgt. Die künstliche Bewässerung Unterägyptens durch Canäle läßt er bis auf Sethos I 15 Jahrhunderte v. Chr. zurückgehen.

Das dritte Capitel bespricht die früheren Canalanlagen. Wenn Aristoteles zuerst, dann Diodor, Plinius und Strabo angeben, der Canalisirungsplan sey von Sesostris, Darius und Ptolemäus aufgegeben worden, weil das rothe Meer — Plinius VI, 33 sagt drei Ellen — höher stehe als der Boden von (Unter-) Aegypten, und daher das einzige Trinkwasser Aegyptens verderben würde, so ist dieß jedenfalls irrig, da, wie wir sahen, das Nilbett bei Kairo beim niedrigsten Wasser 43′, und wenn wir 9′ für 2100 Jahre abziehen, unter Ptolemäus II doch immer noch 34′ über dem Spiegel des Mittelmeeres stand. Bedeutender mag der Unterschied aber zwischen dem Culturboden im Delta und dem Spiegel des Sues-Busens seyn. Es fehlen aber die Nivellements. Daß der Spiegel des rothen Meeres 30′ höher als das Mittelmeer zur Ebbezeit bei Pelusium stehe, wollte Lepère 1799 durch seine Nivellements der Meere und des dazwischen liegenden Sues-Isthmus gefunden haben, und diese Behauptung gieng seitdem in alle Bücher über, obwohl er selber das Resultat nur für unsicher ausgab, und Laplace und Fourier alsbald entschieden gegen die Richtigkeit desselben protestirten. (Lesseps III. p. 49.) Auch Robinson bezweifelte es. Einige englische Officiere erklärten es alsbald für falsch, und die wiederholten sorgfältigen Nivellements unter Bourdaloue's Leitung 1847, von Gabolde und Fromont 1848, von Linant Bey 1853, von Salam Effendi 1855 und 1856 haben gezeigt daß das mittelländische und rothe Meer im Mittel ein gleiches Niveau haben. Der Unterschied des mittleren Wasserstandes in beiden Meeren beträgt etwa 4′ P., höchstens 8¾′; im rothen Meere steht das Wasser beim Nordwind 3 Metr. 24 unter dem Nullpunkt, im mittelländischen Meere 2,86 bei Südwind. Das mittlere Niveau ist dort 1,64; hier 2,32. (Lesseps I, 85 fgg. III, 51—231.)

Die einzelnen alten Canalanlagen, die Schleiden S. 66—87 bespricht, hatte Letronne Revue de deux Mondes 1841. T. 3. p. 51—65, und Recueil des inscriptions grecques et latines de l'Égypte, Paris 1842, 4°. T. I. p. 89, und Lepsius Chronologie der Aegypter T. I. S. 349—356 (1849) früher besprochen. Wir können hier in die einzelnen Untersuchungen nicht eingehen, und bemerken daher nur: Wenn Schleiden S. 66, wie schon früher Letronne, Aristoteles, Strabo's und Plinius Angabe daß schon Sesostris einen solchen Canalbau unternommen habe verwirft, weil Herodot und nach ihm Diodor ausdrücklich sagten daß Nekos zuerst einen solchen begonnen habe, so kann Herodot's Autorität in geschichtlichen Dingen wohl nicht entscheidend seyn; Brugsch wollte in einer Darstellung in Karnak einen Beweis finden daß Sesostris einen solchen wirklich ausgeführt hat. Dieß ficht Schleiden an. Da Sesostris den arabischen Busen indeß mit Kriegsschiffen befuhr, so meint Lepsius S. 352, könne er auch wohl an eine Durchstechung des schmalen Isthmus zwischen dem arabischen Golf und den Bitter-Seen gedacht haben. Wir wissen freilich über diesen Canal jetzt nichts näheres. Nekos versuchte eine Verbindung zwischen dem Nil und dem rothen Meere herzustellen, ließ aber den Plan in Folge eines Orakels fallen, um nicht den Barbaren in die Hände zu arbeiten

[1] *Girard*, Observations sur la vallée de l'Égypte et sur l'enhaussement séculaire du sol, qui la recouvre; lu le 16 Juin et 21 Juill. 1817 in: *Mémoires de l'Acad. r. d. sc. d. l'inst. de Fr.* 1817. Paris 1819. p. 185. ff.

Darius (522—468 v. Chr.) führte ihn nach Schleidens Meinung völlig aus. Herodot (444—434) beschreibe ihn als vollendet. Die entgegengesetzten Angaben von Aristoteles, Strabo und Plinius gelten ihm, wie auch Lepsius, nichts. Schleiden erörtert Herodots Angaben sorgfältig. Der Canal war 18 deutsche Meilen lang. Ptolemäus Philadelphus (284—246) machte eine neue Canalanlage nach einem viel größeren Plan, die dem jetzt projectirten ähnlich ist. Die Beschreibung des Canals von Artemidor bei Strabo wird durch Diodor und Plinius ergänzt. Ein Doppel-Canal zweigte vom Nil bei Phacusa ab, und gieng in die beiden Seen südlich von Pelusium, den Menzaleh- und Ballah-See. Von diesem Ballah-See gieng dann ein Canal gerade nach Süden, östlich am Temsah-See vorbei, und verband den Ballah-See mit den Bitter-Seen. Nach Plinius betrug dieser Theil 37 millia passuum, etwa 7½ deutsche Meilen. Der Darius-Canal wurde durch das Ostende des Wadi Tumilat, und dann südöstlich bis in die Bitter-Seen fortgeführt, und endlich die Sues-Barre zwischen den Bitter-Seen und der Meerenge von Sues durchstochen. Wie lange dieser Canal der Schifffahrt diente, darüber fehlen die Data. Cleopatra wollte nach der Schlacht von Actium ihre Flotte über die Landenge von Sues ziehen lassen, um dann mit ihren Schätzen vom arabischen Busen aus zu entfliehen. Er muß also damals nicht mehr schiffbar gewesen seyn. Schleiden S. 75 bezieht diese Angabe aber nur auf die Strecke zwischen dem Ballah-See und den Bitter-Seen. Nach Lepsius p. 354 führte Ptolemäus das Werk aber nur bis zu den Bitter-Seen vom Meer an durch, wie Plinius ausdrücklich sage. Der bedeutende Unterschied dieses Canals von den beiden nördlichen erkläre daher schon wie Cleopatra Kriegsschiffe vom Mittelmeer nach dem rothen Meere nur zu Lande bringen lassen konnte. Vom Trajans-Canal wissen wir aus den Alten so gut als nichts, vom Hadrians-Canal gar nichts. Die Angaben der Araber von Alfergan (861), Abulfeda (1273—31), Makrizi († 1450) und Schems-Eddin, die Schleiden nur aus Lepère (Description de l'Égypte état mod. T. I. p. 179 fgg.) anführt, werden von ihm als unbrauchbare Quellen verworfen. Lepsius bezieht den Namen ποταμὸς Τραϊανὸς nicht mit Letronne auf den ganzen Verbindungsweg bis zum Meer, sondern beschränkt ihn und läßt ihn bei Heroopolis in das Becken bei Seba Biar münden. Ueber den Canal des Amru sind die genannten Araber mit Massudy dagegen die einzelnen Quellen. Schleiden gibt ihre Nachrichten aus Lepère und Seetzens Reise (III, 140 fgg.). Der Plan wurde wieder aufgegeben um den Griechen nicht den Weg nach Arabien zu eröffnen. Abulfeda sagt: der Trajanus amnis, der versandet war, wurde wieder schiffbar gemacht. Die Nachrichten, wann er wieder aufhörte schiffbar zu seyn oder wieder verschüttet wurde, weichen indeß sehr ab.

Wichtiger für unsern Zweck als diese Erörterung über die Geschichte der Canäle des Isthmus ist im vierten Capitel die über die Landstraßen. Die Sues-Barre und die Barre des Serapeum bestanden wohl, meint Schleiden, wie die Reste des Canal-Baues auf denselben zeigten, aber sie seyen jedenfalls versumpft und dadurch unpassirbar gewesen. Zu Herodots Zeiten müßten die Bitter-Seen noch vollkommen mit Wasser gefüllt, beide Barren also noch eine unpassirbare Sumpfgegend gewesen seyn. So erkläre sich Herodots Angabe II, 141. Vergl. XXX, 107 und III, 5, bei Pelusium seyen die einzigen Pässe des Landes, wie auch Livius XLV, 11, Pelusium claustra Aegypti und Suidas κλεῖς τοῦ Αἰγύπτου nenne. Strabo sage (XVII, 1, 21) das Land südlich von Pelusium sey gänzlich wüst und einem Heer unzugänglich. Plinius (VI, 33) gibt außer dem bekannten Weg über Pelusium und Daphnä drei Straßen an: die eine von Pelusium beginnend, die andere vom Gerrhä, die dritte östlich vom Kasios. Sie laufen alle drei zusammen und führen nach Arsinoë, wohl über die Schwelle von El Gisr, am westlichen Ufer der Bitter-Seen. Am östlichen Ufer der Bitter-Seen habe nämlich die Tabula Peutingeriana selbst noch keine Straße; die südliche Straße gehe durch das östliche Deltagebiet, und nach Klysma führe der Weg von Arsinoë nicht über die Sues-Barre, sondern quer über den Sues-Busen. Die Sues-Barre müsse also noch unpassirbar gewesen seyn. Auch das Itinerarium Antonini erwähne noch keiner Straße über die Sues-Barre, nur eine von Memphis über Thum nach Hero, dann von hier am westlichen Ufer der Bitter-Seen nach dem Serapeum, und von Klysma, am östlichen Ufer derselben, über die Barre des Serapeum nach diesem, und beide dann vereinigt von da nach Pelusium. Man kannte also früher keine andere Straße quer über die Suesenge als nördlich von dem Temsah-See (S. 94.) Dieses wäre erheblich für die Frage über den Weg den die Israeliten bei ihrem Auszug aus Aegypten genommen; denn wenn hier noch kein Weg war, die Barre bei Sues noch ein Sumpf, so konnten sie diesen Weg natürlich nicht einschlagen. Doch scheint mir die Sache unerwiesen. Herodot spricht nur vom Nordosteingang von Aegypten von Palästina her, und die Itinerarien geben auch nur bestimmte Routen an, welche die Heere etwa einschlugen. Strabo (XVII, 1, 21) sagt zwar: „Aegypten sey vom Osten, von Phönizien und Judäa, schwer zugänglich, und auch aus dem angränzenden Arabien der Nabatäer führe der Weg durch diese Gegenden (Pelusium); die Gegend zwischen dem Nil und dem arabischen Busen sey schon Arabien, und an seiner Gränze liege eben Pelusium, sey aber ganz wüste und für Heere ganz unpassirbar — außerdem daß sie des Wassers entbehre, sey sie auch voll Sand, in welchem viele Schlangen sich bergen." Diese Stelle scheint allerdings zu sagen daß wenigstens ein Heer nur im Norden, also längs der Küste in Aegypten eindringen könne. Da die Juden nun aber doch, auch nach Schleiden, die Wüste von Norden nach Süden durchzogen, so würde seine Deutung zu viel beweisen und ist daher unzulässig. Die erste Andeutung einer Landreise um die Spitze des Suez-Busens will Schleiden etwa (S. 100) in den Worten des Cosmas (540): [1] Est autem locus ille (ubi Aegypti perierunt) in Clysmate ut vocant in dextera abeuntium ad montem, [2] und dann in der zusammengestoppelten Reise des Antoninus Placentinus (etwa 600) erst finden, aber solche einzelne, zufällig erhaltene Notizen können unmöglich beweisen daß vor der Zeit, aus der sie stammen, dieser oder jener Weg nicht betreten worden sey.

Capitel fünf und acht bespricht dann die einzelnen Ortschaften des Isthmusgebiets. Einige zweckmäßige Bemerkungen über die Grundsätze, die bei Bestimmung der Lage alter Städte festzuhalten seyen, werden (S. 103 fgg.) vorausgeschickt.

Die erste Stadt die er bespricht, ist Heroopolis. Herodot erwähnt sie noch nicht. Ich weiß aber nicht ob das zu seiner Annahme genügt daß sie damals noch nicht vorhanden gewesen sey. Nach Theophrast (Hist. Plant. IV, 8) wurde der Sues-Busen nach ihr genannt, und dieß deutet wohl schon darauf daß sie in dessen Nähe lag. Aus der Zusammenstellung der Stellen in welchen Strabo sie erwähnt (II, 1, 18, XVI, 2, 30, 4, 2, 5, XVII, 1, 21, 26 und 35), erhellt daß

[1] Kosmas in Coll. nov. Patr. ed. Montfaucon. T. II. S. 193.
[2] Acta Sanctor. Maj. Tom. II. p. XV. §. LXI und LXII.

sie nach diesem an dem arabischen Busen und wohl an dem westlichen, dem von Sues, lag; durch Plinius (H. nat. VI, 32) werde dieß bestätigt, und auch VI, 33 sage er klar daß es am Busen des rothen Meeres liege. Auch Ptolemäus stimme damit vollkommen; ebenso Agathemerus (Geogr. græc. min. Voll. II. p. 8), der bestimmt sage der arabische Busen fange bei der Stadt Heroopolis an, und seine Länge bis zur Stadt Ptolemäis betrage 9000 Stadien. Letztere Angabe habe auch Strabo XVI, 4, 4, und nach der ältesten (?) Tradition bei Pococke und Shaw versetze er es nach dem jetzigen el Agrût, später aber (Zeitschrift f. wissenschaftl. Theologie 1859. Hft. 2. p. 272) nach Bir-Sues. Bestimmter setze es Ptolemäus in gleicher nördlicher Breite mit der Spitze des Meerbusens um 20 Minuten weiter nach Westen. Dieser so sicher gestellten Lage von Heroopolis scheinen bei den Alten aber zwei Stellen zu widersprechen, welche d'Anville, du Bois-Aimé, und fast alle Neuern bis auf Lepsius und Brugsch veranlaßt haben die Stadt an das Ostende des Wadi Tumilat in die Gegend von Abu Keseb zu versetzen, obwohl schon Letronne zur franz. Uebersetzung d. Strabo Livr. XVII. p. 369 Note und C. Müller Index zum Strabo p. 820 bemerkt haben daß dieß in Strabo's Sinn nicht sey. Die erste Stelle bei Strabo (XVI, 4, 2) lautet: *ἀπὸ Ἡρώων πολέως, ἥτις ἐστὶ πρὸς τῷ Νείλῳ μυχὸς τοῦ Ἀραβίου κόλπου*. Hier sey aber fast jedes Wort sinnlos, und Schleiden corrigirt daher mit Großkurd, mit Weglassung des Wortes *Νείλῳ*: *Ἡρώων πόλις πρὸς τῷ μυχῷ τοῦ Ἀραβίου κόλπου* sehr willkürlich. Schleiden hat die bessern neuern Ausgaben der Classiker nicht immer verglichen. S. Vorrede p. VII. Aus C. Müller var. lect. p. 1038 würde er gesehen haben daß vielfache Correcturen der Stelle versucht sind; die leichteste scheint die von Coray, der auch Kramer und Meinike folgen: *ἥτις ἐστὶν ἐν τῷ πρὸς τὸν Νεῖλον μυχῷ*, die aber Müller auch nicht nöthig scheint, der nur *ὁ* vor *πρὸς* hinzusetzt. Strabo will nämlich offenbar nur den westlichen oder Suesarm des arabischen Meerbusens bezeichnen, und nennt ihn den dem Nil zu gelegenen, und rechnet so von Heroopolis bis Babylon 5600 Stadien. So verstanden widerstreitet die Stelle Schleidens Annahme von der Lage der Stadt nicht nur nicht, sondern bestätigt sie auch noch, da das ägyptische Babylon noch etwas südlicher liegt. Anders ist es mit der zweiten Stelle, der Angabe des Itinerarium Antonini daß Hero XXIV millia passuum von Thum liege; denn diese Stadt liegt nach ihm am Westeingang des Wadi Tumilat. Schleiden hilft sich, indem er p. 120 statt XXIV, LXIV bietet, Parthey und Pinder S. 75 haben indeß keine Variante in der Zahl, wohl aber ein Hiero statt Hero, ein Thou oder Theli statt Thoum. Es könnte also auch immer ein anderer obscurer Ort seyn. Diese Stelle veranlaßte indessen d'Anville Heroopolis an das Ostende des Wadi Tumilat nach Abu Keseb zu versetzen, du Bois-Aimé aber, um diese Ansicht mit den übrigen Nachrichten zu vereinigen, eine Ausdehnung des Sues-Busens nach Norden in alter Zeit bis Abu Keseb anzunehmen, worin ihm fast alle andern gefolgt sind. Man stützte sich dabei auch noch auf eine Stelle der LXX (Gen. XLVI, 28), deren Verfasser als Aegypter in ägyptischen Angelegenheiten vor allem Glauben verdienten. Schleiden S. 121 zeigt aber ihre Unwissenheit hinsichts der Localverhältnisse des östlichen Nillaufs und meint, sie hätten für לְהוֹרֹת ad præparandum wohl לֱהוֹרֹת gelesen und dieß dann *καθ' Ἡρώων πόλιν* wieder gegeben, wie die arabische Uebersetzung, die aus der syrischen Bibel übersetzt wurde, hier aus Sader (senden) eine Gegend Sadir mache. Josephus (Ant. jud. II, 7), den man auch noch anführe, sey keine selbständige Quelle, sondern folge nur der LXX. Auch Lepsius Chronol. I, 345 fgg. setzt Heroopolis noch an das Ostende des Wadi Tumilat, und nimmt an daß unter dem *μυχὸς τοῦ Ἀραβίου κόλπου* der Ptolemäus-Canal mit den Bitter-Seen zu verstehen sey. Schleiden verwirft dieß aber mit Recht als unzulässig, so wie auch Brugsch's Annahme (die Geogr. d. alt. Aegypt. I. p. 264), daß es mit Pithom identisch sey. Diese Zusammenstellung hat selbst das Itinerarium Antonini gegen sich, und stützt sich nur auf die LXX und die coptische Uebersetzung. Wir werden unten bei Pithom auf diese zurückkommen. Wir setzen hinzu: Champollion, L'Égypte sous les Pharaons II. p. 88 setzt es auch dahin und identificirt es dann sogar mit Avaris. Die Lage am arabischen Meerbusen scheint uns ausgemacht.

Klysma wird erst bei Ptolemäus (p. 116) als ein kleines Fort am arabischen Meerbusen, südlich von Arsinoë gelegen, genannt; die angebene Länge und Breite sey offenbar verdorben. Das Itinerarium Antonini S. 75 setzt es L millia passuum vom Serapeum. Es scheint darnach das jetzige Ayun Musa zu seyn. Damit stimme auch die Tabula Peutingeriana; erwähnt wird der Ort auch bei Antoninus Placentinus, und im Leben des heil. Sisois und zuletzt bei Cosmas, ohne genauere Angabe der Lage, die aber zu obiger passe. Arsinoe nennt zuerst Agatharchides als den Abfahrtsort der das rothe Meer Beschiffenden. Nach Diodor I, 33 lag es am Ausfluß des Ptolemäus-Canals, womit auch Strabo (XVII, 1, 25 und 26) stimmt, obwohl er Cleopatris damit identificirte, die er gleich darauf von Arsinoe unterscheidet; auch Plinius, Ptolemäus und die Tabula Peutingeriana erwähnen es. Diese setzt es Klysma gegenüber an das Westufer des Sues-Busens; das wäre beim jetzigen Tell el Kolzum. Dieß klingt freilich wie Klysma, und Schleiden hilft sich, indem er annimmt die Araber hätten nach dem Verfall beider Städte den Namen der einen auf die andere übergetragen.

Wir übergehen einige andere noch weniger bekannte Oertlichkeiten, und erwähnen nur daß man vom Serapeum (nach dem Itinerarium Antonini der ersten Station von Hero nach Pelusium), XXVIII millia passuum von Hero, und LX. m. p. auf der andern Seite von Pelusium noch Reste zu finden glaubt. VIII mill. pass. nördlich von Serapeum setzt das Itinerarium Antonini den Ort Thaubasium, XXVIII m. p. nördlich von de Sele, und XII m. p. von diesem Magdolum und ebenso viele von hier bis Pelusium. Darnach wären die Ruinen von Tell e Semut das alte Magdolum.

Magdolum kommt nur im Itinerar des Antonin vor; Schleiden hält es, wie auch Brugsch S. 261, aber für das Migdol der Bibel, und da dieses bei der Auswanderung der Israeliten genannt wird (Exod. XIV, 2, und Num. XXXIII, 7) müssen wir hier etwas länger dabei verweilen. Migdol heißt im Hebräischen eigentlich allgemein ein Thurm. Doch bezeichnet es offenbar speciell auch einen Ort in Unterägypten an der Nordgränze bei Ezechiel XXIX. 10 und XXX. 6, wo die LXX. es *Μαγδωλόν* wieder gibt. Luther übersetzt an beiden Stellen zwar vom Thurm zu Syene, aber Jeremia XL. 1 und XLVI, 14 wird es offenbar als eine nicht unbedeutende Stadt neben Thachpanhes (Daphnä), Noph (Memphis) und mit dem Lande Pathros genannt. Brugsch bezieht darauf auch den Ort Maktr in einer hieroglyphischen Inschrift zu Karnak. Es ist der zweite Ort, den Seti I bei seiner Rückkehr von Syrien passirte. Da diese Lage Migdols zu dem Uebergange der Israeliten durchs rothe Meer gar nicht

paßte, nahmen schon Niebuhr (Beschreibung Arabiens S. 409) und ebenso Champollion l. c. II. 69 und 79 und noch Lepsius Chronologie I, 340 ein anderes oder gar mehrere Migdols an. Auch in Palästina kommt der Ortsname vor, bei einem schlug Nekos die Syrer (Herodot II, 159). Schleiden p. 142 will aber nur das einzige Migdol im heutigen Tell e Semut anerkennen und alle andern vorläufig in das Gebiet der Träume verweisen. Die μεγτωλ bei Champollion lägen alle im Delta. Das Wort scheint doch eher hebräisch als ägyptisch, wie er annimmt.

Avaris wird bei den Alten eigentlich nur von Manetho bei Josephus, c. Apion, I, 14 erwähnt. Der erste König der Hyksos Salatis wollte die östlichen Gränzen des Delta gegen die Assyrer befestigen und fand dazu im Saitischen Nomos eine günstig gelegene Stadt, östlich vom Bubastitischen Nilarm, und nach einer alten Göttersage Ἄβαρις oder Αὔαρις genannt, in die er 240,000 Bewaffnete legte. Als die Hyksos (unter Apepi) endlich verdrängt wurden, schloß Misphragmuthosis sie in Avaris ein. Es hatte 10,000 Aruren im Umfange und war mit einer starken Mauer umgeben. Da der Aegypter sie nicht einnehmen konnte, schloß er mit ihnen einen Vertrag, in dessen Folge sie abzogen. Die Zahl 240,000 nimmt Schleiden nur für eine runde Summe wie sexcenties, es ist aber keine runde Zahl wie diese, und wir haben in der Geschichte der Chinesen und Mongolen Beispiele von eben so großen Heeresmassen, die in einem befestigten Lager zusammengedrängt zeitweilig waren. Siehe meine Geschichte d. O. As. I.

Schleiden S. 153 deutet die Mauer indeß auf einzelne detachirte Forts, die eine Kette bildeten und versteht ebenso Diodors Nachricht I, 57, daß Sesoosis (Sesostris) Aegypten gegen die Einfälle von Syrien und Arabien durch eine 1500 Stadien lange Mauer, die er von Pelusium bis Heliopolis durch die Wüste führte, geschützt habe. Bei Brugsch will er eine Darstellung solcher Forts finden, die er reproducirt. Für im Saitischen Nomos, bemerkt er aber mit Recht, muß man mit Afrikanus und Eusebius im Sethroitischen lesen, wie Lepsius Chronol. I. 239 zuletzt vollständig gezeigt hat. Brugsch Geogr. I. p. 89 vertheidigt ungeschickt die Lesart Saitischer Nomos, obwohl er S. 51 inconsequent Avaris selbst in den Sethroitischen Nomos versetzt. Er hat den Namen Avaris und den Hyksos-König Apepi in einer hieratischen Inschrift oder eigentlich in drei Inschriften entdeckt (S. 86 fgg.). Seine Deutung von Avaris durch die Stadt Tanis bestreitet aber Schleiden und auch Lepsius im Königsbuch der Aegypter, Berlin 1858 S. 45 widerspricht ihm, beide beziehen es auf Pelusium. Dieß soll die Philister-Stadt bedeuten. Die Griechen leiten den Namen von πηλός Schlamm her, also Kothstadt, und ebenso nannten die Copten nach Quatremère sie später Peremun, was nachher als Farama zu den Arabern übergieng. Auch die Syrer nannten sie Sin, wörtlich Koth, unter welchem Namen sie schon bei Ezechiel XXX, 15 vorkommt, arabisch Tine, mit demselben Worte welches sonst die Wüste Sin bezeichnet. Daß Pelusium gerade an der Stelle des alten Avaris lag, möchte schwer zu erweisen seyn. Es erwähnt Herodot die Stadt, dann erst Polybius, Diodor wieder und am ausführlichsten Strabo, auch Plinius (s. S. 149), doch ohne genaue Angabe der Lage. Ptolemäus VIII, 3 setzt sie einfünftel Zeitstunde östlich von Alexandria, das Iter Antoninum XII m. p. von Migdol, XL m. p. vom Kasios; die Angabe XVI m. p. von Daphnä, sey aber viel zu klein, Schleiden liest dafür XXVI. Ihr sicherer Hafen war berühmt, aber bedeutender war sie noch durch ihre militärische Lage, indem sie den einzigen Zugang zu Aegypten, wenigstens von Nordosten, bildete. Pelusium heißt daher allgemein der „Schlüssel und Eingang zu Aegypten."

XX. m. p. von Pelusium, auf dem Wege nach Tanis, lag nach dem Iter Antoninum Herakläum oder Herakläopolis, also etwa wo jetzt die Ruine Tell e' Serig ist — auch andere erwähnen sie — weiterhin Tanis, die Niederung, hebräisch Zoan, das nach Num. XIII, 23 sieben Jahre später als Hebron erbaut wurde. Auf der Straße nach Memphis liegt dann zunächst Daphnä, dessen Namen noch jetzt in den Ruinen Tell Defenneh sich erhalten hat. Wir übergehen einige kleinere Orte, Thoum würde nach dem Itinerar XXX. m. p. von Daphnä liegen. Dieß ist nach Schleiden S. 165 zu wenig, und es soll jedenfalls eine Station ausgefallen seyn; wir kommen unten auf diesen Ort zurück. Die Lage von Heliopolis ist unzweifelhaft beim heutigen el Matarieh. Bei den Aegyptern hieß es das Haus der Sonne: Pera (vgl. Jerem. XLIII, 13), in der Vulgärsprache: On oder An; südlich und etwas westlich davon lag endlich Babylon, welche Stadt Herodot noch nicht erwähnt, und die, da er oft die Stelle passirte, damals wohl noch nicht vorhanden war.

Das Land Gosen wird eigentlich nur in der Bibel erwähnt, und ohne die Gränzen desselben genau bezeichnen zu können, nimmt Schleiden an daß es vom Delta-Lande bis zum Thalwege der Landenge von Sues sich erstreckte (S. 170). Das Wadi Tumilat müsse den wesentlichsten Theil ausgemacht haben. Es enthalte ungefähr 100 Quadratmeilen Wüstenplateau, die höchstens zwei Monate im Jahre als Weideplätze dienen können und höchstens 60 Quadratmeilen nutzbares Land. Die spätere arabische Provinz El Serkieh, welche gerade um den ganzen üppigen Landstreifen zwischen dem Pelusischen und Tanitischen Arm größer ist als das eben für Gosen umschriebene Areal, enthielt nach der Steuerrolle im Anfange von Sylvestre de Sacy's Abdallatif, wenn man die fehlenden Arealangaben nach den höchsten Sätzen interpolirt, 435,376 Feddans steuerbares, d. i. culturfähiges Land, also etwa 34 Quadratmeilen. Da nun das Gebiet zwischen den beiden Nilarmen einige 60 Quadratmeilen und davon mindestens 20 Quadratmeilen Culturland enthält, bleiben für Gosen nur 14 Quadratmeilen übrig.

Die Bibel erwähnt hier noch zweier Städte. Pithom wird wohl mit Recht für das Patumos des Herodot (II, 158) und das Thoum des Itinerarium Antonini genommen. Brugsch I. 265 fgg. hat ein Pa-chtmu n (Ra)- mes- (su) (mer)- amn, d. i. die Festung Ramses Miamuns. Dieß scheint Schleiden unser Pithon, dessen Identificirung mit Heroonpolis nach der coptischen Bibelübersetzung (Genesis XLVI, 28), die Brugsch mit d'Anville, du Bois Aimé und Larcher noch annimmt, Schleiden mit Recht verwirft. Schon Gesenius (Thesaurus II, 1140) bemerkt, der Uebersetzer scheine beide Städte verwechselt zu haben. Im dritten Jahrhunderte n. Chr., aus welchem die coptische Uebersetzung des Pentateuch stammt, wußte man in Aegypten über die Lage dieser alten Städte gewiß nicht mehr als wir. Der vollständige Name des Orts in hieroglyphischen Inschriften nach Brugsch: die Stadt der Zaru, mit dem Zeichen für fremde Ländernamen, deutet nach ihm auf die Erbauung mit Hülfe eines fremden Volkes; an Tyrus oder die Felsenstadt ist aber der Lage nach ebenso wenig zu denken als an die Syrer. Wie Pithom am Westende des Wadi Tumilat, lag die Stadt Ramses am Ostende desselben. Brugsch (I, 265) fand in demselben Papyrusblatte, auf welchem uns der Name Pithom erhalten ist, auch unsere Stadt Ta-a-Ra-meß-su Mr-n amn, das Haus Ramses Miamuns, beide lagen an demselben Canale. Lepère entdeckte dort

einen großen Ruinenhügel mit einem merkwürdigen Denkmal (Description de l'Ég. Ant. T. I. p. 161) und Lepsius Chronol. 348 fgg. erkannte in den Figuren auf demselben Ramses II, den Gründer dieser Stadt, so daß die Lage derselben wohl feststeht. Daß die Beziehung auf Heroonpolis, die auf die Uebersetzung der LXX (Gen. XLVI, 28) sich stützt, demnach unzulässig, ist schon oben erwähnt.

Das letzte Cap. bespricht den Auszug der Israeliten aus Aegypten, dessen Ausgangspunkt zuvor festgestellt worden ist. Er unterscheidet eine ältere elohistische Urkunde und eine jüngere jehovistische nach de Wette's Einleitung ins alte Testament. Er gibt auch nach de Wette die Uebersetzung jener, läßt aber die wichtigen Worte cap. XIII, 17: „Gott (Elohim) führte sie nicht den Weg nach dem Lande der Philister, welcher der nächste war, denn Gott gedachte es möchte das Volk gereuen, wenn sie den Streit sähen und sie wieder nach Aegypten umkehren und (Vers 18), darum ließ er das Volk herumziehen, den Weg der Wüste des Schilfmeeres“ (die sein System über den Haufen werfen) gänzlich aus; cap. XIV, 1 und fgg. soll der Name Jehovah offenbar eine spätere Interpolation seyn (S. 180)! und er erlaubt sich noch die Willkür daß er Exod. XV, 22, wo es deutlich heißt: „und Moses ließ Israel vom Schilfmeer aufbrechen und sie zogen in die Wüste Schur u. s. w.“ die Worte vom Schilfmeer für einen Zusatz des Jehovisten erklärt; Num. XXXIII, 1—11 stimme ganz damit überein, das Schilfmeer werde erst Vers 10 hinter Elim genannt, im Gegensatze des sonst einfach genannten Meeres. Die Darstellung des Elohisten kenne noch keine Verhandlung über die drei Tage des Auszugs in die Wüste, zum Behufe eines einmaligen Opfers; die Israeliten verlangten vielmehr freien Abzug, um fernerhin dem Gotte Israels ungestört dienen zu können, und da die Wunder nicht zu einer Einwilligung zum Abzug führten, zogen sie mit gehobener Hand, d. i. aus eigener Macht fort. Ebenso willkürlich sollen nach S. 197 nur die Stellen im Psalm 106, 7, 9 u. 22 u. 136, 13 u. 15, wo der Durchzug durchs Schilfmeer erwähnt wird — während Psalm 66, 6, 77, 20, 78, 13 u. 53, 105, 38 u. 114, 3 deßgl. Jes. 40, 16 u. 50, 2, 10 u. 53, 11 nur das einfache „das Meer“ haben — erst nach dem Exil geschrieben, und ebenso Jes. 11, 15, wenn nicht nachexilisch, doch verdorben seyn. Wir haben schon zu Anfang angegeben daß Schleiden die Juden nicht durch den arabischen Meerbusen ziehen läßt, sondern der Zug geht nach ihm nördlich über Migdol, auf der syrischen Straße. Die Katastrophe, die Pharao's Heer vernichtet, soll auf der schmalen Sandzunge zwischen dem Mittelmeer und dem Sirbonis-See stattgefunden haben. In Baalzephon angelangt, ändern sie dann ihren Marsch, ziehen südlich durch die Wüste, und gelangen nun erst nach Elim und dann an den arabischen Meerbusen. Der Ausgangspunkt Ramses sey sicher. Die anfängliche Richtung könne auch nicht zweifelhaft seyn, sie mußten einen Weg einschlagen, der aus Aegypten hinausführte. Den Namen der ersten Station Succoth (im Hebräischen bloß allgemein die Hütten, Zelte, daher ein einem jeden Lagerplatze mit Recht beizulegender Name), verbindet er mit dem Wort σουχος nach Strabo XVII, 1, 38 ägyptisch das Krokodil, und so versetzt er sie an den später sogenannten Krokodil-See oder Birket Temsah sehr scharfsinnig, aber doch sehr gewagt. Etham, am Ende der Wüste, die zweite Station, weiß er selber nicht näher zu bestimmen. Num. XXXIII, 8, heißt die ganze Wüste, welche die Israeliten nach dem Durchgang durch das Meer durchzogen, die Wüste Etham, die Exod. XV, 22 die Wüste Schur genannt wird. Es kommt hier aber nicht auf die Bestimmung der Lage dieser Wüste, die im allgemeinen nicht zweifelhaft ist, sondern auf die der Station Etham an, die nur im allgemeinen an die Gränze der Wüste versetzt wird. Seine Angabe der Lage derselben auf der Karte ist also ohne Begründung, wenn diese nicht aus den folgenden erst erfolgt. Die folgende Annahme ist daher der Grundpfeiler seiner Behauptung. Die dritte Station Migdol identificirt er nämlich, wie schon bemerkt, mit einer Stadt, die allerdings dem mittelländischen Meere näher liegt als dem rothen, wo wir auf dem Weg dahin kein solches kennen. Doch ist schon bemerkt daß Migdol im Hebräischen nichts als ein Thurm heißt יָם und הַיָּם in Verbindung mit Migdol könne nie etwas anders als das mittelländische Meer bedeuten, ein Sprachgebrauch der so fest gestanden habe daß die Israeliten den Westen einfach mit demselben יָם Worte bezeichneten. Es ist allerdings richtig daß dieses Wort später vorzugsweise das Mittelmeer und daher auch den Westen bezeichnet. Indeß konnte dieser Sprachgebrauch erst in Palästina aufkommen. Das Wort findet sich auch schon im Aegyptischen und bezeichnet überhaupt Meer, See. Es kommt auch von Binnenseen vor; Hiob XIV, 11, so daß an und für sich es auch einen der Binnenseen des Isthmus bezeichnen könnte. Dieß bemerkt auch Prof. Hitzig gegen Schleiden (Zeitschrift f. wiss. Theolog. 1859. Hft. 1. S. 128). Die folgenden beiden Stationen Pihachiroth und Baalzephon, und ihre Lage sind wieder gänzlich unbekannt. Das erste scheint ein ägyptisches Wort zu seyn und wird auf Schilfvegetation gedeutet, nach andern aber ist es Hebräisch und bezeichnete die Mündungen der Höhlen. Beides passe sehr gut auf die Gegend um den Sirbonis-See, aber Schleiden S. 103 hebt selbst hervor, wie wenig auf solche Etymologien bei Ortsbestimmungen zu geben ist. In Baalzephon scheint die erste Sylbe den bekannten Gott Baal zu enthalten, aber die letzte ist schwerlich Typhon, und wir gewinnen nichts mit dieser Etymologie. Die Darstellung der Bibel entspricht schon Schleidens Annahme offenbar nicht. Die Israeliten zogen nach ihm über den Sandstreifen zwischen dem Sirbonis und dem mittelländischen Meere, den ein seltener Ostwind ungewöhnlich breit vom Wasser entblößt hatte; sie giengen aber Exod. XIV, 16 u. 22 in die Mitte des Meeres und „das Wasser (V. 22) war ihnen eine Mauer zur Rechten und Linken.“ Dieß bedeutet wohl nicht, wie er meint, „ein Schutz gegen Anfälle von rechts und links,“ sondern daß das Wasser rechts und links senkrecht stand. Die ganze Erzählung ist ja eine Wundergeschichte. Dieß paßt offenbar wenig zu einem Zug über der schmalen Sandzunge zwischen dem Sirbonis und dem Meer. Wie sollte der Ostwind da zu beiden Seiten das Wasser aufstauen können? Auch die Umkehr von Baalzephon südlich den bitteren Seen zu ist wenig wahrscheinlich. Wollten sie den Philistern entgehen, so werden sie das schon früher überlegt haben. Mara, Bitterkeit, sind gewiß die bittern Seen nicht; man glaubt es in Hawara zu finden. Elim hält er für Ayun Musa. Man versteht fast allgemein darunter den heutigen Wadi Gharandel.

Unser Schlußurtheil ist bedingt durch die Grundsätze historischer Kritik, von welchen wir ausgehen. Diese sind: Wo keine Geschichte überliefert ist, da kann man keine machen. Einander völlig widersprechende Berichte anscheinend vereinigen, indem man den einen verwirft, oder den zweiten nach dem ersten zustutzt oder verändert, ist keine Vereinigung. Alte geographische Namen, die wir nicht bestimmt auf neuere zu beziehen wissen, bieten uns nur hohle Schälle ohne Anhalt. Jeder Bericht muß zunächst aus sich erklärt werden, und kann dann erst seiner Uebereinstimmung oder Verschiedenheit nach mit andern verglichen werden. Was

nun die jüdischen Berichte über diese Zeit namentlich betrifft, so sind sie zwar nicht so unhistorisch wie die der Inder, die bloß im Jenseits leben, aber die Thatsachen sind mit ihren specifisch-religiösen Anschauungen so getränkt, ja fast darin ertränkt, daß man sieht die Darstellung ist nur das späte Product von Priestern, Propheten, hl. Sängern, nicht die des Volkes, welches der Bibel nach vielfach eine ganz andere Anschauung hatte. Sie haben nicht einmal den Namen des Pharao aufbehalten, unter dem sie in Aegypten ein- und auszogen. Nur die wunderbare Rettung ist auch in den Psalmen und im Jesaias (S. 196), was sie immer festhalten. Was würde man von einer Geschichte des deutschen oder russischen Befreiungskrieges sagen, worin nicht einmal Napoleons Name vorkäme, sondern die nur Stücke von Gesängen und Predigten enthielte über Gottes wunderbare Rettung, etwa noch dramatisirt, wie hier, indem Gott redend eingeführt würde. Ein solches Glaubensproduct hat mit der Wissenschaft nichts zu thun. Man darf da den festen Boden der Geographie nicht erwarten, noch das feste Zeitmaß der Chronologie anlegen wollen. Der Glaube bedarf dessen nicht. Und wer will in einer Wüste nach 3—4000 Jahren noch die Lagerstätten von Nomaden aufsuchen, welche die Bibel selbst so allgemein nur durch die Bezeichnung Succoth: Hütten, Zelte, Migdol: Thurm, Veste u. s. w. angibt. Die Bibel bedient sich allerdings oft nur des allgemeinen Ausdruckes „Meer," wenn sie aber bestimmter sich ausdrückt, immer des Wortes Schilfmeer, so daß der Zug durch die Spitze des arabischen Meerbusens gegangen seyn muß. Die ganze Geschichte des Auszugs bietet freilich viele Widersprüche und Schwierigkeiten; so wenn 600,000 Krieger ausgezogen seyn sollen, da höchstens 430 Jahre vorher nur 70 Köpfe einzogen und Moses Mutter eine Enkelin Jakobs gewesen seyn soll, so daß zwischen Moses und Jakob nur vier Geschlechter sind, während an andern Stellen von Joseph bis Josua 11 Geschlechter angenommen werden S. Knobel, Exeget. Handbuch zu Exod. XII. 41. p. 123. Schleiden S. 189 betrachtet die Zahl 600,000 als ganz sinnlos, es sey höchstens eine runde Zahl und bedeute nichts als viele, wie — äußert er sich etwas burschikos — wenn in einem alten Volksliede es heiße: „Herzchen, mein Schätzchen bist tausendmal mein!" 600,000 Krieger setzen freilich eine Bevölkerung von zwei Millionen Menschen voraus, und man sieht nicht, wie die in dem Lande Gosen, dessen Umfang und Naturbeschaffenheit wir oben angedeutet haben, noch weniger auf dem Felsen- und Wüstenboden der Sinai-Halbinsel von 450 Quadratmeilen, die jetzt etwa nur 6000 Menschen nährt, hätten leben und den nöthigen Wasserbedarf finden können. Dasselbe gilt von der Speisung mit dem Manna und den Wachteln in der Wüste, die beide allerdings vorkommen, aber nicht der Art sind, um zwei Millionen Menschen damit ernähren zu können. Es ist eben keine Geschichte, sondern das Geschichtliche darin hat längst den Charakter einer frommen Legende angenommen. „Der Erzähler, sagt Knobel, p. 174, will sicher ein Wunder berichten, und es ist vergebliche Mühe seine Vorstellung mit der Naturgeschichte ausgleichen zu wollen."

Aus den Erlebnissen eines Jägers und Trappers in Nordamerika.

1. Der Prairie-Wolf und das Schaf des Felsengebirges.

Ich setzte meine Jagd in der Gegend des Südpasses fort, der Gegend in welcher Wild von allen Arten in Ueberfluß war, und wo mein einsames Leben gelegentlich durch das Zusammentreffen mit Jägern oder Auswanderern eine Abwechslung fand. Die einzigen Indianer welche ich vermeiden mußte, waren die Arapahoes und „Schwarzfüße." Herumstreifende Partien dieser Stämme erschienen bisweilen ganz in meiner Nähe, aber ich bemühte mich immer mich so zu verstecken, daß ich ihrer Beachtung entgieng. Die meisten Stämme waren den weißen Jägern freundlich gesinnt, und mit vielen der Häuptlinge war ich so genau bekannt, daß ich vor jedem Angriff sicher seyn konnte. Ich galt bei denselben als ein guter Jäger, und konnte in ihren Hütten immer eine freundliche Bewillkommnung erwarten.

Meine täglichen Expeditionen wurden durch viele Abenteuer belebt, und hin und wieder auch durch Begegnisse die nichts weniger als angenehm waren. Eines Tages schoß ich einen Hirsch, und als ich eben im Begriff stand ihn zu erlegen, kam mir ein anderer, viel fetterer, zu Gesicht. In der Hoffnung mir beide zu sichern, sprang ich sofort auf, ergriff meine Büchse und verfolgte den zweiten. Nachdem ich ihm vorsichtig etwa eine Viertelmeile nachgegangen war, gelang es mir zum Schuß zu kommen und ihn todt niederzustrecken. Ich lud ihn auf meine Schultern, und eilte nach dem Platz zurück wo der erste lag. Aber wer beschreibt mein Erstaunen als ich außer einigen Haaren nichts mehr von ihm vorfand. Dagegen sah ich in der Entfernung von ein paar hundert Yards ein Dutzend Coyotes oder Prairie-Wölfe, welche daran waren den Rest meines Hirsches zu verspeisen. Es gelang mir leicht die feigen Vielfraße zu verjagen, aber von dem ganzen Hirsch war nichts mehr zu sehen.

Der Prairie-Wolf ist ein wunderbar pfiffiges Thier. Es folgt den Jägern den ganzen Tag, gewöhnlich in einer Entfernung von hundert Yards, bleibt stehen wenn sie stehen bleiben, setzt sich ruhig nieder wenn ein Wild getödtet worden ist, und stürzt herbei um den Abfall zu verschlingen, sobald der Jäger weiter geht. Wenn ein Hirsch oder eine Antilope angeschossen ist, verfolgen die Wölfe das verwundete Thier auf der Stelle, und reißen es oft zeitig genug zu Boden daß der Jäger herbeikommen und es ihren gierigen Klauen wieder entreißen kann. Eines Tages schoß ich einen Bock, der so mager war daß ich ihn auf dem Platz liegen ließ, ohne mir nur die Mühe zu nehmen ihn aufzuschneiden. Sechs kleine Prairie-Wölfe hatten meine Excursion an dem Tag mitgemacht, und bevor ich noch 20 Schritt mich entfernt hatte, stürzten sie über das Thier her und fiengen an es zu verschlingen. Als ich etwa 15 Minuten später mich umblickte, sah ich daß die Wölfe mir wieder folgten. Da ich es kaum für möglich hielt daß sie in so kurzer Zeit den ganzen Hirsch könnten verschlungen haben, kehrte ich zurück, und sah zu meinem Erstaunen daß nichts als einige Knochen und Haare übrig geblieben waren. Kurze Zeit darauf schoß ich einen schwarzschwänzigen Hirsch, und da derselbe auch sehr abgemagert war, nahm ich bloß die besten Rückenstücke und ließ das übrige unberührt. Ich gieng dann weiter, setzte mich ruhig auf einen Felsen nieder und beobachtete das Treiben der Wölfe. Sie stürzten auf das Thier los als ob sie dem Hungertod nahe wären, und fiengen an zu zerren, zu knurren,

zu beißen und zu verschlingen, alles zu gleicher Zeit. Nach fünf Minuten liefen sie davon, und ließen nichts auf dem Platz zurück als das sorgfältig abgenagte Skelett. Im Laufe des Tages verschlangen sie drei ganze Hirsche. Die Gefräßigkeit dieser Thiere hat mich stets in Erstaunen gesetzt; nie konnte ich begreifen wo sie alles das ließen was sie verschlangen. Der Coyote ist nicht so dreist und nicht so wild wie der große graue Wolf, und der Mensch braucht sich vor einer ganzen Heerde solcher Prairie-Wölfe nicht zu fürchten.

Mein Lieblingswild, vom Epikureischen Gesichtspunkt aus, war das Schaf des Felsengebirges, von den Mexicanern „Carnero Cimaron" genannt. Dieses Thier hat zum Theil die Natur des Hirsches, zum Theil die der Ziege. Es gleicht der letztern in seinen Gewohnheiten und seiner Vorliebe für steile Bergklippen, von denen es nur selten in die Thäler hinabsteigt. Seine Farbe ist dunkelbraun, mit einem weißlichen Streifen auf beiden Seiten des Hintertheils. Der Schwanz ist schwarz gesprenkelt. Die Hörner des männlichen Thieres sind sehr groß, nach hinten gebogen, nicht selten bis zu drei Fuß lang, und haben am Kopf einen Umfang von 20 Zoll. Das „Cimaron" macht furchtbare Sätze in Abgründe hinunter, wobei es stets auf seine Hörner fällt. Seine Sinne sind sehr scharf, und jeder Trupp dieser Thiere hat eine Schildwache ausgestellt, so daß es außerordentlich schwierig ist auf Büchsenschußweite an sie heranzukommen. Ich hatte öfter von den Gemsenjagden in den Alpen gelesen; aber ich glaubte nicht daß die Jagd jenes schnellfüßigen Thieres mit größerer Gefahr und Aufregung verknüpft seyn könne als die des Cimaron.

Eines Tages kam ich auf sonderbare Weise bis auf Büchsenschußweite an ein Cimaron heran; ich lag ziemlich hoch im Gebirge, an einen steilen Felsen gelehnt und rauchte eine Pfeife. Da ich einen auffallenden Geruch verspürte, blickte ich in die Höhe, und sah zu meiner Ueberraschung vier Cimarons ganz nahe über mir. So geräuschlos als möglich ergriff ich meine Büchse, aber die Bewegung war doch hinreichend um die Thiere zu allarmiren, und mit lautem Blöken sprangen sie so schnell das Gebirge hinauf, daß jeder Versuch zum Schuß zu kommen vergeblich war. Nachdem sie jedoch ein kleines Plateau, etwa 150 Yards von dem Platz entfernt wo ich stand, erreicht hatten, blieben sie plötzlich stehen, traten bis an den Rand vor und sahen nach mir hinunter. Sobald ich dieß gewahr wurde, legte ich meine Büchse an, zielte auf das mir zunächst stehende Cimaron und feuerte. Das Thier machte einen Satz und versuchte seinen fliehenden Gefährten zu folgen, aber seine Kraft war gebrochen, und nach einigen convulsivischen Zuckungen stürzte es todt den Felsen herunter, fast zu meinen Füßen. Es war jung und fett, und als ich an dem Abend wie gewöhnlich unter dem Schutz eines Felsens mein Lager aufschlug, bereitete ich mir ein kostbares Mahl aus dem saftigen Fleisch.

Die Jagd auf das Cimaron war für mich eine der anstrengendsten und zugleich aufregendsten Vergnügungen. Manchen Tag verfolgte ich eine Heerde dieser Thiere ohne ein einziges zu tödten. Sie führten mich über Pfade wo der geringste Fehltritt mich ins Verderben gestürzt haben würde. Ich lernte mit ihnen von Klippe zu Klippe springen und mich in Abgründe hineinstürzen welche ich zu anderen Zeiten sorgfältig vermieden haben würde. Eines Tages verwundete ich ein junges Cimaron, welches ich zu behalten und mir zum Gefährten abzurichten beschloß. Es war ein kleines munteres Thier, und sobald seine Wunde einigermaßen geheilt war, erfreute es mich schon durch seine lustigen Sprünge um meinen Lagerplatz. Die Thiere sind sehr gelehrig und schließen sich leicht an Menschen an. Mein junges Cimoron lernte bald auf meinen Ruf kommen, und, wenn ich mich am Feuer zum Schlafen hinstreckte, sich an meine Seite schmiegen. Mancher hungrige Wolf schlich um mein Lager herum, gierig nach dem süßen Fleisch meines „Lieblings," aber mein schützender Arm hielt das Raubgesindel stets fern. Eines Nachts machte ein Rudel ausgehungerter Coyotes einen verzweifelten Angriff auf mein Lager, um sich meines „Lieblings" zu bemächtigen. Augenblicklich war ich auf den Beinen, und da mein „Liebling" jämmerlich blökte, stürzte ich mich zwischen die Wölfe. Vier streckte ich nieder, und die übrigen flohen mit der Schnelligkeit des Windes davon.

Bisweilen zeigten die Wölfe eine erstaunliche Kühnheit. Sie kamen bis auf 20 Fuß an mein Feuer heran, und ich hatte viel zu thun, um sie zu verhindern daß sie die Lederstricke zernagten mit welcher meine Maulthiere befestigt waren. In einer Nacht jedoch gelang es ihnen; ich wachte indeß glücklicherweise gerade in dem Augenblick auf als meine Maulthiere ihre Freiheit fühlten, verjagte die Wölfe durch einen Schuß, und band meine Thiere wieder in der Nähe des Feuers fest.

2. Ein Camerad in der Einöde.

An einem schönen hellen Tage im Juli saß ich in der Nähe des Fußes des Südpasses, als ein unerwarteter Anblick mein Auge grüßte. Drei Maulthiere kamen langsam um den Fuß des Berges herum. Zwei von denselben waren mit Päcken beladen, und auf dem dritten saß ein Jäger, in welchem ich, als er näher herankam, einen alten Bekannten meines Vaters, Namens Joe Blaney, erkannte. Er erkannte mich nicht gleich, sondern ritt mit der Büchse im Arm, für alle Fälle bereit, auf mich zu.

„Holla ho!" rief er aus: „Junger Peregrine, oder ich bin nicht Joe Blaney," worauf er rasch abstieg und mir die Hand reichte. Nach den üblichen Begrüßungen der rauhen und kurz angebundenen Jäger fragte ich:

„„Woher, Joe?""

„Neumexicanisches Land, Santa Fe und da herum. Den Yellow-Stone hinauf gewesen. Mehr „Schwarzfüße" da als Biber. Muß jetzt hinter die Buffalos, Bären, Hirsche und Schafe, mein Junge. Buffalos sind dicht auf den Ebenen."

„„Laß uns zusammen machen, Joe. Ich bin des Gebirges etwas müde und von den Yellow-Stone Bibern weggetrieben worden, wie du. Laß uns heute Nacht zusammen campiren und morgen früh durch die Prairien streifen.""

Joe hatte drei prächtige junge Maulthiere; seine Fallen waren in bester Ordnung, und Munition hatte er in Hülle und Fülle. Er war etwa 40 Jahre alt. Sein Gesicht war scharf geschnitten und hager. Sein Kopf war stets nach vorn gebogen, was ihm das Aussehen gab als ob er buckelig wäre. Seine Statur war über Mittelgröße. Seine blinzelnden Augen waren so rastlos daß sie zugleich nach allen Seiten zu blicken schienen. Seine Stimme war immer scharf, laut und gellend. Sein Costüm glich dem meinigen, war aber mehr abgetragen. Es bestand aus einem alten Filzhut, einem Jagdhemd, ledernen, von Fett glänzenden Gamaschen, Mocassins und schweren mexicanischen Sporen. In dem Schulterriemen, welcher seine Kugelbeutel und sein Pulverhorn trug, war eine Ahle mit Hirschhorngriff, ein Krätzer zum Reinigen der Büchse, eine Kugelform und eine aus Antilopenhorn verfertigte kleine

Flasche befestigt, welche die „Medicin,“ die als Lockspeise für Biberfallen diente, enthielt. Seine Büchse war von der stärksten und besten Sorte, und obgleich ich einen kräftigen Arm hatte, zweifle ich doch ob ich im Stand gewesen seyn würde dieses „Schießeisen“ lange im Anschlag zu halten.

Wir hatten ein vergnügliches Nachtlager. Joe erzählte mir viel von der Lage der Dinge auf dem Handelsposten und in Neu-Mexico, so wie von seinen letzten Jagdexpeditionen, und bewies sich als ein munterer und unterhaltender Gefährte. Als ich ihm sagte daß ich nicht wüßte was ich während unserer Jagdzüge in den Prairien mit meinem „Liebling“ anfangen sollte, theilte er mir mit daß der Eigenthümer des Postens von „Brown's Hole“ einen guten Preis für ein zahmes Cimaron bezahlte; worauf ich mich entschloß mich der Mühe zu unterziehen für das Thier Sorge zu tragen, bis ich nach jenem Rendezvous-Platz kommen würde.

Die Cultur der Rosen in China und im Königreich Siam.

Nach den ältesten griechischen Autoren wäre die Rose aus Kleinasien oder Cypern, wo die Venus, der diese Blume gewidmet war, verehrt wurde, zur Zeit des trojanischen Krieges nach Griechenland gekommen. Von hier aus soll sie sich dann über die ganze Welt verbreitet haben. Columbus traf sie auch in Amerika. Die Kaiser Mexico's hegten sie in ihren Gärten, und zu gewissen Festen des Jahres erschienen auch die Söhne der Sonne, die Incas von Peru, vor dem Volk, das Haupt mit einer Krone von Rosen geschmückt; die Peruaner nannten den Rosenstrauch den Baum des Himmels.

Schon im höchsten Alterthum wurde sie im Lande Seres (China und Cochinchina) gepflegt; sie war die Lieblingsblume eines der größten und ältesten Philosophen des himmlischen Reiches. Unter den 18,000 Bänden, wovon 12,000 Manuscripte, aus welchen die Bibliothek des Kaisers besteht, handeln 1500 über Botanik und Blumenpflege, und der dritte Theil davon ist wieder speciell der Zucht und dem Studium der Rosen gewidmet. Confucius soll nach Angabe der Chinesen Gedichte geschrieben haben, in denen er die Schönheit und den Duft der Rose, der Blumenkönigin, feierte.

Viele Jahrhunderte sind seitdem hinübergegangen, und noch immer wird die Rose mit größter Sorgfalt gepflegt, vom Amurstrom bis an die Ufer der Irawaddi hinab, der durchs Land der Birmanen, auf der indochinesischen Halbinsel, strömt.

Aber diese Völker ziehen nicht die Rose um sie zu vervollkommnen oder die schönsten Varietäten zu erzielen, denn dieß dünkte ihnen eine Ausartung. Sie lieben nur was klein, niedlich, verkümmert ist, ebensowohl in der Zucht der Hausthiere als bei der Pflege der Blumen. Ihre Pferde sind nicht stärker als unsere Maulesel, ihre Rinder sehen so entartet aus daß man sie für sehr junge Bisons vom Ontario-See halten möchte, und ihre Schafe sind so klein wie unsere Füchse. Die Rosen werden in den ungeheuren kaiserlichen Gärten in solcher Menge gezogen, daß schon die Essenz welche daraus gewonnen wird jährlich an 60,000 Fr. einträgt. Die kaiserliche Familie, die Mandarinen und Vornehmsten des Reiches haben allein das Recht sich dieser Parfüms zu bedienen; jeder andere in dessen Wohnung man einen Flacon anträfe, würde eben so hart wie wegen eines Mordes bestraft.

Diese Rosen, kaum so groß wie eine gewöhnliche Nuß, wachsen auf einem Stengel der höchstens 8' hoch ist; sie gelten aber für die schönsten und bestcultivirten des Landes. Dasselbe sah man zu Canton in den Gärten des Vicekönigs. Die Chinesen haben nur zwei Arten, die weiße und die Moosrose, alle andern Varietäten sind ihnen kaum bekannt. Was wir unrichtig den bengalischen oder den Rosenstrauch von Cochinchina nennen, würde man im weiten chinesischen Reich kaum zu 100 Exemplaren finden. Die chinesischen Rosen haben selten mehr denn 20 oder 24 Blätter, während die Rosen Frankreichs und Italiens deren an hundert besitzen; ja in den bestgepflegten Gärten China's hat die Rose oft nur 6—8 Blätter. Das Pfropfen auf den Schild, das in Europa selbst der ignoranteste Gärtner versteht, scheint den Chinesen ganz unbekannt zu seyn.

China exportirt ungeheure Quantitäten Rosenwassers, doch wird das der andern Orientalen, das Rosenwasser aus Kleinasien oder Persien, auf allen Märkten von den Europäern vorgezogen. Die Chinesen verfertigen auch Rosenbuttersäckchen, welche die Kraft haben die Unholde welche des Nachts um die Häuser herumstreunen, und den Leuten Krankheiten oder schlechte Gedanken verursachen, zu vertreiben. Derselbe Aberglaube herrscht in Siam, wo man behauptet der Geist des Bösen sey aus dem Schatten einer Cypresse, der des Guten aber aus einem Rosenstrauch erstanden. (Musée des Sciences.)

Die Andaman-Inseln.

Die im Meerbusen von Bengal liegenden Andaman-Inseln sind im allgemeinen nicht sehr bekannt; die Engländer, welche in der jüngsten Zeit die empörten Sipahis dahin verwiesen, haben Gelegenheit gehabt sie zu besuchen und eine genauere Kenntniß dieses Archipelagus zu erwerben. Wir glauben daher unsern Lesern die nachfolgenden Einzelheiten, welche wir einem gewöhnlich gut unterrichteten englischen Blatte, der Illustrated London News, entnehmen, vorlegen zu dürfen.

Auf den ersten Blick zeigt Groß-Andaman ein sehr malerisches Aussehen, was von dem Reichthum seines Pflanzenwuchses herrührt, der die Anhöhen am Meeresgestade krönt und auf allen Seiten überwuchert. Die Britten haben sich bis jetzt noch nicht auf der Hauptinsel niedergelassen, sondern auf den drei kleinen Eilanden, die sich im Hafen von Blair aus dem Meer erheben. Dieser Hafen, der sehr sicher ist, verdankt seinen Namen dem Capitän Blair, welcher im Jahr 1790 zuerst eine Karte der Andaman-Inseln anfertigte. Die drei klei-

nen Eilande heißen Roß Island, Chatham Island und Viper Island. Roß Island ist das Hauptquartier. Diese Insel liegt am Eingang in den Hafen; sie ist ungefähr anderthalb (engl.) Meilen lang, hat eine bogenartige Gestalt, und ihre größte Höhe beträgt 150 bis 200 Fuß. Hier hat der Oberaufseher J. P. Waller seinen Wohnsitz aufgeschlagen. In diesem Augenblick werden daselbst Baracken für die Marine-Truppen errichtet. Die Niederlassung ist einer Schutzwache von nur 150 Mann Europäern anvertraut, welche, so wie ihre Officiere, an Bord des Schiffs Sesostris casernirt sind. Die Zahl der Verwiesenen beläuft sich auf 14—1500. Man findet bis jetzt auf der Insel nur sehr wenige Spuren von Gesittung, und die Umgebungen des Pic von Roß Island haben annoch ihr naturwüchsiges Aussehen; eine Ausnahme hievon bilden nur diejenigen Orte an welchen der Anbau den Dschungeln den Boden streitig macht. Eine lange Reihe Hütten, einige da und dort zerstreut liegende Wohnungen und das Haus Dr. Wallers sind die einzigen menschlichen Aufenthaltsorte welche man wahrnimmt.

Die Insel Chatham hat ebenfalls ungefähr anderthalb Meilen im Umfang, und erhebt sich auf eine sehr malerische Art. Man machte auf dieser Insel in neuester Zeit einen Versuch zur Gründung einer Strafarbeitsanstalt, hat ihn aber fast augenblicklich, der großen Sterblichkeit wegen, wieder aufgegeben. Das Spital befindet sich noch daselbst. Die Spitalbeamten und ein Dutzend Soldaten wohnen auf der Insel, welche sehr gut angebaut ist, und auf der alles wundervoll gedeiht.

Viper Island ist dritthalb Meilen von der vorangehenden und ungefähr 5 Meilen von Roß-Island entfernt, kann aber vom Hafen aus nicht bemerkt werden, da es in einer Bucht im Südwesten liegt. Ein kleiner Regierungsschooner ist als ständige Schutzwacht vor der Insel aufgestellt. Das Klima hat große Aehnlichkeit mit dem birmanischen, allein es regnet weit reichlicher wenn der südwestliche Monsun weht, und wenn die großen Stürme wüthen. Der Hafen ist sehr fischreich; eine Menge Mollusken sammeln sich an der Küste, und die Vögel der Tropengegenden leben in ansehnlichen Schaaren daselbst. Der einzige Vierfüßer den man bisher auf den Inseln gefunden ist das Schwein.

Groß-Andaman scheint sehr sumpfig zu seyn; ist jedoch einmal das Dschungel gelichtet und sind Vergesundungsarbeiten unternommen, so wird dieses Eiland gesund und fruchtbar werden, und die künftigen Geschlechter dürften dann seine Bedeutung zu würdigen wissen. Annoch ist es gefährlich, und selbst ausdrücklich verboten, unbewaffnet auf diese Insel zu gehen; indeß hat die Regierung, um jeden bedauerlichen Zusammenstoß zwischen den Europäern und den Eingebornen vorzubeugen, befohlen daß man von seinen Waffen nur nach Aufreizung Gebrauch mache. Das Dschungel ist so dicht, und es ist so schwierig sich Bahn durch dasselbe zu brechen, daß die große Insel bis jetzt nur sehr wenig durchforscht wurde; allein das was man gesehen, hat hingereicht um Grund zu der Annahme zu geben daß sie von zahlreichen Wilden der gefährlichsten Art bewohnt ist. Sie scheinen von afrikanischer Race zu seyn, sich aber anfänglich davon zu unterscheiden, weil sie sich den Leib hauptsächlich roth bemalen. Einige ihrer Hütten sind aufgefunden worden: sie sind von der gröbsten Form, und bestehen aus drei oder vier Blättern von einer auf der Insel wachsenden Art Palmbaum. Diese Hütten bilden einen kleinen Dom von zwei oder drei Fuß mit einer Oeffnung als Eingang. Man hat kein Hausgeräth oder Werkzeug der Wilden gefunden, sondern bloß einige Schweinsschädel und etliche leere Muscheln.

Die Verwiesenen, welche, von ihren kleinen Eilanden aus, Groß-Andaman sahen, das ein Festland zu seyn scheint, bildeten sich ein es sey ihr Vaterland, und da sie glaubten sie dürften die Strecke welche sie von diesem ihrem vermeintlichen Vaterland trennte nur durchschiffen um ihre Häuser und ihre Freiheit wieder zu gewinnen, so machten sie den Versuch Groß-Andaman dadurch zu erreichen daß sie Holz sammelten, und sich Flöße bauten; allein die Zurückgekommenen erklärten sie hätten den schlechtesten Empfang gefunden, und von ihren Cameraden seyen die einen in dem unwirthlichen Dschungel zu Grunde gegangen, die andern von den Eingebornen aufgefressen worden. Sie selbst hätten daher lieber auf die Besitzung der Europäer zurückkehren als sich länger einem unvermeidlichen Tod aussetzen wollen. Sie hätten die Wilden um Feuer tanzen gesehen über welchen einige Sipahis von den Eingebornen gebraten worden seyen.

Die Verwiesenen kommen mit schweren Fesseln belastet auf den Inseln an. Man nimmt sie ihnen ab, und läßt ihnen nur einen Ring am rechten Bein. Sie sind in Brigaden von 20 bis 25 Mann eingetheilt, und stehen unter dem Befehl eines aus ihnen genommenen Brigadiers. Ein Fahrzeug lavirt die ganze Nacht zwischen der kleinen Insel und Groß-Andaman. Einige freie Eingeborne ertheilen den Verwiesenen Unterricht im Zimmern und im Verfertigen der Arbeiten welche man von ihnen fordert. Sie werden jeden Abend und jeden Morgen versammelt. Um 6 Uhr Morgens beginnt die Arbeit; um Mittag ruht man aus, und bereitet die Mahlzeit. Nach Verfluß von zwei Stunden begibt man sich wieder an die Geschäfte bis 6 Uhr Abends, wo die Verwiesenen gesammelt und in ihre Hütten entlassen werden, in denen sie dann nach Gutdünken über den Abend selbst weiter verfügen.

Die Fregatte „Novara“ in Neu-Seeland.

(Auszug aus einem Bericht der „Australian and New-Sealand Gazette.“)

Die letzte Post aus Australien meldet daß die österreichische Expedition in Neu-Seeland angekommen sey und ihre Mitglieder sich daselbst mit großem Eifer ihren Studien hingaben. Das wissenschaftliche Personal besteht bekanntlich aus einem Geologen, zwei Zoologen, einem Botaniker, einem botanischen Conservator, einem Ethnographen, einem Oekonomisten und einem Graveur. Die Leitung der wissenschaftlichen Unternehmungen, die Ausführung der astronomischen, meteorologischen, magnetischen und geodätischen Beobachtungen ist dem Führer der Expedition Schiffscapitän Wullerstorf übergeben, während Capitän Baron Pock das Commando der Fregatte führt, deren Equipage aus 110 Mann und etlichen 30 Officieren besteht.

Am 30 April 1857 von Triest ausgegangen, hat die Fregatte nach einander Gibraltar, Madeira, Rio Janeiro, das Cap der guten

Hoffnung, und dem Wunsch A. Humboldts, welcher der Expedition werthvolle Instructionen in Bezug auf die physischen und geognostischen Beobachtungen mitgab, zufolge die Inseln St. Paul und Amsterdam im indischen Ocean besucht. Von da gieng sie nach Ceylon, dem Nicobarenarchipel, Singapore, Java, Luçon, Hongkong, Schanghai. Sie weilte bei Abgang der australischen Post zu Auckland, von wo sie an der weißen Insel vorbei nach Tahiti, und von da zurück über Valparaiso, Lima, nach den Falklandsinseln, Montevideo, Buenos-Ayres, Rio, Lissabon und Triest gehen wird. Die Fahrt wird noch 12 bis 15 Monate dauern.

Man hat allenthalben zahlreiche Sammlungen gemacht und es sind bereits mehr als 150 Kisten mit botanischen, zoologischen, geologischen, ethnographischen Schätzen nach Wien gesandt worden; darunter werthvolle anatomische Präparate, den verschiedenen Phasen der Tropenkrankheiten entsprechend, ferner eine reiche Schädelsammlung mit den Skeletten eines Buschmanns und eines Papu.

In Sydney lenkte der Gouverneur die Aufmerksamkeit der Expedition auf die Steinkohlenflötze von Drury auf Neu-Seeland; die Gelehrten erwiesen sehr bereitwillig der Colonie einen Dienst, indem sie die Minen aufnahmen und die Beschaffenheiten der Kohle studierten. Groß war auch das Erstaunen der Maoris, als sie erfuhren daß gelehrte Männer und Freunde der Königin Victoria aus ihren Gesichtszügen zu lesen verstünden, wo die Vorfahren der Maoris hergekommen seyen. Die Eingebornen, Ueberreste der alten Stämme welche am Ufer der australischen Themse wohnten, fuhren auf ihren Wallfischbooten weit ins Meer hinaus, um die Fremden ans Land zu geleiten, und empfiengen sie mit den höchsten Ehren und mit Enthusiasmus. An ihrer Spitze stand Patuone, an seinen beiden Seiten Hori-Haupapa und Apihai-Te-Kawau und andere Häuptlinge, sämmtlich bewaffnet mit ihren „lieben Müttern," d. i. Streitäxten von grünem Jaspis; sie salutirten die Besucher zuerst mit ihrem alten Nationalgruße, dann mit dem brittischen Hip, Hip und Hurrah. Darauf führten die Eingebornen, um damit ihre freundschaftlichen Gesinnungen zu zeigen, ein Bild ihrer alten Kampfweise und einige Kriegstänze auf; sie drückten vorher ihr Bedauern darüber aus daß viele von ihnen, da man von der Ankunft der Novara nichts gewußt, in europäischer Kleidung erschienen seyen, was nothwendig der Schönheit der Gebärden und der Figuren bei ihren nationalen Vorstellungen Eintrag thun müßte. Beim Abzug Wullerstorfs antworteten die Maoris auf dessen Erklärung, daß die Expedition bei diesem Besuch viel Vergnügen genossen hätte, mit einem dreimal wiederholten brittischen Gruße.

Während ihres Aufenthaltes auf Auckland besuchten die Gelehrten der Expedition die nahe große vulcanische Ebene, ihre zahlreichen erloschenen Krater, Schluchten und Thermen, die sonderbaren Vorgebirge welche den Hafen umgeben, so wie den kleinen vulcanischen See in welchen der Bishops Creek mündet; überall offenbarte der Boden dieser Eilande den Forschern geologische, botanische und entomologische Schätze in einer Reichhaltigkeit, welche man nimmermehr zu finden gehofft hatte.

Erzählungen des Scheich Abdallah Bou-Kema.

(Von Karl Zill.)

Letzte Erzählung.

Wie wenig wir uns noch zu dieser Zeit um die Anwesenheit der Franzosen kümmerten, kannst du aus meiner eigenen Geschichte abnehmen. Ich hatte mich ebenfalls wieder verheirathet, allein meine Frau gefiel mir nicht, da ich eine schöne junge Wittwe aus dem P'heira, Messauda-Bent-Othmen, im Sinn hatte. Diese hingegen mochte mich wenig leiden, da sie selbst einen gewissen Mohammed-Bel-Haussin, einen Gulma vom Oued-el-Houds liebte. Nichtsdestoweniger schied ich mich von meiner Frau, und begehrte Messauda von ihren Verwandten in die Ehe; diese aber, die Abneigung des jungen Weibes gegen mich vorschützend, gaben mir eine abschlägige Antwort und hielten hiemit die Sache für abgethan. Da beschloß ich, wie mein Großoheim Mohammed-Bou-Kema gethan, die Braut mit Gewalt heimzuholen, und wartete nur auf eine günstige Gelegenheit zur Ausführung meines Vorsatzes. Diese bot sich mir bald dar. Ich erfuhr daß Messauda den zu Filfila wohnenden Verwandten ihrer Mutter einen Besuch machen sollte, und legte mich mit meinem Bruder Ali auf dem Paß von Mamelgha in den Hinterhalt. Sie kam in Begleitung eines alten Fellah ihres Vaters, und es ward uns ein leiches sie, trotz ihres Widerstrebens, aufzuheben und nach dem Dmel-Bes-Bes zu bringen. Auf dem ganzen Wege durch den Wald bis zum Gurbie meines Vaters suchte ich vergebens sie zu beschwichtigen, und ihr die Vortheile darzustellen die ihr aus ihrer Verbindung mit ihr erwüchsen; sie blieb unerbittlich und antwortete mir auf meine besten Verheißungen mit hartnäckigem Trotze: „Ich mag dich nicht haben, bringe mich um, oder laß mich meiner Wege ziehen!"

Mein Vater, obgleich er nie für dieses gewaltsame Auskunftsmittel gewesen war, versuchte jedoch, mir zu Liebe, der störrigen Schönen ebenfalls einzureden; als er aber sah daß seine Worte eben so wenig als diejenigen meiner übrigen Verwandten Eingang bei ihr fanden, erzürnte er sich, und befahl mir und meinem Bruder sie auf der Stelle nach Filfila zurückzuführen. Mich selbst hatte diese schnöde Verachtung meiner ehrlich gemeinten Anträge nicht weniger aufgebracht; ich wollte nun einmal sehen wie weit ihr Starrsinn gienge, und ich führte sie daher, statt nach Filfila, nach dem Okrab hinab, wo uns unser Schwager, El-Schausch-Ben-Hameid, in seinem Gurbie aufnahm.

Die Kunde von Messauda-Bent-Othmen's Entführung war nicht sobald nach Filfila gelangt, als die Ouled-Ben-Othmen, die Ouled-Amira, die Ouled-Ben-Salah, und überhaupt alle die derselben von nah und von fern verwandt oder befreundet waren, sich in Masse aufmachten um die Entführte von uns zurückzuverlangen. Als sie dieselbe nicht mehr auf dem Dmel-Bes-Bes antrafen, eilten sie nach dem Okrab, wo sie das Haus Ben-Hameids umzingelten, und uns, unter wüstem Geschrei und fürchterlichen Drohungen aufforderten ihnen unverzüglich ihre Verwandte auszuliefern, widrigenfalls sie uns alle aufhängen und die Sriba der Beni-Hameid vom Boden abbrennen würden. Zwanzig Flinten waren dabei auf den Gurbie gerichtet um ihren Worten Nachdruck zu geben; ich lachte aber ihrer Drohungen, faßte Messauda um den Leib und trat mit ihr in die Thür, indem ich die Erbosten aufforderte zu schießen wenn sie Lust hätten. Nachdem ich sie lange genug

hatte parlementiren lassen, erklärte ich ihnen endlich daß ich ihnen die schöne Wittwe, die ich nur für die verächtliche Abweisung meiner Huldigungen hätte strafen wollen, augenblicklich zu ihrer Verfügung stellen wollte; sie sollten aber, mit Ausnahme von Messauda's Oheim, welchem ich sie zu übergeben bereit sey, auf der Stelle die Eriba räumen, da ich sonst leicht in Versuchung gerathen könnte einem oder dem andern von ihnen ein Denkzeichen zu geben das ihm nicht sehr gefallen dürfte.

Die guten Oulschaoua, welche, trotz ihres großprahlenden Auftretens, wohl wußten daß sie, im Fall ich mich ihnen hätte widersetzen wollen, nicht mehr alle nach Filfila zurückgekehrt wären, thaten wie ich verlangt hatte, und erhielten dafür Othmens Tochter zurück, welche, kurze Zeit nach dieser Geschichte, ihren Liebhaber Mohammed Bel-Haussin heirathete, während ich meinerseits meine jetzige Frau, Halima-Bent-Mussa aus den Guerbes heimholte, mit welcher ich im ganzen recht zufrieden bin, obschon ich ihr, um sie bei gutem Willen und bei guter Laune zu erhalten, von Zeit zu Zeit einige freundschaftliche Püffe geben muß.

Wenn jenseits des Bou-Ksaiba das Bestreben der Franzosen dahin zielte eine Art von Gerechtigkeitspflege, welche die Händel der Einheimischen schlichten sollte, in den unterworfenen Stämmen einzuführen, so fragte man diesseits dieses Berges wenig nach Recht und Gerechtigkeit, und jeder half sich noch immer wie er konnte. Kurz vor der Gründung von Sgigeda durch die Franzosen kam ich einmal in den Fall das Recht der Wiedervergeltung auszuüben, und wenn ich dabei einen Mißgriff that, so war mein neuer Schwager, Tahar-Ben-Hamuda, welcher damals schon derselbe Schuft war der er noch heute ist, daran Schuld. Dieser Ehrenmann wohnte nach seiner Verheirathung noch einige Zeit bei uns, und hütete, wie wir alle, die Heerde der Dschemmah, wenn die Reihe an ihn kam. Eines Abends als er das Vieh eintrieb, benachrichtigte er uns daß einer der Ochsen unsers Vaters fehle, und äußerte dabei daß derselbe wahrscheinlich in dem dichten Gebüsch von einem Löwen niedergerissen worden sey. Er ließ uns die ganze Nacht und den ganzen folgenden Morgen nach dem verlorenen Thier suchen, da er doch sehr wohl wußte wo dasselbe hingekommen war. Als unsere Nachforschungen fruchtlos blieben, suchte er unsern Verdacht auf einen gewissen Bou-Renan, den ältesten der seit einiger Zeit nach dem Oued-N'thal eingewanderten Beni-Tuffuts zu lenken, er habe ihn an dem Tag wo der Ochs verloren gieng in der Nähe des Schebt-es-Zen, wo er das Vieh hütete, im Walde herumstreichen sehen, und dieser Mann müsse denselben nothwendigerweise gestohlen haben. Einige Zeit später wollte er sogar herausgebracht haben daß dieser Bou-Renan unsern Ochsen bei den Ouled-M'nia verkauft habe, und er nannte uns einen seiner Freunde im Olhrab, welcher dem Diebstahl auf die Spur gekommen sey. Ich gieng daher eines Tages nach dem Oued-N'thal hinüber, wo ich Bou-Renan ohne Umschweife zur Rede stellte, und ich war dabei so sehr von meiner vorgefaßten Meinung befangen, daß ich die Entrüstung mit welcher dieser meine Anschuldigung von sich wies für eine gewöhnliche allen Dieben zu Gebote stehende Finte hielt. Da ich mich nun nicht durch das standhafte Läugnen dieses Mannes abfertigen lassen wollte, so sagte ich ihm auf den Kopf zu daß er und kein anderer der Dieb sey, und entfernte mich mit der Drohung daß er bald von mir hören würde. „Allah's Wille geschehe!" rief er mir nach, und diese vermeintliche Scheinheiligkeit ärgerte mich so sehr, daß ich bei mir schwur den Oued-N'thal nicht mit leerer Hand zu verlassen, sollte ich auch die ganze Nacht auf der Lauer liegen müssen. Ich fand jedoch bald Gelegenheit meinen Vorsatz auszuführen. Als ich die nach dem Dmel-Bes-Bes führende Berghalde hinanstieg, erblickte ich in einer kleinen Lichtung des Waldes die weiße Stute Bou-Renans, welche ich, nachdem ich mich ihr vorsichtig genähert und sie von ihrer Fußfessel befreit hatte, ohne Sattel und Zaum bestieg und mit ihr über Stock und Stein davonjagte.

Am folgenden Morgen kamen die Beni-Tuffuts alle sammt und sonders nach dem Dmel-Bes-Bes herauf. Bou-Renan nahm mich besonders, und sagte mir daß er bereit sey uns mit seiner ganzen Dschemmah einen Eid zu leisten daß sie, bis ich zu ihnen gekommen, nichts um diesen Diebstahl gewußt und denselben noch weniger begangen hätten. Zugleich gab er mir zu verstehen daß unser Schwager, Tahar-Ben-Hamuda, vielleicht mehr um die Sache wüßte als es den Anschein habe; der angebliche Berichterstatter desselben sey ein schlechter, zu allem fähiger Kerl, der vielleicht gar selbst mit die Hand im Spiele habe; er kenne einen Mann aus den Ouled-M'nia, der uns bald klare Auskunft darüber geben würde, wenn es uns auf ein Paar Reals B'schara [1] nicht ankäme; wenn wir wünschten, so wolle er nach diesem Mann schicken, damit wir uns mit demselben zu diesem Zweck verstehen könnten. Nachdem ich meinen Vater darüber zu Rathe gezogen hatte, nahmen wir den Vorschlag Bou-Renans an, und gaben ihm zum großen Erstaunen unserer übrigen Verwandten, die der Unterredung nicht beigewohnt hatten, seine Stute zurück. Tahar-Ben-Hamuda, dem es während dieser Verhandlung nicht wohl gewesen seyn mochte, und der jetzt wissen wollte was Bou-Renan gesagt, fertigten wir mit der kurzen Antwort ab daß die Beni-Tuffuts unschuldig an dem begangenen Diebstahl seyen.

Ehe acht Tage vergiengen, erfuhren wir durch den bewußten Ouled-M'nia, der unsern Auftrag gegen eine Belohnung von sieben Reals übernommen hatte, daß wirklich unser eigener Schwager den Ochsen durch seinen Freund hatte wegtreiben und bei den Ouled-M'nia verkaufen lassen. Er wußte nichts zu seiner Entschuldigung vorzubringen als daß ihm Robbi den Verstand verwirrt habe, und nachdem er den Ochsen wieder eingelöst und dazu dem Kundschafter die sieben Reals B'schara ausbezahlt hatte, mußten wir ihm verzeihen, eben weil er einmal unser Schwager war.

Wir hatten immer gehofft daß die Franzosen es bei der Besetzung der Hauptstadt und der verschiedenen Küstenstädte des Beyliks von Constantine einstweilen bewenden lassen würden, und daß überhaupt das ganze Küstengebirge von hier bis nach Bugia noch lange, vielleicht immer, unabhängig von ihnen bleiben würde. Auf einmal kam aber ein französischer Kriegszug von Constantine über den Kantur und El-Harrusch bis zur Meeresküste herab, und ließ in den Ruinen von Sgigeda eine beträchtliche Truppenabtheilung zurück, welche sich unverzüglich ans Werk machte und eine neue Stadt über den Trümmern der alten zu erbauen begann. Ali-ben-Aïssa wurde zum Khalifa des Sahels, und Bou-Rubi zum Kaid der nächsten Umgebungen der neuen Niederlassung der N'sarah ernannt. Wer diesen beiden zu schmeicheln wußte, konnte jetzt zum Scheich eines Stammes oder einer Abtheilung ernannt werden, und auf diese Weise geschah es daß wir plötzlich, wir wußten nicht wie, Bel-Kassem-Bel-Hermusch, aus der Familie der Ouled-

[1] El B'schara, der Kundschafterlohn, das Spionengeld.

Amira, zum Scheich erhielten. Die in der unmittelbaren Nachbarschaft von Sgigeda ansässigen Beni-M'henna beunruhigten die französische Garnison ohne Unterlaß, stahlen sich des Nachts bis unter die Flinten der Schildwachen, und mordeten des Tages jeden Rumi, der sich über einen Flintenschuß von dem Fort entfernte. Die Ouischaoua von Filfila aber fanden nicht für gut diesem Beispiel zu folgen, in der Hoffnung daß, wenn sie sich ruhig verhielten, sie die Franzosen auch in Ruhe lassen würden. Ihre Hoffnung hatte sie nicht getäuscht, und es wäre ihnen nie ein Haar gekrümmt worden, wenn nicht ihr neuer Scheich sie in ein thörichtes Unternehmen gezogen hätte, das ihnen gleich von Anfang so übel bekam, daß sie alle Lust zu ähnlichen Heldenthaten verloren.

Bel-Hermusch nämlich, dessen Dienste man seit seiner Ernennung nicht in Anspruch genommen hatte, wässerte der Mund nach den Ghazzias, welche die neuen Scheichs im Sahel, unter der Anführung des Khalifa oder des Kaid auf die widerspänstigen Abtheilungen der Beni-M'henna machten, und da der Kaid Bou-Rubi stets den Scheich von Filfila zur Theilnahme an solchen gewinnreichen Expeditionen einzuladen vergaß, so beschloß dieser eine Ghazzia auf eigene Faust zu unternehmen, und wählte zu diesem Ende vierzig Mann aus dem Kern der Bewohner von Filfila aus, welchen er anbefahl sich an einem bestimmten Tag zu einem Zug gegen die westwärts von Stora am Oued-el-Agmes wohnenden Beni-M'henna bereit zu halten. Die Einladung zu diesem Unternehmen war auch an uns Ouled-Bou-Rema ergangen; wir hielten es aber für klüger zu Hause zu bleiben, und ließen die ghazzialustigen Ouischaoua ohne uns abziehen.

Der Scheich, welcher seinen neuen amtlichen Burnuß angelegt hatte, bei dessen Anblick ihm die Franzosen, wie er sich einbildete, sogleich Thür und Thor öffnen würden, führte seine von Kopf bis zu Fuß bewaffnete Bande geradenwegs auf Sgigeda zu; als sie aber dort ganz wider ihre Erwartung von den Vorposten angehalten wurden, fiel ihnen der Muth so sehr, daß sie nach allen Seiten auseinanderzustäuben suchten. Sie wurden jedoch alle schnell eingeholt und vor den französischen Oberbefehlshaber geführt, welcher, nachdem sie ihn von ihrem Vorhaben in Kenntniß gesetzt hatten, dem Scheich einen derben Wischer gab, und ihm bedeutete daß er nichts dergleichen ohne den ausdrücklichen Befehl des französischen Commandanten zu unternehmen habe; er solle sich unverzüglich mit seinen Leuten nach Filfila zurückbegeben, und dort so lange ruhig bleiben bis man ihm sagen lassen würde daß man seiner bedürfe.

Obgleich der Commandant milder mit ihnen verfahren war als sie es nach den von den Soldaten erhaltenen Rippenstößen erwarten durften, waren sie nun einmal unter dem Einfluß des ersten Eindrucks, und sie hielten sich nicht eher für sicher als bis sie die Verschanzungen der N'iarah hinter sich hätten. Kaum waren sie daher aus dem Hause des Commandanten heraus, als sie wie unsinnig davonzulaufen begannen, so daß die Soldaten und die Arbeiter, die nicht wußten was dieß zu bedeuten habe, zu den Waffen griffen. Dadurch ward die Bestürzung der Fliehenden, welche sich verrathen glaubten, aufs äußerste gebracht; sie suchten mit Gewalt durchzubrechen, und es kam zu einem Handgemenge, in welchem einer von ihnen getödtet und fünf andere, unter denen sich der Scheich Bel-Hermusch befand, mehr oder weniger schwer verwundet wurden. Die Verwundeten wurden ins Hospital gebracht, wo Bel-Hermusch, welcher die linke Oberlippe bis an die Wange hinauf gespalten hatte, zwei Monate lang zurückbehalten wurde. Den übrigen wurde ein Geleit gegeben, welches sie bis über den Oued-Zeramna brachte, von wo sie, den Scheich und seine Ghazzia verwünschend, nach Filfila zurückkehrten.

Aus dem von den Franzosen von Anfang zu Sgigeda errichteten Fort wurde in kurzer Zeit eine bedeutende Stadt, worin sich Merkantis aus allen Nationen niederließen, von welchen die einen mit Waaren aller Art gefüllte Buden eröffneten, die andern die sumpfigen Umgebungen derselben in blühende Gärten verwandelten, während die Soldaten fahrbare Straßen nach Constantine und Stora anlegten. Die Regierung und die Verwaltung der umliegenden Stammabtheilungen wurden durch das neu eingesetzte arabische Bureau geregelt, und die Scheichs wurden von demselben angehalten eine strenge Polizei in ihren Gebieten zu handhaben, so daß nicht nur die nächtlichen Diebstähle in dem Stadtbezirk bald unterblieben, sondern auch jede wechselseitige Beeinträchtigung und Gewaltthätigkeit unter Einheimischen nach und nach aufhören mußte. Diese strenge Handhabung der Ordnung war aber lange Zeit nur in den nahe bei den von den Franzosen besetzten Städten liegenden Stammabtheilungen möglich, in den weiter von denselben entfernten Gegenden blieb es so ziemlich beim alten, und die neuen einheimischen Oberhäupter ließen dort ihre Untergebenen gewähren, wenn diese ihnen nur ohne allzu großes Murren gaben was sie von ihnen verlangten. Auf diese Weise genossen die in P'heira ansässigen Ouischaoua, welche dem Regierungsbezirk von Bona einverleibt worden waren, noch lange einer ungestörten Freiheit, eben weil sie zu weit von dem Sitz ihrer Regierung wohnten, um von derselben wirksam überwacht werden zu können, während wir auf unserm kaum einige Stunden von Sgigeda entfernten Filfila bald einen gewaltigen Respect vor dem Capitän unsers Bureau und seinen überall herumspionirenden einheimischen Reitern bekamen. Nach und nach gewöhnte man sich jedoch an diese neue Ordnung der Dinge, und die Klügern unter uns mußten endlich eingestehen daß die gegenwärtige Ruhe und Sicherheit, wenn auch mit mancherlei ungewohnten Einschränkungen verbunden, doch besser sey als unsere frühere gesetzlose Lebensweise. Diejenigen welche nicht dieser Meinung waren, verbrannten sich von Zeit zu Zeit die Finger, und schwere Geldbußen und harte Gefängnißstrafen belehrten sie endlich ebenfalls eines bessern. Mein Bruder Taïeb war einer dieser letztern. Unter dem Vorwand daß Tahar Ben-Hamuda uns früher einen Ochsen gestohlen, ließ er sich einmal beikommen den Ouled-Hamuda zwei Pferde zu stehlen, und dieselben einstweilen in der Smala seines Herrn, des Kaid Bel-Kassem, der wohl wußte daß sie gestohlen waren, unterzubringen. Der Schutz seines vornehmen Mitwissers war aber dießmal unzureichend: die arabischen Bureaux von Bona und Sgigeda kamen durch ihre Spione der Sache bald auf die Spur, und Taïeb mußte nicht nur die Pferde wieder herausgeben, sondern ward noch überdieß zu 60 Duros Strafe und eilfmonatlicher Haft verurtheilt.

So weit haben es bis heute die Bemühungen der N'iarah mit uns gebracht; die Mordthaten und die Diebstähle sind, wenn sie auch noch nicht ganz aufgehört haben, doch viel seltener als früher geworden; die Straßen sind ziemlich sicher, und die Abgaben gehen regelmäßig ein. Warum? Weil ihr uns am emfindlichen Punkt angefaßt habt. Mit Geldbußen, Gefängnißstrafe und Stockprügeln kann man allein einen Araber zahm machen, und eure Regierung that schon sehr

anfing daran die Affa [1] aufzuheben, die doch einen großen Theil zum Geschmeidigmachen der Widerspänstigen beigetragen haben. Auch wiederhole ich dir hier schließlich die Prophezeiung, welche ich dir schon oft gemacht: die Araber sind nur der Furcht vor dem Verlust ihres Vermögens, ihrer Freiheit und vor den Affa zugänglich, und sobald diese Furcht aufhören wird wie ein beständig drohendes Gewitter über ihrem Haupt zu schweben, werden sie euch unfehlbar aus dem Lande jagen.

Erörterungen über auswärtige Politik.

Es haben diese Blätter keinen Beruf durch Erweckung politischer Stimmungen der öffentlichen Meinung eine bestimmte Richtung zu geben. Wäre dieß der Fall, wir ständen fest auf der Seite derjenigen die uns den Erbfeind des Reiches über dem Rhein zeigen, die uns zum Mißtrauen in bonapartische Verheißungen rathen, die uns die alten Lehren der Schmach- und der Befreiungsjahre, von der Schwäche und der Stärke deutscher Mächte wiederholen. Dieß bemerken wir im voraus, wenn wir historisch die Politik Oesterreichs der jüngsten und der jüngern Vergangenheit kritisiren und richten, damit wenn etwa unsere Worte hart werden sollten, wir nicht deßhalb in die Reihe jener elenden Vaterlandsverräther geworfen werden, welche die Fehler der österreichischen Regierung dazu benutzen um gegen das österreichische Volk, gegen die europäische Großmacht, gegen den Schützer des deutschen Reiches zu hetzen. Wären die öffentlichen Gewalten in Oesterreich wirklich so schwarz und abscheuwürdig gewesen wie sie von der italienischen Schmähpresse geschildert werden, dennoch müßten wir, erröthend und unwillig vielleicht, aber dennoch österreichisch denken in dem ausgebrochenen Kampf, um wie viel mehr also da das österreichische System weit besser ist als sein Ruf.

Offen bekennen wir daß nach der Schlacht bei Magenta nichts auf uns einen so niederschlagenden Eindruck gemacht hat, als die Aeußerungen des Grafen Buol im Februar d. J. gegen brittische Diplomaten über die italienischen Angelegenheiten laut den Angaben des bezüglichen Blauen Buches. Daß ein österreichischer Minister jeden Versuch Frankreichs angebliche politische Wohlthaten auf italienische Besitzungen fremder souveräner Gebieter zu erstrecken, nur mit vornehmer Kälte zurückweisen durfte, verstehen wir vollkommen; wenn aber Graf Buol behauptete daß alle italienischen Verwicklungen nur ihre Wurzel in dem Ehrgeize Piemonts hätten, und aufhören würden sobald man diesen Staat niederschlüge, so liegt in diesen Worten das schwere Verhängniß der letzten Wochen, welches Oesterreich betroffen hat. Gewiß ist Piemont ein ehrgeiziger und gewissenloser Nachbar, der sich zwischen Frankreich und Oesterreich durch ewigen Wechsel der Bündnisse zu seiner jetzigen Bedeutung hinaufgeschwindelt hatte. Diesen gefährlichen Feind mußte Oesterreich entwaffnen. Wir meinen damit nicht daß nach der Schlacht bei Novara Radetzky gegen Turin hätte marschiren und das Königreich Sardinien, wir wissen nicht in wie viel Theile, zerstückeln sollen; denn wahrscheinlich hätte bei einem solchen Unternehmen Oesterreich die Seemächte in seinem Wege gefunden zu einer Zeit wo der ungarische Aufstand seinem Höhenpunkte sich nahte, sondern wir meinen damit daß Oesterreich Piemont die geistigen Waffen hätte aus der Hand schlagen sollen die es fortwährend gegen seinen Nachbar führte, nämlich den Freiheits- und Unabhängigkeitsgedanken. Zehn Jahre sind nach den Siegen Radetzky's verflossen, und diese Zeit ist nicht von Oesterreich, sondern von den Feinden Oesterreichs benützt worden. Vor dem Jahre 1847, wo ganz Italien despotisch regiert wurde, galten die österreichischen Besitzungen für die bestverwalteten der gesammten Halbinsel. Es war die Aufgabe Oesterreichs seit dem April 1849 sich den Ruf zu erwerben daß Oberitalien nicht bloß das am besten, sondern auch das am freisinnigsten verwaltete Gebiet Italiens sey. Ein großer Regent, ein Regent im Style Maria Theresia's, ein großer absoluter Monarch — denn nur unter einem solchen, dieß ist unsere innigste Ueberzeugung, wird Oesterreich seine höchste Blüthe erreichen — ein absoluter aber staatsmännisch feiner Monarch hätte die Lombarden und die Venetianer regiert, ohne daß sie gespürt hätten es sey ein Fremder der sie beherrsche. Verstecken hätten die Oesterreicher ihre Macht sollen, statt sie aufzudringen. Was hätte es geschadet wenn von dem Statthaltereipalaste in Mailand eine eben so dicke und breite Weiß-Roth-Grüne geweht hätte, wie von dem Turiner Capitol, wenn nur die Fahnen der österreichischen Truppen in den festen Plätzen schwarzgelb gewesen wären? Freilich, die Wiener Politik seit dem März 1849 gieng auf ganz anderer Fährte. Die sogenannte Einheit des Reiches war das Stichwort, der Refrain, die Devise der kaiserlichen Politik, sowohl unter Schwarzenberg wie unter Buol. Richtig verstanden wird auch die Reichseinheit das höchste Ziel *aller* österreichischen Staatsmänner bleiben müssen. Nach diesem Strich steuerte schon Maria Theresia, steuerte Joseph II, aber die kaiserliche Frau mit geschmeidiger Hand, ihr Sohn mit Trotz und Ungestüm: die Frau kam viel näher, ihr Nachfolger aber wurde wieder verschlagen und verlor *alles* Gewonnene. Die Irrthümer des Josephinischen Systems sind es die seit 1849 bis 1859 in Oesterreich durchgeführt wurden, und das sogenannte Neu-Oesterreich war nichts anderes als jenes ideale Oesterreich im Sinne Josephs II, minus des Aufklärungseifers dieses trefflichen Monarchen und schwachen Staatsmannes. Die Einheit des Reiches, wie man sie bisher verstand, war nur eine universelle Bureaukratisirung des Reiches, die selbst in Tirol an die Stelle eines fanatischen Royalismus eine ewig patrouillirende Gendarmerie setzte. Die Einheit des Reiches aber, wie sie die Patrioten Oesterreichs verstehen sollten, darf nur in drei Dingen bestehen: Ein Heer mit deutschem Commando, Ein Schatz, Eine Staatskanzlei. Das übrige kann nicht bloß, sondern sollte sogar lustig variiren. Oesterreich als Reich kann nie constitutionell werden. Wir sprechen dieß ohne Bedauern aus, weil wir nicht zu denjenigen gehören welche großen Werth auf Staatsformen legen. Weit wichtiger ist überhaupt die Frage, ob ein Staat eine Despotie oder ein Rechtsstaat sey. Frankreich, obgleich unter der Maske einer Republik, war zur Zeit der Schreckensherrschaft das grauenhafteste Muster einer Despotie, und ist gegenwärtig trotz seines constitutionellen Feigenblattes nichts anders als eine Despotie, und zwar keine der lieblichsten. Oesterreich ist schon lange ein Rechtsstaat geworden, es hat sogar — wir glauben mit großem Vortheil — der Verlockung widerstanden an dem lombardischen Conspirationsadel das zu vollstrecken was die Jacobiner gegen die Emigranten durchführten. Bleibt Oester-

[1] Ell Assa, die Stockprügelstrafe.

reich ein Rechtsstaat, so wird es — mit Ausnahme der Doctrinäre — jedermann gleichgültig seyn ob Kaiser, Minister oder Parlamente regieren. Oesterreich kann nie einen Reichstag berufen, wo Czechen, Italiener, Ungarn, Croaten, Polen neben den Deutschen sitzen. Es darf nie den Aufwand des Staates für Bestreitung seiner Schulden und für Erhaltung seiner bewaffneten Macht von dem Beschluß irgend eines parlamentarischen Körpers abhängig machen. Oesterreich darf nie eine auswärtige Politik von der Laune irgend einer öffentlichen Versammlung, welche das Reich repräsentirte, sich vorschreiben lassen, und daraus folgt daß es über ein Recrutirungsgesetz und über Recrutirungsmaßregeln niemals mit irgend einer Corporation wird verhandeln dürfen. Insofern vermag Oesterreich nie constitutionell zu werden, es darf auch nicht, wie sich von selbst versteht und von selbst gestaltet, durch keine Zollschranken fernerhin durchbrochen und getrennt werden, wenn man auch Tariffragen, wie dieß schon einmal so glücklich geschah, recht wohl von Deputirten gelegentlich in Congreßsitzungen entscheiden lassen möchte.

Was über jene drei Einheitserfordernisse, Heer, Geld und Diplomatie, hinausgeht, kann in Oesterreich völlig frei gegeben werden, und es ließen sich sogar in Bezug auf provincielle Autonomie politische Formen und Verfassungen denken, die so frei wären wie etwa die canadischen unter einem brittischen Statthalter. Man stellt es sich so schwer vor die Italiener anders zu regieren als mit einem scharfen Schuß in der Muskete, und doch wie leicht wäre es wenn man ernstlich wollte! Es gehört zu den wichtigsten politischen Erfahrungen der letzten Wochen daß das Landvolk in der Lombardei, ja selbst in der Lomellina österreichisch gesinnt war und ist. Die Feinde der kaiserlichen Herrschaft darf man also nur im Adel und in der städtischen Intelligenz suchen. Der politische Ehrgeiz dieser beiden Classen, wie wenig ist er im Grunde für eine Fremdherrschaft zu befürchten, wenn sie ihn zu benützen versteht! „Sucht nur die Menschen zu verwirren, sie zu befriedigen ist schwer.“ Uns dünkt, man brauche gar nicht die politische Gesellschaft in Italien zu verwirren, sie ist zerfallen genug. Man gebe den Italienern cantonale Freiheit, lasse ihnen das Spielwerk einer Rednerbühne und parlamentarischer Kämpfe, die Regierung schaue unparteiisch zu, wie ein canadischer Statthalter, wenn sich die Parteien in dem Reichscanton bekämpfen, es wird dann wohl geschehen daß entweder die Aristokratie vor der Demokratie, oder diese vor jener Schutz bei der neutralen Reichsmacht sucht. Auf diese Art hätte Oesterreich seine Herrschaft verstecken können. Nichts ist wohl leichter zu gewinnen als eine mächtige Aristokratie, eine italienische zumal. Man gebe den Lombarden und den Venetianern ein Ober- und ein Unterhaus, und man wird in jedem Kanton Tories und Whigs, das heißt Familienoligarchien die sich gegenseitig ausschließen, entstehen sehen. Dann braucht man nur zu wählen. Jedenfalls könnte, wenn sich die Provinzen selbst verwalteten, wenn die Administration und Justiz von Italienern geführt würde, nie ein Haß gegen das Reichsoberhaupt entstehen, welches die Dinge eben gehen ließe wie die Parteien es wollten.

Aber — wird man sagen — Oesterreich setzt sich den Gefahren aus daß jene Kantonalparlamente die Brutstätten des italienischen Einheitsgedankens würden. Wer sich freilich vor dem Gespenst der italienischen Einheit fürchtet, dem ist nicht zu helfen. Die italienische Einheit im Jahre des Heiles 1859 besteht nur in dem Haß gegen die Tedeschi, nicht in der Sehnsucht der Lombarden, Venetianer und Römer piemontesisch zu werden. Die politisch regsamen Classen in Italien werden doch nur von einem Adel patricischer Abkunft und einer municipalen Demokratie gebildet. Immer aber werden Patricier und der städtische Tiers Etat, besonders in Ermanglung eines politischen und gesellschaftlichen Centrums, föderalistisch und nicht unitarisch denken und fühlen. Sie werden stets zu einem Staatenbund viel mehr Neigung haben als zu einem Bundesstaat, am liebsten zu keinem von beiden, sondern zu völliger Einzeinunabhängigkeit. Man gebe den Italienern nur die Freiheit, und man hat sie unbedingt in den Händen. Man lasse ihnen den Spielraum Lombarden und Venetianer zu seyn, und nie wird es ihnen einfallen nach Piemont sich zu sehnen. Aber — wird man erschreckt einwenden — dann kommt Giuseppe Mazzini oder vielmehr seine Lehre verdreht der Demokratie die Köpfe und droht in den Localparlamenten mit Socialismus und Republik! Wenn er doch käme, der Mazzinismus! Könnt ihr dann nicht das Landvolk und den Adel gegen solche Bewegungen aufbieten? Macht die Aristokratie frei, setzt sie in Aemter und Würden, gebt ihr fair play, ehrlich Spiel, und haltet euch mit ein paar Regimentern in dem Hintergrund, was kann geschehen? Die schwächere Partei wird immer die Augen auf euch richten. Solche Mittel hätten geholfen zur Zeit wo der Erzherzog Ferdinand Max in Mailand einzog, jetzt freilich kommt die Reue zwar für die Lombardei zu spät, allein was von Italien gilt, sollte auch und könnte noch jetzt unter veränderten Formen in den andern Kronländern geschehen. Wollte man aber ein solches System nicht, weil es gefährlich war, oder weil es sich mit der Bequemlichkeit und der Genußsucht der Metternich'schen Zeit schlecht vertrug, wollte man seine erste und letzte Hoffnung nur auf die Verträge setzen, dann hätte man jedenfalls seit der Abreise Lord Cowley's aus Wien anders auftreten müssen. War man überzeugt daß der Congreß nur den Krieg gebären sollte, so mußte man sich in einen schlagfertigeren Zustand setzen wie Piemont und Frankreich. In Wien unterschätzte man vollständig den Gegner. Knapp vor der Kriegserklärung, noch bevor die französische Flotte vor Triest erschien, wurde ein Armeecorps von den Lloyddampfern nach Venedig getragen, während es schon im Februar hätte in Mailand stehen sollen. Warum erschien das Clam'sche Corps erst Ende Mai, warum das Degenfeld'sche erst im Juni auf italienischem Boden? Acht Armeecorps hätte man jenseits der Alpen und sieben davon mindestens an die piemontesische Gränze schicken sollen. Dann wäre Piemont in eine bedrohte Lage gerathen, dann hätte der Gegner vielleicht den Antrag auf Entwaffnung gestellt, oder die Franzosen wären genöthigt gewesen ohne irgend einen haltbaren Vorwand in Genua zu landen. Das einzig denkbare Motiv für die sogenannte Sommation war: den Krieg zu beginnen ehe der Feind seine Rüstungen vollendet hatte. Allein die Begebenheiten offenbarten daß die Franzosen viel schlagfertiger gewesen sind als die Oesterreicher, denn bis auf den heutigen Tag halten die Kräfte der Alliirten denen der Oesterreicher, die sich fortwährend in größtem Maßstab verstärkten, völlig die Wage.

Auch der Plan in Piemont einzufallen war an sich kein übler, wenn es mit sieben Armeecorps geschah, bevor die Franzosen hinter Casale und Alessandria sich sammeln konnten. Die Oesterreicher mußten so stark seyn um Casale und Alessandria observiren und zugleich die Franzosen an den Defileen der Alpen und Apenninen empfangen zu können. Ein Marsch über den Tessin bedeutete für jedermann einen Marsch nach Turin und Genua, denn man traute den Oesterreichern,

eben weil sie die Initiative ergriffen, eine zermalmende Ueberlegenheit zu, so daß, als die erste Berner Lügendepesche vom Tessinübergang die Stärke der Gyulai'schen Armee auf 130,000 Mann, offenbar nach sehr genauen Kundschafterberichten, angab, wir noch eine grobe Unterschätzung belächelten, während es später immer klarer wurde daß überhaupt nur vier Armeecorps den Tessin überschritten hatten. Hinterdrein erklärte man den „Vormarsch" damit, daß man dem Feind die Vorräthe der Lomellina entreißen wollte. In der Halbinsel zwischen Tessin und Sesia gab es aber längst nichts mehr zu beißen und zu brechen, denn Briefe höherer österreichischer Officiere, die nach Deutschland gelangten, klagten schon in den ersten Tagen der Offensive daß sie völlig nur auf die kargen Zufuhren aus der Lombardei angewiesen seyen. Gebildete deutsche Officiere sprachen, und wohlgemerkt vor der Schlacht bei Montebello, als Gyulai umherzutasten begann, ihren Tadel gegen den Vormarsch aus. Wollte man nicht über Alessandria hinaus gegen Turin und Genua den Franzosen entgegenziehen, sondern nur die Lomellina „aussaugen," so hätten fliegende Corps dazu vollständig ausgereicht, und man hätte jedenfalls den Truppen das Niederschlagende des Rückzuges von der Sesia zum Po erspart. Wir wollen nicht mit dem jetzt wohlfeil gewordenen Tadel über den jedenfalls schon unglücklichen und so tapfern Gyulai herfallen. Wie lange Zeit und wie viele Urkunden braucht die Geschichte, ehe sie ein Urtheil über die Verschuldung einer verlornen Schlacht aussprechen darf? Weiß man doch heutigen Tages noch nicht ob die Schlacht bei Aspern verloren gehen mußte oder gewonnen werden konnte. Aus dem künftigen Schatz der Enthüllungen hat indessen der Times-Correspondent im voraus die Notiz geschöpft, daß die kaiserlichen Ingenieure die Brücke bei Buffalora nach Vorzeichnungen aus Wien unterminiren sollten! Als das Siècle und der Constitutionnel am Beginn des Feldzuges frohlockend verkündeten der alte Hofkriegsrath sey von den Todten wieder auferstanden, da wurden wir alle zornglühend über die dreiste „Lüge," und doch waren diese Pariser Blätter weit besser unterrichtet als wir in unserem guten Wahn. Wer hätte auch an eine solche Hartnäckigkeit geglaubt daß erst drei Schlachten, eine Hauptstadt und eine Provinz verloren werden mußten ehe der Commandostab in die Hände desjenigen Feldherrn gerieth nach dem von Anfang die Stimme der Laien und der Soldaten rief!

Deßhalb sehen wir noch nicht das Ende Oesterreichs vor uns, wir betrachten im Gegentheil die Schule des Unglücks als eine Wohlthat nicht für die Oesterreicher (denn diese haben es wahrlich nicht verdient), sondern für Oesterreich selbst. Grell muß die Lage des Staates werden, ehe man die Gefahren des bisherigen Systems, den Trug der alten Mittel, die Unfähigkeit der begünstigten Personen erkennt. Nicht ganz, aber wohl zum Theil, ist nach eilf Jahren wieder das Wort des Dichters wahr geworden, daß Oesterreich in den Lagern der italienischen Armee zu suchen ist. Jetzt gilt es zu retten und nicht mehr zu wagen, käme aber der Retter heutigen Tages, es müßte kein anderer seyn als ein österreichischer Freiherr vom Stein! Und daß er bald käme — denn nie, niemals war wohl die Anhänglichkeit und Angst der Deutschen um Oesterreich so groß als eben jetzt, wo wir es unterliegen sehen!

Der Malström.

Wer hätte nicht schon von diesem berüchtigten Strudel des norwegischen Meeres gehört? Es gibt, Dank den grausenhaften Erzählungen alter Seeleute welche die Wasserflächen des hohen Nordens befuhren, und Dank den phantasiereichen Schilderungen moderner Romantiker, niemanden in dessen Vorstellung der Name Malström nicht das Bild eines ungeheuren, in steter Drehung sich bewegenden Trichters hervorriefe, oder eines riesenhaften Wasserwirbels, der die Oberfläche des Meeres in ununterbrochener Verbindung mit unerforschbaren Tiefen und Abgründen erhält, und meilenweit in der Runde selbst auf die stärksten Fahrzeuge eine unwiderstehliche Anziehungskraft übe, gegen welche weder die Wissenschaft noch die Einbildungskraft bisher einen Schutz gefunden.

Neuere glaubhafte Berichte wollen nun diesen Malström in dasselbe Schattenreich der Mythe verweisen, wohin ihm seit lange schon die Scylla und die Charybdis vorangiengen. Dem „norwegischen Piloten" zufolge hätte dieser so gefürchtete Wasserstrudel, welcher sich zwischen Moskenes und dem südlichen Ende des Lofoten-Archipels befindet, nicht mehr die Wichtigkeit welche man ihm bisher beilegte. Die geringe Breite der Meerenge, zwischen welcher hindurch das Meer in die Bayen und Buchten des nahen Continentes fließt, und aus der mit der Ebbe die Wassermassen, welche mit der Fluth dahingelangten, wieder hervorstauen, bewirkt unter diesen Verhältnissen einfach eine Strömung zwischen den Lofoteninseln, die bei deren Südende eben am stärksten ist.

Die Richtung welche diese Strömung nimmt, hängt sehr viel von dem Zustand der Atmosphäre ab. Herrschen auf dem hohen Meer starke Westwinde vor, so nimmt sie gewöhnlich die entgegengesetzte Richtung. In den Stunden der Ebbe mindert sich ihre Heftigkeit, nimmt aber mit steigender Fluth wieder zu, besonders wenn das Meer stürmisch bewegt ist. Im Winter, wo die von Westen kommenden Stürme die Fluthen an den Strand treiben, während zugleich aus dem Innern Norwegens ein scharfer Wind meerwärts weht, ist es in der That gefährlich sich der Wasserfläche zwischen Moskenes und den Lofoten zu nahen, denn man hat dann mit dem Hauptstrom und zwei unterseeischen Strömungen zu kämpfen, deren Anprall an einander den Anblick einer ununterbrochenen Brandung bewirkt. Es möchte in solcher Zeit keinem Schiffer der Versuch zu rathen seyn durch diese Fluthen hindurch sich eine Bahn zu suchen. Im Sommer hingegen, bei heiterem Wetter und wenn mehrere Tage die Winde schweigen, ist keine Ursache vorhanden welche von der Passage abhalten könnte.

In jener wildromantischen Landschaft Norwegens, wo die Bevölkerung so dünn gesäet ist, die Berge steil abfallen und über den Fjords Ossianische Nebel zu lagern pflegen, umkleiden sich die gewöhnlichsten Naturerscheinungen mit einem düstern geheimnißvollen Gewande, welches mit der Wirklichkeit und den Naturgesetzen oft in entschiedenstem Widerspruche steht; zudem neigt die Bevölkerung Norwegens, eben so sehr wie die unter ihr lebenden armen Lappländer, in hohem Grade zum Aberglauben.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 28. Augsburg, 9 Julius 1859.

Der Ausbruch des Mauna Loa (Sandwich-Inseln).

Der Mauna Loa auf Hawai, der größten Insel in der Sandwich-Gruppe, ist zwar nicht der höchste Feuerberg der Erde, denn der Cotopaxi (18,887′) in Ecuador, der Popocapetl in Mexico (17,700′) und noch ein paar andere in Asien und Amerika übertreffen ihn an Erhebung über die Meeresfläche, gewiß aber ist seine relative Elevation die größte bisher gekannte; denn während seine Nebenbuhler auf großen Hochebenen liegen und sie nur um 7—9000 Fuß, also im besten Falle um die doppelte Höhe des Rigi vom Vierwaldstädter-See aus gesehen überragen, steigt die Pyramide des Mauna Loa hart aus der See bis zur Höhe von 14,000′, also dritthalbtausend Fuß über den Pic von Teneriffa hinaus. Auf dem Gipfel des Mauna Loa öffnet sich ein Krater von 8 (engl.) Meilen im Durchmesser und von 1270′ Tiefe. Sein Boden selbst wird wieder von schrecklichen, unergründlichen und ungemessenen Klüften zerrissen. Es ist bekannt daß in der Nähe thätiger Vulcane Erdbeben seltener großen Schaden anrichten. Sechs- bis achtmal im Jahre wird durchschnittlich die Umgebung des Mauna Loa von Erderschütterungen heimgesucht, aber die Stöße sind vergleichsweise so sanft, daß sie nur hie oder da eine Mauer oder ein paar Milchtöpfe umwerfen. Der Mauna Loa ist übrigens nicht von Standesgenossen auf Hawai abgeschlossen, sondern es leisten ihm zwei andere, fälschlich sogenannte „erloschene" Vulcane, der Mauna Kea und Hualalai auf der Insel Gesellschaft. Der letztere war noch 1794 thätig, und bei den kanalischen Eingebornen hat sich von seinem jüngsten Ausbruch eine herzbrechende Erzählung erhalten. Der Lavastrom hatte sich nämlich mit solcher Geschwindigkeit einem Dorfe genähert, daß nicht alle Eingebornen entfliehen konnten. Inselartig eingeschlossen von den feuerflüssigen Armen stand ein Haus, wo eine Frau mit ihrem Kinde überrascht wurde. Die Unglückliche suchte mit ihrem Kleinod im Arm Zuflucht auf der Höhe eines Pandanusbaumes, aber sie verzögerte das Furchtbare nur um etliche Minuten Todesangst, denn die Lava erreichte das Asyl, und beide fielen in die Arme der unersättlichen Göttin Pele.

Von frühern Ausbrüchen wollen wir nur die Jahreszahlen 1789, 1823, 1832, 1840, 1843, 1852, 1855 angeben, damit man wegen ihrer Frequenz den Mauna Loa respectiren lerne. Der letzte Ausbruch war durch seine absonderliche Fülle bemerkbar. Dreizehn Monate lang bis zum September oder October 1856 blieb die Lava in Bewegung, und ergoß sich in einem 60 (engl.) Meilen langen Strom über mehr als 300 Q. M. (13 geogr. Q. M.) Raum.

Ein auf der Insel selbst in Honolulu erscheinendes, englisch geschriebenes, stattliches Blatt im Times-Format, der „Commercial Advertiser," der uns gütigst mitgetheilt wurde, enthält eine Sammlung von Einzelnberichten über den dießjährigen Ausbruch, welcher am 23 Januar begann. An jenem Tage sah man Rauch aus dem Krater aufsteigen, und am Abend wurden zwei Feuerbäche in verschiedenen Richtungen sichtbar. Ueberhaupt ist am Tage aus größerer Entfernung weder das Licht des Kraters noch der Lavaströme bemerklich. Der neue Krater liegt am Nordabhang des Mauna Loa etwa 8000 (nach andern Schätzungen 9500) Fuß über dem Meer, und 4000 Fuß niedriger als die Stelle des letzten Ausbruches. Das Eigenthümliche der neuesten Erscheinung besteht in der Gestalt der Auswürfe selbst. Beobachter sahen am 5, 6 und 7 Februar die Lava selbst aus dem Auswurfskegel doppelt so hoch als die Breite der Kraleröffnung (250′), also so hoch wie das Straßburger Münster aufsteigen. Nach den beigegebenen Holzschnitten glich diese aufquellende Gluthmasse der ersten Keimentwicklung einer Hyacinthenzwiebel, bis sich nach und nach die Ränder der äußern Schichten umbogen und einen prächtigen Feuerregen bildeten. Beim Abrinnen vom Krater theilte sich die Lava in unzählige, sage fünfzig Stränge, welche die ersten 6 Meilen (engl.) mit großer Geschwindigkeit sich abwärts bewegten bis sie die Ebene erreichten, wo sie sich zu einem großen, langsamer fortrückenden Strom sammelten. Die schönsten Stellen des Lavastromes sind die, wo die Massen über Abhänge hinab entweder Fälle oder Cascaden bilden. Ein solcher Gluthen-Wasserfall maß dießmal 80 bis 100 Fuß Höhe, also mehr als das Doppelte wie der Rheinfall bei Schaffhausen, und die kirschrothe Gluth bewegte sich dort mit der Schnelligkeit von 10 (engl.) Meilen in der Stunde, um erst an der See selbst Kühlung und Ruhe zu finden. Der Sturz ins Meer soll zu höchst merkwürdigen Erscheinungen führen. Im Jahr 1840 beschreibt ein Beobachter das Zusammentreffen von Feuer und Wasser höchst drastisch: Damals stürzte ein Lavastrom über einen Abgrund von 50 Fuß in die See. Das Wasser wich entsetzt zurück und stiebte schäumend hinweg. Es begann zu kochen, und die Detonationen der explodirenden Gase wurden fünf deutsche Meilen weit gehört, ähnlich den Salven einer Breitseite von schwerem Kaliber. Die äußere Kruste der Lava, vom Wasser rasch gekühlt, wurde in Millionen Bruchstücke zersprengt, von heftigen Brisen

als dicker Hagel weit ins Land hineingeführt. Drei Wochen lang schickte der Vulcan seine Ergüsse mit ungeschmälerter Reichlichkeit ins Meer. Die See erhitzte sich auf 20 (engl.) Meilen zu beiden Seiten des Lavabettes, und zwar mit solcher Geschwindigkeit daß am zweiten Tage nach dem Eintritt der Lavamassen getödtete Fische bei Keaau 15 (engl.) Meilen entfernt ans Ufer geworfen wurden. Noch sechs Wochen nach dem Ausbruch stieg, so oft in der Nähe der Lava die Wellen gegen den Strand schlugen, Dampf auf.

Der dießjährige Ausbruch hatte bis zum 7 März noch nichts an Heftigkeit verloren. Eine neue Expedition hatte kurz zuvor wieder sich dem Sitz der Eruption genähert. Drei Auswurfskegel wurden gezählt, die zwei große Lavabäche entsendeten, welche nach geschwisterlichem Laufe sich vereinigten, um in der Nähe der Ebene sich wieder in fünfzehn oder mehr Fasern aufzulösen, die bei Nacht das Schauspiel eines aus Rosenlicht geschlungenen Spitzenstreifens gewährten.

Briefe eines deutschen Naturforschers aus Mittel-Amerika.

1. Die Isthmusküste der „Tierra Firme" und ihre Bedeutung für Gegenwart und Zukunft.

(Fortsetzung.)

Ueber die Urbewohner des Landes fehlt jede ethnographische Forschung. Von den sogenannten „San Blas-Indianern" (die bisher durch ihren Argwohn und Widerstand eine Untersuchung der schmalsten Isthmusstelle verhinderten), und den „Bayanos," welche das Quellgebiet des schönsten Isthmusstromes bewohnen, waren bisher Sprachproben eben so wenig bekannt wie von den Indianern Veragua's. Und doch ist vielleicht kein Punkt Amerika's für Forschungen über den historischen Zusammenhang der beiden Hauptzweige der großen amerikanischen Völkerfamilie wichtiger als dieser Boden der „Tierra Firme," welcher die verbindende Brücke zwischen den beiden Continentalhälften des westlichen Welttheils bildet. [1]

„La Tierra Firme" nannten die spanischen Historiographen des 16ten und 17ten Jahrhunderts im weitern Sinn das Festland zwischen

---

[1] Einsender, welcher einem königlichen Beschützer, Pfleger und Freunde der Wissenschaften die Mittel verdankt eine zweite Reise nach der Aequatorialzone Amerika's unternehmen und seine früheren mehrjährigen Studien in Mittelamerika auf dem Gebiet der Republik Neu-Granada ergänzen, so wie in südlicher Richtung fortsetzen zu können, hat es sich zur besondern Aufgabe seiner Arbeiten gemacht hinsichtlich der oben angedeuteten geographischen und ethnographischen Lücken und Fragen so viele wissenschaftliche Beiträge wie möglich zu sammeln. Die Länder- und Völkerkunde ist eine eben so schöne und anziehende, wie reichhaltige und vielseitige Wissenschaft, für welche aber leider die Kraft des Einzelnen (auch wenn derselbe ungleich mehr Jugend und einen robustern Körper einzusetzen hat als der Verfasser dieser Briefe nach zehnjährigen anstrengenden Reisen in fremden Welttheilen) zu umfassenden Arbeiten nicht ausreicht. Wer sich nicht bloß begnügt als geographischer Compilator die vorhandenen Quellen zu studieren und aus den Forschungen anderer ein Buch zu machen, sondern durch eigene directe Forschungen in noch unbekannten oder wenig untersuchten Ländern die physische und politische Erdkunde mit neuen Thatsachen zu bereichern sucht, der kann auch mit der angestrengtesten Arbeit den sich bietenden Reichthum der beobachtungswerthen Gegenstände nicht erschöpfen. Er wird (besonders wenn er einzig nur auf die eigene Thätigkeit beschränkt ist und keinen tüchtigen Begleiter hat) immer nur fragmentarische Beiträge liefern, seinen Nachfolgern es überlassend auf den betretenen Wegen fortzugehen und weitere Lücken auszufüllen. Nachdem ich, mit Instrumenten für Höhenmessungen und meteorologische Beobachtungen hinreichend ausgerüstet, das Innere des Isthmus zwischen Colon und Panama, so wie einen Theil der Nordküste drei Monate untersucht und meine Sammlungen hier geschlossen hatte, rüstete ich Ende Februars 1858 eine kleine Expedition in das Innere des mit dichten Urwäldern bedeckten Gebirges zwischen Chepo und dem Golf von San Blas aus. Es galt hier die Lösung eines der wichtigsten Probleme. Dieser schmalste Theil des Isthmusstaates Panama war völlig unbekannt. Weder Oberst Lloyd, noch Hopkins, noch Garella, noch irgendeiner der amerikanischen Eisenbahningenieure hatten jene Gegend explorirt, obwohl sie alle, nach Ansicht der Configuration der beiden Oceanküsten, deren Wichtigkeit wohl kannten. Aber die Hindernisse von Seite der Natur wie der Menschen sind auch nirgends so groß und vielfach wie in der Cordillere von Chepo. In Begleitung von Dr. Joseph Kratochwil (einem aus Prag gebürtigen, in der Stadt Panama ansässigen Arzte) schiffte ich den Rio Bayano hinauf bis an die Gränze des Gebietes der freien, wilden Indianer. Eine genaue Betrachtung des Gebirges (das dort nicht hoch ist, aber steil in die Ebene von Chepo abfällt) mit einem guten Fernrohr ließ mich von einem Hügel der Hacienda, „Jesus Maria" genannt, eine deutliche Depression der Cordillere nördlich von Chepo erkennen. Begleitet von neun als Träger und Arbeiter gemietheten Eingebornen (Mulatten und Mestizen von Chepo), traten wir die Fußwanderung in das Innere der Wälder an. Am 11ten Tag unserer Reise entdeckten wir die merkwürdige tiefe Querspalte, welche der Rio Mamoni (der sich unterhalb Chepo in den Bayanostrom ergießt) durchbricht. Ich bestimmte mit dem Barometer die Höhe dieses Querthales, welches nahe der Wasserscheide liegt, so wie die übrigen unbedeutenden Paßsenkungen und die mittlere Höhe des Cordillerenkammes in einer Länge von etwa fünf spanischen Leguas. Leider erreichten wir nicht unser vorgestecktes Ziel: die San-Blasküste selbst. Nicht die eigenen Leiden in Folge des feuchten Klima's und der Wunden durch Dornen und Insectenstiche waren Schuld. Dr. Kratochwil, obwohl er sich ernstlich unwohl fühlte, war ebenso bereit wie ich die Wanderung bis an unser Endziel fortzusetzen. Unsere gedungenen Mozos aber, ermüdet vom Marsch und von der Arbeit mit der Machete, und erschreckt durch einige der gewöhnlichen Thiererscheinungen, weigerten sich zuletzt die „Picadura" durch das Dickicht fortzusetzen, und verlangten, mit der Drohung uns ganz im Stich zu lassen, die Rückkehr nach Chepo. Nach Beendigung dieser zwar sehr lehrreichen, aber auch überaus mühsamen, leidenvollen und kostspieligen Expedition bereiste Einsender fünf Monate lang das Innere der Provinzen Chiriqui und Veragua, besonders das Gebirge zwischen der Admirals-Bay und dem Golfo Dulce. Seine geognostischen, botanischen und zoologischen Sammlungen in Verbindung mit genauen Beobachtungen und Aufzeichnungen werden manchen Aufschluß über den Naturcharakter jener merkwürdigen Gegenden, so wie über die geographische Verbreitung der Organismen nach beiden entgegengesetzten Gehängen der Cordillere geben. Die wissenschaftlichen Resultate seiner Arbeiten hofft der Verfasser dereinst nach Beendigung seiner Reise der Akademie der Wissenschaften seines Vaterlandes vorlegen zu dürfen. Manche Erleichterung und viele interessante Mittheilungen, besonders über ökonomische, statistische und ethnographische Gegenstände, verdankt Einsender dem Director der inter-oceanischen Eisenbahn Hrn. Center, den Consuln Englands und Frankreichs, dem Statthalter von Panama Don Bartolomeo Calvo und besonders Hrn. José de Obaldia, vormaligem Vicepräsidenten der Republik Neu-Granada, einem ausgezeichneten, kenntnißvollen Mann, welcher, müde der Politik seines Landes, an der er früher einen hervorragenden Antheil genommen, sich als Hacienda-Besitzer in die Nähe des Städtchens David (Chiriqui) zurückgezogen hat, und dort in einer herrlichen, überaus fruchtbaren tropischen Gegend, die Werke von Liebig, Boussingault, Dumas rc. studierend, mit der Verbesserung der Landwirthschaft sich eifrigst beschäftigt. Wie glücklich für einen fremden reisenden Forscher solche kurze Episoden des Umgangs und Verkehrs mit so gebildeten und gastfreundlichen Männern in der Nähe der Städte sind, so schmerzlich vermißt man solche im Innern, wo man selten auch nur einem halbgebildeten Mann begegnet, und einzig nur mit jener traurigen Bastardrace der Mestizen oder mit reinen Indianern verkehrt — träge, stumpfe, unfreundliche und ungastliche Menschen. Die geringe Unterstützung die man von Seite der gedungenen „Mozos" findet, die unaufhörliche Sorge für die Bewahrung seiner Instrumente und Sammlungen in Gegenden wo die Wege abscheulich und die reißenden Gebirgsflüsse ohne Brücken sind, diese und viele andere Schwierigkeiten erschweren hier Forschungen und Sammlungen mindestens ebenso sehr wie die abspannende Wirkung eines heißfeuchten Klima's. Wie viele Tausende diesem seit der ersten spanischen Ansiedlung unter Diego de Nicuesa bis auf die unglücklichen Irländer, Chinesen und Kulies, die als Eisenbahnarbeiter nach dem Isthmus gebracht worden, als Opfer gefallen sind, weiß jeder der die Geschichte dieses Landes kennt. Der schädlichen, erschlaffenden Einwirkung dieses Klima's entgeht hier keiner ganz, selbst wenn er eine bequeme Wohnung und gesunde Nahrung hat, und durch seine Beschäftigung nicht genöthigt ist sich täglich der Sonne und den Miasmen der Wälder auszusetzen. Anm. des Eins.

Cap Gracias a Dios und dem Golf von Venezuela, im engern Sinn die drei Provinzen Veragua, Panama und Darien, welche die eigentliche Statthalterschaft der Tierra Firme mit der Hauptstadt Panama bildeten. Hier wo die erste Bühne der Thaten jener Conquistadoren des Festlandes war, die mit einer der merkwürdigsten Episoden aus der Entdeckungsgeschichte Amerika's und dem Leben des Columbus debütirte, einigt sich das historische Interesse der Vergangenheit mit der großen Bewegung der Gegenwart. An dieser Küste von Veragua, an den Ufern des Flusses Belen, wo noch heute unverändert wie vor vierthalbhundert Jahren der tropische Pflanzenschmuck in üppigster Pracht und Fülle alle Herrlichkeiten dieser heißen Zone dem erstaunten Auge des Europäers darbietet, fand unter Bartolomé Colon jener erste Ansiedlungsversuch — die Gründung des ersten „Pueblo Cristiano," auf dem westlichen Continent statt, welches den bekannten tragischen Ausgang nahm.

Dort vom Golfe von Uraba traten Balboa und Franz Pizarro jenen ewig denkwürdigen abenteuerreichen Zug durch die Wildnisse des Isthmus an, welcher zur Entdeckung des westlichen Weltmeeres und später zur Eroberung des Incareiches führte. Ihnen folgten die Züge jener kühnen „Capitanos," welche mit dem kleinen spanischen Heer des Pedrarias Davila an der Küste Dariens landeten, in den verschiedensten Richtungen durch Wildnisse, die außer den jagenden Indianern und den Bestien des Urwaldes heute niemand mehr betritt. Gonzalo de Badajoz war der erste welcher, den eigentlichen Panama-Isthmus überschreitend, in die Nähe des Golfs von Panama gelangte, wo damals der Cazike Quitatara herrschte. Auf einer engern Bühne haben die Conquistadoren der Tierra Firme vom Bruder des Columbus, dem eisernen „Adelantado" bis auf Gil Gonzalez Davila und Cordova, die ihre Eroberungszüge bis Nicaragua ausdehnten, ähnliche Proben von persönlichem Muth, ritterlicher Tapferkeit, Raubsucht und Barbarei gegeben wie die Eroberer der Culturreiche der Incas, Muiscas, Azteken und Quichés auf einem großartigern Schauplatz. Liest man die Detailbeschreibungen ihrer Züge nach den spanischen Quellen des 16ten Jahrhunderts, und betrachtet man hier die zahllosen Schwierigkeiten welche die Natur dieses Landes ihnen entgegenstellte, so wird man unwillkürlich von Erstaunen erfüllt. Die Trümmer der zehntausend Griechen unter Xenophon, durch Wildnisse Armeniens irrend, haben sicher nicht mehr geleistet und gelitten als diese spanischen Abenteurer. Aber wie verschieden waren beiderseits die Triebfedern des entfalteten Muthes! Bei den Gefährten Xenophons das Heimweh, das fern winkende Bild des heißgeliebten Vaterlandes — bei den Gefährten Bartolomé Colons, Balboa's, Pizarro's, Quesada's der Golddurst, das blendende Traumbild des „Dorado" mit seinen schimmernden Schätzen, das sie vorwärts trieb durch unbekannte Wildnisse, bereit das Aeußerste zu wagen und zu ertragen. Unsere Bewunderung der verwegenen Thatkraft dieser castilischen Helden wird gedämpft durch die namenlosen Gräuel welche ihre Eroberungszüge in Amerika, und namentlich ihre Züge durch die Tierra Firme von Anfang bis zum Ende begleiteten, die der rohe Fanatismus ihres Zeitalters nicht entschuldigt.

Mittel-Amerika, wo das Gebirge und mit ihm das Festland jene merkwürdige ost-westliche Biegung annimmt, also in einer mit der vorherrschenden Meridianrichtung der Gebirgssysteme von Süd- und Nord-Amerika entgegengesetzten Richtung streicht, wurde bekanntlich erst nach den beiden großen Continental-Hälften entdeckt. Die Existenz von Nord-Amerika war, nachdem die alten Niederlassungen der skandinavischen Seefahrer aus dem 11ten Jahrhundert längst vergessen und verschollen, durch Sebastian Cabot 1497, die von Süd-Amerika durch Columbus selbst, welcher auf seiner dritten Reise an der Küste von Paria ankerte, constatirt worden. [1] Aber der Ruhm der Entdeckung der Isthmusküste wurde den Gebrüdern Colon von Rodrigo Bastidas bestritten, über dessen Fahrt das geographische Dunkel noch bis heute nicht ganz aufgeklärt ist. So viel scheint gewiß daß Rodrigo Bastidas, von der Küste Venezuela's nordwärts steuernd, 1501 an die Küste von Darien und bis nahe an die Mandingobay gelangte. Wahrscheinlich hat er denselben Küstenpunkt „el Retrete" berührt, wo ein Jahr später die vierte und letzte Reise des Columbus ihr südöstliches Ziel fand. [2] Hier hat der alternde Seefahrer — unbestritten eine der großartigsten Gestalten der Culturgeschichte — seine Rolle als Entdecker für immer ausgespielt. Gebrochenen Herzens nach einem so thatenvollen Leben, das an erlittenem Undank und geknickten Hoffnungen mindestens eben so reich war wie an Erfolgen, kehrte Colon von hier aus mit seinen lecken Schiffen nach Veragua um, ohne das letzte große Ziel seines Ehrgeizes, nach welchem mit und nach ihm so viele andere strebten, erreicht zu haben. Das „Geheimniß der westlichen Durchfahrt" hatte er hier vergeblich gesucht. [3] Er starb — ohne zu ahnen daß er für Spanien und Europa einen neuen Welttheil geöffnet — in dem festen Glauben in Asien gewesen zu seyn.

Wer ohne allzu enthusiastische Bewunderung für den großen Mann die Entdeckungsgeschichte Amerika's unbefangen nach ihren Quellen studiert, wird neben der stolzen Entrüstung eines hochherzigen, durch Mißhandlung und schnöden Undank tief gekränkten Gemüths, welche Colons letzte Berichte an König Ferdinand und Isabella dictirte, auch einige Beimischung von minder edlem Unmuthgefühl über die Erfolge anderer Seefahrer kaum verkennen. „Jeder Schneider, schreibt Columbus bitter, will heute Länder entdecken." (Agora fasta los sastres suplican por descubrir). Mit Recht beruft er sich auf das große Beispiel, das er seinen zweifelnden Zeitgenossen zu einer Zeit gegeben wo man seine tief durchdachten Plane „phantastische Träumereien" nannte, und mit Citaten aus den Kirchenvätern seinen Satz zu widerlegen und als ketzerisch zu verdächtigen suchte, daß die Erde rund sey und daß es Antipoden gebe.

[1] An der Orinocomündung bewährte sich Columbus' scharfer, naturkundiger Blick. „Eine so ungeheure Ansammlung von süßem Wasser, schreibt er an seine Souveräne, könne nur von einem Continent, nicht von einer Insel kommen."

[2] Rodrigo de Bastidas hatte Cadiz im October 1500 verlassen, und war in südlicher Richtung über das Cabo de la Vela hinausgesegelt. Nachdem er die Küsten von Santa Marta und den Golf von Darien entdeckt hatte, drang er bis an den Isthmus von Blas Panama (San Blas) vor und berührte wahrscheinlich den Küstenpunkt, wo die Eroberer der Tierra Firme später die Stadt Nombre de Dios gründeten. Einige spätere Geschichtsschreiber Amerika's vermuthen daß er bis an die Küste von Veragua selbst gelangt sey, und daß Columbus bereits 1502 von seinen Fahrten Kenntniß hatte.

[3] Die Stadt Nürnberg besitzt außer der berühmten Erdkugel von Martin Behaim, die aus dem Jahr 1492 stammt, noch eine zweite, welche von Joh. Schoner, dem bekannten Mathematiker, im Jahr 1520 auf Kosten seines reichen Gönners Johann Seyler gefertigt worden. Derselbe theilt Amerika in zwei große Festlandsmassen. Die Weltkugel stellt eine Meerenge auf demselben Punkte dar, wo sie Columbus vergebens suchte. Die im Besitz der Hofbibliothek von Weimar befindliche Erdkugel, welche nahebei aus derselben Zeit stammt, bezeichnet sogar zwei Meerengen — eine südliche unter dem 42° südl. Br. und eine nördliche durch den Isthmus von Panama im 10° nördl. Br. Es waren entweder absichtliche Phantasien oder Erzeugnisse systematischer Geister und falscher Vorstellungen über die Unternehmung des Balboa. Humboldt bemerkt hinsichtlich dieser so oft wiederauftauchenden Sage von einer westlichen Durchfahrt, die das Sehnsuchtsziel des abendländischen Europa war: man müsse erstaunen wie dieser geographische Irrthum so geraume Zeit habe fortdauern können.

Die Erfolge anderer Seefahrer die sein Beispiel angeregt — die glücklichen Resultate welche die Entdeckungsfahrten von Cabot, Vasco da Gama, Americus Vespucius, Alonzo de Hojeda, Vicente Pinzon, Juan de la Cosa, Pedro Alvarez Cabral rc. krönten, ließen dem alternden Admiral keine Ruhe. Die Lösung des größten geographischen Problems jener Epoche, das in allen Köpfen des abendländischen Europa spukte, die Entdeckung einer Wasserstraße mit dem nächsten Weg „al nacimiento de la especeria" war ihm nicht geglückt. Andern war es beschieden nach ihm die großen Culturstaaten des neuen Welttheils mit ihren edlen Metallschätzen und ihrem Frühlingsklima zu entdecken. Columbus fand an der atlantischen Küste der tierra firme den ungünstigsten Boden für eine Colonisation. Gleichwohl schildert er Veragua in seinem Bericht an seine Souveräne als das schönste und goldreichste Land der Welt.

Dem König Ferdinand raubten bekanntlich damals die einträglicheren Erfolge seiner portugiesischen Rivalen, welche den südöstlichen Weg nach Ostindien ausbeuteten, den Schlaf. Dem Admiral mußte offenbar viel daran liegen dem König eine recht hohe Meinung von der Wichtigkeit seiner neuesten Entdeckungen am Festlande beizubringen. „Die Schätze dieses Landes, schrieb Columbus, seyen hinreichend alle Kriegskosten zu decken, um das heilige Land den Ungläubigen zu entreißen." Opferte der Entdecker Amerika's die Wahrheit nur einem unersättlichen Ehrsuchtsdrang, dem all' seine bisherigen Erfolge nicht genügten, oder ahnete er wirklich hinter der tropischen Pflanzenpracht dieser Küste, hinter dem Riesenbau des Gebirges von Veragua, dessen Inneres ihm verschlossen blieb, ungewöhnliche Schätze und Geheimnisse? Humboldt hebt mit Recht als eine der merkwürdigsten Eigenschaften des Columbus seine Empfänglichkeit, sein tiefes und feines Auge und seine beredte Darstellung hinsichtlich der Erscheinungen der Außenwelt hervor, und meint: er sey eben so groß und bewundernswerth als genauer Beobachter der Natur wie als unerschrockener Seefahrer gewesen.

Neben so vielen materiellen und kleinlichen Sorgen, welche die Begeisterung der Seele abkühlen, bewahrte Columbus bis in sein Alter ein tiefes Gefühl für die Majestät der Natur. Schon im Tagebuch seiner ersten Fahrten nach den Antillen, wo Gebirge, Flüsse, Pflanzen, und Thiere weder in so schönen noch in so großartigen Formen wie auf dem Festland erscheinen, sind die Verschiedenheit in dem Wuchs und der Physiognomie der Pflanzenwelt, die wilde Ueppigkeit des Bodens, die weiten Mündungen der Flüsse mit ihren riesigen Bäumen und ihrem bunten Thierleben Gegenstände natürlicher, belebter und anmuthiger Schilderung. Jedes neue Land welches Columbus entdeckte, erschien ihm schöner als das zuvor gesehene und beschriebene. In einem Brief an die Königin jammert er darüber daß er die Formen des Redeausdrucks nicht zu verändern im Stande sey, um die ihm gewordenen köstlichen Eindrücke in die Seele Isabellens wiederzugeben.

Aber neben dieser merkwürdigen Gabe der Naturbetrachtung hatte Colons aufgeregter Geist auch etwas prophetisches, und im seltsamsten Gemisch von klarem Scharfblick und träumerischer Phantasie durchschwankten ihn Wahrheit und Irrthum wie andere Propheten auch. Er erinnert die Königin Isabella: wie der Geschichtsschreiber Josephus erzählte daß König Salomo sein Gold aus der Aurea (dem Gold-Chersones) gezogen habe. Diese Aurea Indiens habe er im Lande Veragua gefunden, welches ihm „in zwei Tagen mehr Spuren vorhandener Reichthümer gezeigt habe als Española (Hayti) in vier Jahren." Schonungslos schrieb Rodrigo de Colmenares wenige Jahre nach dem Tode des Columbus an den König Ferdinand: nie sey eine größere Lüge gesagt worden als die des Admirals über die Schönheit und die Reichthümer von Veragua, welches vielmehr das schlechteste Land sey, wenig Gold und dagegen die schlimmste, gefährlichste Küste der ganzen „Tierra Firme" habe.[1]

Der eigentliche Werth dieses Küstenstriches, welchen Columbus zuletzt entdeckte, die Wichtigkeit des Isthmus als Passageland, ist weder seinen Zeitgenossen noch der spätern Generation klar geworden. Die glänzenden Eroberungen goldreicher Länder durch Cortez, Pizarro und Quesada hatten in den Augen des 16ten Jahrhunderts den Ruhm des Columbus völlig verdunkelt, und sein Verdienst war fast vergessen. Seitdem sind die Goldminen von Peru und Mexico zum Theil versiegt; aber Mittel-Amerika's geographische Lage und Configuration blieben ein Schatz für die kommenden Zeiten, den die Spanier nicht zu heben verstanden. Heute, wo eine Eisenbahn den Isthmus von Panama und mit ihm Amerika durchschneidet, wo die Ausführbarkeit einer künstlichen Wasserstraße für Schiffe jeder Größe außer Zweifel steht — heute erkennt man die Bedeutung dieses lange vergessenen Landes für den Weltverkehr und ahnt eine unermeßliche Umgestaltung seiner nächsten Zukunft.

Vergangenheit und Zukunft dieser Isthmusländer Mittel-Amerika's und des Staates Panama insbesondere bieten der Betrachtung anziehendere Zeiten dar als der unerquickliche Uebergangszustand der Gegenwart, dieses wunderlich schwankende Chaos, das sich mit jedem Jahre verwandelt und noch keine bestimmte Form gewonnen hat. Alles ist hier noch unstät und unsicher. Viele Tausende von wanderlustigen, thatkräftigen Männern ziehen hindurch. Ein Theil von ihnen, angezogen von der glänzenden Pracht der tropischen Natur, macht kurzen Halt, sucht die Ressourcen des Landes zu erkunden, und zieht dann wieder weiter in der Meinung: die rechte Zeit für dieses Land sey noch nicht gekommen, und werde in Mittel-Amerika erst einziehen mit der Herrschaft des Sternenbanners. Mit Ausnahme von Colon, wo die meisten Beamten der Eisenbahn wohnen, ist die Zahl der eigentlichen Yankees im Isthmus von Panama wie in den fünf centro-amerikanischen Republiken sehr gering. Dafür sind in Panama alle Hauptracen der Erde, freilich in sehr ungleichen Verhältnissen, repräsentirt. Der Europäer und der Creole von reinem castilischen Blut, der kupferbraune Urbewohner der Tierra Firme mit dem langen straffen Haar und dem weibischen Gesicht, der ächte Afrikaner von der Farbe der Kentuckykohle, der Mongole und der Malaye, welche vom Festlande Asiens oder den Inseln der Südsee gekommen sind. Dazwischen spielen alle möglichen Bastardmischungen, besonders Mulatten, Zambos und Chocos von Cartagena. Die politischen Verhältnisse erscheinen prekär und eben so charakterlos wie die buntgeflickte Bevölkerung, welche die Dollars der Eisenbahngesellschaft und der Transit hieher gebracht. Aber all dieß deutet nur den provisorischen Zustand an; alles weist auf eine baldige festere Gestaltung hin. Die Kraft ist hier so noth-

---

[1] In der Denkschrift, welche Rodrigo de Colmenares nach dem Tode des Columbus und der Königin Isabella dem König Ferdinand überreichte, heißt es wörtlich: „El Almirante Colon cuando volvió de descubrir esta tierra dijo al Rey que habia hallado la mejor Tierra del mundo, la mas rica, *lo cual fué el mayor engaño del mundo*, porque en ella hay muy poco oro y demas desto es la mas mala tierra y la mas brava costa de Tierra firme." Dieses Document ist einer der vielen Beweise, wie sich am Hof von Madrid die Intriguen und Anklagen der Conquistadoren gegenseitig kreuzten. Anm. des Einf.

wendig wie überall im Natur- und Staatenleben. Auch hier wird sicher in einer nicht fernen Zukunft der Stärkste der Meister seyn und die widerspänstigen Elemente unter seinen Willen beugen.

Ganz Mittel-Amerika, von den heißfeuchten Waldthälern des Atratostromes bis zu dem kühlen Hochlande der „Altos“ von Guatemala, harrt heute der kommenden großen Veränderungen. Selbst der stupide Indianer hat in seiner dumpfen Seele eine Ahnung davon. Bis in das Innerste seiner Wälder ist die Sage von den Wunderdingen gedrungen, welche die Ansiedlung der Yankees in Aspinwall und Panama begleiteten, vom Fällen der Riesenbäume des dicken Isthmusforstes und von eisernen Wagen, die auf eisernen Wegen pfeifend und sausend dahinrennen, „vom Feuer geführt,“ wie die Leute hier sagen. Mit ihrem täglichen Lärmen haben sie die Thiere des Urwaldes verscheucht, und der Jagdfreund muß heute weit von den Wegen abgehen, um die Spuren eines Tapirs oder Jaguars zu finden, die noch im vorigen Jahrhundert nach der Versicherung des gelehrten Ulloa bis in die Straßen von Portobelo kamen.

Manche dieser Indianer verleitet zuweilen die Neugierde, die waldige Heimath auf einige Zeit zu verlassen um mit eigenen Augen die fremden Erscheinungen zu sehen, die den Söhnen der Wildniß so märchenhaft klingen. Ich habe in Panama, Gatun, Matachin und andern Stationen der Eisenbahn einzelnen Indianern von fast allen Gegenden des Isthmus, mit Ausnahme der Stämme von der Provinz Chiriqui, begegnet. Auf der sumpfigen Insel der Limon-Bay, die jetzt durch eine Dammbrücke mit dem festen Lande verbunden, in den düstern Waldthälern des Chagresflusses, sieht der braune Bewohner der Tierra Firme jetzt Hunderte von zierlichen Häusern im nordamerikanischen Geschmack erstehen, deren Baumaterial die Schiffe aus Florida herbeigeführt. Waaren aller Art sind darin aufgespeichert. Man handelt und spielt, ißt, trinkt und flucht auf eine zuvor im Lande nie gehörte Weise. Lange Wagenzüge, vollgestopft mit Menschen oder mit Kisten, Säcken und Fässern brausen vor den erstaunten Augen des Eingebornen vorüber wie von Zauberrossen durch den finstern Wald gezogen. In vier Stunden ist die Reise von einem Ocean zum andern zurückgelegt. Man hatte früher auf den elenden Maulthierwegen doppelt so viele Tage gebraucht. Von all den Wanderleiden der Vergangenheit: der Hitze, den tropischen Regengüssen, den schlechten Wegen, den Mordthaten, den Moskitostichen ꝛc. wird kaum mehr gesprochen. Der Telegraph hat die Passagiere voraus verkündigt. Vom Schlot des harrenden Dampfers wirbelt schon die dunkle Wolke auf, die bewegende unterthänige Kraft verkündend, die nimmermüde, bereit all den lebenden und leblosen Troß mit Windesschnelle durch weite Räume auf dem feuchten Element wie auf dem Trockenen zu tragen.

Der zur Hütte heimkehrende Indianer erzählt den Seinigen von den Wunderdingen die er gesehen. Die Alten schütteln die Köpfe, wohl etwas sinnend was diese neuen Erscheinungen, diese Ansiedelung von weißen Männern, welche kein Spanisch verstehen und in so ganz eigener Weise reden und handeln, wohl bedeuten möge für ihr Land und besonders für ihre und ihrer Kinder Zukunft.

Nicht bloß auf die Transitlinie ist die Bewegung beschränkt. Nicht der Indianer der Tierra Firme allein hängt den Kopf und weiß nicht was er zu all den neuen Gestalten und Metamorphosen sagen soll. Der aristokratische Creole von weißer Haut, der Mestize von allen bräunlichen Schattirungen, der Neger, der Mulatte und selbst der Zambo — Menschenracen der heißen Zone, die sonst den Kopf nicht eben oft und gern anstrengen — sie sinnen und plaudern über die neuen Dinge vielleicht noch etwas mehr als der wortkarge Indianer in seiner Waldeinsamkeit. Die Entlegenheit und die schwierige Zugänglichkeit seines Wohnsitzes gewährt diesem noch einigen Trost und das Gefühl größerer Sicherheit als jenen halbcivilisirten Leuten welche spanisch sprechen, in Städten und Dörfern beisammen leben, Bananen essen und — nichts mehr scheuend als die Arbeit — den lieben langen Tag im Faulbett der Hängematte sich wiegen. Der Hispano-Amerikaner ahnt und fürchtet daß die Tage seiner Herrschaft gezählt sind, und daß der herrliche, fruchtbare Boden den er besitzt und so wenig nützt, in nicht ferner Zeit an andere Besitzer übergehen werde, gleichviel ob auf dem Wege der Gewalt oder der friedlichen Concurrenz.

Dem farbigen Proletarier macht die nahe drohende Herrschaft einer andern thatkräftigern Race weit weniger Grillen und Sorgen als dem aristokratischen Creolen. Er hat nicht bloß weniger zu verlieren, sondern er weiß auch daß die Ansiedler vom Norden seiner als „Peon“ noch lange bedürfen werden. Daß die farbigen Arbeiter an der Eisenbahn von den Fremden sehr gut genährt und bezahlt sind, ist ihm wohlbekannt. Der Taglohn, der früher in Panama ein bis zwei Realen bei schlechter Kost betrug, ist jetzt auf sechs Realen gestiegen, und dazu wird noch von gutem Brantwein, Zwieback und Reis so viel gereicht, daß selbst der kräftigste afrikanische Magen keine Ursache zur Klage hat.

Die herrschende Kaste der spanischen Creolen in Mittel-Amerika hat inzwischen die Nothwendigkeit von Reformen nicht nur eingesehen, sondern mitunter auch Hand daran gelegt die Wege zu verbessern und neue Erwerbsquellen sich zu öffnen. Dieß ist vielleicht die schönste und tröstlichste Seite der neuen Bewegung: daß sie träge, indolente Menschen zu einiger Thätigkeit spornt. Das Erscheinen der Yankees als Eisenbahnbauer, als durchziehende Wanderer und Goldsucher oder als Walkerische Piraten und Banditen, fängt an — dieß ist nicht zu läugnen — in den Isthmusprovinzen von Neu-Granada wie in den fünf centro-amerikanischen Republiken einen neuen Geist zu wecken. Was Vernunft und lockender Gewinn bisher nie vermocht haben, das bewirkt heute die Furcht. Selbst der braune Dictator von Guatemala hat kürzlich befohlen neue Fahrstraßen zu bauen und die schlechten Häfen am stillen Ocean zu verbessern. Man denkt endlich an die Zukunft. Nicht nur Reformen will man einführen um den morschen Staat zu kräftigen und die leeren Cassen zu füllen, sondern man wünscht sogar europäische Einwanderer, besonders Deutsche, nur beileibe keine Nord-Amerikaner. Man hofft und erwartet von einer massenhaften deutschen Ansiedlung Wunderdinge und Verbesserung des Ackerbaues, das Entstehen einer neuen Industrie und besonders die Liebe zur Arbeit — meinen die Herrschenden — soll „la gente floja del pais“ von den „Alemanes“ lernen. Mancher gute Beobachter freilich behauptet: es sey zu spät. Dieses hispano-amerikanische Geschlecht sey keiner Verbesserung mehr fähig, sey dem Untergang unrettbar verfallen. Kein künstliches Aufpfropfen von gesundem Reis vermöge mehr einem durch und durch faulen und wurmstichigen Stamme die geschwundene Lebenskraft wiederzugeben.

Es ist gleichwohl eine interessante Beobachtung und Erfahrung, welche gegenwärtig der europäische Reisende in diesen Ländern macht: daß man fast allenthalben mit großer Vorliebe davon spricht eine fremde friedliche Emigration einziehen zu sehen, welche „brazos y capitales“ brächte. Die „Alemanes“ wären den Regierenden nicht nur, sondern auch dem Volk am liebsten. Man weiß daß ihr Fleiß in

Nordamerika Wildnisse in blühende Staaten umgewandelt hat. Man kennt auch ihre Geschmeidigkeit, und hofft von ihnen daß sie sich leichter als andere Emigranten der herrschenden Nationalität anfügen. Viele intelligente Leute hier glauben, weit zuverlässiger als durch den angerufenen Beistand von England, Louis Napoleon und Monsieur Felix Belly, durch eine massenhafte deutsche Ansiedlung eine Garantie der Sicherheit zu erwerben, eine Schutzmauer, ein starkes Schwert und Schild gegen die Flibustieros von Nordamerika.

(Fortsetzung folgt.)

Natur und Menschen im Kaffernland.

IV.

Die socialen Zustände der Kaffern.

Von der Religion der Kaffern eine klare Ansicht zu gewinnen, ist nicht leicht, da Leute, die lange unter ihnen gelebt haben, und denen, wie den Missionären, etwas bestimmtes darüber zu wissen nöthig ist, in ihren Beobachtungen nicht ganz übereinstimmen. Die Kaffern haben nämlich ein Wort welches Gott bedeuten und hottentottischen Ursprungs seyn soll; was für eine Vorstellung sie aber mit demselben verbinden, darüber eben sind die Meinungen getheilt. Einige nehmen an, sie bezeichneten damit den Gott der Weißen, welcher nichts mit ihnen zu schaffen habe; andere, sie verständen darunter den Geist des mächtigsten ihrer frühern Häuptlinge, und wieder andere, das Wort bedeute ein alles regierendes, besonderes Wesen. Gegen die erste Meinung spricht namentlich der Umstand daß sie einen vom Blitze erschlagenen Menschen nicht betrauern, sondern glücklich preisen, weil „Gott" ihn zu sich genommen habe. Dagegen mögen die andern Meinungen beide gegründet seyn, indem ein Theil der Kaffern unter Gott ein höchstes Wesen versteht, während der andere sich darunter den Geist eines mächtigen Häuptlings denkt. Letzteres schließt sich ihrem Glauben an eine Fortdauer nach dem Tode am besten an; sie scheinen nämlich anzunehmen, die Verstorbenen wanderten auf der Erde umher und übten auf die Lebenden einen großen Einfluß aus. Bei einer Krankheit oder sonstigem Unglück halten sie die Geister ihrer Vorfahren (Imischologu) für beleidigt, bitten dieselben um Mitleid und bringen Opfer um sie zu versöhnen. Bei diesen welche in Vieh bestehen, verbrennen sie gewöhnlich die Knochen und essen das Fleisch, zuweilen verbrennen sie aber auch alles.

Außer diesen Sühnopfern findet sich auch eine Art Dankopfer bei ihnen. Wenn nämlich einem Häuptling ein Sohn geboren wird, so schlachtet er stets ein Stück Rindvieh. Die Knochen desselben werden verbrannt und das Fleisch wird genossen. Andere Kaffern schlachten in der Regel nur bei der Geburt ihres ersten Kindes, oder wenn sie Kinder durch den Tod verloren haben, bei der Geburt eines andern.

Wann immer ein Stück Vieh geschlachtet wird, verzehrt es der Eigenthümer nicht mit seiner Familie allein, sondern alle Leute der Nachbarschaft betrachten sich als eingeladen dazu. Der Arme, welcher von dem wenigen Vieh das er besitzt, nichts schlachten kann, erhält auf diese Weise zuweilen bessere Nahrung, nähert sich dem Reichen, nimmt Theil an den Festen desselben und betrachtet sich gewissermaßen als Glied ein und derselben Familie. Hierdurch erhalten die Feste der Kaffern eine ähnliche Bedeutung, wie sie bei den Juden die Gastopfer hatten, auch haben sie noch manche andere Gebräuche welche an die mosaischen Satzungen erinnern.

Es besteht z. B. der Gebrauch daß die Frauen sich zu gewissen Zeiten des Genusses der Milch enthalten müssen. Sie werden dann als unrein betrachtet und von Männern nicht berührt. Sollten sie ihren Zustand verheimlichen und Milch nehmen, so wird ihr Vater oder ihr Gemahl, je nachdem es sich um ein Mädchen oder eine Frau handelt, um Vieh gestraft welches der Häuptling erhält. Wöchnerinnen werden ebenfalls für unrein gehalten. Früher soll die Frau etwa einen Monat lang nach der Geburt eines Kindes von ihrem Manne nicht gesehen, auch sollen die Speise- und Trinkgeräthschaften, deren sie sich während dieser Zeit bedient hatte, als unrein betrachtet und entfernt worden seyn. Gegenwärtig kann bei den Gaikas der Mann schon zwei bis drei Tage nach der Niederkunft sein Weib und Kind besuchen.

Stirbt ein verheiratheter Mann oder eine verheirathete Frau, so wird der andere Theil als unrein betrachtet, ersterer etwa acht und letzterer zwölf bis vierzehn Tage lang. Während dieser Zeit dürfen sie nicht mit andern essen und müssen nach Ablauf derselben ihre alten Kleider wegwerfen, sich im Flusse baden und ihr Haar scheeren. So lange die Unreinheit dauert, ist es weder ihnen, noch ihren Verwandten gestattet in einen andern Kraal zu gehen; den des Häuptlings darf sogar niemand von allen Bewohnern des Kraals, in welchem ein Todesfall stattgefunden hat, in den ersten Tagen betreten. Wer es doch thut, muß dem Häuptling eine Strafe entrichten. Diese Absonderung hat natürlich keinen andern Zweck als die Ausbreitung ansteckender Krankheiten zu verhindern.

Wenn jemand vom Blitze erschlagen worden ist, werden die Bewohner des Kraals, in welchem der Getödtete gewohnt hat, für unrein gehalten. Sie müssen sich, sobald sie den Unfall erfahren, den benachbarten Kraalen nähern und den Bewohnern derselben das Geschehene zur Benachrichtigung des Häuptlings und aller übrigen mittheilen. Während ihrer Unreinheit ist es keinem gestattet einen andern Kraal zu betreten; sie müssen später ihren eigenen aufgeben, die Hütten verfallen und die Bestandtheile derselben unbenutzt lassen. Die vom Blitze Erschlagenen — auch die Thiere — werden verscharrt; dieß scheint eine Auszeichnung zu seyn, da wenigstens früher nur die Häuptlinge beerdigt wurden. Andere Leute trug man, wenn ihr Ende nahe zu seyn schien, in den nächsten Wald, setzte ihnen etwas Trinkwasser zur Seite und kümmerte sich nicht weiter um dieselben. Da die Todten für unrein gelten, so mag dieß die Hauptveranlassung des empörenden Gebrauches seyn Sterbende auszusetzen. In neuerer Zeit ist die Beerdigung durch den Einfluß der Weißen häufiger geworden, wenigstens in der Nähe europäischer Niederlassungen.

Sobald jemand stirbt, muß dem Häuptlinge sofort davon Anzeige gemacht werden; wer es unterläßt, wird um Vieh gestraft. Durch diese Verordnung wird der Häuptling in den Stand gesetzt bei Vergiftungen und andern verdächtigen Todesfällen eine Untersuchung zu veran-

lassen. Um das Leben des einzelnen zu sichern, muß auch bei schweren Erkrankungen ein Arzt zu Rath gezogen werden; tritt, ohne daß dieß geschehen ist, ein Todesfall ein, so wird derjenige welchem es oblag den Arzt zu rufen, gestraft.

Wenn ein Häuptling stirbt, so bleibt die Leiche desselben drei Tage lang in der Hütte liegen und wird von einigen seiner Räthe bewacht. Vor der Beerdigung wickelt man sie in Leopardenfelle oder in eine wollene Decke und das versammelte Volk ehrt in ihr den Verstorbenen durch Ausrufungen des Schmerzes. Das Grab wird drei bis vier Fuß tief am untern Ende des Kraals, der, wie bereits erwähnt, stets an einem sanften Abhange liegt, angelegt. Waffen, Kleidungsstücke, Zierrathen, Pfeife, Tabacksbeutel und Sattel des Verstorbenen werden mit begraben und einer der Räthe hält eine Leichenrede, worin er sich oft an den Todten wendet und den „zu seinen Vorfahren gegangenen" bittet, dem Stamme gewogen zu bleiben. Die angesehensten Räthe des Verstorbenen beauftragen dann einige ihrer Amtsgenossen mit der Bewachung des Grabes. Die Dauer derselben hängt von dem Range des Häuptlings ab und währt bis zu zwei Jahren. Die Wächter dürfen in den ersten sechs Monaten nicht zu ihren Familien gehen, später können sie es bei Tage thun, müssen aber stets beim Grabe schlafen. Solange die Bewachung desselben dauert, ist ihnen nicht erlaubt einen andern Kraal zu betreten, sie werden während dieser Zeit als unverletzlich betrachtet und der vornehmste unter ihnen bleibt für sein ganzes Leben von Confiscation des Vermögens befreit, nur ein Theil desselben kann ihm genommen werden, aber erst wenn sein Dienst vorüber ist. — Von dem Vieh des Verstorbenen werden einige Stücke so lange beim Grabe gehalten und als geheiligt betrachtet, als die Grabeswacht dauert. Fällt ein Stück, so bleibt es liegen, ohne daß man etwas davon benutzt. — Niemanden ist es erlaubt sich dem Grabe eines Häuptlings zu nähern. Wer es thut, wird von den Wächtern geschlagen und von dem neuen Häuptlinge vielleicht noch alles Eigenthums beraubt.

Die Kaffern sind außerordentlich abergläubisch und verrathen dieß vorzugsweise durch den Glauben an Prophezeiungen, an Vorbedeutungen und an Zauberei. Die erstere Art des Aberglaubens ist für die Stämme der Kosas und Tembus in neuester Zeit so verderblich geworden, daß dieselbe noch ausführlich betrachtet werden muß. Von den beiden andern Arten hat der Glaube an Vorbedeutungen nur selten traurige Folgen, da seine Wirkung im wesentlichen darin besteht daß gewisse, meist ganz gleichgültige Handlungen entweder verschoben oder aufgegeben werden. Die Kaffern halten z. B. manche Vögel für Unglücksboten, wenn sie dieselben unter gewissen Umständen bemerken. Zwei junge Männer welche zur Besorgung von Briefen verschickt wurden, beschlossen unter einem Busch zu übernachten; als sie demselben aber nahe kamen, flogen mehrere Krähen mit Geschrei daraus auf. Die Briefträger betrachteten dieß als das Vorzeichen einer ihnen daselbst drohenden Gefahr, und setzten trotz ihrer Ermüdung die ganze Nacht hindurch ihren Weg fort.

Verderblicher als der Glaube an Vorbedeutungen ist der an Zauberei. Die Kaffern nehmen an daß ein Individuum auf andere einen schädlichen Einfluß haben könne und daß dieser mit Hülfe bös gesinnter Geister, welche zuweilen in der Gestalt von Thieren, namentlich in der von Pavianen, Hyänen und Eulen erschienen, geäußert werde. Auf diese Weise können Krankheit und Tod von Menschen und Vieh, so wie Mehlthau und anhaltende Trockenheit veranlaßt werden.

Die Strafe für einen vermeintlichen Zauberer besteht in Confiscation eines Theils oder des ganzen Vermögens und oft auch noch in der Verurtheilung zum Tod. Da eine Frau kein Vermögen besitzt, so müssen, wenn dieselbe der Hexerei schuldig erkannt wird, ihre nächsten Verwandten dem Häuptling die von demselben erkannte Strafe entrichten; der Ehemann hat nichts damit zu thun.

Die der Hexerei angeklagten unglücklichen Menschen werden in der Regel gefoltert, um sie zum Geständniß und zur Vorzeigung des Behexungsmittels zu bringen. Letzteres besteht in irgendeinem Gegenstand, einem Stückchen Holze oder einem Knochen, der „mit böser Absicht" versteckt oder vergraben worden ist. Die Foltern sind entsetzlich: eine besteht darin daß der Körper in Kreuzform auf dem Boden ausgespannt und mit schwarzen Ameisen, welche empfindlich beißen und einen ritzenden Saft in der Wunde zurücklassen, bestreut wird. Nach erfolgtem Geständniß wird der Angeklagte entweder freigelassen oder sofort getödtet, indem man ihn mit einem Riemen erwürgt oder mit Stöcken erschlägt, oder einen Abhang hinabstürzt.

Da ein Behexungsfall nur auf Befehl oder mit Genehmigung des Häuptlings verfolgt werden kann, so mag der Aberglaube der Kaffern zuweilen als Deckmantel für die Herrsch- oder Habsucht der Häuptlinge dienen. Wenn z. B. einer von diesen erkrankt, so kann er dieß als einen Vorwand benutzen, um eine ihm verhaßte Person aus der Welt zu schaffen und sich des Vermögens derselben zu bemächtigen; häufig ist es aber auch Ueberzeugung daß eine Behexung vorliege. Die Kaffern glauben fest, sie könnten einander durch Beihülfe von Geistern schaden, und da sie überdieß die Verabreichung von Pflanzengiften, die gewöhnlich in den Milchsack von andern gegossen oder gesteckt werden, auch als Zauberei betrachten, so kommt es vor daß einer mit vollstem Recht gestraft wird.

Zur Auffindung der Zauberer und Hexen gibt es unter den Kaffern eine besondere Classe von Leuten; dieselben werden von den Europäern Doctoren genannt, weil sie die Behexten, und manche von ihnen auch gewöhnliche Kranke heilen; sie verdienen indessen eher den Namen Priester. Die vorzüglichsten sind diejenigen welche durch die sogenannte „Erneuerung" — eine Reihe abenteuerlicher Gebräuche — „mit den Geistern der Vorfahren" in Verbindung getreten, und dadurch in den Stand gesetzt sind den Häuptling nebst seinem Volk vor bösen Einflüssen zu bewahren. Wenn die Geister erzürnt sind und eine Krankheit oder sonstiges Unglück veranlaßt haben, so bestimmen diese Doctoren die Opfer welche zu ihrer Versöhnung unter mancherlei sonderbaren Gebräuchen gebracht werden müssen, oder wenn Zauberer durch Unterstützung von einzelnen Geistern Unglück verursacht haben, so spüren sie dieselben unter gewissen Gaukeleien aus. Ob viele von ihnen das was sie vorgeben selbst glauben, muß dahingestellt bleiben. Diejenigen Doctoren welche die „Erneuerung" nicht durchgemacht haben, dürfen keine Zauberer ausspüren. Sie bringen nur gewisse Opfer, namentlich Reinigungs- und solche Sühnopfer die nicht den ganzen Stamm, sondern nur einzelne Personen betreffen, wobei also nicht die Geister der Vorfahren überhaupt, sondern nur ein Geist oder einzelne Geister erzürnt gedacht werden. Sie sind auch im Besitz gewisser Heilmittel und müssen, wie schon bemerkt, bei schweren Krankheiten zu Rath gezogen werden; eine Vergütung für ihre Bemühungen erhalten sie aber nur dann, wenn der Kranke genaß.

Bei Angabe der wichtigsten Sitten und Gebräuche der Kaffern darf auch die Beschneidung nicht unerwähnt bleiben; derselben liegt kein

religiöser Gedanke zu Grunde; auch findet sie nicht bald nach der Geburt, sondern erst im 16ten bis 19ten Lebensjahre statt. Der Spielraum von drei Jahren rührt daher daß nie einzelne, sondern immer eine größere Anzahl Jünglinge zugleich beschnitten werden. Die Beschneidung geschieht mit der Schärfe eines Wurfspießes und wird von einem beliebigen Manne, welcher sich darauf versteht, vollzogen. Solange die Wunden nicht völlig geheilt sind, werden die Jünglinge abgesondert; man baut deßhalb für sie an einem entlegenen Orte in der Nähe eines Flusses Hütten, wo sie drei bis vier Monate lang unter Aufsicht von Männern zusammenleben. Während dieser Zeit dürfen sie sich keinem Frauenzimmer, namentlich keinem verheiratheten nähern, und sollten sie zufällig einem begegnen, so müssen sie ihr Gesicht verhüllen. Sie erhalten während ihrer Abgeschiedenheit so viel zu essen als sie nur zu sich nehmen können, und zwar nicht nur von ihren Verwandten, sondern auch von unbetheiligten Personen in der Nachbarschaft. Zum Empfang von Lebensmitteln ziehen sie zuweilen von Kraal zu Kraal, aber ohne einen davon zu betreten; die Männer kommen ihnen dann mit Speisen entgegen, wofür dieselben durch Tänze erfreut werden; diese bestehen in einem bis zu gänzlicher Erschöpfung fortgesetzten Ausrecken von Armen und Beinen, und in sonderbaren Sprüngen. Der größte Theil ihres Zusammenlebens wird zu Leibesübungen verwendet, und oft werden sie zur Veranstaltung von solchen sogar Nachts geweckt. Jedermann hat das Recht sie hundemäßig zu prügeln, wobei sie gleich den spartanischen Jünglingen kein Zeichen des Schmerzes geben dürfen. Solange ihre Absonderung dauert, färben sie ihren ganzen Leib täglich mehrmals mit weißem Thon. Am letzten Tage stecken sie, sobald sie dazu aufgefordert werden, ihre Hütten in Brand, und werfen alles was sie bei sich haben in die Flammen. Dann rennen sie in den Fluß, baden sich und legen neue, bereit gehaltene Decken an; hierauf begeben sie sich nach dem Kraal des angesehensten Mannes, von welchem ein Sohn mitbeschnitten worden ist, bestreichen ihren Körper mit Butter oder Talg, und werden von ihren Müttern und andern Frauen mit einem wohlriechenden Kräuterpulver bestreut. Der angesehenste Mann hält dann eine Rede, worin er ihnen sagt daß sie nun Männer seyen; daß sie ihre Häuptlinge ehren, und ihre Waffen, welche ihnen dabei übergeben werden, vor Schimpf bewahren möchten. Alle diejenigen welche zusammen beschnitten worden sind, betrachten sich das ganze Leben hindurch als Freunde. Hierdurch wird die Beschneidung zu einem Band, das die Stammesgenossen inniger verknüpft. Die beschnittenen Jünglinge nehmen keinen Theil mehr an den Mahlzeiten der Frauen und Kinder, welche stets abgesondert von den Männern speisen, bleiben aber, solange sie bei ihrem Vater leben wollen, unter dessen Gewalt.

Wie die Jünglinge durch die Beschneidung gewissermaßen in die bürgerliche Gesellschaft eingeführt werden, so besteht auch hinsichtlich der Mädchen eine Sitte, welche diesen Zweck hat. Sobald sich nämlich bei einem solchen die Zeichen der Mannbarkeit zum erstenmal einstellen, wird dasselbe mehrere Tage lang abgesondert und dann feierlichst zur Jungfrau erklärt. Man schlachtet während dieser Zeit Vieh und veranstaltet Feste, zu denen sich die Leute aus der Nachbarschaft einfinden.

Der Amur als Verkehrsmittel.

Hatten wir kürzlich Gelegenheit aus den Bemerkungen des amerikanischen Reisenden Collins die Uebertreibungen zu widerlegen welche jetzt noch alltäglich über die neueste Erweiterung der russischen Macht in Ostasien umlaufen, so erscheint jetzt als Ergänzung in Ermans Archiv zur Kunde für Rußland unter der Aufschrift, „die Wahrheit über den Amur" theils aus dem Morskoi Sbornik theils aus den Berichten eines Deutschen, der im Dienste des californischen Handelshauses Esche sich in Nikolajewsk aufhält, Widerlegungen gegen die orientalischen Märchen russischer Zeitungen, welche bereits dem Amurhandel die Macht zuschrieben daß in Folge der Eröffnung des neuen Verkehrsmittels auf der Irbiter Messe der Zucker auf 7½ Rubel das Pud gesunken sey, daß 1857 schon regelmäßige Sommerfahrten auf dem Amur, und beträchtliche Ausfuhren transbaikalischen Pökelfleisches durch Vermittlung amerikanischer Häuser nach Häfen des Stillen Meeres stattgefunden hätten.

Wir erfahren jetzt daß im Jahre 1857 nicht ein einziger Dampfer den Amur in seiner vollen schiffbaren Länge befahren habe, denn der Dampfer „Lena," der am 31 Mai beim Marienposten abfuhr, erreichte erst am 18 August (!) Schilkinskji Sawod, wo er überwinterte, und ein zweiter Dampfer drang nur bis zur Seja-Mündung. Zucker, Tabak und Cigarren sind allerdings schon den Amur aufwärts gegangen, allein es waren dieß nur Proben zu commerciellen Versuchen, keine ächten Handelsunternehmungen die etwa auf die Preise hätten zurückwirken können, und eine „unbegreifliche Frechheit" sey es, angebliche Erscheinungen auf der Irbiter Messe in Zusammenhang mit dem Amur zu bringen. Es standen vielmehr in Tschita [1] (Hauptstadt am obern Amur) die Preise des Zuckers auf 16—18 (circa 1 fl. rh. das Pfd.), des Kaffees auf 24—28 R. S. das Pud, am 1 Jul. 1858, und am andern Tage hatte man noch nicht einmal Nachrichten von dem Stand der Dinge am untern Amur, obwohl bei Nikolajewsk der Fluß schon Anfangs Mai aufgeht. Die Schifffahrt auf dem Amur wurde 1858 wieder nur von zwei Dampfern betrieben. Der eine „Lena" setzte seine im vorigen Jahre unterbrochene Fahrt stromaufwärts von Usiseja nach dem künftigen Regierungshafen Stretjinsk fort, wo er noch am 23 Oct. lag. Obgleich dieses Schiff nur 4½ F. Tiefgang hatte, stieß es doch beständig auf, außerdem war das Fahrzeug eine Reliquie aus der Kindheit der Dampfschifffahrt, denn sein einziges Rad befand sich am Hintertheil und verhinderte natürlich jede genaue Steuerung. Das zweite Boot Nadeshda hat nur acht Pferdekraft und „Räumlichkeiten für vier Passagiere." Einer der russischen Stabsofficiere, dem es im vorigen Jahre zur Verfügung stand, verließ es bei der ersten besten Station, um seine Reise in — Canoes der Eingebornen fortzusetzen.

Man lasse sich also doch nicht von Zeitungsfabeln oder von dem Anblick der Landkarte täuschen, welche letztere uns doch nur die Räume und die Objecte in den Räumen, nie ihre Beschaffenheit darstellt. So erscheint die Donau auf der Karte das doppelte so viel werth als der Rhein, und doch hat wegen seines starken Gefälles jener Strom commerciell nicht den fünften Theil des Werthes wie der Rhein. Aehnlich wird der Amur sich als Verkehrsmittel sehr niedern Ranges bewähren, und was die russischen Ansiedlungen betrifft, so wiederholen wir das

[1] Erst seit drei Jahren gegründet.

neulich Mitgetheilte: der beste und wärmste Theil des Amurthales ist noch in den Händen der Chinesen, und was die Russen besitzen, enthält keine andern Schätze als vielleicht treffliches Schiffsbauholz. Bis jetzt gehört die Amurschifffahrt und die „Eroberung" des Amurlandes noch in das Gebiet des politischen Humbug. Doch weiß man nicht „was noch werden kann."

Irrsinnige in Griechenland.

Reiseblatt von Rob. Waldmüller.

Einen der sonderbarsten Aufenthalte für Geisteskranke bietet das Kloster Daphne, zwischen Athen und Eleusis, in dem berühmten Engpaß gelegen welcher die eleusinische Ebene mit der attischen verbindet. Klöster sind an sich in Griechenland nicht eben von wohnlicher Beschaffenheit. Mit wenigen Ausnahmen befinden sie sich im Zustande der Auflösung oder gar des vollkommenen Verfalls, nicht sowohl ihrer sittlichen Haltung nach, als vielmehr um ihrer ganzen Einrichtung und Bestimmung willen, für die sich das Interesse überlebt hat. So ist denn auch Daphne seiner ursprünglichen Bestimmung entfremdet worden. Die Mönche haben ihre Sandalen und Talare weggeworfen, und sich unter das Volk gemischt, oder als Popen ein Unterkommen gefunden. Die Zellen stehen leer, die Kirche ist kaum noch zugänglich; Lorbeer, Myrte und Oelbaum gucken in fröhlicher Sicherheit aus dem eingestürzten Refectorium hervor, und wo die Küche vor Zeiten die schmale griechische Klosterkost spendete, da haben sich unsere Maulthiere mit Sack und Pack im wuchernden Farrenkraut gelagert, während unsere Pferde den wasserarmen Brunnen beschnuppern, welcher den Mittelpunkt des Klosterhofs bildet.

Große Marmorquadern geben diesem vormittelalterlichen Bau an einigen Stellen ein antikes Ansehen. Sie sind dem Apollo-Tempel entfremdet, welcher früher auf dieser Stelle stand und das Schicksal der meisten vorchristlichen Andachtsstätten theilte: die Fundamente herzuleihen zu einem Gotteshause der nachdringenden Religion. Drei jonische Säulen zierten noch zu Anfang dieses Jahrhunderts die eine Seite der Klosterkirche. Lord Elgin, der antiquarische Plünderer, mißgönnte auch ihnen das Verbleiben im Vaterlande des Apollo-Cultus, sie sind nach England verschleppt worden. Andere Marmorfragmente von vorzüglicher Arbeit dürften, allem Anschein nach, dem Venus-Tempel entnommen worden seyn, welcher unter dem Apollo-Tempel lag, und dessen Attribute in weißen Tauben aus Marmor zu Tag kamen.

Man sieht, der Aufenthalt hat eine Menge sinniger Bezüge, welche auf das Leben außerhalb dieser verwitternden Mauern zurückdeuten: die Liebe, die arge Sinnverwirrerin, hatte ihren blumengeschmückten Altar in nächster Nähe, der Gott dem „der holde Wahnsinn die Lippen zum Gesange regte," wurde an dieser Stelle verehrt. Und nun flüchten in Hoffnung auf Genesung in den zweifelhaften Schutz dieser Trümmer diejenigen Unglücklichen welche in lichten Stunden sich dort Heilung versprechen, wo immer der taube Lärm der Tagsgeschichte sie nicht erreicht.

Die wenigsten mögen genesen heimkehren, und in der That, wer irgend Anlage zum Tiefsinn in sich birgt, läuft in dieser Einsamkeit Gefahr schon allein an den Räthseln menschlichen Glaubens und Unglaubens, deren zerrissene Fäden hier durcheinander flattern, zum unheilbaren Grübler zu werden.

Von einer vorsorglichen Anstalt im Sinn europäischer Irrenhäuser ist hier von vornherein nicht die Rede. Dergleichen gibt es nicht einmal in Athen, und wer das Unglück hat seiner Geisteskräfte nicht selber mehr mächtig zu seyn, für den ist außerhalb des eigenen Hauses in keiner Weise gesorgt. Wir werden weiter unten einzelnen solcher Unglücklichen begegnen. Hier in Daphne beschränken wir uns auf einige kurze Andeutungen.

Der ganze Bau ist seit Jahren sich selbst überlassen worden. Im Kriege gegen die Türken hat er, wie noch eine Menge Kugeln in den Mauern beweisen, bei der Vertheidigung des wichtigen Daphnepasses zum letztenmal eine Rolle gespielt. Die byzantinischen Fresken und Mosaiken der Kirche zeigen manchen muselmännischen Prallschuß, und an vielen Stellen haben Yataghan-Hiebe die Köpfe und Hände der Heiligen entstellt. Im Klosterhofe liegen die Zellen in zwei Reihen übereinander, die untere zu ebener Erde, die obere von einer Holzgallerie umgeben. Einige stehen offen, und man blickt in viereckige leere Räume hinein, denen jede Ausstattung fehlt; andere haben Holzthüren mit einer vergitterten Oeffnung, durch welche hin und wieder eine Hand oder ein Antlitz sichtbar wird; noch andere verrathen einen Versuch durch Tisch und Stuhl, durch eine Lampe oder ein Buch das Einerlei des schmucklosen Raums weniger erdrückend wirken zu lassen. Wir ersteigen eine rohe Holztreppe und sind auf der Gallerie. Hier wünscht ein armer Teufel von Malteser unsern Rath. Man hat ihn mit seinem Herrn hieher geschickt, da die Aerzte dem letztern nicht zu helfen wissen. Unter den vielen leeren Zellen hat der Malteser sich die geräumigste ausgesucht, und nun wartet er bereits manchen Monat lang der gepriesenen Wirkung dieses trostlosen Orts, dessen Bevölkerung schon hinreichen würde um den nüchternsten Menschen in Jahr und Tag mit fixen Ideen anzufüllen. „Da liegt mein Herr," sagt er mit dem Ausdruck trauriger Ergebung, „es sind jetzt seine bösen 14 Tage im Wiederkehren begriffen."

Seine bösen 14 Tage? Was fehlt ihm?

Auf dem Strohsacke nahebei bewegt sich der Kranke, ein Mann von etlichen dreißig Jahren. Der Malteser geht zu ihm, redet ihn an und erhält eine sanft tönende, aber zusammenhanglose Antwort.

„Was ihm fehlt?" erwiedert der Diener dann, ihm fehlt periodisch der Verstand, und zwar ist allemal ein Zwischenraum von vierzehn solchen Tagen zwischen einer völlig geistesklaren Zeit von etwa 37 bis 39 Tagen. Alle Arzeneien verschlagen nicht."

Wir erkundigen uns weiter und hören noch daß Blutandrang zum Gehirn für die Ursache seines Uebels gilt.

Aber von einem Arzt weiß dieser verzweifelte Curort nichts. Die frische Luft, das gute Wasser sollen alles thun. Man begreift wie wenig sie im Stande sind ohne sonstige Pflege und Mittel den Leidenden aufzuhelfen. Wir müssen der magnetischen Hand des Irrenfreundes Czippich aus Steiermark gedenken, der so manches zerstörte

Geistesleben wieder ins Geleise brachte; auch die glücklichen magnetischen Curen des Dr. Watson in einem Irrenhause Londons fielen uns ein; er hatte in nicht gar langer Zeit vierzig Irre wieder hergestellt. Wie manche Hülfe wäre hier zu spenden gewesen. So weit unsere Kenntniß von dieser Behandlungsweise reichte, gaben wir sie auf die Bitten des Maltesers zum besten, und er erwies sich bei den an unserm Führer gemachten Proben gelehrig genug, um hoffen zu lassen daß seinem Herrn einige Erleichterung dadurch zu statten kommen werde.

Wir waren, um manchem unangenehmen Eindruck auszuweichen, von dem Klosterhofe fortgegangen, und hatten uns einem Anbau zugewandt, von wo aus ein naher Blick auf die Deckmosaiken der Kirche möglich seyn sollte, als wir plötzlich vor einem ältlichen Herrn standen, welcher sich oben auf diesem Anbau in einer Art Thurmkammer eingerichtet hatte. Er grüßte uns sehr freundlich, drückte sich gewandt in italienischer Sprache aus, dann auch in französischer, und stellte sich uns als Bibliothekar des Senats vor. Da wir uns in einem Zufluchtsort von Irren befanden, setzten wir einiges Bedenken in die Thatsächlichkeit dieser Mittheilungen, doch bestätigte unser Führer uns nachher daß der alte Herr in der That jene Stelle ausfülle, sich aber zeitweilig wegen Ueberarbeitung und ihrer Folgen hieher zurückziehe. Wir hüteten uns ihn durch Fragen über die Veranlassung dieser luftigen Sommerresidenz in Verlegenheit zu setzen, doch hielt er selbst für angemessen sie auf Rechnung eines Fieberanfalls zu schreiben, dem am besten durch Luftveränderung zu begegnen sey. Wir wünschen von Herzen daß er seitdem keine Ursache zu ähnlichen Ausflügen nach Daphne gehabt haben möge. Seine freundlichen Anerbietungen zur Ausbeutung der mancherlei bibliothekarischen Fundgruben mußten wir leider wegen Ueberfülle anderweitiger Ansprüche an unsere Zeit unbenutzt lassen.

Nachdem unsere Pferde sich erfrischt und gestärkt hatten, setzten wir unsern Ritt in der Richtung nach Eleusis fort.

Wir haben seitdem noch ein anderes Kloster kennen gelernt, das außer dem Aufenthalt der Mönche auch der Bestimmung dient Irre zu verpflegen, oder besser gesagt, unter Schloß und Riegel zu halten, denn weiter erstreckt sich die Sorge für diese Unglücklichen nicht. Das Kloster dessen wir hier gedenken, ist Burkano genannt, an einem Abhange des Berges Evas, unterhalb des Berges Ithome. Hier wäre in Wirklichkeit ein Punkt wo die Seele von manchen zerrüttenden Eindrücken sich sammeln und erholen könnte, und wenn die griechische Regierung einmal für innere Verbesserungen Zeit finden sollte, statt immer von einem griechischen Weltreich zu träumen, so sollte sie hier ihren Irren Asyl geben. Fügen wir gleich hinzu daß jetzt die wilden Thiere in Menagerien besser daran sind als diese armen irren Klosterpfleglinge. Als wir den Mönchen im Klosterhofe zuschauten wie sie sich mit Knochenspielen vergnügten, belästigte es keinen unter ihnen daß kaum zwanzig Schritt seitab die armen Eingesperrten in ihren zu ebener Erde gelegenen, fensterlosen Zellen heulten und winselten. Am Fuß einiger Thüren war zum Durchschieben der Nahrungsmittel ein Loch angebracht, das einzige Lichtloch zugleich durch welches sie mit der Welt außerhalb ihrer Käfige in Verbindung blieben. Durch diese Oeffnung kam bald ein Stock hervor, bald ein Taschentuch, bald eine Hand, lauter Versuche den zerrissenen Verkehr mit der Außenwelt nothdürftig wieder anzuknüpfen. An irgend eine Heilmethode war nicht zu denken. Man hatte dem Kloster diese lästigen Gäste aufgenöthigt, wie das in ganz Griechenland Brauch zu seyn schien, und die Mönche ertrugen die Unannehmlichkeit, indem sie ihrer möglichst wenig gedachten.

Für uns minder Abgehärtete war der Gegensatz dieses menschlichen Elends zu der üppigen Schönheit der Natur ringsum nur um so empfindlicher. Messenien ist noch immer das gesegnete Land, das schon den Spartanern zu lockend war, als daß sie es nicht unterjocht hätten. In des Klosters Nähe steigt man zu den wohlerhaltenen Trümmern der alten Heldenstadt Messene hinauf, des schönsten Musters hellenischen Festungsbaues, dessen Mauern durch nicht weniger als 30 riesige Quaderthürme bewacht wurden. Sieben stehen noch heute unerschüttert. Epaminondas war ihr Erbauer, und sie boten den Spartanern ein trotziges Denkzeichen an die Schlacht von Leuktra, welche das Joch der Spartaner von dem Nacken der Messenier schüttelte. Aber auch für solche denen die Geschichte keine lebendige Erzählerin ist, und die sich nicht in die Zeit zurückversetzen können wo lange vor jener befreienden Schlacht mehr als 200,000 freie Messenier der Sklaverei verfielen, auch für solche die sich nicht aus der Gegenwart in die Vergangenheit zu flüchten verstehen, um eins durch das andere ins Gleichgewicht zu stellen, auch für sie bietet diese Gegend in ihrer wunderbaren Schönheit alles was einem kranken Gemüth Balsam werden muß. Wir brauchen nicht von der „sandigen Pylos" drüben, der wohlgebauten Stadt des Nestor, Kunde zu haben, um unsern Blick mit Freude über die fernen Reste dieser altehrwürdigen Hügelveste aufs azurblaue Meer schweifen zu lassen, wo die griechischen Segel wie Möven über die Fluth hingleiten. Wir brauchen der blauäugigen Tochter des Donnerers nicht zu gedenken, und ihres Zwiegesprächs mit Nestors götterfürchtigem Sohn Pisistratus, um mit Entzücken hier, wo Homer ihrer erwähnt, das schönste Landschaftsbild zu überschauen und die glühende Schlange von Oleandergebüschen auf ihrer Wanderung thalwärts zu verfolgen, dem Gebirgsbach nach, welcher seit zwei Monaten versiegte. Es gibt kaum etwas lachenderes, farbenüppigeres als diese mächtige Rosenlorbeerguirlande, die in haushohen Büschen sich zwischen Stacheleichen, wilden Birnbäumen, Platanen und griechischem Ginster bergab winden, und welcher der starke südliche Nachtthau reichlichen Ersatz für die verschwundenen Gebirgswasser zu bieten scheint. Und wenn uns andern der Rückblick in jene ferne götterbelebte Zeit den Telemachus zeigt wie er auf dem Weg zu dem rathspendenden Nestor diese jetzt kahlen Ufer noch mit trotzigen Eichen- und Wallnußbäumen bewachsen fand, so sieht ein mehr der Gegenwart zugewandtes Auge mit Freuden den Fleiß des Winzers und Korinthenbauers jede fruchtbare Stelle bepflanzen, Datteln, Oliven und Orangen ernten und allmählich die Spuren der Verwüstung tilgen, welche nicht mit einem Schlag überwunden werden können. Eben diese gesegnete Gegend hat noch während des Türkenkrieges ungemein gelitten. Man weiß daß die Griechen zu allen Zeiten schlechte Waldhüter waren, und mehr Schiffsholz fällten als nachwachsen konnte. Wo immer das Holz nur wegschaffbar ist, hat man es seit langem gefällt. Aber wüster noch wirthschaften die Türken. Ganze Waldungen haben sie niedergebrannt, und häufig ohne irgend nachweisbaren Zweck und Nutzen. Und gerade hier hatte der Muselman, ehe er der europäischen Uebermacht erlag, Zeit genug zu verwüsten was sich auf die Dauer nicht als Eigenthum erhalten ließ. Navarino denkwürdigen Andenkens liegt dort in der Tiefe am blauen Meerbusen; man erkennt deutlich die venetianischen Befestigungsreste, den schönen 12—19 Faden tiefen Hafen, in welchem die osmanische Flotte unter Ibrahim Pascha, 81 Segel stark, vor Anker lag, den schmalen Wasserpaß, welchen die englische,

französische und russische Flotte am 20 October 1827 forcirten, um im Hafen selbst die türkische Flotte zu vernichten. Bekanntlich gelang es den Verbündeten im vollsten Maße. Nur eine Fregatte und 15 kleinere Schiffe blieben seefähig. Alle übrigen wurden in den Grund geschossen, oder von den Aegyptiern und Türken mit fanatischer Todesverachtung in die Luft gesprengt. Die öffentliche Meinung hat selbst in England der Politik, welche den Tag von Navarino heraufbeschwor, niemals ungetheilten Beifall gespendet, und seit neuerdings das Blutbad im Hafen von Sinope dem Halbmond bereitet ward, erinnert man nicht ohne sehr gemischte Gefühle an den übergrausamen Gebrauch von Pulver und Hohlgeschossen, wie er schon den Tag von Navarino auszeichnete. Aber er hat Griechenland von den Türken befreit, und so lange man auf griechischem Boden steht, darf man wenigstens dieses Ergebniß sich nicht durch allzuweit gehende politische Hintergedanken verkümmern.

Wir blickten mit Gefühlen dieser Art auf das ferne Navarino hinab, als unser Führer uns fragte ob wir vorhin den Roßschweif beachtet hätten, welchen einer der Eingesperrten durch das Futterloch in der Thür hinausgehalten habe. Man sage, fügte er hinzu, unter den armen Irren befänden sich noch drei hochgestellte Türken oder Aegyptier, welchen bei dem Gemetzel von Navarino das Licht des Geistes ausgeweht worden, und er schien der Meinung, der Vorzeiger des Roßschweifes werde im goldenen Horn den Rang eines Pascha's bekleidet haben.

Uns erinnerte diese sagenhafte Namenlosigkeit der hier eingesperrten Personen an eine Schilderung welche uns der Lloydagent, Hr. Beck, in Pireo von einem ihm zu Gesicht gekommenen derartigen Aufenthalt in Magnesia entworfen hatte. Fünf der dort verwahrten Irren waren völlig nackt gewesen, und ihre Kette hatte ihnen kaum Bewegungsfreiheit genug gelassen um ihr Strohlager von der Verpestung frei zu halten welche der Mangel jeder Reinlichkeitsvorkehrung zur Folge haben mußte. Einer der so Festgehaltenen erwies sich noch überdieß als klaren Geistes, und seine Anklagen gegen habsüchtige Verwandte, die ihn hier gefangen hielten, erschienen so glaubhaft, daß sich auf Hrn. Beck's Veranlassung der preußische Consul für ihn verwendete, wir wissen nicht mit welchem Erfolg.

Minder traurig jedenfalls ist hier im allgemeinen das Loos derjenigen Geisteskranken deren sich niemand annimmt, d. h. deren Freiheit man nicht einzuschränken braucht. Obschon unsere Reise kaum zwei Monate umfaßte, sahen wir solcher unschädlichen Menschen doch nicht ganz wenige. Auf dem Wege von Sparta nach Leondari gesellte sich einer derselben zu uns. Wir hatten eben Mittagsrast zu machen begonnen, und unser Führer war im offenen Felde mit seiner Kochkunst im besten Gange. Der neue Gast, ein Greis von 70 Jahren, zeigte indessen nichts weniger als Absichten auf unser Mahl. Er lehnte im Gegentheil ab was wir ihm zum Essen in die Hand gaben, und sagte mit kläglichster Stimme: Reisende brauchten ihre Mundvorräthe nöthiger als einer wie er. Erst auf vieles Zureden der zusammengelaufenen Hirten und Hirtinnen ließ er sich bewegen Datteln und trockenes Brod zu nehmen. Er war in der Gegend heimisch und allen wohl bekannt. Seine Verrücktheit bestand in der Furcht vor einem, wie er sagte, in allen Häusern wohnenden Teufel. Um diesem nicht ins Garn zu fallen, schlief er immer im Freien. Seine Sohlen waren hart wie Eisen. Sein Wesen hatte etwas unstätes, und es kostete Mühe ihn längere Zeit an **einem** Platz verweilen zu lassen. Frühmorgens war er schon, um kühles Wasser zu trinken, hoch oben am Taygetus gewesen. Jetzt hatte ihn der Schatten der Nußbäume herabgelockt. Man kannte ihn schon 18—20 Jahre in diesem Zustand, und ein alter Hirt wollte wissen daß bei jenem im Hause ehemals in Wahrheit der Teufel sein Wesen getrieben habe, bis er allenthalben Teufel zu sehen glaubte und davon lief. Die Weiber welche uns umstanden, wollten von dieser Auslegung nichts wissen. Der Alte saß unstät umherblickend dabei, und aß mit schüchterner Langsamkeit was wir ihm aufnöthigten.

Einen Menschen auf den das Wort Narr mehr paßte, sahen wir auf dem Dampfboot das uns von Syra nach Athen brachte. Er hatte eben noch Witz genug um durch einfältige Antworten die Neckereien des Second und die Lachlust einer jungen Griechin in Reifrock und Pagenhut bei frischem Athem zu erhalten. Im übrigen verrieth seine excentrische Kleidung, die ihm völlig unverständliche Ordnungswidrigkeit seiner Bewegungen, die Zerlumptheit einerseits und die Eleganz andrerseits daß er höchstens für müßige Leute als trauriger Zeitvertreib taugte. Die weißgeschminkte junge Schöne lachte und spaßte denn auch mit ihm, bis ihre künstliche Blässe es bei ihrem zunehmenden innern Uebermuth an häßlicher Widersinnigkeit mit dem Gegenstand ihres Spottes aufnehmen konnte, und der wenig erquickte Zuschauer sich von dem unangenehmen Doppelanblick abwandte.

In gleicher Weise war auf unserer Rückfahrt nach Triest ein Veroneser der Gegenstand unbegreiflicher, aber allgemeiner Belustigung. Er mochte das vierte Jahrzehnt fast beschlossen haben, und kündete sich schon durch die Einfachheit seines Benehmens mehr als Mann an der unbemerkt bleiben möchte, denn als einer welcher zum Vertreiben der Langeweile taugte. Dennoch hatten die Passagiere des 2ten Platzes nicht so bald bemerkt daß ein solcher Leidender in ihrer Mitte sey, als sie sich seiner bemächtigten, und während der ganzen Reisedauer ihn, wo er gieng und stand, zu ihren närrischen Fragen und Antwort-Spielen preßten. Wir fürchten sehr, er wird noch ein gut Theil confuser nach Verona gekommen seyn, als er von Konstantinopel abgeschickt wurde. Einmal brach er Nachts in die Damencajüte ein, und erschreckte nicht wenig zwei dort einquartierte Französinnen des ersten Platzes, die Wittwe eines Arztes aus Pera und ihre junge Schwester. Er hatte sich, scheint es, nicht ganz klare Rechenschaft gegeben warum er als 2ter Cajütenpassagier engere Betten und größere Hitze zu ertragen habe, als die zierlichen zwei Damen aus Byzanz, und es kostete, trotz seiner Gutmüthigkeit, große Mühe und Ueberredungskunst ihn wieder in seine Kleider hineinzuschwatzen, deren er ohnehin einen Theil gern überm Arm trug. Sonderbarerweise ereignete sich alles das auf einem Schiffe, dem ein Schiffsarzt beigegeben war, auf der Australia nämlich. Wir machten diesen Herrn wiederholt auf die üble Behandlung des armen Veronesers seitens seiner leichtlachenden Cajüten-Gesellschaft aufmerksam, aber es schien daß selbst der Schiffsarzt die Sache für eine harmlose Belustigung ansah, von der man seinen Theil Zerstreuung mit in den Kauf nehmen solle. Es konnte auch wohl überhaupt nur in diesen Breiten vorkommen daß ein Geisteskranker auf eine so lange Reise wie die von Konstantinopel bis Verona geschickt wurde, ohne einen Begleiter stellen zu müssen.

Sonderbarerweise sind unter den Lloyd-Capitänen selbst in den letzten Jahren mehrfache Fälle von Tiefsinn vorgekommen, ohne daß man bis jetzt über Vermuthungen hinsichtlich der Veranlassung dieser Erkrankungen hinausgekommen zu seyn scheint. Man nannte uns nicht weniger als vier Capitäne und einen Second oder Unter-Capitän.

Wir haben im vorstehenden einige Seiten griechischer Zustände

berührt welche der westeuropäischen Cultur noch ein brachliegendes Ackerfeld bieten. Vergessen wir nicht hinzuzufügen daß im Süden vieles in anderm Licht als bei uns im Norden erscheint. Das Recht der freien Bewegung und der Bewegung im Freien ist in der That in der schönsten Natur eine größere Lebensfrage als es in einer Gegend seyn würde welche neun Monate im Jahr den Aufenthalt im Hause als wünschenswerthe Möglichkeit erscheinen läßt.

Es ist bekannt daß z. B. das schöne Albergo dei Poveri in Neapel selten ganz gefüllt ist, weil die Armuth zwischen vier Wänden im lustigen Neapel drückender ist als die Armuth unter freiem blauen Himmel. Aehnlich verhält es sich mit den geistig Verarmten. Es beleidigt wohl unser Gefühl ein Gebrechen dieser Art in seiner Nacktheit zum Gegenstand des wohlfeilen Zeitvertreibs gemacht zu sehen, aber um gerecht zu seyn, müssen wir zugeben daß den armen Irren ein gut Theil Elend aufgebürdet würde, wollte man sie, aus Achtung vor ihrem Leiden, dem Verkehr mit Menschen entziehen. Es ist wahr, ihr Geist findet sich schwerlich wieder auf die rechte Fährte zurück, solange alle Welt an ihren Narrheiten zu eigener Belustigung dreht und wendet. Aber ehe man wünschen darf daß sie dem öffentlichen Verkehr wie bei uns entzogen werden, muß die Möglichkeit angebahnt werden für ihre Wiederherstellung zu sorgen. Und hierauf sollte die Regierung des Königs Otto je eher desto lieber bedacht seyn.

Uebrigens dürfen wir selbst in unserm Urtheil über diejenigen nicht allzu strenge seyn die sich an den Thorheiten jener armen Mitgeschöpfe vergnügen. Wir thun alle etwas ähnliches, indem wir Don Quixotte als das unterhaltendste und bestgeschriebene Buch gelten lassen, obschon es von Anfang bis zu Ende uns die Gesellschaft eines Verrückten zumuthet, und uns auf seine Kosten bei guter Laune erhält. Nur aus einem südlichen Volke konnte ein solches Buch hervorwachsen, und man muß sich unter einem südlichen Volk auf dem im Vorstehenden berührten Gebiet einigermaßen umgesehen haben, um dem edlen Cervantes noch gerecht zu werden, wenn man einmal trotz der kunstvollen Schale auf den bedenklichen Kern des ganzen Werkes aufmerksam geworden ist.

Der Bär im Alterthum.

Auch der Bär, wie so manche stattliche Species der europäischen Fauna, war im Alterthum, ja noch im Mittelalter, viel weiter und zahlreicher verbreitet als heutzutage. Ueberall müssen eben die großen Thiere, wofern sie nicht domesticirt werden können, dem Menschen und der Cultur weichen. Der Bär war zur Römerzeit auf der ganzen pyrenäischen Halbinsel gemein, und selbst aus dem gegenüberliegenden Marokko, das ja in zoologischem Betracht manche Verwandtschaft mit seinem europäischen Nachbarlande zeigt, kamen einmal hundert numidische Bären mit eben so vielen Negern zu den circensischen Spielen, wo Thiere und Menschen sich gegenseitig zu schlachten hatten. Auch Sicilien scheint, wenn man aus Dichterstellen (bei Bacchylides, Theokrit und Ovid) schließen darf, früher seine Bären gehabt zu haben; was darum nicht unwahrscheinlich ist, weil notorisch Wildschweine und Hirsche auf der Insel nicht gefehlt haben. In Unteritalien boten die prächtigen Gebirgswaldungen Lucaniens, wo neben Kohlenbrennerei und Pechsiederei auch das Waidwerk sehr ergiebig war, diesem Fürsten unserer Thierwelt willkommene Beute und treffliche Verstecke. Eben so wenig fehlte er in Apulien, ob es gleich dichter bevölkert war als Lucanien; aber auch noch heute bewohnt der Bär jene höhlenreichen Berge, welche sich südöstlich ins alte Apulien hinein erstrecken. Zu Horazens Zeit kamen sie in der Abenddämmerung aus den Gehölzen hervor und umbrummten lüstern die Schafställe, die man deßhalb von ausgesucht starken Hunden bewachen ließ. Damals, wo durch die verderbliche Latifundienwirthschaft die schönsten Striche der italienischen Halbinsel sich in Viehweiden, oder wie ein Schriftsteller unmuthsvoll sich ausdrückt, in Wüsten umwandelten, mochten sie in jener Landschaft auf ganz besonders reichlichen Raub zählen können. Denn die apulischen Weiden wurden Jahr aus Jahr ein von unzähligen Heerden meist feiner Schafe, der sogenannten tarentinischen Rasse, besucht.

Daß die Alpenländer, Deutschland und Ungarn (Pannonien) im Alterthum sehr viele Bären beherbergt haben, würde man, selbst wenn uns die ausdrücklichen Nachrichten hierüber nicht erhalten wären, schon durch Schlüsse aus der Gegenwart und nahen Vergangenheit anzunehmen genöthigt seyn. Die Griechen besaßen das Raubthier ebenfalls, sowohl auf dem Peloponnes als im eigentlichen Hellas. Aus Arkadien stammt der Mythus von der in eine Bärin verwandelten und unter die Sterne versetzten Kallisto. Mit dieser Metamorphose kann man das dänische Volkslied vom Dalby-Bären vergleichen, in welchem die Verwandlung eines Königssohnes in einen Bären besungen wird. Noch eine andere Sage von Bären hat zu ihrem Schauplatz den Eichenforst eines arkadischen Gebirges. Sie erzählt, wie Atalante, das Schicksal so manches hellenischen Mädchens theilend, von ihren leiblichen Eltern ausgesetzt, aber von einer säugenden Bärin an Kindesstatt angenommen und vom Tod des Verschmachtens gerettet ward. Eine ganz ähnliche Sage spielt auf der kleinasiatischen Küste, wo des Priamos Sohn Alexandros, der nachmalige Entführer der Helena, von seinem Vater aus Angst vor einer Weissagung im Idawalde ausgesetzt, durch eine Bärin gesäugt worden seyn soll. Ich weiß nicht was es damit für eine Bewandtniß hat, daß gerade nur die schönsten Leute mit Bären in nächste Beziehung gesetzt werden: Kallisto bedeutet schon dem Namen nach einfach die Schönste, von Atalanta gibt Hygin (Fab. 185) ausdrücklich an, daß sie die größten Reize in sich vereinigte, und die bezaubernde Anmuth des Paris ist allbekannt. Doch wie sich das auch verhalten mag, soviel sieht man aus diesen Sagen, daß einst Mensch und Bär keine solchen Todfeinde gewesen sind wie Mensch und Löwe, sondern daß einmal ein halb gemüthliches Verhältniß zwischen beiden bestanden hat, wie es die alte Thiersage voraussetzt. Das plump-phlegmatische seines Charakters und sein Mangel an Schlauheit machten den Bären dem Menschen wenig gefährlich; das Vieh dagegen, Hornvieh wie Kleinvieh, hatte dieses Raubthier sehr zu fürchten, worüber die antiken Schriftsteller vielfältige Klage erheben. Es ist daher nicht zu verwundern daß zu Xenophons Zeit der Bär aus dem Hirtenlande Arkadien verschwunden war. Noch weit früher hatte ihn die Ausrottung auf der von Phöniciern colonisirten Insel Kreta getroffen, und zwar, wie berichtet

wird, durch eben jenen Herakles, in welchem wir schon bei einer andern analogen Gelegenheit die Individualisirung des phönicischen Volkes erkannt haben.

Gemein war der Bär auf denselben Waldgebirgen wo auch der Löwe noch so lange Zeit hauste, in Thessalien, Epirus, Macedonien und Thrakien; ferner, ohne also auf das Revier seines Rivalen eingeschränkt zu seyn, in Dacien und Pannonien. Daß er einst auch im Alterthum, wie noch im vorigen Jahrhundert, auf den attischen Bergen seinen Wohnsitz aufschlug, bezeugen die eigenthümlichen Gebräuche beim Dienst der Artemis von Brauron und die Sage, welcher dieser ganz locale Cultus seinen Ursprung verdankte.

In Thrakien gab es nicht bloß braune, sondern auch weiße Bären, welche zu Plinius Zeit von manchen Privatleuten gezähmt gehalten wurden. Man sperrte sie gewöhnlich in große Käfige ein, die man innerhalb des Hauses aufstellte. So ist von dem despotischen Kaiser Valentinianus überliefert, daß er vor der Thüre seines Schlafgemachs rechts und links je eine Bärin in einem Käfig postirte, um an ihnen eine treue Schildwache zu haben. Ich kann hier nicht unterlassen auf ein ganz analoges Factum aus der neuern Geschichte hinzuweisen. Wenn mich nicht mein Gedächtniß trügt, so hatte (nach C. Ritter) der indische Sultan Heider Ali (oder Tippo Sahib?) am Thore seines Palastes zu Maisor ebenfalls zwei furchtbare Raubthiere als Schildwachen ausgestellt, nämlich zwei Tiger an silbernen Ketten. Wie zahm und zutraulich bisweilen gefangene Bären gegen ihre Wärter wurden, beschreibt Seneca im zweiten Buch de ira. Natürlich hat man das arme Thier auch schon im Alterthum zu mimischen Kunststücken dressirt, und vielleicht wäre das Sprüchwort, das die Landsknechte des dreißigjährigen Kriegs im Munde führten: „Wart ich prügle dich wie einen Tanzbären," schon dazumal keine gering zu achtende Drohung gewesen.

Auch Vorderasien war von Bären nicht verschont. Noch gegenwärtig trifft man sie nach englischen Reisebeschreibungen in Lydien, Phrygien, Pontus und Armenien, wahrscheinlich auch im übrigen Kleinasien. Im südlichen Theil der Halbinsel ist er seit Jahrtausenden gemein. Dieß bezeugen sehr alte lykische Sculpturen von Xanthos, die das Thier mehreremal zeigen. Heutzutage wohnt der Bär in großer Anzahl unfern der Ruinen dieser Stadt. Die kostbarsten Gebäude in der Gegend, schreibt Fellows, sind die Bienenhäuser, die aus einem oben offenen Viereck mit hohen Wänden bestehen; in diese werden Bienenstöcke gesetzt, und man muß um hineinzugelangen sich einer Leiter bedienen, eine Vorsicht welche die honiglüsternen Bären der Nachbarschaft nothwendig machen. Der geistreiche Reisende vermuthet, daß die äsopische Fabel vom Bären der Honig naschen wollte, aus dieser Landschaft stamme; allein auch anderwärts weiß man genug von dieser verhängnißvollen Liebhaberei des Bären; so führt er z. B. bei den Slawen den Namen medwjedj, d. h. Honigfresser.

Ob schon im Alterthum der weiße Landbär, Ursus Syriacus, Ehrenberg, den Libanon und überhaupt Syrien unsicher machte, wird man kaum ermitteln können. Fast scheint es als wären die weißen Bären Thrakiens eine Abzweigung dieser Art gewesen. Dafür spricht auch der Umstand daß diese Abart noch gegenwärtig in den armenischen Bergen, wenigstens in deren östlichen Ausläufern gefunden wird. Man kann hierin eine Bestätigung für die auch durch die Geschichte des Bären bekundete Verwandtschaft der einstigen thrakischen Fauna mit der benachbarten asiatischen erblicken. Durch die Nachricht von dem Löwenpaare, das auf Elisa's Ruf aus dem Walde gekommen und die unartigen Kinder zerrissen haben soll, ist wenigstens die Existenz dieser Bestien in Palästina verbürgt. Auch in Aegypten, wo sie als heilig angesehen wurden, waren sie zu Herodots Zeit keine Seltenheit.

So hätten wir denn das Thier rings um das Mittelmeer wohnhaft gesehen: von der Berberei über Spanien, Gallien, Germanien, Italien, Griechenland, Kleinasien und Syrien bis wieder herunter zum Lande der Pyramiden; ja auch über die großen Inseln Sicilien und Kreta war es einst verbreitet gewesen. Aus diesem Umkreise, namentlich aber auch aus den Schneegebirgen Armeniens holte man zur Zeit der römischen Weltherrschaft die vielen Tausende von Bären, welche man bei den Thierkämpfen nicht bloß der Hauptstadt, sondern auch der Provinzialstädte verbrauchte. Welch eine Menge Menschen mögen damals in den Amphitheatern zur Unterhaltung und Belustigung entsittlichter Generationen von diesen grimmigen, durch ausgesuchte Mittel zur Wuth gereizten Bestien zerrissen worden seyn! Die moralische Wirkung dieser Spiele war fast noch ärger als die Spiele selbst. Solche Grausamkeiten zu veranstalten und zu begünstigen ist eigentlich eben so schlecht als das was Lactantius de mortibus persecutorum vom Kaiser Galerius Maximianus berichtet: er habe große wilde Bären eigens zu dem Zweck gehalten, um ihnen lebendige Menschen vorwerfen zu lassen, welche sie aber nicht auf einmal ganz verzehren durften, sondern denen sie Glied für Glied abbeißen mußten. Was konnte der von Kindheit auf an die Gräuel der römischen Schauspiele gewöhnte Tyrann für ein größeres Vergnügen haben, als sich an den zuckenden Gliedmaßen seiner Opfer zu weiden? Nicht besser machte es der oben angeführte Imperator Valentinianus, der seinen Bärinnen Leichname und lebendige Menschen unter einander in den Käfig stecken ließ. So erzählt der Historiker Ammianus Marcellinus. Sein Sohn, Valentinianus, scheint dem Vater in der gleichen Liebhaberei gefolgt zu seyn. Zwar wird dieß nicht ausdrücklich erwähnt; aber Philostorgius sagt, daß er an den Hatzen von Bären und Löwen den größten Genuß gefunden habe.

Da der Bär eine so hervorragende Rolle auf dem römischen Amphitheater spielte — Gordian I z. B. brachte an Einem Tage nicht weniger als 1000 Bären auf die Arena — und da die Jagd auf dieses Thier, namentlich im zweiten Jahrhundert, auch bei Hofe sehr beliebt war — von einer glücklichen Bärenjagd Hadrians bekam die Stadt Adrianotherä in Mysien ihren Namen — so ist es der Mühe werth die Art und Weise dieses Vergnügens zu betrachten. Wenn alle Bären in Fallgruben gefangen worden wären, von denen Festus spricht, so hätte ihre Jagd wenig anziehendes geboten. Besonders die Wölfe suchte man in solche Gruben zu locken; dareingefallene Bären werden wohl meistens wieder herausgeklettert seyn, nachdem sie sich die Lockspeise hatten schmecken lassen.

Nach antiken Bildwerken, z. B. dem großen Wandgemälde der Casa della Caccia in Pompeji zu schließen, jagte man den Bären für gewöhnlich mit Speeren bewaffnet, und von starken Hunden, namentlich gerne lakonischer Race, begleitet. Oppian beschreibt die Bärenjagd so, daß man das Thier mit der Meute in seiner Höhle aufsuchte: die Jäger umstellen sie nun in einem ziemlich großen Halbkreis, stecken dicke Stangen in den Boden und befestigen daran ein starkes Netz, ohne Zweifel von der Art der plagae, mit denen man die Wildschweine fieng. Auf beiden Seiten wird vom Netz bis zum Eingang der Höhle allerlei Blendzeug herumgehängt, bunte Lappen, Flügel von Geiern, Schwänen und Störchen; die Mannschaft selbst bedeckt sich mit Laub

und Gezweige. Ist alles in Ordnung, so stoßen sie plötzlich von allen Seiten mächtig ins Horn; erschrocken stürzt die Bestie aus ihrem Lager, und hinter ihr her und rechts und links springen und brüllen die Waidleute; so eilt sie ins Garn und ist gefangen.

Botanische Excursionen um Savannah im Staate Georgia.

Die Stadt Savannah liegt am südöstlichen Ufer des Flusses gleichen Namens, auf einem 40' hohen Sandhügel über dem Wasser und sechs Stunden Entfernung vom Ocean unter dem 32°, 4', 56" nördlichen Breitegrad und 81°, 8', 18," westlichen Längegrad von Greenwich.

Die Gegend ist eben, sandig und mit vielen Sümpfen unterbrochen, und behält diesen Charakter bis auf 100 engl. Meilen ins Innere des Landes, wo das Terrain hügelig und zuletzt bergig wird.

Die Stellen über dem Sumpfland liegen nur wenige Fuß höher wie das Wasser, und sind selten über eine halbe Stunde breit, ohne wieder von Sumpfstellen unterbrochen zu seyn.

Auf den erhöhten trockenen Stellen besteht der Boden aus feinem Quarzsand, der nur auf der Oberfläche durch sehr wenig Thon gemischt eine gelbliche Farbe annimmt, tiefer erreicht ihn das Wasser, und er erscheint ganz rein weiß, wie Porzellan-Erde.

Die tiefer gelegenen Sumpfstellen hingegen bestehen oft bis auf eine beträchtliche Tiefe aus schwarzer Dammerde, deren widerlicher, moschusartiger Verwesungsgeruch sogleich auffällt und bei aller Fruchtbarkeit des Bodens dem Menschen die Cultur beschwerlich und ungesund macht.

Das Klima ist vorherrschend heiß und trocken, und die Hitze wechselt vom Februar bis October von 80 bis 109° F. November, December und Januar hingegen sind sehr angenehme und gesunde Monate, mit Ausnahme einiger Tage, wo das Thermometer manchmal bis auf 22° fällt, so daß oft Orangen und Citronen erfrieren. Diese Kälte entsteht, wenn der Wind einige Tage Nordwest bläst, wo er sich auf seinem Wege über die großen Prairien und das Felsengebirge so abkühlt daß er bis in die Savannah empfindlich kalt bleibt. Zum Glück für die Gegend kommt dieß nicht jährlich vor. Diese eigenthümlichen Boden- und Klima-Verhältnisse glaubte ich vorausschicken zu müssen, um sich das Vor- und Nichtvorkommen vieler Pflanzenarten erklären zu können.

Die Stadt selbst bietet dem Botaniker schon viel interessantes, da viele Pflanzen aus Ostindien, China und Japan hier eingeführt wurden, die nicht nur vorzüglich gedeihen, sondern auch sich einheimisch gemacht haben, und nun schon in den Wäldern zu treffen sind.

Die Straßen der Stadt sowohl, wie die vielen Vierecke (Squares) welche diese unterbrechen, sind mit Alleebäumen oft in doppelten Reihen bepflanzt und man findet hier Quercus virens, Magnolia grandiflora, Melea azederach, Platanus occidentalis, Morus papyrifera und alba, Prunus virginiana, Chamerops Palmetto, Bignonia Catalpa, Laurus virginiana, Yucca gloriosa nebst noch vielen anderen Bäumen in großer Schönheit.

Die kleinen Hausgärtchen werden mit großem Kostenaufwand und vieler Sorgfalt unterhalten. Sie sind voll der schönsten Camellien aller Arten welche in Europa bekannt sind, nebst noch vielen hier gezogenen Varietäten. Es sind Bäumchen darunter, deren Stamm 8 Zoll Durchmesser bei einer Höhe von 20 Fuß und entsprechender Breite hat. Orangen und Citronen, Mespilus japonica, Laurus camphora, Menispermum etc. in sehr großen Exemplaren, Azalea indica zieren durch ihre vielerlei Farben den ganzen Winter die Gärten; was aber diesen den größten Reiz verleiht, sind die vielen, meist immerblühenden Rosenarten, und es möchte kaum ein zweiter Platz zu finden seyn, der hierin Savannah übertrifft. Rankenrosen überziehen ganze Häuser und ihre Blumen prangen in den verschiedensten Farben. Man findet lange Laubgänge davon gezogen. Rosa Banksia alba und lutea werden kolossale Büsche und so reich mit Blüthen überzogen daß man kaum mehr die Blätter gewahr wird. Alle Arten der Rosa Thea, Bourbon, sinensis, sowie Damascena wuchern hier. Wistaria sinensis ist von einer Blüthenpracht und Ausdehnung an vielen Häusern, und bildet sehr oft noch lange Laubgänge, daß man glauben könnte es müßten viele Pflanzen seyn, während ein einziger Stamm dieß alles überspinnt. Cycas circinnalis und revoluta halten hier vortrefflich aus und alle Amaryllis und Lilienarten entfalten ihre prächtigen Blüthen. Weniger günstig ergeht es hier dem Bux und den Maiblümchen, für welche beide Pflanzen ganz besondere Vorliebe herrscht, und die nur mühsam und kümmerlich am Leben erhalten werden. Dagegen gedeihen Keria jap., Evonymus jap., Aucuba jap., Acacia longifolia, floribunda pulchella, Magnolia fuscata, purpurea, Punica granata, Laurus nobilis und cerasus sehr gut und fehlen in keinem Garten; die Musa paradisiaca, Chamerops Palmetto, Agave americana und Yucca-Arten geben dem Ganzen den tropischen Charakter und Reiz.

Aus diesen bereits angeführten Pflanzen kann man ersehen wie günstig das Klima hier ist, doch sind sie nur angeführt um dieß zu beweisen, und ich will nun versuchen dem Leser eine Excursion außer der Stadt anschaulich zu machen, wo wir mit lauter einheimischen Bäumen und Sträuchern zusammentreffen. Die Stadt war ursprünglich in den Wald erbaut, und wie jene sich vergrößerte, verschwanden nach und nach die Bäume, wovon am östlichen und südlichen Theil der Stadt viele alte Exemplare in den Straßen sich erhielten, ja an einigen Stellen steht sogar noch ein Theil des Waldes und Sumpfes in der Stadt. Hier finden wir bis zu hundert Fuß Höhe die Pinus palustris, die überall im Lande selbst auf den trockensten Stellen vorkommt. Dieser nützliche Baum liefert vorzügliches Schiffsbauholz, und besonders Mastbäume. Sein Holz ist hart, schwer und ganz von Terpenthin durchdrungen, daher es auch das beste Brennmaterial liefert. In der Jugend sind seine Nadeln 1½ Schuh lang, und sehen den Federbüschen der Pinus longifolia so ähnlich, daß ich im Anfang die Arten verwechselte. Im Alter hingegen werden die Nadeln kürzer und kaum noch einmal so lang wie an unserer gewöhnlichen Föhre. Die Samenzapfen sind sehr groß und dick. Muthwillige Jungen hauen öfters die Stämme an und setzen dann den hervorkommenden Terpenthin in Flammen, welche hoch aufschlagen und oft den ganzen Baum verzehren,

oder im günstigsten Falle verkrüppeln. Von diesem Holz werden hier die Häuser erbaut, und es sind noch viele vorhanden, wie Ogltorp Colledge, die nachweisbar schon über 140 Jahre stehen und sich immer noch in sehr gutem Zustande befinden. Unter diese eben beschriebene Fichtenart mischt sich häufig Pinus variabilis. Diese hat kleinere Samenkapseln, kürzere Nadeln, und wenn sie auch in der Höhe der erstern Art nicht nachsteht, so ist ihr Holz doch viel weniger werth und als Brennmaterial sogar schlecht. Juniperus virginiana, unter dem Namen amerikanische Ceder bekannt, kommt allenthalben vor, erreicht eine Höhe von 36 bis 40 Fuß, hat besonders in der Nähe des Salzwassers sehr lebhaftes schönes Grün, und ist mit seinen graublauen Wachholderbeeren ganz bedeckt. Das Holz ist von vorzüglicher Dauer, sowohl im Wasser wie auf dem trockenen Land, sehr schön von Farbe, und eignet sich besonders zu Möbeln, denen es noch einen sehr angenehmen Geruch mittheilt. Der Stamm wird über zwei Fuß dick, fault aber im Alter gern im Kern. Pinus strobus, die Weihmuthskiefer, kommt sehr vereinzelt vor, und nie fand ich sie in recht gesundem Zustande. Es scheint ihr hier zu warm zu seyn, während in den höher gelegenen Gegenden sie vortrefflich gedeiht. Pinus rigida ist häufig und liefert gutes Brennholz. Von Quercus-Arten treffen wir die Lebenseiche, Quercus virens, unstreitig der schönste und nützlichste Baum dieses Landes. Sein Holz ist hart und schwer und wird zum Schiffsbau nach allen Ländern verfahren. Er erreicht selten die Höhe von 60 Fuß, wird aber so breit daß seine wagerecht wie Schlangen gewundenen Aeste oft 120 Fuß vom Stamm abstehen. Die Aeste stehen sehr eng über einander, haben nur an den Spitzen Laub und sind mit langem weißen Baummoos in Guirlanden behangen, zwischen welchen die dunkelgrünen, schmalen, etwas gezahnten Blätter hervorsehen. Das Blatt ist oben schwarzgrün, unten grau mit einer scharfen Kante nach unten gebogen; die Eichel ist sehr klein und kurz und das einzige sichere Unterscheidungszeichen der vielen Spielarten dieses Baumes, welche hier vorkommen. Sein Hauptwohnort ist die Seeküste, wo er früher in großer Menge getroffen wurde und sich über ganz Florida verbreitete. Alle Nationen holten sich ihren Bedarf dieses köstlichen Holzes für ihren Schiffsbau, und haben diesen Baum dadurch so vermindert, daß durch eine Congreßacte mußte Einhalt gethan werden. An diese Eiche reiht sich zunächst die weidenblätterige, welche oft kaum merkbar zu unterscheiden ist. Die Blätter dieser Art sind nicht gezahnt, unten grün und ihre Früchte werden länger wie die der wahren Lebenseiche. Der Baum wird auch höher und hat keine so schön gewundenen Aeste, ist ebenfalls immergrün, mit sehr werthvollem Holz. An diese reiht sich die lorbeerblätterige Eiche (laurifolia). Diese ist im Habitus der virens am nächsten, ihre Blätter aber sind breiter, glänzender, schwarzgrün und haben in der Form im Kleinen große Aehnlichkeit mit unserm Eichenlaub. Die Eichel ist lang und dünn, der Baum immer grün und gewährt einen schönen Anblick, das Holz wie oben. Quercus aquatica, die Wassereiche, wächst mehr aufwärts mit ihren Aesten, ihre Blätter ähneln der laurifolia, sind aber matthellgrün und werden jährlich abgeworfen. Die Frucht klein und länglich, das Holz sehr geschätzt, wächst auf günstigem Standort sehr rasch. Quercus coccinea kommt häufig vor, wird nicht viel über 30 Fuß hoch, sieht im Herbst mit den langen scharf gezahnten scharlachrothen Blättern hübsch unter anderem Grün gemischt aus; das Holz hat keinen großen Werth. Quercus pumila, die Buscheiche, überzieht in den Nadelwaldungen oft stundenweit den Boden; sie wird nur 10 bis 12 Schuh hoch. So nutzlos dieser Busch auch erscheinen mag, so wird er gewiß noch einmal durch seinen Gerbestoff in der Rinde zur Geltung kommen, so wie er durch seine Blätter jährlich diesem dürren Fichtenboden Nahrung liefert.

Sämmtliche Eichenarten kommen hier mehr auf trockenem Boden vor, und dieser steht beim Kauf auch höher im Preis wie das Fichtenland.

Castanaea pumila und naua wird 15 bis 18 Fuß hoch, hat im kleinen Blätter wie die zahme Kastanie, und eben so ihre Früchte, welche roh genossen werden und unserer Haselnuß noch vorzuziehen sind. Als Busch- und Unterholz überall verbreitet.

Alle diese Bäume nebst einer noch viel größern Anzahl anderer finden sich auf einer kurzen Strecke zum neuen Kirchhof, welcher eine Viertelstunde entfernt im Wald liegt. Er kann ungefähr mit den kürzlich vorgenommenen Vergrößerungen 60 Tagwerk enthalten, und am Ende desselben ist ein eigener Begräbnißplatz für die Neger. Die vielen sehr werthvollen Grabsteine sind mit den schönsten immergrünen Sträuchern und den seltensten Blumen verziert, und der hier allenthalben wildwachsende Phlox drumondi kommt in wunderbar schönen Varietäten vor. Ipomopsis elegans überzieht ganze Strecken; Ipomea squamosa vom reinsten Weiß bis zum Scharlachroth überwuchert die Geländer, Petunien in allen Farben widerstehen hier dem Bemühen die Gräber rein zu erhalten; Gnaphalium polycephalum und margaritaceum nehmen mit den magersten Stellen vorlieb. Auf der Westseite des Kirchhofs ist es feucht und sumpfig, und hier finden sich die schönsten Bäume, wie Juglans nigra, Clethra alnifolia, Magnolia grandiflora, Nyssa aquatica, Carya tomentosa etc.

Das Holz aller Carya-Arten ist zu werthvoll als daß es hier könnte übergangen werden; es kommt unter dem Namen Hickory vor und wird als das allerbeste Werkholz überall hin versendet. Alle Wägen und Chaisen sind davon gefertigt, und die Speichen der Räder so wie auch der Reif des Rades sind so dünn und fein gearbeitet daß man sie für eiserne halten könnte. Diese Räder sind dabei sehr dauerhaft, und haben solche Federkraft, daß wenn man im Wald auf einen der vielen Baumstummeln auffährt, so daß das Rad in die Höhe schnellt, dieses gleich wieder seine frühere Form annimmt ohne den mindesten Schaden zu leiden. Dünn in Schienen geschnitten wird dieses Holz auch zum Beschlagen von Koffern und Kistchen verwendet, wo es den eisernen Bändern an Dauerhaftigkeit nichts nachgibt. Der Baum wird 50 bis 60 Fuß hoch und hat im Schluß des Waldes einen schönen geraden Stamm, steht er aber frei, so wird er mehr breit wie hoch. Es kommen hier mehrere Arten vor, wie Carya sulcata, alba, tomentosa, amara, porcina und aquatica. Daß bei so häufigem Verbrauch dieses Holzes der Vorrath immer kleiner wird, zudem es jedem freisteht seinen Bedarf auf nicht umzäunten Stellen zu nehmen, ist gewiß, und es wird bald die Zeit kommen wo die Carya-Arten wieder cultivirt werden müssen.

Vom Kirchhof weg führte mich mein Weg zum eigentlichen Sumpfland, wo ein Cypressenwald (Taxodium distichum) meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Einzelne alte Bäume standen noch in der Nachbarschaft auf einem ehemals cultivirten Land, die mindestens eine Höhe von 180 Fuß hatten, und mehrere lagen umgehauen auf dem Boden, der Verwesung preisgegeben, da sie ihres Gewichts wegen nicht fortgeschafft werden konnten. Von diesen Bäumen werden die großen Canoes (Einbäume) gemacht, so wie es auch für Schindelholz benützt wird.

Von der frühern Cultur des Platzes waren nur mehr die gezogenen Gräben zu sehen, welche sich tief mit Wasser gefüllt hatten, alles übrige war von Cassia occidentalis, marylandica, aspera und mehrern Rubusarten dicht überwuchert. Neben diesem Platz lag der Cypressensumpf, dessen Eigenthümlichkeiten man nur von außen bewundern konnte, da der ganze Waldboden tief unter Wasser steht und keine andere Baumart an diesem Standort aufkommen läßt. Im jungen Zustand hat der Baum Aehnlichkeit mit unserer Lärche, im Alter aber ist er häßlich, hat nur oben im Gipfel einige verkrüppelte Aeste, welche dicht mit Moos bedeckt sind. Die Bäume standen hier ziemlich nahe beisammen, wodurch das ohnehin schwarze Wasser noch dunkler ward. In großer Menge sah man 3 Schuh hohe Kegel, deren untere Basis 8 Zoll, die obere Spitze 1 Zoll Dicke hatten, aus dem Wasser hervorragen, die so regelmäßig vertheilt waren als hätten Menschenhände sie dahin gesteckt. Es ist dieß eine Eigenthümlichkeit der Cypresse daß sie im Wasser solche Wurzelkegel bildet, welche weder Augen noch Blätter treiben. Der ganze Wald hatte etwas unheimlich fremdes, was noch der Umstand vermehrte daß man den Boden nicht betreten konnte, weil das schwarzscheinende Wasser seine Tiefe nicht errathen ließ, und selbst mit einem Boot der engstehenden Bäume und Wurzelkegel halber nicht befahren werden konnte. Farrenkräuter sah man auf vielen Stämmen, die sich wunderbar im schwarzen Wasser spiegelten, aber kein Vogel belebte diesen Platz. Ich verfolgte den Saum des Sumpfes durch einen sehr gemischten Wald, wo man selten zwei gleiche Baumarten neben einander findet, was der Landschaft großen Reiz entzieh- und mich oft veranlaßte Vergleiche mit unsern europäischen Wäldern anzustellen, die jedesmal siegreich aus dem Kampfe giengen. Nirgends sieht man hier Massen, weder an Blattformen noch an Farbe. Alles ist bunt und zersplittert, und es bietet sich trotz der schönen Formen und Farben einzelner Bäume dem Auge kein wohlthuender Ruhepunkt in der Landschaft dar, wie in unsern Buchen- und Eichenwäldern. Acer rubrum, Liquidambar styraciflua, Quercus coccinea und virens, Laurus sassafras, Cornus florida, Carya alba und tomentosa, Fagus sylvatica, Bignonia Catalpa, Platanus occidentalis, Laurus caroliniensis, Benzoin mit einigen Nadelholzarten untermischt, lebten hier in friedlicher Nachbarschaft und waren nur stellenweise mit dichtem Unterholz unterwachsen, wie Myrica cerifera, Chamaerops histrix und serrulata, Castanaea pumila etc.

Am Ende des Cypressensumpfes angekommen, fand ich diesen zwar nicht trocken, aber dennoch zum Durchgehen, wenn auch manchmal das Wasser die Waden erreichte. Hier standen riesige Magnolia-Grandiflorabäume, die ich schon früher sah und ihre Schönheit bewundern mußte, ohne zu ahnen daß sie eine solche Größe erreichen. Der Stamm war im Durchmesser von 4' Dicke, während der Gipfel 70 bis 80 Fuß mag gemessen haben. Die einen Schuh langen Blätter, auf der Oberfläche mit dem schönsten Lackgrün überzogen, spiegelten sich bei etwas Wind im Sonnenschein, daß man versucht war zu glauben der Baum sey mit Glasscheiben behangen. Das unvermeidliche Baummos hatte sich auch hier eingestellt und hieng in langen Gewinden zwischen den Blättern herunter, und hob durch seine weiße Farbe das schöne Grün noch mehr hervor. Die Blätter zeigten durch den Wind bewegt öfters ihre rostrothe Unterseite, und brachten dadurch ein äußerst schönes Farbengemisch zum Vorschein. Der Boden lag voll scharlachrother Samenkörner, welche aus ihren Samenzapfen herausgefallen waren, und viele Schlingpflanzen wanden sich am glatten Stamm empor um ihre schönen Blumen ungesehen in den dichten Laubkronen zu entfalten, andere stiegen ganz senkrecht oft 40 bis 50 Fuß in die Höhe, um sich um einen Ast zu befestigen. Es ist etwas unerklärliches, wie der erste dünne Ranken auf eine so beträchtliche Höhe aufsteigen konnte ohne umzufallen, und dennoch sieht man dieses Schauspiel überall in zahlloser Menge wiederholt. Hat einmal eine solche Schnur sich befestigt, so ist es ganz natürlich daß die nächststehenden Schlingpflanzen diese Leiter benützen, woraus zuletzt ganz dicke Seile entstehen, die einem Ankertau nicht unähnlich sehen und solche Zähigkeit besitzen daß viele alte Bäume, welche längst verfault sind, noch immer von ihnen in der Luft getragen werden, weil sie ihre Stützpunkte wieder auf benachbarten Bäumen finden.

Der ungeheure Reichthum von Schlingpflanzen sowohl, wie ihre oft wunderbaren Formen, hat mich recht überrascht. So sah ich Stämme der wilden Reben Vitis rotundifolia, cordifolia, labrusca oft 50 bis 100 Schuh lang, sich wie ungeheure Riesenschlangen auf dem Boden zwischen den Bäumen durchwinden, bis sie sich einen Baum zum Opfer erkoren, an welchem sie in die Höhe stiegen und diesen durch die Last ihrer Blätter und Früchte erdrosselten. Bignonia radicans, capreolata, Caprifolium sempervirens, coccineum, gratum und flavum, Smilax lanceolata, hastata, salsaparilla, rotundifolia, bona nox, Hedera quinquefolia, Gelsemium sempervirens und noch viele andere Arten findet man in wahrer Verbrüderung. Ein sehr schöner Busch als Unterholz ist Andromeda nitida, dessen dunkelgrüne Blätter der Pflanze große Aehnlichkeit mit der Camellia jap. geben. Es gibt sehr viele Species davon, welche sich oft durch schöne Blüthen auszeichnen, wie z. B. speciosa, mariana, arborea, floribunda, racemosa, rigida, frondosa. Alle diese Arten kommen häufig vor. Gordonia pubescens und lasianthus, besonders aber Magnolia glauca ist in großer Anzahl zu treffen. Letztere wächst 20—25 Fuß hoch und sieht mit ihren großen graublauen Blättern reizend schön aus, wenn diese vom Wind bewegt ihre silberweiße Unterseite zeigen. Bei diesem großen Holzreichthum ist es doch auffallend daß man außer der Magnolia glauca stundenweit sich um einen geraden Spazierstock vergebens umsieht. Diese Magnolia wird ihres geraden Wuchses halber auch sehr viel zu Zäunen benutzt, wo die Nadelhölzer fehlen. So wanderte ich bald in bald außer dem Sumpf durch lauter Wald, immer auf den vom zahmen Vieh gebahnten Wegen in südwestlicher Richtung, bis ich an eine vom Wald befreite Stelle kam, wo sich der Zaun einer Plantage als Hinderniß in den Weg stellte. Der Zaun der Plantage war noch mit einem Wassergraben umgeben, an welchem sich viel Buschwerk ähnlich unseren Weiden befand. Ich hatte bis jetzt noch keine Weide getroffen, gieng darauf zu, um vielleicht eine bekannte Art zu begrüßen, sah aber beim Näherkommen meinen Irrthum ein. Es war Baccharis halimifolia und angustifolia, welche in ihrer Form die größte Aehnlichkeit mit unserer Weide haben. Juniperus virginiana, Halesia tetraptera, auch eine Chamerops Palmetto, letztere offenbar von den Menschen beim Ausrotten des Waldes geschont, da sie ganz vereinzelt in einem Baumwollenacker stand, und eine Menge Rubus occidentalis hatten sich des Zaunes bemächtigt, und einige Cratægus zeigten sich jenseits des Zaunes in Entfernung. Hier kam Erythrina herbacea in großer Menge vor, und muß zu ihrer Blüthezeit prächtig aussehen. Auf meiner Uhr bemerkte ich zu meinem Schrecken daß der Tag schon weit vorgeschritten war, und da ich nicht wußte wie weit und wohin ich bis jetzt vorgedrungen war, so beschloß

ich mich auf der Plantage zu erkundigen, um die nächsten Wege zu erfahren nach Hause zu kommen. Es ist aber keine so leichte Sache auf einer Plantage zuzusprechen, wenn man nicht durch Leute vom Platz begleitet wird, da man sicher seyn kann mit einer Rotte böser loser Hunde in Conflict zu kommen, die hier auf keiner Besitzung fehlen. Ich umkreiste einige Zeitlang den Zaun, bis ich zuletzt einen alten Neger entdeckte, der mich erstaunt begaffte aber doch sehr höflich frug was ich wünsche. Als er hörte daß ich nach der Stadt wolle, sagte er es sey sehr weit und könnte in einem Tag nicht gemacht werden. Aus dieser Aeußerung merkte ich wohl daß der arme Teufel vielleicht noch nie dahin gekommen war, und fragte weiter, auf welchem Weg sie ihre Bedürfnisse aus der Stadt bezögen? Auf der Eisenbahn war die Antwort, und ich war ganz erfreut zu hören daß diese hier in der Nähe vorbeilief. Ich ließ mir den Weg dahin beschreiben, warf noch einen Blick auf diese einsame Wohnung, welche ganz in Lagerstrœmia indica eingehüllt war, und eilte dem bezeichneten Orte entgegen. Die schönen Lagerstrœmien findet man hier in allen Gärten verbreitet, sie ersetzen hier unsere Syringa-Arten, welche nicht fortkommen, und sind außer ihren schönen Blüthen, welche vom reinsten Weiß bis ins Scharlachroth gefunden werden, durch ihre hochrothen Blätter im Herbst eine große Zierde der Gärten. So findet man auch häufig Alleen gegen die Wohnhäuser zuführend von Hibiscus syriacus flor. pl. in vielen Farben. Diese beiden Ziersträucher vermehren die Leute hier wie wir die Weiden, indem sie einen Ast in den Boden stecken, der keiner weiteren Pflege bedarf. Auch Paulownia imperialis wird ihres schnellen Wuchses wegen oft zu Alleen verwendet und ist dann mit Blüthen überladen. Mein Weg führte mich auf einem selten befahrenen Fahrweg durch einen lichten Föhrenwald, durch welchen ich öfters Gelegenheit hatte den in der Nähe vorüberfließenden Strom Ogechee zu sehen. Sehr breit und äußerst ruhig schleicht sein schmutziges, gelbes Wasser, welches nur durch Ebbe und Fluth Bewegung erhält, durch schilfige Ufer begränzt von beiden Seiten mit Wald eingeschlossen lautlos dahin. Die Einsamkeit der Gegend, die große Stille welche diesen Wäldern eigen ist, so wie die Unsicherheit ob ich auf dem rechten Wege sey, verdoppelten meine Schritte, und ich eilte an manchem schönen Baum und Strauch vorüber, welcher mich zu jeder anderen Zeit würde höchlich interessirt haben. Besonders schienen mir die Flußufer reiche Vegetation zu haben, und mancher schöne Baum, Strauch und Blume, mag wohl noch ungekannt in diesen unermeßlichen Wäldern leben, die noch so wenig betreten wurden. Ich erreichte noch eben zur rechten Zeit die Eisenbahn und den Bahnzug, welcher von Montgomery kommend nach Savannah brauste, und der an jeder beliebigen Stelle auf das Zeichen eines Wanderers hält, der sich von ihr will aufnehmen lassen.

Aus den Erlebnissen eines Jägers und Trappers in Nordamerika.

3. Die Büffeljagd.

Am nächsten Tage überschritten wir die Berge und lagerten am Abend am Rande der Prairien, in der Nähe der Quellen des Colorado. Der Morgen dämmerte kaum im Osten auf, als wir schon die Prairie durchstreiften. Mein „Liebling" war an die Gurt meines Packmaulthiers „Fliegengras" angebunden, welches sich augenscheinlich in der Nähe des Cimarons unbehaglich fühlte, aber nichts destoweniger munter voranschritt. Nach einer Stunde waren wir weit genug in die Prairie vorgedrungen, um erwarten zu können daß wir viele Buffalos antreffen würden, aber wir sahen nur wenige, und sie schienen nicht in besonders guter Verfassung zu seyn. Es waren Bullen, und wie bekannt, ist das Fleisch der Buffalo-Bullen vom Juni bis zum September sehr ranzig und zähe. Wir wußten jedoch daß diese Thiere die Schildwachen einer Heerde von Kühen seyen, und als sie flohen, folgten wir ihnen, nachdem wir zunächst unsere Packmaulthiere gefesselt hatten. Als wir den Gipfel einer niedrigen Anhöhe erreichten, erblickten wir, beinahe auf Büchsenschußweite, eine ruhig grasende Büffelheerde. Ich schätzte daß etwa fünfhundert große, fette Kühe in der Heerde waren. Sie wurden uns fast in demselben Augenblick gewahr, in welchem wir den Gipfel betraten, und rannten mit einem dumpf rollenden Geräusch welches den Boden erzittern machte, davon. Jeder von uns suchte sich ein fettes Thier aus, welches er von den übrigen zu trennen sich bemühte. Joe gelang dieß sehr bald. Ich hatte jedoch eine lange Jagd und einen gefährlichen Kampf zu bestehen, bevor ich meine Kuh von der Heerde abtreiben konnte.

Es gibt nur einen Fleck, von welchem der Buffalo gleich beim ersten Schuß tödtlich verwundet werden kann. Diese Stelle liegt einige Zoll über dem Brustbein, hinter der Schulter. Ich zielte vorsichtig und feuerte. Der Buffalo blieb sofort stehen, und ich schloß daraus daß ich ihn richtig getroffen und, wie die Jäger sagen, „in seiner Spur niedergestreckt" hätte. Wenn das Thier eine tödtliche Wunde empfangen hat, so ist es von großer Wichtigkeit für den Jäger sich hinter demselben zu halten, indem es ruhig bleibt solange es seinen Feind nicht sieht. Ich war so glücklich nicht in den Bereich seiner Augen zu kommen, und konnte, während ich meine Büchse wieder lud, seine Anstrengungen, um sich aufrecht zu erhalten, beobachten. Es stemmte sich auf seine Beine, schwankte von einer Seite zur andern und stampfte ungeduldig, als es seine zunehmende Schwäche fühlte. Dann streckte es die Beine weiter auseinander, aber vergebens. Wie der Körper hin- und herschwankte, wandte es den Kopf langsam von einer Seite zur andern, als ob es nach seinem Feinde suchte. Allmählich weigerten sich die immer schwächer werdenden Gliedmaßen den gewichtigen Körper zu tragen. Plötzlich stellte sich ein convulsivisches Zittern ein, und mit einem letzten heftigen Aufschnappen stürzte das gewaltige Thier starr und steif auf den Boden nieder.

Mittlerweile hatte Joe größere Schwierigkeit gefunden sich seine Beute zu sichern. Der erste Schuß hatte nicht die Lebenstheile getroffen, und der Buffalo wandte sich wüthend gegen den Jäger, welcher augenblicklich seinem Maulthier die Sporen gab und auf der Retirade die Büchse wieder lud. Als er sich etwas von der Heerde entfernte, blieb der Buffalo stehen und schien willens zu seinen Gefährten zurück-

zukehren. Joe hielt sofort sein Maulthier an, wandte sich um und schoß den Buffalo, wie wir später ausfanden, durchs Herz. Aber so so groß ist die Lebenszähigkeit dieser Thiere daß die tödlich verwundete Kuh Joe beinahe noch eine Viertelmeile jagte, bevor sie im Todeskampf zusammenstürzte.

Ohne uns um den Rest der Heerde zu kümmern, verwandten wir jetzt unsere Aufmerksamkeit darauf die werthvollen Theile der getödteten Thiere zu sichern. Das meine war eine prächtige Beute. Die „Fleece" — das Fleisch vom Rücken und von den Rippen — hatten vier Zoll dickes, solides Fett. Nachdem wir diese, nebst den leckeren kurzen Höckerrippen, dem Schwanzstück, dem Mark und der Zunge ausgeschnitten und in die Häute gewickelt hatten, überließen wir die Cadaver den Wölfen. Joe's Kuh war nicht so fett wie die meine, aber doch immerhin ein schönes Thier.

Wir hatten an dem Tage ein kostbares Mahl auf der Prairie. Wer eine solche Lebensweise nicht kennt, würde über die ungeheure Quantität Nahrung welche wir zu uns nahmen, erstaunt seyn. Die Jäger sind im allgemeinen enorme Esser, was von ihren großen Anstrengungen und dem zehrenden Klima der Berge und Ebenen herrührt. Joe Blaney und ich bildeten keine Ausnahme von dieser Regel. Nachdem wir unser Mahl beschlossen, war unser Fleischvorrath gerade ungefähr noch hinreichend für einen zweiten Schmaus und nichts mehr. Gleich nach dem Essen packten wir auf und suchten uns einen Lagerplatz für die Nacht aus. Die Scenerie der Prairie welche wir durchstreiften, war sehr eintönig. Gelegentlich kamen wir an einen kleinen Fluß mit hohen Ufern, dessen Wasser durch die Buffalos getrübt war. Bäume waren sehr selten. Im Verlauf unseres Marsches schossen wir einen schwarzschwänzigen Hirsch und noch zwei Buffalos, wodurch unsere Aussichten auf eine erfolgreiche Expedition immer besser wurden. In der Nähe eines unbedeutenden Baches, der sich in den Colorado ergoß, stießen wir auf eine kleine Partie „Krähen-Indianer." Sie waren scheußlich mit Kriegsfarben beschmiert. Ich kannte ihren Häuptling, den „kleinen Räuber," in Folge dessen hatte das Zusammentreffen keine Unannehmlichkeiten für uns. Der Häuptling theilte uns mit daß er auf einem Rekognoscirungsmarsch begriffen sey, indem die „Krähen" eine Expedition gegen die Sioux beabsichtigten. Wir gaben ihm was wir an Nachrichten über die benachbarten Stämme besaßen, und giengen dann weiter. Kurz nach Dunkelwerden erreichten wir eine bewaldete Niederung, durch welche ein ziemlich klarer Bach, der „Little Sandy," ein Nebenfluß des Colorado, floß. Dort schlugen wir, vollständig befriedigt von dem Ergebniß unserer Tagesarbeit, unser Lager auf.

Da wir beschlossen ein permanentes Lager an den Ufern des „Little Sandy" zu errichten, dürfte eine kleine Beschreibung des Flusses und der umliegenden Gegend nothwendig seyn. Der Fluß war etwa vierzig Fuß breit, aber nur zwei bis drei Fuß tief und hatte eine schnelle Strömung, sein Bett war, wie schon der Name andeutet, sandig. Die Ufer waren mit niedrigen, buschartigen Weiden bewachsen, unter denen sich grüne Plätze befanden welche schöne Weiden für die Maulesel darboten. Den Bach aufwärts, in beträchtlicher Entfernung von unserm Lager, ragten einige Granitfelsen nackt und kahl aus dem Boden hervor, während im übrigen das Land vor uns, so weit wir sehen konnten, und hinter uns bis zum Fuß der Berge wellenförmig war und abwechselnd aus Gras- und Sandflächen bestand.

Unser Lager wurde unter dem Schatten der größten Weiden, die wir an dem abhängigen Ufer fanden, aufgeschlagen. Wir säuberten einen Raum von etwa fünfundzwanzig Fuß im Quadrat und errichteten auf allen Seiten — die nach dem Bach hin ausgenommen — eine dichte Pallisadirung von den stärksten Weidenzweigen die wir finden konnten. In jeder der vom Bach entferntesten Ecken bauten wir einen rohen Schuppen und machten Ruhelager von unsern Päcken. Das Feuer wurde in der Mitte des Lagers angezündet. Unsere Maulthiere und den „Liebling" beschlossen wir während der Nacht innerhalb der Pallisadirung unterzubringen, damit wir sie leichter gegen Indianer und Wölfe vertheidigen könnten.

Erst spät in der Nacht, als der Mond schon hoch am Himmel stand, wurden wir mit dem Lager fertig. Wir waren so ermüdet daß wir erst lange nach Sonnenaufgang am nächsten Morgen erwachten. Joe war jedoch schon einige Zeit vor mir auf den Beinen. Sein eiserner Körper konnte viele Tage lang den schwersten Mühseligkeiten widerstehen. Er bedurfte nur wenig Ruhe, und war so constituirt daß er dieselbe überall genießen konnte. So abgehärtet ich auch war, ich hätte es nicht wagen dürfen mich mit diesem Jäger-Veteranen zu messen.

Unser Frühstück wurde rasch abgemacht, weil wir eine Masse Buffalos nicht weit von unserm Lager sahen und „auf den Kampf begierig" waren. Wir beschlossen an diesem Tag unsere Geschicklichkeit in der sogenannten „stillen Jagd" zu versuchen, bei welcher man sich den Buffalos vorsichtig zu Fuß nähert. Der Kopf dieses Thieres ist so dicht mit langen zottigen Haaren behängt, daß es Gegenstände gerade vor sich kaum zu sehen im Stande ist, und wenn der Wind gegen den Jäger kommt, kann er sich mit Vorsicht selbst einem Buffalo nähern, der auf einer Prairie, so eben wie ein Fußboden, grast. Der Geruchssinn des Thieres ist jedoch so scharf daß es, wenn der Jäger sich auf der Windseite befindet, und wäre er auch eine halbe Meile entfernt, ihn in der Luft schnüffelt und sich von dem Daseyn einer Gefahr überzeugt.

Wir trennten uns und näherten uns einer kleinen Büffelheerde, die etwa drei Viertelmeilen von unserm Lager entfernt und auf derselben Seite des Baches war. Ich kroch auf dem Boden fort bis zu der Stelle die ich erreichen wollte, während Joe auf einem Umweg, bald kriechend, bald schnell, aber vorsichtig laufend, je nachdem die Buffalos die Köpfe ihm zu- oder abwandten, sich der Heerde näherte. Es war mir gelungen bis auf Pistolenschußweite an die kleine Heerde heranzukommen. Ich legte mich dann platt auf den Boden, nahm genau mein Ziel, drückte ab und sah fast in demselben Augenblick eine fette Kuh schwanken. Ungefähr gleichzeitig schoß Joe, der so nahe herangekommen war daß er sie mit seinem Büchsenlauf berühren konnte, sie vollends todt. Der Rest der Heerde rannte davon, ohne nach uns umzublicken. Dann machten wir uns daran unsere Beute zu zerlegen, und Fleisch und Haut nach dem Lager zu bringen. Joe blieb dort um eine Fleischsuppe einzurichten und Vorbereitungen zur Aufbewahrung der besten Theile des Buffalo zu treffen, während ich auf ein anderes Wild ausgieng.

Dießmal entfernte ich mich etwa eine Meile vom Lager, bevor es mir gelang auf Schußweite an einen Buffalo heranzukommen. Zwei- oder dreimal merkten die Thiere meine Annäherung früh genug, um rechtzeitig zu entfliehen; endlich aber schoß ich eine Kuh in die Schulter. Die Wunde machte sie wüthend, und sie wandte sich schnell um ihren Feind zu sehen. Es wurde mir sehr schwer auf die Seite zu springen, um immer hinter dem Thier zu bleiben und gleichzeitig meine Büchse wieder zu laden. Nachdem ich damit fertig geworden war, feuerte ich einen zweiten Schuß ab, und dießmal mit besserm Erfolg, indem

ich ohne Zweifel das Thier in die Lunge getroffen hatte. Trotzdem blieb es auf den Füßen, wandte sich plötzlich um und machte einen so schnellen Angriff auf mich daß ich nur mit knapper Noth den drohenden Hörnern entgieng. Als seine Kraft endlich ermattete, gab ich ihm den Gnadenstoß.

Noch ein Büffel, ein schwarzgeschwänzter Hirsch und ein Elenthier waren der Ertrag der heutigen Jagd. Das Elenthier schoß ich, während es unter den Weiden, an den Ufern des Little Sandy stand, wohin es gegangen war um zu trinken und den Fliegen zu entgehen. An Größe steht dieses Thier dem Buffalo am nächsten. Es wird in allen Theilen der Gebirge gefunden und steigt nicht selten weit in die Ebenen, in der Nähe der größeren Flüsse, hinab. Ein ausgewachsenes Elenthier ist so groß wie ein Maulthier, hat einen schweren Hals und Körper und starke Gliedmaßen; seine Füße lassen eine Spur zurück, die so groß ist wie die eines zweijährigen Stiers. Es sind dumme, schwerfällige Thiere, wenigstens im Vergleich mit anderen vom Hirschgeschlecht, man kann leicht an sie herankommen und sie erlegen. Im Winter halten sie sich in großen Heerden, oft bis zu mehreren Hundert, zusammen und machen um diese Jahreszeit gern große Reisen, wobei ihre Spuren im Schnee das Aussehen einer breiten, gestampften Straße haben. Das Elenthier ist leichter zu tödten als irgendeine andere Hirschart, deren Lebenszähigkeit oft merkwürdig ist; ein Schuß irgendwo im Vordertheil des Thieres bringt es zu Boden. Ein gewöhnlicher Hirsch dagegen läuft oft noch eine beträchtliche Strecke weit, man mag ihn treffen wo man will. Das Fleisch des Elenthieres hat einen starken Geruch und gleicht mehr dem Fleisch eines magern Bullen als dem Fleisch des Hirsches. Es ist nur genießbar wenn das Thier fett und in gutem Zustand ist; zu andern Zeiten hat es einen scharfen, thranigen Geschmack.

Joe und ich schüttelten uns an diesem Abend die Hände über unsere guten Aussichten, und wir lebten, wenn auch nicht wie die Prinzen, doch so herrlich, wie Gebirgsstreifer nur leben können. Wir legten uns früh zur Ruhe, mit vollem Magen und fröhlichem Herzen, was uns eine gute Nacht versprach. Plötzlich wurden wir jedoch aufgeschreckt durch ein Geräusch, das wie entfernter Donnerklang, jedoch etwas beständiger war. Es nahm allmählich an Stärke zu und kam dem Lager näher. Wir legten uns mit den Ohren dicht an den Boden und konnten jetzt das donnerartige Stampfen von Buffalos auf der Ebene hören, und als nun der Mond hinter einer Wolke hervortrat, sah ich daß die Prairie mit einer dunkeln Masse bedeckt war, welche wie die Wellen des Meeres auf- und niederwogte. Wir befanden uns in einer gefährlichen Lage; denn wenn Tausende dieser Thiere über die Ebene dahin jagen, ist es fast unmöglich ihre Richtung zu ändern, besonders in der Nacht, weil die vordern fortwährend von den Myriaden, die hinter ihnen sind, gedrängt werden. Wenn wir auch von diesem furchtbaren Thierstrom nicht zerschmettert wurden, konnten doch unsere Thiere leicht fortgerissen werden. Wir schrien aus Leibeskräften und feuerten unsere Büchsen ab, und es gelang uns glücklicherweise die Heerde auf einer Seite des Lagers zu halten. Als sich die Buffalos jedoch in den Strom stürzten und an uns vorbei donnerten, streiften sie einige unsere Pallisaden und jagten unsern Maulthieren eine große Angst ein. Wir hätten eine herrliche Gelegenheit gehabt einige von den Büffeln zu erlegen; aber wir waren zu sehr über unser glückliches Entkommen erfreut, als daß wir auch nur daran gedacht hätten. Ich habe manche Naturwunder gesehen, aber nichts ist an Größe dem Donnermarsch einer solchen Büffelheerde über die Prairien zu vergleichen.

Als die Gefahr vorüber war, beruhigten wir unsere Thiere und streckten uns dann wieder zum Schlafen nieder. Mein „Liebling“ war so in Schrecken gesetzt daß ich ihn an meine Seite nehmen und wie ein kleines Kind streicheln mußte, um ihm die Furcht zu benehmen.

4. Rückkehr in die Gebirge. Die Antilope. Der Carcagien.

Nachdem wir uns einen hinlänglichen Vorrath von Lebensmitteln gesammelt und unsere Fellbündel einen befriedigenden Umfang erreicht hatten, beschlossen wir, da es noch zu früh war um eine Handelsstation zu besuchen, nochmals in die Gebirge zurückzukehren und uns nach einer guten Gelegenheit zum Biberfang umzusehen. Nachdem wir unser Lager abgebrochen, alle unsere Sachen gereinigt und ausgebessert, und unsere werthvollen Artikel in den kleinstmöglichen Raum zusammengepreßt hatten, brachen wir beim ersten Grauen des Tages nach den Gebirgen auf. Gegen Mittag erreichten wir den Fuß des Gebirges, in der Nähe des „Big Sandy,“ eines andern Nebenflusses des Colorado, und jener merkwürdigen isolirten Hügel, genannt die zwei „Buttes.“ Bald darauf lagerten wir uns an den Ufern des Flusses, und während Joe sich damit beschäftigte die Thiere zu sichern und für die Bedürfnisse des Lagers zu sorgen, unternahm ich noch eine kleine Jagd zu Fuß.

Nachdem ich etwa zwei Meilen weit, theils über sandigen, theils über felsigen Boden, das Gebirge hinaufgestiegen war, kam ich in einen großen Fichtenbusch, jenseits dessen ich eine zahlreiche Heerde von spitzhörnigen Antilopen gewahrte. Ich kroch geräuschlos durch den Busch und kam bis auf Schußweite heran. Gerade in dem Augenblick wo die hübschen Thiere Gefahr witterten, feuerte ich und streckte eins todt nieder, während ich ein zweites gelähmt hatte.

Die Antilope, die kleinste Species vom Geschlecht der Hirsche, gibt dem Jäger angenehmes und nahrhaftes Fleisch, zu einer Zeit wo fast alle andern Wildarten, wegen der Dürftigkeit und Seltenheit des Grases, kaum genießbar sind. Man findet die Antilopen jetzt selten noch in zahlreichen Heerden auf den großen Prairien, weil sie durch die Indianer und die weißen Jäger von den alten Weideplätze vertrieben worden sind. Die ersteren treiben oft, vermittelst „Umringungen“ — eingeschlossene Plätze, welche in einem der von diesen Thieren benutzten Pässe gebildet werden — eine ganze Antilopenheerde von mehreren Hundert ins Garn, wobei denn kein einziges Thier dem Schlachtmesser entgeht. Die männliche Antilope hat kurze, schwarze, runde, spitz zulaufende Hörner, die nach innen gegen einander gebogen, und deren Spitzen nach hinten gerichtet sind. Jedes Horn hat in der Mitte einen kleinen Ast. Das Winterfell besteht aus groben, runden, hohlen Haaren, gleich denen des Elenthiers. Der Hals, der Rücken und die Beine sind gelblichbraun, die Seiten röthlichweiß, der Bauch und die Brust weiß, und über die Kehle laufen drei weiße Bänder. Die Haare auf dem Hinterkopf und der obern Seite des Halses sind lang und schwarzgesprenkelt und bilden eine kurze, aufrechtstehende Mähne. Hinter jeder Backe befindet sich ein schwarzer Fleck, der einen starken, ziegenartigen Geruch von sich gibt. Der Schwanz ist kurz; auf dem Kreuz ist ein großer weißer Fleck. Von der Nase bis zur Wurzel des Schwanzes mißt das Thier vier Fuß; seine Höhe an den Schultern beträgt ebenso, wie die Höhe am Hintertheil drei Fuß. Das Weibchen ist kleiner als

das Männchen, und seine Hörner haben statt der Gabel nur einen Auswuchs; auch fehlt ihm das Schwarz am Halse.

Die Indianer haben eine eigenthümliche Art die Antilopen auf der Ebene zu jagen. Sie theilen sich nämlich, wenn sie eine Heerde entdeckt haben, in kleine Abtheilungen, umzingeln dann die Heerde in einem weiten Kreise, und eine der Abtheilungen beginnt die Verfolgung der Thiere. Sobald dieselben bis zu dem entgegengesetzten Ende des Kreises getrieben worden sind, übernimmt die nächste Abtheilung die Verfolgung, und so geht es in derselben Art fort bis zur letzten. Der Zweck ist natürlich die Thiere bis aufs äußerste zu ermatten, um sie dann mit Leichtigkeit erlegen oder einfangen zu können. Sehr häufig wird aber dieser Zweck nicht erreicht. Nicht selten kommt es vor daß 40—50 Jäger einen halben Tag lang eine solche Hetzjagd treiben, ohne mehr als eine oder zwei Antilopen zu bekommen.

Als die Heerde mit der Schnelligkeit des Windes von mir fortrannte, schleppte sich das angeschossene Thier langsam hinterher, und ich war gerade im Begriff es zu verfolgen, als eine jener wilden Bestien, welche den Jägern unter dem Namen „Carçagieu" bekannt sind, und von vielen derselben für verzauberte Wesen angesehen werden, von einem Felsen herab auf den Rücken der Antilope sprang, sie zu Boden riß, und bevor ich noch meine Büchse anschlagen konnte, wieder die Felsen hinaufsprang, mit seiner Beute im Maul. Der „Carçagieu" ist eine Art Vielfraß, hat eine dunkle Farbe und besitzt unglaublichen Muth, Lebhaftigkeit, Kraft und Wildheit. Wenn er Hunger leidet, so trägt er kein Bedenken einen Menschen anzugreifen, und seine Angriffe sind so plötzlich und so wüthend daß sie fast immer erfolgreich sind. Selbst das wilde Ungeheuer, der graue Bär, wird weniger gefürchtet als der Carçagieu. Ich war außerordentlich froh daß die Antilope an meinem Platz gestanden hatte, als dieser Schrecken des Gebirges sein Opfer ausersah. Das Fell dieser Thiere wird von den Indianern als eine „große Medicin" betrachtet, und sie geben jeden Preis dafür. Ein Jäger, dem es gelingt einen Carçagieu zu tödten, prunkt damit, wie mit der größten Heldenthat und kann seinen Ruf dadurch als begründet betrachten.

Erörterungen über auswärtige Politik.

Zu den wichtigsten Belehrungen der jüngsten Begebenheiten gehört ohne Zweifel die Neutralität, um nicht zu sagen die bonapartische Farbe des heutigen England. Alle unsere Berechnungen sind an der britischen Nation zu Schande geworden, aber nicht bloß unabhängige Beobachter, sondern selbst, wie wir aus den Enthüllungen des Blauen Buches schließen dürfen, das Wiener Cabinet glaubte früher oder später mit Sicherheit auf britischen Beistand zählen zu dürfen. Was hätte auch so nahe gelegen? Den alten Haß der Nachbarn diesseits und jenseits des Canals hielten wir noch nicht in der Zeit von vierzig Friedensjahren für verwelkt. Den Napoleoniden und nicht bloß diesen, sondern den Franzosen gegenüber hatten die Briten Waterloo auf dem Gewissen; die französische Kriegsmarine befand sich in einer Stärke, wie sie relativ seit dem Schluß des vorigen Jahrhunderts nicht erhört worden war; der Einfall der Franzosen galt zunächst Italien, und der Besitz Italiens entscheidet für die Seeherrschaft des Mittelmeeres. Oesterreich war Englands ältester und wichtigster Alliirter, die Ansichten beider Mächte in der letzten orientalischen Entwicklung harmonirten auf eine höchst befriedigende Art, ja es gieng selbst das frühere Cabinet Lord Palmerstons in der rumänischen Episode immer Arm in Arm mit der Staatskanzlei. England und Rußland schienen uns nicht bloß europäische, sondern europäische und asiatische Gegensätze, so daß wenn Rußland sich an den Kupferpol irgend einer Streitsache hieng, England sicherlich am Zinkpol zu finden war, während dießmal Rußland von Anfang an als erklärter Freund des italienischen Italiens auftrat. Die Briten hatten endlich Ursache zum Groll gegen den neuen Bonaparte, einmal wegen seines drohenden Angriffes auf das englische Asylrecht, und dann wegen der in einer Antisklavereisache über Portugal verhängten Execution. Immer wird es auch zum Abc der Politik gehören daß man jedem hegemoniesüchtigen und übermächtigen Staat entgegentreten muß. Endlich aber war die Analogie des russischen Angriffes gegen die Türkei unter dem Vorwand des (Religions- und) Nationalitätsgrundsatzes so schlagend, daß man hätte meinen sollen England werde zur Erhaltung Oesterreichs mindestens das Doppelte von dem leisten was es an die Türkei verschwendet hatte.

Alle diese Motive waren auf den Wagschalen der britischen Politik wie Schrotkörner, und während wir meinten ein einziger dieser Beweggründe sey hinreichend um die Engländer zu Schiff zu bringen, waren sie insgesammt nicht mächtig genug das Cabinet von St. James zu einer wahrhaft reinen Neutralität zu vermögen, denn das bisherige und jetzige Betragen ist den Franzosen weit günstiger als den Oesterreichern. Insofern nämlich den erstern günstig, als die britischen Minister nicht bloß mit der eigenen Neutralität zufrieden sind, sondern unter dem Vorwand, den Weltfrieden zu erhalten, alles aufbieten Deutschland von einer Einmischung abzuschrecken, wodurch sie natürlich der französischen Diplomatie für das große und scharfsinnige Problem einer Kriegslocalisirung geschäftig und gewiß nicht ganz erfolglos in die Hände arbeiten.

Man muß sich klar werden über diese für uns noch befremdende und unerwartete Haltung. Am leichtesten erklärt ist wohl die heutige Neutralitätspolitik der britischen Cabinette durch den despotischen Willen der öffentlichen Meinung. Wenn wir Namen nennen wie Richelieu, Mazarin, Ludwig XIV, Cromwell, Wilhelm III, Maria Theresia, Kaunitz, Friedrich der Große, Katharina, Thugut, Metternich, so knüpft sich an diese Namen das klare Bild irgend einer auswärtigen Politik, und jene obengenannten Monarchen oder Minister waren es auch die Traditionen für ihre Nachfolger schufen. Keiner der modernen britischen Staatsmänner darf sich rühmen dem Cabinet irgend einen Canon für auswärtige Beziehungen hinterlassen zu haben, mit einziger Ausnahme vielleicht des Herzogs v. Wellington. Nicht einmal der zweite Pitt gehört zu den Schöpfern irgend eines „Systems." Lord Macaulay hat kürzlich in der Form eines Essay ein biographisches Gemälde dieses ausnahmsweise größern Sohnes eines großen Mannes entworfen, und schwerlich gibt es in der britischen Literatur eine andere Arbeit die uns tiefer einweiht in das richtige Verständniß englischer Politik und der Thätigkeit englischer Staatsmänner. Nach dem Zeugniß des Historikers war Pitt mit sehr mittelmäßigen Kenntnissen

ausgerüstet, von der Staatsverwaltung und von der Geschäftsführung der Aemter die er bekleidete oder vergab, besaß er so viel Einsicht wie jeder Uneingeweihte, eine eigene originelle auswärtige Politik hat er nicht durchgeführt, sondern sie wurde ihm von außen her auferlegt. Die Größe dieses großen Mannes bestand nur in der Anmuth und Gewalt seiner Redefertigkeit, in der Gabe jede That der öffentlichen Gewalten mundgerecht dem britischen Volke vorzutragen, in einer Geschicklichkeit parlamentarische Nullen zu einer Schwadron zu vereinigen oder möglichst günstig mit gefährlichen Opponenten zu capituliren. Die Größe eines britischen Staatsmannes muß man nach der Zeit bemessen, innerhalb welcher es ihm gelingt dem Parlament und der Nation nicht überdrüssig zu werden. Dazu ist ein serviler Dienst gegen die öffentliche Meinung ein Haupterforderniß. Pitt, versichert uns Lord Macaulay, war ein Gönner der französischen Revolution, es fiel ihm nicht ein sich in die innern Händel des Nachbars mischen zu wollen, erst als sich im Schooße der britischen Nation die Kampfbegierde regte, stellte er sich kalt und berechnend an die Spitze der Bewegung und begann den ersten Coalitionskrieg. Es ist natürlich daß in einem Lande wo die höchste Gewalt dem glücklichen Redner zugebilligt wird, dessen Metier, wie das der Pfarrer, außerordentliche Aehnlichkeit mit dem Schauspielerwesen hat, von dem einzelnen Staatsmann keine strenge Beobachtung von Traditionen gefordert werden darf. Jeder macht der öffentlichen Meinung seinen Hof, sucht seinen Gegner herabzusetzen und zu verdächtigen, verstrickt ihn in die Consequenzen seines politischen Programmes, und benutzt den Wechsel der Stimmungen beim Eintritt entscheidender Begebenheiten um den Feind zu stürzen, worauf mit veränderten Rollen das Spiel von neuem beginnt.

Dießmal benützte Lord Palmerston und seine Heerschaar das Stichwort einer „Neutralität bis zum Verzicht auf jede europäische Rolle“ um die Tories zur Entsagung zu nöthigen. Solange die Briten bei ihrem Friedensfanatismus verharren, darf man von keinem Minister, weß Namens immer, irgendetwas anderes als gute Rathschläge an dritte zum Nachgeben erwarten. Dießmal lautet die Adresse der britischen Rathschläge immer an Oesterreich, weil man im voraus weiß daß Napoleon III weder in der Lage noch Willens ist den Klügeren zu spielen, so daß also der Krieg fortdauern muß bis die Oesterreicher zum Frieden weich geworden sind. Große Begebenheiten allein vermöchten die öffentliche Meinung in England zu verändern. Bis jetzt hat Napoleon III muster- und meisterhaft sein Betragen eingerichtet. Er schickte die Erklärung voraus daß Frankreich keine Eroberungen beabsichtige. Das Wort ist nicht allzu verbindlich, denn mit Hülfe des freien Wahlrechtes und einer polizeilich geleiteten Volksabstimmung ließe sich immer irgendein italienischer Thron den erbberechtigten Gebietern zu Gunsten eines Prätendenten entwenden, oder Savoyen in ein Departement du Montblanc verwandeln. Könnte man dann eine solche Bagatelle eine „Eroberung,“ eine Vollstreckung der vox populi, einen „Raub“ nennen? Uebrigens widersteht der Schlaue vielleicht jeglicher Verlockung, vielleicht läßt er Savoyen und Toscana fahren, stellt sogar die ambulanten Souveränetäten der Herzogthümer wieder her! Er hat sein letztes Wort noch nicht gesprochen, er spricht es wahrscheinlich so bald noch nicht aus. Welchen Vortheil böte ihm seine Verschwiegenheit nicht, wenn er über Italien noch frei verfügen könnte, wenn er diese europäische Frage noch nicht erledigt hätte, im Augenblick wo er nach Vernichtung Oesterreichs einen Feldzug gegen Deutschland eröffnete? Vorläufig hat er mit dem sichern Tritt eines Seiltänzers sich gehütet in irgendeiner Angelegenheit sich zu compromittiren, und wir müssen noch immer auf den ersten falschen Schritt warten.

Wir haben schon früher bemerkt daß nichts mehr die schläfrige Rauflust der Briten erwecken könnte als ein Seesieg der Franzosen im Mittelmeer. Das österreichische Geschwader scheint aber nicht Lust zu haben dem Lande durch eine hülfreiche Niederlage zu nützen. Weßhalb die österreichischen Fregatten sich noch nicht mit dem Beobachtungsgeschwader vor Venedig gemessen haben, ist schwierig zu erklären. Das schlimmste was ihnen begegnen könnte, wäre eine schimpfliche Niederlage, die man bei österreichischen Soldaten nicht zu fürchten hat, ein Gewinn wäre aber schon eine ehrenvolle Niederlage, denn was einer jungen Marine noth thut, ist eine Geschichte, und gewiß ist daß nie ein Volk tüchtige Seeleute bekommen wird, wenn sie, wie die Russen, vor der Action in die Kriegshäfen sich retten. Ist jetzt keine Aussicht mehr auf ein Seetreffen zwischen Oesterreichern und Franzosen, so wird die Landung der französischen Flotte zwischen Venedig und Triest jedenfalls das Nachdenken der Briten erregen. Gelingt es nämlich den Franzosen rasch eine bedeutende Truppenmacht ans Land zu werfen, so wird dieß für die Briten ein Memento Boulogne werden, denn eine rasch vollführte glückliche Landung eines Armeecorps ist, selbst für das flottenbeschützte England, ein Sorgenquell.

Sind dieß die Momente welche Einfluß auf die unberechenbarste aller politischen Gewalten, nämlich auf die öffentliche Meinung, haben könnten, so muß dieser wiederum ein vernünftiger historischer Gedanke im allgemeinen zum Grunde liegen. Daß es bei den Briten nicht bloß oder überhaupt nicht Sympathien für die Nationalitätsgrundsätze seyn können, liegt sehr nahe. Die Briten sind sich doch immer ihrer irischen Sünde wohl bewußt, sie riechen noch nach dem Blut das sie kürzlich in Indien vergossen haben, und lehnten eben erst jede Betheiligung an einer Freigebung der jonischen „Republik“ durch Vermittlung des sentimentalen Hrn. Gladstone ab. In dem letzten Türkenkrieg haben sie vor allen Dingen gegen die Nationalitätsbedürfnisse und für legitime Obrigkeiten, mit Respect zu sagen für türkische Obrigkeiten gegen Kaiser Nikolaus die Waffen ergriffen, dessen Plane gegen die osmanische Herrschaft ebenso unschuldig waren und in der officiellen Sprache des St. Petersburger Cabinets genau so klangen wie die heutigen Plane des französischen Kaisers mit Italien. Inconsequenzen sind indessen Sünden die man der öffentlichen Meinung nicht hoch anrechnen darf, denn auch wir Deutschen, die wir gegen die Italiener die Verträge angerufen haben, fordern für die Schleswig-Holsteiner Loszählung vom dänischen Joch, mit dem Unterschiede freilich daß für die nordischen Herzogthümer, neben den Nationalitätspostulaten, auch noch das verbriefte Recht spricht. Wunderlich ist es ferner die Engländer einen Monarchen achten und bewundern zu hören, der durch Decembrisirung einer Verfassung auf den Thron gelangt ist, und sich mit terroristischen Mitteln darauf befestigt. Man greife daher und merke die wichtige Lehre daß solche Sympathien, durch und durch unwahr, nur die ächten politischen Motive verhüllen sollen. Wäre den Briten eine Fortdauer der österreichischen Herrschaft in Italien unentbehrlich, sie würden sich ebenso für Franz Joseph wie für Napoleon begeistern können. So jedoch beurtheilen sie die Dinge völlig nach dem Erfolg, und sie würden es ganz vernünftig finden daß Piemont die härteste Züchtigung empfienge wenn Oesterreich Sieger über die Alliirten geblieben wäre.

Der Franzosenhaß scheint in England jetzt dem Erlöschen nahe, und ob er je wieder zur Gluth angefacht werden könnte, darüber ver-

mag nur die Zukunft uns zu belehren. Es fehlt der alten Eifersucht der beiden Nachbarn gegenwärtig an den rechten Gegenständen. Frankreich hat seit dem Verkauf der Louisiana und seit dem Verlust Indiens und Haiti's aufgehört eine Colonialmacht zu seyn, denn sicherlich hat Algerien nie einen andern Werth gehabt als den eines vortrefflichen Exercierplatzes für französische Truppen. Als sich Großbritannien 1792 in die Coalition stürzte, hatte es sich an Frankreich zu rächen für die Befreiung der Vereinigten Staaten, ganz abgesehen davon daß Frankreich damals noch eine ebenbürtige Colonialmacht war. Wahrscheinlich wäre aber der Friede von Amiens ein dauerhafter für die beiden Nachbarn geworden, wenn der erste Napoleon eben so viel Mäßigung als Kriegsglück besessen hätte. Die Geschichte des zweiten Pariser Friedens zeigt uns bereits die Engländer in eifrigem Geschäft jenem Frankreich, welches doch eben noch weltgefährlich gewesen war, eine Stärke zu erhalten die mehr als ausreichend war um jeder der siegreichen Großmächte überlegen zu bleiben. Bekanntlich einigten sich England und Rußland in Gent mit den Bourbonen über die Grundzüge des zweiten Pariser Friedens, und vereitelten dadurch von vornherein daß Frankreich durch Verlust des Elsasses und Lothringens auf alle Zeiten unschädlich gemacht würde. Wir sehen dann später Engländer und Franzosen Hand in Hand zur Begründung des Königreichs Belgien schreiten. Die Schöpfung des batavischen Reiches gehörte anerkannt nicht zu den Meisterwerken des Wiener Congresses, und eine seltsame Art von Bollwerk war die Vereinigung zweier anders redenden und anders gläubigen Stämme, die eigentlich nichts zusammenband als der gemeinsame geographische Ausdruck Niederlande, deren wichtigste historische Periode, nämlich die Freiheitskämpfe, beide Hälften als Hälften und die Belgier zuletzt als spanisch gesinnt uns gezeigt hatte. Dort fand nun — ein denkwürdiges Zeichen der Zeit — zuerst eine Erschütterung der Wiener Verträge und eine Inscenesetzung des Nationalitätsgrundsatzes statt zum Mißvergnügen der drei sogenannten nordischen Höfe, die durch Aufstellung der heiligen Allianz die Westmächte instinctartig zu einer Annäherung nöthigten. Wäre Frankreich noch immer der tödtliche Gegensatz der britischen Herrschaft gewesen, so hätte die Theilung des batavischen Reiches nie von Seiten Englands befördert werden dürfen. Die Beutestücke welche England sich nach dem zweiten Pariser Frieden aufs neue zuschlagen ließ, bestanden nur in Malta und der jonischen Schutzherrschaft für Europa. Da sich England fortwährend gehütet hat mit der einzigen, die Regel nur bestätigenden, Ausnahme Gibraltars keinen Fuß auf den europäischen Continent zu setzen, sondern ausschließlich eine Seemacht und Handelsherrschaft darzustellen, so konnten von der Zeit an wo Frankreich auf jeden erheblichen oder neidenswerthen Colonialbesitz verzichtete, England aber durch seine neue Tarifpolitik jedes Monopol abgeschafft hatte, nur mittelbar Reibungen zwischen britischen und französischen Interessen ausbrechen und höchstens noch Rangstreitigkeiten beide Völker entzweien. Die kitzlichste Stelle blieb der Orient und namentlich Aegypten. Dort ist wohl noch heutigen Tages der diplomatische Kanzleikrieg zwischen beiden Mächten so lebhaft wie immer, allein daß sich im Jahre 1840 die Franzosen noch glücklich besannen und ihren Degen in der Scheide ließen, beweist eben wie viel größern Werth sie auf den Frieden mit England zu legen gelernt haben.

Die Verträge von 1815 haben bei den Briten durchaus nicht den Cultus und die Verehrung wie auf dem Festland genossen. In ihrer Flotte und nicht in schwachen historischen Urkunden sehen sie die Garantien ihres Besitzstandes. Jene Verträge begünstigten vor allem Rußland durch den großen polnischen Zuwachs und sie verstärkten Oesterreich, welches durch Säcularisationen, durch Resignation auf seine vorderösterreichischen Parcellen und durch Vertauschung der Niederlande gegen das Gebiet der Republik Venedig völlige Abrundung und höchst vertheidigungsfähige, nur in Galizien und gegen die Türkei offene Gränzen erhalten hatte. Mußte es nun im Sinn der Briten liegen, Frankreich unschädlich zu machen, so durfte es doch wiederum die Besieger nicht allzu gefährlich werden lassen. Bei der ersten Gelegenheit wurde Rußland ausersehen, welches am meisten gewonnen hatte und am höchsten in Ansehen stand. Der letzte orientalische Feldzug erschien als eine Kraftprobe, und Rußland wurde dabei so leicht befunden daß plötzlich jede Besorgniß vor seinen etwaigen Uebergriffen völlig hinweggewischt war, wie die unerschrockene Sprache eines deutschen Staatsmannes gegen die Note des Fürsten Gortschakoff erquicklich bewiesen hat. Daß England eine Machtverringerung Oesterreichs wünschen könnte, scheint uns zu kurzsichtig um daran glauben zu können. Im gegenwärtigen Krieg, er mag enden wie er will, kann England nie etwas gewinnen. Es muß zittern daß Frankreich siege und möchte doch seinen nützlichen Alliirten nicht gern unterliegen sehen. Aber abgesehen von der Einmischung der Franzosen, hatte schon im Jahr 1848 Lord Palmerston mit einer höchst parteiischen Hast Oesterreich zum Verzicht seines oberitalienischen Gebietes gerathen. Man sagt in England und mit vollem Recht daß Oesterreich durch den Verlust der Lombardei und Venedigs erstarken würde. Wir glauben das selbst, nur stellen wir uns den Hergang etwas anders vor. Gelänge es den Oesterreichern die Franzosen bis nach Genua zu jagen und in Turin den Frieden vorzuschreiben, so würde der Kaiserstaat an Ehren reicher und an Macht viel stärker werden, wenn er die Lombardei und Venedig in zwei, an Erzherzoge zu vergebende Königreiche verwandelte und diese selbst vom Reiche abtrennte. Aber ohne einen glänzenden Sieg, gedemüthigt, von Franzosen sich Oberitalien entreißen zu lassen, würde Oesterreich nicht stärken, sondern brächte es an den Abgrund einer Katastrophe. An dem Tage wo es für Italien zu sorgen aufgehört hätte, müßte es für Ungarn zu fürchten beginnen. Jeder derartige Friedensschluß könnte nur als Waffenstillstand von Oesterreich hingenommen werden, um Athem zu einem neuen Sprung zu schöpfen.

Der britische Gedanke ist ganz richtig daß Oesterreich den Beruf, nach dem es genannt wird, viel freier und kräftiger erfüllen würde, wenn es von dem italienischen Nessushemde befreit wäre. Deßhalb haben wir immer an dem Satze festgehalten, das Petersburger Cabinet dürfe im Grunde des Herzens nie wünschen Oesterreich gänzlich aus Italien heraustreten zu sehen, weil es nachher um eine Bürde leichter auf dem Karpathenwalle stehen und streitfertig auf orientalische Beute lauern würde. Den Briten wäre es recht wenn Oesterreich all seine Kräfte nur gegen Rußland kehren würde und mit Italien der letzte Vorwand zu den Kämpfen zwischen dem Hause Habsburg und der Krone Frankreichs hinwegfiele. Jene Rolle aber würde Oesterreich schwerlich durchführen können, wenn es nach Erschöpfung der äußersten Kräfte sich dem Frieden des Siegers unterwerfen müßte. Oesterreich würde zunächst, wie es Rußland gethan hat, seine Gleichgültigkeit gegen den neuen Rechtszustand offen bekennen, es würde bald zu den Verschwörern gegen die Verträge gehören. Zu welcher unnatürlichen Politik und zu welchen verzweifelten Ausflüchtsmitteln große, vom Feinde zerstückte Mächte getrieben werden können, lehrt uns die Geschichte der letzten Continentalkriege. Alles, auch die widerwärtigsten Allianzen wer-

den möglich, niemand kennt mehr Freund und Feind auseinander, jeder kann sich über Nacht in das eine oder das andere verwandeln. Man fange nur an mit der Landkarte zu spielen, und man wird nicht so bald dieses verführerische Laster unterdrücken können. Es gibt der politischen Fragen und Lösungen noch die Fülle in Europa, so daß wir bis zum Lebensende eines fünfzigjährigen Mannes nicht in Verlegenheit zu seyn brauchen daß der Stoff zu neuen Länderwechseln fehlen könnte. Weil aber das alles so und nicht anders ist, gilt es Oesterreich jetzt Luft zu machen. Weil uns die Hülfe Englands mangeln wird, ist die That nicht mehr zu vertagen, denn eben weil die Zeiten britisch-österreichischer Allianzen vergangen zu seyn scheinen, muß ein anderer Ersatz dieses Bündnisses an ihre Stelle treten, oder es gibt nur noch zwei Mächte auf dem Festlande: Frankreich und Rußland.

Der Acclimatisationsgarten in Algier.

Er befindet sich an der Stelle welche Hamma (Brunnen) heißt, und ist eines der nützlichsten und schönsten Institute Algeriens. Mit Pflanzen aus allen Theilen der Welt werden hier unter freiem Himmel oder in Gewächshäusern verschiedener Temperaturen Versuche gemacht sie an das Klima Algeriens zu gewöhnen und hier heimisch zu machen.

Dieser Acclimatisationsgarten ist aber nur eine Versuchsstation, und der Ort wo die fremdländische Vegetation auf afrikanischem Boden so zu sagen erst Fuß fassen soll; ihr kurzes Verweilen an dieser Stätte soll kennen lehren an welchen Theil der Colonie die Pflanzen zu verbringen seyen, wenn sie im Lande fortkommen und gedeihen sollen. So werden die von dem Stromgebiet des Senegal und die aus den Ebenen Indiens gekommenen im Jardin d'Essai von Algier an jenen Stellen beherbergt welche den Südwinden ausgesetzt sind, um sodann in der Sonnengluth der Oasen der Sahara ein zweites Vaterland zu finden. Andere Ankömmlinge von Tibet oder aus den kalten Hochebenen des westlichen Amerika erhalten ein vor der Sonne und dem Sirocco geborgenes Quartier, ehe sie an ihren neuen Bestimmungsort in Kabylien oder in der Provinz Constantine abgehen.

Viele Bäume und Pflanzen des amerikanischen Aequators gefallen sich so ziemlich auf afrikanischem Boden und leben da wieder auf, so der Avogatebaum mit großen Birnen voll eines dicken Saftes, den man mit dem Löffel ißt, der Palissander vom Amazonenstrom, der Cocosnußbaum von Pernambuco, die Wachspalme und der Latanienbaum aus Peru. Auch die Feinde der brasilianischen Wälder, Pflanzen mit scharfen Stacheln und ätzenden Säften werden hier eingebürgert, endlose Lianensträucher und riesige Brombeerstauden, durch welche man sich in ihrer Heimath oft mit dem Säbel in der Hand eine Bahn brechen muß. Hier werden sie in den Gewächshäusern Tag und Nacht gepflegt.

Dieser Garten erweist der Colonie große Dienste durch die Einführung und Fortpflanzung exotischer Pflanzen sowohl als durch die Verbreitung agricoler Kenntnisse. Er trägt ferner mächtig dazu bei das weit verbreitete Vorurtheil, welches aus Algerien die europäischen Culturen entfernt und es zu einer Pflanzschule tropischer Gewächse gemacht wissen wollte, zu zerstören. Man braucht in der That nur etliche Stunden den Jardin d'Essai zu durchwandern, um sich durch die eigene Anschauung zu überzeugen daß die Verwirklichung dieses patriotischen Traumes eine Unmöglichkeit sey. Fast alle aus den Tropenländern hieher gebrachten und unter dem freien Himmel Algeriens gezogenen Pflanzen haben hier nur eine kümmerliche Entwicklung in Vergleich mit jener gesunden welche sie unter ihren heimischen Himmelsstrichen haben. Mit Ausnahme des Avogadebaums zeigen alle Pflanzen und Bäume des tropischen Amerika an diesem ihrem Verbannungsorte, einen Zustand kränklichen Hinschmachtens, eine so verständige Behandlung ihnen auch unter der Direction Hrn. Hardys zu Theil wird. Der gelehrte „Docteur ès plantes“ hält von ihnen die Sonnenhitze des Sommers, die Fröste des Winters ferne, bringt die Erkrankten aus dem Gewächshause in die freie Erde; aber so klug er auch verfährt, so kann er sie doch nicht vor dem sengenden Sirocco, vor den kalten Hagelschlägen noch vor den eisigen Nächten des afrikanischen Winters bewahren, kann ihnen nicht die feuchte Atmosphäre, die gleichförmige Wärme, die lauen Lüfte ihres Heimathlandes noch jenen jungfräulichen, saftigen Humus geben, der die Vegetation keimen und so üppig wuchern läßt, er kann ihnen nicht das Klima ihres Vaterlandes geben.

Ihre Blätter, die unter dem Aequator und den Wendekreisen immer grün, breit und stark sich entfalten, sie hängen in Algerien schlapp, bräunlich hernieder und fallen beim ersten Windstoß ab. Ihre sonst so lebensvollen Farben sind gebleicht, ihre sonst so wohlduftenden Früchte geschmacklos. Die großen Blätter des schönen Bananenbaumes der Antillen, schimmernd wie Seidenstoff, hängen in Afrika meist zerfetzt und vergilbt herab, und ihre schönen Bananen, so süß daß man sein duftenden Rahm zu kosten glaubt, nnd unter dem tropischen Peru in solcher Fülle vorhanden daß man die Pferde damit nährt, sie gleichen in Algerien einem geschmacklosen Papierbrei und werden nur als Raritäten verkauft. Die Ananas reift hier wie in Paris, nur im Gewächshause. Der Mangobaum kommt gar nicht fort. Afrika ist allerdings, mit Europa verglichen, ein heißes unfruchtbares Land, seine Sonne sengend, sein Himmel tiefblau — aber es ist doch nicht Amerika.

Die kahle Sahara des alten Afrika vermag nicht eine Vegetation zu nähren gleich den buschreichen Pampas oder den grünen Savanen des jungen Continents. Die afrikanischen Wälder mit ihrem dünnen Baumwuchse sind nicht die Wälder der neuen Welt. Die die algerischen Hügel krönenden Fichten sind nur 30 Fuß hoch, während die Palmen der Cordilleren 110 Fuß hoch hinanragen. Der glühende Boden Nord-Afrika's bringt wohl den Alfat, die Zwergpalme, das Korn hervor, aber nicht den Graswuchs Guinea's, noch das Zuckerrohr, noch Manioc. Der afrikanische Cactus mit seinen Blättern von schwammigem Holze, seinen dürren Früchten läßt sich nimmermehr dem amerikanischen Bananenbaume mit seinem sich gleich einem grünen Schirme ausbreitenden Laub, seinen gelben Bananen vergleichen, zumal wenn er mit Früchten so überladen ist, daß er sich zur Erde beugt. Der Olivenbaum mit seinen mageren, bröckelnden Blättern, seinen trockenen Oliven ist nicht der stattliche Mangobaum mit seinem immergrünen, bronzenen Laube, seinen verlockenden Früchten, den goldigen Mangobeeren, die so schön sind daß die Sage von ihnen berichtet, die Tugend unserer Stammeltern im Eden habe sich durch diese Frucht berücken lassen.

Die Natur ist mächtiger als alle Sorgfalt des Menschen und seine eiteln Prätentionen. Er vermag ihr wohl da oder dort ein Geheimniß abzulauschen, und mit Kunst, vieler Mühe und Geduld mag sein Genie eines oder das andere ihrer Gesetze modificiren, wie es eben auch seine Pflicht hienieden ist alles zu versuchen was seiner Herrschaft über die Erde eine weitere Ausdehnung geben kann. Aber thöricht ist der Wahn die Natur ändern, zwingen und ihr verweigern zu wollen was sie einmal bestimmt fordert. Man kann sie auf kurze Frist galvanisiren, auf Wochen, auf Monate, man kann sie da oder dort im Winter Trauben oder Ananas in Versailles hervorbringen lassen, sie macht doch früher oder später immer wieder ihre Gesetze, ihre Rechte, ihre Lebensweise geltend.

Algerien ist nun einmal kein Boden für tropische Culturen, es ist zwischen 31—36° nördl. Breite, fast wie Sicilien, diese Kornkammer par excellence, gelegen. Die Länder des Kaffees aber, des Zuckers, des Cacao &c. sind Martinique, unter dem 14. Grade, Guyana unter dem 5., Brasilien unter 0°. Nahezu 10 Grade trennen die Zone des französischen Afrika von der Zone der Tropen. Auf eine Cultur die gelingen wird, werden 200 zu Grunde gehen, ungeachtet aller Versuche und Bestrebungen eine unmögliche Zukunft herbeizuzaubern. Wollte einmal ein Ansiedler in Cayenne durchaus darauf bestehen dort Korn zu acclimatisiren, wie man es in Algerien mit den Tropenpflanzen thun will, man würde seine Zuversicht verlachen. Und doch würde in Guyana das Korn noch viel besser fortkommen als das Zuckerrohr in Algerien. Es würde fortkommen, aber würde seine Cultur die Arbeit lohnen? Und wäre dieß Getreide im Stande mit dem Getreide Frankreichs, Odessa's und der Vereinigten Staaten zu concurriren? Das ist die Frage. Die Zeit der Schutzsysteme, welche wider die Natur oder wider die Sitten diese oder jene Industrie ermuthigen wollen, ist vorüber.

Vergebens hat man sich überredet die Cultur der Cerealien dürfte in Algerien nur hin und wieder und ausnahmsweise vorkommen. Um diese Ansicht triumphiren zu machen, hat man in jeder Weise es mit andern Culturen versucht. Was ist aber zur Zeit aus diesen Kaffeepflanzungen, Zuckerrohr- und Cochenilleplantagen geworden? Und man wird es inne werden ob man nach zehn Jahren noch von der Acclimatisation der Baumwollstaude, wenigstens einer solchen im Tell spricht, und ob man das üppig treibende Korn ausgerodet habe.

(Moniteur universel.)

Miscellen.

Ueberhitzter Dampf. Es werden weitere Versuche mit überhitztem Dampf angestellt, und zwar mit dem Vortheil einer Ersparung von 30 Procent. Der Dampfer Valetta, der Peninsular and Oriental Company gehörend, ist so eben von Hrn. Penn mit einer nach dem Ueberhitzungsprincip gebauten Maschine versehen worden, und das Resultat ist das angegebene. Die Dampftemperatur, wie sie bei Maschinen gewöhnlich gebraucht wird, ist 250°; die Ueberhitzung hebt sie auf 350, und dadurch daß man einen Theil davon mit dem gewöhnlichen Dampf arbeiten läßt, wird die Wirkung hervorgebracht. Das Ueberhitzen wird im vorliegenden Fall durch ein Röhrensystem im Rauchcanal hervorgebracht, und man sagte uns das Princip sey auf alle Arten von Maschinen anwendbar. Die Kohlenrechnung der Peninsular and Oriental Company beläuft sich auf jährlich 700,000 Pfd. St.; sonach wird eine Ersparniß von 30 Procent ihren Gewinn beträchtlich erhöhen. (Chamb. Journ.)

*

Luftmaschine. New-Yorker Nachrichten zufolge ist zwar der in großem Maßstab am „Ericson" gemachte Versuch mißlungen, die Luftmaschine in kleinem Maßstab jedoch vollkommen geglückt. Bis zu fünf Pferdekräften ist sie eben so wirksam wie der Dampf, und verursacht nicht den zehnten Theil der Kosten, so daß, wie die Amerikaner zu sagen pflegen, „die Ericson'sche Luftmaschine jede andere Art Maschine vom Schiefer wegwischen wird," d. h. so lange man fünf Pferdekräfte nicht überschreitet.

*

Zwei Knollengewächse. Ein im südlichen Frankreich sehr häufig zur Speise verwendetes Gewächs ist die Chufa, Erdmandel, Cyperwurz, aus der Familie der Cyperaceen; auch in Spanien wird sie als Nahrung gebraucht und in Madrid allein werden davon zur Bereitung der Orgeade jährlich an 12,000 Kilogr. consumirt. Die Knollen sind braun, schmecken nach Zucker und duften wie die Haselnuß. Sie enthalten ein Fett, Stärke, Gummi, Zucker und Kalisalze. Zwischen zwei gewärmten Metallplatten zerdrückt, geben sie ein Oel von ausgezeichneter Qualität, der übrige Brei kann 12—14 Proc. krystallisirbaren Zucker und überdieß ein großes Quantum Stärkemehl geben. Der Topinambour gehört zur selben Pflanzenspecies wie die in den Gärten gezogene Sonnenblumenpflanze. Sein Knollen ist weiß und von einer schwärzlichen Epidermis bedeckt. Der Topinambour kann noch eine hohe Bedeutung als Nahrungsmittel erlangen. Er ist bisher von der Krankheit welche seit mehreren Jahren die Kartoffelernten zerstört, immer frei geblieben, verlangt wenig Pflege und kommt in jedem Boden fort. Die Pflanze bedarf sehr wenig Dünger und alle ihre Theile sind verwendbar, die grünen Blätter als Futter für das Vieh, die getrockneten sind ihres Zuckergehaltes wegen eine Lieblingsnahrung der Schafe, die Stengel endlich geben ein brauchbares Brennmaterial.

*

Neuer Kaffeezusatz. Als ein sehr schmackhafter und unschädlicher Kaffeezusatz wird in der „Science pour tous" der Mais empfohlen. Er verlangt zum Rösten ein langsameres Feuer, wenn je seinen Wohlgeschmack nicht einbüßen soll, und muß also eigens geröstet werden. Gemahlen wird er in der gewöhnlichen Kaffeehandmühle. Auf Milchkaffee nimmt man die gleiche Menge Mais und Kaffee, auf schwarzen Kaffee das Drittheil Mais. Er muß etwas länger im siedenden Wasser gekocht werden; der Aufguß bekömmt dann ein sehr angenehmes (!) Aroma. Sein Beisatz zum Kaffee ist jedenfalls gesünder als der von Erbsen, Eicheln, Bohnen, Cichorie &c.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 29. Augsburg, 16 Julius 1859.

Spuren antediluvianischer Menschen in Frankreich und England.

(Aus dem Athenäum.)

In der Sitzung der Gesellschaft der Alterthumsforscher in London am 2 Jun. verlas Hr. Evans eine Abhandlung „über das Vorkommen von Kieselgeräthen in ungestörten Kies-, Sand- und Thonlagern (solchen welche die Geologen unter dem Namen „Drift“ kennen) in mehreren Oertlichkeiten, sowohl auf dem Continent als in England selbst.“ Die erste Entdeckung dieser Geräthe verdankt man Hrn. Boucher de Perthes, von Abbeville, welcher in den Gruben in der Umgebung dieser Stadt Kiesel fand die augenscheinlich von Menschenhand geformt waren, und alle Kennzeichen an sich trugen um ihn zu der Schlußfolgerung zu zwingen daß sie an den Stellen wo man sie fand schon zur Zeit der Bildung der sie enthaltenden Lager niedergelegt worden seyen. Hr. de Perthes veröffentlichte seine Entdeckungen in einem Werke, betitelt „Antiquités Celtiques et Antédiluviennes“ in zwei Bänden, deren erster im Jahr 1849, und deren zweiter im Jahr 1857 erschien. Da er sich indeß nicht streng an die darin angeführten Thatsachen hielt, sondern sich in theoretischen Betrachtungen erging, so wurde seinem Werk nicht die Aufmerksamkeit zu Theil die es verdient. Die neulich in der Brixhamer Höhle, in Devonshire, gemachte Entdeckung von Kieselwaffen neben den Knochen ausgestorbener Säugethiere hatte die Frage der Coëxistenz des Menschen mit denselben unter den Geologen wieder in hohem Grad in Anregung gebracht, und Hrn. Prestwich, welcher den letztern geologischen Formationen so große Aufmerksamkeit geschenkt, veranlaßt sich nach Abbeville zu begeben, und an Ort und Stelle die Entdeckungen Hrn. de Perthes' in Augenschein zu nehmen. Er traf daselbst mit Hrn. Evans zusammen, und beide besuchten sowohl in der Umgegend von Abbeville als von Amiens die Gruben in denen, wie man behauptet, die Kieselwaffen gefunden worden sind. Die Kreidehügel in der Nähe dieser beiden Städte sind mit Drift bedeckt, welcher sich anscheinend in die Thäler hinab, wo er einen mehr sandigen Charakter annimmt, und in diesen Sandlagern sowohl als seltener in den kiesigern Lagern fortsetzt. Auf den Hügeln sind Säugethierüberreste in großen Mengen gefunden worden. Sie umfassen den ausgestorbenen Elephanten, das Rhinoceros, den Bären, die Hyäne, den Tiger, den Hirsch, den Ochsen und das Pferd — kurz die meisten der Thiere deren Knochen so häufig in dem Drift und den Höhlen der Postpliocen-Periode beisammen vorkommen. Auf den Hügeln bei Abbeville, so wie in St. Acheul bei Amiens, schwankt der Drift in seiner Dicke von etwa zehn bis zwanzig Fuß, und besteht aus Lagern von Subangularkies, mit großen Kieseln, und über ihnen Sand, welcher gebrechliche Muscheln von Süßwasser-Mollusken und Lager von Ziegelerde enthält. Unter den Fundamentkieslagern nun, in geringem Abstand oberhalb der Kreide, findet man gewöhnlich die Kieselgeräthe. Sie haben dreierlei Formen: 1) Kieselblätter (flakes), anscheinend zu Messern oder Pfeilspitzen bestimmt; 2) gespitzte Geräthe, die an der Basis gewöhnlich abgestumpft sind und deren Länge zwischen vier und neun Zoll schwankt; sie wurden möglicherweise als Speer- oder Lanzenspitzen gebraucht, denen sie ihrer Gestalt nach ähnlich sind; 3) eirunde oder mandelförmige Geräthe, von zwei bis neun Zoll in der Länge, und mit einem schneidenden Rand ringsherum. Das eine Ende derselben ist gemeiniglich schärfer gebogen als das andere; auch sind sie hin und wieder sogar gespitzt, und wurden möglicherweise als Schleudersteine, oder als an beiden Enden schneidende Aexte gebraucht, deren Stiel um die Mitte herum befestigt war. Der von den Geräthen der erstern Form hergeleitete Beweisgrund ist, der äußersten Einfachheit der Geräthe halber, welche es zuweilen schwer macht zu bestimmen ob sie durch Kunst oder durch natürliche Ursachen erzeugt worden sind, nicht besonders gewichtig. Diese Einfachheit der Form dürfte auch die Unterscheidbarkeit der in der frühesten Periode verfertigten Kieselblätter von denen einer spätern Zeit verhindern. Anders verhält es sich mit den beiden andern Formen der Geräthe, von welchen eine Menge Proben vorliegen; alle sind unbestreitbar von Menschenhand gearbeitet, und verdanken ihre Gestalt keinerlei natürlicher Configuration noch irgendeinem eigenthümlichen Bruch des Kieselsteins. Sie zeigen in ihrer Form keine Aehnlichkeit mit den wohl bekannten Geräthen der sogenannten celtischen oder Stein-Periode, bei denen überdieß meistens ein Theil, wo nicht das Ganze, ihrer Oberfläche geschliffen oder polirt ist, und die häufig aus andern Steinen als Kieseln verfertigt sind. Die aus dem Drift gefertigten sind hingegen nie geschliffen, und bestehen ausschließlich aus Kiesel. Sie haben in der That ganz das Aussehen als ob sie von einer andern Menschenrace verfertigt worden seyen, die, sowohl des Umstandes wegen daß die celtischen Steinwaffen in dem Oberflächenboden über dem diese roheren

Waffen enthaltenden Drift gefunden worden sind, als aus andern Rücksichten, diese Region des Erdballs zu einer Zeit bewohnt haben muß welche über die sogenannte celtische Besitznahme hinaufreicht. In dieser der Form und dem Charakter nach obwaltenden Verschiedenheit von den gewöhnlichen Mustern steinerner Geräthe lag eine Bekräftigung der Wahrscheinlichkeit daß sie unter ganz andern Umständen gefunden worden seyen, und Hr. Evans unterzog daher die Behauptung: sie seyen wirklich in ungestörten Lagern von Kies, Sand und Thon entdeckt worden, einer nähern Untersuchung. Er zeigte aus verschiedenen mit ihnen in Verbindung stehenden Umständen, z. B. aus ihrer Entfärbung durch Berührung mit ockerartiger Materie, aus der Eigenthümlichkeit daß sie weiß werden wenn sie in einer thonigen Matrix liegen, und daß sie zuweilen mit kohlensaurem Kalk incrustirt sind, die äußerste Wahrscheinlichkeit daß sie in diesen Lagern schon zur Zeit ihrer Bildung niedergelegt worden, indem die neben ihnen liegenden unbearbeiteten Kieselsteine in ganz gleicher Weise und in nicht größerm Umfang afficirt waren. Diese Entfärbung und Incrustation bewiesen auch daß die Geräthe wirklich in diesen Lagern gefunden worden waren, aus denen man sie der Behauptung zufolge ausgegraben hatte, und ihre Anzahl und die Tiefe unter der Oberfläche, in welcher man sie gefunden, waren der Art, daß, wenn sie in irgend einer auf die Bildung des Drift folgenden Periode vergraben worden wären, einige augenscheinliche Spuren von den zu diesem Zweck gegrabenen Höhlungen übrig geblieben seyn müßten; allein man beobachtete nichts derartiges, obgleich man viele Hunderte der Geräthe durch die Masse zerstreut gefunden hatte. Außer diesem Umstandsbeweis aber sprach das directe Zeugniß der HH. Boucher de Perthes, Rigollot und anderer für die Thatsache daß diese Geräthe unterhalb ungestörter Driftlager und viele derselben unter dem unmittelbaren Auge des Hrn. de Perthes entdeckt worden sind, der in der That der erste gewesen welcher die Arbeitsleute auf das Vorhandenseyn dieser Geräthe aufmerksam gemacht hat. Von der Richtigkeit dieses Zeugnisses hatte der Verfasser, als er mit Hrn. Prestwich die Kiesgrube zu St. Acheul bei Amiens besuchte, mit eigenen Augen einen Beweis erhalten. Dort trat, in der Tiefe von 11 Fuß unter der Oberfläche, im Angesicht der Kiesbank oder Kieswand, die in ihrem ganzen Umfang, mit Ausnahme des Oberflächenbodens, ihre völlig ungestörten Schichten Sand, Kies und Thon hatte, eines dieser Geräthe in situ, mit nur dem Rande zu Tag, indem der Rest noch fest in dem Kies eingegraben war. Nachdem man zur Verificirung seiner Lage Photographien davon genommen, wurde dieses Geräthe ausgegraben, und kann jetzt mit andern Probestücken in Augenschein genommen werden. Bei einem spätern Besuche des Hrn. Prestwich und einiger andern Geologen an Ort und Stelle hatte einer von der Gesellschaft, dadurch daß er in einer Tiefe von sechzehn Fuß unter der Oberfläche in die Sandbank eingrub, eine bemerkenswerth schöne Waffe von eirunder Form abgelöst; die darüber befindlichen Lager waren ebenfalls in vollkommen ungestörtem Zustande. Die aus diesen Thatsachen gezogene unvermeidliche Schlußfolgerung gieng dahin: daß Hrn. Boucher de Perthes' Behauptungen vollkommen begründet seyen, und daß diese Geräthe zur Zeit der Bildung des Drift unter dem Kies niedergelegt worden. Diese Schlußfolgerung wurde auf die merkwürdigste Weise bekräftigt durch Entdeckungen welche man schon längst in England gemacht, deren Bedeutung für diese Frage aber man bis jetzt übersehen hatte. Im 13ten Bande der „Archäologia“ befindet sich ein Bericht des Hrn. Frere, vom Jahr 1797, über die Entdeckung einiger Kieselwaffen in Suffolk, neben Elephanten-Ueberresten, in einer Tiefe von 11 bis 12 Fuß unter der Oberfläche, in von Sand und Ziegelerde überdecktem Kies — Waffen welche ungemein viel Aehnlichkeit mit einigen bei Amiens oder Abbeville gefundenen haben. Einige dieser Waffen sind im Museum der Gesellschaft der Alterthumsforscher und im britischen Museum aufbewahrt, und ihrer Form nach identisch mit den auf dem Continent gefundenen. Hr. Prestwich hatte sich nach Suffolk begeben, und die von Hrn. Frere erwähnten Entdeckungen einer näheren Prüfung unterzogen. Man findet daselbst annoch ebensowohl Kieselgeräthschaften als Säugethierüberreste, allein nicht mehr in so großer Menge; während des letzten Winters sind nur zwei Waffen ans Tageslicht gefördert worden. Ein anderes dieser Geräthe befindet sich im britischen Museum, ist früher in den Sammlungen von Kemp und Sloane gewesen, und soll mit einem Elephantenzahn in Gray's Inn Lane gefunden worden seyn. Aehnliche Geräthschaften soll man auch in dem Kies bei Peterborough gefunden haben. Alle diese Thatsachen zusammengenommen beweisen fast unbestreitbar die gleichzeitige Ablagerung von durch Menschenhand gearbeiteten Werkzeugen mit Knochen ausgestorbener Säugethiere im Drift der Postpliocen-Periode. Ob das Zeitalter des Daseyns des Menschen auf der Erde sich weit selbst über die ägyptische oder chinesische Zeitrechnung hinausführen läßt, oder ob das des ausgestorbenen Elephanten, des Rhinocerosses und anderer Thiere näher an die gegenwärtige Zeit als man gewöhnlich annimmt herzubringen ist, muß ein Gegenstand der Muthmaßung bleiben. So viel scheint beinahe unbestreitbar: daß in einer fernen Periode, möglicherweise vor der Trennung Englands vom Festland, dieser Theil des Erdballs vom Menschen dicht bevölkert war; daß Geräthschaften, das Werk seiner Hände, zusammt den Knochen der vertilgten Säugethiere, von dem Wasserstrom, durch dessen Thätigkeit sich die Kieslager bildeten, fortgerissen wurden, daß sich über diesem Kies, in vergleichsweise ruhigem süßen Wasser, dicke Lager von Sand und Lehm, voll der zarten Muscheln der Süßwasser-Mollusken, niederschlugen; und daß der Ort, wo all dieß stattfand, jetzt ein Tafelland auf dem Gipfel von Hügeln bildet die nahezu 200 Fuß über dem Meeresspiegel liegen, und zwar in einem Lande dessen Niveau jetzt stationär ist und dessen Oberfläche während der ganzen das Zeitalter der Geschichte oder der Tradition umfassenden Periode unverändert geblieben ist. Kurz, Hr. Evans unterzog alle Drift-Lager in welchen Ueberreste von Elephanten gefunden worden waren einer sorgfältigen Prüfung, um sich Gewißheit zu verschaffen über die Coëxistenz dieser Kieselgeräthschaften mit jenen Thieren, und um die Geschichte derselben noch weiter zu beleuchten. Die Rohheit der Werkzeuge, und der Umstand daß diejenigen welche den Drift ihren Forschungen unterzogen dieselben nicht gesucht haben, dürften eine genügende Erklärung dafür seyn daß man sie nicht allgemeiner fand. Er erwähnte die Ufer der Themse, die Ostküste Englands, die Westküste von Sussex, die Thäler des Avon, Severn und Ouse als Oertlichkeiten wo das Vorhandenseyn des Säugethierreste führenden Drifts wohl bekannt war, und wo sich das Nachsuchen nach diesen Geräthen, den frühesten Urkundszeugnissen des Menschengeschlechts, aller Wahrscheinlichkeit zufolge in hohem Grade lohnen würde.

Aus den Erlebnissen eines Jägers und Trappers in Nordamerika.

5. Kampf mit einem grauen Bären.

Nirgend habe ich die Schönheit des Morgens so genossen als in den Felsengebirgen. Bei Sonnenaufgang an dem Tag nach unserer letzten Jagd war die Luft klar und rein, und trotzdem wir mitten im Sommer waren, ziemlich kühl. Die Gipfel der Berge welche auf zwei Seiten unseres Lagers bis hoch in den Himmel hineinragten, waren mit tiefem Schnee bedeckt, während das Thal des Flusses glühte und schimmerte und im herrlichsten Grün prangte. Hie und da erglänzte ein rauschender Gebirgsbach in den Strahlen der Sonne, während die ernsten und düstern Fichten an seinen Ufern einen grellen Contrast dazu bildeten.

Nach einem kräftigen Frühstück setzten wir unsere Reise fort. Der Weg war entzückend. Im Laufe des Morgens überschritten wir viele klare und felsige Bäche, und einige mit Gras bewachsene Thäler, wo eine reiche Mannichfaltigkeit von Blumen mit ihren glänzenden Farben das Grün belebte. Unter den Sträuchern die wir trafen, war der gewöhnlichste die „Artemisia," oder der wilde Salbei, welcher das Auge des Reisenden selbst auf den sandigen Ebenen westlich der Gebirge begrüßt, und ihn so, inmitten der Prüfungen der Wüste, an die Schönheiten der Erde erinnert.

Gegen Mittag stießen wir auf eine Partie Shoshonees oder „Schlangen-" Indianer, etwa 30 an der Zahl, einschließlich der Frauen. Die letztern waren mit dem Ausgraben der „Yampah-" Wurzel in dem tiefen, bewaldeten Thal eines Baches beschäftigt. Bei den längs der Felsengebirge lebenden Indianern gilt diese Wurzel für das beste Nahrungsmittel, während in den Vereinigten Staaten und in Europa der Samen als Gewürz benutzt wird. Weiterhin auf unserem Weg kamen wir an einen Bach, der sich in den großen Colorado ergießt, an dessen Ufern die Wurzel so häufig vorkommt daß die Indianer ihm den Namen Yampah-Fluß gegeben haben, wogegen die Jäger ihn den „Little Snake nennen. Wir kamen mitten am Nachmittag dort an und fanden eine große Partie Shoshonees am Ufer gelagert. Die Häuptlinge waren mit uns beiden wohl bekannt und hatten uns wiederholt aufgefordert einige ihrer Squaws zu Frauen zu nehmen, als ein entschiedenes Zeichen unserer Anhänglichkeit, aber wir hatten beide diese Anerbietungen abgelehnt, weil die Shoshonee-Weiber abschreckend in ihrem Erscheinen und ihren Manieren sind. Wir schlugen unser Lager in der Nähe der Bande auf, machten ihnen einige kleine Geschenke, und waren so vertraut mit ihnen als ob wir Mitglieder des Stammes wären.

Die Shoshonees oder „Schlangen" werden für den zahlreichsten aller Indianerstämme gehalten. Die Comanches der Ebenen sind ein Zweig dieser Nation; und obschon jetzt viele Hunderte von Meilen ihre Jagdgründe trennen, haben sie doch eine gemeinsame Sprache, und es herrscht eine vollkommene Analogie zwischen ihren religiösen Gebräuchen und ihren Legenden. Die Comanches haben die Oberherrschaft in den östlichen Ebenen, und die Shoshonees in dem Land westlich der Felsengebirge und im Gebirg selbst. Ein Zweig der letztern sind die Tlamath-Indianer, der kriegerischste von allen westlichen Stämmen, ebenso die Yutas, welche gleichsam die Verbindung zwischen ihnen und den Comanches bilden.

Die Shoshonee-Häuptlinge sagten uns daß an den Bächen der Bayou Salada, oder des Salzthales, und an den „kochenden Quellen" Biber in Hülle und Fülle seyen. Wir beschlossen uns nach dem letztern Platz zu begeben und am nächsten Morgen aufzubrechen. Während wir im Lager waren, erregte mein „Liebling" unter den Shoshonee-Weibern und Kindern großes Interesse. Sie wurden gar nicht müde mit dem Thier zu spielen, und gegen Abend sah ich mich genötbigt es in unser Lager zu nehmen, weil es zu abgemattet war. Die Indianer bestanden darauf daß wir ihre Gastfreundschaft annehmen sollten, und wir mußten ihnen zu Gefallen so viel von ihrer Lieblingswurzel essen daß wir uns den Magen damit verdarben. Bevor wir uns zur Ruhe legten, trafen wir Anstalten zur vollständigen Sicherstellung unserer Thiere und unserer Päcke, und bereiteten uns zu einem entschlossenen Widerstand gegen etwaige Raubanfälle vor. Wir wurden jedoch nicht belästigt und genossen eine ziemlich gute Nachtruhe.

Bei Tagesanbruch wurden wir durch ein lautes Geschrei geweckt. Auf Befragen erfuhren wir daß ein ungeheurer Bär in der Nähe des Lagers entdeckt worden sey, und daß derselbe einen Hund geraubt habe welcher einem der Häuptlinge gehörte. Unter unserer Leitung wurde sofort eine Jagdpartie organisirt, welche aus 20 der besten Shoshonee-Jäger bestand. Joe Blaney führte den Oberbefehl. Die Spur des Bären war sehr deutlich, und wir konnten sie leicht verfolgen. Sie führte uns den Thalgrund entlang und dann eine kurze Strecke die Berge hinauf, von wo sie sich in eine breite und tiefe Schlucht senkte, in welcher das Gebüsch hoch und dicht genug war um selbst das größte Thier, das im Gebirg gefunden werden konnte, zu verbinden. Hier ließ Joe halten, während er zum Recognosciren um den Rand der Schlucht herumgieng. Er konnte jedoch keine Spur von dem Bären sehen. Wir beschlossen sodann vorsichtig in die Schlucht hinabzusteigen und uns in zwei Abtheilungen zu theilen, von denen eine unter Joe's Commando der Spur des Bären folgen, und die andere unter meiner Leitung von der entgegengesetzten Seite in die Schlucht eindringen sollte.

Als beide Colonnen, um militärische Ausdrücke zu gebrauchen, „ihre Stellung" eingenommen hatten, begannen wir, langsam in das dichte, düstere Gebüsch einzudringen. Joe und ich entdeckten fast zu gleicher Zeit das Ungethüm nahe dem Boden der Schlucht. Es saß aufrecht und verspeiste Beeren von einem Busch. Wir schossen beinahe in demselben Augenblick. Beide Kugeln trafen, brachten dem Thier aber keine tödtliche Wunde bei. Es brüllte vor Schmerz, sprang zur Seite und stürzte auf Joe, den es gerade vor sich sah. „Thut Euer bestes, Leute!" rief der tapfere Jäger, indem er fest auf seinem Platz stehen blieb, seine Pistole auf den Bären abfeuerte und mit seiner schweren Büchse auf ihn losschlug. In einem Augenblick war ihm die Pistole aus der Hand geschlagen, und er wälzte sich in verzweifeltem Kampf mit dem wilden Ungeheuer auf dem Boden. Die meisten Indianer liefen davon; die welche stehen blieben, fürchteten sich zu feuern, weil sie Joe anstatt des Bären hätten treffen können. Mittlerweile riß dieser dem wackern Jäger mit Zähnen und Tatzen das Fleisch vom Gesicht und Körper, während Joe seinem Feind mit dem Jagdmesser Stich auf Stich versetzte. Ich nahm eine günstige Gelegenheit wahr, sprang hinter die beiden Ringenden, hielt meine Büchse dem Bären dicht ans Ohr und schoß ihn auf der Stelle todt. Im Todeskampf noch begrub er seine Klauen tief in Joe's zerfleischten Körper.

Die indianischen Jäger erhoben ein lautes Siegesgeschrei. Sie hatten positiv nichts gethan, und doch machten sie den größten Lärmen

über die Erlegung des Ungethüms. Meine Aufmerksamkeit war ausschließlich auf den armen Joe gerichtet. Er war schauderhaft entstellt und fiel vor Schmerz und Blutverlust in Ohnmacht. Mit dem Beistand der Indianer richtete ich ihn auf und bemühte mich ihn wieder ins Leben zurückzurufen. Die Indianer schüttelten ihre Köpfe und erklärten, er sey todt. Sie halfen mir jedoch ihn ins Lager zu bringen.

In der Nähe des Lagers kamen uns die Weiber und Kinder entgegen, begierig die Erlegung des Bären in ihrer wilden Weise zu feiern. Aber der Anblick des Verwundeten dämpfte ihre überströmende Freude, und die Weiber, mit einem anerkennenswerthen Zartgefühl, rannten augenblicklich fort um ihren kleinen Arzneivorrath zu holen. Einer der Häuptlinge bot mir den Gebrauch seiner Hütte an, wovon ich mit Freuden Gebrauch machte. Joe wurde auf ein weiches Lager von Fellen gelegt, und während ich ihn bewachte, wuschen und verbanden einige der Frauen seine Wunden mit einer Geschicklichkeit und Zartheit, wie sie diesen wilden Töchtern der Berge und Ebenen eigen ist.

Bevor die zarten Wundärzte ihre Arbeit beendet hatten, kam Joe wieder zum Bewußtseyn und versuchte zu lächeln als er mich in seiner Nähe sah. „Noch nicht drauf gegangen, Percy, aber höllisch zerfetzt," sagte er, und nach einer kurzen Pause, während welcher er sich vor Schmerzen krümmte, fragte er mich: „Habt ihr den alten Grauen bezwungen, Percy?" Als er hörte daß der Bär getödtet worden und im Lager sey, schien er große Freude zu empfinden. Ich untersuchte seine Wunden und fand daß einige davon sehr schwer, aber keine gefährlich waren. Einige Wochen unter der Behandlung der Shoshonee-Weiber konnten hinreichen um sie alle zu heilen. Nach kurzer Berathung kamen wir überein daß Joe bei den Shoshonees bleiben sollte, bis er ganz wiederhergestellt seyn würde, während ich mich in die Bibergegend begeben und mein Glück im Fallenstellen versuchen wollte. Mein Verweilen im Lager konnte Joe nichts nützen, und würde nur eine Zeitverschwendung gewesen seyn. Die indianischen Frauen waren außerordentlich freundlich und aufmerksam gegen den Verwundeten, und konnten ihn, da sie sich auf die Heilkunst besser verstanden als ich, ohne meine Hülfe curiren. Das einzige Bedenken welches ich hatte, war das, daß ich fürchtete seine Maulesel möchten vernachlässigt oder wohl gar gestohlen werden. Einer der Häuptlinge gab mir jedoch sein Wort daß er ebenso gut für sie sorgen wolle als Joe selbst.

Natur und Menschen im Kaffernland.

V.

Die Propheten der Kaffern. Verderbliche Folgen ihrer Weissagungen für die Stämme der Kosas und Tembus.

Wie bereits angedeutet worden ist, glauben die Kaffern daß gewisse Personen die Gabe besitzen künftige Dinge vorherzusagen. Ihre Doctoren verkündigen oft „unter dem Einflusse der Geister der Vorfahren" das Ende einer Krankheit oder eines sonstigen Unglücks, indem sie zugleich die Opfer bestimmen durch welche die Versöhnung der Geister bewirkt wird. Sollten sie durch die Zeit Lügen gestraft werden, so sind sie um einen Grund, weßhalb ihre Prophezeiungen nicht eingetroffen seyen, durchaus nicht verlegen; es bleibt ihnen unter allen Umständen der, daß ein Zauberer die Erfüllung derselben verhindere. Neben diesen, so zu sagen alltäglichen Prophezeiungen kommen noch andere vor, die einen politischen Zweck haben. Wenn nämlich das Volk für große Unternehmungen gewonnen werden soll, stellen die Häuptlinge besondere Propheten oder auch Prophetinnen auf, welche dasselbe ihren Absichten gemäß bearbeiten. Da die Kaffern ihr Vieh lieben und ein Krieg den Verlust desselben leicht herbeiführen kann, so entschließen sich die Wohlhabenden nicht gern dazu; die Häuptlinge nehmen deßhalb den Aberglauben zu Hülfe, um durch denselben solche Vorstellungen bei ihren Leuten hervorzurufen, durch welche die friedlichen Gesinnungen überwunden werden. Dieß ist vor jedem Kriege geschehen welchen die Kaffern gegen die Weißen geführt haben; das Auftauchen von Propheten war daher zu allen Zeiten das Zeichen eines herannahenden Sturmes.

Die Stimmung der Kaffern gegen die Engländer und die Weißen überhaupt war nach dem letzten Kriege, wie man sich leicht denken kann, eine sehr ungünstige geblieben. Die größern Häuptlinge waren unzufrieden darüber daß die Regierung mit solchen Häuptlingen welche sie als ihre Untergebenen betrachteten, direct verkehre und dadurch die Absonderung der Stämme unterstütze. Alle Häuptlinge sahen ferner recht gut ein daß die Jahresgehalte, welche sie selbst und ihre Räthe empfiengen, dazu dienten letztere für die Regierung zu gewinnen. Dieselben konnten mittelst des Geldes ihren Viehstand vermehren und manche Bedürfnisse, die nach und nach bei ihnen entstanden, befriedigen, und da die Erhöhung oder Erniedrigung des Gehaltes von der Empfehlung der Magistratspersonen abhängig war, so wuchs deren Ansehen, während das der Häuptlinge geschwächt wurde. Außerdem fühlten sich die Häuptlinge dadurch verletzt daß Kaffern welche Verbrechen gegen Weiße oder Fingoes verübt hatten, an die Engländer ausgeliefert werden mußten. Man entzog die Verbrecher dadurch ihren natürlichen Richtern und unterwarf sie einem Gesetze welches von ihrem Herkommen wesentlich verschieden war.

Die voraussichtlich steigende Abhängigkeit der in Britisch-Kaffraria befindlichen Häuptlinge von der Regierung beunruhigte auch Kreli, das Oberhaupt der jenseit des Kei wohnenden Galekas, der, wie früher erwähnt wurde, sich vermöge seiner Abstammung als den Herrn aller Kosas betrachtet. Außerdem wurde die Unzufriedenheit der Häuptlinge von der großen Mehrzahl ihrer Leute getheilt, namentlich waren die Tembus verdrossen, weil man das ihnen nach dem letzten Kriege überwiesene Gebiet ohne weiteres zur Colonie geschlagen und sie damit zu englischen Unterthanen gemacht hatte. Die Gaikas waren mit dem Lande unzufrieden auf welches man sie seit dem letzten Kriege beschränkt hatte; sie sehnten sich zurück nach den schönen, wasserreichen Weiden der Amatolas, die jetzt von den Fingoes benutzt und durch Forts beherrscht wurden. Ihr Wunsch, in die Kron-Reserve zurückzukehren, kam bei jeder Gelegenheit zum Vorschein; sie baten den Gouverneur, so oft derselbe nach Kaffraria kam, um die Zurückgabe ihrer alten Wohnsitze. Einige zu diesem Zweck an denselben gerichteten Worte mögen hier Erwähnung finden, um zugleich als ein Beispiel kafferischer Redekunst zu dienen.

Ich, Makoma, Sohn der rechten Hand von Gaika, bin von den Häuptlingen meines Stammes abgesandt, um deren Worte vor den großen Häuptling Grey zu bringen.

Die Gaikas sagen: sie hätten kein Land, sie bitten daß ihnen ihr früheres Land wieder gegeben werde. Sandili sagt: „Bin ich nicht dein Kind? Warum, da ich besiegt bin, beraubt man mich des Landes von meinem Volke? Warum bin ich geschieden vom Grabe meines Vaters?" —

Das Erbe eines Häuptlings besteht nicht in Vieh, sondern in Land und Leuten. Indem ich dieß sage, bitte ich zu Dir, mein Vater, dem ich gegeben bin. Ich habe kein anderes Wort, ich verlange nur Land.

Früher wurden wir, wenn nach einem Kriege Frieden gemacht worden war, in den Besitz unseres Landes gesetzt. Warum ermahnt mich mein Vater nicht? Warum beraubt er mich des Landes? Ich habe keinen Platz, um darauf zu wohnen! Möge er mich dahin setzen, wo er mich ermahnen will, möge er mich dahin setzen, wohin mich die Vorfahren meines Volkes rufen." —

Durch das Wort „ermahnen" erinnert Makoma daran daß nach manchen frühern Kriegen die Stämme in ihren Wohnsitzen gelassen und nur ermahnt wurden, sich künftig ruhig zu verhalten. Die blühenden Worte Makoma's und anderer Häuptlinge fanden natürlich eine sehr trockene Aufnahme.

Die Nachricht vom Ausbruche des russisch-türkischen Krieges wurde von den Kaffern sehr wohlgefällig aufgenommen. Die eingebornen Diener, die sich fast in jeder europäischen Familie befinden und von denen manche hinlänglich gut Englisch verstehen, hörten von jenem Kriege sprechen und theilten das Vernommene ihren Landsleuten mit. Diese legten sich alles ihren Wünschen gemäß, nämlich zu Ungunsten der Engländer aus, und fiengen an für sich selbst zu hoffen. Uebrigens geschah in den Jahren 1853 und 1854 nichts was auf einen Aufstand der Kaffern hindeutete, wahrscheinlich wollten sie sich erst von den Wirkungen des letzten Kriegs mehr erholen und auf günstige Ereignisse, namentlich auf den Abgang von Truppen, warten. In der zweiten Hälfte des Jahres 1855 traten in den westlichen Districten von Britisch-Kaffraria an verschiedenen Orten Propheten und Prophetinnen auf, welche zur Nichtbebauung des Landes und zum Schlachten des Viehs aufforderten und Beistand von dem Volke welches jenseits des Meeres gegen die Engländer kämpfe, versprachen. Die Frau von einem Rathe des Häuptlings Kama, welcher als ein frommer Christ gilt, weissagte: daß an dem Berge Tabendoda sich eine große Menge von Fellen wilder Thiere finden würde, welche den Kaffern zu Kleidungsstücken dienen sollten; daß ferner die Vernichtung der Weißen in Aussicht stehe, weil Gott wegen der Tödtung seines Sohnes auf sie erzürnt sey, und daß die belehrten Kaffern, auch der allerchristlichste Häuptling Kama, zum Heidenthum zurückkehren würden.

Um die Mitte des Jahres 1856 wurde von dem überwiegenden Theile der Galekas geglaubt, eine Nichte Umhlakaza's, eines Rathes von einem untergeordneten Häuptlinge, habe einige seltsame Leute gesehen. Sie habe dieß ihrem Oheim mitgetheilt, der nach dem Orte gegangen sey um zu sehen was es für Leute wären. Dieselben hätten ihm gesagt: er möge in seinen Kraal zurückkehren, sich drei Tage lang absondern, am vierten einen Ochsen schlachten und dann wieder kommen. Er habe dieß gethan und eine Anzahl Schwarzer darunter, auch seinen vor kurzem gestorbenen Bruder gesehen. Dieselben hätten geäußert, sie seyen über das Wasser gekommen, um den Kaffern gegen die Engländer beizustehen, und da erstere einen großen Ueberfluß an Vieh erhalten würden, so möchten sie das in ihrem Besitze befindliche tödten. — Der Verkehr mit den „seltsamen" oder „neuen" Leuten war hiermit nicht beendigt, derselbe wurde vielfach ausgeschmückt und gewöhnlich durch Nongause, die Nichte Umhlakaza's, die selbst eine Betrogene gewesen zu seyn scheint, vermittelt. Nachdem Umhlakaza sein Vieh geschlachtet hatte, begannen Kreli, viele von dessen Verwandten und Räthen sowie die Mehrzahl der Galekas das ihrige zu tödten.

Der Glaube an die Erzählungen Umhlakaza's verbreitete sich nach und nach auch unter den Tembus und unter den in Britisch-Kaffraria wohnenden Gaikas und Dhlambes. Kreli sandte Botschafter an die Häuptlinge derselben, welche sagten: er sey bei Umhlakaza gewesen und habe den Wunsch ausgedrückt die neuen Leute zu sehen. Darauf wären sie in großer Menge an der Mündung des Kei erschienen, und hätten ihm mitgetheilt daß sie gekommen seyen um die Unabhängigkeit der schwarzen Stämme herzustellen, die Häuptlinge möchten fortfahren ihr Vieh zu tödten und kein Land bebauen.

Damit die Kaffern im Schlachten ihres Viehs nicht nachließen, wurden von Zeit zu Zeit aufregende Gerüchte durch die Häuptlinge in Umlauf gesetzt, z. B. die Engländer wollten Kreli angreifen, wobei die Gaikas deutlich verriethen daß sie dann mit den Galekas gemeinschaftliche Sache machen würden. Die in Aussicht stehende Ankunft der deutschen Legion wurde so erklärt daß die Deutschen England wegen Hunger und Noth hätten verlassen müssen, weil dasselbe von Feinden erobert und geplündert worden sey. Umhlakaza hatte mehrmals eine Zeit bestimmt, zu welcher die Versprechungen der neuen Leute in Erfüllung gehen und namentlich auch alle Verstorbenen wieder erscheinen würden. Er half sich jedesmal mit Ausreden welche von dem überwiegenden Theile der Kaffern fest geglaubt wurden, z. B. die neuen Leute wünschten die Engländer möchten erst Truppen über den Kei schicken, die dann an einer gewissen Furt von ihnen vernichtet werden würden, oder, die Vorfahren derjenigen welche ihr Vieh noch nicht geschlachtet hätten, wären vorerst noch gegen die Auferstehung u. s. w.

Der Haß der Anhänger Umhlakaza's gegen diejenigen welche sich von ihrem Vieh nicht trennen konnten, steigerte sich nach und nach ganz außerordentlich. Im Anfange des Jahres 1857 zogen bewaffnete Banden umher, um den Zweiflern das Vieh zu rauben. Fanden sie Widerstand, so kam es zu Kampf und Todtschlag. Viele von denen welche die Weissagungen nicht glaubten, schlachteten aus Besorgniß für ihr Leben; andere, die nicht sehr entfernt von den Militärstationen wohnten, zogen sich in deren Nähe zurück. Sie verlangten auch Schutz von den Engländern und Ueberweisung von Wohnsitzen und Weiden im Rücken des Forts; ihre Wünsche wurden jedoch nicht erfüllt, da die Regierung jeder Veranlassung zu einem Zusammenstoße sorgfältigst auszuweichen suchte. Dieß war im allgemeinen und auch im vorliegenden Falle sehr klug, da aber die Agenten der Regierung vom Schlachten abgerathen hatten, so gehörte doch eine gewisse „Ueberwindung" dazu diejenigen im Stiche zu lassen welche den Weisungen derselben gefolgt waren.

Schon gegen Ende des Jahres 1856 hatte die große Mehrzahl der Kaffern alles Vieh, mit Ausnahme der zur Erhaltung der Frauen und Kinder dienenden Milchkühe, geschlachtet. Nach und nach verschwanden auch diese, und die Noth erreichte gegen die Mitte des folgenden Jahres einen entsetzlichen Grad. Dessenungeachtet wankten die unglück-

lichen Menschen nicht in ihrem Glauben an die Verheißungen ihrer Propheten. Sie legten Gruben an, welche zur Aufbewahrung des ihnen versprochenen Maises dienen sollten, reinigten und erweiterten ihre Viehkraale für das ihnen zugesagte Vieh, und hielten große Milchsäcke bereit. Eine Zeitlang lebten sie von Wurzeln, dabei nahmen aber ihre Kräfte dergestalt ab daß sie sich zuletzt auch diese Nahrung nicht mehr suchen konnten, zu Skeletten abgezehrt vor ihren Kraalen saßen, und die Auferstehung oder wie die Kaffern sagten, die „Erneuerung" von Menschen und Vieh erwarteten. Da Umhlakaza verlangt hatte daß jedermann bei der „Erneuerung" geschmückt und bemalt sey, so kann man sich den widerlichen Anblick denken, den diese schwarzbraunen, roth angestrichenen Skelette gewährten, besonders die alten Weiber, welche der Wiedererscheinung ihrer verstorbenen Männer entgegensahen. Viele suchten sich auch, ehe sie ganz ermatteten, nach den Wohnungen der Weißen zu schleppen; man sah da Gestalten, die buchstäblich aus Haut und Knochen bestanden, und konnte gar nicht begreifen wie noch Leben in einem solchen Körper seyn könne. Manche waren so matt daß sie alle 10 bis 20 Schritte niederkauerten; andere suchten auf Händen und Knieen fortzukriechen. Wenn ihnen ein Europäer begegnete, so war „Lambile" (hungrig) das einzige Wort, welches über ihre Lippen kam. Die Frauen brachten zuweilen noch kleine Kinder mit; es war ein herzzerreißender Anblick wenn diese abgemagerten, armen Geschöpfchen umsonst an den vertrockneten Brüsten ihrer Mütter sogen, und endlich wimmernd zur Seite sanken. Daß diese Unglücklichen von den Europäern nach Kräften unterstützt wurden, bedarf kaum der Erwähnung; in vielen Fällen kam freilich die Hülfe zu spät. In der Umgebung bewohnter Orte fand man oft Leichen, an denen Geier und abgemagerte Kaffernhunde fraßen.

Da die Kaffern vor jedem Krieg mit den Weißen einen Theil ihres Viehs zu schlachten pflegten, so war gleich beim Beginn der Schlachterei, ehe man noch die Prophezeiungen genau kannte, klar daß Krieg beabsichtigt werde. Seitdem den Engländern die Nichte Umhlakaza's Nonqause, und ein anderes Mädchen Namens Nonkosi, die von dem Dhlambe-Häuptling Umhalla als Prophetin aufgestellt war, so wie andere in das Prophetenwesen verwickelte Personen in die Hände gefallen sind, ist es völlig außer Zweifel daß der ganzen Sache ein von den bedeutenderen Häuptlingen verabredeter Plan zu Grunde lag; derselbe gieng dahin, die Kaffern zur Tödtung ihres Viehs zu veranlassen, damit nicht so viele Leute zur Bewachung desselben erforderlich seyen und die Zahl der Kämpfer größer werde, damit andererseits die Kaffern nicht in Sorge um ihr eigenes Vieh seyen und nur in dem Eigenthum der Weißen die Mittel zu ihrem Unterhalt finden sollten. Man ließ zuerst in den westlichen Bezirken von Britisch-Kaffraria Propheten auftreten, weil man erwartete daß die Engländer versuchen würden die ihnen zunächst wohnenden Kaffern vom Schlachten abzuhalten, und daß letztere dann ihr Vieh verlieren möchten. Die Häuptlinge rechneten mit Bestimmtheit auf eine Einmischung der Regierung, in welchem Fall ihnen ihre Leute bereitwillig gefolgt seyn würden.

Die Politik welche der Gouverneur Sir George Grey als Hauptbevollmächtigter für Britisch-Kaffraria befolgte, war sicher die beste um einen Krieg zu verhüten, in welchem das Eigenthum der Weißen nicht nur in Kaffraria, sondern auch in den Gränzdistricten der Colonie, namentlich in der Division Queen's Town, verwüstet worden wäre. Er beobachtete von Hause aus die entschiedenste Nichteinmischung, aber zugleich die allergrößte Wachsamkeit. Die bei den verschiedenen Häuptlingen befindlichen Magistratspersonen riethen nur freundschaftlichst vom Schlachten ab, und warfen vielleicht auch hie und da ein Versprechen für den Fall der Treue hin. Hiedurch wurde freilich das Schlachten nicht verhindert, aber den Bemühungen der Regierungsagenten ist es zum Theil zuzuschreiben daß unter den Kaffern zwei Parteien entstanden, und daß das Schlachten nur nach und nach stattfand. Die Folge davon war daß einige Stämme bereits halb verhungert waren, während andere noch Vieh besaßen.

Um die hungernden Kaffern von ihren Häuptlingen zu entfernen, wurden diejenigen welche an Straßen oder sonstigen öffentlichen Bauten arbeiten wollten, mit Lebensmitteln und Geld versehen. Alle diese Leute hatten aber weder ihren Glauben an die Verheißungen der Propheten aufgegeben, noch hatte sich ihre Anhänglichkeit an die Häuptlinge vermindert, es wäre daher unklug gewesen sie in allzugroßer Zahl in Britisch-Kaffraria zu unterhalten. Viele, nach und nach wohl dreißigtausend, wurden mit Pässen versehen in die Cap-Colonie geschickt, um den dortigen Colonisten als Arbeiter überlassen zu werden. Sie mußten versprechen drei Jahre zu dienen, erhielten schon unterwegs Lebensmittel und standen unter Aufsicht der Behörden. Auf diese Weise vertheilte man das Ungewitter in Kaffraria, schaffte Arbeitskräfte in die Colonie, wo es sehr daran fehlt, und linderte die Noth derjenigen welche von dem Anerbieten der Regierung Gebrauch machten.

Sehr erhebliche Dienste bei Vereitelung der kriegerischen Absichten der Häuptlinge hat die Kaffern-Polizei geleistet. Die Regierung hatte nämlich schon seit mehreren Jahren nach und nach gegen tausend Kaffern in ihre Dienste genommen und den verschiedenen Magistrats-Personen zur Verfügung gestellt. Sie erhielten einen regelmäßigen Sold und kamen dadurch in gute Umstände, dafür gaben sie den Agenten der Regierung von allen Vorgängen unter ihren Landsleuten Nachricht, verhafteten Verbrecher und lieferten dieselben den Engländern aus. Auf diese Weise würden sie zur allmählichen Mediatisirung der Häuptlinge wesentlich beigetragen haben, wäre dieselbe nicht durch das gänzliche Fehlschlagen der kriegerischen Vorbereitungen auf einmal herbeigeführt worden.

Wir haben bereits erzählt in welchem traurigen Zustande die Kaffern sich zur Zeit ihrer höchsten Noth befanden. Daß ein gefühlvolles Herz so namenloses Elend nicht sehen konnte, ohne nach Kräften Hülfe und Unterstützung zu bieten, ist natürlich. Es bildeten sich an verschiedenen Orten Ausschüsse welche die europäische Bevölkerung von Kaffraria und der Cap-Colonie zu Geldspenden aufforderten, denn in Grahams-Town stand der dortige englische Bischof vor. So wohlmeinend indessen diese Agitation zu Gunsten der Kaffern im Grunde war, erhielt dieselbe doch bald einen Charakter, der unmöglich geduldet werden konnte. Der Ausschuß von Grahams-Town verfaßte u. a. einen Aufruf, dessen Inhalt den Maßregeln der Regierung geradezu entgegenstand. Man suchte den Glauben zu verbreiten daß das Unglück der Kaffern von einer religiösen Verblendung, von der mißverstandenen Lehre über die Unsterblichkeit der Seele herrühre, und ignorirte daß es die Folge einer von den Häuptlingen ausgegangenen rein politischen Maßregel war welche die Herbeiführung eines Kriegs und die Vernichtung der Weißen zum Zwecke gehabt hatte. In King Williams Town war eine großartige Speisung von Kaffern eingerichtet worden; ganze Schaaren nichtsnutzigen Gesindels zogen sich dahin, darunter selbst solche welche sich bereits zum Dienste in der Colonie hatten einschreiben lassen, die es aber viel bequemer fanden sich von schöner Hand füttern zu

lassen und Tabak zu rauchen als zu arbeiten. Dieser Unfug nahm so zu, daß der Gouverneur demselben endlich ein Ende machen mußte.

Von den Kaffern welche als Arbeiter in die Colonie gegangen sind, soll etwa die Hälfte von jenseits des Kei gekommen seyn. Viele der dort wohnenden Leute suchten bei ihren nordöstlichen Nachbarn Zuflucht, andere begaben sich in das Land des Basuto-Häuptlings Moses, dessen Gebiet im Norden der Cap-Colonie zwischen den Drachenbergen und dem holländischen Freistaate jenseit des Orange-Flusses liegt. Auch von den in Britisch-Kaffraria wohnenden Gaikas und Dhlambes haben sich manche dahin gewendet, aber viele Tausende derselben starben eines elenden Todes. Der Anblick des Landes war traurig und öde; die Feuer der Kraale waren erloschen, keine spielenden Kinder, kein weidendes Vieh war mehr in der Nähe derselben zu sehen. Man konnte Meilen und Meilen weit reiten, ohne auch nur die Spur eines lebenden Wesens — Raubvögel und Schlangen ausgenommen — wahrzunehmen. Näherte man sich den Kraalen, so sah man hier und da die Knochen von geschlachtetem Vieh und die gebleichten Gebeine verhungerter Menschen. Von den noch in Britisch-Kaffraria befindlichen Kaffern gehörten etwa tausend zur besoldeten Kaffern-Polizei, einige Tausende wurden bei öffentlichen Bauten verwendet, einzelne waren im Dienste von Europäern und der Rest trieb sich in der Nähe der von Weißen bewohnten Orte — natürlich außerhalb der Kron-Reserve — umher.

(Schluß folgt.)

Briefe eines deutschen Naturforschers aus Mittel-Amerika.

1. Die Isthmusküste der „Tierra Firme" und ihre Bedeutung für Gegenwart und Zukunft.

(Fortsetzung.)

Gestatten Sie dem Einsender noch einige wenige Bemerkungen über die Gegenwart dieser (nach Humboldt's Worten) „in Vergessenheit gerathenen Länder," über ihren Naturcharakter und ihre Bevölkerung. Es war mir zwar wegen außerordentlicher Schwierigkeiten des Reisens in diesen Gegenden nicht gegönnt an der Nordküste der Tierra Firme alle Punkte zu berühren, welchen die Schicksale des großen Entdeckers eine classische Weihe verliehen, und über die seit Jahrhunderten jeder geschriebene Bericht fehlt. Doch sind mir während meines ziemlich langen Aufenthalts im Staat Panama über die von mir nicht besuchten Punkte zuverlässige Mittheilungen von Männern geworden, welche deren jetzigen Zustand genau kennen. Einige ausführlichere Skizzen über die von mir selbst besuchten Punkte der Nord- und Südküste sollen später folgen.

Ohne Kenntniß der verticalen Gliederung und der mit ihr enge verbundenen klimatischen Verhältnisse des spanischen Amerika ist dessen Eroberungs- und Colonisationsgeschichte so unverständlich wie die Gegenwart. Ethnographen und Geschichtsforscher sollten die Fingerzeige der Oreographie, der physischen Erdkunde, deren Dämmerlicht in Zeiten zurückreicht aus denen uns geschriebene Urkunden und selbst Sagen fehlen, nie verschmähen. Wie räthselhaft auch die Entstehung und die vieljährige Dauer jener untergegangenen Culturstaaten Central-Amerika's uns erscheinen, deren Ruinen sich in Palenque, Peten, Copan ꝛc. erhalten haben; wie tief das historische Dunkel hinsichtlich des Ursprungs und der ältesten Geschichte der von den Spaniern vorgefundenen wohlgeordneten Staaten der Incas und der Zipas, der Azteken und der Quichés ist — ohne Kenntniß der Natur, ohne Einsicht in die plastischen Formen jener Plateauländer würden sie uns immerhin noch räthselhafter erscheinen. Im tropischen Amerika wie im tropischen Asien ist der Anfang der Bildung aller Culturstaaten von den Hochländern ausgegangen und hat sich von dort nie anders als durch Zwang, Eroberung und religiöse Propaganda in die tieferen heißen Regionen verbreitet. Ein mäßig fruchtbarer Boden und ein kühles Klima wie in Cundinamarca, am Titicaca-See und auf dem Atlas von Guatemala, wo die Gewöhnung an Arbeit für den Menschen ein Bedürfniß, und die Gewohnheit der Arbeit eine Quelle der Gesundheit und Zufriedenheit ist, waren die ersten bedingenden Nothwendigkeiten. Von jenen traurig gesegneten Tiefländern derselben Zone, wo ein üppiger Boden und eine mittlere Temperatur von + 20°—28° C. den Menschen die verhängnißvolle Gabe des Pisangs reichlich bieten — eines Baumes, der mittelst 10 Arbeitstagen im Jahr eine Familie ernährend die Faulheit und die Barbarei der Völker begünstigt — von dort konnte keine Cultur ausgehen.

In Veragua wie in Darien und im Isthmus von Panama fehlen jene ausgedehnten Hochebenen mit kühlem Klima, welche in Peru und Mexico die Wohnsitze halb civilisirter Völker waren. Die Spanier fanden daher keinen großen geordneten Staat an der Tierra Firme, nur kleine Stammgebiete unter der Herrschaft vieler in Streit und Hader lebender Kaziken. Dennoch war die Verschiedenheit der Culturstufen der an beiden entgegengesetzten Küsten wohnenden Völker bedingt durch auffallende Contraste des Klima's und des Bodens, eine merkwürdige Thatsache, welche Balboa in seinen Berichten an König Ferdinand scharf hervorhebt. Diese Verschiedenheiten des Naturcharakters so nahe gelegener Küsten haben ebenso auf den Gang der spanischen Colonisationsgeschichte an der Tierra Firme eingewirkt, wie sie auch den Gang der künftigen Einwanderung und Ansiedlung bestimmen werden.

Die eigenthümliche Physiognomie des Bodens wie der Organismen an der Seite des stillen Oceans ist von den geognostischen Verhältnissen ebenso sehr wie von meteorologischen Einflüssen bedingt. Die Cordillere streicht überall wo sie in wahrer Kettenform erscheint (ausgenommen in den Gegenden, wo sie unterbrochen und durch Kesselthäler bildende Höhengruppen von Trapp-Porphyr, Basalt und Dolerit ersetzt ist), selbst an der schmalsten Stelle des Isthmus (zwischen Chepo und der Mandingo-Bay), nicht als einfache Kette, sondern ist doppelt gereiht und in vielen Gegenden von niedrigen in anderer Richtung streichenden Nebenketten, die einer andern Hebungsepoche angehören, begleitet. Die nördliche Kette, welche durch die Erhebung granitischer Gesteine ihr Daseyn erhalten hat, ist die ältere. Mit ihren mannichfaltigen Felsarten von Graniten, Syeniten, Gneißen, Grünsteinen, Kalken und krystallinischen Schiefern stand sie längst als fester Gebirgsbau hoch über beiden Oceanen fertig zur

Zeit, wo der an die Südsee gränzende Theil des Isthmus noch unter dem Spiegel des Meeres lag. Erst mit dem Durchbruch der Trachytgesteine, welche die südlichen und südwestlichen Ketten bilden, erhob sich derselbe und blieb noch für lange Zeiten der Schauplatz mächtiger und ausgedehnter vulcanischer Revolutionen und Bildungen. An der Nordseite dieser ostwestlichen Querspalte, welche mit dem Durchbruch ihrer plutonischen Bildungen die beiden Continentalhälften Amerika's verband, war die unterirdische Thätigkeit längst geschlossen in jener Epoche, wo sie am Südrand der trachytischen Kette noch viele Jahrhunderte, wenn auch mit verminderter Kraftäußerung, fortdauerte und — statt wie früher die Erdkruste in Spaltenform zu sprengen und Ketten zu bilden — jene merkwürdigen kreisförmig gestellten oder im Halbbogen gruppirten Berg- und Hügelsysteme bildete, die man allenthalben an der Seite des stillen Oceans, theils aus den ausgedehnten Savannenebenen zwischen der Cordillere und der Küste aufragend, theils aus Inselgruppen im Meer, aber immer nahe der Küste wahrnimmt. An vielen dieser Höhengruppen ist der eigenthümliche wallförmige Bau der Erhebungskrater sehr deutlich erkennbar.

Diese Form der Erhebungskrater, deren erste Erkenntniß wir dem tiefen Forscherblick Leopold von Buch's verdanken, ist in keiner mir bekannten Gegend der Erde so zahlreich, so bestimmt, so großartig ausgeprägt wie zwischen dem 82°. und 91°. westl. L. und dem 8° 40′ bis zum 14° 20′ nördl Br. an der pacifischen Seite der Cordilleras von Mittel-Amerika, und besonders in der Umgegend von David (Chiriqui), an dem Golf von Nicoya und in Guanacaste (Costa Rica), in der Ebene von Leon (Nicaragua), an der Fonsecabay durch den ganzen Staat San Salvador bis zu dem herrlichen Kesselthal von Antigua Guatemala, welche Stadt im Grund eines der schönsten, regelmäßigsten Erhebungskrater zwischen den beiden Riesenkegeln der „Volcanos de agua y de fuego" liegt. Selbst Monsieur Constant Prevost, wenn ihm die Wahrheit höher gilt als die Lust des Widerspruchs, würde bei nüchterner Betrachtung dieser vulcanischen Formen in Mittel-Amerika wahrscheinlich zur Buch'schen Theorie bekehrt werden. Der große deutsche Geolog selbst, wenn ihm vergönnt gewesen wäre die vulcanischen Gebilde Central-Amerika's zu studieren, hätte seiner Theorie vielleicht eine weit größere Ausdehnung gegeben.

Der Bildung ächter Erhebungskrater folgten hier die einzelnen Eruptionskegel, welche in Veragua mit dem gewaltigen Vulcan von Chiriqui beginnen, mit ihrer theilweise bis in die Gegenwart reichenden eruptiven Kraterthätigkeit. All diese überaus mannichfaltigen jüngsten vulcanischen Gebilde, welche vom Archipel der Perleninseln bis zu der durch den Ausbruch des Cosiguina, und durch ihre unvergleichliche Scenerie vielbekannten Fonsecabay alle Golfe und Bayen am stillen Weltmeer grandios und so eigenthümlich schmücken, scheinen ausschließlich nur der Küste der Südsee anzugehören.

Das verschiedene Alter dieser beiden entgegengesetzten Gebirgsgehänge in Verbindung mit den so verschiedenartigen Einflüssen der vorherrschenden Winde bewirkten Contraste in dem Klima und in der Physiognomie der Pflanzendecke, wie sie bei so nahegelegenen Meeresküsten in Veragua und Costa Rica den Beobachter höchst überraschen. Die nördliche Isthmuskette genoß einer vollkommenen Ruhe, war dem verwitternden Einfluß der feuchten Winde und der atmosphärischen Niederschläge mehr und länger ausgesetzt, und besaß bereits eine fruchtbare Humusdecke mit einer üppigen Vegetation zur Zeit, wo an der entgegengesetzten Seite noch inselartige Berggruppen und einzelne Hügel sich erheben (ähnlich wie der Monte nuovo bei Neapel), und die mit der Cordillere meist parallel stehenden Reihenvulcane Mittel-Amerika's aus ihren Kratern und Seitenspalten unermeßliche Lavaströme fächerförmig verbreiteten, und Lapilli, Asche und Sand auf die Küstenebenen am stillen Ocean schleuderten.

Den meteorologischen Einfluß der Winde auf den Isthmus hat M. F. Maury in seiner inhaltreichen „Physical Geography of the Sea" mit Meisterhand in kurzen Worten dargestellt.[1] Wir könnten sein Bild mit vielen eigenen Beobachtungen erweitern. Ein gelinder Südwestwind begleitet hier den in nördlicher oder südlicher Richtung auf- und abrückenden Gürtel der äquatorialen Calmen. Die von der warmen Südsee ausgehauchten unermeßlichen Wolkenmassen ziehen mit ihm über das Land hin und befeuchten mit ihren täglichen Niederschlägen, begleitet von starken Gewittern, den Isthmus in seiner ganzen Breite. Die schwebenden Dunstmassen, die der nördliche Gürtel der Passate vom atlantischen Ocean herjagt, erreichen nicht den südlichen und westlichen Küstenstrich, sondern senken und entladen sich ganz an der Küste des caribischen Meeres und auf der Höhe des Cordillerenkammes, wo in Veragua und Costa-Rica fast kein Tag ohne Regen vergeht. Dieser ganze Gebirgs- und Küstenstrich ist demnach durch den Mangel einer eigentlich trockenen Jahreszeit, durch die doppelte Masse des Niederschlages, durch die bedeutende Verwitterung aller Gebirgsarten und die Mächtigkeit der sie bedeckenden Dammerde, endlich durch die größere Ueppigkeit, Mannichfaltigkeit und Formenschönheit der Pflanzenwelt bei täglichem Zusammenwirken von Wärme, Licht und Feuchtigkeit auffallend charakterisirt.

Laubfall, gänzlicher Blattwechsel, welchen der trockenere Hochwald der pacifischen Seite des Isthmus theilweise zeigt, ist an der atlantischen Seite auf sehr wenige Pflanzenarten beschränkt. Doch ist die niedere Vegetation vom Februar bis Mai versengt, gelb, ausgetrocknet, viele Bäume und Büsche sind blattlos-kahl; hier ist das schimmernde Grün der Pflanzen ohne Wechsel und ohne Ende. Die Waldbäume erreichen an der Südseite in der Nähe der Flüsse zuweilen dieselbe Höhe des Laubdaches, dieselbe Dicke der Stämme, das Unterholz aber nie die saftstrotzende Ueppigkeit und Dichtigkeit der Flora der feuchten Nordseite. Die Palmenform namentlich, diese „höchsten und edelsten aller Pflanzengestalten," wie sie Humboldt nennt, ist nur an den nördlichen Gehängen der Cordilleren durch eben so zahlreiche als schöne Arten repräsentirt. Mit jener wunderbaren Herrlichkeit tropischer Monokotyledonen, mit jenen reizenden Prachtformen der Musaceen, Lilien,

[1] Maury's vortreffliches Werk, so reich an vergleichenden Beobachtungen und Thatsachen wie an geistvollen, tiefsinnigen Gedanken, hat einzig nur den Fehler einer Unmasse von überflüssigen, für den Gegenstand oft recht recht unpassenden Citaten von Bibelstellen, die zwar dem Geschmack des bücherkaufenden orthodoxen Publicums von Boston entsprechen, in den Augen unbefangener Leser aber keine Empfehlung eines wissenschaftlichen Werkes sind. Maury sagt S. 93 im Cap. III über die Atmosphäre: „The equatorial calms hang over the latitude of Panama from June to November. Where these calms are it is always raining. The rest of the year the Isthmus is in the region of the northeast trades, which, before they arrive there, have to cross the mountains of the Isthmus, on the cool tops of which they deposit their moisture, and leave Panama rainless and pleasant until the sun returns north with the belt of equatorial calms after him." Wie richtig diese Bemerkungen auch im allgemeinen hinsichtlich der Jahreszeiten des Isthmus, so passen sie doch nicht ganz auf die eigentliche Landenge von Panama, wo die Unterbrechung der Gebirgskette den Niederschlag der Wolken unter dem Einfluß der Passatwinde in der Umgebung der Stadt Panama selbst begünstigt. Diese Ausnahme ist indessen ganz local und einzig durch geognostische Verhältnisse bedingt.

Farren, Aroideen und Lianen, welche die Natur den Wäldern der Aequatorialzone so freigebig als einen nur ihnen eigenthümlichen Schmuck verliehen hat, kann die Flora der südlichen und westlichen Abfälle der Cordillere Mittel-Amerika's und des Küstenstrichs am stillen Ocean nicht rivalisiren. Diese besitzen dagegen einen durch die ganze Länge von Mittel-Amerika sich fortziehenden Gürtel ausgedehnter natürlicher Grasfluren für sich eigenthümlich — die Savanen, Pampas und Llanos — wie man sie hier abwechselnd nach der Sprachweise der verschiedenen Provinzen nennt.

Meilenweit ist dieser einstmals zusammenhängende Savanengürtel an vielen Stellen durch die vorrückenden Wälder unterbrochen, welche nach tausendjährigem Kampfe zuletzt stets die Sieger bleiben werden, wenn Axt und Feuer der Ansiedler den natürlichen Grasfluren nicht zu Hülfe kommt. In der ganzen Ausdehnung vom südlichen Darien bis Guatemala ist diese eigenthümliche Kette von Grasflächen, welche der atlantischen Seite fehlt, wahrzunehmen. Ihr Vorkommen bezeichnet überall den jüngsten vulcanischen Boden, dessen Unterlagen Tuffe, Asche, Conglomerate verschiedener vulcanischer Gesteinarten oder ächte Lavaströme sind. Die dünne Humusschicht dieser Llanos sagt nur wenigen tropischen Baumarten zu, welche nicht tief wurzeln, lange Trockenheit und intensives Sonnenlicht vertragen und den anhaltenden Nordostwinden des „Verano" widerstehen.

Der Kampf zwischen Wald und Savane ist durch die ganze Länge des Festlandes von Amerika, wenn auch mit ungleichen Resultaten, doch überall sichtbar wo diese beiden Pflanzengemeinden neben einander erscheinen. Er bietet dem aufmerksamen Beobachter ein anziehendes Schauspiel dar. In den Provinzen Veragua, Chiriqui und Guanacaste, wo ein beständiger Wechsel zwischen Grasflur und Wald besteht, hat dieser Kampf einen eigenthümlichen Charakter angenommen, und wir hörten darüber von Pflanzern, wie José Obaldia in David und Manuel Hernandez in Boqueron, welche Beobachtungsgabe mit vieljähriger Erfahrung vereinigen, sehr merkwürdige Mittheilungen. Der vielbekannte Flaschenbaum, dessen harte, riesige Fruchtschale den Eingebornen die Trinkgeschirre liefert, der Taubendorn, der Chumicobaum und ähnliche Arten, welche nicht tief wurzeln und magern Boden lieben, rücken von den Rändern des Waldes in die Savanne ein, verdichten mit ihrem Laubfall die dünne Humusdecke und bereiten so den Boden für andere nachrückende Baumarten vor. Viele Tausende von kleinen und großen inselförmigen Baumcolonien haben jene vorrückenden Missionäre des Urwaldes in den weiten lichten Räumen der Gramineengemeinden gebildet, bis dickere Humusschicht, Feuchtigkeit und Schatten den durch Winde und Vögel verbreiteten Samen auch anderer Waldbaumarten gestatten als Ansiedler des Buschwaldes sich beizugesellen, und die Grundlage zur neuen weitern Verwandlung des Steppenwaldes in dem majestätischen Hochwald mit dem saftstrotzenden tropischen Unterholz zu bilden.

Wenn diese Kette natürlicher Grasfluren wenigstens mit kleinen Wäldern den Landschaften am stillen Ocean nicht denselben großartigen Charakter wie an den feuchten Küstengegenden des caribischen Meeres verleiht, so gewährt sie dafür eine überaus anmuthige Mannichfaltigkeit der Scenerie, einen parkähnlichen Anblick. Minder fruchtbar wie diese sind die pacifischen Gegenden, dafür aber gesünder und leichter cultivirbar. Der lichtere Wald setzt der Axt des Ansiedlers nicht den gleichen Widerstand entgegen. Die trockenere Erde läßt das Feuer als wirksamen Bundesgenossen des Eisens zu, der geklärte Boden wird nicht so schnell von dem zahllosen Unkraut, den üppigst aufschießenden Büschen überwuchert; die Miasmen, die Einwirkungen der Malaria, erzeugen zwar gleichfalls Fieber, haben aber nicht denselben tückischen, perniciösen, mörderischen Charakter wie an den atlantischen Gegenden.

Diese überaus merkwürdigen Contraste des Klima's und des Bodens so nahe gelegener Meeresküsten haben von Anfang an auf den Gang der Culturgeschichte ungleich eingewirkt. Sie erklären die Verschiedenheit der Zustände und der Bildungsstufen der alt-indianischen Völker diesseits und jenseits der Cordillere, wie sie die Conquistadoren erwähnen, und wie sie die in den Gräbern vorgefundenen Alterthümer, Hausgeräthe, Goldschmuck ꝛc. auch in Gegenden beweisen, aus welchen uns die spanisch-amerikanischen Geschichtsquellen keine Kunde hinterlassen haben. Veragua war zur Zeit wo Columbus und sein Bruder Bartolomé den ersten Niederlassungsversuch auf dem amerikanischen Festland wagten, auch an der Nordküste bevölkerter und cultivirter als gegenwärtig. Doch standen die Eingebornen am Flusse Bethlehem (Rio Belen) auf einer tiefern Culturstufe als die Indianer am Rio Chiriqui. Felsen mit gemeißelten Bildern bedeckt, wie bei Calderas und Boqueron an der Südseite, Kirchhöfe und Gräber wie die am „Boquete" des Vulcans von Chiriqui und an andern Theilen des westlichen Veragua findet man nicht an der Nordseite. Alle durch saubere Arbeit ausgezeichneten Idole, Schmuckgegenstände, Hausgeräthschaften ꝛc. der alten Indianer, die ich in Panama und Veragua gesehen, kamen von den Ebenen und Hochthälern an der Seite des stillen Oceans.[1] Auch der Gang der spanischen Colonisationsgeschichte in Mittel-Amerika war von diesen eigenthümlichen Naturverhältnissen abhängig. Die Conquistadoren und die ihnen nachfolgenden friedlichen Ansiedler wandten sich den Hochthälern und Ebenen der pacifischen Seite zu, wo die ausgedehnten natürlichen Grasfluren die Unterhaltung ihrer eingeführten Heerden begünstigten, und den Colonisten gestatteten mit Jagd und Ackerbau auch das Hirtenleben zu vereinigen, welches am atlantischen Küstenstrich nicht möglich ist.

Diese Landschaften der Nordküste, welche „die Gewässer des Columbus" bespülen, haben sich seit den Tagen wo der große Genueser sie betrat, nur an jenen wenigen Punkten, wo die angelsächsische Race festen Fuß gefaßt, bedeutend verändert. In ihrem tausendfach überwiegenden Bodenraum ist diese größere Hälfte der Tierra Firme zwischen Cap Gracias a Dios und dem Golf von Uraba eine zusammenhängende ungeheure Wildniß tropischer Wälder, in welche die Axt des Ansiedlers nur wenige Lücken geschlagen hat. Ueberall spottete diese

[1] Auch Pascual de Andagaya, ein Verwandter und Begleiter des ersten Statthalters der Tierra Firme (Pedrarias Davila) und eine der ältesten Quellen der Conquista, bemerkt daß die Eingebornen an der Südseite und im Innern civilisirter waren als die Indianer der Nordküste. Die Frauen waren in Baumwollzeuge gekleidet, die Männer bedeckten den Körper mit farbigen Muscheln. Bei Calderas im südlichen Veragua (Dep. Chiriqui) befindet sich ein merkwürdiges Denkmal aus der Zeit vor der Eroberung, der sogenannte „gemalte Stein" (Piedra pintada), dessen bereits Seemann erwähnte. Derselbe ist in runder Form mit Thier- und Pflanzenfiguren, Sonnen, Sternen ꝛc. bedeckt, doch nicht mit eigentlicher Bilderschrift wie viele der Alterthümer von Guatemala und Yucatan. In dem alten indianischen Kirchhof des Boquete am Vulcan von Chiriqui ließ ich sechs Gräber öffnen, ohne etwas anderes zu finden als Töpfergeschirre von rothem Thon sauber geformt. Mehr Glück hatte mein Freund, Don Manuel Hernandez, der in indianischen Gräbern bei Boqueron gleichzeitig Nachgrabungen anstellte, und außer dem gewöhnlichen Hausgeschirr auch eine Anzahl von Schmuckgegenständen meist von Gold oder „Guanin" fand, Figuren von Menschen, Vögeln, Amphibien ꝛc. auffallend hübsch gearbeitet. Er hatte die Güte mir einige derselben gegen Ersatz des Goldwerthes zu überlassen.

üppige Erde mit ihren mächtigen Bundesgenossen — der Sonne und den niedergehenden Wolken — der colonisirenden Kraft der Spanier, die den feuchten Urwald nicht zu bewältigen vermochten. Noch ungleich mehr als zur Zeit des unglücklichen Diego de Nicuera ist di se Küste vor den weißen Männern und den sie begleitenden Hausthieren geflohen und fast ganz von Pflanzen überwuchert — ein unermeßlicher, stiller, finsterer Forst von schauerlicher Einsamkeit, der selbst den wilden Bestien zu unheimlich düster ist. Nur in der Nähe der Flüsse herrscht ein bewegtes Thierleben. Im Innern des Urwaldes, in einiger Entfernung von den Flüssen ist das Begegnen eines Venado oder Nabelschweines, eines Tapirs, Jaguars oder überhaupt eines Jagdthiers so selten, daß selbst ein geübter, mit Munition wohl versehener Jäger in dieser Wildniß dem Hunger erliegen kann, wenn er nicht Indianer ist.

Die ganze Bevölkerung der sogenannten wilden und unabhängigen, von jeder Mischung mit Weißen oder Negern frei gebliebenen Indianer in den vier Provinzen des Staates Panama ist auf ungefähr 8000 herabgesunken. [1] Zur Zeit der spanischen Invasion betrug dieselbe nach der Schätzung eines der gründlichsten Geschichtsforscher dieser Länder etwa 300,000. [2] In den Küstengegenden am stillen Ocean ist sie ganz verschwunden und in eine Bastardrace von Mestizen und Zambos umgewandelt, welche in denselben Städten und Dörfern mit den spanischen Creolen zusammenwohnen. Erst auf den höhern Gehängen der Cordillere begegnet man jenen halbnackten Indianern mit langen Haaren und bartlosen, bemalten Gesichtern, welche nahebei im alten Zustande geblieben sind und ihre eigene Sprache reden. In den Küstenlandschaften von Costa-Rica zwischen dem Golf von Chiriqui und der Mündung des San-Juanflusses schätzt man die indianische Bevölkerung auf höchstens 4000 Seelen. Ueber die Bevölkerung des Mosquitostaates ist es bei gänzlichem Mangel statistischer Documente sehr schwierig eine Zahlenschätzung anzugeben, die nur einigermaßen Anspruch auf Genauigkeit hätte. Nach der Ansicht der in Bluefield lebenden Engländer ist dieselbe im Verhältniß zur beträchtlichen Ausdehnung des Ländergebietes dieser „freien Indianer“ überaus dünn, durch Blattern und Branntwein auch ohne den Druck der spanischen Herrschaft bedeutend decimirt, und sicher weniger zahlreich als zur Zeit wo Columbus vom Cap „Gott sey Dank“ der Küste entlang südwärts schiffte.

In den politischen und ökonomischen Zustand des Mosquitostaates haben all die wichtigen Ereignisse, deren Schauplatz die Ufer des San Juanflusses und des großen Nicaragua-Sees seit der Eröffnung der Transitstraße durch Nicaragua gewesen, keine wesentliche Veränderung gebracht. Die ganze große Bewegung des Durchzugs der „Californier“ wie später der Invasion der Flibustier unter Walkers schauderhaftem Regiment concentrirte sich eng an die Passagelinie. Eine halbe Meile von dem San Juanfluß und seinen nördlichen Confluenten seitwärts ist das Land „terra incognita,“ eine nur von wenigen indianischen Jägern betretene Wildniß, sowie die Stromgebiete des Rio Escondido und des Rio Poteca (Wanks River), welcher dicht am Cap Gracias a Dios in das caribische Meer mündet. All die Angaben der Baily'schen Karte hinsichtlich des Quellgebietes und des obern und mittlern Laufes dieser Flüsse sind Hypothesen oder Phantasien. Die ganze langgedehnte, und nur in ihrer äußern Configuration erforschte und gekannte Ostküste Central-Amerika's zwischen dem 10° und 15° n. Br. ist von einigen Tausend armseligen, traurigen, tief verkommenen Indianern bewohnt, die ihre alte Unabhängigkeit weit mehr ihrer Armuth und der pfadlosen Wildheit ihrer feuchten Wälder ohne goldführende Flüsse, als ihrer Tapferkeit verdanken. Zwischen der traurigen Nüchternheit ihrer Tagesbeschäftigung und dem Whiskyrausche leben sie ein elendes Traumleben unter der Scheinherrschaft eines täglich trunkenen Caziken, den die brittische Schutzmacht bekanntlich als Mosquitokönig krönte, ohne ihm mit diesem prunkhaften Titel zu einiger moralischen Würde und Selbstbeherrschung zu verhelfen. Unter den vielen thörichten Projecten und Vorschlägen die man hinsichtlich der Gründung deutscher Colonien gemacht hat, war gewiß keines thörichter als der Ankauf eines Landes im Mosquitostaat, wo der Boden allerdings billig zu haben und für die Gräber unglücklicher verführter Auswanderer ein weiter Raum vorhanden wäre.

Auf der unglücklichen Hafenstadt San Juan del Norte, deren Lage dem Handel so günstig ist, scheint ein Schicksalsfluch zu lasten, der jeden ruheliebenden, ehrlichen Ansiedler von dort zurückschreckt. Wie groß waren die Erwartungen der ersten Ansiedler, als nach der Goldentdeckung in Californien Nicaragua als Transitland mit Panama concurrirte und eine nie zuvor gesehene Bewegung an dieser Küste entstand. Aber ein tückisches Fieberklima, fast so mörderisch wie in Chagres, quälende Dipteren, die keine Nachtruhe gönnen, amerikanische Banden und Walkersche Piraten haben zusammengewirkt die wenigen hier seßhaften Europäer um Gesundheit, Ruhe, Hab und Gut zu bringen. Der Ort ist heute verödet und entvölkert, wird aber doch wahrscheinlich wieder einen Schwarm von amerikanischen Glücksrittern, Speculanten, Schenkwirthen und braunen Lustdirnen anziehen, wenn Vanderbilt oder irgend eine andere amerikanische Gesellschaft von der Regierung Nicaragua's das Transitmonopol erhält. Dieß dürfte die nächste Zukunft dieser Gegend seyn. An eine wirkliche Ausführung des windigen Canalprojects des Hrn. Felix Belly glaubt hier kein Mensch, der die Naturschwierigkeiten dieses Landes und die sattsam erprobte Unfähigkeit der Franzosen für derartige Unternehmungen kennt.

San Juan del Norte ist noch heute eine Art von Freistadt, um deren Besitzberechtigung die Republiken Nicaragua, Costa-Rica und der Mosquitokönig sich seit vielen Jahren streiten. Factisch regiert sie sich selbst, so weit man eine machtlose Obrigkeit, die aus dem Chaos der Anarchie nie recht herausgekommen ist, überhaupt Regierung nennen kann. Unsere wanderlustigen deutschen Landsleute — gleichviel ob sie Landwirthe, Handwerker oder Kaufleute sind — möchten wir freundlich warnend rathen jeden Niederlassungsversuch in einem Lande wie Nicaragua aufzugeben, dessen Boden, Klima und Menschen gleich abschreckend sind. Trotz seiner günstigen geographischen Lage und seiner schönen, großen Binnenseen wird dieser Staat dem europäischen Heimathmüden nie eine glückliche Stätte der Sicherheit und des Wohlbefindens bieten, selbst wenn keine neuen Freibeuterbanden mit Mord und Brand dieses unglückliche ausgesaugte Land heimsuchen sollten. Es gibt in naher Nachbarschaft von Nicaragua Länder, welche auf

[1] So schätzen sie die besten Kenner des Landes im Mittel, obwohl im einzelnen ihre Angaben abweichen. Weder der Statthalter von Panama, Don Bartolomé Calvo, noch der Gouverneur von Chiriqui, Dr. Jované, noch der kenntnißreiche vormalige Vicepräsident der Republik, Don José Obaldia, wußten genaueres darüber zu sagen. General Mosquera in seiner „Geografia fisica y politica de la nueva Granada,“ schätzt die Zahl der wilden Indianer im Isthmusgebiet auf 6000, die der civilisirten Indianer auf 8000. Erstere entziehen sich jeder Controle der Regierung.

[2] Joaquin Acosta, der Freund Humboldts und Boussingaults, in seinem vortrefflichen „Compendio historico del des cubrimiento y colonizacion de la Nueva-Granada.“

ihren Plateauhöhen eines gemäßigten Klima's sich erfreuen, eine erträgliche Regierung, eine friedsame Bevölkerung und wohlgeordnete Zustände besitzen,*also den unseligen politischen Schwankungen, in welche gewissenlose Intriganten und raubsüchtige Soldatenchefs die Mehrzahl der spanischen Republiken Amerika's gestürzt haben, nicht unterworfen sind. Es sind die Hochländer von Costa-Rica und West-Veragua (Chiriqui).

(Schluß folgt.)

Ueber die Acclimatisation des Lama in Europa.

Jede Bezähmung und Dienstbarmachung irgend eines organischen Wesens, sey es Pflanze oder Thier, bezeichnet eine Stundensäule in der Culturgeschichte. Als die Menschen Halmfrüchte zu bauen begannen, wurde ihnen zuerst die Möglichkeit eröffnet aus irrenden Hirten zu Bewohnern eines Landes zu werden. Zu den größten Begegnissen Europa's gehören daher die Einführung des Weizenbaus, die Einbürgerung der Kartoffel, des Tabaks, des Maises, die Acclimatisirung des Seidenwurmes, die Vervielfältigung der Hühnerarten ꝛc. Umgekehrt begann ein neues Weltalter für Amerika als am Bord des zweiten spanischen Geschwaders, das nach Westen auslief: Pferde, Hornvieh, Ziegen, Schweine, Hunde, Katzen, nach und nach aber der gesammte Apparat unserer gezähmten Thierwelt nach der neuen Welt kam, die außer Jagdthieren überhaupt nur zwei vierfüßige Geschlechter aufzuweisen hatte, die im Haushalt der Menschen eine Rolle spielen konnten, den Büffel auf den Steppen des nördlichen Continents, und die Lamas im Süden. An das Lama knüpft uns die freundlichste Erinnerung aus der Jugendzeit, nämlich die Erzählung von Robinson Crusoe. Freilich ist das Auftreten des nützlichen Thieres auf einer Insel (Juan Fernandez) an der pacifischen Küste Amerika's und zwar in der Nähe anthropophager Völker eine doppelte Unwahrscheinlichkeit. Ebenso gut könnten Gemsen von ihren silbernen Hörnern auf eine Koralleninsel herabsteigen, als Lamas. Ferner war das Lama ein Hausthier hoher Culturvölker, der Inca-Peruaner, welche so wenig den „Canibalen" des Königs Crusoe gleichen, wie wir den Mongolen.

Die Lamas bewohnen die Andeskette vom 10 bis 45° s. Br. auf Höhen zwischen 6—13,000 F. Die beiden extremen Typen des Geschlechtes sind das gezähmte Lama (Auchenia Lama) von der Größe eines Hirsches, und das Vicuña (A. vicunna) von der Größe eines Schafes. Die sogenannten Guanacos sind die wilden oder vielmehr verwilderten Lamas, die Pacas, fälschlich Alpacas genannt, dagegen Mischlinge zwischen Lama und Vicuñaschafen. Das Vließ der Lamas nähert sich am meisten der Wolle, während das Guanaco, das Paca und das Vicuña Haare tragen. Das Haar des letztern wird hoch geschätzt und die besten Stellen des Vließes befinden sich auf den Schultern und auf dem Rücken, wo es eine Länge von 20—24 Centimeters gewinnt. Das gemeine Lama liefert 12—14 Pfd. Wolle im Jahr und verliert sie wenn es nicht geschoren wird, nach Abzug der kalten Jahreszeit. Die Lamahäute geben ein Leder welches die Mitte hält zwischen Kalb- und Schafleder. Das Fleisch dieser Thiere ist ziemlich reichlich, saftig und leicht verdaulich, es war das einzige Schlachtvieh welches die Völker Süd-Amerika's kannten. Die Milch der Lamageisen ist zwar wohlschmeckend und nahrhaft, da aber diese Thiere nicht an das Milchgeben gewöhnt worden sind, so müßte, wollte man auch eine Milchwirthschaft mit ihrer Zucht verbinden, zuvor ein Versuch mit ihnen gemacht werden, denn bekanntlich geben auch unsere Kühe nicht von freien Stücken ihre Milch, sondern weil sie künstlich dazu erzogen werden. Bei den großen Hornviehheerden in Amerika, wo keine Milchwirthschaft betrieben wird, verlieren die Kühe sehr rasch nach dem Kälbern die Milch, eben weil man sich nicht die Mühe gibt sie zu melken. Selten tragen die Mütter sämmtlicher Lama-Arten und Abarten mehr als ein Junges, und zwar dauert das Tragen eilf Monate. Junge Mütter verweigern bisweilen den Kälbern ihre Euter, ältere Mütter lassen dafür willig und gern auch fremde Junge saugen. Kurze Zeit nach dem Wurf sucht das Weibchen den Bock auf. Dieser ist ein höchst geiles Thier, jeden Monat im Jahr zum Springen aufgelegt und so fleißig daß ein Bock für zehn Geisen ausreicht. Die Indianer wissen ganz genau ob eine Geis trächtig geworden ist oder nicht, denn seltsamerweise lassen sich nur die befruchteten Mütter eine Last auflegen, während sich die unbefruchteten dagegen wehren. Zur Vollziehung der Begattung legt sich das Weibchen auf den Boden und zieht die vier Beine unter den Leib. Beim Werfen der Geburt sucht die Mutter eine Stelle aus wo kurzes, trockenes Gras steht oder Kiesboden, damit das Junge beim Ausschlüpfen sich sogleich der Haut entledigt in die es eingehüllt war. Das Lama wie das Kamel ist ein außerordentlich nüchternes Thier. Es trinkt im Monat oft nur ein oder zweimal, hilft sich auch im Winter durch Belecken des Schnees. Wo unser Schaf keine Nahrung mehr finden würde, da mästet sich das Lama. Die Pflanze welche es am liebsten frißt und die überall im Verbreitungsbezirk der Lamas wächst, heißt nach dem Bulletin de la Soc. d'Acclimatation Siccé. Sie wächst in dichten getrennten Büscheln, treibt lange faserige Wurzeln und Halme wie unser Getreide, nur daß sie flach und von Rillen durchzogen, am Fuße grün und gelb in der Höhe sind. Die Siccé überschreitet nicht eine Höhe von 3500 Metres. So dankenswerth die Bemühungen der Pariser Acclimatisationsgesellschaft um die Einbürgerung des Lama in unserm Welttheil sind, so fürchten wir doch daß gerade jene Pflanze zur Verbreitung des Thiers unentbehrlich seyn möchte. Schon Prescott (Histor. of Peru I. 147) bemerkt: „Auf den rauhen Almen der Anden findet das Lama seine Nahrung in dem Ychu, einer Grasart, die sich längs der Cordillerenkette vom Aequator bis zum Süden Patagoniens ausbreitet. Da nun die Gränzen dieser Pflanze das von den peruanischen Schafen durchzogene Revier bilden, und sie selten oder nie über die Nordgränze hinausgehen, so ist wahrscheinlich jene geheimnißvolle kleine Pflanze für ihren Lebensunterhalt so wichtig, daß ihr Mangel in den nördlichen Breiten von Quito und Neu-Granada die Verbreitung der Lamas dorthin verhindert hat."

Eine andere Schwierigkeit könnte ihre Zähmung verursachen. Zwar wird uns versichert daß man sie leicht besänftigen könnte, aber es gehört doch dazu indianische Geduld, und zwar gelingt es den eingebornen Frauen Peru's am raschesten die Thiere an sich zu gewöhnen, weßhalb auch Hr. Röhn, der sich mit Uebersiedlung der Lamas nach Europa abgibt, Indianerinnen die Pflege der Thiere während der Ueber-

fahrt übergeben hat. Außerdem ist das Lama ein streitsüchtiges und reizbares Thier. Unter sich führen sie oft Kämpfe, wobei sie sich der Hufe und der Zähne bedienen. Ihre gefährlichsten Waffen aber sind ihre Speimuskeln, mit Hülfe welcher sie gegen die Augen der Widersacher einen beizenden, mit allerhand wiedergekäuten Nahrungsrückständen vermischten Speichel spritzen. Wenn der Hirt oder Aufseher sich dann nicht beeilt das getroffene Auge mit ein wenig essigsaurem Wasser zu waschen, so erfolgt eine Erblindung unfehlbar, und ein gleiches Unglück würde jeden unvorsichtigen Menschen betreffen, dessen Auge in den Bereich der Projectile dieser gereizten Thiere käme. In unsern Lehrbüchern wird angegeben das Lama trage eine Last von $1\frac{1}{2}$ Centnern. Dieß ist aber nur ein mittlerer Werth, denn je nach Alter und Körperbeschaffenheit kann es 80—180 Pfd. ertragen. Hat man eines der Thiere überbürdet, so verweigert es aufzustehen. Wird Gewalt angewendet, so wehrt es sich mit seinen Waffen, und wenn dieß vergeblich geschieht, hilft es sich durch Selbstmord, indem es sich mit einer letzten und höchsten Anstrengung rückwärts wirft und sich das Genick bricht.

Wenn die Lamas auf europäischen Gebirgen eine zusagende Nahrung finden oder ihre Futterpflanze künstlich dort verbreitet wird, so bleibt kein Zweifel übrig daß die Thiere sich einheimisch machen lassen. Das Bull. de la Soc. d'Acclimatation glaubt sogar, daß von Norwegen bis zum Atlas in Nordafrika überall dort wo das Lama Alpenluft finde, das Thier verbreitet werden könnte. Und gewiß wäre eine solche Unternehmung höchst nützlich, denn abgesehen davon daß man die Lamas zu Milchthieren erziehen könnte, bieten doch schon ihre doppelten Leistungen als Last- und als Vließthiere bei höchst frugaler Kost große Prämien für die Zucht in unsern Gebirgsländern. Die Vicuñaschafe aber könnten vorzüglich zur Bevölkerung jener Alpentriften dienen wo das freie Jagdrecht, wie in der Schweiz, den Gemsenstand vernichtet hat.

Ueber verschiedene in den alten Gräbern der Hellenen aufgefundene Gegenstände.

Von X. Landerer.

Durch den kräftigen Willen unserer ausgezeichneten und vom hellenischen Volk angebeteten Königin wurden in letzter Zeit nicht nur in Athen, sondern in allen Theilen des Landes so viele und mannichfaltige Arbeiten, die auf die Verschönerung der Hauptstadt abzielen, unternommen, daß sich nicht hinreichend Arbeiter finden um den Anforderungen und Wünschen der erhabenen Königin entsprechen zu können. Unter den schönsten und dankbelohnendsten Arbeiten ist die Ausgrabung des Theaters des Herodes Atticus zu rechnen, das auf Befehl der großen Königin nach Tausenden von Jahren gleich einem Phönix aus dem Schutt, der dasselbe bedeckte, sich erhob und die Bewunderung der gelehrten Welt auf sich zieht. Mit einem Wort, allen diesen Alterthümern schenkt die erhabene Fürstin ihre Aufmerksamkeit, und voll von Kunstsinn ertheilt sie täglich Befehle, die auf die Ausdehnung der Cultur, auf die Verschönerung des Landes abzielen, und gleichwie in den alten hellenischen Zeiten den triumphirenden Feldherrn nach errungenem Siege der Lorbeerzweig und Lorbeerkranz schmückte, so möge auch ein Lorbeerkranz die Stirn der erhabenen Königin bis ins späteste Alter zum Wohl des hellenischen Volkes umschlingen. In Folge einer dieser Ausgrabungen theils in und um Athen, theils in Korinth, auf der Insel Melos ꝛc. sind nun seit vielen Jahren eine Menge höchst interessanter Gegenstände aufgefunden worden, die ich aufzuzählen und in Kürze der wissenschaftlichen Welt und den gelehrten Lesern des Auslandes mitzutheilen nicht unwichtig finde.

Bei der Eröffnung von alten Gräbern finden sich nicht selten auch Gegenstände des Luxus, bestehend in Ohrgehängen und Ringen, in mit Gemmen besetzten Nadeln, in Kränzen, die aus Goldblättern zusammengesetzt sind, und auf deren Oberfläche man die Eindrücke eines Stempels zur Hervorbringung der Form des Blattes deutlich unterscheiden kann. Luxusartikel aus Silber gehören zu den größten Seltenheiten, und seit 20 Jahren wurde nur einmal ein Becher aus Silber in einem Grabe aufgefunden, der jedoch durch den Zahn der Zeit und durch die Einwirkung von aufgelösten Salzen des Erdreiches in Chlor und auch in Schwefelsilber umgewandelt und so zerbrechlich geworden war, daß derselbe beim Herausnehmen aus seiner Stelle in Trümmer, in denen sich jedoch noch der Glanz des Metalls offenbarte, zerbrach. Unter den Goldgeschmeiden fand man auch einige die verschiedene Farben zeigten, und zwar vom Hochgelben bis zur weißgelben Färbung, so daß es nicht unwahrscheinlich ist daß die Alten die Färbung des Goldes kannten, gleichwie sie in hohem Grade die Färbung des Kupfers gekannt haben.

Von einigen solchen Goldgeschmeiden habe ich auch kleine Proben chemisch untersucht und ein verschiedenes Verhältniß des Goldes zum Silber gefunden. Das Verhältniß des Goldes zum Silber bei einem Ohrgehänge, das in einem korinthischen Grabe aufgefunden wurde, war zum Beispiel: Gold 80; Silber 20, in einem Ringe von Delos 90 Gold und 10 Silber, in einem Löffelchen zu einer Balsambüchse 60 Gold und 38 Silber.

Nicht unwichtig scheint es mir zu seyn daß sich keine gemischte Legirung fand, und daher dürfte es kommen daß sämmtliche Goldgeschmeide, wenn auch nach Jahrtausenden aufgefunden, noch den schönsten Goldglanz zeigen. Zu einer Menge von andern Zwecken wo man Gold anwendete, wurde reines Gold verwendet. So war von höchstem Interesse für die archäologische Welt das Auffinden eines Schädels nebst andern Knochen in einem althellenischen Grabe, und ein Zahn, der wie es scheint hohl gewesen war, fand sich mit Goldblättchen ausgestopft. Beim vorsichtigen Herausnehmen dieses eingestopften Goldes, fand sich daß das Gold aus einem dickgewalzten Goldstreifen bestand, denn als ein solcher ließ es sich aus dem Zahn herausarbeiten.

Goldblätter dienten auch zum Vergolden der verschiedensten Gegenstände, zur Vergoldung von Zierrathen auf Capitälen von Säulenschäften und Kleidern. Das Aufkleben des Goldes geschah theils durch Gummi, und nach meinen Untersuchungen durch eine humose Substanz die man aus Aegypten brachte, Gummi Sarcocollae genannt, eben so durch eine Mischung aus Mastix und Wachs, Kiromastix ge-

nannt. Das Vergolden der Metalle dagegen wurde durch Quecksilber bewerkstelligt.

Zu den seltensten Gegenständen die je in einem Grabe aufgefunden wurden, gehören chirurgische Instrumente, welche sich in einem Grab auf der Insel Mylos im griechischen Archipel fanden. Diese Instrumente, die sich in Athen in den Händen eines mir befreundeten Professors finden, bestehen aus kleinen Spateln, aus Löffelchen, deren man sich zum Herausbefördern der Steine beim Steinschnitt bedient haben soll, aus Nadeln zur Harnoperation, aus einer Pincette, welche die Alten nach Paul Aeginetes zur Untersuchung der Organe des Mundes gebraucht haben, so wie aus einem zur Paracentese dienlichen Instrumente und aus einem Ohrlöffelchen. Alle diese Instrumente sind aus reinem Kupfer verfertigt, welches jedoch in Folge von Jahrhunderten in den oxydirten Zustand übergegangen ist. Aus der Auffindung dieser Gegenstände läßt sich auch darauf schließen daß der Ueberrest des Leichnams einem Arzt oder Chirurgen angehörte, der sich während seines Lebens dieser Instrumente bediente.

Zu den Gegenständen die sehr häufig bei Ausgrabungen aufgefunden wurden und werden, und sich in den meisten Gräbern nebst Gefäßen, Spiegeln, Balsambüchsen etc. finden, gehören die Münzen. Selten sind Goldmünzen, häufiger finden sich Silbermünzen, und täglich werden noch alte Kupfermünzen aufgefunden. In Betreff nun der Münzen im allgemeinen ist es bekannt daß es in der ältesten Zeit keine Münzen gab, und der Handel durch Austausch verschiedener Gegenstände als Schafe, Ochsen, Häute etc. geschlichtet wurde. Zur Erleichterung des Handels wurden dann die Metalle gewählt, die man in beliebige Stücke zerschnitt, gegen welche die Kaufleute ihre Waaren vertauschten. Das geprägte Silbergeld war schon durch den argivischen König Pheidon um die erste Olympiade an die Stelle des frühern Stabgeldes, wie man diese Metallstücke *Κέρματα* nannte, gekommen, und Aegina war die erste Stadt wo Münzen geprägt wurden. Lange Zeit begnügte man sich mit den einfachsten Zeichen, roh angedeuteten Schildkröten auf Aegina — mit Schildern in Böotien, Bienen in Ephesos. Auf dem Revers blieb der Eindruck eines der Münze beim Prägen festhaltenden Vorsprunges, Quadratum incusum genannt, und in dieser Epoche treten Götterköpfe, vollkommene Götterfiguren und überhaupt zusammengesetzte Bilder ein, welche sich zuletzt zu aller Kraft und Zierlichkeit des altgriechischen Styles entwickelten. Auch auf das Schneiden der Münzstempel wurde um die 100. Olympiade große Sorgfalt und der edelste Kunstsinn verwendet.

Unter den macedonischen Fürsten prägten Philipp und Alexander die schönsten Münzen. In dieser Epoche wurde die Kunst durch die Sitte gehoben ausgezeichnete Begebenheiten, Sieg im Kriege und in Spielen, Befreiung von Gefahren durch Münz-Embleme zu bezeichnen. Zur Fertigung der Münzen wurde Gold, Silber das Elektron, d. i. ein Gemisch von Gold und Silber das die Farbe des Bernsteins hatte, Kupfer und auch Bronze gebraucht. Münzen aus Eisen und auch aus Zinn, das die Alten Plumbum album nannten, gehören, zu den größten Seltenheiten.

Gegenstände aus Eisen waren in den alt-hellenischen Zeiten ungemein selten, und dieß wahrscheinlich weil man dieses Metall nicht zu bearbeiten verstand; denn auch die Waffen der alten Hellenen, die bis zur Stunde aufgefunden wurden, bestanden aus einer Legirung von Kupfer und Zinn. Moses erwähnt zwar schon eiserner Messer und Waffen, und Achilles ließ zur Zeit des Trojanischen Krieges in den Spielen zu Ehren des Patroklos eiserne Kugeln als die vorzüglichsten Preise austheilen.

Bei der Ausgrabung des Theaters des Herodes Atticus fanden sich ungeheure große und auch kleinere Nägel, sowie eiserne Reife, Klammern zum Zusammenhalten der Steine etc., und im vorigen Jahre fand sich in der Nähe Athens eine Art Lampe die einem Rauchgefäß ähnlich war, worüber ich noch einige Worte mittheilen werde. Die Härtung des Eisens durch Wasser kannten die Alten und nannten diese Operation „*Στόμωσις σιδήρου.*"

In Betreff der Münzen ist noch mitzutheilen daß es schon in den ältesten Zeiten Falschmünzer gab, welche falsche Münzen in Umlauf setzten, obwohl, wie aus Demosthenes erhellt, auf dieses Verbrechen Todesstrafe gesetzt war.

Solche falsche Münzen, die eine außerordentliche Seltenheit sind, hatte ich das Glück in einer numismatischen Sammlung eines Privatiers in Athen zu sehen. Eine falsche Silbermünze bestand aus einem kupfernen Kerne, den die Alten Nucleus oder Anima zu nennen pflegten, die beiden Seiten worauf sich die Embleme fanden, bestanden aus zwei dünnen Silberplättchen, deren Ränder der Falschmünzer zusammenzulöthen gezwungen war. Von höchstem Interesse für mich und von Interesse für die Wissenschaft war es, auf dem Rand dieser Münze, die vielleicht noch nicht in Umlauf gekommen war, Spuren einer salzigen Masse gefunden zu haben, die ich ihrer Eigenschaften halber für Borax hielt, und somit dürfte anzunehmen seyn daß auch die alten Toreuten — so nennt man die Silber- und Goldarbeiter — sich des Borax, *χρυσόκολλα* genannt, d. h. Goldloth zum Löthen und Schmelzen der edlen Metalle bedienten.

Unter den Unmassen von Gefäßen, die theils in und um Athen, besonders in Korinth, in allen hellenischen Gräbern aufgefunden wurden, fand sich auch ein Rauchgefäß, *θυμιατήριον* genannt, worin sich noch ein Theil einer unverbrannten Masse fand, die mit Asche, Kohlenüberresten und Sand theils überdeckt, theils innig gemengt war. Diese Masse enthielt ohne Zweifel mehrere Harze, denn es ist bekannt daß die Räucherungsmittel der Alten besonders in Mastix, Storax, Bdellium und andern wohlriechenden Harzen bestanden.

Aber auch Schwefel war dieser Masse beigemengt, denn beim starken Erhitzen entwickelte sich nebst dem aromatischen Geruch auch ein Schwefelgeruch unter dem Erscheinen der charakteristischen Schwefelflamme. Aus vielen alten Schriftstellern ist auch zu ersehen daß Schwefel bei religiösen Ceremonien vielfach angewendet wurde, und Homer sagt ebenfalls daß der Schwefel *Θειον* zu seinen Zeiten eines der ausgezeichnetsten Räucherungsmittel war. Daß der Schwefel, wie Homer sagt, einzig und allein auch als Räucherungsmittel angewendet wurde, dürfte aus dem sehr interessanten Fund einer Lampe hervorgehen, die auf der Akropolis entdeckt wurde, in der sich in einer geschmolzenen Schwefelmasse mit Sand und Steinchen vermischt noch Ueberreste von Fäden fanden, so daß es nicht unwahrscheinlich ist daß man sich schon in den ältesten Zeiten einer Art von Schwefelfaden zum Anzünden des Feuers bediente. Diese Lampe fand sich vor dem Tempel der Minerva auf der Akropolis in Athen, und zwar an den Stellen wo die die Göttin Athena Verehrenden ihre Opfer darzubringen und Weihgeschenke hinzustellen pflegten.

Auch die Aegyptier bedienten sich des Schwefels als Räucherungsmittel, denn in einem arabischen Werke über Sitten und Gebräuche der

alten Aegyptier findet sich Erwähnung des Gebrauches von Kiprit, d. i. des Schwefels zur Räucherung.

Unter allen Gegenständen die für die Wissenschaft von Interesse sind, werden am häufigsten Gefäße aufgefunden, denn in jedem Grab findet sich zum wenigsten ein Lämpchen. Die Alten unterschieden folgende Arten von Gefäßen: 1) Das Karchesion, dieß war ein hoher, in der Mitte zusammengezogener, mit Henkeln versehener Becher; 2) Kantharos hieß ein sehr großer weitgeöffneter Becher, ganz den heutigen Blumenvasen ähnlich; 3) Kodon hieß ein Becher mit engem Hals und einer Erhöhung auf dem Boden; 4) Skyphos war ein großer runder Becher mit kleinen Henkeln oder Handhaben; 5) Kylix, der Kelch mit kurzen Handhaben; 6) Arybalos, beutelförmiger nach oben engerer Becher; 7) Kotyle, ein kleiner Becher oder Spitzglas; 8) Rhytium hieß ein hornähnliches, nicht zum Hinstellen bestimmtes Gefäß, ausgenommen wenn ein eigenes Gestell da ist; 9) Keras hieß das eigentliche Horn. Eine andere Classe von Gefäßen sind die zum Einschöpfen und Forttragen bestimmten, unter diesen die Kalpe oder Urna, ein geräumiges, bauchiges Gefäß mit einem Fuß und zwei Henkeln, der Kados-Amphora, ein großes Gefäß mit engem verschließbaren Halse, zum Forttragen und Aufbewahren bestimmt; unbewegliche Gefäße, Fässer aus Thon, Pithos, Dolium genannt, Kessel zum Kochen, Lebes, Pelvis, Ahenum und der beliebteste unter allen der Dreifuß, der ein auf drei Füßen ruhender Kessel war, das vielgepriesene Meisterstück aller Erzhämmerer.

Die Formen waren durch den besondern Zweck des Gefäßes gegeben und man unterschied: 1) Gefäße die bestimmt waren bei einem Gastmahl im Mittelpunkt des Zimmers zu stehen, um aus diesen mit kleinen, mit Griffen versehenen Gefäßen, mit den sogenannten Schöpfkellen, die Flüssigkeiten zu schöpfen. Das große in der Mitte stehende Gefäß war der Krater und die kleine zum Schöpfen bestimmten Schöpfgefäße hießen Kyathion-Arytaina; 2) Kännchen zum Eingießen mit schmalem Halse, weitem Henkel und spitzigem Schnabel; 3) Krüge oder dünnhalsige, henkellose Gefäße um Oel oder eine andere Flüssigkeit herauströpfeln zu lassen; 4) Becher zum Händewaschen, Sprenggefäße ꝛc.

Außer den Vasen sind auch zur Erleuchtung bestimmte Geräthe zu erwähnen, und unter diesen theils einfache Bronzen, größtentheils aus Terra cotta, theils Kandelaber, welche in der Blüthezeit Griechenlands aus Bronze oder auch aus Marmor gefertigt waren.

Von den Gefäßen zu anderm Gebrauch führe ich die Opfergeräthe an, in welchen Wasser, Salz und Kränze geborgen wurden, die Schwinge des cerealischen Cultus und endlich die Rauchgefäße.

Alle diese Gefäße wurden aus Thon gefertigt und zwar in Athen in einem Theil der Stadt, den man den Keramikos nannte, wegen der Menge der daselbst wohnenden Töpfer, außerdem in Aegina, in Korinth genannt die Töpferstadt, und auch in Sicyon und Samos, daher auch die Gefäße Vasa Samia, Corinthea, Aeginetica genannt wurden. Sämmtliche Thonsorten, welche zur Verfertigung dieser Gefäße verwendet wurden, sind sehr eisenhaltig und wurden daher beim Brennen roth gefärbt. In neuester Zeit soll man eine große Verschiedenheit zwischen den äginetischen Gefäßen und denen von Korinth und Sicyon daran entdeckt haben daß die ersteren bei mikroskopischer Untersuchung Ueberreste aus Infusorien zeigen, was bei den andern nicht der Fall seyn soll, und dem zur Folge bedarf man das Mikroskop um die Gefäße zu unterscheiden und die einen als äginetische zu bestimmen. Die genannten Thongefäße wurden auf der Töpferscheibe geformt, dann gebrannt und glasirt. Unter den Glasuren der alten und besonders der korinthischen Vasen zeichnet sich besonders die schwarze Glasur aus, die aus Theer bestand, womit man die Gefäße zwei- bis dreimal schwärzte, worauf sie gebrannt wurden, so daß die Glasur aus Kohle besteht. Was die andern Farben der alten Gefäße anbelangt, so bestehen dieselben aus verschiedenen Metalloxyden.

Besondere Erwähnung verdienen auch die vor einigen Jahren in Korinth in einem althellenischen Grabe aufgefundenen Formen, deren man sich theils zur Hervorbringung der Form der Gefäße, theils auch dazu bediente um auf diesen Verzierungen und erhöhte Formen zu bilden. Man fand daselbst drei aus Thon verfertigte Stempel, wovon der eine ein Blatt, der zweite mehrere kleine in einander gewundene Kreise, und der dritte eine Figur vorstellte. Wollte man nun ein Gefäß mit Zierathen oder Figuren verzieren, so wurden solche Formen in die weiße Thonerde eingepreßt, worauf man die Gefäße brannte. Die Auffindung dieser Stempel gehört zu den größten archäologischen Seltenheiten.

Eine andere Seltenheit, welche die Aufmerksamkeit der Archäologen auf sich lenkte, ist eine Vase, die, früher zerbrochen gewesen, sich zusammengenietet fand. Dieß geschah, wie man deutlich sehen konnte, durch bleierne Streifen, von welchen zwei mit großer Sorgfalt durchgezogen und auf der innern Fläche des Gefäßes zusammengeschmolzen waren.

---

v. Klöden, Handbuch der physischen Geographie.

Was hat das jetzige Geschlecht zur Jugendzeit nicht an geographischem Unterricht ausstehen müssen? Da wurde zunächst nicht besseres gelehrt, als locorum nuda nomina nach Plinius Ausdruck. Besser wurde es schon als man anfieng den topographischen Unterricht durch Kartenzeichnen zu ersetzen, denn so prägte sich dem Schüler wenigstens Bild und Name zu gleicher Zeit ein. Wie unterhaltend ist dafür die moderne Wissenschaft für Erdkunde geworden! Das topographische Material, sonst der Hauptunterrichtsstoff, wird in den Lehrbüchern immer magerer. Wer über die Lage eines geographischen Gegenstandes im Zweifel ist, der mag ihn auf der Karte oder im alphabetischen Register seines Handbuches suchen. Viel wichtiger erscheint uns daß wir die Karten selbst mit andern Augen anschauen lernen, daß sie uns Bilder von Gegenständen gewähren, die der Kartenzeichner nicht auf seinen Raum eintragen konnte, daß wir gleichsam schauen was auf der Karte fehlt. So muß zuletzt für den Begabten jede Karte zu einer physikalischen Karte werden, auf der er Schnee und Regen, Wind und Hitze, Palmen oder Fichten, Flüsse und Strömungen, Thiere und Menschen, Berge und Flächen, Tiefen und Untiefen, ja selbst die Entstehungsgeschichte aller dieser Dinge wahrnimmt.

Dieß geschieht aber nur dadurch daß die Geographie mehr und mehr aus einer Länderkunde eine Naturkunde wird, und sich mit den herrlichsten Beobachtungsgegenständen schmückt und belebt. Alles wird

für sie zur Hülfswissenschaft: Astronomie, Meteorologie, Geologie, Botanik, Zoologie und (kosmopolitische) Philologie. Es ist ein ganz besonderes Verdienst A. v. Humboldts und Karl Ritters gewesen die Länderbeschreibungen zur Erdkunde verklärt zu haben, und daher hat auch A. v. Klöden, uns schon früher rühmlich bekannt durch sein „Stromsystem am obern Nil," sein „Handbuch der physischen Geographie" (8° pp. 995 mit einem sehr verlässigen Register [1]) dem ersten der beiden großen brüderlichen Gelehrten gewidmet. Das Werk selbst zerfällt in die 10 Abschnitte: 1) astronomische Geographie, 1) Erdoberfläche, 3) Vulcane und Erdbeben, 4) Erdrinde, 5) Wasser, 6) Luft, 7) Wärme, 8) Pflanzen- 9) Thiergeographie, 10) Ethnographie. Der Werth eines solchen Lehrbuches besteht darin daß es den Schatz der gewonnenen Erfahrungen, auch der allerneuesten, in gedrängter Kürze vorträgt, und zweitens daß der Unterricht faßlich ertheilt werde. Diese Erfordernisse sind entschieden befriedigt und dabei fast gänzlich von jeder Vorbildung abgesehen worden, so daß auch Laien die obscursten Gegenstände der Naturforschung hier in verständlicher Weise behandelt finden werden. Dazu wirkte aber nicht wenig mächtig ein Apparat von 274 Holzschnitten mit. Sie dienen nicht bloß zur Erläuterung der geologischen oder astronomischen Lehren, sondern sie ersetzen z. B. im Gebiete der Meteorologie einigermaßen den kostspieligen physikalischen Atlas. So hat das Buch allen Anspruch darauf ein renommirtes Handbuch zu werden.

Nicht wenig wird dazu beitragen wenn der Verfasser, wie bisher, unverdrossen und pünktlich fortarbeitet, so daß die Lieferungen zu den verheißenen Terminen richtig eintreffen. Da dieß bisher geschehen ist, so werden wir v. Klödens Handbuch wahrscheinlich früher vollständig besitzen, als die berüchtigte neue Auflage der sogenannten Stein- und Hörschelmann'schen Geographie. In der Geschichte des deutschen Verlagshandels ist wohl nie ein größerer Skandal mit größerer Gelassenheit verübt worden, als diese neue Bearbeitung eines ehemals beliebten Handbuches. Der Redacteur ist ein ausgezeichneter Gelehrter, dem wir großen Unterricht verdankt haben, nämlich Prof. Wappäus in Göttingen, dem immer das Unglück widerfährt großartig begonnene Werke nach erreichtem ersten Zielpunkt unvollendet zu lassen. So hat er eine Geschichte des Infanten Heinrich des Schiffers begonnen, die im ersten Bande eine meisterhafte Uebersicht der Geschichte des Handels im Mittelalter gewährt, und gerade da schließt wo eine Geschichte des Schiffers — nach dem das Buch heißt, weil sein Name nicht darin vorkommt — beginnen könnte. Hr. Wappäus versprach vor zehn Jahren in der Vorrede, er wolle das Buch fertig schreiben, wenn Vicomte de Santarem seinen Atlas alter Karten herausgegeben haben würde. Einen Atlas hatte der Vicomte herausgegeben und den zweiten nahezu vollendet, als ihn der Tod der gelehrten Welt entriß. Wahrscheinlich wartet jetzt auch der zweite Theil von „Heinrich dem Schiffer" so lange auf Erlösung wie Barbarossa im Untersberg. Derselbe Prof. Wappäus, sonst als Gelehrter ein sehr hochstehender Mann, wurde zum Redacteur des neuen „Stein" auserkoren. Im Jahre 1853 erschien auch des zweiten Bandes erste Abtheilung. Im Jahre 1855 dann des ersten Bandes erste Abtheilung, und in Folge ungewöhnlicher Fruchtbarkeit noch im nämlichen Jahre des ersten Bandes zweite Abtheilung. Ein Jahr später kam das Register zum zweiten Bande erste Abtheilung und seitdem kam nichts weiter. Doch wir irren! Im Jahre 1859 vor etlichen Monaten sind wieder einige Hefte erschienen, allein voll Verdruß über diese schamlose Mißhandlung vertrauensvoller Subscribenten haben wir uns gar keine Mühe gegeben nachzusehen welche Brocken und Fragmente uns zugegangen sind. Nach dem bisherigen Tempo des Erscheinens würde ein junger Mensch der mit der ersten Lieferung seine Studien begann wahrscheinlich grau werden, ehe er dieses opus desperatum in seinen Bücherschrank einreihen dürfte. Hoffen wir also daß Hr. v. Klöden uns für diese erlittene Unbill eine Entschädigung gewährt und er den zweimal gebornen „Stein" verdrängt, noch ehe dieser vollständig das Licht der Welt erblickt hat. Dieß wäre die beste Strafe für die beispiellose Geringschätzung welche die Verlagshandlung des „Stein" ihren Subscribenten bewiesen hat.

[1] Berlin 1859 mit 274 Holzschnitten. Der erwähnte Band ist der erste Theil eines „Handbuchs der Erdkunde," vom zweiten Theil ist bereits die erste Lieferung erschienen.

Die Vögel des hohen Meeres.

In der „Science pour tous" veröffentlicht Schiffslieutenant Jouan einen interessanten Aufsatz über die Vögel, welchen man auf dem hohen Meere begegnet.

Die Naturforscher haben — sagt Jouan — den Namen der pelagischen Vögel der Mehrzahl der zu der großen Ordnung der Natatores oder Schwimmvögel gehörenden Arten gegeben. Einige dieser Vögel aber entfernen sich nie weit, und nur ausnahmsweise vom Festland, und bleiben auch nie lange vom Ufer weg, während wieder andere, mit Ausnahme der Brutzeiten, fast ihr ganzes Leben mitten auf der weiten Oede des Oceans zubringen. Diese sind es denn in der That, welche den Namen der Pelagier verdienen. Sie gehören im allgemeinen der Familie der Procellarideen Bp. an. Die Mehrzahl trifft man in den fast immer von Stürmen heimgesuchten Meeresgegenden an, wo sie denn unablässig um die Schiffe herumstreichen, ruhig in Mitte der tobenden Elemente, und scheinbar mühelos gegen die heftigen Winde sich bewegen, deren Schnelligkeit 20—25 Meter die Secunde beträgt. Sie suchen sozusagen die Stürme auf, während welcher die ungestümen Meeresbewegungen Mollusken und andere Thiere niederer Classen, von welchen sich diese Vögel nähren, an die Oberfläche treiben. Die Fische hingegen machen nur zu ganz geringem Bestandtheil ihre Nahrung aus. Naturforscher, welche eine größere Anzahl von Albatros, den größten der pelagischen Vögel, zerlegt haben, haben nie in deren Magen Ueberreste von Fischen, sondern nur solche von Medusen, Calmars 2c. gefunden. Die Sturmvögel stürzen gierig auf die Cadaver von Cetaceen (Wallfischen) und anderer Thiere, selbst auf die ihrer eigenen Art. Daß sie sich aber von Fischen nicht nähren, erhellt schon daraus daß sie anstatt rasch aus der Höhe auf ihre Beute niederzustürzen, gleich den fischfressenden Vögeln sich auf das Wasser neben dem Gegenstand ihres Appetites niederlassen und schwimmend sich über ihn

neigen. Die Fische aber würden ihnen bei dieser Procedur durch ihre Behendigkeit leicht entgehen.

Der Umstand daß die pelagischen Vögel, um möglichst reichliche Mahlzeiten zu halten, die Stürme aufsuchen, läßt voraussetzen daß ihr Flug ein sehr kräftiger sey. Die Angaben des Hydrographen Tessan [1] über den Flug der Albatros, welche Angaben fast auf alle andern Vögel des hohen Meeres sich anwenden lassen, zeigen klar daß namentlich die größeren Species, wie die Albatros, einen starken Wind von großer horizontaler Geschwindigkeit nöthig haben um sich längere Zeit hindurch in der Luft, ohne zu ermatten, erhalten zu können. Alle Seefahrer werden dieß bestätigen. Die großen pelagischen Vögel kreisen bei jedem Wetter in der Luft, mit kaum bemerkbaren Flügelschlägen, die sie alle fünf Minuten oder auch nur jede halbe Viertelstunde wiederholen. Der Zwischenraum dieser Flügelschläge dauert aber um so länger, je stärker der Wind geht. Geht dieser sehr stark, so vermögen sie sich, indem sie dabei nur kleine Kreise beschreiben, über einem Schiff sehr lange zu erhalten, während sie bei Windstille genöthigt sind sehr weite Curven zu beschreiben. Uebrigens hat auch die Kraft ihres Fluges ihre Gränzen, und es geschieht manchmal daß sie, unmächtig dem Wind zu widerstehen, seiner Gewalt nachgeben und „vor dem Wind fliehen" müssen, wie die Seeleute sich ausdrücken. Man sieht sie auch bei einer sehr heftigen Brise viel seltener sich auf das Wasser senken als bei mäßigem Wind oder bei Windstille. Ihre großen mit drei Gelenken versehenen Flügel sind ihnen dann mehr ein Hemmniß und sie ziehen sie selten ganz ein, falls sie nicht etwa sehr lange auf dem Wasser verweilen. Wollen sie auffliegen, so richten sie sich vor dem Wind auf und breiten ihre Fittige aus, auf welche der Wind wie auf die Flügel eines Hirschkäfers wirkt, und nachdem sie einige Meter weit über den Kamm der Wogen weggestrichen, steigen sie endlich in schiefer Richtung auf; herrscht Windstille, so finden sie bei ihrem Aufflug mehr Schwierigkeiten, und es erheben sich dann die Albatros mit solcher Mühe daß man, wenn man einen Nachen aussetzt, sie leicht mit der Hand fangen kann.

Ueber die sonstige Lebensweise der Procellarideen ist wenig bekannt, da man deren Wohnungsstätten meist nur aus weiter Ferne sehen kann. Ebenso ist die Classification dieser Thiere ganz ungenau, da sie oft nur auf Beobachtungen, die während des Fluges des Vogels gemacht wurden, oder auf die Erzählungen der Seeleute sich gründete.

Das große Rendezvous dieser Vögel scheint in den Australmeeren an der Gränze der gemäßigten und der Eiszone, innerhalb der großen Meeresflächen zu seyn, die sich südlich von Afrika, Amerika und Australien erstrecken. Die große Flugkraft der Pelagier, welche ihnen gestattet längere Zeit, Wochen, vielleicht Monate lang auf den Meeren zu verweilen, wie man dieß aus genauen Beobachtungen constatiren konnte, und während welcher Zeit sie sich hin und wieder auf den Meeresspiegel niederlassen um auszuruhen, konnte glauben machen, sie seyen Kosmopoliten; umfassen indeß auch die Lebenszonen mancher Species dieser Vögel größere Räume des Erdballes als die der Landvögel, so haben sie doch auch ihre Gränzen, welche von Temperaturverhältnissen und Jahreszeiten abhängen.

Auf allen Meeren und in jeglicher Distanz vom Lande werden die Schiffe fast immer von kleinen Sturmvögeln, den Petrels, begleitet, welche über der vom Kiel hinterlassenen Meeresfurche unzählige Cirkel beschreibend kreisen und dabei mit ihrem Schnabel leicht das Wasser streifen oder es „abschäumen," wie die englischen Mariner treffend sich ausdrücken, um nach den an den Wasserspiegel heraufkommenden Thierchen zu haschen. Diese kleinen Vögel, von den Franzosen Sturmvögel, Alcyons, Satanchen, und von den Engländern „Mutter Carey's Hühnchen" genannt, haben die Größe von Finken, sind schwarzbraun und am Bürzel weiß.

Die Naturforscher nennen mehrere Species derselben; sind aber die angeführten Unterscheidungsmerkmale begründet? Diese kleinen Vögel beißen nie an die Angel, auch macht ihr schmaler Körper und ihre Behendigkeit die Kunst des besten Schützen zu Schanden; übrigens schießt man auch, einem gewissen, vielleicht abergläubischen Vorurtheile Raum gebend, nicht gerne nach diesen getreuen Gefährten des Seemannes. Man hat gesagt, das Erscheinen einer großen Anzahl dieser Vögel bedeute Sturm, aber nichts ist unwahrer als dieß. Ich bemerkte ferner nie daß sie sich während eines schlimmen Wetters auf die Raen setzten, wie dieß andere Vögel zu thun pflegen, mit denen man sie wohl oft verwechselte. Wenn bei Stürmen das Schiff beilegt und nur eine geringe Wasserfurche hinterläßt, so suchen sie hinter ihm Schutz vor dem Wind, indem sie dann innerhalb eines geringen Raumes hin und wieder fliegen. Sind sie genöthigt sich von den Winden, denen zu widerstehen ihnen unmöglich ist, treiben zu lassen, so können sie wohl, ungeachtet der Wogenbewegung, sich für Momente auf dem Wasserspiegel ausruhen; ist dieß bei einem fortgesetzten Sturme nicht möglich, so müssen viele zu Grunde gehen. Ihre sonstige Lebensweise ist fast unbekannt, nur weiß man daß sie in den Löchern und Ritzen der Klippen nisten.

Man sieht daß es schwer hält die Charaktere der Pelagier anders als nur aus der Ferne zu studieren. Daher auch die vielen Synonymen der Species Procellaria pelagica Lin. Sie gehört dem atlantischen Ocean an, wo man sie von dessen nördlichen Gewässern an bis zu den Australmeeren hinab antrifft. Eine andere Art, die Pr. Oceanica Forster, Pr. Wilsonii Bp. bewohnt das stille Meer.

Die Albatros (genus Diomedea Lin.) haben wegen ihres großen Leibes und der Küstenstriche, wo sie von den Naturforschern zuerst beobachtet werden, den Namen der Capschafe erhalten. Ausgespannt messen sie oft $3\frac{1}{4}$ Meter und wiegen 8—10 Kilogr., von denen $1\frac{1}{2}$ Kilogr. auf Haut, Federn und Knochen zu rechnen sind. Sie erscheinen im atlantischen Ocean vom 33 oder 34° n. Br. an, und man begegnet ihnen in der ganzen Ausdehnung des Australmeeres; auch in den chinesischen Gewässern, bei Kamtschatka und im Nordost von Amerika hat man sie gesehen; ich beobachtete hier einige Individuen der kleinen Gattung, Dimodea fuliginosa Gm., die große aber traf ich nicht südlicher über den 40. Breitengrad hinaus — der Gränze meiner Fahrt im nördlichen Theil des stillen Meeres — obgleich es in diesen Gewässern von andern Seevögeln wimmelt, und man hier deren antrifft, welche den in der südlichen Hemisphäre lebenden Species sehr ähnlich sehen.

Am Cap Horn und am Cap der guten Hoffnung sieht man bei den wüthenden Stürmen, welche in diesen Regionen die meiste Zeit herrschen, die Albatros um die Schiffe herumkreisen und sich manchmal auf die Wasserfurche des Schiffes niederlassen, um, was aus diesem geworfen wird, aufzuschnappen. So fängt man sie auch mit Angeln, an welche man Speck befestigt, dessen Weiße ihre Aufmerksamkeit erregt. Sie vermögen sich indeß oft lange nicht zu entschließen nach dem Köder zu schnappen; ist indeß einmal einer gefangen, so folgen ihm sofort die andern nach, was ihrer Intelligenz keine große Ehre macht.

[1] Reise um die Welt auf der Fregatte Venus von 1836—1839; t. x.

Sind sie einmal auf das Verdeck gebracht, so können sie nicht mehr fliegen, und sie speien dann eine ölige, stinkende Masse aus. Sie scheinen sehr rasch zu verdauen; ihre Excremente sind weiß und so klar wie Kalkmich.

Die Nacht verhindert sie nicht den Schiffen zu folgen, aber es müssen Winde wehen. Während windstiller Nächte sieht man sie nicht, sie schlafen dann vermutlich auf dem Wasser schwimmend; so wie es aber zu tagen beginnt, kommen sie von allen Seiten des Horizonts zu dem Schiffe wieder herbeigeflogen, dem sie Tags zuvor das Geleite gegeben.

Bis jetzt haben die Seefahrer mit diesen Vögeln nichts anzufangen gewußt. Ihr Fleisch schmeckt abscheulich, und keine Bereitungsart welche die Kochkunst noch erfunden, kann ihm den Fischthrangeruch benehmen. Aus den Flügelknochen fabriciren die Matrosen von den Rauchern hochgeschätzte Pfeifenröhren und aus der Schwimmhaut der Zehen kleine Tabaksbeutel. Da die Berührung des hölzernen Verdeckbodens diese Haut zerreißen könnte, so werden dem unglücklichen Albatros, sobald er an Bord gezogen ist, alsogleich mit einer empörenden Grausamkeit die Füße abgehauen. Gegen Ende September, d. i. in jenen Gegenden im Frühling, begeben sich diese Vögel an die Küsten Südamerika's, Australiens und auf die Archipele, um sich daselbst zu paaren und zu nisten. Ihre Nester, aus Schlamm und Gras gebaut, haben die Form eines Zuckerbrods, sind einen halben Meter hoch und enthalten zwei bis drei Eier von einem schmutzigen Weiß und etwas größer als Gänseeier. Diese Eier geben eine wohlschmeckende Speise. Die aneinander gereihten Nester bedecken weite Strecken am Gestade; in die Zwischenräume dieser Nester bauen andere Seevögel die ihrigen, und es scheint so daß sie von ihren starken Nachbarn nichts zu fürchten haben. Ueberhaupt kann man leicht die Wahrnehmung machen daß die den Schiffen folgenden Seevögel, obwohl sie an Bau und Stärke sehr verschiedenen Arten angehören, in bestem Einvernehmen mit einander leben.

Das von Prinz Karl Bonaparte im Jahr 1857 herausgegebene Tableau der Pelagier gibt 10 Species an. Wie indeß erwähnt, sind die Naturforscher über die Classification dieser Vögel durchaus nicht einig. Die Unterschiede in Farbe und Taille scheinen hier in der That nicht genügend zur Absonderung der Species zu dienen. Die drei entschieden festgestellten Species sind:

1) Die Diomedea exulans L., die größte und häufigste, lebt meist um das Cap der guten Hoffnung herum. Das Gefieder ist bald chocoladefarben und grau und braun gesprenkelt (D. spadicea Lath.), bald blendendweiß, oben mit Sammetschwarz besäumt; der Schnabel ist fleischfarben.

2) Diom. chlororynchos, Gm., etwas kleiner als die vorhergehende, aber immer noch größer als eine große Gans. Schnabel oben fleischfarben, unten schwarz. Sie bleiben mehr von den Schiffen fern und beißen auch seltener an die Angel. Weißes Gefieder mit oberem schwärzlichen Rande. Ich sah deren nur am Cap Horn.

3) Diom. fuliginosa, Gm. (D. fusca, Audub.) Taille der Gans, Gefieder rußschwarz; Schnabel schwarz (nicht weiß, wie irrthümlich in der Monographie von Quoy und Gaimard gesagt ist, Reise der Uranie, Zool. t. 3). Sie beißen selten nach der Angel, thun es aber dann zierlich, während die andern gierig den ganzen Bissen auf einmal verschlucken. Die ich an der californischen Küste fangen sah (drei), schienen sich nicht von denen der südlichen Hemisphäre zu unterscheiden.

Diese Albatrosspecies gleicht fast an Größe der Riesenpetrel (Ossifraga gig., Gm., Mutter Carey's Hühnchen); Gefieder oben braunroth, unten weißlich, Schnabel hornfarben. Man trifft sie manchmal 300 Meilen vom Lande, ihr Aufenthalt ist vom Cap Horn bis zum Cap der guten Hoffnung hinüber, über welche Gränzen hinaus sie sich nicht weit entfernt. Wir sahen im September deren eine große Menge an den chilenischen Küsten und auf der Rhede von Valparaiso, ebenso im September auch eine große Menge Petrels an der Küste von Californien, die, von ferne beobachtet, sich von denen im Süden nicht zu unterscheiden schienen.

Ein anderer Petrel, um seiner Farbe und eleganten Tournure willen auch Captaube genannt, hält sich in der Mitte der südlichen gemäßigten Zone, zwischen Afrika, Neuholland und Amerika, auf. In Südamerika heißt er pardela pintada. Einige Autoren nennen eine weiß und braune Species, Procellaria antarctica, Lath., und eine schwarz und weiße, P. Capensis. Andere haben die Unterschiede in der Farbe und deren rautenförmiger Abtheilung, welche dem Vogel auch den Namen „Damenbrett" zubrachten, für zu unbedeutend gehalten um darnach zwei Species aufzustellen. Bei guter Brise begleiten die „Damenbrette" schreiend die Schiffe, und man fängt dann deren oft viele.

In höheren Breitegraden kommen andere Arten Procellarideen zahlreich vor, der Puffin, der blaue Petrel, der traurige Petrel, der Schneepetrel ꝛc., deren Classification eine höchst schwankende ist.

Der Albatros ist häufig begleitet von einem andern Pelagier, den die Matrosen den „Schuster" nennen. In englischen Berichten heißt er auch „Port Egmontshuhn." Buffon versteht darunter den braunen Goëland (Larus catarractes, Gm.; Stercorarius catarractes, Quoy et Gaim.; Lestris cat., Tem.), aus der Familie der Möven Bp. Sein Gefieder ist dunkelbraun, am Bauch braun gestreift auf grauem Grund, die Schwungfedern sind schwarz, unter jedem Auge ist ein weißer, halbmondförmiger Streifen. Zwar nur 0m 60 an Länge messend, sieht er doch einem Raubvogel ähnlich. Er ist sehr häufig auf den Malwinen-Inseln; die ich auf den Rheden der Insel Bourbon sah, werden sich wohl nur dahin verirrt haben.

Prinz Karl Bonaparte hat in seinem Tableau der Pelagier die zu den großen Familien der Longipennen und Totipalmen Cuviers gehörigen Vögel, die „Gecken," die „Fregatten," die „Pelikane," die „Phaëtons," die Arten der Möven und Seeschwalben aufgenommen. Aber die große Mehrzahl dieser Vögel entfernt sich nicht weit vom Lande und kehrt Abends regelmäßig dahin zurück, um zwischen den Klippen Nachtruhe zu pflegen. Verirren sich die „Gecken" aufs hohe Meer, so setzen sie sich auf die Schiffe, wo man sie, während sie schlafen, leicht fängt. Im pacifischen Ocean sah ich mehrere „Paille en queue" (Phaëtons) 260 Meilen vom Lande. Cook hält es für unmöglich zu bestimmen wie weit die Seevögel ins Meer hinausgehen, und ist der Ansicht daß man keinen als ein Anzeichen von Landnähe betrachten könne. Als einen Beweis bis in welche Fernen Vögel, die sonst für einen so weiten Flug nur ganz wenig organisirt sind, fortgeführt werden können, führe ich an daß einmal zwischen Californien und den Sandwichsinseln eine Art Becasse oder Strandläufer sich aufs Schiff niederließ, als wir eben 300 Meilen von jeder Küste entfernt waren, falls die Inselchen Henderson und Copper nicht wirklich bestehen; übrigens war die Stelle, wo diese Inselchen sich befinden sollen, ebenfalls 100 Meilen entlegen.

Da die Seevögel über so unermeßliche Fernen hin verstreut sind, so kann auch ihre Geschichte nicht klar seyn. Es wäre schon ein bedeutender Fortschritt wenn man sich nur über die vulgären Bezeichnungen verständigen könnte. Wie sollen wir die Stinkards, die horse birds, die whale birds, die haglets, gonies rc. classificiren, die zu Hunderten von allen Seiten des Horizonts auf das Schiff herankommen, auf welchem man einen Wallfisch zerlegt? Ich hörte von Engländern „whale birds“ kleine weiße Vögel nennen, die man um den Cooksarchipel herum im stillen Meere schaarenweise sieht. Von weitem gesehen, schienen sie zur Art Sterna alba Forster zu gehören. Sie verschwanden gegen Abend, wohl um aufs nächste Land zurückzukehren, das immerhin oft 50 Meilen entfernt ist.

Man ersieht daß das Capitel von den Seevögeln der Forschung noch ein weites Feld überläßt.

Neapolitanische Volksfeste.

Fast noch mehr als zu Rom sind in Neapel beinahe alle Volksfeste religiöse. Im Juli und August feiert man hier die meisten und schönsten Kirchenfeste; so sehr daß wohl kein Tag vergeht ohne das seine, und daß die Hauptstadt beider Sicilien, wenn wir ja noch den Anfang September mit hineinziehen wollen, sich eigentlich um diese Zeit in ihrem vollsten Glanze enthüllt. So sehen wir uns oft plötzlich, von Vomero und seinen Villen heimkehrend, wo uns der Mond leuchtete, welcher anfangs mit rosigem Scheine wie eine ins Blaue geworfene Rose über uns flog, in einer der nach Toledo führenden Bergstraßen aufgehalten, weil unmittelbar vor uns in dem engen Gäßlein vor einer festlich illuminirten kleinen Capelle ein Feuerwerk abgebrannt wird, unter unbeschreiblichem Kreischen und Tosen der Lazzaronibuben.

Das nächstemal, ich glaube am St. Margarethenfeste, auf dem steilen Pflaster des nämlichen Wegs, brennen überall Laternen an tausend Tischchen und Buden. Es funkelt von Lichtern im Grünen wie eine Weihnachtsbescherung. In den Blumenbüschen der Vasen auf Gartenmauern hat man ganze Sträuße von jenen farbigen Laternchen aufgehängt, die man hier überall in Guirlanden oder Bogen angebracht findet, mit einer eigenthümlichen Grazie und Lieblichkeit, welche in allen diesen Decorationen dem Neapolitaner treu bleibt, wie bizarr er sich auch wohl sonst äußern mag. In Nischen und andern kleinen Devotionen strahlt es um die Madonna wie ein Christbaum in die dunkle Straße heraus. Gar anmuthige Wirkung besonders thut die Capelle mit der Maria, mit ihrer lichten Wölbung, welche so fast einem Heiligenschein gleicht um das Muttergottesbild. Im blauen Himmel wölbt sich der andere Heiligenschein, den die Alten Luna nannten; die goldene Eichel auf der azurnen Au voll Sternblumen und Aehren, hoch, hoch. Es klingt lächerlich wenn ichs sage — der Himmel von Neapel ist so hoch, noch unendlicher als irgendwo. Etwas weiter den Berg herab war auf dem Lavapflaster, das mit seinen breiten Platten ganz Neapel zu einem bequemen Fußboden eines gewaltigen Saals macht, eine ganze Doppelguirlande, ein Spalier von Mortetti — Mordschlägen — gelegt, und wir durften uns glücklich schätzen daß wir jetzt schon und nicht später erst herunterfuhren. Als ich daheim war, giengen sie los, daß wirklich das Haus davon zu beben schien — ein infernalisches Bombardement zu Ehren des Himmels.

Ich erinnere mich eines Abends in der Mitte Juli auf einer Villa des Posilip, über die rechts der Mond hoch mit silberner Beleuchtung schwebte, indessen links die Flammengewinde um die nahe Kirche Piedigrotta, wo sie Fest hielten, sich allmählich entzündeten. Bald lag die ganze Chiaja feuerroth vor uns im Widerscheine der dämonisch flammenden Strohbrände, in welchem sich die übrigen Uferlinien um so schwärzer zeichneten. Am Ende des Traubenganges, der von unserem Pavillon nach dem Casino führt, blitzten auch Lichter im Grünen auf, von Tönen begleitet: der General hatte uns zur Ueberraschung seine Militärmusik beschieden, in der überhaupt ein Luxus herrscht. Die Bande, lauter junge Neapolitaner, die von klein auf dazu erzogen werden, und denen Melodie ohnehin angeboren ist, führte alles mit einem Schmelz, einer Weichheit aus, von der wir keinen Begriff haben — alles ein Hauch! Die Klänge schwebten über den Golf, der Mond spann seine Silberfäden durch die Oleanderblüthen, und unten zitterten die zahllosen Aemplein von Piedigrotta. Weithin über Neapel schallten muthig die Fanfaren. „Man braucht schon muntere Märsche um über die Lava zu marschiren im Sonnenbrande,“ meinte der General, dem bei seinen Signalen das Herz aufschlug. „Ich bin zu Pferde, aber es brennt mir oft in die Füße durch die Hufe meines Rosses herauf.“ — So saßen und horchten und plauderten wir bis nahe an Mitternacht. Die Lampen, die Fackeln und Scheiterhaufen, die Mordschläge von Piedigrotta waren verflammt, die herbeigeströmte Menge unten verrauscht.

Ein anderesmal — wir waren noch spät längs dem Posilip gefahren, hinausstarrend in die Mondgeheimnisse und Mondeinsamkeiten, während die Stadt wie ein funkelndes Geschmeide hinter uns zurückblieb und in die Fluth versank, der Mond gleich einer Lampe sich drüben auf dem S. Angelo entzündete, die Lichtlein der am Posilip in den Tuffwänden hängenden Häuser gleich Leuchtkäfern am Berge krochen — als wir, weil es immer schweigender, immer räthselhafter wurde, und der Kutscher zuletzt vor Gefahr warnte, umkehrten längs dem phosphorisirenden, aufblitzenden Meere, den Laternensträußen der Mergellina und Chiaja wieder zu, lockte uns in einer Seitenperspective S. Maria in Porto mit seiner reizenden Illumination. Unser Wagen durchschnitt die summenden Volksmassen. Rings um die Straßen feurige Gewinde, an den Häusern Kronen und Guirlanden. Die Façade des kleinen Tempels schwamm in Licht. Mitten in dem Brillantfeuer, von ihm getragen, schwebte auf das anmuthigste eine kleine Madonna mit dem Bambino im Arme, farbenblühend im Gemälde, und lächelte herab, indeß die Glocken mit ihrer tiefen vollen Stimme zu singen begannen. Dieser ganze Cultus des Südens, aus Nacht und Schweigen der Katakomben aufgeblüht, aus dem Opferschmerz des Urchristenthums ist eigentlich nur Freude, Lust, Kinderjubel, und etwas heidnisches dazu. Daheim, im Hafen, spiegelte sich der Mond, und gleich einem Strandwächter und rosenbekränzten Leuchtthurm streckte sich der ebenfalls lampenflimmernde Thurm von S. Maria del Carmine über das silberbleiche Gestade: das ist Neapel! . . .

Oder wir fallen bei der Heimfahrt von der Villa der Regina Madre auf dem Umweg über das Dörflein Antignano mitten hinein in einen solchen geistlichen Jahrmarkt: das summt und schwirrt, unbegreiflich lebhaft, das sprüht — an sich selbst nur schon wie ein Feuerwerk. Auf der Piazza unter all den lustigen hellen Buden war alles bereitet zu dem andern Feuerwerk für die Nacht, gleich zwei Windmühlen streckte es seine Papierflügel aus. Dieses Volk ist, wie die Kinder, mit so wenigem vergnügt! Zwischen dem Gewimmel der Lustigen traf man ganz gesellig die Eselein, das schneeweiße Rind, die läutenden Ziegen. In der offenen Kirche, vor der unser Vincenzio und der Kutscher im Vorbeifahren den Hut zogen, lauter brennende Kerzen um den Altar. Bald fangen die Raketen an hinter uns drein zu krachen. Da haben sogar Knaben auch für sich ein kleines Feuerwerk, ein tragbares Gestell, ein wanderndes Feuerwerk, das sie etwa wie einen fliegenden Drachen heben nnd schwingen und jetzt in unserm Rücken losknallen lassen. Die Neapolitaner sind eigentlich nicht viel weniger als Salamander; sie leben von Feuer — unbeschadet der Maccheroni. Sollte man nicht meinen sie hätten vom Vesuv ihre Lust am Blitzen und Donnern gelernt?

Am Annenfeste nun gar gerathen wir, nachdem wir den heiligen Kreis hochragender, von der untergehenden Sonne verklärter und durchgoldeter Pinien um die Terrasse der Villa Accampora verlassen haben, in volle Illumination, deren Vorkehrungen uns schon auf dem Hinweg auf Capodimonte empfiengen, sowohl in der „Parocchia" selbst als auch vor einem der Eingänge zum Park, um welchen rings Gerüste und allerlei wunderliche lustige Anstalten zur Girandola sich emporreckten, papiernen Windmühlen und Blasbälgen ähnlich, wobei ebenfalls der Schmuck hölzerner Lilien nicht mangeln durfte. Jetzt aber plötzlich, wie durch Zauber, ist es, das Charakteristische hinzugerechnet, so graziös und festlich wie in der großen Oper von Paris, aber mit aller Originalität Neapels: die Straßen sind in Alleen von bunten Flammenblumen verwandelt, ganze Fernen von Lampengewinden, die sie herunterlassen an Seilen zum Anzünden wie Kronleuchter. Die tausend und tausend Aemplein hängen an schmalen, bandartigen Laubguirlanden. Die Façade der Kirche strahlt, und man blickt in ihre Weihnachtlichtperspective wie in Märchen. Frauen auf nahen Altanen erscheinen in dieser Beleuchtung genau wie treffliche Wandgemälde. Es ist Ein Flimmern, Ein Schwirren, die geputzte Menge Kopf an Kopf, all das Schreien, Rufen, Lachen, Singen, die schallende Tanzmusik. Alle die lustigen illuminirten Buden voll Lebensmittel. Von allen Seiten drängen sich schimmernde Körbchen, wie mit Elfenkost gefüllt, in denen sie Aemplein angezündet zum Aufstellen tragen. Dieser Bursche mit den Kastanien zum Verkaufe, hat das kleine Lämpchen vorausgestellt auf seinen Korb, und schreitet so durch das Gewühl, in welchem kein Apfel fallen könnte, keine Orange vielmehr. Alles stockt und stemmt sich, die Wagen selbst sind festgebannt. Die Procession mit ihren Lichtern zieht hart an unsern Cabrioleträdern vorbei, während Männer in grünen Röcken mit Flinten auf den Schultern auf unsern Kutscher und den treuen Vincenzio neben ihm hineinschelten, daß er nicht weicht. Da werden kleine Baldachine fast wie heilige Puppentheaterchen getragen, z. B. unter einem dieser Zelte die Wochenstube der heil. Anna, ihr schneeweißes Bettlein, auf ein Haar wie die in Neapel üblichen. Die Knaben und Jünglinge der Congregation, welche diesem und andern Pavillons folgen, haben auf der Brust goldene Abzeichen an farbigen Bändern. Indessen umkreist der Zug die Kirche, und man sieht die von Kerzen umringten, hier freilich viel kleinern „Trionfi" hinaufschweben die Stufen und durch das glitzernde Portal.

Wir haben so eben wieder erfahren daß die Marionette zu Neapel sogar im Christenthum eine Rolle spielt. Man kann sich davon schon hinreichend überzeugen, wenn man Magazine von heiligen Docken betrachtet. Ich kenne z. B. eine solche Bude in der Straße San Brigida. Die Madonnenpuppen unter Glas finden sich da auf das allerzierlichste. In spanischer Kleidung, Sammet und Seide, Mantel, weiß und blau, oder weiß und roth, goldgestickt, aufgeschlitzte Aermel. Mutter und Kind halten jedes in der Hand kleine Sammetridicüls mit Gold verziert — vermuthlich sind diese eleganten Täschchen weniger zu Batisttüchern als zu frommen Spenden bestimmt. Auch haben die Madonna und der Bambino an der Seite niedliche Rosenkränzlein eingesteckt von dunklen Perlen, an denen Miniatur-Silbermünzen hängen. In ihrer Gesellschaft bemerkt man noch andere Heilige, u. a. S. Franciscus in seiner Kutte, ein elfenbeinernes Crucifixlein in der Hand. Keine Wachsfiguren, sondern hölzerne Nürnberger Puppen in das Neapolitanische übersetzt.

Wir haben von der Brigittenstraße nicht weit nach S. Lucia. Treten wir in die kleine, moderne, gelbe Colonnade neben dem Hôtel Roma, vor welcher auf den Stufen jener Capuciner sitzt bei einem hochgeschminkten hölzernen Madonnenbilde, um welches Kerzen brennen. Er klimpert fortwährend mit seinem Beutel, eine Art von Reiseridicül, auf welchen man die Muttergottes gemalt hat. In der Kirche kniet vor dem Altar eine ganze Reihe junger Frauen in weißen leichten Gewändern. An zwei Säulen der Vorhalle brennen Lichtlein von zwei kleinen minder hübsch gekleideten Figürchen; ein Paar, ein Heiliger und eine Heilige.

Es wird noch besser werden, wenn ihr mich begleitet, die Straße di San Francisco hinauf, an den Ponte di Chiaja, zu „S. Maria degl' Angeli." Dort steht nun gewiß und wahrhaftig im Glasschranke, wie an dem Schaufenster eines Pariser Schneiderladens, eine Madonna — im Ballstaat, ich kann es nicht anders heißen. Die Modejournalpuppe in höchster Potenz: sie hat unter der Crinoline eine weißseidene duftige Robe an mit drei Volants, die silberdurchwebt sind, mit einem Dessin — durchaus hoffähig. In der Hand hält sie ein Ballbouquet — nur der Fächer fehlt; und der wäre am Ende hier noch das zeitgemäßeste. Besser schon gefällt uns hier in dem Kasten auf der andern Seite die mütterliche Anna mit der kleinen Maria, welche sie, so scheint es, unterrichtet. Denn das Kind mit dem Krönlein auf dem Haupt hebt ein kleines offenes Buch. Sie trägt so niedliche Sandalen — um ihr doch etwas biblisches zu geben — und in den Ohren ächt neapolitanische Riesenohrringe von Gold, und jeder ist verschieden, einer kostbarer wie der andere. Auch die Batisttaschentücher fehlen weder der Kleinen noch der Mutter, und komisch wie sie sind diese „fazzoletti da naso," haben sie mir zugleich doch etwas sehr rührendes, etwas so liebevolles: woran hängt das Frauenherz mehr als an einem gestickten Batisttuch mit Brüsseler Spitzen?

Ich habe Neapel noch nie gesehen ohne daß einige Festgerüste auf- und andere abgeschlagen wurden, und nie ohne über den Straßen wallende Standarten mit Heiligenbildern.

Die Philippinen und Hr. de la Gironière.

Im Jahr 1855 erschienen in Paris bei den Imprimeurs unis die Aventures d'un Gentilhomme Breton aux îles Philippines, [1] mit einer Fülle anziehender und spannender Erlebnisse. Dieser historische Theil des Buches ist eitel Mondschein gewesen. Kürzlich nämlich, angezogen durch die reizenden Schilderungen des wahrheitliebenden Edelmannes, gieng ein gründlicher Engländer, Henry T. Ellis nach Manila und forschte der tropischen Idylle des Hrn. de la Gironière nach (From Hongkong to Manila and the Lakes of Luzon in the year 1856). Er machte Bekanntschaft mit dem Nachfolger des „Edelmannes“ in Jala-Jala, Hrn. Vidie, welcher die Erzählung von dem Banditenabenteuer gänzlich in Abrede stellte, namentlich läugnete daß seine (Hrn. Vidie's) Tochter von Räubern habe verwundet werden können, da er seines Wissens noch nie eine Tochter besessen habe. Ueberhaupt war er ärgerlich über das Buch seines Freundes, welches ihm schon so viel neugierige Reisende auf den Hals gezogen habe und nur aus „Ombul“ bestehe. Jene Ausschmückungen und unentgeltlichen Arabesken wären noch verzeihlich, aber selbst bei den Naturbeschreibungen hat der bretonische Edelmann sehr viel gedichtet. Die 1500 Fuß hohen Berge am See von Socol waren bei Ellis' Ankunft zu Hügeln von 100 Fuß Höhe eingesunken, und die Alligatoren welche auf dem „bezauberten See“ dem Boot des „Edelmannes“ nachsetzten, waren entweder im Jahr 1856 ausgestorben, oder hielten es nicht der Mühe werth sich einem Plebejer zu offenbaren.

[1] S. Ausland 1855. S. 1081.

Die Benützung der comprimirten Luft.

Nachdem die Erde, das Wasser, das Feuer längst zum Feldbau, zur Schifffahrt, zur Fabrication angehalten wurden, um da rührig im Dienste der Menschen zu arbeiten, war es das vierte Element, das bisher so ziemlich die Rolle des Taugenichts spielte, mit dem man nichts anzufangen wußte. Außer der leichten Function des Wäschtrocknens und des Segelaufblähens hatte es wenig andere Geschäfte. Müßiggang ist aber aller Laster Anfang; kein Wunder wenn die Luft mehr Unheil als Nutzen stiftete, wenn sie in ihren ungezügelten Launen mit den Schiffen auf dem Meere und mit den Hüten Fangball spielte, wenn sie schadenfroh Feuersbrünste anblies, wenn sie sich einen Jux daraus machte Sand, Unrath und schlimme Dünste und Miasmen den Leuten in Augen und Lungen zu blasen, und sie so schaarenweise zu tödten, wie der Bauer die Bienen im Stocke, ganz abgesehen von den kleinen Neckereien die sie ohne Unterlaß übte, indem sie, just um sich die Zeit zu vertreiben, viel frivoles Spiel mit gutmüthigen Regenschirmen und keuschen Jupons trieb, und selbst die schuldige Ehrfurcht vor den Bureaux, wo sie die nützliche Tinte eintrocknete, außer Acht setzte.

Aber auch dieser bis jetzt unnütze Hausbengel wird ins Handwerk geschickt werden, und man wird es versuchen auch ihn in einen nützlichen Staats-, oder vielmehr Weltbürger umzuwandeln. Die Civilisation aber wird ihr Lehramt gewiß besser verstehen als jener Schneider des berühmten Ulm, welchen die Luft, als er sie in der schönen Kunst unterrichten wollte die Leute zu kutschiren, sammt seinem Lehrapparate in die kühle Donau warf.

Man hat schon früher den Anfang gemacht die elastische Kraft der comprimirten Luft zu etwas besserem zu benützen, als dazu aus den Bolzbüchsen der Buben Erbsen auf harmlose Mädchen zu treiben. Nun aber wird man diese comprimirte Luft in großen Reservoirs sammeln und mittelst der Oeffnung von Hähnen in eine gleichmäßig wirkende motorische Kraft, jener des Dampfes ähnlich, gestalten. Und wenn so die Luft mit ihrer Arbeit den Menschen ungeheure Ersparungen erzielen wird, so wird das nur ein gerechter Schadenersatz seyn. Ihre Lehrzeit aber wird sie in Paris, bei Debain u. Comp., zu bestehen haben. Da kanns denn nicht fehlen daß ein tüchtiger Maschinenmeister aus ihr wird.

Messieurs Debain, Botton und Tellier haben bei dem Präfecten des Seinedepartements um die „Autorisation nachgesucht, comprimirte Luft in die Stadt leiten zu dürfen und daselbst circuliren zu lassen.“

„Dieses Unternehmen“ — sagen die Genannten in ihrem Gesuche — „besteht in der Compression der Luft mittelst großer Etablissements, die wir außerhalb der Stadt einrichten, um von da durch ein der Gasleitung ähnliches Röhrensystem diese comprimirte Luft durch die ganze Stadt zu leiten, und so eine Quelle von Macht und Leben überall hin zu leiten wo Bedarf darnach besteht... Fordert die Instandsetzung gewöhnlicher motorischer Maschinen lange Zeit, so machen wir die unsere in einem halben, höchstens in zwei Tagen arbeitsfähig, und ist dieß einmal geschehen, so ist der Industrielle der sie benützt, fortan ihrer vollkommen Herr; er kann sie bei Tag, bei Nacht arbeiten, kann sie die Arbeit aussetzen oder aufhören lassen wenn es ihm beliebt, und ganz unabhängig von seinen Nachbarn. Ein Zeiger notirt die geschehene Arbeit. Er braucht bei alledem keine Kessel zu heizen, noch zu besorgen Arbeitskraft zu verlieren, wie dieß durch das häufige Entweichen des Dampfes geschieht. Mit Einem Worte, die Kraft wird Hausrath (est domestiqué.)

„Demnach wird diese circulirende Luft nicht als bewegende Kraft allein wirken. Ein einfacher Hahn wird in den Schmiedewerkstätten das so umständliche Ventilationsmaterial ersetzen, und wird ihnen zugleich in dem Volumen der comprimirten Luft weit mehr Sauerstoff als jenes vermochte zuführen, und so stärkere und vollständigere Verbrennung bewirken. Die Metiers, welche eines ununterbrochen oder absatzweise wirkenden Luftdrucks bedürfen, werden denselben immer zur Hand haben. Auch die Nichtgewerbtreibenden werden sie vielfach benützen können, so vor allem zur ökonomischen Beheizung der Wohnungen, denn die comprimirte Luft enthält, wie gesagt, in einem gleichen Volumen mit der der uns umgebenden Luft eine größere Menge Sauerstoffes, und bewirkt so eine lebhaftere, vollständigere Verbrennung des Heizmaterials. Die Druckkraft welche die comprimirte Luft übt, wird ferner das nöthige Wasser in die obern Stockwerke treiben und sich noch zu vielem andern verwenden lassen.

„Die Salubrität der Stadt wird eine bessere werden, indem die täglich in die Atmosphäre aufsteigenden Rauch- und Dunstmassen, die Producte einer unvollständigen Verbrennung allmählich vermindert und zuletzt ganz aufhören werden. Mit gesundheitsnachtheiligen Luftstoffen erfüllte Räume, wie Spitäler, Werkstätten, dicht aneinanderliegende

Wohnungen, Cloaken u. s. w. werden in bester Weise desinficirt werden können.

„Die Preise für welche die comprimirte Luft dem Publicum zur Verfügung gestellt wird, werden jedem gestatten von ihr Gebrauch zu machen.

„Gefahren wird diese Luftleitung nicht veranlassen können; die Industrie ist so weit vorgerückt daß sie, auch wenn der Druck der comprimirten Luft zehn Atmosphären betragen sollte, widerstandstüchtige Röhren herzustellen vermag. Und selbst wenn eine metallene Röhre bärste, würde die ausströmende Luft durch ihren Verlust nur uns Schaden zufügen."

Dieß wären somit die Verheißungen der neuen Industrie, wenn man auch bis jetzt keinen Grund hat in ihre Verwirklichung Glauben zu setzen.

Ein japanesischer Taschenspieler.

(Aus Blackwood's Magazine.)

Am 25 Aug. lud Lord Elgin sämmtliche Commissäre zum Mittagmahl ein; sie kamen eine Stunde vor der bestimmten Zeit, und brachten einen japanesischen Taschenspieler mit, um den Botschafter in Stand zu setzen sich ein Urtheil zu bilden über die Geschicklichkeit dieser Leute in Taschenspielerkünsten. Rasch ward eine Art Theater aus einem Gemach improvisirt, dessen eine Seite sich nach dem Tempel-Garten aufthat; Stühle und Bänke wurden auf dem gut unterhaltenen Rasenplatz aufgestellt, und der Botschafter, die Commissäre, das Gefolge und eine große Menge Officiere bildeten die Zuschauer. Der Taschenspieler hatte ein gentlemännliches, ehrwürdiges Aussehen, und war in weite seidene Gewänder gekleidet. Als Gehülfen hatte er einen Burschen der unaufhörlich eine kleine Trommel rührte, und durch seine, uns natürlich unverständlichen, Bemerkungen nicht wenig zur Belustigung der hinter uns sich zusammendrängenden Japanesen beitrug. Der alte Mann verrichtete einige Taschenspielerkünste, die so ziemlich denen glichen die wir sonst schon gesehen hatten. Als er uns aber das weit berühmte Schmetterlingsstück vorführte, geriethen alle in höchstes Erstaunen. Unser japanesischer Merlin saß mit gekreuzten Beinen ungefähr zehn Ellen vor uns auf der erhöhten Plattform des Stubenbodens; hinter ihm stand ein goldfarbiger Schrein mit einer Abbildung des Piks von Fusihama in Blau und Weiß auf glitzerndem Grunde. Er streifte die Aermel seines Kleides auf, und zeigte ein Stück Seidenpapier, das er in seiner Hand hielt. Es hatte etwa sechs Geviertzoll, und durch eine gewandte und zarte Manipulation bildete er daraus eine sehr gute Abbildung eines Schmetterlings mit ausgespannten Flügeln, deren jeder höchstens einen Zoll breit war. Den Schmetterling in der flachen Hand haltend, um zu zeigen was es sey, stellte er zwei neben ihm befindliche Lichter so auf, daß er noch im Stande war einen Fächer mit reißender Schnelligkeit zu schwingen ohne die Flamme zu berühren, und setzte dann, durch eine artige Bewegung dieses Fächers über dem Papier-Insect, dieses selbst in Bewegung. Ein Luftgegenzug von irgend einer Richtung her behinderte seine Anstrengungen, und machte daß der Schmetterling sich dem Willen des Taschenspielers nicht flink genug fügen wollte, weßhalb, um diesem Uebelstand abzuhelfen, der Schrein ein wenig in Bewegung gesetzt werden mußte. Er warf sodann den Papierschmetterling in die Luft, und allmählich schien er aus der Thätigkeit seines Fächers Leben zu gewinnen — bald drehte er sich im Kreise herum und senkte sich zu dem Fächer herab, bald flatterte er langsam am Rande des letztern dahin, und erhob sich dann wieder, wie ein Schmetterling es an einem schönen Sommertag über einer Blume zu thun pflegt; dann flog er muthwillig hinweg und kehrte wieder zurück um aufzusitzen, wobei seine Flügel in das nervöseste Zittern geriethen. Man hätte schwören mögen, man habe ein lebendiges Geschöpf vor sich. Jetzt flog er hinweg an das Licht, und dann rief der Taschenspieler ihn zurück, und machte ihm plötzlich einen Genossen in der Gestalt eines andern Schmetterlings, worauf beide sich mitsammen erhoben und um den Fächer des alten Mannes ihr Spiel trieben; dann gieng der eine Schmetterling zu dem andern hinüber, beide kreisten hinweg wie spielend, und kehrten wieder. Eine Pflanze mit einigen Blumen stand in einem Topfe ganz in der Nähe; durch seine Bewegungen des Fächers wurden beide hübsche Geschöpfe an die Pflanze geführt, und, o Entzücken, spielten um die Blätter, schlürften die Blumen, küßten einander, und flogen wieder davon mit der ganzen Lebendigkeit und Anmuth wirklicher Schmetterlinge. Die Zuschauer waren im höchsten Entzücken, und Jung und Alt klatschte vor Freude rauschenden Beifall. Die Vorstellung endete, als der alte Mann sich an die Vorderseite seiner auf Armslänge von uns entfernten Bühne begab, begleitet von seinen Schmetterlingen, die selbst in freier Luft noch ihr Spiel um den Zauberer und seinen Fächer fortsetzten. Als Taschenspielerstück war dieß weitaus das schönste wovon wir je gehört, und ein Kunststück das eine außerordentliche Uebung erfordern muß.

Erörterungen über auswärtige Politik.

Der Frieden? Die Börse glaubt daran und bückt sich um die „auf der Straße liegenden Millionen" aufzulesen, aber — timeo Danaos et dona ferentes! Die Schwierigkeiten, deren von Tag zu Tag wachsende Spannkraft endlich doch den Krieg im Frühjahr geboren, nachdem man ihn mehr als drei Monate lang bezweifelt hatte, bestehen noch in der Mitte Juli, ja sie sind eher gewachsen als gesunken. Zwischen der Zeit wo wir schreiben, und wo das Geschriebene gedruckt wird, liegt eine kleine Spanne, aber sie reicht aus für alle unerwarteten Dinge. Während wir also den Frieden bezweifeln, kann er bereits geschlossen worden seyn. Wir gestehen jedoch daß wir unsere Phantasie stark anstrengen müssen um uns die Gestalt eines solchen Friedens, jetzt wo noch Dunkelheit schwebt über den Wassern, vorzustellen — eines Friedens den Oesterreich und den der dritte Bonaparte unterzeichnen dürfte.

Das einfachste wäre allerdings den Status quo beizubehalten, dieß ist auch das Minimum welches überhaupt den Oesterreichern an-

gewonnen werden könnte, denn sollten sie, auch in der schonendsten Form, auf das Venetianische verzichten, so würden sie ganz einfach den Franzosen zurufen: „Holt es zuvor!“ Oesterreichs Verlust besteht weniger in dem Raum zwischen Tessin und Mincio, denn die Lombardei ist im Augenblick für Oesterreich so wenig verloren wie die Lomellina es war für die Alliirten nach dem Vormarsche Gyulai's, sondern in der Erschütterung des Glaubens an seine Waffenmacht. Es wurde gewogen und zu leicht befunden. Kehrte jetzt Napoleon III mit dem Lorbeer dreier Schlachten heim, er hätte auch ohne savoyische Einverleibung Frankreich den höchsten Rang unter den europäischen Staaten erstritten und Oesterreich zu einer kleinlichen Rolle genöthigt. Weit besser wäre es für Oesterreich zur Lombardei auch noch Venedig zu verlieren, und den Krieg fortzusetzen bis dorthin wo er im Jahr 1809 endigte Je länger Oesterreich aushält, um so näher rückt die Möglichkeit eines Festlandkrieges. Zähigkeit und Ausdauer vermag es allein zu retten, und wenn selbst daraus kein Heil ersprießen sollte, so wäre es immer noch vortheilhafter ehrenvoll zu unterliegen als vom Sieger sich den Frieden schenken zu lassen. Hätte dieser also nur den Status quo zur Grundlage, so könnte er für Oesterreich nicht annehmbar befunden werden. Kaum ist es auch glaublich daß Napoleon III diesen Vorschlag machen dürfte. Oesterreich im Besitz Venedigs und des Festungsquadrates würde doch immer Piemont bedrohen, besonders wenn die Liebe der Lombarden zu ihren Befreiern mit dem savoyischen Kreuz allmählich zur Neige gienge. Niemand würde eine „Lösung“ der italienischen Angelegenheiten darin erblicken. Die Oesterreicher für den Verlust der Lombardei mit der säcularisationssüchtigen Romagna zu entschädigen, wäre ein allzu abenteuerlicher Plan, welcher die beiden katholischen Kaiser nicht vor dem Bannstrahl sicherte. Den Status quo als Friedensgrundlage zu benützen, ist also eine Unmöglichkeit, ganz abgesehen davon daß die Worte des Kaisers Napoleon „Italien für die Italiener,“ und von Beendigung der österreichischen Herrschaft bis zum adriatischen Meere zur Schande werden würden. Doch macht uns diese letzte Gefahr die geringste Sorge, denn jene Phrasen würden dann nur dem Schicksal des l'Empire c'est la paix nachfolgen.

Aber sicherlich muß der dritte Bonaparte für Italien irgendetwas ganz neues schaffen, sonst würden die Franzosen ihn zur Rechenschaft über die Verschwendung von Blut und Geld ziehen. Also muß er einen Frieden vorschlagen der die Grundsätze der Unabhängigkeit Italiens enthielte, und gleichwohl von den Oesterreichern angenommen werden könnte. Denkbar bliebe dann nur daß man die Lombardei zurückgäbe unter dem Vorbehalt, dort sowohl wie im Venetianischen Secundogenituren oder Suzeränitäten zu errichten. Dieser Ausweg wäre gewiß derjenige welchen große Staatsmänner in Wien von freien Stücken hätten einschlagen sollen. Oesterreich ist mächtiger ohne Oberitalien, denn die beiden Perlen in der Kaiserkrone müssen schwer erkauft werden, und der Glanz den sie verleihen, gehört jedenfalls zum größten Luxus den der sonst frugale Wiener Hof sich erlaubt. Zu jenem Verzicht, wenn er mit Ehren geschehen soll, fehlt aber jetzt Oesterreich der freie Wille. Denkbar wäre es noch daß das Wiener Cabinet zu einer solchen Lösung Ja sagen möchte, wenn sie unter der Form eines Ultimatum von Preußen an Frankreich gestellt worden wäre, und sie wie ein Zugeständniß an einen Alliirten, nicht wie ein Dictat, nicht wie ein Geschenk des siegreichen Feindes aussähe. Die Schwierigkeiten jener Friedensformel bestehen also darin daß ehrenhalber Oesterreich sie nicht annehmen kann, sie bestehen aber nicht darin daß Frankreich sie nicht vorschlagen könnte.

Wir haben schon früher unsern Lesern angedeutet daß der Kaiser Napoleon seit dem Ausbruch des Krieges den Oesterreichern den Hof machte. Er will sie, wie er es den Russen gemacht hat, aus Besiegten zu Alliirten gewinnen. Die Friedensbedingungen die er ihnen stellen wird, möchten daher sehr großmüthig klingen. Die geringste Noth aber dürfte ihm die Rücksicht auf die Piemontesen machen. Piemont zu einer Macht wie Preußen zu erheben, ihr ganz Oberitalien und die Herzogthümer zu überlassen, konnte nie in den Sinn eines französischen Staatsmannes ersten Ranges kommen. Man schaue nur dem sichern Politiker ein wenig auf die Finger. Ueberall läßt Napoleon III die Piemontesen und den Hrn. Cavour sich compromittiren. Die Einverleibung oder vielmehr Scheinverleibung macht gewaltige Schritte, die Reue und die Zwietracht beginnt aber am Tag der Einigung. Wer könnte auch die Italiener befriedigen? Wer die Lombarden und Toscaner auf die Dauer mit den Piemontesen versöhnen? Der Kaiser der Franzosen hat noch kein Wort gesprochen was er mit Italien vorhabe. Die einzige amtliche Aeußerung im Moniteur enthielt eine Warnung gegen Piemont, daß seine außersardinischen Dictaturen nur vergängliche bleiben werden und Territorialänderungen vor einen europäischen Congreß gehören. Ueberhaupt wird man sehen, der Frieden mag nun jetzt oder nach einem zweiten Feldzug geschlossen werden, daß Piemont oder vielmehr sein Monarch und Minister die letzten Personen sind welche sonderlich gewinnen werden.

Ganz falsch halten wir die Ansicht als seyen die Franzosen durch die militärische Lage in Italien zum Abschluß eines Stillstandes genöthigt worden. Es ist möglich daß Pest oder Cholera in den Kriegslagern ausgebrochen ist, ja es wäre ein Wunder wenn die Sonne Italiens nicht in Lazarethen oder über Schlachtfeldern eine giftige Seuche ausbrütete. Allein die Pestilenz hat jedenfalls die Waffenruhe nicht mit unterzeichnet. Ihren Verheerungen entgeht man nicht auch wenn die Feuerwaffen schweigen, denn die Cholera hat auch in Galizien im Jahr 1854 Schaaren österreichischer Truppen hinweggerafft, obgleich der Krieg gar nicht zum Ausbruch kam. Uebrigens ist die österreichische Armee notorisch schlecht, die alliirte Armee notorisch gut verpflegt, so daß die erstere die Seuchen weit mehr zu fürchten hat als die andere, von welcher der Antrag zum Waffenstillstand kam.

Wer an den Frieden nicht glaubt, der muß den Waffenstillstand mit eigenen Augen betrachten. Es ist eine Zeitfrist von fünf Wochen, die beiden Theilen nützlich oder verderblich werden kann. Jeder Tag ist ein Regiment Soldaten werth, jede verlorene Woche ist ein verlorenes Armeecorps. Wer den Gegner richtig schätzen gelernt hat, wer ihn fürchtet, wer den Patriotismus nicht darin sieht ihn herabzusetzen oder seine Macht zu verringern, der wird mit Zittern fragen: wie werden die Oesterreicher diese fünf Wochen benutzen? Zunächst wird ein neues Anlehen in Paris aufgelegt werden. Napoleon gewinnt dann Zeit in den aufständischen Theilen Italiens Truppen auszuheben und zu bilden. Man mag so gering von diesem Gewinn denken wie man will, immer haben italienische Soldaten zwischen französischen Regimentern einigen Werth. Außerdem befestigt sich der Status quo. Europa gewöhnt sich die Herzoge aus den Herzogthümern entfernt, die Lombardei nicht mehr im Besitz Oesterreichs zu sehen. Auf der andern Seite wird die sogenannte italienische Erhebung einer harten Prüfung, die Lombardei einem furchtbaren Einquartierungsdruck ausgesetzt. Bis jetzt ist alles mit beispiellosem Glück für die Alliirten abgelaufen, jetzt beginnen ihre Schwierigkeiten. Jene fünf Wochen laufen auch für Rußland, welches

diesen Vorsprung zu seinen Rüstungen nothwendig bedarf. Sie laufen aber gegen Preußen, welches täglich mindestens 300,000 Thaler für seine Armee braucht und fünf Wochen lang seine Truppen, seine Landwehr Gewehr beim Fuß stehen lassen muß. Nicht besser geht es den andern deutschen Staaten, und nun denke man daß der Gegner fünf Wochen Zeit hat die schwache Einigkeit aufs neue zu verwirren. Ja die Einigkeit ist nicht einmal da, sondern ein Mißtrauen wie in den schlimmsten Zeiten. Der Waffenstillstand von fünf Wochen könnte jene verhängnißvolle Ruhe nach der Schlacht bei Bautzen werden — aber sind dazu Aussichten vorhanden?

Der große Verwirrer Europa's, der Meister aller Zwietrachten, kehrt nach Paris zurück. Wir fürchten, wir fürchten es geschieht nur um die Oesterreicher diplomatisch in eine noch ungünstigere Lage wie vor der Sommation zu versetzen. Von dem Kampf um die öffentliche Meinung versteht man in Wien gar nichts, weil man nie auf die öffentliche Meinung einen Werth gelegt hat. Meisterlich versteht sich aber darauf der Pariser Congreßkünstler. Abermals wird er die Großmächte berufen, er wird Oesterreich als den Beklagten vor das Forum nöthigen, er wird es vielleicht zärtlich in seine Arme nehmen um es vor piemontesischen Insulten zu schützen, er wird einen Frieden vorschlagen der ein „Uebermaß der Mäßigung" enthält, welcher den englischen Liberalen mundet, der preußischen Mediation zuvorkommt, Italien ein neues Kleid mit neuen Farben nach dem alten Schnitt gibt, sonst aber die Hauptsache bestätigt, nämlich die militärische Allmacht Frankreichs und die militärische Niederlage Oesterreichs. Wollte aber Kaiser Franz Joseph solche Bedingungen nicht unterzeichnen, so würde ein Chor von Friedensheulern in England und in Preußen über ihn herfallen, man würde Bonaparte als den Versöhnlichen, ihn als den Hartnäckigen ausrufen. Man würde mit einer Art von Fanatismus demobilisiren, und jenes Oesterreich „das sich nicht belehren lasse," seinem Schicksal preisgeben.

Wie aber vermag noch heute das Wiener Cabinet diesen Waffenstillstand zum Verderben des Gegners zu wenden? Wenn es bei derselben Sprache bleibt, die es vor dem Krieg geführt hat. Die Verträge von 1815, nichts mehr und nichts weniger. Freilich aber müßte es ungeheißen zuvor alle jene innern Aenderungen einführen, die ihm von allen Seiten gerathen werden. Es müßte sich selbst, es müßte sein System besiegen. In welcher Lage wäre es heute, wenn es Ungarn bereits eine Verfassung gewährt hätte! Nicht nur daß es, ganz ähnlich ähnlich wie Rußland seit dem Beginn der Leibeigenschaftsreformen, die Theilnahme des Auslandes sich gesichert hätte, es könnte auch verlangen daß man ihm völlig freies Spiel in Italien ließe. Ihr seht, dürfte es sprechen, ich habe Ungarn befriedigt, ich werde nicht weniger für Italien thun, aber es muß ohne den Schein eines Zwanges geschehen! Die Sympathien der europäischen Völker sind Armeen werth, ja es beruhen auf ihnen zum Theil die Allianzen. S i e s i n d s o g a r s t ä r k e r g e w o r d e n a l s d i e V e r t r ä g e. Hätte Napoleon III nicht gerade den Fleck der Wiener Verträge herausgesucht der am faulsten schien, niemals hätte in England die Entrüstung über den Bedroher des europäischen Friedens allmählich in Theilnahme für sein kriegerisches Vorhaben umschlagen können. Niemals hätte auch eine verkehrte oder entartete Partei in Deutschland oder vielmehr im preußischen Norddeutschland allein den wiedererweckten Geist von 1813 durch die Sprache des Jahres von 1805 zu beschwören vermocht, wenn nicht die sündenreichen zehn letzten Jahre Oesterreichs ein Arsenal voll giftiger Projectile ihr erschlossen hätten. Wäre endlich Oesterreich zufriedener Völker im Innern sicher, welchen Werth könnte es dann noch haben daß Napoleon III als Brandgeschoß einen Mann wie Kossuth mit sich führte, um Oesterreich drohen zu dürfen:

Erwarte nicht
Die stärkste von meinen Künsten.

Was Napoleon III bedarf, sind rasche und glänzende Erfolge. Militärisch hat er sie errungen. B i s h e r hat der Feldzug von 1859 den von 1796 noch übertroffen. Damals haben die Oesterreicher nach dem Tessin doch noch die Adda, den Oglio, die Chiese vertheidigt und sich in fortwährenden Gefechten zurückgezogen. Man müßte die Franzosen schlecht kennen, wenn sie nicht daran glaubten daß der dießmalige hastige Rückzug der Oesterreicher hinter den Mincio eine Flucht nach der Schlacht bei Magenta gewesen sey. Wenn Napoleon persönlich mit diesen Erfolgen zufrieden ist, so wird er Frankreich leicht durch „Großmuth gegen den Besiegten" zu entzücken vermögen. Die Friedensliebe braucht in Frankreich nur entzündet zu werden. Ein kurzer glorreicher Feldzug, der den Franzosen die erste Rolle in Europa sichert, der zu den Russen, vielleicht auch die Oesterreicher an das Napoleonische Glück kettete — dieß wäre ein feiner Calcul, der Frankreich zwar keinen Länderzuwachs, desto mehr aber moralischen Gewinn brächte. Oesterreich könnte leichter zu gewinnen seyn als man glaubt. Es steht jetzt völlig verlassen in dem Kampf, von Rußland schadenfroh, von England vorwurfsvoll, von Preußen wenn nicht kalt und mißtrauisch, doch noch immer nicht als Bundesgenosse betrachtet. Wenn Frankreich nun ein Geschenk bietet und Oesterreich den Weg zeigt aus seiner Isolirung herauszutreten?

Napoleon III ist voller Erfindungsgabe. Er wird daher auch die Friedensformel entdecken welche drei Widersprüche mit sich vereinigt: die Versicherung von der Friedfertigkeit des Kaiserthums, von dem „Italien für die Italiener" und eine dankbare Bundesgenossenschaft der Oesterreicher. Es hat verlautet daß Napoleon III die Stadt Venedig als Republik mit einem Erzherzog als Dogen erklärt zu sehen wünsche. Ist die Nachricht authentisch — und sie ist so originell daß sie für die Aechtheit ihres Ursprunges zeugt — so muß man daraus schließen daß die Bildung eines ungetrennten oberitalienischen Königreiches mit der Hauptstadt Mailand beabsichtigt wird, sonst hätte die Lostrennung der Stadt vom Gebiete Venedigs keinen Sinn. Will der Sieger die Oesterreicher für ihr Waffenunglück entschädigen und ihre großen Chancen bei Fortsetzung des Krieges „escomptiren," so muß er verführerische Dinge anbieten: vielleicht eben jenes italienische Königreich ohne Venedig unter Suzeränität Oesterreichs, aber administrativ von ihm getrennt und vielleicht durch eine ewige Neutralität von den Bestandtheilen der österreichischen Kriegsmacht losgelöst. Dieß würde so ziemlich alle Theile befriedigen: die Verträge von 1815 würden gelöst, nicht gebrochen erscheinen, das französische Volk würde mit Gloire und einem neuen Börsenschwindel, die Armee mit Legionskreuzen und Avancements gesättigt, Frankreich gelangte durch eine österreichische Allianz in den ungetrübten Genuß einer europäischen Hegemonie, Oesterreich könnte die italienischen Provinzen als nicht völlig abgerissen betrachten, es würde auch befestigter und erleichtert aus dem Kampfe hervorgehen, Piemont müßte dankbar seyn daß es von dem „drohenden Nachbar" befreit worden sey, endlich aber würde die Welt mit offenem Munde staunen über die „Mäßigung des Siegers." Leider, leider er ist nur zu mäßig! Wäre

er brutal wie sein Onkel, sein Joch würde leichter zu brechen seyn als diese Netze, in die er nach der größten die zweitgrößte Continentalmacht jetzt verstricken will.

*

Die obigen Bemerkungen waren natürlich geschrieben ehe man die Grundzüge des Friedens kannte, gleichwohl haben wir nichts zu ändern, nichts hinwegzulassen und nichts hinzuzusetzen für nöthig befunden. An eine solche Nachgiebigkeit von Seiten Oesterreichs glaubten wir nicht, besonders da der Kaiser nach der Schlacht bei Solferino geäußert hatte: „er werde sich eher in Stücken hauen lassen, als Frieden schließen," und man fortwährend versicherte: „am Mincio fange der Krieg erst recht an." Daß die österreichische Armee wirklich demoralisirt gewesen sey, wie die französischen Blätter behaupten, können wir nimmermehr glauben, sondern viel eher suchen wir das Motiv der Nachgiebigkeit in drohenden ungarischen Zuständen. Dennoch hätten wir lieber zur Lombardei Venedig verloren und Ungarn in hellem Aufstand als diesen eiligen Frieden angenommen gesehen, ja besser noch zu Italien wäre auch das linke Rheinufer in Franzosenhand gerathen, als daß wir jetzt entzweit, ohne Vertrauen auf irgendwen, ohne Kampf und ohne Ehre klanglos unterliegen, nicht einmal wie die Russen nach einem bis zur Erschöpfung fortgesetzten Ringen. Wer jetzt Deutschland über alles liebt, der wird fern bleiben irgendwen der Schuld anzuklagen, denn ein solcher Streit würde nur erbittern, jetzt aber, wenn jemals, ist Einigkeit ein Gebot der Gefahr, denn dieser Friede ist faul vom Kern bis zur Schale.

Miscellen.

Dampfmaschinen als Tagelöhner. „Ein Marchand de force motrice" an der Barrière Pantin (in Paris) macht gute Geschäfte, indem er die Kraft seiner fixen Maschine an jeden vermiethet der damit seine eigenen transportirbaren Maschinen für eine gewisse Zeit in Thätigkeit setzen will. Ein horizontaler Balken wird durch eine Maschine in Bewegung gesetzt, und die verschiedenen Säge-, Walz-, Dreh-, Hobelmaschinen ꝛc., welche deren Eigenthümer herbeibringen, mit ihm in Verbindung gebracht, worauf das Ganze durch Wasser- oder Dampfkraft in Bewegung gesetzt wird. Die fixe Maschine ist nach den Zeichnungen Flachats construirt, besitzt dreißig Pferdekraft und fünf atmosphärischen Druck; sie arbeitet sechs Stunden hintereinander und verbraucht dabei 369 Kilogr. Steinkohlen. Die durch diese Maschinen erzielten Ersparnisse verdankt man namentlich der eigenthümlichen Construction des Heizapparates.

*

Statistik der katholischen Mission in der chinesischen Provinz Kiangnan, im Juli 1858. In der englischen Zeitschrift „North China Herald" liest man folgende statistische Angaben über die römisch-katholische Mission in Shanghai und den Districten der Vereinigten Provinz von Kiangnan, welche die zwei Provinzen Keangsi und Ngan-hoei umfaßt: 74,000 Christen, die von 28 Missionären und fünf Chinesen bedient werden. Sie vertheilen sich auf 282 Stationen, wie folgt:

Shanghai	2	Missionäre,	2	Stationen,	550	Christen,
Putong	5	„	91	„	17,172	„
Tsipao	5	„	52	„	11,151	„
Songkiang	6	„	111	„	18,868	„
Sudschau	4	„	52	„	13,059	„
Tsomming	3	„	38	„	7276	„
Haimen	2	„	36	„	6019	„

Tong-ka-do ist das Hauptquartier der Mission, und die Residenz des apostolischen Provicars und seines Generalvicars. Hier ist auch das Seminar für eingeborne Geistliche, wo gegenwärtig 26 junge Leute studieren, die gelegentlich mit einem erfahrenen Missionär ausgesendet werden, um sich zu üben. Sodann kommt das Si-ka-wei-Collegium, das 82 Schüler hat, mit 10 chinesischen Lehrern. Dieses steht unter der Leitung eines europäischen Missionärs. Es wurde gebaut und wird jetzt erweitert, hauptsächlich durch die milden Gaben von Besuchenden. Chinesische Litteratur bildet das Hauptstudium. Nur einige wenige Zöglinge erhalten Unterricht im Zeichnen, Musik, und im Französischen. Si-ka-wei ist ebenfalls ein Ort, wohin sich Missionäre zurückziehen können für ihr Studium und zum Ausruhen, und hier finden manche einen einsamen Aufenthaltsort, wo sie ihre Tage beschließen. Außer dem Seminar und Si-ka-wei-Collegium gibt es noch 228 Landschulen, mit 362 Lehrern und 4797 Schülern. 1498 Erwachsene sind im Lauf des Jahres 1858 getauft worden, und 1580 haben sich einschreiben lassen Christen zu werden, nachdem sie gehörig geprüft sind. 7870 Kinder heidnischen Ursprungs sind getauft worden, entweder bei ihrem Sterben, oder weil sie von ihren Eltern verlassen waren. 4000 sind durch milde Beiträge erzogen worden, wozu aus Europa 5000 Pfd. St. für diesen besondern Zweck beigesteuert wurden, welche Summe aber nicht einmal zur Hälfte hinreichte. Jede Mission wird ganz von den chinesischen Christen unterhalten, mit Ausnahme von Tong-ka-do und Si-ka-wei, welche theilweise durch Gaben aus Europa unterhalten werden, die sich auf nahezu 2000 Pfd. Sterling im Jahr belaufen für die ganze Mission.

*

Ein ägyptisches Schreibzeug. In der Versammlung der syrisch-ägyptischen Gesellschaft legte der Vorsitzende die Palette oder das Schreibzeug eines alten ägyptischen Schreibers vor. Hr. Bonomi schilderte es als ein flaches Stück Akazienholz, 3 Zoll breit und 17 Zoll lang, und schloß aus seiner Länge daß es genau 5 Digiti (Zoll) weniger habe als der alte ägyptische Cubitus (Elle) des Louvre, und daß es dem Schreiber eben sowohl als Maßstab wie als Palette und Lineal diente. Auf der einen Seite, auf welcher die zwei kreisförmigen Vertiefungen für die rothen und die schwarzen Farben und die Grube für die Rohre sich befanden, war im Umriß eine Darstellung des Schreibers eingegraben in dem Augenblick wo er seine Gebete an Osiris und Thoth richtete, mit einer Widmung an diese beiden Gottheiten, in wohlgebildeten Hieroglyphen der neunzehnten Dynastie, wie in vier Hieroglyphen-Columnen auf der Rückseite. Die Palette soll in dem Grab eines Schreibers zu Theben gefunden worden seyn, wo sie als Andeutung seines Gewerbes niedergelegt worden war. (Athenäum.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 30. Augsburg, 23 Julius 1859.

Das Menschenopfer.

(Von Carl v. Helfter.)

Der Mensch schuf sich die Götter nach seinem Ebenbilde. Er kann nicht anders, in der Beschränkung des Irdischen, unter der hemmenden Last der Materie, und selbst in die reinste Vorstellung drängt sich Bildliches, welches vom eigenen Selbst entnommen wurde. Dio Cassius meint: „Wir allein schauen aufwärts, nur wir haben Verkehr mit dem Himmel; daher malen und gestalten wir die Götter nach unserem Ebenbilde. Der Mensch ist ein Gott mit sterblichem Körper, Gott ein körperloser Mensch, also unsterblich.“ [1] Schon Aristoteles hat gesagt: „Die Menschen sind geneigt nicht allein ihre Gestalt den Göttern zuzuschreiben, sondern sogar die bei ihnen geltenden Verfassungen.“ [2] Hören wir noch einen neueren Ausspruch: Dieu nous a créé à Son Image, mais nous le Lui rendons bien. So äußert sich die Marquise de Crequi, vor deren Blick ein Jahrhundert vorüberzog, denn sie hatte mit Ludwig XIV geredet — und mit Bonaparte.

Die kampfmuthigen Urvölker setzten die eigene Lust am Blut auch bei ihren Göttern voraus. Ein Mensch als das höchststehende Lebende, bot das wohlgefälligste Opfer; „denn von allem Samen — sagt der h. Augustinus — „ist das Menschengeschlecht der beste.“ [3] So gelangen wir zum Abschlachten von Menschen am Altar, haben dabei Rechnung zu tragen daß das Schauerliche der Grundcharakter aller alten Götterverehrung ist, möchten aber nicht mit Fr. A. Wolf auf Cannibalism zurückgehen. [4] Wohin sich der Blick in die Geschichte wendet, da begegnet er dem blutigen Gräuel. Ueberall verbluten Menschen an den Altären der Götter. Man bringt jene dem schwer versöhnlichen Adonai dar, dem roheßenden Dionysos, der blutgierigen Orthia, dem ungestalteten Huitzilopochtli, unserm Vitzliputzli. Thut die krasse Verkennung wehe, so wird sie doch erst dann so schmerzlich verletzend, wenn sie eine weit vorgeschrittene Cultur lediglich als eine äußerliche erweist. Es gibt nur einen Maßstab, wie für den relativen, so für den absoluten Werth von Völkern und Zeiten, und das ist die Vorstellung von Gott, als Ideal des eigenen Selbst. Und da steht das Menschenopfer auf dem einen Pol hin nach der Nachtseite der Menschheit, auf dem andern lichthell das Selbstopfer, und wiederum hochherrlich im Strahlenglanze dasjenige was die Welt für immer erleuchtete und erwärmte.

Daß sich die Israeliten vom Menschenopfer nicht fern hielten, beweist die Sage von der Opferung des Isaak, welche sonst gar nicht auftauchen konnte. Man erschrickt, daß sich die Phantasie bis zu der Gräßlichkeit verirren konnte das Abschlachten des eigenen Kindes Gott wohlgefällig zu halten. Wir begegnen derselben Sage bei den Hellenen. Aehnliches soll sich bei den Römern zugetragen haben, uns es bleibt demnächst anzuführen, daß in der That ein so schauerliches Opfer im skandinavischen Norden stattfand, und zwar in geschichtlicher Zeit.

Es heißt oft und schön: werdet wie die Kinder; wir blicken aber so selten in den ungetrübten Spiegel der Kinderseele. Wird nicht das Kind, wenn ihm von der Versuchung des Abraham erzählt wird, hochauf erglühen ob solchem Gehorsam, und zugleich in lieblichster Ungläubigkeit zum eigenen Vater auflächeln? Gewiß, es liegt in dem unbedingten Gehorsam etwas Großartiges, die gewaltige Macht eines unbegränzten Vertrauens: hier ist aber das Mißverstehen groß, so kolossal, daß wir davor erschrecken. Aus Gehorsam zu Gott kann doch wahrlich die Liebe nicht verläugnet werden, die eben Er in die Vaterbrust legte; und warf Abraham, der die Verwirrung seiner Phantasie für Gottesbefehl nahm, das Messer weit von sich, so wurde die Allliebe um Jahrtausende früher offenbar, und es überkam nicht ein blutsühnlicher Adonai.

Daß bei den Israeliten das Menschenopfer heimisch war, dafür Thatsächliches. Was ist die Tödtung der Tochter durch Jephta anderes? Die Kirchenväter, die Mehrzahl der Rabbinen, erkennen das Menschenopfer, während einige der letztern und neuern Exegeten in milderer Deutung ewige Jungfrauschaft annehmen. Dann ferner Samuel und Agag, die Tödtung der Baalpriester, die Opferung ganzer Völkerschaften. Oft fiel Israel in den gräulichen Molochdienst zurück, als Beweis wie tief der ursprünglich semitische Cult eingewurzelt war. Da läßt Jeremias den Herren reden: „Und bauen die Altäre Thopheths im Thale Ben-Hinnom, daß sie ihre Söhne und Töchter verbrennen, was ich nie geboten, nie im Sinn gehabt!“ [1] Welches erschütternde

[1] *Dio Cass.* Fragm. 68, Script. vet. nov. collect. II, p. 53.

[2] *Aristot.* Polit. I, fin.

[3] *D. August.* de civit. Dei VI, 19; Bassani 1797, p. 231.

[4] F. A. Wolf, vermischte Schriften. Halle 1802, S. 271.

[1] Richt. 11, 13; Jerem. 7, 31; vergl. 3 Mos. 3, 21.

Bild entwirft der Rabbi Simeon! Damit die Eltern das Schmerzgewimmer der in den Armen des glühenden Götzenbildes verbrennenden Kinder nicht hören, werden Trommeln geschlagen.

Mit welchen Gräulichkeiten die semitischen Völker den Göttern dienten, namentlich die Phönicier, ergibt die Colonie Karthago. Im Jahr 480 v. Chr. hatte es große Niederlagen durch Gelon erlitten, der den Frieden nur unter der Bedingung gewährte, dem Saturn nicht ferner Kinder zu schlachten. [1] Als die Stadt im Jahr 308 unglücklich gegen Agathokles kriegte, wurden, um den Zorn der Götter zu wenden, 200 Kinder und 300 Erwachsene verbrannt; eben die letztern hatten die Götter beleidigt, daß sie zu einem befohlenen großen Opfer statt der eigenen Kinder gekaufte gegeben. Wir finden auch in Karthago den Molochdienst: „Es war aber eine Statue von Erz des Kronos bei ihnen, welche die Arme gegen die Erde ausgestreckt hielt; das darauf gelegte Kind fiel in eine mit Feuer gefüllte Grube." Man könnte an der Glaubwürdigkeit des Curtius zweifelhaft werden, wenn dieser berichtet, es habe Darius, obgleich er Hülfe gegen Griechenland suchte, durch seine Gesandten den Befehl geschickt, die Karthager sollten nicht ferner Menschen schlachten, auch nicht mehr Hunde essen. [2] Plinius läßt die Pöner die blutigen Opfer dem Herkules bringen, wie dieses die Darstellung an einem Gebäude in Rom ergebe; Plautus, später die Kirchenväter, Tertullian, Augustinus, nennen den Saturn als den grausamen Gott. [3]

Schauen wir uns bei andern Völkern des Alterthums um, so finden wir überall das Menschenopfer. So auch bei den Aegyptern. Bekanntlich fand sich Plutarch als Böotier durch die Schilderung verletzt welche Herodot von der Heimath des erstern gibt; der letztere wird der Parteilichkeit beschuldigt. Er führe an daß Menelaos, als er die Helena, die Venus der Aegypter, heimholte, zwei eingeborne Knaben geraubt und um günstigen Wind geopfert habe; dagegen spreche Herodot den Busiris von der Anschuldigung frei, daß er die in sein Land kommenden Fremden zu Ehren der Götter abschlachte, wie eine solche Gefahr dem Herkules gedroht habe. Von anderer Seite her hören wir, daß Rothköpfe an den Gräbern der Könige abgeschlachtet wurden. [4]

Die erhabene Gottesvorstellung welche sich in den Vedas findet, läßt sich nicht mit Menschenopfer vereinigen, wovon wir die Inder der ältesten Zeit freisprechen möchten. Dann bleibt zu erwähnen daß man der pythagoräischen Lehre den fernen Orient zur Heimath gab, und jene verwarf nicht allein blutige Opfer, sondern auch thierische Nahrung und Kleidung. [5] Dagegen hat die Götterschaft der Folgezeit Lust am Schmerz, Blut und Tod der Menschen, worauf wir zurückkommen. Der Polytheism Indiens ist durch herrschende Kasten hervorgerufen für die zur ewigen Unterordnung Bestimmten, wobei der glühenden Phantasie des Orientalen Rechnung getragen wurde; darüber gieng aber die ursprünglich so reine Lehre gänzlich verloren.

---

[1] *Plut.* Apoph. Reg. et Imper.: Gelon; de ser. num. vindict. 9; de superst. fin.

[2] *Diod. Sic.* XX, 14, *Dion. Halic.* I, 8; *Curt.* IV, 33; *Iustin.* XIX, 1. Ein reicher Quellenschatz findet sich in der Ausgabe des Curtius von Pelisc. Hag. Comit. 1708. p. 150 und Gronov. in Minuc. Felix 30; Lugd. Batav. 1709 p. 309 s.

[3] *Plin.* H. N. XXXVI, 5 (?) humi stans ante aditum porticus ad nationes; *Plaut.*, Amphitr. IV, 2, v. 17: Faxo ut bubulis coriis onustus sis Saturni.

[4] *Diod. Sic.* I, 67, 88.

[5] *Philostr.* vit. Apollon. VIII, 10.

Wenn wir uns zu den Hellenen wenden, so überrascht die Rohheit der Urzustände, wie sie Thukydides schildert, weil die Periode höchster Blüthe so ungemein nahe liegt. Mit jenen steht Menschenopfer entfernt nicht im Widerspruch; allein es werden bei dem gebildetsten Volke der Welt noch zur Zeit des Themistokles Menschen zur Ehre und Sühne der Götter geschlachtet.

Die freilich sehr verdächtige parische Chronik [1] setzt die bei den pelasgischen Arkadiern bestehende Lykeia in eine dem 14ten Jahrhundert v. Chr. entsprechende Zeit. Lykaon, des Pelasgos Sohn, opferte dem Zeus Menschen; oder es waren die Söhne des arkadischen Fürsten, welche zuerst den grausigen Gottesdienst einführten, woran die Mythe das bildlich zu verstehende Vorsetzen von Menschenfleisch knüpft, wodurch die Göttlichkeit des Gastes geprüft werden sollte. Allein schon in frühester Zeit taucht eine würdigere Vorstellung von den Göttern auf, und Kekrops, der zuerst Zeus den obersten Gott genannt, untersagt das Opfern beseelter Geschöpfe. Porphyrias erzählt dasselbe vom Triptolem. [2]

Lactantius führt an, es habe Teucrus bei den Cypriern dem Jupiter ein Menschenopfer gebracht und diesen Gottesdienst auf die Nachkommen übertragen, was erst durch Hadrian aufgehoben worden sey. [3] Davon wissen die Geschichtschreiber nichts.

Dem gesammten Alterthum gehört die Vorstellung, es werde von den Göttern eine Aufopferung für die Seinen, für die Vaterstadt, für das Vaterland wohlgefällig entgegengenommen. Man glaubte durch eine solche That auf die Geschicke einwirken zu können, während doch die Götter selbst dem unwandelbaren Fatum unterworfen waren. Doch hier findet sich ungemein schönes. Hochpoetisch ist die Curtius-Sage. Höher als Gold und Gut gilt Virtus dem Staat, vollvertreten im kräftigen und muthigen Jungkrieger. Daß Geschichtliches nicht vorliege, davon ist Livius durchdrungen, obgleich das Ereigniß in das Jahr 393 d. St. verlegt wird. [4] Wußte man doch nicht einmal ob der Lacus Curtius den Namen dem Selbstgeopferten verdanke, oder dem gleichnamigen Heerführer der Sabiner zur Zeit des Romulus. Wenn sich dieselbe Sage im Orient findet, noch weiter zurückgeschoben, vom Sohn des Midas, so mehrt dieses das Mythenhafte. Die Sage wandert nicht; es gilt von jeder was Wilhelm v. Humboldt [5] von der tiefbedeutendsten und allgemeinsten, von der eines ersten Menschenpaares sagt: da waltet nicht Urerinnerung, sondern es geht die gleiche Vorstellungsweise aus der Gleichheit des menschlichen Grübelns und Dichtens hervor.

Einige 20 Jahre nach Curtius, im Jahr 415 d. St., opfert sich Decius Mus. Wie bestimmt die Weihungsformel welche Seneca [6] als erblich im Geschlecht der Decier bezeichnet, so bleibt auch bei diesem Fall das Geschichtliche sehr zweifelhaft. Von Claudius II berichtet Aurelius Victor, [7] er habe nach langem Zwischenraume die That der Decier erneut, indem die sibyllinischen Bücher vor dem Krieg mit den

---

[1] Die parische Chronik, erläutert durch Dr. K. F. C. Wagner, Gött. 1790, S. 30.

[2] *Apollod.* Bibl. III, 8; *Pausan.* VII, 2; *Ovid.* Metam. I, v. 220. s.

[3] *C. Lactant.* Opera; Bünem. Lips. 1793. Divin. instit. I, 21, p. 134.

[4] *Liv.* VII, 6: ubi certam derogat vetustas fidem; cf. I, 12, 13.

[5] *Cosmos* I, S. 381.

[6] *Senec.* Epist. 67; *Liv.* VIII, 9.

[7] *Aurel. Vict.* de Cæsar. 34: Primus ordinis amplissimi.

Gothen die Opferung des ersten aus dem höchsten Stand gefordert hätten. Es kam aber dazu nicht, denn der Kaiser starb an der Pest.

Das Selbstopfer — ob Sage, ob Thatsache, ist hier gegenüber dem Abschlachten von Menschen am Altar in Betracht zu ziehen; das letztere erscheint aber durch jenes entfernt nicht im milderen Licht. Beim Selbstopfer waltet ein hohes Gefühl eben vom Werth des Selbst, was die an einem anderen vollzogene Gewaltthat hätte um so schmählicher müssen erscheinen lassen. Allein Curtius und Decius opferten sich entfernt nicht als Menschen, sondern brachten den Göttern römische Bürger dar. Immerhin mochten Sklaven, kriegsgefangene Barbaren abgeschlachtet werden. Wie unwürdig, wie unklar ist die Vorstellung von Göttern, welche Wohlgefallen wie an der einen, so an der anderen Handlung haben!

Nach dem langen Abschweife kehren wir von Hellas zurück, verfolgen aber das Menschenopfer noch im Kreise der Sage. Es ist sehr beachtenswerth daß es beim Homer nicht vorkommt; die Abschlachtung von Trojaner-Jünglingen am Scheiterhaufen des Patrollos trägt einen andern Charakter. Jener Dichter kennt die Iphigenia-Sage nicht, die den Tragikern so reichen Stoff bot. [1]

Lykurg soll die Menschenopfer abgeschafft haben; allein Blut forderte nach wie vor die Orthia, die skythische Artemis. Es wurden zur Ehrung der grausigen Göttin alljährlich im Tempel Jünglinge bis auf den Tod gegeißelt, wo das Loos entschied und die spartanische Mutter nie die Einwilligung versagte. Apollonius von Tyana wagte nicht gegen die religiöse Satzung anzukämpfen; Plutarch sah manche der an die Säulen Gebundenen sterben, weil nur auf eine Bitte des Gemarterten inne gehalten wurde. Der blutige Gebrauch bestand noch zur Zeit des Tertullian. [2]

Platon sagt: „Daß Menschen geopfert werden, sehen wir auch heute geschehen, während wir im Gegentheil davon hören daß man einst auch nicht einmal vom Rinde essen mochte und den Göttern keine Thiere opferte.“ Bei jener Aeußerung hatte der Philosoph entfernt die Hellenen nicht im Sinn, ja er läßt Sokrates meinen: „— und wieder das Schleifen des Hector um das Grab des Patrollos und das Schlachten der Gefangenen in dem Scheiterhaufen, das alles zusammen, werden wir sagen, sey nicht richtig angegeben.“ [3] Allein das Menschenopfer bestand in Griechenland noch durch viele Jahrhunderte.

Als am Morgen der Schlacht bei Salamis, 478 v. Chr., geopfert werden soll, bringt man persische Gefangene ein, drei blühende Jünglinge königlicher Herkunft: eben sie fordert der Seher Euphrantides für den rohessenden Dionysos. Der Admiral möchte die Unglücklichen retten; ein Niesen zur rechten Hand entscheidet über den Tod. So erzählt Plutarch dem Phanias von Lesbos nach, den er einen glaubwürdigen Autor nennt. In der Nacht vor der Schlacht bei Leuktra, 370 v. Chr., träumte dem Pelopidas, es forderten die an dieser Stelle geschändeten Töchter des Skedasos eine blonde Jungfrau als Sühnopfer. Im Kriegsrath war die Meinung getheilt, der Feldherr schwankend: es sprang ein hellfarbiges Mutterfohlen heran, welches der Seher Theokritos als das geforderte Opfer gelten läßt. Da ruft der wackere Plutarch aus: „Nein, keinem der Wesen über uns ist ein so verbrecherisches Opfer wohlgefällig; es walten nicht Typhonen und Giganten, sondern es sitzt auf dem Thron ein Allvater über Götter und Menschen. Einfalt ist es niedere Götter zu glauben, die sich an Menschenblut und Menschenmord weiden; gäbe es solche, so verdienten sie ihrer Unmacht wegen keine Beachtung, da nur Bosheit oder Schwäche so finstere, so abgeschmackte Vorstellung erzeugt. [1]

Der Glaube an die Versöhnlichkeit der Götter durch Blut war tief und allgemein in das Volksbewußtseyn eingedrungen. Daher verdient das Erheben zu richtigerer Würdigung die Anerkennung. Als Agesilaus bei Aulis gelandet, träumte er von der That des Agamemnon; allein demungeachtet ließ er der Diana nur eine Hirschkuh schlachten durch spartanische Priester, zu schwerer Kränkung der einheimischen. [2]

Welche Schatten werfen diese Thatsachen auf das Bild vom Culturzustande der Hellenen, den wir nur zu geneigt sind im übergünstigen Lichte zu betrachten! Menschenopfer und Phallusdienst bei einem Volk, welches entfernt weder zum Blutdurst neigte, noch in Sinnlichkeit glühte! Ein noch späteres Zeugniß setzen wir aber mit gerechtem Bedenken her. Apollonius von Tyana schreibt im Jahr 61 v. Chr. den Athenern: „Denn es scheint mir daß ihr noch so weit kommen werdet der Göttin bei der Feier der Panathenäen nicht mehr Kinder, sondern Hekatomben von Menschen zu opfern.“ Das letztere bezieht sich auf die überhandnehmenden Gladiatorenspiele, während jenes Opfern noch zur Zeit des Philostrat als bei den Athener gebräuchlich geglaubt seyn muß. [3]

Gern sprächen wir die Römer vom Makel des Menschenopfers frei, allein es reicht von der Urzeit bis in die Cäsars, der Kindermord in der Kaiserzeit, meist zu magischen Zwecken, gehört hierher.

Der grausige Gottesdienst scheint bei den Italioten heimisch gewesen zu seyn, gleichen brachten die Pelasger mit, welche ein neuerer Historiker als „das altehrwürdige, nur mißverständlich roh genannte Geschlecht“ einführt. Das Abstellen der Menschenschlächterei war eine große, schwere That, und darum verknüpfte man es mit der Herkulessage: der Heros habe angeordnet daß man nachgemachte Menschenköpfe (Mohnköpfe) und Lichter (φῶτα) darbringe. [4]

Hoch hinauf in das vorzeitliche Dunkel reichen die Depontani, ebenfalls an die Herkulessage gelehnt. Nach einer corrumpirten Stelle des Festus gab eine Hungersnoth in Folge des Einbruchs der Gallier den Anlaß, über 60 Jahre alte Greise in den Tiber zu werfen. Aurelius Victor erzählt dem Sinnius Capito eine bezügliche, sehr rührende Geschichte nach. Auch Ovid rückt das Opfer weit jenseits der geschichtlichen Zeit, und es heißt bei den Iden des Mai, wo das große Reinigungsfest stattfand:

Denn von der Holzbrücke pflegt die Vestalin
Binsenbilder zu schleudern älterer Männer
Sechzigjährige dem Tode zu weihen,
Verbrechern gleich, verdammten die Vorfahren,
In Saturnischer Zeit — alt ist die Sage —
Geboten vom schicksaldeutenden Gott.
Leute, frei lasset zwei Menschen,
Geopfert dem Sichler in Tuscischer Fluth! [5]

---

[1] *Tertull.* Apolog. 9: Remitto Tauricas fabulas theatris.

[2] *Plut.* Lyk. 18; *Xenoph.* Lak. 2; *Pausan.* III, 16; *Lucian.* Anach. 37; *Philostr.* Apollon. VI, 20; *Mart.* VII, 89; *Tertull.* ad Martyr. 4. Der Jüngling, welcher am längsten aushielt, hieß Altarsieger, βωμονίκης.

[3] *Platon.* de leg. VI, 22; III, 4.

---

[1] *Plut.* Themist. 13; Aristid. 9; Pelopid. 21, 22.

[2] id., Agesil. 6.

[3] *Philostr.* Apollon. IV, 22.

[4] *Macrob.* Saturn. (nach Varro). Patav. 1736. I. 219.

[5] *Non. Marcell.* II, 136; III, 142; XII, 22 (nach Varro), *Varro* de ling. Lat. VI, 3; *Dion. Halic.* I, 38. Lips. 1774. I, p. 96; *Ovid.* Fast. V, v. 621. s.

Jene Binsenbündel wurden Argeer genannt: die Begleiter des Herkules seyen zu Schiffe ebenso den Tiber hinabgeschwommen. Im Oskischen hießen die geopferten Greise Casnares, wohl nicht Begleiter oder Anhänger, sondern in Uebereinstimmung mit dem lat. cascus, überhaupt alte Leute. Plutarch conjecturirt, die Italioten hätten vor der Zeit des Herkules die in das Land kommenden und ermordeten Fremden Argeer genannt. [1]

Offenbar hat die besprochene Sage in Rom zu einem Sprüchwort geführt, ähnlich unserem „über Bord werfen." Jugendlicher Uebermuth meinte, man solle die Greise der 5ten Altersclasse von der hölzernen Brücke herabwerfen welche zu den Comitien führte, wo jene nur unnütze Besucher. Unzweifelhaft ist von einem Verbrecher die Rede, wenn Cicero bei der Vertheidigung des Roscius aus Ameria vom Capito sagt: „Ich kann auch einen nennen, der, obgleich noch nicht „60 Jahre alt, durch ihn von der Brücke in das Wasser gestoßen worden ist." [2]

Wir begegnen in Italien dem Menschenopfer auch zur geschichtlichen Zeit. Im J. 399 d. St. schlachten die Tarquinier 300 gefangene Römer als Opfer ab — „ein Blutgericht, durch dessen Abscheu„lichkeit die Schmach der Römer noch augenfälliger wurde." [3] Noch anderthalb Jahrhunderte, später ist Rom selbst der Schauplatz der Gräßlichkeit. Allein Hannibal steht vor den Thoren, und zu noch größerem Entsetzen haben sich Vestalinnen prostituirt. Daß der Oberpriester höchst eigenhändig den Stuprator todt peitscht, reicht zur Sühne nicht aus; die sibyllinischen Bücher fordern höhere Opfer, und so werden auf dem Ochsenmarkte zwei Menschenpaare, ein Gallier und eine Gallierin, ein Grieche und eine Griechin, lebendig in einem unterirdischen Gemache begraben, was früher schon zu ähnlichen Hinrichtungen gedient. „Im „Widerspruch mit dem Wesen römischer Gottesverehrung" — so urtheilt Livius nachträglich vom Standpunkt seiner Zeit. [4]

Wenige Jahre später ziehen die Römer die Bletonesier vor ihr Forum, weil sie gewissen unbekannten und fremden Gottheiten Menschen geschlachtet. Die Häuptlinge entgegnen, das Menschenopfer sey bei ihnen gesetzlich, jedoch wird ihnen dieses für die Folge untersagt. Wir finden aber diese Geschichte nur bei Plutarch, und nirgends anderwärts wird jenes Volk genannt. [5] Demselben Autor verdanken wir das folgende, wo die Glaubwürdigkeit durch Anführung der Quellen nicht gesteigert wird. Metellus habe bei einem Opfer in Afrika allein die Vesta vergessen, weßhalb der Wahrsager Cajus Julius von jenem die eigene Tochter Metella forderte, die Göttin stellte jedoch eine vertretende Hirschkuh und versetzte die Metella als Priesterin nach Lamusium (?). So wiederholt sich also genau der Vorgang wie bei der bezweckten Opferung des Isaaks und der Iphigenia.

Julius Obsequens, welcher zur Zeit des Honorius lebte, hat sich die trostlose Mühe gegeben den römischen Aberglauben mit allen Prodigien und Portenten zu analysiren. Er berichtete vom J. 665 d. St.: „Als auf Befehl der Haruspices eine Jungfrau geopfert wurde, störte „ein aus der Gurgel des Mädchens kommendes Gelächter die Hand„lung." [1] Hier ergibt sich jedenfalls daß man gegen das Ende des 4ten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung die Ueberzeugung hegte daß in Rom Menschenopfer stattgefunden. Dafür bieten sich noch andere Beweise.

Plinius [2] gedenkt eines Senatsbeschlusses vom J. 657 d. St. daß fernerhin ein Mensch nicht geopfert werden dürfe. Dieses kann sich aber auf Rom nicht beziehen, indem gleich darauf das Verdienst des letzteren gerühmt wird Ungeheuer abgeschafft zu haben, denen Menschen zu opfern für religiös gegolten, während man das Fleisch der Abgeschlachteten der Gesundheit zuträglich gehalten. Allein auch nach jenem angegebenen Jahre begegnen wir der Gräßlichkeit in Rom selbst, und es ist zunächst sehr bezeichnend daß die entsetzliche Hinrichtung des Marcus Marius, welche unter Leitung des Catilina auf dem Grabe eines der Gegenpartei stattfand, von mehreren Schriftstellern als ein Opfer betrachtet wird. Wir möchten das folgende nur als ein Stadtgeschichtchen betrachten. Im Jahre 716 d. St. hatten sich Bienenschwärme auf die Statuen der Isis und des Osiris gesetzt, weßhalb man die Tempel dieser Gottheiten abriß. Aus Versehen wurde ein Tempel der Bellona mit abgebrochen, und da sollten Töpfe mit Menschenfleisch gefunden worden seyn. [3]

Als Cäsar im J. 717 nach dem vierfachen Triumph Festspiele mit einem ungeheuren Aufwand gab, fühlten sich die zuschauenden Soldaten, in Betreff der ihnen gewordenen Belohnung, zurückgesetzt. Es kam zum Aufstand. Der Imperator ließ einen der Rädelsführer sofort niedermachen, zwei andere aber auf dem Marsfelde durch den Pontifex Maximus, in Assistenz der Priester des Mars, abschlachten, die Köpfe kamen an die Regia Martis. „Die Sibylle hatte es nicht „geheißen, kein anderer Götterausspruch lautete dahin" — so meint Dio Cassius. [4] Wir erinnern uns aber aus dem Dionys von Halicarnaß [5] daß Romulus gestattet hatte Aufrührer und Verräther dem Dis zu opfern, und es heißt: „bei den Römern war es Gebrauch die „Körper der ungestraft zu Tödtenden einem Gotte, vorzüglich den Unter„irdischen, zu weihen, wie Romulus selbst gethan." Hierher gehört auch eine Notiz beim Plutarch, der in Bezug auf die Decimirung bemerkt welche Crassus gegen Truppen verhängte die sich schlecht gegen Spartakus geschlagen: „es kommen bei der Vollziehung mancherlei „grausenhafte und unheimliche Gebräuche vor." [6] Offenbar erkannte Cäsar in schwankender Disciplin eine Erschütterung der Grundpfeiler von Roms Größe, und wollte das Vergehen wie eine Verletzung der Götter selbst bestraft wissen. [7]

(Schluß folgt.)

[1] *Plut.* Quaest. Rom. 29, 38; *Gesner* in Quinct. instit. orat. I, 5, 8; Cf. *Lactant.* divin. instit. I, 21.
[2] *Cic.* pr. Rosc. Amer. 35.
[3] *Liv.* VII, 15. Es gehört hierher (IX, 40—444 d. St.): „Diese „(Samniter) schlachte er für die Unterwelt, sagte Junius wiederholt."
[4] *Id.* XXII, 57; *Plut.* Marcell. 3.
[5] *Plut.* Parall 11: *Pythocles*, Hist. Ital. III, *Dorotheos*, Hist. Ital. IV.

[1] *Julii Obsequentis* fragm. ex libro de prodigiis. Oudendorp, Lugd. Batav. 1720, ep. 116.
[2] *Plin.* H. N. XXX, 1.
[3] *Dio Cass.* XLII, 26.
[4] *Id.* XLIII, 24.
[5] *Dion. Halic.* II, 10.
[6] *Plut.* Crass. 10.
[7] *Cf. Suet.* Caes. 67, 69, 70.

Der statistische Werth der Lombardei.

Oesterreich besaß am Anfang dieses Jahrs einen Flächenraum von 12,120 geogr. Quadratmeilen, durch den Frieden von Villafranca verliert es die Lombardei mit 392 geogr. Q. M. Mantua und Peschiera behält es dagegen wahrscheinlich mit einem entsprechenden Stück flachen Landes. Wäre dieses Stück so groß als die bisherige Präfectur Mantua, so würde sich der Raumverlust um 43 g. Q. M. vermindern. Die Lombardei ist aber das am dichtesten bevölkerte Gebiet der Monarchie, da nicht weniger als 7267 Köpfe auf der österr. Q. M. [1] dort wohnen, während die durchschnittliche Dichtigkeit des Reiches nur 3150 Köpfe beträgt, welcher Mittelzahl Oberösterreich am meisten sich nähert, und die von Böhmen (4878 K.) nicht allzustark überschritten wird. Beträgt der Raumverlust kaum 5 Proc., so büßt Oesterreich dafür nicht weniger als 2,725,740 Unterthanen von 36,514,466 der Gesammtzahl ein; [2] bringt man jedoch die Präfectur Mantua in Abzug, so vermindert sich der Verlust um 270,100 Köpfe, oder auf 2½ Mill., will sagen sieben Procent der Gesammtbevölkerung des Reiches. Finanziell ist der Verlust minder groß, als sehr viele sich erwarten dürften. Im Jahre 1851 betrugen nämlich die Einnahmen aus der Lombardei

an directen Steuern	10,616,533 fl.
an indirecten „	15,184,742 „
Zusammen	25,801,275 „

Seit 1851 haben sich zwar die Steuern noch beträchtlich gehoben, wie dieß natürlich nicht anders seyn konnte, wenn die Staatseinnahmen von 161 Mill. im Jahre 1847 auf 268 Mill. im Jahr 1856 gesteigert werden mußten. Indessen haben sich die Steuern in Oberitalien nicht so rasch gehoben als in andern Kronländern; denn während für das gesammte Reich gegen 1847 die Steigerung 66 Proc. betrug, hat sie in Oberitalien nur 40 Proc. erreicht. Daß diese Provinzen in der nämlichen Zeit von der Zerrüttung durch österreichisches Papiergeld verschont blieben, bedarf nur angedeutet zu werden. Die Staatseinkünfte Oesterreichs vermindern sich durch den Verlust der Lombardei um zehn Procent, und dieser Verlust wäre sicherlich größer gewesen, wenn nicht die italienischen Besitzungen fiscalisch immer bevorzugt gewesen wären. Sie waren 1851 nur einer einzigen schweren directen Steuer, nämlich der Grundsteuer, unterworfen, deren Ertrag (10⅓ Mill.), wenn man oben nachsehen will, beinahe den ganzen directen Steuerertrag ausfüllt. Die Lombarden waren aber vergleichsweise hart damit getroffen, denn nur ein einziges Kronland (Unterösterreich) zahlte mehr directe Steuern auf den Kopf, nämlich 5 fl. 16 kr., und nur zwei andere Kronländer, nämlich Venedig mit 3 fl. 19 kr. und Oberösterreich mit 3 fl. auf den Kopf zahlten annähernd so viel wie die Lombardei, nämlich 3 fl. 52 kr., während der Durchschnitt für die Monarchie nur 2 fl. 7 kr. beträgt. Günstiger stand die Lombardei in Bezug auf die indirecten Steuern, die nur auf 5 fl. 32 kr. auf den Kopf sich beliefen, während an Ueberbürdung Unterösterreich mit 16 fl. 4 kr., Salzburg mit 15 fl. 31 kr., Oberösterreich mit 13 fl. 39 kr., Krain mit 9 fl. 54 kr., Steiermark mit 6 fl. 10 kr. ihm vorausgiengen, Venedig und Görz aber mehr als 5 fl. zahlten. Der mittlere Durchschnitt beläuft sich freilich nur auf 3 fl., wenn man aber den Wohlstand und die Fruchtbarkeit des Landes in Erwägung zieht, war die Lombardei gewiß vergleichsweise ein äußerst mäßig besteuertes Kronland. Heutigen Tages werden in Frankreich je 50 Francs per Kopf an Steuern erhoben. In ihren fiscalischen Eigenschaften steht die Reis und Seide bauende Lombardei, stehen die hochgearteten Gewerbe der Lombarden in keinem Fall dem durchschnittlichen fiscalischen Werth der französischen Länderbestandtheile und ihrer Industrie nach, im Gegentheil werden sehr wenige Departements ihre Steuerkraft mit der lombardischen messen dürfen, obgleich diese an directen und indirecten Steuern nur 9 fl. 24 kr. oder 23 Francs, also noch nicht die Hälfte wie die Franzosen an Oesterreich zu entrichten hatte. Wenn Oesterreich zum Schutz der Lombardei beständig 70,000 Mann bedurfte und jetzt deren um so viel weniger bedürfen würde, was jedoch bezweifelt werden darf, so könnte der Aufwand für diese Truppen (20 Mill.) vollständig schon für die fiscalischen Verluste der Lombardei entschädigen. In diesem Sinn wird der letzte Frieden wahrscheinlich von der Börse ausgebeutet werden.

[1] 20 österr. Q. M. sind etwa 21 geogr. Q. M.

[2] Die Ziffern sind aus Hains Statistik v. J. 1852 entlehnt.

Seidenzucht in China.

(Von A. Lapareille, aus der Revue de l'Orient.)

Vor dem Kriege mit den Westmächten wurde der Seidenhandel in China auf zwei Hauptpunkten getrieben: in Canton und Schanghai. Allein schon ehe die so blutdürstigen und verschlagenen Südchinesen die europäischen Factoreien mit Feuer und Schwert verheerten, suchte sich der Seidenhandel in Schanghai zu centralisiren, und heutzutage kann man sagen daß die großen Geschäfte am letztern Platz allein abgemacht werden.

China ist ein unermeßliches Land. Nicht ganz China aber erzeugt Seide: die Seiden-Region umfaßt nur ungefähr vier- oder fünfmal die Oberfläche ganz Frankreichs. Die Maulbeerbäume werden nicht in Pflanzschulen gezogen, sondern auf den Böschungen angepflanzt, welche sich längs der zum Reis, der Hauptcultur dieser Sumpfländer, verwendeten Felder hinziehen. Es gibt nur eine Zucht welche wirklich diesen Namen verdient, und zwar die des Frühlings; alle andern zusammengenommen verlohnen die Mühe der Aufzählung nicht.

Man wird es uns aber ohne Zweifel Dank wissen wenn wir den von mehrern seidenerzeugenden Ländern so warm empfohlenen italienischen Seidenzüchtern zuvorkommen und in Kürze anführen wie man in China die Seidenwürmer aufzieht. Die Nachweisungen welche diese unerschrockenen Reisenden uns geben dürften, werden wahrscheinlich bestimmter seyn, allein man wird die unsrigen als Abschlagszahlung auf die ihrigen annehmen.

Die großen Züchtungen sind, wie wir mit eigenen Augen gesehen, im äußersten Orient nicht bekannt, dessen größte Züchter die Zahl der

bescheidensten europäischen nicht übersteigen dürften. Die Würmer werden in gewöhnlich aus Bambus erbauten Häusern auferzogen. Die Art der in China üblichen Ernährung und Leitung weicht, so zu sagen, von der unsrigen nicht ab. Man gibt ihnen das Blatt dreimal täglich, zu bestimmt festgesetzten Stunden, und die Hürden, auf welchen man die Würmer absetzt, unterscheiden sich nur der Form nach von den in unsern Ländern gebräuchlichen.

Man entfernt sie, ganz wie in Europa, bei allen Häutungen von ihren Bälgen, und die Chinesen fürchten keinen andern Feind für ihre Zucht als den Südwind, den sie als mörderisch für die Seidenwürmer betrachten. Auch sieht man sie alle Arten von Vorsichtsmaßregeln ergreifen um die Berührungen dieses gefürchteten Windes zu vermeiden. Die Kammern werden stets verstopft gehalten, und man sucht Luft und Licht so viel als möglich abzuschneiden.

Woher rührt es also daß China den ganzen Reichthum seiner ursprünglichen Ernten behalten hat, während unser Europa die seinigen zu Grunde gehen sieht trotz der ausgedehntesten Gesundheitspflege und der gelehrtesten und rationellsten Theorien? Unserer Meinung nach von einer einzigen und einer und derselben Ursache.

Die Chinesen machen keine Züchtung im großen, und haben sie nie gemacht. Bei ihnen sind die Hürden aus Bambu geflochten, und lassen der Luft vollen Zutritt; sie sind, was die Höhe betrifft, sehr geräumig, und sonach nie in zu großer Anzahl in einem und demselben Gemach.

Die Bedachungen der Häuser sind sehr ländlich hergestellt, und lassen frische und reine Luft durchdringen, welche beständig die Stelle der erwärmten und mit den mephitischen Gasen des Gemachs in welchem die Insecten leben geschwängerten Luft einnehmen.

Die allerälteste Routine herrscht ungeschwächt fort, und kein wirklicher und auf seine Wissenschaft stolzer Seidenzüchter erfindet Theorien um Schmetterlinge zu kreuzen, Bastarde zu erzeugen oder die Metamorphosen des Insects zu beschleunigen. In viertausend Jahren hat die Wissenschaft der Seidenzüchterei keinen Schritt vorwärts gethan; ihre Unbeweglichkeit bewahrt sie vor jedem Rückstoß.

Man erzielt in China keine sehr phänomenalen Ernten; sie sind bei allen Züchtern so ziemlich gleich, wenn nicht gerade Südwinde vorherrschen, denn dann traten sehr empfindliche Verluste ein, und die Seidenzüchter des „himmlischen Reichs" schätzen sich glücklich wenn sie auf eine französische Unze (Eier?) eine 30—40 Kilogrammen (Seide?) gleichkommende Quantität sammeln können.

Die bekannten Hauptkrankheiten sind die Muscardine, die Fettsucht und die Wassersucht. Man hat stets geringfügigere Krankheiten wahrgenommen, allein diejenige welche unter dem Namen „Gattine" Europa verheert, kennt man noch nicht. Wir gestehen unumwunden daß unsere Kenntnisse in der chinesischen Litteratur nicht so weit reichen, daß wir aus der Geschichte dieses Landes die Epidemien und Epizootien anführen könnten welche das Reich der Mitte beimgesucht haben.

Ehe die Verträge uns, auf dem Papier wenigstens, diesen unermeßlichen Landstrich geöffnet haben, befand sich der Seidenhandel in den Händen einiger reichen eingebornen Kaufleute, die ins Innere reisten, und die Seidenmassen welche sie während ihrer Reise in den seidenerzeugenden Provinzen angekauft hatten nach Schanghai brachten. In Schanghai wird dann die Classificirung vorgenommen; die Chinesen besorgen dieses Geschäft selbst, mit mehr oder minder großer Pünktlichkeit, sey's nach ihren Erinnerungen, sey's nach dem Blick.

Wir glauben daß nach Unterzeichnung und Ratificirung der Verträge noch einige Zeit vergehen wird, ehe es unsern Landsleuten gelingen kann den chinesischen Käufern eine ernste Concurrenz zu machen. Die in der Sprache liegenden Schwierigkeiten, die diesem Volk angeborne Betrüglichkeit, die Racen-Abneigung — kurz alles bestärkt uns in unserer Anschauungsweise über diesen Gegenstand. Uebrigens liegt wenig daran ob Chinesen oder Europäer die Käufe machen — wenn sie überhaupt nur gemacht werden.

Hier mögen einige nützliche Betrachtungen ihren Platz finden. Wir haben in der jüngsten Zeit viel von der Seltenheit der schönen Sorten chinesischer Seide sprechen gehört. Man hat sich mit einer gewissen Aengstlichkeit gefragt ob es wohl möglich sey daß die Chinesen ihre Erzeugnisse vervollkommnen; ja ob man nicht mit einigem Grund erwarten dürfe daß in Schanghai auf europäische Art eingerichtete Spinnereien errichtet würden, wie man sie in Syrien und in Brussa errichtet habe. Wir glauben auf diese Frage aus zwei Hauptgründen verneinend antworten zu müssen. Der erste Grund ist der: daß die Chinesen das weichlichste und industriell schlechtest organisirte Volk sind welches es in der Welt gibt. Man sieht inmitten dieser alten civilisirten Nation die Industrie des Zurichtens der Garne annoch in seinem primitivsten Ausdruck. Die Arbeit geschieht hier durch Arbeiter ohne Werkzeuge, welche einige Meter Garn zwirnen indem sie dasselbe an der Hand aufrollen. Die Gewerbe sind hier geregelt, und man sieht in jedem Dorf einige Seidenzwirner wie in Frankreich einige Hanfkämmer. Es würde sehr schwer halten die Zahl derselben merklich zu vermehren.

Die einzelnen Landstriche liefern stets die nämlichen *Qualitäten*; es ist bis jetzt unmöglich gewesen die aus einem *und demselben Orte* bezogenen Producte zu verbessern. Es hat sich so gemacht: lautet im Mund eines Chinesen der Beweisgrund mit welchem er auf alles antwortet.

Den zweiten Grund finden wir in dem meteorologischen Einflusse. China ist eins der feuchtesten Länder der Welt; es vergeht im Sommer fast kein Tag ohne Platzregen. Dieß rührt von der Beschaffenheit des Bodens (?) dieses weiten Landes her, der von Canälen und Flüssen durchfurcht und überdieß von Seen bedeckt ist. Das Wasser sickert durch die Mauern hindurch, und nicht selten sieht man im Monat Juni die Kleider im Innern der Häuser schimmelig werden.

Die Trocknung der Cocons an der freien Luft ist daher ganz unmöglich, ihr Transport aus dem Innern sehr schwierig. Das chinesische Erstickungsverfahren steht auf der Höhe der Garnzurichtung dieses Volks; es hat bis jetzt hiefür kein besseres Mittel gefunden als das: die Puppe durch Rösten der Cocons, im buchstäblichen Sinn des Wortes, zu tödten; ist dieß geschehen, so begibt es sich mit der ihm angebornen Geduld, an das Auslesen der gerösteten Cocons, und überliefert die weißen dem Handel, indem es auf diese Art ein Zehntel seines Ertrags opfert. Alles ist somit hier erst noch zu schaffen, und überdieß hat man mit einem der größten Hindernisse, auf die man stoßen kann, zu kämpfen — mit der instinctiven Unzuverlässigkeit und der allergrößten Trägheit.

Natur und Menschen im Kaffernland.

V.

Die Propheten der Kaffern. Verderbliche Folgen ihrer Weissagungen für die Stämme der Kosas und Tembus.

(Schluß.)

Die Regierung hatte während der „Schlachterei“ und auch noch nach derselben den Häuptlingen und ihren Räthen die Jahresgehalte regelmäßig auszahlen lassen. Die Häuptlinge knüpften daran die Hoffnung daß sie sich mit englischem Golde wieder Ochsen und Kühe kaufen könnten; auch glaubten sie daß ihre Leute, namentlich die in die Colonie geschickten, nach und nach etwas erwerben und dann in die verlassenen Gebiete zurückkehren würden. Auf solche Weise wäre das vor der Schlachterei bestandene Verhältniß allmählich wieder hergestellt worden. Dieß konnte natürlich nicht in der Absicht der Regierung liegen, sie mußte den Zustand der Kosas und Tembus benutzen um die gänzliche Unterwerfung derselben herbeizuführen, und die Macht der Häuptlinge für immer zu brechen. Mehrere derselben wurden, als die Gefahr eines Kriegs vorüber war, wegen verschiedener Vergehen verhaftet, vor das Criminalgericht gestellt und zu Gefängnißstrafen, zum Theil mit harter Arbeit, verurtheilt; andern wird es wahrscheinlich noch ebenso gehen, sobald sich nur eine Veranlassung ergibt. Durchaus zweckmäßig und gerechtfertigt war die Verordnung daß die Magistratspersonen in ihren Bezirken geeignete Plätze zur Anlage von Dörfern auswählen möchten, in welchen die in Britisch-Caffraria zurückgebliebenen Kaffern künftig wohnen sollen. Jedes derselben wird aus höchstens zweihundert Hütten bestehen, culturfähiges Land, Weiden und Wasser in seiner Nähe haben und einen bezahlten Vorsteher erhalten. Niemand darf sich darin niederlassen der nicht vorher die Erlaubniß der Magistratspersonen eingeholt hat, auch müssen die Bewohner von den in ihrem Besitze befindlichen Waffen Anzeige machen. Die Besteuerung welche man für diese Dörfer festgesetzt hat ist außerordentlich hoch: von jeder Hütte die einer besondern Familie angehört, soll nämlich jährlich ein Pfund Sterling erhoben werden; ist eine Hütte von mehr als einer Familie bewohnt, so wird die Steuer verdoppelt. Da nun eine Hütte etwa einen Thaler werth ist, so beträgt die jährliche Besteuerung beinahe das Siebenfache, beziehungsweise Vierzehnfache, gerade so, als ob für ein Haus, welches 4000 Thaler werth ist, jährlich 28,000 oder gar 56,000 Thaler erhoben werden sollten. Neben der Hüttensteuer müssen aber jährlich noch für ein Pferd 2 Sch. 6 Pence (etwa 25 Silbergroschen), für ein Stück Rindvieh 1 Schilling (etwa 10 Silbergroschen), für ein Schaf oder eine Ziege 2 Pence (etwa $1^2/_3$ Silbergroschen) entrichtet werden. Daß diejenigen Kaffern welche in irgend einer Eigenschaft von der Regierung bezahlt werden diese Steuern entrichten können, ist begreiflich; wie es aber die andern möglich machen werden, das ist ein Räthsel, dessen Lösung „Landesverweisung“ heißt.

Die gegen die Kaffern ergriffenen Maßregeln wären unvollständig gewesen, hätte man zugegeben daß Kreli jenseits des Kei bliebe. Als Oberherr der Kosas und bei seiner engen Verbindung mit den Häuptlingen der in der Colonie wohnenden Tembus, deren unmittelbarer Nachbar er war, hätte man später neue Intriguen von ihm besorgen müssen, wenn auch augenblicklich seine Macht noch so sehr geschwächt war. Dieselbe würde nach und nach wieder zugenommen haben, indem viele seiner Leute in das Land zwischen dem Kei und dem Bashee (ein von den Drachenbergen kommender Fluß im eigentlichen Kaffernlande, dessen Mündung nicht ganz sieben und eine halbe deutsche Meile von der des Kei entfernt ist) zurückgekehrt und sicher auch andere Kaffern dahin gewandert wären. Die Regierung beschloß daher seine Vertreibung, wozu sie berechtigt war, da Kreli versucht hatte die in Britisch-Caffraria wohnenden Kaffern zum Kriege zu treiben. Als die Schlachterei begann, hatte ihn die Regierung von seinem Beginnen, das für die Kaffern von den traurigsten Folgen seyn müsse, abzubringen gesucht; er hatte dieß aber als Besorgniß ausgelegt, und war in seinem Vorhaben dadurch nur noch bestärkt worden. Da die Tödtung des Viehs nicht überall schnell erfolgte und auf diese Weise die Gefahr eines Kriegs immer mehr verschwand, gieng die Regierung zu Warnungen über, unterstützte ihn aber doch in seiner Noth mit Lebensmitteln. Als endlich das Ungewitter ganz vertheilt war, wurde Kreli — im Februar 1858 — benachrichtigt daß ihn der Gouverneur nicht länger als Nachbar haben wolle, anderwärts sey noch Land genug für ihn. Gleichzeitig wurde eine Unternehmung vorbereitet um das Gebiet zwischen dem Kei und Bashee von Kaffern zu säubern. Man verwandte hierzu keine Truppen, sondern Kaffer-Polizisten, Ansiedler von der Gränze der Colonie und Leute der reitenden Polizei. Die letztern sind sämmtlich Europäer und haben die Bestimmung die Sicherheit in den Gränzdistricten der Cap-Colonie aufrecht zu erhalten. Sie werden von tüchtigen Männern befehligt, und bilden ein Corps welches durch seine Kenntniß der Beschaffenheit des Landes und seinen fortwährend beschwerlichen Dienst zu allen Unternehmungen gegen die Eingebornen besser geeignet ist als die Truppen. Die gegen Kreli und seine Galekas bestimmten Abtheilungen drangen von verschiedenen Seiten her in das Land jenseits des Kei. Die reitende Polizei und die Gränz-Colonisten vereinigten sich, ohne Kaffern gesehen zu haben, am mittlern Bashee, wo sie zuerst auf Vieh stießen, das von ihnen genommen wurde. Einige hundert mit Gewehren und Wurfspießen bewaffnete Galekas zeigten sich auf den Höhen jenseits des Flusses und schienen Willens ihr Eigenthum zu vertheidigen, sie wurden aber durch das wohlgezielte Feuer der Europäer in die Flucht getrieben. Nachdem auch die Kaffer-Polizisten am Bashee angekommen waren, durchzog man die Gegend zwischen diesem Fluß und dem untern Kei, fand aber dort nur einige halbverhungerte Galekas, die an Widerstand nicht dachten. Die Bewegungen der drei Abtheilungen, welche mit Ausnahme einiger Kaffern sämmtlich beritten waren, wurden mit Geschicklichkeit geleitet und mit großer Geschwindigkeit ausgeführt. Die Gränz-Colonisten kehrten dann nach ihren Farmen und die reitenden Polizisten nach ihren Stationen zurück; nur die treuen Kaffern blieben unter einem tüchtigen Officier, welcher eine Magistratsstelle im Districte der Dhlambes bekleidet hatte, am Bashee.

Das Land der Galekas war somit von solchen Leuten welche Widerstand leisten konnten gänzlich gesäubert. Damit Kreli nicht später dahin zurückkehre, beschloß die Regierung eine Anzahl Gaikas und Dhlambes dort anzusiedeln; dieselben sollen unter einer Magistratsperson stehen, und in Dörfern wohnen welche bezahlte Vorsteher haben. Um die Kaffern in Britisch-Caffraria zur Auswanderung an den Bashee geneigt zu machen, werden dieselben dort für einige Zeit von den Steuern befreit bleiben welche ihre zurückbleibenden Landsleute entrichten müssen. Auf diese Weise ist Aussicht vorhanden daß von den Resten der Gaikas und Dhlambes viele über den Kei ziehen werden. Die Regierung beabsich-

tigt auch von den in Britisch-Caffraria und in der Colonie wohnenden Fingoes so viele als möglich in das Land jenseits des Kei zu versetzen, und wird, um dieß ohne Gewalt zu erreichen, auch für sie die Steuern einige Zeit hindurch ermäßigen.

Die an der Gränze der Cap-Colonie und in Britisch-Caffraria wohnenden Fingoes stehen unter erblichen Häuptlingen, welche zwar der englischen Regierung gegenüber nicht dieselbe Bedeutung wie die der Kaffern haben, von ihren eigenen Leuten aber ebenso geachtet werden wie diese. Es stehen auch ihnen Räthe zur Seite, wie die Sitten und Gesetze der Fingoes überhaupt mit denen der Kaffern übereinstimmen; namentlich gilt dieß von der Benutzung des Landes; der Besitz desselben dauert so lange als man darauf wohnt und es bebaut. Da der Amatola-District seither nur militärisch besetzt war, so haben die Fingoes sich zwischen den Forts sehr ausgebreitet, und sind durch Viehzucht und Maisbau wohlhabend geworden. Daneben gelten sie übrigens für ebenso große Diebe wie die Kaffern, wozu auch bei ihnen die Sitte für die Frauen Vieh zu entrichten beiträgt. Ihr Wohlstand und ihr Haß gegen die Kaffern waren seither eine sichere Bürgschaft ihrer Anhänglichkeit an die Regierung; neuerlich hat man indessen aus mehrfachen Anzeichen schließen können daß sie anfangen unzufrieden zu werden. Die Veranlassung dazu liegt einmal in den verhältnißmäßig hohen Steuern welche sie der Regierung zahlen müssen, und zu denen noch Geschenke an ihre eigenen Häuptlinge kommen, und sodann in dem Umstand daß in der Nähe ihrer Ansiedlungen jetzt Land an Europäer überlassen wird. Die Fingoes befürchten — und mit Recht — daß sie mit der Zunahme der weißen Bevölkerung mehr eingeengt werden. Dieß bringt sie natürlich gegen die Engländer auf, da sie denselben während der letzten Kriege gute Dienste geleistet zu haben glauben. Sie sind freilich zu schwach um für sich allein sehr gefährlich zu werden; inzwischen ist der jetzige elende Zustand der Kaffern doch eine sehr willkommene Gelegenheit um auch ihre Zahl in der Colonie und in Caffraria zu vermindern, indem man möglichst viele von ihnen jenseits des Kei in derselben Weise in Dörfern ansiedelt, wie dieß mit den Kaffern geschehen soll. Die Beziehungen zwischen beiden werden nach und nach gewiß freundliche werden, da die Fingoes keinen Grund mehr haben die Kosas zu fürchten. Es werden Wechselheirathen zwischen ihnen stattfinden, und eine allmähliche Verschmelzung wird um so wahrscheinlicher erfolgen als beide dann auf völlig gleiche Weise von europäischen Magistratspersonen regiert und von ihren Häuptlingen — dieß ist aber unerläßlich — ganz getrennt seyn werden. Sie reden Dialekte einer und derselben Sprache und verstehen einander recht gut; körperlich sind sie gar nicht verschieden; man erkennt den Kaffer nur an seiner stolzen Haltung, während der Fingoe noch immer den ehemaligen Sklaven verräth.

Zu den Mitteln durch welche die Regierung den Rest der Kosas unschädlich zu machen glaubte, gehört auch der Versuch Kaffern-Bataillone zu bilden und dieselben in Indien zu verwenden. Man beabsichtigte jedem vom Cap abgehenden englischen Infanterie-Regiment ein solches Bataillon beizugeben. Der Commandeur desselben und die Compagniechefs sollten Officiere der Linie, die Lieutenants junge Leute aus der Colonie und einer davon in jeder Compagnie ein Kaffer, wo möglich ein Häuptling seyn. Von den Unterofficieren wollte man die eine Hälfte der Sergeanten und Corporale von der Linie, die andere aus den Kaffern nehmen. Alle Angeworbenen sollten etwa 10 Thaler Handgeld und in Beziehung auf Sold, Verpflegung und Pension dieselben Rechte wie die englischen Soldaten erhalten. Die Sache blieb ein Versuch, und es hat sich dem Vernehmen nach nicht ein einziger Kaffer zum Eintritt in ein solches Bataillon bereit erklärt. Gerade an den Krieg in Indien knüpften die Kaffern neue Hoffnungen; das Gerücht war allgemein unter ihnen verbreitet daß ein fern wohnendes schwarzes Volk die Engländer zu vertilgen im Begriff stehe, und daß deßhalb Truppen vom Cap abgegangen wären und andere nachfolgen würden. Daneben war die den Kaffern eigene Abneigung gegen Seereisen, wobei sie wahrscheinlich als Sklaven verkauft zu werden befürchteten, ihre Anhänglichkeit an das Land ihrer Geburt, an ihre Landsleute und Verwandten ein weiterer Abhaltungsgrund sich anwerben zu lassen.

Wenn man die Frage stellt was für ein Verhältniß zwischen den im Lande der Galekas anzusiedelnden Kosas und Fingoes und den unabhängigen Stämmen jenseits des Bashee entstehen wird, so dürfte dieselbe wohl folgendermaßen zu beantworten seyn: Die Reste der Galekas und ein Theil von den aus Britisch-Caffraria ausgewanderten Kaffern werden jenseits des Bashee entweder unter eigenen Häuptlingen fortleben oder in andern Stämmen ganz oder theilweise aufgehen. Wie immer ihre Zukunft sich in dieser Beziehung gestalten möge, die Mehrzahl von ihnen wird im Vergleich mit ihren diesseits des Bashee anzusiedelnden Landsleuten in dürftigen Umständen bleiben. Es werden also am Bashee ebenso gut Viehdiebstähle vorkommen wie früher am Keiskamma und am Fischfluß. Um das Eigenthum ihrer Unterthanen zu schützen, wird die Regierung mit den unabhängigen Häuptlingen in Beziehungen treten, und es werden dort endlich ähnliche Zustände entstehen wie an denjenigen Flüssen an welchen früher das britische Gebiet aufhörte. Der Kei bildete eine schlechte Gränze, weil er wegen seiner steilen felsigen Ufer den Engländern bei kriegerischen Unternehmungen mehr als den Kaffern hinderlich war, und weil die Spur gestohlenen Viehes über denselben hinaus schwer verfolgt werden konnte. Der Bashee ist in dieser Beziehung besser; doch darf man nicht glauben daß damit die Ausdehnung des britischen Gebietes ihr Ende erreicht habe. Man wird vom Bashee an den Umtata, von diesem an den Umzimvubo vorrücken, bis endlich die Cap-Colonie mit Natal vereinigt seyn wird. Daß dieß wenigstens der Wunsch des jetzigen Gouverneurs sey, ist von Regierungsorganen im Cap-Parlament ziemlich deutlich ausgesprochen worden. Es muß auch so kommen, da unabhängige Kaffern nicht neben Weißen leben können, ohne daß von Zeit zu Zeit Streitigkeiten entstehen, die eine Zurückdrängung der Eingebornen nothwendig zur Folge haben. Schon jetzt sollen einzelne Europäer sich an den fruchtbaren Ufern des Umzimvubo angesiedelt haben; von denselben wird natürlich Land in Besitz genommen welches die Kaffern mit Recht als das ihrige betrachten. Je mehr Einwanderer nachfolgen, desto größer werden die Besorgnisse der Eingebornen, und die Diebstähle mehren sich mit der Zunahme des Wohlstandes der Ansiedler, bis endlich ein Zustand offener Gewalt eintritt. Hier ist das Streben der Weißen nach Reichthum und Besitz jedenfalls die Urveranlassung der feindlichen Zusammenstöße. Da wo jetzt nur Horden wilder Hirten leben, könnte freilich bei zweckmäßiger Ausbeutung des fruchtbaren Landes eine große Zahl von Europäern nicht nur für sich selbst ein gutes Fortkommen finden, sondern auch am Welthandel theilnehmen und dadurch zur Vermehrung der Behaglichkeit entfernter Völker beitragen.

Wenn man annimmt daß die Gründe welche die fortwährende Erweiterung des britischen Gebiets in Südafrika veranlaßt haben, selbst dann noch fortdauern wenn die Cap-Colonie bis nach Natal reicht und das eigentliche Kaffernland englisch geworden ist, so fragt es sich wo

die Gebietsausdehnung endlich eine Gränze finden werde. Dieß dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach da der Fall seyn wo das Klima eine eigentliche Colonisation wie am Cap und in Natal unmöglich macht, also etwa in der Nähe der Delagoa-Bay. Weiter nördlich mögen am Zambese und an andern Orten Factoreien zur Ausbeutung der Ostküste von Afrika angelegt werden; eine zahlreiche europäische Bevölkerung wird indessen über Delagoa-Bay hinaus schwerlich jemals zu finden seyn.

Ueber die Zeit welche noch verstreichen mag bis der zwischen dem Bashee und Natal gelegene Theil der Südostküste von Afrika englisch seyn wird, lassen sich augenblicklich keine Muthmaßungen aussprechen. Die Bekämpfung des Aufstandes in Indien verlangt so große Opfer an Menschen und Geld, daß Caffraria für die nächste Zeit der ansehnlichen Unterstützung von Seiten der englischen Regierung wohl wird entbehren müssen. Es hängt also viel von localen Hülfsmitteln und namentlich auch davon ab in welchem Maße eine Einwanderung von Europäern in Caffraria und Natal stattfindet. Da zu den zwischen dem Bashee und der Gränze von Natal lebenden Stämmen der Pondos neuerlich Kosas aus Britisch-Caffraria und aus Kreli's früherem Gebiete, so wie Zulus, welche sich von Natal aus in das eigentliche Kafferland begeben haben, gekommen sind, so wird — wenn nicht abermals ganz unvorherzusehende Ereignisse eintreten — eine Gebietserweiterung seitens der Engländer nicht ohne Kämpfe vor sich gehen. Auch in Natal verhält sich die schwarze Bevölkerung zur weißen ungefähr wie fünfzehn zu eins, ein Verhältniß welches keinenfalls geeignet ist ein Gefühl übermäßiger Sicherheit zu erwecken.

Briefe eines deutschen Naturforschers aus Mittel-Amerika.

1. Die Isthmusküste der „Tierra Firme" und ihre Bedeutung für Gegenwart und Zukunft.

(Schluß.)

Von der Mündung des San Juanflusses bis zur Bahia del Almirante dehnt sich die Nordostküste von Costa-Rica aus — waldbedeckt, einsam, menschenleer. In dem Küstenpunkt Moine bei Matina fristen etwa hundert Weiße und Mischlinge ein sieches Daseyn. Die Zahl der wilden Indianer in Costa-Rica übersteigt auf dieser Seite nicht 2000. Die Landschaft Matina selbst, eben so üppig und fruchtbar als ungesund, ist von ihren eigenen Besitzern geflohen, welche es vorziehen ihre Cacaoernten auf dem Rücken indianischer Taglöhner nach Cartago tragen zu lassen. Seit dem Tode des bekannten Agitators für deutsche Auswanderung nach Central-Amerika, Baron v. Bülow, welcher die Gelder der Berliner Colonisationsgesellschaft mit unsinnigen Ansiedlungsprojecten in einem heißen und ungesunden Thal am Rio Reventazon vergeudete, und seit dem unglücklichen Ausgang der Expedition des deutschen Ingenieurs Kurze, der einen Weg von Cartago nach Limon suchen sollte, schienen Weg- und Colonisationsprojecte zwischen dem angebauten und bevölkerten Theil des Hochlandes von Costa-Rica und dem caribischen Meer völlig aufgegeben zu seyn; der ganze Handelsverkehr blieb dem einzigen Hafen der Südsee zugewendet. An der Landstraße zwischen Punta Arenas und der Hauptstadt haben mehrere deutsche Familien Wirthschaften errichtet, wie überhaupt das deutsche Element in Costa-Rica über das übrige fremde Element in der Concurrenz entschieden Sieger geblieben ist. In neuester Zeit hat Oberst Cauty, ein Engländer in Diensten der Regierung von Costa-Rica, eine höchst vortheilhafte Richtung für einen Weg entdeckt, welcher, von der Hochebene zwischen Cartago und San José ausgehend, unterhalb dem Vulcan Barba eine Paßsenkung der östlichen Cordilleren übersteigend, auf einem weit günstigeren Boden als der alte Weg von Desengaño nach dem Sarapiquifluß führen soll. Auch dort ist an dem projectirten Ankerplatz für die künftige Dampferlinie eine deutsche Familie angesiedelt, bei welcher die Reisenden ein Unterkommen finden. Präsident Mora soll endlich entschlossen seyn in eine Anleihe für dieses Wegproject einzuwilligen. Kommt hier eine gute Fahrstraße zu Stande, so wird sich der ganze Handel Costa-Rica's naturgemäß der atlantischen Seite zuwenden, wo gegenwärtig auf ein Areal von über 500 Quadratmeilen kaum 4000 Bewohner kommen.

Die Bahia del Almirante und der mit ihr verbundene Golf von Chiriqui liegen bereits innerhalb der politischen Gränzen der Republik Neu-Granada. In ihrem Streit mit der letztern kostete es der Regierung von San José ein großes Opfer, ihre freilich schwach begründeten Ansprüche auf diesen prächtigen Naturhafen, der an der ganzen Küste des caribischen Meeres nicht seines Gleichen hat, aufzugeben und als Ersatz dafür sich mit dem Golfo Dulce am stillen Ocean zu begnügen. Codazzi's Specialkarte gibt die Umrisse dieser beiden Golfe richtiger und anschaulicher als die weit fehlerhaftere Karte von Baily. An jenes wunderbar gestaltete Zwillingsbassin der Bahia del Almirante und des Golfes von Chiriqui schienen alle Bedingungen eines blühenden Aufschwungs durch Ansiedlung und Handel geknüpft, als die angebliche Entdeckung von ergiebigen Steinkohlenlagern an beiden entgegengesetzten Küsten die Aufmerksamkeit der Amerikaner, Engländer und Franzosen nach diesem großartigen Naturhafen lenkte. Es bildeten sich zwei Gesellschaften — beide ohne fähige Leiter und ohne Capital — ließen Schriften in englischer und französischer Sprache drucken, und verbreiteten sie in aller Welt, um Actionäre und Ansiedler zu ködern. Zwei Franzosen, Lafont und Morell, zeigten sich besonders thätig durch übertriebene Schilderungen von den Ressourcen des Landes, der leichten Zugänglichkeit des Innern, dem Minenreichthum ꝛc. das Publicum zu täuschen, und ein Land in Mißcredit zu bringen welches zweifelsohne eine Zukunft hat, aber gegenwärtig noch in einem Zustand der Wildheit ist, die eine starke Einwanderung an der atlantischen Seite nur in ihr Verderben stürzen würde. Michel Chevalier, der noch an die Möglichkeit einer Depression der Cordillere zwischen der Ebene von David und dem Golf von Chiriqui glaubte, suchte in einer edlern Absicht die Aufmerksamkeit der Regierungen und des wanderlustigen

Publicums auf diese „von der Natur doppelt privilegirte Gegend“ zu richten. [1]

Die unvergleichliche Schönheit dieses Naturhafens bewog den kühnen Entdecker auf seiner vierten Reise hier durch einen der beiden Canäle (wahrscheinlich Boca del Drago) einzulaufen und eine der Inseln zu berühren. Es ist entweder die Isla San Cristobal oder dasselbe Eiland, auf dessen Nordostspitze heute das Städtchen Boca del Toro steht. Die Größe, Tiefe und Sicherheit der Bay, die Pracht der Scenerie, die glänzende Ueppigkeit des Tropenwaldes mußten den großen Seefahrer, der ein so offenes Auge und eine so tiefe Empfänglichkeit für alle Naturerscheinungen besaß, in Erstaunen setzen. Wenige Küstenpunkte Amerika's lassen sich an pitoresker Schönheit mit der Uferscenerie dieses Golfes vergleichen. Die Spanier sahen hier viele Canoes mit Eingebornen, welche nackt und bemalt waren und Goldplättchen am Halse trugen — das erste Gold welches Columbus am Festlande sah.

Die spätere Entdeckung jener Goldminen von fabelhaftem Reichthum westlich von der Admiralitätsbay so wie die Berichte des Entdeckers von Veragua haben offenbar Ursache zur Benennung der „reichen Küste“ (Costa-Rica) gegeben, welcher Name erst später einem Lande geworden, das heute zu den goldarmsten von ganz Amerika gehört. Estrella und Tisingal, von deren Goldreichthum sich die Sage noch bis heute erhalten hat, sind seit den Ueberfällen des großen Piratenbundes in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts und den Angriffen der Indianer so spurlos verschwunden, daß man jetzt nicht einmal ihre Lage mehr kennt. Die in den dortigen Wäldern wohnenden und schweifenden Indianer, die kein eigentliches Jägerleben führen sondern durch Anpflanzung des Pisangs und des Maises mehr oder minder an feste Wohnplätze, wenigstens für eine gewisse Zeit gebunden sind, verkehren an den Flußmündungen der Admiralitätsbay mit den englischen Kaufleuten von Boca del Toro. Aber sie bringen nur Sarsaparilla, Cocosnüsse, Bananen, Thierhäute, Hängematten ꝛc. zu Markt. Unter ihren Tauschartikeln figurirt das Gold nicht mehr, das hier zur Zeit der ältesten spanischen Ansiedlungen am Festlande die wichtigste historische Rolle spielte. Hier wie in andern Theilen von Veragua, Darien und Choco hegen die Eingebornen einen eigenthümlichen Widerwillen gegen dieses edle Metall, mit dem sie nicht mehr wie zur Zeit des Columbus ihre bemalten Körper schmücken. Sie wollen es nicht mehr suchen. Kommen weiße Männer in ihre Berge um das Felsgestein zu untersuchen oder in den Flüssen nach Gold zu waschen, so ziehen sie düstere Mienen und das Leben dieser Männer ist dann immer gefährdet. Tief in der Brust dieser Indianer ist die Erinnerung geblieben daß um dieses Metalles willen ihre Väter unterjocht und gequält worden sind. Ihr dumpfer und enger Verstand hat keinen richtigen Begriff von dem Wandel der Zeiten und der Verhältnisse. Sie fürchten all das Vergangene könne wiederkehren, wenn die Entdeckung einer Goldmine die weißen Männer wieder in ihre Wildnisse zöge.

In Boca del Toro, an der äußersten Südostspitze der „Drachen-Insel,“ wo sich der ganze Handel des Golfes concentrirt hat, wohnen nach der neuesten Zählung 625 Ansiedler, meist Farbige aus Jamaica, welche englisch sprechen und unter britischem Schutz stehen. Einmal monatlich geht von hier die Post über die Cordillere nach David, der Hauptstadt des Departements Chiriqui, des äußersten Westtheiles von Veragua, zu welchem jene Ansiedlung gehört. An der ganzen Küstenstrecke zwischen dem Golf und der Mündung des Flusses „Bethlehem“ (Rio Belen) wohnen nur wilde, aber in ihren Sitten friedsame Indianer in dünner Zahl. Die „Goldminen des Columbus“ an den Flüssen Belen und Veragua wurden vor einigen Jahren wieder aufgefunden und von einer englischen Actiengesellschaft in Angriff genommen. Die ergiebigsten Minen liegen im Quarz, eine Meile vom Flusse Belen. Auch eine kleine Gesellschaft französischer Abenteurer, unter welchen ein in seinen Vermögensverhältnissen tief zerrütteter Graf aus einem der ältesten Adelsgeschlechter der Bretagne figurirte, versuchte dort ihr Glück auf eigene Faust. Als Arbeiter warb die englische Gesellschaft Neger und Mulatten der Küste, da die Indianer nicht arbeiten wollten. Man fand dort überall noch die Reste von Minenwerken und Ansiedlungen spanischer Goldsucher, über deren Schicksal und Ende die Geschichtsquellen der Tierra Firme keine Kunde geben. Das neu bevölkerte Dörfchen Escribanos hat eine Bevölkerung von 60 Farbigen und 15 Europäern, sämmtlich im Dienste der englischen Gesellschaft. Die Arbeiten waren zur Zeit als ich an der Nordküste weilte, ins Stocken gerathen. Das Waschgold lieferte nicht den gewünschten Ertrag, und die für die Minenarbeiten im festen Gestein nothwendigen Maschinen konnten wegen bedeutender Schwierigkeiten der Localität und der Heftigkeit der Brandung nicht ausgeschifft werden. „La mar se pusó alta y fea,“ schrieb Columbus in seinen Apuntamientos an der Mündung des Flusses Veragua, und betonte mit besonderm Nachdruck den bösartigen Charakter dieser Küste (tan brava costa). Denselben schlimmen Ruf haben hier Meer und Küste noch heute unter den Seefahrern, und nur wenige kühne Schiffer mit kleinen Fahrzeugen unterhalten die Verbindung zwischen Colon und den übrigen Küstenpunkten.

Als ich das Städtchen Colon zum letztenmal besuchte, hörte ich von den Betheiligten daß die Arbeiten an den Goldminen von Veragua gänzlich eingestellt worden seyen, und daß der englische Bergmann, der mit ihrer Leitung beauftragt war, nach Europa zurückgekehrt sey. Die kostspieligen Maschinen lagen ungenützt im Hafen von Colon. Ueber die Ursache des Scheiterns dieses mit so viel Eifer begonnenen Versuches „die von Columbus in Veragua entdeckten und zurückgelassenen Schätze zu heben,“ lauteten die Urtheile verschieden. Ich glaube daß die übertriebenen Ansichten hinsichtlich des Goldreichthums der Flüsse von Veragua und besonders des festen Quarzgesteins im Thal des Rio Belen die Unternehmer zu übertriebenen Speculationen verlockte, die in keinem Verhältniß mit der Wirklichkeit waren. Man kennt das alte bergmännische Schlagwort von Süd-Amerika: „mit einer Kupfermine gewinnt man immer, mit einer Silbermine kann man gewinnen, mit

[1] Einsender, der die Cordillere zwischen David und dem Golf von Chiriqui mit guten Meßinstrumenten und Fernrohr nahebei drei Monate bewohnte und bereiste, sieht sich leider genöthigt all die schönen Illusionen und Hoffnungen, mit welchen sich Michel Chevalier und andere näheten, gründlich zu zerstören. Genaue Beobachtungen und Messungen der wichtigsten Punkte des Cordillerenkammes zwischen dem Cerro Picuche und Cerro San Jago, soweit derselbe zugänglich, haben mich überzeugt daß eine bedeutende Depression des Kammes, tiefe Stromdurchbrüche oder Paßsenkungen in der ganzen Ausdehnung des Quellgebietes der in die Admiralitäts-Bay und den Golf von Chiriqui fließenden Gewässer nicht existiren. Eine genauere Schilderung dieser Gegenden sowie der Landschaft am Rio Belen, so historisch interessant durch eine der wichtigsten Episoden aus dem Leben des Columbus, werden Sie mir für die Folge gestatten. Anm. d. Einf.

dem Gold (im festen Gestein) verliert man immer." Hier bewährte sich dasselbe, wenngleich in Süd-Amerika selbst der Ausnahmen viele sind.

Von der Mündung des Bethlehemsflusses bis zur Mündung des Rio Chagres ist die Küste flach und Waldbedeckt, eine einförmige Wildniß. Die Cordillere taucht im Hintergrund empor als eine ziemlich gleichförmige Kette, deren mittlere Kammhöhe zwischen 4000—5000′ schwankt, doch ohne die großartigen und pittoresken Formen, die sie in der wilden Scenerie des Hintergrundes der Admiralsbay und des Chiriquigolfes zeigt. Das Städtchen Chagres an der Mündung des Flusses, wo nach der Goldentdeckung von Californien ein merkwürdiger Aufschwung in Handel und Wandel trotz dem äußerst bösartigen Klima entstanden war, ist heute verödeter und entvölkerter als es vor der großen Transitbewegung gewesen, und zählte zur Zeit als ich in dortiger Gegend weilte (Januar 1858) kaum noch 400 Bewohner, die ein elendes, sieches Leben führten und deren Anzahl sich noch täglich durch Auswanderung verminderte. Der Ort war wegen seines mörderischen Klima's immer übel berüchtigt, und hat in dieser Beziehung an der ganzen Küste von Mittel-Amerika nur einen Punkt seines Gleichen, Omoa in Honduras. Goldburst und Handelsgewinn trotzen gleichwohl jedem Klima, wie auch die Geschichte des Chagresflusses von dem ersten Raubzug, welchen die Conquistadoren, Nicuesa und Lopez de Olano (1510) hier landeinwärts versuchten, bis auf die große Passage der „Californier" in der neuesten Zeit hinreichend gezeigt hat. Historisch berühmt ist das Städtchen Chagres durch jenen Meisterstreich, den hier der große Piratenbund des Antillenmeeres, mit John Morgan an der Spitze, im Jahr 1671 versuchte und glücklich vollführte. Wie armselig erscheint im Vergleich mit ihren Thaten das Unternehmen der heutigen Flibustiers Nord-Amerika's, William Walkers und seiner Gefährten in Nicaragua, und wie erbärmlich fochten seine Flibustiers im Vergleich mit der furchtbaren Tapferkeit welche jene britischen Seeräuber des Antillenmeeres damals bei dem Uebergang über den Isthmus und der Erstürmung der Städte Portobelo, Chagres und Panama bewährten!

Der einzige Ort welcher an der Nordküste der Tierra Firme in aufkeimender Blüthe ist und trotz seinem ungesunden Klima eine bedeutende Zukunft hat, ist das Städtchen Colon, von den Nord-Amerikanern gegründet und ihrem reichen Mitbürger, einem der Begründer der interoceanischen Eisenbahngesellschaft, zu Ehren „Aspinwall" genannt. Der Congreß von Neu-Granada dagegen wählte den Namen „Colon," dem Entdecker der neuen Welt und dieser Küste zu Ehren. Es ist ein Ort von munterm und heiterm Ansehen, dessen neue schmucke Holzhäuschen bunt bemalt zwischen dem Grün der Cocospalmen und der Bananenbäume hervorschimmern. Der Hafen hat sich als gut und sicher bewährt. Die Bevölkerung übersteigt bereits 1000 Seelen. Von hier brausen täglich die Locomotiven der Eisenbahn nach dem Gestade des großen Weltmeeres hinüber.

Portobelo, welches eine Tagreise weiter nordöstlich an dieser Küste folgt, theilte fast das Schicksal von Chagres, obwohl es mehr das Ansehen einer Stadt behalten hat. Seine Bevölkerung beträgt nach dem letzten Census noch 1185 Seelen, die aber auch dort mehr und mehr durch Auswanderung nach den Dörfern in der Nähe der Eisenbahn sich mindern. Dieses heute so verfallene, verarmte und elende Städtchen war einstmals einer der ersten Handelsplätze Amerika's. Die Galionenflotten brachten hieher die Schätze von drei Welttheilen, und während der 40tägigen Messe fand hier ein Waarenumsatz von 7—8 Millionen Pesos statt. Die gesammte Metallausbeute Süd-Amerika's nahm bis gegen Mitte des 18ten Jahrhunderts den Weg über Portobelo. [1]

Andere berühmte Orte aus der ersten Zeit der Entdeckungs- und Eroberung des amerikanischen Festlandes wie Nombre de Dios und Santa Maria del Darien, von wo Vasco Nuñez de Balboa seinen ersten Zug über den Isthmus antrat, sind heute spurlos verschwunden. Einige elende Fischerhütten, von Mulatten bewohnt, sollen am Gestade der Bay von San Cristobal den Punkt bezeichnen wo einst die Ansiedlung von Nombre de Dios gestanden, welche Philipps II grausamer Befehl entvölkerte. Die ganze Küste des Golfes von Darien ist nur von unabhängigen Indianern bewohnt, welche, wie die San-Blas-Indianer an der Mandingobay, zwar friedsam, aber mißtrauisch sind und einer bleibenden Niederlassung der Weißen, mit denen sie gerne Handel treiben, sich mit bewaffneter Hand widersetzen würden. Die Indianer von Darien, deren Zahl wie die aller Urbewohner Amerika's sehr zusammengeschmolzen ist, kennen das Pfeilgift, das sie aber nicht aus vegetabilischen Stoffen bereiten, wie Seemann meint, sondern von Reptilien nehmen. Allen westlich wohnenden Stämmen ist das Pfeilgift unbekannt. Auch die im Innern des Isthmus am Quellgebiet des Rio Bayano und des Chagresflusses wohnenden wilden Indianer, mit denen ich persönlich verkehrte, schossen nur mit gewöhnlichen Pfeilen oder hatten schlechte Gewehre. Der Küste entlang sowohl in Veragua als zwischen Colon und der Mandingobay wohnen auch einzelne Mestizen, Mulatten, Neger und Zambos in elenden Hütten von kleinen Pisangpflanzungen umgeben und einzig nur von der Banane und dem Fischfang lebend. Die letzten dieser einsamen Ansiedler gemischter Race wohnen in östlicher Richtung nahe dem Ankerplatz „el Retrete," von wo bekanntlich Columbus gebrochenen Herzens die Rückfahrt nach Veragua antrat, verzweifelnd an der Erreichung seines westlichen Zieles. Das ausgedehnte Küstengebiet vom Golf von San Blas bis zum Cap Tiburon, der äußersten Nordspitze des Golfes von Uraba, welches in südöstlicher Richtung bis zu den Mündungen des Atratostromes sich hinabziehend fast zwei Meridiangrade und eine wechselnde Breite von 1—3 spanischen Meilen zwischen dem Gestade und der Cordillere einnimmt, ist eine ununterbrochene Wildniß von tropischen Wäldern — feucht, heiß, ungesund, schwer zugänglich und rein nur von Indianern in dünner Zahl bevölkert.

Diesen kurzen übersichtlichen Blick auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des schmalen Festlandes von Mittel-Amerika lassen wir nicht weiter nach Süden schweifen, wo der Continent seine schmale Isthmusform verlassend sich wieder in voller Breite ausdehnt und nach

[1] Die nächste Ursache des Verfalles des einst so blühenden Transithandels von Portobelo und Panama war die aufkommende Schifffahrt um Cap Horn, die mehr noch als die englischen und französischen Piraten dem Isthmushandel den Todesstoß versetzte. Im Jahr 1743 kamen die ersten drei französischen Schiffe um Cap Horn nach Lima. Von dieser Zeit an gewöhnte sich der Handel der Westküste Süd-Amerika's an den directen Verkehr mit Europa. Die beiden Galionenflotten, welche Portobelo und Panama alljährlich besuchten, zählten zur blühendsten Zeit des Isthmushandels 80 Schiffe von 74,000 Tonnen, und brachten an Waaren einen Werth von 10 Millionen spanischen Piastern, ungerechnet den Kronschatz. Die chinesischen Seidenzeuge, die damals so geschätzt waren, und die reichen Producte der Philippinen durften nicht über Panama, sondern giengen über Acapulco. Die Zahl der Galionen die von Kriegsschiffen geleitet waren, minderte sich allmählich, und der Transithandel des Isthmus hatte schon vor dem Ende des 18ten Jahrhunderts fast gänzlich aufgehört. Die Metallausfuhr Peru's gieng zu Land nach Buenos Ayres, und die von Chile um Cap Horn. Einsender verdankt einem der gebildetsten Männer Panama's viele interessante historische Mittheilungen über den Isthmushandel.

einer gänzlichen Unterbrechung des Höhenzuges in der Provinz Choco, jener gewaltige Gebirgsbau der Andes in Neu-Granada und Quito dem „Tibet Amerika's" sich erhebt, in seiner majestätischen Größe mit seinen Vulcancolossen, seinen unvergleichlichen Stromsystemen und der Pracht und Mannichfaltigkeit seiner tropischen Organismen — eine Reihe von Wunderwerken der Schöpfung darbietend wie sie in gleicher Größe, Fülle und Schönheit auf so gedrängtem Raum keinem andern Lande der Erde eigen.

Mit dem Atratothal endigt die Wichtigkeit der „Tierra Firme" als Passageland, ja nach den neuesten Untersuchungen geht dieselbe nicht über den Punkt hinaus welcher das Endziel der letzten Reise des Columbus war. Seit der Craven'schen Expedition weiß man daß ein Canalbau durch den Isthmus von Darien fast unausführbar ist. Dasselbe negative Resultat hat hinsichtlich jenes Theiles der Landenge, der zwischen den beiden schönen Naturhäfen der Caledoniabay und des Golfes von San Miguel gelegen, die Reise des unglücklichen Strain dargethan, welche mit dem Verluste so mancher Menschenleben die Lügen und Phantasien Cullens und Gisborne's schonungslos aufdeckte. Meine eigenen, in Gemeinschaft mit Dr. Kratochwil ausgeführten Untersuchungen an der zuvor völlig unerforschten schmalsten Stelle des Isthmus zwischen dem Rio Bayano und dem Golfe von San Blas und die Messung des Cordillerenkammes nördlich und nordöstlich von Chepo an 14 verschiedenen Punkten haben mich überzeugt daß auch dieser Theil des Isthmus, welche der britische Geognost Hopkins für einen Canalbau vorschlug, ohne ihn näher zu untersuchen, hinsichtlich der hypsometrischen wie der hydraulischen Verhältnisse mit den Vortheilen der Thalsenkungen an den Flüssen Chagres, Obispo und Rio Grande (in der Nähe der Eisenbahn) nicht concurriren kann. Dasselbe darf ich hinsichtlich der eigentlichen Provinz Veragua nach viermonatlichen Beobachtungen und Erkundigungen, die ich daselbst bei den besten Kennern des Landes eingezogen, zuversichtlich behaupten. In der ganzen Längenausdehnung der Cordillere vom Cerro Trinidad bis zur Gränze von Costa-Rica existirt keine Depression der Cordillere, kein Querthal, keine Stromspalte, deren Scheitelpunkt unter 2000 Fuß Meereshöhe hätte. Das Isthmusgebirge ist in der Nähe des Landweges, der von Chorrera nach David und von dort bis an den Rio Chiriqui Viejo führt, so übersichtlich daß keine namhafte Paßsenkung dem mit einem guten Fernrohr bewaffneten Auge des Beobachters entgehen würde.

Wie auch die politischen Verhältnisse zwischen Amerika und der alten Welt sich gestalten mögen — dieses durch die spanische Indolenz dem Weltverkehr so lange verschlossen gebliebene Isthmusland „das Bollwerk der Unabhängigkeit China's und Japans" wie es Humboldt in seinem classischen Werk über Neu-Spanien nennt — das Land welches die erste Thatenbühne der „Conquistadoren" auf dem Festlande war und dann drei Jahrhunderte lang fast in Vergessenheit lag — dieses Isthmusgebiet beherrscht heute eine der wichtigsten Fragen für den Fortschritt der Civilisation, und ihre Lösung wird die nächste Zukunft bringen. Die neuesten Ereignisse in China arbeiten dieser Lösung mächtig in die Arme. Unermeßliche Veränderungen in den politischen Zuständen Ostasiens durch die Sprengung des „Dammes an welchem die Wogen des atlantischen Oceans sich brechen," weissagte der größte Natur- und Länderforscher unserer Zeit schon vor mehr als vierzig Jahren.

„Das Genie beherrscht nur die Zukunft und seine Macht reift erst spät nach." Diese Worte schrieb ein tiefer Denker im Hinblick auf Columbus, Cortez und Raleigh, die drei großen Gestalten des 15ten und 16ten Jahrhunderts, bei denen man in der Geschichte Amerika's mit tiefem Interesse verweilt bevor man zu den ruhmvollen Zeiten des Franklin, Washington und Jefferson gelangt. Jeder dieser Männer, die dem Ursprung nach drei verschiedenen Nationen angehören, bietet für sich ein eigenthümliches Charakterbild dar: Columbus durch den Scharfsinn und die Kühnheit und Beharrlichkeit als Seefahrer und Weltentdecker; Cortez als Eroberer und Staatsmann, der erste welcher an eine künstliche Wasserverbindung zwischen beiden Oceanen ernsthaft dachte; Raleigh durch den unermeßlichen Einfluß welchen er durch die Colonisirung Virginiens auf die Schicksale Nordamerika's ausgeübt hat. Diese drei Männer haben eine Zeitlang die höchste Bewunderung ihrer Zeitgenossen erregt. Aber das öffentliche Wohlwollen hat sich in den Tagen ihres Alters von ihnen abgewendet. Man erinnerte sich ihrer nur, um ihnen in ihrer Vereinzelung Trübsale zu bereiten. Ihr Jahrhundert hat nicht begriffen welche Veränderungen ihre in einander greifende Thätigkeit in dem Bildungszustande der Völker des Westens hervorgerufen und verbreitet hat.

Sollte es den in andere unbekannte Sphären entwichenen Geistern dieser drei großen Männer vergönnt seyn einen Nachblick auf diesen irdischen Schauplatz ihrer Thaten, Plane und Leiden, sowie auf dessen bisherige Geschichte werfen zu können, so fühlen sie wenigstens die Befriedigung daß unsere Zeit in der Anerkennung ihrer unsterblichen Leistungen gerechter war als die ihrige. In dem Welttheil, den sie mit ihrem Ruhme erfüllten, bietet sich ihnen ein historisches Gemälde der Culturentwicklung dar, welches weit über ihre kühnsten Hoffnungen und Träume hinausreicht. Was heute darin auch verunstaltend und trübe erscheinen mag — in der Perspective voll Bewegung, voll reicher nie zuvorgesehener Erscheinungen klärt sich ein lichter, sonniger Horizont, dessen vorübergehende Gewitter nur erfrischen nicht zerstören können. Die Bewegung selbst ist heute noch zu groß und ungeordnet, und der wechselnden Erscheinungen sind zu viele als daß ein welthistorisches Bild ohne trübe Flecken oder Schatten hier möglich wäre. Das aber ahnt heute jeder unbefangene Beobachter: daß in den unermeßlichen noch so wenig bevölkerten Räumen eines mit allen Gaben der Natur unendlich reich gesegneten und durch seine vermittelnde geographische Lage zwischen Europa und Asien so überaus bevorzugten Welttheils — in Räumen wo sich heute alle fragmentarischen Elemente der thatkräftigsten Völkerstämme Europa's zu einem gemeinsamen nationalen Körper krystallisiren — Keime von weltgeschichtlicher Größe und Combinationen zu einer neuen Culturbewegung liegen wie die Vergangenheit und Gegenwart der alten Welt sie nicht kennt und ihre Zukunft nichts ähnliches verspricht.

Aus den Erlebnissen eines Jägers und Trappers in Nordamerika.

6. Ein Prairiebrand. Der Biberfang.

Am Morgen nach der unglücklichen Bärenjagd trat ich meine Reise nach der Bibergegend an. Der Weg führte längs des Fußes der Gebirgskette über mehrere Flüsse hin. Gegen Mittag, nachdem ich ungefähr 15 Meilen zurückgelegt hatte, band ich meine Thiere unter einigen schattigen Bäumen an den Ufern eines kleinen Flusses an, welcher über ein sandiges Bett hinströmte, nahm ein leichtes Mahl zu mir und begab mich dann in das Gebirg, um mich nach Wild umzusehen. Es war sehr warm, und die Jagd auf zwei Hirsche führte mich über so rauhen Boden und durch so undurchdringliche Dickichte, daß ich ganz abgemattet war als ich endlich einen der Hirsche erlegt hatte, und mich auf einen Felsen, von wo aus ich die Prairie übersehen konnte, niedersetzte und einschlummerte.

Als ich erwachte, war die Sonne bereits untergegangen, aber obschon die Finsterniß sich rasch über die Berge lagerte, sah ich zu meinem Erstaunen ein helles Licht an den Seiten der Gebirgskette glänzen. Ein Blick überzeugte mich daß der Berg in Feuer stehe, und indem ich aufsprang, wurde ich auf der Stelle das Gefährliche meiner Lage gewahr. Der Boden war unweit der Stelle wo ich meine Thiere angebunden hatte, angezündet worden. Eine dichte Rauchwolke hieng über der Ebene, und als nun ein leichter Ostwind sich erhob, schoß plötzlich eine Flammensäule zum Himmel empor und wälzte sich ungestüm den Strom hinauf. Das dürre Buschwerk, welches sich an den Ufern hinzog, gab dem Feuer kräftige Nahrung. Schon war das Gebirge von dem verzehrenden Element angegriffen worden; zwei Flammenflügel breiteten sich von dem Hauptstrom aus und stürmten mit der Schnelligkeit eines Rennpferdes den Abhang der Berge hinauf. Die trockenen Fichten und Cedern zischten und krachten, so wie die Flamme sie erreichte und am Stamm hinauf sich über die Zweige verbreitete, während das lange, wogende Gras ein wahres Flammenmeer bildete. Wegen der Schnelligkeit mit welcher das Feuer vorrückte, fürchtete ich daß es bereits meine Thiere erreicht haben würde, und eilte sofort nach dem Platz hin, so schnell ich laufen konnte.

Als ich hinkam, fand ich zu meiner großen Freude daß der Platz vom Feuer noch unberührt war; die Maulthiere rissen jedoch an den Stricken und zitterten vor Angst. Ich machte sie sofort los, bestieg meinen „Oregon," warf den „Liebling" über den Rücken des alten „Fliegengras" und befestigte meine Päcke. „Liebling" fiel herunter, aber ich hatte keine Zeit zu warten, weil das Feuer mich rasch einzuschließen und mir jeden Rückzug abzuschneiden drohte. Ich faßte deßhalb den Strick, der am „Fliegengras"-Zügel befestigt war, gab „Oregon" die Sporen und jagte auf einen breiten Fluß los, welcher in einer Entfernung von fünf Meilen in schräger Richtung von meinem Lagerplatz und in beträchtlicher Entfernung vom Gebirg deutlich sichtbar war. In dem Bett dieses Flusses konnte ich fortreiten, bis ich die sandige Ebene erreichte, wo das Feuer nur spärliche Nahrung finden konnte. Das flammende Element schritt mit schreckenerregender Geschwindigkeit durch das Thal fort, und ich hatte ein tolles Wettrennen mit demselben anzustellen, um den Strom eher zu erreichen als die ungestümen Flammen sein Ufer leckten. Ich brachte es jedoch fertig; „Oregon" sprang sofort in den Fluß und watete bis an den Leib hinein; „Fliegengras," welcher während des Rennens sich von mir losgerissen hatte, kam kurz nach mir, und „Liebling" der etwas versengt war, folgte bald hinterher. Ich sprang von meinem Thier herab, zog meinen „Liebling" ins Wasser und nahm ihn in meine Arme, stieg dann wieder auf, ergriff das Packthier am Strick und ritt im Bett des Flusses abwärts. Auf beiden Seiten war ich von einem Flammenmeer umgeben, und Hitze und Rauch raubten mir fast die Sinne. Es war jedoch ein Kampf um mein Leben, und ich nahm meine ganze Energie zusammen. Endlich kam ich an die Prairie, wo die Vegetation so dürftig war daß das Feuer keine Nahrung fand. Hier fühlte ich mich sicher und benutzte meine günstige Lage dazu, einen Blick auf die furchtbare Scene rings um mich zu werfen.

Die Berge waren unsichtbar, die Luft erschien wie eine einzige Feuermasse, und ungeheure Flammenströme leckten am Himmel hinauf, bis plötzlich eine größere Holzmasse auf einmal in Brand gerieth und den düstern Hintergrund der Gebirgskette grell erleuchtete. Das tiefere Thal war wie ein feuriger See, über welchen sich eine schwarze Rauchwolke hinwälzte. Hie und da kamen Antilopen und Cimarons zum Vorschein, die so geängstigt waren daß sie geradezu dem verzehrenden Element in den Rachen liefen und darin umkamen. Einige dieser Thiere, halb versengt, rannten über die Ebene dahin, verfolgt von Heerden von Wölfen, die, selbst nur mit Mühe dem Tod entgangen, den armen Antilopen dasselbe Glück nicht zu gönnen schienen. Mein Cimaron schauderte bei dem Anblick der gierigen Wölfe und kroch dicht an meine Seite.

Wie man in solchen Fällen zu thun pflegt, zog ich meine Thiere in einen so kleinen Raum als möglich zusammen und machte mich dann daran alle Gräser und Kräuter in einem Kreis von etwa 50 Fuß im Durchmesser auszureißen. Da sie sehr spärlich an dieser Stelle wuchsen, war die Arbeit bald gethan. Obschon ich nah und fern von Flammen eingeschlossen war, gelang es mir doch mich selbst und meine Thiere unversehrt zu erhalten. Sobald irgendwo in meinem Kreis etwas glimmte, trat ich es schnell aus, was allerdings viel Mühe machte, aber auch meine Sicherheit vermehrte.

Den Ursprung des Feuers kannte ich zwar nicht, aber ich vermuthete daß einige herumstreifende Indianer, vielleicht Arapahoes diesen Weg eingeschlagen hätten, wie sie das häufig thun, um einige ihrer Feinde umzubringen, oder deren Pferde und Maulesel zu stehlen. Bisweilen entstehen diese furchtbaren Feuer jedoch auch zufällig, wie z. B. durch einen Funken der in dürres Laub fällt, oder durch Kohlen von einem Lagerfeuer, die der Wind fortweht, und die unbemerkt und unbeobachtet das Werk der Zerstörung beginnen, bis ein Windstoß die helle Gluth anfacht und über weite Strecken vor sich hinjagt.

Zwei Tage verweilte ich auf dieser Insel in dem großen Feuermeer. Nach allen Richtungen hin sah ich nichts als Verwüstung. Die Berge waren geschwärzt; hie und da zeigten sich bisweilen noch Rauch oder Flammen. Der niedrige Thalgrund war mit Asche bedeckt, unter welcher ich die halbverbrannten Körper von Wölfen und Antilopen bemerken konnte; auch einen riesigen grauen Bären sah ich friedlich in der Nähe eines Hirsches liegen.

Am Morgen des dritten Tages entschloß ich mich endlich zur Weiterreise. Nachdem ich mich zuerst überzeugt hatte daß die Maulthiere auf dem versengten Boden gehen konnten ohne ihre Füße zu verbrennen, brachte ich mein Gepäck in Ordnung und verließ das „Insellager," wie ich es getauft hatte. Ich beabsichtigte so schnell als möglich vorwärts

zu kommen um einen Weideplatz für meine Thiere zu erreichen, welche schon schwach zu werden anfiengen. Hätten sie nicht in kurzer Zeit Nahrung bekommen, so würden sie mir ganz den Dienst versagt haben. Ich war glücklich genug am Nachmittag das Ende des verwüsteten Landstriches zu erreichen. Es war an dem Ufer eines klaren Baches. Der Wind schien hier die Richtung der Flammen etwas geändert zu haben. Auf der andern Seite sah ich grünes Gras und Schattenbäume, und fand dort, als ich hinüberkam, einen herrlichen Lagerplatz. Eine Antilope, die ich nahe am Fuß des Gebirges aus einer kleinen Heerde herausgeschossen hatte, gab mir ein köstliches Nachtmahl.

Bei Tagesanbruch setzte ich meinen Marsch nach der Bibergegend fort, erreichte aber die berühmte Bayou Salada erst am Mittag des folgenden Tages. Am Ufer eines der kleinen, klaren Bäche, welche durch dieses schöne Thal fließen, schlug ich mein Lager auf um die Vorbereitungen zum Biberfang zu treffen. Das Lager eines Gebirgsstreifers ist stets pittoresk, und das meinige, welches ich bei dieser Gelegenheit etwas genauer beschreiben will, glich der der gewöhnlichen Sorte. Ich reinigte einen Platz von etwa 10 Fuß im Quadrat, an einem sanften Abhang, etwa 20 Yard vom Ufer des Baches, und errichtete von Fellen, die ich an Pfähle befestigte, eine Schutzwand gegen den Wind. Rechts von diesem rohen Substitut für ein Zelt baute ich ein Fleischgestell, welches aus zwei stehenden Pfählen und einem Querstück bestand, hoch genug daß Wölfe und Bären es nicht erreichen konnten. An dieses Querstück hieng ich meine Lebensmittel. Ein kleines Fell schützte meine Büchse und meine Munition an einer Seite des Lagers, während ich an der andern einen Holzhaufen zusammentrug.

Die Bayou Salada oder das Salzthal zeichnet sich durch die wilde Schönheit seiner Scenerie aus. Auf allen Seiten ist es von hohen und rauhen Bergen eingeschlossen. Pike's Peak ragt mit seinem schneebedeckten Gipfel wie eine gespenstische Schildwache hoch über alle andern hinaus. Das hauptsächlichste Gewässer ist „die Quelle, welche kahl," oder der „Boiling Spring-Fluß," welcher im Thal nicht über vierzig Fuß breit ist. Sanfte grüne Abhänge und kleine Gebüsche und Waldungen, die sich in der Nähe der hüpfenden, glitzernden Bäche finden, contrastiren wunderbar schön mit den steilen Klippen und gähnenden Abgründen der Gebirge. Die Indianer haben manchen blutigen Kampf um den Besitz des prächtigen Jagd- und Trapper-Gebiets gekämpft, aber die Yutas haben es im allgemeinen immer gegen ihre Gegner behauptet. Ich war mit diesen Indianern genau bekannt und brauchte nicht zu fürchten daß sie mich in meinem Trapper-Geschäft stören würden.

Der Biber wurde einst in jedem Theil Nordamerika's, von Canada bis zum Golf von Mexico gefunden, hat sich aber jetzt allmählich vor den Beeinträchtigungen und Verfolgungen des civilisirten Menschen zurückgezogen und wird nur noch im fernen, fernen Westen, an den Nebenflüssen der großen Ströme und in den Thälern der großen Felsengebirgs-Kette angetroffen. In den Gewässern des Platte und Arkansas sind sie noch sehr zahlreich und haben in den letzten Jahren beträchtlich zugenommen, aber der beste Trapper-Grund ist jetzt an den Bächen welche durch die „Bayou-Salada" und die „Old" und „New-Parks," sämmtlich höher liegende Gebirgsthäler, laufen.

Die Gewohnheiten des Bibers sind ein wahres Studium für den Naturforscher. Die Ausbildung seines Instincts, welcher an menschlichen Scharfsinn gränzt, berechtigt ihn zu dem ersten Platz unter allen Säugethieren. An den Dämmen der Biber kann der Wasserbau-Ingenieur lernen; an ihren Häusern kann der Architekt Studien über bequeme Wohnungen machen, während ihre unermüdliche Thätigkeit dem Arbeiter als Muster dienen kann. Die Wohnung des Bibers ist gewöhnlich im Ufer des Flusses ausgehöhlt, der Eingang befindet sich stets unter dem Wasser; nicht selten jedoch, wenn die Ufer flach sind, bauen sie im Fluß selbst Häuser von kegelförmiger Gestalt aus Baumzweigen, die in einander verflochten und mit Erde zusammengebacken sind. Um Dämme zu bauen, um Holz für die Wohnungen zu haben oder Baumrinde zu sammeln, die zur Ernährung für den Winter aufgespeichert wird, fällt der Biber häufig einen Baum, der acht bis zehn Zoll im Durchmesser hat und bringt ihn, mit der Geschicklichkeit eines erfahrenen Holzfällers, nach irgend einer Richtung, wie es ihm gefällt, zu Boden. Er gebraucht dabei die Klugheit sich stets Bäume oberhalb der Stelle wo er bauen will auszuwählen, damit er sie stromabwärts nach ihrem Bestimmungsort hin treiben lassen kann. Wenn der Baumstamm gefällt ist, wird er in kleine Stücke zerschnitten, die der Biber dann ins Wasser stößt und vermittelst seines Schwanzes nach dem Hause oder dem Damm hin steuert. Diese Bäume sind so glatt durchgeschnitten, wie es nur mit einer scharfen Axt geschehen kann. Mit seinen starken Zähnen beißt der Biber Rinnen bis in die Mitte des Stammes hinein, die gleichförmiger und glätter sind als Sägeschnitte. Mit seinem breiten Schwanz, der zwölf bis vierzehn Zoll lang, über vier Zoll breit und mit einem dicken, schuppigen Fell bedeckt ist, übertüncht der Biber sein Haus ebenso gut wie der Maurer mit Hand und Kelle. Das Weibchen bringt selten mehr als drei Junge auf einmal zur Welt; indeß kenne ich einen Fall wo bei einem trächtigen Weibchen, das getödtet wurde, nicht weniger als eilf Junge sich fanden. Der Biber erreicht ein hohes Alter. Ich aß einst den Schwanz eines sehr alten Bibers, dessen Kopf und Bart vollkommen grau war, während ich den Schwanz noch eben so weich und zart fand wie das Fleisch eines jungen Waschbären. Die Jungen sind eben so spielsüchtig wie kleine Katzen, und es ist ein wahres Vergnügen einem alten Biberweibchen zuzusehen wie es mit grotesker Gravität seine Jungen zum Spielen anleitet, während es sich selbst mit einer häuslichen Arbeit beschäftigt.

Beim Biberfang bediente ich mich der gewöhnlichen Methode, die ich von meinem Vater gelernt hatte, welcher unter den Trappern des Gebirges nicht seines Gleichen hatte. Ich folgte dem Strom, an dessen Ufer ich mein Lager aufgeschlagen hatte, und richtete ein scharfes Augenmerk auf ein „Zeichen." Wenn ich einen umgeworfenen Baumwollenbaum fand, untersuchte ich ob es das Werk eines Bibers, und ob derselbe zum Zweck der Nahrung oder der Eindämmung des Stromes gefällt war. Ich untersuchte ebenfalls die Spuren des Bibers im Morast oder im Sand unter dem Ufer, und wenn das „Zeichen" frisch war, setzte ich die Falle in den Weg des Thieres, so daß sie unter dem Wasser verborgen war, und befestigte sie durch eine starke Kette an einen in das Ufer getriebenen Pfahl oder an einen Busch oder Baum. Ein schwimmendes Stück Holz wurde dann mittelst eines wenige Fuß langen Strickes an die Falle angebunden, welches den Zweck hatte, wenn das Thier die Falle fortreißen sollte, die Lage derselben anzudeuten. Als Köder kommt in die Falle die sogenannte „Medicin," welche aus dem Kastor, der sich in den drusigen Beuteln des männlichen Thieres findet, bereitet wird. Der Inhalt von fünf oder sechs Beuteln wird mit einer Muskatnuß, zwölf bis fünfzehn Gewürznelken und dreißig Gran pulverisirten Zimmtes gemischt und unter das Ganze dann so viel Branntwein gemengt daß es etwa die Consistenz von ange-

machtem Senf erhält. Wenn das Präparat sorgfältig verschlossen gehalten wird, bekommt es in vier bis fünf Tagen einen durchdringenden Geruch. Oft habe ich bemerkt daß diese „Medicin" die Thiere aus sehr großer Entfernung anzieht. Um die Sache genau zu untersuchen, stecken sie ihre Beine in die Falle und werden so gefangen.

Früh Morgens pflegte ich meinen „Oregon" zu besteigen und zu meinen Fallen zu reiten. Hatte ich Biber gefangen, so nahm ich sie mit zum Lager, zog sie ab und hob die Schwänze, die ein großer Leckerbissen sind, sorgfältig auf. Die Felle wurden ausgespannt, getrocknet und dann zusammen gefaltet.

Ich hatte einen guten Erfolg, sowohl mit dem Fang als auch mit der Jagd, und sammelte eine Menge prächtiger Felle, während es mir zugleich nie an gutem Fleisch fehlte. Gelegentlich sah ich auch Spuren von Indianern und mußte bei meinen Expeditionen im Thal die äußerste Vorsicht beobachten. Indeß kam mir keiner zu nahe, und ich verbrachte ungestört zwei ganz angenehme Wochen in meinem Lager.

Die botanischen Gärten von Kew.

(Aus dem Athenäum.)

Sir William Hooker hat kürzlich dem k. Oberbau-Commissär in London einen sehr interessanten Bericht über die Fortschritte und den Zustand der k. Gärten in Kew während der sechsjährigen Periode vom Anfang 1853 bis zum Beginn von 1859 vorgelegt. Sir William, welcher, wie wir hier bemerken wollen, der Director dieses wichtigen und umfangreichen National-Etablissements ist, führt an daß erst seit den letzten sechs Jahren die königlichen Gärten als ein vollständiges National-Etablissement betrachtet werden können. Vor dem Jahr 1853 waren sie bloß in der Bildung begriffen; jetzt dagegen nähern sie sich jenem Zustand in welchem, bei den gegenwärtigen commerciellen und wissenschaftlichen Beziehungen, irgendeine beträchtliche Erweiterung derselben, der Ansicht des Directors zufolge, unräthlich seyn würde. Der Fortschritt und das Wachsthum dieser Gärten ist in der That höchst merkwürdig. Vor achtzehn Jahren war England das einzige Land Europa's welches kein botanisches National-Etablissement besaß das man den botanischen Gärten von Paris, Berlin, Wien, St. Petersburg, Kopenhagen ꝛc. an die Seite hätte setzen können, und innerhalb dieses Zeitraums hat der Director der k. Gärten zu Kew nicht nur mit jenen auswärtigen Anstalten zu rivalisiren, sondern auch ein Etablissement zu schaffen gewußt das an Interesse und wissenschaftlicher Bedeutung sie weit überragt.

Wer Kew besuchte, wird bezeugen können daß Sir William Hooker es nicht an sich fehlen ließ, und daß er sich seiner schwierigen Aufgaben auf die befriedigendste Weise entledigte. Er beginnt in seinem Bericht mit der Erklärung daß sein Hauptaugenmerk darauf gerichtet gewesen die Gärten zu einem gesundheitförderlichen Erholungsorte für das Publicum zu machen, der ausgesprochenen Liebe des britischen Volks für die Gartenkunst Genüge zu leisten, und möglichst viel Belehrung zu verbreiten über das Aussehen, die Namen, die Verwendungsarten und Heimathländer ꝛc. einer umfangreichen Reihe nützlicher und zur Zierde dienender Pflanzen aus allen Ländern und Klimaten, benebst ihren Früchten, ob man sie zur Nahrung, als Droguerien, Farben, Bauholz, zu Geweben oder Cabinetsarbeit verwende. Ferner strebte er die Gartenkunst und die wissenschaftliche Botanik zu ermuthigen, indem er die auf den Pflanzenproducten beruhenden nützlichen Künste förderte, den Botanikern die Erweiterung ihrer Kenntnisse ermöglichte, ihre Publicationen unterstützte, Reisenden, Kaufleuten und Manufacturisten Kunde von Pflanzen verschaffte, und Pflanzensammler und Gärtner für den Dienst in England, den Colonien und andern auswärtigen Ländern heranbildete. Alle diese Zwecke können nur durch eine gutgeordnete Organisation erreicht werden, und Sir W. Hooker hält es für wünschenswerth daß das Publicum erfahre wie das System gehandhabt wird. Demgemäß hebt er in seinem Bericht hervor daß der Director, welcher, wie sich von selbst versteht, die Oberaufsicht über die ganze Anstalt hat, auch die sehr umfangreiche Correspondenz führt, die Gärten und Gewächshäuser täglich besucht, den Austausch von Pflanzen und Samen leitet, und alle Aenderungen und Verbesserungen anbefiehlt. Er liefert die Pflanzennamen und ihre Producte an Manufacturisten, Kaufleute, Droguisten, Pflanzschulenbesitzer, Liebhaber und Reisende in allen Theilen der Welt, und ist bisher im Stande gewesen allen derartigen Anforderungen, wenn sie überhaupt gemäßigt waren, Genüge zu leisten, ohne daß er irgendeinen Unterschied machte zwischen denen welche den Gärten Gewinn brachten, und andern. Unter dem Director stehen ein Curator, ein Unter-Curator, sieben Vormänner, welche abwechslungsweise, neben der Verrichtung ihrer gewöhnlichen Gartenobliegenheiten, die Aufsicht führen über die Gärten, die Bibliothek und das Lesezimmer.

Die Gärtner sind stets junge Leute, bei deren Auswahl auf guten Charakter, versprechende Fähigkeiten und geeignete Bildung gesehen wird. Der nominelle Zeitraum für welchen sie in den Dienst zu treten haben beträgt zwei Jahre, während deren sie durch gutes Betragen, Thatkraft und Geschicklichkeit als Gärtner 12 Schillinge, als Vormänner-Gehülfen 18 Sch. wöchentlich verdienen können. Einige der besten Vormänner sind in die Colonien gesendet worden.

Die botanischen Gärten, welche zur Zeit der Uebergabe seitens der königlichen Familie an das Publicum, im Jahr 1841, nur einen Flächenraum von 11 Acres hatten, dehnen sich jetzt auf 70 Acres aus, und zwar ausschließlich der Lustgründe. Die Zahl der Besucher belief sich im Jahr 1841 auf 9174, im Jahr 1858 auf 405,376, ungerechnet die Besucher des Herbariums und der Bibliothek. Das gute Benehmen dieser oft in sehr lästiger Weise in den Gewächshäusern und Museen sich anhäufenden Leute ist durchaus das befriedigendste gewesen. Die größte an irgendeinem Tag zugelassene Anzahl beträgt 13,761. Die Monate während welcher der Besuch am stärksten ist, sind Juni, Juli und August; am schwächsten ist er in den Monaten November, December und Februar. Zur weitern Befriedigung des Publicums sind kürzlich für die bessere Unterhaltung und Ausschmückung der Gärten höhere Summen verwilligt, noch mehr Blumenbeete angelegt, neue Gestrüppe und Baumgruppen gebildet und hochstämmige blühende Pflanzen und Bäume angepflanzt worden.

Der Director führt ferner an daß sich alle Treib- und Gewächshäuser, sowohl was Schönheit als Nutzbarkeit betrifft, im gedeihlichsten Zustande befinden. Die Palmen stehen unvergleichlich, ebenso die Farren, besonders die Baumfarren, dann die Cactusse, Agaven, Aloës und andere saftige Pflanzen, so wie die Bananen. Unter den letztern ist in den Gärten die außerordentlichste Pflanze die riesenhafte abessinische Banane (Musa Ensete), die bis jetzt, außer dem berühmten Bruce, noch von keinem Schriftsteller beschrieben und abgebildet, und jetzt erst durch W. C. Plowden, den britischen Consul zu Massaua, in Europa eingeführt worden ist. Diese merkwürdige Krautpflanze hat im Palmtreibhaus in Zeit von fünf Jahren eine Höhe von mehr als 30 Fuß erreicht; der Stamm hat $7^1/_2$ Fuß im Umfang, und die Blätter sind, unabhängig vom Stiel, 6 Fuß lang! Sie zeigt jetzt auch Aussicht auf eine ihrem Blattwerk entsprechende Blumenkrone. Die Orchideen haben, unter einem in jüngster Zeit angestellten und sehr geschickten Gartenbauer, einen bemerkenswerthen Aufschwung gewonnen. Die eigenthümlichen Pitcher-Pflanzen, die edlen Zanuas, die Cycaden (Sagopalmen) und ihre Verbündeten, die Reispapierpflanze von Formosa, das Gitterblatt (Ouviranda fenestralis), das der Rev. W. Ellis aus den Seen Madagaskars mitgebracht, der „Baum des Reisenden," den derselbe Schriftsteller beschrieben, die Nestelrinde (Lace-Bark) von Jamaica, die seltene Cinchona, oder beste peruanische Rinde, und die edle Sammlung von Sikkim-Himalaya-Rhododendrons, stehen insgesammt in voller Kraft.

Die Gewächshaus-Coniferen (Zapfenbäume) und andere Bäume und Gesträuche gemäßigter Klimate, welche bloß im Winter Schutz erfordern, zeigen sehr deutliche Symptome der Verkommung, die, wie der Director anführt, ihre Ursache darin hat daß sie nicht angemessen genug untergebracht sind — ein Uebelstand den er indeß in Bälde beseitigt zu sehen hofft. Wir fürchten aber, der wirre Zustand in welchem sich Europa im gegenwärtigen Augenblick befindet, werde der alsbaldigen Verwirklichung von Sir W. Hookers Plan, ein riesenhaftes Glashaus für die Cultur großer Coniferen zu errichten, nicht besonders günstig seyn.

Wie es scheint, werden unaufhörlich Gesuche eingereicht um die Gärten vor 1 Uhr Nachmittags besuchen zu dürfen, die jedoch, mit Ausnahme denen gegenüber welche wirkliche Geschäfte oder Ansprüche auf Zutritt haben, durchgängig abgewiesen werden, da die Gärtner nur vor der Zulassung des Publicums stätig fortarbeiten können.

Die Gesuche um Pflanzen, Samen und Museumsgegenstände sind so zahlreich, daß man nur mit großer Mühe die Nachfrage darnach befriedigen kann. In der Regel, sagt der Director, gebe man nur denjenigen welche den Gärten Pflanzen geschenkt, oder denen welche in anderer Weise die Nationalsammlungen gefördert haben. Eine andere Classe von Bittstellern wünscht abgeschnittene Blumen, Blätter zur Blumenmalerei, zu Decorationszwecken oder zur Präparirung von Skelettmustern. Diese letztern Gesuche wurden seit einiger Zeit in großem Umfang gewährt, sie vervielfachten sich aber dergestalt daß an ihre weitere Gewährung nicht mehr zu denken war, und sie jetzt durchschnittlich nur noch denen bewilligt werden welche Ansprüche darauf haben.

Das Arboretum, oder der Lusthain, umfaßt einen Flächenraum von 250 Acres. Diese Fläche wird eingetheilt in 1) das Arboretum; 2) die Pflanzschulen; 3) einen in der Bildung begriffenen großen See, und 4) den Königin-Garten. Das Klima Englands ist dem Wachsthum einer großen Menge von Bäumen und Gesträuchen gemäßigter Himmelsstriche ungemein günstig, und der Director wünscht daher natürlich daß das jetzt in der Anlegung begriffene Arboretum nicht nur Großbritanniens würdig, sondern auch den ausgedehnten Besitzungen des Landes nützlich sey. Es sind im gegenwärtigen Augenblick ungefähr 3500 Baum- und Gesträuchsarten vorhanden, die meist in gedeihlichem Zustande sich befinden. Einige Jahre müssen indeß noch verfließen, ehe man die verschiedenen Baumgruppen in ihrer Vollkommenheit sehen kann.

Es bestehen zwei Pflanzschulen, beide nützlich und vortheilhaft. Im Jahr 1856 wurden 1010 Bäume (hauptsächlich Platanen und Ulmen) zur Anpflanzung in den hauptstädtischen Parken geliefert; im Jahr 1857 13,389, und im Jahr 1858 nicht weniger als 20,814 den Parken und den neuen Gründen in Kew.

Der Königin-Garten, ursprünglich 12 Acres umfassend, ist neuerdings um 14 weitere Acres vergrößert worden. Dieses schöne Grundstück ist dem Gebrauch Ihrer Majestät vorbehalten.

Unter der Rubrik „Museen" hebt der Director hervor daß die für Füllung des neuen und großen Museums erlaufenen Kosten ungemein gering gewesen seyen, da es — Dank dem Interesse das man an diesen Sammlungen nimmt — selten nothwendig ist Exemplare zu kaufen, und man auf brieflichem Wege beständig höchst interessante Gegenstände erwirbt.

Das Kewer Herbarium, stets von hohem wissenschaftlichen Werth, hat während des verflossenen Jahrs, durch die ungeheuren Pflanzensammlungen welche auf Befehl der indischen Regierung in Indien veranstaltet worden waren, einen höchst dankenswerthen Zuwachs erhalten. Diese Sammlungen, die seit dreißig Jahren in den Gewölben des Ostindien-Hauses aufgehäuft gewesen, waren für die wissenschaftliche Welt verloren. In Folge der von Kew ausgehenden dringenden Vorstellungen gaben endlich die Directoren der Ostindischen Compagnie ihre Einwilligung dazu daß die Sammlungen unter Sir W. Hookers Oberaufsicht geordnet werden durften. Die Sammlungen, elf große Wagen füllend, erwiesen sich weit massenhafter als man geahnt hatte; allein mehr als die Hälfte war durch Feuchtigkeit, Ungeziefer und Kohlenrauch gänzlich zerstört. Unter dem Rest sind einige höchst interessante und werthvolle, besonders die von Dr. Falconer in Tibet und Kaschmir gemachten, 70 Kisten füllenden Sammlungen, sodann Griffiths Herbarien, und sämmtliche Pflanzen Helfers aus Tenasserim und der Andaman-Insel. Der Director bemerkt daß die Kewer Herbarien, die umfangreichsten und praktisch nützlichsten welche bestehen, von Schriftstellern und Freunden der Botanik stark benützt würden; auch erfreuen sich die Sammlungen des großen Vortheils daß sie, als fern von London, von Staub oder Kohlenrauch, welche dem Papier und den Mustern emfindlich schaden, nicht zu leiden haben.

Ueber die Verbreitung der Dattelpalme.

Hr. v. Martius hat zuerst genauer die Verbreitung dieser wichtigen Palmenart bestimmt, aber dabei dreierlei Gränzen unterschieden, nämlich solche innerhalb welcher die Dattel reichlich Früchte trägt, solche wo sie nur blüht, und solche wo sie nur Blätter trägt. Die Dattelpalme die noch trefflich auf den Canarien gedeiht, trägt am Tejo nur kränkliche Früchte. Die fruchtlose Palme erreicht in Spanien die Breiten Asturiens, sie findet sich auch in der Provence, aber nördlicher als Valencia wird sie jetzt nicht mehr als Fruchtbaum cultivirt. Auf Corsica und Sardinien reifen nicht immer die Datteln. Die Palmen an der Riviera Genua's sowie alte Dattelbäume in Rom werden nur benützt um mit ihren Blättern Handel zu treiben. Selbst auf Sicilien und auf Malta reifen die Datteln nur ausnahmsweise. Nach Alphonse Decandolle (Géogr. botan. rais. I. p. 346) sind es folgende Punkte welche die Verbreitungslinien charakterisiren:

Fruchttragende Datteln

	Breite.	
Canarien	29 — 30°	
Königreich Valencia, Elche	39°	44′
Südabhang des Atlas	33 — 36°	
Tunis	37°	
Syrische Küste	31 — 32°	
Jericho	32°	
Bagdad	33°	19′

Blatttragende Datteln

Oviedo (Asturien)	43°	30′
Geschützte Stellen der Provence	43°	43° 20′
Riviera	44°	
Rom	41°	58′
Trau (Dalmatien) geschützte Stellen	43°	30′
Westliches Anatolien	39	
Südliches „	37 — 38°	
Anah am Euphrat	34°	20′
Tekrid am Tigris	34°	40′

Diesen Stand unserer Kenntnisse hat der Naturforscher v. Baer durch eine am 7 Jan. d. J. der Petersburger Akademie mitgetheilte Arbeit [1] sehr erheblich vervollständigt. Die russische Akademie hatte der chorassanischen Expedition unter Hr. v. Chanykow den Auftrag ertheilt, Blätter von Palmen einzuschicken, die, wie man gehört hatte, sowohl in Sari (Masenderan) als auch auf der Halbinsel Potemkin bei der russischen Flottenstation Aschir am kaspischen Meer (südöstlicher Winkel) wachsen sollten. Aus Sari nun wurde ein Blatt nach Petersburg gesendet, und man erkannte deutlich daran daß wirklich die Dattelcultur bis an die kaspischen Uferländer reiche. Leider weiß man nur nicht ob die Palme ihrer Früchte wegen dort gezogen werde, doch darf das letztere aus später mitzutheilenden Thatsachen beinahe geschlossen werden. Die Dattelpalme gedeiht nicht im Innern des iranischen Tafellandes, sondern findet sich erst an seinen nach Süden gelegenen Stufen. Man trifft sie auch nur im Osten Chorassans und einzeln in den Abstufungen nach dem Tieflande Indiens, reichlich aber nur in der Indusebene. Dort wiederum findet sie, wie Decandolle bemerkt, ihre Gränzen gegen Osten. Das wahre Dattelland liegt zwischen den Flüssen Euphrat und Tigris. Decandolle zieht zwar die Nordgränze der reifenden Datteln schon bei Bagdad (33° 19′), und die der blatttragenden (34° 30′) von Anah nach Tekrid, allein Baer belehrt uns, daß selbst in der Breite von Mosul (36¼°) bei Sindschar noch Datteln reifen, ja dieß sogar unter 36° 30′ an geschützten Stellen des Mittelmeers geschieht.

Sari in Masenderan liegt etwa 36° 30′, und es ist daher nichts unmögliches daß Datteln dort gezogen werden sollten. Decandolle meint, daß die Palme eine durchschnittliche Temperatur von 18½ bis 19° C. bedürfe um Früchte, und 15°,3 C. um Blätter zu tragen, im erstern Fall aber müssen auch noch sechs Monate mindestens 18° C. oder 14°,4 R. Temperatur besitzen. Diese Bedingung erfüllt die Insel Aschir am Astrabad'schen Meerbusen mit 14,° R. oder 17°,6 C. und folgenden Jahreszeitenwärmen:

Winter	6,° 12	Réaumur
Frühling	13,° 22	„
Sommer	21,° 41	„
Herbst	15,° 56	„

nahezu, so daß in geschützten Lagen bei Sari recht wohl ein Dattelklima angetroffen werden könnte. Außerdem besitzen wir die Gewährschaft arabischer Geographen. Kaswiny († 1349) spricht von Dattelcultur bei Dschordschan (Astrabad) und bei Amol (Masenderan). Istachry, ein noch älterer Geograph und ehemaliger Postmeister, bemerkt in Bezug auf Derbend, „es besitze viele Datteln, aber wenig Datteln außer denen die man dahin bringe." Carl Ritter hat die Angabe durch ein Fragezeichen bezweifelt. Istachry behauptet auch, daß um Miafarekin, der Hauptstadt des alten Armeniens, Datteln gebaut würden, und Hr. v. Baer erinnert uns daran daß noch zu Strabo's, ja zu Moses von Chorene Zeit Oelbäume in der Ebene des Kur und Araxes gezogen wurden.

Sicherlich wenn man irgend einen Werth auf die Angaben arabischer Geographen legen will, die uns doch sonst so nützliche Dienste geleistet haben, so muß man ihren Angaben über Dattelcultur die höchste Aufmerksamkeit schenken. Sie haben zwei Dinge über den Erdboden verbreitet: das Kamel und die Dattelpalme. Innerhalb der Gränzen der Dattelzucht lag auch der Raum der arabischen Herrschaft. Burton, wenn wir nicht irren, erzählt die köstliche Anekdote einer Beduinenfrau, die als Amme von einer britischen Herrschaft nach England geführt und von dort nach der Heimath zurückgeschickt worden war. Sie hatte viel von den Herrlichkeiten der europäischen Insel zu berichten, jeder neue Gegenstand erregte das Staunen, erregte den Neid der horchenden Araber, die ihre Heimath stiefmütterlich behandelt sahen. Endlich fragte einer, ob denn die englischen Datteln auch so gut geriethen als die arabischen, und als die Amme die völlige Abwesenheit der Dattelpalme verkündigte, da bedauerten alle mit schadenfrohem Mitleid das „arme" England. Man braucht auch nur einen arabischen Reisenden zu lesen, um sich zu überzeugen mit welcher Feinschmeckerei er die Güte fremder Datteln beurtheilt. Die Datteln Medina's sind berühmt, und Schachteln mit den verschiedenen Sorten bringen die Pilger den Ihrigen als heißbegehrte „Reiseangedenken" heim. Diese Volkseigenthümlichkeit und das feste Zusammenhangen des arabischen Stammes mit der Dattelcultur löst auf eine ganz einfache Art die Zweifel,

[1] Bullet. de l'Académie impériale des sciences de St. Petersb. tom. XVII. Nr. 411.

warum jetzt nicht mehr die Palme weder in Derbend noch in Armenien angetroffen wird. Hr. v. Baer freilich verschüttet das Kind mit dem Bade, denn er schließt frischweg auf eine Abnahme der kaspischen Temperaturen. Im Gefühl aber daß er damit gegen alle Resultate der neuern Naturforscher verstößt, will er nur ein örtliches Erkalten jener kaspischen Palmenzonen behaupten, und dieß durch ein Aufhören der vulcanischen Thätigkeit, also der eruptiven Wärmezuflüsse aus dem Erdinnern erklären, womit er freilich wenig Glück bei der gelehrten Kritik machen wird. Das Aufhören der Palmencultur hängt einfach zusammen mit der Verwitterung der arabischen Herrschaft. Daß sich noch heutigen Tages auserwählte Punkte selbst bis Derbend hinauf mit Palmenklima finden werden, hat uns Hr. v. Baer selbst glaublich gemacht. Für Armenien möchte der Beweis noch viel leichter seyn. Lieferten die Palmen dort auch nur ausnahmsweise eine Ernte, so waren die Araber aus Liebhaberei dennoch aufgelegt Datteln zu pflanzen, selbst wo die Ernten nicht die Mühe lohnten. Sie hatten Spanien z. B. mit Dattelgärten bedeckt, und während im 15ten Jahrhundert noch ein Reisender bei Barcelona treffliche Datteln aus der Umgegend aß, ist die Dattelcultur, wie oben bemerkt wurde, bis nach Valencia herabgesunken, hat überhaupt beträchtlich abgenommen. Das gleiche gilt von Sicilien. Auch dort hatten die Araber die Insel mit Palmen bepflanzt, obgleich das Klima daselbst nur sehr selten reiche Ernten gewährt. Es ist auch gar nicht unmöglich daß heute nicht mehr gedeihen will was ehemals unter der Pflege solcher Liebhaber, wie die Araber, immer noch gerieth, daß die heutigen Sicilianer und Malteser sich nicht auf die Zucht wie die alten Araber verstehen. In Bezug auf Armenien will Hr. v. Baer die ehemalige Superiorität der Araber nicht zugeben: „Mit Unrecht würde man eine wachsende Indolenz (des Zurückweichens der Dattelcultur) anklagen, denn im westlichen Theile dieses Thales, wo guter Boden ist und lange Zeit ein weit verzweigtes Canal-System bestand, blühte nach allen Invasionen Garten- und Landbau immer wieder auf." Das ist eben eine historische Frage, ob sich die jetzigen Bewohner der Kur- und Araxes-Ebene mit den Arabern in ihrer goldenen Zeit messen dürfen. Wenige Geschichtskundige werden aber einen solchen Anspruch anders als lächerlich finden, und Hr. v. Baer, der von einem Bewässerungssystem spricht, welches bestand aber nicht mehr besteht, schildert uns in diesen Worten selbst das Einst und das Jetzt. Gerade so ist es in Spanien. Die alten Wasserleitungen und die alten Brücken aus der Gothen- und der Morenzeit verfallen mehr und mehr, man bessert sie kaum noch aus, und gleichzeitig schreitet die Cultur schwieriger Gewächse zurück — soll man auch dort auf örtliche, klimatische Wechsel zurückschließen?

Die schwierigsten Eisenbahnbauten der Erde.

In der Great Indian peninsular Eisenbahn befindet sich eine 25,485 Meter lange schiefe Ebene mit einer totalen Steigung von 558 Metern, in welcher nur 1328 Meter Horizontale, aber 5129 Meter mit $1/_{50}$, 13,003 Meter mit $1/_{40}$, 2373 Meter mit $1/_{37}$, 463 Meter mit $1/_{33}$ Abhang, der Rest mit verschiedenen Steigungen vorkommen. Die stärkste Curve hat 302 Meter Radius und 443 Meter Länge, die schwächste Curve 1609 Meter Radius und 1569 Meter Länge. Man zählt darauf zwölf Tunnel von 30 bis 400 Meter Länge und zusammen von 2318 Meter Länge, welche alle im festen Felsen ausgeschossen sind und ohne Mauerung stehen; ferner kommen darauf acht Viaducte von 48 bis 154 Meter Länge und 13,71 bis 42 Meter Höhe vor, deren Bögen größtentheils 15,24 Meter Spannweite besitzen. Die Einschnitte, deren tiefster 24,38 Meter tief ist, geben 1,240,300 Kubikmeter Inhalt. Die Aufträge wovon der höchste 22,55 Meter hoch ist, 1,414,400 Meter Kubikinhalt. Die Kosten für dieses große Unternehmen sind zu 14,930,500 Francs veranschlagt, also zu 585,980 Francs pro Kilometer. Die Bahn zieht sich an einem vielfach von tiefen Schründen und steilen Abstürzen unterbrochenen Gehänge hin, so daß sie bald theilweise in den Fels gehauen ist, bald von Arkaden getragen wird, und die Gründungen machen an vielen Stellen wegen einer über dem festen Gestein liegenden, aus Geschieben und Lehm bestehenden und sehr zu Rutschungen geneigten Bank große Schwierigkeiten. Eine Station, welche man zur Vermeidung sehr starker Curven und eines zu starken Gefälles angelegt hat, erhält ein sehr merkwürdiges Ansehen, indem sie wie ein liegendes Y aussieht, dessen divergirende Arme zwei nach entgegengesetzter Seite gerichtete Theile der Bahn bilden, während der gerade Fuß von der Station eingenommen wird. Auf dieser Station welche horizontal liegt, werden die Locomotiven vom Kopfe des Zuges hinweggenommen und vor das Ende desselben gespannt, so daß der Zug verkehrt weiter gefahren werden kann. Die schiefe Ebene von Bhore-Ghaut wird, wie so eben gesagt wurde, mit Locomotiven betrieben werden, welche natürlich sehr schwer seyn müssen und entsprechend starke Schienen verlangen. Letztere sollen 6,4 Meter lang werden und wiegen 42,14 Kilogramme pro Meter Länge, sie werden auch in etwas anderer Weise hergestellt als gewöhnlich. Man macht nämlich zu jeder Schiene ein Paket von 22,8 Centimeter Breite und Dicke mit einer ebenso breiten und 3,1 Centimeter starken, oberen und unteren Deckplatte, walzt es zu einer 12,7 Centimeter breiten und 15,2 Centimeter hohen Schiene aus, gibt dann wieder eine Schweißhitze und walzt nun erst die wirkliche Eisenbahnschiene aus. Die Deckplatten sind aus gemischten Erzen und mit Hülfe eines 5000 Kilogramme schweren Dampfhammers hergestellt, und auch die Einlegeschienen sind vor dem Walzen unter dem Dampfhammer bearbeitet. Gegen die Oxydation werden die fertigen und erwärmten Schienen durch das Eintauchen in gewärmtes Leinöl geschützt. Die Schienenstühle sind sehr sorgfältig angefertigt und innerlich durch rasches Abkühlen gehärtet. Die Schienenwechsel sind nicht nur mit der Laschenverbindung versehen, sondern bekommen eine eiserne Unterlagsplatte, welche auf einem 0,99 Meter langen, 0,355 Meter breiten und 0,076 Meter dicken Pfostenstücke befestigt ist, das auf den Querschwellen angeschraubt wird. Die Locomotiven erhalten doppelte Wasserreservoirs von 3634 Liter Inhalt, sind mit Bremsen versehen und werden paarweise verbunden verwendet. Cylinderdurchmesser

0,381 Meter, Kolbenhub 0,559 Meter. Jede Maschine hat vier gekuppelte Räder von 1,219 Meter Durchmesser, 160 Rauchröhren von 5,1 Centimeter äußeren Durchmesser, 98 Quadratmeter Heizfläche und wiegt 35,000 Kilogramme.

Nachstehendes Verzeichniß der größten in Betrieb stehenden schiefen Ebenen gewährt eine interessante Vergleichung.

	Länge in Metern.	Ganzes Ansteigen in Metern.	Mittlerer Abhang.	Größter Abhang.	Kleinster Curvenradius in Metern.	Ganze Länge d. Tunnel in Metern.
Semmering						
a) bei Mürzzuschlag . .	13406	215	$1/50$	$1/50$	30 Curv. von 201 u. 38 Curven von 282 Met. Radius	4281
b) bei Peyerbach . .	21324	404	$1/47$	$1/40$		
Bhore-Ghaut .	25540	558	$1/46$	$1/37$	1 Curv. zu 302 u. 2 C. zu 402 M.	2317
Giovi . . .	9656	271	$1/36$	$1/29$	402.	4103

(Notizblatt des „Civilingenieur“ 1859. Nr. 4.)

Lotteriziehung auf der Piazza Madama in Rom.

Als ich gegen Mittag auf der Piazza Madama anlangte, die ihren Namen von dem durch Catharina dei Medicis auf der Stätte von Nero's Thermen erbauten Palast trägt, war alles schon ganz dicht voll Menschen aus allen Ständen: Herren, Damen, Soldaten jedes Landes, jeder Waffe; der Vetturin und der Eseltreiber, der Fischer und der Matrose, der Hirt der Campagna, die Minente und ihr Bursche aus Trastevere und die Bäuerinnen aus Subiaco und Olevano. Alle diese Köpfe, fortwährend von einer Procession der Wagen und Karren aller Art durchschnitten, richteten sich aufwärts nach dem Palazzo Madama. Die päpstliche Regierung hat ihn nachmals angekauft und zum Sitze des Gouverneurs von Rom gemacht. Jetzt steht „Ministero delle Finanze“ an dem Balcon zu lesen, wenn diese Inschrift nicht wie heute, bezeichnend genug, den Purpur der Lotterie verhüllt, welcher die Altane in ein Gezelt von hochrother Seite verwandelt.

Vorne an der Balustrade hat man auf reichglänzendem Goldgestell — das trägt sich schon aus bei dem Geschäfte — ein Glücksrad befestigt in Form eines wagerechten Fäßchens von Krystall. Dahinter steht ein Monsignor in seinem Amtsgewande, violett und weiß, mit dem Mützchen, um ihn noch eine Gruppe schwarzgekleideter Männer. Einer, der seitwärts im Vorgrunde sitzt, schreit mit weitaufgesperrtem Munde die Nummern eine nach der andern ab, wie er sie hineinthut in das Fortunafäßlein.

Nachdem jetzt sämmtliche Nummern im Fäßchen sind — bei der letzten, welche der sitzende schwarze Mann zu einem Liede ausgedehnt hinausschreit, antwortet die Menge spottend mit noch stärkerem Gesang wie ein schallenderes Echo — steigt gleich einem Geistlein, wie bei Macbeths Erscheinungen am Hexenkessel, aus der Tiefe des Balcons, über dem Glücksrade auf hohem Schemel ein Waisenknabe empor, im weißen langen Faltenrock mit einem dreieckigen, ebenfalls weißen Hut, fast wie ein Müller oder ein Mönch. Er nimmt seinen Hut ab, macht ein Kreuz über dem Glücksrad — „perchè il demonio non ci entra,“ „damit der Teufel nicht Theil daran habe,“ wie mir die nebenanstehenden Frauen erklärten — setzt den Hut wieder auf, und schlägt mit seinem rechten Arm selbst ein halbes Rad in der Luft hin und zurück, um zu zeigen daß er nichts in seiner Hand hält, mit der er jetzt alsbald in das kleine Faß greift, während hinter dem Zelt Trompeten schmettern und zugleich im nämlichen Augenblick die Kanone der Engelsburg donnert, denn der erste Zug geschieht gerade um „mezzo giorno.“

Diese Armbewegung, welche der Junge nicht abgerundet, sondern mit klerikaler Strenge ausführt, hat selbst etwas von einer magischen Beschwörung, als schreibe er Zeichen in der Luft um das Rad zu verzaubern, das Glück zu bannen. Den gezogenen Zettel übergibt er sogleich den ihm zur Rechten stehenden Monsignor; die Nummer scheint doppelt, denn dieser behändigt auch eine dem hinter ihm harrenden Geistlichen. Wenn jeder den seinigen geöffnet hat, fingt der schwarze Mann das „numero“ so und so wie eine Hymne hinunter in die kaum athmende Menge. Und jetzt, sobald er den Klang der Zahl unter sie hinabgeworfen hat, schleudert er nun auch noch vollends die beiden Zettel, die kaum zu fallen Raum haben, auf die Köpfe hinunter.

In diesen welcher verschiedene Ausdruck, welcher wechselnde und sich steigernde Affect! Man sieht in Frauengesichter die wirklich von der Leidenschaft des Spiels verzerrt sind. Dabei verläßt sie aber doch die gute Laune nicht; sie machen unter Lachen hundert Witze, die wieder, wenn der Schlag fällt, von einem Moment der Verzweiflung unterbrochen werden. Selbst den Monsignor oben verläßt seine Würde, er lacht. Viermal wiederholt sich das Ziehen, und jedesmal wird die ausgerufene Nummer mit einem Gelächter von den Massen empfangen, das fast etwas dämonisches hat.

Die meisten Leute in der Menge da unten halten ihren oft recht sehr zerknitterten Zettel in der Hand. Ich war von Frauenzimmern umringt welche Hüte und Shwals trugen, unter denen jedoch manches Zerrissene, wie ein Lotterie-Wappen vorlugte; ich stellte diese Römerinnen, bei denen sich eine gewisse Eleganz mit Lumpen paart, in Gedanken den Spielerinnen von Baden-Baden und deren blitzenden Händen voll Ringen gegenüber. „C'è ancora speranza!“ hieß es von Anfang. Ein hübsches Bauernmädchen aus Albano mit Korallen um den braunen

Nacken und schneeigem Kopftuch, ein vornehmes Kind auf dem Arm, stand auch da in unserer Ecke beim Laden, wo man nach der Piazza Navona einbiegt, und schmachtete mit schmelzenden Blicken hinauf zu dem goldenen Feenrad.

Bald Neckerei, bald Mitleid ließen sich da und dort vernehmen. „Poverello!" hieß es von einem Nachbarn, dessen Zahl nicht herauskam. „Poverello! Er hätte sich wohl allein ins [1] Legno setzen und nach Hause fahren können, wenn er die Nummer gewonnen." — „Just diese Zahl hab' ich gewollt!" klagte ein Weib neben mir mit hohen Brauen und schweren goldenen Ohrgehängen. In aller Mund waren die „sessanta scudi," welche man sich im glücklichen Falle oben beim Monsignor holen dürfe. Alle trugen aber den Fehlschlag gewissermaßen mit Anstand, was immerhin viel ist von einem so glühenden Völkchen; und nahmen es doch zuletzt, ächt kindlich, von der heitern und leichten Seite.

Sämmtliche Gewinner eilten sofort in den Palazzo Madama hinein, vermuthlich um sich die betreffende Summe auszahlen zu lassen; ihren festen, zuversichtlichen Schritten sah man die Nähe eines erwünschten Zieles an. Bald nachher fuhren der Monsignore und der andere Geistliche in ihren Equipagen, zwei umbortete Lakaien hinten oben — stets obligat blau mit Rappen — davon; und das Volk verlief sich auch, aber langsam, aus allen Mündungen der Piazza Madama. Die Ziehung findet alle acht Tage statt, einmal „Fuori" außerhalb, einmal „in Roma."

Erörterungen über auswärtige Politik.

Licht über den dunkeln Frieden von Villafranca kann man nur durch einen Rückblick auf die Begebenheiten seit dem 1 Jan. d. J. gewinnen. Oesterreich stand damals gänzlich isolirt: es hatte von dem zehrenden Hasse der Russen schlimmes zu fürchten, es hatte durch seine Unthätigkeit in dem türkischen Kriege sich England entfremdet, es war Preußen nicht näher gekommen als es am Tage nach dem Olmützer „Frieden" zu ihm gestanden war. Am 1 Januar nun zeigte sich das Gestirn des Hauses Savoyen am Morgenhimmel, es war auch der Moment wo Frankreich hoffen durfte das Bündniß mit einem zweiten Kaiserreiche sich erobern zu dürfen. Anfangs war der Unwillen über die napoleonische Neujahrsdrohung allgemein, und die Sprache der Briten wie die Sprache der Preußen unterschied sich wenig von dem loyalen Zorn der Oesterreicher. Was man in Paris beabsichtigte und weßhalb man irgend etwas beabsichtigte, ob aus Furcht vor Erneuerung von Attentaten, oder aus Besorgniß vor Unruhen im Innern, oder — woran man wenigstens dachte — aus der brennenden Begierde des Kaisers Napoleon auf dem Schlachtfelde die Traditionen seiner Dynastie zu erneuern, war damals noch ein Räthsel, denn der dritte Bonaparte blieb der einzige Mitwisser seiner Geheimnisse. Die Sendung Lord Cowley's war die erste Prüfung der Nieren. Napoleon III begehrte vom Wiener Cabinet Zugeständnisse, von denen er voraussetzte sie müßten kalt abgelehnt werden und Oesterreich in Unrecht vor dem friedenssüchtigen Europa versetzen. Oesterreich gestand alles zu: die Mission Lord Cowley's war „geglückt," und eben deßwegen half Rußland seinem Freunde an der Seine mit dem Congreßvorschlage aus der Schlinge. Seit jener Zeit war es ganz klar daß das Pariser Cabinet die italienischen Angelegenheiten mit mala fides betrieb und der Krieg oder eine diplomatische Demüthigung Oesterreichs, in der zugleich ein Lockruf für das revolutionäre Italien lag, das beabsichtigte Ziel des Kaisers und seines Clienten seyn mußte.

Jeder konnte wissen woran er war, denn es stand eine Erneuerung der napoleonischen Zeit mit vielleicht andern, viel feineren Mitteln und mit größerer Verschlagenheit bevor. In England führte der „Profit" das große Wort, und es siegte der Unverstand daß sich die Briten „von den kostspieligen Händeln auf dem Continente zurückziehen müßten." Wir sind ihnen nicht gram darüber, damit die Deutschen sich der Berechnung auf auswärtige Hülfe endlich entwöhnen. Außerdem blühte wieder üppig der alte Calcül der Neutralen „daß man nur gewinnen könnte, wenn zwei solche Gewalten wie Oesterreich und Frankreich sich schwächten." Der Krieg, selbst ein unglücklicher Krieg schwächt keinen Staat. Preußen, *obgleich halbirt*, war im Jahre 1812 stärker als im Jahre 1805, *Oesterreich war nie größer* als nach der Niederlage von 1809. Preußen ist den Gefahren welche einer Erneuerung des napoleonischen Frankreich entsprießen, am nächsten ausgesetzt, es hatte durch die Verträge von 1815 am meisten gewonnen, durch ihre Erschütterung das schlimmste zu fürchten, es mußte besorgen nach dem Friedenschluß noch mehr vereinzelt, von Oesterreich gehaßt, von Frankreich mißachtet, von Rußland gleichgültig und von Deutschland vorwurfsvoll betrachtet zu werden.

Anfangs hielt es mit Glück die Rolle des Verschwiegenen inne, es gestand zu daß in Italien etwas „faul" sey, daß es aber auch deutsch fühle, so daß weder Feind noch Freund ahnen konnte auf welcher Seite denn der Adler fliegen werde. Diese Politik ließ sich einigermaßen entschuldigen, besonders da geräuschlos die Rüstungen ihren Gang nahmen. Preußen konnte jetzt die Rolle spielen die ihm gebührte. Daß es sich sogleich hätte gegen Frankreich erklären sollen, verhinderten vielleicht bittere Erinnerungen. Oesterreich hatte in der orientalischen Frage ein höchst zweideutiges Benehmen eingehalten. Seine Gesandten hatten die Westmächte gegen Rußland in den Krieg gehetzt unter dem Versprechen eines spätern Beitrittes, als aber die Alliirten vor Sebastopol sich verbissen hatten, blieb Oesterreich der unparteiische Zuschauer, vertrat auf den Wiener Conferenzen nicht einmal die Forderungen der Westmächte, und entwaffnete als die Conferenzen auseinander giengen. Im vorigen Frühjahr war der Urheber dieser saubern Politik Graf Buol noch Staatskanzler, die Preußen hatten daher nicht völlig Unrecht wenn sie behutsam zu Werke giengen. Dennoch blieb ihre Aufgabe einfach die: sobald die Franzosen ihre Kerntruppen nach Italien geführt und dort die Oesterreicher vor sich hätten, mit dem

---

[1] „Legno" heißt im Sprachgebrauch der Wagen, schlechtweg „Holz."

Wiener Hof ein Trutz- und Schutzbündniß abzuschließen und in Frankreich einzufallen „mit allen, mit vielen oder mit wenigen" deutschen Hülfsvölkern. Preußen mußte dieß thun, nicht um Oesterreich seinen Besitzstand in Italien zu retten, an welchem die Süddeutschen so wenig Freude haben als die Norddeutschen, sondern um sich selbst, seinen eigenen Besitzstand vor der Rückkehr eines französischen Soldatenzeitalters zu schützen. Der rechte Zeitpunkt für die preußische Invasion war aber eingetreten sobald die Franzosen nach den ersten Schlachten genöthigt waren Truppen nach Italien zu schieben.

Daß Preußen diesen Weg betreten werde, schien im April ziemlich klar, wo mit der Anwesenheit des Erzherzogs Albrecht in Berlin der Höhepunkt des Einverständnisses eingetreten war. Man darf sich jedoch dieses „Einverständniß" nicht zu groß vorstellen. Wir sagten schon oben daß man in Berlin und in Wien noch immer dem Olmützer Frieden so nahe war wie dem gestrigen Tage. Preußen hatte nicht vergessen daß es als der unterliegende Theil von Oesterreich an der Hand genommen und in die Eschenheimergasse zurückgeführt worden war. Das Bundesverhältniß war seitdem von Preußen immer als Last, als der letzte Schatten des ehemaligen Kaiserthums gefühlt worden, und der Streit um die Hegemonie in Deutschland dauerte ununterbrochen fort. So fand der bonapartische Anschlag die beiden Mächte nicht als Bundesgenossen, sondern als Bundesgegner, den Dualismus verhärteter als je. Ein großherziger Entschluß auf einer von beiden Seiten hätte dieses Hinderniß beseitigt, der eigene Vortheil, vom politischen Scharfblick erkannt, hätte es auch beseitigt, der Mangel an Scharfblick und kleinliche Eifersucht auf beiden Seiten hat das Schicksal der deutschen Bewegung von 1859 besiegelt.

Die Frucht der Sendung des Erzherzogs Albrecht war der preußische Antrag in Frankfurt auf Kriegsbereitschaft und Bewaffnung der Bundesfestungen. Preußen hatte einen Schritt gethan, es hatte sich erklärt. Was geschah jetzt von Seite Oesterreich? Um die nämliche Zeit wo Preußen ein wenig die Maske hob, ergieng nach Turin der Befehl, binnen drei Tagen zu entwaffnen. In den Augen Europa's mußte nothwendig der Gedanke eines Causalnexus zwischen dem preußischen Antrag und der österreichischen Sommation liegen. Die letztere war gewiß der größte diplomatische Fehltritt den man Oesterreich vorwerfen kann, denn das Wiener Cabinet versetzte sich durch diese Uebereilung selbst ins Unrecht, es erschien als „Verbrecher" in den Augen des befreundeten Torycabinets und verletzte jedenfalls, als Vorkämpfer der Verträge, diese Verträge selbst. War doch durch die beinahe viermonatliche Geduld Oesterreichs die Cavour'sche Politik nahe am Bankrott, mußten doch, wenn der Krieg vermieden wurde, die Italianissimi zu irgendeiner Tollheit endlich getrieben werden. Wollte Oesterreich endlich der angegriffene Theil bleiben, es durfte nur, während der Congreß sich vorbereitete, ein Armeecorps nach dem andern nach Italien werfen, bis es den Piemontesen so bang geworden wäre vor dieser Truppenanhäufung, daß aus Turin zuletzt der Antrag auf Entwaffnung kommen mußte. In Berlin kannte man zur Zeit als Erzherzog Albrecht in Berlin sich aufhielt, die Absicht der Oesterreicher gegen Piemont vorzugehen, allein man stellte sich den Schritt wahrscheinlich nicht so nahe vor und merkte mit Verstimmung die Absicht des Wiener Cabinets Preußen als Mitwisser, vielleicht als Mitberather der Sommation vor Europa zu compromittiren. Daher erfolgte denn auf officiösem Weg sogleich gegen den Schritt Oesterreichs eine lebhafte Verwahrung, welche jedermann die Augen öffnete daß noch kein Bündnißvertrag zwischen Oesterreich und Preußen bestand.

Oesterreich glaubte wahrscheinlich nur den Krieg frisch beginnen zu dürfen um Alliirte zur See und zu Lande zu finden. Wer von uns hätte es auch je anders gedacht? Auf der Heiligkeit der Verträge ruhte der Länderbestand aller Staaten vom Niemen bis zur Schelde, für das europäische Gleichgewicht hatte sich 1840 Europa gegen Frankreich, 1853 gegen Rußland erhoben, war man selbst eingetreten für die ungeschmälerte Herrschaft der Pforte. Oesterreich hatte also wohl Recht auf Bundesgenossen zu hoffen, besonders da der Angriff so frivol gewesen war und von der allergefährlichsten Seite kam. Wer sich einzig nicht verrechnete, war Napoleon III. Er wußte daß die Neutralen anfangs neugierig zuschauen würden, in der Erwartung beide gleich starke Militärmächte langsam verbluten zu sehen, daß wenn ihm in Italien das Kriegsglück nicht hold war, er am Ende seiner Laufbahn stand und eine preußische Invasion ihm dann eher nützen als schaden könnte, daß aber umgekehrt jeder Sieg in Italien die Neutralen einschüchtern und noch „neutraler" machen werde.

In Berlin hatte man sehr viel gewonnen als der Mai zu Ende gieng. Oesterreich hatte zwei Armeecorps aus Böhmen und von Linz her nach Italien gezogen, die anfangs zu Bewegungen gegen den Rhein bestimmt, für deren Transport auf der Donau schon Verträge geschlossen waren. Der Regent hatte erklärt daß er für die Verträge und für das europäische Gleichgewicht einstehen werde. Daß man für die Erhaltung des österreichischen Länderbestandes zu kämpfen in Berlin entschlossen gewesen ist bis zum Bekanntwerden des Waffenstillstandes, wird der Geschichte wohl bald nachzuweisen gelingen, aber man wollte dabei Nebenvortheile erzielen. Daß Preußen sich der Protestanten in Oesterreich angenommen hätte, lag zwar nahe, aber es durfte nicht als Bedingung auferlegt werden. Indem sich Preußen für die Unverletzlichkeit der Verträge erklärte, wollte es doch zugleich darauf dringen daß die italienischen Angelegenheiten auf eine dauerhafte Weise geschlichtet würden. An sich war dieser Gedanke völlig verständig. Preußen mußte seine Landwehr aufbieten um Oesterreich Luft gegen seine Dränger in Italien zu machen, es durfte daher fordern daß der Anlaß sich nicht mehr erneuere, daß Oesterreich in Zukunft eine italienische Politik einschlage welche fremden Mächten die Gelegenheit zu Einmischungen verschließe. Verständig war auch diese Bedingung, wenn es überhaupt Preußen zukam seine Waffenhülfe an Oesterreich zu versteigern. Die liberale Partei verlangte zu gleicher Zeit von Oesterreich einen Wechsel seines innern Systems. Dieser Wechsel erschien auch sehr vielen Anderen als die Vorbedingung des Erfolges, denn wie mußte es im Reich aussehen wenn es der Armee, an welcher der Kriegsherr mit dem Auge eines Liebhabers hieng, an fähigen Führern, an Verpflegung; wenn es zum Sprengen einer Brücke, wenn es in der Citadelle von Mailand an Pulver fehlte, wenn die Verproviantirung von Mantua und von Verona in dem Augenblick angeordnet wurde nachdem der Mincio bereits verloren war? Bevor man das Schwert ziehe, meinten sehr viele Liberale, müsse Preußen die Zusage eines wahren neuen Oesterreich schwarz auf weiß besitzen, denn Oesterreich entschlüpfe immer: es sage während des Krieges, der Zeitpunkt für Reformen sey nicht günstig, und es werde nach dem Sieg sagen: der günstige Zeitpunkt sey vorbei. Selbst wenn es das gethan hätte — ja wir glauben, es wäre, solange das alte System sich rüstig fühlte, buchstäblich alles so verlaufen — Preußen

mußte doch schlagen, es mußte mit Oesterreich bedingungslos gehen. An Zusagen in der Stunde der Bedrängniß hätte man eine siegreich hervorgehende Großmacht nicht mahnen dürfen, also was nützten Zusagen? Preußen war entweder wirklich durch die Napoleonische Waffenmacht und die Napoleonische Politik gefährdet — dann war das Losschlagen ein Gebot der Selbsterhaltung; oder es brauchte für seine Sicherheit nichts zu fürchten — warum dann einen Continentalkrieg beginnen, damit in Oesterreich irgendetwas eingeführt werde was Oesterreich ebensogut wieder abschaffen konnte? Dieß waren die Anliegen der öffentlichen Meinung, die preußische Regierung aber forderte den Oberbefehl über die gesammte deutsche Macht, und eine Außerkraftsetzung der Bundeskriegsverfassung. Eine Großmacht von zweifelhaftem Rang wie Preußen ist erbittert auf ein gewisses europäisches Decorum, sie erröthet bei dem Gedanken daß es den Schein haben möchte als sey Preußen einem „Lebensaufgebot" der Bundespräsidialmacht gefolgt. Daher das ewige Betonen eines „freien" Entschlusses, an dem niemand gezweifelt hat als Preußen selbst. Nichts war billiger als daß Preußen den Oberbefehl über die deutschen Truppen beanspruchte, denn eine ersprießliche Kriegführung mit einer Reichsarmee war anders nicht denkbar. Preußen wollte, dieß ist jetzt ganz klar, als preußische nicht als deutsche Großmacht die deutschen Contingente nach Paris führen, während Oesterreich die französischen Kerntruppen in Italien festhielt. Es verlangte als Reiterlohn für seinen Dienst die Anerkennung einer gelungenen Heerführerschaft gegen Frankreich. Niemand wird Preußen wegen dieses Ehrgeizes grollen, die Prämie hätte ihm sicherlich gebührt, aber was bedurfte es dazu der Unterhandlungen mit Oesterreich? War nur einmal der Krieg begonnen, so hätte das Bedürfniß von selbst Preußen die Oberleitung in die Hände gespielt, denn von jenem Augenblick an hieng die Sicherheit der andern deutschen Throne von der Energie der Kriegführung ab, und das Bewußtseyn daß Einheit allein einen Erfolg verspreche und der Oberbefehl am besten, ja einzig und allein nur der größten und bestgegliederten Militärmacht, nämlich Preußen übertragen werden müsse, war so allgemein und fest begründet daß man von Berlin aus nur sei.en Willen zu erklären brauchte, um alles Erstrebte zu erreichen. Was man der That gern zugestanden hätte, wollte aber Preußen vor der That sich zuerkennen lassen. Vielleicht hätte Preußen auch dieses Ziel erreicht, wenn es von vornherein eine erklärte Politik befolgt hätte. Daß im Grund seine Absichten gut und deutsch, daß sie loyal gegen Oesterreich gewesen sind, wird sich hoffentlich durch Urkunden nachweisen lassen, besonders wenn sich ergibt daß der Inhalt der sogenannten Mediation die Wiedereinsetzung Oesterreichs in seinen Länderbestand gewesen war. Durch sein verschämtes Verstecken guter Absichten, durch verzögerte Erklärungen hat sich Preußen — wir bedauern es weit mehr als daß wir Vorwürfe machen — eine herrliche Gelegenheit verdorben. Hätte der Prinz-Regent bei Eröffnung der Kammern die nämlichen Worte wie am Schluß derselben gesprochen, wo er sich für die Verträge erklärte, der Krieg wäre möglicherweise nicht ausgebrochen und die Sendung Lord Cowley's völlig geglückt. Hätte man zur Zeit des Landwehraufgebotes den Inhalt der Mediation gekannt, die öffentliche Meinung in Deutschland hätte durch ihren stürmischen Beifall mehr Ehren auf Preußen gehäuft als es je durch seine Kanzleischreibereien und Geheimthuereien erreichen konnte. Unendlich geschadet hat aber Preußen die zweideutige Haltung seiner Presse, ihre Drohungen gegen Süddeutschland, ihre Verdächtigungen des patriotischen und doch so staatsklugen Aufschwungs in den Mittelstaaten. Wer Preußen und die Preußen kennt, der hat freilich nicht den mindesten Werth auf diese journalistischen Tagesergüsse legen können.

Unter den Berliner Blättern gilt die Nationalzeitung als der treueste Spiegel von dem inwendigen Zustand der intelligenten Mittelclassen. Das war also die vox populi. Nun hat man gesehen daß diese Zeitung mit der Behendigkeit der lustigen Personen in einer Bereiterbude bald auf den Händen bald auf den Füßen gieng, bald deutsch, bald inbrünstig neutral, bald heiß antibonapartisch, bald stockpreußisch war. Wir machen ihr keine Vorwürfe, so wenig als wie der Times über ihr weltbekanntes Temperament. Das Geheimniß von der Macht der Presse besteht darin daß sie den Zustand der Stimmungen ächt ausdrückt, und ihr Verdienst ist die Zuverlässigkeit eines Wetterglases. Die öffentliche Stimmung wechselt aber je nach den Begebenheiten und dem Druck der Begebenheiten. Nun wird man aber beobachten können daß jedesmal in Preußen, so oft von oben eine Kundgebung der Regierung erfolgte, stets die öffentliche Meinung in der nämlichen Richtung sich bewegte, während zur Zeit der Windstille die Wetterfahnen liederlich nach allen Stadtvierteln hinaushiengen. Wir können uns so gut täuschen wie jeder andere, aber es scheint uns fast als hätten die Preußen selbst nicht gewußt was ihre Regierung eigentlich beabsichtigt. Wären nämlich die Ziele kenntlich gewesen, das preußische Volk hätte sich in seiner wahren Stärke, nämlich in einem blinden Royalismus gezeigt, und wir glauben zuversichtlich daß so herb und blutig auch die ersten Lectionen ausgefallen wären, die preußische Armee in ihrem royalistischen Gefühle, welches die Mannschaft so gut wie die Officiere beseelte, gegen den Schwung der französischen Soldaten ein moralisches Gegengewicht besessen hätte, welches durch Niederlagen zum Sieg führen mußte.

Die Gefahren denen sich Preußen durch eine That aussetzte, waren beinahe null. Es hatte die schwächere Hälfte von Frankreich gegen sich, es brauchte Rußland nicht zu fürchten, denn ein russischer Angriff hätte ihm unfehlbar die britische Allianz eingetragen. Erfolgte die preußische Kriegserklärung nach Abschluß einer Allianz mit Oesterreich, so war die nächste Folge daß der italienische Krieg für Frankreich eine untergeordnete Bedeutung erhielt, daß es keinen Mann Verstärkung mehr über die Alpen senden konnte, sondern im Gegentheil aus Italien zurückziehen mußte was irgendwie in Marsch sich setzen konnte. Auf einem der Kriegstheater blieben jedenfalls die Franzosen zu schwach. Gesetzt also sie hätten wirklich mit Glück am Rhein operirt, so würden gleichzeitig die Oesterreicher in Italien vorgegangen seyn, und hätten mit 10 Armeecorps sicherlich Piemont der geschwächten alliirten Armee entrissen. So war dann ein Friede gegen Austausch der Eroberungen nach dem Status quo ante möglich. Gesetzt aber, die Franzosen hätten das Unmögliche geleistet, sie hätten in Italien kein Gebiet verloren und am Rhein erobert, so hätte doch niemals für Preußen ein Verlust an geographischer Größe daraus hervorgehen können. Der endliche Friede hätte die Landkarte gewaltsam verändert, Preußen wäre aber wahrscheinlich immer eine fünfte Großmacht mit 17 Mill. Einwohnern geblieben, aus dem einfachen Grunde weil der Bestand einer solchen Großmacht nicht bloß ein deutsches, nicht bloß in jenem Augenblicke der Allianz ein Bedürfniß auch für Oesterreich und der höchste Wunsch Englands, sondern sogar eine Nothwendigkeit für Frankreich und für Rußland gewesen wäre. Wir sagen nicht warum, denn es ist oft gut zu schweigen, aber ein wenig Nachdenken wird jeden belehren.

Die Fehler der preußischen Politik bestanden also darin daß man zwar das Rechte erkannte und mit guten Vorsätzen sich erfüllte, daß man aber durch Geheimniß Mißtrauen erweckte, und durch Zögerung dem gemeinsamen Feind im Westen Gelegenheit gab Preußen nicht im offenen Felde, sondern durch einen Friedensschluß zu schlagen, der schlimmer als eine verlorne Schlacht war. Allein auf der andern Seite sieht es nicht besser aus. Oesterreichs diplomatische Bestrebungen giengen von Anfang darauf hinaus das Hauptkriegstheater an den Rhein und die secundäre Campagne nach Italien zu verlegen. Deßwegen wurden aus Böhmen und von Linz her die für den Rheinfeldzug bestimmten Armeecorps, erst als der Rückzug über den Tessin begann, nach Italien geworfen. Nachdem aber alle diese Truppen nach Oberitalien abgezogen und nur noch Cavalleriemassen in Deutschland zurückgelassen waren, [1] da bekam für das Wiener Cabinet eine Diversion der Preußen und der preußisch-deutschen Truppen in der Richtung gegen Paris einen eigenen Geschmack, besonders da der Krieg nicht als Bundeskrieg, sondern mit einer Art von Mediatisirung des Bundestages unter preußischer Dictatur geführt werden sollte. Es läßt sich chronologisch nachweisen daß nach erfolgter Mobilmachung eine Wendung in der kaiserlichen Politik eintrat. So wie die Preußen ihre Landwehr einberufen hatten, durfte man sicher seyn daß es in vier Wochen Friede oder einen Continentalkrieg gegeben hätte, und daß auf die abgewiesene Mediation ein Ultimatum folgen mußte. Napoleon III hat in seinem Manifeste selbst erklärt sein italienisches Programm aufgegeben zu haben, weil der Krieg allzu große Ausdehnung anzunehmen drohte. Unmittelbar nach der Mobilmachung sehen wir Oesterreich, welches bereits hinter den Mincio zurückgegangen war, wieder vorbrechen um die Alliirten beim Uebergang über die Chiese anzufallen. Bekanntlich wurde die Bewegung nicht rasch genug ausgeführt, außerdem aber thaten am linken Flügel die Armeecorps nicht ihre Schuldigkeit, besonders nicht die dreifach überlegene Macht, die gegen den General Niel stand, und die durch ein Zurückdrängen dieses Feldherrn dem Centrum in Solferino Luft gemacht hätte. Man sagt nun zwar daß jene Schlacht den Zweck hatte den Feind zu werfen, noch ehe er sich durch das fünfte Corps verstärkt hätte, allein weßhalb gieng man dann überhaupt über den Mincio zurück wenn man die Chiese vertheidigen wollte? Der Angriffssprung wäre jedenfalls kürzer gewesen, und eben weil er zu lang bemessen war, mißglückte er. Die Motive zur Schlacht bei Solferino waren also nicht bloß strategische, sondern weit mehr noch politische. Bisher hieß es immer man wolle sich zäh am Mincio vertheidigen, plötzlich aber greift man an. Wurde die Schlacht bei Solferino gewonnen, dann wäre die preußische Mobilmachung zum Senf nach dem Rindfleisch geworden, sie hätte die Rolle eines Armeecorps gehabt welches nach dem Sieg auf dem Schlachtfeld eintrifft.

Man hört zuweilen behaupten daß die französische Presse schlecht über deutsche Zustände unterrichtet sey. Urtheile man jetzt selbst, wenn man hört wie ein inspirirtes Journal, nämlich die Revue Contemporaine, die Lage der Dinge in der Zeit vom 4 Juni schildert, wo die ersten Händedrücke zwischen Frankreich und Oesterreich erfolgten. „Der Krieg konnte nicht weiter fortgeführt werden ohne Verwicklungen, die zu verhindern Frankreich wie Oesterreich am Herzen lag. Letzteres stand auf dem Punkte von Deutschland Hülfe zu erlangen, aber es fragte sich ob diese vielbegehrte Unterstützung ihm nicht mehr Gefahren als Nutzen brachte.... Voraussichtlich hätte Preußen die Bedingungen seiner Hülfe dictirt, sobald es seine Unentbehrlichkeit inne geworden wäre, und hätte Oesterreich aus der überlegenen Stellung verdrängt welche dieses seit etlichen Jahren in Deutschland einnahm.“ In Bezug auf den letzten Antrag Oesterreichs am Bundestag, nachdem bereits der Waffenstillstand und die Keime des Friedens von Villafranca sichtbar waren, bemerkt unsere Quelle: „Erwiesenermaßen war eine ergiebige Kriegführung mit ewigem Referat an den Bundestag rein unmöglich, und doch lag darin die geringere Schwierigkeit der Frage. Die politischen Folgen des österreichischen Antrags waren noch viel ernster als die militärischen, denn die preußische Armee wäre in der Reichsarmee aufgegangen (?), und gegen den moralischen Einfluß Preußens ein entscheidender Schlag geführt gewesen.“ So schlimm war nun allerdings das Zerwürfniß nicht, aber ganz sicher ist es daß Oesterreich sich durchaus nicht unter jeder Form helfen lassen wollte. Dieß ist der größte Fehler der kaiserlichen Politik, und zwar die Wiederholung desselben Fehlers gewesen wie im Jahre 1849, wo, um den Deutschen nur nichts verdanken zu wollen, lieber die Russen herbeigerufen wurden. Ein politischer Fehler aber war es, weil der Krieg die allgemeine Lage und die Lage der Einzelnen geändert hätte, daß es unnöthig war schon damals vor der Form der Kriegführung bang zu werden. Vielleicht hat in Verona die Furcht geherrscht die Preußen möchten allzurasch nach Paris gelangen und die Bäume allzufrüh in den Himmel wachsen, genau so wie umgekehrt unter einer gewissen Partei in Deutschland nach der Sommation Bangigkeit herrschte, Oesterreich möchte nur allzuleicht die Alliirten überwältigen, und es würde dann für Freiheitsliebhaber in Deutschland nicht mehr zu leben seyn. Napoleon III, von seinen Agenten ausgezeichnet unterrichtet über die Lage der Dinge, benutzte die schwache Stelle der Oesterreicher, nämlich ihre dualistische Ader, um rasch mit ihnen Frieden zu schließen. Die Moral der neuesten Geschichte aber ist daß der Zwiespalt der deutschen Großmächte viel stärker ist als das Gefühl der gemeinsamen Gefahr gegen den Erbfeind. Lieber neutral bleiben als einen Reichskrieg, war das preußische; lieber keine Hülfe als preußische Hülfe, war das österreichische Motto. Und die gutherzigen Bundesdeutschen, die sich schon eingebildet hatten bei der Wallung des ersten und des besten Gedankens: dießmal gottlob sey Deutschland doch einig gewesen!

Daß der Theaterstreich in Villafranca kein Frieden, sondern nur ein Waffenstillstand in Friedensform sey, darüber braucht man keine Worte zu verlieren, da niemand diesem Interim traut. Ekel aber muß es erregen, wenn sich jetzt schon die Kannegießer darüber den Kopf zerbrechen ob England oder Preußen die nächste Beute seyn werden auf die sich der Raubgraf Europa's stürzt. Napoleon III ist ein Staatsmann vom Range der Richelieu, und solche Leute handeln stets nach den Umständen. Derjenige Staat der ihnen die nächste Gelegenheit bietet, wird das nächste Opfer seyn, und es hängt rein von dem klugen Betragen der Großmächte ab, dem Napoleoniden nicht ein starkes Spiel durch ihre Fehler zu verschaffen. Der Friede von Villafranca genügt übrigens vollständig den französischen Interessen. Geradeso wie Kaiser Nikolaus in seinen verhängnißvollen Gesprächen über den kranken Mann seine Abneigung verkündigte an der Stelle der osmanischen Macht eine byzantinische Alleinherrschaft entstehen zu sehen, sondern sich die künftige Türkei als eine Auswahl von Mondscheinstaaten

[1] Die österreichische Armee ist in 14 Armeecorps eingetheilt, von welchen zur Zeit des Friedensschlusses 10 zwischen Tessin und Tagliamento standen; die andern dienten zur Beobachtung Rußlands.

unter russischer Krankenpflege dachte, ebensowenig kann es einem französischen Staatsmann einfallen Piemont oder irgend einen andern Staat zum Herrn über ganz Italien zu erheben, Italien wahrhaft unabhängig zu machen. Was die deutschen und die österreichischen Kaiser nicht vermochten, nämlich die Lombarden zu befriedigen, das dürfte den Piemontesen noch weniger gelingen. Angesichts der Ausfallsforten Peschiera und Mantua werden die Piemontesen in Mailand kein Archiv und keine Schatzkammer anlegen, denn ihre Macht ist nichts, wenn der Herr der sie geschaffen hat seine Hand von ihnen abzieht. Also ist dafür gesorgt daß Piemont den französischen Befreiern ewig „dankbar" bleibe. Oesterreich liegt natürlich auch nicht auf Rosen gebettet. Beginnt jetzt das alte Spiel in Turin und Mailand von neuem, werden die tricoloren Seufzer nicht verstummen und der letzte halbe Rest des „Schmerzenschreies" sich von neuem hören lassen, so bleiben für Oesterreich nur zwei Wege: entweder es muß sich die fernere Gnade seines Besiegers nach Petersburger Muster frisch zu erhalten suchen, oder es beginnt einen neuen Krieg da, wo er factisch seit dem 4 Juli aufhörte. Für Frankreich wäre, wenn die Dinge nur etlichen Bestand versprächen, die heutige Gestaltung Italiens die vortheilhafteste, denn es behielte Piemont in der Tasche und das venetianische Gebiet unter der Scheere. Uebrigens konnte dieser Ausgang nicht im ursprünglichen Plane Napoleons gelegen seyn, denn sonst hätte er nicht von einem freien Italien bis zum adriatischen Meere gesprochen. Er wurde sichtbar verhindert seinen ersten Gedanken auszuführen, denn wenn er an die Möglichkeit gedacht hätte am Mincio Halt zu machen, so ist von seinen geographischen Kenntnissen vorauszusetzen daß er im Turiner Manifest den adriatischen Golf nicht mit dem Garda-See verwechselt haben würde. Wenn der Friede von Villafranca Oesterreich irgend einen Nutzen gewährte, so hat daran die preußische Mobilmachung jedenfalls ihren Antheil, denn die Dinge in Deutschland konnten Napoleon III so wenig behagen wie dem Hauptquartier in Verona. Ueberdruß an den Italienern und Besorgniß vor dem revolutionären Miasma, sowie die Gefahren eines fortgesetzten Spieles mit feuergefährlichen Grundsätzen für einen stark gefirnißten Despotismus mögen das ihrige beigetragen haben, und so zieht der Kaiser mit seinen drei Lorbeerreisern und einer Last von Flüchen wieder über die Alpen, um so ziemlich wieder auf dem nämlichen Punkte zu stehen als da wo die letzte Orsini'sche Granate auf dem Pflaster vor der großen Oper verknallte.

Man hört so oft jetzt mit einer französisch-österreichischen Allianz drohen, und überlegt gar nicht daß dieses Bündniß gottlob politisch unmöglich ist. Wer da glaubt daß Oesterreich seine venetianischen Provinzen lange Zeit aus der Hand des Proprietärs der Tuilerien wie ein Gnadenbrod essen werde, der kennt diese Macht und das Geheimniß dieser Macht sehr schlecht. Oesterreich brach die Kraft des Napoleonischen Kaiserreiches non vi sed sæpe cadendo. Nach jedem Friedensschluß schlugen sich seine Truppen besser, und so ist das Abkommen von Villafranca nur die erste Sprosse der Leiter. Oesterreich muß jetzt nach Allianzen suchen, denn die gute Freundschaft mit Frankreich ist für das Haus Habsburg keine Ehrenzierde, und wie kann man denken daß jemals die Interessen dieser beiden Großmächte Raum in Einem Schmelztiegel hätten? Frankreich ist nicht rechtlich, aber thatsächlich eine italienische Großmacht, also ein Gegensatz zu Oesterreich geworden, und dieses hält noch immer die Schlüssel von Mainz in den Händen. Wer darf sich einbilden daß ein aufrichtiges Bündniß möglich wäre? Die Zukunft liegt jetzt in den Händen der Diplomaten, aber leider wohin wir auch blicken, begegnet uns die vergnügte Mittelmäßigkeit, gegenüber dem einzigen genialen Kopf der sein eigener Kanzler ist.

Miscellen.

Ein Regenbogen vor Sonnenaufgang. In einem Schreiben S. A. Rowell's aus Oxford im Athenäum liest man: „Ich glaube daß ein Phänomen, wie ich es zu schildern im Begriff bin, eine große Seltenheit ist. Gestern Morgen (26 Jun.), bald nach 3 Uhr, bekam der ganze Himmel die glühende Färbung welche man so oft bei Sonnenuntergang oder Sonnenaufgang sieht. Die einzige mir sichtbare Wolke war eine nicht sehr dicht aussehende; sie strich von Süden nach Westen und besaß eine einförmige röthliche Färbung. Um 25 Minuten nach 3 Uhr beobachtete ich zuerst einen Regenbogen auf der Wolke, dessen eines Ende, in ungefähr südwestlicher Richtung, sehr schwach, aber gut abgezeichnet war, und die gewöhnlichen Regenbogenfarben hatte, jedoch sozusagen gestützt von einer Reihe von Bögen in ähnlicher Farbe wie die Wolke; sie wurden allmählich minder deutlich, jemehr sie von dem Hauptbogen abstanden. Das andere Ende des Regenbogens, in ungefähr gerade westlicher Richtung, war ebenfalls gut abgezeichnet, hatte aber keine prismatischen Farben: es bildete eine helle Lichtlinie an seinem äußern Rande, und verlor sich allmählich durch eine Breite von 6 oder 7 Grad in die allgemeine Farbe der Wolke. Die Spitze des Bogens war undeutlich, aber ganz sichtbar — die Erscheinungen die ich schildere verminderten sich allmählich von der Erde aufwärts. Ich merkte mir die Höhe der Spitze nicht besonders an, glaube aber sie könne mehr nicht als 30 oder 35 Grad vom Horizont gewesen seyn. Ich konnte erst nach dem Verschwinden des Regenbogens, um 3 Uhr 45 Minuten, etwa eine Minute vor Sonnenaufgang, eine klare Ansicht vom östlichen Horizont bekommen. Als dieß der Fall war, näherte sich eine Wolke dem Horizont, die wahrscheinlich die Strahlen, welche dieses Phänomen hervorgebracht hatten, abschnitt."

Affenpelzwerk. Wenn eine Dame jetzt in England die Wintermode mitmachen will, so muß sie Colobenpelz tragen. Bisher konnten die Gelehrten nicht genau dieses neue Pelzthier classificiren, denn im Handel kommen die Felle verstümmelt, ohne Kopf und Schwanz nach Europa. Ein Marseiller Importeur, Hr. Régis, der in Acra (Westafrika) ein Comptoir besitzt, erhielt jedoch kürzlich ein lebendes Exemplar des Pelzaffen zugeschickt, welches gewiß eine Art Primadonna in jeder Thierbude hätte werden können, wenn es nicht auf der Schwelle einer glänzenden Carriere gestorben wäre. Doch gelangten wenigstens seine „Ueberreste" namentlich Pelz und Schädel in die Säle des Pariser Nationalmuseums, und es ließ sich jetzt feststellen daß der westafrikanische Pelzaffe, wie man vermuthet hatte, den Coloben (Stummelaffen, eine Gattung der geschwänzten Catarrhinä mit Gesäßschwielen) rechtmäßig angehöre.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 31. Augsburg, 30 Julius 1859.

Die Jagden in Algerien.

(Der Revue Contemporaine von Jules Gérard mitgetheilt.)

Wir haben in Frankreich und in England, in Wäldern wie auf Ebenen, in den wildreichsten und bestbewachten Gegenden gejagt, und die größten Jäger Rußlands, Polens, Süd- und Nordamerika's, Central-Afrika's, Indiens, Aegyptens und Abessiniens kennen gelernt. Alles was wir im Stande gewesen mit eigenen Augen zu sehen oder von unsern Freunden erzählen zu hören, hat uns überzeugt daß von allen wirklichen Jägern so theuern Ländern keines eine solche Menge von Reizen bietet wie das französische Afrika. Und dennoch sahen wir mehr als einen der Jünger des h. Hubert schwer getäuscht von einem Ausflug in dieses bevorrechtete Land zurückkehren. Der Grund liegt darin daß Algerien ein weites Gebiet ist, das nur hin und wieder Verkehrswege besitzt, und daß es keine schlechteren Führer gibt als die fast nur die Umgegend ihrer Heimathsorte kennenden Bewohner der Hafenstädte wie der größern Niederlassungen im Binnenlande.

Diese Gleichgültigkeit unserer französischen Landsleute für alles was nicht unmittelbar vor ihren Augen liegt, ist mir stets aufgefallen, und dennoch findet man dort Männer welche nicht wissen wie sie ihre Zeit verwenden sollen. Sie wollen sich lieber in ihrer Wohnung langweilen als sich interessanten Forschungen unterziehen und von dem Druck des Müßiggangs befreien. Auf diese Art erklärt sich wie in Algerien alles den Straßen abseits liegende Land so wenig bekannt ist. Man könnte tausend Beispiele von diesen stubenhockerischen Gewohnheiten anführen. Ein englischer Tourist kommt in Ghelma an, einer bedeutenden Stadt im Osten unserer Besitzungen; er erkundigt sich bei Einwohnern über die malerischesten Lagen, und man heißt ihn die Gewässer von Hammam-Meskutin besuchen. Befriedigt von diesem Spaziergang, kommt der Reisende nach Ghelma zurück, und fragt nach etwas anderm: man sagt ihm er habe alles gesehen.

„Und wie heißt dieses ganz nahe an der Stadt liegende Gebirge? fragt der Engländer. — „Mahunah," lautet die Antwort. — „Und was gibt's im Gebirge?" — „Oh, nichts, Araber." — „Ich wollte nun, fügte der Tourist bei als er diese Episode seiner Reisegeschichte erzählte, das von den Colonisten so wenig gekannte Land in Augenschein nehmen, und dingte einen Araber als Führer. Nach einstündigem Marsch hörte jede Spur der Colonisation auf, und ich befand mich inmitten der wildesten und ungeordnetsten Naturscenen die mir je auf meinen langen Reisen durch alle Theile des Erdballs vor Augen gekommen. Der Fußpfad auf welchem wir von Nord gen Süd marschirten, zog sich am westlichen Abhang des Gebirges hin. Vor uns zeigten riesenhafte Felsmassen ihre bizarren Spitzen neben dem schönsten Pflanzenwuchs. Höher hinauf schienen andere, schauderhaft nackte, Felsmassen in den Lüften zu schweben; dem Himmel noch näher krönte ein hundertjähriger Wald, dessen Geheimnisse der Schöpfer allein kennt, majestätisch diese wilde und großartige Natur. Todesschweigen herrschte über dieser Einsamkeit. Bald kamen wir durch eine mit tausend unbekannten Blumen buntgeschmückte Lichtung; bald führte uns unser Weg mitten unter einem Olivenbaumgewölbe hindurch, dessen Dichtigkeit alles Licht abhielt; jeden Augenblick hemmten dem Anschein nach unübersteigbare Wurzeln unser Fortkommen, und plötzliche Freisichten durch diese majestätischen Schatten hindurch öffneten unsern Augen neue Lagen, bewundernswerthe Landschaften. Nachdem ich so zwei Stunden lang voll Erstaunen und Bewunderung gewandert war, gelangte ich auf eine zwischen die Gebirgskämme und das Thal eingekeilte Hochebene. Von diesem Punkt aus gesehen, bietet das Land so reizende, so viele und so verschiedene Ansichten, daß ich nicht glaube es könne irgendein das Gefühl für das Schöne in sich tragender Mensch es ohne Bedauern verlassen. Ich ließ bei einem an diesem Ort errichteten Duar ein Zelt aufschlagen, und entfernte mich aus dem Geräusch, um mich ohne alle Zerstreuung an dem herrlichen Anblick zu weiden. Kaum war die Sonne vom Horizont verschwunden, so schien diese ganze im Schlafe liegende Natur zu erwachen. Eine Anzahl Schweine kam aus dem Gehölz hervor und zog ernsthaft über eine weite Lichtung dahin. Dann erschienen drei Schakale, welche eine andere Richtung einschlugen; hierauf lagerte sich ein artiges Thierchen, von dem ich nicht weiß zu welcher Art es gehörte, dreißig Schritte vor mir, auf seinen Hinterfüßen stehend. Ein guter Lancaster-Carabiner war mir zur Hand; ich nahm ihn, lud und richtete ihn auf das Thier, ohne daß es das geringste Zeichen der Furcht oder des Erstaunens gab. Mein erster Schuß wurde von ebenso vielen Echos wiederholt, er machte in dieser Einsamkeit einen so eigenthümlichen Lärm, daß ich mit einem gewissen andächtigen Gefühl darauf hörte, und dem fliehenden Thier keine zweite Kugel nachsandte. In dem Augenblick in welchem ich mich erhob um in mein Zelt zurückzukehren, vernahm ich das Brüllen eines Löwen nach dem Hintergrund des Thales zu. „Welche Macht liegt in dieser Stimme, sagte Lord *** zu mir, und welche Kraft

in seinen Tönen! Nichts ist diesem vergleichbar, und ich versichere Ihnen daß es mir in einzelnen Momenten vorkam als ob die Felsen, die Bäume und die Erde gezittert hätten. Wie haben Sie, fügte er bei, dieses Land verlassen können, nachdem sie es entdeckt hatten? Ich würde gern die Hälfte meines Lebens darin verbringen, und wenn es Ihnen beliebt, will ich aus England ein eisernes Haus kommen lassen, das Sie das ganze Jahr hindurch bewohnen können, und wo ich Ihnen dann alljährlich sechs Monate lang Gesellschaft leisten werde."

Solcher Art ist das Land in der nächsten Nähe Ghelma's, nur eine halbe Wegstunde davon entfernt, und dennoch ist es den Bewohnern dieser Stadt gänzlich unbekannt. Man darf sich daher nicht wundern wenn die Europäer den übrigen Theil Algeriens nicht kennen, und wenn Menschen welche seit zwanzig Jahren daselbst wohnen, so wenig Kunde davon besitzen. Dieß ist, vom Gesichtspunkt der Jagd aus betrachtet, zwar eine kleine Unzukömmlichkeit, aber ein großes Unglück für die Interessen der Colonie, von der man so viel spricht, über die man viel schreibt, und die man wie durch ein Fernrohr verwaltet. Gegen diese leider seit langer Zeit verbreiteten Irrthümer wollen wir dereinst unsere Stimme erheben; für jetzt kehren wir zu unserm Gegenstand zurück.

Das französische Afrika, haben wir gesagt, ist das Paradies des Jägers; allein es dürfte, ehe wir weiter schreiten, gut seyn zu sagen was wir eigentlich unter dem Wort Jagd verstehen. Für den im Urzustand und gewissermaßen als Wildschütz lebenden Menschen heißt jagen so viel als ein Thier einfangen um sich davon zu nähren; unter den Männern der großen Welt jagen viele um den Luxus einer Jägerei zur Schau tragen zu können. In den andern Gesellschaftsclassen bedient sich mindestens die Hälfte derer welche ein Gewehr tragen, desselben nur um die Zeit todtzuschlagen, und doch gibt es unter den Gewaltigen der Erde wie unter den Bürgern aller Länder, unter den Herrschern der größten wie unter den Bauern der ärmsten Nationen Männer welche die Jagd nur um der Jagd willen lieben. Diese, und diese allein, sind beseelt, ich möchte sagen besessen von der Leidenschaft des h. Hubert, des Patrons ihrer aller, ohne Unterschied der Race. Und diese allgemeine Leidenschaft, eine der edelsten, der stärksten und der dauerndsten, läßt sich, da sie auf hunderterlei verschiedene Weisen ausgeübt wird, so definiren: eine Schwierigkeit suchen, ihr entgegentreten und sie überwinden.

Wenn diese Definition richtig ist — und wir glauben daß alle ächten Jäger uns hierin beistimmen werden — so übrigt nur noch, mit Europa beginnend, die Prüfung derjenigen Jagden welche durch die sich darbietenden Schwierigkeiten am meisten in Leidenschaft versetzen. Wir haben die Schuß- und die Hetzjagd. Erstere hat zum Zweck die Geschicklichkeit zu üben und zuweilen, jedoch sehr selten, den Muth angesichts der Gefahr zu erproben. Bei der Hetzjagd gibt es Verwicklungen welche mehr Reize bieten, besonders in Landstrichen wo die zu besiegenden Hindernisse zahlreich und schwierig sind. Einigen — und auch wir gehören unter diese Zahl — gefällt diese Jagd wegen der melodischen Töne der Meute und des Hifthorns. Was uns betrifft, so kennen wir als Schießübung nur zwei schwierige Jagden: mit dem Gewehr die der Wasserschnepfe, mit dem Stutzen die des Steinbocks und der Gemse. Dieß gilt für Europa.

In Amerika haben wir fleischfressende Zwerge oder Grasfresser, welche ohne Schwierigkeit zu erlegen sind. Central-Afrika, Indien, Abessinien und Ober-Aegypten sind reicher durch die Mannichfaltigkeit und die Zahl der Thiere welche deren Wälder bevölkern: der Löwe, der Tiger und der Elephant sind, wenn man dabei die Größe im Auge behält, schöne Gewehrziele; allein nur bei den beiden ersten bietet die Jagd wirklich ernste Gefahren; indeß ist der asiatische Löwe minder schön und minder furchtbar als der nordafrikanische.

Wenden wir uns jetzt nach Algerien, und vergleichen wir dann. Im Norden, d. h. an den Gestaden des Meeres, haben wir den Löwen, den Panther, das Schwein und den Hirsch; im Süden das wilde Schaf, die Antilope, die Gazelle und den Strauß — diese bilden die große Jagd. Denjenigen welche gern viel Pulver verpuffen und Proben ihrer Geschicklichkeit ablegen wollen, empfehlen wir gewisse Sümpfe, um die herum sie, ohne einen Fuß naß zu machen, in einem Tag fünfhundert Schüsse auf Wasserschnepfen abfeuern können. Wem diese Ziffer übertrieben erscheint, den verweisen wir auf das Zeugniß des Grafen Branitzki, welcher innerhalb einer Stunde vor unsern eigenen Augen dreißig Schnepfen getödtet hat. Dann kommen das Huhn von Carthago, der Trappe, das Canga, Durchzüge von Schnepfen und unzähligen Wachteln, die Falkenjagd, und endlich das fleischfressende Volk niedern Schlags, Hyänen, Schakale, Luchse, Tigerkatzen, Ziebeththiere und Ratzen.

Dieser Reichthum an Thieren und diese Mannichfaltigkeit an Wild genügen indeß nicht um Algerien zu dem Ruf zu erheben den wir ihm verschaffen möchten. Es gibt zu seinen Gunsten Bedingungen der Nähe, des Klima's und der Haushältlichkeit, die man nicht außer acht lassen darf. Endlich wollen wir als einen unschätzbaren Vortheil die Nähe der großen und der kleinen Jagd, welche die Wahl zwischen dem Löwen und der Wasserschnepfe, dem Schwein und dem Rebhuhn frei läßt, ohne daß man genöthigt ist eine Ortsveränderung vorzunehmen, so wie auch die ganz exceptionelle Art und Weise anführen wie man die großen Fleischfresser jagen kann.

Ueberall anderwärts als in Nordafrika leben die Löwen und Tiger nur von der Jagd, und wohnen entweder in undurchdringlichen Dschengeln oder in Wäldern von stets unermeßlicher Ausdehnung. Daher die Unmöglichkeit die Nacht mit einiger Wahrscheinlichkeit des Zusammentreffens abzuwarten und bei Tag mit Horn und Geschrei zu jagen. Die Beschaffenheit des Landes und die Sitten seiner Bewohner nöthigen den Jäger ein ganzes Heer auszurüsten, das er zu seinen Befehlen haben muß wenn er die Thiere aufsuchen und aus ihren Schlupfwinkeln treiben will. In Algerien nährt sich der Löwe auf Unkosten des Menschen; seine täglichen Mahlzeiten bestehen zumeist aus Ochsen, Pferden und Schafen. Nicht der dreißigste Theil des Schadens welchen der Löwe anrichtet hat das Borstenvieh zu erleiden. Um sich seine Nahrung auf sichere und leichte Weise zu verschaffen, fängt es der Löwe folgendermaßen an.

Die am Fuße des großen und des kleinen Atlas liegenden Ebenen und Thäler sind von einer bedeutenden Anzahl keineswegs nomadischer Araber bewohnt, welche viel Vieh besitzen; ihre Duare oder Gemeinden, aus zehn, zwanzig oder dreißig Familien bestehend, sind in der Nähe der Gewässer aufgeschlagen, und bilden einen Kreis, dessen äußere Ringmauer die Zelte einnehmen, während die Mitte leer gelassen ist um die Heerden darin unterzubringen. Eine sechs Fuß hohe und zwei Mètres breite Hecke umschließt das Ganze. Der Löwe wählt eine in dem Gebirge während des Sommers sehr frische und gut gedeckte, im Winter vor den Winden geschützte Schlucht, und schläft von Tagesanbruch bis zur Abenddämmerung den tiefsten Schlaf. Dann erhebt er sich und macht auf einer benachbarten Anhöhe, von wo sein Auge dem Zug des in den Park zurückkehrenden Viehes folgen kann, seine Toi-

lette. Wenn die Qualen des Hungers sich fühlbar machen, verläßt er das Gehölz, und schlägt den ersten besten Weg ein um in die Ebene hinabzusteigen; hierauf gelangt er an den Duar, springt über die Hecke, tritt in den Park, holt sich seine Mahlzeit, eilt mit derselben davon und verzehrt sie in der Nähe des Bachs oder der Quelle, wo dann die Frauen am folgenden Tage, wenn sie ihr Wasser holen, die Ueberreste finden. Ist er zuweilen von einer Löwin begleitet, so gibt er dieser zu verstehen sie möge außerhalb warten, springt mitten in den Park hinein und treibt alles was er darin findet zur größten Freude seiner Ehehälfte heraus. Sind die Thiere einmal herausgetrieben, so fällt die Löwin ihrerseits, wie der Löwe selbst, über dieselben her, und dann gibt es, statt eines Opfers, deren mehrere. Wir haben die Cadaver von siebzehn auf diese Art in zehn Minuten getödteten und von Löwe und Löwin unberührt gelassenen Ochsen gesehen; den achtzehnten hatten sie an die Ufer eines Baches geschleppt, um sich dort daran zu letzen. Es kommt auch vor daß der Löwe, vom Hunger gedrängt, sich frühzeitig erhebt und auf seinen Beobachtungspunkt begibt, um seine Zeit nicht mit trügerischen Nachforschungen zu verlieren. Ein Pferd auf der Weide, ein Kalb in der Heerde, ein mit den Hunden bei den Zelten spielender Esel, eine ihr Junges säugende Kamel-Mutter, zwei an den Wagen geschirrte Stiere — alles ist ihm gut, er geht aufs Allernächste los.

Man darf indeß aus vorstehendem nicht schließen daß der Löwe, wenn er seine Mahlzeit zu sich genommen, in seinen Schlupfwinkel zurückkehrt und sich auf die faule Haut legt. Gibt es nicht jenseits dieser Ebenen andere Länder welche er zu sehen und kennen zu lernen wünscht? Hört er nicht von Ferne ein Gebrüll das ihn zu rufen scheint? Bereits hat er sich aufgerichtet und streckt den Kopf in die Höhe, seine Mähne flattert im Winde, er geht sichern Schritts auf dem von den Menschen gebahnten Weg einher, als wenn dieser Weg eigens für ihn gemacht worden wäre. Dieß ist eine der exceptionellen Gewohnheiten des Atlas-Löwen, und auf seine Verachtung für den Menschen, auf den unmäßigen Gebrauch den er von dessen Gütern macht, haben wir unsere Art und Weise ihm nachzusetzen gegründet — in allen andern Ländern wäre eine solche Jagd, unserer Meinung nach, unthunlich.

Ohne von der Zeit und den Mühen zu sprechen, die wir auf Erwerbung der besonderen Kenntnisse verwendet haben, wollen wir uns gleich an Ort und Stelle selber begeben.

Wir haben ein vom Fuß bis zum Gipfel mit Holz bewachsenes Gebirge vor uns: ein Löwe ist da, wie sollen wir ihm beikommen? Recognosciren wir einmal, wenn's Ihnen gefällig ist, das Land, und bald werden Sie wissen was wir zu thun haben. Folgen wir dem Rand der Ebene, und zählen wir die Fußpfade welche ins Gehölz hinauf führen: eins, zwei, drei, und wir sind unser zwei. Dann durchwandern wir diese Wege, und sehen zu, welchem von ihnen der Löwe beim Verlassen seines Verstecks vorzugsweise folgt. Dort sind Tritte von früher her; da sind bessere, er ist diesen Morgen hieher gekommen. Dieß genügt uns, und wir erwarten daselbst ein wenig vor Anbruch der Nacht den König des Waldes. Schon fängt es an zu dämmern, und noch zeigt sich nichts. Indessen läßt sich weiter oben auf dem Weg ein Geräusch hören. Er nähert sich, er ist da, ganz nahe bei uns; ich höre hier euer Herz schlagen. Voran, voran! seyd Herr über eure Nerven, über euer Blut; wo nicht, so werdet ihr das Loos des gestern erwürgten Ochsen, oder des Tags zuvor verzehrten Kamels theilen; Heh! haltet, es ist nur eine Hyäne. Laßt sie vorüber. Ihr werdet ein wenig ruhiger. Dieß ist gut; allein hört, die Hunde und die Leute der Duare machen großen Lärm in der Ebene. Es ist wahrscheinlich der Löwe welcher einen andern Fußpfad eingeschlagen haben wird. Er ist's wirklich der brüllt, es ist eine ausgemachte Sache; er hat gespeist, und macht sich nun der Verdauung halber Bewegung. Wozu sollen wir ihn hier erwarten, da wir nicht wissen ob er zurückkehrt? Es ist besser, wir gehen ihm entgegen, solange seine Stimme uns noch sagt wo er ist.

Auf diese Weise haben wir selbst debütirt, und zwölf Jahre lang stets den Löwen auf den von ihm besuchten Wegen erwartet, oder sind ihm gefolgt oder vorausgegangen, wenn er uns durch seine gewaltige Stimme zu leiten geruhte, und während dieser langen Nächte von Schlaflosigkeit, Märschen und Warten haben wir die Lösung eines lange Zeit unerklärlichen Problems gefunden.

Wie soll man, wenn man hundert in den beiden Atlas zersprengten Löwen allein gegenübersteht, mit allen diesen Ungeheuern zurecht kommen? Wie soll man auf die Aufrufe antworten die täglich von hundert verschiedenen Punkten durch die unter der Schwere ihrer Verluste erliegenden Araber an uns gerichtet werden? Der Löwe selbst führte uns auf die Mittel ihn auf eine wirksame Weise zu bekämpfen, und den Bevölkerungen ihre Sicherheit zurückgegeben. Dieses edle Thier ist wirklich das einzige welches, im wilden Zustande lebend, lieber die gebahnten Straßen als den Weg durch das Gehölz einschlägt. Auf die Beobachtung dieser Thatsache haben wir unsere, wie man sehen wird sehr einfache, Taktik gegründet.

Der Löwe liegt vom Morgen an im Gehölz; ihr könnt euch darauf verlassen, und er selbst hat sich durch die breiten und tiefen Spuren seiner Schritte verrathen; ihr könnt mit Sicherheit darauf zählen daß er mit der Abenddämmerung aus diesem Gehölz hervorbrechen wird. Um ihn unfehlbar zu sehen und ihm Kugeln zuzusenden, genügt es einen oder zwei Schützen auf jedem in die Ebene herabführenden Fußpfad aufzustellen. Dieß gilt für die Nachtjagd, wenn der Mond die Stelle der Sonne eingenommen hat. Bei Tage folgt man seiner Fußspur bis zum Eingang in seine Zufluchtsstätte, wo man ihn mit einer Koppel Jagdhunde und Hifthörnern angreift, durch welche die Schützen herbeigezogen worden. Der Löwe fürchtet die Hunde ebensowenig als die Menschen; allein da er sehr nervös ist, so versetzen ihn die Töne des Hifthorns in Aufregung, stacheln ihn, bewegen ihn zum Verlassen seines Ruheplatzes, und die Hunde verfolgen ihn dann unter heftigstem Bellen. Der Lärm der Hifthörner, das Gebell der Hunde und die Flintenschüsse der Treiber warnen diejenigen welche in der Richtung warten die das Thier einschlägt, so daß man sich keine schönere, belebtere und zu gleicher Zeit sichrere Jagd zu denken vermag als diese. Was übrig bleibt, ist dann nur noch Sache des Menschen und des Löwen.

Ein Ritt durch die Andes und durch die Pampas. [1]

(Harpers Monthly Magazine.)

Nachdem ich längere Zeit an der Küste von Californien stationirt gewesen war, bekam ich den Befehl mit einem Amunitionsschiff der Vereinigten Staaten, dem Lexington, nach Hause zurückzukehren. Da ich indessen Cap Horn in drei Jahren dreimal passirt hatte, war ich eben nicht begierig die Reise ein viertesmal zu machen, und erhielt auf mein Ersuchen die Erlaubniß, das Schiff in Valparaiso zu verlassen um auf dem Landweg nach Buenos-Ayres zu gehen und dort seine Ankunft zu erwarten. Ich machte mich also in der Mitte des Februar von Valparaiso aus auf den Marsch um zunächst Santiago, die Hauptstadt von Chili, zu besuchen.

Zwei Birlochas — zweirädrige Fahrzeuge, von sehr einfacher ursprünglicher Construction, die unsern altmodischen Kutschen ähneln und je zwei Personen fassen — sollten uns als Reisekaleschen dienen. Diese Birlochas werden von zwei Pferden gezogen, wovon das eine in einer Gabeldeichsel geht, das andere mit einem einzigen Strange an der linken Seite der Deichsel befestigt ist. Auf dem letzteren Pferd sitzt der Postillon, der sein Gespann vermittelst der Zügel und mit Hülfe einer guten Peitsche lenkt. Führt der Weg bergauf, so wird oft noch ein drittes Pferd an der rechten Seite der Deichsel angespannt. Zur Begleitung hatten wir außerdem zwei Burschen, von denen jeder acht Reservepferde führte, denn Relais gibt es auf der eingeschlagenen Route nicht.

Wir brachen gegen drei Uhr Nachmittags auf. Der Weg führt im Zickzack an den Hügeln hinauf, an deren Fuß Valparaiso liegt, und bald hatten wir die Spitze erreicht und schauten zurück, hinab auf die Stadt, den Hafen und auf den Spiegel des stillen Meeres, der sich in der Ferne ausbreitete. Als ich den Lexington erblickte, der friedlich in dem Wasser der Bay ruhte und bald seinen Curs um das Cap beginnen sollte, überkam mich beinahe ein Gefühl des Bedauerns, so viele treue, gute Cameraden verlassen zu haben, um die lange, gefährliche, einsame Reise über die Andes zu machen, denn meine zwei Gefährten sollten mich nur bis Santiago begleiten. Ich sandte einen stillen, fast wehmüthigen Abschiedsgruß hinüber nach dem blauen Ocean, der seit 12 Jahren meine Heimath war, und wandte mich dann den Bergen zu, die am östlichen Horizont ihre blitzenden Spitzen, Pic über Pic zu dem klaren Himmel erhoben.

Ich sollte bald eine Probe von der bewunderungswürdigen aber halsbrecherischen Geschicklichkeit erhalten, die den Birlocheros eine Art von Ruf verschafft hat. Der Weg war bis dahin bergauf gegangen, und in Folge dessen waren wir langsam gefahren, aber nun hatten wir die Höhe erreicht, und das sich vor uns ausbreitende hügelige Terrain bot unsern Rosselenkern willkommene Gelegenheit ihrer Leidenschaft zu fröhnen. Ohne abzusteigen machten die Führer der Extrapferde ihre Thiere los, die an den Birlochas befestigt gewesen waren, um dieselben den Berg hinaufziehen zu helfen, warfen die Zugleinen über den Sattel, trieben die Pferde mit Ungestüm vorwärts, und bald rollten die zerbrechlichen Fahrzeuge mit so rasender Schnelligkeit über Stock und Stein, daß wir uns nur mit Mühe auf unsern Sitzen zu erhalten vermochten.

Wir flogen mit einer Geschwindigkeit die Höhen hinauf und hinab, und über die Ebenen dahin, die jede Beobachtung des Landes unmöglich machte. Als wir gegen Abend in der Casa Bianca ankamen und ein gutes Wirthshaus fanden, das von einem Engländer gehalten wurde, beschlossen wir die Nacht über da zu bleiben, ein Entschluß der von unsern Führern, welche bis zu einem entferntern Dorfe fahren wollten, durchaus nicht gebilligt wurde. Nachdem wir eine halbe Stunde darüber hin und her gesprochen hatten, sah ich mich endlich genöthigt den Streit mit der Drohung zu beendigen, den Capitan zu Boden zu schlagen. Nun verlangte der Chef der Rotte Geld für die Verpflegung der Pferde. Ich verweigerte auch das, entließ ihn mit dem was der Seemann a left-handed blessing nennt, und erklärte daß er nicht einen Cuartillo erhalten sollte. Nachdem der Bursche gegangen war, erklärte mir der Wirth daß ich sehr unklug gehandelt hätte, weil die Birlocheros, wenn sie nicht hoffen dürften ein Extra-Geschenk für sich zu erhalten, eine außerordentliche Geschicklichkeit entwickelten die Wagen an gefährlichen Stellen umzuwerfen, was meist nicht ohne erheblichen Nachtheil für die Insassen abzulaufen pflegte. Ich rief also nach kurzem Besinnen die Burschen wieder herbei, und gab ihnen was ich dem Capitan verweigert hatte, indem ich ihnen erklärte daß die Manier in der er sein Anliegen vorgebracht, mich bestimmt hätte es abzuschlagen, und so war der gestörte Friede bald wieder hergestellt.

Am andern Morgen machten wir uns sehr früh auf den Weg, und als unsere Birlochas in Galopp in das offene Land hinausfuhren, war die Luft die von den Schneebergen herüberstrich, so kalt daß wir, obgleich wir uns fest in unsere dicken Mäntel hüllten, dennoch vor Frost schauderten. Bald lag ein ziemlich hoher Berg vor uns, aber die Luft war kühl, die Pferde frisch, wir erreichten die Höhe in kurzem Trott, und als es wieder bergab gieng, jagten wir den in Zickzack angelegten Weg in saußendem Galopp hinab, wobei wir uns an den Stellen wo die Straße eine scharfe Ecke bildete und die Wagen oft dicht am Rande des Abgrunds und ohne einen Moment langsamer zu fahren umlenkten, eines ängstlichen Gefühls nicht erwehren konnten. Zum Glück war es noch so dunkel daß wir die ganze Gefahr dieser halsbrecherischen Tour erst erkannten als sie hinter uns lag.

Endlich brach die lang ersehnte Morgendämmerung herein, und nach einem Galopp von wenigen Meilen fuhren wir durch eine lange Pappelallee in das Dorf Curucubi ein. Einige der Hühner, die im Hof des Wirthshauses umherliefen, standen bald auf dem Tisch, und nach einem eiligen Frühstück machten wir uns mit frischen Pferden auf den Weg, und fuhren durch ein prächtiges Thal, das sich im Glanz der Morgensonne vor uns ausbreitete. Es war Sonntag, und die Straßen waren von sehr hübsch gekleideten Landleuten belebt, die wahrscheinlich Festtagsbesuche abstatten wollten; die meisten waren zu Pferde, und da in dieser Gegend sowohl die Männer wie die Frauen gute Reiter sind, so boten sie einen heitern und anmuthigen Anblick. Viele der Mädchen waren außerordentlich schön und die meisten ritten nicht wie die Frauen in Brasilien auf Männerart, sondern in Damensätteln, ein Umstand der auf größere Civilisation schließen läßt als man bei ihnen vorauszusetzen geneigt ist.

Etwas nach 10 Uhr gelangten wir zum Fuß des Cuesta del Prado, zu dessen Gipfel sich die Straßen in einigen 90 Zickzacks hinaufwindet. Da die Sonne schon hoch stand, arbeiteten sich die Pferde nur mühsam vorwärts, und die von den Führern prophezeite Hitze, so wie der er-

[1] Aus dem hinterlassenen Tagebuch des Lieutenant Strain.

stickende Staub machten diesen Theil der Reise zu einem sehr wenig amüsanten.

Auf der Spitze des Berges angekommen, wurden wir indessen durch die herrlichste Aussicht für alle ausgestandenen Beschwerden reichlich belohnt. Wir befanden uns 2390 Fuß über der Meeresfläche, hinter uns lag das grüne fruchtbare Thal durch das wir unsern Weg genommen hatten, mit seinen gelben Kornfeldern, seinen dunkeln Pappelalleen, seinen reizenden Ansiedlungen und schattigen Gehölzen. Vor uns breitet sich wie ein ungeheures Becken das von allen Seiten von Bergen umschlossene Thal von Santiago aus. Oestlich erhebt sich ein auch für den kühnsten Reisenden fast unübersteiglicher Wall, die kolossale Kette der Andes, deren weiße Spitzen eine über der andern bis zu der Höhe von 23,000 Fuß in den Himmel ragen. Bis zur Mitte in ewigen Schnee gehüllt, erfüllen die riesigen Massen und wunderbaren Conturen des Gebirges den Beschauer mit bis dahin ungekannten Eindrücken und Gefühlen, die zuweilen an ein Grauen gränzen. Das anmuthige Thal, welches zwischen unsere Standpunkte und der Andeskette liegt, bildet mit seinen grünen Gehölzen und Wiesen, seinen üppigen Kornfeldern und den in der Sonne blinkenden Flüssen einen wunderbaren Contrast zu der wilden Größe und Majestät des Gebirges.

Aber es war uns nur kurze Zeit zur Betrachtung des prachtvollen Panorama vergönnt, denn der Ruf der Führer und das Knallen ihrer Peitschen trieb bald zum Aufbruch. Die Birlochas setzten sich bergab in Bewegung, aber die Pferde welche die meinige zogen, waren so unzuverlässig daß mein Leben und das meines Gefährten in ernstliche Gefahr geriethen. Wir hatten die erste scharfe Ecke des Zickzackweges bereits glücklich hinter uns, als das in der Deichsel gehende Pferd plötzlich widerspänstig und scheu wurde. An der zweiten Ecke der Straße angekommen, sprang es bis zum Rand des Abgrundes vor, wo es der Führer durch einen mächtigen Ruck an den Zügeln zum Stehen brachte. Er lenkte die Thiere nun zwar wieder in die Mitte der Straße zurück, aber an der nächsten Ecke brachten sie uns in dieselbe Gefahr, und als es an der dritten dem Führer gelang das unlenksame Deichselpferd zur Seite zu reißen, war das eine Rad des Wagens kaum noch einen Fuß breit vom Rand des Abgrundes entfernt, der uns an dieser Stelle etwa 900 Fuß tief entgegen gähnte. Jetzt wurde die Sache ernst; ich sprang aus dem Wagen und forderte meinen Gefährten auf dasselbe zu thun; dieser besah indessen mit großer Seelenruhe seine neuen Patent-Lederstiefel, mit denen er in Santiago glänzen wollte, und gestand mir daß ihm die Gefahr nicht dringend genug erschiene um seine Fußbekleidung zu beschmutzen. Ich meinestheils war jetzt froh dem Rath des Wirthes von Casa Bianca gefolgt und unsre Führer versöhnt zu haben, denn es war hier nichts leichter für sie als die Insassen der Birlochas ohne Gefahr für sich selbst in den Abgrund zu spediren.

Wir kamen indessen ohne weitern Unfall am Fuß des Berges an, und gelangten auf einer erhöhten Straße, die zwischen sorgfältig cultivirten Feldern hinführte, nach Santiago.

Einer der reizendsten Punkte von Santiago ist die Alameda oder Cañada, ein Name den wir mit Thal übersetzen würden. Die Alameda ist nun zwar kein Thal, sondern eine mit mehrern Reihen von Pappeln bepflanzte, etwa 140 Fuß breite und mehr als eine englische Meile lange Avenue, welche mitten durch die Stadt führt, aber die Bezeichnung ist dennoch nicht ganz unrichtig, denn die Promenade ist kühl und schattig wie ein Thal. An jeder Seite der Avenue strömt ein rauschender Fluß, der seine Quellen in den Schneekuppen der Andes hat und dessen eiskalte Wasser die Luft kühlen und erfrischen, und wenn die langen schattigen Alleen von der schönen Welt von Santiago bevölkert sind, kann man sich in der That keinen reizendern Ort denken.

Im Centrum der Stadt hat man auf einem Felsenkegel ein Fort angelegt, welches die Stadt beherrscht. Die Aussicht von diesem Befestigungswerk, die sich über Santiago in die prächtige, von weidenden Heerden belebte, mit reizenden Farmen und blitzenden Strömen geschmückte Landschaft bis zu den 15 Meilen entfernten majestätischen Cordilleras erstreckt, ist von unvergleichlicher Schönheit.

Santiago ist lange und mit Recht als eine der schönsten Städte von Südamerika betrachtet worden, aber das Urtheil bezieht sich mehr auf die Umgebung und die Lage der Stadt als auf diese selbst. Die Kirchen sind ziemlich hübsch und innerlich oft mit großer Pracht ausgeschmückt, besonders ist die von Porphyr aufgeführte Kathedrale ein mächtiges und imposantes Bauwerk. Die Straßen sind bequem und gut angelegt, und durchweg mit Kieseln gepflastert. Da man hier wie in andern Städten von Südamerika beständig auf Erdbeben gefaßt seyn muß, so sind die Häu'er durchgängig nur einstöckig. Oeffentliche interessante Bauwerke oder Monumente gibt es nur sehr wenige. In sittlicher Beziehung stehen die Bewohner von Santiago in sehr schlechtem Rufe. Sir Francis Head erzählt: „Die untern Zimmer der respectabelsten Häuser sind fast durchgängig an übelberüchtigte Frauenzimmer vermiethet, und es ist empörend diese Geschöpfe Abends vor ihren Thüren sitzen zu sehen, während im Hintergrund des Zimmers eine Kerze vor dem Bild irgendeines Heiligen brennt.“ Das ist freilich übertrieben. Man muß vor allen Dingen bedenken daß diese Classe von Frauen in südlichen Ländern eine weit weniger verachtete Stellung einnimmt wie bei uns. In Italien ist es ihnen z. B. nicht erlaubt sich in den Straßen sehen zu lassen oder in der Stadt zu verweilen, wenn sie nicht andere Geschäfte dort haben, und diese Maßregeln schützen sie vor dem Versinken in diesen Pfuhl des Elends und der Erniedrigung, in welchen wir diese beklagenswerthen Geschöpfe in England und den Vereinigten Staaten untergehen sehen. Es ist wahr daß man gegenwärtig in Nordamerika wie in England große Anstrengungen macht diese unglückliche, gesunkene Menschenclasse zu reformiren, und diese Bestrebungen verdienen gewiß alle Anerkennung, indessen läßt sich doch nicht läugnen daß dabei auch viel Heuchelei mitunterläuft. Mancher, der wie Sir Francis Head empört seyn würde eine jener verlornen Frauen das Parterre eines respectabeln Hauses bewohnen zu sehen, hat durchaus nichts dagegen mit einer berühmten und berüchtigten Tänzerin oder Sängerin in demselben Hause zu leben, und hat es wohl gar für eine Ehre gehalten seine Töchter bei Mademoiselle Rachel einzuführen, einer Frau welche die Früchte ihres dissoluten Lebenswandels vor den Augen der Welt offen zur Schau stellte. Die sittliche Entrüstung der Menge richtet sich leider gewöhnlich nach Rang und Stand der Sünderin, und die Kaiserin Katharina wird immer anders beurtheilt werden als eines jener auf der niedrigsten socialen Stufe stehenden Geschöpfe.

Da es in der Mitte des Sommers war als wir in Santiago ankamen, so befand sich der fashionable Theil der Bevölkerung in den Bädern oder an der See, und die wenigen welche anwesend waren, thaten was andere unter diesen Umständen auch in cultivirteren Städten zu thun pflegen, d. h. sie ließen sich verläugnen. Einige Excursionen die wir in die Umgegend machten, überzeugten uns noch mehr von der wunderbaren Schönheit des Landes, die wir schon vom Fort aus beobachtet hatten. Meile auf Meile reitet man durch prächtige Pappel-

alleen, in welche von Zeit zu Zeit schmälere, ebenfalls mit Pappeln bepflanzte Wege münden, die zu den gewöhnlich etwas seitab von der Straße liegenden Landhäusern und Farmen führen. Die Häuser sind meist von Holz gebaut, weiß angestrichen und so dicht von grünem Laubwerk überwuchert, daß man nur hie und da ein Stückchen Dach oder Wand durch die Zweige schimmern sieht. Diese Wohnungen haben etwas außerordentlich anheimelndes, was man in Südamerika am wenigsten zu finden erwartet.

Als die Hauptstadt von Chili hat Santiago keinen kleinen Antheil an den Revolutionen gehabt, die das Festland von Südamerika von Zeit zu Zeit erschütterten. Es war hier wo der junge Carrera 1814 das letzte Standquartier nahm. Als Aconcagua fiel und alle Hoffnung verloren war, warfen sich die Leiter der Revolution in die unwegsamen Pässe der Andes, wo sie ihre Kräfte sammelten um drei Jahre später mit fliegenden Fahnen und Victoriaschüssen wieder in die Stadt zurückzukehren. Die entscheidende Schlacht war 15 Meilen von Santiago geschlagen worden.

Nachdem wir eine Woche auf die angenehmste Weise in Santiago verlebt hatten, mußte ich an die Fortsetzung meiner Reise denken, während sich meine Gefährten auf ihre Rückkehr nach dem Schiffe vorbereiteten. Ich sah mich also nach einer passenden Begleitung um, und fand einen Engländer, dessen Sohn in Mendoza wohnte und der eben im Begriff stand dorthin zurückzukehren. Wir beschlossen die Reise mit einander zurückzulegen.

Der 27. Februar war zur Rückkehr meiner Freunde nach dem „Lexington" und zu meiner eigenen Abreise bestimmt. Wir schieden mit herzlichem Händeschütteln und tausend guten Wünschen. Um 6 Uhr Morgens verließ ich mit meinen neuen Gefährten die Stadt, und der Sonnenschein, die lachende Landschaft, der kühle, frische Morgenwind und ein scharfer Ritt zerstreuten bald die Traurigkeit über das Scheiden meiner Reisegefährten, mit denen ich so viele gute Stunden verlebt hatte.

Meine nunmehrige Reisegesellschaft bestand aus Don Federico, welcher auf einem Maulthier ritt, seinem Reitknecht Bertoldo, der auf einem großen, schwarzen, rauhbeinigen und beinahe schwanzlosen Pferd saß, und ferner aus einem kleinen eingebornen Burschen, welcher ebenfalls ein Maulthier ritt und ein unbändiges Füllen am Zügel leitete, das, wenn man ihm nahe kam, nach allen Seiten hin ausschlug. Don Federico, der also mein Begleiter auf der langen und einsamen Reise seyn sollte, erwies sich als eine Art Gauner, welcher von seinem Vater — einem frühern Reitknecht — alle Schliche und Pfiffe erlernt hatte die dazu gehören um ein schlechtes Pferd zu hohem Preise zu verkaufen. Er verstand genug englisch um in dieser Sprache mit Geläufigkeit zu fluchen, aber nicht genug um irgend einen andern Gebrauch davon machen zu können. Sein Vocabular der Fluch- und Schimpfworte ließ nichts zu wünschen übrig, und die freie Benutzung derselben ersetzte vollkommen was ihm sonst an Kenntniß der Sprache fehlte. Bertoldo war ein vortrefflicher Pferdeknecht, aber er trug einen so unermeßlich hohen Hut, daß sein Kopf, aus einiger Entfernung gesehen, als der Mittelpunkt seines Körpers erschien. Die einzige Bestimmung des Menschen bestand seiner Meinung nach darin bei jeder Gelegenheit einen Schluck zu trinken, und ich habe nie einen Mann gesehen der gewissenhafter nach seinem Glaubensbekenntniß handelte als er es that. Unser kleiner Chilene aber war jedenfalls ein Abkömmling des Somnus, denn er schlief zu jeder Stunde des Tages und der Nacht, mochte er gehen, stehen, sitzen oder reiten, und oft schlug er im Schlafe falsche Wege ein und mußte dann weite Strecken zurückreiten.

Ich selbst ritt ein erbärmliches Maulthier, welches mir Don Federico etwa für das Doppelte seines Werthes verkauft hatte, aber die Schönheit der Landschaft und das eigenthümliche Leben auf der Straße ließen mich bald mein miserables Thier und meine zweideutige Gesellschaft vergessen. Der Weg wimmelte von Landleuten, Männern, Frauen und Knaben, welche sämmtlich zu Pferd waren, und beladen mit Wassermelonen, Milch, Eiern, Hühnern, Fischen rc. im Galopp vorüberjagten. Einige dieser Landmädchen waren besser gekleidet als die übrigen und ritten wundervoll. Jeder Vorüberjagende grüßte die Reisenden und Scherz und Gelächter erschallte von allen Seiten. Der Landmann in Chili, mag er bei der Arbeit oder unterwegs seyn, begrüßt den Fremden überhaupt immer, indem er seinen Hut lüftet, eine Gewohnheit die dem Reisenden in diesen entlegenen Gegenden außerordentlich angenehm berührt.

Um halb 9 Uhr erreichten wir das kleine Dorf Colinas, wo wir, mit einem Appetit, der durch die Schnelligkeit mit der wir 21 (engl.) Meilen zurückgelegt hatten und die frische Morgenluft nicht wenig geschärft war, ein frugales Frühstück einnahmen, worauf wir unsern Ritt durch die paradiesische Gegend fortsetzten. Es war Erntezeit, und auf den Feldern waren überall lachende fröhliche Menschen beschäftigt die Früchte der größern Grundbesitzer einzubringen, welche letztere den ärmern Landleuten meist ihre kleinen Farmen unter der Bedingung überlassen, daß sie dafür in der Erntezeit bei der Arbeit helfen. Anstatt diese Verpflichtung als eine Last oder Beschwerde zu empfinden, scheint man sie vielmehr als ein Amusement zu betrachten, denn ich habe nie so fröhliche Menschen bei der Arbeit gesehen wie hier. Wir ritten Meile auf Meile, und überall erblickten wir dasselbe Schauspiel voll heiterer Lust — es war als feierte man ein großes Fest.

Um halb 2 Uhr ritten wir in die Posada von Chacabuco ein. Wir hatten, seitdem wir Santiago verlassen, 42 Meilen auf vortrefflicher Straße zurückgelegt, und da die Hitze ziemlich drückend geworden war, beschlossen wir hier zu übernachten. Wir hatten uns vorgenommen um 2 Uhr Morgens aufzubrechen, in Folge eines Mißverständnisses wurden wir aber schon um Mitternacht geweckt und waren um 1 Uhr bereits unterwegs. Da ich mich erst um 9 Uhr niedergelegt, also nur drei Stunden geschlafen hatte, die Nacht vorher aber gar nicht zu Bett gegangen war, so wurde ich bald so müde daß ich im Sattel einschlief und mehr als einmal in Gefahr war vom Pferd zu fallen. Kurz nachdem wir die Posada verlassen hatten, verließen wir die große Straße und bogen in einen ursprünglichen Maulthierpfad ein, einen der sogenannten „Richteweg," die der Gebirgsreisende bald fürchten lernt. Der Pfad welcher über eine Höhe führte, lag so voll Steine, daß man ihn kaum passiren konnte, und wenn er, wie dieß meist der Fall war, sich am Rande des Abgrundes hinzog, war die Passage wirklich gefährlich, besonders in der Nacht. Wir hatten zwar Mondschein, aber das nützte uns wenig, denn es war nicht hell genug um klar zu sehen, wohl aber um die schwarzen Tiefen zu bemerken über denen wir hiengen. Auf der Spitze der Cuesta von Chacabuco vereinigte sich der Pfad wieder mit der Landstraße, und wir fanden daß dießmal wenigstens der geradeste Weg nicht der beste gewesen war. Man sagte mir daß man von dieser Höhe aus eine reizende Fernsicht habe, aber es lag noch dichte Finsterniß über Berg und Thal, und so weit ich sehen konnte, sah alles

unheimlich wild und geheimnißvoll aus. Hier war es auch wo der Patriot San Martin, nachdem er seine Armee durch die Schluchten der Andes geführt hatte, mit der spanischen Macht zusammentraf und sie nach verzweiflungsvollem Kampf den Berg hinabtrieb.

Vom Fuß des Berges bis nach dem zehn Meilen entfernten San Felipe führt die Straße durch eine wohlcultivirte Ebene, die einen Ueberfluß von Weizen, Hanf und Korn liefert. Zu beiden Seiten des Weges erblickt man Hütten, die so dicht liegen daß man meinen könnte durch ein zehn Meilen langes stark bevölkertes Dorf zu reiten. In der Nähe der Stadt zieht sich die Straße an dem Ufer des Aconcaguaflusses hin, den wir, da er sich in vielfachen Krümmungen bald vor, bald rückwärts durch das Thal schlängelt, mehreremal passiren mußten. Brücken gibt es zu diesem Zweck freilich nicht, denn die sehr kunstlosen Stege die hie und da den Fluß überspannen, sind nur für Fußgänger berechnet. Das von den Schneefeldern der Andes herabkommende Wasser war eisig kalt, und das Durchschwimmen des reißenden Flusses ist durchaus nicht ohne Gefahr.

Als wir in der Vorstadt von San Felipe angekommen waren, sandte Don Federico die Diener und die Bagage nach dem Gasthofe, und bat mich ihm in das Haus seines Onkels zu folgen um dort den Abend zuzubringen. Zu meinem Erstaunen war aber mein Maulthier nicht von der Stelle zu bringen. Es hatte eine so starke Zuneigung zu dem dürren, schwanzlosen, schwarzen Pferde Bertoldo's gefaßt daß es sich aus allen Kräften gegen die Trennung sträubte. Als es das geliebte schwarze Thier die Straße hinab gehen sah, pflanzte es seine Vorderhufe fest in den Erdboden und schien entschlossen sich um keinen Preis nach der entgegengesetzten Richtung hin zu entfernen. Eine Anzahl eindringlicher Hiebe brachten es endlich doch in Bewegung, aber es sprach nun seine verletzten Gefühle in so wunderlichem Geschrei aus daß alle Bewohner der Nachbarschaft in die Thüren traten, und als wir endlich in langsamem Schritt und unter fortwährendem Geschrei des Thieres auf dem Markte ankamen, wo ein Militär-Musikchor spielte, schien der Klang der Trompeten den Schmerz der liebekranken Creatur nur noch zu vermehren. Es war nicht mehr von der Stelle zu bringen, streckte die Nase pathetisch in die Luft und erhob seine Stimme mit solcher Kraft und Stärke daß die Musiker sogleich aufhörten zu blasen und die Bewohner der umliegenden Häuser auf die Straße stürzten, um zu sehen was es gebe. Wir waren bald von einem Kreise von Zuschauern umringt, die, als sie mich in meiner eigenthümlichen Lage erblickten, in ein schallendes Gelächter ausbrachen. Es muß in der That ein possierlicher Anblick gewesen seyn, mich an den Zügeln zerrend und mit beiden Fersen arbeitend auf dem Thiere sitzen zu sehen, das seine Stimme fort und fort erschallen ließ und das dankbare Publicum spendete reichlichen Beifall. Jeder neue Schrei wurde mit lautem Gelächter begrüßt, bis das untröstliche Geschöpf unter mir sich endlich entschloß weiter zu gehen, und mich zu dem Hause meines Gastfreundes zu bringen. Dort angelangt, gab es keinen Ton mehr von sich.

Don Federico's Onkel war abwesend und wir wurden von einem Cousin und einer Cousine empfangen. Die letztere war verheirathet, schien noch sehr jung und mochte ohnedem eine Schönheit gewesen seyn. Jetzt war sie blaß, mager und befand sich allem Anscheine nach im letzten Stadium der Schwindsucht. Es lag eine resignirte Melancholie in ihrem ganzen Wesen, und ihr Blick und ihre Worte gaben den Beweis daß ihr Geist nicht mehr in dieser Welt weilte, die für sie keine Hoffnungen, keine Wünsche mehr hatte.

Ich war so müde daß ich bald in meinem Stuhle einschlief, und erst erwachte als ich dicht vor mir meinen Namen nennen hörte. Als ich die Augen öffnete, sah ich ein Mädchen von wirklich wunderbarer Schönheit vor mir stehen. Es war ebenfalls eine von Federico's Cousinen, die er eben herbeigebracht hatte. Man hatte mir schon in Santiago von ihr erzählt, aber ich fand daß alle Beschreibungen weit hinter der Wirklichkeit zurückblieben, und als Federico Abends 6 Uhr mit den Maulthieren erschien und zur Abreise trieb, schied ich mit tiefem Bedauern von Señorita Delfina.

San Felipe selbst besitzt wenig Merkwürdigkeiten, und die größte Schönheit der Stadt besteht jedenfalls in den Promenaden, welche sie von zwei Seiten umschließen und die den Einwohnern an heißen Sommer abenden einen kühlen Zufluchtsort bieten.

Die Sonne gieng eben unter, als wir San Felipe verließen und unsern Weg nach der fünfzehn Meilen östlich gelegenen Stadt Santa Rosa antraten. Der Bruder der Señorita Delfina begleitete uns bis an das Thor der Stadt — eine Höflichkeit, die man dem Fremden in vielen Orten von Süd-Amerika erweist. Das Land durch das wir ritten, war anfänglich rauh und felsig, dann gelangten wir in ein reiches, fruchtbares Thal. Zu beiden Seiten der gut gehaltenen 14 Meilen langen Straße liegen Gärten und Hütten, und hier und da erhebt ein schmuckloses Kirchlein seinen Glockenthurm in die weiche, warme Luft. Die Bewohner der Häuser saßen schwatzend und lachend vor den Thüren, um die Abendfrische zu genießen, und zwischen dieser reizenden Scenerie vergieng uns die Zeit so schnell daß wir ehe wir es ahnten Santa Rosa am Fuße der Andes erreicht hatten.

Da es in Santa Rosa keinen Gasthof gab, so brachten wir längere Zeit damit zu einen Platz zu suchen wo wir übernachten könnten. Endlich fanden wir ein leeres Haus, benutzten unsre Sättel als Kopfkissen und legten uns auf der festgestampften Erde, die den Fußboden des Gemaches bildete, zum Schlafe nieder. Als Abendessen diente uns ein Schluck Branntwein und Wasser — und ich war wirklich zornig auf Federico, daß er mich nicht hatte in San Felipe bleiben lassen, wo wir gute Betten und ein vortreffliches Abendessen gefunden hätten.

Am nächsten Morgen — es war der erste März — standen wir sehr früh auf und hatten das Glück ein wenn auch sehr spärliches Frühstück zu bekommen. Ich begab mich hierauf zu dem Gouverneur des Departements um bei ihm einige Localerkundigungen einzuziehen, aber der gute Mann, der offenbar meinen Absichten mißtraute, verweigerte mir jede Auskunft, und da sich herausstellte daß Federico erst gegen Abend aufzubrechen gedachte, so benutzte ich, obgleich nicht in bester Laune, meine Mußestunden, um die Stadt von innen und außen zu besichtigen.

Santa Rosa zählt etwa 4000 Einwohner und ist sehr regelmäßig gebaut. Ein großer viereckiger Platz bildet das Centrum der Stadt. Die Straßen sind gut gepflastert, fast durch alle rinnen schmale, krystallhelle, eiskalte Bäche, die ihre Quellen in den Schneekuppen der Andes haben und eine erquickende Kühle verbreiten, und prächtige, schattige Promenaden umschließen die Stadt. Santa Rosa ist ohne Zweifel einer der reizendsten Orte dieser Region, aber sie wird nur selten von Fremden besucht. Die Einwohner haben nur sehr wenig Verkehr nach außen hin. Sie wissen nichts von dem was in der Welt

vorgeht und leben in harmloser Zufriedenheit, wenn nicht dann und wann der Donner eines Erdbebens ihre Ruhe stört.

Gegen Abend machten wir uns auf den Weg nach den Bergen. Wir hatten in Santa Rosa einen jungen Mann Namens Astorga kennen gelernt, welcher ebenfalls auf der Reise nach Mendoza begriffen war und sich unserer Gesellschaft anschließen wollte. Er hatte uns das Haus gezeigt in dem er wohnte, und uns gebeten ihn abzurufen, wenn wir zum Aufbruch fertig wären. Federico hatte ihm das auch versprochen, aber er hielt seine Zusage nicht, und als ich ihn daran erinnerte, meinte er Astorga sey wahrscheinlich schon fort, oder wenn nicht, so könnten wir ja, für den Fall daß wir späterhin wieder mit ihm zusammenträfen, sagen, wir hätten ihn gesucht und nicht gefunden. Kurz ich sah daß er die Gesellschaft anderer als seiner eigenen Leute nicht wünschte, und diese Bemerkung war nicht geeignet die Besorgnisse zu zerstreuen welche mir der Charakter meines Reisegefährten einzuflößen begann. Es ließ sich indessen nichts thun, und nachdem wir die Stadt verlassen hatten, ritten wir in das fruchtbare Thal ein, das in vielfachen Windungen zu dem Fuße der Cordilleras führt.

Die Straße begann nun nach und nach zu steigen. An einer steinernen Brücke, über die unser Weg führte, wurden uns unsere Pässe abgefordert, und nachdem wir eine Weile mit dem gesprächigen alten Burschen, der mit dem Dienste betraut war, geplaudert hatten, setzten wir unsern Weg, obgleich nicht ohne Hindernisse und Unterbrechungen fort. Mein Sattel, der ursprünglich für ein Pferd bestimmt gewesen, zeigte sich nämlich als zu groß, und da ich die unterliegende Decke bald verloren hatte und Schwanzriemen hier zu Lande nicht im Gebrauch sind, so lief ich an jedem Abhange Gefahr über den Kopf meines Thieres hinab zu rutschen. Zum Ueberfluß verlor der Bursche, der das Füllen führte und wie gewöhnlich schlief, meinen Mantel, Bertoldo mußte eine große Strecke Wegs zurückkehren, ehe er ihn wieder fand, und so war es fast neun Uhr als wir den Lichtschimmer einer miserabeln Hütte erblickten, in der wir übernachten sollten.

(Fortsetzung folgt.)

Die einstige Verbreitung der Auerochsen.

Unter dem Namen Auerochsen begreife ich im folgenden zwei Europa eigene wilde Rinderarten, nämlich den Wiesent und den Urstier. Der Bison oder Wiesent, gewöhnlich mißbräuchlich Auerochse genannt, unter welcher Benennung z. B. das Stuttgarter Naturaliencabinet ein prächtiges Exemplar dieses Thieres aufweist, unterscheidet sich hauptsächlich durch die Bemähnung seines Vorderleibs, so wie durch seine kürzeren Hörner von dem mähnenlosen, langhörnigen, jetzt ausgestorbenen Urstier, dem ûr der alten Deutschen und urus der Römer. Der Auerochse war nach alten Zeugnissen einst über die Kaukasusländer, ferner über Päonien und das angränzende Thrakien, dann über den herkynischen Wald und im allgemeinen über den Norden des damals bekannten Europa verbreitet. Zur römischen Kaiserzeit, wo diese Thiere für die Hatzen der Amphitheater sehr gesucht waren, galt Germanien für die Hauptheimath der Bisonten oder Wiesente, und von der Wahrheit dieser Nachrichten können noch heute die Ortsnamen Wiesbach, Wiesloch u. a. jedenfalls aber Wiesensteig (althochdeutsch wisontes steiga) Zeugniß ablegen.

Ein Vorkommen im Kaukasus ist allerdings nur durch die Sagen vom Argonautenzuge beglaubigt. Einmal aber läßt sich die abenteuerlich ausgeschmückte Erzählung von den furchtbaren feuersprühenden Stieren, mit welchen Jason in Kolchis zu pflügen hatte, gar nicht übel auf die wirkliche Entdeckung des Wiesent beziehen, dessen ohnehin trotzigblickende Augen im Zorn eine gluthrothe Farbe annehmen; wohl mögen die hellenischen Ansiedler manch tüchtigen Strauß mit diesem mächtigsten Landthier Europa's zu bestehen gehabt haben, das noch vor 80—100 Jahren eben jene Kaukasusthäler bewohnt hat, die ihm schon im Alterthum bei ihrer schlammigen und wälderreichen Natur einen Lieblingsaufenthalt geboten haben müssen. Nimmt man hinzu, wie allgemein in jener Zeit, die von einem unwiderstehlichen Drange zu abenteuerlichen Seefahrten beseelt war, zur Aufzeichnung des Gefundenen und Erlebten aber statt nüchterner Prosa nur romantische Dichtung besaß, der Hang herrschte, die entdeckten Naturmerkwürdigkeiten der Fremde in wunderliche Märchenschleier zu hüllen, so wird man obiger Hypothese gewiß Gerechtigkeit widerfahren lassen. Für die griechischen Naturforscher war Päonien das Hauptland der Wiesente und zwar besonders dessen nordöstliches Gebirge, Messapion genannt. Dieses hohe Waldgebirg erstreckt sich morgenwärts nach Thrakien, in dessen vom Volksstamm der Mäder bewohnte Landschaft sie nach Varro's ausdrücklichem Zeugniß vorkamen, ebenso in Dardanien, was östlich an Mädia, südlich an Päonien stößt. Man darf also bei Media, welche Provinz Varro im 2. Buch über die Landwirthschaft als die Heimath sehr wilder Rinder (boves perferi) angibt, ja nicht an die sonstige Bedeutung des Worts, nämlich an die asiatische Landschaft dieses Namens denken. Zu Aristoteles Zeit hatte sich die Cultur Macedoniens durch die unausgesetzten Bemühungen einer ganzen Reihe von Regenten dermaßen gehoben, daß die Ausbreitung der Bevölkerung und die Lichtung der Waldungen die Auerochsen über die Gränzen des eigentlichen Macedoniens hinausgedrängt hatte. Damals bewohnten die Wiesente, von Aristoteles βόνασοι genannt und unverkennbar beschrieben, jenes undurchdringliche, rauhe, schneeige, kurz in jeder Beziehung den germanischen Urwäldern homogene Gebirge, welches die Wasserscheide des schwarzen und ägäischen Meers, und zugleich die natürliche Gränze zwischen den heutigen Provinzen Macedonien und Serbien bildet. Bei oberflächlichem Anblick scheint mit des Aristoteles Bericht der von Herodot sehr gut zu stimmen, daß es am Axios wilde Stiere gebe (βόες ἄγριοι); aber er fügt bei daß die enorm großen Hörner dieser Stiere nach Griechenland in den Handel kommen. Hieraus erhellt daß Herodot keineswegs den von Aristoteles, Pausanias u. a. beschriebenen Wiesent Nordgriechenlands meint, sondern daß im fünften Jahrhundert jene sumpfigen Striche Macedoniens noch vom Urstier bewohnt waren, als dessen charakteristisches Merkmal im Gegensatz zum Bison Seneca die großen Hörner angibt. Und in der That ist es nicht unglaublich daß der im fünften Jahrhundert dort einheimische Ur allmählich dem stärkeren Bison den Platz räumen mußte.

Denn frühere Naturgeschichtschreiber, welche Gelegenheit hatten diese beiden Rinderspecies, von denen jetzt die erstere ganz erloschen ist,

zu beobachten, versichern daß sie in steter Feindschaft mit einander leben. Den stärksten Beweis für solche Eroberungs- und Vernichtungskriege nahe verwandter Thierarten bieten Wanderratte und Hausratte, welche sich die grausamsten Schlachten liefern. Es ist offenbar daß Aristoteles am Axios keine Löwen mehr sah, während sie zu Herodots Zeiten zugleich mit den Uren dort ihr Wesen trieben. Wahrscheinlich hatten also in der zweiten Hälfte des 4ten Jahrhunderts vor Christus die Ure gleich den Löwen jene Gegenden vollständig verlassen, und es hatte sie hier schon damals das Schicksal betroffen welches ihnen später offenbar auch in Deutschland und ganz sicher in den slavischen Landen begegnete: daß nämlich der Ur vor dem Wiesent vom Schauplatz abtreten mußte. Die germanischen Auerochsen erwähnt zuerst Cäsar nach eigener Anschauung, und zwar ist bemerkenswerth daß er nur den Urus gekannt hat, wahrscheinlich ist dieser also zu seiner Zeit im herkynischen Walde, d. h. in jenem kolossalen Wäldercomplex des alten Germaniens der herrschende wilde Stier gewesen, während der Bison, welchen Plinius, Seneca u. a. neben dem Urstier als Bewohner Deutschlands nennen, erst allmählich sich Boden gewonnen zu haben scheint. Bei uns dürfte der Ur nicht über das 12te Jahrhundert hinaus seine Existenz behauptet haben. Daß man noch im eilften Säculum in Oberdeutschland das Fleisch des Urochsen neben dem des Wiesent verspeiste, ist überliefert; aber für die Existenz des ersteren im 13ten Jahrhundert kann die vielcitirte Stelle des Nibelungenliedes von der Jagd des Recken auf Ur, Wiesent, Elennthier und Schelch kein Zeugniß ablegen, denn dieses volksthümliche sagenhafte Epos fließt im allgemeinen wie in vielen Einzelheiten aus sehr früher Quelle. Soviel aber liegt klar vor unseren Augen daß sich die Wiesente länger in den deutschen Forsten behauptet haben, als ihre Verwandten, die Ure.

Schließlich möchte ich noch die Vermuthung aufstellen daß sich in der heroischen Zeit die Verbreitung des Auerochsen wie die des Löwen bis tief nach Hellas herunter erstreckt hat. Vielleicht ist in der Sage von der Erlegung des marathonischen Stiers durch Theseus die Ausrottung der früher weiter südlich vorkommenden Auerochsen durch die in Attika einwandernden Jonier ausgedrückt. Theseus hat man von jeher als Individualisirung der attischen Jonier überhaupt aufgefaßt. Daß gerade Marathon zum Schauplatz seiner Heldenthat gewählt ist, hat seinen guten Grund. In den Sümpfen der dortigen Ebene wälzt sich noch heute der Büffel, und im classischen Alterthum war jedenfalls nichts zur Trockenlegung dieses Feldes geschehen, denn eine Menge Wassergeflügel kam von dorther auf die Tafel der athenischen Leckermäuler, kaum gibt es ein Stück der alten Komödie, das uns nicht an jene Sümpfe und ihre Bewohner erinnerte. Daß man aber bei der Bändigung des marathonischen Stieres keineswegs an die Domesticirung des Büffels denken darf, lehrt die Geschichte dieses Thiers, welches, ursprünglich Asien angehörig — die Griechen die mit Alexander zogen, scheinen den Büffel in Arachosien gefunden zu haben — erst durch die Nomadenhorden der Völkerwanderung in unsern Welttheil gebracht worden ist. Schließlich erwähne ich noch der eigenthümlichen Art, wie zu Pausanias Zeit, also im 3ten Jahrhundert unserer Aera, die Bisonjagd von den Päoniern betrieben ward. Päonien liegt nicht weit von der Heimath der trefflichsten Husaren unseres Welttheils; schon im Alterthum wohnten hier geborne Reitervölker, nicht zum wenigsten hatte ihnen der große Alexander seine Siege zu danken. Auf ihren an Auervieh reichen Bergeshöhen breiteten sie an abschüssiger Stelle eingeölte, schlüpfrige Häute aus, rammelten von zwei Seiten her lange dichte Reihen des stärksten Pfahlwerks ein und jagten hoch zu Roß mit scharfen Speeren bewaffnet die Wiesente zwischen die Pallisaden und drängten sie auf die Häute. Waren sie dann in den tiefen Graben gefallen, so warf man ihnen von Zeit zu Zeit kümmerliche Fichtenzapfen hinab und hungerte sie dermaßen aus daß sie sich endlich geduldig binden und an den Orten ihrer Bestimmung zu den Thierhatzen abführen ließen.

Die Zustände der Republik Mexico.

Preußischen Diplomaten verdanken wir sehr häufig das amtliche Bild fremder Staaten und Einblicke in die Organisation entfernter Länder, die, auf authentische Nachrichten gestützt, natürlich viel gründlicher belehren als die Beobachtungen durchziehender Reisenden. Eine derartige Arbeit liefert uns Baron E. K. H. v. Richthofen über Mexico, wo er sich als Gesandter aufgehalten hat.[1] Es gehörte dazu einige Aufopferung, da selbst beim größten Sammelfleiß doch nicht Gemälde von großer Schärfe sich zusammentragen ließen, und selbst der mühsam gewonnene Umriß nur für eine kurze Zeit gelten konnte, da Mexico seit seiner Unabhängigkeit (1821) bis zum Jahre 1846 nicht weniger als 237 Revolutionen (Pronunciamientos) zählt, und jetzt wahrscheinlich das dritte Hundert längst voll ist. Bis zum Jahre 1855 hatte die Republik in 33 Jahren nur neunmal die Regierung gewechselt und 46 Oberhäupter anerkannt. Die „Geschichte" der Republik Mexico läßt sich daher mit großem Nutzen in einer Tabelle darstellen.

Zeitdauer.	Regierungsform.	Oberhäupter.
27 Sept. 1821,	Gemischte Regentschaft, bis zum	Iturbide,
18 Mai 1822,	Kaiserthum; bis zur	Agostin I (Iturbide),
19 Mai 1823,	Provisor. Regierung; bis zur	D. Nic. Bravo,
10 Oct. 1824,	Föderal-Republik; bis zur	mit verschiedenen Präsidenten,
1 Jan. 1837,	Republ. Central-Reg.; bis zur	
10 Oct. 1841,	Dictatur; bis zur	Santa Ana,
4 Juni 1844,	Central-Regierung; bis zur	Verschiedene,
4 Aug. 1846,	Föderal-Republik; bis zur	„
20 April 1853,	Dictatur.	Santa Ana.

Auch dieser letzte Standpunkt gehört zu den überwundenen, denn die Annalen der Republik sind bereits um etliche „glorreiche Erhebungen" reicher. Natürlich: was auch immer die Regierungsform für einen Namen beanspruchen mochte, im Grunde blieb die „Republik" Mexico unter allen Masken eine durch dauernden Bürgerkrieg „gemilderte" Soldatenherrschaft.

[1] Die äußern und innern politischen Zustände der Republik Mexico. Berlin 1859.

In jene Zeit der glorreichen Erhebungen fällt der Frieden von Guadalupe mit den Vereinigten Staaten, welcher das Gebiet der Republik um 109,944 Q. Leguas erleichterte, so daß etwas weniger als die Hälfte, nämlich 106,667 Q. Leguas den heutigen Bestand der Republik bilden. Die Einwohnerzahl dieses Gebietes wurde im Jahre 1839 auf 6,868,662 Köpfe, um das Jahr 1850 etwa aber auf 7,485,207 Köpfe angegeben. Die Vermehrung der Bevölkerung fällt aber nicht der Regierungsform zur Last, sondern ist nach dem Vermuthen unsers Beobachters ein Verdienst der frühern Zählungsfehler. Jene Kopfzahl besteht zu 3 Fünfteln aus Indianern, während kaum der dritte Theil des Restes europäischer Abkunft sich rühmen darf, und selbst dann noch möchte das „blaue Blut" nicht immer eine strenge Ahnenprobe bestehen. Der Creole hat den castilianischen Stolz ohne die Berechtigung des Castilianers beibehalten, dafür fehlen ihm Fleiß und Beharrlichkeit, vielleicht sogar der Muth, so daß ihm wenig mehr geblieben ist als ein bischen äußerer Schliff und gesellschaftliche Liebenswürdigkeit. Diese „Nation" nun gab sich eine Bundesverfassung nach dem Muster der Vereinigten Staaten. Was unter den Königreichen die Wahlkönigreiche, das sind unter den Republiken die Föderationen. Die amerikanische Verfassung hat bisher getaugt, weil sie keiner ernsten Prüfung ausgesetzt war, übrigens bestanden in der Union vor der Losreißung vom Mutterlande schon die Territorialunabhängigkeiten, in Mexico dagegen wurden aus Einem centralisirten Vicekönigreich die Provinzen erst zerschnitten. Die Centralgewalt wurde mehr und mehr zum Schatten, während auf ihre Kosten die Provincialfreiheit sich gedeihlich entwickelte, so nämlich daß wenn eine Provinz von Indianerhorden heimgesucht wird, ihre Nachbarn das haushälterische Princip der Nichteinmischung beobachten, oder wenn Hungersnoth wüthet, durch Fruchtausfuhrverbote die allgemeine Abhülfe verhindern. Dieses Mexico beschreibt uns Hr. v. Richthofen wie es unter Santa Ana seit seiner Rückkehr aus der Verbannung 1853 aussah. Das sind zwar tempi passati, allein auch in Mexico sind die alten Geschichten „ewig neu."

Es darf einigermaßen verwundern daß eine Staatsgewalt, die ein Fang für ehrgeizige Soldaten ist, eine Behörde für auswärtige Angelegenheiten besitzen solle; man wird sich aber sehr bald beruhigen wenn man erfährt, wie es um das diplomatische Corps der Republik bestellt ist. Mit den nächsten Anverwandten nämlich, den andern spanisch-amerikanischen Freistaaten unterhält man keine Verbindungen, da „die Eingebornen Mexico's und Chili's von den Buenos-Ayrianern und Bogotelen so viel wissen wie ein Neapolitaner von den Lappen." Nur mit Guatemala und Ecuador hat bestanden oder besteht noch diplomatischer Verkehr. Mit Brasilien wurde ein ähnlicher schwacher Versuch früher gemacht, aber nicht erneuert. Für Mexico bleibt der Posten in Washington immer der wichtigste, denn es ist für eine Kaninchenheerde höchst ersprießlich zu wissen ob die Riesenboa an dem letzten Bissen noch würge oder ob sie ihn schon verdaut habe. Seit der „Kaiserzeit" unter Iturbide bestanden „Beziehungen" zu den Vereinigten Staaten, die bis 1839 einen friedsamen Charakter behielten, so jedoch daß auf Seiten der Amerikaner immer das Gefühl der Ueberlegenheit, auf Seiten der Mexicaner die Unruhe der Schwäche sich offenbarte. Seit jener Zeit begannen die „Mißverständnisse" wegen Texas, die 1846 zum Krieg und am 2 Febr. 1848 zu dem Frieden von Guadalupe führten, der in sich wieder eine Kapsel voll Zwietrachtsamen einschloß. Die schlimmste Folge des Friedens von Guadalupe war die Erscheinung einer Völkerwanderungsepisode. So wie sich nämlich Texas mit germanischen Einwanderern füllte, wurden die wilden Rothhäute, die Comantschen, und die noch schlimmern Apatschen, nach der schwächern Seite, nämlich nach den Nordprovinzen Mexico's gedrückt, wo sie überall verheerend einfielen und Einöden um sich verbreiteten. Die Amerikaner hatten sich zwar im Friedensvertrag verpflichtet die Apatschennoth von Mexico abzuwenden, aber beim besten Willen konnten sie ihre Verpflichtung nicht erfüllen. Sonst liegen noch in den Entschädigungsansprüchen amerikanischer Bürger an die mexicanische Regierung so viele Stoffe zu Zank und Krieg, daß unser billiger Verfasser beiden Theilen die Tugend großer Mäßigung zugesteht, weil bei so vielen Keimen zur Fehde noch immer nicht offene Feindseligkeiten ausgebrochen seyen. Mit England hat man sich am frühesten und bisher am besten vertragen, besonders seit 1841, wo Mexico die wenigen Reste von Negersklaverei auf seinem Gebiete feierlich abschaffte. Es gab in Mexico wenig Plantagenwirthschaft, wie es überhaupt solche auf kühlen Tafelländern und in bergbautreibenden Gegenden nicht geben kann. Während der Unabhängigkeitskriege fochten die Schwarzen in den Reihen der Parteien, kehrten aber dann als freie Tagelöhner zu den Pflanzungen ihrer alten Herren zurück. Mit dem Vorrücken der amerikanischen „Civilisation" wird dann auch, wie es in Texas geschehen ist, die Peitsche dort zur Institution werden, wo sie die „entarteten" Creolen abgeschafft hatten. Mit Frankreich ist man erst nach der Julirevolution in gesandtschaftlichen Verkehr getreten und leidlich mit ihm ausgekommen, abgesehen von der Zusammenschießung San Juan de Ulloa's durch die französische Flotte im Jahre 1838. Bitter dagegen blieben immer die Verhältnisse zu Spanien. Eine spanische Partei von einiger Bedeutung gibt es in Mexico nicht, und die Conspirationen von Royalisten werden stets nur Gegenstände des Mitleids bleiben. Santa Ana's Verdienst war es die Expedition von 3500 Spaniern unter Barradas (Juli 1829) zum Waffenstrecken zu nöthigen. Seitdem hat Spanien auf ähnliche Unternehmungen zur Unterwerfung Mexico's verzichtet und am 28 Dec. 1836 die Republik anerkannt, die ihrerseits die Schuldenhinterlassenschaft aus der vicekönigliche Zeit übernahm. Feindseligkeiten sind seitdem nicht mehr ausgebrochen und die schwebenden Streitigkeiten werden wohl auch nicht zu einem Aeußersten führen.

Man wird ungefähr eine Ahnung von der Verwaltung oder Zerwaltung eines Landes haben, das es während eines Menschenlebens bis auf 300 „glorreiche Erhebungen" gebracht hat. Zur Zeit der föderalen Verfassungen gab es keine Centralgewalt für innere Angelegenheiten, denn die Gouverneure der souveränen „Staaten" (Provinzen), die wieder von den Localparlamenten abhiengen, „prüften" die „bittweisen" Anordnungen der Centralgewalt und legten sie gewöhnlich zu den Acten. Santa Ana hatte bei seiner Restauration am 15 März 1853 ein Gesetz erlassen, wonach die Gouverneure in Zukunft von der Centralregierung ernannt werden und von ihr allein Befehle empfangen sollten, aber man begreift sogleich daß ein solcher „Tyrann" in dem freien Mexico sich nicht lange halten konnte. Gegenwärtig besitzt Mexico 21 „Staaten" und 3 „Territorien" — Ausdrücke und Begriffe, die der politischen Sprache der nordamerikanischen Union entlehnt worden sind. In den Staaten ist es nun wieder der Hauptort, welcher als Sitz der Souveränität angesehen werden darf, und in den Städten ruht schließlich alles im Schooße der Ayuntamientos, d. h. des nach dem spanischen Gemeindegesetze der Cortes von 1812 erwählten

Magistrats. In der vicekoniglichen Zeit herrschte die größte Bevormundung, und es ist daher natürlich daß die Gemeinden, zur Selbstverwaltung nicht reif, ihre Freiheit schnöde mißbrauchten. Jene städtischen Körper griffen nämlich sogleich in die allgemeine Politik über, der alte, völlig entartete Geist der spanischen Communidades, welcher Karl V so viel zu schaffen machte, erhielt sein transatlantisches Zerrbild, und aus dem Schooße jener Magistrate giengen denn auch die zahllosen sogenannten Pronunciamientos aus, worin die „Freiheit" (lies: das Elend) Mexico's besteht. Jene Gemeindefreiheit, die den Staat in seine Atome auflöste, wurde den schwächern Racen namentlich verderblich, über die sich nicht mehr der schützende vicekönigliche Arm breitete. Da die Gemeindeämter nur unbesoldet verrichtet werden durften, so fielen sie den Reichen von selbst in die Hände, während unter diesen wieder die Angesehenen sich befehdeten und ein Ayuntamiento nach dem andern durch eine Localrevolution gestürzt wurde. Santa Ana hat ebenfalls im Mai 1853 versucht die Magistrate durch Ernennung von Seiten der Centralgewalt sich gehorsam zu machen, aber eben deßwegen stürzte dieser „Reactionär" so rasch nach seiner Rückberufung. Der Schwache leidet in anarchischen Zuständen am meisten, und so ergieng es auch in Mexico den Indios mansos oder zahmen Indianern, denjenigen nämlich die in Rohr- und Lehmhütten ein seßhaftes Leben führten, entweder auf eigenem Grund und Boden schliefen, aßen und verdauten, und so viel Mais bauten als zu ihrem Unterhalt nöthig war, oder die als Tagelöhner sich über des Leibes Nothdurft hinaus wöchentlich noch 2 Realen baar verdienten, welche entweder in Branntwein verjubelt oder im Aufwand von Wachskerzen am Schrein des Heiligen verzehrt wurden. Der Schutzpatron der Hütte hatte trotz dieser Liebkosungen einen schweren Stand, denn gewährte er nicht, wofür man ihm so viel Feuerwerk abgebrannt hatte, so wurde er in Folge eines Familienpronunciamiento's aus der Hütte geworfen, und es trat ein Schutzpatron andern Namens an die Stelle des „gestürzten Systems." In der vicekoniglichen Zeit galt daher gar nicht mit Unrecht der Grundsatz daß die braunen Eingebornen wie gente sin razon, wie Blödsinnige oder wie man sich etwas zierlicher ausdrückte als „vernünftige Wesen zweiten Grades" Gente de segundo orden behandelt werden sollten. Sie genossen daher alle Rechtsnachtheile und alle Rechtswohlthaten, wie etwa die personæ miserabiles des römischen Rechtes. Sie durften nie vor der Inquisition der Ketzerei angeklagt werden nach dem Grundsatz bei Lessing: wer den Verstand verlieren soll, muß zuvor einen haben. Andrerseits wurden sie von Pfarrern und durch besondere Beamte bevormundet, ohne daß etwas für ihre höhere Gesittung und geistige Reife gethan worden wäre, denn die Thätigkeit der Missionäre war eine rein verneinende: sie entwöhnten sie zwar des „Teufeldienstes" (Götzendienst) und der Menschenopfer, unterließen es aber sie zu Christen zu erziehen. Von den 20 einheimischen Sprachen sind die meisten durch Hispanisirung völlig entstellt und bis zur Unkenntlichkeit verunreinigt worden, die Lehrstühle aber für die beiden vornehmsten Sprachen, das Otomitische und Aztekische, werden immer seltener, weil sie nur noch von Missionscandidaten und zwar immer dürftiger benützt und besucht werden. Als die vicekönigliche Gewalt gefallen war, hörte freilich die Bevormundung auf, die Indianer verloren aber dadurch nur den Schutz ihres privilegirten Rechtszustandes, und wurden von den Creolen durch Processe vor creolischen und bestochenen Richtern meistens um die ihnen verbliebenen Gemeindefluren gebracht, welche die Indianerdörfer ähnlich wie die russischen Leibeigenen als untrennbares Eigenthum besaßen. Nur bisweilen wurden sie vor Beraubung von den Pfarrern geschützt, wenn diese von solchem Indianerboden Zehnten oder sonstige Leistungen bezogen. Das Polizeiwesen beschränkt sich selbst in der Hauptstadt auf ein wenig Sanitätsaufsicht und etwas politische Spionage, ein Behördenorganismus zur öffentlichen Sicherheit fehlt jedoch gänzlich. Mexico kann daher als der Musterstaat für Räuber und Banditen gelten. Dennoch läugnet der Verfasser daß die Creolen wegen ihrer Trägheit und Weichlichkeit eine besondere Neigung zu dem edlen Strauchritterthum besäßen. Wenn es trotzdem so viele Galgenvögel gibt, so ist die Bevölkerung durch eine absichtliche Verscheuchung von redlicher Arbeit förmlich zum Diebstahl dressirt worden. Zur königlichen Zeit durften weder Wein, noch Oliven gebaut, noch Cocosöl erzeugt werden, damit die spanischen Importe nicht litten. Das nämliche galt von dem Maguey-Bier (Pulque), weil es dem catalanischen Branntwein Concurrenz machte; auf Flachs und Hanf ruhte der Bann des Monopols, Bienenzucht wurde zu Gunsten der Einfuhr des spanischen Wachses verhindert, dagegen die Einfuhr von Merinoschafen verboten, damit die mexicanische Wolle sich nicht veredle. Nach der Befreiung wurden diese Dinge anders, aber schlimmer, denn es entstanden neue Monopole, welche allerdings nicht von Spaniern, aber doch im Lande selbst von etlichen Oligarchen ausgebeutet wurden. Außer diesen Vorkehrungen gegen die Arbeitsamkeit führt ein Nationallaster, nämlich das Spiel, die Mexicaner früher oder später auf den Pfad des Verbrechens. Das schlimmste aber ist daß regelmäßig der Verbrecher straflos bleibt, denn einmal geht der Beschädigte der Justiz, die ihm doch nie zu seinem Gut verhilft, sorgsam aus dem Weg, dann stehen aber dem Missethäter nicht bloß kirchliche Asyle offen, sondern das Volk selbst nimmt Partei für den Verfolgten gegen den Richter, auf dessen Amt eine Art von Infamie lastet, ganz besonders seit der Zeit wo die Justiz als politisches Rachewerkzeug mißbraucht worden war. Ein vollständiges Netz guter Straßen ist bekanntlich das beste Gift gegen das Räuberhandwerk, es gibt aber eine einzige Chaussee in der Republik, nämlich die von der Hauptstadt bis nach Vera Cruz. Die Weggelder die dort erhoben werden, sind jedoch so hoch, daß seit den 30 Jahren der Unabhängigkeit deren so viel eingeflossen sind daß nach einer gewissenhaften Rechnung die 93 Leguas lange Chaussee mit Silber hätte gepflastert werden können. Diese hohen Schlagbaumgelder scheinen humanen Zwecken zu dienen, insofern sie dem Verlust von Habe und Menschenleben auf dem halsbrecherischen Pfade entgegenwirken. Die übrigen Straßen in Mexico verdanken der Kunst höchstens hie und da einen Durchbruch durch Walddichte. Das Pflaster der Hauptstadt ist noch eine spanische Hinterlassenschaft, in der Regenzeit aber sind die Hauptstraßen wegen Verstopfung der Abzugscanäle etliche Tage gar nicht zu passiren, so daß also in diesem Stück das republicanische Mexico nicht bloß tief unter das vicekönigliche Mexico, sondern sogar unter das Tenochtitlan der Aztekenkaiser gesunken ist.

Die politischen Zeitungen der Republik, alle auf höchst elegantem Papier sauber gedruckt, waren im Jahr 1852 bis auf 60 gestiegen. Diese Presse ist nicht sehr erleuchtet, und „ihre Unwissenheit über europäische Dinge, meint Hr. v. R. sarkastisch, gränzt beinahe an die Unwissenheit der französischen und deutschen Zeitungen über amerikanische Verhältnisse." Santa Ana hatte zwar seine Wiederberufung im Jahre 1853 zum Theil der Presse zu verdanken; zur Macht gelangt sorgte er aber dafür daß die unabhängigen Journale durch Cautionsdruck und andere legale Abtreibungsmittel allmählich bis auf zwei, das französisch geschriebene nur berichtende, nie kritisirende Trait d'Union und das

Siglo XIX, ein schafledernes Oppositionsblatt, völlig verschwanden. Natürlich rächte sich alles wieder durch den Sturz des Dictators.

Nichts zeugt besser gegen die Unabhängigkeit, als daß bis heutigen Tages noch immer die alten spanischen Gesetze Rechtskraft behalten haben. Auf diesen Untergrund sind nun eine Menge von Particular-Gesetzen gebaut worden, die theils vom Congreß, theils von den Parlamenten der einzelnen Staaten ausgiengen. Selbst das Militärgesetzbuch ist nichts weiter als ein mexicanisirter Hausrath der spanischen Zeit. Uebrigens ist der Mangel guter Gesetze gar kein Uebel, denn wären sie da, was könnte bei einem als anrüchig betrachteten Richterstand von ihnen für gutes kommen? Als ein Merkmal von dem hohen Grad der gesellschaftlichen Fäulniß muß noch hinzugesetzt werden daß der Beschädigte und Beraubte in der Regel sich weigert seinen Angreifer zu nennen, weil es als unehrenhafte Feigheit betrachtet wird die richterliche der Selbst-Hülfe vorzuziehen. Wenn nun aber der Beraubte stumm bleibt, wo soll man dann Zeugen finden? Nur die Handelsgerichte in Mexico erfüllen ihre Aufgabe innerhalb ihres gesonderten Rechtskreises. Der Handel würde auch völlig aufhören ohne Vertrauen auf Recht und Richter, und so ist es die bittre Noth welche jenen Zweig der Rechtspflege noch grün erhält.

Nicht viel besser als die Justiz ist die Seelsorge bestellt. Zwar ist kein Mangel an geistlichen Personen, denn es gibt im Ganzen 3223 oder je einen Pfarrgeistlichen auf etwas mehr als 2000 Einwohner, außerdem aber 146 Mönchsklöster mit 1139 Mönchen und 39 Frauenklöster mit 1541 prof. Nonnen, 740 Novizen und 879 dienstbaren Frauen. Die Einkünfte der Klöster fließen aus reichem Grundbesitz, der ihnen schon zur Zeit der Eroberung sehr reichlich zugedacht wurde und der sich fortwährend gemehrt hat. Die Pfarrgeistlichkeit ist auf den Genuß gewisser Contributionen von den Indianergebieten und sehr hoher Stolgebühren beschränkt. Hr. v. Richthofen schätzt die Gesammteinnahmen des Klerus auf 19—20 Mill. Pesos oder spanische Thaler.[1] Dieß sind ungefähr 40 Proc. mehr als die Summe aller Einnahmen sowohl der Föderalregierung wie der Einzelnregierungen Mexico's beträgt. In den Bürgerkriegen ist der Klerus mehr und mehr verwildert, denn es hat sich die mexicanische Geistlichkeit bis in die neueste Zeit, wo wieder ein päpstlicher Delegat zu fungiren begonnen hat, der Aufsicht des apostolischen Stuhles völlig entwöhnt, und ist daher im Laster außerordentlich weit gesunken. Auch der Einfluß der Geistlichkeit, ehemals in der königlichen Zeit besonders den Indianern günstig, hat sich beträchtlich vermindert seit der Klerus in Folge seiner Entartung an Intelligenz die Laien nicht mehr zu überbieten vermochte. Eigenthümliche religiöse Genossenschaften sind die Cofradias und Hermandades, Brüder- und Erzbrüderschaften, deren Mitglieder sich verpflichten einen gewissen monatlichen Beitrag in die Hände des Pfarrers zu zahlen, um von den aufgebrachten Summen den glanzvollen Aufwand an den hohen Tagen zum „Dienste" der Ortsheiligen zu bestreiten. Der Hauptluxus bei diesen „religiösen Festen" besteht im Abbrennen von Feuerwerk, womit eine unersättliche Liebhaberei der Indianer befriedigt wird. Die Stiftung solcher Gesellschaften reicht hinauf bis zur Conquista, wo die Missionäre nach Analogie der altindischen Religion die Verehrung der Orts- und Hausgötter besonders pflegten, indem sie die heidnischen Götter durch christliche Heilige verdrängten, und diese an Kirchentagen mit Pomp, Opfern und den gebräuchlichen Saturnalien feiern ließen. Das Vermögen solcher Brüderschaften ist oft höchst ansehnlich, denn es wird uns ein Beispiel erzählt, wo eine Cofradia bis zu 40,000 Pesos in Grund und in Viehstand besaß. — Der eben geschilderte, wahrlich nicht beneidenswerthe Zustand der Kirche ist noch anständig im Vergleich zum Unterrichtswesen. In der Stadt Mexico (200,000 Einwohner) empfangen nur 7151 Kinder Elementarunterricht, und von diesen gehört der vierte Theil auswärtigen Eltern, die ihre Kinder zum Genuß des Unterrichts nach Mexico schicken. An Abhülfe ist nicht zu denken, denn der Congreß hat, aus Ueberdruß an der Angelegenheit, die Schulpflege völlig den Einzelnstaaten überlassen.

(Schluß folgt.)

[1] Das Geld hat in Mexico einen viel geringern Werth als bei uns. Das geringste was ein Bettler annimmt, ist ein Medio, d. h. 1/2 Real, 8 Realen aber sind ein Peso oder 2 fl. 30 kr.

Das Menschenopfer.

(Von Carl v. Helfter.)

(Schluß.)

Wir verfolgen weiter und weiter die blutige Spur der Menschenopferung. Nach den Seesiegen über Octavian betrachtete sich Sextus Pompejus als Sohn des Neptun, trug ein meerfarbenes Gewand, und ließ Pferde als Opfer in die See werfen, ja sogar, wie einige behaupten, Menschen lebendig.[1] Auch der Kaiserzeit ist der blutige Gräuel nicht fremd. Tacitus berichtet vom Nero, es habe das Erscheinen eines Kometen zu besonders vielen Hinrichtungen Anlaß gegeben, und jedesmal seyen solche gefahrdrohende Wunderzeichen mit erlauchtem Blut gesühnt worden, wozu der Astrolog Babilus den Rath gegeben.[2] In der römischen Provinz Afrika hatte das Opfern von Kindern zur Ehrung des Saturn durch alle Jahrhunderte fortgedauert, obgleich, wie Tertullian berichtet,[3] Tiber als Proconsul (?) die Priester an die Bäume kreuzigen ließ, welche die Tempel umgaben. Ein Ausruf jenes Kirchenvaters zeigt, wie tief die Vorstellung haftet daß sich die Götter durch das ihnen wohlgefällige Vergießen von Menschenblut in ihren Entschlüssen umstimmen ließen: „Steigt der Tiber bis zur Mauer, der Nil aber nicht auf die Aecker, steht der Himmel still oder bewegt sich die Erde, herrscht Hungersnoth oder Pest, sogleich heißt es: „„Die Christen vor die Löwen!"" So vieles wird Einem zugeschrieben! Ich beschwöre euch; wie viele Verheerungen erlitten Rom und die Welt vor Tiber, vor Christi Ankunft!" Allein es darf hier eine sich durch die ganze

[1] *Dio Cass.* XLVIII, 48.
[2] *Tac.* Ann. XV. 47; *Suet.* Nero 36.
[3] *Tertull.* Apolog. 9.

Weltgeschichte ziehende Ansicht nicht unerwogen bleiben; der Zorn der Gottheit wegen Nichtbestrafung eines Verbrechens.

Selbst ein Aurelian war — wie wir bei Gibbon lesen — zu einem Menschenopfer bereit; es ergab sich aber eine mildere Auslegung des sibyllinischen Spruchs.

Bei der Einweihung in die Geheimculte wurde der Adept in Schrecken gesetzt, besonders durch das Auftreten wilder Bestien. Vom Commodus heißt es: „Den Mithrasdienst befleckte er mit wahren Menschenopfern, indem er diese nicht nur verkünden, sondern in der That ausführen ließ. Er besudelte die Tempel durch Unzucht und Menschenmord. Er ahmte den Arzt nach, indem er den Menschen mit scharfen Instrumenten Blut ließ.“ [1]

In den Gladiatoren-Metzeleien, wie sie vorzüglich zur Zeit des genannten Kaisers statthatten, erkennen die Kirchenväter nicht nur eine dem Jupiter dargebrachte blutige Weihe, sondern das Menschenopfer zur Ehre der Götter. Vor 16 Jahrhunderten — meint Tertullian — „gefiel es den Skythen die Diana mit Menschenopfern zu sühnen; dasselbe thaten die Gallier dem Merkur, die Afrikaner dem Saturn; heute noch wird in Latium, in Mitte der Stadt dem Jupiter Menschenblut zu kosten gegeben!“ [2]

In unmittelbarer Verbindung mit dem Menschenopfer stehen 1) das Abschlachten von Kindern bei magischen Operationen; 2) das Opfern von Menschen zur Befestigung von Verschwörungen; 3) dasselbe bei der Leichenfeier. Wir können hier nur die beiden ersteren Gräuel in Betracht ziehen, da das dritte, von dem der Gladiatorenkampf ausgieng, Gegenstand einer besonderen Abhandlung seyn müßte.

Cicero wirft dem Vatinius vor daß er, der die Auspicien verachte, welche doch eine Grundlage römischen Wesens, auf eine freventliche und unerhörte Weise Verstorbene beschwören und die Unterirdischen durch die Eingeweide von Knaben besänftigt habe. [3] Hier einer der vielen Beweise daß die Scheußlichkeiten, womit so manche Blätter der Kaisergeschichte beschmutzt sind, entfernt nicht aus dem Verfassungswechsel resultiren; daß jene nur möglich, nachdem im letzten Jahrhundert der Republik die Entsittlichung riesig vorgeschritten war.

Tacitus [4] bezweifelt nicht daß Germanicus vom Piso vergiftet worden sey; er berichtet, man habe im Boden und in den Wänden der Wohnung Ueberreste menschlicher Leichname, verbranntes und blutgeflecktes Gebein und andere Zaubermittel gefunden, womit man — „verruchtes Opfer“ — die Seelen den unterirdischen Mächten zu weihen wähne.

Selbst der so ehrenwerthe Apollonius von Tyana wurde unter Domitian angeklagt, auf dem Landgut des Nerva bei abnehmendem Mond einen Knaben geschlachtet und aus den Eingeweiden geweissagt zu haben. [5] Spartian berichtet von Didius Julianus, dieser habe dasselbe wiederholt gethan „als wenn er sein Schicksal, so er es wüßte, abwenden könnte.“ [6] Es ist nicht uninteressant daß von dem Schauen in Spiegel die Rede ist, wie es Cagliostro vornehmen ließ: [7] „Es wurden auch gewisse, römischer Götterverehrung nicht entsprechende Opfer dargebracht, wobei man weltliche Lieder sang. Auch die Spiegelschau nahm Julian vor, indem Knaben mit verbundenen Augen (?) und bezaubertem Gehirn hineinschauten.“

Daß dieses magische Treiben aus dem Orient stammt, ergibt die Stelle beim Juvenal:

— Armenier, aus Commagene der Seher,
Vom Hühnchen durchforscht er die Brust, vom Hündchen Gedärm,
Oft auch vom Knaben; thut, was von andern er anzeigt. [1]

Dann lesen wir beim Lampridius: „Ich übergehe die ausländischen Gesänge, welche der Sardanapal mit seiner Mutter zu Ehren des Heliogabal absang. Dieser letztere brachte auch Menschenopfer, wozu die vornehmsten und ausgezeichnetsten Knaben aus ganz Italien gewählt wurden, damit, so meine ich, der Schmerz beider Eltern um so größer sey.“ [2] Der Gräuel culminirt im 4ten Jahrhundert. Im Jahr 371 n. Chr. ließ der Tribun Pollentian zu magischen Zwecken ein Kind aus dem Leib der noch lebenden Mutter schneiden; es wird ausdrücklich hervorgehoben daß von Seiten des Kaisers Valens eine gerichtliche Verfolgung nicht eintrat. [3] Und dennoch waren strenge Strafen auf ein solches Abschlachten gesetzt. [4] Im allgemeinen ergibt sich daß das Menschenopfer mit Magie im engen Zusammenhange stand, wie dieses bereits von Plinius im 30sten Buche hervorgehoben wird. Das Wahrsagen dauerte aber fort und fort, durch alle Zeit, weil der Mensch stets an dem schweren Vorhang zerrt, der ihm, gegenüber von Zukunft und Jenseits, seine irdische Beschränkung zum Bewußtseyn bringt. Die Astrologen — sagt Tacitus [5] — „welche man in unserem Staat immer wegweisen und behalten wird, nach dem Hang des menschlichen Geistes das Unbegreifliche am liebsten zu glauben.“ Gar zahlreich sind die Erlasse gegen Malefici und Mathematici; wenn aber beide Codices, der Theodosianische und der Justinianische, nichts vom Abschlachten der Menschen enthalten, so erkennen wir gern eine günstige Einwirkung des Christenthums an.

Wir gedenken endlich daß sich Verschwörer durch ein Menschenopfer, durch Essen des Fleisches und Trinken des Bluts, enger zu verbinden, vor Verrath zu schützen suchten. Diodor von Sicilien und Plutarch berichten solches von den Jünglingen, welche sich vereinigten um die vertriebenen Tarquinier nach Rom zurückzuführen; [6] beim Livius findet sich nichts darüber. Dasselbe bei der catilinarischen Verschwörung. Der Zeitgenosse Sallust hat davon gehört, hält es aber für spätere Erfindung um den auf Cicero gefallenen Haß zu mildern; allein Plutarch, Florus, Dio Cassius [7] berichten es als Thatsache, und jedenfalls bleibt die Möglichkeit des Gerüchtes ebenso für römische Zustände bezeichnend, als die durch das ganze Mittelalter laufende Beschuldigung der Juden, daß sie um Ostern Christenkinder schlachteten, diese, wie schuldlos in den meisten Fällen, dennoch incriminirt. Zuletzt wird noch im Jahr 161 v. Chr. berichtet daß die Bucolen, Räuber in den Nil-

[1] *Lamprid.* Commod. 9; 11. Lugd. Batav. 1671, p. 505, s.
[2] *Tertull.* Scorpiace 7; cf. *Lenain de Tillemond*, Hist. des Emper. Brux. 1707—1710; II, p. 488, s.
[3] *Cic.* in Vatin. 6.
[4] *Tac.* Ann. II, 69; III, 13; *Dio Cass.* LVII, 18.
[5] *Philostr.* Apoll. VII, 11; 20; VIII, 12.
[6] *Dio Cass.* LXXIII, 16; *Spart.* Did. Jul. 7.
[7] S. meinen Aufsatz: Bülau's Jahrbücher 8ter Jahrgang. 1stes Heft, S. 71.

[1] *Juven.* VI, v. 552 s.; *Philostr.* Apoll. VIII, 15.
[2] *Lamprid.* Heliog. 8.
[3] *Amm. Marcellin.* XXIX, 2.
[4] *Paulus*, Sentent. recept. V, 23, ad L. Cornel. de sicar. §. 16: Qui hominem immolaverint, exve ejus sanguine litaverint, fanum templumque polluerint, bestiis objiciuntur, vel si honestiores capite puniuntur. — Paris 1558, p. 177.
[5] *Tac.* Hist. I, 22.
[6] *Diod. Sic.* I, 21; *Plut.* Public. 4.
[7] *Sallust.* Catil. 22; *Plut.* Cic.; *Flor.* IV, 1; *Dio Cass.* XXXVII, 30.

kämpfen, gefangene Römer opferten und deren Eingeweide, worauf sie sich verbrüderten, verzehren.[1]

*

Wir fanden das Menschenopfer bei Hebräern, Hellenen, Römern. Mit Sicherheit können wir darauf rechnen ihm auf jedem Schritt zu begegnen, wenn die Alpen überstiegen werden um zu den rauhen Völkern des Nordens zu gelangen.

Beginnen wir die Rundschau bei den eigenen Vorfahren, bei den Germanen: „Von den Göttern die höchste Verehrung dem Merkur, dem an gewissen Tagen Menschenopfer zu bringen für Pflicht gilt. Den Herkules und Mars sühnen sie mit Blut (von Thieren).“ Hier kein Mißklang gegenüber von Land und Leuten, denn von jenem und zur Ehre von diesen sagt ebenfalls Tacitus: „Ungestaltet der Boden, rauh der Himmel, trostlos Bebauung und Anblick; wer möchte Asien, Afrika, Italien verlassen und dorthin ziehen, wenn es nicht das Vaterland ist.“ Derselbe Geschichtschreiber[2] berichtet, 59 n. Chr., von einem Kriege der Catten und Hermunduren um einen Gränzfluß (die fränkische Saale) „an dessen Ufern man sich den Göttern näher glaubte.“ Die Catten hatten alle Kriegsbeute dem Mars und Merkur gelobt, allein sie unterlagen, und nun gaben die Hermunduren Männer, Rosse, alles Ueberwundene der Vernichtung preis. Eine ergreifende Schilderung gibt uns Strabo[3] von dem bei den Cimbern Gebräuchlichen: „Den mit in den Krieg ziehenden Weibern schließen sich wahrsagende Priesterinnen an. Grau sind ihre Haare, die Füße nackt, und über dem weißen Gewande tragen sie ein feinleinenes Oberkleid, welches durch einen Gürtel gehalten wird. Ausgerüstet mit Schwertern durchschritten sie das Lager und führten die bekränzten Gefangenen hin zu einem Kessel von 20 Amphoren. Sie hatten eine Leiter bei sich, diese bestieg eine und schnitt, den Kessel überragend, jedem der Gefangenen den Hals ab. Aus dem Blute in dem Mischgefäß machten sie die Weissagung, während andere aus den herausgerissenen Eingeweiden Sieg verkündeten.“

Von den Galliern berichtet Cäsar[4] daß sie bei schweren Krankheiten, vor der Schlacht, bei anderer Lebensgefahr Menschen opferten oder das Opfer gelobten, welches demnächst die Druiden verrichteten. Man gieng von dem Glauben aus daß sich das eigene Leben nur durch den Tod eines Menschen von den Göttern erflehen lasse. Bei anderen Völkerschaften Galliens wurden riesige Götterbilder aus Holz und Weidengeflecht gemacht, mit Menschen gefüllt und dann verbrannt. Nun hielt man zwar Verbrecher den Göttern wohlgefällig, nahm aber, in Ermangelung jener, auch Schuldlose. So wurde die eigene Schauderlust an gräßlicher Marter des Nebenmenschen den Göttern zugeschrieben.

Als Cicero[5] zu Gunsten des Fontejus das Zeugniß des Induciomar verdächtigt, sagt er von den Galliern: „Wenn durch irgend welche Furcht erschreckt die Versöhnung der Götter nothwendig erscheint, dann beflecken sie Tempel und Altäre mit Menschenblut. Also keine Gottesverehrung, ohne vorher die Religion durch ein Verbrechen zu schänden; denn wem ist unbekannt daß sie bis heute die barbarische, die unmenschliche Sitte des Menschenopfers haben.“ Plinius[6] berichtet daß ein Gottesdienst, der so viele Menschenleben gekostet, bis in seine Zeit gedauert, daß aber Tiber dem Unwesen der Druiden, der Wahrsager und Heilzauberer ein Ende gemacht habe. Die Römer erkannten in den blutsühnlichen gallischen Gottheiten den Mars und Merkur; nach Lucan und Lactantius[1] waren Esus und Teutates die einheimischen Namen.

Plinius meint, es habe der Gräuel den Ocean überschritten und bei den Britanen eine Widernatürlichkeit erlangt wie man sie von Persien (!) überkommen glauben möchte. „Und in solchem stimmt die ganze Welt überein, gleichsam mit sich selbst in Widerspruch und sich ihrer unbewußt.“ Im J. 60 n. Chr., als Nero den Kaiserthron verunzierte, erlitten die Römer in Britanien vielfache Niederlage. Die Kriegsfürstin Bunduica ließ die Gefangenen, selbst Matronen, unter den gräßlichsten Martern der Andate, der Göttin des Kriegs opfern.[2] Allein das Glück wendete sich; „die Haine, geweiht dem scheußlichen Aberglauben, hieb man um, denn die Altäre mit dem Blut der Gefangenen zu besprengen, mittelst menschlicher Eingeweide die Götter zu befragen, das hielten sie (die Britanen) für heilige Pflicht.“[3]

Es war den Römern gelungen das Menschenopfer in den ihrer Herrschaft unterworfenen Ländern abzustellen, allein diese reichte nicht weit gen Norden und Nordosten. Der blutige Gottesdienst findet sich nicht allein bei den nordischen Völkern, welche als Autochthonen gelten, weil die Kunde der Einwanderung ihnen selbst verloren gegangen war, sondern auch bei denen welche zur geschichtlichen Zeit nach Europa kamen. Da wendet sich der Blick den Ebenen nördlich von Euxin zu, wo zwar nicht eine vagina gentium, wohl aber die große Völkerstation zwischen Ost und West. Daß man in den Pontusländern zur Ehre der Götter schlachtete, beweisen zweitausend Jahre auseinander liegende Zeugnisse. Die Taurier schlachten — so erzählt Herodot — alle Schiffbrüchigen, deren sie habhaft werden, besonders Hellenen. „Von allen Feinden aber, die sie fangen, schlachten sie den hundertsten Mann, nicht wie das Vieh, sondern auf ganz besondere Art. Sie besprengen ihm nämlich den Kopf mit Wein und schlachten ihn über einem Faß, welches sie hierauf auf eine aus Reisbündeln errichtete Erhöhung schaffen, wo sie das Blut über das Schwert gießen. Jenes also tragen sie hinauf, unten aber am Heiligthum thun sie also: sie schneiden allen geschlachteten Männern den rechten Arm sammt der Hand ab und werfen ihn in die Luft. Haben sie alsdann auch die übrigen Feiergebräuche verrichtet, so gehen sie von dannen, während der Arm, abgesondert vom Körper, da liegen bleibt wohin er fiel. Also sind ihre Opfer beschaffen.“[4] Eben in jener Gegend wohnten die Massageten, wo die Alten von den eigenen Verwandten abgeschlachtet werden, wie Strabo gleiches von Keos berichtet.[5] Unfern seines Verbannungsortes sah noch Ovid[6] den Altar der belöcherten Göttin, an dem Menschen verbluteten; und aus dem 4ten Jahrhunderte n. Chr. berichtet Ammian Marcellin von mehreren Völkern am Pontus, welche die in das Land kommenden Fremden der Diana Oreileche (der Berg-

[1] *Dio Cass.* LXXI, 4.
[2] *Tac.* Germ. 9, 2; Ann. XIII, 57.
[3] *Strab.* VII, 2; Casaub. p. 294.
[4] *Caes.* de bell. Gall. VI, 16.
[5] *Cic.* pr. Fontej. 10.
[6] *Plin.* H. N. XXX, 1; *Tertull.* Apolog. 9.

[1] *Lactant.* Divin. Instit. I, 21; *Lucan.* Pharsal. I, v. 439. s. Cf. Leibnitz Script. Rer. Brunsvic. I. f. 8; not. c.; *Voss*, Idolatria I, 35: de Gallorum victimis.
[2] *Dio Cass.* LXII, 7.
[3] *Tac.* Ann. XIV, 13.
[4] *Herodot.* IV. 62.
[5] *Strab.* X. 5.
[6] *Ovid.* Trist. IV, 4, v. 65.

jägerin) schlachteten und die Schädel an die Tempel nagelten, als einzige Denkmale ihrer Heldenthaten.[1]

Eben dasselbe bei den Völkern welche beim großen Wandern vom Osten her über Europa hereinbrachen. Die Heruler versöhnten die Götter mit Menschenblut,[2] die Gothen feierten den Mars mit dem grausamsten Gottesdienste, da dem Vorstande (praesul) des Krieges Menschenblut die willkommenste Sühne war.[3] Selbst bei den christlichen Franken das Menschenopfer! „Als sie (539) unter Teudobert die Brücke bei Ticinum (Pavia) erobert hatten, wurden Kinder und Weiber der Gothen geschlachtet und die Leiber in den Fluß geworfen. Dieses war ein Opfer für den Krieg, denn die Franken sind so schlechte Christen gewesen daß sie noch mehrere von ihren alten Gebräuchen, namentlich Menschenopfer, beibehielten." Die Scene wird auch in das Lager nach der Eroberung von Genua verlegt. Giesebrecht bezweifelt aber die Glaubwürdigkeit des byzantinischen Schriftstellers;[4] Gregor von Tours weiß nichts von dem Erzählten.[5]

Wir wenden uns nun nach dem hohen Norden, und es ergeben die Sagas, daß das Abschlachten von Menschen an den Altären der Götter ganz vorzugsweise bei den Skandinaviern heimisch war. Dorthin gehört, was Procop[6] von den Völkern von Thule berichtet: „Nach der Ansicht dieser, von denen die Skrithiphiner die rohesten sind, ist der Mensch das trefflichste aller Opferthiere; sie schlachten ihn dem Mars, als dem höchsten Gott, opfern aber nicht den Gefangenen indem sie ihn einfach tödten, sondern sie hängen ihn an ein Holz, werfen ihn in Dornen oder unterziehen ihn anderer schmählicher Todesart."

Etwa 200 Jahre nach Christus hatten die Gothen den grausigen Dienst nach der skandinavischen Halbinsel gebracht; ihm standen Priesterinnen königlichen Geschlechtes und höchsten Ansehens vor, welche Gydior, Alraun,[7] Hild, Hulda, Haurga- oder Horga-Bund heißen. An ihren göttlich verehrten Bildsäulen wurden Gelübde abgelegt, und eben jenen brachte man Kinder, welche die Priesterinnen entweder opferten oder zum Tempeldienst erzogen.

Es heißt in einer Saga:[8] „Donaldi — zu seiner Zeit waren in Schweden Hunger und Elend groß. Da richteten die Schweden in Upsala ein großes Opfer her. Im Herbst brachten sie Stiere dar; allein es besserte sich dadurch die Beschaffenheit des Jahres nicht. Im zweiten stellten sie Menschenopfer an, und wiederum blieb es beim Alten und wurde noch schlimmer. Im dritten kamen die Schweden in großer Zahl nach Upsala, als das Opfer vorzunehmen war. Die Häuptlinge berathschlagten und wurden einig, es rühre der Mißwachs von ihrem Könige Donaldi her; ihn müßten sie ergreifen, tödten und mit seinem Blute die Altäre der Götter besprengen. So thaten sie."

Von Thorolf Gelpärskrim wird berichtet, er habe Opfergruben, blótgrafis, gehabt, worin er, wie die Leute meinten, nicht allein Thiere, sondern auch Menschen abschlachten lasse.[9]

Olav Tryggeseus sagte, als er den Drontheimern das Evangelium verkündete: „Nun, falls ich opfern soll, um von den Göttern wieder in Gnaden angenommen zu werden, so will ich das größte Opfer bringen, und hier ausrichten lassen was je einer dargebracht. Nicht Sklaven, nicht Verbrecher sollen gewählt, sondern es sollen die angesehensten Männer, die mächtigsten Bauern den Göttern geschlachtet werden" (folgen die Namen).[1]

Otto und Harold von Dänemark hatten im Jahr 950 nach der Schlacht von Danewerke den Jarl Hakon Sigurdson zur Annahme des Christenthums gezwungen. Als dieser heimkehrte, setzte er zwar die mitgegebenen christlichen Priester an das Land, ließ aber sofort, um auch den alten Göttern gerecht zu werden, ein großes Blutopfer anstellen.[2]

Vor einer Schlacht des Jahres 983 opferte Erik Segersäll dem Odin, sein Gegner dem Thor; jener verspricht, wenn ihm der Sieg zu Theil werde, sich selbst nach zehn Jahren als Opfer darzubringen.[3]

Wir gelangen jetzt zum Opfern des eigenen Kindes. Swend Tingesfingern von Dänemark bekriegt mit Hülfe der Jomsburger, der pommerschen Flibustier,[4] Jarl Hakon von Norwegen. Im Jahr 994 wird bei Bergen zur See gekämpft: die Schlacht bleibt unentschieden. In der Nacht landet der Jarl auf der Insel Prigmid, wo die Opfer der Haurogabund dargebracht werden. Vergeblich sind die Gebote des Fürsten; die Priesterinnen Thorgerd und Irpa fordern den Königssohn, den siebenjährigen Erling. Hakon schlachtet den Sohn, und ihm wird der Sieg zu Theil.[5]

Wie großartig war der blutige Gräuel in Skandinavien! Alle neun Jahre kamen zu Neujahr (Jul) die Männer des Reichs im Hauptort zusammen. Man opferte 99 Menschen und eben so viele Thiere; jene, Männer, Frauen, Jungfrauen, wurden geschlachtet, ersäuft, im heiligen Hain aufgeknüpft. Pferde, Hunde und Hähne waren die Thieropfer.[6]

Wie bei den germanischen Völkerschaften, so war es bei den Slawen, und daß diesen Christen die willkommensten Opfer boten, meldet die Chronik des Helmold.[7]

Ueberall hemmte das Christenthum das Opfern von Menschen; seine letzten Siege errang es am Anfang des 13ten Jahrhunderts bei den heidnischen Preußen. Die Gothen mögen den blutigen Cult von Schweden mitgebracht haben; doch blieben die einheimischen Götternamen: man schlachtete dem Pikullos Menschen, dem Gott des Todes und der Vernichtung. Der gefangene Deutschordens-Ritter wurde in voller Rüstung hoch zu Roß verbrannt, und erlosch das heilige Feuer zu Romove, so sühnte es allein den Gott, wenn der fahrlässige Priester in der neu angefachten Gluth endete.[8] In einem encyclischen Schreiben Innocenz III an die deutschen Prälaten vom Jahr 1233 heißt es: „Sie opfern ihren Göttern Gefangene, indem diese mit Schwertern und Lanzen durchbohrt werden, auf daß man im Blut

---

[1] *Amm. Marcell.* XXII, 8; *Diod. Sic.* II, 46.
[2] *Procop.* II, p. 199. Dindorf. Bonn. 1833.
[3] *Jornand.* de reb. Get. 5.
[4] *Procop.* II, p. 25.
[5] *Greg. Tur.* III, 2
[6] *Procop* II. p. 207.
[7] Olav Dalin, Gesch. des Reichs Schweden; deutsch Greifsw. 1756 I, 6, § 10 S. 128. —
[8] Ynglinga saga 18; Himskringla skorra Sturlosonar I, 21, 22.
[9] Vatus daela saga; *Schaeffer*, Upsala antiqua 137; 149.

[1] Olafs saga Tryggvasonar 165 (vom J. 1160, Hauptquelle); Formanna sögur II, p. 41.
[2] Dalin I, 19, §. 12. S. 453.
[3] Hafen über die Seestadt Jomsburg. Preisschrift. Copenh. und Leipzig 1776. S. 40.
[4] Allg. Welthistorie XIV, §. 49 S. 93 f Halle 1768.
[5] Ludw. v. Holberg dän. und schwed. Staatsgeschichte; Copenh. und Leipzig 1750, S. 4 f.
[6] Allg. Welthist. a. a. O. S. 331.
[7] *Helmoldi* Chronica Slavorum. Lubec. 1659 p. 125.
[8] Johannes Voigt, Gesch. v. Preußen. Königsb. 1827, I. S. 438; 333, II. S. 230.

Vorzeichen des Glücks erlange." Aehnliches sagt zwanzig Jahre später Gregor IX.[1]

Allein in andern Welttheilen begegnen wir dem Menschenopfer noch mehrere Jahrhunderte später, ja es besteht noch heute in der Welt. Welche grausige Details erfahren wir aus Amerika durch Bernal Diaz de Castillo, was haben Ternaux Compans und Brasseur aus den Jesuiten-Berichten und in inländischen Quellen gesammelt! Man bot sich freiwillig dem Opfermesser dar, führte Kriege zu dem alleinigen Zweck, Gefangene für das blutige Opfer zu erlangen, die sich bis dahin jeder Lebenslust erfreuten. Der Inca Mahta-Capak wurde mit der schönsten Jungfrau beerdigt. In nichts spricht sich der Glaube, daß Cortes und seine Gefährten ein heimkehrendes göttliches Geschlecht seyen, so entschieden aus, als daß man dem Gebote jenes sofort (?) Folge leistete keine Menschen ferner zu schlachten. Unterstützt wurde dieses aber mächtig durch einen Priesterorden, dessen reine Lehre stets jenes blutige Opfer bekämpft hatte.

Wenden wir uns nach Indien, so gehören die gräßlichen Selbstpeinigungen der Hindu hieher, welche sie der furchtbaren Göttin Kali darbringen, und mit welchem Fanatism ließ sich der Hindu noch vor wenigen Jahren von dem Wagen rädern, auf welchem das riesige Götterbild von Dschagernaut einhergefahren wurde! Und selbst heute bestehen, trotz der Gegenbestrebungen der Engländer, bei den Gonds in Orissa Menschenopfer.

Endlich Menschenopfer im Innern Afrika's, und welche Gräuelscenen auf den Fidschi-Inseln!

[1] *Laetii Cherubini de Nursia* Bullarium Romanum I, p. 41. Romae 1617. *Raynald* XIII, p. 419.

Die deutsche Colonie Herakli bei Athen.

Reiseblatt von Rob. Waldmüller.

Was inmitten des wiedererstandenen Griechenlands immer von neuem an die große Jugend dieses modern antiken Staats erinnert, das sind die mancherlei deutschen oder eigentlich bayrischen Ueberbleibsel welche die Constitutions-Revolution von 1843 verschont hat, nachdem sie den bayerischen Beamten im allgemeinen den Garaus machte und den König selbst zum Anlegen der nationalen Fustanella bewog.

Auffallende Ueberbleibsel dieser Art sind besonders die bayerischen Uniformen. Man hat eine Weile den Versuch gemacht das Palikaren-Costüm als Uniform des griechischen Militärs einzuführen. Aber mit dieser Tracht hängen Erinnerungen zusammen welche der militärischen Disciplin nicht förderlich waren — Erinnerungen an die mancherlei Kämpfe auf eigene Faust, welche gegen die Muselmänner durchgefochten wurden, und wobei das Räuberwesen, dem die Griechen sich zuneigen, ein unerwünschtes militärisches Spiegelbild erhielt.

Seit längerer Zeit ist man dahinter gekommen daß, eben um dieser bedenklichen Neigung willen, der Unterschied zwischen Militär und Palikar auch äußerlich in Griechenland nicht auffallend genug seyn kann, um eine Vermischung ihrer stark gesonderten Lebensaufgaben zu verhindern. Und so steht denn in allen Theilen Griechenlands die bayerische Uniform auf dem Posten.

Außer diesen Ueberbleibseln des ehemalig stockbayerischen Neugriechenlands gibt es noch eine deutsche Colonie, welche jener Zeit ihre Entstehung verdankt und deren Mitgliedern der deutschredende Reisende zuweilen in den Straßen der attischen Hauptstadt begegnet.

Wir glaubten unsere Zeit nicht zu vergeuden, indem wir uns nach längerem Verweilen unter den alterthümlichen Resten Athens auch einmal auf den Weg machten, um diese stammverwandte Colonie aufzusuchen. An einem sonnigen Maitage wanderten wir dann auf der neu entstehenden Aeolus-Straße in der Richtung des Pentelicus aufs Land. Hinter uns glänzte die marmorne Akropolis im Morgenlichte. Die Straße welcher wir folgten, führte über den Pentelicus hinaus nach den Schlachtgefilden Marathons. Für dießmal aber hatten wir allen classischen Erinnerungen Valet gegeben, und weder der rechts aus der Ebene sich emporhebende Lykabettus noch der Kephisus, welcher zur Linken durch Oel- und Weinpflanzungen dem Meere zu strömt, zogen uns von dem Ziele unserer Wanderung ab.

Die blühenden Reben sandten uns dafür ihre Reseda ähnlichen Düfte herüber, und Nachtigallen ohne Zahl lockten und schmetterten in den niedern Rosen- und Myrtengebüschen des fernen Flußufers.

Nachdem wir etwa eine Meile gewandert seyn mochten, immer zwischen bebauten Feldern und silberglänzenden Olivenbäumen unsern Weg verfolgend, erblickten wir in einiger Ferne die scharf sich verjüngende Spitze eines Kirchthurms, wie sie wohl in der Gegend von Tegernsee und auch in einigen Thälern der österreichischen Seite gegen die breit bauschenden Birnenkuppeln ihr gerade gen Himmel deutendes Recht behaupten. Es war der Kirchthum der bayerischen Colonie.

Sie trägt sonderbarerweise keinen deutschen Namen.

Herakli heißt sie. Vielleicht zu Ehren jener gleichnamigen Stadt des Alterthums, welche dem Lohgerber Anytos ihre Thore verschloß, weil derselbe den Proceß gegen Sokrates mit veranlaßt hatte. Vielleicht auch zu Ehren des Helden Herakles selbst und um sich sofort dem Schutze eines Gewaltigen zu empfehlen, dem so große Thaten nicht zu schwer geworden waren.

Die That dieser Ansiedelung selbst schien demungeachtet den guten Leuten die wir hier fanden, nahezu über den Kopf gewachsen; der erste Anblick der Niederlassung war kein eben erfreulicher, und während unserer Rast in dem Dörfchen hörten und sahen wir weniges was unsern Wünschen für ein so gut gemeintes Unternehmen sonderliche Erfüllung verhieß.

Begründet wurde dieses Unternehmen bald nach des Königs Otto Ankunft in Griechenland, welche ums Jahr 1833 erfolgte. Man baute in gesunder Gegend zwei Reihen einstöckiger, Wand an Wand gränzender Häuser zu zwei bis drei Fenstern. Diese Häuserreihen bildeten keine Straße, sondern den rechten Winkel eines nach zwei Seiten frei gelassenen Platzes, in dessen Mitte vor einiger Zeit königliche Munificenz jenes spitzthürmige Kirchlein errichtet hat. Jede Familie erhielt außer einem Häuschen 80 Morgen Landes, ehemals dem benachbarten Kloster „Jerusalem" zugehörig. Zur Zeit der Ansiedelung bestand die Genossenschaft aus 32 Familien. Nach gewöhnlichen Verhältnissen

hätte jetzt nach mehr als zwanzig Jahren die Zahl sich wenigstens verdoppeln müssen. Dennoch ist das Gegentheil der Fall. Es gibt in Heralli nur noch 24 Familien oder etwa 100 Köpfe. Drei Häuser sind eingefallen und niemand baut sie wieder auf.

Somit ist dieß Unternehmen als verfehlt zu betrachten, und da es die Achtung welcher dem deutschen Namen aller Orten begegnen sollte, nur beeinträchtigen kann, sollte dem Dinge je eher desto lieber ein Ende gemacht werden, es sey denn man entschlösse sich höchsten Orts, nun das Kirchlein einmal steht, auch den Verhältnissen der Gemeinde in durchgreifender Weise aufzuhelfen.

Der größte Fehler scheint gleich im Anfange gemacht worden zu seyn. Schon der Wirth, bei dem wir einsprachen, wies sich als ein Mann aus welcher zum Ansiedler nicht viel besser getaugt hatte als die Pike zum Pflügen. Er war Lancier gewesen, hatte eine Marketenderin geheirathet und mit dieser, auch der eigentlichen Landwirthschaft wohl nicht ganz zugethanen Hälfte sein gutes Glück versucht. Die übrigen Ansiedler waren verwandten Beschäftigungen entronnen, oder man hatte sie aus der Werkstatt fortgeholt, so daß sich nicht minder als die volle Apostelzahl unter ihnen befand welche zur Nadel und Scheere geschworen hatten.

Es ist uns nicht gelungen herauszubringen wie viel man im übrigen zu ihrer ersten Ausrüstung gethan haben mag, und ob ihnen Vieh überlassen wurde. Zwanzig Kühe und vierzehn Pferde bilden gegenwärtig den vierfüßigen Bestand der Colonie — ein Viehstand, welcher natürlich die Düngungsverhältnisse auf das allerbescheidenste Maß hinabdrückt, und welchen zu vergrößern andererseits der Futtermangel verbietet. Unsere handfeste Frau Wirthin, welche den Strohhut auf dem Kopf und die Brille auf der Nase uns durch trefflichen Wein die Grillen zu vertreiben suchte, entschuldigte das Stocken des ganzen Unternehmens durch den eben schon betonten Mangel an Dünger. Sie hatte ein Trostsprüchlein im Hinterhalt:

Wo kein Mist,
Ist kein Christ —

ein Sprüchlein, mit dem sie vollgültig zu beweisen sich getraute daß die Colonie nicht zu gedeihen vermöge.

In der That kämpfen diese guten Leute mit manchen Schwierigkeiten. Schon ihre Heimathsgewohnheiten mußten ihnen manche Gefahren bereiten. Einem Lande entstammend, wo das billige Gebräu des Königs Gambrinus die Kehle zu Ansprüchen auf fortwährende Anfeuchtung berechtigt, konnte es nicht fehlen daß sich jedem Ansiedler ein böser Genosse mit ins Quartier legte, und das war der Durst. Man hat erst in südlichen Gegenden einen ungefähren Begriff von dem heftigen Naturell dieses heimtückischen Genossen. Der Grieche kennt ihn auch, aber von Haus aus mäßig, wie alle südlichen Völker, begnügt er sich mit der Leidenschaft für kaltes Quellwasser und befindet sich wohl dabei. Unsere deutschen Landsleute haben von dieser Liebhaberei kaum eine Ahnung. Was nicht farbig in der Flasche glänzt, reizt sie nicht, und was nicht auf der Zunge prickelt, tauge, meinen sie, auch nicht für die Eingeweide. So haben sie denn statt des nicht aufzutreibenden Biers sich ans Weintrinken gewöhnt und sich natürlich schlecht dabei befunden, da eben dasjenige Klima welches den besten Wein reifen läßt, in unzähligen tückischen Beispielen dem Menschen die größte Enthaltsamkeit predigt. Weinbau aber taugte, nach der Lage von Heralli, noch am besten für den Betrieb der jungen Colonie, und es kann ihr nachgerühmt werden daß sie dem Rebenstock edleres Blut zu entlocken verstanden hat, als es je einem Griechen gelungen seyn mag. Es darf ihnen um dieses Verdienstes willen nicht zu schwer angerechnet werden daß sie selbst die Haupttrinker in ihren Weinpflanzungen blieben.

Uebrigens kam ihnen, um den Vergleich so sehr zu Ungunsten der griechischen Winzer ausfallen zu lassen, die leidige Gewohnheit der letztern zu statten allen Wein zu reziniren. Mit diesem Ausdruck wird der abscheuliche Kiengeschmack erläutert, welcher dem nationalen Wein künstlich beigemischt wird und jedem Trunk seine ursprüngliche Lieblichkeit benimmt. Nicht umsonst pflanzten die Bacchantinnen und Mänaden Pinienäpfel auf ihre Thyrsusstäbe. Dem Griechen war und ist der Zusatz des Pinienharzes ein unentbehrlicher Weinverbesserer. Es geht die Sage, der erste welcher den Weinstock nach Athen brachte, habe sich, um der betäubenden Wirkungen des edlen Getränks willen, den Zorn des Volks zugezogen, und man sey nicht eher beruhigt worden bis man ihn in einen Brunnen gestoßen und dem Untergang geweiht hatte. Ist dem in Wirklichkeit so gewesen, da dauert ohne Zweifel die Rache des Weingottes noch immer fort, und er hat die ehemals Verblendeten mit ewiger Verblendung geschlagen über das was sein Geschenk lieblich macht, und das was es entwerthet.

Bei alledem sagt man diesem rezinirten Weine nach, er reize zu immer neuem Trinken. Während unseres Ritts durch den Peloponnes haben wir uns fast zu dieser Ansicht bekennen müssen, wie sich denn überhaupt die Zunge bald ans Unvermeidliche gewöhnt, wenn die Kehle der Erquickung bedarf. Es wurden uns sogar Fälle genannt, nach welchen gerade Deutsche nach langem Verweilen auf griechischem Boden diesem schmählichen Getränk völlig verfallen waren, und es scheint fast als ob unsern Landsleuten, bei ihrer Vorliebe für Flasche und Humpen, kein erhitzendes Getränk in südlichen Ländern auf die Dauer unschmackhaft bleibe.

Sehen wir von diesen, der Colonie wohl verderblich gewordenen Gefahren ab, so ist kein Grund vorhanden warum sie bei Fleiß und Ausdauer nicht trotz ihrer anfänglichen Kenntnißlosigkeit hätte gedeihen sollen. Auch bezogen sich die Klagen der Ansiedler nicht sowohl auf die Verhältnisse im allgemeinen als auf zufällige Wetterunbilden, welche sie z. B. schon drei Jahre nacheinander mit Hagelschäden kurz vor der Weinreife heimgesucht hatten. Rechtes Behagen, auch im bloß Aeußerlichen, läßt übrigens schon die armenviertelartige Anlage der Häuser selbst nicht aufkommen. Da der Boden nichts kostete, mußte füglich jedes Haus frei hingestellt werden, so daß sich nach und nach diejenige örtliche Heimlichkeit darum zurecht finden konnte, welche unsere heimischen Bauernhäuser so ehrwürdig macht. Da hätte sich jetzt schon eine stattliche Anzahl schattiger Bäume im bunten Durcheinander um die vereinzelten Häuschen breit gemacht und ihnen jenen natürlichen Anstrich von Wohlhabenheit und Stetigkeit gegeben, dessen Geheimniß aus den ragenden Zweigen und den weit ausgreifenden Aesten eines fröhlich gedeihenden Baumes uns entgegensäuselt. Grüne, buschige Gärtchen wären in seinem Schutze herangewachsen; man hätte das frisch sprudelnde Wasser umhergeleitet, um dessentwillen die Ansiedler eben dieses Fleckchen Erde vor andern ihnen angebotenen aussuchten, und der wachsende Wohlstand des einen, der schmückende Fleiß des andern hätte im Laufe der Jahre einen spornenden Wetteifer hervorgerufen, der in der Freude am Gelingen die Kraft zu neuen Anstrengungen finden konnte.

Von diesem allen ist nichts berücksichtigt worden. Wie eine Taschenausgabe von Caserne liegt der klägliche Häuserwinkel im Sonnenbrande da. Vor den Thüren zieht sich etwas hin, was wie der Schemen eines Gartenplans ausschaut und sich bei einem Umfang von den ersten zwei bis drei Schritten im Gevierte schon selbst als unnütze Zierde aufgegeben hat. Erst hinter den Häusern hat sich der Versuch, und mit besserm Erfolg wiederholt. Dort stehen Reben, Mandel-, Oliven-, Granat- und Maulbeerbäume, und führen den Beweis für die Willfährigkeit der Natur, wo ihr nur der geringste gute Wille entgegen kommt. Es ist zu bedauern daß dieselbe Hand, welche deutsche Ansiedler hieher pflanzte, nicht die weitere Sorge übernahm ihnen wenigstens eine Dorflinde, oder an deren Stelle eine Platane zu setzen, und daß man sich in dem äußern Plane der Ansiedlung so ganz vergriff oder mit dem bloß Allernöthigsten begnügte. Noch jetzt würde einige Nachhülfe der angedeuteten Art nicht zu spät seyn. Die Königin begünstigt in diesem Sinn ihr Gut Carolinenhof. Außerdem hat sie den üppig grünenden Palastgarten ins Leben gerufen, welcher für Athen ein wahres Paradies zu werden verspricht. Auch die Straßen läßt sie mit rosablühenden Melien und andern rasch wachsenden Bäumen bepflanzen, und so mag bei ihrer preiswürdigen Vorliebe für diese den Griechen abgehende Culturrichtung der Wunsch gerechtfertigt erscheinen, sie möge dem undeutschen Aussehen Heralli's durch freigebige Spenden aus ihrer Baumschule zu Hülfe kommen. Sie wird sich den Dank aller derer verdienen welche jetzt mit wirklichem Bedauern dieß Zerrbild einer deutschen Colonie dem spöttisch darauf hinabblickenden Ausland preisgegeben sehen, preisgegeben in einem Lande das ein deutscher Fürst regiert, das einer deutschen Fürstin den Namen Königin verschaffte.

Um übrigens eine andere Seite, welche der Colonie nachtheilig ward, nicht ganz unerwähnt zu lassen, sey das Schicksal eines dieser Ansiedler hier noch nacherzählt, wie sich's nach seinem eigenen Bericht in Folge der bewußten Niederlage des Stockbayernthums im Jahr 1843 gestaltete; andern wird's ähnlich gegangen seyn. Es war der erste Colonist, dem wir beim Besuch Heralli's begegneten. Sein Hutt und Ho! klang uns schon von weitem in die Ohren und hätte uns den „deutschen Bruder“ verrathen, wenn selbst die den Griechen nicht eigene Gewohnheit, mit vierräderigen Ackerwagen und zwei Pferden zu fahren, ihn nicht schon auf den ersten Blick als Nichtathener gekennzeichnet hätte. Ein Spitz bewachte die Wagenladung und bellte uns gut heimisch an. Der Fuhrmann selbst, in kurzer Jacke, den Schlapphut über die struppigen Haare gezogen, die braune Ahornpfeife in den Zähnen, schien noch heute in Kleidung, Haltung und Benehmen jenem schwer zu verkennenden Volksstamm unverändert anzugehören, den der Witz der fliegenden Blätter in so bunten Farben schillern läßt. Meyer war sein Name, Ingolstadt seine Heimath und seine Frau Mari stammte aus einem bayerisch Tiroler Dörfchen, dessen Namen er glücklich vergessen hatte. Zur Zeit als der königliche Palast erbaut werden sollte, also ums Jahr 1836, errichtete der ehemalige königl. bayerische Cavallerist Meyer aus Ingolstadt eine Wirthschaft an den Marmorbrüchen des Pentelicus. Nach einiger Zeit schlug man ihm vor, seine Kenntnisse vom Fuhrwesen bei den Marmortransporten zu verwerthen, und statt der kleinen, unzureichenden griechischen Wagen größere nach deutschem Muster in Gang zu bringen. Er gieng darauf ein, und schaffte nach und nach 14 Zugpferde an, wobei er sein ganzes bis dahin erworbenes Vermögen, etwa 1400 Gulden, feststeckte. Unglücklicherweise für ihn machte das Jahr 1843 einen häßlichen Strich durch die Rechnung. Nachdem Militär und Volk am 15 Sept. jenes Jahrs 10 Stunden lang den Palast des Königs belagert hatten, unterzeichnete dieser die Verfassung und schwor damit das Stockbayernthum ab. Die letzten Schwingungen dieses griechischen Erdstoßes warfen auch Meyer von Ingolstadt aus seinem deutschen Sattel. Waren ihm bisher die königl. Beamten geneigt und förderlich gewesen, so mochte er jetzt sehen wie er mit den hellenischen Ministern von reinstem Wasser fertig würde. Irgendein Christopulos oder Spiridion rückte in seine Stelle. Meyer aus Ingolstadt stand neben seinem leeren Wagen und neben diesem scharrten die 14 Pferde ungeduldig im classischen Sande, wie er selbst, ihr Herr und Ernährer, noch unmuthiger hinter den Ohren kratzte. Es war indessen nicht viel Zeit zu verlieren, die Pferde wollten fressen und der Hafer war durch die Verfassung nicht billiger geworden. So mußten die 14 Pferde denn verkauft werden und zwar etwa zu einem Drittheil des Kostenpreises.

Von da an gieng es mit dem Marmorfuhrmann bergab. Man rieth ihm sich einmal an den König selbst zu wenden. Ein wohlwollender Mann im Hofmarschallamt verfaßte eine Bittschrift, welche, wie üblich, mit der Gerechtigkeitsliebe der Majestät anhob. Im Schloßgarten wartete der Bittsteller dann die günstige Gelegenheit ab sie dem König zu überreichen. Nachdem er in den Oleander-Verstecken ein paar Fußfälle eingeübt hatte, hörte er den Herrn des Marmorpalastes nahen. Einige Augenblicke später war das Papier glücklich überreicht, und Meyer stand wieder, gnädig entlassen, auf seinen eisenbeschlagenen Sohlen. Bald darauf wurde er ins Hofmarschallamt beschieden. Man sicherte ihm 2200 fl. zu und erbot sich vorderhand eine Abschlagszahlung von 700 fl. zu leisten. Bei dieser Summe hatte es aber sein Bewenden, denn ein neuer Ministerwechsel verschüttete noch einmal die mühsam durch wohlwollende Hülfe ihm gebahnten Wege, und seitdem fand sich kein Palastbau, bei dem sich das Verlorene wieder nachholen ließ.

„Behüt Sie Gott!“ schloß der Ingolstädter seinen kläglichen Bericht und knallte mit der Peitsche um die Ohren seiner zwei Pferde. „Nu hob ich einmal wieder die Leber frei geschwätzt, behüt Sie Gott! daheim ist's freili besser!“

Wir hielten uns nicht berufen ihm seinen Glauben zu trüben. In der Colonie jedenfalls war's nicht zum besten bestellt, und die deutsche Sense, der deutsche zweispännige Pflug, die breite zweispännige Egge schnitten, ackerten und rauften um uns her, ohne dem Bild diejenige heimische Behäbigkeit zu geben, welche wir bei unserer Wanderung nach Heralli zu finden gehofft hatten. Möchten spätere Besucher über freundlichere Eindrücke berichten können!

Der Affe und die Schildkröte.

(Aus dem arabischen Fabelwerk Calila wa Dimna.)

Es war einmal, erzählt man, ein Affenkönig, Namens Maher, das ist Schlaukopf, den überfiel und besiegte, als er alt und schwach geworden war, ein junger Affe aus dem königlichen Hause, und nahm von seiner Stelle Besitz. Der alte Affe floh vor sich hin, bis er an

das Ufer eines Flusses gelangte, wo er einen Feigenbaum fand. Auf diesen kletterte er und richtete sich hier eine Wohnung ein. Als er nun eines Tages von den Früchten des Baumes aß, fiel ihm aus der Pfote eine Feige in das Wasser. Die Schildkröte aber aß jede Feige auf die ins Wasser fiel, und als deren immer mehr herunterfielen, glaubte sie der Affe lasse sie nur ihretwegen fallen. Sie verlangte nun des Affen nähere Bekanntschaft und Freundschaft zu machen, und ließ sich deßhalb in ein Gespräch mit ihm ein, in Folge dessen sie bald mit einander vertraut wurden. Das Weibchen der Schildkröte wurde aber unruhig wegen des langen Ausbleibens ihres Gatten, und sie klagte es einer Nachbarin mit den Worten:

Ich fürchte daß ihm ein Unheil widerfahren seyn möchte.

Die Nachbarin beruhigte sie aber und sprach:

Dein Gatte hat am Ufer Bekanntschaft gemacht mit einem Affen, und dieser verschafft ihm zu essen und zu trinken.

Nach einiger Zeit begab sich das Männchen nach seiner Wohnstätte zurück, und fand da sein Weibchen in schlimmen Umständen und ganz niedergeschlagen. Auf seine Frage sodann: wie muß ich dich sehen? erwiederte ihm die Freundin seines Weibchens:

Deine Gattin ist krank und elend, und die Aerzte haben ihr als das einzige Heilmittel das es für sie gebe, ein Affenherz verschrieben.

Das Männchen versetzte:

Das ist eine schwierige Sache; woher sollen wir ein Affenherz erhalten, da wir uns im Wasser aufhalten? doch ich will mich mit meinem Freunde berathen.

Darauf begab er sich an das Meeresufer. Der Affe empfieng ihn mit den Worten: Warum mein Bruder, bist du so lange weggeblieben?

Das Schildkrötenmännchen erwiederte: Weil ich mich in Verlegenheit sah, wie ich dir deine Güte vergelten sollte; nun möchte ich dich aber auch noch um die Gefälligkeit bitten mich in meiner Wohnung zu besuchen; ich wohne nämlich auf einer Insel wo es reichlich Früchte gibt. Setze dich deßhalb auf meinen Rücken, und ich schwimme mit dir dahin.

Der Vorschlag gefiel dem Affen, er stieg von seinem Baum herab und setzte sich auf den Rücken der Schildkröte, die mit ihm nun fortschwamm. Unterwegs machte sich die Schildkröte über die Schändlichkeit ihrer heimtückischen Absicht Gedanken und ließ hiebei ihren Kopf senken. Da sagte der Affe zu ihr:

Warum sehe ich dich so betrübt?

Worauf die Schildkröte erwiederte:

Ich bin betrübt weil ich eben daran gedacht habe daß meine Gattin schwer krank ist, und daß das mich hindern wird dir solche Ehre und Aufmerksamkeit zu erweisen, wie ich es gern möchte.

Der Affe entgegnete:

Ich weiß ja daß du mir gerne Ehre erwiesest, und das wird mir gleich aller erwiesenen Ehre gelten.

Laß uns etwas ausruhen, sagte die Schildkröte.

Nach einer Stunde machte sie dann zum zweitenmal Halt. Da schöpfte der Affe schlimmen Verdacht, und er sagte bei sich selbst:

Nicht umsonst sucht die Schildkröte Aufenthalt und Zögerung, und ich glaube fast daß ihre Gesinnung gegen mich eine andere geworden ist, und daß sie ihre Liebe von mir abgewandt hat und mir nun übel will; denn kein Ding wendet sich leichter und schneller als das Herz. Auch sagt man, der Kluge darf nicht vernachlässigen zu erforschen was in der Seele seiner Leute, Kinder, Brüder und Freunde vorgeht, und deßhalb muß er auf alles Acht haben, auf jeden Blick und jegliches Wort so wie auf jegliche Bewegung, denn dieses alles gibt Zeugniß von dem was in dem Herzen vorgeht. Und die Weisen haben gesagt: wenn in eines Freundes Herz sich Argwohn gegen seinen Freund eingeschlichen hat, so ergreife man Vorsicht und nehme sich vor demselben wohl in Acht und beobachte alle seine Blicke und Zustände. War sein Verdacht begründet, so gewinnt er sein Heil, war er aber unbegründet, so hat er doch an Vorsicht gewonnen, und das ist kein Schaden.

Hierauf sagte der Affe zu der Schildkröte:

Was hält dich denn auf und warum muß ich Dich so niedergeschlagen sehen, gleich als ob dir etwas in Sinn gekommen wäre?

Die Schildkröte erwiederte:

Das macht mir eben Sorgen daß wenn du nach meiner Wohnung kommst, du es bei mir nicht so finden wirst wie ich gerne möchte, weil meine Gattin krank ist.

Der Affe versetzte:

Mache dir keine Sorgen, denn die Sorgen helfen dir zu nichts. Sieh dich vielmehr nach Heil- und Nahrungsmitteln um, die deiner Gattin gut kommen mögen; denn man sagt: wer Vermögen hat, der soll es für dreierlei verwenden, nämlich zu frommen Gaben, zur Befriedigung seiner Bedürfnisse und für sein Weib.

Du hast Recht, entgegnete die Schildkröte, und so sollst du denn wissen daß die Aerzte erklärt haben daß es für meine Gattin kein Heilmittel gebe, als das Herz eines Affen.

Da sprach der Affe bei sich:

O Wehe! Da habe ich mich troß meines hohen Alters wieder von der Ungenügsamkeit und Habgier hinreißen lassen und bin nun ins Verderben gerathen! Ja, ja! Der hat wahr gesprochen, der gesagt hat: der Genügsame und Zufriedene lebt in Ruhe und Sicherheit, der Ungenügsame und Habgierige dagegen lebt die ganze Zeit seines Lebens in Beschwerden und Mühsal. Nun gilt es, von meiner Klugheit Gebrauch zu machen und einen Ausweg aus der Gefahr zu suchen in die ich gerathen bin. Hierauf wandte er sich an die Schildkröte mit den Worten:

Ach, hättest du mir das doch vorher gesagt, dann würde ich mein Herz mitgenommen haben. Bei uns Affen nämlich ist die Gewohnheit: wenn einer von uns auf Besuch zu einem Freund geht, so läßt er sein Herz bei seiner Familie oder an seinem Wohnort zurück, damit, wenn wir bei dem Freunde Weiber zu sehen bekommen, wir unser Herz nicht an dieselben verlieren können.

Und wo ist denn, fragte die Schildkröte, jetzt dein Herz?

Ich habe es, erwiederte der Affe, auf dem Baume zurückgelassen, wenn du aber willst, so kehre ich mit dir zu dem Baum zurück, um mein Herz zu holen.

Ueber diesen Antrag war die Schildkröte erfreut, und sie kehrte mit dem Affen nach seinem Wohnort zurück. An dem Ufer angelangt, sprang dieser dann von ihrem Rücken herab und stieg auf den Baum. Als er aber die Schildkröte lange unten warten ließ, redete ihn diese also an:

Mein Lieber! Nimm dein Herz zu dir und steige herab und laß mich nicht so lange warten!

Da lachte ihr der Affe entgegen: Oho! Glaubst du denn daß ich wie der Esel sey, von dem der Schakal sagte, daß er kein Herz und keine Ohren habe?

Wie war das? fragte die Schildkröte.

Der Affe begann hierauf also: In einem dichten Walde hauste einmal — so erzählt man — ein Löwe mit einem Schakal, welcher von den Ueberbleibseln seiner Speisen lebte. Nun bekam der Löwe die Räude und wurde so schwach und elend, daß er sich nichts mehr erjagen konnte. Da sagte der Schakal zu ihm:

Wie geht es dir doch, o Herr der Thiere, dein Befinden scheint sich geändert zu haben?

Der Löwe erwiederte:

Ach! Die Räude macht mir Beschwerden, und es gibt dafür kein anderes Heilmittel als das Herz und die Ohren eines Esels.

Was ist leichter zu verschaffen als das? versetzte der Schakal. Ich weiß an dem und dem Ort einen Esel, der einem Walker gehört, dem er seine Zeuge tragen muß. Diesen Esel will ich zu dir bringen.

Hierauf gieng er mit schnellen Schritten zu dem Esel. Nachdem er denselben begrüßt hatte, sagte er zu ihm:

Du kommst mir so abgemagert vor. Der Esel antwortete: mein Herr gibt mir nichts zu fressen.

Wie magst du aber dann bei ihm bleiben?

Ich wüßte nicht wo ich hingehen sollte, denn nirgends kann ich mich hinwenden wo man mich nicht plagte, quälte und hungern ließe.

Der Schakal entgegnete ihm: Ich könnte dir einen abgelegenen Ort weisen wo kein Mensch hinkommt, einen prächtigen Weideplatz, an welchem sich auch eine Eselin aufhält, die so schön und fett ist wie noch kein Auge dergleichen gesehen, und der es an nichts fehlt als an einem Männchen.

Da rief der Esel: Was hält uns ab zu ihr zu gehen? Bring uns schnell zu ihr!

Da gieng der Schakal mit ihm nach der Gegend hin wo der Löwe hauste. Er gieng aber etwas voran, schlich in das Dickicht zu dem Löwen und bezeichnete ihm die Stelle des Esels.

Der Löwe kam dann aus dem Dickicht heraus und wollte über den Esel herfallen, allein er vermochte es wegen seiner Schwäche nicht. Der Esel entkam und rettete sich durch schleunige Flucht. Als der Schakal sah daß der Löwe des Esels nicht mächtig geworden sey, sagte er zu dem Löwen:

Bist du denn dermaßen schwach geworden?

Der Löwe entgegnete ihm:

Wenn du den Esel noch einmal mir brächtest, so würde er mir gewiß nicht wieder entkommen.

Da gieng der Schakal zu dem Esel hin und sagte zu ihm:

Was ist dir denn begegnet? Die Eselin ist ja bloß wegen ihrer heftigen Brunst so auf dich losgegangen, hättest du ihr Stand gehalten, so wäre sie schon sanft gegen dich geworden.

Wie der Esel von der Eselin hörte, entbrannte seine Begierde, und laut brüllend eilte er wieder zum Löwen. Der Schakal gieng voraus und sprach zu dem Löwen, um ihn vorzubereiten:

Rüste dich auf ihn, denn ich habe ihn überlistet daß er zu dir kommt; dießmal darf dich nicht wieder Schwäche überfallen, sonst würde er nie mehr mit mir zurückkommen.

Diese Worte des Schakals entflammten den Muth des Löwen. Er begab sich an den Ort wo der Esel seyn sollte, sprang, sobald er ihn erblickte, ungestüm auf ihn los und zerriß ihn.

Darauf sagte er zu dem Schakal: die Aerzte haben vorgeschrieben daß man nichts essen soll bevor man sich nicht gewaschen und gereinigt habe; darum bewache mir den Esel bis ich zurück bin, und ich will dann sein Herz und seine Ohren verzehren, und alles übrige dir zur Verspeisung lassen.

Während der Löwe aber entfernt war, machte sich der Schakal an den Esel und verzehrte sein Herz und seine Ohren, in der Hoffnung daß der Löwe den Mangel an Herz und Ohren für ein schlimmes Zeichen ansehen und dann gar nichts von dem Esel essen möchte. Als der Löwe dann wieder gekommen war und den Schakal nach dem Herz und den Ohren des Esels fragte, erwiederte dieser:

Weißt du denn nicht daß wenn der Esel Herz und Ohren gehabt hätte, er nicht wieder sich dir genähert hätte, nachdem er gerettet und seinem Verderben entgangen war?

Dieses Gleichniß, fügte der Affe bei, habe ich dir erzählt, daß du wissen mögest daß ich nicht bin wie jener Esel, von dem der Schakal behauptet hat daß er kein Herz und keine Ohren habe. Du aber hast mich überlistet und betrogen, und ich habe dann dich betrogen, und habe so wieder gut gemacht was ich verdorben hatte. Und man sagt: Wen seine Gutmüthigkeit in Gefahr bringt, den kann nur seine Besonnenheit retten.

Die Schildkröte versetzte:

Du hast Recht, nur daß der Rechtschaffene seinen Fehler bekennt, und daß wenn er ein Verbrechen begangen hat, er sich der Züchtigung die er dafür erdulden muß nicht schämt; und wenn er in einen Abgrund gefallen ist, so weiß er sich daraus zu retten, gleich dem Manne der, auf dem Boden ausgleitend, auf den Boden sich stützt und an ihm sich wieder aufrichtet.

Der Mineralreichthum Chili's.

Der Chilene Vicuna Mackenna gibt in seinem jüngst erschienenen Werk interessante Details über den Minenreichthum dieses Landes, welches um seines der Natur des Europäers so wohl zusagenden beständigen Frühlingsklima's, sowie um der tiefen politischen Ruhe willen deren es sich bisher wie einer besondern Himmelsgabe zu erfreuen hatte, seit Decennien ein Zielpunkt der deutschen, namentlich der süddeutschen Auswanderung geworden ist. Viele Briefe von Ausgewanderten haben seitdem die Vegetation Chili's gepriesen; V. Mackenna lehrt nun auch dessen mineralische Schätze kennen.

In einem Lande wie Chili, wo die vulcanischen Kräfte so gewaltig gehaust, können leicht zu behandelnde Bausteine nicht wohl vorkommen; dagegen liefert die Loza, gemischten, d. i. vulcanischen und aquatischen Ursprungs, ein hübsches und dauerhaftes Baumaterial, wofür die Kathedrale von San Jago einen schönen Beweis gibt. Der Granit und Porphyr, die geologische Grundlage des Landes, bedürfte nur der Maschinen, um überreichlich gewonnen zu werden. Die einzige Maschine die sie loslöst, ist bisher der Zahn der Zeit, der das Bett der Flüsse mit einer solchen Menge runder und feiner Kiesel anfüllt, daß man damit weite Landstrecken bepflastern könnte.

Mangan und Zinn kommen, nach dem Zeugnisse des amerikanischen Reisenden Gilles, so rein vor, daß man sie nur zu sammeln brauchte. Auch Alaun und Arsenik kommen häufig rein vor. Der Schwefel macht einen so großen Bestandtheil der Kupfermineralien aus, daß die Schmelzhütten Wolken von Schwefelsäure ausströmen lassen; mit Concentrirungsapparaten würde man sie tonnenweise erhalten; übrigens kommt der Schwefel auch unvermischt vor. Die reichen Antimonlager Peru's, wo die Eingebornen der Verflüchtigung dieses Metalles das Vorhandenseyn der endemischen Krankheit „la puna“ zur Schuld legen, schicken mächtige Zweige auch nach Chili; ebenso ziehen sich auch aus Peru reiche Quecksilberadern nach Chili herüber. Das Quecksilber kommt indeß in der gesammten Andenkette vor. Das Blei zeigt sich in Fülle, es ist mit Silber vermengt oder mit andern Mineralien. Man will sich mit dessen Ausbeutung nicht abgeben, weil sie nicht so lucrativ wäre wie die der edleren Metalle.

Die Kupferlager übertreffen fast noch an Reichhaltigkeit die des Silbers. Sie erstrecken sich südlich von Copiapo, vom Thal Coquimbo bis ins Thal von Aconcagua; noch weiter nach Süden werden sie dürftiger und minder werthvoll. Die Chilenen schmelzen die Mineralien nur wenn diese über 15 Procent reinen Kupfers geben; der Gehalt übersteigt oft 25 Proc. Zu Tamaya hat ein einziger Proprietär 5000 Francs reinen Gewinnes täglich aus seiner Kupfermine geerntet. Andere, so die von Manatial und Aconcagua, ergeben 2 bis 3 Mill. Francs jährlich. Die Kupferschmelzung ist zur Zeit die Hauptindustrie Chili's. Das Etablissement el Melon, bei Valparaiso, exploitirte jährlich (während der letzten zehn Jahre) 9—12,000 Ctr. Kupfer.

Gold kommt reichlich, aber nur in kleinen Stücken, in Golddistricten wie in denen von Limachi und denen von Casuto, im Sand der Flüsse und in Mineraladern (so bei Chivato in den südlichen Cordilleren) vor. Man exploitirt das Metall heute nicht mehr wie ehedem, die Ausbeutung bildet nur noch eine Local-, oder vielmehr Familien-Industrie. Vicuna Mackenna sah in Illapel Kinder sich damit amusiren die Goldkörner aus dem Flusse auflesen und in ihre Strohhüte sammeln.

Der Silberreichthum Chili's aber ist ein außerordentlicher, und wie der große Staatenbund der auf der Morgenseite der Cordilleren bis zum Gestade des atlantischen Meeres sich ausdehnt, den Namen Argentina oder Confederacion des la Plata, das ist Silberbund, um seines Silberschatzes (?) erhalten, so erstreckt sich auf der Abendseite ein anderes Argentina bis zum Gestade des stillen Oceans. In Chili tritt das Silber sehr häufig rein zu Tage. Daher kam es daß die meisten Adern dieses Metalles bloß durch Zufall entdeckt wurden.

So zündete im Jahr 1833 ein Hirte, der seine Heerde in den Gebirgen von Copiapo weidete, Abends ein Feuer mit dem Haidekrautgestrüppe an, und lagerte sich daneben zur Ruhe. Als er des andern Morgens erwachte, schimmerte ihm aus der Asche Silberglanz entgegen. So wurde das „Mineral von Chamarsillo“ entdeckt, dessen Adern, deren Verzweigungen sich immer weiterhin ausdehnen zu wollen scheinen, Tag für Tag so viele Millionen den Münzstätten Europa's zuschicken.

Ein andermal (1847) verirrt sich das Maulthier eines Arriero (Maulthiertreiber) vom Wege ab, und bleibt mit dem Zügel an einem Steinklumpen hängen. Dieser Klumpen war die aus dem Boden hervorragende Ecke eines Silberfelsens. Man erbaute sofort an dem Ort eine Stadt. Diese Silbererzader von Tres-Puntas ist noch reicher als die von Chanarsillo.

So findet man Schätze in Südamerika, welche die Mehrzahl seiner Bewohner weder aufzusuchen verstände, noch es wollte. Man hat seit der Auffindung der Gruben von Chanarsillo — bloß mittelst der Händearbeit — schwärzliche Mineralklumpen von 50 und 100 Kilogrammen zu Tage gefördert, welche durch das Anschlagen von Hämmern gleich Mehlsäcken barsten, und die reinste Silbermasse hervortreten ließen. Die Cordilleren bergen allenthalben einen großen Reichthum an Silber; unter den Schneehäuptern ihrer Firnen sollen sich, wie die Sage lautet, Wunderschätze von diesem Edelmetalle befinden. Man hat am Fuß der hohen Bergspitzen losgelöste Stücke gefunden, die einen hohen Werth hatten. Aber die Schneemassen und der Mangel an Mitteln, Instrumenten und Intelligenz hat bisher die Ausbeutung dieser hochgelegenen Berggegenden nicht unternehmen lassen. Da baut man zur Zeit nur in den Minen von Copiapo weiter. In einer dieser Silberadern kann man eine Quantität von 100,000 Marcos Silber (40,000 Kilogr.) mit freier Hand betasten.

Eisen findet sich allenthalben, vor allem im Norden des Landes, in Atacama hat man Klumpen fast reinen Metalles gefunden. Malte Brun traf Berge die ganz aus Magneteisen zu bestehen schienen, und der Blitz, der wie auf eine elektrische Kette immer nur auf die Gräte des Gebirges, nie im Tiefland niederfährt, ist ein leuchtender Fingerzeug für den Reichthum des Landes an Eisen. Der Mangel an Brennmaterial hatte bisher dessen Ausbeutung nicht unternehmen lassen. Die wachsenden Bedürfnisse indeß und die jüngst zu Talcahuano entdeckten Steinkohlengruben werden bald eine neue üppige Industrie ins Leben rufen. Jenes Metall — sagt Vicuna Mackenna — ist Chili's größter Schatz, denn ihm hat die Natur vor allem die Bestimmung gegeben ein industrielles und schifffahrttreibendes Reich zu werden.

Die zu Lota, bei Concepcion, vor erst vier Jahren aufgefundenen Steinkohlenlager machen bereits den von England und den Vereinigten Staaten dem Dampfschifffahrtsverkehr im stillen Meer zugeführten Steinkohlenladungen eine mächtige Concurrenz. Dieser Verkehr, der bisher meist nur der Westküste Amerika's entlang, von der Magelhaensstraße bis Californien gieng, streckt bereits seine Zweige über den pacifischen Ocean nach China und Australien hinüber. Die Umgegend der Magelhaensstraße, sowie der ganze Süden dieses regen- und waldreichen Landes, dessen Boden zu verschiedenen früheren Epochen bald von den Meeresfluthen bedeckt lag, bald von vulcanischen Kräften calcinirt wurde, muß unerschöpfliche Steinkohlenlager besitzen.

Erörterungen über auswärtige Politik.

Man wird sich wohl bald fest und fester überzeugen daß der Frieden von Villafranca, der ganz im Style der Decemberstaatsstreiche vom Hauptquartier jenseits des Mincio vorbereitet wurde, ein schwerer Mißgriff von Seiten des österreichischen Cabinets war. Der Feind bot nichts als den Besitz eines noch uneroberten Landes, und er bot es an

gegen eine Demüthigung, die zugleich eine Lebensbedrohung für Oesterreich in sich schloß. Nicht ohne tiefen Sinn hatte der Dichter im Jahre 1848 von Radetzky gesungen: In deinen Lagern ist Oesterreich. Man denke sich die Armee hinweg — was bleibt noch von der Einheit des Staates? Nicht einmal eine Hauptstadt ist vorhanden, denn Wien gilt als solche nur für die sogenannten Erblande, nie aber hat der Ungar, hat der Italiener Wien als die Hauptstadt seiner Heimath betrachtet. In seinem Heere ruht der Zauber Oesterreichs, und solange noch der Trommel und der schwarzgelben Fahne Soldaten folgen, so lange ist Oesterreichs Stern nicht untergegangen. Darin liegt aber die Gefahr für jenen Staat, daß eben nur im Heere die Einheit vorhanden ist. Es folgt zunächst daraus daß die Herrscher von Oesterreich bei allen ihren Handlungen sich zuerst fragen müssen: was wird das Heer sagen? Für die österreichischen Truppen war der Frieden von Villafranca das härteste Loos. Sie hatten sich mit großer Bravour geschlagen und doch muthete man ihnen einen fluchtähnlichen Rückmarsch vom Tessin nach dem Mincio zu. Nach zwei Monaten aber ward der Widerstand aufgegeben: gerade dort, wo der Kampf hartnäckig zu werden drohte, wurde er abgebrochen. Was will man nun den Franzosen erwiedern, wenn sie sich etwa rühmen wollen daß sie eine „Jagd" auf die österreichische Armee von der Sesia bis zur Etsch gemacht haben? Die Russen durften ohne Aengstlichkeit ihren letzten Frieden schließen. Sie waren unterlegen, aber sie waren so rühmlich unterlegen, sie hatten es ihren Gegnern so sauer gemacht und dabei so oft Gelegenheit gehabt die Tugenden ihrer Truppen gegenüber dem Feuer der Franzosen glänzen zu lassen, daß der Feldzug in der Krim bis in die spätesten Zeiten noch ein erhebendes Stück in den russischen Annalen bleiben wird. Selbst wenn der österreichischen Armee östlich vom Mincio keine Lorbeeren beschieden waren, sie hätte doch Gelegenheit gehabt dem Gegner seine Erfolge tüchtig bezahlen zu lassen. Französische Berichte gestehen, daß in der Schlacht bei Solferino glänzend die feindlichen Truppen fochten die bei Montebello gestanden waren, daß sich im Centrum jene Armeecorps zähe hielten die an der Schlacht bei Magenta theilnahmen, daß aber der linke Flügel sehr matt angriff, wo fast lauter Truppen standen die zum erstenmale ins Gefecht geführt wurden. Oesterreich konnte eben nur siegen wenn der Feldzug an Dauer gewann, jeder Tag länger steigerte die Möglichkeit des Erfolges, jeder Tag länger verminderte die Aussichten der Franzosen. Oesterreich war es seinen Truppen schuldig lieber zur Lombardei noch Venedig zu verlieren aber glänzend zu unterliegen, als den Pardon des Gegners nach der dritten Schlacht anzunehmen. Wenn man an den Erfolgen der Armee verzweifelt — wo ist dann noch Oesterreich?

Die Moral des verlornen Feldzugs ist aber noch eine andere. Wir wollen keine Zeit und Geduld verschwenden um auszurechnen ob die Zahlenübermacht bei dieser oder jener Action diesseits oder jenseits gewesen sey. Man weiß ja daß es eine leichte Mühe ist immer auf Freundesseite bei Verlust oder Gewinn die Minderzahl herauszucalculiren. Mit diesem Ammentrost mögen sich schwache Gemüther stärken lassen. Selbst wenn aber die Franzosen überall „stärker" waren wo sie siegten — und sie haben leider nur gesiegt, so besteht doch die Hauptaufgabe der Kriegskunst eben darin, örtlich immer stärker zu seyn als der Gegner. Wie kam es nun daß die Franzosen immer die Stärkern, die Oesterreicher immer die Schwächern waren?

Das ist eben die große Moral des Feldzugs daß die Franzosen von Officieren befehligt wurden und die Oesterreicher nicht. Bei den rothen Hosen ist jeder verantwortlich für den Erfolg, und nur der Erfolg allein ist der Weg zur Befriedigung des höchsten Ehrgeizes. Diese Marschälle wie Pelissier, Canrobert, Niel, Mac-Mahon sind alles durch sich selbst geworden. [1] Der geringste Fehler oder irgend ein Mangel in der Leitung hätte ihnen die Epauletten gekostet. Der Kaiser selbst mußte siegen; er hatte keine Wahl sich zurückzuziehen oder den Frieden durch Abtretung irgend eines Gebietes zu sichern. Er mußte siegen, und eben weil er mußte, siegte er auch, wie die Preußen im Jahre 1813 Napoleon besiegten, weil sie siegen mußten. Der französische Officier dient nur um befördert zu werden, und er wird nur nach Verdienst befördert. Es besteht aber das französische Officiercorps der Mehrzahl nach aus Bürgerlichen, die neben ihren Epauletten sich durch nichts auszeichnen, die keine andern Aussichten haben als wenn sie das Glück des Feldzugs und des Schlachtfeldes ausnützen. Nehmen wir nun billig an daß der österreichische Soldat mit derselben Bravour für die schwarzgelbe Fahne wie der Franzose pour la patrie sich schlage, so sind doch die moralischen Elemente im Officiercorps völlig verschieden.

Die österreichischen Officiere sind zuerst Cavaliere und dann Soldaten. Allerdings ist nicht in allen Regimentern der Hauptbestandtheil ein aristokratischer, in der Artillerie z. B. fehlt jenes Element beinahe vollständig, doch gibt es etliche Regimenter mit vorwaltend adeligen Führern. Dazu kommt die bekannte Art des Avancements, welche den außerordentlichen Beförderungen durch Protectionsmittel noch immer den größten Spielraum gewährt. In manchen Regimentern ist dieser Mißbrauch bis zum System ausgebildet. Man verlangt von den Officieren, namentlich in großen Garnisonen, einen standesgemäßen Aufwand, der die Gage weit übersteigt. Sobald der Lieutenant aber sich in Schulden verwickelt, oder nach einmaliger Erlösung zum andernmal in Geldmangel geräth, wird er sogleich zum Quittiren genöthigt. Natürlich halten es in solchen Galaregimentern nur die Erben unverwüstlicher Reichthümer aus. Für einen solchen Edelmann wird das Avanciren sehr leicht, und er denkt im Feldzug oder auf dem Schlachtfeld viel weniger an das Avanciren als die Franzosen. Begeht er einen Schnitzer, so hat er nicht den Verlust seines Portepées zu befürchten, und hätte er es auch, er verliert doch nur die Uniform, sein gesellschaftlicher Rang aber bleibt ihm nach wie vor. Es lag also sehr viel wahres darin wenn die französische Presse bemerkte: die österreichischen Marschälle seyen nur „maskirte Hofschranzen" gewesen. Die Uebelstände einer solchen militärischen Hierarchie verschwinden, wenn an der Spitze eines Heeres ein genialer Feldherr steht, der sich seine Unabhängigkeit zu sichern weiß. Unter dem „Vater" Radetzky gieng alles vortrefflich, denn er ergriff die richtigen Leute für die schwierigsten Posten. Ein geistreicher Feldherr wie er, beseelte alle Untergebenen, er zog sie zu seiner Größe empor, und er bildete Schüler für künftige Waffenproben. So wie die Oberleitung in mittelmäßigen Händen ruht, kommen die Mängel der Heeresbildung grell zum Vorschein, und selbst die Tugenden werden zu Fehlern. Den österreichischen Officieren wird niemand den Ruhm versagen daß sie an kaltblütigem Muth ihren Gegnern nichts nachgaben, sie vielleicht sogar übertrafen. Wir würden hinzusetzen, dieß sey eine Folge von dem Vorwiegen des aristokratischen Elementes, wenn nicht die österreichische

[1] Porträts der französischen Feldherren nach Photographien cursiren jetzt in allen illustrirten Blättern. Auffallend ist der beinahe allen gemeinsame, bisweilen abstoßend plebejische Typus der Gesichter.

Artillerie den nämlichen Ruhm sich errungen hätte, und in dieser Waffe fast nur Bürgerliche dienten. Der Muth der österreichischen Officiere ist aber nicht der richtige Soldatenmuth. Man wird sich recht wohl der Waffenthat eines österreichischen Cavallerie-Officiers erinnern, der beim Patrouilliren auf eine piemontesische Schwadron stieß, deren Rittmeister er zum Zweikampf herausforderte und vom Pferd stach, worauf die Schwadron des Erschlagenen Reißaus nahm. Darin besteht der allerdings ritterliche, aber fehlerhafte Muth der österreichischen Officiere. Jene That hätte, nicht nach unserm, sondern nach dem Urtheil sehr gebildeter deutscher Militärs, von Rechtswegen den siegbaften Cavallerie-Officier in den Arrest bringen sollen, wenn sich alles so genau zutrug wie es berichtet wurde, denn sicherlich diente der Officier seinem Kaiser sehr schlecht wenn er mit dem Wagniß seines Lebens Einen Gegner vom Pferd stach, anstatt daß er die ihm anvertraute Truppe führte und mit dieser Truppe die ihr aufgetragene Aufgabe löste, welche jedenfalls mit jenem Duell nichts zu thun hatte. Wer die Rolle des Soldaten nur darin erblickt sich gut zu „raufen," im Feuer nicht zu wanken, und auf dem anvertrauten Posten zu fallen, der betrachtet den Krieg nur wie ein ehrenvolles Handwerk. Im französischen Lager umgekehrt, wo unter den tapfern Soldaten nur der Fähige aufsteigt, wird der Krieg zur Kunst, und die Aufgabe des Officiers ist nicht bloß ehrenvoll zu stehen und zu fallen, sondern vorher zu siegen.

Im österreichischen Heere würden bei Verlängerung des Feldzuges ganz ähnliche Verhältnisse eingetreten seyn, denn wir sind weit entfernt zu behaupten daß mehr Intelligenz unter dem französischen wie unter dem österreichischen Officiercorps vorhanden gewesen sey, weil jenes etwa aus bürgerlichen, dieses aus aristokratischen Elementen bestehe, nur darin zeigten sich die Unterschiede daß der Fähige dort allein und hier nicht immer aufstieg, sondern den Mittelmäßigen über und vor sich fand. Wäre der Krieg fortgesetzt worden, allmählich würden die rechten Leute an die rechten Plätze gelangt seyn, die Nullen wären verschwunden, und die italienische Armee hätte nach und nach wieder eine Physiognomie, wie unter Radetzky, bekommen. Der Frieden von Villafranca ist aber nicht bloß für die Moral der österreichischen Armee, sondern er ist auch politisch nachtheilig gewesen. Lange Zeit kann und wird das österreichische Cabinet nicht die drückende Allianz mit Frankreich zu ertragen vermögen, da sie allen Traditionen des Hauses widerspricht, und es jedenfalls gefährlich für die Sittlichkeit der beherrschten Völker seyn möchte sich plötzlich einem Monarchen in die Arme zu werfen, den man kurz zuvor einer schnöden Verletzung geheiligter Rechtszustände anklagte. Abgesehen davon aber enthalten die Präliminarien Verheißungen, die sich nie werden erfüllen lassen.

Was aus den italienischen Herzogen werden und wer sie immer zurückführen mag, gewiß ist daß sie Verfassungen ihren Unterthanen geben und diese Verfassungen in Zukunft beobachten müssen. Das Venetianische wird dann fast überall von constitutionellen Gebieten begränzt, ja es ist wahrscheinlich daß selbst die Legationen, in deren politische „Reformirung," d. h. im Sinn Napoleon III ihre Säcularisirung, Kaiser Franz Joseph eingewilligt hat, etwas constitutionelles Blendwerk genießen werden. Man zweifle nur nicht an der Freigebigkeit des Pariser Cabinets! Niemand wird ein größerer Freund des auswärtigen Constitutionalismus seyn als derjenige der ihn am wenigsten in Frankreich duldet. Nichts schwächt die auswärtige Politik eines Staates mehr als parlamentarische Gewalten im Innern. Wir haben Frieden gehabt mit dem constitutionellen Frankreich unter den Bourbonen, wir haben den Frieden behalten unter den constitutionellen Orleans, er ist nicht gebrochen worden unter der constitutionellen Republik, ja wir genössen ihn noch heute, wenn der dritte Bonaparte sich nicht mit absolutistischer Nonchalance über die Wünsche von 67 Departements und über die Aeußerungen der Deputirten hinweggesetzt hätte. In England war das Parlament neutral aus lauter Friedensseligkeit, und von den preußischen Kammern darf man nicht sagen daß sie ihre Regierung blindlings in den Krieg gedrängt hätten. Der Absolutismus ist viel kriegerischer als bürgerliche Versammlungen, die von den Vorstellungen der Kriegsleiden, von Recrutirungen, Remontirungen, Einquartierungen, Steuererhebungen, neuen Anleben und Entwerthung der Vermögen gründlich beherrscht und abgeschreckt werden. Nichts ist trübseliger als constitutionelle Mächte zu Bundesgenossen zu haben. So denkt heutigen Tages Oesterreich, und deßwegen eben wird Napoleon III jenseits der französischen Gränzen immer ein „vorurtheilsfreier" Beschützer liberaler Staatsformen bleiben.

Oesterreich muß dem Königreich Venedig irgendeine Verfassung geben, denn geschähe dieß nicht, so würde Piemont den Magnet seiner parlamentarischen Freiheit wieder auf Venedig wirken lassen und das alte Spiel von 1849—1859 müßte sich wiederholen. Oesterreich muß daher im venetianischen Königreich Piemont durch musterhafte Verwaltung, Leichtigkeit der Steuern, parlamentarische Schaustücke, und weiß-rothgrüne Bettelsprüche nicht nur nachahmen, sondern sogar überbieten. Was aber den Venetianern recht wäre, das müßte doch den loyalen Erblanden noch viel billiger seyn. Der Magyar wird sich wahrscheinlich nicht hinter den Italiener zurücksetzen lassen, denn seine Sünden gegen das Haus Habsburg sind unendlich verzeihlicher als die der Italiener, und außerdem kann er sich auf alte Dienste unter dem „König" Maria Theresia berufen.

Je länger wir also nachsinnen, um so weniger vermögen wir uns zu überzeugen daß die Präliminarien des Zwei-Kaiser-Friedens aufrichtig von Oesterreich ausgeführt werden können. Um so unüberlegter ist es uns auch erschienen mit Anklagen gegen die einzige Großmacht aufzutreten, welche erwiesenermaßen nicht gegen Oesterreich thätig gewesen ist, mag sie auch sonst sehr schwerer Fehler geziehen werden können. Ob Preußen eher die Bundesgenossenschaft Oesterreichs als dieses umgekehrt preußische Hülfe bedürfen wird — wer vermag dieß jetzt zu sagen? Einen schlechten Dienst aber erweist man den Oesterreichern, wenn man die Bestürzung über den ab irato geschlossenen, drückenden Frieden von Villafranca durch eine publicistische Hetzjagd gegen den Splitter im Auge des Hrn. v. Schleinitz (welcher mit seinem Namen eine höchste Person decken muß) zu verwischen sucht.

Die Oesterreicher haben Fehler begangen seit 1849 und 1854, und sie haben mit dem Frieden von Villafranca geendigt. Die Preußen und die Deutschen würden wahrscheinlich sich andere Dinge haben zu Schulden kommen lassen, deßhalb sollten wir nur noch sinnen und denken es besser zu machen und den Oesterreichern ohne Selbstüberhebung ihre Fehler offen zu sagen, damit sie aus dem Unglück goldene Lehren ziehen. So groß ist das Elend und die Schmach Deutschlands nicht wie viele glauben. Wir sind doch einig gewesen, wenn nicht in der Wahl der Zeit und der Mittel, worauf freilich das meiste ankam, doch in der Wahl der Ziele. Viel aufrichtiger, als die Ankläger Preußens, hat Napoleon III offen bekannt daß die Gefahr eines Rheinkriegs ihn zum Friedensschlusse nöthigte. Noch hat er, der glatte Staatsmann, nicht völlig den Kopf aus der Schlinge der italienischen Angelegenheiten

herausgezogen, sondern die Schwierigkeiten fangen jetzt erst recht an. Diese Zeit, wo er noch nichts neues beginnen kann und wo er die verwirrten Stränge der halbbeendeten Aufgabe mühsam entwirren muß, diese Zeit gehört noch uns. Wehe den Deutschen wenn sie diese kostbaren Tage nur dazu benutzen ihre schmutzige Wäsche vor Europa zu waschen!

Miscellen.

Australien, der älteste Continent der Erde. Es ist eine weit verbreitete, populär gewordene Ansicht daß Australien der jüngste Continent sey, während die Resultate wissenschaftlicher Untersuchung gerade das Gegentheil beweisen. Sehr entschieden spricht sich hierüber Dr. Ferd. Hochstetter in einem Schreiben an die kaiserliche Akademie zu Wien, datirt „an Bord der Novara, 14. December 1858," aus. Er erwähnt die paläontologischen Sammlungen welche der „Novara" in Sydney zuflossen, und fährt dann fort: „Man kennt fossile Säugethierreste aus Australien schon seit geraumer Zeit. Ueberraschend war aber das Resultat daß sich neben großen Pflanzenfressern auch die Reste von großen Fleischfressern fanden, neben gigantischen Kängurus auch große Dasyurus-Arten, welche die einstigen Herren der Höhlen in Australien waren, wie in Europa Ursus spelaeus und Hyaena spelaea. Allein noch merkwürdigere, noch überraschendere Analogien ergaben sich. Im Jahr 1847 brachte Hr. Turner, ein Ansiedler in den Darling-Downs um Condamine-River, eine große Sammlung von fossilen Knochen nach Sydney, welche er aus Alluvialbänken in Kings-Creek, zusammen mit Süßwassermuscheln, deren mehrere Arten noch heute in der Gegend leben, ausgegraben hatte. Es gelang den gemeinschaftlichen Bemühungen der HH. Clarke, Wall und unseres unglücklichen Landsmannes Dr. Leichhardt, aus diesen Resten einen kolossalen Schädel von 4 Fuß Länge zusammenzusetzen, den berühmten Schädel von Diprotodon Australis, Owen. Damit war ein ausgestorbener Thierkoloß nachgewiesen, ein Thier, das 10—16 Fuß Höhe erreicht haben muß und das paläontologische Aequivalent unserer diluvialen Dickhäuter in Europa ist. In der Turner'schen Sammlung befand sich auch der Schädel eines zweiten ausgestorbenen gigantischen Beutelthieres von Rhinocerosgröße, das dem von Owen aufgestellten Geschlecht Nototherium angehört. Bekanntlich kennt man fossile Beutelthierreste als die Reste der ersten Säugethiere überhaupt, welche die Erde bevölkerten, auch in Europa aus dem Oolith von Stonesfield. Auch die berühmten fossilen Fußstapfen im bunten Sandstein deutet man als die Spuren beutelthierartiger Säugethiere, und es ist eine allgemein angenommene Ansicht daß nach dem Ende der primären oder paläozoischen Epoche mit dem Beginn der secundären Periode die ersten Säugethiere auftraten, und zwar der unvollkommenste Typus der Säugethiere, der der Marsupialien. Es ist ebenso oftmals darauf aufmerksam gemacht worden daß die australische Fauna, und ebenso die Flora in ihrer Form von den Faunen und Floren der übrigen Welt so merkwürdig verschiedene Charaktere und Formen zeigen, welche in Europa die jurassische Periode oder im allgemeinen die Secundärzeit charakterisiren. Man hat deßwegen Australien einen Continent genannt, der die Entwicklungsperioden der übrigen Continente nicht durchgemacht. Die Resultate der geologischen Untersuchungen in Australien scheinen diese Ansicht zu bestätigen, aber nicht in dem so allgemein verbreiteten irrigen Sinne, daß Australien ein junger Continent ist, der alle jene geologischen Entwicklungsperioden eigentlich erst noch nachzuholen hätte, sondern im Gegentheil in dem Sinn daß Australien ohne Zweifel der älteste von allen Continenten der Erde ist, das in seiner jetzigen Gestalt am frühesten gebildete Festland, so daß seine jetzige Fauna und Flora in directer Abstammung den ältesten Stammbaum aufzuweisen hat. Man kennt nämlich in Australien bis jetzt außer sehr unbedeutenden und beschränkten Tertiär-Ablagerungen (nur zwei Localitäten sind sicher), nur krystallinisches Gebirge und primäre Formationen vom Silurischen aufwärts, welche die Hauptmasse des Continents zusammensetzen. Die ganze Reihenfolge der secundären Formationen scheint gänzlich zu fehlen. Aus dieser Thatsache folgt mit Nothwendigkeit daß Australien seit dem Ende der Primärzeit continent ist, nie wieder vom Meer bedeckt, somit seit dem Anfang der secundären Epoche durch alle jene undenkbaren Zeiträume hindurch, während deren Europa den gewaltigsten geologischen Revolutionen unterworfen, ein ruhiger Boden war, auf dem Pflanzen und Thiere gedeihen konnten in ununterbrochner Reihenfolge bis heute. Von diesem Gesichtspunkt ist die Fauna und Flora von Australien die primitivste und älteste der ganzen Welt, und es erscheint weniger wunderbar daß hier Typen noch jetzt leben die in Europa längst ausgestorben, längst durch neue ersetzt sind." (Peterm. geogr. Mitth.)

Ueber die Ursachen der Spiralbewegungen bei Pflanzenreben. Hr. Brewer, Prof. der Chemie am Washington College, machte im Jahr 1855 bei Beobachtungen über das Wachsthum von Hopfenpflanzen (Humulus) die Entdeckung: daß an warmen Tagen die jungen Spitzen der Pflanze aufrecht zu stehen pflegen, und daß sie nur in kalten Tagen oder zur Nachtzeit sich um den Pfahl zu drehen beginnen. Im vorigen Jahr stellte er nun Versuche mit zwei andern Weidenpflanzen, mit der Limabohne (Phaseolus lunatus L.) und der rothen Winde (Convolvulus Purpureus L.) an. Die Pflanzen wurden über Tag in einem gleichmäßig erwärmten Zimmer und zur Nachtzeit in ein kühles gebracht. Es wurde ihnen dann rechts und links eine Glasröhre zum Umrollen angeboten, mit dem Unterschied daß die eine mit erwärmten, die andere mit kaltem Wasser angefüllt war. Unter 52 Fällen wählten 36mal die Winden die warme Röhre, in 14 Fällen zeigten sie sich unparteiisch, nur in zwei Fällen und zwar bezeichnend genug während sehr heißer Nächte, rollten sie sich um die kalte Röhre. Es wird also durch diese sinnreichen Experimente bewiesen daß die Pflanzen aus Bedürfniß nach Wärme sich fest um jeden Stab winden, den sie zu erreichen vermögen, da dieser während der Nacht die Tages über eingesogene Wärme wieder abgibt. (American Journal of Science.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

// Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 32. Augsburg, 6 August 1859.

Erzählungen an den Lagerfeuern in den Caplanden.

(Aus Chambers's Journal.)

Ein „Ausspann" (wie die holländischen Boeren in den Caplanden einen Bivouac nennen) bietet einen buntscheckigen Anblick dar; man findet unter einer solchen Menschengruppe allerlei Leute beisammen: englische Jägersmannen, holländische Bauern, kafferische und hottentottische Diener, und Mischlinge aus diesen. Von allen Größen, Farben und Sprachen sind die Leute welche man an einem derartigen Lagerplatze trifft. Die Pferde und Ochsen werden entweder an die Wagen angebunden, oder man läßt sie in der Nähe ihrer Eigenthümer grasen. Hunde aller Sorten, deren Genealogie einen Fachmann in Verlegenheit setzen würde, richten ein sorgsames Auge auf alles was in der Küche vorgeht, während die mit weißer Plane gedeckten Wagen und zwei oder drei Zelte das Aeußere der Gruppe bilden.

Selbst in der fernen Wüste Afrika's wird der Unterschied zwischen Mensch und Mensch nicht aus den Augen verloren. Da ist der kleine gedrungene Hottentotte, welcher mit aller pflichtschuldigen Demuth dem wohlbeleibten, wohlhäbigen, aber ungelehrten holländischen Boer dient; dort empfängt der Kaffer oder Fingu seine Befehle von einem Hottentotten. Es würde schwer seyn zu sagen auf welche Weise eine Rangesstufenleiter festgesetzt worden ist, allein so viel ist sicher daß jeder Einzelne die ihm obliegenden Pflichten bereitwilligst erfüllt, und sie meist von freien Stücken übernommen hat.

Wir wollen einmal einen afrikanischen „Ausspann," in dem eine Abtheilung Jäger versammelt ist, besuchen, und einige der Erzählungen mit anhören welche diese Leute, die ihr Leben unter allerlei Abenteuern verbracht, zum Besten geben. Der Abend ist über der Gesellschaft hereingebrochen, sie hat sich, nach verzehrtem Wildpretmahl, in einem der Zelte versammelt, schmaucht die tröstende Pfeife und sendet den Wohlgeruch derselben in die Wüste hinaus. Nur die Elite der Gesellschaft ist hier versammelt; denn es würde fast einem Sacrilegium gleichkommen, wollte sich ein „Totty" oder Kaffer anmaßen in diese geheiligten Räume zu treten, oder sich in das Gespräch des Herrn zu mischen. Bücher werden von diesen holländischen Boeren nicht viele gelesen, dagegen trägt jeder Einzelne in seinem Kopf eine solche Fülle von Anekdoten mit herum, daß man einen interessanten Band persönlicher Abenteuer daraus bilden könnte. Anstatt daher ihren Abend mit langweiligem Bücherlesen zuzubringen, erzählen die Jäger oder Reisenden diejenigen Vorfälle ihres Lebens welche der Mehrheit der Zuhörer noch unbekannt sind. Ein holländischer Boer, der über das mittlere Lebensalter hinaus ist, soll zuerst seine Geschichte erzählen, bei welcher wir die Rolle des Wiedererzählers spielen wollen, wie wir mehr als einmal die des Zuhörers gespielt haben.

Als ich zum erstenmal das Land an der Bucht von Natal besuchte, begann er, war der Stand der Dinge ein ganz anderer als jetzt; es befanden sich noch nicht so viele Kaffern im Lande, und es gab da noch keine andern weißen Leute als die unsrigen. Wild war in Fülle vorhanden; Böcke und Elenthiere trieben sich auf den Hügeln herum wo jetzt Pietermaritzburg steht; Elephanten weideten in Eusdorrs; Flußpferde schwärmten längs der Ufer des Umganie und im Seekuh-See, und manches Ungethüm, das jetzt eine sichere Zufluchtsstätte gesucht hat, konnte man damals in der Nähe der Bucht sehen. Ich baute mir eine bienenkorbartige, denen der Kaffern ähnliche Hütte auf dem offenen Feld am Umbilo, und bepflanzte ein kleines Grundstück in der Nähe derselben; allein da ich ein Gespann von fünf Ochsen und einen Wagen hatte, so wollte ich nicht ruhig an einem und demselben Platze bleiben. Fortziehen und schießen, und wieder fortziehen, war mein Lieblingsgeschäft. Diejenigen Menschen welche in ihren Häusern oder Städten eingeschlossen seyn wollen, wissen kaum was leben heißt. Gebt mir eine schöne freie Fläche, ein gutes Pferd unter meinen Leib, fünfzig Meilen Rasengrund ringsherum, und dann fühle ich mich frei. Nun, ich hatte ungefähr drei Wochen am Umbilo gelebt, als mein Hottentotte Pläché eines Tags in großer Furcht zu mir kam, und mir mittheilte er habe „eine der größten Schlangen gesehen die man je gefunden;" sie sey über den Umbilo-Fluß hinübergeschwommen und habe sich in dem Schilf etwa eine halbe Meile von meiner Hütte verkrochen. Der Kopf der Schlange, fügte er bei, sey auf der einen Seite noch am Lande gewesen, während der Schwanz sich schon auf dem andern Ufer des Umbilo befand. Dieser Fluß ist nun zwar nicht sehr breit, allein wenn der Mann die Wahrheit sagte, mußte die Schlange über dreißig Fuß lang gewesen seyn. Ich wußte daß hier herum eine Art Boa-Constrictor zu finden sey, denn ich hatte eine sechzehn Fuß lange geschossen, als ich von der alten Colonie an die Bucht gekommen war. Ich gab mir nicht die Mühe nach der Schlange umzuschauen, denn die bezeichnete Stelle war ein breiter Sumpf mit hohem Schilf, der sich mehr als eine Meile

weit den Ufern dieses Flusses entlang ausdehnte, und in dem mehr als fünfhundert Schlangen Schutz finden konnten.

Etwa einen Monat nach Pläché's Zusammentreffen mit der Schlange fiel eine ungeheure Masse Regen, der Fluß stieg, und überschwemmte diesen ganzen Sumpf. Das nächste Stück trockenen Landes am Fluß war die kleine Bodenerhebung welche ich urbar gemacht hatte, und auf der meine Hütte stand. Eines Tages, während der Zeit der Ueberschwemmung, kam ich gerade bei Untergang der Sonne vom Schießen zurück. Ich hatte einen Riet-Bock geschossen, der mir auf dem offenen Felde, hinter dem Berea-Busch, in den Weg gelaufen war. Pläché war bei mir, und ich ließ ihn und einen Kaffer den Bock hereinbringen, während ich allein heimkehrte, um ein Feuer anzumachen und die Kochnäpfe bereit zu halten. Ich bemerkte daß das Wasser sehr hoch war, und nicht mehr als hundert Ellen freien Raum um meine Hütte gelassen hatte, welche indeß immer noch etwa zehn oder zwölf Fuß über der Wasserfläche stand. Ich lehnte mein Gewehr außerhalb an die Hütte, und kroch in die Thüröffnung des Kraals. Sie müssen nämlich wissen daß Licht in derartige Gebäude bloß durch die Thüröffnung hineingelangen kann, und so war es, wenn ich diese, die einzige Oeffnung, verschloß, im Innern ziemlich dunkel. Ich wußte daß mein Feuerzeug in der Dachbedeckung stak, und konnte es nun brauchen um Licht zu machen, falls die Asche in der Mitte der Hütte, wo ich gewöhnlich ein Feuer unterhielt, nicht mehr glühend seyn sollte. Ich konnte bei meinem ersten Eintreten in die Hütte keine Spur eines Funkens unter der Asche mehr sehen, und da der Abend hereingebrochen war, so glaubte ich das Feuermachen werde mir des Thaues wegen, der so schwer gefallen war daß alles Holz, selbst innerhalb der Hütte, feucht geworden, nicht sonderlich leicht seyn. Ich legte mich daher nieder, und blies unter die Weißholzasche, um zu versuchen ob ich eine Flamme anfachen könne.

Während ich damit beschäftigt war, glaubte ich zu hören daß sich unter den Wollendecken die an der Seite der Hütte lagen etwas bewege. Ich wandte meine Augen nach der Stelle, und sah dort, zu meinem Erstaunen, eine riesenhafte Schlange, welche in ihrer Rundung nahezu so dick schien wie mein Leib. Das Thier lag aufgewickelt unter meinem Bettzeug, hatte aber etwa drei Fuß, Kopf und Hals, ausgestreckt und nach mir gerichtet — seine gespaltene Zunge von Zeit zu Zeit einen oder zwei Zoll aus seinem Maule hervorschießend.

Kaum hatte ich das Ungethüm gesehen, so sprang ich auf meine Füße, und schaute mich nach einer Waffe um, allein es war keine zur Hand. Mein Gewehr hatte ich außen hingestellt; mein großes Messer hatte ich bei Pläché gelassen, um ihn in den Stand zu setzen den Bock auszuweiden, und so war ich in der That unbewaffnet. Ein kalter Schauer überlief mich als ich den wirklichen Stand der Dinge erkannte; die Thür der Hütte war nur zwei Fuß hoch; um zu entrinnen, mußte ich daher hinauskriechen, und war überzeugt daß die Schlange, wenn ich mich niederbückte, augenblicklich auf mich losfahren würde. Ich hatte nicht die geringste Kenntniß von der Kraft dieser Schlangen; ich wußte nur vom Hörensagen daß sie nahezu ausgewachsene Kälber tödten und einen Bock zerquetschen und verschlingen könnten, und glaubte daher ein Ungethüm wie dieses werde kurzen Proceß mit mir machen. Ich mochte kämpfen wie ich wollte — unbewaffnet wie ich war, was vermochte ich auszurichten?

Wie lange ich dastand und nach der Schlange blickte, weiß ich nicht; es konnten jedoch nicht viele Secunden gewesen seyn, obgleich es mir Minuten däuchten. Plötzlich erinnerte ich mich daß mein Kaffer mich einige Tage zuvor um die Erlaubniß gebeten seinen Assagai in meiner Hütte unterbringen zu dürfen, weil der Nachtthau, wenn man ihn demselben aussetzte, Rost auf der Klinge erzeugt haben würde. Hier also war Hoffnung für mich, denn ich wußte daß der Mann den Assagai nicht mit sich fortgenommen hatte.

Ich wagte meine Augen kaum von der Schlange wegzuwenden, aus Furcht sie möchte auf mich losschießen; als ich jedoch einen flüchtigen Blick auf den obern Theil der Hütte warf, sah ich den Griff des Assagai aus dem Stroh hervorragen, und mir so nahe, daß ich ihn erreichen konnte. Ein Etwas schien mir zu sagen daß, sobald ich eine Bewegung mache, die Schlange auf mich losspringen werde. Ich erhob indessen Hand und Arm langsam nach dem Assagai, und es gelang mir endlich, indem ich mich ein wenig überbeugte, des Griffs habhaft zu werden. Als ich dieß that, stürzte die Schlange, welche sich während meiner Bewegungen allmählich entrollt hatte, auf mich zu. Ich sprang beiseite, und zog den breitklingigen Assagai heraus, der so scharf wie ein Rasiermesser geschliffen war; allein die Schlange bewegte sich wie der Blitz, und obgleich sie mich auf das erstemal verfehlt hatte, erholte sie sich doch augenblicklich, und sprang abermals auf mich zu. Ehe ich einen Streich nach ihr führen konnte, hafteten ihre Zähne schon an meinen ledernen Hosen; sie hatte auf diese Art festen Halt an mir gewonnen, zog mit einem eben so plötzlichen Stoß wie ihr Sprung meine Füße unter mir weg, und brachte mich zu Boden; eine dicke Falte ihres Leibes rollte über ihren Kopf und fiel auf meine Beine, welche davon so beschwert wurden als läge ein beladener Wagen auf ihnen.

Alles dieß war in sehr kurzer Zeit geschehen; ich blieb aber unterdessen auch nicht müßig, denn ich wußte daß, wenn es der Schlange gelinge mir die Brust oder die Arme zusammenzupressen, sie mich tödten könne.

Das Gefühl nun das mich zuerst überkam, war gewiß kein angenehmes, weil ich ohne Waffe war; den Assagai aber in meinen Händen, wußte ich daß mir keine Gefahr mehr drohe; als die Schlange mich daher wirklich anfiel, betrachtete ich es als eine Art Unverschämtheit von ihr, denn ich erwartete nie daß die Sache sich gestalten werde wie es sich später zeigte. Diese Dinge nehmen, um sie zu erzählen, einige Zeit in Anspruch, sie brauchen aber nicht lang bis sie sich ereignen, und ein Kampf auf Leben und Tod ist oft in einer halben Minute entschieden. So war es bei mir. In dem Augenblick als der Leib der Schlange über meine Beine kam, drehte ich mich um, stieß ihr den Assagai in den Leib und brachte ihr zwei schreckliche Wunden bei, worauf sie meine Lederhosen losließ und auf mein Gesicht sprang. Ich erhob instinctiv meinen Arm um mich zu schützen, was mich auch wirklich vor dem Gebissenwerden rettete; allein ich wurde flach zu Boden geschlagen, und das Thier war wieder auf mir; dießmal aber packte ich es mit meiner linken Hand am Hals, und hatte in einem Augenblick mit dem Assagai seinen Kopf nahezu vom Rumpf getrennt. Ich kroch unter dem mit dem Tode ringenden Ungeheuer hervor, und entfloh aus der Hütte. Dann fieng ich an zu untersuchen wie es mir bei dem Kampfe ergangen sey. Zu meinem Erstaunen fand ich daß einige wenige tiefe Ritze in der Nähe der Knöchel und ein Biß in der Hüfte, beide von keiner sonderlich großen Bedeutung, die einzigen Wunden waren die ich davon getragen. Einige Tage indeß hatte ich in

den Beinen, an denen der Druck der Schlange am schwersten gewesen, große Schmerzen zu erleiden.

Ich glaube nicht daß es mir möglich gewesen wäre diese Geschichte zu erzählen, wenn ich den Assagai nicht gefunden hätte, da die Boa, obgleich sie Menschen im offenen Lande nicht gern angreift, kampflustig genug ist wenn man sich mit ihr in einer kreisrunden Hütte von etwa acht Fuß Durchmesser befindet.

Nach der Ankunft meines Hottentotten zogen wir die Schlange aus der Hütte heraus, und fanden daß sie achtundzwanzig Fuß lang war und am dicksten Theil nahezu einen Fuß im Durchmesser hatte. Der Hottentotte glaubte es sey dieselbige welche er gesehen, da ihre äußern Merkmale die gleichen zu seyn schienen. Augenscheinlich war die Schlange von den Fluthen aus ihrem gewöhnlichen Versteck im Schilf vertrieben worden, und da das Thier eine warme Hütte fand, in welcher Wollendecken und die Ueberreste von Feuer waren, so hatte es seine Stellung ohne Umstände dort genommen, und war durch mein plötzliches Eindringen wahrscheinlich gereizt worden. Ich wünsche nie eine zweite derartige Schlacht zu haben, denn obschon ich mich vor dem Resultat derselben nicht fürchte, so sind die Gedanken welche uns später überkommen doch keineswegs angenehm. Der Mensch hat einen angebornen Abscheu vor den Schlangen, und wenn ich viele Nächte später träumte, so war der Gegenstand meines Traumes gewöhnlich eine Schlange, oder irgend ein anderes abscheuliches Reptil, das mich gepackt hatte.

„Ah!" sagte ein anderer von der Gesellschaft, „diese Art Kämpfe sind nicht angenehm; allein der deinige würde schlimmer ausgefallen seyn, wenn dein Gast eine vier Fuß lange Cobra oder Puff-Natter, und keine achtundzwanzig Fuß lange Boa-Constrictor gewesen wäre. Die größten Geschöpfe sind nicht immer auch die gefährlichsten, und wie bei den Thieren, so ist es auch bei den Menschen — die dicksten sind nicht immer die gefährlichsten. Jan da, der seinen „Brandywyn" so ruhig schlürft, ist gefährlicher als Karl neben ihm, und doch ist Jan klein, und Karl sehr stattlich."

Bei diesem Ausfall zieht Jan, ein kleiner, gedrungener, schwarzäugiger Holländer, mit langem schwarzen Bart und scharfen blinzelnden Augen, die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf sich. Jan ist ein berühmter Jäger, vor welchem Kaffern und Buschmänner, Elephanten, Löwen und andere „Wilde" sich gebeugt und ihr Leben hingegeben haben. Jan kann manche wunderbare Geschichte erzählen, ohne dabei seiner Einbildungskraft zu großen Spielraum zu lassen. Ein dreißigjähriges Wüstenleben kann bei ihm nicht ohne eine Menge Zufälle und Ereignisse abgelaufen seyn aus denen er nur mit knappster Noth sein Leben gerettet — Ereignisse welche für Bürger civilisirter Länder ans Wunderbare zu gränzen scheinen, die aber keineswegs ungewöhnlich sind inmitten der Wildnisse Südafrika's, wo die ungebändigte Natur des Menschen nur zu oft ohne Controle gelassen ist, und wo der starke Arm und der bereite Speer einen Mann häufig aus den untersten in die höchsten Schichten seiner Mitmenschen erheben.

Die holländischen Bauern sind die Schanzgräber der Civilisation in diesem Lande gewesen, und haben, bevor sie ruhig auf dem Lande schlafen konnten das sie käuflich an sich gebracht, oft gegen die wilden Zweifüßer und Vierfüßer zu kämpfen gehabt. Man muß zugestehen daß diese Menschen für ihre Aufgabe nicht ungeeignet waren; verwegen und kühn, standen sie mit ihrem Leben nicht um Kleinigkeiten willen ein; ob sie es mit Löwen oder Wilden zu thun hatten, war gleichgültig — die erstern wurden erschlagen, wie es wilden Bestien gebührt von denen man sich befreien mußte; die letztern wurden der Selbstvertheidigung wegen, oder als Warnung für andere, erschossen — alles aber zum Ruhme Gottes. In den ersten Zeiten hegten die Wilden keine große Achtung vor Verträgen, sondern liebten die Musik welche ein Assagai machte wenn er zwischen den Rippen eines weißen Mannes stak.

Jan wird nun eines seiner Abenteuer erzählen. „So lange wir jung sind, hob dieser an, haben wir eine Freude an gar vielen Dingen, denn es gibt eine Menge Lustbarkeiten aller Arten, auf die wir unsere Blicke richten. Wenn wir älter werden, ändert sich dieß. Zu viel von einer und derselben Sache thut nicht gut. Nun, ich bin stets der Meinung daß das was wir zum erstenmal thun immer den stärksten Eindruck auf unser Gedächtniß macht, sey es nun daß wir ein Pferd besteigen, oder ein Gespann Ochsen führen, ein Gewehr abfeuern, einen Bock erlegen, oder sey es ein Kampf mit einem Elephanten oder irgendwelche andere That. Nun, wie viele von euch wissen, habe ich eine oder zwei Thaten vollbracht auf welche Menschen stolz seyn können. In meinem Hause sind die Schwänze von zweihundert männlichen Elephanten, die ich alle mit meinem eigenen, von meiner eigenen Schulter abgefeuerten, Gewehr geschossen habe; zehn Löwenfelle, jedes mit nur *einem* Kugelloch darin, und wenn ich alle die Felle und alle die Schwänze, deren ich die Eigenthümer beraubt, mitgenommen hätte, könnte ich leicht im Besitz von zehnmal so viel seyn. Allein dieß hat nichts zu sagen, ich will euch jetzt die Geschichte der ersten von mir mitgemachten Schlacht erzählen."

„Du hast uns noch nicht die Hälfte von dem erzählt was du gethan," bemerkte einer von der Gesellschaft; „sag' uns was alle die kleinen Kreuze auf deinem Gewehrkolben bedeuten." — „Diese, entgegnet Jan, sind für Kaffern — theils Amakosä, theils Zulus, theils Matabili." — „Was wollen die größern Kreuze sagen?" fragt der andere. — „Es sind ihrer drei; diese — und ich schäme mich nicht es zu gestehen — sind für Engländer?" — „Was!" fragt einer der englischen Gäste, „sollten diese Zeichen die Männer andeuten welche du getödtet hast? Aber es sind ja drei oder vier Dutzend kleine Kreuze, und drei große." — „Ja, es sind zweiundfünfzig kleine Kreuze und drei große, auf diesem Rohr nämlich. Ich habe noch ein anderes, das eine noch etwas größere Anzahl aufweist, es sind jedoch nur Buschmänner und Gränzkaffern — Strauchdiebe. Aber alle hier sind Krieger, kämpfende Männer, getödtet Gesicht gegen Gesicht, und viele von ihnen so nahe bei mir erschossen, daß es mein oder ihr Leben galt. Oh, wir haben ein mühseliges Leben in den Ebenen geführt, wir mußten unsere Felder durch die Kraft unsers Arms und die Genauigkeit unsers Zielens behaupten. Was euer Vater euch hinterließ, gehörte nicht euch, wenn ihr nicht im Stande waret euer Gewehr auf diejenigen abzufeuern welche euch euer Eigenthum entreißen wollten. Jetzt aber sind, wie ich hoffe, ruhigere Zeiten eingetreten. Doch hört nun den Bericht über die erste Schlacht welche ich mitgemacht habe."

Ich lebte, fuhr der Erzähler fort, bei meinem Vater drüben auf der Westseite der Gebirge, als wir die Nachricht erhielten Retief und seine Partei seyen von den Zulus niedergemetzelt und auch die Weiber und Kinder, welche schutzlos an der Bucht von Natal geblieben, ermordet worden. Alsbald wurden Boten an alle unsere Landsleute abgesendet, um ihnen zu wissen zu thun daß wir uns versammeln und die Ermordung unserer Freunde und Verwandten rächen wollten. Fast jeder Mann unter uns, ob alt oder jung, entsprach dem Aufruf, und wir

versammelten uns etwa 380 an der Zahl, unter Piet Uys. Wir theilten unsere Streitmacht in zwei Abtheilungen, rückten gegen den Feind vor, und gaben Feuer auf denselben. Als wir eine Strecke weit in dem Hohlweg vorgedrungen waren, auf dessen beiden Seiten die Zulus, etwa 8000 Mann stark, sich aufgestellt hatten, hörten wir einen von hintenher kommenden Lärm, und sahen daß eine Schaar von nahezu tausend mit Piken bewaffneter Krieger, welche sich in einen Hinterhalt gelegt, uns jetzt den Rückzug abgeschnitten habe, und wir eingeschlossen seyen. Es lag etwas furchtbares in dem Anblick dieser Wilden, befleckt wie sie waren mit dem Blute von Hunderten unserer Verwandten oder Freunde. Die Abrichtung welche die Leute erhalten hatten, kam ihnen nun zu gut, denn sie rückten in stätigem Lauf heran, Schulter an Schulter, und drei Mann tief; sie schwangen ihre Assagaien, schlugen auf ihre breiten schwarzen und weißen Ochsenfellschilde, und sangen ihre Kriegslieder. Eine unserer Abtheilungen, unter Potgeiter, gerieth plötzlich in Verwirrung, denn die Pferde wurden erschreckt und unlenksam in Folge des Lärms und des Aussehens der Zulus. Die andere Abtheilung unter Uys hatte sonach den ganzen Stoß des Angriffs auszuhalten, während zu gleicher Zeit der auf den Hügeln aufgestellt gewesene Feind von beiden Seiten herandrang. Ein heftiges Feuer wurde von uns allen unterhalten, und die Zulus fielen schnell alle rings um uns. Wie wir eine Linie derselben niedermähten, traten andere an ihre Stelle, und wenn zufällig einer oder der andere der unsrigen vom Hauptcorps getrennt ward, wurden diese Nachzügler plötzlich umringt, einige der Zulus klammerten sich an die Füße der Pferde an, und hielten sie selbst in ihrem Todeskampf noch fest, während andere den Reiter zu Boden rissen und ihn mit ihren breitklingigen Speeren durchbohrten. Es war ein furchtbarer Anblick, und auf mich, der ich nie zuvor einen todtgeschossenen Menschen gesehen hatte, war die Wirkung eine noch mächtigere als auf diejenigen welche schon oft Zeugen solcher Scenen gewesen; denn unter unserm Haufen befanden sich Boeren die mehrmals mit Kriegern Mosilikatse's gekämpft hatten. Allein keine derselben kamen, wie sie mir später sagten, an Entschlossenheit und wildem Kriegsmuth diesen Zulus gleich. Wir schossen sie zu Hunderten nieder, immer aber traten andere an ihre Stellen. Unser Führer, Uys, ward umzingelt und getödtet, ebenso mehrere andere unserer Abtheilung, und nun war unser einziges Bemühen dahin gerichtet uns einen Weg durch die feindlichen Reihen zu bahnen, und unser Entkommen zu bewerkstelligen: wir rückten daher schnell auf die hintere Abtheilung an, feuerten eine volle Ladung auf sie ab, und stürmten dann auf die Lücke los welche unsere Kugeln in sie gebrochen hatten. Nicht ohne Verlust mehrerer Menschenleben entkamen wir aus unserer gefährlichen Stellung, denn die Krieger wichen nicht, und unser Weg gieng über die Leiber der Erschlagenen und Verwundeten. Viele der letztern packten, beim Vorüberkommen an ihnen, die Beine der Pferde und hinderten so die Reiter am Entkommen. Als das Land offener wurde, konnte unsere Abtheilung besser manövriren; wir ließen dann die Zulus in passende Entfernung herankommen, gaben eine Salve auf sie, und sprengten hinweg um zu laden. Dieses Verfahren that der Verfolgung der schwarzen Krieger bald Einhalt, welche, nachdem sie zwei oder drei Salven erhalten und dadurch empfindlich gelitten hatten, an ihren festen Platz zurückkehrten.

Dieß war der allgemeine Umriß der Schlacht; aber nun will ich euch meinen Antheil an der Kriegsthat erzählen. Als wir die Reihen der Zulus durchbrachen, war ich gerade auf der Außenseite der Linie, was die Rodiebasches „einen Flanker" nennen, und sonach mehr ausgesetzt als die dem Centrum unserer Linie Näheren. Wir sprengten in vollem Galopp dahin, und thaten als ob wir jeden Augenblick zu feuern im Begriff stünden, unsere Gewehre aber waren noch nicht wieder geladen, was die Kaffern indeß nicht wußten. Als wir durch den dichten Haufen des Feindes drangen, stürzten ein halbes Dutzend Männer auf mich los, von denen jedoch nur zwei mich zu erreichen vermochten. Einer von ihnen warf seinen Speer und verwundete mich im Schenkel; der andere hieb nach meinem Pferd, und zerschnitt ihm beinahe die Kniekehle. Ehe wir eine halbe Meile Wegs zurückgelegt hatten, nahm ich wahr daß ich bald werde Halt machen müssen, denn mein Pferd blutete stark und konnte kaum mehr gehen. Die Aussicht in die Hände dieser blutdürstigen Wilden zu fallen, war ein furchtbarer Gedanke für mich; allein es schien mir kein anderes Loos zu blühen, denn in wenigen Minuten sank mein Pferd unter mir zusammen, und ich sah dann daß es zwei oder drei Stiche in den Bauch erhalten hatte, wahrscheinlich von den Speeren jener Verwundeten über welche wir hinweggeritten waren. Ich rief einigen unserer Leute, die in der Nähe waren, und bat sie bei mir zu bleiben, allein ein panischer Schrecken schien sie ergriffen zu haben, und sie hörten entweder nicht, oder achteten nicht darauf. Die Gefahr auf offenem Felde zu bleiben kennend, lief ich längs einiger Gebüsche hin, bis ich einen dicken Dornenwald fand; in diesen stürzte ich hinein, und als ich einen ruhigen dunkeln Winkel gefunden hatte, machte ich Halt, um zu überlegen was zu thun sey. Die Aussicht für mich war nicht erfreulich, denn ich befand mich volle sechzig Meilen von der Bucht, und zweifelte nicht daß meine Abtheilung erst Halt machen werde wenn sie diesen Platz erreicht habe, und daß das zwischenliegende Land von den Zulus ebenfalls werde durchzogen werden. Anfangs dachte ich es werde am besten seyn wenn ich mich bis zum Einbruch der Nacht verborgen halte, und dann einen Theil des Weges zurückzulegen versuche; allein die Unwahrscheinlichkeit meinen Weg durch den Wald zu finden, und die Gewißheit von den Kaffern entdeckt und gefangen genommen zu werden wenn ich den gebahnten Wegen, auf welchen wir ins Land eingedrungen waren, folge, ließen mich diesen Gedanken bald wieder aufgeben.

Ich war, als ich alle diese Schwierigkeiten überdachte, in einem sehr aufgeregten Zustande, und konnte dem Wunsche nicht widerstehen einen Blick auf das offene Land zu werfen. Ich kroch daher an den Saum des Gebüsches, und schaute mich um. Anfänglich schien alles ruhig, und niemand ließ sich sehen; bald darauf aber bemerkte ich, etwa eine Viertelmeile von mir, drei Zulus, deren einer ein Pferd führte. Sie giengen langsam einher, und schienen einander ihre gegenseitigen Thaten zu schildern. Plötzlich fuhr mir ein Gedanke durch den Kopf, und brachte mich zum Nachsinnen. In der Landstrecke zwischen mir und den Kaffern befanden sich mehrere Gebüschgruppen, und ich beschloß plötzlich einen Angriff auf diese Leute zu wagen, und einen Versuch zur Wegnahme ihres Pferdes zu machen. Der Plan war ein gefährlicher, meine Lage jedoch eine verzweifelte. Selbst wenn ich den Sieg davon trug und mich in den Besitz des Pferdes setzte, hatte ich noch keine sehr große Aussicht auch wirklich zu entkommen, denn ich mußte allein viele Meilen weit durch ein Land ziehen in welchem sicherlich starke Abtheilungen der siegreichen Zulus auf der Lauer nach Nachzüglern lagen. Immerhin aber kommt ein lebhaftes Gefühl der Kraft über uns wenn wir auf einem guten Pferde sitzen, und ich sah plötzlich daß dieses der Schimmel eines unserer schon früh Morgens gefallenen Leute war.

Es liegt etwas in meinem Wesen — ich nenne es nicht gern Muth — das mich, wenn ich in sehr gefährliche Lagen gerathe, sehr ruhig und berechnend macht. Die gleiche Erscheinung habe ich auch bei einigen andern Männern wahrgenommen, während wieder andere aufgeregt und unbesonnen werden. Als mir daher der Gedanke durch den Kopf fuhr diese Männer anzugreifen, machte ich augenblicklich alle meine Plane. Ich sah daß sie sich etlichen ziemlich großen Bäumen näherten, welche nahe am Flusse zu stehen schienen, und zwischen mir und diesem Fluß war die Deckung ziemlich gut. Ich wartete bis die Leute mich nicht mehr sehen konnten, und lief dann gerade auf sie zu. Ich schaute um, in der vollen Erwartung eine Abtheilung Zulus Jagd auf mich machen zu sehen; allein es zeigte sich niemand. Ich konnte das Heulen der Weiber in der Ferne hören, wahrscheinlich über den Leichnamen der Erschlagenen auf dem Schlachtfeld; zum Glück für mich schien aber jedermann anderwärts zu sehr beschäftigt, als daß dieser Theil des Feldes untersucht werden konnte. Zweimal legte ich mich auf den Boden nieder, als die Kaffern über einen kleinen freien Grasplatz zogen, und einmal kauerte ich hinter einige Büsche, und fürchtete alles sey verloren, denn das Pferd erkannte meine Kleidung, spitzte seine Ohren, und wandte seinen Kopf nach mir. Ich war damals kaum zweihundert Ellen von ihnen entfernt. Hätten die Kaffern die Natur eines Pferdes gekannt, oder wären sie nicht so sehr mit Schwatzen beschäftigt gewesen, mein Ueberfall, der, wie ich wußte, mir die Schlacht schon halb gewann, wäre fehlgeschlagen. Abermals zogen sie zwischen dichtem Gesträuch hindurch, und abermals lief ich voran. Ich kam auf etwa hundert Ellen, aber wohl verborgen, an ihnen vorbei, eilte weiter vorwärts und legte mich nahe am Fluß, ungefähr dreißig Schritte vom Fußweg, nieder. Ich war sehr erhitzt, und meine Hände zitterten vor Aufregung, denn der Kampf stand nun in wenigen Secunden bevor. Ich spannte den Hahn meines Gewehrs — glücklicherweise hatte es zwei Läufe — und wartete. Sie kamen heran; ich konnte ihre Stimmen, dann ihre Fußtritte hören, und endlich machten sie innerhalb vierzig Schritte von mir Halt. Ich ließ sie einige Schritte näher kommen, nahm dann das Ziel auf den Mann welcher das Pferd führte, feuerte und sah ihn augenblicklich zu Boden stürzen. Dann nahm ich den zweiten Kaffer aufs Korn, und erlegte ihn ebenfalls.

Wenn nun der dritte Mann gewußt hätte daß ich keine andere Waffe mehr besaß als ein leeres Gewehr, das zu laden ich nicht stehen bleiben wollte, er würde wahrscheinlich auf mich losgedrungen seyn und mich mit seinem Assagai durchbohrt haben. Ich wußte daß, wenn ich ein Zeichen der Furcht an den Tag legte, er muthmaßen könnte mein Gewehr habe nur Pulver für zwei Schüsse; allein es war mir ebenfalls bekannt daß diese Kaffern so geringe Kenntniß von Feuerwaffen besaßen, daß sie nicht mit Bestimmtheit anzugeben vermöchten wie vielmal wir feuern könnten ohne von neuem zu laden. Ich sprang daher, sobald ich gefeuert, aus meinem Versteck hervor, und schlug mein Gewehr auf den noch übrigen Kaffer an. Er besann sich nicht lange, sondern sprang wie ein Duiker bald rechts, bald links, und floh dann des Wegs zurück welchen er so eben gekommen war.

Ich wußte nun wohl daß, nachdem ich mich dieser Männer entledigt, meine Arbeit nur zur Hälfte gethan war, denn es war noch keine ausgemachte Sache daß das Pferd sich von mir werde einfangen lassen; wäre es davon gerannt, oder hätte es sich scheu gezeigt, so würde ich in einer unheilvolleren Lage gewesen seyn als zuvor, weil nun die Zulus gewußt hätten daß ein unberittener Weißer in ihrer Nähe sey, den sie leicht umzingeln und tödten könnten. Ich wußte daß der einzig mögliche Plan zur Einfangung des Pferdes darin bestand daß ich mich ihm ganz langsam näherte, so daß ich ihm keine Furcht einjagte, und diese Aufgabe setzte meine Geduld auf die härteste Probe die ich je bestand. Jede Minute Zeit war nun von Wichtigkeit. Der Knall meines Gewehrs mußte die Bewohner im Dorf in Allarm versetzt haben; der entwichene Kaffer konnte sie von meiner einsamen Stellung unterrichten, selbst ein Verzug von nur wenigen Secunden konnte mich unvermeidlicher Marter und dem Tod entgegenführen, und doch wußte ich daß Uebereilung alles verderben könne. Als der das Pferd führende Kaffer zu Boden sank, trottete das Thier etwa fünfzig Ellen weit fort, und fieng an zu grasen. Ich näherte mich ihm, es erhob seinen Kopf, und bewegte sich langsam von mir weg. Ich blieb augenblicklich stehen, und gieng um es herum, als ob es mir nicht darum zu thun sey es zu fangen. Nachdem ich zwei- oder dreimal diesen Rundgang gemacht und ihm dabei immer näher gekommen war, trat ich endlich ganz an dasselbe hinan. Ich hatte nämlich oft die Bemerkung gemacht daß, wenn man sehr langsam auf ein Pferd zugehe, und fortwährend sage: „Ah, nun, gutes Pferd," und dergleichen, das Thier zu argwöhnen schien man habe etwas schlimmes im Sinn. Vertrauend darauf daß der Schimmel ein gutes Schießpferd sey, lud ich daher mein Gewehr ganz nahe bei ihm, gieng dann gerade auf das Thier zu, als ob wir alte Freunde wären und trug nur Sorge daß ich mich ihm von der linken Seite näherte. Zu meiner großen Freude erhob es seinen Kopf vom Weiden, blieb aber vollkommen ruhig stehen. Ich ergriff den Zaum, sprang auf seinen Rücken, und galoppirte davon.

Während ich mein Gewehr lud, konnte ich das Gespräch einiger in der Ferne befindlicher Zulus mit anhören: diese Leute jauchzten einander von den Hügelgipfeln zu, und ich bedurfte eines harten Ritts und eines wachsamen Auges um den Abtheilungen von Kaffern zu entgehen welche sich bereits den Besitz aller Furten über die Flüsse zu sichern suchten, während gleichzeitig kleinere Schaaren Bewaffneter mich von den Bergspitzen herab bewachten. Allein da ich nun auf dem Rücken eines Pferdes saß, so fühlte ich mich sicher. Der Schimmel galoppirte stark, und ich hatte bald drei oder vier Meilen zurückgelegt; jetzt aber hatte ich ein schlimmes Stück Buschwerk zu durchreiten, und ich fürchtete der Feind möchte mich dort erwarten.

Als ich etwa eine Viertelmeile von dem Gebüsch, das, wie ich sah eine Ausdehnung von nur ungefähr hundert Ellen hatte, entfernt war, richtete ich mich auf, als wollte ich mich umschauen, in Wirklichkeit aber war es mir darum zu thun ausfindig zu machen ob kein anderer Pfad als der auf welchem ich herankam durch das Gebüsch führe. In der That sah ich in einiger Entfernung zur Linken einen andern; ich ritt daher nach diesen hinab, als ob ich im Sinn hätte auf demselben weiter zu gehen. Mein Plan gelang, denn augenblicklich sah ich mehrere schwarze Köpfe rasch von dem Pfad welchen ich bis jetzt einzuschlagen schien, nach demjenigen sich bewegen auf dem, wie sie erwarteten, ich nun weiter reiten würde.

Ich ritt sehr langsam fort, und als ob ich nichts gesehen hätte; als ich aber dem dichten Gebüsch bis auf ungefähr fünfzig Ellen nahe gekommen war, wandte ich mein Pferd um, sprengte in vollem Galopp auf den andern Fußweg zu, und gelangte rasch und glücklicherweise ohne Unterbrechung durch das Buschwerk. Ein wildes Geheul von

mindestens fünfzig Zulus begrüßte mich als ich auf der andern Seite zum Vorschein kam, denn ich hatte ihren Hinterhalt von einem Fußpfad nach dem andern gelockt, und war so entkommen. In den nächsten zwei Stunden ritt ich so rasch als möglich, sah aber keinen Feind mehr, und gelangte endlich zu einer Abtheilung der Unsrigen, die an die Bucht hinabeilte um zu retten was sich noch retten ließ; denn wir wußten daß die Zulus uns dort spätestens in ein paar Tagen einen Besuch abstatten würden.

Ich bin seit diesem Tage noch in manchem andern scharfen und harten Gefecht gewesen, und auf einige derselben blicke ich mit wahrem Vergnügen zurück; allein, wie ich euch im Beginn meiner Erzählung sagte, das erste Treffen, wie überhaupt alles Erste, ist dasjenige welches einem am besten im Gedächtniß bleibt, und so kann ich mich an jeden einzelnen Umstand der dabei vorkam genau wieder erinnern, und bin im Stande alles Vorgefallene zu erzählen, ohne einen einzigen Zwischenfall zu vergessen, und mir selbst die Gefühle wieder zu vergegenwärtigen die damals meine Brust durchkreuzten.

Das Meer der Arier. [1]

Von Heinrich Noé.

Die moderne Linguistik bietet zur Erforschung ethnographischer Probleme unstreitig eines der ersten, oft das einzige Hülfsmittel dar. Auf die Frage nach dem Wohnsitz des Stammvolkes der indogermanischen Race insbesondere erscheinen die Namen von Gegenständen der sinnlichen Natur, von Bergen, Steinen, Pflanzen, Thieren, Sternen ꝛc. sehr häufig als untrügliche Wegzeiger.

Dabei ist jedoch vor allem wohl ins Auge zu fassen daß die auf die Topographie eines Landes bezüglichen Bezeichnungen allerdings vielfach über die Weise aufzuklären vermögen in welcher dessen Bewohner Objecte der äußeren Welt auffaßten, jedoch häufig von zu allgemeiner Natur sind um hinsichtlich einer geographischen Lage genaue Nachweise geben zu können. Fast überall gibt es Berge, Ebenen, Flüsse, Seen ꝛc., und die Analogien der Wörter beweisen hier nur die Verwandtschaft der Sprachen an sich, ohne zu einer weiteren sicheren Folgerung die Hand zu reichen. Es wäre demnach zu untersuchen ob es in dieser Classe von Bezeichnungen nicht auch solche gibt welche durch ihre Ausnahmsnatur einiges Licht auf die Fragen der Geographie zu werfen im Stande sind. Die Namen des Meers und gebirgiger Gegenden sind in dieser Beziehung für das geographische Studium besonders wichtig. Der Lauf der Gewässer hat weniger Bedeutung, kann aber immerhin die anderweitig gelieferten Beweise erzeugen. In erste Linie sind demnach die Bezeichnungen für das Meer zu stellen, weil der seltene Anblick des Meers vor allem die Aufmerksamkeit eines asiatischen Continentalvolks in Anspruch genommen haben muß. Das Interesse der Frage: „Haben die alten Arier das Meer gekannt?" leuchtet also umsomehr ein als die Antwort darauf das Problem ihres ersten Wohnorts jedenfalls theilweise aufklären muß.

Alle Sprachen der indo-europäischen oder arischen Völkerfamilie besitzen, mit alleiniger Ausnahme der griechischen, einen gemeinschaftlichen Namen für das Meer. Lateinisch mare, irländisch muir (Genit. mara), kymmerisch môr, myr, cornwallisch und armorisch mor; gothisch marei, angelsächsisch mere, scandinavisch mar, altdeutsch mari, meri, lithauisch marēs, altslawisch und russisch mor', polnisch morze, illyrisch mora u. s. w.

Eine so allgemeine Uebereinstimmung kann aus keiner gegenseitigen Entlehnung herstammen, sondern muß auf den Uranfang aller dieser Sprachen zurückgeführt werden. Dieß ist um so gewisser als diese Bezeichnung sich auch in dem sanskritischen mîra, Meer, Ocean wieder findet. Die Verschiedenheit der Vocale ist durch die Etymologie des Worts, welches der Wurzel mar, sterben, entspringt, erklärt. Die Wurzeln dieser Art entfalten sich nämlich ebenso oft zu ir als zu ar, und mîra verhält sich zu mara wie tîrayati zu tarati von tar, übergeben.

Der aus dieser Etymologie zu Tage tretende Sinn ist leicht zu rechtfertigen. Das Meer erscheint der Einbildungskraft als eine große, wüste Fläche, es ist der *πόντος ἀτρύγετος* Homers, das *vastum* mare der Lateiner, das vast, voest (Wüste) der Scandinavier. Ein Sanskritname des Meers mrityôdbhava bedeutet Ursprung oder Quelle des Todes. Uebrigens heißt maru im Sanskrit auch Wüste, und ist, die Ungleichheit der Suffix abgerechnet, das wahre Correlativ zu mare.

Schon hieraus geht mit vieler Wahrscheinlichkeit hervor daß die alten Arier das Meer gekannt haben, da ihre Abkömmlinge im Morgen- und Abendland ihm denselben Namen geben. Aber welches Meer konnten sie kennen? Unmöglich den indischen Ocean, noch die nördlichen Meere, noch das Mittelmeer, welche alle weit ab von den Gegenden liegen, wohin man aus andern Gründen ihre Wiege verlegen muß. Es bleiben demnach nur das schwarze, das kaspische Meer, vielleicht auch der große Aralsee. Da uns nun anderweitige Andeutungen unwiderstehlich nöthigen die Urheimath des arischen Stammes im Osten des kaspischen Meeres, diesseits des Hindukusch und Belurtag zu suchen, so konnte allein dieses letztere Meer hinlänglich nahe an den Wohnsitzen der Arier gelegen seyn, um von ihnen gekannt zu werden, und so werden wir auch durch diese Untersuchung auf Bactrien als auf die einzig mögliche Gegend geführt, die allen diesen Bedingungen entspricht. Diese unsere erste Folgerung wird durch andere Betrachtungen auf das wirksamste unterstützt.

Bekanntlich ist Bactrien vom kaspischen Meer durch eine umfangreiche Wüste getrennt, die bereits 30 Meilen von Balkh beginnt und sich weithin bis in das alte Chorasan erstreckt. In dieser Wüste liegt die fruchtbare Oase Merw, das muru des Zend, welcher dem Sanskrit maru entsprechende Name sicherlich der der Wüste im allgemeinen war. Nichts natürlicher als daß die Caspi-See, welche unmittelbar nach jener Wüste erreicht wird, in der Vorstellung der Arier, wenn wir uns ihren Wohnsitz in Bactrien denken, mit jener Bezeichnung verschmolz. Nach Burns (Travels in Bukhara) gleicht nichts mehr den Meereswogen als jene Sanddünen, die auf der den Winden entgegengesetzten Seite ausgezackt sind, auf der andern sanft abfallen, und zwischen welchen fortwährend herumgewirbelte Staubtheilchen das vollkommene Abbild eines

---

[1] Mit theilweiser Benützung von Pictet's, Origines Indo Européennes. Paris 1859.

bewegten Gewässers darstellen. Es ist demnach sehr wahrscheinlich daß maru, vielleicht auch mîra die ganze westliche Gegend, deren Fortsetzung, das kaspische Meer mit inbegriffen, bedeuteten. Nachdem später die geographischen Beziehungen verändert waren, wendeten die arischen Völker diese Bezeichnung nur noch auf das Meer, und zwar im allgemeinen, an.

Die vier Weltgegenden werden oft nach den Verhältnissen der geographischen Lage eines Landes benannt. So heißt bei den Indiern der Norden uttara, udâñtsch, uditschi von ut oben, hingegen der Süden avantsch, avântschi unten, weil im Norden sich der Himalaja erhebt, und alle Flüsse Indiens in südlicher Richtung laufen. So nennen die Grönländer den Westen kitâ d. h. Meer, den Osten kangia d. h. Land. Es wäre also durchaus nicht auffallend, wenn die Arier den Westen als die Seite gegen die Wüste oder das Meer bezeichnet hätten. Da die Namen der vier Weltgegenden seit der Zerstreuung vielfach gewechselt haben, auch durch die Wirkungen der Veränderungen der Wohnsitze modificirt werden mußten, so findet man zwar zur Unterstützung unserer Conjectur keinen den verschiedenen arischen Sprachen gemeinsamen Ausdruck, jedoch mehrere vereinzelte dahin zielende Erscheinungen.

In erster Linie wäre hier der germanische Name des Occidents zu erwähnen: angels. west, scand. vestr, althochd. West. Vergl. auch Wisigothen im Gegensatze zu Ostrogothen. Soll es als bloßer Zufall betrachtet werden daß diese Ausdrücke dem angels. westen, Wüste, dem althochd. wôsti und dem scandinav. vast, waest, an die sich noch das lateinische vastus, vastum schließt, so nahe stehen? Die Wurzel dieser letzteren Wörter findet sich im Sanskrit vas oder vast tödten, woraus vasra, Tod, vasu, unfruchtbar, vasuka, vasira, Salz, Seesalz, denn am Salze hängt der Begriff der Unfruchtbarkeit. Salz säete man an einen Ort, um ihn für immer zu verfluchen, und bekanntlich ist dieses Mineral auch an einigen Wüstenstellen reichlich vorhanden. Von vas sind wahrscheinlich auch zwei Namen der Nacht vasati und vâsura abzuleiten, da die Nacht dem Tage wie der Tod dem Leben, das Uebel dem Guten gegenübersteht, was durch Synonyma wie dôscha, Zend daoscha, die schlimme, sowie nakta der Tod von naç (necare) tödten, welche Wurzel in allen europäischen Sprachen jetzt die Nacht bezeichnet, bestätigt wird. Schon Pott hat das deutsche West mit vasati verglichen, und den natürlichen Zusammenhang des Abends oder der Nacht mit dem Westen betont. Schwierig ist es zu entscheiden, welche dieser Auffassungen ursprünglich bei der Bezeichnung des Occidents die vorherrschende war, wahrscheinlich wird es Uebergänge von der einen zur andern gegeben haben. Die Wurzel vas findet sich auch im irischen fás, fásach, fasmhar, wüst, öde, wild wieder. [1] Es ist auch wahrscheinlich daß das gothische vis, mit welchem Ulphilas das griechische γαλήνη Meeresstille übersetzt, durch die Idee der in der Wüste herrschenden Stille eher mit west zusammenhängt, als durch die Vorstellung von der Abendstille, wie Grimm meint.

Die germanische Abzweigung der „Arier" hat, wie wir durch anderweitige ethnographische Gründe veranlaßt weiter annehmen müssen, gerade die westlichen Theile des alten Arierlandes, ein wenig nördlich von den Celten inne gehabt, und gränzte deren Gebiet demnach unmittelbar an die große Wüste. Es wird sonach begreiflich, wie dieses Wort west, das zugleich mit den verschiedenen Begriffen von Wüste, Nacht, Meer und Occident zusammenhängt, gerade in den Sprachen der Germanen als eine unbegriffene Erinnerung an die ursprünglichen Verhältnisse sich erhalten konnte.

[1] Daher auch der gallische Name Vosegus mons, die Vogesen. Im Irischen hat fásach auch die Bedeutung von Berg.

Eine Erinnerung derselben Art ist noch bei den Indern bemerklich, wo der Occident varunî d. h. Meerseite heißt, varuna oder Varuna der Gott des Meeres. Auch die drei andern Weltgegenden werden von Gottheiten beherrscht: der Süden yamî von Yama, dem Gotte des Todes; der Osten von Agni, dem Gotte des Lichtes, Feuers; der Norden Kâuvera von Kuvêra, dem Gotte des Reichthums. Nach der Lage des indischen Oceans sollte die südliche Gegend die Herrschaft Varuna's bilden; warum er gerade den Westen beherrscht, bleibt unerklärt. Sollte dieß nicht auf eine Erinnerung an die Zeiten hinweisen wo das Meer im Westen der alten Arier lag?

Wenn die Namen der Wüste und des Meers dazu dienen konnten den Westen zu bezeichnen, konnte der Name dieses letzteren hinwiederum auf Meer und Wüste übertragen werden. Und in der That scheinen die slawischen Sprachen einige Spuren dieses alten Zusammenhanges erhalten zu haben.

Im Sanskrit bedeutet âpantsch von der Präposition apa, ἀπό das was hinten liegt, Westen, während prântsch von pra vorne, den Osten bedeutet. Diese mehreren Völkern gemeinsame Art den Osten zu bezeichnen entspringt der Gewohnheit, sich der aufgehenden Sonne zuzuwenden, um sie anzubeten. Von apântsch kommt apâtschina, westlich, hinten. Dieser letzteren Form entspricht nun nach Wegfallen des Anfangs-A, das so häufig vorkommt, vollkommen das altslawische patschina, russische und illyrische putschina, welche sämmtlich Meer bedeuten. Diese Bezeichnung „westlich" konnte dem Meer von den Slawen nur zu einer Zeit gegeben werden, in welcher sie sich noch östlich von der Caspi-See befanden. Auch die slawischen Wüstennamen putschtina, pusta etc., legen eine analoge Conjectur nahe.

Um den Hauptpunkt unserer Untersuchung, die Kenntniß der alten Arier vom Meer, noch mehr zur Evidenz zu erheben, haben wir nur noch die Analogie der Ausdrücke für Meer zu untersuchen, welche weniger verbreitet und nur auf gewisse indogermanische Völker beschränkt sind.

Das griechische πόντος entspricht dem Sanskrit pantha, patha, Weg (von der Wurzel panth, path gehen). Es ist dieß das altslav. pati, russ. puti, illyr. put, Weg. Die Anwendung auf das Meer, als leichtester und weitester Verbindungsstraße findet sich schon im Sanskrit pâthis, welchem genau das angels. fâthi entspricht, das Grimm durch Vermittlung einer präsumirten gothischen Form faathi mit πόντος verglichen hat. Das irländische bath, Meer, gehört zu derselben Gruppe. Diese bedeutsame Bezeichnung scheint darauf hinzudeuten daß den alten Ariern die Schifffahrt nicht fremd war. Für die Flüsse wenigstens steht dieß aus andern Gründen fest, und die große, fahrbare Wasserstraße des Oxus, der sich damals noch in die Caspi-See ergoß, mußte sie früh mit diesem Meer in Verbindung bringen. [1]

Der Ursprung des Namens Ὠκέανος war schon vielfältig Gegenstand fruchtloser Conjecturen. Im Sanskrit heißt der Ocean dscha-

[1] Vergl. Humboldt, Centralasien II, p. 221 u. ff.

lâçaya (von dschala, Wasser, und âçaya, Behälter), auch mah' âçaya, der große Behälter.[1] Neben der Form âçaya wird âçayana gebraucht, welches das genaue Correlativ von ὠκέανος für ὠκεανος ist. Dieses Wort bedeutete also anfänglich nur „Behälter der Wasser“ und die griechische Idee des Okeanos, der die Erde als weiter Fluß umgibt, ist ohne Zweifel viel jünger.

Für uns Süddeutsche haben, was wir im Vorbeigehen erwähnen wollen, einige auf Gewässer bezügliche Ausdrücke durch ihren Zusammenhang mit der Ursprache unserer Race besonderes Interesse. Dahin gehört z. B. das bayerische Gumpe, welches ein tiefes Loch in einem Teich, Fluß u. s. w. bedeutet. Im Sanskrit heißt gambhan die Tiefe, vorzüglich Meerestiefe. Dieß erscheint wieder im angelſ. gaban, und im althochd. gumpito, Abgrund. Bei dieser Gelegenheit sey es uns vergönnt einen eingewurzelten Irrthum zu widerlegen. Das Wort Sündfluth wird allgemein irrig als Fluth zur Strafe für die Sünde aufgefaßt. Dem ist jedoch anders.

Im Sanskrit heißt sindhu (von sidh gehen, fließen), Fluß und Meer, woraus die german. Wurzel sand, sind, sund hervorgieng, die uns im angelſ. und skandinav. sund, Meer, im althochd. sintfluot, sanskr. sindhupluta, d. i. Wallen des Meeres entgegen tritt. Sindhu ist auch der Sanskritname des Indus (im Zend hendu), der ganz Indien den Namen gegeben. Dasselbe sehen wir im Namen des irischen Hauptflusses Shannon, früher Sind, der mit Sindhu nichts als den allgemeinen Begriff Fluß gemein hat.

Diese Beispiele von zahlreichen Analogien ließen sich noch leicht vervielfältigen, wenn man die Verwandtschaft vieler Ausdrücke mit in Anschlag bringen wollte, die sich nur durch die Besonderheit ihrer Anwendung unterscheiden, d. h. in der einen Sprache Meer, in der andern Wasser im allgemeinen bezeichnen. So ist das gothische saivs, angelsächsisch sewe, seo, hochdeutsch See augenscheintich nichts anderes als das Sanskrit sava Wasser, das irische go, Meer, das sanskritische gô Wasser, das irische dobhar, kymmrische dwfr, im Sanskrit dabhra Meer u. s. w.

Ausgedehnte Analogien knüpfen sich auch an die Sanskritwurzel ud, und, fließen, woher uda, udan Wasser. Diesen entsprechen lateinisch unda, scandinavisch unn, udur, althochdeutsch unda, undja, irisch inn (von ind) sämmtlich Woge bedeutend.

In Anbetracht dieser vielfältigen Annäherungen der Bezeichnungen wird man demnach nicht umhin können anzunehmen daß die alten Arier in der Nähe eines Meeres gewohnt haben. Da aus vielen der Ethnographie zuständigen Beweisen hervorgeht daß dieß nur das kaspische gewesen seyn kann, können wir aus linguistischen hinzufügen daß dieses im Westen ihres Wohnsitzes gelegen seyn, und das große Thal des Oxus und Bactriens mit Sicherheit als die Wiege unseres Stammes bezeichnet werden muß.

[1] Ehe wir weiter gehen, müssen wir bemerken daß das Sanskrit ç im Griech. und Lat. immer durch k, lat. c repräsentirt wird, z. B. çatam, ἑκατον, centum; açvas, equus; çunya, κενὸς; çvan, κύων.

Ein Ritt durch die Andes und durch die Pampas.

(Harpers Monthly Magazine.)

(Fortsetzung.)

Wir stiegen ab und saßen bald um ein Feuer, das in der Mitte des Wohnraumes brannte nud an welchem zwei sehr hübsche Mädchen beschäftigt waren ein Abendessen aus Eiern, Bouillon und geklopftem Rindfleisch zu bereiten. Die hübschefte war ein schwarzäugiges, kokettes, achtzehnjähriges kleines Geschöpf, das im Verkehr mit den Fremden alle Schüchternheit verloren hatte, und mit dem ich bald befreundet war. Die ältere Schwester hatte schon sechs Jahre länger mit den vorüberkommenden Reisenden kokettirt und war bei weitem weniger munter und anziehend.

Nachdem das Abendessen fertig war, wurde alles zusammen in eine große irdene Schüssel geschüttet, und jeder der Theilnehmer bewaffnete sich mit einem Löffel und half sich selbst so gut er konnte. Wir hatten eben angefangen zu essen, als ein anderer Reisender ankam, der, wie sich bald auswies, kein anderer war als Astorga. Nachdem er bemerkt hatte daß wir ohne ihn aufgebrochen waren, hatte er sich ebenfalls auf den Weg gemacht, um uns zu folgen. Sein Führer, ein pfiffig aussehender Gaucho, trug mit großem Stolze ein paar auffallende, weite, weiße Unterhosen und ein Stück rothen Flanell um die Hüften. Astorga fragte, warum wir ihn nicht abgerufen hätten, und Federico antwortete mit großer Unverschämtheit daß es nicht möglich gewesen wäre ihn zu finden. Da ich mich in Gesellschaft Astorga's bei weitem sicherer fühlte, hatte ich große Lust dieser Angabe zu widersprechen, aber ich gab die Absicht schließlich auf, um den Weg durch die Berge wo möglich in Frieden mit Federico zurückzulegen. Das Souper, das mehr für einen Straußenmagen als für Menschen berechnet zu seyn schien, war in kurzer Zeit beendigt und bald lagen wir alle drei unter freiem Himmel vor der vordern Seite der Hütte in tiefem Schlafe.

Vor Tagesanbruch waren wir wieder im Sattel und brachen auf, ohne das Frühstück zu erwarten. Der Weg führte ziemlich steil an der Seite eines Berges hinauf, dessen Spitze sich in den Wolken verlor. Dann und wann erblickten wir die Gipfel der Hauptkette, die sich in der Ferne in den kalten blauen Himmel erhoben, — und der Schnee und das Eis, die wir auf den Höhen in den ersten Strahlen der Morgensonne schimmern und leuchten sahen, sagten uns daß wir uns noch vor Einbruch der Nacht auf einen bedeutenden Temperaturwechsel gefaßt machen mußten.

Unser Weg zog sich als schmaler Pfad an den Bergen hinauf und unter uns in der Tiefe brauste und brüllte ein wilder Bergstrom, der, in ein schmales Felsenbett eingezwängt, mächtige losgerissene Gesteinmassen mit sich fortwirbelte. An einer Stelle verengt sich die Kluft bis auf etwa 15—20 Fuß. Man nennt diesen engen Paß, durch den sich das schäumende Wasser mit entsetzlichem Brausen hinabstürzt, den „Soldatensprung,“ weil, wie die Sage erzählt, hier ein von Feinden verfolgter Soldat den Sprung zur jenseitigen Felsenwand wagte, dieselbe glücklich erreichte und seinen Verfolgern entkam.

Gegen zehn Uhr Vormittags erreichten wir die Guardia Vieja, oder Old Guard, eine ziemlich verfallene Baracke, die nur im Sommer bewohnt wird. Das Frühstück das wir hier einnahmen, bestand in

etwas am Spieße gebratenem Rindfleisch. Während es zubereitet wurde, wusch ich mich in dem kalten Gebirgsstrom, trotz der eifrigen Protestationen meiner Begleiter, welche behaupteten daß es unfehlbar Unglück bringe wenn man sich auf der Reise wüsche. Sie selbst reinigen sich während der ganzen Dauer derselben weder Gesicht noch Hände mit Wasser. Dieß Vorurtheil, dessen Ursprung mir niemand nachzuweisen vermochte, geht übrigens durch ganz Südamerika.

Bei der Guardia Vieja gewann San Martin, welcher die Royalisten in Chili besiegte, die erste Schlacht. Der spanische General erwartete ihn hier, als er aus den Schluchten der Andes hervorbrach, und es fand ein blutiges Zusammentreffen statt. Die Patrioten waren durch lange, anstrengende Märsche erschöpft, während die Royalisten frisch waren und ihre Position gewählt hatten, aber der Enthusiasmus der Patrioten besiegte allen Widerstand. Die Spanier wurden zurückgetrieben und massenhaft in die Abgründe und Bergströme gestürzt.

Je weiter wir vorwärts drangen, desto steiler und mühseliger wurde der Weg. Gegen Mittag erreichten wir ein Flüßchen, dessen Wasser durchsichtig war wie die Luft und im Sonnenschein funkelte, wie ein silbernes Band. Wir befanden uns jetzt in der Region des ewigen Schnees und im Herzen des Gebirges, das sich ringsumher in mächtigen Spitzen und Zacken erhob. Am Ufer des Flusses steht eine Casucha, ein dauerhaftes, starkes Gebäude, welches bestimmt ist den Reisenden im Herbst und im Frühjahr Schutz zu gewähren. O'Higgins, der irische Dictator von Chili, hatte dieß Gebäude errichten lassen, und angeordnet daß es beständig mit einem Vorrath von Brennmaterialien und Nahrungsmitteln versehen seyn sollte. Die Couriere welche Fremde über die Berge führten, erhielten die Schlüssel zu den Vorrathskammern, und die Maßregel zeigte sich für den Verkehr zwischen den argentinischen Provinzen und Chili sehr zweckmäßig. Jetzt ist das Gebäude vernachlässigt. Von Provisionen irgend einer Art ist nicht mehr die Rede, und Thüren und Kamine sind längst verschwunden, aber die Mauern gewähren dem Reisenden doch Schutz gegen den eisigen Wind und haben manches Menschenleben gerettet. Mein Führer durch die Pampas hatte einst achtzehn Tage während eines Schneesturms hier zugebracht. Einige Kaufleute, welche im Spätherbst eine wichtige Botschaft nach Buenos-Ayres zu senden hatten, boten ihm zwanzig Unzen Gold für die Tour über die Berge, und gelockt von dem hohen Gebot machte er sich auf den Weg. Er wurde von einem Schneesturme, hier Temporales genannt, von deren Heftigkeit der Bewohner der Ebene keinen Begriff hat, überfallen, und erreichte mit genauer Noth die Casucha. Er sah nichts mehr als Schneeflocken, die vom Sturme gepeitscht in die Abgründe oder zu dem grauen Himmel empor gewirbelt wurden, und hörte nichts als das Brausen des Windes, der selbst das donnernde Getöse der Bergströme übertäubte. Der Aufruhr der Natur war entsetzlich und die Lage des einsamen Mannes nichts weniger als beruhigend. Tag auf Tag und Nacht auf Nacht vergieng ohne daß eine Veränderung des Wetters eintrat. Die Provisionen des Unglücklichen neigten sich zu Ende, und er versuchte sie dadurch so weit als möglich auszudehnen daß er sich selbst mit ungeheurer Willenskraft nur ganz kleine Portionen zutheilte. Dieß langsame Verschmachten war peinvoller als der Tod. Endlich war aber auch der letzte Bissen verzehrt und der Schneesturm tobte noch immer fort. Das längere Bleiben war nun sicherer Tod, und so beschloß der Unglückliche seine Reise auf jede Gefahr hin fortzusetzen. Es war nicht möglich drei Schritte weit zu sehen. Zuweilen mußte er sich mit dem Gesicht gegen die Klippen und Felswände lehnen und sich mit beiden Händen an dem Gestein festhalten, um nicht vom Winde in die Abgründe getrieben zu werden — dann tastete er sich wieder langsam vorwärts. Wenn der Sturm sich einen Moment legte, hörte er zu seinen Füßen in unermeßlichen Tiefen das Brausen wilder Gewässer; mehr als einmal war er in Gefahr in Abgründe zu gleiten, und einmal rettete er sich nur dadurch daß er einen vorspringenden Stein erfaßte, an dem er sich mühsam wieder empor arbeitete. Dann gieng der Weg über grundlose Schneefelder, über reißende Flüsse, und dabei war der Unglückliche vor Hunger, Kälte und Müdigkeit erschöpft. Endlich nach zahllosen Gefahren erreichte er die jenseitige Ebene — aber obgleich er ein muthiger Mann war und nichts weniger als bigott, sprach er doch niemals von diesen Abschnitten seines an Abenteuern reichen Lebens ohne den Hut abzunehmen und ein Kreuz zu schlagen.

Bald darauf erreichten wir eine andere Casucha, welche am Fuße eines Berges stand, auf dessen Gipfel eine dritte errichtet war. Der Pfad den wir bis jetzt verfolgt hatten, stieg steil aufwärts, aber im Vergleich zu dem Weg der jetzt vor uns lag, war er bequem zu nennen, denn der Berg den wir ersteigen sollten, schien in perpendiculärer Richtung aufzusteigen, und der schwindelnde Pfad führte in steilen Zickzacks daran empor. Aus einer Höhle am Fuße dieses Weges drängte sich ein mächtiger Strom hervor, von dem ich vermuthete daß er der Abfluß des Lago Encantado oder Wundersees seyn könnte, der den Eingebornen und vielen gelehrten Reisenden, die in Chili von dem merkwürdigen See gehört hatten, ein unlösbares Räthsel gewesen ist, und ich sah mich in dieser Meinung nur bestärkt, als ich auf der Spitze des Berges angekommen den prächtigen, eine Meile breiten und drei Meilen langen See vor mir erblickte. Das räthselhafteste schien für die Eingebornen, was aus den ungeheuern Wassermassen würde, die sich, von den Schnee- und Eiskuppen des Gebirges herabstürzend, fortwährend in den See ergießen, und der Umstand daß sich die Wasser des Sees zu jeder Jahreszeit in gleicher Höhe erhielten. Da die Höhle durch die der See seinen Abfluß nimmt, ziemlich eine Meile davon entfernt liegt, so war es niemand eingefallen diese für das Ende des unterirdischen Wasserbettes zu halten, sondern man hatte die daraus hervordringende Fluth für einen gewöhnlichen Bergstrom angesehen. Eine Erdrevolution scheint den ursprünglichen Ausweg des zuströmenden Wassers verstopft zu haben, und so hat es sich einen unterirdischen Weg gebahnt. Das Räthsel ist leicht zu lösen, aber die ebenso unwissenden als abergläubischen Bewohner des Landes, welche gewöhnt sind die Riesenwerke der Natur mehr mit Furcht und Schrecken als mit Bewunderung und Ehrfurcht anzuschauen, suchten sich für das was ihnen unbegreiflich schien, lieber eine übernatürliche als eine natürliche Erklärung, und nannten den See „Lago Encantado."

Während wir langsam und mühevoll aufwärts stiegen und uns in die Anschauung der eben so großartigen wie furchtbaren Scenerie vertieften, die uns rings umgab, forderte uns Federico plötzlich an einer weniger steilen Stelle des Weges auf still zu halten und einen Schluck Branntwein zu nehmen, weil nun das Bergsteigen beginne. Ich sah ihn verwundert an, und fragte was wir denn diesen ganzen Tag gethan hätten, wenn wir jetzt erst anfiengen Berge zu steigen. Er lachte und zeigte auf einen unzugänglich scheinenden Bergkegel, der am Ausgang einer Schlucht seinen steilen Gipfel in die Wolken erhob, und an dem ich bei genauerem Hinsehen wirklich Zickzacklinien entdeckte, welche indessen eher feinen Bleistiftstrichen als einem für lebendige

Wesen bestimmten Pfade glichen. Obgleich der Weg in zahllosen Windungen bald rückwärts, bald vorwärts führte, so behielt er doch stets eine Steigung von etwa 45 Grad, und es begann nun eine furchtbare Anstrengung für die armen Maulthiere, die von Minute zu Minute stehen bleiben mußten um Athem zu schöpfen, aber immer nach kurzer Rast den beschwerlichen Weg von selbst wieder aufnahmen. Es gibt Situationen, in welchen man die Klugheit und Geduld vernunftloser Thiere bewundern muß, und eine solche bot sich hier. Wir brauchten weder Sporen noch Peitsche, noch zornige Worte, um unsere sonst oft störrischen und unlenksamen Maulthiere vorwärts zu treiben. Aber auch die Männer schienen andere geworden. Der Chilene, obgleich einer der besten Reiter der Welt, hat nicht die Liebe des Arabers zu seinem Roß, im Gegentheil, er behandelt es hart und grausam, und mit nicht geringem Erstaunen hörte ich daß Federico, der sonst nur Schläge und Flüche für seine Maulthiere hatte, jetzt in dem sanftesten Tone mit denselben sprach und sie nur durch allerlei Liebkosungen und freundliche Worte zu neuen Kraftanstrengungen zu ermuntern suchte. Die armen Geschöpfe erklommen auch unverdrossen einen steilen Abhang nach dem andern, aber die dünne Luft, der kalte Wind der sich erhoben hatte, und ihre große Ermüdung erschwerten ihnen die Aufgabe, und es war eine Pein ihre Anstrengung mit anzusehen.

Die Scenerie wurde nun immer wilder und großartiger, und als wir uns dem Gipfel des Berges näherten, gewannen wir zum erstenmal eine Uebersicht über das Meer von Klippen und Kuppen, welche die nähern Gebirgsmassen uns bis dahin verdeckt hatten. Endlich war der höchste Punkt erreicht. Wir standen jetzt auf einer Höhe von etwa 2 (engl.) M. und schauten — aber welche Sprache vermöchte den Anblick zu schildern der sich vor unsern Augen ausbreitete! Wir befanden uns in der Mitte einer Gebirgswelt, die sich etwa 120 Meilen ringsum ausdehnte und uns vorkam wie ein neu entdeckter Erdtheil mitten in einem Chaos von schneebedeckten Bergen. Der Himmel war klar, die Sonne hing in ihrer ganzen abendlichen Pracht über den Schneekuppen im Westen und übergoß sie mit Glanz und Schimmer; dazwischen lagen tiefe, dunkle Thäler, von denen sich das Auge mit Schwindel und Schauder abwendete, und vor uns erhob sich die mächtige, zwanzigtausend Fuß hohe Säule des Tupungati, dessen ewiger weißer Mantel von der Abendsonne wie mit einer Glorie umgeben war. Wie still und friedlich schlief der Ocean von blitzenden Spitzen und Klippen — wie tiefe Dunkelheit lag in den pfadlosen Abgründen. Kein Ton unterbrach die lautlose Stille als das Sausen des Windes — nichts regte sich so weit das Auge reichte, als der einsame Condor, der die zerrissene Kuppe eines Berges umkreiste, gleichsam nur um die unbewegliche Einsamkeit dieser Wildniß noch mehr hervorzuheben, welche die Seele zugleich mit andächtigem Schauer und mit Schrecken erfüllt. Ich meinestheils bin wenig empfänglich für Naturschauspiele, aber ich gestehe daß diese eine Aussicht mich allein reichlich für alle Mühseligkeiten und Entbehrungen der Reise entschädigt hat. Selbst der blasirteste Mensch würde sich hier eines tiefen Eindrucks nicht erwehren können. Ich habe viel von Naturschönheiten gehört und gelesen die einen erschütternden Eindruck hervorbringen sollen, und habe sie dann selbst später gesehen ohne dieß zu empfinden. Ich habe Seestürme in allen nur erdenklichen Phasen gesehen, habe furchtbare Gewitter in Gebirgen erlebt und den Donner riesenhafter Wasserfälle gehört, ohne daß dieß alles einen Eindruck auf mich gemacht hätte, der nur im entferntesten dem an die Seite zu stellen wäre welchen ich nur zweimal im Leben empfieng. Das erstemal als ich die Andeskette im Winter von Valparaiso aus erblickte, und das zweitemal bei der Aussicht von der Höhe des Gebirgspasses von Uspallata.

Der Weg welchen wir hinabritten, neigte sich ebenfalls in einem Winkel von 45 Grad und führte zwischen mächtigen Bergkuppen hin die noch im Sonnenschein glänzten, während schon tiefe Finsterniß unsern Pfad bedeckte. Der Wind war kalt und schneidend, und wir waren bald gezwungen abzusteigen und zu Fuß zu gehen, um nicht vor Frost zu erstarren. Oft in Gefahr auf den steilen, engen Wegen zu straucheln und zu stürzen, erreichten wir nach halb 8 Uhr gleitend und rutschend das Thal, und sahen uns nach einem Ruheplatz für die Nacht um. Wir wählten endlich einen mächtigen überhängenden Porphyrblock, unter welchem Astorga's Führer auf seiner Herreise einige Stücke Holz versteckt hatte. Es war ein trauriger, düsterer Platz, ringsumher schwarzes, vulcanisches Gestein, keine Spur von Vegetation, nichts worauf das Auge ruhen konnte, als ferne, schneebedeckte Felskuppen. Es war eine wahre Erholung die Augen von der tiefen, dichten Finsterniß, die in den Thälern und Schluchten lag, zu den Sternen hinaufzuwenden, die in der klaren Atmosphäre dieser hohen Regionen in fast unnatürlichem Lichte glänzten und durch ihren flackernden Schimmer inmitten der lautlosen, unbeweglichen Einsamkeit fast wie lebende Wesen erschienen.

Wir selbst kamen uns in dieser gigantischen Umgebung wie kleine Insecten vor, setzten uns stumm um unser kleines Feuer und rauchten Cigarren bis 10 Uhr, wo wir beschlossen uns niederzulegen. Als wir unsre Decken, Mäntel ꝛc., mit denen wir uns zudecken wollten, besichtigten, fand sich daß nur ich und Astorga genügend damit versehen waren. Federico hatte nichts als einen fadenscheinigen Poncho, der in keiner Weise geeignet seyn konnte ihn gegen den rauhen Gebirgswind zu schützen. Der Geiz und die Habgier dieses Burschen trat überhaupt immer mehr hervor, je länger wir Gelegenheit hatten ihn zu beobachten. Zuerst hatte ich ihm ein Drittel mehr für die beiden Maulthiere zahlen müssen als sie werth waren; zweitens mußte ich sonstige sämmtliche Reisekosten tragen, während von Rechtswegen nur die Hälfte auf mich fallen konnte; drittens hatte ich ihm 20 Dollars geborgt, die meine Augen nie wieder sehen sollten. Außerdem war ich genöthigt gewesen für meine Maulthiere eine bedeutende Portion Futter zu kaufen, wovon diese nie das geringste erhielten, und endlich benutzte Federico selbst ganz ungenirt eines meiner Thiere, nachdem sein altes, schwarzes Pferd gestürzt war; das von mir gekaufte Futter erhielt das Füllen, das Federico in Mendoza verkaufen wollte und das folglich gut im Stande seyn mußte. Ihren Höhepunkt erreichte Federico's Kaltblütigkeit und Unverschämtheit aber in dieser Nacht, wo er sich ohne Umstände zwischen Astorga und mir niederlegte, um zwei Vortheile zu gewinnen, erstens von unsern Decken zu profitiren, und zweitens durch unsre Körper vor dem Wind geschützt zu seyn. Ich hatte die Windseite und versuchte ein wenig zu schlafen, aber die ohnehin kleine Decke schlug sich bei jedem Windstoß in die Höhe und gab die eine Seite meines Körpers der kalten Nachtluft preis. Wenn ich rechts erstarrt war, wendete ich mich nach links, und so wälzte ich mich schlaflos bis zum Morgen hin und her, während Federico die ganze Nacht in der behaglichsten Lage schnarchte. Ich schwor in der Stille mich bei passender Gelegenheit an ihm zu rächen, und hatte auch bald die Genugthuung zu sehen daß das Schicksal seine Züchtigung übernahm. Das Füllen, welches das Futter meiner Maulthiere aufgefressen hatte, war

nämlich so übermüthig geworden daß es Federico, der es in den Straßen von Mendoza besteigen wollte, über seinen Kopf hinweg zu Boden schleuderte. Er wagte nun nicht wieder das Thier zu besteigen, und damit war ihm ein größerer Kummer bereitet als durch den Verlust von einem Dutzend Maulthiere; denn nicht jedes Pferd besteigen können, heißt in Mendoza kein achtungswerther Mann seyn.

Mit Tagesanbruch machten wir uns wieder auf den Weg, und die armen Maulthiere, die nicht das geringste zu fressen bekommen hatten, waren gewiß so froh wie ich diese unwirthliche Region zu verlassen. Wie niedrig die Temperatur war, geht daraus hervor daß der Bergstrom, dessen Lauf wir folgten, am Ufer mit Eis bedeckt war.

Als wir langsam weiter durch das Thal ritten, welches von beiden Seiten durch ungeheure Porphyrblöcke und Bergwände geschlossen war, erhielt ich eine Mahnung zur Vorsicht, die beinahe meine letzte gewesen wäre. Da der Weg jetzt weniger steil bergab gieng, so hatte ich auch weniger Acht auf meinen englischen Sattel, der mir vorher, dadurch daß er dem Maulthier auf den Hals rutschte, nicht geringe Unbequemlichkeiten bereitet hatte. Ich war im Anschauen der wilden Scenerie um mich her versunken, und hatte nicht bemerkt daß der Pfad plötzlich an einer Stelle steil abfiel. Als ich diesen Punkt passirte, rutschte ich natürlich wieder auf den Hals meines Maulthieres, dieses erschrak, schlug mit beiden Hinterbeinen aus und ich wurde, in der Luft eine Curve beschreibend, gegen einen etwa 20 Fuß entfernten Felsen geschleudert. Noch nicht zufrieden mit seiner That, sprang nun das Thier vorwärts um mich mit den Vorderhufen zu schlagen, aber obgleich von dem Falle betäubt, hatte ich doch Geistesgegenwart genug um dem Angriff auszuweichen, indem ich mich von dem Felsblock, auf den ich gefallen war, hinabrollte. Das Thier fand nun für besser mir nicht zu folgen, sondern lief in einer andern Richtung davon, bis es sich in den Sattel, der ihm auf den Bauch gerutscht war, verwickelte, und von einem der Treiber eingeholt und zurückgebracht wurde. Gegen 10 Uhr hielten wir an, um ein Frühstück von zähem Rindfleisch einzunehmen, und ritten weiter nach der Puenta del Inca, einem der interessantesten Punkte des Passes, einer natürlichen Brücke nämlich, welche gegen 120 Fuß lang und 90 Fuß breit ist.

Die Schlucht über welche sie sich ausspannt, ist eine Meile breit und sehr tief. Sie ist ohne Zweifel durch die ungeheuren Wassermassen entstanden, die von den umliegenden Bergen herabstürzen und sich hier ihr Bett gegraben und einen Ausfluß gesucht haben. Die Brücke besteht nicht aus Geschieben welche vielleicht durch eine Erdrevolution in das Thal geschleudert sind, wo sie die Wasser abdämmten und schließlich von ihnen durchbrochen wurden, sondern sie ist ein Theil des Berges selbst. Es scheint indessen unwahrscheinlich daß die Fluthen diese ungeheure mehrere Meilen lange Schlucht ausgehöhlt, diesen Tunnel durch einen 90 Fuß dicken Felsen gegraben und dabei diesen vergleichsweise schwachen Bogen verschont haben sollten, während rings umher alles von ihrer Gewalt und ihrer Wuth Zeugniß gibt. Man muß, um dieß zu erklären, zu einer Periode zurückkehren wo das Klima entweder noch so mild war daß kein Schnee auf den Bergen lag und hier nur ein kleines Gewässer floß, oder so kalt daß der Schnee niemals schmolz. Als das Klima sich änderte, als sich der Schnee anhäufte oder anfieng zu schmelzen, schwoll der Strom an, und je im Verhältniß wie er wuchs, erweiterte er durch den ununterbrochenen Anschlag der Wellen die Oeffnung in den Felsen, bis sie ihre jetzige Gestalt annahm und Raum hatte für den wilden Bergstrom, der jetzt unter dem Riesenbogen hinschießt.

Wenige Fuß von der Brücke entfernt entspringt eine heiße Quelle, und einige Schritte unterhalb befinden sich noch zwei starke Quellen von ganz verschiedener Temperatur.

Nachdem wir noch eine Stunde geritten waren, fanden wir wieder die ersten Spuren von Vegetation, nahmen unsern halbverhungerten Thieren den Sattel ab um sie grasen zu lassen, und hielten selbst eine Siesta. Als wir Nachmittag gegen vier Uhr wieder aufbrachen, erblickte ich an der entgegengesetzten Seite des Thales an einem 1500 Fuß hohen, beinahe perpendiculär aufsteigenden Berge eine Anzahl von Zickzacks, die wie feine rückwärts und vorwärts gezogene Linien aussahen. Die Regelmäßigkeit derselben überzeugte mich daß sie durch die Tritte von Thieren hervorgebracht seyn mußten, obgleich es kaum möglich schien daß sich lebende Wesen auf die schwindelnden, schmalen Pfade wagen sollten, aber während ich noch zweifelnd hinaufschaute, sah ich sechs Lamas über den Kamm des Berges herüberkommen, wo sich jedes einzelne Thier deutlich gegen den blauen klaren Himmel abhob. Sie betraten den gefährlichen, abwärts führenden Weg ohne Zaudern, und anscheinend ebenso sorglos als giengen sie im Thal.

Kurz nachdem wir uns wieder auf den Marsch gemacht hatten, durchschwammen wir den Bergstrom, an dessen Ufer unser Weg bis dahin entlang gegangen war, und mit Einbruch der Nacht erreichten wir eine Art von Höhle, in welcher sich acht oder zehn Maulthiertreiber einquartiert hatten. Sie kamen mit Kaufmannsgütern von Valparaiso. Am Eingang der Höhle lagen Packsättel, Waarenballen u. dgl. bunt durcheinander. In der Mitte brannte ein Feuer, welches die rauchigen Wände der Grotte mit blutrothem Schimmer übergoß. Rings um die Flamme lagen die Treiber in den verschiedensten Stellungen und Costümen, und ihre in dieser Beleuchtung noch wilder erscheinenden Gesichter gaben dem Ganzen so ziemlich das Ansehen eines Räuberlagers. Es waren indessen harmlose Leute welche uns aufs freundlichste aufnahmen. Der eine von ihnen erhob sich sogar um mir als einem Fremden den Ehrenplatz am Feuer einzuräumen, und wir wurden sämmtlich zum Abendessen eingeladen, welches beinahe fertig war. Wir nahmen das gastfreundliche Erbieten an, und man präsentirte uns nun Cigarren. Ich bemerkte zufällig daß ich letztere um so lieber annehme, da mein Vorrath am Tage zuvor zu Ende gegangen sey, worauf einer der Männer mir ein ganzes Paket aufdrang, mit der Behauptung er könne sich schon eher mit Cigarrettos behelfen als der Fremde, der daran nicht gewöhnt sey. Die Höflichkeit verbot eine Zurückweisung, und obgleich ich kürzlich noch die ganze Race der Mendozaner, als deren Repräsentanten ich Federico betrachtete, verwünscht hatte, mußte ich jetzt gestehen daß es doch vielleicht manchen Gentleman unter ihnen geben möchte.

Aber das Rufen unserer Führer trieb endlich zum Ausbruch, und nachdem wir unsern Dank ausgesprochen hatten, bestiegen wir unsere Thiere und machten uns auf den Weg nach dem Peñon Rajado, wo wir übernachten wollten. Der Felsblock welcher diesen Namen führt, hat sich bei irgendeiner Erdrevolution von der Bergmasse weiter oben losgerissen und ist in das Thal herabgerollt, wo er so liegen blieb daß sich die Spitze weit über die Basis vorlehnt und auf diese Weise einen bequemen Zufluchtsort für etwa drei Menschen bildet. Astorga, Federico und ich legten uns unter dem Schutz des Felsblockes nieder, der über uns hieng als hätte er die größte Lust sich auf uns zu stürzen und uns zu zermalmen. Federico legte sich natürlich in die Mitte, und überließ es uns andern beiden uns ebenfalls so bequem einzurichten als wir konnten. Da die Nacht sehr mild war, ließ sich alles ertragen,

aber an Ruhe war wenig zu denken, denn Astorga und Federico amüsirten sich bis spät in die Nacht damit Nationallieder zu singen daß die Felsen wiederhallten. Eins dieser Lieder der „Franciscan friar“ machte die Priester lächerlich und war voll Witz und Humor. Das Volk hat eben keinen großen Respect vor seinen Priestern, die im allgemeinen lustige, fette, gutmüthige Burschen sind, mit einer entschieden ausgesprochenen Vorliebe für geistige Flüssigkeiten und schöne Frauen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bevölkerung des Kirchenstaates.

Die berüchtigte Brandschrift des Hrn. Edmund About, [1] zuvor auf Bestellung der französischen Regierung angefertigt, dann von dieser aus politischer Schamhaftigkeit in Frankreich verboten, darf durchaus nicht im Stillschweigen begraben, sondern muß gelesen und widerlegt werden. E. About ist der Voltaire des wiedererweckten Kaiserthums, der seine kaustischen Eigenschaften gegen Lohn und Brod dem Beherrscher des modernen Frankreich verdungen hat. Daß die Franzosen das Buch verschlungen haben, dafür birgt die genußreiche Art der Darstellung, die stylistische Glätte, der Witz, die Frische und die Schärfe des Schriftstellers. Solange die politische Zukunft Italiens noch in der Willkür des dritten Napoleon stand, schien es uns unangemessen von diesem Buche zu sprechen, welches die Gemüther auf neue Veränderungen im Kirchenstaate vorbereiten sollte, denn E. About führt genau das Programm durch welches die Delagueronnière'sche Flugschrift in Bezug auf den Kirchenstaat ankündigte. Er lästert nämlich durchgängig den Klerus und die klerikale Verwaltung, und stellt dabei die Bewohner der Legationen und der Marken weit über die päpstlichen Unterthanen im Westen der Apenninen, denn eine Säcularisirung und eine Laienverwaltung in der adriatischen Hälfte des Kirchenstaates war ja das letzte Ziel der Napoleonischen Politik. Deßhalb findet Hr. E. About in der Romagna „das Zeug zu einem stattlichen Volk.“ „Allerdings fährt er naiv fort, ist die Unwissenheit sehr groß, das Blut heiß, die Hände unruhig; doch beginnen die Leute schon zu räsonniren. (Um so schlimmer, wenn die Unwissenheit groß ist). . . . Um die Wahrheit einzugestehen, die Religion tritt in diesen schönen Landen zurück. Vergeblich habe ich in den adriatischen Städten die Maueraufschriften: „Hoch mein Jesus! Hoch Maria!“ gesucht, die mich an dem andern Abhange der Gebirge so erbaut hatten.“ Deßhalb ist also nach E. About das „Zeug zu einem stattlichen Volke“ vorhanden! Unwillkürlich lobt er aber die Zustände, wenn er uns die Mühsale der Landbevölkerung auf der mittelländischen Seite des Kirchenstaates beschreibt, deren einziger Trost und Erholung dann das Kirchenfest eines Heiligen mit balletartigen Processionen bildet. Absichtslos schildert er uns die Bevölkerung in kindlichster Ignoranz, und wir fragen uns sogleich, wenn diese Zustände auf dem flachen Lande so allgemein sind, warum diesen Frieden stören? Wenn die Römer wie Hr. Edm. About eingesteht, zufrieden sind hart zu arbeiten und zu schwitzen, um ein Heer von Mönchen in klösterlicher Behaglichkeit zu füttern — was geht das die Franzosen an? Wenn es die Italiener glücklich macht, ei! so haben sie gewiß das Recht nach ihrer Façon selig zu werden. „Die Regierung, sagt er von der Bevölkerung auf dem flachen Lande, besteht für sie nur in einem Beamten für 75 Francs den Monat, welcher Justiz gegen Bezahlung vollstreckt. Rom hat ihnen zu nichts geholfen, als zu diesem Ehrenmann.“ Läßt sich das nicht eben so gut von jedem Hinterwäldler-Dorf und jedem Dorfschulzen in Deutschland oder Frankreich sagen? Ob die Justiz groschenweise im Kirchenstaate zu haben ist, wissen wir nicht, jedenfalls würde der Vorwurf die Laienverwaltung weit härter treffen als die klerikale Herrschaft, denn aus der Denkschrift des Hrn. v. Rayneval wissen wir daß in der Zeit von 1848 u. 1849 Bittschriften um Wiedereinsetzung von Prälaten aus jenen Orten einliefen wo man die geistlichen Beamten durch weltliche ersetzt hatte; denn der Klerus, sagten die Petenten, sey viel lauterer als die weltlichen Beamten, die wegen ihres höheren gesellschaftlichen Aufwandes und ihrer Familiensorgen der Bestechlichkeit früher zugänglich werden. Mit der Wahrheit oder mit geschichtlichen Thatsachen nimmt es Hr. E. About nicht immer genau. So hat er die Dreistigkeit von den Romagnolen zu behaupten: „Selbst der Pöbel ist honetter und sittlicher, wenn er in einer gesegneten Entfernung vom Vatican lebt.“ Man wird sich nun recht wohl erinnern daß in Ancona und Bologna im Jahre 1849 bei hellem Tag und auf offener Straße Personen niedergeschossen und beraubt wurden, daß gerade in den Legationen der „Passatore“ monatelang sein Räuberhandwerk treiben konnte, bis er den Oesterreichern in die Hände fiel. Das versteht nun Hr. Edmund About unter einem honetten Pöbel in gesegneter Entfernung vom Vatican! Wie sein Vorbild Voltaire kann übrigens Hr. About höchst servil gegen seine Brodherren, beziehungsweise gegen die Ahnen dieser Brodherren seyn. „Begebt ihr euch bis Bologna, so werdet ihr überall eine ganz französische Standesgleichheit finden: in der That weil das Land von Napoleon durchschritten wurde.“ Dann hat der große Mann im Durchschreiten mehr ausgerichtet als im längern Verweilen, denn Piemont, die Lombardei und das Venetianische genossen länger das Glück seines Verweilens, und dennoch herrscht in diesen Ländern, vor allem aber in der Lombardei, ein stinkender Hochmuth.

Die Papstgewalt und die Person des Papstes anzugreifen war ein zu gefährliches Geschäft, deßhalb muß denn der Cardinal Antonelli gerade so wie auf einem andern Gebiete Hr. v. Schleinitz, als Prügelknabe dienen. Es liegt nicht im Geist dieser Zeitschrift solche literarische Schmähstücke zu verbreiten, an denen sich namentlich die Briten weidlich erbaut haben. Aber das Gemälde welches About vom römischen Volk und vom römischen Adel entwirft, wollen wir nach Unterdrückung allzufrecher Stellen, und nachdem wir andere anstößige Aeußerungen so eben zu desinficiren uns bemühten, jetzt wiedergeben. Der bonapartistische Voltaire malt ein fledermausfarbenes Nachtbild vom römischen Volke, aber ohne daß er's ahnt und will, rechtfertigt er gerade damit die heutige politische Verfassung und entschuldigt ihre Mißbräuche. Wenn das römische Volk wirklich seinem Conterfei gleicht, wenn das der Thon ist aus welchem das erhabene Italien geformt werden soll, welcher Künstler wird sich dann die Hände mit solchen Stoffen besudeln wollen?

[1] La Question Romaine, Bruxelles 1859.

Ungezwungen entsteht im Leser die Ueberzeugung daß, wenn Priesterherrschaften an sich ein Uebel sind, im Kirchenstaat jedes weltliche Regiment an Besserungen scheitern werde, ja daß die Prälatenverwaltung mit zähen Wurzeln im Volk selbst hange. Man denke sie sich hinweg, so bleibt nichts übrig als in den Städten der heilige Mazzini und auf dem flachen Lande der „houette Pöbel" des Hrn. About. Man höre jetzt den Verfasser selbst:

Das Volk.

Die Trennung der Classen ist in Rom besonders um den päpstlichen Thron herum merklich. Sie verschwindet, wie viele andere Mißbräuche, allmählich, jemehr man sich von der Quelle entfernt. Es bestehen bodenlose Abgründe zwischen dem römischen Edelmann und dem Bürger Roms, zwischen dem römischen Bürger und dem Plebejer der Stadt. Der Plebejer selbst, belastet mit der Mißachtung der obern Classen, mißachtet seinerseits hinwieder die Bauern welche er auf dem Markte trifft — es ist ein Wasserfall. In Rom glaubt der Untere — Dank den Ueberlieferungen der Geschichte und der von den Päpsten gegebenen Erziehlung — aus seinem Nichts hervorzugehen, und etwas zu werden, wenn er um die Gunst des Obern buhlt. Dem Patronats- und Clientelsystem zufolge wirft sich der Plebejer vor einem Mann der Mittelclasse auf die Kniee, und dieser kniet nieder vor einem Fürsten, welcher seinerseits wieder die allertiefsten Bücklinge vor der souveränen Geistlichkeit macht. Zwanzig Stunden von der Stadt fällt man fast nicht mehr auf die Knice, jenseits der Apenninen gar nicht mehr. Wenn man bis nach Bologna geht, wird man in den Sitten eine ganz französische Gleichheit bewundern: der Grund liegt einzig nur darin daß Napoleon hier durchzog.

Der absolute Werth der Menschen jeder Kategorie wächst in derselben Ordnung, nach dem Quadrat der Abstände. Man kann es als eine ziemlich ausgemachte Sache annehmen daß ein römischer Edelmann minder gelehrt, minder fähig und minder frei ist als ein Junker der Marken oder der Romagna. Die Mittelclasse, mit einigen wenigen Ausnahmen, ist östlich der Apenninen unendlich zahlreicher, wohlhabender und aufgeklärter als in der Hauptstadt und deren Umgebungen. Selbst die Plebejer besitzen mehr Biederkeit und Moralität wenn sie in achtungsvoller Entfernung vom Vatican leben. Die schlimmste Hälfte des Volks ist diejenige welche das Quartier der Berge bewohnt. Wenn ihr an irgendeinem Tag das Kloster der Neophyten oder das Haus der Lucrezia Borgia aufsucht, und zufälligerweise mitten in diese engen und von Unreinlichkeiten aller Art strotzenden Straßen gerathet, so werdet ihr dicht an einigen Tausenden verlorner Leute, Dieben, Gaunern, Guitarenspielern, Bettlern, Modellen, Ciceroni, Kupplern ihrer Frauen und Töchter rc., vorüberkommen. Habt ihr mit ihnen zu thun, so werden sie euch den Titel Excellenz geben, euch die Hände küssen und das Sacktuch aus der Tasche stehlen. Ich glaube nicht daß man an irgendeinem Ort in Europa, nicht einmal in London, ein solches Otterngezücht findet wie in Rom. Uebrigens sind sie insgesammt Praktikanten, glauben aber an keinen Gott. Die Polizei ist duldsam; sie behelligt diese Leute selten Sie kommen zwar zuweilen ins Gefängniß, aber ein Wort der Empfehlung oder ein unzureichendes Local macht sie bald wieder frei. Ihre Nachbarn, ehrliche Arbeiter, gerathen von Zeit zu Zeit in Verirrungen wie sie. Sie haben im Winter gewinnreiche Geschäfte gemacht, und im Carneval, dem Gebrauch gemäß, alles draufgehen lassen. Der Sommer naht heran, die Fremden verschwinden; keine Arbeit und kein Geld mehr. Die moralische Erziehung, welche ihnen einen Halt gewähren könnte, fehlt ihnen. Das Bedürfniß Aufwand zu machen, eine römische Krankheit, quält sie. Die Frau verkauft sich, wenn sie hübsch ist, oder der Mann begeht einen schlechten Streich.

Das italienische Volk muß sehr edles Blut haben, daß es einem so beträchtlichen Theil der römischen Plebs möglich war seine männlichen Tugenden zu bewahren. Ich habe in Trastevere einfache, rohe, gewaltthätige, zuweilen schreckliche Männer getroffen, allein immerhin waren es Männer im eigentlichen Sinn des Worts; höchst empfindlich wenn sie ihre Ehre für verletzt hielten, und stets im Begriff denjenigen zu tödten der es an Achtung für sie fehlen ließ. Sie sind unwissend wie das Volk in der Altstadt; sie haben die gleichen Lehren erhalten und die gleichen Beispiele mitangesehen; sie besitzen dieselbe Voraussichtlosigkeit, dieselbe Vergnügungssucht, dieselbe Brutalität in ihren Leidenschaften; allein sie sind nicht fähig sich zu bücken, nicht einmal um etwas vom Boden aufzulesen.

Weder die Trasteveriner noch das Volk der Altstadt geben ein politisches Lebenszeichen von sich, und die Cardinäle reiben sich die Hände darob; sie sind voller Bewunderung für sich daß sie so viele Menschen in tiefer Unkenntniß aller ihrer Rechte erhalten haben. Ich möchte indeß bezweifeln ob die Speculation eine glückliche ist. Man nehme z. B. an, die demokratischen Ausschüsse zu London und Livorno schickten einige Recrutirungsofficiere in die Hauptstadt des Papstes. Ein ehrlicher, sanfter, aufgeklärter Plebejer würde sich vielleicht zweimal bedenken ehe er sich einreihen ließe. Er würde das Für und das Gegen erwägen, und einige Zeit die Wagschale schwebend halten zwischen den Fehlern der Regierung und den Gefahren der Revolution. Allein die Canaille der Altstadt wird Feuer fangen wie ein Haufen Stroh, wenn man ihr auch nur von weiter Ferne die Vortheile eines Tumults zeigt; und die Wilden von Trastevere werden ihre Ketten jedesmal abschütteln, wenn man ihnen den Despotismus als ein Attentat auf ihre Ehre darstellt. Besser wäre eine über alles schwatzende und aburtheilende und aus umsichtigen Feinden bestehende Plebs — der Papst hätte dann zwar oft mit ihr abzurechnen, allein er brauchte nie vor ihr zu zittern.

Ich wünsche daß die Herren des Landes keine Schlachten mehr gegen die römische Plebs zu liefern haben. Sie hat sich von den Zettlern des Jahres 1848 leicht hinreißen lassen, und doch wiederhallte der Name Republik zum erstenmal in ihre Ohren. Hat sie diesen Namen vergessen? Nein. Sie wird sich lange dieses magischen Worts erinnern, das die Großen zu Fall, die Kleinen in die Höhe gebracht hatte. Ueberdieß versammeln die in der Stadt umherziehenden verborgenen Mazzinisten die Arbeiter in dem Quartier der Regola nicht um ihnen das Evangelium zu predigen.

Ich habe euch gesagt daß die Plebejer Roms die Plebejer der Campagna mit Verachtung betrachten. Sie sind indeß nicht verächtlich, selbst nicht am Abhang des Mittelmeers. In dieser unglücklichen Hälfte des päpstlichen Staats hat der Einfluß des Vaticans noch nicht alle Seelen verloren. Die Bevölkerung ist unglücklich, unwissend, leichtgläubig, zuweilen ein wenig unbändig, aber gut, gastfreundlich und im allgemeinen ehrlich. Wollt ihr sie in der Nähe studieren, so laßt euch in irgend ein Dorf der Provinz Frosinone, an der Gränze des Königreichs Neapel, führen. Durchwandert die großen unbewohnten Ebenen, wo die Malaria unter dem prächtigsten Himmel in Blüthe steht; schlagt den steinichten Weg ein der sich mühsam den Berg hinaufwindet, und ihr

werdet bald eine Stadt von 5000 bis 10,000 Seelen finden, welche 5000 bis 10,000 Bauern als Schlafstätte dient. Von dem fernsten Punkt aus gesehen, hat diese Bauernstadt ein gewisses großartiges Aussehen: der Dom einer Kirche, die umfangreichen Gebäude eines Klosters, der Thurm einer Ritterburg lassen euch glauben sie habe einige Bedeutung. Eine Legion Weiber kommen mit kupfernen Wassergefäßen auf dem Kopf an den Brunnen herab: ihr lächelt unwillkürlich; dieß ist die Bewegung und das Leben. Tretet ein! Etwas kaltes, feuchtes, nächtliches ergreift euch. Die Straßen sind schmale Treppen, welche von Zeit zu Zeit unter Gewölben dahinziehen. Die geschlossenen Häuser scheinen seit einem Jahrhundert verlassen. Niemand ist an den Thüren, niemand an den Fenstern, niemand auf der Gasse. Ihr könntet glauben der Fluch des Himmels laste auf dem Lande, wenn nicht große an allen Mauern angeheftete Inschriften euch bewiesen daß eben erst die Missionäre hier gewesen. Ein halbes Dutzend bürgerlicher Beamten, auf Sesseln im Kreise herumsitzend, gähnt wie aus einer Kehle vor der Thür eines Kaffeehauses. Ihr setzt euch zu ihnen; sie fragen euch nach Neuigkeiten über König Ludwig Philipp; ihr fragt sie nach der Epidemie welche das Land entvölkert habe. Aber bald breiten etwa dreißig Krämer und Krämerinnen ein Sortiment Obst, Gemüse und Salate vor euch auf dem Pflaster aus. Wo sind die Käufer welche alle diese Güter der Erde bezahlen werden? Da sind sie. Die Nacht naht heran, die ganze Bevölkerung kehrt auf einmal von den Feldarbeiten zurück. Sie ist schön, stark und würde hübsche Regimenter bilden. Alle diese halbgekleideten Männer, welche mit einer Hacke auf dem Rücken zurückkehren, sind diesen Morgen zwei Stunden vor Sonnenaufgang aufgestanden, um ein kleines Feld umzugraben, oder die Erde um einige Olivenbäume aufzulockern. Mehr als einer von ihnen hat sein Gütchen sechs Kilomètres weit vom Dorf; er geht alle Tage mit seinem Kind und seinem Schwein dahin. Das Schwein ist nicht fett, der Mann und das Kind sind sehr mager, aber dennoch heiter; sie haben unterwegs Blumen gepflückt. Der Sohn ist mit Rosen gekrönt wie Lucullus bei Tische. Der Vater kauft um einen Maiskuchen zwei Salate, zur Abendmahlzeit für die Familie. Dann legt man sich zu Bette und schläft, wenn die Flöhe den Schlaf nicht verhindern. Wollt ihr diesen armen Leuten in ihre Wohnungen folgen, so werden sie euch freundlich aufnehmen, und das erste Wort welches über ihre Lippen kommt, wird eine Einladung zur Theilnahme an ihrer Abendmahlzeit enthalten. Ihr Hausgeräthe ist sehr einfach, ihre Unterhaltung sehr arm: die Gehirne sind möblirt wie die Häuser.

Die Frau erwartet ihren Herrn in der Behausung; sie ist es welche ihm die Thüre öffnet. Von allen nützlichen Thieren ist die Frau dasjenige welches der römische Bauer mit dem größten Nutzen verwendet. Sie bereitet das Brod, den Maiskuchen, den Mörtel; sie spinnt, sie webt, sie näht; sie holt täglich das Holz in einer Entfernuug von drei, das Wasser in einer Entfernung von anderthalb Stunden; sie trägt auf ihrem Kopfe die Last eines Maulesels; sie arbeitet von Sonnenaufgang bis zu Sonnenniedergang ohne sich aufzulehnen, und selbst ohne sich zu beklagen. Die Kinder, welchen sie in großer Anzahl das Leben gibt und sie auch selber stillt, bilden eine kostbare Hülfsquelle: schon von ihrem vierten Jahr an kann man sie zur Bewachung der Thiere verwenden.

Fraget diese Landleute nicht um ihre Meinung über Rom und die Regierung: sie haben nur einen unbestimmten Begriff von derartigen Dingen. Die Regierung ist in ihren Augen der Beamte mit seinem monatlichen Gehalt von 75 Fr., der die Verwaltung über sie führt und ihnen die Gerechtigkeit verkauft. Rom hat ihnen nie etwas gegeben, als diesen Herrn. Für eine solche Wohlthat bezahlen sie ziemlich drückende Abgaben: so und so viel für das Haus, so und so viel für das Feld, so und so viel für die Familie, so und so viel für die Thiere, so und so viel für das Recht Feuer anzuzünden, so und so viel für den Wein, so und so viel für das Fleisch, wenn sie sich dem Luxus des Fleischessens hingeben. Sie beklagen sich ohne Bitterkeit, und betrachten die Steuern wie einen periodischen Hagel auf ihre Jahresernten. Wenn sie erführen Rom sey von einem Erdbeben verschlungen worden, sie würden keine Trauer darob anlegen; sie giengen wie gewöhnlich auf ihre Felder, verkauften ihre Ernten um den gewöhnlichen Preis, und zahlten weniger Steuern. So denkt man von der Hauptstadt in allen Bauerndörfern. Jede Gemeinde lebt durch sich und für sich; sie ist ein vereinzelter Körper, welcher Arme hat um zu arbeiten, und einen Bauch um ihn zu füllen. Der Ackerbau ist, wie im Mittelalter, ihre einzige Beschäftigung. Es gibt keinen Handel, keine Industrie, keine großen Geschäfte, keine Bewegung in den Ideen, kein politisches Leben, keines jener mächtigen Bande welche unsere Städte an die Hauptstadt knüpfen, wie die Glieder des menschlichen Leibes an das Herz.

Wenn es für diese armen Leute eine Hauptstadt gibt, so ist es das Paradies. Sie glauben fest daran; sie trachten mit aller Gewalt darnach. Wer sich über die Bezahlung zweier Thaler für seinen Herd beklagt, gibt deren drittehalb um an seine Thüre schreiben zu lassen: Evviva Maria! Ein anderer hinwieder bedauert die 75 Francs des Gouverneurs, denkt aber nicht daran daß die Gemeinde ungefähr dreißig Priester ernährt. Sie haben eine sanfte Krankheit welche sie über alle ihre Uebel tröstet; es ist der Glaube. Er hindert sie nicht einen Messerstich auszutheilen wenn der Wein sie warm gemacht, oder der Zorn sie treibt; aber er wird ihnen nie gestatten am Freitag nicht zu fasten.

Man muß sie einen großen Festtag feiern sehen um die Innigkeit ihrer Naivetät zu bewundern. Männer, Weiber, Kinder — alles läuft in die Kirche. Ein Blumenteppich breitet sich über den Wegen aus, die Freude strahlt auf allen Gesichtern. Was ist neues geschehen? Was ist vorgefallen? Das St. Antonsfest! Man singt die Messe mit Musikbegleitung, zu Ehren des h. Antonius. Man organisirt einen Betzug, um den h. Antonius zu fêtiren; die kleinen Knaben verkleiden sich als Engel; die Männer hüllen sich in die Gewänder ihrer Bruderschaften: da sind die Bauern des Herzens Jesu, dort die des Marien-Namens, dort die Seelen des Fegfeuers. Der Betzug organisirt sich in etwas ungeordneter Weise. Man umarmt sich, man gibt sich Rippenstöße, man schlägt sich — alles zu Ehren des h. Antonius. Endlich kommt das Standbild aus der Kirche heraus: es ist eine hölzerne Puppe mit sehr rothen Wangen. Victoria! Die Schwärmer entzünden sich, die Weiber weinen vor Freude, die Kinder schreien aus voller Kehle: „Es lebe der h. Antonius!" Abends großes Feuerwerk: ein Ballon, angefertigt nach dem Bildniß und Abriß des Heiligen, steigt über die Kirche empor, und berstet prachtvoll. Der h. Antonius würde sehr heikel seyn wenn ihm eine solche Huldigung nicht mitten ins Herz dränge. Und die Plebejer der Campagna würden sehr begehrlich erscheinen wenn sie sich, nach einem so trunkenen Feste, noch über den Mangel an Brod beklagten.

Gehen wir über die Apenninen; hier ist Ruhe. Obschon die

Bevölkerung von einer Gebirgskette nicht hinlänglich geschützt ist, werdet ihr doch in den Städten und in den Dorfschaften den Stoff zu einer herrlichen Nation finden. Die Unwissenheit ist stets groß, das Blut stets warm, die Hand stets lebhaft; allein bereits räsonniren die Männer. Wenn der Arbeiter der Städte nicht glücklich ist, so erräth er warum; er sucht ein Heilmittel, er hat Voraussicht, er spart. Wenn der Colonist nicht sehr reich ist, so studiert er mit seinem Grundherrn die Mittel sich zu bereichern. Ueberall ist der Feldbau im Fortschritt, und bald wird er keine Fortschritte mehr zu machen haben. Der Mensch wird besser und größer durch die Kämpfe gegen die Natur; er weiß was er werth ist, er sieht wohin er geht; durch die Cultivirung seines Feldes cultivirt er sich selbst.

Allein, um die Wahrheit zu sagen, ich gestehe daß die Religion in diesen schönen Provinzen an Boden verliert. Ich habe in den Städten des adriatischen Meers vergeblich jene Inschriften: „Evviva Jesus! Evviva Maria!" gesucht welche mich auf der andern Seite der Berge erbaut hatten. In Bologna sah ich Sonetten an der Ecke aller Straßen: ein Sonett auf den Dr. Massarenti, welcher eine Frau Tagliani geheilt hat; ein Sonett auf den jungen Guadagni, aus Anlaß seines Baccalaureats 2c.

In Faenza verriethen die gemalten Inschriften auf allen Mauern einen gewissen Fanatismus, den Fanatismus der dramatischen Kunst: „Evviva la Ristori! Evviva la divina Rossi!" In Rimini, in Forli habe ich gelesen: „Evviva Verdi! Evviva la Lotti! Evviva Ferri, Cornaro, Rota, Mariani," und sogar (ich bitte die Abonnenten der Oper um Verzeihung) „Evviva la Medori!"

Als ich bei Ancona das heilige Haus von Loreto besuchte, welches sammt seinem Mobiliar von einigen Engeln unter den Armen aus Palästina gebracht worden war, sah ich einen Trupp Pilger in die Kirche treten, welche auf ihren Knieen einherrutschten, Thränen vergießend und die Steinplatten ableckend. Ich glaubte diese guten Bauern gehörten irgendeiner Gemeinde der Nachbarschaft an; allein ein Arbeiter von Ancona, der sich dort befand, bemerkte mir daß ich mich täusche. „Mein Herr, sagte er zu mir, die Unglücklichen welche Sie sehen, wohnen auf der andern Seite der Apenninen, da sie noch Wallfahrten machen. Seit fünfzig Jahren machen wir keine mehr: wir arbeiten."

(Schluß folgt.)

Die Erfolge der Freihandelspolitik in England.

In dem dießjährigen Aprilhefte der deutschen Vierteljahrsschrift wurden die Erfolge der Freihandelspolitik Englands statistisch geschildert. Wer den Aufschwung eines Landes an dem Werthe seiner Ausfuhren mißt, wie es verkehrter Weise von den Schutzzöllnern geschieht, der konnte dort lernen daß von 1815 bis 1834 die Werthausdrücke für die britischen Ausfuhren nach ihrem Marktwerth sich nicht hoben, sondern sich gleich geblieben waren, so jedoch daß sie in der Zwischenzeit eine sinkende Curve beschrieben. Erst seit 1834 hob sich der reelle Ausfuhrwerth von 41½ Mill. Pfd. Strl. bis auf 60 Mill. im Jahre 1845, um dann in den Zeiten des Mißwachses und der Unruhen (1846—48) wieder abwärts zu neigen. Seit 1849 aber trat das wunderbare Steigen der Werthe von 63½ Mill. bis auf 116½ Mill. im Jahre 1850 oder binnen zehn Jahren ein. Wer, wie es die Freihändler und mit Recht thun, das Reicherwerden eines Landes an dem Werthunterschiede der Einfuhren über die Ausfuhren mißt, der wird in der obengenannten Zeitschrift den Nachweis finden daß England in den vier Jahren 1854—1857 für 656 Mill. Pfd. Strl. Waaren vom Ausland bezog und dafür nur 517 Mill. abzugeben brauchte, so daß sein vierjähriger Gewinn sich auf 139 Mill. Pfd. St. belief; denn weit entfernt daß es für dieses Plus der Einfuhr hätte mit baarem Gelde aufkommen müssen, fand sich sogar daß es in jener Zeit durchschnittlich 6 Mill. Pfd. St. in edlen Metallen mehr ein- als ausgeführt hatte.

Diese Zahlen sprechen für das Gedeihen von Handel und Gewerbe, allein man wird sich erinnern daß die letzten Schläge der Freihandelsgesetzgebung den Ackerbau getroffen hatten, und man möchte daher vermuthen die Landwirthe hätten verloren was die Importeure oder Fabrikanten gewannen, namentlich wenn wir erfahren daß in den letzten neun Jahren vor Wegfall der Kornzölle der Weizenpreis in England durchschnittlich 57 Schill. 9 Pence, in den neun Jahren nach Wegfall der Kornzölle nur 54 Sch. 5 P. betrug. Diese Preisermäßigung scheint dem Verbraucher vielleicht geringfügig, sie ist aber höchst wichtig für Erzeuger, für Pächter und Grundbesitzer, denn angenommen man bedürfe für Rente, Steuern, Saatkorn, Dünger, Bestellungs- und Erntekosten 40 Sch. für den Quarter, so ist es ein gewaltiges Mißverhältniß, ob man auf dem Markte dann 53 oder 57 Sch., oder mit andern Worten ob man für Arbeit und Capital 14 oder 17 Sch. vergütet bekommt. Man durfte daher für die Interessen der Landwirthe einigermaßen besorgt seyn, wäre nicht plötzlich der Schleier durch die Statistik der britischen Einkommensteuer gehoben worden, die man der Namensgleichheit wegen nicht verwechseln darf mit ähnlichen Finanzmaßregeln auf dem Continent. Die britische Einkommensteuer theilt sich in fünf mit Buchstaben bezeichnete Fächer oder Schedulas. In die Schedula A. gehört alles Einkommen von Grundbesitz, und dieses Einkommen ist gestiegen seit 1849/50 bis 1857/58 von 94,217,950 Pfd. St. auf 109,978,265 Pf. St. Einen genauern Eindruck von der Bedeutsamkeit dieser Ziffern erhält man durch einen Vergleich der einzelnen Posten.

Einkommen unter Schedula A.

	1851/52		1857/58	
Grund und Boden	41,118,329	Pf. St.	42,684,577	Pfd. St.
Gebäude . .	40,046,762	„	47,438,766	„
Zehnten . .	371,928	„	209,960	„
Landgüter (manor)	160,963	„	203,479	„
Lehngelder . .	313,502	„	218,363	„
Steinbrüche .	243,028	„	366,851	„
Bergwerke . .	2,110,285	„	3,485,150	„
Eisenhütten . .	629,299	„	1,249,531	„
Fischereien . .	17,261	„	17,959	„
Canäle . .	922,627	„	802,765	„
Eisenbahnen .	6,442,032	„	10,450,401	„
Gasanstalten .	655,671	„	843,060	„
Anderes Eigenthum	1,756,310	„	1,860,290	„
Allgemeine Nutzungen	91,854	„	147,163	„
	94,879,851	„	109,978,265	„

Es ergibt sich daraus daß die Einkünfte der Grundherren statt sich zu vermindern von 41 Mill. auf 42½ Mill. in kurzer Zeit gestiegen sind, und zwar obgleich sich der Flächeninhalt des ländlichen Eigenthums verminderte, denn da das Einkommen von Wohnsitzen von 40 auf 47½ Mill. so stieg, muß sehr viel von den ländlichen Fluren in Bauplätze verwandelt worden seyn. Das nämliche gilt von den Eisenbahnen, deren Einkommen in Folge neu ausgeführter Linien sich von 6½ auf 10½ Mill. steigerte. So ist denn erwiesen daß die Grundeigenthümer in England, obwohl sie zu Veräußerungen für Bauplätze und Eisenbahnen nicht unbeträchtliche Räume abgaben, ihre Einkünfte statt vermindert, wie befürchtet worden war, gesteigert sahen, abgesehen davon daß sie mittelbar als Consumenten durch die vom Freihandel geschaffene größere Wohlfeilheit reichlich gewannen. Unter Schedula B. wird das Einkommen der Pächter besteuert nach der willkürlichen Maxime des Gesetzes daß dieses Einkommen die Hälfte des Pachtes betrage. Man kann daher aus den Zahlen keine Schlüsse ziehen. Uebrigens blieb alles beim Alten, denn im Jahr 1849/50 finden wir die Summe von 42,516,450 Pfd. St., und im Jahr 1857/58 von 42,777,237 Pfd. St., während in der Zwischenzeit die Ziffern eine sinkende Curve beschreiben, die im Jahr 1854/55 mit 41,067,948 Pfd. St. culminirt. Schedula C. umfaßt die Renten aus der Staatsschuld und aus den Banken. Die Werthe bewegen sich in schwachen Sprüngen durchschnittlich aufwärts von 26,310,999 Pfd. St. auf 28,083,017 Pfd. St. Die Steuer selbst wird hier von der Bank bei Auszahlung der Zinsen und Dividende zurückgehalten. Der nächste Posten ist so wichtig daß jeder Jahressprung studiert zu werden verdient. Es betrug nämlich das Einkommen von Handel und Gewerbe (Schedula D.)

1849/50	54,977,566	Pfd. St.
1850/51	55,587,243	„
1851/52	58,451,316	„
1852/53	59,563,300	„
1853/54	76,215,936	„
1854/55	74,610,127	„
1855/56	72,579,557	„
1856/57	73,511,927	„
1857/58	77,503,022	„

Diese Steuer wird allerdings nach den Selbstschätzungen der Steuerpflichtigen erhoben und gewährt daher unsichere Elemente. Indessen sind doch in der Summe viele Einkünfte, namentlich solche von Actiengesellschaften und Fabriken enthalten, welche sich mit großer Genauigkeit ermitteln lassen, so daß vier Fünftel der Summe als ein zuverlässiger statistischer Werth betrachtet werden darf und nur das letzte Fünftel Zweifel zuläßt, jedoch so daß gewiß eher mehr eingenommen und weniger versteuert wird als daß das Entgegengesetzte der Fall wäre. Der große Sprung von 1852/53 auf 1853/54, der nicht weniger beträgt als 16½ Mill., kommt zur Hälfte auf Rechnung des Umstandes daß in jener Zeit die Einkommensteuer auf Einkommen von 150—100 Pfd. St. erstreckt wurde. Schedula E. umfaßt die Gehalte aller öffentlichen Beamten, die in der Zeit von 1850—1857 von 11,203,964 Pfd. St. ziemlich regelmäßig bis auf 15,832,511 Pfd. St. stiegen, wozu jedoch ein wenig, nämlich höchstens bis zur Wirkung von 1½ Mill. die Erstreckung der Steuer (1853) auf Einkommen bis zu 100 Pfd. St. beitrug.

Wir gelangen jetzt zu folgender Generalübersicht.

Einkommen, welches der Einkommensteuer unterliegt.

Schedula	1849/50.	1857/58.	Mehr.
	Pfd. St.	Pfd. St.	Pfd. St.
A. Grundbesitz . .	94,217,959	109,978,265	15,760,306
B. Pacht . . .	42,516,450	42,777,237	260,787
C. Renten . . .	26,310,990	28,083,017	1,772,027
D. Gewerbe . .	54,977,566	77,503,022	22,525,456
E. Besoldungen .	11,203,964	15,832,511	4,628,547
	229,226,929	274,174,052	44,947,123

Man darf wohl sagen daß diese Werthe überall nur die Minima darbieten, dennoch sind sie lehrreich genug. Da die Einkünfte unter 100 Pfd. St. ausgeschlossen sind, so fehlt die eigentliche Bevölkerungsmasse, die Soldaten, Fabrikarbeiter, Tagelöhner, Matrosen, das Dienstpersonal für Handel- und Gewerbstand, Dienstboten &c., kurz das „Volk" im engern Sinne. Wäre aber selbst dieses im Gesammtresultat mit inbegriffen, so würde dennoch das durchschnittliche Einkommen eines Engländers in letzter Zeit sich auf 10 Pfd. St. belaufen haben, oder richtiger bemerkt das Einkommen einer Familie von durchschnittlich vier Personen auf 40 Pfd. St., oder beinahe 500 fl. Wir haben es bei der britischen Einkommensteuer aber nur mit den höheren Classen mit Leuten von mehr als 1200 fl. jährlichen Einkünften zu thun. Wenn diese Classen allein sämmtliche Steuern in England zahlen müßten und die Volksmasse im engern Sinne völlig befreit wäre, so würde der Staatsaufwand doch nur erst 22—23 Proc. der Einkünfte der höheren Classen aufzehren! Wollte man aber nur annehmen daß die Gesammteinkünfte des englischen Volkes das Doppelte der einkommensteuerpflichtigen Einkünfte betrugen, so erhielte man mehr als eine halbe Milliarde Pfd. St. oder 6000 Mill. Gulden. Man sieht aber zugleich aus obigen Ziffern über welche ansehnliche Einkünfte der Grundbesitz noch immer verfügt, und wie er jede andere Classe von Einkünften bisher noch mächtig überragt.

Die Zustände der Republik Mexico.

(Schluß.)

Vorzüglich mit zwei Uebeln hat der Ackerbau zu kämpfen, nämlich mit der Straßenlosigkeit des Landes und der Unsicherheit des Eigenthums in Folge der häufigen Viehdiebstähle. Wo es keine Straßen gibt, werden natürlich die Preisunterschiede der Früchte örtlich außerordentlich schwanken. Bisweilen kommt es vor daß an zwei in dem nämlichen Staate (Provinz) liegenden Plätzen die Preise für den Mais wie 1 : 8 stehen. In den Städten Leon und Guanajuato galt im Jahr 1844 die Fanega (preuß. Scheffel) Mais nur 2 Realen (36 kr.), während anderwärts die Noth so groß war daß selbst das Saatkorn mangelte. Bei diesen Zuständen begreift man daß für den Landwirth

eine hochgesegnete Ernte zu einer wahren Trübsal wird, weil er dann nicht den Kostenaufwand für die Bestellung seiner Fluren decken kann. Außer dem Straßenmangel leidet die Landwirthschaft besonders durch die Unsicherheit des Eigenthums. Tritt ein Hungerjahr ein, so ziehen Familien von Tagelöhnern aufs flache Land und ernähren sich dort durch regelmäßigen Viehraub. Auf den großen entvölkerten Strichen im Innern des Landes trifft man die ungeheuren Heerden der reichen Creolen. In weiten Zwischenräumen zwischen Thälern und Gebirgen steht ein elendes Dorf oder ein Corral, d. h. ein großer eingehegter Raum, wohin von Zeit zu Zeit der Hirt die Heerde treibt, theils um zu schlachten, theils um die Stücke mit dem Brenneisen zu zeichnen. Jedes Landgut hat seinen eigenen Stempel, und dieser dient als gerichtlicher Beweis des Eigenthums, denn jeder fremde Besitzer eines gezeichneten Thiers muß, wenn es gefordert wird, den Nachweis des Eigenthumüberganges liefern. Viehdiebstahl ist in jenen Einöden eine leichte und einträgliche Sache, die schlimmsten Diebe aber sind die Hirten selbst. Die Eigenthümer müssen sich begnügen die Zahl der Heerden zu controliren, an eine Aufsicht über die Stückzahl ist nicht zu denken. Jeder Herr weiß daß ihn der Hirt bestiehlt, er kann sich aber dagegen nicht wehren, denn Hirten die nicht stehlen finden sich in Mexico nicht, auch bringt der Herr den Raub im voraus in Abzug, insofern er dem Hirten nur einen Lumpenlohn bezahlt. Alle Aufsicht beschränkt sich aber darauf daß das Stehlen nicht zu sehr übertrieben werde, sonst thut der Herr „als sähe er die Schafe nicht die ihm fehlen.“ Nur in der Nähe großer Städte gibt es Milch und Butterwirthschaft, die Milch selbst wird aber erst auf Verlangen des Käufers von den in die Stadt getriebenen Kühen abgemolken. Trotz der zahllosen Heerden und der staunenswerthen Fleischproduction des Landes ist dieses Nahrungsmittel in Mexico selbst viel theurer als in den meisten Städten Europa's. Bei solchem Schlendrian wird niemand irgend eine technische Vollkommenheit von der mexicanischen Landwirthschaft fordern. Es fehlt nicht bloß an unentbehrlichen Bewässerungen, sondern es hat auch die Bevölkerung vom Düngen der Felder so wenig einen Begriff, daß die Excremente der Menschen und Thiere mühsam und auf große Entfernungen beiseite geschafft werden, damit sie den Aeckern nicht etwa schaden! Forstwirthschaft darf man in einem so „freien“ Staate wie Mexico nicht suchen. Das Holz selbst erhält nur durch die Transportkosten bis zum Verbrauchsorte seinen Werth; da aber gedankenlos verwüstet wird, so ist der Radius der Verheerung in der Nähe großer Städte schon ziemlich gewachsen. Der „Staat“ Leon hatte vor etlicher Zeit den sublimen Einfall, die Holzcultur unter den Schutz des Gesetzes zu stellen, da er aber keine Macht besaß das Gesetz zu schützen, so blieb die Regung ohnmächtig. Die Jagd ist allgemein frei gegeben, und nur die Haustauben so wie die Zopilotes sind vor den Kugeln durch Gesetz und Gewohnheit gesichert. Die Zopilotes sind die schwarzen Geier, welche unentgeltlich in Schaaren von Tausenden für die Reinlichkeit der Straßen sorgen. Sie sind die einzigen Behörden der Republik welche ihre Pflicht nie versäumen.

Mexico ist noch immer die Allerwelts-Silbergrube. Alex. v. Humboldt war es zuerst, der die kühne Aufgabe durchführte Werth und Gewicht sämmtlicher edlen Metalle zu bestimmen, die seit 1492 bis 1803 von Amerika nach Europa gewandert sind. Hr. v. Richthofen vervollständigt in Bezug auf Mexico diese Angaben, welche auf eine Gesammtsumme von 2,607,785,732 Pesos Silber und 126,989,162 P. Gold, oder 2,734,704,894 Pesos Gold und Silber bis zum Jahre 1852 lauten. Rechnet man aber daß von 1521 bis 1852 jährlich und durchschnittlich $2\frac{1}{2}$ Mill. auf clandestinem Wege ausgeführt wurden oder sich sonst der Statistik entzogen, so erhält man einen Generalwerth von 3,562,205,894 Pesos in Gold und Silber, welches Mexico seit $3\frac{1}{4}$ Jahrhunderten der Welt geliefert hat. Ihre Höhenpunkte erreichte die mexicanische Silberproduction in den Jahren 1805, 1806 und 1809, wo die Ausbeute 26 und 27 Mill. Piaster (Pesos) betrug. Höchst verderblich sollte aber der Befreiungskrieg dem mexicanischen Bergbau werden. Fast alle Gruben ersoffen, während Maschinen, Hütten und Hüttengeräthe zerstört und geschleift wurden. Die Erzeugung litt ferner durch die allgemeine Unsicherheit der Wege, denn die Gefahr des Transports von der Grube bis zu den Handelsplätzen war so groß daß Gold und Siber um einen Spottpreis an der Hütte verkauft werden mußten. In der viceköniglichen Zeit wurden stets große Summen geprägten Geldes in den Bergbaustädten bereit gehalten, um sogleich das rohe Metall gegen geprägtes umzusetzen. Diese große Erleichterung für die Silbererzeugung hörte natürlich in Folge der Revolution auf, und wenn in Guanajuato statt 630,000 Mark nur noch 240,000 Mark Silber in der Zeit von 1814—1818 erbeutet wurden, so war die Abnahme auf den andern Silbergebieten eher größer als geringer, denn zur Zeit der Unabhängigkeitserklärung sank im allgemeinen der Ertrag auf den vierten Theil der Production unter den Vicekönigen herab. Eine neue Zeit begann erst in den dreißiger Jahren mit dem Actienschwindel in England. Es bildeten sich mehrere britische Gesellschaften, welche die nöthigen Capitalien vorschossen um die Arbeiten in den verlassenen oder ersoffenen Gruben wieder aufzunehmen. Die ersten Erfolge jedoch fielen so karg aus, daß die mexicanischen Bergbauactien an der Londoner Börse den Assignatenweg giengen und die meisten Actiengesellschaften sich endlich auflösten, gerade zu der Zeit wo die Ausbeute sich ernstlich zu heben begann. In den ersten 11 Monaten des Jahres 1834 war sie bereits wieder auf 1,042,546 Mark gestiegen. Freilich war dieß nur der dritte Theil dessen wie zur Culminationszeit am Beginn des Jahrhunderts, aber doch ein unermeßlicher Fortschritt gegen die Revolutionsjahre, wo (1817/18) die Generalausbeute auf 200 Mark sich beschränkte. In den 10 Jahren von 1835—1844 besserte sich der Ertrag auf eine Summe von 15,911,194 Mark[1] oder 131,267,354 span. Thaler. Für alle Finanzkundigen würde eine genaue Uebersicht der gegenwärtigen Silberproduction Mexico's wegen der wichtigen Phänomene in den Werthrelationen der edlen Metalle, die gegenwärtig beobachtet werden können, von höchster Bedeutung seyn. Hr. v. Richthofen beschränkt sich aber leider darauf, mit Berufung auf eine Denkschrift aus dem Handelsministerium vom Jahre 1854, die jährliche Gesammtproduction auf 23—24 Mill. Pesos anzugeben. Demnach hat sich der Ertrag des Bergbaues der Glanzepoche von 1791—1810 vollständig genähert, wenn er auch noch nicht die höchsten Jahreserträge (27 Mill.) vollständig erreicht hat.

In allen Schriften über die gegenwärtigen Werthschwankungen der edlen Metalle dient als Urkunde für die Silberausbeute Amerika's eine Schätzung welche im Jahr 1850 von der Times veröffentlicht wurde. Von den $184\frac{1}{2}$ Mill. Francs, welche dort als die jährliche Erzeugung Amerika's bezeichnet werden, fallen auf Mexico 140 Mill. Francs, während Hr. v. Richthofen nach mexicanischen Autoritäten etwas weni-

[1] Die spanische Mark besitzt ziemlich denselben Werth wie die kölnische Mark.

ger, nämlich 23—24 Mill. Piaster oder 126—132 Mill. Frcs. angab. Dennoch wird die Schätzung der Times für die gegenwärtige Zeit eher unter als über den wirklichen Werth gegriffen erscheinen, wenn man die Summen hinzugerechnet denkt welche der Statistik nicht erreichbar wurden. So wurden z. B. wirklich verschifft und verzollt im Jahr 1851 nur 11,968,469 Pesos Silber, allein da nicht alles ausgeführte Silber dem Zoll unterliegt, so enthält auch der obige Werth keine sichern Elemente zur Berechnung der Gesammtausfuhr.

In einer verkehrten Welt, wie in der Republik Mexico, muß man natürlich auf die größten Schutzzollnarrheiten gefaßt seyn. Kaum waren die Mexicaner die spanischen Handelsverbote los, so erfaßte sie eine einheimische, sogenannte nationale Fabrikantenclique beim Genick — und saugte ihnen mit schönen Redensarten das letzte Mark aus. Das Schutzzollcredo liegt im Blute aller romanischen Völker, und da die mexicanischen Fabrikanten die gimpelhafte Presse sich leicht dienstbar machen konnten, so kann man auch von den Mexicanern sagen:

Den Bösen sind sie los,
Die Bösen sind geblieben.

Aus dem bisher geübten Monopolsystem entspringt die Abneigung der Mexicaner, oder vielmehr der herrschenden Partei, gegen jede Einwanderung, denn natürlich abgesehen von den Iren, bestehen die Einwanderer nur aus Deutschen, Briten oder Amerikanern, und diesen Stämmen allen ist der Haß gegen jeden Gewerbsdruck, welcher Form immer, gemeinsam. So wie sich daher eine Mehrzahl von amerikanischen Einwanderern in den nördlichen Gebieten, in Sonora oder Chihuahua angesiedelt haben wird, muß der Abfall unausbleiblich erfolgen, wie einst Texas nicht zu retten und zu halten war. Wer nicht beabsichtigt als Handlanger der Manifest destiny jenen Abbröckelungsproceß mit durchzumachen, dem ist daher Mexico als Auswanderungsziel streng abzurathen.

Die Halbinsel Yucatan scheint, wenn wir nur die Karte zu Rathe ziehen, zu Mexico als ungetrennter Bestandtheil zu gehören. So klar und einfach aber sind die Dinge nicht. Schon in der vicekoniglichen Zeit bildete Yucatan eine Capitania general, die nicht von den Vireinado de Nueva España oder den Statthaltern in Mexico abhieng. Nach der Befreiung vom Mutterlande sicherte sich Yucatan der republicanischen Centralgewalt gegenüber eine Sonderstellung, namentlich in Bezug auf den Tarif, da die Halbinsel kein Interesse an der Fabrikantenpolitik des Hauptstaates nehmen konnte, und durch ihre große Küstenentwicklung auf Handelsfreiheit angewiesen war. Im Jahre 1841 erklärte sich eben wegen einer Tarifstreitigkeit Yucatan unabhängig, und es brach in Folge dessen ein Krieg aus, der jedoch nicht zu Ungunsten der Yucateken verlief, sondern mit dem Frieden vom 14 December 1843 und der Anerkennung einer Quasi-Unabhängigkeit der Halbinsel endigte. Nicht nur behielt Yucatan eine gänzliche administrative Selbständigkeit, sondern es wurde auch der Contingentspflichten gegen die mexicanische Republik entbunden und durfte sich seinen eigenen Tarif geben. Fragt man nun worin noch der Zusammenhang mit der übrigen Republik bestand, so beschränkte er sich allerdings nur darauf daß yucatekische Deputirte im mexicanischen Staatencongreß saßen, daß im Falle und während der Dauer eines Krieges die yucatekische Flotte, welche nur die mexicanische Flagge führen durfte, der gemeinsamen republicanischen Flotte einverleibt werden, endlich daß alle zwischen Mexico und der Curie geschlossenen Concordate auch auf die Halbinsel sich erstrecken sollten. Yucatan benutzte die errungene Freiheit um sich einen höchst liberalen Tarif zu geben. Doch kam bald die Zeit der Reue für die Halbinsel. Im Jahre 1847 brach in Yucatan ein bösartiger, bis auf den heutigen Tag noch nicht beendigter Racenkampf zwischen Eingebornen und Weißen aus. Die Creolen waren zu schwach dieser Bewegung gegenüber, deren Charakter übrigens als so bedroblich für das gesammte spanische Amerika erschien daß der Statthalter auf Cuba die yucatekischen Creolen mit Kriegsvorräthen unterstützte. Das gleiche geschah auch von der Centralgewalt in Mexico, die nicht bloß Munition und Gewehre, sondern auch Geldhülfen von 150,000 und 16,000 Pesos unter der Bedingung schickte daß Yucatan sich vollständig der großen Republik wieder anschließe und den „revolutionären" Tarif beseitige. Bisher nun haben sich die staatsrechtlichen Beziehungen der Halbinsel noch nicht geändert, doch ist factisch Yucatan wegen des fortwährenden Racenkampfes in größere Abhängigkeit zu der Centralgewalt gerathen.

Im Jahre 1851 beliefen sich sämmtliche Ausfuhren Mexico's auf 19,990,558 Pesos und darunter nicht weniger als 18 Mill. Pesos Silber und Gold, die verzollt oder geschmuggelt die Gränzen übertraten. Für sämmtliche andere Producte bleiben also kaum 2 Mill. Farb- und Luxushölzer, nämlich Blauholz 400,000 P., Gelbholz 300,000 P., Brasilholz 150,000 und Mahagoniholz 120,000 P. bilden die Hälfte dieses Restes, während in der anderen Hälfte als Hauptitems: Häute 200,000 P., Cochenille 660,000 P. und Vanille 50,000 Pesos auftreten. Aus Vera-Cruz wurden 1851 im ganzen 3500 Ballen (à 200 Pfd.) Cochenille im Gesammtwerthe von 550,000 Pesos und aus Tampico etwa für 100,000 Pesos Cochenille verschifft. Zur Zeit von A. v. Humboldts Anwesenheit war Mexico das einzige Land welches Cochenillezucht trieb und für 2 Mill. Pesos jährlich von diesem Artikel versendete. Seitdem aber sind Nopalerien (Anpflanzungen des Nopalcactus auf welchem der Cochenillewurm lebt) nicht bloß in etlichen centralamericanischen Staaten, sondern sogar auf den Canarien, im südlichen Spanien und Portugal und in Algerien angelegt worden. Das nämliche gilt von der Vanille. Ehedem glaubte man daß dieses köstlichste aller Gewürze sich nur am Fuße der Gebirge in den Districten Mizantla und Papantla im Staate Vera-Cruz und beim Dorfe Teutila in Oaxaca finde, allein man hat diese Schlingpflanze auch am westlichen Abhang der Cordilleren, um Jaquila und Sacatepa, ferner in Tabasco und in Chiapas angetroffen. Vor der Unabhängigkeit wurden jährlich etwa 1 Mill. Schoten oder Stengel ausgeführt. Tausend Stück davon, die etwa $8\frac{1}{2}$ Pfd. wiegen, wurden damals mit 44 Pesos bezahlt, das Pfund kostete also etwa 13 fl. und der Stengel (6 bis 10 Zoll) durchschnittlich 7 kr. Seitdem ist der Preis auf beinahe die Hälfte gefallen. In Papantla und in Mizantla hat man 1851 je eine Million Stengel oder 18,347 Pfd. gesammelt und mit 22 Pesos am Erzeugungsort, in Vera-Cruz aber schon um 29 Pesos verkauft.

An eine Entwicklung des Handels ist bei den Unruhen und dem sinnlosen Tarif nicht zu denken. Nichts kann in Mexico gedeihen. Unter einer Unzahl von Bauprojecten z. B. hat man bis jetzt nur eine einzige Eisenbahn zu bauen begonnen, nämlich die von Mexico nach Vera-Cruz und zwar nur begonnen, denn nachdem man zwei Meilen vollendet hatte, stockt seit sechs Jahren der Weiterbau. Man kann sich denken welche Schwierigkeit der Handel findet um seine Geldsendungen auszuführen. Ein Zurücksinken ins Mittelalter war unausbleiblich. Geldsendungen werden von der Regierung besorgt und zwar mit einer militärischen Bedeckung, die ein erprobter General oder ein

höherer Stabsofficier commandirt. Natürlich geschieht dieß weder täglich noch wöchentlich, sondern selbst auf der Hauptverkehrsader, nämlich zwischen der Hauptstadt und Vera-Cruz, wo nach europäischen Bedürfnissen täglich fünf Eisenbahnzüge in weniger als 16 Stunden die Entfernung zurücklegen müßten, dreimal im Jahre: Mitte Januar, Mai und September und zwar für ein Porto von 1/4 bis 1 1/2 Proc. je nach Beschaffenheit der Wege!

Mexico, sagten wir oben, sey eine reine Soldatenherrschaft unter republikanischer Firma, im Heerwesen selbst muß also die Wurzel der schlimmsten Uebel sich nachweisen lassen. Hr. v. Richthofen ist der Ansicht daß die Mexicaner nie im Stand gewesen wären gegen spanische Truppen die Unabhängigkeit zu erkämpfen, wenn die europäischen Soldaten, theils von der Regierung im Mutterland mißhandelt, theils über die Zwecke des Aufruhrs verblendet, nicht übergetreten wären, freilich zu ihrem eigenen Verderben. Nachdem diese spanischen Elemente verloren waren, begann man Soldaten unter den Indianern zu pressen. Die Eingebornen, meint Hr. v. Richthofen, sind wegen ihrer Gehorsamkeit und ihrer Frugalität gute, und im Vergleich zu den Creolen tapfere Soldaten, so daß dieses Element im mexicanischen Heere nicht zu verachten, und jedenfalls besser zu brauchen wäre als das sonstige aus den Gefängnissen oder aus Landstreichern zusammengeraffte Gesindel. Es fehlt aber vollständig an Officieren, da militärische Grade stets die Belohnungen für glückliche Revolutionäre bilden. Nach jeder „glorreichen Erhebung" findet in der Regel ein allgemeines Aufrücken statt, deßhalb beschäftigen sich natürlich junge Officiere beständig mit Entwerfung neuer Pronunciamientos. Ist ein solches gelungen, so läßt der Chef der Erhebung seine Officiere eine Stufe avanciren, und die Behörden müssen diese Beförderungen anerkennen, wenn sie Frieden haben wollen. Da es vorkommt daß ein Fähndrich durch sechs rasch nacheinander folgende glorreiche aber blutlose Erhebungen in kürzester Frist zum General aufsteigen kann, so sind die Pronunciamientos zum Bedürfniß der Armee geworden, abgesehen davon daß es auch für höhere Officiere kein besseres Mittel gibt einen Defect in den Regiments- oder Compagniecassen zu decken als ein glücklicher Aufruhr, in Folge dessen man den Empörern durch die Finger sehen muß. Was den Officieren an militärischer Bildung abgeht, ersetzen sie durch literarischen Unfug, denn kein Lieutenant übernimmt ein Commando, und kein Compagniechef bezieht oder verläßt eine Garnison ohne ein Manifest oder Proclam an seine Waffengefährten zu verfassen, worin er sie unter stylistischen Lorbeeren förmlich begräbt. Nach Documenten vom Jahr 1852 bestand die Armee der Republik aus 3346 Mann Infanterie, 1054 Mann Cavallerie, 801 Mann Artillerie, 406 Mann Ingenieure und im ganzen 380 Geschützen jeder Art, unter denen 149 24Pfünder das Hauptitem bilden. Der Sollbestand der Armee war allerdings überall doppelt so hoch, so daß man annehmen kann die mexicanische Armee betrage der Zahl nach auf dem Papier so viel als etwa bei uns eine Division. Dafür aber gibt es in Mexico, abgesehen vom Generalstab, vier Divisionsgenerale mit dem Titel Excellenz, 12 Brigadiers-, acht Infanterie-, vier Artillerie- und drei Cavallerie-Obersten, ausschließlich von 22 andern Obersten in Disponibilität. Subalternofficiere werden 57 bei der Artillerie, 30 beim Ingenieurcorps, 241 bei der Infanterie und 98 bei der Cavallerie aufgezählt, im ganzen also mit den Stabsofficieren zusammen 500 Officiere. Jeder zehnte Mann in Reih und Glied trägt daher Epauletten! Da bei der Bevölkerung eine entschiedene Abneigung gegen den Kriegsdienst herrscht, so werden die Contingente, obgleich jedem Staat es frei steht einen besondern Modus zu bestimmen, schließlich durch Recrutenpressen aufgebracht. Wenn man hört daß der Sold bei der Infanterie 15 Pesos (1 Peso = 1 Thlr. 13 Sgr. 4 Pf. oder 2 fl. 33 kr.) bei der Cavallerie 16 Pesos monatlich, und bei den Chargirten 6—7 Pesos mehr beträgt, so sollte man meinen es müßte ein großer Zudrang herrschen, allein das Geld hat in Mexico den dritten oder vierten Theil des Werthes wie bei uns, und ein mexicanischer Brigadier mit 4000 Pesos (10,000 fl.) Gage bewegt sich in sehr knappen Verhältnissen für seinen Rang, während pensionirte Stabsofficiere in Lumpen gehüllt betteln und nicht selten Hungers sterben, da die ihnen ausgesetzten an sich sehr anständigen Ruhegelder entweder nicht vollständig oder vollständig nicht ausgezahlt werden.

Mexico geht aber, wenn es kein Heer sich schafft, einer baldigen Vernichtung entgegen. Wir sahen früher daß in Folge des Friedens von Guadalupe die wilden Rothhäute (Indios salvages), vorzüglich die Apatschen, verheerend in dem Norden, namentlich in Sonora und Chihuahua eingefallen sind. In der vicekoniglichen Zeit genügten zur Beobachtung jener Horden die sogenannten Presidios, welche die nämlichen Dienste leisteten wie die Forts der Amerikaner auf den Indianergebieten. Jetzt sind die Apatschen bis in die volkreichsten Bergbaudistricte bis nach Zacatécas und San Luis Potosi vorgerückt. Es ist auch schwer zu rathen, wie z. B. Chihuahua, ein Staat der auf 12,860 Quadratleguas nur 146,000 Einwohner incl. der Indianer zählt, sich gegen große Apatschengeschwader ohne Unterstützung einer Centralgewalt schützen soll. Man hat zwar anstatt der ehemaligen Presidios eine Art von Militärgränze, die sogenannten Militärcolonien gegründet, allein ihre gesammte Macht auf der großen Landstrecke zwischen dem mexicanischen Golf vom Rio Grande del Norte bis zum atlantischen Meer bestand 1852 nur aus 105 Officieren und 1093 Gemeinen. Wo sie noch mit den Rothhäuten zusammentrafen, haben sie stets den kürzeren gezogen, und selbst wo sie siegreich waren, fehlte es ihnen zur Vernichtung der Feinde an berittenen Leuten, denn statt daß 3502 Stück Maulthiere und Pferde in den Militärposten vorhanden seyn sollten, gab es deren nur 689, weil die Centralregierung den Militärcolonien das erste und wichtigste, nämlich das Geld nicht verabfolgte. Hr. v. Richthofen, der viel gutes von der (bereits längst wieder gestürzten) Restauration Santa Ana's erwartet, deutet uns an, wie wegen der Apatschennoth die bedrohten Gränzstaaten energisch auf Begründung einer starken Centralgewalt bestehen würden, seitdem aber geht es in Mexico bunter wie je zuvor her, und es ist in der Zukunft nichts zu sehen als ein Vordringen des Apatschen, in dessen Schatten und auf dessen Fußstapfen der Amerikaner folgt.

Aus den Erlebnissen eines Jägers und Trappers in Nordamerika.

Eine Jagd auf wilde Schweine in Texas.

Diejenige Species des wilden Schweines, welche in Nordamerika vorkommt, findet sich hauptsächlich in Mexico und Texas, und wird dort mit dem Namen „Collared (halsbandtragendes) Peccary" bezeichnet. Es ist nur zwei Fuß groß und hat eine eisengraue Farbe mit einem gelblich-weißen Band um Hals und Schultern. Seine Gestalt ist ganz die des zahmen Schweines, mit dem wesentlichen Unterschied jedoch daß ihm der Schwanz fehlt. An dessen Stelle hat es nur einen ganz kleinen Vorsprung, der fast wie ein dicker Knopf aussieht; Schnauze und Kinnladen sind wie die des Schweines, und in der Nähe der Mundwinkel stehen ein Paar Hauzähne hervor, welche ihm ein wildes, gefährliches Aussehen geben. Am stärksten und deutlichsten sind dieselben bei alten Ebern. Die Ohren sind kurz und fast ganz in den langen, harten Borsten versteckt welche den ganzen Körper bedecken, auf dem Rücken aber viel länger sind. Wenn diese Borsten sich aufrichten, hat das Thier fast das Aussehen des Stachelschweins. Das Peccary lebt von Wurzeln, Früchten, Fröschen, Kröten, Eidechsen und Schlangen. In Mais- und Zuckerfeldern richtet es oft große Verwüstungen an. Es geschieht nicht selten daß eine ganze Zuckerrohr-Pflanzung in einer einzigen Nacht vollständig ruinirt wird. Die Farmer und Pflanzer führen deßhalb auch einen Vernichtungskrieg gegen das Thier.

Zur Zeit der Begattung leben die Peccaries nur Paarweis. Sie sind sich einander sehr treu und halten fest zusammen. Das Weibchen wirft zwei Junge auf einmal, die sehr klein sind und bräunlich roth aussehen wenn sie auf die Welt kommen. Erst später im Jahre pflegen sich mehrere solcher Familien zu vereinigen und zusammenzuleben, sey es durch Zufall oder in der bestimmten Absicht einander gegenseitig zu schützen. Ihre Heerden bestehen dann gewöhnlich aus zwanzig oder auch noch mehr Mitgliedern, bisweilen sogar bis zu hundert. Wenn eins davon angegriffen wird, so wendet sich sofort die ganze Heerde gegen den Angreifer, sey derselbe ein Jäger, ein Jaguar oder ein Luchs. Sie gebrauchen ihre Zähne, ihre Hauer und ihre scharfen Vorderhufen mit einer Schnelligkeit und Wirksamkeit, daß sie als furchtbare und gefährliche Feinde angesehen werden. Der Jaguar wird oft von einer Heerde Peccaries, die er unklug genug gewesen ist anzugreifen, getödtet und in Stücke zerrissen. Er läßt sich deßhalb auch selten mit einer Heerde ein und greift nur einzelne Peccaries an, aber das Grunzen derselben, welches auf eine (engl.) Meile zu hören ist, ruft die andern herbei, und er ist bevor er es gewahr wird umzingelt, und von so vielen angegriffen als ihm beikommen können.

Der texanische Jäger, wenn er zu Fuß ist, wagt nicht eine Heerde Peccaries zu beunruhigen. Selbst wenn er beritten ist passirt er vorbei ohne ihnen zu nahe zu treten, es sey denn daß der Wald offen ist. Trotzdem werden Hunderte jährlich getödtet. Wolfshunde werden dazu gebraucht die Peccaries aufzuspüren und zum Stehen zu bringen, worauf die Jäger herbeireiten und mit ihren nie fehlenden Büchsen die Thiere niederstrecken. Wenn eine Heerde Peccaries verfolgt wird, versteckt sie sich bisweilen in einer Höhle oder Felsenkluft, wobei aber eines als Schildwache am Eingang stehen bleibt. Wird das vom Jäger todtgeschossen, so eilt sofort ein anderes auf seinen Platz; ihm folgt ein drittes und so fort, bis die ganze Heerde gefallen ist. Wenn die Hunde die Peccaries auf eigene Faust, ohne Beistand und Ermuthigung von Seiten des Jägers, angreifen, so werden sie sicherlich aus dem Felde geschlagen und einige von ihnen ums Leben gebracht. In der That ist das kleine Geschöpf dem stärksten Bulldoggen gewachsen. Ich habe selbst gesehen wie ein Peccary — und obendrein ein eingesperrtes — nicht weniger als sechs Hunde, die alle für Kampfhunde der besten Art galten, getödtet hat.

Ich war für einige Wochen der Gast eines Farmers oder „Pflanzers," welcher am Trinity-Thal lebte. Wir waren mehrmals im „Holz" gewesen und hatten Bären, Hirsche und Truthühner geschossen, hatten aber noch nicht das Glück gehabt ein Peccary anzutreffen, obschon wir bei jedem Ausgang ihre Spuren bemerkten. Wir hatten nie Hunde mitgehabt, und durch ihren äußerst feinen Geruch hatten die Thiere uns immer längst entdeckt und sich verborgen, bevor wir sie nur sehen oder ihnen nahe kommen konnten. Ich war dadurch immer neugieriger auf ihre Bekanntschaft geworden, indem ich noch nie ein Peccary gesehen, viel weniger geschossen hatte.

Es war im Herbst, der schönsten Jahreszeit des Waldes, wo das Laub seine goldigen, orangefarbenen und purpurnen Tinten erhält. Ich lag noch im Bett im Hause meines Freundes, und wurde plötzlich durch das Kollern wilder Truthühner ganz in der Nähe des Hauses aufgeweckt. Ich sprang auf, zog mich rasch an, ergriff Büchse und Munition und schlich mich hinaus. Kein Mensch war noch zu sehen, und ich dachte meinen Freund mit einem fetten Truthahn überraschen zu können. Sobald ich um das Haus herumgegangen war, sah ich ein großes Volk Truthühner. Sie waren in einem alten Maisfeld und fraßen die ausgefallenen Körner. Da sie über Schußweite von mir entfernt waren, trat ich unter die Kornstengel um mich näher heranzuschleichen. Ich gewahrte bald daß sie nach dem Busch zugiengen und wahrscheinlich an einem gewissen Punkt herauskommen würden. Wenn ich diesen Punkt vor ihnen erreichen könnte — so überlegte ich — würde ich einen guten Schuß haben. Gedacht, gethan. Ich beeilte mich so, daß ich zur rechten Zeit auf dem gewünschten Punkt ankam. Das Maisfeld war sehr groß, und ich befand mich jetzt eine halbe Meile von dem Hause entfernt. Da die Truthühner noch nicht herangekommen waren, setzte ich mich auf einen umgehauenen Baumstamm, vollkommen verborgen durch die großen Blätter einiger Pawpaw-Bäume.

Noch war ich keine Minute auf diesem Platze, als ein leichtes Geraschel in den dürren Blättern am Boden meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Als ich hinblickte, bemerkte ich wie eine Schlange aus den Blättern hervorkroch. Ich konnte zwar ihren Schwanz noch nicht sehen, aber aus der Form des Kopfes und der eigenthümlichen Zeichnung des Körpers entnahm ich daß es eine Klapperschlange seyn mußte. Sie glitt langsam über den offenen Platz gegen das Dickicht zu. Wahrscheinlich hatte ich sie von dem Baumstamm, wo sie sich gesonnt hatte, vertrieben.

Mein erster Gedanke war dem scheußlichen Reptil zu folgen und es zu tödten; da ich mich aber dadurch den Truthühnern würde gezeigt haben, beschloß ich auf meinem Platz zu bleiben und es gehen zu lassen. Ich beobachtete wie es langsam bis nach der Mitte des offenen Platzes hinkroch, und wandte meine Aufmerksamkeit dann wieder den Vögeln zu, die mittlerweile bis auf Schußweite herangekommen waren. Gerade wollte ich mich fertig machen zum Feuern, als ein

seltsames Geräusch, gleich dem Grunzen eines kleinen Schweines, von der Lichtung her in mein Ohr schallte und meine Aufmerksamkeit wieder dorthin zog. Meine Blicke fielen auf ein kleines Thier, das eben aus dem Gebüsch hervorkam. Seine lange, scharfe Schnauze, seine schweinsförmige Gestalt, der Mangel des Schwanzes, der hohe Rumpf und das weißliche Band über die Schultern, das alles paßte zu der Beschreibung deren ich mich erinnerte; das Thier konnte nur ein Peccary seyn. Indem ich es mit neugierigen Augen anblickte, kam ein zweites aus den Büschen, dann ein drittes, ein viertes und so fort, bis eine ansehnliche Heerde zum Vorschein gekommen war.

Als die Klapperschlange das erste sah, hatte sie den Kopf flach auf den Boden gelegt, und bemühte sich, augenscheinlich erschreckt, sich im Grase zu verbergen. Da der Grund aber glatter Torf war, gelang ihr das nicht. Das Peccary hatte sie bald entdeckt, und in demselben Augenblick richtete sich sein Hintertheil hoch auf, seine Rückenborsten wurden straff, und die Haare am ganzen Körper sträubten sich empor. Das Aussehen des Thiers war in einem Augenblick ganz verändert, und ich konnte bemerken wie die Luft mit einem unangenehmen Geruch sich füllte, der aus der Rückendrüse des aufgeregten Thieres ausströmte. Ohne einen Augenblick zu zaudern stürzte es vorwärts, bis es nur noch drei Fuß von der Schlange entfernt war. Als diese sah daß sie sich nicht mehr verbergen konnte, rollte sie sich zusammen und richtete sich auf zur Vertheidigung. Ihr Auge glühte von unheimlichem Feuer. Das Rasseln ihrer Klappern erschallte ohne Aufhören, und mit ihrem hoch emporgehobenen Kopf schoß sie wiederholt auf ihren Feind los. Diese Demonstrationen brachten schnell die ganze Peccaryheerde auf den Platz. In einem Augenblick hatten sie einen Kreis um die Schlange gebildet, die nicht wußte auf welchen dieser vielen Feinde sie losschießen sollte, sondern rastlos ihren Kopf nach allen Richtungen hin bewegte. Die Vorderfüße dicht an einander gestellt, das Hintertheil hoch aufgezogen, standen die Peccaries fast wie Katzen auf der Lauer und stießen ein drohendes und grelles Grunzen aus. Dann erhob sich eines plötzlich in die Luft und hieb mit seinen Hufen auf die zusammengerollte Schlange los. Die ganze Heerde folgte diesem Beispiel, bis das Reptil, von den Fußtritten zerschmettert, lang ausgestreckt und unbeweglich auf dem Boden lag. Sie ergriffen es dann mit den Zähnen, zerrissen und verschlangen es.

Von dem Augenblick, wo diese Peccaries mir zu Gesicht gekommen waren, hatte ich jeden Gedanken an die Truthühner aufgegeben. Truthühner konnte ich jeden Tag haben, aber nicht jeden Tag Peccaries. Vorsichtig erhob ich meine Büchse, legte auf den größten Eber an den ich in der Heerde gewahren konnte, und feuerte. Ich hörte den Eber und nach ihm die ganze Heerde quiken und sah ihn umfallen, entweder todt oder schwer verwundet. Kaum hatte sich aber der Pulverdampf verzogen, als ich alle Peccaries auf mich losstürzen sah. In einem Augenblick fand ich mich von einer dunkeln Masse häßlicher Geschöpfe umzingelt, die wüthend gegen meine Beine sprangen, während sie ein grelles Grunzen ausstießen und mit den Zähnen klapperten wie mit Kastagnetten.

Ich eilte nach dem höchsten Theil des Baumstammes, fand aber dort auch keine Sicherheit. Die Peccaries sprangen hinauf und folgten mir. Ich schlug nach ihnen mit dem Kolben meiner Büchse und warf sie hinunter, aber sie stürmten immer von neuem wieder auf mich ein und schnappten nach meinen Beinen, bis kaum ein Fetzen von meiner Hose übrig blieb. Ich sah daß ich in großer Gefahr war, und nahm meine ganze Energie zusammen. Wild schlug ich mit der Büchse um mich, aber wo ich eine der wüthenden Bestien hinunter gehauen hatte, sprang sofort wieder eine andere an ihren Platz. Obschon mein hoher Standpunkt auf dem Baumstamm mir den Vortheil gewährte daß die Feinde nicht alle auf einmal gegen mich ankommen konnten, waren sie doch in ihren Angriffen so unermüdlich daß ich fühlte wie die unausgesetzte Anstrengung mich ermattete und in Gefahr brachte vor Erschöpfung ihnen in den Rachen zu fallen.

Fast verzweifelte ich schon an meiner Stellung, als ich beim Ausholen zu einem Schlage fühlte, wie meine Büchse an einen Gegenstand hinter mir anschlug. Es war der Zweig eines Baumes, der sich über den Platz hin erstreckte, auf welchem ich stand. Dadurch kam mir plötzlich ein neuer Gedanke. Konnte ich den Baum hinauf klettern, so war ich gerettet. Rasch blickte ich mich um, der Zweig war innerhalb meines Bereichs. Ich faßte ihn und zog ihn näher, holte dann tief Athem und schwang mich mit aller mir noch übrig gebliebenen Kraft hinauf. Es gelang mir auf den Zweig zu kommen, und im nächsten Augenblick schon saß ich dicht am Stamm. Ich athmete wieder frei — ich war gerettet.

Eine lange Zeit vergieng, ehe ich an irgend etwas anderes dachte, als mich auszuruhen. Eine volle halbe Stunde mochte vergangen seyn, ehe ich mich nur bewegte. Endlich blickte ich hinunter auf meine Peiniger. Sie standen noch alle auf dem Platze, liefen um den Stamm des Baumes herum, versuchten hinaufzuklettern und zerfetzten die Rinde mit ihren Hauern, wobei sie nicht aufhörten mir durch ihr grelles, widerwärtiges Grunzen die Ohren zu zerreißen und durch den abscheulichen Geruch aus ihren Rückendrüsen mich fast zu betäuben. Ich sah daß sie nicht an den Rückzug dachten, sondern entschlossen waren mich förmlich zu belagern.

Dann und wann liefen sie zu ihrem todten Kameraden hin, der auf dem Grase ausgestreckt lag, aber dieß schien sie nur in ihrem Entschluß zu bestärken, denn wenn sie zurückkamen, grunzten sie nur noch wilder als zuvor.

Ich hoffte daß mein Freund jetzt aufgestanden seyn und mir zu Hülfe kommen würde, allein bei näherer Ueberlegung erschien mir das wieder nicht wahrscheinlich, weil sich annehmen ließ daß er mich nicht eher vermissen würde, als bis meine längere Abwesenheit auffallend erschiene. Das konnte aber vielleicht erst gegen Abend oder spät am nächsten Tage der Fall seyn, indem ich häufig mit dem Gewehr ausgieng und über vierundzwanzig Stunden fortblieb.

Bis dahin — wie das in so seltsamen und ganz ungewohnten Lagen wohl häufig geschieht — hatte ich noch gar nicht daran gedacht, meine Büchse zu gebrauchen. Jetzt kam es mir in den Sinn, sie abzufeuern, um dadurch die Aufmerksamkeit meines Freundes auf mich zu ziehen. Ich balancirte auf meinem Zweig so gut ich konnte, und lud die Büchse mit Pulver. Als ich abfeuern wollte, kam mir der Gedanke daß ich ebenso gut den Schuß dazu benutzen könnte die Zahl meiner Feinde zu vermindern. Ich stieß deßhalb eine Kugel in den Lauf, zielte auf die Stirn eines der Peccaries und streckte es nieder.

Dieser gute Erfolg brachte mich auf die Idee daß ich es mit der ganzen Heerde eben so machen könnte. Sie waren durch den Fall ihres zweiten Kameraden nicht im geringsten eingeschüchtert, sondern kamen im Gegentheil noch näher, streckten die Schnauzen in die Höhe und gaben ihre grellen Töne von sich.

Ich lud und feuerte wieder, abermals ein Feind weniger; Hoffnung stellte sich wieder bei mir ein, ich zählte meine Kugeln und hielt mein Pulverhorn gegen die Sonne; ich hatte über zwanzig Kugeln und Pulver in Ueberfluß. Ich zählte dann die Peccaries, es waren nur noch sechzehn, nachdem ich drei erlegt hatte; wiederum lud ich und feuerte wiederum, ich zielte so sorgfältig daß ich nur ein einzigesmal fehlschoß. Als ich mit dem Schießen fertig war, stieg ich von meinem lustigen Sitz auf den Kampfplatz hinunter, der einem großen Schlachthof glich. Neunzehn Peccaries lagen todt um den Baum herum, und der Boden war mit ihrem Blut getränkt.

Die Stimme meines Freundes tönte in diesem Augenblick in meine Ohren, und als ich mich nach ihm umwandte, sah ich ihn mit emporgehobenen Händen und Augen, so groß wie ein paar Untertassen dastehen. Er war vollständig starr vor Erstaunen!

Erörterungen über auswärtige Politik.

Unsere Conjecturalpolitiker sind rasch mit der Zukunft fertig. Das nächste Ziel des Siegers bei Solferino ist entweder das linke Rheinufer, oder England. Da der Sprung nach England hinüber halsbrecherisch und im Falle des Gelingens nicht sehr dankbar seyn würde, so können nur die Rheinlande auf dem Programm des Continentalerschütterers stehen. Das wäre nun alles scharfsinnig und geistreich, wenn Leute wie Napoleon III irgend ein fertiges Programm in der Tasche trügen. Eben darin besteht die Größe großer Staatsmänner daß sie gerade das nicht sehen was der Mittelmäßigkeitsverstand sieht, und nicht das thun was jeder ehr- und betriebsame Handschuhmacher beim Kruge kühlen Bieres sicherlich ausführen würde. Das Programm historischer Personen ersten Ranges war einfach: jede Gelegenheit auszunützen, Gelegenheiten in der großen Politik sind aber die Fehler, die Zwietrachten, oder das Mißgeschick der andern Mächte. Der nächste Staat also der an die Reihe kommt großmüthig besiegt zu werden, wird derjenige seyn der durch alte oder neue Fehler den Franzosen oder ihrem Kaiser halbe Arbeit verspricht. Welcher Staat das sey, läßt sich aber jetzt gar nicht bezeichnen, denn wären politische Fehler leicht zu erkennen, nie würden Fehler begangen werden. Wer hätte Oesterreich im Jahre 1854 gesagt, als es nach den Wiener Conferenzen entwaffnete, es werde dadurch Rußland sich zum erbitterten Nachbar, England halb zum Gegner machen und Frankreich die Gelegenheit bieten die Lombardei zu erobern! Wer hat nicht die Politik des Grafen Cavour im Jahre 1855, wo er ein sardinisches Contingent nach der Krim stellte, höchst phantastisch befunden? Bisher erschien der durchtriebene piemontesische Staatsmann klüger als alle seine Kritiker, doch stehen wir noch nicht am Ende, und was wir heute noch als Weisheit bewundern, kann morgen schon unser Bedauern erregen.

So glauben denn viele der nächste Kriegszug müsse Preußen und Deutschland gelten, die sich nach der einen Seite genügend compromittirt, nach der andern aber gerade so viel unterlassen haben um schadenfroh von Oesterreich preisgegeben zu werden. Durch die Actenstücke die wir jetzt besitzen, hat sich klar ergeben daß die Absichten des Berliner Cabinets vollständig loyal waren. Das Wollen war da, aber das Vollbringen war matt wie eine Schiller'sche Limonade. Gesetzt aber die Politik des Berliner Cabinets sey nicht bloß matt, sondern sie wäre sogar verdächtig gewesen und ein doppeltes Spiel gespielt worden. Selbst in einem solchen rein unhistorischen Fall irren sich diejenigen Politiker vollständig, welche glauben Oesterreich würde nicht bloß neutral, sondern schadenfroh neutral zusehen und dulden daß französische Heere die Rheinlande überfielen. Blinder Optimismus für Oesterreich gehört wohl zu den geringsten Lastern dieser Erörterungen, welche in der nächsten Vergangenheit dieser Macht auch nicht Einen tröstenden Zwischenfall und nur eine lichtlose Zukunft wahrnehmen konnten. Aber das hindert uns nicht auch die bessern Seiten der österreichischen Politik anzuerkennen, und unsere feste Ueberzeugung auszusprechen daß, wenn Oesterreich zur Zeit jenes angedrohten Rheinangriffs über 10 Armeecorps zu verfügen haben sollte, es diese 10 Corps an den Rhein schicken wird ohne einen Mann daheim zu behalten, ohne über die Vergangenheit nachzugrübeln, ohne an die preußischen Versäumnisse während des italienischen Krieges zu denken. Oesterreich hat im Jahr 1813 den Krieg in einer höchst kritischen Lage erklärt, und Preußen wäre 1806 nicht vereinzelt geschlagen worden, wenn nicht Oesterreich nach der Schlacht bei Austerlitz völlig in der Hand Napoleons gewesen und für das erschöpfte Kaiserreich überhaupt erst nach vier Jahren, nämlich 1809 die Aufnahme des Kampfes wieder möglich gewesen wäre. Wer aber an der eben ausgesprochenen Politik Oesterreichs zweifelt, der thut nicht bloß dieser Macht schweres Unrecht, sondern er versteht auch nicht den historischen Sinn und Zusammenhang der letzten Begebenheiten. Man hält ein Bündniß zwischen Frankreich und Oesterreich für möglich, welches doch nur auf einer Verstimmung des Wiener Cabinets, auf einem flüchtigen Verdruß von Seiten des Kaisers gegen diejenigen Staaten die nicht an seiner Seite fochten, beruhen könnte. Daraus entstehen keine Allianzen, wenigstens keine dauernden, keine solchen die in der Geschichte etwas zählen. Oesterreich, hört man oft, schaut jetzt mit den nämlichen Augen auf Preußen, wie Rußland nach dem orientalischen Kriege auf Oesterreich. Dieser Vergleich ist völlig unpassend, denn Oesterreich hatte gegen Rußland die Pflichten der Dankbarkeit wegen der Hülfe in Ungarn verletzt, während Preußen solche Rücksichten nicht banden, sondern eine beinahe zehnjährige Entfremdung beide Mächte trennte. Ferner trat im orientalischen Kriege Oesterreich bewaffnet und drohend gegen Rußland auf, während Preußen nicht Oesterreich, sondern Frankreich gegenüber sich compromittirt hat. Man frage dann weiter was denn Rußland durch seine feindselige Haltung gegen Oesterreich während des letzten Krieges als Großmacht gewonnen hat? Haß und Schadenfreude sind keine politischen Triebfedern, und ein Staat wird nicht größer davon, wenn er sein Müthchen kühlt.

Er sinkt im Gegentheil. Rußland hat doch auch ohne es zu wissen seinen Theil in den Schlachten bei Magenta und bei Solferino verloren. Was nützt es ihm daß die Oesterreicher besiegt wurden? Was schadet es ihm dagegen daß die Franzosen nach den Russen auch noch die Oesterreicher überwältigten? Zu welcher linkischen, welcher kleinlichen Rolle hat sich im Grunde Rußland bequemt, daß es einem Napoleoniden zu Gefallen gegen die galizische Gränze marschiren und nach dem Frieden wieder entwaffnen ließ? Ist Oesterreich durch den

Verlust der Lombardei an der Durchführung seiner Aufgabe im Orient verhindert worden? Würde nicht das Haus Habsburg an dem Tage wo es zur eisernen Krone noch das Venetianische verloren hätte, viel rüstiger und verjüngt, würde es nicht gleichsam mit abgelegtem Tornister kampfbereit am Fuße der Karpathen Rußland gegenüber stehen? Was hat also, fragen wir, dem Petersburger Cabinet es genützt, daß das bonapartische Frankreich noch größer in Italien wurde, als es aus der Krim heimkehrte? Eine solche sterile Politik, die nur einem Rachekitzel nachläuft, darf man von Oesterreich nicht erwarten — am allerwenigsten in einer Zeit wo es eine Provinz verloren hat. Freilich! unsere beherzten Kannegießer vertheilen ja schon die Habe des Großherrn, Aegypten an Frankreich, Konstantinopel an Rußland und den östlichen Länderpack an Oesterreich, als ob irgend eine Entschädigung für Oesterreich wie für Frankreich denkbar wäre, wenn sie Konstantinopel den Russen überlassen müßten!

Oesterreich hat keine Ursache und hat keine Anlage dazu, wie es die Russen im Jahre 1859 gethan, zur nächsten Melodie des Napoleoniden das Accompagnement zu spielen. Dann ist es eine ganz andere Sache ob Preußen Oesterreich oder Oesterreich Preußen zu Hülfe kommt. Die nämlichen Beweggründe welche das Wiener Cabinet bewogen lieber den faulen Frieden von Villafranca anzunehmen als eine Prämie für die preußische „Action" zu bezahlen, lieber die Lombardei an Frankreich als Deutschland an Preußen zu verlieren, lieber sich zu beugen vor dem Verträgebrecher als sich von der fünften Großmacht retten zu lassen, eben die nämlichen mächtigen Motive werden Oesterreich bestimmen auf den ersten Hülferuf aus Berlin, ja noch vor dem Rufe auf dem Platze zu seyn und mit allen verfügbaren Kräften zu marschiren, nirgends anders hin als nach dem Rhein und wo möglich nach Paris, denn dort allein läßt sich die Lombardei zurückerobern. Mit jeder andern Politik könnte Oesterreich eben nur ausrichten was Rußland ausgerichtet hat, nämlich einen neuen Zuwachs der französischen Macht befördern, was so viel hieße als die Lombardei noch einmal verlieren und in Italien französische Ketten auf ewig tragen zu müssen. Preußen hat sich selbst anzuklagen und sich selbst den schlimmsten Streich gespielt, daß es nicht unmittelbar nach der Mobilisirung statt einer Mediation ein Ultimatum ergehen ließ. Es wäre dann aus dem Krieg als die deutsche Großmacht par excellence hervorgegangen. Glaubt man nun, es müsse der Symmetrie wegen Oesterreich den nämlichen Fehler begehen, sich auch die schöne Gelegenheit entschlüpfen lassen dem gefährdeten Preußen als Bundespräsidialmacht die rettende Hülfe zu bringen?

Das wäre ein Fehler, und auf die Fehler der Gegner zu rechnen ist doch gewagt, wie dieß selbst Napoleon III erfahren mußte. Hätte dieser nicht mit Sicherheit auf eine völlige Neutralität Deutschlands gezählt, er würde in Turin nicht das unüberlegte Wort „bis zur Adria" gesprochen haben. Man sinne nur ein wenig nach, welchen Preis Frankreich dafür bieten müßte daß Oesterreich sich die Vortheile eines Rheinkrieges entgehen lassen könnte, und man wird es bald mit Händen greifen daß ein Verständniß zwischen Oesterreich und Frankreich noch weniger Halt und Dauer besitzt wie die oft befürchtete Allianz zwischen Frankreich und Rußland, die einst nach dem Tilsiter Händedruck und den Erfurter Umarmungen mit dem Marsch auf Moskau endigte. Wer nun gar glauben kann, Oestereich werde sich mit Frankreich gegen Preußen verschwören und ruhig zusehen wie diesem die Rheinlande hinweg „localisirt" würden, der hat, glauben wir, betäubt von den Aufregungen und leidenschaftlichen Kämpfen der letzten Zeit, noch gar kein abgeklärtes Verständniß über den Inhalt der jüngsten Begebenheiten gewonnen. Gar deutlich verräth sich eben jetzt die Unfähigkeit historische Erfahrungen zu sammeln in den Wünschen nach einem deutschen Parlament, in der Hoffnung daß eine ständische Vertretung zur Eintracht führen würde, während doch die letzten historischen Erfahrungen bewiesen daß deutsche Parlamente zur Spaltung drängen, ja daß selbst ein so schwaches Organ der Föderation wie unser Bundestag, noch viel zu idealisch ist für die Einigkeit deren überhaupt deutsche Staaten fähig sind.

Das Deutschland der sehnsüchtigen Patrioten besteht aus drei durch widerstreitende Interessen sich entfremdeten Bestandtheilen. Zunächst ist es eine europäische Großmacht deutschen Ursprungs, die mit einem Drittel ihres Gebietes aber mit dem Kern ihrer Macht dem Bunde angehört. Oesterreich hat drei große Aufgaben zu erfüllen: den Orient vor einem Versinken in die russische Weltherrschaft zu retten, den französischen Einfluß von Italien und seine eigene Herrschaft jenseits der Alpen festzuhalten, endlich eine völlige Verschmelzung der kleinern deutschen Staaten mit Preußen zu verhüten. So sehen wir es 1848 und 1849 in Italien beschäftigt, 1850 auf dem Marsch gegen Norddeutschland, 1854 in den Donaufürstenthümern, und jetzt wieder im harten Kampf gegen Frankreich. Immer geschah es aber daß Oesterreich den einen Beruf auf Kosten des andern erfüllte. Als es 1849 gegen den Angriff der italienischen und ungarischen Revolution russische Hülfe herbeirief, vergaß es die Anforderungen seiner östlichen Politik. Als es 1854 gegen Rußland einschritt, vergaß es daß es zur Behauptung seiner Herrschaft in Italien der Freundschaft des nordischen Staates nicht entbehren könnte. Sich seinen natürlichen Bundesgenossen, nämlich Preußen und Deutschland, zu nähern, verhindert aber seine Rolle als Bundespräsidialmacht, eine politische Ehre die als das Abendroth der hinabgesunkenen römischen Kaiserkrone bezeichnet werden darf. Wir glauben nicht zu irren daß Oesterreich die Lombardei und seine italienische Herrschaft durch eine sehr feurige preußische Waffenhülfe sich hätte sichern können, wenn es zu Gunsten Preußens auf seine deutsche Stellung hätte verzichten wollen. Im Moment der Entscheidung jedoch ließ Oesterreich lieber die Lombardei als seine deutsche Stellung im Stich. Oesterreich kann im Grunde nie ein rechter Bundesstaat werden. Seine Interessen sind nur zu einem Drittel deutsche und niemals wird es solche Interessen der Föderation dienstbar machen dürfen. Die Pflichten und die Rechte eines Schutzherrn über die deutschen Gebiete auszuüben, das ist im Grunde alles was Oesterreich seinen deutschen Beruf nennt. Wer ihm mehr zumuthet oder mehr zutraut, der gehört unter die Schwärmer, wenn er nicht Sand in den Augen hat, oder Sand in die Augen andrer werfen möchte.

Die andere Macht ist nur deutscher, wenn man den geographischen Werth ihrer Länderbestandtheile ins Auge faßt. Oesterreich steht mit einem Drittel seiner Gebiete im, Preußen mit keinem Drittel außer dem Bunde, das eine möchte gern mit seinem ganzen Inventar hinein, das andere zöge sich lieber gänzlich aus dem Bunde hinaus, dem einen erhält seine deutsche Stellung den Glanz der alten Kaiserzeit, den andern erinnern die Bande der Föderation an sein ehemaliges Vasallenverhältniß. Was kann im Grunde ein echter und rechter Preuße für Bedürfniß haben sein Vaterland als deutsche Bundesmacht auf einer Linie mit den dreißig andern, und wie diese unter dem Vorsitz Oesterreichs sich zu denken? Nutzen erwächst Preußen aus der Föderation nicht, denn bei einem Angriff

auf Bundesgebiet fällt ihm die Last zu, sich selbst und die kleineren Staaten zu vertheidigen. Diese genießen von Preußen weit mehr Schutz als sie selbst zur Sicherheit des preußischen Staates beitragen. Wäre der Bund nicht, so müßten eine Anzahl kleinere und größere Gebiete die preußische Schutzherrschaft anrufen, womit der erste Schritt zur Einverleibung gethan wäre, jener erste Schritt von dem das französische Sprüchwort sagt daß er allein sauer sey. Man merke wohl und man suche es zu fassen, ohne zu erzürnen. Preußen erniedrigt sich, wenn es föderalistisch-deutsch gesinnt würde, und es kann nie ein anderes Interesse an dem übrigen Deutschland nehmen als daß es diese einzelnen Herrschaften wie die zerstreuten Bausteine seiner noch halbvollendeten Großmacht ansieht.

Mit diesen beiden Großmächten zusammen durch staatsrechtliche Verträge eingefenzt, liegen die kleinen Staaten des Bundes. Ihnen ist es bitter ernst eine Conföderation von Monarchien nach Art der Vereinigten Staaten zu bilden. Nie wird man von einem Preußen, nie von einem Oesterreicher das Credo hören: kein Preußen, kein Oesterreich, sondern ein einiges Deutschland. Nur in den kleinen Staaten haben diese Worte ein Obdach gefunden. Für ihre Sicherheit, für ihr Daseyn ist der Bund, wie er ist, den dreißig andern unentbehrlich. An dem Tag wo die Föderation sich auflöste, müßten sich die kleinen Monarchen nach einem Schutzherrn, sey's Oesterreich, sey's Preußen, sey's Frankreich, umsehen. In jenen Staaten allein glüht noch das was man einen schwarzrothgoldenen Patriotismus nennen kann. Aber seltsam genug hängt wieder das Daseyn dieser Staaten davon ab daß ewig der Dualismus zwischen Preußen und Oesterreich sich frisch erhalte. Wäre es im Jahr 1850 das Ziel der sogenannten Großdeutschen gewesen, und wäre es erreicht worden Preußen in mehrere Staaten von der Corpulenz Bayerns zu zertrümmern, so wäre das alte Kaiserreich wieder dagewesen und die Souveräne in Deutschland hätten factisch in Wien zu Lehen gehen müssen. Wäre umgekehrt im Jahr 1848 Oesterreich durch eine nationale Explosion in ein ungarisches, italienisches, böhmisches und deutsches Gebiet zersprengt worden, so wäre den übrigen Bundesländern früher oder später doch nichts übrig geblieben als einen Nachkommen der Burggrafen von Nürnberg in Aachen krönen zu lassen. Wir wissen das alles bis zum Ueberdruß genau, und es ist daher eine Lebensfrage für die schwarz-roth-goldenen Staaten gewesen den alten Dualismus nicht aussterben zu lassen, und das Zünglein der Wage in lothrechter Schwebe zu erhalten.

Bei einem Angriffe Frankreichs nun, der im tiefsten Frieden gegen alle bisherigen Begriffe der diplomatischen Loyalität und des europäischen Anstandes cynisch angekündigt und mit großer Gelassenheit zu seinem Ziele geführt wurde, glaubten namentlich die föderalistisch gesinnten Staaten solle der Dualismus suspendirt werden. Sie fühlten die Erschütterung des Rechtszustandes am tiefsten, eben weil sie nicht der eigenen Macht sondern der Achtung des öffentlichen Rechtes ihr Daseyn verdankten. Wirklich hätte auch dießmal der Dualismus überwältigt werden können, wenn im preußischen Volk unter dem Hauche der Presse und des parlamentarischen Wortes der Geist von 1813 aufgelodert wäre. Daß das preußische Volk unbeseelt blieb, ist die einzige Erscheinung welche uns mit rechter Trauer erfüllen darf, denn das Cabinet handelte und konnte nur nach Cabinetsgedanken handeln, es verhütete vor allem daß Preußen nicht in einen Bundeskrieg hineingezogen, daß der italienische Besitz Oesterreichs nicht als ein „wahrhaft deutsches Interesse“ erklärt würde, sondern es wollte daß Preußen nur als europäische Großmacht für das europäische Gleichgewicht also für ein allgemeines Interesse aufträte und im Vorbeigehen die Staaten des angeblich deutschen Bundes seine Dictatur anerkennen müßten. Umgekehrt war auch Oesterreich gar nicht gesonnen den Beistand Preußens, es koste was es wolle, anzunehmen, denn es forderte diese Waffenhülfe ganz bedingungslos als eine Art Bundespflicht Preußens, nicht als die Leistung einer europäischen Großmacht für die man Zugeständnisse zu gewähren hätte. In diesem Sinn schloß Oesterreich auch seinen Frieden, im Moment wo von Preußen der erste feindselige Schritt gegen Frankreich geschah, denn so gut wie der von Sachsen und Bayern verstattete Durchmarsch österreichischer Truppen völkerrechtlich als eine Theilnahme am Krieg betrachtet werden durfte, ebenso verließ Preußen seine neutrale Rolle, als es beim Bundestag die Aufstellung eines Beobachtungscorps am Rhein beantragte und seinen Truppen den Marschbefehl an die westliche Gränze ertheilte, denn dadurch erhielt die sogenannte Mediation einen Druck gegen Frankreich, ohne den entsprechenden Gegendruck gegen Oesterreich, wie es eine strenge Neutralität gefordert hätte.

Wir kehren jetzt zu unserm Ausgangspunkt zurück. Eben deßwegen, weil Oesterreich sich sträubte die preußische Hülfe unter jeder Form anzunehmen, eben deßwegen weil Preußen sich abmühte den Charakter einer deutschen Bundesmacht von sich abzustreifen, eben deßwegen, nämlich aus dualistischem Instincte, wird Oesterreich bei einem Angriff auf den Rhein unverzüglich auf seinem Platze stehen. Preußen säumte, weil zwei politische Motive es rechter Hand und linker Hand zerrten, der Gegensatz gegen Frankreich dahin, der Gegensatz gegen Oesterreich dorthin. Bei einem Angriff Frankreichs gegen Preußen stehen aber die Sachen umgekehrt, denn Oesterreich schlägt dann zwei Fliegen mit Einem Schlage, es kämpft für seine italienische Herrschaft, wenn es gegen Paris marschirt, und es besiegt seinen dualistischen Gegner, wenn es als sein Retter auftritt und als der Schild Deutschlands sich bewährt.

Eine fruchtbare Kreuzung zwischen Hund und Wolf. Hollard, Prof. an der Facultät der Wissenschaften zu Poitiers, hat 15 Tage alte Bastarde von Hund und Wolf untersucht. Die Haare waren braungelb (fauve) mit einer am Bauche und an der Innenfläche der Glieder deutlicheren grauen oder rothen Nuance, dunkler am Rücken, über den vom Halsbuge an eine gleichmäßig schwärzliche oder schwarzgesprenkelte Mittellinie bis zum Schweif verlief. Die Vorderfüße hatten die braunen Streifen des Wolfes. Einige Bastarde hatten schwarze Augenlider und Schnauze, und mehr oder weniger eine gespaltene Form der Augen. Außer diesen Wolfscharakteren hatten alle hängende Ohren, einige hatten weiße Flecken auf der Stirne, am Halse, weiße Pfoten oder eine weiße Schweifspitze. Mehrere zeigten auch die horizontale Richtung der Augen, wie sie die Hunde haben.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 33. Augsburg, 13 August 1859.

Ein Gang über einen tropischen Fruchtmarkt.

(Aus dem Musée des Sciences.)

Ein ausgezeichneter Botaniker welcher große Reisen in Hindostan, im Archipel der Sunda-Inseln, in Südamerika, kurz überall machte, nur nicht in den Ländern der kalten Zone, hat mir einst (erzählt L. Platt) einen vortrefflichen Rath ertheilt. Ich habe mich bei der Befolgung desselben stets wohl befunden, und meine Leser werden Nutzen daraus ziehen. „Wenn Ihre Reiselaune, sagte er zu mir, Sie einmal in ein anderes Land als das Ihrige führt, und Sie sich im Laufe eines Morgens einen klaren Begriff von den Erzeugnissen und den Sitten desselben machen wollen, so besuchen Sie nicht zuerst die Denkmäler, sondern gehen Sie auf den Markt."

Dieß ist in der That das beste Mittel Bekanntschaft zu machen mit einer dieser von dem europäischen Festland durch 1500 Stunden getrennten Inseln der Tropen. Welche Zeit man auch darauf gewendet um an Ort und Stelle zu kommen, man schifft stets unversehens dort aus. Kein Uebergang hat den Reisenden auf die Herrlichkeiten der tropischen Natur vorbereitet. Am Vorabend des Tages noch an welchem das Land der Palmen signalisirt wurde, lebten in dem Geiste die Erinnerungen von Fontainebleau und Montmorency. Das Meer hat dem Reisenden alle seine continentalen Gewohnheiten gelassen, und das Unerwartete macht in diesen wundervollen Ländern auf ihn den Eindruck als ob die Zauberruthe einer Fee ihm plötzlich ein neues Gemälde vor Augen bringe. Es gibt Touristen welche, um von dem Boden Besitz zu ergreifen und sich ihrer Eindrücke bewußt zu werden, damit anfangen daß sie sich bei ihrer Ankunft, und wär' es am hellen Tag, zum Schlaf auf den Boden niederlegen. Ich habe es nie anders gemacht.

Wird ein Bericht anziehender weil der Verfasser desselben seine Gedanken einer nur in seiner Phantasie lebenden Person in den Mund legt, welche ihn des persönlichen Fürworts überhebt? Ich glaub' es nicht. Lassen Sie mich daher in Scene bleiben, oder vielmehr gestatten Sie mir daß ich Sie mit mir in Scene setze, und gehen wir, dem Rathe meines Freundes gemäß, zusammen auf den Markt um einige Erzeugnisse der Antillen kennen zu lernen.

In Frankreich ist jetzt die Jahreszeit des Obstes; im Meerbusen von Mexico beginnt und endigt diese Jahreszeit mit dem Jahre. Es gibt keinen Monat in welchem man sich die Dysenterie nicht zuziehen kann, wenn man aber das Obst liebt, trotzt man dieser Gefahr; auch diese Früchte haben nämlich, von Pflanzen hervorgebracht welche keinen Winter kennen, und von einer wahren Sonne gereift, durchdringende Wohlgerüche, gegen welche zu kämpfen die Hygiene zu viel Mühe hat; unser Geschlecht ist ein gebornes Leckermaul. So schmählich es ist um der Kirschen, selbst der englischen Kirschen (die man ohne Zweifel so nennt weil sie schlecht sind) willen die Kolik zu bekommen, so sehr würde man sich gegen sich selbst verfehlen, äße man keine Ananas wenn diese köstliche Frucht sechs Sous kostet, und wenn man ohne Verschwendung nur das feinste Fleisch davon nehmen und das übrige den Hühnern vorwerfen kann.

Die Negerin welche uns als Obsthändlerin auf unserm Markte zuerst ins Auge fiel und deren Vorrath wir jetzt ein wenig näher betrachten wollen, bietet keine Ananas feil; sie thut unrecht und recht daran. Die Ananas ist die beste Frucht der Tropen, mindestens diejenige welche den Europäern am meisten gefällt; allein ich habe nur seltenere und in Frankreich fast unbekannte Producte von der Negerin verlangt. Greifen wir aufs Gerathewohl in die von ihr zum Verkauf gebrachten Früchte. Diese große birnförmige Frucht, welche rechts von ihr am Boden liegt, habt ihr noch nie gekostet, und wenn ihr nicht nach den Antillen geht, werdet ihr sie nie essen. Man nennt sie Advocat — ein sonderbarer Name, dessen Etymologie mir vollständig unbekannt ist. Der „Advocat" ist die Beere eines zum Geschlecht der Lorbeerbäume gehörigen Baumes, des L. persea. Unter einer zähen Haut werdet ihr ein fettes, grünlich-gelbes Fleisch finden, das den Geschmack einer mit zerstoßenen Haselnüssen gemengten Butter hat; sie darf bei den Frühstücken der Creolen nie fehlen. Man ißt sie zu allen Arten von Gerichten, gewöhnt sich an diesen Gebrauch eben so schnell wie an den der Oliven, und hat bald nur zu bedauern daß man sie nicht das ganze Jahr hindurch haben kann.

Unmittelbar neben dem „Advocat" findet man einen Büschel Cocosnüsse von der kleinen Art, solche die man des Morgens öffnen kann um die Milch derselben zu trinken. Es ist dieß eine in Frankreich wohlbekannte Frucht, obwohl man daselbst fast nur die ranzige Mandel kennt welche die Kleinhändler den Kindern als einen Leckerbissen verkaufen.

Poivre ist der erste gewesen welcher dem Cocosnußbaum den Vorzug vor allen andern Bäumen der Aequinoctialzone eingeräumt hat.

Dieß war eine Uebertreibung, denn der Bananen- und der Brodfruchtbaum sind, wie wir später sehen werden, zwanzigmal nützlicher. Seit Poivre's Zeit haben andere Reisende dieses Urtheil noch gesteigert. Der eine von ihnen sagte z. B.: der Cocosnußbaum biete dem Reisenden kostbaren Schutz gegen Sonne. Man stelle sich nun aber einen 80 oder 100 Fuß hohen Sonnenschirm über dem Kopfe des Reisenden vor, und man wird begreifen wie lächerlich dieser Schutz ist: der Cocosnußbaum treibt, wie fast alle Palmbäume, einen geraden, aufgeschossenen, des Astwerks baren und nur auf seinem Gipfel mit einem Blätterstrauß gekrönten Stamm. So groß auch diese Blätter sind, so ist der Schatten den sie werfen um die Mittagszeit fast nicht in Anschlag zu bringen. Morgens und Abends ist er vom Stamm sehr entfernt, und reducirt sich auf eine Figur der Experimental-Optik.

Andere haben gesagt, der Cocosnußbaum biete einen süßen und erfrischenden Saft. Dieß ist einige Wochen lang wahr, zu der Zeit nämlich in der die Frucht sich bildet und die Säfte flüssig sind; dennoch muß bemerkt werden daß diese erfrischende Flüssigkeit in derselben Höhe sich befindet wie der Blätter-Sonnenschirm, und daß man dieselbe ganz oben an einem Klettermast holen muß, an dem die Neger und Affen allein hinauf steigen können, auf die Gefahr hin sich den Hals zu brechen. Hätte man zu seiner Erfrischung nur einen Cocosnußbaum, man würde außer dem Durst auch noch Tantalusqualen zu erdulden haben. Wenn man Cocosnüsse sieht, und niemand, wie großes Verlangen man auch darnach habe, dem gefährlichen Kletterwagstück sich unterziehen will, so ist es am besten zu denken: sie seyen zu grün. Das übrige wissen Sie.

Einige Reisende endlich sind von ihrem Stübchen aus in Entzüdung gerathen über die nährenden Eigenschaften der Cocosnuß. Dieß ist ein schwerer Irrthum; der einzige eßbare Theil dieser Frucht ist die Mandel, und diese mit einem zum Handelsartikel gewordenen Oel geschwängerte Mandel ist gerade eben so ungeeignet als Nahrungsmittel zu dienen wie die französische Haselnuß.

Der Cocosnußbaum gibt einen vortrefflichen flachsartigen Stoff und ein Oel das man überall benutzen sollte wo es möglich ist; allein man darf ihm nicht den ersten Rang unter den Fruchtbäumen anweisen, und ihn nicht als den König der Palmbäume betrachten.

Die Cocosnüsse haben indeß dem Menschen große Dienste geleistet. Unter gewissen Bedingungen schwimmen sie auf dem Salzwasser; sie erhalten sich unversehrt, und selbst ihre Keimung wird davon eine raschere. Es ist auf den Inseln Polynesiens oft vorgekommen daß Früchte welche im Meer hin- und hergetrieben worden, durch die Fluth und die Strömungen bis an sehr entfernte Gestade gelangten. Der Keim faßte daselbst Wurzel; kleine Cocosnußbaumgesträuche bildeten sich, und aus der Anhäufung ihrer Stämme, theilweise auf Unkosten der Atmosphäre gebildet, ergab sich in weniger als einem Jahrhundert eine kleine Humusschicht auf einem unfruchtbaren Sande. Die Vögel thaten das übrige, indem sie andere Körner ausstreuten. Der Cocosnußbaum ist daher ein colonisirender Baum, der Dattelbaum aber ist die edelste unter allen Pflanzen dieser Familie der Palmbäume, die Linné die Fürsten des Pflanzenreichs nennt.

Kehren wir indeß wieder zu unserer Fruchthändlerin zurück. Die kleinen Früchte von ganz absonderlicher Form welche wir neben den Cocosnüssen liegen sehen, sind wahrscheinlich nicht bekannt. Es sind Acajou-Aepfel. Der Baum welcher das Acajou-Holz liefert, hat nichts gemein mit demjenigen der die ebengenannten Früchte trägt. Ich sage Ihnen dieß, weil man beide oft miteinander verwechselt. Der ungeheure Baum von welchem die Kunstschreinerei selbst die letzten Bruchstücke noch benützt, ist eine **Swietenia**, derjenige welcher den Acajou-Apfel liefert, ist ein **Anacardium**; er gehört zur Familie der Terebinthaceen, und sein Holz hat noch keine Verwendung erhalten. Die Organisation dieser Frucht ist eine sehr absonderliche. Das kleine Anhängsel welches sich in Gesellschaft einer Niere darauf befindet, ist in den Augen der Botaniker die eigentliche Frucht: es ist der Same. Der fleischige Theil in welchem es steckt, ist nur ein übermäßig entwickelter Blumenstiel. Die Frucht hat übrigens die Organisation der Erdbeere, in welcher wir nur den parfümirten Blumenstiel aufsuchen, der bekanntlich eine große Anzahl kleiner Körner trägt.

Der Acajou-Apfel würde bei einer zweckmäßigen Cultur sehr gewinnen; sein Geschmack ist stark, allein man macht daraus vortreffliche Confituren. Das nierenförmige Korn gibt, wenn man es auspreßt, ein zur Malerei verwendetes Oel. Das **Anacardium** ist, wie fast alle Terebinthaceen, mit einem noch unvollkommen bekannten Harze geschwängert. Man bekommt, wenn man zu gewissen Zeiten Einschnitte in die Baumrinde macht, einen eigenthümlichen Gummi, den man Acajou-Gummi nennt.

Neben dem Acajou-Apfel hat unsere Fruchthändlerin Aprikosen der Antillen, die aber nichts weniger als Aprikosen sind. Diese ungeheuren Früchte sind die eines Baumes aus der Familie der Guttiferen, der **Mammea americana**. Unser Aprikosenbaum gehört bekanntlich zur Familie der Rosaceen.

Die ersten Colonisten der Antillen legten allen Pflanzen bei welchen sie einige Aehnlichkeit mit den europäischen fanden, Namen bei durch die sie sich an ihr Vaterland erinnerten; die Aprikose der Antillen scheint auf den ersten Anblick wirklich nichts als die auch bei uns reifende vergrößerte Frucht zu seyn; allein der Duft ist nicht der gleiche, das Fleisch ist röther und härter; es ist sogar unverdaulich, und die Haut sehr dick und bitter; sie färbt stark in Gelb. Man ißt diese Frucht gewöhnlich schnittweise in Wein eingeweicht, und verfertigt davon sehr gesuchte Confituren.

Ueber dieser Frucht hat die Händlerin große holzige Stengel aufgehängt: das Zuckerrohr; sie figuriren hier unter dem Titel von Früchten. Die Kinder und die Neger spalten seine Zwischenknoten gern der Länge nach, und saugen den Zuckersaft, den Wesu, heraus, welcher die schwammigen Gewebe der Pflanze tränkt. Man saugt sonach ein sehr frisch und angenehm schmeckendes Zuckerwasser auf.

Ich wünschte Ihnen an einem dieser Rohre die Krystalle reinen Zuckers zeigen zu können welche im Augenblick der Reife inmitten des Wesu entstehen! Leider aber versteht sich die Kunstfertigkeit der Creolen, schlecht unterstützt von der europäischen Industrie, vorerst nur auf die Auspressung des größten Theils des Saftes. Die Zuckerkrystalle bleiben unversehrt in dem zur Mühle gebrachten Rohr. Man findet sie wieder in den zermalmten Stengeln welche man zum Trocknen aufschichtet. In einem Lande wo das Holz nicht auf regelmäßige Weise benützt wird, und wo die Steinkohle fast keine Verwendung findet, muß man sich um Brennstoff umthun. Man verbrennt Zucker um den Saft zu verdünsten. Solcher Art ist die Saumsal der Bewohner! Sie geben sich ebensowenig Mühe ihre Ernten am Rande der Wege zu überwachen. Die Vorübergehenden vernichten ebensoviel Zuckerrohr wie die Ratten. Es ist ein geheiligter Brauch! Ein Neger geht nie aus ohne sein Stutzmesser, eine Art schlechteisernen Säbels. Den gan-

zen Weg entlang schneidet er Zuckerrohre ab um den Saft auszuschlürfen. Und dennoch wäre es ein leichtes dieser Plünderung Einhalt zu thun. So viele Stengel aber auch dieser Säbel auf einen Hieb abschneidet, er ist nicht sehr zu fürchten.

Oberhalb der Cocosnüsse hat unsere Negerin die Frucht eines Baumes angebracht der in der Botanik den Guttapercha-Bäumen sehr nahe steht: die Sapotillen oder Breiäpfel. Der Achras sapota, oder der Breiapfelbaum, ist der Typus der Familie der Sapoteen, zu welcher fast alle Gutta-Bäume gehören. Den jungen Zweigen und Blättern entfließt, wenn man sie zerbricht, eine klebrige Milch, die sich an Luft und Licht oxydirt, in ein weißes Harz verwandelt und mit einem Weihrauchgeruch brennt. Der reife Breiapfel ist sehr gesucht. Er hat die Farbe einer europäischen Mispel, und die Größe einer Orange; allein diese Frucht wird erst saftig und zuckerig wenn sie, wie die Mispel, sich zu zersetzen begonnen hat. Bis dahin ist sie milchig und herb.

Ein einziger Breiapfelbaum kann, nach Tussac, einen Ertrag von 3—4000 Fr. abwerfen, und für sich allein das Einkommen aus einem kleinen Landgut in Frankreich werth seyn. Ich übernehme indeß keine Bürgschaft für die Richtigkeit dieser Behauptung. Es wäre unmöglich ihre Wahrheit zu bestätigen. Die Bäume welchen Tussac einen so hohen Ertrag anwies, wuchsen auf St. Domingo, und sicher bestehen sie heutzutage nicht mehr.

Neben den Sapotillen sind Caneel-Aepfel, ausgesuchte, schwer aufzubewahrende Früchte. Das äußere Aussehen ist das einer riesenhaften, graulichen, melonengroßen Erdbeere. Man schneidet den Caneel-Apfel in Schnitte, und ißt den duftenden Schleim, den er enthält, löffelweise. Diese schmackhaften Früchte wachsen auf den Anona. Der Flaschenbaum oder das Ochsenherz ist eine minder delicate Varietät.

Die Goyaven oder indianischen Birnen sind die classische Frucht für die Confituren. Die Art welche unsere Fruchthändlerin feilbietet, erreicht die Größe einer großen Birne. Sie hat äußerlich viel Aehnlichkeit mit gewissen Butterbirnen. Allein der Goyavenbaum ist ein Psidium, und obwohl ich im Moment nicht sagen kann zu welcher Pflanzenfamilie er gehört, glaube ich doch daß er den Rosaceen, unter welche die europäischen Birnbäume eingereiht werden, fern steht. Die Goyave ist voll feiner Körner, welche bei den wilden Arten die ganze Substanz der Frucht ersetzen. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen wie fein die Goyaven-Gelées sind. In Paris kann man sie bei gewissen Lebensmittelhändlern bekommen. Der wilde Goyavenbaum ist auf den Antillen heimisch. Er ist derjenige welcher auf Tahiti am schnellsten angepflanzt wurde. Die wilden Schweine sind nach seinen Früchten sehr lüstern, und haben sie in allen Theilen der Insel verbreitet, wo diese Bäume jetzt dem Wachsthum nützlicherer Holzarten hinderlich sind. Die Rinde des Goyavenbaums soll viel Galläpfelsäure und Gerbestoff enthalten, welche man in tropischen Klimaten, wo die Eiche nicht leicht gedeiht, und wo große Quantitäten Leder aus Mangel an einem entsprechenden ökonomischen Verfahren zu Grunde gehen, benützen sollte.

Neben den Caneeläpfeln hängen große Schoten: sie sind die Frucht der Tamarinde. Das säuerliche Fleisch in welchem die Körner liegen, wird zu verschiedenen ökonomischen und medicinischen Zwecken verwendet. Es ist übrigens eine ziemlich werthlose Frucht. Die Form der Blätter und der Charakter der Schote zeigen uns mit ziemlicher Sicherheit daß die Tamarinde zu der großen Familie der Leguminosen gehört.

Ueber dem Kopf unserer Fruchthändlerin sehen wir einen Büschel kleiner länglicher Früchte, die goldgelb sind, und einen so starken und durchdringenden Geruch haben daß man ein Creole in der dritten Generation seyn muß um Vergnügen am Essen derselben zu finden: es sind Monbin-Pflaumen; der Baum welcher sie trägt, ist eine Art Spondias, Sp. dulcis. Eine andere Art derselben Gattung, die Sp. cytherea, gibt eine ähnliche Frucht, welche man Cytheren-Apfel nennt, weil sie sich von Tahiti herschreibt, das die Schifffahrer lange Zeit Neu-Cythere genannt haben. Commerson brachte sie von Tahiti nach Bourbon, und Lord Rodney von Bourbon nach Jamaica, von wo sie sich im ganzen Inselkranze der Antillen verbreitete; die Monbin-Pflaume ist in Cartagena heimisch. Diese beiden Früchte haben alles was den meisten Beeren, nach denen man in Frankreich so begierig ist, mangelt: Wohlgeschmack und Wohlgeruch. Man braucht diese harzigen Aromata nicht zu entwickeln, sondern nur zu mildern, und dennoch thut man nichts um die zufälligen Verbesserungen zu erhöhen oder dauernd zu machen.

Die Früchte welche die Negerin unmittelbar vor sich auf dem Boden liegen hat, sind jene berühmten Mangos, von denen die Reisenden so viel gutes und böses zu sagen wissen. Dieser Widerspruch ist jedoch leicht erklärlich. Der Mango (mangifera indica) gehört wie die Spondias zu jener großen Familie der Terebinthaceen die den Leguminosen nahesteht, und doch wegen der Fülle harziger Producte mit den Coniferen, wegen der Masse des bei mehreren Arten die Körner umgebenden Fleisches mit den Rosaceen wetteifert; es besteht ein eben so großer Unterschied zwischen der Frucht eines cultivirten und der eines wilden Mangobaumes wie zwischen den Pflaumen von Monsieur und denen des Meudoner Gehölzes.

Man hat die Möglichkeit erkannt den Mango zu verbessern, und diese Frucht ist jetzt nicht mehr das was sie war als Lord Rodney sie aus Ostindien nach Jamaica brachte.

Die gepfropften Varietäten tragen Früchte von ungeheuerm Umfang, bei denen der harzige Geschmack gänzlich verschwunden ist, und nur noch ein aromatischer Wohlgeruch von bemerkenswerther Zartheit zurückbleibt; das Fleisch ist, von den Fibern abgelöst und gewaschen, ungemein saftig. Die gewöhnlichen Arten geben nur eine unregelmäßig geformte Frucht, deren Geschmack unerträglich ist. Man möchte glauben, man äße einen in Terpenthin-Essenz eingemachten schlechten Apfel. Dennoch ist diese wilde Varietät nicht zu verschmähen. Es gibt keine gesündere Frucht als den cultivirten Mango; es gibt wenige für den einheimischen Arzneischatz nützlichere als den wilden Mango. Ein Arzt von Jamaica kannte, zur Zeit der Sklaverei, als bestes Heilmittel gegen die meisten Krankheiten der Neger nur das: sie zwei Monate in eine Hütte einzuschließen, wo sie durchaus keine andere Nahrung erhielten als die nach Terpenthin schmeckenden Mango-Früchte. Diese heroische Cur gelang ihm fast immer.

Unmittelbar neben den Monbin-Pflaumen sehen wir zwei Bananen-Zweige hängen, die mit einem großen Blatte bedeckt sind. Der mit algerischen Früchten handelnde Krämer der Rue de Rivoli hat Ihnen vielleicht einen schrecklichen Begriff von jener Adamsfeige gemacht die man im irdischen Paradies gefunden haben soll. Eva bekleidete sich mit ihren Blättern, was Christoph Columbus aber nicht gehindert hat den Bananenbaum (musa paradisiaca) auf Hispaniola zu finden als er dort landete. Die Bananenbäume sind die charakteristischsten Bäume der heißen Länder, und obwohl sie sehr weit nach Norden, jenseits des Wendekreises, vorkommen, ist ihre Form doch hervorragend tropisch. Anatomisch betrachtet, sind es riesenhafte Gräser. Ihr Stamm wird

nur durch die scheidenförmigen Blattstiele der Blätter gebildet. Die Familie der Musaceen, deren schönster Typus sie sind, ist diejenige welche die zusammengesetzte Natur der Pflanzen am besten zeigt. Jedes Blatt, jede Knospe (phyton) trägt hier offenbar durch ihren unteren Merithall zur Bildung des Stiels bei. Man kann den Weg der Fibern von dem äußersten Ende der Blätter bis zu dem der Wurzeln verfolgen.

Es gibt mehrere Arten Bananenbäume, deren Früchte sehr verschieden sind; die einen sind mehlig und sehr dick; man ißt sie nur gekocht als Gemüse; die andern sind die Bananenfeigen, welche man roh ißt; ihr Geschmack ist der eines ausgezeichneten Reinette-Apfels, dessen Zuckertheile durch die Kälte einander näher gebracht sind.

Man hat den Ertrag des Bananenbaums sehr übertrieben. Diese Pflanze ist indeß eine von denjenigen welche auf einer gegebenen Oberfläche die größte Menge Nahrungsstoff liefern. Die Häute der Banane sind sehr reich an Pottasche. Die Colonisten von St. Domingo hatten die Gewohnheit diesen Abfall zu verbrennen um die Asche davon zu sammeln.

Auch die Lianen mit ihren üppigen Formen sind eines der Kennzeichen der tropischen Flora. Der Ast einer Apfel-Liane, welchen unsere Negerin unter ihren Vorräthen hat, vertritt hier eine ganze Familie von Rankenpflanzen, die sich, wie die Rebe, mittelst Gäbelchen an die Bäume hängen. Ihre Früchte sind nicht so zart und insbesondere nicht so nützlich wie die Trauben, aber ihr Blätterwerk ist origineller, und die Blüthen welche sie tragen sind von unvergleichlichem Reichthum. Sie sind Ihnen übrigens bekannt. Diese Pflanzenfamilie ist die der Passifloren, welcher die Treibhäuser ihre malerischste Zierde verdanken. Sonderbare Verwandtschaften! Die Passifloren stehen in Verbindung mit den Cucurbitaceen, die Apfel-Liane ist der Vetter des Kürbisses. Wie aber, ist die Gestalt des Kürbisses nicht merkwürdiger? Sind seine ungeheuren Blätter, sein rankender Stiel, der sich bis zu den Gipfeln eines Gebüsches erhöbe wenn wir ihn nicht in Dienstbarkeit hielten, seine enormen Goldfrüchte nicht Beweise merkwürdig üppigen Wachsthums? Die Blüthen der Kürbisse sind von keiner Bedeutung, allein die Pflanze hat den großen Fehler allzu gemein zu seyn. Gesetzt die Kürbisse hiengen an einem Baume wie die Cocosnüsse, so verlöre die Fabel Lafontaine's ihren gewöhnlichen Sinn, und wir fänden diese Frucht herrlich.

Die Apfel-Liane gibt eine der Stachelbeere analoge, aber nur viel duftreichere und umfänglichere Frucht. Im Naturzustand erhebt sie sich bis zum Gipfel der Bäume, von wo sie Blumen- und Fruchtgewinde zur Erde herabsenken läßt. Man zählt hundert Varietäten von Passifloren, unter denen eine große Anzahl eßbare Früchte liefert.

Wir gelangen nun zur Papaye, einer weichen ziemlich gemeinen, weit oben am Baume wachsenden Frucht, welche fast kein anderes Verdienst hat als daß sie die Fabel „die Eichel und der Kürbiß" widerlegt. Dieses Verdienst ist ziemlich geringfügig, und die Cocosnußbäume würden Hrn. Guillot leichter Recht geben. Einer meiner Freunde hat ein Kind gesehen das in den Armen seiner Mutter durch das Herabfallen einer Cocosnuß getödtet wurde.

Noch von zwei weitern Früchten haben wir in unserer Ueberschau zu sprechen, von Orangen nämlich, aber von Orangen die ihrer Art nach sehr verschieden von einander sind. Was kann ich über diese köstlichen Früchte sagen das man nicht schon wüßte? Jedermann kennt ihre zahlreichen Varietäten; es gibt indeß eine darunter welche man in Frankreich selten sieht, es ist der Schabeck, dessen Umfang nahezu derjenige einer Melone ist.

Man ißt auf den Antillen Orangenkuchen welche den Ananaskuchen ganz gleichkommen. Der Orangenwein ist ein sehr angenehmes Getränk, allein es ist, die Wahrheit zu sagen, orangirter Zuckerwein.

Die Neger machen in ihrer noch auf der untersten Stufe der Ausbildung stehenden Heilkunde großen Gebrauch von den sauren Orangen, um die Wunden von Menschen und Thieren zu verbinden, und wahrscheinlich würden sie, wenn sie nach Paris kämen, glauben man mache von den meisten die sie dort verkaufen sehen denselben Gebrauch. Der Orangenbaum wächst in Spanien und im Süden Frankreichs, der Rebstock aber gibt Wein in der Umgegend von Paris, zu Suresnes z. B. Der Wohlgeruch der Orangen in wahrhaft heißen Klimaten ist so groß, daß die Kreuzfahrer den Adamsapfel wieder gefunden zu haben glaubten, als sie dieselben in Asien verkosteten.

Jacques de Vitri, ein Geschichtschreiber des 13ten Jahrhunderts, welcher einen Kreuzzug mitmachte, erzählt daß er einen Baum gesehen welcher sehr schöne goldfarbige Aepfel trug, und an dem man die Spuren der Zähne eines Menschen wahrnahm; es war offenbar der Baum des Paradieses.

Alle diese Früchte sind merkwürdig, werden Sie zu mir sagen, sie können vortrefflich seyn, allein die Traube gibt es dort nicht. Die Traube hält uns schadlos für alle diese excentrischen Erzeugnisse. Sie haben vollkommen Recht, die Rebe wiegt alle Mangobäume der Welt auf.

Ich machte eines Tags einem Creolen, welcher von dem Rebstock fast nur den Wein kannte, dieselbe Bemerkung. „Belehren Sie sich eines bessern, entgegnete er; auch wir haben Reben. Da sind sie." Er deutete mit seinem Finger auf einen großen Baum, dessen umfangreicher und regelmäßiger Stamm sich zwei Mètres oberhalb des Bodens in starke, mit dichten und vollständigen Blättern bedeckte Zweige theilte. Ich sah nach ob nicht irgend eine Weinrebe an diesem Baum, den ich noch nicht kannte, herabzuklettern suche. „Wonach sehen Sie, sagte der Creole, dieser Baum ist es welcher Trauben gibt." Ich konnte dieß eine Zeitlang nicht begreifen, allein mit Hülfe des Prodromus von de Candolle und der Genera Endlichers entdeckte ich daß dieser Baum eine Cocoloba uvifera war, und daß seine Früchte denen unserer schönen Liane, der Vitis vinifera, glichen. Einige Tage später fand ich auf dem Markt reizende, aus einem Bananenblatt gemachte kleine Tüten, angefüllt mit dieser Pseudotraube. Unsere Fruchthändlerin zeigte sie mir — allein rühren Sie dieselbe nicht an. Leute welche die Banane, den Mango, die Ananas haben, und so bittere, so abscheuliche Früchte essen, würden verdienen daß man ihnen niemals Wein zu trinken gäbe. Das Oidium, glaube ich zuverlässig, wird sich an dieser Traube nicht vergreifen.

Die Bevölkerung des Kirchenstaates.

(Schluß.)

Der Adel.

Ein Italiener hat in zwei Versen, mit ziemlich beißender Ironie, gesagt: „Wer weiß ob nicht eines Tags ein mächtiges Mikroskop Adelskügelchen im Blut entdecken wird." Ich bin zu sehr Franzose um einem guten Scherz nicht meinen Beifall zu zollen, und dennoch verletzen diese Adelskügelchen meine Vernunft durchaus nicht. Es ist gewiß daß die Söhne Aehnlichkeit mit ihren Vätern haben. Die Barone des Mittelalters übermachten ihren Kindern eine Erbschaft heldenmüthiger Eigenschaften. Friedrich der Große gab sich viele Mühe sechs Fuß hohe Männer mit sechsthalb fußhohen Frauen zu verheirathen, und diese Heirathen von Riesen erzeugten Grenadiere. Die Kinder eines geistreichen Mannes sind keine Dummköpfe, vorausgesetzt daß deren Mutter ihren Pflichten treu gewesen, und die Cretinen der Alpen erzeugen, wenn man sie unter einander sich paaren läßt, einen Stamm Cretinen. Wir wissen alle daß die Hunde nicht von Art lassen, und wir kaufen einen zweijährigen Hühnerhund auf Treu und Glauben seiner Genealogie: haben diejenigen welche den Adel bei den Hunden und den Pferden zugeben, wohl einen Grund ihn bei den Menschen in Abrede zu ziehen?

Man berücksichtigt ferner daß der Stolz einen berühmten Namen zu tragen eine ziemlich mächtige Triebfeder ist um einen Mann zum Guten zu treiben. Die Adeligen haben Pflichten gegen ihre Vorfahren und gegen ihre Nachkommen zu erfüllen; sie müssen geradaus gehen, sonst entehren sie ihr ganzes Geschlecht. Die Ueberlieferung weist sie auf einen Pfad der Ehre und der Tugend, von dem sie keinen Schritt abweichen können. So oft sie ihren Namen unterzeichnen, kommt ihnen nothgedrungen ein guter Gedanke.

Ich gestehe daß alles am Ende auf artet, und daß das edelste Blut zuweilen verdirbt, wie der edelste Wein sich in Melasse oder in Essig verwandelt. Allein habt ihr niemals in der Welt einen jungen Mann getroffen größer, stolzer, tapferer und hochherziger als alle diejenigen seines Alters; eine Frau, so schön, so einfach und so keusch, daß sie aus einem ganz andern Teig geknetet schien; beide solchen Schritts einhergehend daß es euch dünkte sie würden von der Erinnerung an ihre Vorfahren getragen? Gewiß, sie haben im Blut einige Adelskügelchen.

Diese kostbaren Kügelchen, welche das Mikroskop nie wird entdecken können, die aber ein verständiger Beobachter mit bloßem Auge wahrnimmt, sind selten in ganz Europa, und ich weiß nicht ob man sie anderwärts trifft. Ihr könnt daraus in Frankreich, in Spanien, in England, in Rußland, in Deutschland, in Italien eine kleine Sammlung veranstalten. Rom ist eine der Städte wo man sie am wenigsten findet. Indeß ist der römische Adel von einem gewissen Prästigium umgeben.

Einunddreißig Fürsten oder Herzoge; eine große Anzahl Markgrafen, Grafen, Freiherren und Ritter; eine Menge adeliger Familien ohne Titel, von welchen Benedict XIV sechzig auf dem Capitol verzeichnen ließ; eine weite Ausdehnung grundherrlicher Besitzungen, tausend Paläste, hundert kleine und große Gallerien; ein leidliches Einkommen, eine unglaubliche Verschwendung von Pferden, Carrossen, Livreen und Wappenschildern; einige königliche Feste jeden Winter; ein Ueberrest von Feudalprivilegen und der Besitz der Achtung seitens des niedern Volks — dieß sind die hervorspringendsten Züge welche den römischen Adel auszeichnen und ihn zu einem Gegenstand der Bewunderung aller Maulaffen des Weltalls machen. Die Unwissenheit, die Trägheit, die Eitelkeit, die Kriecherei und besonders die Richtigkeit sind die kleinen Mängel welche ihm seinen Rang erst hinter sämmtlichen Aristokratien Europa's anweisen. Sollte ich in meiner Ueberschau einige Ausnahmen antreffen, so werde ich sie pflichtgemäß anführen.

Der Ursprung des römischen Adels ist ein sehr verschiedener. Die Orsini und die Colonna stammen von den Helden oder Raubrittern des Mittelalters ab. Die Caëtani rühren von 730 her. Die Massimo, die Santa-Croce, die Muti suchen ihre Vorfahren weit zurück in den Zeiten des Titus Livius. Der Fürst Massimo trägt in seinem Wappen die Spur der Märsche und Gegenmärsche von Fabius Maximus, Cunctator (Zauderer) genannt. Sein Wahlspruch ist: Cunctando restituit. Santa-Croce schmeichelt sich ein Sprößling von Valerius Publicola zu seyn. Die Muti, welche keinen Sou mehr haben, zählen den Mucius Scävola unter die Zahl ihrer Vorfahren. Dieser Adel, authentisch oder nicht, ist jedenfalls sehr alt und unabhängigen Ursprungs.

Die zweite Kategorie ist päpstlichen Ursprungs. Ihre Titel und Einkünfte haben ihre Quelle im Nepotismus. Im Laufe des 17ten Jahrhunderts haben Paul V, Urban VIII, Innocenz X, Alexander VII, Clemens IX, Innocenz IX die Borghese, die Barberini, die Pamfili, die Chigi, die Rospigliosi, die Odescalchi creirt. Die Besitzungen der Borghese, welche einen ziemlich hübschen Fleck auf der Karte Europa's ausmachen, beweisen uns daß Paul V kein entarteter Oheim war. Die Päpste haben die Gewohnheit ihre Verwandten zu adeln beibehalten: allein das Aergerniß ihrer Freigebigkeiten haftet an Pius VI, dem Stifter der Familie Braschi (1775—1800).

Die letzte „Lieferung" umfaßt Banquiers, wie die Torlonia und die Ruspoli; Kornhändler, wie die Antonelli: Müller, wie die Macchi; Bäcker, wie die Herzoge Grazioli; Tabakhändler, wie den Marchese Ferrajuoli, und Pächter, wie den Marchese Calabrini.

Ich füge, des Andenkens halber, noch die Fremden, Adelige oder Unadelige, bei, welche eine Besitzung kaufen und obendrein noch einen Titel erhaschen. Erst vor kurzem ist ein französischer Landjunker, der ein wenig Geld hatte, als römischer Fürst aufgewacht, und nun ebenbürtig den Doria, Torlonia und dem Bäcker Herzog Grazioli. Denn sie sind, von dem Tag an welchem der h. Vater ihre Pergamente unterzeichnet hat, alle gleich. Welches auch der Ursprung ihres Adels und das Alter ihres Hauses sey, sie gehen fort, Arm in Arm, ohne sich um den Vorrang zu streiten. Sie heirathen unter einander, auf die Gefahr hin ihren Vorfahren ein Aergerniß zu geben. Die Namen Orsini, Colonna, Sforza finden sich in buntem Untereinander vereinigt in der Familie eines ehemaligen Lohnbedienten. Der Sohn eines Bäckers heirathet die Tochter eines Lante de la Rovera, Enkelin eines Fürsten Colonna und einer Prinzessin von Savoyen-Carignan. Der Hader der Fürsten und Herzoge, welcher unsern Saint-Simon in so lebhafte Leidenschaft versetzte, wird sich, glaubet mir, in der römischen Aristokratie niemals erneuern.

Haben sie ein höher gestelltes Herz? Ich weiß nicht. Es ist schon sehr lange her seit sie keine Proben mehr auf den Schlachtfeldern abgelegt haben. Gott verbietet ihnen den Zweikampf. Die Regierung predigt ihnen sanfte Tugenden. Es fehlt ihnen nicht an einer gewissen

großthuerischen und theatralischen Hochherzigkeit. Ein Piombino schickt seinen Gesandten auf die Wiener Conferenzen, und weist ihm 100,000 Fr. Repräsentationskosten an. Ein Borghese offerirt zur Feier der Rückkehr Pius' VII der römischen Canaille ein Bankett von 1,200,000 Fr. Fast alle römischen Fürsten öffnen dem Publicum ihre Paläste, Villen und Gallerien. Der alte Sciarra verkaufte allerdings die Erlaubniß seine Gemälde zu copiren, allein er war ein verrufener Geizhals, der keinen Schulunterricht genossen hat.

Fast alle üben die Tugenden der Mildthätigkeit, ohne viel Auswahl, aus Hochmuth, Patronage, Gewohnheit, Schwäche, weil sie keine abschlägige Antwort zu geben wagen. Sie sind nicht böse, sondern gut; ich bleibe bei diesem Wort, aus Furcht zu weit zu gehen.

Nicht allen fehlt es an Geist und Einsicht. Von dem Fürsten Massimo sagt man er habe einen gesunden Menschenverstand, und von den beiden Caëtani rühmt man ihre Geschicklichkeit in Wortspielen. Santa Croce, obschon ein etwas närrischer Kauz, ist doch kein gewöhnlicher Mensch. Allein welch schlechte Erziehung hat ihnen die Regierung gegeben! Diejenigen welche nicht die Kinder der Priester sind, sind mindestens deren Zöglinge, und man hat sich alle Mühe gegeben daß sie nichts lernen.

Holt einen Seminaristen in St. Sulpice, gebt ihm eine angemessene äußere Bildung, lasset ihn bei Alfred oder bei Poole kleiden, hängt ihm einige Juwelen von Mortimer oder Castellani um, lehrt ihm ein wenig Musik und Reiten — und ihr habt einen römischen Fürsten, der den andern wohl nicht nachstehen wird.

Ihr vermuthet vielleicht daß diese inmitten so vieler Meisterwerke erzogenen Leute sich für die Künste interessiren und einigermaßen Kenner derselben sind: ihr täuscht euch. Dieser ist nur dann in den Vatican gegangen wenn er Besuche machen wollte; jener kennt seine Gallerie nur aus den Berichten seines Intendanten; ein dritter hatte die Katakomben, ehe er zum Papst ernannt wurde, nie gesehen. Sie tragen eine, zum guten Ton gehörende, elegante Unwissenheit zur Schau.

Ich habe nun ziemlich viel über das Herz, den Geist, die Bildung des römischen Adels gesprochen, und will noch ein paar Worte über die ihm zur Verfügung stehenden Einkünfte sagen. Ich habe eine Liste vor mir liegen, welche ich für authentisch halten kann, denn ich habe sie selbst an zuverlässigem Ort abgeschrieben. Sie umfaßt die reinen, disponiblen Einkünfte der vornehmsten Familien Roms. Ich entnehme derselben die auffallendsten Ziffern: Corsini 500,000 Fr., Borghese 450,000 Fr., Ludovisi 350,000 Fr., Grazioli 350,000 Fr., Doria 325,000 Fr., Rospigliosi 250,000 Fr., Colonna 200,000 Fr., Odescalchi 200,000 Fr., Massimo 200,000 Fr., Patrizi 150,000 Fr., Orsini 100,000 Fr., Strozzi 100,000 Fr., Torlonia und Antonelli unbegränztes Einkommen.

Damit ist indeß nicht gesagt daß Hr. Grazioli z. B. für sich ganz allein fast eben so reich sey wie der Fürst Borghese mit seinen beiden Brüdern Aldobrandini und Salviati. Allein alle einigermaßen alten Familien sind mit tausend erblichen Lasten überbürdet, welche ihr Einkommen auffallend vermindern. Sie unterhalten Capellen, Kirchen, Hospitien, Collegien und ganze Capitel fetter Kanoniker, während die Adeligen jüngsten Datums den Ruhm oder die Sünden ihrer Vorfahren nicht zu bezahlen haben.

Sey dem wie ihm wolle, diese Liste beweist euch daß der römische Adel, wie in allem, nur mäßige Reichthümer besitzt. Er ist nicht bloß außer Stande die Concurrenz mit der arbeitsamen Bourgeoisie von London, Basel oder Amsterdam auszuhalten, sondern er ist unendlich weniger reich als der Adel Rußlands oder Englands. Liegt der Grund etwa darin daß ein Rechtsgesetz wie das unsrige unaufhörlich die großen Vermögen theilt? Nein. In den päpstlichen Staaten ist das Altersrecht, wie alle Mißbräuche der guten alten Zeit, in Kraft. Man sorgt für die Jüngern so gut man kann, man stattet die Töchter aus wie man will: es ist nicht die Billigkeit der Eltern welche die Familien zu Grunde richtet. Man sagt sogar der Aeltere sey nicht verpflichtet beim Tode des Jüngern Trauer anzulegen: Schwarztuchsparsamkeit! Gesetzt dem sey so, warum sind dann die römischen Fürsten nicht reicher? Ich finde dafür zwei vollgültige Gründe: das Bedürfniß zu prunken, und die schlechte Verwaltung. Die Prunksucht, eine römische Krankheit, will daß jeder Edelmann einen Palast in der Stadt und einen Palast auf dem Lande habe, Carrossen, Pferde, Lakaien und Livreen besitze. Man entbehrt Matrazen, Wäsche und Lehnstühle, aber eine Gemäldegallerie ist unumgänglich nöthig. Man braucht nicht alle Sonntage ein Huhn im Topfe, muß aber zur Annehmlichkeit der Fremden einen mit Quadersteinen angelegten Garten haben. Diese künstlichen Bedürfnisse verzehren das Einkommen, und schmälern oft selbst das Capital. Indeß kenne ich fünf oder sechs Besitzungen welche den Verschwendungen eines Königs gewachsen wären, wenn sie nach englischer oder einfach nach französischer Weise verwaltet würden; wenn der Eigenthümer mit eigenen Händen handelte und mit eigenen Augen sähe, wenn er nicht zwischen sich und seinem Landgut eine Schaar Vermittler bestehen ließe, die alle sich auf seine Kosten bereichern.

Damit soll indeß nicht gesagt seyn daß die römischen Fürsten ihre Angelegenheiten wissentlich dem Verfall entgegen gehen lassen. Man hüte sich sie auf gleiche Linie zu stellen mit jenen Grandseigneurs des alten Frankreichs, welche beim Schiffbruch ihres Vermögens lächelten, und sich durch ein Bonmot und einen Fußtritt an ihrem Intendanten rächten. Der römische Fürst hat Bureaux, Cartons, Beamtete; er schließt sich alle Tage einige Stunden in seine Kanzlei ein; er verificirt Rechnungen, schüttelt den Staub von seinen Füßen, und unterzeichnet. Allein da er weder fähig noch unterrichtet ist, so dient sein Geschäftseifer nur dazu die ihn umgebenden Schurken ihrer Verantwortlichkeit zu entbinden. Man hat mir einen Edelmann genannt der ein ungeheures Vermögen geerbt hatte, der die Arbeit eines Beamten, welchen er um 1200 Fr. Gehalt haben konnte, selbst übernahm, der seinem Bureau bis ins späteste Alter treu blieb, und, ich weiß nicht ob welches Administrationsfehlers, zahlungsunfähig starb.

Haben die römischen Adeligen ihre letzten Prüfungen gemacht und ihre Unwissenheitsdiplome erhalten, so kleidet man sie nach Londoner Mode, und läßt sie auf den öffentlichen Spaziergängen herumstreunen. Sie treten dann das Pflaster des Corso ab, und zeigen sich in den Baumgängen des Pincio, der Villa Borghese und der Villa Pamfili. Ihre Spaziergänge dauern lange und wiederholen sich oft, zu Fuß, zu Pferd, zu Wagen, mit einem spanischen Rohr, einer Reitpeitsche und einer Lorgnette in der Hand, bis man sie verheirathet. Fleißig in der Messe, treu dem Theater, sieht man sie lächeln, gähnen, Beifall klatschen und das Zeichen des Kreuzes machen, ohne Leidenschaft. Fast alle sind in die Verzeichnisse einer oder zweier andächtiger Brüderschaften eingeschrieben, gehören aber zu keinem Club. Sie spielen schüchtern, unterhalten keine Tänzerin, trinken ohne Begeisterung und richten sich nicht mit Wettrennen zu Grunde — ein musterhaftes Benehmen, dem man

nicht Lobsprüche genug ertheilen kann; allein die Puppen welche Papa und Maman sagen, debauchiren ebenfalls nicht.

Eines schönen Morgens sind sie fünfundzwanzig Jahre alt. In diesem Alter hat ein Amerikaner zehn Gewerbe getrieben, vier Vermögen, ein Falliment, zwei Feldzüge gemacht, einen Proceß plädirt, eine Religion geprедigt, sechs Menschen mit Revolverschüssen getödtet, eine Negerin befreit und eine Insel erobert. Ein Engländer hat zwei Thesen durchgesetzt, ist einer Gesandtschaft gefolgt, hat ein Comptoir gegründet, eine Katholikin bekehrt, die Reise um die Welt gemacht und Walter Scotts sämmtliche Werke gelesen. Ein Franzose hat eine Tragödie in Reimen gemacht, in zwei Journalen geschrieben, drei Degenhiebe erhalten, zwei Selbstmorde versucht, vierzehn Ehemänner hinters Licht geführt und neunzehnmal seine politische Ansicht gewechselt. Ein Deutscher hat vierzehn seiner vertrautesten Freunde mit einer Schmarre gezeichnet, sechzig Tonnen Bier und die Hegel'sche Philosophie verschlungen, elftausend Couplets gesungen, eine Magd bloßgestellt, eine Million Pfeifen geraucht und an zwei Revolutionen theilgenommen. Der römische Fürst hat nichts gethan, nichts gesehen, nichts gelernt, nicht geliebt, nichts erduldet. Man öffnet das Gitter eines Klosters, man nimmt ein junges Mädchen heraus das ebenso viel Erfahrung besitzt wie er, und diese beiden Unschuldigen knieen vor einem Priester nieder, der ihnen gestattet das Geschlecht fortzupflanzen.

Ihr glaubt vielleicht ein solches Verfahren werde eine schlechte Haushaltuug zur Folge haben? Nein. Indeß die junge Frau ist hübsch. Die Langweile des Klosters hat ihr Herz nicht dergestalt abgestumpft daß sie unfähig ist zu lieben; ihr ungebildeter Geist entwickelt sich bei der Berührung mit der Welt von freien Stücken. Sie fühlt bald die Nichtigkeit ihres Gemahls. Je mehr seine Erziehung verabsäumt worden, desto mehr Aussichten hat sie Frau, d. h. verständig, liebend, reizend zu bleiben. Ach, der Fürst wäre ein beklagenswerther Mann wenn wir uns in Wien oder Paris befänden.

Allein jener hohe und breite Dämpfer welchen der Himmel über die Stadt Rom ausgespannt hält, erstickt selbst die zartesten Flammen der Leidenschaft. Wäre der Vesuv dort, er würde seit vierzig Jahren erkaltet seyn. Die römischen Fürstinnen sind bis ans Ende des achtzehnten Jahrhunderts in aller Mund gewesen. Ihre Galanterie hat unter der französischen Herrschaft gleichsam militärische Allüren angenommen: sie bewunderten im Café Neuf ihre Liebhaber welche Billard spielten. Allein die Heuchelei und die Moral haben seit der Restauration unermeßliche Forschritte gemacht.[1] Die seltenen Personen welche der Chronique scandaleuse Stoff liefern, haben die Sechzig überschritten, und ihre Abenteuer sind auf die Geschichtstafeln eingegraben, zwischen Austerlitz und Waterloo.

Die junge Fürstin welche wir so eben verheirathet haben, wird den Anfang damit machen daß sie ihrem Gemahl mehrere Kinder schenkt, und die kleinen Wiegen halten die Liebe abseits. In fünf oder sechs Jahren, wenn sie Muße hat an böses zu denken, wird die Welt ihr Füße und Hände binden. Wollt ihr eine Probe von ihren Wintertagen? Aufstehen, Toilette, Frühstücken, Kinder, Gemahl nehmen ihr den Morgen hinweg. Von 1 bis 3 Uhr gibt sie die Besuche heim welche sie erhalten, und zwar in derselben Form in welcher sie dieselben empfangen hat. Die größte Höflichkeit die man erweisen kann, ist daß man die Leute selbst sieht, die zweite daß man ihnen seine Visitenkarte selbst überbringt ohne bei ihnen einzutreten; die dritte daß man sie ihnen durch einen eigens hiefür bestimmten Diener übersendet. Um 3 Uhr Spaziergang in der Villa Borghese, wo man mit den Fingerspitzen alle die Freunde grüßt die man etwa hat. Um 4 Uhr begibt man sich an den Pincio hinauf; um 5 Uhr defilirt man auf dem Corso. Die ganze Gesellschaft, ohne Ausnahme, verurtheilt sich zu diesem dreifachen Spaziergang; wenn eine einzige Person dabei fehlte, würde man ihren Gemahl fragen ob sie unbäßlich sey. Die Nacht kommt heran; man kehrt zurück, speist, kleidet sich um in die „Welt" zu gehen. Jedes Haus hat einmal in der Woche seinen Tag. Reiner und einfacher Empfang, ohne Spiel, ohne Musik, ohne Conversation, Austausch von Complimenten und banalen Redensarten: man gibt von Zeit zu Zeit einen Ball, um dieses Eis zu brechen, und die Langweile abzuschütteln. Arme Frauen! In einem Leben so voll und so leer gibt es keinen Platz für die Freundschaft. Zwei Jugendfreundinnen, welche in dem nämlichen Kloster erzogen worden und beide in derselben Welt verheirathet sind, werden sich alle Tage zu jeder Stunde begegnen, und in einem Jahr keine zehn Minuten finden um vertraulich mit einander zu plaudern. Die Geistreichste, die Beste ist nur durch ihren Namen, ihren Titel und ihr Vermögen bekannt; man beurtheilt ihre Schönheit, ihre Toilette und ihre Diamanten; niemand hat Anlaß oder Muße einen Blick in das Innerste ihrer Seele zu werfen. Eine wahrhaft ausgezeichnete Frau sagte zu mir: „Wenn ich in diese Salons eintrete, werde ich ganz dumm; das Nichts überfällt mich von dem Vorzimmer an." Eine andere, welche eine Zeitlang in Frankreich gewohnt hatte, bedauerte weinend die hübschen, so heitern und so herzlichen Freundschaften[1] welche die jungen Pariser Frauen mit einander anknüpfen.

Der Carneval kommt heran; er mischt alles untereinander, nähert aber keinen dem andern. Ist man je vereinsamter als inmitten des Gelärms und der Menge? Und dann tritt die Fastenzeit und die große Osterfeierlichkeit ein; endlich flieht man mit Familie aufs Land, und macht Ersparnisse in einem großen unmöblirten Schlosse. Einige lärmende Winter, einige widerwärtige Sommer und viele Kinder: das ist der Roman der Fürstinnen. Das weitere besagt der Beichtvater.

Man muß sich aus Rom entfernen um den wahren Adel zu finden. Man trifft da und dort in der Provinz des Mittelmeers eine herabgekommene Familie, die mühsam von den Einkünften irgend eines Landguts lebt, und welcher die reichern Nachbarn eine gewisse Achtung zollen. Das Volk weiß ihr Dank dafür daß sie etwas gewesen, und selbst dafür daß sie jetzt unter einer mißliebigen Regierung nichts ist. Diese kleinen Provinzaristokraten, unwissend, einfach und stolz, gleichen einem im 19ten Jahrhundert vergessenen Ueberbleibsel des Mittelalters. Ich spreche von ihnen nur des Andenkens halber.

Wenn ihr mir aber jenseits der Apenninen in die ruhmreichen Städte der Romagna (!) folgt, will ich euch mehr als einen Edelmann von großem Namen und altem Geschlecht zeigen, der seinen Geist und sein Feld cultivirt, der alles weiß was wir wissen, der alles glaubt was wir glauben, nichts weiter; der lebhaften Antheil an dem Unglück Italiens nimmt, und der, seine Blicke auf das glückliche und freie Europa gerichtet, von der Sympathie der Völker und von der Gerechtigkeit der Fürsten die Befreiung seines Landes hofft. Diese echten Edelleute sind mit Recht der regierenden Kaste verdächtig, denn sie werden sich mit der Bourgeoisie in die Erbschaft des Papstes theilen.

[1] Hinter dieser Boshaftigkeit liegt doch kein geringes Lob versteckt.

[1] Armes Wort!

Ein Ritt durch die Andes und durch die Pampas.

(Harpers Monthly Magazine.)

(Fortsetzung.)

Um vier Uhr Morgens brachen wir auf und stießen, nachdem wir etwa drei Meilen geritten waren, auf einen großen Trupp bivouakirender Maulthiere. Unter den Reisenden befanden sich besonders eine große Anzahl Frauen, die auf ihren auf den Boden ausgebreiteten Decken sitzend mit ihrer Toilette beschäftigt waren. Einige von ihnen hatten Kinder bei sich, die noch zu jung waren um auf einem Maulthiere zu sitzen, und diese wurden in Körben transportirt, die je zwei und zwei über den Rücken der Thiere hiengen. Ist das Gewicht des einen Korbes zu leicht, so stellt man das Gleichgewicht durch einige Steine her, und so passirt man unbedenklich die gefährlichsten Pässe. Wir wurden von den Reisenden eingeladen Kaffee mit ihnen zu trinken, die Frauen machten uns dann noch ein Geschenk mit einem Packet Kuchen und — es ist merkwürdig welchen Eindruck solche kleine Gefälligkeiten auf des Menschen Herz machen — ich verließ sie ebenfalls mit einer bessern Meinung als ich bis dahin von den Bewohnern des Landes gehabt hatte. Mit einem „Gott segne die Ladies“ brachen wir auf und ritten weiter nach der ersten der drei „Laderas,“ wie die drei gefährlichen Pässe der Andes genannt werden. Die Laderas sind sehr schmale Pfade welche an Bergen hinlaufen, die an der einen Seite perpendikulär aufsteigen, und an der andern fast eben so steil abfallen. In der That hat der Reisende, der die hundert und dreißig Meilen breite Andeskette überschreitet, die vollkommenste Gelegenheit schwierige Wege kennen zu lernen. Als mein Maulthier an der ersten der gefürchteten Laderas hinabkletterte, den Kopf zwischen den Beinen, so daß ich von seinem Nacken ebensowenig sah wie von dem jäh abfallenden Pfade, kann ich mein Gefühl nur mit dem eines Mannes vergleichen der langsam von einem steilen Dache niedergeleitet, ohne zu wissen ob die Dachrinne, wenn er sie erreicht, im Stande seyn wird ihn zu tragen. Man begreift nicht wie man sich an die Gefahren einer solchen Reise gewöhnen kann, und dennoch sitzen selbst die Frauen dieses Landes ganz sorglos auf ihren Maulthieren und schauen ohne Schwindel in die furchtbaren Abgründe in denen wilde Bergwasser brausen. Ein einziger falscher Tritt, ein Anstoßen an den Felsen, das geringste Scheuen des Thieres würden genügen Roß und Reiter in den Schlund zu stürzen, der sich neben ihnen aufthut.

Die letzte der Laderas ist die gefährlichste von allen. Der Felsen bildet hier an einer Stelle eine scharfe Ecke, um welche sich der schmale Pfad in spitzem Winkel herumbiegt und unter der sich ein Abgrund öffnet. Zum Ueberfluß liegt der Weg hier nicht in gleichem Niveau, sondern steigt an der einen Seite in einem Winkel von etwa 45 Grad, während er an der andern eben so steil abfällt. An diesem gefährlichen Punkte haben die Maulthiere ihre Hufe tief in d n nackt zu Tage liegenden Felsen eingedrückt, und von Jahr zu Jahr wird die Spur tiefer, denn die klugen, vorsichtigen Thiere folgen genau den Fußstapfen ihrer Vorgänger. Der geringste Fehltritt würde hier verderblich werden, und wir alle hielten bei diesem gefährlichen Uebergange unwillkürlich den Athem an. Selbst die Maulthiere welche die Andes am häufigsten durchwandern, passiren diese Stelle nie ohne eine große Angst zu verrathen, sie verfolgen nur mit gespitzten Ohren und tief gebeugtem Kopfe ihren Weg auf der schmalen Kante, und setzen nie einen Fuß nieder ohne die Stelle vorher sorgfältig mit der Nase und dem Hufe geprüft zu haben. Die Ecke des Felsens ist so scharf daß die Thiere ihren Körper zu einer Curve biegen müssen um sie zu umschreiten, und jeder Reisende holt tief Athem wenn er den gefährlichen Punkt hinter sich hat.

Die größten Schwierigkeiten der Reise sind nun überstanden, und vergnügt ritten wir den immer bequemer werdenden Weg in das Thal hinab. Gegen neun Uhr machten wir am Ufer eines Flusses Halt, und frühstückten von den Kuchen den uns die gutherzigen Mendozianerinnen geschenkt hatten. Bald darauf verließen wir die Ufer des Flusses, dessen Lauf wir eine Zeitlang gefolgt waren, durchschritten eine unfruchtbare, schiefrige Ebene und erreichten gegen Mittag das schöne Thal von Uspallata, dessen grüne Felder, üppiger Blätterschmuck und blinkende Gewässer nach der dreitägigen Reise zwischen öden Felsengebirgen, schneebedeckten Bergkuppen und schäumenden Sturzbächen eine wahre Erholung für uns waren.

Das Thal von Uspallata ist sechs Meilen lang und zwei Meilen breit, enthält aber nur eine einzige, aus wenigen kleinen Häusern bestehende Ansiedelung. Es ist die Zollstation von Mendoza, und der Wachtcapitän und sein munteres Weib empfangen und bewirthen die Reisenden mit großer Freundlichkeit. Man wies uns ein kleines Gebäude zum Nachtquartier an, und da ich nichts weiter zu thun wußte, so beschäftigte ich mich damit die Hunde zu zählen, die sich in dem Gehöft befanden. Ich zählte nicht weniger als zwanzig dieser wild und wie halb verhungerte Wölfe aussehenden Thiere, und es wäre dem Reisenden nicht zu rathen Nachts seine Behausung zu verlassen und sich den Angriffen dieser wüthenden Bestien auszusetzen. Der Gaucho der Ebene liebt es sich mit diesen ungeheuern Hunden zu umgeben, und man wird selten einem begegnen, dem nicht sechs bis sieben dieser Thiere folgen.

Bertoldo, welcher ebenfalls einen freien Nachmittag hatte, feierte seine glückliche Ankunft dadurch daß er sich einen „gloriosen“ Rausch trank. Wie die meisten Menschen in diesem Zustande, wurde er außerordentlich zärtlich, und nachdem er mich seiner Anhänglichkeit in den kräftigsten Ausdrücken versichert hatte, sagte er mir mit einer in seinem Zustande mehr als lächerlichen Würde und Grandezza daß in einem Punkte seine Entschlüsse unerschütterlich fest ständen, nämlich darin daß er mich nicht verlassen würde, bis er mich wohl und munter hätte in Buenos-Ayres ankommen sehen.

Unsere Betten waren im Flur des Hauses zurecht gemacht, und eben als ich und Astorga mit unserer Nachttoilette beschäftigt waren, kam der Capitän und seine Frau, um mit Don Federico Karten zu spielen. Da ich sah wie wenig ceremoniös sich die Dame benahm, glaubte ich auch keine Umstände machen zu müssen. Nachdem ich meine Vorbereitungen für die Nacht beendigt hatte, gieng ich zu den Spielern in das Zimmer, steckte mir eine Cigarre an und rauchte mich bald in Schlaf, aber nicht ehe ich gesehen hatte wie die zwanzig Dollars die ich Federico geliehen, in die Taschen des Capitäns und seiner Frau übergegangen waren.

Am nächsten Tage ritten wir weiter. Als wir kurz nach unserm Ausbruch bei einer Quelle Halt machten, zog Federico das Schreiben hervor, das ihm der Wachtcapitän für die Behörden in Mendoza mitgegeben hatte, brach das Siegel und fing an zu lesen. Ich protestirte gegen dieses Verfahren und rief Astorga auf, mich zu unterstützen, aber

zu meiner Verwunderung war dieser ganz mit Federico einverstanden. Da sich das Schreiben auf das Verzollen unseres Gepäcks bezöge, meinte er, so hätten wir das Recht es zu lesen, und ich mußte mich den Begriffen des Landes fügen. Gegen 9 Uhr erreichten wir ein hohes Tafelland, von welchem aus wir zum erstenmal die Aussicht auf die Pampas hatten, die sich am östlichen Horizont verlieren, wie ein schlummernder Ocean. Die Natur scheint durch die Andes eine Ausgleichung haben geben zu wollen für die unermeßlichen Ebenen, die sich westlich vom atlantischen Meer ausdehnen. Von dem Tafellande aus gieng die Reise durch ein zehn Meilen langes Thal, dessen frische, malerische Schönheit alles übertraf was ich bis jetzt gesehen hatte. Nach einem Ritt von ungefähr 45 Meilen erreichten wir endlich Villa Vicencio, wo wir übernachteten. Die Wirthin servirte uns Thee, und dann bereiteten wir uns zur Ruhe. Der Wirth, die Wirthin, die erwachsenen Söhne und Tochter schlugen ihre Lagerstätten in bunter Reihe an der Vorderseite des Hauses auf und krochen hinein, nachdem sie sich entkleidet, ohne unser Daseyn im geringsten zu beachten. Uns blieb nichts übrig als ihrem Beispiel zu folgen.

Als ich einmal in der Nacht erwachte, bemerkte ich daß ich einen Schlafcameraden hatte. Es war, wie sich bei genauerer Untersuchung ergab, ein in das Haus gehöriges Lama, das durch die Wärme angezogen unter meine Decken gekrochen war und sich fest angeschmiegt hatte, und gerührt durch so viel Vertrauen ließ ich es ungestört an seinem Platz. Federico, welcher so nahe der Heimath große Sehnsucht empfand das unglückliche junge Geschöpf wiederzusehen welches vor wenigen Wochen eingewilligt hatte sein Weib zu werden, trieb schon um Mitternacht zum Aufbruch, und bald hatten wir die Hügel hinter uns, die uns noch von der unfruchtbaren Ebene von Mendoza trennten. Wir durcheilten die dreißig Meilen die wir noch zurückzulegen hatten, so schnell als unsere Thiere uns tragen konnten. In der Vorstadt von Mendoza hielten wir an um uns mit Wassermelonen zu erfrischen, die hier in seltener Güte gedeihen. Alle Glieder der Familie, bei der wir abstiegen, waren, mit Ausnahme der Kinder, mit den fürchterlichsten Kröpfen behaftet — einer Krankheit, die hier zu den Landplagen gehört, und in allen Classen der Gesellschaft auf die erschreckendste Weise überhand genommen hat.

Da es in Mendoza keine Gasthäuser gibt, so waren wir, ich und Astorga, trotz unseres Widerwillens gezwungen Don Federico's Einladung anzunehmen und uns bei ihm einzuquartieren. Seine Mutter war im Besitz eines monströsen Kropfes, und der Hals seines jungen hübschen Weibes zeigte ebenfalls Spuren des entstellenden Uebels.

Mendoza, die City der Ebene, ist so versteckt von Pappeln, daß man die Stadt eigentlich erst sieht wenn man sich bereits in den Straßen befindet. Die Vorstädte von Mendoza sind sehr hübsch, statt der armen und zerfallenen Hütten, aus denen sie gewöhnlich bestehen, findet man reizende Landhäuser, beschattet von Bäumen und umgeben von Gärten, die mit Fruchtbäumen und Gemüsen bepflanzt oder mit Klee besäet sind.

Am Morgen nach meiner Ankunft sagten mir Don Federico und sein Schwiegervater, daß ich mich nach dem Polizeibureau begeben müßte um meinen Paß visiren zu lassen, daß es aber unerläßlich sey vorher die Devisa der Partei Rosas aufzustecken, welche in einem rothen Bande im Knopfloch und einer eben solchen Schleife am Hut bestand. Ich widersetzte mich letzterer Zumuthung aufs entschiedenste, mußte aber endlich, als man mir sagte daß ich ohne dieses Zeichen im Gouvernementhause gar nicht zugelassen würde, nachgeben. Nachdem ich an einigen wie Räuber aussehenden Soldaten vorübergegangen war, gelangte ich zu dem Chef der Polizei, der eine zum Anführer dieser Soldaten ganz passende Persönlichkeit zu seyn schien, und präsentirte meinen Paß. Er zeigte auf meine rothen Bänder und fragte, ob ich dieselben zu tragen beabsichtige. Nachdem ich bejahend geantwortet, entgegnete er daß dieß gegen die Instruction seines Gouvernements seyn würde, indem ich als amerikanischer Officier nicht Abzeichen tragen dürfe, die mich zum Partisan seiner Partei machten. Er citirte alte internationale Gesetze, und versuchte auf alle mögliche Weise mich von der Fortsetzung meiner Reise abzubringen. Als ich fand daß alles Hin- und Herreden unnütz war, riß ich ruhig die Bänder von meinem Hut und aus meinem Knopfloch, warf sie auf den Boden und sagte dem Chef der Polizei, er möchte gefälligst meinen Paß zurück nach Valparaiso visiren; dort würde ich Rosas durch den Chargé d'Affaires der Vereinigten Staaten wissen lassen daß man einem Marineofficier die Erlaubniß verweigere seine friedliche Reise durch die argentinischen Provinzen fortzusetzen. Diese Erklärung änderte die Sache. Der Beamte sagte, er wolle keine weitern Bedenken erheben, aber er möchte mir rathen die Devisa zu meiner eigenen Sicherheit wieder anzustecken, weil ich sonst von der Bevölkerung von Mendoza beunruhigt werden könnte. Ich erklärte daß ich es darauf ankommen lassen wollte, und gieng nicht allein trotz des fehlenden Abzeichens unbelästigt durch die Straßen, sondern auch trotz meines langen Bartes, dessen Form verpönt war, weil sie einem lateinischen U, dem Zeichen der feindlichen Unitarier, glich. Mein Triumph verursachte mir indessen doch einige Unbequemlichkeit, denn ohne die Devisa hatte ich in keinem Regierungsgebäude Zutritt, und mußte die Hülfe eines Freundes in Anspruch nehmen, um meine Briefe von der Post zu erlangen.

Ich blieb eine Woche in Mendoza, und hatte also genügende Zeit die Sitten und Gewohnheiten der Einwohner zu beobachten. Man kann kaum in einer civilisirten Stadt und zugleich so ganz aus dem Zusammenhang mit der übrigen civilisirten Welt seyn wie in Mendoza, denn an der einen Seite ist der Ort von einer Ebene begränzt, die eine Ausdehnung von beinahe 1100 Meilen hat, und nur von halbwildem Rindvieh und noch wilderen von Raub und Plünderung lebenden Indianern bewohnt ist, und an der andern Seite wird er von der Andeskette umschlossen, deren gefährliche Pässe man nur auf dem Rücken eines Maulthiers zu überschreiten vermag. So zwischen einer Wüste und einem unwegsamen Gebirg eingeklemmt, sind den Bewohnern von Mendoza in der That wenig Verkehrsmittel geboten, sie sind gleichsam zu einem trägen, unthätigen Leben gezwungen. Und warum sollte der Mendozaner auch arbeiten? Seine Bedürfnisse sind sehr gering, und die Natur bietet ihm alles was er braucht im Ueberfluß. Wenn er sein Frühstück genossen und einige Vorbereitungen zum Abendessen gemacht hat, ist es so heiß daß er sich zum Schlafen niederlegt, und was könnte er denn besseres thun? Während der heißen Tagesstunden sind alle Läden und Thüren in Mendoza geschlossen; die Straßen sind leer, nichts rührt sich, alle lebenden Wesen, Menschen und Thiere schlafen, und die Stadt scheint wie ausgestorben.

Die Mendozaner sind im allgemeinen schmutzig, und ihre Gewohnheiten oft ekelhaft. An das Zimmer in welchem ich aß, stieß ein Schlafzimmer, in welchem zur Mittagszeit die Betten noch niemals gemacht waren, und eine Anzahl schmutziger Kinder wälzten sich mit halb verhungerten Hunden am Boden. Mein Bett wurde niemals gemacht

und meine Stube niemals gekehrt während der acht Tage daß ich sie bewohnte, außer wenn ich es selbst that. Als ich eines Tages meinen Ekel nicht mehr überwinden konnte, gieng ich nach einer Posada um dort zu Mittag zu essen, aber damit war ich aus dem Regen in die Traufe gerathen, denn ich fand hier alles wo möglich noch widerwärtiger. Das Zimmer war über die Maßen unreinlich, und der junge Gaucho welcher aufwartete, war förmlich mit Schmutz bedeckt. Nichtsdestoweniger hatte der zerlumpte Bursche Sporen an die nackten Füße geschnallt, um zu zeigen daß er zur Noblesse der Pampas gehöre und daß er sich nur zweitweilig hier befinde, während sein eigentlicher Platz auf dem Rücken eines Pferdes sey.

Mendoza zählt etwa 12,000 Einwohner; die Stadt bietet außer seiner schattigen Alameda, der öffentlichen Promenade, welche aus mehrern Reihen von Pappeln besteht und von einem kühlenden Bache bespült wird, nichts bemerkenswerthes, und auch diese Promenade ist vernachlässigt und hat dadurch von ihrer ursprünglichen Schönheit viel verloren. An Sommerabenden ist sie von zahlreichen Spaziergängern belebt und bietet einen sehr eigenthümlichen Anblick. Männer und Frauen sitzen auf Bänken, die sehr kunstlos aus Erde gebildet sind und rauchen Cigarren oder essen Eis, während andere im Schatten der Pappeln am Ufer des Baches auf- und abwandeln, und eine Musikerbande die beliebtesten Weisen des Landes aufspielt. Den eigenthümlichsten Theil des Schauspiels bilden aber jedenfalls die Frauen, die sich längs dem Ufer des Flusses baden. Frauen und Mädchen jeden Alters tummeln sich gänzlich nackt in dem nicht mehr als knietiefen Wasser so harmlos und ungenirt, als befänden sie sich in der vollkommensten Einsamkeit. Wohin man blickt fällt das Auge auf den zusammengeschrumpften Körper einer Matrone, auf die fehlerlosen üppigen Formen eines achtzehnjährigen Mädchens, oder auf die ungeschickte Gestalt eines nackten Kindes. Shakspeare sagt:

„The chastiest maid is prodigal enough,
If she unmasks her beauties to the moon.“

Aber Shakespeare kannte weder die Damen von Mendoza noch den ganzen Umfang ihrer Freigebigkeit. In den Morgen- und Abendstunden baden Männer und Frauen längs der Promenade ohne jede Bekleidung und mit der größten Gleichgültigkeit bunt durcheinander. Für den Fremden ist das Schauspiel nicht wenig überraschend, die Mendozaner aber betrachten es mit derselben Indifferenz, mit der sie eine Anzahl von Kindern baden sehen würden. Die Abkühlung in dem frischen Wasser des Bergstroms gehört für sie zu den unabweisbarsten Bedürfnissen des Lebens, und sie befriedigen es auf die einfachste Art, die ihren Begriffen nach durchaus nichts anstößiges hat.

Meine tägliche Lebensweise in Mendoza war außerordentlich einfach. Morgens gegen acht Uhr brachte mir eine Magd den Thee in einer kleinen mit Silber beschlagenen Kürbißflasche, aus welcher er vermittelst eines silbernen Röhrchens getrunken wurde. Dann stand ich auf, oder schlief nochmal ein bis zu dem Frühstück um 10 Uhr. Die Zeit zwischen diesem Imbiß und dem Mittagessen brachte ich mit einem Engländer und einem schottischen Arzte zu, die ich in Mendoza kennen lernte, und nach dem Diner hielt ich die unvermeidliche Siesta. Gegen Untergang der Sonne, wenn die Temperatur etwas erträglicher war, ritt ich spazieren in der Umgegend, die sehr gut cultivirt und vielfach mit schattigen Bäumen bepflanzt ist. Die Vegetation ist außerordentlich üppig, und besonders prächtig sind die Weinpflanzungen, in denen die köstlichen Früchte bis zur Erde hängen.

Bei diesen Streifereien stieg ich oft in den Landhäusern reicher Bürger ab, die sich für den Sommer aus der Stadt hieher zurückgezogen hatten, und nahm ihre Gastfreundschaft in Anspruch, indem ich mit dem Vater ein Glas Caña trank, mit den Matronen, die sich über die Länge meines Bartes wunderten, eine Cigarette rauchte, und auf den wilden und doch zugleich klagenden und angenehmen Gesang der Señoritas horchte, die sich selbst auf der Guitarre begleiteten und ihre Kunstleistungen zum Besten gaben, ohne sich lange bitten zu lassen, und ohne sich hinter einer Menge müßiger Entschuldigungen zu verschanzen, wie es in civilisirteren Ländern zum guten Ton gehört. Sie wußten daß sie mir einen Dienst erwiesen, indem sie mir ihre Lieder sangen, und hatten den ganz richtigen Tact, sich nicht um diesen Dienst erst mit Bitten bestürmen zu lassen. Wenn ich von meinen Ausflügen zur Stadt zurückkehrte, besuchte ich einige Familien, deren Bekanntschaft ich gemacht hatte, und wurde dort regelmäßig mit Musik, Thee und Cigarren bewirthet. Es ist nicht nöthig daß der Gast eine Einladung abwartet oder um Erlaubniß bittet wenn er sie zu rauchen wünscht. Er zieht ruhig seine Cigarre hervor, schlägt mit Stahl und Stein, die jedermann bei sich trägt, Feuer, oder empfängt dieß aus der Hand der Wirthe, und bläst den Rauch in die Luft als ob dieß zu seinen Pflichten und Rechten gehörte. Die älteren Damen folgen gewöhnlich seinem Beispiel oder machen sogar den Anfang, während die jüngeren selten und in Gegenwart von Fremden fast nie rauchen, weil sie eine Ahnung haben daß dieser Genuß nicht überall comme il faut für Ladies ist. Will man in den feinern Häusern von Mendoza Nationallieder hören, so muß man seinen Wunsch aussprechen, denn die Weisen des Landes sind aus den Salons fast ganz durch italienische Melodien verdrängt, und ich war nicht wenig erstaunt in dieser von dem Weltverkehr abgeschnittenen Stadt, in die so wenige europäische Elemente und Sitten Eingang gefunden haben, Cavatinen und Arien aus unsern neuesten Opern zu hören. Die meisten meiner Abende brachte ich in dem Hause des Exgouverneurs, Don Tomas Godoy Cruz, zu, welcher jeden Abend „Tertulias“ gab, zu denen alle Bekannten, die einmal eine Einladung erhalten, Zutritt hatten. Sonntags war die Gesellschaft gewöhnlich sehr zahlreich, aber auch an den andern Abenden fanden sich junge Leute genug zusammen, um eine Polka oder eine Quadrille tanzen zu können, während der Gouverneur seine älteren männlichen Gäste in seinem Allerheiligsten mit Caña, Cigaretten und Kuchen bewirthete.

Ich hatte beschlossen die Reise durch die Pampas in Gesellschaft eines Couriers der Regierung zurückzulegen, und sollte dafür 45 Dollars, so wie die Fütterung für die Pferde zahlen. Da die Ausgabe für die Postpferde allein gegen 25 Dollars betrug, so war die Forderung nicht übermäßig, und wir hatten uns bald geeinigt. Am Abend vor der Abreise kaufte ich mir ein paar Sattelpistolen und ein Paar sogenannte Chifres, Ochsenhörner, die auf der Reise, je nach Bedürfniß mit Wasser oder Spirituosen gefüllt werden. Nachdem ich meine Vorbereitungen beendigt hatte, gieng ich zu Don Federico. Ich fand ihn krank und im Bett, aber doch nicht so krank daß er seine Interessen vernachlässigt hätte. Er erwähnte das Geld, das ich ihm geborgt hatte, mit keiner Sylbe, nur wie ganz zufällig bemerkte er daß sich meine Maulthiere viele Meilen weit im Lande befänden. „Gut, sagte ich, so mögt ihr sie meinem Freund dem Doctor schicken,“ und machte damit einen Strich durch die Rechnung des Burschen, der die Thiere nur fortgeschickt hatte

um mich zu zwingen sie ihm zu überlassen. Ich gab dem Doctor, als ich zu ihm zurückkam, eine Anweisung auf die Thiere. Wir brachten die Nacht rauchend und schwatzend mit einander zu, und trennten uns erst beim anbrechenden Morgen. Wenige Wochen nach dieser Nacht fand man den Doctor ermordet in seinem Bett.

Als ich bei Tagesanbruch an dem zum Rendezvous bestimmten Platze erschien, fand ich schon den Courier und den Postillon mit gesattelten Pferden auf mich wartend. Ich nahm herzlichen Abschied von den mich begleitenden Freunden, wir setzten uns in Galopp, der Wind blies frisch und kühl über die Ebene, und bald lag die alte Stadt Mendoza weit hinter uns.

Etwa neun Meilen von Mendoza hielten wir an, um frische Pferde zu nehmen; der Courier war ein großer, gutgewachsener Mann von etwa 50 Jahren, dem man es nicht ansah daß er seit 18 Jahren jeden Monat den 1100 Meilen langen Weg durch die Pampas im rasendsten Galopp zurücklegte. Sein Anzug bestand aus einer Jacke, weißen baumwollenen Beinkleidern und der Chiripe, einem am Rand mit Borten besetzten viereckigen Stück rothen Flanell, das er um die Hüften trug. Ein Panamahut, ein Gürtel, der statt mit Knöpfen, mit mexicanischen Dollars besetzt war, ein Poncho, ein paar Pistolen und ein Messer in silberner Scheide vervollständigten sein Costüm. Der Anzug des Postillons war ebenso, nur mit dem Unterschied daß alles ordinärer war. Die Obliegenheit des Postillons bestand darin daß er von jeder Station die Pferde zurückritt und das Postfelleisen transportirte, welches eine Handvoll Briefe und meine wenige Wäsche enthielt. Der Courier hatte letztere aus Bequemlichkeit zu den Briefen gepackt, und das Felleisen war dadurch zu einer so ungewöhnlichen Dicke angeschwollen daß jeder neue Postillon sein Erstaunen und seine Verwunderung über die massenhaften Mittheilungen aussprach, welche die Regierung von Mendoza dem Gouvernement von Buenos Ayres zu machen hatte. Man hatte seit der letzten Erhebung der Unitarier kein so schweres Postfelleisen im Lande gesehen.

Nach einem Ritt von wenigen Stunden war übrigens der Courier in Folge eines geschenkten Poncho, und der Aussicht auf zwei dicke Decken für den Abend, mein bester Freund. Er erklärte mir nach reiflicher Ueberlegung im Laufe des Morgens daß er, da er ein Regierungsbeamter sey, mich nicht Patron nennen könnte, sondern nur Companero, daß ich aber dennoch immer das zweitbeste Pferd, das erste Stück Fleisch, den ersten Schluck aus dem Chifre haben und nicht mit dem Satteln und Zäumen der Pferde belästigt werden solle, wofür der Courier selbst zu sorgen versprach. Schließlich sagte er mir daß wenn ich unterwegs erkranke, er nicht mit dem Postfelleisen auf mich warten dürfe, aber er gab mir zu meiner Beruhigung zugleich zu verstehen daß wir jedenfalls immer zu gleicher Zeit erkranken würden. Nachdem alles dieß zur Zufriedenheit beider Parteien abgemacht war, gab er seinem Pferd die Sporen und wir flogen im sausenden Galopp über die Ebene hin. Am Nachmittag erreichten wir das Haus eines Freundes Don Antonio's, des Couriers, welcher uns vorschlug eine kleine Siesta in seinem Hause zu halten, und erst in den kühlen Abendstunden weiter zu reiten. Da ich die ganze vorhergehende Nacht nicht geschlafen hatte, so kam mir dieser Vorschlag sehr erwünscht, und kaum hatte ich mich auf mein Lager geworfen, als ich in tiefen Schlaf versank. Vorher hatte ich jedoch noch Gelegenheit zu hören wie Don Antonio und sein Freund eine Art Leichenschau über meinen Körper hielten, und der Courier äußerte, er glaube nicht daß sein Companero im Stand seyn würde die anstrengende Reise auszuhalten — und als wir endlich gegen Abend wieder aufbrachen, konnte kein Reisender sein Roß mit größerer Sorgfalt betrachten als Antonio meine Augen, meine Mienen und die Haltung meines Rückens prüfte. Er schien über das Resultat seiner Beobachtungen erstaunt, setzte seinem Thier die Sporen in die Seite, und fort gings in rasendem Galopp, vorbei an reizenden Landhäuser, vorbei an bebauten Feldern, über Ströme und Grasgründe, ohne die Zügel anzuziehen, bis wir den kleinen Ort Retama erreichten, wo Antonio vorschlug den Aufgang des Mondes zu erwarten.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Einfluß der physikalischen Länderbeschaffenheit auf das Wesen der Völker.

Es gibt fast keinen modernen Geschichtschreiber der nicht, wenn er räumlich entfernte Begebenheiten darstellen will, vor allen Dingen ein Bild des Landes entwirft, bevor er die Zustände seiner Bewohner und die Ereignisse gewisser Zeitabschnitte schildert Man kann aber auch des Guten zu viel thun, und ein Fehler der Geschichtschreibung ist es, Völker und ihre Geschichte nur als das Product örtlicher Ursachen gelten lassen zu wollen. Solche Anschauungen werden zu Schanden an den ersten besten Beispielen. Nirgends ist die Natur so streng abgesondert und eigenthümlich als wie im Nilthal. Die Bänke dieses süßen Stromes in der Wüste vermögen allein eine Bevölkerung zu ernähren, und der Nilmesser zeigt noch heute wie vor fünf Jahrtausenden den Bewohnern ihr nächstes materielles Schicksal an. Dennoch! welche große Unterschiede zwischen den Zeiten wo die architektonischen Pharaonen herrschten, wo die Araber eine Dynastie in Kairo gründeten, und endlich heute wo alles fault und verwest. Eine Spannenlänge nordöstlich auf der Karte sehen wir Griechenland mit den entsprechenden kleinasiatischen Ufern. Dort stand und steht die Wiege seefahrender Völker, wie die Sieger bei Salamis waren, dort an dem Hellespont könnte die Hauptstadt des Morgenlandes liegen, an der nämlichen Stelle wo Byzanz lag und wo heute Konstantinopel liegt, und die türkische Flotte vermodert. Die Natur ist noch immer so gefügig wie ehemals, aber die Inhaber jener Länder sind andere geworden. Der Einfluß örtlicher Ursachen ist daher nur ein negativer. Ein Volk welches an das Steppenleben gewöhnt ist, wird immer sein nomadenhaftes Wesen behalten, es kann wie die Osmanen an die für Seefahrer prädestinirten Glieder der Continente gelangen, und wird doch nie mächtig zur See werden, während ein anderes nordisches Volk am Ufer einer der Schifffahrt abholden See, trotz Stürmen, Eis und Winter, oder vielmehr begünstigt durch diese Hindernisse, welche von früh auf zu nautischer Tüchtigkeit stählten, nach und nach alle Küsten der Nordsee sich unterwarf, und seine Fahrten frühzeitig über die Faröer nach Island, von Island nach Grönland

und nach den nördlichen Küsten von Nordamerika erstreckte. So verherrlicht sich das Genie der Völker, wenn es physikalische Hemmnisse überwältigt, und so verkündigt sich der Mangel an Begabung, wenn geographische Vorzüge völlig ungenützt bleiben. Die physikalischen Eigenschaften der einzelnen Länder bieten also verschiedene mögliche Entwicklungen dar; daß sich aber davon das eine oder das andere wirklich erfülle, gehört zu den historischen Verdiensten jeder Nation. Der Gang der Geschichte bleibt nur in allgemeinen Zügen an die physikalischen Gesetze der Erdenräume geknüpft. So entstanden die ersten großen Städte in den Thälern des Euphrat, am Nil, am Ganges, am gelben Fluß. Die Blüthen der menschlichen Gesittung lagen also damals, wie ein Essayist im Westminster Review bemerkt, auf der nördlichen Halbkugel in der Nähe des Wendekreises, und ihre mittlere jährliche Temperatur unterschied sich nicht um fünf hunderttheilige Grade. So weit unsere historische Erkenntniß hinausreicht, war die heiße Zone nie fähig Völker mit einer originellen Civilisation zu erziehen, sondern es verbreitete sich dorthin erst eine anderwärts aufgekeimte, ausgewanderte fremde Civilisation aus höheren Breitegraden. Diesen Gang hat die Geschichte in Indien befolgt, wo die Arier vom Norden her eine höhere Gesittung nach der Halbinsel brachten, die vor ihnen von einer niederen Menschenrace bewohnt wurde. Aehnlichen Erscheinungen begegnet man in Amerika. Die Cultur Mexico's begründete sich nur auf das Vorhandenseyn kühler Tafelländer unter der tropischen Sonne. Wir aber rechnen uns zu denjenigen, welche annehmen daß die Culturvölker Mittelamerika's von Norden her kamen, aus den Gebirgsländern östlich vom californischen Meerbusen, wo noch heute die sogenannten Casas grandes als die letzten Reste der Sitze verschollener Culturvölker zurückgeblieben sind. Auch die Civilisation der Incaperuaner, als deren ältester Sitz der Titicacasee betrachtet wird, schritt in der heißen Zone nur in den kühlen Thälern der Andes vor, bis sie zuletzt einen andern originellen Gesittungskreis, nämlich den der Muyscas auf dem Hochland Cundinamarca's berührte.

Es bedarf keiner Auseinandersetzung warum im Klima der Pisang- und der Brodfruchtbäume, unter beständigem Frühling, in linden Lüften die nicht einmal Bekleidung unentbehrlich machen, die Gesittung nicht über eine gewisse Stufe sich erheben konnte. Dort träumt die Phantasie der Völker aus der gemäßigten Zone sich das Paradies, ohne zu ahnen welche Armseligkeit im Grunde eine solche Affen- und Papageienwildniß beherbergt. Die menschliche Gesittung mußte also jenseits der Tropen in den Landstrichen entstehen, wo eine größere Geselligkeit nur durch angestrengte Arbeit und eine Theilung dieser Arbeit möglich war. Der erste Anfang durfte aber nicht zu sauer seyn, und deßhalb entfernte sich auch die Civilisation nicht allzu weit von den Wendekreisen nach höheren Breiten. Allmählich aber verließ die Gesittung das Klima der Palmenzone und drang bis zum Gürtel des Weinstocks vor. Noch heutigen Tages, wo die originelle Cultur fast gänzlich den Tropen sich entfremdet hat, dringt unsere Gesittung, die längst schon die Polargränze des Weinstocks überschritten hat, in höhere geographische Breiten vor, doch sind ihr sicherlich nach den Polen so gut wie nach dem Aequator zu unüberschreitbare Gränzen gesetzt. Die Ernährung in kalten Klimaten erschwert jedes gesellige Zusammenrücken der Menschen. Wo keine Brodfrüchte mehr gedeihen, wo selbst die Viehzucht aufhört, da ist der Mensch zuletzt nur auf Jagd und Fischfang angewiesen. Innerhalb des arctischen Cirkels hört selbst mit dem gänzlichen Verschwinden der Sonne, überhaupt im Winter die Jagd auf. Wir kennen durch die neuern chemischen Entdeckungen die Gründe weßhalb wir im Winter und weßhalb ganz vorzüglich nordische Völker so viele Fettstoffe verzehren. Sie dienen zu ihrer innern Erwärmung, denn es sind die brennbaren Stoffe für den Heizapparat in unserm Körper. Wenn also die Tungusen es dahin bringen bis zu 40 Pfund zerlassener Butter zu trinken oder „zarte" Kinder der Grönländer, mit denen der unvergeßliche Kane verkehrte, Klumpen rohen Wallroßfettes verschlangen, so befriedigen beide nur sehr gebieterische Bedürfnisse. Es versteht sich aber von selbst daß weder solche virtuose Buttertrinker noch gefräßige Eskimos jemals etwas für die höhere Gesittung zu leisten vermögen, ganz abgesehen davon daß ihre Zeit vollständig von den Vorbereitungen für die Jagd, von der Jagd selbst und vom Verzehren und Verdauen der Beute in Anspruch genommen wird. Dazu gibt die Westminster Review noch einen zweiten Grund. Bei niedern Temperaturen zieht sich die Haut wie alle andern Körper fester zusammen, in Folge dessen weichen die Spitzen der Nerven von der Oberfläche wo sie ausgebreitet waren zurück, ferner wird das Blut, dadurch daß die Gefäße an Durchmesser verlieren, nach dem Innern getrieben, endlich aber schließen sich die Poren der Haut und sperren den Verkehr mit der umgebenden Luft. Da nun der Grad der Empfindungen in unsern Gliedmaßen abhängt von dem Verhältniß der Gefühlsnerven womit sie versehen sind, und zweitens von der Thätigkeit des Blutumlaufes, so wird eine anhaltende Kälte nach und nach die Empfindungen abschwächen oder zuletzt gänzlich aufheben. Darauf beruht das Kunststück der Eskimos barfuß über Glasscherben zu gehen ohne das geringste Zeichen von Schmerz zu geben. Da nun aber unser geistiges Leben und Erleben eng zusammenhängt mit unserm physischen Empfinden, so muß bei arctischen oder antarctischen Völkern ein gewisser Grad von thierischer Stumpfheit immer vorherrschen.

Großen Einfluß auf die historische Physiognomie eines Volkes hat sicherlich das mittlere Durchschnittsalter. Wenn in Großbritannien das durchschnittliche menschliche Lebensalter 26 Jahr 7 Monat, in den Vereinigten Staaten 22 Jahr 2 Monate beträgt, so werden natürlich die Amerikaner alle Fehler und Vorzüge der größeren Jugend für sich haben. Etwas anderes, aber beständig verwechselt mit dem durchschnittlichen Lebensalter, ist die durchschnittliche Lebensdauer. Wenn ein Todesfall in England (1821) auf je 58, in Deutschland (1825) auf je 45, im Kirchenstaate (1829) auf je 28, und in Bombay auf je 20 Personen traf, so muß, wenn jene Verhältnisse während großer Zeiträume sich stätig wiederholen, eine eigenthümliche Mischung der Lebensalter in einer Nation eintreten. Ein reifes Alter und ein Schatz von Erfahrungen wird sich unter den Tropen viel seltener finden und überhaupt nur in gemäßigten Klimaten vorhanden seyn. Einen komischen Irrthum aber begeht die Westminster Review. Sie findet als Durchschnitt aus den Lebensaltern der zehn größten Poeten Englands von Spencer bis auf Lord Byron 52 Jahre, dagegen als Durchschnitt für die zehn letzten Kanzler Englands 76 Jahre. Daraus schließt sie dann daß Gelehrte und Juristen in der Regel 24 Jahre länger leben als Poeten. Das Trügerische dieser Ermittelung ist leicht zu finden. Unter den Dichtern wird z. B. Keats genannt, der mit 24 Jahren starb. Nun ist es einem Genie wohl möglich in jenem Alter die Zahl der nationalen Poeten, nicht möglich aber die Zahl der Justizminister vermehrt zu haben. Der Irrthum besteht also darin, daß man um Kanzler zu werden schon eine hohe Altersreife erreicht haben muß, und daß überhaupt nur zähe Naturen die Ehre der höchsten Justizposten zu er-

leben vermögen. Das nämliche gilt z. B. von den Monarchen Englands, deren durchschnittliche Lebensdauer über 64 Jahre beträgt. Man darf daraus nicht schließen daß Könige im allgemeinen alt werden, sondern umgekehrt daß nur alte Leute es bis zum Thron bringen, weil sie, wenn alles den gewöhnlichen Weg geht, den Tod ihrer Vorfahren abwarten müssen, ehe sie erben können.

Bestritten und wieder behauptet wird beständig die Rückwirkung der Landschaft und ihrer Eigenthümlichkeit auf den Charakter eines Volkes. Daß oft die großartigsten Anstrengungen der Natur ohne Erfolg auf das Gemüthsleben eines Volkes bleiben, sucht die Westminster Review dadurch zu beweisen daß ihr die Schweizer als das trivialste Volk der Welt erscheinen, und daß sie in einer erhabenen, auserlesen schönen Natur weder in Musik noch in Poesie sonderlich viel geleistet haben. Die Eindrücke anderer Reisenden werden dieses Urtheil bestätigen, besonders weil etliche Schweizer aus schmutzigem Gelderwerb an vereinzelten Aussichtspunkten Schlagbäume errichtet haben, die sich nur gegen Silber öffnen. Kein Geld kein Schweizer! Seltsame Dinge kann man oft aus dem Munde des ungebildeten Volkes dort vernehmen. So ergieng es kürzlich dem Verfasser an einem Badeort, in einer der holdesten Landschaften der Schweiz, daß ihn ein Eingeborner nach der Heimath fragte, und auf erfolgten Bescheid seufzend antwortete: „Ja, in Deutschland soll es schön seyn, je weiter man hinaus (nach Norden) kommt, desto besser wird es. Wir haben die häßlichen Berge, doch tröstet uns nur das einzige daß unser Land gesünder seyn muß, weil von euch so viel Kranke herkommen um hier zu genesen!“ Schon in früherer Zeit war es uns widerfahren daß ein Bergführer im Berner Oberland ausrief: „In Deutschland muß es viel schöner seyn als zwischen diesen engen Bergen, denn *dort sieht man doch viel Himmel.*“ Man könnte vielleicht hier eine Sehnsucht nach dem Naturgenuß einer unverkürzten gestirnten Hemisphäre finden, die man allerdings in der Tiefe der schweizer Thalspalten nicht genießt, allein jener wackere Mann meinte den sonnigen, und nicht den nächtlichen Himmel.

Doch glauben wir thut man den Schweizern Unrecht wenn man sich an Aeußerungen ungebildeter Leute hält, denn auch bei uns setzt die Empfänglichkeit für Naturgenuß schon eine gewisse ästhetische Erziehung voraus. Der gebildete Schweizer ist aber nicht unempfindlicher als der gebildete Tourist, bei dem freilich der Genuß von den Reizen der Neuheit gesteigert wird. Ob ein Volk als solches Sinn für Naturschönheiten hat, läßt sich nur aus den Namen für Naturgegenstände beurtheilen, und deren haben sich die Schweizer nicht zu schämen. Wie poetisch sind nicht die Namen der Bergspitzen in der Berner Gruppe: Finsterahrhorn, Schreckhorn, Silberhörner, Mönch, Jungfrau rc. Wir könnten die Beispiele noch vervielfältigen wenn es nöthig wäre, wollen aber statt dessen auch unserer deutschen Sprache ein nicht recht erkanntes Verdienst vindiciren. Alex. v. Humboldt hat bekanntlich als einen besondern Reichthum der spanischen Sprache es gepriesen daß sie nicht weniger als dreißig verschiedene Ausdrücke für Bodenerhebungen besitze, um verschiedene Größen und Gestalten zu bezeichnen. Die deutsche Sprache ist aber schwerlich darin ärmer, sie ist vielleicht noch reicher als die reiche spanische. Wir sprechen von *Falten* oder *Wellen*, wo uns das Wort *Hügel* oder *Gelände* noch zu viel sagen würde, für die Hügel aber die mit einem Tannenbusch gekrönt sind, haben wir den besondern Ausdruck *Hübel*. Wir unterscheiden zwischen *Höhen*, *Anhöhen*, *Höhenzügen*, *Bergen*, *Gebirgen* und *Alpen*. Den Bergen selbst geben wir Gestalt, wenn wir sie *Stufen*, *Tafeln*, *Rücken* (Hundsrück), *Grate*, *Wände* oder *Kämme* heißen. Im Gebirg selbst unterscheiden wir wieder *Köpfe*, *Kuppen* (Basalte), *Spitzen*; bei Sandsteingebirgen auch die *Nasen*. Je nachdem Bodenerhebungen mit Vegetation überkleidet sind oder nicht, nennen wir sie *Wald* (Schwarzwald, Böhmerwald, Bregenzerwald) oder *Fels*, *Felsen*, *Klippen*, *Basteien*. Für die vulcanischen Formen des Siebengebirges und des böhmischen Mittelgebirges haben wir den Ausdruck *Kegel*, und für die Vulcanformen Amerika's hat A. v. Humboldt die deutschen Ausdrücke *Dom* und *Glocke* gewählt. Kommen wir jetzt in die Alpen, so finden wir noch eine Menge malerischer Ausdrücke. Wir unterscheiden dort die *Vorberge*, von den durch die *Tauern* und *Ferner*, [1] d. h. durch schneebedeckte Berge (fälschlich Gletscher geheißen), gebildete, mittlere und wirkliche Alpenkette, wir benennen dann die einzelnen Glieder der Kette wieder als *Stock* (Bristenstock, Rothstock), *Horn*, *Gabeln*, *Zinken*, *Haken* (Schwyzerhaken), *Nadeln* (Aiguilles rouges, im Chamounipthal). Diese Formenreihe ist der Gegensatz zu den *Jochen*, den *Fluen*, den *Scharten* (Indentationen der Silhouette), ja wir haben beinahe einen Ersatz für den spanischen Ausdruck Säge (Sierra) in den schweizerischen Gebirgsnamen *Sichelkamm*. Dieß sind Ausdrücke die uns ohne langes Nachsinnen gleichsam entgegengekommen sind, die andere noch unendlich vermehren werden, die aber zu dem Beweise schon hinreichen daß sich in naturbeschreibender Fülle die deutsche Sprache mit der spanischen dreist messen kann. Um aber zu einem solchen Reichthum zu gelangen, muß man eben auch einen Reichthum landschaftlicher Gestaltungen vor sich haben. Ein Volk, welches eine Steppe bewohnt, wird nie Berge von Bergen unterscheiden, sondern die Aufmerksamkeit wird sich andern Gegenständen zukehren. So belehrt uns ein vortrefflicher Aufsatz in der „Atlantis“ [2] daß die russische Sprache eine Mehrzahl schlagender Ausdrücke für stehende und fließende Wasser besitze, so daß durch den Namen schon bezeichnet wird ob ein Wasser fischreich, ob es frei von Gewächsen, ob es mit Schilf, blühenden Potamogeton oder andern Wasserpflanzen rc. bedeckt sey.

Der eben erwähnte Essay der „Atlantis“ tritt mit einem großartigen Versuch für die vergleichende Philologie auf, indem er ähnlich wie die Naturwissenschaften durch Auffindung mittlerer Werthe die verschiedenen Sprachen nach ihren Lautbestandtheilen zu classificiren strebt. Der Vocalreichthum in Procenten ausgedrückt gibt folgende Ziffern: Sanskrit 42, Gothisch 41, Latein 44, Griechisch 46, Italienisch 45—47, neu Hochdeutsch 36, Ungarisch 41—42, Yakutisch 44. Das Verhältniß zwischen reinen und gemischten Vocalen in Procenten der reinen Vocale ausgedrückt, liefert folgende Ziffern: Sanskrit 98, Latein 97, Griechisch 81, Gothisch 70, Yakutisch 84. Läßt man A, I und U als die älteren und hauptsächlichen, E und O als die jüngern Vocale gelten, so finden sich unter 100 Vocalen wieder lange und kurze A im Sanskrit 71, im Gothischen 35, im Lateinischen 16, im Griechischen 17, im Yaku-

[1] In Tirol ist noch der Ausdruck *Kees* (Schnee) für Schneeberg, im allgemeinen zu erwähnen, z. B. Sulzbacher-Kees, Hobacher-Kees.

[2] The Atlantis, a Register of Literature and Science, conducted by members of the Catholic University of Ireland. No. III. Influence of Physical Causes, on Languages, Mythology etc. 1859. Die „Atlantis“ ist eine katholische Vierteljahrsschrift, welche seit Mitte vorigen Jahres in London erscheint, und an Gediegenheit bis jetzt ihre ältern britischen Geschwister, die Edinburgh-Quarterly und Westminster-Reviews weit übertrifft, leider aber sich mit etwas allzu abstrusen Gegenständen beschäftigt, welche der Popularität dieser Zeitschrift nicht günstig sind.

tischen 29. Das Gothische besitzt dann 4 E's und 18 J's, das Lateinische 24 E's und 27 J's, das Griechische 32 ε's und η's aber nur 7 ι's. (Warum ε und η zusammengeworfen werden, ist der Aussprache des η wegen schwer erklärlich.) Man kann dann die Classification bei den Consonanten fortsetzen, wobei auch noch besonders zu beachten wäre daß einzelne Laute mancher Sprachen gänzlich fehlen, wie z. B. im Lateinischen die Aspiratä, im modern Italienischen die Hauchlaute H und Ch, im Chinesischen das R, in den samojedischen Mundarten mit Ausnahme des Ostjakischen das Ch, und wiederum in der Tawgy Mundart des Ostjakischen das P. Das Vorherrschen der Dentalen S, L, R, D, T gibt der deutschen Sprache eine ebenso charakteristische Eigenheit, wie die Ueberlegenheit der Gaumenlaute den slawischen Sprachen. Durch solche mathematische Untersuchungen würden wir zuletzt eine Geographie der Sprachlaute erhalten, ja wir könnten auch an den seculären Veränderungen in der Statistik dieser Laute entdecken, welcher phonetischen Umbildung irgendeine Sprache entgegenreife. Unser Verfasser glaubt ferner daß die Sprache vollständig die äußere Natur abspiegele, so daß, wenn ein Volk zuerst in einem lieblichen, an Hügeln, Busch und sanften Gewässern reichen Lande gesessen, und dann in Steppen voll heftiger meteorologischer Gegensätze und durchfegt von Orkanen vertrieben worden sey, nach und nach alle sanfteren durch gewaltsamere Laute verdrängt werden. Daß Klima und der Luftdruck auf Stimme und Gehör Einfluß haben, und mit den physikalischen Veränderungen auch die Sprachen selbst sich verändern, ist höchst wahrscheinlich. Ein auffallender Unterschied herrscht schon zwischen den Gesängen der deutschen Bergleute wo Baß und Tenor ausschließlich vorherrschen, und den hohen Falsettonoten der Alpenjodler. In großen Städten, meint unser Verfasser, soll die Erfindung des Pflasters und der Luxusequipagen einen Druck auf die Lautentwicklung der Mundarten geübt haben, insofern sie nöthigte die Stimme zu höheren Tönen anzustrengen und die Laute zu schärfen, namentlich die Frequenz des I-lautes auf Kosten der andern Vocale zu steigern.

Ein hübsches Beispiel, wie sich der Charakter der Länder in der Sprache der Bewohner wiederspiegelt, findet unser Verfasser in dem Wort otu, welches im Jakutischen einen Lagerplatz bedeutet, und bezeichnend genug aus ot Gras und u Wasser zusammengesetzt ist. In diesem philologischen Experiment spiegelt sich vollkommen das nomadische Leben turkischer Völker auf den Steppen Centralasiens ab. Die Osmanen bildeten aus otu ordu, ein Ausdruck der in die deutsche Sprache sich eingeschlichen hat (Horde). Die Osmanen besitzen aber auch das Wort otagh, welches ebenfalls aus Ot-u entstanden ist, aber nun nicht mehr Gras und Wasser der Steppe, sondern das königliche Zelt, den Mittelpunkt eines Heerlagers bezeichnet.

So kann auch aus der Geschichte einer Sprachwurzel zurückgeschlossen werden auf die Geschichte, ja auf die Wohnsitze einer Sprachenfamilie und die Wanderungen ihrer einzelnen Glieder. Die Wurzel dri oder dru für Baum findet sich fast in allen indogermanischen Sprachen, nämlich: druh, druma (Gesträuch) im Sanskrit, dru im Zend, δρυμός (Wald, Eichenwald) im Griechischen, triu im Gothischen, trio, treo im Altsächsischen, tree im Englischen, dirakht im Persischen, derevo, drevo im Russischen, dervus oder der (Gehölz) im Kymrischen. Man leitet nun gewöhnlich die eben aufgezählten Substantiva von drih ab, was wachsen im Sanskrit bedeutet, driddhi heißt dann firmus, fest. Im Zend findet sich deregh, derez, für wachsen, daragha lang, dareza fest. Im Kymrischen heißt dur am Feuer gehärtet, Stahl; durawl dicht, hart, devr und drud stark, kühn. Im Lateinischen haben wir durus, im Altfranzösischen dru, im Deutschen dauern und dauerhaft, im Griechischen θάρσος, θρασύς immer mit der Bedeutung von etwas erhärtetem, und man kann noch hinzufügen daß im Albanischen dhras dick, im Litauischen drûtas fest und stark bedeutet. Die vergleichende Philologie liebt es Stammwurzeln auf Zeitwörter zurückzuleiten, hier also wäre dru Baum, aus drih wachsen entstanden. Allein unser Verfasser in der Atlantis meint die Sprachbildung sey den umgekehrten Weg gegangen, sie habe zuerst die Gegenstände unterschieden und dann erst ihre Thätigkeit. Die Vorstellung vom Baum sey älter als die Vorstellung vom Wachsen, die überhaupt erst längere Beobachtung verlangt, so daß also aus dru Baum erst drih wachsen entstanden sey. Baum ist jedoch wieder eine Collectivbezeichnung, und diese können nur die Producte reiflichen Beobachtens, Unterscheidens und Nachdenkens seyn. Die specifischen Namen, nimmt unser Verfasser an, sind älter als die allgemeinen Namen, denn alle Reisenden sollen bestätigen daß specifische Bezeichnungen bei rohen Völkern sich früher finden als die allgemeinen, so daß also durch Sonderausdrücke ein Volk viel früher eine Tanne von einer Linde, als beide zusammen als Bäume von Gras und Stauden, und alle diese Formen zusammen als Pflanzen von Thier und Gestein hätten unterscheiden lernen. Wer diese Ansicht gelten läßt, dem muß es höchst bedeutungsvoll erscheinen daß die Eiche im Griechischen δρῦς, in Irischen Wortverbindungen dur, im Kymrischen und Cornischen dar, derv, dero heißt. Die Lostrennung der celtischen Völker von der indogermanischen Familie geschah früher als das Wegziehen der Griechischen, wenigstens nimmt man es an. Beide Stammeszweige haben die alte Wurzel mit der specifischen Bedeutung festgehalten, und es ist die höchste Wahrscheinlichkeit dafür daß der Wortstamm dri vor der Trennung der Indogermanen die Eiche bezeichnete. Wird dieß zugestanden, so darf man daraus zwei Schlüsse ziehen: erstens daß die Indogermanen ursprünglich Räume bewohnten wo die Eichen sich reichlich vorfanden, und zweitens daß diejenigen Völker, bei denen der Ausdruck allmählich von einer Baumgattung sich zum Begriff einer Pflanzenform erweiterte, durch Gegenden gewandert seyn müssen wo kein Eichenwuchs mehr vorkam. Unser Verfasser gelangt daher zu dem scharfsinnigen Schluß daß die Indo-Germanen vor der Trennung das eichenreiche Gebirgsland des Elburs, Gilan und Masenderan, das Küstenland am Kaspisee inne hatten, daß die Wanderung der celtischen und griechischen Stämme immer im Verbreitungsbezirk der Eichen erfolgte, wahrscheinlich also durch Kleinasien und über den Hellespont, während die anderen Stämme das kaspische Meer im Norden umgiengen und die Wolga überschritten, weil östlich vom Ural die Eiche völlig verschwindet. Aehnlich gieng auch den östlichen Ariern bei ihrem Eintritt nach Indien die ursprüngliche specifische Bedeutung von dri mit dem seltner Werden oder Verschwinden der Eichen verloren, während bezeichnend genug im Litauischen derva sogar den Begriff von Nadelholz erhalten hat, weil die Coniferen die herrschende Baumform am baltischen Meere ist. Daß die Eiche den meisten indogermanischen Völkern heilig gewesen sey, wissen wir Deutschen aus unserer Belehrungsgeschichte am besten, die Eiche war übrigens auch der Baum des Zeus, worauf der lateinische Name für Eichel (juglans, i. e. Jovis glans) unverkennbar hindeutet (?).

„Die Dichterwerke der Griechen und die raubern Gesänge der nordischen Urvölker, sagt Humboldt in den Ansichten der Natur (II. 19), verdankten größtentheils ihren eigenthümlichen Charakter der Ge-

stalt der Pflanzen und der Thiere, den Gebirgsthälern die den Dichter umgaben, und der Luft die ihn umwehte. Wer fühlt sich nicht, um selbst nur an nahe Gegenstände zu erinnern, anders gestimmt in dem dunkeln Schatten der Buchen, auf Hügeln die mit einzeln stehenden Tannen bekränzt sind, oder auf der Grasflur, wo der Wind in dem zitternden Laube der Birke säuselt? Melancholische, ernst erhebende, oder fröhliche Bilder rufen diese vaterländischen Pflanzengestalten in uns hervor. Der Einfluß der physischen Welt auf die moralische, das geheimnißvolle Ineinanderwirken des Sinnlichen und Außersinnlichen gibt dem Naturstudium, wenn man es zu höhern Gesichtspunkten erhebt, einen eigenen noch zu wenig erkannten Reiz." Ein gemeinsamer Zug weht durch die Tiefen der indogermanischen Gemüthswelt, nämlich das Gefühl der Verschwisterung mit dem still belebten Pflanzenwuchs, mit den „Brüdern in Busch und Wald." Wie in der gemäßigten Zone die Eiche der Baum des blitzeichleudernden Gottes [1] mit ihrem orakelhaft rauschenden Wipfel als der Sitz der Gottheit verehrt wurde, so hat in Indien eine religiöse Weihe zwei Bäume verherrlicht, die oft verwechselt worden sind, nämlich den Banianenbaum, die indische Feige, Ficus indica, und die Asvattha, Pipala, die heilige Feige, Ficus religiosa. Die erste, die indische Feige, ist durch ihr ewig dauerndes Wachsthum merkwürdig. „Der Stamm des Baumes, belehrt uns Lassen (Ind. Alt. I. 255), theilt sich in keiner bedeutenden Höhe von der Erde in mehrere große Aeste, welche wagrecht herauswachsen; von diesen geben Zweige (die sogenannten Luftwurzeln), die sich zur Erde senkend dort Wurzeln schlagen, an Dicke zunehmen und dann eine Stütze für den Mutterast abgeben. Der Hauptstamm wiederholt höher seine Ausbreitung in Aeste, welche wiederum ihre Luftwurzeln herabsenken, die wurzelnd einen äußern Kreis von stützenden Säulen bilden." Der Proceß des Wachsthums setzt sich nun fort, und das weltberühmte Exemplar bei Barygaza besaß vor seiner Zerstörung im J. 1783 über 1300 Nebenstämme und 3000 kleinere, so daß Heere von 6—7000 Köpfen unter diesem einzigen Baume lagern konnten. Die Kuppel der tiefgrünen, großen, einfach gestalteten Blätter ließ keinen Strahl der tropischen Sonne in die kühle Säulenhalle dringen, welche für die Andächtigen bald eine erquickliche Tempelzuflucht wurde. Neben der Baniane pflanzten aber in vorbuddhistischer Zeit die Hindu eine Pipala, die heilige Feige, indem sie feierlich der männlich gedachten indischen Feige die andere weiblich gedachte vermählten, weil sonst, so wollte es der Glaube, die Baniane keine Luftwurzeln treiben könne. „Hoch, sagt Schleiden in der Vorlesung über die Beseelung der Pflanzen, erhebt die Ficus religiosa ihre Riesenkrone über die flache Wölbung der Baniane. Die großen herzförmigen Blätter, beständig im Hauch der Lüfte spielend, lassen sie nicht bloß als Bild ernster Majestät und Größe, sondern zugleich als die Verkörperung der anmuthigsten Schönheit erscheinen." Diese Bäume zieren weder Blüthen noch tragen sie Früchte die von Menschen genossen werden, noch liefern sie ein nutzbares Holz, sie bieten dem Menschen überhaupt nichts als das Bildniß von den hohen Werken der Schöpfung, hier großartige und gebieterische, dort anmuthige und anziehende Formen. Tiefsinnig aber ist die Symbolik, die sich an das Wachsthum dieser Feigenarten knüpft. Der Banianenbaum, in die Jahrtausende fortwachsend, ohne Ende sich verjüngend, ruhig und unerschütterlich, ist ein Bildniß der Ewigkeit, während das rastlos zitternde Laub der Asvattha oder heiligen Feige zum Bildniß des ewig bewegten Lebens diente. Beide Bäume sind nun oft genug verwechselt worden von Botanikern die nicht Orientalisten von Orientalisten, die nicht Botaniker waren. Ritter irrte darin daß er in seinem gelehrten Aufsatz über Ficus ind. und relig. (Asien VI, Vorderindien IV, Absch. §. 108 S. 656—688) die Asvattha, die Zitterfeige der Vedas für den Banianenbaum hielt, weil die erstere keine Luftwurzeln treibe, und Lassen irrte daß er, weil die heilige Feige avâkçâkha mit abwärts gerichteten Zweigen genannt wird, daraus schloß sie möge bisweilen doch, obgleich es alle Botaniker verneinen, Luftwurzeln treiben. Die meisten tropischen Feigenbäume besitzen Wurzelfäden, die von den Zweigen herabhängen, das wesentliche und charakteristische ist aber daß diese Wurzeln lang genug werden um in dem Boden fest wurzeln zu können, und solche Luftwurzeln besitzt, wie Schleiden erklärt, die heilige Feige nicht.

Beide Bäume wurden ehemals gemeinsam verehrt, wenn aber, meint Lassen, einem von beiden der Name der heiligen Feige ausschließlich gehören sollte, so gebührt er der Pipala, der Zitterfeige, während Ritter irrthümlich den Banianenbaum für den heiligen hielt. Nach Buddha's Tod theilte sich die Verehrung der Hindu: der Banianenbaum wurde von den Brahmanen, die Pipala oder Zitterfeige vorzugsweise von den Buddhisten verehrungswürdig gehalten. Schleiden gibt dafür einen wissenschaftlichen Grund an. Die Baniane gedeiht nicht recht oder gar nicht in Ceylon, wohl aber die Zitterfeige, und da nun Ceylon bis auf den heutigen Tag die feste Burg des Buddhismus geblieben ist, so erklärt sich die Vorliebe der Schüler Çakjamuni's für die Ficus religiosa. Aus Reaction wandten sich umgekehrt die Brahmanen inniger der indischen Feige zu, die das buddhistische Klima verschmähte, und so darf man jetzt, wenn auch mit Vorsicht, aus der Verbreitung des indischen Feigenbaumes über andere Länder auf die Verbreitung des Brahmanenthums überhaupt schließen. Schon der Name Banianenbaum deutet darauf hin, weil man den Baum überall fand, wohin Banianen, d. h. Hindu der Kaufmannskaste gelangt waren und den Baum verpflanzt hatten, der dem Menschen nichts gewährte als die Befriedigung eines religiösen Bedürfnisses.

[1] Die Eiche soll nach genaueren statistischen Zählungen relativ, das heißt je nach ihrer örtlichen Zahl und dem von ihr beherrschten Raum wohl zehnmal öfter vom Blitz getroffen werden als andere Bäume.

Eine kleine Sammlung von Ausdrücken aus dem canadisch-französischen Dialekt.

(Von J. G. Kohl.)

Die Franzosen, welche seit Champlains Zeiten, seit dem Anfang des 17ten Jahrhunderts, in Canada als Colonisten angesiedelt wurden, stammten bekanntlich meistens aus den Häfen der Bretagne und Nor-

mandie. Ihre Nachkommen haben in gewissem Grad noch heutiges Tages in Sitte, Kleidung, häuslicher Einrichtung das Gepräge der Bauern, Soldaten, Bürgers- und Landedelleute jener Provinzen zur Zeit Heinrichs des Vierten. Vor allen Dingen aber auch in ihrer Sprache.

In dieser letzteren Beziehung sind sie fast wie eine Uhr, die man auf die Reise nahm, die aber die Erschütterungen der Fahrt nicht ertrug, stehen blieb, und im fremden Lande noch mit dem Weiser auf die Stunde der Abfahrt aus dem Vaterland zeigt.

Nicht nur mit den französischen Canadiern, sondern auch mit andern aus Europa nach der neuen Welt verpflanzten Colonisten, z. B. mit den Holländern im Staat New-York, hat sich ähnliches zugetragen. Ein Amerikaner von holländischer Abkunft aus der Stadt Albany in besagtem Staat war vor etlichen zwanzig Jahren zum Gesandten der Vereinigten Staaten am Hof Königs Wilhelm der Niederlande ernannt. Bei Ueberreichung seines Creditivs nahm sich dieser Herr die Freiheit den König in der Sprache seiner Vorväter anzureden; der König war gleich von dem Dialekt, der Betonung und Aussprache seines Diplomaten so frappirt, wie es die Beherrscherin von England seyn würde wenn jemand in dem angelsächsischen Dialekte König Alfreds zu ihr spräche. Mit offenem Mund und Augen hörte er ihm zu, und bat dann den transatlantischen Republicaner ihm zu sagen wo er dieses Rococo-Holländisch erlernt habe, und wer in der Welt ihn so habe Niederdeutsch sprechen lehren wie es im Haag zur Zeit des Stadthouders gesprochen worden. Und seine Verwunderung endigte nur, als der Amerikaner ihm erzählte daß dieses alte Holländisch sich unter der darauf geworfenen vulcanischen Asche des Englischen in Albany ganz vollkommen conservirt, und daß er es als Knabe bei seinen Großeltern in jener Stadt geübt habe, übrigens der Meinung gewesen sey, es sey das classischeste und modernste Holländisch von der Welt. So viel ich weiß, hat noch niemand sich die Mühe gegeben den canadischen Dialekt zu analysiren und seine Eigenthümlichkeiten historisch und kritisch darzustellen, was in mancher Beziehung ein recht interessantes Unternehmen seyn möchte. Ich will hier natürlich eine so weitläuftige Untersuchung nicht anstellen, sondern nur im Vorbeigehen den Leser auf den Gegenstand aufmerksam machen, und als Beispiele und Beiträge, oder resp. Nachträge zu einer solchen Untersuchung eine kleine Sammlung canadisch-französischer Ausdrücke mittheilen, die ich mir auf meinen Ausflügen in jenem Land angelegt habe.

Man könnte diese Ausdrücke natürlich in gewisse Classen bringen. Viele von ihnen scheinen so recht aus der Mitte der Bretagne, aus den Bauernhütten der eigentlichen ächten „Bretons," welche die Franzosen „Bretons Bretonnants" [1] nennen, nach Amerika versetzt. Viele sind wie die Vorväter der Canadier selbst aus dem Lager der alten französischen Soldaten, oder aus den Schiffen der Matrosen geholt. Andere wiederum haben sich im neuen Lande selber ausgebildet, sind dort für dortige Verhältnisse und Gegenstände erfunden worden. Manches endlich auch ist sogar aus den indianischen Sprachen in das Canadisch-französische übertragen.

Wie die eigenthümlichen canadischen Ausdrücke, von denen ich reden will, ihrem Ursprung nach verschieden sind, so muß man natürlich auch im Auge haben daß ihre Anwendung verschiedenen Classen der Gesellschaft angehört. Obwohl alle Canadier sammt und sonders, selbst die gebildeten „Gentilshommes," in der Physiognomie ihrer Redeweise und Aussprache etwas so eigenthümliches haben, daß man in Paris, sobald sie den Mund aufthun, ebenso aufhorcht wie im Haag, wenn ein holländischer Colonisten-Abkömmling redet, der von seinen Großeltern in Albany das Holländische lernt, so wäre es doch unrichtig wenn man jede gelungene Ausdrucksweise eines in den Hinterwäldern lebenden Canadiers als eine Eigenthümlichkeit des canadischen Dialekts überhaupt bezeichnen, und sie auch z. B. der gebildeten Gesellschaft von Quebek zur Last legen wollte. Von da bis zu dem zweiten, wohl sogenannten „Français Sauvage" (wild-französisch), das am oberen See von den halb indianisirten Franzosen gesprochen wird, gibt es eine Menge Nüancen und Abstufungen, die man, wo sie sich bemerkbar machen, ins Auge fassen muß, um niemand Unrecht zu thun.

Viele Ausdrücke, sage ich, scheinen so recht aus den bretagnischen oder normannischen Bauernhütten beibehalten und an den St. Lorenzo hinüberverpflanzt zu seyn. In jenen Hütten soll es z. B. ganz gewöhnlich seyn, oder doch gewesen seyn, daß ein Bauer sein Weib „ma creature" (meine Creatur) nennt. Bei den canadischen Bauern und Ansiedlern in den Wildnissen ist diese Bezeichnung noch heutigen Tages ziemlich gewöhnlich, und hat bei ihnen ebensowenig unelegantes als bei uns der Ausdruck „Gemahlin." „C'est ma créature," sagte mir mehr als ein canadischer Hinterwäldler, der mir sein Eheweib vorstellte, „ma femme, Monsieur," setzte er aber freilich wohl hinzu, als wollte er sich corrigiren oder näher erklären. „Nous prendrons nos créatures avec nous" (wir wollen unsere Frauen mit uns nehmen), so drückten sich oft unsere Voyageurs aus.

Ein anderes Beispiel dieses Ursprungs mag der canadische Ausdruck für Bienen seyn. Der gewöhnliche französische Name für sie: Abeilles, ist in Canada fast unbekannt. Sie nennen sie nicht anders als „Avettes," welches der altfranzösische und auch noch in der Normandie gebräuchliche Name für dieses nützliche Insect ist. Wenn du von Abeilles sprichst, verstehen dich die canadischen Bauern kaum; doch haben sie statt dessen auch wohl die Benennung „Mouches à miel" (Honigfliegen) im Gebrauch.

Verschiedene Unarten in der canadischen Aussprache des Französischen sind vermuthlich aus derselben Quelle abzuleiten: die Canadier hängen an verschiedene mit einem Vocal endigende Worte ein „t" an, entweder um einen Hiatus zu vermeiden oder vielleicht aus bloßer Fahrlässigkeit. So z. B. sagen sie statt „ici" sehr gewöhnlich „icit." „Viens icit!" (Komm hieher). Ebenso wird auch der französische Name für Ludwig gewöhnlich mit einem solchen Anhängsel versehen: „Louit" statt Louis; deßgleichen sagen auch die Canadier fast immer „un grothomme" für: „un gros homme."

Das französische „oi" sprechen sie nicht wie die Franzosen „oa," sondern „oä" aus; statt savoir, croir, voir, sagen sie höchst unsonor: „savoär, croär, voär." Da dieser Laut fast in jeder Phrase ein paarmal vorkommt, so gibt diese Besonderheit allein schon dem canadischen Dialekt eine recht ungefällige und verletzende Färbung.

Nicht weniger plump ist ihre unfeine Aussprache des „a," das sie in den meisten Wörtern mit „o" vertauschen. Sie sagen z. B. „les chots" statt „les chats" (die Katzen), „les bosses closses" statt „les basses classes" (die niedrigen Classen), „et cetero," statt „et cetera," ebenso wie unsere Oesterreicher statt: „sagen," „sogen" sprechen. Und ihr eigenes Land nennen sie nicht „Canada," sondern „Conodó."

[1] In Frankreich werden so auch wohl die urprimitiven ertlisch redenden Bretagner genannt.

Umgekehrt contrahiren sie wieder in andern Worten das volltönende „o," zu dem schmäleren „i," z. B. sprechen sie statt „tomber," „timber."

In vielen Wörtern nehmen sie eine unrichtige, aber ihnen bequemer scheinende Transposition oder Verwechslung der Consonanten vor. So sprechen sie z. B. gemeiniglich „chesser," statt „sécher" (trocknen). On a chessé votre linge.

Dem Adjectivum am Ende eines Satzes geben sie sehr gern die weibliche Form und Endung. Sie sagen z. B. „cet homme est bonne" statt „bon" — „cet arbre est blanche" statt „blanc." Vielleicht weil sie nicht mit einer kurzen und harten Monosyllabe schließen mögen?

Sie haben gewisse Lieblings-Ausdrücke, deren sie sich bei allen Gelegenheiten bedienen, und die man sonst in Frankreich, außer vielleicht in den besagten Provinzen, gar nicht im Gebrauch findet. Ein solcher Ausdruck ist z. B. das Wort „casiment" oder „guasiment," vermuthlich von quasi gebildet, das sie überall zur Milderung oder Beschränkung einer Versicherung einschieben, wo die Franzosen selbst à peu près, presque oder ähnliches gebrauchen würden. Z. B. „La nuit est casiment noire," „mon habit est casiment sale." „J'étais casiment mort de fatigue."

Manche Wörter hört man bei ihnen in einem Athemzug ein paarmal, indem sie sie in allen Richtungen und Bedeutungen, die sie ihnen allenfalls beilegen können, so zu sagen ausbeuten. Dieß ist z. B. der Fall mit dem Wort „de même," welches im Französischen nur den knapperen Sinn unseres „ebenso" oder „auf die nämliche Art" hat, von dem Canadier aber als ein bei allen Gelegenheiten hervorsprudelndes Flickwort von sehr unbestimmter Bedeutung gebraucht wird. Wenn man ihn fragt wie er lebe, so antwortet er: „Ah nous vivons toujours de même, Monsieur." (Ah! so so! mein Herr). Wenn es lange regnet, so seufzt er: „Ça va pleuvoir de même." (Das regnet immer so fort). Wenn man ihn nach dem Preis einer Waare fragt, und er sagen will daß sie „von demselben Preise" (du même prix) wie die vorige sey, so sagt er kurz: „C'est de même, Monsieur." Er setzt es auch hinzu wo es ganz entbehrt werden könnte z. B. „Ça s'entend de même" (versteht sich! natürlich!). Manchmal kann man die Ideen-Combination kaum errathen, in Folge deren der Canadier sein beliebtes „de même" irgendwo am Platze glaubte.

Eine nicht minder beliebte canadische Phrase, die man noch in keinem akademischen Lexikon aufgelöst findet, ist das: „C'est de valeur!" das sich in buchstäblicher Weise gar nicht verständlich übersetzen läßt. Die Canadier wenden diese Worte als eine Betheuerung oder einen Ausruf des Erstaunens an, wo wir z. B. sagen würden: „Es ist zum Verwundern." Beschreibt z. B. jemand einen harten Winter, so heißt es: „Ah! c'était de valeur, qu'il faisait froid." Läuft ein Mensch schnell vorüber, so rufen sie: „Eh! c'est de valeur, quelle vitesse!" — oder „C'est de valeur! que cette fille est belle!" Der Ausdruck schmeckt, däucht mich, nach dem Spieltisch und dem Würfelbrett!

Manche Ausdrücke die in Frankreich nur bei starken Betonungen angewandt werden, nehmen die Canadier als ganz gewöhnliche Bezeichnungen. „Brailler" heißt im Französischen z. B. „laut kreischen" und „schreiend klagen," und wird auch wohl von dem Klagegeschrei kleiner Kinder gebraucht. In Canada heißt es einfach „weinen." „il braille" sagt ein Canadier selbst von einem Mann, der sich eine Thräne der Rührung still aus dem Auge wischt.

Andern Ausdrücken dagegen wiederum, die in Frankreich gewöhnlich etwas geringeres oder schwächeres bezeichnen, haben die Canadier einen stricteren Sinn gegeben. So z. B. gebrauchen sie „mouiller" (nässen), das die Franzosen wohl zuweilen für „nebeln" oder „thauen" gebrauchen, statt des französischen pleuvoir" (regnen). „Il mouille" (es näßt), sagt der Canadier, statt „es regnet," und zwar selbst wenn es ein Platzregen ist.

Manche in den gemeinen Gebrauch übergegangene canadische Ausdrücke stammen wohl ohne Zweifel aus dem Soldaten-Lager, wie denn, nach dem was ich schon oben bemerkte, ein großer Theil der Canadier von alten Soldaten Heinrichs IV und Ludwigs XIII und von „Lieutenants du Roi" abstammt. So z. B. heißt in ganz Canada das Gepäck eines Reisenden „son butin." Auch die Waaren die ein reisender Handelsmann im Lande verführt, werden „butin" (Beute) genannt. — Andere solche den Soldaten entlehnte Ausdrücke mögen die in Canada bei den gemeinen Leuten sehr beliebten Zeitwörter „maganer" und „tanner" seyn. Das erste finde ich in dem Lexikon der Akademie gar nicht. In Canada heißt es so viel als: „jemanden langweilen, plagen, mißhandeln." „Tanner" heißt bekanntlich buchstäblich so viel als „beizen, lohen, gerben." Es wird auch in Frankreich figürlich für „quälen," „plagen" gebraucht. Jedoch nur als Kraftwort, und wenn man der Sache einen emphatischen Nachdruck geben will. In Canada aber spricht man bei sehr gewöhnlichen Ereignissen: „Ça me tanni!" wo wir bloß sagen würden: „das ärgert oder belästigt mich." — „Gratter" mag auch ein französischer Soldaten- oder Jägerausdruck seyn, für auskratzen. In Canada gebrauchen es die gemeinen Leute und Voyageurs für: „die Flucht ergreifen."

Viele Ausdrücke auch sind, wie ich sagte, mit den Schiffen und Matrosen nach Canada hinübergesegelt, und aus den Häfen der Bretagne und Normandie bis in das Innere der Wälder der großen Seen des S. Lorenzo vorgedrungen. Dieses Ursprungs sind, glaube ich, z. B. folgende Wörter: „gouffer" eigentlich „entern" für: „jemanden anreden." — „Virer" nautischer Ausdruck für „das Schiffdrehen" oder Kreuzen. In Canada gebrauchen es die Leute auch auf dem Festlande für „wandern" oder „umherreisen." — „Dégrader" ebenfalls ein nautischer Ausdruck für: „être arrêté par le vent contraire." [1] Die Canadier haben auch diesen Ausdruck von den Wellen in die Wälder versetzt. Man hört sie oft sagen: „Nous sommes dégradé," wenn sich die Reisenden auch eben gar nicht im Schiffe befinden, und ganz andere Hindernisse als Wind und Wetter ihre Reise ins Stocken brachten. — „Débarquer," ausschiffen, gebrauchen sie in Canada beim Aussteigen aus jeder Art von Reise-Vehikel, [2] und wäre es auch nur daß man sich aus dem Sattel eines Pferdes höbe. Bekanntlich wenden auch die über den Ocean herangeschifften Amerikaner in den Vereinigten Staaten viele für das Seeleben erfundene Ausdrücke auf Festland-Verhältnisse an, und ihre Postconducteure und Zugsführer rufen sogar die Eisenbahn- oder Diligence-Passagiere „an Bord!" —

Viele der eigenthümlichen Rede-Wendungen, die in Canada jetzt gäng und gäbe sind, wurden natürlich auch im Lande selbst erfunden und in Umlauf gebracht, namentlich von den eigenthümlichsten

[1] Sollte es nicht abtackeln heißen. D. R.
[2] Derselbe Gebrauch wird von dem Wort in Frankreich gemacht.

Classen der canadischen Gesellschaft, den sogenannten „traiteurs“ (Pelzhändlern), „voyageurs“ (Canoeführern) und „coureurs de bois“ (Waldläufern), und im Grunde genommen gehörten doch von Haus aus fast alle Canadier diesen Classen mehr oder weniger an. Die sogenannten „termes voyageurs“ (Ausdrücke der Reisenden) sind daher im Lande sehr verbreitet. Als Beispiele will ich folgende anführen, die mir oft vorkamen: „Allumer“ (buchstäblich: eine Pfeife anzünden) heißt bei jenen Leuten so viel als auf der Reise bei einem „habitant“ (Ansiedler) anhalten und sich verschnaufen. „Nous allumerons chez un tel et tel“ sagen sie, d. h.: „Wir wollen bei Herrn so und so vorsprechen.“ — Dieselbe Bedeutung hat in ihrem kalten Lande die Phrase: „prendre une poignée de feu“ (eine Hand voll Feuer nehmen, d. h. sich die Hand wärmen) gewonnen. „Allumez donc! — Venez donc prendre une poignée de feu“ — riefen uns oft, wenn wir im Canoe bei ihren Wohnungen vorüberfuhren, die gastfreundlichen habitants vom Land aus zu. Diese Ausdrücke haben dabei volles Bürgerrecht erhalten, werden nicht etwa in poetischer Weise oder geschmückter Rede, sondern in ganz prosaischen Erzählungen gebraucht, wo dann der Erzähler gar nicht an ihre buchstäbliche Bedeutung mehr denkt. — Beim Aufbruch ist der gewöhnliche canadische Ausdruck: „au large! au large!“ (ins Weite!) d. h. „weiter! vorwärts!“ —

Manche „termes voyageurs“ haben die Canadier auch aus ihren Wäldern genommen, und auf Gegenstände und Verhältnisse angewandt, die sonst nichts mit den Wäldern zu thun haben. So nennen sie z. B. „Bois brûlés“ oder „Bois grillés“ (angebrannte Hölzer) oder auch „Chiests“ (Baumstumpfen) die Mischlinge die aus der weißen europäischen und der rothhäutigen amerikanischen Race hervorgegangen sind.

Natürlich haben sie in ihren Wäldern viele fremdartige Thiere und Pflanzen entdeckt, für die sie eigenthümliche französische Namen erfunden haben, die eben so wenig wie die damit bezeichneten Gegenstände in Frankreich bekannt sind. So nennen sie z. B. das canadische Murmelthier, von dem pfeifenden Ton den es häufig von sich gibt, „le souffleur“ (der Pfeifer). Einen gewissen großen gänseartigen Schwimmvogel, der auf den canadischen Seen sehr häufig ist, und der bei den Engländern „Lom“ heißt, nennen sie „Huard“ (Meer-Adler), obgleich er mit dem Adler sonst nichts gemein hat, als daß er zuweilen auch Fische frißt. Eine Art Otter, die bei den Engländern „the fisher“ heißt, nennen sie „le peccant“ (der Sünder?). — Sie haben verschiedene Sorten von Büschen, die unter ihrem canadischen Namen „bois tord,“ (?) „bois rouge,“ „bois blanc“ kein Franzose kennt. Eben so wenig kennt ein Botaniker in Frankreich die canadischen Pflanzen: „La folle avoine“ („der tolle Hafer“ = eine Art wilden Getreides), [1] „la cerise à grappe“ (eine Art wilder Kirsche), „la tripe de roche“ (eine Art eßbaren Mooses, dem isländischen Moose ähnlich), und natürlich zahllose andere Pflanzen, Bäume, Vögel und Thiere, von denen ich hier nur einige wenige beispielsweise erwähnte.

Bei manchen Thieren haben die canadischen Franzosen auch, wie es sehr natürlich ist, die einheimischen indianischen Namen in ihre Sprache aufgenommen. Als Beispiel will ich einen der Namen des großen Kriegsadlers anführen, mit dessen Federn sich die indianischen Krieger schmücken, und den sie „kiniu“ nennen. Die Canadier haben dieses Wort in ihr Französisch in der Form: „Quiliou“ aufgenommen. — So haben sie auch, wie dieß von vornherein die spanischen Colonisten in Westindien thaten, viele indianische Ausdrücke für die den Indianern eigenthümlichen Utensilien und Geräthschaften in ihre Sprache, indeß etwas französirt, aufgenommen. Als Beispiel aus Canada mag ich die eigenthümlichen klappernden Calabassen nennen, welche die Indianer bei ihren religiösen Verrichtungen gebrauchen, und welche sie „Jishigouan“ nennen. Die Canadier haben dieß zu „Chichiguois“ französirt. — Auch für viele sociale Einrichtungen der Indianer haben sie die indianischen Ausdrücke beibehalten, so z. B. den Namen „Totem“ für die indianischen Clans oder ihre Familien-Geschlechter.

Außerdem aber haben die canadischen Voyageurs auch nicht selten ihre französische Sprache den indianischen Verhältnissen, Einrichtungen und häuslichen Verrichtungen und Geräthschaften angepaßt, haben indianische Ausdrücke ins Französische übersetzt und auf diese Weise so zu sagen eigenthümliche französische Ausdrücke für die der französischen Sprache und Nation sonst fremdartigen Dinge geschaffen. So nennen sie z. B. die indianischen Capitäne oder Häuptlinge „chefs“ oder ächt wild canadisch: „chefres,“ und eine Capitanschaft heißt „une cheferie.“ — Der Adjutant eines Chefs oder der Vicechef, den die Indianer „Skabewis“ nennen, heißt bei den Canadiern „le dresseur“ (der Zurichter), vermuthlich weil er unter andern auch das Geschäft, dem Chef die Pfeife zu stopfen, wenigstens bei feierlichen Gelegenheiten, versehen muß. — Die indianischen Priester oder Schamanen nennen sie „les jongleurs“ (Gaukler). — Sonderbar ist es daß die Franzosen bei gewissen indianischen Verhältnissen ganz auf dieselben Ideen und Uebersetzungen verfallen sind wie die Engländer. So z. B. nennen sowohl die Franzosen als die Engländer die große religiöse Verbrüderung unter den Indianern, was die Indianer wohl als ihre „Kirche“ betrachten, „die große Medicin,“ bei den Franzosen „La grande Médicine,“ bei den Engländern „the Great Medicine.“ Ebenso nennen die Engländer „a Medicine man“ (einen Medicin-Mann) und die Franzosen „un homme de médicine“ oder „Docteur“ eine Person die von den Indianern als ein Prophet oder Hohenpriester betrachtet wird. — Auch heißen die Reliquien-Behälter der Indianer bei den Engländern wie bei den Franzosen „Medicin-Säcke (Medicine-Sack — Sacs de médicine). — Die ernsten Versammlungen der Indianer zu Berathungen heißen bei den französischen Voyageurs „fumeries“ (Rauchereien), weil dabei die Friedenspfeife und der Tabak immer eine große Rolle spielen.

Doch geht die Sprache der Franzosen, die sich weit mehr mit den Indianern eingelebt haben, mit diesen Uebertragungen aus dem Indianischen noch viel weiter vor als die englische Sprache. Sie hat sich allen Bedürfnissen und Eigenthümlichkeiten des Landes und Volkes angeschmiegt. Sie hat sogar für alle Besitzthümer und Erfindungen der Indianer eigenthümliche Benennungen erfunden. Dieß geht so weit, daß z. B. alle Theile eines Indianercanoes sowohl ihre französischen als indianischen Namen haben. Dasselbe ist der Fall mit den verschiedenen Arten der canadischen Schneeschuhe und der Kunstausdrücke für sie.

Wenn man canadische Wälder von einem höhern Standpunkt aus überblickt, so erkennt man gleich in ihnen die Flecke, auf denen die so nützlichen und dem Indianer so kostbaren Zuckersaftbäume (französisch Érables) gesellig bei einander stehen. Man unterscheidet sie selbst von weitem als hellgrüngefärbte Oasen in der Mitte der dunklen Fichten-

[1] Das ist ein Irrthum. Avoine folle ist dasselbe wie Haveron.

waldungen. Die Canadier nennen solche von der Natur angelegte Zucker-Ahorn-Plantagen „Des Érablières," als wenn wir sagen wollten: „Ahornereien." Zuweilen sagen sie dafür auch wohl „Sucreries" (Zuckereien). Die Zeit des ersten Frühlings, in welcher Indianer und Canadier zum Zuckerkochen in die Wälder ziehen, heißt bei ihnen „le temps des sucres" (die Zucker-Zeit).

Eine Stelle, wo ein Ansiedler mit Feuer und Axt in die Waldanlagen der Natur eingebrochen ist um sich einen Bauplatz und Raum für Garten und Acker zu schaffen, nennen die Canadier „un desert" („eine Verwüstung" oder „eine Einöde). Und der Act des Culturschaffens und Anbaues im Walde heißt bei ihnen „deserter" (verwüsten). So sonderbar auf den ersten Blick dieser vollständige Umschwung der ursprünglichen Bedeutung dieses Wortes erscheinen mag, so bezeichnend und charakteristisch ist doch die ihm von den Canadiern gegebene Anwendung. Denn in der That erscheinen die ersten Schritte zur Herstellung eines Anbaues, mit ihren angebrannten Holzstumpfen und ihren in wüster Unordnung umherliegenden Baumstämmen weniger einem anmuthigen Culturfleck als einer Verwüstung des Gartens der Natur ähnlich. Aus indianischem Gesichtspunkt ist der Ausdruck gewiß ganz besonders passend, denn dem Indianer mögen alle Fortschritte der Cultur buchstäblich als störende Eingriffe in seinen Wildpark erscheinen.

Für gewisse Waldstellen anderer Beschaffenheit, nämlich für solche wo die faulenden oder vom Wind umgeworfenen Bäume oft meilenweit übereinander liegen und allem Lebendigen, ausgenommen den Eichhörnchen und Bären, die darin hausen, den Zugang versperren, haben die Canadier einen andern Ausdruck erfunden. Sie nennen solche wilde Urwald-Flecke „des renversis" (Wald-Umstürze).

Sehr reich an bezeichnenden Ausdrücken ist natürlich ihre Sprache für die Dinge welche mit ihren Wasserreisen und Canoefahrten in Verbindung stehen. Denn alles was sich in dem außerhalb seiner See- und Flußadern so wenig zugänglichen Canada vom Fleck bewegt, bewegt sich auf dem Wasser. Ueber diesen Punkt allein könnte man eine sehr interessante linguistische Untersuchung anstellen. Mir stehen wieder nur einige dürftige Beispiele zu Gebote.

„Sauter les cataractes" (die Katarakten springen), sagen die Canadier von denjenigen Flußkatarakten die sie im Canoe herabzufahren wagen. Bei sehr gefährlichen Katarakten machen sie auf ihren Handelsreisen bekanntlich Halt, laden die Schiffe aus, und tragen Schiff und Waaren zu Lande auf den sogenannten „Portages" (Tragplätzen) um den Katarakt. Sind aber die Katarakte nicht allzu wild und ihre Boote stark bemannt, so sagen sie: „Nous sauterons ces cataractes," und überlassen sich mit Schiff und Mann den schäumenden Wirbeln.

Sie haben zwei Arten zu rudern. Eine, die in Europa gewöhnlichere, mit langen, viel Geräusch machenden Rudern, und eine andere, die bei den Indianern gewöhnlichere, die geräuschloser vor sich geht, und mehr unsern „Schaufeln" oder Paddeln ähnlich ist. Die erste Art des Ruderns nennen die Canadier mit dem gewöhnlichen Ausdruck „ramer." Die zweite Art aber heißt „nager" (schwimmen). In der That schwimmen die indianischen Canoes so leise auf dem Wasser dahin wie die Schwäne.

Manche französische Ausdrücke, die ursprünglich in weit entlegenen Gegenden Amerika's in Schwang kamen, haben auch bei den Canadiern Geltung gewonnen. Als ein Beispiel dieser Art fiel mir z. B. das Wort „boucaner" in Canada auf, das zuerst auf den westindischen Inseln aufkam, um damit das Verfahren der Viehjäger und Freibeuter beim Räuchern des Ochsenfleisches zu bezeichnen. In Canada wird das Wort jetzt ziemlich allgemein für „Räuchern" gebraucht. Ja die Canadier haben von diesem Verbum wieder ein Substantiv gebildet, und nennen ganz gewöhnlich jeden Rauch, auch den aus ihren friedlichen Hüttenschornsteinen aufsteigenden, „boucan." Es gibt übrigens nicht weniger Wörter und Ausdrücke die in einer entfernten Localität Amerika's zuerst, sey es von Franzosen, oder Spaniern, oder Engländern, erfunden wurden, und dann über den ganzen großen Continent hin bei den europäischen Colonisten aller Stämme Geltung bekommen haben. Und in der Geschichte solcher Wörter möchte für einen Sprachforscher noch manches interessante Thema zu entdecken seyn.

Ich will mich hier mit den obigen klaren Mittheilungen und Andeutungen begnügen. Vielleicht gibt der Welt einmal ein canadischer Kenner ein eben so umfassendes Werk über die „Canadismen" der französischen Sprache, wie wir es bereits über die „Amerikanismen" der englischen Sprache in den Vereinigten Staaten besitzen.

Erörterungen über auswärtige Politik.

Täglich mehrt sich die Zahl der Leute die an den Züricher Frieden, an eine lange europäische Ruhe glauben; Vertrauen in seine Dauer erweckt überhaupt alles Bestehende und darin liegt sein Zauber! Vor 1854 konnten die Quäker ihren Weltfriedensreichstag abhalten ohne daß sie dem allgemeinen Gelächter unterlegen wären, und noch vor dem 8 Jul. d. J. gab es sehr viele welche den Frieden, das heißt Zustände wie nach dem Wiener Congreß, nicht mehr zu erleben hofften. So schwankt das öffentliche Verständniß. Uns will es bedünken daß man mit größerer Berechtigung im April d. J. an eine Schlichtung der italienischen Angelegenheiten durch einen Congreß glauben, als gegenwärtig dauerhafte Schöpfungen von Zürich erwarten dürfe. Damals war allerdings die Ordnung der italienischen Verhältnisse gestört, die Franzosen hielten die ligurische, die Oesterreicher die adriatische Hälfte des Kirchenstaates besetzt, in den Herzogthümern mit Ausnahme Parma's hatte die Reaction seit 1849 sich überstürzt, und aus den Spannungen zwischen Bevölkerungen und Regierungen drohte in Folge der vertragsmäßigen Interventionsrechte der Oesterreicher eine neue Ausbreitung der kaiserlichen Waffenmacht über die Halbinsel bevorzustehen, die nothwendig wieder durch entsprechende Verstärkungen der Franzosen hätte ausgeglichen werden müssen. Diese Lage der Dinge bildete den Inhalt dessen was billigerweise bei dem Pariser Congreß 1856 und in diesem Frühjahr als eine „italienische Frage" erklärt werden konnte. Die Lösung bot sich von selbst, denn da die Verwicklung an dem Tage entstanden war wo die Franzosen in Civitavecchia landeten, so hörte sie auch auf mit dem Tage ihrer Einschiffung nach Frank-

reich. Eine Abänderung der Verträge mit den Herzogthümern wäre dann für die völlige Beruhigung der europäischen Staaten noch erforderlich gewesen, und es hatte Oesterreich gegen Lord Cowley sich feierlich verpflichtet in der eben angeregten Art die Schwierigkeiten auszugleichen.

Damit war, wie wir wissen, Napoleon III nicht befriedigt, denn ihm war ja nur die italienische Frage Mittel zum Zweck seiner italienischen Politik. Nachdem der Krieg begonnen und die Empörungen in den Herzogthümern explodirt waren, gab es nur noch Eine dauernde Lösung der italienischen Schwierigkeiten, nämlich in dem Sinne wie sie den britischen Nationalitätsschwärmern vorschwebte. Ein großes Königreich welches von Nizza bis zum Tagliamento gereicht, und außer den Herzogthümern auch noch die adriatische Hälfte des Kirchenstaates sich einverleibt hätte, würde eine europäische Großmacht sechster Größe geliefert haben. Italien wäre deßwegen noch nicht einig geworden, sondern es hätte durch Neapel einen Dualismus zwischen Norden und Süden wie Deutschland besessen, gleichwohl ist es augenfällig daß diese Schöpfung noch immer eine längere Dauer als die gegenwärtige Waffenruhe verheißen hätte. Allein wer sieht nicht daß diese Lösung und dieser Ausgang des Streites ein völlig unfranzösischer Gedanke war? Ihn allein durchzuführen, dazu waren die Italiener zu matt, und ihn mit fremder Hülfe durchzusetzen, sollte die Unternehmer vom Regen unter die Traufe führen.

Der jetzige Status quo muß die Italiener an ihre schlimmsten Zeiten erinnern, denn das was sie so sehnsüchtig herbeiwünschten, haben sie in noch größere Ferne gerückt. Sie wollten der Fremdherrschaft los werden, und bedienten sich als Mittel dazu einer andern Fremdherrschaft. Vor 1848 hatten sie wenigstens nur das österreichische Joch zu tragen, jetzt haben sie statt eines Kaisers und einer Fremdherrschaft zwei Kaiser und zwei Fremdherrschaften. Glaubt man ernsthaft daß ein Napoleon das Blut seiner besten Soldaten vergießen werde um eine Lieblingsdoctrin italienischer Ideologen zu verwirklichen? Frankreich durfte vor 1848, nur insofern es Corsika besaß, eine italienische Macht genannt werden. Seitdem ist es zehn Jahre der Meister in Rom gewesen, und wird es auf vorläufig unabsehbare Zeitenferne bleiben, besonders da es neuerdings und obendrein durch Handumdrehen der Schöpfer und Schutzherr eines paduanischen Königreiches geworden ist, welches nur von französischer Gnade sein Leben fristen kann. Diese beiden Fremdherrschaften sind den Italienern beschieden worden, weil sie an der einen nicht genug hatten. Beide Mächte aber haben wohl im Grunde das Gleiche mit Italien vor, nämlich es zum Schlachtfeld oder Ringplatz der beiderseitigen Kräfte auszunützen, wozu es sich von jeher vortrefflich geeignet hat. Franzosen und Oesterreicher können nicht zu gleicher Zeit Italien bemeistern, wenigstens ist daraus noch immer Krieg erfolgt. Einer muß dem andern weichen, und es ist ganz natürlich daß jetzt wo die Franzosen ziemlich breitspurig auf der Halbinsel Fuß gefaßt haben, die Oesterreicher für das letzte Stück Italien, welches sie besitzen, banger werden müssen. War also der Zustand Italiens seit der Landung der Franzosen bei Civitavecchia im April 1849 beunruhigend gewesen, so erzeugt der Züricher Frieden, er mag lauten wie er will, nur noch eine höhere Spannung. Die Diplomaten des Wiener Congresses glaubten den säcularen Gegensatz zwischen Frankreich und dem Hause der habsburgischen Lothringer dadurch auszugleichen daß Oesterreich auf alle an Frankreich gränzenden oder nachbarlichen Herrschaften verzichtete, und siehe da! jetzt stehen die Franzosen am Tiber und Po wieder auf Vorpostenweite von den Kaiserlichen!

Uranfänglich begannen die Streitigkeiten mit dem Wiener Cabinet über das angebliche Bedürfniß der Franzosen sich aus den italienischen Händeln zurückzuziehen, und jetzt endigen sie damit die französische Intervention nur dauerhafter werden zu lassen. Gesetzt aber die Dinge würden sich nach dem Wunsche von Optimisten gestalten: Oesterreich und Frankreich befleißigten sich in gutem Einvernehmen, Piemont hörte auf ehrgeizige Wünsche zu nähren, constitutionelle Fürsten kehrten auf die erledigten Herzogstühle zurück, die Verwaltung im Kirchenstaat bekäme statt der kanonischen Tracht den Laienfrack, und in Neapel würde die Kunst entdeckt ohne Schweizer zu regieren — ein solches Arkadien würde doch nur so lange dauern als die Italiener prosaisch, nüchtern, anspruchslos und ohne phantastische Gedanken blieben. Die nächste Volkserhebung und die nächste Unruhe würde sogleich wieder durch eine Intervention erstickt werden müssen, und die Frage wer die Waffenhülfe vollstrecken solle, ob die italienische Großmacht Frankreich, oder die italienische Großmacht Oesterreich, würde genau wieder dahin führen wo die Sachen vor dem letzten Aneinanderprallen standen.

Ferner ist eine Nachbarschaft zwischen Piemont und Oesterreich nicht denkbar, da sich beide hassen und beargwöhnen müssen. Oesterreich kann keine Ruhe gewinnen, solange in dem paduanischen Königreich frei gesprochen und geschrieben werden darf, und Piemont wird nicht aufhören mit Hülfe seiner liberalen und nationalen Lockmittel Oesterreich zu beunruhigen, so lange dieses noch Länder jenseits der Alpen besitzt. Hier ist nun allerdings denkbar daß sich das Wiener und Pariser Cabinet bis zu einem gewissen Grade verständigen, denn es ist sowohl ein französischer wie ein österreichischer Gedanke, in Oberitalien nicht die vielersehnte Großmacht sechsten Grades entstehen zu lassen und sich nicht einem tertius gaudens zu Lieb auf alle Zeiten zu befehden. Auch darin stehen sich das Pariser und das Wiener Cabinet näher, daß sie eine parlamentarische Regierung nach britischem Muster nicht in ihren Nachbarstaaten dulden mögen. Napoleon III muß wünschen daß die Oberitaliener keine nahrhaftere politische Kost erhalten wie die Franzosen, die sich mit einer constitutionellen Farce begnügen müssen. Aber in diesem Punkte wird man Victor Emmanuel völlig ungelehrig finden, nicht etwa als ob das Haus Savoyen so unerfahren im Absolutismus oder allzu verschämt für eine Reaction wäre, sondern weil der Liberalismus als eine sardinische Specialwaffe gegen Oesterreich immer dienen mußte, die sich obendrein bis jetzt als unbesieglich bewiesen hat, die sogar nach der Niederlage bei Novara den Piemontesen die Fähigkeit verlieh die Oesterreicher in Schach zu halten. Wer also dem Frieden von Villafranca längere Dauer zutraut, der muß darüber im reinen seyn daß Oesterreich in Venedig jetzt irgend etwas ausführen werde das einem Verfassungsleben ähnlich sieht. Nun erinnere man sich aber an die Denkschrift des Grafen Cavour im letzten Frühjahr, worin dieser durchtriebene Staatsmann dem britischen Cabinet erklärte, Oesterreich vermöge eine Katastrophe in Italien nur zu verhindern wenn es eine Verfassung gebe, seine Beamten ausschließlich aus Italienern wähle und nur italienische Regimenter in die transalpinischen Garnisonen verlege. Aufrichtig setzte der Graf hinzu, selbst diese Selbstüberwindung des Wiener Cabinets könne nur die Wirkung der Palliativmittel haben. Diese Wahrheitsliebe verdient unsere Bewunderung, denn allerdings würde Oesterreich durch jene Entschlüsse nur den Abfall Oberitaliens organisirt haben.

Wäre Oesterreich nicht ein so seltsam durch Krieg, Tausch und Heirathen zusammengefügter Staat, man könnte vielleicht ihm aufrichtig rathen den populären Forderungen unserer Gegenwart reichlich zu genügen; allein diejenigen welche jetzt so überlaut nach „Reformen" rufen, ohne eigentlich zu sagen worin diese Reformen bestehen sollen, haben keine Ahnung von den Schwierigkeiten, die selbst beim besten Willen und bei der größten Entschlossenheit sich nicht so leicht bewältigen lassen. An dem Willen selbst darf man aber sehr stark, vielleicht stärker denn je zweifeln. Wir sprechen dieß aus, nicht um zu verdächtigen oder anzuklagen, sondern um das Wiener Cabinet zu rechtfertigen. Wer der Ansicht ist daß wir einer Zeit der größten continentalen Erschütterungen entgegengehen, der wird von vornherein Oesterreich rathen müssen vorläufig so wenig wie möglich zu ändern, oder nur das zu verbessern was auf die künftigen Anstrengungen vorbereiten soll. Außerdem sind die Traditionen des lothringischen Hauses mit Mißtrauen erfüllt gegen jede Neuerung. Was der katholischen Kirche ihren Zauber und ihre Dauer gegeben hat, nämlich die Unwandelbarkeit ihrer Lehren und ihrer Verfassung, das läßt sich politisch auch von Oesterreich sagen. Die Habsburger und die Lothringer sind immer ihren Grundsätzen treu geblieben. Oefters sahen sie ihre Macht durch Revolutionen erschüttert, mehr als einmal standen sie auf der Schwelle der Vernichtung, und immer noch ist ihnen ein Retter erschienen. Sie haben in der größten bisher gekannten Revolution, nämlich in der Reformationszeit, die angegriffene Kirche vertheidigt und sie vor völligem Untergang gerettet. Ein Jahrhundert später drohte ihnen zugleich mit einem Aufruhr der protestantischen Stände in den Erblanden der Abfall der Böhmen. Die Schlacht am weißen Berge entschied das Loos der Czechen und der alten weitreichenden Freiheiten des Adels. Als dann die österreichischen Kaiser die Türken aus Ungarn vertrieben hatten, erhob sich von Zeit zu Zeit der alte Unabhängigkeitstrieb der Magyaren. Auch diese Revolutionen gelang es niederzuschlagen, und bei der letzten verloren sogar die Ungarn ihren Palatin und ihre Tafeln.

Eine solche Macht oder vielmehr Dynastie wird alle populären Bewegungen mit einem eigenen Skepticismus betrachten. Sie kennt ihre Vergänglichkeit und ihre Schwächen, und sie gelten ihr nicht höher als geistige Modedinge. Ihren Launen kann vielleicht ein Staat wie England folgen, welches ringsum von dem stärksten Festungsgraben der Welt, von der See, umspült wird, aber nicht ein Staat wie Oesterreich, der aus drei politischen Ländergruppen, nämlich aus den sogenannten Erblanden, aus den ungarischen und aus den italienischen Besitzungen zusammengesetzt ist, und gleichzeitig dadurch einen deutschen, einen orientalischen und einen italienischen Beruf erworben hat. Da gilt es vor allen Dingen still zu halten und alle Kräfte für die auswärtigen Zwecke zu sammeln. Oesterreichs innere Politik wird daher solche politische Richtungen, die, sey es durch Föderalismus, sey es durch constitutionelle Apparate die Beweglichkeit der Centralgewalt abschwächen möchte, entweder nach dem Grundsatz principiis obsta in den Keimen zertreten, oder sie wird, wenn die Zeit des Zertretens versäumt wurde, einen Aufschub durch vorläufige Zugeständnisse zu erkaufen suchen. Zeitgewinn ist in der Politik ein großer Gewinn, und in der Kunst Zeit zu gewinnen, sey es zum Wachsthum von etwas neuem, sey es zum Aufschub einer Katastrophe gegen das Alte, liegen vielleicht alle politischen Künste inbegriffen. Zeitgewinn ist vor allen Dingen die Aufgabe einer Macht die recht eigentlich groß geworden ist im Kampfe gegen die Revolutionen, und die niemals den Pfad der Revolution betreten darf, weil Revolutionen in Oesterreich nicht wie in Frankreich zu einer Erhöhung der Centralgewalt führen, sondern nur mit Explosionen endigen können.

Möchten doch alle die jetzt Oesterreich mit sogenannten Reformen bedrängen, sich wohl überlegen daß in drei Dingen, wie wir es früher schon erörtert haben, Oesterreich immer unitarisch und immer absolut bleiben muß, nämlich in Bezug auf sein Heer, seinen Schatz (resp. Schuldenwesen) und seine Staatskanzlei. Wer Oesterreich zum Versuch eines parlamentarisch regierten einheitlichen Staates treiben will, der wünscht bewußt oder unbewußt die Auflösung des Reiches herbei, und wird im Grunde nie mehr erreichen als daß er dem Monarchen Zugeständnisse abnöthigt, die später doch widerrufen werden müssen. Man hat behauptet daß Oesterreich, wenn es in diesem Frühjahr landständische Körper in Thätigkeit gehabt hätte, diese durch Ergebenheits- und Ermuthigungsworte dem Vertheidigungskrieg einen populären Schwung hätten geben können. Wir zweifeln nicht daran, aber es könnte Oesterreich auch in der Lage seyn einen Krieg führen zu müssen, der nicht populär wäre, gerade so wie Napoleon III zum Verdruß von 67 Departements über die Alpen gegangen ist. In solchen und in ganz gewöhnlichen Fällen könnten Landstände auch zur Last und Gefahr werden, jedenfalls besitzen sie die Macht Gutes oder Schlimmes zu stiften, und da sie mit dem letztern in Oesterreich vom Schauplatz abtraten, so wird man begreifen daß die Regierung fort und fort zögert ihnen wieder einen Spielplatz einzuräumen.

Man glaube ja nicht daß wir die österreichischen Zustände für goldene halten, oder etwa meinten der Schuh drücke die österreichischen Unterthanen noch nicht stark genug, wir behaupten nur daß in Oesterreich wahrhaft Gutes nur von einem unumschränkten Monarchen ausgehen kann. Würde stets mit der Weisheit des letzten Habsburgers, nämlich Maria Theresiens regiert und verwaltet worden seyn, niemals hätte sich das Bedürfniß nach Vorkehrungen gegen den Mißbrauch oder unfähigen Gebrauch der monarchischen Gewalt eingestellt. Die Rückkehr wahrhaft Theresianischer Zeiten ist es was Oesterreich noth thut, und die ihm jedenfalls weiter helfen würde als Provincialstände, die wir jedoch an sich weder für verwerflich noch für hinderlich halten, vorausgesetzt daß ihre Thätigkeit den einheitlichen Gewalten nicht schädlich sey. Ist aber bei diesen Schwierigkeiten zu erwarten daß Oesterreich nun mit vollen Händen die Venetianer mit constitutionellen Bonbons überschütten werde, damit die eigensinnigen Kinder zu schreien aufhören? Und wenn dieß nicht geschieht, wird nicht das alte Spiel Cavour-Emmanuelischer Aufwiegelungen wie ehemals für die Lombardei, so jetzt für Venedig von neuem beginnen?

Dieß ist eine der faulen Stellen am Apfel von Villafranca, die schwierigste der Schwierigkeiten aber betrifft die weltliche Stellung des Oberhauptes der katholischen Kirche. Es mögen sehr viele Klagen über die priesterliche Verwaltung im Kirchenstaate begründet seyn, aber es fragt sich immer ob denn ein Laienregiment die Sache sehr viel ändern würde, besonders da nach wie vor Unterthan und Obrigkeit Römer bleiben, mit dem einzigen Unterschiede daß die letztere dann statt der veilchenblauen und rothen nur weiße Strümpfe tragen würde. Sage man was man will, jeder „ehrerbietige Wunsch" katholischer Mächte eine Aenderung der päpstlichen Verwaltung zu bewirken, ist der erste Schritt einer Mediatisirung der Nachfolger Petri. Hier handelt es sich um tausendjährige Interessen und Zustände, es handelt sich um die größte historische Erscheinung, um die katholische Kirche. Man

überrede sich nur nicht Kirche und Religion seyen zweierlei, man könne bigott katholisch seyn und die Hierarchie hassen. Gerade in der katholischen Welt ist die Kirche auf dogmatischem Grunde emporgewachsen, beschädigte man ihr aber ihre hierarchische Gliederung, wo würde dann das Dogma bleiben? Es ist der wohlüberdachte Bau der Kirche welcher dem Katholicismus seine Unverwüstlichkeit gesichert hat, und zuverlässig würde, wenn man die hierarchischen Pfeilerwerke zerbröckeln läßt, der Katholicismus selbst unter dem Schutt begraben werden. Die meisten welche Pietät, sey es auch nur eine historische, für die katholische Kirche besitzen, gestehen auch ein daß die Hierarchie bleiben müsse wie sie sey, wenn sie bleiben solle, nur will man keinen Zusammenhang zwischen der disciplinarischen Gliederung der katholischen Kirche und der weltlichen Herrschaft des Papstes erkennen. Der Zusammenhang liegt jedoch sehr nahe.

Seit der großen französischen Revolution hat der katholische Klerus empfindlich an Freiheit eingebüßt. Nach und nach hat er in Frankreich, in Spanien, im spanischen Amerika, in Deutschland, in den italienischen Staaten seine Besitzungen und sein Vermögen verloren. Noch im Jahre 1803 gab es eine große Anzahl geistlicher Souveräne, jetzt ist die monarchische Gewalt des Papstes, wie Hr. v. Rayneval bemerkt, zur Anomalie geworden. Oesterreich ist der einzige große Staat wo die Kirche noch unversehrt ihre Güter besitzt. Seine materielle Unabhängigkeit, gesichert durch den Cölibat, ist es welche dem katholischen Priester vor allen andern christlichen Geistlichen, vor Popen und Pastoren, den wahren Zauber über die Gemüther gibt. Ein Seelsorger mit Nahrungssorgen, ein Hirt der von der Freigebigkeit seiner Heerde lebt, ein Zuchtmeister in lockern Zeiten, der die Hand nach Almosen ausstreckt, sind kümmerliche Gestalten. Nun glaube man nicht daß irgend eine Staatsbesoldung materielle Unabhängigkeit verleihen könne. Es ist immer ein großer Unterschied von dem Eigenen zu leben oder Pensionär zu seyn. Erst kürzlich haben wir gesehen daß die französische Geistlichkeit von der Kanzel Sieg auf die napoleonischen Waffen herab erflehte, obgleich der gesammte katholische Klerus innerlich einen Krieg und eine Allianz verdammen mußte, der gegen das kirchliche Interesse geführt wurde und die zum Hohn gegen die päpstlichen Strahlen geschlossen worden war. Nun beginne man nur in der Romagna zu seculärisiren, und die „Anomalie" der päpstlichen Souveränität wird von Jahr zu Jahr anomaler werden. So wie der Papst aufhört ein Souverän zu seyn, wird er, man mag die aufrichtigsten Vorkehrungen dagegen treffen, früher oder später zum Pensionär irgend einer weltlichen Macht, vielleicht seiner eigenen, ehemaligen Unterthanen. Man lasse nur die Einziehung der Kirchengüter in Italien Fortschritte machen, und man wird bald einen italienischen Klerus bekommen, der nicht eine Tugend, wohl aber einen Fehler mehr als der jetzige besitzt, nämlich die Servilität der Laienbeamten. Die Macht der Kirche wird ohnedieß täglich mehr eingeschränkt durch die Gewalt der Laienerkenntniß, das heißt der Wissenschaften über die Gemüther. Ehemals gehörte der gesammte Unterricht dem Klerus. Es gab keine Lehrer oder Gelehrten, oder es waren Geistliche. Jetzt ist ein Dualismus vorhanden, wenn nicht sogar ein Kampf zwischen Gelehrten und Geistlichkeit, zwischen der Wissenschaft und der Kirche, die auf dem Gebiet des Unterrichts alle Provinzen verloren hat, bis auf den schmalen Saum der Religionsstunden. In einer solchen Zeit ist es höchst bedenklich auch noch die letzte glorreiche Anomalie aus dem Mittelalter zu beseitigen.

Hat der heutige Klerus seine Mängel, weil er in Italien an so vielen Orten so stark angefeindet wird, so ist es offenbar ein crudes Mittel, den saftlos werdenden Baum mit einem Axthieb zu curiren; der ist kein wahrer Royalist, der auf republicanische Irrwege geräth, wenn er einen schwach- und flachsinnigen Monarchen auf dem Thron sieht. Der Werth der Monarchie beruht darauf was im Durchschnitt ein Wechsel von genialen, mittelmäßigen und unfähigen Regenten zu leisten vermag. Liegt etwas ohnmächtiges in der heutigen Hierarchie, so muß man deßwegen nicht eine altehrwürdige Verfassung verändern wollen, sondern man muß sich erinnern daß es der Kirche in keinem Jahrhundert noch an großen Päpsten gefehlt hat, daß die Glieder immer beschaffen waren wie das Haupt, daß der nächste Papst ein neues Zeitalter für die Kirche begründen kann, daß ein genialer Mann auf dem Stuhl Petri geniale Köpfe für den Priesterstand gewinnen wird, und daß sich, vermöge ihrer unverwüstlichen Organisation, die katholische Kirche unversehens verjüngen könnte, zur Beschämung aller derer die sie als tief gealtert ansehen.

Das ist das Interesse, welches an der weltlichen Herrschaft des Papstes haftet, und es ist dieß nicht bloß ein Gegenstand der Sorge für katholische Mächte, sondern mittelbar geht es auch die Protestanten an, denn die evangelische Kirche hält sich nur als Gegensatz zur katholischen Kirche, so daß wenn die eine verfällt, die andere gleichzeitig sinkt.

Zur Lebensweise der Ameisen.

Findet eine Ameise — berichtet ein Naturforscher in Blackwood's Magazin — irgendwo eine Nahrung, so beeilt sie sich ihre Genossen über diesen glücklichen Fund in Kenntniß zu setzen, und zwar mittelst ihrer Fühlfäden, die, aneinander gerieben, Laute von sich geben, die von den Ameisen vollkommen verstanden werden. Sie führt dann eines der Thierchen an den Ort des Fundes, beide kehren sofort wieder zurück um ihre vertrautesten Freunde zu holen, die dann das gleiche mit andern thun; ehe sie sonach den Weg zum zwanzigstenmale gemacht, wandert schon eine Million Ameisen zur gefundenen Speise. Huber, der diese Eigenthümlichkeit bemerkt hatte, wünschte, um die Thiere noch besser beobachten zu können, sie zu dem Apparate, der zu diesem Zwecke diente, heranzulocken. Es war eben Winter. Er wärmte den Apparat und es kamen in der That Ameisen herbei. Die ersten welche gekommen waren, verließen den Apparat sogleich wieder, um ihre Gefährten herbeizuholen, und so gieng es hin und wieder, bis der gesammte Tribus den Platz erfüllte. Als der Apparat darauf erkaltete, schickten sich die Ameisen an, einen andern warmen Ort aufzusuchen, und die welche einen solchen zuerst auffand, berichtete sofort die andern von ihrer Entdeckung, und alle wandten sich nun dahin. Huber wiederholte dieses Experiment öfter, und fand daß die Ameisen stets in derselben Weise handeln.

Viele mögen glauben daß die Ameisen in der Aufbauung ihrer Galerien nur vom Instinct geleitet werden. Huber hat indeß die Wahrnehmung gemacht daß, wenn nur die geringste Regelwidrigkeit bei diesem Bau vorkommt, wenn eine Wand höher aufgeführt wurde als eine andere, oder wenn der Zustand des Baues die Sicherheit seiner Bewohner gefährdet, die Ameisen diesen vollständig zerstören und einen neuen beginnen, wobei sie dann mit größerer Sorgfalt verfahren.

Gegen die Aphiden aber verschwenden die Ameisen alle Kraft ihrer Intelligenz. Jene kleinen Insecten, die im Sommer aus den Eiern schlüpfen, sind meist Apteren, und halten sich besonders in den Blättern und in den Kelchen der Rosen auf. Sie scheiden an die Oberfläche ihres Körpers einen süßen Saft aus, nach dem die Ameisen sehr lüstern sind. Diese spähen also nach den Orten wo sich die Aphiden versammeln. Haben sie deren aufgefunden, so saugen sie ihnen, indem sie sie zugleich mit der zartesten Aufmerksamkeit behandeln, den erwähnten ausgeschiedenen Saft weg. Ein minder intelligentes Thier würde solche Geschöpfe tödten, wie jene Frau der Fabel die Henne tödtete, welche goldene Eier legte. Die Ameisen aber suchen jene Blattläuse auf, bieten ihnen in ihrem Bau ein Asyl, und führen sie mit sich, wenn sie auswandern. Sie leiden es nicht daß jene angegriffen werden und kämpfen für deren Erhaltung.

Miscellen.

Robert Houdin in Algier. Eines der Mittel welches die Marabuts anwendeten um sich in den Augen der Araber Bedeutung zu verschaffen und ihre Herrschaft über dieselben zu begründen, bestand darin daß sie unter diesem Volke den Glauben an ihre Unverwundbarkeit zu verbreiten suchten. Einer dieser Marabuts ließ ein Feuergewehr laden, das man in kurzem Abstand auf ihn abschoß. Der Marabut verhielt sich vollkommen ruhig, murmelte nur einige kabbalistische Worte, und der Schuß gieng nicht los. Sofort begriff Robert Houdin das Geheimniß. Er zeigte daß das Gewehr nicht losgegangen sey weil der Marabut auf geschickte Weise die Zündpfanne verstopft hatte. Wüthend darüber sich auf solche Weise seines Heiligenscheins beraubt zu sehen, ließ der Thaumaturg seinem Zorne freien Lauf. Der Gaukler kam dadurch keineswegs außer Fassung, sondern sah darin nur eine Gelegenheit seine Ueberlegenheit festzustellen. „Du kannst dich rächen! sagte er zum Marabut. Nimm eine Pistole, welche du willst, lade sie selbst. Da sind die Kugeln, thu eine davon in das Rohr, mach aber zuvor, damit man sie wieder erkennen kann, mit deinem Messer ein Zeichen darauf.“ Der Araber befolgte Punkt für Punkt diese Vorschriften. „Du bist jetzt vollkommen überzeugt, sagte Robert Houdin, daß deine Waffe geladen ist, und daß der Schuß losgehen wird? Sag mir, fühlst du keinen Schmerz, keinen Gewissensscrupel mich so zu tödten, obgleich ich dir die Ermächtigung dazu gebe?“ — „Du bist mein Feind,“ antwortete kalt der Marabut, „ich werde dich tödten.“ Ohne ein Wort zu erwiedern, steckte Robert Houdin einen Apfel auf die Spitze eines Messers, dann stellte er sich ruhig und lächelnd vor den Marabut, und forderte ihn auf Feuer zu geben. Der Schuß gieng los. Der Apfel flog in die Ferne, und an seiner Statt zeigte sich, auf die Spitze des Messers befestigt, die von dem Araber bezeichnete Kugel. Dießmal ließen sich keine wahnsinnigen Beifallsbezeugungen vernehmen; die Zuschauer blieben im Gegentheil stumm vor Entsetzen. Selbst der Marabut fühlte sich durch diese wunderbare That bezwungen, verneigte sich vor dem überlegenen Mann, und rief aus: „Allah ist groß; ich bin besiegt.“ Jedermann hat das merkwürdige Kunststück der unerschöpflichen Flasche gesehen, welche Liqueure aller Art nach dem Belieben der Zuschauer und in einer Menge ausschüttet die dreimal so groß ist als die Flasche fassen kann. In England hatte Robert Houdin dieses Experiment modificirt, weil die Engländer nur von drei oder vier Liqueurarten Gebrauch machen. Er ließ eine leere Metall-Bowle herbeibringen. Auf ein gegebenes Zeichen füllte sich diese Bowle bis an den Rand mit einem glühendheißen Punsch, der an die Gesellschaft vertheilt wurde. Vor den Arabern war es siedendheißer Kaffee welchen der geschickte Physiker auf diese Manier kommen ließ; allein die meisten weigerten sich dieses Gebräu zu verkosten, weil sie glaubten es sey aus der Küche des Teufels hervorgegangen. Ein anderes Experiment, dessen Zeuge ebenfalls jedermann seyn konnte, wirkte, durch die Anwendung welche Robert Houdin davon machte, mächtig auf den Geist der Eingebornen. Er ließ nämlich ein Köfferchen, einem Damen-Möbel ähnlich, herbeibringen; ein Kind kann es mit dem kleinen Finger aufheben; allein dem Willen des Zauberers gemäß wird dieses Köfferchen so schwer, daß es an den Boden geheftet zu seyn scheint, und daß die stärksten Männer es nicht davon wegreißen können. Ehe Robert Houdin dieses Kunststück ausführte, sagte er den Arabern, er besitze die Macht sie vollkommen zu entnerven, ihnen ihre Stärke zu nehmen, und sie ihnen nach seiner Laune wieder zu geben. Man kennt den hohen Werth welchen diese Menschen auf ihre physische Kraft setzen. Als sie sich in die Unmöglichkeit versetzt sahen einen so winzigen Gegenstand in die Höhe zu heben, wurden sie ganz verblüfft, und zweifelten nicht im geringsten mehr daran daß der Hexenmeister sie nach seinem Gutdünken vollständig vernichten könne. Sie sprachen diese Ansicht Hrn. Robert Houdin offen aus, welcher ihnen sofort erwiederte: „Ja wohl, ich besitze die Kraft euch zunichte zu machen, und wenn einer von euch sich zu meinem Experiment hergeben will, werd' ich ihn in Rauch aufgehen lassen.“ An dem zu diesem erstaunlichen Experiment festgesetzten Tage war die Versammlung zahlreich. Ein fanatischer Marabut hatte eingewilligt sich dem Hexenmeister zu überliefern. Man ließ ihn auf einen Tisch steigen und bekleidete ihn mit durchsichtiger Gaze, dann hoben Robert Houdin und eine andere Person den Tisch an den beiden Enden in die Höhe, und man sah den Araber inmitten einer Rauchwolke verschwinden. Bei diesem Anblick flohen sämmtliche Zuschauer lärmend aus dem Saale. Einem unvorstellbaren Schrecken zur Beute, unsinniges Geschrei ausstoßend und sich Demonstrationen überlassend wie nur der Wahnsinn sie eingeben kann, liefen sie ziemlich weit hinweg. Endlich brachte einer von ihnen, der minder erschreckt war, seine Cameraden zum Stehen, und sagte ihnen man müsse doch sehen was aus dem Marabut geworden. Sie kehrten zurück, und waren nicht wenig erstaunt ihn gesund und wohlbehalten in dem Saale zu finden in welchem das Experiment stattgefunden hatte. Mit Fragen überhäuft,

sagte er ihnen, er sey einem trunkenen Mann ähnlich, könne sich an nichts erinnern, und wisse nicht wie er an diesen Ort komme. (Aus dem Life of a Conjuror).

•

Künstlicher Aventurin. Lange Zeit hindurch ward dieser Stein nur in Venedig gefertigt und galt die Art dieser Fabrication als ein Geheimniß. Fremy und Clémandot hatten es später versucht ihn herzustellen, indem sie ein Gemenge von Glas, Kupferoxydul, Eisenoxyd und Hammerschlag erhitzten; aber ihre Proben fielen noch zu opak aus. Marion Bourguignon hatte solche ausgestellt, die dem venetianischen Aventurin sehr ähnlich sahen, nur hatte ein großer Theil der Kupferparcellen den Zustand der Krystallisation überschritten und sich in Klümpchen (culots) geballt. Bourguignon hält dafür, das Problem dieser Industrie liege nicht in der Composition des künstlichen Steines, sondern in der guten Farbe des Teiges und der gleichförmigen Vertheilung der Metallkrystalle.

•

Die neuesten Unruhen in Niederländisch-Indien. Auf Banjermassing (Süd- und Ostküste von Borneo), wo schon längere Zeit eine bedenkliche Gährung geherrscht zu haben scheint, ohne daß der dortige Resident Graf v. Bentheim-Teklenburg Rheda davon genügende Notiz genommen hat, ist es zu einem gewaltsamen Ausbruch gekommen. Man ist mit der Wahl des neuen Sultans, eines unächten Sohnes des verstorbenen, unzufrieden. Dieß scheint sich ein glücksuchender Abenteurer, Namens Aling aus Muning, zu nutze gemacht und sich unter dem Namen Radja Kuning zum Beherrscher über Banjermassing aufgeworfen zu haben. Am 1 Mai hat er die Fahne des Aufruhrs aufgepflanzt und als ersten Act seiner Regierung die Ermordung aller Europäer befohlen. So hat denn ein Hause seiner Leute die hülflosen Beamten der einer Actiengesellschaft angehörigen Steinkohlengrube „Julia Hermina“ schonungslos niedergemetzelt. Nur einige Frauen und Kinder retteten ihr Leben, wurden aber von den Aufständischen weggeführt. Auch anderen Orts sind die Europäer ermordet worden, worunter die Missionäre Klammer, Hofmeister und Frau (ihre Kinder hat man weggeführt), Wigand mit Frau und Kind, und Rott mit seiner ältesten Tochter, während die Frau entkommen ist. Im Ganzen sollen ungefähr 50 Europäer ermordet oder weggeführt worden seyn. Glücklicherweise war wenige Tage vor diesen Begebenheiten, am 28 April, der Oberst Andresen mit vorläufig einer Compagnie des neunten Bataillons in Banjermassing eingetroffen, mit der Bestimmung die Leitung der Regierungsangelegenheiten vom Grafen Bentheim zu übernehmen und das Militärcommando zu führen. Dieser Umstand hat wahrscheinlich auch einen Angriff der Aufständischen auf Tatas, die Hauptstadt von Banjermassing vereitelt. Gleich nach dem Eintreffen der Unglücksbotschaft hat die Regierung in Batavia den Befehl ertheilt die fünf übrigen Compagnien des fünften Bataillons, einige Artillerie und eine halbe Compagnie Sappeure mit den Kriegsdampfern Montrado und Ardjuno nach Banjermassing zu senden. Man macht der Regierung, oder wenigstens ihrem Residenten dem Grafen Bentheim den Vorwurf, daß der Minenactiengesellschaft nicht der Schutz und die Beschirmung geleistet worden sey, welche diese den Statuten zufolge erwarten und beanspruchen konnte. Doch läßt sich für jetzt das eine hoffen, es werde durch die erwähnten Maßregeln der Regierung ferneren Gräuelsscenen vorgebeugt, die Europäer sicher gestellt und der frühere ruhige Zustand wieder hergestellt werden.

•

Ueber die Vortheile der Taufpathen von Christen auf den Molukken. Die eingebornen Christen auf den molukkischen Inseln behandeln ihre Taufpathen stets mit sehr viel Auszeichnung, und zwar nicht nur in den Kinder- und Jünglingsjahren, sondern auch im spätern Lebensalter. Denn will man sich verehelichen, so ist es nöthig außer der Einwilligung der Eltern und Schwiegereltern auch die dieser Pathen zu erwirken; hat man einen reichlichen Fischfang oder eine ergiebige Jagd gehabt, so ist es üblich nahe wohnenden Herren- und Frauen-Pathen einen Theil davon unentgeltlich zu übermachen. Ist ein solcher Pathe beim Fischfang, bei Erbauung von Hütten, bei der Sagobearbeitung oder in der Hauswirthschaft um Arbeitskräfte verlegen, so ist es Pflicht denselben mit seinen eigenen Händen zu unterstützen oder durch seine Kinder oder Dienstleute unterstützen zu lassen. Wer seinen Pathen zu einem abzuhaltenden Familienfeste nicht einladet, verstößt gegen die Etikette und verursacht sich eine üble Nachrede. Wem ein Taufpathe stirbt, der muß auch Trauerkleidung anlegen, und namentlich ist es in der Stadt Amboina Sitte, wegen eines verstorbenen Pathen, wenigstens ein Jahr lang seinen Hut mit schwarzem Flor zu umhüllen. Seinem Pathen ein rechtliches Gesuch abzuschlagen, wäre unauslöschliche Schande. Man ersieht hieraus wie vortheilhaft das Gevatterstehen bei den Christen auf den Molukken ist; wenn man auch einige Pathengeschenke und in den darauffolgenden Jahren Geburtstagsgeschenke zu geben hat, so steht dieß doch in keinem Verhältniß zu den Vortheilen, welche man später dadurch genießt; denn man vergesse nicht daß die hiesigen Christen phlegmatisch sind und schwere Arbeit für entehrend halten,[1] aber derartige Dienste welche sie ihren Taufpathen erweisen als nothwendige Uebel betrachten und deßhalb nicht verweigern. Der- oder diejenige welche dem Papa-Serani oder der Mama-Serani (das sind die malayischen Benennungen für Herr- und für Frau-Pathe), nicht gehorsamt, ist ein Oran Dratau Atat (ungebildeter Mensch), was niemand hier seyn will. Jedoch noch weit größere Aufmerksamkeit wie die Kinder christlicher Eltern schenken die erst als Erwachsene zum Christenthum bekehrten Alfurer ihren Taufpathen; nicht nur daß sie am häufigsten und ihren Verhältnissen nach die ansehnlichsten Geschenke diesen Pathen geben, sondern sie sind auch immer bereit ihnen Dienste zu erweisen, was wegen der vielen Reisen auf Ruderfahrzeugen, die man hier zu unternehmen genöthigt, stets von wesentlichem Anbelang ist. Gelegentlich sey hiebei erwähnt daß wenn Heiden, welche Unterthanen der mohammedanischen Sultane von Ternate, Tidor und Batjan sind, getauft seyn wollen, dieses erst noch der Einwilligung jener Sultane bedarf, obschon diese Vasallen des holländischen Gouvernements sind, welches sie je nach Belieben ein- oder absetzt.

[1] Die in den Seestädten auf den Molukken ankommenden europäischen Herren und Damen werden von den ärmlich gekleideten, barfuß am Hafen stehenden braunen Müßiggängern stets ausgelacht wenn sie dieselben ersuchen — wie man wohl auf Java thut — ihr Gepäck für Geld und gute Worte nach der Wohnung zu tragen; gewöhnlich ist alsdann die Antwort: „Gira apa, beta Nan-Serani djuga, djangan gira beta Oran-Java;“ zu deutsch: was denkt ihr wohl, ich bin auch Christ, glaubt nicht daß ich ein Javane bin.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 34. Augsburg, 20 August 1859.

Schingebis oder der Muschel-Prinz, eine Chippeway-Sage.

(Mitgetheilt von J. G. Kohl.)

Das Schatzkästlein der indianischen Saga ist fast so voll von Metamorphosen wie die Lieder des Ovid über die Verwandelungen. Da ist fast kein Thier im Wald, kein Vogel in der Luft, von dem sie nicht glauben daß unter seinen Haaren oder Federn ein verwandelter Indianer stecke, entweder ein einst unglücklicher Liebhaber, oder ein unterlegener Feind, oder ein verfolgter Verbannter. Von der kleinen, scheuen, wilden, tauchlustigen Ente ihrer Seen, die sie in ihrer Sprache Schingebis nennen, erzählten die Chippeways mir folgendes Geschichtchen:

Es lebte einmal ein junger, hübscher, hochbegabter Indianer, Omegissago genannt; derselbe besaß die ungewöhnliche Eigenthümlichkeit daß ihm fortwährend, wenn er redete, glänzende, glatte, röthlich-schimmernde Muschelchen aus dem Munde fielen. Er konnte auch zu jeder Zeit so viele zierliche Porzellan-Schnecken oder Muscheln von sich speien, wie es ihm beliebte.

Muscheln sind oder waren doch einst bei den Indianern im Innern des Landes etwas überaus kostbares, fast heiliges. Die Muscheln und das Muschelspeien spielten von jeher in ihren religiösen Ceremonien eine große Rolle. Und ein unerschöpflicher Muschelspeier mußte daher auf ihre Phantasie einen nicht geringern Eindruck machen als auf die der Orientalen z. B. ein Prinz, dem immer ächte Perlen und Ducaten von den Lippen rollen.

Ganz natürlich daher daß zwei junge blühende Indianerinnen, als sie von dem Muschel-Prinzen Omegissago vernahmen, alsbald von dem heftigsten Verlangen ergriffen wurden ihn kennen zu lernen, wie denn die jungen phantasiereichen Mädchen sich immer leicht von dem Wunderbaren und Berühmten angezogen und bethört fühlen.

Es waren zwei „Chekeresses," die Töchter eines angesehenen Helden und Häuptlings, zwei Prinzessinnen würde es in unsern Märchen heißen. Sie zogen alle möglichen Erkundigungen über den Muschel-Prinzen ein, über seinen entfernten Wohnort, über sein reizendes Aeußere, über seine sonderbare Eigenschaft, und ließen sich alles haarklein beschreiben, und je mehr sie von ihm hörten, desto mehr setzten sie es sich fest in den Kopf daß sie ihn heirathen wollten.

Für den europäischen Leser, der daran gewöhnt ist in seinen Romanen und Rittersagen gewöhnlich nur eine schmachtende Schöne auftreten zu sehen — oder wenigstens, wenn deren etwa mehrere seyn sollten, doch die eine als erbitterte und rachedürstende Nebenbuhlerin und Feindin der andern zu finden — möchte es hier am Platz seyn zu bemerken daß dieß in den indianischen Novellen und Sagen ganz anders ist. Man muß sich daran erinnern daß diese Indianer Vielweiberei bei sich haben, und daß es namentlich etwas sehr gewöhnliches ist daß ein Häuptling zwei Töchter oder auch drei aus derselben Familie zugleich heirathet. Daher mag es kommen daß wir in dieser schon mitgetheilten, so auch in andern indianischen Erzählungen sehr gewöhnlich ein zärtliches und in denselben Gegenstand vergafftes Schwesternpaar, die beide auf dieselben Liebesabenteuer ausziehen, als Heldinnen des Stücks finden.

Unsere beiden Heldinnen, die sich also, wie gesagt, unbekannterweise in den vielgerühmten Muschel-Prinzen verliebt hatten, bereiteten sobald als möglich alles zu ihrer Reise vor um den Unbekannten aufzusuchen. Vor allen Dingen zimmerten sie sich in einem entlegenen Theile des Waldes und im Dunkel der Nacht, damit ihre Verwandten und ihr Vater nichts merke, aus frischen Birkenrinden ein Canoe. Sie entkleideten eine Reihe großer Birkenbäume ihrer Mäntel, sie flickten und nähten und pichten sie zusammen, alles in der poetischen Weise in welcher man dieß des breitern in Longfellows Hiawatha, in dem Capitel welches der Canoe-Bau überschrieben ist, angegeben finden kann. Sie sangen oder vielmehr murmelten bei ihren Arbeiten einige Lieder oder wenigstens ein Verschen, das sie Nacht für Nacht einige hundertmal hintereinander wiederholten. Vermuthlich enthielt dieses Verschen — denn verstehen konnte es niemand genau — nichts weiter als die einfache Idee:

O du schöner Muschel-Prinz, o du brauner Muschel-Prinz,
Das Schwesternpaar zieht aus dich zu suchen,
Die Schwestern gleiten zu dir die Wasserfälle hinab im leisen Canoe,
O du schöner Muschel-Prinz, o du brauner Muschel-Prinz!

Unter diesen Gesängen wurde das Canoe aus Birkenrinde und auch das nöthige Dutzend Mocassins oder Reiseschuhe aus weichem Rehleder und auch die andern bescheidenen Reise-Effecten bald fertig. Sie versäumten auch nicht etwas Farbe verschiedener Nüancen beizupacken, und insbesondere füllten sie ihren Reisesack mit Zaubermitteln, Reliquien

und Amuletten aller Art, und eines Nachts, als endlich alles bereit war, verließen sie dann ihre Heimath, stießen ab und fuhren hinaus in die weite Welt, in die wilde, waldige, an schäumenden Flüssen und Seen reiche Welt des großen Landes der Chippeway.

Sie fuhren Tage und Wochen lang bald durch einen langen Urwald, bald zwischen unabsehbaren Prairien, dann durch eine Kette von Seen, durch Wirbel, Stromschnellen und Katarakten. Eines Tages endlich auf einem jener einsamen Seen, als sie eben wieder zum Tacte ihrer Ruder jenen simpeln Vers vom „schönen braunen Muschel-Prinzen" murmelten, wurden sie darin plötzlich von einem ihnen entgegenschallenden Rauschen, von einem ebenso murmelnden Gesange und von dem plätschernden Schlage von Rudern unterbrochen. Sie lauschten, sie blickten mit Spannung und Erwartung hinaus, und siehe, als sie um die Ecke bogen, sahen sie ein fremdes Canoe zu sich heranfahren, das von einem Mann gerudert wurde.

Derselbe schien sehr jung, sehr hübsch und blühend, und die Mädchen, da sie ihn sahen, flüsterten sich zu: „Vielleicht, vielleicht Schwester ist dieß der den wir suchen!"

Als sie näher zu ihm herankamen, bemerkten sie daß der junge edle Fremdling ganz mit Muscheln bedeckt war. Er trug sechsfache Schnüre, kostbare blaue Muscheln um den Hals. In den Ohren hiengen ihm reiche Bündel von röthlich schimmernden Muscheln wie Weintrauben herab, und seine Arme und Fußknöchel waren ebenfalls mit zahlreichen Muschelspangen umwunden.

Die Mädchen fanden dieß prächtig und waren auf der Stelle in des Jünglings Erscheinung ganz verliebt. „Gewiß! gewiß!" sprachen sie beide fast leidenschaftlich, als die beiden Canoes sich näherten, ohne Zweifel bist du der vielgepriesene Muschelprinz Omegissago, dem, wenn er redet, schöne glänzende rothe Muscheln und Porcellanschnecken zwischen den Lippen hervorblühen!

Schingebis, denn dieß war der wahre Name des Jünglings, sah sich die beiden Mädchen einen Augenblick an. Sie gefielen ihm, und da er alsbald erkannte was sie trieb, und den Sinn ihrer Worte verstand, so löste er ganz unvermerkt und auf listige Weise ein paar Muscheln von seiner Hand und steckte sie sich heimlich in den Mund. „Ach ja!" sprach er dann, und indem er dieß sagte, entfielen seinen Lippen schon ein paar Muscheln. „Ach, also ihr schönen Prinzessinnen, ihr habt euch so weit hinaus bemüht den Omegissago zu suchen, den viel berühmten, aber bisher so unglücklichen Muschelprinzen. Nun denn, ihr habt ihn gefunden. Ich bin es! Und jetzt erst wird er sich seines Ruhmes und seiner von den Feen ihm verliehenen Wundergaben erfreuen!" — Indem er so redete, ließ er nun noch mehrere Muscheln aus seinem Munde fallen, und wiederholte das oben beschriebene Manöver jedesmal wenn er etwas sprach, und machte es so geschickt, daß die entzückten und vor Liebe blinden Mädchen gar nichts merkten.

Sie bückten sich jedesmal eifrig nach den herabfallenden Kostbarkeiten und sammelten sie so sorgfältig auf wie jene Damen am Hof eines Beherrschers von Frankreich die diamantenen Westenknöpfe, die ein berühmter reicher ungarischer Fürst einst auf einem Balle für sie mit dem Federmesser sich von der Brust schnitt, indem er durch den Tanzsaal spazierte und dabei das Vergnügen genoß die reichsten, schönsten und höchstgestellten Damen vor ihm sich eifrig bücken zu sehen.

Die Mädchen waren über die Maßen froh, da sie glaubten den ächten Omegissago so bald gefunden zu haben. Sie luden ihn aufs freundlichste in ihr Canoe, und Schingebis, der über das charmante Abenteuer nicht minder erfreut war, ließ sich ohne Widerstand überreden mit ihnen in das Lager ihres Vaters zu reisen, um mit ihnen daselbst das Hochzeitsfest zu feiern.

Nach acht Tagereisen kamen sie daselbst an. Die Zeit vergieng den Mädchen schnell genug, da sie die Unterhaltung mit dem Muschelprinzen, der nicht nur seine Worte sehr geschickt zu wählen wußte, sondern jede Bemerkung, jedes Ja und Nein auch noch mit dem Geschenk einer unschätzbaren Pretiose würzte, höchst angenehm fand. Sie füllten ihre Taschen und Säcke ganz voll mit Muscheln, und im Triumphe wurde der falsche Schingebis von den Ihrigen ins Lager geführt und zu ihrem noch zürnenden Vater gebracht. Da Schingebis an diesen indeß eine wohlgesetzte Rede hielt, und dabei nach jeder Phrase einige Perlen von sich gab, so wurde auch er bald versöhnt, zur Einwilligung veranlaßt, und es wurde alsbald eine große Hochzeitsfeier veranstaltet, bei welcher alle Welt speiste, sang, tanzte und sich nach Herzenslust ergötzte.

Unterdessen war aber die Nachricht von diesem Vergnügen auch dem ächten Muschelprinzen, dem Omegissago selber, zugekommen. Wie sich die indianischen Neuigkeiten nicht auf die bei uns übliche persönliche Weise dadurch verbreiten daß ein Mensch es dem andern erzählt, wie sie sich vielmehr durch Propheten, Geister, Wahrsagen und insbesondere durch Träume den Menschen mittheilen, so hatte denn auch Omegissago sämmtliche Vorgänge in allen ihren Details alsbald in einem ihm von Geistern bereiteten Traume geschaut. Im Traume hatte er die beiden jungen Mädchen gesehen, ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit erkannt und bewundert, und hatte sein Herz davon bewegt gefühlt. Zugleich hatte er die Gefahr erkannt, in welcher sie schwebten, einem Betrüger in die Hände zu fallen. Er war gerührt daß zwei so junge und zarte Wesen um seinetwillen und von Sehnsucht nach ihm getrieben in die weite Welt hinausgezogen waren und die Gefahren einer langen Reise auf sich genommen hatten. Er beschloß auf der Stelle als ihr Retter und Rächer aufzutreten, setzte sich am andern Morgen in sein Canoe, dem er durch allerlei ihm zu Gebote stehende Zaubermittel Flügel zu verschaffen und das er mit Windeseile zu bezaubern wußte. — In kurzer Frist war er an dem Orte der Feier, der nun auch das Ziel seiner Sehnsucht geworden war, angelangt, und er stand alsbald in der ganzen Fülle seines Kriegerschmuckes und in dem vollen Glanze seiner göttlichen Begabung mitten in dem Kreise der Gäste und der bei der ganzen Sache zunächst betheiligten Familie.

Als er die beiden schönen Prinzessinnen ansichtig wurde, und auch zwischen ihnen den muschelspeienden Betrüger, sein falsches Ebenbild, gewahrte, erglühte sein aufwallendes Herz theils von leidenschaftlicher Liebe, theils von eben so heftigem Unwillen und Zorn. Er erhob die Stimme und richtete zuerst sanfte und liebevolle Worte an die beiden jungen Prinzessinnen und ihren edlen Vater, den tapferen Häuptling, in welchen er ihm sagte wer er sey, und was ihn hierher führe. Dann wandte er sich in barschem Ton an Schingebis, den er zur Rede setzte, und dem er sein treuloses Verfahren auf das eifrigste vorwarf. — Während dieser Reden, die zum Theil sehr umständlich waren und, wie Indianerreden gewöhnlich, sehr lange dauerten, quoll ihm eine wunderbare Menge, man könnte fast sagen, eine strahlende und fast ununterbrochene Perlen-Fontäne von rothen Muscheln zwischen den elfenbeinernen Zähnen und dem Korallenpaar der Lippen hervor. Und

die ganze Versammlung wurde dabei in Staunen und Aufruhr versetzt, um sich bei Zeiten des reichen Segens zu bemächtigen.

Dem falschen Schingebis war längst der Muth entsunken. Er saß stumm, blaß und bebend da. Die beiden Mädchen, so eben ihm noch so zärtlich zugethan, richteten scheue und finstere Blicke auf ihn. Er wollte noch einen Versuch machen gegen seinen Gegner aufzutreten. — Er fieng an zu reden, oder vielmehr zu stottern, indem er trachtete sich zu vertheidigen. Aber seine Worte zeugten selbst ganz sichtbarlich gegen ihn. — Denn da ihn ein jeder beobachtete, konnte er sein Taschenspieler-Manöver nicht mehr zur Ausführung bringen, und in der Verlegenheit hatte er es auch wohl selber vergessen. Kurz er redete, und keines seiner Worte war von denjenigen Wunderzeichen begleitet die allein hätten beweisen können daß er das in der That sey was zu seyn er vorgab.

Da dieß alsobald alle inne wurden, so schrieen sie Verrath, und traten ihm drohend entgegen, Omegissago selber an der Spitze. Es blieb ihm nichts anderes übrig als sich auf der Stelle zu schleunigster Flucht zu entschließen. Er sprang rasch in sein Canoe und ruderte so schnell er konnte davon. Aber Omegissago, der von Rache entflammte, der ihn nicht nur entschleiern, sondern den Lügenhaften auch auf ewig vernichten wollte, damit er und seine beiden ihm nun zugefallenen Prinzessinnen für immer Ruhe und Sicherheit vor seinen trügerischen Künsten genießen möchten, setzte ihm nach, und verfolgte ihn längs der Flüsse und Seen dahin, über die Stromschnellen und Wirbel und Katarakten hinweg. Aber er wurde seiner nicht so bald habhaft, denn das böse Gewissen und die Angst gaben dem armen Gehetzten Flügel. Endlich, endlich aber schien er zu ermatten, und das Canoe des aufs äußerste erbitterten Omegissago kam dem des aufs äußerste beängstigten Schingebis näher und näher. Endlich waren beide so nahe, daß der ächte Muschelprinz es an der Zeit hielt zu den Mordwaffen zu greifen. Er spannte seinen Bogen, legte seinen nie fehlenden Pfeil darauf, faßte sein Opfer ins Auge, und wollte eben losdrücken, als dem aufs äußerste in die Enge getriebenen Schingebis die furchtbarste Herzensangst noch einmal Flügel verlieh.

Dießmal waren es wirkliche, dicht befiederte Vogelflügel, die ihm statt seiner Arme aus den Schultern hervorwuchsen. Sein Leib schmolz dabei zu dem ganz kleinen leichten magern Körperchen eines Wasservogels zusammen, und bedeckte sich ebenfalls mit einem wasserdichten Federpelze. Schreiend und mit dem melancholischen Klagelaute welcher der kleinen von den Indianern Schingebis genannten Ente eigen ist, flatterte er aus seinem Canoe ins Wasser hinaus, und da er alsobald darin untertauchte, so flog der indeß abgeschossene Pfeil des Omegissago in einem weiten Bogen über ihn hinweg. Schingebis lebt seitdem wild in den Schilfverstecken einsamer Seen. Es ist ein außerordentlich schönes und schüchternes Thierchen. Alle seine Bewegungen scheinen Angst und Furcht zu verrathen. Er lavirt beständig auf dem Wasser hin und her wie ein Blatt im Winde. Ruhelos wie ein ihm angehängter Quecksilbertropfen nickt sein Köpfchen auf und ab, und bei jedem verdächtigen Geräusche hebt er es auf lang ausgestrecktem Halse hoch empor und wirft es spähend rechts und links herum. Gewahrt er aber zufällig einen Indianer am Ufer, so überfällt ihn der Schrecken der Erinnerung an seinen Feind Omegissago, und er taucht hurtig in die Tiefe des Sees hinab, indem die Pfeile des Jägers oft in eben so hohem Bogen über ihn hinwegfliegen, wie einst die seines muschelspeienden Verfolgers. Das Muschelspeien hat aber Schingebis seitdem nie wieder versucht und auch die zwei schönen Prinzessinnen hat er vergessen. Omegissago, der ächte Muschelprinz, blieb auf ewig im Besitz von beiden.

Robert H. Schomburgk über Bangkok.

(Aus dem Athenäum.)

Bangkok, die Hauptstadt von Siam, läßt sich seinem Aussehen nach mit keiner europäischen Stadt vergleichen. Eine große Anzahl der Häuser und Wohnungen ruht nicht auf fester Grundlage, sondern ist auf Bambu-Flößen erbaut, welche, wenn sie nicht durch Anker festgehalten würden, der Spielball jeder Fluth wären. Diese Wohnungen sind nicht geeignet einen hohen Begriff von dem siamesischen Architekturgeschmack zu geben; indeß sind einige an den Ufern des Flusses und an seinen zahlreichen Canälen gelegene Gebäude vorhanden welche, obschon von der europäischen Bauart sehr verschieden, dennoch Geschicklichkeit und Ebenmaß zeigen. Die Paläste der beiden Könige und einige der Wohnsitze der Edelleute gehören zu dieser Zahl, am ausgezeichnetsten aber sind die verschiedenen Wats oder Tempel.

Den ersten Rang unter diesen nimmt Wat Tscheng ein — ein Tempel der durch seine mächtige Höhe und symmetrische Form die Aufmerksamkeit eines jeden auf sich zieht der Bangkok besucht. Es ist jedoch nicht meine Absicht nun eine Schilderung dieser hübschen Pagode zu geben, sondern ich will den Leser bitten sich mit mir zum Klong Tapau I-Jang zu bemühen, der einer der Hauptcanäle der Stadt ist, dahin nämlich wo dieser Wasserlauf mit dem Canal oder Klong Bang Lam Pu zusammentrifft. Hier wird der Besucher auf dem westlichen Ufer einen großen Backsteinbau bemerken, so eigenthümlich in seiner Architektur, daß ihm wahrscheinlich der Gedanke kommt: der Architekt welcher den Plan dazu entworfen, habe den Babylonischen Thurm zu seinem Vorbild genommen, und beabsichtigt ihn hier in verkleinertem Maßstab darzustellen. Es traf diesen Bau indeß ein ähnliches Schicksal wie jenen Thurm, denn er ist „verfault in der Grundlage."

Die ehrgeizige Absicht des Erbauers wurde aufgegeben ehe das Werk zur Vollendung gelangte, und die zuvor errichteten Theile sind bereits im Verfall begriffen; die niedrigeren Mauern, auf denen der Oberbau ruht, sinken in den Alluvialboden ein. Dieser Wat oder Buddhisten-Tempel trägt den Namen Seket. Die dazu gehörenden Grundstücke nehmen einen sehr ausgedehnten Raum ein, und sind durch einen Canal in zwei Theile getheilt, deren nödlicherer die eben besprochene Ruine enthält. Hier hat man parallel mit dem Canal eine Anzahl bequemer Häuser für die Priester oder Talapoinen errichtet; die Grundstücke sind dem siamesischen Geschmack gemäß angelegt, mit Salas oder Lauben, Nischen, Grotten und Felswerk; über die kleineren Canäle oder Gräben gehen hochaufgeführte Brücken, wie sie in China

üblich sind; auch gibt es daselbst schattige Bäume und blühende Gebüsche in beträchtlicher Menge. Das Ganze zeigt daß die Talapoinen oder buddhistischen Mönche den nördlichen Theil des Seled in vortrefflicher Ordnung halten.

Eine große Brücke führt von hier über einen breiten Canal an den südlichen Theil; aber wie ganz anders ist der Anblick welcher sich jetzt dem Besucher darbietet! Die Tempel innerhalb dieses Raums sind klein; keine Blumen und kein Gesträuch umgibt sie — nur schäbiges Gras. Eine Anzahl Gebäude, die in regelmäßigem Abstand von einander, jedes vielleicht 25 oder 30 Fuß hoch, aufgeführt sind, ziehen die Aufmerksamkeit auf sich. Ich kann dieselben nur mit riesenhaften „Flambeaux" vergleichen, indem sie an Scenen gemahnen wie sie bei Leichenfeierlichkeiten vorzukommen pflegen. Oede, scheint es, ist der Hauptzug welcher diese Abtheilung des Wat Seled kennzeichnet.

Wenn man dem aus Backsteinen erbauten und auch den höchsten Fluthen unerreichbaren Pfade folgt, so wird der welcher den Zweck des Wat Seled nicht kennt, vielleicht in Erstaunen gerathen, wenn er an den Seiten des Fußwegs Lumpen, Baumwollhaufen, anscheinend die Ueberbleibsel von Kissenziechen und Matratzen, dann dünne Brettstücke bemerkt, welche Spuren zeigen daß sie mit vergoldetem oder versilbertem Papier überzogen oder mit Rauschgold verziert gewesen waren.

In einigen der Salas (offenen Gebäuden, deren Dächer auf Pfeilern ruhen) bemerkt man Baulichkeiten die ich nur mit ungeheuren Truhen vergleichen kann. Sie sind theilweise mit thoniger Erde gefüllt, in deren Mitte ein rauchendes Feuer die Aufmerksamkeit erregt. Neugier lockt den Besucher näher, trotz dem aus der Asche aufsteigenden eigenthümlichen Geruch, und er findet daß die verbrennenden Gegenstände Ueberreste eines Mitmenschen sind. Die Verbrennung hat hier stattgefunden, und er erkennt jetzt in jenen Kleiderfetzen und vergoldeten Brettstückchen Ueberreste von Leichenfeierlichkeiten.

Die Todtenverbrennung reicht ziemlich weit ins Alterthum hinauf, und ward in früheren Jahrhunderten als ein heiliger Brauch betrachtet. Ich verweise den Freund alter Geschichte auf die Leichenfeiern eines Hektor, Patrollus, Achilleus und Remus. Die Celten, die Teutonen, die Sarmaten, die Gallier, die Schweden und Norweger hatten eine ähnliche Gewohnheit. Als ich mich aus der alten Welt nach dem großen westlichen Continent wandte, sah ich unter den wilden Indianer-Stämmen in Guiana die Gewohnheit ihre Todten auf einen Scheiterhaufen zu legen. Nachdem ihre sterblichen Ueberreste von den Flammen verzehrt waren, sammelten die Ueberlebenden die Asche, die man heilig hält, und welche die Verwandten, wenn sie sich von ihrem frühern Wohnplatz entfernen, als eine heilige Reliquie an ihren neuen Wohnsitz mit sich hinwegnehmen.

Die Art der Todtenverbrennung unter denjenigen Völkern welche diese Bestattungsweise angenommen haben, ist verschieden. Die von den Siamesen, wenn Stand und Reichthum es gestatten, befolgten Feierlichkeiten bestehen darin daß man die Leiche, sobald der letzte Lebensfunke entflohen ist, einbalsamirt und in einem Todtengemach acht oder zehn Monate lang aufbewahrt. Wenn die Leichenfeierlichkeiten stattfinden sollen, werden die Ueberreste des Dahingeschiedenen in eine metallene Urne gelegt, die, umgeben von dem dürrsten Holz, von Harzen und öligen Substanzen, auf den Scheiterhaufen gesetzt wird. Sollten diese Feierlichkeiten königliche Prinzen oder Edelleute höchsten Rangs betreffen, so sind die Könige (oder zuweilen nur der erste König) dabei anwesend, und stecken den Holzstoß von entgegengesetzten Seiten in Brand. Die Asche ist, da die Ueberreste in einer metallenen Urne verbrannt wurden, frei von jeglicher Beimischung anderer Substanzen. Sie wird sorgfältig aufbewahrt, und entweder unter einem Tempel oder unter einem eigens hiefür errichteten pyramidalen Gebäude begraben.

Hier dürfte auch die Bemerkung am Platze seyn daß in Siam Weiß die Trauerfarbe ist, und daß aus Achtung für den Dahingeschiedenen alle diejenigen welche ihm in seinem Haushalt dienten sich die Köpfe völlig kahl scheeren. Der Kalnhome, oder erste Minister, wie der Phrallanz, oder Minister der auswärtigen Angelegenheiten, waren bei dem Tode des Sombetsch, ihres Oheims, der neben den beiden Königen die höchste Würde im Land innehatte, einfach in weiße Baumwollstoffe gekleidet, und hatten ihre Köpfe nicht geschoren; denn als Minister der Krone und als Diener der Könige hätten sie dieser Sitte nur dann sich unterziehen können, wenn einer der beiden Beherrscher aus dem Leben geschieden wäre.

Kehren wir indeß nach diesen Bemerkungen zu meinem Besuch von Wat Seled zurück. Ich folgte von der Sala aus dem gepflasterten Weg in der Richtung von zwei länglichen Räumen, deren jeder etwa 100 Fuß lang und von Mauern umgeben war. Ich bemerkte zu meiner Rechten ein hohes Gerüst, auf das sich eine Anzahl abstoßend aussehender Geyer niedergelassen hatte. Meine Schritte nach der Einschließungsmauer verdoppelnd, trat ich durch den niedrigen Thürweg ein, kehrte aber voller Schrecken beim Anblick einer Anzahl dieser Aasvögel, die an dem Leichnam eines menschlichen Wesens ihre Mahlzeit hielten, wieder um. Man denke nicht daß ich in meiner Schilderung übertrieben habe; ich habe bloß gesagt was ich bei meinem ersten Besuch in Wat Seled sah.

Die Verbrennung ist, wie ich bereits bemerkt, die gewöhnliche Methode durch welche „Asche zu Asche, Staub zu Staub gebracht wird," wenn der Lebensfunke aus dem Menschen entfloh. Indeß ist dieß ein religiöser Brauch den nur die Reichen ausüben lassen können; die ärmeren Classen vermögen die damit verbundenen Kosten nicht zu bestreiten, und müssen ihre Todten unter dem Boden bestatten, oder führen den Leichnam nach Wat Seled, werfen ihn in die ummauerten Räume, wo die gefräßigen Geyer bereit sind ihr Amt zu verrichten. Ich besuchte Wat Seled zum zweitenmal: es war, um genau zu seyn, am 11 Jan. d. J. (der Brief ist vom 23 April datirt). Als ich landete, bemerkte ich die größte Thätigkeit: hier war man im Begriff zeitweilige Tempel zu errichten; dort wurden Plätze für theatralische Darstellungen vorbereitet. Decorations-Maler waren mittelst Eimern voll Farben beschäftigt, je nach ihrer Geschicklichkeit, Nachahmungen der Natur in schwellenden Wäldern, in Felsenklippen, Flußscenen und Meeresstürmen darzustellen. Was ist der Grund all dieser Geschäftigkeit? war natürlicherweise eine Frage welche ich an diejenigen richtete von denen ich Aufklärung darüber zu erhalten hoffte. Man sagte mir: die Verbrennung der hohen und edlen Frau Phra Nai Sarapiet's, der Hauptgemahlin des zweiten Botschafters bei der letzten siamesischen Gesandtschaft nach England, werde binnen wenigen Tagen stattfinden; sie sey vor einigen Monaten gestorben. Ich gieng an dem Schauplatz wo ein so reges Leben zur Vorbereitung einer Todtenfeier herrschte vorbei, und richtete meine Schritte nach den ummauerten Räumen. Die Repräsentanten der Harpyien von ehedem, die Geyer, saßen auf dem Gerüste das ich oben geschildert; ihre Köpfe waren in die Federwülste hineingezogen, ihre Flügel hiengen schwerfällig beinahe bis an

ihre Füße herab. Sie zeigten keine Bewegung bei meinem Vorübergehen — sie hatten sich augenscheinlich voll gefressen. Ich trat durch die niedrige Thüröffnung in den größten der beiden umschlossenen Räume; mein erster Blick fiel auf zwei menschliche Schädel, die auf Bambu-Pfählen staken, und deren kopflose Rümpfe in der Wasserpfütze lagen, welche sich nach heftigem Regen in der Mitte dieses traurigen Platzes bildet. Die Geyer hatten bereits ihr Geschäft verrichtet. Einer der Schädel war augenscheinlich der eines Mannes in reifem Alter, und so eigenthümlich gestaltet, daß ich ihn unter einem Haufen von Hunderten wieder erkennen würde; der andere war der einer jungen Frauensperson. Beide hatten noch alle ihre Zähne: nicht einer fehlte in beiden Kinnladen. Wer waren sie? warum wurden ihnen die Köpfe abgehauen, und ihre Rümpfe in die Wasserpfütze geworfen?

Folgendes ist die Geschichte dieser beiden Unglücklichen, insoweit ich sie, aus einer Quelle auf die ich mich verlassen kann, in Erfahrung zu bringen vermochte. Der Schädel des Mannes war der eines Priesters; der der Frauensperson gehörte seiner unerlaubten Geliebten, einer siamesischen Dienerin im Palast des ersten Königs, an. Eine der strengsten Regeln des Buddhismus befiehlt daß der Talapoine, oder Priester, Keuschheit beobachte. Es ist eine Sünde mit einem Weibe auf einer und derselben Matte zu sitzen, oder irgend etwas, Nahrung als Almosen ausgenommen, von ihrer Hand zu empfangen. Mit einem Weib an einem geheimen Platze sprechen, ist eine Sünde; zu husten oder sich zu schneuzen, um die Aufmerksamkeit einer sitzenden Mädchengruppe auf sich zu lenken, ist eine Sünde — selbst von einem Weibe zu träumen ist Sünde. Ungeachtet dieser strengen Regeln liebte Phra Sang, ein Priester von Wat Seled, die Ma-Op-Tschui, welche, obgleich sie im Palast in Diensten stand, dennoch die Erlaubniß hatte den Palast hin und wieder zu verlassen um, wie sie behauptete, ihre Eltern zu besuchen, statt dessen aber zu ihrem Liebhaber in Wat Seled eilte. Als nun die Liebenden einmal in der Zelle des Priesters eine Zusammenkunft hatten, vernahmen sie sich nähernde Schritte: Phra Sang glaubte, es werde einer seiner Collegen seyn, der ihm einen Besuch abstatten wolle. Ein anstoßendes Gemach enthielt in großen Truhen die heiligen Bücher der buddhistischen Religion so wie andere die Bibliothek des Wat bildende Werke und Schriften. Um nun die schöne Sünderin während des unwillkommenen Besuchs zu verbergen, schloß er sie in eine der ungeheuren Truhen ein. Die sich nähernde Person war unglücklicherweise ein Oberpriester des Wat, der kam um einen Band zu suchen welcher in der Truhe war, die jetzt, außer dem Buch das er zu Rathe zu ziehen wünschte, noch einen andern Gegenstand enthielt, nämlich die Ma-Op-Tschui. Das so verübte Verbrechen und Sacrilegium ward alsbald im ganzen Wat ausposaunt; die Sünder wurden ergriffen, den Behörden überantwortet, und zu der strengsten Strafe des Gesetzes verurtheilt: sie sollten enthauptet, ihre Köpfe auf Pfähle gesteckt, und ihre Leichname den Geyern zur Beute vorgeworfen werden. Der König wollte von keiner Berufung hören; allein sie durchkreuzten ihre strengen Richter in einem wesentlichen Punkt, denn ihre Köpfe wurden ihnen erst nach ihrem Tod abgeschlagen. Obgleich in besondern Gefängnissen eingesperrt, wußten sich doch beide Gift zu verschaffen, und als der Augenblick herbeikam wo sie zur Hinrichtung geführt werden sollten, fand der Scharfrichter zwei leblose Körper, um an ihnen seine Kunst zu üben; dennoch wurden ihnen die Köpfe abgehauen und auf Pfähle gesteckt, und ihre Rümpfe als Nahrung für die Geyer in die Pfütze geworfen.

Vierzehn Tage später begab ich mich abermals an diesen traurigen Platz, und fand nur noch den Kopf des Weibes am Fuße des Pfahls auf dem Boden liegen. Auf Anfrage erfuhr ich daß die Verwandten Phra Sangs vom König die Erlaubniß erhalten hätten den Kopf und die übrigen Theile des Skeletts des Priesters wegzunehmen, um diese Ueberreste zu verbrennen. Ma-Op-Tschui hatte keine mächtigen Verwandten um das gleiche durchsetzen zu können, daher ihr Schädel in Wat Seled verblieb. Hätte ich keine Entdeckung zu fürchten gehabt, ich würde ihn mit mir genommen haben.

Ich habe einen nochmaligen Besuch in diesem Wat zu erzählen: ich wohnte nämlich der Verbrennung der Frau Phra Nai Sarapiet's bei — einer Feierlichkeit zu welcher, wie erwähnt, schon Wochen lang zuvor Anstalten getroffen worden waren. Der zu diesem Zweck errichtete Tempel war in ägyptischem Baustyl aufgeführt, das Innere schwarz bemalt und mit Goldverzierungen ausgeschmückt. Vier kreisrunde Säulen, ohne Pilaster, umgaben den hochverzierten Katafalk, welcher in einer Urne, die sich aus der Mitte erhob, die Ueberreste der hohen Frau enthielt. Die Wände des Tempels waren mit farbigen Lampen bedeckt, hinter denen sich Reflectoren aus convexen Linsen befanden, um das auf sie fallende Licht zu vervielfältigen. Außerhalb des Tempels, an die Mauern angelehnt, befanden sich eine Menge Stände, auf denen ein buntes Gemisch von allerlei Dingen zur Schau gestellt war: Merkwürdigkeiten, Lustres, Leuchter, Zinn-Verzierungen und Kinderspielwaaren; die Figuren einiger der letztern in Bewegung gesetzt mittelst Springfedern und Uhrwerk — kurz, es war eine eines Bazaars oder einer Arcade in einer fashionablen europäischen Stadt würdige Sammlung. Es ist eine sonderbare Gewohnheit welche derartige Ausstellungen als einen Theil der Leichenfeierlichkeiten einer reichen und ausgezeichneten Person befiehlt, denn keiner dieser so seltsam zusammengebrachten Artikel war zum Verkauf vorhanden. Der Tempel war von Nischen umgeben, in welchen Priester Trauergesänge sangen; während andere der ganzen Länge nach ausgestreckt da lagen und von dem großen Mühsal des Nichtsthuns ausruhten.

Der Raum zwischen dem Tempel und den Nischen, oder den Ruheplätzen der dienstthuenden Priester, war ziemlich beengt; er war gedrängt voller Leute welche Pflicht oder Neugier hergeführt hatte; noch unendlich gedrängtvoller aber waren die Plätze wo theatralische Darstellungen stattfanden, wo der Possenreißer und der Mime ihre Herrschaft übten. Es gab mehrere Schaustellungen dieser Art; indeß schienen die chinesischen Schauspieler die beliebtesten zu seyn; ihre spectaculirenden Stimmen und ihre lärmende Muschel-, Cymbeln- und Trommel-Musik üben die größte Anziehungskraft aus; selbst die tanzenden Mädchen, so jung und hübsch auch einige von ihnen waren, hatten vergleichsweise nur wenige Bewunderer. Dem Hauptheater gegenüber war ein großer Balcon errichtet worden. Man hatte ihn mit reichen Tüchern und Vorhängen ausstaffirt und verschönert, die Treppen und Zugänge zu dem Balcon der Bewachung des ausgezeichneten siamesischen Amazonen-Corps, den bei dieser Gelegenheit in schwarze, mit Gold verzierte Tunicas gekleideten weiblichen Soldaten, anvertraut. Ein Cordon der Truppen des ersten Königs stand, ihre Gewehre in Pyramiden aufgestellt, um den Balcon herum. Die Anwesenheit der kriegerischen Weiber und der Soldaten des Königs bewies daß Se. Majestät und seine Königin-Gemahlin, wie er sie nennt, sich auf dem Balcon befanden. Die Volksmenge mehrte sich, und da ich die Extravaganzen in dem chinesischen Theater nicht verstehen konnte, und mich vom Ballet ermüdet fühlte, so

beschloß ich meinen Bootausflug auszudehnen, und am Abend, wenn der Tempel beleuchtet seyn würde, nach Wat Seked zurückzukehren. Ich that es, und habe zu bemerken daß der Geschmack welchen man bei dieser Gelegenheit entwickelte, selbst die Scene übertraf der ich bei Somdetsch's Verbrennung beigewohnt habe. Die Wirkung war eine großartige. Feuerwerke folgten später: da gab es Darstellungen von Drachen, von Pferden wie sie in solcher Gestalt in der Natur nicht vorkommen, von Löwen und Tigern und andern Ungethümen, die mittelst der Feuerwerkskunst kreisend durch die Luft gesendet wurden, oder an Drähten und Tauen durch den Raum wirbelten, während man gleichzeitig Töne hörte die sich dem mit Wehklagen und Jammergeschrei untermischten Geheul der Ungeheuer vergleichen ließen. Diese Töne, welche etwas ganz unirdisches haben, werden durch Bambu-Röhren von größerer oder geringerer Länge hervorgebracht, die mit Oeffnungen versehen sind, welche, wenn man die Röhren an die Raketen und Feuerräder befestigt, durch die Geschwindigkeit mit der sie die Luft durchschneiden, Töne erzeugen die errathen lassen was Milton dachte, wenn er von den Wehklagen, dem Jammern und Heulen nicht im Frieden abgeschiedener Seelen spricht.

Die Riviera di Ponente und Genua's Kunstschätze.

Von A. C. Wiesner.

Ein herrlicher Maimorgen begünstigte meine Abfahrt von Nizza, und die Sonne stieg klar und hell hinter dem Leuchtthurm von Villafranca empor. Auf dem Bureau der Messagerie Impériale waren die letzten Reisevorbereitungen geordnet, und Schlag sieben Uhr gieng's mit lustigem Schellengeklingel und Peitschenknall zur Stadt hinaus.

Auf den Bergen lag noch ein leichter Morgennebel, während im Thal das liebliche Frühlingsgrün in Millionen Purpurfunken glänzte, und süße Blüthendüfte durch die leisbewegte Luft zogen. Rasch gieng es die Bergstraße gegen Torbia hinan, von wo man nach geschehenem Pferdewechsel im schnellen Trab nach Mentone fährt. Hier beginnen nun die Schönheiten der Riviera di Ponente, welche dem Reisenden die herrlichsten Panoramen aufrollt, die mit dem Recht zu den ersten landschaftlichen Sehenswürdigkeiten Italiens zählen.

Bevor man nach Mentone kommt, vergesse man nicht das reizend gelegene Roccabruna zu betrachten, welches hart an der Straße auf einem Felsen und von Citronenwäldern halb versteckt liegt. Auf einer Terrasse springt gegen das Meer zu ein nettes Haus vor, das ich mir zu einem poetisch-stillen Frühlingsaufenthalte wählen möchte. Roccabruna wie Mentone gehörten früher dem Fürstenthum Monaco an, aber im Jahr 1848 machten sich diese zwei Städtchen von jenem Duodezstaat los und schlossen sich dem Königreich Sardinien an. Die diplomatischen Verhandlungen, die sich nach dieser unblutigen Revolution zwischen der Regierung in Turin und dem Fürsten von Monaco entspannen, schweben noch bis heute.

Mentone kann noch einmal in Betreff des Fremdenbesuchs ein gefährlicher Nebenbuhler Nizza's werden, denn die Lage dieses Städtchens ist entzückend, und das Klima ist dort während des Winters noch milder als um Nizza. Der Citronenbaum, der eine noch wärmere Temperatur als die Orange bedarf, wächst dort zu förmlichen Wäldern vereint, welche mit ihrem Blüthen- oder Früchtenwohlgeruch die Luft auf weite Strecken erfüllen. Das Städtchen bildet so zu sagen nur eine einzige lange und breite Straße; der Hafen ist wegen des lebhaften Citronenhandels ziemlich regsam und lebendig, und überall sah ich Landmädchen und Bursche mit großen Körben voll Citronen geschäftig hin und her eilen. Am Ende des Städtchens erhebt sich zur Linken eine imposante Felsenscenerie, und in der Ferne erblickt man auf den Zacken der Küstenberge die Mauern und Thürme Bordighera's.

Wer den Lärm und das vornehme Getriebe der Städte scheut, und ein zurückgezogenes, der Natur geweihtes Leben führen will, dem ist Mentone als ein poetisch-stiller paradiesischer Aufenthalt zu empfehlen.

Von Mentone erreicht man Ventimiglia, welches, wie fast alle Orte der Riviera, auf einer Anhöhe und dem Meer zugekehrt liegt. Dieses Städtchen ist ziemlich stark befestigt und sperrt im Fall eines Krieges die Straße ab. Die Gassen Ventimiglia's sind so eng und steil, daß wir aus dem Wagen steigen und zu Fuß eine Art unterirdischen Wegs einschlagen mußten, der uns über eine Menge Stufen hinab außerhalb des Ortes wieder auf die Chaussee führte, wo wir viel früher als unser Wagenungethüm ankamen. Gleich hinter dem Ort öffnet sich ein reizendes Thal, das von dem Roccafluß durchströmt wird, der unweit der Straße in das Meer mündet. Ganze Wälder von Citronenbäumen, Olivenberge, Palmengruppen, zerstreute Gehöfte und Villen wechseln mit kahlen Bergen und schneebedeckten Alpengipfeln ab, und zur Rechten behält man immer das wundervolle Blau des Mittelmeeres! Zwischen Ventimiglia und Bordighera erreicht die Vegetation den südlichsten Grad, und wird fast ganz afrikanisch. Der letztere Ort ist völlig von Palmenpflanzungen umgeben, während riesige Cactusgewächse und Agaven die Straße an verschiedenen Stellen einfassen. Mehrere der letztern waren im Blühen begriffen, und die langen wohl über 15 Fuß hohen Blüthenstengel hatten ein eigenthümliches tropisches Aussehen. An den Kirschbäumen rötheten sich schon die Früchte, [1] und in den Straßen Bordighera's bot man eine mir fremde gelbe Frucht, die man japanische Mispel nennt, zum Verkauf aus. Bei Bordighera wurde auch die Sonnenhitze ziemlich empfindlich, und wir ließen uns durch die Vermittlung des Conducteurs, eines gefälligen und lustigen Kauzes, eine Flasche mit frischem Quellwasser zur Abkühlung reichen; Zucker hatten wir bei uns, und die Citronen rissen wir, wie schlechte Holzäpfel von den an das Wagendach streifenden Aesten, und somit war die Limonade fertig. Gegen vier Uhr Nachmittags kamen wir nach St. Remo, einem allerliebsten Städtchen, dessen schmucke Häuser uns aus dem Hellgrün der Orangenzweige freundlich zuwinkten. Hier wurde vor dem „Hôtel du Palmier" Halt gemacht um das Diner einzunehmen, welches aus ziemlich gewöhnlichen Gerichten bestand. Hier tranken wir auch den ersten italienischen Wein, denn in Nizza erhält man gewöhnlich nur französischen, der herzlich schlecht und fast überall gefälscht ist. Hinter St. Remo

[1] Es war Mitte Aprils. Der Verf.

folgen sich die reizendsten Städtchen und Flecken in der kürzesten Entfernung. Madonna della Guardia, Riva und St. Stefano rollen eine Reihe hinreißender Landschaftsbilder auf, und veranlaßten uns mit Recht zur enthusiastischen Bewunderung. Besonders romantisch ist St. Stefano gelegen, in dessen Umgebung sich häufige Befestigungsüberreste aus den Genueser Zeiten befinden, worunter ich eine hübsche Wartthurmruine außerhalb des Ortes und unmittelbar am Meer anmerken möchte. Noch entzückender ist das benachbarte Städtchen Porto-Maurizio, welches 6000 Einwohner zählt und von der üppigsten Vegetation und schönen Felsenpartien umgeben ist. Auf einem Olivenberge thront im geschmackvollen Baustyle gehalten ein Kloster, dessen Frontseite von einer Reihe weißer Marmorsäulen getragen wird. Von Porto-Maurizio zieht die Straße fortwährend durch schöne Gruppen von Oliven-, Maulbeerbäumen und Rosenhecken, die über die Chaussee ein schattiges Dach wölben. Bald sahen wir wieder durch das Grün der Bäume eine neue weiße Häuserreihe blicken, welche dem freundlichen Städtchen Oneglia angehört. Ueber eine Kettenbrücke, deren Pfeiler von weißem Marmor sind, gieng's in die Stadt. Man durchfährt eine lange Straße die mit Arcaden und Kaufläden geziert und voll lebhafter südlicher Volksgruppen ist. Als wir uns wieder außerhalb der Stadt befanden, konnten wir am äußersten Horizont einen violett farbenen Streif bemerken, der uns die Küste von Corsica anzeigte. In der Abenddämmerung passirten wir Diano Marina und Diano Castello, letzteres von amphitheatralischer Lage und mit reizenden Gartenanlagen umgeben. — Allmählich kam die laue südliche Nacht heran, und der Mond warf seinen Silberschleier auf die weite ruhige Fläche des Meeres und auf die wundervolle Landschaft die uns zur Linken das Geleite gab. Die Olivenwälder und Gärten, die Thäler und Hügel, die Flecken und Städte, kurz alles schien mit offenen Augen zu schlummern, und nur das Meer rauschte in geheimnißvollen Tönen dem grünen Ufergelände zu. Der leise Nachtwind berauschte sich in den Düften des Südens, und verstreute seine Blüthen auf die spielenden Wellen der See. Plötzlich klang in einer Rosenhecke das wundervolle Lied einer Nachtigall, der bald eine zweite, dritte und vierte folgte, bis es zuletzt in allen Büschen und Zweigen in der unmittelbaren Nähe der Straße laut wurde. Wir glaubten daß der Postillon mit seinem fortwährenden Anschreien der Pferde die lieblichen Natursänger verscheuchen werde, allein wir erstaunten nicht wenig, als er uns sagte daß diese Vögel um so stärker singen, je größer der Lärm in ihrer Nähe sey. Und in der That, je lauter der Postillon sein Hio! Hott! Arri! schrie und mit der Peitsche dazwischen knallte, um so heller und stärker sangen die Nachtigallen! Dieses herrliche Naturconcert gab uns stundenlang das Geleite, und ich finde keine Ausdrücke um all' das bezaubernde und poetische Schöne dieser Nacht zu beschreiben. Wir passirten nun die Orte Andora, Alassio, Albenga, Loano, Pietra, Finale und Noli, welche uns, in der Ferne und im hellen Mondlichte gesehen, wie eine Reihe weißer Marmorpaläste vorkamen. Entzückt von dieser herrlichen in Schlummer gewiegten Natur blieb ich die ganze Nacht mit Betrachtungen beschäftigt und nickte erst gegen Morgen etwas ein.

In Savona weckte mich der Conducteur, indem er bemerkte: „Voulez-vous descendre Monsieur, on prends le Café ici!" Ich kroch in eine matterleuchtete, schmutzige Stube im Posthause, die ein Café vorstellen sollte. Ein paar schmierige Tische nebst einigen zerbrochenen Stühlen und zwei stinkenden Oellampen bildeten das ganze Meublement. Der Kaffee, in alten halbzerbrochenen Tassen servirt, war auch herzlich schlecht, und nachdem ich mit einigem Widerstreben eine Tasse zu mir genommen, suchte ich wieder aus dem üblen Lampen- und Küchendampfe in die frische Luft zu kommen. Ich trat aus dem Thor auf einen hübschen Platz, wo ich zur Linken in der Morgendämmerung ein schönes Gebäude, das Theater von Savona wahrnehmen konnte. Mir blieb aber zu meinen Betrachtungen nicht viel Zeit, denn bald trieb mich wieder der Ruf des Conducteurs: „En Route, Messieurs!" in den Wagen. Als es Tag wurde, kamen wir nach Varazze, das eine ähnliche Lage wie Nizza hat, und reich an römischen und genuesischen Ruinen ist. Am Meeresstrand erheben sich Schiffswerften, und man erkennt hier bei dem ersten Blick die Handelsthätigkeit dieser Küstenorte mit dem benachbarten Genua. Bisher waren die Felspartien alle kalkartiger Natur, aber hinter Verazze ändert sich diese wie mit einem Schlage, und wird von granitähnlichem Aeußern. Die Straße, dieses Wunderwerk Napoleons I, mündet sich in endlosen und oft sehr jähen Serpentinen zwischen den Felsmassen durch, und ist an vielen Orten förmlich in den Stein gehauen. Ueber alle diese plötzlichen Wendungen, gleichviel ob sie bergan oder bergab giengen, jagte der Postillon im Galopp hin, ohne sich im geringsten um die besorgten Blicke zu kümmern die einige Passagiere aus dem Innern des Wagens nach dem Abgrunde zur Rechten warfen, wo tief unten das Meer brauste. Ich muß aber auch den italienischen Postillonen das Recht zugestehen daß sie in der Kunst der Pferdelenkung vollendete Meister sind.

Wir fuhren nun durch den freundlichen Flecken Cogoletto, den angeblichen Geburtsort des Columbus. Eine kleine Marmortafel bezeichnet noch das bescheidene Haus wo der Entdecker der neuen Welt geboren worden seyn soll. Von hier aus ist das Land an der Meeresküste mit Städtchen, Flecken, Weilern und den anmuthigsten Landhäusern förmlich besäet und dem Vorüberziehen eines herrlichen Panorama's vergleichbar. Bald tauchte aus dem frischen Frühlingsgrün Arenzano mit seinen Schiffsbauwerften und einer schönen verfallenen Genueser Veste empor, von wo die Straße durch ein malerisches Felsportal zieht, dessen Fuß von der Brandung der See bespült wird. Hier werden die Olivenwälder schon seltener, denn man pflanzt mehr Gemüse und Obst, um damit die Bevölkerung Genua's zu versorgen. Alle Thäler und Hügel sind mit Gärten, Villen und netten Häusergruppen bedeckt, und auf der Straße zogen lange Reihen von Wagen mit Gemüse, Oelfässern, Geflügel und andern Nahrungsartikeln der Stadt zu. In der Ferne hörten wir den Pfiff einer Locomotive, welcher von Voltri kam, von wo die Eisenbahn nach Genua führt. Voltri ist schon sehr lebhaft, und könnte für eine Vorstadt Genua's gelten. Die Eisenbahn zieht unmittelbar am Meer hin und berührt Sestri, Cornegliano und eine Menge kleiner Orte, die alle eine entzückende Lage haben. Hinter St. Pietro d'Arena, das von prächtigen Villen und Gärten umgeben ist, bog unser Wagen um eine Felsecke, und — „Genova la Superba" tauchte funkelnd aus dem Meer auf! Es war ein herrlicher, unbeschreiblicher Anblick: diese amphitheatralische Stadt, die einstige Beherrscherin des Mittelmeers, mit ihren Palästen, Kirchen und Kuppeln in der Morgensonne schimmern zu sehen! Ueber eine Zugbrücke gieng es in die Stadt.

Wir stiegen im Hôtel „Feder" ab, und machten nach dem Frühstück sofort einen Spaziergang durch die Stadt. Ueberall bemerkt man die verfallene Größe derselben, und viele Paläste stehen wie in Venedig leer und verödet. In der Strada Balbi reiht sich Palast an Palast, und die andern Hauptstraßen, wie Nuovissima, Carlo Felice, Giulia, Carlo Alberto, Serra und Rivoli sind ebenfalls mit prächtigen Gebäu-

den geziert. Auf den Straßen und Plätzen herrscht große Lebhaftigkeit, und der Fremde bemerkt sogleich die Tracht der hübschen Genueserinnen, die unter anderm mit graziöser Coketterie einen weißen Schleier, pezetto genannt, tragen.

Ich kann aber nicht sagen daß mir das Innere Genua's gefallen. Die Straßen sind größtentheils eng und düster, und führen über eine Unzahl von Stufen und Treppen, da die Stadt auf dem Abhang einer Hügelreihe liegt. In einer Straße nahe dem Hafen begegneten wir einer Reihe beladener Karren, denen eine Anzahl Bagnosträflinge, von ihren Wächtern umgeben, folgte. Es gab darunter wahrhaft entsetzliche Gesichter, die mit finstern Blicken die Vorübergehenden maßen. Ihre Kleidung bestand in rothen und braunen Jacken und verschiedenfarbigen Mützen. Jene, deren Kopfbedeckung von grüner Farbe war, bezeichnete man mir als lebenslänglich Verurtheilte.

Obwohl wir den Besuch der Gallerien und Kunstschätze Genua's erst für den folgenden Tag festgesetzt hatten, so besahen wir doch gleich nach unserer Ankunft den Palast Durazzo, da wir zufällig an demselben vorüber kamen. Seine Architektur ist wahrhaft imposant und stammt aus dem achten Jahrhundert. Die innere Vorhalle wird von 14 herrlichen Marmorsäulen dorischer Ordnung getragen, die in Verbindung mit einer prachtvollen Treppe — gleichfalls aus dem feinsten Marmor — auf den Eintretenden einen feenhaften Eindruck ausüben. Die Säle in den obern Stockwerken sind mit vielem Geschmack und Luxus eingerichtet, und enthalten eine Anzahl werthvoller und interessanter Kunstsachen.

Unter den Gemälden welche die Wände der Gemächer zieren, bemerkten wir mehrere herrliche Stücke von Guido, Paul Veronese und vier Porträts von Van Dyk. Von dem Palast Durazzo stiegen wir ein paar enge und krumme Straßen hinan, um eine vorspringende Terrasse zu erreichen, welche die Genueser Castelletto nennen und von wo man eine sehr hübsche Aussicht genießt. Zu unsern Füßen lag ein großer Theil der Stadt, des Hafens und die blaue Fläche der See. Links erblickte man die violettfarbigen Berge von Portofino und La Spezzia, während im Vordergrund zur Rechten der belebte Hafendamm und der schöne Leuchtthurm eine reizende Staffage bilden. Wir schlenderten noch lange in der Stadt und an ihren Sehenswürdigkeiten umher, bis wir uns endlich an unsere leibliche Erquickung erinnerten. Wir giengen nach dem „Café Restaurant Concordia" diniren, welches in der Via Nuova gerade dem Palazzo Brignole-Sale gegenüber liegt und zu den elegantesten öffentlichen Localen Genua's gehört. Den Kaffee nahmen wir im Garten ein, in dessen Mitte ein kleiner Springbrunnen sprudelt, während Rosenbüsche durch die mit Marmortischen besetzten Laubgänge ihre süßen Düfte hauchen. Hier ruhte sich's nach genossenem Mahle bei einer Havannacigarre so behaglich, und es war schon 7 Uhr Abends vorüber, als wir unser träumerisches dolce far niente aufhoben und uns zu einem Spaziergang nach der Promenade Acqua Sola anschickten. Hier summte und rauschte es von eleganten Herren und Damen, welche in den Alleen die frische Abendkühle genossen, und hie und da spielte eine mobile Musikbande, von lauschenden Volkshaufen umgeben, oder es ließ sich eine kräftige Männerstimme hören, die ein italienisches Lied sang. Nach und nach flammten die Gaslaternen auf und hüllten die Bäume, Büsche und Spaziergänger in ein magisches Halbdunkel. Draußen über der Terrasse der Acqua Sola schimmerte im Mondlicht das Meer, und der leise Abendwind trug das Rauschen der Wellen zu uns herüber, das sich mit den Klängen der Musik und den heitern Gesprächen der Lustwandelnden zu einem wunderlichen Gemisch verschmolz . . . .

In einem benachbarten Café erfrischten wir uns noch mit vortrefflichem Eis, und kehrten erst gegen Mitternacht voll der herrlichsten Eindrücke in unser Hôtel zurück.

Der folgende Tag war ausschließlich den Sehenswürdigkeiten der Stadt gewidmet. Wir machten den Anfang mit den Galerien des Palais Brignole-Sale, welches in Betreff des Gemäldereichthums das erste Genua's ist. Wir wollen hier die vorzüglichsten Bilder kurz anführen.

In dem ersten Saal bemerkten wir zwei Porträts, welche den Dogen Giovanni Francesco Brignole senior und junior darstellen, und von Jakob Boni aus Bologna gemalt sind. Ferner befindet sich hier eine Kleopatra von Guercino und ein Bild von Peter Paul Rubens auf Holz gemalt, welches den Maler mit seiner Frau in einer etwas wohllüstigen Auffassung darstellt; Bacchus credenzt ihnen lächelnd den Becher. Im dritten Saal sehen wir das Modell zu dem Monument, welches man Christoph Columbus auf einem Platze Genua's setzen will. Ferner bemerkten wir an Gemälden: die Entführung der Sabinerinnen von Valiero Castello, den Sonnenwagen, von den vier Jahreszeiten, Nymphen und Zephyren umgeben, von Dominik Piola aus Genua. Im Frühlingssaal beschäftigte unsere Aufmerksamkeit ein herrliches Porträt in ganzer Lebensgröße der Marquise Pauline Adorno Brignole von Van Dyk, und von demselben Meister ein Porträt des Marquis Anton Julius Brignole, der zu Pferd dargestellt ist. Im „Sommersaal" betrachteten wir die Auferstehung des Lazarus von M. Angelo von Caravaggio; die Austreibung der Verkäufer aus dem Tempel von Guercino, einen Frauenkopf von Holbein, und ober der Thüre den h. Sebastian von Pfeilen durchbohrt. Im „Herbstsaal" befinden sich an vorzüglich schönen Gemälden: Abraham mit seiner Familie auf der Reise begriffen von B. Castiglione; die Huldigung der heiligen drei Könige von Palma Vecchio; die Mutter Gottes auf einem Piedestal mit dem Jesuskinde, umgeben von Johann Baptist, Johannes dem Evangelisten und dem heil. Bartolomäus, gemalt von Johann Franz Barbieri. Im „Wintersaal" erblickten wir ein herrliches Bild von Paul Veronese, welches Judith in dem Augenblick darstellt als sie Holofernes den Kopf abschneidet. Die Negerin hält mit satanischem Lächeln den Sack hin der das blutige Haupt bergen soll. Ferner bemerkten wir hier ein Gemälde von Van Dyk, das die biblische Scene wiedergibt in welcher die Juden dem Heiland „Cäsars Geld" zeigen. Im letzten Saal, „Salon della vita dell' Uomo" genannt, vergesse man nicht ein Bild zu besehen welches den ewigen Vater versinnlicht wie er die Welt betrachtet. Ein Engel hält die Erdkugel, welche Gott mit einem milden Lächeln anblickt. Das Gemälde ist von Guercino, und der Gedanke sowie die Ausführung ist sehr schön zu nennen. Ferner sind hier noch bemerkenswerth: ein Männerporträt in spanischer Tracht und in ganzer Größe von Van Dyk, nnd ein Porträt der Marquise Geronima Sale - Brignole mit ihrer Tochter, ebenfalls von Van Dyk. Bevor man diese schöne Galerie verläßt, vergesse man nicht die herrlichen Mosaikarbeiten der Fußböden und die Fresken der Saaldecken zu betrachten.

Von hier giengen wir nach dem Palazzo Balbi, welcher im 17ten Jahrhundert nach dem Plan des Architekten B. Bianco erbaut wurde. Die Gemächer sind sehr schön, aber im einfachen Style gehalten, und besitzen ebenfalls eine Reihe sehr werthvoller Gemälde. Unter diesen

sind besonders erwähnenswerth: mehrere Familienporträts von Van Dyk, Rubens und Michael Angelo. Ueber dem Speisesaal befindet sich die Bekehrung Paulus von Michael Angelo von Caravaggio, und in der Bibliothek findet man eine vortreffliche Marktscene von Bassano. Auf einem Bücherschrank bemerkten wir zwei sehr nette Caricaturen-Statuetten, von welchen eine den dicken Lablache, und die andere den spindelbeinigen Paganini vorstellt. In der Galerie die auf eine kleine Terrasse führt, hängen wieder mehrere sehr schöne Bilder von Garofalo und Filippolippi, ein spanischer Reiter und ein Kopf von Van Dyk, eine Venus von Bourdone, ein Correggio, und an der Wand, rechts vom Eingang, zwei Porträts von Holbein. Im zweiten Corridor, durch den man die Galerie verläßt, befinden sich sehr hübsche Fresken, und die Marmorbüsten mehrerer römischen Kaiser.

Wir besuchten noch, aber etwas flüchtiger, den königlichen Palast, den Palazzo Doria Adorno, Spinola, Serra, Pallavicini und Doria Tursi, welche alle für den Maler und Kunstkenner eine Masse interessanter Gegenstände enthalten. Von den Galerien gieng es in die Kirchen, und wir machten mit der berühmten „Annunziata" den Anfang. Das Aeußere dieser Kirche ist ziemlich unscheinbar und einer Ruine nicht unähnlich. Aus den Mauerrissen der Seitenwände wachsen ein paar Bäume, Schlingpflanzen und Grasbüschel hervor. Wenn man aber in das Innere tritt, so wird man in der That von der Gold- und Marmorverschwendung geblendet. Das Mittelschiff der Kirche wird von hohen Säulen aus weißem Marmor getragen, die wieder mit rothem sehr künstlich eingelegt sind. Der Gesammteindruck wird etwas von der geschmacklosen Goldüberladung verdorben, die sich überall und besonders an den Wölbungen der Decke breit macht, welche mit herrlichen Fresken geschmückt ist. An einem Seitenaltar des in ein Halbdunkel gehüllten Gotteshauses lagen elegante Damen auf den Knieen und beteten inbrünstig. Besonders fiel mir ein schönes Mädchen auf, welches sich — die Hände gefaltet — auf den Betschemel niederbeugte und fortwährend im Gebet die Lippen bewegte. Es war todtenblaß, und die hellen Thränen rollten der Armen über die Wangen. Vielleicht lag die Mutter, der Vater oder der Geliebte des Mädchens im Sterben.

Die Kathedrale St. Lorenzo, welche wir nach der Annunziata besuchten, ist eine der ältesten Kirchen Italiens und stammt aus dem 11ten Jahrhundert. Sie wurde zu verschiedenenmalen restaurirt, und zwar zuletzt im Jahre 1550, durch Galeazzo Alessi, dem man auch den Bau des Chors und der Kuppel beimißt. Die Außenseite der Kirche besteht aus einer Reihe weißer und schwarzer Marmorsäulen in einer eigenthümlichen Anordnung. Das Innere bietet ein seltsames Stylgemisch dar, und dem Fremden wird als besonders merkwürdig die Capelle des heil. Johann Baptist gezeigt, zu der Jacopo dalla Porta den Bauplan lieferte. Unter einer Säulenhalle von herrlichem Porphyr steht der silberne Reliquiensarg des Heiligen, dessen Asche, wie man sagt, im Jahre 1098 von Mirra nach Genua gebracht wurde. Die Arbeit daran, welche sich aus dem Jahre 1438 herschreibt, ist ungemein fein und geschmackvoll, und beweist, wie sehr man schon in dieser Kunst in jener Epoche zu Genua vorgeschritten war. Eine Bulle des Papsts Innocenz VIII untersagt „in vindetta der Tochter Herodias" den Frauen das Betreten dieser Capelle. Als besonders merkwürdig zeigt man dem Fremden einen alterthümlichen Topf, welcher in der ganzen Christenheit unter dem Namen Sacro catino bekannt ist und im Jahre 1101 in Palästina gefunden wurde. Man glaubt daß Christus mit seinen Jüngern aus diesem Geschirre das Osterlamm aß, und man hielt es für so kostbar daß im Jahre 1476 ein Gesetz die Berührung des Topfes mit einer harten Materie bei Todesstrafe verbot. Ferner ist in dieser Kirche bemerkenswerth das herrliche Grabmal Canova's, an dem das marmorne Todtentuch welches die Aschenurne bedeckt, und die Engel zu beiden Seiten ein vollendetes Meisterstück des Meißels sind. Auch beachte man die kunstvollen Statuen der Kirche, die Grabmäler der Pallavicini und der berühmten Familie Fieschi.

Die Kirche St. Maria di Carignano ist, was das Innere betrifft, gerade das Gegentheil der Annunziata. Ganz mit weißem Marmor ausgelegt und mit einigen herrlichen Statuen geschmückt, ist sie doch sehr einfach gehalten, und hat deßhalb einige Aehnlichkeit mit einem protestantischen Tempel. Sie gleicht im verkleinerten Maßstabe der St. Pauls Kathedrale in London, mit der sie auch die Form eines Kreuzes gemein hat. Von großem künstlerischen Werthe sind hier einige Altarblätter von Piola, Vanni und Guercino, so wie eine kostbare Orgel, die für eine der besten Italiens gilt. Nachdem wir das Innere der Kirche in Augenschein genommen, bestiegen wir die Kuppel, von wo man eine prachtvolle Aussicht über ganz Genua und die Umgebungen der Stadt erhält. Wenn das Wetter schön und der Horizont klar ist, bemerkt man auch von hier mit freiem Auge die Küste von Corsica, und kein Fremder sollte es unserer Ansicht nach versäumen diese wundervolle Fernsicht zu genießen.

Als noch sehenswerth wurde uns die Kirche S. Siro, Maria de Castello, Maria delle Scuole Pie, S. Matteo, S. Stefano, S. Ambrosio und S. Sebastiano bezeichnet, die wir aber aus Mangel an Zeit nicht besuchen konnten, denn die rasche Locomotive führte uns am nächsten Morgen aus der marmornen Dogenstadt in die piemontesischen Berge — zu lieben Freunden und Bekannten.

Ein Haifischfang.

(Aus dem Musée des Sciences.)

Ein großwüchsiger Haifisch, der eine Länge von dreißig Fuß hatte (was nicht seltenes ist), wagte sich in die Nähe unsers Schiffes. Man hatte nichts zu thun, und die Mannschaft freute sich der Zerstreuung welche er ihr brachte. Wer unter solchen Umständen eine dieser Seehyänen zuerst sieht, erwirbt sich, wenn es gelingt des Ungethüms habhaft zu werden, das Recht auf eine Flasche Tafia. Aus Vorsicht, und um den Hai einige Augenblicke zu beschäftigen, wirft man ihm alte Stiefel zu, die er auch alsbald gewissenhaft verschlingt. Es war indeß nicht nöthig ihn anzulocken; denn solange Windstille dauert, und solange selbst die Geschwindigkeit des Schiffes mehr nicht als drei Meilen in der Stunde beträgt, wird der Hai nicht von den Gewässern des schwimmenden Hauses weichen, da er stets der Erwartung lebt von dort aus irgendeinen Leckerbissen sich zufallen zu sehen. Während er sich

unterhalb des Hintertheils des Schiffs mit Tauchen erlustigt, ist auf dem Verdeck alles in Bewegung: man richtet die Winden, und bereitet sich zum Kampfe vor. Ein ungeheurer Angelhaken wird mittelst eines Eisenketten-Endes an ein langes und starkes Tau — an ein Filin, wie die Matrosen sagen — befestigt. Der Köder ist ein großes Stück Speck, wie das welches man zum Mittagmahl der Mannschaft im Meer einweichte, und das der Hai bereits verschlungen hat.

Alles ist bereit. Die Harpune, gut geschmiert, ist in den Händen des Capitäns; die Filin-Schlingen sind hergerichtet, und werden zum Gebrauch parat gehalten. Jedermann ist auf dem Verdeck der „Kampanie." Ein Matrose wirft den Angelhaken ins Meer, und der Fischfang beginnt.

Der Hai hört auf unterzutauchen und um das Schiff herumzuschwimmen; er wittert den Köder, und wendet sich faul dem dahertreibenden Speckstück zu. Weiß er doch seit langer Zeit schon daß eine so kleine Beute ihm nicht entgehen kann! Sobald er den Köder mit dem Ende seiner Schnauze zu erreichen vermag, dreht er sich auf die Seite, öffnet den Rachen und verschlingt ihn. Allein in diesem Augenblick dringt in Folge eines heftigen Stoßes an das Filin der Angelhaken in seinen Kinnbacken ein; zehn Hände klammern sich an die Leine, und ziehen sie straff an, während daß der Hai aus Leibeskräften um sich stößt und der schäumende Gischt in die Höhe spritzt. Zuweilen geschieht es daß der Angelhaken bricht; man beginnt dann von neuem. Der Hai stürzt sich, ganz zerrissenen Schlundes, in gleicher Gier wie zuvor auf den neuen Köder.

Sobald man wahrnimmt daß der Angelhaken festsitzt, zieht man das Thier dem Bord entlang; der Mann welcher auf den Ehrenposten gestellt ist, gewöhnlich der Capitän, schleudert ihm mit kräftiger Hand die Harpune in den Leib, so daß das Eisen tief genug in das Fleisch eindringt, damit der bewegliche Theil sich mit der Achse der Lanze kreuzt. Man hat dann zwei Anhaltspunkte, und hebt den Hai mittelst der Angelhakenleine und des Harpunentaues, an welchen man gleichzeitig zieht, aus dem Wasser empor. Ist das Thier einmal über das Meer heraufgebracht, so verliert es einen Theil seiner Kraft, und seine Floßfedern und sein Schwanz haben keinen Stützpunkt mehr. Nichts ist, wenn er sich auf den Flanken des Schiffs befindet, leichter als ihm eine Schlinge über den Schwanz zu ziehen. Alle Taue welche ihn halten, werden über die an den Raaen befestigten Blockrollen gewunden, und so gelangt der Hai auf die „Kampanie" über Bord, und seine Gefangennahme ist vollendet. Die Tödtung wird nicht lange dauern. Vergeblich müht er sich ab, und sucht mit seinem Schwanze den Fußboden der „Kampanie" zu durchschlagen — ein Matrose stößt ihm eine Hebebaumstange in den Schlund um ihn gerade zu halten, während ein anderer ihm mit einem Beil den Schwanz abhaut. In diesem Zustande kann er nicht mehr schaden; allein ein Schwanzschlag würde einen Mann tödten oder ihm unfehlbar den Schenkel zerschmettern.

Ist nun das Ungethüm vertheidigungslos, so öffnet man ihm den Bauch, zieht ihm das Herz heraus, und wirft es noch schlagend über Bord. Zuweilen schneidet man ihm ein Stück aus dem Bauch um es zu essen, zuweilen zieht man ihm die Haut ab um sie zu trocknen, oder um den Rückgrat aufzubewahren, aus dem man ein hübsches Rohr macht. Wahrscheinlich wird man jetzt die Lebern nutzbar zu machen suchen, da sie sehr reich an jodürirtem Oel sind.

Benützen wir den Augenblick in welchem der Hai noch auf dem Verdeck ist, und werfen wir wie in einer Art Leichenrede einen Blick auf seine Naturgeschichte.

Alle Einzelheiten dieses Fischfangs sind genau. Ein Augenzeuge schreibt sie, und hat die Scene gezeichnet; allein wir müssen die Dinge unter einem wissenschaftlichern Gesichtspunkt betrachten. Der Hai ist ein Fisch von Geschlecht der Squali. Dieses Geschlecht umfaßte anfangs alle durch fünf, sechs oder sieben Kiemenspalten auf jeder Seite des Leibes gekennzeichneten Fische. Cuvier hat sie indeß in Untergeschlechter abgetheilt, und der Hai ist ein Squalus charcharias geworden. Der Leib des Squalus charcharias ist im Vergleich zu seinem Durchmesser langgestreckt. Der Kopf, klein und breit, endigt sich vorn in eine kurze Spitze; die Augen sind von einem Häutchen halb bedeckt; über die Nasenlöcher geht ebenfalls als Decke ein Hautlappen herab, sie befinden sich unter der Schnauze. Die fünf Kiemenspalten sieht man hinter den Augen, am obern Theil des Kopfes. Die Haut ist grau oder schwarz, und rührt sich sehr rauh an; sie ist mit einer klebrigen Materie bedeckt, welche durch die um die Schnauze befindlichen Drüsen ausgeschieden wird. Diese Säfte sind leuchtend, und umgeben den Hai während der Nacht mit einer Art Phosphorescenz. Die Floßfedern sind fest, straff und knorpelartig; die Brustflossen sind die größten, nach ihnen die des Schwanzes. Der Hai schwimmt sehr schnell wenn er will. Im allgemeinen jedoch übereilt er sich nicht gern; er verläßt die Schiffe welche guten Wind haben.

Der Hai ist, wie alle Squali, ovovivipar, d. h. die Eier schlüpfen im Bauche des Weibchens in dem Augenblick aus wo es dieselben legt. Man findet indeß Haifisch-Eier welche nicht befruchtet worden sind; sie haben die Form und Consistenz der Rochen-Eier, und stellen eine Art parallelogrammischen, von Natur aus knorpelartigen Polsters dar, dessen vier Winkel sehr dünne, mehr als drei Fuß lange Filamente tragen.

Von solcher Beschaffenheit ist dieser Tiger des Meeres, dieses Krokodil des Salzwassers. Kein Thier, in irgend einer Ordnung, ist so gefräßig und so schrecklich wie der Hai. In den Gewässern welche er besucht ist es nicht mehr möglich sich zu baden. Oft stellen im Meer der Antillen die Neger eines Fahrzeugs das Rudern ein, und zeigen mit erschreckter Miene dem Reisenden einen hinterher schwimmenden Hai, der auf einen falschen Ruderschlag, eine Unklugheit welche den Nachen zum Umstürzen bringt, zu warten scheint. In stürmischen Nächten, wenn Wind und Meer so ungestüm sind daß die Schiffsdielen krachen, erscheint oftmals der Hai inmitten der Wogen; die Matrosen erkennen ihn an dem phosphorischen Glanz in welchem er schimmert, und wissen wohl daß er ihretwegen da ist, und ihnen so zu sagen das Todtenlied singt.

Nicht alle Haie können einen Menschen verschlingen, alle aber vermögen ihm einen Schenkel abzubeißen. Man hat übrigens einzelne Haifische gesehen deren geöffnete Kinnladen 4—5 Fuß im Durchmesser hatten. Lacépède hat bewiesen daß die großwüchsigen Haie, die von 30 Fuß Länge, am Schlunde 12 Fuß im Umfang haben. Ein solches Ungeheuer kann einen ganzen Menschen verschlingen.

Die Kinnlade des Haifisches ist mit mehrern Reihen dreieckiger, spitziger und wie eine Sägenklinge gezackter Zähne bewaffnet. Die Jungen haben nur eine Reihe Zähne in jeder Kinnlade, oder vielmehr eine Reihe in der untern, und zwei in der obern Kinnlade. Bei den alten Haifischen findet man durchschnittlich sechs Reihen auf jeder Kinnlade, was im ganzen, dreißig auf die Reihe

gerechnet, fast vierhundert Zähne ausmacht. Diese Zähne sind nicht in einen Knochen eingerahmt wie die der Vierfüßer, sondern sie stehen in knorpelartigen Zellen der Kinnbacken-Bogenwölbungen, wodurch sie die Fähigkeit erhalten sich rückwärts zu legen und nach Erforderniß aufzurichten. Gewöhnlich sind nur die erste und die zweite Reihe aufgestellt; allein wenn das Thier ein Opfer mit großer Kraft ergreifen will, bewegen sich alle Zähne auf einmal oder nacheinander, und vervielfachen gleichzeitig die Wunden wie die Anhaltspunkte. Die mittlere Höhe der Zähne beträgt ungefähr zwei Zoll; die Breite an der Basis beläuft sich bei einem dreißig Fuß langen Haifisch auf dritthalb Zoll. Man bewahrt im Pariser Museum einen fossilen Squal-Zahn auf, den man zu Dax, an den Pyrenäen, gefunden hat. Dieser Zahn ist 4 Zoll hoch. Hrn. Lacépède zufolge mußte das Thier 70 Fuß lang gewesen seyn und einen Schlund von 9 Fuß im Durchmesser gehabt haben.

Fügen Sie zu diesen Details der zum Morden ausgerüsteten Organisation des Haifisches noch seine große Geruchs- und Gehörsfeinheit, und Sie werden begreifen welche Freude die Mannschaft eines Schiffs empfindet wenn sie einen dieser schrecklichen Feinde gefangen genommen hat. Der Hai ist überall verbreitet; man trifft ihn in allen Meeren; es gibt nur eine Art Cetaceen, den Mular, oder Physeter macrocephalus, welcher Krieg auf Tod und Leben mit ihm führt.

Man sieht die Haifische gewöhnlich in Begleitung eines Lotsen, d. h. eines kleinen Fisches von der Größe einer mit gelben und schwarzen Querstreifen gezeichneten Makrele. Die Matrosen haben viele Märchen über diesen Gefährten des Vielfraßes ersonnen. Nur so viel ist wahr daran daß der Lotse (centronote pilote oder pimeleptère bosquien) dem Haifisch folgt um dessen Excremente zu verzehren. Man hindert ihn am Folgen wenn man ihm durchgetriebene Hülsengerichte, oder Nahrungsmittel von gleicher Consistenz wie diese, zuwirft.

Oft findet man auch auf dem Rücken des Haies einen kleinen ganz runden Fisch mit abgeplattetem Bauche, die Echeneïs oder den Schildfisch, der sich übrigens auch an die Schiffe anhängt, und dessen Sitten noch wenig bekannt sind.

Die Freude an einem beschwerlichen und selbst gefährlichen Kampfe, die Befriedigung einem solchen Verheerer den Garaus zu machen, genügen um die Mannschaften der Schiffe zum Haifischfang aufzustacheln. Man kann überdieß heutzutage beträchtlichen Nutzen daraus ziehen; die Leber der Squali enthält ein dem der Stockfischleber ähnliches Oel. Ein einziger Hai kann zwei und selbst dritthalb Tonnen davon liefern, und ohne allen Zweifel wird dieses Oel über kurz oder lang ein Handelsartikel. Es kostet gegenwärtig nur 75 Centimes das Litre, während das braune Stockfischöl um 2 Fr. oder 2 Fr. 50 C. verkauft wird. Dieses Oel enthält außerdem viel Stearin, und wäre für die Sämischgerbung der Felle viel werthvoller als der Wallfischthran.

Erinnerungen aus Amboina und Ceram.

Die meisten — um nicht zu sagen fast alle — Europäer, welche mehrere Wochen oder Monate lang zu Amboina, der Hauptstadt auf den Molukken, verweilen, werden daselbst von einem Fieber befallen; diese traurige Erfahrung machte auch ich sehr bald, nachdem ich von Java nach Amboina übergesiedelt war, obschon ich bei einem achtjährigen Aufenthalt auf jener Sunda-Insel stets der besten Gesundheit genoß, und vorher auch noch nie in meinem Leben — so weit ich mich dessen zu erinnern weiß — von einem Fieber befallen wurde. Allein anders gieng mir's zu Amboina, denn hier erkrankte ich schon sechs Wochen nach meiner Ankunft sehr gefährlich, und litt nachher noch beinahe ein Jahr am Wechselfieber.

Zur Wiederherstellung meiner Gesundheit verließ ich die ungesunde Stadt Amboina, und nahm vorerst meine Wohnung 3 Meilen (geogr.) davon entfernt auf dem Gipfel eines 400 Fuß hohen Hügels bei Alang, d. i. ein nur von eingebornen Christen (circa 1000 Seelen) bewohnter, auf der Halbinsel Hitu, an der Bay von Amboina gelegener Kampong. Mein Rumah (Haus, Hütte), eine geräumige Kabalaba (aneinandergenietete Palmzweige-Hütte) hatte fünf Piecen, die nur von mir und meinen beiden javanischen Dienstboten bewohnt wurden, und war über eine halbe Stunde weit vom nächsten bewohnten Rumah Alangs entfernt. Um wenigstens täglich Suppe kochen lassen zu können, hatte ich einige Dutzend Hühner gekauft und nach meiner Behausung besorgen lassen, wo diese sich sehr bald heimisch fühlten, und, wie überall auf den Molukken üblich, auf den nächsten Bäumen ihre Schlafplätze suchen mußten. Hiebei muß ich bemerken daß Fremdlinge, welche nicht nur in den Städten Amboina oder Ternate, sondern in andern Ortschaften auf den molukkischen Inseln längere Zeit verweilen, zur täglichen Speise anstatt des Fleisches gewöhnlich sich nur der Fische bedienen können, da in den Kampongs selbst Hühner und deren Eier nicht täglich zu erlangen sind, auch Wildpret ebenfalls nur dann und wann zum Verkauf angeboten wird, während das Schlachten eines Schweins oder einer Ziege in solchen Ortschaften auch nur bei Festlichkeiten vorkommt, und daher die Bewohner nur ausnahmsweise Ziegen- und Schweinefleisch verkaufen. Häufiges Fischessen war aber meinem Gesundheitszustande nicht dienlich, und ich hatte deßhalb im voraus reichlich für Hühner gesorgt, die man hier per Dutzend zu verkaufen pflegt.

Schon am dritten Tag nach dem Einzug in meinen Rumah bei Alang gewann ich die Ueberzeugung, daß in der Nähe meiner Wohnung noch andere mir bisher unbekannte Liebhaber von Hühnerfleisch hausten, denn ich hörte des Nachts kurz nach dem Aufgehen des Mondes eines meiner Hühner schreien und wieder andere von den Bäumen herabfliegen, was ich dießmal aber wenig beachtete, jedoch am nächsten Morgen bemerkte daß mir ein Huhn abhanden gekommen war. Als ich nun in einer der nächstfolgenden Nächte abermals das Geschrei eines Huhns vernahm, rief ich meine Javanen herbei, welche schnell ein paar Flambeaux (aneinander gebundene dünne Bambuslatten, welche die Dienste der Pechfackel vertreten müssen) anzündeten und sich mit mir nach dem Baum hin begaben wo eine Henne noch immer röchelte. Hier erblickten wir auf einem der mittlern Aeste dieses Baumes eine 7 bis 9 Fuß lange, braune Schlange von 3 bis 4 Zoll Durchmesser; auf dem Rücken hatte sie gelbe Streifen, mit ihrem Schwanz hatte sie den Ast und mit der Mitte ihres Leibes die Henne zweimal umschlungen, und

so zermalmte sie diese, während sie ihren Kopf nach uns hin ausstreckte, ihren Rachen ein wenig öffnete, dabei mir und meinen Begleitern ihre gespaltene Zunge zeigte, und uns dadurch so wie durch ihre feurigen, rothglühenden Augen anzudeuten schien daß sie ihre Beute zu vertheidigen gewillt sey.

Mit einem vier Ellen langen Bambuspfahl versetzte erst ich, alsdann einer der Javanen der Schlange mehrere Schläge; allein sie ließ ihre Beute deßhalb nicht los, und erst als ich ihr die Flamme einer Fackel unter den Leib hielt, ließ sie das todte Thier fallen und zog sich auf den Gipfel des etwa 16 Ellen hohen Baums zurück, wo wir ihr weder mit dem Bambus noch mit dem Flambeau etwas anhaben konnten. Meine Javanen holten nun aber schnell dürres Reis, Holz, Stroh, Laub u. dgl. m. in Menge herbei, und dieses wurde unter dem Baum angezündet, wodurch wir so große Feuerflammen erzielten daß selbst dürre Blätter auf dessen Gipfel in Brand geriethen. Dadurch zwangen wir die Schlange freilich zur Flucht, und schneller wie wir vermuthet fiel sie zwischen mir und einem Javanen auf den Boden, ja zum Theil selbst noch auf glimmendes Reisholz, entfloh aber hierauf so schnell unter die vielen in der Nähe befindlichen und dicht neben einander stehenden Ananassträuche daß ich ihr nur noch einen Schlag mit dem Bambus beizubringen vermochte.

Bereits in der nächstfolgenden Nacht wurde ich durch das Geschrei meines größten Hahns aus dem Schlaf gestört — seine starke Stimme eben sowohl wie sein Schlafplatz auf einem vor meinem Rumah stehenden Brodfruchtbaum war mir schon bekannt. — Ich weckte meine festschlafenden Dienstleute auf, die sodann auch mit brennenden Flambeaux herbeieilten. Nun sahen wir aber auf diesem Baum weder eine Schlange, noch den großen Hahn, noch die Hühner, welche am Abend sich neben denselben niedergesetzt hatten; nichtsdestoweniger war die Stimme des Hahns bereits verstummt, noch bevor meine Javanen munter geworden, und keine Spur wohin der Hahn geschleppt oder geflohen, war zu entdecken. Endlich nach vergeblichem Suchen, als wir eben uns wieder ins Haus zur Ruhe begeben wollten, erblickte ich eine 9 Fuß lange, braune, gelbgefleckte Schlange quer über den felsigen Weg liegen, der an meiner Wohnung vorbeiführte und bis an welchen die weit ausgebreiteten Aeste des Brodbaums reichten. Sogleich schlug ich mit einem Bambus, und ein Javane mit seinem Parang (Hackmesser) heftig auf die Schlange los, die zwar zu entfliehen versuchte, aber nicht schnell genug kriechen konnte; sie bekam daher schnell hinter einander viele Hiebe mit dem Hackmesser (wurde aber nicht in Stücke [1] gehauen) und Schläge mit dem Pfahl, jedoch erst ein wohl angebrachter Schlag auf ihren Kopf tödtete die Schlange. Mit Aufgang der Sonne kehrte der große Hahn aus dem Dickicht zurück; vermuthlich war die Schlange von dem hohen Brodbaum herab — und wohl sehr unsanft — auf den steinigen Weg gefallen, und dadurch veranlaßt worden ihre Beute entfliehen zu lassen.

Seitdem raubten — oder tödteten doch — solche Schlangen des Nachts mir wöchentlich eines oder mehrere meiner Hühner, am häufigsten war dieß zur Zeit der letzten Mondviertel der Fall; selbstverständlich eilte ich den Hühnern stets zu Hülfe, wenn ich sie schreien oder röcheln hörte. Anfangs hatten die braungelben Schlangen sich damit begnügt mein Federvieh auf den Bäumen aufzusuchen, allein später bekam ich einige Gluden nebst Küchlein, die ihren Schlafplatz in irgend einem Winkel unter der Balibali (Bank, Britsche) meiner Dienstleute fanden und von dergleichen Schlangen aufgespürt wurden; zu dem Ende kamen solche ungebetene Gäste auch des Nachts manchmal in meine Kabalabahütte gekrochen, überfielen daselbst die Küchlein oder die schlafende Glucke, wurden dabei aber von uns auch stets ertappt und todtgeschlagen.

Durch die öfteren nächtlichen Schlangenjagden hatte ich aber auch eine mir nützliche Entdeckung gemacht, denn ich bemerkte einstmals dabei daß wilde Schweine die kaum 50 Schritte von meiner Wohnung stehenden Ananas zur Nachtzeit von ihren Stauden abfraßen. Da der Zustand meiner Gesundheit mir noch keineswegs gestattete ermüdende Jagden zu unternehmen, war mir diese Entdeckung natürlich sehr angenehm, weil sie mir mit wenig Mühe eine ergiebige Jagd zu machen verhieß. Nunmehr ließ ich an schönen Nächten, wenn ich mich vollkommen wohl fühlte, eine mit Kopfkissen versehene Balibali unter einen Baum in unmittelbarer Nähe der schon oben erwähnten zahlreichen Ananassträuche niedersetzen, und legte mich und meine geladene Flinte darauf nieder, bis ich die Wildschweine — die gewöhnlich um Mitternacht paarweis ankamen — wühlen oder fressen hörte, alsdann drehte ich mich um und legte mich auf den Bauch, spannte den Hahn meiner Flinte und schoß auf das Wild wenn es mir schußrecht, will sagen, wenn es 5 bis 10 Schritte vor mir war; alsdann gieng ich nach meiner Wohnung zurück und begab mich zur Ruhe. Am nächsten Morgen suchten meine Dienstleute das erlegte Wild auf und brachten es auch fast immer nach Hause. Auf diese Weise habe ich auf ein und demselben Platz in vier Wochen sechs wilde Schweine erlegt. Beiläufig bemerke ich daß die hiesigen kein so hartes Fell wie europäische Wildschweine, sondern Schwarte haben welche eßbar ist, deren Borsten man auch nicht abzubrennen braucht sondern mit heißem Wasser abbrühen kann. Hatte ich im ersten Monat meines Hierseyns nur höchstens fünf Ellen lange Schlangen, aber diese nur stets des Nachts lebendig zu sehen bekommen und als Hühnerdiebe kennen gelernt, so gewahrte ich später daß zuweilen auch eine größere Art dieser kriechenden Thiere, und zwar bei der Tageshelle, Jagd auf mein Federvieh machte.

Als ich nämlich einstmals am Nachmittag vor meiner Hütte saß und Kaffee trank, erregte das plötzliche Angstgeschrei einer meiner Gluden, die mit ihren Jungen unter Goschogoscho (Rindgras und Schilf) verborgen herumscharrten, meine besondere Aufmerksamkeit. Da ich vermuthete daß einige jener großen Ratten — welche ich noch nirgends von solcher Größe wie hier bei Alang angetroffen — dazu Veranlassung seyn möchten, lief ich schnell, aber nur mit einem Rohrstöckchen bewaffnet auf die Glucke zu; allein nun sah ich mit Erstaunen daß das Huhn von einer orangengelben, braungestreiften Schlange verfolgt und gefaßt, von derselben auch sogleich wieder losgelassen wurde, als ich mich ihrem Kopf bis auf drei Schritte genähert hatte, aber hier unbeweglich stehen blieb, weil ich mir diese, so groß wie sie wirklich war, doch nicht vorgestellt hatte. Auch die Schlange machte einige Augenblicke Halt, während welcher ich in der Bestürzung meinen Dienstleuten die javanische Worte „uler gedee, gedee“ (große, große Schlange) zurief; hierauf verkroch sie sich, jedoch ganz langsam ins Goschogoscho. Wahrscheinlich

[1] Ich glaube daß selbst ein sehr starker Mann nicht im Stande seyn wird eine von dieser höchstens 5 Zoll dicken Schlangenart mit einem Hiebe zu durchhauen; mehrmals habe ich Gelegenheit gehabt mich zu überzeugen daß Hiebe mit Parang oder Säbeln, eben sowohl wie Schläge mit Stöcken oder Pfählen dem Leibe solcher Schlangen wenig schaden, dahingegen tödtet sie ein nicht eben heftiger Schlag oder Hieb auf ihren Hinterkopf augenblicklich.

hatten die mir zu Hülfe eilenden Javanen sie zum Rückzug veranlaßt; diese Schlange war wenigstens 10 Ellen lang und hatte in der Mitte wenigstens 6 Zoll im Durchmesser.

Obschon ich und die zwei Javanen die alleinigen Einwohner in den Hütten dieses Berges waren, so lebten wir hier doch nur des Nachts in Einsamkeit, denn über Tag wurde ein 150 Schritt von meiner Wohnung vorbeiführender Weg von den Bewohnern Alangs sehr stark frequentirt, weil dieser der beste und nächste war auf welchem die alangischen Gewürznelkengärtner zu ihren Bäumen gelangten. Bekanntlich besitzen diese Leute hier nur die Bäume eigenthümlich, während der Grund und Boden dem Gouvernement gehört. Mehrere Palmwein- (Sagoweer-) Händler, die ihr Product mit bitterem Holz gradiren, besuchten uns täglich, und von diesen erfuhren wir gewöhnlich auch die amboin'schen Neuigkeiten. Frauen und Mädchen welche getrockneten Fisch, Cocosöl, braunen Sagoweerzucker, Gemüse u. dgl. m. verschachern wollten, kamen auch öfters bis an meine Hütte; sie trugen ihre Handelswaare in Körben, die zwar auf ihren Rücken hiengen, aber an je einem breiten Tragbande, das man über die Stirn gelegt, getragen wurden. Diese Damen fürchteten sich fast immer recht sehr vor Weißen, während sie vor Javanen keine Furcht zeigten. Es muß dieß einigermaßen befremden, wenn man weiß daß deren Eltern und Großeltern schon Christen waren.

Einst fragte ich einen meiner Dienstleute ob er nicht etwa eine solche Nona (christliches Fräulein) heirathen wolle, allein der mohamedanische Javane antwortete: „nein, die javanischen Mädchen sind hübscher, denn die hiesigen Nonas riechen gerade wie die Ziegen.“ Wenn auch nicht jede von diesen Damen ein derartiges Parfüm verbreitete, überzeugte ich mich später doch selbst daß viele derselben wirklich den Ziegen ähnlich rochen! Von den uns besuchenden Eingebornen waren auch einige Gasgado, d. h. Leute die eine schuppige Haut bekommen haben. Wie man sich leicht denken kann, sehen diese garstig aus; jedoch bleiben manche nur monate-, andere aber jahrelang, noch andere aber lebenslänglich Gasgado. Ansteckend scheint diese Hautkrankheit nicht zu seyn, mir aber schien es daß sie häufiger beim schönen wie beim starken Geschlechte vorkommt.

Zu den unangenehmen Neuigkeiten mit welchen man mich während meiner Reconvalescenz dahier benachrichtigte, gehörte auch die daß ein Seeräubergeschwader sich an der Küste Amboina's und benachbarter Inseln zeigte, und daß hie und da Menschen gestohlen wurden. Aus Uring und Seeth, zwei an der Westküste Amboina's gelegene Kampongs hatten die Seeräuber bereits fünf Leute entführt; dadurch fand sich der Radja (Dorfschulze) von Alang veranlaßt, in manchen Nächten eine Patrouille bewaffneter Männer nach meinem Rumah zu senden um mich — wie man vorgab — zu beschützen. Mir aber schien es daß diese Leute von mir beschützt zu werden wünschten; so z. B. riethen sie mir an mich jetzt ja nicht zu barbieren, da mein starker Bart den Seeräubern gewiß Furcht einflöße. Auch wurden sie sehr erfreut als sie von mir erfuhren daß ich eine Landung der Seeräuber in der Nähe von Alang nicht für wahrscheinlich hielt; erstens weil seewärts kommenden Schiffern die gefährliche Tanju (Klippe) von Alang während der Dunkelheit große Hindernisse in den Weg lege, und drei Stunden von hier, außerhalb der Bay, zu Lariki ein Fort mit Militärbesatzung sich befinde, und zweitens weil in der Bay zu Amboina stets Kriegsfahrzeuge vor Anker liegen, und man in der Hauptstadt — wenigstens bei der Tageshelle — durch den hiesigen Telegraph von der Annäherung der Corsaren schnell benachrichtigt werde.

Um mich mit den nöthigsten Victualien und Arzneien zu versehen, begab ich mich allmonatlich einmal von Alang nach Amboina; diese Reise dauerte 8—10 Stunden und wurde in einer Seemanprau [1] gemacht. Solche Kähne sind zwar schmal, doch ist die Reise auf einem solchen Fahrzeuge keineswegs sehr unangenehm, nur dauert die Fahrt gewöhnlich lange, wenn man sich nur der Ruder und nicht der Segel bedienen kann, da im ersten Falle stets der Richtung des Strandes gefolgt wird und man sich von diesem nur einige hundert Schritte weit zu entfernen pflegt. Nun hat aber eine solche Fahrt die Annehmlichkeit daß man — ähnlich der mit einem Kutscher welcher an vielen Wirthshäusern anhält — bei jedem Kampong, an welchem man vorbeikommt, leicht landen kann und daher auch öfters landet. Für mich waren dergleichen Seereisen um so angenehmer weil ich dabei niemals seekrank wurde, während ich doch auf europäischen Fahrzeugen bei jeder Seereise damit geplagt war. Freilich habe ich auch bei stark bewegter See keine Reise auf einer Seemanprau unternommen, oder alsdann darauf fortgesetzt.

(Schluß folgt.)

Ein Ritt durch die Andes und durch die Pampas.

(Harpers Monthly Magazine.)

(Fortsetzung.)

Der Postmeister, der zugleich Magistratsperson war, hielt gerade Gerichtstag. Das Haus war mit Gauchos gefüllt, die mit ihren langen Sporen, ihren Ponchos und Hunden buntscheckig und wild zugleich aussahen, und ich würde den Verhandlungen gern beigewohnt haben, wenn mich nicht die Frau vom Hause, welcher Antonio eine sehr farbenreiche Beschreibung meiner Wichtigkeit und Bedeutung gegeben hatte, in den Garten geführt hätte, wo sie mich mit Früchten regalirte und mit Blumen beschenkte. Ich hörte schlüßlich daß man diesen Abend noch im Hause tanzen würde, beschloß diesem Amusement beizuwohnen, und legte mich, um mich darauf vorzubereiten, in meine Serape gewickelt zu einem kurzen Schläfchen vor dem Hause nieder. Nach einiger Zeit wurde ich geweckt, aber freilich nicht durch die Señoritas, von denen ich den Fandango zu sehen gehofft hatte, sondern von Antonio, der mir anzeigte daß Mitternacht vorüber und der Mond

[1] Prau heißt Kahn, und Seeman sind zwei 5—6 Ellen lange Stangen, die 2—4 Ellen von einander, quer über die Mitte des obern Theils der Prau gelegt, daran befestigt, und an beiden äußern Enden mit einander durch Stangen oder Bretter verbunden sind. Ein Seeman verhindert das Umschlagen, und ein schnelles Sinken der daran befestigten Prau. Manche Seemanprauen werden auch mit einem Dach aus Atap (Palmblätter) versehen.

aufgegangen sey und daß die Pferde bereit ständen. Ich hatte in meiner Müdigkeit Abendessen und Tanz versäumt, und hätte ein Jahr meines Lebens darum gegeben bis zum Morgen weiter schlafen zu können. Fast bereute ich es die Reise auf so anstrengende Weise unternommen zu haben — aber die Reue kam zu spät, und bald saßen wir auf frischen Pferden und verließen die schlafende Stadt, in der noch kein Ton zu hören war als der Hufschlag unsrer Thiere.

Als der Tag anbrach, hatten wir schon 40 Meilen zurückgelegt. In Santa Rosa tranken wir eine Tasse Thee und rauchten eine Cigarre, dann ging's weiter bis Dormida, wo wir mit zwei aus entgegengesetzter Richtung kommenden Reisenden — einem Deutschen und einem Yankee — zusammentrafen. Ich vermuthete daß mein Landsmann ein Gelehrter wäre, der eine Reise zu wissenschaftlichen Zwecken in diese terra incognita vorhabe, aber ich mußte zu meiner nicht geringen Enttäuschung erfahren daß er Reisender in Brandreth'schen Pillen sey. Es war mir einen Moment zu Muthe als hätte ich selbst eine Dosis der berühmten Medicin zu mir genommen, und ich wünschte Brandreth und seine Pillen zur Hölle. Ich erinnerte mich einer Erfahrung aus dem Jahre 1844, wo es mir in Brasilien mit namenloser Mühe und Anstrengung und unter steter Lebensgefahr gelungen war weit über die Gränzen aller Civilisation hinaus in die Wildniß von St. Paul vorzudringen, und wie ich — als ich mit dem Bewußtseyn eines Mannes der etwas geleistet hat, zu den ersten menschlichen Ansiedelungen zurückkehrte — hören mußte daß ich nur 150 Meilen weiter gekommen war als Brandreth's Pillen. Jetzt mußte ich sie mitten in der Steppe wieder finden! Ich fragte den Agenten der entsetzlichen Firma, ob er mir irgend ein Land nennen könnte wo man vor seinen unvermeidlichen Pillen sicher wäre, aber er wußte mir keine zufriedenstellende Antwort zu geben.

Der Landstrich den wir von Dormida aus durchritten, war mit niedrigem Buschwerk bewachsen und dann und wann von Schluchten durchschnitten, die vereinigt mit der Hitze des Tages nur ein langsameres Vordringen gestatteten. Bis 3 Uhr Nachmittags hatten wir 96 Meilen zurückgelegt. Die Poststation Cero Costo, wo wir die Nacht zubringen wollten, bestand nur aus drei kleinen hölzernen Häusern. Nach dem Abendessen schlugen wir unser Lager im Hofe auf, wobei unsere Sättel als Kopfkissen dienen mußten. Gegen halb 3 Uhr weckte mich der anscheinend nimmer müde Antonio mit der Nachricht daß der Mond aufgegangen sey, und eine halbe Stunde später saßen wir zu Pferd und galoppirten über das unebene Terrain, das hier unfruchtbar und steinig ist und das Ansehen hat als sey es ehemaliger Meeresgrund. Der Morgenritt war unbeschreiblich einförmig und langweilig. Die Leblosigkeit der Gegend wurde nur dann und wann auf kurze Zeit durch das Auffliegen eines Fasanen oder die eilige Flucht eines Straußen unterbrochen, den wir von seinem Nest aufstörten, und mit Freuden begrüßte ich den ersten Tagesschimmer, der als schmaler Streifen an der östlichen Kante der Ebene sichtbar wurde. Bei Sonnenaufgang überschritten wir den Desaguadero, welcher die Gränzlinie zwischen San Luis und Mendoza bildet. Der Fluß ist schmal, aber tief, und da er seine Quelle in einem Salzsee hat, sind die Ufer mit Salzkrusten bedeckt.

Kurze Zeit darauf erreichten wir das Posthaus, eine erbärmliche, von Lehm erbaute und mit Gras gedeckte Hütte. Sie enthielt nur ein Gemach, dessen Wände so durchlöchert waren daß die gewöhnlichen Begriffe von drinnen und draußen gänzlich aufhörten. Die Familie welche das Haus bewohnte, bestand aus einer alten Frau, einem zerlumpten, schmutzigen Peon, der bis zur nächsten Station als Postillon dienen sollte, und einem nußbraunen Mädchen von etwa 16 Jahren, dessen wahrhaft blendende Schönheit die Zierde jedes civilisirten Landes gewesen seyn würde. Sie war mit nichts bekleidet als mit einer Art von Hemd, das kaum ein Drittel ihres Körpers bedeckte, aber die Schönheit ihres Gesichts und die Tadellosigkeit ihrer Formen, für die wenn sie sich erkaufen ließen, andern keine Summe zu groß seyn würde, schienen für sie selbst kaum mehr Werth zu haben als ein Paar abgelegte Schuhe. Der Courier sagte mir übrigens daß die Familie trotz des erbärmlichen Aussehens etwa 5000 Stück Rindvieh und 800 Pferde besitze.

Das Frühstück welches wir erhielten, entsprach der übrigen Einrichtung des Hauses, und um das System vollständig durchzuführen, war selbst das Wasser so brackig daß wir es kaum genießen konnten. Die Pferde die man aus der nächsten Hürde herbeiholte, paßten ebenfalls zu dem Ganzen; sie schienen gänzlich vernachlässigt und halb verhungert. Mir fiel aller Muth bei ihrem Anblick, aber Antonio begann sie ohne jede Bemerkung zu satteln und machte seinen Gefühlen nur durch ein langes, melancholisches Pfeifen Luft. Da die Thiere kaum fähig waren die Reiter zu tragen, so wurde noch ein Extrapferd für die Bagage genommen, und Antonio ließ dießmal selbst sein unvermeidliches „Feuer auf die Ebene" beim Aufbruch nicht hören. Der Wind fuhr in einzelnen Stößen über das dürre, unfruchtbare Land, und der Anblick der Gegend war unbeschreiblich trostlos und öde. Das einzige worauf das Auge mit Vergnügen ruhte, war der blaue Berg von San Luis, der sich in der Ferne erhob und unser heutiges Reiseziel bildete. Als wir etwa 12 Meilen zurückgelegt hatten, wurde die Hitze so groß daß weder Peitsche noch Sporn mein Roß bewegen konnte sich in Galopp zu setzen, und etwas weiterhin brach das mit dem Gepäck beladene Thier zusammen, so daß wir es zurücklassen mußten. Anfänglich stießen wir hie und da auf eine menschliche Wohnung, die freilich nichts bot als etwas brackiges, mit Infusorien überfülltes Wasser, das aus einem stehenden Sumpf geschöpft wurde; aber etwa 12 Meilen weiterhin befanden wir uns in einer unbewohnten Wüste. Gegen Mittag wurde die Hitze fast unerträglich, und die Ebene vor uns sah in der brennenden Mittagssonne aus wie der Spiegel eines ungeheuern Sees. Zum ersten und einzigen Mal auf der ganzen Reise ritten wir Schritt, denn Menschen und Pferde waren aufs äußerste erschöpft. Die armen Thiere sahen aus als sollten sie nie wieder einen Reisenden tragen.

Als wir etwa 30 Meilen vor San Luis eine Ansiedlung erreichten, hielten wir unser Mittagsmahl, welches hauptsächlich aus Pfirsichen bestand, und legten uns dann zur Siesta mitten zwischen ein Dutzend lumpiger, schmutziger Gentlemen in der Vorhalle des Hauses nieder. Der Leser lache nicht über das Wort Gentleman, denn unter all den abstoßenden Aeußerlichkeiten, der gänzlichen Unwissenheit und dem Mangel aller feinen, geselligen Sitten liegt in diesen wilden Bewohnern der Steppe ein Fonds von natürlicher Ritterlichkeit und nobeln Unabhängigkeitssinnes, der diese Bezeichnung als gerechtfertigt erscheinen läßt. Der Geolog Darwin, der diese Gegend besuchte, sagt in seinem Journal, daß der Gaucho, selbst wenn er euch beraubt oder die Gurgel abschneidet, dennoch immer den Anstand eines Gentleman bewahrt. Damit soll indessen keineswegs gesagt seyn daß die Gauchos Räuber und Gurgelabschneider wären. Sie sind wild im Kampf, und ihre Grausamkeit gegen Thiere ist sprüchwörtlich, aber sie sind keine

Banditen, im Gegentheil, das Leben und Eigenthum des Fremden ist in ihrer Hand so sicher wie irgendwo anders. Persönliche Streitigkeiten werden freilich nicht mit der Faust, sondern immer mit dem Messer ausgefochten. Sir Thomas Head erzählt, daß er immer nach seinen Pistolen gegriffen habe wenn er einem Gaucho begegnete; ich meinestheils griff gewöhnlich nach meiner Chifre, ließ ihn einen Schluck nehmen und unterhielt mich mit ihm über die Verhältnisse und Producte des Landes.

Die Zahl der in der Steppe lebenden Gauchos ist verhältnißmäßig klein, ihre Ansiedlungen liegen sehr verstreut, und nichts kann wilder und unabhängiger seyn als die Existenz die sie führen. Viele von ihnen stammen aus den edelsten spanischen Geschlechtern, und zeigen noch immer in ihrer Haltung und ihren hohen Begriffen von Ehre das alte castilianische Blut. Ihre Wohnungen — elende Hütten, die man, da sie von Lehm und Erde erbaut, sehr niedrig und mit dem gelben Grase der Steppe gedeckt sind, aus der Ferne kaum bemerkt — gehen von Generation auf Generation über, ohne daß man an irgendeine Verbesserung denkt. Sie enthalten nur einen einzigen Raum, welcher von Mann und Frau, erwachsenen Söhnen und Töchtern, Kindern und Hunden einträchtig bewohnt wird. Irgendein Gemach, wohin der eine oder der andere sich zurückziehen könnte, gibt es nicht, und im Sommer ist dieser einzige Raum so mit Fliegen erfüllt daß die ganze Familie vor der Thür schläft. Kommt in der Nacht ein Reisender an, so nimmt er seinen Sattel zum Kopfkissen und sucht sich einen Platz zwischen den Schläfern. Ob er sich neben einem alten Mann, einer alten Frau oder einer jungen Señorita niederlegt, kann er nur nach den sichtbaren Füßen und Knöcheln beurtheilen, denn der übrige Körper, so wie das Gesicht ist von dem Fell oder dem Poncho bedeckt, in die sich die Schlafenden hüllen. Als Stühle werden Pferdeschädel benutzt, aber man überläßt diese gern dem Fremden, denn der Gaucho zieht es meist vor sich in seine Decke gewickelt auf den Lehmboden seiner Hütte niederzulegen, statt sich zu setzen.

Das wilde Leben des Gaucho beginnt bei seiner Geburt. In seinem ersten Lebensjahre kriecht er vollständig nackt im Schmutz umher oder hängt in einer Ochsenhaut, die unter dem Dach der Hütte befestigt ist und die ihm als Wiege dient. Sobald er laufen kann, bekommt er einen kleinen aus Bindfaden gefertigten Lasso, mit dem er sich an Hühnern und Hunden übt. Ist er vier Jahre alt, so wird er auf den Rücken eines Pferdes gesetzt und macht sich bereits nützlich, indem er die Rindviehheerden nach Hause treibt, und nachdem er älter geworden ist, jagt er den Strauß, den Löwen und den Tiger, und ist oft mehrere Tage allein abwesend. Stets in freier Luft, und nur von Rindfleisch und Wasser lebend, wird sein Körper zäh und fest wie das Leder aus dem sein Lasso geschnitten ist, und sein Charakter so wild und frei, wie der des Straußen, den er verfolgt. Einen Arzt sieht der Gaucho nie anders als durch Zufall, und ein gebrochenes Bein oder eine andere Wunde heilen von selbst, so gut sie können; der Rücken eines Pferdes ist, seiner Meinung nach, der einzige würdige Platz für einen Mann, und auch nur die kleinste Strecke zu Fuß zurückzulegen hält er für entehrend. Seine Bedürfnisse sind gering und leicht zu befriedigen, aber man kann ihn dennoch nicht indolent nennen. Zu den mancherlei guten Eigenschaften des Steppenbewohners gehört auch die Gastfreundschaft. Er ist außerordentlich höflich gegen seinen Gast und bietet ihm einen Pferdekopf zum Sitzen mit einer Grazie und einer Zuvorkommenheit an als wäre es ein Sammetsessel, und niemals vergessen sie beim Eintritt in eine der elenden Hütten den Hut so feierlich abzunehmen als treten sie in einen mit Damen gefüllten Salon.

Die Frauen des Landes sind im hohen Grade indolent und können nicht anders seyn. Sie besitzen weder ein Haus noch eine Haushaltung die ihre Sorgfalt erforderte, ihre Toilette macht ihnen wenig Mühe, sie haben mit einem Wort nicht das geringste zu thun, und die Eintönigkeit der Steppe verlockt sie nicht einmal zu einem Spaziergang. Aber fast alle Frauen, gleichviel ob sie verheirathet sind oder nicht, haben Kinder, und wenn der harmlose Reisende eine der jungen Señoritas fragt wer der Vater des Kindes ist das sie in ihren Armen wiegt, kann er oft genug die naive Antwort hören: „Wer kann das wissen!"

Um drei Uhr Nachmittags brachen wir mit frischen Pferden und dem gewöhnlichen: „Feuer auf die Ebene!" von unserem Ruheplatz auf. Der Berg von San Luis diente uns zum Wegweiser über die sandige und zum Theil mit Strauchwerk bedeckte Gegend. Wir sahen auf der ganzen Strecke von 30 Meilen nur noch zwei elende Ansiedlungen. Bei einer derselben hielten wir an, um uns etwas Wasser auszubitten, was uns durch ein junges Mädchen in einer Cocosnußschale gebracht wurde. Sie war ebenso schön wie die Dirne die wir am Morgen gesehen hatten, ebenso spärlich bekleidet und ebenso schmutzig. Man kann nur beklagen daß so viel Schönheit in dieser Wüste unbeachtet zu Grunde geht.

Die Sonne war bereits untergegangen und die Nacht der Dämmerung gefolgt, als wir durch die Straßen von San Luis nach der Fonda ritten, nachdem wir an diesem Tag im Ganzen 105 Meilen zurückgelegt hatten. Der Wirth des Gasthauses war ein Franzose, und die Nettigkeit und Sauberkeit der Einrichtung bildete einen wohlthätigen Contrast gegen die Erfahrungen, die ich in den letzten beiden Wochen gemacht hatte. Besonders erfrischte mich das klare süße Wasser, ein Genuß der mir hier zum erstenmal wieder geboten wurde.

Nachdem wir ein Abendessen, bestehend aus Rindfleisch und Geflügel, eingenommen, zog ich mich auf mein Zimmer zurück, um in Ruhe eine Cigarre zu rauchen, aber ich mußte bald einsehen daß ich die Rechnung ohne den Wirth gemacht hatte, denn kaum hatte ich mich niedergesetzt, als ein halb Dutzend Besucher herbeikamen um den mit der Post angelangten Reisenden ihre Aufwartung zu machen. Unter ihnen befanden sich drei Fremde, ein Deutscher, ein Italiener und ein Baske; der Deutsche war der Hauptsprecher, und von Europa, wie er sagte, herübergekommen um eine Glasfabrik zu leiten, die in Mendoza errichtet werden sollte, aber zu Grunde gieng, weil es der Regierung von Chili an Thatkraft fehlte. Er erzählte daß er auch in Californien gewesen wäre, und da er nicht ahnte daß ich eben von dort herkam, gab er mir Beschreibungen von Orten, die nirgend existirten als in seiner Phantasie. Er und der Baske reisten — auf den Pferden des letztern — zusammen nach Buenos-Ayres, wo der Deutsche, wie er sagte, Gelder liegen hatte, mit denen sie nach dem Goldland gehen wollten. Einige Wochen später genoß ich noch einmal das Vergnügen dem Burschen zu begegnen; er befand sich auf der Flucht vor dem Basken, dem er die Pferde und das Geld gestohlen hatte.

Wir wurden in San Luis drei Tage durch den Gouverneur aufgehalten, der eine Depesche für die Regierung von Buenos-Ayres vorbereitete. Der erste Tag war außerordentlich warm, und ich schlenderte nur in den kühlern Abendstunden ein wenig durch die Straßen. Die Stadt ist in regelmäßige Squares eingetheilt, und die meisten Häuser

sind wie in Mendoza von einem Garten umgeben, der von einer düstern, grauen Mauer eingeschlossen wird. Sie sind nur ein Stockwerk hoch, zuweilen mit Ziegeln gedeckt und weiß angestrichen, in den meisten Fällen aber ist das Strohdach und die natürliche Farbe des Fachwerks beibehalten. Die Fußböden bestehen aus festgestampftem Lehm oder halb gebrannten Ziegeln, die im Sommer sehr kühl aber immer schmutzig sind. Die Zahl der Einwohner von San Luis beläuft sich auf 1000, worunter sich nicht ein einziger Arzt befindet, und die Bevölkerung lebt hier mitten in der ungeheuren Steppe ebenso abgeschnitten von der übrigen Welt, wie die von Mendoza am Fuß der Andes, und sehr selten findet man einen Menschen der eine klare Vorstellung von den Vereinigten Staaten von Nordamerika, der „Musterrepublik“ besitzt, deren Beispiel dennoch die Revolution hervorrief die Südamerika vom spanischen Joche befreite. Die wenigen Yankees, die in die Gegend kommen, werden englische Amerikaner genannt.

(Schluß folgt.)

Die Lage des britischen Reiches in Indien.

Wir haben, zu einer Zeit wo Delhi noch im Besitz der rebellischen Sipahis sich befand und die europäischen Verstärkungen in Indien noch nicht eingetroffen waren, im Herbste 1857, wo man auf unserm Festlande die britische Herrschaft in Indien für verloren hielt, und gelehrte Orientalisten, welche die Geschichte Indiens bearbeitet haben, zuversichtlich verkündeten die englische Herrschaft werde sich künftig auf die drei Präsidentschaftsstädte beschränken müssen, immer behauptet daß die Europäer den Aufstand asiatischer Soldaten bewältigen, und viel früher bewältigen werden als man in Europa zu vermuthen aufgelegt sey. Wir setzten aber sogleich hinzu daß nach Bewältigung des Aufstandes die Schwierigkeiten erst beginnen würden und die indischen Besitzungen in der dermaligen Ausdehnung bald als unhaltbar erkannt werden möchten. Wir wollen uns nicht rühmen als hätten wir solche Widerwärtigkeiten wie die gegenwärtige Meuterei der ehemaligen Compagnietruppen ahnen können, aber Verlegenheiten und Verwicklungen in endloser Reihe mußten dem Soldatenaufstande nothwendig folgen. Nach der neulichen Aeußerung des indischen Ministers in der Parlamentssitzung vom 1 Aug. beträgt die Zahl der europäischen Soldaten 110,000, oder 65,000 Köpfe mehr als vor dem Abfall der Sipahis, während die eingebornen Truppen sich nur auf 207,765 oder um 40,000 Mann vermindert hatten. Solange England in Indien 110,000 britische Soldaten unter dem Gewehr hat, wird es immer eine europäische Großmacht zweiten Ranges bleiben. Es kann wohl seine Küsten noch vertheidigen, es kann vielleicht noch einen Seekrieg führen, Häfen und Gewässer blokiren, aber in Continentalfragen als eine Militärmacht auftreten, drohen und Drohungen vollstrecken, dazu ist es völlig unfähig geworden, so daß die heutige Neutralitätsfurie des britischen Volkes zum Theil nichts ist als die Resignation des Fuchses wegen der sauern Trauben. Nicht allein aber daß England auf seinen europäischen Rang verzichtet, oder in der Sprache Reineke's „von den Händeln auf dem Festlande sich zurückzieht,“ der indische Besitz zehrt jetzt in geometrischen Progressionen an dem Marke Englands. Es war leicht Indien zu erobern, aber es zu halten geht über die britischen Kräfte. Unter Lord Wellesley war der Glanzpunkt der indischen Herrschaft eingetreten. Die Franzosen hatten auf jeden Mitbewerb verzichten müssen, die Provinzen unter britischer Regierung besaßen noch eine bescheidene Ausdehnung, sie umringten aber bereits die Reiche der mächtigen Fürsten Indiens, welche genöthigt waren die englische Schutzherrschaft anzuerkennen und sich den Wünschen der britischen Majores domus oder in der politischen Geschäftssprache, der Residenten zu unterwerfen. So wurde Indien beherrscht mit einer Handvoll königlicher, und einer Handvoll Compagnietruppen auf eine staunenswerth wohlfeile und leichte Art. Allein diese Zeit der Vormundschaft konnte nicht lange dauern, denn die Briten sahen sich genöthigt oft wider Willen und wie von einem bösen Schicksal getrieben ein Vasallenreich nach dem andern sich einzuverleiben. So schwoll die britische Herrschaft wie der Leib eines Wassersüchtigen. Indien hat 6—7000 geogr. Quadratmeilen und 10 Mill. Einwohner mehr als Europa mit Ausschluß Rußlands und der scandinavischen Halbinsel. Von den 184,351,537 Bewohnern nach dem letzten Census und von den 1,488,070 (engl.) Quadratmeilen der Halbinsel, gehorchen 134 Mill. Köpfe und 858,906 Quadratmeilen unmittelbar der britischen Herrschaft. Die übrigen 49,761,125 Hindu gehören, abgesehen von den kleineren Häuptlingen, 192 eingebornen Fürsten, eine halbe Million aber steht theils unter portugiesischer, theils unter französischer Hoheit. Das Uebel nun woran die indische Herrschaft der Briten krankt, würde bei sterblichen Menschen Schwindsucht heißen, in der politischen Sprache nennt man das Ding aber ein Deficit oder wohltönend übersetzt einen jährlichen Ausgabenüberschuß. Wer noch nicht mit dem Hexeneinmaleins der Finanzen vertraut ist, dem wird die indische Schwierigkeit sehr gering vorkommen, wenn er erfährt daß die Abgaben, auf den Kopf vertheilt,

	Pfd.	Shill.	Pence Sterl.
in Indien (1854)	—	3	8½
in Oesterreich	—	15	—
in Preußen	—	19	3
in Frankreich	1	12	—
in England (1852)	1	19	4

betragen, so daß also der Hindu den vierten Theil dessen bezahlt was ein Oesterreicher, und ein Zehntel oder ein Elftel was ein Engländer. Es ist aber bekannt daß relativ der Hindu härter als der Oesterreicher, dieser härter als der Preuße, dieser als der Franzose und dieser härter als der Engländer besteuert ist, so daß ein leichtsinniger Mensch aus obigem Beispiele die Lehre ziehen möchte, die Steuern verlören an Druck im umgekehrten Verhältnisse ihrer Werthzunahme. Das indische Schuldenwesen ist so altmodisch wie ein Hausrath unsrer Urgroßeltern, denn es belief sich 1786 bereits auf 8 Mill. Seit den Kriegen mit Tippu Sahib und den Mahratten war es auf 29 Mill. (1810); dann 1820 auf 37; 1830 auf 45 Mill. gestiegen. So war es eine Zeitlang mit der Geschwindigkeit quadratischen Wachsthums fortgegangen, und nur im nächsten Jahrzehnt trat ein holder Wechsel ein, die Schuld verminderte sich nämlich bis 1840 auf 34 Mill., 1850 aber betrug sie schon wieder 52 Mill., und 1856/57 vor dem Sipahi-Aufstand 56 Mill., zu Anfang

dieses Jahres wurden 74½ Mill. notirt, die durch zwei Anlehen bereits auf 86½ Mill. gestiegen sind, ungerechnet von 7 Mill. rückständiger Officiersgagen und Pensionen, welche die indische Schuld auf 93½ Mill. vergrößern. Dazu muß noch gerechnet werden daß der indische Schatz den Inhabern der ehemaligen Compagnie-Actien eine feste Dividende von 630,000 Pfd. St. zu zahlen hat, welche capitalisirt die indische Schuld auf 105½ Mill. vergrößern. Seit 1786 ist die Schuld durchschnittlich um 1 Mill., seit 1840 durchschnittlich um 3½ Mill., seit 1850 durchschnittlich um 5 Mill. gewachsen. Um aber billig zu seyn, müssen wir bemerken daß das Finanzjahr welches am 30 April 1857, also knapp vor der Meuterei endigte, nur mit einem Deficit von 143,597 Pfd. St. schloß, und unter den Ausgaben 1,866,515 Pfd. St. für öffentliche Arbeiten sich befinden, die als eine fiscalische Capitalsanlage sich betrachten lassen. Man könnte nun denken daß auch wieder bessere Zeiten und mit diesen solche rosenfarbene Budgets wie das eben geschilderte zurückkehren möchten, aber leider läßt sich das Geschehene nicht mehr ungeschehen machen. Der indische Staatshaushalt in großen Zügen dargestellt, hatte vor Ausbruch der Meuterei folgende Physiognomie.

Einnahme.

Staatsländereien . . .	19,080,000	Pfd. St.
Opiummonopol . . .	4,696,709	„
Salz	4,443,798	„
Diverse Einnahmen . .	3,000,000	„
	31,220,000	„

Von diesen Einkünften mußten für Steuererhebung (3¾ Mill.) und für Pensionen an indische Fürsten und Häuptlinge im voraus über 6½ Mill. abgezogen werden, so daß man nur 24½ Mill. reine Einkünfte behielt. Von diesen beanspruchte die eigentliche Administration und die Justiz zusammen und zu ziemlich gleichen Hälften 5 Mill., die öffentlichen Arbeiten 2 Mill., die Armee und die Marine über 11 Mill., die Schuld über 2 Mill., endlich ziemlich 4 Mill. für indische Ausgaben die in England zahlbar waren, darunter die 627,893 Pfd. St. Dividende der Actionäre, über 1 Mill. für Kriegsgeräthe die nach Indien giengen. Der Rest bestand dann aus Officierspensionen, aus Soldbezügen der königlichen Armee in Indien u. dgl. Es ergibt sich überhaupt daß die Armee damals wo sie 45,000 Europäer zählte, 12½ Mill. Pfd. St. einschließlich der Pensionen kostete. Ein Infanterieregiment der Compagnie (1000 Mann) verursachte in Indien selbst einen jährlichen Aufwand von 76,957 Pfd. St., und ein königliches Regiment (1000 Mann) 85,271 Pfd. St. Rechnen wir hinzu die aus dem Dienst entspringenden Pensionen und die aus England zugehenden Kriegsvorräthe, so erhalten wir ziemlich genau je 100,000 Pfd. St. für ein europäisches Regiment oder je tausend Mann. Die Engländer hoffen daß sich ihre europäische Macht verringern lassen wird, aber die größten Optimisten gehen in ihren Erwartungen doch nicht tiefer als 80,000 Mann herunter, während der indische Minister Sir Charles Wood vorläufig jede Reduction für unzweckmäßig hält. Sagen wir also es bleiben nur 100,000 Europäer, so verursachen diese dem indischen Schatze rundweg einen Aufwand von 10 Mill. Pfd. oder der einzelne Mann durchschnittlich 5—6 Shill. (6 fl. 12 bis 7 fl. 24 kr.) im Tag. Die einheimische Armee, die ehemals aus 240,000 Streitern bestand, soll um 40,000 vermindert werden, so daß das Zahlenverhältniß 1 : 2 hergestellt wird, welches neuerdings als das classische für die Stärke der einheimischen und der fremden Truppen betrachtet wird. Der indische Soldat kostet geradeaus das Drittel wie der europäische, so daß man 3000 eingeborne Truppen für dasselbe Geld wie ein europäisches Regiment haben kann. 200,000 Sipahis würden daher 6⅔ Mill. kosten, und die Ausgabe für den Krieg möchte daher in künftigen Zeiten zwischen 16—17 Mill. Pfd. St., mit Hinzurechnung der bewaffneten Polizei, aber gewiß gegen 18 Mill. oder 6 Mill. mehr als vor der Meuterei betragen. Diese Berechnung hat jedoch für die gegenwärtige Zeit keine Gültigkeit, denn sie setzt beträchtliche Reductionen der einheimischen Armee voraus, da für das laufende Jahr 1859/60 ein Kriegsaufwand von 21 Mill. vom indischen Minister in Aussicht gestellt wird. Die indische Schuld hat sich seit der Meuterei um 40 Mill. bis zum April d. J. vermehrt, und wird sich durch das Deficit des laufenden Jahres noch um andere 10 Mill. vermehren. Daraus folgt denn daß der Mehraufwand für die Schuld im April nächsten Jahres mindestens 2½ Mill. Pfd. St. betragen wird, wir könnten sogar sagen 3 Mill., weil sich selbst für 5½ Procent nur mit Mühe Geld auftreiben läßt.

Selbst nach der Rückkehr geordneter Zeiten werden die Ausgaben dauernd um 8 bis 9 Mill. Pfd. St. steigen, und da vorher ein Deficit die Regel war, so läßt sich jetzt gar nicht absehen wie man diesen enormen Anforderungen beikommen will. Zwei Mittel gibt es um dem Ruin zu entgehen: entweder müssen die Einnahmen gesteigert oder die Ausgaben vermindert werden. Da Justiz und Verwaltung von 140 Millionen Unterthanen nur 5 Mill. Pfd. St. kosten, so wird sich in diesen Budgetfächern überhaupt nicht viel sparen lassen. Die Gehalte der britischen Beamten erscheinen vielleicht für continentale Begriffe sehr groß, allein Lord Stanley hat erklärt daß er es nicht für rathsam halte sie zu verringern, denn natürlich, sobald der indische Dienst für seine Mühsal nicht mehr große Belohnungen eintrüge, würde sich in England dazu nicht mehr die Gentry melden, sondern eine andere Classe von Leuten, die wohl als Commis recht brauchbar wären, aber denen man doch nicht Wohl und Weh von mehrern hunderttausend Unterthanen anvertrauen darf. Die öffentlichen Arbeiten will man nicht einstellen, im Gegentheil werden für 1859/60 weitere 2½ Mill. Pfd. St. für Eisenbahnbauten erfordert. Einige Ersparnisse lassen sich nur bei den einheimischen Truppen erzielen, wenn man Officiersstellen wieder an Hindu vergibt. Der verstorbene General Jacob, der sich durch Organisation einer Truppe Sikhs so berühmt gemacht, tadelt in seinen „indischen Briefen" die unsinnigen Officierssolde bei den regulären eingebornen Cavallerie-Regimentern. Ein solches Regiment, welches zwischen 350—400 Säbel mustert, steht nominell unter einem Obersten, der seinen Sinecuregehalt von 1200 Pfd. St. in einem britischen Badeort verzehrt, dann folgt 1 Obristlieutenant mit 2200 Pfd. St., 1 Major mit 1100 Pfd. St., 7 Capitäns mit 840 Pfd. St., zusammen 5580, 9 Lieutenants mit 420 Pfd. St., zusammen 3780, und 5 Fähndrichen mit 360 Pf. St., oder zusammen 1800 Pfd. St. Diese Officiersgagen belaufen sich also auf 16,000 Pfd. St., ungerechnet vier Aerzte, zusammen mit 2000 Pfd. St., und die von Officieren des nämlichen Regiments genossenen Pensionen. Bei den sogenannten irregulären Reiter-Regimentern, deren Irregularität einzig nur in ihrer Landestracht besteht, befehligt nur ein europäischer Capitän mit 1200, und zwei jüngere Officiere mit 6 und mit 500 Pfd. St. Sold. Nun ist die Ansicht des General Jacob daß man die sogenannte reguläre Infanterie und Cavallerie genau so wie die irreguläre Cavallerie nur von 3 europäischen Officieren befehligen lassen und die andern Stellen mit Hindu besetzen könnte, ohne dadurch im minde-

ften die Treue der Truppen aufs Spiel zu setzen. Nach diesem Plan würden 1500 englische Officiersstellen erledigt und daraus eine Ersparniß von 450,000 Pfd. St. erzielt werden. Das ist keine verächtliche Summe, aber was hilft es bei einer Mehrausgabe für die Armee von 6 Mill. eine halbe Million zu ersparen?

Die indische Schuld wird in Zukunft einen Aufwand von 6 Mill. Pfd. St. verursachen, und zwar hauptsächlich wegen des hohen Zinsfußes, den die Gläubiger zu fordern berechtigt sind. Der britische Staatsgläubiger empfängt kaum 3½ Proc., der indische 5½ Procent. An dem Tage nun wo das britische Parlament die indische in eine englische Schuld umwandeln würde, ließen sich mindestens 2 Millionen an den Kosten der indischen Schuld ersparen. Optimistische Politiker, wie ein Essayist des Westminster Review, halten es für möglich daß die Briten an einem generösen Tage die indische Schuld für die ihrige erklären könnten, allein gestern noch würde das Parlament jedem indischen Minister, welcher ihr mit einem derartigen Ansinnen käme, wahrscheinlich mit Hohngelächter den Weg aus seinem Amte gezeigt haben. Der Unterschied, ob die indische Schuld eine indische bleibt oder eine britische wird, liegt sehr nahe. Die indische Schuld ist bis zu einem höchst beträchtlichen Theil in den Händen von Hindus. An dem Tage der Conversion würde sie wahrscheinlich sich nur noch in britischen Händen befinden, weil es keinem Asiaten einfallen wird Geld zu 3½ Proc. anzulegen. Geht in einer Zeit der schweren Noth das indische Reich für England verloren, so mögen die indischen Staatsgläubiger zusehen wer ihnen fernere Zinsen zahlt; wird dagegen die indische Schuld eine britische, so muß jeder englische Steuerpflichtige sich um so viel höher besteuern lassen, bis die Gläubiger des weiland indischen Reiches befriedigt sind. Nun ist es doch naiv einem Volke zuzumuthen sich für die Staatsschuld einer Herrschaft zu verbürgen, deren Insolvenz von Jahr zu Jahr mit der Geschwindigkeit fallender Körper zunimmt. Es wäre jedoch interessant genug das Schicksal eines Antrags im Parlament auf Conversion des indischen Anlehens zu kennen, denn es würde sich dann offenbaren ob die Engländer selbst an die Zukunft ihrer indischen Herrschaft glauben oder nicht.

Durch Verminderung der Ausgaben ist den Finanzen nicht kräftig aufzuhelfen, an der Armee läßt sich nur eine halbe, an der Schuld möglicherweise 2 Mill. sparen. Im allergünstigsten Falle bleiben immer noch 6 Mill. unbedeckt. Die Erhöhung der indischen Einnahmen ist ein äußerst mißliches Ding. Man hat vorläufig eine fiscalische Erhöhung des Einfuhrtarifes, eine Erbschafts-, Tabaksteuer und Heirathslicenzabgaben beschlossen. Der Ertrag dieser neuen Quellen wird zwar auf 2½ Mill. berechnet, es ist jedoch besser sich auf weniger als zwei Millionen gefaßt zu machen. Die andern Zuflüsse des indischen Schatzes bestehen, wie wir oben sahen, aus dem Opium-, dem Salzmonopol und den Einkünften der Staatsländereien. Das Opiummonopol ist eine Steuer welche nicht die Hindu, sondern die Chinesen zahlen. Der Bruttoertrag schwankt nach den mercantilen Verhältnissen zwischen 4 und 6, der Reinertrag beträgt etwas mehr als 3 Mill. Pfd. Strl. Diese Einnahme läßt sich nicht steigern, vielmehr herrscht die größte Besorgniß daß sie mit der Zeit gänzlich versiegen möchte. Bereits hat die chinesische Regierung die Opiumeinfuhr gegen einen Zoll zugelassen, und da Opium in China selbst schon gebaut wird, so befürchtet man fortwährend, die chinesische Regierung möchte eine Opiumregie in ihrem Reiche errichten, und die Erzielung von Monopolspreisen für indisches Opium in China vereiteln, denn wenn auch das indische Opium wegen seiner hohen narcotischen Eigenschaften immer eine mercantile Ueberlegenheit über das chinesische Product behalten wird, so werden die Chinesen doch nicht den fünf- und sechsfachen Preis zahlen, nur der höheren Güte des indischen Productes zu Liebe. Was aber die indische Salzsteuer angeht, so ist sie stets von allen Autoritäten als die härteste Steuerlast der britischen Unterthanen erklärt, und ihre Erleichterung für die nächsten bessern Zeiten immer verheißen worden. So bliebe denn nichts übrig als den Ertrag der Staatsländereien zu steigern, der bisher 19 Mill., also ziemlich zwei Drittel der gesammten Schatzeinkünfte ausfüllte.

In Europa würde man diese fiscalische Quelle eine Grundsteuer nennen, in asiatischen Verhältnissen kann aber dieser Ausdruck nur Irrthümer erwecken. Zu allen Zeiten scheint der Staat, das heißt mit geringen Ausnahmen fast überall der Monarch, Radscha, Rao, Sultan, Padischa, Compagnie oder Königin der Eigenthümer alles indischen Grundes und Bodens gewesen zu seyn. Es gab in Indien niemals ein bürgerliches Eigenthum bei unbeweglichen Sachen, sondern nur Nutzungsrechte, die vom Souverän verliehen wurden und gegen welche entweder ein Erntebestandtheil zurückgegeben oder in sehr vereinzelten Fällen Lehensdienste geleistet wurden. Es fehlte mit geradezu verschwindenden Ausnahmen jede Art von grundbesitzendem Adel, denn nur scheinbar ist die Aehnlichkeit der Semindare in Bengalen oder der Talukare in Audh mit europäischen Lehnsträgern; nirgends finden sich an Grundbesitz haftende Rechte und Leistungen, sondern überall ist des nur das Amt eines Steuererhebers oder eines Steuerpächters, welches, da es bisweilen erblich geworden ist, den falschen Schimmer eines aristokratischen Besitzes erhalten hat. Das Capitel der sogenannten indischen Grundsteuer gehört angeblich zu den obscursten Gegenständen der Publicistik, und die meisten britischen Schriftsteller begnügen sich mit dem Geständniß daß sich von der Sache wegen ihrer großen Verwicklung kein klarer Begriff geben lasse. Daran sind nun die Herren selbst Schuld, denn das Steuersystem ist an sich äußerst einfach und klar.

Die Compagnie, gegenwärtig aber die Padischa Begum Victoria, ist die Eigenthümerin alles urbaren und wüsten Landes in den britischen Besitzungen. Sie überläßt den Nießbrauch dieser Flächen ihren indischen ackerbautreibenden Unterthanen auf lange oder kurze Dauer gegen einen bestimmten Pachtschilling. So ist es Brauch durch ganz Indien. Verwickelt, das heißt örtlich verschieden ist nur die Erhebung des Pachtschillings und seine Berechnung.

In der Präsidentschaft Madras und Bombay verpachtet die Regierung unmittelbar an den Landwirth Grund und Boden (sogenanntes Ryotwary-System). Die Höhe des Pachtschillings ist allerwärts verschieden, doch liegt überall der Maßstab zu Grunde daß der Herr des Grundes (die Königin Victoria) ein Drittel der Ernte zu nehmen berechtigt sey. Dieß ist seit uralten Zeiten immer der Maßstab der indischen Beherrscher gewesen, mit dem einzigen Unterschied daß in der muhammedanischen Zeit von den Gläubigen der Zehnte, von den Ungläubigen der Karadsch (Kopfsteuer) erhoben wurde. In Madras darf jeder Pächter am Schluß des Jahres seinen Pacht aufgeben, in Bombay dagegen dauern die Verträge 30 Jahre, doch steht dem Reiot dort das Recht zu, seine Steuer nur von der Fläche zu entrichten welche er wirklich bebaut hat. Aehnlich ist das sogenannte Mausawarsystem welches in der Subpräsidentschaft Agra und den sogenannten Nordwest-

provinzen beobachtet wird. Dort tritt nicht eine einzelne Person, sondern eine Dorfgemeinde als Pächter auf und ist solidarisch haftbar für Entrichtung des Pachtschillings. Dieser, in Geld zahlbar, wird so berechnet daß den Landwirthen von dem Reinertrag des Landes ein Drittel übrig bleibt. Die Pachtverträge dauern in der Regel dreißig Jahre, und der einzelne Pächter innerhalb der Gemeinde darf seine Pachtgerechtsame veräußern und vererben, solange er seine Steuern voll entrichten kann. Ob die Gemeinde gemeinsam ihre Flur bebaut und gemeinsam ihre Steuern entrichtet, oder ob die einzelnen Dorfhäupter die Flur auftheilen und die Quoten der Abgabe unter sich auftreiben, darum kümmert sich die britische Regierung nicht, denn in beiden Fällen bleibt die Gemeinde für den Pachtschilling solidarisch haftbar. In neuerer Zeit werden jedoch die Fälle immer häufiger daß die Dorfflur in einzelne Pachtloose getrennt oder im indisch-englischen Style, daß aus einem unvollkommenen Pottidarri ein Pottidari Mial (putteedaree mehal) wird. Unter den Sikhs wurde im Nordwesten mindestens ein Viertel, meistens die Hälfte, höchstens aber 54 Proc. vom Rohertrage des Landes erhoben; die britische Regierung hielt einen Maßstab von 25 Proc. fest, verlangte aber eine Bezahlung in Geld. Dieß letztere verursacht bei Asiaten große Schwierigkeiten, denn in Jahren des Ueberflusses, wo die Frucht im Preise sinkt, gibt der Landwirth lieber die halbe Ernte her, als daß er das durchschnittliche Viertel in Geld erschwingen könnte. Man sah sich deßhalb rasch genöthigt, örtlich sehr tief von den 25 Proc. herunter zu gehen, und das Wohlbehagen der Landbevölkerung in Folge dieser weisen Vorsicht war es welche nächst Sir John Lawrence den Briten während der Sipahi-Meuterei das Pendschab rettete.

Die dritte Art (Zemindary-System) der Verpachtung besteht darin daß zwischen den Grundherrn (Monarchen) und den Pächter (Reiot) eine Mittelsperson (Semindar) als Steuerpächter tritt. Der Semindar ist dem Fiscus für Entrichtung des Pachtes verantwortlich, wie er aber den Pachtschilling eintreibt, darum kümmert sich die Regierung nichts. Als Lord Cornwallis die Verträge mit den Semindaren Bengalens, Bihars und Orissa's festsetzte, gieng man von dem Grundsatz aus daß dem Reiot zwei Fünftel, höchstens die Hälfte des Rohertrages, der Rest, nämlich die Hälfte oder drei Fünftel, dem Monarchen gebühren, dieser trat von seinem Antheil wieder ein Elftel dem Semindar für seine Mühe und Gefahr ab. Man hat geglaubt in den Semindaren sich eine Aristokratie zu erziehen, der Versuch ist aber völlig fehlgeschlagen. Es kann nichts ähnliches in Asien geben, wie deutlich die Geschichte der Talukdars in Audh zeigt. Die Talukdars, die man längere Zeit für Feudalherren ansehen wollte, waren ursprünglich nichts als die Steuerbeamten der Sultane von Audh. Um mit größerer Sicherheit die Reiots zu pressen, erbauten die Talukdars Burgen und umgaben sich mit einer Leibwache, die sie aus Landstreichern zusammenlasen. Ein geschickter Talukdar verstand es benachbarte Steuergebiete an sich zu bringen, und wurde vielleicht der Steuerpächter von ganzen Landschaften. Vermehrte sich dann seine Leibwache, so vergrößerte sich seine Unabhängigkeit gegenüber den Sultanen in Lackno, und man konnte ihn dann fast wie einen tributpflichtigen Radscha betrachten, denn der ehemalige Steuerpächter befand sich auf dem Pfad der in Asien noch jeden glücklichen Abenteurer zum Thron geführt hat. Auf der andern Seite haben die Talukdars immer darnach getrachtet die Reiots von ihren Höfen zu vertreiben, um ihren Grund und Boden andern Pächtern gegen einen höheren Pachtschilling zu überlassen. Immer gestalten sich also im asiatischen Rechtsleben die Sachen so daß das Eigenthum an Ländereien streng verbunden ist mit den Souveränitätsrechten, daß aber alle Anlagen zur Bildung einer Lehensgliederung fehlen.

Die Haupteinkünfte des indischen Schatzes bestehen demnach in den Pachtgeldern von den Domänen, die so groß sind wie überhaupt die gesammte culturfähige Fläche des Reiches. Der Pachtschilling beträgt aber durchschnittlich ein Drittel des rohen Ertrages, und man ist allgemein überzeugt daß, wenn auch der indische Unterthan unter britischer Herrschaft weniger ausgesogen wird als dieß jemals früher der Fall gewesen ist, die Pachtgelder sich doch nicht mehr steigern lassen. In Bezug auf die Hebung des indischen Deficits vertrösten sich also bis jetzt die Optimisten in England nur mit den „unerschöpflichen Ressourcen" Indiens. Die „unerschöpflichen Ressourcen" sind auch das gewöhnliche Trostwort über die jährlich anschwellenden Deficits der österreichischen Finanzen gewesen. Der viel mißbrauchte Ausdruck soll den einfachen Sinn haben daß ein bestimmtes Land noch so unentwickelt ist, daß sich vielfältige Gelegenheit zu vortheilhaften Capitalsanlagen findet. So ist es auch in Indien. Von 88 Mill. Acres Land der Präsidentschaft Madras werden nur 18½ Mill. angebaut und zahlen eine durchschnittliche Pacht von 2½ Rupien (2 fl. 24 kr.) der Acre. In Bengalen sollen noch 30 Mill. Acres Land öde liegen, überhaupt aber rechnet man daß fast nur der vierte Theil der Oberfläche des britischen Reiches bebaut wird und Rente zahlt. Man denke sich deßhalb nicht daß den indischen Finanzen durch Verpachtung der unbebauten Ländereien schon geholfen wäre, und daß der heutige Ertrag der Domänen sich vervierfachen ließe. Zwar wächst jährlich die Zahl der neu verpachteten Acres, aber mit sehr bedächtiger Progression. Bis jetzt haben nur die einträglichsten Fluren Pächter gefunden, mit der Vermehrung der Bevölkerung erst werden minder ergiebige oder minder günstig gelegene Strecken unter den Pflug gelangen. Wer aber davon eine Ausgleichung des Deficits erwarten wollte, der müßte sich einbilden beim Wettrennen auf der Landstraße im Handwerksburschenschritt einen Posteilwagen überholen zu können. Durch öffentliche Arbeiten, d. h. durch geschickte Capitalsanlagen können allerdings noch viele neue fiscalische Quellen eröffnet werden. Die Bauten zur Bewässerung der Godaveryufer kosteten nur 188,000 Pfd. St., und in Folge ihrer Wirksamkeit haben sich die Domänenpachtgelder von 1846—1853 um jährliche 360,000 Pfd. St. gehoben. Der Doab and Eastern-Canal, welcher nur einen Aufwand von 640,000 Pfd. St. verursachte, bewässert eine Fläche von 1,800,000 Acres Landes, mit einer jährlichen Production von 2½ Mill. Pfd. St. Der Gangescanal hat die fiscalische Rente um 240,000 Pfd. St. gesteigert und wirft den Eigenthümern 7 Procent ab, während der Doab and Eastern-Canal einen Reinertrag von 24 Procent, der Delhy and Western-Canal von 36 Proc. den Actionären gewährt hat. Das sind verführerische Aussichten, und wer wollte läugnen daß durch europäische Kunstbauten, durch Bewässerungscanäle und Eisenbahnen in Indien ein nie gekannter Wohlstand geschaffen werden könnte? Allein dazu gehören auch namenlose Summen britischen Capitals, und eine Reihe von Jahren, bevor dem Staatsschatz neue Zuflüsse daraus erwachsen können. Ehe sie aber noch erwachsen, werden unterdessen die Deficite die indische Schuld und ihre Lasten von neuem hinaufgetrieben haben. Eine Verwaltung, die nicht in Aussicht stellen kann wie sie dem Galopp der jährlich sich steigernden Geldlücken Einhalt zu thun gedenkt, die sich immer mit ihren Ressourcen, mit ihrer Steuerkraft im Futurum tröstet, und der Zukunft es überläßt ihre Zahlungspflichten zu bemeistern, die

vereitelt durch Anhäufung von Schuldenmassen jene Zukunft selbst und geht mit gemessenem Schritt dem Bankrott entgegen.

Die indische Regierung hat noch ein Mittel in der Hand sich zu helfen, allein es ist ein Eingriff in fremdes Eigenthum. Vor 66 Jahren schloß Lord Cornwallis mit den damaligen Semindaren Bengalens ein sogenanntes „ewiges Abkommen," wonach die von ihnen zu entrichtende Domänenrente ein für allemal festgesetzt wurde. Damals waren nur 30, jetzt sind 70 Mill. Acres Land unter Cultur, das Pachtgeld hat sich aber nicht geändert. Wollte man nur zwei Rupien der Acre für die 40 Mill. Acres neu cultivirten Landes berechnen, so vermöchte der Staatsschatz daraus 8 Mill. Pfd. St. zu ziehen. Diese 8 Mill. sind noch erreichbar, aber freilich durch einen Gewaltstreich gegen Treu und Glauben. Jedes neue Deficit macht es den Briten schwieriger ihre fiscalisch und politisch so unfruchtbare indische Herrschaft aufzugeben. Sie werden sich lange sträuben die bengalischen Semindare ihrer Rechte zu berauben, aber zuletzt wird ihnen keine Wahl mehr bleiben, sie werden Gewalt brauchen, und wahrscheinlich erst dann brauchen wenn der Gewaltact nicht mehr die vollständige Rettung, sondern wieder nur einen Aufschub der Katastrophe gewähren wird.

Alterthümer von Wisconsin.

Wenige Gegenstände haben einen größern Anspruch auf Berücksichtigung von Seiten des Volks im Westen als die Ueberreste der Hinterlassenschaft der Ureinwohner, welche weit über das Land hin zerstreut gefunden werden. Sie bilden die einzigen Gedenktafeln und Chroniken die von den alten Stämmen, welche einst seine weiten Wald- und Wiesengründe bewohnten, auf uns vererbt wurden. Diese indianischen Alterthümer sind größtentheils Erdwerke mit gelegentlichen Ausgrabungen, verschieden an Gestalt, Größe und Höhe. Sie finden sich durch den ganzen Staat an vielen Orten, in der Nähe der Seeufer oder an den Ufern der Flüsse, und auffallenderweise an solchen Punkten welche bereits als die günstigsten von der neuern Niederlassung ausgewählt worden sind — ein Beweis daß der Naturtrieb civilisirte wie uncivilisirte Völker bei der Auswahl von Oertlichkeiten in gleicher Weise dorthin leitet wo Schönheit und Zweckmäßigkeit zusammentreffen.

Wenn man am westlichen Ufer des Michigan-Sees von Süden her hinaufgeht, trifft man die ersten indianischen Alterthümer noch im Staat Illinois, einige Meilen südlich von der Gränze von Wisconsin. Es sind neun runde Erdhügel, 3 bis 5 Fuß hoch und etwa 30 Fuß im Durchmesser, welche sich in einer Schlangenlinie längs des Kammes einer Sandhügelreihe hinziehen. Unzweifelhaft waren es einst indianische Begräbnißplätze.

Weiter am Seeufer hinauf fand man bei Kenosha Anzeichen der Anfertigung von Pfeilspitzen und andern Artikeln aus Feuersteinen durch Menschenhände. Die abgerundeten Steine in den Buchten des Sees lieferten hiezu Material in Hülle und Fülle.

Bei Racine gibt es eine Menge sehr interessanter Ueberreste, namentlich auf den Erhöhungen in der Nähe des Root-Flusses, eine bis zwei Meilen vom See entfernt. Hier sind zahlreiche kreisförmige Grabhügel, umgeben von einer einzigen kreisförmigen Einfassung mit verschiedenen spitz zulaufenden Kämmen. Sie haben keine systematische Anordnung, haben einen Durchmesser von 5 bis zu 50 und eine Höhe von einem bis zu sieben Fuß. Dr. Hoy in Racine öffnete einen dieser Hügel, und fand darin die Skelette von sieben Personen in sitzender Stellung, das Gesicht nach Osten gekehrt. Außer den nackten Skeletten war gar nichts in diesem Hügel. In einem andern dagegen entdeckte er zwei irdene Gefäße, das eine aus gelbem Thon und weißem Sand verfertigt, ähnlich dem weißen Ziegel. Es hielt fünf Quart, während das andere, aus ziegelrother Erde verfertigte, viel kleiner war. Beide sind den unter den Birmanen üblichen Gefäßen für den Küchengebrauch ähnlich. Das hohe Alter dieser Ueberreste erhellt aus der riesigen Größe der Bäume die jetzt dort stehen, von denen einer nach der Schätzung des Dr. Hoy wenigstens tausend Jahre alt seyn muß. Die zahlreichste Gruppe dieser Erdhügel liegt etwa eine Meile westlich von Racine; ein Theil davon ist in dem Begräbnißplatz der Stadt eingeschlossen.

Die vielen Erdwerke in der Gegend von Milwaukee legen ebenfalls Zeugniß dafür ab wie sehr jene Localität von den Ureinwohnern geliebt wurde. Sie erstrecken sich vom Kinnic-kinnic-Creek, in der Nähe der sogenannten „Indianer-Felder," wo sie besonders zahlreich sind, bis auf 6 Meilen oberhalb der Stadt. Sie bedecken die hohen Ufer des Sees und der fließenden Gewässer, aber nicht in unmittelbarer Nähe derselben. Eine große Anzahl ist in dem „Forest Home," Beerdigungsplatz, eingeschlossen. Viele von den Erdhügeln in dieser Gegend haben eine große Ausdehnung, von 100 bis zu 400 Fuß im Durchmesser; manche haben die Gestalt einer Schildkröte, einer Eidechse, eines Vogels, einer Fischotter oder eines Büffels, einige auch die Form einer Kriegskeule. Hie und da liegt ein einzelner Erdaufwurf so hoch, daß er alle andern übersieht oder beherrscht, was zu der Vermuthung geführt hat daß er entweder als Beobachtungsposten, oder wahrscheinlicher als Altar für Opfer oder religiöse Gebräuche gedient hat.

In der Gegend von Sheboygan und Manitowoc werden ähnliche Alterthümer gefunden, obschon in geringerer Ausdehnung. Viele gleichen einer einfachen Brustwehr zur Vertheidigung; sie sind 4 Fuß hoch und unten 12 Fuß dick.

Wendet man sich von den Gestaden des Sees ab, so findet man schöne Denkmäler an den Ufern der Binnengewässer Wisconsins. Am Fox- oder Pishtaka-Fluß gibt es verschiedene interessante Localitäten; eine nordwestlich von Chicago, wo wir auf dem Gipfel eines Hügels nicht weniger als 27 Erdwälle zählten, von einem bis zu fünfthalb Fuß Höhe und von 15 bis zu 25 Fuß Länge; eine andere in der Nähe von Waukesha, und eine dritte bei dem Dorfe Pewaukee. Bei Waukesha sind viele Pfeifen und Töpferarbeiten ausgegraben worden, und bei dem zuletzt genannten Ort ist eine merkwürdige Gruppe von eidechsen- und schildkrötenförmigen Erdwällen, deren einer eine Länge von 450 Fuß hat.

Das Thal des Rock-Flusses mit seinen Nebenflüssen wird vielleicht von keinem Theil des Nordwestens in Hinsicht auf den interessanten Charakter dieser Ueberbleibsel von den Ureinwohnern übertroffen. Oberhalb Fulton, wo der Fluß sich zu einem schönen See erweitert, welcher von Fischen, der Lieblingsspeise des „rothen Mannes," wimmelt, findet

sich eine große Menge derselben. Am reichsten daran ist jedoch ein Platz der unter dem Namen „die alte Stadt Aztalan" bekannt ist. Diese Oertlichkeit hat als eines der Wunder des Westens große Aufmerksamkeit erregt, und fabelhafte Berichte über ihre Ziegelmauern und Strebepfeilern, ihre steinernen Wölbungen rc. sind in Umlauf gesetzt worden — alles jedoch ohne auch nur einen Schatten von Wahrheit. Die folgende Beschreibung gibt ein treues Bild von der wahren Beschaffenheit dieser indianischen Alterthümer. Am westlichen Ufer des Rock-Flusses kann man eine fortlaufende Erderhöhung gewahren, welche drei Seiten eines unregelmäßigen Vierecks bildet, dessen vierte Seite der Fluß darstellt. Die Länge der nördlichen Seite beträgt 631 Fuß, der westlichen 1419, der südlichen 700, die Gesammtlänge also 2750 Fuß, und der eingeschlossene Flächenraum sieben und zwei Drittel Acker. Die Breite der Anschüttung, welche auch nicht überall geradlinig ist, beträgt 22, ihre Höhe von 1 bis 5 Fuß. In Zwischenräumen von 61 bis 95 Fuß finden sich Erweiterungen von 40 Fuß Breite vor, die fast wie Strebepfeiler aussehen. Unregelmäßige Massen von rothem Thon, an einigen Stellen in der Erdanschüttung von verbranntem Gras oder Stroh zusammengebacken, haben den Volksglauben erzeugt daß Ziegelsteine bei dem Bau verwendet worden seyen. In der südwestlichen Ecke befindet sich ein viereckiger, abgestumpfter Wall, dessen ebene Oberfläche 53 Fuß breit ist, und der, von einem hochgelegenen Punkt in der Nähe betrachtet, das Aussehen einer Pyramide hat, die sich stufenweise erhebt, wie die riesigen Bauwerke Mexico's. Diese Stelle wird für die heiligste und für die höchste gehalten. Der Hauptwall läuft bogenförmig um diese Pyramide herum, und ist noch durch zwei parallellaufende äußere Wälle geschützt. In der nordwestlichen Ecke steht eine ähnliche pyramidalische Erhöhung. Mehrere kreisförmige Anschüttungen im Innern haben das Aussehen von verfallenen Erdhütten.

Daß dieser ganze Bau zu Beerdigungs- oder religiösen Zwecken bestimmt war, scheint aus den halbverbrannten Ueberresten menschlicher Gebeine nebst Bruchstücken irdener Gefäße und Holzkohlen hervorzugehen, welche aus einem der Strebepfeiler ausgegraben worden sind; während der Umstand daß sich auf der Westseite innerhalb Pfeilschußweite ein parallel laufender Erdkamm erstreckt, welcher das Innere des Platzes beherrscht, die Idee eines kriegerischen Zweckes der Anlage durchaus unwahrscheinlich macht.

Die große Aehnlichkeit welche das Bauwerk mit den Tempelhügeln von Ohio und südlicheren Staaten hat, scheint ihm seinen Platz in derselben Classe anzuweisen welche in den Denkmälern der mexicanischen Kunst ihre vollendete Form findet. Daher auch der demselben beigelegte Name „Aztalan" — eine Ableitung von den Azteken Mexico's, bei welchen die Tradition einer Einwanderung von Norden her existirte.

In dem Thal des Rock-Flusses finden sich außerdem noch indianische Alterthümer bei Wolf Point, bei Hartford, wo man einen Stein in Vogelgestalt antraf, dem von den Winnebago-Indianern große Verehrung gezollt wird, und an einem Punkte der fünf Meilen von da entfernt liegt. Sie enthalten nichts besonders bemerkenswerthes, und wir gehen deßhalb auch nicht weiter darauf ein.

Die ausgedehnteste Gruppe von Erdhügeln, gegen 200 an der Zahl, befindet sich bei Horicon. Sechzehn von diesen Hügeln haben eine kreuzförmige Gestalt. Es läßt sich vermuthen daß diese letzteren aus der Zeit her datiren wo die Indianer von den französischen Missionären schon theilweise zum Christenthum bekehrt worden waren.

Am Fox-Fluß, in der Nähe der Green-Bay, ist ebenfalls eine große Anzahl von Erdhügeln entdeckt worden, von denen einer wegen seiner Aehnlichkeit mit einer menschlichen Gestalt „der Mann" genannt wird.

In dem Thal des Wisconsin-Flusses, in den sogenannten „Dells," findet sich ein Platz von etwa 45,000 Quadratfuß vor, groß genug um über 2000 Menschen zu fassen, welcher durch doppelte Wälle geschützt ist, und am Iron Creek ein Fort, welches die Form eines regelmäßigen Parallelogramms hat und von einem Graben umgeben ist.

Zum Schluß verdienen noch die Erdhügel in der Gegend des Superior-Sees erwähnt zu werden, welche die Gestalt mathematischer Figuren haben. Einer derselben bildet eine regelmäßige Pyramide, gleich der von Aztalan.

Aus dieser ziemlich vollständigen Beschreibung der bis dahin in Wisconsin aufgefundenen indianischen Alterthümer scheint so viel hervorzugehen daß es schwerlich gelingen dürfte irgend etwas näheres oder bestimmteres über die Vorfahren der heutigen nordamerikanischen Indianer, oder die Völker welche vor ihnen den Nordwesten der Vereinigten Staaten bewohnt haben, zu erfahren. Jene Alterthümer sind zu dürftig als daß sie uns über die Geschichte jener Völker auch nur einigermaßen Aufschluß zu geben vermöchten. Indeß dürfte diese Geschichte auch wenig Interesse bieten, wenn die Völker, wie wir annehmen müssen, auf derselben Culturstufe standen wie die heutigen Indianer. Ihre geringen Hinterlassenschaften deuten darauf hin, wenn auch hie und da eine Kleinigkeit sich vorfindet welche auf eine höhere Bildungsstufe schließen lassen könnte. Gründlichere Nachforschungen und weitergehende Entdeckungen könnten vielleicht noch weitere Aufschlüsse geben, aber die Aussichten dazu nehmen täglich ab, weil gar nichts geschieht um die bis jetzt aufgefundenen Alterthümer zu erhalten, die rasch vor der Pflugschar und dem Spaten des Ansiedlers verschwinden.

Das Nilpferd der alten Schriftsteller.

Die älteste und ziemlich richtige Beschreibung welche wir vom Nilpferd erhalten haben, ist die von Hekatäus, einem Logographen aus Milet. Diesem Land um Land durchziehenden Forscher, durch den um die Mitte des 6ten Jahrhunderts der größte Reichthum geographischer Kunde mit Kritik geordnet und weithin verbreitet wurde, hat nach Porphyrius' Zeugniß Herodot seine Darstellung des Flußpferds entlehnt. Vielleicht ist die poetisch übertriebene Schilderung des Behemoth im Buche Hiob, womit ohne alle Frage das Nilpferd gemeint ist, noch älter als unser griechischer Gewährsmann; übrigens wird von manchen Theologen dieses philosophirende Stück des alten Testaments in spätere Zeiten gerückt. Mag aber auch der Hiob aus einem früheren Jahrhundert datiren: für die Wissenschaft des Occidents hat Hekatäus das Verdienst die Kenntniß dieses Thieres erschlossen zu haben. Er beschreibt es, wahrscheinlich nach eigener, doch etwas ungenauer und vor-

eingenommener Anschauung, als ein Quadrupedum mit zwiegespaltenem Huf, aufgeworfenem Gesicht, Pferdemähne, hervorragenden Zähnen, Pferdeschweif und Pferdestimme, von der Größe eines sehr großen Ochsen und mit so dicker Haut daß man aus dem getrockneten Fell Wurfspieße verfertige. Nach Herodot entwirft Aristoteles vom Hippopotamus eine Skizze, die aber an solchen Unrichtigkeiten leidet daß es dem großen Naturforscher nothwendig an Autopsie gefehlt haben muß. Treffender ist die Darstellung des überhaupt von Aegypten und Nubien wohl unterrichteten Diodor von Sicilien, der den Habitus des Thiers als dem Elephanten nicht unähnlich angibt, und die in Herodots und Aristoteles' Bericht so störende Pferdemähne wegläßt, die von Trugschlüssen aus dem Namen ἵππος ποτάμιος herrührte; leider wird sie von Plinius und anderen dem Nilpferd wiederum angedichtet, dem Araber Abdallatif, einem Zeitgenossen der Hohenstaufen, war es vorbehalten die erste getreue Schilderung vom Flußpferd zu entwerfen. Schon aus diesen wenigen Zügen der Geschichte eines Thiers am Mittelmeer, dessen Fauna im ganzen die einzige Basis für die alten Zoologen war, ersieht man wie bedeutend es im allgemeinen an methodischer Naturforschung damals gefehlt hat. Dieß springt um so greller in die Augen, je mehr wir gerade die Hauptsitze der Wissenschaft, Rom und Alexandria, von äußeren Umständen begünstigt sehen, welche leicht die genaueste Untersuchung der merkwürdigen Bestie ermöglichten. Schauen wir uns um nach den Plätzen wo das Nilpferd gemein war, und wohin es häufig gebracht wurde, so finden wir eben jene Städte. Zwar verlautet auch von indischen Flußpferden. Allein die Erzählungen welche die macedonischen Truppen aus ihrem indischen Feldzug heimbrachten, oder heimgebracht haben sollen, hat man mit viel Skepsis aufzunehmen. Ein Blick auf die komische Bühne jener Zeit zeigt uns den bramarbasierenden Invaliden, den miles gloriosus, wie er seinen Landsleuten die unglaublichsten Abenteuer und Heldenthaten weismacht. Wenn wir daher neben der Versicherung eines Eratosthenes die so zu sagen officielle Nachricht des macedonischen Admirals Nearchos haben, daß der Indus ohne Flußpferde sey, so verdient die gegentheilige Behauptung des Onesikritos kaum Erwähnung, geschweige Glauben. Außerdem ist anzunehmen daß Alexander, falls er im Indus Flußpferde entdeckt hätte, seinem alten Lehrer Aristoteles, wie er sonst gewohnt war, ein Exemplar dieses wichtigen Thieres zugesandt hätte.

Die Heimath der Nilpferde war im Alterthum das Stromgebiet des Nils. Nur von dem sonst unbekannten äthiopischen Fluß Bambotus in Westafrika berichtet Plinius daß es darin von Krokodilen und Hippopotamen wimmle. Vielleicht daß irgend ein müßiger griechischer Schriftsteller (Juba?) den Fluß sammt seinem Inhalt erfunden hat. [1] Der Landsee bei der afrikanischen Stadt Licha, von welchem Strabo schreibt daß er ebenfalls von Krokodilen und Flußpferden bevölkert gewesen, wird wohl zum Gebiet des Nil gehört haben. In Aegypten wurde das Thier seit alter Zeit in der papremitischen Präfectur geschont und heilig gehalten. Es war das Attribut des furchtbaren Gottes Typhon, den man mit einem Nilpferdsleib abzubilden pflegte.

Als Symbol der Gewaltthätigkeit finden wir es schon im fünften Jahrhundert vor Chr. in Griechenland bekannt. Zu Hadrians Zeit, wo der althergebrachte Cultus Aegyptens im innersten Mark erstorben war, that man aus schnöder Kriecherei gegen den Kaiser dessen Liebling Antinous die Ehre an ihm das Nilpferd zu weihen; daher erscheint dieses Thier so häufig auf damaligen Münzen. Da die Hippopotamen, wie Diodor angibt, sich nur langsam vermehrten und deßhalb keinen beträchtlichen Schaden verursachten, wurden sie selbst noch zur Zeit der Ptolemäer in jenen Sümpfen des papremitischen Nomos geduldet. Von der benachbarten Stadt Sais berichtet der jonische Arzt Nikander, welcher unter Ptolemäus VI. Philometor in Aegypten lebte, daß sie an Nilpferden Ueberfluß habe. Als aber ungefähr 100 Jahre später Aegypten der heimtückischen Politik der Römer unterlegen war, und die Sieger auch in diesem Land ihr Utilitätsprincip auf die schonungsloseste Weise verfolgten, hatte auch für die Flußpferde des westlichen Delta das letzte Stündlein geschlagen. Bisher hatte man nur im übrigen Aegypten Jagd auf die Hippopotamen gemacht, theils der Haut wegen, aus der man die festesten Wurfspeere, Helme und Schilde fabricirte, theils (nach Schol. Nicand. Alexipharm. 307) um eine dem Bibergeil ähnliche Flüssigkeit aus ihren Hoden zu gewinnen. In der Regel vereinigte sich eine große Menge Menschen auf Booten, um von da aus das Flußpferd zu harpuniren: gerade so wird noch heute, nach 2000 Jahren, seine Jagd betrieben. Seit die Römer in Aegypten die Oberherrschaft hatten, wurde das Thier immer seltener, bis es zuletzt ganz verschwand. In den fruchtbaren Niederungen des Delta, wo ein guter Theil des Brodes herstammte von welchem die Bevölkerung Italiens lebte, suchte man seine Zahl zu vermindern, weil es durch Zerstampfen und Abweiden der Felder der Getreideproduction Eintrag that.

Noch mehr zur Ausrottung dieses Thiers haben die Metzeleien der römischen Amphitheater beigetragen. Der erste welcher den Einwohnern der Weltstadt den Anblick dieses wunderbaren Geschöpfes verschaffte, war M. Aemilius Scaurus, der als Aedil ein Nilpferd sammt fünf Krokodilen aus dem Lande der Pyramiden bringen, einen eigenen Teich für sie graben und bei Festspielen sie mit einander kämpfen ließ. Dieser Krieg des furchtbarsten Säugethiers mit den gräßlichen Amphibien muß auf die entnervten Römer einen ungemeinen Eindruck gemacht haben. Daß ein derartiges Schauspiel noch oft hernach veranstaltet wurde, beweisen die häufigen und guten Darstellungen solcher Scenen auf Bildwerken der Kaiserzeit: die damaligen Künstler haben offenbar das Thier besser studiert als Stubengelehrte von der Art des Plinius. Die Nachrichten über Nilpferde, die nach Rom gekommen und dort zum Ergötzen des Volkes getödtet worden seyen, ziehen sich durch die ganze Kaiserzeit hindurch bis gegen den Schluß des dritten Jahrhunderts. Octavian, Antoninus Pius, Commodus, Heliogabalus, Gordianus und Carus haben notorisch den Bürgern der Hauptstadt Nilpferde zum besten gegeben. Der ungeheure Verbrauch dieser von der weisen Vorsehung nur sparsam verbreiteten Thiere hatte die natürliche Folge daß nach der Mitte des vierten Jahrhunderts in ganz Aegypten kein Nilpferd mehr zu finden war, was den Römern um des verminderten Glanzes ihrer Jagden willen sehr wehe that. So klagt der Redner Themistios bitter über das Verschwinden der Elephanten aus Libyen, der Löwen aus Thessalien und der Nilpferde aus den Sümpfen am Nil. Und sein Zeitgenosse Ammianus Marcellinus, der das Thier nicht mehr sehen konnte, es deßhalb auch falsch gezeichnet hat, berichtet daß die Hippopotamen, der unaufhörlichen Verfolgungen überdrüssig, südwärts zu dem äthiopischen Volksstamm der Blemmyer ausgewandert seyen.

[1] Oder sollte der Niger angedeutet seyn? In diesem Fluß hat man auch in unsern Tagen Flußpferde in sehr großer Anzahl entdeckt.

Aerztliche Studien in den Vereinigten Staaten.

In den Vereinigten Staaten gibt es der Wege viele auf welchen man es zum Professor bringen kann; aber um Doctor der Medicin, d. h. praktischer Arzt, zu werden, gibt es nur einen Weg, und dieser ist durch das Gesetz klar vorgeschrieben. Natürlich führt er durch die Pforte des College (dem Sinn, wenn auch nicht dem Namen nach gleichbedeutend mit „Hochschule" oder dem verdeutschten Universität), und es lautet die Bestimmung dahin daß der sich vorbereitende Mediciner zwei volle Curse hindurch die Vorlesungen zu besuchen habe. Auch die letztern sind merkwürdigerweise vorgeschrieben, so daß eine freie Auswahl nicht stattfinden kann; ein voller Cursus umfaßt eine bestimmte Reihe von Vorlesungen, nämlich über Anatomie, Chirurgie, Materia medica, Geburtskunde, Physiologie und Pathologie, praktische Medicin, Chemie und Pharmacie. Wahrscheinlich ist die Einrichtung daß jeder Student die gedachten sieben Vorlesungen anhören muß, zum Nutzen der sieben Professoren getroffen, deren jeder von jeglichem Zuhörer die Summe von 15 Dollars bezieht. Man kann leicht denken welchen Nutzen der Zuhörer von diesem Zwang hat, wenn man erfährt daß ein voller Cursus 4 bis 5 Monate umfaßt, und daß in diesem Zeitraum die ganze Summe von Gelehrsamkeit verschlungen werden muß. Dafür hat dann aber auch der Student 7 bis 8 Monate hindurch Ferien, in welchen er das Gehörte verdauen oder vergessen kann. Gewöhnlich nämlich finden die Vorlesungen in den Wintermonaten statt, und nur an wenigen Orten gibt es einen Sommer-Cursus, obwohl es nicht selten ist daß einzelne Professoren an den besuchteren Collegien auch in dieser Jahreszeit Vorlesungen und Repetitorien abhalten, welche dann aber nicht als gesetzliche Curse angesehen werden. Zu letztern gehört — wie gesagt — das Zusammenwirken aller zur gleichen Facultät gehörigen Professoren.

Müde der Laufbahn eines Privatlehrers weiter zu folgen, und einstweilen außer Thätigkeit gesetzt, da meine Zöglinge zum Besuche des Collegiums hinreichend vorbereitet waren, entschloß ich mich kurz ihrem Beispiel zu folgen. Des Sprüchworts eingedenk daß ein Mediciner durch die ganze Welt kommt, solange er sich nicht mit Weib und Kind bepackt, entschied ich mich für das gedachte Studium, und begann nun meine alten Tage und leider nicht sehr gefüllten Taschen in Betracht zu ziehen. Das Resultat war daß die Mittel mit genauer Noth für ein Jahr hinreichten, und es handelte sich nun darum einen Weg aufzufinden wie sich in diesem Zeitraum beide Curse absolviren ließen. Dieser fand sich auch bald; auf dem College zu Atlanta im Staate Georgia gab es einen Sommer-Cursus mit vollständigen Vorlesungen und gesetzlicher Berechtigung, Anfangs Mai beginnend und mit Ende August aufhörend. Benutzte ich diesen, so konnte ich den zweiten Cursus in New-Orleans absolviren, wo die Vorlesungen im November beginnen und Anfangs März endigen. Ich konnte dann sofort mein Examen bestehen, war in Zeit von acht Monaten praktischer Arzt, und erübrigte — was sehr zu berücksichtigen war — eine kleine Summe für den Anfang. So geschah es denn, und der alte Bursche von 1846 hatte nochmals das Vergnügen in Atlanta zu „büffeln" und zu „schwitzen."

Atlanta ist eine äußerst angenehm gelegene Stadt, und als Mittelpunkt von vier Eisenbahnen in der neuesten Zeit bedeutend angewachsen. Es liegt im nordwestlichen Theile des Staates Georgia mitten zwischen den romantischen Ausläufern der Alleghany-Gebirge, welche, in südöstlicher Richtung streichend, sich später über Milledgeville, den Mittelpunkt des Staates hinaus, in die sumpfige und morastige Ebene verlieren, deren äußerste Spitze der Staat Florida bildet. Der Boden in den höher gelegenen Theilen des Staates ist ein sehr zäher röthlicher Letten, der nicht gerade sehr fruchtbar zu seyn scheint, wenigstens äußerst schwer zu bearbeiten ist, dafür aber eine mannichfache und reiche Vegetation besitzt, welche sich größtentheils noch im urwüchsigen Zustand befindet. Hier wachsen die Magnolien, der Jasmin und wilde Wein, fließen schnelle klare Flüsse, erheben sich Berge mit großartigen Fernsichten über Gebirgsschluchten und Waldungen, und weht eine erfrischende gesunde Luft. Wo die Alleghanies sich zu senken beginnen, im eigentlichen ältern Staat Georgia, sind Natur und Klima freilich andere. In den Ebenen reihen sich die unabsehbaren Fichtenwälder an einander, welche die Grundlage für die Wohlhabenheit dieses Staates geben, insofern sie das ausgesuchteste Schiffsbauholz und daneben Pech und Harz in ungeheuren Massen liefern, aber doch zugleich eine für die Gesundheit der Bewohner nicht besonders günstige Gegend bezeichnen. Indessen ist die Fichte immer noch der Baum der ebenen zwar, aber doch trockenen sandigen Gegenden, und innerhalb ihrer weiten Waldungen findet man zahlreiche Farmen mit fruchtbarem Boden eingeschlossen. Die eigentlich tiefen sumpfigen und ungesunden Gegenden werden durch die immergrüne Eiche bezeichnet, welche sich bis an die Meeresküste fortsetzt und die einzige wahre Schönheit dieser Gegenden bildet.

Atlanta bietet nicht unbedeutende Bequemlichkeiten; da sich die Einwohner stets geneigt zeigen die Studierenden in ihre Privatwohnungen zu nehmen, und da ich gegen — nach hiesigen Begriffen — mäßige Vergütung ein freundliches Logis dieser Art erhielt, hatte ich alle Ursache mit meiner Wahl zufrieden zu seyn, obgleich es sich mir bald herausstellte daß die Universität oder das Colleg von geringer Bedeutung sey. Im gleichen Hause mit mir wohnte ein exilirter französischer Oberst, welchem es nicht gelingen wollte die englische Sprache zu erlernen, weßhalb er sich schrecklich langweilte. Da er an mir eine erwünschte Acquisition zum Plaudern in seiner Muttersprache gefunden, und ein sehr angenehmer, an Erfahrungen reicher Mann war, so half er die Mußestunden auf die kurzweiligste Art vertreiben, mußte sich aber zu meinem Bedauern bald von hier entfernen.

Die Zahl der hiesigen Studenten betrug etwa 180, für ein so abgelegenes und unberühmtes Colleg eine sehr starke Frequenz, welche sich jedoch daraus erklärt daß alle diese jungen Männer aus den gleichen Gründen welche mich zwangen zum Sommer-Cursus herbeigeeilt waren. Deßhalb herrschte hier auch wirklicher Geschäftseifer und ein ruhiges wissenschaftliches Leben. Wir genossen täglich die regelmäßigen sieben Vorlesungen, nämlich fünf am Vor- und zwei am Nachmittage, und gewiß fehlte kein Zuhörer ohne Noth, da der Mangel an Zeit zum unermüdlichen „Einpauken" trieb. Ein Vortheil dieser Lehranstalten ist daß immer ein genügender Vorrath von Cadavern vorhanden ist welche aus den größeren Städten, besonders von Norden her, injectirt und in Alkohol präparirt, zugesandt werden. Ein solches Object kostet 32 Dollars, von welcher Summe die Zuhörer eine und das Colleg die andere Hälfte bezahlen — eine sehr zweckmäßige Einrichtung, welche nebst dem mit dem Colleg verbundenen Hospital es allein ermöglicht daß die Schüler trotz der Kürze ihres Studiums sich eine gewisse Fertigkeit und praktische Kenntnisse aneignen. In Atlanta kam uns daneben der Umstand zu Nutzen daß die erst in neuester Zeit

entstandene Stadt fast nur von Handwerkern bewohnt ist, welche sich bei äußeren Verletzungen sehr häufig an die Hülfe der Studenten wandten und diese in der Uebung unterstützten. Im ganzen war also der Aufenthalt nicht übel, doch zog ich, als mit dem Anfange des September die Vorlesungen geschlossen wurden, sehr gern dem mir lieb gewordenen Süden zu, wo ich meine Studien auf dem renommirten Colleg zu Neu-Orleans fortzusetzen gedachte.

Da es gerade die Zeit des gelben Fiebers war, zog ich vor, statt in directer Richtung durch Alabama und Mississippi zu reisen, mit der Eisenbahn durch Tenessee nach Memphis und sodann den Mississippi hinunter den Weg zu nehmen. Es war eine köstliche Fahrt von Atlanta nach Chattanooga, dem Gränzorte des Staates Tenessee, von welchem die Bahn nach Westen abbiegt. Die hohen zum Theil felsigen Ausläufer der Alleghanies, durch welche die Bahn führt, mit ihren waldigen Gipfeln und den zahlreichen Schluchten, welche die Betten reißender Gebirgsströme bilden, begleiteten uns auf dem ganzen Weg, und boten in ihren Thälern eine sehr wechselnde Vegetation, zu deren näherer Betrachtung es leider an Zeit fehlte. In den durch die Bahn bloßgelegten Hügeln glaubte ich an den nackten Felswänden mannichfache Versteinerungen zu erblicken, unter denen mir riesenhafte Orthoerratiten besonders auffallend waren, welche ich übrigens schon früher in diesem Gebirge in großen Mengen beobachtet hatte. Chattanooga ist ein kleiner erst entstehender Ort, an einem ziemlich weiten Thale, welches der Tennessee-Fluß durch das Gebirge bricht, freundlich und, wie fast alle amerikanischen Städte, in vielem Grün gelegen. Westwärts von hier senken sich die Höhen, und eine fruchtbare meistens gut bebaute Ebene erstreckt sich bis fast an den Mississippi, sich hier — Memphis gegenüber — zu schwachen Hügeln erhebend. Das Wasser des Flusses war sehr hoch, und als das Dampfschiff, welches ich in Memphis bestiegen, über Natchez hinaus war, erstreckten sich zu beiden Seiten des Flusses weite Wassermassen über das Ufer hin. Weiter südlich waren die Böschungen an vielen Stellen durchbrochen; in der Nähe von Donaldson war ein Durchbruch von mehr als 30 Fuß Tiefe, durch welchen sich das Wasser in die Sümpfe ergossen und Hunderte von Pflanzungen überschwemmt hatte. Der größte Theil der Opalonsas-Eisenbahn, in einer Ausdehnung von vielleicht 50 Meilen, stand unter Wasser, aus welchem die Häuser und Bäume hervorragten, und der Schaden welchen diese Ueberschwemmung angerichtet (Herbst 1858) muß ein außerordentlicher gewesen seyn, da einzelne der größeren Pflanzer ihre Einbuße auf 10—12,000 Dollars veranschlagten. Dazu war das Wetter feucht und kalt, so daß wir Reisenden alle mit einem mehr oder minder starken Fieber anlangten, wodurch ich sogleich auf einige Tage an das Zimmer gefesselt wurde, welches ich in dem comfortablen Hôtel St. Charles bezog.

Um die Mitte des November begannen die Vorlesungen in Neu-Orleans, welche mit den Uebungen im Hospital täglich 10 bis 11 Stunden dauerten. Ich hatte mich als Gehülfe in dem Hospital, als resident student, aufnehmen lassen, wodurch ich zu freier Wohnung und Beköstigung gelangte, zugleich aber mannichfache Gelegenheit zur praktischen Uebung fand, welche mir um so mehr von Nutzen seyn mußte, als ich entschlossen war in der Nähe dieser Stadt mich niederzulassen. Muß man eine besondere Wohnung miethen, so ist das Leben dort sehr theuer und nicht mit 50 Doll. für den Monat zu bestreiten, dazu sind auch die Bücher, welche fast alle aus Paris kommen müssen, außerordentlich theuer, und für Kleidung und sonstige nothwendige Bedürfnisse hat man eine bedeutende Summe zu veranschlagen. Ich theile dieß mit, weil alle welche aus Europa kommen um sich hier aufzuhalten, auf mindestens dieselben Ausgaben rechnen müssen, und weil sich daraus schon ergibt daß man durchaus nicht ohne einiges Vermögen hieher seine Schritte wenden darf. Im Laufe des März machte ich mein Examen, und erhielt für die geringe Zahlung von 30 Doll. mein Diplom, hatte meine Studien also meiner Rechnung gemäß in einem Jahre absolvirt.

Hiemit ist jedoch leider erst der am wenigsten schwierige Passus der ärztlichen Laufbahn gethan. Ist in Europa die Stellung eines jungen Arztes prekär, so hängt ein solcher hier im buchstäblichen Sinn in der Schwebe, und muß immer darauf gefaßt seyn die erste beste andere Beschäftigungsweise zu ergreifen, falls er nicht genug Vermögen hat um sich die Sache einige Jahre hindurch ruhig anzusehen. Da es in Neu-Orleans selbst außerordentlich schwierig ist zu einer Praxis zu gelangen, so machte ich auch weiter keinen Versuch, sondern begab mich, mit meinem Diplom ausgerüstet, in Begleitung eines schwarzen Dieners, welchem die Obhut des Medicinkastens anvertraut war, sofort in das Innere des Landes. Es wird mir indessen hoffentlich zu statten kommen daß ich mehrere Jahre hindurch in dieser Gegend als Lehrer conditionirte und dadurch die Bekanntschaft reicher Pflanzer erwarb, von denen mich voraussichtlich einer oder der andere als Haus- und Hofarzt acquiriren wird. Augenblicklich sitze ich an einem namenlosen Ort inmitten der Sümpfe, und harre der Dinge die da kommen sollen, ausgerüstet mit einer Köchin, meinem schwarzen Diener, welchem die Verwaltung des Mörsers übertragen ist, einer wohlgefüllten Apotheke und einem tüchtigen Reitpferd, vier Dingen welche zu der nothwendigen Ausrüstung eines jungen Arztes gehören, und in denen so ziemlich die letzten Reste meines Vermögens stecken. Meine Praxis beschränkt sich größtentheils vorläufig darauf daß ich möglichst häufig bei den Bekannten in der Nachbarschaft umherreise, um am eigenen Tische zu sparen und beiläufig jede günstige Gelegenheit ergreifen zu können.

Auf den Pflanzern beruht die ganze Hoffnung eines hiesigen Arztes, da die Bewohner der kleinen, oft nur aus 15 bis 20 Häusern bestehenden „Städte" gewöhnlich arm sind, und jedenfalls nicht freiwillig zahlen. Die Bezahlungsweise ist überhaupt sehr unangenehm. Selten bezahlt man seine Schulden vor dem März, und oft ist es geradezu unmöglich ohne fremde Hülfe zum verdienten Gelde zu gelangen. Dieß ist mit der Bezahlung überhaupt der Fall, deßhalb hat sich eine eigene Classe von Menschen gebildet, die s. g. Collectors, welche sich ein Geschäft aus dem Eincassiren der Gelder machen, wofür sie 10 Proc. des Betrages erhalten. Solche Leute gibt es hier überall, und jeder welcher Geld ausstehen hat, wendet sich ohne weiteres an ihre Hülfe; da ihr eigener Vortheil mit im Spiel ist, so hat er die Sicherheit wenigstens einen Theil seines Geldes wirklich zu erlangen. Das scheint eine bequeme Ordnung, doch hat die Sache auch ihre Schattenseite, da die Collectors, wenn sie einigermaßen sicher sind daß ein Schuldner endlich bezahlt, die Schuld nicht selten für sich selbst übernehmen und den bedrängten Schuldner unterdessen bis aufs Blut aussaugen, wozu ihnen die biegsamen Gesetze oft nur zu sehr behülflich sind.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 35. Augsburg, 27 August 1859.

Zur Geschichte der britischen Lebensversicherungsbanken.

Der Franzose hat eine treffliche bürgerliche Eigenschaft: er spart mit unerhörter Bravour. Als Geschäftsmann und Gewerbtreibender ist er von Morgens bis in die sinkende Nacht, Werkeltages und Sonntags, an der Arbeit; er sieht nicht rechts und nicht links, er gönnt sich selten einen Genuß, schafft und darbt, bis er endlich nach einer Reihe von Jahren sich „zurückziehen" kann. Der Brite ist auch nicht träge, er nützt Zeit und Kräfte, aber er speculirt zu gleicher Zeit. Nie denkt er daran sich „zurückzuziehen," denn das Geschäftemachen hat für ihn den Reiz des Spieles. Er wagt viel, er wagt oft alles auf einmal; wenn er aber verliert, hat er immer wieder den Muth von vorn zu beginnen. Um indeß den Wechselfällen des bürgerlichen Glückes vorzubeugen, sind die Briten leidenschaftliche Versicherer geworden. Hat in unsern Augen ihr Assecuranzwesen schon einen staunenswerthen Umfang gewonnen, so trägt dazu nicht wenig der Umstand bei daß im britischen Reiche das öffentliche Pensionswesen beinahe völlig unbekannt ist. Wir dürfen uns daher auch nicht wundern wenn die Engländer längst ein geschichtliches Werk über ihre Versicherungsgesellschaften von John Francis besitzen, der sich durch seine Annalen der Bank von England einigen Ruf erworben hat. Aus seinem Buch, so wie aus neuern Quellen haben kürzlich die beiden besten Vierteljahrsschriften, das Quarterly und das Edinburgh Review, Arbeiten gebracht die auch für uns eine Quelle genußreicher Belehrungen geworden sind.

Ein wenig Nachdenken muß uns erkennen lassen daß der Gedanke an Geldversicherungen auf den Todesfall erst dann entstehen konnte als man einen ungefähren Begriff über die durchschnittliche Dauer des menschlichen Lebens gewann. Seit 1536 wurden in London Pfarrregister angelegt, aber erst nach der Pest von 1593 begann man, um die Angst der Bewohner zu beschwichtigen, genaue wöchentliche Sterbelisten zu veröffentlichen. Sie wurden mit großer Aufmerksamkeit gelesen, denn in einem Brief des Lord Salisbury an Prinz Heinrich, den Sohn Jakobs I, findet sich die Stelle: „Hüten Sie sich vor London, denn dort starben letzte Woche 123 Personen." Der erste Statistiker der das Problem des durchschnittlichen Lebensalters zu lösen versuchte, war John Graunt, der in einem Werk über „die Londoner Bürgerschaft," die man damals, wie wir jetzt etwa die von Canton oder Peking, nach Millionen zu schätzen pflegte, die Bevölkerung der Hauptstadt auf 384,000 Personen festsetzte. Er erregte damit wegen der judaisirenden Tendenzen der Puritaner großen Anstoß, weil ja das alte Testament Volkszählungen verboten hatte. Der wackere Mann hegte aber noch eigenthümliche Begriffe von der Dauer des menschlichen Lebens, denn er fand daß von je 100 Personen nur 64 das 6te, nur 50 das 16te, nur 35 das 26ste Lebensjahr erreichten, so daß es zuletzt nur 3 bis zum 66sten und nur einer bis zum 76sten Lebensjahre brachte! Er glaubte auch daß sieben Procent an Altersschwäche, je 1 unter 4000 an Hungersnoth, je 1 von 2000 durch Mörderhände sterbe. Die Todtenlisten der damaligen Zeiten enthalten höchst obscure Ausdrücke. So brachten sie 1657 die Berechnung daß in London 1162 „Kinder und Chrisomes" gestorben sey. Chrisom hieß ein mit heiliger Salbe bestrichener Lappen welchen man den Neugebornen bis zur Taufe um den Hals band, daher der Ausdruck Chrisomes für ungetaufte Kinder dienen mußte. Sehr viele Leute starben an einem „Planetenschlage," d. h. an einer Krankheit die der Arzt nur astrologischen Ursachen zuzuschreiben wußte, oder Kinder an „einem Hufeisenkopf," d. h. an Wasser im Gehirn, endlich manche an der „Calentura," einer Krankheit der namentlich Seeleute ausgesetzt gewesen seyen, und die darin bestanden haben soll daß der Patient sich ersäufte, in dem Wahn daß die grüne See eine lachende Kleewiese sey. Der Herausgeber der fünften Auflage von Graunts Buch, Sir William Petty, der 1686 über das Wachsthum von London schrieb, hatte die glückliche Entdeckung gemacht daß die Bevölkerung dieser Stadt sich in 40, die Bevölkerung von England in 360 Jahren verdopple, daß im Jahr 1800 das Wachsthum Londons von selbst aufhören müsse, und daß im Lauf der nächsten 2000 Jahre die Erde bis zum Erdrücken bevölkert seyn werde. Das „wußten" damals die britischen Gelehrten.

Die erste wissenschaftliche Begründung der Vitalitätsberechnungen gab im Jahr 1693 der Astronom Halley, welcher sich auf die Todtenlisten der Stadt Breslau stützen konnte, in denen für eine Reihe von Jahren das Alter der Verstorbenen angegeben wurde. Seit die Halley'schen Tafeln erschienen waren, konnten möglicherweise Versicherungsgeschäfte auf Grund wissenschaftlicher Erkenntnisse formulirt werden. Daß noch vor Ablauf des 17ten Jahrhunderts solche Geschäfte wirklich vorgekommen sind, weiß man aus einem berühmten Rechtsstreit, welchen die Erben Sir Robert Howards gewannen, der sein Leben am 3 Sept. 1697 auf Ein Jahr versichert hatte und am 3 Sept. 1698 gestorben war. Am Beginn des 18ten Jahrhunderts stand das Versicherungswesen schon in voller Blüthe. Eigenthümlich waren damals die Anerbietungen einer gewissen Aussteuer für ledige Personen, wenn diese von

einem gewissen Alter an vierteljährlich 2 Shill. gezahlt hatten, wobei sich unter andern der Fall zutrug daß ein versicherter Herr und eine versicherte Dame sich heiratheten und eine doppelte Aussteuer begehrten. Es gab Gesellschaften gegenseitiger Versicherung, wo die Beitretenden eine gewisse Summe beim Einkauf zahlten, und sich verpflichteten jedesmal, so oft ein Mitversicherer heirathete, 2 Shill. zu zahlen, unter der Bedingung bei der eigenen Verehelichung 200 Pfd. St. als Aussteuer zu erhalten. In einer andern Gesellschaft mußte jeder Actionär 2½ Shill. bei jeder Taufe eines Kindes zahlen, dessen Vater zu den Versicherten gehörte, um umgekehrt 200 Pfd. St. bei der Geburt eines eigenen Kindes zu empfangen. Es gab dann Versicherungen weiblicher Keuschheit, Versicherung gegen Einbruch, gegen Straßenräuber, gegen Todesfälle in Folge von Branntweintrinken ꝛc.

Frühzeitig wählten Betrüger und Abenteurer die Versicherungsgesellschaften zu ihren Zielen. So geschah es daß 1730 in Liverpool ein Gauner ertappt wurde, der ein Frauenzimmer versichert hatte die kurze Zeit darauf als todt angezeigt und von den Leichenbeschauern als todt erklärt wurde. Es ergab sich aber daß dieses nämliche Frauenzimmer schon zweimal früher „gestorben," und jedesmal ihr Leben bald als Tochter, bald als Ehefrau ihres Begleiters in verschiedenen Gesellschaften versichert gewesen war. Betrug wird immer mit Lebensversicherungen getrieben werden, weil es im Interesse der Gesellschaften liegt den Betrügern durch die Finger zu sehen. Niemand ist vergnügter über häufige Brandschäden als die Directoren englischer Feuerversicherungsgesellschaften, und der Beschädigte darf von ihnen eine liberale Schätzung und eine äußerst rasche Zahlung erwarten. Mancher vermuthet vielleicht das Gegentheil, weil er nicht genug nachgedacht hat. Je häufiger nämlich die Brände, desto mehr strömen Versicherer herbei, und zwar wird durch diesen Zudrang neuer Theilnehmer weitaus der Verlust aufgewogen den die Gesellschaft durch Auszahlung eines Beschädigten erleidet. Sie zahlt auch prompt und großmüthig, um durch das Beispiel zu verlocken, überhaupt aber um niemand unbefriedigt zu lassen, denn ein Unbefriedigter kann ihr mehr Schaden zufügen als sie jemals durch falsche Sparsamkeit gewinnen möchte. Das nämliche gilt von den Versicherungsbanken. Es ist daher der größte Ruhm der Gesellschaft Equitable, die im Jahre 1762 begründet wurde und von allen bestehenden Gesellschaften die älteste ist, nur ein einzigesmal Proceß gegen einen Versicherer geführt zu haben, und zwar wegen einer schließlich glänzend bewiesenen Fälschung. Eine Gesellschaft die viel processirt, wird alle Kundschaft verlieren — denn wer wird sein Geld in ihre Bank tragen, wenn er nicht ganz sicher ist daß ohne Schwierigkeit nach seinem Tode die versprochene Summe ausgezahlt wird? Wo aber der Betrug nicht gern verfolgt wird, hat der Schelm sein Spiel schon halb gewonnen.

Zu großem Unfug führten die Versicherungen auf den Todesfall dritter Personen, die durch eine Acte aus dem 14ten Jahre Georgs III für alle Fälle verboten wurden, wo der Versicherer nicht ein Interesse an der Lebensfortdauer des Verstorbenen nachweisen konnte. Ehemals wurden Versicherungen sehr gern auf das Leben aller bedeutenden Minister oder Feldherren geschlossen, sie nahmen daher vollständig den Charakter von Wetten an. Im Jahr 1765 geschah es unter anderm daß eine Anzahl fränkischer, schwäbischer und pfälzischer Auswanderer von einem gewissenlosen Speculanten bis nach London gebracht und dort ohne Obdach und Nahrung verlassen wurden. Sogleich schloß man aller Orten mit den Versicherungsgesellschaften Wetten über die Zahl der Unglücklichen die im Lauf einer Woche sterben würden. Zur Strafe für die „Versicherer" erbarmte sich aber das öffentliche Mitleid der Unglücklichen, und rettete was noch zu retten war. Bei dieser Unsitte war es für kränkliche Personen nichts tröstliches wenn sie in den veröffentlichten Listen der Gesellschaften zufällig ihre Namen fanden, da ein „guter Freund" auf ihren Todesfall sich eine Summe um 90 Proc. (das heißt zehn gegen eins) versichert hatte, so daß manchmal der Schrecken der Leute dahin wirkte, die Voraussicht des Versicherers zu erfüllen. Man versicherte sich auch auf den Eintritt politischer Begebenheiten, und so soll es geschehen seyn daß im Krieg von 1755 ein auswärtiger Botschafter 30,000 Pfd. St. auf den Fall der Eroberung Minorca's versicherte, an einem Tage wo man glaubt daß er die Nachricht von der Einnahme bereits in der Tasche hatte. Uebrigens können solche Versicherungen Dritter auch auf ganz ernsthaften Rechtsgeschäften beruhen. Das Haus Godsoll und Comp. versicherte 1803 eine Summe von 1000 Pfd. St. auf den Tod des zweiten Pitt, denn es hatte dem Staatsmann die Equipagen geliefert, und der Minister bezahlte bekanntlich selten seine Rechnungen. Nach Pitts Tode beschloß aber das Parlament, wie man weiß, alle Gläubiger des großen Ministers zu befriedigen. Die Wagenfabricanten verlangten jedoch außerdem auch noch die 1000 Pfd. St., die sie bei dem „Pelikan" versichert hatten. Im nachfolgenden Proceß gewann die Versicherungsgesellschaft, obgleich man juristisch doch das Gegentheil hätte vermuthen sollen, und sonst die Geschwornen in derartigen Processen mit großer Parteilichkeit zu Ungunsten der Gesellschaften zu entscheiden pflegten.

Welche Fortschritte das Versicherungswesen seit etwa hundert Jahren noch gemacht hat, wird durch folgende Tabelle sichtbar, wo die ursprünglichen und die heutigen Prämien der „Equitable," der größten Versicherungsbank der Welt, angegeben sind. Für je 100 Pf. St. auf den Todesfall wurde verlangt eine jährliche Prämie von

Alter des Versichernden:	Sonst. Pfd. St.	Sh.	P.	Jetzt. Pfd. St.	Sh.	P.
20	2	15	4	2	3	7
30	3	12	8	2	13	5
40	4	12	2	3	7	11
50	5	18	4	4	10	8
60	8	5	2	6	7	4

Aus den Unterschieden sieht man daß die Prämien damals mit dem vorgeschrittenen Alter unverhältnißmäßig wuchsen, während jetzt ein Vierzigjähriger weniger zu zahlen hat als vor hundert Jahren ein Dreißigjähriger. Auch jetzt noch wird behauptet daß die Prämien nicht mathematisch genau berechnet sind, sondern daß sie für das Alter von 20 Jahren noch um 57, und für das Alter von 60 Jahren noch um 13 Proc. zu hoch gegriffen seyn sollen.

Die Prämienberechnung für Versicherungsgesellschaften ist außerordentlich schwierig. Wenn man auch weiß daß jährlich in England von 45, in Frankreich von 42, in Preußen von 38, in Oesterreich von 33, in Rußland von 28 Personen je eine stirbt, so gewinnt man doch durch diese Zahlen nur Vergleiche über die örtlichen Sterblichkeitsverhältnisse. Nach den Mortalitätsgesetzen in Frankreich weiß man daß von 1 Mill. Personen 502,216 das 20. und 496,317 Personen das 21. Lebensalter erreichen. Also sind 20 Jahre und 8 Monate etwa für ein eben gebornes Kind in Frankreich das muthmaßliche mittlere Lebensziel, weil bis dahin die Hälfte der gleichzeitig gebornen Personen gestorben seyn wird. Für Personen welche das 20. Jahr bereits

erreicht haben, ist aber ein Alter von 55 bis 56 Jahren die muthmaßliche Gränze, denn bis dorthin wird sich die Zahl der Personen von gleichem Alter abermals um die Hälfte vermindert haben. Im 4. und im 5. Jahr ist das mittlere Lebensziel am weitesten entfernt, denn jedes Kind in diesem Alter hat noch die Wahrscheinlichkeit 45 Jahre zu leben. Nun sollte man meinen daß sich mit Hülfe solcher Mortalitätstafeln ein sehr genaues Schema für Versicherungen entwerfen ließe, allein es entziehen sich doch beständig Elemente, die sich nicht berechnen lassen. Ganz abgesehen von der auf verschiedenen Altersstufen so verschiedenen Sterblichkeit des männlichen und des weiblichen Geschlechtes hat sich gefunden daß in verschiedenen Städten die Sterblichkeit außerordentlich schwankt. Wenn in London von je 20¾ Personen, in Liverpool von je 27, in Ackworth (Yorkshire) von je 47, auf Madeira von je 50 Personen eine jährlich stirbt, so ist es natürlich nicht gleichgültig wo der Versicherte seinen Wohnort hat. So geschah es daß im Jahre 1829 der britische Schatz durch fehlerhafte Anwendung der Finlaison'schen Tafeln Leibrenten von 62 Pf. St. gegen 100 Pfd. St. Capital für 90jährige Greise ausbot. Augenblicklich durchzogen Agenten von Capitalisten, unter andern des Marquis von Hertford, das Land, welche in Westmoreland, Cumberland und in den ländlichen Districten Schottlands sehr viele frische Greise antrafen, auf deren rüstiges Alter zum Schaden des englischen Schatzes Leibrenten auf Rechnung Dritter eingeschrieben wurden. Ferner zählen zu den Elementen des allgemeinen Mortalitätsgesetzes Gesunde und Leidende, während die Gesellschaften zur Aufnahme ein günstiges ärztliches Zeugniß verlangen. In neuerer Zeit hat man jedoch begonnen auch Mortalitätstafeln für leidende Personen auszuarbeiten um Probabilitäten für ihre Lebensdauer zu ermitteln, so daß also in Zukunft auch Kranke, natürlich gegen Entrichtung höherer Prämien, Zutritt finden werden. Abgesehen von allen diesen Umständen ist die Lebensdauer von versicherten Personen durchschnittlich viel größer als die nationale Lebensdauer. Es kann auch nicht wohl anders seyn, denn es versichern sich doch nur Leute die in einer gewissen Behäbigkeit leben. Wie sehr daher das Mortalitätsgesetz einer Versicherungsbank von den Erfahrungen der allgemeinen Statistik abweicht, zeigt ein Blick auf das Schema unserer Gothaer Gesellschaft, welches mit geringen Aenderungen wieder von der Equitable Society entlehnt ist. Für Personen von 17 bis 19 Jahren wird das 60., für Personen von 50 Jahren das 70., für Personen von 60 Jahren das 74. Jahr als mittleres Lebensziel angenommen. In Folge dieser vielen Einflüsse, die sich nur annähernd berechnen lassen, werden immer diejenigen Gesellschaften die auf Gegenseitigkeit begründet und mit einem innerhalb einer Jahresreihe wirkenden Dividendensystem versehen sind, den meisten Vorzug verdienen. Bekanntlich ist der Geschäftsgang (z. B. in Gotha) dieser: daß die Gesammtzahl der Versichernden sich gegenseitig die versicherte Summe garantirt. Die Jahresbeiträge werden absichtlich ein wenig höher berechnet als sie im mittleren Durchschnitt sich bemessen, der Ueberschuß aber der sich im Lauf eines bestimmten Jahrescyclus, von 5 oder 7 Jahren, gesammelt hat, wird dann als Dividende den Versicherern zurückgezahlt, oder er wird vielmehr von den künftigen Prämienzahlungen abgezogen. Dieses Gegenseitigkeitsprincip, wodurch die Versicherer Actionäre der Bank werden, die etwaigen Gewinne einstreichen und keinen andern Aufwand, als den der Administration zu bestreiten haben, sollte — möchte man meinen — stets den Sieg über Anstalten sichern die dritten Eigenthümern angehören und für fremden Nutzen arbeiten. Dennoch gab es 1852 in England nur 42 Gegenseitigkeits- und 132 Versicherungsgesellschaften auf Rechnung dritter Personen.

Es ist ganz klar daß der Versicherer weit besser fährt nach dem Gegenseitigkeitsprincip als bei einer Actiengesellschaft sich zu versichern, denn man weiß daß letztere 4, 5, 7½, ja 10 Proc. Dividende zahlen, daß die Actien von 13 solcher Compagnien nur aus 3 Mill Pf. St. wirklich eingezahlten Capitals bestehen, welches aber nach den Börsencursen 5¼ Mill. werth ist. Natürlich gehen die Dividenden rein aus der Tasche des Versicherers. Deßwegen aber folgt noch nicht daraus daß Actiengesellschaften eine höhere Prämie von dem Versicherer fordern sollten als Gegenseitigkeitsgesellschaften, denn immer fragt sich noch zu welchem Zinsfuß das Stammvermögen placirt worden ist. Versicherungsgesellschaften die eine hohe Dividende zahlen und doch geringe Prämien verlangen, müssen daher ihre Gelder zu hohen Zinsen hinausgeben, je höher aber der Zinsfuß, desto geringer wieder die Sicherheit.

Die meisten englischen Actienversicherungsbanken erhalten sich durch die Geschicklichkeit ihrer Handelsreisenden, welche das ganze Land durchziehen und überall für ihre Firma „arbeiten.“ Ein solcher betriebsamer Commis „reiste“ beständig in Omnibussen, knüpfte ein Gespräch mit den Nachbarn an, händigte ihnen Prospecte ein, erbot sich als Vermittler aufzutreten, und erwarb sich auf solche Art eine Jahreseinnahme von 300 Pf. St., indem er 5 Proc. Honorar für jede von ihm beigetriebene Versicherungszahlung bezog. Es gibt Versicherungsgesellschaften die ihren Agenten ein Drittel der ersten auf ihren Betrieb eingezahlten Prämie und außerdem noch von jedem Tausend einbezahlter Beiträge ein Honorar gewähren, natürlich immer auf Kosten der Versicherer. Ihre Anpreisungen bezwecken stets eine Gewissensrührung. Sie besitzen sämmtlich einen Vorrath schlagender Anekdoten von einem verzweifelnden Liebespaar welches durch das Ableben eines Versicherten sein Ziel erreichte, von reichen Heirathen die sich auf das Vorhandenseyn einer Police gründeten, von nüchtern gewordenen Trunkenbolden, vom Glück junger Kaufleute, die von einer gerühmten Firma als Gesellschafter aufgenommen werden, von Leuten die der Schlag getroffen hat als sie mit der eben erworbenen Police die Schwelle des Versicherungsbureau's verlassen wollten, während die Nemesis alle nicht Versicherten oder Halbentschlossenen und Säumigen verfolgt.

Den meisten Effect macht aber die Geschichte eines Sterbenden der auf dem Todtenbette seinem Bruder bitterlich klagt er habe etliche Prämienzahlungen versäumt und seine Police nicht in Ordnung gehalten, worauf der Bruder verspricht die fälligen Raten sowohl als die für die Versäumniß festgestellte Strafe zu entrichten. Diese süßen Worte machen dann solchen Effect, daß der Patient sich erholt und noch heutigen Tages lebt. Ueberhaupt wird das Versichern zur Gewissenspflicht gemacht, indem man dem armen Sünder die Angst der letzten Stunde und die vorwurfsvollen Blicke der unversorgten Waisen schildert. Die Moral dieser Prediger läuft ziemlich darauf hinaus daß der Zweck des Lebens eigentlich nur die Versicherung, und ein süßer Tod nur möglich sey im Hinblick auf die stattgefundenen Prämienleistungen. Selbst die Seligkeit nach dem Tode läßt sich bis zu einem gewissen Grade bei den „Antifegfeuerversicherungsgesellschaften“ im voraus erwerben, denn Inhaber von dergleichen Policen haben Anspruch daß eine „versicherte“ Anzahl Messen nach ihrem Tode gelesen werde. In England hat das Versicherungswesen auch eine große Bedeutung für die mercantile Welt. Der Credit eines Kaufmanns hängt bis-

weilen von der Höhe seiner Versicherung ab, und dann läßt sich die Versicherungspolice wieder bei den Gesellschaften verpfänden, das eingezahlte Capital also wieder bei Lebzeiten nutzbar machen. In dieser Beziehung sind englische Gesellschaften so liberal, daß sie nach dem Ende des ersten oder des dritten Jahres schon dem Versicherer eine Summe bis zur Hälfte seiner Versicherungssumme gegen 5 Proc. vorstrecken, sobald er zwei oder drei sichere Bürgen der Gesellschaft stellt. Auch unsere Gothaer Bank gibt ihren Theilnehmern Credit, dessen Höhe sich aber nach der Summe der eingezahlten Prämien richtet, und dessen Benutzung eigentlich nur für die Fälle dienen soll wo ein Versicherter zeitweilig in so knappe Verhältnisse gerathen ist daß er die Prämienzahlung nicht mehr erschwingen kann.

Ein Ritt durch die Andes und durch die Pampas.

(Harpers Monthly Magazine.)

(Schluß.)

Am zweiten Tage machte ich die Bekanntschaft eines Ladendieners aus Cordova, und er versprach mir mich am Abend bei einigen Leuten der haute volée von San Luis, die, beiläufig gesagt nur aus Kaufleuten und Commis besteht, einzuführen. Das erste Haus das wir besuchten, und das einer der tonangebenden Familien gehörte, war nichts weniger als comfortabel eingerichtet. Wir wurden in ein großes Zimmer mit rohen, kahlen Wänden geführt, dessen Meublement aus einigen gebrechlichen Stühlen und einem kleinen Tisch bestand, auf welchem letztern zwei dünne Kerzen brannten, deren Licht gerade hinreichte um die Finsterniß sichtbar zu machen. Bald nach unserer Ankunft traten zwei junge, hübsche, gut gekleidete Ladies in das Zimmer, und nach einer kurzen Unterhaltung schlug der Mann der einen vor einige andere befreundete Familien zu besuchen. Im ersten Hause das wir betraten, fanden wir ein eben verheirathetes Paar, das auf einer Reise von Achiras nach Mendoza begriffen war. Der junge Ehemann, ein Newyorker, hatte sich in letzterem Orte als Buchdrucker niedergelassen, nachdem er früher längere Zeit Schulmeister gewesen war. Im nächsten Hause fanden wir zwei junge Señoritas, die uns einige ihrer schwermüthigen Nationallieder mit Guitarrenbegleitung vorsangen. Pianofortes und italienische Musik scheinen San Luis bei ihrer Reise nach Mendoza nicht berührt zu haben. Die stehende Klage der jungen Damen hier ist die, daß es zu wenige junge Männer in den argentinischen Provinzen gibt, denn Krieg und Auswanderung haben ihre Zahl sehr verringert. In San Luis befanden sich, wie mir meine Freundinnen erzählten, nur zehn heirathsfähige Männer, aber junge Damen „Oh Dios ay muchas" so viele, daß hier sicherlich ein angenehmer Ort wäre seine Zelte aufzuschlagen, denn die Nationalökonomie lehrt uns daß der Werth einer Waare weniger durch ihre Güte als durch ihre Seltenheit bedingt wird. Nachdem wir mehrere Stunden mit den Señoritas geplaudert und noch einige Lieder von ihnen gehört hatten, nahmen wir Abschied, und ich gieng in meine Fonda zurück, mit dem angenehmen Bewußtseyn mehrere Glieder der haute volée von San Luis zu meinen Bekannten zählen zu dürfen.

Am nächsten Abend brachte mir mein Freund die Einladung zu einer Tertulia bei den Damen die wir gestern Abend besucht hatten. Das Haus lag nur eine kurze Strecke von der Stadt, und wir fanden bei unserer Ankunft schon mehrere schmutzige Señoras und eine Anzahl Männer versammelt, die uns gleich unsern Wirthen und Wirthinnen auf eine so zuvorkommende herzliche Weise begrüßten, die eine wahre Erquickung ist in unsern Tagen. Die meisten der jungen Männer gehörten zur Nationalgarde, und trugen rothe Jacken und weiße Hosen, was der Versammlung ein sehr heiteres Ansehen gab. Die Frauen hingegen schienen es zu ihrem besondern Studium gemacht zu haben sich so geschmacklos wie möglich zu kleiden. Sie trugen die kurzen Taillen unserer Großmütter, und versuchten, wie die Damen civilisirterer Länder, durch ingeniöse Maschinen sich die Gestalt anzueignen in der, wie sie meinen, die Natur sie hätte erschaffen sollen, die aber jedenfalls nicht die ist welche die Venus von Medicis als die ihrige erkannt haben würde. Statt nach gerader Haltung und voller Büste zu streben, halten sich die Damen von San Luis mit vieler Anstrengung krumm, und legen sich die härtesten Martern auf um eine platte Brust zu bekommen, wodurch sie beim Tanzen eher wie verkleidete Reiter, denn wie Damen aussehen. Abgesehen von dieser Verunstaltung der Figur gibt es in San Luis keine schönen, ja kaum hübsche Frauen, aber sie sind liebenswürdig, gütig und offenherzig. Sie überhäuften mich mit Aufmerksamkeiten, und die Männer drängten sich um mich, um Caña oder brasilianischen Rum mit mir zu trinken. Die Tanzmusik bestand aus einer Guitarre, die zuweilen durch Gesang begleitet wurde, während die Tänzer mit den Fingern das Klappern der Castagnetten nachahmten. Zwischen jedem Tanze nahmen die Männer ein Glas Rum, welches die gutmüthigsten unter ihnen mit den Zuschauern theilten die sich versammelt hatten. Endlich schlugen die Männer vor den Reigen der Viejas (alten Weiber) zu tanzen. Mit lautem Geschrei stürzte jeder auf eine der anwesenden alten Frauen zu, und obgleich sich einige von diesen, besonders die corpulenten, hartnäckig weigerten, so waren doch bald alle in die Reihen der Tanzenden gezogen. Die Guitarre begann ihre Melodie, alle Männer fielen mit einem lauten „tra la ra" ein, die alten Damen wurden durch das Zimmer gewirbelt und lachten endlich um die Wette mit den Zuschauern, die sich die Seiten hielten. Dieser Tanz beendigte die Amusements des Abends. Die Gäste brachen auf, und die Herren begleiteten die Damen in corpore nach Hause.

Am folgenden Tag blieb ich in meinem Hôtel, dessen gewöhnliche Stille durch die Ankunft eines Fremden gestört wurde. Ich war neugierig zu hören wer dieser sey, und schickte zu dem Wirth, der mir sagen ließ er wisse es selbst noch nicht, jedenfalls wäre der neue Gast aber nichts besonderes, denn er hätte nur wenig Gepäck und reise mit gewöhnlichen Maulthieren, nicht größer als eine Ratte. Ich hörte später daß er ein Pole und von Profession ein Taschenspieler war, welcher in San Luis Vorstellungen zu geben beabsichtigte.

Am nächsten Morgen brachen wir beim ersten Tagesschimmer auf. Als wir etwa 40 Meilen geritten waren, schauten wir von einer

kleinen Höhe auf eine Ebene hinab, die von den Bergen von San José de Moro begränzt war, wo wir heute Abend Halt machen wollten. Wir befanden uns jetzt in dem Theil des Landes der oft durch Raubzüge der Indianer heimgesucht wird, die wie die Beduinen über den wehrlosen Reisenden herfallen; in Folge dessen war es nothwendig daß wir bei Tage reisten und Nachts in einem der befestigten Häuser übernachteten. Der Courier erzählte mir daß die Indianer erst vor zwei Wochen einen Raubzug in der Nachbarschaft ausgeführt hätten, und bat mich ein scharfes Auge auf jede ungewöhnliche Erscheinung zu haben. Er war in den achtzehn Jahren daß er die Straße bereiste, mehreremale nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes gerettet worden, und einmal waren die Indianer kaum noch auf Speereslänge von ihm entfernt gewesen, als er eins der aus Erde errichteten Forts erreichte. „Was würden sie uns thun wenn sie uns erreichten?" fragte ich. — „Wenn wir uns widersetzten, würden sie uns ermorden," war die Antwort. — „Und wenn wir uns nicht widersetzen?" fragte ich weiter. — „So würden sie uns ebenfalls umbringen, denn sie machen nur Frauen zu Gefangenen, und diese schleppen sie mit sich." Ich erfuhr daß die Bewohner des Landes, wenn sie den Indianern nicht durch die Flucht entgehen könnten, die wenigen Minuten Zeit die ihnen noch auf dieser Welt blieben, dazu verwendeten ein Gebet zu sprechen. Ich fand daß es sehr gut für Spanier seyn möchte sich ohne Widerstand den Hals abschneiden zu lassen, aber nicht für einen Mann in dessen Adern angelsächsisches Blut fließt, und erklärte Antonio daß ich, im Fall wir angefallen würden, mein Leben so theuer als möglich zu verkaufen gedächte. Er entschloß sich nach einigem Besinnen zu derselben Handlungsweise. Zum Glück hatte ich nicht Gelegenheit zu erproben ob er Wort zu halten vermochte, denn wir erreichten San José de Moro eine Stunde nach Einbruch der Nacht ohne Abenteuer.

Am nächsten Morgen erwarteten wir, ehe wir aufbrachen, die Rückkehr der Reiterpatrouille, welche jeden Abend ausgeschickt wurde die Umgegend zu recognosciren, und einen etwaigen nächtlichen Ueberfall der Indianer unmöglich zu machen. Wir hörten daß man nichts verdächtiges bemerkt habe, und verließen die Stadt noch ehe die Hörner der Garnison Reveille geblasen hatten. Die Luft war kühl, die Pferde frisch, und so giengs im rasenden Galopp vorwärts. Es war verhältnißmäßig noch früh als wir die 20 Meilen entfernte Stadt Portozuelo erreichten; bald darauf überschritten wir die Gränze der Provinz Cordova, und nachdem wir abermals 5 Meilen zurückgelegt hatten, ritten wir in die kleine, von Erde und Lehm erbaute Stadt Achiras ein, wo wir frühstückten. Der Buchdrucker, den ich in San Luis getroffen, hatte von hier aus sein junges Weib geholt. Ich war neugierig genug ihr Haus aufzusuchen, und als ich mich in einer Ecke der Stube niedergesetzt, und mir die Wände des Zimmers, den Fußboden und die ganze Einrichtung besehen hatte, konnte ich mir ungefähr denken welches Gesicht die Mutter des Bräutigams machen würde, wenn sie sehen könnte aus welchem Schmutzhaufen ihr Sohn sich sein Weib geholt hatte.

Abends 9 Uhr erreichten wir Rio Quarto. Wir hatten seit dem Morgen 100 Meilen zurückgelegt, und trafen hier mit dem Basler zusammen, der von dem Deutschen um seine Pferde und sein Geld betrogen war. Er beschloß sich für den Rest des Weges, bis Buenos-Ayres, uns anzuschließen.

Am folgenden Tag holten wir die ebenfalls nach Buenos-Ayres fahrende Postkutsche ein, und wechselten mit den Passagieren, einem Brasilianer und einem Franzosen, einige freundliche Worte. Die Pampakutsche ist das kuriosefte Ding auf der Welt; sie ist eigentlich unbeschreiblich, und sieht ungefähr aus als hätte sie ehedem Vater Noah und seiner Familie zum Staatswagen gedient. Die vier Rosse die sie ziehen, sind mit breiten Streifen von Ochsenhaut angespannt, welche mit dem andern Ende an den Sätteln befestigt sind. Von Pferdegeschirr, wie man es in andern civilisirteren Ländern für nothwendig hält, ist nicht die Rede. Auf jedem Thier sitzt ein Postillon, der es mit Hülfe von Sporn und Peitsche in Galopp setzt, und das schwerfällige Fuhrwerk bewegt sich mit erstaunlicher Schnelligkeit vorwärts. Diese Art zu reisen ist bei weitem bequemer als die zu Pferd, aber weniger schnell und gefährlicher, weil der Staub den der Wagen aufwirbelt meilenweit sichtbar ist, und den Indianern als Wegweiser dient. Reisende zu Pferd vermeiden die staubige Straße wenn sie im Bereich der Indianer sind, und halten sich mehr zur Seite auf dem Grasgrund. Außerdem ist das Reisen zu Wagen auch bedeutend kostspieliger, denn vier Postillone kosten natürlich mehr als einer.

Die Heerden von Rindern und Pferden, denen wir auf der ganzen Reise begegnet waren, wurden nun häufiger, und wenn wir von einem Hügel zuweilen eine Strecke über das Land hinschauten, erschien die gelbliche Fläche wie mit zahllosen dunkeln Flecken bedeckt. Der Reichthum des Landes an Vieh ist ungeheuer. Ein Bürger von Buenos-Ayres erzählte mir, daß von dieser Provinz allein jährlich etwa zehn Millionen Häute exportirt würden, und nachdem ich die Millionen und abermals Millionen von Rindern gesehen hatte, die uns allein auf dem kleinen Streifen Landes begegneten, den wir in den Provinzen Santa Fé und Buenos-Ayres von unserer Straße aus übersehen konnten, hielt ich diese Angabe nicht mehr für übertrieben.

Die Reise durch diese Landstriche war der Indianer wegen noch immer gefährlich, und wir schauten uns mehr als einmal ängstlich um ob nicht vielleicht zwischen den Heerden plötzlich ein Schwarm brauner Männer hervorbreche. Der Tag vergieng indessen wie der frühere ohne Abenteuer. Die Nacht brachten wir in einem der befestigten Häuser zu, das wie alle ähnlichen von einem Wassergraben umgeben war, dessen innern Rand man mit zwei oder drei Reihen von Cactuspflanzen besetzt hatte, deren Dornen einem ansprengenden Reiterhaufen ein stärkeres Hinderniß entgegensetzen als eine Reihe von Bajonetten. Die Indianer würden zwar mit Hülfe von Aexten und Messern einen Durchgang durch diese stachliche Umhägung machen können, aber es ist nicht ihre Sache dergleichen Schwierigkeiten zu überwinden. Ihre Heimath ist der Rücken eines Pferdes, und sie fühlen sich auf festem Grund, besonders wenn sie dem Feind gegenüberstehen, nicht lange wohl. Ueber den Wassergraben der die kleine Veste umgibt, führt eine Zugbrücke, und das Haus ist statt der Fenster mit zahlreichen Schießscharten versehen, aus denen die Insassen ein wirksames Feuer auf die Belagerer unterhalten könnten.

Auch die folgenden beiden Tage verstrichen ohne Unfall. Die Ochsenkarren, die Schiffe der Pampas, wurden immer zahlreicher. Diese Fahrzeuge, und besonders die nach Westen gehenden, sind vorzugsweise den Angriffen der Indianer ausgesetzt, denn sie sind mit allerlei Waaren beladen, die ihnen sehr nützlich sind. Das Zeltdach selbst sind von außerordentlich einfacher Construction. Sie ruhen auf zwei plumpen Rädern und werden fast ohne alles Eisenwerk, nur aus Riemen von rohen Häuten zusammengehalten. Die Plane des Karrens ist ebenfalls aus Thierhäuten, oder aus Stroh und in seltenen Fällen aus Segel-

tuch gefertigt. Jeder Karren ist mit sechs Paar Ochsen bespannt. Die Joche sind an den Hörnern der Thiere befestigt. Am Dache des Karrens ist eine dünne schwankende Stange angebracht, deren mit einem eisernen Stachel versehene Spitze das erste Gespann erreicht, und welche dazu dient die Thiere anzutreiben und zu regieren. Etwas weiter zurück, über dem zweiten Paar Ochsen, befindet sich an derselben Stange ein zweiter Stachel, über dem dritten ein dritter u. s. w. Die beiden letzten Paar Ochsen werden mit einer zweiten in freier Hand geführten Stange geleitet. Zwölf Karren bilden immer eine Karawane, und da die Treiber niemals die Axen schmieren, so hört man wenn der Zug in Bewegung ist, das Kreischen und Knarren der Räder meilenweit. Nicht selten dient diese unerquickliche Musik dazu die Indianer herbeizulocken.

Der letzte Theil der Provinz Buenos-Ayres unterscheidet sich durch die Producte des Bodens wesentlich von den übrigen Pampas. In Mendoza gibt es nur niedrige Bäume; Gestrüppe und langes, hartes Gras bedecken den Boden. San Luis, Cordova, Santa Fé und ein Theil von Buenos-Ayres produciren ebenfalls ein hohes Gras, welches sich aber besser zum Futter eignet, und die am weitesten nach Osten liegenden Landstriche liefern Klee und Disteln. In den erstern Provinzen ändern die verschiedenen Jahreszeiten den Anblick der Landschaft nur wenig, denn die Bäume verlieren nur selten das Laub und das Gras behält seine bräunlich grüne Farbe; in Buenos-Ayres hingegen ist es anders, die vier Jahreszeiten lassen das Land, wenigstens die dem Meere zunächst liegenden Striche, total verändert erscheinen. Im Winter ist das Kraut der Disteln außerordentlich üppig, so daß die mit dieser Pflanze bewachsenen Flächen wie ungeheure Rübenfelder aussehen. Auch der Klee ist in dieser Jahreszeit überaus kräftig und frisch, und es ist eine wahre Freude die in voller Freiheit weidenden wilden Heerden auf den grünen Matten zu sehen. Im Frühling verschwindet der Klee, die Disteln haben ihr Kraut mehr auf der Erde ausgebreitet, und der Anblick der Gegend hat die Frische verloren, aber in weniger als einem Monat ist alles wieder verändert. Die Disteln sind zu einer Höhe von zehn bis eilf Fuß aufgeschossen und stehen in voller Blüthe. Straßen und Pfade sind in dieser Zeit versperrt. Von den weidenden Heerden sieht man nicht das geringste, und die Stengel der Disteln sind so stark und stehen so eng daß sie, abgesehen von den Stacheln, mit denen sie bewaffnet sind, ein undurchdringliches Dickicht bilden. Das Wachsthum der Pflanze ist wirklich erstaunlich und obgleich es ein in der Kriegsgeschichte noch nicht dagewesenes Mißgeschick wäre, so könnte es einer feindlichen mit den Eigenthümlichkeiten des Landes unbekannten Armee doch passiren daß sie von den aufschießenden Disteln eingeschlossen würde, ohne entrinnen zu können. — Aber der Sommer ist noch nicht vorüber, wenn die Scene schon wieder wechselt. Die Disteln verlieren ebenso schnell als sie aufgeschossen sind, ihren Saft und ihre Frische, das Kraut schrumpft zusammen, die Stengel werden schwarz und sterben ab, und so bleiben sie stehen und rascheln im Winde, bis der „Pampero" (Herbststurm) sie zu Boden wirft, wo sie in wenigen Tagen verfaulen und verschwunden sind, während der Klee wieder aufschießt und der Landschaft bald wieder ein grünes, saftiges Ansehen gibt.

Zu den am wenigsten angenehmen Eigenthümlichkeiten des Landes gehören die Indianer, die Piraten der Pampas. Gelingt es ihnen eine Ansiedelung oder Reisende zu überfallen, so ermorden sie nicht nur alle Männer, sondern auch alle alten und häßlichen Frauen, die jungen und hübschen werden mit fortgeschleppt, unterwegs reichlich mit Stutenfleisch genährt und nach der Ankunft im Lager sogleich an Indianer verheirathet. Da die gestohlenen Frauen gut behandelt werden, so versuchen sie meist nicht zu fliehen, selbst wenn sich eine Gelegenheit dazu bietet, sondern bleiben gern bei ihren Männern und ihren Kindern. Die Trauungsfeierlichkeit der Indianer ist sehr einfach. Man legt das Paar bei Untergang der Sonne mit nach Westen gerichteten Häuptern auf den Boden und deckt sie mit einer Pferdehaut zu. Wenn Morgens die Sonne aufgeht, werden sie als verheirathet betrachtet.

Ueber die Infibulation bei den nubischen Völkern, vorzüglich den Gallasnegern.

Nubien und Abessinien sind die Länder wo die widernatürlichsten Gebräuche Wurzel gefaßt haben, und wenn man bisweilen die Redensart gehört daß die Sitte irgendetwas heiligen könne, so braucht man zur Widerlegung nur an die größte afrikanische Abnormität, nämlich an die Infibulation der Gallas, zu erinnern. Ueber die Art wie diese Verstümmelung vorgenommen wird, hat ein französischer Arzt bei der ägyptischen Armee in Nubien, Hr. Peney, in einer größern Arbeit über die Anatomie und die Krankheiten der Menschenstämme des Sudan [1] zuerst genaue Aufschlüsse gegeben, indem man bisher glaubte die Operation werde mit Nadel und Zwirn vollzogen. Der Unfug war schon im Schwung bevor die Araber das Sudan betraten, und er hat sich von Nubien aus nach der Provinz Taka und bis zum rothen Meer gegen Osten, so wie nach Kordofan und Darfur gegen Westen ausgebreitet. Wenn die Mädchen ein Alter von 7—8 Jahren erreicht haben, ladet die Mutter oder die mütterliche Pflegerin die weiblichen Verwandten zur Feier der blutigen Handlung ein, welcher etliche Festtage vorausgehen. Das Opfer selbst wird einer ältern Frau übergeben, auf ein Bett ausgestreckt und von den Umstehenden festgehalten, während die Alte mit einem Rasirmesser zunächst einen Theil der Clitoris und der Nymphen abschneidet, dann aber vom innern Rand der äußern Lefzen rings herum einen zwei Centimètres breiten Streifen Fleisch ablöst. Diese Operation dauert 4—5 Minuten, während welcher Zeit die Umstehenden ein Zetergeschrei ausstoßen, um die Wehlaute des Patienten zu überbieten. Nachdem das Blut gestillt worden ist, schnürt der weibliche Chirurg die Schenkel des Kindes fest zusammen, so daß das Vernarben der Wunden durch keine Bewegung gestört werden kann. Zwischen die Wände der Wunde wird aber eine kleine hölzerne Röhre von der Stärke eines Gänsekieles eingeschoben, um einen Weg für die Ausscheidungen noch offen zu halten. Naht nun die Zeit der Verheirathung, so ist die Nubierin genöthigt eine ähnliche Operation zu dem entgegengesetzten

[1] Bulletin de la Soc. de Géogr. 1859. Juin.

Zwecke auszustehen, nämlich um der Natur zurückzugeben was man ihr künstlich entzogen. Das Rasirmesser der Vettel öffnet nun wieder durch einen longitudinalen Schnitt die Narbe, und es wird eine stärkere vegetabilische Röhre in die Lippen der Wunde hineingeschoben um das völlige Zusammenvernarben zu verhindern, welches im Laufe von 40 Tagen eintritt. Durch diese Operationen verlieren aber die Organe selbst die ihnen von der Natur verliehene und so nothwendige Dehnbarkeit an der Stelle der Vernarbung. Daraus ergibt sich das Bedürfniß während der Entbindungen mit dem Rasirmesser den Ausweg aufs neue zu vergrößern. Diese Operation soll zur Zeit vorgenommen werden wo die Frucht aus dem Becken tritt und sich auf die innern Wände der Zeugungsorgane stützt. Oft genug geht dann das Messer zu tief. „Ich habe selbst gesehen, behauptet unser Gewährsmann, daß die Schnitte mit dem Rasirmesser dem Kinde tödtliche Wunden beibrachten." Als Grund für diese Unsitte haben wir bisher immer anführen hören daß die Orientalen durch die Infibulation einen sinnlichen Beweis für die unverletzte Virginität sich verschaffen wollten, und daß das Mißtrauen in das andere Geschlecht nicht unbegründet sey. Es solle sogar vorkommen daß Männer, wenn sie sich auf Karawanenreisen und Wallfahrten begäben, von neuem an den zurückgelassenen Frauen die Infibulation vornehmen ließen, diese aber bisweilen sich absichtlich wieder von dem Zwang befreien lassen, um die erreichte Freiheit zu genießen bis die Rückkehr des betrogenen Ehemannes naht, wo die Infibulation wieder hergestellt werden muß. Davon weiß Hr. Peney nichts, er bemerkt nur daß man im Sudan hartnäckig den Infibulationsgebrauch festhalte, obgleich die ägyptische Regierung ihn ernstlich auszurotten suche, daß aber gerade die Mädchen es sind die am eifrigsten darauf hielten operirt zu werden, in der Meinung daß sie ohne das Infibulationsattestat keinen Ehemann finden würden.

Ein Uebergang über die Apenninen.

Reiseskizze von Robert Waldmüller.

Man macht sich von Gebirgsübergängen meistens Vorstellungen welche der milderen oder rauheren Zone oder Temperatur angepaßt sind in der man wohnt. Wenn ringsum alles in Blühen steht, die Mittagssonne uns nahezu über den Scheitel brennt und Wintergedanken uns kaum durch ein frisches Lüftchen auf flüchtige Augenblicke anwehen, da hält es schwer an Schnee und Eis zu glauben, von dem uns aus noch weit südlicheren Gegenden berichtet wird. Wir wundern uns wenn man uns von Rebenblüthen in den Thälern und winterlichen Wegsperrungen in den Gebirgspässen schreibt, und sind oft versucht die Glaubwürdigkeit unserer Gewehrsmänner in Zweifel zu ziehen.

Dennoch ist dem freilich so. Schon in einer Höhe von 4—5000 Fuß beginnt in manchen Gegenden die Schneelinie der bösen Wetterlaunen, und wenn wir, in benachbarten Thälern verweilend, den Witterungsumschlag nur als eine nasse Unbehaglichkeit empfinden, wie sie ein sogenannter schlechter Sommer oft genug auch in der Ebene mit sich bringt, so watet der wenig Stunden nur entfernte Gebirgswanderer schon im tiefen Mai- oder August-Schnee, und ein Blick auf die Gebirgshäupter um uns her zeigt sie uns im frischen Schmuck der silbernen Krystalle. Bei einer tief- oder thalebenen Temperatur, welche um den ersten Zehner des Réaumur'schen Thermometers schwankt, dürfen wir ziemlich gewiß seyn daß man selbst in mäßiger Berghöhe noch durch nächtliche Schneegestöber belästigt wird.

Im Süden nehmen diese Wetterlaunen einen noch schroffern Charakter an. In Italien schon, mehr noch in Griechenland, überraschen uns zuweilen Temperaturgegensätze der heftigsten Art. Es ist ein Sprung, kaum mehr ein Uebergang, zwischen der fiebernden Atmosphäre Korinths z. B. und der fröstelnden Morgenkälte in einem der nächsten Gebirgspässe des Peloponnes, und wenn ein übellauniger Wind diese Gegensätze noch steigert, so wird der Abstand nahezu unerträglich.

Wie arglistig auch der italienische Boreas dem Reisenden die Wege verlegen kann, das sollten wir auf dem Apenninenrücken erfahren, welcher Toscana und die päpstlichen Staaten, nach Bologna zu, scheidet.

Wir waren dem Frühling in nördlicher Richtung nach gereist. Nachdem er uns schon im Januar auf der Passegiata Rom's mit frei blühendem Veilchen und Rosen, mit zierlich weißen Mandelblüthen und schwellendem Pfirsichknospen-Purpur begrüßt hatte, war er uns in den letzten Februartagen in der verfallenen Villa des Hadrian und um die Wasserfälle Tivoli's mit übervollem Blumenfüllhorn entgegengekommen, und alle befiederten Musikanten seines bunten Hofstaats hatten aus den ernsten Cypressen herab, und von den Zweigen der Pinien und Oelbäume seine Herrlichkeit uns entgegengeschmettert. Dann kam der Carneval mit seinem unersättlichen Blumenhunger, mit seinen riesigen Camelienbouquetts, seinen duftigen Veilchensträußchen ohn' Anfang und Ende, mit dem ganzen fröhlich-festlichen Gartenzubehör seiner geschmückten Altane, Wagen und Estraden, ein Duft- und Farbenwirrwarr, ein thatgewordenes Ecco fiori! wie es nur der Frühling so verschwenderisch und doch so unerschöpflich zwischen den Gypsstaub der Confetti umherzustreuen vermag. Und nach der letzten Stunde fest- und lichttrunkener Raserei, nach der Moccoli Stunde, in welcher der Drang des schwindenden Augenblicks gleichsam noch die letzten Tropfen dieser köstlichen hesperischen Frucht, die wir Carneval nennen, auspreßt, und uns statt der gefürchteten Neige erst die ächte Essenz des ganzen unschuldig übermüthigen Freudentaumels zu kosten gibt, nach dieser unbeschreiblichen letzten Stunde des römischen Frühlingsrausches rissen wir uns von der ewigen Stadt los und trugen unsern Pilgerstab in Gegenden minder zeitig lenzender Art.

So fanden wir denn auf unserm in langsamen Tagereisen zurückgelegten Wege nach Florenz die Knospen zum zweitenmal, nachdem wir sie in Rom und Tivoli schon in vollem Entfalten gesehen hatten. Der Maulbeerbaum wagte sich mit den ersten saftigen Blättern hervor, auf deren baldiges Einsammeln sich der Seidenzüchter vorbereitete. Die vielen trümmerhaften Spuren früherer Erderschütterungen umkletterte die Reben- und die wilde Hopfenranke, das Geisblatt und die Winde, und des Epheu dunkles vorjähriges Laub mischte sich mit frisch-grünen Blättern. Die in Tivoli schon mit dem Februar beschlossene Olivenernte war hier noch im vollen Gang. Mit rechenartigen Kämmen holten Männer und Weiber die glänzend violette Frucht zwischen dem

silbernen Laube hervor, und unter den knorrigen Bäumen knieten Kinder und schwarzäugige Jungfrauen, vollauf beschäftigt die reiche Fülle in Körben zusammenzulesen.

Aber wir wollen kein Bild des italienischen Frühlings geben, mit seinem wunderbaren Farbenschmelz, seiner bunten Geschäftigkeit schöner Menschen in Feld und Garten, mit seiner üppigen Werdekraft, die über Nacht ihre Wunder vor die erstaunten Blicke des nordischen Wanderers zauberhaft und wie im Spiele dahin wirft, mit seinen sengenden Mittagsstunden, in denen die Sonne dem saftigen Grün schon sein rasches Welken und Verdorren voraussagt. Die köstlich fruchtbaren Wein- und Maulbeerlandschaften, welche der Chiana-Canal bewässert, liegen hinter uns; wir haben der gelben Tiber bei Perugia Valet gegeben, und uns bei Arezzo und Incisa dem seichten Arno-Flusse zugesellt, der uns bis in die Hauptstadt Toscana's das Geleit gibt.

Noch träumten von italienischer Einheit nur die Studenten, welche Abends am Lung-Arno Arm in Arm im Mondenschein schlenderten. Der jetzt aus seiner Residenz hinauspetitionirte Großherzog, ein in seiner österreichischen Uniform und seiner durchaus unromanischen Gesichtsbildung fortwährend an seinen fremdländischen Ursprung mahnender Mann, saß noch wohlbehütet in seinem Lustschloß Pratolino, und graue steyerische Jäger hielten in dem ehrwürdigen Palazzo Vecchio Wache, dessen Wände mit österreichischen Landschaften bedeckt waren. Man schalt über das kleine Brod, über das schlechte Geld, nannte es, im Hinblick auf die fremdländische Regierung, eine Schande „di essere di Toscana," und versprach sich das Aufhören aller Uebel dieser Welt, wenn dieß und jenes anders würde; aber man dachte doch noch kaum an die Möglichkeit einer Dictatur Victor Emanuels.

Als wir nach längerm Verweilen in Florenz uns endlich nach einer Reisegelegenheit umsahen, fand sich ein Vetturin-Helfershelfer zu uns, der eine ganz ausnahmsweise Reisegeschwindigkeit versprach, indem ein Kaufmann aus dem römischen Ghetto die am nächsten Vormittag Bologna verlassende Malle-Post noch einholen und solcher Art die Nacht durchreisen wollte.

Bekanntlich reist man in Italien selten bei Nacht. Vetturine thun es fast nie und zwar aus sehr naheliegenden Gründen. Das Räuberwesen hat in den päpstlichen und neapolitanischen Staaten zu keiner Zeit völlig aufgehört, und die benachbarten Gebiete sind vor Ansteckung natürlich nicht allzu gesichert. So beunruhigte denn namentlich die Gebirgsgegend von Bologna um jene Zeit eine Bande von etlichen 14—15 Köpfen, deren Daseyn uns übrigens unbekannt war, wie man denn überhaupt in Italien bei dem Mangel an Zeitungen selten über das Nächstvorfallende unterrichtet ist. Indessen schien der Kaufmann aus dem Ghetto keine Besorgnisse zu haben, und da sich auch der Vetturin zur nächtlichen Reise bereit erklärte, so lag anscheinend kein Grund vor, noch vorsichtiger zu seyn als diese beiden Eingebornen. Ohnehin machte das Wetter Miene unfreundlich zu werden, unser Aufenthalt in Florenz und seiner Umgebung war ziemlich ausgenützt, die Kunstgalerien aber hatte man, um die alljährliche Osterräucherung und Weihwasserbesprengung vorzunehmen, geschlossen, so daß wir keine Ursache hatten uns einer übereilten Abreise anzuklagen.

Nachmittags 6 Uhr wurde denn aufgebrochen. Der Wagen war ungewöhnlich zierlich gebaut, fast ganz neu; die Pferde, zwei toscanische Dunkelschimmel von elegantem Wuchs, stachen günstig von den üblichen Gäulen ab, welche derartiges Reisefuhrwerk über die Via Appia schleppen. Ohnehin durfte man sich nur des italienischen Sprüchleins:

Cavallo bianco, mai stanco!
(Für weiße Pferde gibt's keine Beschwerde).

erinnern, um sich Glück zu wünschen eben Schimmel an der Deichsel zu haben.

Genug, im ersten Abenddämmern wollten wir, eine Dame und zwei Herren, auf die Gebirgsstraße nach Bologna hinaus. Unser nicht ganz leichtes Reisegepäck befand sich hinter dem Wagen. Gleich die erste Erkundigung nach der Ueberbringung desselben ergab daß wir uns in unerfahrnen Händen befanden. Es war nur mit Stricken festgeschnürt, und stand somit für die nächsten 12 Stunden jedem Liebhaber nordischer Reise-Ausstattung zu beliebiger Entführung frei. Die Verlockung dazu war um so größer, als drei Viertel der Wegzeit, wie sich bald herausstellte, im mühsamen Bergaufschritt durchmessen werden sollten. Somit ergab sich fast schon an dem Weichbild der Stadt die Nöthigung für uns wechselweise die hinter uns aufgebundenen Schätze im Auge zu behalten, was wiederum ein Schließen der Wagenfenster immer nur von kurzer Dauer machte.

Wir waren etwa 3 bis 4 Stunden so gefahren, als der vor unserer Abfahrt schon losgebrochene Regen in weißen Flocken unsere zierliche Chaise und unsere eleganten Dunkelschimmel zu umtanzen begann. Nicht lang darauf befanden wir uns im vollendeten Schneegestöber. Zugleich that sich der Gebirgswind, die sogenannte Tramontana, mit gewaltigem Sausen auf und schlug eines der Fenster in Stücke. Wir hatten jetzt zwar mindere Mühe die Kofferwache durchzuführen, und waren auch überhaupt der Gefahr überhoben im Schlaf umzuwerfen oder zusammenzubrechen — denn der Schnee flockte bald mit gleicher Lebendigkeit drinnen wie draußen; aber nach mehr als anderthalbjähriger Verwöhnung in südlichem Klima begrüßten wir diesen nordischen Boten denn doch mit sehr unwirthlichem Gefühl, und waren bald einstimmig der Meinung daß dieser Zustand nahezu an sibirische Gemüthlichkeit gränze. Der römische Kaufmann erklärte nie etwas ähnliches erlebt zu haben, und meinte überhaupt annehmen zu dürfen daß es wenigen bescheert seyn dürfe nach solchem Winterabenteuer den Mund zu öffnen, um davon zu erzählen.

Inzwischen zogen unsere braven Dunkelschimmel zu Ehren des Lobsprüchleins mit unverdrossener Ausdauer bergauf, dem Wind und dem Schnee entgegen, unverständig wie wir Verstandbegabten drinnen im gebrechlichen Wagen, die wir alle Erfahrung dem Kutscher draußen zutrauten, und unser Ungemach schon, wie die Sache lag, für gerade ausreichend drückend hielten, um nicht noch an seinem Besserwissen zweifeln zu wollen. Wie hoch war der Paß den wir zu überschreiten hatten? Im Wagen, wies sich bald aus, wußte es keiner. Der Kaufmann hätte es, meinte er, wissen sollen; aber dem lag vor allem daran die Mallepost einzuholen, auf welcher bereits ein theurer Platz für ihn bezahlt worden war. Er wäre über den Chimborasso kutschirt, um sein Geld nicht im Stich zu lassen und um wer weiß welchen wichtigen Termin nicht zu versäumen. Er hatte einfach geglaubt was ihm der Helfershelfer versprach, und dieser versprach um so viel leichter als er selbst in Florenz daheim blieb. Was uns andere betraf, so hatten wir für unsere Unvorsichtigkeit keine andere Rechtfertigung als diejenige daß alles ganz plötzlich und unverhofft gekommen war, und daß wir eben einmal die Sache auf die leichte Achsel genommen hatten, galt es am Ende doch nur ein paar Reisende und ein paar Centner Reisegepäck, und nicht eine ganze Armee über die Apenninen zu schaffen.

Während sich so allmählich herausstellte daß draußen auf dem Bock die Allwissenheit ihren Thron haben müsse, wenn anders es uns nicht von Stunde zu Stunde schlimmer und schlimmer gehen sollte, während dessen hob draußen auf eben diesem Bock ein erbärmliches Gewinsel an, das unsere Fassung nicht wenig in Gefahr brachte. Unser rosselenkender Simone Boltraffio begann zu ahnen daß ihm Füße und Hände erfrieren würden wenn es noch ein paar Stunden so fortwehte und fortschneite, und er empfahl sich mit jämmerlichem Wehklagen der Fürsprache der Madonna. Die Ungläubigen im Wägelchen fanden natürlich in diesem inbrünstigen Ausbruch seines Madonnen-Cultus wenig Grund zur Beruhigung. Der Hebräer beschwor ihn bei allen Schätzen des Pharao die Andacht einzustellen, und der lutherische Ketzer drohte mit allen Teufeln, gegen welche je ein Tintenfaß an die Wand geworfen worden. Endlich trocknete Simone seine Thränen und entschloß sich zur Fortsetzung seiner Marterfahrt. Hier zeigte sich's daß allen dreien das rechte Licht noch nicht aufgegangen war. Eine Bergreise im starken Schneegestöber beginnen, das mochte an und für sich schon für gelinde Verstandesverfinsterung gelten, aber mindestens blieb die Entschuldigung daß die Verantwortung den Fuhrmann mehr als irgend einen der Passagiere treffe. Nun aber hatte sich deutlich herausgestellt weß Geistes Kind dieser unser Pilot war. Er fuhr in den Tag hinein, weil er den Kopf schon völlig verloren hatte, weil er im Contract dazu verpflichtet worden war, weil den Pferden noch ein paar Stunden Kraft übrig geblieben schienen, und weil er schließlich vielleicht die Madonna schon mit der nachhelfenden Hand an den Speichen zu sehen glaubte. Er fuhr und peitschte, und während dessen zerbrach sich das Kleeblatt im Wagen den Kopf ob es denn erhört sey daß man in Italien mitten im Frühjahr vor dem Schneesturm davon laufen solle, wie der Araber vor dem Samum oder der Indianer vor dem Prairiebrand, ob man sich denn nicht in einem Lande befinde (der Römer kannte es doch von Haus aus) wo Schnee und Eis nicht gefährlichere Bursche seyen als der am Sonnenlicht schmelzende Schneemann selbst — in dieser Jahreszeit wenigstens, nach der halben Fastenzeit, fast an der Schwelle des palmengrünen Osterfestes? Hatte man nicht als Merkwürdigkeit in Rom den Tritonen-Brunnen photographirt, als er eines Wintermorgens mit Eiszapfen im Sonnenbrand dagestanden hatte? War ein einzigesmal in Roms Straßen Schnee liegen geblieben? Fünf Minuten lang, wie uns zu unserm Unbehagen einfiel, aber doch nur ein einzigesmal und keine Secunde länger. Ohnehin wußte niemand wie weit es noch bis auf den Sattel des Berges war, wie viel Weges schon bei diesen sich mehrenden Hindernissen zurückgelegt wurde, ob nicht Stationswirthshäuser zu erreichen wären — Simone jammerte von etwas derartig ihm in Aussicht Gestellten, aber es war klar daß man ihm in seinem unzurechnungsfähigen Zustand nicht mehr Glauben schenken durfte als etwa dem turbangeschmückten Propheten, wenn er seinen Muselmännern blühende Paradiesgärten und noch blühendere Houris jenseits der bösen Gränze verheißt.

Diese böse Gränze schien in der That nicht ganz so weit entlegen, als da wir Tags vorher, von Fiesole behaglich heimkehrend, vor der sogenannten Villa des Boccaccio, damals noch der Großherzogin gehörig, an die Stetigkeit gedacht hatten mit welcher in diesem blüthengesegneten Thale der Strom des Lebens freundlich dahin zu fließen schien. Es war ein unbegreiflicher Abstand zwischen gestern und heute, und unsere Lage schien, selbst wenn wir jetzt — wahrscheinlich zu spät — uns zur Umkehr entschlossen, dergestalt mißlich, daß eine nächtliche Visite der Birbanti kaum noch etwas hinzuzuthun vermocht hätte.

So gieng es keuchend und jammernd fort, bis über die Mitternachtstunde hinaus. Der hin und wieder durch die Wolken brechende Mond zeigte uns auf allen Seiten Schneefelder und Schneeabhänge, weit nordisch-grauenhafter, als uns bei unserm frühern Ueberschreiten des Mont Cenis selbst die zerklüftete, unwirthliche Natur dieses gefürchteten Gränzwegelagerers erschienen war. Dabei war kein Obdach zu entdecken, und die zum Umstürzen erschöpften Pferde hätten jetzt auch zur Umkehr ins Thal nicht mehr ausreichende Kraft gehabt. Es mußte um jeden Preis vorwärts gedrungen werden, wollten wir nicht, wozu alle Aussicht vorhanden war, auf dieser windgepeitschten Bergstraße völlig im Schnee uns begraben lassen.

Nach mehrmaligen Berathungen, wobei sich der Vetturin als halb wirren Geistes erwies, wurde denn von neuem die Fahrt fortgesetzt, und die Tüchtigkeit unserer wackern Dunkelschimmel hielt wirklich noch weitere anderthalb Stunden aus. Jetzt hatte sich der Schnee indessen in solcher Masse gehäuft, daß sich bei windgeschütztem Wegbiegen hie und da ein Schneewall von 2 bis 3 Ellen unserm Fuhrwerk in den Weg stellte. Es schien der Wendepunkt gekommen, wo in Tragödien der lange vorbereitete Glücksumschlag endlich fühlbar eintritt: ringsum Schnee und Sturm, zwei todmüde Pferde unsere einzige Hoffnung, der Fuhrmann unzurechnungsfähig, unser leichtgebauter Wagen bei jedem Ruck mit völligem außer Rand- und Bandgehen drohend, seine Scheiben zertrümmert, und dabei unsere Garderobe mehr einer südlich milden Mondscheinpromenade als einer Ossianischen Eisnacht angemessen — so ungefähr war unsere Lage, als in geringer Entfernung hinter uns Stimmen hörbar wurden. Es konnten Leute seyn, denen mehr an unsern Koffern als an unserm Daseyn gelegen war, und es gehört ein hoher Grad von Verlassenheit dazu um auf einsamen Wegen Nachts in Italien solchen Stimmen noch irgend einen Reiz abzugewinnen. Dennoch begrüßten wir sie mit Jubel, und es wies sich bald aus daß wir nicht enttäuscht werden sollten. Man hatte die Jammerrufe unsers Simone in einer Wächterhütte gehört, an welcher wir eben vorher, ohne sie zu gewahren, vorübergeächzt waren. Der alte Stationswächter und sein Knabe strengten nun ihre Stimmen an um uns vor einer Fortsetzung der nächtlichen Irrfahrt zu warnen, und wir hatten ihre Absichten kaum errathen, als wir uns mit begreiflicher Bereitwilligkeit ihrer sachkundigen Sorge überantworteten.

Nun wurde mit allseitigen Anstrengungen der Wagen eine Strecke Weges zurück und endlich in dem Schuppen des Wächters untergebracht. Die Pferde mußten sich in die Nachbarschaft der Ochsen des Stationshäuschens bequemen. Wir selbst befanden uns schon nach wenigen Minuten an dem Feuer eines niedrigen Herdes, welches einen engen, nicht unbehaglichen Raum der Wohnung mit seinem unsteten Licht erhellte. Was unser Unglück zu werden gedroht hatte, erwies sich von einer Seite hier als unser Glück: der Schneesturm war die Ursache daß vier bis fünf Fuhrleute in dem nämlichen Wächterhäuschen ihre Zuflucht gesucht hatten, und ihnen wieder verdankten wir's daß noch zu so später Nachtstunde das Jammern unsers Simone ein waches Ohr erreichte. Als der alte Wächter, im Gegensatz zu seinen schweigsam in ihren blauen Fuhrmannskitteln umherhockenden Gästen, alles aufgeboten hatte um uns warme Plätze und Fußdecken zu schaffen, gesellte sich auch noch seine Tochter zu uns, die um der Forestiere willen ihr schützendes Nachtlager verlassen hatte. Sie erbot sich Speise und Getränk herbei-

zuschaffen, und stand bald neben dem brodelnden Kessel im wirren Schmucke langer schwarzer Haare, die ein turbanartiges goldgelbes Tuch umschlang, und in dem südlich träumerischen Ausdruck ihrer jugendlichen Züge einer Circe nicht unähnlich, wie sie für Eurylochus und seine Gefährten die verwandelnden Zaubertränke braute. Wunderbares Land, wo die menschlichen Züge in ihrer classischen Schönheit uns auf Weg und Steg Dichtungsgebilde zu verkörpern scheinen, welche seit so langem Gemeingut der Menschheit geworden sind! Inmitten dieser nordischen Schrecken trat uns noch einmal recht nah was alles dahinten bleibt wenn der Wanderer vom Süden Abschied nimmt.

Wir haben in dieser Hütte vier Stunden lang am Herdfeuer gesessen, während die eingekehrten Fuhrleute sich einer nach dem andern auf den thalwärts gehenden Heimweg begaben, und die Insassen der Hütte es sich in den Winkeln auf Decken und Schemeln behaglich zu machen suchten. In der letzten Stunde, während die Circe schon wieder in Träumen lag, wurde zwischen dem Alten, dem Vetturin und uns Nahebetheiligten das Vorspann-Thema behandelt, von welchem sich der alte Wächter möglichst lange entfernt gehalten hatte. Er schien nicht ganz klar in wie weit und bis zu welcher Wegstrecke er verpflichtet war Vorspann zu geben. Er hatte nicht übel Lust sich dieser Leistung ganz zu entziehen, fügte sich aber endlich, wenn auch widerstrebend, und ließ ein paar seiner Zugthiere von der Krippe nehmen. Mehr als zwei wollte er aber unter keinen Umständen hergeben, und dem Vetturin schien diese Hülfe auch gerade ausreichend um bis ans nächste Wegwächterhaus zu gelangen, wo — meinte er — die nämliche Leistung gefordert werden konnte.

Inzwischen hatte es fortgeschneit, und beim Wiederbeginn unserer Reise ließ sich bald durch die dicht fallenden Flocken mancher Zuwachs unserer Beschwerden gewahren. Da aber die Tageshelle zunahm, so trugen wir kein Bedenken das Wagniß von neuem zu bestehen, getrieben einerseits von dem Unbehagen unserer eigenen, wenig geschützten Lage, andererseits von der Sehnsucht unserer Reisegenossen das unmögliche möglich zu machen, d. h. die Mallepost trotz allem Aufenthalt noch einzuholen.

Wir waren etwa um 5½ Uhr Morgens aufgebrochen. Eine Weile thaten die Ochsen ihre Schuldigkeit, und unsere beiden Dunkelschimmel mehr als das. Nach etwa drei Viertelstunden steckten wir aber dennoch so fest, daß weder rück- noch vorwärts zu kommen war. Simone Beltraffio überließ sich abermals seinen Ekstasen. Während der Ochsenknabe stieß und schlug, schluchzte Simone, schlotternd vor Angst und Kälte, und rief dazwischen die Madonna in langen Anreden zu seiner Errettung auf. Er hatte dabei die Stimme eines Kindes und stellte die Rathlosigkeit in ihrer kläglichsten Natürlichkeit dar. Durch Rufen und Zeichenmachen gelang es uns nach langen vergeblichen Antreibeversuchen einen Doganawächter herbeizutelegraphiren, welcher aus dem Guckfenster seines Bretterhäuschens eine Viertelstunde Weges höher hinauf unsere Noth beäugelt hatte. Er war gescheidt genug einen Spaten mitzubringen. Nun gieng's an ein allmähliches Ausschaufeln des eingesunkenen Fuhrwerks, die fest im Schnee verklebten Räder begannen sich wieder zu bewegen, und endlich war der Wagen noch einmal im Gange. Mittlerweile hatte der Ochsenvorspann sich indessen von dannen gemacht. Simone betheuerte, der Knabe sey nicht zu längerem Bleiben zu bewegen gewesen, die ohnehin schwachen Ochsen hätten überdieß kaum noch mit angezogen — genug der Vorspann war verschwunden, und unser Schimmelpaar schleppte wieder die ganze Last mit alleinigem Kraftaufwande.

Zu ihrem und zu unserm Glück war die Einsattelung des Bergs minder mit Schnee angefüllt als der bis hieher zurückgelegte Weg. Um acht Uhr etwa hatten wir den höchsten Punkt erreicht, und hier im freien Umblicke zwischen lauter beschneiten Höhen und Schluchten vervollständigte sich uns die schon am Abend vorher uns nahe getretene Täuschung, als seyen wir wirklich durch Zauberhand — und wir mußten der Circe gedenken — dem Lande der Sonne, der Schönheit und der Kunst plötzlich entrückt worden, um uns mitten in der herben Gebirgsnatur einer norwegischen Landschaft wieder zu finden. Schnee alles, so weit das Auge reichte. Darüber finster drohende Wolken und über diesen wieder in unklar gewaltigen Formen der Grat irgend eines Apenninen-Rückens, das nackte Gestein einer steilen Bergwand; kein Baum, kein Vogel, kein Haus, kein Lebenszeichen und dabei zunehmende Schneewehen auf der jetzt vor uns liegenden Wegstrecke, auf und nieder der Straßenlinie, mehr als vorhin, neue Schwierigkeiten bei längst überspannten Kräften.

Dennoch hat das Tageslicht etwas so mächtig beruhigendes, verglichen mit den Wirkungen der Dämmerung oder des Mondlichts, daß wir unsere Lage als nicht verschlimmert ansahen, und daß selbst die Unmöglichkeit Vorspann zu erhalten unsere gehobene Hoffnung nicht sinken ließ. Um diesen Vorspann that sich Simone bei dem ersten Wächterhäuschen um, das verschneit und scheinbar ausgestorben uns am Wege zu Gesicht kam. Aber bedenklich wie es war auch nur einen Augenblick den mühsam vorrückenden Wagen durch Stillhalten der Gefahr des abermaligen Versinkens Preis zu geben, mußte er sich auf Wehklagen, Hülferufe und Stoßseufzer beschränken, denen natürlich keine Antwort ward. Möglich daß die wenigen auf diese Weise begrüßten Menschenwohnungen auch ohnehin zu dieser Zeit gerade leer waren, oder daß andernfalls doch kein Vorspann zu erhalten gewesen wäre, da derselbe auf der Höhe selbst freilich selten genug verwendbar erscheinen mag. Genug, unsere Pferde erhielten keine Hülfe, und noch volle zwei Stunden gieng es im mühsamen Schritt bald auf, bald niederwärts, ohne daß ihnen andere Rast gegönnt werden konnte als die unvermeidlichen Haltpunkte, wenn die Räder nicht mehr umlaufen wollten, und nur die Vereinigung aller unserer verschiedenen Kräfte die störrigen wieder in Bewegung zu bringen vermochte.

Endlich saßen wir wie festgeaniert, alle Anstrengungen ohne eine Spur von Erfolg, alles Antreiben nutzlos, alles Anziehen völlig ohne Wirkung.

Eine halbe Stunde etwa erschöpften Mensch und Thier sich im ermüdendsten Anspannen aller Sehnen und Muskeln. Dann mußte Verzicht geleistet werden den Wagen fortzubringen.

Aus dieser Lage blieb nur ein Ausweg: den Fuhrmann mit den Pferden auf gut Glück bergab senden, damit er, wo immer es sey, Hülfe auftreibe.

Simone spannte seine müden Thiere demnach aus und verschwand mit ihnen im Schneegestöber.

Eine halbe Stunde verstrich, der Wind pfiff durch den nirgend mehr dicht haltenden Wagen, der Schnee, mit Regen vermischt, spottete aller Mäntel und Decken und vollendete das unfreiwillige Bad, das selbst ein Prießnitz nicht in so unbarmherziger Temperaturniedrigkeit verordnet haben würde. Dabei konnten wir uns nicht verhehlen daß, wenn uns die Rauhheit der letzten Nacht vor Beutel- und Kehlabschnei-

dern glücklich behütet hatte, unsere jetzige stationäre Hülflosigkeit jeden des Wegs kommenden Wanderer recht eigentlich in Versuchung führe sich mit unsern Börsen und ihrem Inhalt näher bekannt zu machen. Waren wir auch nicht gerade Willens uns leichten Kaufs zu ergeben, so mußten wir doch einräumen daß die Waffenlosigkeit, zu der wir uns aus Rücksicht auf die endlosen Doganaplackereien gegen Bewaffnete entschlossen hatten, in diesem Fall uns sehr leicht der Willkür einer Handvoll besser Ausgerüsteter preisgeben konnte. Diesem Gedanken schien ein bestimmter Anhaltspunkt werden zu sollen, als plötzlich ein geckenhafter Kerl mit geschwärztem Gesicht in unser Wagenfenster hinein lugte. Er trug einen eisernen Stock in der Faust, und ließ uns volle Zeit die Falten seines Gesichts zu studieren, ehe er den Mund aufthat. Sein Anzug war zerlumpt, sein Benehmen gab allen denkbaren Auslegungen freien Spielraum, und als er nach genommenem Einblick den Wagen umschritt, gleichsam um die begonnene Recognoscirung mit aller Vollständigkeit zu beenden, hatte seine Gesellschaft für keinen der Wagengenossen irgendwelchen Reiz. Nach einer Weile kam er am andern Fenster wieder zum Vorschein und ließ sein Auge auch von dieser Seite die Musterung fortsetzen. Die Bedächtigkeit mit welcher er zu Werke gieng, hatte auch uns in beobachtender Stellung gehalten. Nun sein Interesse kein nur flüchtiges schien, hielten wir es für ein Gebot der Höflichkeit diese eigene Art von Fuhrwerk, ohne den Schatten einer bewegenden Kraft, wie er es hier bei uns vorgefunden hatte, seinem Verständnisse näher zu rücken. Er begriff ohne Mühe daß wir nicht etwa in der Hoffnung hier saßen durch ein Wunder oder durch die himmlischen Rosse des Propheten Elias nach Bologna entführt zu werden. Seine breiten Schultern an die Seite des Wagengestells quetschend und nachhelfend mit dem eisernen Stocke, der sich bald als ein Köhler-Schüreisen auswies, versuchte er, was er bei seiner Kohlenkrippe oft mit besserm Erfolg versucht haben mochte, den eingesunkenen Wagen aus der tiefen Schneespur herauszuheben, ohne übrigens bei der Nutzlosigkeit dieser Ortsveränderung mehr als eine spielende Beschäftigung seiner riesigen Gliedmaßen dabei im Sinne zu haben.

Als wir ihm zu erkennen gaben, die nämliche Handreichung werde unserm Fortkommen förderlicher seyn sobald der neue Vorspann nur erst herbeigekommen sey, zeigte er sich willig uns bis dahin Gesellschaft zu leisten, und während der langen Spannung, welche unsern Hoffnungen auf Entsatz noch zugemuthet wurde, hatten wir erwünschte Gelegenheit einen Blick in den wohlgeordneten Geistes- und Gemüthshaushalt dieses genügsamen Kraftmenschen zu thun, der unser Mißtrauen so sehr beschämte. Der Umriß seiner Felsenhütte ließ sich in der Ferne unter dem Schnee entdecken. Es schien mehr ein Ameisenbau als die Wohnung eines Menschen, zumal eines solchen Giganten. Ob seine derben Fäuste immer nur dem kargen Erwerb der ehrlichen Arbeit nachgegangen seyn mochten? Die Versuchung in diesen räubergesegneten Gebirgsgegenden ist nicht klein, liegt doch für den Mann der sein Handwerk versteht nach dem Volksausdrucke immer Gold auf der Straße? Aber der Krieg mit den Polizeisoldaten fordert doch auch Jahr für Jahr seine blutigen Opfer, und läßt zuweilen hinreichend erschütternde Eindrücke zurück, um manche wagende Faust zeitlebens zitternd zu erhalten. Sey dem im vorliegenden Falle wie ihm wolle — unser riesiger Troglodyt hielt volle anderthalb Stunden mit ernster Miene und geduldiger Selbstbeherrschung neben unserm eingeschneiten Wagen Wache, und es ereignete sich so der wohl selten wiederkehrende Fall daß unbewaffnete Reisende in der gottvergessensten Gebirgsschlucht Italiens, ohne Pferde am Wagen und ohne die Möglichkeit von der Stelle zu kommen, die wache oder doch wohl weckbare Beutegier eines armen Teufels stundenlang auf die Probe zu stellen verurtheilt waren, und dennoch ungeraubt davon kamen.

Diese Versuchungszeit wurde ein einzigesmal unterbrochen. Statt des davon gerittenen Simone Boltraffio erschien nämlich ein pausbäckiger toscanischer Postillon von der nächst erreichbaren Gebirgsstation. Simone hatte ihn zu unserm Entsatz hergesendet, während er selbst den Wagen und seine Reisenden wieder zu sehen keine Neigung gehabt zu haben schien. Aber was sollten uns zwei frische Pferde helfen? Die Stränge wurden zerrissen, die Peitsche zerschlagen, den armen Pferden fast der Athem ausgeprügelt, ohne daß wir dennoch aus unserer Schneeklemme erlöst worden wären. So ritt der Postillon denn mit einigen heidnischen „Per Bacco!" wieder von dannen, und wir hatten weitere Muße dem Gedankenleben unsres Köhlers, stumm und unbehaglich wie er selbst, nachzugrübeln.

Armer Carbonaro! Als wir endlich durch einen Vierspann unserer unfreiwilligen Rast enthoben wurden, überstieg die kleine ihm gereichte Belohnung noch seine Erwartungen, und er ließ sich die Gabe nur mit Widerstreben aufnöthigen. Vielleicht, wenn wir ihn besser verstanden, beklemmte ihn während unseres Zusammenseyns nicht sowohl der Gedanke an den lockenden Inhalt unserer Reisekoffer als das drückende Bewußtseyn schon um seiner Lumpen willen unserm mißtrauischen Auge verdächtig zu seyn, und diesem ungerechten Verdacht nichts entgegensetzen zu können als das ruhige Benehmen des guten Gewissens.

Nach einer Stunde Bergabfahrens verwandelte sich endlich der Schnee in Regen. Grüne Bäume streckten uns ihre Zweige in den Wagen, es kamen Hütten, Häuschen, Häuser, Capellen zum Vorschein, bald auch ein Kirchthurm, und nach langer Erschöpfung, geborgen und wohl auch etwas gewitzigt, kehrten wir in dem Postwirthshaus des Orts ein, wo Simone Boltraffio schon seinen Kummer im Wein zu ertränken begonnen hatte.

Hier erst zeigte sich's daß wir Ursache hatten dem Tramontane und seinem rauhen Schneegesindel dankbar zu seyn. Ein Gerücht war Abends zuvor im Umlauf gewesen: ein Courier aus Bologna sey mit Werthpapieren von Bedeutung für das Wechselhaus Fenzi u. Comp. in Florenz auf dem Wege, und die im Gebirge hausende Bande habe Kunde davon. „Der Courier ist noch bei Zeiten wegen des Schneefalls umgekehrt," sagte unser scheel blickender Wirth, indem er uns diesen Nachtrag zu unserm Apenninen-Uebergang mit wichtiger Miene auseinander setzte, „und die Signori Birbanti," fügte er hinzu, „werden Wind davon bekommen haben. Sie lieben den Schnee nicht viel mehr als wir andern; da sind sie denn ohne Zweifel in ihren Schlupfwinkeln verblieben, statt ihre Nasen und Ohren dem Erfrieren preiszugeben. Immerhin dürfen Sie zufrieden seyn die Bekanntschaft dieser Herren versäumt zu haben. Auf den Kopf des Bandencapitano steht ein Preis von 500 Silberscudi, und er hat geschworen sich dieser Auszeichnung werth machen zu wollen."

Ob ihm Zeit blieb das Wort einzulösen, haben wir nicht erfahren. Er hieß, wenn wir uns recht erinnern, Taddeo Friso, und seine Hinrichtung wurde eben durch die Zeitungen berichtet als wir wenige Tage darauf Venedig erreichten.

Ursprung der Nutzpflanzen.

Unsern Lesern dürfte nachstehende Zusammenstellung über den Ursprung der Nutzpflanzen nicht unangenehm seyn: Der Krapp ist aus dem Morgenlande zu uns gekommen; der Sellerie stammt ursprünglich aus Deutschland, der Castanienbaum aus Italien, die Zwiebel aus Aegypten, der Tabak aus Virginien, die Nessel aus Europa, die Citrone aus Griechenland. Die Steck- und die Runkelrübe kamen von den Ufern des Mittelmeers. Von der gewöhnlichen Rübe (rave) glaubt man daß sie aus Deutschland stamme. Der Weizen wurde von den Hochebenen Central-Thibets zu uns gebracht, wo die ursprüngliche Pflanze annoch unter der Form eines kleinen Grases vorhanden ist, und Körner trägt die nicht so groß sind wie die unserer Getreidearten (?). Den Ursprung des Reises leitet man aus dem südlichen Afrika her, von wo er nach Indien verpflanzt wurde, um von dort nach Europa und Amerika überzugehen. Der Hafer wuchs anfänglich im nördlichen Afrika; der Roggen kommt aus Sibirien; die Petersilie war zuerst in Sardinien bekannt. Der Birn- und der Apfelbaum sind europäische Pflanzen. Der Spinat wurde zuerst in Arabien angebaut. Der Helianthus oder die Sonnenwende ward aus Peru eingeführt. Der Maulbeerbaum ist ursprünglich in Persien zu Hause. Der Kürbiß ist wahrscheinlich eine Pflanze der östlichen Länder. Die Haselnuß und der Pfirsich kamen ebenfalls aus Persien zu uns. Die Gurke bezogen wir aus Ostindien, die Quitte von der Insel Kreta, das Radieschen aus China und Japan. Die Erbsen kommen, vermuthet man, aus Aegypten, ebenso die Kresse und der Anis, den man gleichfalls im griechischen Archipelagus fand. Der Rettig kommt aus Südeuropa, wird aber besonders gut angebaut im Großherzogthum Baden und in der Umgegend von Straßburg. Der Koriander wächst in wildem Zustand am Mittelmeer. Die Reseda der Färber (Färbeginste) ist dem Süden Deutschlands eigenthümlich. Der Topinambur (welchen die Engländer Jerusalemer Artischocke nennen) ist ein Erzeugniß Brasiliens. Der Hanf kommt ursprünglich aus Indien und Persien. Die Moosbeere findet sich im wilden Zustand ebensowohl in Europa wie in Amerika. Die Pastinake soll ursprünglich aus Arabien stammen. Jedermann weiß daß die Kartoffeln aus Peru und Mexico eingeführt worden sind. Die Johannisbeeren und die Stachelbeeren kommen ursprünglich aus dem Süden Europa's. Der Reps und der Kohl wachsen im wilden Zustand in Sicilien und in der Umgegend von Neapel. Der Buchweizen (Schwarzkorn) kommt aus Sibirien und der Tatarei. Die Hirse wurde zuerst in Indien und in Abyssinien bekannt. Gerste findet man in wildem Zustand in den Himalaya-Gebirgen. Der Hopfen, der Senf und der Kümmel sind in Deutschland heimisch. Der Kirsch-, Pflaumen-, Oel- und Mandelbaum kamen aus Kleinasien zu uns (?). Im allgemeinen läßt sich annehmen daß die Möhre aus Asien zu uns gebracht wurde; einige Schriftsteller aber behaupten, sie sey ein Naturerzeugniß der Küsten des Mittelmeers wie die Steckrübe. (Musée des Sciences).

Erinnerungen aus Amboina und Ceram.

(Schluß.)

In der Stadt Amboina hielt ich mich nicht gern lange Zeit auf, meine Geschäfte waren daselbst gewöhnlich schnell beendigt, zumal da in jedem dasigen Toko (Kramladen, Handlung) die verschiedenartigsten Gegenstände verkauft werden, denn in einem solchen Locale stehen, hängen und liegen: holländischer Käse, westphälischer Schinken, Kaffee, Javareis, Spirituosen, niederländische Tuche, Porzellan, Parfümerien, Seife, Weizenmehl, Faßbutter, Kattune ꝛc., unter und neben einander; hatte ich daher meine Geschäfte in dieser ungesunden Stadt besorgt, so kehrte ich des Nachts oder am nächsten Morgen auf der Seemanprau nach Alang zurück.

Da solche Seereisen mir stets gut bekamen, unternahm ich, als ich wieder stärker geworden, in Gesellschaft befreundeter Radjas auf Prauen größere Ausflüge, und zwar nicht nur längs der Küste Amboina's, sondern auch nach dem benachbarten Ceram (spr. Seram). Diese große Insel ist sehr menschenleer, die Kampongs sind weit von einander entfernt, denn man findet auf der ganzen 62 geogr. Meilen langen Strecke von Wahai, auf der Nordküste dieses Eilandes gelegen, wenn man dieser Küste bis zu seinem westlichsten, der Insel Amboina gegenüber gelegenem Ende folgt, nur acht Ortschaften. Hin und wieder haben die Bewohner benachbarter kleiner Inseln an den Küsten Cerams Cocosnußplantagen angelegt, deren reife Nüsse sie gelegentlich miteinernten, wenn sie sich zur Jagd oder des ergiebigen Fisch- und Schildkrötenfanges wegen nach jenen Küsten begeben. Weil ich nun bei einem Fest zu Alang geäußert hatte, gern Ceram besuchen und dort jagen zu wollen, wurde ich öfters zu solchen Amüsements eingeladen, und machte dann und wann von der Einladung Gebrauch.

Eine solche Reise dauerte immer 8—10 Tage, ja manchmal noch länger; denn wie bereits erwähnt, folgt man bei der Fahrt meist der Richtung und Nähe des Strandes, und rudert gewöhnlich erst dort wo die schmalste Stelle über See ist, dem gegenüber liegenden Ufer einer andern Insel zu; auch wird vielmals gelandet, z. B. wenn man kochen will, weil dieses auf kleinen Ruderfahrzeugen mit großen Unannehmlichkeiten verbunden, ja zuweilen gar nicht thunlich ist. Ebenso landet man ja auch und bleibt vor Anker liegen — oder richtiger, man zieht die Prau aufs Land und läßt sie dort liegen — wenn schlechtes Wetter eintritt oder die See unruhig geworden ist. In den Kampongs, welche man während einer solchen Reise besucht, fehlen Gast- und Speisehäuser, jedoch findet der Weiße bei den Ortshäuptlingen, und wenn die Bewohner des Orts Christen sind, auch bei dem Meester (Schulmeister) fast immer eine gute Aufnahme.

Meine erste Reise, welche ich von Alang nach Ceram unternahm, gieng nach Luhu, ein auf der Südküste dieser Insel und der einzige gerad über der Westküste Amboina's gelegene Kampong; die Seefahrt dorthin dauerte zwei Tage, obschon der gerade Weg von Alang bis Luhu nur 5—6 Meilen beträgt. Allein wir übernachteten während der ersten Nacht zu Asalulu, und fanden beim dortigen Ortshäuptling, einem Oran Islam (Mohammedaner) eine freundschaftliche Aufnahme. Am andern Morgen segelten wir schon früh von Asalulu, auf der Westküste Amboina's gelegen, ab, erreichten bei günstigem Wind in zwei Stunden die Südküste Cerams und ruderten dieser entlang im Schatten hoher Bäume fort, bis meine Begleiter mir plötzlich anzeigten daß einige

Seeschildkröten auf dem Strand herumrutschten und wühlten, was uns veranlaßte hier schnell zu landen. Die Weibchen der Seeschildkröten begeben sich nämlich ans Land um dort einen Haufen Eier (deren sie je in 2—3 Tagen 40—80 Stück legen) in den Sand zu legen und sie damit zuzudecken. Da diese Thiere keine Füße zum Gehen, sondern nur den Flossen ähnliche haben, können sie sich auf dem Land nur langsam fortbewegen, ihr Kopf thut ihnen bei diesem Fortrutschen noch die meisten Dienste. Indeß wurde es uns aber leicht eine derselben einzuholen, sie mit einem Ruder festzuhalten, aufzuheben und umzuwerfen, so daß sie auf den Schild (also auf ihren Rücken) fiel, worauf sie mit Kopf und Füßen wohl viel hantierte, aber nicht von der Stelle kam. Die Schildkröte wurde gebunden und auf die Prau gebracht; sie war 70—80 Pfd. schwer. Hierauf suchten wir einige Häufchen frisch gelegter Seeschildkröteneier auf; diese sind kugelrund, haben die Größe der Kartätschenkugeln und sind mit einer dünnen weißen Haut umgeben, sie enthalten wenig Eiweiß, welches durch Sieden oder Braten wohl heiß aber nicht hart wird, und dadurch auch seine Farbe nicht verändert; der Dotter ist aber wohlschmeckender als der der Hühnereier.

Da es indessen Mittag geworden, wurde ein Feuer angemacht und das Mittagsmahl bereitet; nur für mich wurde Reis und Gemüse gekocht und Eierkuchen gebacken, meine Begleiter wollten sich damit begnügen Sagobrod, spanische Pfefferschoten und gesottene Schildkröteneier zu speisen. Während nun einer sich mit dem Kochen beschäftigte, giengen wir andern in den nahen Urwald, wo die vielen Schlingpflanzen und umgefallenen Bäume bald weiterem Durchkommen ein Ziel setzten; auch rieth man mir an, ja vorsichtig zu seyn, da sich hier eine Art Nattern, Ular Biesa genannt, vorfinde, deren Biß tödtlich seyn solle. Zu den kleinen Hindernissen die den Wanderer in solchen Wäldern hier aufhalten, gehören auch die Gewebe großer Spinnen, denn ehe ich es mir versah, fiel meine Mütze vom Kopf und ein paar Fäden — je von der Stärke und Festigkeit der Nähseide — die ich an Nase und Augenliedern empfindlich fühlte, verhinderten daß ich mich bückte, um meine Kopfbedeckung schnell wieder aufzuheben.

Nachmittag setzten wir unsere Seereise längs des Strandes fort, jedoch es war ein paar Stunden lang schon dunkel bevor wir Luhu erreichen konnten, und deßhalb erst noch ansahen, wie hier in der Nähe des Strandes viele Ruthen, Blätter und Ranken auf der See herumschwammen welche zu glühen schienen; wir fingen einige derselben auf, und überzeugten uns alsdann daß das vermeintliche Feuer von Seegewürm herrührte, welches sich massenhaft auf diesen Vegetabilien befand, und (ähnlich den Johanniswürmchen in Europa) in der Dunkelheit leuchtet.

Da es schon spät am Abend war als wir das Fort „Overburg“ bei Luhu erreichten und unsere Prauen dort aufs Land zogen, wollten wir den luhu'schen Oran-kaija (Ortshäuptling), der uns zu einer Hirschjagd eingeladen, nicht gern aus dem Schlaf stören, und übernachteten deßhalb beim Militärcommandanten, einem javanischen Sergeanten im Fort, dessen Besatzung aus 11 Mann inländischen Militärs bestand. Der Sergeant bewirthete uns bestens und sorgte für gute Nachtlager, erzählte uns auch daß wilde Schweine des Nachts bis an die Batterien der Veste kämen, er sie aber nur deßhalb nicht schieße und verspeise, weil er dadurch bei den mohammedanischen Bewohnern Luhu's in Mißcredit käme. In der Mitternachtsstunde benachrichtigte er mich daß wilde Schweine nahe bei den Mauern des Forts wühlten, sogleich begab ich mich mit ihm auf eine Batterie und schoß von dort aus einen Eber auf dem Platz todt.

Der Mond gieng gerade auf, schien sehr hell, und dabei sah ich eine Menge sogenannter Kaptäns (große Krabben, deren Schalen braun und weiß gefleckt sind) im Fort herumlaufen. Diese Schaltbiere kamen durch unterirdische Höhlen von der See bis ins Fort; sie hatten sich also wenigstens 100 Schritte weit durch den lehmigen Boden hindurchgearbeitet. Im Fort tödteten die Kaptäns mit ihren großen Scheeren kleine Enten und Hühner, und zogen diese mit in ihre Höhlen; ich sah selbst wie eine solche Krabbe ein todtgeknippenes Küchlein mit fortzog. Sogleich wurden mehrere Kaptäns eingefangen um sie gelegentlich zu essen; sie schmecken wie Krebse, auch werden ihre Schalen und Scheeren beim Sieden roth, nur behalten deren weiße Flecken auch alsdann noch ihre weiße Farbe.

Der Oran-kaija hatte schon früh am Morgen erfahren daß wir den Abend vorher hier angekommen waren, er holte uns noch vor Aufgang der Sonne ab und wir mußten in seinem Rumah frühstücken und Kaffee trinken, hierauf giengen wir auf Hirschjagd. Wir waren unserer acht mit Flinten versehene Männer und wurden noch von zwei rothbraunen Hunden begleitet. Vorerst gieng der Weg $1\frac{1}{2}$ Stunden weit durch Wald, wo der Pfad nicht nur sehr schmal sondern auch hin und wieder morastig war, alsdann kamen wir auf ein hügeliges Terrain, welches stundenweit nur mit Goschogoscho bewachsen war. Nachdem wir noch etwa 1000 Schritte weit einen schmalen Pfad zwischen hohem Riedgras verfolgt hatten, verließ uns der Oran-kaija mit den beiden Hunden, begab sich auf eine Anhöhe wo wir ihn sehen konnten, und deutete uns von hier aus mit den Händen an wo er Hirsche weiden sah. Wir vertheilten uns hierauf je 3—400 Schritte weit von dem nächsten Jäger entfernt, so daß wir im halben Zirkel um den Standplatz des Oran-kaija herum standen. Alsdann hetzte er die Hunde auf die Hirsche, nachdem er sie erst in die Höhe gehoben hatte daß sie die Hirsche — denen sie an Farbe glichen — sehen konnten. Durch das Gebell der Hunde wurde das Wild scheu und ergriff schnell die Flucht. Es mochten wohl zwanzig Hirsche (große und kleine) hier geweidet haben, die nun in dem hohen Riedgras nach allen Seiten hin herum sprangen, einige kamen den Jägern sehr nahe und wurden geschossen, die meisten entkamen aber mit dem bloßen Schreck. Jeder der Jäger schoß nämlich wenn er einen Hirsch zu Gesicht bekam, allein nicht nur daß manche derselben in zu weiter Entfernung auf das Wild schossen, sondern die meisten waren auch sehr schlechte Schützen, nichtsdestoweniger wurden doch zwei Spießer bei dieser Jagd erlegt, der eine hatte zwei Schüsse bekommen und wurde nach einigen Minuten, der andere aber erst am Abend verendet aufgefunden. Wahrscheinlich waren aber bei dieser Jagd noch mehrere Hirsche angeschossen worden. Wir kehrten nach der Wohnung des Oran-kaija zurück, kamen um zwei Uhr (Mittags) dort an und nahmen daselbst unser Quartier.

An den beiden nächstfolgenden Tagen betheiligten sich meine alang'schen Begleiter hier am Fischfange, ich aber gieng mit hiesigen Christen täglich jagen, wobei Vögel, Mursika (große Fledermäuse) und wilde Schweine geschossen wurden. Am dritten Tage nach meiner Ankunft zu Luhu begab ich mich mit zwei Jägern und zwei Hunden auf die Jagd, wir folgten zwei Stunden lang einem Wege längs des Standes, während die Hunde im nahen Dickicht mehrmals wilde Schweine aufspürten aber durch ihr Gebell verscheuchten und nicht auf uns zutrieben. Hierauf begaben wir uns seitwärts auf eine Anhöhe, wo wir die

mit Gesträuch und Riedgras bewachsene Ebene weithin übersehen konnten. Das Gebell beider Hunde ließ sich jetzt abermals wieder in unserer Nähe vernehmen, denn sie verfolgten beide ein wildes Schwein das sie so eben von der Höhe in das Thal herab trieben, wir konnten nun das Wegtreiben des Wildes sehr gut mit ansehen. Während ich mich gegen meine Jagdgenossen darüber ereiferte daß uns die Hunde heute die Jagd verdarben, wurde ein sitzender Kasuar von dem verfolgten Schweine und den bellenden Hunden aufgescheucht. Ergrimmt verfolgte dieser Vogel sogleich zwar das Schwein, konnte dieses aber nicht einholen, erreichte aber einen Hund und gab diesem einen so derben Schlag mit seinem Beine auf den Rücken daß er auf dem Platze liegen blieb. Der Hund war zwar nicht todt, doch starb er an demselben Tage.

Nach fünftägigem Aufenthalte verließen wir Luhu wieder und segelten am ersten Tage der Rückreise bis Hilla auf Amboina. Hier wurde übernachtet. Am nächsten Tage gelangten wir wohlbehalten wieder zu Allang an, und ich habe von hier aus die Küsten Cerams später noch mehrmals besucht, jedoch waren diese Reisen nicht immer so angenehm wie die erste.

Aus dem Leben tropischer Thiere.

Vögel. Ueber einige Kletter- und Klammerfüßler auf der Landenge von Choco, Neu-Granada.

Von Arthur Schott.

In der fast endlosen Reihe von Vögeln die auf dem verbindenden Landstrich zwischen Süd- und Central-Amerika heimisch sind, ist kaum eine andere Ordnung nach Körperbau und Lebensweise so mannichfaltig vertreten als die der Kletter- und Klammerfüßler, von denen auch die meisten „Paarzeher" (Zygodaktylen) sind. Während alle übrigen Ordnungen und Familien mehr oder weniger an gewisse topographisch bestimmte Landstriche gebunden sind, so finden sich dagegen die Scansoren auf der ganzen Linie von Ocean zu Ocean zahlreich vertreten.

Das jedem Thier von Natur auferlegte Geschäft ist identisch mit der ihm zugewiesenen Nahrung, deren Erwerbung seinen Bau bedingt. So betrachtet reihen sich die verschiedenen Thierfamilien gleichsam topographisch, wonach wir auf- oder absteigend mit unseren Beobachtungen vorgehen können.

In aufsteigender Linie fangen wir bei der Oberfläche der Gewässer an, und enden mit jenen Formen welche ausschließlich an höher gelegene Landstriche gebunden sind.

1. Halcyonidae.

Die Halcyoniden oder Eisvögel, welche man ihrem Gebahren nach Uferspechte heißen könnte, sind über die ganze Landenge durch vier oder fünf verschiedene Species so vertreten, daß die kleineren Arten der geringeren Ausdehnung der Gewässer des von ihnen bestrichenen Bezirkes entsprechen, ohne sie jedoch von der Nähe größerer Wasserflächen auszuschließen. Somit gehören dem unteren Atrato alle, seinen oberen Seitengewässern aber nur die kleineren Arten an.

Zwei der beobachteten Arten schienen mir alte Bekannte zu seyn, deren ich mich noch von Rio Bravo del Norte und dem großen Colorado des Westens her erinnere. Wenn ich nicht irre, sind sie Ceryle alcyon, L., und Chloro ceryle americana, Gmel.? Die kleineren Glieder dieser Gattung haben den bekannten geraden schwirrenden Flug, während der große gegürtelte den stoßweisen wellenförmigen Flug mit den meisten Spechten gemein hat. Wie diese gibt auch er beim Aufsitzen und Ansatz zum Flug einen ähnlichen schmetternden Ruf von sich, der ebenso unmusikalisch klingt als der der Spechte. Außer dem Flug, welcher das einzige ortsbewegende Vermögen dieser eigenthümlichen Vogelgattung ist, steht ihr nur noch ein höchst unvollkommenes Stoßtauchen zu Gebot, wozu sie einzig nur das Gesetz der Schwere abwärts und die Kraft der Flügel aufwärts begünstigt. Bei letzteren scheint auch noch die durch ihre eigene Schwere beim Herabstürzen gewonnene Geschwindigkeit zu unterstützen.

An der allgemeinen Zerstörung von Fischleben, an welcher sich Mitglieder der verschiedensten Thierclassen und Ordnungen betheiligen, haben die Eisvögel keinen geringen Theil. Sie sind zum Angriff darauf mit einem starken Schnabel begabt, dessen Form und Gewalt sie den Reihern und Spechten nahe stellt. Da Flug die einzige Grundlage ihrer Werkthätigkeit ist, so legte die Natur auch alle Kraft und alles Gewicht hauptsächlich auf ihr unverhältnißmäßig großes Vordertheil, so daß ihnen beim Raub Schwerkraft hauptsächlich zu statten kommt. Die Länge ihres Kopfes und Schnabels ist so ziemlich gleich mit der ihres Rumpfes.

In ihrer Beziehung zum Menschen sind die Eisvögel, wie es scheint, von ganz geringer oder gar keiner Bedeutung. Der friedliche fischende Choco-Indianer, so wie die dort lebenden Neger und Zambos lassen sie ihr ichthyophages Gewerbe ungestört und in paradiesischem Frieden betreiben.

2. Cuculidae.

Eigentliche Kuckucke fanden wir auf der ganzen Landenge nicht, die Familie ist aber durch die eigenthümliche Sippe der „crotophagæ" vertreten. Eine Species davon findet sich am untern Atrato an mehr offenen begrasten oder Schilfflächen häufig. Die Unzugänglichkeit dieser Oertlichkeiten ließ uns mit diesen, wie es scheint, gesellig lebenden Vögeln nur oberflächlich bekannt werden. Wir sahen sie häufig in Gesellschaft oder wenigstens in der Nähe von Reihern, Camichis oder Cabrillas (Palamedea cornuta), Spornflüglern (Parra Jacanna), Rallen und mehreren Arten von Cassicus. Sie haben namentlich mit Cassicus cristatus in ihrem Treiben viel Aehnlichkeit.

Die Stellung der Crotophagæ zum Menschen ist ebenso unbedeutend als die der Halcyoniden. Als Larven- und Insectenzerstörer dürfen sie vielleicht und zunächst als Wächter im Pflanzenreich angesehen werden.

3. Trogonitae.

Aus dieser Tropenfamilie, die an Pracht des Gefieders mit den Papagaien wetteifert und vor diesen noch reichen Metallschimmer voraus hat, fanden sich auf unserer Forschungslinie vier verschiedene Species,

von denen mir eine ganz neu und die andern mit T. caligulatus und T. aurantiacus identisch erschienen; der herrliche Federschmuck verschaffte dieser Vogelgattung beim Neu-Granadier den Namen „el lindo."

In ihrem Thun und Lassen bilden die Trogone oder „Curucus," wie sie sonst auch heißen, den ausgesprochensten Gegensatz zu den lärmenden Eisvögeln. Wäre nicht das mit den höchsten Farben geschmückte Federgewand dieser Vögel, so hätte es der Jäger schwer sie aufzufinden. Ihrem Gewerbe, dem Insectenraub, folgen sie einsam und still. Sie wechseln in leisem Flug auf kurze Strecken von einem Baum zum andern, wobei sie sich gewöhnlich überhängende Zweige an Flußufern wählen, nachdem sie eine kurze Weile auf der Lauer gesessen sind. Weibchen und Männchen scheinen sich dabei in gegenseitiger Nähe zu halten. Ihr Ruf, den ich übrigens nur selten hörte, gleicht einem tiefen Schnurren, dem eines Spinnrades oder einer Drehmaschine nicht unähnlich. Die eigentlichen melodischen Töne die dieser Vogelgattung zugeschrieben werden, hörte ich nie.

Sonst haben die Trogone einiges mit dem Kukuck gemein, dessen Familie sie in manchem verwandt sind. Hierauf weist auch eine anatomische Eigenthümlichkeit hin, indem bei beiden die Federdecke so leicht in die Haut befestigt ist, daß von der Erschütterung alsbald ein großer Theil davonfliegt, wenn man diese Vögel auf zu geringe Entfernung schießt. Dieser zarte Federeinsatz macht das Balgabstreifen dieser Thiere besonders schwierig. Ein anderer Befund an dem Trogon ist daß das Fett an den rothgefärbten Körpertheilen am Charakter dieser Farbe theilnimmt und dann ein entsprechendes Pigment zeigt.

Durch eine Wendezehe bilden die Trogone ein Mittelglied zwischen den wirklichen Zygodaktylen und Klammerzehern. Unter allen zu diesen Ordnungen gehörigen Sippen sind sie vielleicht die wenigst gewandten und schwächsten Vögel, die ihrer Beute nur durch leises Auflauern habhaft werden können.

Am Südsee-Abhang der wasserscheidenden Cordillere hatte ich einmal zufällig Gelegenheit einen dieser Vögel näher zu beobachten, und namentlich zu bemerken mit welcher Vorsicht er sich seinem Nest in der Höhlung eines alten gebrochenen Baumstammes näherte. Er machte nämlich, ehe er in sein Sanctuarium schlüpfte, sicherlich drei bis vier Haltstationen, den Eingangspunkt sorgsam bewachend, ob in dessen Nähe und drinnen alles sicher sey. Endlich flog er auf den Rand des Nestes, guckte hinein, drehte sich und guckte heraus, und erst nachdem er das Feld rein wußte, schlüpfte er hinein.

Solche ängstliche Vorsicht weist gewiß auch auf des Thieres natürliche Körperschwäche, da ihm weder Flugkraft noch sonst Stärke in Schnabel oder Beinen zu Gebot stehen, um sich gegen Feinde mit Erfolg vertheidigen zu können.

So ist dieses reich gekleidete Kind feuchter Waldnacht in der That nur ein schön aufgeputzter Hätschling der Natur, der nur in überschwänglichem Tropenüberfluß sein Leben zu fristen vermag. Seinem Mangel an Muskelkraft entsprechen auch der leicht eingesetzte Federschmuck, dessen Farben dem Sonnenlicht ausgesetzt bleichen sollen.

An der Farbenzusammenstellung der Trogone ist eigenthümlich daß bei den einzelnen Arten gerade die Gegenpole des Farbenkreises beisammenstehen. So ist T. caligulatus grün und roth, und T. aurantiacus blau und orangegelb gefärbt.

4. Prionitidae.

In ähnlichem Verhältniß wie die Trogone zur physischen Oekonomie des Landes scheinen die Vögel dieser Familie zu stehen. Wir fanden sie indessen nur einfach und gleichsam sporadisch vertreten. Die uns zu Handen gekommene Form ist ein Momotus, wenn ich nicht irre, identisch oder doch sehr nahe verwandt mit M. coeruliceps, Gould., dessen Bekanntschaft ich schon früher im Gebiet des Bravo del Norte gemacht hatte. Der breite, starkgekielte, grobgesägte Schnabel mit dem ihn die Natur ausgerüstet, macht diesen Vogel zu einem wichtigen Mitglied in der Reihe der Zerstörer von kleinen Vögeln, Insecten, Würmern und wahrscheinlich auch kleinen Reptilien, wodurch er in der Reihe der Kreophagen, Kukuleiden und Meropiden steht.

5. Galbulinae?

Wenn ich nicht irre, so enthält unsre Sammlung zwei Species dieses schönen Vogelgeschlechts, dessen grüner metallglänzender Federschmuck mit dem der Colibris wetteifert. Die spanischredende Bevölkerung in manchen Gegenden Neu-Granada's gibt diesen befiederten Bewohnern feuchter Tropenwälder den treffenden Namen „Tornasol oder Tornasolito," was sich auf ihr Licht zurückstrahlendes Gefieder bezieht.

Sonst werden sie auch in Naturgeschichten unter dem Namen „Jacamar" aufgeführt. Ich hatte leider nie Gelegenheit die Stimme eines Tornasol zu hören, obwohl ich zwei derselben zu verschiedenen Zeiten ruhig im dunklen Busch sitzend fand, wo sie ohne Zweifel auf ihre Beute lauerten. Ein leises Zischen wird diesen prachtvollen Vögeln zugeschrieben, die sonst von Natur nicht sehr stark bedacht worden sind. Sie reihen sich ihrem Gebahren nach an die Trogone, nehmen aber beim Aufsitzen eine mehr wagrechte Stellung als jene, welche den Körper senkrecht dabei halten.

Zwei oder drei Species, den beiden eben aufgeführten Vogelfamilien verwandt, wurden unserer Sammlung ebenfalls in den höher gelegenen Landstrichen in der Nähe der Fälle des Truandó und des dortigen Tafellandes einverleibt. Sie zeigten Charaktermerkmale, nach denen sie den Meropiden näher zu stehen kommen, doch waren sie mir alle zu neu als daß ich sie hier förmlich einreihen möchte. Sie sind, wie die vorigen, Insecten- und Larvenfresser, und schließen sich auch sonst in ihrem Treiben an die eben besprochenen Familien an.

6. Picidae.

Von eher verstandenem Nutzen im Haushalt der Natur sind die Spechte. Nicht allein daß sie eine große Menge schädlicher Insecten zerstören, sondern sie helfen auch eine Masse todten oder kranken Holzes beseitigen, welches sonst jungem gesünderen Nachwuchs im Weg stehen bliebe. Da sie außerdem auch kernfressend sind, so ist ihnen nicht nur ein Aufräumen in der Pflanzenwelt, sondern auch ein Beschränken des Saatwuchses zugetheilt. So sind sie durch ihre Lebensaufgabe nicht bloß mit den Scansoren, sondern mit einer Menge anderer Vogelfamilien, Gattungen und Arten verwandt. Die Spechte und ihre Verwandtschaft bilden wie die Halcyoniden nach den Wasservögeln zu eine Verbindung mit den höher organisirten Meruliden, Muscicapiden, Sylphiäliden u. a. m.

Die größte Species von vier oder fünf Spechtarten welche wir auf der Landenge fanden, ähnelt in Farbe und Größe dem europäischen

Picus Martius. Außerdem fanden wir bei allen weniger Farbenpracht als bei ihren Verwandten höherer Breiten. Schwarz, Weiß und Braun sind die vorherrschenden Farben bei ihnen, und nur zwei oder drei von ihnen zeigten Kappen jenes bekannten brennenden Scharlachroths, wie es vielen Spechtarten eigen ist.

Die Mehrzahl der Species gehören den höher gelegenen Theilen der Landenge an. In der großen Kette natürlicher Arbeitsvertheilung nehmen die Spechte eine ähnliche Stellung ein wie die Papagaien. Es sind wilde Vögel, die noch viel weniger Zähmung ertragen als diese, und die fast vor aller Cultur weichen. Ihr vielfaches Vorkommen durch die Waldeinöden von Choco zeugt von dem unbetretenen Zustand dortiger Natur.

Der Name welchen die Choco-Indianer dieser Vogelfamilie geben, ist „Zorré.“ Es ist eigenthümlich, aber dem Charakter dieser Thiere angemessen, daß andere indianische Namen dieses Vogels alle von jambischem Tonfall sind. So nennen ihn die Dumas „D'mQuitza“ und die Kokapa's „Schompá.“

Das spanische „Carpintero“ bezieht sich auf das holzhackende Gewerbe des Vogels, während Specht und Pic-(us) Naturlaute sind, zu denen wohl des Vogels Geschrei Veranlassung gegeben.

Die Spechte sind wohl vorzugsweise Kletterer, da ihnen die Natur außer wahren Kletterfüßen auch noch den Stützschwanz verlieh, mittelst dessen sie sich an senkrechten Flächen um so leichter auf und abbewegen können. Die Papagaien, ebenfalls mit einer besonderen Fortbewegungsgabe außer Flügeln und Beinen bedacht, hängen sich mehr hin und her als daß sie eigentlich klettern.

7. Rhamphastidae.

Von Tukanen enthält unsere Sammlung drei, vielleicht vier verschiedene Species, darunter einen „Pteroglossus“ (wahrscheinlich Arasari), welcher den Küstenstrich und die darum gelagerten Tiefländer zu bewohnen scheint. Die höher sich hinaufziehenden Tafelländer zeigen zwei oder drei Species wahrer „Rhamphastes,“ welche alle ersteren an Größe und Farbenreinheit des Gefieders übertreffen. Statt der dunkelgrünen Grundfarbe des Arasari herrscht bei den eigentlichen Rhamphasten ein glänzendes Sammetschwarz vor, auf dem sich das entschiedene Scharlachroth, Citronen- und Pomeranzengelb zusammen mit den mehr oder weniger hoch und bunt gefärbten Schnäbeln trefflich ausnimmt.

In der Lebensweise sind sich die Tukane wohl alle gleich, und da sie nicht allein Früchte und Insecten fressen, sondern auch fremde Vogelnester ihrer Eier und Jungen berauben, so theilen sie mit andern hier aufgezählten Vögeln, die ebenfalls ein Diebs- und Räuberhandwerk betreiben, eine gewisse Stille und Schweigsamkeit, welche übrigens an den Tukanen noch ganz besonders auffällt. Nur gegen Sonnenuntergang ließen sie sich zuweilen lang und unablässig hören, so daß sie, 8 bis 12 Individuen zusammenhaltend, Wald und Busch mit lautem, aber eintönigem Geschrei erfüllten. Ob dieß regelmäßig jeden Tag und um dieselbe Stunde gegen Sonnenuntergang und nur an gewissen Stellen geschehe, konnten wir leider bei unserer Reiseweise nicht genau erfahren. Das Volksohr faßt den Ruf dieses Vogels etwas verschiedenartig auf und unterlegt demselben mehrerlei spanische Worte, wie: „Dios te de! Dios te de!“ oder „Dios te ve! Dios te ve!“ oder „dos dares! dos dares!“ Der Tonfall ist dabei sehr glücklich wiedergegeben, der Ton selbst aber stellt sich wie ā ă ă ā ă ă oder auch — ◡ ◡ — ◡ ◡ in A dur.
a gis gis a gis gis

Was übrigens die unterlegten spanischen Worte betrifft, so ist das „Dios te ve!“ ein bitterer Spott [1] auf des Tukans Räubergewerbe, sie würden wohl besser auf die Zunge eines andern Vogels gelegt, welcher zusieht wie der diebische Riesenschnäbler ein fremdes Nest seiner Eier oder jungen Brut beraubt.

Ihrer Jagd und Aetzung folgen die Tukane still, aber schnell fliegend, sich dabei in Gruppen zu ihres Gleichen und andern ganz verschiedenen Geschlechtern haltend. Häufig sieht man sie mit ein paar Arten von Cassicus oder auch Psittacus in den Wipfeln der höchsten Bäume. So bemerkte ich sie oft auf einem Baum welchen die Eingebornen Jagua oder auch Higueron nennen, und welcher in der That eine Ficusart ist, dessen kleine kugelförmige Früchte sich die Tukane besonders schmecken ließen. Ich fand die Magen mehrerer Individuen förmlich damit angestopft, was um so bemerkenswerther ist als diese verdächtige Frucht von keinem andern Vogel berührt wird.

Tukane sind wegen der Höhe der Bäume, auf welchen sie gewöhnlich aufsitzen, schwierig zu schießen, um so mehr, da ihr Körper im Verhältniß zu ihrer Federbedeckung und Schnabelausrüstung klein ist. Verwundet scheinen sie indessen leicht zu erliegen.

Wozu den Arasaris (Pteroglossus) die lange seitlich befiederte Zunge verliehen ist, läßt sich wohl nur vermuthen. Sie dürfte ihnen vielleicht dienen wie den blumensaugenden Trochiliden oder den insectenspießenden Spechten, um aus den zerdrückten Eiern den dickflüssigen Inhalt auszusaugen, wozu eine solche Zungenbürste bewundernswürdig geeignet ist.

Sonst ist die abenteuerliche Figur dieser Waldvögel mehr bekannt als der Zweck des übermäßigen Schnabelverhältnisses, welches bei den Kletterern einen ähnlichen Grundgedanken wie beim schwimmfüßigen Pelikan wiederholt. Der Gebrauch und die Führung des Schnabels zum Erhaschen und Verschlingen hat bei beiden Vogeltypen Aehnlichkeit, indem sie den Fraß zu letzterem Zweck in die Höhe werfen.

Dieß alles bedingte indessen Form und Größe des Tukanschnabels noch nicht, und sollte noch ein näherer Zweck desselben bezeichnet werden, so wäre es vielleicht das Vogelnesterbestehlen. Um den Inhalt der Beutel- und Hangnester, d. i. die darin befindlichen Eier und Jungen herauszubekommen, oder überhaupt Früchte und andern Fraß zu erlangen, welcher sich auf Zweigen befindet die einen Tukan zu tragen zu schwach sind, so bedarf der Vogel jenes kolossalen Schnabels, der hinreicht wohin sich der Vogel selbst nicht trauen darf. Hiezu ist aber auch die specifische Leichtigkeit desselben unerläßlich. Der Tukanschnabel ist nicht allein Greifinstrument, sondern auch Schild gegen etwaige Vertheidigungsversuche der Beraubten. Ebenso begünstigt der zellige innere Bau des mächtigen Schnabels ein geschärftes Geruchsvermögen seines Besitzers. Der an sich schwache Vogel ist damit auf das vollkommenste ausgerüstet um seine Lebenszwecke zu erfüllen. Durch seinen fleischliebenden Geschmack und sein räuberisches Treiben im allgemeinen verbindet der Tukan die Kletterer mit wahren Raubvögeln.

In den Provinzen Chocó und Cartagena heißt der Tukan „Palto“ sonst führt er in Neu-Granada auch die Namen, wie sie eben als seinem Geschrei unterlegt angegeben wurden.

---

[1] Dios te ve heißt: Gott sieht dich!

8. Psittacidae.

Unter allen Kletterern erscheint die Familie der Papagaien auf der Landenge von Chocó generisch und numerisch am vielfältigsten gegliedert und verbreitet. Unter den von uns gesammelten Papagaien herrschen die Spitz- oder Keilschwänze und unter diesen wieder wirkliche Arase mit unbefiederten Backen vor. Wir bekamen unter 7 Species von Papagaien 5 Spitzschwänze und darunter 4 Arase zur Hand. Dabei ist aber zu merken daß außer diesen noch zwei weitere Species gesehen wurden, die keine Arase zu seyn schienen.

So weit meine Bekanntschaft mit Papagaien reicht, sind die eben angeführten Arase: Psittacus Macao; Ps. Araurana (oder Ps. cyano-croceus); Ps. severus? und Ps. militaris. Unter den übrigen befinden sich wahrscheinlich: Ps. passerinus und ein oder zwei Kricks Ps. fringillaceus? und Ps. Tovi?

Ihrer topographischen Vertheilung nach fanden wir Ps. Macao am Golf von Uraba, welchen sie täglich hin und her überfliegen, um im Delta des Atrato ihrer Aetzung nachzugehen. Sie fliegen in losen Gruppen, die einzelnen darunter aber immer paarweise zusammenhaltend. Hin und wieder läßt sich darunter wohl auch ein Trio bemerken, wobei dann je nach dem Geschlecht des Dritten entweder an ein verwittwetes Weibchen oder an einen überzähligen schmachtenden Junggesellen gedacht werden kann. Sie legen die Strecke von 12 bis 15 Meilen in sicherem rabenähnlichem Flug zurück, wobei sich die einzelnen Gruppen oder Paare mit dem wohlbekannten unangenehmen Geschrei gegenseitig zurufen.

Der blau und gelbe Aras, welcher auch um Cartagena vorzukommen scheint, ist am Atrato sehr gemein, auf dessen beiden Ufern er lärmend hin und her wechselt, während der rothe dort nur sporadisch vorzukommen scheint. Ps. Araurana kam uns oft zu Schuß. Das Fleisch derselben fanden wir ziemlich zäh, doch war es für unsere sonst kargen Feldsuppen stets willkommen.

Diese Species sahen wir bei den Eingebornen häufig gezähmt.

Den Papagai-Aras (Ps. severus?) fanden wir zwar häufig am Atrato und seinen Nebenflüssen Truando und Nercua, die Species schien aber mehr scheu als die vorige. Bei den Eingebornen führt sie den Namen „Cheja" (Tschecha), was ihrem scharfen Geschrei entsprechend gebildet zu seyn scheint. Sie sind wie die übrigen Arase namentlich Morgens und Abends laut.

Die vierte Species, Ps. militaris, d. i. der große grüne brasilianische Aras, ward nur auf dem Tafelland am obern Nercua getroffen, wo diese Vögel sehr schwer zu bekommen sind, da sie sich stets nur auf den höchsten Bäumen halten. Dieß ist auch überhaupt Ursache warum der Reisende diese prachtvoll gefiederten Luftsegler nur selten so nahe zu beobachten Gelegenheit hat, daß er sie den Eindrücken reicher Tropennatur einzuverleiben vermag.

Die kleinste Species keilschwänziger Papagaien scheint von allen am häufigsten und zahlreichsten verbreitet. Ich sah sie in zahllosen Schwärmen um Cartagena, am Golf von Uraba, und hin und wieder am Atrato, bin aber bis jetzt nicht gewiß ob alle zu einer Species gerechnet werden dürfen.

Aehnlich streichen auch kleine Papagaien (Ps. passerinus), welche ich übrigens nur an den dickbewaldeten Ufern des Atrato fand. Der Lärm welchen diese zierlichen Miniaturpapagaien aufschlugen wenn sie zusammen in einer dichtbelaubten Baumkrone einfielen, erinnerte mich stets an einen Heerzug von Staaren oder Rohrammern. Ihr scharfes Geschrei war als befände man sich in der Nähe einer Sensenschmiede.

Die sonst noch beobachteten Papagaiarten konnten nicht näher bestimmt werden, ausgenommen daß es Stutzschwänze waren und die volksthümlichen Namen Loro und Lorito führten.

Mit den Spechten sind die Papagaien die am meisten zum Klettern begabten Paarzeher, d. i. die Natur stellte ihnen außer den Kletterklauen noch den starken Klaffschnabel zur Verfügung, der ihnen zum Hängen dient, und also in einer Weise dem Stützschwanz der Spechte entspricht. Diese außergewöhnliche Gabe findet sich unter den Säugethieren im Greifschwanz gewisser Affenfamilien wiederholt. Sie beweist die gränzenlose Vorsicht womit die Natur ihre Arbeitskräfte, organisch und unorganisch, so auszustatten weiß daß den vorgesteckten Zwecken stets mit Sicherheit entsprochen werden kann.

Wie die Affen scheinen auch die Papagaien mit der Verbreitung gewisser Fruchtbäume, namentlich Palmen und Musen, Schritt zu halten.

In ihrer Beziehung zu menschlicher Cultur stehen sie wie die übrigen Kletterer sehr niedrig, obwohl sie an geistigen Eigenschaften den Affen nahezu gleich kommen. Sie dürfen vielleicht überhaupt als eine Analogie derselben in der Vogelwelt angesehen werden. Beide verbinden mit großer Klugheit und Gelehrigkeit eben so viel Hang Schaden und Unheil anzurichten. Mangel an culturfähigen Tugenden macht beide Thierclassen für den Menschen nahezu werthlos, so daß der nimmersatte Pelikan oder der blutdürstige Falke und andere aus der gefiederten Classe über sie zu stehen kommen.

Ihr wirklicher Nutzen muß erst noch aufgefunden werden, während der Schaden den gewisse Papagaiarten in den Pflanzungen tropischer Länder verursachen, bekannt genug ist. Ich kann sie darum nur als müßige Schmarotzer betrachten, die auf den Ueberfluß tropischen Pflanzenwuchses angewiesen sind, und überall da feindlich auftreten wo der Mensch versucht die Vegetation für die Zwecke der Civilisation zu cultiviren.

Die Papagaien sind wie Tukane, Trogone und andere hier aufgeführte Kletterer ausschließlich an die Tropen gebunden — ein Umstand der ihrer Wichtigkeit für das Menschengeschlecht im Wege steht. Klimatische Unversetzbarkeit geht bei vielen Psittaciden so weit, daß manche Arten, sobald sie eine gewisse Breite übersteigen, nur selten zu leben vermögen. Von mehr als vier Duzend Parralits, welche mehrere Vogelliebhaber unserer Expedition aus dem Hafen von Cartagena mitnahmen, erreichten nur wenige New-York oder Washington, und auch diese starben bald dahin.

Ihre Todesart war eine Reihe epileptischer oder sonst krampfhafter Anfälle.

Ueber den Verfasser der ältesten aus dem hydrographischen Bureau des Königs von Spanien in Sevilla hervorgegangenen Weltkarte vom Jahr 1527.

(Von J. G. Kohl.)

Von den beiden ältesten nach dem Muster officieller Küstenaufnahmen entworfenen und aus dem hydrographischen Bureau des Königs von Spanien zu Sevilla hervorgegangenen Weltkarten, die zu Weimar aufbewahrt werden, ist die eine, aus dem Jahr 1529, anerkanntermaßen von dem königlichen Kosmographen Diego Ribero, der sich auf der Karte selbst genannt hat, verfaßt.

Der Verfasser der andern der beiden berühmten Weimar'schen Karten dagegen aus dem Jahr 1527 ist auf dem Document selber nicht genannt. Er wird in der darauf bezüglichen Inschrift des Documents nur ganz unbestimmt als ein Kosmograph Sr. Maj. bezeichnet. Diese Inschrift, auf die ich in Folge meiner Untersuchung noch oft zurückkommen werde, lautet vollständig so: „Carta Universal, en que se contiene todo lo que del mundo sea descubierto fasta aora. Hizola un Cosmografo de Su Magestad Anno 1527 en Sevilla." (Universalkarte, in welcher alles enthalten ist was von der Welt bisher entdeckt wurde. Es machte sie ein Kosmograph Sr. Maj., im Jahr 1527 in Sevilla.)

Diejenigen welche diese Karte ihrer Aufmerksamkeit würdigten, haben verschiedene spanische Kosmographen als Urheber derselben bezeichnet; doch hat man dabei fast nur aufs Gerathewohl hin- und hergerathen, und die Frage kaum einer ernstlichen und eingehenden Untersuchung unterworfen.

M. C. Sprengel, der in seiner bekannten Abhandlung [1] nur die Karte von Ribero vom Jahr 1529, dagegen aber die anonyme Karte von 1527 gar nicht genau untersuchte, hat beide für verschiedene Copien desselben Werks gehalten, und daher auch die Karte von 1527 wie die von 1529 für eine Arbeit des Ribero ausgegeben. [2] Eine genaue Vergleichung beider Karten zeigt aber daß sie durchaus nicht als Copien desselben Werks betrachtet werden können. Nicht nur ist die Behandlungsweise der Zeichnung in jeder eine andere, nicht nur sind die Handschriften verschieden, sondern auch auf Schritt und Tritt weichen die auf ihnen enthaltenen Angaben, die Namen und die Details der Küstenconfiguration ab. Sie scheinen, zum Theil wenigstens, nach ganz anderen Quellen und Musterkarten gezeichnet zu seyn.

Es wäre nun zwar dennoch denkbar daß derselbe Autor Ribero im Jahr 1527 nach gewissen Autoritäten und im Jahr 1529 nach andern Mustern, die er nun für besser hielt, arbeitete. Auch die Verschiedenheit der Handschrift in beiden Karten ließe sich bei einer Annahme eines und desselben Autors noch etwa so erklären, daß derselbe Copisten oder Schreiber verwendete, und nicht alles oder nicht beide Karten eigenhändig schrieb.

Allein die ebenfalls große Verschiedenheit der Orthographie der auf beiden Karten enthaltenen Namen ist ein Umstand, der bestimmter als alles andere auf eine Verschiedenheit der Autorschaft hindeutet. Wenn auch der „Kosmograph Sr. Maj." die ganze Karte nicht selbst schrieb, oder wenn er nur die Urskizze schrieb und sie von einem Copisten aufs reine bringen ließ, so hielt er doch gewiß darauf daß die Namen so geschrieben würden, wie er es für richtig hielt, und duldete bei den Copisten keine Abweichung von seiner Rechtschreibung.

Auch die Anonymität des Verfassers von „1527" ist in dieser Beziehung ein bemerkenswerther Umstand. Auf „1529" hat sich Ribero, wie gesagt, mit Namen genannt. Auch alle die Karten die er vor 1529 machte, giengen unter seinem Namen, und waren an Bord mehrerer spanischen Entdeckerflotten, z. B. der des Loaysa als „Ribero's Karten" bekannt. Ribero war ein Kosmograph und Kartenmacher („maestro de hacer cartas") ex professo, der seinen Namen niemals verschwiegen zu haben scheint. Warum sollte er sich ausnahmsweise auf der Karte von 1527 in Anonymität hüllen?

Alle diese Erwägungen erheben daher die Ueberzeugung daß Ribero nicht der Verfasser der Karte von 1527 war, zu fast völliger Gewißheit.

Hr. v. Lindenau, der in einer längern Abhandlung die Karte von 1527 umständlich untersuchte, sagt „daß nach einer Angabe des früheren Besitzers" (vermuthlich meint er ihren Nürnberger Besitzer, Hrn. v. Ebner?) von einem Bruder des Christoph Columbus verfertigt sey. Diese Angaben will er „aus Mangel an bestimmten Gründen keineswegs für unwahr erklären, und hält es dann nicht für unmöglich daß Bartholomäus Colon der Mann sey dem die Karte etwa zugeschrieben werden könnte. [1] Allein wir wissen sehr bestimmt daß Bartholomäus Colon im Jahr 1527 längst todt war. Er starb nach Herrera im Jahr 1514. Und dasselbe geht auch aus andern Quellen deutlich hervor. [2]

Außer Bartholomäus gab es in Spanien nur noch einen Bruder des großen Admirals, nämlich den Diego Colon, der wie Bartholomäus seine Brüder nach Westindien begleitete und daselbst eine Zeitlang eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Wir haben aber nie gehört daß dieser unbedeutendste unter den drei Brüdern Colon je sich mit Kartenzeichnen abgegeben, oder sich je „Kosmograph Sr. Maj." genannt habe. Ueber sein Todesjahr steht, so viel ich weiß, zwar nichts mit Bestimmtheit fest. Doch ist es wohl ziemlich gewiß daß er 1527 ebenso wie seine andern Brüder schon sehr lange todt war. Herrera erwähnt ihn zum letztenmal im Jahr 1509 als einen Begleiter seines Neffen, des Admirals Diego Colon, und darnach verschwindet von ihm alle Spur. Wäre er im Jahr 1527 noch am Leben und ein irgendwie bedeutender „Kosmograph" gewesen, so wüßten wir sicherlich etwas von ihm.

Hr. v. Lindenau gedenkt dann auch noch des „Vicekönigs von Hispaniola" (oder besser Admirals) „Diego Colon," den er übrigens fälschlich auch unter die „Brüder des Christoph" versetzt, da er bekanntlich ein Sohn desselben war, und er meint, es sey nicht wahrscheinlich daß derselbe, nachdem er 1509—1517 „Vicekönig" gewesen, im Jahr 1527 „wieder die Stelle eines königl. Kosmographen" angenommen habe. Es genügt zu sagen daß auch der Admiral Diego Colon im Jahr 1527 schon zwei Jahre todt war. Er starb 1525 auf der Reise im Dorf Montalvan in Spanien. [3]

Auch der berühmte Sebastian Cabot figurirt unter den Candidaten, die man für unsere Karte als Autoren vorgeschlagen hat. Dieß thut unter andern Bertuch, ohne uns zu sagen worauf er seine Ansicht stützt. [4] Wir wissen jedoch mit Bestimmtheit daß Cabot im Jahr 1527 tief im

---

[1] Ueber Diego's älteste Weltkarte von M. C. Sprengel. Weimar 1795.
[2] Sprengel. l. c. p. 12. sqq.

[1] Lindenau in Zachs monatlicher Correspondenz October 1810. l. c. p. 348 und 49.
[2] Herrera I. 10. 16. Monumentos Ineditos. Vol. 16. p. 545.
[3] Herrera III. 8. 15.
[4] Bertuch in den allgemeinen geographischen Ephemeriden. 34. Band. p. 35.

Innern Südamerika's am oberen La Plata oder Parana mit Entdeckungen neuer Länder und mit indianischen Händeln beschäftigt war, und schwerlich an Verfertigung einer Weltkarte denken konnte. Er war schon im April 1526 von Spanien dahin abgesegelt. [1]

Hr. von Lindenau, der zugibt daß Sebastian Cabot wegen seines Alibi nicht im Jahr 1527 zu Sevilla unsere Karte eigenhändig machen konnte, und der doch geneigt ist sie dem Cabot zuzuschreiben, schlägt daher einen Mittelweg ein, und hält es wahrscheinlich „daß diese Welt-Karte, wenn auch nicht von Cabot selbst, doch vielleicht nach seinen Entwürfen und unter seinen Augen verfertigt worden sey.“ [2]

Hierauf läßt sich aber zunächst bemerken daß das „unter seinen Augen“ doch auch wider das Alibi streitet. Was aber einen „etwa zum Grunde liegenden Cabot'schen Entwurf“ betrifft, so muß so etwas zwar als möglich zugegeben werden. Cabot hat bekanntlich viele Karten gezeichnet, die sowohl Ortelius als auch Hakluyt erwähnen und noch am Ende des 16ten Jahrhunderts sahen. Auch wird er von den spanischen Schriftstellern sehr häufig ein „Cosmografo“ genannt. Namentlich erwähnt auch Ortelius von ihm eine Universal-Karte der ganzen Welt. In neuester Zeit hat Hr. Jomard in Paris einige dieser Cabot'schen Karten, die man bisher für völlig verloren hielt, wieder aufgefunden und in seinen Geographischen Monumenten publicirt. Ich habe diese Karte genau mit der unsrigen verglichen, und ich habe weder in der Schrift noch in der den Ländern gegebenen Configuration, noch in irgend welchen andern Beziehungen kaum eine Spur von Aehnlichkeit zwischen beiden Productionen entdeckt.

Die Cabot'sche Karte bei Jomard ist allerdings aus einem viel spätern Jahr (weil sie sowohl Chili als auch den Amazonenfluß nach Orellana hat, möchte man sie etwa in das Jahr 1546 setzen), und Cabot konnte 1546 ein anderes Werk liefern als 1527. Allein dennoch, so sollte man denken, müßten wenigstens in dem spätern Werke die Grundideen des frühern, die Hauptumrisse, die Küstenobjecte und die ganze Manier durchschimmern; der Autor könnte sich in seinen beiden Werken nicht ganz verläugnen. Auch sollte man mit Recht erwarten daß er in den spätern Werken Fortschritte zum Bessern aufweisen müßte, dieß ist aber gar nicht der Fall. Mehr steht zwar auf der Cabot'schen Karte bei Jomard, aber das wenige was die Karte von 1527 enthält, ist viel sorgfältiger und gewissenhafter gearbeitet. Die von 1546 ist in der Configuration Südamerika's äußerst roh.

Es ist bekannt daß Sebastian Cabot und sein Vater Johann die Küste Nordamerika's am St. Johannistage (24 Juni) 1497 in Sicht bekamen, und daher eine kleine Insel daselbst „St. John's Island“ nannten. Dieser berühmte Punkt des Cabot'schen Landungsplatzes ist auf mehreren alten Karten zu finden. Er steht auch auf der Karte von Ribero; allein auf der uns beschäftigenden Karte von 1527 steht er nicht. Schwerlich würde ihn Cabot selbst auf einer von ihm oder unter seiner Leitung angefertigten Karte vergessen haben. Unsere Karte enthält überhaupt gar keine Spur der Entdeckungen der Cabots, außer einzig und allein den Namen „Bacallaos,“ der von ihnen herrühren soll.

Ich betrachte es daher als im höchsten Grad wahrscheinlich sowohl daß Sebastian Cabot unsere Karte nicht machte, als auch daß er weder durch einen von ihm zu Grund gelegten Entwurf noch auf andere Weise sich an der Construirung der Karte betheiligte.

[1] Herrera III. 9. 3.
[2] S. Lindenau l. c. p. 380. sqq.

Alex. von Humboldt hat, so viel ich weiß, nirgends einen Versuch gemacht den Verfasser unserer Karte ausfindig zu machen. Er sagt bloß daß der frühere Besitzer, Hr. v. Ebner in Nürnberg, geglaubt habe „die Weimar'sche Karte von 1527 sey einst in der Bibliotheca Colombiana zu Sevilla gewesen, deren Stifter Christoph Colons gelehrter Sohn, Don Fernando Colon, war.“ [1] Ich weiß nicht worauf sich diese Aussage stützt. Vielleicht war es eine Sage welche unsere Karte aus alten Zeiten traditionell begleitete. Von dem werthvollen Fingerzeig der in dieser Tradition liegt, werde ich alsbald unten Gebrauch machen. Mir ist nicht bewußt daß jemand noch sonst auf irgend einen andern Geographen als Autor unserer Karte verfallen sey. Es fragt sich daher nur, da wir keinen Candidaten mehr im Felde haben, ob wir selbst einen auf die Bühne treten lassen können.

Ueber die bedeutendern spanischen Kartenzeichner und Kosmographen die im Jahr 1527 in Sevilla seyn konnten, und deren Zahl nicht sehr groß war, sind wir ziemlich vollständig unterrichtet. Viele von ihnen werden während der merkwürdigen Verhandlungen in Badajoz über die Molukken von den spanischen Autoren häufig genannt. Ich will von ihnen zuerst diejenigen beseitigen, auf die man etwa verfallen könnte, und dann den nennen, dem meiner Meinung nach die Autorschaft unserer Karte am wahrscheinlichsten zugeschrieben werden muß.

Unter den bedeutendsten Piloten der Junta von Badajoz wird vor allen sehr häufig Estevan Gomez genannt, der im Jahr 1519 den Magalhaens begleitet hatte, ein persönlicher Bekannter von Cabot und Ribero war, und der im Jahr 1524 von der Junta von Badajoz abberufen wurde, um eine Entdeckungsreise nach dem Norden von Amerika zu unternehmen, die er 1525 ausführte. Es ist wohl kein Zweifel daß Gomez Karten machte, jedenfalls solche die er auf seinen Reisen an Ort und Stelle aufnahm. Ob er je das mühselige Geschäft eine große Weltkarte zu compiliren übernommen hat, wissen wir nicht; wir erfahren übrigens nach der Rückkehr von seiner Reise im Jahr 1525 nichts mehr von ihm. Es ist möglich daß er 1527 noch lebte, aber es läßt sich nicht constatiren.

Im Jahr 1518 wurde dem Gomez der Titel Piloto gegeben. [2] Wir wissen nichts davon daß er je den höhern Titel „Cosmografo de Su Magestad“ officiell erhalten hätte. Ueberhaupt gibt ihm auch sonst kein Historiker par courtoisie das Prädicat „Kosmograph;“ er war mehr ein praktischer Seefahrer als ein wissenschaftlicher Hydrograph. Es ist schon deßwegen zu bezweifeln daß er sich an eine solche Arbeit wie die unsrige machte, und daß er sich darauf so vornehm als „Cosmografo de Su Magestad“ hätte bezeichnen sollen.

Der Zweifel wird noch erhöht durch den Umstand daß die Entdeckungen welche Gomez im Jahre 1525 an der Nordküste von Amerika machte, zwar auf unserer Karte verzeichnet, aber doch sehr unvollständig angegeben sind. Auch ist sein Name gar nicht in der großen „Tierra de Gomez“ genannt. Auf der Karte von Ribero paradirt derselbe in großer Schrift, auch hat Ribero viel mehr Namen aus des Gomez Reise als die Karte von 1527. Es ist höchst unwahrscheinlich daß Gomez selbst das vergessen sollte dessen ein Fremder sich erinnerte.

Es kommt dabei ferner in Betracht daß unsere Karte von 1527 die erste ist auf der die von Magalhaens entdeckte und damals noch gewöhnlich mit dem von ihm gegebenen Namen „Estrecho de todos los

[1] Humboldt in der Vorrede zu Ghillany l. c. p. 3, und Kritische Untersuchungen l. c. I. 418.
[2] Herrera II. 3. 7.

Santos“ (die Meerenge aller Heiligen) bezeichneten Straße zum erstenmal „Magellans Straße“ genannt ist. Schwerlich würde Gomez, der ein Feind und Nebenbuhler des Magalhaens war, der ihm abtrünnig wurde und ihn in Spanien verleumdete, ihm zuerst diese Ehre zugestanden haben.

Aus allen diesen Gründen halte ich es für höchst unwahrscheinlich daß Gomez der Autor unserer Karte war.

Ein zweiter bekannter Kartenzeichner und Pilot jener Epoche war Juan Vespucci, ein Neffe des berühmten Amerigo Vespucci. Von diesem Mann sagt Peter Martyr daß er die Seefahrts- und Polarkunst (maritimam et polarem artem) von seinem Ohm als ein Erbstück überkommen habe. [1] Nach dem Tode seines Ohms wurde er (1512) zum „Piloten des Königs“ (Piloto de Su Altezza) mit einem Gehalt von 20,000 Maravedis ernannt, und es ward ihm ein ausschließliches Privilegium auf die Anfertigung von Seekarten gegeben. Im Jahr 1515 erhielt er noch eine Gehaltszulage von 10,000 Maravedis, und wohnte als Mitglied jener bekannten Junta von Seefahrtskundigen von 1515, so wie auch der noch berühmteren Junta von 1524 bei. „So,“ sagt sein Biograph, „fuhr er fort, bis er im Jahr 1525 plötzlich seiner Stelle enthoben und ohne Gehalt und Pension entlassen wurde.“ [2] Dieß sieht einer ungnädigen Entlassung sehr ähnlich. Doch muß er bald wieder zu Gnaden aufgenommen worden seyn, denn Herrera berichtet daß derselbe Juan Vespucci im Jahr 1526 wieder in königliche Dienste getreten sey. Er bekam damals nach der Abreise des königlichen Oberpiloten Sebastian Cabot die Stelle eines Examinators der Steuerleute in Sevilla. [3]

Juan Vespucci, ein berühmter Kartenzeichner, ist also der erste unter den Candidaten welche die Chroniken uns darbieten, von dem es höchst wahrscheinlich ist daß er im Jahre 1527 in Sevilla anwesend war. Und ich halte es für möglich daß er auch an der Verfertigung unserer Karte nicht unbetheiligt blieb. Ob er aber wirklich der in der Inschrift unserer Karte bezeichnete „Cosmografo de Su Magestad“ selber sey, bleibt aus zwei Gründen sehr zweifelhaft. Erstlich weil wir den Juan Vespucci wohl „Piloto de Su Altezza“ und auch „Examinador do Pilotos“ nie aber „Cosmografo de S. M.“ genannt finden. Und zweitens, weil gar nicht abzusehen ist warum Vespucci auf der Karte sich hätte in Anonymität hüllen sollen. Solche allgemeine Bezeichnungen waren auf den spanischen Karten gar nicht gewöhnlich, vielmehr scheinen die spanischen Piloten, die aus dem Kartenzeichnen Profession machten, sich von Juan de Cosa's ältester Karte an bis auf die von Ribero, und natürlich auch noch später, immer auf ihren Karten ausdrücklich genannt zu haben.

War also die Nennung des Namens Regel, so mußte für die Anonymität eine besondere Veranlassung vorliegen, und diese läßt sich bei Juan Vespucci nicht entdecken. Er war ein ziemlich untergeordneter Beamter, und ein solches Werk konnte ihm nur zur Ehre gereichen.

Es sind uns leider sonst keine anderen Karten des Juan Vespucci aufbewahrt, aus deren Zuziehung und Vergleichung wir noch weitere unsere Ansicht unterstützende Schlüsse ziehen könnten.

Nuño Garcia ist ein dritter berühmter spanischer Kartenzeichner und Pilot aus der uns beschäftigenden Epoche. Obgleich die Schriftsteller nicht viel specielles von seinen Lebensumständen berichten, so geht doch daraus daß er an der Seite von Ribero, Cabot, Vespucci zum Mitglied der Junta von Badajoz ernannt wurde, [4] hervor daß er viel Vertrauen und Ansehen genoß. Es wird von ihm unter anderm erzählt daß er alle die 20 Seekarten machte die Magelhaens auf seiner Reise um die Welt mit an Bord nahm, und daß er auch nach des Magelhaens Reise wieder neue Seekarten componirt habe, die alsdann Loaysa 1525 bei der zweiten Weltumsegelung mit an Bord nahm. Es wird uns ferner berichtet daß Loaysa auch Seekarten von Diego Ribero an Bord hatte. Die Seekarten von Ribero und Nuño Garcia werden in den Berichten über Loaysa oft neben einander erwähnt und in ihren Abweichungen mit einander verglichen. Es scheint darnach als wären Ribero und Garcia die beiden Männer die sich am meisten mit der kartographischen Darstellung der Entdeckungen des Magelhaens, eine der Hauptpartien der beiden Weimarschen Karten, beschäftigt hätten. Und es läge demnach sehr nahe zu denken daß auch Garcia sich die Aufgabe gestellt hätte wie Ribero einmal die ganze Welt auf einem Planiglobus darzustellen, und vorauszusetzen daß wir hier in unseren beiden Karten die Producte der beiden Rivalen und Genossen vor uns hätten.

Unglücklicherweise aber wissen wir, wie gesagt, von Garcia's Leben äußerst wenig. Wir hören nicht daß er je eine General-Weltkarte machte, oder daß er den Auftrag zur Abfassung einer solchen erhielt. Wir werden auch nicht benachrichtigt ob er sich 1527 in Sevilla aufhielt, und ob er damals überhaupt noch lebte. Es ist gewiß daß er unter den Piloten und Kosmographen, die 1527 in Sevilla lebten, nirgends genannt wird. Auch wird er nirgends, so viel ich weiß, „Cosmografo de su Magestad,“ sondern immer nur „piloto“ und „maestro de hacer cartas“ betitelt.

Der bedeutendste spanische Astronom aus der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, Alonso de Santa Cruz, der fast sein ganzes langes Leben hindurch als „Cosmografo de contratacion“ (Kosmograph des Indianhauses) in Sevilla verbrachte, war damals (1527) erst im Beginn seiner Laufbahn. Auch war er gerade im J. 1527 von Spanien abwesend. Er war nämlich als ein junger Unterbeamter mit Sebastian Cabot nach dem La Platafluß gegangen. [2] Santa Cruz wurde zwar vom König von Spanien officiell mit der Anfertigung von Musterkarten (Padrones Reales) beauftragt. Allein diese Aufträge fallen in eine viel spätere Zeit. Und an eine Betheiligung dieses Mathematicarum omnium artium peritissimus [3] an unserer Karte von 1527 ist demnach ebenfalls nicht zu denken.

Wie Nuño Garcia, so wird auch noch ein anderer spanischer Kartenmacher, Alonso de Chaves, in Verbindung mit Diego Ribero genannt. Wir wissen fast nichts mehr von seinen Lebensumständen als daß er mit Diego Ribero zugleich im Jahr 1527 wie früher (1526) schon Juan Vespucci, während der Abwesenheit des Oberpiloten Cabot, als Examinator der Steuerleute im Indianhause zu Sevilla angestellt wurde. [4] Er war also vermuthlich im Jahr 1527 in Sevilla anwesend. Auch nennt ihn Herrera einmal „einen Kosmographen,“ dessen Mei-

[1] Peter Martyr. Dec. III. Lib. V.
[2] Navarrete, Opusculos. I. p. 75.
[3] Herrera III. 9. 3.

[1] Siehe Gomara Historia de las Indias Cap. C.
[2] Navarrete, Opuscula. Vol. II. p. 62. sqq.
[3] So nennt ihn D. Nicol. Antonio in seiner Bibliotheca Hispana nova.
[4] Herrera. Dec. IV. lib. 2, 5.

nung über Polhöhen und Positionen sehr geachtet gewesen sey. [1] Die Kosmographen Chaves und Ribero arbeiteten also in demselben Bureau und in derselben Qualification neben einander stehend. Es wäre sehr natürlich daß beide, sich gegenseitig inspirirend, darauf verfallen sollten sich dieselbe anderweitige Aufgabe, die Zeichnung einer Weltkarte, zu stellen.

(Schluß folgt.)

[1] Herrera III. 219. 2.

Bilder aus den amerikanischen Seekriegen.

Mitgetheilt von F. A.

1.

Die Schlacht auf dem Erie-See.

In dem Krieg von 1812—14 hatten die Engländer während des ersten Kriegsjahres auf den nordwestlichen Seen unbestritten die Oberhand. Der kleinen Flottille, welche sie fortwährend dort unterhielten, hatten die Amerikaner auch nicht ein einziges bewaffnetes Fahrzeug entgegenzusetzen. Dadurch standen die letztern in ihren Operationen zu Lande in einem sehr großen Nachtheil. Während die Engländer ihre Truppen, ihre Bagage, ihre Munition, ihre Lebensmittel etc. mit Schnelligkeit und Sicherheit nach allen beliebigen Punkten auf dem nordwestlichen Kriegstheater bewegen konnten, mußten die Amerikaner alles auf bodenlosen Wegen oder gar durch undurchdringliche Wälder und Sümpfe mühsam fortschleppen. Sie machten deßhalb im Jahr 1813 die größten Anstrengungen ebenfalls eine kleine Flotte auf die Beine zu bringen, die es mit der englischen aufzunehmen im Stande seyn würde. Bei Sadetts Harbour wurde ein Schiffsbauhof angelegt, von welchem in unglaublich kurzer Zeit drei Schiffe von Stapel gelassen wurden. Einige kleine Handelsschooner wurden dazu gekauft und als Kriegsschiffe ausgerüstet; und so lag denn bereits am 1 August eine kleine Kriegsflotte in dem Hafen von Presque Isle — jetzt Erie — zum Auslaufen bereit. Commandant dieser Flotte war der Commodore Perry, der, obschon erst 27 Jahre alt, doch bereits in der Flotte den Ruf eines erfahrenen, kühnen, entschlossenen und energischen See-Officiers hatte. Pulver hatte er jedoch noch nicht gerochen.

Die englische Flottille, unter Führung des Capitäns Barclay, lag vor dem Hafen, und da die Ausfahrt wegen einer Sandbank für die größern Schiffe sehr schwierig war, durfte Perry dieselbe unter dem feindlichen Feuer nicht wagen. Zum Glück für ihn segelte die feindliche Flotte nach der canadischen Küste ab. Er benutzte sofort die Gelegenheit um seine Schiffe über die Sandbank hinweg ins offene Wasser zu bringen. Als erst eins hinüber war, zeigte sich die britische Flotte wieder, segelte aber nach einer kurzen Recognoscirung unbegreiflicherweise abermals ab und verschwand aus den Augen. Sobald Perry alle seine Schiffe im offenen Wasser hatte, folgte er der englischen Flotte. Da er sie jedoch am ersten Tage nicht fand, kehrte er wieder zurück um Lebensmittel einzunehmen, und auf Seesoldaten, woran es ihm sehr fehlte, zu warten. Nachdem er ein Detaschement unter Capitän Elliot erhalten, segelte er nach Sandusky, wo er sich mit General Harrison in Verbindung setzte. Von dort fuhr er nach Malden, wo die britische Flotte lag, und gieng in dem benachbarten Hafen Put-in-Bay vor Anker, um das Auslaufen der britischen Flotte abzuwarten. Viele von seinen Leuten wurden hier vom Fieber befallen. Er selbst, so wie auch die drei Chirurgen seines Geschwaders, blieben nicht davon verschont. Erst Anfangs September war er im Stande seine Cajüte wieder zu verlassen. Um diese Zeit meldeten sich bei ihm 100 Freiwillige von Harrison's Armee, zum Theil vom 28. Infanterieregiment, größtentheils aber von der kentuckischen Miliz, welche die bevorstehende Schlacht als Seesoldaten mitmachen wollten. Diese seltsame Verstärkung war ihm sehr willkommen.

Am Morgen des 10 September wurde gemeldet daß die britische Flotte aus dem Hafen von Malden herauskomme, worauf Perry sofort alle Segel aufziehen ließ um ihr entgegenzueilen. Das amerikanische Geschwader bestand aus den Briggs Lawrence, Niagara und Caledonia, der Schaluppe Trippe und den Schoonern Ariel, Scorpion, Somers, Tigreß und Porcupine, welche Schiffe alle zusammen 54 Geschütze führten. Das englische Geschwader bestand aus den Briggs Detroit, Queen, Charlotte und Hunter, aus der Schaluppe Little Belt und den Schoonern Lady Prevost und Chippeway, mit im ganzen mit 63 Geschützen. Es war ein wunderschöner Herbstmorgen, und die leichte Brise kräuselte kaum die Oberfläche des Wassers, als die beiden Flottillen mit vollen Segeln langsam auf einander losfuhren. Der Vortheil des Windes war anfangs auf Seiten der Engländer. Perry, dem es nur darum zu thun war so schnell als möglich zum Kampf zu kommen, überließ ihnen diesen Vortheil, verzichtete auf jedes Manövriren und gieng direct auf den Feind los. Plötzlich drehte sich der Wind ganz unerwartet zu seinen Gunsten. Der britische Commandeur, Capitän Barclay, legte bei und wartete die Ankunft seines Gegners ab. Perry setzte alle Leinwand bei die er hatte, und trieb langsam vor dem Wind auf die britische Flotte zu. Die Brise war so schwach, daß er kaum zwei Meilen in der Stunde machte.

Das Ufer war mit Zuschauern gefüllt, welche auf das aufregende Schauspiel hinstarrten und mit der gespanntesten Besorgniß die Bewegungen des amerikanischen Geschwaders bewachten. Kein Wölkchen trübte den tiefblauen Himmel, und der See lag da so klar wie ein Spiegel, welcher die Schönheit und Reinheit des Himmels zurückstrahlte.

Perry, welcher persönlich das Flaggenschiff Lawrence befehligte, befand sich an der Spitze des Geschwaders. Indem er die schon früher für diese Gelegenheit angefertigte Flagge hervorzog und eine Kanonenlaffete bestieg, rief er die Bemannung des Schiffes zusammen und redete sie mit den Worten an: „Meine braven Bursche, diese Flagge enthält die letzten Worte des Capitäns Lawrence. Soll ich sie aufziehen?“ „Ja, ja, Herr!“ lautete einstimmig die freudige Antwort. Auf stieg die Flagge, und als sie im Wind flatterte, wurde sie mit lauten Hurrahs vom Verdeck begrüßt. Sobald die übrigen Schiffe des Geschwaders diese Flagge am Hauptmast des Flaggenschiffes wehen sahen, und daraus erkannten daß die ewig denkwürdigen Worte: „Gebt das Schiff nicht auf!“ die Parole des Kampfes bilden sollten, rollte ein donnerndes Hurrah die ganze Flotte entlang. Die Aufregung drang bis in die untersten Schiffsräume, und alle Kranken die nur im Stand waren sich zu rühren, stürzten aufs Verdeck um an dem bevorstehenden Kampfe theilzunehmen. Perry gieng

dann zu jeder Kanone hin und hatte ein Wort der Aufmunterung für jeden Artilleristen. Als er an einige der alten Theerjacken kam, die schon auf der „Constitution“ gedient hatten, und von denen manche jetzt mit verbundenen Köpfen dastanden, alle zum Kampf fertig, sagte er: „Nun, Jungens, seyd ihr fertig?“ „Alle fertig, Herr!“ lautete die rasche Antwort. „Euch brauche ich nichts zu sagen. Ihr wißt wie man jene Burschen dort schlägt,“ bemerkte er lächelnd.

Der Wind war so schwach daß es, nachdem die Vorbereitungen zum Kampf gemacht worden waren, noch anderthalb Stunden dauerte bevor das amerikanische Geschwader auf Schußweite an das englische herankam. Diese lange Pause der Unthätigkeit und ängstlichen Erwartung war schwerer zu ertragen als die Schlacht selbst. Jeder beobachtete schweigend die Schiffe des Feindes, oder unterhielt sich leise und ernstlich mit einem Freund, dem er einen letzten Auftrag zu geben, eine letzte Bitte ans Herz zu legen hatte, im Fall er im Kampf fallen sollte. Perry gab seine letzten Anweisungen für den Fall daß er bleiben sollte, befestigte Gewichte an seine öffentlichen Papiere, um sie im Fall der Niederlage ins Meer versenken zu können, las dann noch einmal die Briefe seiner Frau und zerriß sie, damit sie nicht dem Feind in die Hände fallen könnten.

Der tiefe Ernst und die Stille welche sich über das Schiff gelagert hatten, wurden endlich durch ein Hornsignal unterbrochen welches von dem „Detroit“ aus über das Wasser hin erschallte und mit lauten Hurrahs von dem ganzen britischen Geschwader beantwortet wurde. Eine einzelne Kanone, deren erste Kugel bei dem „Lawrence“ vorbeihüpfte, eröffnete dann die schwere Blutarbeit, und in wenigen Minuten begannen alle die langen Kanonen des Feindes gegen die amerikanische Flotte zu spielen. Da die Entfernung noch immer eine und eine halbe Meile betrug, konnte Perry seine Caronaden noch nicht gebrauchen, und es vergieng abermals eine ewig lange halbe Stunde, bevor er im Stande war das Feuer mit Erfolg zu erwiedern. Er steuerte direct auf den Detroit los, der um ein Viertel größer war als sein eigenes Schiff, und gab Befehl daß die Schooner welche zurückgeblieben waren auf eine halbe Kabellänge herankommen sollten. Dieser Befehl, der letzte welchen er während der Schlacht für das ganze Geschwader ertheilte, wurde durch Trompetensignale von Schiff zu Schiff mitgetheilt.

Da der leichte Wind sich fast ganz gelegt hatte, mußte der Lawrence bedeutend vom feindlichen Feuer leiden, bevor er dasselbe erwiedern konnte, und kaum hatte er seine Kampfstellung eingenommen, als das Feuer von drei feindlichen Schiffen auf ihn concentrirt wurde. In Rauch und Flamme gehüllt, bot Perry alles auf um seine Stellung bis zur Ankunft des Restes der Flotte zu behaupten. Zwei Stunden schon hatte er diesen ungleichen Kampf ausgehalten, ohne zu wanken. Die Kugeln krachten unaufhörlich in die Seiten des Schiffes, zertrümmerten die Kanonen und bestreuten das Verdeck mit Todten, bis das Schiff endlich, nachdem „jede Brasse und jede Boileine weggeschossen,“ als ein unlenkbares Wrack auf dem Wasser da lag. Aber noch immer sah man durch den Rauch, wenn er vor den schweren Breitseiten sich spaltete, seine Flagge wehen; noch immer glänzte im Sonnenlicht der glorreiche Wahlspruch: „Gebt das Schiff nicht auf!“

Fest und unbewegt durch das Schlachten um ihn her und durch seine eigene verzweifelte Lage, gab Perry seine Befehle eben so ruhig, als führte er ein Manöver aus. Obschon dieß seine erste Schlacht, und er durchaus nicht an solche Scenen des Blutvergießens gewöhnt war, zeigte sich auf seinem Gesichte keine Spur der Bewegung. Indem er einem Matrosen, dessen Kanone außer Ordnung gekommen war, Beistand leisten wollte, sah er wie der arme Teufel durch eine 24pfündige Kugel von seiner Seite gerissen wurde und ohne einen Laut verschied. Sein zweiter Lieutenant stürzte todt zu seinen Füßen nieder. Lieutenant Brooks, ein munterer, fröhlicher Officier von ungewöhnlicher körperlicher Schönheit, wurde in demselben Augenblick wo er ganz heiter mit ihm sprach, von einer Kanonenkugel nach der andern Seite des Decks hingeschleudert und auf die schauderhafteste Weise verstümmelt. Seine Weherufe und sein Jammergeschrei daß Perry ihn doch tödten möge um seinem Leiden ein Ende zu machen, übertönte selbst den Donner der Kanonen in jedem Theile des Schiffes. Die Sterbenden welche das Verdeck füllten, wandten ihre brechenden Augen auf ihren jungen Commandeur, wie wenn sie ihn fragen wollten ob sie ihre Schuldigkeit gethan. Die Lebenden, wenn ein vernichtender Schuß große Lücken in die Reihen ihrer Gefährten riß, blickten einen Augenblick in sein Gesicht, um dessen Ausdruck zu lesen, und traten dann ruhig in die Lücken ein.

Lieutenant Yarnall, ein rothes Taschentuch um den Kopf und ein anderes um den Hals gebunden, um das aus zwei Wunden strömende Blut zu stillen, und die Nase durch einen hineingedrungenen Splitter zu einem furchtbaren Umfang angeschwollen, entstellt und mit geronnenem Blut bedeckt, bewegte sich inmitten dieser entsetzlichen Scene wie der Genius der Verheerung und des Blutbades. Indem er auf Perry zutrat, meldete er ihm daß jeder Officier in seiner Division getödtet sey. Andere wurden ihm gegeben, aber er kam bald mit derselben traurigen Botschaft zurück. Perry sagte ihm dann, er müsse allein fertig werden, weil er ihm keine mehr geben könne, und der tapfere Mann gieng allein zu seinen Kanonen zurück.

Nur ein einzigesmal gieng der Schatten einer Bewegung über die Züge des unerschrockenen Commandeurs. Er hatte einen Bruder an Bord, einen Knaben von 12 Jahren. Dieser kleine Bursche, dem schon zwei Kugeln durch den Hut gegangen waren, und der mehrmals von Splittern getroffen worden war, stand noch immer an der Seite seines Bruders, betäubt durch die entsetzliche Kanonade und das Blutbad um ihn her, als er plötzlich zu Boden fiel. Einen Augenblick dachte Perry, es sey auch um ihn geschehen, aber er war nur von einer Hängematte, die eine Kanonenkugel gegen ihn geschleudert hatte, zu Boden geworfen worden.

Nachdem bereits alle Kanonen, bis auf eine einzige, demontirt worden waren, focht Perry noch mit dieser einzigen, bis auch sie von der Laffette heruntergeschossen wurde. Von den 100 Mann, mit denen er einige Stunden vorher in den Kampf gegangen war, waren nur 18 noch unverwundet. Indem er einen Blick durch den dichten Pulverdampf warf, sah er, wie die „Niagara,“ die dem Anschein nach noch unbeschädigt war, aus der Schlacht forttrieb. Er sprang sofort mit seinem jungen Bruder in ein Boot und sagte seinem zurückbleibenden Officier: „Wenn ein Sieg erkämpft werden kann, so will ich ihn erkämpfen.“ Der Feind bemerkte seine Bewegung und richtete sofort sein Feuer auf das Boot. Die Ruder wurden in den Händen der Matrosen durch Musketenkugeln zersplittert, und die Leute selbst wurden mit Schaum bespritzt von den zahllosen Kugeln und Kartätschen welche rings umher von allen Seiten ins Wasser schlugen. Das Boot glitt schnell durch das eiserne Unwetter hindurch und erreichte sicher die „Niagara.“ Als die noch Lebenden auf dem „Lawrence“ ihren Commandeur an der

Seite des Schiffes hinaufklettern sahen, brachen sie in ein kräftiges Hurrah aus.

Da Commodore Perry die Niagara noch in gutem Zustand fand, ließ er ihr Haupttopsegel brassen und zog sein Signal für nahes Gefecht auf. Von Schiff zu Schiff erhoben sich die Antwortssignale im Sonnenlicht, und drei Hurrahs erschallten über das Wasser hin. Dann gab er seine Segel dem Wind hin und fuhr direct auf die Mitte der feindlichen Linie los. Er sparte sein Feuer auf, bis er sich mitten zwischen der feindlichen Flotte befand, worauf er beide Breitseiten auf Pistolenschußweite spielen ließ. Wie ein flammensprühender Vulcan schleuderte die Niagara Tod und Verderben nach rechts und links, auf die Schiffe Detroit und Lady Prevost. Nachdem er die Linie passirt hatte, drehte er auf der Stelle um, fuhr wieder zwischen den englischen Schiffen hindurch und entlud abermals beide Breitseiten. Das Jammergeschrei, welches aus dem Schiff Detroit erschallte, übertönte selbst den betäubenden Kanonendonner, während die Bemannung der „Lady Prevost," außer Stande das furchtbare Feuer auszuhalten, in den Schiffsraum hinunterrannte und ihren verwundeten, betäubten und verwirrten Commandeur allein auf dem Deck ließ, wo er, das Gesicht auf die Hand gestützt, mit blödsinnigem Blick auf das vorübersegelnde feindliche Schiff hinstierte.

Die andern amerikanischen Schiffe waren mittlerweile ebenfalls herbeigekommen, und der Kampf wurde jetzt ein allgemeiner. Für die Zuschauer an der Küste war die Scene in diesem Augenblick unbeschreiblich aufregend. Weit hinaus auf dem ruhigen Wasser lag eine weiße Wolke, aus deren Schooß unaufhörlich zuckende Blitze und laute Donnerschläge hervorbrachen, deren rollendes Echo weithin über die Tiefe erschallte, bis es im einsamen, schweigenden Wald erstarb.

Ein so nahes und mörderisches Gefecht konnte nicht lange dauern. Es wurde bald klar daß sich der Sieg den Amerikanern zuneigte; denn während das Feuer der Engländer immer schwächer wurde, flatterte das Signal „Nahes Gefecht!" noch immer von der Niagara, und das Antwortssignal wehte stolz am Mast jedes amerikanischen Schiffes. Fünfzehn Minuten, nachdem das erste Signal gegeben worden war, war der Kampf zu Ende. Ein weißes Taschentuch, welches vom Hackebord der „Queen Charlotte" wehte, verkündete die Uebergabe. Das Feuern hörte auf; der Rauch verzog sich langsam, und die beiden Flotten kamen nach und nach zum Vorschein, unter einander gemischt, zerfetzt, zertrümmert und mit Todten bedeckt. Der Verlust auf jeder Seite war 135 Todte und Verwundete.

Nachdem Perry die Gefangenen gesichert und die eroberten Schiffe bemannt hatte, kehrte er nach dem „Lawrence" zurück, welcher als hülfloses Wrack in einiger Entfernung lag. Seine Flagge die er gestrichen hatte bevor die Niagara den Kampf begann, wehte wieder stolz im Winde. Kein Wort wurde gesprochen als er das Schiff betrat; ein schweigender Händedruck war das einzige Zeichen der Begrüßung. Das Verdeck war ringsum mit abgerissenen Gliedern übersäet, und die Leichen von zwanzig Officieren und Seeleuten lagen in schaudererregenden Gruppen umher.

Als die Sonne über dem stillen See niedersank, beleuchteten ihre letzten Strahlen ein trauriges Schauspiel. Diese Schiffe, welche ihrer Spieren, ihres Takelwerks und ihrer Segel beraubt waren, sahen aus als ob ein Orkan über sie hingefahren sey; trostlose Oede und Verwüstung herrschte auf ihren Verdecken. Im Dämmerlicht wurden die Leichen der gefallenen amerikanischen Seeleute der Tiefe übergeben.

Der Aufruhr des Tages hatte sich gelegt, und ein tiefes Schweigen herrschte jetzt über den beiden Geschwadern, die ruhig vor Anker lagen — ein Schweigen, das nur durch das dumpfe Stöhnen der Verwundeten, welches von Schiff zu Schiff wiederhallte, unterbrochen wurde.

Das Pferderennen bei Savannah im Jahr 1858.

Im Januar 1858 wurde ein großes Pferderennen bei Savannah vom dortigen Jockey-Club ausgeschrieben, wozu sich Preisbewerber aus allen Nachbarstaaten einfanden, um die sehr hoch ausgesetzten Preise zu erringen und Wetten zu machen, für die sich dort eben so große Liebhaberei findet wie in England. Der Renngrund liegt einige Stunden von der Stadt entfernt, ganz im Walde, und wurde von einem reichen Herrn dem Jockey-Club, von welchem dieser Herr auch Vorstand ist, zum Geschenk gemacht. Der Platz bildet ein längliches Viereck, mag eine starke Viertelstunde lang seyn, und ist mit einem hohen Bretterzaun eingefaßt. Die Rennbahn selbst ist eine englische Meile lang und geht im Kreise herum, jedoch so weit vom Zaun entfernt, daß außer der Fahrstraße noch hinreichend Raum vorhanden ist um Chaisen und Reitpferde aufzustellen, die auch dort gefüttert werden können. Im innern Kreise der Rennbahn wird Mais gebaut, und einige schöne Lebenseichen zieren den Platz. Bei der Einfahrt steht ein kleines Häuschen für den Thorwart, dem jedermann seine Eintrittskarte vorzeigen muß, und fährt man längs der Rennbahn einige hundert Schritte vorwärts, so kommt man an ein schönes großes Wohnhaus, für Mitglieder und Fremde bestimmt, in dem alle Arten von Speisen und Getränke zu haben sind, und von wo aus die Damen dem Rennen zusehen. In der Nähe steht ein kleines Häuschen für die Schiedsrichter, und von da aus wird auch das Zeichen zum Anfang für das Rennen durch Trompetenschall verkündet. Einige Schritte weiter, und wir sehen wieder ein hübsches Wohnhaus, von welchem aber nur der untere Theil als Schenke benützt wird, der obere als Speicher für Feldfrüchte dient. Nach diesem Wohnhaus kommt ein langes Gebäude, und wie es scheint das allerwichtigste für den größten Theil der Besuchenden. Es ist dieß das Spielhaus. Dieses hat gegen den Rennplatz zu eine breite offene Gallerie über eine Stiege, und hinter dieser befindet sich ein 200 Schuh langer Saal, der mit Hazardspielen aller Art überfüllt ist. Wer hier für die achttägige Dauer des Festes eine Bank auflegen will, hat hiefür die Summe von 300 Gulden zu bezahlen, und daß diese Leute dabei reichlich ihre Rechnung finden, beweist ihre große Anzahl, die sich wohl auf 40 mag belaufen haben. Die besten Geschäfte machten die Roulette-Tische. Der Amerikaner liebt leidenschaftlich hohes Spiel, und so sehr er auch sonst rechnet, so bleibt es dennoch eine auffallende Erscheinung daß er beim Spieltisch sein Geld mit einer Geduld und selbst Ruhe zum Opfer bringt, die sich schwer erklären läßt. Von Stunde zu Stunde wird der Haufen Gold des Bankiers immer größer, ohne daß die Spielenden klüger würden, die gewöhnlich nicht eher aufhören zu setzen bis der letzte Kreuzer aus dem Sack verschwunden ist, und sich auch niemand mehr findet der borgt. Das Pferde-

rennen ist für die Mehrzahl Nebensache, wer nicht durch Wetten daran betheiligt ist, kann ganz gewiß an einem dieser Spieltische gefunden werden.

Das Pferderennen beginnt Morgens 9 Uhr, und dauert mit Unterbrechung von ein paar Stunden bis Abends 4 Uhr, in welcher Zeit immer nur zwei, höchstens drei Pferde zu gleicher Zeit auf der Rennbahn erscheinen. Die Reiter werden vorher gewogen und durch Anhängen von Steinen einander im Gewicht gleich gemacht. Um den hohen Preis zu erringen, muß im Laufe von acht Tagen ein Pferd alle übrigen erlegt haben, wodurch die bessern Pferde öfters auf der Rennbahn erscheinen. Das erstemal wird die Rennbahn viermal umritten, womit es für diesen Tag schließt. Die folgenden Tage wird die Bahn nur einmal durchrannt, und diejenigen welche sich beim ersten Rennen besonders hervorthaten, werden nun durch einfache Touren unter sich noch so lange gemustert bis die bessern bestimmt sind, und sogleich auch die hiefür ausgesetzten hohen Preise bezahlt. Die Rennpferde haben hinter dem Spielhaus ihre Stallungen, und zwar jedes ein eigens abgesperrtes Haus, wozu nur der Herr oder Wärter den Schlüssel besitzt, während Hunderte von Reit- und Chaisenpferden den ganzen Tag mit Sattel oder Geschirr in der brennenden Sonnenhitze aufgestellt bleiben müssen, wo es mit Füttern und Tränken gar nicht gewissenhaft gehalten wird, da dieses Geschäft den Negern obliegt, während der Herr am Spieltisch sich befindet. Dagegen wird auf das Rennpferd die größte Sorgfalt verwendet, und kommt dieses von seiner Tour ganz mit Schweiß bedeckt am Ziel an, so stehen auch schon mehrere Neger bereit es durch hölzerne Späne davon zu reinigen und mit Tüchern trocken zu reiben; die Nüstern werden mit frischem Wasser ausgewaschen, und zuletzt läßt man es ein wenig trinken, führt es noch etwas in der Runde herum und bringt es zum Stall. In kurzen Zwischenräumen ertönt die Trompete wieder, und ein neues Paar betritt die Bahn. Die Mehrzahl dieser Rennpferde — es waren deren siebenunddreißig — waren ausgezeichnet schöne Thiere, und den ersten Preis erhielt eine dunkelbraune Stute, in Südcarolina gezüchtet, die vor dem jedesmaligen Rennen ein solches Fieber bekam, daß man hätte glauben können sie müßte zusammenbrechen. So giengen acht Tage vorüber, wo sich täglich das nämliche wiederholte, aber am letzten Tag wurde die Gesellschaft lebendiger als gewöhnlich, und nachdem die Damen sich vom Mittagstisch entfernt hatten und die ohnehin stark angetrunkenen Herren das Zechen fortsetzten, entstand plötzlich Streit zwischen zwei Plantagenbesitzern. Der eine, ein alter Herr von vielleicht 70 Jahren, aber robustem Körperbau, versetzte mit seinem spanischen Rohr dem jüngern über den Tisch einen solchen Hieb auf den Kopf, daß dieser vom Stuhl stürzte, sich aber bald wieder erholte, auf die Beine sprang, und seinem Gegner auf den Leib rückte. Der Neffe des alten Herrn sah seinen Onkel in Gefahr, sprang vom obern Ende der langen Tafel herbei, holte seinen unvermeidlichen Revolver aus der Tasche, und schoß den jüngern gerade vor den Kopf, so daß man ihn für todt vom Fleck trug. Die Kugel drang beim linken Auge in den Kopf, hatte aber zum Glück für den Geschossenen dennoch keinen Theil des Gehirns verletzt, und bloß den Verlust des Auges und eine Cur von anderthalb Monaten zur Folge.

Ich wurde durch diesen Vorfall sehr erschreckt, war aber nicht wenig erstaunt als ich bemerkte daß das Ganze keine besonders große Aufregung unter der Gesellschaft hervorrief. Vergebens erwartete ich den Vorfall in den Zeitungen erwähnt zu sehen, und als ich nach einiger Zeit einem Herrn aus dieser Gesellschaft begegnete, und frug ob der Geschossene wohl geklagt und Schadenersatz verlangt hätte, erfuhr ich daß er sich wohl hüten werde so etwas zu thun, weil er sonst für immer aus jeder Gesellschaft ausgeschlossen wäre. Niemand sprach mehr davon, da die Sache in den Augen der Amerikaner eine so natürliche war, und das Gesetz nur dann einschreitet wenn sich ein Kläger findet, außerdem selbst der Mord ganz unbestraft bleibt. Der Herr gehörte noch überdieß zu den reichsten und angesehensten Familien des Landes, und ist im Umgang ein äußerst liebenswürdiger feiner Mann, der wegen seines großen Wohlthätigkeitssinnes beim Volk in hoher Achtung steht. Man sieht hieraus wie schwer es wird selbst für den gebildeten Menschen sich immer selbst zu beherrschen, wenn nicht durch Gesetze Schranken gegeben sind.

Mitglied dieser Gesellschaft zu werden kostet jährlich 25 Dollars, doch hat man selbst nicht nöthig Pferdebesitzer zu seyn. Wer das jährlich abzuhaltende Fest bloß als Zuschauer zu besuchen wünscht, ohne Stimme dabei zu haben, bezahlt 10 Dollars. Aus dem Ertrag welcher von den Zuschauern, Mitgliedern, Spielbanken, und dem hohen Eintritt den jedes Rennpferd bezahlen muß, erlöst wird, werden die Preise bestritten, welche oft 2—3000 fl. übersteigen.

Es gehört hier zum guten Ton Mitglied dieser Gesellschaft zu seyn oder doch wenigstens das Fest zu besuchen, wo sich die ganze schöne Welt aus Savannah einfindet, und eine gewisse Classe von Damen, welche sich nicht unter jede Gesellschaft mischen darf, sich in Chaisen zur Schau ausstellt.

Geistlichen ist es nicht erlaubt sich dort sehen zu lassen, weil bei hohem Spiel und allem was damit zusammenhängt anzunehmen ist daß Scenen vorkommen die mit dem geistlichen Stand sich nicht in Einklang bringen lassen.

Ich fand nach diesem Vorfall kein besonderes Vergnügen mehr mich länger in dieser Gesellschaft aufzuhalten, und ergriff die erste Gelegenheit mich auf eine nicht bemerkbare Weise zu entfernen, und fühlte mich erst ganz wohl als ich im Sattel saß und den Renngrund hinter mir hatte.

Die älteste Akazie. Die älteste aller Pflanzen im Jardin des Plantes zu Paris, die im Jahr 1635 von Vespasian Robin, Arborist des Königs Ludwig XIII, gepflanzte Akazie, ist auch heuer wieder voller Kraft und Saft. Von diesem mehr als zweihundert Jahre alten Baum-Exemplar sind alle die Samenkörner ausgegangen, welche einen der angenehmsten und nützlichsten Bäume nachgerade in ganz Frankreich verbreitet haben. Auch hat ihm Linnée den Namen Robinier gegeben, zum Andenken an den Dienst welchen Robin, der diesen Baum zuerst in Europa angepflanzt hat, der Wissenschaft leistete. (Musée des Sciences.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 36. Augsburg, 3 September 1859.

Wanderungen unter den Rothhäuten des hohen Nordens.

Auch der englische Buchhandel hat unter den Kriegssorgen gelitten, denn seit einem vollen halben Jahr erhalten wir wieder das erste werthvolle Buch für unsre Fächer, nämlich Paul Kane's Wanderungen unter den Indianern Nord-Amerika's. [1] Der Verfasser, seinem Beruf nach ein Maler, ist ein Canadier und scheint in keinen verwandtschaftlichen Beziehungen mit seinem berühmten Namensbruder Elisha Kent Kane zu stehen. Sein Geburtsort war ein kleines Dorf, Klein-York ehemals genannt, jetzt die Großstadt Toronto. Als Knabe sah er noch in der Nähe der Ansiedlung Rothhäute wohnen, welche jetzt schon weit gegen Westen verscheucht sind. Um nun die letzten Augenblicke der hinsterbenden Race zu beobachten und mit künstlerischer Hand das Fliehende noch festzuhalten, entschloß sich Kane im Jahr 1845 von den canadischen Seen aus in Begleitung von Pelzhändlern quer durch das Festland bis nach der Vancouverinsel zu reisen und den nämlichen Weg über die Felsengebirge wieder heimwärts einzuschlagen, überall bereit jedes Rothhautgesicht von besonderer Merkwürdigkeit zu porträtiren. Er hat es auch nicht versäumt sein Werk mit Holzschnitten und etlichen Farbendrucken von außerordentlicher Schärfe und Schönheit zu zieren. Da er ein ganz besonderes Augenmerk auf die Eingebornen hatte, so gedenkt er viel flüchtiger der landschaftlichen Eindrücke. Schon am Huronsee bei einem Dorf, auf der Insel Manetulin, welches die Indianer Manetouawning [2] die Höhle des großen Geistes nennen, wurde dem Verf. eine ziemlich romanzenhafte Geschichte mitgetheilt, die sich dort zugetragen haben sollte.

Etliche Jahre früher weilte dort eine Bande Odschibbewäs, und unter diesen ein Ehepaar, dessen Tochter den dichterischen Namen Awh-mid-way führte, der so viel bedeutet als die melodisch Einherschreitende. Sie galt als die preiswürdigste Schöne im Lager, und niemand geringeres als „Schwarzadler," der auf der Jagd und dem Kriegspfad seine Unerschrockenheit gezeigt hatte, durfte es wagen seine Wünsche ihr kund zu geben. Er zündete nämlich seine Barke an und ließ sie den Strom hinab an ihrer Hütte vorübertreiben. Ohne Zaudern kam sie herbei und löschte den Brand, wodurch sie ihn als Geliebten deutlich anerkennen wollte. Bevor nun der „Schwarzadler" sie von den Eltern kaufte, wollte er auf einem längern Jagdzug würdige Geschenke erbeuten. Kaum war er hinweggezogen, so erschien Shawwanossoway, damals ein großer Kriegshäuptling auf dem Gipfel seines Ruhmes. Er sah Awh-mid-way mit Wohlgefallen und begann sogleich ihr bedeutsame Aufmerksamkeiten zu erweisen. Er trug neun Kopfhäute an seinem Gürtel, und konnte die Abende mit Erzählungen seiner Thaten und Gefahren füllen. Trunkenen Ohres lauschten Awh-mid-way's Eltern und Verwandte, ganz entzückt über die Herzenseroberung der Dirne. Diese aber wurde von Shawwanossoway's Werbung nur gequält, denn sie wollte dem Abwesenden treu bleiben und nicht auf das Drängen der Anverwandten hören. Um allen Beunruhigungen zu entgehen, rief sie die Großmuth ihres neuen Bewerbers an, indem sie ihm ihre Liebe zu Muck-etick-enow, dem Schwarzadler gestand. Im Herzen des Verschmähten aber glühte Zorn und Eifersucht. Er erforschte von der Arglosen den Pfad den ihr Geliebter eingeschlagen, und setzte ihm heimlich nach. Wirklich erreichte er auch sein Lager und kroch an das abendliche Feuer heran, wo das Opfer seinen Abendimbiß zu bereiten sich anschickte. Unter Gestrüpp verborgen, schoß er den „Schwarzadler" nieder, verscharrte die Leiche und kehrte heim, beladen mit der Jagdbeute des Erschlagenen, die er für die seinige ausgab, um seine Abwesenheit zu erklären. Jetzt erneuerte er seine Bewerbungen, und wußte es, obgleich Awh-mid-way voll Entrüstung ihn anfangs abwies, durch das lästige Drängen der Verwandten so weit zu bringen daß die Dirne einen Tag bestimmte, bis zu welchem sie der Heimkehr des lang vermißten Geliebten warten wollte, bevor sie den neuen Bewerber erhörte. Dieser Tag war gekommen und bereits im Verstreichen. Es gibt keine Hochzeitsfeier an den Seen, sondern das Brautpaar verläßt auf einer Barke, wie zur Hochzeitsreise, auf etliche Zeit das Lager des Stammes. Das Brautcanoe lag feierlich ausgestattet am Ufer, es wurde der letzte nächtliche Schmaus in des Vaters Hütte gerüstet, als man zur allgemeinen Bestürzung die Braut nicht mehr fand und zugleich auch das Canoe vermißte. Shawwanossoway folgte in Begleitung seines Bruders am Ufer dem Flüchtling, aber erst nach etlichen Stunden wurde er den Kahn und die Dirne gewahr. Er überholte sie bei einer Landzunge und schwamm in den See, um sie durch süße Worte zu überreden ihn an Bord zu nehmen. Aber sie blieb taub, und regte so rüstig ihr

[1] Wanderings of an Artist among the Indians, by Paul Kane. London 1859. Longman.

[2] Wir behalten die englische Orthographie überall dort bei, wo die Aussprache der Worte so unsicher und willkürlich ausfallen müßte daß man durch eine phonetische Schreibart Gefahr läuft die wahren Laute des Wortes noch mehr zu verdunkeln.

Ruder daß sie ihn bald hinter sich ließ. Kaum hatte er schwimmend wieder das Ufer erreicht, so brach ein unbarmherziges Wetter über den See, welches die Brüder zwang dort wo sie waren zu übernachten. Als der Morgen graute, wurde die Verfolgung fortgesetzt und das Brautcanoe bald darauf am Ufer erspäht. Sie glaubten jetzt der zarten Beute ganz sicher zu seyn, erstarrten aber vor Weh und Schrecken, als sie vom Boot eine Heerde Wölfe verscheuchten die an den zerrissenen Gliedern der lieblichen Awb-mid-way gezerrt hatten. Wahrscheinlich hatte der Sturm die Unglückliche zum Landen genöthigt, und der Regen oder die Furcht, ihren Verfolgern ein Signal zu geben, sie verhindert ein Feuer anzuzünden, die einzige Waffe gegen die gierigen Thiere des Waldes. Shawwanossoway war so erschüttert von dem Elend welches seine Leidenschaften angestiftet, daß er gelobte seinen Tomahawk zum großen Geist hinaufzuwerfen, d. h. dem Kriegspfad auf immer zu entsagen und die Klapper eines Medicinmans statt seiner zu ergreifen. Auch hat er nie sein Gelübde gebrochen.

Minder romantisch waren die Abenteuer Kitchie-ogi-maws oder des **großen Häuptlings**, eines Manomani-Indianers, auf welchen Kane am Fox-River stieß. Der „große Häuptling“ sah sich genöthigt wegen einer „alten Geschichte,“ wie sie zu den Alltagserlebnissen des Hinterwaldes gehört, sich fern von den Ansiedlungen der Weißen zu halten. Sein mütterlicher Onkel war nämlich einst in Mackenaw gewesen, und dort in einem Schnapsladen mit zwei britischen Soldaten zusammengetroffen. Es fielen Schimpfworte, bis die Rothhaut einen der Krieger niederwarf und mit dem Knie auf der Brust und gezücktem Messer ihn bedrohte, wenn er nicht in Zukunft manierlicher sich betragen wollte. Der Camerad des Besiegten verstand aber die Worte des Wilden nicht, sondern zog sein Seitengewehr und stach die Rothhaut über den Haufen. Keine Bestrafung folgte dieser That, sondern der Todtschläger wurde nur seiner eigenen Sicherheit zu lieb in eine andere Garnison versetzt. Ein Jahr oder zwei später kam ein Hr. Clayman und ein Hr. Burnett den Fox-River abwärts an der Hütte der Familie unseres Indianers vorüber. Des Erschlagenen Schwester, die Mutter des „großen Häuptlings,“ rief ihren Mann und sagte ihm, jetzt sey die Rache reif geworden. Als der Indianer aus Furchtsamkeit zögerte, löste die grimmige Frau geschwind ihre Schürze von den Lenden und warf sie ihm verächtlich ins Gesicht, denn da er kein Mann sey, möge er Weibertracht anlegen. Da raffte der beschimpfte Ehemann seine Flinte auf und winkte Kitchie-ogi-maw, damals ein Bube von 14 Jahren. Beide beschlichen die Amerikaner welche im Begriff waren ihr Lagerfeuer zu schüren. Der Indianer hob in großer Aufregung sein Gewehr und zielte. „Vater, flüsterte der Bube, Ihr zittert zu stark, gebt mir das Gewehr und laßt mich schießen.“ Er nahm also die Waffe, kroch näher und schoß den einen Amerikaner nieder. Der andere machte sich augenblicklich auf die Fersen und verließ das Feuer. Dort fand der Bube eine Doppelflinte, raffte sie auf und setzte dem Flüchtigen nach. Da er noch nie ein doppelläufiges Gewehr in den Händen gehabt hatte, zog er einen Hahn auf, drückte aber an der falschen Zunge, so daß die Wirkung natürlich versagte. Als er jedoch zum zweitenmale sein Opfer eingeholt hatte, zog er beide Hähne und drückte beide Schüsse zugleich ab. Der Weiße wurde an der Schulter gestreift, den Buben aber streckte der Rückschlag des Doppelschusses zu Boden. Dadurch gelang es dem Amerikaner wieder einen Vorsprung zu gewinnen, den er jedoch durch einen Sturz über einen Baumstamm wieder einbüßte. Flüchtling und Verfolger standen sich jetzt mit gezückten Skalpmessern gegenüber, aber der junge indianische Mörder hielt es für gerathener einem Zweikampf auszuweichen bis ihm der langsamer nachfolgende Vater zu Hülfe kommen würde. Als der Amerikaner den alten Indianer in der Ferne sah, blieb ihm nichts übrig als von neuem zu fliehen. Die Nacht über dauerte die Jagd fort, aber gegen Morgen stieß der Flüchtling auf ein Lagerfeuer befreundeter Indianer, unter deren Schutz er sich in Sicherheit wußte. Kitchie-ogi-maw hielt es aber seitdem für klüger die Nähe jeder europäischen Niederlassung zu vermeiden und auf den blutigen Lorbeeren seiner Jugend auszuruhen.

Auf dem Wege von Fort William am Obern See nach dem Tausend-Insel-See holte der Verfasser eine „Brigade“ der Hudsonbay-Pelzhändler ein und setzte in ihrer Begleitung seine Reise nach Fort Alexander (Winnipeg-See) fort. Die Brigade bestand aus drei Canoes, jedes mit acht „Voyageurs“ bemannt. Diese Fahrzeuge, 28 Fuß lang und 4 bis 5 Fuß breit, waren aus Birkenrinde verfertigt und vermochten außer der Bemannung noch 25 Ballen zu je 90 Pfund zu tragen. Die Kähne selbst sind so leicht daß sie von den Voyageurs auf die Schultern gehoben und über die Landstrecken (Portages) getragen werden können, nicht nur dort wo man einen Fluß oder einen See verläßt um ein benachbartes Gewässer zu erreichen, sondern auch an den schwierigen Stellen des nämlichen Gewässers. Eine solche erreichte man schon am nächsten Morgen, wo sich der bisher benützte Strom von gleicher Höhe wie der Niagara herabstürzte und in den Augen unseres Malers diesem berühmten Fall an Schönheit insofern gleichkam, als er durch eine pittoreske, landschaftliche Umgebung das ersetzte was ihm an Wassermasse abgieng. Der Ruhm der „Voyageurs“ ist wohlverdient, denn ihre physische Stärke und Ausdauer ist wohl die höchste welche sich überhaupt irgendwo findet. Im Hudsonbaygebiet selbst heißt man sie Mangeurs du Lard, Schweinfleischesser vielleicht wegen ihres großen und wohlmotivirten Appetites, denn am Ende einer großen Reise über den Continent von Lachine nach der Columbiamündung sollen sie abgemagert wie Skelette ankommen. Einer der Mangeurs, wahrscheinlich ein Neuling, erschien eines Abends am Lager höchst vergnügt über den Fund eines saubern Hemdes aus schwarzen Kaninchenfellen von indianischer Arbeit. Der Anführer der Brigade, Hr. Lane, bedeutete ihm aber unverzüglich das Hemd an der Stelle wieder niederzulegen wo er es gefunden hatte, denn es ist die Sitte der Indianer auf den Gräbern ihrer Verwandten Geschenke jeder Art zu hinterlassen, im Vertrauen daß der große Geist sie ihnen beim Eintritt in die nächste Welt aushändigen werde. Dergleichen Todtenopfer bleiben von jedermann unberührt, da es als eine Lästerung gilt sie zu entwenden, und eine furchtbare, unerbittliche Rache dem Todtenräuber folgen würde.

Auf der Weiterreise wurde man von Sir George Simpson, einem der höchsten Hudsonsbaybeamten, eingeholt. Man sollte nun meinen, wenn sich Europäer in dieser Menscheneinöde begegneten, würden sie sich zum Plaudern niedersetzen und gemeinschaftlich weiter wandern. Sir George aber verweilte nur fünf Minuten um ein paar Worte mit unserm Verfasser zu wechseln, und hatte, da er mit zwei leichten Canoes reiste, bald darauf die Brigade weit hinter sich.

In der Nähe des Regen-Sees begegnete man einer Bande „Salteaux,“ die ein Zweig der Odschibbeways sind. Diese Leute werden von den Rothhäuten für Windigos, d. h. für Menschenfresser gehalten, und nach dem allgemeinen Aberglauben gehört nichts weniger als eine silberne Kugel dazu um einem Windigo das Leben auszublasen. Man

erzählte Kane einen gutverbürgten Fall, daß zwei Windigos, Vater und Tochter, aus Hungersnoth sechs ihrer Verwandten verspeist hätten. Nach diesem Schmause strichen sie in der Nachbarschaft umher, bis sie die Zelthütte einer alten Frau erreichten, deren Verwandten auf die Jagd ausgezogen waren. Die Alte, welche Vater und Tochter, und niemand der übrigen Verwandten kommen sah, witterte Schlimmes. Aus Vorsicht beschloß sie den Eingang zu ihrer Hütte schlüpfrig zu machen, indem sie Wasser über den Schnee goß, bis eine glatte Eisdecke sich gebildet hatte. Sie legte sich auch nicht nieder, sondern wachte mit der Axt in der Hand. Gegen Mitternacht vernahm sie Schritte, die sich vorsichtig über den krachenden Schnee bewegten, und durch die Ritzen der Hütte sah sie das Mädchen in lauschender Stellung, als wollte sie erforschen ob die Bewohnerin schliefe. Absichtlich schnarchte die Alte, und kaum hatte die Dirne den erwünschten Laut vernommen, so stürzte sie vorwärts, fiel aber auf dem glatten Eisfleck nieder und erhielt durch einen Axthieb in den Schädel ihren wohlverdienten Lohn. Die Alte eilte, die Rache des Windigo fürchtend, in die Nacht hinaus, der Vater aber, der lange vergeblich auf das verabredete Signal gewartet hatte, kroch zu der Hütte, rief seine Tochter, und stieß endlich auf ihre Leiche. Sein Hunger überwältigte jedes andere Gefühl, und da ihm die Alte entgangen war, hielt er auf der Stelle Schmaus an seiner eigenen Tochter. Dieser Zug von Anthropophagie unter den nordamerikanischen Rothhäuten wird vielen Ethnographen unerwartet kommen; allein auch hier haben wir eine der Ausnahmen, welche die Regel nur bestätigen. Die Windigos werden von allen Indianern mit Abscheu und Entsetzen betrachtet, denn sie meinen daß wer einmal Menschenfleisch gekostet hat, fernern Versuchungen nicht mehr widerstehen werde. Vor solchen Personen hütet man sich wie vor der Pest. Ihre Hütten müssen sie abseits bauen, und Kinder werden sorgsam von ihnen entfernt. Sonst geschieht den Windigos kein Leid, sondern man ist eher geneigt ihre Verirrung zu bemitleiden, zu der übrigens in allen bisherigen Fällen nur die äußerste Hungersnoth getrieben hat. So darf man denn trotz dieser Ausnahme, oder gerade wegen dieser charakteristischen Ausnahme behaupten daß der Vorwurf der Menschenfresserei die Rothhäute Nordamerika's nicht treffen könne.

Auf ein anderes Beispiel großer Gefräßigkeit, dießmal aus der Thierwelt, stieß man in den nächsten Tagen. Einer der Voyageurs fing nämlich einen Hecht, der, wie es anfangs schien, keinen Kopf, sondern nur zwei Schwänze hatte. Es fand sich jedoch bald daß der Hecht nur einen andern Fisch, der ziemlich so groß war wie er selbst, hatte verschlingen wollen, vorläufig aber nur die Hälfte seiner Aufgabe geleistet hatte.

In der Red-River Ansiedlung hielt sich Hr. Kane längere Zeit auf, um die Umgegend zu durchstreifen. Aus seinen gelegentlichen Bemerkungen erfahren wir auch den Ursprung des Wortes Pemmican, welches eine so große Rolle in den Beschreibungen der Franklinsfahrten spielt. Es wird übrigens falsch geschrieben, denn es stammt aus der Sprache der Kri-Indianer, wo Pimmi Fleisch, und Kon Fett bedeutet. Das Pimmicon wird aus dünnen Streifen Büffelfleisch bereitet, die zwischen zwei Steinen so lange geklopft werden, bis sich die Fasern trennen. Fünfzig Pfund solcher Fleischmasse und 40 Pfund Fett werden heiß vermischt und in einen Lederschlauch gepreßt, wo sie bald darauf zu einer harten Masse erstarren. Die Büffeljagden selbst, wie sie von den Halbblutansiedlern am Red-River betrieben werden, fand Kane öfter Gelegenheit kennen zu lernen. Bei einer der größten Jagden waren nicht weniger als 130 berittene Jäger bei einander und eine Heerde von 5000 Büffeln vor ihnen, sämmtlich Bullen, ohne daß eine einzige Kuh dabei gewesen wäre. Kane erklärt uns diesen sonderbaren Umstand nicht, aber wir erinnern daran daß Livingstone die nämliche Erscheinung bei den Antilopen Südafrika's fand, wo die Weibchen, wenn sie Junge haben, sich stets von den Bullen absondern, und zwar auf sehr einfache Weise, denn die Mütter sind viel furchtsamer, aber auch viel schnellfüßiger als die Männchen, so daß die erste Gefahr die beiden Geschlechter auseinander sprengt. Vielleicht ist ein ähnlicher Grund auch bei den Büffelheerden wirksam. Unsere Jäger nun hatten sich hinter einem Hügel versammelt, denn der Angriff erfolgt nicht eher als bis sämmtliche Theilnehmer vereinigt sind. Da der Büffel furchtsam ist und einen scharfen Geruch besitzt, so hatte man sich ihm nur, Dank einem Gegenwind, nähern dürfen. Die alten Jäger ermahnten die Neulinge zur Vorsicht, daß sie nicht ihre eigenen Cameraden schießen sollten, eine Fahrlässigkeit die bei einem Reiterschwarm nur zu häufig vorkommt. Dann nahm ein jeder für den Angriff einen Vorrath Kugeln in den Mund, denn man pflegt diese ohne Pfropf in den Lauf fallen zu lassen. Auf diese Weise kann man sehr rasch und im Galopp das Gewehr laden, aber freilich geschieht es auf Kosten der Stärke und Sicherheit des Schusses, so wie auf die Gefahr hin daß der Lauf zerspringt. Obgleich letzteres nicht selten vorkommt, achtet man doch wenig darauf, und die andern Nachtheile fallen weg, weil man nicht eher schießt als bis man der Beute auf ein paar Schritte sich genähert hat. Die Jäger kamen dießmal bis auf 200 Ellen den Büffeln nahe, als diese die Feinde bemerkten und in voller Flucht über die Ebene donnerten. Die Reiter sprengten in die Heerde hinein, und die Schüsse krachten bald auf einer großen Linie. Beim Fall eines Büffels wirft der Jäger etwas von seinen Kleidungsstücken auf die Beute und setzt dann die Verfolgung fort. Später dienen dann die weggeworfenen Gegenstände zur Feststellung des Eigenthums, welches selten bestritten wird. Wenn sich in zweifelhaften Fällen zwei Jäger zu einem Beutestück finden, wird in der Regel der Büffel friedlich getheilt. Nach der Jagd sah unser Autor einen der Halbblutindianer einen verwundeten Büffel vor sich herjagen. Auf die Frage, weßhalb er ihn nicht niederschieße, erklärte er, er wolle das Thier erst nach dem Lagerplatz treiben und dann tödten, da er auf diese Art der Mühe eines weiten Transports entgehe.

Das stärkste Fort am Red-River, welches die Hudsonsbay-Gesellschaft besitzt, ist das Fort Garay, dessen steinerne Mauern und mit Kanonen versehene Bastionen jeden Indianerangriff vereiteln würden. Hr. Kane ist voller Lob über die Politik der Hudsonsbay-Gesellschaft, und diese Ansicht hat für uns besondern Werth, insofern sie aus dem Munde eines Canadiers kommt, während gerade jetzt in Canada selbst gegen das Monopol der Pelzhandels-Gesellschaft agitirt wird. So allgemein verwerflich, wie man im allgemeinen die Monopole hält, sind sie gewiß nicht, und eine glänzende Ausnahme von der Regel macht jedenfalls die Hudsonsbay-Gesellschaft. Einer Freigebung des Handels würde unmittelbar eine völlige Ausrottung der Pelzthiergeschlechter nachfolgen. Hr. Kane bestätigt auch was wir kürzlich über die Hudsonsbay-Gesellschaft mittheilten, daß sie nämlich streng den Verkauf von Branntwein an die Indianer nicht bloß verbietet, sondern wirklich verhindert, und daß während die Rothhäute in den Unionsgränzen rasch aussterben und verkümmern, die Hudsonsbaystämme vergleichsweise noch eine große Gesundheit genießen und ein längeres Daseyn vor sich haben.

Norway House, eine Factorei der Gesellschaft am Nordende des Winnipeg-Sees, war das nächste Ziel des Wanderers. Der Name Winnipeg bedeutet Schlamm-See, den das Wasser auch redlich verdient, denn der Winnipeg ist so seicht daß scharfe Winde den Schlamm vom Grunde aufwühlen. Bevor Kane noch den Red-River verließ, konnte er eine Naturmerkwürdigkeit beobachten; er hörte nämlich deutlich ein sonderbares Geräusch, fast wie das Seufzen eines Menschen, welches von dem Red-River-Sonnenfisch (Petersfisch) herrührte, einem Thier von 2 bis 3 Pfund Schwere, das dem canadischen schwarzen Seebarsch gleicht. Das Sprüchwort „stumm wie ein Fisch" hat also ein Loch.

Von Norway-House brach Kane Mitte August in Begleitung einer andern Brigade Voyageurs zu seiner Reise über die Felsengebirge auf. Die Beschwerden der Wanderer begannen schon bei der Fahrt über Playgreen-Lake, wo ein heftiger Sturm Kane's Boot von den andern Fahrzeugen trennte und gegen eine Klippe warf. Dort waren er und seine Begleiter genöthigt zwei Tage lang unter gewaltigen Regengüssen zuzubringen, ohne daß sie einen Ast gefunden hätten um Feuer zu machen, während die andern Fahrzeuge ihnen gegenüber das Festland erreicht hatten, wo ihre Zelte und ihre Lagerfeuer sichtbar blieben. Erst als die Heftigkeit des Wetters nachgelassen hatte, wurde es möglich dem unwirthlichen Kerker zu entfliehen. Die Fahrt gieng nun fortwährend den in den Felsengebirgen entspringenden Saskatschewan aufwärts. Das Uferland ist bedeckt mit unberührtem Wald, und erst bei Fort Carlton lichtet sich die Fläche, die Ufer erheben sich zu 150 bis 200 Fuß Höhe, und die sanften Wellen der Landschaft sind parkähnlich mit Baumgruppen geschmückt. Das Fort, welches mit Artillerie versehen ist, hat die gefährlichste Lage von allen Factoreien der Compagnie, denn es liegt auf dem Gebiet der Schwarzfüße, ist nicht sehr stark erbaut und schwach bemannt. Zur Zeit von Kane's Anwesenheit lagerten Kri-Indianer in der Umgegend. Die Kris waren ehemals der mächtigste Stamm im Norden, und hatten die Schwarzfüße sich völlig unterworfen, weßhalb sie sie auch heutigen Tages noch Sklaven nennen, obgleich sie längst ihre Freiheit sich wieder errungen haben. Wenn man von den ewigen blutigen Fehden der nordamerikanischen Stämme unter einander liest, muß man sich billig verwundern daß nicht längst schon die Race verschwunden ist; unser Verfasser belehrt uns aber daß die indianischen Feldzüge weit weniger verheerend sind als die der gebildeten Völker, denn gewöhnlich genügt die Erbeutung von ein paar Kopfhäuten vollständig, daß die Kriegsheere siegreich von einem „Feldzuge" nach Hause zurückkehren dürfen.

Von Fort Pitt am nördlichen Arm des Saskatschewan betrat man die hohe Gras-Prairie, denn es scheinen im Norden dieselben Vegetationsregeln wie im Süden in der Breite von Kansas zu gelten: daß nämlich von Ost gegen West geschlossener Wald die Oberfläche bedeckt, hierauf eine liebliche Mischung von Wald und Prairie eintritt, und dann bis zum Fuße der Felsengebirge sich nur Grassteppen ausbreiten. Auf der hohen Gras-Prairie fand man ein grauenhaftes Monument, die Gebeine eines großen Indianerlagers, welches von den Blattern vertilgt worden war. Die Leichen, welche auf Gerüsten ausgestellt oder auf Bäumen aufgehangen gewesen waren, mußten allmählich zu Boden fallen, wo die Gebeine neben einander bleichten. Bei der großartigen Factorei Edmonton, wo der Saskatschewan den Athabasca aufnimmt, welchem letztern Strom die Brigade später folgte, porträtirte Kane einen Assiniboine-Häuptling, der seine eigene Mutter erschossen hatte, und zwar während einer Reise, wo die Alte ihre Erschöpfung beklagte und den Sohn bat ihrem Elend ein Ende zu machen. Auf die Frage, wie er sie erschossen habe, bemerkte er: „Meint ihr ich hätte den unrechten Fleck gewählt? Ich traf sie (mit einem Fingerzeig auf die Herzgegend) hier. Sie war auf der Stelle maustodt, und anfangs weinte ich, als ich sie aber beerdigt hatte, war alles vorbei." Die Rothhäute, bemerkt unser Reisender, schauen auf das schwache Geschlecht mit ganz andern Augen wie wir, sie hören nie auf, sie als Mägde zu betrachten, und zartere Gefühle gegen sie zählen zu den Seltenheiten.

Die Brigade befand sich jetzt am Fuß der Felsengebirge am Athabasca-Paß, etwa unter 53° nördl. Br.; dort hatte sie am 3 Nov von einem Orkan mitten in Fichtenwäldern zu leiden. Die Bäume wuchsen bis zu großer Höhe, ihre dünnen Stämme aber bogen sich unter dem Druck des Sturmes, wie die Halme eines Kornfeldes. Sie standen auch ziemlich so dicht wie diese, und waren von der Natur mit unglaublich langen Wurzeln ausgestattet, die den Boden netzartig überzogen hatten und allein das Umbrechen der Stämme verhinderten, denn nur eine seichte Schicht Erde war auf felsigem Untergrunde gelagert. Das Wurzelnetzwerk wurde von dem Sturm beständig in schaukelnde Bewegung gesetzt und die Wanderer am Lagerfeuer buchstäblich in Schlaf gewiegt. Aus den Erzählungen der Ortskundigen ergab sich übrigens daß an jener Stelle fortwährend Sturm herrschen müsse. Das letzte Obdach am Fuß der Gebirge ist Jaspers House, eine Art von Karawanserai, bestehend aus drei Blockhäusern, die von Indianern und Europäern gemeinschaftlich benutzt werden. Man brach von dort am 5 Nov. mit 13 Rossen auf, allein in der Voraussicht diese Thiere zurückschicken zu müssen, hatte man sich bereits mit Schneeschuhen versehen. Schon am 10ten war es nothwendig die Pferde zurückzusenden und zu Fuß den Paß zu überschreiten. Unter den Wanderern befand sich eine Frau, Mrs. Lane, die ihren Mann begleitete. Sie war vergleichsweise besser daran als die Männer, insofern sie, an die Schneeschuhe von Jugend auf gewöhnt, am raschesten vorwärts kam. Der Schnee bedeckt den Grund bis zu einer fabelhaften Höhe, wie man aus den Baumstümpfen schloß, die frühere Wanderer umgehauen hatten um Lagerfeuer anzuzünden. Viele dieser Stumpfen waren noch 12—15 Fuß über dem Schnee und der Schnee lag damals schon 9—10 Fuß tief. Alte „Voyageurs" benutzen jenen Umstand um den „grünen" Mangeurs du Lard an dieser Stelle einen Bären aufzubinden, indem sie ihnen von 40—50 Fuß hohen Riesen erzählen, welche jene Bäume übers Knie abzubrechen pflegen. Um auf hohem Schnee ein Lagerfeuer anzuzünden, bedarf es einiger Vorbereitung, denn man muß fünf oder sechs 20 Fuß lange Holzstämme zusammenrollen, auf welchen das trockene Holz angezündet wird. Selten geschieht es daß die Stämme in einer Nacht durchbrennen, aber die zwischen durchfallenden Kohlen und die Hitze überhaupt öffnen unter dem Feuer im Schnee einen tiefen Spalt, und in diese Höhlung fiel, nachdem der Schnee unter ihm eingeschmolzen war, ein unachtsamer Schläfer der Brigade, ein Irokese, der unter großem Gelächter der übrigen aus seiner 5—6 Fuß tiefen Gruft hervorgezogen werden mußte. Die größeren Schwierigkeiten des Passes lagen auf der pacifischen Seite. Der Paß oder Spalt in den Felsengebirgen wird nämlich atlantischerseits dem Athabaska und pacifischerseits dem Columbia verdankt. Im Sommer sind die Klüfte völlig ungangbar durch die Wassermassen welche sie ausfüllen, sie können überhaupt nur im Frühling vor dem Schmelzen des Schnees und im Herbst nach dem Eintritt der ersten Kälte passirt werden. Der Columbia wirft sich beständig

von einer Wand der Spalte zur andern, und das Reisen besteht daher in einem fortwährenden Kreuzen des Flusses, der damals obendrein mit Treibeis gieng. An einem der Reisetage (15 Nov.) mußte man nicht weniger als 37mal durch das Wasser. Das Thal des Columbia öffnete sich an einzelnen Stellen bis auf eine Stunde Weges, und wurde theils von Schneeberghäuptern in Wolkenschleiern und theils von sonnenbeglänzten und strahlenden Gletschern eingeschlossen. Da wo der Columbia aus den Bergen heraustritt, an einer Stelle die Boat Encampment genannt wird, harrte der Brigade in Folge früherer Verabredung mit Vorräthen und Lebensmitteln eine andre Partei aus Fort Vancouver. Diese hatte 39 Tage gewartet und war schon im Begriff gewesen am nächsten Tage aufzubrechen, als ein vorausgeschickter Bote der Brigade eintraf. Wären sie nicht mehr am Platz gewesen, so hätten die Pelzhändler elend umkommen müssen, denn ihre Lebensmittel waren zur Neige und hätten weder zur Rückkehr noch zur Fortsetzung der Reise im entferntesten genügt.

Die Reise den Columbia abwärts auf Voyageurbooten war voller neuer Gefahren, die in den Fahrten über die Stromschnellen bestanden. Der größte der Kataraktem, die drei engl. Meilen lange Dalle de Mort, wurde ohne Unfall bestanden, als man aber am 24 Nov. die Grand Rapid erreichte, verließ Kane die Fahrzeuge um am Ufer einige Skizzen zu entwerfen. Drei engl. Meilen war er am Ufer vorgedrungen, ohne daß die Boote ihm folgten. Da entdeckte er im Wasser einen abwärts treibenden Gegenstand, den er als die Capuze der Mrs. Lane erkannte, und bald darauf sah er auch die Ruder eines Bootes vorübertreiben. Als er die Fälle erreichte, wurde alles klar. Das eine Boot, worauf sich Mr. und Mrs. Lane befanden, war gegen einen Felsblock im Katarakt geschleudert worden, und nur dadurch daß die Mannschaft sich fest an den Felsen klammerte, verhinderte sie daß das Fahrzeug von dem Strudel zerschellt wurde. In solcher gefahrvollen Lage mußten die Leute ausharren bis das andere Boot den Fall hinabgefahren, ausgeladen und den Fall wieder hinaufgetragen worden war. Mit diesem Fahrzeug näherte man sich den Verunglückten, warf ihnen eine Leine zu und zog mit dieser vorsichtig ihr Boot heran, welches jetzt ungefährdet die Fälle hinabgebracht wurde. Am 29 Nov. erreichte man Fort Walla-Walla (oder Nez-percés), und am 8 Dec. Fort Vancouver an der Columbiamündung.

In dieser Factorei, der größten auf der pacifischen Seite, wohnten damals in der Regel zwei Handelsdirectoren, 8—10 Commis und 200 Voyageurs mit ihren Familien. Die Gebäude waren durch ein 16 Fuß hohes Pfahlwerk und dieses wieder durch Bastionen mit Artillerie gegen Indianerangriffe geschützt. Acht engl. Meilen oberhalb am Columbia lag ein großes Pachtgut, welches nicht bloß das Fort selbst mit Getreide versah, sondern auch noch welches nach den russischen Besitzungen [1] und nach den Sandwichinseln ausführte. Der Besitzer des Pachtgutes hatte Hornvieh eingeführt, aber nicht eher davon ein Stück für die Consumtion abgegeben, als bis seine Heerde über 600 Häupter zählte. Seitdem aber hatte sie sich mit staunenswerther Geschwindigkeit vergrößert. Das Klima schildert Kane mit den einfachen Worten daß es in den fünf Wintermonaten unaufhörlich regne, Schnee und Frost dagegen zu den Seltenheiten gehören. Die Rothhäute welche in der Nähe des Forts und an den Ufern des Columbia von der Mündung 150 engl. Meilen aufwärts bis zu den Wasserfällen angetroffen werden, sind die sogenannten Flachköpfe. Ihre wichtigsten Stämme in der Nähe des Forts sind die Tschinuks und die Klicketats, die damals unter einem Oberhäuptling Casanov standen. Vor 1829 konnte dieser kleine Monarch nicht weniger als 1000 Krieger mustern, seitdem aber haben die Blattern seinen Heerbann gezehntet, er selbst verlor in einem Jahr seinen Hausstand von 10 Frauen 4 Kindern und 18 Sklaven, bis auf eine Frau, ein Kind und zwei Sklaven. Casanov sicherte sich seine monarchische Gewalt, die unter Rothhäuten zu den Anomalien gehört, ähnlich wie der Alte vom Berge mit Hülfe eines Assassinen, Scucum oder der böse Genius von den Flachköpfen geheißen. Schließlich geschah es daß der böse Genius ein Auge auf eine Frau seines Gebieters warf und mit ihr entwischte. Lange Zeit stellte Casanov dem verliebten Paare vergeblich nach, endlich aber begegnete er seiner Frau in einem Canoe an der Cowlitz-Mündung und schoß sie auf der Stelle todt, während der Ehebrecher von einem Mörder[2] aus dem Wege geräumt wurde. Etliche Jahre vor Kane's Ankunft hörte Hr. Douglaß, der Director der Factorei, innerhalb der Palissaden einen Schuß fallen; und da dieß ein Verstoß gegen die Festungsordnungen war, eilte er hinaus und sah Casanov neben der Leiche eines Indianers ruhig sein abgeschossenes Gewehr wieder laden. Er rechtfertigte indessen seine That damit daß der Getödtete das schwerste Verbrechen, nämlich Beraubung eines Todtencanoe begangen und dadurch das Leben verwirkt habe. Kurze Zeit nachher starb Casanovs Sohn an der Auszehrung, eine Krankheit die unter den Flachköpfen nichts weniger als selten ist. Als die Beerdigung vollzogen war, kehrte Casanov am Abend heim und versuchte einen Angriff gegen das Leben der betroffenen Mutter, einer Tochter des großen Häuptlings, den Washington Irving im Roman „Astoria" König Comcomly nennt. Früher war sie die Frau eines Hrn. Mc Dougall gewesen, der sie von ihrem Vater um den unerhörten Preis von zehn europäischen Factoreiartikeln gekauft hatte. Comcomly aber beschämte seinen Schwiegersohn, indem er den Weg vom Canoe bis zum Fort als Brautsteuer mit Seeotterfellen bedecken ließ, die damals schon kostbar waren, jetzt aber nicht mehr aufzutreiben sind. Als Hr. Dougall in die Heimath zurückkehrte, gelangte sein Weib in den Besitz Casanovs. Den Tod ihrer Söhne schreiben die Häuptlinge stets außerordentlichen Einflüssen, irgend einem bösen Auge zu, und suchen diesen schlimmen Einfluß durch ein Opfer zu sühnen, wozu meistens eine Person gewählt wird die ihnen und den Verstorbenen theuer war. Casanov wählte unter seinen Frauen die Mutter des beerdigten Sohnes, theils weil er glaubte daß es das Behagen des Kindes in der andern Welt steigern werde wenn die Mutter nachfolge, theils weil die Indianer im Westen der Felsengebirge das Todtenopfer dann am wirksamsten halten wenn ein geliebter Gegenstand dazu auserwählt wird. Das Weib aber entschlüpfte der Gefahr und kam hülfeflehend nach dem Fort, wo sie so lange versteckt gehalten wurde bis ihre Verwandten sie abholten und in Sicherheit brachten.

Das Abflachen der Schädel wird von den Tschinuck- und Cowlitz-Stämmen auf einfache Art ausgeführt. Die Kinder werden vom Augenblick ihrer Geburt auf ein, mit weichem Moos bedecktes Brett gelegt, ein Polster über den Vorderkopf des Kindes gebreitet und oben darauf ein Stück Birkenrinde mit Lederstreifen fest geschnürt, während man unter das Genick des Gegendrucks wegen ein Kissen aus Gras und Cedersasern schiebt. Dieser Proceß dauert acht bis zwölf Monate, bis der Kopf seine ursprüngliche Form verloren und der Schädel flach ge-

[1] Man vergesse nicht daß Rußland damals noch in Californien (San Francisco) Niederlassungen besaß.

quetscht ist. Die Kinder äußern nie durch Schreien ein Unbehagen, obgleich bisweilen unter dem Druck die Augen aus den Höhlen quellen, im Gegentheil traf es sich daß die Kinder zu schreien anfiengen, wenn die Schnüre gelöst, und so lange fortschrien bis sie wieder festgemacht wurden. Kane vermuthet daß die Kinder durch den Druck in eine Art von Erstarrung versetzt und dadurch unempfindlich würden, während das Gefühl des Schmerzes mit Aufhebung des Druckes zurückkehre. Dennoch scheint dieser widernatürliche Gebrauch weder der Gesundheit noch den geistigen Fähigkeiten zu schaden, denn die Sterblichkeit der Flachköpfe ist nicht größer als die der andern Stämme, andererseits aber sind sie es welche die Rundköpfe in Sklaverei halten, ja es ist der flach gequetschte Kopf sogar das Zeichen des freien Mannes, so daß sich die Tschinucks im stillen besser dünken als die dickköpfigen Europäer.

Die Sprache der Flachköpfe ist so voll von unalphabetischen Lauten, daß ein Fremder sie nie erlernen und noch weniger mit europäischen Buchstaben schreiben kann. Als Verkehrsmittel dient ein französisch-englisches Patois, welches einiges Gedächtniß erfordern muß, wie man aus folgender Probe ermessen kann. Gott grüß euch! heißt nämlich übersetzt Clak-hoh-ah-yah, welches aus Clark, how are you? entstanden ist. Wahrscheinlich hieß einer der Beamten in der ersten Zeit des Pelzhandels Clark; und da die Rothhäute immer die Redensart hörten: Clark, wie geht's dir? so schlossen sie daraus, dieß sey der stehende Gruß der Weißen. Die sonstigen Gewohnheiten der Indianer sind nicht sehr erbaulich. Da sie viel von Insecten gebissen werden, glauben sie das Recht erworben zu haben sie wieder zu beißen, womit sich Freunde gegenseitig die Fortdauer ihrer Zuneigung kund geben. Die Kleidung der Männer besteht im Winter aus einem Hemd von Moschusrattenpelz, im Sommer gehen sie ganz nackend. Die Frauen kleiden sich im Winter wie die Männer, im Sommer dagegen tragen sie einen Gürtel von dem eine Reihe Schnüre und Fransen bis beinahe auf die Kniee herabhängen. Ihre größte Unsauberkeit besteht in dem Genuß eines Leckerbissens, dem die Weißen den kaustischen Namen Tschinuck-Oliven gegeben haben. Eine Metze Eicheln nämlich wird in eine Grube in der Nähe der Hütte versenkt, mit einer dünnen Lage Gras und dann mit einem halben Fuß Erde bedeckt. Jedes Mitglied der Familie sendet nun mit großer Gewissenhaftigkeit seine Urinergüsse diesen verborgenen Schätzen zu, welche nach fünf Monaten für reif zum Genuß gehalten und zu den größten Schleckereien gerechnet werden.

Feuer bereiten die Flachköpfe wie fast alle Bewohner der neuen Welt mit Hülfe zweier Hölzer. Das eine ist ein brettartiges Stück Cedernholz, welches mit einem runden Loche und dieses wieder mit einem Einschnitt oder Canal versehen ist. Das Brett wird fest aufgestemmt, hierauf in das Loch die Spitze eines Stockes senkrecht gesteckt, und dieser wie ein Quirl zwischen den Handflächen so rasch und so lange hin und hergedreht bis er Funken sprüht, welche durch den oben erwähnten Canal abwärts auf feines Cedernmoos fallen, das sie rasch entzünden. Es gehört einiger Schick zu diesem Kunststück, welches jedoch dem Virtuosen äußerst rasch gelingt. Auch gelten schon gebrauchte Stöcke für geeigneter als frische. Von alten Kriegswaffen sah Kane unter den Flachköpfen nur Bogen und Pfeile. Ihre Kähne sind Einhölzer, die mit Feuer aus Cedernstämmen ausgehöhlt und mit Steinärten geglättet werden. Merkwürdig aber ist daß die Tschinucks dem Laster des Hasardspielens maßlos fröhnen. Das gebräuchlichste Spiel ist sehr einfach, denn es dienen dazu zwei Stückchen Holz von der Dicke eines Gänsekiels und $1\frac{1}{2}$ Zoll Länge, wovon das eine glatt gelassen, das andere mit einem Stückchen Drath umwunden wird. Der Spieler hat nun zu rathen in welcher von beiden geschlossenen Fäusten des Gegenspielers das richtige Stück verborgen sey. Da jedenfalls unsre Hasardspiele nicht geistreicher sind, dürfen wir nicht staunen wenn der Tschinuck Tag und Nacht beim Hölzchenspiel sitzt, bis er all sein Eigenthum und zuletzt sein Weib verspielt hat. Als Spielregel gilt daß der Betrug erlaubt sey, und im Entdeckungsfall nur mit Hohngelächter bestraft werde. Die Ballspiele der Flachköpfe unterscheiden sich nicht von den ähnlichen Uebungen, wie sie alle Stämme des nördlichen Continents kennen, und wie sie zur Zeit der Entdeckung selbst auf den Antillen angetroffen wurden.

(Schluß folgt.)

Ueber den Verfasser der ältesten aus dem hydrographischen Bureau des Königs von Spanien in Sevilla hervorgegangenen Weltkarte vom Jahr 1527.

(Von J. G. Kohl.)

(Schluß.)

So plausibel, sag' ich, dieß scheint, so gibt es doch eine andere Erwägung, welche nicht dafür spricht daß der Verfasser unserer Karte von 1527 dieser Kosmograph Chaves sey. Herrera sagt nämlich von ihm „daß Alonso de Chaves die Insel S. Mateo, welche Loaysa auf seiner Weltumseglung am 15 Oct. 1525 in der Mitte des atlantischen Oceans entdeckt haben soll, in den zweiten Grad südlicher Breite verlege, obgleich andere Kosmographen von dieser Meinung abwichen.[1] Auf unserer Karte von 1527 finden wir aber die Insel S. Mateo gar nicht angedeutet, und statt ihrer finden wir in der Mitte des atlantischen Oceans eine Insel mit einem anderen Namen, „Ascension." Ich vermuthe — kann es aber freilich hier, ohne zu tief in die Sache einzugehen, nicht vollständig beweisen — daß die auf unserer Karte von 1527 „Ascension" genannte Insel die oft besprochene Insel S. Mateo sey, deren Existenz man ganz bezweifelt hat. Aber sie liegt auch nicht in der von Chaves für sie bestimmten Breite von 2° s., sondern gerade unter dem Aequator. Dieser Umstand spricht stark dafür daß unsere Karte nicht von Chaves sey.[2]

Außerdem spricht auch gegen Chaves, wie gegen die andern Kartenzeichner, wieder die Anonymität unseres „Kosmographen;" Chaves hatte gar keine Ursache anonym zu bleiben. Wir haben auch noch spätere Karten von ihm, auf denen er seinen Namen nicht verschwiegen hat.

---

[1] S. Herrera III. 12. 7.

[2] Vgl. über die Insel S. Mateo. Humboldt l. c. Vol. III. p. 93.

Wie Santa Cruz einer etwas späteren Zeit, so gehörte ein anderer bedeutender Kosmograph und oft genannter Kartenzeichner, Andres de Morales, vermuthlich einer etwas früheren Periode an. Er wird von Herrera zum letztenmal bei der Junta der Piloten im Jahr 1515 erwähnt. [1] Auch Navarrete erwähnt seines Zeugnisses und seiner Karten nur bei dieser Gelegenheit. [2] Nach 1515 hören wir nichts mehr von ihm. Bei der Junta von Badajoz (1524) wird er nicht erwähnt. Auch nicht unter den 1527 in Sevilla anwesenden Piloten und Kosmographen. Er verschwindet völlig, und war 1527 vermuthlich längst todt.

Simon de Alcaçaba Sotomayor, ein portugiesischer Edelmann, „ein großer Seemann und Kosmograph“ (gran marinero y cosmografo), verließ den Dienst des Königs von Portugal und wurde im Jahr 1522, nach der Rückkehr des einzigen Schiffs welches von der Magelhaens-Expedition heimkehrte, der Victoria, in dem königlichen Indienhause „für beständig“ (por continuo) angestellt, mit einem Gehalt von 100,000 Maravedis. [3] Im Jahr 1524 wurde er bei der Junta von Badajoz neben Hernando Colon und andern zu einem sogenannten „Juez de propriedad“ (rechtskundigem Beisitzer) ernannt.[4] Dieser selbe portugiesische Kosmograph und Seemann Sotomayor wurde im Jahr 1527 von Karl V beauftragt eine neue Flotte nach den Molukken zu führen, um das zu vollbringen was Cabot nicht hatte ausrichten können. Diese Molukken-Expedition unterblieb damals zwar, weil unterdessen mit Portugal Verhandlungen über die Molukken angeknüpft waren, die mit dem Verkauf dieser Inseln an Spanien 1529 endigten. Sotomayor führte aber später (1534) doch noch eine Expedition in die Südsee, die indeß sehr unglücklich auslief und nur Patagonien erreichte.

An und für sich wäre es zwar nicht unmöglich daß Sotomayor für seine 1527 vorbereitete Reise um die Welt eine neue Weltkarte ausgearbeitet hätte. Sonst aber spricht nichts positives dafür daß er der Verfasser unserer Karte gewesen sey. Wir erfahren durchaus nicht ob dieser portugiesische Ritter sich überhaupt je mit Kartenzeichnen abgegeben habe. Auch wird uns nicht gesagt daß ihm vom Kaiser oder vom Indienhaus je in dieser Beziehung ein Auftrag zu Theil geworden sey.

Nicht viel mehr läßt sich von ein paar andern Portugiesen sagen, von Jorge Reinèl und Pedro Reinèl, „Piloten von großem Ruhm,“ die gleichzeitig mit Sotomayor (1522) in spanische Dienste traten, [5] von denen wir allerdings mit Bestimmtheit wissen daß sie das Kartenzeichnen ex professo übten, und von denen wir auch sogar noch einige Karten oder doch mit völliger Gewißheit eine besitzen. Dieselbe ist vermuthlich kurz nach dem Jahr 1501 gemacht. Auf ihr hat sich der Verfasser Pedro Reinèl ausdrücklich genannt „Pedro Reinel o fez.“ Es ist nicht abzusehen warum derselbe Reinèl seinen Namen auf einer späteren viel vollkommneren Karte von 1527, wenn er sie gemacht hätte, verschwiegen haben sollte. Uebrigens hören wir nach 1522 nichts mehr weder von dem Pedro noch von dem Jorge Reinèl. Es ist also im höchsten Grad unwahrscheinlich daß einer von ihnen im Jahr 1527 „Kosmograph Karls V“ und Verfasser unserer Karte gewesen seyn sollte.

[1] S. Herrera II. 1. 12.
[2] Navarrete Opusculos. I. 67.
[3] Herrera III, 4. 13.
[4] Gomara Hist. de las Indias. Cap. C.
[5] Herrera l. c.

Außer allen den genannten kenne ich nun nur noch einen bedeutenden spanischen Kosmographen der zur Zeit unserer Karte in Sevilla lebte, und den ich zuletzt nenne, weil ich glaube daß auf ihn die meisten Fingerzeige hinweisen, und daß wir ihm nach Beseitigung jener Competitoren die Palme zusprechen müssen. Ich meine den berühmten Don Hernando Colon.

Dieser ausgezeichnete Sohn des alten Columbus, von dessen Lebensverhältnissen wir besser unterrichtet sind als von denen aller der andern obengenannten Kosmographen, hielt sich in seiner frühesten Jugend am spanischen Hofe als Page des Prinzen Don Juan und nach dessen Tode bei der Königin Isabella auf. In seinem 14ten Jahre begleitete er seinen Vater auf seiner letzten Reise längs der Küsten von Honduras und Veragua.

Als einige Zeit nach dem Tode seines Vaters sein Bruder Diego Admiral und Generalgouverneur von Indien wurde, als man seinem Ohm Bartholomäus die Insel Mona zum Geschenk machte, und als überhaupt die Glücksumstände der ganzen Familie der Colon sich besserten, da erhielt auch Hernando ein Besitzthum in Westindien, ein sogenanntes Repartimiento, das ihm der König auch noch im Jahr 1514 bestätigte, [1] und das für ihn die Quelle eines guten Einkommens und das Mittel einer unabhängigen Existenz wurde.

Seitdem fieng er an seinen Lieblingsneigungen und Beschäftigungen nachzuhangen, die sich im allgemeinen auf Wissenschaft und Litteratur bezogen. Vorzugsweise studierte und betrieb er alles was mit der Kosmographie zusammenhieng. Er scheint, im ganzen ohne officielle Stellung, ein Leben geführt zu haben wie es etwa in England ein sogenannter „independent Gentleman“ führt. Er legte sich eine Bibliothek an. Er machte in Italien und in andern Ländern Europa's Reisen, auf denen er mit ausgezeichneten Männern verkehrte und seltene Werke sammelte. Sein gewöhnlicher Aufenthalt oder doch, wie sein Biograph sich ausdrückt, „das Centrum seines stillen und zurückgezogenen Lebens,“ war aber Sevilla, wo er seine litterarischen Schätze deponirte, und wo er auch einige Schriften verfaßte, namentlich die berühmte Biographie seines Vaters. Bleibend ließ er sich daselbst im Jahr 1526 nieder, und kehrte immer dahin zurück, bis er daselbst im Jahr 1541 verstarb. [2] Da er durch dieß alles ein Mann von Ansehen und, wie Herrera sich ausdrückt, „ein sehr gelehrter Cavalier“ (un cavallero muy docto), [3] oder, wie derselbe Herrera an einer andern Stelle sagt: [4] „ein Edelmann von großer Tugend und Gelehrsamkeit“ (un cavallero de gran virtud y letras) wurde, so wandte sich in manchen Fällen die Regierung an ihn, und er scheint, ohne, wie gesagt, ein Amt zu bekleiden, zu Zeiten Aufträge vom König übernommen zu haben.

So wurde er z. B. bei der berühmten Junta zu Badajoz, die über die Theilungslinie der Welt und über den Besitz der Molukken entscheiden sollte (i. J. 1524) vom König nebst mehreren andern ausgezeichneten Männern zu einem Mitglied des dazu organisirten Gerichts, zu einem sogenannten „Juez de Propriedad“ (rechtskundigem Beisitzer [5]) ernannt. Und als solcher gab er auch wie die übrigen sein

[1] Herrera I. 10. 16.
[2] Humboldt l. c. II. p. 261.
[3] Herrera III. 10. 11.
[4] Herrera I. 1. 7.
[5] Gomara, Cap. 100.

uns aufbewahrtes Gutachten über die jener Versammlung vorliegenden Fragen ab.

Auch gab die Regierung seinen Vorschlägen, in Sevilla eine Akademie oder ein Collegium der mathematischen Wissenschaften für Schifffahrer zu gründen, ein williges Gehör, wenn gleich diese Idee auch erst später zur Ausführung kommen konnte.

Im Jahr 1526 endlich gab ihm der König den Auftrag, der uns hier am meisten interessirt, weil wir in ihm die stärksten Beweisgründe dafür entnehmen können, daß Hernando Colon der Autor unserer Karte ist.

„Da der Kaiser," so heißt es, [1] „vernahm daß die westindischen Seekarten sehr verschieden und einander widersprechend seyen, sowohl in Bezug auf die Lage und Polhöhe der Inseln und Länder, als auch in Bezug auf ihre Größe und die zu ihnen führenden Schifffahrtsrouten, und da er unterrichtet wurde daß daraus für die Schifffahrt die größten Nachtheile und Gefahren erwuchsen, so fand er es für gut daß man ein Mittel dagegen ergreife, und da Don Hernando Colon, ein sehr gelehrter Cavalier, sehr kundig in der Kosmographie und in der Schifffahrtskunst, und ein Mann war, von dem Se. Majestät sich guter Dienstleistungen versah, so befahl er demselben daß er alle Kosmographen und Piloten die ihm dazu gut dünkten zu einem Comité (junta) zusammenberufe, und daß er mit ihnen diese Kartenreform berathe und bespreche, die vorhandenen Seekarten corrigire, Einheit hineinbringe, [2] und daß er eine Karte oder Sphäre [3] mache, in welcher er die Inseln und Continente welche bis dahin entdeckt waren (que hasta entonces estaban descubiertas) in ihren rechten Positionen niederlegen sollte, [4] und der man dann auch die etwa noch später zu entdeckenden Küsten und Gegenden hinzufügen könne, damit diese Karte in dem Indien-Hause zu Sevilla als eine Musterkarte (padron), nach der die königlichen Piloten sich zu richten und ihre Schifffahrten zu dirigiren hätten, deponirt werden könnte."

Leider wissen wir nicht das genaue Datum dieser für uns so interessanten königlichen Verordnung; doch erwähnt sie Herrera gegen das Ende des Jahres 1526, und es ist daher wahrscheinlich daß wir sie in diese Zeit zu setzen haben.

Es ist wohl noch mehr zu bedauern daß wir nur den Befehl zur Anfertigung dieser neuen Weltkarte in extenso, und so wenig über die Art und Weise wie Hernando Colon seinen Auftrag ausführte, auch keine Schilderung seiner Resultate und seiner Karte selbst erhalten. Alles was Herrera darüber sagt, beschränkt sich auf folgendes: „Und da Don Hernando Colon (in Folge des Auftrags den er von Sr. Majestät erhielt) sich der Sache mit dem größten Eifer annahm, so corrigirte und verbesserte man denn einige Irrthümer, und dieß war von großen Nutzen." [5]

Daß Colon die ihm anbefohlene Weltkarte wirklich zu Stande brachte, wird nirgend ausdrücklich gesagt. Allein es scheint dieß aus dem eben citirten Zusatz als selbstverständlich zu folgen.

Da der Auftrag im Herbst des Jahres 1526 gegeben wurde, und da Colon, wie gesagt, mit so großem Eifer (con mucha diligencia) dabei war, so ist es wohl weder zu viel noch zu wenig wenn wir für die Ausführung der schwierigen Arbeit etwa ein halbes Jahr festsetzen, und dieß bringt uns dann gerade in das Jahr 1527, in welchem nach der auf dem Documente selbst enthaltenen Inschrift die Karte gemacht wurde, und zwar gerade in die Monate Mai und Juni, in welchen sie nach andern auf dem Document enthaltenen Anzeichen vollendet wurde.

Da es im höchsten Grad unwahrscheinlich ist daß zu derselben Zeit (Frühling 1527) und an demselben Ort (Sevilla) auf Befehl des Königs von einem seiner Kosmographen noch eine zweite Weltkarte angefertigt worden seyn sollte, und da wir auch von einer solchen zweiten officiellen Karten-Compilirung gar nichts hören, so betrachte ich es also schon hierdurch als ziemlich bestimmt erwiesen daß unsere Weimar'sche Karte von 1527 dieselbe ist welche Hernando Colon mit Hülfe der ihm zur Seite stehenden Kosmographen und Piloten auf Befehl des Königs zu Stande brachte.

Das Document selbst aber gewährt uns noch einige weitere Anhaltspunkte und Beweismittel, die zu denselben Resultaten führen, und die wir zur fernern Unterstützung unserer Ansicht herausstellen wollen.

Dahin gehört zunächst die Abfassung des Titels unserer Karte, worin gesagt ist daß es eine Universalkarte sey „die alles enthalte was von der Welt bis jetzt entdeckt sey" (en que se contiene todo lo que del mundo sea descubierto fasta aora). Diese Phrase stimmt fast wörtlich mit dem Auftrag des Königs an Hernando Colon überein, worin es heißt daß er eine Karte machen solle „en laqual situase las islas y tierras firmes, que hasta entonces estaban descubiertas." Es sieht so aus als habe der Verfasser in jener Inschrift diese Formulirung der Commission speciell hervorgehoben, um zu zeigen daß er seinen Auftrag verstanden und richtig ausgeführt habe.

Dahin gehört namentlich ferner auch die in dem Titel der Karte beibehaltene Anonymität des Verfassers. Ich sagte oben daß bei allen Kosmographen und Kartenzeichnern ex professo eine solche Anonymität etwas ganz ungewöhnliches in Spanien gewesen sey. Hernando Colon, ein „Don," ein „Cavallero," war aber eigentlich mehr ein Kosmograph aus Liebhaberei als Kartenzeichner von Profession. Wenn er sich auch nicht eben zu scheuen brauchte seinen Namen auf einem wissenschaftlichen Kartenwerk zu nennen, so hatte er doch auch eben nicht große Ursache nach einer solchen Ehre zu haschen. Dazu kam aber noch daß er, wie ich sagte, die Karte mit dem Beirath einer ganzen Commission von Kennern zu Stande brachte, und daß er das ganze umfangreiche Verdienst derselben sich allein nicht zuschreiben konnte und mochte; er mochte daher seinen Namen wohl gar nicht auf der Karte paradiren sehen wollen. Die Art und Weise wie er sich auf der Karte bezeichnet: „es machte sie ein Kosmograph Sr. Majestät," enthält eine gewisse höfliche und etwas vornehme Bescheidenheit, wie man sie von einem Mann der als Page bei Hof erzogen war, und von einem Cavalier der zuweilen in Gesellschaft Karls V reiste, erwarten konnte.

Die durch die ganze Karte gehende Orthographie, obgleich ihre Sprache entschieden spanisch ist, ist voll von Italianismen. Auch dieser Umstand, der auf einen in Spanien schreibenden Italiener hinzuweisen scheint, ist unserer Annahme günstig. Hernando Colon war zwar in Spanien und von einer Spanierin geboren, allein sein Vater war ein Italiener. Daß er italienisch lernte und sich oft des Italieni-

[1] Herrera III. 10, 11 und Documentos Ineditos Vol. XVI. p. 327.
[2] i que hiciese una. Ibidem.
[3] „un mapa i Effera." (Planiglob?) Ibidem.
[4] „situase." Ibidem.
[5] Herrera l. c.

schen bediente, sagt er selbst: „Wenn er im Ausland reise," so erzählt er uns, „gerire er sich am liebsten als Italiener, spreche immer italienisch und verläugne den Spanier, weil die spanische Nationalität als eine hochfahrende und übermüthige damals in ganz Europa sehr unpopulär gewesen." [1] Er mußte wohl das Italienische sehr frühzeitig gelernt haben. Vielleicht sprachen die Colons es gewöhnlich unter einander in ihrem Familienkreise. Jedenfalls mußte er es sehr gut gelernt haben um in Italien selbst, wo er vorzugsweise reiste, den Italiener mit Erfolg spielen zu können. Ist es nicht sehr wahrscheinlich daß dieser Umstand auf die Schreibweise des Halbitalieners (?) einen Einfluß übte, und ihn unwillkürlich zuweilen die so verwandten Formen der einen mit denen der andern Sprache verwechseln ließ?

Die Italianismen unserer Karte von 1527 fallen um so mehr ins Auge wenn man sie mit der Schreibweise der Karte des Ribero vom Jahre 1529 vergleicht, die immer die reine spanische Form der Namen beibehalten hat. Ich will einige Beispiele dieser Italianismen anführen. Das Cap der Hoffnung in Neufundland schreibt die Karte von 1527 „C. de la spera" (nach dem italienischen: speranza, während 1529 das spanische „E" vorsetzt: „C. de la Espera." Ebenso heißt auch das Cap der guten Hoffnung in Afrika auf 1527: Cabo de buena sperança (nicht wie es seyn sollte „Esperança.")

Den Gregoriusfluß in Nicaragua nennt 1527 italianisirend: „Grigorio," 1529 spanisch: „Gregorio."

Die Insel Hayti heißt auf 1527: „Spañola" nach italienischer Weise, und nicht, wie es seyn sollte: „Española."

Das adriatische Meer wird auf 1527 rein italienisch „Mare Adriatico" genannt, auf 1529, wenn auch nicht rein spanisch, doch wohl spanisirend: „Hadriatico", und ähnlich das hyperboräische Meer auf 1527: „Mar Iperboreo," auf 1529 „Hiperboreum," und wiederum Irland auf 1527: „Ibernia," auf 1529: „Hibernia."

Neu-Spanien heißt auf 1527 halb italienisch, halb portugiesisch: „Nova Spaña," während es auf 1529 ächt spanisch: „Nueva España" lautet.

Statt des spanischen Doppel-El's (Ll) schreibt 1527 immer italianisirend ein einfaches „l" z. B. „Castila" statt „Castilla," cavalos" statt „cavallos." Ich will nicht zu viel Gewicht auf diese Italianismen legen, besonders da auch einige portugiesische Eigenthümlichkeit der Orthographie der Karte von 1527 mit unterlaufen. Doch sind sie jedenfalls beachtenswerth, und unterstützen, wie gesagt, unsere Ansicht.

Es ist sehr zu bedauern daß wir die von Hernando Colon geschriebene Biographie seines Vaters nicht mehr so besitzen wie sie seiner Feder entfloß, und daß uns auch sein Werk „de Concordia" nicht gerettet ist, wir würden sonst noch besser darüber zu urtheilen im Stande seyn wie dieser Halbitaliener die spanischen Namen zu schreiben pflegte.

Einen ganz speciellen und merkwürdigen Beweis dafür daß unsere Karte von 1527 dem Hernando Colon zugeschrieben werden muß, finde ich auch noch in der Art und Weise wie auf ihr die von Christoph Columbus entdeckten Guanaxos-Inseln an der Küste von Honduras dargestellt sind. Von diesen Inseln bemerkt Hernando Colon in seiner Biographie, wo er die Entdeckung derselben durch seinen Vater erzählt, daß auch Solis und Pinzon (1508) diese Inseln wieder gesehen hätten. „Unwissende und untreue Kartenzeichner, die den Ruhm seines Vaters beneideten und die den genannten beiden andern Seefahrern unverdienten Ruhm verschaffen wollten, hätten angefangen," sagt er, „auf ihren Karten diese Inselgruppe zweimal zu zeichnen, einmal da wo sein Vater sie entdeckte, und einmal da wo die Solis und Pinzon sie entdeckt haben sollten, so daß man nun auf den Karten ein und dasselbe Land zweimal niedergelegt finde." [1]

In der That findet sich auf der Karte von Ribero von 1529 die Kette der Guanaxos-Inseln zweimal, einmal dicht an der Küste von Honduras, und einmal ganz genau mit derselben Configuration weiter nordwestlich davon nach Yucatan zu. Da auf unserer Karte nun dieser Irrthum, gegen den Hernando Colon so eifrig zu Felde zieht, vermieden ist, so scheint auch dieß wiederum eine nicht zu verachtende Stütze für unsere Ansicht zu seyn.

Eine eben solche Stütze finde ich endlich auch in jener von Humboldt erwähnten Tradition, die einst in Nürnberg in der dortigen Ebner'schen Familie, den ehemaligen Eigenthümern unserer Karte, existirte, und der zufolge diese Karte von 1527 der von Hernando Colon gestifteten Bibliotheca Columbiana zu Sevilla angehört haben soll. [2] Es ist gewiß für uns nicht unwichtig daß diese Sage wenigstens auch auf Hernando Colon hinweist. Es läßt sich leicht denken daß in ihr weiter nichts zu erkennen ist als eine allmähliche Entstellung der anfänglich richtigen Ueberlieferung, daß Hernando Colon die Karte selber gemacht habe.

Ich sagte oben daß nach der königlichen Verordnung welche die Verfertigung dieser Karte anbefahl, dieselbe als Padron in dem Indienhause von Sevilla aufgestellt werden sollte. Es ist zu vermuthen daß dieß auch geschah. Vielleicht aber wurde die Karte durch Copisten, wie dieß gewöhnlich geschah, unter der Aufsicht des Verfassers vervielfältigt, und eine dieser Copien mag dem Kaiser Karl V selber, durch den sie nachher nach Deutschland kam, übergeben worden seyn. Ob wir daher in der Handschrift unserer Karten ein Autograph von Hernando Colon selber oder nur eine Copie nach seinem Original haben, mag wohl zweifelhaft seyn. Ich habe keine Gelegenheit gehabt Autographen von Colon mit der Karte zu vergleichen.

Vergebens habe ich mich bemüht Facta aufzufinden auf welche man wesentliche Einwürfe gegen die Autorschaft des Colon basiren könnte. Der einzige etwa mögliche Einwurf auf den ich gestoßen bin, scheint mir unschwer beseitigt. Es ist dieser: daß auf unserer Karte von 1527 die Demarcationslinie der Welt nicht dieselben Gegenden schneidet und theilt welche Hernando Colon im Jahre 1524 auf der Junta von Badajoz durch sie geschnitten und getheilt wissen wollte.

Auf jener Junta gab Hernando Colon, der damals noch glaubte daß der Grad eines größten Erdkreises nur $14^2/_3$ Leguas habe, eine schriftliche Erklärung („parecer") von sich, in welcher er es als seine Meinung aussprach daß nicht nur die Molukken, sondern auch ganz Ostindien und Persien östlich von der Theilungslinie fielen und mit zu der spanischen Welthälfte gehörten.

Unsere Karte von 1527 dagegen verlegt diese Theilungslinie viel richtiger etwas westlich von den Molukken.

Es ist aber leicht einzusehen daß man hierauf keinen sehr haltbaren Einspruch gegen unsere Annahme bauen könne. Denn es ist wohl sehr wahrscheinlich daß Colon seine sehr irrige und extravagante

[1] Documentos ineditos. Tom. XVI. pag. 311.

[1] Vida del Almirante in Barcia p. 104.

[2] S. Humboldts Vorrede zu Ghillany p. 3.

Ansicht vor 1524 — wenn es ihm wirklich Ernst damit war — im Jahre 1527 berichtigt haben konnte. (?) Auch war er in diesem letzten Jahre, wie ich sagte, von vielen andern berathenden Kosmographen umgeben, und er mochte wohl ihren richtigeren Ansichten weichen. Die Junta von Badajoz war mehr eine politische und diplomatische Versammlung, wo es darauf ankam dem Nebenbuhler (Portugal) so viel von der Erde als möglich zu entziehen. Bei solchen Versammlungen wird gewöhnlich übertrieben viel begehrt, um doch etwas zu erreichen. Die Junta von Sevilla hatte rein wissenschaftliche Tendenzen. Der Kaiser hatte sie beauftragt die Wahrheit aufs Papier zu setzen!

Wenn auf dem vielfach verwüsteten Felde der geschichtlichen Forschungen viele Fingerzeige in dieselbe Gegend führen, wenn viele Wahrscheinlichkeitslinien sich in demselben Punkte kreuzen, und wenn zugleich sonst gar keine entgegengesetzten Zeugnisse und abweichenden Wahrscheinlichkeiten aufgefunden werden können, so kann man oft einen solchen Punkt als ebenso feststehend betrachten als wäre er durch directe und positive Documentirung begründet. Ich glaube in dem obigen bewiesen zu haben daß unsere Annahme in diesem Fall die richtige sey, und daß mithin nur Hernando Colon als der Urheber der ersten und ältesten uns erhaltenen officiellen und auf authentischen Küstenaufnahmen beruhenden Darstellung der Welt betrachtet werden muß.

Bilder aus den amerikanischen Seekriegen.

Mitgetheilt von F. A.

2. Eröffnung des Seekrieges von 1812.

Zur Zeit der Eröffnung des Krieges von 1812 bestand die ganze amerikanische Seemacht aus 3 Fregatten, darunter 3 erster Classe: President, United States und Constellation, 3 zweiter: Congreß, Constitution und Chesapeake, und 3 dritter: Essex, Adams und Boston, und einigen Schaluppen; wogegen die britische Seemacht über 100 Linienschiffe und im ganzen über 1000 bewaffnete Fahrzeuge zählte. Diese ungeheure Ueberlegenheit an Zahl wurde noch unterstützt durch das moralische Uebergewicht welches sich die englische Flotte über jede andere Flotte der Erde erworben hatte. Die spanische, französische und holländische hatten sich eine nach der andern unterwerfen müssen; England war als Beherrscherin des Meeres anerkannt, und seine Flotte galt für unüberwindlich. Die Regierung der Vereinigten Staaten wollte deßhalb auch von einem Seekriege gar nichts wissen; ihre Absicht war, die wenigen Schiffe über welche sie zu verfügen hatte, lediglich zur Vertheidigung der wichtigeren Hafenstädte zu benutzen. Ein darauf bezüglicher Befehl war auch bereits an den Commodore Rodgers, welcher im Hafen von New-York stationirt war, ausgefertigt worden.

Gerade um diese Zeit kamen die Capitäns Bainbridge und Stewart nach Washington. Sie suchten sofort um eine Unterredung mit dem Marineminister nach, und remonstrirten aufs entschiedenste gegen eine solche Disposition über die Flotte. Obschon ihnen bemerkt wurde daß in der Sache bereits endgültig entschieden sey, ließen sie sich dadurch nicht irre machen, sondern wurden nur um so eifriger und dringender in ihren Vorstellungen. Es gelang ihnen wirklich den Marineminister auf ihre Seite zu bringen, so daß sich derselbe bewogen fand sie dem Präsidenten vorzuführen. Diesem wiederholten sie ihre Vorstellungen. Sie setzten ihm auseinander daß die englische Seemacht in den amerikanischen Gewässern augenblicklich sehr schwach sey, schwächer als die amerikanische, und daß eine längere Zeit darüber vergehen könne bis die englische Flotte durch Verstärkungen das Uebergewicht erlange; daß die amerikanische Handelsmarine nicht schutzlos preisgegeben werden könne; daß die amerikanischen Schiffe unter acht von zehn Fällen englische von gleicher Stärke besiegen würden, weil ihre Bemannung, ihre Officiere und ihre Geschütze besser seyen als auf der englischen Flotte, und daß endlich die Ehre der amerikanischen Nation nicht gestatte daß ihre Schiffe sich feig vor dem Feinde verkröchen. Es gelang ihnen auch den Präsidenten zu überzeugen, und die Angelegenheit wurde nochmals dem ganzen Ministerium zur Berathung vorgelegt. Wie es aber bei solchen Berathungen gewöhnlich zu geschehen pflegt, so auch hier! Die ängstlichere und vorsichtigere Ansicht, vertreten durch den Finanzminister Gallatin, siegte.

Bainbridge und Stewart erhielten den Bescheid, es bleibe unwiderruflich bei dem einmal gefaßten Beschluß. Allein die alten Seewölfe ließen sich so leicht nicht abweisen. Sie setzten sich Abends hin und nahmen ihre ganze Schreibkunst zusammen, um während der Nacht das was sie dem Präsidenten und dem Marineminister bereits mündlich erklärt hatten zu Papier zu bringen, aber noch bestimmter, entschiedener, derber und eindringlicher. Dieses Schriftstück, das sich durch nichts weniger als elegante Stylistik auszeichnete, reichten sie am nächsten Morgen dem Marineminister zur Vorlage an den Präsidenten ein. Der Minister empfahl ihnen dasselbe umzuarbeiten und Ton und Fassung zu ändern, allein sie weigerten sich darauf einzugehen. Wirklich hatte das seltsame Promemoria den erwünschten Erfolg. Präsident Madison überzeugte sich daß die braven Capitäns Recht hatten, und gab ihnen die Versicherung daß er auf eigene Verantwortung, gegen die Ansicht des Ministeriums, Befehl zum Auslaufen der Flotte geben werde. Sie hatten die unbeschreibliche Freude selbst den Befehl an Commodore Rodgers zu überbringen daß er mit seinem Geschwader auslaufen solle, um eine von Jamaica abgesegelte englische Flotte, die sich damals in der Nähe der amerikanischen Küste befinden sollte, abzufangen.

Gleich nach Ankunft des Befehls, am 21 Jun., lichtete Commodore Rodgers die Anker. Sein Geschwader bestand aus dem President 44 Kanonen, United States 44, Congreß 38, Essex 32, Hornet 18, und Argus 16 Kanonen. Nie, sagt ein Augenzeuge, wurden schneller die Anker gelichtet und Segel beigesetzt, als bei dieser Gelegenheit. Allen, bis zum kleinsten Schiffsjungen herab, klopfte das Herz vor Freude bei dem Gedanken daß es jetzt zum Kampfe gegen „den Tyrannen des Oceans“ gehen sollte.

Am 23 Jun., um 6 Uhr Morgens, kam eine englische Fregatte, die Belvidera, wie sich später herausstellte, in Sicht. Sofort wurde Jagd auf sie gemacht. Der „President,“ welcher am schnellsten segelte,

ließ bald das Geschwader weit hinter sich und kam dem Feinde näher und näher. Um 4 Uhr Nachmittags war er bis auf Kanonenschußweite heran, und da sich jetzt der Wind legte, versuchte Commodore Rodgers durch einige gut gezielte Schüsse die Takelage oder das Steuer des Feindes zu beschädigen. Beim vierten Schuß sprang jedoch die Kanone und tödtete und verwundete 16 Mann. Der Commodore selbst wurde in die Luft geschleudert und brach ein Bein. Trotzdem wurde das Feuer bald wieder fortgesetzt, und die britische Fregatte sah sich genöthigt ihre Anker, ihre Boote und einen großen Theil ihres Wassers über Bord zu werfen, um schneller davon zu kommen. Dieß gelang ihr auch, worauf Rodgers die Verfolgung einstellte.

3. Die Jagd auf die „Constitution."

Am 12 Juli segelte die Fregatte Constitution, von 44 Kanonen, von Annapolis nach New-York ab. Ihre Bemannung war noch ganz neu; 100 Mann waren erst in der Nacht vor der Abfahrt an Bord gekommen. Capitän Hull commandirte das Schiff. Am 17ten kam das Land außer Sicht. Um 2 Uhr Nachmittags wurden vier Segel nordwärts bemerkt, und um 4 Uhr ein fünftes etwas weiter östlich. Gegen Abend blies ein leichter Wind von Süden, worauf Capitän Hull Appell schlagen und das Verdeck zum Gefecht klar machen ließ. Um 10 Uhr zog er das Privatsignal auf, welches unbeantwortet blieb, und da er hieraus schloß daß er auf ein Geschwader des Feindes gestoßen sey, ließ er alle Segel beisetzen. Kurz vor Tagesanbruch ließ eines der feindlichen Schiffe eine Rakete steigen und feuerte zwei Kanonenschüsse ab. Als es heller wurde, bemerkte Capitän Hull sieben Schiffe, die alle auf ihn lossteuerten. Es war das Geschwader des Commodore Broke, welches aus den Schiffen Afrika, von 64, Guerriere, von 38, Belvidera, von 36, Aeolus, von 32, dem gecaperten Nautilus und einem Schooner bestand. So wie die Sonne sich über dem Ocean erhob und den Nebel zerstreute der auf dem Wasser lag, gewann Capitän Hull einen vollständigen Ueberblick über seine Lage. Zwei Fregatten steuerten vom Norden her auf ihn los, während drei Fregatten, eine Brigg und ein Schooner in seinem Strich folgten. Alle hatten die englische Flagge aufgezogen. Um das Peinliche seiner Lage noch zu vermehren, legte sich der Wind, der während der Nacht sehr schwach gewesen war, gänzlich, so daß die Segel müßig an die Masten klatschten. Hull war entschlossen sein Schiff nicht aufzugeben, wenn menschliche Thatkraft und Geschicklichkeit es retten könnten. Unverzüglich schickte er alle seine Boote aus um das Schiff mit dem Tau zu bugsiren. Er merkte jedoch bald daß der Feind, welcher die Boote von je zwei Schiffen an einem ziehen ließ, ihm langsam näher kam. Er nahm dann alles Tauwerk welches er entbehren konnte zusammen, ließ einen Bugsir-Anker eine halbe Meile weit vorausbringen und dann fallen. Die Mannschaft faßte das Tau und zog mit rüstigem Eifer das Schiff daran vorwärts. Als dasselbe bis an den Anker kam, glitt es darüber hinweg, und während es noch in Bewegung war, wurde schon ein zweiter Bugsir-Anker vorausgefahren. Wie durch Zauberkraft getrieben, entfernte sich das Schiff von seinen Verfolgern. Es dauerte jedoch nicht lange, bis die Engländer den Kniff des Yankee merkten und dasselbe Manöver machten. Gegen halb acht erhob sich eine leichte Brise, die jedoch nur bis acht Uhr anhielt, worauf wieder zu den Booten und zum Bugsir-Anker gegriffen wurde. Der Shannon, welcher im Fahrwasser der Constitution war, erhielt nach und nach die meisten Boote des Geschwaders und kam allmählich näher, während die Guerriere auf die Backbordseite loskam. Die Aussichten für das amerikanische Schiff waren jetzt trübselig genug; kaum blieb noch ein Strahl von Hoffnung. Noch eine Stunde wie die letzte, und die beiden Fregatten waren bis auf Schußweite heran. Aber trotzdem war kein verzagtes Herz in diesen eichenen Rippen. Ein jeder las in dem Gesicht seines Cameraden den festen Entschluß zu kämpfen solange noch eine Kanone da war. Capitän Hull, wüthend über seine verzweifelte Lage, nahm sich vor mit dem ersten Schiff das ihm nahe käme auf Leben und Tod anzubinden. Die Leute in den Booten arbeiteten wacker; aber es war ein Kampf der bloßen physischen Kraft, in welchem nicht die geringste Aussicht auf Erfolg war. Endlich jedoch schien das Mißgeschick sich wenden zu wollen: eine leichte Brise sprang vom Süden auf. Hull sah sie kaum auf der Oberfläche des Wassers herannahen als er die Segel richten ließ, und in demselben Augenblick wo das Schiff ihren sanften Druck fühlte, wurde es auch schon vor den Wind gebracht. Die Boote fuhren heran und wurden aufgezogen, ohne das Schiff aufzuhalten, und ein jeder arbeitete ruhig auf seinem Posten, obschon die Guerriere einige Schüsse abfeuerte, die rechts und links ins Wasser schlugen.

Schon nach einer Stunde trat wieder Windstille ein, und es mußte abermals zum Bugsiren geschritten werden. Die Leute bemühten sich durch Anstrengung zu ersetzen was ihnen an Kraft abgieng, aber der Shannon kam beständig näher. Mit Ausnahme einer kleinen Rast, wenn gelegentlich leichte Windstöße das Schiff trafen, mußte die Mannschaft den ganzen Tag über ununterbrochen arbeiten. Um 2 Uhr eröffnete die Belvidera ein Feuer mit ihren Bugkanonen, worauf die Constitution mit ihren Spiegelkanonen antwortete. Nach einer halben Stunde ließ Capitän Hull jedoch mit dem Feuern innehalten und beorderte die Leute wieder an die Boote. Bis 11 Uhr Nachts wurde mit dem Rudern und Bugsiren fortgefahren. Durch die furchtbare Anstrengung vom frühen Morgen an war die Mannschaft fast bis zum Tod erschöpft, als sich glücklicherweise wieder ein Wind erhob. Jedes Stück Leinwand wurde beigesetzt. Aber auch dießmal dauerte die Freude nur eine Stunde, um Mitternacht herrschte schon wieder völlige Windstille. Da die Verfolger keine Boote aussetzten, unterließ Capitän Hull es ebenfalls, um seinen abgematteten Leuten wenigstens etwas Ruhe zu gönnen. Bei Anbruch des Tages fand er daß einige Schiffe des Feindes ihm bedeutend näher gekommen waren, vier Fregatten waren innerhalb der Schußweite der langen Kanonen. Es war jetzt klar daß die allergeringste ungünstige Veränderung das Schicksal der „Constitution" besiegeln mußte.

Es war ein schöner Sommermorgen, und wie das glänzende Tagesgestirn langsam aus seinem nassen Bett sich erhob, beschien es eine Scene von erhabener Schönheit und aufregendem Interesse zugleich. Der Ocean lag schlummernd in majestätischer Ruhe, und spiegelte von seiner glatten Fläche den wolkenlosen Himmel zurück. Eine leichte Brise begann das Meer zu fächeln, und jedes Segel das zu gebrauchen war wurde wieder aufgezogen. Alle Schiffe verfolgten jetzt denselben Curs, der tapfere Amerikaner voran. Die fünf Fregatten sahen aus wie Wolken von Leinwand, wie sie langsam und stolz über die Tiefe dahin schwebten. Jedes Auge an Bord der Constitution blickte auf die Verfolger zurück, und beobachtete die verhältnißmäßige Geschwindigkeit der Schiffe, und jedes Herz flehte um Wind. Um Mittag trat wieder Stille ein, aber es stellte sich das erfreuliche Resultat heraus daß die Belvidera $2\frac{1}{2}$, die nächste Fregatte 3 Meilen rückwärts und die andere

noch weiter leewärts waren. Dieß war ein großer Gewinn gegen die Stellung vom vorhergehenden Tag, und es blieb jetzt kein Zweifel mehr daß bei einem beständigen Wind die Constitution gerettet war. Um halb 1 Uhr erhob sich wieder ein Wind, und obschon er unbeständig blieb, kam die Constitution doch ihren Gegnern weiter voraus. Jedes Segel wurde aufs pünktlichste bedient, jedes Tau mit der gewissenhaftesten Sorgfalt bewacht, woraus man ersehen konnte daß die amerikanische Fregatte ein vollkommenes Kriegsschiff war.

Der Tag welcher so schön angebrochen war, drohte mit einem Sturm zu enden. Ein heftiger Windstoß erhob sich plötzlich von Süden her. Capitän Hull beobachtete genau seinen Gang, jeder Mann stand auf seinem Posten an den Geileinen. Einen Augenblick bevor die Bö das Schiff traf, wurde der Befehl gegeben, und wie durch einen einzigen Schlag waren alle Segel eingerefft. Die britischen Schiffe hatten angefangen zu reffen ohne die Annäherung der Bö abzuwarten. Sobald der heftigste Stoß vorüber war, wurde die Constitution wieder unter vollen Segeldruck gesetzt, und indem sie sich graciös beugte, als wollte sie der steigenden See ihre Dankbarkeit beweisen, schüttelte sie freudig den Schaum von ihrem Bug und schoß bald mit einer Geschwindigkeit von 11 Knoten durch das Wasser hin. Die feindlichen Schiffe blieben weit zurück, und als die letzten Strahlen der scheidenden Sonne verglommen, sagte die Constitution ihren Verfolgern Lebewohl.

Sie hatte tapfer und glorreich den Wettkampf bestanden.

Der Regen.

Der Herausgeber von François Arago's gesammelten Werken hat so eben den zwölften Band veröffentlicht, welcher meistens meteorologische Arbeiten des großen Naturforschers enthält. Wir benutzen daraus die Arbeit über den Regen, und ergänzen dann was seit Arago's Tod die meteorologischen Wissenschaften namentlich durch Dove gewonnen haben.

Die Lufthülle der Erde besteht bekanntlich aus einer Mischung zweier Gasarten, des Sauerstoffs und des Stickstoffs. Ueberall an der Oberfläche unsres Planeten sind die zählbaren Mischungsverhältnisse beider Körper dieselben. Unter 4 Maß Stickstoff wird immer 1 Maß Sauerstoff vertheilt seyn, nirgends mehr, nirgends weniger. Auch die Luft, welche Gay Lussac auf seiner Ballonfahrt aus den höchsten erreichten Schichten in einem verschlossenen Gefäß herabbrachte, enthielt kein andres Mischungsverhältniß. Alles was die Wissenschaft neues noch über diesen Gegenstand zu entdecken vermag, wird darin bestehen ob im Laufe von Jahrhunderten die Mengenverhältnisse dauernd bleiben, oder sich verändern. Innerhalb der Luft aber hält sich außer einer veränderlichen Menge Kohlensäure auch Wasserdampf auf. Bergmann war der erste welcher im Regen Spuren von Salpetersäure antraf. Ein anderer Chemiker, Brandes, wollte im Regenwasser Magnesiumchlorür, schwefel- und kohlensaures Magnesium, Natronchlorür, schwefelsauren und kohlensauren Kalk, kohlensaures Kali, Eisen- und Manganoxyd, organische Stoffe und Spuren von Ammoniak entdeckt haben. Liebig bezweifelte jedoch die Anwesenheit der Kalisalze, so wie der beiden Oxyde. Der Chemiker Barral bestimmte zuerst die Quantitäten der mineralischen Bestandtheile des Regenwassers, wie es in den beiden Regenmessern des Pariser Observatoriums gesammelt worden war. Aus seinen Untersuchungen ergab sich daß ein Hectar Landes bei einem durchschnittlichen jährlichen Fall Pariser Regenwassers nicht weniger als 31 Kilogramme Stickstoff, und zwar 9 in der Form von Ammoniak und 22 in der Form von Salpetersäure, empfängt. Diese Entdeckung ist bekanntlich für die Ackerbauchemie entscheidend geworden, insofern sie bewies daß die Atmosphäre reiche Stickstoffquellen enthalte, und der Stickstoff im Dünger weder das ausschließende noch überhaupt ein unentbehrliches Befruchtungsmittel sey.

Die Menge des Regens die auf zwei benachbarten Punkten von verschiedener Erhebung fällt, variirt höchst beträchtlich. Das Pariser Observatorium besitzt zwei Regenmesser, einen auf der Spitze des Gebäudes und einen im Hof. Im mittleren Durchschnitt von 37 Jahren (1817 bis 1853) ergab sich daß der höhere Regenmesser $511,^{84}$, der untere $579,^{80}$ Millim., also der im Hof ein Siebentel oder ein Achtel mehr empfieng, obgleich der Unterschied der Erhebung nur $28,^{76}$ Mètres beträgt. Dieß ist keine örtliche Erscheinung, sondern man hat sie anderwärts auch beobachtet. So fielen in York durchschnittlich auf das Münster ($73,^{8}$ Mètres über dem Ousespiegel) $294,^{75}$, auf den First des Museums ($22,^{1}$ M. ü. d. O.) $444,^{72}$, und in einem Garten ($9,^{7}$ M. ü. d. O.) $545,^{25}$ Millimètres Regen, also an dem letztern Orte beinahe doppelt so viel als am erstern. Man darf dieses Gesetz aber nicht auf hohe Gebirge ausdehnen, die gerade umgekehrt nur als Regensammler dienen, sondern die Beobachtungen lehren nur daß in einer senkrecht gedachten Luftsäule die Regenmenge vom Boden aufwärts abnehme. Diese Erscheinung hat sich bisher noch nicht erklären lassen, am meisten befriedigt jedoch die Annahme daß auf der Oberfläche des Regentropfens während des Fallens Regen auf Kosten der Wasserdämpfe der Luft niedergeschlagen werde, und zwar selbst dann wenn auch in den niedern Schichten das Hygrometer den gleichen Abstand vom Sättigungsgrade wie auf erhöhten Punkten anzeigt.

Schon im Jahr 1689 ließ die Pariser Akademie auf der Höhe der Sternwarte (aber 17 Mètres tiefer als das heutige Instrument) die Mengen des Regenfalles messen. Leider findet sich von 1755 bis 1804 die Lücke eines halben Jahrhunderts. Diese kostbare Beobachtungsreihe beweist daß in Paris noch ebensoviel Regen fällt wie vor 160 Jahren, wenn auch die zehnjährigen Durchschnitte oft sehr stark unter einander variirten. Durchschnittlich zählt man in Paris 147 Regen- und 12 Schneetage. Seit 1689 ist es nur dreimal, im Jan. 1691, im Feb. 1725 und im Jan. 1810, vorgekommen daß einen ganzen Monat lang kein Niederschlag fiel. In Viviers hat man in der Zeit von 1778—1817 eine Zunahme des Regenfalles von 842 auf 1012 Millim. und der Regentage von 83 auf 108 wahrnehmen wollen, allein vierzigjährige Beobachtungen reichen bei weitem nicht aus um allgemeine Schlüsse darauf zu begründen.

Am 27 Februar 1836, bei Gelegenheit einer Frage über den Schutz der Forsten, hielt Arago eine Rede in der Deputirtenkammer über den Einfluß der Wälder und Entwaldungen auf das Klima. Er ist der Ansicht daß Wälder die klimatischen Gegensätze — kalte Winter, heiße Sommer — verschärfen, und umgekehrt die Klärung der Forsten die

Winter milder und die Sommer kühler werden lasse. Daß in Frankreich ehemals die Sommer beträchtlich wärmer gewesen seyn müssen, ergibt sich aus guten Urkunden, da bei einer Preisbewerbung der Weinbauern unter Philipp August, wer das edelste Product auf die königl. Tafel liefern werde, die Winzer von Amiens unter den Concurrenten auftraten, während man dort vom Weinbau seit Menschengedenken nichts mehr weiß. Neuere Beobachter haben erkannt daß in den wälderreichen Vereinigten Staaten die Luft viel trockener sey. Die Wälder begünstigen nämlich die Niederschläge des Wasserdampfes. Die Luft welche über Waldflächen schwebt, wird früher ihren Sättigungsgrad erreichen und früher ihren Wasserdampf abgeben als die über kahlen Flächen oder Steppen. Sie kann also in Waldländern überhaupt eine geringere Quantität Feuchtigkeit als Dunst aufgelöst festhalten, oder, mit andern Worten, die Luft wird viel trockener in der Nähe von Wäldern. Man hat aus diesem Umstande nicht bloß erklärt weßhalb europäische Möbel in Amerika rasch Sprünge bekommen, sondern man behauptet auch daß die Trockenheit der Luft die Reizbarkeit der Nerven erhöhe, und diese wieder das unstete, aufgeregte, hastige Wesen der Amerikaner rechtfertige. Daß in Folge von Abholzung Quellen verschwunden und bei einem neuen Nachwuchs wieder zurückgekehrt sind, ist eine bekannte Thatsache. Boussingault erwähnt einen lehrreichen ihm von einem Cacaopflanzer mitgetheilten Fall. Ein Bewohner von Cartago hatte an der Kette von Quindiu die Gründung einer Ansiedlung übernommen. Er selbst besaß Cacaopflanzungen, welche wegen der häufigen Regen in den ersten zehn Jahren ihm wenig Früchte brachten. Als die Ansiedlung gedieh und der Wald in Ackerfluren sich verwandelte, stieg die Cacaoernte, um zu völliger Bedeutungslosigkeit zurückzusinken als die Ansiedlung im spätern Verlaufe wieder verlassen wurde. Schon der Entdecker Amerika's, Cristobal Colon, bemerkt in dem Tagebuche seiner ersten Reise, als er gerade zur Regenzeit an der Küste von Cuba und Hayti hinfuhr: die dortigen häufigen Niederschläge würden sich vermindern sobald beim Fortschreiten der Colonisation die Wälder verschwänden, da die Portugiesen auf Madeira und auf den Azoren die Erfahrung bereits gemacht hätten daß mit den Wäldern auch das Regenwetter aufhöre. Der Regen stammt von den Verdunstungen großer Wasserflächen, hauptsächlich der Meere, und dieser Wasserdampf muß irgendwo wieder herabkommen. Wäre also die ganze Erde entwaldet, dennoch würde die Gesammtsumme des niederfallenden Regens die nämliche bleiben, höchstens würde örtlich die Regenmenge geringer oder größer werden. Einen Nachtheil indessen bringt die Entwaldung jedenfalls mit sich, nämlich die plötzlichen Entladungen massenhafter Niederschläge. Der Regen der auf bewachsenes Land fällt, fließt nicht so rasch wieder ab, sondern wird von Wald und Buschwerk festgehalten, während jetzt namentlich im Rhonethal, in der Lombardei, in Süddeutschland, in Steiermark und Kärnthen, seit dort die auf Holzkohlen basirte Eisenindustrie Lücken in die Wälder gerissen hat, fast jedes Frühjahr oder jeden Sommer über Wasserschäden geklagt wird. Die Hochwasser haben aber noch den Uebelstand daß sie eine beträchtliche Menge Erdreich herabschwemmen, dadurch das Bett der Flüsse erhöhen und Ueberschwemmungen um so verheerender machen. So soll nach Arago's Versicherung das Bett des Po bereits höher liegen als das Straßenpflaster Ferrara's.

Schon Arago erkannte daß Europa etwas ähnliches besitze wie die Erscheinung einer trockenen und einer nassen Jahreszeit unter den Wendekreisen. Er weicht aus guten Gründen von der bürgerlichen Jahreseintheilung ab und spricht von einem meteorologischen Jahr, dessen Jahreszeiten stets um einen Monat früher, der Winter mit dem 1 Dec., der Frühling mit dem 1 März beginnen. In diesem Sinne nun findet er daß sich nach Procenten gerechnet die Regenmenge eines Jahres folgendermaßen vertheile.

	Winter.	Frühling.	Sommer.	Herbst.
Frankreich	21.8	23.2	26.3	28.7
England	23.2	19.6	26.7	30.5
Niederlande	22.7	19.9	27.7	29.7
Scandinavien	24.1	17.3	25.3	33.3
Deutschland	19.3	21.2	33.9	25.6
Schweiz und Italien	24.3	22.6	19.6	33.5
	22.6	20.4	26.6	30.4

Daraus schließt Arago daß unsere Regenzeit in den Herbst (September bis Ende November), unsere trockene Zeit dagegen in den Frühling (März bis Ende Mai) falle.

Wer die Dove'schen Untersuchungen kennt, der wird Arago's Zusammenstellung sehr unglücklich finden. Dove behauptet auch daß wir eine Regenzeit haben, die sich durch die Statistik der fallenden Meteorwasser nachweisen und wissenschaftlich erklären lasse, er unterscheidet aber Südeuropa von Mitteleuropa, denn im ersteren gibt es zwei ausgesprochene Regenzeiten, im Frühling und im Herbst, in Mitteleuropa nur ein Maximum, nämlich im Sommer.

Unter den Tropen gibt es bekanntlich einen Raum welchen wir den Gürtel der Windstillen nennen. Da er stets dort liegt wo die Strahlen der Sonne senkrecht niederfallen, so verschiebt er sich von einem Wendekreise zum andern mit dem Stande der Sonne. In dem heißen Calmengürtel steigen erhitzte Luftströme aufwärts und suchen nach den beiden Polen abzufließen. In Folge der Drehungsgeschwindigkeit der Erde, die sich diesen Luftmassen mittheilt, empfangen wir auf unserer nördlichen Halbkugel den Luftstrom der Windstillen als einen abgelenkten Südwind, d. h. als Südwestwind, und zwar so daß mit zunehmender Breite die westliche Richtung vorherrschend wird. Nun will ein bekanntes Naturgesetz daß warme Luft eine viel größere Menge Wasserdampf aufgelöst und durchsichtig enthalten kann als kältere Luft. Daraus folgt daß, wenn jener tropische, mit atlantischem Wasserdampf gesättigte Luftstrom in höhern Breiten auf den kalten Boden niederfällt, er abgekühlt wird, und in Folge dessen seinen Wasserdampf nicht mehr festhalten kann, dieser vielmehr sich zu Wolken verdichtet und als Regen niederschlägt. Der tropische Luftstrom wird auf seinem Wege nach den Polen anfangs vermöge seiner großen Wärme und Leichtigkeit in hohen Schichten der Atmosphäre fortfließen, allein je nördlicher er kommt, desto mehr rücken die Längengrade zusammen, der Strom wird eingeengt und auf die Erdoberfläche herabgedrückt. Der Ort wo dieß geschieht wird veränderlich seyn und vom Stande der Sonne abhängen, so nämlich daß der tropische Luftstrom unter den höchsten nördlichen Breiten zur Zeit unserer Sommersonnenwende niederfallen und dann mit der Sonne immer südlicher rücken wird. Man kann daher auch von Wendekreisen dieser Regenzeit sprechen. An der Stelle wo jene Luftströme niederfallen die man den rücklaufenden Passat nennt, wird es Regen geben.[1] Daher kommt es daß in

[1] Das Nachfolgende ist aus Dove's Arbeiten über „die subtropischen Regen und Herbstregen Westeuropa's," so wie über „das Klima des preuß. Staates" Zeitschrift für Erdk. 1856, 1857 entlehnt.

Algier, in Portugal, auf den Azoren, in Süditalien die Regenmenge in großer Regelmäßigkeit von Juli bis Januar zunimmt, und von da wieder bis zum Juli abnimmt. Im Januar also, wo die südliche Declination der Sonne am größten ist, fällt der rücklaufende Passat mit Regen in Südeuropa nieder. So wie die Sonne höher nach Norden rückt, bewegt sich auch die Stelle des Niederfallens nach Norden. Diesen heißen feuchten Winden stellt sich die Mauer der Alpen entgegen. An ihren schneeigen Scheiteln, welche die warmen Luftmassen hinauffließen sollten, erkälten sie sich und lassen ihre Feuchtigkeit in starken Niederschlägen fallen. Dadurch werden sie aber wiederum trockener, und so geschieht es fast regelmäßig daß wir im März von beständigen Regengüssen in der Lombardei und im Rhonethal hören, während bei uns der goldene Märzenstaub wirbelt. Lange dauert dieses Privilegium indessen nicht. Die Regenzeit tritt früher oder später auch bei uns ein, je später sie eintritt, desto tiefer rückt sie in den Sommer hinein. Hat die Sonne nämlich im astronomischen Frühjahr den Aequator überschritten, so fängt allmählich der rücklaufende Passat an über die Alpen hinwegzufließen und am Nordabhang herabzukommen. Dieß geschieht im Mai, oder besser im Juni. Der Juni ist so recht eigentlich unsere Regenzeit. Dann bessert sich allmählich das Wetter wieder, und wir bekommen einen heitern Herbst. Darin läßt sich also eine gewisse Regelmäßigkeit in unsern Jahreszeiten erkennen daß unser Regenmaximum zusammenfällt mit dem höchsten Stande der Sonne, und diesem Maximum im Frühjahr und im Herbst ein Zeitraum trockenen Wetters vorausgeht, oder nachfolgt. Man darf in unserm, so mannichfachen Einflüssen der Breite, der Vertheilung des Flüssigen und Festen, und der Richtung der Gebirgszüge unterworfenen Mitteleuropa keine scharf abgegränzten Erscheinungen wie unter den Tropen verlangen; die Jahreszeiten fließen oft in einander über und verwischen sich, so daß ein solches Jahr wie das jetzige mit seinem regenlosen März, seinen täglichen Niederschlägen im Juni und dem nachfolgenden heitern Wetter, gerade weil es dem Ideal unserer meteorologischen Verfassung entspricht, zu den Seltenheiten gehört.

Es läßt sich als eine allgemeine Regel aussprechen daß die mittlere niederfallende jährliche Regenmenge (caeteris paribus) vom Aequator nach den höhern Breiten abnimmt, daß es aber seltsamerweise in dem nämlichen Sinne desto öfter regnet, je weniger Regen fällt. Arago nimmt an daß unter den Tropen durchschnittlich im Jahr 2 Mètres, vom 25 bis 40° durchschnittlich 1 Mètre, und zwischen 50 und 60° durchschnittlich nur ½ Mètre Regenwasser fällt. Er denkt dabei natürlich an ein Seeklima, denn bekanntlich fällt im Innern Afrika's, Westasiens und Australiens wenig oder gar kein Regen, und es ist gar nicht gleichgültig, wegen der Bewegung der Erde von West nach Ost, ob sich verglichene Erdräume an den westlichen oder östlichen Rändern der Continente befinden. Was also Arago als allgemeine Regel ausspricht, gilt nur für solche Punkte die den nämlichen klimatischen Bedingungen unter verschiedenen Breiten unterworfen sind. Die Zahl der Regentage beträgt umgekehrt von 12—43° etwa 78, von 43 bis 46° 105, von 51 bis 60° aber 161. Mit andern Worten: unter dem Aequator fällt viel Regen und rasch, in den kältern Zonen wenig Regen und langsam. Nach Beobachtungen in Alais (Gard) regnete es dort durchschnittlich 60½ Tage aber nur 55 Nächte, die Nacht von 6 Uhr Abends bis 6 Uhr Morgens gerechnet. Dennoch fielen zur Nachtzeit 515 Millim., und zur Tagzeit nur 476 Millim. Regen.

Von der Ergiebigkeit tropischer Regen wird man sich einen Begriff machen können, wenn man die jährliche Regenmenge in Bombay (2.370) mit der in Paris (0.564 Mètres) vergleicht. Fiele der Regenertrag des ganzen Jahres in Bombay auf einmal, so würden erwachsene Männer auf die Tische treten müssen um den Kopf über Wasser zu behalten, während unter gleichen Verhältnissen in Paris das Regenwasser ihnen nur eine Spanne übers Knie reichen würde. Aber diese Regenmenge in Bombay ist keineswegs ein Extrem, sondern wir finden im Gegentheil zu Saint-Denis auf der Insel Bourbon 4.12 Mètres, in Cayenne 3.51, auf Guadalupe 3.23, und in der Niederlassung Matuba auf der nämlichen Insel nicht weniger als 7.43 Mètres jährlichen Regenfall notirt.

Zu den meteorologischen Curiositäten welche einst die Volksimagination peinigten, gehören die sogenannten Blutregen. Genau beobachtete Erscheinungen dieser Art, sämmtlich aus unserm Jahrhundert, und zwar Italien, Nordeuropa, Canada, den Vereinigten Staaten und Südamerika angehörig, werden von Arago historisch dargestellt. Wenn rothe und gelbe Wolken die Luft verfinstern und die Sonne färben, Gewitter dann losbrechen und aus ihnen rothe Regentropfen nieder fallen, so beruht das Seltsame dieser Erscheinung auf einer Mischung der Regenwolken mit sehr feinen erdigen Theilen, die von hohen Luftströmen fortgeführt wurden. Die chemische Untersuchung eines solchen „Schlammregens" ergab daß die in dem Regentropfen schwebenden festen Bestandtheile Granitsand (45 Thl.), Eisenhydrat (31 Thl.) und kohlensaurer Kalk waren. Einer verwandten Erscheinung begegnen Schiffe auf dem atlantischen Ocean besonders in der Nähe der Azoren, wo sich Wolken trockenen Staubes, des sogenannten Passatstaubes, über die Fahrzeuge senken und eine röthliche Schicht auf Verdeck und Segelwerk zurücklassen. Denkt man sich den Staub und Regenfall gleichzeitig, so entsteht einfach ein Blutregen.

Gehört bei diesen Regen der färbende Stoff der unorganischen Natur an, so ist der rothe Schnee dagegen dem Pflanzenreich zuerkannt worden. Rother Schnee findet sich nicht bloß an den arktischen Küsten, wo er, wie Kane es beschreibt, die malerischen Reize der „arktischen Symplegaden," d. h. der Küsten bei Cap Alexander erhöht, sondern Saussure traf und beschrieb schon die nämliche Erscheinung in den europäischen Alpen. Anfangs wollte man den rothen Schnee für Eier von Thieren oder für ein infusorisches Leben erklären, jetzt aber ist alles einig daß wir nur eine Pflanze vor uns haben die auf und in dem Schnee, ja angeblich oft fußtief unter dem Schnee, lebt. Der einzige Streit unter den Botanikern besteht noch darin ob jene rothen Kügelchen, oder das Blutkorn, wie der deutsche Name lautet, Pilze oder Algen seyen. Arago scheint sich zur erstern Ansicht zu neigen und den Namen Uredo nivalis für den rothen Schnee zu adoptiren, während Decandolle und unsre besten Lehrbücher, auch Schleiden wenn wir nicht irren, die Pflanze zu den Algen unter dem Namen Haematococcus nivalis zählen.

Der botanische Garten zu Louis-Yarra, Melbourne-Australien.

December 1858.

Der botanische Garten bei Melbourne wird täglich mehr die Lieblingspromenade des Publicums. Die vortreffliche Verwaltung, die Sorgfalt in der Anordnung und Cultur der Pflanzen zeigen daß man den ursprünglichen Zweck der Anlage dieses Gartens verfolgt und erreicht hat. Das Terrain umfaßt 80 Acres, von denen bis jetzt erst 18 cultivirt sind. Die Colonie ist so glücklich in dem Curator des botanischen Gartens, dem Dr. Ferdinand Müller, welcher zugleich Botaniker des Gouvernements ist, einen ebenso tüchtigen als trefflich unterrichteten Mann zu besitzen. Der Ruf dieses Gelehrten als praktischer Botaniker erstreckt sich weit über die Gränzen Australiens und bedarf an dieser Stelle keines Lobes. Dr. Müller hat in der Person des Hrn. Dallachy einen vortrefflichen Assistenten, und der unermüdlichen Thätigkeit dieser beiden Herren verdanken die Bewohner Melbourne's den prächtigen Anblick, den der botanische Garten jetzt bietet. Die Lage des Gartens ist äußerst günstig für seinen Zweck. Er liegt auf dem südlichen Ufer des Yarra gegenüber einem Theil von Richmond und eignet sich das wellenförmig gebildete Land ganz vortrefflich zur Experimentalcultur. Ein großer Teich gibt Gelegenheit auch Wasserpflanzen zu cultiviren. Auf dem Teich hat man künstliche Inseln angelegt, die den Schwärmen von Wasservögeln zum Aufenthalt dienen, welche die Gegend bewohnen. Aus Dr. Müller's Bericht ersehen wir daß ähnliche Anlagen in dieser und den andern Colonien viele Pflanzen aus dem botanischen Garten erhalten haben, und daß man Sorge trägt die Nützlichkeit des Instituts in dieser Art noch auszudehnen. Seit Anfang des Jahres 1857 hat sich die Zahl der Pflanzen verdoppelt, und Dr. Müller's Katalog weist jetzt 3300 Arten auf, welche Zahl bedeutend größer wäre wenn man bloße Varietäten cultivirt hätte. Ein Vogelhaus und eine Menagerie sind während des vergangenen Jahres errichtet worden. Das erstere enthält viele europäische Singvögel, und es soll auch ein gleiches auf der andern Seite der Brücke aufgestellt werden, welche den Garten mit dem nördlichen Ufer des Yarra verbindet. Die Menagerie ist bis jetzt noch ein etwas verfehltes Unternehmen, weil noch nicht genügend und passend für die Unterbringung der Thiere gesorgt ist. Man hat hier verschiedene Arten von Känguruhs, den Coaba oder einheimischen Bär, Affen, Rehe, Emus und Adler. An verschiedenen Stellen des Gartens stehen schon sehr schön entwickelte Exemplare von einheimischen und exotischen Bäumen, von dem blauen Gummibaum, dem König der Eukalypten, und der gigantischen Norfolk-Insel Tanne bis zu der wilden, düstern Casuarina und den anmuthigen, zarten Mimosen und Akazien Australiens.

Einen Nachmittag jede Woche spielt das schöne Musikcorps des 40sten Regiments unter der geschickten Leitung seines Directors, Hrn. Johnson, eine Auswahl guter Musikstücke zur Unterhaltung der Besucher des Gartens. Ein kurzer Auszug aus dem jährlichen Berichte des Directors des botanischen Gartens folgt hier. Dr. Müller schließt seinen Bericht auf folgende Weise: „Der beabsichtigte Bau eines größeren Gebäudes im botanischen Garten wird dem Botaniker der Regierung nicht nur Gelegenheit geben künftig regelmäßig phytologische Vorlesungen zu halten, und zum Zweck der Bildung eines botanischen Museums und Experimental-Laboratoriums die Pflanzenproducte der Colonie zu sammeln, sondern es werden auch dadurch seine großen, sorgfältig geordneten botanischen Sammlungen zugänglich werden, die er, obgleich er seine Privatmittel und 18 Jahre seiner Muße darauf verwandt hat, doch dem Staat für immer zu überlassen wünscht als einen Stamm zu Staatssammlungen. Seine Sammlung australischer Pflanzen existirt nirgend anderswo und zählt etwa 6000 wohl bezeichnete Arten in zahlreichen Varietäten. Außerdem besitzt er ein werthvolles Herbarium verschiedener Pflanzen aus allen Theilen der Erde, etwa 45,000 gut erhaltene Exemplare, die in etwa 15,000 Arten ungefähr ein Sechstel der bis jetzt bekannten Vegetation der Erde repräsentiren."

Erzählungen aus dem Leben der Ansiedler in den Caplanden.

(Aus Chambers's Journal.)

Manches hatte ich im Leben unternommen, aber es wollte mir nichts gelingen, vielleicht lag das Geheimniß meines Mißgeschicks darin daß ich mich in allem versuchte, aber nichts von Grund aus verstand. Doch wie dem auch seyn mochte, ich verarmte immer mehr dabei, daß mir am Ende nichts übrig blieb als auszuwandern. Das Cap bot den Ansiedlern damals große Vortheile dar, und so gieng ich dahin. Die Regierung stattete mich, wie man es nannte, mit einer prächtigen Farm aus, aber ich fand nur eine blühende Wildniß, in welcher noch nie die Hand eines civilisirenden Menschen gewaltet hatte. Hier war nun meiner Anstelligkeit ein weites Feld eingeräumt, und mit einiger Einsicht und dem Beistand weniger Hottentotten gelang es mir bald ein Haus zu errichten, und Feld und Garten anzulegen. Schafe und Ochsen mußte ich kaufen, aber ich verschaffte mir deren genug um meine Weideplätze an den Hügeln mit schneeigem Wollvieh und fleckigen Rindern zu bevölkern; nach Verfluß von zwei Jahren konnte ich behaglich ausruhen von meinen verschiedenartigen Arbeiten, unter dem Schatten der Weinstöcke und Feigenbäume welche ihre Ranken und Zweige auszubreiten begannen.

Während dieser ganzen Zeit hatte ich niemals einen ganzen Feiertag genossen, und auch der halben waren es wenige gewesen, die weit auseinander lagen; als daher zwei meiner Nachbarn mich zu einer Jagdpartie in den Wildnissen des neutralen Gebietes einluden, sagte ich zu mit der Freudigkeit eines Schulknaben. Da meine Farm zunächst der Gränze lag, kamen meine Gefährten die Nacht zuvor mich abzuholen; sobald es tagte, brachen wir auf nach dem Sammelplatze, der etwa 30 Meilen entfernt war.

Zuerst ritten wir auf schattigen Pfaden, welche von den Sternenblüthen des Jasmins umduftet waren, zwischen die sich die Scharlachbüschel des Geraniums und blühende Lorbeeren einflochten. Dann gieng es durch rieselnde Bäche und Felsschluchten, wo Hunderte von

Affen plappernd und miauend von Stein zu Stein sprangen und mit schrillem Schreien ganze Schauer von Kieseln und Zweigen auf uns niederschleuderten, bis wir endlich die weite Grasfläche erreichten. Von der frischen Morgenkühle umweht und gestärkt, jagten wir nun vorwärts unter dem wolkenlosen Himmel in der blüthenreichen Wildniß, wo Rudel von flüchtigen Antilopen vorüberjagten, während da und dort die dunklen Gestalten einsamer Büffel und weidender Gnus auftauchten, oder scheue Straußenpaare aufschreckten.

Wir hatten ungefähr zwei Drittheile unseres Weges zurückgelegt und waren in eine Gegend gelangt die mit Baumgruppen besetzt, und von dichtem Graswuchs überzogen war, aus dem Blumen in Fülle aufsproßten. Darunter fand sich eine lilienartige Pflanze, die mir neu war, von ungemeiner Größe und schneeweißen Blüthen, deren Wurzelknollen ich mir zu verschaffen wünschte. Ich stieg deßhalb, da ich meinen Gefährten vorausgeritten war, rasch vom Pferde, warf den Zaum demselben über den Kopf, legte meine Büchse auf den Boden und fieng an nach meiner Beute zu graben. Während ich hastig den Grund aufwühlte, bemerkte ich wie das Gras in meiner Nähe sich leicht bewegte, was nicht der Wind verursachen konnte; indem ich so hinstarrte, wurde die schwankende Bewegung immer deutlicher; im nächsten Augenblick, mit einem plötzlichen Anlauf, erhob sich eine ungeheure Schlange vor mir mit glühenden Augen und sträubendem Kamm, deren offenen Kiefern jenes entsetzliche Gezisch entfuhr, das, einmal gehört, niemals vergessen wird und von dem ihre glitzernden Ringeln zu erbeben schienen.

Ich kniete noch immer auf dem Boden, Augenblicke oder Minuten lang, ich weiß es nicht, denn mich däuchten sie Stunden; die Schlange und ich waren unbeweglich, starr auf einander hinblickend, mein Herz schien still zu stehen, wie mein Auge in grauser Bezauberung von dem scheußlichen Unhold gefesselt war. Mein Blut erstarrte, und eine Todeskälte kroch durch meine Glieder, wie wenn ich gelähmt gewesen wäre und mich widerstandslos in mein Verhängniß ergeben hätte. Plötzlich brach das volle Bewußtseyn meiner Gefahr auf mich ein, und mit einem wilden Schrei, der sogar meinen furchtbaren Feind zu schrecken schien, sprang ich auf meine Füße und rannte wie wahnsinnig über die Ebene hin.

Dieser Schreckensruf brachte bald meine Gefährten an meine Seite, aber bevor sie mich erreichten, ertönte ein zweiter Ruf voll Furcht und Pein: mein armes Roß hatte ihn ausgestoßen, das wir zappelnd am Boden fanden, von den mächtigen Ringeln der Schlange umwunden. Im nächsten Augenblick hatten drei Kugeln den Leib der Cobra durchbohrt, denen noch drei folgten, und eilig wurde mein armes Pferd von den Resten seines furchtbaren Feindes befreit.

Allein in den Lefzen des unglücklichen Thieres war ein tiefer Biß, und ehe wir ihm Hülfe und Linderung zu bringen vermochten, begann das Gift seine Wirkung zu äußern, und es wälzte und wand sich im Todeskampfe, der furchtbar anzusehen war. Ich stand dabei in schmerzlichem Schweigen, und sah das Leben meines geduldigen und getreuen Dieners peinvoll dahinschwinden, der so oft mich durch Finsterniß, Sturm, Hitze und Mühsal geschleppt hatte, und des Todes sterben mußte, dem ich selber mit Noth entronnen war. Ich schauderte bei diesem Anblick voll Entsetzen, und fühlte mit innigem Dank daß dieses Schicksal mir erspart worden.

Endlich war alles vorüber, mein armes Pferd hatte sein letztes Aechzen ausgestoßen, und seine Leiden hatten aufgehört. Sein Tod gieng mir nahe, es war eine traurige Episode, welche mir das Vergnügen an dieser Lustpartie verbitterte, und hätte es in meiner Macht gestanden, ich wäre alsbald heimgekehrt. Aber meine Freunde wollten nichts davon hören, und wenn ich daran dachte daß nunmehr nur noch zwei Pferde für drei Reiter vorhanden waren, und ich keines derselben füglich für mich in Anspruch nehmen konnte, so stimmte ich mit ein weiter zu gehen, da ich sicher war auf dem Sammelplatz wieder ein Pferd zu finden. Bevor wir aufbrachen, wollten meine Gefährten die Schlange messen, und begannen deßhalb sie der Länge nach auszustrecken. Als sie dabei geschäftig waren, ließ sich ein schwaches hohles Wimmern vernehmen. Die letzten Vorkommnisse hatten unsre Nerven so sehr erschüttert daß wir voll Schreck zurückwichen, und befürchteten eine weitere Schlange möchte ein Opfer sich ausgesucht haben; allein es war nichts zu ersehen. Im nächsten Augenblick wurde abermals ein Wehelaut vernommen, der aus dem nächsten dichten Gestrüpp drang. Da wir vermutheten daß irgendein verwundetes Thier sich hineingeflüchtet habe, suchten wir unablässig mit großer Vorsicht um nicht seinen Zähnen oder Klauen zu begegnen. Rundum durchstöberten wir das Laubwerk mit unsern Büchsen, aber ohne Erfolg, bis einer meiner Gefährten niederkniete und zwischen den Wurzeln spähend einen Freudenruf ausstieß, und die breite kräftige Gestalt eines Kaffern zu Tage förderte. Der arme Bursche schien bewußtlos oder sterbend an einem Stich in der Seite, aus dem das Blut hervorschoß, und einer breiten Quetschung am Kopf, die von einem Keulenschlag herzurühren schien. Wir machten uns daran seine Wunden zu verbinden, und sobald er hinlänglich zu sich gekommen war, befragten wir ihn halb auf holländisch, halb auf kafferisch, um die Ursache seines gegenwärtigen Zustandes.

Des Verwundeten dunkles Gesicht verzog sich zu einem grimmigen, rachsüchtigen Ausdruck, als er berichtete wie bei einem Raubzug in die Niederlassung er seinen Häuptling erzürnt habe, der mit seiner eigenen Hand ihn verwundete; und daß er in das Dickicht gekrochen sey, wo wir ihn fanden um darin zu sterben. Ein Blick voll tödtlichen Hasses schoß aus seinen Augen, als er hinzusetzte: „Wenn die Anführer sich sputen, so können sie Katanor fangen, bevor er das Thal der blauen Lilien erreicht."

Das Thal der blauen Lilien! Ein Angstgeschrei brach aus unsern Lippen, und ein tiefer Schmerz schoß durch meine Brust, denn es war das liebliche schöne Thal, wo ich meine Heimath gegründet hatte, und wo ich vor wenig Stunden Weib und Kind in Sicherheit verlassen zu haben wähnte. Es war Wahnsinn in dem Gedanken daß Gefahr, vielleicht der Tod selbst über diesen theuern Häuptern schwebte, und daß ich entfernt, unfähig war sie gegen die Angriffe eines wilden erbarmungslosen Feindes zu schützen, oder mindestens mit ihnen zu sterben. Ehe eine Secunde vergieng, hatte ich den Zaum des nächsten Rosses erfaßt, und sprang in den Sattel; aber ehe ich weiter konnte, umringten mich meine Freunde. Nach kurzer Berathung beschlossen wir daß Thornton mit dem einzigen übrigen Pferde bei dem nächsten Militärposten Beistand suchen, und Stames zu Fuß die Jäger zu unserer Hülfe bringen sollte, während ich eiligst, um das Schicksal seiner theuern Bewohner zu theilen, nach dem Thal eilte.

Flüchtig wie der Wind jagte ich über die flache Prairie hin, aber ehe ich einige Meilen zurückgelegt hatte, begann die Sonne sich zu neigen und sich hinter den westlichen Hügeln zu verbergen, die Nacht brach ein, während der schlimmste Theil meines Weges noch vor mir lag. Dennoch gieng es hastig weiter, bald über riesige Termitenbaue, oder durch Wassertümpel bei dem zweifelhaften Sternenlicht; dann ver-

senkte ich mich in eine steile Schlucht, wo die speerähnlichen Blätter geknäulter Aloës mir entgegenstarrten, und gespenstige Euphorbien sich über mir ausbreiteten, immer vorwärts über rauhe unwegsame Pfade, nur von den wilden Thieren der Dschengeln betreten, bis ich endlich an den Ufern des Krombie anlangte. Im selben Augenblick stieg der junge Mond über den Bäumen auf, und warf seinen Silberschein über Hügel und Wald und den sanft murmelnden Fluß; ich konnte nun den Zugang zu der Furt suchen, die zwischen abschüssigen Ufern lag. Als ich weiter ritt mitten in meiner Angst, fiel mir auf daß ein ungewöhnliches Geräusch die tiefe Stille der Wildniß unterbrach. Mond und Sterne strahlten vom klaren Himmel, kein Windhauch regte sich, die Vögel schwiegen, und die Raubthiere hatten ihre Lagerstätten noch nicht verlassen; dennoch dauerte das wachsende Geräusch fort, das wie ein Schlachtgetümmel klang. Konnten es die Kaffern seyn? Aber ich bedachte daß mein Thal noch manche Meile entfernt war, und kein Laut von daher mich erreichen konnte. Im nächsten Augenblick lag bei einer Krümmung des Ufers der mondbeschienene Fluß vor mir, und auch die Furt etwas weiter entfernt, der sich zwei Reiter von der entgegengesetzten Seite nahten, deren dunkle Gestalten sich hoch aus dem silberglänzenden Wasser erhoben, das ihren Pferden kaum über die Fessel reichte. Sie waren guten Muthes, und ihr fröhliches Lachen tönte gleich Spott in die Angst hinein, welche mein Herz peinigte; ich eilte ihnen nahe zu kommen und ihren Beistand anzusprechen.

Unterdessen hatte das befremdliche Geräusch zugenommen, und klang wie das Zerschmettern von Bäumen und das Rauschen des fernen Meeres. Plötzlich verwandelte sich das fröhliche Lachen in einen wilden Schrei, als oberhalb der Reiter das ganze Flußbett mit ungeheurer Fluth sich füllte, welche gleich einem Wall mit furchtbarer Schnelligkeit sich vorschob. Da war kein Raum zur Flucht oder Rettung, und im nächsten Augenblick hatte der tödtliche Schwall seine Opfer verschlungen und in die wirbelnde Tiefe begraben.

Ich stand stumm und vernichtet, während das Wildwasser vor mir hinrollte, brausend schäumend, alles zerstörend in seinem wilden Sturz nach der See hin. Ich hatte oft gehört von dem plötzlichen Anschwellen der Gewässer, durch Wolkenbrüche an den Quellen im Gebirge, oder durch Entleeren der natürlichen Behälter, welche dann unendliche Wogen entsenden, und das Flußbett plötzlich mit entwurzelten Bäumen, zappelnden Thieren, rollenden Kieseln und Geschieben anfüllen, daß alles wild durcheinander kreist und weithin die Zerstörung sich verbreitet.

Im nächsten Augenblick wurde mir bewußt daß der geschwellte Fluß zwischen mir und meiner Heimath rollte, und eine Schranke zog mächtiger als Eisen, und unübersteiglicher als das höchste Gebirge. Wollte ich sie durchbrechen, so hieß dieß nicht nur meinen Lieben keine Hülfe bringen, sondern die letzte Hoffnung zerstören, sie je wieder sehen zu können. Ich hätte mein Leben weggeworfen, ohne ihnen einen Dienst zu erweisen, und dieser Gedanke allein hielt mich zurück von des Wassers Rande. Mein einziger Trost blieb daß Thornton, der denselben Fluß überschreiten mußte, aber tiefer unten, näher der See, noch herübergekommen seyn konnte ehe die Fluth hereinbrach, und so den Theuern beizustehen vermochte, von denen ich gänzlich abgeschieden war.

Während der übrigen Stunden der Nacht gieng ich an der Furt hin und her, beinahe von Sinnen über meinen Aufenthalt, indem ich nach Zeichen von Abnahme der Fluth spähte, oder nach dem Himmel aufsah, ob nicht der Brand meines Daches ihn röthe und meine Angehörigen dem Angriff der Wilden ausgesetzt seyen. Im Laufe der Nacht drang auch das Geheul der Raubthiere durch das Dickicht, das krampfhafte Lachen der Hyäne, das klägliche Gebell des Schakals und das Brüllen des Leoparden, vermischt mit dem verzweifelnden Aufschrei irgend eines weggeschwemmten Wildes — dieß alles stimmte mich noch trüber, und überwältigte mich mit trostlosen Gedanken.

Endlich fieng es an zu tagen über der immer noch schäumenden Fluth, und ich fühlte mich in der gezwungenen Unthätigkeit stets trüber und verzweiflungsvoller. Erst gegen Sonnenuntergang nahm die Gewalt des Stromes ab, die Wirbel und Wogen sänftigten sich, und ich beschloß den Uebergang zu wagen. Durch den langen Aufenthalt an dem Flußufer war mein Roß ausgeruht und voll Muth und Stärke, und als ich an günstiger Stelle es ins Wasser trieb, sprang es kräftig hinein, als ob ich nicht auf seinem Rücken gesessen wäre.

Im nächsten Augenblick riß die Fluth uns mit Gewalt abwärts, aber das starke Thier strebte an gegen die wirbelnden Wogen und drängte sich nach dem andern Ufer; noch war die Gefahr nicht vorüber, der Schwall wurde immer mächtiger und gieng über Roß und Reiter hin, bis ein letzter Riß, während die Nacht völlig hereinbrach, es Fuß fassen ließ und endlich der Rand des Flußbettes erreicht war. Nach einigen Minuten des Aufathmens konnte ich weiter, und nun gieng es durch die finstere Nacht nach meinem Lilienthal. Jeder Schritt der mich der Heimath näher brachte, vermehrte meine Furcht und Angst, und als ich endlich die schwachen Umrisse der umgebenden Hügel unterscheiden konnte, erstarrte mein Herz vor dem was die nächste Minute mir bringen konnte. Als ich mich dem Thale näherte, trug alles den gewohnten Anschein von friedlicher Ruhe, und zum erstenmal seit der Schreckenskunde drang ein Hoffnungsschimmer in meine Seele. Aber als ich die Stätte erreichte, fand ich das Schweigen der Zerstörung; mein Haus war ein Haufen rauchender Trümmer, meine Schafhürden waren niedergerissen, meine Rinderkraals leer, und wie es schien, war kein lebendes Wesen in dem Thal zurückgeblieben, um den Raub zu erzählen, welchen niemand zu rechter Zeit verhindern konnte.

Wäre dieses Unheil über mich gekommen ohne Vorbereitung, so hätte es mich nicht schwerer getroffen als es nun geschah. Langsam und schwach wie ein Greis glitt ich vom Pferd, und sank neben dem frischen Grabe von allem was ich liebte nieder, während ein Sturm von Schmerz und Grimm und Rachegefühl durch meine Seele tobte, der wilder war als die Wasser des Krombie, durch den ich mich hindurchgekämpft hatte.

Nach einer Weile machte mich ein schwacher Laut erbeben, und ich sah fern im Thal einen Lichtschimmer aus einer verlassenen Schäferhütte dringen. Ich glaubte daß dort einige verspätete Kaffern über ihren Raub sich ergötzten, nahm meine Büchse und eilte dahin. Doch was konnte meinem Staunen, meiner wahnsinnigen Freude gleichkommen, als ich lebend und gerettet die Tiefbetrauerten um das Feuer sitzend fand! Ein hottentottischer Hirt hatte die nahenden Feinde von einem der Hügel aus gesehen, und brachte zeitig genug Botschaft daß seine Herrin und ihre Kinder sich in den Busch flüchten konnten, und sobald der Hottentotte des Abzugs der Kaffern sicher war, kehrten sie nach dem Thal zurück.

Nicht lange, und man hörte Hufschlag, Heerdegeblöke und laute Männerstimmen. Sie verkündeten Thorntons Ankunft und den militärischen Beistand, den er aufgesucht hatte. Auf ihrem Weg dahin hatten

sie die Spuren der geraubten Heerde gekreuzt und sie verfolgt; das Wildwasser hatte die Kaffern am Ueberschreiten des Flusses gehindert, sie wurden gefangen und mit ihrer Beute im Triumph zurückgebracht.

Diese Nacht klang Heiterkeit und frohes Lachen durch das Thal, als Thornton mit seiner siegreichen militärischen Streifpartie um das Wachfeuer gelagert war, und auch der obdachlose und nahezu zu Grunde gerichtete Ansiedler stimmte mit ein. Er hatte zu oft schon seinen Weg durch die Welt aufs neue begonnen, als daß er verzagt wäre es noch einmal zu versuchen; aller Jammer kehrte sich in Freude, daß Weib und Kind mir erhalten worden. Am nächsten Tag machte ich mich rüstig ans Werk und schaffte unablässig, bis in wenig Monden keine Spur mehr zurückgeblieben war; nur in meiner innersten Seele dachte ich noch oft der unheilvollen Ereignisse meines Feiertags.

Die Land- und Seesoldaten China's.

Die militärische Tüchtigkeit der Chinesen steht in Europa allgemein in schlechtem Rufe; die Soldaten des himmlischen Reiches haben in der That unter allen Umständen, wo sie mit europäischen Truppen einen Strauß auszufechten hatten, sich wie Jungen benommen. Ein einziger englischer Policeman oder ein indischer Sipahi kann ein ganzes Dorf in der Umgegend Cantons in Respect erhalten. Woher kommt wohl dieß zaghafte, unkriegerische Wesen? Wie kommt es daß eine so äußerst starke Bevölkerung, die zudem in Ackerbau, Industrie, in Gelehrsamkeit und Künsten eine so vorgerückte Stellung einnimmt, nicht bessere Soldaten ins Feld zu stellen vermag?

Beides ist unschwer zu beantworten. China hat seit undenklichen Zeiten in Abgeschiedenheit von der übrigen Welt und in politischer Unbeweglichkeit hingelebt. Die andern Völker aber haben es nicht angegriffen, und wenn je, so geschah es in einer ganz unvollständigen Weise. Erst in den letzten Jahren haben ihm England und dann auch Frankreich etliche Treffen geliefert, die seine tiefe Schwäche bekundeten.

Schon Abbé Huc sagte, daß es unmöglich sey sich eine genaue, ja selbst nur annähernde Vorstellung von der wirklichen Macht des chinesischen Heeres, wie es zu Friedenszeiten besteht, zu machen. Dem officiellen Almanach zufolge betrüge die Gesammtziffer der vom Kaiser unterhaltenen Streitmacht 1,232,000 Chinesen, Mandschu oder Mongolen, welche alle im Innern des Reiches casernirt wären, und 31,000 Seesoldaten. Diese hohe Angabe sieht denn wirklich einer statistischen Angabe eines chinesischen Staatsalmanachs sehr gleich. Wer aber Gelegenheit hatte mehrere Jahre China nach allen Richtungen zu durchstreifen, der frägt sich wohl, wo denn dieses gewaltige Heer stecken möge, da man nirgendwo etwas davon gewahrt wird. Ohne Zweifel ist China ein sehr großes Reich und seine Bevölkerung zahlreicher als die von ganz Europa; aber man müßte doch die Soldaten sehen, wenn deren gar so viele vorhanden sind, wie man es behauptet.

Das Heer zählt in Wirklichkeit nur 740,000 Soldaten — und auch davon muß man zwei Drittheile abrechnen, wenn man den thatsächlichen Heeretat und die Ziffer der Mannschaften berücksichtigen will welche das Waffenhandwerk treiben.

So bestehen z. B. die mongolischen Heerestheile aus Hirten, die in ihrem Zelte allerdings eine lange Luntenflinte und dann und wann einen Bogen mit Pfeilen aufgehängt haben, sich derselben aber nur bedienen wilde Ziegen und Fasanen zu erlegen. Und haben sie eine Lanze, so greifen sie nur darnach wenn es gilt Wölfe zu verfolgen. Die eigentlich chinesischen Truppen, 500,000 Mann, taugen nicht viel mehr. Man stelle sich ein Heer Handwerker oder Landleute vor, die von Zeit zu Zeit ihren Soldatenrock anziehen, um zu einer Revue zu ziehen oder Räuber aufzuspüren. Die Ziffer der Mandschutruppen wird auf 60,000 Mann veranschlagt, die beständig unter den Waffen leben und sich nachhaltig ihrem Berufe hingeben. Diese werden sehr hart behandelt, und die Disciplin unter der sie stehen, existirt weder bei den Mongolen noch bei den Chinesen.

Was die Marine des himmlischen Reiches betrifft, so besteht sie aus etwa 30,000 Seesoldaten, die indeß auf eine beträchtliche Anzahl Kriegsdschonken vertheilt sind. Diese Dschonken, deren Vorder- und Hintertheil sehr hoch gebaut, sind plump construirt und führen als Segel Bambusmatten. Dabei braucht nicht des weitern angeführt zu werden, daß sie äußerst schwerfällig manövriren, daß sie weite Fahrten gar nicht zu machen im Stande sind, sondern lediglich längs der Küsten hinsegeln, oder in die Flüsse hinein vorgehen um auf die Piraten Jagd zu machen, welche indeß nur geringe Besorgnisse vor ihnen zu hegen scheinen. Die Namen der Dschonken dienen manchmal eine Vorstellung von deren Formen zu geben. So führt die eine die Bezeichnung „Hundertfuß,“ wegen ihrer drei Ruderreihen, welche die zahlreichen Rüssel jenes garstigen Insektes vorstellen sollen. Eine andere heißt Sperberschnabel, seine beiden Enden sind umgebogen und besitzt jedes ein Steuer, so daß die Dschonke vor- und hinterwärts gehen kann ohne wenden zu müssen; eine andere, die „vierräderige Dschonke,“ führt zwei Räder am Vorder-, und zwei am Hintertheil, welche von eigens dafür aufgestellten Leuten mittelst einer Curbe in Gang gesetzt werden.

Die Land- und Seesoldaten China's dienen der gesammten Welt zum Spott; sie besitzen nicht nur keinen kriegerischen Geist und können ihn nicht besitzen, sondern es sind des weitern noch ihre Indisciplin und ihr Mangel an soldatischem Ehrgefühl notorische Dinge.

Daraus folgt denn daß das Kriegswesen in diesem Reich nur wenig Bedeutung habe und die europäischen Expeditionen keinen ernsten Widerstand erfahren, wenn sie das himmlische Reich zum Gegenstand ihrer Angriffe machen. Das chinesische Fort am Peiho z. B. gleicht einer Festung wie sie sich unsere Jungen bauen wenn sie Krieg spielen. Keinerlei Redouten, keine Verschanzungen, keine Spur von Vorwerken. Somit begreift sich daß Soldaten, welche die Aufgabe haben ein solches Fort zu vertheidigen, keine lange Belagerung aushalten könnten, auch wenn nicht ihre Isolirtheit die Vertheidigung illusorisch machte.

Was wir vom Fort sagten, das gilt auch von der „Militärstation,“ welche daselbst vorhanden ist. Das als Caserne dienende Gebäude ist sehr unsolid, die kleinste Kugel würde die gesammte Construction in ihren „Grundvesten“ wackeln machen. Ihre Form indeß

ist malerisch, graciös, niedlich — das ist auch alles. In solche Käfige können auch nur chinesische Soldaten sich caserniren lassen.

Wie haben sich aber nicht die chinesischen Truppen im Kampfe gegenüber den englischen benommen! Sie rissen schon bei den ersten Salven aus, ihre Waffen links und rechts von sich werfend. Beschuldigen wir sie indeß nicht der Feigheit, hatten sie doch den ausgezeichneten Büchsen und den mit Kartätschen geladenen Kanonen nur Pfeile und Luntenflinten entgegenzusetzen. Gälte es eine Seestadt zu zerstören, so genügte es daß eine englische Fregatte sich ruhig in irgend einer Entfernung postirte. Die Officiere dürften fröhlich Champagner und Madeira auf der Dunette trinken, während die Artilleristen methodisch und ohne irgend ein Risico die unglückliche Stadt bombardirten, deren Vertheidiger Kugeln abschießen würden, die schon auf halbem Wege matt ins Wasser fielen.

Die Chinesen verstanden es ungeachtet ihrer Intelligenz, ihres sinnreichen Geschmacks, ihres erfinderischen und anstelligen Wesens nicht, Zerstörungswerkzeuge zu verfertigen. Dieses Zurückbleiben wird vielleicht früher oder später den Untergang des chinesischen Reiches verursachen. Um Europäer bekämpfen zu können, müßten sie nothwendig ihr Kriegswesen gründlich umändern, und die leichten Dschonken mit widerstandstüchtigern Fahrzeugen ersetzen.

In diesen Verhältnissen liegen denn auch die Gründe, daß sobald einmal die Engländer festen Fuß auf dem chinesischen Territorium gefaßt hatten, sie sofort daselbst verfuhren als wären sie in Indien. Zum Polizeidienst in der Stadt Canton verwandte man Sipahis. Diese großen und schönen Männer vermögen denn auch in der That die kleinen Geschöpfe China's in Angst zu jagen. Sieht man so an der Seite chinesischer Polizisten die herrlichen Gestalten indischer und englischer Policemen, dann könnte man wirklich ausrufen:

Mit dem Barte ist Kraft und Allmacht.

Scenen aus dem Volksleben in der Bretagne.

I.

Einer alten Sage zufolge ist die Stadt Vitré in der Bretagne vor etwa vier oder fünfhundert Jahren in einen magischen Schlaf gefallen, aus welchem sie erst zu Anfang dieses Jahrhunderts wieder erwacht, und nun gerade noch immer so fortlebt wie sie vor vier Jahrhunderten gelebt hat. Wenn man die Bretagne, namentlich die Basse-Bretagne durchreist, so möchte man fast glauben daß nicht allein Vitré, sondern die ganze Bretagne vierhundert Jahre verschlafen hat. Alles was man dort sieht, ist fremd, und spricht einen wie etwas ungewohntes an, selbst das Land erscheint ganz anders als irgendwo sonst. Ueberall Hügel und Thal, kleine abgesonderte Stücke Landes, von tiefen Gräben und hohen undurchdringlichen, oft vier bis fünf Fuß dicken Hecken umgeben, mit Apfelbäumen bepflanzt, unter denen hohes, üppiges Gras wuchert, oder mit dichtem Unterholz bewachsen, aus welchem hohe Eichen, Buchen oder Fichten ihre Riesenzweige erheben, dann wieder lange, öde Strecken mit Haidekraut bedeckt, auf denen man hie und da einen dünnen blauen Rauch aus den vereinzelt liegenden Hütten aufsteigen sieht. Ueberall ist der Horizont beschränkt, und man versteht sehr wohl daß die Chouanerie hier ihren letzten Zufluchtsort suchen und finden mußte. Auf den meist einsamen neuen Landstraßen — denn der Bretagner zieht noch immer seine krummen, engen Communicationswege vor — die seit der Regierung Louis Philipps die Bretagne überall durchschneiden, und allein militärische Operationen, um derentwillen sie eigentlich angelegt worden, möglich machen, sieht man von Zeit zu Zeit alterthümlich gebaute, hoch beladene Wagen mit zwei hohen Rädern, gewöhnlich mit zwei schönen Ochsen und einem oder zwei Pferden bespannt, die aber nicht durch Zügel gelenkt werden, sondern neben denen der Führer hergeht und das vordere Pferd — die Ochsen sind immer hinter den Pferden — entweder am Kopfe, oder vermittelst eines um den Hals geschlungenen Strickes dahin führt wohin es gehen soll. Seinen Kopf deckt ein niedriger Hut mit einer sehr breiten Krämpe, den gewöhnlich ein Sammetband und eine einzelne Pfauenfeder schmückt; unter demselben hängt das lange, ungebundene, nie von einer Scheere, und, wie es scheint, auch nicht zu oft von einem Kamme berührte Haar oft bis auf die Hüften herunter; weiße, weite Pluderhosen schließen eng unter dem Knie, und die nackten Beine stecken in plumpen, mit Stroh gefüllten, mit einem eisernen Reif beschlagenen Holzschuhen, in denen sich der Bretagner, obgleich sie mindestens acht bis zehn Pfund wiegen, mit Leichtigkeit bewegt. Den oberen Theil des Körpers bedeckt eine ausgeschnittene kurze Weste, die nicht zugeknöpft werden kann, eine Jacke von dunkelblauem Tuch mit großen schwarzen Hornknöpfen, und über derselben bei schlechtem Wetter, oder wenn es kalt ist, hängt ein weißer Mantel, mit braunen oder rothen lang herunterlaufenden Streifen von dickem wollenen Stoff. Sehr häufig ist auf der Jacke zwischen den Schultern mit Goldfäden das **san sacraman**, wie es genannt wird, gestickt, d. h. ein mit einer Glorie umgebenes Kreuz, zu dessen Füßen die Marterwerkzeuge des Heilands liegen, das Ganze mit einem Kranz von Farrenkraut eingefaßt. Zuweilen begegnet man auch einer größern Gesellschaft von Männern und Frauen, die nach der benachbarten Stadt gehen. Die Männer, mit starken Knütteln, das dicke, knotige Ende unten, in der Hand, die brennende, kurze Thonpfeife im Munde, gehen gewöhnlich schweigend vier bis fünf Schritte vorauf, hinter ihnen die mehr geschwätzigen Frauen, mit den feurigen, dunkeln Augen, den in der Regel schönen Gesichtern, dem dunklen Tuch und der weißen Stirnbinde um den Kopf, die das ganze Haar bedecken, in großen Körben auf dem Rücken oder auf dem Kopf die zum Verkauf bestimmten Erzeugnisse tragend, während die Männer höchstens bisweilen ein Stück Wild, das sie selbst erlegt, über die Schulter geschlungen haben. Ist die Entfernung etwas bedeutender, so wird sie zu Pferde zurückgelegt. Auf den kleinen kräftigen Landespferden, mit oft bis zur Erde herabhängendem Schweif und Mähnen, sitzt ohne Sattel, nur auf einer lose aufgelegten Strohdecke, der Mann, und hinter ihm, den linken Arm um seine Hüfte geschlungen, in der rechten Hand den schwer bepackten Korb haltend, die Frau. Sie reiten gewöhnlich so schnell, daß man kaum begreifen kann wie das kleine Thier im Stande ist diese Doppellast zu tragen; daß man, da

es nur durch einen einfachen Strick geleitet wird, fürchtet sie auf den abschüssigen Wegen jeden Augenblick niederstürzen zu sehen, und ihre vorüberfliegende Erscheinung, jetzt einen Augenblick auf der Spitze des Hügels sichtbar, im nächsten im Thale wieder verschwunden, mit dem breiten Hut und dem langen im Winde flatternden Haar, etwas wahrhaft gespenstisches hat.

Man kann dreist in jede Hütte eintreten und, wenn man sich verständlich machen kann, mit Zuversicht auf Gastfreundschaft rechnen; nur muß man nichts dagegen haben das oft einzige Zimmer des Hauses nicht allein mit der Familie, sondern auch mit der hinter einem kleinen niedrigen Verschlage in demselben befindlichen Kuh, Ziege und Schwein zu theilen. Bezahlung, außer in den Wirthshäusern, anzubieten würde für eine große Beleidigung gehalten werden. Ueberall wird die bretagnische Mundart (Breizouneck) gesprochen; französisch, obgleich dasselbe seit einiger Zeit in den Schulen gelehrt wird, verstehen sehr wenige, und die es verstehen, wollen es sehr oft nicht verstehen. Der Bretagner betrachtet sich noch immer nicht als Franzosen, er ist und bleibt Bretagner, und une tête bretonne ist die Bezeichnung für das eigensinnigste, halsstarrigste Geschöpf das nur gefunden werden kann. Der Bretagner gehorcht dem König oder Kaiser von Frankreich nur als Herzog der Bretagne, der nebenbei auch noch, als etwas ihm, dem Bretagner, höchst gleichgültiges, über Frankreich herrscht. Heinrich IV war der letzte Regent von Frankreich der bis zum vorigen Jahre die Bretagne besucht hatte, unter Louis Philipp hat der Herzog von Nemours die Bretagne bereist, dort aber im ganzen eine ziemlich kalte Aufnahme gefunden, und im vorigen Sommer haben der Kaiser und die Kaiserin eine Reise durch die ganze Bretagne gemacht. Der alte bretagnische Adel ist größtentheils ein treuer Anhänger der Familie Bourbon, und obgleich der Kaiser und die Kaiserin während ihrer Anwesenheit in der Bretagne, und bei der großen Zuvorkommenheit die sie dem Volk überall bezeigt haben, von diesem sehr freundlich und hie und da sogar mit Enthusiasmus aufgenommen wurden, so hat es doch an sehr verständlichen Demonstrationen der Adelspartei auch nicht gefehlt. Sehr viel hat der Kaiser diesen Empfang der Geistlichkeit, die er ganz für sich gewonnen und die in der Bretagne einen unglaublichen Einfluß hat, und sehr viel seinem Namen zu danken, denn Napoleon I steht bei dem Bretagner, der geborner Soldat und Seemann ist, als Held in fast eben so hohem Ansehen als ihre alten Herzoge, und Erinnerungen sind dort alles. Der Seigneur, obgleich die alten feudalistischen Verhältnisse auch dort nicht mehr existiren, ist in ihren Augen noch immer die zum Gehorsam und zur Achtung berechtigte Person, und als solche behandeln sie ihn noch immer, wenn sie gleich mit ihm weiter nichts zu thun haben.

Eine erfreuliche, aber ebenso auffallende Erscheinung ist es daß man in der Basse-Bretagne sehr selten einmal einen Bettler in den Straßen sieht, namentlich nicht in den Dörfern. Der Grund hierin liegt in der großen Wohlthätigkeit der Bretagner, zu welcher sie sich unter gewissen Verhältnissen selbst für verpflichtet halten. Zuerst hat nämlich ein jedes Mitglied einer Familie, wenn auch die Verwandtschaft noch so entfernt ist, ein gewisses Recht auf Unterstützung von seinen reichern Verwandten, für die es die größte Schande wäre ihn hülflos zu lassen. Kann in der Familie niemand oder nicht ausreichend helfen, so haben die Pathen dieselbe Verpflichtung, und aus diesem Grund werden auch die Reichern immer zu Taufzeugen erwählt — eine Einladung die nie zurückgewiesen, sondern immer für eine Ehre, für eine Anerkennung gehalten wird. Außerdem wird aber den Armen noch auf folgende Art eine bedeutende Unterstützung gewährt. An jedem Montag Morgen zwischen 8—11 Uhr versammeln sich nämlich die Armen vor den Häusern der Reichen. Hier stellen sie sich, den Rosenkranz in der Hand auf, und sagen laut ihre Gebete her. Wenn sie alle versammelt sind — denn es sind immer dieselben die zu denselben Häusern gehen — so vertheilt eine der Mägde des Hauses unter sie Lebensmittel und Geld, welches letztere auf eine ganz eigenthümliche Weise die Woche über gesammelt wird. Alles baare Geld nämlich das kleiner ist als ein Soustück, also alle Liards, Centimen und Zweicentimenstücke, welche im Laufe der Woche durch Zahlung oder Wechsein ins Haus kommen, werden für die Armen in einer eigens dazu bestimmten Büchse aufbewahrt und am Montag unter diesen vertheilt.

Daß in einem Land wie die Bretagne sich mit den alten Sitten und Gebräuchen auch der alte Aberglaube erhalten hat, versteht sich von selbst. Jedes Dorf, jeder Flecken hat in irgendeinem alten Weibe seine Hexe mit ihrer schwarzen Katze, die das Vieh bespricht, Diebstähle ermittelt, die Diebe bannt, daß sie nicht vom Fleck können u. s. w. Die schwarzen Katzen aber versammeln sich um Mitternacht des Vollmondes alle auf der großen Haide, wo ihnen der Teufel die Befehle für ihre Herrinnen, und was er sonst diesen zu verkünden hat, mittheilt. In einem ordentlichen Hause wird natürlich aus diesem Grund auch keine schwarze Katze geduldet. So groß auch der Einfluß der Geistlichkeit in der Bretagne ist, so hat es doch noch nicht gelingen wollen diesem Aberglauben ein Ende zu machen.

Erörterungen über auswärtige Politik.

Als Oesterreich in diesem Frühjahr den russischen Congreßvorschlag unter der Bedingung gegenseitiger Entwaffnung annahm, lautete die Antwort: Frankreich habe nie gerüstet. Man staunte über diese „dreiste Lüge," aber es wäre besser gewesen man hätte den Dreisten wirklich einer Lüge zeihen können. Die einzigen nachweisbaren Rüstungen Frankreichs bestanden darin daß es das fällige Contingent von den üblichen 100,000 auf 140,000 Mann erhöht hatte. Frankreich konnte seine Garden und fünf Armeecorps oder 180,000 Mann nach Italien werfen und eine gleiche Macht zur Bedrohung Deutschlands am Rhein stehen lassen, obgleich es nicht gerüstet hatte. Wenn das Kaiserreich der Friede seyn soll, so ist dieser Friede jedenfalls bis zu den Zähnen bewaffnet. Besonders erbaulich für die Gegner des Napoleonismus ist nun der heutige Schuppenfall von den britischen Augen im Augenblicke des Präliminarienschlusses von Villafranca. Wie die Erkenntniß nach dem Sündenfall kam, so merkten am 12 Julius die Briten daß sie Blößen hatten. Vielleicht war alles schon zu spät, denn rüsten sie jetzt, so geben sie Napoleon III Ursache zum Mißvergnügen, zu Drohungen,

zu Anklagen, und rüsten sie nicht, so werden sie das Invasionsfieber niemals los. Auf dem Festlande wird an manchen Orten darüber eine geheime Schadenfreude herrschen. Uebermäßig beliebt waren die Engländer bei uns nie, und wer in ihnen noch immer den natürlichen Allirten gegen Frankreich verehrte, der ist von den Zeitläufen enttäuscht und belehrt worden. Haß oder Liebe sind jedoch schlechte politische Triebfedern, und gewiß wäre es fehlerhaft wenn wir den Engländern „gönnten" was sie „verdient" hätten, weil sie bei dem letzten europäischen Kampfe nicht das thaten was wir für ihre „Schuldigkeit" ansahen. Auch die Engländer hatten Gelegenheit den Canal, und nicht bloß den Canal, sondern Malta, Gibraltar, Corfu und Aegypten am Po zu vertheidigen. Es hat nicht an Stimmen gefehlt, z. B. in Blackwoods Magazine, welche genau die nämliche Sprache führten wie die Kriegspresse in Süd-Deutschland. Was die britische Politik aber so kleinlaut macht, ist offenbar der durch die Wahlreformen gesunkene Geist des Parlaments. Wo die Spießbürger die Abstimmung beherrschen, da wird kein Pitt für ideale Zwecke der Nation Beschwerden und Pflichten auferlegen dürfen, ja würde heute ein Staatsmann von der Begabung des Franzosenzerschmetterers auferstehen, er wäre gezwungen, wie Lord Palmerston, die Sprache der Philister zu reden um sich im Amte zu erhalten. Völker unter parlamentarischer Verfassung werden immer zu Neutralitätslappen werden, je mehr das bürgerliche Element die Entscheidung in die Hand bekömmt. Das restaurirte, das orleanistische Frankreich mit dem Regenschirm unter dem Arm, die Republiken Lamartine's und Cavaignacs, die Präsidentschaft waren uns nicht gefährlich, sondern mit dem Frankreich nach dem Staatsstreich, mit dem bonapartischen Frankreich war unsere Ruhe dahin und unser Herz so schwer wie dem Gretchen im Faust. Gesetzt aber auch England hätte im Jahre 1859 einen Pitt und ein Parlament, wie in der Coalitionszeit besessen, womit hätte es Oesterreich unmittelbar zu Hülfe kommen können? Höchstens mit Geld. Soldaten hatte England kaum so viel um als neutrale Macht seine Küsten zu vertheidigen und als Seemacht den Transport der Franzosen von Marseille nach Genua zu verhindern, da zu war, wie sich jetzt ergibt, England im Mittelmeere viel zu schwach. Darin zeigt sich wiederum, wie vorsichtig trotz der abenteuerlichen Außenseite Napoleon III seine Plane ausarbeitet. Er begann erst die Fehde mit Oesterreich nachdem er unvermerkt eine Flotte gerüstet hatte, die der britischen völlig gewachsen war. Die Rolle welche England in dem italienischen Kriege spielen würde, ließ sich nicht im voraus berechnen, denn sie hieng von der regellosen Ebbe und Fluth der öffentlichen Meinung ab; deßhalb sorgte der vorsichtige Mann der europäischen Streiche, daß er auch für den schlimmsten Fall England die Zähne zeigen konnte, ja das beste Mittel den schlimmen Fall abzuwenden, bestand gerade darin dem zweifelhaften Dritten seine Ohnmacht fühlen zu lassen.

Seit der Verwendung der Dampfschiffe und zwar besonders der Schraubenschiffe für den Kriegsdienst hat das Rule Britannia over the waves der Rost gefressen. Auf Fahrzeugen mit denen weder Wind noch Wellen spielen, verliert die seemännische Tüchtigkeit der Bemannung fast allen Werth, und wenn sonst nichts anders, so rettet der normannische Tropfen in ihrem Blut die Engländer gewiß nicht mehr vor der Uebermacht französischer Kriegsdampfer. Was unter den Stuarts ehemals Mißbrauch war, und heutigen Tages in Rußland vorkommen soll, daß nämlich Cavallerie-Officiere an Bord von Kriegsschiffen befehligen, wird bald nicht mehr als Absurdität betrachtet werden. Englische Marine-Officiere erklären einstimmig daß ihnen die Bemannung eines Schiffes mit guten Artilleristen von Landbatterien lieber sey, als mit guten Seeleuten die von dem Artilleriewesen nichts verstehen. Die Artillerie ist bekanntlich nicht das Stiefkind in der französischen Armee, und um Artilleristen auf der Flotte zu verwenden, dazu bedarf es nur zweierlei: entweder ruhiges Wetter oder Uebung der Leute, bis sie die Seekrankheit verlieren und auf einem schwankenden Deck sich frei bewegen lernen. Die Dampfschifffahrt hat den Landmächten über die Seemächte einen entschiedenen Vortheil verliehen, weil mit Hülfe von Dampfern große Armeen rascher, sicherer und leichter zur See als wie zu Land bewegt werden können.

So weit gehen bereits die Briten in ihren Invasionssorgen daß sie ihre Segelkriegsschiffe völlig aus der Berechnung der Vertheidigungsmittel wegstreichen, auch darf man ihnen deßwegen nicht Unrecht geben, denn sicherlich würde der Angreifer einen Ort und einen Moment wählen wo ihnen die Segelflotte von geringem oder gar keinem Nutzen wäre. Ueberhaupt haben sich in den letzten 10 Jahren die Dimensionen der Marinen so vollständig verändert daß frühere Zustände und frühere Erfahrungen gar nicht mehr für die Gegenwart passen. In dem Finanzjahr 1835—36, dem Musterbild der ersparungswüthigen Cobden'schen Schule, verursachte die britische Flotte einen Geldaufwand von $2^3/_4$ Mill., 1852 waren die Erfordernisse bereits auf $5^3/_4$ Mill. gestiegen; zur Zeit des russischen Krieges hoben sie sich bis beinahe auf 12 Mill., und in dem jetzigen sogenannten Friedensjahre belaufen sie sich auf 9,813,181 Pfd. St., also dreiundeinhalbmal so viel wie in den dreißiger Jahren, während die gegenwärtigen unentbehrlichen Rüstungen das Budget nächstdem auf 12 Mill. bringen werden, ohne daß man sieht wo diese Spannung endigen sollte. Diese hohen Ausgaben rühren zum Theil von einer Vertheuerung der Arbeit her, da noch 1852 der Aufwand durchschnittlich für den Kopf der Seeleute 39 Pfd. St. 14 Sh. 8 P., jetzt aber 43 Pfd. St. 3 Sh. beträgt. Die Maschine auf einem Kriegsschiff wie der Wellington kostet 46,000 Pfd. St., und mindestens 8—9 Procent dieser Summe sind jährlich erforderlich für die laufenden Ausbesserungen, abgesehen von dem Kohlenverbrauch. Die Dimensionen der Kriegsschiffe sind seit kurzem dergestalt ins Abenteuerliche gewachsen, daß von den ehemaligen 42 königlichen Werften nur neun groß genug sind um Schiffe erster Größe zu erbauen. Mit dem Wachsthum der Schiffe mußten auch die Hafenbassins wachsen, d. h. es waren allenthalben Erweiterungen nothwendig. Die Dreidecker, mit denen Nelson bei Trafalgar siegte, waren Wichte im Vergleich zu den heutigen Kriegsschiffen. Im letzten Juni wurde in Deptford die „Ariadne," eine Fregatte dritten Ranges vom Stapel gelassen, deren Register (2869) um 300 Tonnen größer war als das der „Victoria," Nelsons Flaggenschiff. Den nämlichen Veränderungen begegnen wir bei dem Kaliber der Schiffsartillerie. Die „Ariadne" führt nur 26 Kanonen, aber es sind 68 oder 94 Pfünder, und mit ihnen wäre sie vollständig im Stande das größte Kriegsschiff des vorigen Jahrhunderts zu überwältigen. Im Jahr 1792 gab es nur ein Schiff, welches 120 Kanonen meistens 24 Pfünder bei sich führte, so daß, wenn man nachrechnen will, die Summe des Gewichtes seiner Kugeln geringer war als die einer jetzigen Fregatte dritten Ranges. Im Jahr 1809, wo England nicht weniger als 140,000 Mann in den Marinelisten zählte, war das Register der damaligen Flotte noch um 50,000 Tonnen geringer als das heutige. Obgleich die Zahl der schwimmenden Kanonen damals das doppelte war als heute, so blieb doch ihr Ge-

sammteffect hinter dem jetzigen zurück, denn das durchschnittliche Kaliber betrug damals 16½ und jetzt 38 Pfund.

Läßt man nur die Dampfer bei einem Vergleich gelten, so erhält man folgenden Ueberblick.

	Linienschiffe.		Fregatten.	
	Engl.	Franz.	Engl.	Franz.
Vollständig gerüstet . . .	29.	29.	26.	34.
In Ausrüstung begriffen .	4.	2.	2.	3.
Im Umbau begriffen . .	7.	4.	—	1.
Im Neubau begriffen . .	10.	5.	6.	8.
	50.	40.	34.	46.

Im Augenblick haben, wie man sieht, die Franzosen eine Uebermacht von etwa 13 Fregatten. Im Jahr 1861 rechnen die Engländer darauf 43 Linienschiffe völlig gerüstet im Wasser zu haben, die Franzosen werden aber bis dahin ihre 40 Linienschiffe und die vier neuen mit Cuiraß versehenen Schiffe vollenden können. Selbst dann aber wird die englische Uebermacht nur auf dem Papier vorhanden seyn, denn darin ist die Lage beider Seemächte völlig verschieden daß Frankreich eine europäische, England eine universelle Seemacht seyn will. Frankreich hält seine Flotte nicht seiner Seeschifffahrt zu lieb, im Gegentheil es füttert seine erbärmliche Handelsmarine mit Differentialzöllen um eine Grundlage für seine Kriegsflotte zu haben. Frankreich braucht diese Kriegsflotte nur für europäische Zwecke, und es sammelt seine Kräfte in Cherbourg und in Toulon. England ist bei einem Kriegsfall viel schlimmer daran, denn es muß seinen allgegenwärtigen Handel durch allgegenwärtige Breitseiten schützen. In den ostasiatischen Gewässern als drohende Ruthe für Chinesen und Japanesen, zur Einschüchterung der malayischen Seeräuber und zum Schutz der australischen Goldtransporte, liegen etliche 30 Schiffe mit 5000 Seeleuten, im letzten chinesischen Krieg das Doppelte. Da die Russen jetzt am Amur eine Kriegsmarine versammeln, würde für die Briten die Detaschirung einer starken ostasiatischen Flotte äußerste Nothwendigkeit werden. Das westafrikanische Geschwader gegen den Sklavenhandel besteht nur aus kleinen Schiffen, welche aber dennoch eine Bemannung von 2000 „Händen" verlangen. In den atlantischen Gewässern Amerika's liegen durchschnittlich 20 Schiffe mit 3500 Mann, und im stillen Meer, namentlich seit Entdeckung der Goldwäschen am Fraserflusse, 12 Segel mit 3000 Mann. So blieben zu Anfang dieses Jahres für das Mittelmeer nur 4 Linienschiffe übrig, die erst nach dem Ausbruch des Krieges auf 12 vermehrt wurden, aber auch dann noch dem französischen Mittelmeergeschwader nicht gewachsen waren. Im Friedensjahre 1858 waren nicht weniger als 139 Segel und 21,948 Seeleute auf auswärtigen Stationen, also nahezu die Hälfte der gesammten britischen Kriegsflotte. Diese Zahlen liefern den Beweis für unsere obige Behauptung daß, selbst wenn England Oesterreich in diesem Frühjahr hätte unterstützen wollen, es doch nicht einmal die Truppentransporte von Marseille nach Genua hätte verhindern können, und daß, ehe nur England seinen zerstreuten Kriegsschiffen hätte die Ordre zur Heimkehr zukommen lassen, bereits die Schlacht bei Solferino verloren und der Friede von Villafranca geschlossen gewesen wäre!

Wir haben eben gezeigt daß Englands Kriegsflotte gegenwärtig schwächer ist als die französische, daß sie erst 1861 eben so viele Schiffe besitzen wird, wenn sie alle Kräfte in Europa versammelt, wie Frankreich in Cherbourg und Toulon. Aber selbst dann werden die Rollen noch ungleich vertheilt seyn. Der alte Napoleon war ein mittelmäßiger Staatsmann, denn er hatte stets mit einer Coalition, mit einer Pluralität von Großmächten, mit Allianzen oder mit Tripelallianzen, zuletzt mit ganz Europa zu fechten. Der Neffe hetzt den Hasen immer mit vielen Hunden. Er isolirt nicht bloß den Gegner, sondern er sorgt obendrein für Helfershelfer. Wie schlau verfuhr er nicht in dem russischen Kriege! Gegen die Vernichtung der pontischen Kriegsflotte Rußlands hatte er nichts, denn Rußland sollte keine Mittelmeermacht werden, allein zu einem ernsthaften Angriff der baltischen Flotte, mit Ausnahme der Beschießung Bomarsunds, haben es die Franzosen nie kommen lassen, denn die Ostseeflotte Rußlands ist der geborne Waffenbruder Frankreichs bei einem Angriff gegen England. Immer und ewig hat Großbritannien das Wachsthum der Kriegsflotten zweiten Ranges gefürchtet. Es hat die Seemacht der Holländer vernichtet, es hat bei Trafalgar die spanische Flotte zertrümmert, es hat die dänische Flotte aus Kopenhagen geraubt, es hat Sebastopol aus der Liste der Kriegshäfen gestrichen, nicht etwa weil Holländer, Spanier, Dänen oder Russen England jemals die maritime Universalherrschaft hätten streitig machen können, sondern weil ein Bündniß dieser Mächte zweiten Ranges mit Frankreich der Wellenherrschaft Britanniens ein Ende machen konnte. Wie gefährlich scheint, wenn wir dieß alles überlegen, nicht die heutige Lage Englands.

Man tröstet sich gern mit den 237,411 Seeleuten an Bord britischer Schiffe gegen die 90,217 auf den Listen der französischen Register, wo außerdem noch jeder elende Küstenfahrer mitgezählt wird. Diese seetüchtige Bevölkerung würde natürlich England bei einem langen Seekriege schließlich die Uebermacht geben, aber sie bleibt eine todte Ziffer bei einer rasch ausgeführten Invasion. Im russischen Krieg traten im ersten Jahr 400, im zweiten 300 Handelsseeleute in die königlichen Dienste! Handelsmatrosen sind übrigens keine Kriegsseeleute die mit den Kanonen umzugehen wissen, die fechten sollen. Deßhalb wird man jetzt eine Art von Landwehrsystem unter den Handelsmatrosen der Schiffe kurzer Fahrt einführen. Etwa 20,000 solcher Leute sollen gegen Sold und Pension für den Seekriegdienst eingeübt und dann auf die Handelsmarine entlassen werden, unter der Bedingung sich auf den ersten Ruf zu stellen.

Ehemals hing der Erfolg einer Seeschlacht davon ab daß mit dem Wind so gut manövrirt wurde um ein feindliches Schiff unter Kreuzfeuer zu bringen. Feldherrngenie konnte ein Admiral nicht zeigen, höchstens nautische Geschicklichkeit bei Abgewinnung aller Vortheile der Wetter und der Gewässer. Britische Officiere sind der Ansicht daß Kriegsdampfer am besten ohne alles Segelwerk und mit gekürzten Masten in die Schlacht gehen, weil sie sich sonst der Gefahr aussetzen daß das zusammengeschossene Mast- und Takelwerk über Bord fällt und sich im Versinken um die Schraube wickelt, worauf das Schiff einem ähnlichen Schicksal, wie der „Prince" bei dem großen Sturm vor Balaklawa nicht mehr entgehen würde. Sobald aber Maschinen gegen Maschinen kämpfen, der Gang des Schiffes mit der Umdrehung einer Schraube, eines Hahnes oder eines Rades gelenkt werden kann, dann werden die Schiffe wie die Bataillone manövriren, das Feldherrngenie kommt mit ins Spiel, und die artilleristische Geschicklichkeit gilt weit mehr als der nautische Werth der Mannschaft. Welche entscheidende Rolle die neuen mit Eisenplatten belegten Schiffe, und andrerseits die Armstrongkanonen spielen werden, läßt sich nicht voraussagen. Die Versuche der britischen Admiralität, so weit sie bisher bekannt ge-

worden sind, haben zu der Erkenntniß geführt daß Hohlkugeln gegen eine 4½ Zoll starke Eisenplatte wie Glasperlen zerspringen, daß aber eine 68pfündige Vollkugel durch den neu erfundenen Schiffsharnisch durchschlägt. Nun besteht keine große Gefahr für ein Schiff wenn eine Vollkugel durch und durch schlägt. „Im letzten Krieg, bemerkt das Quarterly Review, ist manche harmlose Tonne Eisen durch unsere Schiffe geschlagen, ohne sonderlichen Schaden zu thun, gefährlich sind nur die einschlagenden Hohlkugeln, und gegen diese soll ein Cuiraß von selbst nur einzölligen Eisenplatten völlig probat seyn." So hat sich denn bereits unter den britischen Marineofficieren die Ansicht festgestellt daß bei den jetzigen Kalibern der Schiffsartillerie ein Kampf zwischen zwei Fahrzeugen in wenig Minuten entschieden seyn werde, da jedenfalls das eine oder das andere in dieser Zeit kampfunfähig gemacht, in Grund gebohrt oder in Brand geschossen seyn müßte; ferner daß alle hölzernen Schiffe keine Zukunft mehr haben, sondern daß fortan nur hohlkugelfeste Fahrzeuge gebaut werden würden. Die Franzosen, fürchtet man bereits, sollen eine Mehrzahl eiserner schwimmender Batterien fertig haben, während die englische Admiralität, bei der alles „langsam voran" geht, erst nächsten Junius eines dieser neuen Ungethüme vom Stapel laufen läßt.

Bei den urtheilsfähigen englischen Publicisten, die wir vorzugsweise in den Monats- und Vierteljahrsschriften finden, begegnen wir jetzt der Ueberzeugung daß im gegenwärtigen Augenblick England gegen einen französischen Einfall nur mangelhafte Vertheidigungsmittel besitzt, daß es mehrere Jahre dauern wird ehe die Versäumnisse sich ausgleichen lassen, daß bei der jetzigen Verwendung von Dampfkräften im Seedienst der Canal ein sehr geringes Hinderniß den Franzosen noch darbietet, und daß die nächste Action zu Wasser gar nicht mehr der letzten großen Seeschlacht, der bei Trafalgar, gleichen wird. So hätte denn eine Wiederholung des Lagers von Boulogne jetzt für England eine viel ernsthaftere Bedeutung als im Jahre 1803, insofern sich die Invasionsfurcht der Briten auf die klare Erkenntniß begründet daß mit der Dampfschifffahrt die Ueberlegenheit seetüchtiger Nationen beinahe völlig aufgehört hat, und daß sie gegenwärtig die französische Marine als völlig ebenbürtig sich betrachten müssen.

Wir glauben nun daß vorläufig Napoleon III nicht mehr bedarf als daß die Engländer von dem Bewußtseyn dieser Gefahr beherrscht werden. Daß der Kaiser die Absicht hegen sollte sein Glück zur See zu versuchen, möchten wir aber ernsthaft bezweifeln. Ein Angriff gegen England hat für ihn keinen Zweck und kein Ziel. Zwar spricht man viel von einer Landung in Irland und von einem irischen Aufstand, aber doch nur aus Unkenntniß der statistischen Verhältnisse. Irland hat aufgehört das Land der Iren zu seyn. Der celtische Menschenschlag ist hinübergewandert nach der neuen Welt und der angelsächsische hat die Lücke ausgefüllt. In den beiden östlichen Grafschaften sind die Iren bis zu einem Bruchtheil verschwunden, und in den beiden westlichen Grafschaften haben sie jetzt schon die Majorität verloren. Wie sehr auch die neuen Waffen des Seekrieges die Ueberlegenheit der Briten geschwächt haben mögen, immer wird der Franzose ängstlich, immer der Brite siegeszuversichtlich auf der See kämpfen. Um der trockenen Gloire willen zu fechten, fällt wohl dem dritten Napoleon nicht ein, und während er keine Aussicht hat den Briten dauernde Nachtheile zuzufügen, droht ihm ein beinahe sicherer Verlust in Algerien, denn gewiß würde bei der Stimmung der Araber und Berber dort ein kleiner Kern englischer Truppen ausreichen die französische Herrschaft in Afrika zu stürzen, und leichter zu stürzen als zur Zeit des Halbinselkrieges in Spanien. An Gründung oder Erweiterung überseeischer Colonien denkt man wohl in Frankreich nicht, da Colonien überhaupt in unserm Freihandelszeitalter zu Anachronismen geworden sind. Die britische Seemacht zu vernichten um freies Spiel in andern Welttheilen zu haben, ist gewiß kein französischer Gedanke und am allerwenigsten der Gedanke eines 53jährigen Monarchen der für die nahe Zukunft allein sorgen wird.

Die französischen maritimen Rüstungen behalten daher nach unserer Ansicht dieselben Zwecke die sie schon vor dem Ausbruch des italienischen Krieges hatten, nämlich den Briten eine Einmischung in die Angelegenheiten des Festlandes zu verbieten. Es genügt vollständig daß die Engländer an die Möglichkeit der Invasion glauben und eine Invasion fürchten um sie in allen europäischen Streitsachen zu neutraler Beschaulichkeit zu zwingen. Wir sehen ja ohnehin daß im britischen Unterhause die Partei des Friedens, der Neutralität und der Resignation auf eine europäische Rolle die Oberhand gewonnen hat, und daß diese philisterhafte Cohorte jeder Gefahr eines ernsten Zerwürfnisses mit den Napoleoniden entgegenarbeiten wird. Was kann aber ein Herrscher von Frankreich größeres vollbringen, und was kann er mehr wünschen als die Engländer zum Schweigen und zum Zuschauen zu nöthigen? Ist er dann nicht der Dictator auf dem Festlande selbst, nachdem Rußland, nachdem Oesterreich sich um seine Gunst bewerben? Wozu bedarf es überhaupt der Eroberungen wenn man die Allmacht auf dem Festlande selbst geworden ist? Frankreich ist unbestritten die erste Militärmacht und England nicht mehr die erste europäische Seemacht. Ohne daß die Waffenprobe erfolgt wäre, genügt schon das Gefühl der maritimen Ebenbürtigkeit den Franzosen eben so gut als eine gewonnene Seeschlacht oder eine gelungene Landung in England. Deßhalb ist es am besten für alle Nachbarn Frankreichs ganz zu vergessen daß einst britische Truppen Alliirte gegen die Franzosen gewesen sind. Wenn uns künftige Gefahren drohen sollten und wir uns nicht selbst helfen, dann ist uns nicht geholfen. Es ist nicht ein Pitt welcher unserer Zeit fehlt, sondern dem auferstandenen Pitt würde seine Zeit fehlen!

Miscellen.

Der Kuhbaum. Zu den vielen sonderbaren Erscheinungen welche uns in dem weiten Gebiete der Natur begegnen und uns deren Bestreben zeigen durch die mannichfachsten Variationen, welche sie in das Walten ihrer Gesetze einfließen läßt, diesen den Anschein der Monotonie zu benehmen, ohne dabei deren Harmonie Eintrag zu thun, gehören auch jene Baumarten, bei welchen das Niedersteigen der Säfte das Ansehen einer Milchabsonderung anzunehmen scheint. Aus einer dieser milchartigen Flüssigkeiten gewinnt man auch, wenn sie eingetrock-

net ist, den Kautschuk. Abgesehen von manch andern Vegetabilien, deren Säfte äußerlich Aehnlichkeit mit der thierischen Milch zeigen, wie die Euphorbien, der Mohn etc., finden wir eine solche Analogie namentlich bei einem Baum der Cordilleren, der den Reisenden unter dem Namen palo de leche, Milchbaum oder Kuhbaum, bekannt ist. Er kommt besonders häufig in der Umgegend von Macaray vor. Macht man in seinen Stamm oder in einen seiner Aeste einen Einschnitt, so quillt ein Saft hervor, der alle innern und äußern Eigenschaften der Milch der Thiere zeigt. Als Boussingault sich zu seiner naturwissenschaftlichen Reise nach dem amerikanischen Continent vorbereitete, war es namentlich auch die Milch des Kuhbaums, welche Humboldt seiner besondern Beachtung empfahl. Dieser Saft des Kuhbaums unterscheidet sich von der Kuhmilch nur dadurch daß ihm etwas Pflanzenschleim oder Gallerte beigemengt ist, und daß ihn die Säuren gar nicht gerinnen machen, der Alkohol aber nur in geringem Maße. Unter der Einwirkung gelinder Wärme bildet sich auf seiner Oberfläche ein dünnes Häutchen. Läßt man ihn im warmen Wasserbade verdunsten, so erhält man einen dem Frangipan ähnlichen Extract, und bei noch längerer Dauer der Wärmeeinwirkung treten Oeltropfen hervor und nehmen in dem Verhältnisse zu als das Wasser verdunstet; es entsteht dann zuletzt eine fettartige Flüssigkeit, in welcher eine Fasersubstanz, die allmählich unter der Einwirkung der Wärme vertrocknet und hornartig wird. Gleichzeitig verbreitet sich dann auch ein Duft wie von Fleisch, das in Fett geschmort wird. Es scheidet sich also diese Milch in der Wärme in zwei wesentlich verschiedene Substanzen, in eine flüssige welche die Eigenschaften des Fettes zeigt, und in einen Faserstoffkörper der die Eigenschaften des Faserstoffes, welcher im Blute der Thiere enthalten ist, besitzt. Der Fettkörper hat viele Aehnlichkeit mit dem Bienenwachs. Der Faserstoffkörper schwillt, auf ein erhitztes Eisen gebracht, auf, schmilzt und verwandelt sich, während jener Duft wie gebratenen Fleisches sich entwickelt, in Kohle. Keine der Untersuchungen hatte aber bisher noch das Vorhandenseyn von Kautschuk in der Milch des Kuhbaumes nachzuweisen vermocht. Die Bewohner der Cordilleren trinken, wenn sie sich weit von ihren Wohnungen entfernen, häufig die Milch des Kuhbaumes; auch Boussingault und sein Begleiter, Rivero, tranken sie oft während ihres Aufenthaltes in Macaray. Der genannte Baum ist, nach Humboldt, der Galactodendron dulce, aus der Familie der Verticeen oder des Feigenbaumes. Doch kommen in den Gebirgen, die sich längs des Oceans hinziehen, noch mehrere Baumgattungen vor, welche einen milchigen Saft enthalten, und die man häufig mit dem Kuhbaum verwechselt. So läßt auch der in der Umgegend von Macaraibo vorkommende Clusia galactodendron in überreichlicher Menge einen milchähnlichen, sehr angenehm schmeckenden Saft ausfließen, der indeß nicht so viel thierisches Fibrin enthält, er läßt sich wenigstens nicht so wohl gereinigt herstellen, auch findet man anstatt jener Wachssubstanz eine viel minder schmelzbare, deren Eigenschaften sie eher den Harzen beizählen lassen. In denselben Landstrichen kommt auch der hura crepitans vor, dessen Saft ebenfalls einen stickstoffhaltigen der thierischen Gallerte ähnlichen Körper enthält. Aber dieser Saft enthält eine krystallisirbare alkalinische Substanz, welche ihn zu einem äußerst intensiven Gifte macht. Man bedient sich seiner in Amerika zum Fischfange, indem man mit ihm die Wasser vergiftet. (Musée des Sc.)

*

Ein Mittel um Bleiverfälschung zu entdecken. Die Bleistangen oder Bleiblöcke werden zuweilen durch Glockengut oder altes Eisen verfälscht, das man im Augenblick des Schmelzens und Fließens in die Gießformen bringt. Um sich gegen diesen Betrug zu schützen, schneidet man gewöhnlich die Bleiblöcke im Augenblick des Empfangs entzwei. Hr. Scharukin hat nun ein genaueres und rascheres Verfahren ersonnen, das gegenwärtig in den russischen Zeughäusern in Anwendung gebracht wird. Man bedient sich zum Wägen der Bleiblöcke wie die gewöhnlichen Gewichte titrirter Bleigewichte. Wenn das Gleichgewicht hergestellt ist, taucht man die beiden Wagschalen mit ihrer Ladung in einen vollen Wasserbehälter. Wenn das Blei nicht verfälscht ist, verbleibt das Gleichgewicht im Wasser wie in der Luft; wenn aber das Blei Eisen- oder Glockengut-Stücke enthält, neigt sich die Wagschale auf die Seite der graduirten Gewichte. Man sieht daß sich diese Methode auf das Archimedische Princip gründet. Der berühmte Mathematiker welcher dieses Princip entdeckte, hatte es, wie männiglich bekannt, zur Lösung eines gleichartigen Princips angewendet: es handelte sich darum festzustellen ob die von dem Goldschmied des Königs Hiero gelieferte goldene Krone nur aus reinem Gold gemacht sey, oder ob sie ein fremdes Metall enthalte. Archimedes löste die Frage dadurch daß er die Krone abwechselnd im Wasser und in der Luft wog, und so den Gewichtsverlust bestimmte welchen sie im Wasser erlitt. Dieser Verlust stellte genau das Gewicht eines Wasservolumens gleich dem der Krone dar. Nehmen wir an das Gewicht dieses Gegenstandes sey genau ein Kilogramm; Archimedes hatte sich überzeugt daß ein Kilogramm reines Gold im Wasser nur den zwanzigsten Theil seines Gewichts verliert. Die Krone erlitt im Wasser einen beträchtlicheren Gewichtsverlust; sonach war sie aus einer Legirung gebildet welche ein leichteres Metall als Gold enthielt. Die angegebene Methode ließe sich auch auf die Erprobung der Goldlegirungen anwenden; denn man kennt gegenwärtig schwerere Metalle als Gold bei gleichem Volumen, und von minder hohem Preise, z. B. das Platina. Eine in passenden Verhältnissen vorgenommene Gold-, Silber- und Platina-Legirung würde, bei gleichem Volumen, eben so viel wiegen wie das Gold, und sonach im Wasser denselben Gewichtsverlust erleiden. Das Verfahren Hrn. Scharukins läßt sich anwenden, ohne daß man irgend einen Irrthum zu befürchten hat. In der That sind alle Metalle welche schwerer sind als Blei, theurer und werden sonach niemals zur Verfälschung dieses Metalls gebraucht. (Journal pour Tous.)

*

Gewicht der Erde, nach Baily. Nach Baily's, Präsidenten der Londoner astronomischen Gesellschaft, im Laufe von sechs Jahren angestellten Versuchen ist die Dichte der Erde = D gesetzt: D = 5,6747 mit einem Fehler nicht über 0,0058. Das Gewicht der Erde beträgt 6,062,165,592,211,410,488,889 Tonnen engl. Handelsgewicht, in Worten: sechstausend und zweiundsechzig Trillionen, einhundert und fünfundsechzigtausend fünfhundert zweiundneunzig Billionen, zweihundert elftausend vierhundert und zehn Millionen, vierhundertachtundachtzig tausend, achthundert neunundachtzig Tonnen. (Archiv der Pharmacie, Bd. CXLVIII. S. 119.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 37. Augsburg, 10 September 1859.

Erzählung eines Zulu-Kaffern von seiner Reise nach England.

(Aus Chambers's Journal.)

Eine Anzahl Zulus war nach England geführt worden, um dort ihre barbarische Tracht zu zeigen und ihre grotesken Kriegstänze vor ihren staunenden weißhäutigen Brüdern des Nordens zu tanzen. Nachdem die Zeit für welche man sie angeworben verflossen war, und der Speculant der die Kosten ihrer Ueberfahrt getragen seine Taschen gefüllt hatte, wurden die meisten derselben nach Hause zurückgesendet — einem Colonialgesetz gemäß welches vorschreibt daß kein Eingeborner aus der Colonie entfernt werden dürfe ohne in einer bestimmten Zeit an seine heimischen Küsten zurückgebracht zu werden. Einer der Abenteurer, ein aufgeweckter junger Zulu, machte von seinen Augen während er auf der Reise war guten Gebrauch, und ward bei einer besondern Gelegenheit bewogen die merkwürdigsten Dinge die er gesehen einer Anzahl Graubärte und Häuptlinge zu erzählen, welche sich um ihn versammelt hatten um zu hören was er berichte, und die neugierig waren aus dem Mund eines Augenzeugen ihres eigenen Stammes zu erfahren inwieweit die Berichte von der Größe der englischen Nation glaubwürdig seyen.

Die alten Männer und Häuptlinge hatten, auf dem Boden hockend, einen Kreis um ihren jungen Landsmann geschlossen, und verbargen den Drang ihrer Neugier hinter jenem würdevollen Blick unzerstörlicher Gleichgültigkeit welchen die Magnaten barbarischer Stämme als wesentlichen Bestandtheil ihrer gesellschaftlichen Stellung betrachten. Bei dieser Gelegenheit ließ sich auch hin und wieder ein Zeichen unverkennbarer Ungläubigkeit wahrnehmen. Der junge Mann, welcher durch seine weite Reise „älter als die älteren" gemacht worden war, saß inmitten des Kreises, und begann seine Erzählung also: [1] Zur See zu gehen, begann er, war eine schwere Aufgabe für uns; allein wir sagten: wir wollen's versuchen; andere haben's gethan, und sind wohlbehalten zurückgekehrt. Sollen wir ein anderes Schicksal haben, weil wir schwarz sind? Anfangs gieng das Schiff ziemlich gut; bald aber begann es sich von einer Seite auf die andere zu neigen, und es fühlte sich unsicher im Wasser, so daß wir sagten es werde umstürzen; wir sahen keinen Grund warum es aufrecht bleiben sollte. Alsbald wurden wir sehr krank, und konnten nichts essen, und glaubten wir würden sterben; der Muth entfiel uns, und wir jammerten ob unserer Freunde. Endlich indeß sahen wir daß wir wieder genasen, und daß das Schiff immer noch seine rechte Stellung behielt, so daß wir sagten: jetzt kann alles gut gehen bei uns. Wir erreichten die Capstadt, und hielten diese für einen großen Platz, bis wir die Städte Englands gesehen hatten. Nachdem wir die Capstadt verlassen, verloren wir das Land aus dem Gesicht, und sagten zu uns selbst: wie kann das Schiff seinen Weg finden ohne einen Pfad — vorn, hinten und auf beiden Seiten ist nichts als Meer? Wir glaubten daß wir alle zusammen in dieser Wüste sterben müßten, und begannen unsern Zustand zu beklagen; allein die weißen Männer lachten uns aus, und sagten uns, sie sähen ihren Weg am Himmel. Wir hofften dieß möchte wahr seyn, konnten aber keinen Pfad daran sehen. Dann sagten wir: wenn wir sterben, werden diese Männer auch sterben. Sie würden sicherlich nicht lachen und scherzen wenn sie dem Tod entgegengiengen. Dieser Gedanke belebte unsere Hoffnung. Eines Tags sagte der Schiffscapitän zu uns: „Morgen werden wir Land sehen, und dieß wird euch zeigen daß ich weiß wo ich bin." Und wahrlich, am nächsten Tage sahen wir Land, und fühlten uns getröstet. Dieses Land war indeß nicht England; es war eine Insel im Meere. Wir erreichten England erst im dritten Monat.

Man sagte uns dann, wir befänden uns in der Mündung eines großen Flusses, und bald darauf, jetzt liege London vor uns. Unsere Augen aber konnten London nicht sehen. Wir sahen nur eine große Rauchwolke, und Pfähle die wie Rietgras in einem Sumpf über das Wasser hervorragten. Wir giengen mitten unter die Pfähle hinein, und fanden daß es Schiffsmasten waren. Hier stand unser Schiff still.

Dieses London ist der große Platz der Engländer, und es ist in der That ein großer Platz. Wir sahen nie das Ende davon; wir gaben uns alle Mühe das Ende zu finden, vermochten es aber nicht. Wir erkletterten ein sehr hohes Gebäude, das gebildet ist wie ein Pfahl, um von dort aus darnach umzuschauen; allein wir erblickten fort und fort nichts als Straßen und Häuser und Volk. Dann hörten wir, es gebe viele Leute welche da geboren und alt geworden seyen, und doch nie das Ende gesehen hätten. Wir sagten daher: wenn dem so ist,

[1] Diese Erzählung ist den wirklichen Worten eines jungen Zulu entnommen, welcher nach einem zwölfmonatlichen Aufenthalt in England und andern civilisirten Ländern nach Natal zurückkehrte; sie ward uns aus einer Quelle mitgetheilt, deren Authenticität unanfechtbar ist. Wir theilen sie unsern Lesern in der ungekünstelten Rede des Erzählers mit.

warum sollten wir, die wir Fremde sind, nach dem Ende umschauen? Wir wollen das Suchen aufgeben.

Der Leute in London sind so viele, daß sie einander fast auf die Füße treten; den ganzen Tag und die ganze Nacht sind die Straßen mit unzähligen Menschen angefüllt. Anfangs glaubten wir, es habe sich irgendetwas wichtiges zugetragen, und sagten: laßt uns warten bis die Leute vorübergegangen sind; allein es nahm ihrer kein Ende. Die Oberfläche der Erde ist zu klein um alle die Leute zu fassen: einige derselben leben unter dem Boden, und einige sogar unter dem Wasser. Der Londoner Fluß ist so breit wie ein Theil der Bucht von Natal. Ueber diesen Fluß haben die Engländer eine Brücke gebaut, auf welcher Menschen und Wagen hinübergehen können; auch sind Boote vorhanden mittelst deren man über das Wasser hinüber gelangen kann. Unter dem Fluß aber ist noch ein weiterer Durchgang ausgehauen, durch welchen Menschen und Wagen auf die andere Seite gehen können ohne zu wissen daß sie überhaupt über ein Wasser gekommen, und in diesem Durchgang leben ebenfalls Menschen. Dieser Weg unter dem Wasser ist nicht dunkel; Feuer gibt Licht. Ich weiß nicht warum die Leute einen Durchgang unter dem Wasser gemacht haben, da doch gute und fertige Straßen über demselben und eine Menge Boote vorhanden waren. Ich glaube, sie machten ihn nur weil sie es so zu haben wünschten.

Abgesehen von den Volksmassen in den Straßen und auf dem Land, ist das Wasser mit großen und kleinen Schiffen übersäet, welche alle mit rückwärts und vorwärts, auf und abgehenden Menschen angefüllt sind. Diese Leute leben auf dem Wasser, weil auf dem Lande für sie kein Raum ist. Als ich die Menge der Engländer sah, war ich froh daß England nicht neben unserm Land liegt; denn wäre dieß der Fall, die Menge käme hieher und träte uns mit ihren Stiefeln alle in die Erde.

Die Häuser in London sind so hoch, daß bis zur Mittagszeit kein Sonnenstrahl in die Straßen fällt. Die Geister des Platzes leben in einigen der höchsten Gebäude, an Stellen wohin Menschen nie gehen. Sie äußern bei Tag und bei Nacht einen klagenden Ton, welchen wir oft hörten. Es gibt im Lande keine offenen Gründe, keinen Raum wo wildes Gras wachsen könnte. Wenn das Gras nicht umzäunt wäre wie Melie-Feld, so würde alles niedergetreten werden. Ich gieng in viele Theile Englands, weg von London, allein ich sah nichts als Häuser und Hecken. Es gibt nirgendwo einen Platz der offener wäre als der große Umgungundhlovi (Maritzburg, die Hauptstadt von Natal). Ein Mensch in diesem Lande kann nie allein seyn.

Als ich in England herumgieng, reiste ich in einem Wagen der von einem andern Wagen gezogen wurde, und die Bewegung war so schnell, daß sich meine Augen verwirrten. Wenn ihr von diesem Platz aus, auf dieselbe Weise, Abends zur Sommerszeit, abgehen würdet, um euch nach der Natal-Bucht (fünfzig Meilen entfernt) zu begeben, könntet ihr bald nach Sonnenaufgang wieder zurück seyn. Wenn ihr in England schnell reisen müßt, so reitet ihr nicht auf einem Pferd wie die Leute hier; ihr nehmt das Pferd mit euch in den Wagen, und es frißt auf dem ganzen Weg. Der Wagen bewegt sich so schnell, daß euer Pferd nicht Schritt mit ihm halten kann, und ihr es also in den Wagen nehmen müßt. Ein Wagen zieht eine große Menge anderer — ich konnte mir nie erklären wie. Es ist ein großer Kessel da, auf Rädern, voller Wasser, und unter dem Kessel ein großes Feuer, um das Wasser zum Sieden zu bringen. Bevor das Wasser siedet, werden viele beladene Wagen hinten angebunden, denn im Augenblick wo das Wasser siedet, läuft der auf Rädern befindliche Kessel auf seiner eigenen Straße davon. Wenn das Wasser sieden würde ohne daß die Wagen an den Kessel befestigt wären, so würde er, ich weiß nicht wohin, davon rennen. Diese Wagen haben gerade, ebene, nur für sie bestimmte Straßen, auf die nichts anderes kommt. Thäler werden überbaut, und Berge durchbohrt, um die Straße zu machen, und Eisenstreifen werden in den Boden gelegt um sie fest zu erhalten. Die Leute welche in diesen Wagen reisen, sehen sich oft in völlige Dunkelheit eingehüllt, Funken sprühen rechts und links umher, und es entsteht ein furchtbarer Lärm, wenn man unter den Bergen dahin saust.

Wir sahen in London sehr wenig Ochsen, und doch gibt es Ochsenfleisch in Fülle. Die Kühe geben sehr viel Milch; man unterhält sie in den Ställen, und füttert sie wie Pferde. Eine einzige dortige Kuh gibt so viel Milch wie hier ein ganzer Kraal voll. Die Milch läuft bis der Melker ermüdet ist. Die Kühe haben in England bessere Häuser als die weißen Häuptlinge in Natal; allein sie sehen die Sonne nie. Die Ochsen werden aus großer Entfernung in Wagen nach London gebracht, und unterwegs fortwährend gefüttert. Die Wagen werden von einem Heißwasserwagen gezogen. In England fahren die Ochsen in den Wagen, anstatt sie zu ziehen. Wir sahen Heerden von Ochsen nach London hereinkommen welche den Gipfeln der Häuser entlang geschleppt wurden, weil es auf keine andere Weise Raum für sie gab.

In London wird Geld gemacht; die Leute schauen aber kaum darnach um. Reiche Männer sind genöthigt große Häuser zu bauen um ihr Geld darin aufzubewahren. Wir sahen viele große Häuser in London die zu keinem andern Zweck als zur Aufnahme des Geldes gebaut sind. Viele Leute in London sind sehr reich, aber es gibt auch viele die sehr arm sind. Der Platz ist so groß, daß dort alle Arten von Menschen seyn müssen.

Die Engländer beachten einander nicht; uns beachteten sie weil wir schwarz waren. Sie befanden sich im Krieg mit den Ama-Rusi als wir im Lande waren; wenn sie aber Krieg führen, kämpfen sie nie in ihrem eigenen Lande. So oft es zum Kriege kommt, gehen sie hinaus, und suchen den Feind in seinem eigenen Platz auf. Allein der Krieg macht für das Volk keinen Unterschied. Es kümmert sich nicht darum, weil es weiß daß England siegen wird. Bloß die Soldaten marschiren aus um zu kämpfen. Wir sahen Soldaten die Schiffe besteigen um in den Krieg zu ziehen; wir sahen auch Schiffe welche den Ama-Rusi weggenommen und hereingebracht worden waren. Ueberhaupt sahen wir sehr viele sonderbare Dinge in London — Dinge die wir durchaus nicht verstehen konnten. Ich sah mehr als ich euch erzählen kann, und doch sah ich nichts. Einige von denen welche mit mir über das Meer gegangen, blieben zurück weil sie noch nicht genug gesehen hatten, und mehr zu sehen wünschten. Ich sah mit meinen eigenen Augen Menschen in den Himmel emporsteigen, und höher gehen als der Adler; sie giengen hinauf nicht mit Flügeln, sondern in einem Korb, der an einen großen mit Rauch gefüllten Sack gebunden war. Der Sack hatte das Aussehen wie eine dicke Calabasse, die Oeffnung war unten, und der Korb hieng unter ihr. Zwei Männer setzten sich in den Korb, und der Sack wurde losgelassen, und nahm sie hinauf. Ich sah ihm nach bis meine Augen ermüdet waren, und bis er kleiner geworden war als ein Vogel. Sie warfen Sand auf die untenstehenden Leute herab; einiger davon fiel auf mich. Sie stiegen hinauf,

weil sie droben irgend etwas zu thun hatten; was es aber war, weiß ich nicht.

Ich sah wie Hunde Briefe trugen, und Affen Gewehre abfeuerten; ich sah ein Pferd nach einer Trommel tanzen, und den Leuten welche ihm zuschauten eine Verbeugung machen; ich sah Elephanten, Krokodile, Tiger und Seekühe, welche in Häusern lebten; ich sah eine große Schlange sich um einen Mann ringeln, ihren Kopf in den Mund des Mannes stecken, und sich auf seinen Befehl wieder entringeln; ich sah wie Menschen sich um Geld auf ihre Köpfe stellten, und auf den Händen giengen, und ich zahlte mein eigenes Geld, um sie dieß thun zu sehen. Als wir nach England giengen, glaubten wir daß alles was wir über die weißen Menschen gehört allzu übertrieben sey; als wir sie selbst sahen, sagten wir: alles was wir zuvor gehört sey nichts gegen das was wir gesehen.

Wir sahen viele Dinge die sehr gut waren; allein wir sahen auch etwas das uns nicht behagte, sondern erschreckte. Das englische Volk hat besondere Plätze zum Begräbniß der Todten. Sie begraben aber nur so viele als sie unterbringen können, weil der Raum sehr beschränkt ist; sie nehmen daher einige Personen, wenn sie todt sind, in die Krankenhäuser, und schneiden sie auf, und trocknen sie dort. Wenn ein Mensch in den Straßen stirbt — und viele sterben so, weil die Straßen stets voll sind — und er hat keinen Bruder oder Freund, so wird er in ein Haus gebracht, und dann stellt man Papiere aus, um zu erfragen wer er sey. Macht niemand Ansprüche auf ihn, so wird er in ein Krankenhaus gesendet, und dort schneiden sie, wenn es den Aerzten so beliebt, ihn auf, und ergründen die Ursache seines Todes. Die Aerzte in England verstehen die Kranken dadurch zu heilen daß sie in die todten Menschen schauen. Die dortigen Aerzte lieben todte Menschen, und man sagte uns, es gebe Leute welche die Todten selbst aus ihren Gräbern stehlen. Als einer unserer Landsleute starb, wurde er nur begraben weil wir bei der Beerdigung anwesend waren. Wir hörten aber später, man habe ihn wieder aus seinem Grab herausgenommen, und aufgeschnitten, um zu sehen ob er gemacht sey wie weiße Menschen. Wir wurden einmal an die Thür eines Krankenhauses geführt, und als wir an der Thüre waren, sahen wir todte Menschen aufrecht stehen als wenn sie lebten, und wir fürchteten uns daher hineinzugehen. Dieses Aufschneiden todter Leute hat in hohem Grade das Aussehen als wenn sie zu „takata" (Zauberei zu gebrauchen) wüßten, und vielleicht ist dieß der Fall, denn die Aerzte in England wissen alles.

Das Volk in England ist zahllos wie das Gras; allein Nahrung gibt es mehr als das Volk braucht. Anfangs dachten wir: wo sollen wir Nahrung herbekommen, wenn es so viele Leute des Landes gibt sie selbst zu essen? Wir sahen sie nicht wachsen, und auch nicht wo sie hätte wachsen können. Und doch kann ein Mensch sich dort für 6 Pence den Magen viel besser füllen als hier, und in der That mehr haben als er zu essen vermag. Wir erfuhren später daß man Geld verwendete um die Nahrungsmittel anderer Länder herbeizuschaffen. Es gibt eine Fülle von Umbila (indianisches Korn) in England, wir schauten aber nie darnach um. Wir aßen Brod und tranken Bier. Wir liebten Umbila erst wieder als wir in die Heimath zurückgekehrt waren.

Wir sahen die großen Häuser wo Kleider und eiserne Dinge gemacht wurden; wir sahen überdieß die Leute welche dieselben verfertigen, und erkannten so daß es nicht wahr ist, wie wir hier stets gehört haben, daß diese Dinge von einem Volksstamme mit nur Einem Auge gemacht würden. Wir giengen in das Haus wo das Geld gemacht wird, es stund aber ein Soldat an der Thür, der uns nicht hineingehen lassen wollte. Wir hörten indeß, von der Stelle aus auf welcher wir standen, das Geld sehr schnell machen.

Obgleich ich euch nun so viel erzählt habe, hab' ich euch doch nichts erzählt; ich begann eben erst zu sehen als ich wegkam. Als ich aus diesem Lande fortgieng, glaubte ich die Schwarzen seyen weit zahlreicher als die Weißen; nun hab' ich mit eigenen Augen gesehen daß es dort gar keine Schwarzen gibt. Die Leute hier sagen, es gebe der Weißen nur wenige; dieß ist nur so, weil diese bis jetzt nicht zu uns gekommen sind. Wenn sie alle hier wären, sie würden die Berge abgraben, und die Thäler überbauen, und wir würden seyn wie Hunde die auf einer weiten Fläche nach ihrer Heimath heulen. Wir kennen keine Arbeit; sie können für sich selbst arbeiten. Es gibt nichts was sie nicht thun können. Ihr hier habt geglaubt daß ihr stark seyd, als ihr nichts waret. Es würde vielen falschen Gedanken ein Ende machen, wenn jeder Häuptling in Natal veranlaßt werden könnte England zu sehen.

Mit dieser schlauen Bemerkung machte der junge Reisende seiner Erzählung ein Ende. Ein mehrere Minuten langes ernstes und bedeutungsvolles Schweigen folgte, worauf der Patriarch der Versammelten, aus seiner Träumerei aufblickend, die Bemerkung machte: „Junger Mann, wir danken dir für deine Neuigkeiten. Du hast uns älter gemacht als wir waren, allein du selbst bist noch älter; du hast mit deinen eigenen Augen gesehen was wir nur mit unsern Ohren hören. Augen sind zuverlässiger als Ohren, und es wäre, wie du sagst, gut eben so wohl zu sehen als zu hören. Aber welcher alte Mann würde über das Meer hinüber gehen!"

Wanderungen unter den Rothhäuten des hohen Nordens.

(Schluß.)

Der Frühling des nächsten Jahres wurde zu einem Ausflug nach Fort Victoria auf der Insel Vancouver und zu Streifereien in die Nachbarschaft benutzt. Kane zählt die Stämme der Insel zu den Flachköpfen, doch weicht ihre Sprache sehr weit ab von der der Tschinucks. Wie diese, tragen sie nur im Winter ein Hemd, entweder aus reinen Hundehaaren oder aus Haaren und Gänseflaum vermischt. Ihre weiß und dunkelbraun gefleckten kleinen Hunde ziehen sie der Haarschur wegen auf. Ein eigenthümlicher Gebrauch herrscht unter ihnen daß Häuptlinge bei feierlichen Gelegenheiten, wenn sie ihre Getreuen auszeichnen wollen, statt einer Umarmung, sie in die Schulter beißen. Oft bleibt von so viel Liebe eine tiefe Narbe zurück, welche aber mit großer Befriedigung zur Schau getragen wird. Größern Aberglauben als bei den Vancouverstämmen traf der Verfasser nirgends. Besonders besorgt sind die

guten Leute irgendwo auszuspeien wo sie Feinde vermuthen, denn eine Verhexung des ausgeworfenen Speichels halten sie für besonders wirksam. Sie sind daher so besonnen, daß sie stets auf ihre eigenen Mäntel spucken um immer die gefährlichen Auswürfe überwachen zu können. Sie glauben an einen guten und an einen bösen Geist, an ein Paradies aus reichen Jagdgründen, aber nicht an eine Hölle. Ihre Medicinmänner bilden eine geschlossene geheime Zunft, in welche nur unter großem Ceremoniell und mit vielen Kosten der Zutritt verstattet wird. Der Candidat muß drei Tage und drei Nächte in einer Hütte mit strengen Fasten zubringen, während die Brüderschaft singt und die Hütte umtanzt. Am Ende der Fasten holt die Zunft den neuen Priester scheinbar leblos aus der Hütte um ihn im nächsten kalten Wasser zu baden, bis er wieder zu sich kommt, was man die Todtenwäsche nennt. Wenn das Leben zurückkehrt, springt der Gewaschene ins nächste Gehölz, und erscheint darauf in standesgemäßer Tracht mit der Medicinklapper. Dann vertheilt er alle seine Habe, namentlich die werthvollen wollenen Decken, unter seine Ordensbrüder, um fortan nur von den Honoraren seines gelehrten Standes zu leben. Aehnlich wie die Malayen erbauen dort die Rothhäute große Wohnungen für 8—10 Familien zusammen, die ihrer Geschicklichkeit die größte Ehre machen, insofern sie die Bretter aus Stämmen mit Aexten von scharfen Knochen heraushauen. Auch sie lieben leidenschaftlich das Hasardspiel, wozu ihnen aber zehn runde Holzstücke dienen, wovon eines schwarz, die andern weiß sind. Der Spieler mischt die Steine zwischen zwei Bündeln Cedernmoos, bis der Gegenspieler ihn unterbricht, und das Bündel zu errathen sucht wo der schwarze Stein verborgen ist. Sie bringen es bisweilen so weit 48 Stunden ununterbrochen diesem Genuß sich zu widmen.

Von Fort Victoria fuhr Kane in einem Canoe, begleitet von Chea-clach, einem befreundeten Häuptling und vier Indianern, über die De-Fucastraße nach der Küste in der Nähe des heutigentags so viel berühmten Fraserflusses. Beim ersten Landungsplatz schon füllte sich das Ufer mit Hunderten streitbarer Indianer, die höchst feindselig ihre Waffen schwangen, und zuletzt, bis zur Brust im Wasser, das Canoe ergriffen und auf den Strand zogen. Sie beruhigten sich aber als ihr Häuptling beschenkt worden war, und unser Maler den Zweck seiner Kunstreise ihnen erklärt hatte. Unbelästigt schlug er sein Zelt neben ihrem Dorf auf, welches er gegen 10 Uhr Nachts aus Neugierde besuchte. Da aus einer der Hütten ein starker Lärm erscholl, trat er dort ein. Er gewahrte zunächst ein altes Weib, welches eine der hübschesten Indianerinnen im Zustand gänzlicher Nacktheit in den Armen hatte. In der Mitte des Raumes hockte, ebenfalls unbekleidet, auf gekreuzten Beinen ein Medicinmann mit einer hölzernen Schüssel Wasser vor sich. Zwölf oder fünfzehn andere Männer bildeten den Chor und machten für den Ankömmling sogleich Platz. Der Medicinmann im Amt schien von seinen Anstrengungen erschöpft und verließ schweißtriefend den Platz, um einem jüngern Collegen die Cur zu überlassen; dieser warf seine Decke ab und begann zu singen und so heftig zu gesticuliren, während der Chor ihn auf Holztrommeln und aus frischer Kehle begleitete, bis ihm das Wasser aus allen Poren brach. So viel Kunst und Fleiß sollte aber nicht unbelohnt bleiben. Plötzlich fuhr er dem jungen Frauenzimmer mit den Zähnen in die Hüften und schüttelte sie mehrmals, was ihr kein übertriebenes Behagen zu bereiten schien. Dann ließ er los und rief, er habe sie, nämlich die Krankheit oder den Genius der Krankheit, welchen er denn auch mit vieler Sicherheit aus dem Mund wieder in die Wasserschüssel spie, und hierauf zwischen beide Hände fest zusammengedrückt wieder hervorzog. Inzwischen hatte ein College sein Messer gewetzt, und zerschnitt den „Genius,“ der wie ein Stück Knorpel aussah. Obgleich die Operation vollkommen gelungen war, wollte Kane doch keine Spuren der Besserung an dem Patienten wahrnehmen.

Das nächste Dorf am Ufer welches man besuchte, hieß Toanichum, und war durch zwei vortrefflich angelegte Bastionen aus Pfählen geschützt, welche sich bei der Annäherung des Canoe sogleich mit Bewaffneten füllten, die ein scharfes Feuer gegen das Fahrzeug eröffneten daß rechts und links die Kugeln ins Wasser schlugen. Es war nicht gerathen umzuwenden, weil man sich sonst einer harten Verfolgung ausgesetzt haben würde, sondern man ruderte durch die Kugeln hindurch, und empfieng später nach geschlossener Freundschaft die Erklärung man habe den Fremdlingen nur zeigen wollen daß man mit Feuergewehren vollständig versehen sey. Der Häuptling war anfangs nicht zu bewegen sich malen zu lassen, als er aber die anderen Porträts sah, und Kane ihm vorstellte daß seine große Mutter (die Königin Victoria) sehr betroffen seyn würde, wenn sie ihn nicht fände, gieng er in sich und erfüllte das Verlangte.

I-eh-nus, das nächste Dorf, einem Clallumstamm gehörig, war mit einer doppelten Reihe von Pfählen, die äußern 20, die innern 5 Fuß hoch eingeschlossen. Dieses Fort maß ungefähr 150 Fuß ins Gevierte, und wurde damals von 200 Köpfen des Stammes bewohnt. Diese starken Befestigungen zeugten für ein lebhaftes Fehdeleben. Erst wenige Monate früher hatten die Clallum den Macaws eine große Schlacht geliefert und schwere Verluste erlitten. Der Casus belli war ausnahmsweise ein vernünftiger gewesen; die Macaws hatten nämlich einen Wallfisch harpunirt, der ihnen schließlich entronnen, von den Clallum aber eingebracht und vertheilt worden war. Die Macaws verlangten nun ihren Jägertheil und die Rückgabe ihrer Harpunenspitzen, mit denen der Wallfisch entwischt war. Da diesem billigen Ansinnen nicht entsprochen wurde, so begann der Krieg. Später gelang es den Clallums den Bruder eines Macawhäuptlings, als er mit Munitionsankäufen aus Fort Victoria zurückkehrte, sammt etlichen Begleitern zu tödten. Yellow-cum, der Häuptling der Macaws vom Cap Flattery, überfiel hierauf I-eh-nus. Er sah aber bald daß er bei einem Angriff gegen das Pfahlwerk zu viel Leute verlieren würde. Er hetzte daher einen Gras- und Waldbrand gegen das Pallissadenwerk, und legte sich an der andern Seite in den Hinterhalt. Die Clallum mußten nun mit Weib und Kind an ihren Feinden vorbeidefiliren, welche ihnen 18 Gefangene, meistens Frauen abnahmen und die Köpfe von acht Erschlagenen auf Pfähle spießten, denn die dortigen Rothhäute kennen den Gebrauch des Skalpirens nicht. Den eben erwähnten Yellow-cum sah Kane später im Fort Victoria. Er soll der reichste Häuptling weit und breit seyn. Sein Wohlstand besteht nicht bloß in Sklaven, sondern er ist Eigenthümer von Geldgruben, d. h. der Muschelbänke bei Cap Flattery. Die Geldmuscheln, von den Indianern Ioquas genannt, sind anderthalb bis zwei Zoll lang, weiß, nach unten zugespitzt, leicht gekrümmt und von der Stärke eines gewöhnlichen Pfeifenrohres. Ihr Werth richtet sich in den Augen der Indianer nach ihrer Größe. Wenn vierzig von ihnen sich auf eine Schnur von einer Klafter Länge reihen lassen, so sind sie ein Biberfell werth; gehen 39 auf Klafterlänge zwei Biberfelle; 38 drei Biberfelle u. s. f. Sonst cursiren auch wollene Decken als Zahlungsmittel bei den Stämmen die mit den Factoreien Handel treiben.

Nördlicher als die Vancouverinsel sitzt ein Stamm den die Voyageurs Babines oder Dicklippen nennen. Sie verdienen diese Auszeichnung, da ihre Frauen nach Art der brasilianischen Botocuden ihre Unterlippe durchbohren und durch ein eingezwängtes Holzstück ihre Lippe etwa 1½ Zoll aus dem Profil hinausdrängen. Einer solchen Schönheitsnachhülfe halten sie aber Sklaven nicht würdig, daher sind denn auch die Lippenzwänger nur den indianischen Freifrauen verstattet. Die Männer, und zwar nur die Modenarren, tragen einen Ring von Bein oder von Messing in der Nase. Bei den Babines herrscht eine ähnliche Sitte wie die Wittwenverbrennung der Hindus. Die Leiche des Ehemanns wird nämlich nackt auf einen Stoß harzigen Holzes, auf die Leiche die lebendige Frau gelegt und das Paar mit einem Fell zugedeckt. Erst wenn der Rauch aufwirbelt, darf die Frau von dem heißen Pfuhl sich retten. Sie muß aber dann aufmerken daß das Feuer nicht die Gebeine der Leiche verrenkt. Geschieht dieß, so muß sie mit der bloßen Hand die Glieder wieder in Ordnung schieben. Entgeht sie gefährlichen Brandwunden mit dem Leben, so wird die Asche des Verstorbenen gesammelt, in einen Schlauch gestopft, und dieser Schlauch ihr auf den Rücken gebunden, damit sie ihn drei Jahre umher trage, während welcher Zeit sie obendrein in der Sklaverei ihrer eheherrlichen Verwandten bleibt, und sich weder waschen noch kämmen darf. Nach Ablauf dieser Frist wird die Asche des Verstorbenen in einem Gefäß an die Spitze eines Pfahles gebunden, die Wittwe nackt ausgezogen, mit Fischöl beschmiert und dann mit Schwansdaunen überstreut, worauf sie in dieser Vogelmaske mit den Verwandten um die Asche ihres „Seligen" tanzt, und endlich frei gesprochen wird. Sie kann dann zum andernmale heirathen, doch ist es nie vorgekommen daß beim Tode des zweiten Ehemanns eine Wittwe den nämlichen Proceß durchgemacht hätte, denn alle befreiten sich rechtzeitig durch Selbstmord von den bevorstehenden Qualen.

Wer sollte glauben daß in dem Hudsonsbaygebiet die Möglichkeit eines Briefverkehrs bestehe? Es kommt vor daß Nachrichten von einer Factorei zur andern von Indianern auf weite Entfernungen befördert werden. Der erste Bote trägt den Brief so weit es ihm beliebt, und übergibt ihn dann gegen Bezahlung eines Lohnes einem andern Indianer, der ihn ebenfalls wieder eine Strecke weit befördert und sich für seine Auslage und seine eigene Mühe vergüten läßt, bis endlich der letzte Bote vom Empfänger des Briefes das Porto eincassirt. Auf diese Art werden Briefe mit großer Geschwindigkeit und großer Sicherheit befördert, denn jeder Briefbote, sobald er sein Schreiben vorzeigt, darf ungefährdet das Gebiet feindlicher Stämme betreten, da der gemeinsame Vortheil zu diesem Zugeständniß die Indianer vermocht hat.

Am 1 Julius verließ Kane mit einer Brigade von neun Canoes Fort Vancouver um den Columbia aufwärts seine Rückreise über die Felsengebirge anzutreten. Unter der Mannschaft befanden sich auch acht Kanaken von den Sandwichinseln, von denen bald darauf zwei desertirten, aber wieder eingefangen wurden. Ihre Strafe war dem Ort und den Umständen angemessen. Die beiden Anführer, ein Canadier und ein Irokese, schlugen sie nämlich mit Fäusten zu Boden, prügelten sie dann wieder auf die Beine und schlugen sie wieder nieder, bis sie endlich nicht mehr im Stande waren aufzustehen.

Die Landschaft an den Ufern zeichnet sich durch ihre baumlosen Steppen aus, später erst werden die Ufer bergig, und an den Bergen fielen zwei einsame, aus den Gipfeln kegelförmiger Berge hervorragende Basaltpfeiler auf. Die Walla-walla-Indianer wissen von den Schwesterfelsen, die sie die Kiuse-Dirnen nennen, ein langes Märchen zu erzählen. Die Rothhäute halten gewisse Thiere mit Zauberkräften begabt. Oestlich von den Felsengebirgen ist der Adler gewöhnlich der Manitu des Donners, am pacifischen Strand dagegen traut man dem Walfisch eine „große Medicin" zu. Weiter binnenwärts am Columbia ist der Wolf der verschlagenste aller Manitus. Nun erfuhr der Wolf vom Columbia daß eine große Medicin-Heuschrecke das Land verheere welches unter seinem Schutze stand, und er brach auf um sich mit diesem Zauberer zu messen. Als sich die beiden Manitus begegneten, war ein jeder voller Furcht vor der Stärke der Medicin seines Gegners, und so begannen beide sich Artigkeiten zu sagen und dann durch Erzählung der von ihnen verrichteten Wunderthaten Schrecken einzuflößen. Die Heuschrecke machte endlich den Vorschlag, man könne ja messen wer von ihnen beiden am meisten Geschöpfe verschlungen habe, da ihre Haare ja noch unverdaut in ihren Magen liegen müßten. So begannen denn beide Manitus die Haare der verschlungenen Geschöpfe wieder zu erbrechen. Der Wolf aber merkte daß die Heuschrecke aus Eifer und Anstrengung vor jeder Entleerung die Augen zukniff, und diese Momente benutzte er um die Resultate dieser Anstrengungen auf seine Seite zu streichen. Als die Heuschrecke den Haufen des Wolfes so anschwellen sah, gab sie diese originelle Art des „Wettkotzens" auf, und schlug dem Wolf vor aus Zeichen der Freundschaft die Hemden zu wechseln. Der Wolf schlug sich nur auf die Brust, und augenblicklich lag das Hemd zu seinen Füßen, die Heuschrecke, der vor solchen Künsten bänger und bänger wurde, mußte aber den altmodischen Weg betreten und das Hemd über den Kopf ziehen. Gerade in dem Moment nun, wo Kopf und Arme von dem Hemd verhüllt und verwickelt waren, erschlug der Wolf seinen Gegner. Diese Erzählung hat vorläufig noch nichts gemein mit den Schwesterfelsen, sondern wir müssen dem Manituwolf jetzt weiter nachgehen. Der Wackere sah nämlich einst in der Nähe des Forts Walla-Walla drei liebreizende Schwestern vom Kiuse-Stamm einen künstlichen Wasserfall aus Steinen im Flusse erbauen, um dahinter Lachs zu fischen. Der Wolf verliebte sich in diese Landeskinder, und zerstörte in der nächsten Nacht die hydraulischen Bauten der drei Schönen. Dieses Spiel wiederholte sich am nächsten und am dritten Abend. Am vierten Morgen trat der Schlaue zu den drei Schönheiten, die am Ufer saßen und nicht wieder bauten, sondern weinten. Sie klagten daß sie verhungern müßten, weil sie ohne Damm keine Fische fangen könnten. Da bot er ihnen einen Damm für ihre Gegenliebe an, und der Hunger besiegelte das Ehebündniß. Die Rothhäute halten Ehen mit Schwestern dem häuslichen Frieden zuträglicher als andere, und so lebte auch der Wolf längere Zeit glücklich. Endlich aber wurde er eifersüchtig auf seine drei Weiber, und verwandelte zwei von ihnen in jene Basaltpfeiler, sich selbst aber gab er die Gestalt eines ähnlichen Felsens an der Südseite des Flusses, um die versteinerten Reize beständig zu überwachen. Als Kane sich erkundigte, was denn aus der dritten Schwester geworden sey, erwiederte der Erzähler: „Habt ihr nicht beim Heraufsteigen eine Höhle gesehen? Das ist alles was von ihr noch übrig geblieben ist!"

Von den Walla-walla oder Nez-percés-Indianern erzählte ein europäischer Bewohner des Forts folgende tragische Geschichte. Vor längern Jahren standen die Walla-Walla unter der monarchischen Gewalt eines großen und glücklichen Häuptlings. Er hatte eine Anzahl Söhne, die in ihrer Kindheit alle dem Vater an großen Eigenschaften glichen, aber so wie sie das Mannesalter erreichten, starben sie einer nach dem an-

dern, bis nur der jüngste zum Trost des Häuptlings übrig blieb. Dieser versprach der beste und tapferste von seinen Brüdern zu werden, wenigstens überredete sich der Alte dessen. Er verwandte die größte Sorgfalt auf seine kriegerische Erziehung, und machte ihn noch vor dem üblichen Alter zum Anführer von Kriegsbanden. Aber das Schicksal blieb unerbittlich. Auch diesen Sohn nahm der große Geist hinweg. Da verschloß sich der verlassene Vater in seine Hütte. Niemand sah ihn, niemand sprach ihn, niemand hörte einen Laut der Wehklage. Am Tage der Beerdigung aber kam der Häuptling hervor und stellte sich an die Spitze seines Stammes. Zu aller Verwunderung trug er nicht die Trauerfarben, sondern hatte sich grell wie zu einem Kriegszuge bemalt. Er ließ nun ein geräumiges Grab ausheben, und als man das geliebte Kind mit allen den herkömmlichen Todtenschätzen versenkt hatte, hielt der Alte eine lange Rede über seine Thaten und seine Leiden. Endlich gedachte er des geliebten Todten, und schloß dann: „Sollte ich ihn jetzt verlassen, daß er einsam und ohne Stütze die lange und beschwerliche Fahrt nach den Jagdgründen des großen Geistes antrete? Nein! Seine Seele fleht daß ich folgen möge, und ihre Erwartung soll nicht getäuscht werden. Das nämliche Grab und die nämliche Erde wird uns bedecken. Du, mein Volk, warst mir nie ungehorsam, und wirst meine letzten Befehle erfüllen. Ich nehme von euch Abschied und lege mich an seine Seite; schüttet die Erde jetzt über uns beide, denn mein Entschluß ist unerschütterlich!" So wurde denn der Lebendige und der Todte im nämlichen Grabe beerdigt, und ein Stecken mit einem rothen Läppchen als Fahne zum einzigen Denkmal über der Stätte aufgerichtet, wo die Vaterliebe durch eine unvergeßliche That sich verherrlicht hatte.

Das Land welches am linken oder östlichen Ufer des Columbia bis etwa zur heutigen Gränze der Vereinigten Staaten (49sten Breitegrad) sich erstreckt, ist eine Wüste, wo heftige Winde den unabsehbaren Sand zu Hügeln von 80 bis 120 Fuß Höhe zusammenwirbeln. Kane wagte sich über diese unwirthlichen Räume, um Fort Colville am Columbia in gerader Linie über Land zu erreichen; obgleich er aber vom Flusse nicht allzu weit binnenwärts abwich, war er und sein Begleiter doch nahe daran vor Durst umzukommen. In der Nähe des Forts Colville liegt ein Dorf der Chualpays-Indianer, die sich von den Walla-walla oder Nez-percés-Stämmen wenig unterscheiden. Merkwürdig ist auch bei diesen Rothhäuten, wie überhaupt jenseits der Felsengebirge, die beinahe monarchische Gewalt der Häuptlinge. Die Chualpays gehorchen zwei Oberhäuptern, wovon das eine Häuptling des Landes, das andere Häuptling der Gewässer genannt wird. Dieser letztere hält seinen Stamm unter strenger Zucht, und bemüht sich mit den härtesten Strafen das Hasardspielen auszurotten. Während Kane's Aufenthalt trug es sich zu daß sich ein junger Mann wegen seines Spielunglücks erschoß. Im Westen der Felsengebirge scheint überhaupt der Selbstmord viel häufiger als bei den andern Rothhäuten vorzukommen; so hatten sich ein Jahr zuvor zwei Schwestern, die Weiber des nämlichen Gatten, beide eifersüchtig auf einander, gleichzeitig erhängt, und zwar, wie man aus der Entfernung der beiden Leichen schließen mußte, ohne daß die eine von dem Vorhaben der andern gewußt hatte. Das Spiel welches die Indianer dort betrieben, scheint merkwürdigerweise dasselbe zu seyn, welches Möllhausen weit im Süden bei den Stämmen am Colorado antraf, und dessen Sinn er nicht errathen konnte. Es wird dazu ein völlig ebener Platz ausgesucht, und an zwei Endpunkten welche 50 Ellen abliegen, durch eine etliche Zoll hohe Barrière abgegränzt, die aus längsweise zusammengelegten Stecken besteht. Die Spieler erscheinen völlig unbekleidet, und nur mit einem drei Fuß langen leichten Speer mit einer Knochenspitze bewaffnet. Der eine von ihnen ergreift nun einen hölzernen oder beinernen Ring von 3 Zoll Durchmesser, und rollt diesen von einer Barrière nach der andern. Wenn der Ring diese erreicht und durch den Anprall umfallen will, werfen beide Spieler, die ihm nachgesetzt sind, ihre Speere. Im Ring selbst sind wieder in gleichen Abständen 6 bunte Glasperlen angebracht, deren Farben numerischen Werth im Spiele haben. Fällt der Ring auf einen Speer, so zählt der Gewinner nach der Farbe der oben aufliegenden Perle. Oft aber wird so geschickt gespielt, daß der Ring auf beide Spere fällt, dann entscheidet der höhere oder niedrere Werth der Perlen über den Speeren. Der Häuptling der Gewässer hat aber das hohe Spiel mit dem Verlust des Gemeindeantheils am Lachsfang bedroht. Die Lachse treffen nämlich am 15 Juli durchschnittlich am Fuß des sogenannten „Kesselfalls" ein, wo das Dorf liegt. Sie kommen in Schwärmen wie unsere Zugvögel, und versuchen von Morgens bis Abends die Wasserfälle hinaufzuspringen. Dort darf nun der Häuptling der Gewässer einen vollen Monat lang allein eine korbartige Falle aufstellen, in welche die Lachse beim Aufspringen hineingerathen. Ueberhaupt scheinen die Thiere nach einer Reise flußaufwärts von 7—800 (engl.) Meilen ziemlich ermüdet zu seyn, und es gelingt nicht allen die Fälle hinaufzukommen. In Folge von Fehlsprüngen stößt mancher Wackere mit der Nase gegen Felsen, und fällt betäubt, ja oftmals todt zurück. Die Thiere scheinen im Süßwasser nichts mehr zu genießen, wenigstens hat man, so oft man sie noch öffnete, ihre Mägen immer leer gefunden. Keiner von den hinaufziehenden Lachsen kehrt in die See zurück, denn nachdem sie ihre Laichplätze erreicht und für das künftige Geschlecht gesorgt haben, sterben die Fische ab, und ihre todten Leiber sammeln sich an allen stillen Uferstellen in solchen Massen, daß der Geruch der Verwesung die Luft verpestet. Nach Abfluß des ersten Monats, wo der Häuptling der Gewässer durchschnittlich 400 Stück von etwa 30 Pfund im Tage, ausnahmsweise sogar 1700 Stück in seiner Falle gefangen und den Ertrag dieses Regals nach Bedürfniß unter die Mitglieder des Stammes vertheilt hat, werden die Fischschwärme dünner und dünner, und es ist jetzt jedermann verstattet zur Nachlese eigene Fallen aufzustellen oder den Fisch mit Speeren zu tödten. Die Indianer wissen recht gut weßhalb sie die Ausbeute des Fischfangs durch solche Institutionen zu ordnen suchen. Wir könnten viel mehr hier unten fangen, bemerkte der Häuptling gegen Kane, aber dann bliebe nichts für die Stämme oberhalb übrig.

Am 21 Sept. kamen Leute aus der Gegend von Fort Walla-Walla mit schreckhaften Zeitungen. Unter den Kiuse-Stämmen waren nämlich die Masern ausgebrochen. Nun hatte der in der Nähe des Forts angesiedelte Arzt, Dr. Whitman, alles aufgeboten um der Seuche Einhalt zu thun, allein da er die Patienten nicht zur vorgeschriebenen Diät bewegen konnte, so setzte die Krankheit ihre Verheerungen fort. Da erzählte nun ein halbblütiger spanischer Bursch in Diensten des Doctors den Rothhäuten, der weiße Arzt könne ihnen helfen, er wolle nur nicht, er selbst habe ihn vielmehr sagen hören, er werde den Indianern eine böse Arznei geben, damit er nach ihrem Tod ihre Ländereien sich aneignen könnte. Dieser Funke fiel in ein Pulverfaß. Ein Häuptling mit 60 Mann brach sogleich nach Whitman's Niederlassung, wo sich noch andere Auswanderer befanden, auf. Dort trat

er in das Erdgeschoßzimmer, wo Whitman mit seiner Frau und seinem Neffen von 17 bis 18 Jahren saß. Der Häuptling erklärte dem Doctor daß er sterben müsse, und alsbald zerschmetterte auch der Tomahawkstreich eines andern Indianers dem Unglücklichen den Schädel. Die Frau und der Neffe flüchteten ins obere Stockwerk, wurden aber später ebenfalls ermordet. Ueberhaupt wurden vierzehn Europäer erschlagen und Kinder wie Frauen gefangen fortgeschleppt, später jedoch gegen ein Lösegeld wieder freigegeben. Von Fort Walla-Walla aus konnte nichts zur Bestrafung der Uebelthäter geschehen, denn der Ueberfall hatte auf dem andern Ufer, also auf dem Boden der Vereinigten Staaten, stattgefunden.

Die Beschwerden und Gefahren der Voyageurs bei der Fahrt stromaufwärts bis an den Fuß der Felsengebirge glichen denen auf der atlantischen Seite vollständig. Bei der Uferstelle Boat-Encampment wartete man auf die Brigade welche von Osten herüberkommen sollte. Sie erschien am 29 October mit 50—60 beladenen Pferden, war also frühzeitiger als vergangenes Jahr aufgebrochen und konnte mit Pferden den Paß überschreiten. Dieß geschah nun auch am nächsten Tage von der Brigade Kane's. Am 2 November kam man schon in sehr tiefen Schnee, und obgleich die Sonne in voller Reinheit schien, füllten sich die Bärte der Wanderer doch mit Eisstücken. Die nachfolgende Nacht war die kälteste deren sich der Verfasser erinnerte. Als sie am andern Tage sich etwas gemildert hatte, zeigte ein Weingeist-Thermometer noch immer 56° F. unter Null, also eine Temperatur wo das Quecksilber gefriert. Am nächsten Tage begegneten sie drei Männern die von Jaspers House ihnen entgegengesendet worden waren. Der Athabaskafluß war noch nicht gefroren, aber beißende Schneewirbel trieb den Reisenden der Sturm ins Gesicht, so daß sie froh waren am 6 November Jaspers House zu erreichen. Dort blieben sie um sich mit Schneeschuhen auszustatten bis zum 14, und verließen dann diese Station mit einem von zwei Hunden gezogenen Schlitten. Bis zum 29 November gieng die Reise den Athabaska abwärts bis Fort Assiniboine, eine Entfernung von 350 engl. Meilen, so daß also je fünf deutsche Meilen im Tage zurückgelegt wurden. Dieß ist für Voyageurs, besonders ohne Gepäck, an sich keine große Entfernung, dennoch war es eine Reise auf Leben und Tod. Zu beiden Seiten des Flusses herrscht dichter Urwald, wo das Unterholz so undurchdringlich wird, daß die Wanderer bei zweimaligen Versuchen sich durch den Wald einen Pfad zu bahnen froh seyn mußten den Fluß wieder zu erreichen. Auf diesem allein kann man vorwärts kommen, so weit ihn Eis bedeckte. An den Katarakten aber und an den rauhen Stellen des Bettes hatten sich Eisschollen aufgethürmt, über die man mühsam hinwegklettern mußte. Die Hunde konnten den Schlitten an diesen Stellen nicht mehr ziehen, sondern die Reisenden mußten nachhelfen. An andern Strecken war die Eisdecke dünner und unterhalb hohl, weil der Fluß zur Zeit des Gefrierens in Folge einer Stauung ein falsches Niveau besessen hatte. Durch solche trügerische Decken brechen die Wanderer ein, um entweder auf eine zweite Eisdecke oder ins Wasser selbst zu fallen. Die Füße der Voyageurs wurden mehr oder weniger von dem Eis in ihren Mocassins blutig geschnitten. Kane litt obendrein an einem Uebel welches die Pelzhändler Mal de Racquet heißen, und dem jeder Neuling im Schneeschuhlaufen ausgesetzt ist. Der Schmerz ist vielleicht eine Folge von Flechsenausdehnung, wird aber bei jedem Schritt gefühlt. Die Kälte war gegen Ende Novembers der Beschreibung nach nicht geringer als in hohen Polarräumen, und zuletzt begann es auch noch an Lebensmitteln zu mangeln, so daß der Rest nur unzenweise verabreicht werden durfte. Man dachte daran die beiden Hunde zu schlachten, und nur ihre große Magerkeit, sowie ihre Dienste, die sie selbst dann noch leisteten nachdem ihre Rationen völlig aufgehört hatten, retteten sie vom äußersten. Am 27 Abends hatte man die letzten Vorräthe aufgezehrt, am 28 wurde gefastet, und erst am 29 gegen vier Uhr Nachmittags langte man im Fort Assiniboine an. Dort gab es nichts zu essen als Weißfische, welche in einem nahen See gefangen werden und eine Größe bis zu 6 oder 7 Pfd. (ausnahmsweise bis zu 18 Pfd.) erreichen. Kane's Gefährten verschlangen ein paar solcher Fische roh, weil sie nicht warten konnten bis sie gebacken wurden. „Ich begann, erzählt unser Autor, das üppigste Mahl, an dem ich meiner Lebtage Theil genommen. Ich hatte keinen Rum, keinen Branntwein, keinen Wein, noch Thee, noch Kaffee — nur Wasser zu trinken. Mir fehlte die englische Fischsauce, Gewürze, Butter, Brod, Kartoffeln und jedes andere Gemüse. Ich hatte nur Fische, und zwar Fische von gleichem Geschmack, mit Ausnahme daß die einen auf Kohlen gebacken, die andern gesotten waren. Aber ich hatte Tage lang von der heftigsten Kälte gelitten, und saß jetzt in Ruhe, ich hatte gehungert und sah nun Nahrung vor mir. Wie viele Fische die Leute aßen, weiß ich nicht. Als sie endlich genug hatten, legte sich alles schlafen. Mitten in der Nacht weckten sie mich auf, und fragten mich ob ich nicht an einer zweiten Mahlzeit theilnehmen wollte. Zu ihrem großen Erstaunen lehnte ich es ab, besonders weil ihnen die Köchin gesagt hatte, ich müßte nicht recht wohl seyn, da ich nur vier von den sieben Fischen gegessen hätte, die sie mir vorgesetzt hatte."

Wir brechen hier ab, da die weitere Rückreise ohne sonderliche Beschwerlichkeiten im Vergleich zu den überstandenen verlief, denn auf dem Wege nach Fort Edmonton fehlte es nicht an Kaninchen, ja der damalige Winter war überaus gesegnet an diesem Wildpret. Selbst wenn die Reisegesellschaft kein Jagdglück gehabt hätte, würde sie genug solcher Thiere an den von Indianern ausgestellten Fallen angetroffen haben. Diese Fallen gleichen der Beschreibung nach unsern Maulwurfsfallen, nur daß das Thier von dem umgebogenen Baum so hoch geschnellt wird, daß die hungrigen Wölfe und Luchse den Jäger nicht um seinen Braten betrügen können. Uebrigens war den Voyageurs das Eigenthum in den Fallen heilig, wie umgekehrt auch die Rothhäute das Eigenthum von Europäern achten. Kane erlitt z. B. auf einer andern Strecke großen Hunger, und seine Begleiter öffneten daher einen ihnen bekannten „Cache," wo sie wußten daß Lebensmittel von ihren Cameraden vergraben worden waren. Rothhäute in gleicher Verlegenheit waren ihnen jedoch zuvorgekommen, hatten den „Cache" geleert, aber als Ersatz und Zahlungsstatt etliches Pelzwerk hinterlassen. Ein ähnlicher Vorfall hatte sich ein Jahr früher zugetragen. Wie günstig sticht nicht der Verkehr der Europäer und Indianer unter britischer Herrschaft von dem recht- und herzlosen Verfahren der Nordamerikaner ab!

Scenen aus dem Volksleben in der Bretagne.

II.

Brautwerbung und Hochzeit.

Die Brautwerbung geschieht nie durch den Bräutigam oder dessen Vater selbst, sondern durch zwei Arme; gewöhnlich werden dazu die ältesten armen Männer, die man kennt, gewählt. Man gestattet in der Bretagne einem jeden sich in einem Hause an dem Herdfeuer die Pfeife anzuzünden und sich an demselben zu wärmen und auszuruhen. Wenn nun jemand sich um die Hand eines Mädchens bewerben will, so schickt er zwei alte arme Männer (**waswandelh**) in das Haus der Braut. Diese treten dort ein, und nachdem sie um die Erlaubniß gebeten sich die Pfeife anzünden zu dürfen, setzen sie sich ruhig am Herd nieder. Sie wählen zu diesem Besuche immer eine Zeit, wo es wahrscheinlich ist daß sie den Hausherrn, also wenn der Vater todt ist, den in den Besitz des Gutes gefolgten Sohn zu Hause antreffen, und wenn dieser nicht anwesend ist, so erwarten sie ruhig, ohne sich nach ihm zu erkundigen oder irgend etwas von dem Zweck ihres Besuches ahnden zu lassen, seine Rückkehr. Ist diese erfolgt, so unterhalten sie sich mit ihm anfangs über ganz gleichgültige Gegenstände; dann stehen beide mit einemmal auf, nehmen ihre Hüte ab und verlangen den Hausherrn allein zu sprechen. Dieser entfernt sofort alle andern in der Küche Anwesenden, und setzt sich mit bedecktem Haupte den beiden Männern gegenüber, die mit dem Hut in der Hand vor ihm stehen bleiben und ihren Antrag vorbringen, wobei sie ganz genaue Auskunft geben über die Vermögensverhältnisse des Bewerbers, wie viel dieser sofort bei seiner Verheirathung, wie viel er später noch erhalten würde u. s. w. Der Vater (oder wer sonst an seine Stelle getreten ist) antwortet hierauf kein Wort, sondern ruft seiner Tochter und sagt dieser, sie solle den beiden Männern etwas zu essen geben. Diese setzt dann Brod, kaltes Fleisch und Cider — nie aber Butter — auf den Tisch, entfernt sich dann mit ihrem Vater, und nun versammelt sich die ganze Familie zum Familienrathe. Sind die Verhältnisse des Bewerbers schon bekannt, und kennt das Mädchen den Mann der ihre Hand verlangt, so erfolgt die Entscheidung sofort; will man aber noch Erkundigungen einziehen, oder verlangt das Mädchen ihren Zukünftigen erst zu sehen, so bestellt der Vater die Freiwerber in acht bis vierzehn Tagen wieder; diese entfernen sich dann sofort, und kann eine solche Bedenkzeit, ohne daß darin etwa Beleidigendes liegt, drei bis viermal verlangt werden. Bedarf es aber keiner weitern Erkundigung, und das Mädchen und die Familie sind darüber einig den Antrag zurückzuweisen, so geht das Mädchen allein in die Küche zurück und stellt mehrere Kloben Holz aufrecht um den Herd herum, so daß das obere Ende nach dem Schornstein zu gerichtet ist. (Man glaubt in der Bretagne, daß wenn Holz mit der Spitze nach dem Schornstein aufrecht um den Herd gestellt sey, dieß die bösen Geister, Hexen, Kobolde u. s. w. verhindere durch den Schornstein — ihren gewöhnlichen Weg — ins Haus zu kommen, und deßhalb gilt denn auch hier die Aufstellung des Holzes in besagter Weise als eine Verweigerung, einen unangenehmen Besuch im Hause zu empfangen.) Sobald die Waswandelh dieß sehen, entfernen sie sich sofort ohne ein Wort zu sagen. Nimmt aber das junge Mädchen den Antrag an, so kommt sie lachend in die Küche zurück, ladet die beiden Männer nochmals zum Essen ein, bereitet nun ein Gericht von geröstetem Speck, und setzt Butter auf den Tisch. Je fetter der Speck ist den sie wählt, je eifriger sie im Bedienen der Gäste ist, desto angenehmer ist der Antrag gewesen. Nun findet sich allmählich die ganze Familie und der ganze Haushalt in der Küche ein und nehmen am Mahle Theil, mit Ausnahme des jungen Mädchens selbst, die während des Essens bedient, und die sich bemüht sich so thätig als nur irgend möglich zu zeigen. Von dem Antrag wird kein Wort gesprochen, auch der Name oder die Familie des Bewerbers während der Mahlzeit nie erwähnt. Nach beendigtem Mahle kehren die Waswandelh, denen alles was auf dem Tisch gewesen und nicht verzehrt ist, in einen Korb gepackt und mitgegeben wird, zu dem der sie gesandt hat zurück, verkündigen ihm das Resultat seiner Sendung, und je mehr sie die freundliche Aufnahme, die reiche Bewirthung und namentlich den fetten Speck loben, desto mehr Ehre für den Bewerber.

Am folgenden Tag, und zwar so früh wie möglich, begibt sich der Bräutigam in Begleitung seines Vaters, oder wenn dieser todt ist, seines Bruders oder nächsten Verwandten selbst zu der Braut. Das junge Mädchen muß von ihm im Hauskleid, und zwar arbeitend, angetroffen werden, was natürlich immer geschieht, da man ziemlich genau weiß wann seine Ankunft zu erwarten ist. Nach gegenseitigen Begrüßungen, wobei jedoch nicht die geringste Annäherung zwischen den Brautleuten wahrgenommen wird, welche im Gegentheil kaum mit einander sprechen, setzt man sich zu einer Mahlzeit nieder. Ungefähr um die Mitte derselben nimmt der Bräutigam sein Glas, füllt es bis zum Rand mit Cider, steht auf und trinkt es halb aus, dann reicht er dasselbe dem ihm gegenübersitzenden jungen Mädchen. Diese muß sich, ohne die Annahme geradezu abzuschlagen, auf eine sprödethuende Weise weigern zu trinken, sie muß sich von allen am Tisch befindlichen Personen erst dazu nöthigen lassen, und zuletzt das Glas auf die Gesundheit des Bewerbers (dessen Namen sie nennt) und der ganzen Gesellschaft bis auf den Grund leeren. Dann steht sie auf, wäscht das Glas und stellt es dann, nachdem sie es wieder vollgeschenkt, vor den Begleiter des Bräutigams (dessen Vater oder Bruder oder sonstigen Verwandten) hin. Dieser erhebt sich dann von seinem Sitz, nimmt seinen Hut ab, und bittet nun den Vater der Braut sich für seinen Sohn, wenn es der Vater des jungen Mannes ist, um die Hand des jungen Mädchens bewerben zu dürfen. Wenn nun diese Erlaubniß ertheilt ist, so richtet er sein Wort an die Braut, indem er ihr sagt er habe von glaubwürdigen, ehrenwerthen Leuten gehört daß sie ein arbeitsames Mädchen sey, die also wohl eine Wirthschaft in Ordnung halten würde, daß sein Sohn so viel Land, so viel Vieh, so viel Getreide und so viel baares Geld habe, und er schließt mit der Frage, ob sie seine Frau werden wolle. Das junge Mädchen erwiederte nun daß sie darüber nichts zu entscheiden habe, und daß er sich an ihren Vater wenden möge. Hierauf wiederholt der Vater des Bräutigams gegen den Vater der Braut seinen Antrag fast mit denselben Worten, worauf nun beide vom Tisch aufstehen und allein in eine benachbarte Stube gehen. Dort werden zwischen ihnen die nähern Verabredungen wegen der Mitgift u. s. w. getroffen, und wenn nun beide zu der Gesellschaft in der Küche zurückkehren, so gibt der Vater des jungen Mannes diesem ein rothes, seidenes Band, welches dieser dann dem jungen Mädchen umbindet und sie nun als seine Braut umarmt, und den Platz neben ihr einnimmt. Allmählich finden sich nun die nähern Bekannten der Familie der Braut ein, und erst am Abend

trennt man sich, nachdem die Familien der Brautleute die Verabredung getroffen sich am folgenden Tag in der Stadt zum Ankauf der Brautkleider einzufinden. Von diesem Augenblick an sehen die Brautleute sich im Hause der Braut bis zu ihrer Verheirathung nur noch einmal wieder, nämlich an dem Tage wo der Bräutigam die Braut abholt um die Hochzeitgäste einzuladen, was immer von den Brautleuten persönlich geschehen muß. Außer bei dieser Gelegenheit würde es als die größte Unschicklichkeit angesehen werden, wenn der Bräutigam in dem Hause der Braut gesehen würde, ja sogar wenn er nicht in demselben Orte mit ihr wohnt, darf er daselbst nicht einmal eine Nacht zubringen. Eben so wenig kann die Braut ihn in seinem Wohnort besuchen, man trifft sich vielmehr nur in auswärts belegenen Gasthöfen.

An dem verabredeten Tag treffen sich die Brautleute mit ihren Angehörigen, beide Familien von ihren Schneidern begleitet, in der Stadt; der Bräutigam wählt den Anzug der Braut, die Braut den des Bräutigams, dessen Vater alles bezahlt. Eine stillschweigende Bedingung dabei ist daß der Kaufmann für die verkauften Gegenstände einen höhern Preis als gewöhnlich fordert, und dieß Plus erhalten die beiden Schneider. Acht Tage vor der Hochzeit erfolgen die Einladungen, wobei die Brautleute persönlich von Haus zu Haus gehen. Die Einladung ist nie persönlich an einzelne Familienglieder gerichtet, sondern es wird das ganze Haus, einschließlich also des Gesindes eingeladen. Am Tage vor der Hochzeit treffen die Familien der Brautleute, so wie diese, noch einmal in der Stadt zusammen, um die letzten Einkäufe zu machen, nämlich für Braut und Bräutigam ein paar blaue Strümpfe, ein paar Schuhe mit großen silbernen Schnallen und für die Braut ein großes Bouquet von gemachten Blumen mit einem rothen seidenen Bande. Dießmal bezahlt der Vater der Braut.

Am Hochzeittag finden sich ganz früh des Morgens die Freundinnen der Braut, aber nur die unverheiratheten, im größten Putz im Hochzeithause ein, und setzen sich mit der Braut, die in ihrem ganz gewöhnlichen Hauskleide ist, um den Herd, woselbst die letztere mit irgend einer häuslichen Arbeit, gewöhnlich Spinnen, sich beschäftigt. In dem ganzen Hause darf durchaus keine Vorbereitung zu irgend einer Festlichkeit wahrgenommen werden; es muß dieß alles seinen gewöhnlichen Gang gehen, alle Anstalten zum Empfang der Gäste u. s. w. sind in der Scheune und in auf dem Hofe aufgeschlagenen Zelten getroffen. Ein eigens dazu gedungener Schlächter hat das Schlachten des Viehs besorgt und bleibt während der Hochzeitstage als Vorschneider, während seine Frau — er nicht — zu den Gästen gehört. Gegen 10 Uhr Morgens kommt der Bräutigam in Begleitung seiner sämmtlichen Freunde, er tritt mit diesen in die Küche und wendet sich an die immer noch beschäftigte Braut mit der Frage: ob sie bereit sey ihm zu folgen? Diese entschuldigt sich daß sie nicht zum Kirchgange angezogen sey, entfernt sich sodann mit zwei jungen Mädchen, und kehrt dann im bräutlichen Schmuck zurück. Die Eltern der Brautleute sind bereits zur Kirche vorangegangen, ihnen folgen nun sämmtliche junge, unverheirathete Leute — die verheiratheten gehen nicht mit zur Kirche — das Brautpaar beichtet und nach der Beichte erfolgt die Trauung, wobei die Braut besonders darauf Acht hat daß beim Niederknien des Bräutigams Knie eine Ecke ihrer Schürze berührt, und daß derselbe ihr den Ring nicht weiter als bis an das zweite Gelenk des Fingers steckt, weil sie sonst eine Null im Hause seyn würde. Nach der Trauung geht der Zug, der sich nun paarweise, die Neuvermählten an der Spitze, ordnet, nach dem Hochzeitshause zurück. Auf dem halben Weg dorthin erwartet sie die Musik, nämlich zwei Hoboen und ein Dudelsack, die alte bretagnische Gesänge spielt. Führt der Weg bei dem Schlosse des Seigneur vorbei, so wird vor demselben Halt gemacht und ein Tanz aufgeführt. Sämmtliche Tänzer und Tänzerinnen werden sodann von dem Schloßherrn eingeladen einzutreten und ein Glas Wein zu trinken, ohne daß jedoch etwas zum Essen angeboten wird; die Frau vom Hause, oder eine der Töchter, beschenkt die Braut mit einem goldenen Kreuz, was sie ihr umhängt, und die Söhne, wenn deren da sind, nehmen als Gäste an der Hochzeit Theil, und wenn sie die Brautleute recht hoch ehren wollen, ebenfalls im bretagnischen Volkscostüm gekleidet.

Wenn nun der Hochzeitszug vor dem Dorfe oder, wenn die Kirche im Dorfe wo die Hochzeit statthaben soll, selbst ist, auf einem eigens dazu bestimmten freien Platz anlangt, so wird dort Halt gemacht und abermals getanzt. Mitten auf dem Platz (vor oder in dem Dorfe) steht ein mit einem weißen Laken bedeckter und rungsum mit Moos eingefaßter Tisch, auf welchem eine Flasche Wein, zwei Gläser, zwei Teller mit Kuchen und ein leerer Teller stehen. Hinter dem Tische befindet sich eine alte, arme Frau, die von den Eltern der Braut dazu bestimmt ist, und diese bietet zuerst dem Brautpaar und dann jedem der anwesenden Gäste ein Glas Wein und ein Stück Kuchen an, welches diese annehmen und dafür ein Stück Geld auf den leeren Teller legen. Keiner der Gäste darf mehr geben als die Neuvermählten, deren Gabe, als die erste, die alte Frau offen neben den Teller legt. So wie eine Flasche geleert oder ein Teller leer ist, so wird diese durch eine andere unter dem Tisch verdeckt gehaltene ersetzt; auf dem Tisch darf nie mehr wie eine Flasche stehen. Von hier aus begibt man sich nun in das Hochzeithaus, wo alle Anstalten zum Empfang der Gäste getroffen sind. Ringsherum sind verdeckte Gänge mit in die Erde gerammten Tischen und Bänken, an denen die Gäste Platz nehmen. Die Tafeln sind mit Fleisch, Brod und Cider fast überladen, weiter gibt es aber nichts auf denselben. Dagegen bietet die Mitte des Hofes geradezu den Anblick eines Jahrmarkts dar, denn dort befinden sich Buden mit Liköre n, Wein, Zuckerwerk, Kuchen, Früchten, namentlich solche in denen Kaffee geschenkt wird. Hier bezahlt ein jeder was er genießen will, und die Verkäufer, die dazu die Erlaubniß von dem Brautvater erhalten haben, machen gewöhnlich gute Geschäfte. Auf einem erhöhten Platze sitzen die drei Musiker, welche bretagnische Gesänge spielen, in welche, so wie der Cider und die Liköre ihre Wirkung äußern, die anwesenden Gäste laut einstimmen. Getanzt wird am ersten Tag nicht, man bleibt bis gegen 9 Uhr am Tische sitzen, und wird die Braut von zweien ihrer Freundinnen in das Brautgemach geführt, dort entkleidet und ins Bett gelegt. So wie dieß geschehen, verlassen die beiden Brautjungfern das Schlafzimmer, und nun wird von zweien seiner Freunde der Bräutigam hineingeführt und von diesen ebenfalls ausgezogen und ins Bett gelegt. Während dieß geschieht, versuchen die außenstehenden jungen Leute in das Brautgemach einzudringen, dessen Eingang von den beiden Vätern der Neuvermählten und deren nächsten Verwandten hartnäckig vertheidigt wird. Wenn der Bräutigam zu Bett gebracht ist, so wird die Thür des Brautgemachs geöffnet, und alle Gäste, so viel deren darin Platz finden können, stürzen hinein. Einer der jungen Männer fragt hierauf die Braut was sie zu haben wünsche? und was sie auch immer verlangt, es muß ihr wenn es irgend möglich ist, gebracht werden, und es kommen zuweilen Fälle vor wo die eigensinnige Braut Sachen verlangt, die oft Meilen weit

geholt werden müssen. Der junge Mann der zuerst das Geforderte bringt, kann sich dieß für die größte Ehre anrechnen. Bis dahin daß man der Braut gebracht hat was sie verlangt, bleibt die Gesellschaft unter Scherzen und Lachen im Brautgemach.

Am folgenden Tag finden sich des Morgens um 9 Uhr die sämmtlichen Gäste in der Kirche ein, wo eine feierliche Messe für die Todten gelesen wird, weil, wie der Bretagner sagt, es unrecht seyn würde wenn die Lebenden sich vergnügen wollten, ohne auch der Todten zu gedenken, die, wenn sie noch lebten, unter ihnen seyn würden. Von der Kirche geht es wieder in das Hochzeitshaus, und dieser Tag wird nun mit Tanzen und Essen und Trinken verbracht. Die Braut empfängt am Eingange des Hauses jeden Gast der sie umarmt und ihr ein Hochzeitgeschenk, Geld, in die Hand drückt. Man trennt sich vor Mitternacht, und jeder kehrt in seine Heimath zurück; für diejenigen aber die des Guten zu viel gethan haben und deßhalb ihren Weg schwerlich finden würden, sind eigens Lagerstellen bereitet, wo sie ihren Rausch ausschlafen.

Am dritten Tag kommen nur noch die nächsten Verwandten der Brautleute wieder, und gehen gemeinschaftlich in die Kirche, woselbst die junge Frau ihr Hochzeitbouquet der Mutter Gottes opfert. Thut sie dieß nicht, so kann sie, nach dem Glauben in der Bretagne, sicher seyn daß sie entweder im ersten Jahr Wittwe oder von einem todten Kind entbunden wird. Bei diesem Kirchgange finden sich auch die Eingeladenen ein, die wegen eines Trauerfalles behindert gewesen sind an den lärmenden Freuden der Hochzeit theilzunehmen.[1]

Die Hochzeiten der Armen werden, natürlich in kleinerem Maßstabe, fast eben so begangen. Sie werden in Gasthöfen gefeiert, jeder der Gäste bezahlt was er genießt, und bringt Lebensmittel als Hochzeitgeschenke mit, die oft ausreichen die Neuvermählten für Monate zu erhalten.

[1] Das Zeichen der Trauer in der Bretagne besteht bei den Frauen in einem gelben Kopfputz. Ihre übrige Kleidung bleibt unverändert. Die Männer tragen gar keine Trauerkleidung.

Giftige Fische des kaspischen Meeres.

Ein russischer Arzt in Astrachan hat Untersuchungen über Fischgift (Ermans Archiv XVIII, 4.) veröffentlicht die er in Folge einer Reihe von Todesfällen angestellt hatte, welche Ende 1853 nach Genuß von Störfleisch eingetreten waren. Man hatte anfangs geglaubt daß faule Fische ganz vorzüglich toxikologische Kräfte besäßen, daß die Fäulniß selbst die zerstörenden Bestandtheile erzeuge. Dieß ist völlig widerlegt worden. Erstens gibt es einen Handel mit faulen Fischen aus den persischen Gewässern, die von den Tschuwaschen, Wotjaken und Mordwinen wegen ihrer Wohlfeilheit gekauft werden, und dann sind Vergiftungsfälle vorgekommen nach Genuß von völlig frischem Fleisch. Daß der Hausen bisweilen giftig sey, wußte man schon früher; daß aber auch der Stör solche Eigenschaften zeigen könnte, wurde erst 1853 erkannt. Andere schreiben der Salzlake die tödtliche Wirkung zu. Salzlake ist allerdings ein Gift, allein es gehören 4 Pfund dazu um ein Pferd, und 2 Pfund um ein Schwein zu tödten. Stellt man nun den Menschen in Bezug auf die Wirkungen der Lake dem Schwein gleich, so folgt daß er im äußersten Fall im Fischfleisch etwa 1/4 Pfd. oder ein Achtel der tödtlichen Dosis auf einmal zu sich zu nehmen vermag. Es sind aber Vergiftungen mit ungesalzenem Fischfleisch eben so gut vorgekommen wie mit gesalzenen Fischen, ja von den gesalzenen Fischen eines und desselben Fasses war stets nur ein Individuum giftig, die übrigen in der nämlichen Lake aber gesund. Man kennt auch anderwärts einige Fälle von Vergiftungen durch Sardellen oder Anjovis, und in Berlin nach Genuß von Schollen. Giftsubstanzen waren in keinen von diesen Fällen nachzuweisen, überhaupt die Sache so räthselhaft wie die Vergiftung von mehr als hundert Menschen mit Sahnengefrorenem des Café Rotonde in Paris vor etlichen Jahren, welche den größten toxikologischen Autoritäten, Orfila und Chevalier, völlig unerklärbar blieb. Unser Verfasser legt den größten Werth auf den Umstand daß bei mehreren beobachteten Vergiftungen die Betroffenen nur diejenigen waren welche den Fisch roh aßen, und diejenigen verschont blieben welche Stücke des nämlichen Exemplars gekocht gegessen hatten. Er schließt daraus daß die Fische vielleicht von einer ähnlichen Krankheit befallen würden wie die Tollwuth der Hunde, und daß jene giftigen Exemplare toll gewordene Fische gewesen seyen; denn in Leipzig sey beobachtet worden daß das Fleisch toller Hunde nur roh giftig sey, gekocht dagegen ohne Gefahr genossen werden könne, gerade so wie auch nur das rohe Fleisch der Klapperschlange jene schädlichen Eigenschaften besitze.

Die furchtbaren Erscheinungen welche dem Genuß giftiger Fische nachfolgen, beschreibt unser Verfasser folgendermaßen: „Die Erkrankungen beginnen mit dem Gefühl der Sättigung unter dem Brustbein, und es folgen darauf Schwindel und eine Trübung des Gesichtssinns, durch welche alle Gegenstände gelb oder röthlich erscheinen. Dann stellen sich brennende und reißende Magenschmerzen, so wie auch Brennen in der Brust und in der Kehle ein. Die Magenschmerzen hören zeitweise vollständig auf, erneuern sich aber mit zunehmender Stärke. Der Kranke wirft sich dann von einer Seite zur andern, legt sich auf den Bauch um ihn gegen den Rückgrat zu drücken, obgleich er schon von selbst dahin gezogen wird. Es findet keine Neigung zum Erbrechen statt, anstatt dessen aber heftige Schmerzen im Kreuz und längs des Darmcanals. Außer den brennenden Schmerzen empfindet der Kranke auch einen Druck auf der Brust, der ihn tief Luft zu holen verhindert. Dann wird ihm das Athmen überhaupt immer schwerer, und die zuerst nur heisere Stimme vergeht vollständig. Sein Puls ist beim Beginn der Krankheit fast unverändert. Er wird von einem brennenden Durst geplagt, kann aber gleich anfangs nur mit Mühe schlucken, namentlich keine kalten Getränke; die warmen nimmt er zuerst mit großer Begierde, findet aber bald auch dieß unmöglich, indem ihm jeder Tropfen einer Flüssigkeit Engbrüstigkeit und Krämpfe in der Kehle verursacht. Das Sehen wird immer undeutlicher, die Pupillen erweitern sich, und die Augenlieder zeigen sich so gelähmt daß man sie nur noch durch äußere Kräfte heben kann. Die obern Extremitäten werden schwach, und die untern liegen ganz unbeweglich. Alle Absonderungen hören auf, das Athmen wird seltener und kürzer, und es wird zuletzt namentlich das

Einathmen ganz schwach, und der Brustkasten bleibt unbeweglich. Vor dem Tode hören die Schmerzen gänzlich auf. Der Kranke liegt lautlos und ohne Bewegung. Der Herzschlag wird schwach, und geht endlich in ein Zittern über, welches nach dem Aufhören des Athmens noch einige Secunden lang anhält. Der Tod erfolgt zugleich mit einem vergeblichen Athmungsversuche. Das Bewußtseyn des Kranken bleibt während der ganzen Krankheit, und sogar bis zum letzten Augenblick ungeschwächt. In dem Fall eines günstigen Ausgangs der Krankheit wird das Sehen nur getrübt, aber nicht vollständig verdunkelt. Das Schlucken ist dann nur für kalte Flüssigkeiten behindert; warme werden aber gut genommen und dadurch manche Hülfeleistung ermöglicht. Nach drei oder vier Stunden fangen die brennenden Schmerzen in der Brust und im Leib an abzunehmen, namentlich wenn es gelungen ist eine Ausleerung zu bewirken, aber bisweilen auch ohne solche Hülfe. Am folgenden Tag ist die Krankheit gehoben, ohne irgend welche Folgen zu hinterlassen. Nach dem Tode zeigt sich ein besonders fühlbarer Leichengeruch. Der Körper erstarrt langsam, und das Blut gerinnt so spät, daß es 24 Stunden nach dem Tode noch ziemlich flüssig ist. Die Farbe des Körpers ist hellgelblich, und die Todtenflecken sind blaß und sparsam. Bei der Leichenöffnung haben sich im Kopf weder Austritte noch apoplektische Anhäufungen von Blut gezeigt. Die Schleimhaut der Mundhöhle war namentlich im hintern Theil derselben injicirt, etwas aufgelockert und von blaßblauer Farbe, in der Luft- und Speiseröhre aber dunkelroth gefleckt und mit klebrigem blutigen Schleim bedeckt. Die Stimmritze war durch den Kehldeckel vollständig geschlossen, und der letztere zeigte sich in der Mitte blaß, an seinen Rändern aber eine Linie breit, dunkelblau, so wie auch etwas geschwollen und abgerundet. Die Lungen waren mit schwarzem flüssigen Blut gefüllt, sehr emphysematisch, aber ohne substantielle Veränderung. Das Herz erschien welk, und seine beiden Hälften enthielten nur eine geringe Menge verdickten dunkelfarbigen Blutes, und unterschieden sich nicht von einander. Das Mikroskop zeigte weder eine Formveränderung noch eine blassere Färbung der Blutkügelchen. Der nervus vagus wurde ebenfalls untersucht, ohne daß sich irgend eine Veränderung an ihm zeigte. Der Magen enthielt unverdaute Speisen, und namentlich ein Gemeng von Roggenbrod, Gemüse und rohen gesalzenen Fischen; seine Wände waren blaß, aber ohne die geringste Veränderung, und ebenso verhielten sich auch die Därme und alle übrigen Organe der Bauch- und Brusthöhle. Die Blase enthielt sehr wenig von einem dunklen und dickflüssigen Harn."

Da die Krankheitserscheinungen so wie die anatomischen Erfahrungen lehren daß das Fischgift unmittelbar auf den nervus vagus einwirkt, so findet der Verf. darin eine weitere Aehnlichkeit mit den Erscheinungen welche durch den Biß tollwüthiger Thiere veranlaßt werden. Heilmittel gegen Fischvergiftung sind noch nicht bekannt, denn vergeblich habe man bisher die üblichen Mittel angewandt um ein Erbrechen oder eine Ausleerung bei den Erkrankten zu erzielen.

Das Scipionengrab in Rom.

„Auf dem Campidoglio vor dem sterbenden Fechter!" lautete heute die Parole. Als wir, der Historiker und ich, dem säumenden spanischen Grafen entgegen gehend, ihn lang an dem Reiterbilde des Marc Aurel erwarteten, malte mir jener in die architektonische Scenerie mittelalterliche Staffage. „Sie glauben gar nicht was alles da geschehen ist," hieß stets der Refrain über den ich ihn neckte. Wie viele Leichen sind an dem Halse dieses Pferdes aufgehängt worden! Immer läutete da oben die Glocke — nämlich zu Hinrichtungen. „Hier unten bei dem ägyptischen Löwen am Fuß der hohen Himmelsstiege von Araceli haben sie den Cola Rienzi ermordet." — Wir schritten die andern Stufen, die beim Senatorenpalast, zum Kloster hinan, um von einer Seitentreppe der Kirche, im Rücken des Marforio, die herrliche Veduta über das Forum und Colosseum in die Campagna hinaus zu genießen und das uralte Mosaik über der Hinterpforte zu betrachten.

Endlich, mit ächt italienischer Muße, fand sich denn doch Graf P. ein, und nun gieng es wieder durch den Titus- und Constantinsbogen, die Via S. Gregorio, in die der Porta S. Sebastiano, immer in unserm Rücken die Cäsarenruinen vom Palatin; rechts schaute S. Balbina vom Aventin zu uns herab; links hatten wir den kleinen Celio mit der Villa Mattei ꝛc. Ein Knabe hüpfte zu uns her, mit der Mütze voll Schnecken, welche das Volk verspeist. Kutschen voll Geistlicher fuhren die Straße, auch ein Cardinalswagen; dann die Equipage voll schöner römischer Frauengesichter, welche den Freunden die Worte in hiesiger Ausdrucksweise entlockten; „Che bella sangue!" —

Jetzt grüßt uns zur Rechten die von zwei Linden beschattete Säule von S. Nereo ed Achilleo, dem auf der andern Seite nicht minder schweigsam S. Sisto gegenüber liegt. Auf unserm Wege, seht, die blutige zerrissene Taube! „Da ist es immer gefährlich," sprach der Historiker, „wenn sogar das Thier, das fliegt, nicht sicher ist." Mir war es fast ein Symbol aus den Tagen der Märtyrer, welche uns in dieser einsamen Gegend der ewigen Stadt nahe treten, denn schon treffen wir wieder rechts eine neue Station, S. Cesareo in Palatio, da wo die Via di Porta Latina ausmündet. Jetzt steht „Begräbniß der Scipionen" über einer Thüre; es ist die der Vigna Sassi. Zwischen lauter Rosen steigen wir hinauf. Der Custode gibt jedem ein dünnes Wachslicht im hölzernen Griff in die Hand, er selbst schreitet voraus in die engen bergwerkartigen Gänge und Gewölbe, zu allen diesen Nischen in welchen die Todtenvögel ausgeflogen sind; denn überall begegnen mir die Copien der Monumente an deren verlassener Stätte, weil ein Barbar mit der Tiare die Gebeine des edlen Geschlechts der Republik in die Winde streute. Welche ganz andere Wirkung als im Belvedere würde hier der Sarg des Cornelius Scipio Barbatus thun? Unter diesen Umständen war also das Vorzeigen des untersetzten Cicerone in seinem Strohhute ein ganz negatives: stets constatirte er, wo die Scipionen sich nicht befanden. Das wichtigste war ihm der Besuch des Großherzogs von Toscana, und immer begann er wieder, statt von dem Helden dieser Gruft, von „sua maestà" zu sprechen; derselbe hatte so viel Vergnügen das zu sehen, er wäre gern ganz hineingegangen in die in den Tuff eingehauenen Grabeskammern, allein die Herren seines Gefolgs gaben es nicht zu. Am merkwürdigsten ist wohl der alte, nach der Via Appia hin gelegene und tief unter die heutige Straße versunkene Eingang, die Schwelle mit der Bogenthür und

dem Rumpfe einer dorischen Halbsäule. Nur eine einzige Originalschrift blieb in dem ganzen Denkmale an ihrer Stelle.

Noch eine kurze Strecke in der Via di Porta S. Sebastiano und ein Knabe öffnete uns die Pforte zu der Vigna Campana, wo wir erschöpft auf einen Stein am Ziehbrunnen unter Rosen hinsanken; der ziemlich stark wehende Scirocco lähmte alle Kraft, man hat fortwährend das Gefühl einer Ohnmacht nahe zu seyn. Der kleine braune Junge, der mir ein Röschen um das andere brach, vermochte nicht mich aus der Lethargie zu wecken; nicht weit davon unter den blühenden Hecken stand ein anderes schönes Kind, das mich so traurig und unverwandt immer ansah. Der Graf pflückte von den großen Bohnen, womit man bei uns die Schweine füttert, und welche die Römer mit Leidenschaft essen, wie deren Kerne auch mich ein wenig labten. Ich hatte kaum mehr Entschluß genug mich nach der Peterskuppel umzuschauen, die uns im Rücken emportauchte, ich hatte eine Lust zu ruhen, einen Durst zu ruhen — und wäre es auch in der feuchten leeren Gruft der Scipionen. Man spürt wie hier alles einschlummern muß, es war als wolle der tiefe große Schlaf, der auf diesen Fluren gebietet, alles schon jetzt mit in seine Gewalt hineinziehen, es war wie ein Bann des hier herrschenden Todes. Die Natur hat hier mehr als irgendwo sonst für alle Gräber Rosen, aber auch unter allen Gräbern Rosen. Alles schläft ein. Menschen wie Gregorovius, das sind nur die Ampeln, die brennen und wachen in den Todtenmalen.

In solchem Augenblicke war es mir doppelt rührend daß wir gerade hier dem vaterländischen Archäologen begegneten — wenn ich nicht irre einem Professor aus Sachsen — der alle, aber auch alle antiken Inschriften Roms abschreibt, wie er bereits mit denen der Galeria Lapidaria im Vatican den Anfang gemacht hat. Eine Galeerenarbeit! (!) nur ein deutscher Gelehrter kann sich einer solchen unterziehen, zum großen Nutzen sicher der Wissenschaft. Folgen wir dem abermals wohlgenährten Custode in der bunten Troddelmütze und Pantoffeln, welcher uns das erste Columbarium öffnet. Für nichts ist ein Name besser erfunden, als für diese Taubenschläge von Aschenhäuschen. Man könnte auch meinen in einer riesigen Pharmacie oder Specereihandlung zu seyn, Fach um Fach, und überall die kleinen leichten Geschirrchen. Das ist ein Compendium von Friedhof, ein pulverisirter Friedhof — nichts als ein Händchen voll Asche welches übrig blieb. Wie viele hatten da Platz! Wie sparsam war man mit dem Raume! Und wenn man denkt daß dieß alles geliebt, beweint war! Diese Fächer waren oft von dem einen auf den andern durch Kauf übergegangen, bei einigen stand neben dem Namen bemerkt, wie viele Töpfe man hinein gestellt hatte. Meine Begleiter schwelgten in Grabschriften, indeß ich die hohen Stufen des Treppchens heraufstieg, die schwindelnd fast in die überdachten Gewölbe steil hinabführen.

Trümmer von Ornamentik, von Bildhauerwerk, die man herabgefallen antraf, finden wir inkrustirt in die äußern Mauern des modernen Ueberbaus. Auch sonst ragen ringsum Reste von Monumenten, einzelne Leichenmale aus der üppigen Frühlingsdecke, alles von hohem Gras, von blühenden Rosenbüschen umwallt. Der Professor erklärte uns eine Inschrift des zweiten Columbariums in der Vigna Codini dahin daß es von einer Musikgesellschaft erkauft und gestiftet worden war, sie bestanden als „Liederkranz," nach unserer Ausdrucksweise in Rom, und dann wollten sie auch beisammen begraben seyn. Nun kommen wir an das dritte, welches, erst im jetzigen Jahrzehnt ausgegraben, uns den ursprünglichen Eindruck am treusten bewahrt, beinahe unberührt scheint und durch seinen Reichthum auch an Marmorbildwerken, kleinen Gruppen welche in Nischen stehen ꝛc., sowohl als durch die Frische der Fresken überrascht, welche eben so sauber als niedlich, in gar zarten reinlichen Linien, z. B. Blümlein und dazwischen Schwäne darstellen; Greife, welche Schlangen und Schlingen tragen, die Zeichen von Gefangenschaft und Tod. Indem wir zum Tageslichte emporklimmen, gewahren wir außen nebenan in der Ecke, gehäuft gleich Bienenstöcken, noch unausgegrabene Aschentöpfe, wie sie neben einander in der Erde und voll Erde stecken, und Pflanzen aus ihnen sprossen wie aus Blumenscherben, eng geschaart, ein ganzes Gartenbeet. Was das für ein Töpferhandel war! Da begreift man auch daß ein Testaccio, der Scherbenberg entstehen konnte.

Wir dürfen uns nicht weigern, oben im Casino das aus den in diesen Columbarien gefundenen bessern Gegenständen zusammengesetzte kleine Museum zu beaugenscheinigen. Beim Herausgehen aus der Vigna Campana sagt G. sich bückend: „Wir schreiten da achtungslos über etwas, an dem viele Thränen sind." — Es war ein Sarkophag als Schwelle, mitten darauf eine zertretene Rose. Nach wenigen Schritten gelangen wir durch den Arco di Druso an die ehemalige Porta Appia, jetzt S. Sebastiano, um auf der Straße, anfangs noch zwischen verstreuten Häusern und an einem geborstenen runden Grabthurme vorbei, nach dem nicht mehr fernen Kirchlein Domine quo vadis zu wandern, das mir durch seine Legende gar rührend ist, der es die Entstehung verdankt; der h. Petrus flieht aus Rom vor den Verfolgungen des Glaubens; vor dem Thore an dieser nämlichen Stelle begegnet ihm der Herr das Kreuz tragend: „Domine quo vadis?" fragt der Apostel. „Herr, wo gehst du hin?" — „Ich gehe nach Rom um mich da kreuzigen zu lassen." — Beschämt kehrt Petrus um in die Tiberstadt, dort den Tod des Martyrers zu erleiden. Da liegt es links am Wege das unscheinbare Gotteshaus. Gleich am Eingange finden wir an einer Seite der Wand Petrus sammt seiner Frage, auf der andern gegenüber den Heiland mit seiner Antwort: „venio iterum crucifigi." — In der Mitte des Fußbodens gewahrt man unter einem Gitter mit schwerleserlicher Inschrift den Stein, in welchem sich hier die Fußstapfen des Erlösers abgedrückt haben, aber nicht im Original, wie selbst der sonst so treffliche Platner angibt, sondern in der Copie, das Urbild wird vielmehr in der Kirche S. Sebastiano bewahrt.

Wir wenden uns jetzt zurück nach der Via Appia. Wie stolz muß das gewesen seyn wenn die Cäsaren im Triumph in die Siebenhügelstadt einfuhren! Zuerst diese unabsehbare Straße von Denkmalen, dann erst Rom selbst, das lebendige, nach dem Rom der Todten. Und während da oben die Kaiserwelt noch herrscht und prangt, wird tief unten in geheimer Nacht, in den Katakomben, das Christenthum geboren, bricht mitten aus der Finsterniß des Todes das neue Morgenroth. Dort die Cäcilia Metella und ihre Leichenburg. Hier die andere Cäcilia, die Heilige und Jungfrau, alle die Jungfrauen in Blüthe und Schönheit, welche Leben und Lieben der ewigen Liebe hinopferten, und unter diesem irdischen Himmel nur dem andern gehörten; erst in dem römischen Frühling fühlt man so recht was das heißen will, in dieser Hülle idealischer Natur!... Wer sollte Rom, auch das wiedergeborene, nicht verehren? Der Schlüssel für das neue Rom ist in den Katakomben. Wenn uns der moderne römische Katholicismus protestantisch machen will, so machen uns die ersten Zeiten des Christenthums und die Märtyrer erst wieder recht katholisch....

Schon funkelt uns wieder S. Nereo und Achilleo entgegen mit seinen Lindenkronen, die sich auf dem Goldgrunde des Abends heben. Hinter uns auf Gewitterdecke wölbt sich ein Friedensbogen über der Via Appia, über der Stadt des Todes; der Triumph- und Siegesbogen für die Märtyrer — sie können keinen herrlicheren haben. Als er verglüht, war der Wolkengrund so tiefblau, und merkwürdig schnitten sich die braunen Kirchen und Ruinen von dieser blauen Nacht ab; hingegen vor uns die Peterskuppel in goldener Glorie, lauter Gold und Smaragd — es war wie ein großer Pilgerweg, wie das Bild von unser aller Lebenswanderung. Aus Dunkel dem Licht entgegen! Vor uns glänzte die Verheißung.

So kommen wir an die Brücke über die durch den Circo Massimo rinnende Marrana; in die Via de' Cerchi mit ihrem Kranze von felsenähnlichen Trümmern im Himmel, welche den Weg bezeichnen; hinter uns wirbelt der Scirocco Wolken vom Staube des Todes auf, die uns oft wie in der Wüste einhüllen und uns voran treiben, vorbei an der Bocca della Verità, nach der Piazza Montanara, in deren greller Beleuchtung am Fuße des schwarzen Marcellustheaters ein Knäuel von Volksgruppen sich auseinander wirrt. Ein Bursche, umringt von seinem in blinkendem Geschirr bestehenden Krame, schreit mir so gellend dicht an das Ohr, gerade in das Gesicht hinein, als wolle er mich taub machen.

Während wir drei am venetianischen Palast vorbei und entlang dem Corso wandeln bis zur Piazza Colonna, wo die beleuchtete Zeltbude mit Eiswasser und Orangen 2c. bereits eine Sommer- und Süderscheinung bietet, recitirt uns G. einige spanische Romanzen nebst dem süßen Gedichtchen an die Biene, das er unter den übrigen Poesien des sicilianischen Dichters Meli übertragen hat. Die von unserm Freund gesammelten Todesklagen aus Corsica reihten sich an, lauter Perlen, noch lange nicht genug gekannt, welche bei dem Grafen Perez, der sie gegen norditalienische Volkslieder austauschte, die Reminiscenz hervorriefen daß sein Geschlecht [1] zwar ursprünglich aus Spanien, zunächst aber von jener Insel stamme; nachmals giengen seine Ahnen in die Dienste der venetianischen Republik über, als Condottieri. „Eine „Nonna" [2] von mir, setzte er hinzu, „die vor etwa 50 Jahren starb, eine stolze, kräftige Frau, pflegte immer zu sagen: Wir haben die Ringe, aber nicht die Finger verloren!" — Ist dieses Wort der Nonna Perez nicht einer alten Römerin würdig?

[1] Von dem Geheimschreiber König Philipps abgeleitet.
[2] Großmutter.

Die Bewegung der edlen Metalle.

In den sieben Jahren von 1851—1857 wurden aus England nicht weniger als 62,097,397 Pf. St. Gold und Silber, und darunter 56,677,333 Pf. St. Silber meist nach Süd- und Ostasien ausgeführt. Die Gesammtresultate des Jahres 1858 sind zwar noch immer nicht bekannt geworden, dafür bringt aber der „Economist" vom 27 August genaue Nachweise für die ersten Semester von 1858 und 1859, die uns zugleich den Verlauf der universellen Metallcirculation darstellen. Im vorigen Jahre giengen bis Ende Junius 16,170,920 Pf. St. Gold und Silber ein, und wurden 10,740,820 Pf. St. wieder ausgeführt. Die $5\frac{1}{2}$ Mill. welche in England zurückblieben bestanden nur in Gold, während alles Silber wieder ausgeführt wurde. In der ersten Hälfte des laufenden Jahres empfieng England nicht weniger als 11,730,528 Pf. St. in Gold, und davon kamen folgende Summen aus den Goldproductionsländern

Rußland	1,083,789	Pf. St.
detto über die Hansestädte .	334,041	„
Westafrika	43,839	„
Australien	3,972,383	„
Mexico und Südamerika . .	1,146,624	„
Ver. Staaten ((Californien) .	3,881,847	„
	10,462,523	„

Diese Goldmasse beträgt vier Fünftel dessen was Californien und Australien in einem halben Jahre jetzt produciren, und man darf hinzusetzen daß etwa zwei Drittel des pacifischen Goldes nach England strömen. In England bleibt das Gold nicht, oder es bleibt nur ein kleiner Theil zurück, denn von den eingeführten $11\frac{3}{4}$ Mill. haben bereits 9,513,413 Pf. St. das Land in dreizehn namhaft gemachten Richtungen verlassen. Der Hauptabnehmer war Frankreich, welches nicht weniger als 8,301,265 Pf. St. vom englischen Markte bezog, will sagen mehr als zwei Drittel der halbjährigen Goldproduction Californiens und Australiens.

Silber wurde im Betrag von 8,227,483 Pf. St. eingeführt, davon aus Mexico und Südamerika, theils direct, theils über die Ver. Staaten, nur 1,806,902 Pf. St. Der Rest, also beiläufig $6\frac{1}{2}$ Mill., kam nicht aus Ursprungsländern, sondern floß aus der alten Silbercirculation anderer Länder zu, und zwar 4,092,802 Pf. St. aus Frankreich und 1,055,009 Pf. St. aus Belgien. Holland und die Hansestädte exportirten zusammen nach England eine halbe Mill. Pfd. St. mehr als sie von dort bezogen. Dennoch betrug die gesammte britische Silberausfuhr in dem eben beendigten Semester 9,859,206 Pfd. St., also $1\frac{1}{2}$ Mill. mehr als die Einfuhr, so daß England früher angesammelte Vorräthe hat abfließen lassen müssen. Wohin das Silber geht, ist kein Geheimniß: denn allein 8,832,308 Pf. St. wurden nach Aegypten gesendet, das heißt über Suez nach Indien und China. Mancher Beobachter dürfte sich vielleicht versucht fühlen aus dieser halbjährigen Ziffer auf eine Abnahme der Silberausfuhr nach dem Osten zu schließen, weil diese im Jahre 1857 eine Höhe von 20 Mill. Pf. St. (s. Ausland 1858. S. 72), also von 10 Mill. im Semester erreicht hatte, und im ersten halben Jahre 1858, wie wir oben bemerkten, die Silberausfuhr aus England weit größer gewesen war als in den ersten sechs Monaten des verflossenen Jahres. Leider ist aber die Sache nichts weniger als gewiß, denn jene 8,832,308 Pf. St. Silber gelten nur für die Ausfuhr aus England nach Aegypten, während wir wissen daß im Jahre

1857 auch aus den Mittelmeerhäfen (Marseille, Malta, Corfu ꝛc.) 3,350,689 Pf. St. verschifft worden waren.

Das Gesammtbild der Bewegung edler Metalle ist also folgendes: Australien erzeugte in den letzten Jahren durchschnittlich 3 Mill. Unzen oder etwas mehr als 11 Mill. Pf. St.; Californien 52 Mill. Dollars oder 13 Mill. Pfd. St., beide zusammen also an 24 Mill. Pfd. St. Gold (s. Ausl. 1859. S. 369). Von diesen 24 Mill. werden 15½ Mill. nach England verschifft, und von dort wieder eine gleiche Menge an Frankreich abgegeben; andrerseits empfängt England aus Frankreich und Belgien durchschnittlich 10 Mill. Pfd. St. Silber (Fünffrankenthaler), und die Ausbeute der mexicanischen und südamerikanischen Bergwerke von etwa 3½ Mill. Pfd. St. Dieses Silber, so wie andere 3½ Mill. Pfd. St. Silber aus den Mittelmeerhäfen, meistens wieder französische Fünffrankenthaler, nehmen ihren Weg über die Landenge von Suez nach Indien und nach China. Indem nun die Metalle diesen Pfad einschlagen, verherrlichen sie nur das von der Wissenschaft erkannte Gesetz: daß eine Waare stets den Markt aufsucht wo sie am höchsten, und stets den Markt verläßt wo sie gering geschätzt wird. In Frankreich will die Münzordnung daß das Silber nur den 15½theiligen Werth des Goldes haben soll, während es gegenwärtig allenthalben in den Staaten europäischer Cultur annähernd einen 15theiligen Werth des Goldes besitzt. Es schlägt aber den Weg nach Süd- und Ostasien ein, weil dort, wie man weiß, seit vorchristlichen Zeiten das Silber den zehnten, ungünstigsten Falls den zwölften oder dreizehnten Theil des Goldes genossen hat. Umgekehrt erreicht das californische und australische Gold nach kurzer Rast in den englischen Bankkellern mit einer Art von Instinct den französischen Markt, weil dort noch immer sein Rang 15½mal höher steht als der des Silbers.

Da wir nun sehen daß für jede Zufuhr von Metallwerthen in Gold ein Abfluß des beinahe gleichen Werthes in Silber eintritt, und nur ein verhältnißmäßig kleiner Ueberschuß zurückbleibt um die Summe der klingenden Zahlungsmittel zu vermehren, so konnte bisher nicht eintreten was man gedroht hatte, nämlich eine europäische Entwerthung der edlen Metalle. Eine Guinee, ein Zwanzigfrankenstück, ein Thaler oder ein Gulden vermögen, so weit sich dieß bisher wissenschaftlich erkennen läßt, im Durchschnitt jetzt noch eben so viele Lebensbedürfnisse oder Lebensgenüsse ihren Besitzern zur Verfügung zu stellen wie vor der Entdeckung der modernen Goldfelder. Ferner sahen wir daß der Werth des Goldes gegen das Silber — sehr unbedeutende Schwankungen abgerechnet — im Jahr 1859 so hoch war wie im Jahr 1851 (s. Ausl. 1859. S. 370), und im Jahr 1851 nicht erheblich sich unterschied von dem Durchschnitt der ersten Hälfte des laufenden, oder von der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts. Es konnte auch gar nicht anders verlaufen, solange Frankreich mit dem ungeheuren Volum seiner Silbercirculation zur Rettung des Goldwerthes auftrat, und sich verbindlich machte jedem Exporteur für 1 Pfd. Gold 15½ Pfd. Silber zu gewähren. Sehr tief unter diese Werthbestimmung konnte außerhalb Frankreichs das Gold nicht sinken, weil außerdem noch mehr Gold nach Frankreich gesendet und noch mehr Silber herausgezogen worden wäre.

Wie lange wird aber Frankreich der Brunnen bleiben um daraus Rimessen für den süd- und ostasiatischen Handel zu schöpfen? Wir wissen daß in den sieben Jahren 1851—1857 aus England und etlichen Mittelmeerhäfen nicht weniger als 56½ Mill. Pfd. St. Silber, 1858 und 1859 zusammen aber wahrscheinlich 20 Mill. Pfd. St. Silber über Suez Europa verlassen haben und noch verlassen werden, und wir wissen positiv daß davon ziemlich vier Fünftel, jedenfalls mehr als drei Viertel, oder 56—60 Mill. Pfd. St. oder 1400—1500 Mill. Frcs. Silber aus Frankreich und Belgien hinweggeführt worden sind. Unsere besten Autoritäten nahmen an daß bei der Entdeckung des californischen Goldes Frankreich und Belgien einen Werth in Silber von 2½ oder höchstens von drei Milliarden Franken besaßen. Wie viel davon als geprägtes Geld umlief, wie viel in der Form von Schmuck, von Haus- und von Kirchengeräth vorhanden war, hat niemand zu bestimmen gewagt. Mag dieser Antheil 20, 30, 40 oder 50 Procent der gesammten Silberschätze, mag er 500 Mill. oder 1 Milliarde betragen, immerhin sieht man doch daß die exportfähigen Mengen Silber, die jetzt noch in Frankreich circuliren mögen, auf die Neige gehen; daß jedenfalls davon weniger da ist als bereits in den vergangenen neun Jahren ausgeführt wurde. Solange aber noch in Frankreich 15½ Pfd. Silber in der Form von Fünffrankenthalern gegen 1 Pfd. Gold in der Form von Zwanzigfrankenstücken zu haben sind, so lange wird sich der Goldcurs in der Nähe jener Werthrelation halten. Was dann geschehen wird, wenn die alte Bewegung der Metalle noch weitere neun Jahre dauert, das läßt sich nur ahnen.

Die Fische des hohen Meeres.

Ein tief eingewurzeltes Vorurtheil des Binnenlandes, fährt Schiffslieutenant Jouan in der Se. pour tous fort zu berichten, ist es daß die Seeleute, weil sie einen großen Theil ihres Lebens auf dem Wasser zubringen, sich darum viel von Fischen nähren müssen. Allerdings ist mit der Vorstellung von großen Wassermassen jene des Fischfanges so innig verknüpft daß jene Ansicht umsomehr eine ganz natürliche scheint als die Touristen, welche die Vergnügungsfahrten den Häfen zuführen, auf deren Märkte Fische der mannichfaltigsten Species zum Verkauf ausgeboten sehen. Aber es ist gleichwohl ein großer Irrthum, aus diesem Reichthum der Küstengegenden an Fischen schließen zu wollen daß ihn auch das hohe Meer besitzen müsse. Die Mehrzahl der Fische ist vielmehr so organisirt daß sie nur die Gewässer der Küstenstrecken bewohnen können, und sich aus der Gegend wo sie ausschlüpften, ganz und gar nicht entfernen dürfen. Klimatische und geographische Verhältnisse bannen sie, gleichwie dieß auch bei den Landthieren der Fall ist, an den Ort ihrer Existenz, obwohl das Medium in welchem die Fische leben, und die Organisation ihres Körpers ihnen zu gestatten scheinen sich weiter über die Schranken, die ihnen zum Leben angewiesen sind, hinaus zu wagen. Einige wenige Species gehen allerdings bis in die Mitte des großen Oceans vor; es sind dieß jene Fische welche die Oceanfahrer hin und wieder antreffen, und deren fangen wenn sie gerade ein günstiger Zufall in den Weg des Schiffes führt — aber die Fischarten des hohen Meeres selbst sind so wenig zahlreich, daß die Gelegenheiten frische Fische zu speisen den Seeleuten sehr karg zugemessen sind.

Trifft man nun einerseits in sehr nahen Seestrecken mehrere oft sehr von einander differirende Arten von Fischen an, so findet man andrerseits wieder Striche, die in weiter Entfernung von einander liegen, aber fast identische klimatische Verhältnisse besitzen, von Fischgattungen bewohnt, deren unterscheidende Merkmale oft so schwache sind daß das geübte Auge des Naturforschers dazu gehört sie aufzufinden. So bezeichnen die Seeleute fast alle Fische die zwischen den Tropen leben, entweder als Breitfische oder als Doraden (Brassen, gesprenkelte Goldfische), je nachdem sie sich den Typen der einen oder andern dieser Arten nähern. Indeß mögen immerhin einige Arten wirkliche Kosmopoliten seyn.

Es bleibt der Naturwissenschaft in der Classification der Seefische noch ein ebenso weites Feld zur Erforschung offen, wie dieß mit den Seevögeln der Fall ist.

Wenn wir von den eigentlichen „pelagischen" Fischen, das ist den das hohe Meer belebenden sprechen, so übergehen wir die Makrelen, Bastard-Makrelen, die Species der Familie der Strömlinge, wie die Sardellen, Häringe, Anschoven, welche sich auf ihren Wanderzügen niemals weit von den Küsten entfernen; deßgleichen die Kabeljaue welche in beiden Hemisphären an den Gränzen der kalten Regionen leben, die zahlreichen Species der Rochen, welche man in allen Meeren des Erdballes antrifft und andere Arten. Obwohl man alle diese Fische in ziemlich weiter Entfernung von den Küsten fängt und sie in den Golfen, den schmalen und wenig tiefen Meeren leben, so sind sie doch nicht wirkliche Pelagier wie jene, welchen man z. B. auf halbem Wege zwischen den Continenten begegnet.

Die große Familie der Scomberoiden ist am zahlreichsten im hohen Meere vertreten; sie gehören meist der Art der Thunfische an, als deren Typus der Scomber thynnus L. gilt, der dem Mittelmeer angehört, wo man ihn schon seit den ältesten Zeiten fängt. Auch im Ocean kommen manchmal Thune vor, und man fischt solche im Golf von Gascogne, doch ist ihr gewöhnlicher Aufenthalt in wärmeren Meeren. Die provençalischen Fischer kennen mehrere Species, die indeß wie andere entfernterer Meere von den Naturforschern nur übel unterschieden werden, so daß man nicht versichert seyn kann daß ihnen, falls einmal ihre Charaktere sorgfältig erforscht würden, noch der Name „Thune," den ihnen die Seeleute gegeben, verbleiben würden. Man fängt enorme Fische dieser Art im südlichen Theile des indischen Oceans. Der Thunfisch ist äußerst gefräßig. Auf hohem Meer, und wenn das Schiff Eile hat, fängt man sie mittelst Angeln, welche von dem Schiff nachgeschleift werden und an welche ganz einfach ein Stück Tuch befestigt ist, dessen Form ungefähr die eines Fisches vorstellt.

An die eigentlichen Thune reihen sich die Breitfische; ihre schlankeren Formen erinnern schon an die Makrelen, doch sind sie bedeutend größer, und man sieht deren nicht selten die mehr als 15 Kilogramme wiegen. Sie wandern truppweise und begleiten gerne die Schiffe; ja man könnte behaupten daß sie, wenn sie einem Schnellsegler begegnen, sich ein besonderes Plaisir daraus machen einen Wettlauf mit ihm anzustellen. Sie folgen oft mehrere Tage lang dem Schiff, eilen ihm voraus, kommen wieder zurück, schnellen sich oft aus dem Wasser über beträchtliche Strecken hinweg, und ahmen überhaupt manche Gewohnheiten der Delphine nach. Den fliegenden Fischen aber machen die Breitfische einen heftigen Krieg, und man sieht sie oft aus dem Wasser heraus nach denselben springen. Dieser Ungestüm, womit sie jene Fische verfolgen, ließ eine Vorrichtung erfinden sie selbst zu fangen, welche ihre Gefräßigkeit und zugleich die Stumpfheit ihrer Sinne beweist. Sie besteht aus einem dicken Angelhaken um welchen man ein leinenes Zeug rollt, an das zwei Federn befestigt werden, welche die Flügelflossen des fliegenden Fisches vorstellen sollen. Dieser Apparat wird an einer Angelruthe, deren Länge so berechnet ist daß sie bei der nächsten Schwankung des Schiffes ins Wasser hinein- und wieder heraustauchen muß, befestigt. Die Breitfische sehen den Apparat für einen fliegenden Fisch an und stürzen gierig darnach. Ihr Fleisch ist kernig, hat aber einen starken Beigeschmack; man verdaut es schwer und faßt bald, auch wenn man nicht mit frischem Vorrath versehen ist, einen Widerwillen dagegen. Auch sollte man vorsichtig nicht von allen Sorten genießen. So hat Forster zuerst berichtet daß das Fleisch eines gewöhnlichen Breitfisches, der im östlichen Theile des stillen Oceans gefangen worden, giftig war, und seitdem erfuhr es auch zu ihrem Schaden die Mannschaft der „Coquille" an einem Fisch jener Species, welche von Lesson Thynnus vagans genannt wird. Alle Personen welche davon gegessen hatten, zeigten die Symptome ausgesprochener Vergiftung.

Die verschiedenen Species der Breitfische sind noch nicht hinlänglich gekannt; bestimmter kann man folgende drei nennen: 1) den Breitfisch der Tropen (Scomber pelamys L.), den man von der Meerenge von Gibraltar an bis zum Aequator hinab antrifft, 2) den Breitfisch des atlantischen Oceans (Thynnus atlanticus, Lesson), den man unfern der brasilischen Küste um die Inselchen Martin Vaas und Trinidad herum beobachtet, 3) den Matrosen-Breitfisch (Thynnus vagans, Lesson) in der Aequatorialzone des pacifischen Oceans.

Nach den Breitfischen müssen wir die von den Italienern wegen der langen Brustflossen Albalonga (?) genannten Fische des Mittelmeeres erwähnen; sie kommen während des Sommers in zahlreichen Trupps in den Golf von Gascogne, und eine ihnen sehr ähnliche, wenn nicht identische Species trifft man häufig im atlantischen Ocean zwischen den Wendekreisen; die Seeleute kennen sie unter der Bezeichnung „Langohren." Zunächst kommen dann die Tasards, die Albicores, Sardes ꝛc., hinsichtlich deren die Naturgeschichte sehr im unklaren liegt. Die Seeleute können sich über die vulgären Bezeichnungen so wenig verstehen, wie die Naturforscher über die systematischen, welche oft nur auf unvollständige Beschreibungen und incorrecte Zeichnungen hin aufgestellt wurden.

Die unter der Bezeichnung Brassen und Delphine bekannten Fische der Art Coryphaene werden wegen ihres behenden Schwimmens und ihres reichen schimmernden Farbenschmuckes viel gerühmt. Namentlich im Moment da der Fisch verendet, soll der Wechsel dieser Farben den buntesten und schönsten Anblick gewähren. Das Fleisch des Brassen ist schmackhafter als das des Breitfisches, aber schwerer verdaulich, so daß man bald Widerwillen dagegen faßt. Gefräßig wie der Breitfisch, schnappt er nach denselben unförmlichen Lockspeisen wie dieser. Die im engern Sinne Coryphaenen genannten Fische haben einen schmalen, langen, mit kleinen Schuppen bedeckten Körper, ihre Rückenflosse erstreckt sich über den Rücken in seiner ganzen Länge hin, der Kopf tritt sehr hervor, die Gesichtsfläche zeigt eine bogenartige Wölbung, die Augen stehen sehr tief. Die verwandte Art der Lampugen hat dagegen einen länglichen Kopf, und die Augen sind bei ihr mehr in die Mitte gestellt. Eine im Mittelmeer vorkommende Species, der Lampugus pelagicus Cuv., hält sich in großer Entfernung vom Land auf, und ist weit kleiner als der große Coryphaene oder Coryph. hippurus L.; der Leib dieses einen bis anderthalb Meter langen Fisches ist bläulich, silberschimmernd, mit dunklen Flecken auf dem Rücken besetzt; seine Brust-

flossen sind halb bleifarben, halb gelb, die Bauchflossen gelb und schwärzlich, die Schwanzflosse gelb. Er tritt aus dem Mittelmeer in den atlantischen Ocean hinaus und hält sich dann hier zwischen den Wendekreisen auf. Man sieht sie zahlreich zwischen dem 20. und 25. Breitengrade, halbwegs zwischen den Canarien und Antillen. Ueberhaupt ist dieser Meeresstrich ziemlich fischreich, was wohl darin seinen Grund hat daß die Tropentraube, das Sarghassum baeciferum Ag., hier sehr häufig vorkommt, und diese Pflanzen den kleineren Fischen, Mollusken, Crustaceen ꝛc. vor den großen Fischen Schutz gewähren. Es kommen indeß in allen Meeren der heißen Zone Brassen (Goldfische) vor, die dem Typus C. hippurus ähnlich sind, so im Antillenmeer der Doradon (C. doradon Cuv. et Val.), mit dunkelblauen Flossen, grünlichem Rücken, gelbem Bauch und über den ganzen Leib verbreiteten schwarzen Tupfen; im Meer von Brasilien der C. azurea Less., im Meer von Peru der C. chrysurus Lacép.; auch in den Meeresstrichen die Madagaskar umgeben, kommt eine sehr ähnliche Species vor, während wieder eine andere, deren Hauptnuancen, Weiß und Blau, einen schwärzlichen Wiederschein geben, sonder Zweifel der C. scomberoides Lacép., in der Mitte des pacifischen Meeres angetroffen wird. Die Naturforscher und Reisenden haben noch andere Species aufgeführt, aber die Bestimmungen die sie davon geben sind sehr unsicher.

Der Pilot ist ein hübscher Fisch aus der Familie der Scomberoiden, blaßblau, mit fast schwarzen verticalen Streifen; er wird oft 0m 30 lang. Man erzählt sich wunderbare Sachen von der treuen Anhänglichkeit der Piloten, welche stets den Hai begleiten und ihm den Weg zur Beute zeigen sollen, und von der Dankbarkeit dieses, der ihnen dann von der Beute einen kleinen Theil als Belohnung überlasse. Das sind Fabeln. Man sieht häufig Haie ohne Piloten, und Piloten ohne Hai; finden sie sich aber in dessen Gesellschaft zu dreien oder vieren um seinen Kopf herumschwimmend, so geschieht dieß nur um einige Bissen die ihm entgleiten aufzuschnappen, aber niemals sah ich sie noch jene Gefälligkeitsmanöver ausführen die man von ihnen berichtet. In den Meeren der heißen und gemäßigten Zone findet man Piloten, die sich von denen des Mittelmeeres, Scomber ductor Bloch, weiter in nichts unterscheiden als durch die Anzahl der Speichen in ihren Flossen.

Die Echeneïs (Schiffssauger, Schildfisch, Remoras ꝛc.) haben auch einen Ruf als Wunderfische. Ihr Hauptmerkmal ist eine platte, aus querlaufenden Knorpellamellen bestehende Scheibe auf ihrem Kopf. Indem der Fisch den Raum zwischen diesen Lamellen luftleer macht, heftet er sich gleich einem Schröpfkopf an verschiedene Körper, an andere Fische, an Felsen, an Schiffe an; daher stammt denn das alte, auch von Plinius wiederholte Märchen, daß der Saugfisch den Lauf des größten Schiffes plötzlich hemmen könne. Die Anzahl der Knorpelplatte in der Scheibe ist das einzige worin sich die wenigen Abarten des Schildfisches unterscheiden. Es kommt nicht selten vor daß man mit Haifischen zugleich Schildfische fängt, die sich an sie befestigt haben. Die größten Saugfische sind 0m, 20—0m25 lang, die gewöhnliche Länge beträgt 0 08—0m,10.

Jedermann kennt die traurige Existenz der fliegenden Fische; ihre großen Brustflossen, die allerdings, wenn sie ausgebreitet sind, sie einige Augenblicke in der Luft schwebend erhalten können, scheinen ihnen die Flucht vor den Breitfischen und Brassen nur zu gestatten um sie den Vögeln zu überliefern, welche auf den Moment lauern wo sie aus dem Wasser aufspringen. Kreuzt gerade ein Schiff die Richtung in der sie fliehen, so fallen sie an Bord, zur großen Freude der Schiffer, denn das Fleisch dieser Fische ist ausgezeichnet wohlschmeckend.

Die fliegenden Fische kommen in allen Meeren der heißen Zone vor; wenig zahlreich im Mittelmeer, zeigen sie sich dagegen in großer Menge in der Nähe der Canarien-Inseln. Sie scheinen im atlantischen häufiger vorzukommen als im großen Ocean, dagegen sind sie hier stärker, und erreichen die Länge einer großen Makrele. Die im Mittelmeer vorkommende Art, der Exocoetus exiliens Bloch, die im atlantischen Ocean häufigste, E. volitans Bl., unterscheiden sich durch die Lage der Bauchflossen, welche bei der ersten Art hinter, bei der andern vor der Mitte des Leibes sich befinden; beide Arten scheinen mir auch im großen Ocean vorzukommen. Die Naturgeschichte der fliegenden Fische ist übrigens sehr verworren, und es ist auch schwierig eine bessere herzustellen, denn der Naturforscher kann von Glück sagen wenn er eines solchen Fisches durch Zufall habhaft wird, da sie an keine Angel beißen. So sind denn auch die neun oder zehn Species welche man aufführte nichts weniger als für festgestellt zu betrachten.

Von den harmlosen fliegenden Fischen gehen wir zu den Haien über, den Tigern des Meeres, die man an allen Küstenstrecken trifft. Alle Fische der großen Art Squalus, der sie angehören, haben ein thraniges, lederartiges Fleisch, das nur eine schlechte Nahrung liefert.

Der Hai in engerem Sinn, Squalus carcharias L., hat keine Kiemen, aber schneidende, an den Rändern gezadte Zähne und eine Schwanzflosse. In seinem französischen Namen „requin“ hat sich noch die alte sehr bezeichnende Benennung requiem erhalten. Er lebt in allen Meeren, besonders denen der heißen Zone; man mochte übrigens sehr nahe verwandte Arten, die den Charakter der Ferocität gemein haben, unter einen einzigen Namen zusammengeworfen haben. Man trifft die Haie in großer Entfernung vom Festland, indeß halten sie sich meist an fischreichen Küsten auf, wo sie ihren Hunger leichter befriedigen können. Die Insel Gorea, Madagaskar, die Archipele von Polynesien, der Golf von Mexico und die beiden Küstenstrecken Mittelamerika's sind vielleicht die Gegenden wo man sie am häufigsten vorfindet. Sie erreichen eine Länge von drei, selbst vier Metern, ihre Breite dagegen beträgt kaum zwei Meter. Ich nahm an dem Herzen eines Haies, selbst drei Stunden nachdem man es herausgenommen, noch sehr bemerkbare Pulsationen wahr. Das Fleisch entwickelt, namentlich bei Regenwetter, einen starken Ammoniakgeruch. Frisch genossen, widert es das Geschmacksgefühl an und veranlaßt oft eine heftige Diarrhöe. Man muß es vielmehr in kleine Stücke schneiden, diese von Zeit zu Zeit mit Seewasser benetzen, und an der Sonne trocknen; brät man es dann, so gibt es ein leidliches Gericht für den welcher sich ohne frische Nahrungsmittel auf dem hohen Meere befindet. In unseren Meeresstrichen gibt es Squale, welche an Gestalt und Länge den Haien sehr nahe kommen so der Sq. glaucus L., der dem gemeinen Hai fast ganz ähnlich sieht, der Sq. vulpes L., kenntlich an dem obern Theile seines Schwanzes, der fast dem Körper an Länge gleich kommt, der Sq. cornubicus L., der eine pyramidale, sehr lange Schnauze hat, und mit dem der Sq. Lacépède Less., welcher im atlantischen Ocean unter dem Aequator lebt, congenerisch ist. In den östlichen Archipelen des großen Oceans trifft man den Sq. maou Less., den Haifisch mit schwarzen Flügelflossen (Sq. melanopterus Quoy et Gaim.) ꝛc.

Andere in unseren Meeren vorkommende Squale, welche sich nur dadurch vom Hai unterscheiden daß sie Kiemen haben, sind der Sq. galeus (milandro), Sq. mustelus L. (emissole), Sq. griseus L.

(griset), Sq. cinereus Gm. (perlon); die beiden letzteren leben im Mittelmeer. Noch andere, an unseren Küsten sich herumtreibende, wie der roussette, der aiguillat rc., sind unter dem Namen der chiens de mer, Seehunde bekannt. In den Nordmeeren lebende Squale sind die durch ihre Gefräßigkeit sich auszeichnenden Leiches, und der Wanderer, Sq. maximus L., die größte Gattung, welche oft eine Länge von 10 Metern erreicht, aber minder gefräßig ist.

Die Hammerfische, deren verschiedene, meist in den Meeren der heißen Zone lebende Species die Art Zygæna Cuv. bilden, sind kenntlich an ihrem platten, nach vorn stumpf abfallenden Kopfe, dessen Seitenflächen sich transversal verlängern, so daß er einem Hammer gleich sieht. Sie entfernen sich nie weit vom Lande und stehen in manchen Gegenden in einem noch schlimmeren Rufe der Gefräßigkeit als selbst die Haie.

Einen der sonderbarsten Fische, den Mondfisch oder Sonnenfisch, findet man bisweilen in großer Entfernung von den Küsten. Ungenau oder gar nicht bestimmte Abarten von ihm sieht man in allen Meeren. Sein Maul ist klein und mit einer elfenbeinartigen Substanz umgeben, so daß es das Ansehen eines Papagaischnabels hat; sein Leib ist von rechts nach links gekrümmt (comprimé), und der Schwanz sehr kurz und vertical aufgerichtet. Sie wiegen oft an 100 Pfund. An unsern Küsten kommt die Species Tetrodon mola L. vor. (J. p. T.)

Die Sklavenbevölkerung in Surinam.

Von Dr. Friedmann.

Ueber den Zustand der Neger in Niederländisch-Guiana, deren Zahl nach den neuesten officiellen Berichten nach Abrechnung der freigelassenen und der ebenfalls freien Buschneger sich auf etwas mehr als 38,000 Seelen [1] beläuft, herrschen im allgemeinen sehr irrige Ansichten. Die Thatsache daß die Sklaverei in Niederländisch-Guiana nominell noch besteht, hat zu der Meinung Anlaß gegeben daß Niederland dieselbe begünstige und den Negern jede Aussicht auf eine einstige Emancipation benehme. Gerade diejenigen Schriftsteller welche die Einrichtungen und Bestimmungen hinsichtlich der Sklaven in Surinam im hohen Grade billigen, haben die Absichten der Regierung insofern nicht begriffen, als sie diese Bestimmungen als etwas bleibendes und als den Schlußpunkt betrachteten bis zu welchem die Humanität in Bezug auf die Neger reichen darf, während diese Bestimmungen doch nur transitorische sind und es der bestimmteste Wille der Regierung ist eine allmähliche gänzliche Emancipation der Neger zu erzielen, nachdem ihnen zuvor eine gewisse geistige Erziehung gegeben und sie auf diejenige Culturstufe gebracht worden welche die vielfachen Nachtheile einer übereilten und verfrühten Emancipation ausschließt.

Daß die letztere überhaupt von der Humanität dringend gefordert wird, kann niemand in Abrede stellen der das gesunde Urtheil und sein Gefühl für Recht nicht entweder durch Eigennutz oder durch Sophisterei und Aftergelehrsamkeit zu ersticken sucht. Dennoch haben sich schon öfters Stimmen erhoben welche die Sklaverei aus — freilich irrigen physiologischen Gründen als eine Nothwendigkeit für die Neger hinstellten und derselben gleichsam eine wissenschaftliche Basis zu geben suchten. Es gehen diese Autoren in ihrer Verblendung so weit daß sie die Emancipation der Neger als „Verbrechen" hinstellen, indem sie behaupten daß man dem Wohle der Neger entgegenarbeite, wenn man ihnen die von Gott und der Natur bestimmte Freiheit schenkt. Man sollte solchen Versicherungen gegenüber glauben daß die ganze Negerrace eigentlich nur deßhalb geschaffen sey damit sie unter der Peitsche des europäischen Aufsehers die Plantagen bebaue und den Markt zu Amsterdam und London mit Colonialwaaren fülle. Die neueste in diesem Sinne geschriebene Schrift ist jene von Duttenhofer. [1] Wir glauben dieselbe deßhalb etwas mehr beachten zu müssen, weil der Verfasser gerade in Niederländisch-Guiana die Neger kennen lernte und nach kurzem Aufenthalte daselbst zu dem Schluß gelangte: daß die Negerrace oder die „Negergattung" — der Neger ist nämlich nach D. ein specifisch anderes Geschöpf als der Europäer — sich zur Emancipation niemals eigne. Obwohl nun der Verfasser nach der vom Auslande oft belächelten Gründlichkeit eines deutschen Professors seine Untersuchungen im buchstäblichen Sinne mit der Erschaffung der Welt oder wenigstens mit der Erörterung beginnt, ob das Menschengeschlecht wirklich aus **einem** Paar entstanden sey, und endlich auf der 80sten Seite mit dem Reglement über die den Sklaven zu Surinam allwöchentlich zu verabreichende Quantität Bananen oder Reis endigt, so glauben wir doch im Ganzen eine Einseitigkeit des Urtheils nicht verkennen zu dürfen und, bei dem wahrscheinlich besten Willen des Autors nur die Wahrheit zu berichten, doch die Einflüsterungen mancher Plantagenbesitzer bei der Beurtheilung der geistigen und moralischen Befähigung der Neger deutlich zu erkennen.

Wenn nämlich ein Fremder aus Holland nach Surinam kommt, so werden ihn viele der dortigen Plantagenbesitzer bald bei Seite nehmen und ihn, nachdem sie sich zuvor umgesehen ob kein Neger sie belauscht, vertraulich fragen: was spricht man im Mutterlande von der Emancipation? Wenn nun der Creole wie gewöhnlich bemerkt daß der neue Ankömmling von humanen Ideen durchdrungen ist und die Emancipation der Sklaven als eine durch die Gerechtigkeit gebotene Nothwendigkeit betrachtet, so beginnt er seine Belehrungsversuche damit daß er den Neger als ein der Bildung und höhern geistigen Entwicklung durchaus unfähiges Geschöpf hinzustellen sucht, ihn jeder löblichen Eigenschaft bar erklärt, dafür aber seine Fehler ins monströse vergrößert. Die Treue des Negers wird als hundeartiger Hang zur Gewohnheit, seine Mitleidsbezeugung als Schwäche oder Feigheit erklärt, sowie sein häufig an den Tag gelegtes Talent in Künsten für instinctmäßige Nach-

[1] Nach den officiellen Berichten war die Sklavenbevölkerung in Surinam:

						männliche	weibl Individuen
Im	Jahre	1851	39,157	und	zwar	18,609	20,558
„	„	1852	38,690	„	„	18,366	20,324
„	„	1853	38,545	„	„	18,313	20,232
„	„	1854	38,051	„	„	18,075	19,976
„	„	1855	38,592	„	„	18,328	20,364

[1] Ueber die Emancipation der Neger. Nördlingen 1855.

ahmung gehalten wird, wobei man ihm die Fähigkeit selbst eine künstlerische Idee in sich zu produciren abspricht. [1]

Zur Bekräftigung der üblen Nachrede gegen die Neger tischt unser Plantagenbesitzer eine Menge Anekdoten auf, welche tölpelhafte Streiche eines Negers zum Inhalt haben, und die ich zum Theil bei unserm Autor eben so wieder finde wie ich sie selbst aus dem Munde jener Sklavenhalter gehört habe. Diese vom Eigennutz dictirten einseitigen Beurtheilungen der Neger widerlegen sich nun freilich leicht dadurch daß man unter allen Menschenracen einzelne spärlich begabte Individuen findet, diese Thatsachen aber keinen Schluß auf die Gesammtheit zu machen berechtigen; daß ferner diese Neger von Jugend auf geistig und moralisch verwahrlost sind, und daß überhaupt die Sklaverei verdummt und selbst zur moralischen Depravation führt. Man sehe einmal die frei gebornen und in gesetzlicher Zucht, aber nicht in sklavischer Unterwürfigkeit gehaltenen Neger, wie etwa die in Ostindien stationirten afrikanischen Truppen, deren europäische Officiere die Tapferkeit, Mäßigkeit und selbst das Ehrgefühl dieser Soldaten rühmen, so wird man ein besseres Urtheil über die Negerrace fällen.

Weniger leicht scheint die Widerlegung der auf physiologischen Gründen beruhenden Behauptung der Inferiorität der Negerrace und der darauf gestützten Vertheidigung der Sklaverei derselben zu seyn, wie sie sich in der erwähnten Schrift Duttenhofers vorfindet. Wir werden daher genöthigt seyn dem Verfasser in seine Deductionen zu folgen, um den Irrthum in seinem Ursprung zu entdecken. Es gehören die Vertheidiger der Sklaverei zu den Kosmologen, welche den Menschen und sein Leben aus ewig stationären, todten physikalischen und chemischen Kräften erklären wollen, und hierin liegt der Grund daß sie so geringfügig vom Menschen und seiner beständigen Entwicklung denken. Wer die organischen Kräfte des lebendigen Körpers für identisch mit dem Aether und den Vorgängen in der Retorte, wer den Menschen als eine herumspazierende Quantität Stickstoff hält, bei welchem es sich nur um Stoffwechsel handelt, kann auch an keine ewig fortschreitende höhere Entwicklung des Menschengeschlechtes glauben. Wäre das Leben identisch mit der todten Natur und mit dieser einerlei Gesetzen unterworfen, so müßte die Seele auch befangen seyn in den todten Naturgesetzen der Physik und Chemie, und könnte nie zur geistigen Entwicklung, zur Freiheit gelangen. Sobald man den Geist auf eine todte Substanz reducirt, so läugnet man seine Selbständigkeit, sein Leben, seine Entwicklungsfähigkeit, kurz man hört auf, jene Achtung vor dem Menschen zu haben die nur der Gedanke an seine hohe Bestimmung einflößen kann, und alles was die chemischen und elektrischen Psychologen von Humanität, von Freiheit und moralischer Hoheit sprechen, ist nichtig und widerspricht in directer Weise ihren Grundanschauungen vom Leben, dessen Existenz sie eigentlich läugnen.

Der Irrthum, welcher durchgängig in den organischen Wissenschaften bis zur Anthropologie und Psychologie herrscht, besteht darin daß die lebendige Schöpfung gleich dem Stickstoff und den übrigen Elementen als etwas fertiges und unveränderliches betrachtet wird, während doch das Leben gerade in der beständigen Entwicklung und Vervollkommnung sowohl in Bezug auf das Individuum als auf das Geschlecht überhaupt besteht.

Deßhalb gibt es eine Erziehung der Generationen ebenso wie es eine Erziehung des Individuums gibt. Der Neger steht allerdings in Bezug auf seine geistige Entwicklung, so wie auch die Indianer, Alfuren, Neuseeländer in Vergleich mit dem Europäer noch auf einer niedrigen Stufe der geistigen Entwicklung, ohne daß wir deßhalb berechtigt sind diese Menschen als specifisch andre Geschöpfe als die Europäer zu betrachten. Denn kaum mögen unsre menschenopfernden germanischen Vorfahren vor etwa zwei oder gar drei Jahrtausenden auf einer höhern Stufe der Cultur als die heutigen Neger in manchen Staaten Afrika's gestanden haben. Für ihre Entwicklung und Fortbildung sorgte der wunderbare Gang der Weltgeschichte, so wie der unstreitig höchst günstige Einfluß der gemäßigten Zone. Den Negern mag die Berührung mit den Europäern als Anregungsmittel zur schnellern Fortschreitung in der Cultur sowohl in Afrika als in Amerika dienen. Daß aber, wie allerdings nicht zu läugnen ist, die jetzige Generation der Neger, auch bei der zweckmäßigsten Erziehung, von Jugend auf im allgemeinen und ganzen noch nicht zur Höhe der europäischen Bevölkerung gelangen wird, daran hat die Erziehung und der Culturzustand ihrer Eltern und Voreltern schuld. Denn wie erwähnt, gibt es nicht nur eine individuelle Entwicklung, sondern auch eine Entwicklung der Generationen. Was der Mensch zur Veredlung seines Geistes ausführt, kommt nicht nur ihm individuell, sondern auch seinen Nachkommen zu gute, so daß der Sprosse eines edlen Geschlechtes leichter die Stufen der höhern Geistesentwicklung betritt als der Nachkomme eines seit Jahrhunderten verwahrlosten und in seiner Culturstufe fast stillgestandenen Stammes. Die Wahrheit dieser Thatsache zeigt sich selbst bei Thieren und Pflanzen. Die Jungen eines Schäferhundes lassen sich leicht wieder zu Schäferhunden abrichten, da sie die Fähigkeiten hiezu von den Eltern ererbt haben. Hingegen wird es Mühe kosten einen Hund aus einer andern Race zu diesem Geschäft anzuhalten. Die Botaniker suchen seit vielen Jahren vergebens nach dem eigentlichen Vaterlande unsrer Getreide-Arten, es ist aber meiner Ansicht nach nirgends zu finden. Denn diese wichtigen, den gesitteten Menschen allenthalben begleitenden Culturpflanzen sind ursprünglich nichts anderes als kurze, kleinkörnige Gräser, wie sie in nahe verwandten Arten auf unsern Wiesen vorkommen, aber durch die tausendjährige Pflege hat sich die Pflanze in der Art entwickelt daß sie der Stammpflanze nicht mehr gleicht. [1]

Wenn wir demnach bemerken daß der Neger selbst nach genossenem Unterricht im allgemeinen in seiner geistigen Entwicklung hinter dem Europäer zurücksteht, so werden wir dieß aus dem angeführten Gesetze der in verschiedenen Graden fortschreitenden Entwicklung der Generationen erklärlich finden, und uns gewiß nicht veranlaßt sehen deßhalb den Neger als ein specifisch verschiedenes Geschöpf im Vergleich mit dem Europäer zu betrachten. Wir hegen im Gegentheil die Ueberzeugung daß, wenn mehrere Generationen hindurch die Umstände günstig auf die geistige Entwicklung der Neger einwirken, diese einen hohen Grad der Cultur zu erreichen im Stande sind.

[1] Auch Duttenhofer sagt in seiner Schrift (S. 39) daß die Compositionen der Neger in Surinam nur kurze musikalische Phrasen seyen, woraus er den Schluß zieht daß „der Neger" zu keiner künstlerischen Schöpfung fähig sey (!) Der Verfasser hoffte demnach wahrscheinlich eine Menge Rossinis und Meyerbeers unter den Negersklaven in Surinam zu finden. Ich denke es sey schon Beweis genug von der musikalischen Befähigung der Neger wenn unter einem Haufen Sklaven sich originelle, wohlklingende Melodien gebildet haben. Man höre einmal die Nationalgesänge unserer süddeutschen und freien Gebirgsbewohner, sie erheben sich nicht über die eintönigen Schnadahüpfeln und über das Jodeln.

[1] Bekanntlich eine höchst gewagte und von den besten Fachmännern jetzt bestrittene Hypothese. D. Red.

Durch die aus theoretischen Gründen gefolgerte Parität der Neger mit dem Europäer, und der daraus resultirenden Nothwendigkeit ihrer Emancipation sind wir indessen für die Praxis um noch keinen Schritt gefördert. Wollte man in den Colonien plötzlich die allgemeine Freiheit der Neger verkündigen, so wären die Nachtheile eines so übereilten Schrittes nicht gering. Die meisten Neger würden unverzüglich in die Wälder ziehen, dort höchstens einige zu ihrem Unterhalt nöthige Bananen pflanzen, im übrigen aber gleich den Buschnegern zu Surinam, deren Zahl sich den neuesten Angaben zufolge auf etwa 8000 beläuft, und die aus entflohenen Sklaven bestehen, ihr Leben in Müßiggang zubringen. Die Plantagen würden auf diese Weise verkümmern, ja zu bestehen aufhören. Denn wie es in dem Bericht von 1855 über Surinam heißt, lassen sich zwar die freien Buschneger bisweilen herbei gegen Lohn Holz zu fällen, und einige andere Arbeiten auf den Plantagen zu verrichten, doch kann man auf die Beständigkeit ihrer Arbeiten nicht rechnen, da sie ihre Herren in der Regel wieder verlassen, wenn sie ihrer am nöthigsten bedürfen. Man macht sich daher vergebene Illusionen, wenn man glaubt daß die in ihrem jetzigen Culturzustande freigelassenen Neger der Arbeit ferner treu bleiben, und sich als Knechte oder als Handwerker, Landbauer oder durch andere Beschäftigungen der civilisirten Gesellschaft nützlich zeigen werden.

Was ist daher bei dem jetzigen Stand der Dinge zu thun? Wie kann man den Forderungen der Humanität vollkommen Genüge leisten ohne zugleich durch übereiltes Handeln blühende Colonien mit einem Schlag zu Grunde zu richten, Tausende von Bürgern ihrer Habe zu berauben und das Land mit nutzlosen Müßiggängern zu überschwemmen? Gerade durch jenes Mittel welches die Regierung seit mehreren Jahren in Anwendung zu bringen sucht. Sie trachtet nämlich die Neger allmählich in der Art für die Civilisation zu gewinnen, daß sie mit der europäischen Gesellschaft nicht nur durch Religion und bürgerliche Gesetze, sondern auch durch die Bedürfnisse der höhern Cultur, durch Kleidung und ein verfeinertes Leben verknüpft werden. Wenn wir den Zeitraum ins Auge fassen seitdem durch Uebereinkommen der seefahrenden Nationen der hochherzige Entschluß gefaßt wurde dem durch durch drei Jahrhunderte hindurch bestandenen Menschenhandel ein Ende zu machen, bis zum Jahr 1856, so bemerken wir unter der Negerbevölkerung in Niederländisch-Guiana im Vergleich mit ihrer frühern Versunkenheit einen Fortschritt in geistiger und moralischer Hinsicht, so wie eine Verbesserung der Verhältnisse der Neger, die im hohen Grade befriedigend genannt werden kann, so daß man mit hoher Wahrscheinlichkeit annehmen kann, binnen wenigen Jahrzehnten dürfe man die vollkommene Emancipation der Sklaven in Surinam verkündigen, ohne daß es in der Colonie an Arbeitskräften fehlt, ja dieselbe blühender seyn wird als jetzt, da die Neger der heranwachsenden Generation nicht mehr jene rohen und wilden Geschöpfe seyn werden die im stillen Hinbrüten vor ihrer Waldhütte das höchste Ziel ihrer Wünsche finden, sondern zur höhern socialen Entwicklung gelangen und — freilich auch die Uebel und Mängel einer höhern Cultur erfahren werden.

(Schluß folgt.)

Bilder aus den amerikanischen Seekriegen.

Mitgetheilt von F. A.

4. Das Gefecht zwischen der Constitution und der Guerriere.

Am 28 Julius sandte der Marineminister an Capitän Hull nach Boston den Befehl, die „Constitution" dem Commodore Bainbridge zu übergeben, und dagegen das Commando über die Fregatte Constellation zu übernehmen. Zum Glück war Capitän Hull kurz vor dem Eintreffen dieses Befehls unter Segel gegangen und befand sich auf dem hohen Meer, wo ihn die Aengstlichkeit des Marineministers nicht mehr erreichen konnte. Indem er ostwärts längs der Küste kreuzte, nahm er zehn kleine Prisen in der Nähe der Mündung des St. Lawrence und verbrannte sie. Am 19 August erblickte er ein fremdes Segel, in welchem er eins der Schiffe erkannte die ihn vier Wochen vorher so hart bedrängt hatten. Als er bis auf drei Meilen herangekommen war, legte der Engländer sein Haupttopsegel zurück und hieng drei Flaggen aus, um seine Bereitwilligkeit zum Kampfe zu zeigen. Capitän Dacres, der Commandant des englischen Schiffes, erstaunt über die Verwegenheit mit welcher der Fremde auf ihn zukam, wandte sich an den Capitän eines amerikanischen Handelsschiffes, das er einige Tage vorher genommen hatte, und fragte ihn für was für ein Schiff er das halte. Dieser erwiederte, indem er ihm sein Fernrohr zurückgab, den Segeln nach halte er es für ein amerikanisches. „Es ist nicht möglich," entgegnete Dacres, „ein Amerikaner würde nicht so dreist auf mich losfahren." Wer der Fremde auch seyn mochte, es stellte sich bald heraus daß er nichts gutes im Schild führte. Hull bereitete sein Schiff mit großem Bedacht zum Kampf vor, und nachdem er alle Segel zum Kampf hatte kurz reffen und die obern Raaen herunter nehmen lassen, ließ er die Trommeln Appell schlagen. Es war jetzt fünf Uhr, und indem die Constitution gerade auf ihren Gegner losfuhr, ließ die Mannschaft drei kräftige Hurrahs erschallen. Das englische Schiff hatte an einem seiner Masten eine stolze Flagge flattern, worauf mit großen Buchstaben der Name „Guerriere" geschrieben war.

Als die Constitution in den Schußbereich der langen Kanonen kam, eröffnete die Guerriere ihr Feuer, indem sie sich bald vor dem Wind drehte um ihre Breitseiten spielen zu lassen, bald um nicht von dem Amerikaner, der sich langsam aber beständig näherte, bestrichen zu werden. Dieses Feuer dauerte eine ganze Stunde lang ununterbrochen fort, und wurde von der Constitution nur durch einzelne gelegentliche Schüsse erwiedert. Die Bemannung gerieth durch diese Unthätigkeit endlich in Aufregung. Der unten commandirende Officier war zweimal aufs Deck gekommen um zu berichten daß die Leute, die müßig bei ihren Kanonen stünden, getödtet würden, und um Erlaubniß bäten feuern zu dürfen; aber Capitän Hull blieb dabei, schweigend die Breitseiten des Feindes zu empfangen. Da es der Guerriere nicht gelang, die Constitution kampfunfähig zu machen, ließ sie ihre Segel anschwellen und trieb vor dem Wind, um dem Gegner zu zeigen daß sie bereit sey in einem Gefecht Raa an Raa den Kampf zu beendigen. Die Constitution kam dann langsam heran, und in dem Augenblick wo ihr Bug die Raaen der Guerriere berührte, eröffneten ihre vordern Kanonen das Feuer, und wenige Minuten später wurde der willkommene Befehl empfangen, so schnell als möglich Breitseite auf Breitseite abzufeuern.

Und die Breitseiten folgten sich mit einer Schnelligkeit und einer Kraft welche den Feind in Erstaunen setzte. Das alte Schiff schien sich ganz in Flammen zu bewegen. Der Besanmast des Feindes stürzte bald zusammen, sein Rumpf war von Kugeln durchlöchert, und sein Verdeck war schlüpfrig von Blut. So furchtbar war das Gemetzel daß das Blut der verwundeten und verstümmelten Opfer, so wie sie in den Krankenverschlag hinuntergeschafft wurden, über die Leiter herabströmte als würde es aus einem Eimer gegossen. So wie Capitän Hull seinen Gegner passirt hatte, drehte er sich kurz um seinen Bug herum, um keinem bestreichenden Feuer ausgesetzt zu seyn. Bei diesem Manöver kam er jedoch aus dem Wind, die Segel schlugen zurück, das Schiff stand erst still und wurde dann zurückgetrieben. Gleichzeitig rückte die Guerriere vor und stieß mit dem Bug gegen die Seite der Constitution. In dieser Stellung wurden die Bugkanonen der Guerriere abgefeuert und setzten die Cajüte der Constitution in Brand. Dieß hätte für das Schiff verderblich werden können, wenn nicht der vierte Lieutenant, Beekman Verplank Hoffman, die Geistesgegenwart gehabt hätte das Feuer sofort zu löschen bevor es weiter um sich greifen konnte. Die Bemannung beider Schiffe bereitete sich jetzt zum Entern vor. Morris, der erste Lieutenant der Constitution, versuchte unter einem furchtbaren Musketenfeuer die Schiffe, welche durch die heftig rollenden Wogen gegen einander gestoßen und gerieben wurden, zusammen zu binden, erhielt aber einen Schuß durch den Leib und stürzte zu Boden. Alwyn, der Schiffer, und Bush, Lieutenant der Marinesoldaten, welche auf das Hackbord stiegen um von da auf das Verdeck des Feindes zu springen, wurden beide niedergeschossen; der letztere erhielt eine Kugel durch den Kopf und war augenblicklich todt. Da es unmöglich war unter einem so furchtbaren Feuer zu entern, richtete die Constitution ihre Segel wieder, worauf beide Schiffe sich langsam von einander trennten. In diesem Augenblick fiel der Fockmast der Guerriere gegen den Hauptmast und riß denselben in seinem Sturz mit nieder. Die Fregatte war jetzt ein hülfloses Wrack und ein Spiel der Wogen.

Capitän Hull, der jetzt seine Gegner völlig in der Gewalt hatte, segelte eine kleine Strecke fort, um seine eigenen Masten zu sichern und seine Takelage, welche sehr gelitten hatte, auszubessern. Nachdem das geschehen, kehrte er zurück und nahm eine Stellung ein, von wo aus er das Wrack der Guerriere mit jeder Salve bestreichen konnte. Capitän Dacres hatte tapfer gefochten, und nachdem alle Spieren fortgeschossen waren, nagelte er seine Flagge an den Stumpf des Besanmastes. Weiterer Widerstand war jedoch unmöglich; noch einige Breitseiten mehr würden den Rest der Mannschaft zu Boden gestreckt haben, und bloß eine Zielscheibe für das amerikanische Schiff abzugeben, würde weder seinem Ruf genützt, noch die moralische Wirkung der Niederlage geschwächt haben. Er strich deßhalb mit Widerstreben seine Flagge.

Am nächsten Morgen fand sich daß die Guerriere vier Fuß Wasser im Raum hatte, und so zerschossen war daß sie kaum flott gehalten werden konnte. Die Gefangenen wurden deßhalb alle auf die Constitution gebracht und die Guerriere dann in Brand gesetzt. Als das Feuer die noch geladenen Geschütze erhitzte, entlud sich eins nach dem andern, wie wenn sie dem sterbenden Schiffe den letzten Seemannsgruß in sein nasses Wellengrab nachsenden wollten. Die Explosion der Pulverkammer machte dem Schauspiel ein Ende. So wurde die erste englische Fregatte, welche je vor einem amerikanischen Schiffe die Flagge gestrichen hatte, auf dem Boden des Meeres begraben.

Der Verlust der Constitution betrug sieben Todte und sieben Verwundete, der der Guerriere 15 Todte und 64 Verwundete.

5. Die „United States" und der „Macedonian."

Die Fregatte United States von 44 Kanonen, unter Führung des Capitäns Decatur, war am 12 October mit dem Geschwader des Commodore Rodgers von New-York ausgelaufen, wurde aber am 16 durch einen heftigen Sturm von den übrigen Schiffen getrennt. Am Sonntag, den 25, bemerkte Decatur südwärts ein großes Schiff, welches sich später als die englische Fregatte Macedonian auswies. Nach einigem Manövriren näherten sich die beiden Schiffe bis auf eine Meile, worauf das Feuer eröffnet wurde. Nach der zweiten Breitseite gab die United States das Manövriren auf, und nahm denselben Gang wie ihr Gegner. Der Macedonian hatte den Wind für sich und konnte nach Belieben das Gefecht in größerer oder geringerer Entfernung halten. Er blieb auf Musketenschußweite. Da die See sehr hoch gieng, war das Schießen auf diese Entfernung äußerst unsicher, und das Feuer hatte schon eine Stunde gewährt ohne daß irgend ein erheblicher Erfolg sichtbar wurde. Die United States feuerte mit solcher Schnelligkeit, daß sie fast immer in Flammen und Rauch gehüllt war, und die Bemannung des Macedonian mehrmals in ein lautes Freudengeschrei ausbrach, weil sie sich einbildete das feindliche Schiff sey in Brand gerathen. Capitän Decatur gieng unter seinen Leuten umher, um sie zu ermuthigen und zu loben. Als der Besanmast des Macedonian über Bord fiel, hörte er wie ein Matrose zu seinem Cameraden sagte: „Jack, wir haben eine Brig aus ihm gemacht," worauf er sich mit den Worten an den Angeredeten wandte: „Ziele gut, Jack, so wird er bald eine Schaluppe seyn." Indem er sich zu einem der Kanoniere drehte, bemerkte er: „Zielen Sie auf den gelben Strich, seine Sparren und Takelage gehen schnell genug zum Teufel, er muß etwas mehr in den Rumpf haben." Bald darauf stürzten die Fock- und die große Marsstenge, während der durchlöcherte Fockmast jeden Augenblick auf das Verdeck zu stürzen drohte. Der englische Capitän, welcher voraussah daß sein Schiff bald ganz unlenksam seyn würde, versuchte dem Amerikaner zu Leibe zu gehen, um zu entern. Decatur, der zu sehr im Vortheil war, wollte es darauf nicht ankommen lassen, sondern fuhr aus dem Wege. Der Feind hielt diese Bewegung für Flucht, brach in drei donnernde Hurrahs aus, und zog triumphirend seine Flagge an dem noch stehenden Maststumpf auf. Sobald er jedoch sah wie die United States umdrehte und wieder auf ihn zukam, um ihm neue Breitseiten zu geben, strich er die Flagge, womit der Kampf zu Ende war.

Während die United States nur 5 Todte und 7 Verwundete hatte, betrug die Zahl der Todten und Verwundeten auf dem Macedonian 104. Die Beschädigungen des Amerikaners waren nur unbedeutend, der Engländer dagegen hatte alle Masten, Raaen und Spieren verloren und über 100 Kugeln im Rumpf.

6. Die „Wasp" und der „Frolic."

Am 13 October fuhr die amerikanische Brig Wasp, von 18 Kanonen, unter Führung des Capitän Jones, vom Delaware aus. Am 17 in der Nacht bemerkte sie fünf fremde Segel. Capitän Jones, der ihre Stärke und ihren Charakter nicht zu erkennen vermochte, hielt es für besser sich bis zum Anbruch des Tages, wo er Gelegenheit haben würde sie genau zu beobachten, fern zu halten. Am Morgen sah

er daß es sechs Schiffe unter Escorte einer Kriegsbrig waren; zwei davon waren bewaffnet, aber die Brig, welche sich allein dem Amerikaner für gewachsen hielt, schickte sie alle fort und wartete die Ankunft des Gegners ab. Die See war rauh in Folge eines Sturmes, der am Tage vorher in diesen Breiten geherrscht, und in welchem Capitän Jones seinen Klüverbaum und zwei Matrosen verloren hatte. Kein Manövriren wurde in dieser wilden See versucht, und die Wasp rollte mit einem wahren Todesschweigen heran: der einzige Laut welcher an Bord gehört wurde, war das Gebrüll der Wogen die an ihre Seiten anschlugen. In der Art und Weise wie sie sich ihrem Gegner näherte, sprach sich eine tödtliche Entschlossenheit aus, wie man sie noch selten in Seegefechten gesehen hatte. Als sie bis auf 60 Yards herangekommen war, feuerte sie ihre erste Breitseite ab; der Frolic antwortete mit einer bis dahin an englischen Schiffen noch nicht wahrgenommenen Schnelligkeit. In fünf Minuten stürzte die große Marsstenge mitten zwischen die Takelage, zwei Minuten später folgte die Spiere und die Bramstenge des Besanmastes. So war in sieben Minuten nach Eröffnung des Gefechtes die Wasp so verkrüppelt, daß ihr Untergang unzweifelhaft erschien. Allein während sie selbst in ihren obern Theilen so schlimm zugerichtet war, hatte sie mit jeder Breitseite das Herz ihres Gegners getroffen. Wie sie so auf der schweren See hinrollte, kamen ihre Kanonen häufig unter Wasser, und die Matrosen schwankten an ihren Geschützen wie Betrunkene herum. Sie feuerte ihre Breitseiten immer dann ab, wenn sie sich gegen den Wasserspiegel neigte, so daß alle ihre Kugeln dem Gegner in den Rumpf fuhren, während dieser jedesmal, wenn er sich hob, seine vollen Lagen abgab, so daß sie in das Takelwerk der Wasp schlugen. Capitän Jones fürchtete daß sein Schiff unlenkbar werden würde, und entschloß sich deßhalb auf seinen Gegner zuzutreiben und ihn zu entern. Als aber die Schiffe an einander kamen, stieß der Bug des Frolic die Seitenwand der Wasp hinter der Mitte, wodurch diese so herumgeworfen wurde, daß sie ein rasirendes Feuer auf ihre Gegner abgeben konnte. Der Befehl zum Entern wurde deßhalb widerrufen und eine neue Breitseite statt dessen abgefeuert. Die Schiffe waren sich so nahe, daß beim Laden der Geschütze die Wischer gegen den Bug des Frolic stießen. Die Kugeln krachten durch die ganze Länge des Schiffes, und die Mannschaft, durch diesen nahen Kampf aufs höchste aufgeregt, ließ sich nicht länger vom Entern zurückhalten. Der erste Lieutenant Biddle sprang in die Takelage und von dort auf das Verdeck des Frolic. Lieutenant Rodgers und einige Matrosen folgten ihm. Als sie sich nach dem Feind umblickten, sahen sie nichts als drei oder vier Officiere, die blutend auf dem Hintertheil des Schiffes standen. Nur Todte und Verwundete füllten das Verdeck. Niemand war da um die Flagge zu streichen. Die Officiere warfen ihre Degen ab, als Zeichen der Unterwerfung, und Lieutenant Biddle stieg in das Takelwerk und zog mit eigener Hand die englische Flagge nieder. Das Blutbad war furchtbar für ein so kleines Schiff. Das Verdeck war buchstäblich mit Leichen und abgerissenen Gliedern bedeckt. Die Zahl der Todten und Verwundeten betrug gegen 100, während die Wasp nur fünf Todte und fünf Verwundete hatte. Der Frolic führte 22 Kanonen, also vier mehr als die Wasp.

In allen diesen, so wie auch in den spätern Gefechten zwischen amerikanischen und englischen Schiffen, stellte sich eine solche Ueberlegenheit der erstern heraus, daß kein englisches Schiff mehr wagte sich auf einen Kampf mit einem Amerikaner von gleicher Stärke einzulassen, und daß sogar die englische Admiralität der ganzen Flotte geheime Instructionen in diesem Sinn ertheilt haben soll. Die Ueberlegenheit der Amerikaner bestand hauptsächlich in ihren bessern Matrosen und in ihrem bessern Schießen. Während die englischen Matrosen alle zum Dienst gepreßt waren, und ihre Officiere im Gefecht sich so sehr vor ihren Leuten fürchten mußten daß sie nicht einmal ihre Uniform zu tragen wagten, waren die amerikanischen Matrosen alle freiwillig in Dienst getreten, und ihre Officiere erschienen mit Stolz in voller Uniform im Gefecht, weil sie wußten daß ihre Leute mit Achtung, Liebe und Vertrauen auf sie blickten. Das Geschützfeuer der Amerikaner war dem der Engländer so überlegen, und wirkte so furchtbar zerstörend, daß die englischen Matrosen nur mit der größten Angst und Verzagtheit in den Kampf giengen. Unter den vielen Ursachen aus welchen die Engländer sich dieses zerstörende Feuer zu erklären suchten, stand eine lange Zeit die oben an daß die Amerikaner ihre Schiffe mit Kentuckier Büchsenschützen bemannt hätten, und es dauerte wirklich lange bis dieser vielverbreitete Glaube wieder aufgegeben wurde. Bessere Geschütze und bessere Bedienung war die einzige wirkliche Ursache.

Erörterungen über auswärtige Politik.

Den Präliminarien in Villafranca folgte bekanntlich in Deutschland ein giftiger Federkrieg gegen Preußen, welches in einem kaiserlichen Manifest illoyaler Schritte gegen Oesterreich angeklagt worden war. Statt sich im stillen zu sagen daß östlich vom Rhein beinahe überall gefehlt worden sey, nämlich in Berlin durch Unklarheit über die eigenen Ziele und Mattherzigkeit in Erfüllung dessen was man doch wieder als eine Pflicht erkannt hatte; in Süddeutschland durch die Versäumniß Oesterreich sich mit den Waffen in der Hand anzuschließen, wie Piemont sich an Frankreich geschlossen hatte, wodurch sogleich der Krieg aus einem italienischen ein europäischer des Legitimismus gegen die Revolution geworden wäre; in Oesterreich selbst wieder, weil man nicht die leiseste Ahnung hatte von der Stärke des Feindes und der feindlichen Principien, noch von der Fäulniß im eigenen Hause; endlich und am meisten durch den Friedensschluß, während bei einer längern Ausdauer von nur einem Monat wahrscheinlich ganz Deutschland, auch Preußen, und zwar dieses gutwillig oder widerwillig, in den Krieg gegen Frankreich hineingerissen worden wäre. Der Friedensschluß in Villafranca war ein gemeinsames Unglück, er traf Preußen und Süddeutschland so gut wie Oesterreich, denn er enthielt die Anerkennung einer französischen Hegemonie. Vergebens haben wir seitdem auf Stimmen aus Oesterreich gelauscht, die voll Zuversicht auf rasche Besserung uns zugerufen hätten: wir holen uns die Lombardei schon wieder! Statt dessen hörten wir nur Worte der Schadenfreude daß Cavour das Gift welches er gemischt selber habe schlucken müssen, daß die verrätherischen Lombarden jetzt unter Piemont doppelte Steuern würden zahlen müssen, endlich daß man Preußen beim sogenannten dritten Act den Bösen auf den Hals wünsche, um mit Behagen zusehen zu können wie die eigenen Drohungen an den Bundesungetreuen sich erfüllen werden. In

Preußen war man auf der andern Seite geschäftig die düstern Zustände in Oesterreich noch mehr zu schwärzen, von der Niederlage des verschwisterten Staates Nutzen zu ziehen, die alten Netze der Radowitz'schen Politik wieder auszuflicken, und mit der Freundschaft auswärtiger Mächte, Englands und Rußlands, zu prunken. Ebenso war in Süddeutschland der „Geist des Jahres 1813" völlig in saure Gährung gerathen. Schwarzgelber als die Wiener Presse, die sich überhaupt viel ferner von dem Wortstreit gehalten, ließ man Hrn. v. Schleinitz dafür büßen daß sein Herr und Gebieter kein großer Friedrich gewesen, und sich die Gelegenheit hatte entgehen lassen durch eine deutsche That Preußen von einer Halbmacht zu einer Großmacht ersten Ranges zu erheben. Die Süddeutschen haben nur darin unrecht daß ihnen ja selbst freistand mit Oesterreich sich zu verbinden, und daß, wenn sie die Initiative Preußens verlangten, die Sache auf die Moral des Sieben-Schwaben-Liedes hinauslief: Veit, geh du voran! War das Motto der nationalen Agitation daß der Rhein am Po vertheidigt werden müsse, daß überhaupt der Rhein im „dritten Act" bedroht war, ernsthaft gemeint gewesen, so mußten doch aufrichtige Patrioten nach dem Fall Oesterreichs alles anwenden um Preußen zu retten; sie mußten, wenn es gefehlt hatte, es schonen; sie mußten seine Schwächen verdecken, nicht aber vor dem Ausland schmutzige Wäsche waschen, und gerade die Rolle übernehmen welche besoldeten Miethlingen Napoleons III geziemt hätte, nämlich Preußen in Deutschland zu isoliren.

Wir gaben damals zu bedenken daß, wenn man auch den Rhein nie aus dem Auge verlieren dürfe, historische Personen ersten Ranges für ihre auswärtige Politik kein fertiges Programm in der Tasche haben, sondern daß sie Begebenheiten und Situationen ausnützen. (Ausl. S. 766.) Daß es wohl möglich sey Preußen könne sich bald nach österreichischer Hülfe umsehen, aber doch auch der Fall eintreten könnte, wo Oesterreich Preußens bedürfe, dessen Erbitterung man so vorschnell herbeirufe. Ganz besonders wehrten wir uns gegen den Gedanken als könnte das geschlagene Oesterreich an das Bruderherz des Siegers sinken und wie Rußland über Nacht mit dem Feinde frère et cochon werden. „Man hört so oft jetzt," sagten wir am 23 Jul., „mit einer französisch-österreichischen Allianz drohen, und überlegt gar nicht daß dieses Bündniß gottlob politisch unmöglich ist. Wer da glaubt daß Oesterreich seine venetianischen Provinzen lange Zeit aus der Hand des Proprietärs der Tuilerien als Gnadenbrod essen werde, der kennt diese Macht und das Geheimniß dieser Macht sehr schlecht. Oesterreich brach die Kraft des Napoleonischen Kaiserreichs non vi sed sæpe cadendo. Die gute Freundschaft mit Frankreich ist für das lothringische Haus keine Ehrenzierde, und wie kann man denken daß jemals die Interessen dieser beiden Großmächte Raum in Einem Schmelztiegel hätten? Frankreich ist nicht rechtlich, aber thatsächlich eine italienische Großmacht, also ein Gegensatz zu Oesterreich geworden, und dieses hält noch immer die Schlüssel von Mainz in den Händen. Wer darf sich einbilden daß ein aufrichtiges Bündniß zwischen beiden möglich wäre?" (S. 720.) Wir hielten und halten im Gegensatz zu der oberflächlichen und deßhalb populären Ansicht an dem Credo fest: daß Oesterreich im Fall eines französischen Angriffs gegen den Rhein nie zögern würde augenblicklich mit allen verfügbaren Kräften Preußen, und zwar aus „dualistischem Instincte," zu Hülfe zu eilen, weil es zweierlei sehr verschiedene Dinge sind wenn Oesterreich Preußen, oder wenn Preußen Oesterreich zu Hülfe eilt. „Preußen säumte, weil zwei politische Motive es rechter und linker Hand zerrten, der Gegensatz gegen Frankreich dahin, der Gegensatz gegen Oesterreich dorthin. Bei einem Angriff Frankreichs gegen Preußen stehen aber die Sachen umgekehrt, denn Oesterreich schlägt dann zwei Fliegen mit Einem Schlage, es kämpft für seine italienische Herrschaft wenn es gegen Paris marschirt, und es besiegt seinen dualistischen Gegner, wenn es als sein Retter und als der Schild Deutschlands sich bewährt." (S. 768.)

Wie die Dinge sich jetzt gestalten, scheint der Fall daß Oesterreich doch früher Preußen als dieses umgekehrt Oesterreich bedürfen werde, nicht mehr so unwahrscheinlich. Man kann nicht sagen daß sich die äußere Lage Oesterreichs seit dem Präliminarienschluß besonders verbessert hätte. Napoleon III hat nicht Wort gehalten, mag man auch die Sache drehen wie man will. Beide Kaiser sicherten sich in den Präliminarien zu daß die beiden Erzherzoge wieder in Modena und in Toscana eingesetzt werden sollten. Der französische Kaiser mußte wissen was er versprach, er mußte wissen welche Hoffnungen er bei seinem Gegner dadurch erweckte, er mußte auch die Hindernisse kennen welche sich der Erfüllung seines Versprechens entgegensetzten. Sicherlich hat Franz Joseph den Präliminarienartikel bezüglich der Herzogthümer nicht anders verstanden als daß man entweder mit Hülfe einer innern Reaction, oder wenn diese ausbleiben sollte, mit französischer oder mit österreichischer Gewalt die Erzherzoge auf ihren Thron zurückführen werde. Etwas zusichern und die Wege der Erfüllung dann versperren, ist nichts anderes als ein gegebenes Wort brechen und das Vertrauen auf das eigene Wort täuschen. Ja nicht einmal daß Napoleon III bona fide den Schwierigkeiten, welche sich jetzt gegen die Rückkehr der Erzherzoge erheben, weichen mußte. So wie ein französisches Armeecorps seinen Rückmarsch durch die Herzogthümer und durch die Romagna antrat, konnte es unmerklich den Terrorismus der jetzigen Dictatoren heben und Ausbrüche der noch vorhandenen legitimistischen Partei hervorrufen. Daß dieser Terrorismus wirklich herrscht, und die siegreiche Partei die besiegte schonungslos drückt und ihre Lippen versiegelt, ist nicht bloß ein Trugbild der österreichischen Presse, sondern eine von unparteiischen Personen verbürgte Thatsache. Wir wollen damit nicht sagen daß die piemontesische Partei bei der urbanen Bevölkerung der Herzogthümer und Legationen die Mehrheit nicht hätte, sondern nur bemerken daß die heutigen Demonstrationen, welche in der Sprache der piemontesischen und britischen Diplomatie den Werth sogenannter vollzogener Thatsachen haben, recht leicht durch Frankreich hätten verhindert werden können. Ueberhaupt je mehr Zeit verloren wird, desto verlorener wird die Sache der Erzherzoge, die für Oesterreich zugleich ein ideeller Territorialverlust ist, insofern es ja ein Heimfallsrecht auf Toscana tractatenmäßig besaß. Je länger man den Abschluß in Zürich hinauszieht, um so „unnatürlicher" erscheint die Rückkehr der vertriebenen Fürsten; ja Oesterreich wird früher oder später doch noch genöthigt werden einen Congreß ertragen zu müssen, obgleich es im vergangenen Frühjahr in den Krieg sprang um einem Congreß auszuweichen. Oesterreich ist die einzige Macht in Zürich, der besonders daran liegen muß das Friedenswerk rasch zum Abschluß zu bringen. Piemont dagegen hat einen großen Vortheil davon die Verhandlungen zu verschleppen, und den größten Vortheil, wenn sie völlig abgebrochen würden. Europa würde sich dann überzeugen daß ein Friede auf dem Boden der Präliminarien von Villafranca unmöglich für Oesterreich, unmöglich für Piemont ist. In Oesterreich kommt nichts vorwärts, solange der Frieden nicht besiegelt ist. Nicht nur daß den Finanzen des Reiches nicht eher geholfen werden kann als bis man die Quote der Staatsschuld kennt welche auf die

Lombardei zurückfallen soll, sondern man kann auch über die neue Stellung der Provinzen und ihrer Stände nicht eher sich entscheiden, als bis man weiß welche Nachbarn das Venetianische künftig bekommen wird.

Würde ein großes norditalienisches Königreich gebildet aus

Sardinien mit	4,500,000	Einwohnern,
der Lombardei mit . . .	2,500,000	„
Toscana mit	1,500,000	„
Parma und Modena mit . .	1,000,000	„
Bologna und den adriatischen Legationen mit	1,000,000	„

so gäbe es eine Macht von 10½ Mill. Einwohnern, die ohne Schwierigkeiten ein Heer von 200,000 Soldaten ins Feld zu stellen vermöchte. Gegen eine österreichische Bedrohung von Seite des Festungsvierecks aus würde diese Macht sich leicht durch eine Befestigung Mailands decken können, und dann mit Piacenza, Alessandria und Casale ihr eigenes „Viereck“ besitzen. Daß es Sardinien nicht an Wiegeleien und Reibungen fehlen lassen würde, daß der dritte „Frieden“ nur die Vorbereitung zum vierten Kriege seyn werde, daß Venedig gewonnen oder alles Gewonnene sammt dem Einsatz verspielt werden wird, daran zweifelt wohl niemand mehr. Dann hätte man aber mit allen Opfern doch keinen Frieden errungen, sondern nur einen Waffenstillstand wie nach der Schlacht bei Novara. Oesterreich wäre nach wie vor genöthigt seine Truppen auf halbem Kriegsfuß stehen zu lassen, diese Nothwendigkeit aber würde den Staat noch tiefer in den Bankrott hinein, und endlich zu einer Liquidation wie im Jahr elf führen.

Die einzige schwache Hoffnung das Schlimmste zu hintertreiben, beruht darauf daß die Italiener, der guten Aufführung überdrüssig, Anfälle demokratischen Schwindels bekommen; dieß wäre das Signal für eine allgemeine Reaction, und könnte sogar Piemont die Lombardei kosten. Bisher haben die Bewohner der monarchenlosen Gebiete eine schlaue Selbstbeherrschung gezeigt. Fahren sie fort, unterwerfen sie sich der piemontesischen Disciplin, setzen sie die Unabhängigkeit über die Freiheit, so gibt es ein einiges Italien, dem früher oder später Venedig, die westliche Hälfte des Kirchenstaates, ja selbst das indolente Neapel zufallen müssen. Je länger aber die Probe dauert, desto zweifelhafter wird der Ausgang seyn und insofern, kann man behaupten, gewinnt auch Oesterreich durch Zuwarten und Verzögerung eines Abschlusses. Allein mittlerweile behalten Piemont und Frankreich die Hände in den Herzogthümern und in Piemont frei, und die Mazzinisten, welche der Reaction bisher so unbezahlbare Dienste leisteten, würden es nicht wagen dürfen die Anarchie zu proclamiren, solange ein entschlossener Mann wie Garibaldi mit scharf disciplinirten Truppen der piemontesischen Partei zur Verfügung steht.

Muß man die Hoffnung auf anarchische Gräuel in Mittelitalien, welche eine Restauration der vertriebenen Fürsten rechtfertigen könnte, aufgeben, so wird Oesterreich bedenken müssen welche künftige Verfassung Italiens am besten seiner Stellung dienen wird, denn eine Erneuerung des Krieges von Seiten Oesterreichs gegen die Alliirten oder gegen Sardinien allein halten wir vorläufig für unmöglich. Vier Fälle künftiger Territorialeintheilungen sind denkbar, 1) die Wiedereinsetzung der vertriebenen Herzoge, 2) Gründung eines Königreichs Norditalien mit 10½ Mill. Einwohnern, 3) Abtretung der Herzogthümer an Piemont, des Großherzogthums Toscana an die Herzogin von Parma, Besetzung des päpstlichen „Vicekönigthums“ mit einem bonapartischen Prinzen, 4) Gründung einer Bonaparte'schen Secundogenitur mit oder ohne Wiedereinsetzung der Herzogin von Parma.

Der Zustand nach dem erhofften Frieden — mag er lauten wie er will, mag ganz Europa oder nur zwei Fünftel von Europa Ja sagen oder nicht — wird in den Augen aller Betheiligten nur einen provisorischen Werth haben. Der Friede wird nur die Basis zu den Rüstungen auf den nächsten Krieg bilden. Ruhe erhält Italien nicht eher als bis Venedig zu dem übrigen Italien verloren oder der alte legitime Zustand mit völliger Unschädlichmachung Piemonts wieder hergestellt worden ist. Oesterreich wird wahrscheinlich, wenn man es zwingt, zwischen den beiden Uebeln, eines norditalienischen Königreiches oder einer Bonaparte'schen Secundogenitur, zu wählen haben. Es kommt dabei wesentlich darauf an wie man sich die Zukunft Europa's und die Rolle denkt welche Oesterreich dabei übernehmen wird. Denkt Oesterreich daran die Lombardei jemals wieder zurück zu erobern, so wird es weit besser thun lieber ein großes Piemont als eine Bonaparte'sche Secundogenitur zu Nachbarn zu haben. Es wagt dann das Venetianische als Einsatz um alles wieder zu gewinnen. Napoleon III ist 53 Jahre alt, und wenn sich seine Augen schließen bevor das „Kind Frankreichs“ die Regentenreife erlangt hat, wird der Bonapartismus seine härteste Probe bestehen müssen. Bei den europäischen Verwicklungen die dann ausbrechen möchten, wird es Oesterreich möglich werden den letzten Waffengang mit Piemont zu wagen. Die Nachtheile dieses Ausweges liegen auf der Hand, denn in der Zwischenzeit wird Oesterreich immer den revolutionären Künsten sardinischer Minister preisgegeben bleiben, und da Frankreich beständig Oesterreich mit einer Diversion des norditalienischen Königreichs bedrohen und halblähmen kann, so wird diese Macht in europäischen Angelegenheiten nie völlige Freiheit gegenüber Frankreich erlangen können.

Das beste Mittel das Wachsthum Piemonts zu verhindern, wäre die Begründung einer Bonaparte'schen Secundogenitur. Die Einigung Italiens würde dann verschoben seyn, und es bliebe französisches Interesse die Einverleibung Venedigs in das sardisch-lombardische Reich zu verhindern. Oesterreich verzichtete aber dann auf eine Wiedereroberung der Lombardei und auf jeden Einfluß über den Kirchenstaat und Neapel. Der virtuelle Beherrscher der Halbinsel bliebe fortan das Pariser Cabinet welches zwischen den streitenden Kräften das entscheidende Wort sprechen würde. Beruhte der erste Ausweg auf dem Entschluß: Venedig einzusetzen um alles wieder zu gewinnen, so würde die Bewilligung einer Bonaparte'schen Secundogenitur so viel heißen als: auf alles Verlorne zu verzichten um Venedig zu retten. Eine französische Secundogenitur ist der einzige Ausweg welcher den künftigen Zuständen etliche Dauer verspricht. Wir sagen mit Nachdruck etliche Dauer, weil die Secundogenitur den Bonapartismus nicht überleben wird, und dieser vorläufig nur auf zwei Augen steht. Besteigt aber ein jüngerer Bonaparte den weiland mediceischen Thron, so ist ferner zu fürchten daß Oesterreich statt eines ungeduldigen und ehrgeizigen Nachbarn deren zwei erhält, und daß ein Bonaparte vielleicht der gefährlichere, und in Folge seines Rückhaltes an Frankreich der mächtigere von beiden wäre. Keines der Fürstengeschlechter auf den Thronen der Halbinsel ist italienischen Ursprungs, auch nicht, wie der Name schon zeigt, das Haus Savoyen. Beträte ein Bonaparte den Thron im Palast Pitti, dann würde wieder ein Italiener eine italienische Krone tragen. Toscana ist außerdem der Ort von wo aus man am besten die Hand ausstrecken kann nach dem Ding welches ein einheitliches Italien am

meisten brauchte, nämlich eine Hauptstadt. Es gibt eine einzige Stadt vor der sich die municipale Eitelkeit der Italiener beugen würde, die Stadt der Städte. In dem künftigen Großherzog von Toscana steckt ein kleiner König von Rom, und nur in Rom, wenn je, wird die Krone Italiens getragen werden. Man spottet vielleicht, weil solche Conjecturen sich doch nur auf den Prinzen Napoleon beziehen können, den Lord Normanby vor dem lauschenden Oberhaus trocken der Feigheit beschuldigt hat. Wir möchten uns nun nicht für die Beherztheit des toscanischen Prätendenten verbürgen, allein um eine politische Rolle zu spielen, bedarf es nicht nothwendig einer völligen Befreiung vom Kanonenfieber. Bisher hat der Prinz in öffentlichen Dingen den Eindruck einer sehr untergeordneten Persönlichkeit hervorgebracht, aber die Bonaparte sind sämmtlich stille Wasser, und wer hätte je hinter dem Louis Bonaparte den einstigen dritten Napoleon vermuthet?

So schwebt denn alles noch im unklaren. Die Präliminarien werden täglich werthloser, und wir müssen uns eingestehen daß wir uns nur in der Zeit eines Waffenstillstandes befinden. Den Frieden den Oesterreich will, hintertreibt Frankreich und Piemont; den Frieden den Piemont will, kann Oesterreich nicht zugestehen, kann im Grund auch Frankreich nicht befriedigen, und das was Frankreich erreichen möchte, wäre für Piemont so nachtheilig wie für Oesterreich. Wie vortheilhafter stünde aber jetzt diese letztere Macht, wenn, statt einer Hetzerei gegen Preußen, das Gute welches die Präliminarien von Villafranca enthielten dem Druck des Bundesbeschlusses vom 4 Juli zugeschrieben worden wäre — selbst wenn man nicht daran geglaubt hätte! Wenn man sich nicht vertragen kann, warum gibt man sich nicht wenigstens, ohne daß es die Gäste merken, die Fußtritte unter dem Tischtuch?

Miscellen.

Der atlantische Telegraph. Nach englischen Blättern ist die Angelegenheit des atlantischen Telegraphen wieder geordnet worden. Die britische transatlantische Telegraphencompagnie proponirt, möglichst noch innerhalb dieses Jahres ihr Kabel von Landsend in Cornwall nach Blanc Sablon zu legen, einer Insel in der Straße von Belle-Isle an einer Einfahrt des Golfs von St. Lawrence, ein wenig nördlich von Neufundland. Ein kurzer Drath, welcher von einer besonderen Gesellschaft gelegt werden wird, geht von Blanc Sablon nach der Insel Anticosti, wo sich die bereits eröffnete Linie befindet, welche mit Quebec, Montreal und ganz Canada in Verbindung steht. Eine andere kurze Linie von Anticosti wird nach Cap Breton eingesenkt, wo sie in Verbindung mit dem Netz der Linien von Halifax, Nova Scotia, Boston, New-York ꝛc. tritt. Die Vortheile einer solchen Route gegen eine von der Westküste Irlands ausgehende sind erheblich, sowohl im Punkt der Billigkeit als auch der Sicherheit gegen unterseeische Gefahren, welche die Linie von Valentia nach Neufundland bedrohen. Die größere Entfernung beträgt wenig über 150 Meilen, aber eine Depesche welche in Landsend ankommt, erreicht ihren Bestimmungsort direct zu niedrigern Kosten, während sich die Unkosten von Valentia viel höher stellen und die Depesche jedesmal öfter umtelegraphirt werden muß. Die britische transatlantische Telegraphencompagnie beabsichtigt ein sehr leichtes Kabel zu gebrauchen. Von dem Ueberzug mit Eisendrath soll ganz abgestanden werden. Der Leiter besteht aus sieben Kupferdräthen, welche die doppelte Dicke der bei dem atlantischen Kabel gebrauchten haben werden. Er wird überzogen mit einer Mischung von Gutta-Percha, mit mannichfachen Isolatoren, und von außen in besonderer Weise mit einem Gewebe von Hanf umgeben. Das Gewicht ist weniger als acht Centner für die engl. Meile, an der Küste etwa zwei Tonnen die Meile. Die Kosten werden bald so groß seyn wie die bei dem alten Tau. Die Contrahenten verpflichten sich das Ganze bis zur vollständigen Betriebsbereitschaft für eine Summe unter 3,800,000 Pfd. St. fertig zu liefern. Für den Tarif sollen die Depeschen aus drei Classen bestehen: 1) gewöhnliche Depeschen, 2) Expreßdepeschen, 3) Specialdepeschen. Die letzteren werden zuerst, dann die der zweiten Classe, zuletzt die der ersten Classe befördert. Die Preise sollen für die erste Classe 1 Pfd. St., für die zweite 5 Pfd. St., für die dritte 10 Pfd. St. betragen. Auf den Stationen wird beständig eine Liste über die Zahl der zur Beförderung vorhandenen Depeschen aufliegen. In Bezug auf das alte Kabel macht der Secretär der Gesellschaft folgende Notizen bekannt, um die verschiedenen Gerüchte zu widerlegen die von dem im August vorigen Jahres glücklich gelegten Kabel nach Amerika behaupten es sey nie fähig gewesen Depeschen zu befördern. Das Kabel hat befördert vom 10 August bis 1 September incl.: von Valentia nach Neufundland 97 Depeschen, enthaltend 1102 Worte oder 6476 Buchstaben. Von Neufundland nach Valentia 269 Depeschen mit 2840 Worten oder 13,743 Buchstaben. Zusammen 366 Depeschen, 3942 Worte, 20,219 Buchstaben. In diesen Zahlen sind die Besprechungen zwischen den Beamten beider Enden nicht inbegriffen. (Eisenbahnzeitung 1859, Nr. 29.)

*

Handel mit Kröten. Die Kröten sind seit einigen Jahren die fast unumgänglichen Gehülfen unserer Gemüsegärtner geworden. Viele dieser Thiere bevölkern ihre Gärten, um die Gemüse, welche sie mittelst einer ganz künstlichen Cultur so mühsam bauen, von einer Menge schädlicher Insecten zu befreien. Die Kröten führen einen erbitterten Krieg gegen die verschiedenen Schneckenarten, welche den Lattichen, den Möhren, den Spargeln und selbst den Erstlingsfrüchten in einer einzigen Nacht den ganzen Handelswerth nehmen können. Der Curs der Kröten hält sich in Paris weit weniger hoch als in London; sie kosten in London 6 Shilling (9 Fr. 50 Cent.) das Duzend; in Paris kauft man sie nur zu 2 Fr. 50 Cent. Die Handelsleute des Jardin-des-Plantes-Viertels, welche in dieser sonderbaren Waare verkehren, schließen sie in große Tonnen ein, aus welchen sie in jedem Augenblick, ohne im mindesten für ihre nackten Hände und Arme zu fürchten, das Gift abschöpfen das man zum Gegenstand so großen Schreckens gemacht hat. Sollte man es glauben? viele französische Kröten werden sogar nach England versendet. (Patrie.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 38. Augsburg, 17 September 1859.

Die Westküste von Afrika.

(Von A. B.)

Die afrikanische Westküste ist, ihre Nähe zu Europa in Betracht gezogen, von allen zu Wasser erreichbaren Ländergebieten das verhältnißmäßig von Reisenden am wenigsten besuchte, und obwohl die englischen Postboote jetzt allmonatlich eine regelmäßige Verbindung zwischen ihren wichtigsten Punkten unterhalten, werden die gefürchteten Klimafieber für immer jeden abschrecken den nicht sein Geschäft, Beruf oder die Wissenschaft dahinführen. Die Dampfschiffe die auf den canarischen Inseln anlaufen, berühren die afrikanische Küste zuerst in der französischen Niederlassung Goree, südlich am Senegal, in einer Bucht des dort nur mit spärlicher Vegetation bedeckten Festlandes. Die nächste Station bildet das englische Bathurst, an der Mündung des Gambia gelegen, und der Sitz des dortigen Gouverneurs. Der Pflanzenwuchs wird reicher und üppiger, besonders wenn man die Region der Mangrovebüsche passirt hat, doch bleibt die Küste ein einförmig flacher Streif, bis sie sich in den malerischen Kuppen der Bucht von Sierra-Leone zu heben beginnt. Liberia liegt am Fuß des dicht belaubten Cap-Mount, und dann nimmt die sorgfältig angebaute Kornküste ihren Anfang, wo überall Dörfer und weiße Thürme aus den dunkeln Büschen hervorschauen, und Hunderte von Booten, geschäftig vom Land stoßend, das Meer bedecken, sobald das Dampfschiff in Sicht ist. Kühn springt im Süden das Cap der Palmen vor, welches das Gebiet der Manou- oder Krufamilie durchschneidet, und dann tritt die Küste in die weite Bucht von Guinea zurück; der Name Guinea hat sich aus dem Mittelalter, von dem goldreichen Guinauba her vererbt, und scheidet sich in Nord- und Südguinea, als deren Gränze das Cameroon-Gebirge, Fernando-Po gegenüber, angenommen wird. Oestlich vom Cap-Palmas beginnt das wellenförmige Hügelland der Goldküste, vielfach auf den Höhen noch mit den Castellen jener Zeit des Faustrechts gekrönt, wo dort die seefahrenden Nationen Europa's, Niederländer, Engländer, Franzosen, Dänen, mit Blut und Leben um Gold und Sklaven feilschten. Einige derselben dienen noch jetzt zu Handelscomptoiren und Garnisonen, haben aber vielfach ihre Herren gewechselt, und das alte El-Mina, die erste portugiesische Niederlassung in Guinea, ist jetzt in den Händen der Holländer. Das sogenannte Cap-Coast-Castle, wenige Stunden von El-Mina gelegen, bildet einen Anlegeplatz der Dampfschiffe, und über die Berge sieht man sich die Heerstraße hinziehen nach Coomassie, der Hauptstadt des mächtigen und schrecklichen Aschantireichs. Auf ihr stiegen verschiedenemal die Legionen seiner gefürchteten Kriegsschaaren nach dem Meer hinab, und mehr als einmal hieng der Bestand der englischen Niederlassung an einem schwachen Faden. Doch gelang es sie zu behaupten, und dadurch bleibt der König von Aschanti vom Meer abgeschnitten, wogegen sein nebenbuhlerischer Nachbar, der König von Dahomey, gleich im ersten Anlauf der Eroberung die europäischen Forts von Whydah zerstörte, und so sich einen offenen Exportationsmarkt für seine Sklaven schuf. Weiter südlich beginnen die Flüsse auf denen der jedes Jahr an Bedeutung zunehmende Palmölhandel getrieben wird, die lange bekannt, aber kaum beachtet waren, deren Mündungen aber jetzt der Reisende in andächtiger Beschauung hinaufsegelt, denn er weiß daß in ihnen die Wellen des viel gesuchten Niger rollen. Das Dampfboot läuft gewöhnlich in Bonny an, besucht dann später noch den Alt-Kalabar und Cameroon, und schließt seine Fahrt in Fernando-Po, von wo es nach Einnahme der Post und etwaiger Cargos wenige Tage später nach England zurückkehrt, dieselbe Stationsroute in umgekehrter Richtung durchlaufend.

Wir befinden uns vor der Mündung des Alt-Kalabar, eines in einer imposanten Wassermasse, deren Breite auf 12—15 (engl.) Meilen geschätzt werden mag, ausströmenden Flusses. Bis zur Papagaien-Insel (Parrot-Island auf den Karten), wo ein dichter Wald von Rhizophoren täglich neues Land bildet, kann die Einfahrt als ein Arm der See oder ein Aestuarium betrachtet werden, der noch verschiedene andere Zuflüsse aufnimmt. Die Küste Afrika's blickt niedrig und trüb aus dem trüben Wasser in einen grauen Nebel hinein, der dem spähenden Auge jeden Anblick des mächtigen Cameroongebirges, das seitlich aufsteigen muß, entzieht. Etwa 50 Meilen aufwärts erreicht man Duke-Town (4° 57′ 65″ nördl. Br.), den Hauptstapelort dieses Flusses, auf einem freien ansteigenden Terrain, dessen frischere Vegetation angenehm gegen die dunkeln Mangrovebüsche absticht die vorher die Ufer bedeckten. Die Lehmhäuser der Neger stehen unter und an dem Hügel, von dem die freundlichen Wohnungen einer englischen Missionsstation, im europäischen Style gebaut, herabschauen. Der Kalabar war lange Zeit ein bedeutender Ausfuhrhafen für Sklaven, aber in einem 1842 auf Verlangen der englischen Kreuzer unterzeichneten Vertrag machten sich die damaligen Häuptlinge Eyo und Eyamba verbindlich dem Menschenhandel zu entsagen, und seitdem hat die Cultur des Palmöls und seine Ausfuhr bedeutend zugenommen. Sie ist fast ganz in den Händen der Eng-

länder, und mehrere Oelschiffe die in ihrem abgetakelten Zustande, mit Strohdächern überbaut, schwimmenden Häusermassen glichen, lagen auf dem Fluß vor Anker.

Die Hütten des von den Engländern Duke-town genannten Fleckens, der bei den Eingeborenen Atarpah heißt und gegen 1000 Familien enthalten mag, stehen ordnungslos auf dem unebenen Terrain umher, so daß von Straßen, deren Reihen zwar angedeutet, aber nicht eingehalten sind, kaum eine Rede seyn kann, zumal jeder die Straße zugleich als Hof benutzt, um allen Unrath dorthin zu werfen. Der Boden ist ein rother Lehm, der bei Regenwetter sich in einen schlüpferigen Morast verwandelt, und macht es oft bedenklich die Abhänge hinabzuspringen, die meistens ein Haus von dem andern trennen. Die Häuser selbst sind aus leichtem Fachwerk aufgeführt, das von außen mit Thon beschmiert und von innen durch Matten und Abtheilungen getrennt ist. Viele derselben standen zerfallen oder wenigstens unbenutzt, da der Sohn beim Tode seines Vaters die Wohnung für ein ganzes Jahr leer stehen läßt, um die Ruhe der Seele, die so lange darin fortlebt, nicht zu stören. Ehe er aufs neue einzuziehen wagt, errichtet er ein sogenanntes Teufelshaus für die jetzt heimathlose Seele, wo sie von den der nekromantischen Ceremonien Kundigen beschworen und zu den gewünschten Aussprüchen gezwungen werden kann. Die Häuser der Reichen schließen freie Plätze ein, um welche Verandahs laufen, und tragen mitunter einen balconartigen Aufsatz als zweiten Stock, zu welchem Treppen hinaufführen. Man könnte leicht versucht seyn viele derselben für Möbelmagazine oder die Bude eines antiquarischen Trödlers zu nehmen, da der gute Ton unter der Negeraristokratie verlangt ihre Wohnungen möglichst mit allen Arten europäischer Luxusartikel vollzupropfen, obwohl niemand an ihre Benutzung denkt, oder sie auch nur verstünde. Einen der Matadore des Kaufmannsstandes, der uns zu sich einlud, fanden wir in seinem Prunkgemach so eingepfercht zwischen zerbrechlichen Porzellan-, Glas- und Spielsachen die auf dem Boden umherstanden, daß er weder Hand noch Fuß wagen durfte — eine Verurtheilung zum Stillsitzen die ihm anscheinend sehr behagte. Noch überfüllter war ein Saal in der oberen Gallerie, der die sonderbarste Rumpelkammer der ihm von den Capitänen gemachten Geschenke bildete, und wo es der Mühe werth gewesen wäre die Veränderungen der Mode in den letzten fünfzig Jahren zu studieren, von dem Roccoco-Armsessel an bis zum amerikanischen Schaukelstuhl. Da waren Fortepianos, Tische, Stühle, verschiedene Tafeluhren mit und ohne Getriebe, Alabastervasen, Trinkbecher, Seidel und Schoppen, Kronleuchter und Lampenglocken, Teller, Suppenterrinen und Bratschüsseln, alles in der barocksten Manier aufeinander gestapelt. Die Wände waren bedeckt mit Zinntöpfen, Spiegeln und Bildern in solchem Ueberfluß, daß es oft nöthig war zwei oder drei übereinander zu hängen um Platz zu finden. In einem Nebenhof standen die Häuser für die Frauen des Harems, die am Kalabar schwere messingene Trichter an den Beinen tragen, so daß sie sich nur mit einem langsamen, schleppenden Gang bewegen können. Die Reicheren besitzen eine große Zahl derselben, besonders der König, mit dessen Frauen nur zu reden schon als ein Capitalverbrechen betrachtet wird. Der mittlere Hof enthielt einen Holzpfeiler, um dessen Mitte ein eiserner Ring genagelt war, als schützender Fetisch, und zu gleichem Zweck hiengen oberhalb jeder Thür Fischknochen herab. In dem benachbarten Cameroon legt man auf einen solchen Fetischstock die Knochen eines Vogels, der innerhalb des Hauses gestorben seyn muß. Eine andere Form dieses Fetisches (Ekponyong genannt) ist ein mit Zeug umwundener Pfeiler, auf den ein Schädel gestellt wird. Daneben findet sich häufig ein Jujubaum gepflanzt, an dem eine parasitische Pflanze wächst, und dessen Wurzeln mit Blut begossen werden. Vor der Schwelle wird ein menschlicher Schädel eingegraben, so daß jeder Eintretende ihn mit seinem Fuß berühren muß.

Das Haus des Königs zeichnete sich vor den übrigen nur durch seine Größe aus, und war in ähnlicher Weise eingerichtet; doch zeigten die mit gelben und schwarzen Streifen bemalten Wände eine pyramidale Neigung, die ich bei den übrigen Häusern nicht bemerkt habe. Die Decke des Zimmers war vollgesteckt mit Fetischen von Knochen, Federn, Zeuglappen, Eierschalen und dgl. m. Der Hof, in dem verschiedene aus Palmfasern gefertigte Schirme standen, enthielt ein niedriges Fetischhaus, um welches halb mit Wasser gefüllte Blumentöpfe gesetzt waren, und vor der Thür lagen verschiedene Schädel von Menschen und Thieren neben dem eisernen Lauf einer Kanone, die größtentheils in den weichen Boden eingesunken war. Der Regulus, eine schwerfällige, ungelenke Gestalt, der, wie sein Hofstaat, nur mit einem Lendentuche bekleidet war, empfieng uns, indem er mit dem Daumen und Mittelfinger ein Schnippchen schlug, die gewöhnliche Weise der dortigen Landesbegrüßung. Er saß, trotz aller Thronsessel und Divane die seine Schatzkammer einschloß, auf einer niedrigen Lehmbank, und war entweder so eben erst aus dem Schlaf erwacht, oder gerade im Begriff sich dazu niederzulegen, obwohl dieser glückliche Uebergangszustand bei ihm, wie bei allen afrikanischen Potentaten, seit der Bekanntschaft mit dem Rum der Sklavenhändler, als der normale angesehen werden darf. Der verstorbene König Eyamba soll ein eisernes Haus bewohnt haben, das fertig von England verschrieben war, aber nach seinem Tod unter feierlichen Ceremonien zerstört wurde, damit er sich desselben im Jenseits bedienen könne. Alle zum Lebensunterhalte nöthigen Geräthschaften werden aus demselben Grunde, in absichtlich beschädigtem Zustande, mit ins Grab gegeben, auf dem früher auch Sklaven und Weiber geschlachtet wurden. Jetzt wird meistens nur ein Hahn geopfert, der in dem Grabe aufgehängt wird um darin abzusterben. Außer dem erwähnten Hause ließ sich dieser durch europäische Civilisationsideen angesteckte Monarch auch ein paar Pferde und eine Kutsche herauskommen, obwohl ein Weg auf dem dieselben gehen konnten erst gemacht werden mußte. Bei dem Mangel eines Ausdruckes für Pferd in der Efik-Sprache nannten es die Eingebornen Euang makara (des großen Mannes Kuh), und die Kutsche Ufok unang makara (des weißen Mannes Kuhhaus). So bezeichneten die Tahitier das erste Pferd das sie sahen, als „des weißen Mannes Schwein," und die Odjibbeways als „das Thier mit ungespaltenem Huf." Da die importirten Pferde bald am Klimafieber litten, so pflegte Eyamba in vollem Ornat und unter ein paar mächtigen Sonnenschirmen gravitätisch hinter seiner Kutsche herzuspazieren, die von einem Haufen Sklaven auf der mit vieler Mühe angelegten Fahrstraße hin- und hergezogen wurde. Gegenwärtig ist von dieser nichts mehr zu sehen, doch lagen auf den am Flusse hinlaufenden Gassen, die durch Faschinen gegen die Ueberschwemmungen desselben geschützt waren, Sandhaufen aufgeschüttet, mit denen eine Nivellirung des Terrains versucht zu seyn schien. Die Außenwände der besser erhaltenen Häuser zeigten bunte Malereien, deren genaue Regelmäßigkeit anzuerkennen war, da sie mit freier Hand ausgeführt seyn sollen. Diese Kunst wird nur von Frauen geübt, die auch Figuren in Calabassen schneiden und chirurgische Operationen ausführen. Die freien Bürger, die nie eine Handwerksarbeit unternehmen

würden, tragen gewöhnlich ihr Haar in ein steifes Horn aufgedreht, das über der Stirne hervorsteht. Viele hatten runde Brandnarben auf Arm und Stirne gedrückt, und wie der Dollmetscher erklärte, bedeutete jede derselben den Werth eines Thalers, der auf Erden in dieser Weise durch Ertragung des Schmerzgefühls angelegt und später im Himmel mit Zinsen zurückerstattet werden würde. Sie werden, nach Art der Moxas, durch Baumwolle die in Spiritus getränkt ist, eingebrannt.

In der Nähe des königlichen Palastes stand auf einer niedrigen Erhöhung das große Palaverhaus der Egboes, eine von Säulengängen umzogene Halle, die im Innern von zwei Metallpfeilern getragen wurde. Vor der Thür stand die heilige Egboetrommel, aus einem hohlen Baumstamm gefertigt, und daneben lag ein mächtiger Basaltblock, der von Fernando Po, oder, wie andere behaupteten, von der Prinzen-Insel gebracht seyn soll. Alte Bäume im Umkreis, mit aufrechten Eisenstangen abwechselnd, waren mit Zeugfetzen behängt, und an dem Stamm des dicksten derselben lehnten Elephanten- und Manatiknochen, zum Theil in Zeug gewickelt. Der Eintritt in die innern Gemächer des Egbohauses ist niemanden außer den in die höheren Grade des Ordens Eingeweihten gestattet. Weiterhin kommt man zum Marktplatz, wo jeden andern Tag Frauen ihre Producte zum Verkauf bringen. Am besuchtesten ist er an dem ersten Tage der Woche, die hier aus acht Tagen besteht, dem Chop-Day oder Aqua-e-dere, an dem jeder sein Haus mit Kuhmistwasser reinigt, und der König gewöhnlich den Capitänen und Supercargos der im Hafen liegenden Schiffe ein festliches Mahl gibt.

Der Kalabar oder Bongo heißt in der Sprache der Neger Akpa-Efik oder Wasser von Efik. Der Ursprung ist noch nicht mit Bestimmtheit ermittelt, doch scheint die früher vermuthete Verbindung mit dem Niger mittelst des sogenannten Croß-River jetzt widerlegt. Der Reisende Colthurst, der im Jahr 1832 von hier in das Innere vordringen wollte, behauptete von der Existenz derselben gehört zu haben, starb aber ehe er die beabsichtigte Beschiffung hatte ins Werk setzen können. Schätzbare Beiträge zur Kenntniß dieses Flusses haben Oldfield, Cummins und zuletzt Beecroft, der frühere Gouverneur von Fernando-Po, geliefert.

Die jetzigen Bewohner von Duke-Town, Old-Town und Ekuritunko oder Creek-Town kommen aus dem Eybo-Sharygebiet an dem Croßflusse. Sie ließen sich unter den Aboriginern, den Kwa, nieder und traten nominell zu ihnen in eine Art Tributpflichtigkeit, wie auch jetzt noch die Oberherrlichkeit von dem König von Kwa-Town oder Abakpa, einige Stunden oberhalb Duke-Town, in Anspruch genommen wird. Früher wurde die Abgabe der europäischen Schiffe an den Kwakönig bezahlt, aber vor einigen 30 Jahren machte sich Duke Ephraim, der in der nach ihm benannten Duke-Town wohnte, von ihm unabhängig, indem er die Ablieferung unterließ und die Gebühr für sich selbst erhob. Viele Ländereien an beiden Ufern des Flusses gehören noch dem Kwavolke, aber eine nach der andern werden dieselben von den Kalabaresen erworben, und die Kwa verschwinden mehr und mehr, so daß ihre Nationalität zum Theil schon in die unbestimmte Bezeichnung von Buschmännern aufgegangen ist. Fast alle handeltreibenden Stämme längs der Westküste sind aus dem Innern dahin gewandert, indem die ursprünglichen Besitzer des Bodens entweder unterjocht, verdrängt oder ausgerottet wurden. Der Handel ist das absorbirende Interesse von Kalabar, und jeder ist Kaufmann, groß oder klein, je nach seinen Mitteln, der König selbst an der Spitze. Manche der dortigen Kaufleute können über bedeutende Hülfsquellen verfügen, und alle haben dadurch gewonnen daß der Palmölhandel an die Stelle der Sklavenausfuhr trat, während die letztere von den kriegführenden Staaten aufrecht zu halten gesucht wird, bei denen das Umhauen der Fruchtbäume oft gesetzlich geboten ist. Der an der Küste übliche Vertrag mit England über die Abschaffung des Menschenhandels wurde, wie oben erwähnt, erst im Jahr 1842 abgeschlossen, doch hatte schon früher die einst enorme Ausfuhr in diesem Fluß sehr abgenommen. Raynal rechnet im vorigen Jahrhundert 7000—8000 Neger, die von den Engländern allein dort jährlich gekauft wurden, und in den Jahren 1820 und 1821 stieg die Ausfuhr innerhalb 15 Monate auf 162 Schiffsladungen dieser lebendigen Fracht, fieng aber dann an sich zu vermindern, da der Handel bald darauf durch den Bonny monopolisirt wurde; die europäischen Capitäne zogen sich dorthin, und erklärten den Kalabar in die Acht, wegen der beständigen Erhöhung im Kaufpreis und der gebräuchlichen Abgaben, welche die durch ihren Gewinn übermüthig gemachte Kalabaresen forderten. Aus Noth wurden diese dadurch auf die Production des Palmöls geführt, haben aber diese Veränderung nicht zu bereuen gehabt. Capitäne die länger an der Küste gefahren, behalten ihre bestimmten Connexionen in Duke-Town, mit denen sie über die Quantität des nöthigen Oels und die Zeit seiner Ablieferung unterhandeln, wobei von beiden Seiten viel auf guten Credit gegeben wird. In der letzten Zeit hat man angefangen den Palmölhandel meistens mit großen Schiffen von 1000 Tonnen und darüber zu betreiben, und wegen der Gefährlichkeit des Klima's für den europäischen Arbeiter pflegt das neu ankommende Schiff seine Mannschaft mit der ersten Gelegenheit nach England zurückzuschicken, und nur die Negerarbeiter zu behalten, mit denen es sich unterwegs an der Krooküste versehen hatte; die Raaen werden dann herabgenommen, das Schiff abgetakelt und vom Steuer zum Bugspriet mit einem Dach überbaut, während der Capitän seine Cajüte zu einem Laden einrichtet, wo die schwarzen Kaufleute die mitgebrachten Waaren ausgestellt sehen und darnach ihre Wahl treffen können. Ist die Ladung eingenommen, worüber oft ein Jahr und mehr hingeht, so nimmt der Capitän seinerseits die Mannschaft des zuerst ankommenden Schiffes an Bord des seinigen, um damit zurückzusegeln. Der Capitän, der Supercargo, ein oder zwei Böttcher, um die Fässer herzustellen, und vielleicht ein Schiffschirurg sind die einzigen Europäer welche die ganze Zeit bei dem Schiff bleiben, und da es nur zu häufig vorkommt daß das Fieber auch von diesen seine Opfer fordert, so sind sie gewöhnlich dahin instruirt jeder die Stelle des andern mitversehen zu können. Capitäne die ursprünglich als Aerzte herauskamen, durch den Tod des Capitäns zur Leitung des Schiffes genöthigt wurden, und sich später durch Studium eine Kenntniß der Navigation aneigneten, sind nichts seltenes, und ich habe an der Küste manchen eifrigen Disputationen beigewohnt, in denen über die Vorzüge eines praktisch gebildeten oder theoretisch angelernten Capitäns gestritten wurde.

Der lange Aufenthalt auf diesen Flüssen und die einförmige Beschäftigung verführen die Capitäne leicht nach materiellen Vergnügungen zu suchen, welche die Gefährlichkeit des Klima's noch bedeutend steigern müssen. Die Ladung wird nur in kleinen Parcellen an Bord gebracht, und die geringeren Quantitäten des vielfach verfälschten Oels sind auf dem Schiffe umzukochen, wofür sich an dem großen Mast ein Kessel aufgesetzt findet. Die gangbarsten Artikel sind auch hier Baumwollenzeuge, Pulver, Gewehre, Eisenstangen, Messingdräthe, Branntwein, Salz u. s. w.; doch ist die Nachfrage sehr der Mode unterworfen, und

dem Europäer unerklärbare Gründe können vielfach den Neger veranlassen die eine Waare ganz und gar zu verwerfen, oder für die andere jeden geforderten Preis zu bezahlen. Die Kalabaresen verführen die von den Capitänen erhaltenen Güter selbst nach dem Oelmarkt, um dort ihre Einkäufe zu machen; doch ist ihre Communication mit den Ländern des Binnenlandes jetzt beschränkter als früher, da nach der Küste vordringende Stämme sie von verschiedenen Plätzen abgeschlossen haben. Auch die Bewegungen der Foulahs, um Kalabar Tibares genannt, mögen nicht ohne Einfluß darauf seyn. Die Boote mit denen die Händler von Duke-Town den Fluß oder vielmehr die Canäle befahren (da der Hauptarm bald durch Wasserschnellen und Fälle unterbrochen wird), sind lang und schmal, so daß sie leicht zu bewegen sind, und bieten einen weit eleganteren Anblick als man in den südlicheren Flüssen gewohnt ist. Die größeren werden durch ein oder zwei Dutzend Sklaven, in Reihen längs der beiden Seiten sitzend, mit runden Paddeln, die zierlich bemalt und geschnitzt sind, fortgestoßen. Das Staatsboot eines Kaufmannes, der am Morgen unserer Ankunft von einer Expedition ins Innere zurückkehrte, trug auf dem Steuertheil ein in Cabinette abgetheiltes Haus, das ganz mit rothem Scharlachtuch beschlagen war, während breite rothe Sonnenschirme den übrigen offenen Raum des Bootes überdachten. Um seine glückliche Ankunft zu feiern war dasselbe, sowie die übrigen seiner aus fünf Booten bestehenden Flottille, mit bunten Fahnen behängt, und zwischen unablässigen Böller- und Flintenschüssen lärmten drei verschiedene Musikbanden durch einander, bei denen es an Trommeln und Pauken nicht fehlte. Ist der Handel flau und kommt nicht die gewünschte Zahl der Palmölschiffe, so ziehen die Priester in Procession nach der Papagaien-Insel (Parrot-Island), die an der Mündung des Kalabar liegt und schon vom Meer bespült wird. Dort beschwören sie durch ihre Zauberformeln den Geist des „großen Wassers,“ dessen dunkles Gesicht zu ihnen aus dem Grund emportaucht, und wenn sie seine Erscheinung günstig deuten zu dürfen glauben, so opfern sie ihm ein Albinokind, das weiß ist wie die Europäer die ihn als Gott verehren. Noch vor zwei Jahren wurde ein solches Menschenopfer dargebracht. In Bimbiah werden Thiere geopfert, wenn Mudiah, der große Geist des Wassers, in seinem Zorn verhindert daß Fische ins Netz gehen. Am Neukalabar wurde häufig ein im Jujuhaus geweihtes Kind ins Meer versenkt, nachdem man es mit Exemplaren aller der im europäischen Handel gebräuchlichen und besonders gewünschten Artikel behängt hatte. Die Menschenopfer, die früher bei den jährlichen Erntefesten dargebracht wurden, sind abgeschafft, und solche überhaupt im Vergleich zu früher jetzt sehr selten geworden. Den ersten Anstoß dazu soll Duke Ephraim, ein wegen seiner Humanität und Bildung vielfach von den Capitänen gerühmter Häuptling, gegeben haben, vor dessen Haus einst der kopflose Rumpf eines dieser Unglücklichen trieb und durch die Ebbe zurückgelassen wurde, in einer Stellung als ob er die Treppe hinauf in die Thüre kriechen wollte. Der Duke wurde dadurch so erschreckt, daß er sich für drei Tage ohne Speise und Trank abschloß und keine weiteren Hinrichtungen während seiner Lebzeit erlaubte. In Obulong ist ein heiliger Hain, dem Schutzgott der Stadt (Anansa) geweiht, dessen Bäume nicht beschädigt werden dürfen. Besonders verehrt ist der Ibem Nyanga genannte Baum, sowie der selbstverbrennende Busch. Die Anwohner des Cameroon halten ihren Fluß heilig, der ihnen alles Gewünschte zu geben vermöchte, sowie den Gipfel des Cameroongebirges (das Hochland von Amboze), den man in den Morgenstunden häufig mit einer glänzenden Schneekappe bedeckt sehen soll. Robertson berichtet als eine unter ihnen erhaltene Tradition daß ihre Vorfahren einst seine Ersteigung versuchten um das weiße Salz zu sammeln, aber größtentheils vor Kälte umkamen, oder durch Schlangen und wilde Thiere getödtet wurden. Ein jeder Privatmann hat seinen häuslichen Fetisch, der bald aus Knochen verschiedener Thiere, bald aus menschlichen Gebeinen, bald aus Pflanzenerzeugnissen besteht. Kinder beten jeden Morgen zu einer durch eine Kalabasse repräsentirten Gottheit (Obu genannt), welche die Macht hat sie vor dem bösen Auge zu schützen.

Religiöse Gelübde, ähnlich den Mokissos in Loango, werden auch hier vielfach übernommen, und bestehen meistens in der Enthaltung von bestimmten Speisesorten. Wer das seiner Familie heilige Thier tödten sollte, hat sichere Strafe zu erwarten, und im Fall es ein Krokodil oder Affe gewesen, glaubt man daß seine Seele in den Körper eines solchen Thieres fahren werde. Manchmal werden derartige Speisegesetze von der Regierung zur allgemeinen Pflicht gemacht. Dem früheren König wurde stets ein hölzernes Bild nachgetragen, welches das Volk in seinem Englisch den Doctor nannte, und dessen Wille von den Feiticeros erklärt wurde. Die Beschränkungen die er dem König selbst auferlegte, waren oft sehr lästiger Natur. Ochsen- und Hühnerfleisch wurden vielfach verboten und mitunter selbst Fische, doch da der König ein großer Freund dieser letzteren war, wußte er in einem solchen Fall das Abkunftsmittel zu treffen daß die Hofbedienten statt seiner die Enthaltung an seiner Lieblingsspeise übernahmen. Es erinnert an die angelsächsischen Thane, die zur Büßung schwerer Sünden ihr Gefolge zu versammeln pflegten, das sich dann gegen eine gute Bewirthung auf dem Schlosse die vorgeschriebenen Geißelungen aufzählte.

In Krankheitsfällen pflegt man einen Zauberer Abiadiong zu Rath zu ziehen, der sich mit dem Kranken in einen magischen Rapport zu setzen sucht, indem er seine Zauberperlen bald an dessen, bald an dem eigenen Körper reibt, und den Dämon anruft ihm die wirksamen Heilmittel zu enthüllen. Früher pflegten, wenn das Leben von Vornehmen auf dem Spiel stand, zahlreiche Niedermetzelungen von Sklaven stattzufinden, jetzt dient höchstens als vicarirendes Opfer ein Hund, den man vor der Hütte des Patienten in die Erde eingräbt, und dort ohne weitere Ernährung zu Grunde gehen läßt. Am Cameroon gibt man Kranken die Halsdrüsen einer geopferten Ziege zu essen, und besprengt die von ihm getragenen Greegrees,[1] besonders die der Halskette, sowie die ganze Hütte mit dem Blut. Es herrscht dort vielfach der Brauch daß Vornehme, um ihr Leben gegen den Nachstellungen der Zauberer sicher zu stellen, heimlich ins Innere reisen und von den Kwa oder andern Buschmännern den jungen Sprößling eines heiligen Baumes kaufen, den sie selbst pflanzen, dann aber der Sorge ihres Gastfreundes überlassen, der gut dafür bezahlt wird die aufwachsende Pflanze vor jeder Verletzung zu sichern. Wie überall in Afrika, ist auch am Kalabar jeder Todesfall in den Augen des Volkes durch Hexerei (ifod) verursacht, und sämmtliche Freunde und Verwandte eines Verstorbenen müssen die Probe der Ordealnuß untergehen. Professor Christison hat kürzlich verschiedene Experimente mit dieser von den Eingeborenen Esere genannten Nuß (deren Pflanze zu den Leguminosen gehört) angestellt, und gefunden daß sie allein von allen giftigen Leguminosensamen einen süßen Geschmack statt eines bittern hat. Gerade das macht sie geeignet den Feiticeros bei ihren geheimen Ceremonien zu dienen, und da das Kochen

[1] Talismane.

des Extracts die giftigen Eigenschaften zerstört, so liegt es ganz in der Hand des Priesters ob er dem Gottesgericht einen günstigen oder tödtlichen Ausgang geben will. Selbst die Cassava, die den Hauptartikel der Nahrung bildet, erleichtert solche gefährliche Kunststücke, da die in Süd-Guinea wachsende Art eine giftige ist, und erst 8—10 Tage in frischem Wasser eingeweicht werden muß um ohne Schaden gekocht werden zu können. Um einen Dieb ausfindig zu machen, dienen die Afia genannten Ordeale, von denen Hutchinson acht verschiedene Arten anführt: 1) Afia aran oder Palmöl-Probe, wobei die Hand in siedendes Oel gesteckt und ihre Verbrennung als Zeichen der Schuld genommen wird. 2) Afia ayara, die Calabassen-Probe, indem die Augenlider mit einem in einer Calabasse bereiteten Pfefferwasser gerieben werden. 3) Afia edet-ibom oder die Probe des Schlangenzahns, der unter das Augenlid gebracht wird, und im Fall der Unschuld durch das Rollen des Auges ausgestoßen werden muß. 4) Afia ibnot-idiok oder die Chimpanzee-Probe, indem der Priester einen schwarzen und einen weißen Streifen auf den Schädel eines Chimpanzee zieht, und den ersteren für die Verurtheilung, den letzteren für die Freisprechung entscheiden läßt. 5) Afia ntuen mit scharfen Samen, die ins Auge gestreut werden. 6) Afia usan, indem ein Becken voll Wasser ohne überzulaufen bewegt werden muß. 7) Afia-utong, indem eine Nadel durch das Ohrläppchen gezogen wird und durch ihr Zerbrechen die Schuld anzeigen würde. 8) Afia itiat, oder der Stein, welche Form der im Kalabar ansässige Missionär Rev. Anderson zu beobachten Gelegenheit hatte, in einem Falle wo es sich um den Einbruch in das Haus eines Häuptlings von Henshaw-town handelte. Um zu entscheiden ob der Verbrecher zur Einwohnerschaft Duke-towns oder Henshaw-towns gehöre, versammelte sich die Egbo-Gerichtsbarkeit beider Plätze, und ein großer runder Stein wurde herbeigebracht. Zwei Linien, eine weiße mit Kreide und eine schwarze mit Kohle, wurden dann neben einander gezogen und der Stein dazwischen gestellt. Einer der Häuptlinge träufelte einige Tropfen eines Pflanzensaftes auf denselben, forderte ihn auf gerecht zu entscheiden, und theilte der Versammlung mit daß sein Rollen gegen die schwarze Linie die Schuld auf Duke-town, gegen die weiße auf Henshaw-town werfen würde. Ein Knabe wurde herbeigerufen, der seine Hände, die gleichfalls mit dem Pflanzensaft beträufelt waren, auf den Stein stemmte und ihn scheinbar niederzudrücken suchte, wobei er sich so anstrengte daß er bald in Schweiß gebadet war. Der Stein neigte sich allmählich gegen die schwarze Linie, und blieb schließlich darauf stehen, die Bewohner von Henshaw-town zu ihrem Jubel von jedem Verdacht reinigend.

Bei der Eidesleistung muß der Schwörende eine zusammengesetzte Mixtur (Albiam) trinken, deren Rest über seinen Kopf ausgegossen wird, mit der Verwünschung daß sein Bauch aufschwellen möge, im Fall daß er falsch reden solle. Am Cameroon werden Pfefferblätter während der Eidesabnahme in den Mund genommen. Eine auch an der Goldküste bekannte Ceremonie, die gleicherweise in Rom, wie in Cuzco geübt wurde, ist die Reinigung der Stadt oder das allgemeine Austreiben der bösen Geister, Judol genannt. Alle zwei Jahre werden aus Bamboofasern, Stricken und Zweigen kleine Figuren, Nabikems genannt, zusammengesetzt, in Nachahmnng von Menschen- und Thiergestalten, die man an verschiedenen Punkten der Stadt, besonders an den Kreuzwegen, aufsteckt. Drei Wochen lang werden sie dort gelassen als Lockvögel für die bösen Dämonen, von denen man glaubt daß sie ihren Sitz darin aufschlagen werden. In der zur Lustration bestimmten Nacht überfallen sie die Bewohner dann plötzlich mit dem schrecklichsten Lärmen und Geschrei das ihnen hervorzubringen möglich ist, reißen sie in Stücke und verbrennen sie, worauf das Freudenfest der vollbrachten Reinigung gefeiert wird.

(Schluß folgt.)

Photographische Nebelbilder.

(Aus Chambers's Journal.)

Wenn wir anführen daß es möglich ist einer großen Anzahl von Zuschauern zu einer und derselben Zeit Photographien vorzuführen welche die außerordentlichen Dimensionen von 20 Fuß im Durchmesser haben, oder 400 Geviertfuß Oberfläche bedecken, welche glänzend beleuchtet sind, die zartesten und winzigsten Einzelheiten der Photographie deutlich hervortreten lassen, und oftmals eine wahrhaft ehrfurchtgebietende „stereoskopische Wirkung“ machen, so werden wir bei vielen mit unserer Behauptung Erstaunen, wo nicht Ungläubigkeit erregen. Um indeß das Vertrauen unserer Leser auf keine allzu schwere Probe zu stellen, wollen wir bemerken daß im letzten Winter eine derartige Ausstellung in der Manchester Mechanics' Institution 120mal nacheinander veranstaltet wurde; daß sich jedesmal zahlreiche Zuschauer als Augenzeugen versammelten, und daß sie, neben der hohen Befriedigung und Belehrung welche sie den ganzen Winter hindurch bot, die Fonds dieser gedeihlichen Anstalt, so klein auch die Zutrittsgebühr war, um (wir sprechen aus dem Gedächtniß) etliche sieben oder achthundert Pfund Sterling bereicherte.

Die Art wie diese Ausstellung ins Leben gerufen wurde, ist kurz folgende. Die zur Ausstellung bestimmten Photographien werden auf Glas aufgenommen, und haben je dritthalb bis drei Zoll im Durchmesser. Sie müssen mit der äußersten Sorgfalt angefertigt werden, da, wenn sie nicht in allen ihren Einzelheiten unbedingt vollkommen sind, die enorme Ausdehnung zu welcher sie vergrößert werden jede Unvollkommenheit aufs störendste zur Anschauung bringt.

Hat man vollkommene Photographien erlangt, so werden sie hinter die Condensationslinsen der Oxy-hydrogen-Laterne gebracht, wenn die mächtigen Strahlen des Oxy-hydrogen-Kalklichts — erzeugt, wie jeder wissenschaftliche Leser weiß, durch eine unter der Wirkung gemischter Sauerstoff- und Wasserstoffgase in einem Zustand intensiver Glühe befindliche Kalkkugel — durch die Linsen auf den Photographien condensirt sind, und sodann, mittelst Objectgläser, auf eine sorgfältig geweißte dunkle Scheibe projicirt, auf welcher die Photographie in beliebiger Größe, von zwölf bis vierundzwanzig Fuß im Durchmesser, gezeigt werden kann. Wir können ferner beifügen daß man am besten thut zwei Laternen zu gebrauchen, und die Photographien als „dissolving views“ (Nebelbilder) zu zeigen, durch welche, wie man sogleich sehen

wird, sich einige sehr schöne Wirkungen hervorbringen lassen. Die Vortheile dieser Art der Ausstellung sind einleuchtend. Im ersten Fall geben, da jeder Zug einer Landschaft oder eines Gebäudes bei einer, obgleich nur drei oder vier Zoll großen, vollkommenen Photographie genau abgebildet wird, doch viele Einzelheiten, ihrer äußersten Kleinheit wegen, für uns verloren. Wir können also leicht begreifen daß, so wie sich die Photographie vergrößert, diese Einzelheiten genauer zur Anschauung gelangen; daß wir daher, je mehr wir eine Photographie vergrößern — vorausgesetzt daß es eine gute ist — der Zuverlässigkeit und Naturwahrheit um so näher kommen, und daß das Bild demnach auch um so interessanter und wirksamer wird. Wir brauchen kaum zu sagen daß eine Photographie von etlichen zwanzig Fuß im Durchmesser ein belangreicher Maßstab für die Landschaft oder das Architekturstück ist welches sie darstellt, während bei einer Sculptur sich die vollen Dimensionen der Originalien, und zwar, wo nöthig, weit über ihre natürliche Größe hinaus, erzielen lassen.

Ein anderer Vortheil dieser Photographienausstellungsart besteht darin daß man sie gleichzeitig vor einer großen Anzahl Schaulustiger zeigen kann. Welch mächtiges Hülfsmittel für das Erziehungsgeschäft dürfte hierin liegen! Denn was ist geeigneter die Aufmerksamkeit, selbst des Ungebildeten, mehr zu erregen und wach zu erhalten als ein treues Abbild der Natur, ein zuverlässiges Gemälde, das „nichts verkleinert, noch irgendetwas boshaft herabsetzt," und das durch die mächtigen Strahlen des Oxy-hydrogen-Kalklichts jeden Zug im genauesten und lebhaftesten Relief zur Anschauung bringt! Bei einigen der Gemälde ward diese Treue und Genauigkeit auf die schlagendste Weise dargethan.

Diejenigen unserer Leser welche in der Umgebung von Manchester wohnen, und welche die „Bibliothek des Louvre," das „Aeußere der Gemälde-Gallerie in Florenz," die „Kreuzgänge der St. Paulskirche in Rom" gesehen haben, werden nicht so bald den Eindruck vergessen, den die wundervolle Treue und Klarheit hervorbrachte womit jeder einzelne architektonische Theil wiedergegeben war, von den zart ausgeschnitzten Zierathen um die Thüren, Fenster und Pfeiler bis herab selbst zu den Meißelmerkmalen auf dem unpolirten Steinwerk. Andrerseits lassen die wundervolle Perspective die man erzielte, indem sie die ganze Wirkung des Stereoskops ohne seine Kleinheit zeigte, und die Solidität und Realität, wodurch sich einige der Photographien auszeichneten, uns fast zweifeln ob das Instrument welches diese wundervollen Wirkungen hervorbrachte, nicht eine wiedererweckte Aladdins-Lampe sey, die, wie in den alten Tagen, das Gebäude selbst leibhaftig vor unsere Augen gezaubert habe — ein Gebäude von welchem uns in Wahrheit nur ein Gemälde dargeboten wurde, ein Gemälde aber dessen wundervolle Treue man einem Licht verdankte weit mächtiger als dasjenige welches die schmutzige alte Lampe Aladdins erleuchtete — dem Licht der Wissenschaft.

Die Ausstellung dieser Photographien als Nebelbilder erhöht ihre Schönheit und ihr Interesse auf wundervolle Weise. In einer Reihenfolge von drei Ansichten des „Campo Santo" in Mailand wurde — da die Gemälde aufeinander folgten, und das eine allmählich dahinschwand während das andere beim Nähertreten aus der düstern Entfernung Form und Solidität gewann — ein Licht und Schattenspiel erzeugt wenn die Gemälde auf dem Schirm sich untereinander mengten, das in seiner Wirkung fast magisch war, und das durch die scheinbar unendbare Reihe verschwindender Pfeiler, die mannichfaltigen Verzierungen und die anscheinend für ihre Existenz zitternden und kämpfenden Bögen hervorgebracht wurde.

Der belangreichste Gebrauch den man von diesem neuen Verfahren gemacht hat, war indeß unstreitig die den ganzen letzten Winter hindurch dauernde Ausstellung von Hrn. Friths Reihenfolge ägyptischer Photographien in der Manchester Mechanics' Institution. Zum erstenmal standen damals die geschäftigen Arbeitermassen eines großen Manufacturbezirks Angesicht gegen Angesicht jenen staunenerregenden Denkmälern gegenüber welche so viele Jahrhunderte hindurch auf den Ebenen Ober- und Niederägyptens ihre Formen unversehrt bewahrt hatten; zum erstenmal wurden sie mit den mächtigen Werken der Pharaonen bekannt, die dem feierlichen alten Nil ein so zauberhaftes Interesse verliehen; mit einem Wort, sie lernten zum erstenmal die Realität jener Worte verstehen welche sie von Jugend auf in ihrer Bibel gelesen, deren volle Bedeutung aber sie nie verstanden hatten.

Der merkwürdigste Zug dieser Reihenfolge von Gemälden war die Solidität und Realität wodurch sie sich auszeichneten, und die den Beschauer fast zu dem Glauben verführen konnten daß er, durch irgend eine optische Täuschung, leibhaftig an die mystischen Ufer des Nils versetzt sey. Nun, es ist die große Sphinx, die mit ihren steinigen Augen ihn anstarrt, und in deren Hintergrund die mit den Sagen vieler Jahrhunderte beladene Pyramide steht. Allmählich wechselt die Scene; der Mauerberg entschwindet dem Anblick, und so wie er schwächer und schattenhafter wird, befindet sich der Zuschauer in der Wüste: in der Entfernung ist das große Pylon des Tempels von Luxor, vor welchem die halbbegrabenen und verstümmelten Kolossen stehen die in alten Tagen den Zugang zum Tempel bewachten. Wieder eine Veränderung, und vor dem Zuschauer erstrecken sich die Ebenen Ober-Aegyptens, während ihm gegenüber die beiden erstaunlichen kolossalen Standbilder Memnons sich erheben, ihn mit jenen selben steinigen Augen anglotzend mit welchen sie, eben so unbeweglich, Zeugen gewesen sind des Zusammensturzes so vieler Reiche und des Wechsels so vieler Religionen. Brauchen wir zu sagen daß Gemälde wie diese, gezeigt vor großen Volksmassen und begleitet von einer einfachen aber umfassenden mündlichen Schilderung, nicht anders als höchst anziehend und belehrend seyn konnten! Die meisten von uns sind mit diesen Scenen durch David Roberts' Gemälde bekannt; allein während wir diesen gern den Tribut unserer Bewunderung zollen, und dankbar der angenehmen Stunden gedenken die wir mit dem Studium derselben zugebracht haben, müssen wir doch gestehen daß sie weitaus nicht das Interesse und die Wirkung haben welche aus Photographien derselben Scenen, auf diese Weise gezeigt, hervorgehen. Eben so schön und wirksam wie die geschilderte Darstellung ist die der Skulptur. Ueberhaupt eignet sich das Verfahren am wirksamsten bei Skulpturgegenständen und zwar mit größerm Vortheil noch als bei architektonischen. Dieser Theil der Schaustellung verspricht eine sehr wichtige Rolle dadurch zu spielen daß er unter dem Volk eine erhöhte Kenntniß und Würdigung dieses Zweigs der schönen Künste verbreitet, und wir sehen keinen Grund warum man Gemälde und Kupferstiche nicht auf die gleiche Weise photographiren und ausstellen und so eine Kunstgallerie innerhalb des Bereichs einer jeden Mechanics' Institution im Lande begründen könnte. Bei Darstellung von Skulpturgegenständen wird ein viel wirksameres Resultat dadurch erzielt daß man mit der Reservelampe zuerst eine Scheibe blauen Lichts auf den Schirm wirft. Das Standbild wird dann in schwacher Beleuchtung gezeigt, so daß es sich in der Ferne eben noch trüb unterscheiden läßt.

Mit der Zunahme des Lichts scheint dann die Figur allmählich Form, Deutlichkeit und Solidität zu gewinnen; die Scheibe blauen Lichts löst sich langsam verschwindend auf, bis endlich nichts mehr sichtbar ist als eine anscheinend solide Marmorfigur, die nicht nur die vollen Verhältnisse und die vollkommene Form, sondern auch die Rundheit und Solidität des ursprünglichen Marmors zeigt. Und während rings umher alles in Dunkelheit gehüllt ist, scheint die Oberfläche des Marmors im hellsten Strahlenglanz zu funkeln. Je länger man den Gegenstand betrachtet, desto stärker wird die Illusion, so daß es zuletzt schwer wird uns zu überreden es sey nicht ein solides Marmorstandbild das wir betrachten, sondern bloß eine vollendete Licht- und Schattenschöpfung. Nehmen wir z. B. die folgende Erscheinung von Schlotthauers mit Recht gefeiertem Kunstwerk, der „Münchener Madonna" — ein Werk das sich unter allen bis jetzt photographirten Skulpturarbeiten am besten für dieses Verfahren eignet. Eine Gestalt von keuscher und ungeschminkter Einfachheit und Schönheit, gekleidet in ein weißes Gewand, das in anmuthigen und classischen Falten auf die Füße herabfällt; die Hände demüthig über die Brust gekreuzt, das Angesicht strahlend von Friede und Andacht; eine Krone auf dem Haupt als Königin des Himmels, und die Schlange, das Sinnbild der Sünde, unter die Füße tretend — so zeigt sie sich anfangs vor unseren Augen, nur schwach unterscheidbar in der Ferne. Sowie sie allmählich an Deutlichkeit gewinnt, scheint sie sich dem Zuschauer zu nähern, ausgestattet mit einer unbeschreiblichen und geheimnißvollen Schönheit, welche ihr von dem blauen Medium mitgetheilt wird in das sie eingehüllt ist. Langsam schmilzt der ätherische Ring hinweg, und läßt uns gegenüber einer nicht mehr schattenhaften oder unbestimmten Gestalt, sondern angesichts eines Wesens dessen übernatürliche und geistige Schönheit in soliden Marmor gemeißelt zu seyn scheint. Ein Gefühl fast der Ehrfurcht befällt den Zuschauer, und inmitten des tiefen Schweigens werden Töne einer feierlichen Musik gehört — der blaue Schimmer läßt sich wieder herab, und umgibt das ganze Standbild; die Gestalt wird unmerklich schwächer, ihre Schönheit schattenhafter und ätherischer; die blaue Strahlung gewinnt an Stärke und Kraft, und so wie die feierlichen Töne dahin sterben, verschmilzt vor unserm Blick die schöne Vision in eine Fluth ätherischen Lichts. Die Zuschauer, vom Zauber nicht länger gebannt, halten nun jene Gefühle nicht mehr zurück welche diese Darstellung der Münchener Madonna stets in allen erweckt die sie zu sehen bekommen — in den Rohesten und Ungebildetsten, wie in den Gebildetsten und Verfeinertsten — sie zeigen dadurch daß es Naturanklänge gibt welche „die ganze Welt verwandt machen." Das Standbild der Frau Malibran und in der That noch mehrere andere bilden ebenfalls schöne und wirksame Gegenstände, wenn sie so zur Darstellung gebracht werden. Wir haben indeß genug gesagt um den Charakter dieser neuen Anwendung der Photographie anzudeuten und die Wichtigkeit derselben zu zeigen. Wir wiederholen: bei der Bildung der Jugend, und als Erläuterungsmittel für Vorlesungen angewandt, wird sie von unschätzbarem Werth seyn. Vor einigen Monaten sahen wir im Athenäum daß Professor C. Piazzi Smyth sie zur Ausstellung seiner interessanten Reihenfolge von Photographien anwandte die er auf Teneriffa aufgenommen hatte. Ein anderer uns bekannter Mann, der viele Arbeiter beschäftigt und sich der Bildung der arbeitenden Classen sehr annimmt, hat in der von seinen Arbeitsleuten gegründeten Mechanics' Institution Apparate für die Ausstellung von Photographien durch dieses Verfahren hergerichtet, und sichert ihnen so eine unfehlbare Quelle des Interesse's und der Belehrung. Auch mehrere große Städte haben kürzlich diese Erfindung ins Auge gefaßt, und es steht zu hoffen daß obige Bemerkungen dazu beitragen werden sie in noch weiteren Kreisen bekannt zu machen, und sie so zu würdigen wie sie es verdient.

Die Sklavenbevölkerung in Surinam.

Von Dr. Friedmann.

(Schluß.)

Die Mittel welche die Regierung zur allmählichen Emancipation der Neger in Anwendung bringt, sind folgende:

1) Die religiöse Erziehung. Wir haben zwar schon anderwärts erfahren daß es sich die Regierung im allgemeinen nicht sehr angelegen seyn läßt unter jenen Völkern möglichst viele Proselyten für die christliche Kirche zu gewinnen, welche bereits einer monotheistischen Religion zugethan sind. Anders aber verhält es sich mit den Negern in Surinam, bei welchen es Pflicht ist sie aus dem tiefsten Pfuhl der Unwissenheit und des Aberglaubens zu ziehen, das Nachdenken über sich selbst zu wecken und sie hiedurch zu sociaien, von der Religion besonders gebotenen Tugenden zu erheben. Die eifrigsten und verdienstvollsten Religionslehrer der Neger sowohl wie der Indianer in Niederländisch-Guiana sind die Herrenhuter. Indem sie keineswegs wie Bettelmönche auf Kosten der Bevölkerung sich nähren, sondern ihren Unterhalt durch Gartenbau, so wie durch nützlichen Handel mit den von ihren Ordensgenossen in Europa verfertigten Zeugen sich erwerben, verwenden sie einen großen Theil ihrer Zeit mit unverdrossenem und emsigem Unterricht in den Plantagen sowohl als in ihrer Behausung, so wie sie die gottesdienstlichen Versammlungen der Neger auf eine zweckmäßige Weise leiten. Es sind bereits nicht nur die Bibel, sondern auch einige Schulbücher ins Negerenglische durch die Herrenhuter übersetzt, in Europa gedruckt, und werden zum Unterricht benutzt. Im allgemeinen legen diese Lehrer ein ziemlich günstiges Zeugniß von der Lernbegierde und der Fassungskraft der Negerjungen ab. Daß der religiöse Unterricht nicht bloß ein formeller ist, sondern daß er in das innere Wesen der Negerbevölkerung dringt und auf ihr moralisches Betragen den größten Einfluß ausübt, sehen wir aus dem officiellen Berichte des Gouverneurs von 1852, indem es dort heißt daß die von den Herrenhutern unterrichteten Neger sich im allgemeinen durch Fleiß, Ordnung und Sittsamkeit auszeichnen; und „rühmend" heißt es ferner: „mögen die unermüdeten Bestrebungen der Lehrer zur Verbreitung von religiösem Sinn und Grundsätzen der Sittlichkeit erwähnt werden." Hätte aber dieser Unterricht, wie die Gegner der Emancipation anführen, nur die Folge daß er den Hochmuth der Neger befördert, indem sie sich in Folge der erworbenen Kenntnisse dem Europäer gleich achten und unwillig zur Arbeit werden, so würden gewiß die Eigenthümer der Plantagen, denen es nicht bloß um

Anwendung philanthropischer Maßregeln, sondern vorzüglich um Fleiß und Gehorsam der Neger zu thun ist, den Unterricht nicht begünstigen, und auch die Obrigkeit würde die Herrenhuter nicht fortwährend zur Fortsetzung ihrer Belehrungsversuche aneifern, wenn dieselben auch nur momentan üble Folgen hätten. Wie die christliche Religion in steigendem Verhältniß unter den Negern Wurzel faßt und die Plantagenbesitzer den religiösen Unterricht begünstigen, zeigt die zunehmende Zahl der Bekenner der christlichen Religion unter den Negern. Im Jahr 1830 waren bloß 15 der damals bestehenden 460 Plantagen den Herrenhutern zum Ertheilen von Unterricht geöffnet. Nachdem sich aber die Eigenthümer der übrigen Plantagen allmählich überzeugten daß das Licht welches den Negern durch die Missionäre aufgesteckt wurde, nicht zu Aufruhr und zum Trotz anspornte, sondern ihnen als wirkliche Leuchte diente, und sie zu Geduld und Ergebung in ihr Schicksal anhielt, da gestatteten auch sie den Herrenhutern den Zutritt in ihre Plantagen, so daß die Zahl der Christen unter den Negern vom Jahr 1830—1848 von 1782 auf 15,530 stieg. Im Jahr 1854 zählte man unter den Negersklaven Surinams 20,567 Christen, also ungefähr die Hälfte der Gesammtzahl. „Jedes Jahr," so schließt der Bericht über die Sklavenbevölkerung vom Jahr 1854, „bringt sowohl neue Missionärs-Stationen hervor als auch eine Vermehrung der Zahl der Belehrten. Der günstige Einfluß der Religion auf die Gesittung und Bildung ist an vielen Plätzen schon sehr bemerkbar, sowohl durch das Verschwinden des heidnischen Aberglaubens als durch die bessere Kleidung, und überhaupt durch anständigere Sitten."

2) Schulunterricht. Wenn sich auch bald eine große Anzahl von Sklavenbesitzern herbeiließ den Religionsunterricht bei ihren Untergebenen zu gestatten, so wurde diese Erlaubniß doch viel langsamer in Bezug auf das Lesen und Schreiben und nicht ohne Besorgniß gegeben daß die gelehrten und allzu aufgeklärten Neger ihre Lage mit Gewalt zu ändern suchen würden. Die Besorgniß erwies sich bis jetzt als ungegründet, was schon aus den günstigen Erfolgen des Religionsunterrichtes, mit welchem in der Regel auch der Unterricht im Lesen und Schreiben verbunden ist, hervorgeht. Die Herrenhuter haben auch hierin bedeutende Erfolge erzielt, indem sie vielen Negern und Negerinnen Lust zur Lesung der Bibel und einiger andern Bücher einflößten, so wie sie auch ein Institut ins Leben riefen welches sowohl von ihrem außerordentlichen Eifer in der Vollendung der guten Sache als auch von der Opferwilligkeit mancher Plantagenbesitzer rühmliches Zeugniß ablegt. Da nämlich die Zahl der Herrenhuter nicht ausreicht allen Negerkindern den nöthigen Schulunterricht zu ertheilen, so faßten sie den Plan Schullehrer aus den Negern selbst zu bilden, welche dann die Kinder ihrer Plantage und vielleicht noch einiger benachbarten unterrichten sollten. Im Jahr 1850 wurde von den Herrenhutern ein von dem Gouverneur begutachtetes Circular an alle Besitzer größerer Plantagen gerichtet, worin sie den Wunsch aussprachen es möge von jeder Plantage ein junger, talentvoller Sklave ausgewählt werden, damit er auf der den Herrenhutern gehörigen Plantage „Beekhuizen" während zweier Jahre den nöthigen Unterricht genieße um die Function eines Schullehrers auf seiner Plantage unter der Aufsicht der Herrenhuter verrichten zu können. Es erboten sich die Missionäre den Unterricht nicht nur unentgeltlich zu ertheilen, sondern auch während der Lehrzeit für den Unterhalt der Zöglinge zu sorgen. „Es ist unsere Absicht nicht," sagen diese achtbaren Männer in dem erwähnten Circular, „daß durch diese Schulen die heranwachsende Jugend der Arbeit entzogen werde, wir glauben im Gegentheil daß der durch die Verbreitung christlicher Grundsätze zunehmende Fleiß, so wie die Liebe zur Ordnung, welche das Wort Gottes uns lehrt, das jetzt von euch geforderte Opfer reichlich vergüten werde." Welchen Erfolg dieser Aufruf von Seiten der Herrenhuter an die Plantagenbesitzer hatte, sehen wir aus dem officiellen Bericht vom Jahr 1855, wo angegeben ist daß bereits 28 Jünglinge und Mädchen ihre Lehrzeit auf „Beekhuizen" vollendet und auf ihren Plantagen Schulen errichtet haben. „Dieses Resultat," heißt es in diesem Bericht, „liefert einen Beweis von der lobenswerthen Gesinnung welche im allgemeinen die Besitzer oder Verwalter der Plantagen beseelt, und die einen erfreulichen Gegensatz zu den Ansichten über die den Sklaven gebührende Behandlung bildet, welche früher und selbst noch bis vor wenigen Jahren herrschten. Die Erziehung und Anstellung eines jungen Negers als Lehrer auf einer Plantage ist immerhin mit einigem pecuniären Verluste verbunden, bestünde dieser auch nur darin daß der Besitzer einen guten Arbeiter auf seinen Feldern entbehrt, den er für die Erziehung der heranwachsenden Jugend gewidmet hat."

3) Außer der geistigen Cultur wurde auch die materielle Lage der Sklaven wesentlich verbessert, und was die Hauptsache ist, der Willkür des Besitzers, unter welchen es selbstverständlich auch harte und grausame hie und da gibt, entzogen. Schon im Jahre 1851 erschien ein umfassendes Sklavenreglement, worin nicht nur bestimmt wird welche Quantität Reis, gesalzene Fische und Bananen ein erwachsener Sklave täglich zu erhalten hat, sondern es wird auch mit möglichster Genauigkeit das Tagewerk bestimmt welches einem gesunden, erwachsenen Sklaven auferlegt werden darf. In demselben Reglement ist auch angeordnet daß auf jeder Plantage ein Local für kranke Neger bestehen muß, und diese einer gehörigen ärztlichen Behandlung und Pflege bis zu ihrer vollständigen Genesung unterworfen werden müssen. Schwangere Frauen haben in den ersten Monaten nur leichten Dienst zu verrichten und sind vom siebenten Monate der Schwangerschaft an ganz frei vom Dienste. Von der höchsten Bedeutung ist endlich die kraft dieses Reglements den Plantagenbesitzern und ihren Beamten entzogene Richtergewalt und die Vollziehung körperlicher Strafen. Wenn der Director einer Plantage gegen einen Sklaven Klage führen zu müssen glaubt, so muß er dieselbe vor das nächstgelegene Richteramt bringen, das die Sache untersucht und das Urtheil nach bestimmten Gesetzen fällt. Durch diese löbliche Einrichtung ist der Willkür ein für allemal die Herrschaft benommen, und der Neger gelangt hierdurch zur Erkenntniß des Werthes einer geregelten, streng durchgeführten und auf Billigkeit beruhenden Staatseinrichtung, wo jedem Mitgliede Schutz gegen Gewalt und Ungerechtigkeit verliehen wird, sollte der Gewaltthäter auch noch so hoch gestellt seyn. So ist es ihm auch gegönnt, im Falle seine Herren, die er bisher als unumschränkte Gebieter gehalten, ihre Macht mißbrauchen oder das ihm Gebührende vorenthalten, Klage gegen dieselben zu führen, so daß er nur seine Pflicht zu erfüllen braucht um vor jeder Ungerechtigkeit oder Mißhandlung geschützt zu seyn. Eine solche Sicherheit der Person würde ihm der Aufenthalt in den Wäldern nicht bieten, wo der stärkere Nachbar ihn ungestraft berauben, mißhandeln oder tödten könnte. — Das Sklavenreglement erhielt bedeutende Zusätze und Verbesserungen im Jahre 1853, sowie neuerlich noch im Jahre 1856, wo den Eigenthümern oder den Beamten der Plantagen selbst die Befugniß entzogen wurde disciplinäre Strafen über die Neger zu verfügen, und ihnen bloß gestattet ward den eines Vergehens Beschuldigten bis zur erfolgten Untersuchung von Seite des Richters in Gewahrsam zu halten.

Ueber die Aufnahme dieses Sklavenreglements und seine Befolgung von Seite der Plantagenbesitzer spricht sich der Gouverneur von Surinam in seinem Bericht vom Jahre 1855 folgendermaßen aus: „Als die Sklavenreglements zuerst bekannt gemacht wurden, erfuhren sie das Loos aller neuen gesetzlichen Bestimmungen, sie wurden nämlich von einem Theil der Bevölkerung freudig begrüßt, während andere sie in hohem Grade mißbilligten. Viele Sklavenhalter und Administrateure hielten sich in ihren Rechten gekränkt und zauderten mit der Handhabung der Gesetze. Es waren dieselben auch, obgleich von einer Commission von Pflanzern größtentheils entworfen, zu sehr im Widerspruche mit den bisher herrschenden Ansichten über die den Sklaven gebührende Behandlung, als daß man sogleich eine allgemeine kräftige Unterstützung im Vollzuge des Gesetzes erwarten konnte. Es ist mir indessen angenehm das Zeugniß ablegen zu können daß die Bevölkerung mit wenigen Ausnahmen den Geist des Gesetzes befolgt."

„Die Behandlung welche den Sklaven in der Colonie widerfährt, kann im allgemeinen milde genannt werden, so daß ich keinen Anstand nehme zu erklären, die Sklaverei bestehe in der Colonie mehr dem Namen nach als wirklich. Auf vielen Plantagen gibt man den Sklaven mehr Nahrung und wird von ihnen weniger Arbeit gefordert als das Reglement vorschreibt." „Die zunehmende bessere Behandlung der Sklaven hat es mir auch möglich gemacht die Gesetze aufzuheben welche das Zusammenkommen derselben mit den Buschnegern verbieten." „Die Klagen welche von den Herren gegen ihre Sklaven, oder von diesen gegen die Herren bei der Polizei angemeldet wurden, sind stets genau untersucht und nach Recht und Billigkeit entschieden worden."

Um zu zeigen auf welche Weise die Rechtspflege gegen Sklaven gehandhabt wird, ist den officiellen Berichten ein Auszug aus den bei den betreffenden Gerichten gepflogenen Verhandlungen sammt den gefällten Urtheilen beigegeben. Wir wollen hier einige, dem Journal einer Districtspolizei entnommene Fälle leichterer Art folgen lassen. „Donnerstag den 11 Januar 1855. Es erscheint B. Van K. und führt Klage gegen den ihm gehörenden Sklaven Silvyn wegen Grobheit und Unwilligkeit. (Es wurde dem Silvyn mündlich eine Ermahnung und Verweis gegeben)."

„Freitag den 12 Januar. Es erscheinen die Sklavinnen Rosa und Betty, gehörend der Wittwe van P., und führen Klage darüber daß ihre Herrin, mit welcher sie durchaus nicht harmoniren können, sie nicht einem andern Herrn verkaufen will. (Nachdem die Sache untersucht war, erhielt die Besitzerin den Rath diese Unzufriedenen zu verkaufen, was denn auch geschah.)"

„Mittwoch den 9 Mai. Es erscheinen die Sklaven Adolf, gehörend dem Hrn. J. C. P., der Sklave Marius, gehörend dem Hrn. L., so wie die Sklaven Heintje und Marius, gehörend dem Hrn. M., und endlich der Sklave George, gehörend Hrn. C. van G., wegen der Spielpartien welche im Hause des Hrn. P. durch dieselben veranstaltet worden, bei welcher Gelegenheit Versuche zum Diebstahl gemacht wurden. Der Sklave Albert wurde für die Zeit von drei Monaten nach Fort „Nieuw Amsterdam" gebracht, während den übrigen Angeklagten ein ernstlicher Verweis gegeben, hierauf aber dieselben wieder zur Verfügung ihrer Herren gestellt wurden."

„Mittwoch den 16 Mai. Es wurde vernommen: Der Sklave General, zur Plantage Peperpot gehörend, wegen der vom Administrator gegen ihn angebrachten Klage Bananen gestohlen zu haben. (Der Sklave ist bei der Polizei bereits als Bananendieb bekannt, indem er mit diesem Artikel geregelten Handel in der Stadt treibt. Es wurde ihm ein ernstlicher Verweis gegeben, und er ermahnt sich künftig dergleichen nicht wieder zu Schulden kommen zu lassen)."

Aehnliche Fälle kommen während des Jahres eine große Reihe vor, und meistens werden die Angeklagten mit Verweisen entlassen. Hingegen werden die Vergehen und Verbrechen ernstlicherer Art von einem höhern Gerichtshof abgeurtheilt, an dessen Spitze der Generalprocurator steht. Auch über die in Folge der Verurtheilungen dieses Gerichtshofes erfolgten Strafen liegen mir Listen vor, aus welchen zu entnehmen ist daß im J. 1855 im Ganzen 282 Abstrafungen unter den Sklaven stattgefunden haben, und zwar 182 bei Männern, 100 bei Frauen. Das Maximum der Strafen ist 50 Streiche bei Männern und 30 bei Frauen. Dieses Maximum wurde während des Jahres siebenmal bei männlichen Individuen und einmal bei einer Frau angewendet, und zwar bei letzterer wegen gewaltthätiger Widersetzung, bei den Männern wegen Diebstahls, Desertirens und ausgezeichneter Widerspänstigkeit. Wegen Desertirens wurden im Ganzen 50 Individuen, wegen Diebstahls 12, wegen Widerspänstigkeit 109, und wegen Pflichtversäumniß 69 bestraft. Merkwürdig ist indessen daß kein einziges schweres Verbrechen, wie Mord, Brandstiftung, Einbruch, schwere Körperverletzung unter den Negern vorkam, was jedenfalls zu beweisen scheint daß nicht nur die Habsucht, der Hauptbeweggrund zu den Verbrechen in unsern Staaten, bei den Negern sich wenig findet, sondern daß ihnen auch die Leidenschaften, wie Zorn, Rache, Eifersucht mehr fremd sind, so daß sie nicht, wie manche Autoren glauben, als Repräsentanten der Leidenschaftlichkeit hingestellt werden können.

Wenn man daher unter Sklaverei vorzüglich die Willkürherrschaft der Herren in Bezug auf die Untergebenen verstehen will, so hat dieselbe factisch in Surinam zu bestehen aufgehört. Denn es existiren, wie wir gesehen haben, auf Billigkeit gegründete und mit Schonung gehandhabte Gesetze, nach welchen die Rechte der Leibeigenen gewahrt werden, so wie der Eigenthümer bei vorkommenden Differenzen nicht mehr sein eigener Richter seyn kann. Für die vollkommene Emancipation ist der Neger in Surinam allerdings noch nicht reif, wenn man nicht aus ihm einen wilden Buschmann will werden lassen; doch unterliegt es keinem Zweifel daß bei der eingeschlagenen Erziehungsmethode diese Reifheit nach Verlauf von einer oder höchstens zwei Generationen erfolgen wird. Denn es läßt sich nicht wohl annehmen daß der zum religiösen und sittlichen Menschen umgeformte Neger nach erlangter Freiheit in die frühere Wildheit zurückkehren werde. Er wird im Gegentheil die bereits kennen gelernten Bedürfnisse der Civilisation entweder durch freiwillige Arbeit auf den Plantagen, oder durch den Verkauf der auf selbst urbar gemachten Grundstücken erzeugten Producte zu befriedigen suchen. Die große Nachahmungssucht und Eitelkeit der Neger, welche die Gegner der Emancipation ihnen so sehr zum Vorwurf machen, wird man gerade zu ihrem und der Gesellschaft Vortheil ausbeuten. Denn schon jetzt gefallen sich manche freigegebene Neger darin europäische Küche zu führen, und leistet ihnen des Abends beim Thee ein Mestize, ein weißer Creole oder gar ein Europäer Gesellschaft, so sind sie nicht wenig stolz darauf. Der freie Neger trachtet des Sonntags mit Schuhen — der besondern Auszeichnung der Freien vom Sklaven, dem das Tragen von Schuhen untersagt ist — und wo möglich auch in einem Tuchrock und mit einem Gebetbuch in die Kirche zu gehen, um sich dann zu Hause bei einer europäischen Schüssel und einem Cigaro gütlich zu thun. Zur Erwerbung aller dieser Dinge aber

wird er sich der Arbeit hingeben müssen, und hat er es einmal bis zu einem gewissen Wohlstand gebracht, so werden Tausende seiner ehemaligen Genossen es ihm nachahmen wollen, das Land wird bald weit und breit von fleißigen Bebauern erfüllt werden, die nichts mehr mit den Buschnegern gemein haben. Dann wird auch der Zeitpunkt gekommen seyn, wo die Regierung einen Preis auf die abzugebenden Ländereien legen kann, der freie Neger wird sich erst eine Summe verdienen müssen um selbst Eigenthümer zu werden, wodurch die größern Plantagen mit tüchtigen und freien Arbeitern von neuem sich füllen werden. Ein neues Verhältniß zwischen Herr und Diener wird sich bilden, würdiger und edler jedenfalls als das alte, bei welchem beide Theile in moralischer und selbst in materieller Hinsicht gewinnen werden.

Die Lösung des Räthsels im ersten Buch der sibyllinischen Orakel.

Die sogenannten sibyllinischen Orakel (*Χρησμοὶ Σιβυλλιακοί*), von denen erst kürzlich (1851—56) eine Ausgabe in Paris von C. Alexandre erschienen ist, enthalten im ersten Buch (V. 144—153) ein Räthsel welches schon oft den Scharfsinn der Gelehrten und Antiquare auf die Probe gestellt hat, bis es endlich in diesen Tagen einem Engländer, Dr. W. H. Scott, gelang den Schlüssel zu finden.[1] Die 12 Bücher sibyllinischer Orakel, die nach und nach aufgefunden worden sind, stammen aus sehr verschiedenen Zeiten, und bestehen meistens aus Prophezeiungen über Städte und Reiche, aus Sittensprüchen und Erzählungen geschichtlicher Begebenheiten in der Gestalt von Visionen &c. Von Schriftstellern der ersten christlichen Jahrhunderte wurden die Orakel für ächt gehalten, d. h. einer heidnischen Hellseherei zugeschrieben, jetzt aber zweifelt niemand mehr daß die Bücher von Mitgliedern der christlichen Kirche verfaßt worden sind. Einer Sibylle werden sie, wenn nicht zuversichtlich von Clemens Romanus, doch ganz gewiß von Josephus zugeschrieben, also zur Zeit von Vespasian, spätestens von Domitian. Um die Mitte des 2ten Jahrhunderts gedenkt ihrer als merkwürdiger Urkunden Justinus Martyr, welcher zugleich erwähnt daß die römischen Kaiser das Lesen dieser Bücher bei Todesstrafe verboten hätten. Sie werden citirt von Athenagoras, Theophilus dem Antiochier, Clemens dem Alexandriner, von Tertullian am Beginn des dritten, von Lactantius und dem Kaiser Constantin am Anfang des 4ten Jahrhunderts, bis der heilige Augustinus die ersten bescheidenen Zweifel über ihre Aechtheit aussprach und sie später allgemein als Fälschungen vernachlässigt wurden. Ein griechischer Editor sammelte nach Hrn. Alexandre's Ansichten wahrscheinlich unter Justinian die zerstreut umlaufenden Orakel und ordnete sie zu einem Ganzen. Wie bereits erwähnt, entstanden die „Orakel" in großen zeitlichen Zwischenräumen. Als Josephus unter Domitian die Orakel citirte, konnte das 5te Buch noch nicht geschrieben seyn, welches unter den Antoninen entstanden ist, weil es die Reihe der römischen Kaiser von Julius Cäsar bis auf Marc Aurel herab mit einigen Denkwürdigkeiten aus ihren Regierungen kennt. Das 4te Buch dagegen endigt mit der Beschreibung eines Vesuvausbruchs unter Titus oder Domitian, und wird deßhalb für älter gehalten, während die von Cardinal Mai entdeckten „neuen Orakel" bis zu den Kaisern Valerian und Gallienus in die Mitte des 3ten Jahrhunderts herabreichen.

Das erste Buch, welches das berühmte Räthsel enthält, trägt weit mehr als die übrigen ein poetisches Gepräge, und ist mit Worten und Versstücken aus Hesiod reichlich durchwebt. Es beginnt mit einer Geschichte der Schöpfung, des Sündenfalls, einer Beschreibung der Sündfluth, an deren Schluß sich das Räthsel befindet, erwähnt hierauf den babylonischen Thurmbau und gedenkt des Messias, dessen Name höchst merkwürdig aus „acht Einheiten, acht Zehnern und acht Hunderten" zusammengesetzt sey. Um das Räthsel besser verstehen zu können, wollen wir an diesem Beispiel zeigen, auf welche Art die Zahl 888 in dem Namen *Ἰησοῦς* (Jesus) enthalten seyn konnte. Es gilt bekanntlich im Griechischen, wenn er als Zifferzeichen gebraucht wird:

der Buchstabe	*ι*	für	10,
„	„	*η*	„	8,
„	„	*σ*	„	200,
„	„	*ο*	„	70,
„	„	*υ*	„	400,
„	„	*σ*	„	200,
Ἰησοῦς			=	888.

Hr. C. Alexandre behauptet daß das erste Buch der Orakel unter Commodus verfaßt worden sey, unser britischer Autor jedoch gibt ihm dasselbe Alter wie das 4te Buch, oder etwa die Regierung Domitians. Das mag nun auf sich beruhen. Jedenfalls war das Buch nach dem Fall Jerusalems geschrieben, und wenn der Verfasser den Schlüssel zum Räthsel in der Apokalypse gefunden hat, so kann man ihm wenigstens keine chronologischen Einwendungen machen.

Das Räthsel selbst lautet:

Εἰμὶ δ' ἐγὼ ὁ ἐὼν· σὺ δ' ἐνὶ φρεσὶ σῇσι νόησον.
Οὐρανὸν ἐνδέδυμαι, περιβέβλημαι δε θάλασσαν,
Γαῖα δέ μοι στήριγμα ποδῶν· περὶ σῶμα κέχυται
Ἀὴρ ἠδ' ἄστρων με χορὸς περιδέδρομε πάντῃ.
Ἐννέα γράμματ' ἔχω· τετρασύλλαβός εἰμι· νόει με·
Αἱ τρεῖς αἱ πρῶται δύο γράμματ' ἔχουσιν ἑκάστη,
Ἡ λοιπὴ δὲ τὰ λοιπά, καὶ εἰσὶν ἄφωνα τὰ πέντε.
Τοῦ παντὸς δ' ἀριθμοῦ ἑκατοντάδες εἰσὶ δὶς ὀκτώ,
Καὶ τρεῖς τρὶς δεκάδες, σὺν γ' ἑπτά· γνοὺς δέ τίς εἰμι,
Οὐκ ἀμύητος ἔσῃ θείης παρ' ἔμοιγε σοφίης.

(vv 144—153).

Uebersetzt heißt es:

Ich bin es der da ist, dieß präge dir ein.
Der Himmel ist mein Gewand, das Meer mein Mantel,
Die Erde der Schemel meiner Füße. Meinen Leib umwallt
Der Aether, und Sternenhaufen umschwärmen mich allerwärts.
Neun Buchstaben hab' ich; viersylbig bin ich — merk' auf:
Die drei ersten haben je zwei Buchstaben,
Die letzte die übrigen; fünf Consonanten zähl' ich.
Von der ganzen Zahl sind zweimal acht Hunderte,
Und dreimal drei Zehner, auch sieben; erräthst du, wer ich bin,
So wird sich göttliche Weisheit dir erschließen.

---

[1] S. Atlantis, No. IV. p. 324 ff.

Man hat lange vergeblich gesucht. Bald dachte man der Name sey Gott der Erhalter (Θεὸς Σωτήρ), bald der Unnennbare (ἀνεκφώρος), während man zur Zeit der Alchymisten über den Worten Phosphor (φοσφόρος) oder Arsenii ἀρσενικὸν) brütete. Hr. Alexandre hat eingestanden daß er nichts mehr zu der Lösung beizutragen wisse. W. Scott dagegen suchte und fand sie in der Apokalypse, wie denn das Zahlenspiel mit den Buchstaben der Namen ganz nach dem Geschmack des Verfassers der Offenbarung war. Der Schlüssel liegt in der Stelle (Apok. I, 8): „Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende, sprach der Herr, der da ist, der da war und der da seyn wird.“ Ἐγώ εἰμι τὸ Α καὶ τὸ Ω, ἀρχὴ καὶ τέλος u. s. w. Der Name den das Räthsel meint, ist Anfang, Ende — ἀρχὴ τέλος — welche Worte zusammen vier Sylben enthalten, wovon die drei ersten je zwei, die letzte drei, das Ganze aber neun Buchstaben und darunter 5 Consonanten zählt. Soweit wäre das Räthsel gelöst. Der Name aber soll auch eine Zahl enthalten, und zwar eine Zahl von zweimal acht Hunderten (1600), dreimal drei Zehnern (90), „auch sieben,“ also entweder 7 Einheiten oder nochmals 7 Zehner, daher entweder 1697 oder 1760. Nun findet sich aber daß Α und Ω im Griechischen als Ziffer zusammengezählt 1800 bedeuten. Dieß scheint nicht zu stimmen, oder erst dann zu stimmen wenn wir genauer den Text des Räthsels nachsehen. Es heißt dort nicht: die Summe der Buchstaben meines Namens sind 1760; sondern „von der Summe sind 1760“ (jetzt vorhanden). Der Sinn ist daher folgender: „Ich bin der Anfang und das Ende (1800), meine Zahl ist erfüllt bis auf vierzig; von der ganzen Zahl sind 1760 jetzt da und 40 noch übrig.“ In der Sprache der heiligen Schrift ist die Zahl 40 für Zeiträume ungewisser Dauer gebräuchlich, namentlich für das Warten auf ein Gericht. „In vierzig Tagen, prophezeite Jonas (III, 4), wird Ninive zerstört werden.“ Vierzig Tage fasten Moses, Elias, unser Erlöser u. s. w. Das Räthsel hat daher ganz recht, wenn es sagt: Mein Name ist Anfang und Ende, A und O, von der Summe beider aber (1800) oder vom Ende fehlt noch 40, d. h. die ungewisse Zeit der Dauer bis zum Ende aller Dinge.

Cuba und seine Bevölkerung.

Wie etwa die Norddeutschen in unsern Reisemonaten eine „Sommerfrische“ in den Alpen genießen, so gehen die begünstigten New-Yorker im Winter zur Erholung nach Cuba. Einem solchen Ferienwanderer, R. H. Dana, verdanken wir eine höchst anziehende Schilderung der „Perle“ im Antillenmeer.[1] Mittags am 12 Februar dieses Jahres bestieg er den Unionspostdampfer Cahawba. Es war ein düsterer Wintertag voll Schnee und Schmutz in den Straßen, so daß es etwas märchenhaftes hatte sich sagen zu dürfen: man werde fern von diesem „Menschenkehricht“ am sechsten Tag einen goldigen Tropenhimmel durch das Laub der Orangen leuchten sehen. Der Abend wurde beim Thee in dem erwärmten Salon zugebracht, und der nächste kalte Februarmorgen gewährte nichts anziehendes außer dem Moment wo in den Golfstrom eingelenkt wurde, und die Temperatur der aufgeschöpften Wasserproben in Zeit von 15 Minuten von 42 auf 72° 30′ F. (+ 4½ auf + 18 R.) stieg. Am 16 Febr. schwamm man immer angesichts der floridanischen Küste, der man sich so weit als rathsam nahe hielt, auf einer wunderbar heitern sommerlichen See, bei 70° F. (17° R.) Wärme, so daß man sich genöthigt sah ein Zeltdach aufzuspannen, damit die Damen, Herren und Kinder, leicht gekleidet, auf dem Verdeck sich aufhalten könnten. Am andern Tage kamen schon Strohhüte und leinene Kleider zum Vorschein, und am Nachmittag gegen vier Uhr entdeckten scharfe Augen über den sanften Hügelwellen der Küste einen Berg im Innern, den man den Pan von Matanzas nannte.[1] Noch am nämlichen Abend erreichte man Havana, aber da der Vesperschuß von den Forts bereits gefallen war, so ließ die Hafenwache kein Schiff mehr vor dem nächsten Morgen herein. Bei Sonnenaufgang jedoch dampfte das Fahrzeug seinem Ziel zu. „Der steile Morro[2] mit seinem hohen Leuchtthurm als Schildwacht, bevölkert mit Thürmen, Flaggenstöcken, mit Gebissen von Kanonen, tritt in das klare Tageslicht; die roth und gelb — Blut und Gold — gestreifte Flagge Spaniens weht darüber. Ein Punkt der Stadt nach dem andern tritt näher: die blauen, weißen und gelben Häuser der Stadt mit ihren rothen Ziegeldächern, die alten schmucken Münsterthürme und die ins Endlose reichende Linie der Wälle.“ Die Straßen der Stadt erwiesen sich denn alsbald so eng, daß man nicht errathen konnte wie sich zwei begegnende Wagen auszuweichen vermochten. Dennoch wird dieß bewerkstelligt, wenn auch Stockungen beständig eintreten. Zelttücher sind bisweilen von Haus zu Haus gespannt um die Straßen zu überschatten, nirgends aber sieht man Frauenzimmer gehen, mit Ausnahme der Negerinnen. Das Zufußegehen in der Stadt nach den ersten Morgenstunden wird überhaupt für unschicklich gehalten, und wer keinen eigenen Wagen besitzt, bedient sich der Droschken, Volantes genannt. Neger sind fast allgemein die Kutscher, und miethen gegen einen verabredeten Lohn die Volante von dem Eigenthümer, indem sie sich selbst von dem Ueberschuß des Tagesverdienstes bezahlt machen.

Bei Le Grand's Hôtel wird abgestiegen; der Gasthofbesitzer, ein träger Creole, verweist die Gäste an die Kellner. Das erste einheimische Frühstück wird aufgetragen, und besteht aus Früchten mit Claret, dann aus Omeletten, Fischen frisch aus der See, die in allen Regenbogenfarben schimmern, trefflich zubereitetem Reis, gerösteten Plantanen, und einer Schüssel Gemüse mit Fleisch gemischt (Olla). Die ersten Besuche um Empfehlungen abzugeben, führten den Verfasser in kaufmännische „Comptoire.“ Die Hauseingänge waren unverhältnißmäßig groß, der Stiegenaufgang geräumig wie in Palästen, die Gänge von Marmor, mit Füllungen von Porcellanplatten, die Gemächer selbst maßen 20 Fuß in der Höhe mit offenem Sparrwerk, kolossalen Thüren und Fenstern,

[1] To Cuba and back, by Richard Henry Dana. London 1859. Smith, Elder and C.

[1] Wahrscheinlich ist Pan de Azucar (Zuckerhut) zu verstehen, womit die Bemerkung des Reisenden über das Unpassende dieser Bezeichnung sich erledigt, weil der Berg keine Aehnlichkeit mit einem Brodlaib habe, was Pan allerdings auch bedeuten konnte.

[2] Felsen am Hafeneingang.

und reichen massiven Möbeln. Dort sitzt der Bankier oder Kaufmann in weißen Beinkleidern und leichten Schuhen, in einem luftigen weißen Rock und schmalem Halstuch, eine endlose Reihe von Cigarren rauchend und umgeben von tropischen Luxusdingen und tropischen Schutzmitteln. Gegen Abend besuchte der Neugierige den öffentlichen Park Paseo de Ysabel la Segunda, wo die schöne Welt Havana's, die Damen ballmäßig decolletirt und ohne Hut in reichen von Silber strotzenden Wagen sich bewundern ließen. Mit dem abendlichen Gaslicht beginnt Havana recht eigentlich zu erwachen. Viele Geschäfte bekommen dann erst rechtes Leben, es füllen sich die Cafés und die Billardsäle, die übliche Stunde um Besuche zu machen ist erst jetzt gekommen, andrerseits aber, da alle Fenster offen, tief und breit, ohne Scheiben, und nur mit leichtem Gitterwerk versehen sind, kann man bis ins Innerste der Vorderzimmer hineinschauen, und beobachten wen und wie jede Dame ihre Gäste empfängt. In dem Empfangzimmer stehen nämlich zwei Reihen Stühle sich gegenüber, wovon die eine für die Herren, die andere für die Damen bestimmt ist. Wollte sich die Dame auf die nämliche Reihe wie ihr männlicher Besucher setzen, so würde jeder entweder auf sehr nahe Beziehungen oder auf die höchste Dreistigkeit schließen dürfen.

Zu den Morgengenüssen der Stadt gehören die Seebäder. Sie bestehen aus Abtheilungen von 12 Fuß ins Gevierte und 6—8 Fuß Tiefe, und sind in den Felsen, der dort das Ufer bildet, hineingehauen. Die See kann durch etliche schießschartenähnliche Löcher hineindringen, denn in der offenen See zu baden, ist wegen der Haifische gefährlich. Da das Ufer fast gar nicht von Ebbe und Fluth berührt wird, so ändert sich auch das Niveau in den Bädern wenig: die Abtheilungen sind durch Dächer und Scheidewände getrennt, nach der See zu aber offen; das Baden selbst wird unentgeltlich verstattet, da die Anstalten auf öffentliche Kosten unterhalten werden.

Der nächste Gang galt der Kathedrale und dem Grab des Entdeckers der neuen Welt. Der Verfasser äußert sich mit solcher Wärme über die Kirchen und den Kirchendienst, und erzählt uns bald darauf von einer Mittagstafel beim Bischof, von dem er eingeladen worden war, daß wir anfangs einen Katholiken hinter ihm vermutheten, bis er an einer andern Stelle den Ausdruck my own church im Gegensatz zur katholischen Kirche gebraucht. Beiläufig bemerkt, ist es ächt angelsächsisch im possessiven Ton von „seiner eigenen Kirche“ zu sprechen, als ob der Tropf die Kirche und nicht die Kirche ihn hätte! Bettelnde Musikanten verlangen auf dem Heimweg ein Almosen. Da es nun keine geringere Münze gibt, meint der Verfasser, als den Medio, d. h. einen halben Real (6¼ Cents oder 9 kr.), so bekommen Bettler entweder zu viel, oder sie bekommen gar nichts. Es sollte uns übrigens wundern wenn auf Cuba, wie im übrigen spanischen Amerika, die Cacaobohnen nicht die Stelle der Scheidemünze vertreten sollten; vielleicht ist es nur geschehen daß einem solchen „Goldfasan“ wie unser amerikanischer Tourist niemals auf einen Medio herausgegeben worden ist. Zu den Straßengesichtern Havana's gehören auch sehr viele Kettensträflinge, halbnackte Kulis und ganz nackte Negerkinder. Wer an so viel Paradies noch nicht gewöhnt ist, dem fällt es auf, wie unserm Verfasser, bei der Rückkehr in das Hôtel in der Hausflur eine elegante Dame, vollständig in fleckenloses Weiß gekleidet, an der Hand einen nackten Negerbuben von drei Jahren, halb in die Falten ihres Gewandes gesunken, stehen zu sehen.

Vom bischöflichen Palast aus genießt man den besten Anblick der königlichen Stadt. „Wenn man den Hügel hinauf steigt, läßt man ein glorreiches Bild zur Linken, nämlich Havana, Stadt und Vorstädte, den Morro mit Leuchtthurm und Batterien; Gelände mit Festungswerken, Cabaña und Casa blanca genannt, dicht vor uns das Schloß Atares, ein vollkommen abgestumpfter Kegel mit einem befestigten Gipfel, dann das höhere und entferntere Schloß del Principe, und endlich den blauen, hellen, erquickenden, glänzenden und erheiternden Ocean mit dem gränzenlosen Horizont, mit fern schwebenden Segeln und den mütterlich ausgebreiteten Armen des Hafens, die Tag und Nacht bereit sind die heimkehrenden Söhne in sichern Schooß wieder aufzunehmen!“

Das Haupttheater war zufällig wegen Restaurationen geschlossen. Es wird nach seinem Erbauer Tacon genannt, und gilt der Größe und Schönheit nach als das dritte Theater der Welt. Jener Tacon soll ursprünglich in Seeräuberei speculirt, dann als Fischhändler sich aufgethan und ein so großes Vermögen sich erworben haben, daß ihm Havana etliche seiner besten Verschönerungen verdankt. Das Teatro de Villanueva, obgleich das zweite in der Stadt, ist kein verächtlicher Tempel. Die Logen sind gefüllt mit Damen, denn das Parterre gilt als ein unschicklicher Platz für sie. Damit man nun die schöne Welt im Ballstaat bis auf die Fußspitzen bewundern könne, bestehen die Brüstungen der Logen nur aus eisernen Gittern, die Logen selbst aber sind nach rückwärts ebenfalls nur durch Gitter geschlossen, so daß die Spaziergänger während der Zwischenacte in den Corridoren die Schönheiten unter allen Winkeln betrachten können. Die reifen Frauen zerfielen nur in die beiden Nuancen: runzelige oder feiste, unter den jungen Damen dagegen sah man zwar durchschnittlich viel körperliche Fülle, runde Arme, spitze Finger, aber auch manche wachsfarbige, gallige und eckige Gesichter mit gläsernen Blicken. Die Cubaner zeigten ein gutes Theil Opernfurie, es fehlte daher nicht an starkem Applaus, und das Entzücken schloß mit einer Krönung der zweiten Primadonna, wenn man so sagen darf. Das werthvollste an dieser Huldigung waren etliche Juwelen, die in der Blumenkrone auf die Bühne flogen.

An der bischöflichen Tafel wurde mit großer Spannung über die „Dreißig-Millionen-Bill“ gesprochen, nämlich über Buchanans Vorschlag ihn zu Kaufanträgen im Belauf jener Summe bezüglich Cuba's zu bevollmächtigen. In den Vereinigten Staaten hatte die Sache nur eine sehr seichte Bewegung hervorgebracht, nnd Hr. Dana beruhigte die Cubaner daß der Antrag durchfallen werde, auf der Insel aber lauschte alles mit unterdrücktem Athem, und im Gefühl als ob die alten Zustände zur Neige giengen. Sonst zeigten sich die Prälaten, denn auch der Bischof von Puebla saß an der Tafel, über alle Vorgänge in den Vereinigten Staaten, ganz vorzüglich über die confessionellen, bis ins genaueste unterrichtet. Vom Bischof empfieng der Verfasser Erlaubniß Belen (Bethlehem) zu besuchen, ein früheres Franciscanerkloster, das später als Caserne dienen mußte und jetzt den Jesuiten gehört. Diese Ordensgesellschaft zählt in Havana unter einem Rector vierzig geistliche und zwanzig weltliche Brüder. Nach dem Zeugniß von Protestanten und Geistlichen anderer feindlicher Orden haben die Jesuiten großen Eifer gezeigt und große Erfolge errungen. „Es ist erst drei Jahre her daß sie sich in Havana niederließen, in dieser Zeit aber haben sie eine Schule von zweihundert Pensionären und hundert auswärtigen Zöglingen gegründet, für die Pensionäre Säle und Schlafsäle erbaut, die Kirche restaurirt und zur besuchtesten in der Stadt gemacht, eine städtische Mission für alle Stadttheile errichtet, eine große Menge zur Kirchenzucht zurückgeführt, und nicht bloß eine kirchliche Begeisterung unter

den Frauen geweckt, von denen man vorher schon sagte daß in Cuba die Religion ihr Monopol sey, sondern sie haben auch die Männer, und zwar einflußreiche Männer, wieder zur Beichte und zum Abendmahl gewöhnt, die ihnen fremde Dinge geworden waren." Der Verfasser erstreckt sein Lob an andern Orten noch weiter. „Man kann, bemerkt er, von den Jesuiten nicht sagen daß sie in Cedernholz leben, während der Schrein des Herrn im Zelte thront, denn schwerlich wird man am hellen Tage schärfere Gegensätze finden als zwischen ihren kostbaren Trachten am Altar, und der rauhen und niedrigen Kleidung die sie gewöhnlich tragen, der Dürftigkeit ihrer Zellen und der scheinbaren Strenge ihrer Lebensart."

Um Pflanzungen auf Cuba zu sehen muß man sich weit von der Hauptstadt entfernen. Unser Tourist gieng daher eines Abends um 10 Uhr mit dem Dampfer nach Matanzas, welches um 3 Uhr Morgens erreicht wurde. Dieser Platz zählt 25,000 Einwohner, ist flach und heiß gelegen, doch bietet die fruchtbare und hügelige Landschaft manche Reize. Dort sah der Verfasser viele Kulies in Arbeit. Der Preis für einen solchen chinesischen Arbeiter ist 400 Dollars, welche der Käufer oder Miether dem Importeur für seine Ueberschiffungskosten zahlt. Der Kulie selbst hat außer der Kost im Monat 4 Dollars Lohn und jährlich zwei Kleidungen von seinem Herrn zu empfangen, dem er acht Jahre dienen muß, nach welcher Zeit er seine Freiheit erhält. Die Jahresarbeit eines Kulie wird daher auf mindestens 100 Dollars geschätzt, da aber sehr viele Miethsklaven vor Ablauf der acht Jahre sterben, so stellt sich der Preis noch beträchtlich höher. Dennoch betrachtet man den Kuliekauf als ein gutes Geschäft, weil der Chinese als intelligenter Arbeiter weit über dem Neger steht. Diese Arbeiter werden nicht mit Schlägen bestraft, weil sie sich nicht schlagen lassen, denn nach chinesischen Ehrenbegriffen muß für eine körperliche Züchtigung irgendwer mit dem Leben büßen, entweder der Vollstrecker der Strafe, oder ein Dritter, oder der Geprügelte selbst. Da nun die Chinesen eine große Liebhaberei für den Selbstmord besitzen, so rächen sie sich für jede thätliche Beleidigung damit daß sie sich aufhängen und den Herrn um den noch nicht getilgten Rest ihres Ankaufspreises betrügen. Deßhalb schont man sie.

Um 2 Uhr Nachmittags bestieg der Reisende einen Eisenbahnzug nach Limonar, in dessen Nähe die Pflanzung Ariadne lag, an deren Eigenthümer er als Gast empfohlen worden war. Der Nachmittag war rein und erträglich warm. Heiteres Gewölk schwamm südwärts, und auf dem Antlitz der Natur umher ruhte der Glanz eines ungestörten Sommers. Die Bahn führt in großen Windungen durch das reichste Zuckerland der Insel, ihre Stationen dienen auch nicht dem Verkehr volkreicher Ortschaften, sondern nur den Producten einsamer Pflanzungen. Uebrigens ist der Anblick von Zuckerplantagen nichts erquickendes für das Auge. Das Schilf der Felder erstreckt sich endlos wie eine Wasserfläche, während aus dem grünen Meer nur hie und da unter den Schatten von Baumgruppen die Häuser der Pflanzer und Neger sich verstecken, und der hohe Schornstein an seinem dunklen Rauch verräth daß man sich in der Jahreszeit der Siederei befinde.

Unser Tourist brauchte nur auf der Hacienda Ariadne, bei Limonar, seine Briefe vorzuzeigen, um sogleich als Gast in dem Hause des Eigenthümers betrachtet zu werden. Dieser stammte mütterlicherseits aus Südcarolina, war auch dort geboren und hatte sich seine dortigen Bürgerrechte vorbehalten. Das Mittagessen, welches bei der Ankunft Dana's bereits aufgetragen war, bestand aus trefflich zubereitetem Reis mit Eiern, gerösteten Plantanen, süßen Kartoffeln, Ragouts von Geflügel mit Gemüsen, in Oel gesotten und stark mit rothem Pfeffer gewürzt, wozu catalanischer Wein gereicht wurde, während beim Dessert zu den eingesottenen Früchten Sherry (Xeres) erschien. Bei Tafel herrscht angelsächsische Etikette, obgleich es auf dem Lande natürlicher wäre sich gehen zu lassen. Der Großvater des Pflanzers, ein Franzose, war einst auf Hayti reich begütert gewesen. In einer schrecklichen Nacht, während der Negeraufstände, wurden Großvater, Großmutter und Tanten ermordet. Ein treuer Haussklave, der unter dem Namen Samstag der Held des Romans Evenings in Boston geworden ist, floh mit zwei Buben an der Hand, und der eine der Geretteten wurde der Vater des jetzigen Besitzers der Ariadne. Dieser Name der Plantage hatte einen besondern Sinn. Ehemals war sie nämlich ein Cafetal (Kaffeepflanzung) gewesen, und hatte den bezeichnenden Namen Labarinto geführt. Die Zeit des Kaffeebaues ist die gute, alte, goldene Zeit, die nicht mehr wiederkehren will für die cubanischen Landwirthe. Der ewig blühende und ewig duftende Kaffeestrauch kann nämlich auf Cuba nur unter dem Schatten anderer Bäume gedeihen. Die französischen Flüchtlinge aus Hayti, von denen sich eine beträchtliche Anzahl auf Cuba niederließ, verstanden es ganz vorzüglich mit Geschmack die Schattenbaumwände zu erziehen. Sie wählten dazu nicht bloß Fruchtbäume oder edle Nutzhölzer, sondern auch Bäume wegen ihres ornamentalen Wuchses. Ueberall durchschnitten breite Baumgänge die Pflanzung, damit nämlich allenthalben die Wagen Zugang hatten, auf denen die reife Ernte weiter gebracht wurde. Natürlich hatte eine solche Pflanzung mehr Aehnlichkeit mit einem Park und Garten als mit einer Ackerfläche. Da der Kaffee fast das ganze Jahr hindurch blüht und reift, so gieng die Arbeit des Pflückens, Trocknens und Schälens neben Vieh- und Geflügelmast ihren beständigen heitern Gang. Es erforderte etliche Jahre ehe die Pflanzung Nutzen abwarf, dann aber bedurfte es keiner Capitalanlage mehr, und kein Rauch von Maschinen trübte den tropischen Himmel.

Das Zeitalter des Kafferbaues gieng für Cuba zu Ende als die südlichen Antillen, das Festland, und vor allem Brasilien als Mitbewerber auftraten. Die furchtbaren Orkane im J. 1843 und 1845 beschleunigten die neue Zeit, denn die von ihnen verwüsteten schattigen Cafetals verwandelten sich rasch in prosaische Zuckerfelder. Der Zuckerbau hat nichts anziehendes, weil das Schilf keinen Schatten duldet. Endlos dehnen sich die Räume aus worauf die Rohre gesellig wachsen. Da die meisten Früchte, besonders Orangen, in der Zeit der Zuckerernte reifen, wo man keine Hand in den Feldern entbehren kann, so werden Fruchtbäume nicht gezogen. Die Erntezeit beginnt von dem Moment wo das Rohr hinreichend Zuckergehalt darbietet, und dauert bis zu den ersten Regen welche alles verderben. In der Louisiana beträgt diese Frist nur acht Wochen, auf Cuba zum großen Vortheil der Pflanzer vier Monate. Während dieser Zeit stehen die Maschinen und Siedereien Tag und Nacht nicht still. Das Gedeihen einer Pflanzung hängt allein am Auge des Herrn. Im Durchschnitt rechnet man einen Ertrag von 15 bis 25 Proc. des Anlagecapitals, allein wo dem Eigenthümer das mercantile Geschick fehlt, kommt in der Regel ein Verlust heraus. Das Hauptitem der Capitalsanlage ist die schwarze Arbeit. Man rechnet jetzt daß Alte und Junge, Schwächliche und Kräftige, Männer und Weiber zusammengerechnet, der „Kopf" eines Negers durchschnittlich 1000 Dollars werth ist, und daß von einer gegebenen Anzahl in einem Sklavenzwinger gewöhnlich nur die Hälfte vollkommen rüstig zur Arbeit

sey. Die meisten der Pflanzer leben in Havana oder in den vornehmen Vierteln New-Yorks, so daß im allgemeinen die Neger Miethlingen preisgegeben werden und die Sklaverei ihren letzten patriarchalischen Hauch verliert. Ein wichtiges ökonomisches Nebenproduct ist das Bagazo. So heißt in der Factoreisprache das ausgepreßte Zuckerrohr. Dieser Rückstand von Holzfasern wird wie das Gras unserer Wiesen zum Trocknen an der Sonne ausgebreitet. Wie beim Heu wird der Werth des Bagazo durch Regengüsse höchst verringert. Trocken eingebracht dient es aber dazu die Maschinen der Siederei zu heizen, so daß das Rohr vom Rohr gesotten wird. Da der Zuckerbau alle Wälder weit und breit vernichtet, so hängt der Nutzertrag einer „Campagne" zum Theil von der Bagazo-Ernte ab, weil man Holz nur von weit her mit großen Kosten beziehen könnte, wenn auch die Eisenbahn dem Pflanzer darin größere Freiheit gegeben haben mag.

Wir wollen dem Verfasser nicht in seiner Beschreibung der Siedereien folgen, sondern nur erwähnen daß er als Maschinenaufseher einen Landsmann aus den Neu-England-Staaten traf, der bei seinen Kesseln eifrig die Zeitungen las. Leute seiner Classe müssen doppelte Functionen in einer Person vereinigen, sie müssen Mechaniker und Maschinenmeister zugleich seyn, denn geht etwas an dem Werke zu Grunde, so kann man unmöglich von weit her einen Maschinenbauer holen lassen. Solche Maschinenmeister verdingen sich nach Cuba nur auf die Dauer der Siederei, also auf 4 — 5 Monate, und zwar gegen einen sehr hohen Lohn, der ihnen erlaubt im Frühling nach ihrer Heimath wieder zurückzukehren. Der Neu-Engländer bestätigte was Dana bereits in Havana gehört hatte, daß nämlich die Ariadne eine Musterpflanzung sey, und die Neger dort besonders mild behandelt würden. Während anderwärts in der Erntezeit den Negern innerhalb 24 Stunden nur 4 Stunden Schlaf, 1 Stunde Ruhe zum Mittagsbrod, und eine halbe Stunde zum Frühstück gegönnt wurde, die Nacht aber in drei „Wachten" von je 4 Stunden zerfiel, war auf der Ariadne die Nacht nur in zwei Wachten von 6 Stunden abgetheilt, so daß jedem Sklaven 6 Stunden Schlaf vergönnt blieben. Die „Ariadne" ist eine Pflanzung von etwa 300 Acres unter Cultur und zählt 100 Neger, ungerechnet 22 Kinder unter 5 Jahren. Die Hälfte der Neger ist im Durchschnitt arbeitsfähig. Die Neger zusammen stellen etwa ein Capital von 100,000 Dollars dar, und da die Hacienda mit ihnen zusammen auf 125 bis 150,000 Dollars geschätzt wird, so muß man den Ueberschuß über den Werth der Sklaven mehr auf Gebäude und Maschinen als auf den ziemlich werthlosen Boden rechnen. Die sonstigen Betriebsauslagen sollten bei guter Verwaltung 10,000 Dollars im Jahr (meist Salaire für europäische Diener) nicht übersteigen. Der Ertrag einer Ernte wird aber auf 35 bis 40,000 Dollars geschätzt. Dieß scheinen sehr große Ziffern, allein man muß auch die Gefahren des Capitals veranschlagen. Erst letztes Jahr gieng an 7000 Dollars Werth durch eine Feuersbrunst verloren, und etliche Jahre früher wurden in wenigen Tagen der Cholerazeit 12,000 Dollars „Negercapital" eingebüßt.

Außer dem Pflanzer und dem Maschinenmeister sind nur noch zwei Europäer auf der Hacienda. Der eine davon führt den Titel Mayoral und hat die Pflichten eines Statthalters, die Oberaufsicht über die Neger, die Anordnung der Arbeit und die Disciplin über die Arbeiter. Die getreuen Mayorales sind seltene Vögel. Der letzte in der Ariadne mußte wegen Unfugs mit dem weiblichen Personal, und sein Vorgänger wegen einer systematischen Veruntreuung im Complott mit den Negern entlassen werden. Die andere Hauswürde einer Plantage ist der Mayordomo, der Finanzminister oder Commis des Eigenthümers. Unter seiner Gewalt stehen die Magazine, er führt die Bücher, kauft die laufenden Bedürfnisse und versendet die Producte. Unter dem Mayoral stehen wieder verschiedene Contramayorales, welche die Aufsicht über die Sklaven führen, sie zur Arbeit begleiten und mit der Peitsche nachhelfen. Es sind fast stets Schwarze in diesen Aemtern, und im allgemeinen behauptet man daß der Neger seines Gleichen weniger menschlich behandle als es die Europäer thun. Auf der „Ariadne" war übrigens seit drei Jahren nicht mehr die Peitschenstrafe vollzogen worden, sondern als Zuchtmittel diente ein Gefängniß mit drei dunkeln Zellen, wo die Sträflinge bei Wasser und Brod eingesperrt werden. Die Neger sollen wie die Kinder vor Einsamkeit und Finsterniß sich fürchten, sonst aber auch bessere Nahrung, ein Herdfeuer und Plaudereien mit Cameraden über alles andere lieben. Um sechs Uhr Abends ertönt die Feierglocke, und beginnt die Vertheilung der Lebensmittel durch den Mayordomo bei den Vorrathshäusern. Hierauf müssen sich die Neger in ihren Zwinger begeben, einen viereckigen, mit hohen Mauern eingeschlossenen Raum, innerhalb dessen ihre Hütten liegen. Beim Dunkelwerden wird das einzige Thor des Zwingers geschlossen, und diesen später zu verlassen gilt als hohes Vergehen. Die Hütten waren ziemlich reinlich gehalten und bequem; hie und da brannten Feuer, um welches der Neger selbst in der heißen Zeit gerne hockt.

Das häusliche Leben im Herrenhause ist sehr einfach. Um 6 Uhr wird die große Glocke gezogen. Die Hausdienstboten bringen dann der Herrschaft und ihren Gästen Kaffee. Das Pferd des Pflanzers steht schon gesattelt, und er reitet vor Sonnenaufgang hinweg. Um 10 Uhr frühstückt die Familie dieselben Gerichte wie in der Stadt mit Ausnahme der Fische, um mit Kaffee zu schließen. Dann beginnt die Siesta, die bis zur Mittagstafel um 3 Uhr dauert. Das Mittagsessen gleicht dem Frühstück mit dem Unterschied daß mehr Varietäten von Fleisch angeboten werden. Kaffee macht abermals den Beschluß. Ein Abendessen findet nicht mehr statt, sondern nach der Tafel ist die Zeit für Spaziergänge oder für Besuche in der Nachbarschaft. Bisweilen trinkt man dann zum viertenmal Kaffee oder Thee. Zu den bemerkenswerthen Bekanntschaften der „Ariadne" gehörte ein Hr. Bourgeoise, Besitzer von Santa Catalina, eines der wenigen noch übrig gebliebenen Cafetals. Der alte Herr, der seiner Kleidung nach der vergangenen „bessern" Zeit angehörte, ist so reich daß er einer hohen Rente nicht nachzujagen braucht und sich den Genuß einer Kaffeepflanzung gönnen darf. Auch er gehörte zu den Flüchtlingen aus Hayti, wo er in seiner Jugend von den Negern gefangen worden war und eine Zeitlang dem Jacques Dessalines als Adjutant hatte dienen müssen. Um wie viel beneidenswerther ein Kaffeepflanzer als ein Zuckerpflanzer ist, läßt sich aus der folgenden Schilderung schließen: „Wir reiten gemächlich zwischen den gewundenen Hecken auf rother Erde, und biegen dann in die breite doppelreihige Allee königlicher Palmen von Santa Catalina. Wir befinden uns nicht sowohl in einem Wald — denn dazu sind die Bäume zu wenig stark und hoch, und stehen auch zu geordnet, sondern in einem ungeheuren tropischen Obstdickicht. Die Allee ist gerade, rein und breit wie eine städtische Promenade, aber der Boden zu beiden Seiten auf Hunderte von Aeckern mit Orangen und Citronen, Bananen und Plantanen, Cocospalmen und Ananas, Cedern und Mango, Reseda und Nelkenpfeffer bepflanzt. Im Schatten aber wächst der immergrüne Kaffeestrauch mit seinen dunkelrothen Kirschen, das Stärkungsmittel der halben Welt. Hier haben wir einen Blick auf die verlornen Reize

Cuba's. Kein Wunder wenn der hochbetagte Eigenthümer es nicht über das Herz bringt dieses Paradies für einförmige Zuckerfelder zu lichten und den ruhigen, friedlichen Gartenbau, das freiwillige Wachsen der Früchte und Beeren, die einfache Arbeit des Pflückens, Dörrens und Aufspeicherns mit Dampf und Rauch, mit dem Hetzen und der aufzehrenden Thätigkeit der Maschinen zu vertauschen!"

Doch denke man sich das Leben der Pflanzer nicht allzu beneidenswerth: „Der Herr der Pflanzung ist ein Gendarm so gut wie ein Landwirth oder ein Richter. Seine Drehpistole und seine Büchse stehen immer geladen. Er füttert Hunde, Fanghunde, die an Ketten vor dem Thore liegen, Lärm schlagen, sowie sich der Tritt eines Fremden Haus und Hof nähert, und abgerichtet sind sogleich der Spur nachzusetzen. Seine Hecken können durchbrochen, sein Zuckerrohr zertreten, zerschnitten oder, was das schlimmste ist, in Brand gesteckt, Geißen können auf seine Grasländer getrieben, Hühnervolk gestohlen, und bisweilen seine Hunde vergiftet werden. Es ist ein Land wo Gesetz und Ordnung wenig herrschen, wo bei einer Bevölkerung von Sklaven, freien Negern und europäischem Gesindel Gewalt oder List stets drohen und gefährlich bleiben. Niemand reitet unbewaffnet aus." Der patriarchalisch-idyllische Anstrich des Pflanzerlebens hat eine unheimliche Rückseite. Gegen Ende des Buches warnt der Verfasser die Fremden von der heitern Außenseite sich täuschen zu lassen: „Sie merkten vielleicht nicht daß die großen Hunde an der Kette in dem Hundezwinger des Hauses, das sie als Gäste betraten, cubanische zum Menschenfang abgerichtete Bluthunde waren. Sie ahnen nicht daß das Gebell vergangene Nacht eine Jagd und einen Fang bedeutete, an welchen alle Weißen des Orts theilnahmen, und daß verflossene Woche die Männer auf der Pflanzung als geheime Polizei und Gendarmerie fungirten. Sie übersahen daß das confiscirte Gesicht welches gestern erschien, und welches den Damen so widerwärtig war und das jedermann mit schlecht unterdrücktem Abscheu behandelte, das ehrsame Gewerbe eines Sklavenjägers betrieb. Sie haben nichts gehört und gesehen von der Sierra del Cristal, dem Gebirgszug am Ostende der Insel, wo entlaufene Neger hausen und den kein Europäer zu betreten wagt."

Trotz aller dieser Mißstände bleibt Cuba ein betriebsames Land. Es wird ungewöhnlich viel unter den Tropen gearbeitet, und wenn der Europäer auch die entnervenden Wirkungen des Klima's spürt, er bleibt doch immer die Seele der Arbeit. Trotz aller gesellschaftlichen und politischen Entmuthigungen, einem Zuckerzoll der Vereinigten Staaten von 25 Proc., einem Eingangszoll auf amerikanisches Getreide von 100 Proc. zum Trotz, gedrückt von den härtesten Steuern in der ganzen Welt, die dem Mutterlande nach Abzug jeden Aufwandes 16 Mill. Dollars jährlich gewähren, ist die Insel äußerst productiv und reich, obgleich das flache Land fast nichts anderes thut als Zucker bauen und sieden, die Städte Zucker verkaufen und versenden!

Nach Havana zurückgekehrt sah sich der Verfasser in den öffentlichen Anstalten um. Das Militärspital fand er mit nicht weniger als tausend Patienten, meistens Fieberkranken, belegt, obgleich es doch Winter war und die Passatwinde wehten. Einige der Kranken hatten das gelbe Fieber (vomito), und die Vorsteherin der barmherzigen Schwestern gestand daß sporadische Fälle dieser schlimmsten Seuche tropischer Seestädte in Havana zu allen Jahreszeiten vorkämen. Rührend ist, beiläufig bemerkt, der Heroismus der barmherzigen Schwestern, deren nie mehr als 25 anwesend sind. Letzten Sommer starben eilf dieser frommen Frauen am gelben Fieber. Jeden Sommer beim Auftreten des Vomito oder der Cholera sterben etliche. Aber die Lücken füllen sich immer wieder, und die heitern, immer zufriedenen Gesichter der Schwestern verrathen keinem Beobachter daß sie sich den Lagern ansteckender und ekelhafter Kranken und an den Anblick von Siechen und Sterbenden verlobt haben. Einen eben so trüben, aber minder erhebenden Eindruck machte das Presidio oder große Gefängniß von Havana. Von außen freilich erscheint es eher wie ein Palast oder eine Residenz als wie ein Kerker. Im Innern gibt es keine Zellen außer für die wenigen gegen welche Einzelhaft verhängt wird (Incommunicados), meistens politische Verbrecher. Die Gefangenen werden zu 25 in großen Räumen mit steinernem Pflaster und Gitterfenstern ohne Arbeit, ohne Bücher, ohne Zuspruch und Ermahnung, Tag und Nacht, Nacht und Tag, Wochen, Monate, Jahre lang bis zum Ablauf ihrer Zeit eingesperrt. Sie haben von Unreinlichkeit und Mangel an hinreichender Lüftung in einem heißen Klima am meisten zu leiden. Ihre Zeit verbringen sie im Spazierengehen, Plaudern, Rauchen und Spielen. Nachts schlafen sie auf dem harten Boden. Ihre Behandlung hängt davon ab wie viel sie Pension zahlen können. Wer zwei Realen (36 kr.) im Tage erschwingt, erhält höher gelegene und bessere Säle. Wer gar 6 Realen bezahlt, kommt in die Säle der Vornehmen (Salas de distincion), womit das Vergnügen eines Spazierganges in den Gallerien verknüpft ist. Die Gefangenen dürfen unter sich und mit jedermann sprechen dem sie sich hörbar machen können, auch ist es erlaubt Almosen zu erbetteln und zu empfangen. Wer Geld verdienen will, wozu wenig Neigung vorhanden ist, spinnt Cigarren für einen Fabricanten. Unter den Gefangenen befand sich auch eine Gerichtsperson, die wegen Bestechlichkeit in einer Sklavenhandelssache verurtheilt worden war. Der Herr zahlte sechs Realen und rauchte seine Cigarre in der Sala de Distincion.

Der Besuch eines Stiergefechtes, wo nach einander sieben matte Bullen abgeschlachtet wurden, bot nur die einzige Merkwürdigkeit daß, mit Ausnahme eines Kindes von 10 Jahren, zwei Mulatinnen und drei alten runzeligen Weibern, keine Frauen, sonst aber hauptsächlich Leute der mittleren und unteren Classen anwesend waren. Dafür ist das Laster oder der Genuß des Tabakrauchens allgemein. Der Tourist gab sich die Mühe die rauchenden und nichtrauchenden Leute auf der Straße zu zählen, wobei sich ergab daß entweder jeder dritte, oder jeder andere, eine Cigarre im Munde hatte. Als Amerikaner fiel ihm auf daß ganz gewöhnliche Hafenarbeiter von Herren und umgekehrt diese von jenen sich Feuer geben ließen. Diese Sitte herrscht auch bei uns, aber schon in Paris, und noch mehr in London, würde man auffallen wenn man von einem vorübergehenden Raucher Feuer erbitten wollte.

Auch einen Sklavenmarkt oder vielmehr ein Menschenmagazin in Regla wurde besucht, und zwar in Begleitung eines Mäklers und eines Pflanzers, welcher Einkäufe zu machen suchte. Es wurde ihm ein „Sortiment" beiderlei Geschlechtes und jeden Alters vorgeführt, aber völlig bekleidet und ohne daß, wie man bisweilen geschrieben hat, eine anatomische Beschau stattfände. Der Käufer begehrte auswählen zu dürfen, der Verkäufer willigte ein. Es wurden zwei Abtheilungen gebildet. Die Neger ließen gleichgültig alles geschehen, und erst auf des Verfassers Bemerkung ob nicht nahe Verwandte durch das Geschäft getrennt würden, meldeten sich einige, die dann anstandshalber mit in den Kauf genommen wurden. Der Verfasser erkundigte sich nach welchen Kennzeichen die Sklaven sortirt worden seyen, und er erfuhr daß der Kenner nach der Race kaufe, jene Erwählten aber meistens Bozales (frisch importirte Neger) gewesen seyen.

Die Sonne brannte immer heißer, und die New-Yorker sehnten sich nach der Rückkehr ihres Dampfers, der denn auch Mitte März signalisirt wurde. In den letzten Tagen fieng es an schon etwas unheimlich zu werden. Traten die Fremden an einen Obstladen um Orangen oder Sapotaäpfel zu kaufen, so fragte der Verkäufer, der sie natürlich als Auswärtige erkannte: „Sie haben doch nicht Milchkaffee gefrühstückt?" oder man warnte sie Wein und Branntwein mit den Früchten zu genießen. „Muß man denn auch im Winter vorsichtig seyn?" „Gewiß, und dann ist es ja längst schon wieder heiß, und Fieber drohen den Fremden."

(Schluß folgt.)

Der Schweiß und das Schwitzen.

(Aus dem Musée des Sciences.)

Die Haut besteht bekanntlich im wesentlichen aus einer faserigen, zähen, empfindlichen Membran, welche die ganze Oberfläche des Leibes bedeckt, und sich, im Niveau der natürlichen Oeffnungen, mit den verschiedenen Schleimhäuten, welche nur eine Modification davon sind, fortsetzt. Dieses Gerüstwerk der Haut ist es was man das Derma nennt. Die freie Oberfläche zeigt eine Menge Erhöhungen, die Papillen, in welchen die Physiologen die äußersten Verästelungen der Gefühlsnerven sich endigen lassen. Diese Papillen sind ohne scheinbare Ordnung über die Haut zerstreut, mit Ausnahme der Handflächen und der Fußsohlen. An diesen Punkten sind sie in parallele Reihenfolgen geordnet, welche kreisförmige oder elliptische, für das unbewaffnete Auge sehr leicht unterscheidbare Linien beschreiben. An jedem andern Punkt der Oberfläche des Körpers bemerkt man die Papillen nicht. Der Grund liegt darin daß ein anderes Element der Haut, die Epidermis, die nach Art eines Firnisses überall auf dem Derma liegt, und die Bestimmung hat dessen allzu große Empfindlichkeit gegen die Einwirkung der äußeren Körper zu schützen, die Lücken ausfüllt und die Papillar-Vorsprünge verschwinden läßt. An den Handflächen, den Fußsohlen erzeugt die äußere Oberfläche der Epidermis leicht dermische Vorsprünge; daher das eigenthümliche Aussehen dieser Theile. Der Leser verzeihe uns diese anatomische Einleitung, allein sie war unumgänglich zum Verständniß dessen was folgt.

Denken wir uns jetzt eine sackartige Röhre, offen nur an einem ihrer Enden, welche die ganze Dicke der Haut (Derma und Epidermis) durchzieht, um sich an der freien Oberfläche dieser letztern zu öffnen, und welche sich auf der andern Seite bis unterhalb des Derma verlängert, wo der Sack sich aufwickelt und nach Art eines verwirrten Fadenknäuels auf sich selbst aufrollt. Dieß ist der Begriff den man sich von dem einen der Schweißerzeugungsorgane, der Schweißdrüse, wie die Anatomen sagen, machen muß. Ihre Kleinheit ist fast mikroskopisch; die größten haben kaum einen Millimètre im Durchmesser. Die meisten machen die Wirkung eines sehr kleinen Sandkorns das an der tiefen Fläche der Haut hängt und durch einen Faden gehalten wird, welcher der zur Ableitung der ausgekochten Flüssigkeit nach außen bestimmte Theil der Röhre, oder, wie man sagt, der Excretionscanal ist. Die Endmündung dieser Excretionscanäle ist gemeiniglich schwer zu unterscheiden. Indessen kann man sie ohne große Mühe an der Fläche der Hand und hauptsächlich an den Fingerspitzen sehen. Die durch das Zusammenhängen der Papillen gebildeten Linear-Reihenfolgen bieten auf ihrem Kamm eine Menge kleiner, sehr oberflächlicher Vertiefungen, welche nichts anderes sind als die Oeffnung der Schweißdrüsen. Kurzsichtige Personen können diese Beobachtung ohne Schwierigkeit machen; für die andern genügt die schwächste Vergrößerung.

Wenn man die ungeheure Menge Schweiß ins Auge faßt welchen ein Mensch während der Hitze des Sommers verlieren kann, so erstaunt man daß so kleine Organe hiefür ausreichen; allein die Anzahl ersetzt hier das Volumen. Hr. Sappey hat, indem er auf der Hand einen Raum von einem Geviert-Centimeter umschrieb, mittelst eines durchstochenen Papiers von gleichem Umfang auf diesem Raum 806 Drüsenöffnungen gezählt, und ist sonach zu der Annahme geleitet worden daß die Zahl dieser Drüsen mindestens 700,000 beträgt — eine Ziffer die zwar den Leuwenhoeck'schen zwei Milliarden weit nachsteht, aber doch vollkommen ausreicht, um die Fülle dieser Ausscheidung in verschiedenen Umständen zu erklären. Hr. Sappey glaubt übrigens selbst daß seine Ziffer eher zu gering als zu hoch gegriffen ist.

Der Schweiß der von allen diesen Drüsen ausgeschieden wird, ist nicht auf allen Punkten des Körpers identisch. Jedermann kennt den eigenthümlichen Geruch desjenigen den gewisse Körpertheile aushauchen; es gibt auch in dieser Hinsicht viele individuelle Verschiedenheiten. Es wäre schwer sich den Schweiß eines bestimmten Körpertheils isolirt zu verschaffen; auch kennt man fast nur die Eigenthümlichkeiten des allgemeinen Schweißes, d. h. Mischungen der Schweißabsonderungen der verschiedenen Punkte der Hautumhüllung. Um diese Flüssigkeit in einer einigermaßen beträchtlichen Menge zu bekommen, besteht das beste Verfahren darin: die Person an der man das Experiment vornehmen will, in eine von einem Strom Wasserdampfs umgebene und erwärmte Badstube zu bringen. Die ausgeschiedene Flüssigkeit fließt durch eine eigens hiezu eingerichtete Rinne ab. Bei diesem Verfahren kann man von einer und derselben Person leicht bis zu 2500 Grammen Schweiß in anderthalb Stunden bekommen.

Was die physischen Eigenthümlichkeiten des Schweißes betrifft, so zeigt er (wir sprechen hier vom allgemeinen Schweiß) die Durchsichtigkeit und Flüssigkeit des Wassers. Er ist farblos; indeß hat man gelbgefärbten bei der Gelbsucht und dem gelben Fieber, grün- oder blaugefärbten bei gewissen andern Zuständen des Körpersystems gesehen. Diese Färbung war bemerkbar besonders auf dem von dem Schweiß durchdrungenen Linnenzeug. In diesen Fällen rührte die Färbung einfach von dem Vorhandenseyn des einen der beiden färbenden Stoffe der Galle her. Man hat auch viel von rothem Schweiß, Blutschweißen, gesprochen; dieß sind in Wirklichkeit wahre Hämorrhagien. Es fehlt nicht an geschichtlichen Beispielen über diesen Zufall. Lucan schildert einen solchen mit den Worten:

„Quaecumque foramina novit
Humor, ab his manat largus cruor . . . .
. . . . . omnia plenis
Membra fluent venis, totum est pro vulnere corpus.“
Pharsalia, lib. IX. [1]

Neuere Schriftsteller führen Beispiele von Blutschweißen an, welche in Folge moralischer Revolutionen eintraten: so bei dem Gouverneur einer im Sturm genommenen Stadt, in dem Augenblick wo er das verhängnißvolle Instrument der Todesstrafe bemerkte, zu welcher der Sieger ihn verurtheilt hatte; so bei Karl IX, diesem so gewaltthätigen Fürsten, der in der Blüthe seines Alters starb. „Er war unruhig, bewegte sich unablässig hin und her, das Blut drang ihm aus den Poren und allen Oeffnungen des Körpers hervor.“ (Mezeray.) Wie dem seyn mag, die Färbung des Schweißes ist eine seltene Erscheinung.

Sein Geruch ist im allgemeinen süß, nicht unangenehm, und schwankt, wie einige Physiologen behaupten, je nach der Farbe der Haare des einzelnen Menschen; allein man weiß noch nichts genaues in dieser Hinsicht. Hingegen ist bekannt daß die Nahrungsmittel ihm ihren Geruch mittheilen können: dieß ist der Fall beim Knoblauch und bei gewissen Arzneimitteln, z. B. der Asa fötida.

Der allgemeine Schweiß ist ganz sauer, der der Achselhöhle aber ist alkalinisch. Wenn man, nach dem oben angegebenen Verfahren, bei einem und demselben Individuum eine große Menge Schweiß sammelt, bemerkt man daß das zuerst erhaltene Drittheil sauer, das zweite neutral und das dritte alkalinisch ist. Unterwirft man den sauern Schweiß der Verdünstung, so wird seine Reaction sofort alkalinisch, was darauf deutet daß seine Schärfe von einer freien und flüchtigen Säure (wahrscheinlich von der valerischen Säure) herrührt. Hr. Favre hat in dem Schweiß eine ziemlich starke Quantität Sodium-Chlorür oder Seesalz, ungefähr 2 Grammen 25 Centigr. per Liter, milchsaure Salze und alkalinische Sudorate, Harnstoff und fettige Materien gefunden. Diese letztern rühren von der unvermeidlichen Vermischung des Schweißes mit den Secretionsproducten her, welche durch die mit jedem Haar verknüpften Talgdrüsen auf die Haut ergossen werden. Diese fetten Stoffe sind es welche, mehr als alles übrige, die Körperwäsche beschmutzen, und zur Reinigung derselben den Gebrauch der alkalinischen Laugen nothwendig machen. Die andern festen Elemente des Schweißes könnten durch einfache Waschung in kaltem Wasser weggebracht werden, diejenigen nämlich die sich zuweilen unter der Form einer weißen Kruste an den Kleidern gewisser Individuen, und zwar an dem Theil welcher mit den Achselhöhlen in Verbindung steht, bilden. Gewisse Zeuge, besonders die schwarzgefärbten, nehmen bei oft wiederholter Berührung mit einer schweißigen Hautoberfläche rasch eine rothe Färbung an; dieß ist die Wirkung der chemischen Thätigkeit der Grundstoffe dieser Flüssigkeit. Das Uebel ist dann fast ohne Heilmittel; das beste Mittel zur Vermeidung dieses Uebelstands besteht darin daß man sehr weite Kleider trägt, oder, noch besser, daß man den ausgesetzten Theil der Kleider schützt, indem man zwischen dieselben und die Haut eine Kautschuk-Platte legt, wie man sie im Handelsverkehr findet.

Es gibt Personen welche fast nie schwitzen: dieß ist ein Vorrecht ihrer Körperconstitution, allein es sind Ausnahmsfälle. Die äußere Temperatur und sonach das Klima üben in dieser Hinsicht einen großen Einfluß; indeß stumpft die Gewohnheit die Wirkungen derselben ab; die Bewohner heißer Länder schwitzen, unter gleichen äußern Umständen, viel weniger als die eben erst dort angekommenen Fremden. Auch die moralischen Gemüthsbewegungen sind Ursachen welche den Schweiß mächtig hervorrufen; ebenso verhält es sich übrigens mit allem was stark auf das Nervensystem wirkt: Schrecken, Schmerz, Wirkung des Tabaks und einiger andern Gifte.

Gewisse Substanzen gelten für schweißtreibend: dieß ist mindestens zweifelhaft. Es ist gewiß daß die große Menge Wassers in welchem sie gegeben werden, so wie ihre Temperatur, fast ganz ihre Wirksamkeit bedingt. Endlich ist auch die Schwäche der Leibesbeschaffenheit eine Ursache leichter Transpiration.

Man hat behauptet daß die zum Hundegeschlecht gehörigen Thiere nie schwitzen, und da bei ihnen sich die Wuth spontan entwickelt, so hat man eine Verbindung zwischen diesen beiden Thatsachen annehmen zu dürfen geglaubt: diese Behauptung beruht auf keinem Beweis. Es ist im Gegentheil bewiesen daß gewisse Krankheiten die Erzeugung der Schweiße begünstigen: so z. B. das in der Picardie häufig vorkommende Schweißfieber, dessen Hauptsymptome eine übermäßige Transpiration bildet.

Der Uebergang von dem Zustande reichlicher Tranivpiration zur Trockenheit der Haut soll nur allmählich, fast unmerklich, eintreten. Man hat die Gefahren eiskalter Getränke in solchem Fall nicht übertrieben; die ernstesten Zufälle können die Folge davon seyn, und die Wissenschaft besitzt Beispiele von plötzlich eingetretenem Tode, welche keine andere Ursache hatten. Das mindeste was geschehen kann, ist daß man sich stets mehr oder minder furchtbaren Affectionen der Athmungsorgane aussetzt. Nach Hrn. Guérard sind die Zufälle um so mehr zu fürchten, je erhitzter der Leib, je leerer der Magen und je kälter und reichlicher das eingenommene Getränk ist. In solchem Fall erheischt die Klugheit daß man nur in kleinen Zügen trinkt; die warmen Getränke, alkoholische, der Thee, der Punsch sollen den kalten vorgezogen werden, und unter diesen haben die stimulirenden, wie die Sorbets mit Rum, weniger Unzukömmlichkeiten als die Eise mit Obst; treten aber Unbäßlichkeiten ein, so vergesse man nicht daß der Gebrauch eines warmen Getränks den nachtheiligen Wirkungen einer kalten Flüssigkeit oftmals das Gleichgewicht halten kann.

Die Unterdrückung der Ausdünstung kann auch von der unmittelbaren Einwirkung der kalten Luft oder des Wassers auf die Haut herrühren. Bekanntlich betraf der letztere der Unfälle Alexander den Großen, und er wäre beinahe ein Opfer desselben geworden. Um die Einwirkung der Luft zu vermeiden, ist der gewöhnliche Gebrauch von Wollenkleidern, unmittelbar auf der Haut getragen, allgemein verbreitet und sehr wirksam. Was die mehr oder minder stinkenden Schweißausscheidungen verschiedener Theile des Körpers betrifft, welche einige Personen fast zur Verzweiflung bringen, so ist deren Unterdrückung oftmals möglich, allein sie geschieht nicht ohne große Gefahren. Diese Ausscheidungen bilden eine Art nothwendiger Nebenverrichtung im Körpersystem. Man darf ihnen absolut nichts anderes als große Reinlichkeitssorge entgegensetzen. Wie man sagt, hatten Alexander der Große und der Rechtsgelehrte Gajus einen angenehm riechenden Schweiß; dieß ist eine merkwürdige Thatsache welche in unsern Tagen fast nicht mehr beobachtet wird.

[1] Wo nur immer eine Flüssigkeit eine Oeffnung findet, fließen Blutströme hervor. Alle Glieder rieseln davon, und der ganze Körper ist nur eine Wunde.

Die unmerkliche Hautausdünstung ist nichts anderes als das Ergebniß der nämlichen mit minderer Kraft vor sich gehenden Verrichtung. Wenn wir vollkommen ruhig sind, wenn unsere Haut beim Befühlen trocken zu seyn scheint, so erhält sie darum nicht minder unablässig aus jeder Schweißdrüsenöffnung kleine Flüssigkeitströpfchen, allein diese verdunsten sofort bei der Berührung mit der Luft. Die Verdunstung ist um so rascher, je wärmer und besonders je trockener die Luft ist. Da nun die Verdunstung einer Flüssigkeit stets von der Abkühlung der mit dieser Flüssigkeit in Berührung befindlichen Körper begleitet ist, so strebt, je mehr die äußere Temperatur die Verdünstung begünstigt, desto mehr die Wärmeaufsaugung eine Ausgleichung hervorzubringen, und das Gleichgewicht wieder herzustellen. Wenn die Luft mit Wasserdünsten gesättigt ist, kann die Verdünstung und sonach die compensirende Abkühlung nicht mehr bewerkstelligt werden; auch leiden wir, bei Temperatur-Gleichheit, weit mehr von der Hitze nach einem Gewitter als durch trockenes Wetter. Diese unmerkliche Ausdünstung, welche sich durch die Haut erzeugt, beträgt, nach Lavoisier und Seguin, durchschnittlich ein Kilogramm in 24 Stunden; übrigens mindert sich die Quantität beträchtlich in kalten Jahreszeiten und Klimaten. Bei diesen Bedingungen gewinnen die Athmungsverrichtungen mehr Energie, allein die Lunge könnte nicht genügen um aus dem Körpersystem gewisse animalisirte Stoffe, wie z. B. den Harnstoff, auszuscheiden. Die Urinfunction ergänzt alsdann die Hautausdünstung bei dieser Ausscheidung, und man kann, mit Hrn. Sappey, denken, daß, je mehr man sich dem Aequator nähert, desto mehr sich der Schweißapparat entwickelt, und je mehr man nach dem Pol zurückgeht, desto mehr Wichtigkeit erlangt der Urinapparat; dieß ist ein interessanter Forschungsgegenstand für die Physiologen.

Nachrichten von Dr. Roscher und über den Stand der Entdeckungen in Afrika.

Das nächste wichtigste Werk der geographischen Literatur wird die Beschreibung der Reise des Lieutenants Speke werden, der sich eben in England nach einem Verleger umsieht. Speke war bekanntlich der Begleiter des geistreichen Burton schon bei der verunglückten Expedition im Somalilande, und begünstigter wie dieser berühmte Entdecker, welcher an dem See Tanganyika oder Ujiji erkrankt zurückbleiben mußte, während Speke tiefer in das Innere Afrika's bis zu dem 3740 F. hoch gelegenen See Nyansa oder Ukerewe vordrang, den er für das langgesuchte caput Nili, für die Nilquelle erklärt. Speke hat Nachrichten aus Sansibar von Dr. Roscher, dem Bruder des berühmten Nationalökonomen, mitgebracht und Hrn. Petermann übermittelt. (Geogr. Mittheilungen S. 349). Darin befindet sich nun folgende Stelle: „Für Dr. Roscher hege ich eine Art von Sympathie, da ich selbst einst durch ähnliche Umstände gebunden war, wie ich ihn jetzt durch den Mangel an jener großen Reisemacht, dem Gelde, gebunden glaube, vorausgesetzt daß es wahr ist was ich von deutschen Kaufleuten auf Sansibar hörte, daß er der Ersparniß wegen beabsichtigt sich mit Arabern zu verbinden. Verlassen Sie sich darauf, wenn er nicht unabhängig von den Arabern reist, verliert er solche Chancen, wie er sie nie wieder zu finden im Stande seyn wird. Seine ersten Anstrengungen werden die erfolgreichsten seyn, denn je mehr Zeit er braucht, desto mehr wird er von seiner Energie zum Vordringen einbüßen. Hätte ich Urlaub und Geld gehabt, ich würde nie nach Sansibar zurückgekehrt seyn, sondern mich längs des Nil nach Aegypten durchgearbeitet und dadurch alle Zweifel in Betreff des Zusammenhanges des von mir entdeckten großen Sees mit dem Nil beseitigt haben. Ich hoffe daß Dr. Roscher nie eine so bittere Täuschung erfahren möge wie ich damals."

Um diese Warnung zu verstehen, wollen wir erinnern was Burton über das Reisen in Ostafrika gesagt hat (s. Ausland 1858. S. 1075). Allein zu reisen heiße sein Leben aufs Spiel setzen, und zwar mit der Chance von Tausend gegen Eins. Will man sicher seyn vor jeder Gewalt, so bedarf es einer Bedeckung von 100 bewaffneten Arabern und diese kosten wöchentlich 100 Pfd. St. oder 1200 fl. Für eine Reise von Sansibar bis nach dem nubischen Nil würde ein halbes, vielleicht ein ganzes Jahr erforderlich seyn, also eine Summe von 30 bis 60,000 fl. Dieß klingt allerdings sehr abschreckend, was sind aber 30 oder 60,000 fl. wenn wirklich die vielleicht letzte wichtige afrikanische Entdeckung dadurch vollendet würde! Die Weltumsegelung der Fregatte Novara hat eine halbe Million gekostet. Ihre Fahrt sollte allerdings vorzugsweise nautischen Zwecken dienen, aber es ward doch zugleich daran gedacht durch wissenschaftliche Bestrebungen die Reise zu verherrlichen und den Aufwand zu rechtfertigen. Was nun von Bord der Schiffe und auf Ausflügen von den Ankerplätzen aus für die Erdkunde geleistet oder vielmehr nicht geleistet werden kann, wissen wir alle. Wenn nicht ganze Geschwader die Forschungsreisen ausführen, wie die United States-Exploring-Expedition in der Südsee oder die Flotten der Franklinsucher, so kommt schließlich so blutwenig heraus wie bei der Weltumsegelung der schwedischen Fregatte Eugenie. Vergleichen wir damit die Bereicherung der Wissenschaft durch einen einzigen entschlossenen Mann mit dürftigen oder ohne alle Mittel, wie David Livingstone, so muß es uns jammern wenn wir einen so begabten Reisenden wie Albert Roscher sein Leben, wenigstens seine Gesundheit wagen sehen ohne Aussicht daß er seine Aufgabe glänzend zu lösen vermöge. Durch Barth, Overbel und Vogel haben die Deutschen hohen Ruhm als Continentalentdecker erworben, und wenn Dr. Roscher, wie Speke bemerkt, jetzt hinreichende Fonds besäße, so könnte er den Schleier von dem größten Räthsel Afrika's hinwegziehen. Aber dazu bedarf es viel Geld, und es wäre mehr als unbescheiden dem Monarchen, dem Hr. Roscher seine bisherigen großen Unterstützungen verdankte, ein unerhörtes Opfer anzusinnen. Hätten die Deutschen Institutionen um für ihren Völkerruhm die Opfer gleichmäßig vertheilen zu können, so würde leicht zu helfen seyn. Solange dieß nicht der Fall ist, werden Deutsche, wie die obengenannten Entdecker, nur dann große Dinge leisten, wenn sie im Dienste fremder Regierungen reisen.

Die Musquitos.

(Aus dem Sc. p. tous.)

Dieses Insect ist vielleicht das widerwärtigste Thier der gesammten Schöpfung. Wer nicht einige Zeit in einer mit feuchten Dünsten geschwängerten Gegend gelebt, weiß sich gar keinen Begriff von der beständigen Qual zu machen zu welcher deren Bewohner verurtheilt sind. Die Mücken welche in den Städten der trockenen Länder Nachts um das Licht schwärmen, sind gegen jene welche in sumpfreichen und von großen Flüssen durchströmten Landschaften in zahllosen Schwärmen vorkommen, noch harmlose Geschöpfe.

Die Mücken sind mit Saugorganen versehene Insecten, und sich überall gleich, mag man sie nun hier Mücken, da Musquitos, dort Maringouins nennen, die Größe ist wohl verschieden, aber das charakteristische Organ, der Saugrüssel, ist bei allen Species dasselbe, auf den Antillen, in Gabon, in Schweden, in Lappland.

Dieser Rüssel ist an dem Vordertheile des kleinen Kopfes leicht zu sehen, und bewilligen wir dem Insect den Genuß uns zu stechen, so können wir ihn mittelst einer Lupe ebenfalls leicht bemerken, wenn ihn das Thier, nachdem es sich mit Blut angefüllt, aus der Haut zurückzieht. Er ist im Verhältniß zum Körper des Insectes sehr lang, von Cylinderform und an der Spitze aufgewulstet; in ihm steckt wie in einer Scheide das Saugrohr oder vielmehr der Saugstachel.

Dieser besteht aus fünf kleinen beschuppten Lancetten, die Seidenfäden ähnlich sehen und sehr spitz zulaufen, zwei davon tragen an ihrer Spitze hinterwärts gerichtete Zähne. Ist das Insect im Begriff zu stechen, so läßt es den Stachel heraustreten und applicirt ihn auf die Haut, es läßt ihn allmählich immer tiefer eindringen, indem es die Spitze der Scheide, d. i. des Rüssels gegen den Theil der Haut, wo der Stachel eingedrungen, anstemmt und durch diesen Rüssel saugt es dann auch so viel Blut auf, als die gemachte Oeffnung gestattet.

Dieser leichte Stich und das bißchen Blutverlust würde nun nicht viel zu bedeuten haben, wenn nicht darauf eine Geschwulst und eine unerträgliche Empfindung von Jucken sich einstellte. Die Mücke hat nämlich, ehe sie zu saugen begann, eine kaustische Flüssigkeit in die Wunde fließen lassen, um das Blut flüssiger und aufsaugbarer zu machen. Diese Flüssigkeit übt aber einen hohen Reiz auf das umgebende Gewebe und bewirkt in ihm eine Entzündung. Man kann demnach das Thier eine geflügelte Schlange im Kleinen, einen Diminutiv-Lindwurm nennen.

Jedes Land besitzt seine üblichen Heilmittel gegen den Insectenstich. Hier wird der Essig als solches verehrt, dort Lawendelwasser, mildes Oel oder andere Flüssigkeiten. Das rationellste Verfahren ist wohl, aus der kleinen Wunde ein oder zwei Tröpfchen Blut und mit ihm das die Gewebe in den Zustand der Entzündung versetzende Gift auszudrücken. Einige Naturforscher haben nur den Weibchen dieser Insecten den Vorwurf des Blutdurstes gemacht. Von was sollten aber dann die Männchen leben? Allerdings ist es erwiesen daß diese Insecten, wenn sie kein thierisches Wesen finden können, dessen Haut fein genug ist um ihren Stachel durchdringen zu lassen, damit vorlieb nehmen Pflanzensaft zu saugen. Namentlich zeigen sie dann Vorliebe für die Blüthe des Weidenbaumes.

Die Mücke ist ein Zweiflügler, und besitzt sechs, von Réaumur mit Stelzen verglichene Füße, einen cylinderartigen, langgestreckten Leib; der Kopf ist klein und trägt zwei große Netzaugen.

Die Weibchen legen ihre Eier auf dem Wasser, die Larven und Nymphen leben auf demselben Elemente. Legen die Weibchen ihre Eier, was im Augustmonat geschieht, so klammern sie sich mit den vier Vorderfüßen an irgendeinen Gegenstand der auf dem Sumpf treibt, an ein Blatt oder Stück Holz und kreuzen die beiden Hinterfüße, so daß sie einen Winkel bilden, der dann ein Ei nach dem andern aufnimmt; die Masse der aneinandergereihten Eier wird immer länger und nimmt die Form eines an seinen Enden erhöhten Nachens an. Das Insect löst nun allmählich die Kreuzung seiner Hinterfüße, und so treibt dann die Brut frei auf dem Wasser, bis die jungen Insecten ausschlüpfen. Jedes Weibchen legt mindestens 300 Eier und zwar mehreremale des Jahres.

Im Frühjahr wimmelt es dann auf den stehenden Wassern der Sümpfe und Teiche von Larven, die, obwohl sie keine Füße haben, sich doch lebhaft umhertummeln. Ihr schmaler Körper ist in der ersten Zeit grünlich, und wird erst später graulich und durchscheinend. Die Nymphe lebt ebenfalls auf dem Wasser, ohne aber daselbst irgendeine Nahrung zu nehmen.

Der Umstand daß dieses Insect in seinen früheren Metamorphosen auf dem Wasser lebt, ist für die Thiere welche seinen Stichen ausgesetzt sind, noch ein glücklicher Umstand, da die kleinen Fische eine große Menge derselben vernichten.

Das Insect ist über den ganzen Erdball verbreitet und unter allen Breiten kommen Varietäten von ihm vor. In Lappland sind die Bewohner sumpfiger Ebenen gezwungen sich das Gesicht mit Stroh zu verhüllen und des Nachts große Feuer anzuzünden, um sich jener unerträglichen Plage zu erwehren. Unter den Wendekreisen verbittern die Maringouins dem Menschen das Leben. Reclus sagt in seinen Studien am Mississippi:

Unter den Reptilien, vom Alligator bis zur Klapperschlange gibt es gewiß scheußliche und Entsetzen erregende Thiere, aber die Geißel, der Fluch von Louisiana, und was daselbst zu manchen Zeiten das Leben in ein ununterbrochenes Martyrium verwandelt, das ist ein kleines Insect, das Maringouin. Nichts kann diesen Thieren ans Leben, weder die Regengüsse, noch die Trockenheit und Gluth der trockenen Jahreszeit, noch die Fröste des Winters. Den Tag über sieht man allenthalben ihre Schwärme herumfliegen, und Nachts vernimmt man unaufhörlich das widrige Summen ihrer Flügel; das Insect dringt durch die engsten Spalten, durch die dichtesten Schleier und fällt mit seinen Flügeln Siegesfanfaren anstimmend über sein Opfer her. An den Ufern fließender Gewässer sind sie minder häufig, aber in den von Sümpfen umgebenen Pflanzungen ist ihre Anzahl so unermeßlich daß es fast eine Unmöglichkeit ist an einem solchen Orte auch nur einen Moment anzuhalten, etwa um etwas zu lesen, man muß vielmehr sehr rasch gehen. Während man bei der Mahlzeit sitzt, muß ein großer Mückenwedel sich fortwährend über der Tafel bewegen, um zu verhindern daß nicht die Maringouins zugleich mit den Essenden Mahlzeit halten. An den Ufern des Pontchartrainsees vermöchte jemand der nicht an das Land gewöhnt ist, es nicht mehrere Abende hintereinander im Freien zuzubringen, ohne toll zu werden. Aus den von Ungeziefer wimmelnden Pfützen die ihn umgeben, kommen täglich neue Schwärme von Maringouins hervor, und bei jedem Schritte den er macht, umsummen ihn neue schwarze Massen derselben, er sieht sich bald von gierigen Insecten angefallen die ihre Tausende von Stacheln in seinen Körper senken und aus Tausenden von Wunden sein Blut aussaugen, er mag sie verjagen oder zerquetschen, es stürzen andere noch gierigere auf ihre Beute, und es bleibt ihm keine andere Rettung als blindlings, wüthend, verzweifelnd, gleich dem von der Bremse verfolgten Pferde der Savannen

an das nächste Wasser zu rennen. Die in diesen schlimmen Gegenden lebenden Pflanzer suchen, so weit es angeht, unter Seidenflören die Möglichkeit der Existenz und die Neger beschmieren sich, ehe sie auf die Zuckerfelder zur Arbeit gehen, mit Lehm — nichtsdestoweniger wird beiden noch das Leben zur Qual gemacht. So ist es denn kein Wunder wenn die Ankaufspreise zweier sonst gleichwerthiger Pflanzungen um 100,000 bis 150,000 Frcs. differiren, wenn die eine von Maringouins mehr inficirt ist als die andere. So wirkt denn diese Landplage selbst auf die ökonomischen Verhältnisse störend ein.

Was man nun in Louisiana Maringouins nennt, das heißt auf den Antillen Musquito, aber es ist dieselbe blutgierige Harpyie wie die von Louisiana, und jene des unter der Linie liegenden Amerika's; es ist dasselbe Brennen in der Stichwunde, dasselbe metallisch klingende Summen, das wie eine Kindertrompete ans Ohr tönt.

Die alten Cariben und die Eingebornen von Guyana bedeckten ihren Körper mit dem rothen Safte der in Ricinusöl zerdrückten Urucubaumfrucht; und die bizarren Farben, womit sie sich bemalten, dienten eigentlich nur als Firnisse um die Musquitos ferne zu halten.

An der Westküste Afrika's heißen diese wieder Maringouins. Die Neger kennen daselbst kein anderes Mittel sie zurückzuhalten, und ruhig zu schlafen als ein großes Feuer anzumachen und in einer gewissen Höhe über demselben Nachtlager zu halten. Die aufsteigende Gluthhitze und der Rauch dünkt ihnen noch weit erträglicher als die Stiche der Maringouins.

Auf den Antillen hat die europäische Civilisation bessere Schutzmittel gegen diese Insecten ersonnen als es der Urucufirniß und Oel oder ein Feuerrost seyn kann. So sind in den Sumpfgegenden die Betten mit Seidenzeugen oder „Mustiques“ umgeben, deren man, wenn man zu Bett geht, mehrere hinter einander niederläßt. Leute welche sich mit den Miseren des Lebens unter den Tropen schon vertraut gemacht haben, begnügen sich so gut es eben angehen will nur das Gesicht zu bedecken und die Hände zu verbergen. Wollte man jeden Körpertheil schützen, man könnte vor lauter Vorsichtsmaßregeln gar nicht zum Schlafen kommen.

Ein Engländer meiner Bekanntschaft, der schon in verschiedenen Ländern Südamerika's gelebt hatte und den ausgeprägten Typus der Vorsicht und Klugheit an sich trug, glaubte nirgend vor den Musquitos sicherer seyn zu können als in einem Bett, das er sich zu diesem Zweck hatte anfertigen lassen und das ihn auf allen Reisen begleitete. Dieß Bett des Lord K.. glich einer Festung; die Bretter waren aus dem Heuschreckenbaum gezimmert, der das härteste Holz hat. Vier massive Säulenschäfte trugen eine Art Himmel, einen Plafond, dessen Solidität erprobt war; die vier Bettstattfüße endeten spindelförmig, und standen in verglasten, stets mit Wasser gefüllten Gefäßen.

Lord K.. hatte diese Bettfestung aber nicht gegen die Musquitos allein zimmern lassen, sondern sie sollte allen Schrecken Südamerika's Trotz bieten können; so sollte die Construction der Lade und des Betthimmels dem Einsturz des Hauses widerstehen wenn ein Erdbeben entstünde; die in Wasser stehenden Bettstattfüße sollten den Tausendfüßen, den Mygalen [1] und Ratten ein unersteigliches Hemmniß seyn nach dem Bett zu gelangen, während zahlreiche Seidenzüge vor den Mustiks schützten. Der glückliche Besitzer dieses Wunderbettes hielt sich für den gesichertsten Mann in ganz Südamerika.

[1] Eine Gattung Spinnen.

Koritza in Macedonien.

So heißt ein District in Macedonien, dessen Bevölkerung vorzugsweise aus Christen, theils Albanesen, theils Walachen und Bulgaren besteht, und der sich zwischen Ochrida und Janina, östlich von Berat, in einer Länge von zehn Stunden und einer Breite von zwei Stunden, zwischen hohen Bergen in einer vom Fluß Devol durchströmten Schlucht von Süden nach Norden hinzieht. Die Hauptstadt führt ebenfalls den Namen Koritza, und liefert wie andere ausschließlich oder doch meistentheils von Christen bewohnt geweiene Ortschaften der europäischen Türkei, z. B. Moschopolis in Macedonien (nicht weit von Koritza) und Ambelakia im Tempethal in Thessalien, augenscheinlich Beweise für die große Lebensfähigkeit der Christen und des christlichen Elements an sich, und besonders im Verhältniß zu den Türken. Die Stadt Koritza zählt gegen zehntausend Einwohner, unter denen sich etwa tausend Türken befinden, die übrigen sind orthodoxe Christen die albanesisch reden, während die christlichen Bewohner einiger wenigen Dörfer des Districts theils die bulgarische, theils die walachische Sprache reden. Die Einwohner in den übrigen umliegenden Ortschaften sind fast ausschließlich Muhamedaner, obgleich sich in einzelnen dieser Ortschaften Kirchen erhalten haben. Die Stadt Koritza hat eine hellenische Schule, eine Schule des wechselseitigen Unterrichts und eine Mädchenschule, in denen griechisch gelehrt wird. In Folge der günstigen Lage entwickelten sich hier schon vor längerer Zeit vortheilhafte Handelsverhältnisse, und der Handel von Koritza gewann für die umliegenden Districte und Provinzen eben so an Wichtigkeit als an Ausdehnung, und führte auch in dem gleichen Verhältniß viele Reichthümer dahin zurück, die freilich, wie anderswo zwischen Christen und Türken, den Neid der letzteren und ihre Habsucht erregten, und den ersteren vielfache Bedrückungen von Seite dieser und Verfolgungen aller Art zuzogen. Daher kam es daß viele Christen von Koritza, die durch den Handel reich geworden waren, die Heimath verließen und nach fremden Ländern, vornehmlich nach den Donaufürstenthümern und nach Aegypten, auswanderten, und manche Ortschaften der Umgegend gänzlich verlassen wurden, in andern dagegen nur wenige Familien zurückblieben. Indeß nahmen die früheren Bewohner von Koritza auch in der Fremde den lebendigsten Antheil an den Angelegenheiten der Heimath. Im J. 1849 ward von einem Theil der in Aegypten sich aufhaltenden dieser Auswanderer eine für die in Koritza bestehenden Schulen bestimmte Geldsumme eingesendet, und dieß stachelte den Ehrgeiz der christlichen Gemeinde von Koritza dergestalt an, daß einstimmig beschlossen wurde es sollten alle Einzelnen nach Kräften zu diesem Zweck beitragen. Es kam so viel zusammen daß mit Hülfe einer anderweitigen Geldsendung aus Aegypten drei neue Schulen und einige Kirchen erbaut werden konnten, und es blieb noch so viel übrig daß man damit Grundbesitz erwerben konnte, mit dessen Erträgen die Unterhaltung jener Schulen für die Zukunft sichergestellt werden sollte. Auch während des griechischen Freiheitskampfes im J. 1821 und später betheiligte sich die patriotische Gemeinde von Koritza an der gemeinschaftlichen Sache des Vaterlands. Obgleich im Juni 1822 der in der Mitte der Stadt gelegene Bazar mit allen Waarenvorräthen bei Gelegenheit einer ausgebrochenen Feuersbrunst ein Raub der Flammen geworden war, und die christliche Gemeinde von allen Drangsalen des Kriegs heimgesucht ward, kaufte dieselbe gleichwohl im J. 1823 fünfhundert christliche Gefangene aus den Händen der muhamedanischen Albanesen mit ansehnlichem Lösegeld los, was ihr jedoch den Zorn des türkischen Gouverneurs,

Churschid Pascha, in solchem Grad zuzog, daß ihr derselbe eine Contribution von 120,000 Piastern auferlegte. An dem Freiheitskampf selbst nahmen über fünfhundert Christen des Bezirks Theil, und nicht wenige von denen die im Kampf nicht unterlagen, haben sich später nach dem freien Griechenland gewendet. Nach mehreren gewaltsamen Beraubungen und Bedrückungen, denen die wohlhabenderen Christen von Koritza theils von Seiten der türkischen Gouverneure, theils von einzelnen Türken der Provinz, namentlich im J. 1824, ausgesetzt gewesen waren, verheerte im April 1858 wiederum eine in Koritza entstandene große Feuersbrunst den Bazar von Grund aus, und fügte der christlichen Gemeinde einen Schaden von ungefähr 500,000 Pf. St. zu. Sie wurde als eine zufällige bezeichnet, allein es wird behauptet daß der Gouverneur aus Abneigung gegen die Christen nicht nur eine jede Hülfe zum Löschen des Feuers verweigerte, sondern auch sogar den Hülfebringenden die Unterstützung offen verwehrte. Wer mehr über Koritza in geographischer und politisch-statistischer Hinsicht besonders aus einer früheren Zeit lesen will, findet ausführlichere Mittheilungen hierüber in Pouqueville's Voyage dans la Grèce. Er nennt übrigens den Ort Ghéortcha und er ist auch so auf der beigegebenen Karte von Barbié du Bocage bezeichnet.

Erörterungen über auswärtige Politik.

Der Ruf nach „Reformen" in Oesterreich hat sich seit dem Beginn des italienischen Krieges immer hörbarer gemacht. Hätte Oesterreich gesiegt, oder hätte es mit großem Glanze sich vertheidigt, so daß es selbst im Unterliegen furchtbar wie zuvor geblieben wäre, so möchte wohl nichts an dem Gange der Verwaltung und an den Personen der höchsten Stellen geändert worden seyn. Und dieß mit Fug und Recht, denn Männer und Maßregeln die sich in der Stunde der Noth bewähren, wird man nicht leichtsinnig fahren lassen. In der Stunde der Noth fand sich aber daß Oesterreich ringsum auf Haß und Feindschaft stieß. Selbst die wenigen die noch zu ihm hielten, erklärten oder besser entschuldigten diese Anhänglichkeit damit daß sie den Glauben an ein künftiges besseres Oesterreich nicht aufgegeben hätten, daß ihre Liebe der Großmacht, dem Staate, seinen Völkern gelte, aber nicht dem „Systeme." Daß sehr vieles anders werden müsse, davon ist jetzt in Oesterreich jedermann überzeugt, lassen sich doch aus dem sonst jederzeit so loyalen Tirol sogar Aeußerungen vernehmen daß man vor Verwunderung steinern werden möchte. Was aber eigentlich zu geschehen habe, davon vernimmt man außerordentlich wenig. Etliche Dinge freilich sind mit den Fingern bezeichnet worden, wie z. B. die Gleichstellung der geduldeten mit der herrschenden Kirche, ein Wunsch der bereits erfüllt wird.

Im allgemeinen versteht man aber unter Reformen nichts anderes als die Ertheilung einer constitutionellen Verfassung entweder an die Gesammtmonarchie oder an die Provinzen. Wir wollen ganz absehen ob ein Parlament und eine parlamentarische Regierung Oesterreich zu großen Fortschritten verhelfen möchte. Zwar den deutschen Provinzen fehlt es weder an der Reife noch an der ächt patriotischen Gesinnung, aber man denke sich eine Deputirtenwahl in Galizien, in der Slowakei, im walachischen Siebenbürgen, im serbischen Banat, in der Militärgränze, und jedes derartige Project geräth ins Lächerliche. Das einzige Gute welches die Machthaber der letzten zehn Jahre dem Reiche hinterlassen haben, war nicht sowohl die Ablösung der Roboten, welche ja durch die Revolution und von den Reichstagen in Wien und Kremsier durchgesetzt, in der Märzverfassung aber als sogenannte Errungenschaft nur bestätigt wurde, sondern vielmehr der Gedanke daß Oesterreich am besten durch Einen Willen regiert werden könne, daß nicht das gekrönte Haupt der Dynastie Lothringen heute Kaiser und Herr seiner Erblande, morgen constitutioneller König von Ungarn, und gleichzeitig der König über einen Vicekönig in Italien seyn solle. Oesterreich ist ein historisch, wir möchten sagen diplomatisch entstandener Staat, der weder ein geographisches noch ein ethnographisches Ganzes darstellt. Man nehme solchen Staaten die Einheit in der Person des Regenten, und es bleiben Bestandtheile übrig von denen nur etliche Gruppen Motive der Zusammengehörigkeit besitzen. Man thut Oesterreich sehr Unrecht es einen Donaustaat zu nennen, denn erstens fehlt ihm der untere und der obere Lauf dieses Stromes, dann aber gehören Böhmen, Galizien und die italienischen Besitzungen andern Flußgebieten an; ferner sind mit Ausnahme sehr wenig entscheidender Fälle die Flüsse selten die Lebensbedingungen oder die Achsen für Staatenbildungen geworden; endlich aber hat die Donau selbst, was ihre politische Bedeutung oder, mit andern Worten, ihren Werth als Verkehrsmittel betrifft, wegen ihres ungünstigen Gefälles nur einen niedern Rang wie etwa die Weser. Will man überhaupt dem ostdeutschen Reiche, welches von Wien aus regiert wird, eine geographische Eigenthümlichkeit oder Prädestination ablauschen, so würde man es das Thal zwischen den Alpen und dem karpathischen Berggürtel nennen müssen, wenn man Sudeten und Erzgebirge als die Ausläufer des Gebirgskranzes ansieht der bis an und über die Donau beim eisernen Thore reicht. Aber auch jener Name würde nicht die Zusammengehörigkeit des nordgalizischen und des italienischen Gebietes rechtfertigen, wenn man sich nicht zu der Radowitz'schen Anschauung bekennt: daß dem Herrn der Gebirgswälle das Land zu seinen Füßen als „Glacis" gehöre. Daß Oesterreich keine ethnographische Einheit besitzt und besitzen wird, darüber brauchen wir keine Worte zu verlieren, nur ist es seltsam wie es Leute geben kann die trotzdem noch an die Möglichkeit eines Parlamentes für Gesammtösterreich denken können. Es wurde von dem jetzt gerichteten „System," das heißt von den Männern welche sich von den Anschauungen der Reactionsjahre 1849 — 1858 beherrschen ließen, ein merkwürdiger Versuch gemacht diese ethnographische Pluralität zu vernichten, wir meinen das Reichsgesetzblatt in neun oder wie viel Sprachen. Man schmeichelte sich mit dem Unmöglichen, daß es Ein Gesetz für die ganze Monarchie geben könnte, wenn jeder Text des Gesetzes als authentisch und nicht als Uebersetzung gelten sollte. Man erkannte aber später daß es Gesetzblätter für die deutschen, für die ungarischen und die italienischen Provinzen, daß es aber nicht ein Reichsgesetzblatt geben könne. Nicht einmal ein Reichsgesetzblatt, wie soll man dann erwarten daß eine Reichsgesetzgebung möglich sey, und etwas anderes als dieß könnte doch einem Reichsparlament nicht übertragen werden! Es gibt auch kein österreichisches Heimathsgefühl oder einen österreichischen Patriotismus mit einziger Ausnahme der deutschen Provinzen. Dort, aber nur dort allein, sind die wahren Oesterreicher, der Kitt der Monarchie. Vor kurzem noch glaubte man daß die Einheit und der österreichische Geist auch in der Armee zu finden sey, jetzt wird man dieß nur auf den Officiersstand erstrecken dürfen, denn sowohl italienische wie ungarische Regimenter haben vor dem Feinde gezeigt wie wenig willig sie den schwarzgelben Fahnen folgten. Fast stets und

vorzugsweise waren es Truppen aus den Erblanden die ruhmvoll genannt wurden, wenn auch einzelne polnische und ungarische Regimenter sich wieder glänzend bewährten.

Man hat oft gesagt daß man ein Oesterreich schaffen müßte, wenn es nicht vorhanden wäre. Der Sinn dieses politischen Spruches ist aber doch kein anderer als daß es im Osten des mittleren Europa eine Großmacht ersten Ranges geben müsse um eine östliche Universalherrschaft, wie sie einst von Seite der Osmanen, jetzt von den Russen uns droht, zu verhindern. Wie Oesterreich ein Geschöpf seiner Cabinette gewesen ist, so beruht auch sein Beruf in einer europäischen Aufgabe, und in Erfüllung eines Gedankens der auswärtigen Politik. Solch ein Reich ist gewiß das letzte welches man einer Selbstregierung überlassen darf. Der Monarch gibt dem Staat die Einheit, und nur unter einer streng monarchischen Regierung kann Oesterreich seinen politischen Beruf erfüllen. Man stelle es durch Gewährung einer Autonomie dem Galizier, dem Croaten oder den Walachen frei zur Erfüllung irgendeines europäischen Berufes sich höher zu besteuern und einer umfassenderen Recrutirung zu unterwerfen, und er wird unter allen erdenklichen Vorwänden sich seinen Pflichten als Unterthan einer solchen östlichen Großmacht zu entziehen suchen.

Ist es nun nicht denkbar daß das einheitliche Oesterreich mit Hülfe Eines gesetzgebenden Parlaments unter polyglotter Sprachfreiheit beherrscht werden kann, so dürfen, wenn überhaupt etwas geschehen soll, die constitutionellen Geschenke nur in Provinzialverfassungen bestehen. Kaum haben wir aber das Wort genannt, so überwältigt uns schon der Gedanke an die zahllosen neuen Gefahren die mit solchen Versuchen verknüpft sind. Der einzige Fortschritt Oesterreichs im Jahr 1849 bestand darin daß die ungarische und siebenbürgische Kanzlei begraben wurden. Kann man Ungarn seine alten Ständetafeln zurückgeben? Dann bedenke man wohl daß die Ungarn stets das Recht besaßen in Kriegsfällen dem Kaiser eine „Insurrection,“ d. h. Mann und Roß zu bewilligen oder zu versagen; davon darf natürlich nicht mehr die Rede seyn. Auch hatte Ungarn vor 1849 seine eigenen Finanzen und seine eigene Besteuerung, oder vielmehr eine beinahe gänzliche Steuerfreiheit, so wie einen eigenen Zollgränzverschluß gegen Oesterreich. Jetzt ist es den übrigen Kronländern gleichgestellt und zahlt so gut eine Grundsteuer, unterliegt so gut dem Tabaksmonopol wie diese. In der künftigen Landesverfassung Ungarns kann also weder von einer Steuer- noch von einer Recrutenverwilligung die Rede seyn, und ebenso wenig würden Probleme der auswärtigen Politik von den Ständen verhandelt werden dürfen, denn wie könnte beispielsweise in einer deutschen oder in einer europäischen Angelegenheit die kaiserliche Regierung ihre Schritte von der öffentlichen Meinung dieser oder jener Provinz abhängen lassen? Was aber bleibt dann noch übrig als Geschäftskreis solcher Kronlandskammern? Kann etwa eine österreichische Regierung den Ständen die Schöpfung eines Gemeindegesetzes anvertrauen? Man denke ein wenig nach, und man wird betroffen finden daß auch das nicht ausführbar sey, denn es würden auf diesem Weg höchst wahrscheinlich ein Dutzend Gemeindegesetze und doch kein österreichisches Gemeindegesetz zu Stande kommen. Jedes Kronland würde um nur den einzigen Punkt der Freizügigkeit oder der Ansässigmachung zu erwähnen, besondere Ausstellungen machen, die Tiroler würden das katholische Bekenntniß als unerläßliche Bedingung von dem Einwanderer fordern, die Ungarn vielleicht die Geläufigkeit ihrer nationalen Sprache und ein drittes Kronland würde sich wahrscheinlich jeder Einwanderung widersetzen und die Möglichkeit des Freiziehens verhindern. Das gleiche gilt von bürgerlichen und peinlichen Gesetzen. Es kann und soll nicht mehr ein besonderes steirisches Concursverfahren, ein böhmisches Hypothekengesetz, ein ungarisches Criminalrecht geben. Auf einigen Rechtsgebieten wenigstens soll und muß Gleichartigkeit herrschen. Man denke dabei nur an den Erwerb von unbeweglichen Gütern, an das Hypothekenwesen und an die Concursgesetze. Wenn irgendwie ein wahres geeinigtes Oesterreich, ein österreichischer Patriotismus und eine Ueberwältigung der Provinzialgefühle möglich werden soll, so kann es nur im Laufe der Zeiten durch Einwanderung und Eigenthumsübergang eintreten. Kann nun das kaiserliche Cabinet jemals allgemeine Grundsätze in der Gesetzgebung, sowohl im bürgerlichen wie im öffentlichen Recht, in zwölf oder mehr Kronländern der Entscheidung von Ständen überlassen? Das hieße doch mit eigener Hand sich selbst zertheilen und zergliedern. Sind diese Dinge aber nicht möglich, worin kann der Beruf der Stände sonst gesucht werden? Die gesetzgebende Gewalt muß immer im Dunstkreise des Monarchen bleiben, und das höchste was sich bewilligen läßt, darf nur darin bestehen daß die Stände der Kronländer mit ihren Wünschen gehört werden. Auch das ist noch gefährlich genug. Jedes Gesetz welches das allgemeine Beste im Auge hat und ihm das Besondere opfert, wird Anstoß da und dort erregen und örtliche Interessen gegen sich ins Feld rufen. Dann kann es leicht geschehen daß ein Gesetz in allen Kronländern Mißfallen erregt, weil es keinen der localen Wünsche befriedigen konnte, obgleich jedes Kronland mit den übrigen zufrieden war und nur eine einzelne Bestimmung des Gesetzes mißbilligte.

Welche Thätigkeit bliebe also überhaupt für die wiederbelebten ständischen Körper der Kronländer noch übrig als diejenige, welche etwa die Departementalräthe in Frankreich oder die Kreistage in Preußen und anderwärts besitzen? Dieß wäre freilich für ein constitutionelles Bedürfniß, wenn es vorhanden wäre, mehr eine Verschärfung des Hungergefühles als eine Sättigung, doch ließe sich denken daß man vielleicht Vertreter dieser Landstände von geringer Anzahl nach Wien beriefe und aus ihnen einen Staatsrath bildete, welcher die Functionen des heutigen Reichsrathes oder Reichsunrathes zu übernehmen hätte. Ob aber ein solches Collegium dem Monarchen das leisten könne was unter gewissen Umständen constitutionelle Kammern allerdings vermögen, nämlich den Credit des Staates zu heben, eine moralische Ermuthigung zu ertheilen, und die patriotischen Kräfte des Landes zu erwecken, darf man billig bezweifeln. Man käme daher vielleicht in die Lage die Lasten der verfassungsmäßigen Monarchie zu tragen, ohne ihre Vortheile zu genießen.

Damit sind die Schwierigkeiten noch nicht zu Ende, sondern sie beginnen erst recht, wenn man für diese neue politische Verfassung ein Wahlgesetz oder Wahlgesetze ersinnen will. In den Erblanden ist die Sache verhältnißmäßig licht und leicht. Es gibt dort großen Grundbesitz und eine ächte Aristokratie, es gibt dort auch eine starke städtische Bevölkerung und reiche Gewerbe. Zieht man noch den Klerus und den Bauernstand herbei, so wird man mannichfaltige Interessen zu einem Körper vereinigen können. Nun versetze man sich aber nach Galizien, nach Ungarn, nach der Woiwodschaft, nach Croatien! Dort fehlt beinahe gänzlich der Bürgerstand, und es gibt nur zwei Interessen die sich hassen und ausschließen, der ehemals robotberechtigte Adel und der befreite bäuerliche Hintersasse. In Galizien ist bekanntlich der Adel völlig antiösterreichisch, oder wenigstens gezwungen österreichisch, während der Bauer nur von einem inneren Impuls beseelt wird, nämlich vom Haß gegen die ehemalige Gutsherrschaft. Man gebe jetzt ein Wahlgesetz! In

Ungarn ist die Spannung zwar nicht so schlimm, aber es ist doch immer Spannung vorhanden. Der dortige Adel ist bekanntlich „altconservativ" gesinnt, womit man sagen will daß, wenn ihm alles nach Wunsch gienge, in Ofen wieder ein Palatin residiren und die beiden alten Tafeln oder Kammern wieder hergestellt werden müßten. Oesterreichischen Geist und österreichische Hingebung würde man bei diesem Stand nicht finden, ein mächtiges Bürgerthum ist nicht vorhanden, und der Bauernstand ist viel zu wenig intelligent als daß seine moralische Stütze irgendeinen ideellen Werth hätte.

Man wird vielleicht aus diesen Erörterungen nun folgern daß wir der Ansicht sind, es solle gar nichts geschehen und wir riethen Oesterreich fest in seinem Reactionsbewußtseyn zu beharren. Davon sind wir jedoch weit entfernt. Die österreichische Regierung hat mit einem Feind zu kämpfen der eben so sicher trifft und vernichtet wie die gezogenen Kanonen, nämlich mit der Unpopularität. Die öffentliche Meinung ist eine merkwürdige politische Macht geworden. Sie schiebt und trägt Minister und Monarchen mit unmerklicher Gewalt, sie nöthigt sie bisweilen zu Thorheiten und zu unverantwortlichen Dingen, wenn überhaupt etwas verantwortet zu werden braucht, wozu die öffentliche Meinung Prosit sagt. Die österreichische Regierung war die einzige und letzte welche gegen dieses allgegenwärtige, sichtbar- und unsichtbare Ungethüm sich zu sträuben gewagt hat. Dafür mußte es die Zeche zahlen! Die öffentliche Meinung kann alles. Sie kann Recht in Unrecht, den Kläger in den Beklagten, den Friedensstörer in den Friedensstifter verwandeln. Mit dieser Gewalt, welche die Macht hat zu lösen und zu binden, muß man ein Concordat schließen. Ist einmal der Drang nach constitutionellen Formen vorhanden, so muß man ihm nachgeben, nachgeben selbst im Gefühl daß man zwischen zwei Uebeln das geringere wähle.

Es ist jedoch unsere Ansicht daß wenn die constitutionellen Formen Werth in den Augen irgendeines Zeitalters gewinnen, dieß nur die Schuld der Monarchen selbst sey. Unter dem ersten Napoleon war kein Drang nach einer Mitregierung des Volkes bemerkbar, er trat erst hervor als der Kaiser vor Moskau und vor Leipzig mit seinem Spieleinsatz fertig geworden war. Unter den Bourbonen regte sich das Bedürfniß viel stärker, unter Louis Philipp lief der Becher über. Napoleon III wiederum steht jetzt völlig über der Schattenherrschaft seines gesetzgebenden Corps. Nie hat Frankreich weniger Aussicht auf einen verfassungsmäßigen Zustand gehabt als gegenwärtig. Der Sieger von Solferino vermag jetzt jede Kammeropposition durch gleichgültige Geringschätzung zu vernichten, er könnte sogar ungestraft und aus Ironie „das Gebäude krönen," d. h. das Kaiserthum mit dem Constitutionalismus vermählen. Das Volk wird einem großen Monarchen immer Recht gegenüber irgendeinem Parlamente geben, wie denn auf unserem Festlande nur in Ermanglung von Monarchengröße constitutionelle Formen zu gedeihen vermögen.

Dieß ist unsere feste Ueberzeugung, und deßhalb erwarten wir in Oesterreich einzig nur Heil von einem Monarchen der absolut aber im Styl Maria Theresiens herrscht. Die öffentliche Meinung bezwingen kann nur der Glückliche, aber sie zu beschwichtigen ist so kinderleicht daß man nur bei Kaiser Alexander II von Rußland in die Schule zu gehen braucht. Eine Reihe liberaler Gesetze und liberaler Staatshandlungen von Seite des regierenden Kaisers in Oesterreich oder seiner Minister ist alles dessen es bedarf. Die völlige Freiheit der Presse kann recht wohl in einem absoluten Staate bestehen, ja sie wird einem unbeschränkten Monarchen weit unentbehrlicher seyn als einem constitutionellen, weil er in ihr ein Werkzeug zur Beaufsichtigung über seine Beamten gewinnt. Ist es den Zeitungen verstattet jede Brutalität, jeden Mißbrauch der Amtsgewalt, jeden Schlendrian und jede Unehrenhaftigkeit ans Licht zu ziehen, Klagen und Beschwerden aus den fernsten Räumen an die richtige Adresse zu befördern, so gewinnt der Monarch eine Art von Allgegenwart in seinem Reich, und es geschieht kein Unrecht mehr, weil nichts mehr bemäntelt oder in der Stille der Acten begraben werden kann. Eine solche Ausübung der Preßfreiheit ist deßhalb in Oesterreich von großem Werth, weil jetzt so oft über Unredlichkeit der Beamten geklagt wird, und es an Pessimisten nicht fehlt welche die Zustände des Kaiserreichs mit den russischen unter Kaiser Nikolaus vergleichen. Ein gutes Theil Uebertreibung mag freilich dabei seyn, jedenfalls aber ist in den letzten zehn Jahren das öffentliche Gut heillos verschwendet worden, wie ja der traurige Zustand der Finanzen klärlich zeigt, selbst zugegeben daß die unruhigen Zeiten ihn theilweis mit verschuldet haben.

Daß es weit mehr auf den Geist ankomme in dem regiert wird, als auf die Regierungsformen, darüber hat man in Bezug auf das Concordat sehr eindringliche Erfahrungen sammeln können. Es gibt jetzt kein Uebel woran die österreichischen Völker leiden welches nicht dem Concordat zur Last gelegt würde. Die wenigsten von denen die gegen diesen Vertrag lärmen, kennen auch nur oberflächlich seinen Inhalt oder sind im Stande diesen Inhalt kirchenrechtlich und kirchengeschichtlich zu beurtheilen. Wenige wissen daß das Concordat der katholischen Kirche in Oesterreich nicht mehr verbriefte, als sie ohne Concordat bereits in den Verein. Staaten genoß. Freiheit der Kirche auf religiösem Gebiet von der Vormundschaft weltlicher Beamten ist eine Forderung der gesunden Vernunft, hätte zu allen Zeiten ein Dogma jedes ernsten Liberalen seyn sollen, und war nichts mehr und nichts weniger als was das österreichische Concordat enthielt. Warum, darf man nun fragen, wird jetzt beinahe einstimmig, von den Katholiken Oesterreichs vielleicht noch entschiedener als von den Protestanten das Concordat als Ursitz alles Unheils der letzten Zeit betrachtet? Doch nur aus dem Grunde, weil man mit dem Namen des Concordates die Männer und den Geist der Männer bezeichnen will welche den Abschluß des Concordates betrieben. Wäre der Vertrag mit der römischen Curie im Anfang des Jahres 1847, wo die Begeisterung für Pius IX ihre Klimax erreichte, ertheilt worden, alle Welt hätte das Concordat und die Beherrscher von Oesterreich gesegnet daß sie der Kirche zurückerstattet was der Kirche gebühre, nämlich die Freiheit. Seit der Rückkehr Sr. Heiligkeit aus Gaëta herrscht aber im Reich der Kirche ein anderer strenger, nicht friedfertiger, sondern verfolgungssüchtiger Geist. Daß in Oesterreich diejenigen Prälaten welche zu der Schule des Cardinals Antonelli gehörten, durch das Concordat eine schrankenlose Gewalt erlangen, daß sie die erworbene Freiheit zum Druck gegen andere religiöse Bekenntnisse mißbrauchen und die besänftigte Gluth des Religionshasses und der Ketzerverfolgungen wieder anschüren würden, das hatte man befürchtet, und zwar von Seite der katholischen Unterthanen so gut wie von Seite der evangelischen. Im Eifer des Widerstandes verfahen aber die Gegner ihr Ziel. Sie meinten im Grund ihres Herzens diesen oder jenen Bischof, Cardinal oder Fürst-Erzbischof, und verdammten statt dessen einen Staatsvertrag der nur eine der erhabensten Ideen ausführte, der in der Rechtsgeschichte der Kirche sicherlich als leuchtendes Denkzeichen einer neuen Erkenntniß zurückbleiben wird, und der zu andern Zeiten wahrscheinlich nur Segen gebracht hätte. Das Concordat war rein und vortrefflich, aber die Kir-

chenhäupter denen verstattet wurde es nach ihrer Art auszubeuten, haben es zu verantworten, wenn zuletzt die Schalen des Zorns überliefern.

Man glaube nicht daß irgendwie die Zeit dazu besonders neige die absolute Gewalt der Monarchen durch Verfassungen zu beschränken. Solange unter streng monarchischen Formen großes geleistet wird, so lange wird die Monarchie alle andern Regierungsweisen verdunkeln, wo aber despotische Formen nur mittelmäßigem Ergebnisse fördern, wo der Staat rückwärts schreitet und immer deutlicher sich dem Verfall nähert, da ist dem menschlichen Verstande die Schwäche nicht hoch anzurechnen, wenn er aus Irrthum alle Schuld den Formen zuschiebt und von einem weit künstlicheren Mechanismus, wie in constitutionellen Staaten, den Erfolg erwartet, den der einfache Gang der monarchischen Regierung nicht erzielen konnte. Oesterreich bedarf nur drei Männer, um das zu werden was es in seinen besten Zeiten war, einen Kanzler wie Kaunitz, einen General wie Prinz Eugen und einen Finanzminister, der schamroth wird bei einem Deficit, welches zum Bankrott führt und bei einem Silberagio, welches die Nähe dieses Bankrotts täglich im Börsenzettel verkündigt. Alles übrige sind entweder nur die Postulate politischer Liebhabereien für gewisse Regierungsformen oder die egoistischen Wünsche einst bevorzugter Stände für die Rückkehr der vergangenen und abgelebten Zustände.

An Sympathien wird es Oesterreich niemals fehlen, wenn es nur ein wenig guten Willen zeigt alte Mißbräuche zu beseitigen. Nichts hat von jeher alle Besucher des Kaiserstaates so erbittert als die Belästigungen der Fremdenpolizei. Nichts hat mehr die Engländer für die italienische Sache gewonnen als die widerwärtigen und nutzlosen Quälereien mit den Paßbehörden, denen sie als reiselustige Nation auf ihren Wegen nach und aus Südeuropa ausgesetzt waren. Wenn irgendein österreichischer höherer Beamter mit aufgeknöpften Ohren in irgendeinem besuchten deutschen Hôtel an der österreichischen Gränze die Kritiken, und die Verwünschungen des jenseitigen Paßunfuges, obgleich diese bureaukratische Furie gegen frühere Zeiten sich unendlich besänftigt hat, gewissenhaft einsammeln und namentlich auf die Versicherungen hören wollte, daß selbst ein großer Reiseumweg nicht mehr gescheut wird um diesen polizeilichen Abwandlungen zu entgehen, so würde er mit Schrecken inne werden, wie viel Gift durch eine gedankenlose und eigensinnige Kanzleicaprice alltäglich noch gegen sein Vaterland um schweres Geld gebraut wird. Solange man in Oesterreich noch Geld genug hat um einen Beamten, ein Amtslocal, Papier, Feder und Tinte zu bezahlen damit eine werthlose Statistik des Gränzverkehrs in Listen eingetragen und Reiseurkunden beschmutzt und bestempelt werden, so lange wird weder von ernsthafter Sparsamkeit noch von einer gründlichen Abschwörung des Lasters der Vielregiererei die Rede seyn können.

Miscellen.

Das Handbuch der Geographie von Stein und Hörschelmann. In Bezug auf die neulich im „Ausland" veröffentlichte Rüge bezüglich der Herausgabe des oben genannten Handbuches, von dem seit 1853 erst die kleinere Hälfte erschienen ist, erhalten wir eine Berichtigung von Seiten des Herausgebers Prof. Wappäus in Göttingen, welche wir abdrucken, um offen zu zeigen daß durch jenen Tadel keine buchhändlerischen Interessen beschädigt werden sollten. Wir erklären auch daß jene heftigen Angriffe nicht von einem verabschiedeten Mitarbeiter, sondern von einem Subscribenten des Handbuches herrühren, der seinem gerechten Zorn über die endlose Verzögerung des Unternehmens Luft machte. Hr. Prof. Wappäus schreibt uns: „Daß das Werk nicht schneller fortgeschritten ist, hat lediglich folgende Gründe: „1) den plötzlichen Tod eines sehr tüchtigen Mitarbeiters, des Dr. Gumprecht in Berlin, der die Bearbeitung des 4ten Theils (Deutschland) übernommen und seine Arbeit bereits so weit gefördert hatte daß derselbe schon vor zwei Jahren hätte erscheinen können, wenn dem Verfasser nur noch einige Monate vergönnt gewesen wären dieselbe druckfertig zu machen, was aber nach seinem Tod, wegen des Zustandes der Handschrift, keinem anderen auszuführen möglich war. 2) Die Unfähigkeit und den Eigensinn des unglücklicherweise von mir gewählten Bearbeiters von Asien (2ter Bd. 2te Lief.), dessen bereits vor beinahe fünf Jahren eingeliefertes Manuscript zuerst völlig unbrauchbar war, und auch nach wiederholter Revision durch den Verfasser doch noch so wenig passend für das Handbuch erschien, daß um das Erscheinen Asiens nicht noch länger zu verzögern, ich auf die Bitte der Verlagshandlung mich entschloß dasselbe druckfertig zu machen, das Unternehmen jedoch, nachdem sechs oder sieben Bogen gedruckt worden, wieder aufzugeben gezwungen war, da die Durchführung dieser Redaction mehr Mühe und Zeit erfordert haben würde als eine völlig neue Bearbeitung nach den Quellen, und darüber meine eigenen Arbeiten jahrelang gänzlich liegen geblieben seyn würden, zumal gleichzeitig schon die Revision des Manuscripts von Rußland, welches seitdem erschien, mir sehr viel Zeit wegnahm. Nachdem darauf die Verlagshandlung, um nur Asien einem neuen Bearbeiter übergeben zu können, mit dem Verfasser jahrelang hindurch hin und her verhandelt, hat dieser sich vor einiger Zeit endlich entschlossen sein für das Handbuch fast ganz werthloses Manuscript für eine Entschädigung von 1200 Gulden abzustehen und seine Zustimmung dazu zu geben dasselbe von einem, glücklicherweise schon gewonnenen tüchtigen Kenner der Geographie Asiens für den Druck umarbeiten zu lassen. 3) Meine eigene Unfähigkeit schnell und gleichmäßig wie eine Dampfmaschine, oder wie ein bloßer Compilator zu arbeiten. (In einem Schreiben der Verlagshandlung erhalten wir die Zusicherung daß die drei letzten Bände des Handbuches jetzt gleichzeitig in Angriff genommen worden sind. D. R.)

Kennelly's Expedition nach den innerafrikanischen Seen. Lieutenant J. D. Kennelly von der indischen Marine und Secretär der geographischen Gesellschaft in Bombay wurde auf Empfehlung Lord Elphinstone's mit einer Erforschungsexpedition nach jenen Räumen Innerafrika's, welche Burton und Speke so eben verlassen haben, betraut. „Hr. Kennelly, bemerkt der Poona Observer, ist ein schöner, kräftiger und thätiger Mann in der höchsten Blüthe des Lebens. Er versteht mit astronomischen und meteorologischen Instrumenten, mit denen er reichlich ausgestattet worden ist, zu beobachten. Als Zeichner und Naturaliensammler begleitet ihn Dr. Silvester, und beide gedenken im November sich einzuschiffen. Sie wollen dann unverzüglich nach den Seegebieten aufbrechen und einen Periplus des nördlichsten Sees ausführen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 39. Augsburg, 24 September 1859.

Die Parsen in Indien und die europäische Bildung.

(Von Prof. Fr. Spiegel.)

Die nur noch schwachen Ueberreste von den Bekennern des Parsismus in Indien und Persien können sich über Mangel an Beachtung von Seiten der Europäer nicht beklagen. Aber diese Aufmerksamkeit wird ihnen zumeist nur wegen ihrer alten Religion gezollt, weniger bekümmert man sich um ihre jetzigen Zustände, wenn es auch bekannt genug ist daß die Parsen zu den angesehensten und geachtetsten Bewohnern von Bombay gehören. Und doch sind auch die jetzigen Zustände derselben unserer Beachtung wohl werth, sie liefern uns einen deutlichen Beweis wie zwar langsam, aber sicher, europäische Bildung in das orientalische Leben eindringt und die alten Verhältnisse zu ändern beginnt. Mag man auch zugeben müssen daß dieser europäische Einfluß bei den Parsen weiter gehe als bei den übrigen Eingeborenen Indiens, so ist doch unzweifelhaft daß er auch bei diesen, namentlich bei den Hindus, nicht minder vorhanden ist. Es entziehen sich diese geistige Bewegungen nur darum unsern Blicken, weil die Eingeborenen ihre Interessen meist in den jetzt lebenden Volkssprachen verhandeln, welche in Europa weniger studiert werden als die alten Culturspracben, weßwegen auch Werke die in ihnen geschrieben sind gewöhnlich gar nicht, oder nur in wenigen Exemplaren, nach Europa kommen. Wir halten es daher um so mehr für unsere Pflicht die Notizen welche uns über den jetzigen socialen und wissenschaftlichen Zustand der Parsen zur Hand sind, auch einem weitern Leserkreise mitzutheilen. Es sind zwei Werke aus denen wir vorzüglich unsere Notizen schöpfen können. Das eine ist von einem jungen Parsen, Dosabhoi Framji, englisch geschrieben, und im vorigen Jahr in England gedruckt worden. Das andere von Sorabji Sapurji, „Versuch über die Religionsbücher der Parsen und ihre Sprache und Alter," ist in zweiter Auflage, gleichfalls im vorigen Jahr, in Bombay erschienen, und in der von den Parsen vorzüglich gebrauchten Guzeratisprache geschrieben. Hierzu fügen wir noch einiges was wir theils mündlicher, theils schriftlicher Belehrung parsischer Freunde verdanken. Was uns diese Notizen besonders werthvoll macht, ist daß es nicht flüchtige Beobachtungen von Reisenden sind welche nur wenig Gelegenheit hatten sich mit dem Lande und dem Volke vertraut zu machen, sondern die Stimmen von Männern aus dem Volke selbst, die ihre Glaubensgenossen kennen und wissen was ihnen noth thut.

Was die kleine Parsencolonie, die sich jetzt kaum auf 150,000 Seelen beläuft, zuerst nach Indien geführt haben mag, läßt sich nicht mehr mit Sicherheit ermitteln. Unter dem Titel Kissa-i-Sanjan, d. i. Erzählung von Sanjan, besitzen wir zwar einen Bericht über die angebliche Einwanderung und die Schicksale der Parsen in Indien. Aber dieser Bericht ist erst im J. 1599 nach Christi Geburt verfaßt worden, und wir wissen nicht welche ältere Quellen der Verfasser dieser Schrift benützt hat. Im allgemeinen mag sein Bericht wahr seyn, obwohl er an mehreren Stellen augenscheinlich bemüht ist die Wichtigkeit der Ereignisse zu vergrößern, um seine Glaubensgenossen in einem möglichst günstigen Licht zu zeigen. Nach dieser Erzählung hat eine Anzahl von Bekennern der alten parsischen Religion, dem väterlichen Glauben treu ergeben, der Unduldsamkeit der muhammedanischen Eroberer sich entziehen wollen, und war daher zuerst vom Festlande Persiens auf die benachbarte Insel Ormus geflüchtet, später aber, sich auch da nicht mehr sicher glaubend, nach der indischen Insel Diu übergesiedelt. Aber auch hier fanden sie noch keine bleibende Ruhestätte; durch die Prophezeiung eines ihrer Priester erschreckt, der Unheil verkündete wenn sie länger blieben, vertraute sich die kleine Colonie aufs neue dem Meer an, und landete im J. 717 nach Chr. Geb. bei der Stadt Sanjan (unweit Daman) auf dem indischen Festlande. Die Bewohner der Umgegend waren Hindus, und ihr König ließ sich leicht bewegen den neuen Ankömmlingen, deren Religion ihm keinerlei Gefahr für sein Land zu bringen schien, Duldung und Wohnstätten zu gewähren. Unter der milden und toleranten Herrschaft der Hindus scheinen nun diese Parsen Jahrhunderte lang unbelästigt gewohnt zu haben, daher schweigt die Geschichte gänzlich von ihnen. Als aber die Muhammedaner mehr und mehr in Indien sich ausbreiteten, und das Glück ihrer Waffen eine Geißel für die Hindus zu werden anfieng, da mußten auch die Parsen ihr Schicksal theilen. Sie sollen nach den Berichten tapfer mit den Hindus gekämpft haben, aber als diese endlich unterlegen waren, da begriffen die Parsen daß auch für sie in Sanjan nicht länger eine bleibende Wohnstätte sey. Sie wanderten vollständig aus, und gegenwärtig ist kein einziger Parse mehr dort zu sehen, obwohl die Ruinen einer parsischen Leichenstätte noch den frühern Aufenthalt von Parsen an jenem Ort bekunden. Nach verschiedenen mißlungenen Versuchen eine bleibende Niederlassung zu gründen, wandten sie sich nach Nausari in Guzerate, wo noch heute eine große Anzahl von Parsen wohnt. Sie lebten da in Verachtung, und unter dem Druck welchem Andersgläubige stets unter muhammedani-

scher Herrschaft unterworfen sind. Allmählich verbreiteten sie sich auch über die umliegenden Städte, aber sie gelangten erst zu Ansehen und Reichthum als die Europäer in Indien mächtig wurden. Im Dienste der Europäer, besonders der Holländer und Engländer, wuchs mit der europäischen Macht auch ihr Reichthum. Vorzugsweise haben sie sich dem Handel gewidmet. Sie sind vortheilhaft bekannt durch ihre Rechtlichkeit wie durch ihren Unternehmungsgeist, beides Tugenden welche ihre Religion von jeher zu wecken bestrebt war. In ihren Unternehmungen schließen sie sich meist an die Engländer an. Wo immer im Orient sich Aussicht auf gewinnreichen Handel zeigt, da kann man gewiß seyn daß die Parsen bestrebt sind dieselbe auszubeuten. Sie sind den Engländern nach Kabul gefolgt, manche von ihnen sind in China ansässig, auch in London und Liverpool sind in der letzten Zeit parsische Häuser entstanden. Sie betheiligen sich in allen Zweigen des Handels wie der Industrie, einige von ihnen sind Schiffseigenthümer, andere bauen an den indischen Eisenbahnen, am liebsten sind sie aber Banquiers und Mäkler. Daß kein Parse die militärische Laufbahn betreten hat, kann bei dem kriegerischen Muth ihrer Vorfahren befremdlich erscheinen. Die Sache erklärt sich jedoch einfach. Es ist nicht Mangel an Muth was den Parsen vom Eintritt in den Kriegsdienst zurückhält, sondern der kärgliche Sold des Soldaten, der unter dem steht was sich ein Parse durch die Arbeit seiner Hände verdienen kann. Andere Beweggründe als die Aussicht auf Gewinn kann es für den Parsen nicht geben um ihn zum Kriegsdienst zu bestimmen, denn er fühlt sich immer noch als Fremder in dem Lande das er bewohnt, und sieht seine Interessen nicht gefährdet solange die Engländer die ihrigen zu vertheidigen im Stande sind.

Wir haben allen Grund die oben mitgetheilten Nachrichten über die Schicksale der Parsen in Indien in ihren Grundzügen für glaubwürdig zu halten, wenn auch die Ansiedlung der Parsen in Indien höher hinaufgehen dürfte als die Erzählung von Sanjan uns glauben machen will, und ihren Grund nicht bloß in der muhammedanischen Verfolgungssucht, sondern in den Handelsverhältnissen in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung finden dürfte. In jener Zeit nämlich finden wir die Bekenner der verschiedensten Religionen durch den Handel gerade nach jenen Gegenden getrieben welche die Parsen jetzt bewohnen; auch scheinen manche Andeutungen über den Parsencultus, die sich in indischen Schriften finden, über die Zeit hinauszugehen welche der obige Bericht für die parsische Einwanderung festsetzt. Im übrigen erklären die früheren Schicksale der Parsen in Indien ihre heutige Stellung daselbst. Sie haben in ihren Sitten und Gewohnheiten, ja selbst in ihrer Religion, manches von den ihnen befreundeten Hindus angenommen, und legen erst jetzt dieses ihnen fremde Element nach und nach wieder beiseite. Die Bedrückung der Muhammedaner hat ihren Haß gegen dieselben, denen sie schon von Anfang an nicht geneigt seyn konnten, wach erhalten, und die freundlichen Beziehungen zu den Europäern haben bei ihnen schon frühzeitig Vorurtheile durchbrochen welche sonst die Asiaten von den Europäern entfernt zu halten pflegen. Hierdurch wurde der europäischen Bildung und Sitte der Zugang eröffnet, nach und nach werden sich die Unterschiede fast völlig verwischen, welche bis jetzt noch die Parsen von den Europäern scheiden. Von den übrigen Völkerschaften welche Indien bewohnen, sind die Parsen durch ihre Religion wie durch ihre äußere Erscheinung abgeschieden. Sie tragen gewöhnlich ein weites Gewand, Sadra genannt, mit einer kleinen Tasche an der Brust, dann den Kosti, eine dünne Schnur die aus 72 Fäden besteht; diese Schnur wird dreimal um den Leib gewunden und mit vier Knoten gebunden. Diese beiden Kleidungsstücke sind durch die Religion vorgeschrieben und müssen auch zu Hause getragen werden. Eine kleine Mütze, meist aus chinesischer Seide gefertigt, wird nie abgelegt. Geht der Parse aus, so bekleidet er sich noch mit einem weiten Obergewande (Angrakha) und einer Art Turban, die bei den Laien fast durchgängig chocoladefarbig, bei den Priestern aber weiß ist; dieß ist die einzige Verschiedenheit in der Kleidung welche zwischen Priestern und Laien existirt, nur die Priester der Kadimisecte (von welcher unten die Rede seyn soll) haben eine eigene Kleidung eingeführt, welche der der Armenier gleicht. Die Frauen verbergen ihr Haar unter einem Kopfputz, der in der Guzeratisprache Mathabana (d. i. Kopfbinde) genannt wird, sonst tragen sie Sadra und Kosti wie die Männer, nur das Obergewand, das meist sehr helle Farben hat, ist bei ihnen etwas verschieden, auch entbehren selbst die ärmeren unter ihnen nicht einige Schmuckgegenstände aus Gold und Silber. Während die Unterkleider die alten parsischen, vom Gesetz vorgeschriebenen sind, haben dagegen die Parsen ihre Oberkleider von den Hindus angenommen, von denen sie sich also in dieser Hinsicht nicht weiter unterscheiden.

In den Sitten und Gebräuchen des täglichen Lebens richteten sich die Parsen in früheren Zeiten ganz nach den Hindus, jetzt aber fangen englische Sitten an die indischen allgemach zu verdrängen. Tische und Stühle, so wie die ganze europäische Art des Essens nehmen immer mehr überhand, größere Festmahle werden schon ganz nach europäischer Art eingerichtet, bei diesen Gelegenheiten suchen die Parsen besonders durch die glänzendste Beleuchtung ihrer Zimmer sich auszuzeichnen. Nur kurze Zeit erst ist es seit diese Sitte herrschend geworden ist, vor nicht langer Zeit sah man bei Gastmählern die ganze Gesellschaft auf dem Boden sitzen, wo jeder auf einem Platanenblatt seinen Antheil an den Speisen verzehrte. Ein Ueberrest dieser von den Indern angenommenen Sitten, dem aber keinenfalls mehr eine lange Dauer zu versprechen ist, findet sich in der frühen Verheirathung der Parsen. In Persien scheint man, nach den Andeutungen in dem Gesetzbuch, die Mädchen erst mit dem fünfzehnten Jahre verheirathet zu haben, den Indern aber ist vorgeschrieben ihre Kinder frühe zu verheirathen, und die Parsen sind ihnen in dieser Sitte gefolgt. Es ist nicht selten daß Kinder von zwei bis drei Jahren verlobt werden, und diese Verlobungen werden, trotz des zarten Alters, als für das Leben bindend angesehen. Eine Heirath aus Neigung ist durch diesen Gebrauch natürlich unmöglich gemacht, gleichwohl ist den Parsen die Ehe heilig, und Bigamie oder gar Vielweiberei strengstens verboten. So stark ist die Abneigung gegen Vielweiberei den Parsen eingeprägt, daß selbst sehr angesehene und reiche Mitglieder der Gemeine sich nicht vor den erniedrigenden Strafen schützen konnten, welche über solche Personen verhängt werden die dieses Gesetz zu umgehen suchen. Nur in dem Falle daß die Unfruchtbarkeit der ersten Frau erwiesen ist oder dieselbe einen notorisch unsittlichen Lebenswandel führt, ist eine Scheidung erlaubt und wird eine zweite Ehe für gültig erklärt. Die Hochzeitsgebräuche der Parsen sind meist aus neuer Zeit, eingestandenermaßen erst in Indien eingeführt, und darauf berechnet bei den Hindus keinen Anstoß zu erregen. Das Trauungsformular, mit welchem der Priester die Hände der beiden Verlobten zusammenfügt, wird sowohl indisch als persisch vorgelesen. Braut und Bräutigam beschenken sich gegenseitig, namentlich sind die Geschenke für die Braut kostbar. Diese Sitte, verbunden mit den großen Mahlzeiten die bei solchen Gelegenheiten abgehalten werden, und zu

denen man nicht selten 500—1000 Personen einladet, ist für die weniger Bemittelten unter den Parsen oft verderblich, denn diese wollen an Freigebigkeit nicht hinter den Reichen zurückstehen und stürzen sich bei solchen Anlässen oft in Schulden, von denen sie sich ihr ganzes Leben hindurch nicht mehr frei zu machen vermögen. Bei Geburten und Hochzeiten spielen die Astrologen eine große Rolle, sie müssen das Horoskop der Kinder stellen, die glücklichen Zeiten und Tage bestimmen. Die gebildeteren unter den Parsen sind zwar bereits über solche Vorurtheile erhaben, aber die Masse des Volkes und namentlich die Frauen hängen noch fest an ihnen. Die Söhne scheiden nach ihrer Verheirathung nicht aus dem elterlichen Hause, sondern leben unter Oberaufsicht des Vaters und der Mutter, die fortwährend als die Häupter des auf diese Weise oft sehr zahlreichen Familienkreises angesehen werden. Wo eine Trennung stattfindet, da ist meist Unverträglichkeit der Schwiegereltern oder der Schwiegertöchter die Ursache. Wiederverheirathung der Wittwen ist erlaubt, tritt aber gewöhnlich nur dann ein wenn nicht genügende Mittel für den Unterhalt der Wittwe vorhanden sind. Am wenigsten konnte fremde Sitte an den Leichengebräuchen etwas ändern. Diese sind durch die Religion selbst von jeher fest bestimmt und von den Gebräuchen der umwohnenden Völker zu abweichend, als daß man es versuchen könnte sie damit in Einklang zu bringen. Bekanntlich werden noch jetzt die Todten von den Parsen, wie in der Vorzeit, in freier Luft ausgesetzt um von den Vögeln und Thieren des Feldes zerfressen zu werden. Die Ueberlebenden aber müssen sich durch ziemlich langwierige Ceremonien wieder von der Unreinigkeit befreien, die durch den Todesfall über sie gekommen ist.

So geneigt nun die Parsen auch sind sich fremde, namentlich europäische Sitten anzueignen, so fühlen sie sich doch nichtsdestoweniger als eine eigene, bürgerlich und religiös fest geschlossene Gemeinschaft, die sich durch selbständige innere Verbesserungen zu fördern bestrebt ist. Zu diesen inneren Angelegenheiten rechnen sie nun besonders die Erziehung und Bildung ihrer Mitglieder. Sie sind durchdrungen von der Nothwendigkeit sich die europäische Bildung anzueignen, und kein Parse, der irgendwie die Mittel dazu besitzt, versäumt es seinen Kindern eine europäische Erziehung geben zu lassen. Als im Jahre 1820 Lord Elphinstone in Bombay eine Schule für die Eingebornen gründete, da waren es die Parsen die sich nach Verhältniß ihrer Zahl am stärksten und bereitwilligsten daran betheiligten. Auch jetzt noch sind alle öffentlichen und privaten Schulanstalten mit Parsis gefüllt, nur die Schulen der Missionäre besuchen sie nicht mehr, seit der Uebertritt zweier Parsen im J. 1839 unter ihnen unangenehmes Aufsehen erregte. Die Parsen sparen auch keine Kosten um mittelbar auf den Geist der einzelnen Mitglieder zu wirken. Eine zu Ehren ihres angesehensten Glaubensgenossen gemachte Stiftung, welche den Namen Sir Jamsetjee Jeejeebhoy's translation fund führt, besitzt ein jährliches Einkommen von 40,000 Rupien und hat den Zweck, gute Bücher aus europäischen Sprachen in das Guzerati übersetzen und zu geringen Preisen oder auch ganz umsonst unter die Parsen vertheilen zu lassen. Auch durch die Presse suchen die Parsen, nach dem Vorgange der Engländer, auf die Masse des Volkes zu wirken. Es gibt gegenwärtig in Bombay 14 Zeitschriften in Guzeratisprache, und diese haben ihre größte Verbreitung unter den Parsen. Drei derselben erscheinen täglich, sechs wöchentlich, vier alle 14 Tage, eine alle drei Wochen. Nicht bloß die praktischen, auch die wissenschaftlichen Studien Europa's fangen an unter den Parsen Eingang zu gewinnen. So weit sind die Vorurtheile schon überwunden daß nicht wenige unter den Parsen Medicin studieren, obwohl es unbegreiflich erscheinen muß wie sie das Studium der Anatomie nach europäischer Art und Weise mit den Satzungen ihrer Religion in Einklang zu bringen vermögen. Vorzüglich aber sind es die europäischen Forschungen über den Inhalt und die Sprachen ihrer eigenen Religionsbücher, die bei dem gebildeten Theile der Parsen große Aufmerksamkeit zu erregen anfangen, und Männer aus den angesehensten Familien wenden sich diesen Studien zu. Es schmeichelt dem noch immer so regen Nationalgefühle der Parsen, sich als die Reste eines der ältesten und berühmtesten Völker der Weltgeschichte anerkannt zu sehen. In ihren Studien auf diesem Gebiete suchen sie sich auch der Methode nach möglichst genau an die Europäer anzuschließen. Diese mehr vom historischen Standpunkt aus unternommenen Studien gehen bei ihnen meist von Laien aus, während dagegen die theologischen Studien ihrer Priester noch nach der alten, von den Vorfahren ererbten Methode betrieben werden. Das Mißverhältniß ist aber bereits erkannt, und die öffentliche Meinung spricht so deutlich zu Gunsten der europäischen Methode, daß ohne Zweifel auch die Priester in kurzem sich gezwungen sehen werden davon Notiz zu nehmen. Wie tief die europäischen Studien schon in den Sinn der Parsen eingedrungen sind, davon gibt das oben erwähnte Werk von Sorabji Sapurji ein glänzendes Zeugniß. Um nämlich den Stand dieser Forschungen auch einem größeren Publicum zugänglich zu machen, wurde ein Preis ausgesetzt für die beste populäre Darstellung der bisher gewonnenen Resultate im Guzerati. Das oben angeführte Werk wurde dieses Preises für würdig erfunden, und von dem Sir Jamsetjee Jeejeebhoy's translation fund in zwei Auflagen und 5000 Exemplaren gedruckt. Auch der europäische Leser wird dem Verfasser das Zeugniß geben müssen daß er seinen Gegenstand nicht nur mit großer Liebe, sondern auch mit Geschick behandelt habe, wenn man auch nicht vergessen darf daß ihm namentlich deutsche Werke nur aus zweiter Hand zugänglich und darum nicht vollständig bekannt sind. Eine gedrängte Uebersicht des Inhaltes dieses Werkes, das bei uns doch nur wenige Leser finden wird, dürfte nicht unzweckmäßig seyn.

Der Verfasser beginnt seine Darstellung mit der ältesten Sprache, dem sogenannten Zend, wie er, nach europäischem Vorgange, die Sprache des Avesta benennt, obwohl dieser Name ursprünglich bei seinen Landsleuten nicht gebräuchlich ist. Er ist von dem hohen Alterthume dieser Sprache vollkommen überzeugt, und glaubt dieses durch äußere wie durch innere Zeugnisse erweisen zu können. Hinsichtlich der letztern dürfen auch wir ihm beistimmen, weniger mit Rücksicht auf die ersteren. Die Hauptquelle für seine geschichtlichen Nachweisungen ist ihm der Dabistan und die sogenannten Desatir, welche die Stammesvorfahren aller jetzigen Menschen nach Iran setzen. Aber das Alter und die Aechtheit dieser beiden Bücher und der in ihnen enthaltenen Nachrichten ist, gelinde gesprochen, sehr zweifelhaft, wahrscheinlich sind sie erst im Verlaufe der letzten vier Jahrhunderte in Indien entstanden. Dagegen findet der Verfasser mit Recht ein wichtigeres und untrüglicheres Beweismittel in der Sprache und in der Vergleichung der Sprachen. Er belehrt seine Landsleute daß in den letzten Jahrzehnten eine ganz neue Wissenschaft entstanden sey, die Ethnologie, und daß diese sich hauptsächlich auf die von Bopp begründete Wissenschaft der Sprachvergleichung stütze. Gestützt auf Bopps vergleichende Grammatik (die ihm durch die englische Uebersetzung zugänglich war) entwickelt er nun die Nähe der Verwandtschaft zwischen Sanskrit und Zend auf der einen

und die nahen Beziehungen dieser beiden Sprachen zu den europäischen auf der andern Seite. Von der Sprache wendet er sich dann zur Literatur, zählt die einzelnen noch erhaltenen Bücher und ihre verschiedenen Ausgaben auf. Wir erfahren aus diesen Mittheilungen manches neue, namentlich sehen wir daß die Parsen seit 1817 verschiedene ihrer heiligen Bücher gedruckt haben, besonders diejenigen welche auch von den Laien zu ihren religiösen Uebungen gebraucht werden, in großer Anzahl. Mißlungen ist der Versuch das Alter der Avesta aus innern Gründen nachzuweisen, weil hier die altiranischen Sagen, welche Firdosi in seinem Königsbuche behandelt, als wirkliche Geschichte aufgefaßt werden.

Im zweiten Capitel geht nun der Verfasser auf eine jüngere Sprache über, auf das sogenannte Pehlevi oder Huzvâresch, in welchem die Uebersetzungen der alten Schriften des Avesta aufgezeichnet sind. Mit Rücksicht auf die Forschungen über die Münzen der Sâsâniden, die er recht gut kennt, führt er aus, wie alles zu der Ueberzeugung hindrängt daß diese Sprache unter den Sâsâniden im Gebrauche gewesen sey. Ueber die Uebersetzungen der heiligen Bücher selbst urtheilt er mit einer Unbefangenheit und Schärfe, die auch in Europa nicht immer zu finden ist, er ist nur bisweilen allzu scharf. So z. B. wenn er glaubt daß die Sprache dieser Uebersetzungen nicht ganz rein sey und zuweilen gegen die Grammatik verstoße. Es sind diese Uebersetzungen freilich zuweilen fehlerhaft, wenn man sie nach der bestimmten Grammatik mißt welche der Verfasser im Sinne hat, dann aber muß eben die Grammatik nach den Texten corrigirt werden, denn diese geben gewiß den Sprachgeist treu wieder, und sind noch mit lebendiger Kenntniß der Sprache geschrieben. Einiges was erwähnt wird ist wirklich fehlerhaft, in solchen Fällen aber tragen nur einzelne Handschriften die Schuld, nicht der ursprüngliche Text selbst. Weit besser gelingt es dem Verfasser darzuthun daß diese Uebersetzungen unmöglich bis in die Zeit Zoroasters hinaufreichen können. Es ist nämlich eine verbreitete Meinung unter den Parsen daß Zoroaster seinen Jüngern gleichzeitig mit dem Text auch diese Uebersetzung mitgetheilt habe, daß diese mithin ebenso authentisch sey als der Text selbst. Ganz in derselben Weise glaubten früher auch die Juden daß die aramäischen Targume ebenso gut auf Moses zurückzuführen seyen wie der Text des Pentateuch selbst. Sehr gut wird nun hier nachgewiesen daß die Verfasser der Pehlevi-Uebersetzung selbst an mehreren Orten eingestehen daß ihnen der Text, den sie übersetzen sollten, nicht mehr ganz klar sey, daß verschiedene Ansichten verschiedener Gelehrten über eine und dieselbe Stelle angeführt werden, was alles unmöglich ist, wäre der Religionsstifter selbst zugegen gewesen und hätte überall die nöthige Auskunft ertheilt. Ja, man wird um so mehr genöthigt den Ursprung dieser Uebersetzungen unter die Herrschaft der Sâsâniden zu setzen als eine bekannte Persönlichkeit, Aderbât Mahrespand, welche unter Schapur I lebte, in ihnen mit Namen genannt ist. Nachdem in dieser Weise das Alter der Uebersetzungen festgestellt ist, werden die übrigen Werke in Huzvâreschsprache aufgezählt. Wir erfahren auch hier einiges neue, aber es scheint als ob apokryphe Bücher es verstanden hätten bei den Parsen ein überwiegendes Ansehen vor den ächten zu gewinnen. So wird hier ein Buch vorangestellt, das den Namen Dîn-kart führt, über das in Europa noch wenig bekannt geworden ist, auch bei den Parsen selbst ist es nur wenig verbreitet, und alle vorhandenen Handschriften rühren aus einer einzigen her. Dieses Buch will ursprünglich altpersisch geschrieben seyn; Alexander der Große soll den Urtext vernichtet, dagegen eine griechische Uebersetzung bewahrt haben. Nach dieser letztern hat angeblich Ardeschir Babegem das Buch wieder in das Huzvâresch übertragen lassen; nach dem Einfall der Araber wurde das Buch wieder selten, so daß nur eine einzige Handschrift sich bis auf unsere Zeit gerettet hatte. Was ich bisher von diesem Buche gehört und gesehen habe, war nicht geeignet meine Zweifel an der Aechtheit desselben zu beseitigen, unser Verfasser stellt es unter allen Werken der zweiten Periode am höchsten. Gewiß unächt ist der sogenannte Bajarkart, d. i. Entscheidungen über gesetzliche Gegenstände, das von den Parsen 1848 zu Bombay gedruckt, aber, wegen der heftigen Polemik die sich sofort gegen das Buch erhob, bis jetzt nicht ausgegeben wurde; Sprache und Inhalt beweisen die Unächtheit dieses Buches gleichmäßig. Am Schlusse des Capitels beklagt der Verfasser ziemlich bitter den Verfall der Kenntniß der Huzvâresprache bei den Priestern, Mangel an grammatischen und lexikalischen Hülfsmitteln sey der Hauptgrund welcher diese Abnahme der Gelehrsamkeit verschulde. In einem dritten und vierten Capitel bespricht er die Werke die in der sogenannten Parsisprache, dann im heutigen Neupersischen verfaßt sind, und was in Europa darüber für Meinungen existiren. Er erwähnt hier weniges was uns nicht schon bekannt wäre, zählt aber einiges Ungehörige mit auf, z. B. die schon oben erwähnten Desatir, von denen er selbst gestehen muß daß sie mit seiner Religion nur in sehr losem Zusammenhange stehen. Das fünfte Capitel endlich behandelt die europäischen Forschungen über das Avesta von Hydes Geschichte der parsischen Religion bis auf unsere Zeit in großer Vollständigkeit. In dem noch übrigen sechsten Capitel wendet sich nun der Verfasser an seine eigenen Landsleute, und legt ihnen dringend ans Herz doch selbst bei den erst beginnenden Studien über das Avesta thätig mitzuwirken, und die Arbeit nicht bloß Fremden zu überlassen, deren Art und Weise diese Schriften zu behandeln, möge sie auch unparteiisch seyn, doch den Herzensbedürfnissen der Parsen nicht zusagen könne. Unter den nothwendigen Vorbereitungen zu solchen Studien nennt er vor allem eine Grammatik und Lexikon der Avestasprache, diese Werke würden wohl durch europäische Thätigkeit in wenig Jahren vorhanden seyn. Inzwischen möchten die Parsen ihre Aufmerksamkeit namentlich dem Sanskrit zuwenden, ohne welches eine fruchtbringende Beschäftigung mit vergleichender Grammatik kaum denkbar sey, und zu dessen Erlernung die Parsen mit Leichtigkeit sich in den Besitz der erforderlichen Hülfsmittel setzen könnten. Die Hauptaufgabe aber sey: die Priester zu veranlassen daß sie das wissenschaftliche Studium des Avesta zu ihrer Lebensaufgabe machen möchten. Die Schwierigkeiten findet der Verfasser nur in dem herabgekommenen Zustand der Priester. Sie seyen jetzt nur mit Bettlern zu vergleichen, denn sie müßten von den Geschenken leben welche sie für ihre priesterlichen Verrichtungen von ihren Glaubensgenossen erhielten, und diese würden ihnen in derselben Weise gereicht wie den Bettlern das Almosen. Dem Uebelstand müsse abgeholfen werden, aber schwierig sey zu sagen wie, denn die bis jetzt vorgeschlagenen Mittel seyen, wenn überhaupt anwendbar, wenigstens zur Zeit nicht geeignet. Am einfachsten wäre es die Priester von der Gemeine aus zu besolden, allein dazu sey ein sehr großes Capital erforderlich, und die Früchte würden sich doch erst nach langer Zeit zeigen. Geeigneter scheint ein anderer Weg: diejenigen unter den jüngern Priestern die sich durch Kenntniß und Studium des Avesta auszeichnen durch neue Titel und Besoldungen zu ermuntern; das würde zur Nachahmung reizen, und bei geringeren Kosten endlich dieselben Früchte tragen als das eben angegebene kostspieligere Verfahren.

Man glaube nicht daß das eben angeführte Beispiel Sapurji's das einzige sey. Es gibt noch mehrere begabte Männer unter den Parsen die sich diesen Studien mit Eifer widmen, die Früchte werden gewiß nicht ausbleiben. Ein Glück ist es auch für die Parsen daß ihre Gemeine frei von Secten geblieben ist. Es existiren zwar zwei solche Secten dem Namen nach: die Kadimis und die Rasamis oder Shenshoi (die letzteren sind bei weitem die Mehrzahl), aber die Abweichung betrifft bloß den Kalender, und keine Bitterkeit scheidet sie von einander.

Mehr Schwierigkeit als die Erziehung der Männer verursachte der Vorschlag die Frauen nach europäischer Art und Weise erziehen zu lassen. Die Parsen hatten von ihren Nachbarn, den Hindus und den Moslemen, nicht gelernt die Frauen besonders hoch zu achten; an diese aber schlossen sie sich hinsichtlich der Erziehung derselben an, da bestimmte Vorschriften über diesen Punkt im Avesta selbst fehlen. Die Kenntnisse einer Parsenfrau waren daher von jeher sehr gering, ihre Erziehung beschränkte sich auf den allernothdürftigsten Schreib- und Rechnenunterricht, und auch dieser war nicht einmal durchgängig. Weitere Kenntnisse hielt man nicht nur für unnöthig, sondern sogar für verderblich. Je mehr aber die Männer sich die europäische Bildung aneigneten, desto unerträglicher fanden sie es mit ganz ungebildeten Frauen zu leben, und es entgiengen ihnen die socialen Vortheile nicht welche die Engländer aus der höheren Stellung ihrer Frauen zogen. Auf der andern Seite waren aber die Vorurtheile gegen die bessere Erziehung der Mädchen groß und gewaltig, und sie wurden noch gestärkt durch das Mißlingen des ersten Versuches, den ein Parse mit dieser Erziehung in seiner eigenen Familie machte. Die Aufmerksamkeit des Publicums auf diesen Gegenstand wurde jedoch wach erhalten durch ähnliche Bestrebungen die unter den Hindus in Calcutta auftauchten, und seit 1849 bekam die Frage praktische Bedeutung. Eine Anzahl jüngerer Männer aus den besten Familien, die sich lebhaft für die Sache interessirten, entschloß sich nicht nur für die Geldmittel zu sorgen welche für die Erhaltung solcher Schulen während der zwei ersten Jahre ihres Bestehens nöthig wären, sondern auch, in Ermanglung passender Lehrer, selbst den Unterricht zu ertheilen. So wurden am 20 October 1849 sieben Mädchenschulen mit 44 Schülerinnen eröffnet, und der Eifer und die Ausdauer mit welcher die jungen Lehrer ihre Mußestunden diesem edlen Zweck widmeten, macht ihnen alle Ehre. Schon im zweiten Jahr ihres Bestehens wurden diese Schulen vom Publicum als werthvolle Einrichtungen betrachtet, gegenwärtig kann man sagen daß die gesammte Parsengemeine von der Nothwendigkeit der weiblichen Erziehung durchdrungen ist. Manche Uebelstände jedoch erwarten noch ihre Beseitigung von der Zukunft: einer der größten ist es daß die Mädchen sehr früh wieder aus den Schulen weggenommen werden. Dieß hat seinen Grund in der frühzeitigen Verheirathung derselben, und in dem Widerwillen der Eltern erwachsene Mädchen männlichen Lehrern anzuvertrauen; an Lehrerinnen aber ist bis jetzt Mangel, es fehlt jedoch nicht an Bemühungen diesem Mangel abzuhelfen. Ein Mädchen ist bereits jetzt Lehrerin in der Anstalt in der es selbst seine Erziehung empfieng. Ein Preis von 500 Rupien ist ausgesetzt für das erste Mädchen das tüchtig und willig befunden wird eine solche Schule während 3 Jahren zu leiten. Gegenwärtig haben die sieben Schulen welche in Bombay bestehen etwa 1000 Schülerinnen, die Zahl der Mädchen unter 14 Jahren beläuft sich auf die Gesammtsumme von 12,000.

Diese geistigen Bande sind es vornehmlich welche die Parsen unter sich zusammenhalten, denn die äußeren Bande sind äußerst mangelhaft. Solange als die Parsen sich erinnern können, stand an der Spitze ihrer Religionsgemeinschaft ein Vorstand von fünf Personen, das Pantschayet genannt, der eigens gewählt wurde. In früheren Jahrhunderten waren die Befugnisse dieser Behörde sehr groß, und ihre Befehle wurden ohne Widerspruch ausgeführt. Im Weigerungsfall stand ihnen ein Mittel zu Gebote, das mit der Excommunication die größte Aehnlichkeit hat. Wer von dem Pantschayet ausgeschlossen ward, der wurde von allen Parsen gemieden, er konnte die Feuertempel nicht mehr besuchen, die Priester durften in seiner Familie keinerlei religiöse Handlung vornehmen. Solange die Beschlüsse des Pantschayet bei dem Volk in Achtung standen, war es schwer demselben nicht zu gehorchen. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts begann jedoch das Ansehen des Pantschayet stetig abzunehmen, und alle Versuche dasselbe durch Reformen neu zu beleben sind fruchtlos geblieben. Der bekannteste dieser Versuche ist aus dem Jahr 1787. Ein heftiger Streit war unter den Parsen ausgebrochen. Die Priester hatten eigenmächtig ein Gesetz gegeben, nach welchem es zwar ihnen erlaubt seyn sollte für sich und ihre Söhne die Töchter der Laien zu Frauen zu nehmen, daß aber die Laien keine Töchter der Priester zu Frauen erhalten dürften. Auf dieses Gesetz hin, das bloß auf einseitige Bereicherung der Priesterkaste abgesehen war, verfügte das Pantschayet daß es den Laien fortan verboten seyn sollte ihre Töchter an Priester zu verheirathen. Die Aufregung die durch diese Streitigkeiten unter den Parsen hervorgerufen wurde, war so groß, daß die englische Regierung eine Störung der öffentlichen Ruhe in Bombay befürchten mußte, und daher beschloß sich der Sache anzunehmen. Die Verfügung des Pantschayet wurde von einer Committee unparteiischer Männer untersucht und billig befunden. Da die Regierung aber wünschte daß ähnliche Vorfälle sich nicht wiederholten, so suchte sie dem Pantschayet eine größere gesetzliche Autorität zu verleihen, und lud daher die Parsen ein ihr 24 Vertrauenspersonen vorzuschlagen, aus denen sie ihnen einen Vorstand wählen wolle. Dieß geschah, und am 1 Jan. 1787 wurde der neue Vorstand, bestehend aus 12 Mitgliedern — sechs Priestern und sechs Laien — feierlich verkündet. Für den Augenblick war nun alles in Ordnung, aber schon zu Ende des Jahrhunderts war der alte Zustand wieder da. Mehrere der erwählten Mitglieder waren gestorben, nach ihrem Tod hatten ihre Söhne ihre Stellen in Besitz genommen, obwohl sie die Achtung ihrer Glaubensgenossen nicht in gleicher Weise besaßen wie ihre Väter. Im Jahr 1818, als eine große Versammlung der Parsen abgehalten wurde um ein Gesetz gegen die Bigamie zu berathen, bekannte das Pantschayet offen seine Ohnmacht, und schlug eine Neuwahl vor. Den letzten Versuch sich wieder in der öffentlichen Achtung zu heben machte das Pantschayet im Jahr 1838, indem es sich an die englische Regierung wandte mit der Bitte seinen Beschlüssen gesetzliche Kraft zu verleihen. Die Antwort auf dieses Gesuch fiel ungünstig aus; seit dieser Zeit hat es allen Werth verloren. Die Mitglieder des Pantschayet haben zwar auf ihre eingebildete Würde nicht verzichten wollen, aber sie wagen nur selten ein Lebenszeichen zu geben, denn ihre Beschlüsse werden verachtet, wo nicht verlacht. Nur die Verwaltung einiger mildthätigen Stiftungen gibt ihnen noch einigen Werth. Die Widersetzlichkeit gegen diese Behörde ist jedoch nicht etwa in einem aufrührerischen Geiste der Parsengemeine zu suchen, die Schuld davon trägt vielmehr das Pantschayet selbst: es hat sein Ansehen untergraben durch die Parteilichkeit seiner Beschlüsse, durch die Duldung derselben groben Vergehen bei Reichen für welche es die Aermeren nach der alten Strenge des Gesetzes bestrafte. Der Mangel einer obersten

Behörde wird übrigens in mancher Hinsicht von den Parsen empfindlich gefühlt. Einer ihrer sehnlichsten Wünsche, in den Besitz eines eigenen Gesetzbuches zu kommen, ist lange Zeit an dem Mangel einer einheitlichen Leitung gescheitert, und nähert sich erst jetzt seiner Erfüllung. Die englischen Gerichtshöfe in Indien legen bei ihren Entscheidungen die Rechtsbücher der Eingebornen zu Grunde. Nun besitzen aber die Parsen keine eigenen Gesetzbücher, wie die Hindus und die Muhammedaner, denn der Vendidad gibt auf viele der wichtigsten Rechtsfragen entweder keine oder doch eine ungenügende Antwort. So mußten denn viele der vorkommenden Fälle, namentlich Erbschaftsstreitigkeiten, Eheprocesse u. dgl. nach englischem Recht entschieden werden, und dieß widerstritt dem herkömmlichen Verfahren und den Wünschen der Parsen in gleicher Weise. Die Regierung selbst wünschte diesem Zustand ein Ende zu machen, und drang zu wiederholtenmalen in die Parsis sich über den Entwurf zu einem neuen Gesetzbuch zu einigen, aber eine solche Einigung konnte lange nicht erzielt werden. Die Fragen welche die Regierung über ihre herkömmlichen Rechtsgebräuche stellte, und welche die Grundlinien des zukünftigen Gesetzbuches bilden sollten, wurden entweder gar nicht oder von den verschiedenen Parteien in entgegengesetzter Weise beantwortet. Mittlerweile hatte dieser Zustand viele Unbequemlichkeiten und selbst großes Elend zur Folge, namentlich bei Erbschaftsangelegenheiten. Eine große Volksversammlung, die am 20 August 1855 abgehalten wurde, brachte die Sache endlich um einen Schritt weiter. Eine Committee von 150 Personen wurde gewählt, diese wählte wieder 20 Personen aus ihrer eigenen Mitte, die mit der Redaction des Entwurfs beauftragt wurden. Dieser Entwurf ist nun vollendet, und es ist jede Aussicht vorhanden daß derselbe die Genehmigung der englischen Regierung erhalten werde.

Unter den Tugenden der Parsen ist eine der vorzüglichsten, welche nicht lobend genug anerkannt werden kann, ihr großer Wohlthätigkeitssinn. Hierin hat der reichste aller Parsen seinen Glaubensgenossen ein leuchtendes Beispiel gegeben, der Ruf seiner Freigebigkeit ist auch längst nach Europa gedrungen. Es ist dieß der erst kürzlich verstorbene Sir Jamsetjee Jeejeebhoi, der Sohn unbemittelter Eltern, der sich aber durch eigene Thätigkeit ein ungeheures Vermögen erworben hat, und der in Anerkennung seiner Verdienste um das Gemeinwesen von der Königin von England zum Baronet erhoben wurde. Während seines Lebens hat er nicht weniger als eine Viertelmillion Pfd. St. für öffentliche wohlthätige Zwecke gespendet, die Summen welche er für seine persönliche Wohlthätigkeit verwandte sind hier nicht einbegriffen. Seine Freigebigkeit war in jeder Hinsicht eine großartige, er unterstützte jede öffentliche Anstalt, jeden Bedürftigen, ohne Unterschied des Glaubens und der Kaste. Dieses Beispiel der Freigebigkeit steht übrigens unter den Parsen nicht vereinzelt da, alle die reicheren Familien haben schon bedeutende Summen zu wohlthätigen Zwecken ausgesetzt, es ist namentlich gewöhnlich geworden bei dem Tode geliebter Anverwandten solche wohlthätige Stiftungen zu machen.

Die Anhänglichkeit der Parsen an die englische Regierung ist groß und innig, und sie darf es seyn, denn diese hat sie aus einer verachteten und vielfach mißhandelten Secte zu angesehenen und glücklichen Menschen gemacht. Könnten die Parsen in Indien dieß je vergessen wollen, so brauchen sie nur auf ihre Brüder in Persien und das Loos derselben zu blicken um den Contrast mit ihrer eigenen Lage zu erkennen. Es hat sich dort in der Umgegend der Stadt Yezd eine kleine Colonie von Parsen erhalten, die aber durch die äußerst ungünstigen Verhältnisse in fortwährender Abnahme begriffen ist. Während ihre Zahl noch vor hundert Jahren etwa 100,000 betrug, sind sie gegenwärtig auf etwa 7000 zusammengeschmolzen, die alle in Yezd und in der Umgegend wohnen. Die so verheerenden Einfälle der Afghanen in Persien und der Zug Nadir Schahs sind den Parsen, als Ungläubigen, doppelt verderblich geworden. Nur wenige unter diesen Parsen — etwa 20 bis 25 — sind Kaufleute. Die meisten suchen als Ackerbauer ihren Lebensunterhalt sich zu erwerben. An Fleiß und Rührigkeit stehen sie ihren Brüdern in Indien nicht nach, aber die Früchte aller ihrer Thätigkeit werden von der Raubsucht und Habgier der Moslemen wieder verschlungen. Nur wenige können wohlhabend genannt werden, die meisten leben in der bittersten Armuth. Die Steuern welche ihnen auferlegt werden sind groß und drückend, für viele von ihnen geradezu unerschwinglich, dazu kommen noch Erpressungen der muhammedanischen Beamten zu ihren eigenen Zwecken. Die Ungleichheit vor dem Gesetze hindert den Parsen in Persien an jedem gewinnreichen Geschäfte, denn der Mosleme mag sich gegen ihn erlauben was er will, immer wird der Richter den Rechtgläubigen zu schützen und den Schaden auf den Ungläubigen zu wälzen suchen. Die Parsen werden auch von den Persern mehr bedrückt als die übrigen Andersgläubigen, denn den Christen und Juden ist die Verwendung der englischen und russischen Regierung am Hofe von Teheran vielfach zu gute gekommen, während an die Parsen niemand gedacht hat. Es ist daher auch schon die Frage aufgeworfen worden ob es nicht den Parsen in Indien möglich wäre durch Vermittlung der englischen Regierung auf diplomatischem Wege für die Verbesserung der Lage ihrer Glaubensgenossen zu wirken.

Cuba und seine Bevölkerung.

(Schluß.)

Wir sahen also daß unser Verfasser werthvolle Empfehlungen nach Havana mitbrachte, die ihm Gelegenheit boten die Gesellschaft der Hauptstadt und das Leben auf dem Lande kennen zu lernen; deßhalb erhalten seine politischen Betrachtungen einen besondern Werth, und wenn der Verfasser auch nur sehr kurz auf Cuba sich aufhielt, so äußert er sich dafür mit einer Behutsamkeit die unser Vertrauen gewinnt, und mit so viel historischer Ruhe daß wir seinem kritischen Sinn das höchste Lob ertheilen müssen. Auf Cuba selbst ist alles voller Spannung der Dinge die aus den Vereinigten Staaten kommen sollen. „Ich bin, bemerkt der Tourist, überrascht worden welchen tiefen Eindruck der Freibeuterzug des Lopez in Cuba hinterlassen, einen viel tieferen als man in den Vereinigten Staaten ahnt. Die Furcht der Regierung und die Ungeduld der stillen Anhänger des Raubzuges übertrieb Lopez' Streitkräfte, gegen welche die gesammten königlichen Truppen aufgeboten wurden. Die kleine Schaar von etlichen Hunderten getäuschter, verlassener und nieder-

geschlagener Männer und Burschen focht gegen eine achtfache Zahl, hielt sie im Schach und fügte ihr empfindliche Verluste zu. Die Eisenbahnzüge brachten die Verwundeten nach Havana, Wagen auf Wagen; Gerüchte von Niederlagen durchliefen die Stadt; Artillerie wurde hinausgeschickt, und in der That war der Verlust der Königlichen an Todten und Verwundeten ganz ungewöhnlich. Auf dem vordersten Wall der Cabaña,[1] sichtbar vom Deck jedes Fahrzeugs welches in den Hafen einfährt oder ihn verläßt, steht ein Denkmal zum Gedächtniß derjenigen welche im Gefecht gegen die Freibeuter fielen. Der Ort wo Lopez erdrosselt wurde, gegenüber der Punta, wird noch jetzt gezeigt, sowie der Hügelabhang am Schloß Atares, wo seine überlebenden Gesellen erschossen wurden." Der Fremde kommt auf Cuba mit drei verschiedenen Classen Leuten in Berührung, mit Spaniern, mit Fremden anderer Nationen, endlich mit den eingebornen Creolen. Von jeder erhält er Mittheilungen die sich widersprechen, weil jede Classe die Dinge mit andern Augen betrachtet. Die Spanier bilden die Armee und Flotte, ihnen gehören alle richterlichen, fiscalischen, Post-, Schul- und höheren Kirchenämter, sowie zu ihnen auch die reichen Kaufleute und Handwerker zählen. Während die höheren öffentlichen Posten mit Spaniern aller Provinzen besetzt sind, füllen die Catalanen fast ausschießlich die Handwerke und den Kleinhandel aus. Die Spanier sind natürlich die Gegner jeder Einverleibung der Insel in den Bund der Vereinigten Staaten. Die fremden, nichtspanischen Insassen denken nicht daran ihre bleibende Heimath in Cuba zu suchen, sondern wollen sich nur durch Handel oder Gewerbe ein Vermögen erwerben. Man erklärt sie oft für unparteiische Beurtheiler, allein sie reden, wie es ihrem Geldsack am zuträglichsten klingt, und deßhalb erklärt sich diese Classe völlig befriedigt mit der politischen Gegenwart. Die Amerikaner darunter mögen vielleicht im stillen anders denken, aber sie sind verschwiegen und äußerst vorsichtig mit ihren Worten. Wenige, äußerst wenige, der eingebornen Creolen sind zufrieden mit der Lage der Dinge. Ihr Wunsch heißt Selbstregierung. Gäbe ihnen Spanien die Freiheit, sie würden dieses Geschenk aus seiner Hand am liebsten annehmen. Niemand denkt an die völlige Unabhängigkeit, und selbst unter den mißvergnügtesten Cubanern herrscht großer Zwiespalt ob ein Anschluß an die Vereinigten Staaten wünschenswerth sey, denn es gibt nicht wenige Abolitionisten unter ihnen, deren Hoffnungen vernichtet wären wenn Cuba ein amerikanischer Sklavenstaat würde, während selbst unter den Prosklavereimännern viele wegen der Ueberlegenheit der angelsächsischen Race befürchten daß die spanischen Creolen nach erfolgtem Anschluß an die Vereinigten Staaten aus Haus und Hof verdrängt werden möchten.

In der Geschichte Cuba's steht die Jahreszahl 1825 schwarz verzeichnet, denn vor dieser Zeit bestand auf der Insel etwas wie eine Provinzialgesetzgebung, eine Miliz, Gerichte mit einem Anstrich der Juryform, Preßfreiheit und Vertretung durch Deputirte bei den Cortes des Mutterlandes. Durch einen königlichen Befehl vom 29 Mai 1825 hörten diese guten Dinge auf, denn es wurde ein Statthalter unter dem Titel Generalcapitän „mit allen Vollmachten wie der Befehlshaber einer belagerten Stadt" über Cuba gesetzt. Die Plätze in den Gemeinderäthen (Ayuntamientos) waren ehemals erblich und käuflich gewesen, jetzt ernannte der Statthalter die Räthe. Seit 1836 verlor Cuba die Deputirtenplätze in den spanischen Cortes; die Presse, die Theater und die Opernhäuser unterlagen der Censur, und Facciolo, ein unbedachtsamer Drucker einer Schrift für die Unabhängigkeit Cuba's, starb in der Garotte. Der Generalcapitän kann zu jeder Zeit jedermann, selbst die Richter der Real Audiencia (des höchsten Gerichtshofes), außer Landes verweisen. Nach dem Buchstaben des Gesetzes darf ein Cubaner keinen Ehren-, Vertrauens- oder einen besoldeten Posten auf der Insel bekleiden, doch erinnert man sich daß ein Generalcapitän, ein Finanz- und ein Zollbeamter Creolen gewesen seyen, vielleicht zur Belohnung für ihre unbestrittene Servilität.

Unser Verfasser klagt über viele „quälende und demüthigende" Polizeivorschriften, aber er rechnet auch darunter daß niemand einen Fremden ohne Anzeige bei der Polizei über Nacht beherbergen darf — eine Vorschrift die fast in allen Residenzen unseres Festlandes besteht. Dagegen billigt er halb und halb das Verbot Waffen ohne Waffenpässe zu besitzen, denn seitdem sey die Sicherheit auf den Straßen Havana's größer als in New-York geworden. Die Insel liefert ein reines Einkommen von 16 Mill. Dollars, so daß nach Bezahlung der Regierungskosten und der Garnisonen noch ein erklecklicher Ueberschuß nach dem Mutterland gesendet werden kann. Etliche 25—30 Kriegsschiffe versehen beständig die Küstenwache. Die Zahl der anwesenden Truppen wurde am niedrigsten auf 25, am höchsten auf 40,000 Mann angegeben, und da der Verfasser tausend Mann im Spital von Havana fand, so hält er (aber wie uns scheint mit Unrecht) die größere Zahl der Wahrheit näher.

Keine Kirche wird geduldet mit Ausnahme der katholischen, allein man hat dieser Kirche all ihr Eigenthum genommen und in Domänen verwandelt, so daß, da die Geistlichen Kostgänger eines kargen Fiscus geworden sind, ihr Ansehen gänzlich vernichtet ist; ja der Bischof darf nicht einmal einen Pfarrer von seinem Posten entfernen, mag sein Lebenswandel auch noch so anstößig seyn, sondern er muß ihn vor einem weltlichen Gericht verklagen, wo es der Regierung leicht wird die Entscheidung zu lenken oder zu verschleppen. Auch war der Priesterstand so tief gesunken daß, wenn ein Pfarrer in wilder Ehe ein Bündel Kinder erzeugt hatte, aber nur der einen Concubine treu blieb, sich auch von Hahnengefechten und Hasardspielen fern hielt, er noch immer als ein ehrbarer Mann angesehen wurde. Eine große Besserung ist nach dem Erscheinen der Jesuiten eingetreten, ob dieser Orden aber noch sehr lange geduldet werden wird, scheint fraglich. Wenn man die Moral eines Volkes nach dem beurtheilen darf was nächtlich auf den Straßen vorfällt, so würde in London in einer Stunde mehr Laster sichtbar seyn als in Havana ein ganzes Jahr. Dagegen erscheint es unserm sabbatheifrigen Amerikaner höchst sündhaft daß an Sonntagen in Havana alles seinen Gang wie an Werktagen geht, mit Ausnahme daß die Kirchen lebhafter besucht werden. In eigenthümliche Verwicklungen geräth die Kirche wegen der Sklaverei. Sie erkennt die Einheit des Menschengeschlechtes, die Gleichheit aller Racen an, und sollte daher alle Ehen segnen; allein das bürgerliche Gesetz verbietet jede Heirath zwischen zweierlei Blut, und daher sind wilde Ehen von Europäern mit Mulatten und Quadronen, deren Kinder anerkannt werden, sehr häufig. Die Kirche darf ein solches Concubinat nicht dulden, und muß auf eine Ehe dringen, die aber das Gesetz wieder verbietet. Wollte man aber das Verhältniß zerreißen, so würden nach der Trennung die Kinder als Bastarde wahrscheinlich zu kurz kommen.

Es gibt auf Cuba etwa 50 bis 60 adelige Namen, die aber zur spanischen Aristokratie zählen, so daß es einen cubanischen Adel, streng genommen, nicht gibt. Manche haben sich durch Kriegsdienste ihren

[1] Ein Fort Havana's.

Titel erworben, die meisten aber verdanken ihn ihrem Gelde. Den Fremden am besten bekannt sind die Namen Villanueva, Fernandina und O'Reilly; überhaupt ist die Zahl der Irländer die in spanische Dienste und mit Cuba in Beziehungen getreten sind, ungewöhnlich groß, denn es werden auch die Namen O'Donnell, O'Farrell, und O'Lawlor vielfach gehört. Daß der Adel, obgleich der Verfasser es nicht ausdrücklich bemerkt, spanisch gesinnt ist, versteht sich von selbst.

Der Census von 1857 gibt die Zahl der Sklaven auf 375,000 an, allein man darf dieß nur als ein Minimum betrachten, denn da die Pflanzer nach ihrer Negerzahl besteuert werden, so haben sie ihren Menschenbesitz so gering als möglich angegeben. Die niedrigste Schätzung der Neger welche Dana hörte, belief sich auf 500,000, die höchste auf 700,000, er selbst erklärt sich nachgiebig für die mittlere Ziffer von 600,000. Gleichzeitig wurden 125,000 freie Farbige gezählt, deren Ziffer von der öffentlichen Meinung auf 200,000 erhöht wird. Die Anzahl der Europäer dagegen soll 700,000 betragen. Darin stimmt der Census mit der populären Schätzung überein, daß ungefähr dreimal so viel Sklaven als freie Farbige, und etwas mehr Sklaven und freie Farbige als Europäer die Insel bewohnen. Ueber die Ziffer der Kulies läßt sich gar nichts behaupten, da die Angaben zwischen 60 und 200,000 schwanken.

Die Sklaven auf Cuba genießen ganz besondere Wohlthaten, denn die Gesetze über ihre Dienstbarkeit werden nicht von den Pflanzern, sondern in dem sklavenlosen Spanien erlassen und von spanischen Beamten überwacht, die den creolischen Sklavenbesitzern feindlich gegenüberstehen. Schon daß von den Farbigen jeder vierte ein Freier ist, beweist uns wie sehr die Emancipation begünstigt wird, und mit Erstaunen sehen Amerikaner, besonders aus den Sklavenstaaten, in Havana ein Regiment von 1000 schwarzen Freiwilligen mit den Linientruppen und den weißen Freiwilligen zur Parade oder zur Wache ziehen. Wenn man ferner bedenkt daß auf Cuba das Waffentragen als eine Ehre betrachtet wird, und die Creolen vom Kriegsdienst gesetzlich ausgeschlossen sind, so begreift man daß jene Begünstigung der freien Farbigen die cubanischen Sklavenhalter am meisten erbittert, weil sie sich ohne langes Nachsinnen sagen müssen daß bei einem Aufstand die Spanier Race gegen Race hetzen wollen, und daß sie deßwegen die freien Farbigen im Gebrauch der Waffen unterrichten, während sie jede militärische Ausbildung der Creolen hintertreiben. Vor Gericht stehen die freien Farbigen den Europäern völlig gleich, und ihre Stellung in der Gesellschaft ist die nämliche, wenn nicht eine bessere, wie in den amerikanischen Freibodenstaaten. Unser Verfasser will damit seinen Lesern sagen daß die Farbigen gleichwohl immer abgeschieden bleiben von der weißen Bevölkerung, denn in den sogenannten „freien" Staaten der Union darf der Farbige, auch wenn er zahlt, weder im Theater, noch im Omnibus, noch auf der Eisenbahn, noch an einer Wirthstafel neben dem Weißen sitzen. Daß in Cuba ähnliche Regeln gelten, merkt man aus der Notiz Dana's: daß von den öffentlichen Bädern eine Abtheilung por la gente de color — für die Farbigen — abgetrennt ist.

Die Sklaven befinden sich auf Cuba unendlich besser als in den Vereinigten Staaten, denn sie stehen unter dem Schutze der Gesetze, und ihre Richter sind die Feinde ihrer Gebieter. Jeder Neger hat das Recht sich vor Gericht taxiren zu lassen. Dann werden drei Schätzungsmänner, vom Richter zwei, vom Eigenthümer des Sklaven einer, aufgestellt. Ist der Werth des Negers auf diese Art festgestellt, so darf der Sklave durch Ratenzahlungen von mindestens 50 Dollars sich freikaufen. Hat der Sklave welcher zu 1000 Doll. geschätzt worden ist, 100 Dollars zurückgezahlt, so folgt daraus noch nicht, wie man gemeint hat, daß er etwa ein Zehntel Freiheit, das heißt ein Zehntel Zeit oder ein Zehntel seiner Arbeit genießt, sondern die Zahlung schmälert nur das Eigenthumsrecht, nicht die Nutznießung. Durch die Taxation erlangt der Sklave ferner das Recht seinen Herrn zu zwingen ihn an einen andern zu verkaufen der den Taxwerth bezahlen will. Bei Feststellung des Werthes wird durchaus keine Rücksicht auf die Befähigungen und Geschicklichkeiten des Negers genommen, sondern nur auf seinen Werth als gemeiner Arbeiter. Hat er ein Handwerk oder ein Geschäft erlernt, so dürfen nur 100 Dollars zu der gewöhnlichen Taxe hinzugefügt werden. Eine Dame in Havana besaß z. B. einen Sklaven der vortrefflich kochte. Es wurden ihr 1700 Dollars für ihn geboten, die sie ausschlug. Der Sklave bestand jetzt selbst auf Taxation. Seine Person wurde für 1000 Dollars und seine Kochkünste für 100 Dollars angeschlagen, und natürlich wurde es ihm leicht bei seinem neuen Herrn sich die Freiheit allmählich herauszukochen. Aehnlich gieng es einem Pflanzer der einen Neger das Zimmermannshandwerk erlernen ließ. Kaum war der Sklave unterrichtet, so bestand er darauf an einen Zimmermeister in der Stadt verkauft zu werden, bei dem er durch den Ertrag der Sonn- und Feiertagsarbeit sich die Freiheit verdienen konnte. Gewitzigt durch den Schaden, verhindern in neuerer Zeit die Herren jede technische Ausbildung ihrer Neger, weil diese rasch zur Emancipation führt. Klagt ein Sklave seinen Herrn grausamer Behandlung an, und bringt er mit Beweisen durch, so wird er freigesprochen. Mehr als 25 Hiebe darf ein Herr einem Sklaven nicht aufmessen lassen, sondern muß das Gericht zu Hülfe ziehen wenn er denkt daß eine schärfere Strafe verwirkt worden sey. Eine Sklavenmutter kann ihrem Kind um 25 Dollars die Freiheit kaufen. Jeder Sklave ist an Sonn- und andern Feiertagen, mit Ausnahme zweier Stunden und der Erntezeit auf Zuckerpflanzungen, Herr seiner Zeit. Lassen Sklaven ihre Ehe kirchlich einsegnen, so dürfen die Eheleute durch Verkauf nicht von einander getrennt werden, und die Mutter hat ein Recht ihr Kind zu säugen. Wirkliche Ehen sind aber selten, weil die Herren ihnen wegen der daraus erwachsenden Verkaufsbeschränkung nicht hold sind, und die Sklaven selbst nicht gern sich für immer binden. In neuerer Zeit, seitdem die frische Zufuhr aus Afrika abgenommen hat, und die Pflanzer daran denken müssen ihren Menschenbedarf selbst zu züchten, geben sie besser Obacht auf den geschlechtlichen Umgang ihrer Neger, und verhindern wo möglich das Durcheinander, weil es der Fruchtbarkeit nachtheilig ist.

Der cubanische Sklave befindet sich daher unendlich besser als der Neger in den amerikanischen Staaten, der völlig rechtlos seinem Herrn, einem Herrn über Leben und Tod, überlassen bleibt. Schon daß auf Cuba der Neger ein Peculium erwerben kann, gibt ihm Rechte wie sie der römische Sklave am Ende der Republik besaß. Dennoch soll man sich nicht von dem äußern Schein, von den vergnügten Gesichtern der Sklaven in den Städten, von den Anekdoten ihrer Dienstbotentreue, von dem Elend der freien Farbigen täuschen lassen, meint unser Verfasser, bis man nicht die Sklavenkerker und die Peitschenanstalten außerhalb der Stadt besucht hat, wo die schwarze Dienerschaft der Städte, Männer und Weiber, für so und so viel Realen der Kopf von Leuten aus dem europäischen Pöbel im Auftrag der Herrschaft durchgepeitscht werden, ohne daß ihr Geschrei die Straßen und das Behagen der Nachbarschaft in der Hauptstadt zu stören vermöchte!

Ueberall wo man dem schwarzen Problem begegnet, scheint alle

Aussicht auf ein gedeihliches Ende versperrt. Cuba hat sich, um dem schwarzen Räthsel zu entgehen, auch noch ein gelbes aufgeladen. Was wird aus den Tausenden von Kulies werden, wenn, was bis jetzt noch nicht eintreten konnte, ihre achtjährige Dienstzeit zu Ende geht? Wird man sie wieder nach ihrem Vaterland zurück schaffen? Die einfachste Antwort geben diejenigen Pflanzer, welche kalt berechnen daß vor Ablauf der Dienstzeit der Kulie in neue Schulden verwickelt seyn, und ihm seine Freiheit wie die Tantalusfrüchte unerreichbar bleiben wird. Ein Trost freilich eisiger Natur bleibt übrig. Die Kulies nämlich können nicht Wurzel auf der Insel schlagen, da nur Männer, nie Frauen und Kinder importirt werden können, und die Kulies sich nicht mit den andern Farbigen mischen, so daß ihr Geschlecht allmählich wieder aussterben muß.

Außer seinem Zuckerland besitzt Cuba mineralische Schätze in seinen Kohlenflötzen, Marmorbrüchen und Kupfererzen, und vegetabilische Reichthümer in seinen edlen Hölzern, Ebenholz, Mahagony, Eisenholz, Lignum vitæ u. s. w. Der Stolz der Cubaner besteht aber darin daß ihre Insel keine wilden Thiere und keine giftigen Reptilien beherbergt. Die Stiche der einheimischen Scorpionen und Taranteln werden für nicht lebensgefährlich gehalten, und die Angriffe der Niguas oder Erdflöhe, die sich in die Haut, am liebsten in die Fußsohlen hineinbohren, machen nur dann eine Amputation des angefressenen Gliedes nöthig wenn es versäumt wurde das Thier herauszuschneiden. Die cubanischen Schlangen sind harmlose Thiere, und die Moskitos nicht schlimmer als die in Neu-England. In den großen Städten und in der Nähe der Ufer herrscht das gelbe Fieber sporadisch im Winter, endemisch im Sommer. Man rechnet daß 25 Proc. der spanischen Soldaten während des ersten Jahres der Acclimatisation, und 30 Procent frisch angekommener Truppen während eines Cholerajahres zu sterben pflegen. Das innere Land scheint viel gesünder, und das dortige Klima, bei einer mittleren Temperatur von 70° F. (17° R.) im Winter, und 83° F. (22½ R.) im Sommer, ist ziemlich mild.

Was die Erziehung und den Unterricht betrifft, so können auf der Universität in Havana ganz achtbare juristische und naturwissenschaftliche Kenntnisse erworben werden. Guten Gymnasialunterricht nach dem Maßstab romanischer Völker genießt man im Jesuitencollegium, im Seminarium und in andern Schulen, und Mädchen werden bei den Schwestern vom heiligen Herzen befriedigend erzogen. Für den höhern Unterricht ist also ausreichend gesorgt, aber vollständig fehlt es an der Volksschule. Auch ist es bei dem Leben auf weit zerstreuten Pflanzungen kaum möglich die Kinder unterrichten zu lassen. Selbst wenn man aber mit einem tropischen, das heißt einem sehr niedrigen, Maßstab die Volkserziehung mißt, fallen die Vergleiche für Cuba sehr nachtheilig aus, denn während auf den britisch-westindischen Inseln je das zehnte bis das zwanzigste, besuchte auf Cuba nur je das sechsunddreißigste europäische Kind die Schule.

Diese kurze Darstellung der gesellschaftlichen Verhältnisse auf Cuba wird manchen Leichtsinnigen belehren der eine Einverleibung der Insel in den nördlichen Freistaatenbund für ein Kinderspiel hält. Die Spanier scheinen vorläufig sicher daß die Creolen sich nicht erfolgreich empören können, denn diese Creolen schweben selbst in Angst und Schrecken vor den Spaniern, und wiederum vor den Negern und freien Farbigen. Mit Gewalt werden sich die ersteren die Insel nicht so leicht entreißen lassen. Sie besitzen einem übermächtigen Feind gegenüber immer das verzweifelte Mittel die Emancipation der Neger zu verkündigen und Cuba in ein zweites Hayti zu verwandeln, es lieber zu afrikanisiren als es auszuliefern. Für die Einverleibung ist nur eine kleine Partei auf der Insel vorhanden, und diese ließe sich durch geringe Zugeständnisse beschwichtigen. So entartet aber sind die Spanier nicht daß irgendeiner ihrer Staatsmänner wagen dürfte mitten im Frieden das letzte Kleinod des Reiches für welches die Sonne nie untergieng zu verschachern. Eine Insel aber die nicht weniger als 400,000 Tonnen Zucker jährlich ausführt, und deren Budget auf 16 Mill. Dollars lautet, wird auch von einem Schacherer nicht um 30 Mill. verschleudert werden.

Ein Märchen der Flachkopf-Indianer.

(Aus P. Kane's *Wanderings of an Artist.*)

Während wir an einem sechs oder sieben Fuß über das Wasser emporragenden und etwas mehr als vier Fuß im Umfang haltenden vereinzelten Felsen vorüberfuhren, fragte mich der alte Häuptling ob ich wisse was der Fels ursprünglich gewesen sey. Auf meine verneinende Antwort erzählte er mir folgende indianische Sage: „Vor vielen Monden lebte in der Nähe dieses Platzes eine Nasqually-Familie. Sie bestand aus einer Wittwe mit vier Söhnen; einer derselben war von ihrem ersten, die drei andern von ihrem zweiten Manne. Die drei jüngern Söhne behandelten ihren ältern Bruder mit großer Unfreundlichkeit, und verweigerten ihm jeglichen Antheil an dem Erträgniß ihrer Jagd und ihrer Fischerei; er hingegen, der sich mit ihnen zu versöhnen wünschte, gab ihnen stets einen Theil seiner Beute. Er war in der That ein großer Medicin-Mann (Zauberer), obgleich dieß ihnen unbekannt war, und müde ihrer unwirschen Behandlung, die keine Freundlichkeit seinerseits mildern zu können schien, beschloß er endlich das Wiedervergeltungsrecht zu üben. Eines Tages trat er daher in die Wohnung, wo sie schmausten, und sagte ihnen: in einiger Entfernung befindet sich ein großes Seekalb. Augenblicklich ergriffen sie ihre Speere, brachen in der von ihm angedeuteten Richtung auf, und als sie das Thier erreicht hatten, stieß ihm der älteste seinen Speer in den Leib. Dieses Seekalb war aber „eine große Medicin" (Zauber), ein Vertrauter des ältern Bruders, welcher selbst sie für die Gelegenheit geschaffen hatte. Kaum hatte der vorderste der Brüder seinen Speer in den Leib des Thieres getrieben, so fand er es unmöglich seine Hand von dem Griff loszumachen, oder den Speer herauszuziehen; die beiden andern trieben ihre Speere mit gleicher Wirkung hinein. Das Seekalb begab sich nun zu dem Wasser, zog sie nach sich, und schwamm ins Meer hinaus. Nachdem sie viele Meilen weit geschwommen, sahen sie in der Ferne ein Eiland, auf welches das Seekalb zugieng. Als sie sich der Küste näherten, nahmen sie zum erstenmal wahr daß sie ihre Hände von den Speeren losmachen konnten. Sie landeten also, und da sie vermutheten sie befänden sich im Land irgend eines Feindes, so verbargen sie sich in einem Gebüsch.

Während sie verborgen dalagen, sahen sie in der Ferne einen winzigen Nachen um eine Landspitze herumkommen, gerudert von einem sehr kleinen Manne, der, als er dem Ort gegenüber war wo sie sich befanden, sein Boot mit einem an einer langen Leine befestigten St in vor Anker legte, ohne die Brüder zu bemerken. Dann sprang er über Bord, tauchte unter, und blieb lange Zeit unter Wasser. Endlich erhob er sich wieder an die Oberfläche, und brachte mit sich einen großen Fisch, welchen er in das Boot warf. Dieß wiederholte er öfter, und schaute jedesmal hinein um die gefangenen Fische zu zählen. Da die drei Brüder sehr hungerig waren, so erbot sich einer derselben hinauszuschwimmen solange der kleine Mann unter Wasser war, und einen der Fische zu stehlen. Dieß gelang ihm vollkommen noch vor der Rückkehr des Fischermanns. Allein kaum war der kleine Bursche mit einem neuen Fische zurückgekehrt, so entdeckte er daß einer der bereits gefangenen fehle; er streckte daher seine Hand aus, und bewegte sie langsam dem Horizont entlang, bis sie gerade auf den Schlupfwinkel der Brüder hinwies. Dann zog er seinen Anker herauf, ruderte an die Küste, und entdeckte sogleich die drei Brüder. Da er eben so wunderbar stark als winzig klein war, so band er ihre Hände und Füße zusammen, warf sie in seinen Nachen, sprang hinein, und ruderte zurück in der Richtung von wannen er gekommen. Nachdem sie den fernen Punkt, wo sie ihn zuerst entdeckt, umfahren, gelangten sie an ein Dorf, welches von Leuten bewohnt war eben so klein wie ihr Gefangennehmer, und deren Häuser, Boote und Geräthschaften alle im Verhältniß zu ihrer Größe standen. Die drei Brüder wurden herausgenommen und, gebunden wie sie waren, in eine Wohnung geworfen, während ein Rath versammelt ward um über ihr Schicksal zu entscheiden. Während der Rathssitzung schoß ein unermeßlicher Schwarm von Vögeln, Gänsen ähnelnd, aber viel größer, auf die Einwohner herab, und begann einen heftigen Angriff. Diese Vögel hatten die Kraft ihre scharfen Posen zu werfen wie das Stachelschwein, und obgleich die kleinen Krieger mit großem Muthe kämpften, wurden sie doch bald mit den durchbohrenden Pfeilen bedeckt, und sanken insgesammt besinnungslos zu Boden. Als aller Widerstand aufgehört hatte, flogen die Vögel davon und verschwanden. Die Brüder waren von ihrem Gefängnißplatz aus Zeuge des Kampfes gewesen, und es war ihnen mit vieler Mühe gelungen sich von ihren Banden frei zu machen, worauf sie sich auf das Schlachtfeld begaben, und die Posen aus den anscheinend leblosen Körpern herauszuziehen begannen. Kaum aber hatten sie dieß gethan, so kehrten alle augenblicklich zum Bewußtseyn zurück. Als alle auf diese Weise wieder gesund geworden, wünschten sie ihren Errettern ihre Dankbarkeit auszudrücken, und erboten sich zur Erfüllung jeglichen Wunsches. Die Brüder verlangten in ihr Heimathland zurückgesendet zu werden. Ein Rath ward demgemäß berufen, um zu entscheiden wie sich dieß am leichtesten thun lasse, und sie beschlossen am Ende einen Wallfisch zu diesem Zweck zu verwenden. Die Brüder wurden auf den Rücken des Ungeheuers gesetzt, und schlugen die Richtung nach Nasqually ein. Als sie indessen etwa halbwegs gekommen waren, begann der Wallfisch zu denken: es sey doch sehr thöricht von ihm gehandelt daß er sie trage, anstatt sie in Meerschweine zu verwandeln, und sie selbst nach Hause schwimmen zu lassen. Der Wallfisch nun wird als ein „Soch-a-li-ti-yah“ oder „großer Geist“ betrachtet, obgleich nicht als derselbe wie der „Hias-Soch-a-li-ti-yah,“ oder „große hohe Geist,“ der größere Kräfte besitzt als alle anderen Thiere zusammengenommen. Kaum aber hatte er die Sache überdacht, so führte er sie auch aus. Auf diese Weise also kamen die Meerschweine zuerst ins Daseyn, und dieß erklärt auch warum sie beständig Krieg führen mit den Seekälbern, deren eines die Ursache ihres Mißgeschicks war. Nachdem die drei Brüder so auffallenderweise verschwunden waren, kam ihre Mutter an den Strand herab, und blieb daselbst drei Tage lang, ihrer Rückkehr harrend und ihre Abwesenheit mit Thränen beklagend. Während sie sich solchergestalt abhärmte, kam zufälligerweise eines Tags der Wallfisch vorbei; er wurde von ihrem Schmerz gerührt und verwandelte sie in diesen Stein.“

Ich konnte keine besonders auffallende Eigenthümlichkeit in der Bildung dieses Steins bemerken während wir in dem Nachen daran vorbei ruderten; auch zeigte er, wenigstens von meinen Beobachtungspunkten aus, keine solche Aehnlichkeit mit der menschlichen Gestalt wie der Schluß des Märchens uns vermuthen lassen sollte. Da indeß dieser Felsen ganz vereinzelt dasteht, und meilenweit umher nichts anderes sichtbar ist, so ist er natürlich ein Gegenstand besonderer Beachtung für die Indianer geworden, und seiner einsamen Lage wegen nicht ungeeignet zum Schauplatz irgendeiner der fantastischen Schöpfungen ihrer abergläubischen Leichtgläubigkeit gemacht zu werden.

Die Westküste von Afrika.

(Von A. B.)

(Schluß.)

Wenn ein Haus in Altkalabar ausstirbt, in dem der letzte Sproß bei seinem Tode keinen Sohn hinterläßt, so ist es die Pflicht der Tschuamapriester den Großjuju Tschuku über die Bestimmung eines Nachfolgers zu befragen, da keine sacra gentilitia zu Grund gehen dürfen, damit das Gemeinwesen nicht Schaden nehme. Der Tschuku lebt in wilder Waldeinsamkeit in einer Höhle, deren Zugang durch einen darüber wegstürzenden Wasserfall geschützt ist. Vielfache Wallfahrten werden dorthin veranstaltet, und gewöhnlich bringen die Pilger von dort (wie vom Ganges in Indien) Gefäße mit heiligem Wasser zurück, das für Krankheitsfälle im Hause aufbewahrt wird und nie verderben soll. Das Orakel des Tschuku wird von allen Seiten her beschickt und sein Ruf geht weit durch Afrika. Es heißt daß er in der Mitte eines Wassers lebe, das ihn in mysteriöser Weise rings umgebe und sogleich ertränken würde, sollte er eine Lüge zu sagen wagen. Sein Cultus wird von einer einflußreichen Priesterschaft besorgt, die ihre Filialen unter den Ibos, am Bonny, am Kalabar und am Kameroon hat. Wer nicht die Mittel besitzt um sich Zugang zu dieser hohen Autorität zu verschaffen, wendet sich am Kalabar für die Befragung der Zukunft an einen der volksthümlichen Zauberer, der in einer glänzenden Zinntafel das Isu Abasi (das Gesicht Gottes) erscheinen läßt. Böswillige ziehen dagegen vor das Isu Ekpo, das Gesicht

des Teufels zu sehen, was aber, wie alle schwarze Magie, nur heimlich verlangt und gezeigt wird.

Der eigentliche Name für Gott ist Abasi Ibum, der allmächtige Gott, der sich jedoch, gleich den Göttern Epikurs, in seiner Seligkeit zu wohl fühlen soll um sich über die menschlichen Angelegenheiten zu kümmern. Nach einer kosmologischen Mythe, die ich später mittheilen werde, liegt der Grund seiner außerweltlichen Zurückgezogenheit in dem Ungehorsam des Menschen, der selbst den Bruch herbeiführte, und dadurch der Atai, der weiblichen Energie des Abasi, die den Tod in die Welt brachte, anheimfiel. Die Interessen des Kalabars sind dem Idem Efik, einer Emanation, der höchsten Gottheit anvertraut, der gewissermaßen als der Feruer oder der gespenstische Genius der Efiknation aufgefaßt wird, und sich zuweilen als Baum, zuweilen als Schlange verkörpert, aber in dieser Erscheinung nur von seinem irdischen Repräsentanten, dem Groß-Efik oder Etia gesehen werden kann, mit dem er sich selbst wieder bis zu einem bestimmten Grad identificirt. Er lebt in einer fortgehenden Kette von Avataren in diesem und dessen Nachfolgern fort, deren Reihe aber bei jedem Todesfall durch ein zweijähriges Interregnum unterbrochen wird, indem die Seele des zuletzt Abgeschiedenen Zeit haben muß dreimal zu sterben ehe sie sich wieder neu beleben kann. Während meiner Anwesenheit war die Stelle vacant, doch stand die Wiedergeburt der neuen Incarnation bevor. Der Etia bringt seinem Idem ein wöchentliches Opfer zum Besten des Staats, wird aber jetzt nur noch bei außergewöhnlichen Unglücksfällen die das ganze Land betreffen, wie Hungersnoth, Dürre, Seuche und dergleichen mehr zu Rath gezogen, während er ursprünglich die höchste geistliche wie weltliche Autorität für alle Verhältnisse des Lebens bildete. Solche theokratische Gewalten haben selten lang bestehen können und wurden meistens frühzeitig von der Geschichte ausgestoßen, sobald ein regeres politisches Treiben emporwuchs, das, wenn es in Japan und Bornu den geistlichen Kaiser vor dem weltlichen in den Schatten stellte, so auch in Polynesien, zur Zeit der europäischen Entdeckungen, die altersgrauen Dynastien der Atouas verschwinden ließ. Gleich diesen alten Atouas, welche die ersten Entdecker auf verschiedenen Inseln der Südsee antrafen und bald als vergötterte Menschen, bald als vermenschlichte Götter bezeichneten, begegnen dem Mythologen in Afrika überall ähnliche Gestalten in den frühesten Reiseberichten, während sich später nur noch schwache Spuren davon finden, und gewöhnlich auch diese ganz übersehen werden. Das Verhältniß selbst ist aber eines der wichtigsten in den heidnischen Religionsanschauungen, da sich in ihm überall der mystische Knotenpunkt des Göttlichen und Menschlichen schlingt, der Knotenpunkt des Weges nach oben und nach unten, der von den Erklärern freilich weit öfter zerhauen als aufgelöst ist. Ein rother Faden zieht sich durch die Religionen aller Zeiten und Völker, und auch da wo ihn das geschäftige Staatsleben schon in vorhistorischen Zeiten zerriß, bedarf es nur einiger Aufmerksamkeit um leicht seine zurückgelassenen Spuren aufzufinden. Deutlicher und dauernder zeigt ihn, wie die mexicanische Geschichte, so die vieler altslavischer und scythischer Völker, er schaut überall auf den Inseln des indischen Archipelagus hervor, erneut sich vielfach in den reformirenden Secten des Dekhan, und ist in der ganzen Erscheinung des Buddhismus, dem mächtigen Beweger der Völkerwiege, der in der Unendlichkeit seiner Proteusformen den asiatischen Continent erfüllt, beständig festzuhalten, wie sich auch aus ihm allein die auf dem persischen Sofismus erwachsene Mystik des Islam verstehen läßt, und sein Kern eben jede Mystik erst zur Mystik macht. In Polynesien folgte dem Verschwinden der Atouas, dem goldenen Traum, wo noch die Götter auf Erden herrschten, die Epoche der Finnows, Tamehameas und Pomares, in deren wildem Waffenlärm bald die primitiven Geistesregungen der Vorzeit verklangen, in Afrika dagegen war das apathische Temperament der Neger weniger solch gewaltsamen Aufregungen geneigt, und die Könige, auf deren Schultern die Wucht des eisernen Zeitalters zu lasten begann, waren selten mächtig genug um die nach der Auflösung der alten Ordnung einbrechende Verwirrung zu hemmen, zumal der europäische Handel immer neue Gährungsstoffe in die politischen Verhältnisse warf. Bei der Schwäche der Fürsten mußte das Heilmittel von andern Schichten der Gesellschaft in die Hand genommen werden, und wie die Auflösung aller staatlichen Bande im päpstlichen Mittelalter das Vehmgericht auf der rothen Erde Westphalens hervorrief, so entstanden überall in Afrika, wenn keine Centralisation der Staatsgewalt durch fremde Eroberer angebahnt wurde, jene religiös-politischen Weihebünde, die durch den Schrecken einer geheimen Verbindung über die Vollziehung des Gesetzes wachen. Als solcher herrscht der Egbo-Orden in Altkalabar. Gegenwärtig ist derselbe schon wieder in der Auflösung begriffen, da er vor einigen Jahren durch seine despotischen Eingriffe einen Sklavenaufstand hervorrief, aus dem der Geheimbund der Blutmänner entsprang, hat sich indeß in letzter Zeit durch Hervortreibung eines jungen Zweiges in den Inkas zu reformiren gesucht. Bei diesen afrikanischen Negerdörfern kann natürlich von einer geschichtlichen Entwicklung schon deßhalb nicht die Rede seyn, als sich die schwarze Race nie aus dem Bann der sinnlichen Anschauung zum Reich der freien Idee emporgeschwungen hat. Aber eben deßhalb stellen sich einer kritischen Analyse der ursprünglichsten Vorstellungen weit geringere Schwierigkeiten in den Weg als bei den classischen Religionen des Alterthums, die uns im Schmuck einer reichen Poesie oder abgeglättet durch die philosophische Feile überliefert sind. Hätten die Gelehrten häufiger daran gedacht, oder Gelegenheit dazu gehabt den Gesichtskreis des Wilden zum Gegenstand ihrer Beobachtungen zu machen, und die mythologischen Dogmen da festzustellen wo sie am wenigsten durch Accidentien versteckt sind, so würden die Irrfahrten der Symboliker erspart worden seyn, in denen Religion zur Philosophie und die Philosophie zum Märchen wird. Vor allen ist es Afrika das sich über ihre Vernachlässigung zu beklagen hat. Die Nachrichten über dasselbe sind von jeher spärlich und unzusammenhängend gewesen, und in dem Sturm der durch den Menschenhandel aufgeregten Leidenschaften, die den Neger nur als käufliche Waare oder als Lastthier kannten, mochte niemand daran denken seine Eigenthümlichkeiten zu studieren. Mit der allgemeinen Barbarei der dort hausenden Völker, mit dem unbestimmten Ausdruck des Feticismus suchte man die Unwissenheit zu beschönigen, obwohl das ehrwürdige Alter des afrikanischen Continents, die ungestörte Entwicklung, die Religion und Staatsverhältnisse dort seit Jahrtausenden genommen haben müssen, wohl eine tiefer eindringende Untersuchung gerechtfertigt haben würden. Feticismus mag man die dortige Weltanschauung, wie die der meisten uncivilisirten, und nicht weniger hochcivilisirten Völker nennen, aber dieser Feticismus gliedert sich im einzelnen in eine solche Mannichfaltigkeit verschiedener Formen, daß man erst nach einem specielleren Eingehen auf ihre jedesmaligen Eigenthümlichkeiten berechtigt seyn wird allgemeine Folgerungen abzuleiten. Bei den amerikanischen Nomadenstämmen erregt die Vielfachheit der Dialekte, der Sitten und Gebräuche gerechtes Erstaunen bei dem Europäer, der durch die asiatische und seine eigene Geschichte an eine weitere Umschau gewöhnt ist; noch ausgeprägter wird er diese Zer-

splitterung aber in Afrika finden, wo die ansässige Lebensweise Zeit und Gelegenheit die Fülle gegeben hat jede locale Mythologie auf das kleinlichste auszuarbeiten und zum Unterschied von der nachbarlichen zu charakterisiren. Nur in seinen Theilen kann das Ganze verstanden werden. Für den Historiker, der die Wichtigkeit der Ereignisse nach ihren weitgreifenden Folgen, nach der Mächtigkeit ihrer Bewegungskraft, nach ihren gegenseitigen Anregungen abschätzt und, seiner Aufgabe gemäß, abschätzen muß, können die Naturvölker und ihre Weltanschauung immer nur ein höchst untergeordnetes Interesse haben; dagegen aber ist hier das recht eigentliche Feld der Psychologie, die in den mythologischen Erfahrungen ihre Grundstoffe abwägen muß, ehe sie sich den exacten Naturwissenschaften wird anreihen können; und eine auf den elementaren Gedankengang der Naturvölker eingehende Betrachtung wird eine überraschende Consequenz in dem aufdecken was zu häufig als lächerliche Lappalien, kaum der Erwähnung werth gehalten wurde und so unbeachtet verloren gieng; wird erkennen, wie das in der Geschichte aufwachsende Gedankengebäude in derselben Weise von festen und unabänderlichen Gesetzen beherrscht wird, wie jeder Organismus, der zu Früchten reift, und wird mit den blendenden Spiegelungen des religiösen Horizontes die dunkeln Tiefen des Gemüthes erhellen, aus denen das innere Seelenleben der Völker reflectirt.

Der Egboe-Orden oder Ekil (Tiger) ist in 11 Grade abgetheilt, von denen die drei obersten Nyampa, Obpoko oder der Messing-Grad und Kakunda für Sklaven nicht käuflich sind; andere Grade bilden oder bildeten der Abungo, Malaira, Bambim boko u. s. w. Der gewöhnliche Weg ist daß Eingeweihte sich in die höheren Stufen nach einander einkaufen; das dadurch erlöste Geld wird unter die Nyampa oder Yampai vertheilt, die den inneren Bund bilden; dem König selbst kommt die Präsidentschaft zu, unter dem Titel Eyamba. Jede der verschiedenen Stufen hat ihren Egboetag, an welchem ihr Idem oder ihre gespenstische Repräsentation eine absolute Herrschaft ausübt, wie sie die Römer dem Dictator in Zeiten übertrugen und auch Glieder anderer Stufen des Egboe-Ordens, wenn er ihnen begegnen sollte, mit seinen Strafen nicht verschont. Das Land findet sich gleichsam in einem permanenten Belagerungszustand, der durch die Ueberzahl der Sklaven und Frauen nöthig wird, indem die traditionellen Gebräuche des alten Herkommens durch die regelmäßig einander folgenden Egboetage und der damit verbundenen Proclamirung des Kriegsgesetzes beständig außer Kraft gesetzt und suspendirt werden. Sobald ein Egboetag verkündet ist, fliehen Sklaven, Weiber und Kinder nach allen Richtungen, da der Idem mit seiner schweren Peitsche bewaffnet umgeht und durchaus nicht scrupulös in ihrer Anwendung ist. Eine gelbe Flagge auf dem Haus des Königs verkündet den Tag der Braß-Egboe oder des Messing-Grades, wo selbst von den Freien sich nur sehr wenige außer dem Haus zeigen dürfen. So oft bei dem Egboe-Orden eine Klage anhängig gemacht ist und der Missethäter bestraft werden soll, wird durch geheime Ceremonien der im fernen Buschlande wohnende Idem citirt, der dann mit einer phantastischen Kleidung aus Matten und Zweigen von Kopf bis zu den Füßen bedeckt und mit einem schwarzen Visir vor dem Gesicht erscheint. Im Kameroon werden die Glieder des Ordens selbst durch ein in einen künstlichen Knoten geschürztes Laubwerk vereinigt, so daß sie sich als eine zusammenhängende Masse bewegen. Ein jeder, Mann, Frau oder Kind, hat das Recht die Hülfe des Egboe gegen seinen Herrn oder seinen Nachbar anzurufen, und dazu bedarf es nur daß er ein Mitglied des Ordens auf der Brust berührt oder an die große Egboe-Trommel schlägt. Der Beanspruchte muß alsogleich einen Convent zusammenberufen wo die Klage untersucht, und, wenn gerecht, befriedigt wird. Erweist sie sich dagegen als unbegründet, so wird der Kläger bestraft; hat das Gericht ein Verdammungsurtheil gefällt, so läuft der Idem mit seiner schweren Peitsche in der Hand und von einem lärmenden Gefolge von Egboebrüdern umgeben, direct nach dem Haus des Verurtheilten, aus dem sich niemand rühren darf, bis die Strafe vollzogen und gewöhnlich das ganze Haus zusammengerissen ist, so daß alle Einwohner mehr oder weniger Schaden nehmen. Während dieser Zeit, sowie überhaupt während der ganzen Dauer einer Egboesitzung, würde es für jeden nicht dabei Betheiligten der Tod seyn wenn er sich auf der Straße blicken ließe, und erst wenn die Egboe-Trommel den Schluß des Gerichtes verkündet, können die Geschäfte des gewöhnlichen Lebens wieder begonnen werden. Mitglieder des Ordens sollen, wenn verurtheilt, das Recht haben im Rausch zu sterben. Leute die auf Reisen zu gehen gezwungen sind, stellen meistens ihr Eigenthum unter den Schutz des Messing-Egboe, und ein gelbes Stück Zeug, das über der Thür angebracht ist, genügt das Haus gegen jede Beschädigung zu schützen; der in den Messing-Grad Einzuweihende wird am ganzen Körper mit einem gelben Pulver eingerieben. Am Kameroon ist ein Bündel grüner Blätter, der an einen Pfahl gebunden wird, das Zeichen daß Eigenthum unter dem Schutz des Egboe steht.

Seine Entstehung soll der Orden der freien Egboes auf den Messen genommen haben, die auf einem großen Oelmarkte des Innern (halbwegs zwischen dem Kalabar und dem Kameroon) abgehalten wurden. Da dort vielfache Unordnungen einrissen, der europäische Handel aber zur Aufrechthaltung des Credits eine genaue Einhaltung der übernommenen Verpflichtungen forderte, so bildete sich dieses Institut als eine Art Hansa unter den angesehensten Kaufleuten zu gegenseitiger Wahrung ihrer Interessen und gewann später eine politische Bedeutung, indem es die ganze Polizei des Kalabar und Kameroon in seinen Bereich zog. Die Könige suchen sich stets die Großmeisterschaft in diesem Orden zu sichern, da ohne dieselbe ihr Ansehen zu einem Schatten herabsinkt. Europäische Capitäne haben es mehrfach vortheilhaft gefunden sich in die niederen Grade einweihen zu lassen, um ihre Schulden leichter eintreiben zu können. Ein Mitglied des Egboe hat das Recht den Sklaven seines Schuldners, wo immer er ihn finde, als sein Eigenthum zu beanspruchen, indem er eine gelbe Schleife an das Kleid oder Tuch desselben befestigt. Der Charakter eines Egboe wird selbst im Innern noch geachtet und gefürchtet, und gibt eine Unverletzlichkeit, wie sie für ausgedehntere Handelsspeculationen in Afrika durchaus nothwendig ist. Als Vorbereitung für ihre Aufnahme unter die freien Egboes werden am Kameroon die aufwachsenden Knaben für längere Zeit zu den Makoko, einem Buschvolk des Innern, geschickt, bei denen sie nackend in den Wäldern leben und nur zeitweise, mit grünen Blättern behangen, hervorstürzen um ein Bad im Flusse zu nehmen. Keine Frau, und vor allem keine Sklavin, darf sich bei schwerer Strafe dem Walde nähern, in dem sie sich aufhalten. Um einen Besuch, vorzüglich einen europäischen, besonders zu ehren, pflegt man am Kameroon die Egboe-Ziege vorzuführen, deren Anblick dem Volke sonst nur selten gestattet wird.

Die afrikanischen Sprachen sind überall in eine Unzahl von Dialekten zerbrochen und in 100 Meilen Radius (Creek-town als den Mittelpunkt genommen) werden die der Usahadet oder Bakasey, Efut oder Kameroons, Aqua oder Kwa, Aukaupong, Uwet, Umon oder Boson,

Etoi und Unenge oder Jbo angeführt, außer der Efik-Sprache selbst. Obwohl auch das Sprachgebiet dieser ein beschränktes ist, da sie neben dem Kalabar nur in Egbo-Shary oder Jbibio als einheimisch betrachtet werden darf, so dient sie doch zugleich als das gemeinsame Communicationsmittel zwischen Stämmen verschiedener Zunge auch auf weitere Entfernungen hinaus, weßhalb der Rev. Hr. Goulbie meint daß es zu kurz gegriffen wäre wenn man, wie es gewöhnlich geschieht, die sie redende Personenzahl auf 60,000 berechnete. Obwohl zu der nordafrikanischen Familie gehörig, nähert sich die Efik-Sprache der Alliteration der nilotischen, die schon in dieser nicht auf Consonante beschränkt bleibt, durch assonirende Uebereinstimmung der Vocale in den Verbal-Präfixen mit dem Grund-Vocal des Verbums. Die Verneinung wird in eigenthümlicher Weise durch die Beugung des Verbums gebildet und durch alle Zeiten durchconjugirt. Die Reflexiv- und Passiv-Form fällt zusammen, und daneben findet sich noch eine Derivation in re, welche die Umkehrung der in dem Verbum enthaltenen Bedeutung anzeigt. Gezählt wird, wie meistens bei den Negern, bis fünf (ket, iba, ita, inan, itiün). Um präpositionelle Beziehungen auszudrücken, werden umschreibende Phrasen verwandt, die sich noch nicht zu Verhältnißwörtern contrahirt haben.

Die Kalabaresen der eingewanderten Egbo- oder Jbibio (sehr kurz oder klein von ibio: kurz) Race, bei denen sich, wie so vielfach in der Geschichte, der Name des Stammes und des Standes vermischt, lassen sich durch ihr intelligenteres Aeußere leicht von den autochthonischen Negern der Küste unterscheiden, und die Berichte der Capitäne sprechen schon im Anfange dieses Jahrhunderts davon daß viele, andere sagen selbst: die meisten, englisch zu schreiben und lesen verstünden, und in ihren Geschäften regelmäßig Buch und Rechnung führten. Einige Kaufmannssöhne, die England besucht hatten, sollen diese Kunst mitgebracht und unter ihren Landsleuten verbreitet haben. Nach Adams (in den zwanziger Jahren) waren Lehrer angestellt und Schulen eingerichtet, wo die Knaben der vornehmen Familien unterrichtet wurden. Wenn diese Angaben richtig sind, so muß später ein bedeutender Rückschritt stattgefunden haben. Die seit 1845 etablirte Missionsstation hat verschiedene Bücher in der Efik-Sprache drucken lassen, meistens religiösen oder grammatikalischen Inhalts. Eine volksthümliche Literatur mangelt hier, wie in allen Theilen der Westküste, doch finden sich Mythen und Märchen (Nkes genannt) im Munde des Volkes, die vielfach den Gegenstand der Unterhaltung bilden. Eine derselben, zusammenhängenderen Inhalts, entnehme ich einer kleinen Schrift, die ich der Güte des Dr. Hewn verdanke, des Arztes der Mission.

Eine Fahrt in den Urwald an der Nordküste Venezuela's.

Fast schon ein Jahr war ich in Venezuela als mehrere dortige Kaufleute den Entschluß faßten einen Theil des nördlichen Abhangs der Küstenkette, welche jetzt noch zum größten Theil mit Urwald bedeckt ist, anzukaufen und ihn mit deutschen Einwanderern zu bevölkern. Ich erhielt Auftrag das fragliche Land zu bereisen, und meine Meinung über dasselbe, inwiefern es zu obengenanntem Zweck tauglich sey, abzugeben. Mit mir sollten zwei creolische Ingenieurs zur Vermessung des Landes, die nöthigen Träger für das Gepäck, die Führer und einige Soldaten als Jäger, und um uns gegen wilde Thiere zu schützen, die Reise machen. Der Sammelplatz war auf einer Plantage nahe bei Caracas. Gegen 3 Uhr Nachmittags kamen die beiden Herren, die Soldaten und die Peonen oder Träger, zugleich aber auch ein Karren voll Gepäck der verschiedensten Art. Das meinige führte ich bei mir in einer Jagdtasche, die HH. Ingenieurs aber hatten einen großen Vorrath Bücher, Wäsche, Fleisch, Bred u. s. w., ferner mehrere große Korbflaschen mit Wein und Branntwein, verschiedene Instrumente u. s. w. mitgebracht. Alles dieses wurde auf einige Esel geladen und diese mit ihren Treibern, sowie auch die Soldaten und Peonen, nach unserem erstmaligen Nachtquartier der Harienda Caucaguita vorausgeschickt. Bald darauf bestiegen auch wir unsere Maulthiere und ritten immer in östlicher Richtung im Thal von Caracas am Fuß der Küstenkette hin, denn unser Nachtquartier lag am südlichen Abhange derselben, und wir sollten sie am nächsten Tage überschreiten um so in das zu untersuchende Terrain am nördlichen Abhang zu kommen. Die höchste Erhebung dieser Kette ist die Silla de Caracas, sogenannt wegen ihrer eigenthümlichen Form, die, von der Stadt gesehen, fast ganz einem Reitsattel gleicht. Neben dieser ist ein fast ebenso hoher Berg, der Naiguata, und weiterhin der Pico de Rosa, zwischen den beiden letztgenannten sollten wir die Kette überschreiten.

Unser Weg führte uns durch viele Kaffeeplantagen, deren Schattenbäume, die Bucares (Erythrina corallodendron) schon anfiengen ihre Blätter abzuwerfen und sich mit ihren korallrothen Blüthen zu bedecken.

Bald kamen wir nach dem sich am Wege lang hinziehenden Dorf Chacao, und hinter demselben wieder zwischen Kaffee- und Zuckerplantagen hinreitend nach dem Weiler Dos Caminos. Die meisten Kaffeeplantagen haben an ihrem Eingang entweder zwei oder einige auch eine ganze Allee der herrlichsten Königspalmen, die nach dem Wohnhause führt.

Jetzt wurde auch der bis dahin gut erhaltene Weg schlechter, so daß unsere Maulthiere oft Noth hatten die steinige oder vom Regen tief zerrissene Straße zu passiren. Endlich gieng es wohl eine Stunde lang im Fluß Caurimare hin, und plötzlich lag das Ziel dieses Reisetages, die Zuckerplantage Caucaguita, vor uns, die etwa vier Leguas (zu 1½ Stunde) östlich von Caracas liegt.

Bald nach uns kamen auch die Peonen mit dem Gepäck an, und wir verbrachten den Abend im Gespräch mit dem Besitzer der Hacienda, wobei auch verschiedene Gespenstergeschichten erzählt wurden, beiläufig gesagt, das einzigemal daß ich dergleichen von Creolen gehört habe. Sie waren alle sehr einfach, und hatten meist immer eine ganz natürliche Lösung; z. B. es reitet jemand in finsterer Nacht und erhält plötzlich einen heftigen Schlag, ohne doch irgendeinen Angreifer zu merken, später stellt es sich heraus daß dieß eine über den Weg hängende Schlingpflanze gethan hat, die, zuerst durch das Thier auf die Seite gebogen, beim Zurückschnellen den Reiter trifft. Eine andere derartige

Geschichte war folgende: In einer Posada (Wirthshaus) werden öfters Leute die in einem gewissen Zimmer übernachtet haben am andern Morgen todt gefunden, ohne daß man jedoch an den Getödteten die Spur einer Gewaltthat sähe; der Wirth kommt in Verdacht, worauf sich einige muthige entschließen eine Nacht in dem verrufenen Zimmer zu wachen, und finden daß aus einem Loch unter dem Dach eine Schlange herauskommt, um die nichtsahnenden Schläfer zu tödten. Die einzige unerklärte Geschichte dieser Art erzählte unser Wirth; sie hatte sich nicht lange vorher in der Nähe seiner Hacienda zugetragen. Auf einem der Plantagenwege hatte ein sehr großer und dicker Baum gestanden, den man eines Morgens wohl 50 Schritte von seinem frühern Standorte entfernt und vom Wurzelstock getrennt, aber noch mit sämmtlichen Aesten und Zweigen aufgefunden hatte, auch ist die Trennungsfläche ganz glatt gewesen, was den Leuten umsomehr aufgefallen war als diese gewöhnt sind alle und selbst die stärksten Bäume bloß mit der Axt und stets ohne Säge zu fällen.

Mit diesen und anderen Geschichten brachten wir den Abend hin, dann wurden Anstalten getroffen zum Schlafengehen, die darin bestanden daß für uns drei einige Catres (Feldbetten) in das Zimmer gebracht wurden, auf welchen sich so bequem als möglich einzurichten uns überlassen wurde. Diese Catres sind von derselben Construction wie ein zusammenlegbarer Feldstuhl, breit genug um bequem darauf zu liegen, oft aber nicht hinreichend lang; den Ueberzug bildet ein dichtes Baumwollgewebe. Wir alle waren mit unseren Cobijas versehen, die dem Zweck als Mantel oder als Bett abwechselnd zu dienen trefflich entsprechen, und es fehlte nur an Kopfkissen. Mein Catre war eins von den kurzen, dieß veranlaßte mich zu der Erfindung, durch Anschieben eines Stuhls am oberen Ende, auf den der Kopf zu liegen kam, Kopfkissen und Verlängerung des Bettes zugleich zu erhalten.

Unseren Leuten wies der gefällige Wirth den Corridor, wo wir zur Nacht gegessen, als Nachtquartier an, einige besetzten den Tisch, andere lagen in ihre Cobijas gehüllt auf der Erde, und noch andere zogen es vor die Nacht in der Zuckermühle zu verbringen.

Am anderen Morgen wurde schon gegen 3 Uhr Leben, weil die Arrieros (Eselstreiber) mit ihren Thieren nach Caracas zurückkehrten und auch unsere Maulthiere wieder dorthin nahmen. Auch wir blieben auf, frühstückten und suchten so gut als möglich das viele Gepäck gleichmäßig unter die Träger zu vertheilen. Ein Barometer, welches mitgenommen werden sollte, hatte einer der Soldaten von Caracas nach der Hacienda getragen und natürlich auch zerbrochen. Nachdem wir mit der Vertheilung des Gepäcks fertig waren, wobei allerdings die Lasten für die einzelnen Träger sehr groß ausfielen, erklärten dieselben daß sie nicht mit uns gehen würden, da sie unmöglich mit solcher Last die Berge besteigen könnten; andere oder mehrere Leute waren nicht zu haben, und da die HH. Ingenieure sich nicht entschließen konnten einen Theil des Gepäcks zurückzulassen, blieb nichts übrig als unverrichteter Sache wieder umzukehren. Jene beiden Herren zogen es vor ihre Thiere sich wieder von der Stadt hinausholen zu lassen; ich wollte nicht einen ganzen Tag auf der Hacienda liegen bleiben, und machte mich zu Fuß auf den Rückweg. Als ich sah daß die Anordnung dieser Expedition in den Händen der Creolen so schlecht ausgefallen war, zog ich es vor dieselbe ohne jene Herren auszuführen. Ich nahm mir von Caracas einen Indianer, den Diener eines Freundes von mir, mit, und erhielt vom Grundbesitzer des zu untersuchenden Terrains einen Neger als Führer, der dasselbe genau kennen sollte.

Dießmal sollte die Excursion von der Seeseite angefangen werden, zu welchem Zweck ich mich nach La Guayra zu begeben hatte, um von dort, sey es zu Wasser oder zu Land, nach dem fraglichen Terrain, das eine starke Tagereise östlich von La Guayra lag, zu gelangen.

Wenige Tage nach jenem verunglückten Versuch ritt ich, begleitet von dem Indianer der mein Gepäck trug, und dem Neger der die Wäsche hatte, nach La Guayra.

Der Weg von Caracas dahin führt zuerst durch den oberen Theil der Stadt, der im Jahr 1812 durch ein furchtbares Erdbeben fast ganz zerstört worden war. Die jetzige Stadt ist weiter nach dem Fluß Guaire, der das Thal in der Mitte durchströmt, hinuntergelegt, und im oberen Theile sind verhältnißmäßig nur wenige Häuser bewohnt. Das Ganze ist mit üppig wucherndem Gestrüpp überzogen, unter dem die Magueys (agave americana) und Cocuizas (eine andere Art Aloë), sowie die Säulencactus und Tunas (cactus opuntia), auch der Tartaro oder Wunderbaum (ricinus communis), den ersten Rang einnehmen; ist der Blüthenstengel der Aloë noch nicht völlig entwickelt, so hat er genau das Ansehen eines riesigen Spargels. Zwischen dem Gestrüpp ragen die stehen gebliebenen Mauern der Häuser aus gestampfter Erde hervor, die ebenso wie die Erde der Berge und des Thals von Caracas rothgelb aussehen. Ist eines dieser Häuser noch einigermaßen bewohnbar, so lebt darin eine braune oder schwarze Familie, die außer den nackten Kindern höchstens noch die Reste von Kleidung auf ihren Körpern, sowie eine Cobija und wenige Töpfe besitzt. Hier steht auch eine der schönsten Kirchen von Caracas, die Pastora, mit ziemlich großer Kuppel. Von da an steigt der Weg ziemlich bedeutend bis an das alte Stadtthor, wo die Weggeldeinnahme und das Pulverhaus der Garnison von Caracas. Hinter dem Thor steigt der Weg sogleich steil auf, und führt in den mannichfachsten Windungen, mit vielen Ecken, bald tief eingeschnitten, bald auf einer Art Damm, hinauf nach der Cumbra, d. i. dem Gipfel des Gebirges, der etwa 2500 Fuß über Caracas liegt. Dieser Weg ist von den alten Spaniern nicht lange nach der Erbauung von Caracas angelegt worden, und war früher durchgängig gepflastert. Lange Zeit war er die einzige Verbindung zwischen Caracas und La Guayra, bis im Jahr 1847 oder 1848 ein Fahrweg gebaut wurde.

Trotzdem daß es seit der Vertreibung der Spanier nie einem Venezuelaner in den Sinn gekommen ist das geringste zur Instandhaltung dieses Weges zu thun, ist er doch noch ziemlich gut erhalten, und sogar an vielen Stellen das Steinpflaster noch wie neu gelegt — ein Beweis von der guten Arbeit der Spanier. Dicht hinter dem Stadtthor beginnt die Savana, oder Bergwiese, die sich auf diesem südlichen Abhang der Küstenkette bis zum Kamm hinaufzieht.

Der Weg geht stets im Zickzack auf einem steil abfallenden Ausläufer des Hauptgebirgszuges hinauf, ihm zur Seite zieht sich die Telegraphenleitung hin. Ist die Höhe beinahe erreicht, so passirt man die Ruinen eines alten Klosters de la Santa Cruz; an den fast bis auf den Boden zerstörten Mauern befindet sich ein grünes hölzernes Kreuz. Das Gebäude muß früher sehr schön gewesen seyn, in dem alles bedeckendem Gestrüpp sieht man noch die Spuren eines Perrons, der zu der Hauptthüre führte. Hier ist eine herrliche Aussicht auf das Thal von Caracas, in dessen Mitte, recht zu den Füßen des Beschauers, die Hauptstadt liegt. Man übersieht hier das Thal in einer Länge von $2\frac{1}{2}$ bis 3 deutschen Meilen. Im Osten schließt es der Höhenzug von Guatire, vor dem die Hacienda Caucaquita, das Ziel unseres ersten Ausflugs, liegt; vor ihm, weiter nach Caracas zu, liegen die Höhen von

Mariches, bekannt durch ihre bedeutenden Kaffeeplantagen, an deren Fuß die Stadt Petare und von dieser längs der Straße die Dörfer Dos Caminos, Chacao, Savana grande und Quebrada honda liegen, welches letztere sich schon an die Stadt Caracas anschließt. Westlich von Caracas ziehen sich an dem im Bau befindlichem Fahrwege nach den Valles de Araguas die Dörfer Empedrado, la Vega, Antimano und las Adjuntas hin.

Hinter der Stadt Caracas wird die große Ebene des Hauptthals durch einen kleinen Hügelzug unterbrochen, über welchen der Fußweg nach dem Städtchen Valle, was dahinten liegt, führt. Dieses Valle ist ein beliebter Landaufenthalt der Caraceñer.

Häufig genug ist allerdings diese Aussicht ganz ungenießbar, da alles von einem dichten Wolkenschleier verhüllt wird, was sehr oft urplötzlich eintritt. Oft ist es oben der schönste Sonnenschein und in Caracas das tollste Regenwetter. Jetzt führt der Weg eine Zeit lang eben hin, senkt sich dann in eine Schlucht, die von einem unbedeutenden Wässerlein durchrieselt wird, und steigt dann wieder steil bergauf auf den Kamm des Gebirges, die eigentliche Cumbra, auf der er ungefähr eine halbe Stunde lang fortläuft. Hier schließt statt der Savanna dichtes Gestrüpp den Weg auf beiden Seiten ein; am Wege sind einige Ansiedelungen, meist ganz erbärmliche Ranchos oder Hütten, in einigen derselben sind Pulperias, kleine Kram- und Schenkläden, etablirt. In der Nähe eines derselben theilt sich der Weg: der eine, alte, führt durch das Dorf Maiquetia nach la Guayra, der andere, „dos Aguadas" genannt, führt zum Theil durch dichten Wald und über zwei kleine Bäche, daher der Name, direct nach dem obern Theil der Stadt la Guayra. Ich schlug den ersteren Weg ein. Ist man an das Ende der Cumbra gelangt, so öffnet sich da wo der Weg nach dem See sich zu senken beginnt mit einem Schlage die herrlichste Aussicht auf Maiquetia und die See.

Ganz zur Linken zeigen sich die hellen Thonklippen von Cabo blanco, deren eigentliche Farbe nicht weiß, wie der Name sagt, sondern gelb ist, doch rührt die Benennung dieses Vorgebirges wohl daher daß dasselbe, von der See gesehen, sich hell von dem dunklen Hintergrund der bewaldeten Berge abhebt.

Gerade zu Füßen liegt das Dorf Maiquetia, fast versteckt unter einem ziemlich großen Walde der herrlichsten Cocospalmen, umgeben von hellgrünen Maisfeldern, in der Mitte die hübsche Kirche des heiligen Sebastian.

Rechts liegt la Guayra, das durch die vorliegenden Berge verdeckt ist; nur die Rhede mit ihren Schiffen sieht man, die wegen der bedeutenden Entfernung wie kleine Kähne aussahen. Der ganzen Küste entlang zieht sich eine schmale weiße Linie, die das Land von der anrollenden tiefblauen See trennt; es ist dieß die Brandung welche man bei Seebrise hier oben deutlich hören kann. Am Horizont, welcher dem Beschauer, dadurch daß sein Standpunkt im Hintergrund eines nach der See zu abfallenden Thals ist, fast so hoch als er selbst vorkommt, geht die See in den Himmel über, und selten nur sieht man deutlich eine scharfe Gränze.

Den Vordergrund endlich bildet eine große fast das ganze breite Thal einnehmende Kaffeeplantage. Bald gelangt man auf diesem Weg an ein stattliches Haus, Posada de la Venta, welches jetzt aber unbewohnt ist. Früher, als der neue Weg noch nicht existirte und aller Verkehr dieses Gasthaus passirte, hatte es großen Ruf, und man konnte hier sogar sein durch das Heraufsteigen ermüdetes Thier mit einem frischen vertauschen. Etwas weiter hinab liegt der Tabacal, ebenfalls ein Wirthshaus, allgemein bekannt dadurch daß alles was dort zu erhalten ungemein theuer und schlecht, aber dennoch dem etwas weiter bergab liegenden Guayaval vorgezogen, weil es in letzterem doch noch schmutziger ist als im Tabacal.

Schon seit der Venta reitet man zwischen hohem Wald, bestehend aus den mannichfachsten Bäumen, gemischt mit Palmen und riesigen Baumfarren, und diese Ueppigkeit der Vegetation nimmt, hervorgerufen durch den feuchten Seewind, mit jedem Schritt abwärts zu.

Bald gelangt man zum Salto, d. h. dem Sprung, einem kleinen aus der Zeit der spanischen Herrschaft herrührenden Fort mit vorliegendem Graben und darüber führender morscher hölzerner Brücke. Unterhalb des Salto nimmt die Ueppigkeit der Vegetation wieder ab, die Palmen, hochstämmigen Bäume und Baumfarren verschwinden, an ihre Stelle treten die Säulencactus, dichtes Gestrüpp, die Aloën und viele Akazienbüsche. All dieses ist belebt von vielen Tausenden großer Cicaden, Chicharras genannt, prächtigen Colibris und helläugigen Eidechsen. Dazwischen steht hie und da ein einzelner Zabillobaum (Hura crepitans), der sich dadurch auszeichnet daß Stamm, Aeste und Zweige dicht mit ziemlich großen Dornen bedeckt sind. Bald kommt man wieder an einer kleinen Niederlassung vorüber, und dann nach halbstündigem Ritt nach den ersten Häusern Maiquetia's.

Das Dorf Maiquetia ist ziemlich groß und meist von Fischern und Arrieros bewohnt. Viele von den Leuten leben nach europäischen Begriffen in der äußersten Armuth, befinden sich aber dessen ungeachtet sehr wohl, und thun nicht das geringste dazu ihre Verhältnisse zu verbessern. Ein solcher Fischer besitzt weiter nichts als seinen Rancho, bestehend aus wenigen Pfählen die mit Cocospalmenblättern überdeckt sind, und sein Canot oder Cajuco, außerdem vielleicht noch eine Hängmatte und seine Cobija, und lebt trotzdem sehr gut; er fährt früh hinaus auf die See, und kann, wenn er nur irgend Glück beim Fange hat, für das daraus gelöste Geld mehrere Tage bequem leben.

Vor der Kirche ist eine ziemlich große Brücke über einen kleinen Fluß, auch ist daselbst der Anfang des Fahrwegs nach Caracas. Der Marktplatz von Maiquetia ist ziemlich groß; von ihm aus zieht sich die Straße nach La Guayra hart am Strande der See hin, so daß häufig die Spritztropfen der Brandung über die Straße weggeschleudert werden. Die andere Seite der Straße ist bis nach La Guayra mit kleinen Häusern besetzt, in denen ebenfalls Fischer wohnen. Dicht hinter denselben steigen die Berge steil auf, welche mit unzähligen Säulencactus, Melonen und vielen andern Cactusarten sowie Aloën bedeckt sind. In dem feinen Sande der See, welcher jedesmal wenn eine Welle gekommen und zurückgerollt ist ganz eben und glatt ist, führen die Schweine, Hunde und Kinder der farbigen Hüttenbewohner ein äußerst frohes und gemüthliches Zusammenleben. Dicht vor La Guayra stand früher ein sehr schönes Haus, das Comptoir und die Niederlage eines portugiesischen Kaufmanns; im Jahr 1857 wurde es durch einen Bergsturz, der in Folge der Regenzeit eingetreten war, fast ganz weggerissen. Die ersten Gebäude La Guayra's sind, wenn man von Caracas kommt, die des Zolles, vor welchem die Werften sich befinden. Gegenwärtig wird nur eine benutzt, da die andere fast ganz versandet ist. Man hatte zu ihrem Schutze gegen hohe Seen, die hier ziemlich häufig sind, einen Molo in das Meer hinausgebaut, welcher aber noch vor seiner Vollendung von einer außerordentlich hohen See fast ganz zerstört wurde. Diese Erscheinung der hohen See tritt in

der Regel dann ein wenn in irgend einem Theile des caribischen Meeres ein bedeutender Sturm gewesen ist; je nach der Entfernung desselben hat sich dann die Wellenbewegung einen oder zwei Tage darauf bis in die Bucht von La Guayra fortgepflanzt. Gewöhnlich verhindert diese hohe See allen Verkehr der außenliegenden Schiffe mit dem Lande, und selbst große Schiffe müssen sich vorsehen daß sie nicht von ihren Ankern gerissen werden. Nur jene oben erwähnten Cajucos, die höchstens 6 Ellen lang sind, können es wagen den haushoch anstürmenden Wellen zum Trotz auszulaufen; ihre Führer müssen aber mit äußerster Genauigkeit darauf sehen daß stets die Spitze des Fahrzeugs den Wellen entgegen steht, widrigenfalls dasselbe sogleich umgekehrt wird. Oestlich vom Werft beginnen die Befestigungen der Stadt, bestehend aus einem gemauerten Wall längs der Küste, der mit einer Unzahl eiserner Kanonen, von denen die meisten die Laffetten verloren haben, besetzt ist. Die Stadt ist hoch am Berg in die Höhe gebaut, und es gibt eigentlich nur zwei Straßen in denen Fuhrwerk passiren kann. Der alte Marktplatz ist mit Mandelbäumen bepflanzt und mit einem Brunnen geschmückt, der neue ist eine überdachte Halle außerhalb der Stadt. Die meisten Häuser sind mehrstöckig, was wohl daher kommt daß das Parterre der obern Straße in der Fronte der untern schon erste Etage ist. Ich stieg in La Guayra in der einzigen Posada „zum Neptun“ ab, und restaurirte mich von dem Ritt, dessen letzter Theil der enormen Hitze wegen ziemlich anstrengend gewesen war.

Gegen Abend besuchte ich den Lieblingsspaziergang der Einwohner von La Guayra, den Weg von der See gen Osten nach dem Dorfe Macuto. Am belebtesten ist derselbe in den Stunden von 8 bis 10 Uhr Abends, da am Tag der brennenden Sonne wegen nur die durch ihre Geschäfte Gezwungenen ihre Wohnungen verlassen. Am andern Morgen machte ich, da unsere Abreise nach dem zu untersuchenden Terrain erst auf den Abend festgesetzt war, frühzeitig einen Ausflug nach Cabo Blanco. Vor Tagesanbruch ritt ich fort, durch Maiquetia nach dem Seestrande, an dem der Weg sich bis Cabo Blanco hinzieht; herrlich war der Sonnenaufgang auf der See.

Mein Hauptzweck bei diesem Ausflug war der: einen Schacht in Augenschein zu nehmen den ich ein Jahr vorher, dicht bei Cabo Blanco, um auf Steinkohlen zu schürfen, angelegt hatte. Die Kohlenlager müssen unter der See ausstreichen, da die Brandung häufig große Stücke von Steinkohlen an das Ufer wirft. Die Arbeit dort kam besonderer Verhältnisse wegen zum Erliegen, und ist später nie fortgesetzt worden; merkwürdig ist daß der Schacht, welcher nur ungefähr 60 Ellen vom Seestrand entfernt angesetzt war und weit über 150 Fuß Tiefe hatte, doch keinen Tropfen Grundwasser enthielt. Es kam dieß daher daß der Schieferthon in dem er stand sehr dicht war.

Der Seestrand bei Cabo Blanco zeichnet sich durch ungemeine Mannichfaltigkeit von Muscheln, Schwämmen, Seesternen und andern Seeproducten aus, die dort in Menge an das Land geworfen werden. Fast täglich sind Leute dort zu finden welche sich mit dem Fang der Seeigel beschäftigen, die ein sehr geschätztes Fastenessen sind. Die Seeigel findet man in vielen verschiedenen Arten und Größen; man hat weiße von der Größe einer Bohne bis zu der einer großen Billardkugel; diese haben kurze Stacheln, welche sie immer hin und her bewegen. Im Innern enthalten sie zwei gelbe Körper, wahrscheinlich die Eier, welche man aus mehrern herausnimmt und sie in die Schale eines andern thut; in dieser Gestalt werden sie gebacken und verzehrt. Eine andere Art, die roth ist, wird nicht gegessen, einige von den rothen haben bei der Größe einer wälschen Nuß doch 3 bis 4 Zoll lange Stacheln. Die Leute fangen diese Thiere, indem sie den Wellen entgegen bis an die Brust in das Wasser gehen und mit den Füßen sondiren; finden sie einen, so tauchen sie unter und werfen ihn ans Land.

Höchst interessant ist in den Schieferthonklippen am Strande das Leben der Seethiere. Viele dieser Klippen bilden kleine Bassins, die jede heranrollende Welle mit frischem Seewasser füllt, und in diesen Bassins leben eine Menge verschiedener Muscheln, Mollusken, Polypen, Seeigel und kleine Fische; ihr Boden ist gewöhnlich mit Seetangen bedeckt.

Als die Sonne höher stieg, kehrte ich nach La Guayra zurück, und besorgte die nöthigen Einkäufe an Lebensmitteln; Fleisch nahm ich nicht viel mit, da ich mit gutem Grund auf reichliche Jagdbeute rechnen konnte. Abends gegen 7 Uhr war alles bereit, und ich konnte mich mit meinen zwei Dienern einschiffen. Unser Fahrzeug war ein kleines Boot, mit zwei Ruderern bemannt; es waren dieß Isleños, d. h. Einwanderer von den canarischen Inseln, deren etwa 10 bis 12,000 in Venezuela leben. Die Fahrt gieng gut von statten, ich setzte mich auf den Boden des Bootes, und schlief so gut es gehen wollte. Gegen 9 Uhr früh waren wir am Hafen von Los Caracas angelangt; die Ruder wurden eingezogen, und wir ließen uns, bis es Tag wurde, ruhig von den Wellen schaukeln. Der Mond war untergegangen, doch der Himmel ganz wolkenlos und schön sternhell; die Sterne schienen sich in der See zu spiegeln, doch war dieß von den leuchtenden Mollusken hervorgebracht, die überall da wo die Wellen an einen festen Körper anschlugen, oder sich überstürzten, zum Vorschein kamen. Meine Leute und einer der Ruderer schliefen, von den Wellen geschaukelt, wieder ein, der andere aber improvisirte sich nachstehendes, ziemlich wörtlich übersetztes Lied:

„Sonst wenn ich landete, freute ich mich immer, es erwartete mich meine liebe Reya [1] — weil ich sie so liebte.

Aber die Frauen sind alle undankbar, wie es mir ergangen ist, weil ich sie so liebte.

Sie sagte, kaufe mir ein Kleid von schöner bunter Seide, und ich kaufte es, weil ich sie so liebte.

Sie sagte, kaufe mir Schuh' von seidenem Taffet, und ich kaufte sie, weil ich sie so liebte.

Jetzt sagte sie, kaufe mir Strümpfe von feiner Seide, und ich kaufte sie, weil ich sie so liebte.

Nun sagte sie, kaufe mir einen Pañuelon, [2] aber daß er groß, breit und fein sey, und ich kaufte ihn, weil ich sie so liebte.

Sie sagte nun, kaufe ein Haus, groß genug für uns beide, und ich kaufte es, weil ich sie so liebte.

Und daß es enthalte alles, was nöthig und was angenehm ist, und ich kaufte es, weil ich sie so liebte.

Ich ließ sie im Hause und gieng zur See und blieb wohl vierzehn Tage, und als ich wieder heim kam, und glaubte sie würde mich erwarten, fand ich sie verheirathet, trotzdem daß ich sie so liebte.

Ihr seht also, die Frauen sind alle undankbar, wie es mir ergangen ist, weil ich sie so liebte.

Er sang dieses Lied mehr recitirend und mit sehr wenig Modulation der Stimme.

---

[1] Reya ein Mädchenname.

[2] Pañuelon ist ein großes seidenes Tuch, welches die Frauen über den Kopf und die Schultern tragen wenn sie zur Kirche gehen.

Als es hell wurde, sprang der Sänger in die See und schwamm ans Land, um Leute zu holen die uns übrigen ausschiffen sollten, denn das Boot konnte seines Kiels wegen nicht auf die Küste auflaufen. Es dauerte wohl noch eine Stunde ehe die Leute von der Hacienda kamen, und Anstalt getroffen wurde uns ans Land zu bringen. Mittlerweile hatte ich hinreichende Zeit mir den Hafen, der für die künftige Colonie von Bedeutung war, anzusehen. Es war, wie an dieser Küste fast alle Landungsplätze, kein eigentlicher Hafen, sondern eine Rhede, d. h. eine weite Bucht, in der die Schiffe so ziemlich vor Stürmen geschützt liegen können. Nahe am Lande standen einige höchst bizarr geformte Felsen im Wasser, an denen sich die Wellen rauschend brachen. Fast an allen Stellen stürzt das Land steil in die See ab, nur an der südöstlichen und östlichen Seite war flaches Land, mit Cocospalmen bepflanzt. Hier stand ein ziemlich großer Rancho (Hütte, Schuppen), unter dem die Canots und Cajucos der Haciendenbewohner aufbewahrt wurden.

Die Leute die uns abzuholen kamen, hatten ein Maulthier mitgebracht; dieses wurde einstweilen festgebunden, und sie machten sich daran eines der unter dem Schuppen befindlichen Canots in die See zu bringen, worauf sie sich Bord an Bord mit unserem Boote legten, und wir nebst dem Gepäck in das Canot hinübergebracht wurden. Unser Sänger begab sich mit seinem Gefährten sogleich wieder auf die Rückfahrt nach la Guayra.

Unser Canot machte erst verschiedene Manöver um die Wellen direct von hinten zu bekommen, worauf die drei Ruderer es mit ihren Schaufelrudern sehr bald nahe ans Land brachten. Hier sprangen sie heraus, und schoben das Fahrzeug auf dem Rücken einer hohen Welle vollends auf den Strand.

Ich bestieg das Maulthier, und nun führte der Weg zuerst durch den prächtigen Cocoshain, dann durch einen Fluß, den Rio Grande, in einer ziemlich bedeutenden Cacaoplantage hin nach den Wohngebäuden der Hacienda los Caracas, welche, eine kleine halbe Stunde von der See entfernt, auf einem Hügel hart am Ufer des Rio Grande liegen.

Nach dem Frühstück schaute ich mich in der Hacienda um, da die Leute welche uns in die Berge begleiten sollten noch nicht beisammen waren. Das Hauptgebäude der Plantage war in einem rechten Winkel angelegt, die eine Seite desselben wurde von den Wohnzimmern und einer kleinen Capelle gebildet, die andere bestand aus den Räumen zur Aufbewahrung der verschiedenen Producte. Der Hof, welcher ziemlich groß war, diente zum Trocknen des Cacao, seine beiden anderen Seiten wurden von den Wohnungen der Haciendenarbeiter, die früher meist alle Sklaven gewesen waren, begränzt. Der Abhang des Berges war dicht bepflanzt mit Bananen, oder nach dortiger Sprachweise Platanos sowie mit Cambures und Lechosas, beides sehr nützliche und beliebte Früchte.

Erstere gibt es in sehr vielen verschiedenen Arten, sie werden theils roh, theils gekocht und gebraten gegessen; in unreifem Zustande dienen sie an dem Feuer geröstet als Ersatzmittel des Brodes.

Die Lechosa oder Melonenbäume tragen fast stets Blätter, Blüthen halb- und ganz reife Früchte, die man ebenfalls roh oder gekocht verspeist. In der Cacaoplantage war die Ernte gerade in vollem Gange und so ward mir Gelegenheit alle Processe zu sehen, welche die Frucht durchzumachen hat, ehe sie Kaufmannswaare wird.

(Schluß folgt.)

Eine Jagdpartie in Chatam-County im Staat Georgia.

Von Wilhelm Bischoff, kgl. Hofgärtner in München.

In der Nähe der Stadt Savannah lebte ich auf einem Landhause, und machte von dort aus häufige Ausflüge in das Land, um meine Sammlungen von Pflanzen und Thierbälgen zu bereichern.

Auf demselben Platze war ein freier Neger als Zimmermann beschäftigt, der unter seinen Cameraden einen großen Ruf als Jäger und Vogelsteller genoß, und daß er als letzterer sehr erfahren war, hatte ich bald Gelegenheit zu erproben.

Pitylus cardinalis, ein prächtiger ganz scharlachrother Vogel von der Größe eines Kernbeißers, mit rothem Schopf und schwarzer Kehle, kam häufig in unserem Garten vor, und ich schoß ihn öfters zum Ausbalgen, erhielt jedoch selten brauchbare Exemplare, da die äußerst zarte Haut durch den Schuß so stark beschädigt wurde, daß ich sie wieder wegwerfen mußte. Der Neger bemerkte dieß, und verfertigte mir von zusammengebundenen Rohrstäben eine unseren Meisenkästen ähnliche Falle in die Erde, in die er Reis als Köder auf die Erde streute, und ich war von dieser Zeit an reichlich mit lebenden Vögeln versehen. Da er mir noch mehrere Vögel nannte, deren Aufenthaltsort er zu wissen vorgab, so beschloß ich ihn als Wegweiser bei einer Jagdpartie mitzunehmen, und ich wählte dazu den Sonntag, weil er an diesem Tag keine Arbeit versäumte.

Er war der Schwiegersohn eines Negergeistlichen und mußte sich deßwegen heimlich auf den Weg machen, weil der Sonntag in Amerika ebenso streng gefeiert wird wie in England, und ihm wegen seines Schwiegervaters die Sache doppelt übel aufgenommen worden wäre. Der Sonntag kam, und wir trafen im Wald an einer bezeichneten Stelle zusammen, wo Napoleon, so hieß der Neger, den Proviant für den Tag zu tragen bekam. Er erzählte mir daß er in Begleitung eines anderen Negers vor einigen Wochen 12 Meilen von der Stadt gejagt und 68 Eichhörnchen mit nach Hause gebracht habe. Die Eichhörnchen sind dort etwas größer als die europäischen, und eine sehr beliebte Speise, die zu ziemlich hohen Preisen auf dem Markt verkauft werden. Es gibt viele Leute welche die Jagd zu ihrem Erwerbszweig machen, und sich während der Wintermonate hohe Taglöhne damit verdienen. Wir giengen ungefähr zwei Stunden Wegs auf einer Straße vorwärts, welche zum Theil mit Brettern belegt war, und daher den Namen Plank Road führt. Wer auf dieser Straße fährt oder reitet, hat einen kleinen Zoll zu entrichten, wovon die Straße unterhalten werden soll, und wenn auch das Bezahlen des Zolls sich erhalten hat, so kann dieß gewiß niemand von der Straße behaupten, die sich in einem äußerst ruinösen Zustande befindet. Wir sahen auf unserem Weg viele Raubvögel über unseren Köpfen wegstreichen, und ich schoß einen Wanderfalken, Falco peregrinus, dessen Gefieder auch nicht in einer Feder vom europäischen abweicht, den ich so oft Gelegenheit hatte zu Hause zu erlegen, sowie ich auch eine Weyhe tödtete, Circus cyaneus, die außer ihrer Stimme die größte Aehnlichkeit mit unserer Kornweyhe hatte, solange diese im Jugendkleid lebt. Die amerikanische ändert ihre Farbe nicht im Alter, während die europäische fast weiß wird.

Der Neger machte mich nun aufmerksam daß wir weit genug von der Stadt entfernt seyen um Wild anzutreffen, und wir schlugen unseren Weg rechts in den Wald ein, wo wir, kaum einige hundert Schritte vorgedrungen, auf eine Kette Rebhühner stießen, die unter großem Geräusch

nach allen Richtungen auseinanderstoben. Ich tödtete zwei, konnte aber troß allem Suchen nur eines wieder finden, da es bei dem dicken Unterholz ohne Hund unmöglich war. Wir trafen die Hühner vereinzelt noch einigemal an, wo sie ganz nahe vor uns aufflogen, aber so schnell wieder hinter Buschwerk verschwanden, daß ich zur sichtlichen Freude meines Negers öfters fehlte; dieser kümmerte sich nicht um die Hühner, sondern betrachtete nur die Gipfel der Bäume um die so beliebten Eichhörnchen zu finden, und so kamen wir zuletzt etwas auseinander, als er auf einmal ein großes Geschrei erhob, und mich beim Namen rief. Ich dachte sicherlich er sey in Gefahr, und auf einen Jaguar (Felis discolor) oder Bären gestoßen, die sehr vereinzelt noch in dieser Gegend getroffen werden, und lief, so gut es gehen konnte, auf ihn zu, hörte aber beim Näherkommen daß er eine Waldschnepfe in einen Busch einfallen sah. Ich war bis jetzt noch nicht so glücklich eine Schnepfe, die ich früher so leidenschaftlich gerne jagte, zu finden, obschon sie dort gar nicht zu den Seltenheiten gehören, und war sehr begierig sie zu erhalten, was mir aber noch viele Schwierigkeiten machte, denn ich fehlte sie dreimal, und fand sie nach langem Suchen immer wieder in einer ganz dicken Stelle, so daß mir der Muth schon zu sinken begann als mein Begleiter sie im Sitzen erlegte. Er hatte sie unter einem Busch entdeckt und am Auge erkannt, und ich muß gestehen, bessere und geübtere Augen als diese Neger haben gibt es nicht. Meine Freude diesen schönen Vogel, Microptera americana zu besitzen, war so groß, daß ich ihm erlaubte ein Glas Rum aus meiner Flasche sich einzuschenken, während ich die Schnepfe betrachtete, die etwas kürzer und gedrungener als die europäische Waldschnepfe ist, sonst aber an Größe und Bau der unseren ziemlich gleich sieht. Die Farbe ist etwas mehr hellrostroth und die schwarze Zeichnung der Federn viel sparsamer. Im Flug gleicht sie ganz der unseren, allein das Terrain zum Schießen ist ein viel schwierigeres. Ich packte sie in Papier vorsichtig ein, und suchte weiter, bis wir an ein eingezäuntes Feld kamen, auf welchem sich eine Menge Vögel befanden. Hier schoß ich ein wunderschönes Taubenpaar, Mann und Weib der Columba passerina. Sie waren so wenig scheu, daß ich nach dem ersten Schuß die zweite Taube fast an derselben Stelle herunterschoß wo die erste auf dem Zaun gesessen hatte; diese Taube ist nicht größer als eine Lerche, mit grauer, rothbrauner und schwarzer Zeichnung, und am Halse mit vereinzelten glänzenden Federn geschmückt. Ein allerliebster kleiner Vogel. Wir trennten uns um das Feld von zwei Seiten zu umgehen, von dem eine große Anzahl wilder Tauben, Ectopistes caroliniensis, fortwährend dem Wald zuflogen, sich aber in so großer Entfernung von unseren Gewehren hielten, daß wir gar nicht in Versuchung kamen darnach zu schießen. Von Agelaius phoeniceus schoß ich viele, darunter mehrere ganz alte Exemplare mit scharlachrothem Achselfleck und goldgelber Einfassung, während der übrige Vogel, von der Größe eines Staaren, tief schwarz ist. Auch Garrulus cristatus tödtete ich einige, die etwas kleiner als unsere Nußhäher, aber dennoch gleich auf den ersten Blick für Geschlechtsverwandte zu erkennen sind. Ihr Gefieder ist schönes Himmelblau und stellenweise ebenso schwarz gestreifelt wie bei den europäischen einzelne Flügelfedern. Man trifft sie häufig auf Eichbäumen, wo sie sich von den Früchten nähren; die Eier anderer Vögel sind ihnen jedoch die liebste Speise.

Spiza ciris, ein prächtiger Vogel von der Größe einer Ammer, wurde in allen Alterskleidern meine Beute. Er singt leidlich hübsch und wechselt öfters seine Farbe. Im ersten Jahr ist er gelb und grün, mit sehr schön dunkelblauem Kopf und Hals; letztere Theile behalten ihre Farbe für immer, aber der Leib wechselt von Goldgelb in Scharlachroth; der Rücken, sehr schön grün, wird zuletzt gelb und der Schweif violett. Da er die Gefangenschaft sehr gut erträgt, so wird er viel in Käfig gehalten, und heißt dort der bemalte Fink. Ganze Schwärme kleiner grauer Vögel aus dem Genus Fringilla flogen umher, sowie auch der Cardinal durch sein leuchtendes Roth sich auf große Entfernung bemerkbar machte. Sialia Wilsonii, ebenfalls sehr gemein, glänzt mit seiner schönen himmelblauen Farbe in der Sonne, und kam oft zum Schuß; auch schoß ich den Orpheus caroliniensis, den ich erst für eine Art Neuntödter hielt, mit dem er im Gefieder Aehnlichkeit hat. Den Neger hörte ich öfters schießen, und weil ich wußte daß er sich mit Flugschießen nicht befaßte, so konnte ich sicher seyn daß er die Jagdbeute bereichere. Ich bekam noch zwei schöne Exemplare von Pipilo erythrophthalmus, wovon das Männchen mit seiner Farbenzusammenstellung sehr schön aussah. Der Vogel ist wenig kleiner als eine Amsel, tief schwarz mit einer Haube, weißem Unterleib und rostfarbener Einfassung; das Weibchen ist mehr grau und die Farben unreiner und bläßer. Am Ende des Feldes traf ich den Neger im Gespräch mit dem Cracker am Hause.

Cracker heißen dort zu Lande alle die kleineren Oekonomiebesitzer welche sich vereinzelt im Walde mit Viehzucht und Feldwirthschaft ernähren. Er kam ganz vergnügt auf mich zugegangen, und zeigte mir fünf Kaninchen, Lepus palustris und ein Sciurus capistratus, das größte Eichhorn welches dort vorkommt, die er während dieser Zeit geschossen hatte. Er kannte den Cracker, war schon öfters dort auf der Jagd gewesen, und wußte daher die Plätze auf welchen sich die Kaninchen aufhielten, und ich hörte wie er sich bei seinem Bekannten rühmte daß ich nur kleine Vögel hätte, und er eine schöne Jagd gemacht habe.

Der Cracker hatte ein äußerst verdächtiges Aussehen, und ohne Gewehr in der Hand hätte ich seinem Entgegenkommen gewiß nicht Stich gehalten. Er grüßte ohne den Hut zu rücken, betrachtete meine Vögel, und machte die Bemerkung daß er für solches Zeug kein Pulver nicht verpuffen möchte. Als ich über seinen einsamen Aufenthalt mich äußerte, erzählte er mir daß sein Großvater, Irländer von Geburt, hier eingewandert sey, und ein Unglück in seiner Familie ihn zuletzt dahin gebracht habe seine Ruhe hier im Walde zu suchen, da er mit Maisbau, Hühner- und Schweinezucht sich fortbringe. Er hatte ungefähr achtzig Tagwerk Feld eingezäunt, und lebte mit seiner Frau und zwei schon herangewachsenen Söhnen in dieser Einsamkeit. Das Häuschen, welches vor uns lag, war klein und ärmlich von Brettern und Baumstämmen zusammengeflickt, hatte nur eine Stube nebst Kammer und Küche, und war so voll Schmutz, daß man sich schwer überzeugen konnte es sey für eine menschliche Wohnung bestimmt. Das einzige gute Möbel welches ich darin entdecken konnte, war eine lange amerikanische Flinte. Diese Art Menschen findet man allenthalben in den Wäldern zerstreut lebend, wo sich oft auf viele Stunden Wegs kein Nachbar findet, und sie kommen des Jahres nur ein- oder zweimal zur Stadt, um ihre Erzeugnisse gegen andere Bedürfnisse auszutauschen. Ich setzte mich vor dem Hause in den Schatten einer großen Lebenseiche, und ließ mir meinen Sack mit Mundvorrath reichen; als ich aber nach der Rumflasche frug um einige Tropfen unter das schlechte warme Wasser zu mischen, war diese ausgeleert, und der Neger behauptete, ich hätte sie ihm überlassen als er mir die Schnepfe schoß. Zum Glück hatte der Cracker Branntwein im Hause, und der Schaden war zu ersetzen, was ich aber nicht begreifen

konnte, war daß der Bursche nicht betrunken wurde, und doch vorgab eine Flasche Rum geleert zu haben. Ich hatte den Cracker sehr im Verdacht daß sie gemeinschaftliche Sache machten. Das Wasser war so schlecht, daß ich mir gern eine Tasse Thee hätte kochen lassen, wenn mir der Aufenthalt nicht zu unheimlich geworden wäre. Eine große Schlange lag in der Nähe des Hauses, deren Kopf ganz zerquetscht und schon in Fäulniß übergegangen war, während der Körper noch ganz frisch aussah. Sie war 8 bis 9 Schuh lang, sehr dünn und von hellbrauner Farbe. Man nennt sie dort die Fuhrmannspeitsche (Psammophis flagelliformis). Sie ist nicht giftig, und man sagte mir daß sie sich gegen Menschen und Thiere dadurch vertheidige daß sie sich auf Kopf und Hals stelle, und mit ihrem langen Körper um sich schlage daher auch ihr Name komme. Es gibt dort sehr viele Schlangen, darunter auch sehr giftige, die öfters in das Haus des Iren kamen und Eier und junge Hühner raubten. Im Anfang als er diesen Platz cultivirte, habe er eine Kuh durch den Biß einer Klapperschlange verloren, jetzt aber, durch das Halten so vieler Schweine, seyen sie sehr wenig geworden, und er erkenne aus dem Geschrei der Schweine jedesmal, wenn diese eine Schlange fangen und verzehren. Wie ein Schwein mit einer Schlange zusammentrifft, fängt es zu schreien an, und alle Schweine in der Nachbarschaft springen darauf zu, suchen sie unter ihre Füße zu bekommen, und in wenigen Minuten ist sie vollständig aufgezehrt ohne den geringsten Nachtheil für diese Thiere zu hinterlassen. Die Klapperschlange sey dadurch sehr selten geworden, und die letzte habe er im verflossenen Sommer in seinem Hof mit der Axt erschlagen, während sie sich gegen ihn stellte. Sie hat die Eigenschaft sich jedesmal vor dem Angriff senkrecht in die Höhe zu richten und ihren Gegner zu fixiren, ehe sie springt, während ihre Schweifspitze sich mit ungeheurer Schnelligkeit bewegt und mit den knöchernen Ratteln an derselben jenen warnenden Ton hervorbringt, den gewiß niemand vergißt wer ihn einmal Gelegenheit hatte zu hören. Wer Geistesgegenwart genug besitzt, hat hinreichend Zeit sie zu erschlagen. Diese Schlange ist ihrer gefährlichen Waffe so wohl bewußt, daß sie vor keinem Menschen oder Thier aus dem Wege geht, und oft quer über einem Weg sich sonnt und diesen absperrt, wenn sich niemand findet der Muth genug hat den angebotenen Kampf aufzunehmen. Die Neger fürchten sie besonders; ist aber eine getödtet, so sind sie gleich darüber her ihr die Ratteln abzulösen, um sie in ihren Geigenkasten zu stecken, damit diese bei ihren Tänzen einen recht schnurrenden Ton hervorbringen.

Der Mann erzählte mir daß er früher viel Opossum (Didelphis virginiana) jagte, daß sie aber auch sehr abgenommen haben und die Jagd nicht mehr lohnend sey. Das Opossum ist ein häßlich aussehendes Thier wie eine Ratte, von der Größe eines kleinen Kaninchens, wird aber zu den größten Leckerbissen des Landes gezählt, besonders bei den Negern, die es oft in ihren Liedern besingen. Die Jäger gehen mit ihren Hunden des Nachts in die Wälder um das Opossum aufzustöbern, welches sich auf einen Baum rettet, und dort von den Hunden so lange verbellt wird bis die Jäger herbeikommen. Meistens sind es die größten und dicksten Bäume, und diese müssen nun gefällt werden. Sobald das Opossum merkt daß es verloren ist, stellt es sich todt, und läßt selbst die schmerzlichsten Operationen mit sich vornehmen ohne sich zu verrathen. Läßt man es aber einen Augenblick allein, so ist es gleich wieder fort, daher es mit aller Vorsicht getödtet wird. Diese beschwerliche Jagd, die für jedes einzelne Thier das Fällen eines Baumes zur Folge hat, macht den Preis dieser Thiere auch sehr hoch, und es kostet bei aller Anzahl derselben das Stück noch immer 2 fl. 30 kr.

Der Cracker erzählte mir daß seine Hauptjagd jetzt der wilde Indian, Melagris gallopavo, und der virginische Hirsch, Cervus virginianus seyen, die noch in großer Anzahl dort vorkommen, und wovon er mir noch viele Schweiffedern des erstern, die zu Fächern verkauft werden, und eine ziemliche Anzahl Hirschdecken zeigte, die er ebenfalls von Zeit zu Zeit in die Stadt zum Verkauf bringe. Ich wurde angesichts dieser Jagdtrophäen so angeregt, daß ich fragte ob wir nicht gleich in der Nähe es auf diese Thiere probiren sollten, was gegenüber einem so erfahrenen Jäger diesem ein Lächeln abzwang. Er belehrte mich daß die Hirsche nur in mondhellen Nächten auf dem Anstand, oder in ganz dunkeln Nächten mit Kienfeuer, welches der Jäger in einem eisernen Korb an einer eisernen Stange über die Schultern trägt, geschossen werden können. Die Thiere sind so neugierig daß sie den Jäger mit dem leuchtenden Korb ganz nahe kommen lassen, und dieser sich das Stück wählen kann auf welches er schießt.

Die wilden Indiane hingegen sind sehr scheu und laufen vor dem geringsten Geräusch davon, daher man sie am besten mit Tagesanbruch auf dem Anstand in den Plantagen erschießt, wo sie ihre Nahrung suchen. Am ergiebigsten aber ist eine Falle, in welcher jedesmal die ganze Kette gefangen wird. Man füttert sie mit Mais an einer beliebigen Stelle, und haben sie einmal einen Futterplatz angenommen, so kommen sie täglich dahin. An dieser Stelle wird von Rohr ein 12 Fuß hohes und eben so breites Hühnerhaus zusammengebunden, wozu das Material dort nirgends fehlt. Unter dieses Haus führt ein Graben, der schon 15 Schuh vor dem Hause beginnt, anfangs nur ein paar Zoll tief und 4 Schuh breit ist. Der Graben wird bis unter das Haus hineingeführt, so daß er unmittelbar unter der Wand des Hauses zwei Fuß tief und eben so breit wird, und sich allmählich bis zu seinem Anfang verläuft. In diesen Graben streut man Maiskörner, und die Indiane laufen, die Körner auflesend, unvermerkt unter die Halle, und da sie nie denselben Weg wieder zurückgehen, sondern immer in die Höhe fliegen um herauszukommen, so ist jedesmal die ganze Kette gefangen. Auch in der Balzzeit mit einem Ruf werden sie herbeigelockt und die Hahnen geschossen. Es würde mir daher gar nichts nützen, wenn ich auch tagelang nach ihnen herumsuchen wollte, da sie sich immer vor jedem Geräusch durch Laufen retten. Für geflügelte Indiane habe er einen sehr guten Hund, welcher sie apportire, dieser hieng gegenwärtig an der Kette und hatte ein böses Geschwür, das ihm ein Schlangenbiß zugezogen. Er war auch so traurig, daß ich glaube er werde seinem Herrn nicht viele Dienste mehr leisten. Wir sagten unserm Cracker Adieu, konnten aber die Frau und die Söhne nicht zu Gesicht bekommen, welche sich vor uns versteckt hatten. Die Leute werden durch diese Waldeinsamkeit so menschenscheu, daß sie vor jedem Fremden aus dem Wege gehen; der Cracker aber sah aus als wenn es rathsamer wäre dieß vor ihm zu thun.

Wir traten unsern Rückweg an und wählten dießmal einen andern Weg, der uns einigemal auf solche Hütten führte. Während ich die schönen großen Schmetterlinge betrachtete, welche sich überall um uns herumtummelten, und die dennoch so scheu waren daß ich selten einen erwischen konnte, schoß mein Neger noch zwei Eichhörnchen, Sciurus caroliniensis, welche er mir vergebens in den Gipfeln der Bäume zeigen wollte, und die so hoch saßen daß er auf das eine dreimal schießen mußte. Auch das fliegende Eichhorn, Pteromys volucella, ist

dort sehr häufig, geht aber nur des Nachts seiner Nahrung nach, daher man es nur im Mondschein zu Schuß bringt; es ist jedoch zu klein um Werth für den Jäger zu haben, und wird nur selten geschossen.

An einer ganz neuen Farm angekommen, mußten wir um die Erlaubniß fragen durchgehen zu dürfen, weil wir sonst einen großen Umweg gehabt hätten. Ein recht hübsches weißes und sehr gut gekleidetes Mädchen von ungefähr 14 Jahren ertheilte uns diese, und versorgte so lange die Hunde. Sie sagte daß sie ganz allein zu Hause sey, weil Vater und Mutter zur Stadt geritten wären. Ich erfuhr durch den Neger daß dieß früher ein wohlhabender Kaufmann war, der umgeworfen habe und jetzt durch Farmen sein Leben fristen wolle. Wir trafen auch, kaum eine halbe Stunde im Wald weiter gegangen, Mann und Frau heimreitend an. Sie paßten in ihrem Aeußern so wenig zu dem neuen Gewerbe, daß ich fürchte es werde ihm als Farmer auch nicht besser ergehen als es ihm als Kaufmann ergieng. Der Weg führte immer durch Föhrenwald, und einige Spechtarten, wie Picus querulus, pubescens, auratus und einen kleinen, welchen ich für Picus minor hielt, weil er mit unserm die größte Aehnlichkeit hatte, waren die ganze Beute. Nun kamen wir an eine schöne Farm, und ich erfuhr daß der Besitzer, ein freier Neger von St. Domingo, eingewandert, sey. Dieser Neger hatte Vermögen, und rettete sich bei der großen Revolution auf St. Domingo, wie man sagt mit dem Vermögen seines dortigen Herrn, nach Georgia, wo er sich diese Farm kaufte. Da seine Hautfarbe sehr blaß, und daher seine Abstammung schwer zu errathen war, so hielt man ihn für einen Weißen, und er sollte, wie jeder Bürger im Staate, Militärdienste thun, das heißt einmal des Jahres zum Exercieren ausrücken, wozu er aufgefordert ward. Er exercierte, und im Laufe des Tages erkannte man an den schwarzen Ringen oben an den Nägeln, das sicherste Zeichen des Negerblutes, seine Abstammung, worauf er sogleich aus der Miliz ausgestoßen ward, aber von dieser Zeit an frei blieb, weil er als Bürgersoldat einmal einregistrirt wurde. Hier erlegte ich zwei schöne Regenpfeifer, Charadrius vociferus, aus einer vorüberfliegenden Truppe auf einen Schuß, und setzte mich in die Nähe des Wohnhauses um auszuruhen, holte auch mein Skizzenbuch hervor, um mir dieses malerische Haus aufzunehmen. Bald kam der Besitzer auf mich zu, und frug was ich da mache; als er aber sah daß ich zeichne, war er so höflich mir einen Stuhl zu bringen. Wie er hörte daß ich ein Deutscher sey, sagte er seine Frau sey auch eine deutsche Lady, und ob ich nicht erlaube daß er sie bringe, was natürlich zugestanden ward, und er brachte eine recht hübsche junge Würtembergerin, von der rauhen Alb gebürtig, die mit ganz anständigen Manieren sich bewegte. Sie erzählte mir, sie sey mit ihren Eltern, die sich gegenwärtig in New-York befinden, ausgewandert, und hätte diesen Herrn kennen gelernt und geheirathet. Ich war sicher daß sie vieles aus ihrer Lebensgeschichte für gut fand stillschweigend zu übergehen, allein sie hatte durch diese Heirath sich ein reichliches Auskommen gesichert, da der Neger im Besitz von zehn Sklaven war, die an ihrem Stammverwandten eben nicht den besten Herrn fanden. Nachdem sie meine Zeichnung betrachtet hatte, ersuchte sie mich ob ich ihr Haus nicht ganz klein für sie zeichnen wolle, um es in einem Brief ihrem Vater schicken zu können, und ich versprach es ihr selbst zu bringen. Unsere Conversation wurde deutsch geführt, wovon der Mann nichts verstand, aber ich bemerkte dennoch daß er auf seine Schöne eben nicht das größte Vertrauen setzte, weßwegen ich die später gefertigte Zeichnung nicht für gut fand selbst zu überbringen, sondern zuschickte.

Es fing nun an zu dunkeln als wir den Heimweg antraten, und die seltsamsten Stimmen wurden im Walde laut, worunter sich verschiedene Eulen durch ihren melancholischen Ruf bemerkbar machten, der von dem unserer Eulen ganz verschieden war. Ein wahrer Feuerregen von Leuchtkäfern, mitunter von bedeutender Größe, durchstreifte den Wald nach allen Richtungen; wir konnten aber trotz ihrer Anzahl dennoch keinen unserer nächtlichen Musikanten entdecken, um zu sehen wem wir eigentlich für diese nächtliche Musik verpflichtet waren. Es gibt sehr viele Euleuarten dort, worunter eine fast eben so große wie unser Schuhu, die Bubo virginiana. Sie ist sehr gemein und wird eben so wie unser Schuhu zum Schießen der Raubvögel auf der Hütte verwendet. Otus brachyotus ist von unserer kurzgeöhrten Eule an Farbe und Größe sehr wenig, aber an Stimme und Ruf sehr verschieden; ferner kommen noch vor (Syrnium nebulosum) Otus vulgaris mit langen Ohrfedern. Auch zwei verschiedene Arten von Nachtschwalben verfolgten uns mit ihrem traurigen Ruf, wovon die eine Chuk wills widow, und die andere whip poor will ruft, wonach sie auch dort vom Volk benannt werden. Es gehört schon etwas Einbildungskraft dazu diese Worte zu verstehen, allein wenn man einmal darauf aufmerksam gemacht ist, so glaubt man sie deutlich zu hören. Der Ton dieser ziemlich großen Vögel ist so laut, daß man sie wohl eine halbe Stunde weit hören kann.

Steht man ganz ruhig, so kommen sie durch ihre Neugierde getrieben so nahe an den Menschen, daß man den Wind des Flügelschlags fühlt, aber zum Schießen ist es bei der schnell einbrechenden Dunkelheit dennoch sehr schwer, und ich machte verschiedene mißglückte Versuche. Der Neger sagte mir, ich solle an den Fluß gehen, wo sie sich in großer Anzahl aufhalten und dem Wasserspiegel immer so nahe flögen, daß man sie leicht tödten könnte. Für heute war ich aber viel zu ermüdet, und hatte ohnedieß so viele Vögel bei mir, daß ich aus Mangel an Zeit manchen schönen Balg dem Verderben preisgeben mußte, da es mir auch noch überdieß an einer passenden Salbe fehlte um sie zu schützen. Alle Bälge die nicht vollkommen von Fleisch und Fett gereinigt waren, konnte ich sicher seyn in ein paar Tagen von Insecten gefressen zu sehen. Ich hatte eben kein besseres Präservativ als Kalk, Tabaksasche und Alaun, das mir zu Gebot stand.

So kamen wir Abends 9 Uhr bis zum Tod ermüdet in der Wohnung wieder an, welche ich Morgens 5 Uhr verlassen hatte, und mit sehr wenig Unterbrechung fast immer auf den Beinen zubrachte.

Dem Neger überließ ich seine Hasen, wie sie dort die Kaninchen nennen, und gab ihm außer seinem Taglohn noch den Rest meines Pulvers und Bleies welches ich bei mir hatte, wodurch er sehr vergnügt und stets bereitwillig wurde mich zu begleiten. Er sammelte mir viele schöne Schlangen und Schildkröten, und darunter eine ganz kleine, die man dort als Wetterpropheten in mit Wasser gefüllten Gläsern in den Zimmern erhält. Diese Schildkröte lebt nur im Wasser, ist nicht größer als ein Guldenstück, und hat eine sehr schöne regelmäßige Zeichnung. So oft sich das Wetter ändert, wird sie unruhig und kommt häufig auf die Oberfläche; ich fand sie aber auch nicht zuverlässiger als bei uns den Laubfrosch, und ich vermuthe daß es häufig Appetit ist der sie zu Zeiten so lebendig macht.

Erörterungen über auswärtige Politik.

Die neue Kirchenordnung für die Evangelischen beider Confessionen in Ungarn sättigt so vollständig alle Erwartungen, daß die wahren Freunde Oesterreichs nicht anders als mit tiefer Wehmuth ausrufen können: warum wurde diese Urkunde nicht schon im März dieses Jahres vollzogen? Vielleicht war damals kein reifer Entwurf fertig, aber ein unreifer hätte die nämliche Wirkung gethan, und die Mängel wären rasch erkannt und mit einem spätern Federzuge verbessert worden. Welche Wirkung hätte das nämliche Gesetz gehabt, wenn es vollends gleichzeitig mit dem Concordat gegeben worden wäre! Oesterreich wäre dann sicherlich als derjenige Staat gepriesen worden welcher die reinsten und idealsten Gränzen zwischen den Gebieten des kirchlichen und des öffentlichen Rechtes gezogen hätte. Das Concordat würde dadurch gleichsam zum Urheber der evangelischen Kirchenverfassung geworden seyn, und es hätte eben so viel Segen gestiftet, als es offenbar Oesterreich in der öffentlichen Meinung geschadet hat. Daß nach dem lateinischen Sprüchwort die raschen Geschenke doppelt zählen, will man noch immer nicht einsehen! Werden nicht jetzt abermals die unbilligen Verlästerer des ostdeutschen Reiches kommen und sagen: die Protestanten Oesterreichs hätten im Grunde ihre Verfassung dem Sieger bei Solferino zu verdanken, denn hätte das Waffenglück auf die andere Seite geneigt, so wären wohl nie ihre Wünsche erfüllt worden. Nur wer die Ereignisse vorbereitet, nützt sie aus, und macht sie sich dienstbar. Wer lernt das nicht aus der neu-bonapartischen Politik? Wer sieht nicht wie gefährlich es ist von sogenannten vollbrachten Thatsachen überrascht zu werden? Was man zu thun gezwungen seyn wird, das thue man, ehe der Zwang eintritt. Das Geschehene trägt dann den Werth der Freiwilligkeit und erntet Lob, während man sonst das erzwungene Geschenk und seinen Geber mit Mißtrauen betrachtet.

Wir sagen dieß mit Beziehung auf die Zukunft Venedigs. Durch den Frieden von Villafranca wird Oesterreich genöthigt die Venetianer zu privilegiren. Was immer mit den Herzogthümern geschehen mag, Oesterreich muß es daran liegen seine venetianischen Unterthanen politisch so zu bedenken, daß sie immer ihre Lage mit den Verhältnissen der Lombarden und Piemontesen vortheilhaft vergleichen können. Dazu gehört nach unserer Auffassung daß der Erzherzog, welchen der Kaiser mit dem Großherzogthum oder dem Königreich Venetien belehnen wird, streng die Rolle eines constitutionellen Monarchen einhält, mag daraus entstehen was da will. Daß dieser neue Fürst sich so italienisch, das heißt so weiß-grün-roth zeige als es nur irgend einem der Abkömmlinge der savoyischen Grafen möglich geworden ist. Daß Oesterreich nur so viele deutsche Truppen in die Festungen des Vierecks und nach Venedig wirft, als zu einer Friedensbesatzung der Werke erforderlich sind. Selbst darin sollte Oesterreich nicht karg seyn daß es den Venetianern keine höheren Steuern zumuthet, als künftig jenseits des Mincio gezahlt werden möchten. Zugestanden müßte ferner werden daß venetianische Regimenter nur auf italienischem Boden verwendet werden könnten, und daß Venedig, nachdem es eine entsprechende Quote der allgemeinen Reichsschuld übernommen, seine eigenen Finanzen weiter führen möge. Wir wissen recht gut daß alle diese Dinge von Cavour selbst in seiner Denkschrift an das Torycabinet als „Palliative" bezeichnet wurden, doch fragt sich ob man nicht wenigstens die Venetianer befriedigen könnte, wenn auch die Mittel jedenfalls bei den Lombarden fehlgeschlagen wären. Immerhin bleibt es das beste die Italiener ad absurdum zu führen, indem man ihnen alle ihre Wünsche erfüllt. Geben sie auch dann keine Ruhe, so wird sich jedenfalls die öffentliche Meinung von ihnen abkehren, und es werden die Verfassungsformen in Mißachtung gerathen, von denen man biblische Wunder erwartete. Den Gegner in Unrecht versetzen, das ist die große Kunst welcher Napoleon III seine Erfolge zum guten Theil verdankt, und die Oesterreich zu seinem Schaden vernachlässigte. Es ist nicht genug das Recht und das eigene Gewissen für sich zu haben, wenn man nicht den Schein besitzt, ja der Schein ist leider für den Erfolg weit wichtiger als der Kern den er umgibt. Muß nun Oesterreich etwas für Venedig thun, so hätte es längst schon, es hätte am vortheilhaftesten zwischen Villafranca und Zürich geschehen sollen. Die Oesterreicher haben immer eine Angst „sich zu überstürzen," als ob ihnen jemals dieses Glück zugestoßen wäre. Wie ganz anders könnte Oesterreich in Bezug auf die Herzogthümer sprechen und stimmen, nachdem es bereits Venedig eine Verfassung octroyirt hätte, so liberal daß sich die Piemontesen schämen müßten.

Aber, wird man sagen, die Verfassung für Venedig ist ein Zugeständniß mit welchem man gute Bedingungen in Zürich erhandeln kann. Dieß ist auch ungefähr die Sprache der letzten Epistel des Moniteur. Daß man sich über die Wirkung dieses politischen Manifestes noch streiten konnte! Der Inhalt aus der officiellen Sprache in das Deutliche übersetzt war doch folgender: französische Truppen werden die Erzherzoge nicht in ihre Residenzen zurückbringen, Frankreich wird auch nicht dulden daß österreichische Truppen zu dem gleichen Zweck den Po überschreiten. Wenn aber die Herzogthümer ihre Herrscher nicht freiwillig zurückrufen, dann droht ihnen der Kaiser daß — Venedig keine Verfassung erhält. Um so besser, werden die pessimistischen Speculanten in Turin rufen! Hat uns schon der „Schmerzensschrei Italiens" die Lombardei eingebracht, so wird uns Venedig um so weniger entgehen, je absoluter Oesterreich künftig diese Provinz behandeln wird. Nur fügt der große Anonyme im Moniteur, der seine Artikel nicht unterzeichnet, die Warnung hinzu daß Italien dann mit seinen eigenen Kräften ausreichen muß. „Nur Frankreich führt einen Krieg für eine Idee," das heißt übersetzt: bildet euch doch nicht ein daß euch jemals irgendeine ersprießliche Hülfe von England kommen wird, welches für eure Sache so viel redet und drucken läßt, aber noch keinen Heller, viel weniger 300 Mill. Frcs. und das Blut von 50,000 Menschen hergegeben hat. Nur etwas vergißt der Moniteur zu sagen, oder läßt es erst jetzt als Postscriptum vom Constitutionnel nachschleppen, nämlich daß die Herzogthümer auch nicht die Wahl haben sich mit Piemont zu vereinigen. Er gibt nur zu verstehen daß auf einem Congreß Frankreich diese Vereinigung nicht billigen werde, sondern Oesterreich, von seinem großmüthigen Sieger unterstützt, durch Preußen, vielleicht sogar durch Rußland, eine Mehrheit erlangen und für die piemontesischen Visionen sich nur der Staat begeistern werde der am letzten „für eine Idee Krieg führt."

Diese zweischneidigen Aeußerungen haben denn vollständig ihren Zweck erreicht, insofern man in Wien wie in Turin mit dem Inhalt zufrieden schien. Die Italiener lasen nur die Worte daß keine Intervention in den Herzogthümern eintreten solle, die Oesterreicher die Verabschiedung Napoleons von den italienischen Angelegenheiten, sowie die Aeußerung des Mißvergnügens daß die piemontesische Partei durch „kleine theilweise Erfolge" eine Vereinigung Gesammtitaliens nach dem Muster unseres herrlichen deutschen Bundes vereitle. Gemeint unter den Moniteurworten ist die Einverleibung Parma's, Modena's, Tos-

cana's und der Romagna in das lombardisch-sardinische Königreich. Das nennt die Redaction des Moniteur „kleine theilweise Erfolge!" Man kann sich am Ende immer verstehen, wenn man sich nur über die Bedeutung von Wort und Beiwort einigt.

Da man jedoch in Wien mit dem Inserat in dem kaiserlichen Anzeiger zufrieden gewesen ist, so geziemt es uns nicht schwarzgelber seyn zu wollen als die Oesterreicher, die doch viel besser wissen müssen was in Villafranca verhandelt wurde, und was oder unter welchen Bedingungen der Sieger etwas für die Erzherzoge verhieß. Eine Stelle des letzten Manifestes, welche eine Neuigkeit ausplauderte, ist fast ohne Aufsehen vorübergegangen. Es wird uns versichert daß durch eine Nachgiebigkeit Piemonts Oesterreich bewogen worden wäre „auf Combinationen einzugehen welche den Wünschen der Herzogthümer von Parma und Modena mehr entsprochen haben würden." Die Wünsche dieser Herzogthümer scheinen sich dem Appetit Piemonts gegenüber wie die Artischockenblätter zu verhalten. Allein eine Einverleibung in Sardinien scheint der Moniteur nicht im Sinn zu haben, denn dieses ist ja durch die Lombardei so „wesentlich vergrößert," daß es in dem italienischen Bunde „die erste Rolle spielen" würde. So viel scheint aus dem Räthselworte klar hervorzugehen, daß man von Oesterreich hoffte es werde den einen Erzherzog fallen lassen, und daß dann die Herzogthümer unter dem Scepter der Herzogin von Parma sich vereinigen möchten. Uebrigens ist vorläufig ein Ende nicht abzusehen, da nur Oesterreich, sonst aber weder Piemont, noch die Herzogthümer, noch Frankreich Lust und Eile haben der jetzigen geordneten Anarchie in Mittelitalien ein Ziel zu setzen. Um so entschiedener würde Oesterreich seine Stellung verbessern, und seine Gegner in Nachtheil versetzen, wenn es Venedig freiwillig und mit vollen Händen jetzt schon verliehe, was es zu geben entschlossen ist.

Mittlerweile hat sich noch weiter hinten als in der Türkei der Himmel der Weltgeschichte aufgethan. Es wird sich jetzt zeigen was die britische Allianz im Napoleonischen Cabinette wiegt, und ob sie bereits zu den „überwundenen Standpunkten" gehört, oder nicht. Daß der Kaiser Geschmack an hinterasiatischer Politik gewonnen habe, zeigt sein Zug gegen die Annamiten. Gehört es zu den Bedürfnissen französischer Despoten die Geister der Nation durch eine reiche geschichtliche Gegenwart zu zerstreuen, so wird ein Marsch gegen Peking, der an Abenteuerlichkeit sich mit dem Zug des Cortes gegen die Aztekenkaiser messen könnte, mächtig auf die Phantasie der Franzosen wirken. Sind dort auch keine blutigen Lorbeeren und viele Legionskreuze wie gegen Kaiserjäger, oder Regimenter wie Haller-Husaren, Heß und Hessen zu holen, so ruht doch auf einem Marsch nach den Drachenschlössern der Mandschu aller Zauber des Morgenlandes, und sicherlich würde der Soldat Gottes mit großer Andacht seine Dreifarbige auf die Zinnen der Kaiserpaläste in Peking pflanzen. Außerdem ist man auch den Marineofficieren ein Schmerzensgeld für das abgesagte Bombardement Venedigs schuldig, und endlich hätten die Boulevardtheater für ihr knallsüchtiges Publicum die schönste Gelegenheit unter Pulverdampf ein Stück, wie „die Franzosen in Peking" aufzuführen. Die Unternehmung empfiehlt sich auch noch deßwegen, insofern der historische Genuß ein wohlfeiler seyn möchte, weil nach den Erfahrungen des Opiumkrieges die Chinesen für empfangene Schläge baar bezahlen. Noch sind aber die Vorfälle im Pei-ho viel zu wenig bekannt, als daß man mit Sicherheit über die künftigen Schritte der Franzosen etwas äußern dürfte. War der Vorfall derartig daß er die dreifarbige Fahne und den Gesandten der „großen Nation" beschimpfte, so kann man fest darauf zählen daß die Züchtigung nachfolgen muß. Uebrigens ist es ganz müßig zu streiten ob das Ereigniß einer Uebereilung der Mandarinen oder der europäische Officieren zuzuschreiben sey, denn nie wird ein chinesischer Kaiser in Peking einem europäischen Gesandten bleibende Wohnsitze einräumen. Nach der Etikette des himmlischen Reiches kann der Kaiser nur Tribute fremder Völker und ihre Botschafter mit der Nase auf dem Boden empfangen, sonst hört er auf in den Augen seines eitlen Volkes Kaiser zu seyn.

Wenn die Briten noch einmal die Franzosen an ihrer Seite sehen, dürften sie sich von Herzen Glück wünschen. Ein eigenthümliches oder vielleicht ein unvermeidliches Verhängniß wiederholt die Heimsuchungen des asiatischen Reiches der Briten Schlag auf Schlag. Es ist sogleich bemerkt worden daß die Niederlage am Pei-ho in Indien vieles Schlimme wieder schlimmer machen werde. Haben wir unlängst gezeigt in welches Wirrsal die indischen Finanzen gerathen sind, so könnten sie durch die chinesischen Händel leicht noch einen sehr empfindlichen Ausfall erleiden. Aber nicht bloß Indien wird von jenen Feindseligkeiten zu leiden haben, sondern alle handeltreibenden Völker diesseits und jenseits der atlantischen Gewässer, denn bekanntlich hat der Handel mit China seine ganz besondern Eigenthümlichkeiten.

Alle europäischen Nationen verbrauchen chinesische Producte, aber ein einziges Volk bezahlt sie, nämlich die Engländer, denn sie allein sind im Besitz von Rimessen, welche die Chinesen an Zahlungsstatt annehmen, und im Grund besitzen auch die Engländer diese Rimessen nicht, sondern jemand anderer. Der Handel mit dem östlichen Reich ist in einem tollen Tempo gewachsen. Es betrug aus und nach Großbritannien

	die Einfuhr	die Ausfuhr China's,
1842 (nach dem Opiumkrieg.)		
	969,381 Pfd. St.	3,956,200 Pfd. St.
1854	1,000,716 „	9,125,000 „
1855	1,277,944 „	8,746,000 „
1856	2,216,123 „	9,421,000 „
1857	2,449,982 „	11,448,000 „
1858	2,876,447 „	7,043,000 „

Hier ist nur zu bemerken daß der Ausfall der Ausfuhren im Jahr 1858 den Rückschlag der vorausgegangenen Handelskrisis veranschaulicht. Sagen wir daher daß England in den letzten drei Jahren durchschnittlich für 9—9½ Mill. Pfd. St. Waaren aus China bezog, wogegen seine einheimischen Rimessen sich nur auf 2½ Mill. beliefen, worunter wir uns für mehr als 2 Mill. Kattun- und Baumwollengarn zu denken haben. Wie macht es nun England daß seine Bilanz sich ausgleicht?

Es kaufen noch andere Leute von den Chinesen, ganz besonders Amerikaner, Franzosen und Australier. Alle diese wackeren Exporteure besitzen keine auch nur nennenswerthen Rimessen, sondern sie zahlen mit Wechseln auf London, das heißt sie überlassen durch eine Cession von Forderungen den Engländern auch noch die anderweitigen Schulden an die Chinesen zu bezahlen. Die Ausfuhr der Chinesen besteht nur aus zwei Dingen: Thee und Seide, denn der übrige Kram ist so geringfügig, daß darunter der höchste Posten (Zucker) noch nicht 80,000 Pfd. St. beträgt. England bezog im Durchschnitt der letzten fünf Jahre nahe an 80 Mill. Pfd. Thee, die in China etwas über 5 Mill. Pfd. St. kosteten und dem britischen Schatz eine Einnahme von 5 Mill. Pfd. St. brachten. Zur Zeit des Opiumkrieges bestand die britische Thee-Einfuhr

nur aus 37 Mill. Pfund. Chinesische Seide war 1842 eine mercantile Bagatelle von 180,000 Pfd. Seit 1854 führt man 5 Mill. Pfd. aus, ja 1857 sogar mehr als 7 Mill. Ein Pfund Seide ist aber bald etwas mehr, bald etwas weniger werth als ein Pfund Sterling.

England bezahlt nun weder für sich selbst, noch für die Amerikaner, Australier und Franzosen den chinesischen Thee und die chinesische Seide, sondern Indien kommt ihm zu Hülfe. Die indischen Einfuhren nach China sind symmetrisch mit den chinesischen Ausfuhren nach England gestiegen, wie denn beide sich gegenseitig bedingen. Es betrugen

	die Ausfuhren Indiens nach China.	die Einfuhren China's nach Indien.
1841/42	2,883,794 Pfd. St.	566,805 Pfd. St.
1853/54	6,704,000 „	810,000 „
1854/55	6,445,000 „	915,000 „
1855/56	6,592,000 „	787,000 „
1856/57	7,568,000 „	599,000 „
1857/58	9,366,000 „	915,000 „

Indien ist es also welches für England, England welches für Australier, Amerikaner und Franzosen mit indischen Rimessen zahlt, und zwar beläuft sich dieses Guthaben Indiens auf 7—8½ Mill., während die Passivität der britischen Bilanz nicht so beträchtlich war. Daß England, wie wir es kürzlich sahen, so viel Silber nach Indien sendet, hat also zum Theil seinen Grund darin daß auch die indischen Rimessen nach China bezahlt werden müssen. Diese bestanden im letzten Jahr außer einer Million für rohe Baumwolle und diverse Gegenstände, noch aus 8¼ Mill. Pfd. St. Opium, und in diesem Preise des Opiums steckt wieder ein Brutto-Monopolsertrag der indischen Staatscassen von 5 Millionen Pfund Sterling.

Man überschaue jetzt den Schaden den ein chinesischer Krieg anzustiften vermöchte. Zuerst würden die Völker unserer Civilisation keinen Thee oder nicht so viel Thee mehr trinken können, denn wenn wir auch eben lesen, woran wir nie zweifelten, daß es dem großen Reisenden der Theegebiete, Robert Fortune, gelungen ist die berühmte aromatische Myrte in den Vereinigten Staaten heimisch zu machen, so wird es doch eine Zeitlang dauern bis die Theemärkte mit amerikanischem Product sich füllen, wenn dieß jemals geschieht; denn wir holen den Thee nicht aus China weil der Strauch dort allein gedeiht, sondern weil nur in China Arbeiter mit einem Taglohn von kaum 6 kr. zufrieden sind, und daher nirgends in der Welt der Thee so wohlfeil gebaut, gepflückt und zubereitet werden kann. Ferner würde die Seide in der ganzen Welt im Preise hoch aufschlagen, wenn plötzlich die chinesische Zufuhr von 7 oder 8 Mill. Pfund hinwegfiele.

Glücklicherweise wird kein Brei so heiß gegessen als er vom Feuer kommt. Kriegführen und schachern sind zwei Gewerbe, die recht gut neben einander gehen können. In diesem Punkte denkt der Chinese britisch, und der Brite chinesisch. Zur Zeit des Krieges gegen den Mandarin Yeh in Canton hörte zwar der Theehandel, der von dieser Stadt aus betrieben wurde, beinahe gänzlich auf, dafür aber entwickelte sich der Seidenhandel in Schanghai in ungewöhnlichen Verhältnissen. Selbst die beiden kriegführenden Regierungen müssen darauf bedacht seyn daß der Handel nicht völlig erlischt, denn die chinesische Regierung kann eben so wenig den Ertrag der Aus- und Einfuhrzölle, wie der indische Schatz den Erlös aus dem Opiummonopol entbehren. So wäre denn das Schlimmste, nämlich ein gänzlicher Stillstand des Verkehrs, nicht zu befürchten, sondern nur örtliche Stockungen und eine beträchtliche Verminderung in den Mengen des Umsatzes. Am empfindlichsten würden die indischen Cassen leiden, denn wenn auch noch genug Opium selbst zu Kriegszeiten geschmuggelt oder verzollt werden dürfte, so hat, wenn sich der Absatz auch nur um 10,000 Kisten vermindert, dieß einen starken Einfluß auf die Preise des Opiums bei den Auctionen in Calcutta. Ist die Production auf den alten Absatz berechnet, dieser aber geschmälert, so sinkt natürlich der Preis sogleich gewaltig, und da die indische Regierung den Opiumbauern ihr Erzeugniß um feste Preise abkauft, so ist jeder Rückgang der Preise ein Rückgang der Reinerträge des Monopols.

Miscellen.

Dr. Livingstone's Beschiffung des unteren Zambesi bis Tete. Dr. Livingstone nahm bekanntlich ein kleines, eigens zur Befahrung des Zambesi gebautes Dampfschiff, „Ma Robert," mit, und dieses brachte ihn auch wirklich bis Tete, aber mit bedeutenden Schwierigkeiten. Baines erzählt daß das Dampfboot am 30 Jun. 1858 von der Expedition-Insel (18° 24′ s. Br.) im Luabo-Arm des Zambesi-Delta abfuhr, um nach Tete zu gehen, aber am 19 Jul. wieder zurückkam, da es schon fünf engl. Meilen unterhalb Senna wegen der Seichtheit des Flusses hatte umkehren müssen. Der Fluß fiel damals etwa 1½ Zoll täglich, und stand acht Fuß unter seinem höchsten Niveau. Am 20 Jul. wurde der Versuch erneuert. Der Luabo war breit, aber sein Fahrwasser eng, gewunden und von einer Seite zur andern schießend. Von den mehr bloßgestellten Theilen der Bänke an den Inseln trennte der reißende Strom täglich etwa sieben Fuß ab. Mit Hülfe eines Bootes, welches sondirend vorausrudern mußte, gelangte man mühsam durch die Untiefen, und erreichte am 22 Jul. die Mündung des Mutu, des Canals welcher den Zambesi mit dem Quilimane-Fluß verbindet. Er zeigte sich als ein zehn Fuß breiter und vier Fuß tiefer Graben, dessen Boden damals neun bis zehn Fuß über der Wasserfläche des Zambesi gelegen war. Jenseits Cipanga (Chupanga auf Dr. Livingstone's Karte) traten zahllose kleine Inselchen auf, und am 25 wuchsen die Schwierigkeiten so daß das Dampfboot auf den Grund auffuhr. Der eingeborne Pilot hatte vollständig die Spur verloren. Am 28 kam man bis zwei Meilen an Senna heran, kehrte aber hier abermals um, und lief auch auf dem Rückweg auf den Grund. Am 31 Jul. erreichte der Dampfer wieder die Expedition-Insel. Nach einer kurzen Fahrt nach Quilimane, von der nichts näheres erzählt wird, gieng der Dampfer am 9 August abermals stromaufwärts, und landete am 11 zu Cipanga. Hier war der Krieg zwischen den Portugiesen und den aufständigen Landiens noch in vollem Gang. Dr. Livingstone erbot sich zur Vermittelung, aber der portugiesische Gouverneur lehnte das Anerbieten ab. Die Bewohner von Cipanga fand man abstoßend schmutzig in ihren Gewohnheiten. Vor Senna hatte man auch jetzt wieder bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden, aber man gelangte glücklich über sie hinaus. Auch hier war der Fluß mit zahlreichen Inseln besetzt, die Vegetation wurde reicher. Am folgenden Tage (23 Aug.) kam das Dampfboot nur sieben engl. Meilen vorwärts, am 24 wurde

das Fahrwasser sehr schwierig, und die mitgenommene Pinasse mußte durch Umladen auf den Dampfer erleichtert werden, so daß beide Fahrzeuge zwei Fuß vier Zoll tief giengen. Am 25 fuhr der Dampfer auf den Grund auf, er war in ernstlicher Gefahr, und mußte einen Tag liegen bleiben um ausgebessert zu werden. Das Fahrwasser blieb auch die folgenden Tage schwierig und die Strömung heftig, doch erreichte der Dampfer glücklich Tete, wo Dr. Livingstone blieb, während das Schiff zurückkehrte. Er und Hr. Rae, der Ingenieur, befanden sich sehr unwohl, wie auch die anderen Mitglieder der Expedition von Zeit zu Zeit durch Krankheit litten. Diese Versuche sind sicherlich wenig geeignet die Hoffnungen auf eine künftige Benutzung des Zambesi als große Handelsstraße nach Inner-Afrika zu heben, denn wenn auch eine künstliche Verbesserung des Fahrwassers leicht ausführbar wäre, so ist doch kaum zu erwarten daß eine solche in naher Zeit in Angriff genommen werden sollte. Hr. M'Gregor Laird, nach dessen Entwurf der „Ma Robert" gebaut wurde, machte zwar die geographische Gesellschaft darauf aufmerksam daß der Dampfer nur 16 Zoll tief gehen sollte und zu stark beladen gewesen sey, aber er war auch der Ansicht daß man in seinen Erwartungen zurückhaltend seyn müsse. Namentlich im Vergleich zum Niger zeige der Zambesi nach Baines' Bericht ungünstige Verhältnisse. Während die Arme des Niger-Delta's nicht breiter als 400 Yards seyen, habe dieser andere große Fluß eine Breite von drei engl. Meilen. Da sich hierdurch die Tiefe des Wassers bedeutend verringern muß, so würde sich dieser charakteristische Zug des Zambesi als ein beträchtlicher Nachtheil erweisen. Der Umstand ferner daß schon in so geringer Entfernung von der Mündung Stromschnellen existiren, flöße ihm Besorgniß ein daß man nicht mit großem Vertrauen auf den Zambesi als eine künftige Straße für Handelsunternehmungen blicken könne. (Geogr. Mittheilungen.)

•

Der Handel mit Pariser Trödelwaaren. Alte Kirchengewänder sind in Brasilien, wo es eine Menge Priester gibt, stets willkommen, und reichere Artikel dieser Art finden Absatz in Peru und Chili. All der alte Kopfputz der Pariser — und der Himmel weiß wie groß die Menge desselben ist — wird nach St. Domingo befördert: die Schwarzen sind ungemein stolz auf einen europäischen Hut, besonders auf einen weißen. Sie tragen denselben mit einer Unabhängigkeit des Geschmacks welcher sie außerordentlich nachsichtig macht gegen die Form des Hutes den sie käuflich an sich gebracht haben. Von französischen Gebräuchen haben sie nur den des Huttragens beibehalten, und es ist zu bedauern daß sie die Hüte nicht auch wie ihre früheren Herren zu Höflichkeitsbezeugungen benützen. Vielleicht aber wird dieß eines Tags ebenfalls Sitte bei ihnen. Was Schuhe und Stiefel betrifft, so gehen diese meist nach Californien; sie werden zu Tausenden von Paaren in jene goldreichen Gegenden versendet, wo die Millionäre, wie es scheint, keine Schuhe an ihren Füßen haben, ungleich hierin den Bewohnern der östlichen Halbkugel, wo diejenigen welche barfuß gehen gewöhnlich nichts weniger als Millionäre sind. Möge diese scharfsinnige Unterscheidung den Californiern mit der nächsten Ladung mitgetheilt werden! Alte Hemden, scheint es, bleiben am Boden haften, und wenn je eine Lösung des Zusammenhangs ihrer Bestandtheile, nach der Bekanntschaft mit Haken und Bütte, stattfindet, so gehen sie durch die Papiermühle, um — verjüngt wie die dürren Gebeine Aesons aus Medea's Kochkessel — wieder zu erscheinen in der Form jener eleganten Albums welche die Boudoirtische unserer „Schönen" schmücken, oder unter der Verhüllung eines rosenfarbigen und parfümirten „Liebesbrieschens," das ihren zierlichen Fingern auf einem silbernen Credenzteller überreicht wird. Glücklicherweise werden deren verschiedene Wanderungen ihnen nicht geoffenbart. Abgelegte Damenkleider finden raschen Absatz in Hindostan. Die Moden sind zwar einigermaßen veraltet; aber „unter den Blinden sind die Einäugigen Könige," und ein Schnitt welcher vor vier Jahren in Paris zum Vorschein kam, ist bei denjenigen welche ihn zum erstenmal sehen, ebenso elegant wie damals bei den Parisern. Sonach treten die Frauen einer zahllosen Menge kleiner „Angestellten" in Madras und Calcutta bereitwillig in Wettbewerb für die erste Auswahl aus diesen einstmaligen Prunkkleidern. Kurz, es ist nur ein Tauschhandel: Indien sendet seine alten Kaschmire nach Paris; Paris sendet seine alten Gewänder nach Indien. Wir möchten fragen: „Warum konnte nicht jedes mit dem ihm Eigenen zufrieden bleiben?" Jamaica und die Philippinen sind unersättlich in ihren Begehren nach alten französischen Handschuhen — natürlich gereinigt und duftend gemacht. Wird man es glauben daß 6,000,000 Paar alljährlich für diese leichten Kunden verschifft werden? (Realities of Paris Life.)

•

Die Quelle von Dodona. In Dodona, einem kleinen Dorf, das auf den Ausläufern des Berges Zomaron, südwestlich vom heutigen Janina liegt, und aus der ältesten pelasgischen Zeit her wegen seines Orakels berühmt war, sieht man noch die alte Quelle von welcher Strabo und andere alte Schriftsteller reden. Der Römer Plinius nennt sie Fons gelidus, eine kalte Quelle. Es zeigt sich an ihr die merkwürdige Eigenthümlichkeit daß sie um die Mittagszeit aufhört zu sprudeln, dagegen Abends wiederum reichlicher fließt, um Mitternacht aber so mächtig hervorquillt daß das Wasser der Quelle über das Becken fließt in welches es fällt. Auch geht von ihr die Sage daß angezündete Fackeln, wenn man sie über die Quelle hält, verlöschen, und es könnte darnach scheinen als sey das Wasser kohlenstoffhaltig, und habe heilende Kraft. Dazu hat es einen angenehmen scharfen Geschmack, und die Umwohnenden trinken dasselbe, und betrachten es für nützlich gegen mancherlei Krankheiten.

•

Zur Statistik der Schulen im Königreich Griechenland. Im J. 1830, noch vor der Errichtung des Königreichs Griechenland, gab es in allen Volksschulen des freien Griechenlands, mit Einschluß des damals bestehenden einzigen Gymnasiums auf der Insel Aegina, zusammen 4528 Schüler. Im J. 1853, nachdem 1834 und folgende Jahre Elementarschulen, sogenannte hellenische Schulen, Gymnasien, und im J. 1837 die Universität in Athen errichtet worden waren, betrug die Gesammtzahl der Schüler des Königreichs 46,327; im J. 1856 hatte sich dieselbe bis auf 58,674 vermehrt, und im J. 1858 war sie bis auf 64,061 Schüler beiderlei Geschlechts in allen Lehranstalten des Landes angestiegen. Wenn nun nach der letzten Volkszählung in Griechenland die Seelenzahl 1,076,216 betrug (im J. 1821, dem Jahre des Ausbruchs des Freiheitskampfes, war die Zahl der Einwohner in den Theilen des nachmals freien Griechenlands 766,476, dagegen 1832 bei Errichtung des Königreichs 712,608), so kommt auf wenigstens 16 Menschen ein Schüler.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 40. Augsburg, 1 October 1859.

Die militärische Expedition der Engländer gegen Ologo Patu, den Häuptling des Krobostammes an der Goldküste in Westafrika, 6 Sept. bis 4 Nov. 1858.

Krobo ist ein District im Innern, östlich von Prampram, Ningo und andern Nachbarstädten und Dörfern der Goldküste, in der Mitte zwischen den Schaibergen und Plantagen und dem südlichen Ufer des schönen Voltastromes. Der Kroboberg liegt in einer prächtigen Ebene, aus welcher er jählings emporragt, zu einer Höhe von wo aus das Meer in einer Entfernung von beinahe 40 (engl.) Meilen gesehen werden kann. Er ist etwa 10 Meilen von dem Volta im Südwesten entfernt. Sechs Meilen westlich von dem Berge befinden sich die reichen und herrlichen Palmplantagen der Krobo, am Fuß und an den Abhängen der Aquapim-Aquambu-Bergreihen. Die Ausdehnung dieses Districts beträgt ungefähr 20 Quadratmeilen, und seine Bevölkerung beläuft sich auf etwa 20,000 Seelen. Der District wird in den nordöstlichen und südwestlichen getheilt, und von zwei großen von einander unabhängigen Häuptlingen regiert, welche in Hinsicht auf Bevölkerung und Macht einander ziemlich das Gleichgewicht halten, wie dieß so oft in Afrika vorkommt. Odonko Aju beherrscht (oder sollte beherrschen) den nordöstlichen Theil, und Ologo Patu die südwestliche Hälfte. Der erstere hat Geschmack und Vorliebe für europäische Neuerungen, z. B. die christliche Religion, Schulen u. s. w., während der letztere gegen alles dieses entschieden feindlich gestimmt ist. Ologo Patu hat daher in Folge seiner Sympathien für die Eingebornen im allgemeinen einen größern Einfluß als Odonko Aju, welcher zwar mehr mit Europäern verkehrt und in der Aufklärung am weitesten vorgeschritten ist, aber einen geringern Halt in der Neigung der Masse des Volks hat. Jeder Häuptling hat auf dem Berg eine Festung welche die Natur für ihn geschaffen hat.

Die Districte und Länder welche Krobo begränzen, sind südlich die Schai, westlich die Aquapim, im Norden die Aquambu, im Osten die Krepi, Agotin und ein Theil von Christiansburgdistrict.

Die Ursache des Feldzugs der Engländer gegen Krobo war kurz folgende. Ologo Patu, der Oberhäuptling der südwestlichen Krobo, hatte die englische Regierung in Christansburg beleidigt, dadurch daß er den Krobo-Häuptling Tenu zum Abfall von seinem rechtmäßigen Fürsten Odonko Aju bewog, und ihn mit 300 Mann unterstützte, was eine offenbare Beleidigung der englischen Regierung war. Der Gouverneur, Sir B. C. C. Pine, hatte zwar schon vor einiger Zeit eine Expedition gegen Ologo Patu beabsichtigt, wollte ihm aber doch, in Betracht der Verwirrungen welche in den östlichen Districten herrschten, und welche die Insubordination einigermaßen entschuldigten, noch längere Zeit zur Umkehr lassen ehe er ihn bestrafte. In Gemäßheit dieses Planes besuchte der oberste Civil-Commandant in Person das Krobolaud, und erklärte dem Ologo Patu die Bedingungen unter welchen er und seine Leute von der Regierung beschützt werden könnten. Der Häuptling nahm die Bedingungen scheinbar willig an, und versprach der Regierung zu gehorchen. Unter anderm wurde ausdrücklich festgesetzt daß in Gerichtssachen die Schutzmacht sich selbst das ausschließliche Recht vorbehalte über alle Fälle welche Leben und Tod betreffen zu entscheiden.

Als Tenu gegen die Regierung rebellirte und von Ologo Patu unterstützt wurde, war bereits eine ernste Klage gegen Ologo von einem seiner Unterhäuptlinge in seinem eigenen District eingelaufen. Ologo hatte nämlich mehrere Leute als Sklaven verkauft, und einige Tage nachher, als er durch seinen Sohn Ney und durch den Häuptling Amorty Odontor eine bewaffnete Truppe zur Unterstützung des Rebellen Tenu abgesandt hatte, in Person einen Ueberfall bei Nacht auf das Dorf jenes Unterhäuptlings gemacht, vier Personen gefangen genommen, die eine davon getödtet und die drei andern als Sklaven verkauft, somit den Vertrag mit der englischen Schutzmacht gebrochen, welche ihm nicht erlaubte jemanden ohne ihre Zustimmung das Leben zu nehmen. Die Regierung mußte also entweder Ologo Patu bestrafen oder dem östlichen District das Protectorat entziehen. Auch durfte mit dem Vorgehen gegen Ologo Patu nicht gezögert werden, außer etwa daß man ihm noch Zeit und Gelegenheit so lange gestattete bis er sich selbst der Regierung ausliefere und dadurch die Leiden des Krieges abwenden würde.

Mit der Ernennung eines neuen Civilcommandanten für die östlichen Districte hatte Sir B. C. C. Pine eine neue Politik eingeschlagen. Er ließ den Commandanten gelegentlich die Ostdistricte bereisen, um von Seiten der Regierung eine innigere Verbindung mit den eingebornen Königen, Häuptlingen und Völkern zu pflegen. Diese Politik hat seither guten Erfolg gehabt. Die besuchten Stämme haben sich über die engere Vereinigung mit der Schutzregierung gefreut und hoffen davon bessere Tage. Die Kopfabgabe in einer modificirten Form

wird vergleichsweise willig bezahlt, und die Gerichtsbarkeit der Regierung mit allen ihren humanisirenden Einflüssen wird allgemeiner empfunden, anerkannt und ihr Gehorsam geleistet.

Als daher die Störungen im Kroboland ausbrachen, war es der Regierung klar daß die Interessen des Friedens, des Fortschritts in der nächsten Zukunft sowie die unter den Stämmen erregten Hoffnungen auf Vermehrung ihres Wohlstands auf dem Spiel standen. Sie konnte diese Interessen weder ignoriren noch vernachlässigen um einiger widerspänstigen Häuptlinge und einiger tausend Menschen willen, welche sich dem Wunsch von Myriaden, denen der Schutz der Regierung zur Freude und zum Dank gereichte, entgegenstellten.

Der Gouverneur beschloß deßhalb auf jede Gefahr hin die Empörer zu bestrafen, und Vorbereitungen zur Ausführung dieses Beschlusses wurden sogleich getroffen. Da die der Regierung zu Gebot stehenden regulären Truppen für den Feldzug nicht hinreichten, so wurden die Könige und großen Häuptlinge der nächsten Nachbarstämme aufgefordert ihre Contingente zu senden — eine Aufforderung der sie mit großer Bereitwilligkeit entgegenkamen. Die Häupter der entferntern Stämme wurden ebenfalls mit der Ursache und dem Gegenstand der Expedition bekannt gemacht. Der König von Aquambu, welcher neulich besucht und mit seinen Leuten aus den eingerissenen Wirren befreit worden war, drückte die besondere Bitte aus daß man ihn an der Expedition theilnehmen lasse, und stellte ein Contingent von 1500 Mann. Der König und die Häuptlinge der Aquapim sandten 3000 Mann, und die Accradistricte stellten von 2500 bis 3000.

Es wurde verabredet daß die regulären Truppen unter Capitän Cochrane, welcher das Obercommando der ganzen Expedition erhielt, zusammen mit dem James-Town-Contingent (2500 Mann stark) und den Aquapim auf der Ebene zwischen Schai und Lartey am 9 Sept. zusammentreffen sollten.

Der Civil-Commandant der östlichen Districte wurde zum Regierungsagenten für die Expedition ernannt, mit der Weisung Capitän Cochrane zum Beginnen der Feindseligkeit gegen Ologo Patu und seine Mitverbundenen zu ermächtigen, wenn er sich überzeugt habe daß der Krieg sich nicht länger verzögern lasse, ohne die Ehre der Regierung bloßzustellen. Er hatte den bestimmten Auftrag jedes rechtmäßige Mittel zur Abwendung der Schrecken des Kriegs und der denselben begleitenden demoralisirenden Einflüsse abzuwenden, die unabweisbar sind wenn halbcivilisirte Völker unter einer und derselben Regierung mit einander in feindliche Berührung kommen. Hinsichtlich dieser Punkte sollte er von seiner persönlichen Verantwortlichkeit lebhaft durchdrungen seyn.

Da der Gouverneur fürchten mußte daß die gegen Ologu Patu erhobenen Klagen diesem unrichtig berichtet worden seyn möchten, so beauftragte er den Commandanten in Person im Krobo-Gebiet die gebieterische und unabwendbare Nothwendigkeit der Expedition auszusprechen.

Montags den 6 September brach der Commandant nach Odumasi auf, wo Odonkor Asu, der Häuptling des nordöstlichen Krobo-Gebiets, sich aufhielt, um mit ihm über diese wichtige Sache zu sprechen. Nachdem er dem Kamm der Aquapim-Berge entlang einen Umweg gemacht hatte, um den damals feindlichen Krobo-District zu umgehen, kam er am 9 Sept. in Odumasi an, und überzeugte sich sogleich daß nur ein Feldzug dem Stand der Dinge ein Ende machen könne, und schrieb dieß noch an demselben Tag an den Gouverneur, indem er ihm die Nothwendigkeit der Expedition und das unmittelbare Vorrücken der Armee auseinandersetzte. Er schrieb ebenfalls noch an demselben Morgen an Hrn. Bannermann, den Mayor von James-Town, und an die Häuptlinge der Aquapim, auf den Marktplatz in Koku-China vorzurücken, welcher am Rand der Ebene zwischen Ologo Patu's Plantagen und dem Kroboberg liegt.

Da der Civil-Commandant am 11 Sept. noch nichts von den Accra und Aquapim vernahm, schrieb er abermals von Odumasi einen Brief, der ein eiliges Vorrücken dringend empfahl. Es hieß in diesem Schreiben: „Ologo Patu ist noch auf seinen Plantagen, und ich wünschte sehr daß die Truppen zwischen ihm und dem Hügel sich aufstellen möchten. Ich hoffe daß Hr. Bannermann mit den Accras angekommen ist."

Während dieser Vorgänge sandte Ologo Patu von seinem Dorf (Sira) auf den Plantagen eine Botschaft an den Commandanten, mit der Bitte um Gnade vor der Regierung, und daß das Vorrücken der Armee unterbleiben möchte. Der Commandant ließ ihm sagen daß er die Armee nicht aufhalten könne, daß er ihm aber, wenn er sich ergebe, Leben und Sicherheit gewährleisten wolle, und daß er sich die Folgen eines gerechten Gerichtes gefallen lassen müsse. Als der Commandant am 11 Sept. von Odumasi nach Koku-China abreisen wollte, kamen abermals Boten von Ologo Patu mit der Bitte in Odumasi zu bleiben, bis er noch vor Mittag desselben Tages selbst kommen und sich ihm ausliefern würde. Der Commandant ließ ihm erwiedern daß er lieber nach Koku-China als nach Odumasi kommen möchte, da dieß ihm in seinem geschwächten und verwundeten Zustand (er wurde neulich bei seinem Nachtangriff auf einige seiner Leute verwundet) die Strapazen einer Reise von drei Meilen ersparen würde, indem Koku-China seinem Aufenthaltsort näher sey als Odumasi. Der Commandant sah wohl daß Ologo Zeit gewinnen wollte seinen Berg zu erreichen, und nicht die Absicht habe sich zu ergeben. Mit 6 Soldaten und etwa 40 Gepäckträgern begab sich der Commandant sogleich auf den Weg nach Koku-China. Als er hier ankam, ließ ihm Ologo sagen daß er zu schwach und krank sey um selbst zu kommen, daß er aber nach einigen Tagen, wenn er stärker geworden, sich ausliefern werde. Der Commandant jedoch ließ sich nicht täuschen, sondern antwortete: „Wenn Ologo Patu nicht selbst kommen könne, so solle er seinen Sohn Noy und Amorty Odontor als Unterpfand seiner Aufrichtigkeit senden, dann wolle der Commandant ohne Truppen ihn persönlich besuchen, und das Nöthige mit ihm verabreden in Betreff der Zeit wann er sich dem gerechten Gericht ausliefern werde."

Odonko Asu sandte einen Capitän und eine kleine Schaar Bewaffneter nach Koku-China zum Schutz des Commandanten, welcher, da er die Ankunft der Truppen von der Küste her des Nachmittags erwartete, mit seiner kleinen Schaar weiter gegen die Ebene marschirte, und die Schaar des Odonkor Asu in Koku-China die Nacht über zurückließ. Als er $1\frac{1}{2}$ Meile von Koku-China die Hauptstraße erreicht hatte, welche von Ologo Patu's Plantage nach dem Kroboberg führte, beschloß er hier zu bivouakiren, um dem Ologo den Rückzug nach dem Berg abzuschneiden. Während der Nacht kamen die ausgesandten Kundschafter, und berichteten daß eine große Schaar Krobos am Fuß des Berges bivouakirten, nahe an dem Weg welcher zur Stadt des Ologo Patu führte. Dieß bestärkte den Commandanten in der Vermuthung von der Flucht Ologo Patu's. Wären jetzt die Accras, oder auch nur die Aquapim allein hier gewesen, so wäre wohl Ologo

ohne Blutvergießen gefangen genommen worden. Des Morgens kam die gewisse Kunde von seiner Entweichung auf den Berg.

Am 13 Sept. erschien Capitän Cochrane und der größere Theil der regulären Truppen. Er hatte es schwierig gefunden über die steilen Pfade von Prampram hinwegzukommen, auch fehlte es ihm an Leuten welche die Ammunition trugen und die Kanonen zogen. Auch Hr. Bannermann und Hr. Holm kamen an, und berichteten das Vorrücken der Accras und Aquapim. Bannermann beklagte sich über die Langsamkeit der Accras. Am 15ten waren alle Hülfstruppen und auch die Regulären mit den Kanonen, Raketen u. s. w. herangerückt. Viele Häuptlinge traten aus dem Lager hervor, und schworen den Eid der Treue für den bevorstehenden Kampf. Dasselbe that auch Odonko Asu in Gegenwart der Officiere und der Armee. Die Aquambu erreichten das Lager zuletzt, klagten aber über Mangel an Ammunition. Sie hatten ein Faß Pulver mit 100 Pfund und ein paar Barren Blei erhalten für 1500 Mann, und erhielten jetzt noch 300 Pfund Pulver nebst Geld für Blei. Die Accras hatten 800 Pfd. Pulver und 200 Pfund Blei erhalten. Die Aquapim hatten im ganzen erhalten 1100 Pfund Pulver, 8 Fäßchen mit Patronen und 200 Pfund Blei.

Ologo Patu sandte Botschaft von seinem Berg mit der Bitte um drei Tage Aufschub, um sich auf seine Uebergabe vorzubereiten, aber der Commandant erklärte daß am 17ten die Feindseligkeiten beginnen würden. Die Armee rückte näher an die Berge vor, und die regulären Truppen nahmen ihre Stellung der Stadt Ologo Patu's gerade gegenüber. Jetzt ließ dieser durch seinen Neffen den Commandanten ersuchen die Armee abziehen zu lassen, und mit einigen Begleitern auf den Berg zu kommen und alle Streitigkeiten mit ihm ruhig daselbst zu beseitigen, da er zu schwach sey um hinabzugehen. Der Commandant versprach auf die geschwächte Gesundheit Ologu Patu's Rücksicht zu nehmen, verlangte aber indessen den Amorty Odontor und Noy als Geiseln. Der erstere von diesen beiden Häuptlingen wurde gesendet, der zweite hielt sich, wie Ologo sagen ließ, verborgen, und war nicht aufzufinden; er kam auch in der That nicht, obgleich der Commandant die feste Erklärung gab daß er kommen müsse.

Jetzt wurden (am 18ten) Anstalten zum Angriff des Berges getroffen. Die Aquapim waren auf dem linken Flügel, neben ihnen die Contingente von Christiansburg, Prampram und Schai; in der Mitte waren die regulären Truppen, unterstützt und flankirt von dem Contingent aus James-Town; auf dem rechten Flügel befanden sich die Aquambu. Alle marschirten vorwärts bis an den Fuß des Berges mit den Kanonen, zwei Haubitzen und zwei Raketenröhren. Das Signal zum Angriff sollte die schnell aufeinander folgende Abfeuerung der beiden Haubitzen seyn.

Gerade als der Angriff beginnen sollte, kam die üble Nachricht ins Lager daß Odonko Asu sich mit Ologo Patu gegen die Engländer verbunden habe, und daß Capitän Brownell und seine Truppe, welche Odonko Asu's Stadt Mangya auf dem Berg besetzen sollte, gefangen genommen worden seyen. Diese Nachricht verzögerte den Angriff. Die Armee zog sich ins Lager zurück, und ein Kriegsrath wurde sogleich zusammengerufen. Als dieser seine Berathungen begonnen hatte, kamen Briefe von Capitän Brownell und Hr. Briand (der als sein Dragoman mit auf den Berg gezogen war), welche berichteten daß sie sich in Sicherheit befänden, daß aber die Accra Hülfstruppen sie verlassen und Odonko Asu sich geweigert habe die Stadt Ologo Patu's anzugreifen, weßhalb sie in Mangya keine feste Stellung hätten nehmen können, vorläufig vor dem Angriff auf Ologo Patu.

Capitän Brownell erhielt nun Befehl, sich sogleich von Mangya zurückzuziehen, und den Angriff auf Ologo Patu's Stadt Uilo von der rechten Seite des Berges her zu unterstützen. Der Anfang des Angriffs durch Capitän Brownell sollte durch Abfeuerung einer Rakete angezeigt werden, weil ein dicker Wald zwischen dem Centrum und dem äußersten rechten Flügel die Aussicht verhinderte.

Um halb 10 Uhr Morgens sah man die Rakete Brownells, und jetzt begann der Angriff. Mit Ausnahme der Aquambu, welche bei Capitän Brownell waren, verhielten sich alle Hülfstruppen sehr träge beim zweiten Vorrücken, was Capitän Cochrane sehr verdroß, der es beklagte daß, während der Feind durch die ersten Wirkungen der Bomben und Raketen in Verwirrung gerathen war, die Hülfstruppen nur zusahen, und die gute Gelegenheit zum allseitigen und vortheilhaften Angriff verloren, ungeachtet die Führer der Hülfstruppen Tags zuvor im Kriegsrath hierüber instruirt worden waren. Nach einem halbstündigen Verzug jedoch stellten sich alle in Position und begannen den Angriff auf den Berg. Lieutenant Gatehouse mit 18 Soldaten, unterstützt von Hrn. Bannermann und einer starken Abtheilung von Accras, gewann wirklich einen Eingang in die Stadt; aber da in demselben Augenblick zwei Soldaten niedergeschossen wurden, so wankten die Accras und zogen sich zurück, und die HH. Gatehouse und Bannermann, ununterstützt, mußten mit ihren Soldaten retiriren. Die Aquapim kämpften gut auf dem linken Flügel und eroberten einen Paß bei Ologo Patu's Stadt, wichen aber ebenfalls zurück als der Feind einen großen Felsen den Abhang herunterwarf, welcher viele umstürzte und stark verwundete. Zwar behaupteten sie den steilen Paß noch weiter unten, hatten aber offenbar keinen Muth mehr zu einem abermaligen Angriff. Auch die Aquambu kämpften gut unter den Augen des Capitäns Brownell, ließen sich aber zurückschlagen durch den unerwarteten Angriff welchen eine große Partei der Leute des Odonko Asu machte, die, wie man sagt, gegen den Willen ihres Häuptlings den Ologo Patu unterstützten. Ein großer Theil der Accras kämpfte in der Front, wurde aber aufgehalten durch eine starke Abtheilung der Krobo, welche sich auf der Seite des Berges im Wald verborgen hatte. Capitän Cochrane ließ sogleich Bomben in den Wald werfen, mußte aber diesen Angriff aufgeben und seine Aufmerksamkeit auf den Rücken des Lagers wenden, dem der Feind unter dem Schutz des hohen Grases und Reisholzes sich genähert hatte. Es war nun offenbar daß der Angriff auf den Berg mißlungen, und daß beinahe die ganze Macht des Stammes gegen die Angreifer gerichtet war, nicht bloß nur ein Theil der Anhänger Ologo Patu's, wie man geglaubt hatte. In Betracht der Stärke des Berges und der ganzen Union der Krobo, welche gegen die Engländer stand, muß man sagen daß die Lage bedenklich war, und die Vertheidigung des Lagers jetzt die große Aufgabe des Tages seyn mußte. Die Accras fochten wacker, und die regulären Truppen kämpften eben so präcis als tapfer. Der Angriff wurde zweimal wiederholt und aufs tapferste zurückgeschlagen. Verwundete gab es auf Seiten der Vertheidiger wenige, getödtet wurde nicht ein einziger, während auf Seiten des Feindes 19 getödtet und mehrere verwundet wurden, welche später starben. Hätten die Accras den Capitän Brownell besser unterstützt, so wäre die Stadt genommen worden, aber sie hatten sich von Odonko Asu verführen lassen, welcher Hülfe verweigerte als man sie bedurfte. Um halb 4 Uhr Nachmittags hörte das Feuern auf, und Capitän Cochrane hielt es für rathsam das

Lager 1½ Meilen von dem hohen Gras und Gebüsch zu entfernen, das dem Feind bei Nacht viel Schutz verschaffte. Um 4 Uhr sah man selbst mit dem Fernrohr keinen einzigen Feind mehr, was ein Glück war, denn die Regulären konnten beim Rückzug des Lagers von den Hülfstruppen keine Hülfe erlangen in Hinsicht der Fortschaffung der Kanonen, der Ammunition und der Verwundeten. Schon an der Küste hatten sie sich geweigert die Ammunition und die Kanonen nach dem Kroboland zu tragen, nicht sowohl aus böser Absicht, sondern wegen des thörichten Vorurtheils daß, da sie als Soldaten in den Krieg gezogen, es nicht ehrenhaft und geziemlich für sie wäre Bagage zu tragen. Nur ein paar Nachzügler konnten durch Bezahlung mit Geld bewogen werden Gepäck zu tragen, und folglich mußten die Officiere und Soldaten sich selbst helfen, so gut sie eben konnten. Die Soldaten nahmen die Pulverkisten auf den Rücken, zogen die Kanonen und trugen die Raketen, während die Officiere auf Hängmatten die Verwundeten aus dem Felde trugen. Es war ein peinlicher Anblick. Hätte der Feind den nöthigen Muth besessen, so hätte er die Officiere und Leiter der Expedition vernichten oder gefangen nehmen können, aber glücklicherweise war er zu sehr geschlagen als daß er den Versuch machen wollte, und so gieng alles gut von statten. Der Abend endete jedoch mit einem verdrießlichen Vorfall. Der Hauptanführer der Accras führte nämlich, im Widerspruch mit dem Lagerbefehl, das Accra-Contingent der Küste zu, riß die bürgerlichen und militärischen Officiere und Anführer mit sich fort, 10 Meilen weit von dem Kroboberg, und gab dem ruhigen Rückzug nach einem bessern Lagerplatz den widrigen Anschein einer Niederlage. Um 8 Uhr Abends fanden sich die Officiere und Soldaten mit dem Civilcommandanten auf der Schaiplantage, 10 Meilen von dem Schlachtfeld entfernt, während Dowuna, der Häuptling von Christiansburg, mit seinen Leuten, und die Aquapim und Aquambu nur 800 Schritte vom Kroboberg entfernt übernachteten.

Als der Kampf am 18ten zu Ende gieng, eilten einige Abtheilungen der Eingebornen, denen die Furcht Flügel gab, nach Prampram, wo sie um Mitternacht ankamen, und dem Gouverneur die Nachricht brachten daß die Truppen der Regierung eine schwere Niederlage erlitten hätten und sich auf Prampram zurückzögen. Am folgenden Morgen kamen einige von den Accras und bestätigten diese Nachricht. Der Gouverneur, der diese falsche Nachricht für wahr hielt, sandte sogleich dem Capitän Cochrane und dem Civilcommandanten eine Anzahl Reiter zu Hülfe; diese aber kehrten wieder zurück, und berichteten den wahren Sachverhalt: daß zwar der Angriff auf den Berg mißlungen, aber keine Niederlage stattgefunden habe, daß die Krobo, welche mit großem Vortheil die Offensive ergriffen, tapfer zurückgeschlagen worden seyen, und daß die Aquapim, Aquambu und Christiansburger in der Nähe des Berges die Nacht zugebracht hätten und weitere Befehle erwarteten.

In Assabi wurde jetzt ein Kriegsrath gehalten und die Armee reorganisirt. Assabi liegt am Fuß der Aquapim-Bergreihe, etwa 16 Meilen vom Kroboberg und 36 Meilen von Accra. Die Könige und Häuptlinge waren bereit ihre Truppen in Assabi zu versammeln, um die Expedition zu einem guten Ende zu bringen und die Krobo zu unterwerfen.

Auch von der Küste her kamen neue Truppen. Am 25 Sept. kamen Boten von Odonko Asu, welcher erklärte daß er selbst am 18ten nicht gegen die Engländer gefochten, sondern alles aufgeboten habe um seine Leute von den Feindseligkeiten gegen die Regierung abzuhalten, obgleich seine Bemühungen vergeblich gewesen seyen.

Am 1 Oct. hörte der Gouverneur in Christiansburg daß Ologo Patu neue Eröffnungen gemacht habe. Diese Nachricht bewog den Commandanten (als politischen Agenten der Regierung) zur schleunigsten Rückkehr ins Lager, das aber nicht mehr in Assabi war, sondern in Abusi, einem Aquapimdorf am Fuß der Aquapimberge, 6 Meilen näher gegen den Kroboberg hin. Hier vernahm er die näheren Umstände die seit dem 15 Sept. auf dem Berg und in andern Theilen des Kroboландes vorgefallen waren.

Peter Ngarko, der Sohn des Odonko Asu, der als Geisel für seinen Vater ins Lager nach Assabi gesendet worden war, theilte folgendes mit: Der Constable Jonathan Palmer, welcher am 15 Sept. das Ultimatum der englischen Regierung an Ologo Patu zu überbringen hatte, kam auf seinem Weg nach Mangya, der Bergstadt des Odonko Asu, und blieb daselbst über Nacht. Am folgenden Tag rief Odonko Asu die Capitäne und Hauptleute von Mangya zusammen, ebenso die Hauptleute von Uilo, der Bergstadt des Ologo Patu, und erklärte ihnen den Inhalt des Schreibens vom Commandanten. Er bemerkte allen daß sie nichts mit Ologo Patu's Sache zu thun haben sollten, und fragte dann die Häuptlinge des Ologo ob sie für ihren Herrn bei seiner Rebellion gegen die Regierung kämpfen wollten, worauf sie erklärten daß sie dieß weder wollten noch könnten. Palmer las dann den Brief dem Ologo Patu persönlich vor. Odonko Asu sandte sodann Boten an alle Unterthanen des Ologo, und lud diejenigen welche der Regierung treu bleiben wollten ein sogleich nach Mangya zu kommen, und den Ologo seinem Schicksal zu überlassen. Manche gehorchten, andere verbanden sich mit Ologo Patu.

Als der Kampf am 18 Sept. begann, warnte Odonko Asu alle seine Leute gegen die Regierung zu streiten, weil sie ihr Treue geschworen hätten. Aber sogleich verließen fünf seiner Unterhäuptlinge (nämlich Tenu, Ole:y, Ba-Amanu, Geobasen und Nah-Anim) mit ihren Bewaffneten Mangya um Ologo Patu zu unterstützen. Odonko Asu sandte ihnen drei Boten nach um sie aufzuhalten, aber Tenu erwiederte, er (Odonko Asu) habe den Commandanten gerufen um ihn (Tenu) gefangen zu nehmen; er werde den Commandanten aufs hartnäckigste bekämpfen. Einer der Boten wurde dann gepeitscht und weggeschickt. Tenu und die andern alle hätten Capitän Brownell und die Aquambu, und zuletzt das Lager angegriffen, wobei sie 19 Mann verloren hätten, und sechs seyen seit jener Zeit an den Wunden gestorben. Am Tag nach dem Gefecht seyen die Krobo zu Odonko Asu gekommen um Pulver von ihm zu verlangen, welches er ihnen verweigerte, mit der Erklärung daß er sie ja nicht in den Kampf gesendet habe; worauf sie erwiederten daß, wenn er ihnen kein Pulver gäbe, er ihnen die Kauris zurückgeben müßte welche sie als Kopfsteuer bezahlt hätten. Nach der Abreise des Commandanten von Odumasi nach Koku-China hätten feindliche Krobo dem Soldaten, welcher die Kopfsteuer-Kauris in Verwahr hatte, den Kopf, die Arme u. s. w. abgeschnitten und seinen Leib in den Fluß geworfen. Der Name des Mörders hieß Odum, der zwar von Odonko Asu's Partei gewesen, aber sich gegen dessen Willen an Tenu angeschlossen und gegen die Regierung gekämpft habe. Peter Ngarko bemerkte ferner daß Odonko Asu ins Lager des Commandanten kommen werde, sobald die Armee herannahe.

Am 11 October brachen die Truppen von Abusi auf und rückten gegen den Kroboberg vor. Man erreichte den Sattelhügel, eine kleine Gruppe von Hügeln südlich vom Kroboberg. Er heißt so wegen seiner eigenthümlichen Gestalt. Dieser Hügel wurde zu einem permanenten Lager bestimmt und nöthigen Falls befestigt, Hütten wurden aufgerichtet

gegen Sonne und Regen. Viel Wasser war in der Niederung in kurzer Entfernung von der Hügelgruppe — ein wesentliches Erforderniß im heißen Klima.

Am 12 kam Odonko Asu in der Frühe mit einer englischen Flagge, und begleitet von vielen seiner Leute. Er wurde freundlich empfangen. Der Commandant las ihm die von seinem Sohn Peter Ngarko eröffneten Mittheilungen vor, und fragte ob sie richtig seyen. Er bestätigte sie.

Am 13 stellte Odonko Asu dem Commandanten sechs Häuptlinge seines Volkes vor, auch fünf andere von der Stadt des Ologo, welche die Regierung um Frieden baten und sich unterwerfen wollten. Sie versprachen mit 1130 Mann den Berg zu verlassen und ins Lager zu kommen, wenn Ologo Patu in seiner Rebellion fortfahren würde. Bei ihrer Rückkehr auf den Berg wurden sie beauftragt dem Ologo Patu zu sagen: 1) daß die Regierung nicht gegen Weiber und Kinder Krieg führe, daß der Commandant der Truppen die Weiber und Kinder unbehindert abziehen lassen werde, wenn Ologo mit seinen Leuten den Kampf aufnehmen wolle. 2) Daß die Regierung entschlossen sey sich seiner Person zu bemächtigen, um ihn wegen seinen Vergehungen vor Gericht zu ziehen. 3) Wenn er sich ergebe, so biete ihm die Regierung Leben und Sicherheit an.

Am 15 Oct. kamen Boten von Odonko Asu und seinen Capitänen, sowie auch von den Häuptlingen unter Ologo Patu. Sie theilten mit daß sie den Ologo aufgefordert hätten sich der Regierung zu ergeben, und daß er zu wissen verlange warum ihn die Regierung aufgefordert habe vor ihrem Tribunal zu erscheinen. Die nöthige Antwort wurde ihm übersendet.

Am 16 sandte Ologo einen Boten mit der Erklärung daß er ins Lager kommen und sich ergeben werde, aber da Tenu der Mann sey wegen dessen er in Verlegenheit mit der Regierung gerathen, so müsse dieser sich auch ergeben. Zu gleicher Zeit sandte er eine taugliche Geisel anstatt des Sklaven, den er vorher gesendet hatte, und der zurückgewiesen wurde. Auch verlangte er noch mehr Zeit bis zur Uebergabe. Man ließ ihm sagen daß eine Armee von 15,000 Mann sich jetzt gegen Krobo in Bewegung setze und ohne große Ausgabe nicht im Feld behalten werden könne, jeden Pfenning hätten die Krobo zu bezahlen, es wäre daher in ihrem Interesse die Unterhandlungen zu beschleunigen. Tenu wurde ebenfalls aufgefordert zu erscheinen. Er versprach zu kommen wenn er seinen verstorbenen Verwandten beerdigt haben werde.

Am 20 Oct. hatte der Commandant eine lange Unterredung mit Dowuna, dem Häuptling von Christiansburg, von dem er vernahm daß die von Ologo Patu ins Lager gesandten Spione ihm berichtet hätten, er werde sicherlich von der Regierung gehängt und auf jede Art grausam behandelt werden, wenn er sich ergeben würde. Der Commandant sandte durch Dowuna eine Botschaft welche diese Befürchtungen zerstreute.

Es waren jetzt gegen 10,000 Mann versammelt, und Kujo, der große Häuptling vom James Town District, wurde bei seiner Ankunft mit sechs Kanonenschüssen begrüßt, wie es vorher, als Dowuna ankam, ebenfalls geschehen war. Dieser Empfang wirkte auf die Krobo.

Abends sandte Ologo Patu Boten und ließ sagen daß er bereit sey sich zu ergeben, aber wünsche den Donnerstag vorbeigehen zu lassen, weil dann ein großer Fetischtag unter den Krobo sey. Seinem Wunsche wurde entsprechen, und der Freitag-Morgen wurde festgesetzt als Zeit der Uebergabe.

Am 22 October Morgens 2 Uhr wurde der Commandant vom Schlaf aufgeweckt, ebenso Capitän Cochrane, und die Nachricht überbracht daß Ologo im Lager sey. Beide Herren nahmen ihre Sitze im hellen Mondschein, ihn zu empfangen. Dowuna brachte ihn vor sie. Er kniete vor ihnen nieder in anscheinender Beugung, und wurde von ihnen freundlich empfangen und ein passendes Nachtquartier ihm angewiesen. Der Commandant sandte sofort eine Botschaft an den Gouverneur mit der erfreulichen Nachricht daß die große Ursache des Streits welcher 15,000 Mann unter die Waffen gerufen hatte, schnell und glücklich gehoben sey durch die freiwillige Uebergabe des Ologo Patu.

Mittags den 25 October versammelte sich die ganze Armee von 15,000 Mann in der Ebene zwischen dem Lager und dem Kroboberg. Die Absicht dieser Bewegung war daß die Krobohäuptlinge öffentlich vor der ganzen Armee ihre Unterwerfung kund geben sollten, worauf ein Theil der regulären Truppen förmlichen Besitz von dem Berg nehmen würde. Lieutenant Gatehouse erstieg mit 10 oder 12 Mann zuerst den Berg, und pflanzte den Union-Jack auf dem höchsten Punkt von Ologo Patu's Stadt auf. Ihm folgte sogleich Capitän Luke mit einer andern kleinen Truppe. Ebenso erstieg Capitän Brownell die Stadt des Odonko Asu und nahm von ihr Besitz. Nach Aufpflanzung der Flagge auf dem Berge feuerte die Artillerie einen königl. Salut.

Der 29 October schloß das große militärische Drama der Krobo-Expedition.

Die Krobo-Häuptlinge kamen vom Berg herab, erschienen vor dem Gouverneur und seinem Gefolge, und legten ihre Waffen nieder zum Zeichen ihrer völligen Unterwerfung. Die Scene war sehr rührend. Die Führer der Hülfstruppen waren alle gegenwärtig bei der Gelegenheit. Die Waffen der Häuptlinge und Capitäne wurden ihnen abgenommen bis nach der gerichtlichen Untersuchung, welche am 30 October ihren Anfang nahm und am 22 Nov. geschlossen wurde. Es war nicht schwer die Schuld der angeklagten Personen zu beweisen, nur in Betreff des Odonko Asu war das Gericht nicht einig. Es war übrigens klar daß er am 18 Sept. sich nicht mit den Truppen der Regierung vereinigte, und daß er dadurch und durch die wirkliche Feindseligkeit der meisten seiner Leute die Expedition einer großen Gefahr ausgesetzt hatte, aus welcher sie nur durch die gütige Vorsehung Gottes gerettet wurde.

Ologo Patu wurde der Häuptlingschaft über die südwestlichen Krobo entsetzt, und Tenu zu einjähriger Gefangenschaft verurtheilt. Von den Kriegskosten hatten zu zahlen

1) Ologo Patu	15,000	Stück Kauris.
2) Die Häuptlinge seines Districts	20,000	"
Zusammen	35,000	"
3) Odonko Asu's Häuptlinge .	24,000	"
4) Tenu	6,000	"
Gesammtsumme	65,000	"

Ologo Patu wurde gefangen gehalten bis seine Strafe bezahlt war, seine Häuptlinge hatten Geiseln zu stellen. Odonko Asu war verantwortlich für die Bezahlung der Strafe welche seinem District auferlegt wurde, und seine Häuptlinge mußten Geiseln stellen.

Am 4 Nov. reiste der Gouverneur ab, und auch die Hülfstruppen kehrten in ihre Heimath zurück. Ologo Patu mußte mit nach der

Küste, im Verwahrsam von Dowuna. Odonko Asu mußte ebenfalls dorthin gehen. Nachdem die Krobohäuptlinge Geiseln gestellt hatten, wurden sie in Freiheit gesetzt und ihnen ihre Waffen zurückgegeben. Odum, der Mörder des Soldaten in Kpong, wurde zur Verurtheilung nach der Küste genommen. Der Friede war somit wiederhergestellt.

Die Bevölkerung am Red-River.

(Nach dem Amerikanischen.)

Die Straßen von St. Paul bieten in mehreren Monaten des Jahres einen eben so eigenthümlichen wie malerischen Anblick. Die wilden Nachbarn aus dem Norden, die Pembinesen und Selkirkers, ziehen mit ihren eigenthümlichen Ochsenkarren, zottigen Ponies und mächtigen Wolfshunden durch die Stadt, und die Festigkeit ihres Ganges, die Freiheit ihrer Bewegungen, ihr stolzes und zugleich liebenswürdiges Benehmen und ihre schönen Gestalten wecken beim ersten Anblick das Interesse für die sonderbaren Gesellen mit den bronzefarbenen Gesichtern und langen auf die Schultern herabhängenden Haaren. Ihre dunkeln, meist blauen groben Jacken sind mit einem Ueberfluß von ungeheuern glänzenden Messingknöpfen besetzt, ihre langen flatternden Schärpen sind vom brennendsten Roth, und die leichten kleinen Mützen scheinen halb nach tartarischem, halb nach französischem Muster gefertigt. Die weiten Beinkleider bestehen aus Bison- oder Elennleder, oder aus einem dunkeln starken Wollenstoff, und fein gearbeitete dunkle Moccassins bedecken ihre Füße, und vervollständigen das wilde, wunderliche und zugleich romantische Costüm. Die Physiognomien der wilden Männer weisen die Vermischung der kaukasischen Racen mit indianischem Blut aufs evidenteste nach, und alle Hautschattirungen, von dem dunkeln Braun des Indianers mit straffem Rabenhaar bis zu der des rothwangigen, blauäugigen, blonden Europäer, lassen sich unter ihnen auffinden. Ihre Sprache ist ebenso wunderlich gemischt wie ihre Hautfarbe. Man hört in ihrem Lager französisch, gälisch und englisch neben dem Idiom der Ojibewas, ein Durcheinander der verschiedensten Accente, bald sanfte musikalische Töne, bald abgebrochene, wilde Kehllaute in so überraschendem Contrast, daß sich das Interesse an dem räthselhaften Volke nur um so höher steigert. Sie haben von der Mutter die Vorliebe für das freie abenteuerliche Leben der Wilden geerbt, von dem Vater aber schreiben sich ihre halbcivilisirten Neigungen und Gewohnheiten her, die sie abhalten sich trotz der geographischen Lage der von ihnen bewohnten Landstriche ganz und gar von dem Verkehr mit der civilisirten Welt zurückzuziehen.

Zwischen den Rocky Mountains und der Hochebene welche von den der Hudsonsbay zuströmenden Wassern durchschnitten wird, liegt ein prächtiger fruchtbarer Landstrich, der sich von den Quellen des Mississippi und des Red-River bis zu den Höhen erstreckt auf welchen der Saskatchewan entspringt, und in diesem an Wild und Mineralien reichen Thale schlagen diese halbwilden Amerikaner einen Theil des Jahres ihren Wohnsitz auf.

Schon vor länger als einem Jahrhundert waren unternehmende französische Kaufleute, in dem Eifer ihren Handel und ihre Herrschaft über die neue Welt auszubreiten, bis über die Seen Superior und Winnepeg vorgedrungen. Auf einer alten englischen, von „Sr. Majestät Geographen," Thomas Jefferys gefertigten, vom Jahre 1762 datirten Karte ist zu sehen daß die Franzosen damals ein Fort, „La Reine" genannt, an dem Zusammenflusse des Red-River und des Assiniboine besaßen, und auf einer Karte von De L'Isle, Paris 1703, also achtundfünfzig Jahr früher, finden wir ihre Forts weit über die Hudsonsbay-Länder verstreut. Die Commandanten dieser im Innern der weiten Wildniß des Nordwestens vereinzelt liegenden Forts oder Posten herrschten mit der Willkür und Macht feudaler Barone und besaßen eine unumschränkte Gewalt über die „Waldläufer" (courriers du bois), wie die ihnen untergebenen Canadier genannt wurden. Zuweilen kamen Zeiten wo diese letztern sich in den Forts versammelten um von ihrer harten Arbeit auszuruhen, die darin bestand Pelze zusammen zu tragen und die Forts mit den nöthigen Lebensmitteln zu versorgen. Sie betrachteten diese Momente als eine Schadloshaltung für alle Gefahren und Mühseligkeiten ihres wilden Lebens. Gesang und Musik schallte dann aus ihrem Lager, haarsträubende Geschichten wurden erzählt, und zur Krönung des Festes tanzte man mit indianischen Mädchen. Dabei giengen das Glas und die Flasche unaufhörlich umher, und die immer bacchanalischer werdende Lust nahm ihr Ende erst mit dem Ende der Nacht.

Heirathen zwischen diesen wilden Männern und den Indianerinnen wurden von den obern Beamten der Pelzhandelsgesellschaft sehr protegirt, denn sie brachten die „Waldläufer" in größere Abhängigkeit von ihnen und fesselten sie an das Land. Die aus diesen Verbindungen hervorgegangene sehr zahlreiche Nachkommenschaft, sowie die Nachkommen der „freien Leute" — so wurden diejenigen Canadier genannt die sich der Abhängigkeit der französischen Pelzhändler entzogen und sich ebenfalls Indianerinnen zu Lebensgefährtinnen gewählt hatten — nannten sich wegen ihrer eigenthümlichen Gesichtsfarbe Bois-brûlés (verbranntes Holz).

Nach der Besitznahme von Canada durch die Engländer mischte sich angelsächsisches Blut mit dieser neuen Race. Zu Anfang dieses Jahrhunderts hatte Lord Selkirk, ein schottischer Edelmann, die Idee das weite fruchtbare Thal mit seinen Landsleuten zu bevölkern, und 1811 erhielt er wirklich von der Hudsonsbay-Gesellschaft, deren Mitglied er war, zu diesem Zweck eine bedeutende Strecke Landes. 1815 begannen die neuen Pioniere einige Häuser und eine Mühle zu bauen, aber die Rivalin der Hudsonsbay-Gesellschaft, die sogenannte Nordwest-Compagnie, sendete als Wilde verkleidete Männer nach der Ansiedlung, um die Einwanderer zu vertreiben. Diese zogen sich in südlicher Richtung gegen die Gränze der Vereinigten Staaten zurück, bis zu einem Orte den man Pembina nannte, eine Abkürzung des Ojibewa-Wortes Anepembinan, d. h. „Hohe-Busch-Moosbeere," welche Pflanze man dort in großem Ueberflusse fand. Die verjagten Ansiedler kehrten später nach ihrer Colonie zurück, wurden aber immer wieder durch Grausamkeiten aller Art vertrieben, und erst nach Jahren gelangten sie in den ruhigen und ungestörten Besitz ihres Landes. Der erbitterte Hader der beiden Pelzhandelsgesellschaften wurde nicht eher

vollständig geschlichtet als bis sie sich im Jahre 1821 zu einer Compagnie vereinigten.

Die Colonie zählte im September des Jahres 1815 etwa 200 Seelen, jetzt ist sie durch natürliche Vermehrung und durch Einwanderung zu einer Kopfzahl von 10,000 herangewachsen, und besteht hauptsächlich aus Schotten, Engländern und Schweizern. Solange das Land im Besitz der französischen Pelzhändler war, transportirte man die Waaren über den Winnepeg- und Superiorsee auf der natürlichen Wasserstraße welche zu der Küste des atlantischen Oceans führt. Als der Handel in die Hände der englischen Hudsonsbay-Compagnie übergieng, beförderte man das Pelzwerk auf einer andern Straße, nämlich auf dem viel beschwerlichern Wege durch den Nelson-River, welcher in die Hudsonsbay mündet, aber als endlich die Wogen der Emigration die Landstrecken am Mississippi überflutheten, als die Vorurtheile fielen welche die Monopolisten des Pelzhandels verbreitet hatten, um andere Ansiedler von jenen Landstrichen fern zu halten, die ihnen eine so goldene Ernte lieferten, als sich die Ansiedlungen und die Civilisation immer mehr der Gränze ihres Gebietes näherten, da veranlaßte die Nähe des Marktes die Colonisten und Jäger des Red-River einen neuen Weg für ihren Handel mit Häuten und Pelzwerk einzuschlagen, und zwar im Mississippi-Thale abwärts nach St. Paul. In den letzten Jahren hat sich der Verkehr bedeutend vermehrt; aus den anfänglichen dreißig bis vierzig Karren sind jetzt ungeheure Karawanen von Hunderten mit Ochsen und Pferden bespannter Wagen geworden, und in der vergangenen Saison trafen über achthundert mit Häuten und Pelzwerk beladene Karren aus jenem nordwestlichen Thal in St. Paul ein. Selbst die Hudsonsbay-Compagnie hat es kürzlich bequem gefunden von dem nahen Markte Notiz zu nehmen. Sie hat über sechzig Wagen mit Pelzwerk nach St. Paul geschickt, um Rindvieh, Maulthiere und Ackergeräthschaften dafür entgegen zu nehmen. Dieß ist ein Zugeständniß von guter Vorbedeutung für die Vermehrung des Verkehrs mit den ungeheuern Landstrichen welche sich bis zum Fuße der Rocky-Mountains erstrecken.

Während sie ihr Lager in der Nähe von St. Paul aufgeschlagen hatten, wurde ich durch öftere Besuche mit vielen Bois-Brulés, Franzosen und Selkirkers, wie die Schotten sich nennen, bekannt. Ich fand sie heiter, liebenswürdig, lebhaft, voll Scherz und Lust, immer aufgelegt zum Lachen, Singen und Tanzen, von kindlichem, ungekünsteltem Benehmen, und einer Naivetät die ebenso bezaubernd wirkte als sie unerwartet war. Eines Tages, als ich nach dem Lager gieng, sah ich einen alten sehr anständig aussehenden Bois-Brulé mit hübschem Gesicht, der wie ich, im Schweiße seines Angesichts über die Prairie schritt. Ich gieng langsamer, um mich von ihm einholen zu lassen; er erwiederte meinen Gruß sehr höflich, und wir begannen zu schwatzen. Er war ein starker Mann mit silberweißem Haar, und obgleich das Alter ihn etwas gebeugt hatte, mochte er doch immer seine sechs Fuß messen. Seine Stimme war ausnehmend wohlklingend, und er sprach das Englische sogar mit Eleganz.

Nachdem wir einige Minuten nebeneinander hergegangen waren, erzählte er mir mit kindlicher Einfachheit daß er an diesem Morgen von einem Handelsmann in der Stadt eine Truhe gekauft und den Schlüssel zu derselben an einer Schnur um den Hals gehängt habe, um ihn nicht zu verlieren. Aber gerade diese Vorsicht wurde die Ursache eines Mißgeschicks, denn als er sich über die Truhe beugte um sie zu packen, war der mit einer Feder schließende Deckel zugefallen und hatte den Schlüssel gefangen. Der alte Mann war nun zu dem Händler gegangen, bei dem er mehrere Truhen mit gleichen Schlüsseln gesehen, und hatte gebeten ihm einen derselben zum Oeffnen seines Kastens zu leihen. Zu seinem großen Erstaunen und Aerger hatte der Händler sich geweigert einen Schlüssel zu borgen, wahrscheinlich weil er fürchtete denselben nicht wieder zu bekommen. Er meinte, der alte Mann solle seine Truhe zu ihm schicken um sie aufschließen zu lassen, und es blieb dem Käufer keine andere Wahl; aber er fühlte sich in seiner Ehre empfindlich gekränkt, und seine Augen sprühten Feuer als er sagte: „Er glaubt wohl ich würde ihm den Schlüssel stehlen — das würde ich sicherlich nicht gethan haben!"

Ich gieng mit dem Alten nach dem Lager; er ließ seine Truhe aus dem Zelt bringen — leider konnte ich sie mit keinem der Schlüssel öffnen die ich bei mir hatte, aber während ein junger Mensch einen Ochsenkarren anspannte um die Truhe wieder nach der Stadt zu fahren, gelang es mir den Schlüssel vermittelst der Schnur, die daran geblieben war, herauszuziehen. Der alte Bois-Brulé war mir für den kleinen Dienst sehr dankbar — wir schlossen Freundschaft, und ich habe von ihm viel über das Leben, den Handel, die Jagd ꝛc. seiner Genossen erfahren.

Die Hälfte der Bevölkerung am Red-River und besonders derjenige Theil derselben welcher von europäischem Blute stammt, beschäftigt sich nach der Art der Ansiedler in den Vereinigten Staaten mit Ackerbau und Viehzucht. Diese Colonisten sind zum größten Theile protestantischer Religion, zum Theil gehören sie auch zu den Presbyterianern, den Methodisten und den Episkopalen. Die Bois-brulés und Canadier, welche weit öfter Verbindungen mit indianischen Frauen schließen, gehören dagegen zur römisch-katholischen Kirche, und gewinnen ihre Existenz ausschließlich durch die Jagd.

Ihre Niederlassungen, sowie die Farmen der ackerbautreibenden Colonisten, sind längs der Ufer des Red-River und des Assiniboine, und südlich bis zu den Gränzen des Minnesota-Gebietes verstreut. Die niedlichen, mit hübschen eingefriedigten Gärten und wohl angebauten Feldern umgebenen Hütten und zahlreiche Heerden weidender Ochsen und Pferde geben der Landschaft ein ebenso friedvolles wie belebtes Ansehen. Hier und da drehen sich die Flügel einer Windmühle, oder erhebt sich die schlanke Thurmspitze eines Kirchleins in die Luft. Die Kinder des schottischen Hochlandes haben die ganze Ruhe und Behäbigkeit ihrer heimathlichen Weiler mit in die neue Welt herübergebracht.

Das Leben der Jäger ist das gerade Gegentheil. Sie verbringen ihre Zeit in der Aufregung und mit den Abenteuern der Jagd, oder in Nichtsthun und Festlichkeiten. So lange der Ertrag ihrer letzten Excursion aushält, sind sie die lustigsten der Lustigen. Sie tanzen Nächte lang nach dem Klang einer Violine oder Sackpfeife, oder sie vertreiben sich die Langeweile mit Spielen, Trinken, Singen und mit Liebesabenteuern. Kommt aber der Frühling heran, so gehen sie mit Eifer an die Vorbereitungen zu ihrer nächsten Expedition gegen die Büffel; und die Herstellung neuer Karren, sowie die Ausbesserung der alten wird so ernstlich betrieben, daß die ganze Ansiedlung von Hammerschlägen wiederhallt. Diese auf zwei plumpen Rädern gehenden Karren sind ebenso eigenthümliche wie sinnreiche Fahrzeuge. Sie sind ganz aus Holz gebaut, und nicht ein Nagel, nicht eine Schraube von Metall ist daran zu sehen; dessenungeachtet aber sind sie so stark und dauerhaft, daß sie viele Jahre halten, obgleich sie mit schweren Lasten beladen Strecken von mehr als

tausend Meilen zurücklegen. Neue Geschirre für die Zugochsen werden aus rohen in Streifen geschnittenen Häuten gefertigt, die alten werden reparirt; Büffelfelle verwandeln sich in Zelte, und bald ist alles für die lange Reise und den Aufenthalt in den Prairien vorbereitet.

Endlich kommt der gewöhnlich zum Aufbruch bestimmte Tag, der 1 Juni, der zuweilen aus mehr als tausend Karren bestehende Zug setzt sich in Bewegung, und zwar so daß immer ein Karren hinter dem andern fährt, und die Karawane eine schmale unabsehbare lange Linie bildet. Weiber und Kinder begleiten die Jäger. Sie schlagen die Zelte auf, kochen und verrichten andere leichte Arbeiten im Lager.

Die Gesetze und Einrichtungen dieser Jagdgesellschaften sind sehr einfach. Die Gemeinschaft wählt einen Anführer oder Obercommandeur aus ihrer Mitte und theilt sich dann in mehrere kleinere Trupps, die wiederum unter der Leitung eines selbstgewählten Führers stehen. Die Capitäns bilden dann einen Rath, und entwerfen die Gesetze welche im Lager gelten sollen, und welche gewöhnlich buchstäblich befolgt werden. Die im Jahr 1850 in Pembina entworfenen Gesetze lauten, wie folgt:

1) Kein Büffel darf am Sonntag geschossen werden.
2) Keine Partie der Gesellschaft darf willkürlich vorauseilen oder zurückbleiben.
3) Niemand darf einen Büffel schießen, bevor dazu Erlaubniß gegeben ist.
4) Jeder Anführer muß, wenn die Reihe an ihm ist, mit seinen Leuten das Lager bewachen.
5) Demjenigen welcher diese Gesetze zum erstenmal übertritt, soll Sattel und Zaum zerschnitten werden.
6) Demjenigen welcher sie zum zweitenmal verletzt, soll der Rock ausgezogen und zerschnitten werden.
7) Die dritte Uebertretung der Gesetze wird mit Schlägen bestraft.
8) Wenn eine Person des Diebstahls, sey es auch nur im Werth einer Ochsensehne, überführt wird, so soll sie in die Mitte des Lagers geführt werden, der Ausrufer soll dreimal ihren Namen rufen und jedesmal die Bezeichnung „Dieb" hinzufügen.

Schlagen die Jäger ein Lager für die Nacht auf, so werden sämmtliche Karren im Kreise mit den Deichseln nach außen aufgestellt, und auf diese Weise ein hölzerner Cordon gebildet, in dessen einem Ende man die Zelte aufschlägt, während man an der entgegengesetzten Seite des Kreises die Thiere anbindet. Schildwachen, welche regelmäßig abgelöst werden, und Patrouillen bewachen das Lager, und nicht selten wird des Jägers tiefer Schlaf durch den Allarmschrei unterbrochen, der ihn aufruft einen Ueberfall verrätherischer Rothhäute zurückzuschlagen. Das Einziehen der Flagge ist Morgens das Zeichen zum Aufbruch, das Aufziehen derselben dient Abends zum Signal zu halten und das Lager aufzuschlagen.

So nähert sich die Karawane in regelmäßigen Tagesmärschen endlich den Jagdgründen am Saskatchewan, wo Büffelheerden weiden, von denen eine einzige oft mehr als tausend Stück zählt. Die Vorläufer oder Kundschafter der Jäger spüren den Stand der Heerden und ihre muthmaßliche Zahl aus, und bringen dem Obercommandeur Nachricht. Das Lager wird aufgeschlagen und der Angriff vorbereitet. Auf ihren besten und schnellsten Pferden und unter der Leitung ihrer Führer suchen sich die Jäger, vorsichtig jeden Vortheil des Terrains benutzend, unbemerkt der Heerde so weit als möglich zu nähern, bis das langsame Vorwärtsschleichen durch das Commandowort „Charge" in einen rasenden Galopp verwandelt wird, und der Schwarm der Jäger die arglosen und durch den Ueberfall erschreckten Thiere mit einem tödtlichen Kugelregen begrüßt. Die entsetzten Thiere stürzen in rasender Flucht von dannen, und die Scenen welche nun folgen, spotten jeder Beschreibung. Der Boden der Prairie ist in einem Moment aufgewühlt, mächtige Staubwolken steigen unter den Hufen der fliehenden Büffel und der verfolgenden Rosse auf, und das Gebrüll der geängstigten Thiere mischt sich mit dem donnernden Hufschlag, unter dem die Erde zu erbeben scheint. Im Laufe eines Tages werden oft mehr als tausend Büffel erlegt. Die Jäger folgen den Heerden in vollem Galopp, und laden und feuern ohne einen Moment anzuhalten. Das Pulver wird durch einen Stoß der Büchse gegen den Sattel festgestampft, und die Kugel läßt der Reiter aus dem Mund in das Rohr laufen, ohne an einen Pfropfen zu denken.

Der Weg der Jäger wird durch Haufen todter Büffel bezeichnet und die zerstampfte Ebene ist getränkt mit Blut. Die Karren folgen diesen Spuren und führen die erlegten Thiere nach dem Lager. Hier werden zuerst die Zungen und die Felle in Sicherheit gebracht, und sodann birgt man das Fleisch, wovon indessen ein Theil durch die Hitze verdirbt und unbrauchbar wird. Ein Theil davon wird getrocknet und das übrige verarbeitet man zu Pemmican, indem man es in kleine Stückchen schneidet und es mit dem geschmolzenen Talg der Büffel vermischt, und diese Masse in flüssigem Zustand in Säcke von Büffelhäuten füllt.

Nachdem die Zungen eingesalzen und die Häute getrocknet sind, ist die Aufgabe der Expedition beendet. Die Jäger kehren in ihre Heimath zurück, wo sie bis zum Beginn der Septemberjagd bleiben. Von dieser kehren sie nicht eher heim als bis sie ihre Beute gefroren transportiren können, und dann folgt abermals eine Zeit des Genusses, der trägen Ruhe und der wilden Lust.

Die letzte amerikanische Erforschung des Parana und seiner Nebenflüsse.

Als nach dem Sturze Rosas' die Banda Oriental im Aug. 1852 die La Plata-Ströme der Schifffahrt aller Nationen öffnete, erhielt ein amerikanischer Seemann, Thomas J. Page, im Februar 1853 den Auftrag mit dem Dampfer Water-Witch von 400 Tonnen und 9 Fuß Tiefgang auf dem Parana und Paraguay bis Asuncion vorzugehen, mit der dortigen Regierung einen Handelsvertrag abzuschließen, und dann den Paraguay hinauf bis in das Innere Brasiliens vorzudringen, so weit es überhaupt gienge und ihm verstattet würde. Der historische Bericht über diese Reise, [1] welcher kürzlich erschien, ist nun zwar größtentheils eine nautische Beschreibung der Eigenthümlichkeiten

[1] La Plata, the Argentine Confederation and Paraguay by Thomas J. Page. London 1859. Trübner.

des zweitgrößten südamerikanischen Stromes, enthält aber untermischt einen reichen Schatz von Beobachtungen wenig gekannter Länder, für welche große Zeiten zu reisen scheinen, und Erzählungen belehrender, ja sogar historischer Erlebnisse.

Wir finden den Sommer 1853 über die Expedition noch in der Nähe des La Plata selbst, und können den Verfasser nach San José dem Landsitze oder der Estancia Urquiza's, begleiten. Wir haben schon früher aus südamerikanischen Quellen diese ländliche Residenz des Oberhauptes der argentinischen Conföderation geschildert, über das sich beiläufig Hr. Page in begeistertem Lob äußert. Urquiza hat mehrere solcher Estancias, und da der Grundbesitz dort nach Quadratmeilen gezählt zu werden pflegt, so dürfen wir uns nicht wundern daß nicht einmal von den Thürmen des wenig geräumigen Herrenhauses das Auge auf der Grassteppe die Gränzen der Besitzung zu erreichen vermag. Urquiza duldet auf seinem Grund und Boden kein fremdes Jagdrecht, und es haben sich daher die amerikanischen Straußen und Rebhühner in sichtbarer Menge vermehren können. Neu ist die Art daß dieses letztere Wildpret mit Schlingen, die am Ende einer Ruthe befestigt sind, gefangen werden kann. Der Jäger ist beritten und umkreist seine Beute in Ringen, die immer enger werden, bis Ruthe und Schlinge das Thier erreichen, welches wie von einem bleiernen Zauber gehalten die drohende Gefahr hülflos erwartet. Urquiza besitzt auf dieser einzigen Estancia 70,000 Schafe, 40,000 Stück Hornvieh und 2000 Pferde, auf deren Zucht ganz besondere Sorgfalt verwendet wird, da man die Eigenthümlichkeiten des Baues und der Farbe der Stuten durch Verhinderung einer schädlichen Vermischung rein zu erhalten sucht. Die Thiere waren so vollkommen, daß sie in den Vereinigten Staaten mit etlichen hundert Dollars bezahlt werden würden, während sie an Ort und Stelle für sechzehn feil waren.

Einer der Schätze des untern Parana sind die Pfirsichwäldchen, welche wild auf den Inseln des Parana wachsen. Zur Zeit der Reife legen sich die Barken der Fruchthändler unter die überhängenden Aeste der bittern Orangen und der Pfirsiche, und pflücken sich ihre Ladung. Ein dreijähriger Pfirsichbaum liefert nicht bloß eine große Menge an Früchten, sondern auch ein ansehnliches Maß an Brennholz. Niemand kann die Frage beantworten, wem jene Pflanzungen von Orangen und Pfirsichen zu verdanken sind, die bekanntlich der neuen Welt vor Berührung der Europäer völlig fremd waren, jetzt am Parana aber ungepflegt sich fortpflanzen. Wahrscheinlich waren es spanische Jesuiten oder andere Geistliche welchen Südamerika die Vermittlung dieser hohen Geschenke der alten Welt verdankt hat. Zur Erntezeit wird der Strom besonders malerisch: „die seichten Uferstellen waren umsäumt mit Wasserpflanzen, die kleinen Canäle beschattet von Weiden, deren herabhängende Zweige sich anmuthig im Wasser netzten oder Schwibbogen bildeten, unter denen Bootsleute ihre Barken zum Genuß einer Siesta befestigt hatten. Allüberall prangte die Pflanzenwelt in tropischer Ueppigkeit, und war die Luft beladen mit zarten Wohlgerüchen. Ermüdet hätte sich das Auge an dem bunten Farbengemisch des reichen Laubes des Seibo, an den Blumen und Früchten des Orangenbaumes, den reifen Farben der Pfirsiche, den glänzenden Blüthen verschiedener Gesträucher und Schmarotzerpflanzen, wenn es nicht beständig durch das Rasengrün mit seinem Schatten erfrischt worden wäre.

Oberhalb der Saladomündung erstreckt sich am rechten oder westlichen Ufer des Parana die 8000 geogr. Q. Meilen große, noch jetzt fast gänzlich undurchforschte Ebene, welche der große Chaco von den Spaniern genannt worden ist. Bewohnt werden diese Räume von streitbaren, niemals unterjochten Indianerstämmen, die unter Oberhäuptern stehen, denen die Europäer noch den altmodischen Titel der Caziken geben. Zuweilen überfallen diese kriegerischen Eingebornen die Maierhöfe der Europäer, und rauben alles was sich hinwegführen läßt. Von einer Anerkennung der Ueberlegenheit der weißen Race, mit der sie doch schon 300 Jahre verkehren, ist bei ihnen nichts zu merken. An den westlichen Gränzen des Chaco kommt es häufig vor daß sich Indianer während der Zeit der Feldarbeiten auf den europäischen Maierhöfen verdingen und nach der Ernte wieder zu den Ihrigen in die Wildniß mit ihrem Lohnertrag zurückkehren.

In Bezug auf die Flußstadt Parana macht der Verfasser eine merkwürdige Aeußerung: „Kaum konnten wir uns den Wechsel im Anblick dieser Stadt 1853 und 1855 zur Zeit der Ankunft und der Rückkehr der Expedition erklären. Bei unserm ersten Besuch lastete eine lautlose Trägheit allüberall; vor unserer Abreise gaben die Bauten nicht bloß von Regierungsgebäuden, sondern von schmucken Privatwohnungen dem Ganzen den Anstrich hastigen Fortschritts und des ächt amerikanischen Wachsthums. Sägen und Hämmer lärmten in jeder Straße, und bearbeiteten nicht bloß die einheimischen harten Hölzer, sondern auch nordamerikanisches Fichtenholz." Daß man Fichtenholz aus den Vereinigten Staaten Hunderte von Meilen ins Binnenland auf dem Parana verführen konnte, obgleich es zweimal Einfuhrzoll und einmal Ausfuhrzoll zu zahlen hat, und im Lande selbst viel edles, aber nur hartes Holz wächst, läßt ahnen wie bedeutend der Handel nach jenen Gegenden sich entwickeln könnte. Bei La Paz (30° 45′ s. Br.) wurde die schwierigste Stelle der Stromfahrt passirt, nämlich Untiefen bis zu zehn Fuß, während bis dahin die geringste und ein einzigesmal beobachtete Tiefe 14 Fuß betrug. Zum Glück befand man sich gerade in der Jahreszeit des niedrigsten Wasserstandes, so daß selbst diese Stelle für große Schiffe noch fahrbar gehalten werden darf. Weiter oberhalb, bei Bella Vista (28° 40′), einem Städtchen von 1000 Einwohnern, traf die Water Witch einen angesiedelten Amerikaner, der fehlgeschlagene Versuche mit Baumwollenpflanzungen gemacht, und einen Engländer, der sich stark bei der Zucker- und Branntweinindustrie betheiligt hatte. Korn wird hier als Hauptbrodfrucht, aber nur für den Ortsverbrauch gebaut. Orangen und Pfirsiche liefern köstliche Obstarten. „Ueberhaupt, ruft unser Autor aus, scheint die Natur ihre Wohlthaten über diese argentinischen Gebiete ausgeschüttet zu haben. Ihnen gehören die Früchte der gemäßigten und tropischen Gürtel, ihre Wälder und ihre Flora finden selten ihresgleichen, das Klima ist weder erschlaffend noch streng, und der Dunstkreis nie vergiftet von Krankheitsstoffen. Welches Land der Verheißung für europäische Auswanderer!" Der Ackerboden wird jetzt noch den Ansiedlern geschenkt, und man erhält nicht bloß sehr fruchtbare und dankbare Fluren, sondern diese besitzen durch die zahllosen binnenwärts streifenden Auszweigungen des Parana Verkehrsmittel wie ein von Canälen durchschnittenes Land. Fliegen dort auch nicht die Tauben gebraten den Schlaraffen in den Mund, so doch wenigstens die rohen Fische. Der Parana ernährt eine Fischart welche unser Autor (der leider weder für Pflanzen noch für Thiere die wissenschaftlichen lateinischen Namen gebraucht) für die nämliche hält die man im Chesapeake als „Springbarsche" bezeichnet. Bei Bella Vista wurde auf diese Thiere Jagd gemacht, indem bei einbrechender Dunkelheit ein Boot die Mitte zwischen dem Ufer und einer Sandbank hielt wo sich die Fische gesammelt hatten. Die Fischer

brauchten nun bloß gegen die Wände ihres Fahrzeugs zu klopfen, um die Fische dergestalt zu erschrecken, daß sie nach allen Richtungen über das Wasser sprangen, wobei nach und nach Hunderte ins Boot fielen. Obgleich der Fisch schmackhaft ist, wird er doch von den Argentinern verschmäht, weil diese überhaupt einen Widerwillen gegen Fischnahrung zeigen.

Corrientes, 20 engl. Meilen unterhalb des Zusammenflusses des Parana und Paraguay gelegen, ist die letzte große Stadt der Argentina, mit 25,000 Einwohnern und rechtwinkeligen Straßen, wie alle südamerikanischen Städte. Die Water Witch war den Strom im September hinaufgegangen, wo der niedrigste Wasserstand herrscht. Sie hatte, wie bemerkt, 9 Fuß Tiefgang, und die seichteste Stelle die sie antraf war eine wo das Blei 9 Fuß fand. Doch erklärte der Pilot daß der damalige Wasserstand ein ungewöhnlich niederer sey. Sonst hindern weder Felsen noch untergesunkene Baumstämme die Stromfahrt, und der Fluß selbst bewegt sich mit der geringen Geschwindigkeit von $2\frac{1}{2}$ (engl.) Meilen die Stunde. Im October tritt ein episodisches, im December aber das regelmäßige Steigen ein, und bis zum Februar und März füllt sich der Fluß um zwölf Fuß. Zwar verändert der Strom beständig seine Richtung, aber immer ist einer der Canäle für große Schiffe tief genug gefüllt. Die Länge des Stromes von der Mündung bis zum Zusammenfluß mit dem Paraguay beträgt 1000 engl. Meilen. Oberhalb Diamante (22° s. Br.) findet sich an beiden Ufern Holz genug zum Heizen der Dampfer, so daß man sich nur auf der untern Strecke mit Brennstoffen zu versehen hat. „Mit Erstaunen, versichert uns der amerikanische Officier, haben mich die Reichthümer dieser Stromlandschaften erfüllt sowie ihre jetzige Zugänglichkeit für den Handel, ohne daß es nöthig wäre Straßen und Canäle zu erbauen oder Stromhemmnisse zu beseitigen. Auf dieser Strecke von Tausend Meilen könnten Halmfrüchte, Gemüse, Obst, Gehölze und Blumen fast jeder Zone bis zur höchsten Vollkommenheit gezogen werden, wie es bereits die heutigen Producte unter einer noch kindischen Cultur beweisen. Hornvieh, Pferde und Schafe sind merkwürdig schön, und ihre gegenwärtige Zahl, trotz der Bürgerkriege welche das Land verheert haben, spricht für die außerordentliche Begünstigung der Viehzucht durch das Klima."

Die Water Witch verließ jetzt den Parana, um den Paraguay hinaufzugehen, der damals gerade seinen höchsten Wasserstand besaß, denn merkwürdig genug wechseln die Wasserstandszeiten des Parana und Paraguay: wenn der eine niedrig steht, ist der andere hoch, und umgekehrt. Unter 27° 28′ s. Br. passirte man Guardia Cerito, eine Flottenstation Paraguay's, wo der „Admiral" Paraguay's mit einem Geschwader von fünf Segeln lag. Man wechselte seemännische Grüße, und der „Admiral" versicherte daß die Water Witch in Asuncion ein freundliches Willkommen finden werde. Auf allen unsern Karten ist der große Chaco als argentinisches Gebiet bezeichnet, im Grunde gehört er nur den eingebornen Stämmen, sonst aber macht Paraguay Anspruch auf die Oberhoheit des Chaco am rechten Ufer des Paraguay. Völlig berauscht von der Schönheit des neuen Landes, bemerkt unser Verfasser: „In den Paranainseln sahen wir die lieblichen Gärten des Silberstromes, hier betreten wir jetzt seine Parke, denn wir erreichen die Zone der Palmen, welche Pflanzenform hier eine ungewöhnliche Stattlichkeit gewinnt. Das Gras steht grün, üppig und rein wie auf einem sorgsam gepflegten Rasen; Rehe spielen im Schatten, und es bedarf keiner sonderlichen Anstrengung der Einbildungskraft, um hinter jedem Flußwinkel das Hervortreten irgend eines herrlichen Landsitzes zu erwarten, dem diese Parke zugehören sollen. Nur etliche Wohnhäuser fehlen um die Landschaft zu beleben und ihr trauliche Reize zu verleihen. Man trifft auf weitgedehnte Haine von Palmen, die so frisch, so frei von allen Makeln und so symmetrisch stehen, als wären ihre Abstände mit Vorbedacht ausgemessen worden. So erfüllt uns alles mit Wunder und Erstaunen! . . . . So groß auch die Ueppigkeit des Pflanzenwuchses am Parana war, je mehr wir uns dem Aequator nähern, desto mehr bereichert er sich mit einer wechselvollen und strahlenden Flora. Blühende Gesträuche und feinduftende Schmarotzergewächse sind im Ueberfluß vorhanden. Die Stämme der großen Bäume sind eingehüllt mit Kletterpflanzen, deren Reben entweder abwärts schweben oder den höchsten mit dem niedrigsten Zweig durch Festons verbinden!" Die vermißten Wohnungen stellten sich bald ein je mehr man sich der Hauptstadt näherte. Der Strom hatte bis dahin die Breite einer halben, an seiner engsten Stelle einer Viertel- (engl.) Meile, eine stündliche Geschwindigkeit von 2 Meilen, eine geringste Tiefe von 20 Fuß, eine höchste aber von 72′, und stellenweise „keinen Grund" besessen. Es war jedoch Hochwasserstand, und es fand sich später daß vom 1 Oct. bis zum 5 Febr. die Wasser 13 F. 3 Zoll fielen.

Am 1 October wurde Asuncion erreicht, und Hr. Paget noch an dem nämlichen Tag von Sr. Excell. dem Señor Don Carlos Antonio Lopez, Präsidenten der „Republik" Paraguay, vorgelassen. Der Präsident empfieng den Officier in seinem Staatszimmer, sitzend vor einem großen Tisch, mit dem Hut auf dem Kopf, den er zum Gruße nur ein wenig hob und dann dem Eingetretenen einen Stuhl anbot, denn so und nicht anders will es die Etikette von Paraguay. Lopez war damals ein Mann von 54 Jahren. Obgleich er nie die Gränzen von Paraguay verlassen hatte, so war er doch sehr gut unterrichtet, namentlich über auswärtige Politik, auch sonst ein sehr schlauer und wenig gewissenhafter Diplomat. Er sprach viel und gut, und erwies sich im Umgang viel angenehmer und traulicher, als man nach seinem Ruf vermuthen konnte. Nach einem zweiten Besuch erhielt der Befehlshaber der Water Witch die Erlaubniß in Asuncion einen andern Dampfer von geringem Tiefgang zur Untersuchung der Nebenflüsse des Parana zu erbauen. Schwieriger aber fand man den Präsidenten, als es sich darum handelte der Water Witch die Fahrt auf dem Paraguay oberhalb Asuncion bis nach Brasilien zu erlauben. Lopez hatte nämlich mit der kaiserlichen Regierung dieses Staates Gränzstreitigkeiten, und er hoffte Brasilien zur Nachgiebigkeit in diesen Punkten durch die Eröffnung des Paraguay für die brasilianische Flagge zu bewegen. Würde er aber früher schon amerikanische Schiffe den Strom hinaufgehen lassen, so könnte er dann, was er den einen zugestanden, den andern nicht mehr weigern ohne den Schein von feindseliger Gesinnung sich zuzuziehen. Endlich wurde die Erlaubniß ertheilt „bis Bahia Negra" (20° 10′) hinaufzugehen. Da nun dieser Theil des Stromes Bolivia gehört, und die Water Witch von Bolivia wie von Brasilien die Erlaubniß hatte den Paraguay zu befahren, so schien die Erlaubniß des Präsidenten von Paraguay völlig ausreichend.

Unser Verfasser bezog ein Zimmer in der „Sonnenstraße" Asuncions. Das Geräth dieses Zimmers war höchst einfach. Es bestand aus einer Hängmatte mit einem schon sehr gebrauchten, aber schneeweißen Moskitonetze, zwei Tischen aus Cedernholz und einem Dutzend reich geschnitzter Stühle mit hohen Lehnen, die aus der Zeit der Jesuiten

herstammten, welche überhaupt in Bezug auf Kunst die Mediceer des La Plata genannt zu werden verdienen. Geröstetes Rindfleisch, Hühner mit Mandioca als Gemüse, Orangen, Trauben und Feigen bildeten sein Mittagsessen, und dieser Styl des häuslichen Lebens war ungefähr auf gleicher, wenn nicht auf höherer Stufe, wie der in den besten Häusern Asuncions. Diese Stadt, gegründet 1536, soll jetzt 12,000 Einwohner zählen. Francia hat durch seine Befehle die Straßen rechtwinkelig gemacht, wobei die unglücklichen ehemaligen Eigenthümer solcher Häuser, welche über die gerade Linie hinausgerückt worden waren, sich ohne vorläufige Anzeige gefallen lassen mußten daß das Gebäude untergraben und je nach Bedürfniß halbirt oder abgeviertelt wurde. Manchmal ward nur eine kleine Schnitte entfernt, so daß Salons oder Schlafzimmer minus ihres polizeiwidrigen Raumes ans Licht kamen, und noch heutigen Tages sind einige dieser warnenden Beispiele zu sehen, die einem großen Brodlaibe nach beendigter Tafel gleichen. Außer der im Jesuitenstyl erbauten Domkirche ist das Cabildo, wo sich die gesetzgebende Behörde des Landes versammelt, das einzige monumentale Gebäude der Stadt. Die andern Kirchen werden gleichwohl in leiblichem Stand gehalten bis auf eine, die vom Volk gemieden wird. Dort lagen nämlich unter einem Denkmal die Gebeine des Dictators Francia, bis an einem schönen Morgen, nachdem die Kirche wie gewöhnlich geöffnet worden war, das Denkmal zertrümmert gefunden wurde, während die Gebeine nirgends mehr zu entdecken waren. Darum kümmerte sich nun freilich niemand, sondern das Volk flüsterte sich zu, es habe der Teufel das seinige nur geholt.

Die Geschichte der Dictatur Francia's in Paraguay steht zum Glück vereinzelt unter den Erlebnissen moderner Völker europäischer Abkunft, denn sie erinnert an die schlimmsten Zeiträume die uns Tacitus geschildert hat. Paraguay erklärte im Jahr 1811 seine Unabhängigkeit, und begab sich in die Hut zweier Consuln, Yegros und Francia, wovon der erstere etliche militärische Talente besaß, aus Trägheit und Unkenntniß aber seinem Collegen die Finanzen, die Verwaltung und Justiz abtrat. Francia füllte die öffentlichen Aemter mit seinen Creaturen, und erlangte bald so viel Anhang daß er sich 1814 zum Dictator auf drei Jahre und nach Abfluß dieser Frist auf Lebenszeit ernennen ließ. Ursprünglich sollte er den geistlichen Stand ergreifen, aber er änderte seinen Beruf und widmete sich dem Rechtsstudium auf der südamerikanischen Universität Cordova, die ihm den Doctorhut zuerkannte. Er war 50 Jahre alt als er zur höchsten Gewalt in Paraguay gelangte, und starb in einem ungewöhnlich hohen Alter am 25 Dec. 1840. Welche Grundsätze er im spätern Lauf seiner Alleinherrschaft befolgte, wird sich nie recht ermitteln lassen, weil er absichtlich die Spuren davon zu verwischen und die Geschichte um ihre Hülfsmittel zu betrügen suchte. Alle schriftlichen Befehle die er an seine Behörden erließ, mußten mit der Randbemerkung „vollzogen" an ihn zurückgeschickt werden, und wurden dann von ihm sorgfältig vernichtet. Daß er aber kein Heiliger und noch weniger ein Engel gewesen sey, könnte man schon aus einer Liste schließen die sich nach seinem Tod unter seinen Papieren fand, und durch welche über 50 Personen die Hinrichtung verhängt wurde. Die Gefängnisse von Asuncion waren bei seinem Ableben mit 700 Personen gefüllt, von denen etliche seit 20 Jahren erst die Freiheit wieder sahen. Das Werkzeug seiner Schreckensherrschaft war ein Spionennetz. Er vergaß auch nicht den Angeber durch Angeber überwachen zu lassen, und so gründlich war der Schrecken seines Namens, daß die Paraguayenser noch heutigen Tages ihn nur zu flüstern wagen, und sich scheu dabei umsehen. Die Schergen dieses Ungeheuers waren die Soldaten, die Opfer meistens reiche Landeigenthümer, vor allen die spanischen Abkömmlinge, aus deren Gütern er hauptsächlich seinen Schatz bereicherte. Und seltsam genug! Wenn man nur die Opfer zählt welche unter seiner Herrschaft fielen, so muß man gestehen daß Paraguay seine Ruhe mit weniger Blut erkaufte als die andern Creolenstaaten ihren Bürgerkrieg und ihren Verfall unter der Herrschaft der „Freiheit."

Nach Francia's Tode vereinigte sich eine Junta von 400 Personen und übertrug die höchsten Gewalten noch einmal an zwei Consuln, Carlo Antonio Lopez und Mariana Reque Alonzo mit 4000 und 3000 Dollars Jahresgehalt. Schon im März 1854 wurde aber die Alleinherrschaft oder Präsidentschaft mit 8000 Dollars Honorar an Lopez übertragen. So viel man ermitteln konnte, regierte Lopez nach einer Verfassung, freilich sehr unconstitutioneller Art. Dem Präsidenten gebührt die Ernennung der „Commandantes" jedes Gerichtsbezirkes, diese wählen wiederum die Deputirten zum Congreß, und der Congreß ernennt den Präsidenten, so daß dieser es nur sich selbst zuschreiben kann wenn er nicht wieder gewählt wird. Lopez herrschte so unbeschränkt wie Francia, ohne sich jedoch durch Verbrechen zu beflecken. Da aber seine Unterthanen ihm nie ernsthaften Widerstand gezeigt haben, so wurde er auch nie auf die Probe gestellt ob ihm die Reinheit seines Gewissens mehr galt als der Genuß der Herrschaft.

Als Geschenk brachte die Water Witch einen Zwölfpfünder neuer Construction mit, dessen zerstörendes und sicheres Feuer die artilleristische Naivetät des Publicums von Asuncion in gerechtes Erstarren versetzte. Zum Dank gab der Präsident jetzt die Erlaubniß daß der amerikanische Dampfer seine Fahrt so weit fortsetzen dürfe als ihm beliebte. Er hatte auch vorgesorgt daß die Water Witch staffelförmig am Ufer Vorräthe geschlagenen Holzes finden sollte. Diese Vorräthe bestanden aus einem Dutzend verschiedener Holzarten, die zwar vortrefflichen Brennstoff für Maschinen lieferten, aber für den Schiffsbau oder für ornamentale Zwecke wegen ihrer Dauerhaftigkeit und ihrer feinen Textur unbezahlbar gewesen wären. Die Fahrt auf dem oberen Theile des Flusses war wieder entzückend durch die Reize des tropischen Pflanzenwuchses, namentlich durch die Anmuth welche die Kletter- und Schmarotzergewächse durch ihre schwebenden Blumengärten boten, die mehr und mehr durch einen buntgefiederten Sängerchor belebt wurden. Zu den botanischen Merkwürdigkeiten der Ufer zählt die Guyava blanca, ein Strauch der eine herrliche orangenähnliche Blüthe und köstliche Früchte trägt. Seine Ruthen aber waren bedeckt mit Klümpchen von weißem Wachs, das eine Ameisenart daran zurückläßt und woraus die Eingebornen Kerzen gießen.

Der Paraguay wie der Parana verändern ihr Strombett beständig, und zwar in gleicher Richtung, nämlich von West nach Ost. Das östliche Ufer ist in der Regel eine hohe Bank, die der Fluß unterwäscht, während auf der Seite des Chaco oder gegen Westen allein sich Inselschwärme befinden. Ueber diese Bewegung solcher Flüsse die sich im Sinn der Meridiane ergießen, ist man noch nicht hinlänglich unterrichtet, aber das vorliegende Beispiel ist der Erklärung günstig daß beim Parana und Paraguay das östliche Fortrücken der Erdbewegung zuzuschreiben sey, ähnlich wie umgekehrt die (abgelenkten) Passatwinde eine mehr und mehr westliche Richtung annehmen. Die Wasser der La Plataströme kommen nämlich aus niederen Breiten, wo die Erde mit hohen Geschwindigkeiten sich gegen Osten bewegt, und sie behalten diese hohe Geschwindigkeit wenn sie in höhere Breiten abfließen, wo die Erd-

bewegung träger wird, so daß ihre ursprüngliche Bewegung nun in ein Drängen gegen ihre östliche Uferleiste ausartet. Natürlich ist dieß nur dort sehr stark bemerkbar wo keine Gebirge oder harten Felsarten diesem Druck Widerstand leisten.

Concepcion (23° 24′ südl. Br.) ist eine Stadt von 2000 Einwohnern, und sollte der natürliche Verschiffungsplatz für das wichtigste Product Paraguay's, nämlich seines einheimischen Thees, seyn. Diese Pflanze (Ilex paraguayensis) gehört zu derselben Gattung wie die Stechpalme, und findet sich auch noch in andern südamerikanischen Staaten, wenn gleich die Yerba oder der Thee paraguayensischen Ursprungs wegen seiner Güte jeder andern Sorte vorgezogen wird. Aus dem Absud der Blätter bereitet man bekanntlich das Maté, welches in ganz Südamerika als Lieblingsgetränk alle Functionen wie bei uns Thee und Kaffee zusammengenommen vertritt. Auf einem späteren Ausflug in die Yerbales oder Theedistricte lernten die Amerikaner das Verfahren der Zubereitung des Productes vollständig kennen. Die Yerba erreicht sehr oft eine Baumform und eine Höhe von 25—30 Fuß, aber nur Gesträuche von 6—12 Fuß Höhe und von 1—2½ Zoll dicken Stämmen werden zur Thee-Erzeugung benutzt. Die Blätter und die zarteren Stiele der Pflanzen werden in einem Trockenhause auf Rahmen unter einem Feuer gedörrt, und die Kunst des Verfahrens besteht darin daß das Feuer so viel Hitze und so wenig Rauch und Flamme wie möglich entwickle. In 36—48 Stunden sind Quantitäten von 50—100 Arrobas (à 40 Pfd.) gewöhnlich gedörrt, und sie werden dann mit hölzernen Werkzeugen in ein grobes Pulver zerschlagen, welches in Häuten verpackt, zur Ausfuhr über Asuncion gelangt. Der Handel mit Paraguaythee ist nämlich ein Monopol, und die Yerbales oder Theepflanzungen sind Domänen des Staates. Ihre Ausbeute wird entweder von den Districtshauptleuten selbst besorgt, die ein Aufgebot von Arbeitern in die Yerbales gegen einen Tagelohn von 25 Cents für die Arroba schicken, oder man überträgt das Geschäft Speculanten, die sich verbindlich machen zwei Drittel der Ernte, in Häute verpackt, nach Asuncion zu liefern, und sich durch das letzte Drittel für ihre Arbeit und ihre Unkosten zu entschädigen. Da die jährliche Ausfuhr in 90,000 Arrobas besteht, und die Arroba mit 4 Dollars bezahlt wird, so gewährt das Monopol der Regierung einen Reinertrag von 360,000 Dollars.

Wie in Asuncion, so endigte die officielle Bewirthung der Amerikaner in Concepcion mit einem Ball, und die Virtuosität der paraguayensischen Damen als Tänzerinnen, namentlich ihre Ausdauer im Walzen, würde jede europäische Lunge mit Neid und Entsetzen erfüllen. Die Damen trugen Schuhe und Strümpfe ganz gegen die Erwartung der Herren von der Water Witch, die unter so geringen Breiten eine barfüßige Welt erwartet hatten. Pariser, oder richtiger europäische, Moden sind seit Francia's Tod in Paraguay zur Herrschaft gelangt, und diese Thatsache hat deßhalb ihren großen Werth weil sie einen guten Absatz europäischer Rimessen verspricht. Man fand unter der dortigen Gesellschaft einen Brasilianer, dem von Dr. Francia die Rückkehr in seine Heimath verboten worden war. Auch jetzt steht ihm die Auswanderung nicht gänzlich frei. Wohl darf er gehen wohin er will, aber nicht seine Frau und seine Familie außer Landes nehmen, denn noch jetzt verbietet das Gesetz, wahrscheinlich um die Bevölkerungszunahme zu begünstigen, das Auswandern der Frauen.

Salvador (22° 49′ s. Br.), mit 1000 Einwohnern, ist die nördlichste Stadt am Paraguay, denn oberhalb finden sich nur noch etliche militärische Wachtposten. Der Strom hatte dort 15 Fuß Tiefe, das heißt 8 Fuß mehr als über seinem Nullpunkt, und 6 Fuß weniger als die durchschnittliche Hochwassermarke. „Wir sind jetzt, lautet Pagets Tagebuch, 520 engl. Meilen oberhalb der Mündung des Paraguay und haben nirgends ein Hinderniß für eine bequeme Schifffahrt gefunden. Die erste schlimme Stelle, ein sogenannter Paso Malo, liegt unter 22° 40′. Dieß ist der seichteste Punkt zwischen Asuncion und Albuquerque (Brasilien), und die niedrigsten Sondirungen gaben damals 12 Fuß oder soviel wie 6 Fuß bei niedrigstem Wasserstande." Eine Meile oberhalb begegnete man, und zwar zum zweitenmale auf der Seite des Chaco, einer Bande berittener Indianer. „Sie setzten in vollem Galopp über die Ebene und glichen Centauren, als sie anmuthig mit ihren Rossen sich durch einen dichten Palmenhain wanden, schnurgerade nach dem Wasser zu und ohne die Schnelligkeit ihrer Bewegung zu vermindern. So kamen sie heran, Männer und Weiber in völliger Nacktheit, mit nichts als einem Stück Zeug um die Lenden gegürtet, ohne Sattel und Zaum, indem sie ihre Pferde nur mit einem an der Unterkiefer befestigten Riemen leiteten." Die Ankömmlinge waren edle Gestalten und gehörten zu dem streitbarsten Stamm der kriegerischen Völker des Chaco, die nie das Joch der Europäer getragen und nie Fremde auf ihrem Gebiete, wo wörtlich Milch und Honig fließt, geduldet haben. Schwerlich würden ihnen die Paraguayenser Widerstand leisten können, trennte nicht der Fluß die Wilden von den Gesitteten, würden nicht die Chaco-Stämme durch innere Fehden gespalten, und hätten sie gegen europäische Feuergewehre bessere Waffen als Bogen und Pfeile zu Fuß, und Speere zu Pferd. Der Jesuit Dobrizhoffer, der sie am Ende des vorigen Jahrhunderts sehr genau beobachtete, wendet auf sie die Worte des Tacitus von den Germanen an: Cibi simplices, agrestia poma, recens fera, aut lac concretum, sine apparatu, sine blandienmtsi expellunt famem. Die Frauen dieser hochgearteten Stämme erreichen sehr oft ein fabelhaftes Alter, und den Männern ist dieselbe Gunst nur deßwegen nicht beschieden weil der Krieg gewöhnlich das Lebensziel verkürzt. Nabidigua, der Cazike der Mbayas, ein Mann von 6 Fuß 2 Zoll (engl.) Höhe, wurde 1794 um sein Alter gefragt. Er bekannte seine Unwissenheit, versicherte aber er sey bereits verheirathet gewesen und habe einen Sohn gehabt als das Münster in Asuncion zu bauen begonnen wurde. Da dieß 1689 geschah, so mußte er damals doch über 120 Jahr alt gewesen seyn, obgleich er auf der Jagd und im Kriege noch so rüstig war, wie die Jüngsten. Unter diesen kriegerischen Stämmen des Chaco befanden sich zu Azara's Zeiten viele Guanos, ein ackerbautreibender Stamm, der gegen einen Lohn die Felder der wilden Nachbarn bestellte. Die Mbayas nennen sie ihre Sklaven, doch ist die Dienstbarkeit der Guanos jedenfalls sehr mild und dauert nur so lange beide Theile zufrieden sind. Der Paraguay scheint schon vor der Conquista die ackerbautreibenden von den wilden Indianerstämmen geschieden zu haben. Ehe die Revolution ausbrach, giengen Guanos in Banden bis zu 50 Köpfen nach Parana, ja selbst bis Buenos-Ayres, um sich dort als Knechte auf gewisse Zeit zu verdingen, und noch jetzt geschieht dieß ziemlich häufig. Die Guaranistämme besaßen ehemals das ungeheure Gebiet vom 13. bis 30. s. Breitegrade östlich vom Parana und Paraguay, ja sie überschritten diesen Fluß sogar gegen Westen. Da sich am Fuße der Anden in der Provinz Chiquitos noch Guaranistämme finden, welche sämmtlich, trotz ihrer großen Verbreitung, die nämliche Sprache redeten, so konnte man mit Hülfe des Guarani von Brasilien bis Peru reisen und sich verständigen. Diese Guarani waren die Schüler und ersten Belehrten

der Jesuiten, unter deren militärischer Zucht vortreffliche Soldaten aus ihnen gebildet wurden. Die Guarani allein besitzen ein Wort für Gott, Tupa, gebildet aus tu einem Ausruf der Bewunderung, und pa einem Fragworte. Die wilden Stämme des Chaco haben nicht einmal einen Ausdruck für die Gottheit, sondern sie verehren nur in den aufsteigenden Plejaden Abaraigichi, den gemeinsamen Urvater der Europäer und Indianer.

Etwas fehlt den Landschaften des Stromes, nämlich die Aussicht auf Hochland. Zwar berichtet unser Verfasser daß am untern Lauf des Parana bisweilen am linken Ufer entfernte Gebirgszweige sich hätten blicken lassen, im ganzen aber müssen wir uns beide Ufer als flach, und das linke höchstens durch Bodenfalten verschönert denken. „Berge," das heißt Erhebungen von etlichen Hundert Fuß, treten an den Paraguay heran, und am 20 Nov. sogar auch auf dem rechten Ufer, wo bisher die Abwesenheit jeder Erhebung das charakteristische Merkmal gewesen war. Diese neuen Schönheiten gaben der Fahrt einen gesteigerten Genuß: „Die Landschaft entzückt beständig. Im Osten nähern sich noch immer die Sporen der Gebirge dem Fluß oder ziehen sich binnenwärts zurück. Das dunkle Grün ihrer Gehölze wird prächtig verziert durch die glänzende Flora der Schmarotzer und Kletterer. Unsere Mannschaft, etwa 50 Köpfe, darunter hartgesottene Seeleute, schauen sich in Stille um, und ihre ungewohnte Fügsamkeit stammt vielleicht aus einer innern Betroffenheit über die stündlich entfalteten Wunder der herrlichen Schöpfung. Sie befinden sich jetzt manche hundert Meilen von der See entfernt in einem allerdings winzigen Schiff, das sie aber doch 7000 Meilen über den Ocean getragen hat, ehe sie in den Fluß einliefen. Ihre rauhen Gemüther stehen noch immer unter den Gesetzen und Ordnungen eines nationalen Schiffes auf der Fahrt nicht über das endlose Meer, sondern auf einem Strom, das Auge nicht erfüllt mit der großen Ausdehnung von See und Himmel, sondern wandelnd durch sprossende Fluren, Blumengärten, Parke, Wälder von Baumriesen, Höhenzügen, deren wilde Natur scharf absticht von den grünen Matten die sich unter und zwischen ihnen anschmiegen. Alles ist durchdrungen von Waldgeruch, überall herrschen die tiefen und glänzenden Farben der tropischen Welt, neue und schöne Species des Thierlebens schwimmen über die Wasserfurche des Dampfers, oder erscheinen an den Ufern, oder brechen durch den angränzenden Wald; am Tag erschallt der Gesang geputzter Vögel, während die sonst lautlose Nacht durch seltsame Laute vom Ufer her unterbrochen wird, als fühlten sich sämmtliche belebte Wesen durch das Erscheinen dieser neuen Leistung der Civilisation, welche die Einsamkeit ihres Reiches stört, beunruhigt."

Guardia Concluencia ist der letzte, gegen befürchtete Uebergriffe der Brasilianer so gut wie der Chaco-Indianer errichtete Wachtposten Paraguay's, etwas unterhalb vom Einflusse des Rio Appa, der auf unsern Karten den nördlichen Gränzfluß zwischen Brasilien und Paraguay bildet. Allein die Paraguayenser bestreiten diese Raumvertheilung, und begehren noch das Gebiet bis Bahia Blanca. Einen andern als einen militärischen Werth kann dieser Anspruch nicht haben. Präsident Lopez will jedoch seine Forderungen fallen lassen, wenn das bestrittene Gebiet von Brasilien unbewohnt gelassen wird. Um nun den kaiserlichen Nachbar zur Nachgiebigkeit zu zwingen, verweigert der Präsident der brasilianischen Flagge die Fahrt auf dem Paraguay in das Herz ihrer reichen Provinz Matto Grosso. Da im Jahr 1855 dennoch ein brasilianisches Geschwader mit Lopez' Bewilligung auf dem Paraguay hinaufgieng, so wird der Streit jetzt vermuthlich ausgeglichen worden seyn. Die ersten auf diesem Weg abgesetzten Handelsgüter trugen 400 Procent Nutzen. Salz wurde die Fanega (so ziemlich das nämliche wie ein preuß. Scheffel) mit 22 Silberdollars bezahlt!

Eine landschaftliche Merkwürdigkeit des linken Ufers ist der Pan de Azucar, ein vulcanischer Kegel, den der Verfasser einen „Riesen" nennt. Da unter den Blinden der Einäugige König ist, so mag auch dieser „Zuckerhut" im ebenen Binnenlande ein Riese genannt werden, wenn er auch nur 1350 Fuß hoch ist. Auf dem rechten Ufer fährt man hierauf an dem Fort Olimpo vorüber, welches selbst auf unsern kleinern Karten noch angegeben ist. Dieses einsam gelegene Schloß wurde unter dem Namen Fort Bourbon unter Karl III von Spanien gegen befürchtete Uebergriffe der Portugiesen von Matto Grosso her errichtet. Als die Water Witch vorbeidampfte, war das Fort völlig unbewohnt. Francia versah es 1822 mit einer Garnison gegen die Chaco-Indianer, die Präsident Lopez 1850 zurückzog. Seitdem aber der Paraguay der brasilianischen Flagge eröffnet worden ist (1856), wurde wieder eine Garnison in das Fort gelegt. Alle jene Küstenpunkte haben nur den Zweck die Landesgränzen in ihrer alten Ausdehnung zu erhalten, und unsere Karten thun sehr Unrecht wenn sie Fort Olimpo schon in das Gebiet Bolivia's fallen lassen.

Fort Coimbra, an bewaldeten Hügeln malerisch gelegen, ist der erste brasilianische Posten gegen Süden am Paraguay. Die Water Witch wurde von dem höchst gebildeten Befehlshaber lebhaft begrüßt, und fand bei ihm die kaiserliche Erlaubniß den Paraguay bis Fort Corumba, d. h. 120 engl. Meilen weiter, hinaufzugehen. Der gegenüberliegende Chaco wird von dem äußerst kriegseligen Stamm der Guaycurus bewohnt. Den wilden Indianern gegenüber befolgt die brasilianische Regierung eine andere Politik als Paraguay, welches letztere in keine oder nur in feindselige Berührungen mit den wilden Nachbarn tritt, während Tacalaguana, der Cazike der Guaycurus, Inhaber eines hohen Officierspatentes der kaiserl. Regierung ist, die ihn durch ihre Gränzbehörden stets mit gebührender Achtung behandeln und häufig genug beschenken läßt. Der wilde Souverän dagegen ist sehr spröd und stolz, er nimmt Geschenke nur aus der Hand seiner Diener und ohne Dank an, in der Meinung daß der Geber durch die Annahme sich nur geschmeichelt fühlen soll.

Nachdem man Fort Albuquerque berührt, erreichte man am nämlichen Tage das Dorf Corumba (19° s. Br.), den nördlichsten Punkt der Erforschungsreise. Es liegt dort ein Posten von 15 Soldaten mit einem Officier und etwa 30 Weibern und Kindern, letztere eine Mischung von Europäern mit Indianern und Negern. Da der Fluß dort Anfangs December zu fallen begann, so mußte der Dampfer umkehren, um nicht etwa den Strom durch seichte Stellen verriegelt zu finden. Bei Fort Albuquerque hielt man sich aber bei der Rückkehr etwas länger auf, hauptsächlich um die binnenwärts gelegene Mission da Nossa Senhora de bom Conselho zu besuchen. Ein Franziscanermönch hat dort eine hübsche Gemeinde Guanos-Indianer versammelt, mit ihnen eine Kirche und ein Schulhaus erbaut, und sie zu Menschen erzogen, um dann Christen aus ihnen zu machen. Der Bruder wird von seinen Zöglingen wie ein Heilger verehrt und geliebt, und während anderswo Geistliche Spiel und Tanz verbieten, hat gerade unser Franciscaner beides seine Zöglinge gelehrt. Zur Musik namentlich haben die Indianer die größte Anlage, und unter der Bande, oder dem Chor der sich vor den Fremden hören ließ, befanden sich mit Ausnahme des

Lehrers selbst, der ein Brasilianer war, nur Eingeborne. „Die Fähigkeit des amerikanischen Wilden für eine höhere Gesittung, bemerkt unser Verfasser, ist nie vollständig ermittelt worden. Keine erleuchtete und wohlverdaute Politik hat sich an ihnen versucht, ihnen geistige Erziehung mit bürgerlichen Rechten und persönlicher Freiheit ertheilt. Immer und aufs tiefste muß man im Interesse der Menschheit bedauern daß die Jesuiten so hastig gezwungen wurden ihre Plata-Missionen zu verlassen. Denn bewundernswerth wird immer die weltliche Verwaltung der Väter bleiben, und außerordentliches leisteten unter ihnen die Indianer in verschiedenen Künsten, obgleich ihre sogenannten „Reductionen“ nichts anderes waren als religiöse Gemeinden unter der Leitung von zwei oder drei schwachen Männern.“

In Albuquerque war einheimischer brauner und raffinirter Zucker (für $5\frac{1}{2}$ und $13\frac{1}{2}$ Cents das Pfund) zu kaufen, und Kaffee von Cuyaba um 27 Cents feil. Für Kaffeepflanzungen soll dieser Theil des Landes sich vorzüglich eignen, bisher hat nur die geringe Bevölkerung und deren Vorliebe für das Maté jeden Absatz von Kaffee versperrt. — Eine Curiosität eigener Art bekam man in der Nähe von Concepcion zu Gesicht, nämlich einen gelben Papagai. Es war unserm Autor wohlbekannt daß die Indianer von Paraguay das Gefieder der Papagaien künstlich zu ändern wissen, indem sie jungen Exemplaren die Federn ausrupfen und in die Poren eine Flüssigkeit pressen welche ihre Farbe auf das neue Gefieder überträgt. Der gelbe Papagai gehörte jedoch einer Dame, die sich rühmte daß er ächt, nämlich nicht fabricirt, und nur noch ein einziges zweites Exemplar im Lande bekannt sey. Diese rara avis war seit 12 Jahren erblindet, dennoch war das Thier seiner Eigenthümerin nicht feil um eine hohe Summe. Sie bot ihn allerdings zum Geschenk an, aber es war „ein spanisches Anerbieten,“ worauf eine Ablehnung erwartet wird und erfolgen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Fahrt in den Urwald an der Nordküste Venezuela's.

(Schluß.)

Der Cacao (Theobroma cacao) bildet niedrige, höchstens 7 bis 8 Ellen hohe Bäume mit großen und breiten Blättern, welche fast immer Blüthen und Früchte zugleich tragen. Erstere sowohl wie letztere kommen nicht an den Spitzen der Zweige zum Vorschein, sondern unmittelbar aus den Aesten, häufig aus dem Stamm selbst, ja sogar aus den Wurzeln. Die Blüthen sind klein, mit fünf Blättchen, und rosaroth, die Früchte von der Gestalt der Gurken, 6 bis 8 Zoll lang, unreif grün, im reifen Zustande dunkelroth. Im Innern enthalten sie dichtgedrängt 30 bis 40 Cacaobohnen, welche in der Frucht weiß sind. Der Cacao wird ebenso wie der Kaffee unter Schattenbäumen (meist Bucares, Erithryna Corallodendron) cultivirt, und steht in gut angelegten Hacienden gleichfalls in Reihen. Zur Ernte hat man eigenthümliche Werkzeuge, bestehend aus einer meißelartigen Klinge und einem Haken an langen Stangen, womit die reifen Früchte von den Bäumen abgestoßen werden. Dann öffnet man dieselben, nimmt die Kerne heraus, und schichtet dieselben in hölzernen Verschlägen 4 bis 6 Tage auf. Hier geräth das an den Kernen sitzende Fleisch in Gährung, und erstere nehmen ihre bekannte hellbraune Farbe an. Ist der richtige Zeitpunkt eingetreten, so bringt man diese gegohrene Masse heraus auf den Patio oder Hof, und trocknet sie daselbst, dünn ausgebreitet, in der Sonne, worauf der Cacao zur Handelswaare wird. Der auf dieser Hacienda bonificirte Cacao steht im Ruf der beste Venezuela's zu seyn, welches Land wieder den ausgezeichnetsten Cacao Westindiens liefert, und ich habe dieß auch bestätigt gefunden, da ich nie wieder so guten Cacao genossen habe als in Los Caracas.

Die Cocospflanzung konnte leicht mehrere tausend Bäume zählen, die dem Besitzer eine sehr gute Rente geben mußten, da jede über 10 Jahre alte Cocospalme durchschnittlich jeden Monat einen Büschel mit 50 bis 60 Cocosnüssen bringt. Ein Mann der mit seiner Familie mitten in dieser Pflanzung lebte, beschäftigte sich mit der Bereitung von Cocosöl, welches ein fettes, unangenehm riechendes, aber sehr geschätztes Brennmaterial ist. Bei seiner Bereitung wird folgendermaßen verfahren. Die reifen Cocosnüsse werden von der Schale befreit, und dann entweder in großen hölzernen Mörsern gestampft, oder auf einer Art Reibeisen, bestehend aus einem hölzernen Cylinder, der an einem Schwungrad sitzt und mit durchlöchertem Blech beschlagen ist, zerrieben. Der Brei wird in große Fässer oder viereckige Kästen gegeben und mit Wasser übergossen, worauf unter dem Einfluß der glühenden Sonne nach einigen Tagen das Cocosöl oben aufschwimmt und abgeschöpft wird. In La Guayra verkauft man es, die Weinflasche zu $2\frac{1}{2}$ Real oder 10 Silbergroschen. Die Cocospalmen gedeihen nur gut in der Nähe der See auf salzigem Boden und bei hinreichender Wärme. In Caracas hat man ziemlich viele Cocospalmen in den Plantagen, dort tragen sie aber keine Früchte. Diese Cocospflanzung zog sich weit am Ufer der See nach Osten hin; ich besuchte noch die Mündung des Flusses, welche aber sehr versandet war. Der Fluß selbst ist etwas größer als die Weiseritz bei Dresden bei mittlerm Wasserstand, also hinreichend groß genug um auf demselben Stämme und Bretter aus der neuanzulegenden Colonie nach der See auf möglichst billige Weise zu flößen. Nach Westen war die Bucht von Los Caracas von steilen Bergen eingeschlossen, an deren Fuß sich der Weg nach La Guayra hinzog. Hier fand ich einige Ablagerungen von Magneteisenerz und Hyacinthen, welche die See dort zusammengespült hatte. Ich kehrte nun nach dem Wohnhause zurück, und sah auf dem Heimweg einen ganzen Zug der schönsten rothen, grünen und blauen Arras, welche sich die süßen Blüthen der Bucares unter furchtbarem Gekreisch trefflich schmecken ließen. In der Hacienda wurden schon Vorbereitungen für unsere morgende Tour getroffen. Die Familie des Negers, den ich von Caracas mitgebracht, und die Angehörigen zweier andern Schwarzen, die uns noch begleiten sollten, waren mit Cassavebrodbacken beschäftigt. Es wird dieses bekanntlich aus den Wurzeln der Manihotpflanze (span. Yuca, lat. Jatropha manihot) bereitet. Diese Pflanze wird in Feldern angebaut, und dann wenn sie reif ist ausgerissen; die Wurzeln sind etwa 1 Fuß lang und 1 bis 2 Zoll dick, innen weiß, haben außen eine rothe Schale und enthalten einen scharfen giftigen Milchsaft. Um diesen zu entfernen und das in den Wurzeln ent-

haltene nutzbare Mehl zu gewinnen, werden dieselben auf einem großen Reibeisen, wie ich es schon bei der Cocosölfabrication erwähnte, zerrieben, dann die Masse in einen Sack gethan und in diesem unter Steinen gepreßt. Nun wird dieselbe in Kuchen geformt, etwa 20 bis 24 Zoll im Durchmesser und 1/4 Zoll dick, und so auf einer heißen Eisenplatte gebacken. In dieser Gestalt ist das Cassavebrod ein sehr trockenes Essen: ich konnte mich niemals dabei des Gedankens erwehren daß es ein gewöhnliches stark mit Sägespänen versetztes Gebäck sey; allein in Fleischbrühe geschnitten, habe ich es sehr gut gefunden, die einzelnen Theilchen quellen auf, und es nimmt einen Geschmack fast wie Sago an.

Mittlerweile war über diesen Vorbereitungen der Abend herbeigekommen; da es irgend ein Festtag war, wurden sämmtliche Plantagenbewohner und nächste Nachbarn zusammengerufen, und vor der kleinen mit einem lebensgroßen Bilde der santissima virgen del carmen geschmückten Capelle ward eine Art Abendandacht gehalten, die darin bestand daß der Mayordomo (Verwalter), gleichfalls ein Neger, aus einem alten Predigtbuch einen Abschnitt vorlas.

Am andern Morgen traten wir unsere Tour an; es begleitete mich mein indianischer Diener, der schwarze Führer den ich von Caracas mitgebracht hatte, und zwei andere Neger. Martin, der Indianer, trug meine und seine Cobija, außerdem einige Lebensmittel für mich und einen kleinen eisernen Kessel; die beiden andern Neger hatten jeder einen Sack mit Lebensmitteln für die Leute, und der Führer außer seiner Flinte nur seine Cobija. Ich hatte auf der Hacienda alle irgend entbehrlichen Kleidungsstücke zurückgelassen, und nur Hemd, Beinkleider, Sandalen und Hut, außerdem noch ein Messer, ein Pulverhorn, eine kleine Jagdtasche und meine Flinte.

Wir giengen am Rio Grande aufwärts, anfangs noch in der Plantage, dann aber im Flusse selbst, der den einzigen Weg im dichten Urwald bildete. Für gewöhnlich gieng uns das Wasser bis an die Kniee, oft aber bis an die Hüften und unter die Arme, an manchen Stellen mußten wir uns sogar einen Weg durch das dichte Gestrüpp am Ufer bahnen, weil der Fluß zu tief war. Da mußten die beiden Träger von ihren langen Messern oder Säbeln, machetes genannt, Gebrauch machen. Sehr genau mußte man Acht geben um nicht auf eine umgefallene Macanilla, eine Art Palme, zu treten, da deren Stamm von 2 zu 2 Zoll Abstand mit einem Kranze langer, sehr spitzer und spröder Stacheln umgeben ist. Nach etwa zwei Stunden kamen wir an eine Theilungsstelle des Flusses: der kleinere heißt von da an Carandola, der größere Anare; an letzterm sollten wir aufwärts gehen, um so an eine große Ebene zu kommen die der Centralpunkt der künftigen Niederlassung werden sollte. Da aber dieser Fluß in seinem Unterlauf einige sehr schwer oder gar nicht passirbare Fälle hat, giengen wir im Carandola aufwärts, um dann nach Uebersteigung der beide Flüsse trennenden Bergkette in den Oberlauf des Anare zu gelangen. Dieser Vereinigungspunkt der beiden Flüsse bot ein tropisches Bild dar. Ein umgehauener Baum, an der Stelle wo die ersten Aeste sich abzweigten, gewiß 3 Ellen im Durchmesser, war über beide Flüsse gestürzt und bildete eine natürliche Brücke; der am Ufer stehende Stumpf trug noch einen kleinern Baum derselben Gattung, welcher dicht mit den schönsten Schlingpflanzen, darunter prächtig purpurroth blühenden Bignonias, überdeckt war. Das Ufer der beiden Flüsse war von einem dichten Gebüsch 8 bis 10 Ellen hohen Rohres, der Aehnlichkeit mit Zuckerrohr wegen Caña Brava (Gynerium sacharoides) genannt, umgeben, dessen graue Blüthenbüschel wie wehende Straußfedern aussahen; dahinter begann der Urwald, bestehend aus einer großen Mannichfaltigkeit der verschiedensten Bäume, wie mehrere Palmenarten, Cedern, Lorbeerarten u. s. w., die alle durch Schlingpflanzen in den pittoreskesten Guirlanden verbunden waren.

Am Ufer sahen wir im feuchten Sand öfters die Fußspuren des Tapirs (span. tanta), des Panji (Palamedea cornuta), eines trappenähnlichen großen Vogels, auch einigemale die des Tigers oder Jaguars, welche doch die Größe einer ziemlich großen Mannesfaust hatten. Auch fanden wir die Höhle eines Aguti (musaguti); hier waren die Träger sogleich bereit es auszugraben, hörten aber bald auf, als sie beim Aufblicken das Thier in weiter Ferne laufen sahen, es hatte sich durch einen andern Ausgang geflüchtet, und verschwand so schnell daß wir ihm keine Schrotladung nachschicken konnten.

Nach ungefähr fünfstündigem Marsch schien es als sollten wir ein Zusammentreffen mit dem Beherrscher der dortigen Wälder haben.

Martin und einer der Träger waren etwa hundert Schritt voraus, plötzlich sahen wir sie stillstehen, horchen und im Geschwindschritt zu uns zurückkehren. Als sie herankamen, hieß es: el tigre! Wir setzten nun zuerst auf die Schrotladungen in unsern Flinten Kugeln und rückten vor. Als wir den Platz erreicht hatten, von wo aus jene umgekehrt, hörten wir ihn auch. Er knurrte wie eine recht böse Katze, in Absätzen, aber viel stärker, und schien sich in einem kleinen Dickicht jenseits des Flusses aufzuhalten. Ich und Martin passirten den Fluß, und so rückten wir auf beiden Seiten, die Flinten im Anschlag, gegen die verhängnißvolle Stelle vor. Je näher wir kamen, desto stärker wurde das Knurren; es schien als ob der Tiger jeden Augenblick hervorspringen wollte, und als sey er nur noch unschlüssig welchen von uns er angreifen wolle; wir warfen Steine in das Dickicht, aber ohne Erfolg. Endlich, als wir ihm bis fünf Schritte nahe waren, fanden wir — nicht den Tiger, sondern die Lösung des Räthsels. Es bildete nämlich hier der Fluß einen kleinen Fall, der vermöge der Lage der Felsstücke Luft mit hinunterzog (?), die heraussprudelnd jenes Knurren verursachte.

Bald darauf kamen wir an eine Stelle an der sich eine Schlucht von benachbarten Bergrücken herunterzog, hier machten wir Halt und frühstückten. Der Führer glaubte wir seyen nun weit genug im Carandola aufwärts gegangen, um nach Uebersteigung der trocknenden Bergkette in den Oberlauf des Anare zu gelangen. Nach ungefähr zweistündiger Rast ward wieder aufgebrochen, um in der Schlucht aufwärts steigend den Gipfel zu gewinnen. Anfangs gieng es ganz gut, bald aber so steil daß ich mir die Flinte mittelst meines Halstuchs auf den Rücken band, um mich beider Hände beim Klettern bedienen zu können. Zuletzt lag ein wohl 60 Fuß hoher, fast senkrechter, nur spärlich bewachsener Absturz vor uns, den wir zu erklimmen hatten. Wie wir im besten Klettern waren, zeigten sich plötzlich ganz in unserer Nähe zwei Schlangen der giftigsten Art, culebra de tigre. Martin schlug sie todt. Fast ganz außer Athem kamen wir auf dem Rücken des Berges an, und warfen uns unter einen Baum um etwas auszuruhen. Dieser Bergrücken ist mit dem schönsten hohen Holze bewachsen, und steht nur wenig Gestrüpp dazwischen. Bald sahen wir einen Zug wilder Truthühner, von denen wir eins schossen. Auch einen Panji hörten wir seine scharfen Locktöne ausstoßen, konnten aber, bei den vielen trocknen Blättern die auf dem Boden lagen, und der überaus großen Schüchternheit dieses Vogels, nicht nahe genug zum Schusse kommen.

Jetzt gieng es auf dem jenseitigen Abhang hinunter nach dem Anare; dieses Stück Wegs war wo möglich noch ermüdender als das Ersteigen des Rückens, doch kamen wir endlich kurz vor Dunkelwerden hinab an das Wasser, und suchten uns einen hübschen Platz zum Nachtlager aus. Hier zog sich eine breite Felsenbank quer über den Fluß, der über dieselbe hinunterschoß; ganz in der Nähe war der Wald und natürlich trocknes Holz im Ueberfluß. Auf dem Felsen wurde die Küche hergerichtet und erst die Truthenne und dann Kaffee gekocht. Während dem schleppten die Träger hinreichendes Holz für die Nacht herbei, und dann aßen wir alle gemeinschaftlich aus dem Kessel — leider war unsere Jagdbeute sehr zäh. Dann legten wir uns noch, eine Cigarre rauchend, um das Feuer, während der schwarze Führer seine Heldenthaten auf früheren Jagdzügen und auf kleinen Seereisen erzählte. Hierauf zog ich mich unter die Bäume zurück, wickelte mich in meine Cobija, nahm ein Stück Holz als Kopfkissen, und schlief bald ein. Bald nachher wurden wir aber sehr unsanft geweckt durch unzählige Schaaren Ameisen aller Größen und Farben, die von allen Seiten herbeigezogen kamen um die Reste unserer Abendmahlzeit zu verzehren, und die uns selbst wohl auch für gute Beute erklären mochten, denn jede versetzte uns einen tüchtigen Biß. Wir standen auf und wütheten mit Schlagen und Brennen gegen diesen Feind, fanden es aber bald gerathen uns auf den Felsen zurückzuziehen, und den unzähligen kleinen Feinden das Feld zu überlassen. Da wir glaubten daß es bald Morgen sey, kochten wir einen Kaffee. Wunderlich zu hören waren die verschiedenen Stimmen der Thiere, die durch das hochaufflackernde Feuer aus ihrem Schlafe geweckt waren, und denen andere in der Ferne antworteten. Mir dauerte das Warten zu lange, ich wickelte mich wieder in meine Decke und schlief auf dem harten Felsen ungestört bis früh Morgens.

Wir brachen mit Sonnenaufgang auf und giengen den Anare aufwärts; nach ungefähr einer halben Stunde hörten wir ein lautes Bellen, und sahen bald eine Schaar von 20 bis 24 Affen in den Wipfeln der Bäume dahin gehen; ich schoß nach einem, traf ihn aber, da er sehr hoch oben war, nur mit wenigen Schroten. Die ganze Schaar eilte nun mit lautem Geschrei immer in den Baumkronen fort nach dem Bergrücken hinauf; der Verwundete konnte den übrigen nicht folgen, da schoß ihn der schwarze Führer mit einer Kugel. Es war ein männlicher Affe (Simia lagotricha [1]), etwa 3 bis 3½ Fuß hoch, mit langem Wickelschwanz und dickem grauen Fell. Er wurde ausgeweidet und mitgenommen.

Bald fiel nun der Bergrücken zwischen dem Anare und Carandola ab, und lief in eine große 3 bis 4 Stunden breite und etwa 1½ Stunde lange Ebene aus, die den Centralpunkt der zu schaffenden Niederlassung bilden sollte. Gern hätte ich dieselbe näher untersucht und mehrfach durchstrichen, allein die überaus üppige Vegetation auf derselben machte es unmöglich anders als nur Schritt vor Schritt einzudringen. Wir gaben also diesen Versuch sehr bald auf, und giengen noch ein Stück den Anare aufwärts, um zu sehen ob weiter oben ein Zugang eher ermöglicht werden könne. Bald aber traten die Bergrücken des anderen Ufers über den Fluß herüber, und bildeten hier mehrere Wasserfälle, von denen die untersten mit Mühe und Noth passirt wurden. Plötzlich aber standen wir vor einem Wasserbecken von nahe 60 Ellen Länge und 20 Ellen Breite, auf allen Seiten von wenigstens 30 Ellen hohen senkrecht abfallenden Felswänden umgeben. Hier fanden wir das Ende unserer Reise, es war nichts zu thun als umzukehren; was ich auch that, um dann noch einen andern Theil des Landes zu sehen.

Als wir gegen Mittag wieder an unserem letzten Nachtlager angekommen waren, wurde Halt gemacht ein tüchtiger Scheiterhaufen zusammengetragen und angezündet, und der Affe daraufgelegt um ihn auf diese Weise seines Felles und der Bewohner desselben zu entledigen, wodurch er ein scheußliches Ansehen erhielt. Nun wurde er zerlegt, und ein Viertheil am Spieß gebraten; ich erhielt den Hauptleckerbissen, das Innere der Hand, welches auch wirklich köstlich schmeckte. Allerdings mußte man, um es mit Lust essen zu können, so abgehärtet in dieser Beziehung seyn, wie ich es, Dank den ziemlich vierjährigen Bemühungen der Creolen, geworden war. Nach der Mahlzeit gieng es wieder den Bergrücken hinauf den wir am vorhergehenden Tag überstiegen hatten, aber dießmal auf demselben hin, bis wir an dem Vereinigungspunkt beider Flüsse ankamen. Auf demselben gab es eine wahre Fülle der herrlichsten Hölzer, ich sah Cedern wohl 60 Ellen hoch und unten fünf Ellen im Durchmesser. Auf unserem Weg lag ein Jacaranthabaum, gewiß 16 Ellen lang und eine Elle dick, von dem ich mir eine Probe mitnahm.

Gegen 4 Uhr kamen wir am Rio Grande und Abends nach Dunkelwerden in Los Caracas an. Auf dem letzten Stück des Weges wurden wir von dem Geschrei der Brüllaffen beinahe betäubt, bekamen aber keinen zum Schuß. Die Brüllaffen (Simia seniculus, [1] spanisch araguado) sind ziemlich 4 Fuß hoch, haben rothbraunes Fell, und leben in größeren Gesellschaften; besonders in der Frühe und Abends lassen sie ihre, vermöge der besonderen Organisation des Kehlkopfs, überaus lauten Stimmen ertönen. Am nächsten Tage ritt ich nach einer benachbarten Hacienda, Osma. Erst geht der Weg hart an der See hin, dann quer durch das Land. Osma liegt gleichfalls am Meer, hat einen besseren Hafen als Los Caracas, gleichfalls viele Cocospalmen, eine Cacaopflanzung und eine ziemlich große Kaffeeplantage. Nachmittags kehrte ich nach Los Caracas zurück, um am nächsten Tage wieder zur See nach La Guayra zu fahren.

Schon frühzeitig wurden Anstalten zu dieser Reise getroffen, und ich wartete seit acht Uhr, nachdem ich mich vom Mayordomo und meinen Begleitern durch einige Geschenke verabschiedet hatte, in dem Rancho wo die Canots aufbewahrt wurden. Unser Fahrzeug, in dem wir die Reise nach La Guayra machen sollten, war dasselbe welches uns aus dem Boot bei der Herreise ans Land gebracht hatte; ehe man aber Anstalt machte mich und Martin einzunehmen, wurde es erst mit 400 Cocosnüssen beladen. Darauf stiegen ich und Martin, sowie der Steuermann ein, und die zwei Ruderer schoben das Fahrzeug ins Wasser, in welches es so tief einsank daß kaum 3—4 Zoll Bord frei waren; daher schlug auch fast jede größere Welle hinein, und wir waren kaum 50 Ellen vom Land, so mußten beim Steuermann hinten die Cocosnüsse weggeräumt werden um das Wasser auszuschöpfen, welches den Boden des Canots bedeckte. Dann commandirte der Steuermann einige Gebete an Nuestra Señora del Carmen und an den Señore San José um glückliche Fahrt, die auch von den Ruderern mit ächt seemännischer

[1] Hier muß ein Irrthum obwalten, denn die Gattung Simia gehört nur der alten Welt an. D. R.

[1] Richtiger Mycetes seniculus.

Pünktlichkeit hergesagt wurden. Später erhob sich ein wenig Wind; um diesen zu benutzen, ward eine Segel an einer Stange aufgespannt, welches aber wohl schon lange Jahre gedient haben mochte, denn es hatte mehr Löcher als ganze Stellen. Wir fuhren immer ungefähr eine Viertelstunde von der Küste entfernt hin, und sahen da die Hacienden Camburi und Naiquata an dem Fuße der Lolla. Erst gegen 10 Uhr Abends kamen wir nach La Guayra, da der Wind schwach war, und die Ruderer es vorzogen von den Cocosnüssen zu essen, anstatt zu rudern. Die Landung ward bewerkstelligt, indem man das Canot auf den Strand auflaufen ließ. Hierbei wurden wir noch tüchtig naß, indem eine Welle der Länge nach über das ganze Canot hinschlug. Am Strand spazierte eine Schildwache, die wahrscheinlich das Schmuggeln verhüten sollte; wenigstens ließ sie sich von uns alle mögliche Auskunft über den Zweck, die Dauer und den Anfangspunkt unserer Reise geben, ehe sie uns gestattete ein Unterkommen in der Posada zu suchen.

Ueber urweltliche Thierspuren in England und in den Vereinigten Staaten.

Gewiß wird ein Laie verlegen werden, wenn er plötzlich beantworten soll was er sich unter einer Wissenschaft mit dem Namen Ichnologie denkt, mag er auch wissen daß ichnos im Griechischen die Spur bedeutet die ein auftretender Fuß hinterläßt. Die Rothhäute in den Cooper'schen Romanen oder ähnlichen Erzählungen vermögen aus der Form von Fußspuren zu unterscheiden wer sie wohl zurückgelassen habe, selbst wenn sie die Person niemals sahen. Wegen dieser Wissenschaft verdienen sie gewiß Ichnologen genannt zu werden. Es gibt in Europa und in Amerika aber Leute die sich die Ichnologie zum Beruf machen, und Bücher über Ichnologie schreiben. Sie untersuchen aber nur Fußspuren die vor vielen, vielen Zeitaltern hinterlassen wurden, und jedes dieser Zeitalter würde Räume von Hunderttausenden von Jahren füllen, wenn überhaupt seine Dauer nach unsern astronomischen Perioden sich messen ließe.

In Dunfriesshire bei Corncockle Muir und anderswo liegen Sandsteinschichten die von den Geologen dem Permischen System zugerechnet werden, das will mit andern Worten sagen, die ihr gegenwärtiges Gefüge in einer Zeit annahmen die nach der Kohlenperiode folgte und der Trias-Zeit vorausgieng, und die ihren Namen erhalten hat weil sie im russischen Gouvernement Perm sich am besten entwickeln konnte. Es gab eine Zeit wo diese Sandsteinschichten von andern Gesteinen noch nicht überlagert waren. Auf ihren Oberflächen finden sich die Abdrücke von Fußspuren, die sich so treu erhalten haben daß der jetzige harte Sandstein in der Permischen Zeit ein weicher Sand gewesen seyn muß, der sich unter den Tritten der damaligen Creaturen als ein plastisches Mittel erwies, um etliches aus den Annalen jener dunkeln Zeiten zu retten. Es scheint ferner, bemerkt ein britischer Essayist,[1] daß diese Sandsteine an manchen Stellen einen von der Ebbe und Fluth der Permischen See berührten Ufersand gebildet haben. Ja selbst das Permische Wetter hat auf diesen empfänglichen Flächen Erinnerungen zurückgelassen. Die Flächen der Sandsteine sind oft bedeckt mit Höhlungen, die von einem Regenschauer herrühren, und an manchen Stellen sind die Abdrücke so deutlich, daß sich sogar die Richtung angeben läßt von wannen die Wolken kamen. Andere Sandsteinflächen bezeugen wiederum daß eine Zeitlang Lachen von Salzwasser auf ihnen gestanden sind, deren Wellen der Wind sanft bewegte, so daß noch heute davon der Sandstein anmuthig gekräuselt erscheint. Anderwärts begegnet man auch den Wirkungen der vorweltlichen Sonnenhitze, indem man deutlich wahrnimmt daß das was ehemals feuchter Schlamm war, von der Sonne gebacken wurde und nach allen Richtungen geborsten war. Eine Merkwürdigkeit der Ichnoliten im Sandstein von Dumfriesshire ist die Gleichheit ihrer Richtung. Die Wesen welche diese Spuren hinterließen, scheinen fortwährend von Westen nach Osten, niemals umgekehrt gewandert zu seyn, wenigstens kommen westlich gerichtete Fußstapfen außerordentlich selten vor, und sind meistens sehr unkenntlich. Um diesen seltsamen Umstand zu erklären, bemerkt Sir William Jardine, der Sand zur Ebbezeit möge so weich gewesen seyn, daß die Spuren der Thiere die sich dem Wasser näherten, oder hineingiengen, leichter verwischen ließen, während sie auf der Rückkehr, wo sie auf theilweise trockenem Sand abgedrückt wurden, besser erhalten werden konnten, wenn sie auch nach und nach unklarer wurden, je mehr sie sich dem damaligen festen Lande näherten. Aus den Spuren auf die Thiere selbst zu rathen ist außerordentlich schwierig. Man hat zwar Thiere der jetzigen Schöpfung absichtsvoll über weiche Flächen laufen lassen, um ihre Spuren mit den geologischen zu vergleichen, aber rechte Sicherheit ist äußerst selten zu gewinnen, obgleich man einer und derselben Thierspur im Stein schon bis auf dreißig Schritte folgen konnte. Mehr als die Größe des Schrittes, den Abstand der Füße, und (aber auch diese nicht immer genau) ihre Zahl läßt sich nicht genügend ermitteln. Doch vereinigt man sich gewisse Formen von Fußstapfen gewissen Thierordnungen zuzuschreiben. So sind denn die Ichnoliten von Corncockle Muir mit dem allgemeinen Namen Chelichnus bezeichnet worden, weil sie dem Schildkrötengang am besten zu entsprechen scheinen. In einem andern Steinbruch der genannten Grafschaft, in dem Kirchspiel Caerlaverod, finden sich Fußspuren welchen die Bezeichnung Batrichnis ertheilt worden ist, weil sie von Thieren herzurühren scheinen die mit den heutigen Lurchen, mit den Fröschen und Kröten die meiste Aehnlichkeit haben. Bei diesen Spuren bemerkt man einen großen Unterschied zwischen dem Vorder- und Hinterfuß. Der Schritt war außerordentlich regelmäßig, gemessen und abwechselnd. Der kleine Vorderfuß wurde unmittelbar vor dem hintern eingedrückt, und läßt auf vier wenig getheilte Zehen und eine wellenförmige Sohle schließen. Die gesammte Breite beträgt nur einen halben Zoll. Der Hinterfuß dagegen hatte eine glatte wellenförmige Sohle, fünf Zehen von unregelmäßiger Größe, wovon die zweite, von außen gerechnet, die längste, die innerste die kürzeste ist. Bei sehr vielen vierfüßigen Thieren sind die Abdrücke der Hinterfüße viel deutlicher als die der Vorderfüße. Es ist dieß auch ganz in der Ordnung, denn im allgemeinen dienen mehr oder weniger die Vorderfüße nur als Stützen des Kör-

[1] Fossil Footprints. Edinburgh Review. Nr. 223.

pers, während die Hinterfüße den Körper selbst vorwärts schieben. Deßwegen sind sie auch mit stärkern Muskeln begabt und können tiefere Eindrücke zurücklassen. Bei manchen Thieren sind nun gar bloß die Spuren der Hinterfüße noch vorhanden, weil das Thier mit dem Hinterfuß in die vordere Spur trat, und diese völlig verwischte. Dieß bringt den Forscher in keine geringe Verlegenheit, weil er oft nicht weiß, rührt der Ichnolit von einem Zwei- oder einem Vierfüßer, einem Vogel oder einem Reptil her. Es gibt jetzt in England keine Arten mehr welche jene ichnolitischen Thiere der Permischen Zeit vertreten könnten, also keine Schildkröten, keine Eidechsen, wie sie damals an den schlammigen Meeresufern wanderten, denn der einzige heutige Repräsentant, die kleine Lacerta agilis, vermeidet Nässe und Schlamm, und hält sich in trockenen Sandhaufen auf. Auch Frösche und Kröten mit so ungleichen Vorder- und Hinterfüßen gibt es jetzt nicht mehr. Die Ichnoliten sind aber das einzige Merkmal in jenen Sandsteinen, da man sich vergebens nach den Skeletten von Wirbelthieren, denen die Spuren zugerechnet werden, umsieht. Die Abwesenheit fossiler Knochengerüste kann man sich nur dadurch erklären daß das einschließende Gestein in Folge seiner starken Beimischung von Eisenhyperoxyd die Gebeine jener Reptilien chemisch zerstörte. So läßt sich auch nichts festsetzen über die Nahrung jener ältern Thiergeschlechter, doch ist die Vermuthung erlaubt daß sie sich von Seekräutern ernährten, und daß wir ihre zahlreichen Spuren dem Umstand verdanken daß sie in der Nähe des Meeres ihren Unterhalt suchten.

Das Permische System füllt bekanntlich den letzten Abschnitt in der Kette von Bildungen, auf welche eine neue Zeit, die sogenannte secundäre Zeit, gefolgt zu seyn scheint. Die Permischen Gebilde sind also die letzte Gruppe der paläozoischen Reihenfolge. Aelter als die Permischen Steine, etwa im ähnlichen Abstande wie die Großeltern von den Enkeln, gelten die Devonischen Niederschläge. Im Devonischen alten rothen Sandstein trifft man die ältesten Spuren eines vierfüßigen Lebens in Ichnoliten, die man Schildkröten zugeschrieben hat, und welche als früheste Urkunden für das Auftreten von Reptilien angesehen werden. Dort hat man aber nicht bloß Fußspuren, sondern auch ein Skelett des Telerpeton Elginense gefunden, eines Reptils welches die allgemeinen Merkmale der Lurche und der Eidechsen vereinigte. Auch innerhalb der Gesteinarten der Kohlenformation, welche auf die Devonische Zeit folgte und der Permischen vorausgieng, und die ihren Namen empfangen hat weil innerhalb ihrer Gesteinslager die Steinkohlenflötze eingeschlossen zu liegen pflegen, trifft man auf Ichnoliten, und unter diesen sind die Spuren eines Thieres merkwürdig welches Chelichnus ingens genannt worden ist, weil es für eine Schildkröte gehalten wird deren Fußstapfen einen Durchmesser von 10 Zoll und deren Schritte nicht weniger als 2 Fuß 10 ½ Zoll Abstand besaßen! Aus der Kohlenzeit sind auch auf Sandsteinen in Pennsylvanien Ichnoliten entdeckt worden, die man Sauriern zuschreibt. Mit Zuversicht läßt sich aber nur sagen daß es luftathmende Thiere waren welche auf die Sandflächen der Kohlenzeit ihre Merkmale eindrückten, denn diese Ichnoliten finden sich nur auf solchen Lagen welche zugleich die Merkmale von Regenschauern und jene Sprünge und Risse wahrnehmen lassen die von allen Geologen der austrocknenden und berstenden Kraft der Sonnenstrahlen zugeschrieben werden.

Die erwähnten Thierspuren sind aber nicht bloß auf die letzten drei großen Zeiträume der paläozoischen Vergangenheit unserer Erde beschränkt, sondern sie finden sich auch in den Gruppen der secundären Gebilde und zunächst in der ältesten derselben, der triassischen. Die britischen Ufer der triassischen See waren, als sie von wandernden Vierfüßern betreten wurden, viel schlammiger als in den Permischen Weltaltern. Auf diese mit ihren geologischen Hieroglyphen gezeichnete und erhärtete Unterlage ergossen sich später andere Massen von sandigerem Inhalt, welche die Thierspuren ausfüllten, so daß sich jetzt auf der untern Seite dieser triassischen Lager die Fußeindrücke als Reliefabgüsse zeigen. Die bekanntesten darunter, die so gern in geologischen Büchern abgebildet werden, haben wegen ihrer Aehnlichkeit mit einer menschlichen Hand (oder noch eher eines Handschuhes) den Namen Cheirotherium erhalten. Glücklicherweise finden sich in den nämlichen Lagern auch Ueberbleibsel von Thierknochen, welche Individuen aus der Ordnung der Lurche angehört haben. Prof. Owen, Cuviers großer Nachfolger, hat einem solchen ausgegrabenen Batrachier den Namen Labyrinthodon gegeben, wegen des labyrinthischen Baues seiner Zähne. Diese Familie unterschied sich von den Salamandern und Kröten durch die Entwicklung und die äußerliche Skulptur des Schädels, so wie durch die Form des Beckens, in welchen Stücken sie sich den Krokodilen näherte. Owen hält sich nun für berechtigt die cheirotherischen Fußspuren den Labyrinthodonten zuzuschreiben, und dann haben wir uns an den Ufern der triassischen See ein Thier zu denken, dessen Länge 9 Fuß, dessen Breite 3 Fuß und dessen Höhe 3 ½ Fuß betrug. Doch muß noch hinzugesetzt werden daß die hintern Extremitäten sich so spreizten, daß, wenn man von Zehe zu Zehe der beiden Füße das Thier über den Lenden maß, es nahezu 7 Fuß sich ausbreitete. So glich es einer ungeheuren platten Kröte, die mit furchtbaren spitzen Zähnen in einem viereckigen Gebiß bewaffnet war.

Noch seltsamer sind triassische Ichnoliten bei Shrewsbury (Shropshire), die von vogelähnlichen Geschöpfen herzurühren schienen, während sie doch nur Sauriern angehörten, welche weit ausgespreizte, wahrscheinlich mit Schwimmhäuten verbundene Krallen besaßen, und deren Eidechsenleib mit einem Kopf endigte, welcher durch das Horngehäuse des Gebisses den Anblick eines Schnabels bot, wie wir ihn jetzt noch bei der Habichts-Schildkröte antreffen. Dadurch hat sich das Thier den Namen Rhynchosaurus (Schnabelechse) zugezogen. Unter die Fußspuren des Rhynchosaurus mischen sich aufgerollte Massen, welche die Auswürfe von Würmern sind, genau so wie sie noch heute über den Eingängen zu den Höhlen eines Angelwurmes (Arenicola piscatorum) gefunden werden. Wahrscheinlich hat sich der Rhynchosaurus von den Autoren jener Auswürfe genährt, und beim Auflesen dieser Würmer mußte ihm sein Hornschnabel ganz vortreffliche Dienste leisten.

In Connecticut trifft man Gesteinsarten die eine Breite von 3 bis 4000 Fuß einnehmen, und höchst wahrscheinlich noch in der triassischen Zeit gebildet worden sind. Dr. Hitchcock, ein amerikanischer Geolog, hat die dortigen häufigen Ichnoliten in sieben Gruppen getrennt, die allein den Wirbelthieren zugeschrieben werden müssen, und in der ersten dieser Gruppe unterscheidet er wieder fünf verschiedene Species einer Thierform die er Marsupialoiden nennt, womit er jedoch nicht meint daß diese Spuren Beutelthieren zuzuschreiben seyen, da sich diese Thiere, in jetziger Zeit wenigstens, nie an sandigen oder morastigen Ufern aufhalten. Der Name soll daher nicht mehr aussprechen als daß jene Ichnoliten vollständig den Spuren moderner Beutelthiere gleichen, während sie aller Wahrscheinlichkeit nach von keinem Säugethiere, sondern von einem Reptil herrührten. Es werden aber auch noch eine Menge dreizehiger Ichnoliten in den Sandsteinen des Connecticut

flusses angetroffen, die man Ornithichnites genannt hat, weil man sie Zweifüßern zuzuschreiben sich genöthigt sieht. Man unterscheidet dar unter zwei große Gruppen, nämlich dick- und dünnzehige, in der ersten Gruppe aber drei verschiedene Geschlechter, zusammen aus 14 Arten gebildet, in der andern Gruppe sechzehn Arten in vier Geschlechtern. Die größten dieser Ichnoliten, die des Ornithichnites giganticus, sind 15 Zoll lang, abgesehen von demjenigen Theil des Eindruckes der (2 Zoll lang) einer Klaue zugeschrieben wird. Die Schritte des Thieres hatten 4—6 Fuß Abstand; und zwar, wie es scheint, waren sie größer oder geringer, je nachdem der Vogel sich langsamer oder schneller bewegte

Wir haben schon oben bemerkt daß es immer peinlich ist Ichnoliten Zweifüßern zuzuschreiben, weil vierfüßige Reptilien oft mit den Hinterfüßen die Spuren ihrer Vorderfüße austreten. Auf dem Revier der triassischen Sandflächen in Connecticut ist aber der Vogelursprung der Ichnoliten etwas besser erhärtet, denn abgesehen davon daß man in den Abdrücken drei Zehenglieder bei der innern, vier in d er mitlern und fünf in der äußern Zehe wahrnimmt, gerade so wie es bei den lebenden Formen dreizehiger Vögel angeordnet worden ist, hat sich auch in dem plastischen Schlamm die Haut des Vogelfußes mit solcher Treue abgedrückt, daß Owen erklären könnte sie gleiche der eines Straußen und nicht der eines Reptils. Und dennoch, trotz dieser werthvollen Beweise, hat man doch nur eine große Wahrscheinlichkeit und keine endgültige Entscheidung gewinnen können, denn derselbe amerikanische Geolog fand neben den Ornithichniten andere Spuren, die er zwölf Arten ornithoidischer Eidechsen oder Lurche, 17 Arten eigentlicher Eidechsen, 16 Arten eigentlicher Lurche und 8 Arten von Schildkröten zuschreiben mußte. So gestaltenreich war damals die Thierwelt auf einem so kleinen Raume!

Das Wunder daß die Natur überhaupt noch ein Andenken dieser längst verschollenen Thierformen zu retten vermochte, ist noch nicht völlig erklärt, denn wie konnten diese zerbrechlichen Aufzeichnungen aus der frühern Thierwelt den Zerstörungen von Luft und Wasser entgehen? Denkt man sich den Schlamm von der Sonne gebacken und seine sandigen Theile vom Winde verweht, oder auch von den Meeresfluthen bespült, so wird das Räthsel immer unlösbarer. Wie alt diese merkwürdigen Inschriften aus den primären und secundären Weltenaltern sind, läßt sich gar nicht aussprechen, weil sich überhaupt geologische Zeiträume mit astronomischen Größen gar nicht ausmessen lassen, denn die astronomischen Zeiten bestehen aus einer Reihenfolge regelmäßiger Ortsbewegungen der Gestirne, während die Geologen ihre Chronologie nach dem Auftreten und Verschwinden gewisser organischen Formen bestimmen.

Die Reorganisation des russischen Heeres.

(Von A. L.)

Bald nach dem Pariser Frieden hat Rußland das öffentliche Bekenntniß abgelegt daß es sich zur wesentlichsten Aufgabe seine innere Entwicklung und in Bezug auf seine Macht das „Sichsammeln" gestellt habe. Dieser Aufgabe ist Rußland bisher, ohne sich in den europäischen Angelegenheiten auffallend vorzudrängen, mit dem Aufwand großer Geldmittel und mit rastloser Energie nachgekommen. Es hat den Weg vernünftiger und zeitgemäßer Reformen betreten, und es schreitet auf diesem Weg bestimmt, aber, wie es in der Natur des russischen Elementes liegt, nur langsam vorwärts. Es haben sich auch natürlich die mehraffectirten als aufrichtigen Klagen der Altrussen über ein mögliches Ueberstürzen als falsch und grundlos erwiesen. Die Intelligenz und die innere Entwicklung des Reiches kann nicht durch das Machtgebot des Kaisers: „Es geschehe!" plötzlich zur Thatsache werden, und beim Bau der projectirten Eisenbahnen, vorzüglich aber in der Emancipationssache, ist vom Anfang bis zum Ende ein langer Zeitraum. Ganz anders verhält sich die Sache im Militärwesen, wo es den leitenden Fäden schon in kurzer Zeit gelungen ist, wenigstens was die äußere Gestaltung anbelangt, eine völlige Reorganisation nach dem Wunsch und Willen des Kaisers Alexander II zu ermöglichen. Diese Reorganisation war, nachdem man die Mängel und Fehler des alten Systems im letzten Kriege hinlänglich kennen gelernt hatte, eine der ersten Aufgaben welche das „sich sammelnde" Rußland auf sein neues Programm geschrieben hat. Um aber eine Vervollkommnung der Armee und des Heerwesens zu erreichen, sind verschiedene Comités von theoretisch und praktisch gebildeten Generalofficieren errichtet worden, welche, auch mit den Fortschritten des Auslandes nicht unbekannt, die einzelnen Fäden der Reformen lenken und zur Ausführung bringen. Solche Comités sind:

a) Das Artillerie-Comité unter dem Präsidium des Generals Disadin. Zweck ist die Verbesserung der Artillerie, und resp. die Einführung gezogener Kanonen von Gußstahl.
b) Das Comité zur Verbesserung der Schießgewehre mit einem Präses und mit 14 berathenden Mitgliedern.
c) Das Comité zur Verbesserung im Heerwesen mit dem Präses General Plautin.
d) Das gelehrte Kriegscomité, welches, unter dem Präsidium des Generals der Infanterie Schubert, 24 Mitglieder zählt.

Zahlreiche andere Commissionen, wie z. B. für Veredlung der Pferde, und andere, wollen wir hier aus dem Grunde nicht berühren weil dieselben weniger auf die Reorganisation als im allgemeinen auf das Heer von günstiger Einwirkung sind, und zum Theil schon unter Kaiser Nikolaus errichtet wurden. Doch die Nikolaus-Akademie des Generalstabes können wir hier nicht unerwähnt lassen, welche seit ihrem 27jährigen Bestehen schon gegen 500 Officiere in den Generalstab geliefert hat, deren Namen zum Theil einen hohen militärischen Ruf erhalten haben. Eben dieses vortreffliche Institut hat sich in jüngster Zeit noch durch den Umstand verbessert daß Kaiser Alexander jährlich mehrere talentvolle Officiere auf mehrjährige Reisen in das Ausland entsendet, welche dann über ihre Erfahrungen vierteljährliche Berichte einschicken müssen.

Von wesentlichem Einfluß auf die Reorganisation des russischen Heeres und auf die Erzeugung eines nothwendigen Selbstbewußtseyns und höheren Geistes im Heere wird in Zukunft die jüngst errichtete:

e) Commission zur Entwerfung eines neuen Militärgesetzbuches seyn. Präses dieses Comité's ist der bisherige Generalstabschef des 5ten Armeecorps, General Nijepokoitschitzki, ein Name welcher zwar der deutschen Zunge schwer fällt, der aber in der russischen Armee den besten Klang hat. Es ist derselbe auch als militärischer Schriftsteller bekannt. In dem zwar mit neuer Handfeuerwaffe ver-

sehenen, aber bisher nur „gedrillten“ russischen Soldaten kann nur nach Veränderung und resp. Abschaffung der bisherigen Militärgesetze militärisches Ehrgefühl erzeugt und die herrschende gedrückte Stimmung in einen gehobenen Geist verwandelt werden.

Wir beginnen zunächst mit der Eintheilung des Heeres, welche ebenfalls eine neue geworden ist. Die frühere aus sechs Infanteriecorps bestehende sogenannte „active“ Armee zerfällt jetzt in die erste und zweite Armee, jede von je drei Armeecorps, denn die Benennung Infanteriecorps hat aufgehört, und zwar mit Recht, indem jedes Corps nicht allein drei Infanteriedivisionen, sondern auch drei Cavallerie- und drei Artilleriedivisionen zählt. Die erste Armee, welche den Fürsten Gortschakoff zum Obercommandirenden hat, besteht aus dem ersten, zweiten und dritten Armeecorps, ist in Polen und in den ehemaligen polnischen Provinzen dislocirt und hat das Hauptquartier in Warschau.

Die zweite Armee besteht aus dem 4ten, 5ten und 6ten Armeecorps. Das Obercommando, welches General v. Lüders führte, und der Generalstab dieser Armee ist aus Ersparungsrücksichten vor länger schon als einem Jahr wieder aufgelöst worden, und es bildet jetzt diese Armee drei abgesonderte, mit einander gar nicht in Verbindung stehende Armeecorps, die gegenwärtig im östlichen und im südlichen europäischen Rußland, wie in Tambow, Pensa, Charkow, Nikolajew, Odessa u. s. w. dislocirt sind.

Diese sechs Armeecorps zählen zusammen 72 Infanterieregimenter, nachdem Kaiser Alexander die 36 Jägerregimenter der früheren activen Armee in Infanterieregimenter verwandelt hat. Dem Unkundigen dürfte diese Maßregel allerdings eher als ein Rückschritt denn als ein Fortschritt erscheinen; allein es ist zu bemerken daß diese Jägerregimenter, welche früher nur den besseren Theil der russischen Infanterie bildeten, mit den Jägern der Oesterreicher und anderer Staaten gar nicht zu vergleichen waren. Und da nun gegenwärtig mit der Reorganisation des russischen Heeres die Infanterieregimenter eine bessere Handfeuerwaffe erhalten haben, so sind dieselben den früheren sogenannten Jägern ebenbürtig geworden. Mit dem Verlust des Namens „Jäger“ haben diese Regimenter keinen Rückschritt, sondern die anderen 36 Infanterieregimenter der sechs Armeecorps mit dem Percussionsgewehr vielmehr einen Fortschritt gemacht.

Was aber die Jäger in anderen Armeen, sind bei den Russen die Scharfschützen, mit ganz entsprechender Armirung. Die frühere active Armee zählte nur sechs Scharfschützenbataillone, und es kam also auf jedes Corps nur ein Scharfschützenbataillon. Da sich aber im Krimkrieg, sowie in allen neueren Kriegen, die Vorzüglichkeit dieser Waffengattung bewährt hatte, und gerade Rußland den Mangel dieser Waffe schmerzlich empfinden mußte, so hat Kaiser Alexander II, welcher schon während des Krieges das Scharfschützenregiment der kaiserlichen Familie organisiren ließ, gleich nach Beendigung des Krieges die Vermehrung der Scharfschützen in der Art befohlen, daß, anstatt wie früher nur jedes Armeecorps, fortan jede Division der sechs Armeecorps, sowie des Garde- und Grenadiercorps ein Scharfschützenbataillon haben soll. Durch den Tagsbefehl vom 18 Dec. 1856 sind diese Corps allein um 16 Scharfschützenbataillone vermehrt worden, so daß dieselben jetzt zusammen 24 zählen. Unerwähnt bleibt hier das kaukasische Heer, sowie die bis auf 10 vermehrten finnischen Scharfschützenbataillone und vier Lehrbataillone. Daß jedes Bataillon seine Mustercompagnie hat, ist noch besonders zu erwähnen. Allein bei dieser wesentlichen Vermehrung seiner Wehrfähigkeit durch vermehrte Scharfschützen und verbesserte Bewaffnung ist Rußland noch nicht stehen geblieben; es hat nach dem Muster anderer Militärmächte auch die Wehrkraft und Vorzüglichkeit seiner Infanterie dadurch bedeutend erhöht daß in jedem Linieninfanteriebataillon eine Scharfschützencompagnie, die 5te, errichtet worden ist, und da jedes Infanterieregiment seit der allgemeinen Reducirung der Armee, statt der früheren vier, jetzt nur drei active Bataillone zählt, so stellt jedes Regiment ebenso viele Scharfschützencompagnien, welche sich bei Evolutionen zu einem Scharfschützenbataillon vereinigen, und welches gleich den wirklichen Scharfschützen gleichmäßig bewaffnet und daher mit Gewehren neuer Construction versehen ist. So gewährt auch ein russisches Infanterieregiment mit dem Scharfschützenbataillon ganz das Ansehen wie früher mit vier Bataillonen, wenn auch jetzt in mehrjähriger Ermanglung der Recrutirung die numerische Stärke der Mannschaften weit geringer ist. Auf diese Weise zählt also allein schon die erste und zweite Armee in den 72 Infanterieregimentern ebenfalls 72, allerdings nur aus drei Compagnien bestehende Schützenbataillone außer den besprochenen 18 wirklichen Schützenbataillonen. Bei dem Garde- und Grenadiercorps hat die Vermehrung dieser Waffe in gleichem Verhältniß stattgefunden. Diese in Rußland neue Einrichtung bildet einen wesentlichen Theil der Reorganisation des Heeres, indem es die Wehrkraft desselben sehr bedeutend erhöht hat.

Während nun die Infanterie der einzelnen Corps in Bezug auf die Mannschaften vermindert worden, aber durch Vermehrung der Elitetruppe wehrfähiger geworden ist, hat bei der Cavallerie eine Vermehrung der numerischen Stärke stattgefunden. Während nämlich früher jedem Corps eine leichte Cavalleriedivision, aus zwei Husaren- und zwei Uhlanenregimentern bestehend, beigegeben war, ist jetzt eine jede Division noch durch zwei Dragonerregimenter verstärkt worden. Kaiser Alexander hat es nämlich mit seinem Kriegsministerium für gut befunden die ehemalige Lieblingsschöpfung des Kaisers Nikolaus, nämlich das Dragonercorps, als solches aufzulösen, und es wurden die 12 Regimenter desselben in der angedeuteten Weise den sechs Armeecorps einverleibt. Ihre frühere eigenthümliche Art und Weise zu kämpfen nämlich zu Pferd und zu Fuß, haben die Dragoner beibehalten, und man sah dieselben beim vorjährigen Manöver bei Warschau als Infanteristen einen Wall ersteigen, während der zurückgebliebene Theil der Mannschaften die Pferde beaufsichtigte.

Das Garde-Cavallerie-Corps, welches früher aus einer schweren (Cürassier-) Division und zwei leichten Divisionen bestand, hat mit der Umgestaltung der Armee nur eine andere Eintheilung erhalten. Es zählt jetzt nur 2 Divisionen zu 6, während es früher 3 Divisionen zu 4 Regimentern zählte. Jede Division zählt jetzt 4 leichte und 2 schwere Cavallerie-Regimenter. Jedes Regiment hat $4\frac{1}{2}$ Schwadronen. Die 36 Cavallerie-Regimenter der 6 Armeecorps haben aber 5 ganze Schwadronen; auf dem Kriegsfuß im Jahr 1855 und 1856 zählten dieselben jedes 8 Schwadronen.

Aus den frühern beiden Reserve-Cürassier-Divisionen ist nach der Reducirung eine Division organisirt worden, und es ist dem pferdereichen Rußland dessenungeachtet noch ein Ueberfluß an dieser kostspieligen und nicht in allen Kriegen verwendbaren Waffengattung verblieben. Ohnedieß ist Rußland in der Lage nöthigenfalls seine Cavallerie sehr bald in beliebigem Maße vermehren zu können, und es hat daher mit Recht die aus der reducirten schweren Cavallerie entstandenen Ersparnisse anderweitig auf die Verbesserung der wichtigsten Waffen verwendet. Durch die Aufhebung der Militärcolonien zu Nowgorod, Wi-

tepsk und Mohylew, welche schon 1856 dem Apanagen-Minister einverleibt worden sind, hat Rußland sicherlich nichts verloren.

Das frühere russische Reserve-System, nach welchem jedes damals aus 4 Bataillonen bestehende Linien-Infanterie- oder Jäger-Regiment ein 5tes Reserve-, und ein 6tes Depot- (Sapraßny) Bataillon zählte, ist, nachdem seit dem Pariser Frieden jedes Regiment auf 3 Bataillone reducirt worden, ganz aufgehoben, und es ist an die Stelle dieser zwei Reserve-Bataillone nur ein Reservebataillon organisirt worden, welches mit dem Standquartier des Regiments gar nicht in Verbindung steht und oft sehr weit davon entfernt ist. Während z. B. das erste Armeecorps in Polen steht, ist die Reserve-Division desselben, aus 12 einzelnen Bataillonen bestehend, in Nowgorod organisirt worden, und hat im Norden seine Dislocirung erhalten. General Tutschkoff, welcher das Obercommando über sämmtliche 72 Bataillone der 6 Armeecorps führt, hat sein Hauptquartier in Moskau.

So bedeutend nun auch Rußland durch das Verlassen seines frühern Reserve-Systems seine Armee reducirt hat, so ist doch durch die Einführung der verbesserten Waffen, wie schon erwähnt, die Wehrkraft der frühern numerisch weit mehr stärkern Armee mehr als ausgeglichen, und noch nebenbei eine sehr bedeutende Summe erspart worden. Beim etwaigen Ausbruch eines großen Krieges besitzt es in seinen Reserven hinlängliche Cadres zur Errichtung neuer Reserve-Bataillone, oder, wie es im letzten orientalischen Krieg der Fall war, zur Formirung neuer Reserve-Regimenter, welche freilich nur erst bei einem mehrjährigen Krieg in das Feld rücken könnten, so wie denn auch die neuerrichteten Reserve-Regimenter im letzten Krieg sehr spät, zum größten Theil gar nicht, auf dem Kriegsschauplatz erschienen sind. Wohl aber paradirten am 1 Sept. 1856 während der Kaiserkrönung Garde- und Grenadier-Reserven in Moskau und imponirten den Fremden.

Rußland genießt gegenwärtig die Segnungen des Friedens, und seine Armee ist auf den tiefsten Friedensfuß gesetzt. Sollten sich aber die politischen Verwicklungen vergrößern und sich auch gegen Rußland drohender gestalten, so dürfte wohl eine Abänderung des gegenwärtigen Reserve-Systems, welches ein System der Reducirung ist, erfolgen. Für das „sich sammelnde" Rußland ist das jetzige System mehr als ausreichend.

Wie nun aber die Cavallerie, wie oben angedeutet, in allen Corps eine Vermehrung von je zwei Dragoner-Regimentern erhalten hat, eben so mußte bei der Reorganisirung der Armee auch die Artillerie eines jeden Corps, natürlich der Cavallerie entsprechend, vermehrt werden. Die Einführung der gezogenen Kanonen aus Gußstahl, mit welchen die Garde-Artillerie während des letzten Manövers zu Zarskoje-Selo Proben gemacht hat, bleibt natürlich noch der Zukunft vorbehalten. Gewiß ist es daß Rußland sowohl durch Bestellungen im Ausland als durch die erhöhte Industrie in seinen eigenen Fabriken zur Verbesserung seiner Feuerwaffen große Anstrengungen macht. Allerdings besitzt das Ausland so manches schon seit längerer Zeit was Rußland erst in jüngster Zeit anstrebt, oder wohl auch schon eingeführt hat. Während des orientalischen Kriegs fehlten der russischen Flotte die Schraube und seiner Armee die Massen von Scharfschützen, die verbesserte Feuerwaffe und die gegenwärtig theils projectirten, theils im Bau begriffenen Eisenbahnen zur Erleichterung des Verkehrs und der Truppenbeförderungen, so wie zur Ermöglichung einer billigen und geregelten Verpflegung der Truppen. Ohne diese Mängel, welche furchtbare Macht wäre Rußland gewesen!

Die durch einen kaiserlichen Ukas schon im Jahr 1857 anbefohlene Aufhebung der Brigade-Generale bei der Garde wie bei der Armee ist jedenfalls nur eine auf den Frieden berechnete und aus Ersparungsgründen hervorgegangene Maßregel. Aus denselben Gründen, und um dem Reich nicht allzu viele Arbeitskräfte zu entziehen, ist auch jener kaiserliche Tagsbefehl, welcher die Beurlaubungen des Militärs bedeutend erleichtert, erlassen worden. Durch die Demobilisirung und Reducirung der Armee sind sehr viele Obersten und Generalofficiere zur Disposition gestellt worden, und die Ersparnisse des Kriegsbudgets konnten auf die in der Gegenwart nicht mehr zu umgehenden Verbesserungen in der Armee verwendet werden. Nur im Kaukasus, wo die Armee auf dem Kriegsfuß stehen bleibt, ist nicht nur keine Verminderung der Truppen eingetreten, sondern es sind dort sogar neue Infanterie- und Cavallerie-Regimenter errichtet worden. So wurde aus der kaukasischen Grenadier-Brigade (2 Regimenter) eine Grenadier-Division (4 Regim.) formirt, und durch die Errichtung der Infanterie-Regimenter „Krim" und „Sebastopol" ist das Andenken an die tapfern Streiter des letzten Kriegs in der russischen Armee verewigt worden.

Zur Reorganisation des russischen Heeres gehören auch die in Bezug auf die Adjustirung eingeführten zweckmäßig befundenen Neuerungen. So ist bei der Infanterie der schwere Helm abgeschafft worden, und die Soldaten tragen jetzt das gewöhnlich mit schwarzer Wachsleinwand überzogene leichte Kepi. Alle Infanteristen haben Waffenröcke (Polkaftan). Zur persönlichen Vertheidigung tragen die russischen Infanterie-Officiere eine Pistole in einer Ledertasche, welche an einer um den Hals gehenden silbernen Schnur hängt. Natürlich haben dieselben auch die benöthigte Patrontasche. Zu dieser bei andern Armeen kaum vorkommenden Bewaffnung hat der Krimkrieg Veranlassung gegeben. Nachdem wir nun hier alles auf die erfolgte Reorganisation des russischen Heeres Bezügliche in kurzen Zügen zusammengestellt haben, wollen wir noch zur Erzielung einer klaren Anschauung bei dem Leser demselben die neue Eintheilung der Armee gegenüber der in den Büchern enthaltenen und nunmehr veralteten Eintheilung vorführen.

Die erste Armee.

Hauptquartier und Generalstab in Warschau.

Standquartiere in Polen und in den ehemaligen polnischen Provinzen.

Obercommandirender: Generaladjutant des Kaisers, Fürst Gortschakoff.

Attachés:

Die Generallieutenants: Wejelizki und Gezewitsch. Generalstabschef: G. L. Kotzebue.

Chef der Artillerie: G. L. Merkelewitsch. Chef der Ingenieure: G. L. Hansen.

Die Bestandtheile dieser Armee sind die folgenden 3 Corps:

1. Erstes Armeecorps.

Chef: G. L. Labinzoff.

1. Division. Enthält die Infanterie-Regimenter: Nr. 1 Newa, 2 Sofijski. 3 Narwa und 4 Kaparoff, Prinz Albert von Preußen.
2. Division. Nr. 5 Kaluga, Prinz von Preußen. 6 Libau, Prinz Karl von Preußen. 7 Reval. 8 Esthland.
3. Division. Nr. 9 Altingermannland. 10 Neuingermannland. 11 Peskau Kutusoff-Smolenski und 12 Wielo-Luzki.

Jedes dieser 12 Regimenter zählt ein Reserve-Bataillon, welche die Reserve-Division des ersten Armeecorps bilden, und dasselbe findet bei den übrigen Armeecorps statt.

Jeder Infanterie-Division ist ein Scharfschützen-Bataillon beigegeben.

Erste leichte Cavallerie-Division.

Chef: G. L. Burghardt.

Uhlanen-Regimenter: Nr. 1 Petersburg, König von Bayern.
„ Nr. 2 Kurland, Leibregiment des Kaisers.

Husaren-Regimenter: Nr. 1 Szumski. Nr. 2 Klastizki.

Dragoner-Regimenter: Nr. 1 Elisabethgrodski, Prinz Karl v. Bayern.
„ Nr. 2 Ukraina (in Warschau).

Die erste Artillerie-Division. Chef: G. L. Scheidemann.

Die zu einem Armeecorps gehörende Artillerie-Division variirt in der Stärke bis zu 112 Kanonen und etwa 2000 Mann.

Jedem Armeecorps ist wenigstens ein Sappeur-Bataillon beigegeben. Die Stärke eines Armeecorps in dem gegenwärtigen reducirten Zustande beträgt kaum mehr als 30,000 Mann.

Zweites Armeecorps.

Chef: G. L. Ofrosimoff.

4. Division. Chef: G. L. Szepelieff. Infanterie-Regimenter: Nr. 13 Beloserski. 14 Olonezki. 15 Schlüsselburg und 16 Ladoga.

5. Division. Chef: G. L. Maidel. Nr. 17 Archangel. 18 Wologzki. 19 Kostroma. 20 Halizki. Standquartiere in Polen und in Wolhynien.

6. Division. Nr. 21 Nischnegorod. 22 Muroma. 23 Simbirsk. 24 Nischoff.

Zweite leichte Cavallerie-Division.

Uhlanen-Regimenter Nr. 3 und 4.

Husaren-Regimenter Nr. 3 und 4.

Dragoner-Regimenter Nr. 3 und 4.

Zweite Artillerie-Division. Wie oben.

Drittes Armeecorps.

Chef: G. L. Wrangel.

7. Division. Chef: G. L. Uschakoff. Nr. 25 Mohylew. 26 Smolensk. 27 Polozk. 28 Witepsk. (Standquartier im Königreich Polen).

8. Division. Nr. 29 Tschernigow. 30 Poltawa, 31 Alexopol. 32 Krementschug.

9. Division. Nr. 33 Jezki. 34 Szewski. 35 Briansk, Fürst Gortschakoff. 36 Warschau. Chef dieser Division ist General Brunner.

Dritte leichte Cavallerie-Division.

Uhlanen-Regimenter Nr. 5 und 6.

Husaren-Regimenter Nr. 5 und 6.

Dragoner-Regimenter Nr. 5 und 6.

Die dritte Artillerie-Division. Wie oben.

Dieß sind die Truppen der 1ten Armee des Fürsten Gortschakoff.

Viertes (abgesondertes) Armeecorps.

Chef: G. L. Witowtoff.

10. Division. Chef: G. L. Semjakin. Nr. 37 Tobolsk. 38 Katharinenburg. 39 Tomski. 40 Kolywan.

11. Division. Nr. 41 Seleginski. 42 Jakutski. 43 Ochotski. 44 Kamtschatka.

12. Division: Nr. 45 Asow. 46 Dnieper. 47 Odessa. 48 Ukraina.

Vierte leichte Cavallerie-Division.

Sechs Cavallerie-Regimenter in der oben angedeuteten laufenden Ordnung.

Vierte Artillerie-Division. Wie oben.

Fünftes (abgesondertes) Armeecorps.

Chef: G. L. Besak. Standquartier: Südrußland und Bessarabien.

Da sich die 13te Infanterie-Division im Kaukasus befindet, so besteht dieses Corps schon seit einigen Jahren nur aus den beiden Divisionen 14 und 15.

14. Division. Nr. 53 Wolhynien. 54 Minsk. 55 Podolien. 56 Schitomir.

15. Division. Nr. 57 Modlin. 58 Praga. 59 Lublin. 60 Zamosc.

Fünfte leichte Cavallerie-Division.

Zählt sechs Reiter-Regimenter, wie jede Cavallerie-Division.

Fünfte Artillerie-Division. (Zwei Divisionen entsprechend).

Sechstes (abgesondertes) Armeecorps.

Chef: G. L. Stachowitsch. Im Gouvern. Pensa, Tambow u. s. w.

16. Division. Nr. 61 Wladimir. 62 Susdal. 63 Uglizki. 64 Kasan.

17. Division. Nr. 65 Moskau. 66 Butirsk. 67 Borodino. 68 Tarutino.

Die vier Infanterie-Regimenter der 7ten und 8ten Division stehen im Kaukasus.

Sechste leichte Cavallerie-Division.

Sechs Regimenter.

Sechste Artillerie-Division. (Zwei Divisionen entsprechend).

Das Gardecorps.

Chef: G. L. Plautin. Stabschef: G. L. Baranoff II.

Dieses Elitecorps zählt ebenfalls 12 Infanterie-Regimenter in 3 Divisionen; 3 Scharfschützen- und 2 Sappeur-Bataillone und einige kleinere Abtheilungen von Pionieren, Fecht- und Turn-Mustertruppen.

Das Garde-Cavalleriecorps.

Das Garde-Cavalleriecorps besteht aus vier schweren und acht leichten Cavallerieregimentern.

Die Garde-Artilleriedivision. (Ist stärker als bei der Linie.)

Das Reservegarde-Cavalleriecorps erfreut sich ebenfalls großer Vorsorge, und ist zum Chef desselben jüngst Großfürst Nikolaus Nikolajewitsch ernannt worden.

Das Grenadiercorps.

Das Garde- und das Grenadiercorps werden beide als für sich bestehende abgesonderte Corps betrachtet, und rücken nur im Nothfall ins Feld. Im Krimkrieg betheiligten sich diese beiden Corps nicht, obgleich das Grenadiercorps zum Theil nach dem Fall des Malakoff-Thurmes dort angekommen war.

Das Grenadiercorps hat sein Hauptquartier unter General-Lieutenant Ramzay in Moskau, während das Gardecorps wie bekannt in St. Petersburg steht.

Das Grenadiercorps zählt in drei Infanteriedivisionen ebenfalls 12 Infanterieregimenter und drei Scharfschützenbataillone, sowie das Grenadiersappeurbataillon.

Die 7te leichte Cavalleriedivision.

Zählt sechs Cavallerieregimenter mit dem Divisionsquartier in der Stadt Twer.

Artilleriedivision des Grenadiercorps. (In Stärke wie bei der Garde.)

Die bisher erwähnten acht Corps bilden die Heeresmacht, welche dem europäischen Rußland ohne die im südlichen Rußland stehenden Cavallerieregimenter, die jetzt sehr reducirt sind, im Fall eines Kriegs zu Gebote steht. Für Asien und den Kaukasus hat Rußland die starke, aus sechs Divisionen bestehende und mit den Milizen 189 Bataillone zählende kaukasische Armee, ferner das orenburgische,

das west- und ostsibirische Corps. Die Kosakenpulks in allen Theilen des weiten Reiches werden nach Hunderten gezählt, und außer den zahlreichen Garnisonsbataillonen existirt in 13 Bezirken ein Corps der inneren Wache, welches aber, wie der Name andeutet, nur zum Dienst im Inneren des Reiches verwendet wird.

Notizen über die Basser (Märkte) auf Java und Madura.

(Von Julius Kögel.)

Wie auf den Wochenmärkten in deutschen Städten der Verkauf von Fischen, Eiern, Gemüse, Obst und anderen Victualien größtentheils von weiblichen Individuen betrieben wird, ist dieß auch wohl auf fast allen Basser-Besar (wörtlich großer Markt, was gleichbedeutend mit Wochenmarkt oder Markttag in deutschen Städten ist) im Binnenlande Java's und Madura's der Fall; allein auf einem javanischen oder maduraischen Markte gewahrt man verhältnißmäßig noch viel weniger Männer als auf dergleichen Handelsplätzen bei uns in Deutschland, weil auf ersteren größere Ein- und Verkäufe außer von etlichen Chinesen fast nur von eingebornen Frauen gemacht werden.

Hier tritt es ganz besonders vor Augen wie die javanischen und maduraischen Frauen sich des Handels und Schacherns weit mehr als ihre Männer — wenn diese nämlich Eingeborne sind — befleißigen, denn sie gleichen in dieser Hinsicht gar sehr den hiesigen Chinesen. Gewöhnlich noch bevor der Tag graut, sieht man die emsigen Frauen mit Paketen und Bündeln oder mit Körben beladen ihre Campongs verlassen, und sich nach den einige Stunden weit davon entfernten freien Plätzen oder Straßen hinbegeben, wo an diesem Tag eben ein Basser-Besar abgehalten wird. Manche der Verkäuferinnen werden auch von gemietheten und gut bepackten Kulis (Lastträger) begleitet, die entweder Waaren oder Säcke voll Deute (Kupfergeld) ihrer Miethsherrin nachtragen, und wenn ein Paru (europäischer Neuling) an den so zahlreichen Schaaren eingeborner Frauen auf Straßen und Märkten vorüberzieht, wird sich ihm gewiß bald die Vermuthung aufdrängen daß auf den beregten Inseln das schöne bei weitem zahlreicher als das starke Geschlecht seyn müsse.

Ebenso wie auf unseren Märkten die Waaren zum Theil unter freiem Himmel und zum Theil in Buden zum Verkauf ausgelegt werden, ist dieß ähnlich auch auf den hiesigen Basser der Fall, nur daß man keine Buden, sondern an deren Statt lange, jedoch nur 6—9 Fuß hohe und überdachte, aber nach allen Seiten hin offene Räume vorfindet. Chinesen sind fast immer hier die Marktmeister und nehmen das Stättegeld in Empfang, weil diese gewöhnlich jene Revenüen von der Regierung gepachtet haben. Das bunte Getümmel auf solchem Basser erregt wohl stets die besondere Aufmerksamkeit eines Paru, während der widrige Geruch der daselbst haufenweise daliegenden Turiän [1]

[1] Turiän, wörtlich dornige, sind einen Fuß lange, ovale, mit einer dornigen und dicken Schale versehene Baumfrüchte, die sehr angenehm und lieblich schmecken, aber wie ein Gemisch von Knoblauch, altem Käse, Zwiebel und schweißigen Füßen stinken.

und die Häuflein Trassi [1] ihn aus deren Nähe zu verscheuchen pflegt; auch das hier übliche Braten der Tempä (von ihren Schalen befreite, breitgedrückte, aber noch unreife Baumwolle nebst deren Körnern aus den Capseln des Kebol-, d. i. Baumwolle-Baums) in Cocosnußöl riecht uns Europäern keineswegs angenehm, nichtsdestoweniger gelten die Tempä den Javanen für Leckerbissen. Anziehender für uns als die Nähe solcher unsere Geruchsnerven beleidigender Gegenstände sind auf dem Basser — ihrer aromatischen Gerüche wegen — stets diejenigen Reihen und Stände wo man duftende Baumblüthen, [2] Droguen und inländische Arzneien verkauft.

Die verschiedenen auf einem solchen Basser zum Verkauf ausgebotenen Gegenstände, und selbst Manufacte liegen auf dem Boden entweder auf Matten oder auf großen Blättern der Pisangbäume (jedes solche Blatt ist 2—3 Ellen lang und 6—15 Zoll breit), zuweilen aber nur auf bloßer Erde ausgebreitet. Oel befindet sich in großen Karbau- (Büffel-) Blasen, deren manche 1¼ Elle lang ist und 15 Zoll im Durchmesser hat; Fleisch wird ohne Knochen verkauft, und ist deßhalb in kleine Stücke geschnitten nach dem Basser gebracht worden; gelöschter Kalk und Wada (weiße oder gelbe Schminke, womit die braunen Damen sich zu bestreichen pflegen) sind hier sehr gangbare Artikel, und der Neuling wird sich gewiß wundern über die Massen Kalk welche die Eingebornen verbrauchen, da sie dieselben nicht zum Bauen, sondern beim Betel- und Sirikauen benutzen.

Frauen welche Gebäcke, gekochte Speisen oder Kaffee verkaufen, sind auf dem Basser auch reichlich vorhanden; Kaffee wird stets in chinesischen Tassen ausgeschenkt, er wird nicht filtrirt und ist gewöhnlich schwach, aber sehr billig. Leute welche Confect oder Reis mit Sauce und Gemüse nebst Stückchen Huhn oder Fisch kaufen, müssen als Geschirr anstatt der Teller mit ein paar Stücken eines Pisangblattes vorlieb nehmen; freilich sind auch die Restaurantia bei den Wirthinnen und Conditorinnen auf dem Basser stets spottwohlfeil, denn für drei Deut (160 Deut = 17 Silbergroschen) bekommt man ein Mittagsmahl, bestehend aus Reis mit Sauce und spanischem Pfeffer nebst einem Stückchen gebratenem Huhn, Fleisch oder Fisch. Selbstverständlich würde eine so kleine Portion Fisch oder Fleisch einem europäischen Matrosen oder Soldaten nicht genügen, allein der genügsamere Eingeborne, der täglich nur 15—18 Deut verdient, ist damit wohl zufrieden.

Wenn nur kleinere Quantitäten Reis auf einem Basser verkauft werden, so bedient man sich als Maß der harten Schale einer Cocosnuß, und die Reishändlerinnen pflegen alsdann den zu verkaufenden Reis mit ihren Daumen fest in das Maß einzudrücken. Die Pisangblätter müssen hier das mangelnde Packpapier vertreten, denn zum Theil umwickelt man die verkauften trockenen Waaren nur mit solchen Blättern, zum Theil formt man auch Stücke davon zu Düten, indem man deren äußere Enden, in Ermanglung von Stecknadeln, mit Dornen

[1] Trassi ist eine Mischung von verwestem Fisch, Salz und Gewürzen, womit man die Saucen wohlschmeckend macht und den Appetit reizt, die aber im rohen Zustande einen den Nasen der Europäer unerträglichen Gestank verbreitet.

[2] Es ist merkwürdig daß, während die Blüthen sehr vieler Bäume auf Java ein liebliches Aroma verbreiten, die einheimischen Blumen keineswegs angenehm duften; daher ist es hier üblich zu sagen: „daß, bei allen Vorzügen die das schöne Eiland vor andern Ländern besitzt, man auf Java doch nur Blumen ohne Duft, Vögel ohne Gesang und Mädchen ohne Geld vorfindet.“ Letzteres gilt natürlich nur von den mohammedanischen Mädchen die keine Mitgift bekommen, während hier die Anzahl der wohlhabenden, unverheiratheten christlichen Damen verhältnißmäßig sehr gering ist.

zusammensteckt. Manche Händlerinnen besitzen eine große Fertigkeit im Verfertigen solcher Düten, und können, wenn auch nicht wasser- doch öldichte Düten aus Pisangblättern machen; ich habe selbst mehrmals angesehen daß Oelhändlerinnen Oel in solchen Düten einem Käufer übergaben, der dieses, ohne einen Tropfen davon zu verlieren, nach Hause brachte.

Nicht selten geschieht es daß schwangere Frauen, die ihre Entbindung in den nächsten Stunden zu gewärtigen haben, sich doch noch nach einem solchen Markte begeben und in Folge dessen daselbst entbunden werden — ähnliche Fälle kommen auch wohl bei uns in Deutschland vor — allein einstmals besuchte ich den sehr frequenten Passer zu Brinkelang im javanischen Hochland, als plötzlich in dessen Nähe, auf einem Plätzchen welches ich erst wenige Minuten vorher verlassen hatte, eine zahlreiche Schaar lauernder Frauen meine Aufmerksamkeit erregte. Ich begab mich deßhalb wieder dorthin, und sah mit Erstaunen daß unterdessen hier eine Frau von einem muntern Kind entbunden worden war.

Die vielen Individuen welche aus Philanthropie Hebammendienste leisteten, hatten zur Beschleunigung dieses Actes beigetragen, denn die Mutter stand eben wieder auf, nahm ihr neugebornes Kind auf den Arm, gieng damit fort in den nahen Fluß, badete dieses und sich selbst dort, und eilte alsdann mit dem Säugling nach Hause; dieses alles wurde in einer Viertelstunde ausgeführt.

Gewöhnlich findet man auf den javanischen Märkten auch Männer welche sich damit beschäftigen die — einen Fuß langen, 1/2 bis 1 1/2 Zoll breiten, meist schlangenförmigen, aber nicht sehr scharfen — Klingen der Kriese (Dolche) frisch zu schwärzen oder, wie wir sagen würden, wieder stärker zu vergiften. Als ich selbst noch ein Baru war, schien es mir bedenklich daß den Eingebornen gestattet ward solche Dolche zu tragen; allein der Javane rechnet seinen Kries zu den Luxusartikeln, denn jeder der sich einbildet mehr als ein Kuli zu seyn, trägt einen solchen Dolch und zwar nur zum Staate; auch vernimmt man in neuerer Zeit sehr selten daß ein Javane sich seines Krieses als Waffe bedient hätte, aber während des javanischen Kriegs wurde doch so mancher Europäer mit Kriesstichen ermordet. Auf den Wegen nach dem Passer begegnet man häufig chinesischen und javanischen Restaurateurs, welche erfrischende kalte Getränke verkaufen, von ersteren kann man Tjau, welcher der Limonade ähnelt, und von letzteren Dawet, welcher wie Froschlaich aussieht, aber sehr süß schmeckt, kaufen.

Miscellen.

Erwärmung mittelst Eis. Folgende ganz neue Erfindung verdient die Aufmerksamkeit aller derer welche keine Treibhäuser besitzen, sich aber mit der Cultur von Pflanzen beschäftigen die sehr empfindlich gegen Frost sind. Es handelt sich um das System der Erwärmung mittelst Eis, welches man Hrn. Lecoq von Clermont-Fernand verdankt. Lecoq hat beobachtet daß es, um eine Pflanze vor dem Erfrieren zu bewahren, genüge einige Gefäße voll Wasser um dieselbe herumzusetzen. Das Wasser gefriert und entwickelt während des Uebergangs zum festen Zustand eine hinreichende Menge von Wärme, welche die Temperatur der zunächst befindlichen Körper nicht unter 0° herabsinken läßt. Wenn man weiß daß ein Kilogramm Wasser beim Uebertritt aus dem flüssigen in den festen Zustand 75—80 Procent Wärme verliert, so hat man das Geheimniß des neuen Erwärmungssystems. Natürlich darf der Ort wo die Pflanzen sich befinden keinem Durchzug ausgesetzt seyn. (Belg. Journal.)

Werthverhältniß verschiedener Metalle. Der Vergleich wie sich die Durchschnittspreise bei den verschiedenen Metallen in den Zeiten der lebhaften Speculation und dann der Reaction, sowie im ganzen Verlaufe gestaltet haben, erscheint für die Untersuchung über den Werth des Geldes besonders beachtenswerth, weil die Metalle unter den verschiedensten Verhältnissen und in weit von einander entlegenen Gegenden producirt werden. Wenn bei Eisen das in Schottland, Blei das am Harz oder in Spanien, Kupfer das in Schweden oder in Chili, Zink das in Schlesien, und Zinn das in Ostindien gewonnen wird, anhaltend und im ganzen ziemlich ebenmäßig eine und dieselbe Tendenz der Preise mit Evidenz hervortritt, so wird man hier mehr als bei anderen Handelsartikeln zu der Annahme gedrängt werden daß die Ursache einer solchen Preisveränderung nicht so sehr in den wechselnden Productionsverhältnissen dieser Artikel, als in einer Veränderung hinsichtlich des Werthes der Edelmetalle an sich, welche den gemeinsamen Maßstab der Preise abgeben, zu suchen seyn dürfte. Von diesem Gesichtspunkt aus wird es von einigem Interesse seyn, wenn wir im nachstehenden das Werthverhältniß der verschiedenen Metalle seit 1821, einfach nach dem Gewicht unter sich verglichen, vor Augen stellen. Es waren nämlich im Durchschnittswerth einander gleich:

	Gold	Silber	Kupfer	Zinn	Blei	Zink	Eis. (Et).
	Pfund						
1821 — 1830	1	15,80	1481	1497	—	—	12259
1831 — 1840	1	15,75	1498	1747	8194	9450	15242
1841 — 1850	1	15,83	1566	1731	7785	6849	16761
1851	1	15,46	1560	1666	8185	9730	20767
1852	1	15,59	1366	1535	8452	8937	20335
1853	1	15,33	1197	1118	6159	6539	12526
1854	1	15,33	1180	1097	5822	6187	12103
1855	1	15,36	1134	1126	5256	6090	13421
1856	1	15,33	1157	992	5797	5631	13016
1857	1	15,25	1075	908	5743	4782	13071
1858	1	15,37	1303	1135	6375	5764	14874

Nach dieser dem Bremer Handelsblatt entnommenen Nachweisung ist seit 1850—1851, d. h. seit der Ausbeutung der neuen Goldfelder, der Werth der übrigen Metalle im Verhältniß zum Gold stetig gestiegen, und nur das Eisen macht aus naheliegenden Gründen einigermaßen eine Ausnahme. Ob dieses Werthsverhältniß der Metalle bleibend seyn, oder sich noch mehr zu Ungunsten des Goldes ändern wird, läßt sich indeß erst nach 10jähriger Erfahrung mit Sicherheit nicht entscheiden. (Austria.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 41. Augsburg, 8 October 1859.

Die Entdeckung der großen Binnen-Seen Ost-Afrika's.

1. Der Tanganyika-See.

Man wird sich noch recht wohl erinnern daß vor drei Jahren ganz Europa in Staunen gerieth über eine Karte des östlichen Inner-Afrika's, welche die Missionäre Erhardt und Rebmann nach Berichten arabischer Kaufleute zusammengesetzt hatten. Nichts weniger als ein See von der Größe des schwarzen Meeres füllte die unentdeckte Leere der ostafrikanischen Räume, und diesem See wurden die Namen Nyassa, Uniamessi, am liebsten Ukerewe gegeben. Ein Nyassa-See scheint allerdings vorhanden zu seyn, allein südlicher zu liegen als der zehnte Breitegrad, und ein sehr schmales Becken mit einer langen Achse von weniger als 30 deutsche Meilen zu seyn. Um nun jenes angebliche große Binnenwasser aufzusuchen, haben bekanntlich im vorigen Jahr die beiden indischen Officiere, Capitän Burton und Speke, von Sansibar aus ihre Entdeckungen angetreten und zunächst den großen Tanganyika-See angetroffen, der sich vom 8ten bis über den 4ten südl. Breitegrad erstreckt, und eine große, im Sinne der Meridiane gerichtete Längenachse von mehr als 60 geogr. Meilen besitzt. Diese große Achse fällt beinahme zusammen mit dem 29sten Längengrad östlich von Greenw. oder mit dem Meridian von Alexandrien. Wenn wir noch hinzusetzen daß der See an seiner breitesten Stelle einen Uferabstand von etwa 12 geogr. Meilen besitzt, so sind seine wichtigsten geographischen Kennzeichen schon ausgesprochen. Einen zweiten noch gewaltigern See, der sich vom 3° s. Br. bis zum 2° n. Breite erstrecken soll, und der in der Verlängerung der Achse des Nillaufs, so weit dieser bis jetzt bekannt ist, liegt und jener See seyn soll aus welchem die alexandrinischen Geographen, Ptolemäus vor allen, den Nil, wie es scheint mit sehr gutem Grunde, entspringen ließen, wurde nur von Speke allein erreicht.

Dieser vortreffliche Officier hat jetzt das Tagebuch über die Entdeckung des Tanganyika-Sees in der Lieblingszeitschrift aller Schotten, in Blackwoods Magazine, veröffentlicht, und wir geben daraus einen möglichst erschöpfenden Abriß. Man wird sich erinnern (s. Ausl. 1858, S. 1200) daß die beiden Officiere eine Leibwache von Beludschen in Sansibar angeworben hatten. Außerdem versah sie Medschid, der heutige Sultan von Sansibar, mit Gepäckträgern aus dem innerafrikanischen Negerstamm der Wanyamuezi, wörtlich Mondleute, und endlich wurden auch noch etliche Hindukaufleute gemiethet, die sich gleichfalls entschlossen mit geschulterter Muskete die Trabanten der Feringhis vorzustellen. Hundert und zehn Meilen landeinwärts stieß man auf die erste Bodenerhebung Ost-Afrika's, ein Hügelland von 90 Meilen Breite, hauptsächlich aus Granit und Sandstein bestehend, und quer durch die Thäler von Flüssen, wie der Kingani und Lufiji, durchschnitten, die nach der Küste entschlüpfen. Die absoluten Höhen dieser Bergstufe schwanken von 300 bis 6000 Fuß, und sie wird bewohnt von den Wasagara, die unter ihren konischen Laubhütten sehr glücklich leben könnten, wenn ihr Friede nicht durch die Raubzüge der Sklavenjäger gestört würde. Im Westen dieser Kette erstreckt sich ein Tafelland von 2500—4000 Fuß Erhebung auf 200 Meilen binnenwärts. Es ist eine waldige, unbebaute Oede, wo nur wenige wilde Bestien und noch weniger Menschen als Bestien angetroffen werden. Hier sitzen die Wagogo und Wanyamuezi, Stämme betriebsamer Neger, die einen ganz gesitteten Anstrich und viel mehr Bequemlichkeiten besitzen als ihre Nachbarn binnenwärts. Unter ihnen liegt Kazeh (5° s. B. u. 33° O. Greenw.), ein arabisches Karawanenmagazin und das größte Emporium des östlichen Binnen-Afrika's, wo die besten Elfenbeingeschäfte abgeschlossen werden. Die dortige arabische Zunft empfieng die Franken, welche daselbst einen Monat lang mit ihrer Karawane ausruhten, sehr freundlich, hülfreich und gastlich. Von Kazeh gen Westen wurde eine hochcultivirte Ebene durchschritten, die nach thermometrischen Messungen auf einer Strecke von 145 Meilen sich um 1800 Fuß senkte. Dort wachsen Reis, Zuckerrohr und indische Producte in höchstem Ueberflusse, eben so die Baumwolle, aus welcher das Volk seine Lendenschürzen verfertigt. Der westliche Pfad führt dann über das östliche Horn einer halbmondförmigen Bergreihe, welche den nördlichen Theil des Tanganyika-Sees umkränzt. Diese Kette hält Speke für das Ptolemäische Mondgebirge, nicht bloß wegen seiner auffälligen Gestaltung, sondern weil es jenseits des Tafellandes Unyamuezi, wörtlich des Mondlandes liegt, und weil die Wanyamuezi, oder wörtlich die Mondleute, den ersten Erforschern sicherlich diesen Namen überbracht haben mögen.

In gerader Linie von Sansibar, beinahe rein westlich gerechnet, waren unsere Entdecker 600 Meilen [1] ins Innere vorgedrungen; aber jetzt, wo sie an dem lieblichen See standen, waren beide von Fiebern

[1] Alle Entfernungen sind in englischen geographischen Meilen (60=1° des größten Kreises) angegeben.

völlig ihrer Kräfte beraubt, und Speke litt außerdem noch so stark an den Augen, daß sich alles vor ihm wie hinter einem weißen Flor verhüllte. Das herrliche Becken besitzt eine Erhebung von nur 1800 Fuß über dem Meeresspiegel, seine Wasser sind besonders süß und äußerst fischreich. Bewohnt werden die Ufer von Negern ächter Race, darunter auch der cannibalische Stamm der Wabembe, deren Gebiet kein Araber zu betreten wagt. Diese Muhammedaner frequentiren vielmehr das Gebiet Ujiji (Udschidschi), welches dem See einen seiner Namen gegeben hat, und wo die Entdecker im Dorfe Kawele in die Hände eines sehr schlimm gesinnten Häuptlings, Namens Kannina, geriethen, der sich sehr theuer für seinen Schutz bezahlen ließ. Das erste Geschäft in Ujiji bestand darin Fahrzeuge zur Besichtigung des Sees zu miethen, allein da eben Feindseligkeiten zwischen den Uferbewohnern ausbrechen sollten, so war niemand zu bewegen sich den kleinen Nußschalen anzuvertrauen, die beim geringsten Sturm an das Ufer flüchten müssen und dann ihren Feinden in die Hände fallen. Ein großes Fahrzeug gab es auf dem See, dieß gehörte aber dem Scheich Hamed ben Sulayyim, der ein Eiland, Kasenge, am westlichen Rande des Sees bewohnte. Um mit diesem Araber handelseins zu werden, mußte sich Speke entschließen ihn in Kasenge über dem See aufzusuchen, und für diese Reise verständigte er sich mit einem andern Häuptling, der sein Boot gegen den hohen Lohn von 4 Dhotis (Baumwolltücher) und 4 Kilindis (Messingarmbänder für Frauen, welche spiralförmig den Unterarm von der Faust bis zum Ellenbogen bedecken), abgesehen von den Trinkgeldern für die Bootsleute, ihm vermiethete. Nun wurden zuerst diese letztern aufgetrieben, dann das Boot untauglich befunden, also ausgebessert und endlich so viel Zeit verloren daß durch fleißiges Baden und Bewegung in den kühlen Tageszeiten mittlerweile wenigstens Speke von seiner Fiebermattigkeit sich erholt hatte. Das Baden hat übrigens seine unwillkommenen Reize in Folge der Krokodile, die den See bevölkern, und welche die Eingebornen nur dadurch verscheuchen daß sie fünfzig Schritt vom Ufer am Badeplatz einen gewissen Baum pflanzen, welchen Talisman das Reptil respectiren und über den hinaus es sich nicht wagen soll.

Am 3 März 1858 war endlich das Fahrzeug, ein ausgehöhlter Baumstamm, der Speke nebst seinen 5 Begleitern und die 20 splitternackten Bootsleute fassen konnte, reisefertig. Die erste Nacht brachte man in der Nähe des Abfahrtspunktes zu, um den schwarzen Capitän dieses centralafrikanischen Leviathans zu erwarten. Er kam erst am nächsten Tag, wo der See aber so stürmisch war daß man erst am 5 März sich seinen Wassern anzuvertrauen wagte. Als die Mannschaft sich ermüdet fühlte, wurde zum Frühstück gelandet, und kaum setzte dieses Geschäft alle Mäuler in Arbeit, als plötzlich der Ruf: „Feinde!" die Gesellschaft aufregte. Es ergab sich aber, nachdem der erste Schrecken vorüber war, daß sich der Allarmruf im Punkte des Plurals getäuscht hatte, denn es wurde nur ein vereinsamter Herumstreicher ertappt, der zur Strafe dafür, nämlich des Ertapptwerdens, seines Bogens und seiner Pfeile beraubt, und diese zerbrochen wurden. Nach dem Frühstück wurden zwei Stunden gerudert und dann abermals Halt gemacht, gegen Abend jedoch die Mündung des Malagarazi-Flusses erreicht, des größten Gewässers welches sich am östlichen Rande in den See ergießt. Ueber die landschaftlichen Reize, die auf der Fahrt genossen wurden, äußert Speke: „Wenn nur etliche Merkmale einer Gesittung, wie weißangestrichene Hütten, gut gezogene Gärten und dergleichen ein wenig Abwechselung diesen immergrünen Hügeln und Bäumen gewähren und die Eintönigkeit von Hügel und Thal, Thal und Hügel, von grünem Baum und grünem Gras, grünem Gras und grünem Baum, so ermüdend durch ihre Pracht, unterbrechen wollten, welches Paradies würden diese Orte vorstellen! Höchst anziehend zumal sind die tiefblauen Wasser des Sees im Gegensatz zu dem Pflanzenwuchs und den überall auftretenden braunen Felsen." Die Küstenfahrt gegen Süden wurde am 6 und 7 ohne erhebliche Zwischenfälle fortgesetzt. Eine Heerde wilder Büffel und Antilopen zeigten sich am Ufer, wo man auch auf Elephantenspuren stieß. Man näherte sich jetzt einem Platze Namens Kabogo, der auf der Rebmann'schen Karte einer Insel beigelegt wird. Von Kabogo aus treten die arabischen Elfenbeinhändler ihre Ueberfahrt über den See nach Kasengé an, und Kabogo ist der halbe Weg von Ujiji nach Kasengé, für ein Boot welches erst an der Küste gegen Süden fährt und dann nach dem westlichen Ufer übersetzt. Man fuhr noch die nämliche Nacht des heitern Wetters wegen über den See, und erreichte am 8ten um 2 Uhr Morgens Kivira, die Hauptinsel eines kleinen Archipels, der schon zur Westküste des Sees gehört. Dort wurde man von einem Wachtboot des regierenden Inselmonarchen, Sultan Kasanga, angerufen und bald freundschaftlich willkommen geheißen. Bei ihm blieb man den nächsten Tag und die nächste Nacht, welche anfangs so stürmisch war daß unser Entdecker sein Zelt stundenlang festhalten mußte, damit der Wind es nicht umbliese. Als sich dieser gelegt hatte, zündete Speke ein Licht an, um seine in Verwirrung gerathene Habe zu ordnen. Vom Kerzenglanze angelockt, überzogen ihn aber Schaaren kleiner schwarzer Käfer, die sich durch nichts verscheuchen lassen wollten, bis er endlich ermüdet von der Abwehr gegen diese Gäste, welche ihm den ganzen Körper überliefen, in Schlaf fiel. Da erweckte ihn eines dieser entsetzlichen Insecten durch den Versuch in sein Ohr zu kriechen, und durch eine abwehrende Bewegung schob Speke das Thier nur tiefer hinein, welches aber bald nicht mehr weiter konnte, und im Ohr, bestürzt über die Hindernisse seines Pfades, wie ein Kaninchen zu scharren begann. Man kann sich denken daß dieser Kitzel in einer tropischen Nacht hinreichen kann einen Menschen rasend zu machen. Leider wußte sich der Bedrängte keine andere Hülfe zu schaffen, als daß er mit dem Federmesser den Friedensstörer im Ohr erstach. Die Wunde fieng aber jetzt an zu eitern. Geschwüre brachen aus und zogen sich bis zur Schulter hinab, die sich so krampfhaft verzog, daß Speke ein paar Tage lang nicht den Mund zu öffnen vermochte. Erst sechs oder sieben Monate später giengen mit dem Ohrenschmalz Stücke des Käfers, ein Schenkel, ein Flügel u. s. w. nach und nach hinweg. Und doch hatte es das Thierchen vortrefflich gemeint, denn von jener Nacht an hob sich die halbe Erblindung des Reisenden, da die Entzündung von den Augen völlig auf andere Theile abgeleitet worden war. Erst am 10ten verließ man die Insel Kavira und setzte nach dem Eiland Kabijia über, wo ein berühmter Fischmarkt gehalten wird. Auf der Insel liegt nur eine einzige Ortschaft mit 20 pilzförmigen Hütten, deren Bewohner außer mit etwas Mais- und Gemüsebau so wie mit Hühnerzucht sich vom Fischfang nähren. Von Kabijia gelangte man endlich in einer Fahrt von 90 Minuten nach Kasengé am westlichen Ufer, wo man von dem arabischen Scheich Hamed erwartet und mit warmer Gastfreundschaft empfangen wurde. Er erklärte sich bereit sein Dhow (Ruderbarke) den Entdeckern zu einer Fahrt auf dem See zu leihen, allein er fügte hinzu, daß nur seine Leute dieses Fahrzeug zu bewegen verständen, weil die Eingebornen bloß Stechruder und nicht Schlag-

ruder zu handhaben wissen, auch nicht leicht von einer Gewohnheit ihrer Voreltern ablassen. Seine Leute könne er aber nicht eher zur Verfügung stellen als bis er von einer längern Reise zurückgekehrt sey. Und mit dieser abwehrenden Antwort mußte sich Speke nach mehrtägigen Unterhandlungen zufrieden geben, selbst nachdem er den Eigennutz des Arabers durch ein Angebot von 500 Dollars auf die Probe gestellt hatte. Scheich Hamed blieb indessen freundlich und gastfrei gesinnt, erklärte wiederholt sein Fahrzeug unentgeltlich zur Verfügung zu stellen, wenn man nur seine Rückkehr erwarten wollte. Dieser Araber nun gab eine vollständige Beschreibung des Sees. Außer dem Malagarazi am östlichen Ufer und dem Marungu am südlichen Ende ergieße sich kein größerer Strom in den See, vielmehr wollte Hamed bei einer Excursion nach Norden dort einen Abfluß des Sees entdeckt haben. Dieß bezweifelt Speke nicht bloß deßwegen weil in jener Richtung die concav gestalteten Mondberge, sondern auch ziemlich hohe Tafelländer liegen, zwischen welchen der See selbst als eine vulcanische Depression erscheint. Der Araber versicherte ferner daß man von Ujiji aus 46 Tage brauchen würde, um mit den ortsüblichen Fahrzeugen den See von Nord nach Süd auf- und abzufahren, denn man bedürfe 8 Tage, um von Ujiji das nördliche, und 15 Tage um das südliche Ende des Sees zu erreichen.

Kasengé ist durch einen schmalen Canal inselartig von der Westküste abgelöst, ein baumloser Strich Landes, wovon nur ein geringer Antheil unter Cultur sich befindet. Dennoch sind die Bewohner dort viel zahlreicher als an einem andern Landungsplatz, dabei außerordentlich schmutzig und durch ihre Neugierde belästigend. Sie gleichen den Kaffern in allgemeinen Eigenschaften, haben breite Lippen, platte Nasen und wolliges Haar. Die Frauen bekleiden sich mit einem Tuch, welches unter den Armen befestigt wird und bis auf die Kniee herabfällt, die Männer dagegen werfen nur ein Gaisleder über die Schultern, wozu sich in begünstigten Fällen noch ein Lendenschurz gesellt. Vor seinen Hütten liegt das Volk, „wie Säue die sich sommerlich sonnen,“ und die Mütter dieses wilden Stammes haben geringere Liebe zu ihren Kindern wie die Bestien des Waldes, denn Speke erlebte es schon daß bei einer Jagd eine blutende Bärin in den Kugelregen zurückkehrte um ihr Junges zu retten, während hier zwei menschliche Mütter ihre Kinder um einen Lendenschurz an die Beludschen verhandelten! Das Dorf Kasengé besteht aus einer Mehrzahl von Hütten aus Zweigen erbaut und mit Gras überdeckt, welche wie Heuhaufen aussehen. Unter diesen steht als die größte von allen der „Palast“ des „Sultan“ Kasanga, eines sehr liebenswürdigen Despoten seiner Art. Fisch und Geflügel sind die einzigen Nahrungsmittel seiner Unterthanen, denn obgleich auf dem Festland selbst sehr emsiger Feldbau herrscht, so erzeugen die Kasengéleute nur wenig Früchte, und was ihnen von auswärts zugebracht wird, muß theuer bezahlt werden. Fetischmus ist die herrschende „Religion,“ Uganga heißt ihre „Kirche,“ Mganga und Waganga der und die Priester. Die Präfixen U, M, Wa bedeuten bei allen Völkern von Sansibar bis zum See: U Land oder Ort, M eine Person, und Wa eine Pluralität von Personen.

Am 13ten bekam man das arabische Dhow zu Gesicht, welches neben den ungeschlachten Fahrzeugen der Eingebornen sich recht zierlich ausnahm. Der Scheich stand aber auf dem Sprunge seine Karawanenreise nach Uruwwa ins Innere anzutreten. Speke gerieth in die höchste Versuchung sich ihm anzuschließen, besonders da er erfuhr daß der Pfad bequem durch ein zugängliches, nur von fruchtbaren Flüßchen und sanften Hügeln durchzogenes, reich gesegnetes Land führe. Uruwwa kann nichts anders als ein Punkt seyn, der sich außerordentlich dem von Livingstone [1] erforschten Ländern nähern muß, so daß dann unter jenen Breiten der Continent im Sinne der Breitengrade beinahe völlig von Europäern erkundet worden wäre. Der Scheich begab sich dorthin um Elfenbein einzukaufen. Dieser Artikel ist nun zwar in den Räumen zwischen dem See und dem Meeresufer noch feil, allein die dortigen Bevölkerungen sind mit Glasperlen und Zeugen so überschwemmt worden daß man die Zähne bei ihnen mit großem Gewinn nicht mehr einkaufen kann, sondern noch jungfräuliche Märkte im Innern aufsuchen muß.

Am 22 März Morgens trat man unverrichteter Dinge die Rückfahrt an, um abermals bei den Inseln Kabizia und Kivira anzulegen. Von dort wurde in 14 Stunden, inclusive zweier Feierstunden, wieder das östliche Ufer erreicht. Nach allen Messungen die Speke ausführte, ist der See an dieser in seinem mittlern Theile schmalsten Stelle 26 (6½ deutsche) Meilen breit. Seine Tiefe konnte der Reisende nicht bestimmen, weil er Loth und Leine vergessen hatte. Er versichert nur daß er den See für eine sehr tiefe Depression zu halten genöthigt sey. — Mit der Rückkehr nach Ujiji am Morgen des 31sten endigte diese erste Fahrt auf dem merkwürdigen Binnengewässer Ostafrika's.

[1] Merkwürdig ist daß Livingstone auf seiner Karte bereits den Tanganyika-See unter diesem Namen und an einer recht befriedigenden Stelle angegeben hat.

Britische Alpenreisende.

(Aus Chambers's Journal.)

Wenn die Andaman-Insulaner, welche, wie wir aus guter Quelle erfahren, auf Bäumen leben — die höheren Classen auf den minder hohen Aesten, die niederen, wie die „Baby-Bunting“ unserer Pflanzschulen, „auf dem Baumgipfel“ — eine Gesellschaft gebildet hätten, deren Zweck das Klettern, und deren Verdienst das Geklettert haben sey, so würden wir das Geeignete einer solchen Gesellschaft nicht nur anerkennen, sondern auch den Gründern derselben unsern Beifall zollen. Wenn wir aber hören daß ein derartiger Club, mit dem einzigen Unterschied daß er statt der Bäume Berge erklettern will, seinen Wohnsitz unter uns, in London, aufgeschlagen und sich einen eigenen entsprechenden Namen beigelegt hat, so überrascht uns dieß einigermaßen. Erinnern wir uns indeß daß es in jeder der verschiedenen Schulen welche unsere Jugend durchzumachen hatte, mindestens einen Knaben gab der lieber durch zerbrochene Fensterscheiben über die Mauer einsteigen als durch die offene Thüre gehen wollte, und dem der Springbrunnen neben dem Hause ein Erholungsplatz war, so vermindert sich unsere Verwunderung, und wir

können begreifen wie sich die Sache machte. Nehmen wir an daß von hundert und fünfzig solcher Knaben hundert das Glück hatten mit ungebrochenen Hälsen und unbeschädigten Gliedern das Alter der Mannheit zu erreichen. Ihre Lust in hohe Ortsstellungen zu gelangen ist ungestillt, allein sie sind ihrer absurden Eigenthümlichkeit sich bewußt geworden. Um dem Vorwurf der Monomanie zu entgehen, bilden sie unter sich einen Kletterverein, und um dem Gedanken keinen Raum zu lassen als seyen sie Widersacher der „Schornsteinfeger-Association," so geben sie sich den Namen „Alpenclub." Natürlicherweise ist Förderung der Wissenschaft der eingestandene Zweck der Gesellschaft, gerade wie die Verbesserung der Pferdezucht der des Jockey-Clubs ist; allein unsere persönliche Ueberzeugung geht dahin daß sie sich um die Pflege der Wissenschaft nicht viel mehr kümmern als während ihres Embryozustands in ihren Schuljahren, in welchen der einzige Gegenstand, dessen Gipfel sie nie erreichten, die mathematischen Studien waren.

In dem vor uns liegenden Buche [1] — dem ersten, wie wir hoffen, von einer Anzahl anderer, gleichartiger, welche die verschiedenen haarbreiten Lebensrettungen der hundert Gesellschaftsgenossen aus Lawinen und Felsenspalten schildern werden — sind die wissenschaftlichen Abhandlungen nicht nur die trockensten, was man vielleicht nicht anders erwarten konnte, sondern auch die inhaltslosest und schlechtest geschriebenen: nicht deßhalb weil deren Verfasser, sehr tüchtige Männer, nicht befähigt gewesen etwas besseres zu liefern, sondern weil sie, wie es scheint, einem solchen Werk keine Zeit zu widmen haben, oder weil sie fühlen daß sie in einer etwas zu genialen Gesellschaft sind um abstruse Belehrung mitzutheilen. In Wahrheit, die zwölf Contributoren, deren schriftliche Abhandlungen diesen Band bilden, sind fast ohne Ausnahme sehr verdienstvolle Männer; sie sind bei weit besserer Laune als der Held von Hrn. Longfellow's Excelsior, ohne darum minder entschlossen zu seyn als er die höchste erreichbare Höhe zu ersteigen. Wenn dieser Herr in Wirklichkeit ein Banner trug statt eines Alpenstocks, und nie aufhörte mit der vollen Kraft seiner Stimme den ihm zugeschriebenen Ausdruck zu wiederholen, so wundern wir uns beim Lesen der folgenden Angaben keineswegs daß seine Ersteigung keine erfolgreiche war.

„Ich fand daß ich am besten vorwärts kam," sagt Hr. Anderson, in seinem „Abstecher auf das Schreckhorn," wenn ich meine Hände hinter mich legte, und auf allen Vieren mit meinem Rücken am Felsen hinabkroch, und ich machte von dieser Fortbewegungsart Gebrauch so oft der Fels zu steil war um ein aufrechtes Gehen zu gestatten."

„Der junge Zybach," räumt Hr. Ball, der „Oberkletterer" oder Präsident des Alpenclubs, ein, zeigte bei einer gewissen Gelegenheit nicht nur Geschicklichkeit, sondern auch Muth. Da jedes directe Mittel fehlte um die Oberfläche des Gletschers wohlbehalten zu erreichen, so war ihm, wie es schien, ein glattes Eisstück, das er bemerkt hatte, etwas sehr erwünschtes, um durch einen Sprung vom Felsen aus auf dasselbe zu gelangen; allein es war von dem anstoßenden Gletscher leider durch unüberschreitbare Spalten getrennt. Sein Plan war daher in eine dieser Spalten hinabzusteigen, und seinen Weg unter dem Gletscher fortzusetzen, bis er irgendeinen andern Schrund fände durch welchen es ihm möglich würde wieder ans Tageslicht heraufzugelangen. Das Eis berührt nämlich den Felsen nicht an jedem Punkt, sondern läßt im Gegentheil hohle Räume, und macht es so einem Mann oft möglich hindurchzukriechen ..... Es ist bei Gletscherreisenden erwähnungswerth daß sie, wenn es ihnen durchaus unmöglich ist sich über dem Gletscher Bahn zu brechen, im Fall der Noth einen gangbaren Weg unter demselben entdecken können." Es ist jedoch, bei einem ungeeigneten Manne der einmal in Versuchung gerathen könnte ein Gletscher-Reisender zu werden, ebenfalls erinnerungswerth daß in seinem Fall jener Ausdruck bedeuten könnte daß sein Leichnam, wohlerhalten und (unter günstigen Witterungsverhältnissen) von der andern Seite des Eises den Neugierigen Menschenalter hindurch sichtbar, mit dem Gletscher in seinem gewöhnlichen Fortbewegungsverhältniß fortschreiten und das Flachland etwa im zweiundzwanzigsten Jahrhundert erreichen würde.

Diese eigenthümliche Methode unsterblich oder vielmehr unvergänglich zu werden, wurde, wie wir lesen, einmal von niemand geringerem als dem Professor Tyndal versucht, und zwar während seiner wissenschaftlichen Wanderungen unter den Seracs des Riesengletschers (welche, wie wir Ungelehrten hier bemerken wollen, kein wilder Volksstamm sind). „Wir waren eine Strecke weit dem Rand eines hohen Eisrückens entlang gegangen, und mußten nun an seiner linken Fläche hinabsteigen um über eine Spalte hinüberzugelangen. Das Eis hatte jenen losen, körnigen Charakter welcher macht daß es mehr einem Aggregat kleiner zusammengefügter Polyedrons als einer zusammenhängenden festen Masse gleicht. Ich wußte nicht daß die Substanz so völlig locker war wie sich's zeigte. Ich suchte meinen Fuß fest auf dem Rand der Spalte aufzustellen, und um dieß thun zu können, packte ich eine hervorspringende Ecke des Eises. Sie zerfiel in meiner Hand zu Stücken. Ich schwankte einen Augenblick in der Anstrengung mein Gleichgewicht wieder zu gewinnen; mein Fußtritt gab nach, und ich fiel in die Kluft hinunter. Mein Gefährte schrie voll Angst und Schrecken: O mein Gott, er ist verloren! Allein ich kam unbeschädigt davon. Eine etwa zwei Fuß breite Eisfläche ragte von der Seite der Eisspalte hervor, und an diese klammerte ich mich an, so daß mein Fall nicht mehr als drei oder vier Fuß betrug. Ein Eisblock, der theilweise in die Kluft eingeklemmt war, verbarg mich meinem Gefährten. Ich rief ihm zu, und er antwortete mit einem zweiten Ausruf: O mein Gott, welche Angst hab' ich! Er half mir heraus, sah mir angstvoll ins Gesicht und fragte: Haben Sie keine Furcht?" — Was der Professor auf diese Frage erwiederte, ist nicht gesagt, allein wir haben allen Grund zu glauben daß er sagte: Nicht im geringsten, mein guter Herr!

Der „Oberkletterer" benutzt in der That den Umstand daß er nur einige Zoll vom Thore des Todes entfernt und in einer Eisspalte war, um einige interessante Bemerkungen zu machen. „Ich war über einem großen Bergschrund, der vollständig mit einer dicken Schneedecke überdacht war; gegen die Krone des Bogens hin gab das Dach nach, und obgleich die Stellung keine ganz behagliche, so war ich doch im Verlaufe des Tags insoweit daran gewöhnt worden, daß ich eine Secunde lang ruhig blieb, um in das Gewölbe über dem ich schwebend hieng hinabzublicken. Die Kluft schien etwa dreißig Fuß weit zu seyn, und reichte in eine Tiefe hinab die sich in Dunkelheit hüllte; auf beiden Seiten war ein Kranz ungeheurer, vierzig oder fünfzig Fuß langer Eiszapfen, welche vom Karnieß des Dachs herunter hiengen: am auffallendsten von allem war das vollkommene blaßblaue Licht, welches allein das Schneedach durchdrang, und den geheimnißvollen Charakter der unterirdischen Scene erhöhte."

[1] *Peaks, Passes and Glaciers, a Series of Excursions by Members of the Alpine Club. Longmans.*

Der Kletterclub hegt im allgemeinen, in der That, nicht nur keine Furcht unter diesen furchtbaren Alpeneinsamkeiten, sondern legt eine gewisse Verachtung vor denjenigen an den Tag welche Furcht haben. Der „Zustand äußerster Aufregung von Angst und Schrecken“ eines Engländers, den man allein auf dem Col de St. Théodule fand, machte die Mitglieder des Clubs ganz heiter gestimmt. Er hatte nur seinen Führer verloren, scheint es, welcher, da er „einige Schritt voraus gieng, plötzlich einen Bergschrund hinab im Schnee, der unter seinen Füßen gewichen, verschwunden war.“ Indeß, sagte der „Oberkletterer,“ um der Sache eine mildere Wendung zu geben; der arme Herr „war wahrscheinlich nicht an das Gletscherreisen gewöhnt.“ Dieser Mangel an Mitleid für diejenigen welche nicht an ihrer eigenen besondern Krankheit leiden, ist in der That der einzige Fehler den wir bei unsern Verfassern zu finden vermögen. Einer dieser angenehmen Monomanisten fängt wirklich an über vier unglückliche alte Herren zu moralisiren die er in der Schweiz nach dem Mittagmahl Whist spielen sieht, anstatt sein eigenes Thun und Treiben nachzuahmen; „allein jedermann hat seinen eigenen Geschmack,“ sagt er verächtlich (nachdem er sie „aufgedunsen“ und „zerstreut“ genannt), und nun tritt er selbst eine Expedition an, welche das Leben mehrerer Familienväter, die sich durch übermäßige Belohnung verleiten ließen ihn als Führer oder Träger zu begleiten, in Gefahr bringt. Der Alpenclub ist zweifelsohne ein sehr bewundernswerther Verein, allein der Züricher Whistclub — die Wissenschaft bei beiden steht ungefähr auf gleicher Höhe — dürfte ebenfalls eine vortreffliche Anstalt seyn. Es ist unmöglich daß wir uns alle freuen können wenn wir „Glissaden“ machen, oder, mit andern Worten, wenn wir in einem Winkel von 60 Graden Eiswände herunter gleiten. Diese Praxis hat, so viel wir wissen, noch nie ein praktisches Ergebniß geliefert, ausgenommen in dem einzigen Fall den wir, wie wir uns erinnern, in einer gewissen Abhandlung gelesen haben, wo ein Alpenreisender, mit latitudinarischen Ansichten, unversehens eine Glissade macht, und am Ende derselben ein Mitglied der englischen Hochkirche trifft.

Ja der Kletterclub selbst hat eine Arête (Grat) als „einen unendlich schmalen Felsrücken bezeichnet, mit ewigdauerndem senkrechten Absturz auf der einen, und einem längern und tiefern auf der andern Seite;“ und sicher würden, nach Uebersteigung derselben, die meisten Leute lieber etwas besseres trinken als das was sie aus einem Quarzkiesel herausziehen können — der, wie es scheint, ein großer Luxusgegenstand in dem Mund eines unter den Hochalpen Umherwandernden ist. Die Halte, welche unstreitig am meisten Amusement gewähren dürften, sind, entweder wegen „der äußersten Kälte,“ oder weil der Tag „zuweit vorgeschritten ist um einen längern Aufenthalt zu gestatten,“ stets von kurzer Dauer, obgleich man im Monat August ist und diese unglücklichen Männer die Nacht in den Tag verkehrt haben und stets Morgens um 3 Uhr auf den Beinen und angekleidet sind.

Wir theilen unsern Lesern hier einen Bericht über ein hübsches kleines Frühstück und dessen Unterbrechung mit; es fand im Trift-Paß statt unter dem Vorsitz Hrn. Hinchcliffe's, der, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, mit Ausnahme Hrn. Hardy's, der einzige von unsern Verfassern ist welcher bei dem Klettergeschäft auch noch einen wirklichen Genuß sucht. Auf einem gewissen schönen offenen Plateau wurden die Lebensmittelsäcke ausgeleert und als Sitze gebraucht; Flaschen rothen Weins wurden aufrecht in den Schnee gesteckt; ein gutes Stück kalten Schöpsenbratens auf einem Papierteller bildete den Mittelpunkt, der garnirt war mit hartgesottenen Eiern, Brod und Käse, um die herum wir im Kreise unsere Plätze einnahmen. Ein herrliches Festmahl ward unter dem tiefblauen Himmel abgehalten, und hin und wieder, wenn wir unsere Blicke nach der wundervollen Felswand emporrichteten über welche wir herabgestiegen waren, wünschten wir uns mit ruhiger und bedeutungsvoller Selbstzufriedenheit Glück über den Sieg. Wir waren eben im vollen Genuß dieser Mahlzeit begriffen, als ein brausender Ton, wie das Abfeuern einer Kanone weit über unsern Häupten, uns veranlaßte plötzlich nach dem Gipfel des Tristhorn emporzuschauen. Nahe an seinem felsigen Gipfel hieng eine Staubwolke, wie schmutziger Rauch, und in wenigen Secunden kam eine andere und breitere mehrere hundert Fuß tiefer zum Vorschein. Ein Blick durch das Fernglas zeigte daß ein Felssturz begonnen hatte, und die Bruchstücke fielen von Vorsprung zu Vorsprung in einer Reihenfolge von Cascaden herunter. Jeder Block schmetterte auf jedem Berührungspunkt andere herab, und der Aufruhr wurde fürchterlich; Tausende von Bruchstücken, welche, je nach ihrer Größe, den verschiedenartigsten Lärm machten, und die Wirkung eines vereinigten Flinten- und Kanonenfeuers hervorbrachten, donnerten von einer so großen Höhe herab, daß wir ziemlich lange bänglich warteten um zu sehen ob sie das Schneefeld unter ihnen erreichten. Nach einer möglichst genauen Schätzung, die wir anzustellen vermochten, waren wir fünfhundert Ellen vom Fuße der Felsen, und wir dachten daher daß wir, komme was da wolle, uns in einer ziemlich sichern Stellung befänden. Endlich sahen wir viele der Blöcke, nachdem sie ihren letzten furchtbaren Sprung gemacht, in den Schnee versinken; ihnen folgten sogleich viel größere Stücke, welche verhältnißmäßig noch größere Sprünge machten; der Lärm ward wilder und wilder, und ungeheure Blöcke fielen so nahe bei uns nieder, daß wir auf unsere Füße sprangen, und uns vorbereiteten ihnen so gut als möglich aus dem Wege zu gehen. „Achtung!“ rief jemand, und rechts und links stoben wir auseinander beim Herannahen eines Ungeheuers, das augenscheinlich viele Centner wog, und das wie eine ungeheure aus einem Mörser abgefeuerte Bombe gerade auf uns zuflog. Es fiel mit einem schweren Plumps nicht mehr als zwanzig Fuß von uns, und warf Schneeklumpen in dem Kreise umher in dem wir eben noch unsere Mahlzeit eingenommen. Kaum aber hatten wir angefangen uns von unserm Erstaunen zu erholen, als ein noch größerer Block gerade über unsere Köpfe auf eine Entfernung von zweihundert Ellen hinter uns dahin flog. Wir nahmen unsere Sitze auf unsern Schnapsäcken wieder ein, und zündeten die Ruhepfeife an; wir waren alle einstimmig der Ansicht daß wir nie zuvor einen solchen Anblick gehabt, und wunderten uns über die Kraft welche solche Massen in einem einzelnen Sprung sechs- oder siebenhundert Ellen weit zu schleudern vermochte. Selbst Cachat schaute einigermaßen verlegen drein, und rief mit einem höchst komischen Gesichtsausdruck aus: „Ach, wenn meine Frau wissen könnte wo ich jetzt bin! Ich habe ihr beim Abgehen von Chamouni gesagt daß ich mit Herren reise welche die ruhigsten von der Welt seyen, und — nun bin ich da!“

Diese Felsstürze sind, wie es scheint, in den Hochalpen bei Gelegenheit eines sehr heftigen Windes ziemlich gewöhnlich, der auch „den Schnee in runden Kugeln wie Hagel forttreibt, so daß wir kaum darauf stehen konnten.“ „Ja,“ sagt Hr. Hawkins, „einer von uns mußte am Haar gepackt werden als er eben über einen Absturz hinabglitt.“ Der „Couloir,“ welchen dieser Gentleman und seine Begleiter zu kreuzen hatten, „war vielleicht fünfzig bis siebenzig Schritte breit, bei einer

Neigung von vierzig bis fünfzig Graden; dieser ganze Raum, nebst den anliegenden Theilen der Arête, wurde von einem Schauer von Felsstücken aller Größen überschüttet, welche zischend und springend den Abhang herunterkamen, jedoch nicht ununterbrochen, denn sonst würden wir nie hinübergelangt seyn, sondern gleichsam salvenweise, indem die größern Blöcke zerbarsten und sich während ihres Falls nach allen Richtungen zerstreuten. Diese Steine sind fast die einzige Gefahr gegen die man sich nicht zu schützen vermag; nie aber war ich Zeuge einer Kanonade ähnlich der welche wir hier zu bestehen hatten. Der Wind und das Getöse waren betäubend. Von Zeit zu Zeit kam ein ungeheurer Block scheinbar über den Gipfel der Aiguille herangeflogen, und zerstreute uns mehrere Minuten lang in äußerster Verwirrung. Wir mußten indeß hinüber, und so gieng unser ancien chasseur mit großem Muth voran, und bahnte uns, die Momente in welchen das feindliche Feuer schwieg benützend, den Weg; einer nach dem andern verließ den Lagerplatz, und gelangte hinüber. Man konnte die Steine um eine Ecke in einiger Entfernung in der Höhe herumkommen sehen; bei ihrem Erscheinen ward ein Geschrei erhoben um den Uebergehenden zu warnen, der indeß nur stillstehen konnte, denn während man die Füße vorsichtig in die eingehauenen Tritte setzte, konnte man unmöglich „ausweichen," da man gleiche Gefahr lief getroffen zu werden und das Gleichgewicht zu verlieren, und so in Gesellschaft mit den Steinen über den Absturz hinunterzurollen."

Es läßt sich indeß nicht läugnen daß denjenigen welche ihrem gefährlichen Vergnügen in diesen Höhen nachgeben, Töne und Gesichte zu Theil werden von denen wir im Thal keinen Begriff haben. „Plötzlich," sagt der „Oberkletterer" in der Beschreibung eines seiner Kletscherausflüge, „fiel wie aus ungeheurer Entfernung der Ton musikalischer Instrumente, rein und klar, allein kaum unterscheidbar, an mein Ohr. Ich machte Halt und horchte. Es konnte kein Zweifel seyn: es war das Schlagen einer Trommel, und von Zeit zu Zeit der Ton von Blechinstrumenten. Ich fragte den Matthias, der nun heraufkam, was er davon halte; allein er konnte sich die Sache nicht erklären. Da fiel mir ein daß Personen welche die Nacht in den Grands Mulets zugebracht, erklärt hatten daß sie das Geläute der Kirchenglocke und selbst das Gebell der Hunde in Entrèves oder Cormayeur gehört, und ich bildete mir nun ein, man feiere in irgendeinem der Thäler auf piemontesischer Seite des Monte Rosa ein Fest, weil die Töne aus dieser Richtung zu kommen schienen. Wir schritten weiter, und die Töne dauerten fort; rasch nahmen sie an Stärke zu, und bald, als wir uns einem tiefen engen Schrunde näherten, war das Geheimniß enthüllt. In beträchtlicher Tiefe unter uns fiel ein rieselndes Bächlein im Innern des Gletschers von einem Eisrand zum andern; der Schrund unter unsern Füßen spielte die Rolle einer Orgelpfeife, und die elastische Eismasse, von dem hinabfließenden Bächlein getroffen, erzeugte klangreiche Schwingungen. Zwei interessante Schlußfolgerungen giengen aus diesem reizenden Experiment im Laboratorium des Gletschers hervor: erstens, daß die Wasserbewegung im Innern eines Gletschers bei Nacht nicht aufhört, und daß sonach ein scharfer Frost wahrscheinlich nicht sehr weit unter die Oberfläche eindringt; zweitens, daß die Bildung von Spalten quer der Richtung der geaderten Structur, und parallel der Oberfläche des Gletschers, nicht auf das niedrigere Ende eines Gletschers beschränkt ist, wo man solche Spalten beständig in und um das Dach der Höhle sieht aus welcher der Gletscherbach fließt, sondern daß sie sich wahrscheinlich in vielen Richtungen durch den ganzen Gletscher hindurch erstreckt."

Die Pracht des Gletschers bei Mondenlicht, „nicht funkelnd, sondern einen ruhigen, unaussprechlichen Glanz ausstrahlend, hoch oben im Aether, weit über den Wohnungen der Menschen," muß in der That wunderhaft seyn. Selbst in den allerunbehaglichsten Umständen einer Beiwacht — wenn der Abhang auf dem ihr der Ruhe pfleget, so steil ist, daß ihr, wenn ihr nicht tausend Fuß hinunter fallen wollt, die ganze Nacht euch an den nassen Grund anklammern oder auf einem Stein sitzen müßt, der, wenn ihr nicht erfrieren wollt, in der Asche des Feuers erwärmt werden muß — läßt sich, sagt uns Hr. Wills, vieles anführen was diese Uebelstände aufwiegt.

„Es war eine Nacht die ich trotz all ihrer Unzukömmlichkeiten nicht entbehrt haben möchte. Die Sterne glänzten hell und klar vom Firmament herab; kein Wölkchen ließ sich sehen; der feierliche Gletscher weit unter uns trat trüb und in gespensterhaft weißem Licht, als wäre er irgendein in seinem Grabestuch daliegender mächtiger Riese gewesen, aus dem ringsumher herrschenden Dunkel hervor. Die Klippen hinter demselben waren düster wie ein Leichentuch, und schienen sich in der Dunkelheit zu so gewaltiger Höhe zu erheben, daß das Auge müde ward aufwärts zu wandern, ehe ihre massive ebenholzartige Schwärze hervorgehoben wurde durch das flüssige und durchsichtige Dunkel des Himmels, mit seinen tausend glitzernden Lichtpunkten. Kein Ton unterbrach die ehrfurchtgebietende Stille der Scene, mit Ausnahme des schwachen Plätscherns eines fernen Wildbachs den wir so erfolglos gesucht hatten, und des Knallens des Feuers als R. frische Armvoll wilder Maulbeerstauden und Rhododendrons darauf legte. Hin und wieder konnte ich, bei dem aufzuckenden Schimmer der Flammen, seine Gestalt langsam und lärmlos sich umherbewegen sehen, bald im kühnen Relief gegen das blaßrothe Licht, bald halb verborgen von dem quirlenden Rauch, bald beleuchtet durch die Flamme, wenn er auf die andere Seite hinübergieng um Brennstoff zu holen, seinerseits aber völlig unbewußt dessen um wie viel er selbst das Malerische dieser Scene erhöhe. Ich konnte nicht umhin der Heimath und derjenigen zu gedenken welche nicht unwahrscheinlich in eben diesem Augenblick an mich dachten, und kaum träumten daß ich an der Seite eines Gletschers liege, viele tausend Fuß über dem Meere, mit nichts zwischen mir und dem weiten blauen Himmelsgewölbe ..... Diese blasse graue Färbung, welche den östlichen Himmel so unvermerkt überzieht, daß ihr nur an dem schwächern Funkeln der Sterne wahrnehmt daß sie da ist, wie lange vor dem Morgengrauen zeigt sie sich! Wie langsam geht sie über in volles Licht! Wie scheint sie nur die Kraft des Frostes zu verstärken, und die Schärfe des Windes schneidender zu machen! Es war der langwierigste Tagesanbruch dessen ich mich je erinnere .... Endlich verwandelte sich das Grau in Weiß, das Weiß in Gelb, das Gelb in ein schwaches Roth, und die höchsten Gipel der Aiguilles Dorées schwammen plötzlich in dem willkommenen Tageslicht."

Scenen wie diese finden sich in Fülle in dem Buche, und bilden einen seiner vorzüglichsten Reize; allein neben den Gefahren und den Schönheiten sind auch einige wahrhaft humoristische Schilderungen darin enthalten.

Hr. Hardy, dessen Heiterkeit unerschöpflich ist, und dessen Abhandlungen besonders graphisch und lebhaft sind, bestieg den Steinhaufen welchen die einzigen beiden menschlichen Wesen die ihnen vorangegangen waren zusammengetragen hatten, und leitete, den Hut in der Hand, die

Jubelrufe. „Wir alle, sagt er, lösten einzelne Felsstücke ab um sie mit uns zu nehmen. Allgemein heißt es nun, jeder Einzelne von uns sage er habe den Gipfel erstiegen. Es thut mir indeß leid den vier andern Aspiranten widersprechen zu müssen, da in Wahrheit nur ich darauf gewesen bin."

Die Erzählung welche Hr. Kennedy von seinem eigenen und Hardy's Nachtabenteuer auf dem Bristenstock gibt, ist vielleicht eine eben so geistreiche Skizze wie irgendeine in dem Buche. Sie wollten auf diesen Berg, der beiden neu war, ohne einen Führer gehen; sie wollten auf seinen grasigen Abhängen verweilen, und ihren ernsten Beruf in der träumerischen Musik der fernen Kirchenglocken drunten vergessen' auch wollten sie, wenn sie sehr spät Nachmittags auf den Gipfel gelangten, einen neuen Weg hinab versuchen der nirgends endete. Sie mußten diesen Weg wieder zurückklettern, als es schon dunkel geworden war, und „das Klimmen war so anstrengend daß ich zuweilen an einem schmalen Saume stand, mit meinen Fingern in die Spalten des Felsens griff, und mit meiner Brust wider seine Seite drückte, damit ich nicht rückwärts fiele, während Hardy hinaufkletterte und auf meinen Schultern stand, so daß er irgendein hervorspringendes Bruchstück erreichen konnte. Und nachdem er sich hinaufgezogen, legte er sich nieder, streckte seine Hand nach mir aus, und half mir zu sich hinüber. Etwa fünfhundert Fuß von dem Gipfel verloren sie jede Möglichkeit weiterzukommen; sie „wählten sich einen von Norden nach Süden streichenden Saum, wahrscheinlich die einzige benutzbare Oertlichkeit auf dieser Seite des Berges, etwa fünfthalb Fuß breit und acht Fuß lang, begränzt auf dem östlichen Theil vom Felsen, der sich senkrecht erhob, und endigend auf der westlichen Seite mit Klippen welche von derselben jählings in das Thal herunterfielen. Auf dieser ausgesetzten Seite bauten wir eine etwa achtzehn Zoll hohe Mauer, als Schirm gegen ein Ueberrollen in der Nacht, so wie als Schutzwall gegen den Wind. Wir nivellirten unsere Liegerstätte, so gut wir vermochten, mit hübschen und glatten Steinen, von denen wir einige besonders schöne Exemplare zu unsern Kissen wählten ..... Hardy holte den Brodlaib, den er glücklich gerettet hatte, hervor; ein Theil davon wurde zum Frühstück für den morgenden Tag aufbewahrt, den Rest vertheilten wir zum Abendessen, und stillten uns unsern Durst aus einem Bächlein das ganz in unserer Nähe dahinrieselte. Unser frugales Mahl war bald verzehrt; die nothwendigen Vorbereitungen für unsere Liegerstätte hatten aber einige Zeit in Anspruch genommen, und es war nun dunkel; wir kamen daher überein für die Nacht zur Ruhe zu gehen. Bei diesem Geschäft mußten wir indeß die größte Sorgfalt gebrauchen. Zuerst machte sich's einer bequem; der andere legte sich der Länge nach neben ihn, und suchte das gleiche zu thun. Obwohl wir ausgemacht hatten daß wir, um die Gefahr des Hinabfallens zu vermeiden, nicht beide mit unserm Rücken gegen den Absturz gewendet schlafen wollten, so wurde doch stets und immer wieder, wenn wir uns ein wenig an unsere gebrechliche Steinmauer lehnten, einer oder der andere Stein verrückt, die dann einige tausend Fuß hinab in das Thal rollten. So ruhten wir, einander fest in den Armen haltend wie die Knäblein im Wald, welche die Hausgeister mit Laub bedeckten; nur waren im gegenwärtigen Fall keine Knäblein, und kein Wald, und keine Hausgeister, und kein Laub vorhanden. Lange Zeit waren wir schlaflos, und doch hatten wir keine Lust zu plaudern; die Sterne funkelten im herrlichsten Glanz an dem dunklen Himmelsgewölbe, und nie, auf allen unsern Ausflügen, machten Großartigkeit und Erhabenheit einen so tiefen Eindruck auf uns. Wir kannten die Schwierigkeit unserer Lage, sowie die gebieterische Nothwendigkeit für Kaltblütigkeit und Seelenstärke, falls Nebel oder schlechtes Wetter eintreten sollten. Nicht einen Augenblick aber, glaub' ich, war einer von uns beiden schwankend, und wahrscheinlich war es dieses Selbstvertrauen, diese ungern anerkannte Thatsache daß unsere Energie aufs äußerste in Anspruch genommen würde, und daß wir all unsere Nervenkraft aufbieten müßten um jedem Hinderniß entgegentreten und es bewältigen zu können, was die ungewöhnlich hohe Feierlichkeit dieser Stunde noch vermehrte. Vielleicht hatte sich keiner von uns je zuvor so unmittelbar unter dem Schutz einer höheren Macht gefühlt als es in dieser Nacht der Fall war. Wir befanden uns allein auf dem Berge, weit weg von den Wohnungen der Menschen, und es schien als ob wir beiden, indem die Augen des Himmels auf uns herniederschauten, ganz besonders unter der Obhut der Vorsehung stünden. Es mag wohl seyn daß wir beiden damals, mehr als je zuvor in Wirklichkeit, jenes reine Vertrauen auf eine allmächtige Gewalt zeigten, welches, indem es das Ende der Dinge Gott anheimstellt, doch den davon Beseelten zu der bestimmten Erkenntniß von der Nothwendigkeit leitet seine eigene Thätigkeit, seine eigene Thatkraft und selbst sein eigenes Selbstvertrauen ins Spiel zu bringen. Und, so sonderbar es auch vielen erscheinen mag, trotz aller Unbequemlichkeiten unserer Liegerstätte hatten wir dennoch diese ganze Nacht hindurch ein gewisses Gefühl der Freude und der Zufriedenheit. Von Zeit zu Zeit — und zwar ziemlich oft — standen wir mit gegenseitiger Einwilligung auf, stampften mit unsern Füßen auf unser Steinbett. — denn wir wagten in keiner Richtung auch nur sechs Zoll weit uns zu bewegen — und schlugen mit unsern Armen nach Art der Londoner Kutscher bei kaltem Wetter. Zu einer gewissen Stunde in der Nacht, als die Kälte uns am empfindlichsten war, erzählte mir Hardy ruhig wie ihm vor seiner Abreise aus England ein sehr geschätztes Mitglied seiner Familie einen gewissen Rath gegeben habe. Wie es scheint, hatte er bei mehreren Gelegenheiten ziemlich stark an rheumatischem Fieber gelitten, und seine theure Base hatte ihm daher wohlweislich empfohlen sich sorgfältig vor der Einwirkung der Nachtluft zu hüten, und alles zu vermeiden was einen neuen Anfall herbeiführen könnte. „Was würde, fügte Hardy bei, die theure alte Dame denken wenn sie mich jetzt sehen könnte?"

Endlich kamen die Reisenden wieder in die Welt hinab, allein es wurde ihnen ziemlich schwer die Welt zu überzeugen daß sie die Nacht über oben gewesen. Ein ältlicher Herr, der mehr mit den Gefahren als den Schönheiten der Schweiz bekannt war, bekräftigte seine Argumente an der Table d'Hôte, an welcher Hardy anwesend war, etwa eine Woche später, durch Erzählung des traurigen Schicksals zweier jungen Männer welche kürzlich auf dem Bristenstock elendiglich ums Leben gekommen seyen. „In der That, fügte er bei, hat man meinem Gewährsmann zufolge von ihren verstümmelten Leichnamen nichts gefunden als einige Theilchen blutbefleckter Kleider."

„Dieß ist mir sehr einleuchtend," bemerkte Hardy, denn ich bin einer von diesen Unglücklichen, und ich erinnere mich daß ich an vielen Stellen genöthigt war niederzusitzen und über die Felsen hinabzurutschen, so daß ich, wie ich später fand, einen Theil meiner Bekleidung dabei einbüßte, und dieß sind ohne Zweifel die Kleiderfetzen, von deren Auffindung Sie gesprochen haben."

Zum Schlusse können wir sagen daß dieses Buch, dem gute Karten und colorirte Illustrationen beigegeben sind, für jedermann eine angenehme Lectüre bieten wird. Trotzdem was wir gegen den gesunden

Verstand des „Kletterclubs“ gesagt haben, liefert dieser Verein einen sehr schlagenden Beweis von dem Vorzug den unsere Landsleute über alle andern besitzen in Dingen welche Entschlossenheit, Unerschrockenheit und Geschicklichkeit erfordern. Wir zweifeln ob irgend eine andere Nation, außer unserer eigenen, sich eines solchen Vereins berühmen kann; oder, wenn sie's kann, ob sie im Stande ist so unübertriebene persönliche Berichte zu veröffentlichen wie diejenigen welche wir hier geschildert haben.

Ueber einige indianische Namen im Mississippi-Lande.

(Von J. G. Kohl.)

Unter den zahllosen Namen die der große Mississippi im Laufe der Zeiten bei den vielen Stämmen der an ihm wohnenden Indianer, sowie bei den verschiedenen in sein Gebiet eindringenden europäischen Nationen, Franzosen, Spaniern, Angelsachsen, geführt hat, war einer dem ich in den alten Annalen der Entdeckung des Stromes häufig begegnete, und der mir immer sehr räthselhaft erschienen war.

Der Jesuit Charlevoix in seiner Geschichte Canada's berichtet daß er den Mississippi bei den Indianern „Malbouchia“ nennen gehört habe. — Dr. Coxe, der im Anfang des 18ten Jahrhunderts ein sehr bekanntes, aber wenig schätzbares Buch über die unteren Mississippi-Gegenden schrieb, theilt unter verschiedenen anderen indianischen Namen des Flusses auch einen dem obigen sehr ähnlich klingenden mit. Er sagt, die Indianer hätten den Fluß auch „Malabanchia“ genannt. Dumont in seinen Memoiren über Lousiana gibt dafür den Namen „Barbancha,“ und Du Pratz, in seinem noch bekannteren Werk über die Mississippi-Länder, schreibt dasselbe Wort „Balbancha.“ — In spätern Werken habe ich einen den vorigen ähnlichen Namen nicht finden können. Die genannten aber schienen mir insgesammt Variationen auf dasselbe indianische Originalwort zu seyn.

Ich wünschte mir über diesen Punkt bei einem sehr intelligenten Choctaw-Indianer, dem sogenannten „Colonel Pichlyn“ (Oberst Pichlyn), wie ihn die Amerikaner nennen, Raths zu erholen, und lud mich daher eines Abends bei diesem trefflichen Manne zu Gast.

Die Choctaws waren einst ein sehr mächtiger und kriegerischer Stamm in den Ländern östlich vom untern Mississippi, vom Delta desselben bis tief nach Florida hinab. Sie machten so zu sagen die ganze geographische Nomenklatur dieser Gegenden. Die Mehrzahl aller der dortigen Namen, die noch heutigen Tages zum Theil unter den Amerikanern und auf unseren Landkarten Geltung haben, stammt aus der Choctaw-Sprache. Jetzt sind diese Helden aus dem Land ihrer Väter verbannt, und bewohnen als ein friedliches Ackerbauer-Volk einen District im Westen des mittleren Mississippi, nahe dem Staate Arkansas. Sie zeichnen sich aus durch die Fortschritte die sie in der Cultur, in den Künsten und Gewerben gemacht haben. Ihre Kirchen und Schulen blühen, und sie haben unter sich sogar wohlerzogene Geistliche von ihrem eigenen Geschlechte, die ihnen das Christenthum in ihrer eigenen Sprache predigen.

Da diese Choctaws, wie überhaupt alle die im Westen angesiedelten Völkergruppen, fast immer irgend etwas mit dem Central-Gouvernement der Vereinigten Staaten in Washington zu verhandeln, entweder einen Verkauf abzuschließen oder einen Gränzstreit zu schlichten, eine Beschwerde über die in ihre Gebiete vordringenden Ansiedler vorzubringen, oder für ihre Kirchen oder Schulen etwas zu erbitten haben, so weilt gewöhnlich ein intelligentes Mitglied ihrer Gemeinde, als eine Art von Landes-Bevollmächtigter, während der Congreßzeit in Washington, und bildet das Organ durch das der Stamm mit dem Congreß oder dem sogenannten „Indian Office“ in Verbindung tritt.

Zur Zeit meiner Anwesenheit in Washington war dieser Posten eines Landesbevollmächtigten der Choctaws von dem obengenannten „Obersten Pichlyn“ besetzt. Dieser mir durch häufige Berührungen lieb gewordene „Oberst“ konnte nicht nur lesen und schreiben, sondern er war auch sonst ein Mann von sehr gutem Urtheil und nicht ohne Kenntniß. Er hat schon früher manchem anderen „Blaßgesicht“ mit Auskunft in Bezug auf die Geschichte und die Antiquitäten seines Stammes beigestanden. — So z. B. rühren von ihm die sehr lehrreichen Erklärungen der geographischen Namen in der von Hrn. Buckingham Smith veranstalteten Ausgabe des Fontaneda, eines alten spanischen Schriftstellers über Florida, her. So hat er auch in einer äußerst anmuthigen und angemessenen Weise die alte Sage von dem Choctaw-Helden erzählt, und niedergeschrieben, der eine langjährige und abenteuerliche Reise nach Westen macht um den Wohnsitz der Sonne zu suchen. Diese von Colonel Pichlyn mitgetheilte Sage bildet die Perle einer gewissen Indianer-Geschichten-Sammlung, welche eine amerikanische Dame veranstaltete.

Ich bemerke dieß alles nur einleitend, theils weil es an und für sich einiges Interesse haben mag, theils damit man wisse welcher Autorität ich die folgenden kleinen neuen und nicht uninteressanten Mittheilungen verdanke.

Als ich eines Abends verabredetermaßen zu meinem schwarzhaarigen Freunde kam, fand ich noch einen schwarzhaarigen Genossen bei seinem Feuer. Es war ein indianischer Geistlicher, ebenfalls ein Choctaw, den mein „Oberst“ sich associirt hatte, damit er Fragen und Antworten controlire und darüber das Protokoll aufnehme. Ich rückte alsbald mit meinen Citaten aus Dupont, Dupratz u. s. w. über Malabanchia und Balbancha hervor, und es entspannen sich nun über diesen Punkt zwischen meinen beiden Indianern unter einander sowohl als auch mit mir weitläufige Discussionen, die den ganzen Abend sehr angenehm ausfüllten, und die uns nebenher auch auf manches andere verwandte Thema brachten. Viele Worte mußten verschwendet werden bloß damit wir uns gegenseitig nicht mißverständen. Das ganze nicht große, aber doch, wie ich glaube, einer Mittheilung nicht unwürdige Resultat unserer Abendunterhaltung wurde schließlich in unserm schriftlich aufgesetzten Protokoll in wenigen Worten etwa so zusammengefaßt:

Den von oben genannten Franzosen und Engländern als Benennung des Mississippi mitgetheilten Namen scheint allerdings ein bekanntes Choctaw-Wort zum Grunde zu liegen. Doch ist dasselbe von keinem der besagten Autoren richtig aufgefaßt und wiedergegeben. Die correcte Sprache und Schreibart des vermuthlich von ihnen gehörten und nicht nur

corrumpirten, sondern auch falsch angewendeten Worts ist „Bulbancha." Dieß ist aber keineswegs ein Name des Mississippi-Stromes, sondern der bei den Choctaws von jeher übliche Ortsname der Stadt New-Orleans.

Der Name ist durch Zusammenziehung und durch Einflickung eines „n," das des Euphemismus wegen hinzugesetzt wurde, aus den beiden Choctaw-Worten „Bulbaha" und „Ajascha" entstand. „Bulbaha" heißt so viel als „von vielen Sprachen." Das Wort findet sich auch in dem amerikanischen Namen des Spottvogels, „Mockingbird," der alle Laute, Töne und Sprachen nachahmt und von den Choctaws daher „Hush-bulbaha," „der Vogel von vielen Sprachen," genannt wird.

„Ajascha" heißt ein Wohnort," „Platz" oder „Marktplatz," „Bulbaha-ajascha" ist also so viel als „ein Ort von vielen Sprachen." — „Bulbaha-ajascha" (zum vulgären Gebrauch umgestaltet in Bulbancha), sagten meine Freunde, sey von Anfang her der indianische Name der Stadt New-Orleans gewesen, die seit dem Jahre 1718 in der Entstehung begriffen war, und sie sey noch heutiges Tages allgemein bei den Choctaws unter diesem Namen bekannt. — Meine alten französischen und englischen Bücher, von denen ich spräche, sagten sie, hätten die Indianer vermuthlich nicht recht verstanden und hätten den Namen des Haupt-Marktplatzes des Mississippi für den dieses Flusses selber genommen. Sie behaupteten, es gebe gar keinen Namen des Mississippi, der dem angeführten auch nur im entferntesten ähnlich sey.

Es wurde freilich in New-Orleans anfangs während des ersten halben Jahrhunderts seiner Existenz nur eine europäische Sprache gesprochen, nämlich das Französische. Das Deutsche, Spanische und Englische kamen erst später dazu; das Deutsche am frühzeitigsten. Allein dennoch mochte der Choctawname von vornherein deßwegen nicht unpassend seyn, weil sich gleich eine Menge Indianerstämme und Sprachen vom oberen wie vom unteren und mittleren Mississippi mit der in New-Orleans wehenden französischen Fahne vereinigten. Möglich wäre es sogar auch daß der Name schon älter ist als New-Orleans, und daß er der Localität oder ihrer Nachbarschaft bereits aus uralten indianischen Zeiten angehangen habe; denn es läßt sich denken daß der verkehrvermittelnde Strom schon seit den ältesten Zeiten viele Indianerstämme ins Delta hinabgeführt und dort polyglotte Marktplätze veranlaßt habe.

Meine beiden indianischen Freunde machten mich mit großem Ernst auf die Aehnlichkeit der Namen „Babel" oder „Babylon," und ihrer Benennung für New-Orleans „Bulbancha" aufmerksam, und sie wollten es sich nicht nehmen lassen daß dahinter etwas mehr als bloßer Zufall stecke. Sie meinten ihr Babel am Mississippi und das am Euphrat könnten wohl etwas mit einander zu thun haben, wie denn überhaupt so viele Indianer, seitdem sie die Bibel in die Hand bekommen haben, von der Idiosyntrasie besessen sind daß ihre Gesetze, ihre Sitten und Sprache aus dem Orient, und zwar direct aus Mesopotamien, stammen.

Der Choctawname des Mississippi, so behaupteten meine Freunde, sey von jeher „Misha-Sippi" gewesen. Ich stellte ihnen dagegen vor daß ich immer gehört habe, und daß es eine bei uns Europäern gewöhnlich angenommene Tradition sey, daß der Name Mississippi von dem französischen Entdecker desselben, dem Vater Marquette, mit aus dem oberen Flußgebiet, aus den von den Odjibbeway-Indianern besetzten Gegenden, herabgebracht sey, und daß der Name Odjibbeway-Ursprungs sey, und bei diesen Indianern so viel bedeute als „fließendes Wasser von allen Seiten her." Sie wiederholten mir, der Name Mishasippi sey bei ihnen stets im Gebrauch gewesen, und sey auch aus ihrer Sprache abzuleiten. Denn in derselben bedeute „Misha = über alles andere," und „Shippi = alt." Mishasippi bedeute also so viel als „der über alles andere alte," d. h. „der älter sey als alle anderen Flüsse," oder auch „der Vater unter den Flüssen." Ich will dieß dahin gestellt seyn lassen, und es nur als die Ansicht eines intelligenten Choctaw geben, der aber allerdings vergessen haben konnte welchen Namen seine Vorväter vor der Erscheinung der Franzosen von dem Fluß haben mochten, und der auch vielleicht den Umstand übersah daß eben diese Franzosen den Namen von oben herabholten, und allmählich am ganzen Fluß und auch bei den Choctaws einführten. Das Factum daß vor den Franzosen bei den alten spanischen Entdeckern des unteren Mississippi unter allen den von ihnen gesammelten indianischen Benennungen des Flusses keine vorkommt die dem Worte Mississippi oder „Mishasippi" ähnlich lautet, scheint gegen meinen Indianer zu sprechen. Allerdings aber gibt Du Pratz, der viel unter den Choctaws war, eine ähnliche Deutung des Namens, den er auch wie meine Choctaws „Misha" oder „Mechasippi" schreibt. Er sagt nämlich: buchstäblich bedeute dieses Wort so viel als „der alte Vater der Flüsse."

Viel interessanter war mir was mir meine Indianer über noch einen anderen bei ihren Stämmen üblichen Namen des Stromes sagten; derselbe, bemerkten sie, wurde in der poetischen oder oratorischen Redeweise ihres Volkes „Okhina-Chito" genannt. Dieses Wort, sagten sie, sey zusammengesetzt aus „Ok" = Wasser; „Hina" = Kriegspfad, Heerstraße (warpath), und „Chito" = groß. Das Ganze bedeute also „die große Wasserkriegsstraße." Doch wurde dieser Name nur in den Rathsversammlungen bei den Kriegsreden (warspeeches) gebraucht, während der Name Meshasippi fürs gemeine Leben diente; dieser Name ist in der That sehr merkwürdig und charakteristisch. Er hat gewissermaßen einen historischen Kern in sich. Er mag uralt seyn, und läßt uns erkennen daß die Indianer häufig im Laufe längst entschwundener Jahrhunderte in Canoeflotten längs dieser großen Lebensader ihres Landes auf- und abwärtssteigen mochten.

Von dem Eigennamen ihres Stammes, „Choctaw," sagten mir meine guten Freunde daß er bei ihnen correcter wie „Chahta" laute, was die Europäer zu „Choctaw" umgeschrieben hätten. „Chahta," sagten sie, bedeute so viel als „groß, erhaben" (tall, exalted). Es sey dieß zuerst der Eigenname ihres Führers oder ältesten Nationalhelden gewesen. Dieser „Chahta" habe ihr Volk aus dem fernsten Westen, „aus Ländern jenseits der See," ins Mississippithal geführt; derselbe sey in der Gegend die man jetzt die Grafschaft Nashoba (Nashoba County) nenne, gestorben, und daselbst unter einem heiligen Hügel begraben. Dieser Hügel habe den Namen „Nani-waiya" empfangen, und sey noch heutiges Tages in seinen Ueberresten sichtbar.

Da ich einmal bei einer guten Quelle war, so brachte ich vor meinen Rath auch wieder die oft abgehandelte, aber noch nicht beantwortete Frage von der Herleitung des Namens des Staates Alabama. Indem ich hier natürlich alle die verschiedenen versuchten Ableitungen dieses Wortes übergehe, will ich nur bemerken wie meine Freunde der Meinung waren daß er aus ihrer Choctawsprache hergeleitet werden könne, und zwar von den Worten „Ulba" oder „Hulba" und „Amo," wogegen das erste so viel bedeute als „Feuerfliege" oder „Leuchtkäfer," und das zweite einen Ort anzeige. „Ulbama," welches ursprünglich der Name eines Dorfs gewesen, bedeute also so viel als „die Leucht-

käferstätte." Viel ältere Schriftsteller, Spanier und Franzosen, haben auch den Namen, den die Angelsachsen jetzt „Alabama" schreiben „Alibamou" oder „Allobamou" geschrieben, welches unserm obigen Choctaw-Ausdruck für „Leuchtkäferstätte" näher kommt.

Wir gewöhnen uns sehr leicht daran die jetzige Schreibweise und Ausprägung von Namen für die einzig richtige anzunehmen, und sind dann geneigt die abweichende Orthographie alter Chronisten für eine barbarische Corrumpirung oder Mißverstand zu nehmen. Bei genauer Nachforschung möchte man aber viel häufiger finden daß in dieser alten Form nicht Fehler und Versehen, sondern alte einst gültige Namen erhalten sind. So hielt ich sonst z. B. den in alten spanischen Historikern für den Namen der „Alabamas" oft vorkommenden Namen „Olibahali," der übrigens auch bei dem späteren englischen Schriftsteller Coxe zu „Ullibalies" verändert erscheint, für einen Solöcismus oder grobe Corrumpirung. Meine Freunde belehrten mich aber daß man allerdings bei ihnen einen Stamm in Alabama „Olla-bahiis," d. h. „das Speervolk," genannt habe.

Mehrere mir aus anderen Quellen und auch sonst ziemlich allgemein bekannte Ableitungen gaben mir meine Leute ebenso, wie sie schon häufig von anderen Gelehrten oder Autoren gegeben sind.

So z. B. leiteten sie den Namen der bekannten Stadt „Pensacola" von „Panshi" (Haar) und „Olla" (Volk) ab. „Panshiolla" (oder Pensacola) = „das langhaarige Volk."

Den Namen des Flusses „Pascagoula" leiteten sie von „Puska" (Brod) und „Olla" (Volk) her; „Puska Olla" (oder Pascagoula) also gleich „das Volk das Brod hat."

„Tuscaloosa, den Namen einer bekannten amerikanischen Localität, leiteten sie von „Tushka" (Krieger) und Losa (schwarz) her. Tushkolosa (oder Tuscaloosa), also der „schwarze Held" (Blackwarrior). Es war der Name eines Indianerhäuptlings, der schon in des spanischen Eroberers De Soto Zügen (1540—1545) eine Rolle spielt. Der Name des Helden gieng auf seine Residenz und auf die jetzige Stadt über.

„Apalachi-chola" leiteten sie von „Apilachi" (hülfreich, bestehend, verbündet) und „Olla" (Volk) her. „Apilachiocha" (oder Apalachicola) also gleich „das verbündete Volk" oder etwa „die Eidgenossen."

Der Umstand daß diese mir von meinen Leuten gegebenen Ableitungen, mit der gewöhnlichen und schon einigermaßen anderswoher erwiesenen Annahme übereinstimmten, gab mir ein großes Vertrauen auch zu ihren andern oben mitgetheilten Angaben, die etwas neues enthalten mochten. Und eben daher glaubte ich auch sie der Beachtung des deutschen Lesers hier empfehlen zu dürfen.

Die letzte amerikanische Erforschung des Parana und seiner Nebenflüsse.

(Fortsetzung.)

Bei der Rückkehr der Water Witch aus Brasilien nach Paraguay merkte man deutlich daß irgend etwas unangenehmes vorgefallen seyn müsse, denn Beamte wie Eingeborne, die bei der Bergfahrt so zuvorkommend gewesen waren, schienen jetzt bei der Thalfahrt vor Frost ganz steif geworden zu seyn. In Asuncion klärte sich das Räthsel bald auf. Präsident Lopez war nämlich sehr ungehalten darüber daß man, obgleich er nur eine zweideutige Erlaubniß gegeben, dennoch das brasilianische Gebiet des Paraguay befahren hatte. Doch erhielt Hr. Paget nach etlichen Tagen Audienz, welche damit endigte daß beide Theile als alte Freunde schieden. So schien das gute Einvernehmen nicht gestört. Auch verstattete der Präsident den Amerikanern im Febr. 1854 einen ausgedehnten Ausflug in das Innere des Landes. Ueber dieses bemerkt unser Autor: „Das Gebiet welches wir zwischen Asuncion und Villa Rica, auf einer 180 (engl.) Meilen langen Straße durchschritten ist durchgehends wohl bevölkert, malerisch und fruchtbar. Das offene Land gleicht einem heitern Wiesengrunde, und das stattliche Aussehen des Viehes bewies die Vortrefflichkeit des Grases. Diese Flächen gürten Höhenzüge bedeckt mit Dörfern, Weilern, Capellen und einzelnen Höfen. Von letztern sind etliche geräumig aus Lustziegeln aufgeführt, andere nur strohgedeckte Hütten. Die Bodenfalten erheben sich in sanften Abhängen bis zu starkbeholzten Gebirgen im Hintergrund, welche durch ihren Gegensatz die unten liegenden Hügel und Matten verschönern." Baumwolle wurde zu Francia's Zeit für den heimischen Bedarf gebaut, jetzt hat diese Cultur aufgehört, weil man es viel vortheilhafter findet die eingeführten, spottwohlfeilen Zeuge zu kaufen. Zu den Landeigenthümern, deren Gastfreundschaft man in Ermanglung von Wirthshäusern anrief, gehörte ein Deutscher aus Ungarn, Namens Wiesner, der damit beschäftigt war topographische Karten des Landes für den Präsidenten auszuführen. Auch er befand sich halb und halb unfreiwillig in Paraguay, denn er hatte sich verheirathet, und wäre daher durch die Gesetze gezwungen gewesen Frau und Kinder zurückzulassen, wenn er hätte auswandern wollen.

Weiter bemerkt unser Tagebuch: „Die Ackerfrüchte sind nicht sehr mannichfaltig. Ueberall sahen wir Tabak, Korn, Mandioca, Kürbisse, Zwiebeln, Orangen und Melonen, letztere zwar klein, aber höchst aromatisch. Diese Armuth an Abwechslung rührt nur von dem Mangel an Absatz und davon her daß sich die Eingebornen selbst wenig um Tafelleckereien kümmern, denn fast ausnahmslos gedeihen alle tropischen Früchte selbst bei der größten Verwahrlosung. Bananen, Plantanen und Ananas werden spärlich gezogen, erreichen aber in keinem Land eine höhere Vollkommenheit. Ebenso ist's mit dem Kaffee. Ich sah ihn nur an einem einzigen Orte wachsen, aber dort war er auffallend gut." In ganz Paraguay gibt es nicht einen einzigen Arzt, sondern nur hie und da etliche Curanderos, das heißt empirische Dilettanten. Dieser Umstand zeugt am besten für die Vortrefflichkeit des Klima's unter so niederen Breiten. Wenn man überhaupt unserm Autor vollen Glauben schenken will, so könnte man nichts klügeres thun als sein Bündel schnüren und nach Paraguay wandern, welches gleichsam als das gelobte Stück Erde erscheint wo allein der Mensch von der Natur wirklich human behandelt wird. Die Regierung gibt die Ländereien

her um eine jährliche Abgabe von 2 Dollars die Quadralegua). Dieß ist natürlich nur eine Nominalbesteuerung, drückender dagegen ist es daß der Zehnte abgegeben werden muß, eine Steuer die Francia in seinen letzten Tagen abschaffte, Lopez aber wieder einführte. Kleine Leute schaffen sich die Last auf eine mehr naive als finnreiche Art vom Halse, sie pflanzen z. B. nur neun Reihen Mandioca, so daß der Zehnte nicht erhoben werden kann, und man sieht ihnen durch die Finger, als hätte der Kaiser sein Recht verloren. Die größeren Pächter sind übler daran, denn die Districtshauptleute dürfen ihnen befehlen daß dieser Tabak und jener Korn baue, wie in einem socialistisch gegliederten Staate. Wie seltsam es überhaupt in diesem stillen Winkel zugeht, merkte man bei der Mittagstafel die ein Beamter den Durchreisenden gab. Einer der Bedienten fiel den Gästen besonders auf, und sie erfuhren zu ihrem Erstaunen, es sey der reichste Mann in ganz Paraguay, vom Präsidenten aber zur Zwangsarbeit verurtheilt, weil er eine Frau durchgepeitscht hatte, und man versicherte daß es ihm einen Theil seines Vermögens kosten würde wenn er sich von der Strafe loskaufen wolle.

Am Schluß dieser Landesbesichtigung verheißt der Reisende Paraguay eine große Zukunft. Obgleich nämlich der Ackerbau noch auf der niedrigsten Stufe stehe, sey der Ertrag des Bodens doch ungewöhnlich reich. Wälder und offenes Land strotzen von eßbaren oder medicinischen Kräutern, Gummi, Harzen und Farbstoffen. Etliche Hölzer können durch ihre Stärke und Dauerhaftigkeit fast mit dem Metall an Brauchbarkeit wetteifern, und die Fasern verschiedener Aloëarten lassen sich sehr gut zu Seilerartikeln verwenden. Kautschuk, Wachs, Palmöl, Baumwolle, Reis, Zucker, und ganz besonders Indigo, würden für den Export gebaut werden können. Auch für die Seidenzucht ist das Land vortrefflich geeignet. An Tabak wurden, solange Paraguay noch abhängig war, jährlich 15,000 Centner an die spanische Regie abgeliefert. Obwohl die Reise in den Sommer fiel, war die Hitze doch nicht drückend und die Nächte sehr erfrischend. Das Thermometer hielt sich zwischen 76—90° (15—26° R.), aber selten hoch über der ersten Ziffer. Die Gegensätze der Erwärmung werden nur durch den Eintritt der heißen Nord- und der kühlen Südwinde bewirkt. Die große Trockenheit des Bodens und in Folge dessen die Trockenheit der Luft machen die hohen Temperaturen nicht nur leicht erträglich, sondern bedingen auch die Gesundheit des Landes. Die Einwohner selbst scheinen glücklich. Verbrechen sind selten, mit Ausnahme der kleinern Diebstähle. Nirgends wird eine große Vermögensungleichheit bemerkt, denn den reichsten Mann des Landes schätzt man nur auf 50,000 Dollars. Präsident Lopez wurde von einem der „Volksvertreter" einst durch den Antrag sich zum Kaiser ausrufen zu lassen in Versuchung geführt, aber er handelte umgekehrt wie der Hund in der Fabel, der nach dem Stück Fleisch im Wasserspiegel schnappte und darüber das wahre Stück aus dem Rachen verlor. Er blieb Präsident, und versicherte stets, er werde das Gebäude mit der Freiheit krönen. „Die Verfassung sey nicht fertig, sie befinde sich noch in der Nachbesserung." Der Werth der Ausfuhren Paraguay's hatte sich in der kurzen Zeit seit Eröffnung der Schifffahrt auf den La Plataströmen von 341,380 Dollars im Jahr 1851 bis auf 777,557 Dollars im Jahr 1854 gehoben.

Von Asuncion aus sollte der Rio Vermejo untersucht werden, ein rechtes Seitengewässer, welches aus dem Nordwesten kommt und sich in der Nähe des 27. Breitengrades in den Paraguay ergießt. Man hatte eigens dazu einen kleinen Dampfer von 65 Fuß Länge, 14 Fuß Breite und 23 Zoll Tiefgang in Asuncion gebaut und Pilcomayo getauft. Am 22 Mai 1854 lief dieses Fahrzeug in den Vermejo oder rothen Fluß ein. Zu beiden Seiten erstreckt sich der Chaco, verhüllt durch die reiche Ufervegetation. Eine Strecke landeinwärts kommt aber die physikalische Natur jener Räume zum Vorschein die sich von den Grassteppen der Pampas nur durch den Palmenwuchs den sie tragen auszeichnen. Bewohnt werden diese Flächen von schön gestalteten Indianerstämmen, den Tobas, mit denen man gelegentlich eine Unterredung pflog. Am 24 Juni (26° 10′ südl. Br. 59° 39′ westl. Gr.) endigte die Flußschifffahrt. Die geringste Tiefe die man antraf war 3 Fuß, und ein wahrscheinliches Steigen von 10 Fuß bei Hochwasser konnte aus untrüglichen Zeichen am Ufer geschlossen werden. Juli und August sind die Monate des niedrigsten Wasserstandes. Es würde also für eine künftige Schifffahrt an Wasser nicht fehlen, allein im Laufe von 32 Tagen hatte man auf dem Strom selbst doch nur 122 und in gerader Linie 76 geographische Meilen zurückgelegt, weil man sich gegen eine Strömung von 3—3¾ Meilen in der Stunde bewegte, und die geringe Kraft des Pilcomayo dagegen nicht aufkommen konnte. Allerdings erwies sich der Dampfer nicht besonders tauglich, doch legte er den Rückweg nach dem Paraguay abwärts in 22 Stunden zurück, und es ergab sich aus späteren Berechnungen daß der Pilcomayo auf glattem Wasser eine Geschwindigkeit von 4½ Seemeilen zu erreichen vermochte. So wird denn der Vermejo wegen seines starken Gefälles der künftigen Schifffahrt nur geringe Dienste leisten können.

Von Corrientes am Parana wurden kleine Ausflüge in die Umgegend unternommen. Bei einer Bootfahrt nach dem Riachuelo, einem in der Nähe mündenden Seitengewässer, entzückte man sich an den Inseln welche auf den Lagunen die Blätter und Blüthen der Victoria Regia bilden, die von den Creolen Mais del Agua (Wassermais) genannt wird, weil die Samen dieser königlichen Wasserlilie von der Größe der Rehposten in einer dünnen Schale einen mehligen und nahrhaften Stoff enthalten, woraus die Corrientiner vortreffliches Brod backen. Bei begüterten Familien im Innern trifft man nicht bloß europäischen Wohlstand, sondern auch häusliche Etilette. Ganz behaglich aufgehoben fühlte man sich z. B. bei dem Friedensrichter von San Cosmi, einer Ortschaft von 400 Einwohnern, wo man zu bestimmten Tagesstunden reichlich bewirthet wurde, und zwar auf schneeweißem Tafelleinen, und mit Löffeln und Gabeln, die „ganz verführerisch blank" waren, was also bisher nicht die Regel gewesen zu seyn scheint. „Der Anblick des Landes bis auf 40 engl. Meilen östlich von Corrientes ist seltsam, aber voll Anmuth, und bedarf zur Vollendung seiner Schönheit nur menschlicher Wohnsitze und des Ackerbaues. Es war keine völlige Ebene, sondern grüne Hügel (lomas) und sanfte Faltungen wurden unterbrochen von Seen, theils abgesondert, theils verbunden mit andern durch zierliche Wasserengen. Ihr Spiegel war bedeckt mit Tausenden von Wasservögeln, und als wir vom Rücken einer Anhöhe ihre Flächen in der Sonne funkeln und von Vögeln umschwärmt sahen, kam es uns vor als empfänden diese Thiere mit uns die Schönheit und den Frieden, dieser vom Tritt des Menschen selten beunruhigten Räume." Die Haciendas[1] umfassen dort in der Regel eine Fläche von 6 Meilen ins Gevierte, mit etwa 6000 Stück Hornvieh, 500 Schafen und ein paar

[1] Hacienda ist stets ein Landgut mit Grasland und Viehzucht, im Gegensatz zur Estancia, wo Ackerbau getrieben wird. So wenigstens unterscheidet der Sprachgebrauch in den La Platastaaten.

hundert Pferden. Merkwürdig ist es daß die Stuten nicht theurer als mit 50 Cents (1 fl. 15 kr.) bezahlt zu werden pflegen. Dieß kommt daher daß man sie weder zum Reiten noch als Zug- oder Lastthiere, sondern allein zur Zucht gebraucht. Ein Reiter auf dem Rücken einer Stute würde ein so großes Aufsehen erregen, wie in unseren Städten auf dem Rücken eines Esels. Die Stuten werden ihrer Häute und ihres Fettes zu lieb, welches letztere im Preise höher steht als Ochsenschmalz, oft zu Hunderten geschlachtet. Ihr Haar wird mit $1\frac{1}{2}$ Doll. die Arroba (40 Pfd.) bezahlt, und oft werden ganze Heerden in den Carral (Viehhürde) getrieben um geschoren zu werden.

Von diesen friedlichen Spaziergängen wurde Paget dringend nach Asuncion gerufen, um ein ausgebrochenes Zerwürfniß zu schlichten. Wir haben hier nur das Zeugniß einer Partei über einen internationalen Zank vor uns, der vergangenes Jahr bekanntlich zu einer Drohung mit den Waffen gegen Paraguay geführt hat. Aber selbst aus dieser einseitigen Quelle erfährt man so viel daß die Amerikaner nicht ohne Brutalität das Recht des Stärkeren geltend machten, wenn auch umgekehrt die Regierung in Asuncion mehr Tücke als Würde in ihrem Benehmen gezeigt hatte. Es war nämlich der Water Witch auf dem Fuße ein Consul der Vereinigten Staaten, Hr. Hopkins, in Asuncion vor etlichen Monaten eingetroffen. Der Bruder dieses Herrn war mit einer Dame in der Nähe der Hauptstadt spazieren geritten, und einem Soldaten begegnet welcher Vieh in die Stadt trieb. Dieses war durch die Reiter versprengt worden, und der Soldat hatte sich aus Zorn an Hrn. Hopkins vergangen, ohne jedoch weder den Herrn noch seine Dame zu beschädigen. Es lag allerdings eine Beschimpfung vor, die Genugthuung dafür wurde aber von dem Präsidenten in einem Tone gefordert, die diesen veranlaßte Hrn. Hopkins das Exequatur zu entziehen, und den übrigen Amerikanern, die sich bereits im Viertel San Antonio niedergelassen, Grund und Boden angekauft, Sägemühlen errichtet und eine Cigarrenspinnerei gegründet hatten, bedeutet daß ihre Geschäfte ein Ende finden müßten. Am 21 Sept. 1854 hatte Paget bei Lopez Audienz, der ihm versicherte daß der Soldat mit 300 Ruthenstreichen bestraft worden sey, daß aber er (der Präsident) die anmaßende Sprache des Consuls sich nicht gefallen lassen könne. Darauf erwiederte unser Capitän nur mit andern Beschwerden der Amerikaner. Man kam von beiden Seiten nicht mehr in stilles Fahrwasser, da sich offenbar die Amerikaner in Asuncion gründlich verhaßt gemacht zu haben schienen. Auf der andern Seite aber belästigten und quälten die Behörden der Stadt mit Paßsubtilitäten den Abzug der Ansiedler und die Einschiffung ihrer Habe an Bord der Water Witch. Inzwischen verlangte Paget noch einmal von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten den Paraguay befahren zu dürfen um seine Untersuchungen auf brasilianischem Gebiet wieder aufnehmen zu können. Auf dieses Schreiben erfolgte nur die Erwiederung daß, da es englisch abgefaßt sey, es nicht verstanden, also auch nicht beantwortet werden könne. Endlich am 29 Sept. nach einem unerquicklichen Gezänk hatten sich die amerikanischen Einwanderer an Bord der Water Witch eingeschifft. Dort war man gefaßt auf einen Angriff aus den Uferbatterien, der jedoch nicht erfolgte. Ebenso fuhr man bei Tres Bocas an der Mündung des Paraguay am Geschwader des „Admirals" lautlos vorüber. Auf beiden Seiten waren die Lunten angezündet, aber man salutirte nicht, aus Furcht es möchte ein Mißverständniß nachfolgen. Am 15 Oct. kam nach Corrientes ein amerikanischer Diplomat, Hr. R. C. Budalew, der die Ratification des Handelsvertrages mit den Vereinigten Staaten vom 4 März nach Asuncion überbringen sollte. Davon benachrichtigte unser Autor den Präsidenten durch ein englisches Schreiben. Abermals erfolgte von dem paraguayensischen Staatssecretär José Falcon die Antwort, man lese kein englisch verfaßtes Schreiben. In diesem Punkte glauben nun unsere Amerikaner vollständig im Recht zu seyn, und wollen den Paraguayensern ihre Sprache octroyiren, obgleich doch das Englische so wenig als das Spanische eine diplomatische Weltsprache ist. Aber freilich die Herren der andern Welt, die sich so gern die „Amerikaner," das heißt die Beherrscher von Amerika nennen hören, finden es unhöflich daß die Spanier in Asuncion nur einen spanischen Schriftenwechsel führen wollen. Unser Autor selbst hat trotz seines mehrjährigen Aufenthalts in Südamerika nicht die Sprache des Landes bemeistert, [1] dagegen betrachtet er es als einen „nationalen Schimpf" wenn der Staatskanzler in Asuncion eine Briefadresse an den Befehlshaber der Water Witch unförmlich kurz abfaßt.

Um nun den Ausgang dieser Angelegenheit im Zusammenhang zu erzählen, wollen wir sogleich bemerken daß am 30 Jan. 1855 bei Corrientes eine höfliche Begegnung zwischen Paget und General Lopez, Sohn des Präsidenten, stattfand, welch letzterer aus England am Bord eines dort erbauten Kriegsdampfers „Taquari" mit fünf 32Pfündern bewaffnet auf dem Parana in seine Heimath zurückkehrte. Kurz darauf schickte unser Autor seinen Lieutenant Jeffers mit der Water Witch den Parana von Corrientes aufwärts. Das heutige besiedelte Paraguay liegt bekanntlich auf der Landzunge zwischen Parana und Paraguay. Der Parana soll aber, wie Präsident Lopez versicherte, oberhalb der Paraguay-Mündung in Folge von Katarakten nicht schiffbar seyn, die der Präsident als einen „providentiellen Segen" seines Landes betrachtete, denn ihm liegt nichts an der Beschiffung des Parana, dessen anderes Ufer theils zu Entrerios, theils zu Brasilien gehört, wohl aber des Paraguay, dessen beide Gestade unter seiner Herrschaft sich befinden. Die Unzugänglichkeit des obern Parana hat für ihn den Werth eines militärischen Schutzes gegen Brasilien, aber eben diese Schifffahrtshindernisse wollte man untersuchen, weil man den Angaben des Präsidenten nicht recht traute. Die Water Witch kehrte unvermuthet am 3 Februar zurück. Sie war überhaupt nicht weit den Parana oberhalb des Zusammenflusses hinaufgegangen, als sie auf eine Sandbank im Fluß gerieth. Während man sich bemühte den Dampfer loszumachen, kam ein Boot vom paraguayensischen Ufer und brachte aus dem Fort Itapiru ein Schreiben, welches Lieutenant Jeffers mit der Antwort zurückgab: „er lese keine spanischen Briefe." Als der Dampfer flott war, erkundigte sich Jeffers bei seinem argentinischen Piloten, wo der eigentliche Thalweg des Stromes liege. Der Lootse, welcher die künftigen Dinge von weitem kommen sah, hatte die Water Witch aus Furcht vor dem paraguayensischen Fort dicht an der correntinischen Uferleiste gehalten, gestand aber daß der Fahrweg des Stromes nahe am andern Gestade liege. Dorthin wurde nun der Dampfer gelenkt um hart an Itapiru vorüberzufahren. Vom Fort aus fielen zuerst zwei oder drei blinde Schüsse, dann aber folgte eine Kugel welche den

---

[1] Wir treiben ungern das Geschäft der Sprachfleckenputzerei, aber es hat hier eine gewisse Bedeutung, wenn Hr. Paget eine Phrase des Präsidenten: El Commandante Paget hizo arrojar esas pasaportes en la Capitania del Puerto, diciendo no las necesitaban para llevar Americanos — ungenau übersetzt: saying that Americans had no occasion to carry them. Da alles aus einem Wortstreit sich entspann, wem soll man Recht geben, wenn die eine Partei nicht recht Spanisch, und die andere nicht recht Englisch verstand?

Mann am Steuer und das Steuerrad hinwegriß. Jetzt begann die Water Witch von ihren 24- und ihren beiden 12Pfündern Gebrauch zu machen. Ihre Shrapnells fegten die Bettungen der feindlichen Geschütze, und eine Kugel zerschmetterte den Flaggenstock des Forts, in welchem, wie man erfahren haben will, „verschiedene" Personen getödtet worden seyn sollen. Zehn Kugeln schlugen in den Dampfer, aber nur die erste richtete Unheil an. Endlich sah man sich genöthigt umzuwenden und noch einmal am Fort vorüberzufahren.

Sicherlich macht dieser Hergang dem Präsidenten Lopez wenig Ehre. Während alle argentinischen Staaten eifrig die Expedition begünstigten, deren Früchte ihnen in den Schooß fallen mußten, betrachtete man die Amerikaner von Asuncion aus mit Furchtsamkeit und Argwohn. Auf der andern Seite ist das herrische Wesen der Amerikaner und ihre Unduldsamkeit gegen die Freiheit der Schwächeren nur allzu bekannt, um es nicht begreiflich zu finden daß Lopez nach der ersten Bekanntschaft es für gerathener fand sich diese Gäste drei Schritte vom Leibe zu handeln. Zitternd vor Zorn dampfte Paget nach dem La Plata hinab, eilte nach Buenos-Ayres und nach Montevideo, wo er ein amerikanisches Commodoreschiff Savannah fand. Vom Commodore verlangte er daß er sogleich den Parana hinauf segelte und Fort Itapiru in den Grund schösse. Der Commodore erklärte aber vorher mit dem Gesandten in Buenos-Ayres den Vorfall erwägen zu müssen, und in Folge dieser Conferenzen wurde beschlossen die Angelegenheit zuvor nach Washington zu berichten. Selbst dazu ließ man sich nicht bewegen der Water Witch etliche Geschütze zu leihen, mit denen Paget sich verbindlich machte das Fort Itapiru zu züchtigen. Erbittert daß nicht sogleich Krieg über den Despoten in Asuncion verhängt wurde, mußte Paget an seine Arbeit zurückkehren. Gegenwärtig hat er die Genugthuung daß man Paraguay, freilich erst nach vier Jahren, zur Genugthuung und Erfüllung der Verträge gezwungen hat.

Zu den Aufgaben der Expedition gehörte es auch die Schiffbarkeit des Uruguay zu prüfen. Bei einem früheren Abstecher (Jan. 1855) lernte man dort Aimé Bonpland, Humboldts Reisegefährten, kennen, und zwar auf einer seiner Estancias (die zweite liegt in Brasilien) am rechten Uruguayufer, und in der Nähe des Ortes Santa Ana (29° 45' Lat.). Der 82jährige Greis war damals noch so rüstig daß er 14 Meilen zu Pferd in einem Tag zurücklegte, „wenn er auch nicht mehr galoppire." Er hatte ein Haus voll Kinder von einer Eingebornen und pflegte seinen Garten mit großer Liebhaberei. Für den Baumwollenbau erklärt er das Land am Uruguay nicht dankbar genug. Bonpland befand sich bekanntlich eine Zeitlang in den Klauen des Dr. Francia, der ihn durch seine Häscher auf argentinischem Gebiet während eines botanischen Ausfluges hatte aufgreifen und nach Paraguay schleppen lassen. Bonpland interessirte sich nämlich für die Verbreitung der Cultur des Paraguaythees, und wurde dadurch dem Monopol des Despoten gefährlich. Vergebens waren alle Bemühungen europäischer Diplomaten um Bonpland die Freiheit zu verschaffen. Der große Botaniker hatte indessen sehr rasch durch kluge Unterweisung den Paraguayensern sich so nützlich gemacht und so viel Liebe gewonnen, daß er Francia lästig und verdächtig wurde, und er endlich den populären Mann, wie er ihn gepackt hatte, auch wieder über die Gränze schieben ließ.

Der Uruguay wurde schiffbar für die größten Fahrzeuge bis zur Stadt und Mündung des Flusses Gualaguaychu gefunden. Dort jedoch läuft eine Barre durch den Fluß die nur neun Fuß Wasser besitzt. Die eben genannte Stadt zählte 1849 7000 Köpfe, und soll jetzt ihre Einwohnerzahl verdoppelt haben. Dieß ist ein Ausnahmsfall, denn in Folge der Bürgerkriege sind die Städte der Banda Oriental im allgemeinen gesunken. In neuester Zeit macht das Land beträchtliche ökonomische Fortschritte; so besichtigte man eine Art Muster-Saladero [1] an der Mündung des Arroyo da China, wo das Fleischerhandwerk rationell betrieben wird. In der guten alten Zeit verkümmerten die Abfälle, die Eingeweide und sonstigen nichteßbaren Bestandtheile des geschlachteten Viehes. Jetzt wird dieß alles durch den Druck von Dampfpressen seiner Fetttheile beraubt, das übrige getrocknet als Brennstoff verwendet, und die Asche als ein starkes Düngemittel um gutes Geld nach England verkauft.

Höher als 31° 15' konnte die Water Witch nicht vordringen, denn dort beginnt der Salto Chico (kleine Fall), welcher bei dem damals niedrigen Wasserstande sich nicht bezwingen ließ. Unmittelbar dahinter liegt ohnedieß der Salto grande, ein malerischer Punkt, der aber mit Unrecht ein Fall genannt worden ist, denn der Strom bietet auf die Länge einer Drittel (engl.) Meile nur den Anblick einer schäumenden Oberfläche, durchbrochen von grünen Inseln und unzähligen Klippen aus rothem Sandstein, über und durch welche die Wasser mit ungebändigster Kraft schießen. Hier könnte nur ein Canal mit drei Schleußen das Hinderniß umgehen, denn oberhalb des Salto grande bewegt sich der edle Strom noch ruhig viele hundert Meilen durch fruchtbare und bevölkerte Räume. Da die Water Witch in der Zeit des geringsten Wasserstandes von der Mündung bis zum Fall gelangte, so ist diese 190 (engl.) Meilen lange Strecke des Uruguay stets für Schiffe von neun Fuß Tiefgang zu benutzen. Der Strom selbst wird durch viele Inseln gespalten, aber diese besitzen nichts von dem Pflanzenschmuck der Parana-Archipele, denn mit Ausnahme von Pfirsichen und Weiden wachsen nur Gesträuche, keine Bäume am Ufer. Der Zustand des Landes (Entrerios) war höchst kläglich, denn überall waren die Verheerungen des letzten Krieges sichtbar; doch will unser Autor bemerkt haben daß seit der Eröffnung der La Plata-Ströme auch die Städte am Uruguay ihre Bevölkerung verdoppelten. Die Bürgerkriege haben eine merkwürdige Wirkung auf die Viehzucht selbst gehabt. Die Hacienderos fangen nämlich an von der Hornviehzucht zur Schafzucht überzugehen, so daß Wolle bald ein Stapelartikel zu werden verspricht. Hornviehheerden sind nämlich die Lieblingsbeute der meist aus Gauchos zusammengeworbenen „patriotischen" Heere. Aber der Gaucho will Carne (Ochsenfleisch, Fleisch par excellence), nicht carnero (Schaffleisch) essen. Auch ist eine Stierhaut immer noch dankbarer als ein Vließ für einen Freibeuter und für den befehlenden General, der als armer Schelm in den Krieg zieht und als reicher Mann Frieden schließt, nachdem er die Heerden der reichen Oppositionellen als Kriegsbeute sich angeeignet hat.

[1] Wörtlich ein Ort wo etwas (nämlich Fleisch) eingesalzen wird.

(Schluß folgt.)

Oliphant über Yedo.

An der Spitze einer Bucht oder vielmehr eines Meerbusens gelegen, der so ausgedehnt ist daß die einander gegenüber liegenden Küsten nicht sichtbar sind, breitet sich Yedo in einer ununterbrochenen Häuserlinie längs dem wellenförmigen, theilweise ebenen Rande desselben etwa 10 (engl.) Meilen weit aus. Mit Einschluß der Vorstädte mißt die Stadt in ihrer größten Breite wahrscheinlich ungefähr sieben Meilen, verengert sich aber für einen Theil der Entfernung zu einem bloßen Häuserstreifen. Jede Berechnung der Einwohnerzahl einer so umfangreichen Stadt muß nothwendig unbestimmt und unsicher seyn; allein wenn man sie nach chinesischen Städten beurtheilt, so dürfte sich die Einwohnerzahl Yedo's auf zwei Millionen Seelen anschlagen lassen. In Folge der großen Ausdehnung der Bodenfläche welche die Wohnsitze der Fürsten einnehmen, gibt es Stadtviertel mit nur sehr spärlichen Einwohnern. Die Citadelle, oder die Residenz des weltlichen Kaisers, kann nicht weniger als fünf oder sechs Meilen im Umfang haben, und doch enthält dieses Stadtviertel nur etwa 40,000 Seelen. Hinwiederum gibt es Theile der Stadt in welchen die Einwohner fast so dicht aufeinander gedrängt wohnen wie in chinesischen Städten. Die Straßen sind breit und bewundernswerth trocken gelegt; einige derselben sind mit Pfirsich- und Pflaumenbäumen besetzt, und wenn diese in Blüthe stehen, müssen sie einen heitern und freundlichen Anblick gewähren. Diejenigen welche das Fürstenviertel durchziehen, sind meistentheils eben so ruhig und verödet wie es aristokratische Durchfahrten gewöhnlich sind; die durch die Handels- und Manufacturviertel gehenden hingegen sind stets dicht gedrängt von Wanderern zu Fuß, in Wagen und zu Pferd, und hin und wieder, aber nicht oft, rumpelt und knarrt auch ein Ochsenwagen durch dieselben. Die Häuser sind nur zwei Stockwerke hoch, bald aus Quadersteinen, bald aus sonngebrannten Backsteinen und bald aus Holz gebaut; die Dachdeckung bilden entweder Ziegel oder Schindeln. Die Kaufläden sind an der Straße vollständig offen; einige derselben sind sehr ausgedehnt; die Schauräume für die kostspieligeren Waaren befinden sich, wie bei uns, oberhalb. Der östliche Theil der Stadt ist auf einer ebenen Fläche erbaut, und vom Toda Gawa bewässert, welcher durch diesen Theil der Stadt fließt und die die Citadelle umringenden großen Gräben mit Wasser versieht. Eine hölzerne Brücke von ungeheurer Länge führt dahin; sie ist berühmt als das Hyde Park Corner von Japan, da von ihr aus alle Entfernungen durch das ganze Reich gemessen werden. Nach dem westlichen Theil der Stadt hin wird das Land gebrochener, schwellende Hügel erheben sich über den reich mit Blattwerk geschmückten Häusergipfeln, aus dessen wogenden Massen die aufgeworfenen Giebel eines Tempels, oder die riesen Dächer einer Pagode zum Vorschein kommen. Es wird den Fremden zu einiger Genugthuung gereichen zu erfahren daß sie nicht auf ewig aus dieser interessanten Stadt ausgeschlossen sind. Durch den von Lord Elgin am 1 Jan. d. J. in dieser Stadt abgeschlossenen Vertrag wird es im Jahr 1862 britischen Unterthanen gestattet seyn daselbst zu wohnen, und es ist nicht unwahrscheinlich daß ein großer Theil des Handels sich endlich von Kanagawa nach Yedo ziehen wird. In einer Entfernung von ungefähr einer Meile von der westlichen Vorstadt Sinagawa ist Wasser in Fülle und ein guter Ankerplatz vorhanden.

Schluß der Fahrten zur Auffindung Sir John Franklins und seiner Gefährten.

Endlich ist der Schleier von dem großen arctischen Geheimniß gesunken, und die für die Geschichte der Seefahrten so anziehende und glänzende Epoche der arctischen Reisen ist jetzt geschlossen. Zum Verständniß der letzten Ergebnisse müssen wir unsere Leser erinnern, daß von allen Franklinsuchern Dr. Rae derjenige gewesen ist der sich auf dem richtigen Pfade zu dem Orte des Verhängnisses befunden und diesem selbst sich am meisten genähert hat. Dr. Rae gieng nämlich 1850 durch die Hudsonsbaygebiete nach dem Nordrande des amerikanischen Festlandes, um den etwa zu Fuß heimkehrenden und verunglückten Seefahrern zu begegnen. Erst auf seiner zweiten Reise im Jahre 1854 zog er aber von den Eskimos des Festlandes die Erkundigung ein, welche sich jetzt völlig bestätigt hat, daß die Schaar Franklins den Continent in der Nähe von Back's Fischflusse zu erreichen gesucht habe. Seinen Spuren folgte im Sommer 1855 Hr. James Green Stewart, ein Hudsonsbaybeamter, der auf der Montreal-Insel auf Habseligkeiten von Mitgliedern des Franklingeschwaders stieß (s. Ausl. 1856 S. 208). Die Montreal-Insel liegt 67° 45′ n. Br. u. 95° 30′ w. L. Greenw., in einer Bucht, welche man als das Aestuarium des großen Fischflusses bezeichnen könnte. Die andern Franklinsfahrten hatten den Raum, wo man den vermißten Seefahrer noch anzutreffen hoffen durfte, sehr eingeschränkt. Der bisher unbekannte Archipel nördlich von der Barrow-Straße und ihrer westlichen Verlängerung war durchsucht worden wie ein verdächtiges Felleisen von einem Mauthbeamten. Die nördlichen Verlängerungen der Baffins-bay, wo die Räume für Kane's große Entdeckungen lagen, wurden ohne Erfolg durchforscht, und daß der Erebus und Terror nicht bis in die Gewässer der sogenannten nordwestlichen Durchfahrt vorgedrungen seyen, bewiesen M'Clure's und Collinsons Reisen.[1] Also mußte der Schauplatz des Untergangs auf die noch heute am wenigsten bekannten arctischen Räume beschränkt bleiben, die zwischen der Barrow-Straße und dem Festland gegen Süden zu gelegen sind. Dorthin nun brach der letzte Franklinsucher, Capt. M'Clintock im „Fox" am 1 Julius 1857 auf. (S. Ausl. 1857, S. 702.) Allein sowohl in der arctischen Saison dieses wie am Anfang des folgenden Jahres (s. Ausl. 1858 S. 1032 u. S. 1169) gelang es dem wackern Seemann nicht sich einen Zutritt in die zeitenweis vom Eise versiegelten arctischen Fahrwasser zu erzwingen, und wir sprachen schon die Vermuthung aus daß sein Versuch überhaupt mißglücken müßte, denn die letzten Nachrichten von M'Clintock waren vom 26 Juli v. J. und von Cap Burney datirt, einem Vorgebirg an der Ostküste des Cockburn-Landes, 15 engl. Meilen nördlich von der Ponds Bay, die in die Baffins-See mündet, so daß also der „Fox" noch die Thore der arctischen Inselwelt belagerte, und zwar mit nur noch 35 Tonnen Kohlen an Bord und mit der einzigen Hoffnung auf Wallfischfahrer zu stoßen, die ihm ihre Kohlenvorräthe verkaufen möchten. Ob dieß geschehen sey, erfahren wir nicht. Am 6 Aug. kam der Dampfer in freies Wasser, und konnte am 11ten bereits die Beechey-Insel im Wellington-Canal erreichen. Am 16ten fuhr man bei Cap Hotham (Südostspitze von Cornwallis-Insel) vorüber, und versuchte in dem Peel-

[1] Wäre Collinson 1851 jedoch nur eine Tagfahrt weiter gegen Osten vorgedrungen, so mußte er auf die letzten Spuren der Franklin-Schaar stoßen.

Sund gegen Süden vorzudringen. Dieß gelang auch auf einer Strecke von 25 Meilen, wo die enge Straße völlig mit Eis verstopft war. Man mußte daher umkehren und die Insel North-Somerset umsegeln, um durch Prince-Regent-Inlet, eine östlicher gelegene und offenere Straße sich dem Festland zu nähern. Dieser Wasserstreifen war fast völlig frei von Eis, und so konnte man bequem in die 17—18 (engl.) Meilen lange und 1 Meile breite Bellot-Straße, welche das Regents-Inlet mit dem Peel-Sund verknüpft, am 20 August einlaufen und in der gut gelegenen Brentford-Bay eine Winterstation für den Fox auswählen.

Für Leser welche keine ganz neue Karte der arctischen Archipele besitzen, wollen wir bemerken daß die eben genannte Bay und Straße unter 72° n. Br. u. 94° w. L. von Greenw., das heißt beinahe unter dem gleichen Meridian wie die Mündung des großen Fischflusses liegt. Dieser Platz besaß eine äußerst spärliche animalische Belebung, denn obgleich zwei Eskimojäger, Hr. Petersen (der so oft genannte Dolmetscher der Franklinfahrten) und noch etliche Herren des Dampfbootes beständig jagdfertig waren, so wurden in 11½ Monaten doch nur 8 Rennthiere, 2 Bären, 18 Seehunde so wie etliche Wasserhühner und Ptarmigans erlegt. Von jenem Punkte aus begannen nun die Nachforschungen, welche nach der bisher gewonnenen Praxis ausgeführt wurden. Ende Februar gieng nämlich M'Clintock, Hr. Petersen und der Quartermaster mit zwei Hundeschlitten in südsüdwestlicher Richtung ab. Bei Cap Victoria (Westküste von Boothia-Felix, 69° 50′ etliche Meilen süd-süd-westlich von dem gegenwärtigen magnetischen Pol) stießen sie auf ein Lager von etlichen 50 Eskimos. Diese erzählten nun, daß vor Jahren ein großes Schiff in der Nähe von King-Williams-Land vom Eise eingeschlossen worden sey, daß aber die Mannschaft sich ans Land gerettet und den Weg nach dem Fischflusse eingeschlagen habe, wo sie umgekommen sey. King-Williams-Land ist bekanntlich eine Insel, die vom Nordrande des Festlandes und vom Aestuarium des Fischflusses durch die schmale Simpson-Straße getrennt wird. Etliche europäische Habseligkeiten und der Vorrath von Holz, welche man bei den Eskimos fand, und welchen letztern ihnen ein gestrandetes Boot geliefert hatte, bewies daß man ihren Aussagen dießmal vollständig vertrauen könnte. Am 2 April begann daher die eigentliche Frühlingsexpedition, bestehend aus zwei Schlitten mit je vier Mann unter Lieut. Hobson und Cap. M'Clintock sowie einem Reserveschlitten mit sechs Hunden bespannt. Bei Cap Victoria trennten sich die beiden Schlitten, nachdem man von dortigen Eskimos erfahren, daß auch ein zweites Schiff in der Nähe von King-Williams-Land gescheitert sey und auf viele Jahre von den Eskimos wie eine Goldgrube ausgebeutet worden war. Zur Aufsuchung dieses Wraks brach Hobson auf, während M'Clintock an der Ostküste von King-Williams-Land gegen Süden bis zum Continent und der Montreal-Insel vordrang, ohne jedoch auf Ueberreste der Verunglückten zu stoßen. Erst auf der Rückkehr am 24 Mai d. J., als er wieder nach King-Williams-Land übergesetzt war, 10 engl. Meilen östlich von Cap Herschel (Südküste von King-Williams-Land 68° 45′ n. Br. 98° w. L. v. Gr.), wurde ein Skelett und Lumpen einer europäischen Kleidung, auch eine Brieftasche mit Briefen gefunden, deren Inhalt vielleicht noch entziffert werden kann. Nach der Kleidung zu schließen war der Unglückliche ein Officiersbursche.

Lieutenant Hobson hatte nach seiner Trennung am 28 April Cap Felix, d. h. die Nordspitze von King-William-Land erreicht, und war dort auf drei große Zelte voller Decken und Kleidungsstücke so wie Ueberbleibsel von Jagdgeräthen und magnetischen Instrumenten gestoßen, aber nirgends konnte man irgend einen schriftlichen Bericht entdecken, obgleich ein Steinhaufen daneben errichtet und mit einem Graben umzogen worden war. Am 6 Mai endlich gelangte Hobson zu einem andern Steinhaufen bei Point Victory, und fand unter den Steinen eine Zinnbüchse mit folgenden Nachrichten: „Dieses Denkmal erbaute die Franklin-Expedition an dem angeblichen Ort von James Roß' Pfeiler, den man vergeblich suchte. Der Erebus und Terror verbrachten ihren ersten arctischen Winter, nachdem sie im Wellington-Canal bis zum 77° n. Br. vorgedrungen und auf der Westseite von Cornwallis Land zurückgekehrt waren auf der Beechey-Insel. Am 12ten Sept. 1846 blieben sie 70° 5′ n. Br. u. 98° 23′ w. L. von Gr. im Eise eingeschlossen. Sir John Franklin starb am 11 Junius 1847. Am 22 April wurden unter Capitän Crozier von 105 Ueberlebenden, die hier landeten, die Schiffe 5 Seemeilen NNW. von Point Victory verlassen." Die Urkunde war vom 25 April 1848 datirt, und die Verunglückten, die bis dahin 9 Officiere und 15 Mann verloren hatten, gedachten am nächsten Tag nach dem großen Fischfluß aufzubrechen. Eine Masse von Geräthen lag dort verlassen, als hätte man jeden entbehrlichen Gegenstand aufgeben wollen. Die Ostküste von King-Williams-Land wurde nun weiter untersucht, aber nur noch unter 69° 09′ und 99° 27 W., also etliche Meilen nordwestlich von C. Herschel ein 28 Fuß langes und 7½ Fuß breites Boot auf einem Schlitten entdeckt. Unter einer Menge von Kleidungsstücken, silbernen Gabeln und Löffeln, 5 Taschenuhren und etlichen Gebetbüchern fand man zwei menschliche Skelette, aber kein Tagebuch und keine andere Notiz. Im Boote standen zwei Doppelflinten mit je einem geladenen Lauf angelehnt; Vorrath von 30 bis 40 Pfund Chocolade, so wie etwas Thee und Tabak wurden gefunden, und hundert Schritt entfernt lag ein Stamm Treibholz. Es waren also die beiden Todten im Besitz von Waffen, Nahrung und Brennstoffen irgend einer Krankheit erlegen, wahrscheinlich erstarrt.

So ist denn der Ausgang der Franklin-Expedition von den Schaudern der Ungewißheit befreit. Der Erebus und Terror waren 1845 durch den Lancaster-Sund und die Barrow-Straße in den Wellington-Canal eingelaufen, so daß also Sir John Franklin damals in sehr hohen Breiten die Durchfahrt suchte. Da er bis zum 77. Grad vordrang, besuchte er die Gewässer die wir jetzt den Königin-Canal und die Penny-Straße nennen. Ein offenes verheißungsvolles Meer, wie die spätere Expedition unter Sir Edward Belcher, scheint er dort nicht gefunden zu haben, sonst würde er nicht nach der Beechey-Insel an die Mündung des Wellington-Canals in die Barrow-Straße zurückgekehrt seyn. In der nächsten „Saison" 1846 änderte Sir John seine Plane, denn er suchte durch eine der nach Süden sich öffnenden Straßen, wahrscheinlich durch den Peel-Sund, den Nordrand des Festlandes zu erreichen. Der Punkt (70° 5′ n. Br. u. 98° 23′ W.), wo im Herbst 1846 die Schiffe vom Eise eingeschlossen wurden, liegt nur etliche Meilen nordwestlich von Cap Felix, der Nordspitze des King-Williams-Landes und wenige Meilen östlich von dem äußersten östlichen Punkt, den Capt. Collinson vom stillen Meer aus durch die Behring-Straße 1852 erreichte. Sir John Franklin war also auf dem richtigen Weg zur Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt, so daß eine günstigere Jahreszeit ihn vielleicht gerettet und sein Unternehmen gekrönt haben würde. Die Schiffe scheinen nach dem Tode ihres Befehlshabers im Sommer 1847 nicht eisfrei geworden zu seyn, so daß sich im Frühjahr 1848 die Mannschaft entschloß ihr Heil in der Flucht

nach dem Continent zu suchen. Geschwächte Gesundheit nach drei überstandenen arctischen Wintern verhinderte das Gelingen der Rettung. Das Boot welches ihnen wahrscheinlich zur Fahrt auf dem Fischflusse dienen sollte, mußte schon vor Cap Herschel verlassen werden, und vermuthlich ließ man die beiden Cameraden, deren Skelette man fand als sterbend krank, oder als Wachen beim Boot zurück. Daß etliche Seeleute noch die Montreal-Insel erreichten, wußte man aus den früher aufgefundenen Spuren. Sie waren vielleicht diejenigen welche noch am weitesten sich tragen konnten. Der Tod dieser nautischen Helden scheint kein anderer gewesen zu seyn als ein natürlicher, einer nach dem andern sank dahin, wie die Eskimos wahrheitsgetreu berichtet haben. Und so ist denn nach dieser Aufklärung wohl auf sehr lange Zeit wieder der Vorhang gefallen, der jene arctischen Orden unserer Aufmerksamkeit entzieht, und der zur Zeit der Franklinsfahrten so lange und so hoch aufgerollt worden war.

Diese letzte Reise kostete wieder ihre Opfer, denn man mußte im Winterhafen zwei Seeleute beerdigen. Am 9 August 1859 wurde die Rückfahrt durch Prince-Regent-Inlet angetreten, und am 27 desselben Monats Godhaven auf Disco (grönländische Westküste) erreicht. Die Erdkunde hat etlichen Gewinn aus dieser Reise gezogen, namentlich werden unsere Karten der arctischen Inselwelt jetzt ziemlich ausgefüllt werden, indem die bisher unbekannte Linie des nördlichen Theiles der Westküste von Boothia Felix bestimmt werden konnte, und M'Clintock's Begleiter, Cap. Young, auf einer Schlittenexcursion gegen Westen die Insularität von Prince-Wales-Land erkannt, so wie die in jener Richtung noch fehlenden Entdeckungen mit großer Gefahr für Leben und Gesundheit ergänzt hat.

Ein Fisch dessen Genuß den Menschen berauscht.

(Von Julius Kögel.)

In der Nähe einiger molukkischen Inseln werden Fische gefangen welche die Eingebornen Ikan Mambok nennen; diese Fische sind gewöhnlich nur so lang und breit wie eine Mannshand, sie haben unten am Bauche weiße, am übrigen Theile ihres Körpers aber rothe Schuppen und Flossen, auch ihre Augen sind roth. Der Name Ikan Mambok d. h. betrunkener Fisch, war mir sehr auffällig, und ich vermuthete daß diese Fische wegen der vielen Sprünge die sie in der See zu machen pflegen, betrunkene Fische genannt würden; allein von den Fischern erfuhr ich daß der Genuß solcher Fische und namentlich der ihrer Köpfe die Menschen berausche und man sie deßhalb Ikan Mambok nenne.

Anfangs schenkte ich den Aussagen jener Fischer wenig Glauben, zumal da ich mich erinnerte schon selbst kleine Stücke Ikan Mambok gegessen zu haben ohne danach irgend einen Rausch zu verspüren; allein später hatte ich Gelegenheit mich zu überzeugen daß der Genuß der beregten Fische wirklich berauscht. Denn eines Mittags gewahrte man daß die europäischen Soldaten im Fort Neu-Victoria zu Amboina kurze Zeit nach dem Essen ungemein lebhaft waren, einige sich zankten, andere sangen, noch andere sich schlafen legten und fast alle sehr roth im Gesicht waren — was denjenigen welche die blassen Gesichter der Europäer eine Stunde vorher gesehen hatten, besonders seltsam schien. Kurz, das ganze Benehmen jener europäischen Kriegsleute schien keinen Zweifel darüber zu lassen daß sie betrunken seyen. Aber wo und von wem sollten die Soldaten die berauschenden Getränke erhalten haben, denn sie waren ja den ganzen Tag im Fort consignirt gewesen, in das Fort selbst durften derartige Getränke gar nicht eingelassen werden, zudem war dieser Tag ja auch kein Löhnungstag, und nur ausnahmsweise hatten noch einige Geld. Während die Officiere und Unterofficiere darüber discutirten, wo und womit sich ihre Untergebenen betrunken haben möchten, erklärte der Koch, ein Amboinese, daß die Soldaten heute aus der Menage Ikan Mambok zu essen bekommen hätten, und es daher nicht befremden dürfe wenn sie berauscht wären. Hierauf antwortete der Capitän, ein Baru (europäischer Neuling): „Ich habe schon manchmal solche Fische gespeist, mich haben sie aber noch nicht berauscht." Der Koch erwiederte: „Nun so haben Sie die Köpfe der Ikan Mambok auch nicht mitgegessen, versuchen Sie dieß und Sie werden gewiß Mambok (betrunken) werden." Einige Tage später erklärte der Capitän daß ihm der Koch hinsichtlich der spirituösen Köpfe der Ikan Mambok die Wahrheit gesagt habe (?).

Die Fortschritte der Gußstahl- und Stabeisenerzeugung.

Es sind drei Jahre her daß ein englischer Gewerbsmann die British Association des Jahres 1856 durch eine Entdeckung überraschte, wie man mit beispiellos geringen Kosten Gußeisen in Stahl oder in Stabeisen verwandeln könnte. Der chemische Unterschied zwischen Gußeisen, Stahl und Schmiedeisen besteht nämlich darin daß dem Metall eine größere oder geringere Menge Kohlenstoff noch beigesellt bleibt. Aus Gußeisen Stahl gewinnen, heißt den Kohlenstoff des Gußeisens vermindern, und aus Stahl Stabeisen gewinnen, heißt den Stahl (beinahe) vollständig entkohlen. Die hohen Vorzüge des Stabeisens bestehen bekanntlich darin daß es sich zu Drath ausdehnen, zu Blechen verhämmern, mit andern Schmiedeisen verschweißen läßt, kurz in seinen plastischen Eigenschaften. Bei dem Uebergang aus dem unreinen in den reinen Zustand verliert das Eisen an Gewicht, und zwar so daß man ehemals aus einer gegebenen Menge Roheisen eine um 28 Procent geringere Menge Stabeisen gewann. Um nämlich das Gußeisen zu entkohlen, wurde es auf Herden oder in Flammenöfen wieder flüssig gemacht und beständig umgerührt, damit der Kohlenstoff durch den Zutritt der atmosphärischen Luft verbrenne, d. h. mit dem atmosphärischen Sauerstoff zu Kohlenoxydgas sich verbinde und als solches entweiche.

Da fiel nun Bessemer auf den glücklichen Gedanken, das Gußeisen, wenn es flüssig aus dem Hochofen komme, in Gefäße zu leiten, deren Boden mit Oeffnungen versehen war, durch welche gleichzeitig atmosphärische Luft durch ein starkes Gebläse springbrunnenartig in der geschmolzenen Masse aufstieg. Hier findet nun sogleich die Verbindung des Kohlenstoffs mit dem atmosphärischen Sauerstoff statt, und da solche chemische Verbindungen einen hohen Grad von Wärme erzeugen, so steigert sich die Temperatur des geschmolzenen Gußeisens derartig daß es zu brodeln und zu sprühen anfängt, bis aller Kohlenstoff verwandelt und alle unreinen Bestandtheile, als Schlacke ausgestoßen, oben aufschwimmen. Hier verwandelte sich also das Gußeisen in Gußstahl, und wenn der Proceß nicht unterbrochen wurde, der Gußstahl in Gußstabeisen, und zwar ohne Aufwand von andern Brennstoffen, indem das Gußeisen durch Verbrauch seiner Unreinigkeiten (Kohlenstoff) gereinigt wurde. Es verliert auch nicht mehr als 28 Proc., sondern nur etwa $12\frac{1}{2}$ Proc., und da man Stabeisen, welches auf dem alten Wege erzeugt wurde, gewöhnlich dreimal so theuer zahlte als Gußeisen, so erlitt durch die neue Erfindung die Eisenindustrie eine ähnliche Umwälzung wie damals wo zuerst die Anwendung von Steinkohlen die Holzkohlen im Hochofenproceß verdrängten. [1]

Es fand sich jedoch bald daß das Stabeisen, wie es Bessemer darstellte, nicht die plastischen Vorzüge des alten Stabeisens besaß. Man erklärte diesen Umstand ziemlich unkritisch damit, daß die Atome des modernen Stabeisens anders gelagert seyen, denn man gab zu, und eben darin irrte man vollständig, daß das alte und das Bessemer'sche Stabeisen chemisch sich völlig ebenbürtig seyen. Es vergiengen Jahre, und es fehlte nicht an schnöder Schadenfreude daß die große Erfindung so klanglos endigen sollte. Aber noch nie ist eine große Erfindung gewappnet wie Pallas Athene aus dem Hirn eines Gottes gesprungen, sondern mühsam Schritt für Schritt ausgebildet worden, und so gieng es auch dießmal. Von seinen Landsleuten vernachlässigt, fand Bessemer Unterstützung und Anhänger in Schweden, wo sein Verfahren bei der Stahlbereitung jetzt die alte Methode vollständig verdrängt hat. Dort hat der österreichische Sectionsrath P. Tunner, Director der Bergakademie in Leoben das Bessemer'sche Verfahren studiert, und kürzlich in der Zeitschrift für Berg- und Hüttenwesen erklärt, es sey hohe Zeit daß die österreichischen Hochofenbesitzer das neue Verfahren einführen sollten. Auch Dinglers polytechnisches Journal, welches eine Zeitlang vernichtende Berichte über die Eigenschaften des Bessemer'schen Stabeisens brachte und bringen mußte, enthält jetzt folgende Mittheilung: „Die außerordentliche Zähigkeit und Streckbarkeit des Bessemer'schen Eisens ergibt sich daraus, daß man einen kalten Eisenstab von drei Zoll im Durchmesser unter dem Hammer so umbiegen kann, daß die beiden Hälften dicht auf einander passen, ohne daß sich irgendwo der geringste Bruch zeigt; dabei wird der Stab auf der Außenseite der Biegung von 12 auf $16\frac{3}{4}$ Zoll ausgedehnt, und auf der Innenseite von 12 auf $7\frac{1}{4}$ Zoll zusammengedrückt. Ein eisernes Kabel, aus vier Strängen von $1\frac{1}{2}$ zölligem Rundeisen bestehend, wurde im kalten Zustande so dicht zusammengedreht daß die Stränge an ihren Berührungspunkten in einander eingedrungen blieben; jeder von diesen Strängen hatte sich auf einer Länge von vier Fuß um $12\frac{1}{2}$ Zoll gestreckt, und sich auf der ganzen Länge um $\frac{1}{10}$ Zoll im Durchmesser vermindert. Ferner wurden [2] mehrere Stahlstäbe von $2\frac{1}{2}$ Zoll im Quadrat und $2\frac{1}{2}$ Fuß Länge im kalten Zustande zu einer Spirale gewunden, deren Winkel etwa 45 Grad betrugen. Auch wurden starke runde Stahlstangen von zwei Zoll Durchmesser in kaltem Zustand unter dem Hammer zur Gestalt eines gewöhnlichen Hufeisenmagnets gebogen, worauf die Außenseite der Biegung fünf Zoll mehr maß als die Innenseite."

Diese Erfolge erzielte man anfänglich nur aus sehr guten Sorten schwedischer Erze, denn es ergab sich im Lauf der Untersuchungen daß durch das Bessemer'sche Verfahren das Gußeisen zwar entkohlt, aber nicht die Beimengungen von Schwefel welche den Rothbruch, und von Phosphor welche den Kaltbruch veranlassen, dadurch völlig ausgeschieden werden. Man hat also zunächst das Bessemer'sche Verfahren nur bei den reinsten Sorten Eisenerzen in Schweden, in England, neuerdings auch in Frankreich angewendet, und jetzt wo die Methode gesiegt hat, wird sie sich, wenn auch auf Umwegen und mit geringerem Erfolg, selbst bei minder guten Erzen anwenden lassen.

[1] S. d. nähere: Ausland 1856. S. 950.

[2] Ausland 1859. Nr. 41.

U. J. Seetzens Uebergang über den Balkan, von Pravadia nach Aidos. [1]

Den 1 Dec. 1802. [2]

Die Mauern der Häuser von Pravadia und wahrscheinlich auch die benachbarten hohen Felsen bestanden aus Kalkstein, welcher häufig etwas mürbe war und bisweilen fast einer harten Kreide glich. Wir fanden Adern und Nester von Feuerstein und Hornstein darin, auch enthielt er versteinerte Bivalven und einzelne Strahlen von Pentakriniten (Liliensteine).

Ich stand diesen Morgen schon um 4 Uhr auf, weil ich glaubte daß wir diese Stadt bald wieder verlassen würden, worin ich mich aber irrte. Der Morgen war sehr nebelig, indessen kam hernach die Sonne schön hervor. Wir freuten uns schon darauf noch vor unserer Abreise Höhen nehmen zu können, [3] allein plötzlich hieß es daß wir in kurzem abfahren würden. Es war kurz vor 11 Uhr, als die Sonne hervorkam, also zu vormittägigen Höhen zu spät und zu Mittagshöhen zu früh. Dieß war mir sehr unangenehm, hätten wir noch eine gute Stunde bleiben können, so wären wir im Stande gewesen die Polhöhe von Paravadia genau zu bestimmen. Dieß gehört aber nun einmal zu den Unfällen denen Astronomen ausgesetzt sind wenn sie in einer großen Gesellschaft reisen, und nicht bloß von sich selbst abhängig sind.

[1] Auf demselben Wege auf welchem früher Alexander der Große, in neuerer Zeit die russische Armee unter Diebitsch Sabalkanski über das Hämus-Gebirge zogen.

[2] Noch unveröffentlicht.

[3] Um die Lage der Stadt astronomisch zu bestimmen.

Der Herr Leibarzt [1] de Tibaldo hatte noch vor unserer Abreise die Höflichkeit uns einige schöne halbgetrocknete Trauben durch seinen Koch mittheilen zu lassen. Da ich hier keine käuflich hatte bekommen können, so war mir dieß sehr lieb.

Da wir uns jetzt der hohen Gebirgskette welche Bulgarien von Rumelien scheidet, dem großen Balkan oder Hämus, näherten, so ließen unsere Fuhrleute ihre Pferde hier gut mit Eisen versehen, weil die bloßen Hufe durch die felsigen Wege sonst verdorben seyn würden.

Ich habe noch vergessen zu sagen daß ich diesen Morgen eine Tour durch die Stadt machte, um dieselbe einigermaßen kennen zu lernen. Ich besuchte zuerst die Basars. Sie sind ziemlich geräumig und gehörig mit allen nothwendigen Waaren versehen. Für mich fand ich indessen dort nichts als schlechte Aepfel, die Oka zu 4 Para.

Paravadia wird von einem Bach durchflossen, über welchen einige gute Brücken von Quadersteinen gebaut sind. Auch fehlt es dieser Stadt nicht an Quellwasser zum Trinken, und einige Quellbrunnen waren mit Quadersteinen eingefaßt. In der Stadt standen in den Höfen viele Bäume vertheilt. Noch vor unserer Abreise kam Herr Dr. de Tibaldo zu mir, und ersuchte mich ihm die Handgriffe beim Gebrauch unserer astronomischen Instrumente zu zeigen. Gerne versprach ich dieß einem solchen kenntnißvollen und wißbegierigen Mann, und ich werde bei der ersten Gelegenheit mein Wort halten. Außer seinen übrigen Kenntnissen besitzt er eine ausgebreitete Sprachkunde. Er spricht nämlich italienisch, lateinisch, neugriechisch, türkisch, wlachisch, französisch und vielleicht auch serbisch. Freilich ist die Kenntniß mehrerer lebenden Sprachen hier vielleicht gewöhnlicher als bei uns, allein so viele Sprachen fertig zu sprechen gehört doch auch zu dem ungewöhnlichen.

Es war halb 12 Uhr als wir diese Stadt verließen. Wir verfolgten zuerst eine Zeitlang das enge Thal, in welchem sie liegt, aufwärts. Die hohen Kalkfelsen begleiteten uns noch eine ziemliche Strecke weit, und ragten zu beiden Seiten als steile Mauern auf den Bergrändern empor. Hie und da bemerkte ich in den höchsten und steilsten Felswänden dunkle Eingänge zu Höhlen, welche entweder Natur oder Kunst in dem Felsengebirge gebildet hatten. Aus den Felsritzen und Spalten sproßten Stauden und Gesträuche zur angenehmen Schattirung hervor, und über ihnen waren die Berge mit dunklem Gehölze bedeckt. Man versicherte uns daß diese Gegend ostwärts bis Varna und südwärts bis jenseits des großen Balkan voller Räuber sey, und ich finde dieß nach der Beschaffenheit dieses Thales gar nicht unwahrscheinlich.

Um 12 Uhr kamen wir an einen hohen künstlichen Hügel, welcher von ferne das Ansehen einer Pyramide hatte. Rund umher war es etwas sumpfig, weil vielleicht die Erde zur Bildung des Hügels benutzt worden war. Gleich hinter demselben erweiterte sich das enge Thal, und es zeigten sich eine Zeitlang viele gut cultivirte Felder, worauf viele einzelne Obstbäume zerstreut umherstanden. Rechts ragte ein hoher, dunkler, waldiger Berg über seine Nachbarn hervor. Ich glaubte mich in eine Gebirgsgegend aus Sachsen oder Böhmen versetzt zu sehen.

Zwanzig Minuten vor 1 Uhr führte eine hölzerne Brücke uns über einen Fluß; hier lag ein ansehnliches Dorf, [2] welches wir rechts liegen ließen. Bei der Brücke standen mehrere mit Flinten bewaffnete Bauern, worunter wir einen Knaben von etwa 15 Jahren bemerkten, welcher außer den gewöhnlichen Waffen im Gürtel auch schon seine Flinte auf den Schultern trug.

Um 1 Uhr sahen wir links in einer beträchtlichen Entfernung einen ansehnlichen Berg, dessen hohe weiße Felsen vom Sonnenglanz erleuchtet wurden. Die Stoppeln läßt man in dieser Gegend sehr hoch stehen, denn was soll man mit dem Stroh anfangen, wo man kein Vieh im Stall überwintern läßt und keines Düngers zu bedürfen glaubt? Dauert die Landescultur so fort, so werden wir auch hier die Bemerkung machen müssen daß die Thätigkeit der Bergbewohner größer sey als die der Bewohner der Ebenen.

Um halb 2 Uhr sahen wir links von uns in der Entfernung von etwa einer halben Stunde ein Dorf. In Paravadia hatten sich an unsern Zug ein paar Wagen angeschlossen. Einer derselben war mit drei weißen Pferden bespannt; der Schweif des einen davon war zierlich gedreht, und die Mähne hellgelb gefärbt. Ich weiß nicht daß ich sonst in irgendeinem Lande diese Sitte des Gelbfärbens der Pferde angetroffen habe. Mein frohe Vermuthung bald in ein mehr cultivirtes Land zu kommen, wurde schnell getäuscht. Unser Weg führte uns über rauhe Berge, die keine Spur menschlichen Fleißes verriethen. Alles war mit Strauchwerk, Dornen und Krüppelbusch bewachsen. Aber noch immer kein dunkler Wald, kein Wäldchen! Seit Paravadia bestanden die Berge aus demselben Kalkstein, dessen ich bei jener Stadt erwähnte. Der Weg war oft stark abschüssig, und die Fuhrleute waren mehrmals gezwungen ein Rad zu sperren. Nach einiger Zeit kamen wir in ein zweites waldiges Thal, wo wir das erste eigentliche Gehölz von Galacz bis hier antrafen. An manchen Stellen bildete es undurchdringliche Dickichte, aus welchen sich dennoch viele zum Bauholz brauchbare Bäume erhoben. Der Weg war an einigen Stellen so eng, daß unsere Wagen ihn kaum passiren konnten. Ein kleiner Fluß wand sich uns entgegenfließend in mannichfachen Krümmungen durch dieses Gehölz. Seine Ufer waren steil, und mehrere Bäume hatte er mit in sein Bett fortgerissen, zum Beweis daß er bisweilen durch Regengüsse oder Schneeschmelzungen sehr anschwellen müsse. Dieses Wasser ergießt sich ins schwarze Meer. Es war ein Viertel auf 4 Uhr als wir an dasselbe kamen. In diesem Gehölz begegneten uns zwei Wagen mit Weibern und Kindern; mehrere bewaffnete Türken ritten neben denselben her. Bald nachher mußten wir zwei nahe bei einander befindliche Arme des erwähnten Flusses passiren, wovon der hintere eine ansehnliche Breite hatte. Die darüber gebauten Brücken waren schmal, von Holz, äußerst schlecht gebaut und ohne Geländer, so daß wir mit Gefahr darüber fuhren, weßwegen viele lieber ausstiegen. [1] In der Nähe dieser Brücken lag ein Dorf, welches davon den Namen Köprü Köy (Brückendorf) führt; denn Köprü heißt eine Brücke und Köy ein Dorf. Es war dreiviertel auf 4 Uhr als wir hier ankamen, wo wir die Nacht bleiben werden. Heute hatten wir nur eine kurze Strecke Weges zurückgelegt; allein die beschwerliche Passage über den hohen Balkan oder das Hämusgebirge, die uns morgen bevorsteht, machte dieß zur Schonung der Pferde nöthig. Wir waren in der Liste des fürstlichen Gefolges unter dem Namen der Mylords nemtsche (deutsche Lords) aufgeführt, und der Quartiermeister hatte

---

[1] Der Leibarzt des Fürsten Stcuzo, welcher als Gesandter nach Konstantinopel gieng, und an den sich der Sicherheit wegen Reisen angeschlossen hatte.

[2] Nach Ostrowski das Dorf Sultan Kiot.

[1] Dieser Fluß ist der Kamczik, der sich etwas oberhalb von Pravadi aus dem Zusammenfluß des kleinen und großen Kamczik bildet, und bei Cap Aspro in das schwarze Meer ergießt.

von Anfang an den gemessenen Auftrag erhalten uns, wenn es irgend möglich, auf jeder Station ein Quartier zu verschaffen. Wir erfuhren dieß erst kurz vor der vorigen Station. Bisher hatten wir nie darauf dringen können, und wir waren immer zufrieden, wie es auch kam. Da wir aber sahen daß auf Dörfern öfters auf eine andere Art kein warmes Essen und bisweilen wohl gar nichts für Geld zu haben war, so drangen wir jetzt darauf daß der Quartiermeister uns ein Logis anweisen sollte. Er gab uns auch den Namen unseres Wirths an. Marcaci Zaloni, unser Dolmetscher, führte uns dahin. Allein diese kleine reinliche Wohnung war schon von einigen Arnauten in Besitz genommen, welche wir keineswegs geneigt fanden sie uns wieder abzutreten. Der Eigenthümer dieses Hauses war griechischer Religion, sowie alle Einwohner, mit Ausschluß von etwa 16 türkischen Familien. Schon war die Hausfrau beschäftigt für ihre Gäste ein fettes Huhn zuzubereiten, welches wir erhalten hätten wenn uns das Glück mehr wohl gewollt hätte. Jetzt aber war sie auch für Geld nicht zu bewegen ein anderes für uns zuzurichten. Wir mußten uns also mit gereizter Lüsternheit wieder wegbegeben, um wo möglich ein anderes Logis ausfindig zu machen. Allein der eine hatte sein Haus schon voll, der andere hatte dieses, ein anderer jenes einzuwenden. Kurz, wir mußten auf dem Hof bleiben wo unser Iwan uns hingefahren hatte, wo das Haus aber schon besetzt war. Zwar erhielt der Quartiermeister einen Verweis von Marcaci; allein er schützte vor, wir hätten vorhin kein eigenes Logis haben wollen, und hierin hatte er gewissermaßen Recht, weil wir, solange wir noch nicht mit dieser neuen Art durch ein verschrienes Land zu reisen bekannt waren, unserer persönlichen Sicherheit wegen lieber mit andern Wagen auf einem Hof hielten als ein eigenes einsames Haus bezogen. Heute waren wir daher wiederum genöthigt mit trockenem Brod, einem Stückchen Pastrahm und Wein den ganzen Tag vorlieb zu nehmen. Denn nicht einmal Käse oder sonst etwas eßbares war für Geld zu erhalten. Man wies uns immer an die türkischen Familien; allein diese wußten wir im dunkeln nicht zu finden, und hätten uns ihnen auch nicht wohl verständlich machen können, weil Hr. Marcaci nach seinem Logis gegangen war. Ueberdieß war die Gefahr das Gebiet eines Harems zu betreten uns noch zu frisch im Gedächtniß.

Während dem wir umhergiengen um ein Logis aufzusuchen, begegnete uns die Fürstin nebst ihrer Schwester und einigen andern Verwandten, und jetzt erst erfuhr ich es daß sie eine der Damen war die unsern Observationen einmal beiwohnten ohne uns bekannt zu seyn. Sie kamen von einem Spaziergang durch das Dorf zurück. Sie hatte kaum eine mittlere Größe; ihr schwärzlichtes Haar war um den Scheitel rund umhergeflochten; das übrige hieng in natürlichen Locken herab nebst einem seidenen eingeflochtenen Band. Ueber ein langes Unterkleid hatte sie einen kurzen Pelzmantel geworfen, der ungeachtet seiner Kürze von einem Bedienten aufgehoben und ihr gleichsam nachgetragen wurde. Ihre Schuhe waren noch mit hohen starken Absätzen versehen. Sie ist sehr herablassend und freundlich, sie bedauerte im Vorbeigehen daß sie aus Mangel an Sprachkenntniß nicht mit uns sprechen könne. Sie wurde mir mehrmals als eine sehr gebildete edelmüthige Dame gerühmt. Ihre Schwester, die noch unverheirathet ist, scheint sehr eitel zu seyn, obgleich sie eben keine Ursache dazu hatte, denn sie hatte den Apotheker Marcaci gefragt: was wir Fremde von ihr gesagt, und ob wir sie auch schön gefunden hätten.

Die walachische Sprache soll nach der Versicherung des Hrn. Marcaci am reinsten und zierlichsten in Jassy gesprochen werden. In Bucharest ist sie schon mit zu vielen türkischen Wörtern vermischt, weil daselbst sich viele Türken des Handels wegen aufhalten.

In der Türkei ist es Sitte die Ochsen mit scharf zugespitzten Lanzen, dünnen Stöcken zu stechen, nicht aber zu schlagen. Schon in Belgrad bemerkten wir diesen Gebrauch.

Marcaci versicherte mir die Arnauten seyen eine schlimme Art von Leuten. So lange sie im Sold irgend eines Großen stünden, seyen sie demselben mit Leib und Seele ergeben. Erhielten sie aber ihren Abschied, und reiseten sie in ihr Vaterland zurück, so seyen sie unterwegs die ärgsten Räuber, die sich sogar kein Gewissen daraus machten jeden reisenden Türken unterwegs aus einem Hinterhalt zu erschießen und ihn zu berauben. Sie sind nämlich griechischer Religion.

Wir machten hier die unangenehme Entdeckung daß man uns unsere Hirschfänger aus dem Wagen gestohlen hatte. Dieß mußte entweder diesen Morgen in Paravadia oder heute Abend an diesem Orte in unserer Abwesenheit geschehen seyn.

Passage über den Gipfel des Hämusgebirges.

Den 2 Dec. 1802.

Um halb 7 Uhr verließen wir Köprü Köy. Schon frühzeitig kam Marcaci zu uns und sagte uns, der Bruder des Fürsten, der Posteleico, wünsche es daß wir heute in seiner Nähe bei den Equipagen bleiben und nicht mit den übrigen Wagen voranfahren möchten, weil wir einen sehr schlimmen Weg vor uns hätten und wir im erstern Falle leichter Unterstützung erhalten könnten, wenn unser Wagen etwa Schiffbruch litte 2c. Wir fuhren daher nach dem Hof wo er logirte, und warteten dort solange bis der Zug aufbrach. Mehrere Erdölfackeln und Papierlaternen waren angezündet und erleuchteten unsern Weg, weil die Luft etwas dunkel war. Wir kamen wieder durch eine waldige Gegend wo einzelne Stellen, der Schlingsträucher wegen, undurchdringliche Dickichte bildeten. Der Fürst hatte aus diesem Dorf etwa ein Dutzend mit großen Messern und Flinten bewaffnete Bauern theils zur Bedeckung, theils zur Stützung der Equipagen an schlimmen Stellen des Balkans mitgenommen. Wir fanden einzelne Posten von ihnen in diesem Gehölz ausgestellt, welche sich immer an uns anschlossen.

Auf einmal kamen wir in ein enges Thal, an dessen beiden mit schönem Gehölz bewachsenen Bergseiten hohe senkrechte Felsen emporragten. Ein Waldbach [1] fließt mit tausend Krümmungen seiner ganzen Länge nach durch dasselbe, und hatte sein Bett sowohl als seine Ufer mit zahllosen Geschieben bedeckt, zum deutlichen Beweise daß er zu gewissen Zeiten sehr wild seyn müsse, ungeachtet sein Bett an den meisten Stellen bereits nur mit wenig Wasser bedeckt war. Nichts war uns auffallender als die große Aehnlichkeit welche diese wilde Gegend mit einer Einöde hatte, worin wir auf unserer Flucht in Serbien umherirrten.

Außer Jaspis, Blatterstein, Hornblendefels mit schwarzem Schörl, etwas erdfarbenem Sandstein und Trapp fand ich in dem Bett dieses Baches vorzüglich viel weißen Kallstein als Geschiebe. Dieses Wasser,

[1] Nach Ostrowski in seiner Darstellung des Marsches der Russen ist dieß das Flüßchen Delitsche, welches den Paß Kios-Schimet bildet. Nach ihm ist der Paß nur für einen Menschen nach dem andern gangbar, was nach dieser Beschreibung Seetzens indeß Uebertreibung ist, weil doch alle Wagen des Zuges, in welchem Seetzen sich befand, ihn passirten.

welches dasselbe seyn soll das bei Köprü Köy vorbeifließt, heißt seiner vielen Krümmungen wegen Kamtsick-Suju [1] (Peitschen- oder Schlangenwasser). Man versicherte mir daß wir 24mal durch das Wasser desselben fahren müßten. Beständig fuhren wir theils in seinem Bett, theils an seinen Ufern auf Geschieben. An vielen Stellen lagen große Felsblöcke im Weg, zwischen denen sich die Wagen nur mit Mühe hinwinden konnten und wo man alle Augenblicke Gefahr lief umzufallen oder den Wagen zu zerbrechen.

Wir folgten immer dem Kamtsick-Suju aufwärts. An einer Stelle zeigten sich auf dem rechten hohen Berggipfel ein halbes Duzend großer Felszacken welche wie Zähne in die Höhe starrten. Etwas weiter fuhren wir an dem Rande eines gefährlichen Abgrunds hin, wo uns, ein paar Fuß seitwärts gerutscht, ein tödtlicher Sturz in das tiefe Felsenbett des Baches sicher genug gewesen wäre. Die Berge sowohl als ihre Seiten waren hier mit dem schönsten Walde bedeckt; unter den Waldbäumen zeichneten sich die Hainbuchen durch eine seltene Stärke aus. Im Thale wurde einigemale geschossen, welches von den Bergwänden vielfach schmetternd wiederhallte. [2]

Endlich hatten wir alle die zahlreichen Serpentinen des Waldbaches durchschnitten, und nun wurde auf einer Anhöhe Halt gemacht. Einige benutzten diese Zeit um ihre Pferde zu füttern, die übrigen aber versäumten dieß, theils weil sie nicht wußten daß Zeit dazu seyn werde, theils weil sie vielleicht glaubten daß wir bald an dem Ziel unserer heutigen Tagereise seyn würden. Auch wir glaubten daß wir jetzt den höchsten Rücken des großen Ballan erstiegen hätten, indessen sahen wir bald unsern Irrthum ein, es dauerte nämlich nicht lange, so fieng der auf einen verwirrten Haufen zusammengedrängte Zug an sich in Bewegung zu setzen. Die vordersten fuhren eine dem Anschein nach nicht bedeutende Anhöhe hinan. Auf einmal entstand oben in dem Gehölz ein anhaltendes Lärmen, Schreien, Rufen, Heulen, wie ich es in meinem Leben mich nie erinnere gehört zu haben, zumal eine Art von Echo im Gehölze die Stärke desselben verdoppelte. Ich konnte nicht begreifen was dieß zu bedeuten haben möchte. Endlich fiel mir ein daß mir der Apotheker Marcaci unterwegs gesagt hatte, es sey Sitte den Arnauten oder Sbirren ein Trinkgeld zu geben, wenn man glücklich die Spitze des Hämus erstiegen hätte, indem alsdann der gefahrvollste Theil unsers Weges beendigt wäre. Zum Empfange desselben breiteten sie am Wege ein Tuch aus, worauf jeder Passagier beim Vorbeifahren seinen Beitrag würfe. Diese Geschenke, versicherte er, seyen nicht unbeträchtlich, die Aerzte z. B. zahlten jeder 11 Piaster u. s. w. (Dieß war indessen doch wohl von der ganzen Reise von Jassy an zu verstehen.) Ich bildete mir also ein, die Arnauten spielten oben zur Belustigung der Gesellschaft Komödie; sie fielen die hinauffahrenden Wagen als verstellte Räuber an, und forderten das mit scheinbarer Gewalt was jeder ihnen schon vorher zu geben zugedacht hatte. Allein ich wurde bald meinen Irrthum gewahr, denn nun erst sah ich daß wir noch unter allen gerade den schlimmsten Weg vor uns hätten. Den Weg sage ich — allein dieß ist sehr unpassend gesprochen, denn ein Weg war hier eigentlich gar nicht vorhanden. Es waren bloße, vom Regen ausgespülte Rinnen, in welchen überall Felsenecken und Blöcke hervorragten die aus einem erdfarbenen Sandstein bestanden, welcher weiter nach oben zu immer grobkörniger wurde, und endlich auf der höchsten Spitze des Ballans in eine Grauwacke mit eingemengten linsen- und erbsengroßen abgerundeten Quarzkörnern und eingesprengten sehr feinen silberglänzenden Glimmerblättchen übergieng. Diesen unseligen Weg mußten wir eine sehr steile Anhöhe hinanfahren. Ein Wagen wurde nach dem andern von mehreren Leuten angefaßt, um das Umstürzen zu verhindern; die Pferde wurden alsdann mit dem schrecklichsten Lärm und heulendem Geschrei des Fuhrmanns durch Peitschenhiebe zur Anspannung aller ihrer Kräfte angespornt, während dem der Wagen mit fürchterlichen Schlägen von einem Felsen zum andern wie ein Ball geworfen wurde. Oefters mußte dieser Anstrengung ungeachtet Halt gemacht und während desselben die Räder durch einen dahinter gelegten Stein gehemmt werden. Einer Kutsche zerbrach die Achse und mehrere Pferde werden durch diese übermäßige Anstrengung gewiß auf immer verdorben seyn. Schon am Fuße blieb eines sterbend liegen. Die Fuhrleute schrien so heftig daß sie heiser wurden und den Athem verloren.

Endlich erreichten wir doch alle die obere Bergfläche des Ballans, wo wir auf eine kurze Zeit auf einem grünen Platze still hielten, um den Pferden etwas Ruhe zu gönnen. „Haben Sie in Deutschland auch solche schreckliche Wege?" fragte mich der Posteleico oben. „Gewiß gefällt es Ihnen in der Türkei nicht." Ich versicherte ihm, gerade dieses Gebirge habe ein ganz besonderes Interesse für mich 2c. Oben war der Wald vorzüglich schön, denn hier schien es den Menschen ganz unmöglich, wenigstens gar beschwerlich gewesen zu seyn diesen Wald zu verwüsten. Es ward zuerst beschlossen auf dem Ballan zu übernachten. Allein bald hatte man diesen Vorsatz aufgegeben, und man wollte nun das erste Dorf jenseits des Gebirges erreichen. Es fieng an schon ein wenig dunkel zu werden. Da wir nun die Kutsche des Aga Blakutzy abfahren sahen, eilten wir ihm nach. Iwan hatte aber bald das Unglück zwischen zwei umgestürzten Bäumen festzufahren; dieß machte daß wir die vordersten aus dem Gesicht verloren, und daß der Abend noch mehr heranrückte. Iwan versuchte, nachdem der Wagen mit vieler Mühe wieder losgemacht war, das Versäumte einzuholen; allein, da er den Weg nicht kannte, und es bereits so dunkel geworden war daß er die Geleise nicht mehr sehen konnte, so kamen wir auf einmal vom rechten Wege, und plötzlich standen die Pferde vor einem umgestürzten querliegenden Baumstamme still. Was war nun anzufangen? Wir waren ganz allein. Zum Glück kam endlich noch ein Wagen auf einem anderen Weg in unsere Nähe gefahren, wovon die Fuhrleute uns wieder auf den rechten Weg halfen. Wir folgten nun diesem schwerbeladenen Wagen, welcher mit 12 Pferden bespannt war, immer nach, ungeachtet er alle Augenblicke still hielt; so fuhren wir eine ganze Zeitlang fort, ohne von den übrigen Wagen etwas zu sehen. Noch immer waren wir auf dem Rücken des großen Ballans, überall mit Wald umgeben. Zum Glück für uns war es Mondschein. Nach und nach gesellten sich einige Reiter von dem Gefolge zu uns, aber auch diese kannten den rechten Weg nicht. Wir fuhren etlichemal querfeldein, um einen anderen Weg zu suchen, und die Reiter durchstrichen in derselben Absicht auch das Gehölz nach allen Richtungen. Wir hörten in weiter Ferne heftiges Rufen und Schreien, welches uns immer näher rückte. Auch vernahmen wir viele Flintenschüsse. Endlich sahen wir unter uns am Berg eine ganze Reihe von unseren Wagen und Kutschen, welche langsamer als wir gefahren waren. Wir fuhren daher die Anhöhe hinab und schlossen uns an sie an. Mehrere sehr malerische Gruppen von Arnauten

---

[1] Es ist nicht der Kamtsick-Suju selbst, sondern das nach Ostrowski in den Kamtsick fallende Nebenflüßchen Delitsche.

[2] Dieser Paß ist nach Ostrowski von Köpriköi angerechnet = 1½ Meile lang.

und Bedienten hatten sich um helllodernde Feuer gelagert, welche man im Gehölz in gewissen Entfernungen zur Bezeichnung des Weges angezündet hatte.

Wir fuhren nun beständig bergunter. Der Weg war aber so außerordentlich felsig, vom Regen ausgespült, und an vielen Stellen so steil abhängig daß die Wagen alle Augenblicke gesperrt werden, und wir wirklich beständig erwarten mußten daß unsere matten und ausgehungerten Pferde umfallen oder die Wagenräder brechen würden.[1] Der Wald wiederhallte von dem Geschrei und den Peitschen der Fuhrleute, der sie antreibenden Arnauten und den Schlägen der Räder, wenn sie von einem Felsen auf den andern prallten. Der Zug gieng gar zu langsam vorwärts, und wir trennten uns daher nebst einem andern Wagen von demselben. (Die Arnauten riefen immer: Haide! Maka! Merdsche! welche drei Wörter in türkischer, moldauischer und walachischer Sprache mit dem deutschen: Zu! Fort! oder Marsch! gleichbedeutend sind, und was der übrigen nächtlichen Stille wegen sehr weit gehört werden konnte.)

Wir kamen endlich glücklich den Berg hinab; aber ungeachtet wir schon einige Stunden gefahren waren und alle Augenblicke ein Dorf zu sehen hofften, so sahen wir uns doch beständig in unserer Erwartung betrogen. Der Mond war darüber untergegangen, es war dunkel und kalt. Wir verfolgten immer einen zweifelhaften Weg längs dem Fuß des Gebirges, auf welchem wir noch hie und da die angezündeten Feuer sahen. Endlich erblickten wir seitwärts in einer beträchtlichen Entfernung von uns einige Lichter. Wir fuhren darauf zu, und kamen in ein kleines Dorf. Hier erfuhren wir nun bald, zu unserer Freude schon, daß der Fürst nebst einem Theil seines Gefolges daselbst angekommen wäre, und daß es die bestimmte Station sey. Es war aber schon nach 1 Uhr. Der Apotheker Marcaci war indessen unsertwegen ausgeblieben, um uns unser Quartier anzuweisen. Er versicherte daß man unsertwegen schon besorgt gewesen sey. Dieß Dorf wurde bloß von Griechen, d. h. Bauern von der griechischen Religion, bewohnt. Ein schönes helles Kaminfeuer erwartete uns, und die Wirthin kochte uns geschwind eine Milchsuppe und Eier. Kurz, wir hatten Ursache bei dieser Familie zufrieden zu seyn. Man verstand hier keine andere Sprache als die türkische. Dieses kleine Dorf heißt Nadir.[2] Unsere Pferde hatten auf dieser Tour ungemein gelitten, indem sie in 18 bis 19 Stunden nichts gefressen hatten als etwas dürres Laub und Reiser, welches sie hie und da aufschnappten und begierig verzehrten.

Der Aga Vlatuzy hatte das Unglück gehabt bei der Hinabfahrt seine Kutsche zu zerbrechen.

Man versicherte mir daß der Fürst Schärpen oder Shawls trägt, wovon das Stück 3 bis 4000 Piaster gilt, und daß er solcher vielleicht ein Duzend besitze. Auf diesen Theil der griechischen Kleidung verwendet man ungemein viel Geld. Der Sohn des Posteleico trug gewöhnlich einen von 3 bis 400 Piaster.

[1] Die russische Armee konnte nach von Augenzeugen eingezogenen Nachrichten die Pferde beim Transport der Kanonen über den Balkan gar nicht gebrauchen. Sie mußten durch Soldaten den steilen Berg hinunteegebracht werden. Beim Hinauffahren gebrauchte man die Pferde, hatte aber das Unglück daß einige Kanonen zurückrollten, und mit fürchterlicher Gewalt die Pferde welche sie zogen, und alles was sie antrafen, zerschmetterten. Dieß erinnert an den Versuch der eingebornen Thracier, welche durch herabrollende Wagen Alexanders des Großen hinaufsteigende Truppen zu zerschmettern suchten. Nach Arrian entgieng Alexander dieser Gefahr dadurch daß er die Soldaten sich niederkauern und durch ihre Schilde ein festes Dach über sich machen ließ, worüber die Wagen, ohne ihnen Schaden zu thun, hinabrollten.

[2] Nadir Derbend bei Ostrowski.

Auch auf Waffen verwenden die Griechen so wie die Türken sehr viel. So sah ich bei einem Schreiber des Fürsten ein Paar sehr niedlich gearbeiteter, stählerner kleiner Pistolen mit kleinen daran angebrachten Stilets, welche 150 Piaster gekostet hatten.

Wir ließen uns vor unserer Abreise ein Huhn braten, eine Partie Eier kochen und kauften der Seltenheit wegen sehr schlechte unreine Butter.

Um halb 10 Uhr fuhren wir wieder ab. Wir kamen erst durch einen felsigen engen Grund, nachher aber fuhren wir einen sehr sanft ansteigenden Berg hinan, der dicht mit Knüppelholz bewachsen war. Am Saume dieses Gehölzes saßen zwei Sbirren mit einem ausgebreiteten Tuch, und ersuchten mich um ein Trinkgeld. Ich gab ihnen auf den Rath des Herrn Marcaci, der bei uns im Wagen saß, einen Piaster, womit sie aber gar nicht wohl zufrieden zu seyn schienen. Indessen versicherte Marcaci es würden sich wohl noch mehrere einstellen welche etwas verlangten. Die Sonne schien ungemein warm, und nur der Wind machte es etwas kühl.

Ich hörte daß man gestern acht Pferde der Schwäche halber hatte zurücklassen müssen. Stirbt ein Pferd von den Fuhrleuten, so erhält der Eigenthümer für das Stück nur 4 Piaster von dem Fürsten vergütet. Noch einmal genossen wir heute von einem Berge den Anblick des großen Balkans. Er schien von dieser Seite steiler und höher zu seyn, als er uns von der andern Seite gestern Morgen vorgekommen war. Auch vor uns war die Gegend, die wir zu passiren hatten, noch immer bergig. Außer diesem Paß über den Balkan gibt es noch zwei andere, welche Bulgarien und Rumelien mit einander in Verbindung setzen. Von diesen dreien soll aber der beschriebene noch der beste seyn. Auch hielt man den Weg über Schumla jetzt der Räuber wegen für zu unsicher.[1] Da die Pferde gestern so viel gelitten hatten, so sollte heute nur eine kleine Tour gemacht werden. Zwei starke Stunden von Nadir liegt die Stadt Aütos, so sprechen es die Einwohner aus; auf der Zannoni'schen Karte steht Aitos,[2] wo wir blieben und unsern Pferden Zeit zur Erholung gönnen wollten. Aütos liegt in einem Thale, und seine Umgebungen sind nicht ohne alle Reize. Ein trockener Graben und ein kleiner Wall umgeben diese Stadt wie einige andere Städte die wir passirt hatten.

Ein wenig von der Stadt entfernt bemerkte ich einige hervorragende Felsen, welche aus einem Gemenge von verwittertem schwarzen Schörl und schwarzer Hornblende bestanden.

Der Fürst hatte sich zu Pferde gesetzt und ritt in Begleitung mehrerer von seinem Gefolge mit einer gewissen Feierlichkeit in die Stadt. Es war 1 Uhr, als wir dort ankamen. Wir wurden bei einem Griechen einquartiert, wo wir nach hiesiger Art ein sehr gutes Logis fanden. Aütos hat vier Moscheen, zwei griechische und ein armenisches Kloster. Auf der einen Seite dieser Stadt sind hohe Felsen auf dem Scheitel eines Berges, steil wie eine Mauer.

[1] Der eine Paß führt über Schumla, nach Karnabad, der andere über Stareka nach Islamje, der dritte über Pravadi nach Aidos, und ein vierter ist noch von Ostrowski angegeben, welcher, etwas westlich von Pravadi, von Mschage ausgeht und sich dann zu Aidos wieder mit dem Paß von Pravadi verbindet.

[2] Auf der Aldtschen Karte Aidos. Bei Ostrowski heißt der Ort Aidos. Seetzen nennt ihn auf der Etiquette zu den nach Gotha übersandten Mineralien Aütos. Diese Mineralien von dort sind nach dem v. Hoff'schen Katalog Nr. 31, 35, verwittertes Hornblendegestein mit Augit, krystallisirt, zur Reihe der Euphotides gehörig. Augit-Porphyr nördlich von Aetos.

Die Häusermauern in der Stadt längs den Straßen bestehen aus Bruchsteinen von Kalksteinen, Grünstein, Hornblendefels, welcher bisweilen Schörl in seinem Gemenge hat.

NB. Am 3 und 4 Dec. stellte Seetzen in Aidos wieder astronomische Beobachtungen an, aus welchen Hr. v. Zach die Polhöhe des Orts = 42° 43′ 5″ berechnet. (Monatl. Corresp. VIII, S. 67) Brandes, der die Berechnung wiederholte, bemerkt handschriftlich: Zur Längenbestimmung ist die Zeitbestimmung nicht genau genug, die Breite ist 42° 43′ 2,4″. Aus dieser Berechnung läßt sich die astronomische Höhe des Hämus-Passes mit ziemlicher Sicherheit bestimmen.

Die Mineralien welche Seetzen am Hämusgebirge nach Gotha an das Orientalische Museum sandte, sind im v. Hoff'schen Katalog Nr. 27 u. f. verzeichnet. Es sind Nr. 27 Grauwacke von der Spitze des großen Balkan (nach Credner rother Sandstein); Nr. 28 Graulichtgrünes feinkörniges Conglomerat vom großen Balkan, nach Seetzens Etiquette; „graulich-grünes, porphyrartiges Gestein aus der südlichen Gegend des großen Balkan"; Nr. 29, grünlich-grauer Schieferthon, eben daher; Nr. 34, Feldstein-Porphyr mit grünlich-grauer Grundmasse. Kruse.

Der gegenwärtige coptische Patriarch in Cairo.

Manchem Leser des Ausland dürfte vielleicht nachstehende, vom Archidiakon Dr. Tattam an die in England bestehende „Uebersetzungs-Committee für fremde Sprachen" berichtete Notiz einiges Interesse darbieten. Dr. Tattam schreibt aus Cairo am 16 März dieses Jahrs folgendes: „Ich habe Ihnen nicht vor dem heutigen Datum geschrieben, weil ich vorher den coptischen Patriarchen zu sehen wünschte, um mich mit eigenen Augen von der seit einiger Zeit unter den coptischen Christen stattfindenden Bewegung zu überzeugen, von der ich so angenehme Nachrichten gehört hatte. In der That, alles was ich erlebt habe, übertrifft meine äußersten Erwartungen.

„Der gegenwärtige coptische Patriarch ist ein Mann von großer Energie und Entschlossenheit des Charakters. Er hat neben dem Patriarchathaus ein sehr großes und prächtiges Gebäude errichtet, das als ein Collegium zur Erziehung der Copten im allgemeinen, und der Priesterschaft insbesondere dient. Es wird darin Arabisch, Englisch, Französisch, Türkisch und ich glaube auch Griechisch und Italienisch gelehrt. Die englische Sprache ist von besonderer Wichtigkeit wegen der Litteratur und Theologie die sie enthält. Es war erfreulich die Fortschritte wahrzunehmen welche die Zöglinge im Englischen gemacht haben.

„Dem Patriarchen ist es darum zu thun eine wohlunterrichtete und gutgesinnte Geistlichkeit zu besitzen, und er geht ihr mit dem guten Beispiel voran, indem er jede Woche zweimal mit den Priestern zusammenkommt und sie unterrichtet in dem was zu ihrem Amt gehört.

„Er wird vermuthlich als ein armer Mann leben und sterben, denn er verwendet sein ganzes Einkommen auf Erziehung — auf die Wiederherstellung des Patriarchathauses und der Kirche, sowie auf andere Kirchen in der Stadt.

„Ich glaube daß man diese Bewegung, nebst Gott, hauptsächlich dem Hrn. Lieder (Missionär der kirchlichen Missionsgesellschaft) zu verdanken hat.

„Der Patriarch ist sehr dankbar für das Geschenk der Neuen Testamente, und ich finde daß Hr. Lieder die ihm übersandten Exemplare mit vieler Umsicht verbreitet hat. Die Leute und die Kirchen sind sehr dankbar dafür, und sind sehr begierig sie zu erhalten. Hr. Lieder hat nicht ein einziges Exemplar abgegeben ohne ein Certificat, und ich fand daß ihm nicht ein einziges Exemplar übrig blieb.

„Ich würde vorschlagen daß die noch vorhandenen Exemplare ihm zugestellt würden, damit er sie nach seiner Einsicht dem Patriarchen und andern gebe, und sie gehörig vertheile."

Die Uebersetzungs-Committee hat dem Wunsch des Hrn. Dr. Tattam sogleich entsprochen, indem sie 500 Exemplare des zweiten Bandes des coptischen und arabischen Testaments nach Alexandria einschiffen ließ. Dr. Tattam hat neulich das Bureau der Gesellschaft in London besucht, und hat, seit seiner Rückkehr aus dem Orient, die Nachrichten bestätigt welche er aus Cairo geschrieben hatte. Dr. Tattam ist längst als Kenner der coptischen Sprache rühmlichst bekannt. Er hat mehreremal Aegypten besucht um coptische Manuscripte aufzusuchen. Schon im Jahr 1842 hatte ich in Cairo meine persönliche Bekanntschaft mit ihm gemacht. Er hat eine schöne Ausgabe des coptischen und arabischen Neuen Testaments zum Besten der coptischen Kirche besorgt in zwei Bänden, wovon der erste die Evangelien, der zweite die Apostelgeschichte, die Briefe und die Apokalypse enthält. Als der erste Band erschien, und vor dem Patriarchen, der damals der coptischen Kirche vorstand, geöffnet wurde, verwunderte sich dieser über die splendiden Bücher, welche seiner Kirche und seinem Volk geschenkt wurden, er setzte sich nieder und weinte wie ein Kind, so ganz war er von seinen Gefühlen hingerissen.

Auch in der türkischen Sprache hat die Uebersetzungs-Committee mehrere Schriften drucken lassen durch Hrn. Wolters in Smyrna, z. B. ein Werk enthaltend die Grundwahrheiten der christlichen Religion, um den Forschungsgeist in den Türken zu erwecken.

Ueber das Auftreten des Menschen in der geologischen Vergangenheit.

Zum Präsidenten der dießjährigen Versammlung britischer Naturforscher (British Association) war bekanntlich der Prinz-Gemahl erwählt worden. Zu den Pflichten des Vorsitzenden gehört eine Eröffnungsrede, in welcher bisher meistens ein Ueberblick über alle neuen Fortschritte auf allen vertretenen Gebieten der Wissenschaft im verflossenen Jahr gegeben wurde. Eine solche Leistung durfte nicht von dem hohen

Präsidenten erwartet werden. Er gab dafür eine allgemeine Gelegenheitsrede in so excellentem Englisch, daß wir beinahe zweifelten ob ein Deutscher, und zwar eine fürstliche Person, die beständigen Zerstreuungen und lästigem Etikettendienst ausgesetzt ist, etwas derartiges zu produciren im Stande sey, selbst wenn es Prinz Albert wäre, von dessen gründlicher Bildung, großer Studienliebe und Beschäftigung mit Aufgaben moderner Philologie alle Welt unterrichtet ist. Eine Stelle der Rede, die unglücklichste Stelle, zeugt jedoch, wenn es der Beweise bedürfte, für ihren ächten Ursprung, denn hier haben wir ein komisches Exempel daß sich abstruse deutsche Gedanken ins Englische übersetzen lassen. Der Prinz-Gemahl widerstand nämlich nicht der Versuchung vor den versammelten Häuptern der Wissenschaft eine Definition der Wissenschaften mit der Gründlichkeit unserer Landsleute abzugeben, und zwar vor einer Versammlung von Engländern, die bekanntlich nur auf das Thatsächliche sehen und sich wenig um die „in spanische Stiefeln eingeschnürten" Worte kümmern. „Mir, gestand der erhabene Präsident, bedeutet Wissenschaft in ihrer allgemeinen und umfassendsten Bedeutung die Kenntniß dessen was ich erkenne — das Bewußtseyn menschlicher Erkenntnisse. Also ist das Erkennen der Gegenstand jeder Wissenschaft; jedes besondere Erkennen aber, wenn wir seiner trennenden Unterschiede von und seines Zusammenhangs mit der Totalität unserer Erkenntnisse uns bewußt werden, wird ein wissenschaftliches Erkennen. Wir fordern also für die Wissenschaft — das heißt für den Erwerb wissenschaftlicher Erkenntnisse — jene zwei Thätigkeiten unseres Geistes die unentbehrlich sind zum Erwerb jedweder Kenntniß: Analysis und Synthesis u. s. w." Es ist die Frage ob ein anderer als ein deutscher Prinz mit so viel gelehrter Würde, wie Prinz Albert, einen Reichstag von britischen Gelehrten anzureden vermocht hätte, aber gewiß ist auch daß nur ein Deutscher bei einer solchen Gelegenheit eine solche abstruse und durch nichts herausgeforderte Definition von Wissenschaft zum Besten geben konnte.

Da uns das Summarium über den Inhalt des zurückgelegten wissenschaftlichen Jahres in der Eröffnungsrede fehlt, so haben die Reden der Vorsitzenden in den Sectionen einen besondern Werth, und voller Anziehung war besonders die des Sir Charles Lyell in der geologischen Abtheilung, welche in die Mitte der Sitzung verschoben werden mußte, weil Prinz Albert erst später eintreffen konnte und sie gern angehört hätte. „Nichts, begann der große Gelehrte, den die Briten für ihren größten, jetzt lebenden Geologen halten — nichts hat in der letzten Zeit unter unseren Fachgenossen größere Aufmerksamkeit erregt als die Untersuchung über das Alter des Menschengeschlechtes." Er berührte hierauf im allgemeinen die Thatsache daß man Menschenknochen vermischt unter Knochen erloschener Thiergeschlechter in Höhlen gefunden habe. Dann aber erörterte er genauer den Werth der Schrift des Franzosen Aymard vom Jahr 1844, welcher im Mont Denis, in der Nähe von Le Puy in Velay, zwei menschliche Skelette in vulcanischer Breccia eingeschlossen gefunden hatte, welche letztere sicherlich älter war als der letzte Ausbruch jenes erloschenen Vulcans. Lyell hat neuerdings den Fundort besucht, und erklärt jetzt daß jene menschlichen Ueberreste „seiner Ansicht nach nicht die Ueberzeugung begründen daß Menschen die letzten vulcanischen Ausbrüche im centralen Frankreich erlebt haben müssen." Die gefundenen Schädel unterscheiden sich durch nichts von dem modernen Typus der sogenannten Kaukasier, die Knochen selbst aber sind viel frischer erhalten als die des **Elephas meridionalis**, welche man in jeder Breccia des Mont Denis findet, selbst in solcher die von dem letzten Ausbruch herrührt.

Während hier der große Gelehrte verneint, erklärt er sich bereit alles zu bekräftigen was Hr. Prestwich aus dem Auffinden steinerner Geräthe untermischt mit Elephantenknochen in unversehrten Kieselbetten des nördlichen Frankreichs bei Abbeville und Amiens geschlossen hatte.[1] Der eigentliche Finder ist Hr. Boucher de Perthes, der seine Entdeckungen schon 1849 bekannt machte ohne großen Glauben zu erregen. Sir Charles begab sich an Ort und Stelle, und zur Zeit seiner Anwesenheit wurden zwei Kieselwerkzeuge, eines auf 10, das andere auf 17 Fuß Tiefe ausgegraben. „Der geschichtete Kies, in welchem diese roh angefertigten Werkzeuge eingeschlossen sind, ruht unmittelbar auf Kreide und gehört der postpliocenen Periode (d. h. der obersten oder jüngsten Schicht der Tertiärformationen) an, da alle Land- und Süßwasser-Schalthiere welche in Begleitung der Alterthümer eingeschlossen liegen zu noch lebenden Arten zählen." Die große Anzahl der fossilen Werkzeuge, Beile, Speerspitzen, Aexte u. s. w. sey geradezu wunderbar, denn im Laufe von 10 Jahren seyen im Thale der Somme auf einer Strecke von 15 engl. Meilen mehr als tausend Stücke gefunden worden, und es müsse ein wilder Menschenstamm, dem der Gebrauch des Eisens fremd war, sich also sehr lange in jener Gegend aufgehalten haben. „Obgleich die zwischenliegenden Muscheln, fuhr der Gelehrte fort, den noch erhaltenen Arten angehören, so glaube ich doch daß das Alter der Kieselwerkzeuge von Amiens und Abbeville sehr groß ist im Vergleich zu den Zeiten der Geschichte und der Traditionen. Ich betrachte die Kiesbetten als Erzeugnisse des Flusses, aber nirgends vermochte ich an ihrem Bau die Spuren einer Wirkung von Erderschütterungen zu entdecken, nichts überhaupt was nicht den Flußüberschwemmungen, wie wir sie seit einem halben Jahrhundert in Schottland beobachten, zugeschrieben werden könnte. Es muß eine lange Zeit verstrichen seyn ehe die Kreide, auf deren Kosten sich der Kies bildete, so stark verwitterte um alles Material zu den Kiesbetten zu liefern die an manchen Stellen sich 100 Fuß über das heutige Bett der Somme erheben, sowie zum Niederschlagen der feinen Sedimente welche ganze Schalthiere, sowohl terrestrische wie aquatische einschließen. Gleicherweise muß auch eine ungeheure Zeit verstrichen seyn bis die Elephanten, Rhinocerosse und andere Europa jetzt fremde Thiere aus jenen Gegenden zurückwichen."

Wir hören hier also die höchste britische Autorität in geologischen Angelegenheiten, den vorsichtigen und kritischen Lyell, nicht nur für die Aechtheit der fossilen Menschengeräthe in den geschichteten Kiesbetten der Somme sich aussprechen, sondern auch die Folgerungen auf das Alter der Menschheit bestätigen, deren Angehörige jedenfalls in der sogenannten postpliocenen Periode, wo die Dickhäuter noch in Frankreich wandelten, aufgetreten seyn müssen. Dieß ist ein ganz anderes Zeugniß als die Alterthümer, die man etliche 30 Fuß tief unter dem Nilsande bei Heliopolis aufgefunden hat. Im letztern Fall kann man zufällige Ursachen mit ins Spiel bringen, während jene Funde das Menschengeschlecht zurückrücken in Zeiten für welche die geologische Chronologie gilt, d. h. eine Chronologie, die bis jetzt keinen Vergleich mit der astronomischen zuläßt.

Wir wollen bei dieser Gelegenheit erwähnen daß sowohl Lyell wie Owen, letzterer in der Abtheilung für Botanik und Zoologie, mit hohen Worten auf ein nächstens erscheinendes Werk von Charles Darwin hinwiesen, der nach zwanzigjährigen botanischen, zoologischen und

[1] S. das nähere Ausland 1859. S. 673.

geologischen Beobachtungen endlich ermittelt haben will daß die Fähigkeit der Natur, welche unter unsern Augen bei Pflanzen und Thieren zur Ausbildung von Racen und dauernden Spielarten führe, genau dieselbe sey welche in einer langen Reihe von Zeitaltern zuletzt die Unterschiede der Arten begründe. Es ist dieß bekanntlich eine der schwierigsten und dunkelsten Streitfragen. In der letzten Zeit war die andere Ansicht, daß die Arten sich nicht verwischen und verwandeln, sondern jeder Typus einen besondern Schöpfungsact voraussetze, daß nicht, wie Karl Vogt sich einmal spöttisch ausdrückt, die Gans durch fortgesetztes Ausrecken ihres Halses zum Schwan geworden sey, unbedingt die siegreiche. Man kann sich denken daß jedenfalls Darwins Buch das höchste Aufsehen machen wird, obgleich niemand, selbst die blinden Anhänger der Umwandlungstheorie nicht sich auf zwingende Beweise Hoffnung machen darf. Vielleicht kommt aber wieder etwas neues ans Licht, welches uns besser für die Einheit oder für die Pluralität des Menschengeschlechts entscheiden läßt, ein Problem welches gelöst wäre, so wie überhaupt das Entstehen der Arten durch Metamorphose sich nachweisen läßt. Es versteht sich dabei von selbst daß man wohl unterscheidet zwischen der möglich gedachten Einheit des Menschengeschlechts und der Abstammung von einem Elternpaar, welches letztere natürlich nie ein Gegenstand für naturwissenschaftliche Untersuchungen werden kann.

Zu den wichtigsten geologischen Entdeckungen des letzten Jahres rechnet Sir Charles Lyell daß Dr. Dawson aus Montreal auf Neu-Schottland die Entdeckung eines Land-Schalenthieres in der Kohlenformation bestätigt habe. „Wenn wir bedenken, ruft er aus, daß die ungeheure Reihenfolge von Formationen zwischen den tertiären und den kohlenführenden Schichten alle der luftathmenden Mollusken, oder wenigstens der terrestrischen unter ihnen, beraubt sind, so liegt in einer solchen Entdeckung ein Augenbeweis für die außerordentliche Lückenhaftigkeit unserer geologischen Geschichtsquellen. Mir hat es immer geschienen daß die Anhänger der Theorie von einer fortschreitenden höhern Entwicklung in der Schöpfung die Unvollkommenheit unserer Nachrichten übersehen, und daß ein Theil der allgemeinen Schlüsse in Bezug auf das Auftreten gewisser Thierclassen, insbesondere der luftathmenden, völlig umgestaltet oder aufgegeben werden müsse."

Miscellen.

Der Oelbaum. Wie bekannt, war der Oelbaum bei den alten Griechen der Athene heilig, und er galt sogar als ein gesegnetes Geschenk der Göttin, womit sie die Landschaft Attika beglückte. Wie in alten Zeiten Oelzweige als Symbol des Friedens und zur Belohnung des Verdienstes benutzt wurden, so gelten heutzutage die Oelbäume wegen ihrer Früchte und des aus denselben gewonnenen Oeles, das vielfach die Stelle der Butter vertritt, in den Ländern wo sie besonders gedeihen und mit Erfolg cultivirt werden, als ein Geschenk des Himmels, das für den Einzelnen wie für den Staat in gesegneten Jahren die Quelle reicher Einnahmen wird. Im Königreich Griechenland z. B. betrug im Jahr 1857 die Zahl der Oelbäume 7,400,000, von denen die öffentliche Abgabe die Höhe von 1,009,000 Drachmen (eine Drachme ist gegen 8 Neugroschen), wogegen im Jahr 1834 die Zahl der Oelbäume höchstens 2,300,000 betragen hatte. Wer nun aber den Oelbaum etwa nur in der Lombardei, z. B. in der Nähe von Verona, gesehen hat, und darnach oder sonst nach den gewöhnlichen Beschreibungen über die äußere Beschaffenheit und das Aussehen desselben eine Vorstellung von dem Oelbaum sich glaubt machen zu dürfen, und namentlich die Vergleichung mit der Gestalt und mit dem Blättergrau unserer gewöhnlichen Weidenbäume, die man sehr häufig hört und liest, für richtig hält, der befindet sich in einem großen Irrthum. Besonders macht er sich darnach von den Oelwäldern in den südlichen Ländern eine ganz falsche Vorstellung. Wir lasen kürzlich in einer neuesten Schrift über Corfu dießfallsige Mittheilungen, die vollkommen geeignet sind jenen Irrthum zu berichtigen. Der Verfasser, ein Reisender aus der Schweiz, sprach sich darüber in folgender Weise aus: „Wer nicht in Corfu oder ähnlichen Gegenden gewesen, macht sich kaum eine richtige Vorstellung von einem ächten Olivenwald. Der Baum, der an der französischen und italienischen Mittelmeersküste einer grauen, charakterlosen Weide gleicht, wächst hier mit einer unsern Laubbäumen ähnlichen Kraft und Fülle. Gewaltige Stämme von 3 bis 4 Fuß Durchmesser steigen in den sonderbarsten, geneigten, gewundenen, vielfach zerspaltenen und durchbrochenen Gestalten hoch empor, und zertheilen sich auf die mannichfaltigste Weise in weite ausgreifende Aeste, deren malerische Biegungen man bei der Feinheit des Laubes bis in die äußersten vieltheiligen Enden verfolgt. Einen solchen Schwung, eine solche Bewegung und Mannichfaltigkeit des Wuchses hat keiner von unsern Bäumen, und daher bietet unsere nördliche Natur nichts dar was sich mit diesen Oelbäumen vergleichen ließe."

•

Der Cunene-Fluß erreicht von Andersson. Nachrichten aus der Capstadt vom 18 Juni zufolge hatte der schwedische Reisende Andersson auf seiner neuesten Reise es endlich vermocht den Cunene-Fluß zu erreichen. Seine letzten Briefe waren von den Ufern dieses Flusses datirt; er theilt in denselben seinen Entschluß mit nicht eher in die civilisirte Welt zurückzukehren als bis er die Ufer jenes Flusses und das Land zu beiden Seiten desselben erforscht habe. Er war von seinem alten Freunde, dem König Nangoro, gut aufgenommen worden, welcher 35 Stück Zähne von männlichen Elephanten, die er geschossen, nach der Wallfisch-Bay hinabgesandt, und dafür mit dem zurückkehrenden Transport einen guten Vorrath Provisionen empfangen hatte. Der Reisende hatte sich stets einer ungestörten Gesundheit erfreut und befand sich in der besten Stimmung. (Geogr. Mittheilungen.)

•

Die Journalistik im Königreiche Griechenland. Zu Anfange des Jahres 1859 erschienen in diesem Lande, das eine Bevölkerung von 1,067,216 Köpfen hat, im ganzen 41 Zeitungen und periodische Schriften. Davon kommen auf Athen allein 31, die übrigen 10 auf die Provinzen. Die meisten davon sind politischen Inhalts; unter den wissenschaftlichen Zeitschriften befinden sich drei medicinische, eine theologische, eine juristische, auch eine militärische.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 42. Augsburg, 15 October 1859.

Der Werth des Schmutzes und der Abfälle.

(Aus Chambers's Journal.)

Als Lord Palmerston unter der Premierschaft Lord John Russells Ministerstaatssecretär des Innern war, lag ihm die Sorge für die Reform des Gesundheitswesens, so wie für viele andere Gegenstände ob, welche der auswärtigen Diplomatie, mit der sein Name ganz insbesondere verknüpft ist, sehr fern standen. Während er nun sich damit beschäftigte, stellte er einen aphoristischen Satz auf, der sowohl seiner epigrammatischen Zierlichkeit als seiner Wahrheit wegen vortrefflich ist: „Schmutz ist nur ein Gegenstand an unrechtem Platze!" Wenn die Gesellschaft genau dieser Wahrheit gemäß handelte, so würden wir alljährlich Millionen ersparen; wenn wir, statt Schmutz und Abfälle, Kehricht und Abhub rc. als werthlose Dinge zu betrachten, uns zu dem Glauben bringen könnten daß dieß gute Dinge am unrechten Platze sind, würde es mit unserer Gesundheit und unserm Geldbeutel vielfach besser stehen als jetzt. Praktische Chemiker haben dieß schon längst gewußt; die Aerzte prägen es nicht selten ihren Patienten ein; Patente neuer Erfindungen zeigen oft daß man die Sache zu würdigen weiß, und die Welt wird hierin mit jedem Tage weiser. Einige Monate nach dem Schluß der großen Ausstellung von 1851 hielt Dr. Lyon Playfair eine Vorlesung über einige der Ergebnisse dieser wundervollen Entwicklung, und nahm zum Hauptgegenstand seiner Abhandlung die neuerlichen Fortschritte in der industriellen Chemie. Die Erzeugung der Parfüme war nicht das mindest merkwürdige der von ihm angeführten Beispiele. Er zeigte daß schöne Parfüme jetzt aus den alltäglichsten und oft aus den stinkendsten und abstoßendsten Stoffen bereitet werden. Wenn dieß alles wäre, so würde es ein Triumph der Chemie und eine Wohlthat für die Menschheit seyn; allein unglücklicherweise trat die gesunkene Moralität, mit der wir alle nur zu sehr bekannt sind, dazwischen, und half einem System der Täuschung und des Betrugs auf die Beine. Es ist wissenschaftlich aus abgenützten und unansehnlichen Stoffen ein Parfüm zu gewinnen das an Geruch dem aus einer schönen Frucht oder Blume gewonnenen ähnlich ist; aber es ist unredlich es nach dem Namen dieser Frucht oder Blume zu nennen, und sonach einen hohen Preis darauf zu legen. „Ein besonders stinkendes Oel, sagte Dr. Playfair, genannt Fuselöl, bildet sich wenn man Branntwein und Whisky macht; dieses Fuselöl gibt, wenn man es mit Schwefelsäure und essigsaurem Kali destillirt, das „Birnöl." Das „Apfelöl" wird aus demselben Fuselöl durch Destillation mit Schwefelsäure and doppeltbromsaurem Kali bereitet. Das „Ananas-Oel" wird gewonnen aus einem Product der Wirkung faulen Käses auf Zucker, oder dadurch daß man eine Seife mit Butter bereitet, und sie mit Alkohol und Schwefelsäure destillirt; sie wird jetzt in England bei der Bereitung von „Ananas-Ale" vielfach angewendet. „Trauben-Oel" und „Cognac-Oel," die man gebraucht um dem britischen Branntwein den Wohlgeschmack französischen Cognacs zu geben, sind wenig anderes als Fuselöl. Das künstliche „Bittermandel-Oel," das jetzt bei der Parfümirung der Seife und zum Wohlschmeckendmachen von Zuckerbackwerk so häufig in Anwendung kommt, wird durch die Wirkung von Salpetersäure auf die stinkenden Gastheeröle gewonnen. Manche schöne Stirn wird mit „Eau de Millefleurs" befeuchtet, ohne daß man weiß daß sein wesentlicher Bestandtheil von der Trockenlegung von Kuhställen herrührt."

Wir wollen indeß nicht länger bei der Schurkerei verweilen die mit allen solchen falschen in dieses oder jenes Gewand gehüllten Benennungen verknüpft ist, sondern lieber einen Blick auf einige unter den fast unzähligen Beispielen ehrlicher Nützlichmachung von Stoffen werfen die man früher unnütze nannte, oder meist als solche betrachtete welche kaum einigen reellen Werth besäßen. Dr. Lyon Playfair hob einige dieser Beispiele hervor: „Die Abschnitzel des wandernden Kesselflickers werden mit den Pferdehufabfällen von der Schmiede, oder den weggeworfenen wollenen Gewändern der Bewohner der Schwesterinsel gemischt, und zieren bald hernach in der Form von glänzendst blauen Farben das Kleid der Hofdamen. Der Hauptbestandtheil der Tinte mit welcher ich schreibe war möglicherweise einmal ein Theil eines zerbrochenen Reifs eines alten Bierfasses. Die Knochen der todten Thiere liefern den Hauptbestandtheil der Zündhölzchen. Die Hefen von Portwein — sorgfältig weggeworfen von dem Portweintrinker beim Ablassen seines Lieblingsgetränks — werden Morgens, in der Form von Seidlitz-Pulvern, von ihm eingenommen um die Wirkung seiner Schlemmerei vom Tage zuvor zu beseitigen. Der Abfall der Straßen und der Waschungen von Steinkohlengas erscheint sorgfältig aufbewahrt wieder in den Riechfläschchen der Dame, oder wird von ihr gebraucht um „blancmanger" für ihre Freundinnen schmackhaft zu machen." Erst kürzlich ist dieser höchst interessante Gegenstand weit umfassender von P. L. Simmonds, einem erfahrenen Gewährsmann in allem was die Mate-

rialien für Manufacturen betrifft, behandelt worden. In einem im Kunstverein vorgelesenen Aufsatze gab er eine wundervolle Mannichfaltigkeit von Beispielen über die Benützung anscheinend unwichtiger Stoffe. Eine bloße Aufzählung derselben würde unsere Gränzen überschreiten; allein man wird sehen daß — selbst wenn wir alles auslassen was sich auf das Ersinnen neuer Nahrungsformen für menschliche Wesen bezieht, alles was die Entdeckung neuer Faserstoffe für die Papierverfertigung, sowie alle die Plane betrifft um den Inhalt der Stadt-Cloaken als Agriculturdünger verwendbar zu machen — die Mannichfaltigkeit noch eine sehr bemerkenswerthe ist.

Wenn wir mit thierischen Stoffen und mit solchen Theilen derselben beginnen welche zur Haut, zum Haar und zur Wolle gehören, so finden wir daß die Haut des Hundsfisches gebraucht wird um eine dem Sandpapier ähnliche abschabende Substanz zu bereiten. Die Aalshaut wird von den Amerikanern zu Tauen und Peitschenriemen verarbeitet. Meersohlen-Haut (von einer Art Plattfisch) wird, nach Art der Hausenblase, zur Läuterung des Kaffees und anderer Flüssigkeiten gebraucht. Meerschwein- und Wallroßhäute werden zu Schuhleder gegerbt. Die Alligator-Haut wird von den Texanern zu Leder gegerbt das große Aehnlichkeit mit schönem Kalbleder hat. Schlangenhaut wird zugerichtet um Chagrin nachzuahmen. Alte Stiefel und Schuhe werden in Monmouth Street und in Petticoat Lane „ausgebessert," die Brüche mit „Clobber" geheilt, den man aus geriebenen Kohlen und Teig macht, so daß dieselben dann noch eine Zeitlang nützliche Dienste leisten können. In Yorkshire gibt es „Abfallkrämer," welche alle Fetzen von den Wollenfactoreien aufkaufen, und sie an „Shoddy"-Fabrikbesitzer in Leeds, Dewsbury und Batley verkaufen. Diese Fabrikbesitzer verarbeiten die Paselwelle in „Shoddy" oder „Mungo," mischen sie mit ein wenig neuer Wolle, und spinnen und weben daraus Broadcloth (eine Art feines Tuch), Doeskins, Matrosenzeuge, Drogette, grobe Teppiche, Boi und Tischtücher. Wollene Lumpen, so schmutzig sie seyn mögen, werden aufgekauft, zu Fetzen zerrissen, gereinigt, in ein geringhaltigeres Shoddy verwandelt und zu den wohlfeilsten Arten von Matrosentüchern, Beaverteens, Petershams, Mohairs, Talmas, Raglans, Paletots und andern stolznamigen Wollenfabricaten verarbeitet. Wie man sagt, reproducirt Leeds allein alljährlich aus Lumpen so viel Wolle als die Vließe von 400,000 Schafen liefern würden. Diese Lumpen können die Ueberbleibsel von abgetragenen Kleidungsstücken, Schneidersabschnitzeln, alten wollenen Strümpfen, Teppichen ꝛc. seyn; auch werden, zur Aushülfe für die inländischen Vorräthe, große Massen von auswärts eingeführt. Ein geringer Theil wird für Zwecke der Tapezierer verarbeitet, und ein anderer, zumeist Teppich-Abfälle, dient zur Ausstopfung von Matratzen, und auch als ein Ingrediens bei der Bereitung von Preußisch-Blau. Alle die zarten Materialien für Damenkleider, bekannt unter den Namen Balzarines, Orleans, Koburgs, Alpacas ꝛc., werden jetzt durch Mischungen von Wolle und Baumwolle nachgeahmt, obgleich sie ursprünglich wirklich wollen oder baumwollen gewesen seyn mögen. Diese Mischungen erleiden, wenn sie durch langes Tragen zu Lumpen geworden sind, eine Metempsychose; man verwendet Chemikalien um die Baumwolle zu zerstören, und der Ueberrest wird dann mit ein wenig neuer Wolle zu Tuch verarbeitet. Es ist daher nicht ganz unwahrscheinlich daß einiges von der Wolle in dem heurigen Balzarinekleid einer Dame einen Theil von ihres Mannes vorjährigem Oberrock bildete. Kuhhaare werden verwendet zur Herstellung von Mörtel, zur Verfertigung von Filz, Tauen, Teppichen und als verschiedene Ersatzmittel für Roßhaar. Und wenn der Scharfsinn des Menschen keine weiteren Manufacturgegenstände finden kann für die sie sich benützen ließen, so ist stets noch der Landmann bereit sie als Dünger zu kaufen; $2\frac{1}{2}$ Pfund Lumpen sollen ebenso viel befruchtende Kraft enthalten wie 100 Pfund Bauerhofdünger.

Wenn wir uns nun zu dem Skelett und den innern Theilen des Thiers wenden, so werden wir sehen daß der von geringfügigen Dingen herrührende Werth nicht mindere Beachtung verdient. Von den Knochen werden die besten Theile zu Messerheften ꝛc., zu Dreherarbeiten und zu einer Menge anderer Producte verarbeitet. Einige Theile werden auch zur Verfertigung von Beinschwarz oder thierischer Kohle gebraucht; andere werden gesotten um Klebestoff für Färber und Tuchmacher daraus zu gewinnen, und alles übrige wird zu Dünger für die Landleute vermahlen. Wie man sagt, wird in England die fast unglaubliche Summe von 800,000 Pfd. St. (9,600,000 fl.) alljährlich für Knochen bezahlt. Hörner und Hufe gebraucht man zu so vielen Zwecken, daß es kaum möglich seyn würde dieselben aufzuzählen; viele werthvolle chemische Stoffe gewinnt man aus diesen Quellen. Wallfischbein-Abschnitzel und Abschabsel dienen zur Ausstopfung von Kissen ꝛc., zu Ofengitter-Zierathen und zur Bereitung von Preußisch-Blau. Hundsfett wird zur Verfertigung von bockledernen Handschuhen in Paris gebraucht, und eignet sich auch zur Gewinnung eines Oels als ein wohlfeiles, vielleicht betrügerisches, Surrogat für Stockfischleber-Oel. Wollscheerersabfälle, in welchen Talg oder Fett irgendeiner Art stets ein Ingrediens bildet, liefern nun das Material für Stearinkerzen. Das Blut geschlachteter Thiere wird zur Zuckerraffinirung, zur Herstellung thierischer Kohle, zur Erzeugung der einstmals berühmten Türkischroth-Farbe und auf viele andere Weisen gebraucht. Die Ochsengalle dient als Reinigungsmittel für Wolle oder Tuch, als Arzneimittel, bei den Malern zur Reinigung der bei Miniaturen gebrauchten Elfenbeintäfelchen, zur Fixirung von Kreide- und Bleistiftzeichnungen, und zur Mischung mit gewissen Farben. Fischschuppen werden zu Armbändern und Ornamenten, und Fischaugen für unentwickelte Knospen bei Kunstblumenverfertigung gebraucht. Metzgers- und Abdeckersabfälle werden in solcher Art abgekocht, daß sie sich als Nahrung für Katzen und Hunde eignen. Blasen und Gedärme werden für Würste und derlei Nahrungsartikel, zu wasserdichten Deckeln für Krüge und Apothekergefäße, zu Saiten für Violinen und Guitarren und zu der den (etwas zweideutigen) Namen „Goldschlägershaut" führenden schönen Membran verwendet. Die Franzosen kaufen unsere alten beschriebenen Pergamente, und bringen sie in der Form von bockledernen Handschuhen zu uns zurück. Alle Abfälle von Haut und Pergament jeder Art sind „Korn für die Mühle" des Leimsieders. Kalbsfüße werden abgesotten um Rindsfuß-Oel für die Lederbereitung zu gewinnen; die Schafsfüße zur Gewinnung von Schafsfuß-Oel, das unsern Haarölmachern nicht unbekannt ist. Fischgedärm ist, sey's an unsern Fischstationen oder auf Märkten wie Billingsgate, stets als Dünger verkaufbar. Im letzten Herbst lieferte eine einzige Häringsbank auf der Höhe von Lowestoft eine solche über allen Bedarf der Häringsesser gehende Menge dieser Fische, daß die Fischer dieselben um 4 Sh. 6 Pence per Tonne an die Bauern verkauften. Manches schöne Hopfenfeld in Kent ist durch einen Dünger von Sprotten und alten wollenen Lumpen fruchtbar gemacht worden. Der Versuchung noch ein weiteres Beispiel der Benützung thierischer Stoffe zu erwähnen, können wir nicht widerstehen. Es gibt gewisse kleine braune häusliche Plagegeister, deren Namen man vor zarten Hausfrauen nicht einmal aussprechen darf, und welche die verhüllende Bezeichnung „B flats" erhal-

ten haben. Nun, Australien hat das Mißgeschick sehr fruchtbar an diesen „B flats“ zu seyn, und ein unternehmender Colonist hat das Mittel ersonnen aus denselben eine nützliche braune Farbe zu gewinnen. Da wir wissen welche Art rother Farbe von dem Cochenill-Insect zu erlangen ist, so schenken wir diese Angabe in Betreff eines andern kleinen Wesens unbedingten Glauben. Der Colonist wird ein wahrer „Segen für Mütter“ und für den Haushalt überhaupt seyn, wenn es ihm gelingt dieses eigenthümliche Material nutzbar zu machen.

Es würde kaum möglich seyn, selbst wenn es sich der Mühe lohnte, zu bestimmen ob das Pflanzen- oder das Thierreich eine größere Masse nützlicher Abfälle liefere; es genüge die Bemerkung daß die pflanzlichen Beiträge an Mannichfaltigkeit fast endlos sind. Wir wollen mit den Fasern, dem wichtigen Material für Gewebe, beginnen. Wenn die Baumwollspinner sich mit der Verarbeitung der Hunderte von Millionen Pfund Baumwolle beschäftigen welche unsere Liverpooler und Glasgower Kaufleute alljährlich kaufen, so gibt es fünf Arten von Abfällen die in der Fabrik zerstreut herumliegen — strippings, flyings, droppings, blowings und sweepings;[1] alle werden sorgfältig gesammelt, nicht bloß um der Gesundheit und Reinlichkeit in den Arbeitsräumen willen, sondern weil sie einen Geldwerth haben. Die „Baumwollabfallkrämer“ werden für die Strippings und Flyings ungefähr die Hälfte oder zwei Drittel des Werths der neuen Baumwolle, und für die andern drei Arten einen Preis von etwa einem Achtel oder Zehntel des ursprünglichen Preises zahlen. Man nimmt an daß nicht viel unter 50,000 Tonnen solcher Abfälle alljährlich in Großbritannien erzeugt werden; sie werden zu groben Hemdzeugen und Bettdecken verarbeitet, oder an die Druckpapierfabricanten verkauft, um mit leinenen Lumpen gemischt zu werden. In den Vereinigten Staaten verarbeitet man die Baumwollabfälle zu Papier-mâché für Theeplatten und andere Artikel. Leinene Lumpen werden, außer ihrem hervorragenden Gebrauch in der Papiermacherei, in großem Umfang auch zu Charpie für Wundärzte während der Kriegszeit verwendet. Coir, die fibröse Hülle der Cocosnuß, gebraucht man als Material für Matten, Säcke, Tauwerk und andere Artikel, besonders wo es einer Widerstandskraft gegen die Angriffe von Insecten bedarf. Moos, aus den Wäldern der Mississippi-Gegenden, ist in ausgedehntem Gebrauch bei Verfertigung von Säcken oder Ballen in welchen die Baumwolle verschifft wird; und wenn es diesen Dienst geleistet hat, bietet die Papierfabrication eine weitere Hülfsquelle. Seegras wird in Frankreich für viele und sehr verschiedene Zwecke verwendet: man macht Papier daraus; man benutzt es als Verkleidungsmaterial für Decken und Mauern, wegen seiner unverbrennlichen Eigenschaften und seiner Widerstandskraft gegen Würmer; auch wird es von Manufacturchemikern als ein Stoff benützt aus dem man Jod und Essigsäure gewinnen kann.

Die minderen Benutzungen der vielen anderen Bestandtheile der Pflanzenwelt sind außerordentlich verschieden. Reps-, Lein- und Baumwollsamen zeigen, nachdem das Oel aus denselben ausgepreßt ist, die Form hülsiger Kuchen, die, sowohl an sich selbst, als in dem noch in ihnen enthaltenen Oeltheil, als Viehfutter sehr werthvoll sind, für das sie äußerst fettmachende Eigenschaften besitzen. Ein auffallendes Beispiel der schändlichen Fälschungssucht unserer Zeit bietet der Umstand daß es viele Factoreien gibt in denen Hülsen und Abfall von Reis zu einer Substanz verarbeitet werden die man „Shude“ nennt, und die man nach Tausenden von Tonnen verkauft, um den Oelkuchen zu verfälschen, dem jene Substanz sehr ähnlich zu werden geeignet ist, der indeß die öligen Eigenthümlichkeiten des letzteren fehlen. Trauben-Hülsen werden, wenn man sie verkohlt, zu der Bereitung der intensiv schwarzen Farbe verwendet mit welcher man die Banknoten druckt. Die Rosinenstengel und Häute die sich in den Händen britischer Weinmacher anhäufen, bilden den allerbesten Filtrirapparat für den Gebrauch der Weinessigfabricanten, und daher entspringt ein gewisser Vortheil daraus wenn man diese beiden Processe in einem Etablissement durchführt, wie es die berühmte Firma Beaufoy in Vauxhall thut. Reishülsen und das zarte Häutchen welches das Korn einschließt, werden vielfach gebraucht als Stallstreu, sowie als Ersatz für Sägmehl und als Futter für den Viehstand und das Geflügel. Die Kleie oder der Abfall vom Mahlen und Beuteln des Korns ist eben so nützlich als Futter für Vieh wie als Material beim Gerben, als Reinigungsmittel beim Calico-Druck und Zinnblechverfertigen, so wie zur Ausstopfung von Kissen und Puppen. Der Träber von Bierbrauern und Branntweinbrennern findet große Nachfrage als fettmachendes Futter für den Viehstand. Die Rinden von Brodlaiben und anderm überbackenen Brod werden als Ueberzug für Schinken, und in manchen Bezirken von armen Leuten als Surrogat für Kaffee gebraucht. In Paris zerstößt man sie, wenn sie verkohlt sind, siebt sie und verkauft sie als Zahnpulver. Die Runkelrübenfiber wird, nachdem der Saft der Wurzel zur Zuckerbereitung ausgepreßt worden ist, von den festländischen Bauern gern als ein Befruchtungsmittel gekauft, während die Hautabfälle vom Sieden des Zuckers das Viehfutter vermehren. Diese selbe Fiberart wird mit andern Substanzen gut als Material für Papier und Papier-mâché-Theeplatten u. dgl. verarbeitet. Der „Trasch,“ oder die Fiber des Zuckerrohrs, wird nach Auspressung des Saftes von den westindischen Pflanzern als Brennstoff benützt, obgleich die Chemiker behaupten daß er immer noch ziemlich viel schätzbaren Zucker enthalte, der gewinnbringender verwendet werden könnte. Die Molassen welche als Residuum bei der Runkelrübenzuckerbereitung zurückbleiben, können destillirt werden um einen Spiritus zu gewinnen, und liefern dann noch einen nützlichen Betrag Potasche. Die Lohgruben-Abfälle, eine Mischung vieler vegetabilischen und einiger thierischen Substanzen, werden in Treibhäusern und Schwitzbädern, so wie zur Bereitung einer besondern Art Kohle verwendet. Der Mais wird in Amerika, außerdem daß er einen wichtigen Nahrungsartikel für den Menschen bildet, auf sehr mannichfaltige Weise benützt: das Korn eignet sich zur Spiritus- und Oelbereitung; der Stengel liefert Zucker und Molassen; das Blattwerk ist ein annehmbares Viehfutter, und die Hülse wird verwendet zur Verpackung von Orangen und Cigarren, zur Ausstopfung von Matratzen, zur Papierbereitung und als ein wohlfeiles Surrogat für Roßhaar. Die Korkabschnitzel werden als Piston-Packung für Dampfmaschinen, als Füllung für Betten und Pfühle, als Schwimmmaterial für Rettungsboote und Gewänder, und in einer Mischung mit Asphalt als Straßenmaterial für Hängebrücken gebraucht; die elegante Hängebrücke in Battersea-Park liefert ein Beispiel letztgenannter Art. Verfaulte Kartoffeln, schadhaftes Korn und Reisabfälle sind Stoffe welche eine vortreffliche Stärke liefern. Roßcastanien, die man, ausgenommen als gelegentliches Futter für Schafe, für werthlos zu halten pflegte, werden jetzt zerrieben, mit ein wenig kohlensaurem Natron zur Neutralisirung des Bitterstoffs gemischt, weiß gewaschen, und zur Bereitung von Mehl, Stärke, Vermicelli und Maca-

[1] Diese Namen ließen sich vielleicht deutsch geben mit: Streiffel, Fliegsel, Fallsel, Blasicht und Kehricht.

roni verwendet. Der aus den spitzigen Blättern und Stengeln der Theepflanze bereitete Ziegelthee ist ein wohlfeiles und versendbares Surrogat für regelmäßigen Thee; allein der Lügen-Thee, gemacht aus dem Pakel der Theepflanzungen und dem Kehricht der Hong-Magazine in Canton, wird nur zu oft verfälscht verkauft. Eicheln werden geröstet, und in Frankreich gemahlen als Kaffee verkauft. Die Malzkeime, der Abfall der Darre, bilden eine der zahlreichsten Kaffeefälschungen, während sie, redlich verwendet, einen schätzbaren Dünger geben. Erbsenhülsen werden wannenvoll vom Covent-Garten-Markt nach den Milchereien in der Nähe der Hauptstadt gebracht, als Futter für Milchkühe; in Frankreich gebraucht man sie zur Spiritusbereitung und bei der Papierverfertigung. Sägmehl und Hobelspäne werden aufs vielfachste nützlich verwendet: aus Mahagoniholz gebraucht man sie beim Räuchern der Fische; aus Buchsholz beim Reinigen von Juwelen; aus Cedernholz bei der Verfertigung von „Cedernholz-Otto;“ aus Sandelholz beim Füllen von Riechsäcken; aus Tannenholz beim Packen von Flaschen und Eis, beim Ausstopfen von Puppen, beim Reinigen der Metalle und beim Besprengen der Fußböden. Tabakaschen, die man durch Brennen beschädigten Tabaks in der Zollhausdarre oder „Königin-Tabakspfeife“ in den London-Docks erhält, werden an Zahnpulvermacher verkauft. In Savoyen preßt man aus den Wallnüssen das sogenannte Wallnußöl, und der als Rückstand verbleibende Oelkuchen wird von Kindern und armen Leuten gegessen. Das Palmöl, welches man in einer Quantität von 50,000 Tonnen jährlich von der Westküste Afrika's für die Seifen- und Kerzen-Fabrication verschifft, wird aus einem Häutchen bereitet welches die Nuß oder den Kern umgibt: früher pflegte man diesen als ein nutzloses Ueberbleibsel wegzuwerfen, jetzt aber wird eine zweite Art Oel daraus gemacht. Man hat berechnet daß 10,000,000 Bushels Nüsse vorhanden seyn müssen um die 50,000 Tonnen Palmöl zu gewinnen; daß die Kerne von dieser ungeheuren Menge das zartere — einigermaßen dem Cocosnußöl ähnliche — Oel zum Werthe von 3,000,000 Pfd. St. jährlich liefern, und daß noch 112,000 Tonnen Oelkuchen zum Werth von 500,000 Pfd. St. als Viehfutter übrig bleiben.

Wenden wir uns endlich zum Mineralreich, das seine eigene besondere Liste von „Wust“ oder Schund bietet, der jetzt zu nützlichen Zwecken verwendet wird. Die beim Sieben in unsern Steinkohlengruben entstehenden Abfälle, die einstmals werthlos bleiben durften, sind jetzt eine marktbare Waare geworden, entweder durch sich selbst schon, oder indem man sie mit andern Substanzen mischt um ein künstliches Brennmaterial zu bilden. In den Gaswerken gibt es, nachdem aus den Steinkohlen Gas und Kohks bereitet worden, viele Rückstandssubstanzen welche in früheren Zeiten als lästiger Schutt betrachtet wurden; jetzt aber sind sie nahezu alle nutzbar geworden. Aus der in einigen Röhren zurückgebliebenen Flüssigkeit wird schwefelsaures Ammoniak für Dünger, Salmiak fürs Löthen und für den Calicodruck, Ammoniak für Färber und als einer der Bestandtheile in Orseille und Violett bereitet. Eine Art als Dünger benützbares Oel wird aus der Schale der Steinkohle gewonnen. Steinkohlentheer (wovon sich 300,000 Tonnen unter dem jährlichen Rückstand unserer Gaswerke befinden) wird bei der Bereitung der Druckerschwärze, der Lampenschwärze, der asphaltischen Composition für Wegpflasterungen, Desinfectionen, künstlichem Brennstoff und zur Gewinnung eines herrlichen Strohgelbs für Seide gebraucht. Es gab eine Zeit in welcher man Naphtha, die man jetzt zu künstlicher Beleuchtung benützt, Benzol, jetzt zum Glätten gebraucht, und Paraffin, nun zu einer Menge verschiedener Zwecke verwendet, insgesammt als Wust wegwarf. Aschen und kleine ausgeglühte Kohlen bilden ein wohlbekanntes Ingrediens bei Backsteinen, und Ruß ist als Dünger per Bushel 6 Pence werth, selbst wenn die Chemiker, der Kohle wegen die er enthält, keinen Gebrauch davon machen. Von Argol, dem Bodensatz von Weinfässern, werden jährlich tausend Tonnen eingeführt; wenn man ihn in Weinsteinrahm purificirt, so wird er als Arznei und ebenso als Beize von den Färbern gebraucht. Tausend Tonnen zerbrochene Flaschen werden, anstatt weggeworfen zu werden, in London allein dem Glasofen zugewiesen, um eine neue nützliche Laufbahn beginnen zu können. Hufeisennägel, von den Gassenkehrern auf den Straßen aufgelesen, und die Stahlschnitzel aus Nadelfabriken werden von den Birminghamern Büchsenmachern gern gekauft, als das beste aller Materialien für Gewehr- und Büchsenläufe. Stahlfederwust wird von den Sheffielder Stahlmachern zu 10 Pfund per Tonne rückgekauft. Birminghamer Messingfeilspäne haben den halben Werth von neuem Messing, und Stahlfeilspäne sind von Chemikern und Apothekern geschätzt. Juweliers- und Goldschlägers-Kehricht wird sehr hoch gewerthet; der Kehricht der Bänke und Fußböden wird stets zum Verkauf aufbewahrt; die Kleider und Schürzen haben eine hinlängliche Menge Goldtheilchen in und um sich um denselben einen marktbaren Werth zu geben; je älter sie sind, um so besser sind sie natürlich. Ein Goldschläger kann gemeiniglich ein neues Wamms für ein altes kaufen, und zuweilen wird ein *sehr* altes von einem Reiniger um einen fast fabelhaften Preis gekauft werden. In allen diesen Fällen wird alles Aeußerliche vollständig verbrannt, und das kostbare Gold bleibt als Residuum zurück. Zinnblechabschnitzel warten in Hunderten von Tonnen auf das Ergebniß der Experimente das Zinn vom Eisen zu scheiden, und so beide wieder dienstbar zu machen; mittlerweile werden die Abschnitzel zu einigen nützlichen Zwecken verwendet. Die Alteisen-Läden, welche von Kothführern, Gassenkehrern, Schmutzdurchstöberern und andern Personen mit ihrem Bedarf versehen werden, liefern ihrerseits wieder den Capitänen amerikanischer Schiffe abgenützte und zerbrochene alte Kochkessel, Sauce-Pfannen, Bratpfannen, Roste, Leuchter, Theebleche, Schaufeln, Siedkessel, verrostetes Dachzeug ꝛc. Dieser Plunder dient als wohlfeile Art Ballast für Schiffe die mit leichten Ladungen abgehen.

Physiographische Bemerkungen über die Landenge von Choco, Neu-Granada.

Von Arthur Schott.

Die Transitlinie über die Landenge von Chocó, welche vor kurzem von einer Regierungscommission unter dem Befehl des Lieutenants N. Michler, vom topogr. Corps der Vereinigten Staaten, vermessen und sonst erforscht wurde, zieht sich zwischen den Längengraden 76 und 77 (Greenwich) in nächster Nähe des siebenten Grades nördl. Breite vom

unteren Atrato, dessen Nebenflüssen Truandó und Nercua entlang über eine niedrige Wasserscheide nach der Südsee.

Die ganze Länge der begangenen Linie, 70 engl. Meilen den Atrato hinauf inbegriffen, beträgt ungefähr 160 Meilen, welche Länge auf eine Luftlinie von etwa 60 Meilen reducirt werden könnte.

Ein großer Theil des Landes ist Ueberschwemmungsgrund des Atrato, welcher gegen Westen von einem tertiären Tafelland begränzt ist. Dieses ruht auf einer Terrasse trappitischen Gesteins, welches gegen Osten als eine ziemlich ausgesprochen geformte Sierra zu Tage steht. Die eigentliche Wasserscheide zwischen beiden Weltmeeren erhebt sich weiter westlich an den Quellen des Truandó und Nercua, und hat ohne Zweifel eine ähnliche plutonische Grundlage, welche aber ihren Mantel von jüngeren (terz-quaternären) Flötzschichten nicht so frei durchbrochen hat wie die vorige.

Der höchste Uebergangspunkt welcher von unserer Vermessungstruppe überschritten wurde, liegt kaum 1000 Fuß über den Salzwassern.

Der Querdurchmesser der pacifischen Seite ist im Vergleich zum atlantischen bei weitem der kürzere und verhält sich etwa wie 11:55. Die Steigung des Südsee-Abhangs mißt ungefähr 124 Fuß per Meile, also etwa 2 Procent. Der Ostabhang fällt in Terrassen ab. Am Fuße der untern Terrasse ziehen sich das Niederland und das schwammige Ueberschwemmungsgebiet des mächtigen Atratobeckens nach dem Golf von Uraba zu.

Die allgemeine Hydrographie des Landes, obgleich in ihrer Gliederung einfach, bietet, von äußeren Einflüssen beherrscht, manches Eigenthümliche. Der morphische Charakter des Chocobeckens mit seiner verhältnißmäßig kurzen, aber gewaltigen Wasserachse, wie sie der südnördliche Lauf des Atrato und seine beiderseitigen fast senkrecht auf ihn gerichteten Zuflüsse bilden, läßt sich, um einen botanischen Kunstausdruck zu gebrauchen, als einfach, oder — rechnet man die secundären und tertiären Nebenflüsse dazu — als „doppelt und dreifach gefiedert" bezeichnen. Die mittlere Achse des Atratolaufs liegt von Süd nach Nord, und bildet gleichsam die Rhachis, welcher die von Ost und West herbeiströmenden Seitenflüsse angereiht sind. Dem Hauptstrom entlang und von diesem durch seinen Uferaufwurf (levées) getrennt ziehen sich zu beiden Seiten die Afterbecken seines Hochwasserüberschusses als coordinirte Lagunenreihen herab. Diese stehen unter sich miteinander und durch die gelegentlich eintretenden Seitenflüsse mit dem Mutterstrom in Verbindung. Einen bedeutenderen dieser potamographischen Abscisse bildet der von Westen herkommende wasserreiche Truando, dessen Rinnsal entlang die Linie für den projectirten Schiffscanal vermessen wurde. Seine Mündungen befinden sich gegenüber der kleinen Niederlassung Sucio, etwa 70 Meilen oberhalb der Atratomündungen.

Die ganze Provinz von Chocó, dicht bewaldet und unter jenem äquatorialen Gürtel beständiger feuchter Luftniederschläge gelegen, ist vorzugsweise ein Wasserland, und was der granadinische Patriot Expräsident Mosquera von der Gesammtprovinz Antioquia überhaupt sagt, gilt vorzugsweise für Chocó. „No tiene hermosos valles como la seccion de Cauca, pero es una continuacion del mismo pais. (Es besitzt nicht die schönen Thäler des Caucabezirks, sondern es ist ununterbrochen immer dasselbe Land.) Die nächsten Ursachen hievon sind ohne Zweifel die geringe Hebung der ganzen Landesmasse und der vorherrschende Einfluß des stets ebnenden Wassers.

Der Druck der Süßwasserströme welche der Atrato herabführt, ist namentlich zur Zeit der Ebbe so gewaltig, daß die Atratomündungen trinkbares Wasser über den ganzen dort neun Meilen breiten Golf von Uraba nach dessen östlichem Ufer senden. Andererseits sind die meerischen Einströmungen in diesen Golf wieder so ununterbrochen, daß dessen Ufer ringsum und fast fortwährend überstaut sind, so daß die Ebbe hier nie ihren tiefsten Punkt erreichen kann. Der größte Unterschied zwischen Ebbe und Fluth beträgt kaum zwei Fuß.

Die meteorologischen Verhältnisse sind den hydro-topographischen des Landes vollkommen entsprechend, wenn wir die Dünste und Regen führenden Südwinde während der Zeit vom April bis December und die auftrocknenden Nordwinde vom Januar bis April als die sich im Gleichgewicht haltenden atmosphärischen Gewalten betrachten. Ihre Wechselwirkung gleicht der welche die im Golf sich begegnenden süßen und meerischen Wasser ausüben.

An dem jahreszeitlichen Wechsel der hier bezeichneten Luftströmungen scheint die pacifische Seite kaum Antheil zu nehmen, ihr ist ein durchaus mehr trockenes Klima eigen, wie es überhaupt mehr oder weniger der ganzen Südseeseite entlang beobachtet wird. Damit erscheinen also die beiden oceanischen Seiten nicht nur hydrographisch, sondern auch meteorologisch getrennt.

Folgende übersichtliche Darstellung, wie die beiden Seiten der Landenge topographisch gegliedert sind, mag zusammen mit den Zahlenwerthen der geographischen von O. nach W. gerichteten Querdurchmessern ihrer Einzeltheile dem Leser einen bestimmteren Umriß des Ganzen gestatten.

Abschnitt VIII.	wasserscheidende Cordillere	8. 75.	Meilen.
Abschnitt VI.	das Tafelland	8. 00.	Meilen.
„ V.	das Niederland	8. 25.	„
„ IV.	die Palissaden	8. 00.	„
„ III.	die Lagunen	5. 75.	„
„ II.	die Atratobänke	8. 50.	„
„ I.	Delta	14. 00.	„
Atlantische Seite		52. 50.	„
Abschnitt VIII.	das Alluvium	0. 50.	Meilen.
„ IX.	Manglegebiet	1. 00.	„
„ X.	Offener Strand. und Bay	1. 00.	„
Südseeseite		2. 50.	„

Die ganze Meilenzahl der Luftlinie von Ocean zu Ocean beträgt also ungefähr etwas mehr als 63 Meilen — eine Ziffer die aber nur als annähernd richtig betrachtet werden darf, so wie es die der einzelnen Sectionen überhaupt sind, da die hiezu genommenen Data nur meinem vorläufigen dienstlichen Rapport entnommen wurden.

Abschnitt I. Das Delta.

Der Landstrich zwischen den Atratomündungen und dem obersten Ausgußarm des Stromes ist hier unter diesem Namen begriffen. Er kann als ein förmliches Wasserland genommen werden, welches wechselsweise unter den täglichen Einflüssen von Ebbe und Fluth steht, und während ersterer kaum mehr als einen Fuß über die Wasserfläche kommt. Herrschende Winde und von oben kommende Hochwasser des Stroms bringen hierin noch besondere Veränderungen hervor.

Die Flora besteht entschieden aus Wasser- und Sumpfgewächsen, die man durchschnittlich alle als Pflanzenamphibien betrachten kann. Zuvorderst in der Reihe stehen Rhizophoren und ein baumartiges Caladium (wahrscheinlich das giftige C. arboreum): diesen folgen zwei stammlose, aber riesenwüchsige Palmen, von denen die eine der Gruppe „Lepidocaryeæ" und die andere den „Cocóineæ" angehört. Letztere ist wahrscheinlich identisch mit Eläis (oder Alfonsia melanococca), welche Humboldt seiner Zeit am Zinu auf der anderen Seite des Golfs von Uraba gesehen, und von ihr als Corozo de Zinu spricht. Diesen Palmen beigesellt ist ferner hier Carolinea, mit dem volksthümlichen Namen „el salero," dann die in solchen feuchten Lagen unvermeidliche Cecropia peltata, welche auch den Namen „palo santo" führt. Ein weiteres Mitglied des Deltabaumwuchses ist ein Hülsenträger aus der Unterordnung Mimoseæ, welcher sich durch das warme Grün seiner schirmförmigen dichten Laubkrone besonders bemerkbar macht. Sowie alle Angehörigen dieser fiederblätterigen Familie gehört auch dieser Baum in die Reihe jener Gewächse, welche das spanisch redende Volk mit dem treffenden Namen vergonzosas, dormideras oder sensitivas belegt, womit die Empfindsamkeit ihrer zarten Blätter gemeint ist. Der Baum hier heißt „el dormilon," der Schläfer. Im Unterwuchs erscheinen hier hauptsächlich ein „Polygonum" (hispidum?) tabaquillo oder tabaco de agua und ein „Panicum" (glaucescens?), das „gramulote" der Eingebornen, eine Pontederia (azurea oder crassipes) Desmanthus lacustris, die mimosa de Mompox der Granadiner. Aus der Classe der Farrenkräuter macht sich eine Gattung bedeutend durch ihre dichten Büsche einfach gefiederter Wedel von sechs Fuß Länge. Diese Pflanze kommt nahe an Acrostichum und hieß bei unseren spanisch-redenden schwarzen Eingebornen sonderbarerweise „mata tigre" (Tigertod). Die Wasserströme zwischen den dichtbewachsenen Lagunenstrecken einsäumend, bringen auch Dickichte von Musengewächsen als Helikonien und Scitamineen einen angenehmen scenischen Wechsel hervor.

Die Strömung der verschiedenen Flußarme, deren wir 13 benannte zählten, ist in einigen noch so bedeutend daß sich noch ziemlich grober und reiner Sand darin absetzt. Die Namen der bedeutenderen Mündungen, die sich in einem Halbkreis von Norden nach Osten und Süden ergießen, sind folgende: Tarena, Candelario, Barbacoas, Coco-Grande, Coquito, Uraba, Urabacito, Pichindi und Pichindicito.

Der Wasserflora des Delta entsprechend ist auch seine Fauna. Obwohl generisch beschränkt, finden sich doch darin wie bei den Pflanzen die höchsten und niedersten Typen. Von Vierhändern herrscht hier ausschließlich der rothe Brüllaffe (Mycetes seniculus? seu ursinus), von Wallthieren der Manati, und von Zahnlosen das Faulthier (Manatus americanus und Bradypus tridactylus); Vögel sind im allgemeinen reichlicher vertreten, was schon in ihrem Flugvermögen bedingt ist. Der Natur des Bodens angemessen herrschen Wat- und Schwimmvögel, dann folgen die Kletterer und ähnliche einzelne Durchgangsformen von Kegelschnablern, namentlich hangnestbauende. So finden wir am Golfrand Lariden und Pelikaniden, darunter den Fregattvogel, den Phaeton, den Settölpel, dann verschiedene Reiher und von Sturniden zwei Species „Cassicus." Ein baumliebender Pelikanide, der sogenannte Schlangenhalsvogel (Plotus), sowie einige Eisvögel als wasserliebende Kletterer, bilden einen Uebergang zu den wirklichen Scansoren, welche hier durch den großen rothen Aras (Aras macao) vertreten sind. Diese Arase verlassen etwa zwischen 8 und 9 Uhr Morgens die höher gelegenen östlichen Ufer des Golfs um ihrer Aetzung im Delta zu folgen, welches sie Abends mit Sonnenuntergang wieder verlassen.

Reptilien und Amphibien wurden hier wenig gesehen, woran zunächst die Bodenlosigkeit dieses Landstrichs Schuld seyn mag.

Mosquitos zeigten sich überall in der Nähe der Gebüsche, können sich aber im freien Luftzug über offenen Strömungen nicht halten.

Die Gestaltung des Delta ist eine einseitige, d. h. seine Strommündungen öffnen sich alle auf dem Westufer des Golfs in mehr oder weniger östlicher Richtung zwischen Nord und Süd. Gegen Westen waren seiner Entwicklung die südöstlich vorgeschobenen Bergabhänge der Cordilleren von Darien im Weg. Gleichzeitig hält der südliche Zweig der antillischen Meeresströmung den Ausfluß der Atratoströmungen zurück, was eine Erweiterung des Delta landeinwärts zur Folge hat.

Abschnitt II. Die Atratobänke.

Die Atratobänke oder des Stromes Uferaufwurf bilden einen vom Delta deutlich unterschiedenen Landstrich, welcher sich an der oberen Deltagränze über die Hochwassermarken des Stromes zu heben beginnt.

Obwohl die Pflanzenwelt in diesem Landstrich noch ziemlich dieselbe ist wie im Delta, so begünstigt doch ein vermehrtes Trockenliegen eine Vervielfältigung von Arten. Der oben angegebene Salzwasserfarren z. B. bleibt aus, macht aber ein paar zierlichen Adiantbeen und einem Gymnogramma Platz; diesen gesellen sich dann weiter aufwärts noch ein paar weitere Farren aus der Unterordnung „Polypodeæ" bei. Ein sonderbares Gewächs aus dieser Pflanzenfamilie, und der Gruppe „Asplenicæ" angehörig, findet sich hier an Baumstämmen sitzend. Es erinnert seiner äußeren Erscheinung nach an die bekannte Hirschzunge (Scolopendrium); diesem luftigen Baumbewohner reihen sich noch eine Menge anderer „insessores" der Pflanzenwelt an, von denen die meisten Aroideen und Pothosgewächse sind. Ein gewöhnlich hier erscheinender Erdbewohner aus derselben Familie ist eine Dieffenbachia, deren durchschnittener Stamm einen durchdringend stechenden Geruch von sich gibt, ähnlich dem der Viverren. Es brauchte einige Zeit bis ich darauf kam daß dieser Geruch wirklich pflanzlichen und nicht thierischen Ursprungs sey. Wenn ich nicht irre, so war es der Botaniker Schott, brasilischen Angedenkens, welcher dieser so verdächtigen weihrauchduftenden Aroidee Dieffenbachs Namen gab. Eine ziemliche Zahl tropischer Hülsenträger hilft ebenfalls die Flora dieses Landesabschnitts zu vermehren, darunter eine Inga und eine Cassia, letztere mit dichter, blätterreicher Krone und prachtvollen safranfarbenen Blüthenthyrsen, eine Tecoma, die einen mächtigen Baum bildet, der gelegentlich weit mehr Blüthen als Blätter trägt. Die Blumen sind 2—3 Zoll lange purpurne Glocken von bekannter Bignonienform. Der Baum selbst heißt bei den Eingebornen „roble blanco." Dann eine Cedrela, el cedro blanco des Volkes, dessen mächtiger Stamm zu Verfertigung jener primitiven aus einem Stück gehöhlten Indianerkähne dient. Der Baum selbst hat das Ansehen eines Nußbaums. In der Reihe der Waldriesen hier macht sich besonders auch der Ceiba bemerklich, dessen gewaltiger kegelförmiger Stamm aus seiner eigenen Krone noch ein ganzes Heer von Pflanzengästen und Schmarotzern beherbergt. Sonst erscheinen noch ein oder zwei Ficusarten, die ebenfalls Bäume von nicht unbedeutender Größe bilden. Vor allen aber durch Größe und häufiges Vorkommen ausgezeichnet, ist der sogenannte Trementino, ein Hülsenträger aus der Unterordnung „Cæsalpiniæ," und wenn ich nicht irre, eine

Hymenæa. Der Name Trementino ist ohne Zweifel das verderbte „Terebentino," was Bezug hat auf des Baumes aromatisches Harz, welches er bei Verwundungen ausschwitzt. Außer diesen Hauptformen des Hochwuchses findet sich hier stellenweise ein dichter Unterwuchs, worin obige Deltapalmen noch immer eine Hauptrolle spielen, wobei sie noch eine dritte, kleinere, von außerordentlich schlankem Wuchs mit bewehrtem Stamm aufnehmen. Dieß ist eine Bactris und führt ebenfalls den Namen Corozo. Humboldt in seinen Beobachtungen am Sinu nennt sie, glaube ich, „Corozo de Caripe." Wo der Stand der Riesenhölzer von den Uferbänken etwas zurücktritt, zeigen sich Dickichte von Musengewächsen, baumartigen Gräsern, Bignoniaceen, Dolichosarten, Passionsblumen, Margraviaceen, Malpighiaceen, Convolvulaceen, Malvaceen und eine große Menge anderer Typen der verschiedensten Pflanzenfamilien. Hier finden sich auch häufig ein oder zwei Species von Mikania, welche unter dem Namen „guaco" unter den Eingebornen als große officinelle Celebrität gilt. Die Pflanze wird namentlich als ein unfehlbares Antidot bei Schlangenbissen anempfohlen.

Die Hebungen und Senkungen der Bodenoberfläche sind immer von einem entsprechenden Wechsel in der Pflanzendecke begleitet. Flach ins Strombett auslaufende Ufer zeigen reine Bestände von Caladium arboreum, Panicum glaucescens, Polygonum hispidum und P. segetum? mit anderen Wasserpflanzen und hin und wieder sporadisch dazwischen erscheinenden Cecropien, während steilere, höher gehobene Bänke entweder einen hohen und schweren Baumbestand mit abwechselnden Lichtungen von Musaceen und Schlinggewächsen zeigen. Pothosgewächse, Lykopodiaceen, Selagineen und kletternde und aufsitzende Farrenkräuter erscheinen überall.

Das auf dem Strom herabschwimmende Treibholz, wo es die dicht beholzten Uferbänke bestreicht, reißt lebendige Gewächse mit sich, denen sich dann auf der Reise eigentliche Wasser- und Schwimmpflanzen anhängen, wie Nymphäen, Pontederien, der Wasserdesmanthus u. a. m. Die so geformten schwimmenden Gärten gewinnen oft ziemliche Ausdehnung, und sind den im Strom vor Anker liegenden Schiffen gefährlich, indem sie mit ihrer Wucht selbst starke Taue zerreißen. Außerdem werden diese vegetabilischen Emigrantenflöße von verschiedenen kleinen Thieren benützt, um darauf ihrer Jagd nachzugehen. Reiher, Spornflügel (Parra Jacana), Eisvögel, Anhingas, Crotophagen und andere Kegelschnäbler wechseln zwischen den Uferbänken und diesen schwimmenden Gärten hin und her, um Wasserinsecten, Würmer und kleine Fische zu fangen, ja selbst kleine Kaimane benützen diese blühenden Locomotiven, um sich das Fischen bequem zu machen.

Die Fauna nimmt im allgemeinen aufwärts dem Strom entlang zu und erreicht einen hohen Entwicklungsgrad. Rückgratthiere höherer und niedrigerer Bildung nehmen zu, und ebenso ist es mit Weich- und Gliederthieren. An Vierhändern zeigen sich fünf verschiedene Formen, Katzen zwei Arten; Dickhäuter, eine Art Pekari (Sajino der Eingebornen), ferner zwei Caviden (Hydrochoerus und Dasyprocta), und von Nagern ein oder zwei Eichhornformen. An Vögeln herrschen außer den Stelzfüßlern und schwimmhäutigen im allgemeinen Kletterer jeder Art vor. Anstatt des großen rothen Aras im Delta erscheint hier sehr häufig Aras glauca; ihm zunächst folgt ein anderer spitzschwänziger Papagai, doch nur halb so groß wie jener, dann noch drei kleinere Psittaciden mit stumpfen Schwänzen. In eben solcher Menge reiht sich die Genossenschaft einer Rhamphastidenspecies (R. Aracari?) an, welche als von vegetabilischen und animalischen Stoffen lebend einen Uebergang zu den insectenfressenden Spechten bilden, von denen hier drei Arten zur Beobachtung kamen. Den Schluß der Kletterer machen die fischlebenden Eisvögel, die hier in vier verschiedenen Formen vertreten sind. Von der Gattung Trogon ward nur eine Species gesehen, doch treten noch einige andere Bartvögel hier auf. Besonders bemerklich machen sich ein Crotophage, ein paar Cassici, von letzteren besonders der durch seine Größe ausgezeichnete Cassicus cristatus, der den unpoetischen Namen rabo hediondo führt. Der unsaubere Name Stinkschwanz, wie sich der spanische Name übersetzt, beweist wieder daß ein Prophet in seinem eigenen Lande nichts gilt. Eine kleinere Art Cassicus, sammetschwarz und rauschgelb befiedert, heißt hierzulande „Urugendola," ein ursprünglich spanischer Name, wie er sich nach dem ächten Wort „Oropendola" gebildet hat, womit der Spanier die Oriole oder ähnliche Vögel, wie Trupials und Icterinen bezeichnet. In schwammigen Niederungen erscheinen hier auch Schwärme kleiner Manakis, ebenfalls sammetschwarz mit goldgelbem Hals und Kopf. Sie leben wahrscheinlich von kleinen Samen, wie wilde Hirse u. dgl.

Die drei Hauptabtheilungen der Reptilien, Echsen, Schlangen und Schildkröten sind den Atrato-Ufern entlang nicht unvertreten geblieben. Am bemerklichsten machen sich die erstern durch Vielfältigkeit ihrer Lebensweise. So haben wir den fischzerstörenden Kaiman (Crocodilus acutus?), den insectenfressenden Basilisk und den pflanzen- und insectenliebenden Iguan. Außer diesen kommt hier noch eine endlose Reihe kleinerer Echsen in Betracht. Die Ophidien sind hier nicht baumlebend, theils um ihrer Sicherheit willen, die zur trockenen Jahreszeit auf dem Boden unten durch das Pekari gefährdet ist, theils weil überhaupt die Fauna höher gebildeter Thiere, auf die diese Reptilien für ihren Unterhalt angewiesen sind, auch nur wieder in dem obern Landesstockwerk zu finden ist. Von Schildkröten kam nur eine Art zur Kenntniß, was aber bei unserer flüchtigen Weise zu reisen kaum maßgebend seyn kann.

Die Insectenwelt der Atrato-Ufer entspricht den höhern Reihen der Fauna, und ist vorherrschend entwickelt. Generisch und numerisch herrschen Arachniden, Formiciden, Neuropteren und holzlebende Koleopteren.

Der untere Theil dieser Landessection ist topographisch wenig ausgezeichnet, da die ganze Bodenoberfläche mehr oder weniger vom Wasser nivellirt ist. Erst gegen deren obere Gränze zu, d. i. 40 bis 50 Meilen oberhalb des Delta, wo die Vorgebirge der Sierra Cacarica, beziehungsweise der Cordilleren von Darien, dem Flußbett näher treten, erhält die Scene Abwechslung und erreicht oft einen hohen Grad von Schönheit.

Der Boden selbst ist durchaus alluvial. Eine oft bis 6 Fuß dicke Lage Pflanzenerde ruht auf einer aus gelbem und grauem Lehm gebildeten Unterkrume, deren Tiefe uns unbekannt geblieben. Der ununterbrochen bewässerte Zustand des Bodens bewirkt stellenweise eine übermäßige Entwicklung des Saugwurzellebens, welches in Wirklichkeit oft so sehr vorwaltet, daß der einen so gewaltigen Baumwuchs tragende Boden weiter nichts mehr ist als ein Saugwurzelfilz, dessen Zwischenräume mit eingeschlemmtem Sand und Kies ausgefüllt sind. Lebendiger Pflanzenstoff herrscht also an solchen Stellen gegen die mineralische Masse vor.

Der hydrographische Charakter des Atrato ist der Befahrung selbst durch die größten Seeschiffe durchaus günstig, so wie diese die Sand- und Schlammbänke vor den Mündungen passirt haben. Der Strom selbst behauptet fortwährend ein mächtiges Bett von fast immer glei-

cher Breite. Seine Ufer fallen mit weniger Ausnahme fast immer senkrecht ab, so daß in den meisten Fällen seine mittlere Tiefe von mehr als 50 Fuß schon unmittelbar an dessen Ufern gefunden wird.

Die gewaltige Strömung in einem senkrecht eingeschnittenen Bett gestattet kein gefährliches, gesunkenes Treibholz im Fahrwasser, so daß der Mann am Steuer, wenn er sich nur von vorragenden Landzungen entfernt hält, bei Tag und Nacht das Schiff ungefährdet gehen lassen kann wie es dem Strom beliebt.

Die Flußlänge, von wo der Strom den ersten Seitenarm nach dem Golf zu entsendet, bis zu der obern Truandomündung ist etwa 70 Meilen. Auf dieser Strecke nimmt er an größern und kleinern Nebenflüssen auf: von der darienischen Seite her den Cacarica, Guachuco und Hondo, auf der antioquischen Seite den Sucio, Leon, Tumarador und Tumaradorcito.

Die Ufer des untern Atrato sind für die weiße Race kaum bewohnbar, nur Nothwendigkeit oder unerläßlicher Geschäftsbetrieb halten ein oder zwei Familien in der kleinen Niederlassung gegenüber der Mündung des Salaqui und Truando und unterhalb des Einflusses des Sucio. Dieser Ort ist indessen nichts weiter als ein kleinrer Weiler, und dient als ein Schifffahrts- und Durchgangsposten für die Verladung von Goldstaub, Rohkautschuk und Pflanzenelfenbein (marfil vegetal), d. i. die Frucht von Phytelephas macrocarpa. Außer diesen Artikeln findet sich im Weiler Sucio stets auch ein kleiner Vorrath von Krämerwaaren und Lebensmitteln, als getrocknete Fische, hin und wieder Wild, dann Bananen, Reis, Mais, Yam, Cacao und verschiedene tropische Baumfrüchte, als Guavas, Guanas, Limetten, Calabassen und Aguagaten, die von folgenden Baumgattungen gewonnen werden: Psidium, Inga, Citrus, Crescentia et Persea. Die hier wachsende Theobroma liefert einen ausgezeichneten Cacao, welcher dem von Caracas und von Magdalena wenig nachgibt.

Es ist nicht sowohl ein ungesundes Klima, vor dem sich die Constitution des weißen Mannes hier zu fürchten hat, sondern die jahraus jahrein herrschende feuchte Wärme, welche ihn nach und nach für wirkliche Arbeit abspannt, so daß er sich nur gewissen, von den fieberischen Wechselfällen des großen Weltmarktes abhängigen Speculationsgeschäften überlassen muß, da ihm die Verfassung des Landes Sklavenarbeit hoffentlich für immer aus den Händen genommen hat. Mangel und Unsicherheit der freien Arbeit sind die Hindernisse welche der weiße Geschäftsmann in der Tierra Caliente besonders zu bestehen hat.

Menschenleer wie dieser Theil von Choco bis jetzt ist, hat der Reisende außer gelegentlichen leichten Fieberanfällen, denen übrigens gut gesteuert werden kann, nichts zu fürchten, wenn er nur seine Diät und sonstige Lebensweise den Eigenthümlichkeiten des Klima's anpaßt. Ebenso ist die Plage der Stechfliegen (mosquitos) nur in den Wald- und Rohrwüsten des Landes und in der Nähe menschlicher Wohnungen zu beachten. Sonst hatte unsere kleine Genossenschaft auf dem Atrato wenig von ihnen zu leiden.

Die Mehrzahl der Bewohner von Sucio sind Schwarze, Zambos und Mischlinge von jeder Schattirung. Als Gäste befinden sich hier stets einige freundliche Choco-Indianer, die ihre Jagd-, Fisch- und Bodenerzeugnisse zu Markt bringen, sich ein paar Tage mit Branntwein beglücken und dann wieder civilisationsmüd und harmlos in ihre Waldeinsamkeit zurückkehren.

Die Höhe von Sucio über den Salzwassern des Golfs von Uraba beträgt nach Vermessung unserer Partie 25 Fuß. Als wir von der Südsee wieder hieher zurückkamen, fanden wir den Spiegel des Atrato um 5 oder 6 Fuß tiefer als bei unserer ersten Landung daselbst. Nach dem Zeugniß der dortigen Einwohner soll der Atrato schon seit langer Zeit nicht mehr so niedrig gewesen seyn als dießmal gegen das Ende der trockenen Jahreszeit zu Ende Februars.

(Fortsetzung folgt.)

Eine amtliche chinesische Depesche über den Aufstand der Sipahis in Indien.

Seit dem Treffen vom 16ten des 5ten Monats (1 Jun.), einem Zeitraum von mehr als sechs Monaten, haben die englischen Barbaren keine Störung auf dem Canton-Fluß mehr gemacht. Es dürfte indeß bekannt seyn daß Elgin, in der von ihm zu Mang-ga-la [1] im siebenten Monat erlittenen Niederlage, von der barbarischen Streitmacht von Mang-ga-la bis an die Meeresküste verfolgt wurde. Eine Anzahl französischer Kriegsschiffe, welche eben vorbeifuhren, feuerte mehrere Kanonen nacheinander ab, und als die Streitmacht der bengalischen Barbaren zurückzog, rettete sich der Häuptling Elgin. Der Häuptling Elgin war der französischen Streitmacht sehr dankbar für die Rettung seines Lebens, und bei der Ankunft des französischen Gesandten, Lo-so-lun, welcher im Anfang des neunten Monats ebenfalls in Kwang-tung eingetroffen war, gab er, der Häuptling Elgin, dem Häuptling Gros in Hong Kong ein Festmahl (buchstäblich: bewirthete ihn fröhlich, und hat ihn Wein zu trinken), und berathschlagte mit ihm über den gegenwärtigen Stand der Dinge in China. Der Häuptling Gros sagte: „Ich war kein Augenzeuge des Anfangs der Dinge im letzten Jahr, allein die Erzählung von Leuten verschiedener Nationen welche dabei anwesend waren, hat mich mit der ganzen Frage vertraut gemacht. Ihr sehet daß, als die Forts genommen waren, die chinesische Regierung keine Wiedervergeltung übte; als die Häuser des Volks niedergebrannt waren, zeigte sie sich noch immer nicht zum Kampfe geneigt. Nun, die gleichförmige Unterdrückung des Kwang-tunger Aufstandes vor drei Jahren, an welchem einige Hunderte von Tausenden betheiligt waren, zeigt daß die Kriegsmacht China's keineswegs unbedeutend ist. Wird dieses Land keine Notiz von den ihm zugefügten Beleidigungen nehmen? (Nein.) Es hat, das weiß es, eine etwas tiefe Politik, welche es befähigt uns so zuvorzukommen, daß es, ehe wir irgend einen Grund erheben können, uns ohne die Mittel gelassen haben wird eine Aussetzung an ihm zu finden, während es andererseits die Fremden nöthigen wird zu gestehen sie seyen vollkommen im Unrecht. Als Eure Nation das letztemal das Feuer eröffnete, geschah es nur für einige Tage, und Leute traten (als Vermittler) auf; dießmal aber thatet Ihr drei Monate lang das äußerste,

[1] Bengalen.

Ihr schosset nicht nur 4000 Rundschüsse, und mehr, aus großen Kanonen ab, sondern auch 3000 Raketen. Die hohen Behörden Cantons sind offenbar schon lange darauf vorbereitet gewesen (oder haben ihren Weg gesehen), sie kennen den Charakter aller Classen, hoher und niedriger, in unsern fremden Staaten. Dieß ist der Grund warum sie so fest und unerschütterlich gewesen sind. Als ich die Heimath verließ, waren die Verhaltungsbefehle welche mir mein Herrscher mit liebevollem Ernst gab, diese: Es herrscht Streit mit den Engländern in Kwang-tung. Wenn Ihr dahin geht, so beschränket Euch auf Beobachtung des Vertrags und auf friedliche Mittheilungen. Ihr sollt Euch nicht durch die Gelegenheit verleiten lassen Angriffs- oder Beraubungsacte zu begehen. Machet in China die Franzosen nicht verhaßt als eine Bande feindlicher Elenden welche ihre Verpflichtungen verletzen. Die Umstände sind überdieß so verschieden (von denen des letzten Kriegs der Engländer mit China), daß Ihr im wesentlichen selbst zu beurtheilen haben werdet welchen Weg Ihr einzuschlagen habt. Es gibt, fürcht' ich, keine Analogie zwischen dem gegenwärtigen Fall und der Opiumfrage vor etwa zehn Jahren, in welcher sie einige Unbill anzuführen hatten." Wie es scheint, haben die englischen Barbaren in dem Lande der fünf Indien, das sie sich angeeignet, vier Tributabtheilungen errichtet: drei längs der Küste, und eine im Innern. Eine der Küstenabtheilungen ist Mang-ga-la (Bengal), das Land des äußersten Osten; eine ist Mata-la-sa (Madras), südwestlich von Bengal, und eine ist Mang-mai (Bombay), an der Westgränze Indiens. Die im Innern ist A-la-la (Agra), halbwegs zwischen Ost und West liegend. Gegen Ende des letzten Sommers wurden, wie behauptet wird, zwölf Märkte (oder Häfen) in Bengal, die sich empört hatten, verloren. Seit dem achten Monat sind die Märkte in Bombay alle wieder genommen worden (d. h. von den Engländern durch [indische] Häuptlinge); und seit Elgins Rückkehr, nach seiner Niederlage, haben die Führer der englischen Barbaren eine Reihenfolge ernster Niederlagen erlitten. Die indischen Häuptlinge trieben eine Mine von Ufer zu Ufer eines Flusses, und durch die Hineinleitung höllischer Maschinen (buchstäblich: Wasser-Donner) flogen sieben große Kriegsschiffe in die Luft, wodurch mehr als tausend Menschen getödtet worden sind. An der Küste lockten sie die Engländer weit in das Land hinein, ermordeten mehr als 7000 von ihnen, und tödteten einen ausgezeichneten Soldaten Namens Puta-wei-la-lut (vermuthlich General Havelock), sowie viele andere. Elgin bringt Tag für Tag in Hong Kong zu, mit seinem Fuße stampfend und seufzend, und seine Angst wird noch erhöht durch die Nichtankunft von Briefschaften abseiten seiner Regierung. (Blaues Buch über Lord Elgins chinesisch-japanesische Gesandtschaftsreise.)

Die letzte amerikanische Erforschung des Parana und seiner Nebenflüsse.

(Schluß.)

Den Schluß der Erforschungen im Gebiet der La-Plata-Ströme bildete eine Reise nach den westlichen Provinzen bis an den Fuß der Anden, und zunächst eine Untersuchung der Schiffbarkeit des Salado, der bei Santa Fé sich in den Parana ergießt, aber hoch im Nordwesten in der gebirgigen Provinz Salto und in der Nähe des Wendekreises entspringt. Dieser Fluß ist die natürliche Gränze der Pampas und des Chaco — südamerikanische Räume, die ihrer physikalischen Eigenschaften wegen unterschieden werden müssen. Die Pampas sind große Grassteppen, wie die Llanos in Venezuela, anderswo Savanen, im Norden des Continentes Prairien genannt. Ihr Merkmal ist der Mangel an Baumwuchs, denn solcher findet sich nur an den Uferrändern ihrer Ströme, denen er jedoch selten fehlt. Diejenige Baumart welche am häufigsten die Flüsse begleitet, ist der Johannisbrod- oder Carobenbaum, Algarroba im Spanischen. Der Chaco dagegen ist, wie sich aus den gelegentlichen Bemerkungen unseres Reisenden ergibt, bei dem wir wohl etliche landschaftliche Beschreibungen, aber keine allgemeine Schilderung der Natur mit großen Zügen antreffen — der Chaco ist eine grasige Ebene, wo sich auch fern von den Flüssen parkartiger Palmenwuchs und sogar ungeheure tropische Wälder, sogenannte Urwälder, ausdehnen. Der Salado scheidet als militärische Wehr die besiedelten Gebiete der Argentina von den Revieren der freien eingebornen Jägerstämme. Er könnte als Verkehrsstraße unendlich wichtig werden, weil er aus den metallreichen Anden hinabführt nach dem La-Plata-System, und nicht bloß von dem äußersten Nordwesten der Argentina, sondern selbst von Bolivia benutzt werden könnte. Am 13 Juli 1855 begann daher die Bergfahrt auf dem Salado, zur Zeit wo der niedrigste Wasserstand eintreten sollte. Der Strom hatte eine Breite von 200 Fuß, 12—18 Fuß Tiefe, eine Geschwindigkeit von nur $1\frac{1}{2}$ engl. Meilen in der Stunde, machte aber so viele Windungen daß der Weg auf dem Wasser das vierfache der geraden Linie betrug. So kam es daß man am 16ten, nachdem man bereits 75 Meilen zurückgelegt hatte, doch nur 20 Meilen von Santa Fé entfernt war. Schon auf diesem geringen Abstande verschwanden alle Spuren der Civilisation, und man befand sich an den ungestörten Revieren der Chaco-Indianer. „Strom und Ebene werden von Geflügel und Vierfüßern in größter Mannichfaltigkeit belebt. Hier ist das Gebiet des Jaguar, des gepanzerten Armadillo, der Enten und Gänse, von Schaaren schwarzhalsiger Schwäne, verschiedener Arten von Regenpfeifern, Rebhühnern, Tauben von außerordentlicher Größe, des Guanacoschafes, des Straußen, des Hasen, der Rehe, der plumpen Capybara, während die Wasser von Fischen wimmeln und die Luft durch Schwärme kleiner weißer Möven verdunkelt wird." Es war der Höhenpunkt des australischen Winters, für Kinder hoher Breiten freilich nur ein balsamischer Frühling. Doch fiel in den Nächten (23 Juli) Reif, daß das frische Grün der Pampa wie mit Schnee bedeckt erschien. Am 24 Juli war der Strom in 12 Stunden um $3\frac{1}{2}$ und in den vorhergehenden 24 Stunden um 5 Zoll gefallen. Man mußte daher am 25 Juli, nachdem man bis zu 31° 15' Lat. und 60° 39' westl. L. Gr. vorgedrungen war, an die Rückkehr denken, um nicht von den wachsenden Untiefen eingesperrt zu werden. Man war damals 340 Meilen auf dem Fluß und 96 Meilen in gerader Linie vorgedrungen, und zwar mit dem kleinen Dampfer Yerba, der

2 Fuß Tiefgang besaß, ohne auf andere Hindernisse zu stoßen als umgestürzte Bäume, die sich leicht aus dem Wege räumen lassen. Auf dieser Strecke wurden keine Indianer sichtbar, aber auch sonst kein menschliches Wesen. Auf den Ebenen zu beiden Seiten wurden bisweilen Lagunen oder ehemalige von der Sonne getrocknete Lagunen wahrgenommen, deren Salz wie ein Schneefeld in der Sonne funkelte, denn nicht ohne Grund heißt der Fluß Salado, da er überall einen starken brackischen Geschmack von dem salzführenden Schuttland, durch welches er strömt, mit hinwegnimmt. Der Fluß war in 12 Tagen um 8 Fuß gefallen, wird also zur Jahreszeit der Hochwasser auch tiefgehenden Schiffen zugänglich seyn.

Nach der Rückkehr von dieser Wasserfahrt unternahm Paget mit etlichen Begleitern eine Reise zu Land den Fluß aufwärts bis zu seinem Quellengebiet in Begleitung einer militärischen Bedeckung. An der Gränze der Provinz Cordova bei Sause sahen die Reisenden ein gezähmtes Guanaco; diese Lama-Art ist besonders schön, und läßt sich in der Jugend leicht an das Haus gewöhnen. Ihr Fleisch wird verschmäht, Vließ und Haut dagegen haben hohen Werth. Sonst sah man nur noch eine wilde Guanaco-Heerde auf den Pampas in Flucht vor unsichtbaren Verfolgern. Die Thiere sind sehr scheu, und sollen wie die Gemsen ein Männchen als Wache ausstellen, so oft sie aus den Bergen herabsteigen. Eine Reise zu Pferd durch die gränzenlose Grassteppe von Poststation zu Poststation ist oft genug beschrieben worden. Klagen über Durst bei einem Mangel süßen Wassers auf Strecken von 25 engl. Meilen und die peinigenden Luftspiegelungen sind die Hauptzüge. In der Nähe von Cordova treten oasenartig kleine Gehölze auf, Waldinseln — islas del monte — von den Spaniern genannt. Cordova selbst, das Athen der La-Plata-Länder, liegt zwischen Bergen eingebettet, welche die heißen Nord- und die kühlen Südwinde abwehren, so daß die Stadt sehr gleichmäßige Temperaturen genießt. Nach der Eintönigkeit der Steppe erschien Cordova mit seinem stattlichen Baumwuchs, seinen weit zerstreuten im Grün versteckten schimmernden Landhäusern äußerst malerisch, und die Vegetation war in Folge eines bewundernswerthen Bewässerungssystems ungewöhnlich frisch. Neu in der Beschreibung dieser berühmten Universitätsstadt ist die Erwähnung eines Brauches oder Mißbrauches den Paget auf dem öffentlichen Markt antraf. Es gieng nämlich ein wohlgekleideter Mann zwischen den feilhaltenden Frauen mit einem silbernen Crucifix umher, und bot es zum Küssen dar, wofür er sich aber mit einem Real (18 kr.) abfinden ließ, vielleicht die Hälfte des gesammten Markterlöses. Ein Eingeborner, der um eine Erklärung gebeten wurde, gestand offen, dieß sey eine sehr gewöhnliche Art Geld zu erpressen, denn ein Cordovese werde lieber fasten als diesen Tribut beim Darreichen des höchsten Symbols der Christenheit verweigern. Auch sahen die Amerikaner Kuß und Trinkgeld nirgendwo ausbleiben, wenn auch auf manchem Gesicht unterdrückter Aerger zu lesen war. Vielleicht ist der Crucifixträger ein Kirchenbeamter, und die Steuer wird für Gemeindezwecke erhoben, nicht aber ein Bettler, wie unser Autor vermuthen läßt. Die Cordovesen fand der Verfasser in der Stimmung einen neuen Aufschwung der La-Plata-Staaten zu befördern; durch Vermittlung der Expedition ließen sie sich aus den Vereinigten Staaten die verbesserten Conostoga-Wagen und neue Ackergeräthe im Betrag von 50,000 Dollars kommen, und die Bestellung war bereits auf dem Parana, als unser Verfasser das Land verließ.

Von Cordova nach Santiago (del Estero) gieng die Reise beständig nordwärts, und man kreuzte dabei den Rio Dulce. Aber der Fluß führt nur noch zum Spott seinen süßen Namen. Ehemals nämlich floß er von der Quelle nach dem Porongas-See, in welchem er verdunstet, in streng südöstlicher Richtung. Da geschah es aber 1823, bei ziemlich hohem Wasserstand, daß er etwa 18 Meilen von Santiago, in Folge einer großen Stauung durch Treibholz, sein rechtes Ufer durchbrach und eine Krümmung gegen Südwesten machte. Auf dieser Strecke nun gerieth er über die Zunge der großen argentinischen Salzwüste westlich vom Rio Dulce, hauptsächlich zwischen 29 und 30° Lat., und verdarb dadurch vollständig sein Wasser. Das ehemalige liebliche Bett des Dulce war nun gänzlichen Trockenheiten ausgesetzt, und drohte völlig leblos zu werden. Aber so sehr sind die Argentiner mit ihrer „Freiheit" beschäftigt, daß sie vor lauter Tyrannenstürzen bis jetzt noch nicht den irregeleiteten Dulce wieder gehorsam gemacht, und den Schaden welchen angehäuftes Treibholz angestiftet wieder geheilt haben.

Die glücklicheren Theile der Provinz Santiago haben einen besondern Reichthum an Bienen. Nicht weniger als acht verschiedene Arten werden unterschieden. Den besten Honig, den Artischockenhonig, so genannt weil er im Stamm dieser Distel gefunden wird, liefert die Toisimi-Biene. Wenn dieser Honig aus dem Stock gepreßt ist, so färbt er sich nach etlichen Monaten weiß und wird körnig. Man bäckt ein eigenes weißes Brod um diesen Honig darauf zu essen, der von den Santiaganern als eine hohe Leckerei betrachtet wird. Den zweiten Rang behauptet der Lechiguaña, das Erzeugniß einer Biene welche in hohlen Bäumen baut und sich von den ersten Frühlingsblumen nährt. Da das Aroma des Honigs von der Nahrung abhängt, so wird dieser besonders gepriesen. Der Stock des Insectes sieht aus als ob er von feinem, weißem Papier angefertigt wäre, enthält aber inwendig kein Wachs. Zu Tausenden nisten die Bienenschwärme in der Nähe des Salado, und daher ziehen denn im December die Honigjäger, mit Mundvorräthen versehen, in die Reviere nahe am Fluß, denn tiefer binnenwärts in den Chaco wagen sie sich nicht, aus Besorgniß auf indianische Honigjäger zu stoßen, die namentlich ihrer Lieblingssorte, der Eyrobaña nachgeben, dem Product einer Biene die sich hauptsächlich von den gewürzigen Blumen der Ybirapaye nährt. Kranke, und namentlich Leute die an Abnahme von Kräften leiden, pflegen die Honigjäger zu begleiten, und eine solche Excursion etwa wie wir eine Badecur mitzumachen, nach Ablauf welcher sie fett und wohlgenährt zurückkehren sollen. Die Heilkraft liegt auch hier wohl in dem Luftwechsel, in der Entfernung von den städtischen Aufregungen und in der einfachen und nahrhaften Kost von Brod und Honig.

Die Reisenden hatten ein kleines Boot mitgebracht, welches, als sie den Saladillo erreicht hatten, ins Wasser gelassen wurde. Dieß geschah in der Nähe der Estancia Lojlo vor einer versammelten Menge Neugieriger, die noch nie in ihrem Leben ein Fahrzeug gesehen hatten und beim Anblick des Bootes ausriefen: „Schaut die Bestie!" Matara am Salado (28° 07′ Lat.) verspricht von Bedeutung zu werden, wenn der Salado von Dampfern künftig befahren wird. Die Reisenden wurden von ihren dortigen Gastfreunden genöthigt einem Festballe beizuwohnen, der zur Ehre einer Kinderleiche veranstaltet worden war. Der Tod von Kindern wird nämlich als eine himmlische Gnade angesehen, weil man glaubt daß sie unmittelbar zu den Engeln versammelt werden. Die Kinderleiche wird daher festlich aufgeputzt und zwischen duftenden Blumen versenkt auf ein Gerüste im Saal aufgestellt, wo die dankbaren Eltern, Papa und Mama, aus Herzenslust tanzen.

Auf dem Weg am Salado aufwärts stieß man auf Spuren daß Indianer des Chaco einen ihrer Streifzüge nach den Ansiedlungen am rechten Ufer ausgeführt hatten. Dieß kommt fast alle Monate vor. Die Indianer überfallen dann Ortschaften oder einzelne Maierhöfe, erschlagen was sich widersetzt, rauben bisweilen Frauen, und treiben alles Vieh hinweg dessen sie habhaft werden können. Da die argentinische Bevölkerung im allgemeinen nicht mit Feuergewehren bewaffnet ist, so muß sie den wohlausgeführten Angriffen jener streitbaren Stämme unterliegen. Am 25 Sept. wurde die Nachtruhe unserer Reisenden durch die Ankunft eines Reitertrupps unterbrochen. Es war General Taboado, der Gouverneur der Provinz, an der Spitze einer berittenen Macht, um der Bande Chaco-Indianer, welche ihr Unwesen auf dem rechten Ufer ungestraft fortgesetzt hatten, eine Züchtigung zu ertheilen. Die Amerikaner schlossen sich dieser Expedition an, und in der Dunkelheit gegen 11 Uhr setzten die Truppen mit den Pferden über den Salado. Die Kundschafter hatten bald ausfindig gemacht daß man sich auf der richtigen Spur befinde, denn man stieß auf einen entlaufenen Büffel, auf die Reste eines Maulthieres und endlich auf die Fährte von zahlreichem Vieh. So scharf aber ist die Beobachtungsgabe dieser Leute, daß sie aus der Frische der Spuren die Stunde bestimmen konnten in welcher ihre Feinde Tags zuvor diese oder jene Strecke zurückgelegt hatten. Um 5 Uhr Morgens am 26 ergieng der Befehl in scharfem Trab sich vorwärts zu bewegen. Man kam an einem erlöschenden Feuer vorüber, wo noch Reste eines gebratenen Büffels sichtbar waren. Kurz nachher wurde gegen Osten, etwa auf eine (engl.) Meile Entfernung, eine Staubwolke und die Indianer sichtbar, die, eine Bande Pferde vor sich hertreibend, in höchster Eile zu entfliehen suchten. Der General folgte mit seiner Reiterei. An entlaufenen Büffeln und verlassenen Pferden kam man jetzt öfters vorbei. Zweimal bei dieser Wettjagd fiengen die Indianer mit der Schlinge (Lasso) Rosse aus der Heerde, die sie vor sich hertrieben, um ihre abgehetzten Thiere mit frischen zu vertauschen. Obgleich dieser Wechsel innerhalb einer Minute vor sich zu gehen schien, so verloren die Verfolgten doch an Vorsprung. Endlich, als sie nach dem zweiten Wechsel nur eine Viertelmeile noch voraus hatten, schwenkte ein Theil der Wilden, gleichsam um die Dienste einer Nachhut zu verrichten. Mit größerer Sicherheit als unsere Kunstreiter sprangen die Rothhäute mit den Füßen auf den Rücken ihrer sattellosen Thiere und streckten in Reihe und Glied ihre Speere dem angreifenden Feind entgegen. Nur wenige Reiter waren dem Hauptkörper vorausgeeilt, aber diese wenigen besannen sich keinen Augenblick sich auf den Feind zu werfen. Die Chaco-Indianer werfen ihre Speere nie, sondern machen von ihnen den nämlichen Gebrauch wie unsere Lanciers von ihrer Waffe, rechts und links im Gemenge ihren Feind vom Gaule stechend. Plötzlich saßen sie wieder im Sattel, wendeten und folgten ihren vorauseilenden Gefährten. Der Cazike war verwundet worden und hatte sein Roß verloren, er schwang sich dafür auf das eines verwundeten Soldaten und entfloh in den Wald.

Die Jagd begann nun aufs neue, als man aber den Räubern sich wieder so weit genähert hatte daß es zu einem Zusammentreffen kommen mußte, schwenkten sie plötzlich seitwärts einem Walde zu, längs dessen Saume sie geflüchtet waren, sprangen von den Pferden und verschwanden, nachdem sie ihre Thiere preisgegeben, in dem Dickicht so vollständig als hätte sie die Erde verschlungen. Der Wald war eine undurchdringliche vegetabilische Masse, die sich drei Tagereisen weit erstreckte, an eine weitere Verfolgung daher nicht mehr zu denken, so daß man sich mit den errungenen Erfolgen, nämlich der Wiedererbeutung von 200 Pferden und 250 Stück Hornvieh begnügen mußte. Die Rosse hatten während Nacht und Morgen 36 engl. Meilen zurückgelegt, mußten aber nach fünf Minuten Rast schon wieder den Rückweg antreten, weil man noch sehr weit von dem nächsten süßen Wasser entfernt war. Es blieben die Thiere 20 Stunden gesattelt und mußten ohne Rast hin und zurück 135 engl. Meilen zurücklegen. Eben so ausdauernd wie sein Pferd ist der Reiter, der mit geringem Solde vergnügt seine Schuldigkeit thut. Zur Zeit der spanischen Herrschaft war das Salado-Ufer von Santiago auf 400 engl. Meilen mit Höfen bedeckt, wovon mehrere der Krone gehörten. Auch damals waren die Indianer feindlich gesinnt und herausfordernd, doch hielt sie die Furcht in Schranken. Als aber mit der Freiheit die Anarchie in den argentinischen Staatenbund kam, wurden sie dreister, besonders da europäische Ueberläufer, Vagabunden und Missethäter zu ihnen stießen. Seit jener Zeit kamen auch nördliche Stämme an den Salado gezogen um die Heerden der Creolen zu plündern.

Am 9 Oct. des nächsten Monats stieß man weiter unterhalb am Salado zwischen 29 und 30° Lat. zum zweitenmal mit General Taboado zusammen, der einer anderen Bande Chaco-Indianer nachsetzte, welche die Landenge zwischen dem Salado und Rio Dulce verheert und geplündert hatten. Erst am 11ten gerieth man auf die richtige Fährte, und die Führer erklärten daß die Räuber „vorgestern nach dem Paso de Tostado gezogen seyen." Der General vertraute auf diesen Ausspruch als ob die Führer die Feinde gesehen hätten. Man war kaum acht Meilen weiter vorgedrungen, so sah man eine Anzahl Pferde und Hornvieh jenseits des Salado auf dem Chaco. Die Soldaten setzten in den Fluß, zogen ihre Kleider aus, sprangen wieder auf die Pferde und schwammen mit der Lanze in der Hand über den Fluß, wo sie rasch die Thiere umzingelten und, sie vor sich hertreibend, mit ihnen wieder das andere Ufer erreichten, gerade als eine Bande Indianer mit Kriegsgeschrei aus einem Chañargebüsche, welches die Soldaten vor ihnen verborgen hatte, heraus- und nach der Richtung von Paso Mistol zueilte. Auf der Seite des Chaco erstreckte sich eine Reihe dünnen Buschwerks und parallel dahinter eine geringe Bodenfalte. Als die Indianer sich dem Paso näherten, wo die Truppen sich aufgestellt hatten, krochen sie hinter Gras und Busch hinweg, welche sie vor den Kugeln der Soldaten deckten, so daß ein Reihenfeuer nach dem anderen vergeblich knallte, obgleich der Abstand nur 30 Schritt betrug. Nach jeder Salve erhoben sich zwei oder wohl drei der Wilden um mit blitzschnellen Füßen sich zu retten, unbeschädigt von den hinter ihnen dreinpfeifenden Kugeln. Der General ließ jetzt die übrigen auffordern sich zu ergeben, aber die Antwort des Caziken lautete: „Beim heiligen Antonius, niemals!" So dauerte das Schießen fort, während dessen einer der Indianer nach dem andern über dem Hügel verschwand. Schon meinte man es seyen alle entkommen, als noch einer auftauchte, und sogleich von einem gellenden Ruf und einem Gewehrfeuer begrüßt wurde. Er fiel platt auf das Gesicht als sey er getroffen, aber auch dießmal war das Feuer der Soldaten so ungeschickt gewesen, daß er im nächsten Augenblick schon wieder auf den Füßen stand. Abermals knallten einige Flinten, abermals fiel und stand der Flüchtling wieder. Page hatte den linkischen Schießübungen der Gauchotruppen, die mit der Muskete nicht umzugehen verstehen, unthätig zugeschaut. Jetzt wandte sich der General mit der Versicherung an ihn, der Flüchtige sey ein entsprungener Sträfling. Page erhob seine Büchse, und in dem Augenblick wo der Pseudo-Indianer

den Kamm eines Hügels erreichte, schoß er ihm zwischen die Beine daß er augenblicklich mit den Worten: soi cautivo! in die Kniee sank. Er wollte damit sagen er sey ein Gefangener der Indianer, von diesen geraubt und zu dem Plünderungshandwerk gezwungen worden, aber ein höhnisches Gelächter belohnte ihn für die Lüge, denn der Bursche war ein wohlbekannter Galgenvogel. Später stieß man auf die Spuren eines indianischen Lagerplatzes, welcher nach seiner Größe auf die Anwesenheit eines ganzen Stammes schließen ließ. Die Chaco-Indianer waren von den Truppen völlig überrascht worden, hatten aber jene kleine Bande nach Paso Mistol abgeschickt, rein nur um die Soldaten zu necken und zu unterhalten, damit die Hauptbande Zeit gewänne mit Weibern und Kindern zu entwischen.

Am Ende des Monats finden wir unsern Verfasser hoch am oberen Laufe des Salado in der Provinz Tucuman, wo nach der langen Eintönigkeit der flachen Pampa das Auge an der schneeigen Kette von Catamarca lustwandeln konnte, von welcher stufenartig Reihen von Sierras und Serranias sich nach der Ebene hinabsenkten. In Tucuman fand man, da kein Platz mehr in der einzigen Fuhrmannskneipe der Stadt vorhanden war, bei einem englischen Arzt Dr. Priestley, seit langer Zeit ein allgemein beliebter Bewohner Tucumans, Obdach. In der Nähe von Tucuman wird Zucker gebaut, die Vorkehrungen zum Pressen und Sieden sind aber noch in den rohesten Anfängen, und die guten Leute so naiv, daß sie ganz erstaunt waren zu hören man benutze anderwärts das ausgepreßte Rohr zum Heizen der Maschinen, während sie, ohne auf diesen Gedanken zu fallen, sich die Unkosten des Herbeischaffens von Holz zuzuziehen pflegten. Durch eine Einladung des Don Sebastiano Zavalier lernten die Reisenden etwas von dem Hauswesen der wohlhabenden Bürger dieser abgelegenen Provinzstadt kennen. Nicht nur daß die Tafel ziemlich elegant ausgestattet war, und fremde Weine in Auswahl geboten wurden, sondern nach Tisch ließen sich die Señoritas, die beiden Töchter vom Hause, auf dem Piano mit einer Fertigkeit hören wie man sie selten bei Damen der nördlichen Vereinigten Staaten trifft. Das Instrument selbst hatte eine Landreise von 900 engl. Meilen im Ochsenkarren zurücklegen müssen, war aber sonst in ausgezeichnetem Zustand eingetroffen. Die Provinz selbst, mit Recht „der Garten der Vereinigten Provinzen" genannt, ist in der letzten Zeit von vielen Plagen heimgesucht worden, von Plünderungszügen der Wilden, von Erdbeben und vom Bürgerkrieg. Wie der letztere gewüthet hat, mag man daraus schließen daß unter der Gesammteinwohnerzahl der Provinz von 88,511 Köpfen, auf 27,877 erwachsene Frauen nur 23,128 Männer gezählt werden, obgleich beständig die männlichen Geburten die weiblichen an Zahl übertreffen, so daß jenes Minus rein auf Kosten des politischen Blutvergießens kommt. Und dieß in einem Lande welches als Paradies gepriesen werden darf, und wo der Boden bei Weizenbestellung das 56ste Korn liefert!

Die Reise endigte in der Stadt Salto, worauf die Rückkehr nach dem Parana auf nahezu dem nämlichen Weg angetreten wurde. Nachdem der Verfasser uns gerechtermaßen die edle Gastfreundschaft der Argentiner gepriesen, von denen jeder, auch der ärmste, das wenige was er besitzt gern und ohne falsche Beschämung anbietet und mit dem Fremden theilt, spricht er ein günstiges Ergebniß über die meist von seinen Officieren ausgeführte Untersuchung des Salado aus. Dieser Fluß wurde auf 800 Meilen schiffbar gefunden, und bewegt sich durch Länder die für Ackerbau und Viehzucht unvergleichlich geeignet sind. Er verbindet ferner die reichen Bergwerksdistricte Santiago, Tucuman, Salto mit dem atlantischen Meer, ihrem natürlichen und einzigen Ausweg nach fremden Märkten. Im Thal des Salado findet sich allerorten Holz, welches selbst im grünen Zustande zur Heizung von Dampfern sich benutzen ließ.[1] Wie Paraguay, so sind auch die Pampas im Westen des Salado höchst gesunde Räume. In Santiago hat man nie von Wechselfiebern etwas gehört, obgleich die meisten Leute beständig vor ihren Häusern im Freien schlafen. So könnte denn jenen Ländern durch Ablenkung der europäischen Auswanderer eine ungeheure Zukunft erwachsen. Aber freilich, wie lange wird die jetzige innere Ruhe dauern? und wer wird in den Bürgerkrieg hineinwandern? seine friedliche Heimath mit Anarchie und Blutvergießen vertauschen? Auch dort wie überall in Amerika sehen wir die Creolen, von der Zeit an wo sie die Herrschaft des Mutterlandes abschütteln, den wilden Stämmen unterliegen. Bessern aber werden sich diese Zustände nicht eher als bis in den La-Plata-Staaten die nämliche Umwandlung wie in Texas durch Einwanderung eines fremden zur Selbstregierung fähigen Elementes sich vollzogen haben wird.

Eine Hof- und Haremsgeschichte in Bangkok.

(Aus einem Briefe Sir R. Schomburgks an das Athenäum.)

Der Hof von Siam ist seiner Festlichkeiten, seiner Processionen und seines Gepränges wegen berühmt. Der König lud Hrn. und Frau M. und mich ein um die große Procession von Tecp-tsching-tscha, ein Dankfest für den glücklichen Ausfall der Reisernte, mit anzusehen. Die tanzenden Mädchen der Königin und einige der jüngsten und hübschesten Bewohnerinnen des königlichen Harems, die bei dieser Gelegenheit in schwarze, mit Goldschnüren verzierte, Sammet-Tuniken gekleidet waren, begleiteten die Procession auf reich geschirrten Pferden, auf denen sie rittlings saßen. Unter ihnen befand sich eine welche, wie viele andere in der Gruppe, jung und hübsch war; allein sie zog meine Aufmerksamkeit hauptsächlich durch die Geschicklichkeit auf sich womit sie ihr ziemlich störriges Pferd lenkte, so daß ich nicht umhin konnte gegen meinen Gefährten einige lobende Bemerkungen über ihre Reitkunst fallen zu lassen, und dann nicht mehr an die Sache dachte. Dennoch wurden meine Bemerkungen, welche ich in englischer Sprache gemacht, von einem der Höflinge, der auf Befehl des Königs zu unserer Bedienung auf dem Balkon anwesend war, und der, wie ich später erfuhr, Englisch versteht, gehört und von ihm der jungen Dame mitgetheilt.

---

[1] Am 4 September 1857, zwei Jahre nach der ersten Untersuchung des Salado, kam auch wirklich ein Dampfer den Fluß herauf bis zur gleichen Breite wie die Stadt Santiago. Damals hatte auch ein unternehmender Engländer in seiner Heimath vier Dampfer zur Beschiffung des Vermejo bauen lassen, so daß man im materiellen Sinne den Anbruch einer neuen Zeit für die La-Plata-Staaten dreist verkünden darf.

Etwa einen Monat darauf ward mir, im Namen der Prinzessin Somawaty, eine Botschaft überbracht, worin ich gebeten wurde bei dem König um das Leben ihrer Tante, Tschom (oder Lady) Tschoi, zu flehen, derselben jungen Dame, deren Reitkunst, wie mir der Bote ins Gedächtniß zurückrief, ich bei Gelegenheit der eben erwähnten Procession bewundert hatte. Wie es scheint, sollte sie als ein Opfer einer Hofintrigue fallen. Tschoi war die zweitjüngste von sechs Schwestern, den Töchtern eines hohen und einflußreichen Edelmanns, welcher, siamesischem Brauche gemäß, diese hübschen Blüthen in ihrer zartesten Jugend dem König geschenkt hatte, um im königlichen Harem erzogen zu werden. Somawaty's Mutter war eine der Schwestern, sonach war die Prinzessin die Nichte von Tschom Tschoi. Unter den Siamesen hohen Rangs welche den König umgaben, war Nai Kien, ein junger, verheiratheter und überdieß im Besitz eines Harems befindlicher Edelmann. Seine Aufmerksamkeit und offene Bewunderung ihrer Reize scheinen der jungen Dame geschmeichelt zu haben. Zuletzt wurden Geschenke zwischen ihr und ihrem Bewunderer ausgetauscht; aus dem traurigen Verhör das darauf folgte, gieng indeß hervor daß sie sich keines weitern Fehltritts schuldig gemacht hatte. Der erstaunlichste Umstand ist jedoch der: daß die Hauptfrau des Edelmanns die Zwischenträgerin gemacht und ihres Mannes unerlaubte Liebe ermuntert hatte. Eines der Kebsweiber des Königs war schon lange eifersüchtig gewesen auf den Einfluß der Tschoi und ihrer Schwestern über den König, und so sonderbar es auch scheinen mag, es war gerade die jüngste von ihnen welche die Katastrophe herbeiführte. Auf dem Bette der Tschom Tschoi findet sie einen Streifen Papier, auf dem in der Handschrift ihrer Schwester die Worte geschrieben standen: „Ich will, oder ich möchte gern, ins Vogelhaus geben," oder andere dem entsprechende Worte, jedoch ohne daß im geringsten durch eine Adresse angedeutet gewesen wäre wem sie galten. Das Mädchen liest das Billet laut vor; die auf Tschoi eifersüchtige Dame ergreift es begierig, und äußert es sey ein Vorschlag für Tschoi's Bewunderer, schließt daraus auf deren Untreue gegen den König, und macht die Entdeckung bekannt. Die Neuigkeit geht wie ein Lauffeuer durch den Harem, und kommt dem König zu Ohren. Die Angeschuldigte wird sogleich gefangen gesetzt, und ebenso die Frau des jungen Edelmanns. Der König darf in solchen Dingen nicht selbst entscheiden; er hat die Nachforschungen einem eigenen, aus Edelleuten und Würdenträgern bestehenden Gerichtshof zu übertragen, welcher so zu sagen ein Inquisitions- oder Schwurgericht bildet. Das Ergebniß dieser Nachforschungen wird dann dem obersten Rath vorgelegt, welcher die der Schuldigen aufzuerlegende Strafe bestimmt. Indeß besitzt der König das Recht das Urtheil entweder zu widerrufen, um ein milderes an dessen Stelle zu setzen, oder der Angeklagten gänzlich zu verzeihen. Aus den Nachforschungen des niederen Gerichtshofs gieng hervor daß der Edelmann und seine Frau der Intrigue schuldig waren; allein es lag kein Beweis vor daß Tschoi sich, außer großer Unbesonnenheit, eines Vergehens schuldig gemacht habe. Dessen ungeachtet wurde sie, ihr angeblicher Liebhaber und seine Frau zu einem schmachvollen Tode verurtheilt.

Nachdem dieses Urtheil erlassen worden war, wurde ich im Namen der Prinzessin Somawaty aufgefordert meine Vermittlung eintreten zu lassen um ihrer Tante das Leben zu retten. Ich wandte mich an den König, jedoch, wie ich bemerken muß, ohne Hoffnung auf Erfolg. Ich schrieb ihm: jede Religion lehre Vergebung; ich wisse daß die heiligen Bücher des Buddhismus diese himmlische Lehre enthielten, und da ich an andern Beispielen die Beweise besitze daß er Vergebung bewilligt und meinen Bitten Gehör geschenkt habe, so flehe ich ihn an die begangene Ueberschreitung dießmal nicht nach orientalischer Weise, sondern mit den Gefühlen zu betrachten welche der Ausfluß der Religion und eines edlen Gemüths sind. Ich deutete auf Tschoi's Jugend hin, und bemerkte daß, so viel ich wisse, sie nur der Unklugheit und der Eitelkeit sich bewundert zu sehen beschuldigt werden könne. Ich wartete mit großer Spannung auf die Antwort des Königs; sie erfolgte einen Tag nach Empfang meines Briefes, und ist vom 4 Jun. datirt. Es freute mich höchlich zu sehen daß er meiner Vermittlung Gehör geschenkt habe. Das Schreiben des Königs enthält manche edle Gesinnung. Er beklagt die Sitte der Polygamie, und anerkennt daß sie zu vielen Uebeln führe. „Dennoch," sagt er, „wurde sie von den Herrschern und Völkern Siams befolgt, so weit die Geschichte reicht." Er zieht nicht in Abrede daß sie zu Brüchen jener Glaubenstreue führe welche der Herr des Harems von dessen Inwohnerinnen erwarte, daher habe das Gesetz für gehörige Bestrafung der Ueberschreiter gesorgt. „Allein wenn ein Verbrechen dieser Art in den Harems der Könige vorkommt, so wird es nach siamesischem Gesetz die größte und umfangreichste Schuld gegen das Königthum. Denn die siamesische Geschichte enthält viele schriftliche Beweise dafür daß, wenn das königliche Blut mit dem einer niedrigeren Classe sich vermischte, die Folge gewöhnlich Empörung oder die Ermordung des rechtmäßigen Herrschers war. Da der Nation die gesetzmäßige Thronfolge ihrer Monarchen am Herzen liegt, so sprechen die Gesetze aus daß jede Ueberschreitung die zum Gegentheil führen kann, auf die härteste Weise bestraft werden solle." Nach dem Inhalt des Schreibens des Königs zu urtheilen, schien er Tschom Tschoi selber nicht so schuldig zu betrachten wie ihre Feinde sie zu machen wünschten; obgleich (bemerkt er naiv) „Sie dieselbe nicht jung nennen können, wie Sie thun, denn sie ist neunzehn Jahre alt; sie wird indeß den Tod nicht erleiden — sie und andere Weiber werden von einem Verbrecherstode gerettet werden: allein ihre Einsperrung auf lebenslang, oder lange Zeit, je nach meinem Gutdünken, ist unvermeidlich.

Obgleich keine unmittelbare Zusicherung vorhanden war daß alle an der Intrigue betheiligten Parteien Verzeihung erhalten würden, so glaubte ich doch es könne nicht anders seyn. Ich bedaure sagen zu müssen daß ich mich geirrt; der Gerichtshof welcher mit der Untersuchung der Sache beauftragt war, und die Edelleute deren Verwandte bei frühern Gelegenheiten ähnlicher Anschuldigungen wegen die äußerste Strafe erlitten hatten, verlangten alle ein Sühnopfer für den Frevel den man am königlichen Harem zu begehen versucht hatte, und unglücklicherweise schenkte ihnen der König Gehör. Ich hörte von der Entscheidung des Gerichtshofs daß der Edelmann und seine Frau, die beide in die Sache verwickelt waren, hingerichtet werden sollten, erst an dem Tage als das Urtheil bereits auf die empörendste Weise vollstreckt war. Die Verbrecher wurden auf den Hinrichtungsplatz geführt, wo angekommen — mit Entsetzen sag' ich es — der Vater der Frau Befehl erhielt den Henker seiner eigenen Tochter zu machen. Er schreitet auf sie zu, schwankt als er ihr den verhängnißvollen Streich ertheilen soll, und weicht entsetzt zurück. Gedrängt — ja, gezwungen — von denen welche darauf zu sehen hatten daß das Urtheil vollzogen werde, kommt er seinem Kinde zum zweitenmal nahe, führt den Streich, ach! nur um sie zu verstümmeln, und der gewöhnliche Scharfrichter, der bisher dabei gestanden, schreitet nun vorwärts um ihr den Kopf abzuschlagen. Das Urtheil ihres Gatten lautete dahin: er solle zuerst Zeuge seyn der Enthauptung

seines Weibes und dann einen ähnlichen Tod erleiden. Zum Glück für ihn geschah es in einer weniger empörenden Weise. Allein damit endete die Barbarei der Scene noch nicht. Die Gefangenen waren mit Fesseln um ihre Knöchel an den Hinrichtungsplatz gebracht worden. Der Henker nahm sie ihnen nach dem Tode nicht dadurch ab daß er die Eisenbande aufschloß, sondern er schnitt dem unglücklichen Weibe die Fersen ab um dieselben über die Füße herunterzustreifen. Nachdem die Enthauptung stattgefunden, wurde der Leichnam des Mannes auf eine Art Kreuzbaum gelegt, und an seinen Armen festgebunden, worauf eine Compagnie Soldaten vorwärts schritt, und ihre mit Kugeln geladenen Gewehre in den Leib des Todten abfeuerte. Die beiden Leichname wurden dann, aufgehängt, als Warnungszeichen bis zu Sonnenuntergang auf dem Hinrichtungsplatze gelassen.

Verbrechen wie die von diesen beiden Hingerichteten begangenen wurden früher auf folgende Weise bestraft: der Verbrecher ward mit Händen und Füßen an vier Elephanten gebunden, so daß jedes dieser mächtigen Thiere seinen Kopf nach einem der Viertel des Compasses gekehrt hatte: dann wurden sie alle zu gleicher Zeit von ihren Lenkern vorwärts getrieben, und der Verbrecher ward fast augenblicklich in Stücke zerrissen. Welche von beiden Todesarten, die von Elephanten zerrissen oder auf die obenerwähnte Weise hingerichtet zu werden, die empörendere ist, wird schwer zu sagen seyn. Obgleich ich das Werkzeug gewesen bin einer Person in diesem Drama das Leben zu retten, so schmerzt es mich doch ungemein daß mir in Betreff der beiden andern nicht ein gleiches gelungen ist.

Dr. Krapf über die von Burton und Speke entdeckten ostafrikanischen Seen.

Indem ich vorerst die großen Verdienste der beiden Reisenden, die mit seltener Hingebung an die Wissenschaft ihre Probleme verfolgt und sie ziemlich glücklich gelöst haben, aufs ehrendste anerkenne, kann ich nicht umhin meine Freude darüber auszusprechen daß durch die persönlichen Anschauungen und Nachforschungen von wissenschaftlich befähigten Europäern nun einmal Klarheit und Gewißheit in das bunte Gewirr der afrikanischen Sagen und zum Theil Aufschneidereien gekommen ist. Man weiß jetzt gewiß was von dem großen Binnensee oder Binnenmeer zu halten ist welches meine beiden Freunde und Mitarbeiter, Rebmann und Erhardt, in Rabbai Mpia, der Missionsstation im Wanikaland (4° südlich vom Aequator), auf Grund der Berichterstattung der Eingebornen beschrieben und kartographirt haben. Die Karte so wie die Berichte des Capitäns Speke, soweit sie bis jetzt vorliegen, sprechen es aufs unzweideutigste aus daß es im Innern von Südafrika mehrere bedeutende Seen gibt. Zwischen dem 10ten und 12ten Breitengrad liegt der See Niassa, den man früher den Moravi nannte. Noch weiter südlich, unter dem 15ten Grad, liegt, nach der neuesten Nachricht, der von Dr. Livingstone's Expedition entdeckte See Schirwa, der nach den Berichten der Eingebornen nicht weit von dem südlichen Ende des Niassa entfernt seyn soll. Nordwestlich vom Niassa, zwischen dem 8ten und 3ten Grad, dehnt sich der etwa 1800 Fuß über der Meeresfläche liegende See Tanganyika von Süden nach Norden aus. Nordöstlich von dem Tanganyika beginnt unter 2½ Grad vom Aequator der große Ukerewe-See, welchen Cap. Speke der Königin von England zu Ehren den Victoria-See genannt hat. Dieser See erstreckt sich nach Capitän Speke von 2½ südlich bis 2 Gr. nördlich, und entsendet nach der Vorstellung des wackern Reisenden den weißen Fluß, bildet also das so lange gesuchte Caput Nili. Der Victoria-See liegt nach Capitän Speke 3750 Fuß über der Meeresfläche, während der Schirwa im Süden nach Dr. Livingstone nur 2000 Fuß über das Meer sich erhebt.

Ist nun somit der große Binnensee in der Breite und Länge, in welcher derselbe von meinen Freunden Rebmann und Erhardt gezeichnet wurde, in Wirklichkeit nicht vorhanden, so ist doch die Thatsache constatirt daß bedeutende, von einander unabhängige Seen vom Aequator an bis zum 15ten oder 16ten Grad südlich das Innere von Südafrika durchziehen — eine geographische Erscheinung die in der Sprache und Vorstellung der Eingebornen, absichtlich oder unabsichtlich, leicht zu einem großen See oder Meer sich gestalten, und von meinen Freunden so verstanden werden konnte. Die Uebertreibung und Ungenauigkeit der Eingebornen, die gern zusammenfassen was oft weit auseinander liegt, ist durch die neueste Entdeckung entfernt, die Hauptsache aber, das Vorhandenseyn von seeartigen Wassermassen, ist gerettet. Was mich betrifft, so habe ich, im Widerspruch mit meinen Freunden, den Zusammenhang des Uniamesi-Sees mit dem Niassa von Anfang an bezweifelt, und habe diesen Zweifel auch in meiner Vorrede zu Erhardts Vocabular der Masaisprache (gedruckt bei Ferdinand Riehm, Ludwigsburg, 1857) ausgesprochen, und ebenso im zweiten Theil meiner Reisen in Ostafrika, S. 515, obgleich ich in meiner, dem Reisewerk beigegebenen Karte, nach einigem Widerstand, und mehr um meiner Freunde willen, den Zusammenhang beider Seen nach Erhardts Vorgang in der Zeichnung hervortreten ließ. Schon im J. 1844 hatte ich in Sansibar von einem See Tanganyika, der in Uniamesi seyn sollte, gehört, und später vernahm ich auch manches über den See Niassa, aber selten wurde mir von den Eingebornen berichtet daß beide Seen eine zusammenhängende Wassermasse bildeten; weßhalb auch Rebmann in unserer ostafrikanischen Karte von 1850 den See Niassa und den von Uniamesi, oder den Tanganyika, nicht zusammenhängen ließ. In Beziehung auf den großen Victoria-See unter dem Aequator möge es mir erlaubt seyn zu erwähnen daß ich am 5 August 1851 bei meinem Aufenthalt in Kitui, in Ukambani, die Bekanntschaft eines Eingebornen Namens Rumu wa Kikandi machte, welcher von dem in der Nähe des Schneebergs Kegnia wohnenden Stamme Uembu war. Dieser Mann erzählte mir daß im Westen des Kegnia ein großer See sey, der Baringu oder Faringu heiße, dessen entgegengesetztes Ufer man nicht erreiche, auch wenn man 100 Tage reise. Dieser See sey 9 Tagreisen (also etwa 50 bis 70 Stunden) von dem Kegnia entfernt, und könne auf einer gewissen Höhe dieses Berges gesehen werden; daß er mir ihn zeigen und mich sogar dorthin begleiten wolle, wenn ich nach Uembu, das 6 Tagreisen von Kitui entfernt sey, kommen und mich daselbst auf einige Zeit aufhalten würde. In der Nähe des Baringu gebe es viel Elfenbein. Am Fuß des Berges Kegnia sey ein Ijaru, d. h. ein See, in welchem sich das von dem Berge kommende Wasser des Kirira, d. h. des Schnees,

sammle; aus diesem See entspringe ein Fluß mit Namen Tumbiri, der in den Baringu fließe; wohin er dann gehe, wenn er den Baringu verlassen habe, könne er nicht sagen, er habe nur gehört daß man jenseits des Baringu ins Land der Wasungu (Europäer) komme, was wohl nichts anderes heißen soll als daß man jenseits des Baringu ins Land Rum, d. h. ins Land der Türken, gelange, welche in Ostafrika zu den Europäern gezählt werden; denn der Sultan-el-Rum sey auch der Sultan von Europa.

Da nun Hr. Werne in seiner Beschreibung der ägyptischen Expedition zur Entdeckung der Nilquellen den Nil unter dem 4ten nördlichen Breitengrad Tübiri nannte, so vermuthete ich schon 1851 daß mein Tumbiri mit demselben Fluß identisch sey, und daß also der Nil eigentlich seine wahre Quelle in dem Schneewasser des Kegnia habe, welches Wasser auch die Sümpfe im Land der Wamau, westlich vom Kegnia, erzeuge, welche die paludes immensæ seyn könnten, die, nach Seneca, dem Nero als die Nilquellen bezeichnet wurden. Somit hätte der Nil, nach meiner Vorstellung, theils in dem Schneewassersee des Kegnia, theils in dem Sumpfland der Wamau, ich wollte nicht sagen seine einzige, doch eine seiner Hauptquellen; er hätte eine lebendige Quelle, die auch in der heißesten Zeit, welche bekanntlich im Innern von Afrika ungeheure Wassermassen aufzehrt, nicht vertrocknet, im Gegentheil gerade dann am reichlichsten fließt wenn die heiße Sonne mit ihren Strahlen die ewige Schneelinie angreift und die untern Schichten in Fluß bringt.

Merkwürdigerweise läßt Capitän Speke einen Fluß mit Namen Kivira aus dem Victoriasee entspringen, und vermuthet daß dieß der Tubiri des Werne sey. Heißt er in der That Kivira, und ist er der eigentliche weiße Fluß, so ist der Name wahrscheinlich nur eine kleine Veränderung von Kirira, was in der Uembu-Sprache (die sich weithin verbreitet und das ganze Sprachgebiet westlich und nördlich vom Kegnia zu beherrschen scheint) „Kälte oder Schnee" bedeutet, womit man noch das äthiopische Wort „Kuir" (Kälte) vergleichen kann. Es soll also in der Vorstellung der im Norden vom Kegnia wohnenden Stämme der Flußname „Kivira" seinen Ursprung bezeichnen, nämlich daß er von einem Kaltwasser- oder Schneeberg entspringe, gerade wie an der Ostküste von einem Quilimancy, eigentlich Kilimansi, „Wasserberg" die Rede ist, womit früher der Danafluß oberhalb Malindi bezeichnet worden zu seyn scheint. Wenigstens findet sich dieser Flußname auf vielen ältern Karten.

Die Ansicht daß der weiße Fluß wenigstens theilweise sein Wasser dem Schnee im Süden vom Aequator zu verdanken habe, kann ich mir so lange nicht nehmen lassen bis ich durch europäische Augenzeugen widerlegt bin. Ich glaube gern daß das Innere von Südafrika ein großes wasserreiches Becken bildet, das an vielen Orten von höheren Bergreihen umschlossen ist; ich glaube auch gern daß die andern großen afrikanischen Ströme, wie der Niger, Sambesi und Congo, ihren Ursprung nicht dem Schnee, sondern eben jenem großen Wassergrab im Innern zu verdanken haben; aber ob dieß auch beim Nil der Fall ist, muß ich so lange standhaft bezweifeln bis der Kegnia und seine Umgebung gehörig untersucht und sein Zusammenhang mit dem Victoriasee, oder mit dem Baringu, widerlegt ist. Daß Capitän Speke den Kegnia vom Victoriasee aus nicht sehen konnte, ist mir sehr klar, denn erstens kam er sehr weit vom Süden her an den Ukerewe, zweitens war er am südlichen Ende des Sees zu weit westlich vom Kegnia, und drittens haben die Schneeberge die ich gesehen habe (den Kilimandscharo und Kegnia) das eigenthümliche daß sie meist in Wolken eingehüllt und oft nur bis 10 Uhr Vormittags auf ihrer Spitze recht sichtbar sind. Gerade im August, in welchem Monat Hr. Speke an den großen See kam, war auch ich in Ulambani (1851), und konnte damals den Kegnia gar nicht sehen, obgleich ich am Danafluß nur noch drei Tagreisen etwa 25—30 Stunden davon entfernt war. Er war den ganzen Tag in schwarze Wolken eingehüllt. Mein Führer Kiwoi und mein Freund Rumu-wa-Kikandi deuteten beständig auf den schwarzen Punkt hin, und sagten: „dort ist der Kiima-dscha-Kegnia," d. h. der Berg der Weiße, der Weißberg, Montblanc, Libanon.

Wenn Hr. Speke es auffallend findet daß die Karawanen der Suahilis vom Victoriasee aus einen großen Umweg über Uniamesi nach Sansibar machen, und nicht direct über Kikuyu nach Mombas gehen, und wenn er diesen Umweg durch die Feindseligkeit der Völkerstämme die zwischen dem See und Kikuyu wohnen erklärt, so hat er eine sehr richtige Behauptung ausgesprochen, welche ich noch näher erklären will. Erstlich sind es die nomadisirenden Masai und Wakuafi welche den Zugang zu Kikuyu im Westen und Süden verschließen. Sie sind wilde Barbaren wie die Gallas, welche keine Fremden dulden außer wenn diese mit Uebermacht ihr Land durchreisen, und selbst dann noch ist die Reise mit großen Gefahren verbunden. Die Masai haben schon öfters Karawanen von 5—800 Flintenträgern vernichtet. Zweitens aber und hauptsächlich sind es die Leute von Kikuyu selbst welche die Suahili-Karawanen nicht gern sehen, weil sie von den Wakamba, mit denen sie im Handelsverkehr stehen, aufgestachelt werden die Suahili nicht in ihr Land einzulassen. Die Wakamba betrachten sich nämlich als das alleinige Handelsvolk, das vom Innern nach der Küste von Mombas geht. Sie bestehen mit großer Eifersucht darauf daß die Stämme von Kikuyu, und überhaupt die Leute der Gegend am Kegnia west- und nordwärts, sowie auch ostwärts nach Mbellete hin, ihr Elfenbein, ihren Tabak u. s. w. an die Wakamba verkaufen, und diese jene Artikel an die Wanika und Suahili an der Küste von Mombas verhandeln. Hätten die Araber und die Suahili es vermocht das Handelsmonopol der Wakamba zu durchbrechen und durch das Wakambaland ungestört zu reisen, so wären sie längst von Mombas aus direct an den Kegnia und an den Victoriasee gekommen. Es kam einmal eine Suahilikarawane nach Ulambani, aber sie mußte sich aufs schnellste entfernen. Die Wakamba haben sich das Recht vorbehalten nach West und Nord und Nordost vom Kegnia zu reisen und Elfenbein zu holen, um es dann an die Küste zu bringen. Wenn also ein Reisender der in der Richtung des Kegnia Forschungen anstellen will, die Wakamba nicht auf seiner Seite hat, so wird er schwerlich sein Ziel erreichen können. Das war auch der Grund warum ich in Ulambani eine Missionsstation gründen wollte, um einen Mittelpunkt zu haben, von dem aus ich nach dem Kegnia, dem Baringu, oder, kurz gesagt, nach den Nilquellen hin das Evangelium verkündigen könnte.

Man würde wohl sehr Unrecht thun wenn man Hrn. Speke die Ehre der wahrscheinlichste Entdecker der Nilquellen zu seyn absprechen wollte, denn er hat den See zuerst gesehen aus welchem aller Wahrscheinlichkeit nach der weiße Fluß entspringt, möge dieser nun Kivira oder Tumbiri oder Tubiri heißen, oder sonst einen Namen haben, aber das wird Hr. Speke nicht bestreiten wollen noch können daß kein großer Fluß bloß aus einem See seinen Anfang nimmt, sondern vorher anderswoher kommt, um dann seinen Lauf durch den See hindurch zu nehmen. Dieß ist ja bekanntlich auch beim blauen Fluß, dem bedeutendsten Beitrag des Nils, der Fall. Er entsteht ja nicht im Zanasee in Godscham, obwohl er durch denselben hindurchgeht. Wenn also Hr. Speke auf

seiner ersten Reise das Vergnügen hatte das Handgelenke des weißen Flusses, die Concentration seiner Wasser in dem Victoriasee, der mit dem Baringu ohne Zweifel identisch ist, aufzufinden, so wird er wohl auf seiner zweiten Reise, die er im nächsten Jahr unternehmen will, uns die Finger zeigen welche der weiße Fluß im Westen und Osten des Sees ausstreckt. Kann er uns dann auf den Mondsgebirgen, die nach seiner Karte im Westen des Victoriasees sich ausbreiten und eine Höhe von 6000—8000 Fuß haben, den Mittelfinger, also den längsten Lauf des weißen Flusses, zeigen, oder findet er diesen Mittelfinger im Osten des Sees, etwa in der Nähe des Kegnia, oder eines andern Berges oder Gebirges, so wird ihm die volle Ehre das Caput Nili gefunden zu haben für immer bleiben. Einstweilen hat er alles gethan was er unter seinen Umständen thun konnte, und wir sind ihm aufs wärmste dankbar für seine bisherigen großen Errungenschaften, wenn wir auch bekennen müssen daß das große Problem des Caput Nili durch dieselben noch nicht ganz zu unserer Befriedigung gelöst ist. In mir wenigstens erregt der Umstand noch einiges Bedenken daß der Victoriasee nach Hrn. Speke 3750 Fuß über dem Meer liegen soll, während die römischen Missionarien auf ihrer Missionsstation in Gondokoro die Höhe des weißen Flusses zu 1605 Fuß bestimmt haben. Wenn der See sich bis zum zweiten Grad nördlich vom Aequator erstreckt, und die Missionsstation unter $4^1/_2$ Grad nördlich liegt, sollte der Fluß in 75 Stunden 2145, also in einer Stunde über 28 Fuß tief fallen? Er müßte dann große Krümmungen und hohe Wasserfälle haben. Auch macht mich der Umstand bedenklich daß Dr. Beke 10 Grade nördlich die Höhe des blauen Flusses in Godscham zu 4000 Fuß angibt, wenn ich mich noch recht erinnere. Wie sollte sich der weiße Fluß, der unter $4^1/_2$ Gr. 1605 Fuß hoch ist, in Chartum unter $15^1/_2$ Gr. mit dem blauen Fluß vereinigen können? Es ist merkwürdig wie jede neue Entdeckung in Afrika, so viel sie auch neues bringen mag, immer wieder neue Dunkelheiten erweckt und Zweifel in dem forschenden Gemüth zurückläßt. Aber so muß es ja seyn in dieser Welt, damit der Forschungstrieb nicht erlösche, sondern zu neuen Anstrengungen aufgefordert werde.

Bilder aus dem australischen Ansiedlerleben.

Nicht lange sind wir durch eine buchhändlerische Zusendung mehr und angenehmer überrascht worden, als kürzlich beim Empfang zweier Nummern einer „Deutschen Monatsschrift für Australien." [1] Daß es deutsche Auswanderer in Californien gibt, die zahlreich genug sind um das Erscheinen eines Journals im Times-Format möglich zu machen, war eine Erscheinung, an die man sich seit Jahren schon gewöhnt hatte. Aber auch der goldene Himmel Australiens hat unsere Landsleute so mächtig angezogen, daß sie jetzt neben der deutschen Südaustralischen Zeitung auch die eben genannten Monatsblätter besitzen. Aus diesen erfahren wir daß im September 1839 die ersten zehn, und im Februar 1840 andere 39 Deutsche in Australien sich ansiedelten. Die meisten suchen dort ein wenig Grund und Boden zu kaufen, denn lieber haben sie ein kleines Eigenthum als eine große Pacht. Sie zeichnen sich vorzüglich als Weinbauern und Gärtner aus, sonst aber nehmen unter den Goldarbeitern, Uhrmachern, Tischlern und Drechslern in den großen Städten Sydney, Melbourne, Adelaide die Deutschen den ersten Rang ein. Ihr Monopol scheint aber der Musikantenerwerb zu seyn, nächstdem sie sich auch durch höhere Leistungen auszeichnen. Wir erinnern nur an den Entdecker Leichhardt und an Dr. Ferd. Müller, den botanischen Begleiter Gregory's auf seiner letzten Entdeckungsreise in das Herz des Continentes. Die Ansässigmachung und der Erwerb gleicher politischer Rechte, wie britische Unterthanen, ist außerordentlich erleichtert. Es bedarf dazu nur, wie wir aus den mitgetheilten Formularen ersehen, der Abfassung eines Gesuches an den Generalgouverneur in Victoria, worin der Supplicant seinen Namen, Geburtsort, Alter, Stand, Datum seiner Ankunft und Dauer seines bisherigen Aufenthaltes in Australien, sammt der Versicherung daß er auf Lebenszeit sich niederlassen und Grundeigenthum erwerben wolle, aufzeichnen soll. Für die Genauigkeit seiner Angaben müssen sich zwei wohlbekannte und geachtete Colonisten als Bürgen unterschreiben, worauf nach Erlegung einer Guinee (1 Pf. St. 1 Sch. oder 12 fl. 36 kr.) als Taxe, der Candidat sich bei dem Gericht in Melbourne, Geelong, Ballarat, Castlemaine, Sandhurst, Portland oder Beechworth melden und dort den Huldigungseid für die Königin Victoria leisten darf, worauf der Brite frisch gebacken ist. Viele dieser Leute welche heiß aus dem Ofen kommen, scheinen nach einer Aeußerung unserer Quellen die verschämten Deutschen zu spielen, das heißt sie möchten gern ihre nationale Herkunft verläugnen. Das Mutterland verliert wenig an diesen entarteten Kindern, und mag sich trösten daß es aller Orten in Australien deutsche Vereine gibt und die Deutschen wenigstens literarisch noch fest an der Heimath hängen. Wie wir aus andern Aeußerungen der Monatsschrift wahrnehmen, betrachten die Briten die deutschen Einwanderer mit mißgünstigen Blicken und werfen ihnen unter andern vor daß sie die Arbeitslöhne durch niedriges Angebot verschlechtert hätten.

Ueber die Vorzüge des australischen Lebens urtheilen unsere Landsleute in einem Artikel „Licht und Schatten" sehr unparteiisch. Das „Licht" ist ein pures Verdienst des Landes selbst: „Die Eigenthümlichkeit der australischen Natur spricht sich in wunderlichen Gegensätzen aus: sie ist uralt und doch lebendig in der Gegenwart da, wo in der übrigen Welt diluvianische Vergangenheit und fossiler Tod [1] ist; und sie ist zugleich frisch, neu und jungfräulich mit überschwänglicher Empfängnißfähigkeit für alle, selbst die fremdartigsten Eindrücke. Noch begegnen wir in der Thier- und Pflanzenwelt Erscheinungsformen welche in Europa längst zu den verschwundenen gezählt werden; während andererseits Boden, Klima und Atmosphäre so günstig dem Gedeihen und Wachsthum aller auch nicht einheimischen Gewächse, und der Fortpflan-

[1] Herausgegeben von J. Kruse u. H. Püttmann. Melbourne und Sydney. 1tes Heft, Mai, 2tes Heft, Juni.

[1] Die australische Araucaria-Fichte und verschiedene Farrengewächse gehören der oolitischen Periode Europa's an; das fossile Phascolotherium war ein dem Opossum ähnliches Geschöpf; die Zähne des noch in den australischen Seen lebenden Knorpelfisches Cestracon entsprechen denen der fossilen Acrodus und Psammodus u. s. f. Man vergl. Ludwig Beckers Abhandlung in den Transactions of the Philos. Instit. 1857, I. 18.

zung aller Arten fremder Haus-, Nutz- und Luxusthiere sind, daß Australien, einer neuen Arche Noah's gleich, alle Geschlechter der Thiere und alle Samen der Gewächse bergen und erhalten könnte, wenn auch die ganze alte Welt zu Grunde gienge. — Wunderbares gesegnetes Land! — Land für alle Völker der Erde! Land voll Lebensluft, und mit einem Klima, das erhält und nicht tödtet — weder den heißblütigen Sohn der Tropensonne noch den Wanderer aus kaltem Norden! Da ist Raum nicht allein, auch Triebkraft und Fruchtbarkeit der Mutter Erde! Das Auge des Landmanns aus Europa mag mit gleichem Wohlgefallen wie daheim auf goldenen Getreidefeldern ruhen; und der Winzer aus Deutschland sieht die Traube in üppiger Fülle wachsen; neben den ausgewähltesten Aepfel-, Birnen- und Pflaumensorten mag der Blick sich erfreuen an Reihen rosigblühender Mandel- und Pfirsichbäume — Ananas, Melonen, Loquat, Spargel ꝛc. wachsen reichlich, und neben ihnen nicht minder ergiebig die weniger aristokratischen Gewächse: Erbse, Zwiebel, Rübe und Kartoffel. Zweifeln wir außerdem nicht daß in kommender Zeit der australische Mutterschooß mit gleicher Liebe das indische Zuckerrohr, die Baumwollstaude und den Maulbeerbaum aufnehmen wird, wie er nun in kosmopolitischer Allseitigkeit neben dem uralten riesigen Eucalyptus und der mannichfaltigen Acacia die deutsche Eiche, Pappel und Trauerweide emporwachsen läßt."

Die Schattenseite der australischen Welt bleibt immer daß das Land selbst einer fremden und zwar herrischen Nation gehört. So bewundernswerth die Institutionen der Engländer und ihr beinahe fossiles Festhalten an heimathlichen Formen ist, so drückend und unbequem muß diese Eigenschaft dem nichtenglischen Einwanderer werden: „Der britische Colonist und Machthaber besitzt in dieser Hinsicht nicht bloß eine verletzende Anmaßung, selbst Ungerechtigkeit, gegenüber den Fremden, die man dem Rechte des Stärkeren oder der Macht der Mehrzahl zuschreiben könnte; sondern er verkennt nicht selten in Folge dieser bornirten nationalen Pietät sein eigenes Wohl und die veränderten Bedingungen seiner Lebensexistenz. Complicirteste Verwaltungsformen, antiquirte Rechtsanschauungen, selbst barbarische Straf- und Blutgesetze von mittelalterlicher Herkunft, die auch in England, wo sie entstanden, unpassend geworden sind, verpflanzt er ohne alle Noth in die neue freiere Heimath; Gebräuche und Sitten, die auch zu Hause Lastern gleich geachtet sind, schleppt er übers Meer, in Zonen wo sie nicht nur moralisch, sondern auch physisch verderblich sind (wir meinen den übermäßigen Genuß starker Spirituosen); und der angebornen Gewohnheit zu lieb sind seine Trachten und Bauarten unter südlichem Himmel meist die gleichen wie im heimischen Nebellande, und er will nicht wissen daß ihm hier zur Unbequemlichkeit wird was ihm dort zum Schutz gereichte."

Die Arbeiten in den Goldwäschen nehmen jetzt einen andern Anstrich an. Die Maschinen ersetzen mehr und mehr die Handarbeit, nachdem der reichste Goldschutt bereits ausgebeutet ist, und die Goldjäger auf eigene Faust, angewiesen sind immer zu wandern und immer nach frisch entdeckten Goldplätzen aufzubrechen. Im Jahr 1858 wurde das in Maschinen zur Golderzeugung verwendete Capital auf 1 Millionen Pfd. St. bereits geschätzt. Hier ist ein humoristisches Stück aus dem Leben der Goldgräber oder vielmehr nur aus einer Reise nach den Goldgruben in Gestalt eines fingirten Briefes an einen europäischen Freund: „Nun, wie es mir geht, fragst du — das ist die Hauptsache, wenigstens für mich. So wisse denn daß ich bald nach meiner Ankunft hier nach Eldorado, oder besser nach einem Goldfeld, das den Namen Humbug Hügel führt, abgereist bin, ohne vorher weder meine Empfehlungsbriefe noch meinen leeren Beutel irgendeinem Menschen gezeigt zu haben. Ich dachte, mit dem letztern erwirbst du dir keinen Respect, und mit den Empfehlungsbriefen erlangst du, wenn's hoch kommt, ein Gratis-Mittagsessen und den leeren Beutel gepropft voll guten Rathes, der hier wie überall nichts kostet. So fuhr ich denn ohne weiteres nach Humbug Hügel, welcher Name einen ganz besonders lockenden Reiz für mich hatte, wiewohl ich zuerst etwas unschlüssig war ob ich nicht lieber mein Glück im Mordthal (Murderer's Flat), Geiger's Bach (Fiddler's Creek), Schuhflicker's Abfluß (Cobbler's Gully), am Peitschenstock (Whipstick), Einauge (One-Eyed Gully), in der Mondlichtfläche, im Glücksthal oder beim Affenweib (Monkey Womans Flat) versuchen sollte — alles Namen gegen welche die zarteste Romantik nichts einwenden kann. Nach Humbug Hill fuhr ich dann nun bald mit Vieren, bald mit Sechsen, je nachdem die Wege waren, die stellenweise weniger schlecht als miserabel sind. Doch per aspera ad — Humbug Hill! — Und dort ergieng es mir anfangs auch wie den betrübten Seelen im Fegfeuer, die sich inbrünstig nach dem Himmel sehnen. Rings um mich dürre Weide — riesige Gummibäume wie phantastische Rehschlegel, halb geschmort und versengt von Buschfeuern, große Sandflaten mit Millionen schwarzer Ameisen statt der Corinthen bestreut, meilenlange Pfützen mit grünen Froschüberzügen, und über all den Herrlichkeiten ein gelbgrauer Himmel, anzuschauen wie Lehm und anzufühlen wie der glühende Ofen, worin die drei Männer im alten Testament Loblieder sangen. Der „heiße Wind Australiens" kam über mich, und ich ächzte und nieste (denn meine Naslöcher waren voll Sandes), und die grauenhaften Thiere, welche man Mosquitos nennt, fielen über mich her und zerstachen mich zu einem Jammerbild. In diesem Zustand bot die sonstige „belebte Natur," welche mich umgab, auch wenig Trost. Auf den Bäumen saßen Tausende fingerlanger Heuschrecken und musicirten so schrill und entsetzlich, daß es klingt wie wenn Millionen Messer an einander geschliffen werden. Kein Gesang der Vögel dagegen ergötzte mein Ohr, wohl aber das tollste Gezirp und Geschnalz, Gezwitscher und Geschnatter, daß einem Hören und Sehen vergeht. Es sind übrigens drollige Thiere, diese gefiederten Ureinwohner Australiens, und sie verstehen deutsch so gut wie der verstorbene Erzherzog Reichsverweser. So z. B. ruft der sogenannte Lederkopf (Leatherhead) in melancholischem Baß fortwährend: I Thor! — I Thor! und der Spottvogel antwortet schrill-lustig: Michel! — fifi — fufu — Bränzell — Michell! — was die Engländer freilich für kill more und quite well! halten.

Das einzige Ebenbild Gottes oder der einzige Mensch in meiner nächsten Nähe war mein Camerad, ein Sohn der „grünen Insel," fast einsylbig wie sein Name Pat. Ich sage fast einsylbig, denn im Eifer und großer Selbstzufriedenheit war er auch wohl zweisylbig, denn außer dem einsylbigen damn! zierte seine Lippen das zweisylbige bloody, welches angenehme Wort er bei jeder „aufregenden" Gelegenheit anwandte. So z. B. nannte er den Grog bl...y stuff, das Brod bl...y damper, mich selbst seinen bl...y mate, und als einstmals vor seinen Augen eine verlaufene pockennarbige Schöne erschien, rief er in Extase aus: a *bloody* nice girl! — damn'd *nice!* Besonders dann vermehrte sich die Anwendung des Wortes, wenn der Grog ihn beseligt oder verthierigt hatte, so daß ihm zuletzt alles bloody erschien, was wir bei uns nennen: schwarz vor Augen wurde."

Einen Gegenstand der publicistischen Sorge bildet das Schicksal der Eingebornen, denen die Engländer den Namen Blackfellows par

excellence gestiftet haben, und unter welchen Pickering der Ethnograph von Wilkes' Exploring Expedition die „schönsten Modelle menschlicher Proportionen in musculöser Entwicklung" gefunden haben will. Wie die Rothhäute in beiden Continenten der Neuen Welt, wie die Sandwich-, die Gesellschaftsinsulaner, wie die Fidschis und die Neuseeländer, so beginnt auch in Australien die eingeborne Race auszusterben, mit dem einzigen Unterschied daß dort die Todten noch schneller reiten als anderswo. Man hat daher beschlossen ihnen sogenannte „Reservationen" zu verleihen, d. h. ihnen Jagdreviere anzuweisen, welche sie unter Obhut von Missionären ausbeuten sollen, und von denen kein europäischer Ansiedler sie ferner mehr vertreiben soll. Die Hülfe kommt zu spät. So erschien eine Deputation des Goulbourne-Stammes vor dem Präsidenten der Ländervertheilungsbehörde mit der Bitte um Abgränzung einer Reservation. Bei der Verhandlung entspann sich folgendes Zwiegespräch. Hr. Thomas (Indianer-Advocat). Die Kopfzahl des Stammes zu welchem diese Leute gehören, ist von 600 auf 32 gesunken. Präsident. Wie lange ist es her daß der Stamm 600 zählte? Hr. Thomas: 19 Jahre — etwa 19 oder 20 Jahre. Das Aussterben fremder Racen nach der Berührung der europäischen Civilisation ist viel weniger eine sittliche als eine naturhistorische, fast möchte man sagen geologische Erscheinung. In Australien wirkte, außer Verbreitung europäischer Seuchen und Laster, der Umstand bedeutend dazu mit daß die ersten Ansiedler als Hirten große Räume für ihre Heerden in Beschlag nahmen und ganze Stämme des friedlichen Genusses ihrer Opossum- und Kangururreviere beraubten.

Zeitungen aus den Colonien und namentlich aus den Goldfeldern sind natürlich stark gewürzt mit criminalistischen Miscellen. Doch ist das Maß des Schauderns in Australien merklich geringer als in Californien. Mit solchen Schandthaten gedenken wir unsere Leser nicht zu bedrücken, sondern wir fügen hier lieber das Fragment eines drollig ersonnenen Briefs einer deutschen australischen Hausmutter an ihre Freundin in Köln hinzu: „Die wilden Schwarzen hier sind recht zahm und hungrig, auch lange nicht so häßlich wie die betrunkenen britischen Bärenhäuter, die Tag und Nacht auf allen Straßen herumbaumeln, welcher Anblick mir verhaßt ist; ebenso die Chinesen, die zwar nüchtern sind, aber so gelbe Gesichter haben wie gefrornes Baumöl, und dabei ganz kleine geschlitzte Mausäugelein und steife Fettzöpfe und krumme Kniee — nur möchte ich wissen, warum sie nicht aussterben, da sie doch gar keine Frauen haben? Das bringt mich nun auf die anständig gekleideten Leute und die Putzläden. Ja, wir haben solche und in großer Anzahl, und mein Mann sagt: leider! und wenn ich Schoppingen [1] gehe, so meint er, ich solle bedenken daß ein Schilling 10 preußische Sgr. seyen, aber ich sage dir — es ist alles billig und schön hier in den Putzläden und den großen Bazars, die fortwährend am Ausverkaufen und Insolventiren sind, und niemals damit fertig werden. Ein gewöhnliches Hauskleid kostet kaum mehr als ein Dutzend Eier. Was sind 8 oder 10 Schillinge? und für nur 25 Schillinge kaufst du ein nettes Opernmäntelchen à la Paris. Schade jedoch daß man nichts vor den Servenz (Dienstmädchen) voraushaben kann. Jede Trudel setzt auf ihren Kopf einen seidenen oder sammetnen Hut und läßt den Schleier wehen, ja einige sogar versteigen sich zu — Crinolinen. Wenn das in Deutschland geschähe, so würden sie gleich abgeschafft. Da ich deine Fragen alle beantwortet, so gebe ich dir zum Schluß nur noch einige Preise von **Lebensmitteln an.** Du wirst glauben, ich scherze, aber ich bin keine **Münchhausen.** Ein einziges Ei, faul oder nicht faul, kostet jetzt 3 Sgr. 4 Pfennige, eine Maß Milch 10 Sgr., ein Pfd. Butter einen **preußischen Thaler,** ein einfältiges Huhn einen Kronenthaler und eine Gans an 6 Thlr. u. s. f. Diese großen Haushaltungsausgaben machen mich oft verlegen. Aber Klagen hilft bei meinem Mann nichts — er sagt, **wir verdienen es** ja — ich aber erwiedere: well, doch meine ich, es wäre besser, wenn wir die Pfunde und Schillinge einnähmen und bloß **Silbergroschen** und Pfennige auszugeben hätten."

Ein anderes Feuilleton schildert uns die **Physiognomie der Melbourner Theater.** Wir begnügen uns mit den Scenen **vor** dem Schauspielhause: „Ehe man den geheiligten Tempel der Muse betritt, ist man genöthigt sich durch eine Volksversammlung hindurch zu drängen welche allabendlich in der Halle des Theaters stattfindet. Die typischen Figuren dieser Volksversammlung sind charakteristisch genug — ähnlich den Lazzaroni von Neapel, nur ein wenig mehr abgetragene Hüte, oder den Loafers von New-York mit ein wenig mehr Grobheit, oder auch gegengefüßelten Eckenstehern Berlins! Dieses „ein wenig mehr" möchte uns jedoch zu viel mehrerem verleiten; begnügen wir uns damit, wenn wir diese guten Leute mit dem Namen „Unemployed" bezeichnen. In Amerika gibt es „Know-nothings," in Melbourne „Donothings," und die Galgenstricke in der Halle des Theaters mißbrauchen den Titel „Unemployed" (Unbeschäftigte), um ihrer Brüderschaft eine gewisse politische Färbung zu geben, damit sie sich dadurch vor einer *constabularischen* Austreibung sichern. Dieser Charybdis entgangen, stellt sich uns eine formidable Scylla entgegen, in der Gestalt von *Legionen jener* unglücklichen Frauenzimmer welche Moore so treffend „Töchter des Mondes" genannt hat. Um 10 Uhr durchschwärmen das ganze Gebäude Schaaren dieser jungen Damen, welche auf die naivste Weise ihre Wünsche kund geben, und den glücklichen Digger sowohl, als den bis dahin sparsamen Bullockstreiber mit der ganzen Frechheit ihres Geschäftes ausplündern."

Daß übrigens das Publicum manierlicher geworden ist, mag man aus folgenden Bemerkungen schließen: „Die Zeiten wo goldbeladene Digger nach Melbourne kamen und im Gefühl ihrer Unabhängigkeit alles genossen was ihnen für ihr Geld zu Gebote stand, wenn diese Digger, die kurze Pfeife im Mund, ihre beschmutzten Stiefel aus den Logen herabhängen ließen, während sie mit dem Schauspieler eine Privatunterhaltung anknüpften, sind jetzt vorüber, und das äußerliche Decorum ist so ziemlich wieder hergestellt. Bisweilen sieht man im Royal eine glänzende Logenreihe, reiche Toiletten und schöne Frauen, während am nächsten Abende dieselben Plätze, welche die Aufmerksamkeit der jungen Leute im Sperrsitz (Stalls) erregt hatten, von häßlichen Chinesen eingenommen werden."

---

[1] Einkaufen, von shop.

Die Schlangen- und die Ziegen-Insel in der Statthalterschaft Ternate (Molukken).

(Von Julius Kögel.)

Zwischen Celebes [1] und Gilolo — das von seinen Bewohnern Halmaheira (sprich Hera) genannt wird — findet der Reisende eine große Anzahl kleinerer Inseln, auf denen nur wenige oder gar keine Menschen sich angesiedelt haben; auch werden manche dieser Eilande nur periodisch von Fischern oder von Seeräubern besucht. In Folge dessen trifft man auf manchen von diesen meist sehr fruchtbaren Ländern Thiere in erstaunenswerther Menge an.

Auf einem Ruderfahrzeuge reisend, besuchte ich zwei unweit der Ostküste von Celebes bei Gorontale gelegene unbewohnte Inseln, die ihres Animalreichthums wegen bei den Bewohnern benachbarter Länder berühmt, und dadurch merkwürdig sind daß man auf jeder eine erstaunliche Menge von einer besondern Thierart antrifft. Auf einem dieser Eilande, das die eingebornen Seeleute Pulo-ular (Schlangeninsel) nannten, zeigten sich mir sogleich als ich mein Fahrzeug verlassen und das Land betreten hatte, Schlangen und Nattern verschiedener Gattungen in größerer Masse beisammen als ich dergleichen jemals zuvor auf einmal gesehen hatte. Je weiter ich mich nun in Gesellschaft meiner Seeleute landeinwärts begab, desto größer wurde die Anzahl solcher kriechenden Thiere; fast auf jedem Baum und Gesträuche, auf Steinblöcken, in Höhlen, im Rasen, auf nackter Erde und im Sande, kurz wohin man auch seine Augen wendete, überall sah man ein bis zwei Ellen lange Schlangen in Menge, die vor uns entweder eiligst die Flucht ergriffen oder langsam und zischend sich verkrochen, oder aber sich aufrichtend Halt machten und gegen uns sich zu vertheidigen beabsichtigten, auch wohl gar uns anzugreifen drohten, weßhalb ich nebst meinen Begleitern für gerathen fand an Bord zurückzugehen. Da wir jeder ein scharfes Klewang (Schwert) in der Hand mit uns führten, benutzten wir die Gelegenheit jede Schlange die wir erreichen konnten mit einem Klewang [2] zu zerhauen.

Auf das Fahrzeug zurückgekehrt, verließen wir die Schlangeninsel auf dieser Seite, und ruderten fort der Richtung des Strandes folgend, auf dem wir nicht nur fortwährend einzelne Exemplare solcher Amphibien erblickten, sondern hin und wieder dergleichen auch in zahlreichern Gruppen versammelt in Sicht bekamen, was mich bewog mehrmals eine mit Schroot geladene Flinte auf solche abzufeuern.

Nach ein paar Stunden landeten wir auf einer andern Seite des Eilandes; mir schien es, und ich sagte daß auf dieser die Schlangen noch weit zahlreicher wie auf jener Seite der Insel hausten, während meine Begleiter — welche die Schlangeninsel schon mehrmals besucht hatten — äußerten: „das könne heute wohl der Fall seyn, hingegen werde man vielleicht morgen die Schlangen in größerer Masse auf der andern Seite der Insel antreffen, übrigens wären sie auf allen Theilen der Insel in großer Menge vorhanden." Nachdem wir uns auch hier ein paar hundert Schritte weit von der See entfernt und landeinwärts begeben, dabei abermals etwa 50 Schlangen mit unsern Klewangs getödtet hatten, kehrten wir eiligst am Bord unsers Fahrzeugs zurück, denn die Sonne gieng bereits unter, und sich auf oder allzunah bei einem solchen Lande während der Dunkelheit aufzuhalten, schien mir ebensowohl wie meinen Begleitern sehr bedenklich. Nun steckten wir noch auf einigen Plätzen am Strande dürres Gesträuch und Moos in Brand, und erwarteten daß die Feuer sich über die ganze Insel verbreiten und die uns verhaßten Thiere vertilgen würden, hierauf segelten wir von Pulo-ular ab, und sahen von der Ferne wie das Feuer sich schnell verbreitete, bemerkten aber auch $1\frac{1}{2}$ Stunde später daß es verlöschte.

Noch lange nachdem ich Pulo-ular verlassen, konnte ich nicht begreifen, und ist noch heutigen Tages mir ein Räthsel, womit die dort so massenhaft vorhandenen Schlangen ihren Appetit stillen — da ich nicht mit angesehen habe was diese Thiere auf jener Insel zu fressen pflegen. Fressen sie einander etwa selbst auf (?) oder fressen sie Vegetabilien (?) oder führt die See ihnen Nahrung zu (?). Die See ist freilich hier sehr reichlich mit Fischen versehen, auch lagen am Strande viele Muscheln und liefen Krabben daselbst umher, jedoch weiter landeinwärts gewahrten wir außer Schlangen nur kleine Insecten und Würmer, hin und wieder kreisete ein Seevogel in der Luft, aber kein Landvogel und kein Säugthier kam uns hier zu Gesicht; nur spät am Abend bemerkten wir noch eine zahlreiche Schaar weißer Seevögel, welche nach dem Strande hinflogen.

Am nächsten Morgen erreichten wir mit unserm Fahrzeug ein anderes, ebenfalls unbewohntes Eiland, dasselbe war größer und viel bergiger wie die obenerwähnte Schlangeninsel. Sehr angenehm wurde ich hier von den vielen, munter herumspringenden wilden Ziegen überrascht; diese waren aber gar sehr scheu und flohen sobald sie uns gewahrten augenblicklich den mannichfach zerklüfteten Felsen zu, wohin wir ihnen nicht folgen konnten. Die Höhen waren mit Heerden solcher Ziegen bedeckt, und wie furchtsam sich auch immer diese Thiere benahmen, so gelang es uns doch gleich in der ersten Stunde unseres Hierseyns drei derselben zu erlegen.

Von den eingebornen Seeleuten wird die Insel — wegen der hier so zahlreich vorhandenen Ziegen — Pulo-gamping, die Ziegeninsel genannt; auch war es eine Lust mit anzusehen wie die vielen graubaarigen Böcke und Ziegen nebst ihren Jungen heerdenweis in den hiesigen Triften weideten, und sich namentlich sehr bemühten junges Laub und Knospen von Sträuchern und Bäumen abzurupfen, was ihnen viel besser wie das hiesige Gras zu munden schien. Das Fleisch [1] der wilden Ziegen und Böcke ist saftig und wohlschmeckend, und die drei welche wir geschossen hatten, waren ziemlich feit.

---

[1] Die über 3300 Quadratmeilen große Insel, welche auf der Landkarte den Namen Celebes (doppeltes Hufeisen) führt, ist den dasigen Eingebornen keineswegs unter dem beregten portugiesischen Namen bekannt, denn kein hier wohnendes Volk nennt seine Heimath Celebes, sondern nach dem Hauptorte seines Staates, als: Tana- (Erde, Land) Makassar, Tana-Menado, Tana-Gorontale, Tana-Balando, Tana-Boni rc., aber nicht doppeltes Hufeisen; welches man, ungeachtet der vielen Pferde die es hier gibt, ja gar nicht kennt, da diese Pferde nicht beschlagen werden und die Bewohner dieser Insel auch nicht wissen daß ihr Vaterland der Gestalt eines doppelten Hufeisens ähnlich ist.

[2] Solche Klewang sind eine Elle lang, am Griffe wo sie am schmalsten sind, sind sie 2 bis 3, und da wo die Spitze schräg abläuft 4 — 5 Zoll breit.

[1] Hierzuland ist das Ziegen- und Bockfleisch wohlschmeckender und nicht übelriechend, wie das der hier heimischen Schafe; denn kein Mensch nimmt sich die Mühe den Schafen die Wolle abzuscheeren, sie haben deßhalb hier viel von der Hitze zu leiden, suchen immer den Schatten auf und bleiben stets sehr mager, zudem riecht ihr Schweiß höchst unangenehm, und dieser Geruch theilt sich auch ihrem Fleisch mit.

Der Aussage meiner Seeleute zufolge krepiren die hier eingefangenen Ziegen und Böcke sehr bald in der Gefangenschaft wenn man sie aus ihrer Heimath wegführt, auch sollen sie nicht zu zähmen seyn; nichtsdestoweniger muß es befremden daß nicht etliche von den vielen Liplappen (Mischlinge) auf Ternate — welche aus Armuth oder aus Langerweile alljährlich sich nach einigen Papuainseln begeben und dort einen wenig einträglichen Tauschhandel treiben — lieber Treibjagden auf der nicht weit entfernten Pulo-gamping unternehmen, da diese wegen der sehr gesuchten Ziegenfelle hier gewiß gut lohnen würden. Allein bisher wurde nur von zufällig hier landenden Schiffern und Fischern auf der Ziegeninsel gejagt; daß die wilden Ziegen sich deßhalb hier sehr wohl befinden, auch massenhaft sich vermehren, ist leicht begreiflich, und Mangel an Futter hatten diese zur Zeit meiner Anwesenheit daselbst noch nicht. Jedenfalls würde aber die gute Zeit dieser lustigen Thiere vorüber seyn wenn einige Wallfischjäger Kunde von ihrer großen Anzahl dahier erhielten.

Ferner sagte man mir daß die wilden Ziegen auf Pulo-gamping bei einem heftigen [1] Gewitter — welche dort nichts seltenes sind — leicht einzufangen seyen, weil sie bei starken Donnerschlägen die Köpfe zusammen stecken und wie verdutzt beisammen stehen, ohne irgendetwas zu beachten was um sie her vorgeht.

Von der Ziegeninsel erfolgte unsere Weiterreise in südöstlicher Richtung, und wir begegneten dabei einigen kleinen Ruderfahrzeugen, deren Bemannungen sämmtlich aus Alfurern bestand, die in Ternate gewesen waren und nun nach ihrer Heimath (Batjan) zurückkehrten. Ich kannte seit 1847 schon einige von diesen Leuten, von denen auf mein Befragen „was es zu Ternate neues gäbe," mir einer antwortete: „Ich habe daselbst gesehen daß einige Sapi Sapi (Javarind) mehrere bewohnte Rumah (Hütte) mit sich fortschleppten. Er meinte Pferde die Kutschen fortgezogen hatten. Bekanntlich findet man auf den Molukken nur in den Hauptstädten Pferde (welche von Celebes oder Sumbawa hier eingeführt werden) und Kutschen. Der Alfure hatte auf Ternate zum erstenmal in seinem Leben Pferde gesehen, und vermuthete daß diese eine besondere Art Sapi seyen, denn Rinder besitzt der Sultan von Batjan einige.

[1] Es ist merkwürdig daß in den Ländern des malayischen Archipels ungeachtet der vielen und sehe heftigen Gewitter der Blitz nue höchst selten einschlägt und zündet, oder Menschen und Thiere tödtet; bei meinem vieljährigen Aufenthalt in diesen Ländeen ist in den Ortschaften in welchen ich wohnte, kein Fall vorgekommen wo ein Blitz gezündet odee einen Menschen odee ein Thier erschlagen hätte. Meines Wissens hat dee Blitz hiee nur einmal Schaden angerichtet. Im J. 1833 wnede nämlich zu Banjumaas, auf Java, ein Kuli bei mir voebeigeteagen, der an den Balken einee überdachten Brücke sich angelehnt hatte — eben als ein Blitz — jedoch ohne zu zünden — an demselben (?) herabfuhe; der Mann war davon sehr erschrocken und niedergesunken, aber schon ein paar Stunden daenach wae er wiedee gesund und wohl auf.

Das Croupiöl in Westafrika.

Der Baum welcher die Samenkörner erzeugt aus denen das Croupiöl bereitet wird, ist die Pflanze Carapa Touloucouna der Flora von Senegambien, und ist abgezeichnet in Sweets britischem Blumengarten. Er wächst über 20 Fuß hoch, blüht im Januar und Anfang Februars, wird im März und April reif, wo man dann die Frucht sammelt und kurz darauf die Bereitung des Oels beginnt. Die Frucht hat eine große, etwas kugelförmige Capsel mit schönen Fächern, worin 18 bis 30 Samenkörner liegen, welche in Hinsicht auf Größe variiren — von der Castanie bis zum Hühnerei. Sie sind dreieckig, convex, auf dem Rücken der Oberfläche von brauner oder schwärzlich rother Farbe. Der Baum wächst in großer Menge in Assin, Dinkera, Tueful, im östlichen und westlichen Wassaw, im Brassland, Efficuma, Akim und Aquapim, und wahrscheinlich in einigen andern Theilen des unter englischem Schutz stehenden Gebiets. Auf dem Markt in Cape Coast erhält man gegenwärtig dieses Oel hauptsächlich aus Assin; Accra erhält es aus Akim und Aquapim. Kleine Quantitäten kommen nach Winneba von Efficuma und den andern erwähnten Gegenden welche für ihren eigenen Bedarf genug haben.

Das Croupiöl wird von den Eingebornen der Goldküste beinahe auf dieselbe Weise bereitet wie das Palmöl. In Assin werden, wie man sagt, die Samenkörner eine kleine Zeit ausgetrocknet, hernach etwa eine halbe Stunde gesotten, dann entfernt und abermals in der Sonne einige Tage lang getrocknet. Wenn der Trocknungsproceß vorüber ist, werden sie gesotten, und das Oel wird abgeschäumt so wie es die Oberfläche erreicht. Die Eingebornen bewahren das Oel für den Hausgebrauch und für den Markt in großen hölzernen Trögen auf, welche ohne viele Kunst aus den Theilen der Stämme des Pullom oder wilden Baumwollenbaumes gehauen werden. Da diese Behälter mit Deckeln versehen sind, so kann das Oel gegen unreine Stoffe verwahrt werden.

In Kent oder dem westlichen District von Sierra Leone ist die Bereitungsmethode des Croupiöls etwas verschieden. Nachdem die Samenkörner in der Sonne getrocknet worden sind, werden sie einige Wochen lang in den Hütten der Eingebornen in Flechtwerk von Weiden aufgehängt, der Hitze und dem Rauch ausgesetzt, nachher geröstet und in eine weiche Masse verwandelt in großen hölzernen Mörsern. Diese Masse wird sodann gesotten und das auf der Oberfläche schwimmende Oel abgeschäumt.

Die Verwendung des Croupiöls ist verschiedener Art. Es brennt gut, und die feinere Qualität desselben gibt ein angenehmes und gutes Licht. Meistens aber gibt die Masse von dem Oel das auf den Markt gebracht wird ein rauchiges Licht. Diesem Mangel könnte abgeholfen werden wenn bei der Bereitung des Oels größere Sorgfalt beobachtet würde. Die gegenwärtige Methode ist eine ungehörige und zu unvollkommene. Als Oel für Maler taugt es vortrefflich, sowie auch zum Einschmieren von Eisengeräthen und Werkzeugen. Die Eingebornen schätzen es ferner hoch als ein Einreibmittel bei Hautkrankheiten. Es wird aber selten innerlich genommen, obwohl diejenigen Personen die den widerlichen und sehr bittern Geschmack ertragen können, in diesem Oel eine schätzbare Arznei finden zur Vertreibung des Bandwurms und anderer Würmer aus den Eingeweiden.

Croupiöl wird in Töpfen, die zwei bis vier Gallonen (Maß von vier Quart) halten, auf den Markt gebracht und auf der Goldküste im Durchschnitt zum Preis von 1 Shilling und 9 Pence verkauft. In

Sierra Leone ist der durchschnittliche Marktpreis ungefähr 2 Shillinge die Gallone. Als ein Handelsartikel soll es ihm an Oelstoff fehlen, aber es frägt sich ob diese Behauptung richtig ist. Wahrscheinlich ist sie von Leuten aufgestellt worden die ein Vorurtheil oder ein eigenes Interesse gegen die Sache haben.

Eine Analyse des Croupiöls zeigt daß es in Aether völlig aufgelöst werden kann. Mit Alkohol ist es trennbar in zwei Theilen — eine feste Substanz, welche sich auflöst, und eine ölige Flüssigkeit bei ordinärer Temperatur, auf welche das Alkohol keinen Effect macht. Der erste Theil enthält das bittere Princip und den widerlichen Geruch des Oels, während der zweite beinahe farb- und geschmacklos ist nach Pelroz und Robinet. Die Bitterkeit des Oels kommt von dem Alkoloidstoff (?), welcher sich auch in der Rinde des Baumes findet. Es ist wahrscheinlich (und wäre des Versuches werth) daß sich dieses Oel in den Baracken der Soldaten anwenden läßt. Die Wesleyaner benützen es in ihren Capellen auf der Goldküste.

Erörterungen über auswärtige Politik.

Als kürzlich Nachrichten aus Rom ernste Besorgnisse über die Gesundheit Sr. Heiligkeit aussprachen, da trat der Gedanke an die Möglichkeit einer Erledigung des apostolischen Stuhles und an den Ausgang einer neuen Papstwahl sehr nahe, und unmittelbar knüpfte sich daran die Ahnung daß vielleicht durch den Druck der jüngsten Begebenheiten einem französischen oder französisch gesinnten Papste die Schlüssel Petri zufallen könnten. Oft schon befand sich die katholische Kirche in Nöthen wie die gegenwärtige, und immer rettete sie ihre unverwüstliche Organisation; wenn aber auch ihre Herrschaft über die Geister sich nicht erschüttern ließ, so wurde doch im Laufe der letzten hundert Jahre ihre weltlichen Mittel unendlich geschmälert. In Frankreich und in Spanien streckte die politische Gewalt ihre Hände nach dem Eigenthum der Kirche aus, und auf diesem Eigenthume beruhte doch die sociale Freiheit des Priesterstandes, auf dieser Freiheit wieder die Disciplin und die monarchische Gliederung der Hierarchie. Die geistlichen Souveränetäten sind erloschen, und der letzte Rest der priesterlichen Herrschaft wurde in unsern Tagen durch eine gemächlich durchgeführte und fortgesetzte Empörung zur Hälfte bedroht und verwischt. Piemont hat sich seit länger als zehn Jahren, unbekümmert um die einst lähmenden Strahlen des heiligen Vaters, in vollem Zerwürfniß mit der römischen Curie befunden und, dem Beispiel anderer katholischen Staaten folgend, die Kirchengüter eingezogen. Jedes Wachsthum dieses Staates ist eine Herabminderung der kirchlichen Macht, und schwerer Trübsal unterliegt die Papstgewalt wenn sie gerade von der Nation verlassen wird auf deren kirchlichen Sinn die Kirche der Welt aufgebaut wurde. Wer soll, wenn die Italiener ihm den Rücken kehren und seinen Zorn mißachten, noch länger dem heiligen Vater gehorsamen? Es bedarf in unsern Zeiten nur noch eins um den Verfall der zeitlichen Herrschaft des Papstes zu besiegeln: eine unglückliche Wahl, welche in den Augen der Welt durch einen äußerlichen politischen Druck erfolgt wäre. Man fahre nur fort den Papst seiner zeitlichen Herrlichkeiten zu entkleiden und ihn zum Bischof von Rom, zu einem Patriarchen, zu einem Kostgänger irgend einer Laiengewalt zu erniedrigen, und es ist geschehen um die wunderbare monarchische Einheit der Priesterwelt. Auf dieser beruht die jetzige katholische Kirche, und ohne sie zerfließt diese wieder in das ungestaltete Chaos der ersten christlichen Jahrhunderte.

Das ist für die österreichische Sache in Italien so günstig, daß die Grundsätze der Legitimität in engem Bündniß stehen mit dem katholischen Bedürfniß eines selbstherrlichen Pontifex. Es scheint denn auch daß man in Rom zum Entschluß gekommen ist von allen Waffen über welche die Kirche noch verfügt Gebrauch zu machen. Die französischen Prälaten haben mit großer Unerschrockenheit das Echo der letzten päpstlichen Allocution hören lassen, und es ist natürlich daß sich in Frankreich alle jetzt zum Stillschweigen und zum Verschmachten verurtheilten Gegensätze an diesem Thau einer Opposition erquicken und aufrichten. Wir dürfen aber nicht vergessen daß diese nämlichen französischen Bischöfe im Frühjahr ihre Gläubigen für den italienischen Krieg zu begeistern suchten oder suchen mußten. Und damals war es doch schon klar daß der Kaiser seine Gegner nicht bloß mit der Schärfe des Schwertes, sondern mit dem Gifte der Empörung zu bekämpfen gedachte; damals stand schon auf dem Programm der politischen Zukunft daß die römische Curie die adriatische Hälfte des Kirchenstaates in eine Laienprovinz verwandeln müsse. Dennoch vermochte der jetzige Herrscher von Frankreich seine Bischöfe zu nöthigen von der Kanzel herab eine Sache zu verherrlichen die jetzt das Oberhaupt der Kirche in eine klägliche Abhängigkeit von den Hauptleuten seiner französischen Leibwache versetzt hat. In Frankreich hätte in diesem Frühjahr, als sich die dreifarbige Fahne über den Mont Cenis bewegte, kein Priester wagen dürfen für die legitimen Gewalten in Italien zu sprechen. Der Geistliche mußte sich zuvor erinnern daß er Franzose war, und durfte seine Pflicht als gehorsames Werkzeug seines römischen Oberhauptes nicht erfüllen, weil die nationalen Interessen dagegen stritten. In Italien gilt die nämliche Regel, daß die kirchliche Sache der nationalen aus dem Wege gehen müsse, wie denn immer die Abgötter in besseren Ehren gehalten wurden als die Götter. Die Worte der französischen Bischöfe würden daher verhallen, wenn die Franzosen noch immer glauben daß das Gelingen der italienischen Empörung zur wahren Verherrlichung ihrer Waffenthaten gehöre.

Ernstlich erschüttern kann das Oberhaupt Frankreichs in diesem Augenblick kein Kanzelwort. Napoleon I durfte die gemeinsten Rücksichten gegen den geistlichen Stand verletzen und den Papst selbst in schnödem Gewahrsam halten, ohne daß er sich dadurch die Gemüther der Franzosen bis zu einem gefährlichen Grad entfremdet hätte. Wir erinnern uns noch recht gut daß der Präsident Louis Napoleon auf seinen Rundreisen in den Provinzen jeden Morgen pünktlich und mit beabsichtigtem Gepränge die Messe besuchte. Er gebrauchte damals den Klerus als Alliirten, jetzt aber will er daß der Klerus nur Werkzeug, nicht Alliirter sey. Ganz ähnlich hat er es mit der Börse gemacht. Er bedurfte zu gewissen Zeiten eines kräftigen Schwindels um die flatternden Gedanken der Franzosen im goldenen Netz zu fangen. Als er sich der Herrschaft über die Gemüther bewußt war, und er nicht mehr die Verführer und die Spielerleidenschaft nöthig hatte, erhielt der niedere Börsenschacher seinen Laufpaß. Wer kann sich jetzt vermessen als Nebenbuhler eines Bonaparte aufzutreten? Es sind keine Prätendenten, kein Heinrich und kein Graf von Paris, ja nicht

einmal die Schatten der Republicaner zu fürchten. Der blödeste Franzose muß jetzt sehen welche dürftige und verzagte Rolle Frankreich unter der Restauration, unter den Orleans, unter Lamartine und Cavaignac gespielt habe. Der äußere Glanz des Imperialismus hat die hinter ihm liegenden 40 Jahre völlig verdunkelt, und die Franzosen merken erst jetzt aus welcher obscuren Lage sie befreit wurden. Daß Napoleon III Frankreich gefürchtet machte, sichert ihm den wohldressirten Gehorsam der Franzosen, solange — sein Glück dauert.

Die italienischen Angelegenheiten aber hat er sichtlich aus der Hand verloren. Immer galt der Kaiser wegen seines oranischen Schweigens für einen zukunftsichern Mann. Weil er selten und das seltene doppelsinnig sprach, hatten seine Worte eine sibyllinische Weihe. Man darf daher mit der größten historischen Zuversicht aussprechen daß er zur Zeit der Abfassung des Turiner Manifestes, eines bis zum adriatischen Meer befreiten Italiens, wirklich durchsetzen wollte was er verhieß, sonst wäre, Homerisch gesprochen, das Wort ihm nicht aus den Zähnen entsprungen. Wenn er aber die Oesterreicher aus Venedig vertreiben wollte, dann war er gewiß bei Solferino auf dem richtigen Wege gewesen, und gerade dort kehrte er um, wo sich sein Programm jedenfalls, wenn überhaupt, am leichtesten erfüllen konnte. Er hatte damals aber, wie man zu sagen pflegt, ein Haar in der Suppe gefunden und den Appetit verloren. Die Dinge waren anders gekommen als er gewollt hatte. So nahm auch die Freundschaft mit Cavour ein jähes Ende, sobald beide Staatsmänner sich vollständig erkannt und jeder den andern auf dem löblichen Vorsatze ertappt hatte den Freund als Werkzeug zu mißbrauchen. Was Napoleon III träumte, war ein Rheinbund ohne Oesterreicher in Italien, mit einem Piemont von geringerem Flächeninhalt als Neapel, mit einer französischen Secundogenitur in Mittelitalien und einem Papst als Schattenpräsident. Die militärische Promenade des fünften Armeecorps und des Prinzen Napoleon mußte einen Sinn haben, wenn der Kaiser vor seinen Marschällen die Verzettelung so bedeutender Streitkräfte rechtfertigen wollte. Und in dem Sinn, den sie gehabt hat, war diese Expedition mißglückt. Das war das Haar in der Suppe. Ferner ist es ganz klar daß, wenn Napoleon III einen italienischen Bund wollte und als französischer Monarch wollen mußte, ihm nichts daran liegen konnte einen Kriegszug für das savoyische Kreuz zu unternehmen. Man kann sich vielleicht denken daß Napoleon III seinen Beruf darin suchte die Verwicklungen Italiens correct und mit politischer Meisterschaft zu lösen, und daß er sich gesagt habe die Italiener könnten wegen ihrer Municipalgeister keinen größeren nationalen Einheitsgrad erreichen als ihn die föderale Form darbietet, Deßhalb also habe er mit historischem Scharfblick das Bundesproject ersonnen. Es ist aber klar daß der municipale und landsmannschaftliche Geist bei den romanischen Völkern viel weniger die politische Einheit hindert als man gewöhnlich behauptet. Noch immer wird sich kein Spanier nach seinem Vaterland nennen; er ist ein Alt- oder Neucastilier, ein Estremeño, Catalane, Andaluse, aber kein Spanier. So werden auch die Florentiner und Lombarden bleiben was sie sind, ohne daß dieser locale Hochmuth deßwegen eine politische und administrative Einheit verhindern möchte. Daß sich die Municipalgeister zuletzt doch bändigen lassen, das nehmen wir an den Genuesen wahr, die jetzt loyal-piemontesisch geworden sind. So ist es denn auch möglich daß sich Mailand mit einem Schicksal befreundet in das sich Genua zu fügen lernte. Eine historische oder kritische Abneigung kann daher bei Napoleon III das Sardinisiren Italiens nicht erregen, wenn er überhaupt diesen Ausgang herbeigewünscht hätte. Nun könnte man sich denken daß im Grunde seines Herzens der Kaiser vergnügt die sogenannten „vollzogenen Thatsachen" in den Herzogthümern habe reifen sehen, und wie er hinter der Maske des Moniteur die Oesterreicher auslache, daß sie durch Straßendemonstrationen die einzigen Zugeständnisse der Präliminarien sich entreißen lassen müßten. Man ist bisweilen versucht so etwas zu wittern, denn mit den Drähten der officiösen Presse zieht der Pariser Meister seine italienischen Marionetten vortrefflich. Er schilt sie mit Drohworten, die nichts drohen, und wenn die guten Leute wirklich den bitteren Ernst wahrzunehmen glauben, kommt immer wieder die Versicherung hinterdrein daß Frankreich den Herzogthümern keinen Zwang auferlegen oder auferlegen lassen werde. Jetzt ist die Zeit gekommen wo Napoleon III, wenn er wollte, seine Trümpfe ausspielen könnte. Der Mord des Grafen Anviti, verziert mit allen Schaudern der Pariser Jakobinerscenen, bietet die schicklichste Gelegenheit um in den Herzogthümern einzumarschiren und die königlichen piemontesischen Dictatoren in Ruhestand zu versetzen. Wäre alles reif gewesen für einen solchen Interventionsstreich, so würde wahrscheinlich schon die Vorhut einer französischen Division in Parma eingerückt seyn, so aber deutet man dem parmesanischen Dictator an daß der erste große Fehltritt der Revolution sich noch sühnen lasse durch eine „rasche und exemplarische Justiz." Darunter läßt sich nichts anderes verstehen als daß man sogleich ein paar der Volkshenker ergreife, summarisch von einem Kriegsgericht verurtheilen und hinrichten lasse. Schwerlich sind aber die revolutionären Obrigkeiten Parma's im Stande der beleidigten Moral diese Genugthuung zu verschaffen. Selbst wenn die Mörder nicht längst entsprungen wären, selbst wenn man Italiener fände die als Zeugen gegen solche Banditen aufzutreten wagten, wäre es höchst unwahrscheinlich daß in einer Stadt, welche sich so vieler unbestraft verübten politischen Morde rühmen kann, und vor dem italienischen Volk, in dessen Augen der Dolch durch den nationalen Zweck geheiligt wird, und welches Orsini unter seine Märtyrer zählt, ein abschreckendes Beispiel an den „Patrioten" sich vollstrecken ließe, welche das blutende Haupt des Grafen Anviti auf eine Straßensäule pflanzten. Eine „rasche" und eine „exemplarische" Justiz, ja überhaupt Justiz von einer durch Empörung zur Gewalt gelangten Obrigkeit fordern, heißt das Unmögliche verlangen. Man sollte aber, wenn man in Paris wirklich das Bedürfniß empfindet, den Schandfleck Parma's hinweggetilgt zu sehen, einen prompten Einmarsch der Franzosen voraussagen dürfen. Allein wenn dem Kaiser daran liegen sollte die heutige geordnete Anarchie Mittelitaliens noch zu verlängern, so werden sich eine Menge Auswege finden, um den Schein zu retten als fahnde der Dictator Parma's eifrig auf die Mörder des unglücklichen Grafen, ohne daß er wirklich exemplarisch aufzutreten genöthigt wäre.

Was überhaupt Napoleon III über die Herzogthümer verhängen möchte, läßt sich nur errathen. Zu den Endzielen aber, die er nicht will, gehört unbedingt eine völlige Einverleibung mit Piemont, denn würde er diese, wie es bisweilen den Schein hat, durchzuführen beabsichtigen, und sich nur seiner Zusicherungen in den Präliminarien schämen, so könnten keine Zerwürfnisse zwischen dem Pariser und dem Londoner Cabinet bestehen. So aber ist es ganz klar daß Napoleon nicht will was Lord John Russell gern möchte, und dieser kleine Mann will eben nichts als der Goldorangenhalbinsel das savoyische Kreuz auferlegen. Daß aber umgekehrt das Pariser Cabinet loyal um die Wiedereinsetzung der Erzherzoge oder nur eines Großherzoges sich bemühe, ist nirgends

ersichtlich. Es benimmt der Revolution nicht alle Hoffnung, und da wo diese erlöschen will, gießt es stets wieder Oel auf das Flämmchen. Das wahre Ziel der französischen Politik ist es, beide Theile durch Hunger zahm zu machen, den Zustand der Ungewißheit ins unerträgliche zu verlängern, bis endlich der eine wie der andere mit dem letzten Ausweg, der ihm gezeigt wird, zufrieden ist. So hat man hinter einander mehrere „Lösungen“ vorgeschlagen, bald einen belgischen Prinzen, bald den Erzherzog Ferdinand Max, bald den Herzog von Carignan, bald die Prinzessin Clotilde, den Herzog von Oporto, endlich auch einen Großfürsten genannt, immer nur um zu zeigen daß diese Lösungen unmöglich sind. Auch sein mit Italien verschwägerter Vetter ist verläugnet worden, weil er vorläufig unschmackhaft befunden wurde. Mit Zähigkeit jedoch kann man sehr viel durchsetzen. Wenn man dem Wiener Hof keine Wahl übrig läßt als eine Einverleibung der Herzogthümer mit Sardinien oder einen französischen Hof in Florenz, so wird die Staatskanzlei doch das westphälische Königskind als das geringere dem andern Uebel vorziehen. Wenn man umgekehrt durch langwieriges geschicktes Auf- und Abwiegeln den Mittelitalienern begreiflich macht daß ihre Einverleibungssucht gegen europäische Machtbedürfnisse verstoße, daß ihnen daher keine andere Wahl bleibt als ihre Souveräne zurückzurufen oder sich von dem Sieger bei Solferino einen Prinzen zu erbitten, so beißen vielleicht auch sie in den minder sauren Apfel.

Die einzigen günstigen Wahrzeichen für eine Rückkehr der Erzherzoge, oder wenigstens des einen von ihnen, ist das äußerlich ungestörte Einvernehmen zwischen den beiden Kaiserhöfen. Es wird auf keiner Seite polemisirt, und dieß beweist daß man, in Wien wenigstens, nicht alle Hoffnung verloren hat. Auch sollte den Kaiser Napoleon eine gewisse Ambition zwingen seine präliminirten Friedensbedingungen zu erfüllen. Wer würde wohl noch gern einem Friedensworte Frankreichs trauen, wenn Oesterreich die Erfahrung machen müßte daß es der Aussicht auf ungetrübte Zeiten vergeblich Opfer gebracht habe, daß jetzt derselbe Zustand herrsche wie im Frühjahr, wo man hoffte nach Ueberschreitung des Tessin die Ungewißheit zu beendigen? Der Onkel war, um einen mercantilen Ausdruck zu entlehnen, viel „coulanter“ im Unterhandeln, denn er gab entweder Entschädigungen oder, wo dieß unmöglich war, die Hälfte der Eroberungen heraus: er begnügte sich nach den Tagen von Austerlitz und Wagram, wo alle österreichischen Erblande seinen Truppen offen standen, immer mit einer mäßigen Territorialabtretung. Napoleon III verlangte aber mitten im Feldzuge vor der beiderseitigen Erschöpfung einen Frieden welcher alle Waffenerfolge der Franzosen geographisch anerkannte, ja er hindert jetzt noch den Rückfall solcher Gebiete die nicht angegriffen und nicht vertheidigt, also auch nicht verloren wurden, sondern wo Verschwörung und Truppenabfall zur Vertreibung der Landesherren führte. Die Moral eines solchen Ausgangs für alle andern europäischen Mächte müßte es unbedingt seyn nie mehr den Friedensvorspiegelungen des Kaisers zu trauen, sondern in künftigen Fällen bis zur Verzweiflung zu fechten, umgekehrt aber, wenn ihnen das Glück hold würde, gegen das besiegte Frankreich gerade so zweideutig zu verfahren wie es gegenwärtig das besiegte Oesterreich erdulden muß. So würde man an dem Tage sprechen, wo man die Klarheit gewänne daß Napoleon III durch seine präliminirten Verheißungen Oesterreich trugweise zur Niederlegung der Waffen gezwungen habe. Einer solchen Nachrede, die leicht sprüchwörtlich für Bonapartische Präliminarien werden könnte, wird sich der heutige Herrscher Frankreichs nicht gern aussetzen, sondern er muß danach trachten daß ihn das Wiener Cabinet ehrenvoll seiner Verheißungen in Villafranca entbinde. Bis jetzt kann man nicht sagen, das Cabinet der Tuilerien habe redlich dahin gewirkt sein Wort zu lösen, sondern eher daß es **mala fide** die Hindernisse der Erfüllung gesteigert habe. Wenn Frankreich auch entschlossen war in Mittelitalien nicht bewaffnet einzuschreiten, oder ein österreichisches Zwischentreten nicht zu dulden, so genügte es diesen seinen Willen klar und deutlich dem Wiener Cabinet zu verkündigen. Den Mittelitalienern aber im Moniteur diese Absicht zu erklären, und zwar von freien Stücken zu erklären, das hieß wahrlich nicht sie auf die Rückkehr ihrer Fürsten vorzubereiten, sondern es hieß ihnen zurufen: seyd nicht bange, es widerfährt euch nichts, solange ihr keine dummen Streiche macht.

Das ist die große Kunst des Meisters, daß er mit seinen 60,000 Mann Franzosen zwischen Po und Mincio Oesterreicher, Piemontesen und Mittelitaliener zum Stillhalten zwingt. Wer am längsten zuwarten kann, bleibt in dieser Wette Sieger. In den Herzogthümern spielt man unterdessen die Einverleibung bis zum Ueberdruß. Man stellt den Schein her, weil man an der Sache selbst sehr zweifelt. In Turin wird man bald auch so weich seyn, um jede Beendigung der Ungewißheit diesem Hangen und Bangen in schwebender Pein vorzuziehen. Die französischen Soldaten fangen an der Lombardei lästig zu werden. Je länger der Schutz dauert, um so unerträglicher wird der Beschützer. Jetzt schon beneidet man die Herzogthümer die in Garibaldi's Armen so sicher ruhen. Merkt man erst daß Napoleon III doch nicht den Sarden allen Willen zu thun gedenkt, so wird man nicht früh genug das französische Observationscorps los werden können. So haben die Franzosen völlig das Heft in den Händen. Sie sind die einzigen die im Warten keine Langeweile beschleicht, können sie doch während der winterlichen Opernsaison in der Mailänder Scala „einen Cursum durchschmarutzen“, ist ihnen doch das letzte Jahrzehnt in Rom nicht zu lang geworden, und haben sie doch durch ihre getreue Bewachung des heiligen Vaters unsern politischen Gemüthern es fast unmöglich gemacht sich den Kirchenstaat ohne die rothen Hosen zu denken. Man gewöhnt sich zuletzt an alles, warum sollten sich die Italiener nicht an die Krappfarben gewöhnen?

Was das französische Cabinet für die nächste Zeit beabsichtigt, ist nichts anderes als die Oesterreicher und die Italiener zu ermüden, um sie beide für das letzte Wort des Kaisers empfänglich zu machen. Was dieses letzte seyn wird, können wir hoffen zu erleben, aber nicht zu errathen. Wir wissen vorläufig nur daß es jenes Italien nicht ist welches die sardinische Partei „meint,“ wir ahnen halb und halb daß das künftige Italien ein Bund ungebundener Souveräne werden soll, eine Form unter der Frankreich stets seine politischen Nachbar gern „vereinigt“ gesehen hat. Wie viel sich dann nebenbei auf der Landkarte zwischen Po, Apenninen und ligurischem Meer ändern wird, wissen wir am allerwenigsten, wahrscheinlich wird für alle Theile etwas abfallen, ein Bissen für das verdauungsstarke Piemont, ein Flicken für das Wort in den Präliminarien von Villafranca, und den Rest „zum Verschenken“ an den uneigennützigen Beschützer Italiens. Der Kaiser selbst aber ist ein zu großer Börsenkenner um nicht zu merken daß, wer am längsten hier zusehen darf, am besten „realisiren“ wird.

Miscellen.

Ein neues Verfahren zur Aufbewahrung vollkommen reiner Milch. Die Aufbewahrung von Milch auf unbestimmte Zeit ist ein wichtiges Problem, welches in Frankreich auf drei verschiedene Arten gelöst worden ist. Hr. v. Villeneuve war der erste welcher Milch dadurch aufbewahrte daß er sie durch Beifügung gewisser fester Ingredientien in eine feste Masse verwandelte; allein dieß war dann, eigentlich gesprochen, keine Milch mehr. Hr. v. Signac bewahrte sie dadurch auf, daß er die Milch verdünstete bis sie die Consistenz von Syrup erhalten hatte, und daß er eine feste Mischung von Milch und Zucker machte, die aber immerhin nicht mehr Milch genannt werden konnte. Hr. Maben bewahrte sie auch dadurch auf daß er die Luft ausschloß und sie einer Dampf-Atmosphäre von etwa 100° Cent. aussetzte, sie so aller Gase beraubte welche sie enthielt, und dann die gefüllten Flaschen, in denen sie erwärmt worden war, hermetisch versiegelte. Als ich im Begriff war nach Aberdeen abzugehen (sag Abbé Moigno vor der Brit. Assoc.), öffnete ich eine Flasche, welche von Hrn. Maben am 14 Febr. 1854 verschlossen worden war, und nach Verfluß von sechsthalb Jahren fand ich die Milch so frisch als sie am ersten Tage war. Hr. v. Pierre hat die Entdeckung um einen wesentlichen Schritt weiter geführt. Das Mittel welches er anwendet um die Aufbewahrung der Milch zu bewirken, ist ebenfalls Wärme; allein die Anwendung der Wärme auf besondere Weise, durch die Geschicklichkeit der Hände, ist zuerst von einem schweizerischen Schäfer entdeckt worden. Alles was ich hierüber anführen darf, ist daß die Wirkung dieser neuen Wärmeanwendungsmethode darin besteht daß man eine Art thierischen Gährungsstoffes entfernt, der in sehr geringer Menge in der Milch vorhanden und die wahre Ursache ihrer schnellen Zersetzung ist. Wenn diese Art Gährungsstoffes entfernt ist, so kann die Milch in nicht ganz vollen Gefäßen eine unbestimmte Zeit lang aufbewahrt und sonach der Berührung verdünnter Luft ausgesetzt werden — ein Ergebniß welches durch das Verfahren Hrn. Mabens oder vielmehr das Hrn. Gay Lussacs nicht bewirkt wurde, da sie jene Gase, welche die Milch sonst sauer gemacht haben würden, vollständig austrieben. Ich habe ein so volles Vertrauen in das Verfahren des Hrn. v. Pierre, daß ich nicht das mindeste Bedenken trug ein großes fünf Gallonen Milch enthaltendes Gefäß mit mir von Paris nach Aberdeen zu bringen, es furchtlos den Eisenbahnen und Dampfbooten anvertraute, und es so allen Zufällen der Reise aussetzte. Ich bin des Erfolgs des Verfahrens so sicher, daß ich den Inhalt dieses großen Gefäßes in schottische Gläser mit der Ueberzeugung ausgieße daß ich den Damen und Herren der British Association eine ebenso natürliche, reine und reiche Milch gebe, als zur Zeit da sie der Kuh in den fruchtbaren Ebenen der Normandie abgemolken wurde. Seiner größeren specifischen Leichtigkeit wegen steigt der Rahm im Gefäß oben auf, allein man kann ihn leicht durch die gesammte Milchmasse vertheilen wenn man sie vor der Entkorkung der Flasche gehörig schüttelt. Da das Gefäß nicht ganz voll ist, so hat sich vielleicht eine kleine Quantität Butter gebildet, und die Milch ist etwas weniger reich geworden, allein sie wird dennoch stets reine und natürliche Milch seyn, ohne allen fremdartigen Geschmack. Dank den Fortschritten der Wissenschaft, deren Vertreter zu seyn ich das Glück habe, kann Frankreich mit Nutzen England sein Obst, seine Vegetabilien, seine Eier liefern, und bietet ihm jetzt seine für die Bedürfnisse des Heers und der Flotte zubereitete Milch, die weder von den längsten Reisen noch von übermäßiger Wärme und Kälte Schaden leidet.

*

Ueber die Vertheilung der Schmetterlinge. Unter den Insectenarten haben die Schmetterlinge oder die Ordnung der Lepidopteren stets ziemlich große Aufmerksamkeit erregt. Die Mannichfaltigkeit und Schönheit der Schmetterlinge ist eine allbekannte Sache. Die Ordnung der Lepidopteren schließt zwei große Abtheilungen in sich, die Tagfalter und die Nachtfalter; die erstere Gruppe fliegt insgesammt bei Tage, während die meisten der Nachtfalter in ihren Gewohnheiten nächtlich sind. Man hat berechnet daß es nicht weniger als 50,000 verschiedene Arten Lepidopteren auf dem Erdball gibt. Mehr als 3000 Arten Tagfalter sind bereits bekannt, und man ist der nicht ungegründeten Ansicht daß die Zahl der Nachtfalter sechzehnmal größer ist. In England ist das Verhältniß der Nachtfalter noch viel größer, indem es sich nahezu wie 30:1 herausstellt, dagegen stehen wir hinsichtlich der Tagfalter gegen ganz Europa auffallend zurück. Wie bereits bemerkt, sind bis jetzt auf dem ganzen Erdball 3000 Arten Tagfalter bekannt; von diesen kommt in Europa nur ein Zehntel vor, wogegen die tropischen Theile Asiens und Amerika's bei weitem am zahlreichsten von diesem schönen Insectenstamm bevölkert sind. In Mitteleuropa oder Deutschland hat man 186 Arten Tagfalter beobachtet, die übrigen 120 europäischen Arten gehören Spanien, Italien, Griechenland, Rußland oder Lappland an. Von den deutschen Arten kommen 94 in Belgien, und nur 65 in England vor, obgleich die Engländer eine Art besitzen, Erebia Cassiope, die man in Belgien nicht trifft. Sämmtliche britische Tagfalter kommen in England vor, aber wenig mehr als die Hälfte (nur 33) findet sich in Schottland, und kaum mehr in Irland. Fünfundzwanzig Arten lassen sich als allgemein vertheilt und gemeinschaftlich betrachten; allein damit ist nicht gesagt daß man diese überall trifft, sondern einfach daß ihre geographische Verbreitung nicht beschränkt ist, und daß, wo sich passende Oertlichkeiten finden, wir auch erwarten sie anzutreffen, von Norfolk bis Killarney, und von der Insel Wight bis nach Caithneß, theils in Gärten, Wiesen, Haiden, theils in Wäldern, auf Hecken oder in Heckenwegen. Fünfundzwanzig andere Arten, welche alle im Südosten Englands vorkommen, vermindern sich sowie wir nördlich und westlich vorrücken; nur fünf von ihnen kommen in Schottland, nur vierzehn in Irland vor. Drei Arten, von denen zwei in den Gebirgstheilen Schottland gemein sind, finden sich im Süden Englands überhaupt nicht. Sieben Arten sind örtlich, den besondern beschränkten Bezirken in den mittleren Grafschaften oder dem Süden Englands. Drei Arten, die nur selten in England vorkommen, müssen als Flüchtlinge vom Continent betrachtet werden; eine derselben, Vanessa Antiopa, ist auch im Südwesten Schottlands und in Dunbar vorgekommen. Zwei weitere Arten, welche man früher in beschränkten englischen Oertlichkeiten fand, scheinen dort jetzt ganz ausgestorben zu seyn. (Athenäum.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 43. Augsburg, 22 October 1859.

Babylonische Schriften in arabischer Uebersetzung.

(Von Prof. Fr. Spiegel.)

Je mehr man sich überzeugt daß der Zeit welche wir die historisch beglaubigte nennen können, eine längere Entwicklung des Menschengeschlechts vorangegangen sey, an welcher Völker theilgenommen haben die wir kaum mehr dem Namen nach kennen, umsomehr wächst unser Verlangen den Schleier zu lüften der auf jener Vergangenheit ruht, und in jene ferne Vorzeit einzudringen. Jetzt sind es besonders die alten Reiche am Euphrat und Tigris die wir zu erschließen wünschten, in jenen alten Städten war ein Sitz der frühesten Bildung, deren Erforschung vielleicht auch auf die ältesten Zustände Europa's ein helleres Licht werfen dürfte. Aber das Material das uns jüngsthin Engländer und Franzosen durch ihre Ausgrabungen in Ninive und Babylon zugeführt haben, ist eben bis jetzt fast nur noch Material, und die verwickelteren Keilschriftgattungen widerstehen immer noch, wie wir schon mehrmals in diesen Blättern zu bemerken Gelegenheit hatten, der vollständigen Entzifferung, und es dürfte noch eine längere Zeit vergehen ehe assyrische oder babylonische Inschriften in deutlicher Sprache zu uns reden. Um so wünschenswerther, und auch für die raschere Entzifferung der Keilschrift förderlich wäre es, wenn es gelänge auch von einer andern Seite her noch Material zu gewinnen, durch welches die Culturverhältnisse jener alten Völker aufgeklärt würden. Am erfreulichsten würde es namentlich seyn näheres über die babylonische Cultur zu erfahren, denn dort scheint der ältere Sitz der Cultur gewesen zu seyn, von da ist sie dann erst nach Assyrien gewandert. Wenn sich nun eine Hoffnung bestätigt, die man gegenwärtig wohl hegen darf, so wird die älteste Geschichte bald um einen wichtigen Abschnitt bereichert seyn.

Es ist schon länger bekannt daß die arabische Litteratur sich rühmt in dem Besitze von Werken zu seyn die den Zustand der altbabylonischen Cultur darstellen. Der Sachverhalt ist folgender: Im Beginne des zehnten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung lebte im südlichen Babylonien ein gelehrter Muhammedaner, Ibn Wahschiyya, der von babylonischen Eltern abstammte. Mit dem neuen Glauben hatte Ibn Wahschiyya nicht auch den Haß und die Verachtung angenommen, mit der die übrigen Muhammedaner seine heidnischen Vorfahren betrachteten, er ehrte und liebte im Gegentheil die babylonische Vorzeit, und suchte sie auch bei seinen Glaubensgenossen dadurch in Achtung zu bringen daß er alte babylonische Werke, die er nicht ohne Mühe und Kosten von heidnischen Babyloniern (die damals noch vorhanden waren) erwarb, ins Arabische übersetzte. Als geborner Babylonier war er der babylonischen Sprache in allen ihren Dialekten wohl kundig, und er scheint eine ziemlich ansehnliche Bibliothek von babylonischen Büchern besessen zu haben, die er jedoch bei weitem nicht alle übersetzte. An die Herausgabe seiner Uebersetzungen ist jedoch Ibn Wahschiyya nicht selbst gegangen, er dictirte sie einem seiner Lieblingsschüler. Während dieser Arbeit überraschte ihn der Tod, und dieser Schüler legte die letzte Hand an das Werk und besorgte die Herausgabe.

Die hier mitgetheilten Nachrichten über Ibn Wahschiyya sind vollkommen gut beglaubigt, und es ist gar kein Grund vorhanden warum wir sie verdächtig finden sollten. Die früher geltende Ansicht, daß die alten Religionen von Syrien und Persien sofort verschwunden seyen nachdem jene Gegenden von den Arabern in Besitz genommen waren, läßt sich jetzt nach den unzweideutigen Zeugnissen, welche namentlich Specialgeschichten uns geliefert haben, nicht länger halten. In Persien wie im nördlichen Syrien dauerte es bis ins 11te Jahrhundert ehe die alten Religionen für erloschen gelten konnten, im südlichen Chaldäa (das damals besser bewässert und mithin fruchtbarer gewesen seyn muß als heutzutage) wird es kaum anders gewesen seyn. Es ist also nicht im mindesten auffällig daß man in der Zeit als Ibn Wahschiyya lebte in den Besitz von heidnisch-babylonischen Werken kam. Ebenso bekannt ist es auch daß in den ersten Jahrhunderten des Islam ein großer Theil der arabischen Litteratur aus Uebersetzungen bestand. In dieser Zeit wissen wir von Uebertragungen nicht bloß aus dem Griechischen, Syrischen und Persischen, sondern auch aus dem Sanskrit — warum sollte man also nicht auch babylonische Werke ins Arabische übertragen haben? Daß diese Uebersetzungen in späterer Zeit selten wurden, zum Theil auch ganz verschwanden, findet seine einfache Erklärung darin daß später das litterarische Interesse eine andere Richtung nahm, daß die älteren Werke durch neuere, der Zeit mehr entsprechende überflügelt wurden. Bei der verminderten Nachfrage wurden die alten Werke dann seltener oder auch gar nicht mehr abgeschrieben. Was nun die Glaubwürdigkeit von Ibn Wahschiyya's Arbeiten betrifft, so sollen dieselben nach dem Urtheile von Kennern den Eindruck großer Gewissenhaftigkeit machen. Nicht selten gesteht derselbe ein daß ihm der Text nicht mehr recht klar, dieses oder jenes Wort dunkel sey, oder auch daß die ihm vorliegende Handschrift Lücken habe. Zuweilen gibt er zu daß er die

eine oder andere Persönlichkeit von der im Text die Rede ist, durchaus nicht kenne. Kurz, von vornherein ist durchaus kein Grund vorhanden die Aechtheit dieser Bücher zu bezweifeln; wenn eine Täuschung vorliegen sollte, so ist es gewiß keine absichtliche, sondern der Uebersetzer ist selbst getäuscht worden. So wenig als die Aechtheit dieser Bücher, wird man auch die Existenz einer babylonischen Litteratur von vornherein bezweifeln dürfen. Ein Volk das uns solche Bauwerke hinterlassen hat wie die Babylonier, kann nicht ohne Bildung gewesen seyn; daß sie schrieben und gern schrieben, davon legt jeder Backstein, jeder Cylinder der in babylonischen Ruinen gefunden wird, ein vollgültiges Zeugniß ab. So spricht denn alles für die Möglichkeit einer babylonischen Litteratur, für die Möglichkeit der Erhaltung babylonischer Schriftwerke in arabischen Uebersetzungen, aber es fehlt darum noch viel bis zur Gewißheit, und die Wichtigkeit der Sache läßt uns große Vorsicht anempfehlen. Zuerst läßt sich eben doch nicht läugnen daß diese Schriften verhältnißmäßig spät übersetzt sind. Gibt man auch zu daß zu jener Zeit noch alte babylonische Werke vorhanden waren, so gab es doch gewiß auch neuere, und es ist nicht wahrscheinlich daß das kritische Talent Ibn Wahschijja's um Altes und Neues zu unterscheiden größer gewesen seyn werde als das anderer Orientalen. Es ist also immerhin eine weitere Möglichkeit daß Ibn Wahschijja ein neueres Werk für ein altes halten konnte, und wenn man bedenkt daß in der Zeit nach Alexander mit der griechischen Bildung auch die neuplatonische Philosophie in Syrien heimisch wurde, so wird man es nicht unwahrscheinlich finden daß es dort Werke gab die einen alten Namen vor sich trugen, obwohl sie selbst neu waren. Genaue kritische Untersuchungen sind darum unerläßlich, ehe wir diese Bücher als unbedingte Zeugnisse des babylonischen Alterthums ansehen können. Eine endgültige Entscheidung wird wohl kaum gegeben werden können ehe wir die Bücher selbst gedruckt vor uns haben, und selbst dann dürfte das Urtheil noch längere Zeit schwanken. Aber einer genauen Prüfung ist die Sache wohl werth, und Gewißheit über die Aechtheit oder Unächtheit der vorliegenden Werke wird man voraussichtlich erhalten können, wenn wir dieselben mit unsern übrigen Zeugnissen über das babylonische Alterthum vergleichen. Für jetzt bleibt uns kaum etwas anderes zu thun als die hierher gehörenden Schriften aufzuzählen, und soweit es das Material erlaubt, einige Bemerkungen an sie zu knüpfen.

Allgemein zugestanden ist daß das bedeutendste unter den erwähnten Werken, sowohl was den innern Werth als den äußern Umfang betrifft, das Buch sey welches den Namen der nabatäischen Landwirthschaft führt, ein umfangreiches Werk, das nicht weniger als 1300 Folioseiten füllt. Unter dem Namen der Nabatäer begreifen die Araber gewöhnlich die Bewohner des südlichen Chaldäa's, der sogenannten Sumpfdistricte welche der Euphrat und Tigris in ihrem südlichen Laufe bilden. Die Babylonier selbst scheinen den Ausdruck in einem weitern Sinne gebraucht, und so ziemlich alle Semiten, mit Ausschluß der Araber und Aethiopen, darunter verstanden zu haben. Man nannte das Werk das Buch von der nabatäischen Landwirthschaft, um es dadurch von andern ähnlichen Werken zu unterscheiden, welche die persische und ägyptische Landwirthschaft beschreiben. Gewöhnlich hat man angenommen, das Buch rühre von einem sehr alten Verfasser her und sey dann von zwei andern, weit jüngeren Autoren überarbeitet worden. Nach der Ansicht Chwolsons, der sich am eingehendsten mit diesem Buche beschäftigt hat, ist jedoch der jüngste dieser sogenannten Bearbeiter, der sich Quthami, aus Quqa oder Qusa nennt, der wirkliche Verfasser des ganzen Buches, der nur sehr reichliche Auszüge aus älteren Werken, namentlich aus einem Lehrgedichte des Dhagrit und aus den Werken Janbuschads seinem Werke einverleibt hat. Diese haben aber an dem Buche keinen Antheil, denn Quthami citirt andere ebenso gut wie diese. Aus allem geht hervor daß der Verfasser dieses Buches ein aufgeklärter Mann war, der nicht mehr der babylonischen Volksreligion, dem Sterndienste, in seinem Herzen zugethan war, wenn er sie auch nur schüchtern zu bekämpfen wagte. Dieser Sterndienst, den schon der oben angeführte Janbuschad bekämpfte, ist nach der Versicherung unseres Buches erst später von Ischita, einem Sohne Adami's, eingeführt worden, während ältere babylonische Gelehrte wie Adami Anucha &c. einer reinern Form der Gottesverehrung folgten. An diese ältern Weisen schließt sich der Verfasser unseres Buches ebenso wie Janbuschad an, diese beiden Männer sollen auch zuerst es versucht haben die Darstellung der Landwirthschaft in ein rationelles System zu bringen.

Der Inhalt der nabatäischen Landwirthschaft ist ein sehr reicher und mannichfaltiger, eine Angabe der hauptsächlichsten Rubriken würde nur ein unvollständiges Bild von dem Inhalte geben, da der Verfasser es liebt häufig von seinem Gegenstande abzuschweifen, und Dinge zu besprechen die mit den Naturwissenschaften in gar keinem Zusammenhange stehen. In einem Abschnitte z. B. der von dem handelt was dem Landwirthe zu wissen nöthig ist, findet sich eine heftige und eingehende Polemik gegen eine Gattung von Einsiedlern die in der Wüste leben, mit den Göttern in Verkehr zu stehen und durch die Vermittlung von Götzenbildern die Zukunft zu kennen vorgeben. Wie wichtig oft gerade solche Episoden sind, liegt auf der Hand. Das Werk umfaßt das ganze Gebiet der Landwirthschaft im ausgedehntesten Sinne des Wortes, und noch viel mehr was nicht direct zur Landwirthschaft gehört, wie über die Verwaltung von Landgütern, von dem Bau der Dörfer und der Einrichtung derselben, von den Kennzeichen der Veränderung der Witterung und von dem Einflusse den diese auf den Landbau ausübt, von der Vertheilung der landwirthschaftlichen Arbeiten auf alle Monate des Jahres, wozu ein vollständiger Landwirthschaftskalender mitgetheilt wird &c. Alles dieses wird nicht etwa flüchtig berührt, sondern mit großer Ausführlichkeit behandelt. Im einzelnen ist der Gang der Entwicklung etwa folgender. Zuerst wird die zu behandelnde Pflanze genau beschrieben, dann folgen Angaben über den Boden sowie über den Dünger der für diese Pflanze nöthig ist, über die Zeit wann sie gesäet oder gepflanzt werden soll, über die Art und Weise wie man sie zu heilen hat wenn sie erkrankt, dann über den Nutzen der Pflanze, ihre Eigenthümlichkeiten und Beschaffenheiten, häufig auch ob und wie sie in der Arzneikunde anzuwenden sey. Bei auswärtigen Pflanzen wird auch häufig angegeben, bei welcher Gelegenheit sie in Babylonien eingeführt wurden. Aus dem botanischen Theile des Werkes hat ein späterer Araber, Ibn el Awwam, einige trockene Auszüge gegeben, die bekannt sind, weil von diesem Werke eine spanische Uebersetzung existirt. Aber sie genügen nicht um einen Begriff von der Wichtigkeit des Werkes selbst zu geben. Für uns liegt ein Hauptwerth des Buches darin daß der Inhalt nicht bloß ein wissenschaftlicher, sondern zum guten Theil auch ein religiöser ist. Der Pflanzen- namentlich der Baumcultus war bei den alten Semiten sehr ausgebildet, wie man sich leicht aus den Abbildungen auf den Monumenten von Ninive überzeugen kann. Die religiösen und geschichtlichen und religionsgeschichtlichen Notizen sind höchst eigenthümlich, und für uns im höchsten Grade wichtig, wenn sich das Buch als ächt erweist. Wir entnehmen sie hauptsächlich

der lehrreichen eben erschienenen Abhandlung Chwolsons, von dem wir auch eine Ausgabe des ganzen Buches zu erwarten haben. Vorerst dreht sich die Hauptfrage um das muthmaßliche Alter des Buches, und hier fragen wir zuerst, ob das Buch in die Zeit vor Alexander dem Großen gehörte, bis wohin sich die alte Religion ziemlich unbeirrt von gänzlich fremden Einflüssen entwickeln konnte, oder ob es erst in der Zeit nach der griechischen Entwicklung entstanden ist, wo gerade die Umgegend von Babylon fremden Einflüssen sehr ausgesetzt war, und man häufig neue apokryphische Schriften mit den Namen uralter gefeierter Namen der Vorzeit verziert findet.

Ein günstiges Vorurtheil für das Buch muß es nun gleich vom Anfange an erwecken daß zwei so hochstehende Gelehrte wie Quatremère und Chwolson, die beide Gelegenheit hatten sich mit dem Buche, theilweise oder selbst mit dem ganzen, bekannt zu machen, sich für die Aechtheit ausgesprochen haben. Die Beweise für die Aechtheit sind nun theils positive theils negative. Beginnen wir mit den letzteren, so ist es doch gewiß auffallend, daß vor dem Christenthum, welches doch so frühe nach Syrien verpflanzt wurde und dort dauernd Wurzel faßte, auch nicht im mindesten die Rede in diesem Buche ist. Das gleiche Schicksal der Nichterwähnung theilen mit den Christen auch die Juden, deren doch in späterer Zeit eine gute Anzahl in und um Babylon ansässig war, die Griechen werden zwar erwähnt, aber als ein ganz rohes Volk wie wir sehen werden, nichts weist darauf hin daß sie in der Nähe wohnend gedacht werden, und auch dieß müßten wir erwarten, wenn das Buch nach dem Zuge Alexanders geschrieben worden wäre. Zu den positiven Zeugnissen gehört aber der Umstand daß Ninive und Babylon als noch bestehende Städte gedacht werden, und wenn auch dieser Umstand allein noch nicht genügt, um unserm Buche ein hohes Alter anzuweisen, so gewinnt er doch an Bedeutsamkeit, wenn wir ihn mit andern Erwähnungen in Verbindung bringen. Unter diesen halte ich für die bedeutendste die Erwähnung Nimrods (Nemroda) als eines Herrschers, der zuerst canaanitische Priester nach Babylon übergesiedelt habe; es wird noch hinzugesetzt, dieß sey vor gar nicht langer Zeit geschehen. Nach allen Kennzeichen zu schließen, muß dieser Zusatz von dem Verfasser des Buches selbst herrühren, nicht etwa das Citat aus einem frühern Autor seyn. Nicht minder merkwürdig und für das hohe Alter sprechend ist, was der Verfasser von sich selbst und seinen Landsleuten sagt. Er nennt sich selbst einen Chaldäer (Kasdâni) aus Goga oder Gosa (die Lesarten schwanken). Er sagt, daß seine Sprache die chaldäische sey, welche dann weiter als die altsyrische bezeichnet wird. Alles dieß verträgt sich ganz gut mit unseren sonstigen Nachrichten. Er nennt ferner 18 babylonische Könige, deren Namen uns sämmtlich unbekannt sind, er gedenkt einer Anzahl von Königen, die ihre Residenz von Babylon hinweg nach einem Ort Kutha-Rivva verlegt hätten. Er weiß uns von einer canaanäischen Invasion in Babylonien zu erzählen, welche zur Folge hatte daß canaanäische Könige in Babylon herrschten, und zwar wird von diesen Verhältnissen nicht etwa wie von lange vergangenen Ereignissen gesprochen, sondern vielmehr dieselben als noch fortbestehend gedacht zur Zeit als unser Verfasser schrieb. Daß Quthami unter den Canaanäern dieselben Völkerschaften meint welche wir auch mit diesem Namen bezeichnen, sieht man daraus daß er die äußersten Gränzen Syriens als ihren eigentlichen Wohnsitz bezeichnet, aber angibt daß die Canaanäer die Legitimität ihrer Herrschaft durch die Behauptung zu beweisen suchen Babylon sey ihre ursprüngliche Heimath, aus der sie nur durch die Chaldäer vertrieben worden seyen. Auch diese Nachricht läßt sich sehr wohl an bereits Bekanntes anfügen, denn die späteren Griechen erzählen uns in der That von einer Wanderung des Bel nach Phönicien und von da zurück nach Babel. Ferner erfahren wir aus diesem Buch daß die Canaaniter ein zwar nahe verwandter, aber doch in religiösen Dingen, namentlich in der Baumverehrung, vielfach abweichender Volksstamm waren, daß sie eine eigene, reichhaltige Litteratur besaßen; einzelne ihrer Schriftsteller werden mit Namen genannt, und ab und zu gegen dieselben polemisirt. Durch das ganze Buch geht aber, trotz des unverkennbaren chaldäischen Stolzes des Verfassers, ein sichtliches Bestreben, den Ansichten der canaanitischen Oberherren nicht zu nahe zu treten, und die schroffen Gegensätze und den Haß der zwischen Babyloniern und Canaanitern zur Zeit des Verfassers rege gewesen zu seyn scheint, nach Kräften auszugleichen und versöhnend einzuwirken. Charakteristisch ist auch die Art wie der Assyrer gedacht wird; Quthami haßt sie gründlich und will von einer Verwandtschaft mit ihnen nichts wissen, obwohl er die Ansprüche der Canaanäer auf eine solche Verwandtschaft bereitwillig anerkennt, und obwohl sicher die Masse des assyrischen Volkes aus Semiten bestand. Einige Aeußerungen dieses Buches scheinen aber die von verschiedenen Gelehrten bereits ausgesprochene Vermuthung zu bestätigen daß der herrschende Stamm in Assyrien von einem anderen Stamm war als das Volk selbst. Es wird nämlich die Sprache Chouthai erwähnt, die in der Wüste gesprochen und von Mercur gelehrt worden seyn soll. In dieser Sprache, heißt es ferner, sprechen auch die Großen Assyriens. Es ist schon des Umstandes gedacht worden daß Quthami, wenn auch äußerlich, doch nicht von Herzen dem Gestirndienst zugethan war, welcher damals in Babylonien der herrschende war, sondern daß er ihn als die Erfindung eines späteren Propheten (Ischita) bezeichnet, während er selbst den Lehren der älteren Weisen Adami und Anucha folgt. Diese Namen, die offenbar an biblische, wie Adam, Noah anklingen, sind zuerst geeignet uns über das Alter des Buches etwas stutzig zu machen. Es liegt die Vermuthung nahe, es möchte hier eine ähnliche Fälschung vorliegen, wie sie noch öfter im islamischen Oriente versucht worden ist, nämlich die eigenen Ansichten für die Lehren alter Propheten auszugeben; für Propheten aber gelten bekanntlich sowohl Adam wie Noah im Islam. Doch ist, nach Chwolsons Versicherung, was speciell in dem Buch von diesen Persönlichkeiten erzählt wird, mit den biblischen Erzählungen gar nicht verwandt, auch bekennt sich Quthami nicht bloß als einen Nachfolger dieser Persönlichkeiten allein, sondern noch vieler anderer, von denen nicht eine Spur in der Bibel zu finden ist.

Faßt man die eben mitgetheilten Angaben allein ins Auge, so kann man kaum umhin dem Werk über die nabatäische Landwirthschaft ein sehr hohes Alter zuzugestehen. In dem ganzen Zeitraume unserer historisch beglaubigten Geschichten findet sich keine Stelle für eine länger andauernde Occupation Babyloniens durch canaanäische Könige. Ueberhaupt spricht die Erwähnung der Canaaniter, die Erwähnung Nimrods als eines vor nicht gar langer Zeit lebenden Fürsten gar sehr zu Gunsten der Annahme, daß Quthami Jahrhunderte vor dem Beginn unserer eigentlichen Geschichte gelebt habe. Es kann auch gar nicht auffallen wenn wir babylonische Urkunden finden die über unsere beglaubigte Geschichte hinausgehen, wir wissen ja längst daß Babylon einer der ältesten civilisirten Staaten war. Den Einwurf daß es für Ibn Wahschijja kaum mehr möglich gewesen seyn dürfte die babylonischen Werke aus so alter Zeit zu verstehen, haben wir schon oben beseitigt. Es steht somit nichts im Wege unser Buch für ein sehr altes zu halten, wenn nicht innere, aus dem Werke selbst entnommene Gründe unsere

Ueberzeugung ändern. Daß aber solche innere Gründe vorhanden sind, soll nicht geläugnet werden, und wenn, wie wir bereits gesehen haben, Quatremere und Chwolson sich für das hohe Alter des Buches ausgesprochen haben, so hat dieses dagegen namentlich Ewald bekämpft, mit Einwendungen die noch keineswegs widerlegt sind. Fürs erste kann gar nicht geläugnet werden daß selbst in den Notizen, die für das Alterthum des Buches sprechen, eine Menge von Bezeichnungen und Namen vorkommen, die nur in späterer Zeit entstanden seyn können. Dahin gehören z. B. Wörter, wie Tilsam für Talisman, Antakia für Antiochien u. s. w. Diese Ausdrücke, entgegnen nun die Vertheidiger des Alterthums unserer Schrift, rühren nicht von Quthami selbst her, sondern von seinem Uebersetzer, der eben für die alten Ausdrücke ohne Bedenken diejenigen neueren setzte, die ihm die verständlichsten schienen, und für die alten, außer Gebrauch gekommenen Namen der Ortschaften die zu seiner Zeit gewöhnlichen einsetzte. Die Möglichkeit, ja die hohe Wahrscheinlichkeit eines solchen Verfahrens im allgemeinen wird wohl niemand bestreiten, sobald wir aber anfangen den allgemeinen Satz auf bestimmte Fälle anzuwenden, da beginnen die Zweifel und die verschiedenen Meinungen. Es wäre vermessen wenn wir jetzt schon, wo uns nur einige wenige Stellen aus dem umfangreichen Werke vorliegen, ein bestimmtes Urtheil über das Alter desselben abgeben wollten. Je mehr wir aber überzeugt sind daß das Buch von der nabatäischen Landwirthschaft unter allen Umständen einen wichtigen Platz in der Litteratur behaupten werde, umsomehr fühlen wir uns gedrungen sowohl die Beweise gegen als für das Alter zu erwägen, um sowohl vor übertriebenen Erwartungen als vor allzugroßer Geringschätzung zu warnen.

Unter die anstößigen Stellen des Buches gehören die zu den auffallendsten, wo der Griechen Erwähnung geschieht. Sie erscheinen unter dem Namen Junân, was nicht auffallend ist, es klingt dieser Name sowohl an das syrische yaunoye als an das biblische yavan an; wir haben also hier den Namen, wie er den Griechen in älteren orientalischen Werken beigelegt wird. Minder sicher ist ob unter diesen Griechen nur kleinasiatische Griechen zu verstehen sind, wie Chwolson will, und ob dieselben wirklich noch ganz ungebildete rohe Menschen waren als dieses Buch geschrieben wurde. Eine Hauptstelle für diese Annahme findet sich in einem Citate, angeblich einer Streitschrift entnommen, welche Masi der Suraner gegen den Phönicier Thamitri schrieb. Dort heißt es nämlich wie folgt: „Was ich dir, Thamitri sage, das gilt auch deinen Nachbarn, den Joniern, von denen ich, wenn ich nicht einen Widerwillen dagegen hätte irgendjemanden zu beleidigen, gesagt hätte, daß sie wie das Vieh wären, und wenn manche vortreffliche Männer aus ihrer Mitte hervorgegangen sind, so überheben sie sich einer nach dem andern gegen die Babylonier." Nimmt man die Stelle wörtlich, so spricht dieser Masi von den Griechen hier als von einem ganz rohen Volke, und allerdings, wer will durchaus verneinen daß die Griechen 1500 v. Chr., oder noch einige Jahrhunderte früher, dieß gewesen seyn können? Ich gestehe aber daß, mir wenigstens, der Ton dieser Stelle einen höchst zweideutigen Eindruck hinterläßt. So spricht man nicht, wenn man über ein rohes und ungebildetes Volk unbefangen aburtheilt, wohl aber in einer leidenschaftlichen, wissenschaftlichen Streitschrift, die sich des Paradoxen ihrer Behauptungen wohl bewußt ist. Es sollte mich keineswegs wundern wenn sich dergleichen Aeußerungen als das Product der Zeit herausstellen würden, welche den Eroberungen Alexanders folgte, und die griechische Bildung mehr und mehr nach Asien vordrang. Es mußte die nationalstolzen, auf ihr Wissen eingebildeten Chaldäer verdrießen, ihre Leistungen immer an denen der Griechen gemessen zu sehen, der Unmuth mochte ihnen leicht Aeußerungen entlocken, wie die oben angeführte, für die sich übrigens wohl auch bei anderen Schriftstellern aus jener Zeit und Gegend (etwa bei den Rabbinen) Parallelen finden lassen. Bedenklicher noch als diese ist die folgende Stelle. Es wird den Babyloniern der Genuß von Bohnen als nachtheilig dargestellt, denn dieses Gericht, heißt es, wirke nachtheilig auf den Verstand ein. Darum haben auch Armisa und Agathodämon ihren Landsleuten den Genuß von Bohnen verboten, und ihnen eingeschärft das Verbot ja genau zu beachten. Es mag seyn daß Armisa, der doch offenbar der griechische Hermes ist, an anderen Stellen als ein Weiser der babylonischen Vorzeit genannt wird, es mag seyn daß man über Agathodämon dieselbe Ansicht hatte, nichtsdestoweniger bleibt es schon sehr mißlich den Hermes von Babylon nach Griechenland wandern zu lassen, statt den umgekehrten Sachverhalt anzunehmen; Agathodämon aber ist und bleibt eine griechische Form, und stammt noch dazu aus später Zeit. Es läßt sich freilich auch diese Schwierigkeit wieder beseitigen, wenn man auch hier annimmt, der Zusatz rühre bloß von dem Uebersetzer her. Wo aber die Kritik so gar keine äußern Anhaltspunkte hat um eine Interpolation anzunehmen, wie dieß im vorliegenden Falle zu seyn scheint, da muß man umsomehr darauf bestehen daß innere Gründe den Mangel der äußern ersetzen müssen. Solche innere Gründe sind aber, bis jetzt wenigstens, noch nicht vorgebracht worden.

So läßt sich denn auf die Frage nach dem Alter dieses nabatäischen Buches vorderhand kein entschiedenes Urtheil abgeben. Es liegen sowohl Gründe vor die für, als solche die gegen das Alter des Buches sprechen. Sollte ich meine persönliche Meinung aussprechen, die ich aber auch durchaus nur als eine vorläufige bezeichnen darf, die sich bei der Mittheilung weiteren Materials leicht modificiren dürfte, so ist das Buch kein so sehr altes als man bis jetzt angenommen hat, birgt aber vielfach altes Material in sich, während es auf der andern Seite den Einfluß griechischer, vorzüglich neuplatonischer Philosophie schon erfahren hat. Es würde demnach dieses Buch uns die letzte Phase des babylonischen Heidenthums darstellen, dafür aber glaube ich bis jetzt das Buch halten zu dürfen, nicht etwa für eine Fälschung der Muhammedaner. Viele Angaben dieses Buches, von denen wir nur einige namhaft gemacht haben, vertragen sich wirklich gut mit dem was wir sonst über Babylon wissen, und die vielen babylonischen Namen, obwohl sie von den Abschreibern arg mißhandelt worden sind, machen denn doch den Eindruck, einem aramäischen Dialekte entnommen zu seyn. Es bliebe demnach das Werk über die nabatäische Landwirthschaft immer höchst wichtig für die Erkenntniß des babylonischen Alterthums, wenn es uns auch nicht so unmittelbar in die graue Vorzeit hineinführt als es erst den Anschein hatte. Man wird dann wirklich viel für das Alterthum aus dem Werk gewinnen können, aber man wird zuerst sorgfältig nach festen Grundsätzen das Alte und Neue scheiden müssen. Ehe dieß aber geschehen kann, hat die kaum erst begonnene Kritik vieles noch zu thun. Außer der genaueren Durchforschung des Werkes selbst dürfte eine Vergleichung mit den Werken verwandter Art, namentlich mit dem griechischen Werke, von dessen syrischer Uebersetzung wir vor einigen Jahren Kunde erhalten haben, von wesentlichem Nutzen seyn.

Es ist jedoch das Werk über die nabatäische Landwirthschaft nicht die einzige von Ibn Wahschijya's Arbeiten, von der uns Kunde geblieben ist. Ein anderes seiner Werke handelt über die Gifte. Dieses Buch ist jedoch nicht etwa eine Uebersetzung wie das vorhergehende,

sondern mehr eine Compilation, Ibn Wahschijja hat in dasselbe zwei babylonische Werke verarbeitet. Die Lehre von den Giften war für Babylon von nicht geringer Bedeutung, denn die babylonischen Könige hatten schon die Sitte sich staatsgefährlicher oder unbequemer Personen durch Gift zu entledigen. Wirksame Gifte wurden daher den Kostbarkeiten gleich geachtet und mit diesen in der Schatzkammer niedergelegt. Wie aber die babylonischen Könige es nicht verschmähten andere vergiften zu lassen, so waren sie auch selbst in beständiger Furcht vergiftet zu werden. Man hielt daher Pfauen am königlichen Hof, weil man diesen Thieren die Eigenschaft zuschrieb, das Vorhandenseyn von Gift schnell zu erkennen und durch ihre Bewegungen anzuzeigen. Auf diese Art war natürlich auch die Lehre von den Gegengiften von großer Bedeutung. Von diesen ist jedoch in diesem Buch nur beiläufig die Rede. Den Hauptstoff zu der Arbeit Ibn Wahschijja's lieferte ein altbabylonisches Buch von einem gewissen Jarbuqa oder Barbuqa, der sich ein Schüler des Schevala nennt; nur etwa drei Abschnitte sind einem Werk entnommen das von einem gewissen Sabah-Sath, aus Ater Kusa gebürtig (so heißt noch heute ein Theil der Ruinen von Babylon) verfaßt ist. Ein einzelner Zusatz ist einem Werke des Revahtha, dem Sohne Temuschans, über den fast nichts bekannt ist, entnommen. Sowohl Jarbuqa als Revahtha werden von Quthami citirt, sie sind also älter als dieser. Auch Jarbuqa gehört zu den freisinnigen Babyloniern, doch wagt auch er sich nicht vollkommen vom Volksglauben zu emancipiren. Das Werk zerfällt in fünf Capitel; das erste handelt von den Giften welche tödten wenn man sie nur ansieht; das zweite von den Vergiftungen die durch den Schall oder Laut hervorgebracht werden. Das dritte handelt von den Giften die durch den Geruch tödten; das vierte und ausführlichste aber von den Giften welche tödten wenn sie in das Innere des Menschen dringen. Dieses Capitel wird wieder in verschiedene Unterabtheilungen zertheilt; zuerst wird von den Kennzeichen gehandelt an denen man vergiftete Gegenstände erkennen kann, dann werden 28 zusammengesetzte Gifte mitgetheilt. Dann wird von den einfachen Giften gehandelt die in animalische, vegetabilische und mineralische abgetheilt werden. Das letzte Capitel endlich handelt von den Dingen die durch bloße Berührung des Körpers tödten.

In einem dritten Werke, das Ibn Wahschijja gleichfalls übersetzt hat, tritt uns mehr das entgegen was wir unter chaldäischer Wissenschaft uns gewöhnlich vorzustellen geneigt sind. Es ist dieß das Buch über die Grade der Sphären von Tenkeluscha, dem Babylonier. Das Buch ist astrologischen Inhalts und augenscheinlich spät, ich möchte die Bemerkung eines Abschreibers, das Buch sey 80 Jahre vor der Flucht Muhammeds geschrieben, wie in der Chronik von Tabari versichert werde, nicht so ohne weiteres von der Hand weisen wie Chwolson thut. Doch erkennt auch er die Jugend des Buches an, glaubt aber das erste Jahrhundert nach Christus für dasselbe festhalten zu können. Von den Persern und ihren Königen ist in dem Buch oft die Rede, es müssen dieß demnach die Arsaciden und Sasaniden seyn, auch die Griechen werden öfter erwähnt und müssen in der Nähe des Verfassers gelebt haben. Unter den Beweisen für das höhere Alter des Buches steht oben an daß auch hier allem Anschein nach Babylon noch als bestehende Stadt gedacht wird, was allerdings später als im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung nicht mehr möglich seyn würde. So heißt es bei der Aufzählung verschiedener Bilder, im 13ten Grad des Löwen erscheine das Bild der Sonne, und ein Jüngling auf einem Teppich sitzend der von babylonischen Frauen gestickt sey. Nun konnten doch solche Stickereien nur bekannt seyn während Babylon noch bestand, oder doch nur noch kurze Zeit nachdem es aufgehört hatte zu bestehen. An einer andern Stelle ist von Vögeln die Rede die sich etwas erzählen in der Sprache welche nur die Bewohner des Landes Babel oder vielmehr nur die Einwohner der Stadt Babylon verstehen. Daneben fehlt es aber auch nicht an bedenklichen Zeichen; so kommt der Name des Verfassers einer astrologischen Schrift vor, der so nahe an den Namen Aristoteles anklingt, daß er denn doch daraus entstellt zu seyn scheint. Aber wenn auch wirklich das Buch erst in die Zeit zu setzen ist in welche die eben erwähnte Unterschrift dasselbe setzt, so hindert uns dieß doch nicht viel aus dem Buche zu lernen, das uns immer noch einen Begriff von der altsyrischen Landesreligion gibt, wie sie, wenn auch schon verkümmert, vor den Einfällen der Araber noch bestanden haben muß. Wichtig ist besonders eine Notiz, wenn sie sich bewahrheitet. Nach gewöhnlicher Ansicht bestand die Religion der Babylonier in der Verehrung der Sonne und aller Planeten, aber nach den Berichten unseres Buches ist dieß nur eine Verschmelzung mehrerer Einzelculte, die erst in einer verhältnißmäßig jungen Zeit vor sich gieng, während die alten Götterdienste selbst einander durchaus nicht so nahe standen. Wenn nun auch jene verhältnißmäßig junge Zeit in welcher die Verschmelzung vor sich gieng, nach unsern Begriffen immerhin eine alte zu nennen ist, so scheint es doch nicht als ob diese Verschmelzung den Fortbestand jener Culte aufgehoben habe, sie scheinen vielmehr noch in späterer Zeit fortbestanden zu haben. So wird noch immer die Religion des Saturn erwähnt, die auf eigenthümliche Principien gegründet gewesen seyn muß, und eines alten Anhängers desselben, des Azada gedacht, der noch vor Adami gelebt haben soll und an welchen sich eine eigenthümliche Art von Asceten anschloß. In gleicher Weise ist auch noch von einem Propheten des Jupiter, Scharmida, die Rede, dem Jupiter sich in der Sprache von Gutha (oder wie der verdorbene Name sonst zu lesen seyn mag) geoffenbart haben soll. In dieser Religion scheint die Thierquälerei und namentlich das Tödten der Thiere verboten gewesen zu seyn. Wenn dem so ist, so begreift man wie in später Zeit Chaldäer und Buddhisten sich als aus derselben Wurzel entsprossen ansehen konnten. Die Schrift des Tenkeluscha, wenn sich ihre Aechtheit bewahrheitet, ist für die babylonischen Zustände sehr wichtig, da sie uns eine Menge von Einzelnheiten mittheilt.

Noch ist eine Uebersetzung Ibn Wahschijja's zu erwähnen, die uns zwar nicht ganz erhalten ist, von der wir jedoch nicht unbedeutende Bruchstücke besitzen, und die von glaubwürdigen Autoren schon ziemlich früh citirt wird. Sie wird unter verschiedenen Titeln angeführt, bald als das Buch von den Geheimnissen der Sonne und des Mondes, bald auch schlechtweg als das Buch der Geheimnisse oder von den Verwesungen. Diesen etwas sonderbaren Titel erklären folgende Thatsachen. Die Babylonier verfolgten bei ihren naturwissenschaftlichen Studien vorwiegend praktische Zwecke. Sie glaubten den Satz aufstellen zu dürfen daß, wer die Natur genau beobachte, dieselbe auch nachahmen könne, ja daß es nicht unmöglich sey lebende Wesen zu schaffen. Da sie ferner annehmen daß neue Bildungen nur nach Verwesung der alten entstehen, so ist Verwesung und Entstehung nahe verwandt, und es ist klar, warum das obige Buch das Buch von den Verwesungen heißen konnte. Diesen Satz, daß man die Natur vermittelst der Beobachtung vollständig nachahmen könne, soll schon in alter Zeit von einem babylonischen Weisen Asgolebita ausgesprochen worden seyn, aus dessen Buch über die Geheimnisse der Sonne Quthami oft citirt. Ein anderer

Ankebuta soll ihm gefolgt seyn. Asqolebita klingt wieder etwas verdächtig an den (griechischen) Asklepios an.

So halten sich denn die Gründe für und gegen das Alter dieser Bücher bis jetzt so ziemlich das Gleichgewicht. Für uns aber scheint nun die wichtigste Frage nicht nach dem hohen Alter der Bücher, sondern ob sie wirklich aus heidnisch-syrischen Schriften übersetzt sind. Dafür aber scheinen viele Gründe zu sprechen.

Die Ergebnisse von August Gregory's Erforschung Nordaustraliens.

I. In südlicher Richtung bis Sturts Creek und Termination Lake.

Erst jetzt erscheint in dem Jahrbuch der Londoner geographischen Gesellschaft Gregory's Tagebuch auf seiner Reise von der Nordküste Australiens, und zwar von der Mündung des Victoria River (127° O. L.) nach dem Innern des Festlandes bis zu einem vertrockneten Salzsee (20° s. Br. 125° 30′ O. L.), sowie seiner zweiten Reise vom Victoria-Fluß nach dem Albert River und dann in ostsüdöstlicher Richtung bis zum Sutter-Fluß, der sich an der Westküste zwischen 19 und 20° s. Br. in die See ergießt. Das Tagebuch selbst ist ein äußerst trockener Bericht, der kaum mehr enthält als eine Karte mit erläuternden Notizen zur physischen Geographie der durchstreiften Gebiete. Ja es erweckt eine so ungünstige und falsche Vorstellung von dem Werthe der entdeckten Länder, daß man den Irrthum erst inne wird, wenn man die Schilderungen des Hrn. Wilson, des Geologen, und Ferd. Müllers, des Botanikers der Expedition, zu Rathe zieht. Die Expedition verließ auf den Schiffen „Monarch" und „Tom Tough" Sydney am 18 Jul. 1855. Ihre Theilnehmer waren der Führer August Gregory, dessen Bruder Heinrich, der als Feldmesser ihn begleitete, der Geolog Wilson, der Botaniker Ferd. Müller, der Arzt und Zoolog Elsey, der Landschaftsmaler Baines und zwölf gemiethete Leute. Sie versahen sich unterwegs mit 49 Pferden, 1 Maulthier und 200 Schafen; letztere dachte man wie Leichhardt seine Ziegenheerde auf der Entdeckungsreise als wandelnde Mundvorräthe mit sich zu treiben, ein Anschlag der jedoch völlig mißglückte. Am 2 September war der Monarch in der Nähe der Dundasstraße (Centrum der Nordküste) auf ein Korallenriff gerathen, und dieser Unfall verzögerte derart die Fahrt daß der Tom Tough mit der halben Expedition allein die Fahrt bis zum Victoriaflusse fortsetzen sollte, während der Monarch in Folge der aufgezehrten Wasservorräthe seine Passagiere schon bei Treachery Bay am östlichen Ufer des Queen's-Channel ans Land setzen und sie die Strecke bis zum Victoria-Flusse zu Fuß gehen lassen mußte. Man war genöthigt bei dem Ausschiffungsplatze vom 18 Sept. bis 6 Oct zu verweilen, denn die Pferde, von denen man sowohl während der Seereise als bei und nach der Landung schon neun Stück verloren hatte, bedurften der Erholung. Von den Eingebornen zeigten sich nur etliche aus der Ferne. Man war gegen sie auf der Hut, da die Treachery-Bucht (Verrätherbucht) ihren Namen dem Umstand verdankt daß zwölf Jahre zuvor Capit. Stokes dort eine bedenkliche Speerwunde empfieng. Nach dem verabredeten Sammelpunkt am Victoria-Flusse, welcher südsüdöstlich lag, schlug man einen großen Umweg gegen Osten ein, und kreuzte dabei zuerst einen kleinen Höhenzug, Mac-Adam-Range genannt, dessen Felsenkamm trotz seiner geringen Erhebung sehr sauer zu ersteigen war. Am Fuße dieser Kette fließt der schöne Fitzmaurice-Fluß. Unterwegs hatte man wieder einige Pferde, theils an Entkräftung, theils in Folge von Genuß giftiger Pflanzen verloren, im Fitzmaurice aber wurden nicht weniger als drei von ihnen die Beute von Alligatoren. Auf diesem Küstenstrich war süßes Wasser reichlich vorhanden, und in den Thälern wie auf den Hochflächen fehlte es nicht an reichem Grasboden und gelegentlichem Holzwuchs.

Am 16 October erreichte man den Victoria-Fluß, und hatte am Abend einen Kampf gegen einen Grasbrand zu bestehen, der einer Unvorsichtigkeit beim Anzünden der Lagerfeuer zugeschrieben werden mußte. Am 17 erreichte man den verabredeten Sammelplatz, traf aber erst am 20 mit der andern Hälfte der Expedition zusammen. Auch dieser war es mißlich ergangen. Der Schooner Tom Tough hatte sich bei einer Strandung im Victoria-Flusse gefährlich beschädigt. Die Schafheerde war mühselig ans Land geschafft worden, aber, da man nicht sogleich Wasser in der Nähe fand, umgekommen, bis auf 55 Stück die sich in kläglichstem Zustande befanden. Der Unfall fand nämlich am untern Laufe des Stromes statt, da wo er noch salzig ist. „Jetzt nach der Wiedervereinigung, bemerkt Ferd. Müller in einem über seine Reise vor dem deutschen Verein in Sydney gehaltenen Vortrage, traten die Vorschriften unseres Feldlebens in volle Kraft. Während der Nachtstunden hielten wir reihum zweistündige Wache. Niemanden war es erlaubt das Lager unbewaffnet zu verlassen. Unser einfaches Frühstück hielten wir stets zeitig um 4 Uhr, damit in früher Morgenstunde jene schweren körperlichen Arbeiten ausgeführt würden welche sonst in einem so heißen Klima unsere Kräfte bald erschöpft hätten. Während des Zuges hatte jeder eine bestimmte Zahl von Pferden zu satteln, und blieb verantwortlich für die ihm anvertrauten Thiere, so wie für deren Sättel und Gepäck. Jeder Packsack war numerirt, und jeder Gegenstand konnte daher ohne Zeitverlust herbeigebracht werden." [1] Nach den meteorologischen Beobachtungen an dem Lagerplatze ergab sich daß vom October bis Juli von 84 Regentagen nicht weniger als 66 auf die Zeit von November bis Februar fielen. Man befand sich also bei der Ankunft der Expedition am Ende der trocknen Zeit, und da die Weide überall dürr war, so bedurfte es einiger Zeit bis sich die Pferde erholt hatten. Erst im November stellte sich Nässe ein, und mit ihr erneuerte sich das Gras in wunderbarer Schnelligkeit. Diesen günstigen Umstand benutzte Gregory zu einer vorläufigen kleinen Erforschung des oberen Victoria-Laufes. Er nahm sieben Pferde und 20 Tage Mundvorrath mit sich, als er am 24 Nov. aufbrach. Zunächst durchstrich man das fruchtbare von 5—800 Fuß hohen Sandsteinwänden eingeschlossene Beagle-Thal. Weiter aufwärts wurde der Victoria-Fluß mehr und mehr eingeengt und endlich von einem Thalkessel eingeschlossen. „Die Scenerie,

[1] Die nämliche Disciplin beobachtete Leichardt auf seinen Unternehmungen.

bemerkt Müller, war von wilder romantischer Schönheit. Herabgestürzte Felsblöcke, über welche das scheue Känguruh dahin hüpfte, senkrechte Abhänge, öfters von Cascaden benetzt und mit den hohen schlanken Kohl-Palmen gekrönt, contrastirten herrlich mit den schilfigen Ufern und den stillen Wassermassen des Victoria-Flusses. Aus den felsigen Tiefen allmählich emporsteigend, breitete sich das weite von fruchtbaren Basaltebenen unterbrochene Sandsteintafelland vor uns aus." [1] Am 5 Dec. erreichte man eine Stelle des Flusses wo er sich in zwei Arme gabelte, wovon der eine aus dem Süden der andere vom Osten herkommt. Beide Arme sind sich an Fülle so vollständig gleich, daß erst eine spätere Erforschung feststellen muß, welcher von beiden Fluß oder Nebenfluß ist. Da man aus dieser Erforschung die Ueberzeugung gewonnen hatte daß man bequem das Lager um einen geogr. Grad nach Süden verlegen könnte, begab man sich stromabwärts auf den Rückweg. Hier hatte man Gelegenheit eine Beobachtung zu machen die im Innern noch viel auffallender sich zeigt und höchst entscheidend für die binnenaustralische Natur ist. „Der Regen, bemerkt Gregory, scheint nicht über das ganze Land sich erstreckt zu haben, denn öfters geschieht es daß nach einem Marsch von 2 bis 3 Meilen über saftige Weide, wo die Regenbetten die Merkmale frischer Niederschläge wahrnehmen lassen, plötzlich dieses herrliche Grün aufhört, und wir abermals ein trocknes und versengtes Land betreten." Wenn einst auf diesen Ländern Viehzucht in großem Maßstab betrieben werden soll, wird dieser Umstand zu eigenthümlichen Rechtsgrundsätzen führen müssen, denn offenbar kann die Viehzucht nicht anders als nomadisch betrieben werden.

Nach der Rückkehr ins Lager (16 Dec.) wurden die Vorbereitungen für die große Expedition auf Anfang des nächsten Januars eifrig betrieben. Man überzeugte sich daß es nur einer kleinen Abtheilung von neun Mann gelingen könne tief ins Innere vorzudringen. Es wurden dazu 27 Last- und neun Reitpferde auserwählt, und 5430 Pfd. oder etwa 180 Pfd. Gepäck für jedes Lastpferd mitgenommen. 3300 Pfd. davon bildeten die Lebensmittel, die auf fünf Monate berechnet waren. Am 3 Jan. brach man auf, immer dem Laufe des Flusses so viel wie möglich folgend. Jeder Abend endigte gewöhnlich mit Regenschauern. Die Thäler wechselten von 1/4 bis 3/4 englische Meilen in Breite, und die Hügelwände erhoben sich von 20 bis 150 Fuß. Am 19 Jan. änderte sich die Scene am Fluß. Man folgte seit dem 13 Jan. einem westlichen Seitengewässer (Widham River auf der Karte) des Victoria. Der Boden des Thals, ein brauner Lehm, erzeugte eine kräftige Weide, die auf den Hügeln minder reichlich war. Man durfte vermuthen daß dieses Gewässer auch spät in der trockenen Jahreszeit noch fließe, denn seine Gestade waren umsäumt mit Pandanus, Melaleuca und andern Bäumen die nur in der Nähe von dauernden Gewässern gedeihen, auch fand man Stämme von viel stattlicherem Wuchs als weiter unterhalb. Am nächsten Tag, als man sich von dem Fluß entfernte, kam man über leere Regenbetten, und es stellten sich Zeichen ein als habe die trockene Jahreszeit begonnen. Am 28 Jan. überschritt man den 17° Lat., und erreichte ein von Felsen eingeschlossenes Thal, welches für einen Lagerplatz geeignet schien, weil dort weder die Pferde von der Weide sich sehr verirren konnten, noch von einem Ueberfalle der Wilden viel zu besorgen war. Von diesen hatte man vielfache Spuren, seltener einzelne Personen gesehen, die sich immer scheu ins Weite zogen. In jener „reizenden Gegend," nach Müllers Ausdruck, ließ Gregory abermals fünf Begleiter mit den Pferden zurück. Er selbst aber brach in Begleitung seines Bruders, unsers Müller, und eines Vierten, Namens Dean, mit 11 Pferden, am 29 Januar ins Innere auf. Am 3 Febr. erreichte man nach einer Ueberlandreise in südsüdöstlicher Richtung und unter gelegentlichen Regenschauern durch ein basaltisches, von Bächen durchzogenes Grasland, wieder den Hauptarm des Victoriaflusses. Sein Bett war dort 150 Schritte breit, aber nur 20 — 50 davon noch mit Wasser bedeckt. Dort bemerkte man zum erstenmal die Taube mit Kamm welche in Westaustralien heimisch ist, und den Tribonix, einen Vogel der sich eben daselbst in zahllosen Schaaren aufhält. Der Fluß wurde, je höher man hinaufkam, matter, und sein Lauf öfters durch trockene Stellen unterbrochen. Das fette Weideland beschränkte sich auf die Tragweite der gelegentlichen Ueberschwemmungen, und wurde begränzt von einer sandigen Fläche die mit kleinen Gummibäumen, Acacias und stechenden Triodiabüscheln bedeckt war. Am 7 Februar erreichte man den Ursprung des Victoriaflusses, der unter 18° 15′ südlicher Breite, und einen geographischen Grad östlicher als die Mündung gelegen ist. Dort hob sich der Kamm einer Wasserscheide, die man überschritt um am südlichen Abhang hinabzusteigen. Hier stieß man sogleich auf einen austrocknenden Wasserlauf, Hooker's Creek genannt, der anfangs zwischen 7 — 9 Fuß hohen Känguruhgras, dann aber durch eine Steppe führte, die mit Ausnahme der begrasten Ufer des Baches dünn mit niedern Bäumen der silberblätterigen Eisenbirke, mit Acacien und Triodiengesträuch bewachsen war. Müller dagegen bemerkt daß gerade die „dürren Ufer des Hooker's Creek ihm die auffallendsten neuen Pflanzenformen lieferten." Am 8 Febr. wurde jede Spur des Wasserlaufes verloren, und am andern Tag, wo man noch weiter gegen Süden vordrang (bis 18° 30′), überschaute man von einer Anhöhe gegen Süden eine flache unbegränzte Wüste von rothem, eisenhaltigem Sand, dünn bewachsen mit Triodien und Akazien. Obgleich es in der Nacht vorher am Lagerplatz stark regnete, hatten sich doch die Niederschläge nicht gegen Süden erstreckt, obgleich die Wolken dahin zogen.

Gregory beschloß jetzt nicht weiter in südöstlicher Richtung, sondern vielmehr am Nordrand der Wüste so weit wie möglich gegen Westen vorzudringen, denn er hatte bemerkt daß das westliche Ufer des Victoria viel höher war als das östliche, und daß aus dieser Richtung die meisten Seitengewässer in den Strom sich ergossen. Auf den nächsten Tagemärschen am Hooker's Creek aufwärts erreichte man eine westliche Wasserscheide von 1200 Fuß Erhebung über dem Meeresspiegel. Auf der andern Seite gelangten die Entdecker in ein grasartiges Thal und an eine 100 Schritte lange Wasserlache, um welche sich Schaaren von Enten, Schnepfen, Möven und Tausende von Tauben sammelten. Am andern Tag wurden die Wasserbecken häufiger, und Feuerstellen, um welche Muschelschalen angehäuft waren, dienten als Kennzeichen daß diese Ge-

[1] Um einen Begriff von der Dürre des Reisejournals des Entdeckers zu geben, lassen wir hier als Gegensatz das entsprechende Stück seines Tagebuches folgen. „Unsere Reise flußaufwärts nach S. S. W. von 5 3/4 bis 10 3/4 U. über offene grasige mit Buchs bewachsene Flächen fortgesetzt. Ein niederer grasiger Höhenzug nähert sich dem rechten Ufer und zieht sich zurück. Gegen Westen steigt eine Reihe gebrochener Hügel bis 500 Fuß parallel unserm Pfade und fünf Meilen entfernt auf. Wir halten im Flußbett, wo ergiebige Wasserpfützen mit trockenen Sandbetten abwechseln; etliche Katzenfische und Barsche gefangen. Muscheln zahlreich, ihre Schalen sind viel länger im Verhältniß zu denen die wir im untern Laufe sahen. Morgens Barometer 29. 80, Thermometer 104°, 3 Uhr Nachmittags Barometer 29. 65, Thermometer 93°. Um 3 1/2 Uhr südwärts marschiret &c." So geht es ohne Unterbrechung durch das ganze Journal. Es ist schon Recht, wenn jedes Detail der Tagesbeobachtung angegeben wird, aber wo nirgends eine Schilderung und Gruppirung der Eindrücke stattfindet, kann der aufmerksamste Leser zu keinem klaren Gesammtbilde der fremden Natur gelangen.

genden von Eingebornen besucht wurden. Man überzeugte sich nun bald daß man einen Wasserlauf erreicht hatte der durch weite Prairien, ja zwischen nieder bewaldeten Hügeln und in der Nähe kleiner Wälder erst südwestlich, dann südsüdwestlich führte. Der Wasserlauf erhielt den Namen Sturt's Creek, doch war der Bach durchaus nicht zusammenhängend, sondern bestand nur aus einer mehr oder weniger unterbrochenen Kette von Wasserlachen. Am 22 Febr. früh brach ein so heftiges Gewitter aus, daß am Nachmittag im Sturt's Creek, an einer völlig vertrockneten Strecke, ein zwei Fuß tiefes Wasser zu rinnen begann. Am 23 Febr. bekam man acht Schwarze zu Gesicht, die sich aber vor den Fremdlingen im Grase versteckten. Am 24 Februar merkte man, obgleich der Creek noch mit Schwärmen Cacatus, Kranichen und Krähen belebt war, die sich zum Theil von dem wild wachsenden Reis und dem Samen einer wilden Getreide- oder Grasart (Panicum) zu nähren schienen, daß gegen Süden dürres Land liegen mußte. Dieß bestätigte sich beim nächsten Tagemarsch. Der Creek lag trocken, doch fand man Spuren daß er zeitenweise höchst beträchtliche Wassermassen eingeschlossen habe, und daß ein Reisender der ihn später besuchen würde dort vielleicht einen Fluß von einer englischen Meile Breite zwischen stattlichen Prairien antreffen möchte. Am nächsten Tag stieß man schon wieder auf Lachen die nie vertrocknen können, weil man sie von Fischen belebt sah, ja am 27 Februar erreichte man ein herrliches gefülltes Becken, welches fast einem See glich. Auch am nächsten Tage fehlte es nicht an Wasser, an Enten, Pelikanen, Löffelgänsen. Jetzt wurde es klar daß Sturt's Creek unmöglich sich nach dem Cambridge Golf der Nordküste ergießen könne. Ebenso unwahrscheinlich schien es daß er die Nordwestküste erreiche, weil man dort keinen Fluß kennt welcher groß genug wäre um der dazu nöthigen Entwicklung des Creek an Größe zu entsprechen. Sturt's Creeks Ursprung lag 1370 Fuß über dem Meer, und jetzt wo man ihm 180 Meilen gefolgt war, befand man sich in nur 1100 Fuß absoluter Erhebung über dem Meer. Was man befürchtete, trat nun ein. Der Creek blieb seiner südlichen Richtung treu, und erreichte den Rand der Wüste, welche den Kern des australischen Continents zu bilden scheint. Schon am 1 März überzeugte man sich vollständig daß man die Wüste wieder betreten habe, denn nur an den Rändern der Wasserstellen noch fand sich Pflanzenwuchs, jenseits dehnte sich endlos die rothe Sandwüste mit ihren kümmerlichen niedern Gebüschen aus. In den nächsten Tagen dagegen stieß man wieder auf etliche frische Oasen, auf Thierleben und Spuren von Eingebornen. Am 4 März jedoch wurden die Wasserlachen brackisch, und endigten in einem trockenen Salzsee, in dessen Nähe dann noch andere trockene Salzbetten gefunden wurden. Ob sich Sturt's Creek in den See ergieße, oder dieser etwas höher liege als die nächsten Strecken des Süßwasserlaufes, ließ sich nicht ermitteln. Wohl erkannte man aber von der Höhe eines Sandhügels, Mount Wilson genannt, daß gegen Süden, Osten und Westen sich nur ein unwirthliches, fast ganz flaches Sandmeer ausdehne. Die Hoffnung also an den Ufern des Sturt's Creek nach dem südlichen Ufer des Festlandes vorzudringen, mußte vollständig aufgegeben werden. Die Salzseen liegen unter 125° 30′ O. L., das heißt unter demselben Meridian wie der Cambridge Golf an der Nordküste, und unter dem 20° 20′ südlicher Breite. Man war also 75 deutsche Meilen tief von der Nordküste in das Innere vorgedrungen, aber der nächste Punkt der Südküste war doch immer noch 180 Meilen entfernt. Durchschreiten wird sich der Continent erst lassen wenn man genauer die Ränder der Wüste kennt, welche das Innere auszufüllen scheint, und bis man die Forschungen mit Hülfe von Kamelen fortsetzen kann. In diesem Jahr ist denn auch dieses nützliche Thier nach dem australischen Continent versetzt worden, ganz absonderlich zu dem Zweck um die weitern Entdeckungen vervollständigen zu helfen.

„Am 19ten Breitegrad, bemerkt Müller, begann die Wüste uns vollständig einzuschließen, und nichts konnte abschreckender seyn als die langen braunen Linien des eisenhaltigen Flugsandes, welche sich von Westen nach Osten in unabsehbarer Folge erstreckten, und durch Strahlenbrechung von ihrer Oberfläche das über uns hinziehende Gewölk mit tiefem Purpur färbten. Wir hatten jetzt längst die Gränze des regelmäßigen tropischen Regens überschritten, während das Land südwärts nur selten und zufällig von Gewitterregen benetzt wird. Umsomehr waren wir überrascht in dem Flachland Merkmale von 15 Fuß hohen Ueberschwemmungen wahrzunehmen, welche in seltenen regenreichen Jahren weite Strecken des Inneren überfluthen. Daß dann der große Salzsee, [1] an dem unsere Untersuchung des Inneren endigte, mit Süßwasser gefüllt sey, zeigte uns das massenhafte Vorkommen von Süßwassermuscheln in nördlicher Entfernung einer vollen (engl.) Meile vom Rande des Sees. Zu solchen Zeiten der Ueberschwemmung füllt sich das Thal des Victoria-Flusses auch zu einer gewaltigen Höhe, denn wo es dicht von Sandsteinfelsen eingeengt ist, sahen wir Treibholz hoch in den Gipfeln der Bäume. Das Gesträuch der Wüste war mannichfaltig. Die steinigen Höhen fanden wir gewöhnlich dicht mit einfachblätterigen Akazien bewaldet. Um den See wuchsen Salzkräuter, die in uns den Eindruck hervorriefen als ob wir am Strand eines einstmaligen Meeres ständen."

Am 10 März trat man den Rückmarsch den Sturt's Creek aufwärts an. Es war, wie sich später ergab, hohe Zeit, denn man fand viele der Regenlachen schon gänzlich ausgetrocknet, andere wenigstens bedeutend seichter geworden, auch bemerkte man gegen Norden Lagerfeuer von Eingebornen, die gleichfalls beim Eintritt der trocknen Jahreszeit nomadisch dem wasserlosen Süden enteilten. Auf dem Rückweg hielt man sich anfangs etwas östlicher, und stieß dort in der Nähe eines Sandhügels (Mount Müller) auf einen Wald von Casuarinen. Es war das erstemal auf der Reise daß man dieser sonst in Australien so gemeinen Baumform begegnete. Am 23 März hatte man die nördlichste Stelle des Sturt's Creek erreicht. Die zurückgelassenen Gefährten in dem sogenannten Depotlager befanden sich noch 20 deutsche Meilen in nordöstlicher Richtung; hätte man aber den Pfad einschlagen wollen den man gekommen war, so würde man einen rechten Winkel haben beschreiben müssen. Man wagte es daher im Sinn der Hypothenuse quer durch ein unbekanntes Land vorzudringen. Am 25 März mußte man einen Gebirgskamm von 1700 Fuß Höhe überschreiten, die größte Bodenerhebung, die man in jenem Theil Australiens angetroffen hatte. Am Nordabhang fand man am nächsten Tage Wasser, und zwar dauernde Lachen, wie sich aus ihrem Saum von Binsen und von Wasserpandanus schließen ließ. Durch abwechselnd armes und reiches Grasland, und an kleinem Waldwuchs vorbei, erreichte man am 28 März die zurückgelassenen vier Gefährten, die sich ganz wohl befunden hatten und nur von den Eingebornen durch boshaft veranlaßte Grasbrände belästigt und zuletzt genöthigt worden waren sie mit ihren Feuergewehren zu verscheuchen, wobei aber, wie man vermuthen durfte, auf keiner Seite Blut geflossen war.

---

[1] Er wird jetzt gewöhnlich Termination-Lake genannt.

Von diesem Lagerplatz aus suchte Gregory einen andern mehr östlichen Rückweg an einem linken Arm oder Seitengewässer des Victoria. Auch hier fand man reichen Grasboden, wenn auch auf steinigem Grund. Am Vereinigungspunkt mit dem Victoria bemerkte man dichtes Wachsthum von Pandanus melaleuca, und ungeheure Schilfmassen. Merkwürdig war es daß der obere Victoria noch einen sechs Fuß tiefen und 10 Schritt breiten starken Strom besaß, während der Fluß in seinen unteren Theilen damals schon vor Trockenheit die Bewegung verloren hatte. Beim Kreuzen des Flusses widerfuhr Gregory der Schrecken daß sein Pferd unvermuthet auf einen Alligator trat. Die Bestie war aber ebenso entsetzt wie Roß und Reiter, und nahm den Fußtritt unentgeltlich hin. An einem Felsen beobachtete man rohe Zeichnungen der Eingebornen, die mit Kreide und rothem Ocher ausgeführt waren, und Menschen, Fische, Schlangen vorstellen sollten. Endlich am 9 Mai kehrte die Expedition wieder zu dem Hauptlager am unteren Victoria zurück, wo man alles wohlbehalten antraf, bis auf den Zimmermann des Schooners, der gestorben war, und drei leidende Matrosen.

Ehe wir nun den Entdeckern auf ihrer zweiten Reise nach der Ostküste folgen, wollen wir Wilsons, des Geologen der Expedition, Bemerkungen über die Natur der neuentdeckten Räume hier einschieben. Sie bilden ein großes Tafelland, welches in der Nähe der inneren Wüste seine Wasserscheide findet. Die Gebirgsketten dieser Hochebene gehören dem Zeitalter der kohlenführenden Gesteine an. Zu oberst liegt ein dickes Bett von rothem Sandstein, den Eisenerze auf verschiedenen Stufen der Oxydation durchziehen. Unter diesem ruht ein kieselreicher Sandstein mit fast spurloser Schichtung. Die dritte Felsart nach abwärts ist ein Thonschiefer von bläulicher Farbe, der sich aber rasch an der Luft zersetzt und dann einen rothen, äußerst fruchtbaren Thon liefert. Unter dem Thonschiefer tritt Kalk auf, dessen Tiefe unbekannt ist. Die Lager senken sich nach Nordwesten, und zwar durchschnittlich mit der geringen Neigung von fünf Fuß die (engl.) Meile. Mehrmals war dieses Tafelland unter dem Meeresspiegel gedrückt. Der rothe Sandstein, der sich zu oberst befand, wurde daher im Laufe der Zeit von Süß- und Salzwasser herabgeschwemmt, und bildete in den tertiären Zeiten unter dem Druck des Meeres wieder den weichen rothen Sandstein, dem man jetzt an den nördlichen Küsten des Continentes begegnet. Unser Autor ist der Ansicht daß die See im Kohlenzeitalter 2000 Fuß, in der tertiären Zeit aber nur 400 Fuß über den jetzigen Hochflächen Australiens gestanden sey. Uebrigens muß noch in den neuesten Zeiten der Boden lange fortgezittert haben, denn im unteren Victoria gibt es nur sechs Fuß über dem Hochwasserstande neun Lager alluvialen Ursprungs, wovon jedes vom andern durch eine dünne Schicht organischer Reste getrennt ist, so daß also jene Strecken zu ihrer Bildung eine neunmalige Hebung über und neunmalige Versenkung unter das Wasser bedurften. Auf den höher gelegenen Theilen des Tafellandes kommen Trapp-Ebenen vor, welches Gestein, jünger als der Sandstein, über Depressionen oder Hohlflächen dieses letzteren sich ergossen zu haben scheint. Sie nehmen im Victoria-Thal und in dem Sturt's Creeklande eine Oberfläche von fünf Mill. Acres ein, und diesen gesammten Trappboden kann man als ein wasserreiches Weideland betrachten. Um einen Begriff von der Größe einer solchen Fläche zu geben, bemerken wir daß sie den vierten Theil Irlands bedecken würde, und mehr als ein Drittel der urbaren Bodenfläche dieser Insel beträgt. Es ist hier natürlich nur die Rede von den neu entdeckten Räumen, es scheint aber aus anderen Erforschungen sich zu ergeben daß die gesammten Küstengebiete sowohl westlich vom Victoria wie östlich bis zum Carpentariagolf den nämlichen Charakter zeigen. Setzen wir hinzu: daß der Graswuchs tropische Dimensionen annimmt, so daß er bisweilen Roß und Reiter verbirgt. Das Klima ist gesund, weil der Continent sehr trocken ist. In der That erkrankte niemand von der Expedition dessen Gesundheit nicht schon bei der Landung gefährdet gewesen war. Die Temperatur, die man vom October bis Juli am untern Victoria beobachtete, ist allerdings eine sehr hohe, und zeigt dabei starke Extreme, denn die niedrigste Temperatur (Juni) betrug 47° F. (+ 6½° R.), die höchste 106 F. (+ 33° R.).

Die Grasarten Nordwest-Australiens sind höchst verschieden, die merkwürdigste darunter, welche 3—6 Fuß Höhe erreicht und auf steinigem oder kiesigem Boden am besten gedeiht, gleicht einer wilden Art Hafer. Es bricht der Wind die Halme von der Wurzel ab, und wälzt dann die Büschel zusammen, so daß der Wanderer Mühe hat durch diese seltsame Ernte hindurchzuwaten. An gutem Bauholz ist kein Ueberfluß; das einzige gewährt eine Melaleuca mit niederhängenden Zweigen wie unsere Weiden. Zahlreicher und vollkommener als in Südaustralien sind die Fruchtbäume, darunter namentlich viele Varietäten von gewürzigen Feigen, denen nur leider ihres Zuckersaftes wegen die weißen Ameisen nachstellen. Auch gibt es zwei Arten von Früchten die unseren Weintrauben gleichen: die eine davon trägt eine an den Bäumen kletternde Rebe, welche identisch mit unserem Weinstock zu seyn scheint; die andere ist einjährig, trägt blaue Trauben, wächst an steinigen Abhängen und treibt nach den ersten Regen sehr rasch 4—6 Fuß hohe Schößlinge. Da sich überall die Vögel und die Eingebornen in den natürlichen Weingärten als Gäste eingefunden hatten, so kam die Expedition nur selten zum Genuß dieser Naturgaben. Aus der Gattung der Adansonien (zu denen bekanntlich der Affenbrodfruchtbaum zählt) findet sich eine Art, welche die Colonisten Podagrastamm (gouty stem tree) genannt haben, und deren Frucht man unreif in der Asche röstete, denn nach eingetretener Reife wird sie durch einen säuerlichen Geschmack ungenießbar. Diese Frucht bewährte sich als kräftiges Heilmittel gegen den Skorbut, woran nicht wenige der Entdecker zu leiden hatten. Das Holz dieser Adansonia, die bisweilen 35 Fuß im Umfang mißt, ist sehr weich, und seine weißen seidenartigen Fasern möchten einen trefflichen Stoff für die Papierfabrication geben, auch zeigt das Holz, wenn es gekaut wird, einen Vorrath an Zuckerstoffen. Die wichtigste von allen Früchten aber ist der wilde Reis, der nicht bloß auf dem Sumpfboden am untern Victoria, sondern von Dr. Müller auch am Sturt's Creek angetroffen wurde. Die Eingebornen scheinen sich von diesem freiwilligen Geschenke der Erde zu nähren, ja man vermuthet daß sie es verstehen den Reis zwischen Steinen zu zerreiben und aus dem Mehle Brod zu backen. Wilde Yams und ein Knollengewächs, welches die Mitte hält zwischen den Kartoffeln und dem Taro der Sandwich-Inseln, dienen den Eingebornen gleichfalls zur Nahrung. Endlich wurde am Victoria auf allen, am meisten aber auf steinigen Bodenarten ein zierlicher Baum angetroffen, welcher Baumwolle trug.

Minder reich als die Pflanzenwelt ist die Fauna. Das Känguruh und Wallaby werden selten angetroffen, und erreichen nicht die Größe wie im Süden, das Opossum scheint gänzlich zu fehlen, häufig gesehen wurde dagegen die eingeborne Katze, sowie der wilde Hund, und Ratten wurden sogar durch ihre Anzahl lästig. Kleiner als im Süden, aber häufig, sind die schwarzen und weißen Cacadus (welche oft von der Expedition als Wildpret genossen wurden), Tauben mit Bronzeflügeln und der Bustard oder wilde Truthahn der Colonisten. Der lachende

Jackaß oder Riesenkönigsfischer wurde gesehen, wenn er auch nicht die Größe wie anderwärts erreichte. Statt der seltenen Papagaien erschien in der trockenen Jahreszeit der rosenfarbene Cacadu sehr häufig. Außerdem gab es verschiedene Arten Ibis, ein paar Arten Enten, darunter die Pfeiferente und die in Baumwipfeln nistende Holzente. Ferner beobachtet man Gänse und viele Arten Wassergeflügel, darunter einen Vogel von der Größe einer Gans, der gewöhnlich Tauchergans (shag) genannt wird.

Die Luft war sonst noch von Fledermäusen bis zur Größe des fliegenden Fuchses bevölkert. Man sah diese Thiere vom November bis April und stets in Gesellschaften von Millionen, so daß, wenn sich ein Schwarm auf einem Baum zur Ruhe begab, die Aeste unter der Schwere sich bogen. Unser Autor glaubt daß diese Fledermäuse wie die Singvögel wandern, denn sie verschwanden plötzlich, und ließen sich, obgleich man noch vier Monate blieb, nicht wieder sehen. Man versuchte mehrmals sie als Nahrungsmittel zu verwerthen, aber ihr unerträglicher Moschusgeruch, der selbst bemerkt wurde wenn die Thiere in der Luft kreisten, verhinderte jeden Genuß. Die merkwürdige Seltenheit des Känguruhs im Victoria-Thal erklärt unser Beobachter aus der Seltenheit von Eukalypten und Pinien. Sonst ist ja das Känguruh so charakteristisch für Australien, wie der Bison es einst für die nordamerikanischen Prairien war. Am zahlreichsten sind die Thiere am Swan River (Westküste), denn dort erbot sich ein Speculant Tausende von Känguruhhäuten, das Stück für 9 Pence (27 kr.), zu liefern. Mit dem Fleisch dieser Thiere füttern die Colonisten dort ihre Schweine, da ihnen von den Eingebornen gegen Bezahlung Unmassen von Känguruhs abgeliefert werden.

Der Victoria ist höchst fischreich. Ein merkwürdiges Thier darunter wurde Katzenfisch geheißen. Es bringt unter dem Wasser einen trompetenartigen Ton hervor — ein Umstand der uns beweist daß der Schall durch das Wasser dringen kann und vom Wasser fortgeleitet wird. Es ist ferner mit einem scharfen und starken 2—2½ Zoll langen Stachel bewaffnet, so daß es für seinen Feind, den Alligator, ein sehr schmerzhafter Leckerbissen zu werden vermag. Ein anderer kleinerer Fisch von gelber Farbe mit schwarzgestreiften Lenden und von der Größe eines gewöhnlichen Barsches nährt sich vom Fliegenhaschen. Der Fisch legt sich dabei unter die Manglewurzel auf die Lauer. Setzt sich dann ein Insect in erreichbare Nähe, so spritzt der Fisch einen kleinen Wasserstrahl 2—3 Fuß hoch auf die Beute, welche, wenn sie getroffen wird, stets ins Wasser fällt und verschlungen wird.

Die Eingebornen am Victoria sind nicht sehr zahlreich. Am obern Theile des Stromes waren sie stets sehr scheu, während man im Hauptlager mit ihnen sogar in Tauschverkehr treten konnte. Wilson findet daß diese Menschenrace den Bewohnern Timors gleicht und sich von den Südaustraliern durch krauseres Haar und größere Körperschwäche unterscheide. Auch ist ihr Bartwuchs kümmerlicher, obgleich sie darauf so stolz sind, daß man einen von ihnen auf einem großen Toilettenbetrug ertappte. Er hatte nämlich der Sparsamkeit der Natur dadurch abgeholfen daß er sich die Spitze eines Känguruhschwanzes aufgeklebt hatte. Beschneidung scheint durchgängig stattzufinden. Als einzige Bekleidung tragen sie einen Gürtel, aus Haarschnuren verfertigt, den sie 20—30 mal um die Hüften winden. Diesen Gürtel lüftet der Wilde wenn er sich gesättigt fühlt, wie er ihn umgekehrt zusammenschnürt sobald er zu hungern beginnt. Sie bauen keine Hütten, höchstens daß sie bisweilen Stangen von Baum zu Baum legen und mit Blättern und Gras zum Schutz gegen Sonne und Regen bedecken. Im April und Mai brennen sie das trocken gewordene Gras in der Nähe solcher Wasserlachen und Bäche nieder welche von den Känguruhs besucht werden. Wird das Gras so früh verbrannt, so schießt aus den noch feuchten Wurzeln plötzlich, oft schon am dritten Tage nach dem Brande, junges Gras auf, und dieses zieht die Känguruhs an die Stelle, wo die Wilden ihnen auflauern. Ihre einzigen Waffen sind Speere und zwar dreierlei Art, wovon die eine von der Länge eines Pfeiles oder 3 Fuß aus Holz oder Rohr mit einer scharfen Holzspitze zur Vogeljagd; die andere 9 Fuß lange mit einem scharfen Kiesel als Spitze zur Jagd und zum Gefecht; die dritte aber, theils mit Widerhaken, theils mit einer Gabelspitze versehen, zum Fischfang dient. Im Binnenlande sieht man keine Kähne, sondern nur Flöße aus einem, zwei oder drei Stämmen einer sehr leichten Mangleart gefertigt, und diese dienen zum Kreuzen der Gewässer, wo man Furcht vor Alligatoren hat. Einsimals sah man die Wilden auch ohne Flöße durch den Fluß setzen, ihre Anzahl war aber so groß, daß sie nichts von dem feigen Reptil zu besorgen hatten. Auf dem Gestade des Carpentariagolfes fand man die Wilden auch im Besitze sehr wohlgeformter Ruder. Das Wundern über eine solche Industrie der Eingebornen hörte aber bald auf, als man entdeckte daß diese Ruder in ziemlich brauchbaren Formen von selber wachsen. Eine Mangleart hat nämlich Wurzeln die zu viert anfangs vereinigt, später sich gabelnd vom Stamm aus wachsen. Es bedarf dann keiner größern Mühe als die beiden äußersten zu entfernen, und das Ruder ist fertig. Am untern Victoria hatte man nur freundliche Berührungen mit den australischen Stämmen, im Gegensatz zu den Eingebornen weiter östlich, durch die man sich, wie wir nächstens sehen werden, einen Weg erkämpfen mußte.

Der Vogelfang in Palästina.

(Aus Chambers's Journal.)

In einem Lande das wie Palästina und überhaupt alle Theile des osmanischen Reichs eine so große Fülle von Wild besitzt, wo aber die Ortsregierung es für zweckdienlich erachtet die Masse der Bevölkerung unbewaffnet zu erhalten, ist ein verehrungswürdiges Steinschloßgewehr und etwas Dartmouth Pulver und Schrot von allen Größen, ein unschätzbarer Besitz für den Landmann, dessen einzige mahlzeitliche Delicatesse auf seiner Geschicklichkeit im Treffen seines Opfers und auf dem Gewinne beruht den ihm seine Beute bei zufälligen Reisenden oder wohlhabenden Effendis abwirft. Hieraus folgt daß man den glücklichen Eigenthümer eines Gewehrs — das von der Art ist daß ein vorsichtiger Mensch nichts damit zu thun haben möchte — als einen Nimrod, als einen sehnigen und muthvollen Mann betrachtet, dessen Schatten schon Enten und Enterichen, Vögeln der Luft und vierfüßigen Thieren die der

Mensch essen kann, oder die geneigt seyn möchten ihn zu verzehren, Unheil verkündet.

Der Frühling wird angekündigt durch das süße melancholische Piepen des Haselhuhns, dieses köstlichen, der Türkei so eigenthümlichen Vogels, den man anderswo in der Welt so selten trifft. Der männliche Vogel ladet seine Genossin ein mit ihr herumzuschweifen in Gebüschen und Kornfeldern um ein Frühstück zu suchen, oder Klänge eifersüchtigen Mißtrauens dem Haselhuhn Nr. 2 zuzuwerfen, welches in einiger Entfernung in demselben Ton antwortet. Die willkommenen Weisen dieser Vögel sind das Zeichen für den Landmann seine Lenden zu gürten und sein rostiges altes Gewehr auf die Schulter zu nehmen: er schaut sorgfältig nach dem Stein, und seinen kleinen Vorrath an Pulver und Schrot haushälterisch zusammenhaltend, tritt er dann seine mörderische Wanderung an. Alle diese Leute sind gute Schützen, und schösse einer einen Vogel auf den Flügel, so würde der eines solchen Acts der Extravaganz Schuldige sogleich als ein Wahnsinniger betrachtet werden. Um doppelt sicher zu gehen, führt der arabische Jägersmann ein mörderisches Ding eigener Erfindung mit sich — ein großes Blatt das über und über mit häßlichen Augen bemalt und auf beiden Seiten von einem dünnen Pfahl gestützt wird; in der Mitte sind Gucklöcher, durch welche er die Bewegungen der Vögel beobachten und sein Gewehr richten kann, indem er kaltblütig und bedachtsam zielt. Um sich auf Schußweite nähern zu können, ist der Bauer zuweilen genöthigt einen mehrere Meilen weiten Umweg zu machen, damit er den Vögeln in der Richtung des Windes nicht nahe kommt, und so ihren scharfen Geruchsinn beunruhigt. Einmal gut windabwärts, stellt er sich hinter den Schirm, und schleicht mit unvergleichlicher Geduld schweigend voran dem Orte zu, von welchem aus die Töne der männlichen Vögel am deutlichsten sich vernehmen lassen. Wenn er plötzlich auf einen fetten Hahnenvogel stößt, so ist das Erstaunen und der Schrecken des Haselhuhns so groß, daß es scheinbar alle Kraft der Fortbewegung verliert: es kriecht in das Gebüsch hinein, wie verzaubert durch den häßlichen Schirm des Vogelfängers, der nun, auf eine oder zwei Ellen dem Vogel nahegekommen, bedachtsam zielt, und sein Opfer einsackt. Der Knall des Gewehres allarmirt natürlicherweise die übrigen Vögel, und trotz seiner unermüdlichen Geduld, trotz der Qualen die er von Hitze, Hunger und Durst selbst bis Sonnenuntergang zu leiden hat, gelingt es ihm dann nicht mehr eines zweiten Vogels habhaft zu werden. Ein Haselhuhn indessen wird ihn, besonders da wo europäische Kaufleute und Consuln leben, schadlos halten für die Mühe eines ganzen Tages, und außer den wenigen Piastern mit welchen er die ganze künftige Woche sich vor Mangel zu schützen vermag, erhält er gemeiniglich auch noch ein Geschenk an Pulver und Schrot, das ihm das Jagen auf eben so lange wieder möglich macht. In einigen Städten und Dörfern wo die Haselhühner sehr reichlich vorhanden sind, stehen gewöhnlich einer oder mehrere Jägersmänner im Solde der europäischen Bewohner oder der Effendis, die ihnen monatlich etwa dreißig Piaster oder ungefähr drei Gulden geben — ein verführerisches Einkommen für einen türkischen Neivt.

Die große Saison für die Masse des Volks aber — die Zeit in welcher der gewehrlose Bauer gleiche Aussicht auf Beute hat wie sein glücklicherer Nachbar — ist der Sommer, wenn die Wachteln von ihrem Zug über das Meer ankommen, und dann das Land vom einen Ende bis zum andern buchstäblich bedecken. Dann wird eine regelmäßige Treibjagd veranstaltet; Weiber und Kinder brechen bei Tagesanbruch auf, alle mit ein paar Tüchern versehen welche von der Schulter bis auf das Handgelenk herabhängen; sie bilden sich in abgesonderte Gruppen, deren jede ihren Vormann hat welcher ein langes Netz trägt, und zerstreuen sich insgesammt über die Felder. Die einzelnen Abtheilungen formiren sich dann zu weiten Kreisen, in denen jeder einzelne von dem andern so weit entfernt ist daß er gerade noch einen Zuruf vernehmen kann, und die so zahlreich sind daß sie im Anfang einen Raum von nur 20 Ellen zwischen sich haben. Ist der Kreis gebildet, so bewegen sie sich gleichzeitig nach dem Mittelpunkt zu, beide Arme ausgestreckt haltend und so laut als möglich schreiend. Wie sie vorrücken, gerathen die Wachteln, von denen sie offenbar für ungeheure Raubvögel gehalten werden, in Angst, ziehen sich von allen Seiten nach einem Centralpunkt zurück, und suchen endlich, völlig abgemattet und beinahe zu Tod erschreckt, in irgend einem Gebüsch Schutz, wo die Dorfbewohner sie rings umschließen, bis der Boden buchstäblich mit zitternden Vögeln bedeckt ist. Dann wirft der Vormann sein Netz über sie und fängt so eine gute Anzahl schöner fetter Wachteln. Es ist keine Uebertreibung, wenn ich sage daß man sich auf diese Weise Tausende verschafft, und die ununterbrochene Ankunft neuer Vögel vom Meere her gewährt den Leuten eine ganze Woche lang Beschäftigung und Gewinn. Außerdem daß man dieselben verspeist, verkauft man auch eine ungeheure Menge — 12 für ungefähr 6 Kreuzer — und Tausende werden lebendig erhalten bis zum Winter, wo sie fett werden, und dann an den Köchen europäischer Familien und türkischer Effendis gute Kaufsliebhaber finden.

Der eigenthümlichste Kunstgriff aber, und gewiß die gewinnbringendste Methode deren sich die Eingebornen bedienen, ist die Art und Weise wie sie im Winter wilde Enten fangen. Wie umsichtig indeß auch ein Jäger seyn mag, diese Vögel sind so furchtsam und scheu, daß es beinahe unmöglich ist sich ihnen zu nähern. Um diesem Uebelstand abzuhelfen, richtet der Bauer ziemlich große Kürbisse her, welche gänzlich ausgehöhlt und an der Sonne vollständig getrocknet werden. Diese Kürbisse sind so groß daß der Mann seinen Kopf mit Leichtigkeit in die Oeffnung thun kann. Schlecht gekleidet, und oft hungrig, sitzen diese armen Bursche in einer klaren, scharfen Wintersnacht an irgend einem Wasserspiegel, überwachen die Ankunft von Flügen wilder Enten und anderer schwimmfüßigen Vögel, und halten sich stets sorgfältig windabwärts, so daß die scharfen Sinne der Vögel nicht beunruhigt werden. Während des Tags haben sie jeden Theil des Wassers durchwatet, und dessen Tiefe genau kennen gelernt. Sind sie hierüber im reinen, so sammeln sie eine Quantität Reisig, das fest um den Kürbiß gebunden wird, um auch den geringsten Theil der Schultern ganz zu verbergen. Wenn sie sehen daß sich die Enten eine nach der andern niedergelassen, so setzen sie diese Kürbißhelme, welche Augenöffnungen haben, auf, schreiten unter dem Schatten des Reisigs still und vorsichtig ins Wasser, und gehen geräuschlos bis selbst in die Mitte der Entenschaar. Die Enten, welche den herannahenden Feind für schwimmendes Unkraut halten, achten seiner nicht, und quaken ihm höhnend entgegen. Plötzlich entsteht aber einige Bewegung unter ihnen, da eine Ente nach der andern mit halb erstickten Tönen verschwindet. Die Bauern greifen geschickt nach den nichts arges fürchtenden Vögeln, drücken sie plötzlich unter Wasser, drehen ihnen den Hals ruhig um, und machen ihrem Quaken für immer ein Ende. Auf diese Art gelingt es ihnen manchmal mehr als achtzig fette Enten zu fangen, und der Gewinn den ihnen der Verkauf dieser Thiere einbringt, reicht, ob-

schon sie viel Mühe und Gefahr dabei haben, und sich nicht selten ein rheumatisches Fieber zuziehen, für die bescheidenen Bedürfnisse der ärmeren Bauern in Palästina vollkommen aus. [1]

Leverrier's neueste planetarische Entdeckung.

Mercur ist wie Venus ein Morgen- und ein Abendstern, und hat als innerer Planet für den irdischen Beobachter verschiedene Lichtgestalten wie der Mond, indem er allmählich aus einer Sichel sich zur Lichtscheibe anfüllt und wieder abnimmt. Da seine Bahn nur 7° gegen die Ebene der Erdbahn (Ekliptik) geneigt steht, so wird er vor Aufgang und bleibt er nach Untergang der Sonne nur ganz kurze Zeit sichtbar, und daher kommt es daß trotz seiner Strahlenmacht dieses Gestirn, für solche Erdräume wo der Horizont auch bei klarem Wetter durch Dünste verdüstert bleibt, nie mit unbewaffnetem Auge gesehen wird, denn der große Kopernikus klagte auf seinem Sterbebette: „daß er zur Grube fahren müsse ohne je diesen Planeten entdeckt zu haben," den ihm, wie Arago meint, die Nebel der Weichsel auf Lebenszeit verhüllten. Diesem Umstand ist es zuzuschreiben daß wir über den ältesten Bruder unter unsern planetarischen Geschwistern so wenig wissen, und das wenige äußerst unsicher ist. Beim Durchgang des Mercurs durch die Sonne am 5 Mai 1832 (der letzte Durchgang der sich bei günstigem Wetter an mehreren Orten in Europa beobachten ließ), und der ein Schauspiel gewährte welches wohl für manchen unserer Leser zur unauslöschlichen Jugenderinnerung geworden ist, wurde der Durchmesser des Planeten mikrometrisch bestimmt, und zwar wurde er (reducirt auf seinen mittlern Sonnenabstand) von Bessel 6,^{70}, von Mädler und Beer 5,^{12}, von Gambart 5,^{18} Bogensecunden groß gefunden. So abweichend waren die Ergebnisse gewissenhafter Beobachter! Als Alex. v. Humboldt den 3ten Band des Kosmos schrieb, erklärte er sich für Hansens Bestimmung der Dichtigkeit des Mercurs, die auf 1,22 angegeben wurde, was soviel sagen will als daß hundert Körper vom Rauminhalt unserer Erde, aus Mercurstoff geformt, so schwer wiegen würden wie 122 Erden aus Erdenstoff. Er setzte hinzu daß zehn Jahre zuvor die Dichtigkeit des Mercurs noch dreimal größer als die Erdendichtigkeit angenommen worden sey, so unsicher waren alle Angaben über den Planeten, und so sehr wußte er sich durch seine größere Intimität mit der Sonne den teleskopischen Nachstellungen zu entziehen. Möstlin, der Lehrer des Kepler, pflegte zu sagen: wenn er erfahren sollte daß sich ein Astronom mit dem Mercur abgeben wolle, so würde er ihm herzlich rathen seine Zeit nicht derartig wegzuwerfen. In der That konnten überhaupt erst nachdem das Fernrohr als Hülfsmittel diente, Durchgänge des Mercurs durch die Sonne beobachtet werden. Gassendi war der erste glückliche Sterbliche, der in Paris am 7 Nov. 1631 auf einem Sonnenbild in einer Camera obscura den kleinen schwarzen runden Mercur über die gelbe Scheibe ziehen sah. Der nächste Durchgang fällt auf den 11 Nov. 1861, und außerdem wird noch 5mal dieselbe Erscheinung bis zum Ende des Jahrhunderts wiederkehren. Die jetzt gültigen Elemente zur Berechnung der Mercurbahn verdankt man einer von Leverrier im Jahr 1845 veröffentlichten „Theorie der Mercursbewegung." Arago, bekanntlich kein Freund des großen Astronomen, bemerkt bitter: „Das Verdienst einer solchen Arbeit wurde so allgemein erkannt, daß sich der Verfasser hätte ersparen können ihr eingebildete Schwierigkeiten beizulegen. Wenn einmal die Störungen der Mercurbahn vollständig sich offenbart haben und eine hinreichende Anzahl von Beobachtungen zu Gebote stehen werden, wird es so wenig Unbequemlichkeit veranlassen Tafeln für den Mercur wie für irgend einen andern Planeten zu entwerfen."

Arago war offenbar ungerecht, denn hinter den „eingebildeten Schwierigkeiten" schlummert eine großartige Entdeckung. Wir brauchen wohl nicht zu erinnern daß Leverrier es war welcher aus den Störungen der Uranusbahn auf die Gegenwart eines äußern Planeten schloß, daß er sogar berechnete wo dieser Planet sich aufhalte, daß er seine Berechnungen nach Berlin sendete und am bezeichneten Ort von Galle der Neptun entdeckt wurde! Etwas ähnliches führt er jetzt im Schild, nur daß die Welt im voraus gewarnt wird auf eine gleiche Entdeckung sich gefaßt zu machen.

Leverrier hatte seit 1842 nicht mehr seinen Mercur aus den Augen verloren, und er ließ daher am letzten 12 September von dem großen Astronomen Faye (bekanntlich der Vater eines oft genannten Kometen) eine neue Arbeit über die Theorie der Bewegungen des Mercurs und das Fortrücken seines Perihels verlesen, worin die Gegenwart eines oder einer Anzahl innerer, zwischen Mercur und Sonne sich aufhaltender Planeten angezeigt wird. Der Astronom stützt seine Schlüsse auf 21 classische Beobachtungen von Mercursdurchgängen vom Jahre 1697 bis zum Jahre 1848. „Vorausgesetzt, sagt er, daß der Ort der Beobachtung völlig bekannt ist, daß der Astronom mit einem erträglichen Fernrohr versehen und seine Uhr bis auf etliche Secunden genau geregelt war, so verstattet die Kenntniß des Augenblickes wo die innere Berührung stattfand den Abstand der Mittelpunkte des Planeten und der Sonne bis auf eine Fehlergränze von der Größe einer Bogensecunde zu bestimmen." In der frühern Arbeit Leverriers über die Mercursbewegung wurden Fehler merklich, die auch dann nicht verschwanden als man die mittlerweile berichtigten Sonnentafeln zu ihrer Beseitigung anwandte. Die Fehler ließen sich also nur erklären wenn man solche glänzende Astronomen, wie Lalande, Cassini, Bouguer u. a. grober Fahrlässigkeit verdächtigen wollte. Leverrier merkte aber bald daß die Unregelmäßigkeiten eine Sünde des beobachteten Gegenstandes und nicht des Beobachters gewesen sey, und daß Mercur an irgend einer Störung litte. Um nun seinem Patienten den Puls zu fühlen, hatte Leverrier den lichten Gedanken zur seculären Bewegung des mercurialen Perihels noch 38 Secunden hinzuzufügen. Als dieß geschehen war, stimmten alle Beobachtungen mit der Theorie bis auf eine halbe oder eine Secunde. Wem soll man nun diese Störung von 38 Secunden zuschreiben? Zunächst wurde an Venus gedacht. Allein wenn sie jene Beschleunigung des Mercurs verschulden sollte,

[1] Ganz die nämliche Jägerlist zur Ertappung von Wassergeflügel fanden die Spanier bei den Eingebornen der Antillen in Uebung. Es wäre interessant zu wissen, ob man in Palästina ein Plagiat begangen habe oder auf zwei verschiedenen Erdstrichen die Menschen dieselbe Erfindung gemacht hätten. D. Red.

müßte sie um ein Zehntel größer seyn; man weiß aber ganz genau aus den durch Venus veranlaßten Störungen der Erdbahn daß das Volumen dieses Planeten 400,000mal so klein ist als das der Sonne. Wäre Venus um ein Zehntel stärker, so würden auch die Störungen die sie durch die secularen Aenderungen in der Schiefe der Ekliptik anstiftet größer seyn, und wenn man auf ihre Rechnung die 38 Secunden Beschleunigung des mercurialen Perihels schreiben wollte, so müßte man auch einen Irrthum von $2^1/_2$ Bogensecunden in der Messung des Winkels der Ekliptik finden, was eben nicht möglich ist. Leverrier vermuthet daher daß zwischen Sonne und Mercur in kreisförmiger Bahn und auf einer zur Mercursbahn wenig geneigten Ebene ein Planet kreise, welcher der Bewegung des mercurialen Perihels eine seculäre Beschleunigung von 38 Secunden mittheile. Je näher der Planet an der Sonne ist, desto größer; je näher am Mercur, desto geringer müßte seine Masse seyn. Befände er sich ziemlich in der Mitte zwischen Sonne und Mercur, so müßte er so groß seyn als dieser Planet selbst.

Dieß ist das Postulat der Theorie. Nun wird aber sogleich jedermann fragen: wie es möglich seyn könnte daß ein solcher älterer Bruder des Mercurs existire, ohne daß man ihn nicht wenigstens bei einem Durchgang durch die Sonne oder zur Zeit totaler Sonnenverfinsterungen wahrgenommen hätte? „Alle diese Schwierigkeiten, erklärt Leverrier, verschwinden sobald man annimmt daß anstatt Eines Planeten eine Anzahl von Körpern zwischen Mercur und Sonne kreisen.“ Ihre mechanische Wirksamkeit würde, summirt, die gewünschte Beschleunigung hervorbringen. Würden die Bahnen dieser innersten Asteroiden kreisförmig seyn, so könnten sie auf die Excentricitat der Mercursbahn keinen Einfluß üben, denn da sie auf allen Theilen des Ringes vertheilt sich befänden, so würden die periodischen Störungen jedes einzelnen Individuums wieder durch die andern ausgeglichen werden.

Also hat man sich einen Asteroidenring zu denken nach dem Muster jener Planetenbevölkerung zwischen Mars und Jupiter, die jetzt, wo wir bereits die Nummer 60 überschritten haben, zu einem wahren Proletariat in unserm Sonnensystem aufschwillt. Auch die Erde ist umgeben von einem Asteroidenring oder von Planetenstaub, der zuweilen in der Gestalt von Sternschnuppen, Sternkugeln und Meteoreisen in den Bereich der terrestrischen Anziehungskräfte gelangt. Warum sollten nicht „unterhalb“ des Mercurs ähnliche Verhältnisse sich wiederholen? Vielleicht ist uns beschieden die Störefriede der Kepler'schen Gesetze nicht nur ertappt, sondern photographisch festgenommen zu sehen. Schon am 17 Juni 1777 gegen Mittag glaubte der Astronom Messier während 5 Minuten eine wunderbare Anzahl schwarzer Kügelchen vor der Sonne vorüberziehen zu sehen. Sogleich wurden auch auf La Faye's Antrag von der Akademie Vorkehrungen getroffen diesen neuen Leverrier'schen Geschöpfen in den circumsolaren Räumen nachzustellen. Im Juli 1860 wird in Spanien und Algier eine völlige Sonnenverfinsterung wahrzunehmen seyn. Bei solchen Verfinsterungen sieht man zwar nur mit dem bloßen Auge die Planeten und Sterne von hohem Lichtrange. Dieß rührt aber daher daß das Auge von der vorhergehenden Sonnenhelle noch immer geblendet ist. Wollte dagegen ein Beobachter, statt der Sonne bis zum Eintritt des entscheidenden Augenblicks zu folgen, auf diesen Genuß verzichten und sich in völliger Dunkelheit halten bis die Verfinsterung vollständig sey, so würde er auch Gestirne von geringem Lichtwerthe wahrnehmen. Dann hat er ein paar Minuten Zeit jenseits der Lichtkrone mit einem Planetensucher alle fraglichen Regionen zu durchstreifen, um ein aufleuchtendes Pünktchen wahrzunehmen. Sollte dieser Versuch wiederholt mißglücken, dann hätte man noch ein anderes Mittel. Jene Asteroiden müssen, da sie wenig geneigt zur Mercursbahn sich bewegen, so gut wie dieser ihre Sonnendurchgänge vollziehen. In der That findet man bisweilen die Sonne mit kleinen Pünktchen bedeckt, und diesen gilt es jetzt aufmerksam nachzusetzen. Das sicherste Mittel wäre, wie Sir John Herschel vorgeschlagen hat, von verschiedenen Observatorien gleichzeitig Photographien der Sonne zu nehmen, oder auch, wie La Faye meint, zwei gleich große negative und transparente Bilder im Zwischenraum von einer Viertelstunde aufzunehmen, worauf man dann nur ein Bild über das andere zu legen brauche, um sogleich zu erkennen ob sich nicht ein bewegliches Asteroid in der Mitte der vielen verwickelten Gruppen der kleinsten Sonnenfleckchen finde.

Physiographische Bemerkungen über die Landenge von Choco, Neu-Granada.

Abschnitt III. Die Lagunen.

(Fortsetzung.)

Sie bilden das Hochwassergebiet des Atrato, und stehen mit dem Landstrich des vorigen Abschnitts in genauer morphischer Beziehung. Schon der Name des letzteren weist auf seinen potamographischen Charakter, auf eine den Stromufern entlang sich hinziehende Region, hinter welcher sich auf ähnliche Weise das Lagunengebiet anschließt. Beide sind verhältnißmäßig nicht sehr breit. Die früheren spanischen Karten geben eine sehr charakteristische Darstellung dieser das Strombett formenden Landestheile. Die hydro-topographischen Angaben derselben sind äußerst bezeichnend, wenn auch neuere astronomische Bestimmungen manche Punkte anders niederzulegen hatten. Theilweise mögen auch an solchen scheinbaren Unrichtigkeiten wirklich stattgehabte topographische Aenderungen Schuld haben. Ein Strom wie der Atrato, welcher jährlich mit solch gewaltiger Strömung eine so ungeheure Wassermasse zu Thal führt, muß auf seinem Lauf durch ein weites „skelettloses“ Alluvialland nothwendig beständige Uferveränderungen hervorbringen, welche sich im Verlauf von Jahren und Jahrzehnten ziemlich bedeutend summiren. Dieß muß um so mehr der Fall seyn, je höher der Grund sich über die Hochwassermarke erhebt, und hört dort auf wo das Niveau des Festen und Flüssigen ins Eins zusammenfällt. Aus diesem Grunde scheint im Lagunengebiet beständigere Gestaltung zu herrschen, weil dort die Macht der Hochwasser unter einem vegetabilischen Spiegel unabsehbarer Rohr- und Schilfflächen gebrochen wird, und damit gleichsam als unterseeisch betrachtet werden kann. Der schleichende Lauf der Gewässer übt dort auf die unter Wasser stehenden Ufer nur wenig abreibenden Einfluß.

Eine weitere Beobachtung an der Gestaltung des Atratobeckens ist der fast durchgängige, scheinbar nach einem Gesetz bewirkte Achsenwechsel im unteren Lauf seiner Seitenflüsse. Die Richtung von deren mittlerem und oberem Lauf schneidet die Achse des Atrato fast rechtwinkelig, sobald aber diese Zuflüsse das Lagunengebiet betreten, bricht sich ihre Achse, von der Gewalt des Mutterstromes beeinflußt, dem sie sich langsam unter mehr oder weniger spitzen Winkeln verbinden. Hier hebt also die überwältigende Atratoströmung einen Theil der Stromkraft der Seitenflüsse auf, wodurch eine Achsenbiegung von bis 45 Graden bedingt wird. Die Größe des Winkels wechselt natürlich unter dem Einfluß besonderer Oertlichkeiten.

Die Physiognomie des Lagunengebiets ist, seinen hydrostatischen Verhältnissen angemessen, eintönig, und wäre es nicht gewisser jahreszeitlicher Wechsel wegen, so unterbräche wohl nichts jene filzartige Decke von kraut- und grasartigen Gewächsen welche die ungeheuren Lagunenflächen zu einem immergrünen Ocean machen. Der seitliche Schlammaufwurf der dieses Gräsermeer durchwindenden Strömungen begünstigt indessen einen nicht unbedeutenden Baumwuchs, welcher übrigens gewöhnlich nur schmale Ufersäume oder da kleine Holzeilande bildet wo die Bodenoberfläche vereinzelte oder gruppenweise Schwellungen hat, die ihren Ursprung vielleicht wirbelnden Strömungen und Gegenströmungen oder sitzengebliebenen Lagern von Treibholz verdanken.

Das Wasser scheint in den Lagunen durchaus die Oberherrschaft zu haben. Die Wucht desselben ist ohne Zweifel das Hinderniß welches die Entwicklung eines volleren Baumwuchses verbietet. Selbst auf dem Uferaufwurf oder den etwas übers Lagunenniveau sich hebenden Baumeilanden läßt sich im Vergleich mit dem vorbesprochenen Landstrich eine mächtige Verminderung an Gattungen und Arten wahrnehmen, wobei sich aber im selben Maße gesellige Pflanzengattungen mehren. Den herrschenden Zug in der offenen Lagunenvegetation bilden außer einer Anzahl Wasserpflanzen und Gräsern eine oder zwei Arten von Polygonum und ein Panicum, dann obenbenanntes Caladium und zwei oder drei Musengewächse, deren ebenfalls schon am unteren Atrato gedacht wurde. An Bäumen sind es ein oder zwei Lecythidaceen, eine Inga, eine Mimose, ein paar Hülsenträger, eine Cassia und die in solchen Oertlichkeiten unvermeidliche Cecropia. Die Bäume haben hier nur in unmittelbarer Ufernähe dichtere Belaubung, und zeigen fast das bekannte todte Ansehen versauerter Sumpfvegetation. Aeste und Zweige sind fast laublos, und was sie grünes zeigen gehört hauptsächlich Schmarotzern und Pseudoparasiten an, die ihre Heimath darauf genommen haben. Diese vertreten die Ordnungen **Orchidaceae, Bromeliaceae, Araceae** und selbst **Cactaceae**, letztere jedoch nur selten. Am auffälligsten tritt das sogenannte spanische Moos (**Tillandsia usneoides**) auf, welches auch in den Marschen der Luisiana und Niedertexas eine so bedeutende scenerische Rolle spielt. Diesem sonderbaren Gewächs ist hier in niedrigerer Breite dieselbe Rolle zugetheilt wie der mehr im Norden heimischen **Usnea florida**, welche ich z. B. in südcarpathischen Waldungen oft in 3 bis 4 Fuß langen Wedeln von den morschen Hölzern dortiger Waldbäume herabhängen sah. Der specifische Name der südlichen Bromeliacee ist wahrscheinlich vom Gattungsnamen der nordischen Flechte genommen. Ein englischer Landschaftbeschreiber nennt bei Gelegenheit der carolinischen Schwammländer (**the dismal swamps of the Carolinas**) die langen lustigen Bündel der **Tillandsia usneoides „nature's funeral streamers"** (Trauerflöre der Natur). Der Ausdruck für die graue fast farblose Pflanze ist so treffend, daß er in deutscher Sprache wohl bewahrt werden darf.

Palmen scheinen in den Lagunen gänzlich zu verschwinden; die beiden Sumpfpalmen des Atratodelta's erreichen die Lage von Sucio am Atrato nicht mehr, sie bleiben aus wo die Bergrücken von Cacarica dem Strome näher treten. Die Lagunen bilden also eine Art neutralen Grund zwischen den Atratopalmen und denen des höher gelegenen Innern.

Der Flora entsprechend ist auch die Fauna arm an höheren Thierformen, namentlich an Säugethieren. Von Affen wurde nur wieder der rothe Brüllaffe bemerkt; **Mycetes Beelzebub** und **Pithecia leucocephala**, so häufig am Atrato, waren in den Lagunen unsichtbar. Von **Hydrochoerus** und **Dasyprocta** finden sich Spuren, und **Dicotyles**, der einzige Dickhäuter, scheint auch nur eine Strichform zu seyn die je nach dem Wasserstand wechselt. An Vögeln herrschen die Grallatores numerisch und generisch, und an sie reihen sich frucht- und fischfressende Kletterer und aufsitzende Pelikaniden an. Von Raptoren kam eine Falkenform zum Schuß, sein Magenbefund ergab daß auch er nur von Wasserthieren, Fischen und Krebsen lebt. Außer diesen ließen sich einzelne Schwärme zierlicher Manalins sehen, von denen wir am Atrato einer Art Erwähnung thaten.

An Reptilien herrschen besonders Saurier und Echsen im allgemeinen vor, während die Schlangen untergeordnet sind. Schildkröten, obwohl sie nicht zu unserer Beobachtung gekommen, müssen der Natur des Grundes nach hier nicht selten seyn. Dasselbe ist der Fall mit Amphibien, von denen sich wenigstens die ungeschwänzten durch ihr Geschrei vielfach zu erkennen gaben. Die Lagunen sind ein Ausbund von einem Kaimanenland, und die Unzahl dieser gepanzerten Ungethüme, die zu ihrem Unterhalt wesentlich auf Fische angewiesen zu seyn scheinen, läßt vermuthen daß die ihnen nöthige Flossenbevölkerung ebenfalls ausnehmend wohl vertreten seyn muß.

Gliederthiere beschränken sich durch den Lagunendistrict hauptsächlich auf Dipteren, Hymenopteren, Neuropteren und holzlebende Koleopteren.

Der hydrographische Charakter des Truando, auf welchen wir die Lagunenflächen durchschifften, ist wie der des Atrato sehr einfach. Der Fluß hat bei niederem Wasserstand nur ein Strombett von 25—30 Ellen Weite, und seine Ufer welche wir gegen das Ende der trockenen Jahreszeit zu sehen Gelegenheit hatten, maßen 12—15 Fuß über Wasser, während 9—10 Monate aber ist das ganze Flußbett voll, so daß aller Wasserüberschuß von Regen die Bänke überschreitet und das ganze Gebiet überschwemmen hilft.

Unter einer mehrere Fuß dichten Lage alluvialen Schlamms zeigt sich durch die Lagunen wieder dieselbe Unterkrume wie sie am Atrato beobachtet worden.

Die Plage der Stechfliegen ist auf dem Truando schon viel bedeutender als auf dem Atrato, da jener nicht mehr jene weiten offenen Wasserflächen darbietet wie letzterer. Diese blutdürstigen weiblichen Dipteren, welche freien Luftzug nicht bestehen können, finden im Rohr und Gebüsch des Truando Schutz genug um sich an Ort und Stelle zu halten.

Die Lagunenregion ist unbewohnbar und unbewohnt, und nur unten, wo sie an der Ufererhöhung des Atrato theilnimmt, finden sich hin und wieder leicht geflochtene mit Palmblättern bedeckte Ruthenhütten, welche reisenden Eingebornen und Kautschuksammlern für ein paar Tage und

Nächte zum Schutz dienen. An eine auch nur für einige Zeit dienende Niederlassung ist im Lagunenbereich nicht zu denken.

Der Truando hat zwei Mündungen, von denen die obere mächtigere, etwa 1½ Meilen oberhalb Sucio, und die andere, nachdem sie sich mit einem Arm des Salaqui verbunden, gerade gegenüber dem Weiler von Sucio in den Atrato mündet. Die obere Mündung ist durch eine große nackte Sandbank ausgezeichnet, welche, eine Gabe des Flusses, vom mächtigen Mutterstrom an der unteren Seite der Mündung aufgeworfen ist. Sie ist ein besonderes Stelldichein für Kaimane, und wird daher von den Eingebornen als ein „Caimanero" bezeichnet. Diese Mündung nimmt auch mehr Theil am Baumwuchs der Atrato-Ufer als die untere, weßhalb letztere von den Landeskindern meistens zum Befahren vorgezogen wird, da der Schiffer hier keine Hindernisse von gefallenem Holz zu befürchten hat.

Abschnitt IV. Die Palissaden (Las palizadas, der Eingebornen).

Der diesen Namen führende Landstrich bildet einen Gürtel gewaltigen Baumwuchses, ebenso undurchdringlich für Luft und Licht als für die Zwecke des Menschen. Sowie durch die Lagunen ist der Truando wieder der einzige Weg auf dem diese waldnächtige Region durchdrungen werden kann, und selbst da ist dieß nur der leichte Indianerkahn mit seinem geringen Tiefgang, welcher das Wagestück ohne bedeutendere Beschwerden unternehmen kann. Schwerere Boote bedürfen einen unverhältnißmäßig großen Aufwand von Ruder- und Holzhauerkraft, um das gefallene und oft zusammengeflößte Treibholz zu beseitigen. Die fallenden im Sumpf und Flußbett versinkenden Baumstämme verschafften diesem Landstrich den spanischen Namen „las palizadas." Der Truando findet darin einen Riesenverhau, welcher, zahllose Wehre bildend, dessen Lauf auf jede Weise hemmt und besonders im oberen Theil sein vielarmiges Bett veranlaßt. Die unaufhörlichen Ueberfluthungen durch die schlammigen Flußwasser begraben in diesem potamographischen Labyrinth ein langsam faulendes Bürstenwerk gefallener Bäume, welches in Ermanglung einer festeren geognostischen Unterlage das einzige Skelet dieses schwimmenden Landstrichs bildet.

Die reichste Pflanzendecke desselben ist als mehrfach geschichtet streng charakterisirt. Der Boden selbst gleicht mehr einem dichten Saugewurzelfilz, in dessen Zwischenräumen sich die erdigen Ablagerungen der Flußwasser festgesetzt haben. Er ist so lose und weich, daß ein- und zweijährige Baumpflanzen mit 1,5 Fuß langen Wurzeln leicht wie Rüben daraus gezogen werden können. Die Unterwaldschichte unmittelbar über dem Boden und etwa 25—30 Fuß hoch besteht aus einem Säulenwerk astloser Waldriesen, deren regellose Reihen von einzelnen kleinen Bäumen durchschossen sind. Mangel an Luft und Licht läßt auch in dieser Schichte noch Wurzelleben vorherrschen, was sich durch eine große Menge luftwurzeltreibender Gewächse und wirkliche Wurzelstämme gewisser Palmenarten kundgibt. Letztere werden vom Volk auf treffender Weise „Raizas" genannt.

Physiologisch diesen ähnlich sind gewisse holzige Schlingpflanzen, deren leichtes Holzgewebe von einer Menge Röhren durchzogen sind, in welchen sie bis auf eine Höhe von mehr als 100 Fuß so viel Wasser hinaufzuziehen vermögen, daß man von solchen vegetabilischen Schläuchen von 4—5 Zoll Durchmesser beim Durchhauen fast eine Gallone kühlen gesunden Trinkwassers sammeln kann. Diese Eigenthümlichkeit bietet oft Jägern und Fischern, wenn sie um gesundes oder überhaupt um Trinkwasser verlegen sind, ein bewährtes Hülfsmittel. Die untere Waldschichte ist auch botanisch noch besonders charakterisirt durch mehrere Species von Pothosgewächsen und anderen Araceen, durch Flechten, Laubmoose, Lycopodiaceen und Farrenkräuter, von denen allen die wenigsten Bodenbewohner sind, sondern sich stets in gewissen bestimmten Höhen an den Stämmen der Bäume ansetzen. Einige Arten der genannten Ordnungen sind wirkliche Kletterer, die sich durch die ganze Länge der Baumstämme hinaufschlingen, andere sind aufsitzend, und hängen in dichten und oft äußerst zierlich geformten langgezogenen Wimpelguirlanden von den höchsten Baumkronen herab. Oft mißt die Rhachis eines in diese Classe gehörigen Farren über zwei Klafter.

Die obere Waldschichte ist die von Licht und Luft mehr begünstigte, und zeigt allein jene höheren Pflanzenschönheiten, welche ausschließlich das Erzeugniß dieser beiden meteorischen Agenten sind. Neben der vielfältigeren Entwicklung von Blattgrün (Chlorophyllum) erweist sich auch eine Vervielfältigung phanerogamer, auffitzender und wirklich schmarotzender Gewächse, welche den Ordnungen Filices, Bromeliaceæ, Orchidaceæ und Cactaceæ angehören. Die letzteren finden sich auf der ganzen Landenge nur sehr spärlich vertreten, was gleichsam als ein negatives Charaktermerkmal angesehen werden kann. An Palmen und Pandaneen zählte ich hier acht verschiedene Arten, unter denen sich vier stachelstämmige wahre Palmen befinden. Von zwei Pandaneen ist die eine die fächerblätterige Carludovicea, die Jipijapa der Eingebornen, deren unentfaltete junge Blätter das Material für die sogenannten „Panamahüte" liefert. Von den hier gesehenen Ficusarten ist eine ein Kautschukbaum, dessen Harz gewonnen wird, weßhalb er auch den Namen „Caucho" führt.

Wo der Fluß gelegentlich seine Ufer zerstört oder sonst zufällige Lichtungen bewirkt, erzeugt sich schnell ein Dickicht breitblätteriger Musengewächse und Amomaceen, welche den eingebornen Reisenden das Material zum Decken ihrer Reisehütten liefern.

Die Fauna der Palissaden entspricht einer reicheren Flora, theilt sich aber ebenfalls wie diese in eine mehrschichtige. Die Bodenfauna zeigt an Dickhäutern wieder das allesfressende Pekari und den pflanzenfressenden Tapir (sajino und danta der Eingebornen). Beide sind sehr scheue Thiere, die man nur schwer zu Gesicht bekommt; dann wieder das Wasserschwein und den Agouti (Hydrochoerus und Dasyprocta). Außer diesen scheinen der große Ameisenbär und das früher genannte Faulthier nicht ausgeschlossen zu seyn.

Im Reich der Befiederten nehmen die Watvögel ab, obgleich eine bisher noch nicht beobachtete Gattung hier vertreten zu seyn scheint. Der sonderbare Trompetervogel (Psophia crepitans), der Sabicado der Eingebornen, läßt seinen langanhaltenden Pfiff jeden Abend nach Sonnenuntergang hier hören. Der Ruf ist dem Schall der Dampfpfeife einer Eisenbahnlocomotive so ähnlich, daß der Vogel unter uns nur „the railroadwhistle" geheißen wurde. Mit der unendlichen Anzahl von Ardeiden, die in den Lagunen beobachtet wurden, bleibt in den Palissaden auch der stattliche Stachelflügler „palamedea" (chavarilla?) aus, welcher in den Lagunen und am Atrato ein günstigeres Bestehen zu finden scheint.

Von den Reptilien steht der Kaiman obenan, und ihm folgen der Iguan und der Basilisk, denen sich eine ziemliche Zahl kleinerer Formen, namentlich aus der Familie Anolis zugesellen. Amphibien, besonders Anuriden, zeigen verschiedene Formen, welche eine genaue Verwandtschaft

mit denen der texanischen Golfküste verrathen. Die Vertheilung der Fischformen ist die theilweise bekannte südamerikanische, mit vorherrschend vertretenen Welsarten (Pimelodus) und salmenartigen Fischen.

An Gliederthieren zeigt sich vergleichsweise eine mehr plötzliche, numerische und generische Vervielfältigung, die sich besonders durch ein reichliches Hinzutreten von Deckflüglern, Spinnen und Wanzen charakterisirt. Unter den Arachniden zeichnen sich zwei holzlebende Skorpionen aus. Schuppenflügler sind wenig zahlreich, aber durch einzelne prachtvolle Formen vertreten. An Gattungsvielfältigkeit herrschen darin Phalänen vor. Holzzerstörende Cimiciden, Formiciden und Apiden nehmen mit der Hebung der Flußufer durch die Palissaden hinauf zu.

Von Zweiflüglern erreichen, wie uns schien, die Stechfliegen (mosquitos) in diesem Landstrich ihr Maximum, an welches sich dann noch das erste Erscheinen der Sandfliegen (jejenes) reiht.

Die obere oder eigentliche baumlebende Fauna zeichnet sich durch eine Form von Handflüglern aus, deren wir übrigens leider nicht habhaft werden konnten um sie zu identificiren. Dagegen erhielten wir zwei Vierhänder, den Titi und cara blanca der Eingeborenen (Callithrix? und Pithecia leucocephala); ebenso ein oder zwei baumlebende Nager (Eichhörnchen). Ein Puma (Felis concolor) wurde gesehen, und eine kleinere Katzenart, die Nachts unser Lager umschlich, oft gehört. Diese beiden Feliden dürfen in dieser niedern Sumpfwaldregion fast bloß als Durchgangsformen während der trockenen Jahreszeit betrachtet werden.

An Vögeln stehen die Kletterer obenan, ihnen folgen gewisse Kegelschnäbler, namentlich Fliegenfänger und Drosseln, dann kommen Dünnschnäbler, darunter mehrere Colibris und Meropiden. Tagraubvögel sind durch einen schönen Wespenfalken und einen federbuschgekrönten Habicht vertreten. Bartvögel, theilweise von prachtvollem Gefieder, zählten wir 6 — 7 Formen; Tauben zwei und Hühner eben so viel. Letztere gehören den Gattungen Urax und Penelope an. Sie sind das „Pauxi und Paba" der Eingeborenen.

Schlangen fanden wir überraschend wenige, sie müssen wohl vorherrschend baumlebend seyn, da sie am Boden dem zerstörenden Zahn des Pekari ausgesetzt sind.

Weniger selten sind baumlebende Anuriden, die sich besonders gegen Abend und Nachts am lautesten hören lassen.

Von den bis jetzt hier besprochenen Landessectionen ist die der Palissaden der menschlichen Constitution für einen längeren Aufenthalt weitaus die gefährlichste, weil ihr die beiden Hauptbedürfnisse, Luft und Licht, mangeln. Die Atmosphäre in diesen schattennächtigen Waldverschlüssen ist vollkommen unbewegt. Kein Wind und ebenso fast kein Licht durchdringt die durch dichte und endlose Lianengewächse verwobene Baumkronendecke. Die schweren kohlenstoffgasgeschwängerten Luftschichten bleiben unmittelbar am Boden schweben, darin eine reiche Kryptogamenvegetation schwelgt. Dieser Umstand allein, abgesehen von dem schwammigen wassergetränkten Grunde, bedingt für den Menschen welcher länger hier zu verweilen hat, die Hängematte neben dem Mosquitogarn. Mit den höher organisirten Thierformen ist auch der Mensch mehr oder weniger aus dieser Region verbannt.

Die Palissadenzone, unbewohnbar wie sie ist, beherbergt auf der von uns befahrenen Reiselinie nur einen Tambo (indianische Stationshütte), welche zur trockenen Jahreszeit abwechselnd von einigen Indianerfamilien bezogen wird, um von hier aus Jagd und Fischfang zu betreiben. Nachdem dieß geschehen, ziehen sie sich wieder höher ins Land hinauf.

Für den weißen Mann sind die Palissaden noch gefährlicher als die Lagunen. Die obere Gränze der ersteren liegt etwa 70 Fuß über dem Meer, der eben besprochene Tambo, nahezu in der Mitte dieser Section, liegt ungefähr 25 Fuß tiefer.

Abschnitt V. Das Niederland.

Dieses unterscheidet sich in seiner Physiognomie von den Palissaden nur durch eine zunehmende Hebung der Bodenoberfläche, und in Folge dieser durch vermehrte Lüftung und Besonnung, was sich auffallend durch eine starke generische Vermehrung von Pflanzen- und Thierformen zu erkennen gibt. Die Palissaden einerseits halten den Anschlag der Atratogewässer auf, und empfangen andererseits die von den Oberländern herabgeführten Reichthümer von verwesten und verwesenden organischen Stoffen, bilden also die eigentliche Uferlinie zwischen dem Flüssigen und Festen. Dieser sich anreihend hebt sich das Niederland merklich, und die Flußufer erhalten in ihrem Bereich bald die Höhe von 30 bis 40 Fuß. Der Truando, auf solche Weise eingedämmt, hält darin seine Wasser in einem Bett zusammen, welches selbst bei niedrigerem Wasserstand noch eine Tiefe von 8 bis 10 Fuß zeigt. Die Scenerie erhält nun durchaus mehr Wechsel und ist an einzelnen Stellen von unvergleichlicher Schönheit.

Sandige, später Kies- und gröbere Geröll-Ablagerungen nehmen durch diesen Landstrich hinauf zu, und endlich zeigen sich auch Bruchstücke mergelartiger Verballungen, welche, von sehr geringem specifischen Gewicht, ziemlich weit im Flußbett herabgeschwemmt werden. Diesen erratischen Rücken folgen gegen die obere Gränze dieser Section vereinzelte Schichten tertiären Gesteins, in Farbe und Gefüge ähnlich dem welches ich am untern Bravo del Norte zu beobachten Gelegenheit hatte. Was von diesen jüngern Schichten hier zu Tage steht, trägt die untrüglichen Spuren von Ruhestörung nach ursprünglicher Ablagerung. An einer Stelle etwas oberhalb der Mündung eines Seitenflusses mit Namen Salado, welcher von der Linken in den Truando fällt, steht ein anscheinend tertiäres Gestein an, welches aber bei näherer Untersuchung von ganz verschiedenem Charakter ist. Es ist ein metamorphischer krystallinischer Kalkstein von bedeutendem specifischen Gewicht, compacten Gefüges, mit einer großen Menge kleiner Fragmente von Muscheln, deren Zustand aber keine paläontologische Beurtheilung zuläßt, so daß wir sein wirkliches geologisches Alter nur muthmaßen können. Wenn wir es wirklich der secundären Aera zuzählen, so muß wenigstens ein Fragzeichen beigesetzt werden. Das Gestein ist äußerlich gelblich weiß und innerlich blaugrün.

Der Salado scheint eine topographisch-geologische Gränzmarke zu seyn, indem von seiner Mündung aufwärts das Land förmlich hügelig wird, und die Wasserbetten einen entschiedenen Charakter annehmen, so daß die spanisch redenden Eingeborenen sie mit dem treffenden Namen „quebrada" bezeichnen. Weiter oben brechen sich die Hügelseiten mehr, und bekommen ein mehr zusammengestoßenes Ansehen. Im Fluß selbst erscheint grobes Gerölle schwarzen krystallinischen Gesteins, sein Bett nimmt an Tiefe ab und an Stromschnellen zu, die jüngeren Flötzgesteine zeigen starke Verwerfungen, und endlich erscheint der schwarze Fels, dessen Gerölle sich weiter unten zeigte. Eine Quebrada, worin

dieses trappitische Gestein in mächtigen Massen ansteht, bildet hier die obere Gränze dieses Abschnitts. Derselbe hat hier eine Höhe von 86 Fuß über dem Meer; die Mündung des Salado liegt 5 Fuß tiefer.

Die wichtigeren Thierformen welche zur Fauna des Niederlandes gerechnet werden müssen, sind außer den in den Palissaden genannten das schwanzlose Tinamou, welches die Choco-Indianer mit dem Namen Guachalaca bezeichnen und das den Hühnern zugehört. Der numerische Zuwachs von Hühnerarten weist überhaupt auf höher gelegenes trockenes Land. Aehnliche Vermehrung erhalten die Colibris, Meropiden und die Trogons. Von Vierfüßlern gesellt sich der Fauna eine Beutelratte (Didelphys) bei, eine Species die ich für fast identisch mit einer halte welche mir an der Mündung des Bravo del Norte zu Handen kam. Es ist wohl dasselbe Thier welches die Eingeborenen Rato de Monte oder auch „Runcho" und „Chucha" nennen. Die vielen Namen beweisen im Zweifel das häufige Vorkommen des Thieres.

In der Pflanzenwelt treten gewisse Pothosarten zurück, welche durch eine Vervielfältigung von baumlebenden Farrenkräutern ersetzt werden. Sonst ist die Flora im allgemeinen dieselbe wie weiter unten, nur zeigt ihre Anordnung, der bessern geognostischen Gliederung des Landes entsprechend, mehr Wechsel.

Das Niederland ist, scheint es, eher bewohnbar, doch befindet es sich noch sehr unter der Herrschaft jener kleinen Zweiflügler welche die Reisenden bald genug als die schauerliche Landplage der Sandfliegen (jejenes) kennen lernen. Für die eigentlichen Stechfliegen (mosquitos) scheint der obere Theil des Niederlandes zu hoch zu seyn, sie lassen das lustigere Revier den ersteren, die hier allein Meister sind. Glücklicherweise daß diese wenigstens mit Sonnenuntergang zur Ruhe gehen, und erst mit Sonnenaufgang wieder erscheinen, so daß sie dem Reisenden wenigstens Nachtruhe gönnen.

(Schluß folgt.)

Tropische Fahrten. [1]

Die Panama Eisenbahn.

Seit Jahrhunderten wurde von den handeltreibenden Völkern der Plan einer interoceanischen Verkehrsstraße über den Isthmus von Panama genährt, und es hat nicht an Versuchen gefehlt einen solchen zur Ausführung zu bringen. Neugranada bot, im Gefühl seiner eigenen Unfähigkeit, und in kluger Berechnung der Vortheile die eine solche mitten durch sein Gebiet führende Weltstraße ihm bringen mußte, allen Völkern des Erdballes ein Privilegium darauf an; doch England bebte gleich anfangs vor dem Riesenwerk zurück, und Frankreich, das sich tiefer in das Unternehmen eingelassen, bereits Vermessungen vorgenommen und einen Contract abgeschlossen hatte, mußte, weil es die erforderlichen Geldsummen nicht aufbringen konnte, das begonnene Werk wieder aufgeben. Endlich lenkte die Erwerbung von Oregon und Californien die Blicke der Vereinigten Staaten von Nordamerika auf diesen Verkehrsweg. Um die Auswanderung nach diesen neu erworbenen Gebieten zu erleichtern, ertheilte der Congreß 1848 die Genehmigung zur Abschließung von Contracten behufs der Errichtung zweier Postdampfschifflinien, wovon die eine von New-York und New-Orleans nach Chagres, die zweite durch den Isthmus von Panama, mit dieser correspondirend, von Panama nach Californien und Oregon führen sollte. Doch versprach man sich damals noch so wenig Vortheile von dem Unternehmen, daß die Männer welche diese Contracte ohne die erforderlichen Mittel abgeschlossen hatten, ihr erworbenes Privilegium lange vergeblich zum Verkauf ausboten.

Endlich fanden sich zwei angesehene Geldmänner von New-York, W. H. Aspinwall und G. Law, zu dem Wagniß. Die atlantische Linie, welche Law übernahm, versprach, da sie Savanah und New-Orleans berührte, sogleich gut zu rentiren, die Uebernahme der pacifischen Linie, welche Aspinwall zufiel, wurde dagegen von den meisten Männern von Fach für ein sehr gewagtes Unternehmen angesehen, dessen etwaige Erträge in unberechenbarer Ferne lägen.

Bald aber zeigte es sich daß Aspinwall nicht so kopflos speculirt hatte wie man meinte, denn bald darauf vereinigte er sich mit H. Chauncey und J. L. Stephens, welcher ersterer ein unternehmender Capitalist gleich ihm selbst war, letzterer aber ein Mann der das Land durch welches die Straße geführt werden sollte, und dessen Eigenthümlichkeiten genau kannte. Sie schlossen, nachdem sich Stephens mit Hülfe des Ingenieurs Baldwin an Ort und Stelle von der Ausführbarkeit des Projectes überzeugt hatte, mit der Regierung von Neugranada einen förmlichen Contract ab, der ihnen unter den vortheilhaftesten Bedingungen das ausschließliche Recht zur Erbauung einer Eisenbahn über den Isthmus von Panama zusprach.

Die Entdeckung der californischen Goldlager gab dem Unternehmen ein neues erhöhtes Interesse, und es bildete sich in New-York eine Actiengesellschaft die ein Capital von einer Million Dollars aufbrachte, und an welche die ersten Unternehmer ihre Rechte übertrugen. Eine Anzahl tüchtiger Ingenieure wurde unter Führung des Obersten Hughes vom topographischen Corps der Vereinigten Staaten abgeschickt, um die Vermessungen vorzunehmen und die Bahn zu fixiren.

Die ganze Länge der von ihnen abgesteckten Bahn von einem Meer zum andern betrug nicht mehr als 50 (englische) Meilen, aber trotz dieser verhältnißmäßig geringen Ausdehnung des projectirten Schienenwegs waren die Terrainverhältnisse wie die socialen Zustände des Landes der Art, daß ein ähnlicher Bau gewiß nie mit gleichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Dreißig Meilen war er durch tiefen, mit dichtem Untergehölz bedeckten Morast zu führen, dem verderbliche Dünste entstiegen, und der von wilden Thieren, giftigen Schlangen und blutdürstigen Insecten aller Art bevölkert war. Eine kurze Strecke führte dann durch eine reizende Landschaft, welche die Eingebornen „Paraiso" (das Paradies) nannten, und dann folgte ein dichter Wald mit jähen Abhängen und wilden Schluchten, in deren Tiefe schäumende Gießbäche tosten, bis endlich der Gebirgskamm erreicht war, und das Land jäh nach dem stillen Ocean abfiel.

Bei einer Lage zwischen den 8ten und 9ten Grad nördlicher Breite herrscht in diesen Gegenden jahraus jahrein die drückendste Hitze, während sechs Monate lang sündfluthartige Regengüsse herniederströmen, die

[1] Nach dem Amerikanischen.

das Land überschwemmten und die Schwierigkeiten des Baues noch beträchtlich vergrößerten. Dabei fehlte es auf dem ganzen Isthmus an gutem Bauholz, und die eingeborene Bevölkerung, eine Mischlingsrace von Spaniern, Indianern und Negern, war so wenig an Arbeit gewöhnt, daß man bei der Ausführung des Werkes nur in sehr geringem Maß auf ihre Unterstützung rechnen konnte. Ebensowenig vermochte das schwach angebaute Land den Unterhalt der Arbeiter zu bestreiten, so daß alles — Arbeitskräfte, Materialien und Provisionen — Tausende von Meilen herbeigeholt werden mußten.

Nachdem die Gesellschaft zwei erfahrene Ingenieure, J. Trautwine und M. Totten engagirt hatte, begann der Bau der Bahn. Oberst Totten begab sich nach Cartagena um eine Anzahl Arbeiter dort anzuwerben, und Trautwine und Baldwin eilten mit einer kleinen Arbeiterschaar nach der Insel Manzanilla und begannen deren Lichtung.

Die Insel, die durch einen schmalen Meeresarm vom Festlande geschieden ist, hat wenig mehr als eine engl. Quadratmeile Oberfläche. Sie war ein Ursumpf, den dichtes tausendfach verschlungenes Mangrovegebüsch bedeckte, zwischen welchem hindurch sich riesige Weinranken flochten und stachlichtes Buschwerk aufwucherte, so daß selbst den wilden Thieren des Landes der Zugang zu dieser Wildniß unmöglich war. Der schwarze zähe Schlamm des Sumpfes wimmelte von Alligatoren und andern Reptilien, während die von giftigen Dünsten geschwängerte Luft mit zahllosen Schwärmen von Sandfliegen und Moskitos erfüllt war. Letztere quälten die Arbeiter dermaßen, daß selbst um die Mittagszeit das Arbeiten nur möglich wurde wenn man sich mit dichten Gazeschleiern vor ihnen schützte. Das Bewohnen der Insel war unmöglich, und die Gesellschaft sah sich gezwungen ihr Quartier auf einer alten Brigg zu nehmen, welche Arbeitsmaterial, Werkzeuge und Proviant herbeigeführt hatte.

Der erste Axtschlag mit dem man das Werk begann, fiel ohne besondere Feierlichkeit. Ein Theil der Insel wurde gelichtet und ein Vorrathshaus aufgeführt, in welchem die von der Brigg zugeführten Materialien geborgen wurden. Da der größte Theil der Arbeiter welche die beiden Ingenieure ursprünglich mitgebracht hatten nach und nach desertirt war, so langte Oberst Totten mit einem Trupp von 40 frisch Angeworbenen sehr zur erwünschten Zeit von Cartagena an, und diese Leute, Abkömmlinge der alten spanischen Sklaven, waren um so willkommener, als sie sich vor einigen Jahren bei einem Canalbau in ihrer Heimath bereits als tüchtig bewährt hatten. Die Lichtung machte mit diesem Zuwachs an Kräften gute Fortschritte, doch wurden die Mühsale der Arbeiter durch den Eintritt der Regenzeit ungemein vermehrt. In der Brigg eng zusammengedrängt, fanden sie auch hier vor den Nachstellungen der blutdürstigen Insecten keinen Schutz, vielmehr war das Zwischendeck so mit Moskitos und Sandfliegen bevölkert, daß die meisten Arbeiter lieber auf dem Deck schliefen, wo sie dem Regen, der sie bis auf die Haut durchnäßte, preisgegeben waren, als daß sie sich den wüthenden Angriffen der geflügelten Feinde aussetzten. Zu allem diesem kam, in Folge der fortwährenden Schwankungen des Schiffes, noch Seekrankheit, und bald war die größere Hälfte der Gesellschaft auch mit Sumpffiebern behaftet, und der Mangel eines Arztes und jeglicher Bequemlichkeit mußte natürlich ihre Leiden beträchtlich vermehren. Der Ankauf eines seeuntüchtig gewordenen Dampfschiffes, welches, gleich der Brigg, den Arbeitern zum Obdach dienen sollte, brachte allerdings einige Erleichterung, aber die durch die stechenden Insecten hervorgerufenen Qualen waren oft unerträglich.

Ende Junius reiste Totten abermals nach Cartagena ab, während Trautwine sich mit Stephens, dem Präsidenten der Eisenbahn-Compagnie, nach New-York einschiffte, um dort weitere, die Förderung des Werkes betreffende Maßregeln zu verabreden. Baldwin leitete das Werk mit sehr zusammengeschrumpften Arbeitskräften bis in die letzte Hälfte des folgenden Monats, wo Totten fünfzig Köpfe neuer Mannschaft zuführte, und so eine weitere Ausdehnung der Arbeit möglich wurde. Die Vermessung der Insel und ihrer Umgebung konnte nun mit frischem Eifer betrieben werden, obgleich dieß jetzt mitten in der Regenzeit immer beschwerlicher wurde, denn die Arbeiter wateten nicht nur beständig in knietiefem Schlamme, sie waren auch ohne allen Schutz gegen die unablässig vom Himmel strömenden Fluthen. Das Fieber wüthete bald so furchtbar in den Reihen der Unglücklichen, daß sie nur durch fortwährende neue Zuzüge vollzählig erhalten werden konnten. Totten und Baldwin leiteten das Unternehmen abwechselnd. Sie lösten sich ab, und der eine suchte sich immer ein wenig vom Fieber zu erholen, während der andere den Dienst versah. Im Julius brachte Trautwine einen Arzt, Dr. Totten, den Bruder des Obersten, mit, und bald darauf traf von New-Orleans auch eine Arbeitercolonne von fünfzig Irländern ein.

Als die Bahn $1\frac{1}{2}$ Meilen weit abgesteckt war, wurde die jedesmalige Rückkehr nach den Schiffen so beschwerlich, daß es zweckmäßig erschien mitten im Sumpf einen Schuppen zur Aufnahme der Arbeiter und Leiter des Werks zu errichten, und da jetzt immer neue Zuflüsse von Mannschaften eintrafen, so entstanden bald, längs des niedrigen Höhenzuges, an dessen Fuße die Bahn anfänglich hinläuft, eine Anzahl roh gezimmerter Wohngebäude.

Im August 1850 begannen die ersten Erdarbeiten an diesem Punkte, während gleichzeitig acht Meilen weiter, der Stadt Gatun gegenüber, am Ufer des Chagres, der bis dahin schiffbar ist, eine andere Station errichtet wurde, von welcher man die Arbeiten nach dem Auslauf zu in Angriff nahm. Es waren jetzt überhaupt drei bis vierhundert Arbeiter in Thätigkeit, worunter viele Handwerker; die Arbeit gieng frisch von statten, und es entstanden neue bequemere Wohngebäude und Hospitäler, doch war dieser Erfolg nicht von langer Dauer. Die Nässe und die giftigen Ausdünstungen der Sümpfe hatten eine so allgemeine Erkrankung zur Folge daß bald die Hälfte der Arbeiter in den Hospitälern lag, während die übrigen von Schrecken ergriffen, oder von den höhern Lohnverheißungen der Transitgesellschaft verlockt, entflohen. Das Unternehmen gerieth unter diesen Umständen natürlich ins Stocken und schien hoffnungsloser als je. Die Leiter desselben ließen aber den Muth nicht sinken, und es gelang ihren Anstrengungen binnen wenigen Wochen von den benachbarten Inseln und Provinzen neue Arbeiterschaaren zur Stelle zu schaffen, so daß im December wieder tausend Mann am Bau beschäftigt waren.

Am 1 October 1851 führte die erste Locomotive einen Zug Erdkarren auf dem Schienenwege bis Gatun, und als im folgenden Monate zwei große Dampfer auf der offenen Rhede des Chagres erschienen und, durch die stürmische Witterung am Einlaufen in den Fluß gehindert, genöthigt waren in der Navy Bay beizulegen, da waren die ungeduldigen Passagiere — die sich auf dem Wege nach Californien befanden — sehr froh, als sich die Leiter des Baues bereit finden ließen, sie auf ihren Erdkarren sofort nach Gatun zu befördern, von wo sie dann ihre Reise wie gewöhnlich per Bongeo (Kähne der Eingebornen) flußaufwärts fortsetzten.

Dieser glückliche Zufall war dem Unternehmen sehr günstig. Er erwarb ihm viele neue Freunde und stärkte die alten, so daß das Werk mit frischen Kräften und erhöhten Hoffnungen weiter geführt wurde. Am 2 Februar 1852 erhob man den am atlantischen Ausgangspunkte der Bahn neu entstandenen kleinen Ort zur Stadt, und er erhielt nach einem der ersten und aufopferndsten Unternehmer des Werkes den Namen Aspinwall.

In ihrem dritten Präsidenten Headley, der um diese Zeit eintrat, gewann die Compagnie einen in jeder Beziehung den Schwierigkeiten seiner Aufgabe gewachsenen Mann. Der ganze Erdball wurde gleichsam aufgeboten, um Arbeitercontingente zur Vollendung dieser Weltstraße zu stellen. Von Irland wurden Irländer, von Hindostan Kulis, von China Chinesen zur See eingeführt, und Frankreich, England und Deutschland lieferten ebenfalls namhafte Beiträge zu diesem Arbeiterheere, dessen Kopfzahl sich bald auf 7000 belief.

Hatten die Leiter des Werkes aber darauf gerechnet daß dasselbe nun auch im Verhältniß zu diesen ungeheuer vermehrten Arbeitskräften rascher fortschreiten werde, so war ihnen eine neue Täuschung vorbehalten, denn es zeigte sich bald daß viele der neuangeworbenen Leute für ihre Bestimmung völlig untauglich waren. Die Chinesen, deren Zahl sich auf eintausend belief, waren von der Compagnie mit allen zu ihrem Wohlseyn und ihrem Behagen Nothwendigen versorgt worden. Man lieferte ihnen den gewöhnten Reis, ihren Thee und ihr Opium — Dinge die man aus ihrer Heimath für sie mitgebracht hatte — in mehr als genügender Quantität; man hielt gute Wohnungen und alle erreichbaren Bequemlichkeiten für sie in Bereitschaft, denn man erwartete tüchtige erprobte Arbeiter in ihnen zu finden, aber alles war umsonst. Nach kaum einem Monat versanken sie sämmtlich in eine Selbstmordmonomanie, und trotz aller Vorkehrungsmittel endeten sie schaarenweise ihr Leben durch eigene Hand. Zum Ueberfluß brachen Krankheiten unter ihnen aus, und in wenigen Wochen waren kaum noch 200 Mann von ihnen am Leben. Auch die Irländer und Franzosen litten unter dem verderblichen Einflusse des Klima's so furchtbar, daß nichts anderes übrig blieb als sie sobald als möglich wieder einzuschiffen und die entstehenden Lücken abermals durch Arbeiter aus den benachbarten Provinzen und von Jamaica auszufüllen.

Unter allen diesen Hindernissen wurde das Werk doch so weit gefördert daß die Bahn im Januar 1854 die Wasserscheide erreichte, die 37 Meilen von dem atlantischen Ausgangspunkte des Schienenweges und 11 Meilen von seinem Endpunkte der Stadt Panama entfernt liegt. Gleichzeitig mit der Förderung des Baues nach dem stillen Ocean zu hatte der neue Präsident denselben von Panama aus in entgegengesetzter Richtung in Angriff nehmen lassen, und am 27 Januar 1855 um Mitternacht wurden in tiefer Dunkelheit und unter strömendem Regen die letzten Schienen gelegt, über die am nächsten Tage die Locomotive von einem Ocean zum andern brauste.

Das ist die Entstehungsgeschichte der Panama-Eisenbahn.

Wie köstlich die Morgenstunden in dem Klima des Isthmus während der trockenen Jahreszeit sind, hatte ich Gelegenheit zu bemerken, als ich am Tag nach unserem Ausflug nach Portobello eine Morgenpromenade machte. Der reichlich gefallene Thau erfüllte die Luft mit erfrischender Kühle. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, und der goldene Glanz der sich am östlichen Horizont mit den dunkeln Tinten der Berge mischte, erschien wie eine mächtige Feuersbrunst, deren Wiederschein blässer und blässer wurde, je mehr das Auge ihm am blauen Himmelszelte aufwärts folgte.

Mein Weg führte mich zu dem Theil der Küste wo der Schienenweg dieselbe verläßt und den Meeresarm kreuzend sich den Sümpfen des Festlandes zuwendet. Der Canal ist hier etwa 200 Yards breit, und erweitert sich in östlicher Richtung schnell zu einem Miniatur-Archipelagus mit einem Dutzend kleiner Inseln, die wie Smaragden auf einem glänzenden Spiegel liegen, während er westwärts sich zu einem Bassin ausdehnt, welches nur durch einen schmalen mit Gebüsch bewachsenen Streifen Land von den Wassern der Bay getrennt ist. Die Ufer zu beiden Seiten sind mit dichten Mangrovegebüschen bewachsen, deren Zweige tief ins Wasser hängen; und sieht man nach der Richtung hin welche die Eisenbahn verfolgt, so erblickt man eine ebenso unendlich wie undurchdringlich erscheinende Waldung.

Die Bahn kreuzt den Meeresarm auf einem von Pfählen, Steinen und Erde erbauten Damme, der in der Mitte mit einer Schleuße versehen ist durch welche der Ab- und Zufluß des Wassers an beiden Seiten vermittelt wird. An dieser Schleuße fand ich einen eingebornen Knaben sitzen, der mir eine Schnur von etwa einem Dutzend in allen Farben des Regenbogens schimmernden Fischen zum Kauf anbot. In Gestalt und Größe glichen dieselben unsern Spiegelfischen. Einige waren blau mit goldenen und silbernen Streifen, andere purpurroth mit blauen Linien, noch andere zeigten unregelmäßige dunkle Flecken auf silbernem Grunde, und einige waren ganz grün oder von zarter orangegelber Färbung; nur zwei waren ganz gleich gezeichnet, aber alle sahen ebenso eigenthümlich wie prächtig aus. Der kleine Fischer hielt seinen Fang gegen die Sonne und rief: „Flores del mar! Dos reales por todas!" (Blumen des Meeres! Zwei Realen für alle!) Dann tauchte er sie wieder ins Wasser, und ließ sie von neuem im Sonnenschein glänzen und glitzern um mich anzulocken. Ich gab ihm ein Medio für das hübsch erfundene Wort: „Blumen des Meeres," und wendete mich nach dem gegen das Festland zuliegenden Ufer um die Mangrovegebüsche näher zu untersuchen. Aber ich mußte das Unternehmen bald aufgeben, denn es war mir kaum möglich einige Fuß breit vorzudringen. Die Zweige der Mangrove wachsen vielfach abwärts, dem Boden zu, verschlingen sich in einander, schlagen Wurzel, und bilden so ein undurchdringliches Dickicht, in das man sich nur mit der Axt Eingang zu verschaffen vermag. An einigen über dem Wasser hängenden Zweigen erblickte ich Muscheln, welche sich bei näherer Besichtigung als ächte Austern von der Größe eines Vierteldollar erwiesen. An Geschmack und Güte kamen sie den sogenannten Shrewsburys gleich; sie waren so fett als möglich, und es ist kein Zweifel daß, wenn die Muscheln auf Bänken im Grund des Meeres lägen, statt an Zweigen zu hängen welche nur zur Zeit der Fluth unter Wasser sind, sie sich bald auch in Bezug auf die Größe mit den virginischen Austern messen könnten.

Ich war eigentlich Willens mit dem regelmäßig Morgens um neun Uhr abgehenden Zuge nach Panama zu fahren, als ich aber mein Billet lösen wollte, machten mir zwei Herren, die ich auf dem Ausflug nach Portobello kennen gelernt hatte, der Oberingenieur Totten und der Generalbevollmächtigte der Panamabahn, Hr. Center, den Vorschlag sie auf einer Inspectionstour zu begleiten, die sie in einem „Handwaggon" sofort nach Abgang des Train zu machen beabsichtigten. Ich nahm das Anerbieten an, schickte mein Gepäck mit dem Bahnzug ab, und fand mich um 9½ Uhr auf dem Perron ein. Das Fahrzeug welches uns befördern sollte stand schon bereit. Es war ein niedriger, viereckiger, etwa

sechs Fuß langer und ebenso breiter Karren, auf dessen Vordersitz wir Platz nahmen, so daß unsere Füße nur einige Zoll über dem Boden schwebten. Auf dem hinteren Theile des Karrens standen zwei bis zum Gürtel entblößte kräftige Söhne des Landes, welche das Fuhrwerk vermittelst einer doppelarmigen Kurbel in Bewegung setzten, und bald bewegten wir uns mit einer Schnelligkeit von 12 Meilen in der Stunde dem stillen Ocean zu. Solche Handkarrenfahrt hat etwas sehr ergötzliches. Da man die Ursache der Fortbewegung nicht im Auge hat fühlt man sich versucht zu glauben, man bewege sich in Folge bloßer Willensrichtung, und die Täuschung wird durch den Umstand vermehrt daß es nur eines Wortes bedarf um die Bewegung zu beschleunigen oder zu verringern. Kommen angenehme Gesellschaft, ein heiterer Tag und eine schöne Gegend dazu, so ist das Vergnügen vollkommen.

Wir jagten über den Meeresarm und durch das Sumpfland dahin, bis wir den Hochwald von Mount-Hope in Sicht bekamen. Er liegt auf einem Ausläufer des Gebirges, welches die Bahn in einem tiefen Einschnitt durchbricht. Rechter Hand in der Nähe des Gipfels läßt eine mit weißen Flecken übersäete Lichtung von einigen Morgen den Friedhof von Mount-Hope errathen. Dichtes Gehölz, unter dem wir besonders die trauerweidenartig herabhängenden gefiederten Blätter des Cucaobaumes und der Palmen unterscheiden, umschließt ihn von allen Seiten. Der Ort wurde bald nach dem Beginn des Bahnbaues zum Begräbnißplatz erwählt, und eine große Zahl derer die den Anstrengungen und den bösen Einflüssen des Klima's unterlagen, ist hier von ihren Gefährten, die wohl selbst oft von den bängsten Todesahnungen erfüllt waren, in die Gruft gesenkt worden.

Nachdem wir den Hügel, auf dem sich hin und wieder eine angebaute Lichtung zeigte, hinter uns gelassen hatten, fuhren wir wieder in das Sumpfland hinein, und konnten nun den wundervollen tropischen Urwald in nächster Nähe bewundern. Zu beiden Seiten des Eisenbahndammes ist der ursprüngliche Pflanzenwuchs entfernt und durch eine reiche Fülle von Wasserpflanzen ersetzt, zwischen deren breiten, im frischesten Grün glänzenden Blättern sich Myriaden von Callas und zarten Sumpflilien vordrängen, und die Luft mit den köstlichsten Wohlgerüchen erfüllen. Und hinter diesem niedrigen, etwa 50 Fuß breiten Saum von Pflanzen, der sich längs der Bahn hinzieht, wird eine Urwaldvegetation sichtbar, deren Mannichfaltigkeit und Frische jeder Beschreibung spottet. Hohe, schlanke Palmen, unter deren grünen Blätterkronen lange dunkelrothe und gelbe Blüthentrauben herabhängen; breite niedrige Palmenbüschel, deren Schäfte sich kaum aus dem zähen Morast erheben, die aber nach allen Seiten ihre hübschen, gezackten, ein halbes Dutzend Ellen langen Blätter ausstrecken; Cedern, die Hunderte von Fußen emporgeschossen sind, ehe sie die mächtigen Arme ausstreckten, mit denen sie sich über die Lichtung hinüber beinahe berühren, während ihre Stämme mit dicken Weinranken und andern Schlinggewächsen umzogen sind. Diese und viele andere Gewächse stehen so dicht gedrängt, daß es dem Auge unmöglich wird in die Tiefe des Waldes einzudringen. Besonders erregte die große Zahl und Mannichfaltigkeit der Schmarotzerpflanzen meine Aufmerksamkeit. Fast jeder Baum und Strauch hat eine größere oder geringere Menge dieser Blutsauger zu tragen, die bald nicht größer sind als ein Büschel Gras, bald von so ungeheuern Dimensionen, daß ihre Glieder die des armen Opfers an Stärke übertreffen. Viele dieser Schmarotzer und Schlingpflanzen haben den mächtigen Baum den sie früher umschlangen unter ihrer Last erdrückt. Der Stamm ist verfault und zerfallen, aber die Schlinggewächse haben sich, obgleich ihnen die Stütze fehlt, dennoch aufrecht erhalten. Sie stehen noch in der Gestalt des Baumes da, und nur einige zufällige Lücken zwischen den Ranken verrathen den innern hohlen Raum, der äußerlich von schönen duftigen Blüthen überdeckt ist. Eine höchst interessante Schmarotzerart wurzelt in den Kronen der Bäume, in dort gelagertem Guano, und von dieser gewaltigen Höhe ohne eine einzige Abzweigung ihre Ranken zur Erde; diese schlagen hier abermals Wurzel, und winden sich an der ersten Ranke empor und wieder herab. Die so gebildeten Seile haben oft eine Stärke von 5—6 Zoll, und halten zuweilen bereits halb verwitterte Bäume noch viele Jahre aufrecht. Die dünneren Ranken, bei denen sich Biegsamkeit mit Stärke vereint, werden von den Eingebornen häufig als Stricke benutzt. Andere blühende Schlinggewächse hüllen die höchsten Bäume wie in einen Schleier, und hängen in bunten Gewinden von ihren Zweigen herab. Je weiter wir fuhren, desto reichere Bilder tropischen Pflanzenwuchses tauchten vor unsern Augen auf, und mein Staunen und meine Bewunderung hatte keine Gränzen.

Etwa drei Meilen von Aspinwall schnitten wir den Bogen eines kleinen trägen Stromes, des Mindee River, ab. Seine Gewässer, die unter dem überhangenden Grün fast dem Auge entschwanden, sollen von Alligatoren wimmeln. Die langen schlanken Bambus an seinen Ufern, diese Riesen unter den Gräsern, gaben der Landschaft einen neuen Reiz. In der unmittelbaren Nähe dieses Flüßchens ist das Land trocken genug um den Anbau zu gestatten. Ich sah auf einer Lichtung in der Nähe der Bahn einige Hütten, die mit Gruppen von Moosbäumen und Bananen-, Mais- und Zuckerfeldern umgeben waren, in der nächsten Minute aber fuhren wir wieder durch die Sümpfe hin.

Eine noch nicht gesehene Palmenart, dieselbe welche das im Handel vorkommende Palmöl liefert, brachte jetzt Abwechslung und neuen Reiz in die Landschaft. Sie ist größer als die Palmenarten die wir bis dahin bemerkten, und unterscheidet sich besonders dadurch daß sie statt der stolzen Blüthenbüschel große Trauben scharlachrother Nüsse trägt. Diese Trauben, welche dicht unter der Blattkrone aus dem Stamm des Baumes hervorwachsen, hängen an einem einzigen Stengel, sind oft 2 bis 3 Fuß lang, und ihre lebhafte Färbung bildet den stärksten Contrast mit dem sie umgebenden Grün.

Es hat einen unendlichen Reiz sich, von der festen wohl begründeten Bahn aus, dem Genuß dieser überaus prächtigen tropischen Vegetation hinzugeben, aber der zähe Schlamm, über welchen der Schienenweg hinwegführt, erinnert nur zu lebhaft an die Strapazen seiner Erbauer, und läßt ahnen mit welchen ganz andern Gefühlen dieselben die üppige Wildniß betrachtet haben mögen, durch die sie mit Aufopferung von Gesundheit und Leben der civilisirten Welt eine neue Verkehrsstraße bahnten.

(Schluß folgt.)

Die verschiedenen Eisenbahnsysteme in Europa.

Wir beobachten jetzt in England einen von Jahr zu Jahr sich mindernden Ertrag der Eisenbahnen. Zwar nimmt die Gesammtsumme der beförderten Passagiere und der bewegten Güter nicht ab, aber sie vertheilt sich auf eine größere Schienenausdehnung in Folge von Neubauten, so daß der Meilenertrag und in Folge dessen die Rente sinkt. Am Ende des Jahres 1858 belief sich der Kostenaufwand für englische Bahnen und ihre Betriebsmittel auf 325 1/3 Mill. Pf. St., und weitere 67 1/3 Mill. waren noch einzuzahlen, zusammen also 392 Mill. Pf. St. oder mehr als die Hälfte der britischen Nationalschuld, und eine Capitalsanlage die sich hauptsächlich auf die letzten 30 Jahre erstreckte und den Ersparungskünsten des britischen Volkes verdankt wird. Im Jahr 1846, wo das Eisenbahnfieber seinen höchsten Grad erreicht hatte, wurden nicht weniger als 132 2/3 Mill. Pf. St. als Actiencapital fixirt. In Folge der eintretenden Ernüchterung aber sind seitdem bis 1858 nur 132 1/2 Mill. Pf. St. Actien, also weniger in zwölf als in jenem einzigen Jahre gezeichnet worden. Die Herstellungskosten haben sich seitdem beträchtlich vermindert, denn bis zum Jahre 1848 kostete die englische Meile 33,342 Pf. St. oder 2 Mill. fl. die deutsche Meile, d. h. das dreifache wie in Deutschland, während seitdem der Aufwand auf durchschnittlich 10,500 Pf. St. die engl. Meile gesunken ist. Lange aber gab es kein so trauriges Jahr wie das verflossene. Die Gesammterträgnisse im Königreich fielen von 24,174,610 Pf. St. im Jahre 1857 auf 23,769,524 Pf. St., und die Betriebskosten beliefen sich auf 10,991,610 Pf. St. oder 46 1/4 Proc. des Bruttoertrages. Das Eisenbahncapital besteht zu 53 1/2 Proc. aus gemeinen Actien, zu 21 1/5 Proc. aus Actien mit Vorzugsrechten, und zu 25 3/10 aus Hypotheken oder Prioritätsobligationen. Sowohl die Prioritätsobligationen als die Actien mit Vorzugsrecht genossen im letzten Jahre einen durchschnittlichen Zins von $4,^{63}$ Proc., die ächten Actionäre dagegen nur einen von 3.06 Proc. statt 3 1/2 Proc. in den beiden vorhergehenden Jahren. Das Meilenerträgniß in England ist gleichzeitig von 2,715 Pf. St. im Jahre 1857 auf 2572 Pf. St. im letzten Jahre gesunken. Der Börsenwerth der Actien mußte natürlich in größeren Dimensionen dieser Bewegung folgen, denn die Rente bleibt immer der Winkel mit welchem die Höhe des Capitalwerthes gemessen wird. So standen die Actien der

	1846 1 Jan.	1851 1 Jan.	1859 1 October
London and Northwest	215	123	94
Great Western	195	77	63 1/2
South Western	150	66	94
Midland	150	47	105 1/2
Brigthon	135	87	112
South Eastern	120	66	76
York und N. Midl.	210	44	—

In den Cursen von 1846 steckt etwas Schwindel, in den Cursen von 1851 etwas Katzenjammer, der jetzige Stand mag als Resultat einer längern Erfahrungsreihe betrachtet werden. Im ganzen kann man sagen: die Actien sind 10 Proc. unter Pari gesunken, was bedeutsam ist für ein Land wo die 3proc. Consols auf 96 stehen und die Actien doch immer noch etwas mehr als 3 Proc. zahlen. Der niedrige Curs bedeutet daß man sich auf noch größere Rückgänge gefaßt halten muß.

Es ist kein Wunder daß in England die Eisenbahnrente sank. Da dort alle Unternehmungen mit bürgerlichem Capital ausgeführt wurden, so mußte bei jeder Bahnanlage vorher die Rentabilität erwogen werden. Dieß geschah auch anfangs. Da aber jede Vervollkommnung des Eisenbahnnetzes anfänglich den Betrieb der alten Bahnen steigerte und steigern mußte, wie jeder Nebenfluß die Wassermasse des Hauptstromes vergrößert, so entstanden, als die Bahnrenten immer höher stiegen, eine Menge Neben- und Verbindungs-, das heißt zum Theil wahre Neidbahnen. Bei diesen wurde entweder im blinden Eifer die Frage der Rentabilität nicht sorgfältig ermittelt, oder man baute sogar in der Voraussicht einer zwar schlechten Rente, aber zugleich in der Gewißheit daß die Actien von einer gutrentirenden Bahn aufgekauft werden müßten. Verband nämlich die Zwischenbahn die Endpunkte zweier großen Parallelbahnen, so wurde es für jede von diesen Bahnen eine Lebensfrage die Mittelbahn zu erwerben, weil sie dann ihrem Concurrenten die Möglichkeit verschloß zu concurriren. Die Actionäre der Mittelbahn verkauften dann an den Meistbietenden, das heißt sie ließen sich der gut rentirenden Bahn mit gleichen Rechten einverleiben. Die Folge davon war daß die andere große Bahn durch die Concurrenz litt, die siegreiche Bahn aber keinen Gewinn zog, weil sie ihre alte Rente mit aufgedrungenen Gästen theilen mußte. Diese Uebelstände wurden so allgemein, daß sich jetzt die Eisenbahnen durch gegenseitige Concessionen auf allgemeinen Meetings zu retten suchen.

Ganz anders entwickelte sich das deutsche Netz. Hier begannen die Privaten, und traten später die Regierungen als Erbauer auf. Einem alten theoretischen Bettelspruche zulieb, daß Regierungen kostspielige Verwalter sind, hat man lange Zeit jeden Eingriff des Staates in das Eisenbahngewerbe verdammt. Gewiß haben die Staatsbahnen ihre Nachtheile wie ihre Vorzüge. Die letztern bestehen hauptsächlich darin daß die Linien gezogen werden können wie sie den Bedürfnissen des Landes und nicht wie sie den Bedürfnissen der Actionäre entsprechen. Ferner daß, wenn sie einmal gezogen sind, der Staat ein Interesse hat das unzeitige Entstehen schadhafter Nebenbahnen durch seinen Machtspruch zu verhindern, abgesehen davon daß eben diese Machtsprüche sehr viel Unheil anstiften mögen, und schon angestiftet haben. Im ganzen können wir aber bisher mit den Ergebnissen unserer Bauten zufrieden seyn. Noch ist das Netz im großen nicht ganz vollendet, noch steigt das Meilenerträgniß, und noch stehen wir nicht an der Zeit wo jede neue Eisenbahn auf Kosten der Rente der älteren gebaut wird. Denn darüber darf man sich nicht täuschen: jede neue Bahn die nicht als eine Verlängerung oder als Gabelung dieser Verlängerung angesehen werden darf, wirkt näher oder entfernter als Concurrenzbahn. Die österreichische Nord- und die Elisabethwestbahn, die sich, wie ihre Namen schon andeuten, unter einem rechten Winkel vereinigen, concurriren nichtsdestoweniger, denn die Nordbahn war bisher die Bahn welche von Paris nach Wien führte, und wird diesen Verkehr an die Westbahn abtreten müssen.

Frankreich steht im Begriff andere Erfahrungen zu machen, und zwar höchst eigenthümliche. Anfangs wollte dort das bürgerliche Vermögen nicht auf den Schienen laufen lernen, und erst in der Zeit von 1845 und 1846 wurde ein Unternehmungsdrang fühlbar, nachdem man vorher immer von der Regierung Prämien für finanzielle Wagnisse erheischt hatte. Im Jahr 1848 war man aber wieder nahe daran die Eisenbahnen vom Staat zurückkaufen zu lassen. Am 31 Dec. 1851 besaß man schließlich 3558 Kilomètres mit einem Aufwand von 1630

Mill. Frcs. Der Kaiser änderte plötzlich das bisherige System. Der Staat zog sich von dem Betrieb und den Garantien zurück, und begünstigte dafür eine Verschmelzung mehrerer Bahnen. Schon ein Blick auf die Eisenbahnkarte Frankreichs und Deutschlands zeigt die Verschiedenheit des Netzes. Paris ist das Centrum, und von dort laufen wie Spinnenfäden die Bahnen nach der Peripherie. Bei uns fehlt jedes Centrum, daher ist unser Netz gespannt wie ein Weberaufzug, zwischen dessen Strängen die Schiffchen wieder hin- und herfliegen. Wenn alles fertig ist, werden wir vier große Linien von Nord nach Süd und drei große Linien von Ost nach West unterscheiden. In Frankreich sind es hauptsächlich sechs Gesellschaften welche das gesammte Bahnwesen beherrschen, nämlich:

	Nominal- der Actien.	Börsenwerth nach dem Durchschnitt von 1858
Nordbahn	231,865,000 Frcs.	486 Mill.
Ostbahn	250,000,000 „	365 „
Westbahn	150,000,000 „	191 „
Orleansbahn	155,290,000 „	411 „
Mittelmeerbahn	262,392,500 „	577 „
Südbahn	148,200,000 „	140 „
	1,197,762,500 „	2169 „

Ende 1858 waren 8679 Kilomètres im Betrieb, und mit ihnen zusammen eine Gesammtlänge von 16,300 Kil. concessionirt worden, das aufgewendete Capital aber auf 3250 Mill. Frcs. gestiegen. Ende 1851 gab es noch 27 Gesellschaften mit 3918 Kil. concessionirter Eisenbahn, jetzt nur durch Fusion und Centralisation sechs Gesellschaften mit 16,300 Kil. concessionirter Bahnen.

Bisher ist dieses System prächtig gerathen. Während die britischen Actien von Jahr zu Jahr sanken, ist an den Actien der sechs französischen Gesellschaften eine Million verdient worden, das Doppelte des Anlagecapitals. Dadurch daß jede große Bahn die in sie einmündenden Bifurcationen und Verbindungen erwarb, beugte sie dem Entstehen von Concurrenzbahnen vor. Der hohe Börsenwerth ist aber die Folge einer gewagten Speculation, da alle Bahnen mit Hypotheken belastet sind. Kostet z. B. eine Bahn 200 Mill., so kann man entweder für 200 Mill. Actien, oder man kann für 100 Mill. Actien und für 100 Mill. Prioritätsobligationen, sagen wir letztere mit fünf Proc. Zinsen, emittiren. Trägt nun die Bahn einen Reingewinn von 15 Mill., so würde in dem ersten Fall jede Actie eine Dividende von 7½ Proc. genießen, und vielleicht mit 150 im Cursblatt stehen. Im anderen Fall aber gehen fünf Mill. an die Hypothekargläubiger ab, und es bleiben 10 Proc. Dividende und ein Curs von 200. In England war das Verhältniß des Prioritätencapitals nie höher als 25 Proc. In Frankreich stellte bis Ende 1850 das Actiencapital noch 80, Ende 1853 nur noch 45 Proc. des Gesammtcapitals dar, und am Schluß des letzten Jahres gabes nur noch 1333 Mill. Actien gegen 1566 Mill. Obligationen. Man denke sich nun daß nach unserem obigen Beispiel der Reinertrag von 15 auf 8 Mill. sinke, so würden ohne Hypotheken die Actionäre immer noch vier Proc. genießen, mit Hypotheken aber erlitten sie einen Abzug von fünf Mill., und es bliebe ihnen nur eine dreiprocentige Verzinsung bei einem Curs von 66⅔ übrig.

Gewinne und Verluste der Actionäre sind bei dem französischen System größer, und da bisher nur Gewinne gezogen wurden, so blieb das System in Ehren. Jetzt kommt aber ein hartes Problem zu lösen. Das Eisenbahnnetz in Frankreich ist nicht so vollständig wie es das Interesse des Allgemeinen verlangt, aber die Gesellschaften prosperiren. Sie haben das Monopol erworben und würden jede kleine Concurrenz erdrücken können, denn wer wollte gegen sie aufkommen, da sie die besten Aeste und Zweige besitzen? Es besteht aber

	das alte Netz	das projectirte Netz.	Zusammen.
Orleansbahn	1,764 Kilom.	2,162 Kilom.	3,926 Kilom.
Mittelmeerbahn	1,834 „	2,496 „	4,330 „
Nordbahn	967 „	618 „	1,585 „
Ostbahn	985 „	1,365 „	2,350 „
Westbahn	1,192 „	1,112 „	2,304 „
Südbahn	798 „	825 „	1,623 „
Versch. Gesellschaften	234 „	— „	234 „
	7,774 „	8,578 „	16,352 „

Der Staat, als Vormund des Landes, hat allein Interesse daran diese Bahnen zu bauen, welche nicht weniger als drei Milliarden Franken kosten würden. Man hat ermittelt daß, wenn man sie neuen Privatgesellschaften überließe, ein durchschnittlicher Nettoertrag von 25,000 Frcs. per Kilomètre oder 103 Mill. oder etwas mehr als 3⅓ Proc. sich hoffen ließe. Ein großer Theil der Einkünfte müßte aber auf Kosten der alten Bahnen erzielt werden, die wahrscheinlich ihre alte Rente um die Hälfte fallen sehen würden, zum Dank dafür daß sie drei Milliarden im besten Fall zu 3⅓ Proc. anlegen sollen. So ist denn das französische System an der Gränze des Absurden angelangt. Zuerst gab man durch die künstliche Fusion und Centralisation sechs großen Bahnen die Allmacht des Monopols, und jetzt muß man sie zur Ausführung der ihnen „concessionirten" Concurrenzbahnen zwingen. Ja der Spaß wird noch viel weiter getrieben. Der Staat will für 3 Milliarden Frcs. des neuen Netzes 4 Proc. Zinsen und 0.65 Proc. Amortisation garantiren, beiläufig eine Summe von 143½ Millionen jährlich. Die alten Gesellschaften aber behalten den Betrieb ihrer alten Bahnen. Natürlich werden sie sich nicht selbst Concurrenz, sondern die neuen Bahnen so unschädlich wie möglich machen. In ihren Händen wird sich, wie man berechnet, das Nettoerträgniß des Kilomètre der neuen Bahnen nicht über 7000 Frcs. will sagen auf 60 Millionen jährlich stellen, so daß dem Staate seine 4proc. Zinsen- und die Amortisationsgarantie auf etliche 80 Mill. zu stehen kommen wird! Wenn wir damit unsere Zustände vergleichen, können wir uns nur Glück wünschen. Im allgemeinen hat bei uns der Staat die schlechteren, die Gesellschaften die bessern Linien gebaut, die Rente ist noch leidlich und die Concurrenz wirksam genug, ohne daß wir vor Monopolen uns zu fürchten hätten, noch daß allzu verschwenderisch mit öffentlichen Geldern umgegangen worden wäre.

Owen, über eine neue Classenvertheilung des Thierreiches.

Zu den wichtigsten Anträgen welche auf dem dießjährigen Meeting der British Association laut wurden, gehört ein Vorschlag Owens, welcher die Fische als eine gesonderte Classe des Thierreichs unterdrücken will. Tiefere Einsicht auf dem Gebiet der vergleichenden Anatomie, meinte der Gelehrte, habe gezeigt daß die Classengränze zwischen Fischen und Reptilien eine künstliche sey. Die Gleichmäßigkeit in der Anordnung der Knochen des äußerlich sehr gut verknöcherten Schädels von Fischen mit gut entwickelten lungenähnlichen Luftblasen (Polypterus, Lepidosteus, Sturio), wie bei den erloschenen Reptilien Archegosaurus und Labyrinthodon; die Fortdauer der chorda dorsalis beim Archegosaurus, wie bei den Stören (Sturio); die Fortdauer der chorda dorsalis und von seitlichen Rippen beim Archegosaurus und Lepidosiren; die Abwesenheit eines Knochenknotens am Haupte beim Archegosaurus wie bei Lepidosiren; das Vorkommen von Zähnen mit labyrinthischen Verwebungen bei Dendrodus, Lepidosteus und Archegosaurus, wie beim Labyrinthodon, die breiten mittlern und seitlichen Kehlplatten bei Archegosaurus und Megalichthys, wie bei den modernen Fischen Arapaima und Lepidosteus — alle diese Merkmale deuten auf eine gemeinsame Gruppirung der beiden Classen. Die salamandrischen Ganoiden, Lepidosteus und Polypterus, würden die am meisten ichthyoiden, die Labyrinthodonten die am meisten sauroiden Repräsentanten der Gruppe seyn, während als Mittelglieder Lepidosiren und Archegosaurus, der eine mehr zum Fisch-, der andere mehr zum reptilischen Charakter hinneigend dienen möchten. In Summa würden wir also das Thierreich einzutheilen haben in

Wirbelthiere (Vertebrata).

I. Hæmatotherma.	II. Hæmathocrya.
Warmblütige.	Kaltblütige.

Während dem ersten Zweige vierfüßige Thiere und Vögel zufielen, würde der andere Reptilien und Fische umfassen. Unter Reptilien würde man dann verstehen müssen alle „kaltblütigen luftathmenden Wirbelthiere." Nur die Gattungen Sirene und Proteus (Fischmolche) athmen durch Kiemen, wie es höchst wahrscheinlich auch der Archegosaurus that. Besondere Schwierigkeiten verursachen die andern Batrachier, Frösche, Kröten und Salamander (Schwanzlurche). Die modernen, nackten Lurche bringen alljährlich auf einmal eine große Anzahl kleiner Eier zur Reife. Der Embryo entwickelt sich dann mit einem geringen Anhängsel für Urinausscheidung, es fehlt ihnen die männliche Ruthe, auch athmen sie beim Ausschlüpfen mit äußerlichen Lungen. Diese werden von etlichen Arten auf Lebenszeit behalten, während andere sie durch Umwandlung verlieren; darin entfernen sich also die Batrachier von den Reptilien, welche wenige, aber große Eier legen, deren Fötus in ein freies Schafhäutchen eingeschlossen und mehr oder weniger mit einem großen Allantois versehen ist. Nach dem Ausschlüpfen findet keine Metamorphose mehr statt. Owen meint jedoch daß man auf Grund dieser Unterschiede den Batrachiern noch nicht die Thüre weisen dürfe, denn die Eier der lebendiggebärenden Landsalamander seyen nicht zahlreicher als die der Schildkröte, und viel geringer als bei den Sirenen; ferner erleibe, abgesehen von den äußerlichen Kiemen, die rasch nach der Geburt verschwinden, der Salamander keine Metamorphose, und es bleibe daher nur übrig den verschiedenen Formen des Allantois beim Embryo des Salamanders und der Echsen einen Werth beizulegen um einen Classenunterschied eintreten zu lassen. Bei den erloschenen Archegosauriern und Labyrinthodonten ist der embryonische Charakter nicht mehr zu ergründen. Die nahen Beziehungen aber zwischen den Labyrinthodonten und den Ichthyosauriern, sowie der Bau der ersteren, welcher die bewährtesten deutschen Gelehrten veranlaßt habe die Labyrinthodonten, indem sie ihnen den Namen Mastodonsaurus, Trematosaurus, Capitosaurus gaben, zu den ächten Sauriern zu rechnen, sey der Vermuthung günstig daß bei der Entwicklung ihrer Jungen „reptilischere" Erscheinungen als bei den Salamandern eingetreten seyn mögen. Die Unterschiede der Hautbekleidung können unmöglich die Batrachier ihres Classenranges berauben. Wohl sey es wahr daß alle modernen Lurche eine schuppenlose Haut oder höchstens sehr winzige Schuppen (Cæcilia) haben, aber auch nicht alle Reptilien besitzen hornige Schalen. Nach Owen würde nun die Unterclasse der luftathmenden Reptilien zerfallen in die Ordnungen:

I. Ganocephala.
II. Labyrinthodontia.
III. Ichthyopterygia.
IV. Sauropterygia.
V. Anomodontia.
VI. Pterosauria.
VII. Thecodontia.
(I.–VII.: Fossil.)
VIII. Dinosauria.
IX. Crocodilia.
X. Lacertilia.
XI. Ophidia.
XII. Chelonia.
XIII. Batrachia.

Miscellen.

Die gänzliche Auslösung der untern Kinnlade. Vor kaum einigen Jahren noch wurde die gänzliche Herausnahme der untern Kinnlade als ein so gefährliches Unternehmen betrachtet, daß kein französischer Wundarzt sich an dasselbe zu machen getraute. Abgesehen von den Schwierigkeiten und Gefahren der Ausführung selbst, glaubte man daß nach der Operation die ihrer früheren Bänder beraubte Zunge sich rückwärts ziehen und Erstickung zur Folge haben müsse. Man glaubte, selbst wenn man die Möglichkeit einer Heilung annahm, der Kranke werde unfähig bleiben zu kauen und zu sprechen. Glücklicherweise besitzen wir muthige und ausdauernde Männer welche niemals an der Wissenschaft verzweifelten, und eine der vordersten Stellen unter diesen kühnen Glücklichen nimmt Dr. J. G. Maisonneuve ein. Das Unmögliche, möchten wir sagen, ist seine Specialität, und er ist es der dieses Problem, das man für unlösbar erklärte, gelöst hat, und zwar nicht einmal nur, sondern dreimal hintereinander. Drei junge Leute sind durch ihn einem gewissen, einem bis dahin unvermeidlichen Tod entrissen worden. Mögen unsere Leser sich aber beruhigen, wir werden ihnen die Einzelheiten der Operation nicht erzählen; nur erwähnen wollen wir daß sie, Dank der Geschicklichkeit des Operateurs und dem Chloroform, ungemein rasch, leicht erträglich und mit vollkommenem Erfolg ausgeführt worden ist. Keiner der befürchteten Zufälle ist eingetreten, die Heilung hat alle

Hoffnungen übertroffen, und eine von den HH. Préterre und Fowler unter der Leitung Dr. Maisonneuve's verfertigte künstliche Kinnlade erlaubt den Kranken nicht nur feste Nahrungsmittel zu essen, sondern auch zu sprechen. Ja, der unerschrockene Wundarzt hatte nach einer dieser Operationen die Freude der Akademie der Wissenschaften melden zu können: „Heute sind erst vier Wochen verflossen seit der Operation, und die Heilung ist so vollkommen, daß man wahrhaft Mühe hat all das zu glauben was sich zugetragen. Das Gesicht, so ungeheuerlich es war, ist regelmäßig und selbst anmuthig geworden; das geübteste Auge findet kaum die Spuren einer leichten Narbe; die Bewegungen des Mundes sind unversehrt erhalten; die Zunge hat alle ihre Bewegungen wieder gewonnen; das Wort ist deutlich und leicht; das Schlucken geht ohne Hinderniß vor sich, und bereits sieht man sogar daß sich an der Stelle des Backenknochens ein dichtes, widerstandleistendes Gewebe entwickelt, welches, Dank der vollständigen Erhaltung der Beinhaut, später wohl eine Umgestaltung in einen Knochen erleiden dürfte!" Wir können beifügen daß sich die beiden andern jungen Männer in derselben günstigen Lage befinden. (l'Illustration.)

•

Ein Zweikampf zwischen Wallfischen. Ein eigenthümlicher Kampf zwischen zwei Wallfischen ist in der Entfernung von anderthalb (engl.) Meilen vom Gestade Englands geliefert worden, und hat eine Menge Fischer zu Zeugen gehabt. Die beiden Ungethüme schlugen sich zu wiederholtenmalen mit ihren Köpfen und Schwänzen. Das heftig aufgeregte Wasser spritzte auf allen Seiten hoch empor. Nach einem erbitterten Kampfe zogen sich beide Wallfische auf große Entfernung von einander zurück, und nachdem sie Athem geschöpft, erschienen beide mit einer locomotiven Geschwindigkeit von 50 bis 60 (engl.) Meilen in der Stunde wieder auf dem Kampfplatz. Der Stoß war schrecklich, und die beiden Ungethüme schienen anfangs ganz betäubt davon. Wenige Augenblicke später aber begann der Kampf Leib an Leib aufs neue. Man sah sie hoch über die Wogen sich emporrichten, auf Abstände von 20 bis 30 Fuß springen, und sich dann abermals wuthentbrannt aufeinander stürzen. Auf große Entfernung hin war das Meer blutgeröthet. Der Kampf dauerte drei Stunden. Einer der Wallfische blieb bewegungslos; der andere entfernte sich, und gewann die hohe See. Am folgenden Tage Morgens fand man in einiger Entfernung einen todten Wallfisch. (Musée des Sciences.)

•

Eine unterseeische Lampe. Die unterseeischen Arbeiten werden immer zahlreicher, und man hat zur Ausführung derselben eine ziemlich beträchtliche Anzahl von Maschinen erfunden: so verwendet man die Taucherglocke, die comprimirte Luft um das Wasser aus einem bestimmten Raum herauszubringen, die wasserdichten Kleider mit Luftröhren ꝛc.; allein bis jetzt war die unterseeische Erleuchtung vernachlässigt worden. Zur Bewerkstelligung derselben schlägt nun Hr. Guigardet einen sehr einfachen Apparat vor. Dieser Apparat besteht aus einer mit flüssigem Wasserstoff, d. h. mit einer Mischung von Alkohol und Terpenthin gespeisten Lampe, die sich in einem hermetisch verschlossenen Glascylinder befindet, der so fest ist daß er dem Druck des Wassers Widerstand zu leisten vermag; über diesem Cylinder ist eine Röhre oder ein Rauchfang angebracht, um dem durch die Verbrennung erzeugten Rauch und Gas einen Ausweg zu gestatten. Zwei verticale, seitlich angebrachte, Röhren führen in den cylindrischen Glasbehälter und den unteren Theil die zur Verbrennung nothwendige Luft; ein Recipient, einen Fuß bildend und am untern Theil des Apparats angebracht, steht mit den Lufteinführungsröhren durch zwei kleine Röhren in Verbindung, welche sich mit den ersteren an den Punkten vereinigen wo diese vor ihrem Eintritt in den Glasbehälter sich krümmen. Dieser Recipient dient zur Aufnahme der Flüssigkeiten welche sich in den Röhren oder im Behälter condensiren — Flüssigkeiten die, wenn sie sich in den Knieen der Luftröhren anhäuften, sie verstopfen und den Zutritt der Luft zur Schnauze der Lampe hindern würden. Endlich dient ein am untern Theil des Recipienten angebrachter eiserner Ring zum Aufhängen eines Gewichts, welches die Bestimmung hat die Verticalität und Fixität des Apparats zu sichern, während ein Schwimmer dazu dient ihn, je nach der Tiefe in welche der Apparat hinabgesenkt werden soll, zu stützen; man bringt, mittelst Schrauben, sowohl an dem Rauchfang als an jeder der Luftzuführungsröhren weitere Röhren von solcher Länge an daß deren freies Ende 50 Centimètres bis 1 Mètre oberhalb des Wasserspiegels ist. An der Arcole-Brücke in Paris vermochte ein Taucher die Wirkungen einer Mine zu untersuchen, und auf dem Grunde die Steine zu sammeln welche von dieser Mine fortgeschleudert worden waren. Das Bassin von Chaillot hatte fünf Mètres Wasser, und das Auge konnte bei hellem Tag auf mehr als 80 Centimètres von der Oberfläche nichts unterscheiden. Nachdem man die Lampe auf den Grund gebracht, ließ sich ein mit dem Schwimmkleid bekleideter und mit Schiefertafel und Bleistift versehener Arbeiter in das Bassin hinab. Die Commission hatte ihn beauftragt eine von einem ihrer Mitglieder in die Nähe der Lampe geworfene Glasbüchse zu suchen, welche, ohne daß der Taucher davon wußte, eine Medaille enthielt. Der Arbeiter kam mit der Büchse herauf, und hatte beim Lampenschein auf die Schiefertafel geschrieben: die Büchse enthält ein Geldstück. Er erklärte, die von der Lampe verbreitete Helle sey genügend um ihm zu gestatten bis auf eine Entfernung von 2 M. 20 C. (von ihm selbst mittelst eines Maßstabs, den er bei sich trug, gemessen) leichterweise zu arbeiten. Ein anderer Taucher erkannte das Tausendstel einer Münze das man an ihm hinabgeworfen hatte; er konnte in Brettchen, auf die man Polygone gezeichnet hatte, Nägel in die Spitze dieser Polygone schlagen, und zwar in einer Entfernung von 2 M. 50 C. von der Lampe.

•

Hohes Alter in Griechenland. Die neugriechische Zeitschrift, *Νέα Πανδώρα*, theilte kürzlich einige merkwürdige Beispiele von hohem Alter in Griechenland mit. In einem lacedämonischen Dorfe lebte ein Geistlicher von 109 Jahren, der noch im vollen Besitze seiner Körper- und Geisteskräfte war, und die Verrichtungen seines geistlichen Amtes in der Kirche, z. B. bei Austheilung des Abendmahls, besorgte. Die Haare seines Bartes und Kopfes sind noch nicht gänzlich weiß geworden, und seine Zähne haben sich vollkommen gut erhalten. In einem anderen Dorfe des Peloponneses lebt ein Mann von 120 Jahren, der noch alle seine Kräfte besitzt, und namentlich bei der Bebauung des Feldes die schweren Arbeiten selbst besorgt. An einem dritten Orte Lakoniens lebte eine Frau, ebenfalls in dem Alter von 120 Jahren, welche noch im Stand ist auf der Schulter schwere Lasten, wie früher, zu tragen, und Wasser aus dem Fluß Eurotas nach ihrer Wohnung zu holen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 44. Augsburg, 29 October 1859.

Damaskus.[1]

(Aus Blackwood's Edinburg Magazine.)

Wenn irgend etwas, kraft des Gegensatzes, Damaskus schön machen könnte, so wäre es die nach dieser Stadt führende Straße. Früh Morgens am 16 Mai verließen wir Zahle. Jenseits der Ebene von Baalbek und der Berge welche deren fernere Seite begränzen — weder Ebene noch Berge sind schön — wanden wir uns auf einem engen Pfad durch einen schauerlichen Paß, dessen Seitenwände, über und über mit großen selbst bis in die Mitte des Engpasses zerstreut umherliegenden Steinblöcken und Felsstücken bedeckt, rechts und links zu einem Kamm zackiger, seltsam geformter Blöcke emporstiegen, welche in der Mitte des Passes in ungeheure graue klippenartige Massen übergiengen. Dann gelangten wir auf unfruchtbare mit Reisholzbüschen bewachsene Hügel, die hin und wieder von kleinen, ausgetrockneten, armselig begrasten, öden, aller Schönheit baren Ebenen unterbrochen waren. Es war ein trauriges Schauspiel und ein ermüdender Ritt. Der Himmel war umwölkt, düster und staubig, und schwarzweiße Geier schwärmten daran umher. Die Hitze war drückend, und ein heftiger Wind blies, der aber keine Kühlung brachte, sondern nur Staubwolken aufwirbelte. Als wir von einem der Hügel, über den wir langsam ritten, zurückschauten, hatten wir ein trauriges Panorama brauner Bergspitzen vor Augen, Rücken hinter Rücken, deren düstere Farbe sich nur bei einer Kette als ein graulichesWeiß zeigte. Kaum hatten wir einen staubigen Hügel überschritten, so befanden wir uns auch schon auf einem andern, noch staubigern; kaum lag eine trostlose Ebene hinter uns, so waren wir bereits wieder in einer andern, in der wir fort und fort weiter trabten ohne daß die hinter uns liegenden Hügel zurückzuweichen, die ferneren näher zu rücken schienen. Zuweilen kamen wir an langsam einherwandelnden Zügen beladener, von ihren kleinen wolligen Füllen begleiteter Kamele vorüber. Außer diesen und den Geiern ist mir aber, meines Erinnerns, kein anderes lebendiges Wesen zu Gesicht gekommen.

Endlich bemerkten wir, zwischen zwei braun gebrannten Hügelgipfeln, welche, weit abseits rechts und links streichend, so zu sagen die Portale für irgendetwas hinter ihnen bildeten, eine weite Ebene unter uns, die auf der einen Seite von den Höhen auf denen wir standen, auf der andern von einer Kette ferner Berge begränzt war, und sich weit weg links hinzog bis sie sich im düstern Nebel des Horizonts verlor.

Näher, am Fuße der Hügel von welchen aus wir diese Fernsicht hatten, sahen wir weithin ausgebreitet nichts als dunkelgrünes Blattwerk, dessen Reichthum abgeschwächt wurde durch einen grauen Anflug, den ihm, wie wir später fanden, die in Fülle vorhandene Beimischung eines weißlaubigen Baumes gab. Als wir dieses Gehölz in einer mit dem Laufe des Thals parallelen Richtung durchzogen, kam ein Streifen grünen Rasens zum Vorschein, und in der Mitte von all diesem erhob sich eine ferne Masse weißer Gebäude, Dome und Minarete — Damaskus.

Damaskus ist hübsch, mehr aber nicht; in meinen Erwartungen wenigstens sah ich mich entschieden getäuscht. Muhammed warf einen Blick darauf, und wandte sich dann abseits, mit den Worten: ein Paradies sey alles was dem Menschen gewährt werden könne. Der letzte französische Rodomontaden-Schreiber nennt es das „allerfeenhafteste" was der menschliche Geist sich denken könne. Die öffentliche Meinung, zwischen diesen beiden Aeußersten vermittelnd, hat den gleichen Wahrspruch abgegeben. Ich gestehe daß ich alles mit einigem Mißtrauen auffasse was ich zuvor loben gehört hatte. Ich bin vielleicht mißgestimmt gewesen als ich die Stadt sah. Kim bilir? — wer weiß?

Damaskus war dereinst der Bigotterie und eines trotzigen Geistes der Unduldsamkeit wegen berühmt. Dieser Geist ist jetzt aus den Menschen gewichen, oder wenigstens sind seine Kundthuungen durch die wachsende Furcht vor der europäischen Macht und durch den Einfluß der europäischen Consuln gehemmt worden; allein er lebt noch in voller Kraft unter den Hunden. Als wir die Stadt betraten, hatten wir einen schwarzen syrischen Windhund bei uns; das Erscheinen dieses unglücklichen Thiers war aber das Zeichen zu einem allgemeinen Aufstand der gesammten Hundebevölkerung. Jede Straße in Damaskus schwärmt von Kötern, und alle Köter in der Straße stürzten auf einmal mit einem Geschrei und Gebell auf ihn los das wahrhaft betäubend war. Ihr Benehmen glich auffallend dem von Menschen welche jemand überschreien. Obgleich ihrer so viele beisammen waren daß sie das arme Thier mit Haut und Haaren hätten auffressen können, so daß keine Spur mehr von ihm übrig geblieben wäre, und obgleich sie an-

[1] Von einem britischen Offizier, der während des Krimkriegs Remonten in Syrien kaufen sollte.

scheinend vom tiefsten Groll gegen den Fremdling beseelt waren, konnte doch keines dieser Thiere es über sich gewinnen regelmäßig sich an ihn zu machen; allein stets hiengen sie ihm an den Fersen, stießen und schnappten wüthend, jedoch vergeblich, nach ihm, nie aber sah ich sie ihm größere Unbill zufügen als daß sie ihn an dem langen Haare seines gefranzten Schwanzes packten, und die ganze Zeit über trottete er in aller Demuth neben uns her, und rettete seinen Schwanz zuweilen dadurch daß er nach dem Angreifer schnappte. Was er für ein Schicksal gehabt wenn er allein gewesen wäre, weiß ich nicht; so aber retteten wir ihn, indem wir auf unserm ganzen Wege seine Verfolger überritten. Man kann sich die höllische Beschaffenheit dieses Aufruhrs nicht wohl vorstellen, wenn man ihn nicht gehört hat. Jeder Hund in der Straße trug mit scharfem, stätigem, unablässigem Bellen sein Scherflein dazu bei ein Getöse hervorzubringen das einem durch den ganzen Kopf sauste; allein der Lärm kam nicht bloß von den Kötern her die zur Stelle waren, sondern er verbreitete sich wie ein Lauffeuer weit in die Straßen hinein, wo die andern Hunde, die wahre Beschaffenheit des Spektakels noch nicht kennend, ebenfalls Laut gaben, um zu zeigen daß sie auf alles gefaßt seyen was da immer kommen möge. Und so drängten wir uns, klappernd und ausgleitend auf den schmalen Steinen, bald rechts bald links, bald vorn bald hinten die beständigen Angriffe der Bestien abwehrend, der Gegenstand des Geschreis der ganzen bestialischen, und des Gegaffs der ganzen menschlichen Bevölkerung von Damaskus, und der Mittelpunkt eines über alle Maßen widerwärtigen Spektakels, das einen im wahren Sinn des Worts verrückt machen konnte — so drängten wir uns, sage ich, durch die engen Bazare bis wir in der sogenannten „geraden Straße,“ die noch heutzutage von den Franken Strada Diritta genannt wird, Frieden und kühlende Limonade im „Hôtel de Palmyre“ fanden.

Wenn eine muselmännische Stadt einmal geschildert worden, so ist die Schilderung einer anderen keine leichte Aufgabe, man müßte sich denn in Wiederholungen gefallen. Die einzelnen, oft höchst unbedeutenden, Schattirungen in Sitten und Gebräuchen der Menschen, in ihrem Thun und Treiben, das mehr oder minder Malerische eines Bazars, der mehr oder minder große Schmutz in einer Straße, die mehr oder minder blanke Seltsamkeit der Lehmmauern welche die Häuser der Außenwelt zur Schau stellen — alles was in Wirklichkeit so hohes Interesse erregt, oder es abschwächt, läßt sich nicht mit Worten anführen. Ich werde daher keinen Versuch einer Schilderung von Damaskus machen, ausgenommen den allerkürzesten. Damaskus trägt vielleicht einen mehr malerischen, vollkommener orientalischen Charakter als andere morgenländische Städte. Ich glaube sogar daß es vielleicht mehr stinkt. Wenn es meinerseits kein Vorurtheil ist (gegründet vielleicht auf das Sprüchwort ihrer Landsleute, welches sagt daß jeder Damascene ein Schuft ist), so trifft man solche unverschämt, mürrisch oder schurkisch dreinschauende Muselmanen wie die Bewohner von Damaskus, oder solche welche diesen dreifachen Blick in sich vereinigen, nur höchst selten an.

Damaskus ist äußerlich durchaus nicht glänzender als irgendeine andere mir bekannte morgenländische Stadt. Damascener Seiden und Damascener Klingen finden sich nicht in der Fülle vor wie sie sollten. Was insbesondere die Klingen betrifft, so sind sie so gut als nicht vorhanden. So viel ihr davon wünscht, kann man euch allerdings zeigen, zusammt den Spuren der Zeit auf ihren einstmals prachtvoll emaillirten Heften — das ganze Ding aber das ihr vor euch seht, mit Einschluß der Zeitspuren, ist vermuthlich in Birmingham gemacht. Allein wenn ihr boshafterweise nach der ächten Waare fragt, werdet ihr sie nur in seltenen Exemplaren und als Alterthümer aufbewahrt finden. Gewobene Waaren sind ebenfalls vorhanden, befriedigen aber nicht. Eine Anzahl derselben, Schärpen und dergleichen, wurde uns in unser Hôtel gebracht; sie waren das Erzeugniß einer unserm Gastwirth gehörigen Manufactur, hatten, oberflächlich betrachtet, ein ziemlich vielversprechendes Aussehen, und waren über und über mit eingestickten arabischen Sprüchen versehen, welche, wie ich nicht anders glaubte, „Ruhm sey Gott und dem Propheten!“ oder irgendeinen ähnlichen poetischen Gedanken arabisch-nachtgleichen Charakters ausdrücken sollten. Als ich aber nähere Forschungen anstellte, ergab sich daß die Legende ganz einfach bedeute: „Gemacht von Geronimo,“ von unserm großen fetten, gutmüthigen, freundlichen armenischen Gastwirth — einem Manne von mächtiger Gestalt, aber furchtsamem Geist, der in seinem langen Rock und langen weißen Strümpfen steckte wie eine große Küchenmagd, und eine gewaltige Furcht hegte vor den polternden und tobenden Moslims, welche, wie er sagte, schon ihre Säbel auf ihn zückten wenn er ihnen nur einen verstohlenen Blick zuwürfe.

Könnte ich indeß einen nach morgenländischer Romantik dürstenden Freund am Halse packen und mit ihm wie der „Hinkende Teufel“ fortfliegen wohin ich wollte, so würde ich ihn, glaub' ich, in Damaskus ans Land setzen. Er fände, wenn auch keine Pracht, doch wenigstens malerische Schönheit in den hohen, vollständig überdachten Straßen, deren schattiges, zimmerähnliches Aussehen den langsam die Volkshaufen durchziehenden Reitern ein sonderbares theatralisches Gepräge gibt, und im Innern der Häuser von Damaskus sähe er eines der wenigen Dinge des wahren heutigen Morgenlandes die annoch an das Morgenland der Dichtung erinnern.

Platsch, platsch, fließt das nie aufhörende Wasser in das Steinbecken in der Mitte des Marmorfußbodens. Hell mit rothweißblauen Streifen, und ausgestattet mit Fenstern Reihe über Reihe, erheben sich die hohen Mauern zu einem in roth-blau-goldener Mosaik strahlenden Dache. Außen ein sonniger steingepflasterter Hof mit Bäumen und Teich, und einem Springbrunnen, dessen Wasserstrahlen im Glanze der heißen Sonne ihr plätscherndes Spiel treiben; innen kühler Schatten und Ruhe, nur unterbrochen durch das Geräusch des niederfallenden Wassers — gerade wie es dereinst in jener bezauberten Halle der Alhambra gewesen seyn mag, ehe ihr Brunnen zu sprudeln und der Gischt desselben sich in die Gestalt der unglücklichen Prinzessin Zorahayda zu verwandeln begann.

Flöhe gab es in der goldenen Zeit Harun Al-Raschids nicht. Dieser gerechte Chalif hatte, wie man glaubt, ein allgemeines Knicken derselben anbefohlen. Allein in diesen Tagen des Zerfalls und der Schwäche haben sie sich wieder erholt, und dringen selbst in die stattlichen Gemächer die ich so eben geschildert. Nacht für Nacht pflegte ich die Leintücher meines Bettes mit einem „unfehlbaren Flohzerstörungs-Patentpulver“ zu bestäuben, und am Morgen war das Schlachtfeld blutgetränkt von den Leichnamen der Erschlagenen, die indeß nicht ungerächt ihr Leben ausgehaucht hatten.

Wir wurden von den türkischen Behörden mit großer Höflichkeit empfangen. Selbst der alte weißbärtige Civilgouverneur, von dem man sagte er sey ein furchtbarer alter Narr und Fanatiker, legte seine Narrheit und seinen Fanatismus (wenn er dieselben je besaß) bei dieser Gelegenheit ab, und zeigte sich vollkommen geschliffen und vernünftig. Der erste Gebrauch den wir von ihrer günstigen Stimmung zu machen

gedachten, war ein etwas unglücklicher. Da wir es für angemessen hielten einen besondern Platz zu haben wo wir die Pferde welche man uns vorführte probiren könnten, so erbaten wir von den Behörden die Erlaubniß einige ihrer Barrack-Höfe zu diesem Zweck benützen zu dürfen, und sagten am nächsten Morgen, als mehrere Pferde vor unsern Gasthof gebracht wurden, den Eigenthümern; sie sollten sie zu den Barracken führen und dort auf uns warten. Die Eigenthümer antworteten: „sehr gut!" und giengen geraden Wegs — nach Hause, wie ich vermuthe. Gewiß ist, sie begaben sich nicht an die Barracken, denn als wir dort ankamen, war weder Roß noch Mann sichtbar. Wir fragten natürlich nach den Gründen dieses Verfahrens, und erhielten zur Erläuterung, von einem Manne dessen Angabe wir nicht in Zweifel ziehen konnten, folgende kurze Darstellung des Systems nach welchem die Türken in Damaskus regieren. Wenn man Soldaten bedarf, sagte unser Gewährsmann, und es nur wenige Recruten gibt, so wird eine Heerschau veranstaltet. Die Truppen führen eine Anzahl scharfsinniger Manöver aus, welche damit enden daß man erstens die Zuschauer in eine Carré einschließt, und dann zweitens die körperlich Tauglichen als Conscribirte zum Heere des Padischah abführt. Schlägt dieses Mittel fehl, so ergreift man eine andere Maßregel, die, wie uns dünkt, nicht eben geeignet ist eine bessere Beobachtung des Sabbaths in Damaskus zu fördern: man sendet nämlich Soldaten an die Thüren der Moscheen um alle abzufangen welche drinnen sind. Beginnt dieß abermals fehlzuschlagen, und wollen die Damascener weder Heerschauen beiwohnen noch zur Kirche gehen, so nehmen die Behörden ihre Zuflucht zu einem ganz einfachen, aber wirksamen Plane: sie senden Soldaten aus und lassen die Leute bei Nacht in ihren Häusern aufgreifen. Ein so väterliches Regierungssystem fördert und erzeugt natürlich auf Seiten der Regierten List und Verschlagenheit, und diesem Umstand — die Leute glaubten nämlich die vorgeschlagene Anordnung sey eine bloße Falle für ihre Pferde — verdankten wir die Abwesenheit unserer Pferdehändler. Dieses Mißgeschick machte uns klüger, und wir legten später stets sogleich Hand auf die Pferde die man uns brachte, indem wir sie vor der Gasthofsthüre prüften und probirten, und dadurch die ganze Straße in Aufruhr versetzten.

Ich hatte die Ehre einer in dem Hause eines jüdischen Kaufmanns mittlerer Classe abgehaltenen Hochzeitsfeier beizuwohnen. Ich erschien an dem Fest-Platz in großem Staat, angethan mit einem Hochzeitskleide dessen gleichen, wie ich mir schmeichle, man in diesen Theilen der Welt nicht häufig sieht — in der Stalljacke meines Husarenregiments; voranschritten mir zwei der Consular-Kawassen, die mit großen silberknöpfigen Stöcken einherstolzirten. Der offene Hofraum, welcher, wie gewöhnlich bei damascenischen Häusern, die Mitte des Gebäudes einnahm, erdröhnte von dem Getrommel und Geklimper von vier Musikanten welche auf einer unter einem kleinen Baum errichteten Bank saßen, und war voller Gäste und Zuschauer, mit Einschluß einer großen Anzahl dicht in ihre weißen Gewänder gehüllter türkischen Frauen, die, auf einem Haufen an der fernen Seite des Teichs beisammenstehend und mit keiner der andern sich abgebend, dem Schauspiel gesondert zuschauten. Mich durch dieses Gedräng hindurchwindend, trat ich in den Empfangssaal — ein mäßig großes Gemach nach Damascener Art; der Fußboden der innern Hälfte erhob sich über das Niveau des Eingangs, so daß er eine Art Heiligthum bildete, um dessen drei Seiten ein niedriger Divan herumlief. Sitzend auf einem auf diesen Divan gestellten und an den Mittelpunkt der Rückwand des Zimmers, dem Eingang gerade gegenüber, sich anlehnenden Stuhle sah ich ein Etwas das einem steif gemalten, über alles andere wie ein Götze auf einem Altar emporragenden, Schiffsfigurenkopf glich. Rings herum, aber niedriger, und den Divan einnehmend, kauerte eine beträchtliche Anzahl schwarzgekleideter jugendlicher weiblicher Gestalten in vollem Putz. Man hätte sie für Kaminfegerinnen halten können — dieß wenigstens war der erste Eindruck den sie auf mich machten; in Wirklichkeit war der Figurenkopf die Braut, und die Kaminfegerinnen ihre Freundinnen — die ganze Blüthe, in der That, der jüdischen Einwohnerschaft von Damaskus. Doch erkannte mein schwacher Geist dieß nicht sogleich, denn ich war durch die erstaunliche Beschaffenheit dessen was ich sah in solche Verlegenheit gerathen, daneben durch das beständige Vorgestelltwerden und das ewige Verbeugen nach rechts und nach links in einem solchen Zustand geistiger Schwäche, daß ich einen Augenblick lang keine klare Unterscheidung machen konnte zwischen sechzehn Jahren in Schminke und Weiberröcken und schnupftabakfarbigen sechzig in Bart und Turban, ja daß ich mich anfangs völlig außer Stand fühlte über das Phänomen auch nur nachzudenken, und alles was mir von meinen geistigen Fähigkeiten übrig geblieben war darauf wandte mich sachte auf den niedrigen Divan zu setzen. Dieß war aber keine leichte Aufgabe. Englische Beinkleider eignen sich schlecht dazu. Unglücklicherweise waren die meinigen ungebührlich eng, und in der Mühe die mir das Niedersitzen machte riß ein Knopf ab, was zum Glück noch durch meine Jacke verdeckt wurde. Selbst als ich endlich saß, fühlte ich mich höchst unbehaglich. Der Divan ist breit und sehr niedrig. Die Eingebornen, männliche und weibliche, setzten sich mit untergeschlagenen Beinen auf denselben; der Engländer, dessen Beine und Beinkleider einer solchen Stellung in gleichem Grade widerstreben, hat keine andere Wahl als entweder auf den Rand zu sitzen bis sein Rücken, in Ermangelung eines Gegenstands an den er sich anlehnen kann, zusammenbricht, oder sich des Anlehnens wegen an die Wand zurückzuschieben, und dann seine Beine gerade vornaus zu strecken, wie zwei Gewehrläufe. Ich entschloß mich zu letzterm, und in dieser Stellung machten mir, der jüdischen Etikette gemäß, die Damen des Hauses ihre Aufwartung, überreichten mir eine lange Pfeife und bedienten mich mit Limonade, Zuckerwerk, Liqueur und andern derartigen Dingen.

Die Kleidung der jüdischen Frauen hat viel anmuthiges. Eine Seiden- oder Atlasjacke, vorn offen, zeigt eine Anzahl feiner Spitzen oder Musselin, welche die Brust bedecken; die Aermel, nicht sehr eng, sind am Handgelenke aufgeschnitten, und hängen nebst einer Fluth von Spitzen, welche, wie ich vermuthe, einen innern Aermel vorstellen sollen, lose herunter. Ein langer strack Rock, aus sehr reichen Stoffen, Weiß und Gold, Blau und Gold, und dergleichen, ohne Falte und ohne eine Spur von Crinoline, fällt ungebrochen bis auf die Zehen herab, und ist ohne allen Besatz oder irgendeine andere Zierath. Um den Leib, so niedrig hängend um gerade auf den Hüften aufzuliegen, geht eine breite reiche Schärpe in einer schweren Falte gewunden, und unter allem, wenn der Rock zufällig sich erhebt, schauen umfangreiche Musselin-Beinkleider und umgewendete gelbe Pantoffeln hervor. Insoweit könnte nichts besser seyn; allein hier hört alle Schönheit auf. Das Gesicht der Dame ist einfach schrecklich. Die Augenbrauen sind sauber ausgerissen, und an ihrer Stelle ist, jedoch in einer Richtung welche die wahren Augenbrauen nicht gehabt haben konnten, eine dicke harte Linie der dunkelsten schwarzen Schminke in einem furchtbaren Bogen gezogen, die in der kleinen Grube beginnt welche Nase und Stirn an

ihrem Verbindungspunkte bilden, und die, der Himmel weiß wo, hinter dem gegenüberstehenden Winkel des Auges endigt. Innen und außen sind die Ränder der Augenlider geschwärzt, und vom äußern Winkel des Auges ist die Schminke in einer dicken Linie fortgeführt, ohne Zweifel in der Absicht die scheinbare Länge der Oeffnung zu vergrößern. Der Kopfputz ist des Kopfes würdig. Seine Grundlage ist etwas einem breiten Fes ähnliches, mit einer übermäßig langen Troddel. Rings um das Fes herum ist ein Sacktuch oder eine Schärpe gewunden, fast ganz so wie es die französischen Tamburinweiber tragen, und darüber sind dann, wo nur der geringste Raum zum Anstecken ist, Blumen, Diamanten, Perlschnüre und unpassender Schmuck aller Art in buntem Untereinander und in einem Styl angebracht der an die mit Schmetterlingen bespickte Korktafel eines Entomologen erinnert. Kleine Haarflechten lugen da und dort darunter hervor, und eine regelmäßige Katarakte von Schwänzen, jeder an Größe dem einer Kuh gleich, fällt hinten herab — lauter falsches Haar, wie man mir sagte, bei den verheiratheten Weibern wenigstens. Die jüdischen Gebräuche in Damaskus gestatten einer verheiratheten Frau nicht auch nur ein Theilchen ihres eigenen Haares zu zeigen, und so prunkt sie denn in fremdem.

Am possierlichsten von allem aber nahm sich die Braut aus. Ihr Anzug, im ganzen genommen so ziemlich dem eben geschilderten gleichend, war natürlicherweise so glänzend als ihre Freundinnen ihn zu machen vermochten. Sie war mit einem langen und vollkommen durchsichtigen Schleier bedeckt. Um ihren Hals herum, und in ihren Schooß herabreichend, trug sie eine Reihe goldener Ketten, deren einige mit goldenen Münzen behängt und die so zahlreich waren daß sie eine Art Goldpanzer bildeten. Ihre Hände waren vollständig mit einer durch Kaustik erzeugten schwarzen Musterzeichnung bedeckt, der Rücken derselben mit einer kleinen Figur gestempelt wie man sie etwa auf Calico druckt, und die Finger mit der gleichen Färbung dergestalt beringelt daß sie aussahen wie garstige Schlangen. Sie saß vollkommen bewegungslos da, lehnte sich in ihrem Stuhl ein wenig zurück, hatte die Augen geschlossen, und ihre Hände lagen auf ihrem Schooß. Diese Haltung, sagte man mir, sey das Symbol der Bescheidenheit. Die Wirkung war, wie ich oben bemerkt, die eines Schiffsfigurenkopfs.

Nach einer beträchtlichen Pause, während welcher neue Gäste empfangen wurden, und die der feierliche Eintritt der Mutter des Bräutigams an der Spitze einer Reihe gellend schreiender Damen unterbrach, führte man uns in ein großes, offenes, an den Hof anstoßendes Nebengemach, worauf endlich auch der Bräutigam erschien: ein linkischer junger Mann mit einem Fes auf dem Kopfe, einer flaumigen Spur von Schnurrbart, gekleidet in ein langes purpursafranfarbiges Gewand, und mit einem Gesichtsausdruck begabt aus welchem ich schließen mußte daß er der größte Einfaltspinsel sey den ich je in meinem Leben gesehen. Mit ihm zugleich traten die dienstthuenden Rabbiner auf, drei oder vier an der Zahl, geistliche Schmerbäuche in Turbanen und dunkeln langen Röcken, welche, in der Mitte des Flurs Platz nehmend, den Dienst begannen. An die genaue Aufeinanderfolge der Ceremonien kann ich mich nicht mehr erinnern.

Es wurde in Singsangton viel dabei gesungen; dann verlas der Hauptrabbiner in einer Art raschen Geplappers, das augenscheinlich den Zweck hatte nicht verstanden zu werden, den Heirathsvertrag, und hierauf, ein Glas Wein in seine Hand nehmend — das Glas war ein dünner schlecht gearbeiteter Humpen, der Wein blaßroth, und schien geeigneter Magenweh zu verursachen denn als Sinnbild der Fülle und Fruchtbarkeit zu dienen — sang er wieder, und endigte die Ceremonie damit daß er selbst einen Schluck nahm und Braut und Bräutigam ebenfalls nippen ließ. Die letzteren waren während dieser ganzen Singscene einander gegenüber gestanden, theilweise verborgen durch ein Tuch welches die Damen des Hauses denselben über die Köpfe hielten. Trotz dieser Bedeckung konnte ich sie ziemlich gut sehen. Die Braut mit ihren immer noch geschlossenen Augen — sie öffnete sie vom Anfang bis zum Ende der Ceremonie nie — war ununterbrochen das Conterfei ihres mehrfach erwähnten Ebenbildes; der Bräutigam, der glückliche, sah so verworren drein als seine Stupidität ihm gestattete, und krabbelte läppischerweise mit seinen Händen in den Hosentaschen. Er verfehlte diese stets; immer aber stellte er sich, unter dem Einfluß einer mauvaise honte und der sie erzeugenden zaubergebannten Unfähigkeit sich zu bewegen, als habe er sie gefunden, und hielt zu eigener Belästigung seine Hände in der passenden Stellung als ob er nach Herzenslust in den gewünschten Tiefen herumarbeite. Ich muß übrigens dem Leser sagen daß das Wort Hosentaschen hier eine Redefigur ist. Der strengen Wahrheit nach befanden sich die so ängstlich gesuchten Oeffnungen in dem safranfarbigen langen Rocke; allein sie nahmen so genau die Stellung von Hosentaschen ein — nicht nur örtlich, sondern auch spirituell, als eine Zuflucht und ein Trost — daß ich dem schönen Gemälde das ich zeichnete durch eine andere Definition nicht gern Abbruch that.

Ehe wir uns trennten, zeigten uns einige der Damen des Hauses noch einen jüdischen Tanz. Es war ein pas seul, beginnend mit einer langsamen Bewegung, welche man, je nachdem man höflich seyn will oder nicht, ein Gleiten oder Wanken nennen kann, und begleitet von abwechslungsweisen Schwingungen eines jeden Arms, die indeß zu steif und eckig sind um anmuthig zu seyn. Gelegentlich brachte die Tänzerin, indem sie ihre zusammengedrückten Hände, genau in der Stellung welche die Kinder annehmen wenn sie „Häschen" an der Wand machen, in die Höhe hob, und mit einer besondern Kunst zwei Finger übereinander zog, einen Ton hervor der dem von Castagnetten nicht unähnlich war. Wenn sie dann bei ihrer Arbeit warm wurde, verschönerte sie ihre Schritte noch mit einer Art rapider Kleiderschüttelung, als ob sie zwischen sich und ihrem Kleid eine Art Reibung hervorbringen müßte.

Physiographische Bemerkungen über die Landenge von Choco, Neu-Granada.

Abschnitt VI. Das Tafelland.

(Schluß.)

Ueber die Stromschnellen hinauf gelangt man an den Fuß eines metamorphischen Gebirges, welches gegen Osten steil abfallend einen Terrassendamm bildet, der das gegen Westen gelegene Tafelland oder

das Becken des oberen Truando und seines Seitenflusses Nercua trägt. Der geognostische Charakter dieser Gebirgswand ist plutonisch, und zeigt trappitisches stark krystallinisches Gestein von dichtem Gefüge, schiefrigem Bau, etwas amygdaloid mit eingesprengten Feldspathkrystallen und einem vorherrschenden Zusatz von Augit, was dem Gestein eine dunkle graugrüne Farbe verleiht. In den obersten Schichten finden sich mächtige Blöcke kieseliger Bildung, als Quarz, Milchquarz, Chalcedon und Hyalith von mehr oder weniger dunklen rothen und gelben Schattirungen eingeteigt. Die kegelförmigen Kuppen welche diesen Gebirgsdamm (Tyle) krönen, heben sich etwa 2—300 Fuß über die Wasser des Truando, und sind von oben bis unten mit einer dichten Pflanzendecke belastet. Der durch dieses Felsengebirge führende Paß ist etwa drei Meilen lang mit einer Steigung von 100 Fuß, über welche der Fluß in einer fortgesetzten Reihe von Stromschnellen, Wasserstürzen und Kesselwirbeln herabbraust. Der oberste Theil dieser Fälle liegt 186 Fuß über dem Meer. Dieser Theil des Flusses ist bei den Eingebornen unter dem Namen „los saltos" bekannt, welchen wir auch dem Gebirge selbst beilegten, da dieses keinen Namen zu führen schien.

Die Flußwindungen in den Pässen der Sierra de los Saltos im Schmuck reicher Tropenvegetation sind mitunter von unvergleichlicher Schönheit und wirken besonders mächtig auf den von unten herkommenden Reisenden. Die Flora erhält hier einen namhaften Zuwachs von Gattungen und Arten, besonders an Graminaceae, Cyperaceae, Nymphaceae, Melastomaceae, Begoniaceae, Lythraricae, Palmaceae und Filices. Erd- und Felsenpflanzen mehren sich, während baumlebende etwas abnehmen. Namentlich zeigt sich unter den Farren die bis jetzt nicht beobachtete Unterordnung von Hymenophyllen und Trichomaniden. Die Palmen zeigen zwei weitere Species, vielleicht Arecas.

Die Fauna mit der Vegetation Schritt haltend, erscheint ebenfalls in zunehmender Vervielfältigung, welche auf dem oben sich hinziehenden Tafelland ihre höchste Entwicklung erreicht. Den Säugethieren gesellt sich hier eine bis jetzt nicht beobachtete Form bei, welche eine auf der ganzen Landenge seltene Ordnung vertritt. Dieß sind die Wiederkäuer, von denen ein Hirsch oder Reh gesehen wurde, ohne daß dessen specifischer Charakter hätte bestimmt werden können.

Auch von der Katzenfamilie lassen sich übers Tafelland hin mehr und bestimmtere Spuren entdecken, obwohl wir nicht das Glück hatten nähere wissenschaftliche Bekanntschaft mit derselben zu machen.

Die Vögel, von denen sich die watenden Stelzfüßler mit der Steigung des Landes nach und nach ganz unterordnen, erhalten jetzt bedeutenden numerischen und generischen Zuschuß, namentlich an Muscicapiden, Sylphiadeen, Meruliden, Bucciden, Meropiden, Sturniden und Trochisiden.

Reptilien und Fische erhalten sich noch im vorigen Stand mit Ausnahme des Kaimans, welcher zwar noch vorkommt, allein nicht mehr in solcher Zahl wie unten im Lande.

An Insecten nehmen Schuppen- und Hornflügler besonders zu. Elateren, Bupresten und Lamien liefern unter anderen hervorragenden Formen den schönen zolllangen Élater noctiluca (Cocuyo) und Lamia longimana.

Die Zweiflügler, welche sich unter den Insecten, so wie unter den Pflanzen Palmen und Farrenkräuter, am meisten als hygrometrische oder überhaupt atmosphärische Anzeiger erweisen, bezeugen auch hier einen bemerkenswerthen Wechsel im Zustande der Lüftung und Besonnung. Die Mosquitos verschwinden beinahe ganz, die Sandfliegen halten sich dagegen noch bis in die Mitte des Tafellandes, in der Nähe des Zusammenflusses der Flüsse Nercua und Truando, 195 Fuß über dem Meere, machen aber dann Platz für die Piage der Niguas (Pulex penetrans). Dieses Insect scheint sein Wesen in den warmen Sandbänken der Flußufer zu haben. Die scheitelrechte Verbreitung desselben blieb uns unbekannt.

In Folge eines vermehrten Zutritts von Luft und Licht erscheint die ganze Schöpfung auf dem Tafelland reicher, und die sich mehrenden höheren organischen Formen sind auch regelmäßiger gegen einander gegliedert. Es sind nicht mehr jene ausschließlichen Typen einzelner Classen und Ordnungen wie sie tiefer unten im Lande durch ein maßloses Vorherrschen sich bemerkbar machten. Vom Menschen hinab bis zu den niedersten Organismen erscheint alles mehr gleichberechtigt. Selbst der geognostische Charakter der oberen und unteren Bodenschichten zeigt mannichfaltigere Gliederung, welche sicherlich einen allgemein vollkommneren Zustand mitbedingen hilft.

Auf der westlichen Seite der Sierra de los Saltos zeigen sich den Flußufern entlang wieder ähnliche tertiäre Schichten, so wie an deren östlichem Fuß. Auch hier stehen sie nur vereinzelt und verworfen zwischen quaternären Ablagerungen zu Tag. Die Neigungsachsen derselben haben keine regelmäßigen Lagen, und stehen bald syn- bald antiklinisch unter verschiedenen Gefällswinkeln von 7° abwärts zu 0°. Das Gestein selbst ist von leichter fast rahmgelber Farbe, mergelartig, und einzelne Schichten zeigen eine zellige Structur, d. i. eine harte kieselige Masse formt ein Netzwerk weiter Maschen, die mit einem weicheren Material erdigen Bruchs ausgefüllt sind.

Gegen die Mündung des Nercua verschwinden diese tertiären Ausbeißungen ganz, und auf 14 Meilen Wegs diesen Fluß aufwärts finden sich nur weiche colluviale Schichten zu beiden Seiten, die Flußsohle allein ist weiter oben mit kleinerem und größerem Gerölle angefüllt, welches lithologisch dem Gestein der Sierra de los Saltos ähnlich und verwandt ist.

Der obere Truando weicht unmittelbar oberhalb der Nercuamündung von seiner bisher eingehaltenen Richtung ab, indem er von hier aus einem Südsüd-Westcurs zu folgen scheint. Die Hauptrichtungsachse des Nercua dagegen liegt gegen Nordnordwest. Der starke Bruch im Lauf dieser Oberlandwasser scheint untrüglich auf ein naheliegendes Gebirge zu weisen, dessen Längenachse mit der Richtung dieser beiden Flüsse in genauer Beziehung steht.

Dieser Parallelismus scheint aber auch durch den unterirdischen Gegenabhang der Sierra de los Saltos mitbewirkt zu seyn. Dieß ist ein oft wiederkehrender potamographischer Charakterzug auf dem amerikanischen Continent, welcher indessen nur durch die orographischen Verhältnisse des Festen bedingt ist.

Der obere Theil des Tafellandes ist dem Menschen günstiger, und es ist hier wo einige Indianerfamilien ihre beweglichen Wohnsitze haben, und sich bei etwas Bodencultur neben Jagd und Fischfang ihres Lebens freuen. Sie gehören dem durch ganz Choco zerstreut lebenden Völklein der Chocoes an, von denen der wohlunterrichtete Exprästdent T. C. Mosquera in einem Mémoire an Neu-Granada sagt daß sie ihrem Charakter nach den Azteken des alten Mexico's am nächsten stehen. Ihre Neigung für Bodencultur, ihr sanfter, schweigsamer und harmloser Charakter scheint dieß mit zu bestätigen. Sie sind kleiner Statur, und ihre zierlichen Extremitäten sind gegen den stärker gebauten Rumpf weniger entwickelt —

eine Eigenthümlichkeit welche ich auch bei den Yumas, Kolapas, Pimos und Papagos im nordwestlichen Sonora zu beobachten Gelegenheit hatte. Das Haar der Choco-Indianer ist weniger straff, und zeigt nicht allgemein jenes tiefe Blauschwarz anderer Rothhautstämme. Monogamie ist bei ihnen gewöhnlicher als bei den Schwarzen und sonstigen Mischrasen des Landes. Sie sind bescheiden und gastfreundlich, baden sich viel und beobachten einige sehr strupulöse Reinlichkeitsregeln, worunter auch die daß sie stets ins fließende Wasser gehen, um ihren Unterleib zu erleichtern und sich darnach zu waschen. Den Branntwein lieben die Männer sehr und übernehmen sich gelegentlich damit, ohne aber, wie die Indianer des Nordens, bestialisch dadurch zu werden. Die Weiber und Mädchen reinigen sich gegenseitig unter einander und den Männern den Kopf von jenen gewissen flügellosen Parasiten, welche sie begierig essen, womit nach der Art und Weise wie sie es thun ein Aberglauben verbunden seyn muß. Wir fanden diese gutmüthigen Indianer im allgemeinen dienstbereit, arbeitsam und zum Scherzen aufgelegt, und jedenfalls sind sie redlicher und wahrheitsliebender als die Schwarzen und Zambos, welche sie fürchten und meiden. Die jüngeren Leute unter ihnen begegnen sich ebenso freundlich und harmlos, wie es Männer und Frauen gegen einander sind. Das Weib in ihrer Sphäre ist vom Mann geehrt und ebenbürtig behandelt, und sind beide nicht zu stolz selbst in Gegenwart von Fremden Zärtlichkeiten auszutauschen.

Ihre Hautfarbe wechselt bei verschiedenen Individuen nicht allein durch alle Schattirungen der bekannten Kupferfarbe, sondern hat fast allgemein eine xanthische Beimischung, wie ich sie nur an südlichen und westlichen Indianern wahrzunehmen Gelegenheit hatte.

Wie die Neger und Mischlinge des Landes sind auch sie einer gewissen Hautkrankheit, „Carate," unterworfen, wodurch sie gescheckt, getupft oder getigert erscheinen. Geschlecht und Alter scheint dabei keinen Unterschied zu machen. Die Flecken selbst haben das Ansehen wie Leberflecken, allein die sie hervorbringenden Ursachen scheinen bis jetzt noch wenig studiert zu seyn. Das Uebel darf, denke ich, wohl mit der Hautkrankheit der „Pintos" aus dem tropischen Mexico in und um Acapulco classificirt werden. Die Eingebornen selbst schreiben das Uebel, welches übrigens sonst nichts auf sich hat, theils dem Wasser, theils dem häufigen Genuß von Fischen und dem Fleisch des Pekari zu.

Der oberste Theil des Tafellandes ist durch eine geognostische Erscheinung in Form einer heißen Quelle ausgezeichnet; diese kommt wenige Fuß über den Spiegel des Nercua, auf dessen rechtem Ufer, etwa vier Meilen oberhalb seiner Mündung, im weichen Alluvialgrunde zu Tag. Das Wasser hat eine Temperatur von 107° F., und ist von fad salinischem Geschmack. Es scheint gekohltes Wasserstoffgas zu enthalten; diese Quelle liegt 210 Fuß über dem Meer.

Außerdem mehren sich die Reichthümer der Fauna und Flora hier noch mit jeder Windung welche der Nerucа theils durch tiefe Waldschatten, theils durch sonnenhelle und blumenreiche Lichtungen, oder durch die Platanen- und Zuckerrohrgelände der Indianer macht.

Eine dritte Species von Aras und zwei verschiedene Tukane kamen hier noch mit einem Ibis oder Kurlew zur Beobachtung. Der Nercua scheint auch zwei bis jetzt noch nicht gesehene Fischformen zu beherbergen.

Zierliche Uferfarren und andere Mitglieder dieser Familie erheben sich zu holzartigen Sträuchern und Zwergbäumen (Arbuskeln). Mit ihnen in sumpfigen Marschen erscheint die interessante Pandanee, „Phytelephas" mit ihren Riesenwedeln und eine Fächerpalme mit stachelbewehrtem Stamm.

Abschnitt VII. Die Wasserscheide.

Die Mündung des Bergflüßchens Hingador, eines Seitenwassers des Nercua auf dessen rechtem Ufer, liegt 259 Fuß über dem Meer, und ist die Stelle wo die Vermessungspartie, das Nerucathal verlassend, den Ostabhang der wasserscheidenden Sierra erklomm. Wie der Truando über das beschriebene Trappgestein durch den Paß der Sierra de los Saltos hinab, stürzt sich der letzte atlantische Zufluß Hingador über den terrassenförmigen Ostabhang der oceanischen Wasserscheide ins Nercuathal. Er fällt in vier Hauptkatarakten, wovon der oberste bedeutendste 120 Fuß Höhe hat. Das ganze Gefäll des Hingador von seiner Mündung bis zum Rand des obersten Falls mißt 530 Fuß. Nächst der Sohle des untersten Falls finden sich am Rande des Flußbettes nahe bei einander drei oder vier heiße Quellen, welche ihrer Natur nach denen am untern Nercua ähnlich zu seyn scheinen. Ihre Höhe über dem Meer beträgt von 298—314 Fuß.

Beim Erklimmen dieses letzten atlantischen Abhanges fand ich unter den weichen alluvialen Schichten nur tertiäre Ablagerungen. Oben am großen Hingadorfall schlug ich ein Stück von den dem Fluß sich entgegenstemmenden Blöcken los, und fand bloß eine Nagelfluhe. Grober Sand und Gries eingebacken in einen mörtelartigen Cement von kohlensaurem (?) Kalk. Die äußere Fläche dieser verwaschenen Felsen war nahezu schwarz und stellenweise etwas glänzend, sowie die Trappfelsen am Truando, welchem äußeren Ansehen nach ich auch hier wieder ähnliches Gestein zu finden erwartete. Höher hinauf an einem der westlichen Hingadorarme fand ich in dessen Bett einen Halbfelsen von graugrüner Lettenfarbe. Dem bewaffneten Auge erscheint das Gefüge desselben flockig und die ganze Masse reichlich eingesprengt mit frischen Muschelfragmenten, die ebenso gut posttertiär seyn können. Die Höhe wo sich diese Schichte findet, ist 808 Fuß über dem Meer. Eine ähnliche Masse fand ich am Westabhang der Sierra im Bett eines kleinen pacifischen Wassers, „Chupepe," 237 Fuß über dem Meer. Sie besteht in einer Schichte halbverhärteten Thons von West nach Ost streichend mit einer Neigung von ungefähr 5° gegen Südwesten. Sonst zeigen sich auf dem ganzen Uebergang zwischen dem Nercua und der Südsee nur weiche quaternäre und alluviale Ablagerungen.

Die Bewässerung dieses Landesabschnittes ist, außer den häufigen atmosphärischen Niederschlägen und den diese empfangenden Wasserrillen entschieden ärmer als an der atlantischen Seite. In den während der trockenen Jahreszeit wasserlosen Bachbetten lassen sich nur hin und wieder Schwitzwasser und unbeständige Quellen wahrnehmen.

Der höchste Punkt auf dieser Uebergangslinie ist 984 Fuß über dem Meer. Vom Chupepe etwas westlich an einem Flüßchen, Pie de Nercua, verliert sich der steilere Abhang der Wasserscheide etwas mehr, und die obere Gränze des nächsten Abschnitts beginnt etwas tiefer als 59 Fuß über dem Meer.

Die Pflanzenwelt, welche die wasserscheidende Sierra, oder vielleicht besser Cordillere, in einen dichten, einförmigen Waldmantel hüllt, erweist einen bedeutenden generischen Ausfall, und selbst in numerischer Beziehung steht sie wenigstens dem Tafel- und Niederland der atlantischen Seite nach. Geringerer Grad von Bewässerung, sowohl atmosphärisch als auch potamographisch, mag hievon zunächst Ursache seyn. Palmen herrschen verhältnißmäßig vor. Bei allem dem finden sich in diesem Landstrich mehrere bis jetzt nicht gesehene Pflanzenformen, namentlich von Farrenkräutern, darunter ein bodenheimisches aus der

Unterabtheilung „Blüthenfarren," und ein Baumfarren, von dem ich mehrere prachtvolle Individuen an den Ufern des Hingabor, etwa eine Viertelmeile oberhalb dessen Katarakte in einer Höhe von 790 Fuß über dem Meer fand. Ihre Erscheinung in so niederer Landeserhebung überraschte mich. Die Bäume selbst mit ihren sonderbaren Stämmen, welche die Spanier mit dem Namen „palo bobo" (Narrenholz) belegten, erreichen hier eine Höhe von 20 bis 25 Fuß mit einem 4 bis 5 Zoll dicken Stamm. Wenn ich nicht irre, so gehört diese interessante Baumpflanze von palmenartigem Ansehen der Gattung Cyathea an. Von bodenheimischen Orchideen finden sich außer einer zierlichen Neottia oder Spiranthes, ähnlich der nordischen S. gracilis, noch eine Orchisart, die mir sonst nirgends auf der ganzen Linie zu Gesicht gekommen. Im Habit ähnelt letztere der nordamerikanischen Art Goodyera.

Die Fauna dieses Landesabschnitts ward als höchst armselig beobachtet. Theils mag diese Waldwildniß zu trocken und eintönig seyn, und theils mögen die Thiere im allgemeinen hier sich keiner ungestörten Heimath freuen, da vom Nercuatbal nach der Südsee hinüber mehrere wohlbetretene Indianerpfade führen, welche den Wanderjägern der Rothhäute und Zambos zu gegenseitigem, wenn auch seltenem Verkehr dienen. Außerdem muß ich auch sagen daß unsere Reiseweise zu Fuß und lasttragend nicht geeignet ist genaue Beobachtungen anzustellen.

Hochwald ist selten von Thieren sehr belebt, und so erinnerte mich die hiesige Thierlosigkeit an den Schwarzwald meines Vaterlandes, oder an die stillen Waldgehänge des Banater Karpaths, wie reich auch die Fauna in deren wasserreichen Thälern vertreten war.

Der Kamm der Wasserscheide zwischen den beiden Oceanen scheint mit seinem ganzen Westabbang an jener trockenen Atmosphäre und Regenmangel theilzunehmen, wie sie so ziemlich der ganzen Westküste dieses Continents entlang eigen sind. Daß aber hierin der niedere Bergrücken von nicht 1000 Fuß Höhe unmittelbar Ursache sey, ist kaum anzunehmen, vielmehr möchte ich dieß auf Rechnung der verschiedenen pelagischen und atmosphärischen Strömungen schreiben, wie sie dem einen und dem andern Weltmeer zukommen. Vorherrschende Winde, denke ich, haben hierin den nächsten Einfluß und regeln hauptsächlich den Gang der an den Cordilleren von Antioquia und an den Ausläufern des Gebirgsknoten von Pasto sich sammelnden Dunstmassen.

Abschnitt VIII. Das Alluvium.

Das Tafelland der atlantischen Seite findet am Westabhang dieser Küstencordillere kein Aequivalent, und so steigt der Reisende auf einmal nach dem aufgeschwemmten Land oder Alluvium herab, welches etwas unterhalb des Zusammenflusses des Pie de Nercua und Totumia etliche 50 Fuß über dem Meer seine obere Gränze hat. Erst in dieser Nachbarschaft, 59 Fuß über dem Meer, finden sich wieder mächtige Geschiebe ähnlichen Trappgesteins, wie sie bei den Truandofällen in Masse anstehen. Die Textur des pacifischen Küstensteins ist grobkörniger und lockerer und gibt dem Hammer leicht nach. Ich zweifle kaum daß diese Geschiebe der Stirnseite dieses mächtigen plutonischen Lagers angehören. Weiter am Totumiafluß hinab steht dasselbe Gestein an beiden Ufern an, ist aber, wo man es in Situ findet, überall von witternden Einflüssen angegriffen.

Die auflagernden terz-quaternären und alluvialen Schichten nehmen an der starken Neigung der felsigen Unterlage Theil. Die Bodenoberfläche ist hier noch immer stark wellenförmig und stellenweise gebrochen, und ihr oberer Rand verästelt sich in entsprechender Weise über die zerrissenen schiefen Flächen des Westabhangs dieser Cordillere.

Dieser ganze alluviale Gürtel ist viel zu schmal, als daß seine Pflanzendecke wieder jenen Reichthum an Gattungen und Arten von organischen Formen erreichen könnte, wie ihn seine atlantischen Aequivalente, das Niederland und die Palissaden, zur Schau tragen.

Das Geröll des seichten Totumia, welcher selbst für den Indianerkahn zu wasserarm ist, besteht wie das des Nercua aus den losen gerundeten Stücken des bekannten augitischen Trappgesteins. Hin und wieder finden sich darunter erratische Stücke eines hochrothen jaspisartigen Thongesteins von wirklicher Feuerbildung. Quarz- oder Chalcedonkiesel sind darunter äußerst selten.

Sonst ist dieser alluviale Gürtel durch eine Reihe künstlicher Lichtungen ausgezeichnet, wo die in der Nähe wohnende Zambobevölkerung eine leichte Cultur von Reis, Zuckerrohr, Mais, Bananen und Platanen nebst einigen kleinern Gartengewächsen betreibt. Nach Landessitte hat jede derartige Pflanzung ihre leicht gefügte dazu gehörige Palmhütte, die immer für die Zeit des Anbaues und der Ernte von den Grundbesitzern bewohnt werden.

Der Flußname „Totumia," welchen Hr. Kennish bei seiner ersten Pioniervermessung nicht erfahren zu haben schien, hat wohl Beziehung zur Calabasse, der Frucht der Crescentia cujute, die bei den Eingebornen „totuma" heißt. Kennish gab diesem kleinen Flusse den Namen „Mary's River," unter welchem Namen er auf der neuen Kiepert'schen Karte verzeichnet steht.

Abschnitt IX. Der Manglestrich.

An das Alluvium reiht sich unmittelbar jener Streifen Landes in dessen Wasserbetten sich die Salz- und Süßwasser gegen einander wägen, und welcher deßhalb seine ganz eigenthümliche Pflanzendecke trägt. Ein rascher umfassender Ausfall an Gattungen und Arten, von einem numerischen Zuwachs an Rhizophorengewächsen ersetzt, bezeichnet diese Region. Das Bett des Totumia wird tiefer, und seine nackten Schlammbänke zeigen den hydrostatischen Wechsel von Ebbe und Fluth. Die arme Fauna des Alluviums verarmt noch mehr, und beschränkt sich auf einige wenige Kegelschnäbler, Reiher, Eisvögel und eine Anzahl prachtvoll gefärbter Krustenthiere.

Der Manglewald selbst ist leicht, zeigt aber einzelne Stammsäulen von ungewöhnlichen Dimensionen, d. i. von 2—3 Fuß Durchmesser und 70—80 Fuß Höhe. Ihrer Identität als wirkliche Rhizophoren konnte ich mich leider nicht näher versichern, da außer ihrem Standpunkt ein Salzwasserschlamm mir nur das gewaltige Netzwerk ihrer bogenförmigen Wurzeln, welches sich im unteren Theil dieser Section 8—9 Fuß hoch über die Tiefwassermarke erhebt, als Kennzeichen dienen konnte.

Der Eindruck welchen dieser Rhizophorenwald auf unsere kleine Truppe hervorbrachte, war ein gewaltiger. Seit Wochen, und unter allen möglichen Mühen und Entbehrungen am Nöthigsten, in die feuchte Nacht tropischer Wälder gebannt, und nur immer das eine Ziel, das Gestade der Südsee, im Sinn, bemerkten wir hier unter der mächtigen Säulenhalle eines ausgebreiteten Mangleschlages daß es lichter wurde. Das von den Salzwassern bespülte Wurzelgeflechte, uns, die Beschauer, um 6 und 8 Fuß überragend, trägt wie ein vegetabilisches Bogengewölbe die mächtigen Baumsäulen, durch deren luftigen, lichtgrünen Dom das

reine Blau eines Südseehimmels herableuchtet. Der Fluß wird weiter, und unter leisem Ruderschlag gleitet der Kahn in eine vielfach eingeschnittene Bay. Die sie umgebenden Rhizophoren werden niedrig und buschig, und treten endlich ganz zurück, so daß man den Manglegürtel ganz hinter sich hat. Links hinüber gegen Südwesten erblickt man die kecken Bergformen des Caps Marzo in den ungestümen Anprall des Oceans tauchen, während gerade hinüber die niedrige Halbinsel Paracuchichi die Aussicht aufs Meer verhindert. Nur an deren in Treibsand auslaufender Südspitze sieht man durch eine dichte Atmosphäre von Salzwasserstaub die sich brechenden Wogenreihen der Humboldt-Bay hereinbrechen. Die Bay selbst ist durch die vorliegende Halbinsel Paracuchichi vor dem Ungestümen der meerischen Wasserwelt vollkommen geschützt.

Abschnitt X. Offener Strand und Bay (Bahia ensenada).

Diese Section hat festes und flüssiges zusammengenommen, kaum 3/4 Meilen Durchmesser. Die Bay selbst ist von geringer Tiefe, und ihr Fahrwasser scheint nur ein eng gewundenes Bett zu bilden. Das vorliegende Feste mit dem Namen „La Playa de Paracuchichi" ist ein einfaches Brechwassergebilde zwischen dem Wogenschlag des Oceans von außen und der Süßwasserbefluthung von innen. Die Gewalt des ersteren hat eine gleichfortlaufende Strandlinie gebildet, während die innere Seite, voll kleiner Einbiegungen, eine vielfach unterbrochene Uferlinie darstellt. Die Innenseite der Halbinsel ist bis zum Wasserspiegel mit einer dichten Buschvegetation bedeckt, während die Meerseite einen breiten von aller Vegetation entblößten Streifen Küstensandes zeigt, der spärlich mit Treibholz und todten Muscheln besäet ist. Die Halbinsel ist an ihrem unteren oder südlichen Ende nur 10 Fuß hoch über der Tiefwassermarke, und ist der Ueberschwemmung der Hochfluthen ausgesetzt, während sie weiter nördlich sich bis auf 18 und 20 Fuß erhebt, und in dieser Höhe von einer dichten Salzstrandvegetation gekrönt ist, die eine ziemliche Zahl sehr heterogener Arten und Ordnungen zeigt. Palmen, Gräser, Hülsenträger, Apocynaceen, Solanaceen, Cucurbitaceen, Malvaceen und Convolvulaceen sind durch sie unterschiedlich vertreten. Als einzelne vorragende Formen ist hier einer Reihe von Tausenden von Cocospalmen zu erwähnen, welche den äußeren Vegetationsrand säumt und den eigentlichen Hochwuchs vertritt. Von Gräsern findet man hier zahlreiche Büsche einer Uniola und ein leidiges Cenchrus; von Hülsenträgern eine Clitoria, eine Algarobia? eine Canavalia, wahrscheinlich identisch mit der welche den Seestrand bei Cartagena ziert; ebenso eine Mucuna (Stizolobium) mit brennendem Hülsenüberzug u. a. m.

Auf der Playa de Paracuchichi befindet sich eine kleine Niederlassung zusammengelaufener Zambos und Neger von verschiedenstem Schattirungsgrade. Die meisten von ihnen sind Auswürflinge der Civilisation, entlaufene Verbrecher, Piraten, Mörder u. dgl., die es bei geordnet lebenden Gemeinden nicht mehr gelitten hat. Die Niederlassung soll erst ungefähr 10 Jahre alt seyn, hat einen Alcalden, welcher zugleich einen Altar und ein Crucifix mit davor brennenden Kerzen im Hause hat, und damit eine Art geistlich-weltliches Haupt vorstellt, soweit Glauben und Aberglauben seiner Constituenten ihn aufrecht halten. In Civilangelegenheiten hat aber dieser Mann, wie auch wir zu unserem Verdruß erfahren mußten, wenig oder keine Gewalt, und für Criminalsachen steht im Zweifel sein Tribunal nicht hoch genug. Ein vorragendes Mitglied dieser Gemeinde ist Jose Alejandro, auf dem oberen Theil der Halbinsel am Jurador wohnend, ein Charakter welcher moralisch die höchste Autorität inne haben soll. Er ist gleichsam der Adelantado dieser verdächtigen von ihren indianischen Nachbarn gefürchteten und von jeglicher Landessouveränetät unabhängigen Gemeinde, welche übrigens, seit sie begonnen hat Boden zu bebauen und zu besitzen, gezwungen ist unter sich selbst gemachte Gesetze aufrecht zu halten. Die Lage dieser Niederlassung ist trefflich gewählt, und erinnert lebhaft an die einstigen diesen Breiten angehörigen Raubnester der Bucaniere.

Eine fast unnahbare Küste schützt sie seewärts, und ungastliche undurchdringliche Waldwildnisse trennen sie landwärts von aller Civilisation. So mag hier dieser zur Erde gefallene Volksableger ungestört Wurzel schlagen und gedeihen, wie es die Geschichte schon hundertmal mit Verbrechercolonien, Piratenniederlassungen und Räuberpflanzungen gezeigt hat.

Der westliche Endpunkt der vorgeschlagenen Schiffcanallinie wurde nach W. Kennish's Planen hieher verlegt, was, wenn sie in Ausführung käme, der sauberen Gemeinde von Paracuchichi bald ein Ende machen würde.

Die Fauna ist auf der Halbinsel durchaus meerisch und arm.

Tropische Fahrten.

Die Panama-Eisenbahn.

(Schluß.)

Etwas nach 10 Uhr hatten wir den siebenten Meilenstein hinter uns, verließen das Sumpfland und gelangten an das östliche Ufer des Rio Chagres, der hier etwa 100 Fuß breit ist und, da er gerade an dieser Stelle einen großen Bogen macht, aufwärts und abwärts schöne Durchblicke durch den dichten Wald gewährt. Eine Reihe niedriger Hügel, an deren Fuß die Eisenbahn hinläuft, bildet das diesseitige Flußufer. Einige Schritte von der Bahn erheben sich auf einem erhöhten Terrain die Bahnhofsgebäude der Station Gatun, auf dem jenseitigen Ufer aber liegt die alte Stadt gleichen Namens, welche aus 40 bis 50 Rohr- und Palmenhütten besteht. Sie liegt am Rand einer weiten Savana, welche sich bis zu der zwei Meilen entfernten Hügelkette erstreckt, und ist besonders merkwürdig, weil hier ehemals die Bongoes der stromaufwärts nach Californien Reisenden anhielten, um Erfrischungen einzunehmen. Hier war es wo in jener guten alten Zeit vier Eier mit einem Dollar, und der Platz für eine Hängmatte mit zwei Dollars für die Nacht bezahlt wurde; hier erblickten die Eingebornen auch zum erstenmal einen Dampfwagen. Nachdem die Bahn bis zu diesem Punkt fertig war, wurde ein Tag festgesetzt an dem die erste Locomotive die vollendete Strecke befahren sollte. Die bei dem Bau beschäftigten Eingebornen hatten ihre Angehörigen und Freunde von dem angekündigten Ereigniß in Kenntniß gesetzt, und zur bestimm-

ten Stunde harrte eine große Menge von Männern, Frauen und Kindern mit äußerster Spannung der Ankunft des fabelhaften Ungeheuers, über dessen eigentliche Natur niemand eine klare Vorstellung hatte. Endlich wird das Keuchen der Maschine in der Ferne vernehmbar, und die nächste Minute bringt sie in den Gesichtskreis der neugierigen Menge. Ein ungeheurer Jubel schallt ihr entgegen, aber als der Locomotivführer die Dampfpfeife öffnet, da stiebt die ganze Versammlung in jähem Schreck auseinander, und jeder sucht sich zu retten so gut und so schnell er kann. Die einen stürzen sich in den Strom, andere suchen im Dunkel des Waldes eine Zuflucht. Nachdem sich indessen die Erschrockenen überzeugt hatten daß keiner umgekommen war, sammelten sie sich wieder, jedoch in respectvoller Ferne, und sendeten von hier aus ihre eingebornen Priester ab, um „el animal“ (die Bestie) zu untersuchen. Da diese Untersuchung zu dem Ergebniß führte daß man es mit keinem „animal,“ sondern mit einer „machina“ zu thun habe, in deren Innerm ein wohlgefesselter Dämon arbeite, so war alle Welt befriedigt, und noch heute sollen sich viele Eingeborne bei dieser Erklärung der Dampfkraft beruhigen.

Indem wir unsern Weg, der an einer unregelmäßigen Bodenerhebung hinführt, weiter verfolgten, gelangten wir nach wenigen Minuten an den Rio Gatun, einen Nebenfluß des Chagres, und fuhren auf einer Eisendrathbrücke von 97 Fuß Spannung darüber hin. Eine üppige Sumpfvegetation faßte unsern Weg auf beiden Seiten ein, während zwei zu unserer Linken 4—500 Fuß aufsteigende Höhen — der Tiger- und der Löwenberg — durch ihre regelmäßigen Umrisse, wie durch den dichten, prachtvollen Waldwuchs, der sie bedeckt, unsere Aufmerksamkeit erregten.

Dann und wann kamen wir an kleinen Abtheilungen von Eingebornen vorüber, die damit beschäftigt waren mit ihren Machetas den neuesten Pflanzenwuchs von der Bahn zu entfernen. Die Macheta, eine Art gefäßloses Schwert von dritthalb bis drei Fuß Länge und dritthalb Zoll Breite, massiv, gerade und zugespitzt, mit einem hölzernen Griff, ist die beständige Begleiterin des Eingebornen. Mit ihr bahnt er sich den Weg durch den von Schlinggewächsen durchzogenen Wald, mit ihr baut er seine Hütte, lichtet den Fleck wo er Pflanzungen anlegen will, mit ihr ackert, pflanzt und erntet er. Sie ist seine einzige Angriffs- und Vertheidigungswaffe, und vom fünfzehnjährigen Knaben bis zum weißhaarigen Alten findet man selten, wachend oder schlafend, einen unter ihnen ohne die geliebte Macheta. Das üppige Wuchern der Pflanzen auf der Bahn selbst macht nicht wenig Last, denn der Nachwuchs muß jährlich mehreremal hinweggeräumt werden, aber auf der andern Seite tragen die sich verschlingenden Wurzeln auch sehr viel zur Befestigung der Erdaufschüttungen bei.

Am Fuße von Lions-Hill kamen wir abermals an einer Station mit schöner Lichtung vorüber. Die Bahnhöfe sind alle von gleicher Größe, besitzen dieselben Gebäude, liegen regelmäßig vier Meilen von einander entfernt und werden jeder von einer Anzahl von Leuten bewohnt, die unter einem Aufseher stehen, der für alles was die Instandhaltung und Ausbesserung der ihm zugewiesenen Bahnstrecke betrifft, verantwortlich ist.

Hinter Lions-Hill nimmt die Vegetation entschieden den Charakter der Sumpfvegetation an. Große Strecken sind mit spanischem Rohr, mit Riesenfarren und niedrigen Palmengebüschen in reicher Mannichfaltigkeit bedeckt, und häßliche Mangroven gucken aus dem schwarzen Sumpf am Weg empor, bis wir am nächsten Stationsgebäude halten, wo das noch immer flache Land von prächtigem Hochwald bedeckt ist. Wir hielten dicht hinter der Station unter einem prachtvollen Cibiabaum [1] an, welchen man den „Stephensbaum“ nennt. Dieser Titane der Tropenwelt hat an seinem Fuße, wenn man die glatten Wurzeln, die ringsum strebepfeilerartig hervortreten, mitrechnet, nicht weniger als 25 Fuß Durchmesser, steigt ohne Abästung beinahe 100 Fuß in die Höhe, und trägt eine Laubkrone die volle 150 Fuß Durchmesser hat. Ueppig grünende Weinranken umschlingen seinen Stamm, und nachdem sie sich auf seinen Aesten weit hinausgeschlängelt haben, hängen sie von demselben wie ein dichter Schleier auf die Wipfel der niedrigeren Bäume herab.

Bis dahin hatte uns zuweilen die liebliche Weise eines Singvogels ergötzt, oder die rauhe Stimme eines Papagai's oder eines Tucans unsere Aufmerksamkeit erregt, jetzt aber wo die Sonne sich dem Meridian näherte und in ächt tropischer Weise ihre Strahlen herabschoß, trat die tiefste Stille ein. Wie auf Verabredung hatten alle lebenden Wesen den tiefsten Waldesschatten aufgesucht, und das zitternde Laub schien in der glühenden Mittagshitze zu beben. Trotz der senkrecht auf ihre nackten Leiber niederfallenden Sonnenstrahlen bedurften unsere kräftigen Eingebornen aber nur einer halbstündigen Ruhe, um so rüstig wie zuvor die Kurbel zu drehen.

Nachdem wir uns wieder in Bewegung gesetzt hatten, überraschte mich ein Anblick der eigenthümlichsten Art. Ich glaubte die von einer übermächtigen Vegetation überwucherten Trümmer einer alten Stadt vor mir zu sehen. Mauern, Wachtthürme, schlanke Säulen und gothische Bogen stiegen auf allen Seiten empor, und es gehörte Anstrengung dazu sich zu überzeugen daß dieß alles nur ein wunderbares Naturspiel war, welches von Myriaden von Convolvuli herrührte, die hier alle andern Gewächse mit ihren Ranken dicht überzogen hatten. Ganze Wäldchen waren so von ihnen bedeckt, daß sie wie riesige Festungswerke aussahen. Palmenstümpfe von 30 bis 40 Fuß Höhe bildeten feste, grüne Säulen, und wenn sie, wie es wiederholt der Fall war, sich gegen einander neigten, wurden große, gothische Bogen daraus. Diese Hülle von Schlingpflanzen war so dicht, daß auf einer Fläche von mehrern Morgen nicht der kleinste Zweig eines andern Gewächses durch dasselbe zu erkennen war.

Als wir die grüne Stadt im Rücken hatten, traten zur Linken dichtbewaldete Anhöhen in unsern Gesichtskreis, und nachdem wir ihren Fuß umfahren hatten, gelangten wir zur Station Bugo Soldado, die nach rechts einen schönen Blick auf den Chagres bietet. Eine Meile weiter hin passirten wir einen offenen Steinbruch, wo 30 bis 40 Eingeborne mit Sprengen und Behauen des Gesteins für bauliche Zwecke beschäftigt waren, und gelangten unmittelbar darauf zu einer reizenden kleinen Cottage, welche als früherer Lieblingsaufenthalt des verstorbenen Stephens seinen Namen trägt. Wir hielten hier einige Minuten an. Die Cottage ist ein niedriges, in üppigem Weingeranke fast ganz verstecktes Holzgebäude. Eine stattliche Palme breitete ihren Schatten über den kleinen Blumengarten der sie umgibt. Von der Piazza vor dem Hause hat man schöne Blicke flußauf- und abwärts, und am jenseitigen Ufer schweift das Auge über ein hohes, mit Palmengebüsch bedecktes Plateau, das in der Ferne von einem mäßigen Höhenzuge begränzt wird.

---

[1] Ceibabaum?

Bald darauf gelangten wir zu der Stadt Buena Vista. Dieselbe besteht aus 40 bis 50 rohen Palmenhütten, welche sich längs der Bahn hinziehen und von eingebornen Eisenbahnarbeitern und ihren Familien bewohnt werden. Einige Frauen mit unbedeckten Köpfen und dichtgefalteten Musselinkleidern bildeten den bemerkenswerthesten Theil der uns sichtbaren Bevölkerung, während Ferkel, Kinder und Hühner das Gros derselben ausmachten. In diesem Theil des Landes findet man sehr wenige der Ureingebornen des Landes. Die Mehrzahl der Bewohner gehört zu einer Mischlingsrace von Spaniern und Indianern, daneben finden sich aber viele Afrikaner und Mischlinge von diesen und Indianern (Half-breeds), die entweder von den alten spanischen Sklaven dieser Gegend abstammen, oder von Cartagena und Jamaica eingeführt sind. Die erstern, meist friedliebende, fleißige Leute, bauen kleine Stücke Land an und treiben hin und wieder etwas Viehzucht, die andern hingegen sind rastlose, unbändige Bursche, welche man aber, da sie abgehärtet und von kräftigem Körperbau sind, vielfach beim Bau der Eisenbahn verwendet hat.

Nach einer weitern Fahrt von mehrern Meilen und Ueberschreitung von einem oder zwei Nebenflüssen des Chagres erreichten wir Frijoli, und da uns der von Panama kommende Bahnzug bald begegnen mußte und die Frühstückszeit herangekommen war, machten wir hier einen kurzen Halt. Der Aufseher der Station, Hr. M'Clellan, war wegen seiner Liebhaberei für Naturseltenheiten bekannt, und noch ehe er uns das Frühstück vorsetzte, theilte er uns mit daß er ganz in der Nähe einen singenden Colibri entdeckt habe, der eben beschäftigt sey sein Nest zu bauen. Er führte uns einige Schritte abseits ins Gebüsch, und nachdem er einige Aeste vorsichtig zurückgebogen hatte, gewahrten wir einen glänzend gefiederten Trochilus, der mit unglaublicher Geschwindigkeit um ein Palmenblättchen in einem Kreise von 2 Fuß spinnend herumschwirrte, und dann plötzlich davon schoß und unserm Blick entschwand. Bei näherer Betrachtung seiner Arbeit bemerkten wir daß der scharfsinnige kleine Bursche das Blättchen vermittelst kleiner Stückchen Schlamm, die er daran zu befestigen wußte, herabgebogen hatte bis es ein Schutzdach bildete, unter welchem er den Bau seines zierlichen Nestes bereits begonnen hatte.

In der Naturaliensammlung unsers Wirthes fanden wir unter anderm verschiedene Exemplare von Papagaien, Tucans, schwarzbraune Colibris, die einen außerordentlich lieblichen Gesang haben sollen, blaue und scharlachrothe Tangaras und andere seltene Vögel, welche sämmtlich in der Nähe der Station gefangen waren. Auch einen lebendigen Tucan besaß unser Wirth. Es war ein dunkelgefiederter Vogel von der Größe einer Taube mit scharlachrother Brust und starkem ausgezacktem Schnabel von sieben Zoll Länge. Das Thier nahm seine Nahrung auf höchst eigenthümliche Weise zu sich. Nachdem es mit der Spitze seines Schnabels ein Stück Banane aufgespießt hatte, warf es dasselbe etwa eine Elle hoch in die Luft, und fieng es dann mit nie fehlender Sicherheit in seinem Schlund auf. Eben so merkwürdige Bewegungen machte es beim Trinken. Die ersten spanischen Priester die den Isthmus betraten, behaupteten der Vogel mache über dem Wasser das Zeichen des Kreuzes, und nannten ihn darum „Dios te de" (Gott gibt es dir). Ebenso sahen wir einige schöne Häute des Cugar oder Isthmuslöwen, wie er gewöhnlich genannt wird, der Tigerkatze und des Tapirs — Thiere, die man, obgleich sie ziemlich häufig im Lande sind, dennoch in der Nähe der Eisenbahn selten findet.

Hinter Frijoli dehnt sich meilenweit ein fruchtbares Land aus. Maisfelder wechseln mit Palmengebüschen, welche mit Früchten beladen waren; aus dem dichten dunkeln Grün der Höhen, welche die Kornfelder begränzen, erhob hie und da ein mit purpurrothen Blüthen bedeckter Baum seinen Wipfel wie einen riesigen Blumenstrauß, und Gewinde von prächtigen blühenden Convolvolus hiengen überall von den Zweigen.

Endlich erreichten wir die Riesenbrücke von Barbacoas. Dieselbe ist 620 Fuß lang und 18 Fuß breit, führt die Schienengeleise in einer Höhe von 40 Fuß über den Wasserspiegel hin, und gilt für eine der schönsten und größten Eisenbahnbrücken der Welt. Sie besteht aus sechs Bogen von je über hundert Fuß Spannung, und ist ganz von Gußeisen ausgeführt. Die Boden- und Stirntragbänder sind zwei Fuß breit und einen Zoll dick, und werden durch ein gußeisernes Netz verbunden, das in der Mitte 9 Fuß, an den Enden 7 Fuß hoch ist; die Schienen liegen auf eisernen Schwellen. Der ganze Bau wird von fünf Zwischenpfeilern und zwei Erdpfeilern getragen, die, aus behauenen Steinen aufgeführt, oben 26 Fuß Breite und 8 Fuß Stärke haben, im Verhältniß von 1 Zoll auf den Fuß nach unten zunehmen und auf Pfahlrosten ruhen.

Nachdem wir die Brücke passirt hatten, gewann die Landschaft einen andern Charakter. Die Bahn durchschnitt jetzt schöne Wiesen, die von jäh aufsteigenden Höhen begränzt waren, während der breite, schnell dahinfließende Strom sich in großen Bogen hufeisenförmig zu unserer Linken hinzog. Die Ufer sind hier mit riesigen Kautschukbäumen besetzt, die sich über das dichte Palmen- und Cacaogebüsch erheben. Der Anbau dieser Gegend soll schon vor länger als einem Jahrhundert begonnen haben und ursprünglich von den Jesuiten ausgegangen seyn.

Eine halbe Meile von der Brücke erreichten wir die St. Pablo-Station, und etwas weiterhin fuhren wir an einem schönen Steinbruch von neuerer vulcanischer Bildung vorüber, sowie an der einheimischen Stadt Gorgona, die sonst ein trauriger Rastplatz der den Chagres hinauffahrenden Californiareisenden war, wo sie, auf ungegerbten Häuten gebettet, den Stichen der Insecten und jeder Unbill der Witterung schutzlos preisgegeben waren, und zufrieden seyn mußten wenn sie sich Morgens vor dem Ausbruch an einem Stück in Asche gebratenen Rindfleisches laben konnten.

Die Bahn, die hier das Ufer des Flusses verläßt, führt jetzt eine Zeit lang zwischen tiefen Erdeinschnitten hin, bis sie das liebliche Wiesenland von Matachin erreicht. Stattliche Palmen geben dieser Landschaft eine morgenländische Färbung. Im Vordergrund liegen die Hütten eines Dorfes zerstreut, zur Linken blinken durch das längs seiner Ufer wachsende Cibiagebüsch die Wasser des Chagres, der durch den Zufluß des mächtigen Rio Obispo hier seine größte Breite erreicht, während zur Rechten und geradeaus einige kegelförmige, mit kurzem Gras und hie und da mit einer Palme bewachsene Hügel den Gesichtskreis begränzen. Hier wurde 1855 die Vollendung der Eisenbahn mit großem Gepränge und Jubel gefeiert und der Grundstein zu einem Denkmal für die ersten Unternehmer dieses Werkes gelegt.

Die mehrfach verzweigten Bahngleise bei Matachin verrathen daß hier die Kreuzung der verschiedenen Züge stattfindet, und der damit verbundene längere oder kürzere Aufenthalt der Reisenden hat den Handelsgeist der Eingebornen in hohem Grade geweckt. Man findet nur wenige Hütten, in welchen meist irgend etwas zum Verkauf aus-

geboten wird. Hier sieht man ein paar junge Tigerkätzchen vor der Thür an einen Pfahl gebunden, dort bietet man eine langgeschwänzte Meerkatze nebst einem paar Ameisenfressern zum Kauf, und an einem dritten Ort sieht man den Verkäufer mit Wohlgefallen das niedliche Krokodil betrachten, das er bald loszuschlagen hofft. Affen, Papagaien und alle Arten tropischer Früchte trifft man überall ausgestellt, und in der Nähe der Bahn hat ein Franzose einen Laden eröffnet, wo man alles Erdenkliche findet.

Nachdem wir Matachin verlassen, den Rio Obispo zweimal auf starken eisernen Brücken passirt und ein reiches Hügelland durchschnitten hatten, erreichten wir Culebra, den höchsten Punkt der Bahn. Hier endete noch 1854 die fahrbare Strecke derselben, und die Reisenden sahen sich genöthigt Maulthiere zu besteigen, und durch tiefe Sümpfe und Ströme, durch enge Schluchten, längs schmaler Sumpfpfade und über steile Berghöhen den Weg bis zum stillen Ocean weiter zu verfolgen. Dabei waren sie dem strömenden Regen der nassen Jahreszeit und der glühenden Sonnenhitze der heißen Monate ausgesetzt, und nicht selten wurden sie von Banditen, die damals die Straße unsicher machten, angegriffen und geplündert. Im günstigsten Fall erreichten sie nach einem Tage voller Mühen und Gefahren matt und müde das nur 12 Meilen entfernte Panama.

Culebra war damals ein ärmlicher, elender Ort, der aus zwei oder drei aus den Vereinigten Staaten importirten „Hotels" und etwa zwanzig bis dreißig Hütten der Eingebornen bestand. Nichtsdestoweniger übernachteten in den Gasthäusern oft tausend Menschen, Männer, Frauen und Kinder, und die Hütten, welche 12 Fuß lang und breit waren, dienten zuweilen jede zum Obdach von mehr als einem Dutzend müder Reisenden, welche froh waren einen Fußbreit trockenen Bodens zu finden, wo sie sich, in ihre Decken gewickelt, niederlegen konnten. Aber diese goldene Zeit ist für Culebra vorüber, und es ist nichts davon übrig geblieben als ein altes Wirthshausschild, das eine pietätvolle Hand aus dem allgemeinen Verfall rettete und an einem benachbarten Baum befestigte. Auf diesem Schild ist in mächtigen Buchstaben zu lesen:

„This Way Gentlemen, for Warm Meals I am Going to Old Joe Prince's."

„Old Joe" war der unternehmende, schwarze Eigenthümer des größten Hôtels in Culebra, aber nur das alte Schild bezeichnet noch die Stelle, welche die Isthmus-Reisenden jener Zeit niemals vergessen werden.

Von Culebra führt die Bahn durch das prachtvolle Thal Rio-Grande nach dem stillen Ocean mit einem Fall von 60 Fuß auf die Meile abwärts. Hohe kegelförmige Berggipfel steigen auf beiden Seiten aus den unregelmäßigen Bergzügen auf, die das Thal begränzen, und die Bahn durchschneidet bald steile Felsvorsprünge, bald führt sie durch enge Schluchten und an abschüssigen Bergwänden hin. Aber auch hier ist die Vegetation üppig und prachtvoll. Dichter Hochwald bedeckt die Landschaft so weit das Auge reicht.

Etwa eine Meile unterhalb Culebra zieht sich die Bahn am Abhang eines riesigen Basaltkegels hin, dessen große schräg aufgeschichtete, 1 Fuß dicke und 8 bis 12 Fuß lange Säulen über den Schienenweg hinweghängen und die vorübersausenden Züge zu zerschmettern drohen.

Der Rio-Grande, der hier noch ein kleiner brausender Bergstrom ist, windet sich in vielfachen Krümmungen durch den dichten Wald unter uns. Der Kautschukbaum mit seinem schlanken gummihaltigen Stamm und der grünen saftigen Blätterkrone, die Caoba- und Malvicinobäume steigen, über das niedrige Palmengebüsch und die übrigen zahllosen tropischen Baum- und Straucharten die unter ihnen liegen, empor wie stolze Herrscher.

Nach einer Fahrt von drei Meilen durch diese herrliche Landschaft gelangten wir in das von kegelförmigen Hügeln umgebene Thal Paraiso (Paradies), über welches die Natur ihre seltensten Gaben in reicher Fülle ausgegossen hat, und immer weiter geht's durch Schluchten und in Bogenlinien um kegelförmig aufsteigende Berge, bis wir endlich wieder Sumpfland mit seiner ebenso üppigen als eigenthümlichen Vegetation erreichen, und vor uns den hohen kahlen Scheitel des Mount Ancon aufsteigen sehen, dessen südlicher Abhang von den Wassern des stillen Oceans bespült wird. Zu unserer Rechten erhebt sich der Cerro de los Buccaneros, von dessen Gipfel aus der Pirat Morgan zum erstenmal das alte Panama erblickte, als er im Jahr 1670 seinen Raubzug durch den Isthmus unternahm, und wo er in der Nacht vor der Plünderung der berühmten Stadt sein Lager aufschlug.

Nachdem wir auf eisernen Brücken San Pedro Miguel und den Caimitillo, schmale Nebenflüsse des Rio-Grande, überschritten und die Station Rio-Grande passirt hatten, gieng es wieder abwechselnd durch Sumpf und welliges Wiesenland, bis wir das schlammige Bett des Rio Cardenas überschritten. Der Rio-Grande blieb jetzt östlich liegen, und wir fuhren durch ein hügeliges Land, dem die hie und da zerstreut liegenden Hütten der Eingebornen ein heiteres Ansehen gaben. In der Entfernung von einer Meile sahen wir bereits die Metalldächer des Bahnhofes von Panama aus einem Cacaowäldchen zu uns herüberschimmern, und etwas weiter rechts erblickten wir die Thürme der Kathedrale, die hohen Ziegeldächer und die verfallenen Festungswerke der Stadt Panama, während uns gelegentliche Blicke durch das dichte Grün auf den silbernen Spiegel des „immer stillen Oceans" vergewisserten daß unsere Ueberfahrt über den Isthmus beinahe vollendet sey. Fünf Minuten später waren wir wohlbehalten im Passagierzimmer des Bahnhofes von Panama abgesetzt.

Die Ergebnisse von August Gregory's Erforschung Nordaustraliens.

2. Rückkehr vom Victoriafluß nach der Westküste.

Der zweite Abschnitt der Entdeckungsreise im Norden Australiens galt der Auffindung eines Pfades zunächst nach dem Albert River, der sich in den Carpentariagolf an der Stelle seiner größten Einsenkung in das Festland ergießt. Gegen Ende Juni sollte daher der Schooner Tom Tough, dessen Leck während der bisherigen Unternehmungen geheilt worden war, nach Kupang auf der Insel Timor segeln, dort Reis, Zucker und sonstige Vorräthe einkaufen, und mit diesen durch den Carpentariagolf den Albert River bis zu einem verabredeten Punkt

hinaufsegeln, um dort bis zur Ankunft der Ueberlandreisenden zu warten. Der Weg der letztern sollte unter möglichst hohen südlichen Breiten, d. h. so fern von der Küste wie möglich, quer durch Arnhem's Land gehen. Arnhems Land heißt bekanntlich die Halbinsel oder das heraustretende Glied der australischen Nordküste, welches gegen Osten vom Carpentariagolf begränzt wird, und dessen östliche Küstenränder allein durch Leichhardts Reise (1845) uns bekannt geworden waren. Man hatte gehofft daß man ein rechtes oder östliches Seitengewässer des Victoria finden möchte, an dem man aufwärts tief gegen Osten vordringen könnte; allein der einzige in diesem Sinn brauchbare Nebenfluß ergießt sich unter 15° 38 Br. in den Victoria, und nach diesem brach am 21 Juni 1856 die Expedition auf, bestehend aus den Brüdern Gregory, Dr. Müller, Hrn. Elsey und drei gemietheten Begleitern, mit 7 Reit- und 27 Packpferden versehen, welche für fünf Monate Lebensmittel trugen. Am 28 Juni erreichte man schon den Ursprung des Seitenflusses, immer gegen Osten vordringend, in welcher Richtung man am 2 Juli auf ein Regenbett oder leeres Rinnsal (Creek) stieß, welches, da man schon die Wasserscheide des Victoria von etwa 800' Erhebung überschritten hatte, zu der Abdachung des Carpentariagolfes gehörte. Aus der nassen Jahreszeit waren nur wenige Regenlachen noch übrig. An einer derselben hatte eine Bande Wilder Tags zuvor gerastet. Man sah ihr Feuer in der Ferne. Auch stieß man von Zeit zu Zeit auf Haufen von Muschelschalen an den Rändern des trockenen Bettes, welches also zeitenweise stark gefüllt seyn muß, während allem Anschein nach die letzte Regenzeit besonders karg an Niederschlägen gewesen war. Die Vegetation bestand abwechselnd aus magern und fetten Prairien und gelegentlichem Wald. Neu war dagegen am 5 Juli der Anblick einer großen mit Nymphäen (Wasserlilien) bedeckten Wasserlache. Dort rastete eine Abtheilung Eingeborner, deren Weiber beim Herannahen der Fremdlinge rasch ihre Matten und Säcke aufluden, während die Männer betroffen mit dem Speer in der Hand die Karawane vorbeiziehen ließen. Am 10 Juli entdeckte August Gregory, der auf Erkundigung mit Elsey vorausgeritten war, einen andern Wasserlauf, welcher nach Nordosten abfloß und Elsey Creek genannt wurde. Als man dort nach ergiebigen Wasserstellen suchte, kam man abermals an einer Bande Wilder vorüber, die um ein Feuer saßen, sich aber nicht um die Fremden zu kümmern schienen. Bald nachher bemerkten die Reiter jedoch daß die Eingebornen ihnen gefolgt waren, und sich, so oft man nach ihnen umkehrte, im Grase versteckten. Kaum hatte man sich zum Mittagsmahl niedergesetzt, so lauerten die Wilden schon wieder in der Nähe, wurden aber endlich durch einladende Zeichen zum Nähertreten bewogen, wobei der Aelteste bitterlich zu weinen anfieng, und man in seiner Rede einige Worte aus der Mundart des Victoria-River-Stammes zu entdecken glaubte. Die Leute führten Speere mit Holz- und Steinspitzen, waren sämmtlich beschnitten, besaßen aber dafür ihre Vorderzähne vollzählig, während andere Stämme etliche davon auszubrechen pflegen. Nachdem man sich getrennt, hielten die Reisenden ihr Nachtlager mit den üblichen Vorkehrungen gegen einen nächtlichen Ueberfall der Eingebornen, denn man befand sich unter sehr boshaften Stämmen, welche schon manchen Europäer seine Unachtsamkeit blutig hatten büßen lassen. Am 15 Juli erreichte man die Vereinigung des Elsey Creek mit einem Flusse, den man für Leichhardts Roperfluß halten mußte, der sich an der Südwestecke in den Carpentariagolf ergießt, und in dessen Bett man einen hastigen, zehn Schritt breiten und zwei Fuß tiefen Wasserstrom fand. Das Ufer zierten Fächerpalmen von 60 bis 80 Fuß Höhe, mit dickern Stämmen und schmackhafterem Kohl in der Krone versehen als die gleiche Art am Victoria-River besessen hatte. Die Lagunen schmückten sich mit Riesenwasserlilien (Nelumbium) von der nämlichen Gattung, zu welcher der heilige Lotus der Aegyptier gehörte. Da wo sich der Fluß in Arme theilte, war der Wasserrand mit dickem Schilf umsäumt, dessen frisches Grün scharf von der versengten Vegetation des trockenen Landes abstach. Dort wurde ein Emu oder australischer Strauß gefangen und als frischer Braten dankbar verzehrt.

Man war jetzt vom Carpentariagolf noch etwa 20 deutsche Meilen entfernt, und näherte sich ihm, immer östlich vordringend, bis auf 12 deutsche Meilen. In diesem Abstand von seinem Rande zog man, etwas tiefer binnenwärts wie Leichhardt, gegen Osten, indem man eine Anzahl schon von ihm entdeckter Küstenflüßchen oder Regenbetten nahe ihrem Ursprung quer durchschnitt. Am 19 Juli gab es ein ernstes Zusammentreffen mit Eingebornen. Man hatte nämlich Nachmittags fünf Kerle um das Lager schleichen sehen, die, als sie sich erkannt sahen, ohne Scheu näher traten, aber bald wieder, ohne ein Wort gesprochen zu haben, sich empfahlen. Sie hatten keine Waffen, wohl aber einen Hund bei sich, besaßen ihre Vorderzähne und waren beschnitten. Um 8 Uhr Abends sah man die Schwarzen nach dem Lager schleichen, und als man ihnen durch Zeichen gebot sich zu entfernen, sich nur in das Gras bücken. Dort durfte man sie nicht länger dulden, weßhalb Gregory eine Flinte in die Luft abschießen ließ. Auf den Schuß begannen aber die Wilden ihre Speere zu schwingen, und jetzt ließ Gregory sie mit einer Schrotladung bedienen, welche die gewünschte Wirkung, nämlich eine eilige Flucht, hervorbrachte. Zur Entschuldigung für die Anwendung dieser starken Medicin bemerkt der Entdecker, daß die Australier selbst es als einen casus belli betrachten wenn ein Fremder sich Nachts und still nach ihrem Lager schleicht. Uebrigens rechtfertigt die notorische Gefährlichkeit der Eingebornen Nordaustraliens einen raschen Gebrauch der Waffen. — Am 21 Juli verlor man kurz hintereinander zwei Pferde, die todt am Rand eines Wasserplatzes niederstürzten. Man öffnete ihren Magen um nach Giftpflanzen zu suchen, aber die Nahrung war bereits zu sehr verkleinert um irgend ein Erkennen schädlicher Arten möglich zu machen.

Am 3 August war man nach Gregory's Berechnung dem Carpentariagolf bis auf 50 (engl.) Meilen nahe gekommen, viel näher an Leichhardts Reisepfad als es im Sinne der Entdecker lag. „So wünschenswerth nun ein weiter binnenwärts gelegener Pfad uns gewesen wäre, meint Gregory, so zeigte doch die Dürftigkeit der bisher gekreuzten Wasserläufe daß wir längs dem Saum eines Tafellandes uns bewegten, welches ohne Zweifel nur eine Fortsetzung der Wüste war, in welcher wir Sturt's Creek verloren hatten; auch schließt die geringe Erhebung des Landes, wo die nach dem Carpentariagolf abfallenden Gewässer entspringen, die Möglichkeit von binnenwärts gerichteten größern Wasserläufen aus." Am 12 August überschritt man einen hübschen Wasserlauf, den größten seit dem Roperflusse, mit ausdauernden Wasserlachen, der in der Regenzeit um 20 Fuß aufschwillt und sich 70 bis 100 Schritt ausbreitet, nach allen Anzeichen zu schließen sich auch 50 bis 60 engl. Meilen landeinwärts zieht, und der Abel-Tasman-Fluß unsrer ältern Karten ist. Am 14 August wiederholt Gregory seine obigen Muthmaßungen. „Nach der Form der Berge und der allgemeinen Natur des Bodens zu schließen schreiten wir am Rand des nordaustralischen Tafellandes hin, und dieß erklärt uns die geringe Größe der

Wasserläufe, während die Brüche und Spalten der Gebirge den Regenwassern verstattet haben sich Becken zu wühlen, die das ganze Jahr über Wasserlachen zurückhalten. Jene Brüche in den Schichtungen haben die Kalk- und Basaltgesteine geöffnet, aus denen ein Boden für fruchtbare Oasen gewonnen wurde, ohne welche wir das sonst äußerst öde und ungastliche Land nicht zu durchstreifen vermocht hätten, während außerdem alle Schwierigkeiten nur in dem Auf- und Absteigen steiniger Berge und Thalspalten bestehen, wo nur gut beschlagene Thiere fortkommen können. Es ist wohl möglich daß zwischen unserm Pfad und dem Ufer des Carpentariagolfs kleine Striche nutzbaren Landes liegen, nach Süden zu aber kann wenig anderes als eine öde Sandwüste erwartet werden, da bei jeder Gelegenheit, wo wir die Höhe des Tafellandes erstiegen, nichts angetroffen wurde als klägliche Sandflächen." Am 19 August überschritt man eine Höhe von 1300 Fuß, die größte Erhebung seit man den Victoria verlassen hatte. Von dort hatte man eine unbegränzte Aussicht nach Süden, wo sich die Hochebene glatt wie ein Tisch erstreckte, während gegen Norden niedere, bewaldete Höhenzüge sich gegen den Golf hinabsenkten. Am nämlichen Tage stieg man in das Thal des Nicholson-River, des größten Flusses der sich dort in den Golf ergießt, und in dessen Rinnsal noch ergiebige Lachen zurückgeblieben waren. Der Nicholson verfolgt dort eine östliche Richtung und nähert sich dem Albert-River bis auf einen geringen Abstand, worauf sich dann beide Gewässer geschwisterlich in den Golf ergießen. Den Albert-River und das verabredete Stelldichein für den Schooner Tom Tough erreichte man am 31 August. Man durfte das Schiff dort so schnell noch nicht erwarten, dagegen fand man an den Bäumen Wahrzeichen daß ein Boot des Kriegsdampfers Torch unter Lieutenant Chimmo den Fluß hinaufgefahren war. Die Merkzeichen schienen etliche Wochen alt; man vermuthete daher daß das Schiff sich längst entfernt hätte, und suchte auch nicht nach verscharrten Mittheilungen, ohne zu ahnen daß der Kriegsdampfer der Expedition zur Unterstützung geschickt worden war, sie aber unglücklicherweise verfehlt hatte. Das Wasser des Albert-River scheint bis zu seinem Ursprung salzig zu seyn, da die Ufer einen Saum von Manglegebüschen tragen. Es war daher kein langes Verweilen möglich, und Gregory entschloß sich, ohne den Schooner abzuwarten, schon am 2 Sept. nach der Ostküste aufzubrechen, weil man noch auf fünf Monate mit Mehl, Zucker, Thee ꝛc. versehen war, und man sich durch allmähliches Abschlachten der Pferde mit Fleisch zu versehen gedachte. Die bisherigen Entdeckungen zwischen dem Victoria- und Albert-Fluß enthielten nichts weniger als große Verheißungen. Man hatte sich überzeugt, bemerkte Müller, daß alle Flüsse die dem Carpentariagolf zuströmen, in keiner größern Entfernung als 100 (engl.) Meilen von der Küste entspringen, daß keiner von ihnen, außer der Albert-River, von Quellen getränkt wird, indem alle nur das periodische Regenwasser vom Rande des unfruchtbaren Sandsteintafellandes, welches die Fortsetzung der großen innern Wüste bildet und sich selten über 1000 Fuß erhebt, zum Meere führen.

Es war ursprünglich die Absicht gewesen vom Albert-River in östlicher Richtung nach der Ostküste vorzudringen, man würde dann also durch die kürzeste Ueberlandlinie den Isthmus überschritten haben, welcher an der Basis der spitzen Continentalzunge liegt, die, den Carpentariagolf gegen Osten begränzend, nach der Torresstraße aufsteigt. Später sah man sich aber zu einer Curve gegen Norden hin gezwungen. Am 4 Sept. gegen Abend stießen auf die Karawane 9 Schwarze, die anfänglich Lust zum Raufen zeigten, später aber sich zurückzogen. Diese Eingebornen besaßen nicht das Geringste auf dem Leibe, waren nicht beschnitten und mit allen Vorderzähnen versehen. Sie trugen aber Schilder ($2^1/_2$ Fuß lang und 8 Zoll breit), Keulen ($2^1/_2$ Fuß lang und $2^1/_2$ Zoll Durchmesser), lange schwere Speere aus hartem Holz, die aus freier Hand, und Rohrspeere zum Fischfang, die mit einem Wurfbrett geschleudert werden. Am andern Morgen hörte man den Zuruf der Wilden oberhalb des Lagers, und bald darauf näherten sich 19 Bewaffnete den aufbrechenden Entdeckern. Sie machten anscheinend keine feindselige Bewegung, und jemand der ihren verrätherischen Sinn nicht gekannt hätte würde sie für friedlichen Sinnes gehalten haben. Als man sich in Bewegung setzte, folgten sie der Karawane, bis diese ein jäh eingeschnittenes Rinnsal zu kreuzen hatte, wo die Kerle anfiengen ihre Speere wurfbereit aufzuheben und die Reiter in dem gefährlichen Defilé anzugreifen. In dem Augenblick aber wo ihr Anführer den Speer entsenden wollte, erhielt er eine Schrotladung, daß die Waffe einen unschädlichen Wurf bekam. Er drehte um und die Bande gerieth ins Schwanken. Jetzt sprengten die Reiter auf das Gesindel los, und ein paar Schrotladungen aus den Drehpistolen trieben die Angreifer in völlige Flucht, bis auf einen Mann, welcher rasch an einem Baum in die Höhe kletterte, wo man ihn auch seinem Nachdenken überließ. Am 12 Sept. befand man sich unter 18° s. Br. und unter dem gleichen Meridian wie das östliche Ufer des Carpentariagolfs. Man sah sich aber genöthigt den ursprünglichen Plan, sogleich nach den Flußgebieten der Ostküste vorzudringen, fallen zu lassen, vielmehr statt dessen zuvor im Norden den Gilbert-Fluß aufzusuchen, der sich wiederum in den Carpentariagolf ergießt, so daß sich also die Reise ganz in der Nähe von Leichhardts Route (1845) hielt. Der Weg nach dem Gilbert, den man am 21 Sept. erreichte, war äußerst beschwerlich, da man immer auf den Fund etlicher Regenlachen angewiesen blieb. „Wenige unserer bisher durchreisten Strecken, bemerkt Gregory, waren so beraubt von Thierleben als die Sandebenen, die wir seit Flinders-River überschritten. Es wurden keine Känguruhs oder nur Spuren davon, selten einige Emuspuren, und Vögel selbst an den Wasserpfützen nur wenige gesehen." Doch stieß man vielfach auf Schlafplätze der Wilden und auf Tausende menschlicher Fußabdrücke in dem von der Sonne gebrannten Lehm, so daß in der Regenzeit dieses flache Land ausgedehnte Ueberschwemmungen erleiden und häufig besucht werden muß. Unterwegs wurde das erste Pferd geschlachtet und das Fleisch an der Sonne gedörrt.

Den Gilbert-Fluß zog man aufwärts, d. h. gegen Südosten, bis zum 1 October, wo man seinem Ursprung sich näherte. Auch dieser Fluß „floß" nicht, sondern enthielt in seinem Bett nur eine Kette von Wasserpfützen, sonst noch einigen Baumwuchs und Weidestrecken an seinen Ufern, während weiter abseits eine trostlose Wüste sich erstreckte. Am 6 Oct. brach Gregory mit seinem Bruder allein auf, um, während man im Lager ein zweites Pferd schlachtete, einen Uebergang von dem Ursprung des Gilbert unter 18° 40′ nach den gegen Ost etwa 18 deutsche Meilen gelegenen Wasserläufen des Burdekin, eines Flusses der Ostküste, also die Wasserscheide zwischen dieser und dem Carpentariagolf zu suchen. Man befand sich in einem sehr gebirgigen Theil des Innern, dünn bewachsen mit niederm Holz und dürrem Gras. Gegen Osten öffnete sich ein großes Thal oder eine Ebene mit einer Reihe grüner Bäume, welche den Lauf eines Regenbettes erkennen ließen. Man erreichte dieses am andern Tag, mußte aber lange suchen ehe

man auf eine reichliche Wasserlache stieß. Auf dem Rückweg jedoch, den man in veränderter Richtung antrat, stieß man auf zwei Wasserplätze, an welchen vorüber die Karawane in den nächsten Tagen geführt wurde, wobei man dicht an dem höchsten Punkt (2500 Fuß über der See) des Gebirges vorüber kam. In der Richtung des Regenbettes gelangte man am 12 Oct. an eine hübsche Lagune, 1/4 (engl.) Meile lang, 70 Schritt breit und von 10 Fuß Tiefe in der Regenzeit. Gregory ist der Ansicht daß diese Wasser noch nicht zum Burdekin gehören, sondern den Ursprung des Lynd-River, also noch immer eines carpentarischen Gewässers bilden. Ein Rinnsal welches später zum Burdekin führte, erreichte man erst am 14 Oct. Dort war in Folge der eingetretenen Regenzeit frisches Gras im Ueberfluß vorhanden, auch wollte man an den Bäumen starke Verletzungen wahrnehmen, die man einem Hagelwetter zuschrieb. Am andern Abend brachte ein heftiges Gewitter das Regenbett zum Fließen, und am nächsten Tage schon gewann man den Burdekin, in dessen 100 Schritt breitem Bett ein starker Strom dahinschoß. Diese Fülle war nun zwar größtentheils den letzten Regengüssen zu verdanken, doch bestätigte der Pflanzenwuchs an den Uferrändern daß der Fluß nie völlig austrockne. Die Moretonbay-Esche, die Gummipappel und ein Gummibaum mit rauher Rinde und grünen Blättern mischten sich unter die Eisenbirken, das Blutholz und andere Eucalypten, aus denen die Wälder bestanden, während Casuarinen und Melaleuca Leukodendron in den Betten der Wasserläufe wuchsen. Auch treffliche Weideplätze begleiteten den Fluß, der sich an einer Stelle in lebendigen Sprüngen über eine Stufe hinabstürzte und durchschnittlich auf 10 bis 20 Schritt 1 Fuß tiefes Wasser besaß. Auch dort bemerkte man daß überall wo Basalt auftrat eine schwarze Erde entstanden war, welche vortreffliches Gras erzeugte. Abseits vom Fluß stieß man auch auf kleinere Seen, die ihren Ueberschuß in den Burdekin senden, überhaupt gewann, je weiter abwärts man kam, das nutzbare Land an Umfang. Der Burdekin bewegt sich in einem Abstand von 15 deutschen Meilen parallel mit der Ostküste auf 40 deutsche Meilen von Nordwest gegen Südost, und ist jedenfalls am nördlichen Theile der Ostküste der lohnendste Erdstrich für künftige Ansiedler. Nur dann und wann begegnete man Spuren von Eingebornen, auch sah man etliche splitternackte Gins (Weiber), die sich gewöhnlich durch Erklettern von Bäumen vor den Fremdlingen zu retten suchten.

Am 30 Oct. gelangte man an den Zusammenfluß des Burdekin und Suttor River (20° 35'), die dann von dort nach Nordosten der nahen Küste zueilen. Mit dem Burdekin verglichen, ist der Suttor ein geringer Fluß, mit einem Bett welches sich gelegentlich auf 100 Schritt erweitert, und welches der Fluß, wenn auch nur seicht, ausfüllt. Den Suttor aufwärts drang man südwärts vor, doch hörte der Fluß bald auf zu fließen, so daß man in seinem meist trocknen Bett im Schatten der Gummi- und Melaleuca-Bäume bequem sich bewegen konnte. Die Seltenheit des Wassers wird wohl für immer diese Uferstrecken der Viehzucht entziehen, obwohl es auch am Suttor nicht an hübschen Grasplätzen fehlt. Am 3 Nov. begegnete man einigen bestürzten Wilden, und bemerkte zugleich zahlreiche Streiche ihrer Steinärte an den Bäumen, wo sie Honig geraubt oder Opossums in hohlen Stämmen gefangen hatten. Als man am 5 Nov. am Belyando, einem Seitenfluß des Suttor, den 22° s. Br. und zugleich die Stelle erreicht hatte wo Sir T. L. Mitchells äußerstes Lager am Flusse gestanden, so daß man also seine mit Leichhardts Entdeckungen verknüpft hatte, suchte man sich jetzt der Küste wieder durch eine südöstliche Richtung zu nähern und den Isthmus zu überschreiten, welcher zwischen dem Flußgebiete des Burdekin (Belyando) und den Mackenzie- oder Fitzroy-Gewässern liegt, und dort einen Raum von 30 deutschen Meilen einnimmt. Am 10 November überschritt man die Wasserscheide, und am 12 Nov. bemerkte man Buchstabeneinschnitte in den Bäumen, die zwei Jahre zuvor eingegraben worden waren. Noch ehe man an den Mackenzie gelangte, durchstrich man prächtige Prairien, mit Cypressenwäldern besäumt, welche unübertreffliche Ansiedlungsplätze liefern würden wenn es nicht an beständigem Wasser gebräche. Am 15 Nov. endlich stieß man auf den Mackenzie, einen stattlichen Fluß zwischen hohen begrasten Ufern, dessen tiefere Rinnsale die Regenzeit schon gefüllt hatte, während voriges Jahr, nach den Fluthzeichen zu schließen, das Hochwasser 25 Fuß gestiegen war. Der Zwergcitronen-Baum hieng damals gerade voller Früchte, die zwar nur einen halben Zoll im Durchmesser besitzen, mit Zucker gekocht aber ein treffliches Gericht liefern. Den Mackenzie zog man abwärts, hie und da an den Bäumen auf eingehauene Buchstaben, darunter auch auf Leichhardts Namen von seiner zweiten und letzten Reise her, stoßend, [1] bis man am 22 Nov. zum erstenmal wieder auf eine europäische Wohnung, die Niederlassung der HH. Conner und Fitz, und damit auf den Saum der Civilisation stieß.

Dieser zweite Abschnitt von Gregory's nordaustralischer Reise ist eigentlich nur eine Ergänzung zu Leichhardts Entdeckungen im Jahre 1845, und die Summe der Ergebnisse faßt Müller in folgende Bemerkungen zusammen: „Das Land war östlich wie westlich vom Carpentariagolfe größtentheils mit Gestrüpp bedeckt, und der Wassermangel wurde oft fühlbar. Die Dürre der Jahreszeit trieb uns daher stets wieder zum Küstenstrich zurück, so daß wir das Newcastle-Gebirge, welches die Flüsse der Nord- und Ostküste scheidet, nicht vom Leichhardts- oder Flinders-, sondern vom Gilbert-Fluß aus erreichten, in dessen Nähe der Zoolog Gilbert, Leichhardts vortrefflicher Begleiter, unter den Händen der Eingebornen gefallen war." — „Werfen wir jetzt, schließt unser Landsmann, einen Rückblick auf das Geschehene, so werden wir wahrnehmen daß bloß längs der Strandlinie zwischen Sharks- (Haifisch-) Bay (an der Ecke der Nord- und Westküste) und dem Glenelg-Flusse (fünf geogr. Grade westl. vom Victoria) die Entdeckung weit aus dem Innern kommender Flüsse noch möglich bleibt, weil rings umher in allen übrigen Strichen Australiens durch Landreisen entweder die Ausdehnung der Flußsysteme oder ihre Abwesenheit nachgewiesen worden ist, denn das Vorhandenseyn von bedeutenden Strömen die landeinwärts fließen, ist durch die jetzt gesammelten Erfahrungen mehr als unwahrscheinlich geworden, nicht nur weil bisher die wasserlose Wüste dem weitern Vordringen der Reisenden ins Innere eine allseitige Schranke setzte, sondern auch weil von keinem der entlegensten bekannten Punkte des Innern Bergketten, welche auf Bildung von Flüssen deuteten, wahrgenommen wurden."

---

[1] Ueber diese letzte Reise und Leichhardts Schicksale vergleiche man Dr. Ludwig Leichhardt, eine biographische Skizze nebst einem Bericht über seine zweite Reise nach dem Tagebuche seines Begleiters Daniel Bunce, von C. A. Zuchold. Leipzig 1856. Selbstverl. des Verfassers.

Ein Besuch auf der Oatlans-Insel an der Küste zwischen Georgia und Süd-Carolina.

Von Wilhelm Bischoff, kgl. Hofgärtner in München.

Die ganze südliche Küste der Vereinigten Staaten ist mit einer großen Anzahl von Inseln umgeben, die nach Maßgabe ihrer Größe bewohnt oder unbewohnt sind, und bei aller Einförmigkeit ihrer Vegetation und Thierwelt dennoch oft recht interessante und schöne Bilder liefern. Die vielen tiefen Buchten, mit üppiger Waldvegetation umgeben, erzeugen durch grelle Lichter und tiefe Schatten die reizendsten Bilder, die noch durch Blattformen, Färbung, Fremdartigkeit der Linien und Staffage, wie z. B. Alligatoren, Wasservögel, Schlangen ꝛc., die überraschendsten Wirkungen hervorbringen. Man wird von einem eigenthümlichen Gefühl überfallen, wenn man sich so ganz allein auf einer dichtbewaldeten Insel im Ocean weiß; alle Träume der Jugend werden wieder wach, und Robinson Crusoe tritt lebhaft vor die Phantasie. Wenn auch die volle Ueberzeugung da ist daß keine Menschenfresser dort hausen, so malt sich dennoch hinreichend Gefahr vor unseren Augen um die Nerven aufzuregen, die noch dadurch erhöht wird daß man durch die Brandung des Oceans fortwährend an die tiefen Wasser erinnert ist welche uns umgeben.

Auf diesen Inseln wächst die Palmetto-Palme, Chamerops palmetta, besonders häufig, und wird für den Markt gesammelt, auf dem sie als Gemüse keine unbedeutende Rolle spielt. Der Baum dessen Herzspitze dieß Gemüse liefert, ist jedesmal verloren, und ein Baum reicht eben hin 4 bis 5 Menschen für eine Mahlzeit zu sättigen; um aber zu dieser Größe zu gelangen, sind 20 bis 30 Jahre erforderlich, und es läßt sich hieraus leicht berechnen wie groß die Anzahl dieser Bäume seyn muß den Bedarf zu decken, und sie für den sehr niedern Preis von 8 bis 9 Cent per Stück liefern zu können. Der Geschmack hat einige Aehnlichkeit mit jenem unserer Spargeln, ist aber viel bitterer und kann nur durch die Kochkunst gemildert werden.

Ich saß eines Mittags mit einem Freunde zu Tisch wo Palmetto-Gemüse servirt wurde, und so kamen wir auf den Gedanken zusammen eine botanische Excursion nach einer dieser Inseln zu unternehmen. An einem herrlichen Frühlingsmorgen begaben wir uns, ausgerüstet mit Flußpapier zum Pflanzentrocknen, Nadeln, Büchsen und Schachteln um Insecten und Schmetterlinge zu sammeln, und jeder mit einer Doppelflinte bewaffnet um uns nöthigenfalls vertheidigen zu können und Vögel zum Ausbalgen zu schießen, auf den Weg. Das Flußpapier zwischen zwei Drathgitter gelegt, in welches man die Pflanzen gleich an Ort und Stelle einlegt, fand ich sowohl zum Transport, sowie auch zum Trocknen am geeignetsten, weil die Pflanzen ihre Farbe weit besser erhielten wie jene welche well nach Hause gebracht wurden. Mit Tagesanbruch verließen wir die Stadt Savannah in südöstlicher Richtung, kamen durch viele Gemüsegärten, welche vor wenigen Jahren noch dichter Wald bedeckte, und kreuzten eine auf Actien neu angelegte Straße aus lauter Austernschalen erbaut, für die das spazierenfahrende Publicum der Gesellschaft nicht dankbar genug seyn kann. Man schätzt den Werth einer solchen Straße erst dann recht, wenn man sich ringsum im ganzen Lande genöthigt sieht in schuhtiefem Sande zu waten. Die Straße führt von Savannah nach Thunderbold, ungefähr sechs engl. Meilen lang durch lauter Wald an die Seeküste. Der prächtige in der Nähe gelegene Kirchhof Bonaventura hat an Besuchenden sehr gewonnen, und Thunderbold selbst, zur Zeit nur ein vereinzelt stehendes Wirthshaus am Salzwasser, wird bald zu einem bedeutenden Ort heranwachsen. Nachdem wir uns durch ein ganzes Feld voll Eupatorium foeniculaceum und coronopifolium durchgearbeitet hatten, erreichten wir den sumpfigen Wald und schlugen nun eine mehr östliche Richtung gegen den Meeresstrand ein. Die ersten Sträucher welche uns auffielen, waren 10 bis 15 Fuß hohe Bumelia lycioides mit sehr dornigem harten Holze, tenax und lanuginosa nebst vielen gewöhnlichen Pflanzen die am Wege wuchsen, wie Erigeron canadense, philadelphicum, Kirgia caroliniana, Chrysogonum virginianum zu den Compositen gehörig, Leptocaulis divaricatus, eine Doldenpflanze, Helianthemum grandiflorum, eine sehr schön blaublühende Salvia lyrata, Verbena caroliniana, eine hübsche Polygala lutea und Phlox Drummondii in allen Farben-Verschiedenheiten. Auch viele Pflanzen welche dem Lande nicht angehörten und sich nach und nach aus den Gärten entfernten, sowie eine große Anzahl europäischer Unkräuter hatten sich hier eingenistet und wurden wahrscheinlich unter anderen Samen hieher verschleppt. Eine prächtige Rose, Rosa laevigata, unter dem Namen Cherokee-Rose bekannt, zierte den Saum der Wälder. Ihre glänzend lackgrünen Blätter, ihre großen weißen Blumen die durch einzelne Ranken oft hoch bis in die Aeste der Bäume getragen werden, schmücken den Wald. Eng gepflanzt wird sie als Zaun benützt, und ist dann undurchdringlich für Menschen und Thiere. Wir fanden viele Magnolia grandiflora, Bäume von 70 bis 80 Fuß Höhe und entsprechend dickem Stamme, die aber immer vom Sturme ihrer Spitze beraubt waren und meist ganz von Tillandsia usneoides, einem weißen Baummoos, überwuchert wurden. Eine äußerst malerische Gruppe immergrüner Eichen Quercus virens fesselte unsere ganze Aufmerksamkeit und wäre würdig gewesen den Pinsel eines Landschaftsmalers zu beschäftigen. Diese Gruppe stand ursprünglich auf einem Damm, der durch Zeit und Wasser weggewaschen wurde, und nun zeigten sich die mannsdicken Wurzeln 4 bis 5 Fuß über der Erde im seltsamsten Gewinde zuletzt wieder in einen Stamm vereint, und gaben der Gruppe das Aussehen, als ob es viele Bäume seyen welche sich zu einem Stamme vereint hätten. Der Stamm war ganz mit Moosen und Farrenkräutern überzogen, und die niederen bis zur Erde reichenden Aeste bildeten zugleich eine natürliche Brücke über einen kleinen Bach, den wir zu passieren hatten. Beim Ueberschreiten des Baches sahen wir eine Menge Schlangen ihr Spiel im Wasser treiben. Mit außerordentlicher Schnelligkeit bewegten sie sich unter einander, daß man Mühe hatte dem Laufe einer einzigen zu folgen. Die Schlangen waren 3 bis 4 Schuh lang, sehr giftig und sind unter dem Namen Wasser-Moccassins bekannt. Lange ergötzten wir uns an ihrem Spiel, bis wir zuletzt dem Scherz damit ein Ende machten daß wir mit einem langen Baumaste mehrere erschlugen, der Rest aber scheu gemacht unter der Oberfläche verschwand und sich nicht wieder sehen ließ. Diese Schlange ist sehr gefürchtet, denn sie beißt auch ohne gereizt zu seyn, und ihr Gift soll dem der Klapperschlange wenig nachstehen. Sie ist sehr häufig dort, und ich sah ihr oft zu wenn sie Frösche fieng, mit welcher Schnelligkeit sie ihre unglücklichen Opfer erhaschte. Man hat dort ein sehr sicheres Zeichen die giftigen Schlangen an ihrem Bau sogleich zu erkennen. Der Kopf ist dreieckig in Form einer Maurerkelle, platt und der Hals sehr dünn. Hat eine Schlange diese Zeichen und man ist nicht wohl bewaffnet, so ist es besser nicht in ihre Nähe zu kommen. Als

Mittel gegen den giftigen Biß wird Branntwein im Uebermaß genossen angewendet. An der sumpfigsten Stelle war der Boden dicht mit einem hohen Rohr Arundinaria macrosperma bewachsen, welches unser Vordringen sehr erschwerte. An den tiefsten Stellen im Wasser fanden wir Gordonia Lasianthus, ein immergrüner Baum mit schöner weißer Blüthe oft viele Fuß tief unter Wasser stehend, ebenso Viburnum nudiflorum mit schönen weißen Doldenblüthen, 5 bis 8 Fuß tief unter Wasser; ferners Nyssa aquatica und uniflora mit sonderbar verdicktem Stamme und sehr oberflächlichen Wurzeln, die man wegen ihrer Leichtigkeit und schwammartigen Consistenz zu Korkpropfen an Fischnetzen verwendet, um diese über dem Wasser zu erhalten. Eine andere Art Nyssa capitata liefert eßbare Früchte, welche in Zucker eingesotten viele Aehnlichkeit mit unseren eingesottenen Reineclauds haben und weit herum als Leckerbissen unter dem Namen Ogechee lime versendet werden. Auf den erhöhten mehr trocknen Stellen standen Quercus Catesbaei, eine strauchartige Eiche mit glänzendem Blatt, Quercus pumila und nana als Unterholz, Quercus nigra, 20 bis 25 Fuß hoch in purem Sande, Quercus falcata, die gewöhnlichste Eiche an der Küste mit 70 bis 80 Fuß Höhe und 5 Fuß Durchmesser über dem Boden, Quercus obtusiloba ebenfalls sehr hoch. Diese hat nach der Quercus virens das härteste Holz. Acer rubrum mischte sich mit seinen schönen rothen Samenkapseln überall unter das vielfarbige Grün und erhöhte den Reiz dieser Waldgegend. Vitis labrusca wand sich auf trockenen Stellen bis zu den Gipfeln der höchsten Bäume empor, ist eine prächtige Decorationspflanze, deren Schönheit im Herbste noch durch eine Menge großbeeriger blauer Trauben erhöht wird, deren Geschmack leider ihrer Schönheit nicht entspricht, und nur von den Hirschen Anerkennung findet, die sie fleißig sammeln. Von den schönen Smilaxarten fanden wir laurifolia sehr gemein und immer an nassen Stellen, Smilax glauca ebenfalls häufig und Smilax Waltherii, die seltenste unter dieser Art. Die dornigen zähen Ranken dieser Schlingpflanzen, welche den Wald nach allen Richtungen durchziehen, machen das Gehen äußerst beschwerlich, und bei jeder Tour kann man sicher rechnen mit einigen Löchern in den Kleidungsstücken nach Hause zu kommen. Chamerops serrulata kommt überall und immer gesellschaftlich vor, histrix hingegen vereinzelt. Cornus florida, ein sehr schöner Strauch mit großen weißen Blüthen, ist eine Zierde der Gegend. Das Geschlecht der Heidelbeeren ist dort reichlich vertreten, und die Beeren der meisten Arten werden von den Negern zum Verkaufe gesammelt. Vaccinium myrsinites, mit ganz kleinen Blättern und kleinen schwarzen Beeren, Vaccinium stamineum, ein schöner 3 bis 4 Fuß hoher Strauch mit herrlichen Blüthentrauben und blaugrünen Blättern, Vaccinium dumosum, wird nur ein Fuß hoch mit geschlossenen krugförmigen Blüthen und kriechenden Wurzeln mit aufrechtstehendem Stamme, eine sehr zierliche Pflanze. Vaccinium frondosum liefert die größten und beliebtesten Früchte und kommt am häufigsten vor. Vaccinium corymbosum wird 4 bis 8 Fuß hoch, liebt nur ganz nasse Stellen und ihre geschmacklosen Früchte reifen sehr früh.

Vaccinium galezans, wahrscheinlich nur eine Varietät von arboreum, wird 20 Fuß hoch, war mit weißen Blüthentrauben ganz übersäet, die, obschon sehr klein, durch ihre große Anzahl dem Baum ein herrliches Ansehen gaben. Die Früchte davon sind schlecht und werden nicht gesammelt. Auf unserem weiteren Wege kamen wir an eine Stelle im Wald, die ganz besonders mit Schlingpflanzen aller Arten übersponnen war, und die hübschesten Bilder durch Guirlanden mit verschiedenartigen Blattformen und Grün erzeugten, wovon einige sich bis auf die Gipfel der höchsten Bäume wanden und oft bis zur Hälfte ihrer Höhe mit Blumen bedeckt wieder herunterhiengen. Ein alter Baumstamm war es besonders der meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm; diesen hatte sich eine Decumaria sarmentosa als Anhaltspunkt auserlesen, und dieser stand ganz weiß wie eine Säule im dunkeln Wald. Die großen weißen Blüthendolden überzogen den Stamm derart daß von Rinde und Blätter fast nichts mehr zu sehen war. Warum diese schöne Pflanze, deren Stamm sich wie Epheu anlegt, nicht mehr als Zierpflanze in unseren Gärten verwendet wird, konnte ich mir nicht erklären.

Gelsemium sempervirens, voll gelber wohlriechender Blumen, Bignonia capreolata, letztere in voller Blüthe, entfaltete ihre schönen rothgelben Blumenglocken in den Gipfeln der Bäume, Caprifolium sempervirens, Hedera quinquefolium, Wisteria frutescens, mit Trauben dichtgedrängter, blaßvioletter Schmetterlingsblumen und ungeheuer langen Ranken, Cissus bipinnata, prächtigen, vielfach zertheilten Blättern, aber unscheinbarer Blüthe, waren häufig. Vitis aestivalis und rotundifolia sind längs der Seeküste die gewöhnlichsten dieser zahlreichen Familie, und besonders ist es letztere welche eine staunenerregende Höhe erreicht. An vielen Orten macht man aus der weißen Varietät, die dort Scuppernong heißt und auf den niederen Inseln von Nord-Carolina sehr häufig wächst, Wein, den man gar nicht mit Rheinwein vergleichen kann, der aber in Ermanglung eines besseren Getränks dem durstigen Wanderer dennoch Labsal gewährt. Es begeben sich ganze Gesellschaften zu diesem Zweck in Booten auf diese Inseln, campiren während der Weinlese im Wald, und keltern den Wein auch gleich an Ort und Stelle, wo er stark mit Branntwein versetzt wird. Des Abends versammelt sich die Gesellschaft ums Feuer bei der Kaffeekanne, und es wird geplaudert, gelacht, Anekdoten erzählt und gesungen, bis zuletzt der Schlaf jeden in seine wollene Decke gewickelt zu Boden drückt, um den nächsten Tag wieder gestärkt an seine Arbeit zu gehen. Die Traube ist groß, dickhäutig, die Beeren vereinzelt, und fallen bei ihrer Reife ab, so daß sie den Boden oft ganz bedecken; die Rinde löst sich nicht wie bei den gewöhnlichen Rebstöcken vom Stamm, ist glatt und weiß getupft. Eine recht auffallende Schlingpflanze fanden wir, die dort unter dem Namen Supple Jack (Berchemia volubilis) geht. Diese Schlingpflanze schneidet oft die schönsten Schrauben in die Bäume, wenn sie sich um einen jungen Baum windet und dieser fortwächst. Man findet manchmal sehr regelmäßige Schrauben um ganz dünne Stämmchen geschnitten, die dann als Spazierstöcke verkauft werden. An einer feuchten Stelle fanden wir den Boden mit einer recht hübschen Pflanze Trillium sessile überzogen, deren dunkelpurpurne Blüthen und schön gefleckte Blätter werth wären unsere Gärten zu zieren. Eine andere Pflanze welche durch ihre medicinischen Eigenschaften sich einiges Ansehen erworben, ist das Podophyllum peltatum (Mayapple oder Mandrak genannt). Die Blüthen sind weiß, groß und gehören zu den Berberidaceæ, die Wirkung der Wurzel ist die der Jalappawurzel. Eine größere Zukunft verspricht man sich von einem baumartigen Strauch, welcher ebenfalls sehr gemein ist, und von dem man glaubt daß er die Fieberrinde ersetzen werde. Es ist Pinckneya pubens zu den Cinchonaceæ gehörend. Die großen rosenrothen Bracteen geben zur Blüthezeit dem Strauch ein herrliches Ansehen. Auf den erhöhten trockneren Stellen war der Wald mit Prinos glaber und crassifolia, eine Art Dintenbeere mit lederartigen Blättern, und Myrica cerifera als Unterholz dicht über-

zogen, durch welches wir nach vielen Mühen uns endlich an den Meeresstrand arbeiteten, den wir eine Viertelstunde lang zu verfolgen hatten, bis wir die Fähre erreichten. Bei unserer Ankunft an der Fähre war Ebbe eingetreten, und der Neger hatte keine Lust zu fahren. Erst mußte er den Schlüssel holen um das Boot zu lösen, und obgleich er nur einige hundert Schritte zu gehen hatte, blieb er dennoch eine halbe Stunde aus, dann waren die Ruder verloren, und das jenseitige Ufer der Insel so schlammig daß man nirgends landen konnte, und als er sich anschicken sollte neue Ruder herzurichten, stellte er sich absichtlich so langsam und ungeschickt, daß uns endlich die Geduld riß und wir das Geschäft selbst übernahmen. Der Kerl wurde tüchtig heruntergeschimpft, und wir begannen die Fahrt auf eigenes Risico.

Wir hatten in diesem Salzwasserarm, der Augustin River genannt wird, und den die Dampfer von Florida kommend durchfahren müssen, sehr starke Strömung gegen uns, und konnten nur dadurch mühsam vorwärts kommen daß wir uns hart am Ufer hielten, bis wir, eine halbe Stunde oberhalb unserem Landungsplatz angekommen, den Strom, der hier $3/4$ Stunden breit seyn mochte, kreuzten, und so zur jenseitigen Küste gelangten, die uns aber in der That noch große Schwierigkeiten bereitete, bis wir an eine Stelle kamen, an welcher das Wasser dem Ufer so nahe kam, um nicht durch 5—6 Fuß tiefen Schlamm eine Viertelstunde weit waten zu müssen. Die ganze Insel umgibt ein breiter Gürtel von einer Binsenart, die während der Fluth ganz unter Wasser steht, zur Zeit der Ebbe aber trocken liegt, und von vielen Alligatoren bewohnt wird. Wir sahen einen wohl 12 Schuh langen Alligator vor uns aus den Binsen ins Wasser springen, waren aber mit Rudern so beschäftigt daß wir nicht schnell genug unsere Schießwaffe ergreifen konnten, ehe er verschwand. Wir hätten auch sicherlich ihm keinen Schaden zugefügt, denn die Haut dieser Thiere ist so dick daß sie keine Kugel durchläßt, am allerwenigsten aber unser Vogelschrot. Beim Schießen der Alligatoren sucht man ihnen mit der Kugel das Rückgrat zu brechen, sonst sind sie an wenig Stellen verwundbar. In neuerer Zeit hat man ein Mittel gefunden ihre Haut zu gerben und Stiefel daraus zu verfertigen, wodurch diese häßlichen und gefährlichen Thiere hoffentlich etwas vermindert werden. In früheren Zeiten waren sie dem Menschen viel gefährlicher als sie jetzt sind, seit sie die Gewalt des Schießpulvers respectiren gelernt haben. Beim geringsten Lärmen fliehen sie ins Wasser, und sind nur in diesem Element den Badenden gefährlich, oder wenn man allein von ihnen im Schilf überrascht wird. Ihre Anzahl an der Küste ist ungeheuer, und überall zeigen die niedergedrückten Binsen die deutlichsten Spuren wo sie ihre trägen Körper darüber weggeschleppt haben. Eine große Anzahl Enten und Marschhühner (Podiceps) die unseren Blaßhühnern viel ähnlich sehen, erhoben sich lärmend von Zeit zu Zeit, ohne daß wir eines erlegen konnten, sowie auch ein Schuß auf einen schönen weißen Reiher mißglückte. Endlich hatten wir den Augustin River überstanden und stiegen auf der Insel ans Land. Eine große Quercus virens ganz in Baummoos Tillandsia usneoides gehüllt, Juniperus virginiana, mit zwei Fuß Dicke über den Stamm, Chamerops palmetta in großer Anzahl bis zu 60 Fuß Höhe bedeckten, nebst vielen anderen Bäumen, die Insel; die Palmetta ist jedoch nur im jungen Zustande sehr schön, und bekommt im Alter immer kleinere Blätter. Die kahlen Stämme erheben sich hoch in die Luft und sehen durch ihre fremde Form mehr interessant als schön aus. In der Jugend hingegen ist der Stamm bis zur Erde mit großen schönen Blättern bedeckt, denen man die Spitzen abschneidet, sie mit Drath einfaßt und als Fächer verkauft. Baccharis halimifolia und Iva frutescens, zwei Sträucher zu den Compositen gehörig, repräsentirten unsere Weiden. Die Blüthen weiß, die Blätter graciös und lederartig. Nachdem wir auf der Insel hin- und hergekreuzten, kamen wir auf ein altes Haus, welches einmal sehr stattlich gewesen seyn muß, dabei ein schöner Garten in ganz verwildertem Zustand mit den größten Camellien die ich je gesehen, und wovon mehrere wohl 30 Fuß Höhe noch überstiegen; Myrten, Mimosen, Granatbäume, Jasmin, Lorbeer, einige große Cycas revoluta und noch andere Bäume, doch alle in den Naturzustand zurückgekehrt. Nur die Art der Pflanzung im französischen Styl verrieth den Garten, der früher bessere Zeiten erlebt hatte. Argemone mexicana und alba hatten Besitz von dem Hof und Feldern genommen, und standen in voller Blüthe. Das Haus war verfallen und verlassen. Wir machten eine lange Tour um die Insel, auf der es wie ausgestorben schien, während auf dem Festland der Wald von Vögeln aller Art belebt ist. Nur Waschbären hausen hier und nähren sich von den zahllosen Austern, welche die Küste bewohnen. Große Magnolien, Prunus americana, Pinus maritima und longifolia mitten in den Binsenfeldern, und an manchen Stellen hohe Ufer mit überhängenden Lebenseichen erzeugten oft herrliche Bilder durch ihre in tiefem Schatten liegenden Buchten. Pinus palustris fand ich auch hier nur auf den trockenen Stellen, und ich glaube daß dieser Baum seinen Namen mit Unrecht führt, da ich ihn auf feuchten Stellen nie schön und in gesundem Zustand antraf. Endlich erreichten wir ein kleines Haus am Strand von einer Negerfamilie bewohnt, welche sich von Fisch- und Austernfang ernährt, und da einige Jungen eben Krabben fiengen und ich sehr ermüdet war, so schlug ich vor Krabben zu fangen um wenigstens zum Sitzen zu kommen. Wir bekamen zu diesem Endzweck eine 20 Fuß lange Leine mit einem Stück Fleisch daran gebunden, das mein Freund zu handhaben unternahm. Ich erhielt ein kleines Netz an einem Stock befestigt, und mußte die Krabbe damit aus dem Wasser heben, wenn sie sich am Fleisch festhielt. Mein Freund, ein geborner Amerikaner, war mit dieser Fischerei und allen Vortheilen dabei vertraut, senkte sein Köder auf den Grund und zog bald eine Krabbe an die Oberfläche, deren Anwesenheit er durch die eigenthümliche Bewegung der Leine bemerkt hatte. Während die Krabbe unter dem Wasser sichtbar wurde, schob ich mein Netz unter sie, und das Köder hatte auch die Oberfläche noch nicht ganz erreicht, als sie dasselbe fahren ließ, und in meinem Netz ins Boot gehoben wurde; man bedarf hiezu keiner Angelhaken, denn die Krabbe hängt sich mit ihren krebsartigen Scheeren fest an das Köder und läßt sich, so lange sie unter Wasser ist, willig hin- und herziehen. Das beste Köder zu dieser Fischerei ist ein Huhn; da sie aber so häufig sind, so fängt man sie mit jedem Fleisch. Wir fiengen fünf Stück, ruhten bei dieser Gelegenheit aus, und da es das erstemal war daß ich bei dieser Fischerei thätig mitwirkte, so unterhielt ich mich ausgezeichnet gut. Mangel an Zeit hinderte uns jedoch daß wir nicht gleich in der Negerhütte uns ein paar Stücke sieden ließen, die bei viel größerem Körper und mehr Fleisch fast ebenso fein wie unsere Krebse schmecken. Eine Menge dichtbewaldeter kleiner Inseln liegen am Ausgang des Savannah-Flusses ins offene Meer, wohin sich die entlaufenen Negersklaven flüchten und versteckt halten, und vielleicht war dieß auch der Grund warum unser Fährmann uns nicht übersetzen wollte, weil er fürchtete, wir könnten in der Absicht gekommen seyn einen Neger zu suchen. In diesen Binsenfeldern leben auch viele verwilderte Schweine, die sehr scheu sind, und nicht leicht ohne Hunde zum

Schuß kommen. Man findet sie immer am Meeresstrand, wo sie durch Austern und andere Seethiere Nahrung genug erhalten, und sich unter diesen günstigen Verhältnissen stark vermehren. Wir tauschten uns bei der Fischerfamilie bessere Ruder ein, bewunderten eine ungeheure große Olea americana, welche die Negerhütte bedeckte, machten uns den Fischer zum Freund für einige gespendete Cigarren, und kehrten zum Festland zurück um unser Boot abzuliefern und die Fähre zu bezahlen.

Meine eingelegten Pflanzen, welche ich hier zurückgelassen hatte, wurden nun wieder aufgenommen, und in dem Maße wie meine Feldflasche und Magen immer leerer ward, hatte mein Pflanzenbündel zugenommen, so daß ich für nöthig hielt strenge Musterung zu halten, und alles zu entfernen was ich in der Nähe der Stadt wieder bekommen konnte. Auf diese Weise leichter gemacht, hielten wir uns in der Nähe des Flußufers auf dem Heimwege, bis wir einen Graben in der Nähe von Deptford Plantage erreichten. Wenn auch in einer anderen Gegend ein so unbedeutender Graben gar nicht beachtet würde, so ist er doch in einer so ebenen Gegend von so größerer Wirkung, und um so mehr anziehend als er durch einen kleinen Bach geziert wurde, der von der üppigsten Vegetation und den verschiedenartigsten Pflanzen umgeben war.

An Waldbäumen fanden wir verschiedene Eichen, Liriodendron tulipifera, Magnolia grandiflora und glauca, Liquidambar styraciflua, Cereus siliquestrum, Halesia diptera und tetraptera Styrax grandidendata mit schönen weißen Blüthentrauben, Stuartia virginica, mit großen weißen Blüthen und violetten Staubfäden, und eine Menge anderer Bäume und Sträucher mit Schlingpflanzen durchwachsen. Der kleine Bach war öfters mit Wasserpflanzen ganz überdeckt und zeigte die seltsamsten Blattformen. Orontium aquaticum mit gelben Blüthenkolben und blaugrünen Blättern, Peltandra virginica mit pfeilförmigen Blättern, Caladium glaucum und Schilf-Iris in größter Ueppigkeit. An manchen Stellen war das Wasser offen, und überhängende Pflanzen spiegelten ihre Blüthen und Blätter darin, die oft von einem grellen Sonnenstrahl erleuchtet wurden, während der dunkle Hintergrund ganz in Nacht gehüllt schien. Hier fand ich ein schönes Exemplar der Smilax Waltherii voll rother Beeren ganz im Wasser. Am Ende des Baches, welches zugleich das Ende des Grabens war, kam die Quelle unter einer Gruppe Buchen hervor Fagus ferruginea, die sehr viel unseren Buchen gleichen; Acer rubrum war auch hier allenthalben vertheilt. Wir verließen nun den Graben, fanden noch ein großes Exemplar der Quercus aquatica und viele Pinus taeda, einen an feuchten Stellen sehr gemeinen Baum, der eine Höhe von 150 Fuß erreicht mit 3 Fuß Stammdicke, aber das schlechteste Holz fast ohne alles Harz besitzt. Als Buschwerk und Unterholz kommen verschiedene sehr schöne Andromeda-Arten dort vor, wie Andromeda mariana mit herrlichen großen weißen Blüthenbüscheln, Andromeda nitida, frondosa, racemosa, axillaris, ligustrina, letztere wird 15 Fuß hoch, etc. so ferruginea, diese nur an ganz trocknen Stellen. Sarracenia variolaris mit schlauchähnlichen gefleckten Blättern und großen gelben Blüthen. Hier schoß ich einen wunderschönen Vogel von der Größe eines Staren von brennendrother Farbe mit schwarzen Flügeln, Pyranga aestiva, dort Feuervogel genannt. Dieser Vogel verläßt über Winter Georgia und kommt erst im Frühjahr mit den Colibris zurück. Yucca dragonis und filamentosa fanden wir häufig auf unserem Wege, und eine Orchidee, Spiranthes-rt, Neottia tortilis mit kleiner weißer Blüthe auf 2 Schuh hohem Blüthenstengel war die letzte Pflanze welche die hereinbrechende Dunkelheit noch erlaubte unserer so reich gewordenen Sammlung einzuverleiben. Obwohl mein Freund, viel stärker und kräftiger wie ich, mir bei weitem den größten Theil der gesammelten Pflanzen zu tragen übernahm, und wir die letzte Stunde während der Dunkelheit schon den eigentlichen Wald verlassen hatten, wo wir zwar im Sande, aber dennoch auf einem wegähnlichen Terrain marschirten, so erinnere ich mich dennoch nur weniger Tage, wo mich die Ermüdung in solchem Maße erfaßte, und mit wahrem Vergnügen begrüßten wir die von Gas erleuchteten Straßen von Savannah.

Karl Andree über Zustände in den Vereinigten Staaten.

Karl Andree hat in diesem Frühjahr, welches wegen der Kriegsbegebenheiten für die Litteratur wie für den Buchhandel eine Zeit des Mißwachses war, ein Werk in zwei Bänden [1] vollendet, dem wir sehr viele außerordentlich lebendige Belehrungen verdanken. Es ist zwar eine Sammlung räumlich sehr verschiedener Dinge, sowohl der Zustände von Nachbarvölkern, wie der Engländer und Franzosen, [2] entlegener Unternehmungen wie die Euphratbahn und der Suezcanal, Verständigungen über die innerasiatische Politik der Briten und Russen, Gemälde von dem Handelsleben der Südsee, Streitschriften gegen die Negerphilanthropen; den meisten Stoff aber haben die Vereinigten Staaten geliefert, wo der Verfasser auch litterarisch am meisten „gewandert“ ist. Es sind meistens irrige oder verkehrte Vorstellungen in Deutschland, die der Verfasser zu berichtigen sucht. Wir bilden uns gewöhnlich ein daß in einer Demokratie alles sich ducke, und daß in den Vereinigten Staaten es nicht so etwas geben könne wie eine Aristokratie. Oeffentlich freilich nicht, obgleich in den südlichen Staaten die „alten“ Familien, d. h. die Familien aus der Zeit des Freiheitskampfes, oder wohl noch früher, aus der Zeit der „Familienallianzen“ mit braunen „Prinzessinnen“ eine gewisse Rangesunterscheidung an ihren Namen geltend machen. Im Norden aber gibt es in der Gesellschaft „exclusive“ Kreise so gut wie bei uns, und in New-York ist bekanntlich die Straße Nr. 5 (Fifth Avenue) das Quartier St. Germain der Weltstadt. „Diese Ausschließlichkeit, belehrt uns Andree weiter, wird in keiner andern Stadt so weit getrieben als in Philadelphia; in Boston, New-York und Baltimore bemerkt man sie auch, aber sie tritt bei weitem nicht so schroff hervor als in der Stadt der Bruderliebe. Hier forschen die Fashionables erst bis in das allerkleinste nach, ehe sie den einlassen welcher an ihre Thüre klopft. Im allgemeinen wird indessen der Fremde willig aufgenommen, wenn er von respectabeln Leuten empfohlen ist, und man hat in der Regel ein gutes Vorurtheil für ihn; doch in Philadelphia deckt ihn die

[1] Geographische Wanderungen von Karl Andree. Dresden 1859.

[2] Bd. I. S. 59 wird man eine ergötzliche Illustration zum amtlichen Geschäftsgang in Frankreich und zum Mechanismus der Centralisation finden. Es wird dort nachgewiesen daß, wenn eine französische Gemeinde ein öffentliches Bauwerk unternehmen will, netto Einhundert Amtsschreiben gewechselt werden müssen, bis das Geld zum Bauen angewiesen wird. Es soll das durchaus keine Satire seyn, sondern ist völlig ernst gemeint, freilich difficile est satiram non scribere.

Empfehlung allein nicht, er muß ihr durch seine Person Geltung verschaffen. Ist man aber einmal innerhalb dieses gesellschaftlichen Kreises, so findet man sich reichlich entschädigt. Denn man findet in ihm Intelligenz ohne Pendanterie oder Steifheit, und eine sehr belebte, aber keineswegs lärmende Unterhaltung."

Daß in der Gesellschaft die jungen Damen, wenn sie von ihren „Akademien" mit sehr schönen Kenntnissen, die ihnen nichts nützen, an den elterlichen Tisch zurückkehren, die „Damen vom Hause" spielen, während die Dame vom Hause, nämlich Mamma hinter den Coulissen bleibt, d. h. von der Küche aus die Bewirthung der Gäste dirigirt, die „Frl. N. N. die Ehre sich gegeben" einladen zu lassen, ist uns schon sattsam bekannt. Auch darin stimmt der Verfasser mit dem Urtheil anderer überein daß dieser häusliche Absolutismus der bei uns so harmlosen „Backfischchen" daraus entspringt daß die jungen Damen eine weit höhere Erziehung genießen als die Männer, diesen also sich intellectuell überlegen fühlen. Uns wundert diese Erscheinung noch mehr, wenn wir folgendes Urtheil eines Engländers über amerikanische „Schönheit" bedachtsam erwägen: „In zwei Punkten steht sie unübertroffen da: in der classischen Reinheit und Delicatesse der Gestalt, und dem vollendeten Ebenmaß und der Kleinheit von Hand und Fuß. Namentlich sind in dieser letzteren Beziehung die amerikanischen Damen beneidenswerth. Ich habe selten eine sorgfältig erzogene Amerikanerin gesehen die nicht eine kleine Hand gehabt hätte, und dem Fuß einer maryländischen Dame ist nicht leicht etwas an die Seite zu stellen. Das wissen sie auch, und deßhalb kokettiren sie am meisten mit dem Fuß. Dagegen fehlt den Amerikanerinnen die schön abgerundete Form. Das gilt freilich nicht von Neu-England und den gebirgigen Gegenden von Pennsylvanien und Maryland; dort kann die Amerikanerin an Rundung mit den Europäerinnen sich messen; aber anderwärts und im allgemeinen hat sie etwas allzuschmächtiges und schlaffes, zum Theil wohl deßhalb weil sie körperliche Uebung und Bewegung scheut." Noch genauer beschreibt ein deutscher Arzt in New-York den anatomischen Werth des dortigen schöneren Geschlechtes: „Die Amerikanerin der Vereinigten Staaten von angelsächsischer Abkunft ist im allgemeinen, im Durchschnitt, weder durch besondere Schönheit noch Fülle, noch Zartheit oder Kraft ausgezeichnet, obgleich alle diese Eigenschaften bei einzelnen Individuen allerdings vorkommen. Wer noch daran zweifeln möchte ob in Nordamerika auch in physischer Beziehung eine neue Nationalität im Entstehen begriffen sey, der möge nur das Weib aller Classen scharf ins Auge fassen. Sie ist ein Erzeugniß der Mischung verschiedener Volksthümlichkeiten der alten Welt, im Verein mit dem langsam, aber sicher und rastlos schaffenden Einflusse von Boden und Klima. Das amerikanische Weib hat in seiner äußeren Erscheinung offenbar mehr nationalen Charakter als der amerikanische Mann. Die Nordamerikanerin ist weder Engländerin noch Deutsche, noch Französin oder Spanierin, sondern eine zu einer Nuance zusammengeschmolzene Mischung dieser und anderer Nationalitäten mit einem aus der Mehrzahl wieder zu erkennenden Typus, den man eben nur als den national-amerikanischen bezeichnen kann. Das Charakteristische desselben ist weder hervorstechende Schönheit oder Zartheit und Weichheit, noch Fülle oder Sinnlichkeit, es ist vielmehr eine Hinneigung zum Männlichen, Selbständigen, Verständigen, Ueberlegten, ein Vorherrschen des Ausdrucks über die Form. Der Wuchs der Amerikanerin geht durchschnittlich mehr in die Länge als in die Fülle; mittelgroße und übermittelgroße Figuren mit mäßiger, selbst mangelhafter Fülle sind vorherrschend. Aber davon abgesehen, ist die Körperbildung selbst untadelhaft. Das Verhältniß der Breite von Schulter zu Schulter, zu der von Hüfte zu Hüfte ist das den Schönheitsregeln der Alten entsprechende, wonach diese jene überwiegen soll, während der schöne männliche Körper die entgegengesetzten Maßverhältnisse beansprucht. Die Amerikanerin ist zur Erfüllung aller Mutterpflichten besonders tüchtig und geschickt, gebiert leicht und glücklich, und säugt drei- bis viermal so lange als die Europäerin. Eine Folge der glücklichen Verhältnisse des Baues und ein besonderer Reiz der Amerikanerin ist ihre angeborne gute Haltung des Oberkörpers, ihr schönes Bewegen der Beine und Setzen der Füße, ihr hübscher Gang. Dieser ist nicht hervorstechend anmuthig oder kokett, wie jener der Französin, noch kraftvoll, wie bei der Römerin, aber er ist ausgezeichnet anständig, schön, selbstbewußt und würdevoll. Und dieses Merkmal finden wir durch alle Stände wieder. Die Farmersfrau, welche mit dem Milchkübel über den Hof schreitet, setzt Beine und Füße ebenso anständig schön, wie die Modedame in der großen Stadt. Schon an den jüngsten Mädchen auch der ärmeren Classen kann man diese auszeichnenden Eigenschaften beobachten; noch ehe sie tanzen gelernt haben, setzen sie die Füße wie zum Ballett, und alle ihre Bewegungen sind fein und gebildet, ohne gebildet worden zu seyn. Freilich treten in Gang und Haltung vieler Frauen die Eigenschaften der Würde und des Selbstbewußtseyns nicht selten allzumerklich auf Kosten der Anmuth und Weiblichkeit hervor, während man von dem männlichen Geschlechte nicht dasselbe sagen kann; dasselbe nimmt sich entschieden unvortheilhafter aus als die Frauen, die viel „vornehmer" erscheinen als die Männer. Die Köpfe der nordamerikanischen Frauen sind in Größe und Gestalt wohl proportionirt; das Gesicht ist länglich und wohlgestaltet, die Verhältnisse sind angenehm, aber der Ausdruck ist zu vorherrschend verständig, intelligent, männlich, selbständig; und die überwiegende Mehrzahl hat zu große und in Form und Bau zu männliche Nasen. Da wo dieser „Beherrscher der Physiognomie" sich durch Größe und Schärfe der Form bemerkbar macht, kann man das Ideal ächt weiblicher Schönheit nicht finden."

Ueber eine Unart der Amerikaner beiderlei Geschlechtes, nämlich das Hinabschlingen der Nahrung (dem auch das Hinabstürzen von Getränken stehenden Fußes entspricht, der mechanische, und wir möchten sagen sittliche, Gegensatz des deutschen Zechens) äußert derselbe Arzt: „Allgemein ist die Unsitte das Essen als Geschäft, oder vielmehr als ein zwar nothwendiges, aber das Erwerbsgeschäft beeinträchtigendes und zeitraubendes Uebel, mit großer Hast abzuthun. Dadurch wird das Speisen nicht nur aller geselligen Annehmlichkeit beraubt, sondern es wird auch das gehörige Kauen und Vermischen der Speisen mit der Mundflüssigkeit unmöglich gemacht; diese Verrichtungen sind aber zu einer gesunden Verdauung unerläßlich, indem sie dieser nicht nur vorarbeiten, sondern nach den neueren Forschungen der organischen Chemie für gewisse Stoffe dieselbe schon beginnen. Kein Wunder daher daß — neben der Anzahl jener welche alljährlich an zu groß verschluckten Bissen ersticken — halb Amerika beiderlei Geschlechts am Uebel der „Dyspepsie," an Verdauungsschwäche leidet, und daß man nicht selten, selbst in sogenannt guter Gesellschaft von den lautwerdenden Symptomen desselben unangenehm berührt wird. Der auffallend zeitige Verfall der Zähne, namentlich beim weiblichen Geschlechte, muß hauptsächlich dem Fehler in Diät und Lebensweise zur Last gelegt werden. Dieselben Ursachen liegen der fast zur Regel gewordenen Hartleibigkeit und Verstopfung, sowie den allgemeinen Störungen ihrer eigenthümlichen Geschlechtsverrichtungen zum Grunde."

image
not
available

18 Fuß über der Erde noch 14½ Fuß im Durchmesser maß: „Keine Beschreibung ist im Stand einen richtigen Begriff von diesem Giganten zu geben. Ich gebrauchte 31 Schritte, drei Fuß auf den Schritt gerechnet, um den Stamm zu messen. Damit er gefällt werden konnte, mußte ich ihn zuvor mit Brunnenbohrern durchlöchern, und beschäftigte mit dieser Arbeit fünf Leute volle 22 Tage. Nachdem der Stamm vom Stumpf getrennt war, stand aber jener auf diesem noch immer fest und in vollem Gleichgewicht, und meine fünf Arbeiter hatten wieder zwei Tage nöthig, um von allen Seiten her Keile einzutreiben. Dann erst gelang es ihn umzustürzen; nach damaligem californischen Arbeitslohn kostete das Fällen dieser einen Wellingtonia 550 Dollars. In der Nähe befand sich ein anderer noch weit größerer Stamm, der vor etwa einem halben Jahrhundert durch irgendeinen Zufall umgesunken war. Eine Strecke weit war er etwas hohl, und als ich mich dort befand, rieselte ein förmlicher Wasserbach aus ihm hervor. Der Stamm war über 300 Fuß lang, der Gipfel abgebrochen und, wie mir schien, durch Feuer zerstört worden. An dieser Stelle, 310 Fuß über dem Stumpf, hielt der Stamm 40 Fuß im Umfang und mehr als 12 Fuß im Durchmesser. Bruchstücke von dem Baum liegen weit umher, und ich halte es für gewiß und ausgemacht daß dieses Individuum einst eine Höhe von mindestens 450 Fuß gehabt hat. Am Stumpf mißt er 110 Fuß im Umfang und 36 Fuß Durchmesser. Dieser Baumriese liegt in einem dichten Walde von Pechtannen und Lambertsfichten und noch anderen Nadelbäumen; seine Borke hat an manchen Stellen 15 Zoll Dicke. Die Gesammtzahl von Wellingtonien, junge und alte zusammengerechnet, beträgt an jenem Standort nicht über 500; sie sind über eine Fläche von etwa 50 Acres verbreitet; aber an solchen riesengroßen Individuen waren nur 80—90 vorhanden. Diese eng begränzte Oertlichkeit und die geringe Menge der vorhandenen Bäume drängt mir die Ansicht auf daß vielleicht dieser Gigant bald aussterben werde; seine Reproduction ist ungemein langsam. Er steht noch da als ein Glied welches unsere Tage mit einer uralten Vergangenheit verknüpft. Ich war im Maimonat dort und fand Zapfen in allen Stadien der Entwicklung; der Boden war mit Samen und Zapfen buchstäblich überjäet. Das Holz ist dunkelroth wie bei der Sequoia, und vom Volk sind lange Zeit beide Bäume mit einander verwechselt worden." Rühmen wir uns daß jener den gesammten Erdkreis schändende Baumfrevel eines Amerikaners in der alten Welt unerhört gewesen wäre, denn noch steht der vielberühmte vieltausendjährige Drachenbaum bei Orotova auf Teneriffa, den sowohl die rohen Guanchen als die verfeinerten Italiener, Normannen und Spanier, welche hintereinander die Canarien besuchten, verschont haben.

Höchst anziehend und erquickend sind dafür die Auszüge aus Walter Coltons californischem Tagebuche. Der Verfasser kam im Jahre 1846 mit Fremont nach Californien, und erscheint uns als ein handfester Mann vom rechten Schrot und Korn. Er ist ein großer Bewunderer aller Multiplicatoren der Menschheit. Wo er von Frauen hört die vierzehn, einundzwanzig, achtundzwanzig Kinder geboren und gesäugt haben, da zieht er mit frommen Wünschen seinen Hut. Der Mann begründet sogleich ein Sonntagsblatt in Gesellschaft von „Robert Semple, einem sechs Fuß hohen Kentuckier, der einen Rock aus Hirschfell auf dem Leib und eine Kappe von Fuchspelz auf dem Kopfe trägt, den seine Büchse so wenig als seine Feder im Stiche läßt, und der am Setzkasten flinker ist als irgendwer." Daß nämlich die Redacteure zugleich Verleger und Drucker waren, versteht sich von selbst. Die Lettern und die Presse hatten sie aus einem alten spanischen Kloster erbeutet, und es fehlte ihnen daher lange Zeit der Buchstabe W. Papier war auch nicht vorhanden, sondern es mußte ein kleiner Küstenfahrer seinen Vorrath an spanischem Cigarrenpapier hergeben. Als der „Mitredacteur" einige Zeit verreiste, wurde ein Matrose als Aushülfe engagirt. Eine 4½ Monate alte Nummer des „Zuschauers in Oregon" die ein Jägersmann nach Monterey brachte, wurde wie eine Goldgrube ausgeplündert. Die ersten Nachrichten daß am Rio de los Americanos Gold gefunden worden wäre, kamen am 29 Mai 1848 nach Monterey. „Die Leute schwatzen darüber, namentlich die Weiber, es glaubt aber niemand recht daran." Am 6 Juni „will das Geschwätz über Goldentdeckungen kein Ende nehmen," so daß Colton einen Boten abschickte, der am 20 Juni Goldproben heimbrachte. „Die Leute machen alle lange Hälse. Als er das gelbe Zeug aus der Tasche zog und den Leuten unter die Nase hielt, schwanden endlich alle Zweifel; nur ein alter Mann meinte, die ganze Geschichte sey von den Yankees ausgedacht worden." Einen Monat später (15 Juli) „ist es mit dem tollen Goldfieber nicht mehr auszuhalten." Mitte August kehren Goldjäger heim, die 4534, 3467, 5356, 19,000 Dollars „gediggert" haben. Im Sept. schreibt der Mann: „Ich gehe auch hin wo das Gold liegt." Was er für Geschäfte gemacht habe, erfahren wir nicht, wohl aber sah er mit eigenen Augen in dem Goldland eine Schachtel Brausepulver mit 24 Dollars, 40 Tropfen Opium mit 40 Dollars, und einem Fuhrmann gegen Kolik für Pillen und ärztliche Bemühungen 100 Dollars bezahlen. Am 13 November hat Colton „sich schon satt an der Goldgräberei gesehen." Schließen wir daher auch das Tagebuch mit folgender Kraftstelle. „Febr. 1849. Wir kommen hier in Monterey tüchtig vorwärts. Am 27sten früh zeigte sich vorn in der Bay eine geisterhafte Erscheinung. Ein Schiff steuerte ohne Segel, ohne Wind und Fluth auf die Stadt zu, auf beiden Seiten von einem weißen Wogenschwall umschäumt. Es war ein Dampfer, der erste an dieser Küste! Die Aufregung war ungeheuer, die Leute fielen einander auf offener Straße um den Hals und jubelten, selbst die Schenkwirthe wurden freigebig, der Champagnerwein floß in Strömen. Ein Dampfer! Jetzt war Californiens Zukunft gesichert. Der Qualm welcher aus dem Schornstein des Fahrzeuges emporwirbelte, bildete ein großartiges Wahrzeichen, das auf ruhmreiche Tage für dieses herrliche Land deutet."

Erörterungen über auswärtige Politik.

Als man im letzten Sommer von der Nachricht des Waffenstillstandes und eines Präliminarienschlusses betroffen wurde, regten sich allerorten kritische Zweifel. Mit derselben Zähigkeit als man vormals einen großen Festlandskrieg zu den unmöglichen Dingen gezählt hatte, mißtraute man jetzt jedem Friedenswerk, welches nicht entweder die vollständige Vernichtung Piemonts oder die gänzliche Vertreibung der Oesterreicher von der italienischen Halbinsel besiegelt hätte. Jene sommerlichen Zweifel haben keine geringe Rechtfertigung durch die saure Arbeit in Zürich gefunden, die früher geschlossen werden mußte ehe sie noch ihre völlige Reife erlangt hatte. Von allen Vermuthungen über das Schicksal Mittelitaliens hat sich bis jetzt nur das Eine bestätigt, daß Oesterreich es aufgegeben hat die Sache des Herzogs von Modena noch zu vertreten. Mehr als alles übrige haben zu diesem Schritt wohl die

Veröffentlichungen aus den Archiven in Modena beigetragen, welche den Herzog gegenüber dem Sieger von Solferino unrettbar bloßstellten. Auf der andern Seite haben die amtlichen Enthüllungen dem Herzog selbst in Frankreich Theilnahme und Achtung erworben, insofern es ersichtlich geworden ist daß der Herzog, fest von seinen Grundsätzen überzeugt, für sie focht, seine Krone aufs Spiel setzte und sie verlor. Die beiden letzten Herzoge Franz IV und Franz V waren Typen von Fürsten aus einer längst verschollenen Zeit. Sie kannten kein anderes Gesetz als ihren Willen, jedes Hinderniß, jede Einschränkung brachen sie wo es in ihrer Macht lag. In dem kleinen Raum ihrer Herrschaft waren sie alles zu gleicher Zeit, oberste Kriegsherren, Gesetzgeber, Richter, Verwalter, und vor allen Polizeivögte. Jeder der sich spröde gegen die Ausübung solcher Rechte zeigte war ein Revolutionär, und alles was etwa andere Gedanken in dem lebenden Geschlecht zur Reife bringen konnte, erschien als Ketzerei, die nicht kräftig genug bekämpft werden konnte. Jedes Zugeständniß an die alles umgestaltenden Zeiten wurde verworfen, weil es den Gegnern als Schwäche erscheinen könnte. Der Herzog war seinen Unterthanen ein gestrenger Herr, aber er war gewissenhaft, er handelte nach innerlichen Grundsätzen, im Gefühl daß er Recht thue, und war der unverdrossenste Arbeiter in seinem kleinen Reich. Er entsetzte die Notare welche 1849 den Kranken ihre Dienste verweigert hatten, ihrer Aemter; er zwang einen Mörder, über den das Todesurtel nicht gesprochen worden war, der Wittwe und den Kindern seines Opfers eine Pension zu zahlen; er bemühte sich um die Erziehung der Taubstummen, kurz er war ein Patriarch und ein Pascha zu gleicher Zeit, er war sogar eher besser als unsere eigenen Fürsten vor hundert oder noch vor sechzig Jahren, die ihre Landeskinder nach Amerika verkauften, oder hübschgewachsene Bürgersöhne, welche auf dem Schloßplatz promenirten, wegfangen und unter ihre Leibgarde stecken ließen. Hätte Franz V in jener Zeit gelebt und wäre er eines ruhigern Todes gestorben, das Volk hätte vielleicht sein Andenken durch den Beinamen des Gerechten geiegnet. Der Apfel war nicht weit vom Stamm gefallen, denn Franz IV war noch viel genauer gewesen als sein Nachfolger. Er regierte hinein bis in die Sphäre der Schulen. Als z. B. einst ein Student der Medicin ein Spottgedicht auf die Länge der Collegien und die Kürze der Tafelfreuden gemacht hatte, der Autor sich aber nicht bekennen wollte, verordnete der Herzog daß alle seine Cameraden durch Zettel im geheimen abstimmen sollten wen sie für den Verfasser hielten, und daß jeder der sich der Abstimmung weigern würde, von der Schule gejagt werden sollte. Franz IV hatte ganz genau ausgerechnet wie viel Gelehrte er brauche um sein Reich verwalten zu können, und er wollte daß auch genau nur so viel Candidaten in seinem Lande wissenschaftliche Bildung genössen. Es bedurfte einer besondern Genehmigung des Herzogs selbst wenn Väter oder Vormünder ihre Kinder oder Mündel auswärts erziehen lassen wollten. Unter den Bücherverboten glänzen Washington Irving's Werke, Voltaire's Carl XII und — Aristoteles. Der Altmeister war nämlich dem Herzogthum durch seine „Politik" gefährlich geworden! Nach den Ansichten Franz V gab es nur ein Mittel um die Herrschaft zu sichern, nämlich Strenge und reichlichen Gebrauch der physischen Gewalt. „Der Generalcommandant, heißt es in einer Instruction, soll wissen daß jede Mäßigung mit dergleichen Revolutionären und Ruhestörern, welche sich der öffentlichen Gewalt widersetzen und sie beschimpfen, als Schwäche und nicht als Gelassenheit ausgelegt werden würde, daß im Gegentheil jeder Act der Strenge die Sicherheit der Truppen vermehrt, ihren Geist verbessert und ihre treuen Dienste Mir sichert." Man kann diese Sprache billigen, sobald wahre Widersetzlichkeiten und wahre Beschimpfungen der bewaffneten Macht vorgelegen haben würden. Was aber der Herzog darunter verstand, lehrt ein Vorfall in Carrara, wo am 27 Sept. 1857 im Theater eine Rauferei zwischen Bürgern und Soldaten ausbrach, und einer der letztern einen Schlag erhielt ohne daß der Thäter ermittelt worden wäre. Der Herzog ließ den anwesenden Lieutenant und einen Wachtmeister vor das Kriegsgericht stellen und untersuchen ob sie nicht ihre Pflichten versäumt hätten, „denn theuer müssen es die Bürger büßen so oft ein Soldat geschlagen wird." Was der Herzog wollte, war deutlich. Die Soldaten hätten blank ziehen und von ihrer Waffe Gebrauch machen sollen, Bewaffnete gegen *Unbewaffnete!*

Modena war kein Rechtsstaat, weniger noch ein Rechtsstaat als sehr viele muhammedanische Länder, wo der richterliche Ausspruch verbindliche Kraft hat. Herzog Franz V ließ alle Mitglieder des Tribunals von Gallicano ihrer Aemter entheben, und stellte sie in Modena vor eine Untersuchungsbehörde, weil sie in einem Criminalfall *nicht auf* Todesstrafe erkannt hatten! Eine größere politische und sittliche Verirrung eines Fürsten im 19ten Jahrhundert wird wohl *schwerlich* angetroffen werden! Der Monarch erscheint hier gleichsam als Empörer und Rebell gegen seine eigene Justiz, er will das Schwert zücken nach seiner Willkür, ohne Zweifel wie es seine innere Stimme *ihm hieß*, aber da Fürsten immer Menschen bleiben und irren können, so würde jede Bewegung mit dem Schwert zum Mord werden, wenn man nicht vorher alle Vorkehrungen getroffen hätte, die darauf berechnet sind den menschlichen Irrthum auf das engste Gebiet zu drängen, das *heißt mit* andern Worten: die eingesetzten Richter walten *lassen*. Uebrigens entsprang selbst diese Gewaltthätigkeit gegen den Richterstand aus ehrenhaften Antrieben und aus einem innerlichen Rechtsbedürfniß. Wir haben sogleich nach der Ermordung des Grafen Anviti unsere Zweifel ausgesprochen, ob je ein Zeuge vor Gericht gegen die Mörder auftreten werde. Was man bisher aus Parma vernimmt, bestätigt diese Vermuthung. Es ist immer in Italien so gewesen daß die öffentliche Meinung mehr für den Mörder als den Gemordeten Partei genommen hat. In Modena war man natürlich schlimm daran: ohne Zeugen ließ sich nach dem Verfahren des Inquisitionsprocesses gegen Verbrecher nicht viel ausrichten, Geschworne durfte man nicht einführen, selbst wenn man von ihnen größere Schärfe hätte erwarten dürfen. Während die germanischen Völker sehr oft in den Fehler formloser Justiz (Lynchgesetz) verfallen, fehlt den Italienern umgekehrt alles sittliche Bedürfniß das Verbrechen gesühnt zu sehen. Dem Herzog als Heißsporn mochte dieser Zwiespalt unerträglich scheinen, und er vergriff sich an dem Schwert selbst, das Gott den Obrigkeiten in die Hand gegeben hat. Alle Urtel des Criminalgerichtes mußten die Bestätigung des Herzogs erhalten. Man würde irren wenn man glauben wollte der Fürst habe blind drein geschlagen. Er prüfte die Acten selber, aber daraus entsprang wieder das Uebel daß eine reife Rechtssache wochenlang unerledigt blieb, weil der Monarch durch andere Obliegenheiten abgezogen wurde. Sonst hatten die Sprüche der Gerichte nicht die mindeste Autorität, der Herzog verfügt eines Tages „kraft seiner Oberherrlichkeit" (di nostra auctorità sovrana) daß ein Drittel der Züchtlinge welche ihre Strafzeit überstanden hatten, noch in Verwahrsam bleiben sollten bis sie Pfänder eines bessern Wandels gegeben und ein Handwerk erlernt haben würden, weil ihre Befreiung nur eine Folge „der allzumilden Urtelssprüche der Gerichtshöfe" gewesen sey.

Bei diesen Enthüllungen ist für uns nur das eine bitter: daß Oesterreich seinen starken Arm lieh für die Fortsetzung solcher antiquirten Zustände, während doch die Lombardei und Venedig nach Aufhebung der Belagerungszustände alle Wohlthaten von Rechtsstaaten genossen. Gerade diese Interventionen in den Herzogthümern sind es gewesen welche mehr als alles übrige die österreichische Herrschaft den Italienern so verhaßt gemacht und das Wunder zu Tage gefördert haben daß sämmtliche Parteien in Italien, in neuester Zeit sogar Joseph Mazzini, dem Könige Victor Emanuel huldigen, wenigstens zu huldigen scheinen. Es ist aber auch nichts weiter als ein Schein. Man suche in der italienischen Geschichte so weit man will, und man wird nirgends auf royalistischen Geist auch nur einzelner Bevölkerungen stoßen, mit Ausnahme vielleicht der Lazzaroni in Neapel und der Piemontesen im engsten geographischen Sinne. Diese plötzliche Umwandlung hart gesottener Sünder und dieses Bündniß zwischen Todfeinden hat keinen andern Sinn und Zweck, als zuerst die Oesterreicher aus Italien zu vertreiben, damit die Mäuse freies Spiel haben wenn die Katze nicht zu Hause ist. Nichts übrigens zeugt besser für eine politische Reife der Italiener als die bisherige Disciplin, die sie bewiesen haben. Einigkeit macht stark, und daher schaaren sich alle Parteien fest zusammen um zunächst das eine Ziel zu erreichen, daß die Weißröcke nicht mehr über den Alpen stehen. Sie hoffen daß dann auch Napoleon III durch die Consequenzen seiner politischen Rolle genöthigt seyn werde seine Truppen einzuschiffen und Italien sich selbst zu überlassen, worauf es dann zu seiner mittelalterlichen Vielheit, Freiheit und Schwachheit zurückkehren könne.

Noch haben wir das Friedensinstrument nicht vor Augen, aber schon wissen wir aus den Aeußerungen der beiden Parteien daß die eigentliche Streitfrage, nämlich die Rückkehr der Erzherzoge, völlig in der Luft schwebt, daß ihre Rechte zwar „reservirt" werden, daß aber keine Intervention zu ihren Gunsten, umgekehrt auch keine Einverleibung der lediggewordenen Herrschaften von Seiten Piemonts ohne Bewilligung der Unterzeichner der Wiener Verträge stattfinden darf. Das ist der nämliche Zustand, wie er immer bisher gewesen ist, mit dem einzigen Unterschied daß sich jetzt ein Theil der französischen Truppen in Bewegung setzt. Schwerlich darf man dazu den Oesterreichern Glück wünschen, denn die 60,000 Mann Franzosen waren viel weniger eine Drohung gegen die abziehenden Armeecorps Oesterreichs, als daß sie zur Bezähmung des piemontesischen Ehrgeizes dienten, der Händel mit der nachbarlichen Großmacht nie gescheut sondern lüstern aufgesucht hat, und sie von neuem aufsuchen wird, weil man recht gut in Turin weiß daß im Falle des größten Waffenunglücks Oesterreich den Gegner nicht als Eroberer behandeln darf.

Die Aussichten auf einen drohenden Congreß werden nirgends, selbst nicht in Paris mit besonderm Behagen vernommen. Das Wort Congreß, sonst gleichbedeutend mit Friedenscongreß, hat längst seine Nebenbedeutung eingebüßt. Es gibt auch jetzt keine Bündnisse mehr zwischen den großen Mächten, seitdem die heilige Allianz in Stücke gegangen ist. Das Bündniß der Westmächte ist zum historischen Begriff geworden, und offenkundig sind wenigstens in den italienischen Angelegenheiten Frankreich und England nicht Cameraden. Daß die Freundschaft zwischen Frankreich und Rußland nichts anderes gewesen sey als ein Band gemeinsamen Hasses gegen Oesterreich, daß aber bei dem nächsten Aufbrechen der schlecht vernarbten Eiterbeulen im Orient die alten Gegensätze zwischen Frankreich und Rußland, zwischen Lateinern und Orthodoxen wieder mit einander sich reiben werden, bedarf nur der Andeutung. Auf Oesterreich aber ist die Bonapartische Anziehungskraft machtlos gewesen. Man sieht jetzt deutlich, was wir immer wiederholt haben, daß kein Bündniß zwischen diesen Mächten, daß nicht einmal eine Annäherung möglich ist. Ebenso trennt Preußen und Oesterreich das alte Mißtrauen in erneuter Macht. Beide Theile können sich auf die jüngste Vergangenheit berufen um diesen Zwiespalt zu nähren. Oesterreich kann sagen: du bist in der Stunde der Noth mir nicht zu Hülfe gekommen! Preußen kann sagen: du hast meine Anstalten zu deiner Rettung mit Vorwürfen gelohnt! Beide können sich darüber erbittern, daß der andere „auch jetzt noch nicht" sein Unrecht einsieht. So vollständig aber haben die Rollen seit fünf Jahren gewechselt, daß wir jetzt die Aussichten eines Bündnisses zwischen Preußen und Rußland wie einen ersten durchbrechenden Sonnenstrahl begrüßen. Freilich werden wir auch bei dieser Wendung wieder an das dualistische Verhängniß Deutschlands und an die bittere Wahrheit erinnert, daß deutsche Mächte eher mit fremden als mit verschwisterten Staaten durch Verträge sich verbinden, allein eine preußisch-russische Allianz bleibt doch immer der erste Anfang um der continentalen Ueberlegenheit Frankreichs Widerstand zu leisten. Die allgemeine Zersetzung der diplomatischen Beziehungen welche seit dem orientalischen Krieg eintrat, und welche der Uebermächtige eilig benutzt hatte um den alten europäischen Rechtszustand umzustürzen, weicht damit neuen Bildungen oder der theilweisen Rückkehr älterer Beziehungen.

Wir nun, die wir täglich die Entfremdung der deutschen Mächte vor Augen haben, fühlen am tiefsten wie spöttisch das Geschenk eines italienischen Staatenbundes von Seiten Frankreichs gemeint ist. Der Züricher Vertrag soll diese „Idee" noch festhalten, aber in einer Form — behaupten die englischen Blätter — welche auf ihre völlige Antiquirung vorbereite. Darin denken wir nun mit den Italienern völlig sardinisch, daß sie sich gegen jede „Einheit" nach dem abschreckenden Muster des deutschen Bundes wehren, in einer Zeit wo den Deutschen selbst bange wird ob der Bund bei einem Angriff gegen unbestrittene Bundesgränzen noch einigen Schutz gewähren möchte. Man denke sich nun viel schönere Concert das in einem Bundespalast zu Rom, Piemont genöthigt dem (österreichischen) Großherzog von Venedig seine Besitzungen zu garantiren, deßgleichen Neapel und den Papst verpflichtet bei einem Angriff gegen die piemontesischen Gränzen zum Schutz des „Bruderstaates" auszurücken. Es ist geradezu Hohn wenn man von Paris aus den Einheitsdrang der Italiener, den man doch anerkennt und billigt, mit der Schöpfung eines abermaligen „geographischen Begriffes" gesättigt erklärt. Nicht einmal jener dürftigen Entwicklung deren wir uns rühmen, nämlich eines Zollvereins, würde die Halbinsel fähig seyn, man müßte sich denn denken daß Oesterreich Venedig durch eine Binnenmauth wieder von seinem Reich ablöste, daß das Vertrauen in die Redlichkeit der Zollbeamten allenthalben dieselbe wäre, daß man auf Neapel den nämlichen Tarif wie auf Piemont ausdehnen könnte u. dgl. m. Was nun auch immer aus Italien werden mag, jedenfalls wird sich alles feindselig gegen die Bonapartischen „Ideen" gestalten. Es ist möglich daß der Einheitsgedanke die italienischen Gemüther jetzt vollständig beherrscht, und daß sie ihm ihren landsmannschaftlichen und municipalen Geist zu opfern vermögen. In diesem Falle wird ein einiges Italien und eine sechste europäische Großmacht früher oder später gegen den Willen Frankreichs und Oesterreichs sich bilden, denn in Paris will man ja nicht die italienische Einheit, sondern den Gegensatz, nämlich einen italienischen Bundestag, um ewig die Hand in diesen

endlosen Zerwürfnissen zu behalten. Oder es tritt der Fall ein daß die bisherige Einmüthigkeit nur in dem gemeinsamen Hasse gegen Oesterreich bestand. Es wird sich sehr frühe zeigen müssen ob sich von Turin aus mit einem Parlament regieren lassen wird, welches aus Piemontesen, Savoyarden, Lombarden, Genuesern und vielleicht Parmesanern besteht. Ob nicht, abgesehen von den Schattirungen zwischen Liberalen und Conservativen, in dem Parlament Parteien entstehen werden, wie die polnische auf dem preußischen Landtage, die im Grunde an nichts arbeitet als an einer Auflösung des Staates. Die Fremdherrschaft, hieß es bisher, konnten die Lombarden nicht vertragen, wir wollen jetzt Obacht geben ob sie denn auch die Einigung mit Piemont zu ertragen vermögen; davon allein hängt die Zukunft Italiens ab, und alles übrige erhält daneben nur den Anstrich des Zeitweiligen.

Abermals ist in den letzten Tagen ein windsuchender Ballon aufgestiegen, nämlich eine Lösung bekannt gemacht worden, welche darin besteht daß man die türkische Verwirrung, oder euphemistisch die orientalische Frage, mit dem italienischen Chaos dadurch vermischt daß man den Großherzog von Toscana mit der Krone der vereinigten Donaufürstenthümer entschädigte. Wir wissen nicht ob der Großherzog besonders begierig wäre das Erbtheil der Medici mit einem Lehen der Pforte zu vertauschen, selbst dann zu vertauschen wenn die Pforte willig oder mit Gewalt, in Anbetracht ihrer „Kränklichkeit,“ auf die Schattenherrschaft jener Länder gegen klingende Münze verzichten würde. Das ungepflasterte Jassy oder Bucharest, im Sommer voller Staubwolken, im Winter ein Kothbrei, mit seiner schlecht oder gar nicht erzogenen Bojarengesellschaft, ist ein trauriger Wechsel gegen das monumentale Florenz mit seinen historischen Erinnerungen und seinen jetzt noch — quand même — glänzenden und geistvollen Menschen. Hier eine emsige seidenhaspelnde, marmorspaltende und strohflechtende Bevölkerung, und dort ein kalibanisches, zigeunerhaftes, halb troglodytisches Gesindel. Freilich, es sind eine Million gegen fünf Millionen, aber Toskaner gegen Walachen! Ob Oesterreich mit dieser neuen Ausbesserung der Landkarte zufrieden wäre, würde davon abhängen ob die Heimfallsrechte, die es auf Toskana besaß, mit an die Ufer des Pruth und der Donau wandern würden. Bejahten Falles könnte man aber beschwören, daß Rußland von dieser Lösung der orientalischen Räthsel am letzten erbaut wäre. Gewiß hätten sich dann nicht die russischen Diplomaten für die rumänische Einigung und für die Hospodarendoppelwahl in Transpiration gesetzt! Daran dachten sie zuletzt, als sie die Taube braten halfen, daß sie einem Erzherzog in den Mund fliegen sollte! Was Preußen zu diesem Ausgang sagen möchte, läßt sich schwer errathen. Nach frühern Vorgängen zu urtheilen würde es sich so lange freie Hand behalten, bis es wüßte was die andern wollen, um sich der siegreichen Meinung anzuschließen. England wäre vielleicht diejenige Macht welche am willfährigsten auf diesen Vorschlag eingienge. In Bezug auf die Rumänen denkt es bekanntlich sehr schwarzgelb und sehr wenig russisch. Es würde also wohl einwilligen daß in Bucharest ein Erzherzog die Doppelkrone trüge, vorausgesetzt daß Toskana in den sardinischen Schmelztiegel fiele. Allein gerade zu dieser Voraussetzung würde Frankreich wieder saure Gesichter schneiden, denn wenn jemals im Cabinet der Tuilerien auf Entschädigungen „hinten weit in der Türkei“ gesonnen wurde, so geschah es damals wo ein bonapartischer Prinz, welcher die italienische Frage als Mitgift bekam, noch Aussicht hatte im Palaste Pitti Obdach zu finden. Schließlich aber müßte man noch einem solchen Streiche doch auch das Orakel des allgemeinen oder irgend einer Art von Stimmrecht befragen, was freilich, solange man es nur mit den Bojaren zu thun hätte, zu einer Sorge über den Kostenpunkt herabsinken würde.

Wird dann der nächste Congreß den Streit entscheiden ob in Zukunft jemals noch Interventionen stattfinden werden oder nicht? Diese Frage hängt innig zusammen mit dem Rechte durch Volksbewegungen und Volkswahlen Dynastien zu stürzen und zu stiften. Das Interventionsrecht war der Ausfluß des alten Rechtes nach den Wiener Verträgen, die unglückselige Liebhaberei der Metternichschen Zeit und eines der auf die Gegenwart „vererbten“ Uebel. Dieser alte Spaß hat der lothringischen Dynastie die Lombardei gekostet und gebrannte Kinder scheuen das Feuer. Nichtsdestoweniger kann man noch heutigen Tages französische Truppen in Rom also in flagranti ertappen, freilich unter dem schönen Vorwand daß ihre Intervention aus katholischer Inbrunst geschehe, und man auch fortwährend im Vatican die Sekularisationssprache führe. Wenn die Interventionen auf immer als verpönte Dinge aus dem Völkerrecht gestrichen werden sollten, so müssen sich sämmtliche Potentaten beeilen das „von Gottes Gnaden“ in ihrem Fürstentitel zu beseitigen. Jede glückliche Revolution müßte dann sogleich von allen übrigen Mächten anerkannt werden, da eine Weigerung der Anerkenntniß wie der Beginn von Feindseligkeiten gelten würde. Die Briten haben in neuerer Zeit Frankreich gegenüber nach dieser Maxime gehandelt, und die Briten sind eigentlich darin nur consequent. Ihre Dynastie ist eine gegen Gottes Gnaden, weil eine Vertreibung des legitimen Hauses der Stuarts vorausgieng. So weit wir uns umsehen mögen in Europa, sitzen junge Häuser auf den Thronen deren Recht von irgend einer Volksbewegung sich ableitet. Darunter zählt Portugal, England, Frankreich, Belgien, Holland, Schweden, Rußland, Griechenland. Deutschland allein ist das Reich wo noch alte Häuser ihre ursprünglichen Stammsitze inne haben. Die Welfen und das Haus Weddin sind die ältesten Herrscherfamilien in Europa. Bei uns allein ist noch das Gottesgnadenrecht in voller Kraft, und ein Dynastienwechsel in Folge von Volksbeschlüssen oder einer Empörung unerhört bei einem Volke welches sich doch ehemals seine Oberhäupter durch Wahl zu geben pflegte!

In diesem Sinn gewinnt der Ausgang der centralitalienischen Verwicklungen ein säculäres Interesse. Sowie man den Ausdruck des Volkswillens in den Stimmcapseln über das bisherige Kronerbrecht stellt, werden künftigen Empörungen die Mittel zur nachträglichen Legitimation angewiesen. Die Ungarn besitzen dann ein Recept für ihren nächsten etwaigen Aufstand, die kleinsten Staaten in Deutschland die Formel welche ihr Zerfließen in preußische Glückseligkeit unfehlbar bewirkt. Zu den drei älteren Vorgängen und Schöpfungen: Griechenland, Belgien, den vereinigten Donaufürstenthümern käme jetzt das vierte Beispiel durch die italienischen Herzogthümer zu. Exempla trahunt. Deutschland dürfte dann die nächste Folge von der Anziehungskraft der Exempel liefern, und der Stimmkasten würde zum siegreichen Zeichen der Zeit.

Druckfehler.

In dem Artikel über den „Vogelfang in Palästina“ ist S. 1019. Sp. 1. Z. 15 zu lesen: im Fluge.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 44. Augsburg, 5 November 1859.

Eine Tigerjagd in der Nähe der Capstadt.

Der süd-afrikanische Leopard, von den Colonisten gewöhnlich Tiger genannt, ist gut bekannt, über dem ganzen südlichen Theile des Erdtheiles verbreitet, und die Jagd auf ihn ein prächtiges interessantes Vergnügen, welches mit dem eigenthümlichen Reize der Gefahr verbunden dem Jäger Gelegenheit gibt sein sicheres Auge zu beweisen. Ohne Ursache greift das Thier selten den Menschen an, wird jedoch verwundet sehr gefährlich; seine Raubzüge sind meistentheils gegen die zahlreichen Schaf- und Rinderheerden gerichtet, denen es in einer Nacht vielen Schaden zufügen kann, weßhalb bei seinem Erscheinen in der Nähe von den Colonisten diese ihm eifrig nachsetzen. Es erreicht die Höhe von 3—3½ Fuß, und ist ein schnelles, geschmeidiges Thier, dem wegen seines scharfen Gesichtes und Gehöres schwer beizukommen ist.

Eines Tages erfuhr ich daß sich ein paar Tiger nicht weit vom Roundhouse, einem etwa drei englische Meilen von der Capstadt liegenden Vergnügungsorte hatten sehen lassen, und da ich gern einer Jagd auf sie mit beiwohnen wollte, schloß ich mich zweien meiner Bekannten an, welche beabsichtigten einen Versuch auf die Räuber zu machen. Mit guten Doppelflinten, 3—4 Tagen Lebensmitteln, unsern wollenen Decken und andern nöthigen Sachen wohl versehen, verließen wir in Begleitung eines Hottentotten, welcher ein kleines, lebendiges Schaf als Lockspeise trug, gegen 2 Uhr Morgens die Stadt, und befanden uns bald auf dem sogenannten Kloof road, dem durch die Schlucht zwischen dem Tafelberge und dem Löwenkopfe mit unendlicher Mühe erbauten Wege. Da es noch dunkel war, konnten wir die prächtigen Aussichten welche diese Felsenstraße darbietet, nicht genießen; die Stadt und die Tafelbay lag noch in Dunkel gehüllt tief unter uns, als wir die höchste Stelle der Straße erreichten, wo auf der einen Seite der mächtige Tafelberg seine schroffe Seite dem Felsenkegel des Löwenkopfes entgegen stellt, nur von einander durch den Kloof oder die Schlucht getrennt, an deren östlichem Abhange die Straße aus dem Felsen gesprengt und gehauen ist. Einige kleinere, vom Löwenkopfe ablaufende und durch Brücken überspannte Schluchten, in deren Tiefe hinabzublicken vielen dem Schwindel Unterworfenen unmöglich ist, überschritten wir in der Dunkelheit und kamen gegen 4 Uhr des Morgens auf dem Roundhouse an.

Hier erfuhren wir, daß sich die Tiger wahrscheinlich über den nächsten Kloof oder Schlucht nach Hout-Bay zurückgezogen hätten, nachdem sie noch in der vorhergehenden Nacht einige Schafe erwürgt und zerrissen hatten. Es war zu spät noch vor Sonnenaufgang nach ihrem Aufenthaltsorte zu gelangen, und wir beschlossen deßhalb den Tag über auf dem Roundhouse zuzubringen und gegen Abend den Bergrücken zu erklettern und uns eine gute Stellung für die Nacht auszusuchen. Der uns begleitende Hottentott entschied unsere Bestimmung vollends dadurch daß er uns kund gab, er kenne jenseits des Kloofes einige verfallene Fischerhütten, denen seit Jahren kein menschlicher Fuß zu nahe gekommen war und welche uns, im Falle es anfienge zu regnen, einiges Obdach gewähren würden. Wir forderten für uns daher ein gutes Frühstück und saßen gerade gemüthlich über demselben, als ein eigener Zufall unsere Mahlzeit störte.

Ein junger Mann nämlich, welcher erst kürzlich am Cap angekommen und als Diener beim Wirthe des Roundhouse eingetreten war, trat plötzlich in das Zimmer, eine mächtige Cobra capello oder Brillenschlange in der Hand haltend.

„Sehen Sie, was ich mitten auf dem Wege vor dem Hause gefunden habe," sagte er zu uns unschuldigerweise, die gefährlichen Eigenschaften seines Gefangenen nicht kennend.

Beim ersten Blicke erkannten wir das giftige Reptil und sprangen erschrocken vom Tische auf. „„Um Gottes willen, halten Sie das Thier fest, wo Sie es gefaßt haben,"" riefen wir ihm einstimmig zu, denn glücklicherweise hatte er dasselbe am Halse dicht unter dem Kopfe ergriffen und die Schlange hatte sich um seinen Arm gewickelt, nachdem sie aus der Erstarrung, in welche sie durch den kalten Nachtthau versetzt worden und in welcher sie der junge Mann gefunden hatte, erwacht war.

Mit dem Leben kehrten auch die gräßlichen Eigenschaften dieses gefährlichen Thieres zurück; sein Kopf blähete sich in die Gestalt eines hohen Hutes auf, und drohend bewegte es seine Giftfänge auf und nieder.

Die Gegenwart eines solchen Gastes im Zimmer ließ uns nicht lange Zeit zum Nachdenken, denn wir alle kannten die tödtlichen Eigenschaften des Reptils; wir baten ihn, nur so fest wie möglich zu halten und die Schlange so viel wie möglich zu erwürgen; der arme Mensch wurde leichenblaß, sobald er die Natur seines Gefangenen erfuhr, und er schloß seine Hand krampfhaft um den Hals der Schlange, so daß sie

ihm kein Leid zufügen konnte. Ich sprang schnell zu seinem Beistande, indem ich seine Hand noch mit der meinigen umschloß und seinen von der Reptilie umwickelten Arm unterstützte, um das Loskommen des Thieres zu verhindern; unterdessen eilten meine Freunde, ein kleines Faß herbei zu bringen, in welches wir die Schlange lebendig, wo möglich, einstecken wollten.

Nach Verlauf einiger Minuten kamen sie damit an, und nun begann der gefährlichste Theil des Abenteuers, nämlich das Abwickeln der Schlange von unseren Armen und das Einführen derselben durch das Spundloch in das Faß. Langsam und mit großer Mühe konnten wir die Ringe der Schlange nur abwinden und in das Spundloch einschieben, denn das Thier, wie natürlich, sträubte sich wüthend und seine schlüpfrige Haut glitt uns durch die Finger; oft hatten wir sie bis zur Hälfte im Fasse, als sie plötzlich mit Blitzesschnelle sich wand und unsere Arme umschnürte, und da sie über fünf Fuß lang war, hatten wir viele Mühe mit ihr. Endlich gelang es uns, sie bis an den Hals, welchen wir noch stets krampfhaft mit beiden Händen umschlossen hielten, in das Spundloch einzuzwängen, und nun galt es den voll Wuth und Gift aufgeblasenen Kopf auch hineinzubringen; denn in diesem Zustand ist der Kopf bedeutend dicker als der Körper. Einer von uns entledigte sich seines wollenen Jagdkittels und legte ihn wie ein dickes Polster zusammen; wir beide, die wir den Hals der Reptilie gefaßt hatten, nahmen unsere ganzen Kräfte zusammen, und gaben ihr einen solchen Druck daß sie beinahe erstickte; während das Thier noch betäubt war, zogen wir die Hände zurück, der Beistehende drückte ihm das wollene Kissen auf den Kopf, und zwängte ihn so durch das Spundloch in das Faß, worauf wir bald dasselbe verschlossen und einige kleine Luftlöcher hineinbohrten um das Ersticken der Schlange zu verhüten; unser Wild konnte dann so leicht keinen Schaden mehr thun, aber der arme Schlangenfänger konnte doch für einige Tage seine Angst nicht vergessen.

Gegen Sonnenuntergang machten wir uns von unserem Hottentotten geführt auf den Weg, und erkletterten den mit Felsstücken und Gerölle bedeckten Abhang des Klooses. Nach einem mühseligen, einstündigen Wege gelangten wir kurz nach Sonnenuntergang bei den verfallenen Hütten an, denen wir uns dicht dem Strand des Meeres folgend näherten, so daß unsere Spur durch die steigenden Fluthen verwaschen wurde. Die Lage der Hütten ließ nichts zu wünschen übrig, wenige Schritte vom Seestrand entfernt lagen sie am steilen Fuße des Klooses, von herabgerollten Felsblöcken und Gestrüpp umgeben, welche das kleine Thal dicht bedeckten.

Die Hütten waren aus rohen Planken zusammengesetzt, und seit langer Zeit hatte sie kein menschlicher Fuß betreten. Hier beschlossen wir unser Camp aufzuschlagen und auf Tigerspuren zu warten; denn wir vermutheten sie mit Recht ganz in unserer Nähe und den Platz ganz für ihren nächtlichen Sammelplatz geeignet. Unser Hottentott bestärkte uns in unserem Glauben, und trug das mitgebrachte Schaf mit gebundenen Füßen etwa dreißig Schritte von der Hütte, in welcher wir unser Nachtquartier aufgeschlagen hatten, und legte es so daß es gut sichtbar vor uns war, sobald der Mond, welcher um Mitternacht zum Vorschein kommen sollte, aufgienge. Das arme Thier fieng bald an seine ihm bestimmte Rolle zu spielen, und schrie und blökte laut als es sich so gebunden verlassen sah. Vorsichtig luden wir nun unsere Gewehre, das eine Rohr mit einer Spitzkugel, das andere mit Lopers oder Rehposten, und so vorbereitet breiteten wir unsere wollenen Decken aus und legten uns auf den Boden der Hütte nieder, denn es war noch zu früh am Abend für die Thiere ihre Erscheinung zu machen. Feuer durften wir natürlicherweise nicht anzünden, und wir verkrochen uns, nachdem einer die Wache übernommen hatte, deßhalb unter unsere Decken, um uns gegen die ziemlich frische Nachtluft zu schützen. Unser Hottentott kauerte sich in eine Ecke, und sein Röcheln gab bald kund daß er im tiefen Schlafe lag. Es mochte ungefähr neun Uhr seyn; ich lag noch wach, und die Nacht war sehr kalt und dunkel; kaum konnte ich in der Finsterniß die Gestalt des wachthaltenden Freundes, der regungslos in der Oeffnung, in der früher eine Thür gewesen war, saß, unterscheiden; doch trotz aller ängstlichen Spannung gewann der Schlaf in kurzem die Oberhand, und unfühlbar versank ich in tiefen Schlummer.

Wie lange ich schlief, weiß ich mich nicht zu erinnern, doch plötzlich weckte mich ein leichtes Geräusch auf; ich fuhr empor und blickte um mich, der Mond schien hell über den riesigen Tafelberg herab, und die Nacht war klar, wie man sie nur in diesen südlichen Zonen sehen kann; mit scharfen Umrissen sah ich meinen Freund gegen den erleuchteten Himmel abgezeichnet noch unbeweglich in der Thür, jedoch im tiefen Schlafe versenkt, sitzen, und das Schnarchen des andern ließ auf einen ähnlichen Zustand rathen. Doch als sich mein Blick nach außen zu wandte, haftete er auf einer Scene, die schnell mir das Blut durch den Körper trieb und die letzten Spuren von Schläfrigkeit verscheuchte. Auf einem flachen, dicht bei unserer Lockspeise liegenden Felsblock lag im klaren Mondschein ein prächtiger großer Tiger, bald das Schaf, bald die Hütte, in der wir verborgen waren, mit mißtrauischen Augen betrachtend; seine Entfernung betrug nicht mehr als 20 Schritte von mir und ich konnte das Leuchten seiner Augen deutlich unterscheiden; er war noch allein und schien auf seinen Gefährten zu warten, um den Angriff auf das Schaf zu beginnen. Nie war ich in der Wildniß dem Thier so nahe gewesen, und mir pochte das Herz vor Freude, endlich einmal solche Gelegenheit zu haben. Das Thier lag mit der breiten Seite gegen mich gewendet, und hielt seinen Kopf, die Hütte betrachtend, frei vom Felsblock; doch wegen seiner großen Nähe konnte ich mich nur mit der größten Vorsicht bewegen, denn das geringste Geräusch hätte seine Lage verändert und die Gelegenheit wäre mir vielleicht entschlüpft. Endlich gelang es mir geräuschlos mein Gewehr zu erreichen und in Anschlag zu bringen, ohne seine Aufmerksamkeit erregt zu haben; mit Sorgfalt zielte ich ihm zwischen die funkelnden Augen, wobei ich genöthigt war meinem in der Thür sitzenden schlafenden Freunde dicht beim Kopf vorbei zu visiren, und drückte ab. Das plötzliche Krachen des Schusses in der kleinen Hütte brachte im Nu alle die andern auf die Beine, die ihrer Sinne kaum Meister werden konnten; die Hütte war mit Pulverdampf angefüllt und wir waren noch nicht im Stand die Wirkung des Schusses zu sehen.

„Still, die Tiger," flüsterte ich den noch Betäubten zu, „wenigstens einer von ihnen."

Alle verstanden augenblicklich die Ursache und waren vollkommen munter; jeder schlug sein Gewehr an und wir warteten regungslos bis der Dampf sich verzogen hatte. Nach einigen Augenblicken ward die Aussicht klar, und da lag das Thier noch in derselben Stellung ausgestreckt auf dem Felsen; nur sein Kopf war auf seine Vordertatzen gesunken und zu seinen Füßen erblickten wir seinen Gefährten, von derselben Größe wie der liegende, wild mit dem Schweif umherschlagend und die Hütte mit feurigen Augen betrachtend; unter seinen Füßen

hatte er das arme sich vergebens sträubende Schaf, ein doppelter Blitz, ein Krach, und von zwei Kugeln in die Stirn getroffen, stürzte das prächtige Thier zusammen mit einem Sprung nach der Hütte zu, und war todt. Da der andere Tiger sich nicht mehr rührte, verließen wir vorsichtig die Hütte, nachdem wir unsere Flinten von neuem geladen hatten, und näherten uns dem Felsblock; der andere Tiger war todt, meine Kugel war ihm durch das Auge in das Gehirn gedrungen und hatte sein Leben augenblicklich geendet. Wir durften mit unserer Beute zufrieden seyn, und da wir keine Thiere mehr erwarten konnten, so legten wir uns in unsere Decken gehüllt bis Tagesanbruch nieder, der arme, auf seiner Wache eingeschlafene Jäger sein Mißgeschick verwünschend, und mir versichernd daß ihn das Pfeifen meiner ihm dicht am Kopf vorbeifliegenden Kugel noch vor dem Knall der Flinte erweckt hätte. Am nächsten Morgen kehrten wir mit den beiden Tigerfellen beladen nach der Capstadt zurück, und es wurde uns versichert daß die Thiere zu den schönsten und größten gehörten die man seit langer Zeit gesehen hätte.

Ueber die Rechtsgewohnheiten und Rechtsgeschichte der Sumatranen.

Durch J. M. Pardessus (Lois maritimes tom. VI. Paris 1845) wurden wir zuerst bekannt mit dem alten Seerechte der Malayen in Malaka, wie es im 14ten Jahrhundert bestand. Das Journal of the East Indian Archipelago ergänzte vor einigen Jahren unsere Kenntnisse durch Mittheilung der Gesetze im Sultanat von Dschohor (Südspitze von Malaka), wohin sich bekanntlich, nachdem der große Albuquerque die Stadt Malaka erobert hatte, die alte malayische Piratendynastie zurückgezogen hatte (S. Ausl. 1856 S. 610). Einen ähnlichen Beitrag in Bezug auf die Malayen Sumatra's lieferte kürzlich die Zeitschrift für Niederländisch-Indien, [1] und wir finden darin die Beobachtung von neuem bestätigt, daß die Malayen mit großem juristischen Scharfsinn ihr Recht gefestigt haben, und wie ihr altes Gewohnheitsrecht siegreich dem kanonischen Recht des Islam, nämlich den Satzungen des Koran widerstand. Für die Ethnographie ist darin ein sittlicher Zug von überwältigendem Interesse, nämlich die hohe Stellung der Frau als Rechtssubject. Daß sich ein Glied der großen Völkerfamilie zu dieser hohen Auffassung emporschwingen konnte, welche in schneidendem aber günstigem Contrast steht zu den Anschauungen der höchsten Culturvölker Asiens, kommt natürlich unsern Vorstellungen von der Bildungsfähigkeit der polynesischen Racen, deren höchste Entwicklung die Völker des hinterasiatischen Archipels, Javanen, Sumatranen und Malayen im engsten Sinne erreicht haben, außerordentlich zu Hülfe.

[1] Legende van de afkomst der Sumatranen en van hunne instellingen, 1859. V. Aflev.

Nach der Sündfluth, welche die Malayen poetisch kiamat sengura, den „kurzen Tag des Gerichtes" nennen, verbreitete sich, so erzählt die Sage, Noahs Geschlecht unter drei seiner ältesten Sprößlinge, nämlich unter Maharadscha Ali, von dem die Europäer; unter Radscha Depong, von dem die Araber abstammen, und unter Si Maha di Radscha, welcher sich nach Sumatra einschiffte und in der Nähe des Berges Merapi landete. Sein Geschlecht mehrte sich zusehends, und schon aus dieser ersten Besiedlungszeit sollen die alten Rechtssätze stammen: wer verwundet, muß heilen — wer schuldet, zahlen — wer tödtet, wieder aufwecken. Als des Volkes an einem Platze zu viel wurde, stiegen die vier Häuptlinge des Geschlechtes auf den Merapi, und vertheilten die Insel nach den Himmelsrichtungen unter sich. Einer dieser Häuptlinge, Parapati, wollte vor seinem Tode seine Tochter vermählen, und warf sein Auge auf den Sohn seines Bruders Ketommangonnang. Er brachte für den Bräutigam die nöthigen Geschenke mit, und als der Vater eingewilligt, nahm er den Schwiegersohn mit in sein Reich. Daher schreibt sich, sagen die Malayen, das hadat mendschaput, das heißt das Gesetz, daß der Mann seiner Frau folge. Ketommangonnang besaß aber noch eine Tochter. Als er nun starb, wurde diese seine Universalerbin, und schloß ihren verheiratheten Bruder von der Nachfolge aus, weil er bei seiner Heirath auf das Familiengut verzichtet hatte. Das Kind dieser Universalerbin war Neffe oder Nichte von dem Manne der Tochter Parapati's. Als diese starb, erbte es auch noch was ihr Onkel besessen. Daher schreibt sich das Neffen (oder Nichten-) Erbrecht der Malayen. Gewöhnlich nimmt man an daß das Neffenerbrecht, welches man bei so manchen Negerstämmen, bei vielen Rothhäuten in Amerika und bei den Najern oder der malabarischen Kriegerkaste in Indien angetroffen hat, auf einer vollständigen Abwesenheit strenger Ehe beruhe, so daß bei den größten Zweifeln über die Vaterschaft der Kinder nur die Nachkommen der Schwester als Familienglieder anerkannt werden können. Das Neffenerbrecht der Malayen beruht aber, wie wir später sehen werden, auf einer viel reinern Anschauung.

Die Malayen unterscheiden dreierlei Rechtsquellen, nämlich hadat banar, Vorschriften des Koran, hadat jang terhadat, Rechtsgewohnheiten der Voreltern, und isti hadat, Edicte der Lebenden. Obgleich die Malayen „Gläubige" geworden sind, vermochte der Koran doch nicht das alte Recht zu verdrängen. So gilt statt des patriarchalischen Hausrechts des Orients folgendes seltsame, aber in seiner Consequenz durchgeführte Eherecht. Die Frau ist es die sich ihren Mann durch ein Geschenk und eine Geldsumme von mindestens 144 Heller (duiten) oder einem Real erkauft. Es zieht die Mutter der Braut in Begleitung nicht ihres Mannes, sondern anderer männlicher Verwandten, zur Familie des erwählten Bräutigams. Wird ihre Werbung dort angenommen, so kehrt sie zur Tochter zurück und begehrt deren Einwilligung. Ist diese erfolgt, so wird der Tag der Hochzeit, oder wie die Malayen sich sinnvoll ausdrücken, der Tag der Heimholung des Bräutigams bestimmt. Die Familie der Braut bringt ihm Geschenke und nimmt ihn mit nach Hause, wo der Priester wartet, welcher der Braut das Jawort abnimmt und das Paar dann traut. Hatte sich vorher die Tochter geweigert den Bräutigam anzunehmen, so muß ihre Familie ein Sühngeld an den Verschmähten zahlen, verweigerte aber die Braut das Jawort erst vor der Trauung, so hat die Familie des Bräutigams das Recht für diese Beleidigung das hochzeitliche Haus rein zu plündern. Verboten sind Heirathen zwischen Ohm

und Nichte, zwischen Schwager und Schwägerin, solange die Verschwägerung durch Todesfall nicht gelöst ist, nicht verboten ist aber die Heirath zwischen Neffen und Nichten (anderen Geschwisterkindern). Mann und Frau können sich ungehindert auch gegen den Willen ihrer Familien heirathen, in diesem Falle aber wird die Frau als erbverzichtend angesehen. Ohne seine Einwilligung kann die Frau sich nicht vom Manne scheiden, ausgenommen bei Verweigerung der ehelichen Dienste, wenn er eine zweite Frau heirathet, wenn er über die verabredete Zeit außer Landes bleibt, nach Mißhandlungen, bei denen Blut geflossen ist oder körperliche Merkzeichen zurückgeblieben sind. Der Mann kann zu jeder Zeit sich von der Frau scheiden. Sind seit der Scheidung 3 Monate 10 Tage noch nicht verflossen, so kann sich das Paar wieder vereinigen, nach Ablauf von 100 Tagen aber wird ein neuer Trauungsact nöthig.

Der Mann darf nie das Kind seiner Frau verläugnen. Gebärt diese auch kurz nach der Hochzeit, so muß der Mann das Kind doch anerkennen, weil man voraussetzt daß ihm die vorausgegangene Schwangerschaft bekannt gewesen sey. Selbst wenn der Mann die Frau auf Ehebruch ertappt, kann er das Kind nicht verläugnen, er müßte denn Zeugen gerufen und sich nach dem Ehebruch von seiner Frau geschieden haben. Die Mutter gilt als Stammhalterin, die Kinder ohne Unterschied des Geschlechts zählen zum mütterlichen Stamm und stehen, solange sie minderjährig sind, unter der mütterlichen Gewalt.

Das Erbe welches Mutter oder Mutterbruder hinterläßt, heißt Pusaka. Stirbt ein Familienvater, so erben nicht seine Kinder, sondern seine Kamanakan, d. h. Schwesterkinder. Ist die Schwester des Erblassers kinderlos, so erbt sie. Ist keine solche Schwester vorhanden, erbt die Schwester der Mutter oder deren Descendenten, sind auch solche nicht da, die älteste Frau des (mütterlichen) Stammes. Bruderkinder erben nie. Man sieht wie klar und deutlich im malayischen Recht die Vorstellung durchgebildet ist, daß das Gut zur Familie gehöre und die Familie immer nur aus den weiblichen Angehörigen bestehe. Der Erbe darf auch das Erbtheil nicht veräußern, außer in dringender Noth, denn er ist nur der zeitweilige Nutznießer des Familiengutes. Die Güter der Mutter fallen auf ihre Kinder, in Ermangelung dieser auf die nächsten Blutsverwandten, und wo diese fehlen, auf den Stamm. Man wird jetzt den tiefen Sinn des Mythus verstehen, daß der Mann, indem er der Frau folgt, zugleich auf das mütterliche Erbtheil verzichtet. Umgekehrt sind Neffe oder Nichte verpflichtet die Schulden ihres Mutterbruders zu bezahlen, mag dieser ihnen nun etwas hinterlassen haben oder nicht. Die (muhammedanischen) Priester erkennen das Neffenerbrecht nicht an, da ja diese malayische Auffassung von Ehe, Erbe und Familie zu den Rechtsgrundsätzen des Korans paßt wie die Faust auf das Auge, aber natürlich hat ihr Widerstand das Urgebäude des Rechts nicht erschüttert.

In der Lehre vom Eigenthum ist wenig auffallendes, nur daß der Urbarmacher wüster Strecken Eigenthumsrechte selbst gegen den früheren Eigenthümer geltend machen kann, klingt etwas befremdend. Hübsch ist auch die Bestimmung daß wenn ein Pächter ein Grundstück mit Obstbäumen bepflanzt, nach Ablauf des Pachtes der Eigenthümer ihm den halben Taxwerth der Amelioration ersetzen muß. Auch die Lehre vom Beweis und den Indicien ist sehr roh. Bei Diebstahl gilt die Rechtsvermuthung daß wenn jemand in der Abwesenheit des Eigenthümers in ein Haus eindringt und dieser später etwas an seiner Habe vermißt, der Eingedrungene als Dieb betrachtet wird bis er einen Säuberungseid schwört. Treibt sich ein Fremdling in einem Campong (Dorf) herum, ohne dem Penghulu (Obrigkeit) sich anzuzeigen, und es wird im Dorf gestohlen, so wird er, und wer ihn beherbergte, zunächst verantwortlich. Ertappt ein Mann seine Frau auf frischer That des Ehebruches, so kann er das Paar erschlagen, oder wenn er nicht so weit gehen will, verwunden. Es tritt dann Ehescheidung ein, und die Frau wird noch mit einer hohen Geldsumme gebüßt. Begeht aber eine Wittwe oder eine Jungfrau Ehebruch, so wird sie das erstemal mit Geld gebüßt, das zweitemal jedoch trifft sie eine barbarische Strafe. Die Frau wird ganz nackt ausgezogen und mit den Händen auf den Rücken an einen Pfahl gebunden, ihr Leib mit Honig bestrichen und große rothe Ameisen darauf gesetzt, deren Stiche giftig oder wenigstens sehr schmerzhaft seyn sollen. Hat diese Marter einige Zeit gedauert, so wird das Glied womit sie gefrevelt hat, mit spanischen Pfeffer und andern ätzenden Stoffen eingerieben. Mord und Todtschlag werden damit gesühnt daß der Thäter an die Familie des Erschlagenen das Wehrgeld (Bangon) von 25 Thail Gold bezahlt. Das ist mit dem Rechtsgrundsatz gemeint: „wer tödtet, muß erwecken." Läßt sich der Thäter nicht ermitteln, so muß die Gemeinde, auf deren Grund der Mord geschah, das Wehrgeld zahlen. Bei solchen Geldstrafen wird immer jeder Stamm für seine Angehörigen haftbar. Zu den wichtigsten Beweismitteln gehört der Eid. Man unterscheidet den kleinen und den großen Eid für geringfügige und für wichtige Fälle. Der letztere wird nur dadurch feierlicher gemacht daß alle Blutsverwandten des Schwörenden versammelt werden. Der Eid selbst wird vom Priester abgenommen und besteht in Verwünschungen seiner selbst und seiner Familie, während die rechte Hand auf dem Koran ruhen muß.

Der Suez-Canal.

Als wir uns das letztemal mit dem Humbug des Hrn. v. Lesseps beschäftigten (Ausl. 1856. S. 600), kamen wir zu dem Schluß: daß 1) ein Canal durch das rothe Meer die Dampfschifffahrt nach und von Indien für alle fraglichen Häfen abkürzen würde; daß 2) dieser Canal die indischen Fahrten für alle Segelschiffe aus Mittelmeerhäfen abkürzen würde; daß 3) der Canal die indische Fahrt für die Segelschiffe aus atlantischen Häfen nicht abkürzen könne, sondern für diese der Weg um das Cap der natürliche und der vortheilhafte bleibe; daß 4) eben deßwegen der Welthandel — denn das ist gerade nur der atlantische — den ägyptischen Canal nicht benutzen werde, und daß, wenn dieß nicht der Fall ist, der Canal sich kaum verzinsen könne. Wir schrieben: „Wenn uns jemand mit dem Vorschlag käme 6000 Pfd. Eisen gegen 3000 Pfd. Silber einzutauschen, weil wir ja das doppelte Gewicht Metall durch den Tausch erhielten, so würden wir den freigebigen Mann hell auslachen. Oder denken wir

uns folgenden Fall. Es beträgt die gerade Entfernung zweier Städte von einander eine Meile, zwischen ihnen aber liegt ein steiler Berg, und es gäbe nur zwei Wege, einen längeren von drei Meilen um den Berg herum, einen kürzeren bergauf, bergab, so würde jedermann, und namentlich jeder Fuhrmann, den längeren wählen, der im Grunde der kürzere ist. In beiden Fällen hilft sich der gesunde Menschenverstand sehr rasch; wenn aber Hr. v. Lesseps verkündigt der Seeweg von Liverpool nach Bombay um das Cap betrage 6000 Seemeilen, und durch den Suezcanal nur 3000 Seemeilen, so kann doch nur ein Laie den Schluß ziehen: der Weg durch den Canal müsse die Schifffahrt der Zeit nach nothwendig um die Hälfte verkürzen. Es könnte sich vielleicht sogar finden daß ein Segelschiff um das Cap nach Bombay früher gelangte ehe ein anderes Suez oder nur Alexandria erreicht hätte. Es gibt auf dem Meer zwar keine Berge zwischen Liverpool und Bombay, wohl gibt es aber starke Strömungen und breite Zonen günstiger und ungünstiger Winde."

Da nun das Lesseps'sche Unternehmen noch immer nicht leben und nicht sterben kann, weil eine politische Intrigue in dem Börsen-Heupferde steckt, so wollen wir hier wiederholt an die entscheidenden Momente erinnern. Karl Andree in seinen „Geogr. Wanderungen" (Bd. 2. S. 136), gestützt auf Bremische Erfahrungen, bemerkt: „Im Jahre 1855 fuhr das Schiff Roland, Capitän Reichel, von Bremen um das Cap nach Batavia in 98 Tagen; in demselben Jahre der Komet, Capitän Gardner, von Batavia nach Bremen in 92 Tagen. Das sind schnelle Reisen, aber der Durchschnitt für diese Fahrt beträgt etwa 4 Monate, und diese Zeit gilt im allgemeinen auch für die Fahrten nach China und Australien. Oft haben Bremer Schiffe am 126. Tage Adelaide erreicht, und um das Cap nach Mauritius im indischen Ocean sind sie schon in 79 Tagen gefahren, von Akyab in Arrakan, mit Reis beladen, nach 118 Tagen in der Weser angekommen. Die Reisedauer der Fahrten von Bremen, respective von Newcastle (beides macht in der Fahrt keinen Unterschied) nach Konstantinopel, das nicht weiter entfernt liegt als Alexandria, dauerten 66, 91, 83, 96, 90, 84, 101, 91, 88 Tage; die kürzesten Reisen nahmen 59, 57 und 53 Tage in Anspruch; jene nach Smyrna 76, 70 und 67. Drei Schiffe, welche von Alexandria kamen, brauchten 134, 111 und 73 Tage; und diese letzte Reise wird in der Schifffahrtstabelle als eine besonders kurze hervorgehoben.

Man gelangt demnach aus den nordatlantischen Häfen auf der Fahrt um das Vorgebirge der guten Hoffnung eben so schnell in den indischen Ocean als nach Alexandria oder Pelusium; auf der Rückreise aus China und dem indischen Archipelagus in derselben Zeit und von Australien schneller ums Cap als nach Suez. Von Singapore bis nach Socotra legt ein Schiff bei günstigem Passat diese Strecke von 5000 Seemeilen in etwa 32, bei weniger günstigem Winde in 40 bis 42 Tagen zurück, und bedarf weiterer 6 Tage bis zur Bab el Mandeb, welche den Eingang zum rothen Meere bildet. Nach Norden hin bis zur Gruppe der Dahlakinseln, Massawa gegenüber, hat der Schiffer nicht weniger als acht Monate den Asiab, Südwind, während im übrigen Drittel des Jahres der Schamal oder Nordwind vorherrscht. Um das 1200 Seemeilen lange rothe Meer bis nach Suez hinaufzusegeln, sind 30 Tage Zeit erforderlich; ein Schiff von Singapur hat also eine Reisedauer allerwenigstens von 60 bis 70 Tagen, bevor es an den Canal, oder umgekehrt von diesem in den indischen Archipelagus gelangt. Manche sagen, das rothe Meer sey nicht so gefährlich, wie man es insgemein darstelle. Wir geben willig zu daß die Fortschritte welche die Schifffahrtskunst in der neuern Zeit gemacht hat, auch den Fahrten im rothen Meere zu gute kommen, und daß ein tüchtiger europäischer Seemann jetzt weniger Gefahr läuft als früher. Aber die natürliche Beschaffenheit des engen Binnenmeeres ist geblieben, und das auf so schmalem Raume bei stetigen Winden ohnehin schwierige Laviren wegen der vielen Korallenriffe doppelt gefährlich. Selbst die Franzosen können diesen Umstand nicht in Abrede stellen; sie schlagen aber vor Tonnen und Baken zu legen, um die Stellen zu bezeichnen welche der Schiffer am sorgfältigsten zu vermeiden hat.

Für die Canalfahrt von Suez nach Pelusium wären 3, von dort nach einem Hafen diesseits des Canals La Manche, also nach Bremen oder Hamburg, wieder 60 Tage nöthig. Ein Schiff brauchte demnach für die Reise von Singapur bis in die Elbe oder Weser ungefähr 130 Tage; wir haben aber oben nachgewiesen daß Fahrzeuge aus Batavia um das Cap nach Bremen in weniger als 100 Tagen gefahren sind; die Fahrt durch den Suezcanal nach dem fernen Osten und aus demselben ist also für die atlantischen Häfen weder kürzer, noch sicherer, noch wohlfeiler als jene um das Vorgebirge der guten Hoffnung. Dagegen ist sie kürzer für viele Häfen am Mittelmeer. Aber auch nach Genua und Marseille, eine Strecke von etwa 1700 Seemeilen, bedarf ein Segelschiff von Pelusium aus 20 bis 25 Tage, nach Triest und Venedig kann es in 16, 18 bis 20 Tagen gelangen. Aber auch diese Häfen liegen vom indischen Archipelagus immer etwa 100 Reisetage weit entfernt. Schiffe welche aus Seeplätzen im westlichen Theile des mittelländischen Meeres nach Indien fahren wollen, gewinnen über Pelusium und Suez nicht erheblich an Fahrzeit, weil sie andererseits in wenigen Tagen die Straße von Gibraltar erreichen, und somit bald im atlantischen Ocean sich befinden können. Die Fahrt auf dem letztern erspart aber die Canalabgaben, und wird daher billiger seyn.

Notizen über Ceylon.

Der Schlangenstein der Tamulen.

Im März 1854, erzählt Emerson Tennent in seinem „Ceylon: an Account of the Island, Physical, Historical and Topographical," ritt einmal einer meiner Freunde mit einigen andern Civilbeamten der Regierung in der Nähe von Bintenne einem Dschengelpfad entlang; da sahen sie plötzlich einen von zwei Tamulen, welche sich ihnen näherten, in den Wald rennen, und mit einer Cobra de Capello, die er an Kopf und Schwanz gepackt hatte, zurückkehren. Er rief seinem Gefährten zu, er solle ihm behülflich seyn das Thier in ihren bedeckten Korb zu legen; allein während er dieß that, griff er die Schlange so ungeschickt an, daß sie ihn am Finger packte und denselben

einige Secunden lang festhielt, als sey sie außer Stand ihre Zähne wieder loszumachen. Das Blut floß, und ein empfindlicher Schmerz schien fast augenblicklich darauf zu folgen; in aller Eile aber öffnete der Freund des Leidenden sein Gewand und nahm zwei Schlangensteine heraus, deren jeder die Größe einer kleinen Mandel hatte, intensiv schwarz, sehr fein polirt und eine ungemein leichte Substanz war. Auf jede der beiden von den Zähnen der Schlange gemachten Wunden legte er nun einen dieser Steine, die sich fest an dieselben anfügten, und durch ihr poröses Gewebe das den Bißwunden entfließende Blut rasch aufsaugten. Die Steine hiengen drei oder vier Minuten lang zäh an der verletzten Stelle, und mittlerweile rieb der Gefährte des Leidenden den Arm desselben abwärts von der Schulter nach den Fingern zu. Endlich fielen die Schlangensteine von selbst ab; das Leiden schien beseitigt zu seyn; er drehte seine Finger übereinander bis die Gelenke krachten, und gieng dann gleichgültig seines Wegs. Während dieß vor sich gegangen war, nahm ein anderer Inder der Abtheilung, der herbeigekommen war, ein Stückchen weißen Holzes aus seinem Sack, das einer Wurzel glich, und brachte es sachte nahe an den Kopf der Cobra, den diese sofort tief sinken ließ; dann hob er die Schlange unbedenklich auf, und rollte sie auf dem Boden des Korbs kreisförmig zusammen. Die Wurzel, mittelst deren er, wie er sagte, im Stande war diese Operation mit Sicherheit vorzunehmen, nannte er Naya-thali Kalinga (die Wurzel der Schlangenpflanze), und behauptete daß er sich mit derselben jedem Reptil ungestraft nähern könne. Ein andermal, es war im Jahr 1853, sagte mir Hr. Lavalliere, der Bezirksrichter von Kandy, er habe einen Schlangenbeschwörer im Dschengel, nahe bei der Stadt, eine Cobra suchen gesehen, und nachdem sie in ihrem Schlupfwinkel aufgestört worden, habe der Mann den Versuch gemacht sich ihrer zu bemächtigen, sey aber dabei in den Schenkel gebissen worden bis Blut aus der Wunde floß. Augenblicklich wandte er den Pambu-Kalu an, der etwa zehn Minuten lang fest auf der Wunde lag, während welcher Zeit der Mann die Wurzel, die er in seiner Hand hielt, über dem Stein hin und her bewegte, bis letzterer auf den Boden fiel. Er gab dann Hrn. Lavalliere die Versicherung daß alle Gefahr vorüber sey. Hr. Lavalliere erhielt sogar den Schlangenstein, auf welchen derselbe so großes Vertrauen gesetzt hatte, von ihm, und sah den Mann später wiederholentlich bei vollkommener Gesundheit. Die bei diesen Anlässen gebrauchten Substanzen sind jetzt in meinem Besitz, aber nicht identisch. Die eine Wurzel scheint ein Stückchen des Stiels einer Aristolochia zu seyn; die andere ist so ausgetrocknet daß es schwer ist zu bestimmen welcher Pflanze sie eigentlich angehört, indessen hat sie Aehnlichkeit mit dem viereckigen Stengel einer Dschengel-Rebe. Etliche Arten Aristolochia, z. B. Aristolochia serpentaria von Nordamerika, sollen als ein Specificum bei der Heilung von Schlangenbissen wirken, und die Aristolochia indica ist die Pflanze, zu welcher als einem Gegengift dem Volksglauben zufolge der Ichneumon seine Zuflucht nimmt wenn er gebissen wird. Wahrscheinlich aber ist der Gebrauch irgend einer besondern Pflanze seitens der Schlangenbeschwörer nur ein Vorwand oder eine Täuschung, indem das Reptil durch die entschlossene Thätigkeit des Operators und nicht durch den Einfluß irgendeines secundären Mittels überwältigt wird, wobei das Vertrauen welches der vermeintliche Talisman seinem Besitzer einflößt, diesen in Stand setzt furchtlos an sein Geschäft zu gehen, und so durch Entschlossenheit und Willenskraft zu bewirken was der Volksglaube als das Ergebniß des Zaubers und der Betäubung betrachtet. Immerhin ist es merkwürdig daß die Eingebornen Nordafrika's, welche ohne Furcht und Zaudern eine Cerastes ergreifen, ihre Ungestraftheit einer Pflanze zuschreiben mit der sie sich salben ehe sie die Schlange berühren, und Bruce sagt von dem Volke von Sennaar daß es die verhängnißvollen Folgen des Bisses durch das Kauen einer besondern Wurzel und durch Waschungen mit einem Aufguß gewisser Pflanzen von sich abwende. Er fügt bei, man habe ihm einen Theil dieser Wurzel mit der Absicht gegeben die Wirksamkeit derselben an seiner eigenen Person zu erproben, allein er habe nicht Entschlossenheit genug besessen sich dem Experiment zu unterziehen. Was nun den Schlangenstein selbst betrifft, so übergab ich einen der von mir beschriebenen dem Hrn. Faraday, welcher mir als das Resultat seiner Analyse die Mittheilung machte: er glaube es sey ein Stück verkohlten Knochens, das vielleicht mehrmals mit Blut angefüllt und dann sorgfältig wieder verkohlt worden sey. Den Beweis hiefür liefern nicht nur die Zellenöffnungen oder Röhren an seiner Oberfläche, sondern auch der Umstand daß er beim Druck nachgibt und bricht, und innerhalb eine organische Structur zeigt. Wenn man ihn schwach erhitzt, bringt Wasser und auch ein wenig Ammoniak aus ihm hervor; und wenn er in der Luft noch höher erhitzt wird, verbrennt die Kohle, und eine massige weiße Asche bleibt zurück, welche die Gestalt und Größe des „Steins" behält. Diese Asche kann, wie der Augenschein lehrt, keiner Pflanzensubstanz angehört haben, denn sie besteht fast ganz aus phosphorsaurem Kalk. Hr. Faraday fügt bei daß der fragliche Gegenstand, wenn er je als schwammiges Aufsaugungsmittel angewendet worden, sich in seinem gegenwärtigen Zustande zu diesem Zweck nicht wohl eigne; allein wer vermag zu sagen welcher Behandlung man ihn unterwarf seit der Zeit in der er sich zum Gebrauch eignete, oder welcher Behandlung ihn die Eingebornen unterziehen wenn sie erwarten es dürfte sich Gelegenheit zeigen denselben zu gebrauchen?

Die weinenden Muscheln in Ceylon.

Bei Gelegenheit eines andern Besuchs (erzählt Hr. E. Tennent), welchen ich in Batticoloa im Sept. 1848 machte, zog ich Erkundigungen ein bezüglich der Sage daß musikalische Töne aus der Tiefe des Sees herauf, an mehreren Stellen, sowohl ober- als unterhalb der dem alten holländischen Fort gegenüberliegenden Furt, gehört würden, und von denen die Eingebornen vermuthen daß sie von irgendeinem dieser Oertlichkeit eigenthümlichen Fisch herrührten. Das Gerücht wurde mir in allen seinen Einzelheiten bestätigt, und man zeigte mir eine der Stellen von woher die Töne kommen, zwischen dem Hafendamm und einem Felsen welcher den Canal, zwei- oder dreihundert Ellen ostwärts, durchschneidet. Sie würden, sagte man, bei Nacht gehört, höchst deutlich aber wenn es fast Vollmond sey, und man schilderte sie als den schwachen süßen Tönen einer Aeolsharfe gleichend. Ich ließ einige Fischer holen, welche sagten sie kennten die Thatsache vollkommen, und auch ihren Vätern sey das Daseyn der musikalischen Töne stets bekannt gewesen; man höre sie an der bezeichneten Stelle, aber nur während der trockenen Jahreszeit, und sie hörten auf wenn der See durch die frischen Gewässer nach dem Regen anschwelle. Sie glaubten, die Töne rührten von einer Muschel her, welche unter dem Namen der „weinenden Muschel (urie culuroe oradoe)" bekannt sey. Ich ließ sie nach der Muschel suchen, und sie kehrten mit einigen lebenden Exemplaren verschiedener Muscheln, hauptsächlich Littorina und Cerithium, zurück. Als eines Abends der Mond aufgegangen war, nahm ich ein Boot, und begleitete die Fischer an

Ort und Stelle. Wir ruderten etwa zweihundert Ellen nordöstlich des Damms an dem Forthor vorüber; dort war kein Windhauch, und kein Wellchen ließ sich wahrnehmen, mit Ausnahme derer welche durch die Bewegung unserer Ruder hervorgebracht wurden, und als wir an dem erwähnten Punkt ankamen, hörte ich deutlich die in Rede stehenden Töne. Sie drangen aus dem Wasser herauf gleich den sanften Lauten einer Musiksaite, oder den schwachen Schwingungen eines Weinglases wenn man mit nassem Finger seinen Rand reibt. Es war nicht ein gedehnter Laut, sondern eine Menge zarter Töne, jeder hell und deutlich an sich selbst; der lieblichste Discant mischte sich mit dem tiefsten Baß. Als ich das Ohr an das Holzwerk des Bootes legte, wurde die Vibration durch Leitung an Umfang höchlich vermehrt. Die Töne schwankten auf unserer Fahrt über den See in verschiedenen Punkten beträchtlich, als ob die Zahl der Thiere, von denen sie herrührten, an einzelnen Stellen größer sey als an andern. Hin und wieder ruderten wir gänzlich außerhalb des Hörkreises der Töne; wenn wir aber an die ursprüngliche Stelle zurückkehrten, so erneuerten sie sich plötzlich wieder.

Die Provinz Otago in Neu-Seeland.

Wir nennen Neu-Seeland zwei Inseln welche durch die von Cook entdeckte und nach ihm benannte Straße getrennt werden. Die nördliche heißt Ahina maui, die südliche Tewa i Punnamu, oder modern: Neu-Ulster und Neu-Munster. Der südlichste District der südlichen Insel Neu-Munster führt den Namen Otago und liegt zwischen dem 45 s. Breitegrade bis zur Südküste oder bis zum 47 Breitegrade. Seiner astronomischen Lage entspricht also auf der nördlichen Halbkugel etwa die Lombardei und Tyrol, nur sollte man nie vergessen daß bekanntlich das Klima der australischen Erdhälfte wegen der vorwiegenden Wasserbedeckung viel kühler ist. Um nun in jenen Räumen Vorbereitungen für künftige Ansiedler zu treffen, wurde ein Vermessungsofficier F. Turnbull Thomson zu einer vorläufigen Recognoscirung und zur Auswahl eines Platzes für die künftige Hauptstadt abgeschickt, der am 1 Jan. 1857 seine Sendung antrat, und der uns eine Karte über die erforschte Provinz sowie Auszüge aus seinen Beobachtungen im Journal der k. geogr. Gesellschaft in London mitgetheilt hat. Die Provinz wird durch vier parallele Flüsse, die von Norden nach Süden strömen, in vier Thäler geschieden, welche wiederum durch starke Höhenzüge getrennt werden, und am Fuße von Gebirgen endigen deren Gipfel sich 4000, 5000 und 6000 Fuß hoch erheben. Die neue „Hauptstadt" Invercargill soll an den Rand eines schönen Hafens oder eines Aestuariums verlegt werden welches New-River genannt worden ist. Der größte Küstenfluß der in dieses Becken mündet ist der Oreti. Seine Ufer sind mit hohen Reizen geschmückt. „Bei der Fahrt auf dem Oreti erschlossen sich Landschaften die sehr viel Aehnlichkeiten mit der staunenswerthen Pflanzenüppigkeit an den Gestaden tropischer Gewässer hatten. Waldstrecken wechseln mit Grasflächen. Wo der Frost herrscht breiten die Schwarz- und Weißtannen geräumig ihre Arme aus, zu deren Olivenfarbe die Manuka, jetzt in voller Blüthe, einen muntern Gegensatz bietet, während die einheimische Klageweide durch ihre anmuthig auf den ruhigen Wasserspiegel gesenkten herrlichen Zweige den Eindruck erhöht." Nicht wenig heimlich wird die Gegend durch den Gesang zahlreicher Singvögel und belebt durch Gesellschaften von Wassergeflügel, welches noch so wenig mit dem Menschen bekannt geworden ist, daß sein Erscheinen die Thiere nicht beunruhigt. Zu Frühstückszeiten kam ein Vogel herbeigehüpft den man das Neuseeländer-Rothkehlchen genannt hat, weil es dem europäischen an Gestalt gleicht, während sein Gefieder nur grau auf der Brust und schwarz auf dem Rücken ist. Das trauliche Thier ist durch glänzend schwarze Augen ausgezeichnet, und unterhielt die Reisenden nicht wenig dadurch daß, so oft einer pfiff, es sein kluges Auge ohne Besorgniß nach dem Urheber des Lautes kehrte, als hätte der Ton seine besondere Neugierde erregt. Die Wälder selbst sind durch Kletter- und Schlinggewächse, durch schmarotzende Orchideen und Farrenkräuter fast so filzig wie die tropischen. Die Grasfluren dagegen versprechen für die Viehzucht goldene Tage. Man traf dort bereits auf einen Hirten, der seit drei Wochen nur die anregende Gesellschaft seiner Kühe genossen hatte, und daher mit Heißhunger sich auszuplaudern begann. Weiter binnenwärts begegnete man einer anziehenderen Erscheinung, dem Tui oder Pastorenvogel. „Dieser gefiederte Einwohner setzte sich dicht neben uns auf einen Baum, halb unterdrückte Töne und dazwischen rauhe und gepreßte Seufzer ausstoßend. Gegen diesen Monolog erhob unser Hund leidenschaftliche Einsprache, doch fuhr der Pastor, der sich außer Gefahr wußte, mit Seelenruhe in seinem Selbstgespräch fort. Dieser Vogel ist voller Seltsamkeiten. Vom Scheitel bis zu den Füßen ist er in schwarze Federn eingehüllt, die ihm einen ernsten priesterlichen Anstrich geben. Um die klerikalen Aehnlichkeiten zu vollenden, besitzt er noch unter dem Kinn zwei weiße Federn. Die Parodie wird aber vollständig, wenn er seine starken Kehllaute hören läßt. Der Baumzweig dient ihm als Kanzel, er hebt declamirend seine Klaue, er schüttelt den Kopf, neigt ihn bald rechts, bald links, als wollte er dieses für diesen und jenes für jenen bemerkt haben. Dann bei wachsender Leidenschaft zieht er sich zusammen und läßt seine Stimme zu einer Stärke anschwellen, um Schläfer damit aufzuwecken."

Nur an einer einzigen Stelle wurde man von Moskitos und von Fliegen belästigt, welche letztere die mitgenommenen Fleischvorräthe verdarben. Man entschädigte sich dafür mit Aalen, die auf eine höchst uranfängliche Art gefangen werden. Die Angelleine wird aus den rohen Stengeln einer Flachsart zusammengeknüpft, an das Ende ein Stück gesalzenes Fleisch gebunden und mit der Schnur versenkt. Hat der Aal den Köder verschluckt, so läßt er sich daran ohne Schwierigkeit aus dem Wasser ziehen. Scharfsinniger noch ist die Art wie die Maoris[1] oder Eingebornen den Aal fangen. Es geschieht dieß mit cylindrischen Korbgefäßen, in welche man Fleischstücke, Würmer oder selbst Aale als Köder steckte, und in welche hinein ein schornsteinartiges Loch führt, das sich nach innen zu verengt, so daß der Aal wohl bequem hinein-, aber nicht wieder herausschlüpfen kann.

Am Ende des Monats wurde Campbelltown wieder erreicht. Diese „Hafenstadt" besteht vorläufig aus fünf Gebäuden, nämlich dem Zoll-

[1] Der Verfasser schreibt durchgängig Moari, wir wissen nicht, mit welchem Recht.

haus, dem Gefängniß, dem Zolleinnehmerhaus und zwei Hütten. Die „Stadt" liegt an einem bequemen Hafen der Foveaux-Straße oder der Meerenge zwischen dem Festland Neu-Munster und der südlichen kleinen Insel Rakiura, auch Neu-Leinster oder Stewart-Insel genannt. An die Nordspitze der letzteren schmiegt sich das kleine „Stockfisch-Eiland" (Codfish Island), dessen steile Felsenwände vom rollenden Ocean bespült werden, und wo nur ein schmaler Landungsplatz für Boote vorhanden ist. Diese Insel wählten die ältesten europäischen Ansiedler, nämlich die Walfischfänger, als Aufenthalt, weil sie dort gegen die Tücke der wilden Maori von Canton-Island und Ruabuki, zweier Inselchen an der Südküste der Hauptinsel, gesichert waren. Beide trugen damals noch eine Bevölkerung von 3—4000 Köpfe. Diese Insulaner hatten selbst wieder von den starken Stämmen im Norden durch gelegentliche mit Mord, Sklavenraub und Menschenfraß verherrlichte Ueberfälle zu leiden, weßhalb sie auch das Festland verlassen und auf die Inselchen sich geflüchtet hatten. Nur gelegentlich fuhren sie nach der Hauptinsel hinüber, um Waldhühner, Wachteln, Aale und andere Thiere zu fangen. Die Europäer auf der Stockfischinsel zählten 100 Köpfe, und da sie von Zeit zu Zeit mit den gepriesenen Artikeln Tabak und Rum versehen wurden, so besaßen sie die Mittel benachbarte Häuptlinge und ihre Stämme sich bis zu dem Grad zu befreunden, daß die Häuptlinge selbst die Reize ihrer braunen Töchter den Ansiedlern in den Kauf gaben, und daß rasch ein Mischlingsgeschlecht aufwuchs. Nach und nach wurden Maoris und Europäer so vertraut, daß sie, sich durch gegenseitiges Bündniß gestärkt fühlend, ihre Inselchen verließen und an den Küsten der Hauptinsel eine Anzahl Niederlassungen gründeten, die in höchster Blüthe standen, so lange die Walfischjagd sich flott betreiben ließ.

Die Thiere wurden aber in kurzer Zeit völlig ausgerottet, und gleichzeitig mit dem Verfall des Gewerbes begann auch die einheimische Bevölkerung schaarenweis dahinzuschwinden. Mehr als zwei Drittel sollen dem Ausbruch der Masern erlegen seyn. Andere Volksseuchen wurden ebenfalls heimisch, und eine nicht geringe Anzahl erliegt jetzt Lungenleiden, so daß nur noch etwa 400 Eingeborne übrig sind welche das Ruabuki-Inselchen bewohnen, während Centre-Island schon völlig ausgestorben ist. Sonst sind noch ein paar Dutzend Maoris in den Küstenniederlassungen an den Flußmündungen zerstreut, und etliche bewohnen die Stewart-Insel. Die Walfische die nicht erlegt worden waren, haben, der ewigen Nachstellungen überdrüssig, jene Gewässer verlassen, und wo man sonst ein Dutzend gleichzeitig in einer Bucht spielen sah, bleibt jetzt alles öde. Sämmtliche Europäer die kein Band an den Boden knüpfte, verließen den undankbarg eworbenen Schauplatz um ein anderes Brod aufzusuchen; diejenigen aber welche in Otago zurückgehalten wurden, führten ein dumpfes Daseyn, indem sie sich von der Arbeit ihres Maorigesindes ernährten, welches für seinen weißen Herrn und Meister Korn und Kartoffeln baute. Der gelegentliche Aufenthalt eines amerikanischen oder australischen Wallfischfängers verschaffte ihnen Kleider, Tabak und Rum gegen Kartoffeln und frisches Schweinefleisch, woran man stets Ueberfluß besaß. So war der Zustand der ältesten Ansiedlungen bis zum Jahre 1855, wo das Land von den Eingebornen gekauft und dem Ackerbau geöffnet wurde. Bei seinem letzten Besuch am Jacobs-River fand der Verfasser schon großen Ueberfluß an Bequemlichkeiten und einen gewissen Wohlstand. Die Bewohner, Maori wie Europäer, waren wohl versehen mit selbsterbauten Weizen- und Kartoffelvorräthen. Die Aermern hatten zahlreiches Borstenvieh in ihren Einfriedigungen und Fische in Fülle, wenn sie sich mit dem Fangen abmühen wollten; die Wohlhabenden aber besaßen große Heerden von Hornvieh und Schafen, die reichliche Grasnahrung rings um die Dörfer fanden. Diese Fülle wird fast mühelos erworben, denn der Ackerbau besteht nur im Pflanzen und Ernten, während die Zwischenzeit völlig frei bleibt. Zu beständiger Arbeit sind die Bewohner nicht aufgelegt oder nicht geschaffen, denn sie rühren sich höchstens noch wenn es eine Walfischjagd gibt, oder zum Fisch-, oder zum Schöpsvogelfang. Sonst ist der Maori ein großer Pferdeliebhaber und weiß vortrefflich die Uferflächen für Wettrennen auszunützen. Der erwähnte Schöpsvogel lebt an der See und besucht die kleinen Inselchen um Stewarts-Island. Sein Fleisch wird von den Eingebornen als Nahrung hoch geschätzt. März und April, also der australische Herbst, ist die Jahreszeit für die Jagd. Nur die Jungen werden gefangen, entweder indem man sie aus den Löchern herausgräbt, wo sie die Henne versteckt hat, oder indem man sie mit Hunden des Nachts, wo sie von der Henne nach dem Meeresufer gelockt werden, zusammentreiben läßt. Zu jener Zeit soll der junge Vogel fett seyn „wie eine gefüllte Butterbüchse." Das Fett wird zur Jagdzeit in Töpfen oder Kesseln ausgeschmolzen, das Fleisch aber entweder eingesalzen oder in Säcken aus Seekraut aufgehoben, die man mit dem Schmalz der Thiere ausfüllt. Den Europäern schmeckt das Fleisch zu ranzig und ist zu widerlich fett, die Eingebornen aber und die ergrauten Ansiedler wissen es nicht hoch genug zu preisen. Am Jacob-River haben die Maori englische Tracht angelegt, und wenn man hie und da noch ein Gewand aus Flachs sieht, so geschieht es aus Mißbilligung der Neuerungen und zu Ehren der alten Sitten. Die Hütten der Eingebornen sind völlig nach europäischer Art mit Bretterwänden und einem Stroh- oder Schindeldach aufgeführt. Der Schornstein, der mit Lehm bekleidet ist, füllt einen Winkel des einzigen Gemaches, wo die Schamhaftigkeit des Nachts nur von der Dunkelheit einige Schonung genießt. Die Plage dieser Paläste sind die Flöhe, so daß unser Verfasser oft einen Regenhimmel als Obdach einer solchen Hölle vorzog. Die Eingebornen bekennen sich äußerlich zur christlichen Religion, während heimlich viel von dem alten Heidenspuk fortbestehen mag. Von den alten wilden Maoris sollen dann und wann noch einige herumirrende Gespenster gesehen werden. An der Westküste wurden in Höhlen Schädel und Gerippe, Gewänder aus Flachs und Angelhaken aus Knochen von ihnen gefunden. Die ältesten Leute der zahmen Maoris wissen sich nicht mehr der Ankunft der Europäer zu entsinnen. Bei Thompsons Sund dagegen liegt das Wrack eines Schiffes, welches als Denkmal einer Schandthat dient, die folgendermaßen erzählt wird. Das Fahrzeug war hauptsächlich mit Lascaren (Hindu-Seeleuten) bemannt und auf der Reise untüchtig geworden. Der Capitän ließ es daher bei einem Inselchen auf den Strand laufen und die Boote aussetzen, auf denen er mit den europäischen Matrosen Sydney erreichte, während die Lascaren dem Hungertod allmählich erlagen, und ihre Gebeine, nach allen Richtungen zerstreut, heute noch in der Sonne bleichen.

Ueber die Cultur des Maulbeerbaumes und die Zucht der Seidenraupe.

Zwei Arten von der Gattung des Maulbeerbaumes (Morus L.) sind es, deren Blätter zur Nahrung der Seidenraupen dienen. Die eine liefert die des weißen, die andere die des schwarzen Maulbeerbaumes; beide lassen sich leicht durch die Gestalt ihrer Blätter, sowie durch die Farbe ihrer Früchte von einander unterscheiden. Die eine hat schiefe, herzförmige, glatte Blätter und eine weiß gefärbte Frucht, die andere herzförmige, rauhe Blätter und eine schwarzrothe Frucht, die ihres angenehmen Geschmacks wegen häufig genossen wird. Die Beeren des weißen Maulbeerbaumes schmecken zwar süß, aber zugleich auch fade; durch das Trocknen verlieren sie jedoch diesen Beigeschmack. Auf diese Weise behandelt werden sie aus ihrer Heimath weit und breit versendet.

Beide Arten des Maulbeerbaumes wachsen ursprünglich in Syrien und Persien wild, und namentlich sind es die an die südlichen Gestade des caspischen Meeres gränzenden Provinzen des letztgenannten Reiches, besonders Ghilan, in denen sie vortrefflich gedeihen. Man pflanzt die Sträucher in Reih und Glied, ziemlich enge jedoch, so daß ein Mann bequem zwischen ihnen hindurchgehen kann, und läßt sie nicht viel über sechs Fuß hoch werden, damit man alle Zweige ohne besondere Mühe ergreifen und die Blätter von ihnen abstreifen kann. Die Blätter von beiden Arten scheinen sich gleich gut zur Nahrung für die Seidenraupen zu eignen, und keine vor der andern den Vorzug zu verdienen.

In der Provinz Ghilan, in welcher der Seidenbau außerordentlich schwunghaft betrieben und eine so große Masse von roher Seide alljährlich gewonnen wird, daß ihr Werth sich auf mehrere Millionen Thaler beläuft, nimmt man im Frühjahr, wenn die Maulbeerbäume auszuschlagen anfangen, die im Jahr vorher von dem gemeinen Seidenspinner, Bombyx mori — welcher bekanntlich in die Abtheilung der Nachtschmetterlinge oder Phalänen gehört — gelegten Eier, welche man den Winter an einem kühlen Orte aufbewahrt hat, damit der Embryo in ihnen sich nicht zu früh entwickelt, schlägt sie in baumwollene Tücher ein und trägt sie 1—2 Tage lang an den wärmsten Theilen des Leibes, in der Regel am Busen oder unter den Armen. Hernach bringt man sie an einen Ort von einer gleichmäßigen Temperatur, die am besten 20° R. beträgt und nun schlüpfen, nach etwa 8—14 Tagen, die jungen Raupen aus, welche in 40—50 Tagen zur vollkommenen Ausbildung gelangen und sich alsdann einspinnen. Die ersten 10 Tage füttert man sie mit den zartesten Blättern, welche sich an den vorjährigen Trieben der Maulbeerzweige entwickeln, und breitet dieselben auf mit Papier belegten Trockenherden oder siebartigen Körben aus; die nächsten 10 Tage werden sie täglich zweimal mit zarten Blättern gefüttert, und dann wieder 10 Tage täglich dreimal, ohne besondere Auswahl der Blätter. Im südlichen Deutschland, Frankreich, sowie in Italien hält man diese Fütterungszeiten nicht ein, vielmehr gibt man den Seidenraupen zu jeder Tagesstunde frische Maulbeerblätter, wobei man jedoch darauf zu achten hat daß sie nur im trocknen Zustande verfüttert werden. Ueberhaupt ist die größte Reinlichkeit bei diesem Geschäft zu beobachten.

Den Erfahrungen zufolge welche man in Ghilan sowohl als auch in andern Ländern, wo starker Seidenbau getrieben wird, gemacht hat, sollen plötzlich eintretende Gewitter, wenn die Seidenraupen im Einspinnen begriffen sind, einen sehr nachtheiligen Einfluß auf diese Thiere ausüben, sie krümmen und winden sich, machen convulsivische Bewegungen und sterben; doch gibt es noch viele andere Ursachen ihres Todes, so daß die Zucht der Seidenraupen eine höchst preläre ist, und der Seidenbau ebenso unsicher erscheint wie der Weinbau.

Wenn die Raupen sich eingesponnen haben, so bilden sie um sich herum ein Gespinnst, welches man das Cocon nennt. Es hat eine elliptische Gestalt, besitzt die Größe eines kleinen Taubeneies und erfordert zu seiner Vollendung einen Zeitraum von 3—5 Tagen. Die größten und am vollkommensten ausgebildeten hebt man auf und legt sie zurück, um aus ihnen die Schmetterlinge zu erzielen, welche die Eier legen sollen, die späterhin neue Seidenraupen ins Leben rufen.

Diejenigen Cocons, aus welchen die Raupen ausgekrochen sind, lassen sich zwar auch zu Seide ausspinnen, aber sie geben im allgemeinen ein nur schlechtes Product, und bloß Seidenstoffe von geringem Werth können daraus angefertigt werden; die andern Cocons, aus denen die Schmetterlinge nicht auskriechen sollen, sammelt man ein, legt sie in hölzerne Fässer und übergießt sie mit kochendem Wasser, um die im Cocon steckende Puppe zu tödten. Hernach beginnt das Abhaspeln der Seide, ein Geschäft welches man zu jeder Jahreszeit vornehmen kann, und wobei man sich bald größerer, bald kleinerer Haspel bedient.

Diese gewonnene Seide besitzt ein verschiedenartiges Ansehen, die beste hat neben einer schönen weißen Farbe einen lebhaften Silberglanz, welche beide Eigenschaften außer für die persische auch für die chinesische Seide bezeichnend sind. Es gibt aber auch gelbe Seide welche dennoch sehr gut seyn kann, denn das gelbe Pigment läßt sich durch die Bleiche ohne besondere Schwierigkeit beseitigen. Eine solche Farbe bemerkt man vorzugsweise an derjenigen Seide, welche in den persischen Provinzen Ghilan und Masenderan gewonnen wird.

Fragen wir jetzt wie früher nach dem Vaterland und der ursprünglichen Heimath der Maulbeerbäume, so auch jetzt nach dem der Seidenraupen, so werden wir, in Folge der jüngsten kritischen Nachforschungen, nach zwei großen Ländergebieten hingewiesen, nämlich nach Indien und nach China. In beiden finden wir die Seidenraupe vor, theils wild in den dortigen Maulbeerwäldern lebend, theils in den Wohnungen der Menschen oder in eigens dazu errichteten Gebäuden künstlich erzogen. Schon in den frühesten Zeiten finden wir daß man in beiden Ländern sich mit dem Seidenbau beschäftigt hat, und daß solcher für ebenso ehrenvoll als gewinnbringend angesehen wurde; in beiden sind die aus der Seide angefertigten Stoffe Gegenstände des Welthandels geworden und haben sich darin zum Theil bis auf den heutigen Tag erhalten. In welchem der beiden genannten Länder dieß zuerst geschehen sey, darüber besitzen wir weder mündliche noch schriftliche Nachrichten, und weiter reicht die Geschichte nicht hinauf. Wenn früher die Ansicht ziemlich allgemein verbreitet war daß die Seidencultur von den Chinesen ausgegangen sey, so haben neuere britische Reisende doch schon längst das hohe Alter der bengalischen Seidenzucht nachgewiesen, und zu zeigen sich bemüht daß letztere mit den Wanderungen der Anhänger der Buddhalehre aus Indien nach China sich verbreitet habe, aber einen vollständigen Beweis davon zu liefern, ist man auch hier nicht im Stande gewesen.

In China scheint man zuerst nur aus dem Gespinnste der wilden Seidenraupe Seide gewonnen und Gewebe daraus gefertigt zu haben. Es ist in hohem Grad auffallend und legt Zeugniß ab von der frühern Cultur dieses Volkes, wenn man in den chinesischen Annalen die Bemerkung aufgezeichnet findet, daß die Chinesen schon unter dem Kaiser Hoangti, welcher 2600 Jahre vor Chr. G. regierte, Seidenstoffe zu weben verstanden. Erst später scheinen sie sich mit der künstlichen An-

zucht der Raupen befaßt zu haben, nicht früher als vor dem fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung übersiedelten sie diese Thiere nach Khotan und andern Theilen der kleinen Bucharei.

Wilde Seidenraupen finden sich ebenfalls in den Wäldern von Dekan, Orissa und Gondawana. Diese Räume scheinen ihnen besonders zuzusagen, denn die Reisenden trafen in jenen Gegenden allerwärts Cocons an, welche die Größe der Puteneier besaßen. Die Seidenzucht muß auch hier sowie in Bengalen von jeher von großer Bedeutung gewesen seyn, denn in dem letztgenannten Lande gab es von den ältesten Zeiten an zwei besondere Kasten, welche sich fast nur mit der Zucht der Seidenraupen und dem Spinnen ihrer Gewebe beschäftigten. Für das hohe Alter indischer seidener Gewebe sprechen auch mehrere Stellen in dem berühmten sanskritischen Epos, Ramajana, nach welchen fürstliche Personen in Kschauma, d. h. in Seide gekleidet einhergehen. Dasselbe bezeugen auch noch andere Sanscritnamen seidener Stoffe, z. B. Kitaja, welches so viel heißt als von Insecten erzeugt, ferner das Wort Kauseya, d. h. aus einem Cocon verfertigt.

Die Griechen und Römer scheinen die Seide und die seidenen Stoffe früher als das Thier welches sie liefert, gekannt zu haben. Als sie zuerst damit bekannt wurden, war die auf der Küste von Malabar, in der heutigen Provinz Kanara gelegene Stadt Nilcunda der Hauptmarkt für die genannten Stoffe, und sie wurden von hier aus nach Babylon, Medien, Tyrus, Aethiopien, Arabien, Aegypten, ja sogar nach Rom ausgeführt. Jedoch noch zu Julius Cäsars Zeit standen sie in sehr hohem Werth, und es wurden enorme Summen für sie gezahlt. Viel von diesen Stoffen kam wohl aus Bengalen, manches mögen aber auch wohl schon die Chinesen geliefert haben, denn ihre Industrie in dieser Beziehung geht, wie schon bemerkt, in sehr frühe Zeit hinauf, und man besitzt Nachrichten daß, nachdem die Völker des Abendlandes kaum diesen Modeartikel kennen gelernt hatten, die Chinesen auch schon mit ihrer Seide auf den westlichen Weltmärkten erschienen. So lernte schon im 6ten Jahrhundert der Indienfahrer Cosmas die rohe Seide, welche die Schiffe aus dem südlichen China herübergeführt hatten, auf der Insel Ceylon kennen. Hier setzten sie dieselbe an Araber und Perser ab, und diese brachten sie besonders im 9ten Jahrhundert nach Siraf im persischen Meerbusen und von da weiter. Dieser Handel erhielt sich bis in die Mitte des 14ten Jahrhunderts, um welche Zeit die chinesischen Dschunken noch regelmäßig die Häfen von Ceylon besuchten.

Außer diesem südlichen maritimen Wege über Ceylon, Indien und das persisch-arabische Meer, auf welchem die Griechen und Römer den ächt chinesischen Namen für Seide, nämlich „Sir," woraus die Römer „Sericum" machten, wahrscheinlich kennen gelernt hatten, gab es gleichzeitig aber noch einen andern, nämlich einen nördlichen continentalen, welcher von China westlich quer durch Asien nach dem caspischen Meer gieng. Dieser Weg wurde die Serenstraße genannt und führte über den heutigen Takht-Soliman oder den steinernen Thurm, wie er ehedem hieß, nach Ferghana zum Jaxartes oder Sir über Usch, Andidjan, Marghinan nach Samarkand und zum heutigen Bochara.

Die eben genannte Straße erhielt ihren Namen von einem merkwürdigen Volk, welches den Geographen und Ethnograhen viel zu schaffen gemacht hat, und über welches anfänglich viel fabelhaftes erzählt wurde. Es tritt schon früh in der Geschichte auf; etwa 400 Jahre vor Chr. Geb. wird es von Ktesias erwähnt. Auch Strabo spricht von demselben und von dem Gewebe, welches es verfertigt, und das unter dem Namen Sericum bekannt war. Man wußte nur im allgemeinen so viel von diesem Volk, daß es mit den Indern den äußersten Osten von Asien bewohne. Erst nachdem man im Anfang des dritten Jahrhunderts nach Chr. Geb. die Inder von den Scythen und hinter ihnen die Seren von den Thinen, welche im südlichen China oder Tsinistan lebten, unterscheiden gelernt hatte, stellte es sich heraus daß unter den Seren die Bewohner des nördlichen China oder *Katai* zu verstehen seyen. Sie waren es, welche auf dem weiten geheimnißvollen Weg von Osten nach Westen, wobei sie den Imaus *überstiegen*, das Land der Scythen und Massageten berührten, das kostbare Sericum, das Gespinnst und Gewebe der Seidenraupe nach dem Abendland in den Handel brachten. Zufolge der linguistischen Untersuchungen von Jul. Klaproth ist ihr Name ächt chinesischen Ursprungs, indem noch heute die Seidenraupe im chinesischen Volksdialekt „Ser" genannt wird. Mit demselben Worte bezeichneten die nördlichen Nachbarn der Chinesen, nämlich die Mongolen, Tungusen, Koreaner u. s. w. nicht *allein* die Seidenraupe, sondern auch ihr Gespinnst. Die Zeit in welcher die erste Verbreitung der Seide nach dem Westen erfolgte, war dieselbe in welcher die Yuetschi ans Tangut in westlicher Richtung nach Transoxania verdrängt wurden. Als in der Folge die Chinesen ihre Eroberungen bis zum caspischen Meer fortsetzten, und dieser See selbst 66 Jahre vor Chr. G. durch Phantschao entdeckt war, lernte man die Seren und ihre Heimath immer näher kennen. Ueberdieß *tauchte jetzt* noch ein anderes Volk auf, nämlich die Parther oder Asi, und diese waren es besonders, durch welche der Seidenhandel zwischen dem Osten und dem Westen vermittelt wurde; von ihnen gieng die *Kenntniß* der Seide auf die Römer über. Der Handel mit diesem *Stoffe* muß sehr einträglich gewesen seyn, denn die Parther, um den daraus hervorgehenden Gewinn für sich zu behalten, versperrten den Römern die Handelswege nach China, bis diese endlich auf die Idee kamen sich in directe Verbindung mit den Chinesen zu setzen, und unter Kaiser Marcus Aurelius Antoninus (in den chinesischen Annalen An-thun genannt) die erste Seereise nach der damals blühenden Handelsstadt Canton unternahmen (?).

In späterer Zeit bezeichnete man mit dem Namen der Seren noch andere, nicht von den Chinesen abstammende, aber vielleicht unter ihrer Herrschaft stehende Völker, welche im westlichen Hochasien ebenfalls Seidenbau trieben, entweder auf eigene Hand oder unter chinesischer Leitung. Dieß Volk scheint aber hinsichtlich seiner Abstammung wesentlich von den Chinesen verschieden gewesen zu seyn, denn nach der Schilderung welche Plinius an der Stelle wo er von dem an den Kaiser Claudius abgeschickten ceylonischen Gesandten redet, uns von ihnen hinterlassen hat, waren die Serer Leute von großer Gestalt, welche blonde Haare, blaue Augen und eine kräftige, rauhe Sprache besaßen. Sie scheinen dem sogenannten indogermanischen Stamm in Central-Asien angehört zu haben, welcher daselbst sehr mächtig und zahlreich war, und von hier aus in späterer Zeit nach verschiedenen Gegenden, besonders den westlichen, seine Wanderungen begann. Auf gleiche Weise ist derselbe Name in den darauf folgenden Jahrhunderten wohl auch noch auf andere Stämme, namentlich auf den der Tadjik, welcher das Persische redete, übertragen worden. Als zuletzt der Name der Seren schwand, ist ihre Stellung und ihr commercielles Verhältniß den ihnen ganz fremden und weit jüngern Sarten (einheimischen Sogdianen oder Bucharen) bis auf den heutigen Tag durch das ganze centrale Asien verblieben.

Forschen wir weiter der allmählichen Verbreitung der Seidenraupe aus den östlichen Theilen von Asien in die westlichen nach, und untersuchen wir wie es sich in dieser Beziehung mit den ostwärts vom Caspi-See und südwärts davon gelegenen Ländern, für welche der Seidenbau jetzt ein so wichtiges Erwerbsmittel ist, in früherer Zeit verhalten haben mag, so finden wir in chinesischen Annalen die Bemerkung daß in den Ländern Ferghana (Khokand) bis Bochara in Sogdiana etwa 150 Jahre vor und nach Chr. G. noch kein Seidenbau stattfand, obwohl in diesen Gegenden damals doch schon der Weinstock gepflegt wurde, und die Pferdezucht in solchem Flor stand, daß die edelsten unter diesen Thieren nach China ausgeführt und daselbst theuer bezahlt wurden. Zwar findet man in den erwähnten Annalen die Angabe daß die Bewohner der angeführten Reiche die Seide zuzubereiten verstanden hätten; aber dieß hat man offenbar nur darauf zu beziehen daß sie die Kenntniß besaßen aus diesem Material Gewebe zu verfertigen. Diese Nachricht befremdet um so mehr als, wie Nazarow und A. Burnes erzählen, es heutzutag in Ferghana sehr viele Maulbeerbäume gibt und die Seidenproduction dort sehr bedeutend ist. Zu welcher Zeit diese Cultur daselbst eingeführt wurde, ist mit Zuverlässigkeit nicht bekannt; sehr früh mag es wohl nicht geschehen seyn, denn noch zu Edrisi's Zeit, 1150 Jahre nach Christi Geburt, wurden von den Turk-Tibetanern Seidenzeuge daselbst importirt, die sehr gesucht und beliebt waren. Gern nahm man sie statt des baaren Geldes an, wie aus dem Factum hervorgeht daß die chinesische Regierung im Jahr 781 nach Chr. G. von den Turk-Uigur, welche an dem obern Hoangho lebten, 180,000 Stück Pferde einhandelte, welche sie mit Seide bezahlte. Durch alle Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Tage ist der Werth dieses Products gleich dem des Geldes in diesem Lande geblieben. Wir wollen jetzt auch untersuchen, wie es sich mit der Einführung der Seidenraupe nach Khotan und Tibet verhalten hat; in Betreff dieser Länder sind wir glücklicherweise im Besitz speciellerer Nachrichten.

Die geschichtlichen Jahrbücher des erst genannten Landes erzählen, es seyen ehedem in demselben Maulbeerbäume sowohl als Seidenraupen gänzlich unbekannt gewesen; erst als eine chinesische Prinzessin sich mit einem Prinzen aus Khotan vermählte (was etwa um das Jahr 419 nach Chr. G. erfolgte), seyen, und zwar auf eine heimliche Weise, Samen von Maulbeerbäumen und Eier von Seidenraupen in das Land gekommen; sie wären beide trefflich gediehen, und von dieser Zeit an habe der Seidenbau sich immer weiter verbreitet, und solcher ist auch jetzt noch für Khotan von Wichtigkeit. Von hier aus mag er nach Yarkend gekommen seyn, und bildet auch gegenwärtig noch eine ergiebige Quelle des Reichthums für das dortige Volk und Land. Ungeachtet das auf der großen Serenstraße nach Ferghana hin, also westlicher gelegene Land von Kaschgar hinsichtlich seiner Naturproducte eine große Aehnlichkeit mit Khotan zeigt, so werden doch zu keiner Zeit weder Maulbeerbäume noch Seidenraupen daselbst erwähnt, wohl aber Seidenwebereien. Möglich ist es daß die in diesem Lande befindlichen hohen Schneegebirge der Zucht von beiden sich hinderlich zeigten. Nachdem der Seidenbau in Khotan eingeführt war, nahm er, wahrscheinlich in einem der nächsten Jahrhunderte, den hohen Imaus überschreitend, in westlicher Richtung seinen Weg nach Ferghana, und gelangte auch hier zu hohem Flor. In dem ehemaligen Chanat Khokand und ostwärts von der gleichnamigen Hauptstadt bis Marghinan, ja selbst bis zu der chinesischen Gränze, ist nach den Beobachtungen welche Nazarow auf seiner Reise in diese Gegenden im Jahre 1814 machte, alles voller Weinberge; in allen Dörfern ziehen die Landleute Seidenraupen in so großer Menge daß ihre Eier — wahrscheinlich auf Papier oder ähnliche Gegenstände gelegt — auf den Märkten in Körben ausgestellt, ein Gegenstand des Verkaufs sind. Ungeachtet der Verbrauch an Seide im Lande bedeutend ist, und namentlich für die Machthaber unter den Kirgisen die theuersten mit Gold und Silber durchwirkten Stoffe daraus angefertigt werden, findet dennoch eine starke Ausfuhr nach der Bucharei statt. Das nördlichste Dorf, bis zu welchem Nazarow den Seidenbau verbreitet fand, war Karapoll, welches am linken Ufer des Syr-Daria liegt. Auch in Samarkand ist derselbe sehr im Schwung, und wahrscheinlich von größerer Erheblichkeit als in Khokand. Gegenwärtig hat sich die Zucht der Seidenraupe durch ganz Bochara verbreitet; wo nur irgend ein Bach mit seinem Wasser die Maulbeerpflanzungen tränkt, was man vorzugsweise in denjenigen Gegenden bemerkt welche der Oxus durchströmt, beschäftigen sich selbst diejenigen Volksstämme sehr viel mit Seidenbau, welche nicht immer an einer und derselben Stätte verbleiben, sie zwar zeitweise verlassen, später aber wieder zu derselben zurückkehren.

(Schluß folgt.)

Astronomische Streitfragen auf dem letzten Meeting der British Association.

Die letzte Versammlung der britischen Naturforscher war ungewöhnlich ergebnißlos, da sehr viele Magnaten unter den Gelehrten gar nicht oder weniger denn sonst gesprochen haben; deßhalb bleibt uns nur übrig noch der Bemerkungen zweier Astronomen zu gedenken. Seit Jahren dauert eine erbitterte Polemik der großen britischen Astronomen über die Chronologie der Sonnenfinsternisse des Thales, der Eroberung von Larissa durch die Perser, und des Agathokles. Dieser Streit ist so verwickelt, weil es sich hier um Ermittlung der Kraftwirkungen handelt welche Sonne, Erde und Mond wechselseitig gegen einander geltend machen. Seit Newtons Zeiten, bemerkte Hr. Hind, wußte man daß, wenn der Mond zwischen Erde und Sonne steht, die Sonne ihn von der Erde ab und näher an sich zieht, daß ferner, wenn die Erde zwischen Mond und Sonne steht, die Sonne die Erde von dem Mond hinwegzieht, immer also die Sonne versucht Erde und Mond zu trennen, oder mit andern Worten die Anziehung des Mondes nach der Erde zu mindern. Manchmal freilich treten die gegentheiligen Wirkungen ein, aber im allgemeinen sind die früher beschriebenen Wirkungen die überlegenen. Würden nun diese zeitweiligen Verminderungen der Anziehungskraft immer gleich groß bleiben, so müßte auch die Dauer eines Mondumlaufes immer die nämliche bleiben. Doch fanden schon im vorigen Jahrhundert Halley und Dunthorne daß diese Dauer nicht dieselbe Größe behalte, denn wenn man die von Ptolemäus beobachteten Mondverfinsterungen prüfte, so ergab sich daß der Mond von Jahrhundert

zu Jahrhundert seine Bewegung beschleunige, und zwar in dem Grad daß nach jedem Mondwechsel der Mond sich der Erde um einen Zoll nähere. Die Hauptursache dieser Erscheinung entdeckte Laplace. Er und andere erkannten daß die Anziehungskräfte der anderen Planeten, so weit sie sich auf Sonne und Erde erstreckten, weder die große Achse der Erdbahn, noch die Länge des Erdenjahres, sondern langsam durch Jahrtausende nur die Ellipticität der Erdbahn vermindern. Wenn nun die Erde auf ihrer Bahn ihre geringsten Abstände von der Sonne erreicht, muß auch, wie oben bemerkt wurde, die Abnahme ihrer Anziehungskraft gegen den Mond am größten; wenn sie dagegen am fernsten von der Sonne steht, die Abnahme am geringsten seyn. Nun hatte man sich dabei beruhigt daß Wirkung und Gegenwirkung sich beständig ausgleichen, bis Laplace bewies daß die Verminderung der Erdzugkräfte an der kleinen Achse der Erdbahn beträchtlicher wirke als ihre Verstärkung an der großen Achse. Je elliptischer die Erdbahn, desto größer müßte also die Differenz seyn. Da nun aber die Ellipticität der Erdbahn in säculären Zeiten geringer wird, umsomehr muß, da der störende Einfluß der Sonne an Kraft verliert, die Anziehung des Mondes nach der Erde größer werden, so daß dieser Trabant in immer engeren Kreisen, also auch mit beschleunigter Geschwindigkeit um die Erde sich dreht. Als man diese Wirkungen berechnete, fand sich die Theorie in Uebereinstimmung mit den Beobachtungen. Man ermittelte nach der ersteren die drei oben genannten wichtigen Sonnenfinsternisse und gelangte zu erträglichen Ergebnissen. Nun ist aber Hr. Adams mit der Entdeckung aufgetreten daß ein Theil der Sonnenstörungskräfte von Laplace vernachlässigt worden sey. Die Sonne treibt durch ihre Anziehungskraft den Mond mit sich in gleicher Richtung, sie beschleunigt also auf der einen Hälfte seiner Bahn seine Bewegungen, und verzögert sie auf der andern Hälfte. Laplace und andere meinten: Wirkung und Gegenwirkung löschten sich gegenseitig aus, Hr. Adams aber behauptet daß die Ausgleichung nicht vollständig sey, und zwar derart daß die von Laplace in den Mondperioden berechnete Differenz um ein Drittel sich ändere. Natürlich sind selbst so kleine Effecte in großen Zeiträumen sehr wirksam. Die Sonnenfinsternisse von Larissa und des Agathokles werden durch diese neue Berechnung vielleicht nicht sehr leiden, aber möglich ist es daß die Sonnenfinsterniß, welche man bisher für die des Thales hielt, dadurch so nahe an den Sonnenuntergang gerückt wird um völlig unbrauchbar zur Erklärung der historischen Beziehungen zu werden. Gerade hier wird die neue Theorie höchst unbequem, weil keine andere Sonnenfinsterniß sonst zu der geschichtlichen Erzählung passen will. Bisher hat ein eminenter französischer Mathematiker, Hr. Delaunay, Hrn. Adam's Ansichten gebilligt, und ist sogar, indem er einen völlig verschiedenen mathematischen Weg einschlug, zu den nämlichen Ergebnissen wie Adams gelangt. Widersprochen wird ihm aber von Baron Plana, vom Grafen Pontécoulant und von Professor Hansen, welche für die Richtigkeit der Laplace'schen Theorie sich erklärt haben. Die Beobachtung kann den Streit nicht schlichten, sondern es handelt sich rein darum ob gewisse algebraische Ermittlungen auf den vorliegenden Fall anwendbar sind oder nicht, woraus man nebenbei sich die Lehre ziehen kann daß sehr oft die sogenannte mathematische Erkenntniß auf moralischer Ueberzeugung beruhen kann. Sonst gehört die Theorie über die Beschleunigung der Mondbewegung im Augenblick zu den sogenannten „brennenden Fragen" der gelehrten Welt.

Eine andere anregende Mittheilung kam von J. P. Hennessy. Dieser Astronom bemerkte daß man bisher die verschiedenen Neigungen der Planetenbahnen nicht habe einem Gesetz unterwerfen können, weil man immer nur ihr Verhältniß zur Ekliptik betrachtet habe. Er dagegen bezieht die Planetenbahnen zur Ebene des Sonnenäquators, und findet dabei daß die Neigungen der Planetenbahnen mit den Abständen von der Sonne wachsen, da die Mercursbahn nur 0° 19′ 51″ und die des Neptun 9° 6′ 51″ zur Ebene des Sonnenäquators geneigt sey. Die einzige, aber keineswegs ungünstige, Abweichung von der Regel findet sich bei den Asteroïden, deren Bahnen, wenn man die Victoria als Typus gelten lassen will, 15° 42′ 15″ geneigt stehen. Wenn man sich wundere daß die Bahnen der großen Planeten Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun so wenig von der Ebene des solaren Aequators abweichen, so würde dieß die Anschauung von Laplace bestätigen: daß die äußeren Planeten viel früher von der Sonnenmasse sich abtrennten, bevor Mars, Erde, Venus und Mercur an die Reihe kamen. Wäre dieß aber der Fall gewesen, dann müßte zur Zeit der Uranus- und Neptunsbildungen die Sonne in Folge ihrer extremen Abplattung weit stärker als später und gegenwärtig die Bahnen in der Nähe ihrer äquatorialen Ebene festgehalten haben. Seine Betrachtungsweise, meinte der Astronom, begründe eine weitere Aehnlichkeit zwischen dem Sonnensystem und der Jupiterswelt, da es den Astronomen recht wohl bekannt sey wie die Bahnneigungen der Jupitersmonde zur Ebene des jovialen Aequators eine Function ihres Abstandes und ihrer Masse seyen.

Reiseskizzen aus Borneo.

(Von O. v. Kessel.)

In Hinweisung auf eine früher in Nr. 50 1858 des Auslandes erschienene Reiseschilderung von Borneo lasse ich hier noch einige Schilderungen aus anderen Gegenden der Insel, als den früher beschriebenen, folgen.

Von Sangau aus setzte ich meine Reise weiter stromaufwärts fort, und gelangte nach einigen Tagen zu dem am linken Ufer des Kapuas gelegenen malayischen Dorfe Sekadau. Hier residirte ein malayischer Sultan, von dem mir bereits in Pontianak und später in Sangau viel erzählt worden war. Namentlich war mein Begleiter Hadschi Habas nicht gut auf ihn zu sprechen, weil er dem Gesetz des Propheten entgegen täglich chinesischen Arak trank.

Ich machte Sr. Hoheit meine Aufwartung, und wurde mit viel Höflichkeit und Zuvorkommenheit empfangen. Sultan Mohammed war einer jener Charaktere wie man sie unter Malayen nur höchst selten findet, d. h. ziemlich gutmüthig und gerecht gegen seine Unterthanen, zugleich aber auch sehr energisch und streng, wo es galt seinen Willen durchzusetzen. Hätte er die unglückliche Passion des Araktrinkens nicht gehabt, so wäre er jedenfalls der beste von allen Fürsten Borneo's gewesen, so aber verdarb er in der Trunkenheit sehr oft wieder seine guten

Anordnungen, während die Malayen ihn zugleich verachteten, wenn sie sich dieß auch nicht merken ließen; denn er war gefürchtet, und obschon die malayischen Staaten Borneo's (was die malayische Bevölkerung anbelangt) mehr oder weniger Oligarchien zu nennen sind, so hatte doch Sultan Mohammed über die Malayen von Sekadau eine größere Gewalt erlangt als irgendein anderes malayisches Oberhaupt der Insel.

Er wäre ein schöner Mann gewesen (er war etwa 30 Jahre alt), wenn er nicht an der borneischen Hautkrankheit, dem Kurrap gelitten hätte. Die Hälfte seines Gesichts, die Brust und andere Theile seines Körpers waren mit flechtenartigen Ausschlägen bedeckt. Sein Anzug war der eines halbwilden Sultans; er trug nämlich nur drei Kleidungsstücke auf seinem Körper; erstlich ein seidenes mit Gold durchwirktes Kopftuch, worunter eine Fülle schöner schwarzer Haare hervorquoll, ferner eine kurze gelbseidene Jacke (die Hoffarbe) auf dem bloßen Leibe; die Jacke war vorn offen, so daß die bloße Brust ganz frei war; hiezu ein Paar kurze malayische Beinkleider. Die Füße waren bloß, denn Schuhe oder Pantoffeln kennt der Malaye nicht, und in Ländern wie Java, wo die Fürsten Fußbekleidung tragen, ist diese Sitte erst von Europäern oder Arabern angenommen worden.

Wie gebräuchlich, war bei meiner Ankunft in Sekadau die gelbe fürstliche Flagge auf dem hölzernen Hause des Sultans aufgezogen und einige Kanonenschüsse gelöst worden; ich fand den Sultan noch nüchtern, und man sagte mir daß er die Gewohnheit habe erst Nachmittags oder Abends dem Arak zuzusprechen. Sein gerades offenes Benehmen stimmte mich günstig für ihn; man gewahrte bei ihm nichts von jener feinen malayischen Höflichkeit, aus der stets die Hinterlist hervorblickt, noch den Hochmuth des Fürsten. In dem großen Gemach, welches zwei Drittheile des ganzen Hauses einnahm, stand bereits ein kleiner, roh gezimmerter Tisch und zwei hölzerne Schemel bereit, auf welchem einen ich sogleich Platz nehmen mußte, während sich der Sultan mir gegenüber setzte. Die vornehmsten Malayen und Häuptlinge von Sekadau, worunter seine nächsten Verwandten, die ebenfalls fürstliche Titel führten (Pangerang, Radin rc.), saßen im Kreise längs den Wänden des Gemaches auf Matten umher. Nach dieser Anordnung konnte ich die Ehre ermessen die mir zu Theil wurde, denn nach den Gesetzen malayischer Etikette darf niemand einen erhöhten Sitz beanspruchen als wirkliche Fürsten; es sey denn daß sämmtliche Anwesende solche Sitze einnehmen, sonst aber würde es eine unerträgliche Demüthigung für diejenigen seyn die niedriger oder gar auf dem Boden sitzen.

Auf der kleinen Tafel wurde ein malayisches Diner servirt, welches aus einer mit Kerrie bereiteten Ente, Hühnern, Fischen und Backwerk bestand. So weit war alles ganz gut, als wir aber an das Dessert gelangten, winkte der Sultan einem Diener, und dieser brachte eine Flasche Arak mit zwei Gläsern. Hadschi Habas warf mir einen wehmüthigen Blick zu, den ich nicht umhin konnte zu erwiedern, da mich nach chinesischem Arak nicht besonders gelüstete; doch ich that dem Sultan Bescheid und trank ein Glas auf seine Gesundheit, lehnte aber alle ferneren Aufforderungen zum Trinken entschieden ab. Dieß schien ihm nicht angenehm, denn er hätte sich gern einen tüchtigen Zopf angetrunken, hatte jedoch so viel Ueberwindung daß er nur noch ein Glas trank. Nachdem noch der Betelkasten des Sultans gebracht worden war, aus dem ich aus Höflichkeit mir auch eine Dosis langte, und zur großen Befriedigung des Sultans und der Anwesenden Malayen tapfer kaute, empfahl ich mich. Der Malaye hat die Gewohnheit sogleich nach dem Essen eine Dosis Betel zu nehmen, ungefähr wie in Europa der Raucher sich gern nach der Mahlzeit eine Cigarre ansteckt.

Ehe ich abreiste machte mir der Sultan noch einen Gegenbesuch auf meinem geräumigen und ziemlich comfortabel eingerichteten Kahn, bei welcher Gelegenheit ich ihn mit englischem Porter und Rothwein bewirthete.

Im Staat Sekadau sind viele Chinesen ansässig, die sich fast ausschließlich mit Goldgraben beschäftigen, wovon sie dem Sultan eine gewisse Abgabe entrichten. Es befinden sich einige große chinesische Dörfer in der Nähe von Sekadau, während in den übrigen malayischen Ländern am Kapuas nur wenige Chinesen anzutreffen sind. Der Grund hievon ist kein anderer als weil sie unter der etwas wilden, aber im ganzen ziemlich gerechten Regierung von Sultan Mohammed mehr Schutz genießen als in den übrigen Ländern, wo sie mit eifersüchtigen Augen bewacht und, wenn sie bei der Goldgräberei etwas Glück haben, meist ausgeplündert werden, ja in vielen Fällen kaum ihres Lebens sicher sind. Die Chinesen sind in den Augen der Malayen ungläubige Heiden, die wie die Dajaken mit Fug und Recht von den Gläubigen geplündert werden können. Die Malayen merken sehr bald wenn ein Chinese wohlhabend wird, obgleich diese natürlich alle Schlauheit aufbieten um es zu verbergen. In solchem Fall ist es nicht ungewöhnlich daß, wenn andere Mittel nicht anwendbar sind, falsche Zeugen bedungen werden, die dem Chinesen auf den Kopf zusagen daß er diese oder jene Missethat begangen habe, wofür er 2—500 Gulden, nach Umständen Tausende bezahlen muß, um nur von dem bösen Handel loszukommen; oder verbirgt der Chinese seine Schätze nicht sorgfältig, was jedoch selten der Fall ist, so wird er des Nachts bestohlen oder vielmehr beraubt, denn er darf nicht wagen sich zu widersetzen, wenn er sein Leben lieb hat. Bei ärmeren Chinesen kommt es auch häufig vor daß man sie mit Geldbußen belegt, und wenn sie nicht bezahlen können, so nimmt man ihnen die Kinder weg und verkauft sie; diese Kinder werden dann malayisch erzogen und zu Mohammedanern gemacht. Sind es Mädchen, so kommen sie in die Harems der Fürsten und Häuptlinge.

Von den auf Borneo ansässigen Chinesen ist etwa nur der dritte Theil verheirathet, und zwar in der Regel mit dajakischen Frauen, die sie von den Malayen kaufen. Solche dajakische Frauen sind von den Malayen in der bereits erwähnten Weise erworben; denn häufig werden auch den Dajaks die Kinder wegen Schulden weggenommen. Obschon die Chinesen, wenn sie etwas wohlhabend geworden sind, gewöhnlich wieder in ihr Vaterland zurückkehren, in welchem Fall die Frauen meist zurückbleiben, so müßte doch bei der bereits langjährigen chinesischen Ansiedelung auf einigen sundischen Inseln die chinesische Bevölkerung weit zahlreicher seyn, wenn nicht die mit malayischen Weibern erzeugten Nachkommen der Chinesen in der dritten oder vierten Generation ausstürben.

Ich setzte meine Reise stromaufwärts fort. Der Kapuas ist bis 50 und 60 Meilen weit ins Innere 4 bis 500 Schritte breit. Die Gegend bietet durchaus keine Abwechslung dar; der zwar frische, aber finstere Urwald, und eine überaus üppige Pflanzenvegetation begleiten den Reisenden ununterbrochen, und benehmen jede Aussicht in das Land. Nur an einzelnen wenigen Punkten treten niedrige, aber auch dicht bewaldete Höhenzüge bis an das Flußufer. Baumlose oder mit Gras bewachsene Ebenen gewahrt man nirgends, ja es erfordert große Schwierigkeiten ein Plätzchen zu finden wo man landen kann, und wo man einige Schritte Raum hat um ans Land zu treten, und man kann

lange suchen ehe man eine solche Stelle findet. Die Vegetation ist so üppig, daß es ungeheure Anstrengungen erfordern würde diese Gewebe von Dornen und Schlinggewächsen mit den in den anmuthigsten Farben prangenden und blühenden Sträuchern umzuhauen und den Boden nur für einige Quadratfuß gangbar zu machen. Ich habe dergleichen Versuche nie machen lassen, obschon ich eine hinreichende Anzahl Leute zu meiner Disposition hatte. Nur der mit dem üppigen Pflanzenwuchs tropischer Gegenden Vertraute wird dieß vollständig begreifen können. Man bleibt daher bei einer Reise in diesen Gegenden stets auf das Fahrzeug angewiesen in dem man sich befindet. Ebenso wie die Flüsse Borneo's den Reiz der Abwechslung von Landschaftsbildern vollständig entbehren, ebenso einsam sind auch die Gegenden. Nur hin und wieder, vielleicht alle 3 bis 4 Tage, begegnet man auf den großen Strömen einem flußabwärts treibenden, heimwärtskehrenden, malayischen Handelskahn, sonst aber ist alles still und einförmig. Bisweilen stürzt sich ein am Ufer liegendes Krokodil in den Strom, oder ein Stück Wild ergreift die Flucht vom Ufer aus in den Wald. Kleinere Vögel sieht man nicht viele, und auch dann nur in den Morgen- und Abendstunden; dagegen gewahrt man den Rhinocerosvogel häufig, vermuthlich weil er durch sein heiseres, durchdringendes Geschrei auf große Entfernungen gehört wird, und wegen seiner Größe auch weit sichtbar ist. Einige Spechtarten vernimmt man ebenfalls hin und wieder. An vierfüßigen Thieren sind die Wälder reich, aber selten geschieht es daß man irgend ein Wild zu Gesicht bekommt, mit Ausnahme der Affen, die in ganzen Schaaren die Bäume bevölkern: es sind namentlich Nasaffen die am zahlreichsten vorkommen, ich sah sie in Familien von 40 bis 50, außer diesen einige Arten Meerkatzen, und bisweilen Paviane, doch diese sind selten, ebenso wie der Orang-Utang, der stets einzeln angetroffen wird; weil ihm viel nachgestellt wird, ist er sehr selten geworden.

In den Wäldern sind Hirsche und Schweine häufig, aber man kann sie nur auf gewissen Plätzen, namentlich wo sich Salzquellen befinden, in den Abendstunden schießen. Eine Verfolgung bei Tag wäre bei der Dichtigkeit der Wälder fruchtlos, wenn man nicht von Eingebornen begleitet ist. Außerdem kommen wilde Rinder vor (Banting), die aber außerordentlich scheu und, wenn sie angeschossen, auch äußerst gefährlich sind. Das Rhinoceros kommt nur in einigen Gegenden der Insel vor, es hat zwei Hörner wie das von Sumatra. Der Königstiger kommt bekanntlich auf Borneo nicht vor, dagegen eine eigenthümliche Leopardenart, von den Eingebornen Suehl genannt, mit dunkelgelber Grundfarbe und fünf- und sechseckigen ziemlich großen schwarzen Flecken. Außer diesem schönen Thier erzählten mir die Eingebornen von einer ebenfalls großen Katzenart, welche sie Rimau-akar (Schlingpflanzentiger) nannten. Sie ist grau gefärbt und hält sich gern in den Bäumen auf, daher der Name (Schlingpflanzentiger); vermuthlich ist es dasselbe Thier das auf Sumatra unter dem Namen Rimau-dahan bekannt ist. Es glückte mir eine noch unbekannte, ziemlich große wilde Katze zu erhalten, ebenfalls von grauer Färbung, die sich auf dem Berliner Museum befindet, hier aber mit dem unrichtigen Namen Nebelparder (Felis macroscelis) bezeichnet ist. Das Thier ist von der Größe eines starken Fuchses, nur etwas länger.

Ich lasse hier eine kurze Uebersicht der in Borneo vorkommenden Säugethiere folgen, von denen einige noch nicht bekannt seyn dürften.

1) Rhinoceros (mit zwei Hörnern) (Batta); 2) wildes Rind (Banting), dunkelbraun mit weißen Füßen; 3) ein oder zwei Hirscharten (Russa); 4) wildes Schwein (Babi-utann) mit eigenthümlich langem Kopf; 5) wilde Ziegen (nur in einigen Gebirgsgegenden); 6) zwei Arten Rehe (Muntjak); 7) zwei Arten Zwerghirsche (Kantchil), Moschus pygmaeus; 8) zwei Fischottern (Barang-Barang); 9) zwei Zibethkatzen; 10) drei Arten Rollmarder oder Rollkatzen; 11) drei Arten fliegender Eichhörner von schwarzer, rother und grauer Färbung; 12) acht bis zehn Arten Eichhörnchen; 13) zwei Arten Spitzratten, hievon ist nur eine Art, und zwar von Sumatra bekannt (Gymnura Rafflesii). Ich brachte ein Exemplar der kleinern Art mit, das sich im Berliner Museum befindet; 14) ein kleines Thierchen, Ingbar genannt, gehört wahrscheinlich zu den Spitzhörnchen, lebt nach Art der Eichhörncheu und nährt sich von Insecten. Ich brachte ein Exemplar mit; der oben angeführte borneoische Leopard (Suehl); 16) die von mir entdeckte neue Katzenart; 17) eine kleine Luchsart (wovon ich ein junges Exemplar mitbrachte); 18) noch einige andere kleinere Katzenarten; 19) zwei Arten Bären. Die gewöhnliche kleinere Art ist häufig, und ist eine Varietät des malayischen Bären, die andere größere Art ist sehr selten; ich sah nur ein Fell. Das Thier ist schwarz gefärbt und glatthaarig wie die kleinere Art, aber noch einmal so groß; 20) drei bis vier Arten langarmiger Affen von grauer, rother und schwarzer Färbung; 21) einige Meerkatzenarten; 22) Schweinsaffen; 23) Nasenaffen; 24) vier Arten Orang-Utangs (nach den Aussagen der Eingebornen 4 verschiedene Arten), nämlich 1) Majas-Pappan, 2) Majas-Bannir, 4) Majas-Rambei oder der langhaarige Majas, 4) Majas-Kesse; 25) Schuppenthiere.

Von Vögeln nenne ich nur die bemerkenswerthesten:

1) Sieben Arten hühnerartiger Vögel, worunter zwei Fasanenarten; 2) acht bis zehn Arten Tauben von sehr sehr schönen Farben; 3) drei Arten Rhinocerosvögel; 4) sechs bis sieben Spechtarten; 5) mehrere schöne Drosselarten, Bienenfresser und Bartvögel; 6) nur zwei kleine Papagaienarten; 7) fünf bis sechs Arten schöner Eisvögel.

Schlangen sind viele vorhanden, doch bemerke ich nur zwei Arten, 1) die große Sawaschlange (Abgottschlange), 2) die Goldschlange, ein sehr schön gezeichnetes Thier, äußerst giftig, springt 30 bis 40 Schritte weit (daher die Fabel von einer fliegenden Schlange auf Borneo). Die Haut dieser Schlange ist mit goldgelben Punkten bezeichnet, jedoch von wirklichem Goldglanz oder Metallglanz; sie ist nicht zu verwechseln mit einer andern Art, die auch den Namen Goldschlange führt, aber nicht den Metallglanz hat.

Einige Tage später gelangte ich nach Blitang, ein neu entstandenes, malayisches Dorf am rechten Ufer des Kapuas. Die Landschaft Blitang ist von freien Daijaken bewohnt, und die Niederlassung der Malayen an der Mündung des Flusses Blitang in den Kapuas gibt ein Bild wie überhaupt die Malayen sich in Besitz des Landes nach und nach gesetzt und die Daijaken unter ihre Herrschaft gebracht haben. Das Dorf Blitang besteht aus 15 bis 20 Häusern oder besser gesagt Hütten, mit ebenso vielen Familien. Der Häuptling, ein Verwandter der Fürsten von Sintang, führt den Titel „Pangerang."

Im Anfang begnügte er sich mit dem Handelsmonopol, welches er sich sogleich anmaßte als er die Mündung des Flusses Blitang besetzte, so daß kein fremder Händler hinein und kein Daijake herauskonnte. Nach einigen Jahren legte er den nächstgelegenen daijakschen Dörfern kleine Frohndienste auf, als Bauholz liefern, Verfertigen von Dachschoben rc. So schritt die Sache allmählich vorwärts. Das Ende ist immer daß die Daijaken sich gutwillig unterwerfen oder durch Gewalt

unterworfen werden, und alsdann regelmäßige Abgaben an Reis entrichten.

Betrachtet man die kleine Macht der Malayen von Blitang, die vielleicht höchstens 25 bis 30 Mann mit 10 bis 12 Gewehren ins Feld stellen konnten, und die ausgedehnte Landschaft Blitang mit einer daijakischen Bevölkerung von 1000 bis 1500 Familien, so muß man allerdings erstaunen. Dieß Räthsel löst sich jedoch, wenn man bedenkt daß alle diese Daijaken unter einander uneinig sind, sich nie gegenseitig unterstützen, nie landschaftsweise sich verbinden und einen ungeheuren Respect vor Feuerwaffen haben. Die Malayen dagegen sind schlau, vorzügliche Diplomaten und Kaufleute, besitzen Feuerwaffen und schießen nicht ganz schlecht, obgleich sie sich darin nicht auszeichnen.

Ich machte dem Pangerang einen Besuch, wurde aber nicht mit Kanonenschüssen empfangen, denn so vornehme Leute waren die Blitanger noch nicht um Kanonen zu besitzen.

Der Pangerang sah alt und abgelebt aus, obgleich er kaum 30 Jahre zählte. Wahrscheinlich waren seine Kräfte durch übermäßigen Genuß der physischen Liebe und den Gebrauch der Opiumpfeife erschöpft. Er schien fabelhafte Dinge von der Wirkung des Weins gehört zu haben, und war der Meinung daß seine heruntergekommenen Körperkräfte hierdurch so wunderbar gestärkt werden könnten, daß er bald wieder im Stande seyn würde als ein Rolando in seinem Harem aufzutreten, wenigstens gab er dieß ziemlich unumwunden zu verstehen, und bat mich zugleich um eine Flasche Wein, ich schickte ihm zwei mit den besten Wünschen.

Ich unternahm eine Reise von einigen Tagen in die daijakischen Districte von Blitang, besuchte mehrere daijakische Dörfer und fand überall freundschaftliche Aufnahme, obgleich noch nie ein Europäer diesen Leuten zu Gesicht gekommen war. Die daijakischen Frauen zeichnen sich in dieser Landschaft durch Schönheit aus, und ich fand sie in der That von einer Weiße der Haut welche ich bisher bei keinem andern Stamm bemerkt hatte, auch waren ihre Haare oft hellbraun.

Ein besonders schönes Mädchen, man sagte die schönste der Landschaft, hatte die Aufmerksamkeit des lüsternen Pangerang erregt, und er verlangte sie solle seine 7te oder 8te Frau werden, welche Ehre die Schöne jedoch entschieden ablehnte. Unter diesen Umständen ließ der Pangerang ihr und den Eltern bedeuten daß sie unter keinen Umständen es wagen sollte eine andere Heirath zu schließen, oder er würde mit Feuer und Schwert das Dorf überfallen. So war denn das arme Mädchen gezwungen ledig zu bleiben.

Wenn die Malayen daijakische Frauen nehmen, so werden diese Muhammedanerinnen, das heißt, sie essen fernerhin kein Schweinefleisch mehr, denn im übrigen können sie von ihren Ehegatten wenig oder nichts lernen, da diese selbst sehr unwissend in Betreff ihrer Religion sind, und nicht einmal die täglichen Gebete verrichten. In den meisten malayischen Dörfern befinden sich zwar Moscheen (Musgit), und es finden gottesdienstliche Versammlungen unter Leitung angestellter Priester statt, doch das ist auch alles; der gewöhnliche Malaye befaßt sich mit dem täglichen Gebet gar nicht, ebenso wenig die Fürsten, nur die Priester, von denen die meisten die Reise nach Mekka gemacht haben, befolgen dieses Gebot. Dagegen werden einzelne Formen und Satzungen von der ganzen Bevölkerung streng befolgt. Hierzu gehört namentlich das vorschriftsmäßige Schlachten der Thiere, damit kein Blut zurückbleibt. Der Genuß von Schweinefleisch ist dem Malayen der größte Gräuel, und man thut als Europäer wohl dieß nicht zu essen, weil man sich sonst leicht allgemeine Verachtung zuzieht.

Die Kleidung der daijakischen Frauen besteht nur in einem zwei Spannen breiten Kleidchen welches um die Hüften getragen wird, und einigen Schmucksachen, als Ohrringen und Arm- und Beinringen von Kupfer. Wenn sie sich mit Malayen verbinden, so legen sie malayische Kleidung an, diese besteht aus zwei Hauptstücken, Sarong und Babdju, oder Unter- und Ueberkleid. Der Sarong oder das Unterkleid ist ein mehrere Ellen langes Stück Zeug welches um die Hüften geschlungen wird und bis auf die Knöchel reicht; das Babdju oder Ueberkleid reicht bis an die Kniee und unterscheidet sich im Schnitt wenig oder nicht von einem gewöhnlichen Frauenhemde. Als Schmuck sieht man bei den malayischen Frauen nur kleine goldene Ohrringe, bisweilen mit Diamanten verziert, seltener goldene Armringe.

Eine strenge Abgeschiedenheit vom männlichen Geschlecht findet nicht statt, noch viel weniger verhüllen die Frauen ihr Gesicht. In den Hütten ärmerer und geringerer Leute wohnen bisweilen mehrere Familien in einem Gemach, denn die Hütte enthält nicht mehr. Wegen des Auskleidens ist man nicht in Verlegenheit, denn niemand thut dieß, da sich alles mit der gewöhnlichen Kleidung schlafen legt. Das Lager ist eine Strohmatte, das Kopfkissen ein mit Baumwolle gefülltes Kissen. Selten und nur bei vornehmen Leuten findet man einen mit Baumwolle gefüllten Sack als Matratze. Da die Mücken des Nachts sehr lästig sind, so findet man auch bei den ärmsten Leuten sogenannte Klambus. Dieß sind aus grobem Stoff verfertigte und in Form eines Oblongums zusammengenähte Säcke. Es sind kleine Zelte welche des Abends an vier Zipfeln aufgespannt werden, und unter deren Schutz man vor dem Biß der Muskitos gesichert schläft.

In den Häusern reicher oder vornehmer Leute, wo bisweilen 20 bis 30 Personen in einem Hause wohnen, wenn viele Diener, oder die auf Borneo gleichbedeutenden Schuldner, [1] vorhanden sind, ist das Haus gewöhnlich in zwei oder drei Gemächer getheilt, oder es ist auch nur eine Art Wand durch ein langes Stück Zeug gezogen, so daß die Frauen wenigstens einigermaßen abgesondert schlafen. Diese Räume gleichen des Abends kleinen Heerlagern, wenn 10 bis 15 Klambus aufgespannt sind, da sie sich ausnehmen wie Zelte, was sie auch eigentlich sind. Möbel findet man in malayischen Häusern gar nicht, mit Ausnahme einiger hölzernen Kästen, worin einige werthvolle Gegenstände aufbewahrt werden. Der Malaye bedarf auch keiner Möbel, denn er lebt wörtlich auf dem Fußboden, der mit Matten von groben und feinern Flechtwerken bedeckt ist, und auf denen er bei Tag sitzt oder liegt, ißt und des Nachts schläft. Das wenige Geschirr welches man gebraucht, besteht aus grobem chinesischen Porcellan und einigen hölzernen Gefäßen.

Da sowohl vornehme als geringe Malayen ihre Kleider weder Tag noch Nacht ablegen, so würde dieß zu großer Unreinlichkeit Veranlassung geben, wenn nicht Männer, Frauen und Kinder sich mehreremal des Tages badeten. Die Frauen wechseln bei dieser Gelegenheit öfters ihre Kleidungsstücke, indem sie die abgelegten zugleich waschen.

Wir werden am besten ein Bild von einer malayischen Haushaltung der ärmern Classe empfangen, wenn wir eine der Bambushütten oder hölzernen Häuschen selbst betreten. Das Gebäude ruht

[1] Schuldner, verschuldete Diener (orang-bar-utang), s. Nr. 50 des Auslandes 1858.

auf 30 bis 40 Pfählen, 5 bis 6 Fuß über der Bodenfläche. Wir steigen eine roh gezimmerte Stiege, die bisweilen nur aus einem Baumstamm mit Einschnitten besteht, aufwärts; bücken uns beim Eintreten, denn die Thüre ist nur 4 Fuß hoch. Die Wände der Hütte sind von Bambusflechtwerk oder dünnen Holzbrettern. Durch die Zwischenräume der Wände, durch die stets offene Thür und die höchstens 1 Fuß breite Fensteröffnung fällt etwas Licht in das Innere, doch nicht genug, so daß eine Art Halbdunkel herrscht. Der Flur des Hauses besteht aus dicht aneinander gelegten Latten oder Stangen, so daß man, wenn es nöthig ist sehen kann was unter dem Hause vorgeht. Diese Stangen sind mit grob geflochtenen Matten bedeckt, auf diesen liegen an mehrern Stellen auch einige von feinerem Flechtwerk, auf denen die Familie sitzt und ißt. Die Decke des Gemachs ist das Palmen- oder Strohdach des Häuschens. In einer Ecke befindet sich ein Feuerherd, aus einem hölzernen, mit Erde gefüllten Kasten bestehend, einige Steine dienen um die Töpfe darauf zu setzen. Der Rauch sucht sich einen Ausgang wo er einen findet. Ueber dem Feuerherd befindet sich ein Gerüst von Bambus, auf dem zwei oder drei irdene Töpfe, eine eiserne Pfanne und einige chinesische Teller und Näpfe sich befinden, daneben hängen die Wasserbehälter, die aus Bambusröhren und Kürbißflaschen bestehen. In einer andern Ecke des Gemachs steht ein großes, aus starker Baumrinde verfertigtes Gefäß, ungefähr wie eine Hutschachtel geformt; es ist das Reismagazin, und kann 20 bis 25 Scheffel aufnehmen. Fünf bis sechs Körbe von verschiedener Form und Größe stehen umher oder hängen an den Wänden. Außer zwei oder drei Stücken von grobem baumwollenen Zeug, Kleidungsstücken der Familie, einigen Fischreusen aus spanischem Rohr, vielleicht einem Wurfnetz zum Fischfang, würde man sich vergeblich in der Hütte nach anderm Hausrath umsehen. Doch wir dürfen ein altes Gewehr mit (in der Regel defectem) Feuerschloß, welches auch noch an der Wand hängt, nicht übersehen; das Gewehr ist von grober Form, und gleicht auf ein Haar einer alten Muskete ohne Bajonnett, daneben hängen noch einige Wurflanzen und ein kurzer etwa 2 Fuß langer Säbel ohne Scheide.

Es ist gegen 10 Uhr Vormittags: an der kleinen Oeffnung, welche die Stelle des Fensters vertritt, sitzt die Hausfrau mit untergeschlagenen Beinen vor einem Webestuhl der einfachsten Art, und webt baumwollene Stoffe. Der Mann kommt eben von seinem Reisfelde heim, er hat das gewöhnliche malayische Beil nebst einer Hacke in der Hand — es sind dieß die einzigen Werkzeuge mit denen er den Feldbau betreibt. Werfen wir noch einen Blick in die nächste Umgebung der Hütte, so erblicken wir im Schatten einiger Pisangbäume drei bis vier nackte Kinder, ferner zwei oder drei Ziegen, die geschickt genug sind die Stiege hinanzuklettern, und wenn es unbemerkt geschehen kann, gern die am Feuerherd stehenden Töpfe oder Gefäße untersuchen, um zu naschen. Ein schöner rother Hahn ist an einer kurzen, 2 Fuß langen Leine, die an einem seiner Füße befestigt ist, unfern der Thüre angebunden; er kräht voll Kampfesmuth wenn irgend ein Anverwandter in der Nähe sich hören läßt. Es ist dieß ein Kampfhahn, der, jenachdem seine Vortrefflichkeit als Gladiator geprüft ist, 2 bis 10 Gulden kostet. Er ist der Liebling des Hausherrn, der ihm vielleicht binnen wenigen Tagen ein haarscharfes Messer an eins seiner Beine befestigen wird, um mit dem schwarzen Hahn seines Nachbars sich zu messen. Zum Schluß erblicken wir noch eine hübsche Katze, die mit allen Hausbewohnern sehr vertraut ist, und nichts von der scheuen wilden Natur europäischer Katzen hat.

Schweifen unsere Blicke etwas über die nächste Umgebung der Hütte hinaus, so erblicken wir kaum einige hundert Schritt davon den Urwald, der jede Aussicht in die Umgegend benimmt; mehr in der Nähe des Häuschens aber, und nicht über 50 Schritt entfernt, den Fluß, auf dem noch zwei für die Haushaltung sehr wichtige Dinge sich befinden, nämlich ein Floß, aus 8 bis 10 an einander befestigten Baumstämmen bestehend, und ein kleiner Nachen. Das Floß dient den Bewohnern zum Baden, da sie wegen der Krokodile es nicht wagen dieß im Fluß zu thun. Das Baden besteht daher nur im Uebergießen von Wasser über Kopf und Körper mittelst eines eigenen hiezu bereiteten leichten Gefäßes aus Palmrinde.

(Schluß folgt.)

John M. Donall Stuarts neueste große Entdeckungen im Innern Südaustraliens.

Die größte Neuigkeit, welche die letzte Woche brachte, ist die Rückkehr Stuarts nach Adelaide von einer zweiten sechs Monate langen Entdeckungsreise, deren Ergebnisse, wenn sie sich bestätigen sollten, mit einem Schlage alle unsere Vorstellungen von der unwirthlichen Natur des australischen Continents verwandeln würden. Stuart hatte bekanntlich im vorigen Jahre schon eine höchst kühne Entdeckungsreise ausgeführt, über die jedoch Karten und genauere Berichte noch fehlen. Das Gebiet dieser Untersuchungen lag östlich von dem Salzsumpfe Lacus Torrens. Zieht man eine Linie vom äußersten Zipfel des Spencer Golfes nach Nordwest bis zum 28° 20′ s. Br. und zum Meridian der Streaky-Bay, so findet man den entlegensten Punkt, den der Entdecker am 9 Julius nach zweimonatlicher Wanderung erreichte. Sein Pfad führte ihn durch keine lockenden Gegenden, doch fanden sich in geeigneten Abständen Wasserstellen, Gras, Salzgebüsche und dankbare Oasen wo man auf Eingeborne in größerer Zahl stieß. Diese letzteren waren nicht bösartig wie die Nordaustralier, sondern verriethen beim Anblick der Fremdlinge die höchste Furcht. Das merkwürdigste Object auf dieser Reise war ein Rinnsal welches beständiges Wasser enthalten muß, da die Ufer mit Rohr und Schilf bestanden und das Wasser selbst mit Fischen bevölkert war. Dieser Fluß, der vorläufig nur Large Water Creek genannt wurde, erweitert sich in der Regenzeit bis auf 300 Fuß, damals aber enthielt er nur einen 40—50 Fuß breiten Wasserstreifen, der eine halbe engl. Meile lang war, und an dem Punkte wo man ihn berührte, nämlich zwischen dem 29. und 30. Breitegrade und etwas östlicher als der Meridian von C. Catastrophe (Spencer Golf) sich nach Nordosten zu bewegen schien. Von dort nach Nordwesten kam man durch ein reichlich mit Wasser versehenes Land, welches erstere freilich auch von frisch gefallenen Regengüssen noch herrühren konnte. Auch dort stieß man auf Lagerplätze von Eingebornen. Unterwegs fielen so starke Niederschläge daß eines Tages ein Regenbett so plötzlich anschwoll, daß

die Reisenden sich auf eine Insel versetzt sahen. Diesen periodischen Regen verdankte Stuart es hauptsächlich daß es ihm auf der Reise nie an Wasser gebrach, da aber der Werth der entdeckten Fluren von der Gegenwart beständigen Wassers abhängt, so wird man sich noch nicht sehr viel von diesen Räumen versprechen dürfen.

Als er seinen äußersten nordwestlichen Punkt erreicht hatte, begann er, wie ein lavirendes Schiff im Zickzack immer an Breite gewinnend, an östlicher Länge dagegen etwa noch einen halben Grad verlierend nach der Küste sich zu bewegen. Als er zuerst nach Südwest kreuzte, stieß er auf eine hübsche Oase, und als er dann nach Südost umkehrte, auf sehr dankbare Prairien mit Salzgebüschen, wo ein Opossum gefangen und Kängurubs häufig gesehen wurden, doch scheint beständiges Wasser zu mangeln. Nachdem man den 30. Breitegrad überschritten, gieng es abermals wieder in südwestlicher Richtung der Küste zu und hier stieß man auf die ersten Kiefern und Schwarzeichen. Gummibäume hatte man vorher in der Regel nur an dem Rande der Regenbetten getroffen, sonst aber das Land baumlos und nur mit stacheligem Gebüsch bewachsen gefunden. Unter 30° 46′ s. Br. und etwas westlich vom Meridian des Cap Catastrophe wurde ein großer See berührt, den Stuart für die Nordspitze des jüngst entdeckten Lake Gairdner hält, der sich also über $1\frac{3}{4}$ Breitengrade erstrecken würde. Anfang August näherte sich Stuart wieder dem 31. Breitengrad und erreichte seine geringste östliche Länge (133° 24′ Greenw.). Dort war eine herrliche Oase des besten Bodens, Kängurubs und Strauße (Emus) häufig, und die Weiden so üppig daß die Halme den Pferden bis an die Kniee reichten. Von einem Berge aus glaubte Stuart im Südosten die Spitzen von Gawler Range zu erkennen. Von jener Himmelsrichtung über Osten bis gegen Norden war das Land mit Salzseen bedeckt. Weiter westlich fand man kräftigen Eichenwuchs und australische Pfirsichbäume, überhaupt gehören die eben beschriebenen Räume zu den dankbarsten Entdeckungen wegen ihres Grasreichthums und ihres Holzwuchses. Von dort soll man auch Goldstufen heimgebracht haben, und Stuart deßhalb ein Gesuch um Ertheilung der Finderprämie für frischen Goldschutt bei der Colonialregierung eingereicht haben.

Stuart wandte sich nun nach Süden der Küste zu und kam dabei durch einen hoffnungslosen Landstrich. Schon Ende Juli war der letzte Mehlvorrath verbacken worden, die Fleischvorräthe giengen ebenfalls zur Neige. So war es beinahe ein Glück für Stuart und seinen Begleiter Forster, daß der Australier, welcher sie, ohne erhebliche Dienste zu leisten, auf der Reise begleitet hatte, in der Känguruh- und Emu-Oase entwischt war. Als man am 17 August die Küste erreichte, hatte man seit einem Monate sich nicht mehr satt gegessen und nur noch zwei Mahlzeiten übrig. Am Strande wurden Schalthiere gesucht und der Hunger durch den Genuß gekochter junger Saudisteln gestillt. Eine Krähe, die am 22 August erlegt wurde, bildete nach dreitägigem Fasten ein willkommenes Frühstück. Die Pferde waren immer matter und lahmer geworden. Sie hatten hauptsächlich am Anfang der Reise in den Steinwüsten gelitten. Eins davon fiel und starb auf der Rückkehr. Als man endlich am 22 August an der Gibson's Station, der ersten Wohnstätte an der Küste in der Richtung gegen Adelaide, anlangte, sollte die reichliche Bewirthung für die abgeschwächten Naturen der Entdecker schädlich werden, da beide dafür mit einem Unwohlseyn büßen mußten.

Stuarts Reise war außerordentlich wichtig, weil sie offenbar hat daß Karawanen, wie sie bisher zur Ausführung von Entdeckungen abgesendet wurden, viel weniger leisten konnten als hier zwei entschlossene Männer. Jede Vermehrung der Anzahl erschwert das Vordringen, denn zuletzt muß doch wie bei Gregory's Reise der größere Theil staffelförmig in Depots zurückgelassen werden. Das südaustralische Parlament belohnte den Entdecker durch das Geschenk von 1500 engl. Quadratmeilen (etwa 70 geogr. Quadratmeilen) auf 14 Jahre zur Nutznießung mit siebenjähriger völliger Abgabenfreiheit. Er selbst sollte auf der Karte die Districte sich auswählen können.

Nach diesen ihm zugebilligten Ländereien brach er nun in diesem Frühjahr mit zwei Begleitern auf vier Pack- und ebenso viel Sattelpferden auf. Nachdem er sein Eigenthum an Land abgesteckt, wendete er sich neuen unbekannten Räumen zu. Das von ihm entdeckte Land soll an Wasser- und Weidenreichthum alles bisher Bekannte übertreffen. Er kam noch 300 (engl.) Meilen weiter als der von Warburton und Babbage Ende vorigen Jahres erreichte äußerste Punkt. Stuart soll Anfang April von den Emerald Springs aufgebrochen seyn und Mitte Mai den 26. Breitegrad, d. h. die Nordgränze der Colonie Südaustraliens berührt haben. Keinen Tag während seiner Reise fehlte es ihm an Wasser. Die durchstrichenen Räume bestanden hauptsächlich aus endlosen Flächen bestreut mit zahllosen Hügeln von 100—150 Fuß Höhe, von denen herab muntere Süßwasserquellen sprudelten, die sich zu Bächen und Flüßchen sammelten, um in östlicher Richtung abzufließen. Einer dieser Flüsse soll sogar an einer Stelle drei Meilen Breite erreichen. Die Höhen welche diese Ebenen oder dieses Thal begränzen, sind Plateaux von etwa 1000 Fuß Erhebung. Gelegentlich machte Stuart nach links und rechts von seinem Pfad Abstecher, und überall fand er das Land von der nämlichen Beschaffenheit, so daß er, meint der kaustische Bericht im Athenäum, vor lauter Ueberdruß an gutem Lande umgekehrt zu seyn scheint, obgleich er erklärt daß er gar keine Schwierigkeiten mehr sehe, bis nach dem Carpentariagolf oder irgendeinem Punkt der Nordküste vorzudringen. Seiner Ansicht nach muß es im Innern und weiter gegen Osten einen Binnensee geben, welcher seine Gewässer in Stokes' Victoria River entleert. Jedenfalls behauptet Stuart daß die Meinung als sey der Kern des australischen Continentes mit einer mehr oder weniger salzigen, steinigen oder sandigen Sahara ausgefüllt, jetzt aufgegeben werden müsse. Proben der Gräser, der Körnergewächse und der Mineralien aus dem Innern hat Stuart mit heimgebracht und zugleich einen großen Theil der entdeckten Länder als goldführend erklärt.

So lautet der erste freilich sehr lückenhafte Bericht, der wie ein Märchen klingt. Man ist, seitdem Reisende den Torrens-See als ein paradiesisches Wunder erklärt hatten, während ihre Nachfolger nur einen Sumpf fanden, äußerst ungläubig gegen günstige Nachrichten über das Innere des Continents geworden, dessen Natur an so verschiedenen Orten bisher immer die nämliche undankbare, öde, wasser-, baum- und gebirgslose gewesen ist. Stuarts neueste Entdeckungen müssen wir im Norden des Lacus Torrens, vielleicht westlich noch vom Meridian des äußersten Zipfels vom Spencergolf suchen, wenn sie sich bis zum 26° südl. Br. erstreckten und Stuart vom Schauplatz seiner früheren Reise nördlich und östlich vordrang. Waren die Flüsse wirklich so wasserreich, dann muß im Innern ein See von einer ziemlich großen Oberfläche liegen, damit alljährlich das zugeführte Wasser dort verdunste. Ueber alle diese Räthsel werden wir bald näheren Aufschluß erhalten, genug daß wir wissen es sey im Innern von Süden her der 26. Breitegrad

erreicht worden. Folgen sich überhaupt die australischen Entdeckungen so rasch wie in den letzten drei Jahren, dann wird binnen kurzem auch jenes Festland aller seiner großen Geheimnisse beraubt worden seyn.

Julius v. Mohl's Jahresbericht über die Fortschritte der orientalischen Wissenschaften.

Der dießjährige Bericht unseres Landsmannes an die Pariser asiatische Gesellschaft gedenkt der Fortsetzung von Ibn Ishak's Leben Muhammeds, welches von Wüstenfeld in Göttingen herausgegeben wird. Ibn Ishak gehört der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts der Hidschra an, und hat uns die besten Ergebnisse der historischen Untersuchungen der Araber erhalten, welche mit einer kritischen Gewissenhaftigkeit, wie man sie nur in Gerichtsacten findet, streng die eigenen Worte der Augenzeugen zu ermitteln suchten. Ihr Mißtrauen gegen verdächtige Zeugen, denen man dogmatische Motive vorwarf, hat sie veranlaßt namentlich alle schiitischen Ueberlieferungen zu verwerfen. Ibn Ishak's Werk ist übrigens keine neuentdeckte Quelle, sondern hat von jeher als Grundlage allen geschichtlichen Berichten über den Propheten gedient. Der nämliche Göttinger Gelehrte gibt auch „El Azraki's Chroniken der Stadt Mekka" heraus. Der Stammherr der Azraki war ein syrischer Flüchtling, der vom Propheten die Naturalisation in dem Stamm der Koreischiten empfieng. Er hinterließ seinem Sohn ein großes Haus, welches an die Kaaba (Hauptmoschee in Mekka) anstieß. Dieses Haus wurde später angekauft und zur Erweiterung des Tempelhofes weggerissen. Diese besondern Beziehungen der Familie zum höchsten Heiligthum des Islam, ihr beständiger Aufenthalt in Mekka, die sorgfältig veranstaltete mündliche Ueberlieferung von Vater auf Sohn, geben diesem Familienbuch einen hohen kritischen Werth. Ein Azraki, Namens Ahmed († 219 nach der Flucht), schrieb zuerst die Ueberlieferungen nieder, und sein Sohn Abu Walid setzte das Werk des Vaters (244 n. d. Flucht) fort. Dieses Original ist uns nicht erhalten worden, sondern wir besitzen nur den Text, den ein autorisirter Herausgeber Ishak al Chouzai verfaßte. Daß dieser aber wörtlich seinem Original treu geblieben ist, ergab sich aus einer Chronik von Mekka von Fakihi, welcher letzterer als Plagiator die Chroniken der Azraki, ohne sie zu nennen, so wörtlich abgeschrieben hatte daß das Leydener Exemplar des Fakihi zur Beseitigung der Textfehler des Chouzai dienen konnte. Eine Geschichte der Eroberung Spaniens durch die Araber läßt John Harris Jones in Göttingen drucken. Sie bildet indessen nur das fünfte Capitel des größeren Geschichtswerkes von Ibn Abdul Hakim über die Eroberung Aegyptens, Afrika's und Spaniens. Der Autor lebte in der Mitte des dritten Jahrhunderts nach der Flucht in Cairo, hatte also die wichtigsten Quellen in erreichbarer Nähe. Vier andere in Europa zerstreute Gelehrte, Wright, Krehl, Dozy und Dugat, haben jeder einen Band der Geschichte der spanischen Araber des Makkari herauszugeben beschlossen. Die drei ersten Gelehrten haben die drei ersten Bände schon geliefert, der letzte aber wird gedruckt oder ist bereits erschienen. Yakut, ein arabischer Geograph des 13ten christlichen Jahrhunderts, ist stückweise durch Frähn und Wüstenfeld bekannt geworden. Rawlinson wollte ebenfalls etwas für ihn thun, ist aber durch seine jetzige persische Reise abgezogen worden. Das geographische Wörterbuch des Yakut ist so umfangreich daß die Herausgeber darüber erschrocken sind. Vorläufig wieder hat Hr. Barbier de Meynard sich begnügt in alphabetischer Ordnung nur alle auf Persien und Afghanistan bezüglichen Artikel des Wörterbuches zu veröffentlichen. Amari, der Geschichtschreiber der arabischen Herrschaft auf Sicilien, hat nachträglich zu seinem historischen Werke eine Karte der Insel erscheinen lassen, die der Herzog von Luynes in den historischen Atlas der Insel einrücken lassen wird. In Bulak ist jetzt der erste Band einer Gesammtausgabe von Ibn Chaldun's Werken gedruckt worden. Merkwürdig darin sind nur die präislamitischen Zeiten, denn die Geschichte des Chalifats wurde nur wie eine Einleitung zu dem Hauptwerk des Verfassers, seiner classischen Geschichte der Berbern, behandelt. Nachdem der Verfasser noch der Arbeit Perrons über die arabischen Frauen [1] gedacht, erwähnt er der Ausgabe des Divans von Hadirah, eines „beidlebigen" Dichters [2] durch Engelmann, dessen brutale Angriffe (une manière presque sauvage) gegen den verstorbenen Hammer-Purgstal gebührend gerügt werden. Es sey gar nicht zu läugnen daß Hammers Uebersetzungen von Fehlern wimmeln, aber „welchen Genuß mag man doch davon haben das Grab eines Mannes zu steinigen welcher den orientalischen Wissenschaften so große Dienste geleistet hat, und dessen Werke doch alle seine Verkleinerer noch benutzen müssen?" Nirgendwo zu allen Zeiten besaßen Hofpoeten mehr Einfluß als bei muselmanischen Fürsten, und unter den Hofpoeten wieder niemand höheres Ansehen als Motenabbi, dessen Lieder mit Commentaren Dieterici in Berlin herausgegeben hat. Sohn eines Wasserträgers, wurde der Dichter im Jahr 303 (914—15 n. Chr.) zu Kufa geboren, brachte aber höchst bedeutungsvoll seine Jugend in der Wüste zu, denn er kehrte im Besitz der reinsten Sprachkenntnisse zurück, da bekanntlich die Beduinen und nicht die Städtebewohner als grammatische Richter und als höchste linguistische Feinschmecker von den Arabern angesehen werden. Aehnlich manchem deutschen Dichter begann Motenabbi seine Laufbahn als Radicaler, d. h. er stiftete eine neue Secte und wurde dafür in die „Stadtvogtei" geworfen, wo er zu so reifer Besinnung kam daß er als vollendeter Hofpoet endlich hervorgieng. Dieser Dichter ist so dunkel und geschraubt daß er im ersten Jahrhundert nach seinem Tod schon 40 Commentatoren gefunden hatte. Uns Europäern ist es daher unerklärlich daß ein solcher schwer verdaulicher Dichter populär, ja der Dichterkönig seines Zeitalters gewesen seyn soll. Von dem nämlichen Berliner Herausgeber ist auch erschienen: „der Streit zwischen Mensch und Thier, ein arabisches Märchen aus den Schriften der lauteren Brüder." Diese Fabel erzählt einfach daß die Thiere beim König der Geisterwelt den Menschen wegen seiner Herrschsucht und Grausamkeit verklagten und Gleichstellung mit ihm begehrten. Der Proceß wurde nach Anhörung der beiden Parteien zu Gunsten des Menschen entschieden, weil er allein im Besitz der Wissenschaft sey. Die lauteren Brüder, aus deren 21stem Tractat das Märchen geschöpft ist, gehören zu den merkwürdigsten Erscheinungen des Orients. Als die arabischen Eroberer nach Syrien und Persien sich verbreiteten, schwebte

[1] S. Ausland 1858. S. 865.

[2] Die Araber nennen so diejenigen welche in die Heldenzeit und in die Zeit des Auftretens Muhammeds gehören.

der Islam in höchster Gefahr, weil er von den Kenntnissen und den Vorstellungen hochgebildeter Völker berührt wurde. Es fragte sich ob man gegenüber dem Koran die Wissenschaft der Griechen gelten ließe und eine gewisse Freiheit der Forschung verstattete. Der Kampf währte lange und füllte die ersten Jahrhunderte des Chalifats aus. Als endlich Chalif Mamun entschied daß der Koran in der Zeit und nicht von Ewigkeit her geschaffen worden sey, schien die freie Forschung gesiegt zu haben, denn unter jener seltsamen Frage über die Zeit der Schöpfung des Korans verbarg sich der Kampf gegen die islamitischen Theologen, welche letztere alle fremden Wissenschaften verwarfen, mit Ausnahme der Mathematik, der Medicin und der Aristotelischen Dialektik. Im zehnten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung bildete sich nun gegen die obsiegenden Theologen zu Basra ein geheimer gelehrter Orden, die lauteren Brüder, welche für den Grundsatz der freien Forschung zu wirken und den Koran durch Interpretation mit den Fortschritten der Wissenschaften und der Philosophie zu vereinigen suchten. Ihre Logen verbreiteten sich über viele Städte, und sie suchten durch 51 Tractätchen über Wissenschaften und göttliche Dinge ihre Anschauungen zu verbreiten. Ihre Metaphysik trägt neuplatonisches Gepräge, und ihr Versuch sie mit dem Koran zu versöhnen, führte, wie immer bei einer Vermengung monotheistischer und pantheistischer Ideen, zum Gnosticismus. Seine reine Sittenlehre und seine hohe Achtung vor den Wissenschaften wird immer unser Interesse für diesen Orden wach erhalten. Damals waren die muselmanischen Völker unstreitig geistig den Europäern überlegen, und wären es vielleicht geblieben wenn es den orthodoxen Theologen nicht gelungen wäre diese Regung der freien Geister zu ersticken. Der Verfall der Philosophie bei den Arabern trat nach dem Siege der Strenggläubigen so rasch und so jäh ein, daß die meisten philosophischen Werke der Araber völlig für uns verloren wären, wenn nicht Juden durch Uebersetzung sie uns erhalten hätten. Dieß gibt daher den „Bruchstücken aus der jüdischen und arabischen Philosophie,“ die S. Munk in diesem Jahr in Paris französisch herausgegeben hat, ihren hohen Werth. Wöpke in Berlin hat dagegen Abul Hassan Alkalsadi's Arithmetik herausgegeben, ein Werk welches, obgleich nicht älter als 1477 n. Chr., doch das älteste bis jetzt bekannte ist, worin die Decimalziffern und eine vollständige Angabe über die numerische Algebra enthalten sind. Flügel hat endlich den siebenten und letzten Band von Mustapha ben Abdallah's, bekannter unter dem Namen Hadschi Chalfa's, bibliographischem Wörterbuch erscheinen lassen. Dieser große Gelehrte, der am Anfang des XVII. Jahrhunderts in Konstantinopel lebte, hat in diesem Katalog nicht weniger als 15,000 arabische, persische und türkische, meistens jedoch nur arabische Bücher beschrieben, von denen er die Mehrzahl oder beinahe alle in den Händen gehabt und durchgesehen haben muß.

Aus der syrischen Literatur erwähnt Hr. v. Mohl die Hymnen des Jacob von Serug, die Pius Zingerle herausgibt, und die Analecta syriaca von Lagarde, sowie die Uebersetzung der Commentarien des heil. Cyrill zum Evangelium St. Lucä nach den syrischen Handschriften des britischen Museums. Die wichtigste Entdeckung auf diesem Gebiet bleiben aber die altsyrischen Evangelientexte, welche Cureton in der Thebais entdeckt hatte. [1] Der syrische Text, der unter dem Namen Peschito bekannt ist, muß als jünger betrachtet werden als diese altsyrischen Texte, auf denen das Peschito zum Theil beruht, nur daß es sich noch mehr den griechischen Uebersetzungen der Evangelientexte angenähert hat. Hier hat man nun eine Uebersetzung, die nicht bloß älter ist als alle Handschriften des griechischen Textes, sondern älter als alle bekannten Uebersetzungen. Für das Evangelium Matthäi ist der Fund ganz besonders wichtig, weil es hebräisch geschrieben wurde und wir davon nur eine griechische Uebersetzung aus unbekannter Zeit und von einem unbekannten Verfasser besitzen. Curetons Text ist entweder eine unmittelbare Uebersetzung des Evangeliums oder vielleicht der Urtext selbst, in welchem Fall wir die eigenen Worte Jesu Christi, und zwar in der Mundart in welcher sie gesprochen wurden, besitzen könnten. Darüber jedoch ist man noch nicht ganz im reinen, denn man weiß nicht sicher ob die Mundart welche zu des Erlösers Zeiten in Judäa gesprochen wurde, von dem Syrischen sich gar nicht unterschied. Wäre dieß nicht der Fall gewesen, so müßte man staunen daß die Verfasser des Peschito, welche doch den syrischen Urtext von Matthäus vor sich liegen hatten, der griechischen Uebersetzung zulieb, Textänderungen vorgenommen haben sollten.

Hr. v. Mohl lobt die gründlichen und redlichen Versuche J. G. Stickels in Jena, der, nachdem er den herkömmlichen Lautwerth etlicher Buchstaben verändert hatte, 34 etruskische Inschriften zu lesen und die etruskische Sprache selbst als eine semitische zu erweisen versuchte. Die Schwierigkeit eine verlorne Sprache wieder zu erbauen wenn man keinen längern Text in doppelter Sprache vor sich hat, läßt sich beinahe nicht bewältigen, und nach Mohls Ansicht ist es Stickel auch nicht gelungen für seine Ansichten zu überzeugen. Ein anderer räthselhafter Gegenstand der Sprachforschungen, nämlich die sinaitischen Inschriften [1] hat eine quantitative Vermehrung durch Lottin de Laval in seiner „Reise nach der arabischen Halbinsel des Sinai ꝛc.“ (Paris 1858) und durch Hrn. Lepsius erfahren. Daß diese Inschriften von Pilgern herrühren sollten, wird jetzt immer unwahrscheinlicher, je mehr man auf solche Inschriften an Oertlichkeiten stößt welche von den Pilgerstraßen völlig abgelegen sind. Oppert hat den zweiten Band über die „wissenschaftliche Expedition nach Mesopotamien“ vollendet, welcher die erste systematische Abhandlung zur Entzifferung der Keilinschriften bringt. In diesem neuen Zweig der Sprachwissenschaften herrscht noch ein erbitterter Streit, denn eben tritt der Graf Gobineau mit einem Werk über die Entzifferung der Keilinschriften auf, worin er nicht bloß das System zur Entzifferung assyrischer Texte, welches Rawlinson, Hinks und Oppert befolgt haben, angreift, sondern sogar die Entzifferung persischer Inschriften durch Burnouf und Lassen, welche man vor jedem Zweifel geborgen hielt, wieder verwirft. Zwar was die assyrischen Texte betrifft, entfernt er sich nicht sehr weit von den obigen Gelehrten, denn er zählt wie sie das Assyrische zur semitischen Gruppe, nur vermuthet er daß es sich mehr dem Arabischen als dem Hebräischen genähert habe. Aus dem Medischen aber, welches man bisher für eine sogenannte „scythische“ Sprache gehalten hatte, macht Graf Gobineau Pehlewi, also eine Mischung semitischer und arischer Elemente, wie sie sich seit dem höchsten Alterthum an den Gränzen der beiden Racen immer gebildet haben. Gewiß würde man diese Aussicht willkommen heißen, aber da Graf Gobineau seine Entzifferungsmethode nicht mitgetheilt hat, so wird man auch die scythische Hypothese vorläufig nicht los. Für die Zendstudien sind die Herausgabe der Gathas des Zarathustra, der ältesten

[1] S. Ausland 1858 S. 864.

[1] S. Ausland 1858. Nr. 22.

Bestandtheile des Yaçna, durch Martin Haug in Bonn, und das Erscheinen einer deutschen Uebersetzung sammt dem Zend-Text und einer Paraphrase im Pehlewi von dem Wispered und vom Yaçna durch Fr. Spiegel die wichtigsten Jahresereignisse geworden.

Eine persische Uebersetzung der Geschichte Mahmud des Ghasneviden von Otbi, einem Zeitgenossen des indischen Eroberers, hat Hr. Reynolds in London übersetzt. Otbi leidet in unsern Augen an dem größten Fehler der Geschichtschreiber, er spricht von nichts als von Hof- und Kriegsgeschichten in geistlosem Chronikenstyl. Er schrieb arabisch, aber Reynolds zog eine persische Uebersetzung den vorhandenen arabischen Texten vor, weil diese ihm Mißtrauen einflößten, ohne zu ahnen daß längst schon in Delhi der arabische Originaltext mit interlinearen Glossen veröffentlicht worden war. Dorn in St. Petersburg ist bis zum vierten Theil seiner Auszüge aus muhammedanischen Schriftstellern zur Geschichte der südcaspischen Länder vorgerückt, und dießmal hat er aus 21 Autoren zusammengetragen was auf Gilan und Masenderan Bezug hat. Sadi, der wegen seiner Anmuth, seines humanen, toleranten und kaustischen Wesens uns Europäern von allen orientalischen Dichtern am meisten behagt, hat in diesem Jahre zwei Gelehrte beschäftigt: Defremery hat das Gülistan übersetzt und erklärt, Graf in Wien den Text des Bostan mit persischen Erklärungen herausgegeben. J. v. Mohl hält das Bostan für vollendeter als das Gülistan, fügt aber hinzu daß im Occident dieses immer populärer bleiben werde, theils weil eine gereimte Erzählung stets durch Uebersetzung verliere, und dann weil das Bostan einen mystischeren Hauch hat. Sadi war von Natur aus nichts weniger als zum Mysticismus geneigt, aber jeder Kopf voll Einbildungskraft in Persien wurde gezwungenerweise zum Sufi, da man bei der Trockenheit der öffentlichen Religion sich zum Sufismus als dem letzten Asyl für Denkfreiheit flüchten mußte. Ein anderer persischer Dichter, Abderrahman Dschami, ist von einem andern Wiener Gelehrten, Moriz Wickerhausen, übersetzt worden. Dschami, 817 (1414 n. Chr.) in Herat geboren, Sohn eines Gelehrten, und früh eingeweiht in den Sufismus, hat in Prosa und Versen eine Unzahl Schriften verfaßt. Während Wickerhausen nur eine Blüthenlese aus Dschami's zweitem Diwan gab, hat W. Nassau Lees in Calcutta Dschami's Biographien von 611 männlichen und weiblichen Sufis mit ihren Kraftsprüchen herausgegeben.

Im armenischen Zweig, den Dulaurier, in Frankreich wenigstens, absolut beherrscht, ist nichts erschienen als seine Untersuchungen über die armenische Zeitrechnung — eine Arbeit die als wichtige Einleitung für die armenischen Geschichtsquellen dienen kann, von denen noch viel, besonders für die Geschichte der Kreuzzüge, zu erwarten ist.

Hr. Pictet in Genf hat sich mit dem höchsten Alterthum der arischen Völker beschäftigt — eine Arbeit die er sehr glücklich als linguistische Paläontologie bezeichnet. Der Genfer Gelehrte liefert das erste systematische Werk über diesen Gegenstand. Der erste Theil beschäftigt sich damit aus der Sprache selbst den Ursitz der Arier zu ermitteln. Seine Ergebnisse bestätigen die geläufige Ansicht daß Bactriana (Balch) die Heimath der indogermanischen Völker gewesen sey, nur daß sich der eine Flügel dieser Familie frühzeitig nach den Quellen des Oxus, der andere nach dem caspischen See ausgedehnt habe, so daß sich sehr zeitig zwei Gruppen sonderten. Von der einen östlichen stammen die indischen und persischen Arier, während aus der westlichen durch Auswanderung allmählich die Völker sich bildeten die jetzt beinahe die gesammte Oberfläche Europa's inne haben. A. Webers in Berlin herausgegebene „zwei vedische Texte über Omina und Portenta" veranlassen Mohl zu folgender Bemerkung: „Ich gestehe daß die abrupte Art womit der Verfasser ohne ein Wort der Einleitung dem Publicum seine Stoffe übergibt, mir einen hohen Begriff von dem Standpunkt der indischen Studien in Deutschland beibringt, denn auf jene Art kann man sich nur an vollkommen vorbereitete Leser wenden, die man nicht mehr auf den Werth und die Tragweite der Dinge aufmerksam zu machen braucht, die man ihnen ohne Umstände vorsetzt." Während Gorresio den 10. und letzten Band seiner italienischen Uebersetzung des Ramayana vollendet hat, sind von Hrn. Sadous wieder nur Bruchstückchen des Mahabbarata übersetzt worden. Dieses Werk ist aber so umfangreich daß eine gelehrte Gesellschaft allein durch Vertheilung der Arbeit die Aufgabe bewältigen könnte. Weber hat in der deutschen morgenl. Zeitschrift der Geschichte der Jaina nachgeforscht, einer religiösen Secte des Gudscherat, welche durch mehrere Jahrhunderte herrschend blieb und schöne Denkmäler ihrer Frömmigkeit hinterlassen hat. Colebrooke hielt die Jaina für älter als die Buddhisten, während Wilson die Secte erst im 8ten oder 9ten Jahrhundert unserer Zeitrechnung entstehen läßt. Weber scheint sie wieder ziemlich an ihren alten chronologischen Platz, nämlich in das 5te Jahrhundert v. Chr., hinaufzurücken. Kosegarten in Greifswalde hat ein erstes Heft des Pantschatantra herausgegeben, während Benfey in Göttingen ein großes Werk über die indischen Fabeln fortsetzt, und ihm darin von dem großen Sinologen und Indianisten Stanislas Julien vorgearbeitet wird, der eine Sammlung von Erzählungen, Fabeln und buddhistischer Parabeln gefunden und herausgegeben hat, die ursprünglich aus dem Sanskrit ins Chinesische übersetzt wurden, dann aber im Original verloren giengen. Der Astronom Biot hat in diesem Jahre die Ansprüche der Hindu auf Beförderung der Astronomie untersucht, und die alte Ansicht bestätigt, daß nämlich die Hindu von andern Völkern empfangen und nicht gegeben haben. Die astronomischen Formeln im Siddhanta beruhen nicht auf indischen, sondern auf chinesischen und besonders auf griechischen Beobachtungen der vorptolemäischen Zeit. Die Hindu haben dagegen mit Hülfe dieser fremden Elemente ihre Formeln mit einer achtunggebietenden arithmetischen Geschicklichkeit und Stärke ersten Ranges ermittelt. James Ballantyne, der Rector der hohen Schule in Benares, hat mit Hülfe der Pandits (Gelehrten) dieser Schule das größte Werk über sanskritische Grammatik, nämlich das Mahabashya, zu veröffentlichen begonnen. Glücklich wer diesem Studium fern bleiben darf, da diese Grammatik 16 Foliobände füllen wird, das Leben aber so kurz ist und die Zahl der zu erlernenden „allernothwendigsten" Sprachen täglich größer wird. Eine große Erleichterung zum Erlernen des Sanskrit würde man gewinnen wenn sich die Sprache mit europäischen Buchstaben schreiben ließe, und einer der Preise verdient werden wollte die Volney für diejenigen ausgesetzt hat welche die Uebertragung orientalischer Schriftzeichen auf die äquivalenten lateinischen möglich machen würden. Bis jetzt ist man nur dahin gekommen mit einiger Genauigkeit die Consonanten des Arabischen durch lateinische Buchstaben wiederzugeben, aber nur indem man diese mit andern Zeichen belastete um ihren Lautwerth zu vervielfältigen; und doch gelang es nicht gewisse Zeichen des arabischen Alphabets, welche mehr einen grammatikalischen und etymologischen als einen Lautwerth haben, wiederzugeben, so daß man also noch nicht im Stand ist einen Text der mit modificirten lateinischen Buchstaben geschrieben wäre in arabische Buchstaben zurückzuschreiben. Diese Schwierigkeit fällt beim Dewanagari oder der Schrift des Sans-

krit zwar hinweg, denn es gibt sogar verschiedene Methoden um Sanskrittexte, ohne sie zu entstellen oder unverständlich zu machen, mit lateinischen Buchstaben niederzuschreiben; allein da ein lateinischer Buchstabe immer für eine Mehrzahl von Sanskritzeichen dienen soll, so muß man ihn mit diakritischen Zeichen und Accenten überladen, die unfehlbar zu einer Quelle von Fehlern werden müssen. Doch gewänne man, wenn man sich für ein modificirtes lateinisches Alphabet entscheiden wollte, wenigstens so viel daß die Umschreibungen von Namen und Worten die nämliche Physiognomie in allen Sprachen bekämen. Uebrigens ist man in Indien praktisch schon vorwärts gegangen. So ließ schon früher Thompson ein Hindu-Wörterbuch mit modificirten lateinischen Lettern drucken, erregte aber dafür den Zorn des Hrn. Prinsep in Calcutta, während er in Delhi von Sir C. Trevelyan, gegenwärtigem Staathalter in Madras, begünstigt und seit dieser Zeit das Thompson'sche Alphabet in den Lehrbüchern der Missionsschulen fortwährend benutzt wurde, weßhalb auch die Hindu diese Lettern die Missionärschrift nennen. Die Reformatoren haben einen trefflichen Zweck in den Augen. Abgesehen davon daß durch ein Eindringen der lateinischen Buchstaben den Eingebornen das Erlernen des Englischen sehr erleichtert würde, glauben sie den britischen Beamten es möglich zu machen eine Masse amtlicher Anzeigen und Proceßacten zu lesen, die sie sich jetzt erst von ihren einheimischen Secretären erklären lassen müssen. Doch verfehlt man sicher den Zweck. Ohne diakritische Punkte würde ein römisch geschriebenes Actenstück sich doch nicht lesen lassen, die diakritischen Punkte aber würden gewiß ebenso oft wie im Arabischen vernachlässigt werden. — Abbé Bigandet, französischer Missionär in Pulo Pinang, hat ins Englische aus dem Birmanischen eine ursprünglich in Pali verfaßte Lebensbeschreibung Gaudama's (Buddha's) übertragen. Der Buddhismus aller transgangetischen Völker stammt von der festen Burg dieser Religion, aus Ceylon, und beruht also wie diese Uebersetzung auf singalesischen Quellen. Zur indischen und speciell buddhistischen Literatur zählt auch die Reise des chinesischen Pilgers Hiuen-thsang (erste Hälfte des 7ten Jahrh. v. Chr.), wovon der zweite Band von Stanisl. Julien übersetzt worden ist. Der Pilger befindet sich darin auf der Rückkehr von Ceylon, über das Dekan, Gudscherat, Kaschgar, Yarkend und Khotan nach China. Mit Recht klagt Mohl, daß der Pilger für gar nichts Sinn hat als für den Zustand des Buddhismus, und uns so gut wie gar nicht über weltliche Dinge belehrt.

Am Schluß seines Berichtes macht Mohl seinen Landsleuten ein großes Compliment. Das Interesse für orientalische Wissenschaften, sagt er, hat in Deutschland einen sehr hohen, in England einen geringern Grad erreicht, und fehlt in Frankreich beinahe gänzlich. Das beste Zeichen davon sey das Schweigen der großen Pariser Journale über wissenschaftliche Begebenheiten. In Deutschland könne man vielleicht zwanzig Zeitschriften namhaft machen, die ihre Leser mit Burnouf's Entzifferung der Inschriften des Dareios, seinen Zend-Entdeckungen, seinen Untersuchungen über den Buddhismus bekannt gemacht hätten, während man kaum Ein französisches Journal austreiben möchte welches darüber zu sprechen der Mühe werth gehalten habe.

Bettlerhieroglyphen und Bettlertopographie.

(Nach dem Dictionary of Modern Slang, Cant, and Vulgar Words.)

Viele unserer Leser werden noch nicht wissen daß die englischen Landstreicher, neben einer geheimen Sprache, auch ein ihnen eigenthümliches Hieroglyphensystem haben, das aus besondern Merkmalen und symbolischen Zeichen besteht, durch welche sie andeuten wo sie Erfolge gehabt und wo nicht, und durch welche sie nachfolgenden Bettlern Rath ertheilen. Das ganze Land scheint mit diesen Bettlerwegweisern ausgestattet zu seyn. Hr. Rawlinson äußert sich in seinem Bericht an das Allgemeine Gesundheitsamt, aus Havant, folgendermaßen: „Es gibt eine Art Vagabunden-Litteratur, und die Eingeweihten verständigen sich unter einander durch Rothwälsch-Ausdrücke, durch pantomimische Zeichen und durch Hieroglyphen. In Havant kann man an den Straßenecken, an Thürpfosten und Haustreppen die Landstreichersmarke sehen. So einfach auch diese Kreidelinien scheinen, so setzen sie die nachfolgenden Vaganten doch von allem in Kenntniß was sie wissen wollen, und einige weiße Striche sagen ihnen entweder: „sey zudringlich," oder „geh' vorüber."

Ferner findet sich in obigem Werk, in Anmerkungen und Fragen, unter der Rubrik Bettler-Freimaurerei (Mendicant Freemasonry) folgende sehr eigenthümliche Angabe, die indeß nur auf Provincialstädte Bezug hat, da London, als die „Heimath" und überdieß als eine zu scharfsinnige Stadt um sich durch solche Mittel hinters Licht führen zu lassen, davon ausgeschlossen ist: „Personen, heißt es dort, welche unklug genug sind ihre Börsen zur Unterstützung des Bettlervolks zu öffnen, würden gut thun wenn sie in Bezug auf die Thorheit ihres mißleiteten Wohlwollens, das dem Vagabundenthum zur Aufmunterung dient, und es verewigt, eine Lehre annehmen wollten. Jede Thür oder jedes Gäßchen weist ihnen den von dem Bettlerpatron begangenen Irrthum nach, und diese Zeichen sprechen deutlich dafür daß die Bettlerzunft ein Freimaurereisystem befolgt, durch das der einzelne erfährt ob es sich der Mühe lohnt in einem Gäßchen zu „fechten" oder an einer Thür anzuklopfen. Man prüfe einmal die Eingänge in die Straßen irgendeiner Stadt, und man wird dort Kreidezeichen finden, die zwar unverständlich sind, für Bettler aber Bedeutung genug haben. Unterzieht man tausend Städte einer solchen Prüfung, so wird man an jedem Straßeneingang dieselben Zeichen wahrnehmen. Die „Passage-Marke" ist eine Ziffer mit einem gewundenen Endschnörkel; zuweilen hat dieser Schnörkel die Richtung gasseneinwärts, zuweilen auswärts, und scheint so anzudeuten ob die Häuser die Straße hinab des Anforderns werth sind oder nicht. Fast jede Thür hat ihre Merkzeichen, die sehr verschieden sind: bald ist es ein Kreuz auf den Backsteinen, bald eine Ziffer — auch die Zahlen 1, 2, 3, werden gebraucht. Jedermann kann sich von der Richtigkeit dieser Angaben überzeugen wenn er das Backsteinwerk in der Nähe seines eigenen Thürwegs untersucht; sie beweisen daß die Bettelei ein regelmäßiges Gewerbe ist, und nach einem auf Zeitersparniß und Erzielung größtmöglicher Gewinnste berechneten System betrieben wird."

Doch dieß genügt den Bettlern noch nicht: sie fertigen auch rohe Karten von Bezirken an in welchen ihr Gewerbe einen besonders günstigen Boden findet, und versehen jedes Haus mit symbolischen Zeichen, um zu zeigen ob die Inwohner mildthätig sind oder nicht. „In vielen

Fällen," sagt Mayhew, gibt es über dem Küchen-Kamingesims einer Vagabundenwohnung eine Karte des Bezirks, auf welcher die dem Gewerbe günstigen oder ungünstigen Orte durch Kleckse angedeutet sind." Eine dieser Karten hat der „Londoner Antiquar" von einem seiner landstreicherischen Freunde erworben, und ein Facsimile derselben schmückt das Titelblatt des vorliegenden Bandes. Der Ort ist in der Nähe von Maidstone in Kent, und sie wurde vielleicht von einem wandernden Screever als Entgelt fürs Uebernachten entworfen — ein Screever ist ein Straßenkünstler, welcher in gefärbter Kreide jene wundervollen Gemälde verfertigt die man auf den Pflastern sieht, und die er dann gegen eine Entschädigung andern Gentlemen überläßt, welche kein eigenes Kunsttalent besitzen, von denen aber das Publicum glaubt daß sie die ursprünglichen Zeichner seyen. Die auf der Karte gebrauchten Hieroglyphen geben, scheint es, folgende Informationen:

✕ Nicht gut; zu arm, und wissen zu viel.

⌒+ Halt an: wenn du etwas hast was sie brauchen, werden sie's kaufen. Sie sind ziemlich „fly," d. h. sie kennen sich aus.

)— Geh in dieser Richtung; sie ist besser als der andere Weg, wo nichts zu machen ist.

◊ Bone (gut). Sicher für ein „kaltes Tatur," wenn für nichts anderes: „Cheese your tatur" (schwatzt nicht viel) hier.

▽ Getupfert (ausgebeutet) durch allzu viele dort fordernde Landstreicher.

□ Gammy (ungünstig); du wirst wahrscheinlich aufgegriffen werden. Denk' an den Hund.

⊙ Flummuxed (gefährlich); du kannst auf einen Monat im Quod (Gefängniß) rechnen.

⊕ Religiös, im ganzen aber günstig (tidy).

Unser Antiquar hat „wenig Bedenken" diese Erfindung den Zigeunern zuzuschreiben. „Wie sonderbar würde es seyn," sagt er, „wenn irgendein Belzoni oder Champollion in diesen Bettlerzeichen die Bruchstücke altägyptischer oder hindostanischer Hieroglyphen entdeckte." Und wir stimmen ihm von Herzen bei (!), indem wir indessen die Entdeckung von „Bil Stumps hys mark" in Pickwick nie aus unserm Gedächtniß entgleiten lassen. Um jedoch diese unerfreuliche Abhandlung mit einer wirklich höchst interessanten Notiz zu schließen, wollen wir einer von Hrn. Rawlinson zur Kenntniß der Regierung gebrachten Thatsache Erwähnung thun, derjenigen nämlich daß man dem Zeichen des Vagabunden selbst noch an der Schwelle des verhängnißvollen „Baumes" begegnet: „Des Mörders Zeichen wird sogar vom Galgen aus gezeigt; denn ein rothes Sacktuch, das der Delinquent vor seiner Hinrichtung in der Hand hält, ist das Zeichen daß er stirbt ohne irgendeines der Gewerbsgeheimnisse verrathen zu haben. (Chambers's Journal.)

Die Bewohner der Nikobaren.

Ein wichtiges Reiseziel bei der Erdumsegelung der Fregatte Novara sollten die Nikobaren bilden. Der Bericht Karl Scherzers über die Eingebornen dieser Inselgruppe, welcher in den Mittheilungen der Wiener geogr. Gesellschaft abgedruckt wurde, beginnt leider mit Klagen über die kurze Dauer des Aufenthaltes bei den Inseln, da überhaupt nur 16 Tage zu Ausflügen am Lande verstattet werden konnten, und die Naturforscher aus Gesundheitspolitik jeden Abend an Bord zurückkehren mußten. Die Eingebornen von Kar Nikobar, wo man am längsten verweilte, wurden von dem Anblick des Kriegsschiffes so eingeschüchtert, daß sie Kinder, Frauen und Greise verbargen, und nur der Geolog Hochstetter einmal Gelegenheit fand Familien beisammen zu sehen. Die Nikobaren mögen etwa 5—6000 Bewohner zählen. Diese sind äußerlich wohlgestaltet, von bronzefarbiger Haut, die sie zwar einölen, aber nicht oder nur ausnahmsweise bemalen. Die Ohren sind klein, die Ohrlappen dagegen werden so stark durchlöchert, daß sie zolldicke Bambustäbchen tragen können. Das leidenschaftliche Betelkauen entstellt die meisten Gesichter, da die Zunge davon angegriffen, das Zahnfleisch wulstig wird und die Lippen dick aufschwellen. Das Haupthaar ist weich, dicht, schwarz und schön, der spärliche Bart dagegen wird gewöhnlich ausgerottet. Noch scheinen die Eingebornen von etlichen europäischen Krankheiten verschont geblieben zu seyn, Syphilis war z. B. nicht sichtbar, dagegen kannten die Nikobaren bereits einen Ausdruck für die schwarzen Blattern. Die durchschnittliche Körpergröße der Männer beträgt 1,62 Mètre und das durchschnittliche Gewicht 61 Kilogr. Die Kleidung der Männer besteht aus einem Baumwollenstreifen, der um die Hüften gegürtet und zwischen den Beinen durchgezogen wird. Sobald sie jedoch irgend ein europäisches Kleidungsstück habhaft werden, legen sie die nationale Tracht ab. Sie halten ihre Toilette für beendigt wenn sie nur einen Hut aufsetzen oder einen Frack anziehen. Französische Herrenhüte sind der höchste Stolz der Insulaner, und schäbige Exemplare sind schon mit 1600 Stück Cocosnüssen bezahlt worden. In Ermanglung solcher exotischen Kopfbedeckungen genügt den Nikobaren auch ein Band aus Baumbast, welches sie durch die Haare schlingen. Nach Dr. Hochstetters Versicherung sind die Frauen noch viel häßlicher und derber als die Männer. Sie winden sich ein Stück Leinwand um die Hüften und scheeren sich die Haare ab. Die Wohnungen werden auf 6—8 Fuß hohen Pfählen bienenkorbartig erbaut, und eine Sprossenleiter aus Bambu führt zu dem einzigen den Bewohnern gemeinsamen Raume. Sie kauern oder liegen auf dem Fußboden und strecken Nachts ihr Haupt in die Blüthenscheide der Arecapalme. Eine Hütte, die 20 Klafter im Umfang mißt, beherbergt 8—10 Personen, also gewöhnlich zwei oder mehr Familien, und 6—8 solcher Hütten bilden schon eine Ortschaft.

Als Hauptnahrung dienen die Früchte des Pandanus und die Cocosnuß, und zwar beruht auf der Cocospalme beinahe ausschließlich der Lebensunterhalt dieser tropischen Faullenzer. Man rühmt der Cocospalme nach daß sie dem Menschen 99 Wohlthaten erweise. Ihr wichtigstes Product bleiben die Nüsse, von denen der Baum vom 5ten bis zum 100sten Jahre jährlich 60 bis 80 Stück liefert. Da es dem Archipel an Trinkwasser gänzlich mangelt, so stillt man den Durst nur mit dem süßen Wasser in der Nuß, welches so oft mit der Cocos-

milch verwechselt wird, die vielmehr aus dem süßen und festen Mandelkern gegreßt werden muß, und welche an Bord der österreichischen Fregatte die Kuhmilch zum Kaffee vollständig ersetzte. Der Kern der frischen Nuß ist das tägliche Brod der Nikobaren, getrocknet aber läßt sich daraus das Cocosöl gewinnen, welches auf den Nikobaren nur zum Salben der Haut benützt wird. Aus den Fasern der äußern Schale verfertigt man Schnüre und Stricke, die Schale selbst dient zum Trinkgefäß oder wird zu Zierathen verschnitzt. Der poröse 60—100 Fuß hohe 1—2 Fuß starke Stamm liefert ein zwar dünnes, aber haltbares Bauholz, während aus den Wedeln der Krone Körbe geflochten oder die Dächer bedeckt werden. Endlich wird auch noch die unentfaltete Blüthenscheide durch Einschnitte angezapft, und liefert anfangs einen kühlenden erquickenden Saft, der nach erfolgter Gährung berauschend wirkt. Die Cocospalme, die selbst im Salzwasser keimt, hält sich bekanntlich nur am Meeresstrand am Saume des Korallensandes auf, und daher haftet auch die Bevölkerung dicht in ihrer Nähe. Um so unwahrscheinlicher wird das Daseyn einer angeblich wilden Bevölkerung im Innern, welche die Malayen Waldmenschen (orang utan) nennen, und die zu der nämlichen Race gehören müßte zu der man auf der ostindischen Halbinsel die Gonds, Biels und die andern Dschengelbewohner zählt. Aus den Früchten des Pandanus (P. Milore) bereiten die Eingebornen einen Brei wie unser Apfelmus, der mit der Cocosmandel gleichzeitig genossen wird. Der Brodfruchtbaum (Artocarpus integrifolia) ist zwar vorhanden, niemals aber sah man seine Früchte essen, auch die Banane wird nur spärlich gepflanzt, und Yamswurzeln fast nur für das Bedürfniß der gelegentlich verweilenden Schiffe gebaut. Wichtiger für die Eingebornen sind die einheimische Arecapalme und die von Malayen nach dem Archipel verpflanzte Betel-Rebe, da die Nuß der ersteren, in die mit Korallenkalk bestrichenen Blätter der andern gewickelt, als Knäuel beständig im Munde gekaut wird. Die Verunstaltung von Zähnen und Zahnfleisch durch das Betelkauen schreibt Scherzer einer allzustarken Beimischung des kaustischen Kalkes zu.

Die Nikobaren erreichen frühzeitig die Reife, nehmen dann Ein Weib, und altern so rasch als sie reif geworden sind, wenigstens sah man nur Leute von 20 bis 30 Jahren, und keinen Mann den man über 40 halten mochte. Dem Glücklichen schlägt keine Stunde. Von Zeiteintheilungen kennen sie daher nur den Wechsel des Mondes und der Monsune. Bei ihnen erfüllt sich der Wunsch des faulen Lehrburschen: daß doch einen Tag um den andern Sonntag und in der Mitte ein Feiertag seyn möchte! Das Jenseits bekümmert diese Leute sehr wenig. Doch scheinen sie an eine Fortdauer nach dem Tode zu glauben, insofern sie nach Ablauf zweier Monsune die Gebeine der Ihrigen noch einmal ausscharren, die Schädel ins Innere der Hütte vor sich hinstellen, sie mit Betel und Tabak bedienen, noch einmal den Begräbnißschmerz herunterheulen, ihre Trauer durch das Umhauen von Cocospalmen sowie Ausstreuen der Nüsse verkünden, und dann die Gebeine der Erde wieder zurückgeben. Diese werden in ein Canoe statt in einen Sarg gelegt und drei Fuß unter den Erdboden versenkt. Es gelang dem Dr. Scherzer zwei solcher Schädel für das Wiener Museum auszugraben. Die Eingebornen standen dabei, theilnahmslos und regungslos, hielten sich aber in der Ferne und überließen es den Schädelräubern mit den Gespenstern ihrer Ahnen fertig zu werden. Die einzige Spur eines gesellschaftlichen und politischen Bandes gewahrt man an der Einsetzung von Dorfhäuptern Mah oder Umiaha (d. i. die Aeltesten), von den Europäern Capitäns genannt, deren ganze Macht aber nur darin besteht den Tauschhandel mit fremden Schiffen einzuleiten. Diese Capitäne sind sehr begierig sich einen „Charakter," d. h. ein geschriebenes Attestat von europäischen Seeleuten ausstellen zu lassen, die natürlich mit der Einfalt der Wilden Narrenspossen treiben, gerade so wie es den Häuptlingen der Rothhäute in Nordamerika widerfährt. So lautete ein solches Zeugniß z. B.: Jackson sieht zwar schäbig aus, ist aber ein reicher Kerl. Diese Atteslate sind indeß nützlich, weil die Aussteller gleichzeitig einen Preistarif des stattgehabten Tauschhandels zur Orientirung späterer Nachfolger beifügen. Wir sehen daraus daß für 1 baumwollenes Halstuch 100, für 1 Messer oder eine Gabel ebenso viel, eine Flasche Rum deßgleichen, für ein Paar Hosen dagegen 700, und für einen schwarzen Seidenhut 1000 Stück Cocosnüsse feil waren. Die heutigen Werkzeuge der Nikobaren, Hacken, Buschmesser, Säbelklingen, Beile sind durch den Tauschhandel zu ihnen gelangt. Von Waffen sah man nichts als Wurfspieße mit Holz oder Eisenspitzen, auch eine auf der Insel nach einem europäischen Modell verfertigte Armbrust. Von Musikinstrumenten wurde nur eine Bambusflöte, und zwar malayischen Ursprungs, und eine Guitarre mit Einer Rotangsaite bespannt, wahrgenommen. Dennoch setzt Scherzer hinzu daß die Bewohner von Kar Nikobar wegen der Anfänge von Bekleidung, der großen Zierlichkeit ihrer Canoes und ihrer Hütten schon um eine Civilisationsstufe höher standen als die dürftigen, verkommenen, nackten Einwohner der südlicheren Inseln. Von diesen behauptet Scherzer daß sie sich auch sprachlich von den Kar-Nicobaresen unterscheiden. Seltsamerweise stützt er diese Ansicht auf den Vergleich einer Wörtersammlung nach Gallatin'schem Muster, welche er am Schlusse mittheilt. Solche aufgegriffene und herausverhörte Wortverzeichnisse enthalten viel trügerisches. Man muß, um vergleichen zu können, die Sprachen gründlich studieren, sonst kann man völlig unähnliche Wurzeln für den Ausdruck eines Begriffs erhalten. Gesetzt die Nikobaren seyen ein materiell und geistig hochentwickeltes Volk, wir Europäer dagegen noch auf dem paradiesischen Stand der Nikobaren zurückgeblieben. Es käme nun von diesen Inseln ein Kriegsschiff mit wissenschaftlichen Aufträgen, und sammelte im Canal ein Wortverzeichniß von der französischen wie von der englischen Küste. Für den Begriff schön hörten sie hier die Laute bo, oder gar wohl bell, drüben dagegen neis. Würden sie nun daraus schließen daß in diesem Fall gar keine Aehnlichkeit zwischen den beiden Sprachen bestände, so geriethen sie in den kläglichsten Irrthum, denn die nämliche Wurzel (beau, beautiful) gehört beiden Sprachen gemeinsam. Außer einer Aehnlichkeit der Zahlzeichen, die Scherzer gelten läßt, findet sich aber auch noch eine sichtliche Verwandtschaft der Pronomina, auf welche bekanntlich bei solchen Vergleichen ein sehr hoher Werth zu legen ist. Wenn wir dieselben Wurzeln antreffen für Zunge (litag, kaletag), Zahn (kanap-kanap), Stirne (mal-lal), Ohr (nang-nang), dann für Ei (uha-huya), Fisch (kah-gah), Freund (hol-jol), Fliege (inluei, jueh), Hund (ahm-ahm), Ja (hoan, âon), Häuptling (mah, umiah mattai), Nacht (átam, hatâm), Todt (kupa, kapa), Wasser (mak, dak), so sind schon merkwürdige lexilographische Aehnlichkeiten beisammen. Ferner klingen zusammen Ehefrau (kamioian, auch Mutter, gahn), Ehemann (jong-nia, angonie). Angonie scheint auf den südlichen Nikobaren Mann, Angana Weib zu bedeuten, daher kinium angana Mädchen, und tschao angana Schwester. Auf Kar Nikobar heißt Schwester kanana, wie überhaupt die völlige Aehnlichkeit sich durch Verschiebung eines einzigen Buchstaben bei sehr vielen Wörtern herstellen läßt. Sohn ist das nämliche in beiden Sprachen

(kúan, góan), Tochter (kuan, kavium-angana) scheint sich wieder zu entfernen, doch sind die Wörter für Weib (kikana, angana) nur durch ihre Präfixen verschieden. In Rücksicht auf die Gleichheit der Zahlzeichen, der Pronomina und so vieler anderer wichtigen Wurzeln darf man wohl die Sprachen auf den einzelnen Inseln nicht trennen, da die vorhandenen Unterschiede nur als dialektische Abweichungen sich zu erkennen geben.

Reisebriefe aus Kleinasien.

I.

Brussa, 12 Oct.

In der Absicht eine längere Zeit einen Ausflug durch das nordwestliche Anatolien zu machen, schiffte ich mich auf einem türkischen Dampfboot ein, welches an der von Konstantinopel nach Galata führenden Brücke lag. Gleich hier bekam ich ein herrliches Specimen der türkischen Wirthschaft zu sehen. Etwa eine halbe Stunde war ich auf dem zur Fahrt bestimmten Boot gewesen, als es sich zeigte daß es für die Passagiere und Waaren viel zu klein war, und es mußte also in der Eile ein anderes Boot aus dem Arsenal geholt werden. Alle Passagiere mußten ihre Siebensachen auf den Rücken nehmen und vermittelst der Brücke auf das andere Boot übersiedeln. Dieses hatte noch keine Kohlen, und das Einnehmen derselben dauerte etwa 1½ Stunden; als dieß endlich geschehen war, mußten noch die Waaren umgeladen werden, und durch dieß alles verzögerte sich unsere Abfahrt von 8 bis 11 Uhr. Dazu hatten wir das elendeste der elenden türkischen Dampfboote, welches erst kurz vor Sonnenuntergang in Mudania (Apamea oder Myrleion) ankam. Nach allen diesen Widerwärtigkeiten und Verzögerungen hatten wir hier noch die schlimmste von allen zu bestehen, einen außerordentlich gewissenhaften Mauthner, welcher aus dem Gepäck eines Armeniers allerhand Contrebande confiscirte; bei mir fand er trotz der sorgfältigsten Untersuchung nichts anderes als eine Kapsel mit einem unbekannten Stoff, worüber er sich zu belehren wünschte; ich erklärte ihm den Gebrauch desselben als eines Mittels das zur Erlangung des Kef auf einer Reise in Anatolien unerläßlich sey, womit er zufrieden schien, es war das Insektenpulver. Obwohl es schon anfieng zu dunkeln, beschloß ich dennoch den Ritt nach Brussa zu machen, und als ich daher zwei taugliche Pferde fand, handelte ich nicht lange und machte mich auf. Kaum außerhalb des Ortes traf ich zwei Türken, einen Effendi und einen Bey, deren Gesellschaft mir sehr willkommen war; der Ritt gieng im Mondschein rasch von statten; auf engen, aber schönen Wegen durch Maulbeer- und Olivenpflanzungen und Weingärten, über Berg und Thal erreichten wir nach zwei Stunden die Furt des Nilufer (Odryses), die wir passirten; das Wasser gieng den Pferden bis über den Bauch. Am andern Ufer war eine Wächterhütte, wo wir einen Augenblick abstiegen und uns durch eine Tasse warmen Kaffees stärkten. Nach kurzer Rast ritten wir weiter, und zwar über die Ebene in sehr raschem Tempo; unsere Gesellschaft war inzwischen auf 9 Reiter angewachsen, und in sehr fröhlicher Laune erreichten wir um 10 Uhr Brussa, wo die Gesellschaft sich in alle Winde zerstreute. Ich stieg bei Loschi im Hôtel du mont Olymp ab, und schreibe dieß in aller Frühe. Das Wetter ist ungemein schön, und ich habe für meine Reise die besten Aussichten.

Ich trete jetzt meinen Gang durch die Stadt an und werde morgen früh nach Ainegöl abreisen.

Ein unterseeisches Boot. Gestern Nachmittags (sagt der Philadelphia Ledger vom 23 Aug.) fand in New-Castle, Delaware, ein interessanter Versuch mit einem unterseeischen Rettungsboot statt. Der Erfinder desselben ist Hr. Villeroi, welcher sich auf den Grund des Flusses hinabläßt ohne irgendeine Veranstaltung frische Luft von obenher zu erhalten, indem das Boot sich selbst mit der Quantität Luft zu versorgen hat, deren es bedarf solange es unter Wasser ist, und die es dann in Stand setzt eine beliebige Zeit untergetaucht zu bleiben. So sonderbar dieß auch scheinen mag, so zeigte doch der gestrige Versuch daß es vollkommen thunlich war, denn acht Mann giengen im Boot hinab, und blieben 1¾ Stunden unten ohne allen Verkehr von obenher. Die Art und Weise wie das Boot mit frischer Luft versehen wird, ist noch ein Geheimniß, allein es dürfte, wie man glaubt, durch chemische Anordnung geschehen. Das Boot ist aus Kesseleisen verfertigt, vollkommen rund, und einigermaßen fischartig gestaltet. Es ist 35 Fuß lang, hat 44 Zoll im Durchmesser, und wird von einer drei Fuß im Durchmesser haltenden Schraube fortbewegt. Es hat zwei Fenster-Reihen (oder „Ochsenaugen," wie der technische Ausdruck lautet) auf dem Obertheil, um dem Innern Licht zu verschaffen. Auf jeder Seite, nahe dem Hinter- und dem Vordertheil, sind etwa achtzehn Geviertzoll große Eisenstücke angebracht, welche sich wie die Floßfedern eines Fisches bewegen, und das Boot auf oder hinab leiten sollen wenn es unter Wasser ist.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 46. Augsburg, 12 November 1859.

Ein Besuch der Inseln in der Torresstraße und Daudi's (Südküste von Neu-Guinea).

Als wir kürzlich über Neu-Guinea einige Nachforschungen anstellten, welche mit Unrecht vernachlässigte [1] Insel eben jetzt auf Befehl der niederländischen Regierung wieder erforscht und besiedelt werden soll, fiel uns ein älteres Werk über Capitän Blackwoods Expedition (1842 bis 1846) in die Hände [2] mit sehr anziehenden Beobachtungen und Erlebnissen in der Torresstraße und an der Südküste Neu-Guinea's, welche seinerzeit den Lesern dieser Blätter noch nicht mitgetheilt worden ist. Das Geschwader hatte Cap York, das nordöstliche Horn Australiens, verlassen und sich zwischen den zahllosen Korallen-Inseln und Bänken der Torresstraße der Südküste von Neu-Guinea genähert, als man am 17 März 1845 bei einer Insel landete, die Massid genannt wurde und die im Nordwesten der Murray-Inseln liegt. Sogleich kamen Eingeborne mit grünen Friedenszweigen und Landesproducten zum Tausch herbei, indem sie Paud, paud Massid (Frieden, Frieden mit Massid) riefen. Es waren gut gebaute kräftige Leute von anderm als australischem Schlag mit gekräuseltem Haare, welches sorgfältig in röhrenförmige Locken gewickelt und mit rothem Ocher gefärbt worden war. Sie hatten ein paar englische Worte, nämlich water, Wasser, neipa, Messer (statt knife), und schippo, Schiff, wahrscheinlich von Wallfischfängern aufgeschnappt. Man besuchte die nächsten Inseln Umaga und Damud, und fand die Eingebornen viel behaglicher als die Australier. Ihre Hütten bestanden aus giebelartigen Dächern, sehr gut mit Gras und Palmblättern gedeckt, an beiden Giebelseiten mit Bambuwänden versehen und vor dem dreieckigen Eingang einen kleinen mit Palissaden geschlossenen Garten. Ein lebhafter Tauschhandel entspann sich sogleich, indem die Eingebornen begierig nach Tabak und eisernen Instrumenten fragten. Als man einem von ihnen eine Cigarre schenkte, zog er ein Instrument hervor, welches man anfangs für eine Flöte hielt. Es war indessen ein zwei Fuß langes Bambusrohr, welches auf der einen Seite offen, an der andern nur mit einem kleinen Querloch versehen war. In dieses fügte der Wilde eine andere kleinere Röhre um die er vorher ein Blatt wickelte, damit sie luftdicht schließen sollte, und in dieses Röhrchen steckte er die brennende Cigarre, gleichsam als wollte er sie aus einer Cigarrenspitze rauchen. Da er nun an dem offenen Ende des Bambusrohres zu saugen begann, ohne daß Rauch aus seinem Mund kam, so bedeutete man ihm, er möchte die Cigarrenspitze doch hinweglassen, allein er fuhr andächtig fort, bis er endlich das Instrument absetzte und die große Oeffnung mit dem Daumen verschloß. Dann erst schlürfte er einen Mundvoll von dem eingesammelten Rauch ein und reichte das Rohr seinem Nachbar, bis man sich auf diese Art Reihe um erquickt hatte. Ueberall sah man Proben von der großen Geschicklichkeit und Liebhaberei der Insulaner im Nachbilden der Natur durch Schnitzwerke. Durch Tausch erwarb man z. B. einen zwei Fuß hohen Hornvogel aus Schildkrot geschnitzt und mit Perlmutter eingelegt, der recht gelungen war. Ende März erreichte man die größte Insel der Gruppe Errub (ehemals Darnley Island) genannt, und ankerte in der „Verrätherbucht" nahe dem Dorf Keriam. Diese Insel, welche reich bewachsen sich bis 500 Fuß aus der See erhebt, verdankt, wie die Murray-Inseln, ihren Ursprung vulcanischen Kräften. Am Strand warteten der landenden Seeleute schon 50—60 Personen aus Keriam, indem sie Bunarri (Cocosnüsse), Kaisu (Schildpatt) feil boten und Saparas (Aexte) verlangten. Man war jedoch auf der Hut, weil die Eingebornen von früheren Fahrten her nicht gut angeschrieben sind; da man aber Frauen zwischen ihnen erblickte, so hatte man von Feindseligkeiten vorläufig nichts zu besorgen. Die Männer waren schön gewachsene, stattliche und lebendige Gestalten, die Gesichter nicht übel geformt, mit Ausnahme der weit geöffneten Nasenlöcher und dem jüdischen Schnitt der Nase wie des Mundes. Das gekräuselte Haar war in Locken gewickelt, mitunter auch bemalt, außer allerhand Zierathen meistens von Perlmutter trugen die Männer nichts auf dem Leib, die Frauen dagegen hatten einen doppelten Blätterschurz mit einem Gürtel an den Hüften befestigt. Anfangs blieben die Dirnen versteckt, später aber näherten auch sie sich vertraulicher. Es waren anmuthig gestaltete Geschöpfe mit freundlichen, wenn auch nicht schönen Gesichtern und kurz geschorenen Haaren. Ein Baumstumpf im Dorf, der zu einer rohen menschlichen Gestalt geschnitzt war, wurde anfangs für ein Götzenbild gehalten, aber die Eingebornen packten das Holzgesicht an der Nase und trieben Scherze damit, so daß man es also, wenn man so sagen darf, mehr wie ein Kunstproduct behandelte.

[1] Die neueste Mittheilung in dem letzten Jahrbuch der Londoner geographischen Gesellschaft ist ein aus dem Holländischen übersetzter Bericht über eine niederländische Expedition vom Jahr 1828.

[2] Narrative of the Surveying Voyage of H. M. S. Fly, by J. Beete Jukes, Naturalist to the Expedition. London 1847.

Zwei der einflußreichsten Männer, die man noch näher kennen lernen sollte, Mammus und Siwai begaben sich an Bord. Als sie an den Fahrzeugen anlangten und die Kanonen aus den Lucken über ihren Köpfen hervorstanden, schien ihnen bang zu werden, denn sie riefen wiederholt Paud (Frieden mit) Mammus, paud Siwai. Auf dem Rückweg bestand der letztere darauf das kleine „Schippo," welches ihn an das Land setzen sollte, selbst zu steuern, und machte seine Sache vortrefflich. In den nächsten Tagen wurden auch die Frauen immer zutraulicher und kokettirten nicht wenig mit den Europäern. Die jungen Bursche machten sich manchmal den Spaß das eine oder andere Mädchen den Besuchern auf der Insel mit unanständigen Gebärden anzubieten, allein dieß war nur im Scherz gemeint; denn obgleich es, wie sich denken läßt, von Seiten der Bootsleute an Verlockungen nicht fehlte, so konnte doch während des langen Verkehrs mit dieser Insel niemand sich rühmen von den Errub-Damen eine Gunst genossen zu haben. Unser Verfasser selbst wurde später einmal von den Schwestern eines Eingebornen, Namens Dudegab, mit dem er feierlich Brüderschaft geschlossen hatte, in ihrer Hütte als „Bruder" empfangen und dann an den Strand begleitet, wo sein Boot wartete. Als er sich dort den Spaß machte die Damen einzuladen, ihn an Bord zu begleiten und daselbst seine coskir (Weiber) zu seyn, wurden die Mädchen plötzlich ernst und riefen lola coskir — berbet — coskir lola (nicht Weiber — Schwestern — Weiber nicht). Diese Keuschheit der Frauen ist ein allgemeines Unterscheidungszeichen für die Papuas oder kraushaarigen Polynesier, während umgekehrt die glatthaarigen Südsee-Insulaner durch ihre lockeren Sitten sich berüchtigt gemacht haben.

Den ganzen Tag sieht man die guten Leute damit beschäftigt ihren Magen zu füllen, bald essen sie eine Plantane, bald ein Ketai (Yamswurzel), dann eine Cocosnuß, gelegentlich dazwischen kleine Fische oder geröstete Austern, oder Krebse oder andere Schalthiere. Sonst sind sie mit Schnitzen fleißig beschäftigt. Diese künstlerische Anlage theilen sie auch mit den benachbarten Murray-Insulanern, unter denen ein Herr der Expedition während eines flüchtigen Besuches sein Notizbuch zurückgelassen hatte. Am andern Tag gab man es auf seine Nachfrage heraus, aber auf einem der Blätter fand er eine Carricatur von sich selbst mit dem Hut auf dem Kopf und der Tabakspfeife im Mund gezeichnet. Auf Errub bestanden die Waffen aus steinernen Aexten, die aber höchst selten sind, und aus Bogen mit Pfeilen. Die Bogen sind sehr stark, sieben Fuß lang, in der Mitte drei Zoll breit und ein Zoll dick. Ihre Rohrpfeile haben eine große Tragweite, aber unsichern Flug. Für die Jagd sind sie 3—5 Fuß lang, und mit Holzspitzen und Widerhaken versehen. Die Kriegspfeile sind noch größer, schwerer, mit einer Knochenspitze, aber nicht mit Federn versehen. Beim Gebrauch des Bogens tragen die Männer am linken Arm einen Handschuh aus Binsen, der bis zum Ellenbogen reicht und der den Arm vor dem Schlag des Bogenstranges schützen soll. Beim Abdrücken des Pfeiles wird stets nur das eine Ende des Bogens aufrecht gehalten, und zwar so daß das Bogenholz genau so steht, wie es gewachsen war. Die Schützen bilden sich ein, dieß gehöre zur Correctheit des Schusses. Beim ersten Aufenthalt hatte man sich über die Errubianer nicht zu beklagen. Es widerfuhr Hrn. Jukes selbst daß er sich am Land verspätete, und zwar hatte er kurz zuvor den Eingebornen eine Menge Herrlichkeiten sehen lassen, die er für ein lebendiges Opossum ihnen zu geben versprach, ohne daß man handelseinig geworden wäre. Man suchte ihn zum übernachten zu bewegen, man trug ihm sogar, aber wohl nicht im Ernst, die Gesellschaft eines jungen Frauenzimmers an, welches er ausgezeichnet hatte, man wollte ihm mit den Worten lola schippo (kein Schiff mehr) weismachen, das Geschwader habe sich entfernt. Als aber der Naturforscher, der nur mit einer Pistole bewaffnet war, dennoch aufbrach, geschah es daß statt des befürchteten Angriffes die Einwohner ihm einen Führer nachschickten und ihn nach dem Landungsplatz der Boote begleiten ließen. Aus ihren Aeußerungen erfuhr man daß sie recht gut die Nachbarschaft von Neu-Guinea kannten, welches sie Daudi nannten. Errub kabbl gaed (Errub kleines Land) riefen sie, indem sie ihre Hände in einem Abstand von etlichen Zoll hielten, Daudi au gaed (Daudi großes Land), indem sie ihre Arme ganz ausbreiteten. Sie gaben den Europäern eine lange Liste von Küstendörfern „Daudi's" in topographischer Folge, so daß man gar nicht zweifeln konnte daß die Eingebornen einen großen Theil der Ufer kennen.

Ende April fuhr man nach Neu-Guinea hinüber. Die See ändert an der Küste ihre Farbe, da durch den Schlammauswurf großer Flüsse das klare Grün des Wassers getrübt und auf große Entfernung vom Lande süß gemacht wird. Im Osten der Torresstraße vertieft sich die Südküste Neu-Guinea's zu einem Golfe, und an dessen Ostrande kreuzte jetzt das Geschwader. Da aber die See dort so seicht war daß die großen Fahrzeuge sich auf höchstens 8—10 engl. Meilen nähern, also von Bord aus die Küstenuntersuchung nicht vorgenommen werden konnte, so sendete Capt. Blackwood am 2 Mai eine Brig „Midge" unter Lieut. Pym, und das zweite Gig, beide Fahrzeuge mit zwölf Matrosen und drei Officieren bemannt, mit einer kleinen Kanone bewaffnet und mit Vorräthen auf 5—6 Tage versehen nach der Küste ab. Der „Prince George" sollte ihnen so nahe wie möglich folgen, selbst aber wieder innerhalb Signalweite der „Fly" bleiben. In den nächsten Tagen trat aber stürmisches Wetter ein, die großen Fahrzeuge mußten die hohe See suchen und die Boote wurden verloren. Am 11 waren sie noch nicht zurück. Es wurde jetzt ein Boot ausgesetzt und Capt. Blackwood begab sich an das Land in der Nähe eines großen Flusses der sich deltaartig an seiner Mündung verzweigte, und unter 7° 50' s. Br. und 144° 25' östl. Gr. in das Meer tritt. Die Ufervegetation bestand aus Manglegebüschen, in deren Schatten man auf einer Sandzunge das Mittagsessen kochte, nachdem man kurz zuvor ein Canoe auf dem Flusse oberhalb verscheucht hatte. Später gelang es einen andern Nachen durch Gebärden herbeizulocken. Die Eingebornen kamen bis auf zehn Schritt heran und starrten die Ankömmlinge voll Entsetzen an, als wärren es Ungeheuer. Diese Neu-Guineer, starke kräftige Männer, hatten ihren völlig nackten Körper nur mit Zierathen bedeckt, trugen Geschmeide in den Nasen, das Haar am Hinterkopf aufgeschürzt, schienen aber, obgleich sie sich sonst nicht von den Torresinsulanern unterschieden, die Worte in errubianischer Mundart, die man ihnen zurief, nicht zu verstehen. Als man die nächste nördliche Flußmündung am Abend erreichte und sich dort für die Nacht einrichtete, erschienen zwei Eingeborne am Ufer, die lange das europäische Boot anstarrten. Endlich griff der eine nach Pfeil und Bogen, aber ehe er noch zielen konnte, hatte der Bootsmeister auf Blackwoods Befehl eine Kugel über seinem Kopf vorbeigeschossen. Der Blitz des Gewehres überraschte die Wilden nicht, als aber die Kugel gepfiffen kam und in das Buschwerk über ihren Häuptern einschlug, verschwanden sie schleunigst in dem Dickicht.

Am nächsten Morgen fuhr man aufwärts und gelangte bald in einen großen, dreiviertel (engl.) Meilen breiten Fluß, der von Norden zu kommen schien. Man entfaltete die Segel und gieng den Strom

hinauf. Kaum hatte man eine halbe Meile zurückgelegt, so erreichte man am linken Ufer ein paar Hütten, welche, da man nirgends Rauch oder Feuer bemerkte, verlassen schienen und die man daher ungestört betrachten konnte. Die größte dieser Hütten war viereckig, nämlich 20 Fuß in der Länge und 12 Fuß in der Breite. Sie ruhte auf starken Pfosten 5 Fuß über dem Boden. Die Flur dieses erhöhten Geschosses bestand aus quer gelegten Balken, flach bedeckt mit der Rinde einer Palmenart, welche ein Zoll dick und von der Größe unserer Dielen vollständig die Dienste der letzteren verrichtete. Das Dach war sorgfältig und wasserdicht mit Palmenblättern bedeckt. Der Giebel selbst erhob sich 10 Fuß über die innere Flur, die Seitenwände dagegen waren etwa 4 Fuß hoch. Die Giebelseite nach dem Walde zu war gänzlich offen, die Seite nach dem Flusse aber mit einem Thor versehen, zu welchem man auf einer kleinen Treppe gelangte.

Das Wassersystem, welches man untersuchte, bewies sich mehr und mehr als das Netzwerk eines Stromdelta's. Das Wasser selbst war süß, obgleich man sich noch im Bereich von Ebbe und Fluth befand. Bei der Untersuchung dieser Wasserzweige entdeckte man in einem Seitenarm ein Canoe. Da man nun in Verkehr mit den Eingebornen zu treten wünschte, um von ihnen etwas über die vermißten Boote zu erfahren, so ruderte man dem Fahrzeug entgegen. Wie durch ein Wunder füllte sich aber der Strom mit mehr als einem halben Dutzend Kähnen, welche geneigt schienen das Vorwärtsdringen der Europäer zu verhindern. Als man sich ihnen auf 150 Schritt genähert hatte, zog man die Ruder ein. Die 30 oder 40 Krieger in den Kähnen zeigten durch Gebärden und Geschrei die höchste Aufregung, schwangen ihre Stechruder oder spritzten damit das Wasser gegen die Engländer, während andere ihre Bogen schußfertig machten und ihre Pfeilbündel aufschnürten. Dann erscholl ein Kriegsgeschrei, begleitet von einem tactmäßigen Schlagen der Ruder gegen die Flanken der Kähne, welche in einer Linie geordnet sich gegen das fremde Boot in Bewegung setzten. Capt. Blackwood befahl zunächst nach den Canoes zu zielen, um den Neu-Guineern einen Begriff von der Kraft der Feuerwaffen zu geben ohne Blut zu vergießen. Als man noch 60 Schritt entfernt war, wurden zwei Pfeile abgeschossen, sichtbar zum Zweck um die Tragweite der Bogen zu prüfen: das eine Geschoß flog über das Boot hinaus, das andere fiel vorher ins Wasser. Capt. Blackwood legte jetzt an und jagte eine Kugel durch das vorderste Canoe ganz nahe an den Füßen zweier Eingebornen, die sich bückten um nachzusehen, was eigentlich vorgefallen war. Beim Knalle der andern Musketen und beim Pfeifen der nächsten Kugeln aber sprangen sie über Bord und schwammen ans Ufer, während die andern Kähne schleunigst die Flucht ergriffen. Niemand schien verwundet, aber der Knall der Feuergewehre hatte zwischen den engen Wänden der Ufervegetation ihnen einen ausreichenden Schrecken eingeflößt. Man verfolgte die Fahrzeuge aus dem Seitenarme in den Hauptarm, wo sie auf dem andern Ufer landeten und von einem Haufen Eingeborner empfangen wurden. Als man etwa ein Drittel engl. Meile noch fern war, bemerkte man mit dem Fernrohr ein merkwürdiges Gebäude. Es stand mit der Giebelseite gegen den Strom zu, und war so lang daß sich sein anderes Ende zwischen dem Buschwerke verlor. An der Giebelseite befand sich eine Art Balkon oder eine Verandah, hinter welcher sich eine Thüre in die Bambuswand öffnete. Auf dem Balkon standen mehrere Personen und starrten ruhig nach dem herannahenden Boote. Sie schwangen eine eigenthümliche Waffe in den Händen, die eine Wolke Rauches entlud, „wie der Qualm einer Tabakspfeife." Schon Capt. Cook hatte dieses eigenthümliche aber harmlose Kriegsgeräth bei ihnen wahrgenommen, welches anfangs die Täuschung erzeugte als hätten die Wilden Feuergewehre. Woraus dieses Instrument besteht und welchen Zweck es haben soll, ist bis jetzt unbekannt geblieben. Die Eingebornen schienen geneigt noch einmal ihr Waffenglück zu versuchen, denn sie bestiegen die Kähne, welche letztere, mit Auslegern nicht versehen, nur ausgehöhlte Baumstämme sind. Sie werden bewegt indem die Wilden aufrecht stehend ein Stechruder führen, welches einen 5 Fuß langen Stiel und ein rautenförmiges Brett besitzt. Eines dieser Canoes schien sich wie zum Unterhandeln zu nähern, da man sich aber mit errubianischen Worten nicht verständigen konnte, auch kein Blut weiter vergießen mochte und doch nicht so tief binnenwärts auf ungewisses Glück einem solchen Geschwader gegenüber bleiben wollte, kehrte man wieder nach der Mündung des Stromes zurück, längere Zeit verfolgt von den neuguineeischen Kähnen.

Am 14 Mai begab man sich wieder zum Geschwader zurück, welches noch länger als eine Woche an der Küste kreuzte ohne eine Spur von den Booten zu entdecken. Mit den Eingebornen ließ sich kein Verkehr anknüpfen, denn sie waren ihrerseits immer auf Feindseligkeiten bedacht. Als der Kutter z. B. in einer andern Strommündung über Mittag vor Anker lag, zeigten sich 16 große Canoes, ohne jedoch anzugreifen. Bald darauf erregte ein herbeischwimmender Gegenstand die Aufmerksamkeit der Europäer. Die Bootsleute hielten ihn für einen Baumstamm, der befehligende Officier aber schöpfte Verdacht, weil er in regelmäßigen Zwischenräumen an der Seite des Holzes Wasser aufspritzen sah. Als man eine Kugel nach dem Gegenstand abfeuerte, tauchten plötzlich vier Eingeborne auf, welche eiligst davonruderten. Es war ein halb mit Wasser angefülltes Canoe gewesen, in welches die Neu-Guineer sich niedergestreckt hatten, und das sie mit der Hand über Bord fortruderten, wahrscheinlich um zu spioniren.

Es blieb jetzt nichts übrig als nach Errub zurückzukehren um einige der Eingebornen zu einer Fahrt nach Neu-Guinea einzuladen, damit man durch ihre Hülfe einen Verkehr mit den Neu-Guineern anknüpfen und das Schicksal der Boote erfragen könnte. Als man sich der Insel näherte, bemerkte man bei dem Dorfe Bika eine große Veränderung, da eine Reihe von Pfählen eingerammt worden war. Es zeigte sich nur ein einziges schüchternes Fahrzeug, und dieses entfernte sich wieder. Als der Kutter sich dem Lande näherte, stieß ein zweites Canoe auf ihn, und rieth ihm dringend nicht bei Bika, sondern bei dem Dorfe Keriam zu landen. Die Eingebornen stellten sich zwar an Bord ein, der Tauschhandel gieng wie früher, aber offenbar waren die Leute von Errub noch mit andern Dingen beschäftigt. Mammus war am Ufer nicht zu finden, Siwai dagegen traf man in Moggor eifrig beschäftigt ein Pfahlwerk um seine Hütte zu ziehen. Doch willigte er ein sich an Bord zu begeben. Als nun das Boot an dem Dorfe Keriam vorüberfuhr, baten Sewai und sein Begleiter Kiauk, daß sie sich im Boot zwischen den Planken des Hintertheils niederstrecken dürften, indem sie bemerkten: „Keriam bös! Mammus bös! Sarreg! Sarreg!" Da das letztere Wort Waffen bedeutete, so errieth man sogleich daß eine Fehde zwischen dem Gefolge der beiden Häuptlinge Siwai und Mammus auf der Insel ausgebrochen seyn müsse. Am Bord der Schiffe eröffnete man den beiden Gästen daß man wünsche sie nach Neu-Guinea mitzunehmen. Anfangs schüttelte Siwai den Kopf, machte eine halsabschneiderische Gebärde, und setzte hinzu, „Daudi (Neu-Guinea) bös! Arreß! Arreß! (Krieg) Sarreg!" Als man ihm eine große Art ver-

sprach und ihm erklärte man werde ihn schon schützen, schien er einzuwilligen, nur müsse er zuvor am Lande einen Vorrath von Cocosnüssen und Yamswurzeln sammeln. Beide Männer blieben über Nacht an Bord, zeigten aber am Morgen große Unruhe und riefen: Coskir i-i, piccaninny i-i! (die Weiber jammern, die Kleinen jammern). Man begab sich also mit den betrübten Familienvätern schleunigst ans Land; als man aber dort ihren Frauen eröffnete welchen Handel man verabredet, legten diese ihr Veto gegen jede Entfernung ihrer Eheherren ein, selbst nachdem man, um ihre Habgier zu reizen, ihnen mehrmals die Geschenke: sapara, au sapara, neipa, tarpur, socub, walli (1 Axt, 1 größere deßgleichen, 1 Messer, 1 Flasche, Tabak, 1 Taschentuch), die ein wahres Vermögen in ihren Augen bildeten, aufgezählt hatte. Erst als man ihnen drohte sich an Mammus zu wenden, willigten endlich die beiden Familienhäupter ein. Das Boot wurde mit Yams und Nüssen beladen, während welcher Verrichtung aber Kiauk bereits sich hinwegstahl. Siwai dagegen ging im Boote hinweg. Kaum begann jedoch sein Bübchen am Ufer zu schreien, so deutete er nach dem Kleinen: Coskir i-i, piccaninny i-i! Siwai lola Daudi (die Frauen weinen, die Kinder weinen, Siwai nicht nach Daudi). Also ließ man den zärtlichen Familienvater nach Hause zurückkehren und steuerte, um bei Mammus das Glück zu versuchen, nach Keriam. In diesem Dorf befanden sich nur Frauen und Kinder, welche galla! galla! riefen. Dieses Wort scheint dieselbe Bedeutung zu haben wie Tabu im östlichen Polynesien. Wahrscheinlich war das Dorf Keriam von beiden Parteien als unberührbar und neutral zu Gunsten der zartern Theile der Bevölkerung erklärt worden. Ein anderes Boot, welches am Morgen zuvor bei Bila gelandet war, hatte dort von den Eingebornen Feindseligkeiten zu erdulden gehabt. Fünf Pfeile waren danach abgeschossen worden, und man hatte sich genöthigt gesehen mit Kugeln zu antworten. Als nun am andern Tag Capitän Blackwood sich nach Keriam begab, wartete Mammus in der Nähe. Man kam dem Boot mit Zweigen entgegen und rief Paud! paud Keriam (Friede mit Keriam). Sehr ernst ließ man die Leute wissen daß wenn man Friede zu haben wünsche, sie nicht nach den Europäern schießen dürften, weil man sie sonst wieder „farregen" (schießen) würde, worauf Mammus dringend verhieß: Paud! lola (nicht) farreg, lola farreg!" Mammus zeigte ihnen mehrere frische Pfeilwunden, die er am Tage zuvor erhalten hatte, versprach an Bord zu kommen, und begleitete das Boot ein Stück auf der Fahrt nach der andern Seite der Insel. Dort vor einem Dorfe, Badoga, gewahrte man ein größeres Pfahlwerk, welches noch zu den Gränzen von Mammus Clan gehörte, weiterhin aber und gegenüber ein zweites Pfahlwerk, hinter welchem Siwai herumschlich, der mit der Hand auf den Mund gelegt den Engländern zu verstehen gab, er befinde sich auf der Wacht oder auf Kundschaft.

Am nächsten Tag begab sich der Verfasser im ersten Gig nach Keriam, um Mammus abzuholen. Er traf den Häuptling willig zu folgen, nur bat er vorher ein wenig zu warten und einen kleinen Markt zu halten. Die Frauen brachten Yams, und es wurde herüber und hinüber getauscht. Die Vorräthe der Insulaner giengen beinahe auf die Neige, und Jukes hatte Mammus bereits zum Einsteigen genöthigt, als ein Bursche in voller Hast mit einer wichtigen Meldung herbeieilte, die Mammus kaum gehört hatte, als er farreg, farreg (zu den Waffen!) rief. Jukes griff für alle Fälle nach seinem Gewehr und befahl den Seeleuten das Boot abzustoßen. Mittlerweile waren die Eingebornen nach Keriam gelaufen und kehrten bewaffnet zurück, gleichzeitig aber sah man auch von einer andern Seite her eine zweite Schaar herbeieilen, die sich später mit Mammus' Hauptmacht vereinigte, während eine starke feindliche Bande, nämlich dreißig Männer zu Land, und sechs in einem Canoe zur Männerschlacht anrückten. Aber auch die Frauen nahmen Antheil, indem sie die Dienste des Fuhrwesens verrichteten. Sie trugen nämlich den Kämpfern die Waffen nach und sammelten die Pfeile, hielten sich aber im Rücken und in den Flanken des Hauptcorps so viel wie möglich außer Schußweite. So rückte man zum Gefecht.

Als beide Parteien eiligen Laufes sich bis auf 30 bis 40 Schritt genähert hatten, verbargen sich beide hinter Fels und Stein, und nun begann das Auswechseln von Geschossen. Man hörte deutlich das Klatschen der Bogenstränge, das Rascheln der Pfeilbündel, und das Sausen der Pfeile durch das Kriegsgeschrei der Fechter hindurch. Die wilden Gebärden und raschen Bewegungen der nackten schwarzen Krieger, beladen mit glitzerndem Muschelgeschmeide und geziert mit rothen Blumen, so wie die mit frischer Munition herbeischleichenden Frauen bildeten ein hübsches Gemälde. Nach ein paar Minuten rückten sich aber beide Parteien dicht auf den Leib, und es begann nun ein Handgemenge, welches mit Rudern und Pfählen geführt wurde, und wo die Pfeile jetzt höchstens noch als Speere dienen konnten. Da die Waffen drohend über den Köpfen geschwungen wurden, so erwarteten die Zuschauer im Boot bald etliche Kämpfer kalt werden zu sehen. Doch nichts dergleichen geschah. Nach einem kurzen Scharmützel wurden die Keulen und Ruder aufrecht gehalten, die Weiber kamen herbei und die Rufe: Paud, paud! wurden allgemein. So glich denn die Rauferei mehr einem Theatergefecht, und endigte mit vielem Geschrei und sehr wenig Wolle. Eine Stunde später kam schon ein Fahrzeug mit den versöhnten Mammus und Siwai an Bord unter dem Ruf Paud Mammus! paud Siwai! Der Frieden zwischen den Montecchi und Capuletti war also geschlossen worden, vermuthlich ohne Territorialveränderungen. Etliche der Krieger hatten jedoch frische Pfeilnarben auf der Brust und im Nacken, Mammus sogar eine Schnittwunde im Ellenbogen, die von einem Axthieb herzustammen schien. Unter den Männern gewahrte man einige die Weiberröcke trugen. Ob sie diese angelegt hatten um während der Schlacht ihre Feinde zu täuschen, oder ob sie jetzt auf dem Schiff darunter etwaige gestohlene Dinge verstecken wollten, darüber blieb man im Unklaren. An der großen Schlacht schien übrigens die gesammte Bevölkerung der Insel theilgenommen zu haben, denn Errub ist nur drei (engl.) Meilen lang und zwei breit, enthält auch wenig über hundert erwachsene Mannspersonen. Am 27 Mai erschienen Mammus und Dudegab an Bord, mit dem festen Versprechen die Schiffe nach Daudi zu begleiten. Mit ihnen kam ein Schwarm von Canoes beladen mit Landesfrüchten zum Tausch. Die beiden mitreisenden Errubianer ließen sich die Geschenke zeigen womit man ihre Dienste zu belohnen gedachte, und bezeigten große Zufriedenheit. Als man aber den Anker hob, die Ketten klirrten und die Segel aufgebunden wurden, begann sich das Verdeck zu klären. Dudegab wich nicht von der Nähe der Schiffsleitern bis er plötzlich in einem Canoe verschwunden war. Mammus dagegen blieb gelassen, indem er eifrig fortfuhr einheimische Producte gegen europäische zu verschachern. Als das letzte Yamsbündel verkauft war, befahl er zwei Cameraden die noch an Bord waren, mit ihrem Canoe das Schiff zu verlassen, welches bereits in Bewegung war. Immer versichernd daß er nach Daudi fahren wollte, trat er an den Rand des Fahrzeuges, wie um ein paar letzte Worte dem sich entfer-

nenden Canoe zuzurufen, dann aber sprang er ruhig ins Wasser und ließ sich von seinen Gefährden auffischen. Es war klar daß der alte Schelm gar nie daran gedacht hatte mit nach Neu-Guinea zu fahren, sondern daß er nur mit Hülfe dieses Versprechens so viel Saparas und Neipas (Beile, Messer) als möglich zu erschachern gesucht hatte. Alle Eingebornen scheinen an Daudi mit dem größten Schauder zu denken, indem sie fortwährend behaupteten die Daudi-Leute würden sie erschlagen und fressen.

Es blieb also jetzt nichts übrig als abermals nach der Küste von Neu-Guinea und zwar nach dem alten Ankerplatze unter 8° südl. Br. zurückzukehren. Der „Prince-George," welcher die geringste Tiefe besaß, wurde mit dem Kutter an das Land geschickt und fand dort einen zweiten großen Strom unter 7° 50', also unter gleicher Breite wie der früher entdeckte, auch nur wenige Meilen östlicher, nämlich ziemlich genau unter 144 östl. Gr. gelegen, allem Anschein nach nur ein Zweig des großen Delta's. Der Strom war volle zwei engl. Meilen breit, 3¼ Faden (20 Fuß) tief, und an den Ufern von dichten Dschengeln umsäumt. Kaum zeigte sich das Fahrzeug in der Nähe von Dörfern der Eingebornen, so schwärmte auch das Wasser mit Kähnen der letztern, welche sichtlich einen Angriff vorbereiteten. Es wäre gewiß menschlicher und ritterlicher gewesen einem Treffen auszuweichen; Capitän Blackwood ließ aber im Gegentheil die Waffen in Bereitschaft setzen, und befahl dem Bootsmeister den Kutter fertig zu machen, um im Fall eines Angriffes den Feind verfolgen und sich vielleicht einiger Gefangenen bemächtigen zu können, mit Hülfe deren man Erkundigungen einziehen oder einen friedlichen Verkehr anknüpfen möchte. Als es zu dunkeln begann, setzte sich die kleine Flotte der Neu-Guineer in Bewegung. Die Männer schwangen drohend ihre Ruder, ordneten ihre Geschosse und schienen sich durch Zurufe Muth zu machen. Als sie bis auf 100 Schritte herangekommen waren, rief man Paud, paud! Aber sie schienen dieses errubianische Friedenswort nicht zu verstehen, auch streckte man ihnen vergeblich Aexte zum Geschenk entgegen. Nachdem sie sich bis auf 60 Schritt genähert hatten, wurden wieder zwei Pfeile als Probe abgeschossen. Auf das Commando des Capitäns begann nun vom Schiff aus ein lebhaftes Feuergefecht, denn die Seeleute, denen von Natur aus solche Kriegsscenen nur allzusehr zusagen, wie schon Georg Forster es beklagt, waren außerdem über das Schicksal ihrer vermißten Gefährten in großer Aufregung. Der Kutter setzte sich in Bewegung, vermochte aber keines der Canoes einzuholen, die, nachdem sie sich dem rechten Ufer genähert hatten, in der Dunkelheit verschwanden. Uebrigens waren die Verfolgten noch immer auf Widerstand bedacht, denn sie drückten Pfeil auf Pfeil gegen den Kutter ab, ohne jedoch Schaden anzurichten.

Am Morgen gieng man stromaufwärts. An beiden Ufern war, da man sich auf süßem Wasser bewegte, kein Manglegebüsch zu sehen, sondern die Vegetation bestand aus den schönsten tropischen Waldbäumen, untermischt mit Palmen, besonders Sagopalmen und aus Brodfruchtbäumen. Auf dem rechten Ufer sah man jetzt ein großes Dorf, bestehend aus drei oder vier jener scheunenartigen Gebäude, welche früher die Neugierde gereizt hatten und einer Anzahl kleiner Hütten, weiter aufwärts folgte ein anderes kleineres Dorf aus einem großen Gebäude und 11 Hütten bestehend. Da die Ebbe eintrat und das Schiff auf sechs Stunden zum Stillliegen zwang, so setzte man den Kutter und das Gig aus, um das Dorf zu untersuchen. Ein Dutzend Leute nahmen an der Partie Theil; da es aber in Strömen goß, so war man besorgt daß die Ladung der Schießgewehre verdorben werden möchte. Der Verfasser klagt noch daß Europäer zur Regenzeit in tropischen Gegenden sehr übel daran wären wenn ihre Sicherheit auf den Diensten ihrer Schießgewehre beruhe, weil es kaum möglich sey ein Gewehr so rasch zu laden daß das Pulver dabei nicht naß werde. Diesem Uebelstand ist natürlich heutigen Tages längst abgeholfen, denn die modernen Jagdflinten, die wie die Zündnadelgewehre von hinten mit fertigen, die Zündkapsel schon einschließenden Patronen geladen werden, vermögen selbst den Uebelständen eines tropischen Regens Trotz zu bieten. Als sich die Boote dem Dorf näherten, befanden sich noch mehrere Männer des großen Gebäudes auf dem Balkon, die beständig die Fahrzeuge, aber ohne sie zu erreichen, mit ihren Pfeilen beschossen, und alsbald verschwanden, sowie die Boote ans Land stießen. Am Ufer bemerkte man zunächst einen tiefen Graben, worin verschiedene Canoes befestigt waren, dann kam man an den kleinen Hütten vorüber, die alle verlassen schienen. Plötzlich lief vor ihnen ein schönes schwarzes Schwein quer über den Weg; der Capitän schoß, und da das Thier nicht sogleich fiel, so knallten von allen Seiten die Gewehre bis das Wildpret von fünf Kugeln getroffen lag. Eben entleerte sich aber eine tropische Wolke, so schonungslos daß man in die nächste Hütte kriechen mußte um die Gewehre im Trockenen wieder zu laden, weil sonst die Schüsse vor Nässe nicht losgegangen wären. Kaum hatte der Regen ein wenig nachgelassen, so stürmte man nach dem großen Hause. Da man auf schlüpfrigen, eingekerbten Pfosten an dem Balkon hinaufklettern mußte, so würden die Eingebornen vortrefflich ihr Haus haben vertheidigen können, aber sie hatten das Weite gesucht, denn man fand das merkwürdige Gebäude völlig verlassen.

Die Neu-Guineer bauen diese seltsamen Casernen auf folgende Art. Ueber dem morastigen und feuchten Untergrunde schneiden sie die Bäume etwa 6 Fuß über dem Boden ab, lassen die Stümpfe stehen und treiben andere Pfosten von gleicher Höhe in die Erde. Auf diese Pfosten legen sie ihre Querbalken und über diese anstatt der Dielen die Rinde der Sagopalme. Die Flur ist völlig eben, glatt und fühlt sich fest und sicher unter dem Fuße an. Die Gebäude selbst messen 110 Schritt oder etwa 300 Fuß in der Länge und 30 Fuß in der Breite. Das Dach wird bogenförmig aus Bambustäben gewölbt und ganz trefflich mit Sagopalmenblättern bedeckt, so daß kein Tröpfchen Regen durchzudringen vermag. Bei dem untersuchten Gebäude war es 16 Fuß in der Mitte hoch und senkte sich nach beiden Seiten, so daß inwendig das Haus einem langen Tunnel glich. Die Giebelseiten waren mit Bambupfählen verschlossen und enthielten drei Eingänge mit gothischen Bögen, wovon der mittlere größer war als die an der Seite. Ueber diesen Thüren sprang das Dach noch beträchtlich hervor und bildete eine Art Verandah oder den Balkon, zu welchem hinauf eine Leiter führt. Trat man nun durch das mittlere Thor ins Innere, so hatte man zunächst einen freien Gang bis zum Ende des Gebäudes vor sich, an dessen beiden Seiten eine Reihe durch Zwischenwände geschiedene und durch Bambugitterthüren vom Hauptgange abgesperrte Cabinette hinlief. In diesen lagen Matten zum Schlafen und Geräthe auf Brettern, sowie auch jede Abtheilung ihren Feuerplatz, der mit Lehm festgestampft war, besaß. Zwischen je zwei solchen Cabinetten war wieder in dem Dach ein seitlicher Ausgang offen gelassen, durch den man auf einer sauber verfertigten Bambutreppe ins Freie hinabsteigen konnte. Nachdem man einige Schädel und industrielle Curiositäten geplündert und unterwegs noch ein zweites Schwein geschossen hatte um nach langer Zeit wieder einmal in frischem Fleische schwelgen zu können, zog

man sich auf einem andern Pfade zurück, den die Eingebornen durch quer gelegte Prügel und Hölzer gangbar zu erhalten gesucht hatten. Ueberall stieß man also auf eine Art von Comfort und auf eine gewisse materielle Civilisation. Die Bogen und Pfeile der Neu-Guineer, die man aus dem Hause mitgenommen, waren viel schwächer als die errubianischen, dafür fand man aber bei ihnen Steinärte in größerer Zahl und hölzerne Schwerter. Kaum hatte man sich übrigens entfernt, so nahmen die Eingebornen von ihrem Dorfe wieder Besitz, schossen auch vom Ballon ein paar harmlose Pfeile ab. Daß sie die Europäer für gemeine Räuber halten müßten, da sie keine Geschenke für die geplünderten Gegenstände zurückgelassen hatten, fiel den Engländern erst ein als es zu spät war. Mit den Ferngläsern konnte man bemerken daß die Neu-Guineer über nichts mehr erstaunt waren als über die Abdrücke der Schuhe und Stiefel im Schlamm, die ihnen einen seltsamen Begriff von der Gestaltung europäischer Füße geben mußten. Auch nahm der Verfasser wahr daß eine Frau mit einem Kinde auf dem Arm in eine der kleineren Hütten schlüpfte. Es wird dadurch Georg Forsters Vermuthung widerlegt als seyen die casernenartigen Gebäude für Ehepaare und das weibliche Geschlecht, die Hütten dagegen nur für die Junggesellen bestimmt. Welche verschiedene Zwecke die gesonderten Gebäude erfüllen sollen, ist noch nicht aufgeklärt. Vielleicht wohnt eine dienende Bevölkerung in den einzelnen Hütten, die Freien dagegen in den großen Gebäuden.

Am andern Tag (31 Mai) gieng man durch einen andern Arm des wasserreichen Stromes wieder in die See zurück. Abermals kam man an einem volkreichen Dorf vorbei und sah sich von Kähnen der Eingebornen verfolgt. Vergeblich war alles Bemühen mit ihnen sich zu verständigen; als man ihnen turri (Eisen) zurief, antwortete einer neipa (knife, Messer), das einzige Wort welches sie zu verstehen schienen, denn der errubianische Ausdruck für Art (sapara) schien ihnen völlig fremd zu seyn. Zuletzt trieb man ein Beil in ein Stück Holz, damit es schwimmen sollte, und warf ihnen das Geschenk ins Wasser. Sie kamen vorsichtig herbei und prüften das Schwimmende lange mit den Rudern, als argwöhnten sie irgend eine Tücke. Endlich wurden sie das Beil gewahr, zogen es auch begierig heraus, ließen aber den Block schwimmen, obgleich er mit eisernen Reifen beschlagen war. Aus ihren Gebärden merkte man deutlich daß sie den Gebrauch des Beils vollkommen errathen hatten. Statt indessen dadurch zu einem Tauschverkehr ermuntert zu werden, begannen die Eingebornen, als sey ihre Raublust durch das Geschenk nur gereizt worden, zu ihren Waffen zu greifen, bis man ihnen mit ein paar Kugeln die Wege wies.

Am Abend als man sich an andern neuen Dörfern vorüber der See näherte und der Kutter zur Sondirung einer Ausfahrt abgesendet worden war, machten 3 große Canoes, jedes mit 40 Eingebornen bemannt, auf ihn Jagd. Der Kutter segelte mit einer frischen Brise und hatte alle Ruder ausgelegt; dennoch wäre er, wenn die Jagd noch eine engl. Meile weiter sich erstreckt hätte, eingeholt worden, mit solcher Geschwindigkeit bewegen sich die einheimischen Fahrzeuge, obgleich sie nur aus ausgehöhlten Baumstämmen bestehen und keine Steuer besitzen. Dafür arbeiten auf jeder Seite je 15 Mann mit dem Stechruder, und da sie dabei das Gesicht nach vorwärts gekehrt halten, so vermögen sie auch das Fahrzeug beliebig zu wenden. Später defilirte die Flotte vor dem großen Fahrzeug ohne feindselige Acte, doch mit spöttischen Gebärden und sichtlich ohne die geringste Furcht.

Endlich am 2 Juni, nachdem man eine Küstenstrecke von 140 engl. Meilen vergeblich nach den Booten durchsucht hatte, gab man sie auf und kehrte zum letztenmal nach Errub zurück, wo man jedoch unvermuthet gute Nachrichten von Siwai erhielt. Dieser brachte nämlich einen Mann von der Insel Tud (westsüdwestlich von Errub) herbei, welcher erzählte: kabbi schippo naes (kleine Schiffe zwei) lola Daudi (nicht [nach] Neu-Guinea). Tam [1] kabbi schippo (Mr. Millers kleines Schiff) — kabbi schippo nerut (kleines Schiff anderes) Damud, Tud (nach Damud und Tud) — kabbi schippo paud Tud (kleines Schiff Frieden mit Tud). Wie lange dieß alles geschehen sey, konnten die guten Leute aus Mangel an chronologischen Ausdrücken nicht angeben, doch bestätigten sich ihre Aussagen sehr bald vollkommen, denn als man Booby-Island am westlichen Ausgang der Torresstraße vorübersegelte, sah man dort eine Flagge ausgesteckt, und unter dieser fand man einen Bericht der Boote, daß sie vergeblich sich bemüht hätten während der stürmischen Tage den verabredeten Zufluchtsplatz in der Torresstraße zu erreichen und daher nach Booby-Island gesteuert seyen, wo die Expedition kurz zuvor für etwaige Schiffbrüchige Lebensmittel deponirt hatte. Von Booby-Island waren die Boote dann nach der nächsten Niederlassung, nach Port Essington (Nordküste von Australien 130° östl. L.) abgegangen, wo man sie abholte.

Zur Charakteristik der Araber.

Was ein Volk besonders charakterisirt, sind Aussprüche, Anreden, Ausrufe, Redensarten, Sprüchwörter u. dgl., welche bei demselben im Gebrauch sind.

Wir geben hier etliche solcher kennzeichnenden Worte, welche wir zum Theil auf unserer Reise im Orient, unmittelbar dem Leben, zum Theil aus gedruckten Quellen entnommen haben.

Es dürfte aus dieser kleinen Sammlung hervorgehen daß man den Arabern gewisse gute Eigenschaften und Tugenden als: Gottergebenheit, Wohlwollen gegen die Armen, ritterlich noble Gesinnung, Witz und Verstandesschärfe, poetischen Sinn, Höflichkeit, Offenheit und Aufrichtigkeit nicht ohne Grund nachrühmt.

1. Die Bettler rufen:

Wer gibt mir den Preis eines Brodes?

Oder:

Ich habe noch nicht gefrühstückt.

Oder:

O Mitleidserwecker, o Herr!

Oder:

Um Gottes willen, o Mildthätiger!

---

[1] Der einheimische Name für Hrn. Millery, einem Gelehrten der Expedition, welchen die Eingebornen ganz besonders in ihr Herz geschlossen hatten.

Oder:

Ich suche von meinem Herrn einen Kuchen Brod.

Oder:

O wie gütig bist du o Herr (Gott)!

Oder:

Ich bin der Gast Gottes und des Propheten.

Oder (des Abends):

Meine Abendmahlzeit muß deine Gabe seyn, o Herr!

Oder (am Vorabend des Freitag):

Die Nacht des herrlichen Freitag!

Oder (am Freitag):

Der herrliche Tag des Freitag!

2. Antworten welche der Bettler erhält:

Gott helfe dir!

Gott wird unterstützen!

Gott gebe dir!

Gott befriedige dich!

3. Die den Opfer- oder Liebestrank (sebîl) Reichenden rufen (den der trinken soll, anredend):

O unser Durstender, zum Opfertrank!

Oder (den der den Trank spendet, anredend):

Verzeih Gott deine Sünde!

Oder:

Erbarme sich Gott deiner Eltern!

Oder:

Im Paradiese sey deine bleibende Stätte!

Oder:

Der Ueberrest dem Freigebigen und das Paradies den Einheitsbekennern! Gesegne dir's Gott, du Spender des Opfertranks!

Oder:

Möge Gott Ersatz geben!

4. Die Nachtwächer rufen:

Ich preise die Vollkommenheit des lebendigen Königs, der nicht schläft und nicht stirbt!

Oder bloß:

O Herr, o Ewiger!

5. Die Mueddins (Thürmer) rufen (beim Ruf zum Morgengebet):

Gott ist sehr groß! Ich bekenne daß es keinen Gott gibt außer Gott. Ich bekenne daß Muhammed der Gesandte Gottes ist. Kommt zum Gebet! Kommt zum Heil! Gebet ist besser als Schlaf. Gott ist sehr groß. Es gibt keinen Gott außer Gott.

6. Der Reisende spricht:

Preis sey Gott!

Ihm wird zugerufen:

Gott erbarme sich Eurer!

worauf er:

Gott führe uns und euch!

7. Der Gähnende spricht:

Ich suche Zuflucht bei Gott vor Satan, dem Verfluchten.

8. Eine Frau welche zufällig unbedeckten Gesichts gesehen wird, ruft:

O ich Unglückliche!

Oder:

O mein Kummer!

9. Der den ein böser Gedanke beunruhigt, spricht:

Ich bitte Vergebung von Gott dem Großen.

10. Der gewöhnliche Ausruf des Erstaunens ist:

Bei Gott!

11. Vor dem Essen und überhaupt bevor man etwas anfängt, spricht man:

Im Namen Gottes, des Allbarmherzigen!

12. Bei der Nähe des Todes spricht man:

Wahrlich, Gottes sind wir; wahrlich zu ihm kehren wir zurück.

13. Ein Kranker antwortet auf die Frage wie es gehe:

Preis sey Gott. Unser Herr ist gütig.

14. Auf erfolgtes Absterben eines Mannes wird gesprochen:

Gott! es ist keine Kraft, noch Macht außer in Gott. Gottes sind wir, und zu ihm müssen wir zurückkehren. Gott sey ihm gnädig!

15. Zu einem Thierquäler wird gesprochen:

Unseliger, fürchtest du dich nicht vor Gott? willst du das Thier umbringen?

Dieser entschuldigt sich mit den Worten:

Nein, mein Herr, aber wir sind arme, elende Leute.

16. Die Bäckermeister rufen zu ihren Gesellen:

Munter ihr Knaben, der Morgen ist kurz, der Arbeit viel.

17. Der Sensal, Kaufvermittler, braucht folgende Redensart:

Beim Leben Gottes, liebe Herren, endigt die Sache so oder so. Ich bitte euch, genehmigt diesen Vorschlag, diesem Bart zu Ehren.

18. Verkäufer kann man zum Käufer sagen hören:

Wie handelt es sich zwischen uns um Geld? Nimm es umsonst, mein Lieber, als Geschenk von mir, thue dir durchaus keinen Zwang an. (Entspricht dem deutschen: meinst du ich habe meine Waare gestohlen?)

19. Eine häufige Anknüpfungsfrage ist:

Obs wahr ist: Ich höre der Gouverneur sey abgesetzt?

Die Antwort darauf:

Mögen sie thun was sie wollen.

20. Der Zuckerwasserverkäufer bietet sein Wasser mit den Worten an:

Erfrische dein Herz!

Oder:

Lösche die Hitze!

21. Der Milchverkäufer ruft:

O milder Gott!

Oder (in Kairo):

Unser Morgen sey weiß.

22. Der Rosinenwasserverkäufer ruft:

Gut geklärt, mein Kind. [1]

Oder:

Beim Leben deines Vaters, gut geklärt.

Oder:

Es reinigt das Blut.

23. Die Brezeln (ka'k) austragenden und feilbietenden Knaben rufen:

---

[1] Die Abnehmer sind nämlich meistens Kinder; die Rosinen werden in einer Stampfe zu Teig gestoßen und mit reinem Wasser versetzt.

O Allernährer!

O Allgütiger!

O Erschließer!

O Allwissender!

Oder (bei der besten Art dieser Brezeln):

Königskak!

Vormittagsspeise!

Gut ausgebackener Kak!

24. Der Verkäufer dünner, mit Dibs (Traubenhonigteich) oder Butter bestrichener und mit Sesam bestreuter Weizenbrode (berâzik) ruft:

Gott ist der Ernährer, Berazik (allah er râzik, ja berazik).

Oder:

Schwalbenspeise! [1]

25. Der Verkäufer der Dschardala, eines dünnen, kaum einen Messerrücken dicken, großen, runden, in Aprikosenöl gesottenen und mit bräunlichem Dibs beträufelten Weizengebäcks ruft:

Der Mildthätigkeit lohnt reiche Vergeltung Gottes. [2]

26. Der Verkäufer des Chubz el mâruk, eines stark gekneteten, schönen, weißen Brodes ruft:

Dieß gehört dir, o Fastender.

Oder:

Dieß ist für den Fastenden gemacht.

Oder:

Deine Morgenspeise, o Fastender.

Oder:

Wie hat man dich in der Nacht geknetet, o Maruk!

27. Der Salatverkäufer ruft:

Gott ist der Dauernde, der Dauernde ist Gott (um anzudeuten daß der Salat bald verwelkt).

Oder:

Der Verkündiger des Sommers.

28. Der Verkäufer des Kaisersalats (dragun) ruft:

Gott ist treulos gegen den Treulosen.

Oder:

Gott zieht dich zur Rechenschaft, Treuloser. [3]

29. Die geröstete Kichererbse wird mit den Worten ausgerufen:

Tätowirt, warm und weich. Mache dir eine frohe Nacht, Barmekide. [4]

30. Die ersten jungen Gurken werden ausgerufen:

Dir, o Herr Gott, liegt die Vergeltung ob. [5]

31. Die Spatgurken werden ausgerufen:

Novembergurken, gesegnete Mahlzeit!

[1] Weil er nicht an der Stelle zum Vorschein kommt, wo er gesäet worden, den Gärtner also gewissermaßen täuscht.

[2] D. i. Speise für junge zarte Damen, welche mit Schwalben verglichen werden, also eine feine, delicate Speise.

[3] D. h. kauft und vertheilt es als Geschenk.

[4] „Tätowirt," weil sie durch das Rösten dunkle Punkte bekommen hat; „warm," weil frisch aus der Röstpfanne gekommen; „weich," weil nicht übermäßig gebrannt. „Eine frohe Nacht" (eigentlich: deine Nacht), d. h. um ein Billiges kannst du damit einen langen Abend gegen dich und deine Freunde den freigebigen Barmekiden spielen, du Hungerleider.

[5] D. h. kauft immerhin diese Gurken, wenn sie auch als Erstling des Jahres noch theuer sind, Gott wird auch das gebrachte Opfer schon vergelten.

Oder:

Novembergurken, gesegnete Mahlzeit, wer's erlebt! [1]

32. Die Kitte, eine gurkenähnliche Frucht, wird ausgerufen:

Zart und frisch, und hat sich in der Nacht gestreckt. [2]

33. Die Wassermelonen kann man ausrufen hören:

Sie ist roth und ihr Rand rosig. [3]

34. Die syrische Cactusfeige (Sobbâra, d. i. die Dulderin) wird ausgerufen:

O malreiche, o nützliche! [4]

35. Eine edlere Art von Granatäpfeln wird ausgerufen:

Auf der Zunge zergehend und süß!

Oder:

Wie Rosenwasser und süß!

36. Die Quitten hört man ausrufen:

Jeder Biß um ein Würgen!

Oder:

Wie deine Natur, so dein Handeln. [5]

37. Strauchritter (Räuber) können sagen:

Zieh deinen Rock aus, Pilger, und setze den Turban ab, meine Base (Frau) ist deren bedürftig.

38. Ein Knabe, der Geld geschenkt und Geld erhalten hat, kann rufen:

Großpapa, sieh den Rijal (Thaler), der gute Effendi hat mir einen Thaler gegeben.

Der Vater erwiedert hierauf, an den Geber sich wendend:

Möge Allah alle deine Wünsche erfüllen!

39. Beileidsbezeugungen lauten:

Erweitere dein Inneres, wir müssen alle sterben, Gott allein ist ewig.

Oder:

Der Tod ist eine Steuer, welche auf alle Köpfe gelegt ist, wir müssen sie bezahlen; es herrscht dabei weder Gunst, noch Ungerechtigkeit.

Oder:

Wenn Gott den Tod nicht erfunden hätte, so würden wir uns alle bald selber aufzehren.

Oder:

Von dem Tag an, an welchem er im Leib seiner Mutter empfangen wurde, war sein Tod bei Gott verzeichnet. Er hatte seine Zeit geendigt.

Oder (über den Tod einer Frau):

Festige deine Seele, Gott ersetzt die Verluste. Wir sind nur Töpferwaare, und der Töpfer thut was er will.

Oder:

Es stand bei Gott geschrieben, es war all das, was sie zu leben hatte. Danke Gott, sie hat dir schon erwachsene Kinder hinterlassen.

[1] D. h. kauft lieber jetzt noch, da niemand weiß ob er im nächsten Jahre noch lebt.

[2] Sie nimmt nämlich in der Nacht oft um eine halbe Elle zu.

[3] Man verlangt daß das Herz dieser Melone (auch Braut genannt) dunkelroth sey, und ihre dicke Schale darf, aufgeschnitten, innerlich nicht grün, sondern muß rosenroth aussehen.

[4] Weil sie mit kleinen schwarzen Punkten bedeckt ist; die nützlichste aber wird sie per antiphrasin genannt, weil sie wie Blei im Magen liegt und leicht schadet.

[5] D. h. du beurkundest deine harte, herbe Natur dadurch daß du den, der dich genießen will, an der Kehle würgst.

40. Frauen und Kinder rufen beim Tod des Gatten und des Vaters:

O mein Herr!

O mein Kamel![1]

O mein Löwe!

O Kamel des Hauses!

O mein Ruhm!

O meine Hülfe!

O mein Vater!

O mein Unglück!

41. Die öffentlichen Klagefrauen rufen:

Ach, wie Schade!

42. Ein Verwundeter wird getröstet mit den Worten:

Du bist sehr glücklich. Gott gewährt dir eine Wunde in dem heiligen Krieg; er hat dich gezeichnet, um dich nicht zu vergessen.

43. Ein Kranker wird also getröstet:

Betrübe dich nicht, die Tage der Krankheit sind bei Gott gezählt.

Oder:

Wie geht es dir? Die Krankheit ist Gold; es wird nichts zu sagen haben, Gott wird dich heilen.

Oder:

Muth, festige deine Seele, deine Farbe ist gut; so es Gott gefällt, wirst du bald genesen.

44. Einen, der die Bastonade empfangen hat, kann ein Freund also trösten:

Geduld! der Knüttel ist für die Männer gemacht und nicht für die Weiber.

Oder:

Sey eingedenk, daß die Männer für den Knüttel, für die Liebe, für das Elend, für den Verdruß, für jede Art Zufall geschaffen sind, was liegt daran?

45. Sprüchwörter:

Er hat ihm die Augen mit der Lanze gesalbt (d. h. er hat ihn geblendet).

Es gibt keine Hand, über der nicht eine andere wäre.

Tabak ohne Kaffee ist wie Fleisch ohne Salz.

Der Feind wird nie ein Freund, und die Kleie wird nie Mehl.

Wenn der Sprechende thöricht ist, muß der Hörende weise seyn.

Wenn der Hund Geld hat, sagt man zu ihm: erlauchter Herr Hund.

Spielet nicht mit den Hunden, sie könnten sich eure Vettern nennen.

[1] D. i. der du meinen Lebensunterhalt brachtest und meine Lasten trugst.

Ueber die Cultur des Maulbeerbaumes und die Zucht der Seidenraupe.

(Schluß.)

In Betreff der Einführung der Seidenzucht in Tibet besitzen wir ebenfalls glaubwürdige Nachrichten, denen zufolge dieselbe im 7ten Jahrhundert durch die Vermählung einer chinesischen Prinzessin mit einem tibetanischen Prinzen nach der in ganz Central-Asien in hohem Rufe stehenden Stadt H'lassa, der Residenz des Dalai-Lama sowie des Tazin d. h. des chinesischen Bevollmächtigten, gekommen sey. Der Pater Hyacinth und Jul. Klaproth haben sogar das Jahr (634 nach Chr. G.) ermittelt, in welchem solches geschah, und erzählen daß um diese Zeit der chinesische Kaiser Thaitsong seinem Schwiegersohne Loungdzan durch dessen Gemahlin nach Tibet, außer Wein, Mühlen (!), Papier, Kalender auch Seidenraupen übersandt habe.

Nach tibetanischen Nachrichten wäre es jedoch das Jahr 639 nach Chr. G. gewesen, in welchem die chinesische Prinzessin Untsching als Aussteuer ihrem Gemahl, dem Tibeter König Srongdsan, Seidenraupen mitgenommen habe, um den Seidenbau in Tibet einzuführen. Vermuthlich hat sich derselbe, wenn man den innigen Handelsverkehr berücksichtigt welcher schon in früher Zeit zwischen Tibet und Kaschmir bestand, auch in dieses letzte Land verbreitet, denn ein gelehrter König dieses Landes, welcher im Anfange des 16ten Jahrhunderts lebte, Mirza Heider hieß und eine Special-Beschreibung seines Reiches herausgegeben hat, sagte in derselben daß der Maulbeerbaum im Kaschmir-Thale nur der Zucht der Seidenraupen wegen angepflanzt werde, daß man hier sehr viel Seide gewinne, mehr als man bedürfe, und daß sie deßhalb auch einen Ausfuhr-Artikel bilde. Es ist leicht möglich daß von Kaschmir aus über das Industhal nach Peschawer und von da auf das Hochland von Kabulistan die Zucht der Seidenraupen sowie die Seidencultur gelangt sey, aber die Geschichte weiß hiervon nichts zuverlässiges zu erzählen. Der berühmte Sultan Baber, der einst hier seinen Herrschersitz hatte, und von hier aus einen großen Theil von Central-Asien seinem Scepter unterwarf, in den späteren Jahren seines Lebens seine Autobiographie herausgab und eine Schilderung seiner Staaten in physikalisch-geographischer Beziehung lieferte, gedenkt doch weder der Seidenraupen noch der Seide, die etwa in denselben erzeugt würden. A. Burnes, welcher in unserer Zeit Kabulistan bereist hat, erwähnt zwar die Maulbeerbäume, die man ihrer schmackhaften Früchte wegen hier anpflanze, aber die dortige Seidenzucht hebt er nicht weiter hervor. In Peschawer wurde er durch die Menge der Maulbeerbäume überrascht, sagt auch daß er daselbst Seidenraupen angetroffen habe, solche seyen aber von andern Ländern eingeführt worden, wahrscheinlich von Balch, dem Sitze der ehemaligen Könige von Bactriana. Wenn es also wirklich in Kabulistan eine Seidenzucht gibt, so ist sie jedenfalls erst neuerer Entstehung, und die Seidenraupen welche man daselbst zieht sind offenbar aus dem Osten hergekommen und von serischer oder chinesischer Abstammung. Jedenfalls sind sie nicht aus dem Tieflande von Indien nach Kabul gelangt, wie wir denn überhaupt die Thatsache als merkwürdig hervorheben wollen daß man nirgends erwähnt findet daß jemals Seidenraupen aus dem südlichen Indien in die westlich gelegenen Länder wären gebracht und durch sie der Seidenbau daselbst eingeführt worden.

Von der Mitte des 3ten bis zu der des 7ten Jahrhunderts verbreitete sich während der Herrschaft der mächtigen, aber friedliebenden und für das Wohl ihrer Unterthanen sehr besorgten Sassaniden die Zucht der Seidenraupen von Inner-Asien nach Sogdiana, Bactriana und Iran bis an die Gestade des caspischen Meeres und den Fuß des Kaukasus, entwickelte sich daselbst auf die erfreulichste Art, und befindet sich noch gegenwärtig hier in größtem Flor. Wir verdanken Procopius (in seinem Werke über den gothischen Krieg) die Nachricht daß unter der Regierung des Kaisers Justinian Missionär-Mönche Eier der Seidenraupe aus dem Lande Serinda nach Byzanz gebracht hätten. Dieses Serinda kann kein anderes Land gewesen seyn, als das von den schon früher erwähnten serischen Völkern (den Blonden oder Yuetschi oder Saken) besetzte Hochland von Nord-Indien, welches am obern Indus oder Oxus lag. Als der verdienstvolle arabische Geograph Ebn Haukal dreihundert Jahre später die nördlichen Theile von Iran bereiste, fand er die Seidencultur daselbst überall verbreitet, und sie erhielt sich unter der Regierung der Sassaniden vier Jahrhunderte hindurch in voller Blüthe bis zu den Einfällen der wilden Chalifen, die mit den Waffen in der Hand ihrer Religion Eingang zu verschaffen suchten. Selbst um diese Zeit und nach ihr wurde der Seidenbau noch mit besonderer Vorliebe und vielem Erfolg betrieben; es fand ein friedlicher Verkehr unter den in Mittel-Asien lebenden Völkern statt; es trat das mittlere, östliche und westliche Asien, das bucharische Hoch- und Tiefland mit den am Caspi-See gelegenen Uferländern in eine wechselseitige Annäherung und Verbindung, die für beide vom wohlthätigsten Einflusse war.

Was das Land der Bactrier anbelangt, so scheint es nicht daß daselbst frühzeitig schon Seidenbau getrieben worden sey; merkwürdigerweise findet sich jedoch bei Arrian eine Stelle, welche darauf hindeuten könnte daß solcher dennoch daselbst stattgefunden habe, denn es wird erzählt daß, nachdem Alexander auf seinem Siegeszug in diese Gegend gelangt sey, er sein macedonisches Kleid, welches er bisher getragen, gegen das medische vertauscht habe. Unter diesem letzteren verstehen nun viele Philologen das weite seidene Gewand welches damals in jenem Land allgemein im Gebrauch war.

In der am nördlichen Rande des Iran-Plateau gelegenen Stadt Merv (auch Merv Schahjehan und von Abulfeda Marwa'sch Schagan genannt), vielleicht das alte Antiocheia, vom Murghab-Flusse durchströmt, war zu Ebn Haukals Zeit der Seidenbau schon von großer Wichtigkeit, und die Eier der Raupe sowohl als auch die aus der Seide verfertigten Stoffe wurden in die entferntesten Städte des Landes verschickt. Wie es sich mit der Zucht der Seidenraupen in den Städten Herat, Nischapur und den andern größeren Ortschaften in Chorassan damals verhielt, darüber theilt uns Ebn Haukal keine speciellen Nachrichten mit, wohl aber rühmt er die trefflichen Seidenwebereien, welche er daselbst vorfand. Weiter im Westen, namentlich in Dschordschan oder Gurkan, zumal in dem vor der Stadt vom Strom bewässerten District Betrabad werde — so sagt er — ein ungemein starker Seidenbau getrieben. Ohne sich selbst zu beeinträchtigen oder sich Schaden zuzufügen, könne dieser Ort jährlich eine große Quantität Eier des Seidenspinners nach Taberistan verschicken, und außer einer bedeutenden Geldsumme als Abgabe auch noch tausend Bündel Seide als Steuer bezahlen. Zu Sari wie in ganz Taberistan fand Ebn Haukal daß die Seide ein Hauptproduct des Landes war, die man auf den Markt nach Amol, der damaligen Hauptstadt des Landes, zu schicken pflegte. Es begreift sich leicht wie von hier aus die Seidenzucht nach Ghilan sich ausdehnte und daselbst so außerordentlich gedieh. Das feuchtwarme Klima an den südlichen Ufern des caspischen Sees und der kräftige Wuchs der Maulbeerbäume mit ihren nahrhaften Blättern trugen hiezu wohl das meiste bei.

Die nördlichen Provinzen von China haben wir also als den eigentlichen Sitz der Seidencultur kennen gelernt, aber auch in den südlichen Gegenden dieses Reiches finden sich Seidenraupen, und zwar nicht bloß solche welche sich nicht von den Blättern des Maulbeerbaumes, sondern auch solche die sich von denen anderer Gewächse nähren. Sie scheinen hier sogar in mehreren Arten vorzukommen, und auf mehr als einer Pflanzengattung zu leben. Obgleich man schon vor längerer Zeit einige Kenntniß von ihnen besaß, so sind sie doch erst in neuerer Zeit genauer beobachtet worden. Noch im vorigen Jahre (1858) brachte ein französischer Missionär, der Pater d'Incarville aus China eine neue Seidenraupe nach Italien und Frankreich, welcher die Blätter des Götterbaumes oder drüsigen Aylanths (Aylanthus glandulosa) zur Nahrung dienen. Diese Pflanze kommt auch im südlichen Frankreich recht gut fort, und wird daselbst an vielen Stellen angebaut. Der aus der Raupe sich entwickelnde Schmetterling ist die eigentliche Bombyx cynthia, welche schon im Jahr 1773 von Drury beschrieben und im Jahr 1760 vom jüngern Daubenton abgebildet worden war. Schon seit Jahrhunderten wird diese Raupe ihres trefflichen Gespinnstes wegen gezüchtet. Roxburgh glaubte daß die in Ostindien unter dem *Namen* Eria oder Arrindy-Arria gezüchtete Raupe mit der erst genannten identisch sey, aber dem ist doch nicht so. Die Eria-Raupe (Arrindy Silkworm der Engländer) lebt nämlich von den Blättern des Wunderbaumes (Ricinus communis), und soll in einem Jahr sieben Generationen hervorbringen. Die von dem bekannten Entomologen Guérin de Méneville über diese beiden Seidenraupen angestellten Untersuchungen haben jedoch sowohl Verschiedenheiten an den Raupen und ihren Cocons als auch in ihrer Lebensweise ergeben, durch welche sie sich leichter von einander unterscheiden lassen als durch die geringen Differenzen der Schmetterlinge welche sich aus ihnen entwickeln. Die Cocons von beiden liefern eine ausgezeichnete Florettseide, aus welcher man in China sehr dauerhafte Stoffe webt. Die Seide der Aylanthraupe besitzt eine schöne graue Farbe und eine doppelt so lange Dauer als andere Seide. Mit der Zucht dieser Raupe hat man sich jetzt auch in Frankreich zu beschäftigen angefangen; der drüsige Aylanth kommt daselbst sogar in schlechtem Boden fort. Man besetzt im Frühjahr die Pflanzen mit den Raupen welche man im Mai hat auskriechen lassen, und schützt sie — wie dieß auch in China geschieht — durch einen aufgestellten Wächter gegen die Gefräßigkeit der Vögel. Gegen Ende des Monats Juni erhält man die erste Ernte, welcher im Laufe des August eine zweite folgt. Die zur Fortpflanzung bestimmten Cocons lassen sich alsdann, ohne daß die Schmetterlinge auskriechen, bis zum Monat Mai des folgenden Jahres aufbewahren, was bei der Ricinusraupe, die vielmehr eine continuirliche Zucht während des Winters entweder mit im Gewächshaus erzeugten Ricinusblättern oder mit den Blättern der Kardendistel erfordert, nicht möglich ist.

Schon vor längerer Zeit sind auch von Hugon mehrere neue Arten Seidenraupen in Assam entdeckt worden, von denen vier bei den Assamesen behufs der Seidencultur benutzt werden. Drei Arten derselben waren bisher gänzlich unbekannt, außerdem fanden sich noch zwei darunter, von denen man schon früher in Bengalen Kenntniß besaß. Als sechste Art bemerkte man darunter die gewöhnliche Seidenraupe,

von welcher Hugon jedoch annahm daß sie erst in Bengalen eingeführt sey, gleich dem Maulbeerbaum, von dessen Blättern sie sich nährt; dasselbe soll auch in Cambodja der Fall gewesen seyn, denn man behauptet daß erst seit dem Jahr 1295 n. Chr. Geb. der Maulbeerbaum daselbst angepflanzt und die Seidenraupe eingeführt worden sey. Der nämlichen Erscheinung begegnen wir auch in den südlichen Provinzen von China. Die Bewohner derselben zogen nämlich aus verschiedenen daselbst einheimischen wilden Seidenraupen dieselben Vortheile, und noch dazu mit weit geringerer Mühe, als von den gezähmten. Da diese Gegenden von der Natur mit vielen andern köstlichen Erzeugnissen beschenkt worden waren, so lag den chinesischen Kaisern anfänglich mehr daran die Vortheile des Seidenbaues den nördlichen Provinzen zuzuwenden, denn diese waren derselben mehr bedürftig als die andern.

In jenen frühen Zeiten herrschten über die Naturgeschichte der Seidenraupe so wie über den Seidenbau überhaupt bei den Völkern des Abendlandes noch sehr trübe und verworrene Ansichten. Griechen und Römer lernten zwar schon frühzeitig an den Gestaden des schwarzen und des mittelländischen Meeres das Gespinnst der Seidenraupe, welches zu Stoffen verwebt als Waare aus Serica kam, näher kennen; auch hörten sie daß derartige Thiere in den Wäldern der Inder und Thinä — worunter wohl nur die Süd-Chinesen verstanden werden können — angetroffen würden; aber über die Zucht derselben gieng ihnen doch jede nähere Kenntniß ab. Was in späterer Zeit, nachdem die christliche Religion sich über einen ansehnlichen Theil der alten Welt verbreitet hatte, die Missionäre betrifft welche nach China giengen um auch hier die neue Lehre zu predigen, so lernten sie zwar in diesem Lande die Seidenzucht kennen, allein sie waren zu wenig mit der Landesgeschichte so wie mit der Naturkunde bekannt, um darüber nähern Aufschluß geben zu können. Erst Du Halde erzählt in seiner Beschreibung von China daß einer Gemahlin des Kaisers Hoanti, deren Name Siling gewesen seyn soll, die Erfindung der Seidenzucht zugeschrieben werde. Vor dieser Zeit hätten sich die Chinesen in Thierfelle gekleidet, später sey die allgemeine Tracht der vornehmern Stände die Seide geworden, während nur die Bauern und Landleute baumwollene Kleider trugen. Die Seidenzucht sey ein eigenes Geschäft der nachfolgenden Kaiserinnen geworden, ebenso wie die Verarbeitung der Seide; an jedem kaiserlichen Palast sey dazu ein eigener Seidengarten mit Gemächern eingerichtet, und die darin angefertigten Stoffe, öfters durch ausnehmende Schönheit ausgezeichnet, hätten zu den heiligen Ceremonien gedient. Hat sich auch manches im Laufe der Zeit in dieser Beziehung geändert, so findet man doch einen Platz der genannten Art noch bis auf den heutigen Tag in einem jeden der kaiserlichen Paläste; derselbe ist jedoch nur noch symbolisch im Gebrauch, ebenso wie es sich mit der Führung der Pflugschar von Seiten des Kaisers verhält. Indeß der politische Zweck welchen die Regierung hiebei im Auge hatte, nämlich die Verbreitung des Seidenbaues wie der Agricultur als Ehrengeschäft durch das ganze Reich, ward vollkommen erreicht. Der Jesuitenpater Mailla erfuhr während seiner Reisen in China daß der große, schon vorhin genannte chinesische Patriarch Hoangti, welcher etwa 2600 Jahre v. Chr. G. lebte, die nöthige Anweisung zur Cultur der Seide so wie zu deren Verarbeitung zum Theil seiner Gemahlin selbst gegeben habe, zum Theil habe geben lassen. Es gelang, und zwar zuerst in Schansi, dem Stammsitz des ebengenannten Fürsten, die schönsten und dauerhaftesten Seidenzeuge zu weben, und als diese Kunst sich allmählich über das ganze Land verbreitet hatte, so legte man die bisherige Tracht, die Thierfelle, ab, und kleidete sich in Seide, welcher Gebrauch späterhin auch an den Hof der medischen und persischen Könige übergieng. Dreihundert Jahre später, unter der Regierung eines andern ausgezeichneten chinesischen Fürsten, nämlich unter der des kenntnißreichen Yao, fand man die Provinz Yen-tscheu, das heutige Petscheli, zur Seidencultur sehr geeignet, und der Kaiser munterte dazu auf jede Weise auf. Nun stiegen die Einwohner von ihren Bergen herab, ließen sich in den durch Kunstarbeiten vorher entwässerten Ebenen nieder, pflanzten Maulbeerbäume und zogen Seidenraupen, die durch ihre Gespinnste die Arbeit reichlich lohnten.

Diese historischen Data, deren Glaubwürdigkeit keinem Zweifel unterliegt, liefern uns den deutlichen Beweis daß die Seidencultur von den nördlichen Provinzen des chinesischen Reiches ausgegangen ist, und daß sie erst später von da in die südlichen und westlichen Länder übergieng. Bisweilen hatte sie jedoch mit großen Hindernissen zu kämpfen, namentlich in Folge ungewöhnlicher Naturereignisse, wohin besonders zu strenge Kälte gerechnet werden muß. Eine solche trat im Jahr 1305 am Ende des Frühlings in den Nordprovinzen China's ein; sie wirkte so zerstörend auf die in den Provinzen von Holien (Petscheli), Panyang (Schansi) und Ytu (Schensi) angepflanzten Maulbeerbäume, daß 2,410,000 Stück derselben erfroren. Der hiedurch erwachsene Schaden war natürlich außerordentlich groß, und es dauerte lange ehe diese Länder sich von dem erlittenen Verlust erholen konnten.

Reiseskizzen aus Borneo.

(Von O. v. Kessel.)

(Schluß.)

Dieß wäre die Einrichtung einer gewöhnlichen malayischen Familie. Vergleichen wir nun das Haus eines sogenannten Sultans oder Pangerangs mit der eben beschriebenen Hütte, so finden wir im wesentlichen eigentlich keinen Unterschied. Dem Umfang nach ist des Sultans Haus zwar noch einmal so hoch und zweimal so lang und breit als die Hütte, auch durchgehends von Holz aufgeführt, und zwar von Eisenholz, der dauerhaftesten und schwersten Holzart von Borneo; ferner ist das Dach nicht mit Stroh, sondern mit kleinen, in Gestalt beinahe unseren Dachziegeln ähnlichen Brettchen gedeckt. Die innere Einrichtung ist aber beinahe dieselbe; auch hier ist der Feuerherd im Innern des Hauses; man erblickt dasselbe Geschirr, obgleich in größerer Anzahl, dieselben Wasserbehälter, Körbe 2c. An der Wand hängen, statt eines Gewehrs, 15—20, meist in ebenso defectem Zustand. Es ist das Zeughaus des Staates, aus dem die Armee ausgerüstet wird, wenn sie ins Feld zieht. Eine dünne hölzerne Wand oder ein Stück langes Zeug theilt das Innere des Hauses in zwei Theile; die eine dieser Abtheilungen ist der Harem.

Wir erblicken hier als einzige Möbel zwei oder drei mit Schnitzwerk und Malerei verzierte chinesische Kisten, in denen der Hausherr seine Schätze aufbewahrt, die mit wenigen Ausnahmen selten über einige hundert Thaler werth haben; 4—5 Klambus von buntem baumwollenen Zeug, für ebenso viele Weiber, werden des Abends aufgespannt. Uebrigens ist es auch hier mehr als halbdunkel; durch einige sehr kleine Fensteröffnungen fällt etwas Licht hinein, und in der Nähe derselben sitzen einige Weiber und weben. Steigen wir nun von diesem fürstlichen Hause hinab, so stehen wir wieder am Flußufer, denn dieß ist in Borneo fast mit allen Häusern der Fall; 3—4 große Geschütze, gewöhnlich von Eisen, oft aber auch von Metall, stehen drohend aufgepflanzt; betrachtet man sie genauer, so findet man daß es alte unbrauchbare Schiffskanonen ohne Laffetten sind. Die Malayen haben aber nach ihrer Weise, geschickt genug, Laffetten gezimmert. Schwerlich möchten jedoch die Geschütze gute Dienste leisten, wenn es ernstlich gemeint wäre. Die Munition besteht aus schlechtem englischen Pulver, und statt der Kugeln nimmt man Steine.

Auf dem Fluß gewahren wir wieder einen Floß, aber von großem Umfang und mit einem Badehäuschen, ferner mehrere kleine Nachen, und endlich das Staatsboot des Fürsten (Bbidar), einen 40—50 Fuß langen und nur 3—4 Fuß breiten Kahn, aus einem Baumstamm verfertigt und hinten mit einer Art Cajüte versehen. Das Boot ist mit Schnitzwerk und Malerei verziert, und am Vorderende erhebt sich drohend ein Schlangen- oder Drachenkopf. Das Boot wird durch 15—20 Ruder bewegt, und durchschneidet, weil es schmal und leicht ist, pfeilschnell das Wasser.

Seltsam ist es daß man auf Borneo wenige oder keine Fruchtbäume findet. Die Cocospalme, diesen für den Inder unentbehrlichen Baum, sieht man in wenigen malayischen Dörfern, und da wo sie vorkommt, ist dieß in so geringer Anzahl der Fall, daß die Früchte kaum für 1/10 der Bevölkerung ausreichen. Der Bedarf an Cocosöl wird daher von den Küstenplätzen eingeführt. Es sind nur einige wenige Fruchtbäume die gepflanzt werden, und die ihrer Natur nach wenig oder keiner Pflege bedürfen; hierunter gehören vor allen Dingen Pisang, ferner Mangistan, Duku, Jambu-Aepfel, Nanga und Durien. Viele dieser Fruchtbäume wachsen wild im Wald. Die Dajaken pflanzen außer einigen Pisangstauden gar keine Fruchtbäume, und zwar weil sie die Gewohnheit haben alle ein oder zwei Jahre ihr Dorf nach einer andern Gegend zu verlegen. Die Malayen hingegen wechseln mit ihrem Wohnort niemals, und es ist daher bloße Trägheit, wenn sie den Anbau der Cocospalme [1] und anderer höchst nützlichen Früchte vernachlässigen.

Bei den geringen Bedürfnissen der Eingebornen, dem überaus fruchtbaren Boden und Klima müßten die Bewohner Borneo's wohlhabend und reich werden wenn sie nur 2/3 des Tages arbeiteten. Dieß ist ihrer angebornen Trägheit jedoch so zuwider, daß man höchstens annehmen kann daß der Landbauer, Dajake sowohl wie Malaye, durchschnittlich nicht mehr als drei Stunden täglich arbeitet. Hungersnoth ist daher nicht selten. Der Dajake baut so viel Reis als er bis zur nächsten Ernte zu verbrauchen gedenkt; mißräth aber der Reis, so ist die Noth plötzlich da. Hunderte sterben vor Hunger oder machen Schulden bei den Malayen gegen 1000 Procent, und werden die Sklaven derselben, wenn sie nicht bezahlen können, was in der Regel der Fall ist. Die Dajaken entschuldigen sich damit, wenn man ihnen ihre Trägheit vorwirft, daß ihnen, wenn sie mehr Reis bauen würden, dieß nichts hülfe, da ihnen die Malayen alsdann umsomehr abpreßten.

[1] Die Cocospalme wächst ja nur am Saum des Meeres! D. Red.

Wenn man die politischen Einrichtungen dieser Volksstämme sowohl als ihre socialen Zustände richtig erwägt, so scheint es allerdings daß die Vorsehung gebildetere und weiter vorgeschrittene Völker dazu ausersehen hat über sie zu herrschen und sie zu erziehen. Nirgends wäre eine solche Erziehung nöthiger als auf Borneo, und in keinem Land würde eine solche Herrschaft sich mehr belohnen; doch hängt es allerdings davon ab daß man die richtigen Mittel anwendet, nicht halbe Maßregeln nimmt, und vor allen Dingen das Land und seine Bewohner genau kennt.

Betrachten wir das Land, so ist dieß überhaupt fruchtbar und läßt in dieser Hinsicht nichts zu wünschen übrig; doch auch noch andere Schätze liegen in der Erde verborgen, der Goldreichthum ist so groß, daß man buchstäblich sagen kann man stehe auf Gold wenn man den Grund und Boden der Insel betritt; zwar hat man so ergiebige Goldlager wie in Californien noch nicht entdeckt, aber es ist wahrscheinlich daß sie vorhanden sind, denn es ist kaum 1/20 des Landes untersucht worden; außer diesem Goldreichthum kommen im Westen und Süden und, wie ich während meiner Reisen hörte, auch im Innern Diamanten von vorzüglichem Wasser vor, welche denen von Golconda nichts nachgeben. Außer diesen Reichthümern sind zahlreiche und ergiebige Eisenlager von ausgezeichneter Güte vorhanden, ferner viele Antimoniumlager, ganz in der Nähe der großen Ströme, und wahrscheinlich auch Silber, da dieses Metall gewöhnlich da vorkommt wo Antimonium sich findet. Doch die Natur hat Borneo noch reicher ausgestattet, und gleichsam darauf hingewiesen daß auf diesen herrlichen großen Strömen, diesen vorzüglichen Wasserstraßen einst zahlreiche Dampfer fahren sollen, darauf hingewiesen daß hier der Steinkohlenbedarf für die umliegenden Inseln und entfernteren Küsten des Festlandes in großen Vorräthen vorhanden ist. Die Steinkohlenlager im Südosten Borneo's sind bereits seit 20 Jahren bekannt, und werden auch durch die niederländische Regierung ausgebeutet; die Kohlen sind von vorzüglicher Güte. Ich entdeckte im Jahr 1848 noch mehrere bedeutende Steinkohlenlager am obern Kapuas, und fand in andern Gegenden, in den Flüssen die aus dem noch wenig erforschten Innern des Landes kommen, zahlreiche Bruchstücke von Steinkohlen, die der Strom abwärts geführt hatte.

Wir haben hier also ein Bild von einem großen [1] in jeder Hinsicht außerordentlich reich begabten Lande, das jedoch sparsam bevölkert ist (2½—3 Millionen), und für dessen Bevölkerung es eine außerordentliche Wohlthat wäre wenn sie unter europäische Herrschaft käme.

Ich gehöre nicht zu jenen Philanthropen die ein entartetes Volk, das einerseits überaus träge ist, andererseits aus geregelten Räuberbanden besteht, oder, wo dieß nicht der Fall ist, die Gewohnheit hat Köpfe zu stehlen, gleichviel ob von Männern, Weibern oder Kindern, gern schonen möchten, um ihm nur ja nicht wehe zu thun. Im Gegentheil ich erkenne die Nothwendigkeit daß ein solches Volk, wenn es nicht anders seyn kann, mit Härte erzogen werden muß. Es scheint mir dieß die Aufgabe zu seyn, die Gott der Christenheit gestellt hat (!) Ich meine daß den christlichen Missionen die Erziehung solcher Völker vorausgehen muß.

[1] 11,000 Quadratmeilen.

Doch ich bin mit den Quellen des Reichthums der Insel Borneo noch nicht zu Ende; die eigentliche Krone der Hülfsquellen des Landes sind die großen Ströme, diese bewunderungswürdigen Wasserstraßen, mittelst deren man von Norden, Süden, Osten und Westen [1] mit großen Fahrzeugen bis beinahe in den Mittelpunkt der Insel gelangen kann. Diese Wasserstraßen, die kein anderes Land in dieser Weise darbietet, sind es durch welche die bisher noch todt liegenden Schätze doppelten Werth erhalten, die jede Besitznahme ungemein erleichtern und endlich zum schnellen Aufblühen des Landes ungemein beitragen müßten.

Die niederländische Regierung hat bei ihrem ausgebreiteten Länderbesitz entweder bisher die Mittel nicht gehabt um Borneo vollständig in Besitz zu nehmen, oder den Werth des Landes und die rechten Mittel nicht erkannt, mit denen allein erfolgreich gewirkt werden kann. Bisher war Borneo für Holland nur ein wenig oder nichts einbringendes großes Handelsetablissement, wo man sich begnügte die Küsten an einigen Punkten zu besetzen und einige Civilbeamte zum Betrieb des unbedeutenden Handels zu halten. Während der letzten Jahre hat man einen Schritt weiter gethan, man hat einige Punkte im Innern besetzt, wohl in keiner andern Absicht als um England gegenüber das Besitzrecht der Insel zu wahren. Doch auch diese Maßregeln sind eben nur halbe Maßregeln, mit denen man nie etwas anderes erreichen wird als die Ausgaben zu vermehren, ohne mehr Einnahmen zu erzielen.

Durch die Besetzung der Küsten und einiger wenigen Punkte im Innern wird man nie dahin gelangen die Reichthümer des Landes zu heben, noch das Volk zu erziehen; hierzu sind wirksamere Mittel erforderlich, es müssen neue Kräfte dem Lande zugeführt werden, Colonisten die einestheils den natürlichen Reichthum durch Landbau, Handel und Minen ans Tageslicht bringen, anderntheils durch ihr Beispiel Malayen und Dajaken cultiviren. Der Gedanke liegt mir sehr fern europäische Colonisten nach Borneo versetzen zu wollen. Wohl tauchen dergleichen höchst unpraktische Ideen, wie Uebersiedelungen von europäischen Colonisten nach Tropenländern, hin und wieder in Europa auf; in meinen Augen heißt dieß nichts anderes als große Leichenzüge nach überseeischen Kirchhöfen senden. Leider haben auch in neuester Zeit in Holland solche Ideen Raum gewonnen, man beabsichtigt nach einigen der sundischen Inseln [2] holländische Colonisten überzusiedeln, viele holländische Tagesblätter schwärmen für diesen Plan, und beweisen theoretisch wie schön er sey. Ich bedaure die armen unerfahrenen Leute die durch dieses Geschwätz sich verblenden lassen.

Die Colonisten die ich nach Borneo senden möchte, sind nicht Europäer, sondern Chinesen. Holland kennt mehr als jeder andere Staat den Werth chinesischer Arbeitskräfte, den mächtigen Einfluß chinesischer Industrie und Cultur in seinen indischen Besitzungen. Ohne Chinesen würde der Handel in den niederländischen Besitzungen schwerlich auf die Höhe gelangt seyn auf der er sich befindet. Die Hauptstädte der Inseln würden ohne Chinesen unbelebt seyn, denn diese sind allein die Handwerker, wie sie eigentlich auch nur allein die Kaufleute sind. Sie sind die Unternehmer die alles anfassen wo ihnen einiger Gewinn möglich scheint. Eben so emsig und geschickt sind sie aber auch als Landbauer. In einigen Gegenden von Borneo, z. B. im Nord-Osten (Sambas), befinden sich bereits chinesische Niederlassungen, und man erblickt da wo sie sich angesiedelt haben in kurzer Zeit gebahnte Wege. Märkte, sonst unbekannte Dinge auf Borneo, entstehen, blühende Gärten und Reisfelder verdrängen den Urwald, während zugleich der Goldreichthum der Erde ausgebeutet wird. Dieses Bild sehen wir in Sambas; es ist also keine bloße Theorie die ich aufstelle, wenn ich behaupte daß es kein besseres und schnelleres und zugleich weniger kostbares Mittel gibt Borneo in kurzer Zeit in Aufschwung und Blüthe zu bringen, als ganz Borneo mit Chinesen zu colonisiren. Der niederländischen Regierung könnte dieß nicht schwer fallen [1], sie braucht nur den Chinesen Schutz zu gewähren, ihnen das Land zu öffnen und zum Anbau zu übergeben, das jetzt wüst daliegt und eigentlich niemandem gehört, obschon die Malayen allerdings allerlei Ansprüche erheben würden. Wo es sich aber um eine so große Sache handelt, um einen so schönen Zweck, der das Wohl der ganzen Bevölkerung im Auge hat, wäre es kleinlich die malayischen Forderungen irgendwie berücksichtigen zu wollen; es wäre kleinlich wenn man den geringsten Anstand nehmen wollte, den wüst liegenden Grund und Boden zu verwenden, weil die bisherigen Usurpatoren des Landes sich in ihren angemaßten Rechten verletzt fühlen könnten. Man möge in solchem Fall die wirklichen Eigenthümer des Landes, die Dajaken, fragen, wem Grund und Boden eigentlich gehört, und man wird hören daß sie die ursprünglichen Besitzer des Landes sind. Hebt man doch in Europa die Leibeigenschaft auf, warum will man ein ähnliches Verhältniß in Indien gleichsam ehren.

Es kann hier nicht unerwähnt bleiben daß die Chinesen von Sambas, deren Anzahl sich auf 50 bis 60,000 beläuft, sich der niederländischen Herrschaft bei mehrern Gelegenheiten nicht unterwerfen wollten und erst durch Waffengewalt bezwungen werden mußten; man fürchtet daher vielleicht, und anscheinend mit einigem Recht, daß, wenn einige Millionen Chinesen auf der Insel vertheilt wären, nur stete Empörungen zu dämpfen seyn würden. Doch das Benehmen der Chinesen von Sambas kann hier nicht als Maßstab angewendet werden; die niederländische Regierung trägt allein die Schuld daß es in Sambas so weit gekommen ist; man hat die Ansiedler von Sambas, ohne sich viel um sie zu bekümmern, zu einer ansehnlichen Macht heranwachsen lassen. Das Kind war zum Mann gereift ohne die Ruthe geschmeckt zu haben, Man wollte nun plötzlich die im Uebermuth groß gewordenen Ansiedler zwingen die niederländische Herrschaft anzuerkennen — wen kann es Wunder nehmen daß sie sich dagegen sträubten? Auf diese Weise müßte man allerdings bei einer umfangreicheren Colonisation durch Chinesen nicht verfahren, es müßte ihnen vielmehr von Haus aus die Ruthe stets gezeigt werden.

Daß die chinesische Kriegführung jämmerlicher Art ist, ist bekannt genug; die Chinesen sind nicht einmal den Malayen gewachsen, und wurden von letztern stets geschlagen wenn es zu Thätlichkeiten kam, wie dieß in Sambas und Landak einigemal der Fall war, obschon sie den Malayen an Anzahl weit überlegen waren.

Bedenkt man ferner daß bereits zwei feindliche Parteien sich gegenwärtig in Borneo befinden, Malayen und Dajaken, so bedarf es keines großen Scharfsinnes um zu begreifen daß, wenn noch eine dritte den beiden andern ebenfalls feindlich gesinnte Partei hinzukommt, es

[1] Radjan, Banjer, Kotti, Kapuas.

[2] Ceram, Sumatra, Celebes ꝛc.

[1] Dann würden aber die Chinesenaufstände sich wiederholen wie auf Java im 17ten Jahrhundert, wo man zuletzt nicht besser sich zu helfen wußte, als daß in einer Art Bartholomäusnacht sämmtliche Chinesen abgeschlachtet wurden. D. R.

nur um so leichter fallen muß sie alle im Zaum zu halten; man wird in allen Fällen stets zwei Bundesgenossen haben. Daß Malayen, Chinesen und Dajaken sich stets gegenseitig anfeinden, ist eine bekannte Thatsache. Holland kennt aus alter Erfahrung den großen Werth dieser Nationalfeindschaften, denn es hat die verschiedenen Empörungen auf den sundischen Inseln nur durch dieses Mittel gedämpft; die Malayen von Sumatra wurden durch Javanen, die Javanen durch Bugis und Amboinesen, die Bugis wieder durch Javanen besiegt u. s. w.

Der Vortheil den man auf diese Weise in Borneo haben würde, ist also sehr einleuchtend; einen nicht geringern Vortheil aber bietet die Lage der Insel selbst dar mit ihren zahlreichen großen Strömen. Diese erleichtern die Besetzung des Landes ungemein, indem man mittelst Dampfern zu jeder Zeit Truppen von den Küstenplätzen so wie von Java, Sumatra und Celebes ins Innere führen kann. Hiedurch wird eine große militärische Besatzung unnöthig.

Allerdings wäre es wünschenswerth daß, wenn jemals Borneo für chinesische Ansiedler zugänglich gemacht würde, nicht nur Männer, wie es bisher der Fall war, sondern auch chinesische Frauen sich an der Ansiedlung betheiligten. Vielleicht wird mit den neuen politischen Verhältnissen China's auch den Frauen früher oder später die Auswanderung gestattet werden, und es ist wohl mit ziemlicher Gewißheit vorauszusehen daß der Zeitpunkt nicht mehr fern ist wo ein Strom chinesischer Auswanderer sich aus ihrem übervölkerten Vaterland über die sundischen Inseln, Australien, die Südsee und die Westküste von Amerika ergießen wird, vielleicht in größeren Massen als sie jemals Europa nach Amerika entsendet hat.

So wie die Verhältnisse jetzt auf Borneo stehen, kann die niederländische Regierung, wenn sie einigermaßen klug handeln will, nicht anders als ganz dasselbe Verfahren einschlagen welches Sir James Brooke auf der Nordküste beobachtet hat. Alle übrigen Maßregeln, namentlich die beliebte Verhätschelung der malayischen Fürsten, führen zu nichts als daß Hochmuth und Anmaßung der Malayen zunehmen, während die Herzen der Dajaken der Regierung entfremdet werden. Sir James hat in wenigen Jahren Wunderdinge auf der Nordküste von Borneo gethan — die Räuberbanden von Seribas und Battang-Lupar gezüchtigt und eingeschüchtert, das despotische Regiment des Sultans von Bruni erschüttert, und in seinem eigenen kleinen Ländchen Serawak Zustände geschaffen wie sie Borneo nie gekannt hat, indem er die bis dahin tief gedrückten Dajaken vom unerträglichen Joch der Malayen befreite und deren Handelsmonopole zugleich aufhob, ohne jedoch sie sich zu Feinden zu machen, und das will wirklich viel sagen. Er suchte mit Erfolg die Malayen auf andere Weise für ihre vermeinten Verluste zu entschädigen, indem er sie zum Landbau ermunterte und durch den vermehrten Verkehr und Handel ihnen mehr Gewinn zufließen ließ als sie früher hatten, obschon sie allerdings ihr früheres träges Leben aufzugeben genöthigt waren. Den Dajaken wehrte er mit Erfolg das gebräuchliche Köpfestehlen.

Serawak fieng mit seinem Erscheinen an wunderbar aufzublühen, und der Name Brooke verbreitete sich schnell über einen großen Theil von Borneo. In allen Gegenden in welche ich während meiner Reisen gelangte, fand ich die dajakische Bevölkerung des niederländischen Gebiets enthusiastisch für den Befreier von Serawak eingenommen, während die Malayen zwar mit einigem Unbehagen seinen Namen nennen hörten, jedoch auch nicht umhin konnten ihm die Achtung zu zollen, die seine ganze Handlungsweise verdiente. Es ist seitdem ein Geist in der dajakischen Bevölkerung rege geworden der sehnsüchtig nach Befreiung vom malayischen Joch verlangt. Es ist nicht zu verkennen, sie erwartet dieselbe Hülfe, dieselben Maßregeln von der niederländischen Regierung, und ich wiederhole es daß nicht allein das Wohl des Landes und Volkes, sondern auch die Klugheit es erfordert daß Holland ganz in derselben Weise handelt wie Sir James in Serawak — zugleich aber die chinesische Colonisation begünstigt und befördert, unbekümmert um die malayischen Fürsten, denen man bisher den Hof machte, obschon sie an und für sich machtlos sind. [1]

[1] Die sämmtliche malayische Bevölkerung von Borneo beträgt circa 500,000 Seelen, während die Dajaken 2½ Millionen zählen mögen.

Die russischen Niederlassungen am Amur.

Es gehört sibirische Genügsamkeit dazu um das Thal des Amur selbst an seinen glücklichsten Strecken als ein irdisches Paradies zu preisen. Kindisch aber ist es geradezu wenn man jetzt schon voll Besorgniß die Quadratmeilen zählt welche das übermächtige Rußland durch sein Vorrücken am Amur gewonnen haben soll. Die Macht eines Volkes besteht nicht in der Größe der bewohnten Räume, sondern zunächst in den Bewohnern selbst. Nun ist es aber klar daß Rußland sich selbst entvölkern müßte um die Mandschurei zu bevölkern. Den einzigen Nutzen der bisherigen Occupationen am Amur darf man nur darin sehen daß die Bevölkerung Sibiriens zum Theil ihre unwirthlichen Breiten verlassen, und sich auf südlicheren und dankbareren Boden versetzen kann. Uebrigens besteht bisher die russische Besitznahme des Amurlandes nur darin daß sich von der Mündung des Stromes bis zum Marienposten und etwa 51° nördl. Br. ein paar Colonistendörfer angesiedelt haben. Von dort aus bis zur Mündung der Zeya gibt es noch keinen russischen Posten, und die „Occupation" dieses wichtigsten mittleren Stromlaufes besteht im Grunde nur darin daß im Winter ein russisches Postschlitten oder gelegentlich Couriere zwischen Irkutsk und Nikolajewsk an der Amurmündung hin- und hergehen, daß russische Schiffe stromab- und theilweis stromauf gefahren sind ohne von Chinesen und Mandschuren belästigt zu werden, endlich daß russische Officiere und Gelehrte, beide aber ganz besonders die linken oder nördlichen Ufer des Amur durchstreift und fleißig beschrieben haben. Auf das linke Ufer hat sich überhaupt wohl zu keiner Zeit dauernd die Herrschaft der Chinesen und Mandschuren erstreckt, da der nördliche Theil der Mandschurei sehr wenig belebt und ungastlich zu seyn scheint. Solange wir nicht hören daß sich die Russen an den rechten Nebenflüssen Usuri und Sungari, die sich in der Nähe des 48. Breitengrades ergießen und aus dem Süden kommen, festgesetzt, und sich dadurch den Südgränzen der Mandschurei beträchtlich genähert haben, kann man ihrem Vordringen keine Wichtigkeit für asiatische Politik beimessen. Seit 1850 und 1851

schreiben sich die russischen Plane am Amur her, und jetzt nach einem mehrjährigen Zeitraum ist zur Erfüllung der Besiedelungsträume beinahe nichts geschehen, wenn man damit das wunderbare Wachsthum eines Staates wie Kansas vergleicht. Der äußerste russische Posten gegen Osten und Süden am obern Laufe des Amur ist Blagovtschensk an der Mündung der Zeya (50° 10′ nördl. Br., 128° Greenw.) Diese „Stadt," unlängst zum Sitz eines „Gouvernements" erhoben, ist ein kleiner Platz, mit Pallisaden umgeben, und besteht aus ein paar Lehmhütten, welche ein Fort beschützt. Gegenüber am andern Ufer liegt Saghalin-Ula-Hoton oder Aigun, wo ein chinesischer Statthalter (Amban) residirt. Dort liegt die chinesische Amurflotte, bestehend aus 12 einmastigen tauglichen und 18 invaliden Barken, von etwa 4—5 Tonnen Tragkraft. In die Stadt selbst ist noch nie ein Russe eingelassen worden. Uebrigens muß sie volkreich seyn, nach der Garnison zu schließen, welche 1000 Mann zählen soll. Die Waffen dieser Helden sind meistens nur Kinderschrecken, denn sie bestehen aus speerartigen Stangen, hölzernen Schwertern, Bogen und Pfeilen, sowie sehr wenigen Gewehren und etwa 10 Kanonen von plumpem Aussehen. Die dichteste Bevölkerung der Mandschurei findet sich in der Nähe des Sungari und im Thal dieses Flusses. Am Sungari liegt die zweit-wichtigste chinesische Stadt Tichitschigar oder Zizigar, wo die kaiserliche Regierung eine Flotte von 10 größeren und 15 kleineren Segeln, von 260 Matrosen bemannt, unterhalten soll. Die Stadt wurde ursprünglich gegründet um dem Vordringen der Kosaken im 17ten Jahrhundert Einhalt zu gebieten. Erst im Jahr 1791 erhielt sie eine Mauer, und maß mit ihren Vorstädten damals schon im Umfang 10 Li (³/₄ deutsche Meilen). In den kleineren Städten am Sungari, von denen man ein Duzend Namen kennt, und in den Städten der Mandschurei überhaupt, befindet sich der Gerichtshof eines Präfecten, ein Vorrathshaus oder eine Schatzkammer, ein Getreidespeicher, ein Gefängniß und Schulen. In größeren Städten finden sich die nämlichen Anstalten und Aemter, nur unter höher klingenden Titeln. Wo Garnisonen liegen, gehört noch zu den öffentlichen Gebäuden in der Regel ein Commandantschaftshaus, die Casernen (Barracken), ein Paradeplatz und eine Reitschule. In der Nähe des Amur ruht die höchste Civilgewalt in der Regel in der Hand des Befehlshabers der Garnison, dort gibt es auch noch Arsenale, Pulvermagazine, Magazine für die Tributleistungen in Pelzwerk, Fischen, Honig 2c., einen Thurm mit einem Gong zum Signalisiren, und gewöhnlich noch ein Zwinger zur Falkenzucht, denn die Falkenjagd ist eine große Liebhaberei der Officiere. Jede Stadt besitzt eine Anzahl Tempel, die den Genien des Ackerbaues, den meteorologischen Gewalten, den Schutzpatronen der Stadt oder der herrschenden Dynastie geweiht sind. Dicht wohnen die Mandschuren auch um Aigun, der Zeya-Mündung gegenüber, am Südufer entlang abwärts auf 20 deutsche Meilen. Dort stößt ein Hof an den andern in ununterbrochener Folge. Die Fluren sind sehr sorgsam angebaut, und der Boden ist höchst dankbar, nach der Fülle zu schließen worin sich die dortigen Bewohner befinden. Auf jener Strecke fehlt es aber vollständig an Holzwuchs weit und breit. Die Mandschuren sind daher gezwungen kleine Banden Holzjäger nach den dichten Nadelholzwäldern am obern Lauf des Amur oberhalb der Zeya und in der Nähe der Kamara hinauszuschicken, wo Flöße gebunden und nach Aigun, sowie eine Strecke abwärts, geschwemmt werden. Die Russen, noch im Ueberfluß reicher Waldungen, legen diesen Räubereien kein Hinderniß in den Weg, und so werden ungestört an ihren Posten vorüber jährlich viele Duzende, ja vielleicht Hunderte solcher Flöße, wovon jedes aus etwa 20 ausgesuchten Stämmen besteht, flußabwärts getrieben. Hinter Aigun, wo sich der Amur durch das Kingangebirge hindurchzwängen muß, verödet das Land; auch nimmt der Strom dort große Geschwindigkeiten an, die der Bergfahrt immer höchst beschwerlich bleiben werden. Das Hingan- oder Kingangebirge welches sich vom nördlichen zum rechten Ufer des Amur fortsetzt, trägt durch seinen Pflanzenwuchs am meisten südlichen Anstrich. Dort hat die jungfräuliche Natur ihre höchsten Kräfte in den Urwäldern entfaltet, wo man dankbar seyn muß wenn man einen Bärenpfad findet, um sich durch das Dickicht zu winden. Einsam erhebt sich dort die gigantische sibirische Ceder oder Zirbel mit ihrem dunkelgrünen, kegelförmigen Gipfel aus den gewölbten Wipfeln der Nadelbäume. Reben und Kletterpflanzen von höchst verschiedenen Arten bekleiden alle abgestorbenen Bäume mit frischen Farben. An jener Stelle geschieht es auch daß im Winter der Tiger über den gefrornen Amur setzt, um am nördlichen Ufer auf das Elenthier zu jagen — eine merkwürdige Berührung der großen, sonst den Tropen nur eigenthümlichen Katzen mit den Polarthieren. Uebrigens gibt es drei Arten Felinen dort, denn neben dem Tiger (Felis tigris), welcher in den Amurwäldern die frischen Spuren der Eber, seiner gewöhnlichen Beute, verfolgt, wird der Lynx (Luchs) in den undurchdringlichsten Dickichten, und eine Pantherart (Felis pardus) außerhalb der Berge in den Sungari-Ebenen gefunden. Das Gebirgsland scheint auch ziemlich insectenreich zu seyn, namentlich reichlich an Arten und Zahl vertreten sind die Carabi, die schönste Gattung unter den Käfern, während sich von dem herrlichen Apolloschmetterling (weiß mit großen Blutstropfen) verschiedene Varietäten dort aufhalten. Ein werthvolles vegetabilisches Product liefert der Korkbaum, eine Art der Gattung Phillodendron, die nur am Amur wächst. Einzelne Exemplare werden am linken Ufer noch auf zwei deutsche Meilen binnenwärts mitten unter der Herrschaft der Nadelhölzer angetroffen. Die Rinde dieses Baumes liefert einen viel gesünderen Kork als die Rinde der Korkeiche, allein selten wird die Rinde des Korkbaumes dicker als ein Zoll, und erreicht der Stamm mehr als 15 Zoll im Durchmesser an der Basis, so daß seine Korkrinde immer ein kostbarer, aber auch kostspieliger Artikel bleiben wird.

Aus den Notizen von Pargatschewski's Reise im Winter 1856 bis 1857 von Nikolajewsk an der Mündung bis Ust Strelka, d. h. dem Ort wo die Schilka und der Argun sich vereinigen und den Namen Amur erhalten, erfahren wir daß bis zu jener Zeit zwischen Nikolajewsk und dem Marienposten am untern Amur erst drei Dörfer von Einwanderern, eins von vier und eins von 15 Häusern entstanden waren. Die Ansiedler priesen sich glücklich, und sollen namentlich mit dem Ertrag der Viehzucht zufrieden seyn. Außerdem mehrten sie ihre Einkünfte durch den Postdienst und die Holzschlägerei für Rechnung der Statthalterei und zum Zweck der Dampfschifffahrt. Die Giljaken und der Tungusenstamm der Golde am untern Amur waren noch gänzlich in den Händen der Mandschurenkaufleute, welche in einem Jahr gegen 4000 Wedros oder 11,000 Gallonen chinesischen Hirsebranntwein unter diese Stämme eingeführt haben.

Die russische Regierung hat aus sittlichen Rücksichten ihren Kaufleuten verboten den Eingebornen hitzige Getränke zu verkaufen, dadurch aber ist vorläufig nichts bewirkt worden als daß die Mandschuren einen sehr vortheilhaften Zwischenhandel zwischen Giljaken und Russen betreiben, indem sie den letztern theuer die Pelzwerke verkaufen welche sie von den Giljaken gegen Schnaps eingetauscht haben. Die Giljaken schienen von den Mandschuren sehr gedrückt zu seyn, und gaben den

Russen schöne Worte. Ueberall war man erstaunt daß die Russen die Eingebornen bisher nicht gequält und erschlagen hätten, da die historischen Erinnerungen von den ehemaligen Einfällen der Kosaken und ihren Gewaltthaten der Bevölkerung einen Schauder vor dem russischen Namen hinterlassen hatten. Vom Marienposten aufwärts am rechten Ufer beginnt die politische Herrschaft der Mandschuren, deren Beamte lange vorher von der Ankunft der russischen Reisenden unterrichtet waren, und ihnen alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg zu legen suchten. So hatten sie die Fische aufgekauft um den Preis dieses Artikels dermaßen zu erhöhen daß die Russen umkehren möchten, denn Fische braucht man zur Fütterung der Hunde welche vor die Schlitten gespannt werden. Die Golde (ein Zweig der Tungusen) klagten den Russen ebenfalls über Unterdrückung durch die Mandschu. Am Usuri leben nur wenige Chinesen, und zwar nur als Verbannte oder Deportirte. Einen von ihnen fand man eifrig mit dem Erlernen der russischen Sprache beschäftigt. Er benutzte daher jede Gelegenheit sich von Durchreisenden zu unterrichten und notirte sich russische Wörter wie zu einem Lexikon. Beschwerlich war auf dieser Reise nur die Strecke durch das Hinggan-Gebirge, wo tiefer Schnee lag. Als man endlich wieder auf die Ebene kam, wartete bereits ein Mandschuofficier aus Saghalin-ula-Hoton (Aigun) im ersten Dorfe auf die Reisenden, um sie zu begleiten, das heißt um sie genau zu überwachen. Die Strecke am rechten Ufer bis Aigun ist eine der reichsten am Amur, denn überall steht die Cultur des Bodens in höchstem Flor und herrscht im Innern der Häuser chinesischer Wohlstand; nur an Vieh fehlt es, weil man solches nur als Last- und Zugthiere, nicht zur Mast hält. Man begegnet auch kleinen Wäldchen, die unter dem Schutz einer wachsamen Forstpolizei stehen. Obgleich es sonst gänzlich an Holz mangelt, darf doch kein Baum geschlagen werden, weil jene Wäldchen die Dörfer vor Winden und wahrscheinlich vor Schneestürmen schützen sollen. Die Bevölkerung, so wollten wenigstens die Russen bemerken, schien unter den Mandschus sehr zu leiden, war aber völlig eingeschüchtert. Die Bauern lieferten den Reisenden ihre Bedürfnisse ohne Bezahlung dafür anzunehmen, waren auch nicht zu bewegen in Gegenwart des Mandschu-Officiers die an sie gerichteten Fragen zu beantworten. Erst wenn dieser sich entfernte, wurden sie willig und zutraulich. Während der ganzen Reise, welche in die härtesten Wintermonate fiel, wollen die Reisenden keine niedrigere Temperatur als 10° R. beobachtet haben, in welchem Falle das mittlere Amurthal auffallend gemäßigte Jahreszeiten besitzen würde.

Die Bevölkerung von Afrika.

Man schätzt gewöhnlich in den Lehrbüchern die Bevölkerung von Afrika auf 200 Millionen. Diese auf jeden Fall übertriebene Angabe stützt sich gewöhnlich auf die dreihundertjährige Fortdauer des Sklavenhandels, und nimmt an daß Afrika hiedurch nicht entvölkert werde. Dieß ist aber falsch. Wir kennen ganze Striche durch den Sklavenhandel verödeten Landes. Bowen gibt an daß Joruba in diesem Jahrhundert eine halbe Million Menschen verloren habe und achtzehn große Städte wüste liegen. Aehnliche Dinge erzählt z. B. Barth.

Der kundige Golberry schätzte Afrika's Bevölkerung auf 100 bis 160 Millionen. Auch dieses scheint uns jetzt zu hoch, da man eine positive Bevölkerungsabnahme nachweisen kann. Wenigstens im Norden sieht man nichts als verödete Städte und wüste gewordene Landschaften. Marokko gab Jakson 14 Mill., Gräberg di Hemsö 8 Mill., Debraux (1853) jetzt nur 6 Mill. Algier wird noch immer nicht 3 Mill. erreichen (1856 2,626,000, worunter 183,000 Europäer). Tunis gibt Pelissier, sein bester Kenner, kaum 800,000 Seelen (sonst zählte man 1—2 Mill.). Tripolis derselbe 500,000 (della Cella noch 850,000). Die Barka hat nach Pelissier 50,000 Seelen, Marmarika nach Pacho 38,000, Fezan 26—54,000 (Richardson-Vogel), Ahir 60—64,000, Tuat 50,000 (Ogier).

Man kann der ganzen Sahara schwerlich eine Mill. Einwohner zuschreiben, selbst wenn man die Tuaregs zu 200,000 annimmt. Die einzelnen Oasen sind alle so dürftig bevölkert (Siwa 8000, Ghadames 10 (Testa), 12—15,000 (Prax), Agadez 7000 rc.

Ebenso ist Aegypten sehr entvölkert. Alle Angaben sind zwischen 2—3 Mill. (Pruner, Clot Bey, Brugsch). Die beiden officiellen Angaben von 4½ Mill. (1848) und 5 Mill. (1858) umfassen wohl alle Unterthanen des Pascha's oder wenigstens Nubien, das ja administrativ von Aegypten nicht getheilt ist. Nubien gab Rußegger 880,000 Seelen, jetzt dürfte es eher weniger haben. Ueber den türkischen Sudan haben wir außer den offenbar zu niedrigen Angaben Hamonts eine Schätzung von Didier, welcher der ganzen Gegend 2 Mill. gibt.

In ähnlicher Weise gab Isenberg Abyssinien noch 5—6 Mill., während man jetzt Nordabyssinien nur 1½ Mill. (Rüppel) gibt, Schoa 1½ (Rochet) bis 2½ Mill. Harris, und auch diese Angaben dürften übertrieben seyn, wenn man z. B. die Städte ansieht, von denen keine mehr 10,000 Seelen haben wird (Massowa 4000, Gondar 5—6000 (Heuglin), Adowa von 2400 (Isenberg) bis 6000 (Parkins), Axum 6000, Härrar 8000, Zeila 1500 (Burton, Crittenden gar nur 750 Seelen), höchstens Ankobar zur Zeit der Anwesenheit des Hofes (9 bis 10,000 Seelen Rochet, 12—15,000 Harris).

Aber das entscheidendste ist die geringe Bevölkerung von Südafrika. So gibt man den bekannten (südlichen) Kaffernstämmen zusammen keine halbe Million (Flemming, davon etwa 140,000 auf die Amakosa, 90,000 auf die Amatembus, 100,000 auf die Amapondas, 115,000 auf die Zulus kommen). Den Suaheilis 3—400,000 bis zu einer halben Million (Krapf), den Damaras gar nur 40,000 (Kolbe), den Koranas 10—15,000 und mit den Bastarden 20,000, den Namakas 10,000, den Grikas 85,000, den Wanikas 50—60,000, den Wakambas 70—80,000, den Waschinzen 90,000 (Krapf), Mozambik nur 300,000 (Minutoli), der Capcolonie 238,000 (1855), Natal 120,000, der Orangeriver-Republik 100,000, der Transvaalian 140,000, Congo (soweit es portugiesisch) 580,000—600,000 (Livingstone) Seelen.

Allerdings gibt es einige besser bevölkerte Länder und Gegenden: Krapf gibt den Gallas 8—10 Mill. Doch sind dieß meist nur Bergländer (Krapf) und fruchtbare Flußthäler (Livingstone). Die großen Ebenen, die in Südostafrika vorherrschen, scheinen sehr dünn bevölkert. Man berechne nur z. B. den Einfluß der Calahariwüste. Auch die

Länder der Somalis scheinen dünn bevölkert. Indessen wechseln die Bevölkerungsangaben rasch. Britisch-Cafraria hatte 1851 67,000 Seelen, 1850 100,000, 1857 37,000 (nach einer Hungersnoth).

Ebenso haben alle neuern Nachrichten die übertriebenen ältern Vorstellungen von der Dichtigkeit der Negerbevölkerung corrigirt. Keine Stadt übersteigt wohl 50,000 Seelen als Abbeokuta (Bowen 60 bis 100,000), Kumasi zu 70,000 Seelen, denen Sego (40 bis 50,000), Rabba, Chartum (Hansal), Kano (40,000) am nächsten kommen. Die meisten bekannten Städte sind aber sehr klein (Timbuktu 13,000, Kazena 8000, Sakkatu 22,000 ꝛc). Ebenso sind die wenigen Notizen über einzelne Länder geringer als man glaubte. Man gibt den Aschantis 3 (Mac Queen) 4 Mill., Yoruba 3 (Bowen), der Goldküste 5, der Elfenbeinküste 1 Mill. (Wilson), den Wolofen 1 Mill. (Walker), den Schilluks 2—3 (Hansal), Darfur 1—4 Mill., Baghirmi 1½, der Gegend von Kano ½ Mill., Bornu 2 Mill., die englischen Besitzungen auf der Guineaküste 385,000, die französischen in Senegambien circa 30,000, Dahomey 220,000, Liberia (mit den Staaten, die sich der Colonie angeschlossen) 300,000 ꝛc. Man sieht aus diesen Beispielen, wie weit die neuern Zahlen von den ältern abstehen, und wie man im allgemeinen vorsichtiger als gewöhnlich über die Bevölkerung von Afrika reden sollte.

Hexenmeister unter den Makua-Negern.

Während meines langen Aufenthalts im östlichen Afrika sind mir das Naturleben und die verschiedenen Stufen der geistigen Ausbildung der zahlreichen daselbst wohnenden Negerstämme stets vom größten Interesse gewesen; obgleich sie sammt und sonders auf einer sehr niedrigen Stufe stehen, so fand ich doch bei allen den Glauben an eine unsichtbare Macht und ein unbedingtes Vertrauen auf Hexerei und Zauberkraft, welche Mächte sie einzelnen Mitgliedern ihres Stammes zuschreiben; aber unter keinem der mir bekannten Stämme fand ich diesen Glauben in einem höhern Grad ausgebildet als bei den Makuas, einer Nation welche das Innere von Ostafrika in der Gegend der Küste von Mozambique und Sofala bewohnt. Von Leibesbildung eine der schönsten und bestgeformten Racen, zeichnen sie sich besonders durch ihre Vorliebe zum Tätowiren aus; alle tragen sie das Abzeichen ihres Stammes, einen aufwärts gekrümmten Halbmond, tief in die Stirnhaut geschnitten, von reichlichen, phantastischen Figuren, deren Anbringung von dem Geschmack des sich Tätowirenden abhängt, umgeben; nur kommt unter allen diesen eingeschnittenen Verzierungen nie die Form eines Sternes vor, da dieß das Nationalzeichen ihres Rivalstammes, der Madsauas ist, mit denen sie selten auf freundschaftlichem Fuß leben. Unter den vielen auf unserer Pflanzung beschäftigten Negern befanden sich nahe an hundert Makuas, welche wir wegen ihres ruhigen, arbeitsamen Charakters allen andern Negern vorzogen, und diese hatten auch ihren Zauberer und Wunderdoctor, einen noch ziemlich jungen, starken Neger von auffallend heller Hautfarbe und am ganzen Körper stark tätowirt, welcher den Namen Fahamoo (auf deutsch „halt fest") führte. Vor diesem Mann hatten die andern Mitglieder der Nation eine große Furcht, und legten im Umgang mit ihm stets einen bedeutenden Respect an den Tag; Fahamoo war äußerst schweigsam und ernst — eine Eigenschaft welche man selten bei Negern seines Alters vorfindet.

Eines Tags wurden einem unserer Makuas einige Stück Zeug aus seiner Hütte gestohlen, und trotz unserer Nachforschungen konnten wir den Thäter nicht entdecken; unsere schwarzen Polizeidiener, welche sonst mit Leichtigkeit einen Diebstahl unter ihren Landsleuten ausfindig machten, suchten vergeblich nach einer Spur der verschwundenen Gegenstände, welche doch unter Menschen die so wenig Hab und Gut wie Neger besitzen schwer zu verbergen sind. Endlich kamen einige der ältesten Makuas zu mir, und baten dem Fahamoo zu gestatten vor den versammelten Arbeitern öffentlich durch seine Kunst den Thäter zu entdecken; da es gerade Sonntag und deßhalb für die Neger welche wir beschäftigten ein Tag der Ruhe war, so ertheilte ich ihnen gern die Erlaubniß, um so lieber, als ich selbst neugierig war die Beschwörung mit eigenen Augen zu sehen und dem ganzen Verfahren beizuwohnen. Durch die Arbeitsglocke wurden in kurzer Zeit die sämmtlichen Neger auf dem freien Platz des Dorfes versammelt; Fahamoo erschien, einen eigenthümlich geschnitzten Stab und eine kleine Räucherpfanne in der Hand haltend, welche beide Zaubergeräthe von den Negern mit sichtbarer Angst und Ehrfurcht betrachtet wurden; er befahl den Schwarzen in gemischter Reihe, Frauen und Männer unter einander, einen Kreis zu bilden und sich so ruhig zu verhalten. Sodann trat er bei Seite, legte einige glühende Kohlen in die Pfanne, streute einige Pulver darauf, deren Verbrennen einen dicken, durchdringenden, aber angenehm riechenden Qualm verbreiteten, und hielt nun den künstlich verzierten Stab in diesen Rauch, ihn langsam hin- und her wendend, wobei er leise Formeln hermurmelte, von denen ich, der ich ihm dicht zur Seite stand, nur die häufig wiederholten Worte verstand: sanja ngemma, ngemma kabissa (thu es gut, recht gut). Nach Verlauf einiger Minuten erklärte er den Zauber für vollständig, und wählte sich nun vier junge starke Neger, von welchen er, je zwei und zwei, den Stock anfassen und festhalten ließ; er selbst ergriff mit einer Hand das eine Ende desselben, an welchem der Kopf irgend eines fabelhaften Ungethüms ausgeschnitzt war, und trat so mit seinen vier Gehülfen in die Mitte der versammelten Neger, wohin ich ihm auch folgte um den Verlauf der Dinge mit anzusehen. Langsam gieng er nun mit seinem von den vier Negern gehaltenen Stock an dem versammelten Volk vorüber, bei jedem einige Augenblicke anhaltend und leise Worte murmelnd, gleichsam den Zauberstab nach dem Charakter eines jeden fragend. Er mochte auf diese Weise wohl bei mehr als der Hälfte der Neger vorübergegangen seyn, als sich plötzlich, scheinbar von selbst, das Kopfende des Stabes in die Höhe zog, und die Arme der Träger mit sich reißend ziemlich unsanft die Brust einer jungen Negerin berührte. Ein allgemeiner Schrei der versammelten Menge erscholl bei diesem Zeichen; der Stab hatte den Dieb oder vielmehr die Diebin entdeckt und bezeichnet; zu wiederholtenmalen stürzte sich der Stab, obgleich augenscheinlich die vier Träger sich alle mögliche Mühe gaben ihn zurückzuhalten, auf das Mädchen los. Ich trat näher, und natürlich nicht an

solchen Unsinn glaubend, befahl ich den Negern welche den magischen Stab hielten, unter Androhung von Strafe still zu stehen und denselben ruhig zu halten; alle vier jedoch schworen, schon ganz von ihren Kraftanstrengungen erschöpft, ihr möglichstes zu thun meinem Befehl Folge zu leisten und dennoch vom Stab gewaltsam gezogen zu werden. Das bezeichnete Mädchen, welches ich ihrer Sittsamkeit und ihres Fleißes wegen nicht für schuldig hielt, läugnete den Diebstahl hartnäckig; Fabamoo ließ sich jedoch dadurch nicht irre machen, sondern flüsterte leise zu seinem Zauberstab, worauf dieser, seine Träger gleichsam mit Gewalt fortschleppend, die Richtung nach der Hütte des Mädchens einschlug; ich folgte dem Zuge, und bald langten wir daselbst an. Mit einem mächtigen Sprunge sprengten Stab und Träger die schwache Strohthür der Hütte und drangen in dieselbe ein; in alle Ecken der engen Behausung leitete der Zauberer den magischen Kopf des Stabes, aber vergebens; keine gestohlenen Sachen wurden entdeckt, und nach kurzem traten der Beschwörer und seine Helfershelfer wieder ins Freie. Ich glaubte schon der Versuch sey mißlungen, und auch das Mädchen lächelte schon erfreut vom Verdacht befreit zu seyn; doch ich irrte mich; nach abermaliger leiser Besprechung mit dem Kopf des Stabes und nach Ablösung der vor Schweiß triefenden Träger desselben setzte sich der Zug, scheinbar wieder von der Kraft des Stabes gezogen, nach der unmittelbar in der Nähe gelegenen Hütte in Bewegung, welche von der Schwester der Angeklagten bewohnt wurde; hier wiederholten Stab und Träger dasselbe Manöver wie vorher, jedoch mit besserm Erfolg; denn kaum hatten sie die Thür gesprengt und waren eingedrungen, als auch schon plötzlich durch das niedrige Blätterdach der Hütte der Zauberstab seine Erscheinung machte; an seinem Kopf hieng ein kleiner geflochtener Korb, wie sich deren die Neger zur Aufbewahrung ihrer Habe bedienen, und als dieser vor meinen Augen geöffnet wurde, befanden sich die Tücher darin, welche der Bestohlene augenblicklich als sein Eigenthum erkannte. Nun gestand auch das Mädchen dieselben gestohlen und ihrer Schwester zur Aufbewahrung übergeben zu haben, und Fabamoo, stolz auf den Erfolg seiner Kunst, zog sich zurück, um vieles durch diese Probe im Ansehen bei seinen Stammgenossen gewachsen. Obgleich dieß nur Gaukelei war, so konnte ich doch nie dem Zauberer noch den Trägern des magischen Stabes eine Erklärung ablocken; die letztern behaupteten, selbst als ich meine Strafdrohung zu vollziehen versprach, durchaus nicht mit Fabamoo unter einer Decke zu stecken; im Gegentheil klagten sie über große Erschöpfung in Folge der körperlichen Anstrengung, welche sie machen mußten um den heftigen Bewegungen des Stabes zu widerstehen. Diese mit Erfolg gekrönte Probe von Fabamoo's Zauberkunst verhütete übrigens in der Folge viele Diebstähle unter unsern Negern, welche alle große Furcht vor ihm bekommen hatten.

Capt. W. Schmid.

Dr. Hochstetter über die Vulcane Neu-Seelands.

(Aus dem Athenäum.)

Unsern Leser ist bekannt daß die kais. österreichische Regierung vor etwa zwei Jahren die Fregatte Novara zu einer Reise um die Welt ausrüstete, und diesem Schiff auch eine Anzahl Gelehrter für die verschiedenen Zweige der Naturwissenschaften beigab. Unter diesen Gelehrten befand sich Dr. Ferdinand Hochstetter, einer der ausgezeichnetsten Geologen unserer Zeit. Wie es scheint, ward Dr. Hochstetter, als die Novara in Neu-Seeland anlegte und einige Tage lang dort verweilte, von den Eigenthümlichkeiten und interessanten geologischen Zügen dieses Landes so betroffen, daß er um die Erlaubniß bat, und sie erhielt, sechs Monate auf dieser Insel bleiben zu dürfen, um die Geologie derselben, insbesondere aber die der Provinz Auckland, genauer zu erforschen. Das Ergebniß dieser Forschungen liegt nun in der Form einer in Auckland gehaltenen Vorlesung vor uns, und das Wesentliche derselben ist auf Befehl der neuseeländischen Regierung gedruckt und in ihrem Amtsblatte, der Gazette, veröffentlicht worden.

Wir erwähnen hier zunächst daß Dr. Hochstetter auch die merkwürdigen Kalksteinhöhlen zu Hangatiki, in der Nähe der Quellen des Waipa, die frühern Schlupfwinkel des riesenhaften Moa, in den Kreis seiner Forschungen zog, weil er eine reiche Ernte an Moa-Skeletten machen zu können glaubte; er fand jedoch nur einige wenige Knochen. Die Eingebornen haben, seinem Bericht zufolge, schon längst alle Moa-Knochen sorgfältig gesammelt und sie in sichern Bergungsplätzen aufbewahrt, da sie bemerkt hatten daß die Europäer einen großen Werth auf dieselben legten; indeß sind sie einem Austausch dieser Knochen gegen Geld nicht abgeneigt.

Die vulcanischen Bildungen sind in Neu-Seeland in umfangreichem Maßstab vorhanden. Hohe trachytische mit ewigem Schnee bedeckte Pics, eine große Menge kleinerer vulcanischer Bergkegel, welche alle Kennzeichen vulcanischer Systeme zeigen, und lange Reihen heißer Quellen, Fumarolen und Solfataren, bieten dem wissenschaftlichen Interesse ein fast unbeschränktes Feld dar, und gewähren zu gleicher Zeit eine Reihenfolge prachtvoller Scenerien.

Die ersten vulcanischen Eruptionen waren unterseeisch, und bestanden aus großen Mengen Lava, Breccie, Tuf, Obsidian und Bimssteines, welche, über den Grund des Meeres fließend, ein ausgedehntes unterseeisches vulcanisches Plateau bildeten. Spätere Ausbrüche bildeten hohe Kegel trachytischer und phonolithischer Lava. So existirt im Centraltheil der nördlichen Insel eine ausgedehnte, 2000 Fuß hohe vulcanische Hochebene, aus welcher sich die beiden Bergriesen Tongariro und Ruapahu erheben. Aus dem ersteren dringt beständig Rauch empor, die Gestalt des Kegels verändert sich, und deutet so auf beständige vulcanische Thätigkeit hin. Die beiden herrlichen vulcanischen Kegelberge machten einen großen Eindruck auf den Reisenden; der Ruapahu strahlt im Glanze ewigen Schnees; der Tongariro mit seinem schwarzen Aschenkegel ist über seinem Gipfel mit einer Wolke weißen Dunstes wie mit einer Kappe bedeckt; beide majestätische Berge stehen nebeneinander auf einer unfruchtbaren Bimssteinwüste, und spiegeln sich in den Gewässern des Taupo-Sees.

In unmittelbarer Verbindung mit den Vulcanen stehen die heißen Quellen, Solfataren und Fumarolen. Nur auf Island findet man eine solche Menge heißer Quellen wie sie auf Neu-Seeland vorhanden

sind. Obgleich es in Neu-Seeland keine einzelne intermittirende Quelle geben dürfte die an Größe dem großen Geyser in Island gleichkommt, so übertrifft Neu-Seeland in der Ausdehnung des Gebiets auf welchem solche Quellen vorkommen, in ihrer großen Anzahl und in der Schönheit und Mannichfaltigkeit der kieseligen Incrustationen und Ablagerungen, weitaus die nordische Eisinsel. Sämmtliche neuseeländische heiße Quellen haben, gleich denen Islands, Ueberfluß an Kieselerde, und lassen sich in zwei bestimmte Classen eintheilen: in alkalinische und saure. Zu den letzteren gehören die Solfataren, welche sich durch Schwefel-Ablagerungen kennzeichnen, und nie intermittirende Quellen bilden. Alle intermittirenden Quellen gehören der alkalinischen Classe an, zu welcher auch die meisten der gewöhnlichen kochenden Quellen gerechnet werden. Natrium- und Kaliumsulphurete, sowie kohlensaures Kali und kohlensaures Natron sind die Solventien der Kieselerde, welche beim Abkühlen und Verdünsten des Wassers in solchen Quantitäten niedergeschlagen wird, daß sie ein auffallendes Kennzeichen im Aussehen dieser Quellen bildet.

Dr. Hochstetters geologische Karte des Bezirks von Auckland enthält nicht weniger als sechzig Punkte vulcanischer Eruption innerhalb eines Halbmessers von zehn Meilen. Die Landenge von Auckland ist in der That vulcanisch ganz durchlöchert, und zeigt eine große Anzahl wahrer vulcanischer Hügel, welche, obgleich erloschen und nicht sehr hoch, vollkommene Musterbilder vulcanischer Berge sind. Diese Hügel — dereinst die Trichter aus welchen sich Ströme brennender Lava ergossen, und später die Vesten wilder Cannibalen — bieten jetzt einen malerischen und freundlichen Anblick dar, und sind die Heimath friedlicher und glücklicher Ansiedler, deren üppige Gärten und lachende Felder ihre Fruchtbarkeit den Substanzen verdanken die in längstentschwundenen Zeiten aus den feurigen Eingeweiden der Erde ausgeworfen wurden. Denn obgleich thätige Vulcane von den unter ihrem Einfluß Lebenden nur als ernste gegenwärtige Calamitäten betrachtet werden können, so darf man in ihnen doch keine ständigen, unvermischten Uebel sehen. Die fruchtbarsten Bezirke in der Umgebung Neapels bestehen aus vulcanischem Boden, und die jetzt mit Lava und Schlacken bedeckte unfruchtbare Bodenfläche, aus welcher sich die erstaunlichen Kegelberge Tongariro und Ruapahu in Neu-Seeland erheben, werden sicherlich eines Tages Fruchtbarkeit und Ueberfluß um sich her verbreiten.

Die vulcanische Thätigkeit auf Neu-Seeland ist, Hrn. Dr. Hochstetter zufolge, ihrem Ende nahe. Eine Menge Thatsachen, bemerkt er, beweisen daß die Thätigkeit welche den heißen Quellen ihr Daseyn gibt im Abnehmen begriffen ist, und sonach gibt es, obgleich einige dieses Land vom geologischen Gesichtspunkt aus betrachtende Männer der Ansicht sind daß die europäischen Ansiedler um „tausend Jahre zu bald“ daselbst angekommen seyen, offenbar Raum genug für Ackerbau-Unternehmungen in denjenigen Gegenden in welchen die vulcanische Thätigkeit bereits ganz erloschen ist.

Die Arbeitseinstellungen und die geheimen Handwerkergesellschaften in Großbritannien.

In London baut man ganze Straßen und ganze Stadtviertel gleichzeitig neu auf. Die Stadt wächst beständig, und daher haben Maurer und Zimmerleute reichliche Arbeit. Da geschah es nun im August dieses Jahres, und zwar an Einem Tag, daß alle Bauplätze verlassen blieben. Kein Maurer, kein Zimmermann, kein Schreiner, kein Tüncher, kein Handlanger erschien zur Arbeit. Die Jahreszeit gieng zur Neige, die Herbstregen standen bevor, und bis dahin sollten doch die Häuser unter Dach kommen. Vorläufig aber war für Geld und gute Worte keine Arbeit zu finden. Es war dieß eine verabredete Arbeitseinstellung oder ein Strike, wie solche beständig in Großbritannien, bald bei diesem, bald bei jenem Gewerb ausgeführt werden. Im vorliegenden Falle waren, wenn man will, die Baumeister die ersten Urheber. Sie hatten nämlich erklärt daß sie keinen Handwerker mehr beschäftigen würden, der nicht eine schriftliche Versicherung ausstelle daß er keiner Arbeiterverbindung angehöre, es sey denn zum Zweck einer Kranken- und Leichencasse. Sie thaten dieß auf gemeinschaftliche Verabredung, nachdem die Arbeiter des einen Meisters versucht hatten durch einen Strike die Arbeitszeit von 10 auf neun Stunden im Tag, natürlich mit Beibehaltung des alten Taglohns, herabzusetzen. Die Bau-Arbeiter erreichten dießmal ihr Ziel nicht. Die Meister ließen von auswärts Arbeiter kommen, und Mitte Septembers begann man, langsamer freilich als zuvor, die Bauten zu vollenden. Wie immer trugen beide Theile Verluste davon. Die Baumeister konnten ihre Verträge nicht erfüllen und erlitten daher Conventionalstrafen, die Arbeiter dagegen verloren monatelang ihren Arbeitslohn, und sahen sich zuletzt durch herbeigezogene fremde Arbeiter von ihrem Platz verdrängt. Nun wird man vielleicht meinen die Arbeiter der Baugewerke in England litten unter dem Druck von Hunger und Noth. Allein umgekehrt kann man vielmehr annehmen daß die Strikes nur von hochbezahlten Handwerkern ausgehen, und nur in den besten Zeiten ausgeführt werden, also zu den Merkmalen eines vorausgehenden Wohlstandes gehören. Uebrigens haben sich die Arbeitslöhne in der letzten Zeit beständig gehoben, denn sie betrugen:

Wöchentlich, d. h. in sechs Tagen.

	1829.	1849.	1859.
Maurer	28 Sh.	30 Sh.	33 Sh. oder 19 fl. 48 kr.
Zimmerleute	27 „	29 „	32 „ „ 19 „ 12 „
Schreiner	29 „	30 „	33 „ „ 19 „ 48 „
Stuckarbeiter	28 „	30 „	33 „ „ 19 „ 48 „
Maler	27 „	30 „	32 „ „ 19 „ 12 „
Bleigießer	30 „	30 „	33 „ „ 19 „ 48 „
Taglöhner	18 „	18 „	20 „ „ 12 „ — „

Ein Taglöhner hat in England ein Jahreseinkommen von 600 fl., ein Maurer von 1000 fl., oder mehr als ein Fähndrich oder Lieutenant in den dortigen Infanterieregimentern, die notabene ihre Patente kaufen müssen, und zwar so hoch daß ihre Gage etwa 5—6 Proc. des Kaufschillings beträgt. Die Commis in den Verkaufsläden der großen Städte erhalten eher ein geringeres Salar, und eher schlechter als besser werden die Geistlichen der Dissentergemeinden bezahlt. Ein geschickter Arbeiter in England kann besser leben als die Mittelclassen auf dem Festland. Die Arbeiter welche in den Maschinenwerkstätten „montiren“ oder zusammenfügen, werden mit 35—37 Sh., 21—22 fl. 12 kr. wöchentlich bezahlt, Arbeiter bei Walzwerken verdienen in gewöhnlichen Zeiten 12—15 Sh., 7 fl. 12 bis 9 fl. im Tag (wir wiederholen im Tag), und in Staffordshire verdient ein Ehepaar bei den Hüttenwerken 300 bis 400 Pfd. St., 3600—4800 fl. im Jahr, oder so viel wie mancher Minister in einem kleinen deutschen Staate. In England, werden sich

viele trösten, hat das Geld einen anderen, einen geringeren Werth. Das ist ein Continentalaberglaube. Nur in solchen Städten wie London ist das Leben *für den Fremden* fabelhaft theuer, obgleich in neuester Zeit Wien die britische Hauptstadt in diesem Punkt längst überboten haben soll. Die Nahrungsmittel sind in England vielleicht 10—20 Procent, die Wohnungen ebenfalls theurer als auf dem Festland, dafür aber verhältnißmäßig besser. Die höheren Steuern für Staat und Gemeinde muß man ebenfalls mit in Anschlag bringen, darf aber dann nicht vergessen daß Rohstoffe und Manufacturen durchgehends in England viel wohlfeiler sind als bei uns. Will man die Quantität der Genüsse abwägen, die sich der Engländer und der Deutsche für Geld zu verschaffen vermögen, so wird man schon sehr nachtheilig urtheilen, wenn man sich ausdrückt als sey der Shilling (36 kr.) in England selbst durchschnittlich nur so viel werth als bei uns 24 kr.!

Das war der Traum des guten Friedrich List daß er dem deutschen Arbeiter gern das „starke Bier und den Schinken" des britischen Handwerkers gegönnt hätte! Der wackere Mann hatte dafür sein Schutzzolltarifrecept in der Tasche, ohne zu ahnen daß seine Kunst und Wissenschaft auf gleicher Stufe stand, wie die Bemühmungen der Alchymisten als sie den Stein der Weisen oder das Elixir suchten. Niemand ist strenger geschützt gewesen als die französischen Arbeiter. Zwei Geschlechter haben unter den Prohibitivzöllen gelebt, und dennoch trinkt der Franzose weder starkes Bier, noch ißt er Chester-Käse, noch britisches Beef, noch Schinken. Fragt man nach der Ursache, so sind die nationalökonomischen Quacksalber immer im Stand ein Dutzend geringfügiger Umstände geltend zu machen, das wohlfeile Capital und die wohlversorgten Märkte in England. Die Hauptsache aber, auf die alles ankommt, gestehen sie nicht ein, und diese ist der quantitative und qualitative Unterschied zwischen britischer und continentaler Arbeit. Ein Engländer der kürzlich Deutschland bereiste um die Fortschritte unserer Garnmühlen zu untersuchen, war erstaunt diesen Erwerbszweig um fast ein Menschenalter hinter den britischen zurückgeblieben zu finden. Unsere Spinnstühle in den neuesten und am besten versehenen Etablissements sind Kinderspielzeug, verglichen mit den britischen, wo je Ein Spinner auf 1500 bis 2000 Spindeln gerechnet wird. Natürlich würden sich die festländischen Fabriken beeilen solche Stühle auch bei uns einzuführen, wenn sie Arbeiter fänden die dem Werkzeug auch gewachsen wären. Der englische Arbeiter ist seinem festländischen Cameraden vollständig an Muskelkraft wie an Geschick überlegen. Bekannt ist es ja daß man bei der Rouener Eisenbahn englische „Navvies" (Erdarbeiter) nach Frankreich kommen ließ, und sie mit 5 Frcs. (2 fl. 20 kr.) den Tag bezahlte, obgleich man für 2 Frcs. Franzosen hätte haben können. Die Navvies griffen aber so gewaltig zu, und leisteten so viel mehr Arbeit, daß sich die Franzosen zusammenrotteten und in Folge der Unruhen die fremden Arbeiter wieder entlassen werden mußten. Daß der englische Arbeiter unendlich geschickter und begabter als der festländische ist, beweist die einfache Thatsache daß alle unsere Maschinen fast rein nur Erfindungen von britischen Arbeitern sind. Freilich die abstracte Idee einer Maschine gieng immer von Gelehrten aus. Sie suchten die Naturkräfte auf und trachteten darnach sie dienstbar zu machen. Der Mechanismus selbst aber ist nur von britischen Arbeitern erdacht worden, so daß die Glieder und die Gelenke unserer herrlichsten Maschinen nur ihrem Erfindungsgeist verdankt werden. Die beiden Stephenson, die „Väter der Locomotiven" waren schlichte Arbeiter, die „von der Pike auf" dienen mußten. Findet sich übrigens bei deutschen Arbeitern britisches Geschick, dann lassen sich unzählige Beispiele beobachten daß auch bei uns britische Taglöhne verdient werden können.

Socialistische Bewegungen hat es in England von jeher gegeben. Shakespeare selbst beschreibt uns die „Reformation" das heißt den Bauernkrieg des Jack Cade unter Heinrich VI erschöpfend mit den Worten: „Sieben Batzenwecken sollen künftig für einen Batzen verkauft werden, die Maß soll in Zukunft zehn Quart halten, und wer Dünnbier trinkt wegen Hochverrath bestraft werden. Das Reich soll allen gemeinsam seyn und das Geld abgeschafft werden." Nichts anderes, wenn auch unter anderm Titel haben von jeher in England die Gilden, Gewerkschaften, in neuerer Zeit die Gewerbsvereine (trade's unions) bezweckt, als mehr Geld mit weniger Arbeit sich zu verschaffen. Sie verlangen nicht Erwerbsfreiheit, sondern Gewerbsprivilegien. Nun ist es ganz gewiß daß jedermann Herr seiner Arbeit und seiner Fähigkeiten ist, daß wenn daher die Handwerker und Arbeiter durch sogenannte Strikes ihren Arbeitslohn dauernd erhöhen können, sie nur von ihrer Freiheit Gebrauch machen. Ja wir nehmen keinen Augenblick Anstand zu erklären daß wenn zur Erreichung dieses Zweckes eine Verbrüderung der Arbeiter, eine geheime Organisation, wie sie in Großbritannien besteht und geduldet wird, erforderlich sey, auch diese den Arbeitern verstattet werden sollte. Auf dem Festlande hat man auch hie und da Anfänge zu solchen Organisationen wahrgenommen, überall ist aber die Polizei hineingesprungen und hat „die Rädelsführer" abgestraft. Dieses gewaltthätige Einmischen der Obrigkeit ist eine Schmach für unsere Gesellschaft, denn sowie man den leisesten Zwang den Arbeitern auferlegt, wenn man ihre Strikes durch die Gendarmen sprengt, begeht man die nämliche socialistische Sünde, wie die Arbeiter selbst. Arbeit ist eine Waare, deren Preis durch Nachfrage und Angebot sich regeln muß. Wer dieses Gesetz stören will nach der einen oder der andern Seite, der kämpft gegen die ewigen Gesetze der materiellen Welt. Einer der Chartistenführer in England hat einst ausgerufen: „Wenn die Wissenschaft (die Nationalökonomie) uns verurtheilt, so verurtheilen wir die Wissenschaft!" Das ist gerade so possierlich, wie daß einst ein sehr vornehmer Postdirector einer deutschen Provinzialstadt bei der obersten Behörde der östlicher gelegenen Residenz ein Schreiben einreichte, daß der Ortsastronom die Stadtuhren um etliche Minuten hinter den Residenzuhren nachgehen lasse, wogegen er sich „gehorsamst beschweren" müsse. Der wackere Mann war auch „gegen die Wissenschaft," weil die Wissenschaft nicht für ihn war.

Die Geschichte der englischen Strikes ist traurig aber lehrreich. In frühern Zeiten galt der Arbeiteraufruhr gewöhnlich der Einführung von Maschinen, welche die Arbeiterzahl scheinbar vermindern sollten. Was auch der Pöbel (der vornehme Pöbel ganz besonders) glauben mag, man muß als unbestritten gelten lassen daß die Maschinen den allgemeinen Wohlstand unendlich vervielfältigt, die Leistungen des Arbeiters erleichtert und *den Arbeitslohn erhöht haben*. Es ist ganz richtig daß durch die Verbesserung der Maschinen die Bezahlung für ein Stück Arbeit sank, dafür stieg aber verhältnißmäßig die Stückzahl, die ein Arbeiter zu liefern vermochte. Doch darf man nie vergessen daß immer, wenn plötzlich durch verbesserte Maschinen eine beträchtliche Anzahl von Arbeitern brodlos wird, diese wenn auch vor*übergehend* in Noth gerathen müssen, und daß daher Anstalten gegen ein solches Uebel bei Zeiten getroffen werden sollten. Höchst pikant ist es aber zu vernehmen daß im Jahre 1853 in England die verbrüderten Maschinenarbeiter, Leute die sich mehr verdienten als ein britischer

Infanteriecapitän oder ein Pfarrer, einen Strike ausführten zur Abschaffung von maschinenbauenden Maschinen. Sie ließen es sich gefallen daß man Maschinen baue um andere Handarbeit zu ersparen, aber Maschinen zum Bauen von Maschinen, das gieng gegen ihre Fassungskraft! Nirgends haben diese Art von Strikes mehr grassirt als in Irland. Und in Irland sind sie stets siegreich gewesen. Nichts aber ist tödtlicher für den Handwerker als der Sieg über den Brodherrn, denn in diesem Fall ist der Sieg des Handwerkes immer der Verfall des Gewerbes geworden. Die Handwerker warten eine Zeit ab wo sie wissen daß ihre Herren große Bestellungen erhalten und angenommen haben. Dann kündigen sie in Masse. Ist der Herr schlau, so wird er sich in die Forderungen fügen, keine neuen Bestellungen mehr annehmen, die alten mit einem kleinen Verlust ausführen, und wenn er seiner Contracte ledig ist, die Arbeiter davonjagen. Allein die wenigsten britischen Fabrikherren handeln so, denn Nachgiebigkeit ist keine britische Tugend. Der Strike findet also vollständig statt, die Arbeiter hungern, der Fabrikherr wird sehr oft ruinirt oder an den Rand des Verderbens gebracht, und gewöhnlich verläßt ein Gewerbe dann völlig einen Ort, wo es zu Grunde gerichtet wurde. Die Flannel- und Seidenwebereien, die Spitzenklöppeleien und Handschuhfabriken Dublins waren einst blühend und beherrschten die gleichen Erwerbszweige in Großbritannien. In jedem Fache widersetzten sich die Iren der Einführung von Maschinen, und mit vollständigem Glück, denn die Fabriken mußten schließen, da sie mit der anderwärtigen Maschinenarbeit nicht concurriren konnten, die besten Arbeiter wanderten nach Schottland und England hinüber, der Rest aber behielt sein Recht und hungerte. Mit Ausnahme der Wagnerei besteht in Dublin kein schwunghaftes Gewerbe mehr. Die Werften liegen gänzlich verlassen, weil die Schiffszimmerleute durch eine Reihe von Strikes ihre Brodherrn ruinirten und das Gewerbe nach Liverpool sich zog. Ein Nagelschmied, Mr. Robinson, hatte eine Maschine erfunden, mit Hülfe welcher er die englischen Nägel vom Markte zu verdrängen hoffte, seine Arbeiter aber verlangten die Abschaffung der Maschine. Was geschah? Mr. Robinson verließ Dublin, wo seitdem kein Nagel mehr fabricirt worden ist. Nicht selten waren die Anstifter solcher Strikes gegen die Maschinen, andere Fabrikanten, welche die neuen Maschinen nicht besaßen oder nicht anschaffen mochten und durch krumme Wege ihren Concurrenten schaden wollten, indem sie die Fortschritte der Gewerbe aufzuhalten suchten. Wir verlieren kein Wort über die einfältigen Vorurtheile gegen die Maschinen. Wären diese ein Unglück für die arbeitende Menschheit, so müßten wir ja die armseligsten Wilden beneiden, die keine andern Maschinen kennen als scharfe Muscheln, wir müßten unsere Wasser- und Windmühlen zertrümmern, weil sie die Arbeiter „brodlos" gemacht, die ehemals mit der Hand das Korn zwischen den Steinen zerrieben, wir müßten den Pflug zerstören und die Felder wieder wieder mit spitzen Pfählen lockern, oder, da gespitzte Pfähle selbst wieder Werkzeuge sind, dürften wir uns streng genommen nur der Instrumente bedienen mit denen uns die Natur ausgestattet hat, nämlich der Nägel und der Zähne.

Nirgends sind die Arbeitseinstellungen so häufig gewesen als bei den Garnmühlen. Dort ist es die Theilung der Arbeit ganz vorzüglich welche zu solchen Wagstücken verlockt, denn nicht die geringere Classe in den Fabriken, sondern die höchst bezahlte, nämlich die Spinner waren es welche die Arbeit zeitenweis verweigerten. Ehe die Baumwolle auf die Jennymühle gelangt, muß sie gereinigt, zu Bändern abgesondert, und diese wieder in grobes Garn getheilt werden. Auf einen „Spinner" in den Spinnereien kommen daher neun andere Unterarbeiter. In den neuen Spinnereien beaufsichtigt ein einziger Spinner 1500 bis 2000 Spindeln. Eine Fabrik mit 100,000 Spindeln beschäftigt also nur 50—70 Spinner. Sind diese einig ihre Arbeit einzustellen, so muß die ganze Mühle stillstehen, und da eine solche Fabrik etwa 3 Mill. fl. Capital darstellt, so beträgt der trockene Zinsenverlust durch Ausfall eines Arbeitstages schon 500 fl.! So geschah es daß im Jahre 1810 rings um Manchester auf dem flachen Lande ein Strike ausbrach. In der Stadt selbst nämlich bezahlten die Fabriken 4½ Sh. für das Pfund Garn, auf dem Lande nur 4 Sh. Diese „Ungerechtigkeit" wollten die Landspinner nicht länger ertragen. Natürlich waren die Fabriken in der Stadt den ländlichen dadurch überlegen daß ihnen die Baumwolle bis vor das Haus gefahren wurde, während die andern noch einen Extratransport des Rohstoffes von der Stadt nach der Fabrik und des Garnes von der Fabrik nach der Stadt ertragen mußten. Wollten sie also mit den städtischen Mühlen concurriren, so mußten sie wohlfeiler arbeiten. Wurde auf dem Lande nicht für 4 Sh. das Pfund gearbeitet, so konnte überhaupt nicht gearbeitet werden. Dennoch stellten die Spinner ihre Arbeit ein, und kehrten erst zurück nachdem sie 300,000 Pf. St. an Arbeitslohn verloren hatten. Bei ihrer Rückkehr aber dictirten die Fabrikanten die Bedingungen und die Spinner mußten sich mit 2 Sh. das Pfund begnügen. Im Jahre 1824 stellten die Hyde-Spinner die Arbeit ein, feierten und kehrten endlich ohne Lohnerhöhung zurück. Im Jahre 1829 führten die Feinspinner in Manchester, welche damals auf 30—35 Sch. (18—20 fl.) in der Woche sich standen, einen mit Tumult und Mord verherrlichten Strike aus, der ihnen 250,000 Pf. St. kostete und mit einer Lohnherabminderung endigte. 1830 feierten in Ashton und Staleybridge die Grobspinner (28—31 Sch. wöchentlich) einen 10wöchentlichen Strike mit 250,000 Pf. St. Verlust auf ihrer Seite, den sie mit einer Capitulation auf Gnade und Ungnade schließen mußten. Am berüchtigtsten ist Preston durch seine grandiosen Arbeitseinstellungen 1836 und 1854 [1] geworden. In dem früheren Jahr verlangten die Spinner ihren Arbeitslohn von 22½ auf 26½ Sch. erhöht zu sehen. Die Fabrikanten bewilligten eine Zulage von 3⅓ Sch. unter der Bedingung jedoch daß die Arbeiter aus jeder Brüderschaft austreten sollten. Dieß wurde verweigert. Nur 660 „Spinner" stellten die Arbeit ein, aber 7840 andere Arbeiter, die nicht im Complott waren, wurden mit ihnen arbeitslos. Der Strike dauerte 13 Wochen und endigte damit daß 200 Spinner die Stadt verlassen mußten, weil mittlerweile zugereiste Arbeiter sie bereits verdrängt hatten. Die Arbeiter verloren 57,210 Pf. St., die Fabrikanten 107,196 Pf. St., erreicht aber wurde nichts von Seiten der Spinner. Ehemals geschah es wohl daß mitunter von concurrirenden Fabriken aus Brodneid die Arbeiter unterstützt wurden, jetzt aber wo die Fabrikanten geradeso wie die Arbeiter sich verbrüdert haben, ist dieß nicht mehr der Fall. Bei dem letzten Londoner Strike der Baugewerke waren es geradezu die Meister welche die Bewegung leiteten. Die Arbeiter hatten nur auf einem Bauplatz eingestellt, hierauf aber entließen die Meister ihre Arbeiter, denn da die Feiernden immer auf Kosten ihrer Cameraden die in Arbeit bleiben unterstützt werden, so entzog man der Bewegung jede Nahrung durch gemeinsame Schritte. Uebrigens haben

[1] Ueber diesen Vorfall ausführliches im Ausland 1857. S. 889.

die Strikes öfters das Gute gehabt daß sie zur Vervollkommnung der Gewerbe führten, insofern die Fabrikanten durch Verbesserung ihrer Maschinen bedacht waren sich unabhängiger von den Arbeitern zu machen. Als 1830 die Spinner in Preston einen Strike ausführten, wurden die sogenannten Selfacting-Stühle erfunden. Der Spinner mußte vor dieser Zeit den Stuhl hin- und herrollen und zugleich die zerrissenen Fäden wieder zusammenknüpfen. Nur Mannspersonen vermochten mit den schweren Stühlen fertig zu werden. Die selbstrollenden Stühle vermögen aber selbst die Frauen zu bedienen.

Auch in den Kohlengruben sind Strikes sehr häufig, und wie es scheint, gehören dort alle Arbeiter zu den geheimen Zünften. Der schlimmste Strike erfolgte im Mai 1844, erstreckte sich auf 33,990 Grubenarbeiter von Durham und dauerte bis Ende August, wo die Arbeiter ihre Sache als hoffnungslos aufgaben, weil ihre Plätze theilweise durch zugeströmte fremde Hände ausgefüllt worden waren. Die Unglücklichen übernachteten mit ihren Familien unter freiem Himmel, weil sie keinen Miethzins mehr zahlen konnten, obgleich aus ihrer gemeinsamen Casse, die anfangs ½ Mill. Gulden enthielt, der Chartistenadvocat Roberts ein Salar von 1000 Pfd. St. zog, um ihre Sache öffentlich zu vertreten. Bei den Buchdruckern sind die Vereine sehr im Schwung, und wollte irgendein Mitglied welches nicht zu der geheimen Zunft gehörte, einen Setzersaal betreten, so würden augenblicklich alle andern Arbeiter den Saal verlassen, und die Druckerei bliebe immer und ewig in Verruf. So kam es vor daß in einer Londoner Druckerei ein Manuscript mit hebräischen Citaten einlief. Niemand von den „zünftigen" Setzern kannte die hebräische Schrift, und doch eilte die Arbeit dringend. In dem Etablissement gab es aber einen Corrector der hebräisch setzen konnte. Der Druckereibesitzer wagte aber nicht diesem die Arbeit zu übertragen, sondern er trug seinen Leuten den Fall vor. Der Setzersaal verwandelte sich nun in ein „Capitel" (chapel), welches beschloß in „Anbetracht ꝛc." und „ausnahmsweise" die hebräischen Stellen von dem Corrector setzen zu lassen. Selbst die Laufbuben der Londoner Druckereien halten ihre Zunftgesetze, worin es unter anderm heißt, um Manuscript oder Correcturen von der Druckerei des „Punch" nach dem Hause des etwas entfernt wohnenden Redacteurs hin und wieder zu tragen, müsse jeder wenigstens eine Stunde ausbleiben, bis zum Hause eines Mitarbeiters an der nächsten Straßenecke mindestens eine Viertelstunde u. s. w.

Die Arbeiter in Großbritannien sind durch geheime Gesellschaften zusammen verbunden, aber die Organisation dieser Gesellschaften ist sehr wenig bekannt. Das einzige darüber was man erfahren hat, verdankt man den Zeugenaussagen vor dem Schwurgericht in Stafford (Sommer 1851), wo ein Verbrechen bestraft wurde, welches mit einem Strike in Verbindung stand. Man wird auch nie sehr viel von ihnen erfahren, denn die wichtigsten Gesetze dieser Brüderschaften bleiben ungeschrieben und beruhen auf mündlichen Befehlen. Man nimmt an daß es in Großbritannien nicht weniger als 2000 solcher Vereine gibt, die etwa 600,000 Mitglieder zählen und stets über einen Schatz von 300,000 Pfd. St. (3½ Mill. fl.) zur Ausführung von Strikes verfügen. Zu solchen Vereinen zählt aber nur die Elite der einzelnen Gewerbe, wie z. B. in den Spinnereien nur die Spinner. Wer nicht zur Zunft gehört, den duldet man nicht in dem nämlichen Etablissement, umgekehrt nimmt ein „Zünftiger" in keiner Werkstatt Arbeit, wo er Unzünftige findet. Von jenen 600,000 Mitgliedern hängen aber mindestens zwei Mill. unzünftige Hülfs- oder Vorarbeiter ab, z. B. von den Maurern die Handlanger. Jeder einzelne Erwerbszweig bildet örtlich einen geschlossenen Verein, und wiederum hat jeder Erwerbszweig einen Secretär oder einen Deputirten bei der „nationalen Verbrüderung der Vereinigten Gewerke" in London. Jedes Mitglied eines solchen Vereins ist verpflichtet dem örtlichen Secretär anzuzeigen wann es sich etwa verheirathet, ferner wann es aus der Arbeit oder wieder in Arbeit tritt. Verletzt es diese Bestimmungen, so wird es mit Geld gestraft, im Wiederholungsfall doppelt; will es aber die Geldstrafe nicht zahlen, so wird es aus dem Verein geschlossen, verliert allen Anspruch einer Verpflegung auf der Wanderschaft, seinen Einsatz in die Leichen- und Krankencassen, und wird fortan als ausgestoßen behandelt, es kann daher nicht Arbeit finden in einer „Vereinswerkstatt," d. h. in einer Werkstatt, wo nur Zünftige arbeiten, denn wollte der Brodherr auch einen solchen Arbeiter aufnehmen, so würden sogleich alle übrigen einen Strike ankündigen, und natürlich der Fabrikant lieber den Einzelnen fortschicken als seine Werkstatt vielleicht wochenlang leer stehen lassen. Die britische Verbrüderung besitzt eine oberste Behörde aus 25 Personen, von denen 9 ihren bleibenden Sitz in London haben und die laufenden Geschäfte besorgen. Eine Art Verfassung oder ein Statut soll existiren, man kennt z. B. das der Buchdrucker; allein es enthält lauter unschuldige Bestimmungen bis auf einen Paragraphen, welcher lautet, daß der Ausschuß selbst durch jene Beschlüsse die nicht geschriebenen Gesetze ergänzen solle. Die Hauptaufgabe des Ausschusses besteht darin daß er die Höhe des Arbeitslohnes bestimmt. Setzt er z. B. fest daß alle Maurer 35 Sh. begehren sollen, so darf kein Maurer unter diesem Preis arbeiten ohne vorherige Erlaubniß seiner Ortsbehörde. Bestimmt das Conclave 58½ Stunden sey die wöchentliche Arbeitszeit, so darf niemand 59 Stunden arbeiten, es geschehe denn mit Erlaubniß der Ortsbehörde, welche wieder nach höhern Instructionen handelt. Der letzte Zweck der Vereine bleibt aber darin den Arbeitslohn durch Ausführung von Strikes zu erhöhen. Dabei geht man mit großer Umsicht zu Werke. Vor allem wählt man Zeiten des brillanten Geschäftsganges und zugleich großer Fülle in dem Zunftschatz. Der Ausschuß des einzelnen Erwerbszweiges schreibt dann Steuern durch das ganze Königreich aus, die Spinner in Manchester müssen z. B. 1000 Pfd. St., und die Spinner in Preston 500 Pf. St. vorstrecken, bis am Ende des Jahres die Steuern wieder nach allgemeinen Grundsätzen ausgeglichen und das zuviel Bezahlte zurückerstattet wird. Ist eine hinreichende Summe beisammen, so wählt man einen einzelnen Ort oder eine einzelne Fabrik aus, besonders solche, von denen man weiß daß sie große Bestellungen vertragsmäßig ausführen müssen. Der „Secretär" der örtlichen Zunft begibt sich dann zu dem Fabrikanten und kündigt ihm das Strike an. Genehmigt dieser die Bedingungen nicht, so beginnt ein Zweikampf zwischen Arbeitern und Arbeitgebern, wobei es auf beiden Seiten ankommt wer am längsten und wer die größten Geldverluste ertragen kann. Die andern „Zünftigen" im Königreich schicken Beiträge, welche bei dem berühmten Strike in Preston 1854 sich auf 97,000 Pf. St., mehr als 1 Million Gulden sich beliefen und welche wöchentlich unter die feiernden Arbeiter ausgetheilt werden um sie vor Hunger zu schützen. Es gibt daher ein Mittel wie diesen Strikes ein für allemal ein Ende gemacht werden könnte. Wollten nämlich sämmtliche Fabrikanten — aber sämmtliche — gerade so wie die Arbeiter ein Cartel schließen und verabreden, sämmtlich so wie die Arbeiter örtlich einen Strike ausführten ihre Fabriken im ganzen Königreich zu schließen, wie es letzthin die Bauherren in London gemacht, so müßte die Bewegung schon in der ersten Woche am Hungertod sterben. Wir haben oben gesehen daß

fast alle Strikes ihren Zweck verfehlten, weil in der Regel entweder unzünftige Hände zum Succurs herbeieilten, oder wenn dieß nicht geschah, ganze Gewerbe den unheimlichen Ort verließen wo ihnen Zwang geschehen war. Die brodlos gewordenen Arbeiter streichen daher zur Zeit eines Strike um die Fabriken, und suchen solche Arbeiter die sich nicht der Bewegung angeschlossen haben, entweder durch schlechte Mittel an sich zu locken, oder sie verfolgen und mißhandeln sie elend auf dem Heimweg, wie denn in früherer Zeit sehr oft bis zu Mord und Brandstiftung diese Bewegungen ausarteten.

Man darf sich wundern daß die englischen Arbeiter immer wieder zu dem alten Mittel greifen, obwohl es doch stets fehlgeschlagen ist und sie in schauerliches Elend gestürzt hat. Der Zauber dieser Genossenschaften ist aber begreiflicherweise ein sehr großer, und natürlich fühlt sich jedes Mitglied seinem Arbeitgeber gegenüber unendlich unabhängiger als ein Nichtmitglied. Wenn der Arbeiter durch einen Strike leidet, so wird der Fabrikant doch unendlich härter an seinem Vermögen betroffen, und der Furcht vor den Strikes schreiben die britischen Arbeiter ihre heutige günstige Lage zu, weßhalb sie dann und wann ein heilsames Exempel zu geben für nothwendig halten. Ihre Theorien sind vollständige Irrthümer. Sie glauben z. B. daß sie den Preis ihrer Waare, nämlich der Arbeit, vollständig beherrschen könnten wenn sie das Angebot künstlich verminderten. Dieß zeigt sich z. B. in den Fällen wo auf Verminderung der Arbeitszeit gedrungen wird. Ein wenig Nachdenken wird jeden lehren daß sich durch eine künstliche Verminderung des Angebots doch nichts erzielen läßt. Gesetzt sämmtliche „Spinner" Großbritanniens wären entschlossen nicht anders als nur 24 Stunden in der Woche um 30 Shilling zu arbeiten, und sie besäßen Geldmittel genug um ein ganzes Jahr zu feiern, so würden sie nur erreichen daß entweder aus einer Menge anderer Stände Hände sich anbieten würden, um 30 Sh. in etwas mehr als 24 Stunden zu verdienen, oder wenn es ihnen gelänge durch Schreckmittel fremde Hände in Großbritannien von ihrem Gewerbe zu verscheuchen, daß die gesammte Garnspinnerei auf den Continent oder in die Vereinigten Staaten sich flüchtete. Selbst wenn aber auch in Amerika, Frankreich und Deutschland die Spinner sich mit den britischen verbünden und verschwören würden, so könnten sie doch nicht ihr Vorhaben durchsetzen denn so wie sie durch künstliche Lohnsteigerung über ein gewisses Maß die Preise des Baumwollengarnes gesteigert hätten, würde das Baumwollengarn selbst in unendlichen Fällen durch Leinengarn und durch Wollengarn verdrängt und könnte überhaupt nicht mehr so umfassend consumirt werden wie früher, denn die Nachfrage nach einem Producte hängt großentheils von seinem Marktpreise ab.

Was soll nun die Staatsgewalt gegenüber diesen wahnsinnigen Verschwörungen der Arbeiter thun? Offenbar sie gewähren lassen und durch Bildung und Belehrung auf die Arbeiter wirken, nicht dreinschlagen, denn brûler n'est pas répondre. Dann aber sollte man durch gute Beispiele die Arbeiter ermuntern und ihnen den Weg zeigen, wie sie die große Macht ihrer Associationen, die sie bis jetzt zum Zerstören verwendeten, zu ihrem und der Gesellschaft Nutzen zum Erzeugen zu gebrauchen vermöchten. Die 6 Mill. Arbeiter Englands, welche von etwa 1,500,000 Arbeiterfamilien gebildet werden, verdienen jährlich 180 Mill. Pfd. St. an Arbeitslöhnen, eine Familie also durchschnittlich 120 Pf. St. oder 1144 fl. Dennoch haben sich seit langer Zeit die Arbeitersparcasseneinlagen auf der nämlichen Höhe erhalten nämlich auf 8 Mill. Wenn die Arbeiter, statt zu Verschwörungszwecken, zur Gründung von Arbeitercapitalien sich besteuern würden und wenn sie mit diesen Capitalien als Gesellschafter der Fabrikanten Gewinn und Verlust theilen wollten, so wäre das unheimliche gesellschaftliche Problem zwischen Arbeit und Capital befriedigend gelöst. Dieß ist kein Traumbild, sondern es gibt bereits ein Exempel in Rochdale. Dort vereinigten sich die Arbeiter 1844 mit einem Capital von anfangs 28 Pf. St., welches 1857 sich bereits auf 15,142 Pf. St. vergrößert hat. Sie haben eine Garnmühle und Maschinen dafür gekauft und konnten 1857 bereits eine Dividende von 5,470 Pf. St. unter sich vertheilen. Dieß ist der rechte Weg, wie sich die Arbeiter von „der Herrschaft des Capitals" befreien können, und jeder solcher Versuch, der sicher zum Ziel führt, wird den größten Beifall in der Gesellschaft finden.

Der Passer zu Amboina.

(Von Julius Kögel.)

Wenn Neulinge von Java nach den molukkischen Inseln kommen, ist diesen stets sehr auffällig daß die braunen und gelben Bewohner dieser Eilande keineswegs so industriös und handelssüchtig sich zeigen, wie dieß bei Javanern und Chinesen auf jener schönen Sunda-Insel der Fall ist. Namentlich vermißt man hier auch ein so reges Leben auf den Märkten oder Passer, wie man dergleichen Handelsplätze zu nennen pflegt; denn selbst auf dem Markt zu Amboina — der Metropole der Molukken — werden fast nur Lebensmittel verkauft, während daselbst etwa 10—12 Händler (Dienstleute chinesischer Mischlinge) Fabricate, Manufacturwaaren und Droguen feil halten. Das meiste was hier zum Verkauf ausgeboten wird, sind Fische, wobei indeß bemerkenswerth ist daß die frisch eingefangenen Fische auf diesem Passer in der ersten Hand nicht sogleich verkauft werden dürfen, sondern nach einer Ecke desselben gebracht werden müssen, wo unter einem überdachten Raum ein dazu autorisirter Verkäufer (derselbe hat dieses Amt von der Regierung gepachtet, und berechnet den Händlern für seine Bemühungen fünf Procent) sitzt, welcher sich mit dem Lelong oder Afflag (ersteres ist die malayische, letzteres die holländische Benamung dieser eigenthümlichen Verkaufsmethode) der Fische beschäftigt, nachdem diese an den dort befindlichen Haken, welcher an einem Tau befestigt ist, gehangen worden sind.

Hier nun werden die großen Fische Stück für Stück, die kleineren und mittleren Sorten mehrere mit Tauen von Bambus an einander gereiht, die kleinsten aber Körbe voll zum Verkauf ausgeboten. Der Afflag (Abschlag) geschieht aber nicht durch die Steigerung der Gebote der kauflustigen Leute, sondern der oben erwähnte Verkäufer fängt selbst an darauf zu bieten, und zwar mit einem den Werth der Waare um das doppelte übersteigenden Preis, verringert aber, sehr schnell sprechend, seine Gebote fortwährend um fünf Cents — z. B. er sagt 5 fl., alsdann 4 fl., 95, 90, 85, 80 u. s. f. abwärts bis zu 3, 2, 1 oder unter einem Gulden fort — bis einer der Kauflustigen das plattdeutsche Wort „mien" (mein) ruft, worauf demselben, für den letztgenannten Preis, der oder die Fische zufallen und übergeben werden; diesem steht es aber erst frei die erstandenen Fische auf dem Passer anderweit zu

verkaufen oder sie mit nach Hause zu nehmen. Solcher Lelong findet täglich zweimal auf diesem Passer statt, nämlich früh von halb 8—10 und Abends von 7—8½ Uhr, es ist also täglich zweimal Markt, während von Nachmittags 1 bis Abends 6 Uhr keine Verkäufer auf diesem Passer anzutreffen sind. Bei dem Abendmarkt sind die Reihen und Stände mit Fackeln erleuchtet, welche von Tamur (Harz) verfertigt werden.

Nächst Fischen sind auf dem amboinischen Markte Gemüse und spanische Pfefferschoten die gesuchtesten Artikel; das beste Gemüse das man hier kaufen kann, ist das beliebte Tepu Delor (Eierrohr). Dieses sind Früchte einer Rohrart die dem Blumenkohl ähnlich sehen und schmecken, aber auf den Sunda-Inseln nicht vorhanden sind; ferner wird hier auch feingeschnittener junger Bambus als Eßwaare verkauft, dessen Geschmack mir aber etwas holzig vorkam. Von den feilgebotenen Früchten sind nächst Pisang, Ananas und den übelriechenden Turiän — deren Gestank weniger belästigend ist wenn man sie erst einmal gegessen hat — die Jambu oder Aepfel, wie wir sagen würden, sehr gesucht. Eine Sorte dieser Jambu wächst auf Sträuchen, ist sehr saftreich, hat keine Körner, zieht einem aber den Mund zusammen, sowie dieß bei uns zu Lande die Schlehen thun, wenn man sie ißt.

Sukon (Brodfrucht) ist nicht eben sehr häufig auf dem Markte zu kaufen, denn die Brodfrüchte gedeihen hier nicht gut, und die hiesigen Sukonbäume sieht man fast immer sehr blatt- und fruchtarm. Während nun Brodfrüchte auf dem Markte gar sehr mangeln, sind namentlich auf dem Abendpasser Sagobrode um so reichlicher zum Verkauf ausgelegt. Die hiesigen Sagobrödchen, Sagu genannt, sind langviereckig von Gestalt, gewöhnlich nur drei bis sechs Zoll lang und je halb so breit als sie lang sind; ihre Dicke beträgt nur ½ bis 1½ Zoll, sie werden schon in ein paar Stunden altbacken, und wenn ich altbackenes Sagobrod kaute, war es mir gerade als ob ich Sägespäne im Munde hätte. Eine andere Sorte Sagobrod nennt man Sagu-kalapa, diese hat dieselbe Gestalt wie jene, ist aber mit geraspelter Cocosnuß vermischt und auf der obern schmalen Seite reichlich mit Sagoweerpalmenzucker bestrichen; die Sagu-kalapa munden europäischen Neulingen besser als die andern Sagu, und man benutzt sie häufig bei einer Tasse Kaffee.

Frisches [1] Fleisch oder Wildpret wird nur ausnahmsweise zum Verkauf auf den amboinischen Markt gebracht, selbst Hühner und deren Eier sind hier nicht täglich zu kaufen, dahingegen sind Thingthing (getrocknetes Fleisch) und Enteneier — welche, um ein schnelles Faulen zu verhüten, eingesalzen werden — auf dem Passer fast täglich zu haben. Das Eiweiß solcher [2] eingesalzenen Enteneier ist gewöhnlich zu salzig um es genießen zu können, aber ihre Dotter, denen sich das Salz weniger mittheilt, bekommen dadurch einen recht angenehmen Geschmack.

Mit dem Verkauf der Waaren sind auf diesem Markte fast nur Frauen (christliche ebensowohl wie mohammedanische) beschäftigt, und es ist charakteristisch daß die hiesigen Händlerinnen im Handel ungemein viel vorzuschlagen pflegen. Waare wofür sie drei Gulden verlangen, ist höchstens einen Gulden werth, und für ¼ oder ⅓ Gulden kann man von den Verkäuferinnen kaufen, wofür sie einen Gulden forderten.

In der Nähe des amboinischen Passers wohnen mehrere chinesische Mischlinge, die hier ihre Kramläden haben; bei diesen bekommt man auch sehr fettgemästete und große Kapaunen zu sehen, welche sie aber nur selten zu verkaufen, sondern bei ihren Festen zu schlachten pflegen. Als ich das erstemal diesen Passer besuchte, erregte es mein Erstaunen bei den chinesischen Wohnungen abgerichtete Kapaunen zu sehen, die gleich einer Henne gluckten, und die Pflege zahlreicher Küchlein ebenso gut wie eine Glucke versahen. Mir wurde erzählt daß die Chinesen Kapaunen betrunken machen, ihnen im Schlaf die Küchlein zugesellen und jene alsdann im halbnüchternen Zustande das Glucken lernten und, wie ich sah, die Pflege der Küchlein, namentlich das Futter für ihre Pflegbefohlenen zu suchen sich sehr angelegen seyn lassen.

Zur Kenntniß der türkischen Verwaltung. Vor einigen Jahren geschah es daß zwei Europäer eine noch unter türkischer Herrschaft stehende griechische Insel des Archipels und auf derselben, gegen den Willen des türkischen Gouverneurs, ein griechisches Dorf besuchten, in welchem griechische Alterthümer sich befanden. Der letztere hatte ihnen zur Begleitung einen türkischen Polizeisoldaten (Kawaß) mitgegeben, und weil dieser die Fremden an dem Besuch des Dorfes nicht verhindert hatte, ließ der Gouverneur den Kawaß zu Tode prügeln. Auch ließ er sodann die Bauern des Dorfes zu sich bescheiden, um sie genau auszuforschen was die verdächtigen Franken bei ihnen gewollt hätten, dagegen alle die Inschriften und Marmorstücke, welche die Fremden nach Aussage der Bauern abgeschrieben oder gezeichnet hatten, ließ er zerschlagen. Allerdings reichte die Familie des zu Tode geprügelten Türken bei dem Kapudan Pascha, als dieser mit der türkischen Flotte jene Insel besuchte, eine Klage gegen den Gouverneur der Insel ein; allein derselbe redete sich damit heraus, es sey gar nicht sein Befehl gewesen daß der Kawaß todtgeprügelt werden solle, sondern er habe nur gewollt daß er eine Bastonnade von 500 Streichen auf die Fußsohlen erhalten solle und wenn der Sklave, den er mit der Vollziehung dieser Züchtigung beauftragt habe, den Mann zu hart oder an verletzlichen Theilen geschlagen habe, so falle die Schuld nur auf diesen. Der Kapudan Pascha, ein gewesener cirkassischer Sklave, der im Jahr 1826 noch Pfeifenträger und besonders wohl angeschriebener Günstling des alten Chosrew-Pascha gewesen, später aber Schwager des Sultans und Großadmiral geworden war, ließ sich die Ausrede des türkischen Gouverneurs ohne weiteres gefallen und nahm den Sklaven, der dessen Befehl an dem Kawaß vollzogen hatte, an Bord seiner Flotte mit sich, um ihn, ohne die geringste Untersuchung der Sache und Feststellung des Thatbestandes, statt des Gouverneurs zu bestrafen. Türkische Justiz!

---

[1] Wenn jemand zu Amboina ein Rind oder ein fettes Schwein schlachten will, ist es Gebrauch daß derselbe erst eine Liste an ihm bekannte Leute sendet um diese darauf anmerken zu lassen wie viel sie etwa Fleisch von dem zu schlachtenden Thiere haben wollen; ist das verzeichnete Quantum der Schwere des Schlachtviehes entsprechend, so wird es geschlachtet, aber außerdem nicht, es sey denn daß Verhältnisse das Schlachten des Viehes — namentlich wegen Krankheit — anrathen.

[2] Um Eier einzusalzen wird Salz mit Asche und Lehm vermengt, und mit dieser Mischung fingerdick jedes einzusalzende Ei bestrichen; die auf diese Art eingesalzenen Eier halten sich wohl ein Jahr ohne faul zu werden. Von Makasser werden Kisten voll gesalzener Enteneier ausgeführt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 47. Augsburg, 19 November 1859.

Italienische Elfenbeinhändler auf dem weißen Nil.

Das Octoberheft der Nouvelles Annales des Voyages bringt das Tagebuch eines italienischen Abenteurers, Philipp Terranuova, welches am 4 Oct. 1855 vom Abschuba (wahrscheinlich der Name des Sobat oder östlichen Armes des weißen Nils) an den Dr. Paul Terranuova in Kairo abgieng, um von diesem dem Oheim des Verfassers, Joseph Terranuova, in Sicilien übermittelt zu werden. Der Elfenbeinhandel auf dem obern Nil scheint überhaupt in die Hände der Italiener gefallen zu seyn. Brun Rollet, der letzte der Nilreisenden, war bekanntlich ein Piemontese, und wir werden sogleich sehen daß sich eine Compagnie Italiener gebildet hat, um in die entlegensten Gebiete des Nils zu dringen, wohin Europäer vor ihnen kaum den Fuß gesetzt hatten. Der Beruf selbst scheint ein äußerst gefahrvoller zu seyn, denn der Elfenbeinhändler verdankt sein Glück und sein Leben in sehr vielen Fällen nur seinem Muth und seinen Waffen. Philipp Terranuova war mit einem Freunde, Andreas del Bono, der schon vor ihm den weißen Nil besucht hatte, in Handelsgesellschaft getreten, verließ Kairo im Sept. 1853 und Chartum am 9 Dec. in Begleitung eines Hrn. Vaudey, „Viceconsuls von Sardinien," eines andern Italieners, Cremona, den „eine Dame" begleitete, und einer Leibwache bewaffneter Sklaven. Als man auf dem Strom die Gränze Sennaars und der ägyptischen Herrschaft überschritten hatte, verlor das Geld seine Macht, denn fortan konnten alle Käufe nur mit venetianischen Glasperlen abgeschlossen werden. Man befand sich jetzt unter den nördlichen Schilluknegern, die aber keine Zähne verkaufen, weil ihr „Sultan" das Monopol des Elfenbeins sich angemaßt hat, und alle Zähne an kordofanische Kaufleute abzusetzen pflegt. Als man den Zusammenfluß des Sobat und des weißen Nils (9° n. Br.) erreicht hatte, theilte sich die Gesellschaft. Der Consul, Cremona und seine Dame, welche eine Gesellschaft unter sich geschlossen hatten, giengen den Sobat hinauf, unser Verfasser mit seiner Barke folgte dem weißen Nil. Am 1 Januar 1854 erreichte er das Land der Nuer, und lenkte in einen „Canal" (Flußarm) hinein, der von Morästen mit hohem Gras umgeben war, also in jene sumpfigen Ebenen des weißen Nils unter 9° n. Br. Dort traf er, immer mit Elfenbeinhandel beschäftigt, die andere italienische Gesellschaft wieder, welche am Sobat keine Waare gefunden hatte. Nachdem man gemeinsam eine Flasche Champagner geleert, trennte man sich von neuem. Etliche Tage später wurde das Gebiet der Kiel, oder Kek-Neger erreicht, welche zwischen dem 8ten und 7° n. Br. beide Ufer des weißen Nils bewohnen. Der Dolmetscher am Bord der Barke af unter ihnen einen Dinka-Häuptling, welcher ihm verhieß daß man zwei Tagereisen binnenwärts große Vorräthe von Elfenbein in den Ortschaften seines Volkes antreffen würde. Die Dinka sind ein Negerstamm welcher das rechte Ufer des weißen Nils oberhalb wie unterhalb des Sobat bewohnt, sich aber auch sehr weit ins Innere gegen Osten auszubreiten scheint.

Der Häuptling diente als Führer, und während Terranuova seine Barke unter hinreichender Bedeckung zurückließ, brach er landeinwärts mit fünf bewaffneten Sklaven auf. Die Reise wurde durch mannichfache Beschwerden verbittert; so führte sie eines Tages 6 Stunden lang durch einen Morast, wo das Wasser oft bis zum Gürtel reichte, bald darauf „mitten durch die Flammen" (wahrscheinlich eines Prairiebrandes), endlich über quellenlose Strecken, wo es nur stinkendes Wasser zu trinken gab, bis man schließlich nach acht Tagen erst das verheißene Dorf erreichte. Dort gab es allerdings einen Schatz zu heben, so daß Terranuova nur zwei Sklaven zurückbehielt, die andern aber mit gemietheten Trägern und einer ersten Elfenbeinlast nach der Barke schickte. Er selbst blieb, von einem Fieber gefesselt, welches ihn seit jener Zeit ein ganzes Jahr und drei Tage nicht verlassen sollte. Doch fühlte er sich beim Abgang seines ersten Berichts schon völlig erstarkt und acclimatisirt. Als die Sklaven wiederkehrten, erzählten sie daß mittlerweile die Kiels die Barke durch einen nächtlichen Ueberfall zu nehmen versucht hätten, die wachsame Hündin unsers Abenteurers aber Lärm gemacht habe, und die Matrosen dann mit ein paar Flintenschüssen die Diebe verscheuchen konnten. Als nun Terranuova mit einer zweiten Elfenbeinlast nach dem Nil zurückkehren wollte, erklärte der Dorfhäuptling daß man einen andern Pfad durch das Gebiet der Nuer [1] einschlagen müsse, weil mittlerweile die Wasserplätze auf dem alten Weg vertrocknet seyen. Man mußte also das Gebiet der Nuer betreten,

[1] Wahrscheinlich lag das Elfenbeindorf auf dem rechten Ufer nördlich vom Landungsplatz der Barke, so daß man, wenn man noch weiter nördlich zog, den weißen Nil, welcher dort einen spitzen Ellenbogen bildet, weit unterhalb des Landungsplatzes erreichen konnte. Da der Verf. nie (vielleicht absichtlich nicht) angibt in welcher Himmelsrichtung er sich bewegte und ob er sich auf dem rechten oder linken Ufer befand, so bleibt vieles zu errathen übrig. Wer indessen eine neuere Ausgabe (1855) von Stielers Handatlas besitzt, der findet auf dem Blatt des nordöstlichen Afrika die allerneuesten Nilentdeckungen angegeben, und vermag unserm Elfenbeinhändler mit Leichtigkeit zu folgen.

„des boshaftesten und wildesten aller Negerstämme am Nil.“ Gleich anfangs bezeigten die Nuer Lust zu Feindseligkeiten, zogen sich aber vor ein paar Kugeln schleunigst zurück. Bald darauf wurde dem jungen Abenteurer von der Schwester des Dinkahäuptlings, „die ihm wegen empfangener Wohlthaten sehr anhänglich geworden war,“ entdeckt daß sich ihr Bruder mit den Nuern verschworen habe ihn und seine Leute zu ermorden. Der beherzte Italiener, dem es wenig kostete Negerblut zu vergießen, gesteht uns offen daß nur seine Fieberschwäche ihn abgehalten habe seinen Feinden zuvorzukommen. Er behielt daher nur seine Gegner scharf im Auge, ließ sorgsam Schildwache halten, und so verstrich die Nacht ohne Anschlag. Im nächsten Dorf der Nuer erklärte der Dinkahäuptling, er könne seine als Träger vermietheten Leute nicht weiter ziehen lassen, sondern müsse mit ihnen heimkehren. Man wandte sich deßhalb an den Häuptling des Nuer-Dorfes. Dieser verweigerte ebenfalls Träger, so daß es offenbar wurde daß man das Elfenbein durch Verweigerung von Lastträgern zurückzubehalten hoffte. Es blieb unserm Italiener daher nichts übrig als seine Zähne dem Nuerhäuptling anzuvertrauen, mit der Drohung jedoch daß er sie nächstens mit der Barke abholen werde und der Häuptling für die Waare hafte. Durch das Gebiet der Kiek vollendete man jetzt den Rückzug nach dem weißen Nil, und stieß bald auf einen „Canal“ oder Flußarm, den man für denjenigen erklärte wo man die Barke zurückgelassen hatte, wie es sich auch am nächsten Tage bestätigte, wo die Masten des Fahrzeuges zum Vorschein kamen. Bei der Barke hatte sich mittlerweile auch wieder „Cremona und seine Dame“ eingefunden, und waren sie beide höchlich über das Schicksal Philipps beunruhigt gewesen, weil die Neger die Lüge verbreitet hatten die Expedition sey ermordet worden. Gleich am nächsten Tage gieng man unter Segel (stromabwärts nämlich), um sich dem Dorf zu nähern, wo man die Zähne in Verwahrsam zurückgelassen hatte und welches nach zweitägiger Fahrt erreicht wurde. Da Cremona aus Furcht nicht zu bewegen war daß er mit den Waffen in der Hand gegen das Dorf rückte, Terranuova aber an stark geschwollenen Füßen litt und kein Glied rühren konnte, so befahl man dem Barkencapitän die Castanien aus dem Feuer zu holen. Dieser rückte mit den bewaffneten Sklaven beherzt gegen die Nuer, verscheuchte, als diese sich weigerten die Waare auszuliefern, durch etliche Flintenschüsse die Bewohner aus dem Dorfe, und ließ die Zähne unbelästigt an Bord tragen, nach welcher Arbeit und Heldenthat die Sklaven glorios heimkehrten und mit Branntwein beglückt wurden.

Cremona, als Bevollmächtigter des Del Bono, befahl hierauf unserm Verfasser sich nach dem Sobat zu begeben, während er selbst, nachdem er die Barke bis zu dem genannten rechten Seitenfluß des weißen Nils begleitet hatte, mit der erbeuteten Elfenbeinladung nach Chartum zurückkehrte. Am Sobat (rechtes Ufer wahrscheinlich) liegen 9 bis 10 Dörfer der Dinkaneger auf Entfernungen von je einer Stunde. Diese friedlichen Leute leben in Furcht und Schrecken vor den Nuerbanden, die bisweilen ihre Dörfer heimsuchen, um Frauen und Kinder hinwegzuschleppen, die sie an Sklavenhändler nach Kordofan verkaufen. Da gerade wieder ein solcher Raubzug nach dem Sobat sich erstreckte, so entschloß ich mich, bemerkt unser Conquistador, die Partei der Dinka zu ergreifen. Er brach also mit acht wohlbewaffneten Sklaven und einer kleinen Kanone am 15 Sept. 1854 gegen die Nuer auf. Unterwegs stieß er schon auf flüchtige Dinkaneger, welche am Tag zuvor eine Schlacht verloren hatten, oder mit andern Worten: vor ihren Feinden davongelaufen waren. Terranuova unterrichtete nun seine Dinka-Bundesgenossen daß, wenn die Nuer sich ihnen zeigten, sie ihre Schlachtordnung öffnen und ihn mit seinen Feuerwaffen in die Front treten lassen sollten. Dieser Befehl wurde nur allzu pünktlich erfüllt, denn kaum rückten die Nuer am 17 Sept. an, so ließen die Dinka, obwohl an Zahl stärker, den Elfenbeinhändler nicht nur in der Front, sondern vielmehr gänzlich allein, indem sie schimpflich die Flucht ergriffen. „Schade! ruft unser Sicilianer aus, welches Blutbad hätten wir unter den Nuern anrichten können wenn sie gestanden wären!“ So ließ man nur zu neunt den Gegner anrücken, bis er sich auf Schußweite der mit Kartätschen geladenen Kanone befand. Die Wirkung war natürlich belangreich, denn es blieben 28 Todte, und eine entsprechende Anzahl wurde verwundet. Die Nuer stoben vor diesen Waffen auseinander, beunruhigten den Elfenbeinhändler und seine Schaar nicht weiter, sondern warfen sich auf die fliehenden Dinka, denen sie gegen Tausend Stück Hornvieh und eine Mehrzahl Kinder und Frauen abjagten. Der ganze Stamm der Dinka verließ hierauf mit den Heerden den Sobat und zog sich an den weißen Nil[1] zu den nördlichen Stammgenossen. Gleich darauf erschienen auch etliche Barken mit Schilluks vom (linken) Ufer des weißen Nil, die unter den Zurückgebliebenen ebenfalls auf Dinkaweiber und Dinkakinder Jagd machten, auch etliche dieser unglücklichen Geschöpfe, die „wie Höllengeister heulten,“ hinwegfiengen. Terranuova glaubte hier abermals von seinen Waffen Gebrauch machen zu sollen, schoß ein paar Schilluks nieder, rettete aber nur eine Frau und ein Kind von der Sklaverei in Kordofan, wohin die Nuer und Schilluk ihr Menschenfleisch absetzen.

Alle diese Neger, bemerkt unser Sicilianer, gehen einher wie sie aus dem Mutterleib gekommen sind, nur die verheiratheten Frauen befestigten an den Hüften vorn und hinten ein Schürzchen, aus Mode, weit eher als aus Schamhaftigkeit, denn sie entfernen diese Schürzen ohne Zaudern, so oft sie durch ein Wasser schreiten. Die Frau wird von ihren Eltern gegen eine Anzahl Ochsen an jeden beliebigen, solventen Liebhaber verkauft, daher herrscht auch Vielweiberei für alle diejenigen welche eine Pluralität von Weibern bezahlen können. Der Umgang mit diesen wird jedoch zu den Zeiten der Schwangerschaft und des Unwohlseyns streng vermieden. Beide Geschlechter sind hoch gewachsen, wohl gebildet, und die Frauen außerdem sehr gelenkig. Ihr Wollhaar ist kurz und wird von einigen Stutzern mit einem gelben Puder bestreut. Die Dinka, Schilluk und Nuer reißen sich „aus Koketterie“ drei Zähne aus dem oberen oder unteren Gebiß aus, die Nuerdamen ihrerseits treiben die Putzsucht so weit, daß sie sich die Oberlippe durchbohren um einen zwei Zoll langen grünen Glasschmuck nach Botocudenart hineinzulegen. Im Eisenschmelzen sind die Neger nicht unerfahren, sie bedienen sich dabei einheimischer Blasebälge und lassen das flüssige Metall in Brodform zusammenlaufen; verarbeitet wird dann das Metall zwischen zwei Steinen, wovon der eine als Amboß der andere als Hammer dienen muß, während man sich hölzerner Zangen zum Festhalten der Eisenstücke bedient. Dennoch, versichert unser Verfasser, verfertigen sie sehr genaue und sehr scharfe Speerklingen mit diesen jämmerlichen Werkzeugen. Die Häuptlinge werden begraben, das gemeine Volk nur verbrannt. Das Dorfoberhaupt verlangt die Hälfte alles dessen was verkauft wird, also je einen Zahn von jedem Elephanten, und ein Drittel der Bodenerzeugnisse; denn es wird etwas Ackerbau

[1] Wahrscheinlich fielen diese Scenen auf dem rechten Ufer vor, sonst hätten die Flüchtlinge über den Sobat setzen müssen.

getrieben, wenn man sich auch hauptsächlich von Milch, Fischen und gelegentlich von Fleisch ernährt. Auf den dortigen Ebenen haust eine sehr grausame Art von Löwen, die selbst den Menschen gefährlich werden, indem sie in die Wohnungen brechen und die Bewohner zerreißen sollen, wenigstens kamen während Philipps Aufenthalt sieben solcher Fälle vor.

Am 2 Jan. 1855 stieß Andreas del Bono mit zwei Barken und frischen Glasperlenladungen zu unserem Abenteurer, der sehr traurige, d. h. gar keine Geschäfte hatte machen können. Am anderen Tage gieng es flußaufwärts eine volle Woche lang, ohne auf menschliche Spuren zu stoßen. Dann begegnete man einem Schillukhäuptling, der einen Zahn verkaufte, und nach fünftägiger Fahrt „einem kleinen König," und nach ihm noch verschiedenen Häuptlingen, denen man ihr Elfenbein abnahm. Man war der Meinung, der Sobat müsse in ein Gebirgsland führen, wo man große Schätze an Elfenbein bei den Bewohnern anzutreffen hoffte. Nach abermaliger zwölftägiger Fahrt gelangte man an eine Gabelung des Flusses. Man entschied sich dafür den Arm des Stromes zu wählen der sich nach Westen wendete.[1] Nach zweistündiger Fahrt hatte aber die Tiefe dieses Wasserlaufes schon so rasch abgenommen, daß man nach dem andern oder dem Hauptstrom zurückkehren mußte. Diesen verfolgte man abermals sieben Tage und kam dann in das Reich des Großsultans der Schilluk des Sobat, die sich selbst Bondschiak nennen. Der Wohnsitz dieses schwarzen Gebieters lag binnenwärts (wahrscheinlich am linken Ufer), und dorthin brachen beide Italiener mit 15 bewaffneten Sklaven am 17 Febr. auf. Am zweiten Tage begegnete man jedoch einem Hirtenstamm der Berri, Bari oder Adschuba-Neger,[2] bei denen man keine Zähne fand, obgleich die Berri geschickte Elephantenjäger sind. Ihre Frauen suchen sich auf ungeheuerliche Weise zu verschönern. Sie durchschneiden sich die Unterlippe und stecken in den Spalt ein Stück Elfenbein, welches so lang ist wie der Mund. Die Lippe hängt dann so weit vor daß die Gesichter große Aehnlichkeit mit Kamelphysiognomien bekommen, zum Ueberfluß läuft auch noch aus der zweiten künstlichen Mundöffnung beständig der Speichel, oder, wenn sie trinken, das Wasser heraus. Auf diese Art suchen sie ihre Reize in den Augen der Männer zu steigern, welche wiederum die Galanterie ihrer Frauen damit erwiedern daß sie sich einen Zahn ausbrechen. Die Weiber bedecken sich vorn und hinten durch zwei Schürzchen, die Männer aber werfen ein Thierfell um. Auf dem Kopf dagegen tragen sie eine Mütze reich mit Muscheln, bisweilen auch mit einem Roßschweif verziert. „Ich bin nicht in ihre Berge vorgedrungen, setzt der Reisende hinzu, weil man mir sagte daß ich dorthin vom Landungsplatz des Fahrzeuges viel näher haben würde." Man kehrte also dorthin zurück, und Terranuova gieng mit der kleinen Barke, die an der Leine gezogen wurde, den Sobat abermals aufwärts. Nach zwei Tagen erreichte man das Gebiet eines „Sultans," der einige Zähne verkaufte, aber nicht zu bewegen war einen Führer nach den Gebirgen der Berri zu geben. Man zog also abermals das Boot aufwärts bis man an eine Stelle kam wo der Strom mit Kraut derartig überwachsen war daß man nicht vorwärts kommen konnte. Einer der Schiffsleute, welcher zu einer Rundschau den Mast der Barke erkletterte, glaubte in der Ferne Wald zu entdecken. In der angegebenen Richtung machte sich unser Abenteurer mit etlichen Begleitern auf. Als er aber weder am ersten noch am zweiten Abend einen Wald erreichte, sah er wohl ein daß sich der Matrose durch eine Luftspiegelung habe täuschen lassen, und kehrte deßhalb nach seiner Barke und mit dieser auf dem Fluß zu dem größeren Fahrzeug unter del Bono zurück.

Nach zweitägiger Rast machte er sich mit 15 Bewaffneten zum zweitenmal auf den Weg zum Großsultan der Schilluk, und erreichte seine Residenz am dritten Tage. Der hohe Herr bewirthete seine Gäste mit süßer und saurer Milch, sowie mit einem stark berauschenden Getränk, welches aus einer Getreide-Art bereitet wird, gleichzeitig ertheilte er den Fremdlingen die Erlaubniß, wenn etwa nächtlich die Eingebornen ihr Lager umschleichen sollten, nur herzhaft auf sie zu schießen. Am nächsten Morgen machte der Sultan seinen Gegenbesuch. Seine Unterthanen hatten vorher den Weg, den er einschlug, mit Kuhmist bedeckt und darüber Thierfelle gebreitet, damit der Fuß des Herrschers gleichsam nur über Polster schritte. Der vornehme Mann war noch jung, gut gewachsen, erschien aber völlig unbekleidet, wenn man den Glasperlenschmuck, der ihm vom Hals bis auf die Brust, ja bis auf die Schenkel fiel, und den Kopfputz aus Glasperlen und Muscheln verfertigt, und mit einem Straußenfederbusch verziert, nicht gelten lassen will. Zwei seiner Kammerherren hielten die Beine des Schemels fest auf welchem der Sultan sich niedergelassen, der seine Füße auf die Schenkel zweier anderen vor ihm liegenden Personen setzte, während zwei andere Kammerherren links und rechts aufpassen mußten daß sie den Schleim welchen Se. Maj. auswarf mit der Hand auffiengen[1] um das Aufgefangene sogleich wie Pomade auf ihren Wollhäuptern zu verreiben. Versah es einer der Herren das Projectil im Flug zu erhaschen, so gerieth Se. Maj. in hohen Zorn und spie dem Ungeschickten ins Gesicht. Der Besuch des huldreichen Monarchen wiederholte sich am nächsten Morgen. Als Geschenk brachte er einen Zahn der 105 Rotoli wog, wofür man ihm eine Hanswurstkappe benäht mit Glasknöpfen und zwei Lämmerglöckchen gab. Man fügte zu diesem passenden Andenken noch einen kleinen Spiegel hinzu, dessen Gebrauch der Monarch erst nach längerem Studium zu fassen schien. Sonst aber wurden für den einzigen großen Zahn noch um 50 Thaler Geschenke vertheilt. Das Elfenbein wird nämlich nach der Güte bezahlt, und je schwerer ein Zahn wiegt, desto edler ist das Elfenbein. Ein Zahn der nicht sieben Rotoli wiegt, wird mit je drei Frcs. das Rotolo bezahlt, einer der über sieben und unter 15 Rotoli wiegt, mit $4\frac{1}{2}$ Frcs. das Rotolo, Zähne über 15 Rotoli aber mit $7\frac{1}{2}$ Frcs. das Rotolo, so daß also jener einzige Zahn gegen 800 Frcs werth war. „Man sieht, gesteht unser Abenteurer, daß hier ungeheure Gewinne zu erzielen sind, wir mußten aber auch viele Ausgaben bestreiten, die sich für uns Anfänger auf die enorme Summe von 300 Thalern im Monat beliefen." Gern hätte man nun dort wo man die Fahrzeuge gelassen ein Fort gebaut und den ergiebigen Handel sicher und bequem fortgesetzt, allein der Sultan verweigerte seine Erlaubniß, und seine Unterthanen waren deßhalb nicht zu bewegen den Elfenbeinhändlern das erforderliche Bauholz zu liefern. Man gab daher

[1] Es heißt in unserer Quelle qui se dirigeait vers l'ouest, das kann sowohl heißen: der von Ost nach Westen floß, als auch: der sich nach Westen hin verzweigte. Offenbar ist der Verfasser absichtlich dunkel in seinen Angaben um nicht die Geheimnisse des Elfenbeinhandels auszuplaudern, im Fall sein Brief in unechte Hände geriethe.

[2] Die Bari- oder Berri-Neger waren der letzte Negerstamm den die große Nilexpedition unter Mehemed Ali am und jenseits des fünften nördlichen Breitegrades erreichte, und die nach Capitän Speke's Forschungen im Norden des großen Ukerewe-Sees wohnen sollen. Der Stamm scheint sich also zwischen dem weißen Nil und dem Sobat auszubreiten.

[1] Bei den Incas von Peru genoß die erste und natürlich die schönste der Hofdamen die Ehre daß der Sohn der Sonne nur in ihre Hand spie.

den Plan auf und suchte einen anderen Ankerplatz im Fluß, der einen natürlichen Schutz verlieh. Obgleich jetzt der April begonnen hatte, war das Fahrwasser doch noch immer so seicht, daß man die Boote nur von 60 Männern an der Leine weiter schleppen lassen konnte.

Später bemerkt der Verfasser, die Regenzeit trete gewöhnlich Anfangs April ein, eine wichtige Neuigkeit, da am obern weißen Nil die großen Regen etwas früher, und jenseits des Aequators bei den großen Binnenseen Ostafrika's, die Speke entdeckt hat, die Regenzeit im Februar schon beginnt. Die Regenzeit rückt also vorwärts mit dem Stand der Sonne, wie überall unter den Tropen, während man in Afrika noch immer eine Störung der meteorologischen Ordnung befürchtet hatte. Die Neger am Fluß wurden den Elfenbeinhändlern immer lästiger und feindlicher, obgleich man ihnen Proben von der großen Tragweite und Sicherheit der Feuergewehre zu geben nicht versäumt hatte. Da nun die Regenzeit selbst im Juni noch ausblieb, und die Fahrzeuge, obgleich man ihnen durch einen künstlichen Damm etwas mehr Wasser gegeben hatte, auf dem Grunde festsaßen, so schien dieser hülflose Zustand die umwohnenden Neger zu einem Angriff gegen die Barken verführt zu haben. Am 11 Juni bekamen etliche Sklaven der Elfenbeinhändler mit einem Schwarzen aus dem Clan der Nicana, welcher dem Bruder des Sultans der Bondschiak gehorcht, über einen Tauschhandel Streit, und sie begiengen die Unvorsichtigkeit einen blinden Schuß gegen ihn abzufeuern, während eine alte Klugheitsregel will daß man Wilden gegenüber lieber gar nicht als zur bloßen Drohung von den Feuerwaffen Gebrauch machen soll. Der Nicana war heimgekehrt, und hatte glorreich erzählt daß die „Türken" (worunter die Nilneger die Europäer verstehen) nur Waffen hätten die knallten, aber nicht tödteten. Ermuthigt durch diese Botschaft führten am 26 Juni Morgens die Nicana einen Ueberfall aus, der beinahe gelungen wäre. Sie überrumpelten den Lagerplatz am Ufer vollständig, und ihre Pfeile fielen bereits in die Barken, als die beiden Europäer zu den Waffen griffen. So wie aber ein paar Neger von Kugeln getroffen am Boden lagen, stob das ganze Heer auseinander, und diese Züchtigung that solche Wunder, daß ein benachbarter Häuptling der Bondschiak, welcher noch Tags zuvor die Fremdlinge mit Krieg und Tod bedroht hatte, von freien Stücken einen Büffel überbrachte.

Am 30 August endlich konnte man aufbrechen, und am 18 Sept. erreichte man „die Mündung dieses verwünschten Canals, der ihnen so viel Beschwerden und Kosten verursacht hatte." Gleich am nächsten Tag brach Terranuova mit 10 Sklaven nach dem Stamm der Aguiba oder Adschuba auf. Da er früher gesagt hatte daß die Berri-Neger auch Adschuba heißen, so müssen wir den Schauplatz seiner Wanderungen wieder am linken Ufer des Sobat suchen. Bis zum 26 Sept. zog er umher in einer völligen Wildniß, wo er nur ein einzigesmal auf etliche Hütten stieß, deren Bewohner aber vor den Fremden geflohen waren. Ermüdet und von Hunger gequält erreichte man endlich einen Fluß, und auf diesem Fluß traf man wieder die Barke, in welcher Del Bono aufwärts gesegelt war. Hier schließt der Verfasser sein Tagebuch mit dem Datum, „auf dem Flusse Aggiuba October 1855." Einen solchen Fluß kennen unsere Karten nicht, doch heißt der Sobat im obern Lauf Godscheb, und von Godscheb zu Adschuba ist kein allzugroßer Unterschied. Würde der Sicilianer etwas genauer die von ihm besuchten Räume beschrieben haben, und ihre Lage besser ahnen lassen, so hätte sein Tagebuch einen hohen geographischen Werth; aber auch ohne diese Beigabe erhalten wir ein deutliches und aufrichtiges Bild von dem rohen und blutigen Gewerbe des Elfenbeinhandels, von dem Mißbrauch unserer Waffen kindischen Negern gegenüber, und von den Mühsalen und Gefahren europäischer Abenteurer in den entlegensten und fast gänzlich unbekannten Räumen Afrika's.

Aufzeichnungen über einige Eigenthümlichkeiten der Sprache der Chippeway-Indianer.

(Von J. G. Kohl.)

Ich kenne keine vortrefflicheren Untersuchungen über den Geist und eigenthümlichen Bau der Indianer-Sprachen Nord-Amerika's als diejenigen welche unser intelligenter und scharfsinniger Landsmann, der Herrenhuter Heckewelder, am Ende des vorigen Jahrhunderts angestellt und in seinen nicht genug bekannten Werken publicirt hat. Seine Erörterungen über diesen Gegenstand sind ebenso umsichtig als vorsichtig. Er verstand mehrere Indianer-Sprachen gründlich, und kannte die Indianer selbst und ihr Naturell aus einem langjährigen persönlichen Umgange. Seine Sprachforschungen waren daher immer von sehr treffenden psychologischen und ethnographischen Beobachtungen unterstützt, und mit seinen etymologischen und grammatischen Untersuchungen giengen immer Darstellungen der Sitten, der Denk- und Handlungsweise und der häuslichen Einrichtungen der Indianer parallel.

Wäre das Feld nicht so groß, oder hätte Heckewelder viele ihm ähnliche Nachfolger gehabt, so könnte man füglich über den Gegenstand schweigen. Wie die Sachen aber stehen, kann heutiges Tages noch jeder Reisende sich für berufen halten eine Nachlese nach seiner Art zu liefern und Beiträge heranzuschaffen. Ich will hier einige sehr wenige und vielleicht nicht bedeutende Aufzeichnungen über einige charakteristische Eigenthümlichkeiten der Sprache eines amerikanischen Volksstammes mittheilen, die ich auf einer Reise in jenen Gegenden machte, und von denen ich wenigstens gewiß bin daß ich sie sonstwo noch nicht mitgetheilt oder publicirt gesehen habe. Sie betreffen zwar nur einen amerikanischen Volksstamm, den der sogenannten Chippeways oder Odjibbeways. Aber bekanntlich ist in der Denkweise und dem Sprachbau aller nordamerikanischen Indianer so viel ähnliches, daß die Beobachtungen die man bei einem Stamm gemacht hat auch auf viele andere, wo nicht mehr oder weniger fast auf alle, eine Anwendung leiden.

Doch ist das wenige was ich zu geben habe, vielleicht kaum einer so langen Einleitung werth, und ich gehe daher schnell zur Sache.

1. Recht bemerkenswerth ist der Unterschied welchen die Chippeways und überhaupt alle Indianer in manchen Punkten zwischen der Sprache der Männer und der der Weiber machen. Auch bei uns freilich weicht wohl die Ausdrucksweise der Damen etwas von der der Herren ab. Wir erlauben dem Mann manchen Kraftausdruck den wir im Mund eines zarten Weibes unerträglich finden. Die Sprache der Indianer

geht darin aber noch viel weiter als wir. Sie verbietet den Frauen nicht nur das Zukräftige oder Unschickliche, sondern sie gibt ihnen auch scheinbar ganz willkürlich und ohne weiteren Grund in gewissen Fällen besondere Ausdrücke, und reservirt den Männern für dieselben Fälle andere Wörter. So haben die Frauen ganz andere Interjectionen als die Männer. Der Ausdruck der Bewunderung und Freude z. B. ist bei den Männern der Odjibbeways „Tiwé!" bei den Frauen dagegen „Nia!" Der Unterschied soll so scharf seyn, daß es der lächerlichste Mißgriff für eine entzückte Frau seyn würde wenn sie in den den Männern bestimmten Ausdruck für diese Seelenbewegung ausbrechen und, statt „Nia," „Tiwe" rufen wollte. Und umgekehrt würde ein erstaunter Mann, wenn er sich des weiblichen Verwunderungsrufs „Nia" bediente, aller Augen wie ein Verrückter auf sich ziehen.

2. Wir Europäer haben für viele Vorfälle und Verrichtungen im Leben der Thiere andere Ausdrücke als für dieselben Vorfälle und Verrichtungen im Leben der Menschen. Wir lassen z. B. die Thiere „fressen" oder „saufen," während die Menschen bei uns „essen," „speisen" und „trinken." Während die Thiere bei uns „krepiren" oder „absteben," haben die Menschen das Privilegium zu „sterben" oder zu „verscheiden."

Die Sprache der Indianer macht diese Unterschiede nicht. Sie behandelt vielmehr Mensch und Vieh auf gleichem Fuß. Ein Hund „speist" bei ihnen wie ein Indianer selbst, und die altgewordenen Pferde „verscheiden" nicht anders als die altgewordenen Indianer. Ebenso haben sie auch keine besonderen Ausdrücke für das Zurweltkommen der Thiere, wie unser „werfen," „kalben," „fohlen" ꝛc. erfunden. Die Thiere „gebären" wie der Mensch. Endlich haben sie auch keine besonderen Namen für die Geschlechter der Thiere gebildet, keine Worte die unserem „Hengst," „Stute," „Bock," „Kuh" ꝛc. entsprechen. Sie unterscheiden die Geschlechter bei den Thieren wie bei den Menschen mit „Mann" und „Weib," und nennen z. B. eine Stute „ein Weib-Pferd," einen Hengst „ein Mann-Pferd." Dieß alles deutet wohl bestimmt genug darauf hin daß die Indianer, wie man schon oft bemerkt hat, alle lebenden Wesen der Schöpfung als Mitglieder einer und derselben Familie betrachten. Sie mögen darin allerdings zu weit gehen. Auf der andern Seite aber verfahren dafür die Engländer wieder sehr unchristlich mit den armen Indianern, die sie fast aus der Familie der Menschheit auszustoßen scheinen, indem sie z. B. im höchsten Grad aristokratisch ihre eigenen (englischen) Kinder zwar „Children" oder „Babies" nennen, die der Indianer dagegen „Pappooses," ihre eigenen Frauen „Wives," die der Indianer dagegen „Squaws" — Namen die ungefähr nach denselben Rücksichten in Schwang gekommen zu seyn scheinen, nach welchen die Namen „Lamm" oder „Schaf," oder „Fohlen" oder „Stute" erfunden wurden.

3. Unsere Bauern, Hirten und Jäger haben bekanntlich zuweilen besondere Namen für besondere Altersstufen gewisser Thiere. Sie nennen z. B. ein einjähriges Vieh, „ein Kalb," ein zweijähriges, „ein junges Rind," ein dreijähriges, „eine Kuh," ein einjähriges Wildschwein, „einen Frischling" ꝛc. Etwas ähnliches gibt es bei den Indianern, nur daß sie mit dieser Methode noch viel weiter vorgehen als wir. Bei manchen Thieren haben sie fast für jede mögliche Altersstufe einen eigenen Namen ausgeprägt. In der Chippeway-Sprache z. B. heißt ein Biber im allgemeinen Amik. Namentlich aber wird so der ausgewachsene volljährige Biber genannt. Ein junger noch nicht ausgewachsener Biber heißt im allgemeinen „Amikongs;" dann aber wird wieder unterschieden: der einjährige Biber = „Awenische," der zweijährige Biber „Abojawe," der dreijährige Biber „Bakemik." Auch bei einigen anderen ihrer vornehmsten Jagd- und Pelzthiere, wie z. B. beim Bären oder beim Elenthier soll etwas ähnliches der Fall seyn.

4. Nach dem was Kenner mir versichert haben, soll es ganz zum Erstaunen seyn wie reich die indianischen Sprachen an Ausdrücken für alle selbst die kleinsten Organe im Körperbau der Thiere sind. Beim Reh z. B. soll nicht nur jeder bedeutende Körpertheil, sondern sozusagen jedes Glied und Knöchelchen seinen Eigennamen haben; auch bei dem Bären soll dieß der Fall seyn. Und dabei ist wohl zu bemerken daß jedes Thier seine ganz besondere Terminologie hat. Unsere Anatomen machen sich die Sache sehr leicht. „Ein Schlüsselbein" oder „ein Vorderschenkel" heißt bei ihnen immer so, mag es von dem Skelett eines Pferdes oder dem eines Hirsches seyn. Ganz anders die indianischen Osteologen; sie geben dem Schulterblatt des Bären einen ganz eigenen Namen, und dem des Rehs wieder einen eigenen. Ihr Name für das „Maul" oder die „Schnauze" des Hundes ist so verschieden von dem für dasselbe Organ beim Hasen, als wäre das eine aus dem Französischen und das andere aus dem Hebräischen abgeleitet. Unsere Jäger haben bekanntlich auch Versuche zu solchen feinen Unterscheidungen und Definitionen gemacht; doch könnten sie in diesen, wie freilich auch in anderen Beziehungen, bei den Indianern in die Schule gehen.

5. Viele Namen welche die Indianer für Thiere erfunden haben, zeugen von einer sehr aufmerksamen Beobachtung der Bewegungen und Manieren der Thiere; manche ihrer Thiernamen sind onomatopoetischer Natur, indem sie darin das eigenthümliche Geschrei der Thiere nachahmen. So nennen sie z. B. die Nachteule „Kukuku," welches ein wenig an unser deutsches Wort „Uhu" oder „Schuhu" erinnert. Für die von den Europäern in Amerika eingeführten neuen Thiere haben sie manchmal Bezeichnungen erfunden die ihrem Scharfsinn in der That alle Ehre machen. So z. B. nennen die Chippeways das Pferd „Bebe-jigo-gandschi," welches so viel bedeutet als „das Thier mit einem ungespaltenen Huf," „ein Einhufer." Bekanntlich haben auch unsere Naturforscher für die eine Classe von Thieren, denen das Pferd angehört, kein charakteristischeres Merkmal auffinden können, als den Umstand daß sie nur einen Fußnagel haben, und sind daher auf dieselbe Benennung wie die Indianer verfallen. Den Indianern mochte zwar der nicht gespaltene Fuß des Pferdes um so auffallender seyn, da sie unter den ihrem Land eigenthümlichen wilden Thieren gar keine anderen als Zweihufer hatten. Manchen der von Europa gekommenen Thiere haben sie ihre europäischen und zwar in Canada die französischen Namen gelassen; freilich aber sich dann diese Namen etwas mundgerecht gemacht. So nennen die Chippeways z. B. das Schwein „Kolosch," welches offenbar eine Nachahmung des französischen „cochon" ist.

6. Die Indianer haben überhaupt manche europäische, die canadischen Indianer französische Worte bei sich aufgenommen, obgleich man sie in der indianischen Vermummung nicht sogleich wieder erkennt, weil sie gewisse französische Laute gar nicht aussprechen können, und dafür andere Laute setzen die ihnen verwandt scheinen. So fehlt ihnen z. B. die Liquida „L," und sie setzen statt derselben das verwandte „N." Aus dem französischen „Louis" wird daher z. B. in ihrem Mund „Noi." Auch das „R" vertauschen sie, wenigstens die weitverbreiteten Chippeways oder Algonquins mit „N," und aus dem französischen „rat" (Ratze), wird daher „Na." Da sie auch das „F" nicht aussprechen können und dasselbe immer mit „p" vertauschen, so sagt ein Indianer, wenn man ihn das französische „farine" (Mehl)

ausſprechen läßt, „pania.“ Wenn in einem Doppelconſonant zwei unausſprechbare Laute zuſammenkommen, wird dann die Schz wei teit doppelt groß, und da helfen ſie ſich noch überdieß durch die Einſchiebung eines Vocals. So ſtellt ſich denn z. B. das franzöſiſche Wort „François“ in dem Mund eines Indianers als „Penangse“ dar, welches wunderbar genug — nach dem was ich gehört habe — dem Verfahren der Chineſen mit demſelben Namen ſo ziemlich nahe kommt.

7. Einer der merkwürdigſten Unterſchiede den der Sprach-Genius der Indianer macht, iſt der zwiſchen belebten und unbelebten Dingen, ein Claſſificiren aller Weſen und Dinge in belebte und unbelebte Objecte. Andere Sprachen thun dieß zwar auch, doch hat dieſe Claſſificirung bei den indianiſchen Sprachen viel weitergreifende Folgen, nicht wie bei uns bloß einen Einfluß auf Geſchlecht und auf die Endungen des Artikels und Beiworts. Was ſie als belebt oder unbelebt betrachten, ſcheint ihnen ſo ganz abſonderlicher, ſo gänzlich verſchiedener Natur, daß es gewiſſermaßen eine ganz aparte Sprache, ganz verſchiedene Ausdrucksweiſe für ſich bedingt. Gewiſſe Worte, Verba ſowohl als Adverbia und Adjectiva, laſſen ſich bloß mit belebten, gewiſſe andere bloß mit unbelebten Objecten verbinden. Es iſt damit ähnlich wie mit dem was ich oben von der Reſervirung gewiſſer Worte für die Frauen und anderer für die Männer ſagte. So iſt z. B. etwas belebtes eſſen, etwa ein Reh, in den Augen des Indianers eine ganz andere Action als etwas unbelebtes genießen, z. B. einen Apfel. Für das erſtere hat der Chippeway das Verbum: „nind amwá,“ d. h. ich eſſe Fleiſch oder Fiſch, oder auch ſonſt etwas was als belebt betrachtet wird. Für das zweite dagegen: „nind mijin,“ d. h. ich eſſe Obſt, oder ſonſt etwas unbelebtes. Natürlich haben ſie daneben dann auch noch einen allgemeinen Ausdruck, der auf die Beſchaffenheit des genoſſenen Gegenſtandes gar nicht anſpielt: „Nind ouisim,“ was ſo viel heißt als unſer deutſches „genießen.“ Ein anderes Beiſpiel dieſer Art möge der Ausdruck für „ſchießen“ abgeben. Sie haben erſtlich einen Ausdruck für „ſchießen“ im allgemeinen, wobei die freilich wieder ganz beſondern Worte für „ſchießen mit der Flinte,“ „ſchießen mit dem Pfeil“ ꝛc. erfunden ſind. Alsdann haben ſie einen andern Ausdruck für: „auf ein Thier ſchießen,“ während das „Schießen auf einen Stein“ oder auf eine todte Zielſcheibe wieder durch ein anderes Wort ausgedrückt wird. Wenn man das Wort für „belebtes Schießen“ auf unbelebte Dinge anwenden wollte, ſo klänge dieß in den Ohren eines Indianers eben ſo unbegreiflich als wenn z. B. ein deutſcher Schütze, ſtatt: „ich habe auf ein Stück Holz geſchoſſen,“ ſagen wollte: „ich habe ein Stück Holz erlegt.“

8. Von den in der That unbelebten Dingen erſcheinen den Indianern viele als belebt, und auszumachen was ſie als belebt betrachten iſt ein noch viel weitläuſtigeres Studium als die capriciöſen Regeln über die lateiniſchen Neutra, Masculina und Feminina. Bei manchen Gegenſtänden kann man freilich leicht den Grund der indianiſchen Anſchauungsweiſe errathen. So wird z. B. die Flinte der Europäer als ein lebendiges Weſen betrachtet, vermuthlich weil ſie mit Donnerſtimme redet, und Feuer und Flamme ſpeit wie ein Drache. Eben ſo gehört auch der Tabak in die Claſſe der lebendigen Dinge, wohl weniger weil er in der Pfeife glühend und in Rauchwolken verſchwimmend und ſich fortbewegend erſcheint — denn dieß würde auch auf jedes brennende Stück Holz paſſen — als weil er bei den Indianern gewiſſermaßen etwas heiliges iſt. Dabei iſt denn noch das eigenthümliche daß auch alles was zum Tabak gehört, ebenſo wie er ſelbſt, lebendig gedacht wird. „Tabakspfeife,“ „Tabaksbeutel,“ „Pfeifenkopf,“ „Pfeifenſtiel,“ denn ſie werden alle als von dem Geiſt und Leben des Tabaks durchdrungen und beſeelt angeſehen. Und man darf mit einem „Pfeifenſtiel“ alle die Verba und Adjectiva und Beiworte in Verbindung ſetzen die man z. B. bei einer „Schlange“ oder einem „Reh“ anzuwenden pflegt.

Auch gewiſſe Geräthſchaften und Dinge ſind „belebt,“ vermuthlich weil ihr Zweck Bewegung iſt, und weil ſie immer als in Bewegung ſeyend gedacht werden, ſo z. B. „der Wagen,“ „der Schlitten,“ eine „Sägemühle,“ eine „Uhr“ ꝛc. Von dem rollenden Donner und Blitz verſteht ſich dieß wohl von ſelbſt, und ebenſo von den erhabenen und als Gottheiten verehrten „Sonne,“ „Mond“ und „Sternen.“

Hohe Verehrung und große Nützlichkeit ſcheinen auch in den Augen des Indianers Belebung zu geben. So z. B. erblickt er in dem vielbegehrten Gold und Silber, das ſo ſchön blinkt und der nervus rerum iſt, belebte Weſen. Auch das „Getreide“ und „Brod“ ſetzt er den Thieren und Geiſtern gleich.

In vielen Fällen aber ſage ich, kann man gar keine Gründe, die den Indianer bei ſeinem Urtheil über Leben und Nichtleben geleitet haben mögen, errathen, und ſeine Entſcheidungen ſcheinen zuweilen ganz capriciös und willkürlich geweſen zu ſeyn. Dieß iſt z. B. oft in dem Capitel der Pflanzen, Kräuter und Beeren des Waldes und der Flur der Fall. Bei den Chippeways gilt z. B. die Erdbeere für belebt, die Himbeere für unbelebt. Ebenſo iſt die Bohne belebt, die Erbſe aber unbelebt. So willkürlich ſolche Beſtimmungen zu ſeyn ſcheinen, ſo iſt doch die Sprache auch der Indianer eine ſo herrſchſüchtige Tyrannin, daß ſie den der gegen ihre launenhaften Regeln verſtößt, wie einen lächerlichen Sünder verdammt.

9. Bekanntlich iſt die große Fähigkeit Compoſita aller Art zu bilden eine der außerordentlichſten Charakter-Eigenthümlichkeiten der amerikaniſchen Sprachen, und man hat von dieſer Eigenthümlichkeit den generiſchen Claſſen-Namen dieſer Sprachen hergenommen. Sie können mit dem Verbum nicht nur eins, ſondern mehrere Adverbia zu einem Wort zuſammenſchmelzen. Ebenſo können ſie eine Menge Subſtantiva und Adjectiva zu einem Subſtantivum zuſammenſetzen, und ſo in demſelben Worte die verſchiedenartigſten Nebenbegriffe und Nüancirungen der Grundidee zuſammenfaſſen. Wenn wir Deutſchen eine Compoſitum bilden, ſo ſetzen wir gewöhnlich ſämmtliche Elemente aus denen es gebildet werden ſoll unverändert neben einander, z. B. bilden wir durch Nebeneinanderſetzung aus den Elementen: „Staat,“ „Ober“ und „Haupt“ das Wort „Staats-Ober-Haupt.“ Wir können mit dieſer Art von Componirungsweiſe daher nicht weit gehen, denn wir kommen ſehr bald zu allzu langen und unbehülflichen Worten. Die Indianer dagegen verfahren gewiſſermaßen wie ein Maler, der aus einer Menge von Farben ein Tüpfelchen nimmt und daraus eine neue Farben-Nuance bildet. Sie geſtatten es ſich aus jedem der zuſammenzuſetzenden Worte nur eine Sylbe, ja nur einen charakteriſtiſchen Buchſtaben zu nehmen, und aus ihm das neue Wort zuſammen zu kleben. Aus den einfachen Worten aus denen das Compoſitum: „Ober-Criminal-Gerichts-Aſſeſſor“ beſteht, würden ſie z. B. etwa nur die Hauptbuchſtaben und Sylben „O“ „kri“ „richt“ ꝛc. herausſchneiden, und daraus etwa ein Compoſitum wie dieſes bilden: „Okririchtaſſeſſor.“ Auf dieſe Weiſe können ſie natürlich viel mehr Subſtantiva in ein Wort verpacken als wir. Dasſelbe können ſie mit Verben und Adverbien und

allen Beisätzen thun welche Zeit, Ort und Weise der Handlung näher bestimmen. Die Phrase: „ich schalt ihn mit zornigen Worten," verschmilzt ein Indianer sehr leicht zu dem einen Worte: „ich zornwortschalt ihn." Aber freilich gehen die Indianer damit noch viel weiter als man es durch deutsche Beispiele deutlich machen kann. Ein großer Kenner der Chippeway-Sprache, der selbst ein Lexikon und eine Grammatik dieser Sprache geschrieben hatte, dictirte mir das Chippeway-Wort: „Debimaschinadoy," und sagte mir daß es so viel bedeute als: „Ich fürchte sehr daß alles was sie von diesem armen Burschen sagen, nur allzuwahr ist." — Er sagte mir daß alle durch diese 15 deutschen Wörter ausgedrückten Begriffsnuancen in jenem einen indianischen Worte steckten, und daß in dem Compositum auch von jedem der dasselbe ausdrückenden indianischen Wort ein oder zwei Buchstaben hineingebacken seyen. Die indianischen Composita sind daher zuweilen jenem Wunderschrank zu vergleichen in den ein geschickter Tischler ein ganzes Haus-Mobiliar zu verpacken verstanden hatte.

Wer sollte denken daß eine Sprache die eine so außerordentliche Leichtigkeit im Bilden neuer Composita zuläßt, das Element einer unsäglichen Beweglichkeit und endlosen Veränderlichkeit in sich haben müßte. Und in der That hat man auch die große Anzahl von Sprachen unter der rothhäutigen Race — zum Theil wenigstens — aus dieser Eigenthümlichkeit zu erklären versucht. Die Rothhäute, so denkt man sich die Sache etwa, hatten wie dieselben Urväter, so auch dieselbe Ursprache. Als die Race aber über den ganzen weiten Continent von Amerika ausgebreitet wurde, zerfiel diese Ursprache, in Folge der Leichtigkeit die sie in Gestaltung und Componirung neuer Worte darbot, in eine Menge kleiner Sprachen, die, obgleich sie noch alle in ihrem Bau denselben Familien-Ursprung verrathen, doch alle eine sehr verschiedene Physiognomie zur Schau tragen, und die gar nicht mehr zu gegenseitiger Verständigung gebraucht werden können.

Ist dieß die richtige Vorstellung, so sollte man glauben daß derselbe der Ursprache gegebene Impuls zum Auseinanderfallen und zu raschen Veränderungen noch jetzt wirken müsse, und daß noch heutigen Tages die Indianersprachen sich schneller umwandeln und verändern müßten, als unsere Literatursprachen. Merkwürdig ist es nun — und dieß war eigentlich die kleine Bemerkung die ich an das obige knüpfen wollte — daß dieß nicht der Fall zu seyn scheint.

In Bezug auf die Chippeway-Sprache wenigstens behaupten Kenner daß sie eine so bestimmte und feste Ausprägung habe, daß man an ihr noch gar keine durch die Mode oder durch allmähliche Wandlung eingetretene Veränderung wahrnehmen könne. „Ihre Regeln sind sehr streng," sagte mir einmal ein alter Kenner dieser Sprache, „und sie halten sehr fest daran, niemand wagt etwas daran zu ändern. Sie conserviren daher ihre Sprache so wie sie von jeher war. Die jüngsten Leute sprechen ebenso wie die ältesten, und die Sprache hat keine Antiquitäten und keine Neuerungen, die Worte etwa allein ausgenommen die sie von Franzosen und Engländern aufgenommen haben."

Da alles und jedes hier auf Erden und so auch jede Sprache der Wandlung unterworfen ist, und da Spuren solcher Wandlungen auch bei der indianischen Sprache in ihren mannichfach abgezweigten Dialekten eben so offenbar wie in den Conglomeraten der Erdrindenschichten vorliegen, so können jene Aeußerungen alter Leute und langjähriger Beobachter natürlich nur so viel bedeuten als daß allerdings diese indianischen Sprachen, bei denen wir ihren Tendenzen und Eigenthümlichkeiten nach eine *sehr schnelle* Bewegung der Mode vermuthen sollten, in der That sich *sehr langsam* umbilden. Und ist dem so, so könnte man aus der außerordentlichen Mannichfaltigkeit der innerhalb der amerikanischen Race und Sprache wirklich eingetretenen Abzweigungen auf eine ganz außerordentliche Zeitdauer, innerhalb deren diese Abzweigungen geschehen mußten, und auf ein ganz unabsehbares Alter der amerikanischen Race und Sprache schließen.

10. Obwohl, wie ich sagte, die Chippeway-Sprache der Liquiden „r" und „l" entbehrt, so gilt sie doch als eine sehr wohltönende, gewandte und schlanke Sprache. Sie ist ohne die rauhen Gutturalen die ihre Nachbarin, die Sprache der Winnebago-Indianer, so hart, mißtönend und unbeliebt macht. Sie ist daher unter Europäern wie unter Indianern fast eben so beliebt wie das Französische bei uns, und verdankt ihren Vorzügen eine sehr weite Verbreitung in Nordamerika. Viele Indianer fremden Stammes verstehen und gebrauchen unter Umständen auch das Chippeway außer ihrer eigenen Sprache. Canadische Franzosen haben mir sogar zuweilen versichert daß sie das Chippeway leichter erlernt hätten als das Englische.

11. Wie das Chippeway selbst nur ein Zweig eines größern nordamerikanischen Sprachstammes, nämlich der sogenannten algonkin'schen Sprachen ist, die in der Breite oder Zone Canada's vom atlantischen Ocean bis zu den Rocky-Mountains gehen, so hat es auch in sich selbst wieder verschiedene Nüancen und Dialekte. Die Leute sprachen mir zuweilen von „dem reinsten Chippeway," und sagten mir daß es in einigen Gegenden besser gesprochen werde als in andern, und in gewissen Landespartien ganz classisch. Wo aber diese reine, classische Centralgegend des Chippeway-Sprachgebiets eigentlich sey, habe ich nicht genau erfahren können. In den westlichen Partien des Oberen Sees, das meinten alle, sey das Chippeway sehr stark mit der Sprache des großen westlichen Stammes der Sioux gemischt. Viele wiesen mir auf die östlichen Partien des Oberen Sees als den Sitz des besten Chippeway hin, und die Leute am sogenannten Sault de St. Marie meinten geradezu daß sie entschieden für das Chippeway-Land das seyen was Hannover und Celle für Deutschland. Manche Europäer dagegen sagten mir daß dieses chippewayische Celle in der Mitte zwischen dem Oberen See und der Hudsons-Bay, in der Gegend des sogenannten „Lac du Sel," gesucht werden müsse. Fragt man die Leute selbst, so findet sich daß im Grunde genommen jeder kleine Stamm oder jedes kleine Fischerdorf seinen Jargon für die wohllautendste und richtigste Sprache hält, so wie auch jeder die beseligende Ueberzeugung hat daß sein „Totem" oder Familiengeschlecht der reinste und beste Adel auf der Welt sey.

Der Great Eastern.

(Aus Chambers's Journal.)

Da unsere Leser wohl alle schon von diesem Riesenschiffe gehört haben, so wollen wir bei der Schilderung desselben annehmen als sey ihnen die Geschichte dieses Fahrzeugs, das in der Schiffsbaukunst keines seines Gleichen hat, nicht ganz unbekannt. Mehr oder minder wenigstens kennen wir sie alle. Wir wissen z. B. — oder wenn wir es nicht wissen, müssen wir uns von der Lesewelt ziemlich abseits gehalten haben — daß der Plan zu diesem Großen Schiff vor sechs Jahren gefaßt wurde, daß er von Brunel herrührt, und auf der Basis ruht dem Schiff einen solchen Raum zu geben daß es im Stand ist eine für die Reise nach und von Australien ausreichende Kohlenmasse einzunehmen. Wir wissen ferner daß Hr. Scott Russell das Schiff baute, indem er sein eigenes Princip der Wellenlinie für die Gestalt, und Robert Stephensons Cellenprincip für den Bau desselben annahm; daß das Schiff nur langsam, unter großen Finanzverlegenheiten, seiner Vollendung zuschritt; daß das Stapellassen für sich selbst eine ganze Geschichte bildet; daß die Gesellschaft endlich unter dem Gewicht pecuniärer Verantwortlichkeiten zusammenbrach, und daß eine neue Gesellschaft, die ohne den Alp einer Schuld zu arbeiten begann, im letzten Frühling ein Heer von Arbeitern in das edle Schiff sandte. Einige unter uns, Zahlenverständige, können berichten daß das Oberdeck 692 Fuß lang ist; daß die größte Weite am breitesten Theil gleich ist der des Portland-Platzes in London; daß die Höhe des Rumpfs 60 Fuß beträgt; daß das Gewicht des Rumpfs allein, in Eisen, sich auf 7000 Tonnen beläuft; daß, wenn es mit allem, lebendem und todtem, für welches Brunnel es entwarf und Scott Russell es baute, beladen ist, das mächtige Fahrzeug 25,000 Tonnen wiegen wird; daß 10,000 Eisenplatten beim Bau gebraucht und mit 2,000,000 Nietnägeln befestigt wurden; daß der Rumpf überall doppelte Wände hat, mit einem Cellenraum zwischen denselben, wie die Menai-Britannia-Brücke; daß das Schiff in zehn große Verschläge oder Abtheilungen abgesondert ist, jede vollkommen wasserdicht und von den andern unabhängig; daß mehrere dieser Abtheilungen je ein großes und vollständiges Hôtel haben, mit Sälen, Speisezimmern, Küchen, Vorrathskammern und Spülbänken, und daß es nur eine Frage der Zimmermannsarbeit ist um diese Hôtels für die Erfordernisse von 4000 Reisenden herzurichten, d. h. um eine Gemeinde gleich der Bevölkerung einer kleinen Stadt (ungerechnet Bemannung und Arbeitsstab von 400 Köpfen) während der ganzen für eine Reise nach Australien erforderlichen Zeit beköstigen und wohnlich unterbringen zu können. Andere von uns, die sich für Stempel und Cylinder, Schrauben und Ruder interessiren, können sagen daß das schwimmende Ungethüm durch die Verbindung von Schraube, Ruder und Segel in Bewegung gesetzt wird; daß die Rudermaschinen mächtige, 74 Zoll im Durchmesser haltende Cylinder haben, mit 14 Fuß Ruderschlag; daß die Ruderräder größer sind als die Arena in Astley's; daß der Schrauben-Propeller 24 Fuß im Durchmesser besitzt, und mittelst eines Ungeheuer-Schafts von 160 Fuß Länge in Thätigkeit gesetzt wird; daß die Maschinen für die Schraube Cylinder haben von 84 Zoll im Durchmesser; daß jeder dieser Cylinder in einem Guß aus 34 Tonnen geschmolzenen Metalls verfertigt ist, und daß alle diese Maschinen zusammen viele Tausende von Pferdekräften verbrauchen werden.

Mag jedoch der Besucher dieses Schiffs in Ziffern bewandert seyn oder nicht, er wird, wenn er oben herumschreitet oder sich in das Schiff selbst hineinbegibt, bald für alle bestimmten Größen unzugänglich seyn: eine Art wirrer Verwunderung läßt jede genaue Berechnung in den Hintergrund treten. Wenn er an der Seite des Schiffs hinaufsteigt, und eines der Decks betritt, so sieht er um sich herum ein Labyrinth von Sälen, Cajüten und Gängen, durch welche er ohne einen Führer kaum seinen Weg zu finden vermag, und dann erreicht er den Salon, das magnus opus decorativer Tapezierarbeit. Nach dem Grundsatz der Schulknaben, den süßesten Apfel stets bis zuletzt aufzubewahren, würden wir diesen Salon, als den Glanzpunkt alles andern im Schiff, gern ebenfalls zuletzt besuchen, um uns von der Hitze und dem Oelgeruch der Maschinenräume zu erholen. Aber nein; wir könnten einen solchen Platz nicht mit beschmutzten Händen und unsaubern Gewändern betreten! Es wäre eine Entheiligung. Dieser Salon ist die Cajüte erster Classe, oder vielmehr der Gesellschaftssaal der Cajüte erster Classe. Er ist das beste Zimmer für die bestzahlenden Reisenden, und einen solchen Raum haben Augen nie zuvor in einem Schiff geschaut. Die herrlichen Cunard- und Collins-Dampfer kommen ihm in geschmackvoller Ausstattung und Einrichtung nahezu gleich, aber dafür entbehren jene Dampfer der durch die Größe des Raums gebotenen Bequemlichkeiten. Das äußerste was der Erbauer eines gewöhnlichen Passagier-Dampfers bewirken kann, ist daß er seine Salons und Cajüten hoch genug macht um keine Collision zwischen den Köpfen der Leute und den Balken der Cajütendecken herbeizuführen; allein Hr. Scott Russell hat seinen Salons 14 Fuß Höhe gegeben, und zwar nicht nur denen erster, sondern auch denen zweiter Classe. Diejenigen welche die geschlossene und unangenehme Atmosphäre der Dampfersalons kennen gelernt haben, werden die Art der Erleichterung zu schätzen wissen die eine nahezu doppelte Höhe zwischen Fußboden und Decke bietet. Dieser Salon, der länger, breiter und höher ist als irgendein bis jetzt auf den Meeren schwimmender Salon, und der selbst auf dem Lande wenige seines Gleichen hat, ist geschickten Arbeitern übergeben worden, welche keine geringere Summe als 3000 Pfd. St. für Bemalung, Vergoldung, Spiegel, Teppiche und Vorhänge verbraucht haben. Die zarten Arabesken der getofferten Decke, die Spiegel welche die massigen Schlote und Maste umgeben und verbergen, und diese mehr zu Förderungs- als zu Hemmungsmitteln der Schönheit machen, die Sammetbetten und Canapees, die üppigen Teppiche, das vergoldete Gitterwerk, die seidenen Vorhänge, die polirten Tische, die tausend kleinen Niedlichkeiten welche einem zu Gesicht kommen wenn man den Besuch mehr und mehr verlängert — alles vereinigt sich um den Salon zu einem prachtvollen, obgleich nicht allzu prunkhaften Gemach zu machen, weil seiner Geschmack schreiende Farbe und unpassende Mischungen vermieden hat. Es ist in der That in hohem Grade ein Schönheitssalon, obgleich sein Glanz für den Seekranken fast wie Spott aussieht. Allein wir vergessen: die Eingeweihten, von Hrn. Scott Russell und Capitän Harrison bis herab zu den Heizern und Cajüten-Jungen, werden eine Heimsuchung wie Seekrankheit an Bord des Großen Schiffs nicht zugeben; sie sagen, der schwimmende Palast werde auf den Wogen reiten, nicht in sie eintauchen, und es werde weniger Stampfen und weniger Rollen geben als in irgendeinem andern Schiff. Wir wollen es hoffen. (Was die Seekrankheit betrifft, so scheinen die neuesten Probefahrten diese Hoffnung, wie englische Blätter berichten, nicht ganz gerechtfertigt zu haben.)

Der Leser welcher noch nicht das Vergnügen gehabt hat (und er möge es bald haben) dieses Schiff zu besuchen, darf indeß nicht glau-

den daß alle Sorgfalt einzig nur auf den großen Salon verschwendet sey. Der Salon oder Speiseraum für die Reisenden zweiter Classe ist in seiner weiten Ausdehnung, seiner hohen Decke, den glatten polirten Mahagony-Tischen, den netten Sesseln und der passenden Ausstattung jeder Art, so freundlich daß wir halb geneigt sind ihn für comfortabler zu halten als seinen glänzenden Nachbar, und in der That ist die Ueberlegenbeit des Großen Schiffs über alle andern in der Einrichtung der zweiten Classe vielleicht augenfälliger als in der der ersten. In Folge der gewaltigen Dimensionen des Schiffs gibt es Raum genug für mehr als einen großen Salon und für mehr als einen Zweit-Classen-Salon, und überhaupt sind die Räumlichkeiten gewissermaßen so elastisch, daß die Eigenthümer im Stande sind die innern Anordnungen allen möglichen Handelszwecken anzupassen. In gleicher Weise ist für die Bequemlichkeit der Reisenden dritter Classe gesorgt; doch darf sich der Leser nicht einbilden als sey der Glanz von der Art daß der Mann mit schwacher Börse abgeschreckt werde. Ein Theil der Vorderhälfte des Schiffs, zwischen den Ruder-Rädern und dem Vordercastell, könnte leicht für mehr als tausend Reisende dritter Classe, oder Soldaten, wie's eben kommt, eingerichtet werden; es ist, wie wir oben bemerkten, bloße Zimmermannssache dieses Schiff zu einer Wohnstätte für 4000 Personen zu machen, und wir können beifügen daß dann selbst noch Raum für 5000 Tonnen Waarenladung und für 12,000 Tonnen Steinkohlen zur Speisung der Dampfkessel vorhanden wäre.

Wir müssen uns entschuldigen wenn wir etwa zu dem Glauben veranlassen das Große Schiff sey wirklich „in vollem Staat;" es ist dieß, bei unserm heutigen Besuch im Monat August, noch nicht der Fall. Und doch ist der Ausdruck nicht schlecht gewählt; denn wir können leicht sehen was es werden kann wenn es dereinst in voller Ausstattung dasteht. Gegenwärtig sind die Wände der zweiten Cajüte noch ganz weiß und kahl gelassen, bis nach dem Versuchsausflug; ein Trupp gewandter Arbeitsleute wird ihr, wenn die erste wirklich commercielle Reise unternommen werden soll, bald Form und Vollendung geben. Der gleiche Fall ist es mit der Ausstattung der Räumlichkeiten dritter Classe, für die bis jetzt ebenfalls noch nicht vorgesorgt ist; allein es herrscht überall im Schiff das was Dr. Johnson eine „Potentialität" genannt haben würde, die Befähigung in kurzer Zeit nützlich zu werden. Man kann leicht sehen wie tausend und mehr Passagiere dritter Classe auf eine Weise untergebracht werden können von der sich die nur mit den Unbequemlichkeiten im Steuerbord eines gewöhnlichen Schiffes Bekannten nie etwas hätten träumen lassen.

Wie verhält es sich aber mit den Schlafgemächern oder Schiffsbetten? Wie die Cajüten, so haben auch diese Räume, was ihre Höhe betrifft, ihres Gleichen in keinem andern Schiff aufzuweisen. Mit vollem Recht ist alles Prunkhafte hier vermieden; nichts ist zugelassen als was zur Bequemlichkeit der Inwohner gereichen kann. In einigen sind die Bettplätze an der Wand, in der gewöhnlichen Weise der Schiffsbetten; in andern sind die Bettstätten zum Zusammenfalten eingerichtet, so daß man die Cajüte bei Tag als Sitzraum benützen kann. Hübsche grüne Vorhänge, welche an Messingdräthen herablaufen, können bei Nacht um die Betten gezogen werden, und liegen bei Tag an der Wand an. Grün gepolsterte Sitze sind überall angebracht wo Raum für dieselben ist, und überall sind Vorrichtungen getroffen zum Weglegen oder Aufhängen der Siebensachen die ein Reisender stets gern bei der Hand hat. Die Durchgänge und Corridore auf welche die Schlafcajüten sich aufthun, sind mit Waschbecken, Badezimmern ꝛc. in einem Umfang versehen der den Comfort aller an Bord Befindlichen ungemein erhöht. Einige der Schlafräume sind von der Schiffseite, andere vom Innern aus beleuchtet. Fast aber möchten wir glauben daß die innersten Cajüten auf dem Unterdeck ein einigermaßen mangelhaftes Licht haben; allein wir besitzen hierüber keine volle Gewißheit.

Die Geräumigkeit ist so groß daß noch Platz für eine Anzahl Vestibüle, Vorzimmer und Gallerien vorhanden ist, die zwar nicht unmittelbar an die Salons und Cajüten anstoßen, die aber doch auch der freien Luft nicht ausgesetzt sind. Ferner gibt es Plätze mit gepolsterten Sitzen, wo die Reisenden sich niedersetzen und plaudern, lesen und sonst thun können was sie wollen, nur nicht rauchen. Zu letzterm Zweck sind für die Freunde des Unkrauts, außer der Achtelmeile des Verdecks zu Spaziergängen für die Reisenden, eigene Räume vorhanden. Was die Treppen, die Lukengänge, die Leitern und andere dergleichen Dinge betrifft, so getrauen wir uns wahrlich nicht zu sagen wie viel ihrer sind die vom Verdeck ins weite Innere hinableiten. Man darf nicht vergessen daß, um das Schiff gegen harte Stöße zu sichern, das Innere durch Eisenwände in mehrere Abtheilungen getrennt ist; die Wände erstrecken sich von der einen Seite des Schiffs bis zur andern, und vom Verdeck bis zum Boden, und sind ohne alle Oeffnungen, so daß die Passagiere von der einen Abtheilung nicht in eine andere gehen können ohne eine Treppe auf das Verdeck hinauf-, und eine andere wieder herabzusteigen. Jede Abtheilung ist in der That an und für sich vollständig, und würde trocken bleiben wenn selbst die anstoßenden durch einen Bruch mit Wasser gefüllt wären — wenigstens hofft dieß der Erbauer. Die Abtheilungen sind etwa zehn an der Zahl, und jede wird die schwimmende Heimath für eine Gemeinde seyn die von allen andern an Bord, mit Ausnahme des neutralen Grundes auf dem Verdeck, das sich über sämmtliche Räume hinzieht, getrennt ist.

Sollten etwa einer Hausfrau beim Lesen dieser Abhandlung die Küche und Köche und all das Zubehör einfallen womit man diese Bataillone hungriger Leute speist, so möge sie sich versichert halten daß derartige Dinge nicht vergessen sind, für Küchen, Speisekammern, Brodmagazine und Spülbänke ist in allen oder den meisten Abtheilungen gesorgt. Die Küchen haben — oder werden haben wenn sie vollendet sind — jene scharfsinnigen Combinationen von Kesseln, Oefen, heißen Platten, Schmorpfannen, Rosten, Bratröhren ꝛc., in deren Verfertigung unsere Eisenarbeiter jetzt so geschickt sind, und in denen man ein Mittagsmahl für eine große Anzahl Personen in einem sehr kleinen kubischen Raume kochen kann. Ein dem Verdeck entlang gehender Besucher sieht zwei Thürwege in jedem Ruder-Verschlag; diese führen zu Durchgängen und Treppen innerhalb der Ruder-Verschläge selbst, und stehen in Verbindung mit Küchen in den untern Schiffsräumen. Dieß sind geschickte Vorrichtungen, welche Köchen und Wärtern sehr genehm seyn dürften, und welche die Wahrscheinlichkeit daß schmackhafte Gerichte durch die verdorbene Luft ihre Süßigkeit verlieren vermindern werden. Was den für die zeitweiligen Bewohner des Großen Schiffs nothwendigen leiblichen Comfort betrifft, so ist dieß natürlich eine Zahlenfrage. Wir wissen daß der „Himalaya" während des Krimkriegs tausend Soldaten ins schwarze Meer überführte, und sie regelmäßig und gut verköstigte; und wenn das Publicum nur einwilligt zu Tausenden in diesem viel größern Schiff zu reisen, so ist aller Grund vorhanden zu glauben daß das Verpflegungscommissariat seine Pflicht thun werde.

Gelangt ein Besucher in die Maschinenräume, so dürfte ihn wahrscheinlich wirres Erstaunen erfassen. Die Dampfmaschinen sind so viel umfangreicher als diejenigen irgendeines andern Schiffs, daß jeder Maschinenraum mehr ist als ein Raum — er ist eine Factorei. Die Rudermaschinen, von Hrn. Scott Russell an der Stelle gebaut wo das Schiff selbst gebaut wurde, sind, vom untersten Träger der Lagerplatte bis zum obersten Kurbelstrich (from the lowermost support of the bed-plate to the uppermost sweep of the crank), nahezu 50 Fuß hoch. Diese Höhe von 50 Fuß ist durch leichte Eisentäfelung und Plattformen in viele Stufen getheilt, welche durch leichte eiserne Leitern dergestalt mit einander verbunden sind, daß man zu jedem Theil der Maschinerie leichten Zutritt hat. Steigt der Besucher diese eisernen Leitern tiefer herab, so fühlt er daß die Maschinen selbst in ihrer schweigenden Ruhe einigermaßen furchtbar sind; und erinnert er sich dabei daß diese ungeheuren Eisenmassen unter dem Einfluß der Dampfkraft ganz sanft sich drehen und gleiten, so muß er nothwendigerweise die Vollkommenheit bewundern zu welcher die Maschinenbaukunst es gebracht hat. Wenn aber der obere Theil der Maschinerie der glänzendste und sichtbarste ist, so wirkt der untere am meisten auf die Einbildungskraft. Dunkler und dunkler werden die schlanken Leitern bis wir den Boden erreichen, wo geheimnißvolle Durchgänge zu den zahlreichen und geräumigen Kesseln führen in welchen der Dampf erzeugt wird, zu den Oefen welche unterhalb dieser Kessel liegen, zu den Thüren durch welche die Steinkohlen in diese Oefen geworfen werden, zu den Bunkers oder ungeheuren Behältern in welchen die Steinkohlen bis zu einer Masse von 10- oder 12,000 Tonnen (vierzig Kohlenschiffladungen) auf einmal aufgestapelt werden können, und zu der mächtigen, in ihrem Mantel (jacket) von nicht-leitenden Materialien warm gehaltenen Röhre durch welche der Dampf von den Kesseln in die Maschinen wandert. Nicht die wenigst sonderbare unter den Scenen in diesen tieferen Schiffsräumen sind die beiden Tunnel. Wir haben gesagt daß sämmtliche Abtheilungen im Rumpf des Schiffs von einander abgesondert sind; eine Ausnahme hievon bilden die beiden eisernen Tunnel, die sich 160 Fuß längs dem Schiff, weit unterhalb des Wasserspiegels, erstrecken und mehrere der Theilungswände durchschneiden; allein die Fugen sind an diesen Stellen sorgsam wasserdicht gemacht. Die Tunnel haben den Zweck den Ingenieuren freie Bahn zu lassen zwischen dem Rudermaschinenraum und dem Schraubenmaschinenraum, sowie um eine der bemantelten Dampfröhren zuzurichten. Diese in rabenschwarze Nacht gehüllten Tunnel, von deren Seiten und Wand und Eisenblechfußboden die Fußtritte wiederhallen, können ein Heer düsterer Bilder in uns erwecken — wenn wir sie aufkommen lassen.

Weiter vorwärts, und da und dort in verschiedenen Theilen des mächtigen Baues, sind die Räume für Schiffsvorräthe, und die Bettstellen für Officiere und Mannschaft. Wenn diese Räume nur halbgefüllt sind und ihr Inhalt noch nicht ebenmäßig geordnet ist, so haben sie das Aussehen einer Reihe von Waarenlagern — eins über dem andern und eins in das andere sich öffnend, mit Fallthüren die vom obern ins untere führen. Und dennoch finden wir, wenn wir eine ganze Reihe dieser Räume gesehen, daß wir nur eine Abtheilung vor Augen haben, die von andern auf ähnliche Art durch eiserne Wände oder Querverschläge abgesondert ist.

Auf dem Verdeck wieder angelangt, haben wir fünf Schlote vor uns — jene weiten Eisenblech-Cylinder durch welche, als sie vor einigen Monaten noch auf dem Verdeck lagen, ein hochgewachsener Mann aufrecht hindurchgehen konnte. Dort sind ferner die sechs Masten, theils aus Spieren aufgebaut, theils aus Platt-Eisen gemacht, mit Scheiben oder Diaphragmen in Zwischenräumen, um ihnen die gehörige Stärke zu geben; hier ist das Takelwerk, und darunter einiges bei welchem Hanf und Drath in dem gleichen Tau auf eine neue Art benützt sind. Dort hinwieder ist das Viereck von Durchgängen zwischen und auf den Ruderverschlägen, von wo aus Capitän Harrison alles beobachten und beaufsichtigen wird; hier ist der Telegraph mit der Zeigerhand und den Worten: „vorwärts," „rückwärts," langsam," „halt," „weiter" (Ahead, astern, slow, stop, go on) ꝛc., durch welche der Capitän mit dem Ingenieur drunten in den Tiefen verkehrt, und wobei der Ingenieur auf ein Zifferblatt schaut das ihm die Befehle schweigend mittheilt. Dort endlich sind die Boote, deren eine ganze Reihe über jeder Seite des Schiffs hängt und die mit dem neuen Schnellherablassungsapparat versehen sind; hier ist die Maschinerie zur Leitung des Steuerruders — — allein wir müssen abbrechen.

Literarisches Leben in Beirut.

Der geistige Entwicklungsproceß des Islam und der zu ihm sich bekennenden Völker ist seit einer Zeit ins Stocken gerathen deren Anfangspunkte genau zu bestimmen für den Historiker schwerer seyn dürfte als dieß auf den ersten Anblick zu seyn scheint. Trügt nicht alles, so liegt dieser Keim des Todes — denn jedweder Stillstand gilt im Reiche des Geistes dem Tode gleich — bereits in den ersten Anfängen der durch Muhammed geoffenbarten Religion selbst. Der strenge Theismus des semitischen Spätlings, verbunden mit dem völligen Mangel einer richtigen Vorstellung von dem Wirken des Geistes, das ja allein im Stand ist eine rechte Ergebung des Einzelnen an die Gottheit zu bewirken, so die Trennung dieser von dem außer ihr Seyenden zu negiren und dadurch die Wiedervereinigung beider herbeizuführen, schloß eigentlich schon alle geistige Lebensbewegung aus. Daß Muhammed sodann den Glauben an sein Prophetenthum als nothwendige Bedingung in den Vordergrund und den Koran mit seinen beengenden Anschauungen und Gesetzen als einzige Glaubensnorm hinstellte, die Gläubigen dadurch an seine eigene Person band, zum blinden Befolgen seiner Worte und Befehle gewöhnte, und sie dazu verpflichtete lediglich nur in dem von ihm selbst vorbestimmten Kreise von Gedanken und Thaten sich zu bewegen — dieß alles zusammen genommen mußte nothwendig eine völlige Erstarrung alles geistigen Lebens innerhalb des muhammedanischen Religionskreises zur Folge haben. Ein anderer nicht geringer anzuschlagender Krebsschaden der Lehre des Propheten von Mekka ist dessen niedrige Ansicht von der Ehe und der Stellung welche der Frau im socialen und geistigen Leben des Volkes gebührt; ohne die gerechte Würdigung dieser Stellung wird der göttliche Segen der Ehe gelähmt und einem für das religiöse Leben nothwendigsten Moment das Daseyn verkümmert.

Daß der Islam trotz aller dieser gefährlichen Krankheitssymptome länger als 12 Jahrhunderte hindurch sein Leben gefristet hat, ist nicht ganz seine eigene Schuld. In der ersten Zeit seiner Verbreitung traf er mit hellenischen Elementen zusammen, zu deren Bekämpfung er alle in ihm liegenden Kräfte anstrengen mußte, und durch welche er andererseits selbst manche neue Triebkräfte zugeführt erhielt, deren geistige Nachwirkungen schon einige Zeit vorhalten mußten. Jenen hellenischen Elementen folgten im Laufe der Zeit andere der verschiedenartigsten Kräfte fremder Nationalitäten und Culturentwicklungen, die sich zwar mit der islamischen Cultur nie vollkommen amalgamiren konnten, doch aber im Stande waren ihm auf kurze Zeiten fremde Lebenskeime zuzuführen, deren Contact erfrischend und wieder anregend wirken mußte. Allein solch erborgtes Leben ist mehr Schein als Wirklichkeit, und muß über kurz oder lang ersterben. So hat sich der Islam langsam in sich selbst verzehrt, und die weltgeschichtliche Rolle, zu der er mindestens in Asien berufen war, ist ausgespielt, und er selbst siecht langsam dem Erstarrungstod entgegen.

Diesem Siechthum gegenüber gewinnt das bisher immer viel zu gering geachtete christliche Element im muhammedanischen Asien von Tag zu Tag an innerer Lebenskraft und weitaussehender Entwicklungsfähigkeit. Ist dieses selbst auch zur Zeit noch vielfach gespalten und in innere Streitigkeiten verflochten, so macht es doch dem dahinwelkenden Islam gegenüber muthig Front, und tritt ihm mit der nie veraltenden christlichen Civilisation mächtig entgegen. Von Europa wird es in diesen erfreulichen Anfängen eines klaren Selbstbewußtseyns durch lebhafte Sympathien und hier und da wohl auch durch materielle Mittel unterstützt und gehoben, sowie durch zahlreiche mercantile und wissenschaftliche Verbindungen in seinem jungen Streben angefeuert und ermuthigt.

Als Haupt- und Centralsitz dieses neubeginnenden geistigen Lebens und Strebens im westlichen Orient ist Beirut zu nennen, dessen glückliche geographische Lage es zu einer solchen Machtstellung allerdings vollkommen befähigt. Unmittelbarste Verbindung mit allen Handelsflaggen des christlichen Westens einerseits, wie andererseits die engsten Beziehungen zu dem Binnenverkehr Centralasiens auf der Handelsstraße nach Damascus, als dessen Hafenplatz man es gewöhnlich ansieht, bringen hier ein rühriges Leben hervor, das nicht allein den materiellen Interessen zugewandt ist. Beirut ist in Folge dieser günstig zusammen wirkenden Umstände nicht nur der Sitz verschiedener christlich europäischer und amerikanischer Consulate und Handelshäuser, sondern auch Centralort verschiedener christlicher Missionen geworden, welche so klug und praktisch sind ihr Bekehrungswerk nicht in der gewöhnlichen, in so unglaublich wenigen Fällen zum Ziele führenden Weise, d. h. gleich mit unverständlicher und darum unverstandener Predigt des starren Dogma zu beginnen. Christliche Civilisationen, christliche Ideen und Lebensanschauungen und vor allem sich in die Schwächen anderer schickende und sie tragende Liebe, kluges Anknüpfen an vorhandene Vorstellungen und soweit mögliches Accommodiren an landesübliche Sitte und Wissenschaft, sind die Mittel die allein Erfolg für das segensreiche Werk der Mission versprechen. Daß die nordamerikanischen Missionäre in Beirut diese Mittel wirklich, und zwar mit segensreichstem Erfolg, in Anwendung gebracht haben, dafür ließen sich mannichfache Zeugnisse zum Beleg anführen, wenn es überhaupt in der Absicht läge, diese Seite der Wirksamkeit jener Männer hier zum Gegenstande der Besprechung zu machen.

Einer der ersten Schritte welchen sie in Beirut zur Verfolgung ihrer nächsten Zwecke thaten, war die Anlegung einer Druckerei, deren Pressen sie geschickterweise auch einheimischen Gelehrten zugänglich machten. Schon hiedurch war für Syrien ein neues Moment der Anregung für geistiges Leben gegeben. Glücklicherweise war die Zahl gebildeter, freilich in orientalischen Lebensanschauungen vielfach befangener Gelehrten groß genug, daß es sich verlohnte eine Verbindung mit diesen anzuknüpfen, wenn sie auch zu andern christlichen Confessionen sich bekannten. Jene Männer hatten vor allem ein Herz und warme Liebe für ihr Vaterland. Dieser edle Patriotismus ließ sie die traurigen Glaubensspaltungen der christlichen Confessionen vergessen, und klar erkennen daß nur bei einer freieren Lebensanschauung der Friede befestigt, und durch diesen und nur mit vereinten Kräften ein höherer Aufschwung ihrer Landsleute erzielt werden könne. Diesem Streben nach freierer Humanität haben die Vorsteher der nordamerikanischen Mission mit liberalem Geist die Hand geboten; sie lassen ihre Pressen nicht bloß religiösen und kirchlichen Zwecken, sondern auch allgemeinen Bildungs- und Unterrichtsbedürfnissen der Eingebornen dienen. Sämmtliche Erzeugnisse derselben erscheinen in der Landessprache, mit schönen auch dem Auge des Orientalen gefallenden arabischen Typen gedruckt, mögen sie von Abend- oder Morgenländern verfaßt seyn. So streuen diese christlichen Sendboten unter ihren nächsten Umgebungen den Samen allgemeiner humaner Cultur aus, bebauen den anfangs oft dürren und unfruchtbaren Boden in praktischer Weise, und bereiten mit Meisterhand alles für eine zwar langsam, aber sicher reifende Ernte vor, deren Ergebnisse gewiß größer seyn werden als man im voraus berechnet. Ein genaueres Verzeichniß der aus der Beiruter Presse hervorgegangenen Schriften würde deutlich zeigen wie liberal die Verwalter dieser Anstalt verfahren, und welche großen Dienste sie nicht nur den ihnen zunächst liegenden Culturzwecken, sondern auch der morgenländischen Wissenschaft bereits geleistet haben.

Im Jahr 1847 brachten die damaligen Vorsteher der nordamerikanischen Mission, Dr. W. M. Thomson und der seit der Zeit leider verstorbene Dr. Eli Smith, die Gründung einer Gesellschaft der Wissenschaften in Vorschlag, welcher auch bei den eingebornen Gelehrten so viel Anklang fand, daß es noch in demselben Jahr zur Ausführung des Planes kam. Die Gesellschaft constituirte sich unter dem Vorsitz der eben genannten Herren. Nach den Statuten dieser Gesellschaft, welche sich selbst „Syrische Gesellschaft zur Erlernung der Künste und Wissenschaften" (al-Dshamijja al-Sûrijja lûktisâb al-'ulûm va'l-funûn) nennt, sind die Zwecke derselben folgende: Förderung der Mitglieder in den Künsten und Wissenschaften durch Besprechungen, Abhandlungen, Vorträge und Mittheilungen; Sammlung von größern und kleinern Schriftwerken, sowohl gedruckten wie handschriftlichen, besonders solchen in arabischer Sprache, die geeignet sind die Zwecke der Gesellschaft zu fördern; Anregung des Interesse's im allgemeinen für Erlernung der Wissenschaften und nützlichen Kenntnisse, abgesehen von politischen Angelegenheiten und religiösen Streitigkeiten, weil diese in keiner Beziehung zu der Gesellschaft stehen. Die Leitung der Angelegenheiten der Gesellschaft liegt einem Präsidenten, drei Vicepräsidenten, einem Correspondenzführer, einem Protokollführer, einem Bibliothekar und einem Cassirer ob, welche jährlich durch Stimmzettel gewählt werden. Die Mitglieder sind theils einheimische, theils correspondirende und Ehrenmitglieder. Die Gesellschaft kommt monatlich wenigstens einmal, oder auf Verlangen der Mitglieder auch öfter zusammen, und hält

am ersten Dienstag des Januars in jedem Jahr eine Jahressitzung. Diese erste Jahressitzung fand am 11 Januar 1848 statt, in welcher die mit der Beaufsichtigung und Ordnung der Bibliotheksgeschäfte erwählten zwei Commissäre, Nasif al-Jazidshi und Thannus al-Haddad, ihren ersten Bibliothekbericht einreichten, in welchem der Gesellschaft mitgetheilt wird daß dieselbe bereits 756 Werke besitze, unter welchen 527 arabische und türkische Handschriften.

Die Thätigkeit der Gesellschaft ist freilich durch sehr verschiedenartige ungünstige Umstände vielfach unterbrochen, und seit dem Jahr 1852, in welchem der erste in arabischer Sprache abgefaßte Theil der Abhandlungen der Gesellschaft unter dem Titel „Arbeiten der syrischen Gesellschaft“ ausgegeben wurde, kein weiterer Band erschienen. Doch steht zu hoffen daß man den abgebrochenen Faden bald wieder anknüpfen und das zu so schönen Hoffnungen berechtigende Werk mit neuem Muth und frischer Thätigkeit fortsetzen wird, ohne sich durch die von den Griechen und Katholiken ihr in den Weg gelegten Hindernisse und durch übelwollende Verdächtigungen stören zu lassen.

Mittlerweile hat die in Syrien sich kundgebende geistige Bewegung zur Hebung der Intelligenz und Bildung, und der Kreis der für diese Idee begeisterten Männer sich ein neues Organ zu schaffen gewußt, welches, wenn auch nicht wissenschaftlich streng gehalten, doch durch die Vielseitigkeit dessen was es bietet in noch weitere Kreise des bürgerlichen Lebens tiefer eingreift als dieß wissenschaftliche Abhandlungen einer Gesellschaft der Wissenschaften zu thun im Stande sind. Es erscheint nämlich seit dem 1 Januar 1858 in Beirut jede Woche regelmäßig eine arabisch geschriebene Zeitung, betitelt: Hadikat-al-achbâr (der Garten der Nachrichten) unter der Redaction eines bereits rühmlich bekannten, sich zur orthodoxen griechischen Kirche bekennenden syrischen Gelehrten, Chalil al-Churi. Professor Fleischer hat in einer Sitzung der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig eine weitläufigere, den ganzen Inhalt dieser Zeitung im wesentlichsten charakterisirende Analyse der Gesellschaft mitgetheilt. Hienach ist die Einrichtung der Zeitung folgende: „An der Spitze steht in Holzschnitt, mit einem Kranz umgeben und mit einem Stern darüber, der Name Hadikat al-achbar, darunter in Drucklettern: Journal für Civilisation, Wissenschaft, Handel und Geschichte; zur rechten Seite des Titels Angabe des Druckortes, der Druckerei, des jährlichen pränumerando zu zahlenden Abonementspreises (für Beirut und den Libanon 120 Piaster = 8 Thlr., nach allen andern Orten mit Zuschlag der Versendungskosten 144 Piaster = 9 Thlr. 18 Gr.) und des Betrags der Insertionsgebühren; zur linken Seite des Titels: die Adressen der Subscriptions-Bureaux in Beirut, Damaskus, Haleb, Bagdad, Alexandria und Cairo. Jede Nummer ist sowohl nach muhammedanischer als nach christlicher Zeitrechnung datirt, entsprechend der Bestimmung des Blattes für beide Hauptreligionen. Der in gespaltenen Columnen gedruckte Text zerfällt in folgende Hauptabtheilungen, von denen die drei ersten immer, gewöhnlich auch die beiden letzten mit besondern in Holz geschnittenen Unterschriften versehen sind: 1) inländische Begebenheiten, 2) ausländische Begebenheiten, 3) Miscellen, 4) Handelsnachrichten, wozu bisweilen noch ein besonderes Beiblatt mit Preiscourants und Curszetteln kommt, 5) amtliche und Privatanzeigen. Vor der ersten Abtheilung steht hie und da noch ein Notabene für die Abonnenten; von Nr. 13 bis 19 aber erscheint an erster Stelle theilweise, von Nr. 20 an als Abulassa sijasijja, politische Quintessenz, durchgehends ein aus Beirut datirter Leitartikel, politische Uebersichten oder Räsonnements über Zeitereignisse oder Zeitfragen enthaltend. Die inländischen Nachrichten sind aus unmittelbarer Wahrnehmung und Erfahrung, aus Localberichten, Correspondenzen und den türkischen und ägyptischen Regierungszeitungen, die ausländischen aus den vorzüglichsten französischen, englischen und italienischen, mittelbar auch aus andern europäischen Blättern geschöpft.

Am mannichfaltigsten ihrem Inhalte nach ist natürlich die dritte Abtheilung, „Miscellen“ überschrieben, in welcher sich in buntem Durcheinander literarische, wissenschaftliche, geschichtliche, industrielle und commercielle Notizen und größere Artikel, Aufsätze zur Belehrung für jedermann, zur Beförderung der Aufklärung und Sittlichkeit, aber auch unterhaltendes und belustigendes aller Art, Anekdoten, sogar auch längere Erzählungen und Novellen zum Theil nach französischen Vorbildern wie nach ältern orientalischen Quellen vorfinden. Eine Episode aus diesem Theil der Zeitung dürfte dadurch von besonderem Interesse seyn daß sie zeigt wie hier die Presse auch auf die durch morgenländische Sitte und koranische Satzungen so sehr aus der Oeffentlichkeit zurückgedrängten Frauen wirkt. In der dreißigsten Nummer hatte die Redaction sich den Scherz erlaubt unter der Ueberschrift: „Erfindung eines neuen Telegraphen,“ folgendes drucken zu lassen: „Wenn du eine Nachricht zur Kenntniß aller Welt bringen oder sie in möglichst kurzer Zeit an einen andern Ort befördern willst, so stelle eine Schaar Frauen in einer Reihe auf, tritt zu der ersten von ihnen, sage ihr die Worte auf die es ankommt ins Ohr, empfiehl ihr dieselben geheim zu halten, und zieh dich dann zurück: du wirst sehen daß die Nachricht in weniger als einem Augenblick von einer Gegend in die andere verbreitet ist.“ Dieser unschuldige Spaß scheint in der Frauenwelt Syriens die gefährlichste Bewegung hervorgebracht zu haben. Ein Schrei der Entrüstung hatte die Hareme von Beirut, Tripolis u. s. w. erfüllt, so daß die geängstigte Redaction sich genöthigt sah pater peccavi zu sprechen und die Ehrenerklärung abzugeben daß sie damit keineswegs die ehrenwerthe Damenwelt Syriens habe beleidigen wollen: man möge sich beruhigen, da der fragliche Artikel einem in London erscheinenden Journal, dem „Boten von Europa“ entlehnt, also in einem Land erdacht sey in dem nicht nur die Civilisation auf der höchsten Stufe stehe, sondern wo auch jene erhabene Frau throne welche die Zügel der Welt in ihren Händen halte. Die Damen möchten sich also mit ihrer Anklage gegen den Redacteur jenes Journals richten, und die Frauen Europa's gegen ihn aufrufen, damit diese ihn „die schmerzliche Pein“ schmecken lassen.

Ist durch derartige leichtere Lectüre für das größere, stoffhaltigeren und solideren Materien noch weniger zugängliche Publicum reichlich gesorgt, so fehlen auf der anderen Seite doch wieder auch ernstere, die Gelehrten des In- und Auslandes wesentlich interessirende Gegenstände nicht, welche der Zeitung einen reelleren Werth verschaffen. Es finden sich da Titel- und Preislisten der wissenschaftlichen Erzeugnisse der amerikanischen Missionsdruckerei, Anzeigen von medicinischen und geographischen Werken, die im Orient gedruckt sind, litterarisch-historische Artikel, ja sogar Besprechungen orientalischer, in Deutschland und Holland gedruckter Werke, wahrscheinlich nach Mittheilungen eines Wiener Freundes, Dr. Behrnauer, welcher angefangen hat in dem Feuilleton der neuesten Nummern des Hadikat-al-akhbar, das classische historische Werk des Abu Schama, Kitab-al-raudhatain betitelt, die Geschichte der Regierungen Nur-al-dins und Ssalah-el-dins enthaltend, herauszugeben.

Da die Redaction der Zeitung auch für eine genügende Anzahl von Sonderabdrücken mit besonderer Paginirung gesorgt hat, so wird dieses bedeutende Werk auch Nichtabonnenten der Zeitung zugänglich werden.

Wie wichtig für den Orient die Möglichkeit eines Einflusses auf die Bildung der Frauen und die Hebung dieses vom öffentlichen wie geistigen Leben leider ganz zurückgedrängten Theiles der Bevölkerung ist, das fühlt man im Morgenland selbst, seitdem man dort in allseitigere Berührung mit der christlichen Civilisation gekommen ist. Interessant ist in dieser Beziehung das auch von Fleischer angeführte Bruchstück eines Artikels in welchem sich der Verfasser über das Wesen, die Bedingungen und Mittel, die Aeußerungen, Wirkungen und Vortheile der wahren Civilisation weiter ausläßt. Es heißt darin: „Bei diesem Anlaß dürfen wir einen wesentlichen Punkt nicht außer Acht lassen, nämlich daß unsere Frauen seit langer Zeit intellectuell vernachlässigte Geschöpfe sind, die uns unmöglich das Vergnügen eines geistig belebten Umganges gewähren können. Schon längst entbehren unsere Weiber, Töchter und Schwestern aller wissenschaftlichen Bildung; in ihren Reden finden wir nichts als Albernheit, in ihrem Thun und Treiben nichts als Prunksucht und schlechten Geschmack. Allerdings gibt es unter ihnen einige, die Gott, was Geistesfeinheit und Verstandesschärfe betrifft, von Natur mit einigen seiner schönsten Gaben geziert hat, ja vielleicht ist der Umgang mit ihnen noch angenehmer als der mit mancher hochgebildeten Dame. Stellte man sie jedoch mit Frauen zusammen die ihnen an Anmuth und natürlicher Feinheit gleichkommen, sie aber durch einen mit Kenntnissen bereicherten Geist, durch ausgebildeten Verstand und Geschmack übertreffen, so würde man zwischen beiden einen über alle Vorstellung großen Unterschied wahrnehmen.“ Derselbe Aufsatz schließt mit einer Warnung vor der Verwechslung wahrer Civilisation mit dem bloßen Scheine derselben oder der sklavischen Nachahmung europäischer Aeußerlichkeiten. „Offenbar,“ heißt es da, „ist diese letztere Sorte von Civilisation nicht die welche wir zu erstreben haben, nicht das was unsere Landesgenossen auf eine achtungswerthe Stufe innerer Bildung heben kann. Allerdings hat der Europäer eine gewisse Feinheit, Leichtigkeit und Sauberkeit im Aeußern, die wir uns zum Muster nehmen müssen; allerdings ist es in mancher Beziehung recht zweckmäßig ein Rohr zu tragen und ein Halstuch umzubinden; aber weit entfernt daß die ganze Civilisation in diesen Dingen enthalten wäre, bilden sie nicht einmal den kleinsten Theil davon, sondern die Civilisation besteht in der Vervollkommnung in Kenntnissen, in wahrer Menschenwürde, in denjenigen Gewohnheiten und Thätigkeiten aus welchen das Wohlseyn der Einzelnen und der Gesammtheit entspringt. Die Mittel aber durch welche wir dazu gelangen können, sind: die Errichtung ordentlicher Schulen für unsere Söhne und Töchter, die Anschaffung nützlicher Bücher für unsere Häuser und die sittliche Bildung unserer Landesgenossen.“

Darf man in diesem Artikel das eigentliche Programm der Bestrebungen dieser jungarabischen Partei erkennen, so kann man ihr zu dem Gelingen dieser großen civilisatorischen Aufgabe und zu ihrem rüstigen Streben nur alles Glück und Gedeihen wünschen. Daß sie sich dabei den türkischen Behörden gegenüber in tactvollster und klügster Weise benimmt, den schuldigen Gehorsam gegen die mächtige Staatsgewalt nie außer Augen läßt, und durch ihr eigenes Beispiel zeigt daß auch der für Freiheit der Intelligenz begeisterte und für sie arbeitende Mann der gehorsamste Unterthan selbst eines türkischen Oberherrn seyn kann, das bürgt sowohl für die tiefe Sittlichkeit ihres ganzen Strebens, als es auf der andern Seite hoffen läßt daß diese Partei alle die steilen Klippen von denen sie umgeben ist glücklich umgehen und, von den Sympathien ihrer europäischen Gesinnungsgenossen lebhaft begrüßt und unterstützt, das begonnene Werk munter fördern wird.

Die Entdeckung der großen Binnen-Seen Ost-Afrika's.

2. Der Victoria- oder Ukerewe-See.

Ehe Burton und Speke den Tanganyika-See verließen, unternahmen sie noch eine Fahrt nach dem nördlichen Ende des Sees in zwei kleineren Fahrzeugen, und in Begleitung des Häuptlings von Udschidschi, Namens Kannina, mit 40 Ruderern. Dieser schlaue Neger ließ sich ein hohes Passagiergeld von den beiden Officieren zahlen, obgleich ihn im Grund nur eigene Handelsangelegenheiten nach Uvira, einer Landschaft am Nordende des Sees, führten. Als man aber dort ankam, war er nicht zu bewegen die Reisenden bis zum äußersten Zipfel des Sees zu bringen, wo sie sich mit ihren eigenen Augen zu überzeugen hofften daß der See keinen Abfluß in jener Richtung besitzen könnte. Der Schelm gab vor daß die dortigen Ufer von dem Stamm der Warundi bewohnt würden, welche er als Menschenfresser verleumdete. Mit diesen Nachbarn führte er nämlich Fehde, und fürchtete deßhalb für seine Person, wenn er sich ihnen allzusehr näherte. Die Landschaften am nördlichen Theile des Sees unterscheiden sich von den anderen nur durch die höhere Cultur des Bodens, auch sah man dort sehr stattliches Vieh mit riesenhaften Hörnern.

Als man von diesem Ausflug nach Udschidschi zurückkehrte, gewahrten beide Officiere mit großer Besorgniß daß ihre Casse, nämlich ihr Vorrath an Perlen und Baumwollenzeugen, zur Neige gehe. Man entschloß sich daher so rasch als möglich nach dem Comptoir der arabischen Elfenbeinkarawanen Kazeh zurückzukehren, wo man noch einige Vorräthe hinterlassen hatte. Von dort aus gedachte man einen zweiten See aufzusuchen, von dem die Araber schon auf der Hinreise gesprochen, und dem sie den Namen des Ukerewe-Sees gegeben hatten, während er bei den Eingebornen selbst nur schlechtweg Nyanza, der See heißt. Ehe man Udschidschi verließ, kam abermals eine arabische Gaffel (Karawane) aus Kazeh an, von der man einige Waaren bereitwillig geliehen bekam. Dieß rettete die Officiere aus großer Verlegenheit, denn sonst hätte man kaum gewußt wie man sich und die Leute ernähren, und die acht Träger für Burtons Sänfte hätte bezahlen sollen. Burton war nämlich vom Fieber noch so heftig angegriffen, daß er sich nicht bewegen konnte, während Speke's Gesundheit sich mehr und mehr befestigte. Das Wetter besserte sich vollständig, denn die Regenzeit war am 15 Mai zu Ende gegangen. Als man den Malagarazi, einen östlichen Zufluß des Tanganyika-Sees erreichte, fand man das ganze Thal mit Wassermassen in der Breite einer (engl.) Meile angefüllt, ein Beweis also daß sehr starke Niederschläge jährlich dem Tanganyika zugeführt werden, die alle verdampft

werden müßten wenn der See gar keinen Abfluß besäße. Als man in Kazeh das arabische Karawanenmagazin erreichte und von dem Patriarchen Scheich Snay gastlich empfangen wurde, fühlte man sich wieder in den Armen der Civilisation. Der Scheich hatte schon bei dem früheren Durchmarsch den Officieren gerathen daß, wenn sie so weit ins Land sich bemühten um Seen zu sehen, sie doch lieber nach dem Ukerewe-See aufbrechen möchten, der ein größeres Stück Wasser und leichter von Kazeh zu erreichen sey als der Tanganyika. Er selbst, der Scheich, war an seinen Ufern gewesen, ja er war an der Westseite des Sees hinaufgereist bis nach Kibuga, der Hauptstadt des Negerkönigreiches Uganda, welches nach seiner Beschreibung jenseits der Linie 2° nördl. Br. und 31° östl. Greenw. gesucht werden muß. Auf dem Weg nach Kibuga müssen verschiedene Flüsse gekreuzt werden, darunter der Katonga, welcher von Westen kommt, sich in den See von Ukerewe am westlichen Ufer ergießt, und 2000 Schritt Breite besitzen soll. Außer diesem Katonga berichten andere Besucher von einem großen Strom noch weiter gegen Norden und größer noch als der Katonga. Dieß, vermuthet Speke, müsse ein nördlicher Ausfluß des Ukerewe-Sees seyn. Damals an Ort und Stelle fiel ihm nicht ein daß dieser Fluß, der Kivira genannt wurde, identisch seyn könne mit dem weißen Nil. Eine Erzählung jedoch, die von zwei Seiten bestätigt wurde und die anfangs wie ein Märchen klang, ist dieser Vermuthung äußerst günstig. Araber versicherten nämlich der nördliche Theil des „Sees" (von Ukerewe) sey schon von großen Fahrzeugen besucht worden, deren Seeleute sich des Senkbleis und der Sextanten bedienten. Nun ist es zwar unmöglich daß solche europäische Erscheinungen im Nyanza- oder Ukerewe-See selbst sich gezeigt hätten, allein es konnte damit die letzte Nilexpedition unter Mehemed Ali gemeint seyn, welche auf den weißen Nil bis zu 4° 30′ nördl. Br. vordrang, also nur etwa 40 deutsche Meilen noch vom Nyanza entfernt blieb. Bei den Arabern heißt der Nil Bahr oder Bahari, welches aber zugleich See bedeutet, so daß sehr leicht eine Beschiffung des Nils mit einer Fahrt auf dem See verwechselt werden konnte. Fügt man hinzu daß Ptolemäus den Nil aus einem See entspringen und diesen See durch Zuflüsse vom Mondgebirg anschwellen läßt, die Entdecker aber in Uniamuessi, d. h. im Mondland sich befanden, so wird die Vermuthung weiter bekräftigt. Man vernahm ferner von den Arabern daß am Kiviri-Flusse der Negerstamm der Bari oder Berri wohne, also derselbe Stamm, den die ägyptische Nilexpedition an ihrem äußersten Punkte am weißen Flusse antraf. Endlich können wir selbst noch hinzufügen, was dem Entdecker entgangen ist: der weiße Nil wird in seinem obern Lauf Tubiri genannt. Zwischen Tubiri und Kivira sind, wenn man die Präfixen Tu und Ki hinwegschneidet, die größten Lautähnlichkeiten vorhanden. Freilich kann man immer noch zweifeln ob der Nyanza das Nilquellenbecken sey, allein die Wahrscheinlichkeiten dafür sind äußerst zahlreich. Die Achse des weißen Nils in seinem obern Lauf und die muthmaßliche große Achse des Nyanza berühren sich in ihren Verlängerungen; der Nyanza liegt nämlich nahezu unter dem nämlichen Meridian wie der äußerste bekannte Punkt am weißen Nil, und das von Speke besuchte Südende des Nyanza ist nur um sieben Breitegrade davon entfernt

Speke entschloß sich in Kazeh jenen verheißungsvollen See, der kaum 30 deutsche Meilen nördlich lag, allein aufzusuchen, da Burton wegen seiner Krankheit bei den Arabern zurückbleiben sollte. Diese streckten die „Gelder," d. h. die Waaren für diese neue Reise aus ihrem Magazin vor, und nachdem die Beludschen, sowie die Pagazis oder eingebornen Lastträger sich einen hohen Miethlohn für diesen neuen Zug ausbedungen hatten, brach die Karawane am 11 Juli 1858 von Kazeh nach dem Norden auf. Am ersten Tage gieng es durch eine von scheuen Zebras bewohnte Einöde, auf welcher man zweien aus dem Norden kommenden Karawanen begegnete. Zur Nacht wurde in einem Negerdorf gehalten, welches ziemlich luxuriös gebaut war. Es bestand nämlich aus einer Mauer die ein offenes Viereck einschloß. An diese Mauer angebaut lagen die Hütten, die eigentlich nur aus zwei Lehmwänden bestanden, über welche sich ein flaches Dach breitete. Das Innere war wieder durch Zwischenwände geschieden, um Menschen, d. h. Neger, oder nach Speke's Ausdruck „wollhaarige Zweifüßler," Ziegen und Rindvieh aufzunehmen. Am ersten Tage hatten Beludschen und Lastträger den Kopf hängen lassen, weil sie nicht gern auf die abenteuerliche Fahrt sich begaben. Am zweiten Tage jedoch, wo man abermals einer Elfenbeinkarawane von Wasukumas [1] begegnete, hob sich die Stimmung beträchtlich, und je weiter man vordrang um so fügsamer wurden die Leute, welche recht wohl fühlten daß ihre Sicherheit von der intelligenten Führung des Europäers abhänge. Die Dörfer wurden zahlreicher, der Boden war äußerst sorgsam gepflegt und Producte im Ueberfluß vorhanden, allein leider hatte Speke eine alte Reiseregel nicht beobachtet; statt Glasperlen von allen Farben mitzunehmen, führte er nur weiße Glasperlen bei sich. Der Negergeschmack wechselt aber mit jeder Landschaft. Bald werden weiße, bald rothe, bald blaue oder überhaupt bunte gesucht, und hat man die Nationalfarbe nicht getroffen, so haben die Perlen keinen oder nur geringen Werth. Den vierten Reisetag verlor man durch einen Umweg, man befand sich nämlich auf dem Gebiet der Sultana Ungugu, des einzigen weiblichen Souveräns den man in jenem Theil Afrika's antraf, obgleich die Weiber nach dem dortigen Negerstaatsrecht successionsfähig sind. Die Dame verlangte dringend daß der „Mzungu" (Europäer) an ihrem Hof Besuch machen solle, damit sie ihm die herkömmliche Gastfreundschaft erweisen könne. Vergeblich blieb jeder Verzicht auf diese Wohlthat, denn man gab Speke zu verstehen, statt einer Art von Paßgroschen erwarte der Landesherr von jedem Durchziehenden ein Geschenk, welches er dann mit einem Ochsen erwiedere. Da Speke's eigene Leute lüstern nach Fleisch waren, so bestanden sie darauf daß der Landesobrigkeit die schuldige Achtung erwiesen werde. So mußte denn Speke einen Tag zum Besuch der Sultana verwenden. Ihr Palast bestand aus einem großen umpfählten Raum, wo man im Antichambre sich mitten unter Kühen und Geißen befand, während die Ankunft des Fremdlings durch Trommelschläge auf einem mit Rindsleder überspannten biertonnenähnlichen Gefäße, höchst feierlich und ehrenvoll der Gebieterin angekündigt, und er selbst dann näher an die eigentliche königliche Wohnstätte unter den kühlen Schatten einer pilzähnlichen Hütte geführt wurde, wo man für Speke einen Stuhl hinrückte, während sein Gefolge sich mit dem ihm von der Natur verliehenen Mobiliar begnügen mußte. Hierauf erschien freundlich lächelnd, aber schmutzig angezogen, die erste Palastdame, welche auf Verlangen des Reisenden frische Milch und Eier herbeibringen ließ. Ihr folgte etwas später die Gebieterin, ein sechzigjähriges kleines und stämmiges Negerweib, in einem hochbetagten Gewand, welches einst ein Araber bei ihr abgelegt hatte, und welches von Schmutz strahlte, während ihre Beine und ihre Arme von Messingringen starrten. Das erste was die

[1] Sukuma bedeutet Norden, Wasukumas also sind Nordmänner oder Nordländer, d. h. nördliche Wanyamuesse oder Mondleute.

huldreiche Monarchin mit ihren flinken Fingern betastete, waren die Schuhe des Reisenden, die größte Merkwürdigkeit in einem barfüßigen Klima, dann kam die Weste an die Reihe oder vielmehr die Westenknöpfe und endlich der Rock. Auf die Frage, wohin die Reise gehe, beruhigte sich die königliche Dame mit der Antwort: nach dem großen See um Nilpferdszähne gegen Zeuge einzuhandeln.

Am 15ten und 16ten kam man durch die reich bebaute Landschaft Ibanda, wo Fleisch, Milch und Eier in Fülle feil gewesen wären, wenn man bunte Glasperlen gehabt hätte. Man stieß dort auf einen Sohn des Sultans von Msene, der unsern Capitän kaum mit dem Sextanten arbeiten sah, als er verlangte daß man ihm das Horoskop stelle, namentlich begehrte er dringend zu wissen wie fern noch seines Vaters Tod seyn möge, und ob es nach der nächsten Thronerledigung vielleicht zum Krieg kommen möchte. Am 17 Juli brach man in erquickender Morgenkühle auf, ja die Luft war so dünn und kalt daß die Finger erstarrten. An diesem Tag bog man etwas seitwärts vom geraden Wege ab, um den Scenen eines Negerbürgerkriegs im Wamanda-Stamm auszuweichen, und wechselte dafür bei einem Sultan Mihambo Gastgeschenke. Die Gegenden die man durchzog, bestanden entweder aus weiten wohlangebauten Ebenen mit zerstreuten, herrlichen Bäumen, oder sie waren bedeckt mit kleinen unregelmäßigen Hügeln, den granitischen Auswüchsen der dortigen Räume. An dem Lagerplatz am 18ten lernte man das seltsame Verfahren des „Brudermachens" kennen. Zwei Personen nämlich die eine künstliche Geschwisterschaft zwischen sich herstellen wollen, setzen sich auf zwei Kuhhäute gegenüber, strecken sich die Beine einander entgegen und halten andächtig ein Blatt in der Hand. Nun kommt eine dritte Person mit einem Oel- oder Buttertopf, macht einen Einschnitt über dem Knie eines jeden, und fordert beide auf das Blut des andern auf dem Blatt mit etwas Oel zu mischen und sich damit zu salben. Ist diese Cur vorüber, so wechseln beide Personen die Namen und schwören sich Treue bis in den Tod. Das Land welches an diesem Tag durchzogen wurde, war über alle Begriffe volkreich und strotzte voll schwarzer Menschheit, so daß, um nicht umgerannt zu werden, Speke oft mit Stockprügeln rechts und links sich eine Gasse öffnen mußte. Am nächsten Tag wurde man abermals mit dem Gastgeschenk eines „Sultans" Namens Kurua belästigt, welcher mit seinem Bruder eine Erbfolgefehde führte. Der Sultan ist kein Muster von Schönheit, dafür besitzt er aber zwei reizende junge Frauen, die Speke mit einer Schale süßer Milch erquickten. Von dem Sultan wurde ein Ochse als Geschenk dem Reisenden aufgedrungen, denn wenn Speke es nicht annehmen wollte, würde der Sultan zum Gespött Afrika's werden. Der Reisende durfte diesen maskirten Angriffen auf seine Casse keinen Widerstand entgegensetzen, denn seine Leute ergriffen in Voraussicht eines Bratens mit fleischfressendem Instinct immer die Partei der Ortsobrigkeit. Das Land in jenem Strich ist übrigens besonders reich an Hornvieh. Wo man hinblickte, wurden die Ebenen von Heerden durchzogen und Nachts von ihnen die Dörfer gefüllt. Obgleich man sich schon jenseits des 4ten südl. Breitegrads befand, waren die Morgen doch ungewöhnlich erfrischend, und die Nächte wurden von 10 Uhr an sogar kalt. Allerdings befand man sich auch auf dem Höhenpunkte (21 Juli) des australischen Winters und besaß die Hochebene dort herum eine Erhebung von 3500 bis 4000 Fuß über dem Meer. Die Baumwollenstaude zeigte die nämliche vollkommene Entwicklung wie in Udschidschi, und zum Bau dieser wichtigen Pflanze schien nichts erforderlich als die Mühe des Säens und des Sammelns. An diesem Abend mußte Speke einen der Beludschen ernstlich schelten. Der Tropf hatte den Lagerplatz von dem Zudrang der neugierigen Neger säubern wollen, und zu diesem Zweck unter die nackte Volksversammlung eine nur mit Pulver geladene Flinte abgedrückt, in der Meinung ohne Schrot und Kugel werde der Schuß nicht allzuviel schaden. Natürlich erhielten ein paar Dutzend der armen Teufel lauter kleine, aber durch die eingedrungenen Salpeterkrystalle doppelt schmerzhafte Wunden. Der Sultan dieser mißhandelten Geschöpfe war zufällig bei der Scene gegenwärtig und ein gutmüthiger Mann, der sich beschwichtigen ließ, sonst hätte die Unvorsichtigkeit ernste Folgen haben können.

Am 25 Juli wurden zum erstenmal eine Heerde von Hartebeesten (Antilopenart) und Giraffen gesehen, die der Landschaft einen recht afrikanischen Charakter verliehen. Auch kreuzte man Spuren von Elephanten und andern Dickhäutern in der Nähe eines Dschengellandes. Das Land verödete den nächsten Tag mehr und mehr, und man traf die Bewohner nur im Zustand völliger Nacktheit, oder höchstens mit einer über die Schultern geworfenen Geißhaut an. Da man bei ihnen höchst selten Glasperlenschmuck sah, so schloß man daraus daß die Kaufleute diesen Landstrich völlig vernachlässigen müssen. Der dortige Negerstamm heißt Waumba, und da man bei ihm einen Rasttag hielt, so hatte man zu der Beobachtung Gelegenheit daß das männliche Geschlecht aus Hochmuth sich häuslich von den Weibern völlig absondert. Die Männer essen nie in Gegenwart ihrer Frauen, und selbst die Buben verlassen ihre Mütter, um sich den Männern beizugesellen.

Am 29 Juli betrat man ein neues Gebiet, welches durch seinen eisenhaltigen Sandstein ausgezeichnet ist. Die Einwohner verstehen es nicht bloß sich dieser metallischen Schätze zu bemächtigen, sondern daraus auch Waffen und Werkzeuge zu verfertigen, womit sie weit und breit das umliegende Binnenafrika versehen. Am nächsten Tag gewahrte man zur Linken einen Wasserlauf, der sich nordwärts nach dem Ukerewe-See bewegte. Dieser selbst zeigte sich bereits aber nur als eine schmale, tief in das Festland eindringende Wasserenge, an deren östlichem Ufer sich eine dichte Bevölkerung von Hirten, Ackerbauern und Eisenarbeitern nährt. Schon am andern Tag öffnete sich der See breiter und breiter, allein Speke konnte den belohnenden Anblick wenig genießen. Da er nämlich wegen seines Augenleidens genöthigt war eine graue Brille zu tragen, so lockte er durch diesen seltsamen Anblick so viele und so lästige Neugierige sich auf den Hals, welche sämmtlich seine „doppelten Augen" untersuchen wollten, daß er schließlich genöthigt wurde die Brille in die Tasche zu schieben und die unbeschützten Augen völlig zu schließen. Erst am 3 August, als man einen Höhenzug erstiegen hatte, erschlossen sich die hellblau erglänzenden Wasser des Nyanza in größerer Ausdehnung vor dem Reisenden; aber selbst diese Wasserlinie war noch beträchtlich eingeengt, denn nur von Nord bis West bildete das Wasser den Horizont, jedoch unterbrach auch dort noch zur Linken des Beschauers ein Archipel von Inseln, oder von Höhenspitzen, welche 2 bis 300 Fuß über den Spiegel emporragten die Aussicht, während zur Rechten oder gegen Nordost ein vortretendes Horn der Ukerewe-Insel die östlichen Räume des Sees verdeckte. Ukerewe und Mzita sind zwei geschwisterliche Inseln (oder Halbinseln) die etwa noch 20 bis 30 engl. Meilen gegen Norden lagen. Die höchsten Reize des Rundblickes aber fand der Reisende gegen Westen oder in der Richtung des kurz zuvor erwähnten Archipels. „Jede dieser Inseln erhob sich sanft bis zu einer runden Kuppe, ihre Falten zwischen den rauhen Kanten der Granitwände waren mit Wald bekleidet, und in lieblicher

Ruhe fiel das Bild in den Spiegel des Sees, auf welchem hie und da ein winziges Fleckchen schwamm, die Nußschale eines Muanzafischers. An der sanft geneigten Ebene vor mir verriethen blaugekräuselte Rauchsäulen über den Bäumen halb versteckte Dörfer und Weiler, deren braune Dächer einen günstigen Gegensatz zu dem Smaragdgrün des Milchbaumes bildeten, dessen korallenartige Zweige in solchem Reichthum um die Hütten sich drängen oder zu Laubgängen um die Dörfer sich vereinigen, daß kein englischer Garten sich eines solchen Pflanzenschmuckes zu rühmen vermag." Was die Araber von dem See gesagt hatten den der Reisende nach seiner Königin in Ermanglung eines einheimischen Namens Victoria Nyanza [1] nannte, bestätigte sich vollkommen; er erschien viel größer als der Tanganyika, er war so breit daß man nicht von Ufer zu Ufer sehen konnte, „und so lang daß niemand seine Ausdehnung kannte." Das Ziel der Reise, die Landschaft Muanza, lag jetzt dicht zu den Füßen des Entdeckers, und um es von Kazeh aus zu erreichen, waren demnach, einschließlich der Rasttage, 25 Tage erforderlich gewesen, innerhalb welcher Zeit, die Umwege mit berechnet, man 226 engl. Meilen, oder 9 Meilen (2 deutsche Meilen) im Tage, zurückgelegt hatte. Man wählte ein Dorf am See zum Lagerplatz, weil dort nach Aussage der Landeskinder ein Araber sich aufhalten sollte. Dieses Dorf gehörte aber einem Sultan Namens Mahaya, vor dem der Scheich Snay in Kazeh Speke gewarnt hatte, weil er ihn selbst einst gefangen zurückhielt um ein Lösegeld zu erpressen. Der Sultan hatte aber nach afrikanischer Gewohnheit inzwischen seinen Namen gewechselt, so daß man trotz aller Vorsicht in seine Hände fiel. Uebrigens war der Mann entweder besser als sein Ruf, oder hatte mit dem alten Namen schlechte Gewohnheiten abgelegt, denn Speke kam leidlich mit ihm aus. Der Araber im Dorfe Namens Mansur ben Salim empfieng den Reisenden sehr herzlich, und ertheilte ihm über alle seine Fragen die beste Auskunft, führte ihm auch einen Eingebornen zu welcher von allen seinen Leuten als der größte Reisende bezeichnet wurde. Von ihm erfuhr man daß Ukerewe und Mzita durch Landzungen an das östliche Ufer befestigt sind, in der Regenzeit aber durch das Steigen des Sees in Inseln verwandelt werden. Nach der Insel Ukerewe selbst kam Speke nicht hinüber, denn Sultan Mahaya, der in Fehde mit dem Sultan von Ukerewe lebte, verhieß dem Reisenden dort einen feindlichen Empfang, jedenfalls aber hätte es viel zu viel Zeit gekostet bis man die nöthigen Fahrzeuge herbeigeschafft haben würde. So mußte der Reisende auf einen Besuch der Insel verzichten, der für uns ganz besonders lehrreich geworden wäre, weil sich gerade damals ein arabischer Elfenbeinhändler beim Sultan von Ukerewe aufhielt.

Alle Eingebornen, auch der vielgereiste, bestätigten daß niemand die Gränzen des Sees kenne, daß er sich gegen Norden weit weit bis ans Ende der Welt erstrecke, daß auch niemand auf Fahrzeugen ihn umsegelt habe. Das letztere will freilich nicht viel sagen, denn die einheimischen Boote sind schwach und die Neger ängstlich zu Wasser. Deßhalb wagen sie auch nicht quer über den See zu fahren, sondern folgen, wenn sie von einem Ufer zum andern wollen, der Küste. Der Aufenthalt am See wird durch Moskitos höchlich verbittert. Diese grimmigen Mücken sind so zahlreich, daß fast alle Gebüsche in der Nähe des Wassers von ihnen bedeckt sind, daß sie in Wolken vor dem Wanderer aufsteigen und zu Duzenden auf Gesicht und Hände niederfallen.

Das Wasser des Sees ist schmutzig weiß in Folge der starken Winde die den Boden aufwühlen, wie Speke vermuthet. Sein Geschmack ist süß und tadellos für einen europäischen Gaumen, die Neger aber welche viel größere Kenner sind, verschmähen das Wasser des Sees und allen Brunnen in seiner Nähe. Der See soll Krokodile enthalten und reich an Fischen seyn, allein von letztern sah Speke nur eine Barsch-Art und eine andere die der gemeinen europäischen Elritze glich. Daß sich auf dem Nyanza keine bessern Kähne befinden, hat seinen Grund darin daß es an geeignetem Bauholz fehlt, denn auf dem Wege von Kazeh bis zum See traf man nirgends Bäume von größerem Durchmesser an, mit Ausnahme des Flaschenkürbißbaumes, dessen Holz aber für den Bau von Fahrzeugen viel zu locker ist. Bei den Muanza findet man eine Hundeart, die, obwohl nur 20 Zoll hoch, doch die größte ist welche Speke bisher in Afrika gesehen hat. — Mit dem übelverschrienen Sultan Mahaya verkehrte man nach Auswechslung von Gastgeschenken in größter Freundschaft, und erfuhr zugleich daß er weit und breit als der gerechteste und mildeste Herrscher am See gilt. Nach seiner Angabe sollen die Stämme im Osten des Sees gegen Reisende sich sehr ungastlich zeigen, und so wild seyn daß man ohne eine starke Bedeckung von Bewaffneten sich nicht unter sie wagen dürfe.

Der künftige Entdecker der auf Speke's Pfad vom Nyanza nach dem weißen Nil vorzudringen wünscht, wird überhaupt am besten thun den See zur Rechten zu lassen. Es wäre aber ein Wunder, ruft der Reisende aus, wenn der Nyanza nicht das Nilquellenbecken wäre! Gondokoro, die äußerste Station der Missionäre Knoblecher und Dovyak am weißen Nil, liegt unter 4° 44' nördl. Br., Kibuga, der äußerste nördliche Punkt den arabische Elfenbeinhändler vom Nyanza aus *erreicht haben*, nach ihren Angaben unter 2° nördl. Br., also bleibt nur ein fraglicher Zwischenraum von 2¾ Grad oder 40—45 deutsche *Meilen*. Im Norden des Sees soll das Land noch völlig flach und eben seyn, wird auch nur von dem reißenden Kivira-Fluß *durchschnitten*, den Speke als den Abfluß des Nyanza und den weißen Nil im Jugendzustand betrachtet. Der Nyanza liegt 3750, Gondokoro am Nil 1605 F. über der See. Wenn daher von Gondokoro aus gegen Süden die Missionäre den Horizont von einem Gebirgszug begränzt sahen, so wird dieser Gebirgszug, wie Speke vermuthet, nichts anderes seyn können *als der* Stufenabsatz der Hochebene des Nyanza nach dem tieferen Nillande. Daß der weiße Nil oder Kivira auf einem Raum von zwei oder drei (Graden 30—45 deutsche Meilen) einen Fall von mehr als 2000 Fuß erleide, hält Speke nicht für unmöglich, nachdem er auf seiner Reise binnenwärts die nämliche Erscheinung bei den ostafrikanischen Küstenflüssen, die sich in den indischen Ocean ergießen, beobachtet hatte. Der Nyanza selbst wird nach den Aussagen der Araber vom Westen her durch große Ströme genährt, die von dem „Mondgebirge" im Norden des Tanganyika herabkommen, während im Osten des Nyanza der von Dr. Krapff als Schneeberg bezeichnete Kenia liegt, von welchem ein Fluß in nordwestlicher Richtung, also unvermeidlich nach dem Ostufer des Nyanza sich bewegen soll. Wie weit sich der See gegen Norden erstrecke, bleibt noch ungewiß, allein nach den Aussagen der Araber und der Eingebornen liegt eine Seelandschaft, Namens Kitara, wo man Kaffee baut, etwa unter 1° nördl. Br., so daß also der Nyanza sich mindestens von 3 Grad südl. Br. bis über 1 Grad nördl. Br., also auf 60 deutsche Meilen, oder einen Zwischenraum wie von München bis Magdeburg sich erstrecken würde. Wie breit er in seinen nördlichen Theilen sey, bleibt ungewiß. Nur erzählen die Araber daß, wenn sie an der Westseite gegen Norden

[1] Nyanza heißt See bei den Eingebornen, und ein anderer Name als Nyanza fand sich am Ort nicht vor.

ziehen, sie etwa unter 1° südl. Br. einen Gebirgszweig der Mondberge übersteigen müssen, von dessen Höhe man eine große Aussicht genießt und von wo der See gegen Osten zu unbegränzt erscheint.

Ueber Handel und Auctionen in den Freihäfen Ternate, Menado, Banda und Amboina.

(Von Julius Kögel.)

Obschon die drei Hauptstädte auf den molukkischen Inseln und das diesen nahegelegene Menado, auf Nord-Celebes, vor vier bis fünf Jahren in Freihäfen umgewandelt wurden, klagen die hier ankommenden fremden europäischen und amerikanischen Schiffer und Handelsleute doch immer noch über die wenigen Geschäfte die für sie hier zu machen sind, denn die meisten und besten Handelsgeschäfte machten daselbst bisher noch die von Java oder Makassar kommenden Capitäne der Küstenfahrzeuge und die der allmonatlich ankommenden Dampfschiffe.

So lange noch Schneidemühlen in diesen Ländern gänzlich mangeln — welche in Ermangelung fleißiger Hände die hier vorhandenen Vorräthe vortrefflichen Holzes für die Ausfuhr zuzurichten im Stande wären — dürfte ein bedeutender Ausfuhrhandel hier nicht zu erwarten seyn, da die Gewürznelken von Amboina und Saparua, die Muscatnüsse von den Banda-Inseln, ebenso wie der Kaffee von Menado Gouvernements-Monopolproducte sind und vorerst nach Java exportirt werden müssen, ehe sie in den Handel kommen; zudem werden Reis und Cacao auf der Nordküste von Celebes jetzt noch lange nicht in so großer Menge producirt daß die Ausfuhr dieser Artikel so bedeutend seyn könnte um europäischen Engroisten zu genügen.

Daß aber europäische und amerikanische Verkäufer in diesen Freihäfen auch fast immer nur sehr wenige Geschäfte machen, wird die mit den hiesigen Verhältnissen einigermaßen Unbekannten doch noch immer befremden, weil erstere ihre Waaren ja gewöhnlich viel billiger als die niederländisch-indischen Kaufleute die ihrigen zu verkaufen pflegen. Aber dieses hat seinen Grund darin daß es Grossisten — wenigstens solche die man bei uns zu Lande so nennen würde — zur Zeit weder auf den Molukken noch im Reich Menado gar nicht gibt, und daß die fremdländischen Kaufleute hier niemals ihre Waaren en détail verauctioniren lassen, was die Küstenfahrercapitäne hier selbst aber fast immer thun und dabei gewöhnlich auch profitable Geschäfte machen, weßhalb ich folgende Erläuterungen beifügen muß.

Bei den hiesigen Auctionen werden nämlich die erstandenen Waaren dem Ersteher zwar sogleich übergeben, derselbe hat aber den Kaufschilling dafür nicht gleich baar zu entrichten, sondern er genießt einen dreimonatlichen Credit. Nun dürfen bei den hiesigen Auctionen — mit Ausnahme der Militäre unter dem Rang von Officier — jegliche dort einheimischen Individuen kaufen (und bekommen Credit) wenn sie dem Auctionator oder dem Venditionmeister als zahlungsfähig bekannt sind. Dieses ist für die hiesigen Käufer freilich eine sehr hübsche Einrichtung, zwar müssen sie je 7 Procent Gebühren über die Entstehungssumme nebst dieser an das Venditiondepartement (Auctionsamt) nach drei Monaten bezahlen, und werden auch wohl noch obendrein mit Geldbußen gestraft, wenn sie im Bezahlen sich vergeßlich zeigen; allein daß man die erstandene Waare auf der Auction nicht sogleich baar [1] zu bezahlen braucht, reizt nicht nur die Kauflust ungemein, sondern hat für viele Kleinhändler auch noch Vortheile, weil diese, bevor ihr Zahlungstermin herangerückt ist, die auf der Auction erstandenen Waaren meist schon wieder verkauft und gewöhnlich noch 50—150 Procent dabei verdient haben. Dadurch ist es einleuchtend wie die Mehrzahl der Kauflustigen hier ihre Bedürfnisse lieber auf einer Auction — wenn auch viel theurer, jedoch aber auf Credit — als bei einem Verkäufer kaufen der in den nächsten Tagen oder Wochen den Ort wieder verläßt und deßhalb sogleich bezahlt seyn will; auch vergesse man nicht daß geliehenes Geld hier monatlich wenigstens 2—3 Procent Zinsen verursacht.

Freilich verursacht der allgemeine Auctionscredit auch sehr vielen unvorsichtigen Käufern Calamitäten, und ist Schuld daran — namentlich ist dieß bei Beamten, Officieren und den meisten Perkeniers (Muscatnußparkbesitzern) der Fall — daß sie fast niemol aus den Schulden kommen und, um das Venditiondepartement zu bezahlen, Geld borgen müssen; denn Venditionsschulden müssen zuerst berichtigt werden, und nachlässigen Staatsdienern wird ihre Gage, den Gewürz- oder Kaffeeproducenten aber der für die in die Regierungsmagazine abgelieferten Monopolproducte zu erwartende Kaufschilling vor der Nase abgezogen, wenn sie etwa über drei Monat alte Venditionsschulden noch nicht bezahlt haben.

Um die Kauflust auch wenig bemittelter Leute auf jenen Auctionen zu erregen, findet der niederländisch-indische Verkäufer hier für gut die zu verauctionirenden Waaren in möglichst kleinen Partien verauctioniren zu lassen, so z. B. werden Baumwollen- und Wollenwaaren außer in größeren Quantitäten häufig auch paar- oder ellenweis, und von manchen Getränken nur je sechs Flaschen zu einem Gebot auf der Auction ausgeboten; solcher Detailhandel ist für die Verkäufer besonders vortheilhaft, weil sie durch diese Maxime nicht nur höhere Preise erzielen, sondern auch ihren Absatz vermehren, indem ja dadurch den Aermern Gelegenheit gegeben wird von dem Auctionscredit Gebrauch zu machen. Der Auctionator bedient sich bei den hiesigen Auctionen der malayischen Sprache; dieses ist bei solchem Detailverkauf auch wieder vortheilhaft, weil die untern Schichten der Bevölkerung des Holländischen nicht mächtig und in dieser Sprache ihre Gebote zu thun sehr zaghaft sind; auf Java wird meist von dem Auctionator auf holländisch versteigert, aber hier sowohl wie dort darf der Kauflustige nicht unter ¼ Gulden das vorige Gebot überbieten.

Denjenigen welche in hiesigen Landen ihre Handelsproducte, Hausgeräthe oder Vieh u. dgl. m. gerichtlich versteigern lassen, erwachsen dadurch nur in dem Fall Gerichtskosten daß ihre versteigerten Waaren oder Thiere eine bestimmte Summe — diese beträgt zu Amboina 500 fl., in andern Orten ist sie geringer — nicht erreichen, denn alsdann sind die Verkäufer genöthigt die obenerwähnten 7 Proc. für das Deficit jener Summe zu entrichten. Zu dem Ende vereinigen sich oft auch mehrere Händler um zusammen gemeinschaftlich eine Auction abhalten zu lassen; übrigens besorgt aber das Venditiondepartement alle bei der-

[1] Während der Auction wird die Erstehungssumme und Gebühren von den anwesenden Gerichtspersonen gar nicht angenommen, denn diese muß nach dem Auctionsamtlocal besorgt werden.

gleichen Versteigerungen benöthigten Geschäfte — also auch das Bekanntmachenlassen — für den Verkäufer unentgeltlich; selbstverständlich muß dieser dasjenige was dabei pro Pfund oder pro Elle verkauft wird, selbst abwägen oder messen lassen und schneiden.

Alle diese Einrichtungen erscheinen sehr annehmlich, allein weniger annehmlich erscheint uns daß man das zuständige Geld erst sechs Monate nach der Auction ausgezahlt bekommt, auch dem Auctionsamt während dieser Zeit keine Interessen berechnen darf und diesem so lange creditiren muß. Zwar können die vom Venditiondepartement über den Verkauf ihrer Waaren den Verkäufern ausgestellten Certificate girirt werden, und man findet auch Leute genug, welche solche Forderungen escomptiren, aber der Disconto beträgt ja hier 8—12 Procent. Nach der Verfallzeit ist indeß jede Staatscasse in Niederländisch-Indien verpflichtet dergleichen Certificate gegen baar Geld einzulösen.

Allerdings versorgten bisher die in die hiesigen Freihäfen kommenden Schiffer und Handelsleute diese sehr reichlich mit Waaren, und brachten mehr her als man davon hier benöthigt war, nichtsdestoweniger ist aber auch noch immer Mangel an vielen (namentlich deutschen) Artikeln, die fast gar nicht zu bekommen sind und doch gewiß guten Absatz auf hiesigen Auctionen finden, dabei sehr gut bezahlt werden würden. Von solchen mangelnden Artikeln erwähne ich hier nur Regenmäntel, Wachsleinwand, Damast, Gold- und Silbertressen, Glasperlen (große), grobes Tuch, schwarzwälder Uhren, Wecker, auch Kunstuhren (d. h. Uhren die eine Landschaft mit bewegenden Figuren vorstellen), Bilder (welche Scenen aus der biblischen Geschichte enthalten), Handwagen und Karren (auf welchen je 5—10 Centner schwere Frachten geladen werden können), und deutsche Liqueure; diese letzteren dürften besonders beliebt werden, dabei — wenn man sie billiger wie bisher und in so vielerlei Sorten, wie bei uns in Deutschland hier bekommen könnte — auch geeignet seyn den immer noch allzu viel benutzten Genever zu verdrängen. Denn man vergesse nicht daß die inländischen Weißen und Mischlinge ebenso viel wie die hiesigen Malayen [1] den Genever (Kornbranntwein) keineswegs wohlschmeckend finden, und ihn nur trinken, weil dieß die wenigen hier anwesenden Holländer (beiderlei Geschlechts) thun, deren Gebräuche sie nachäffen, indem man vermeint daß solche Sitte zur Europäisirung unumgänglich nothwendig sey.

Größere Quantitäten Schießpulver und Feuerwaffen dürfen in den beregten vier Freihäfen nicht verkauft werden, und gerade wäre mit diesen Artikeln hier viel zu verdienen, weil in der Nachbarschaft wohnende Völker gern dergleichen Waare eintauschen. Nordamerikanische Wallfischjäger verkauften in der Nähe der Molukken schon oft viele Flinten, und wurden bei diesem Schleichhandel niemals ertappt. Schließlich erwähne ich noch daß Kartoffeln hier stets sehr theuer sind, ihr Preis variirt zwischen 10—20 fl. die Pikol (125 Pfd.); die Kartoffeln wurden bisher von Bontheim (Süd-Celebes) und Java hier eingeführt, diese halten sich nur wenige Wochen, ich vermeine aber daß europäische oder capländische Kartoffeln auf den Molukken längere Zeit gut bleiben würden.

[1] Keines der verschiedenen malayischen Völker, es mag nun die malayische oder eine andere Sprache reden, nennt sich selbst Malayen (Oran-malaiju), sondern fast immer nach dem Landstrich oder der Insel die es bewohnt, als Oran-Palembang, Oran-Malakka, Oran-Djawa, Oran-Borneo, Oran-Makassar, Oran-Banka u. s. f., aber nirgends Oran-Malaiju.

Ackerbau durch Maschinenkräfte.

Man ist in Großbritannien jetzt nahe daran eine Aufgabe zu lösen, mit der man sich schon lange Jahre mühsam beschäftigt, nämlich die thierische Kraft welche den Pflug bewegt, durch Dampfmaschinen zu ersetzen. Was in England sich vorbereitet, hat vorläufig für uns nur die Reize eines merkwürdigen Schauspiels, denn auf das Festland werden sich die neuen Fortschritte sobald noch nicht erstrecken. Man denke aber welche ungeahnte gesellschaftliche Umwälzung vor sich gehen müßte, sobald es feststehen sollte daß es in Zukunft keinen Bauernstand mehr geben würde, sondern nur Maschinenarbeiter auf dem Felde und in der Scheune! In England ist es der hohe Arbeitslohn, welcher zu diesen Versuchen angefeuert und ihr Gelingen gezeitigt hat. Aehnliche Verhältnisse finden sich in den Vereinigten Staaten. Dort könnte vielleicht mit der Zeit durch diese Erfindung der Negersklaverei ein Ende gemacht, in Rußland dagegen die Leibeigenschaft freiwillig zu Grabe getragen und mit der Maschinenarbeit vertauscht werden. Man überlege ferner daß wenn das Grundeigenthum nicht mehr abhängig ist von Menschen- und Thierkräften, um wie vieles der Werth des urbaren Landes steigen müßte!

Zu den Erfindern des Dampfpfluges wird immer Boydell gezählt werden müssen, obgleich sein Instrument jetzt als gänzlich beseitigt zu betrachten ist. Ihm gebührt jedoch das Verdienst seinen Nachfolgern gezeigt zu haben welchen Weg sie nicht gehen sollten. Boydell ließ zuerst einen Pflug, der auf zwei Rädern ruhte, durch Dampfkräfte ziehen, allein bei diesem Versuche arbeiteten und schnitten sich die Räder der schweren Maschine so tief in den Boden hinein, daß sie fast ebensoviel Schaden anrichteten als die Pflugschar gut gemacht hatte, und die Maschine zuletzt stecken blieb. Um diesem Uebelstand abzuhelfen, versah Boydell seinen Pflug mit einer Schienenbahn ohne Ende. Die Maschine brachte nämlich ihre Eisenbahn selbst mit aufs Feld, und durch einen Mechanismus, den man sich leicht vorstellen kann, legte sich vor die Räder beständig ein Stück Schienen nieder; dadurch wurde bei trockenem Wetter wirklich das Eindringen der Räder verhindert, war aber der Boden feucht, dann that der Pflug keine Arbeit, erforderte auch sonst die höchste Geschicklichkeit eines Lenkers. Die Compagnie welche dem Erfinder sein Patent abkaufte, hat es längst aufgegeben Dampfpflüge nach diesem Muster zu bauen, sucht dafür aber die Maschine mit der Eisenbahn ohne Ende zu vervollkommnen, um sie zum Fortbewegen schwerer Lasten auf gewöhnlichen Straßen bei großen Steigerungen, welche den Bau von Eisenbahnen verhindern, zu benützen. Daß sie wirklich dazu vortrefflich dienen kann, beweist eine Depesche des Generals Codrington an Lord Panmure vom 19 Sept. 1856, worin er bestätigt daß die schweren Belagerungsgeschütze durch den Koth der Krim nur mit Hülfe dieser Maschine nach den Batterien vor Sebastopol gebracht werden konnten.

Bei dem Meeting der königlichen Ackerbaugesellschaft in Chester vergangenen Juli erhielten dagegen zwei andere Dampfpflüge die ausgesetzten Preise. Der erste, von einem Hrn. Smith erbaut, unterscheidet sich wesentlich dadurch daß die Maschine feststeht. Sie wird an der einen Ecke eines zu bearbeitenden Feldes aufgestellt, und windet eine Kette oder ein metallisches Seil auf und ab; dieses Seil läuft über Rollen die am Ende der Furche, sowie an den beiden andern Ecken des Feldes von sogenannten „Ankern" festgehalten werden. Diese letztern Instrumente sind mit Tatzen und Krallen versehen, welche den Anker immer

tiefer in den Boden eingraben, je mehr Druck auf ihn ausgeübt wird. Ist eine Furche gezogen, so müssen die Anker vorwärts bewegt werden. Vor den Preisrichtern wurden mit diesem Pflug 3½ Acres in einem Tag um den Preis von 14 Schilling der Acre bearbeitet, während dieselbe Leistung mit einem bespannten Pflug 18½ Sch. gekostet haben würde. Diese Ersparniß ist jedoch der geringere Vortheil welchen man aus der Einführung dieses Pfluges zu genießen hofft. Denn die Pflugschar welche an der laufenden Kette befestigt ist, lockert den Boden so vollständig daß der Erfinder auf seinem Pachtgut bei Woolston während vier Jahren in Folge der kräftigeren Bearbeitung 25 Procent mehr erntete als früher. Dieser Pflug erhielt nur die goldene Medaille der Gesellschaft, wäre aber wahrscheinlich gekrönt worden, wenn man nicht den ersten Preis von 500 Pfd. St. einem noch vollkommneren Werkzeug des Hrn. Fowler unbedingt hätte zuerkennen müssen. Im Grund beruhte seine Maschine auf dem nämlichen Gedanken wie die Smith'sche, aber sie ist beweglich. Die Dampfmaschine stellt sich an der einen Ecke des Feldes auf und ihr gegenüber am andern Ende wird der „Anker" befestigt; dieser Anker hat aber die Form eines Karrens, dessen Räder sich tief in den Boden graben, wenn die Maschine ihre Thätigkeit beginnt. Zwischen Maschine und Anker läuft eine doppelte Kette ohne Ende, an welcher die Ackerwerkzeuge befestigt sind. Nach jedem Furchenpaar bewegen sich Maschine und Anker vorwärts. Die Fowler'sche Maschine ist viel stärker als die andere, denn sie bearbeitete in zehn Stunden 7¾ Acres leichten, 5 Acres schweren Bodens, und 2½ Acres mit dem Cotgreave'schen Untergrundpflug, welcher 12—14 Zoll tiefe und 20 Zoll breite Furchen zieht. Die Kosten sind beträchtlich geringer, denn sie betragen auf den Acre leichten Bodens 6 Sch., schweren Bodens 9⅙ Sch., und bei Anwendung des Cotgreave'schen Pfluges 18⅓ Sch. Außerdem aber kostet der Fowler'sche Pflug selbst viel weniger als der Smith'sche, der drei Anker und eine Kette von 700 Yards Länge erfordert, wo der andere nur einen Anker und 200 Yards Kette verlangt. Der Fowler'sche Pflug ist bereits auf einer Farm bei Penbrike von Hrn. Bird in Arbeit gesetzt worden. Dort kostete das Pflügen eines Acre mit vier Pferden bis zu 6 Zoll tiefe 10 Sch., und mit dem Taglohn eines Knechtes und eines Burschen 13⅓ Sch. Gieng man jedoch 7—8 Zoll tief in den Boden, so kam die Arbeit auf 17—20 Sch. zu stehen. Hr. Bird, der nicht weniger als 600 Acres Land gepachtet hat, konnte in 14 (12) Tagen 70 Acres pflügen. Man mußte aber sechsmal den Ort der Maschine wechseln, da die Grundstücke ziemlich entfernt von einander lagen. Diese Ortsveränderungen kosteten durchschnittlich eine halbe Tagesarbeit, so daß, wenn sie bei besserer Lage der Aecker hinweggefallen wären, der Pflug im Tag sechs Acres bearbeitet haben würde und zwar bis zu einer Tiefe von 6—8 Zoll. Hr. Bird erklärt daß wenn er die nämliche Arbeit in gleicher Zeit nach der alten Art hätte verrichten lassen wollen, er 20—24 Pferde an 5—6 Pflügen nöthig gehabt haben würde. Der Dampfpflug arbeitete und lockerte den Boden so vortrefflich daß die Eggen hinterdrein fast nichts mehr zu thun fanden. Die Kosten dieser Arbeit berechnete Hr. Bird für 70 Acres auf 23 Pfd. St. 8 Sch. an Arbeitslohn, Kohlen, und Pferdsmiethe um die Maschinen von einem Ort zum andern zu bringen, und auf 12 Pfd. St. 12 Sch. für Zinsen und Amortissement (20 Procent), der Maschine und der sonstigen Werkzeuge (Werth 480 Pfd. St.). Es kostet daher die Maschinenarbeit (incl. 3 Sch. 7 P. Zinsen und Amortisation) 10½ Sch. der Acre. Ein anderer Landwirth in Wiltshire hat noch günstigere Ergebnisse gezogen, die sich in folgenden Worten aussprechen lassen: die Maschinen arbeiten um ein Drittel oder um zwei Fünftel wohlfeiler als die Pferde; sie arbeiten rascher und ersparen daher Zeit; sie arbeiten besser und correcter. Bei Windsor auf der „flandrischen" Musterwirthschaft des Prinzen Albert ist der Fowler'sche Pflug ebenfalls angewendet worden, und dort hat sich gezeigt daß er alle Winkel und alle Höcker des Feldes ebenso gut wie ein gewöhnlicher Pflug auflockern kann. Die Ersparniß der Maschinenarbeit ist freilich geringer als sich mancher Ungeduldige erwartet haben wird, allein dafür sind wieder die Erträgnisse eines von der Maschine bearbeiteten Acre viel größer als bei dem alten System.

Dennoch werden diese Dampfpflüge keine allzu große Zukunft haben, da sie bereits halbwegs durch ein anderes, großartiges, einfaches, und in seinen Ergebnissen viel gewaltigeres System verdrängt worden sind. Man wird sich aus der Geschichte der Eisenbahnen erinnern, daß nachdem die Locomotive bereits erfunden war, unendlich viele Versuche noch mißlangen, ehe die Locomotive sich bewegen wollte, bis endlich die glatte eiserne Schiene allen Mängeln abhalf. Locomotion durch Dampf kann nach unserm heutigen Urtheilsvermögen entweder bei schwimmenden Gegenständen im Wasser, oder bei rollenden nur auf Schienen betrieben werden. Deßhalb hat A. Hallett einen förmlichen Eisenbahnackerbau (guide way steam agriculture) eingerichtet. Dazu ist erforderlich daß durch die Felder der Länge nach Schienen gelegt werden in einer Spurweite von 30, 40 bis 50 Fuß. Auf diesen Schienen bewegt sich ein hölzernes Gerüst, welches auf 8 eisernen Rädern ruht, und an jedem Ende eine Dampfmaschine von fünf oder mehr Pferdekräften, je nach der Breite der Spuren, besitzt. Beide Maschinen sind durch ein Triebwerk verkoppelt, bilden mit dem fahrenden Gerüst ein Ganzes, und wirken auf sämmtliche Räder gleichzeitig, so daß jedes von diesen zum Bewegungsrad wird. Mit Hülfe dieser Vorrichtung kann sich die Maschine auch auf geneigten Ebenen bewegen, so lange die Steigung nicht mehr beträgt als 1 Zoll auf 5 Yards. Das Gerüste ruht auf Federn, damit seine Lasten sich gleichmäßiger auf jedes Rad vertheilen. Ueberhaupt sorgt der Erfinder dafür daß die Schienen so viel als möglich geschont werden können. An das Gerüst werden zunächst 12 oder vielmehr 24 Pflugscharen befestigt, und zwar 12 welche beim Hineinfahren in das Feld arbeiten, und 12 welche beim Zurückfahren zwischen die bereits gezogenen Furchen 12 andere ziehen. Jedesmal wenn die eine Reihe von Pflügen arbeitet, schwebt die andere in der Luft und umgekehrt. Wie bewegt sich aber das locomotive Gerüst von einer Furchenreihe zur andern? Dazu bedarf es abermals einer Bahn, deren Schienen jedoch an der kurzen Seite der Felder hinlaufen und die andern in rechtem Winkel schneiden. Diese Querbahn liegt tiefer als das Niveau der Felder, und zwar gerade so daß die Oberfläche eines niedrigen Wagens, der sich auf den Querschienen bewegt, die nämliche Ebene wie die andern Schienen darbietet. Hat also das Pfluggerüst seine Arbeit vollendet, so wird es auf den Wagen der Querbahn, und dieser nach dem nächsten Längsschienenpaar geschoben.

Die Vortheile dieses Systems ergeben sich bei der ersten Vorstellung. An Arbeit wird unendlich erspart, denn zur Leitung der Maschine ist ein Knecht und ein Bube hinreichend. Die Handarbeit selbst ist ganz einfach, denn sie besteht nur in dem Einhängen der Pflüge. Der Apparat ist nicht so künstlich wie bei den andern Dampfpflügen, bei denen ein Reißen der Ketten nicht selten die Arbeit auf längere Dauer unterbricht. Zweitens haben wir nicht bloß einen Dampfpflug vor uns, sondern einen vollständigen Ackerbauapparat. So gut wie

man den Pflug an das Gerüst befestigt, kann man auch die Egge einhängen, oder Untergrundpflüge, oder Exstirpatoren. Will man schließlich auch das Korn von der Maschine schneiden lassen, so bedarf es nur einen Wechsel der Apparate, und ist die Ernte heimgebracht, so dienen die nämlichen Dampfmaschinen wieder in den Scheunen beim Ausdreschen. Mit Hülfe jener Gerüste kann man den Dünger auf das Feld bringen, man kann mit ihnen das Unkraut zwischen den Halmen ausreißen lassen, man kann die Felder künstlich bewässern. Kein geringer Vortheil ist es auch, daß fortan weder der Fuß eines Menschen noch der Huf eines Pferdes den Acker betritt, denn alle Arbeit geschieht von der Höhe des Gerüstes herab, so daß man das System auch einen atmosphärischen Ackerbau nennen könnte. Sind die Schienen einmal gelegt, so geschieht jede Arbeit mit der mathematischen Genauigkeit der Maschinen, denn jedes Instrument wird pünktlich die ihm zugemuthete Leistung ausführen. Für Gemüse und Krautbau ist das System vollends unübertrefflich, denn hier ersetzt die Maschine die Händearbeit auf eine höchst vortheilhafte und unendlich wohlfeile Weise. Da nun alles mechanisch vollzogen wird, so kann auch in tiefster Nacht das Feld bestellt werden. Im Herbst ist dieser Vortheil unschätzbar, weil der Landwirth völlig unabhängig vom Wetter wird. Hat er nur 24 Stunden günstiges Wetter, so kann er in dieser Zeit 50 Acres bestellen. Hallett hat schon Versuche ausgeführt wo er 12 Pflüge gehen ließ, welche 10 Zoll breite und 5 Zoll tiefe Furchen mit einer Geschwindigkeit von 2400 Fuß in der Stunde zogen. Dieses Resultat wurde erreicht durch einen Druck der Maschine von 50 Pfund auf den Quadratzoll. Dieß gilt jedoch für zähen Boden, denn bei leichten Bodenarten mag die Druckkraft nur 33 Pfund auf den Quadratzoll betragen, während das Gerüst, wenn es sich frei bewegt, nur 20 Pfund Druck erfordert. Endlich kann diese Locomotive auch Furchen bis zu 25 Zoll Tiefe ziehen, wie sie mit Pferdearbeit sich nicht herstellen lassen, sondern wie sie beim Gartenbau mit dem Spaten auf 10 Pfd. St. oder 120 fl. per Acre zu stehen kommen, während Hallett die Arbeit seines Pfluges auf 10 Sch. (5 fl.) berechnet. Das Schneiden der Frucht mit Hülfe amerikanischer Maschinen kommt auf den zehnten Theil der Handarbeit zu stehen. Mist, Compost, Mergel ꝛc. werden aufs Feld für ½ oder 1 Penny (1½—3 kr.) per Tonne (20 Ctr.) gebracht, denn das locomotive Gerüst vermag 70 Tonnen auf einmal zu tragen. Eben so wohlfeil lassen sich mit Jauche oder Wasser die Felder bewässern. Der Besitzer eines Pachtraumes von 1000 Acres könnte mit seiner Maschine in einem Arbeitstag von 10 Stunden 25 Acres pflügen oder 150 wenden (wenn er nicht vorzieht diese beiden Operationen gleichzeitig von der Maschine vornehmen zu lassen) oder 60 Acres schneiden, oder ebensoviel mit 30 Gallonen per Acre benetzen.

Jeder Nachdenkende wird sich sogleich sagen daß hier eine der seltsamsten Revolutionen der Gesellschaft bevorstehe, wenn sich die Anlage der Schienenbahnen rentirt. In England zunächst widersetzt sich der Ausführung des Systems der Umstand daß die Ländereien in den Händen von Pächtern sich befinden und die Pachtzeiten immer kürzer, ja in der Regel jetzt auf ein Jahr beschränkt werden. Diese Schwierigkeit ist jedoch keine wirkliche, denn entweder wird der Grundeigenthümer die Bahnbauten unternehmen und sich durch einen höheren Pachtschilling bezahlt machen, oder er gibt dem Pächter eine so lange Pachtzeit daß die Capitalsanlage verzinst und amortisirt werden kann. Es fragt sich also nur, was kosten die Schienen? Hallett behauptet, man könne dazu hölzerne mit Creosot gesättigte Schienen benutzen, die auf andern hölzernen Lagern ruhten. Besser und dauerhafter aber ist es, eiserne Schienen auf eine Unterlage von Backsteinen zu befestigen, die wiederum auf einer Unterlage von gebranntem Lehm ruhen würden. Die Schienen sollten 17—20 Fuß Länge besitzen, an den Enden mit Klauen und an die Backsteine mit Bolzen angeheftet werden. Die Kosten würden sich per Acre auf 10 Pf. St. (120 fl.) oder auf 20 Pf. St. (240 fl.) belaufen, je nachdem man nur hölzerne oder eiserne Schienen anwenden wollte. Hallett behauptet ferner daß durch Vertheilung des Drucks auf acht Räder die Schienen so geschont würden, daß wenn man Backstein und Eisen zu ihrem Bau verwenden wollte, sie eine Dauer von 40 Jahren versprächen. Man hätte demnach zu bestreiten 1) eine Verzinsung von 4 Proc., 2) eine Ausgabe von 6 Proc. für Reparaturen und Amortisation, welche letztere bei einer Pachtzeit von 21 Jahren das Capital wieder ersetzt haben müßte. Auf einer Farm von 1000 Acres würden also eine Capitalsanlage von 10,000 Pf. St. wenn man hölzerne Schienen, oder von 20,000 Pf. St. erforderlich seyn wenn man Eisenschienen anzuwenden gedenkt. Zinsen, Reparaturunkosten und Amortisationen würden sich auf 10 Proc., also auf 1000 Pf. St. im ersten und 2000 Pf. St. im andern Falle belaufen. Der Verbrauch an Arbeitslöhnen und an Kohlen für den Maschinenackerbau wird zusammen auf 936 Pf. St., also mit dem Interessenconto des Capitals zusammen bei hölzernen Schienen auf 1936 Pf. St., bei eisernen auf 2936 Pf. St. berechnet, während mit Pferde- und Menschenarbeit die Ausgabe bis auf 3076½ Pf. St. steigen müßte. Im ersten Falle bliebe daher ein Reingewinn von 1140, im andern von 140 Pf. St. Da bei solchen Erfindungen der Optimismus immer den Rechnenmeister spielt, so wird man erst eine Reihe von Erfahrungen abwarten müssen, um zu entscheiden welcher Weg der wohlfeilere sey. Aber offenbar ist es daß sich diese neue Art des Ackerbaus durch einen reicheren Feldertrag lohnen wird, den Hallett auf nicht weniger als 2 Pf. St. per Acre veranschlägt, das heißt so viel als im Durchschnitt der Pachtschilling in England beträgt. Mr. J. Braithwaite, ein namhafter Ingenieur, hat das Hallett'sche Verfahren durch folgenden Lohn- und Kostentarif verherrlicht: Es kostet nämlich per Acre das

	mit Dampf		mit Pferden
Pflügen	1 Sch.	7 Pence	7 Sch. — 18 Sch.
Tiefgrund pflügen	12 „	— „	unmöglich
Scarification	— „	8 „	4 „
Eggen, Walzen	— „	5 „	3 „
Wenden	— „	3 „	4 „ — 10 „
Schneiden	— „	10 „	8 „ — 10 „
Bewässerung des Untergrundes	1 „	— „	unmöglich
Vertheilung des Düngers	0 „	1 „	2 „ — 3 „

Zunächst wird sich dieses System nur einführen lassen wo wirklicher Garten- und Gemüsebau im Großen betrieben werden kann. Dort darf man ziemlich sicher seyn daß das aufgewendete Capital seine Rente einträgt. Vielleicht gelingt es auch den Bau der Schienen etwas wohlfeiler zu stellen, wenn die Erfahrung und mannichfaltige Versuche bessere Wege gezeigt haben werden. Sollte aber das System auf England sich erstrecken welches über 10 Mill., oder über Großbritannien welches an 20 Mill. Acres Getreideland besitzt, so würden bei hölzerner Schienenlage 100 oder 200, und bei Eisenschienen 200 oder 400

Mill. Pf. St. erforderlich seyn. Niemand darf zweifeln daß selbst die letztere Summe von den Briten aufgebracht werden könnte wenn sich die Erfindung nur finanziell belohnt. Die Eisenbahnen haben jetzt schon nahezu so viel gekostet, und was haben und in welcher kurzen Zeit die Engländer für Entwässerung ihrer Felder mit Thonröhren ausgegeben? Ueberdieß sind ja auch nicht alle Aecker für dieses System geeignet, sondern nur diejenigen welche in völlig ebenem Lande liegen. Wo sich aber eine hohe Rente durch solche Schienenlager ergeben würde, da müßten ferner sich höchst eigenthümliche Rechtsverhältnisse entwickeln. Der Grundbesitz selbst müßte nothwendig steigen, und zwar in Folge der Verminderung der Bestellungskosten sowie der höheren Roherträge. Allein es versteht sich von selbst daß diese Art von Ackerbau nur auf großen Flächen sich ausführen ließe. Daher würden, weil Güter, wenn sie vereinigt würden, zum Genuß einer höheren Rente gelangten, Latifundien zur Regel werden. In Frankreich dagegen wo Güterzerstückelung herrscht, ließe sich das System nur sporadisch anwenden, aber sicherlich würde, während das Grundeigenthum stiege, der Zustand der Zwergwirthe und des kleinen Feldbauers sich unendlich verschlimmern, wenn seine Handarbeit mit der Maschinenarbeit fortan concurriren sollte. Endlich müßten Gesetze geschaffen werden welche ein Auseinanderfallen solcher Eisenbahnackergrundstücke bei Todesfällen verhinderten, da die Summe der Theile niemals den Werth besitzen könnte wie das Ganze. In den Vereinigten Staaten, wo Holz in Ueberfluß vorhanden ist, möchte das System, wenn sich die Capitalsanlage nur rentirt, rasch Ausbreitung gewinnen. In Bezug auf Rußland ließe sich das nämliche behaupten, wenn dort das Eisen und eiserne Maschinen nicht so unverhältnißmäßig theuer wären, und wenn es dort nicht, selbst wenn der Staat die zollfreie Einführung jener Ackergeräthe den ihrer Leibeigenen beraubten Herrschaften verstatten wollte, außerdem an intellegenten Arbeitern fehlen würde, die theils solche Maschinen richtig zu bedienen, theils die beschädigten wieder auszubessern verstånden. In England, wo man in jedem Flecken kundige Handwerker antrifft, läßt sich leicht mit Maschinen arbeiten, in Frankreich und bei uns würde die Sache schon schwieriger, in Rußland zur halben Unmöglichkeit werden. Wie dem auch sey, gewiß sind die ersten Anfänge des Dampfackerbaues so verlockend, daß man bei der großen Beharrlichkeit und Erfindungsgabe der Engländer ruhig voraussagen kann daß sie nicht eher nachgeben werden, bis sie das Räthsel vollkommen gelöst haben.

Thierleben auf Ceylon.

(Aus Sir Emerson Tennent's Ceylon.)

Mit dem ersten Glimmern des Tagens kehren die Fledermäuse und Nachtvögel in ihre gewohnten Schlupfwinkel zurück, in denen sie sich vor des „Tages strahlendem Auge" verbergen; der Schakal und der Leopard lassen ab von ihrer nächtlichen Jagd; die Elephanten schleichen sich von den Wasserpfühlen in denen sie während der Dunkelheit geschwelgt hatten scheu in den Schatten des Waldes, und das tieftönige Geheul des Elenthiers hallt wieder durch die Schluchten wenn es den sichern Waldesgründen zueilt. Der Tag bricht an, und die ersten Strahlen der Morgenröthe zeigen wie sich die Nebel in ungestümen Haufen durch die tiefen Thäler wälzen. Die Sonne tritt mit einer Schnelligkeit über dem fernen Himmelsrande hervor die weit diejenige übertrifft welche ihren Fortschritt in dem wolligen Dunstkreis Europa's kennzeichnet, und der ganze Horizont gleicht dann einer rothen Strahlengluth.

In keinem andern Augenblick hat das Grün der Berggehölze ein so lebhaftes Aussehen; jeder Zweig träufelt von dem reichen Thau der Nacht, und eine glänzende Perle spiegelt sich auf jedem Blatt; jeder Rasenplatz funkelt im weißen Schimmer der verdichteten nächtlichen Dünste, und die Fäden des Nachsommers schimmern wie Opalschnüre in den Strahlen der Sonne.

Die frühesten Mitglieder der beseelten Welt die sich hinauswagen ins Weite, sind die kleinen Hesperidä; sie sind die ersten Schmetterlinge welche den Blumen ihren Morgenbesuch abstatten, ihnen folgen die Theclä und die Polyommati, die winzigsten der Tages-Lepidopteren, die sich durch den blauen metallischen Glanz ihrer Schwingen auszeichnen. Mit untrüglicher Gewißheit werden nach und nach im Verlaufe des Morgens die andern Arten sichtbar; den Theclä folgen die Vanessä, und diesen die prächtigen Papilios, bis mit dem vorrückenden Tage die breitlaubigen Pflanzen und blühenden Gesträuche von einer tanzenden Wolke von Schmetterlingen jeglicher Gestalt und Farbe bedeckt sind.

Der früheste in die Lüfte sich schwingende Vogel ist die Krähe, welche ihren Aufsitzort schon beim ersten Tagesgrauen verläßt, und krächzend ihre Flügel am Himmel schwingt. Die Papagalen folgen in zahlreichen Gesellschaften, schnatternd und schreiend im Uebermaß ihrer Aufregung. Nach ihnen erheben sich die Kraniche und Sumpfvögel, welche bei Sonnenuntergang landeinwärts zu ihren Brutplätzen geflogen waren, von den Zweigen, auf denen sie die Nacht zugebracht hatten; sie schütteln ihre Flügel um sie vom Thaue zu entlasten, strecken ihre unbehülflichen Beine hinten aus, und schwingen sich hinweg den Flüssen und der fernen Meeresküste zu.

Unter den Singvögeln ist der erste welcher seinen Gruß dem neuen Morgen darbringt, eine Elster (Copsychus saularis); ihr folgt die Golddrossel, deren schmelzende flötenartige Stimme weit durch die Stille der Dämmerung hindurch gehört wird. Der Dschengel-Hahn, unsichtbar in dem Dickicht, ergießt seinen Morgenruf in die Lüfte, nicht mit dem schrillen Zinkenton seines europäischen Stammgenossen, sondern in reichem, melodischem, aus den Tiefen des Thales heraufschallendem Schrei. Mit zunehmendem Licht lassen dann Grasmücke und Mancpah ihre Lieder ertönen, und die bronzefarbigen Tauben erfüllen die Wälder mit ihrem kläglich klingenden Gegirr, das dem fernen Muhen der Kühe gleicht. Die Bienen schwärmen in allen Richtungen hinaus, und die goldenen Käfer kriechen träg auf den noch feuchten Blättern umher. Die Mauer- und Hausschwalben stürzen aus ihren Nestern hervor, sobald es warm genug ist um auf die kleinern Insecten da draußen Jagd machen zu können: die Bulbul (Nachtigall) läßt sich auf den Waldbäumen nieder, und die kleinen juwelenartigen Sonnenvögel, die Kolibris des Morgenlandes, flattern mit zitternder Bewegung ihrer glänzenden Flügel über den sich öffnenden Blumenkelchen.

Endlich naht sich der glühende Mittag, die Sonne steigt höher und höher, und die ganze belebte Natur beginnt den Druck ihrer Strahlen kund zu thun. Die grün emaillirten Drachenfliegen allein blitzen über jedem Pfuhl in Verfolgung ihrer kleinen Beute; fast jedes andere beflügelte Insect sucht instinctartig den Schatten des Laubwerks. Die Habichte und Falken durchschweifen die Bläue des Himmelsgezeltes um nach den kleinern Vögeln zu spähen die mehr oder minder zahlreich die Samen und Larven aufsuchen. Die Eichhörnchen schießen von Ast zu Ast mit schrillem lebhaften Geschrei, und die Cicade auf dem Stamm der Palmbäume erhebt den betäubenden Schall, dessen Ton und Beweglichkeit ihr den ausdrucksvollen Namen des „Messerschleifers“ erworben hat.

Während der ersten fünf Stunden des Tages scheint die Natur buchstäblich von Leben und Bewegung zu schwellen: die Luft ist erfüllt von den melodischen Klängen der Vogelstimmen, die Wälder wiederhallen von dem Gesumme der Insecten, und die Erde wimmelt von lebenden Wesen aller Gestalten. Wenn aber die Sonne die Mittagshöhe erreicht, ändert sich die Scene auf eigenthümliche Weise, und nichts ist auffallender, als die fast peinliche Stille welche der Lebhaftigkeit des frühen Morgens folgt. Jedes Thier verschwindet, und flüchtet sich unter die dicke Decke der Wälder; die Vögel ziehen sich in den Schatten zurück; die Schmetterlinge, wenn sie einen Augenblick lang in der flammenden Sonne flattern, eilen unter den kühlenden Schutz der Bäume, gleich als wären ihre häutigen Leiber versengt worden während der kurzen Zeit welcher sie sich der glühenden Hitze ausgesetzt, und endlich herrscht ringsum ein so tiefes Schweigen, daß das Ticken der Uhr merkbar gehört wird, und selbst die Schläge des Herzens vernehmbar werden. Jetzt schleicht sich der Büffel zu den Teichen und Wasserläufen, und verbirgt seinen ganzen Leib, mit Ausnahme des Kopfs und der glänzenden Hörner, in Schlamm und Schilf; der Elephant fächelt sich ermattet mit Blättern, um die Mücken zu verjagen die ihn plagen, und das Rothwild lauert gruppenweise unter dem überhängenden Dschengelgebüsch. Rasselnd unter den dürren Blättern hervor schießt die hellgrüne Eidechse auf die rauhen Stämme der Bäume, und hält zwischen jedem Sprung einige Augenblicke inne um spähend Rundschau zu halten. Der Baumspecht macht den Wald wiederhallen von den rastlosen Schlägen seines Schnabels auf die verfallende Rinde, und die Schildkröte sinkt unbehülflich in das stille Wasser, in welchem das helle Gefieder des Königsfischers sich abspiegelt, der seine einsame Wacht über demselben hält. Solange die Sonne in der Mittagshöhe steht, scheint jedes lebendige Wesen ihre Strahlen zu fliehen, und im dichtesten Schatten zu weilen.

Selbst der Mensch stellt, als ob er kein Mittel mehr finden könne der erschöpfenden Gluth zu entrinnen, seine Arbeit ein, und der Arbeiter, der vor Sonnenaufgang draußen war, ruht bis die Mittagshitze vorüber ist. Das Vieh keucht in seinen dumpfen Ställen, und die Hunde liegen platt auf dem Boden, und strecken nach vorn und nach hinten ihre Beine aus, als wollten sie den größtmöglichen Theil ihres Körpers mit der kühlen Erde in Berührung bringen.

Wie der Tag sich neigt, erholt sich die Natur wieder von ihrer Erschlaffung und Erschöpfung: die Insecten flattern von neuem über die offenen Plätze, die Vögel wagen sich noch einmal fliegend in die Lüfte, und die größern Thiere kriechen unter ihrem Schutzdache hervor, und machen sich in allen Richtungen zu Teichen und Weide auf den Weg. Der Wanderer tritt seine eingestellte Tagfahrt wieder an, und der Hausvater eilt, voller Ungeduld die letzten Stunden des dahinschwindenden Tages noch zu benützen, hinaus um die Arbeiten des Morgens zum Schlusse zu bringen. Die Vögel welche ferne Ausflüge auf ihre Nahrungsgründe gemacht haben, sieht man zurückkehren in ihre Nester; die Krähen sammeln sich an irgend einem Teich um im Wasser zu plätschern, und ihr Gefieder zuzurichten ehe sie zur Nachtruhe sich zurückziehen; die Papagaien lassen sich mit betäubendem Lärm auf den Kronen der Palmbäume in der Nähe ihrer Nester nieder, und die Pelikane und Seevögel schlagen mit müdem Flügel den Weg zu ihren Brutplätzen an irgendeinem einsamen Wasserlauf oder einem verfallenen Weiher ein. Die Sonne endlich

„Sinkt, wie ein Flamingo
Seinem Nest zufleugt am Abend.“

Zwielicht folgt, und die Dämmerungsvögel und Dämmerungsthiere erwachen aus ihrem Mittagsschlaf und bereiten sich auf die Freuden ihrer nächtlichen Gelage vor. Die Schwärmer nehmen jetzt die Stelle der fröhlichern Tagfalter ein, welche sich mit dem Weichen des Lichtes zurückziehen; unzählige Käfer machen kurze und unsichere Flüge in dem immer tiefer werdenden Schatten, und in Verfolgung derselben und anderer Insecten welche in der Dämmerung zum Vorschein kommen, kreist der „Night-jar,“ mit ausgespannten Kinnladen, niedrig und rasch über den Ebenen und Sümpfen.

Endlich fängt es an zu dunkeln, und jeder Gegenstand schwindet in Nacht und Düster; immer noch aber steigt das Gesumm unzähliger Insecten von der glühenden Erde empor. Die fruchtessenden Fledermäuse stürzen sich von den hohen Aesten herab an denen sie während des Tages hängen, und sammeln sich um die Mango-Bäume und die Tamarinden, und über den grauen Himmel flattert die Eule dahin um die Nachtfalter in so sanftem und daunigem Fluge zu verfolgen, daß die Luft kaum die Flügelschläge derselben vernehmen läßt. Die Palmkatze steigt jetzt herab von dem Kamme des Kokosnußbaumes wo sie während des Tags auf der Lauer gelegen, und die glänzende Ginetta kommt aus irgend einem hohlen Baum hervor; sie schleichen sich längs den Aesten dahin, um die schlummernden Vögel zu überfallen. Mittlerweile zündet, unter dem bereits thaufeuchten Grase, der Glühwurm seine Smaragd-Kerze an, und aus Gesträuchen und Büschen kommen Myriaden von Feuerfliegen zum Vorschein, deren blaßgrüne Blitze in der mitternächtlichen Dunkelheit sprühend leuchten, bis es von neuem tagt, und der Morgen ihre wirkungslosen Feuer zum Erblassen bringt.

Ueber die Cultur der Vanille auf Java.

Unsere Hausfrauen klagen nicht mit Unrecht über die hohen Preise der Vanille, des edelsten aller Gewürze. Leider aber scheint bis jetzt keine Aussicht vorhanden daß die Preise sich ermäßigen sollten. Die Vanille (Vanilla planifolia) ist ein fleischiges Schlingkraut, welches auf den westindischen Inseln Haiti und Jamaica wild wächst, in Mexico jedoch in der Nähe der Dörfer Papantla, Misantla, Nautla und

Colipa angebaut wird. Die beiden ersten Dörfer gewinnen jährlich 18 bis 19,000 Pfund oder 2 Millionen Stengel, da man durchschnittlich 120 Stengel auf das Pfund rechnet, das in Vera Cruz mit 30 Pesos bezahlt wird. Es kostet daher der Stengel dort etwa 35 kr. Die Früchte dieser köstlichen Orchideenart sind in einer 6 bis 11 Zoll langen Schote eingeschlossen, welche getrocknet in den Handel gelangt. Es gibt zwei Arten Vanille die solche wohlriechende Früchte tragen, die ächte Vanille (V. aromatica) und die oben erwähnte flachblättrige (V. planifolia), die Vanille die im Handel wichtig wird. Diese letztere Art ist in europäischen Gewächshäusern, namentlich früher in Lüttich gezogen und durch künstliche Befruchtung sind selbst Früchte erzielt worden. In neuester Zeit haben die Portugiesen die Vanille nach ihren Inseln im Golf von Benin verpflanzt, aber wir wissen nicht mit welchem Glück. Von Flandern aus brachte man im J. 1819 die Pflanze nach Java. Unsere Lehrbücher behaupten daß sie dort kräftig gediehen sey und lustig geblüht, aber keine Früchte getragen habe, weil man das Insect nicht mit verpflanzen konnte, welches in Mexico die Befruchtung der Blüthen besorgt. Diese Angabe ist ungenau, denn wir haben eine ausführliche Beschreibung des Vanillenbaues auf Java vor uns,[1] worin jedoch indirect die Schwierigkeiten der Fruchterzielung bestätigt werden. Da die Vanille eine Schattenpflanze ist, so kann man sie nur unter großen Bäumen, an Zäunen oder in Gebüschen ziehen. Deßhalb legt man auf offenen Feldern einen Vanillenpark an, indem man den Grund in breite Bänder abtheilt, längs deren die Vanille an Schattenbäumen gezogen werden soll. Als Stangen und Schattenbäume dienen die Kellor-Bäume, an denen auch die Siri- oder Betelreben gezogen werden. Wenn man solche Ruthen eine halbe Elle tief in den Grund senkt, so fassen sie rasch Wurzeln, sobald man nur gesorgt hat daß der Schößling nicht wackeln kann, in welchem Fall das Reis immer abstirbt. Damit sie reichlich Schatten geben können, dürfen sie nur 1½ Ellen Abstand besitzen. Ist der Boden vorher von Unkraut gereinigt worden, so pflanzt man gesunde Vanillereiser von 3 bis 5 Knoten Länge, die bis zur Hälfte in den Boden gesenkt werden. Ihre Triebe läßt man dann an den Schattenstämmen bis zu Mannshöhe klettern. Hierauf bindet man Bambusstäbe 1½ Ellen vom Boden horizontal an die Schattenbäume, und zieht die Vanillenreben, damit sie nicht höher steigen, sondern immer erreichbar bleiben, in horizontaler Richtung weiter. Erst nach drei Jahren gibt die Vanille Blüthen, welche bis jetzt auf Java ohne künstliche Nachhülfe noch nie Früchte getragen haben. Von 1000 Blüthen rechnet man kaum eine Schote, und es ist natürlich daß daher die Vanille immer ein theures Product bleiben wird, so lange man der Natur nicht leichter nachhelfen kann. Ein Vanillepflanzer auf Java gibt folgenden Rath für die Befruchtung der Blüthe: „In der Vanillenblüthe findet man Pistill und Staubfäden zusammenverwachsen. In den Knöpfchen sitzt das Staubmehl hinter zwei Lippen, die man öffnen und den Staub mit einem zahnstocherförmigen Griffel herausholen muß. Darnach öffnet man das Kläppchen des Pistills, streift den Staub in die Oeffnung, und läßt das Kläppchen wieder zufallen. Wenn man der Blume mit dem Finger noch eine Erschütterung gegeben hat, so ist die Befruchtung vollendet." Diese Operation soll nicht so mühsam seyn als sie sich anhört, und unser javanischer Pflanzer in der Tijdschrift will reichlich durch schöne Früchte in seinem Vanillepark für diese Mühwaltung belohnt worden seyn. Dabei konnte er folgendes Verhalten der Pflanze beobachten. Wird eine Blüthe nicht den nämlichen Morgen wo sie aufgeht befruchtet, so fällt sie schon in der nächsten Nacht ab und gibt keine Frucht mehr. Ebenso behauptet er daß, wenn die künstlich befruchteten Blumen ihre Kelchblätter in 24 Stunden verlieren, keine Schote sich später entwickelt, während, wenn die Blüthenblätter sitzen bleiben und am Stiel verdorren, die Befruchtung als gelungen betrachtet werden kann. So behauptet unser Pflanzer, der freilich kein Botaniker ist. Es ist höchlich zu verwundern daß bis jetzt noch keine Versuche geschehen sind um dem angeblichen Uebelstande abzuhelfen. Wenn ein Fachmann nach den mexicanischen Vanilledistricten gesendet würde, so müßte sich doch leicht ermitteln lassen ob ein Insect, oder welches Insect, die Befruchtung vermittle. Ließe sich dann das Insect nicht nach Java verpflanzen, oder wollte es sich dort nicht rasch vermehren, so könnte doch gewiß die Industrie diesen Mangel ersetzen. Gerade so wie man die Natur durch die künstlichen Fliegen für Fische nachgeahmt hat, ließe sich eine solche künstliche Befruchtungsfliege herstellen, und wenn man dann mit solch einem zarten Instrument und nicht mit einem Zahnstocher die Befruchtung vollzöge, so würde man der Natur viel sicherer zur Hülfe kommen. — Die Vanille verlangt außerdem einen feuchten Grund, denn sowie Trockenheit eintritt und der Boden staubig werden will, muß durch künstliche Bewässerung nachgeholfen werden. Aus dieser Beschreibung sieht man schließlich daß die Vanille sich schwer an eine andere Heimath gewöhnen will, daß aber, wenn dieß nicht geschieht und der Bau auf etliche mexicanische Dörfer beschränkt bleibt, die Früchte im Handel nicht wohlfeiler werden können, wenn überhaupt nur 3—4 Mill. Stengel jährlich erzeugt werden.

[1] Tijdschr. voor Nederl. Indie. 1859. p. 44 sq.

Miscellen.

Eisenbahn-Geschwindigkeiten. Diese sind in den nachbenannten Ländern wie folgt:

	Personenzug.	Schnellzug.	Größte Geschwindigk.
	Engl. Meilen in der Stunde.		
Nordamerika . .	43	86	100
Frankreich . . .	40	72	86
England . . .	36	60	82
Deutschland . .	36	58	76.

Nach diesen Angaben fährt man in Deutschland am langsamsten, in Nordamerika am schnellsten, welches letztere zum Theil der geringen Anzahl von Halteplätzen und den längeren Stationen zuzuschreiben ist. (Mining Journal.)

Die Bevölkerung Marokko's besteht nach Didier aus
3,550,000 Moren (Abkömmlingen von Arabern)
2,300,000 berberischen Amazirghen.
1,450,000 „ Schilluhs.
740,000 reinen Arabern.
340,000 Juden.
120,000 Negern.
500 Christen und Renegaten.

zusammen in runder Ziffer acht Mill.; die Amazirghen, ein Name der so wenig wie Beduinen oder Kabylen eine Nation bezeichnet, sondern von Omzargh, Häuptling, abgeleitet wird, sind die Ureinwohner oder Berber am nördlichen Abhang des Atlas. Sie stehen nur nominell unter der Herrschaft des Kaisers, sind vielmehr so unabhängig beinahe wie noch vor kurzem die Kaukasusvölker von Rußland. Zu ihnen gehören die Riffpiraten. Die Schilluths dagegen bewohnen den Südabhang des Atlas und unterscheiden sich von ihren nördlichen, theilweis höhlenbewohnenden Brüdern durch den Besitz fester Wohnplätze und durch regelmäßigen Ackerbau. Die Moren Marokko's, worunter ein falscher Sprachgebrauch die Neger oft verstanden hat, sind zum großen Theil Abkömmlinge der aus Spanien verdrängten Araber.

*

Die Zitter-Prairien Louisiana's. Der Boden dieser Sümpfe, oder Zitter-Prairien, besteht fast ganz aus Pflanzenüberresten. Während der schönen Jahreszeit stecken die Jäger, wenn das Gras von der Sonne vollständig ausgedörrt ist, sie in Brand, und oft verzehrt die Feuersbrunst den Boden bis auf mehrere Fuß Tiefe ohne irgendeinen erdigen Niederschlag zurückzulassen. Es ist ein wunderbares Schauspiel um einen Prairie-Brand, besonders wenn man ihn in einer düstern Nacht von einem flußauf- oder abwärts fahrenden Dampfboot aus betrachtet. Eine ganze Seite des Horizonts scheint in Feuer aufzugehen, denn die Erde selber ist es welche flammt. Der Cypressenwald, dessen Bäume gleichsam einen dichten Vorhang zwischen dem Fluß und der Prairie bilden, steht schwarz abgesondert von dem weiten Gluthmeer da; der Missisippi selber scheint Metalle herabzuwälzen, und seine schweren Wogen erglänzen in bleifarbigem Wiederschein. Die Bäume des der Brandstätte gegenüberliegenden Ufers regen ihre Aeste gleich den Armen riesenhafter von den Feuern der Hölle erhellter Gespenster, und hinter diesen Bäumen flimmert der Horizont in einem Glühroth wie die Lava. Von allen Seiten scheinen das Wasser, der Himmel und die Erde Flammen auszuspeien, und man könnte glauben man sey auf eine Finsternißinsel inmitten eines Feueroceans verschlagen. Dereinst, wenn Jahrhunderte um Jahrhunderte dahingeschwunden, werden die Zitter-Prairien herrliche Steinkohlenformationen seyn, und bereits sind auf mehrern Punkten Moose und Gras, welche darauf wachsen, in Torf verwandelt. Der Boden besteht aus einer unermeßlichen Verflechtung von Stämmen, Aesten und Wurzeln, welche das Kothwasser zu einer festen Masse verschmolzen hat, indem es seine Erdablagerungen in ihre Zwischenräume eindringen ließ. Die in regelmäßigen Schichtungen abgelagerten Baumstämme sind mit dem Schlamm vollkommen verkittet, und wenn Hr. Elie de Beaumont behauptet daß der Missisippi an seiner Mündung auf einem wahren Floß dahinströme, so wendet dieser Gelehrte gewiß einen ungenauen Ausdruck an. Die Bäume welche zuweilen an der Oberfläche des Wassers erscheinen, nachdem sie lange Zeit in den Boden eingegraben geblieben waren, sind einfach durch die Gewalt der Strömung der sie umgebenden Thonerde zu Tage gebracht und dann weiterhin in eine Bucht geschwemmt worden, wo eine neue Schlammschicht sie festhalten wird. Indessen gibt es Zitter-Prairien welche in Wirklichkeit auf der Oberfläche der Gewässer schwimmen; allein diese Prairien finden sich im Westen, am Gestade des Meeres oder der Seen, von dem Flusse ziemlich weit entfernt. So zieht sich in dem Landstrich der Attakapas, welcher an den Ufern des Bayou Tesch, der alten von dem Rothen Fluß (Red River) unabhängigen Mündung liegt, das Salzwasser tief ins Innere der Gefilde hinein unter einer dichten Pflanzenschichte, die eine erdige Consistenz annimmt und das Gewicht von ganzen auf der beweglichen Prairie ihrer Weide nachgehenden Heerden trägt. Hier deutet nichts auf das Vorhandenseyn des Meeres, und dennoch braucht der Fischer nur ein Loch durch den Wurzelteppich zu graben, um an der Angel die Fische zu fangen welche in den unsichtbaren Gewässern sich fortpflanzen. (Revue des deux Mondes.)

*

Ueber die nothwendige Vergrößerungsstärke der Teleskope. Für die beschauende Astronomie, d. h. für den Laien, der nur die Gegenstände der berechnenden Astronomie kennen lernen will, ist es von Interesse zu wissen welche Amplificationsstärke die Instrumente für jede Beobachtung besitzen sollten. Kometen können schon günstig beobachtet werden wenn das Fernrohr den Durchmesser des Gegenstandes nur 15mal vergrößert. Zur Beobachtung der Mondoberfläche, des Lichtmantels der Sonne und der hauptsächlichen Nebelflecken gehört schon eine 40—60fache Kraft. Um den Jupiter von seinen Monden umgeben deutlich zu beobachten, erfordert es eine 80—130fache Vergrößerung, will man aber die Größe und den Glanz der einzelnen Monde unterscheiden, so muß man eine 180fache Amplification anwenden. Dann aber werden auch die Streifen oder Bänder, welche den Planeten bedecken, sehr sichtbar. Uebrigens hat Galilei, der doch die vier Jupitersmonde entdeckte, nur eine 32fache Vergrößerung anzuwenden vermocht. Ja auch, er sah die Jupitersstreifen gleichzeitig mit den Monden, und sogar die „Henkel" des Saturn, die er freilich nicht als die Verlängerungen eines Ringes erkannte. Dieß geschah erst durch Huyghens mit Instrumenten von 48—72facher Vergrößerung, die ihn auch den größten der Saturnmonde entdecken ließen. Um Saturn und die verschiedenen Erscheinungen seines Ringes zu beobachten, bedarf es 130—200facher Vergrößerung, ja diese letztere Amplificationskraft reicht kaum hin um den Rand des Ringes von dem Schatten zu unterscheiden, den er auf den Planeten wirft. Von den acht Monden aber wird ein solches Instrument höchstens fünf gewahren lassen, wenn sie sich in vortheilhaften Stellungen befinden. Die Lichtgestalten der Venus, die wie der Mond eine ab- und zunehmende Sichel zeigt, können mit 40—60facher Vergrößerung gesehen werden, während zum Erkennen der Phasen des Mars, die viel weniger scharf sich abheben, viel höhere Kräfte erforderlich sind. Um das schwache Licht der Uranusmonde aufzufangen, bedarf es 300—600facher Vergrößerungen. Die Doppel-, die Drei- und die Vierzgestirne zeigen sich nur in Gläsern oder Spiegeln von 200-, 400- und 500facher Amplification. Starke Vergrößerungen können nur mit Nutzen bei ganz klarem Wetter angewendet werden. Sowie die Luft nicht völlig rein ist, thut man weit besser mit schwächeren Kräften zu beobachten. Da durch Steinheils Erfindung, versilbertes Glas bei den Spiegelteleskopen anzuwenden, diese Instrumente selbst um die Hälfte oder den dritten Theil so wohlfeil als früher dargestellt werden können, so vermögen sich jetzt gar viele Laien den Genuß eines solchen Werkzeugs für die beschauende Astronomie zu verschaffen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 48. Augsburg, 26 November 1859.

Der chinesische Krieg.

Wenn man durch dialektische Kunststücke sich und die Welt überzeugen könnte daß ein Schimpf kein Schimpf, eine Niederlage keine Niederlage, eine Ohrfeige keine Ohrfeige gewesen sey, so hätte gewiß die englische Presse sich ein solches Verdienst nicht entgehen lassen. An Entschuldigungen und Erklärungen des „Mißverständnisses" auf dem Pei-ho wird es der Mandschuhof in Peking nicht fehlen lassen; wenn man sie nur annehmen könnte! So aber handelt es sich einfach um den Zauber europäischer Waffen, wie bei dem letzten Feldzug der Briten gegen Afghanistan. Auf diesem Zauber beruht das asiatische Reich der Engländer, und sie müssen daher die Chinesen züchtigen, damit sich Sikhs und Sipahis am Indus und Ganges, damit sich der Schahinschah, damit sich die Beherrscher der weißen Elephanten und die goldfüßigen Majestäten in Hinterindien eine Lehre daran nehmen. Die Schuld an dem Unglück aber trägt niemand als der britische Staatsmann, welcher den Chinesen die Zusicherung abnöthigte in Peking selbst europäische Gesandte zu empfangen. Was würde man von Napoleon III gesagt haben, wenn er in Villafranca als eine unerläßliche Friedensbedingung verlangt hätte, Franz Joseph solle künftig vor dem Kaisertitel das „von Gottes Gnaden" hinwegstreichen? Sicherlich hätte man von dem Sieger bei Solferino gesagt, er befinde sich bereits auf der Schwelle einer Heilanstalt für Gemüthskranke. Was nun die Alliirten, Briten und Franzosen, dem Himmelssohn zumutheten, war nach asiatischen Begriffen und östlicher Etikette eine ähnliche, wenn nicht stärkere Unmöglichkeit. Man vergesse nicht daß der Kaiser von China das militärische Oberhaupt von etwa 60,000 Mandschu ist, mit welchen er 360 Mill. Chinesen beherrscht. Die Chinesen sind aber so gut eine „große Nation" wie die Franzosen. Sie schätzen ihre Gesittung, ihre Cultur, ihre Civilisation, ihr Recht und ihren Staat als den Ausbund menschlicher Vollkommenheit. Bei ihrem Nationalstolz und ihrer Nationaleitelkeit kann der Kaiser von China seines Gleichen nicht mehr auf Erden haben, und daher auch Vertreter fremder, d. h. barbarischer Monarchen nicht anders empfangen als mit der Nase auf dem Estrich des Thronsaales. Was würde wohl Königin Victoria sagen wenn ein Ambassadeur Thakombau's, des Königs der Fidschi-Insulaner, nach polynesischem Gebrauch darauf bestände beim Empfang zum Gruß seine Nase an der Nase Ihrer huldreichen Majestät zu reiben? Den Mandschu zumuthen Gesandte der Barbaren wie gleichstehende Fürsten zu empfangen und die Königin Victoria ma soeur zu nennen, heißt so viel als mit eigener Hand den Zauber zu zerstören welcher die Mandschu noch auf dem wankenden Thron erhält. In Europa begreift man nicht daß wegen einer Etikettenfrage Thron und Reich aufs Spiel gesetzt werden kann, dieß kommt aber daher weil man noch immer nicht aufhört europäisch zu denken, obwohl man es mit Asiaten zu thun hat. Wie wichtig den Mandschu es war nicht ohne eine Huldigungsgebärde, nicht ohne den Schatten einer solchen Gebärde europäische Botschafter dem himmlischen Sohn sich nähern zu lassen, erkennt man aus der Abfertigung des amerikanischen Botschafters. Man hatte ihm erlassen daß er mit der Nase den Boden vor den himmlischen Füßen aufwischen sollte, man wollte sich mit einer ritterlichen Kniebeugung bequemen, ja zuletzt mit einem schwachen Versuch einer Kniebeugung, der von den Hofbeamten unterbrochen werden sollte; dann erschrak man aber schon wieder daß man zu weit gegangen sey, und die Verhandlungen wurden abgebrochen. Glaubt man nun wirklich daß der Mandschuhof in Peking aus lauter Etikettenpinseln bestehe, die um einer Bagatelle willen so viel Aufhebens machen würden wenn es eine Bagatelle wäre! Man kennt eben weder das chinesische Reich noch die chinesische Geschichte, wenn man nicht verstehen will warum sich die Mandschu lieber bis zum letzten Blutstropfen schlagen, als daß sie hier das Pünktchen über dem i aufgeben.

Wir halten die Chinesen für feige und für elende Soldaten, weil sie bisher immer vor englischen Truppen davon gelaufen sind. Man gebe den chinesischen Soldaten europäische Dressur, Armstronggeschütze, Fregatten und Kanonenboote, Spitzkugelbüchsen und Bajonnette, kleide aber dafür Ihrer huldreichen Majestät Truppen in chinesische Wattröcke, setze ihnen Goldpapierhelme auf, und gebe ihnen zur Vertheidigung Bogen und Pfeile, hölzerne Schwerter, Spieße mit Laternen oder rostige Flinten aus den Zeiten vor dem dreißigjährigen Krieg, und die Rollen des Davonlaufens werden sicherlich vertauscht werden. Die chinesische Geschichte ist reich an Zügen von Römersinn, die Tage des raschen Untergangs der letzten einheimischen Dynastie, der Ming, sind sogar großartig und ergreifend in ihren tragischen Einzelnheiten; [1] warum also, wenn ehemals die Chinesen so tapfer sich gewehrt und gestritten, so standhaft geduldet haben, sollten sie, die angeblich seit Jahrtausenden in ihrer Entwicklung festgefroren sind, plötzlich entartet seyn? Man lasse

---

[1] Der Fall der Ming und die Mandschuherrschaft. S. Ausland 1858. S. 249.

sich von dem neuesten Kenner China's, von dem Pater Huc belehren, und man wird voll Verdruß und Unwillen gewahren daß sich die Briten und Franzosen mit Muthwillen einen Handel auf den Hals geladen haben, der ihnen leicht noch manche sorgenvolle Stunde machen könnte.

Man weiß daß bei dem letzten Dynastienwechsel, inmitten eines Bürgerkrieges, die Mandschu, ins Land gerufen, sich der Zügel der Herrschaft bemächtigten. Ihre damalige Stärke war wahrscheinlich nicht größer als die heutige, welche aus 60,000 Streitern besteht. Ein so eitles und formengewandtes Volk wie die Chinesen hätte sich gewiß nicht dieser kleinen Bande unterworfen wenn nicht die Mandschudynastie sogleich chinesische Sitten, Trachten und Regierungsweise angenommen hätte. Die eigentlichen Herrscher blieben die Alten, und die eigentlichen Herrscher China's sind bekanntlich die „Literaten" oder Gelehrten, solche Leute die etliche wissenschaftliche Staatsprüfungen bestanden und sich den Doctorhut, die einzige aber unerläßliche Vorbedingung eines öffentlichen Amtes, erworben haben. Aus ihnen geht der Stand der Mandarinen hervor.[1] Alle Statthalter in den Provinzen, alle Präfecten und Unterpräfecten, alle Befehlshaber zu Land und Wasser sind chinesische Literaten und keine Mandschu. So änderte die neue Dynastie im Grunde nichts an der Verfassung des Reiches, mit einziger Ausnahme daß der Mann auf dem Thron kein Eingeborner, sondern ein Sohn der Steppe war. Damit aber die Chinesen diesen Ursprung vergäßen und nicht eine neue Umwälzung stattfinden solle, wurde als Grundgesetz des Reiches bestimmt daß kein Beamter oder kein „Knopf" länger als drei Jahre in demselben Amt verweilen, und niemals in seiner Heimath eine öffentliche Gewalt bekleiden dürfe. Da nun das chinesische Reich aus sehr verschiedenartigen Ländern besteht, so beruhte dieses Gesetz auf der nämlichen Politik, wie in Oesterreich der beständige Garnisonswechsel und die Verlegung ungarischer Regimenter nach Italien, polnischer nach Böhmen u. s. w. Huc ist der Ansicht daß dieses Gesetz es gewesen ist welches den heutigen Verfall des großen Reiches verschuldet habe. Die ambulanten Statthalter kamen, sogen sich voll wie die Blutegel und giengen wieder, während ehemals der „Knopf" in seiner Heimath blieb, die Ernte seiner guten und seiner bösen Werke erleben konnte, und an dem Wohlergehen der Provinz selbst betheiligt war. Es hat den Mandschu nicht an Feinheit gefehlt dieses Reichsgesetz durch einen ehrbaren Beweggrund zu rechtfertigen. Sie gaben vor daß der „Knopf" in seiner Heimath durch Familienbande und häusliches Interesse leicht in die Lage käme parteiisch zu richten, allein dieses wohllautende Motiv läßt sich noch weit eher gegen die heutige Praxis geltend machen. In den chinesischen Provinzen herrschen nämlich sehr abweichende Dialekte, und da die Statthalter nur drei Jahre bleiben, geben sie sich nicht die Mühe die Sprache ihrer Unterthanen zu erlernen. So liegen denn die Geschäfte, gerade so wie in Britisch-Indien, in den Händen von Dolmetschern. Allerdings entscheiden jetzt nicht mehr parteiische Rücksichten des rothen oder des blauen Knopfs, wohl aber diejenigen des Dolmetschers. Unter den Civilstatthaltern oder den rothen Knöpfen steht die Miliz des Landes, auf dem Papier, 1,300,000 „Bajonette," in Wirklichkeit vielleicht 5—700,000 Mann, lauter harmlose Leute, die sich zu den chinesischen „regulären" Truppen etwa verhalten wie unsere Bürgerwehren zu der Linie. Gegen diese Milizen haben die Europäer bisher ihre Siege erfochten, und zwar muß man wissen daß die Mandschu sich angelegen seyn ließen jeden kriegerischen Funken in den chinesischen Gemüthern auszulöschen, dem Soldatenstand selbst eine Art von Anrüchigkeit, wie einem ehr- und sittenlosen Gewerbe zu geben, alles nur um das Reich selbst leichter durch die Mandschu beherrschen zu können. Dieß sind etwa 60,000 beherzte, und wie wir jetzt am Pei-ho sahen, gut bewaffnete Soldaten, in kleinen Garnisonen über das ganze Reich vertheilt. Sie bewohnen in den Städten abgetrennte Quartiere, die sogenannten „Tatarenviertel." Ihre Befehlshaber stehen nicht unter den (chinesischen) Statthaltern, sondern unmittelbar unter der kaiserlichen Kanzlei. Nur Mandschu befehligen sie, nur ein Prinz des Hauses kann als Generalissimus bestellt werden. Sie stehen unter einer äußerst strengen militärischen Zucht, und sind überall den Eingebornen wie der Tod verhaßt. Vor ihnen laufen die Chinesen so gut wie vor einer Compagnie Rothröcke davon, und den einzigen heftigen Widerstand, den die Engländer im Opiumkrieg fanden, kam von zwei solcher Mandschugarnisonen. Bei der großen Ausdehnung des Reiches ist die Kanzlei in Peking durch ihre berühmte Courierpost außerordentlich in Vortheil. Bricht irgendwo eine Rebellion aus, so erfährt sie davon so schnell, daß sich bereits auf ihren Befehl frische Streitkräfte nach dem Herd der Empörung bewegen, ehe die Nachbarprovinzen nur von dem Vorfall vernommen haben.

Mehr als dieses Netz von Mandschugarnisonen hält die Chinesen aber eine Art fatalistischer Zauber in Gehorsam. Darin denken sie europäisch, daß sie alles was ist für vernünftig halten, weil es sonst nicht wäre. Der Erfolg muß aus innerer Nothwendigkeit *entspringen*, und daher beugt man sich vor dem Erfolg, oder vielmehr vor dem was den Erfolg bewirkt hat. Was der Kaiser sagt, hat der Sohn des Himmels gesprochen, wehe also dem Kaiser von China der aufhört in den Augen der Chinesen Kaiser zu seyn. Was würden ihm seine 60,000 Mandschu helfen, wenn 360 Millionen hartgesottener, eigensinniger, starrköpfiger Chinesen sich einbildeten daß er nicht mehr der Sohn des Himmels, nicht mehr „von Gottes Gnaden" wäre? Man weiß es längst daß nach dem Friedensschluß mit den Barbaren, der auf den Opiumkrieg folgte, die Empörung im Süden des Reiches ausbrach. Die Mandschudynastie hatte sich in den Augen der Chinesen sterblich gezeigt, und alsbald rührte sich der Geist des Mingzeitalters wieder.

Wird man nun verstehen weßhalb die europäischen Gesandten nicht empfangen wurden? Wir sahen kürzlich aus Lord Elgins blauem Buch über die chinesischen Händel, wie genau die Chinesen von dem Aufstand der Sipahi in Indien unterrichtet waren;[1] aber noch viel überraschender ist der Inhalt einer Instruction an einen höhern „Knopf," welche in den Archiven von Canton gefunden wurde, und worin es heißt: „Bei dem Verkehr mit den Barbaren muß man sich ihrem Geschmack anbequemen, um sie aber zu bemeistern, dazu bedarf es nur feiner Staatskunst. In etlichen Fällen wird es gut seyn ihnen vorzuschreiben ohne die Gründe zu erörtern. Gegenüber einem so wenig gesitteten und in so blinder Unwissenheit über internationalen Anstand sich befindenden Volk möchte ein starres Festhalten an den Formen des amt-

[1] Pater Huc bemerkt ganz richtig daß dem Chinesen der Ausdruck Mandarinen ganz fremd, sondern dieses Wort von den Portugiesen eingeschleppt worden sey, aber er leitet es fälschlich ab von mandare, befehlen. Die Portugiesen fanden vielmehr, als sie Malaka eroberten, unter den dortigen Malayen adelige Geschlechter, die sie Mandrius (mandrijs) nannten, und diese Bezeichnung wurde dann auf alle ähnlichen ostasiatischen Verhältnisse übergetragen.

[1] S. Ausland 1859. S. 992.

lichen Briefverkehrs, wie sie etwa ein Vorgesetzter gegen einen Untergebenen beobachten sollte, zu heftigen Reibungen führen. Deßwegen, statt über Ausdrücke zu streiten, ohne zu einem greifbaren Ergebniß zu gelangen, ziehe man vor die Augen vor solchen Nebenumständen ohne Bedeutung zu schließen, damit man in der Hauptsache zum Ziel gelange." Wer dieses Schreiben gelesen hat, kann die chinesischen Staatsmänner nicht mehr für allzu eigensinnig halten. Sie betrachten Bagatellen als Bagatelle, sie ermäßigen ihre Etikette aus Erbarmen mit dem ungesitteten Wesen der Barbaren bis zu einem gewissen Grade. Dieß ist um so mehr zu schätzen, als seit der Thronbesteigung des jetzigen Kaisers (1850) eine Pekinger Kreuzzeitungspartei ans Ruder kam. Der junge Kaiser sah wohl ein daß sein Vorgänger das Ansehen seiner Würde und die Dynastie selbst durch die Nachgiebigkeit gegen die Barbaren gefährdet hatte, deßhalb ließ er alle diejenigen Männer welche unter der vorigen Regierung sich von den Engländern Zugeständnisse hatten abringen lassen, absetzen oder hinrichten. Er umgab sich vielmehr mit den geschwornen Gegnern aller Neuerungen, und suchte so wenig wie möglich von den Nankinger Friedensbedingungen zu erfüllen. Dieß ist natürlich kein grundloser Eigensinn und kein Despotenhochmuth, sondern ein berechnetes System, ja die einzig mögliche Hauspolitik der Mandschu. An dem Tag, wo sich ihnen ein europäischer Botschafter ohne irgend eine Huldigungsbewegung nähern durfte, hätten sie sich erniedrigt und wären herabgestiegen auf eine gleiche Stufe mit Barbarenhäuptlingen, wie Königin Victoria oder der dritte Bonaparte. Daher schlugen sie sich, bevor sie durch eine unkaiserliche Nachgiebigkeit einen Selbstmord begiengen, lieber am Pei-ho auf Tod und Leben. Dort begegneten die Engländer nicht einem Heer chinesischer Laternenträger, welche den Feind durch Grimassen und papierne Drachen zu verscheuchen suchten, sondern gut bewaffneten Mandschutruppen, welche den Fluß ganz trefflich befestigt hatten und zu vertheidigen verstanden.

Gegen eine größere Anzahl europäischer Truppen, gegen Franzosen und Briten vermögen die Mandschu im freien Felde, gegen europäische Belagerungsgeschütze hinter Verschanzungen nicht Stand zu halten. Wenn die Angaben des Hrn. Huc richtig sind und der Sohn des Himmels nur 60,000 Mandschu mustern kann, so wird er kaum den dritten Theil dieser Macht zwischen der Küste und der Hauptstadt zu versammeln vermögen, denn er kann nicht alle Garnisonen aus dem Reiche zusammen ziehen. Im Süden ist er bedroht durch die Rebellen und im äußersten Osten, in Kaschgarien läßt sich die chinesische Herrschaft überhaupt nur durch die Gegenwart starker Streitkräfte aufrecht erhalten. Wenn daher die Alliirten 20,000 Mann am Peiho ans Land setzen, so wird der Hof in Peking kaum ein gleichstarkes Heer Mandschu ihnen entgegenschicken, die chinesischen Milizen zählen aber nicht, oder vielmehr: sie zählen wohl, aber sie fechten nicht. Die Hauptstadt selbst ist leicht zu erreichen, denn es führen vortreffliche Verkehrsmittel von der Küste nach Peking: schiffbare Ströme und Canäle. Daß sich daher die Alliirten mit leichten Fahrzeugen versehen oder solche in China selbst erpressen werden, gebietet das erste Nachdenken. Auf die Stärke asiatischer Festungswerke ist wenig zu rechnen, besonders wenn der Angreifer seinen Feind nicht mehr verachtet, wie dieß bei dem übereilten Gefecht auf dem Peiho letzthin der Fall war. Wollten die Mandschu aber ihre Canäle völlig zerstören und die Hauptstadt auf diese Art unzugänglicher machen, so hieße dieß Peking selbst aufgeben. Mag diese Stadt zwei Millionen Einwohner besitzen oder nicht, so wissen wir doch daß ihre Bevölkerungsmasse künstlich von weither gefüttert werden muß, und daß es in China außerordentlich wenig Straßen und fast keinen Transport auf der Achse gibt, sondern alle großen Stapelproducte die Wasserwege einschlagen. Peking müßte daher verhungern wenn man jenes verzweifelte Mittel ergreifen wollte. Doch ist die chinesische Geschichte nicht ohne Beispiele daß das erbitterte Volk ganze Provinzen verödete um den Feind durch einen Wüstengürtel von sich abzuhalten. Würden daher die Mandschu mit derselben Waffe sich wehren, wie die Russen 1812 gegen die Franzosen, so möchte es den Alliirten außerordentliche Anstrengungen kosten bis nach Peking vorzudringen. Kämen sie aber dort an, so würde der Hof wahrscheinlich seine Residenz längst verlegt haben und nur einige loyale und höfliche Diplomaten angetroffen werden, welche scheinbar nachgiebig mit chinesischer Geduld die Verhandlungen in die Länge spännen.

Was mittlerweile aus dem übrigen Reiche werden sollte, läßt sich kaum ahnen. Daß die Mandschu überall verhaßt sind, wissen wir aus den Berichten der neueren Reisenden und sehen wir aus den großen Erfolgen der südlichen Rebellen. Der Aufstand der sogenannten Mingleute ist freilich wieder ins Stocken gerathen. Seit mehreren Jahren schon hören wir von keinem Fortschritte mehr, wenn aber die kaiserliche Macht der Mandschu eine neue Demüthigung erfahren sollte, hielte gewiß die Chinesen nichts mehr im Zaume die verhaßten Gebieter abzuschütteln. Der fatalistische Glaube der Chinesen würde die Niederlage der Mandschu als einen himmlischen Rathschluß betrachten, und der Kaiser wäre nicht mehr der Sohn des Himmels wenn sich das Glück von ihm wendete, er wäre auch nicht mehr das halbgöttliche Wesen, wenn er Gesandte rothhaariger Völker ohne Huldigung vor sich treten ließe, denn wenn ihm die Barbaren selbst die Kniebeugung versagen, wie sollten die Chinesen sie verrichten, die doch viel gebildeter und gesitteter sind! So muß man sich in London wie in Paris gestehen daß die Ausführung des Friedensschlusses von Tien-sin mit bewaffneter Hand nicht anders als mit dem Sturze der Mandschu endigen könnte. Was nachher geschehen mag, läßt sich nicht voraussehen. Ob noch einmal Eine Dynastie das Ganze beherrschen, ob länger oder kürzere Zeit Theilkönige eine Herrschaft sich gründen, oder ob nicht die schwächere unterliegende Partei eine fremde Kriegsmacht ins Land rufen möchte, ob nicht Rußland allein aus dem nachfolgenden Chaos sich Beute holen werde, kann man weder in London noch in Paris voraus berechnen. Abbé Huc ist der Meinung, weil zu Zeiten der abassidischen Chalifen China den Arabern offen stand, weil unter der spätern Mongolendynastie die Poli aus Venedig „Knöpfe" im himmlischen Reiche wurden, daß die Abschließung China's nur eine politische Maxime der Mandschu-Dynastie sey und mit diesem Hause fallen werde. Doch übersieht er ganz entschieden daß von Seite eines großen Theils des chinesischen Volkes der Fremdenhaß getheilt wird und namentlich in Canton die Europäer weit verhaßter sind als die Mandschu. So kann der Fremdenverkehr durch einen Dynastienwechsel gewinnen, er kann aber auch verlieren. Jedenfalls hätten die englischen Diplomaten besser gethan nie in einen Frieden eine Bedingung aufzunehmen welche für die andere Partei unerfüllbar ist. Die Stadt Canton wurde den Briten nicht eröffnet, obgleich der Nankinger Friedensschluß schon vor einem halben Menschenalter es verhieß. Als man aber die Chinesen zwingen wollte, kam es zum Krieg auf dem Perlenfluß. So wird es auch jetzt geschehen. Man kann die Mandschu vom Throne stürzen, aber man wird sie nicht zwingen Gesandte in Peking zu empfangen.

Wanderungen an der Westküste von Afrika.

(Von A. B.)

II.

Die (S. 925) erwähnte Mythe der Kalabaresen-Neger lautet: Abasi erhebt sich und nimmt seinen Sitz ein. Alle Dinge schafft er, alle Dinge oben, alle Dinge unten; schafft das Wasser und den Wald und die Flüsse und die Quellen und die Thiere des Waldes. Er schafft alle Dinge die da sind in der ganzen Welt, aber den Menschen schafft er nicht, denn der Mensch lebt im Jenseits mit Abasi. Kein Mensch lebt auf der Erde, wohl aber die Thiere des Waldes, die Fische die im Wasser wohnen, die Vögel welche die Luft durchfliegen und andere Geschöpfe der Fülle, zu zählen sind sie nicht. Aber Menschen gab es keine, sie wohnten droben mit Abasi in seiner Stadt; und so oft Abasi niedersaß und aß, kamen sie herbei um mit ihm und seiner Atai der Unterhaltung zu pflegen.

Zeit schwindet hin. Einst redet Atai, sie ruft. Er antwortet; sie spricht: „Beschaffen sind die Dinge; sie sind gut. Dort ist die Erde schön die du ausgebreitet, hier der Himmel schön den wir bewohnen. Aber ein Haupt fehlt dem was du geschaffen, ein Ordner fehlt und nur der Mensch vermag dem Fehler abzuhelfen wenn du ihn dorthin stellst. Siehe, wie es geschehen kann daß er die Erde bewohne und Feuer entzünde; denn kalt ist es im Himmel solange kein Feuer auf Erden brennt.“ Abasi ist schweigend und stumm. „Atai“ sagt er sodann. „Hier bin ich,“ antwortet sie. Er spricht: „Nicht an den Gränzen meiner Macht ist solcher Versuch. Würde den Menschen ich auf die Erde setzen, der Mensch, dort wohnend und lebend, würde bald sich mit mir messen, würde zu sagen beginnen: „Ich bin gleich ihm,“ würde zu sagen beginnen: „Ich kenne alles was geschehen.“ Siehst du Mittel und Wege es zu hindern daß er nicht in seinem Stolze sich überhebe, dann mag es geschehen daß der Mensch auf Erden wohne.“ Sagt sein Weib: „Nicht solches sich vermessen wird der Mensch; hast du ihn dorthin auf Erden gestellt, werde ich über ihn wachen. Selbst begreifen wird der Mensch daß er mit dir sich nicht vergleichen kann. Hast du den Menschen dorthin gestellt, so gib ihn in meine Hand; ich werde wachen daß er nicht versuche sich mit dir zu messen; ich werde den Menschen hindern, werde verhindern daß er dich übertreffe.“ Abasi stimmt bei. „Wohl sagt er, so mag es seyn.“

Zeit schwindet hin. Abasi nimmt einen Menschen männlichen Geschlechts, „der soll auf Erden wohnen“ sagt er. „Der Mann soll die Erde bewohnen, und wenn es Essenszeit ist, wenn man im Himmel die Essensglocke (oder den Tam-tam) läutet, so soll er aufsteigen um Speise zu nehmen, und wenn gesättigt, soll er niedersteigen und zur Erde zurückkehren. Passende Zeiten zum Essen sind: am Morgen, dann mag er zum Himmel kommen; am Mittage, dann mag er kommen; am Abende, dann komme er. Alle seine Speise genieße er dort.“ Abasi redet zum Mann, daß er niemals wünschen dürfe Speise unten zu finden, denn würde er eßbare Speise unten finden, so würde er sich nicht weiter um andere Speisen kümmern, er würde nichts anderes denken und hoffen, er würde nicht ferner nach oben für seine Speise kommen, und dann die Folge würde seyn daß er seiner (Abasi's) vergesse.

Das Weib (Atai) spricht zu ihm (Abasi): „Es ist nicht gut daß der Mensch allein lebe, er bedarf eines Weibes. Für den Mann ist es recht mit der Frau zu leben, für die Frau mit dem Mann.“ Abasi stimmt bei, er antwortet der Atai: „So sollte es seyn. Aber gäbe ich dem Mann eine Frau mit ihm zu wohnen, so wird es geschehen daß Kinder geboren werden, männliche und weibliche Kinder, so daß der Menschen viele werden, und sind ihrer viele, werden sie mich vergessen.“ Das Weib sagt zu ihm: „Wohlan, so laß es geschehen daß sie dort beisammen wohnen, aber nicht die gleiche Matte (zum Schlafen) gebrauchen.“ Abasi stimmt bei. Er nimmt die Frau, er sagt ihr daß sie dort mit dem Manne wohnen müsse; die Frau geht, sie setzt sich zum Manne, sie wohnen beisammen. Abasi warnt sie nicht dieselbe Matte zu gebrauchen. Sie stimmen bei und leben in Gesellschaft, denn wenn die Zeit der Speise gekommen ist, steigen sie nach oben an den geeigneten Tagen, die Frau geht nach oben mit ihrem Gatten, sie essen dort und wenn sie gegessen, stehen sie auf.

Ihre Freundin schließt sich ihr an. Sie bittet um Erlaubniß sie begleiten zu dürfen und geht mit ihr zur Erde. „Nenne mich Freundin,“ sagt sie zur Frau. Sie spricht zu ihr: „Das Land das ihr bewohnt, scheint ein gutes Land, aber wie kommt es daß ihr so unthätig seyd?“ „Wie so?“ meint die Freundin. Sie spricht: „Ihr sagt daß ihr nicht nach den Mitteln wünscht euch selbst Speise zu bereiten, aber die lange Reise, die ihr täglich zu unternehmen habt, ist sie euch nicht zur Last? So eßt ihr Speise die euch nicht gehört, und doch könnte eure eigene Hand euch solche schaffen. Abasi gehört dieser Wald, ich gebe es zu, aber war es nicht Abasi, der euch gebot hier zu wohnen? Weßhalb sucht ihr nicht die Mittel den Wald zu bebauen, damit ihr eure eigene Speise haben möget?“ Ihre Freundin antwortet: „Wahr ist es, wie du sprichst. Aber Abasi lehrt uns daß wir nicht wünschen dürften eigene Speise auf Erden zu haben, daß er uns stets dort droben Speise geben würde. Er warnte uns daß wenn wir den Boden anbauten, wenn wir eigene Speise hätten, wir uns nicht mehr um anderes kümmern würden, nicht mehr zum Himmel aufsteigen würden dort zu essen, daß wir Abasi's vergessen würden und dann würde Abasi zürnen.“ Antwortet ihre Freundin: „Er wird nicht zürnen, er wird nichts dazu sagen.“

Zeit schwindet hin. Sie kommen nach oben, um zu essen. Ihre Freundin gibt ihr eine Axt und sagt: „Gib das deinem Gatten, daß er den Wald lichten möge, und ist es geschehen, so laß es mich wissen.“ Sie stimmt bei, sie nimmt die Axt, sie gibt sie ihrem Gatten. Der Mann lichtet den Boden seiner Hütte gegenüber, er reinigt und säubert ihn. Die Freundin ist benachrichtigt. Sie sagt: „Laß es liegen, daß es trockne“ Sie stimmen bei. Dann als die niedergehauenen Büsche alle da lagen und trocken waren, nimmt die Freundin Feuer vom Himmel, bringt es und sagt: „Entzünde Feuer und wirf es in den Wald!“ Sie zündet das Feuer, der Gatte zündet, die Freundin zündet. Sie gehen und werfen es in den Wald, das Feuer verzehrt den Wald. Die Freundin kehrt zurück, sprechend: „Wenn du die Speiseglocke hörst, hab Acht und komm!“ Sie stimmt bei. Sie hören die Speiseglocke, sie gehen, sie essen und nach dem Essen stehen sie auf. Ihre Freundin ruft sie zu sich. Sie gehen zu dem Hause, sie gibt ihr alle Arten Samen und Früchte, die sie um ihre Hütte pflanzen. Bald kommt ihre Freundin und bringt ein Messer, eine Haue und eine Hacke, und ruft dem Manne und sie gehen zusammen zu der Stelle die niedergebrannt wurde. Sie machen sie rein, theilen sie in Felder für die

verschiedenen Fruchtarten die sie pflanzen. Alle kehren zurück. Sie sitzen zusammen an der Hütte, und wenn die Zeit der Speise kam, giengen sie und aßen. Nicht lange dauerte es und alles sproßte hervor. Die Yams treiben ihre Schößlinge, alles wächst auf. Ihre Freundin sagt bei dem nächsten Besuche: „Laß deinen Gatten die Yams zerschneiden und pflanzen, daß er sehe wie jeder Schößling eine neue Frucht gibt." Der Mann thut so und Speise sproßt in Fülle überall; denselben Tag gehen sie zum Himmel, um das Abendmahl zu essen, und bei der Rückkehr legt sich die Frau, wie sie gewohnt war, auf ihre Matte, der Mann auf die seinige. Die Nacht ist halb vorüber, als der Mann sich erhebt und der Frau naht. „Abasi wird zürnen," meint sie. „Er wird nicht zürnen," sagt er. „Und sollte er auch zürnen, seine Befehle sind schon gebrochen, indem wir den Boden bebauten. So laß uns auch seine übrigen Verbote verachten." Nach langem Sträuben gibt die Frau nach.

Der Tag graut und Monate ziehen vorüber; die Frau empfieng denselben Tag wo sie mit ihrem Gatten zusammenschlief. Ihre Freundin kommt zum Besuch; „Komm mit," sagt sie, sie gehen zum Felde, die Freundin nimmt einen Stock um aufzugraben. „Komm, sagt sie, laß uns versuchen, wer am raschesten die Erde weggräbt, laß uns sehen was wir gepflanzt haben, laß uns sehen wie es aussieht;" sie stimmt bei. Sie graben die Erde auf, sie ziehen den Yamknollen heraus und behalten ihn. „Lade auf," sagt ihre Freundin; sie thut so, sie kehren zum Haus zurück. Ihre Freundin unterweist sie in allem nothwendigen; sie gibt ihr Pfeffer und Salz und alles nöthige, sie gibt ihr Topf und Löffel und Kalabasse, und Mörser und Mahlstein, dann geht sie fort.

So sitzen sie beisammen, bis die Frau die Yams gekocht hat; dann essen sie, Gatte und Gattin, die Sonne geht unter, sie breiten ihre Matten neben einander, sie ruhen beisammen, Gatte und Gattin, die Frau geht nicht mehr um die Essensstunde nach Abasi's Stadt. Abasi frägt den Mann, er sagt: „Wo ist deine Frau?" „Sie ist krank," sagt er, er wollte nicht sagen, sie sey schwanger, denn er fürchtet Abasi's Zorn.

Die Frau zählt die Monate, und als ihre Zeit gekommen, gebärt sie einen Sohn. So leben sie beisammen. Nicht lange nachher, und sie gebärt eine Tochter; so leben sie beisammen. Sie gehen nicht mehr für Speise nach Abasi's Stadt; der Vater lehrt die Kinder, lehrt ihnen was er weiß.

Denselben Tag ruft Abasi der Atai, er redet sie an, er spricht: „Siehe jetzt, wie es geschehen was ich gesagt, der Mensch, hat er meiner nicht vergessen?" „Laß das, sagt Atai, überlaß' es mir, ich werde wachen." Atai sendet den Tod, der Tod kommt, er tödtet den Gatten, er tödtet die Gattin, er tödtet beide Eltern, die Kinder bleiben allein, die Kinder leben zusammen; sie leben zusammen, weßhalb nicht in Ruhe und Frieden? Weßhalb streiten? Welcher Grund liegt vor? Aber dennoch streiten sie. Abasi's Atai ließ Streit unter ihnen entstehen, und Tod und jedes Uebel, weil ihr Vater Böses gethan hatte.

Eines Tages geschieht es daß der älteste Sohn und die zweite Tochter streiten, mit dem zweiten Sohne und der ältesten Tochter. Da geschieht es daß der älteste Sohn und die zweite Tochter alle Bücher ihres Vaters nehmen und alle Sachen die er nach der Sitte der Weißen zu gebrauchen pflegte. Sie nehmen alles dieß, sie entfliehen damit, sie gehen in das Dickicht des Waldes und lassen sich in seinen verborgensten Winkeln nieder. Die älteste Tochter und der zweite Sohn nehmen die Hacke und die Haue, und das Schneidemesser und alles was zum Landbau gehört. Sie entfliehen in das Dickicht des Waldes, sie lassen sich dort nieder, sie zeugen Kinder, sie bebauen den Boden, sie hauen den Wald weg, sie brennen ihn nieder, und von dem Rauch werden sie schwarz; der älteste Sohn und die zweite Tochter, auch sie zeugen Kinder, aber sie bleiben weiß. So leben wir zusammen, Schwarze und Makara (Weiße), beide von einem Vater und von einer Mutter. Abasi's Atai hatte Recht als sie zu ihrem Gemahl sprach: „Der Mensch auf Erden geboren überhebt sich seiner Kraft, er glaubt der allein mächtige zu seyn." Für einige Zeit hält Atai zurück, aber wenn der Stolze nicht demüthig wird, so tödtet sie ihn; sie schickt den Tod und alle Menschen müssen sterben. So spricht Atai: „Der Mensch soll nicht zu zahlreich werden auf Erden, er muß nicht für immer leben, denn lebte er für immer, würde er zu sehr sich mehren." So vergißt sie nicht was sie ihrem Gemahl versprochen; so ist es, wie Atai ihrem Gemahl sagte. Sie will nicht daß der Mensch für immer lebe, deßhalb läßt sie ihn sterben. Obwohl sie dem Menschen seine Nahrung auf Erden gibt, so nimmt sie ihn später fort, denn wüßten die Menschen nicht daß sie sterben müßten, so würde mancher tiefer sinken als die Thiere des Waldes.

Die Geschichte der activen Völker beginnt gewöhnlich mit der Erscheinung der Götter des Ackerbaues, welche die Künste des Friedens lehren und heilige Ceremonien einrichten, in denen ihre Verehrer durch den Genuß der gespendeten Früchte einen mystischen Rapport mit ihnen unterhalten. Die mexicanische Mythe kennt dagegen noch die frühe Zeit des Traumlebens, „als (nach dem Ausdruck der Quiché-Traditionen) Schwarze und Weiße noch zusammen lebten, sich begnügten zum Himmel aufzublicken und das Gesetz des Schöpfers zu beachten," oder wie es im Codex Chimalpopoca (bei Brasseur) heißt: „dann begannen die Götter zu essen und sie steckten uns Speisen in den Mund, damit wir Kräfte bekämen." Nach der buddhistischen Kosmogonie des Ssanang Ssetsen begannen die von der Ssamadhispeise genährten Wesen zu sinken, nachdem sie von dem süßen Schaum der Materie gekostet hatten, und sanken tiefer und tiefer, je gröbere Nahrung sie genossen, bis sie, nach der Bekanntschaft mit dem Reis und zu seinem Anbau gezwungen, zu Menschen wurden, und in dieser niedrigen Stellung fortleben mußten ehe sie sich wieder zu reinigen vermöchten. Die Bewohner von Bolotu waren dem Tod verfallen, nachdem sie irdische Nahrung auf Tonga gegessen hatten und nach der persischen Lehre von den letzten Dingen (im Jamasp-name), werden in der Hazare des Sosiosch die Menschen immer weniger zu essen beginnen, bis sie zuletzt nur „himmlische Speise" zu sich nehmen und dann rein seyn werden, wie ein Spiegel. Die Sage von einer erst späteren Trennung der Weißen und Schwarzen, und daß den ersteren Künste und Wissenschaft, den letzteren der Ackerbau zufiel, findet sich auch in Akrah und andern Theilen der Goldküste, eben so wie die Präexistenz der Seelen; das Verweilen derselben in der Stadt Abasi's erinnert an die rabbinische Vorstellung von dem Becher Guf, in dem schon vor der Schöpfung der Elohim die Seelen unter dem Thron der Herrlichkeit enthalten waren. Die Reise nach oben war den Rabbinen ebenfalls wohl bekannt, die mehrfach zu der himmlischen Synode aufsteigen, „wo (nach dem Berachoth) die Gerechten mit Kronen auf den Häuptern sitzend ihre Nahrung aus dem Glanz der Schechinah erhalten." Wenn man aus solchem Wortgepränge, das, je nach der Stimmung, als tiefsinnige Enthüllung oder als hohles Geschwätz aufgefaßt werden mag, den psychologischen Kern herausschält, so wird man ihn gar wenig von dem Ideengang des „rohen Fetischanbeters"

verschieden finden, und in dem bunten Spiel des Mannichfaltigen das organische Gesetz der Einheit erkennen, das wir in der elementaren Zelle studiert haben müssen, um es in den verschlungenen Gestaltungen des Urwaldes zu verstehen.

Die Comoren.

I.

Obwohl die comorischen Inseln häufig von europäischen Schiffen besucht worden sind, und recht in der frühern Fahrstraße durch den Canal von Mozambique nach Ostindien liegen, so sind doch bis auf die jetzige Zeit wenige zuverlässige Nachrichten über dieselben vorhanden, viele der alten holländischen und portugiesischen Beschreibungen stimmen durchaus nicht mit der Wahrheit überein, und selbst die Notizen in Horseburgh's Sailing Directions sind theilweise irrig; darum wäre es im höchsten Grade wünschenswerth daß irgendeine handeltreibende Nation ein Expeditionsschiff, mit tüchtigen Officieren versehen, hinschickte und diese Inseln genau verzeichnete. Während meines Aufenthaltes daselbst von beinahe vier Jahren habe ich viele Bemerkungen sammeln können, welche mich in Stand setzen eine genauere Beschreibung der Inseln, deren Bewohner und Erzeugnisse zu geben als bis jetzt der Fall gewesen ist, und ich will deßhalb mit einer Skizze der Inseln anfangen.

Die comorischen Inseln liegen zwischen dem 11. und 13. Grade südl. Breite und ungefähr 44° östl. Länge von Greenwich, im nördlichen Ende des Canals von Mozambique, welcher die große Insel Madagaskar von dem afrikanischen Festlande trennt, ungefähr 200 Seemeilen von jedem dieser Länder entfernt; sie bestehen aus vier ziemlich bedeutenden Inseln, deren Namen Comoro, Johanna, Mohilla und Mayotta sind, und welche in der Entfernung von 30—60 Seemeilen von einander getrennt und wegen ihrer bedeutenden Höhe auf große Entfernung zu sehen sind.

Die größte Insel der Gruppe, von der sie den Namen den sie führen erhalten haben, ist Comoro, von den Eingebornen Angazigga genannt, ungefähr 60 engl. Meilen lang und 25 breit, und ist über 6000 Fuß über der Meeresfläche erhoben. Auf der südöstlichen Seite enthält sie einen Vulcan, dessen Krater 3000 Fuß hoch liegt und noch öfters Feuer auswirft; vorzüglich stark brannte er im Jahr 1858, wo sein Feuer auf der 60 engl. Meilen entfernt liegenden Johanna deutlich gesehen werden konnte. Comoro enthält gutes Wasser und viele Lebensbedürfnisse für anlaufende Schiffe; der Ankerplatz ist jedoch höchst gefährlich, und die Eingebornen sind den Weißen durchaus nicht freundlich gesinnt, weßhalb auch die Insel in jetziger Zeit von Schiffen gar nicht besucht wird. Die Stadt liegt an der schmalen nördlichen Spitze der Insel, ist von wenig Bedeutung und der Hafen von geringem Umfang.

Mohilla oder Moély ist die kleinste Insel der Gruppe und liegt ungefähr 30 Seemeilen südwärts von Comoro; sie ist bei weitem nicht so hoch als die andern Inseln und von runder Gestalt, 40 engl. Meilen im Umfang. Sie enthält verschiedene sehr gute Ankerplätze, vorzüglich zwischen den kleinen sie umgebenden Inseln an der Südwestspitze, von denen einige 6—7 Meilen von der Hauptinsel entfernt liegen. Moély hat einen ausgezeichneten Boden, der sich wegen seiner guten Bewässerung vorzüglich zum Reisbau eignet, von welchem Artikel auch jährlich große Massen gezogen und geerntet werden, von denen jedoch die Bewohner wenig Nutzen ziehen, da sie durch ihr feindseliges Betragen die Schiffe vom Anlaufen abhalten. Die Bewohner von Moély sind in steter Feindschaft mit den übrigen Inseln begriffen, und stehen unter einer Sultanin, welche aus dem Geschlecht der Hovas ist, und deßhalb den halb-arabischen Bewohnern von Johanna vorzüglich den Handel mit Moély verbietet. Wenige Schiffe ankern daselbst, sondern ziehen Johanna vor, obgleich auf Moély Lebensmittel aller Art in Fülle vorhanden sind. Verschiedene kleine Flecken, von Mauern umgeben, liegen an der Küste der Insel, doch ist keiner von Bedeutung.

Johanna oder Anjouan ist an Größe die zweite der Gruppe, und erhebt sich beinahe so hoch wie Comoro über die Meeresfläche, da der Pic eine Höhe von 5000 Fuß erreicht, was aber wenig in die Augen fällt; denn das ganze Innere der Insel ist sehr erhaben und an den meisten Punkten unersteigbar; die schmalen Küstenstriche sind, da der ganze Boden vulcanischen Ursprungs ist, sehr fruchtbar und ausgezeichnet bewässert, indem sich zahlreiche Felsenbäche von den Höhen herabstürzen und in das Meer ergießen; das Wasser von Johanna ist wegen seiner Güte allenthalben in dieser Gegend bekannt, und fast alle hier vorbeisegelnden Schiffe laufen daselbst an um sich damit zu versehen. Lebensmittel aller Art, Fleisch, Früchte u. s. w. sind in großer Masse vorhanden und ziemlich billig von den Eingebornen zu erhalten, welche gegen Weiße sehr freundlich sind, im Handel aber große List und Verschlagenheit an den Tag legen; die Johanneser sind unstreitig die am weitesten in der Civilisation vorgeschrittenen unter allen Bewohnern dieser Insel, was sie ihrem steten Verkehr mit Europäern und der Gegenwart eines englischen Consuls so wie einiger andern Weißen zu verdanken haben. Ich werde ihre Sitten und Gebräuche, sowie auch die Insel selbst, später näher beschreiben.

Der geräumige und bequeme Hafen von Johanna liegt auf der Nordseite der Insel, rechts vor der Hauptstadt Monsamoodu, gewährt während des Südwestmonsuns sehr guten Schutz, ist aber während des Nordostwindes vom October bis März unsicher, da der Wind, wenn er aus dieser Richtung kommt, die See stark in den Hafen hineintreibt. Monsamoodu ist mit hohen starken Mauern umgeben, und wird außerdem noch durch ein altes Fort auf einem unmittelbar hinter der Stadt sich erhebenden Hügel, zu dem eine steile steinerne Treppe hinaufführt, vertheidigt; es ist dieses jedoch in so baufälligem Zustand, daß es wenige Kugeln aushalten würde im Fall einer Belagerung.

Mayotta oder Mahoré, 30 Seemeilen südwärts von Johanna, ist ungefähr 40 Meilen lang und 30 Meilen breit, an beiden Enden ziemlich erhaben, in der Mitte niedriger, und erhebt sich an der Südspitze zu einem 3000 Fuß hohen Pic, Valentins Pic genannt, der von kegelförmiger Gestalt und sehr weit sichtbar ist. Mayotta ist in der Entfernung von 3 bis 6 (engl.) Meilen von seiner Küste mit einer Mauer von zusammenhängenden Korallenriffen umgeben, zwischen wel-

cher und der Insel selbst das Meer eine Art Lagune bildet, deren tiefes Wasser bei den stärksten Winden ruhig ist, und einen ungeheuren Hafen um die ganze Insel herum vorstellt, wo ganze Flotten einen sichern Zufluchtsort finden können. Nur zwei für größere Schiffe brauchbare Passagen existiren in dieser Klippenkette, von denen die eine im Norden der Insel, Zamburu genannt, ziemlich breit und sicher, die andere auf der Ostseite, Bandeli-Paß genannt, eng und gewunden ist. Diese letztere Passage ist jedoch die besuchteste; denn die französische Regierung hat das Fahrwasser sehr gut durch Tonnen bezeichnen lassen, und außerdem gute Lootsen angestellt, ohne welche ein Fremder das Einlaufen in den Bandeli nicht wagen sollte. Unweit dieses Passes, und auf einem kleinen von der Hauptinsel getrennt liegenden Felsen, ist die Colonie der Franzosen, denen Mayotta zugehört, erbaut, und heißt Dsaudsé. Dieser Felsen ist mit einer kleinen, mitten im Korallenriff liegenden sandigen Insel, Pamanzi genannt, durch eine starke Steinmauer verbunden, welche den die beiden Inseln trennenden Meeresarm durchschneidet, und so von beiden Seiten einen prächtigen, sichern Hafen bildet, der gegen alle Winde geschützt ist. Auf dem Felsen Dsaudsé sind die Casernen, das Hospital, die Commandantur und verschiedene andere Gebäude erbaut und gut von Batterien vertheidigt, so daß der sich steil aus dem Wasser erhebende Felsen ein zweites kleines Gibraltar bildet. Der größte Nachtheil ist der Mangel an gutem Wasser, welches mit Booten von Mayotta selbst täglich geholt werden muß; denn obgleich sich sowohl auf Dsaudsé als auf Pamanzi Brunnen befinden, so ist doch das Wasser derselben für Weiße nicht genießbar, sogar ungesund, indem es Fieber und Dysenterie erzeugt, von welchen beiden Krankheiten die auf Mayotta wohnenden Europäer viel zu leiden haben. Ueberdieß sind die Küstenstriche der Insel sumpfig, und auf Pamanzi ist der Boden auf der nach der Stadt hin liegenden Seite so niedrig, daß die See ihn theilweise während der Fluth überschwemmt, wodurch sich zur Ebbezeit Lachen und Pfützen bilden, aus denen die glühende Sonne alle Arten von giftigen Gasen und Malarien ausbrütet.

Auf der Hauptinsel, d. h. auf Mayotta selbst, haben die Franzosen mehrere Zuckerplantagen angelegt, welche, wenn es ihnen nicht stets an Arbeitern fehlte, gut gedeihen würden, da der Boden sich zum Anbau des Zuckerrohrs sehr eignet. Der Mangel an Arbeitern rührt von der Aufhebung der Sklaverei her, seit welcher es allen Colonien schwer fällt hinreichende Arbeiter für die Bearbeitung des Bodens zu bekommen; denn ohne Zwang arbeitet der Neger nie, und da es ihm jetzt freisteht sich als engagé oder coolie anwerben zu lassen oder nicht, und er nicht mehr gezwungen ist seinem Herren als Sklave zu dienen, so zieht er ein träges, müßiges Leben, in einem Lande wo ihm seine wenigen Bedürfnisse in den Mund wachsen, dem harten Plantagendienst vor, und hütet sich als Coolie einzutreten und sich zu verdingen; deßwegen müssen auch die französischen Colonisten zur Erhaltung von Arbeitern ihre Zuflucht zu Wegen nehmen die sich wenig von öffentlichem Sklavenhandel unterscheiden, und welche merkwürdigerweise, während doch dieser Handel durch allgemeine Verträge verboten ist, dennoch von allen Regierungen erlaubt und geduldet werden. Ich werde, wenn ich von den Negersklaven zu sprechen habe, mehr über diesen Handel mittheilen, der eigentlich nur Sklavenhandel unter einem andern Namen ist.

Der Commandant von Mayotta ist die höchste Person in den umliegenden französischen Besitzungen, deren Commandanten unter der Regierung von Mayotta stehen, weßhalb auch sein Titel „Commandant supérieur de Mayotte et dépendances“ lautet, unter welchen dépendances die Inseln Nossibé und St. Marie bei Madagascar zu verstehen sind. Er wohnt in einem sehr hübschen, aus Holz erbauten Hause auf Dsaudsé, wo es jedoch an Platz fehlt Bauten von Bedeutung aufzuführen; denn die ganze kleine Felseninsel ist höchstens eine Viertel englische Meile im Durchmesser, und ihre Mitte wird überdieß noch durch einen großen offenen Platz eingenommen, welcher als Exercierplatz, Promenade und Marktplatz dient. Keine Schwarzen dürfen auf Dsaudsé ihre Hütten bauen, sondern müssen auf Pamanzi wohnen, wo sie einige bedeutende Ortschaften angelegt haben.

Außer Dsaudsé und Pamanzi liegen noch viele andere kleine felsige Inseln in diesem Theile der Lagune zwischen dem Riff und der Insel, welche sich im Nothfall leicht befestigen ließen und so den Hafen von Mayotta unannahbar machen würden. Ueberhaupt habe ich wenige Stellen gesehen welche einen so schönen Hafen mit solcher Leichtigkeit zu seiner Vertheidigung besäßen.

Die Bewohner sämmtlicher comorischen Inseln sind ein Gemisch von Arabern, Negern und einigem malayischen Blute, was sich in vielen Worten ihrer Sprache verräth — einer Sprache, welche diesen Inseln durchaus eigenthümlich ist und wenig Aehnlichkeit mit dem Arabischen, mehr noch mit der im ganzen Ostafrika verstandenen Soälisprache besitzt. Jede Insel steht unter einem unabhängigen Sultan, ausgenommen Mayotta, das französisch ist, und diese Sultane haben eine unumschränkte Herrschaft über ihre Inseln und deren Einwohner. Der einzige Sultan von einiger Bedeutung jedoch ist der von Johanna, welcher das Herrscherrecht über Mohilla und Comoro beansprucht, es auch in der That früher besaß, jetzt aber den Herrschern dieser beiden Inseln durchaus nichts zu befehlen hat. Der Sultan von Johanna hat sich unter englischen Schutz gestellt, um sich sowohl gegen die Einfälle der Malagassen als auch die Besitznahme seiner Insel durch die Franzosen zu sichern. Diese letztern haben verschiedene Versuche gemacht sich auf Johanna, das in Hinsicht des Klima's weit dem von Mayotta vorzuziehen ist, anzusiedeln, sind aber stets vom Sultan zurückgewiesen worden; die englische Regierung hat auch deßwegen einen Consul auf Johanna angestellt, welcher die Interessen des Sultans überwacht, wogegen sich dieser verpflichtet keinen öffentlichen Sklavenhandel mehr auf seiner Insel zu erlauben; die fortwährend in der Nachbarschaft der Comoren kreuzenden englischen Kriegsschiffe tragen viel dazu bei den Sultan bei seinem gegebenen Wort zu halten.

Comoro steht unter mehrern arabischen Häuptlingen, die sich gegenseitig seit langer Zeit um die Oberherrschaft streiten, ohne je zum Ziel zu gelangen. Auf dieser Insel sowohl als auch auf Mohilla ist der Sklavenhandel öffentlich erlaubt, und die Neger werden von der afrikanischen Küste eingeführt, wo sie von daselbst wohnenden Händlern aufgekauft und bis zur Ankunft eines Fahrzeugs gefangen gehalten werden. Ueber die verschiedenen Negerracen, welche als Sklaven auf den Comoren gebraucht werden, werde ich zu seiner Zeit reden und sie näher beschreiben.

Das moderne Tahiti.

(Aus der „Illustration.“)

Einige Zeit nach der Ankunft unserer Corvette auf der Rhede von Tahiti brachte uns ein Fahrzeug Nachrichten und Zeitungen aus Frankreich. Man kann sich leicht denken mit welcher Begierde wir alles verschlangen was uns an das 6000 Stunden (Lieues) entfernte Vaterland erinnern konnte. In einem der Blätter, ich weiß nicht mehr in welchem, das von Hand zu Hand gieng, befand sich eine erdichtete Erzählung unserer Reise, und besonders unserer Ankunft in Papeiti. Der Verfasser, der seine Angaben einzig und allein aus den Berichten Cooks und Bougainville's geschöpft hatte, stellte die Rhede als in allen Richtungen von kühnen Najaden durchfurcht dar, deren anmuthige Bewegungen die Aufmerksamkeit der Bemannung und besonders der Schiffscadetten dergestalt erregte, daß der Befehlshaber sich genöthigt sah sie durch einen strengen Blick an ihren Posten zu bannen. Ich selbst gehörte zu diesen auf solche Weise verleumdeten Schiffscadetten, und kann versichern, wenn auch ein wenig spät, daß keine dieser Erscheinungen die Pünktlichkeit unsers Dienstes beeinträchtigte. Die Zeiten haben sich geändert. Auch wir hatten erwartet diesen absonderlichen Zug in den tahitischen Sitten mit eigenen Augen schauen zu können; als wir jedoch alles so ruhig um uns her sahen, und mit keinem Freudenruf unsere Ankunft begrüßen hörten, tilgten wir diese Täuschung wie früher schon viele andere aus unserm Geiste. Glücklicherweise fanden wir nach unserer Landung Gegenstände genug zur vollen Befriedigung unserer Neugier.

Welches Land! Welche Natur! Und wie scheint da alles in süßer Harmonie zusammenzuwirken zur Förderung des Glücks seiner Bewohner! Glücklich! sie waren es dereinst, ehe Europa ihnen unsere sogenannte Civilisation, d. h. unsere Krankheiten, einige unserer Bedürfnisse und besonders unsere Fehler brachte, welche in diesem neuen irdischen Paradies früher größtentheils unbekannt waren.

Die Tahitier — man verwechsle sie nicht mit den Nukahiviern — hat nie der Vorwurf der Menschenfresserei getroffen; ihre sanften Sitten, ihre Liebe zum Vergnügen, vor allem aber die Einheit des Landes unter einem einzigen Oberhaupt, benahmen bis zur französischen Besitzergreifung jeden Vorwand zu menschenmörderischen Kämpfen, deren Zweck in diesen Gewässern oft nur die Befriedigung einer entsetzlichen Freßgier ist. Im gewöhnlichen Leben zeigen sich die Kanaks einfach und gastfreundlich, ohne sich je zu einer anstößigen Vertraulichkeit hinreißen zu lassen, und obschon sie auf ihre Unkosten erfuhren wie schwer unser Zorn drückt, so bleiben sie darum nicht minder stolz und traurig: stolz auf eine Unabhängigkeit, deren Erinnerung sie noch nicht aus ihrem Gedächtniß zu verwischen vermochten, und traurig über diese Erinnerung selbst. Da übrigens die Unterhaltung mit ihnen für einen Europäer keinen besondern Reiz haben konnte, so fühlten wir die Entbehrung ihrer Gesellschaft nicht sehr lebhaft; und da sie andrerseits uns das Gefühl der Eifersucht, das wir ihnen gern abgetreten hätten, nicht benehmen wollten, so müssen wir doch sagen daß sie in ihren Beziehungen zu uns eine Leichtigkeit zeigten, von der man sich in unsern klugen Ländern keinen Begriff machen kann. Abends besonders kann der überraschte Reisende am Gestade von Papeiti die erstaunlichste und anmuthigste aller Darstellungen in ihrem ganzen Glanze bewundern. Man stelle sich, während einer jener wundervollen Nächte womit diese glücklichen Gestade so reich gesegnet sind, mehrere Hunderte meist junger und hübscher Frauen vor, mit verschlungenen Armen, nähend, tanzend und sich den tausend Thorheiten überlassend auf welche die Jugend verfällt der ein heißes, wenn auch nicht sengendes, Klima noch seine tausend Reizungen mit in den Kauf gibt. Sie tragen nicht mehr wie ehedem die Tracht unserer Urväter. Die Insel war damals ihr Boudoir, und in einem Boudoir macht man sich's behaglich. Allein seit die Fremden erschienen, eingehüllt in Kleider welche die Wilden anfangs für einen Theil ihrer Person hielten, machte der Instinct der Coketterie seinen Sporn fühlbar. Die Schamhaftigkeit hatte keinen Antheil hieran; dieses Gefühl ist ihnen, heute wie vor hundert Jahren, noch vollkommen unbekannt. Ihre Kleidung ist übrigens so einfach als möglich: eine Art großen Pudermantels und ein Stück Zeug um ihre Lenden sind die einzigen Zierden zu deren Annahme sie sich entschließen konnten. Ich habe die Tahitierinnen nie in ihrem Zustande der Urnatur gesehen, allein ich kann behaupten daß sie durch ihre Bekleidung mit Baumwollzeugen viel gewonnen haben. Ihr Gang ist so stolz, so achtunggebietend unter diesem auf vollen und kräftigen Lenden aufliegenden Mantel, daß man sie, ohne viel Einbildungskraft, für indolente, von ihrem Reichthum ermüdete Creolinnen halten könnte, die sich, aus Liebe zum Gegensatz, den unschuldigen Freuden überlassen, deren Genuß Marie Antoinetten in Trianon dereinst so glücklich machte. Wenn man sich ihnen aber nähert, so verschwindet die Täuschung, und bewahrt auch das Gebärdenspiel seine Anmuth und bleibt der Adel der Linien derselbe, so birgt die göttliche Form doch nur ein sinnliches Geschöpf, einen Leib ohne Seele, mit einem Wort nur ein Weib.

Ich hatte einige Tage später Gelegenheit meine Eindrücke zu ergänzen, indem ich einem großen Fest beiwohnte, während dessen alle Bewohner der Insel, zwölftausend an der Zahl, sich in Papeiti versammelten, um sich den Freuden des Tanzes, des Weins und schwelgerischer Mahlzeiten hinzugeben.

Viele unserer Leser haben ohne Zweifel, wenigstens einmal in ihrem Leben, einen Ball in der Opera gesehen, wenn die erhitzten Köpfe sich zu den groteskesten und für ihre Sicherheit, welche die öffentliche Moral unter der Gestalt des ruhig zuschauenden Gendarmen bedroht, gefährlichsten Excentricitäten hinreißen lassen; allein dieser buntschedige, zerzauste, von Staub, Licht und Bewegung grau aussehende Hause läßt sich in nichts mit der riesenhaften Saturnalie von zehntausend Tänzern vergleichen, welche auf einem unermeßlichen Raum drei Tage und drei Nächte ihre langen menschlichen Ringe aufrollen.

Ich und meine Freunde blieben anfänglich ziemlich gleichgültig bei den Gesichtsverzerrungen der Tänzer und Tänzerinnen, und fragten uns welches Vergnügen sie haben könnten beim Schall einer eintönigen Musik Blut und Wasser zu schwitzen; allein allmählich, und ohne daß wir es gewahrten, brachte diese Eintönigkeit selbst auf unsere Sinne eine solche Wirkung hervor, daß wir, in den Wirbel mithineingerissen, an diesem sonderbaren Fest ebenfalls theilnahmen, bis wir, von Ermattung überwältigt, am Fuß eines Baumes niederfielen. Der Tanz, von dem wir sprechen, ist übrigens sehr schwer auszuführen. Mehrere Männer und mehrere Frauen stürzen sich in die Mitte eines aus Musikanten gebildeten Kreises, welche singen und mit der flachen Hand auf sehr seltsame aus Haifischhaut gemachte Tamburine schlagen. Aufgeregt durch die Stimmen und die sonderbaren Töne dieses neuen Tamtam, führen sie, mit schlaffem Gürtel, herabhängenden Haars und flammenden Auges, mit unvergleichlicher Lebendigkeit die bizarrsten Gebärden

und die übertriebensten Verzerrungen aus. Sie halten erst inne wenn sie fallen; man hebt sie wieder auf, und andere nehmen alsbald ihre Stelle ein.

Ich könnte noch viele merkwürdigere Dinge über die unglaublichen Thorheiten erzählen welche diese drei Orgientage bezeichnen; allein das Französische trotzt in seinen Worten der Wohlanständigkeit nicht wie das Lateinische es thun könnte. Ich muß daher meine allgemeinen Bemerkungen auf eine der seltsamsten Ceremonien beschränken welcher ein Reisender je beigewohnt hat.

Das Leben der Kanaks verläuft in einem beständigen far niente. Ihr herrliches Land liefert ihnen im Ueberfluß die nothwendigen Nahrungsmittel; der Brodbaum gibt ihnen alljährlich zwei Ernten der Früchte welche die Grundlage ihrer Ernährung bilden, und die Zubereitung derselben, Popoi genannt, ersetzt das Brod unserer Himmelsstriche. Das Fleisch wird als ein Luxusgericht betrachtet, und nur bei großen Lustbarkeiten genossen. Das Schwein ist das einzige vierfüßige Thier welches auf der Tafel der Großen des Landes erscheint; es ist auch das einzige das sich auf der Insel fortpflanzt, so zwar daß bei einer photographisch aufgenommenen Ansicht von Papeiti der Vordergrund stets aus Wilden und Schweinen besteht. Diese Sicherheit für den folgenden Tag macht die Tahitier jeder Art Arbeit abgeneigt; ist einmal ihre Hütte gebaut, so verbringen sie ihre Tage damit daß sie, im Innern auf Matten ausgestreckt, den Kopf an einen Baum gelehnt, welcher der ganzen Familie als Kopfkissen dient, in Erwartung der Mahlzeitsstunde, die je nach ihrer Eßlust schwankt, schlafen, rauchen und plaudern. Indeß haben sie in diesem wesentlich aristokratischen Lande auf Geheiß ihrer unumschränkten Häuptlinge oft auch mühselige Arbeiten zu verrichten. Diese leicht einherschreitenden Männer, mit den dicken, der äußern Nervenkraft entbehrenden Gliedern, entfalten dann ihre ganze Schulterbreite, und steigen, mit schweren Lasten bepackt, die gefährlichsten Stellen des Gebirges hinauf und hinab, ohne das geringste Zeichen der Ermüdung an den Tag zu legen. Ist ihre Frohnde einmal beendigt, so gewinnen Trägheit und Faulheit die Oberherrschaft wieder über sie.

Die Kanaks sitzen nie. Man konnte nie eigentlich erfahren ob der Mangel an einem Stuhl oder ein eigenthümlicher Hang der Grund ist warum sie auf gebogenen Knien ausruhen. Wie dem auch seyn mag, diese Stellung ist für die Europäer sehr unbequem.

Die Reinlichkeit ist der einzige Luxus der Bewohner, allein dieser Luxus wird so weit als möglich getrieben. Die ganze Insel ist mit Flüssen und Bächen hellen und klaren Wassers übersäet, in denen sie zu jeder Stunde des Tags mit einer Leichtigkeit baden welche ihre Erklärung in der Einfachheit ihrer Kleidung findet. Die Männer sind herrliche, die Frauen anmuthige Gestalten, einige sind selbst wahrhaft hübsch, und unter diesen will ich die Tochter der berühmten Pomare anführen, deren Vermählung mit Kameameha, dem König der Sandwich-Inseln, vor vier Jahren gefeiert worden ist.

*

Der California Democrat bemerkt über die heutigen politischen Verhältnisse Tahiti's: Die Brick „Persevere" bringt neuere Nachrichten. Das französische Protectorat über diese Inseln nimmt immer mehr die Gestalt einer förmlichen Besitzergreifung an, und es wurden großartige Anstalten gemacht den Napoleonstag festlich zu begehen. Tahiti ist in den letzten Jahren in guten Vertheidigungszustand gesetzt worden, und seine Zustände haben sich wesentlich gehoben. Es steht dort eine französische Garnison und bildet sich rasch eine französische Ansiedlung.

Eine wöchentliche Zeitung erscheint, halb in französischer und halb in der Sprache der Eingebornen. Alle Verordnungen erscheinen „im Namen der Königin Pomare und des französischen Commissärs." Das Hauptquartier ist im Hafen von Papeete auf Tahiti. Dort sind fünf Schulen, ein Appellationsgericht ꝛc. Die Franzosen besorgen alles, und die Königin Pomare gibt nur den Namen dazu her. Die Anstalten zur Feier des Geburtstags Napoleons waren, nach den Bekanntmachungen im officiellen Organ zu schließen, sehr großartig. Die Procession sollte sich auf der Hauptstraße „Rue de Rivoli" bilden, hauptsächlich aus Reitern und der Schuljugend bestehen.

Frankreich hat mit dieser Inselgruppe eine sehr werthvolle Besitzung erworben. Das Klima ist trotz seiner tropischen Beschaffenheit vollkommen gesund, und alle Producte der tropischen Zone gedeihen im Ueberfluß. Man gelangt von dort in 30 Tagen nach San Francisco. Der Orangenhandel ist jetzt schon bedeutend. Es sind etwa 6 Schooner in demselben beschäftigt, von denen jeder etwa 400,000 Orangen ladet. Die Orangen werden in Blätter gehüllt in Verschläge gepackt, welche die Luft durchlassen. Die Tahiti-Orange hat eine sehr dicke Schale, ist groß, saftig und süß, und die beste die auf unsern Markt gebracht wird.

Ueber Rechtspflege auf den Banda-Inseln.

(Von Julius Kögel.)

Ungeachtet die Sklaven in Niederländisch-Indien unter dem Schutz der Gesetze standen, geschah es doch mitunter daß manche derselben seitens ihrer Besitzer eine barbarische Behandlung erfuhren, ohne daß deren die Gesetze übertretende Herrschaft deßhalb bestraft oder zur Verantwortung gezogen wurde. Wenn dergleichen Unbilden in Ortschaften vorkamen wo keine permanenten Gerichte sich befanden, kann dieß nicht Wunder nehmen, denn wo und bei wem sollten die Gemißhandelten sich beklagen? Allein selbst auf den Banda-Inseln — auf welchen nicht nur die Staatsdienerschaft, sondern auch die (sogenannte) europäische Bevölkerung verhältnißmäßig sehr zahlreich ist — wurden bisher Sklaven und freie Arbeiter von ihrer weißen oder gelben Herrschaft oft sehr willkürlich behandelt. So z. B. fand ich im Jahr 1850 bei einem Spaziergang auf Banda-Neira eine Sklavin geknebelt und an einen Baum angebunden, deren Beine, Füße und Arme auch noch mit braunem Sagoweerzucker bestrichen worden waren; letzteres war in der Absicht geschehen Ameisen und andere Insecten herbeizulocken, um durch deren Bisse und Stiche die Sklavin zu peinigen.

In der That hatten die Peiniger auch in Masse die verzuckerte Haut des Mädchens aufgesucht, wo sie nicht nur die süße Speise weg-

halten, sondern der armen Sklavin auch furchtbare Schmerzen verursachten. Eine Menge gaffender Kinder standen in der Ferne, auch einige erwachsene Leute — darunter ein Paar europäische Soldaten — giengen vorbei, hörten das Gewimmer des armen Mädchens mit an, aber niemand besaß Muth oder Mitleid genug die Gemarterte von ihren Fesseln zu befreien.

Die Sklavin war schon beinahe drei Stunden auf diese Weise gefoltert worden, als ich in ihrer Nähe ankam und — ohne nach der Ursache solcher barbarischen Behandlung zu fragen — ihre Bande zerschnitt und ihr auch bei Tödtung der sie beißenden Ameisen behülflich war. Sogleich schallten mehrere mir nicht ganz verständliche Scheltworte aus der Wohnung des Hospitalmeisters entgegen, ferner hörte ich deutlicher: „Was geht Sie die Sklavin an, diese ist ein schlechtes Frauenzimmer und überdieß gehört sie nicht Ihnen, sondern der Madame M......;" hierauf drohte ich diese Mißhandlung den Gerichten anzeigen zu wollen, und verfolgte alsdann meinen Spaziergang.

Meine Drohung habe ich nun zwar nicht erfüllt, bin nichtsdestoweniger aber überzeugt daß sämmtliche Gerichtspersonen zu Banda schon an demselben Tage von der seltsamen Bestrafung der Sklavin unterrichtet waren, weil es in dieser kleinen Stadt — wo alle Weiße und Mischlinge einander kennen — am Abend bereits Stadtgespräch war daß Madame M...... heute früh ihren Gemahl bei ihrer Sklavin auf einem Bett liegend überrascht habe, und deßhalb die Ehebrecherin auf die oben erwähnte Art zu züchtigen befohlen hatte.[1] Aber weder die Madame noch ihre Gehülfen sind wegen dieses willkürlichen Verfahrens bestraft worden, noch haben sie einen Verweis erhalten und wurden gar nicht zur Verantwortung gezogen. Hoffentlich werden jetzt solche Unbilden nicht mehr vorkommen, denn kürzlich sind die Sklaven in Niederländisch-Indien emancipirt worden; jedoch bisher hatten nicht nur Sklaven, sondern auch Brywerker (freiwillig engagirte Arbeiter) dieselbe harte Behandlung wie mancher Sklave von seinem Herrn zu erdulden, ohne daß letzterer dafür bestraft ward. Hr. K. mißhandelte einen kranken Brywerker im Jahr 1853 dermaßen daß derselbe zwei Tage darnach im Hospital starb; aber auch dieser Herr wurde deßhalb nicht bestraft.

Man sagt weil alle hiesigen Perk- (Plantage-) Besitzer und fast alle Beamten entweder durch Bande des Bluts oder durch Verheirathung mit einander anverwandt sind, könnten deren Untergebene bei Klagen wider ihre Herrschaft vor Gericht kein Recht bekommen. Dadurch wird es auch erklärlich daß sämmtliche Arbeiter in den Perken den ihnen competirenden Reis[2] von der Herrschaft nicht zugewogen, sondern zugemessen bekommen. Je schlechter — will sagen je leichter und staubiger — der Reis ist, desto größere Vortheile hat der Herr, denn der Arbeiter bekommt eine leichtere Ration.

Beim Processiren ist es hier üblich daß die Clienten denjenigen welche Anwaltstelle (Advocaten gibt es hier nicht) versehen, mit 25 bis 33⅓ Procent des Gewinnes honoriren, welcher Accord gleich im voraus abgeschlossen wird. Wird der Proceß verloren, so bekommt der Rechtsbeistand auch nichts.

Als charakteristisch ist noch zu erwähnen daß, nachdem Fräulein B., die Tochter eines Perkbesitzers zu Pulo-Ai, welche 1851 ihr uneheliches Kind zu tödten einer Sklavin befohlen, und letztere den Mord auch ausgeführt hatte, bei der darauffolgenden gerichtlichen Untersuchung zu Banda-Neïra, beide Inculpate in einem Arrest beisammen sitzen durften, und beide ungestraft entlassen wurden.

[1] Der Hr. Verf. übersieht daß hier ein Fall genau nach altmalayischen Rechtssatzungen bestraft wurde. (S. Ausl. 1859, S. 1059). Man kann sich über die Grausamkeit der Strafe entsetzen, muß aber gleichwohl den sittlichen Gedanken der Rechtsvollstreckung ehren. D. R.

[2] Jeder Sklave oder Brywerker soll monatlich 40 Pfund Reis bekommen, welchen die Perkbesitzer gegen Bezahlung aus den Gouvernementsmagazinen empfangen.

El Bekri's Beschreibung Nordafrika's.

Abu Obeid el Bekri, ein berühmter spanischer Gelehrter (geb. 1028, † 1094 n. Chr.), verfaßte im Jahr 1068 eine Beschreibung des nördlichen Afrika's, deren Wichtigkeit für Geschichte und Geographie den älteren Quatremère (1831) bewog in dem 12. Bande der Notices et extraits des Mss. de la Bibl. du Roi eine abgekürzte Uebersetzung herauszugeben. Allein da er dazu nur einen arabischen Text der Pariser Bibliothek ohne diakritische Zeichen benutzen konnte, so war es ihm unmöglich eine Menge berberischer Ortsnamen richtig zu lesen, ja er hat sie der Mehrzahl nach wirklich falsch gelesen. Deßhalb hatte Baron Slane es unternommen eine vollständige Uebersetzung nach Vergleichung vier verschiedener Texte herauszugeben, und sie im Journal Asiatique in den Heften vom Oct. 1858 bis Sept. 1859 erscheinen lassen. Für die von El Bekri beschriebenen Räume hatten die Araber eine gemeinsame Bezeichnung, nämlich Maghreb oder Maghrib (Mahrib auszusprechen), was so viel bedeutet als der Westen oder der Occident, und nicht bloß Afrika, sondern auch das arabische Spanien und Portugal mit einschloß. Die Geographen zogen aber dem Maghreb willkürlich seine Gränze gegen Osten. Nach El Bekri begann es bei der großen Syrte, nach Ibn Chaldun erst unter dem Meridian von Bedschia, während dieser Historiker Tunis und Tripolis zu Ifrikiya (Afrika) rechnet. Was dagegen unser Autor wieder unter Ifrikiya versteht, ist nur ein kleiner Theil vom Nordrand des Continentes. „Dieses Land, bemerkt er, erstreckt sich von Barca im Osten bis zu dem grünen Tandscher im Westen. Der wahre Name von Tandscher ist Mauritania. Der Breite nach reicht Ifrikiya vom (mittelländischen) Meer bis zu den Sandflächen, wo die Negerlande beginnen."

Es kann nicht unsere Aufgabe seyn dem Autor durch sein ganzes Werk zu folgen, sondern wir heben nur etliche Einzelnheiten hervor, die für die Gegenwart von besonderer Wichtigkeit sind. Der Handel nach dem Sudan von Tripolis aus gieng damals nicht über Murzuk, welches eine neuere Stadt ist, sondern über Zuila im Fezzan, nordöstlich von Murzuk. Zuila war damals der Kreuzungspunkt für die Karawanen aus dem Sudan. Die Stadt lag mitten in der Wüste, besaß aber eine Moschee, etliche Bäder und künstlich bewässerte Palmenhaine. Schon damals scheinen Negersklaven die einzige Rimesse des Sudan gewesen

zu seyn. In Zuila wurde großer Markt gehalten und es cursirten dabei als Zahlungsmittel kurze Stücke rother Stoffe. In 40 Tagen kreuzten die Karawanen die Sahara bis nach Kanem im Norden des Tsad-Sees, wo damals die Neger noch Götzendiener waren, obgleich sich schon etliche Araber, angebliche Abkömmlinge von Omeïaden, unter ihnen angesiedelt hatten. Es scheint ziemlich häufig vorgekommen zu seyn daß Negersklaven durch Flucht sich aus der Stadt zu retten suchten. Um für solche Fälle vorzubeugen, bestieg (wahrscheinlich wenn Karawanen angekommen waren) des Abends ein Stadtwächter ein Pferd oder ein Kamel, an dessen Schweif ein Dattelpalmenzweig angebunden worden war, den das Thier hinter sich nachschleifen mußte, und zog damit rings um die Stadt einen Ring in den Sand. Entsprang des Nachts nun ein Sklave, so wurde am Morgen nachgesucht, wo er den Ring berührt hatte und in welcher Richtung man ihm nachsetzen mußte. Etwas kühn beschreibt unser Geograph das Spiel der Fata morgana in der Sahara. „In jenen Räumen, bemerkt er, erscheint ein Stier in der Ferne wie eine Festung und ein Brocken Kamelkoth gleicht einem Menschen." Was Zuila damals eine doppelte mercantile Bedeutung gab, war der Umstand daß durch diesen Platz die Karawanen aus dem Süden nicht bloß gegen Norden nach Tripolis zogen, sondern auch in nordöstlicher Richtung über Temissa nach Audschela.

Eine Stadt an der Ostküste von Tunis, jetzt beinahe gänzlich vergessen, nämlich El-Mehdiya (Almahadia) strahlte damals noch im größten Glanz. Stadt und Vorstadt waren mit Mauern umgeben. Zwei der Thore waren ganz aus Eisen, jedes von ihnen wog tausend Centner, jeder Nagel darin sechs Pfund. Ungerechnet die Versorgung durch Aquäducte besaß die Stadt 360 Cisternen. Der jetzt versandete Hafen war in den Felsen gehauen und wurde damals durch Thürme beschützt und von einer eisernen Kette gesperrt. Dreißig große Schiffe konnten dort gleichzeitig Anker werfen, so daß für die Bedürfnisse des Mittelalters der Hafen als äußerst geräumig galt. El-Mehdiya war ein mittlerer Hafenplatz für die Schifffahrt zwischen Spanien und Alexandria. Auch wurde es von Fahrzeugen aus Syrien und von Sicilien fleißig besucht. Der arabische Geograph Edrisi, der 80 Jahre später schrieb, beklagt schon den gänzlichen Verfall der Stadt, welche unter dem Schwert des Normannenkönigs Roger von Sicilien fiel.

Bei dem Interesse welches jetzt gerade die spanischen Städte am afrikanischen Ufer besitzen, hat es Werth wenn zu El Bekri's Zeiten Sibta (Ceuta, sprich: Se-uta) schon eine große Stadt genannt wird, die von Arabern und Berbern aus der Umgegend bewohnt wurde. Damals war Ceuta mit einer doppelten Mauer, einem tiefen Graben und neun Thürmen bewehrt. Eine Wasserleitung, vielleicht noch aus der Gothenzeit, entleerte sich in der Nähe des Doms, der von den Eroberern in einer Moschee verwandelt worden war. Der Geograph gedenkt auch des großen Verräthers Ilian (Graf Julian), der dem arabischen Helden Tarec ibn Ziad die Ueberfahrt nach dem von ihm benannten Gibraltar (Dschebel Tarek) erleichterte, und selbst die Schlüssel von Ceuta den arabischen Eroberern entgegenbrachte um sich im Besitz seiner Grafschaft zu erhalten, weßhalb ihn auch die spanische Romanze (En Ceupta está Julian) verflucht hat:

Madre Espana, ¡ ay de té!
en el mundo tan nombrada
. .   . .
por un perverso traidor
toda eres abrasada etc.

Man streitet bekanntlich sehr darüber ob die Araber die canarischen Inseln nur aus den Geographen des Alterthums gekannt haben, oder zu ihren Zeiten die Inseln wieder besucht wurden. El Bekri gedenkt ihrer mit folgenden Worten: „Im Ocean gegenüber von Tandscher und dem Berge Adlent (Atlas) befinden sich die Inseln Fortunatech (Fortunatä), das heißt die Glücklichen. Man hat ihnen diesen Namen wegen ihrer Wälder und Gebüsche gegeben, welche aus verschiedenen Arten von Fruchtbäumen bestehen, wild wachsen und Früchte von außerordentlicher Güte tragen; anstatt des Unkrautes bedeckt sich der Boden mit Korn, und statt Dorngebüschen mit gewürzigen Stauden. Diese Inseln liegen im Westen des Berberlandes in den Ocean gestreut, nähern sich aber gegenseitig beträchtlich." Man kann nach diesen Angaben wohl behaupten daß El Bekri nur aus alten Schriftstellern und nicht aus arabischen Berichten seine Wissenschaft von den Fortunaten schöpfte, denn seine Beschreibung der Wunderinseln ist nur erdichtet, um den Namen der Glückseligen zu rechtfertigen. Auch kannte er, da er sie unter den Breitegrad von Tandscher verlegt, ihre wahre Lage sehr schlecht. Eine andere anziehende Angabe, über deren kritischen Werth wir nicht entscheiden wollen, besteht in der Meldung einer frühzeitigen Wikingerfahrt nach der marokkanischen Küste. Ein Geschwader von Madschus (Normannen) soll einst vor der Stadt Asila (Arcila) erschienen seyn. Die Seefahrer landeten und baten die berberischen Einwohner ihnen zu erlauben am Ufer nach Schätzen zu graben die sie früher dort verscharrt haben wollten. Die Berber willigten ein, als sie aber sahen daß die Madschus aus der Erde eine große Menge von verfaultem Hirse herausscharrten und sie diesen wegen seiner gelben Farbe für Gold hielten, erwachte ihre Begierde und sie fielen mit den Waffen über die Normannen her, die sich auf ihre Schiffe zurückziehen mußten. Nachdem die Berber ihren Irrthum erkannt hatten, wollten sie die Madschus zu einer abermaligen Landung bewegen, aber die Seefahrer trauten ihrem Wort nicht mehr, stießen ab und begaben sich nach der andalusischen Küste, um einen Streifzug nach dem Gebiete von Sevilla zu unternehmen. Dieß sey unter der Regierung des Imam Abderrahman ibn el Hakem im Jahre 229 (843—844 n. Chr.) geschehen. Von dort wurden aber die Madschus wieder auf ihre Schiffe getrieben und ein Sturm warf diese nach Asila zurück, wo etliche ihrer Fahrzeuge an der westlichen Einfahrt des Hafens umschlugen, woher diese letztere den Namen Bab el Madschus, die Heidenpforte, noch zu El Bekri's Zeiten führte.

Fas (Fez) war damals schon eine große durch einen Fluß gespaltene Doppelstadt, welche 300 Mühlen und 200 Bäder besaß, aber sich die üble Nachrede zugezogen hatte es sey eine Stadt „ohne Männer," womit man verächtlicher Weise auf die Unzahl jüdischer Einwohner anspielen wollte. Von Fas aus gieng eine große Karawanenstraße nach den Nigerlanden zunächst über Sedschelmessa, eine Stadt welche auf unsern Karten verschwunden ist, aber ein wenig östlicher als das heutige Tafilelt lag. Sedschelmessa selbst wurde erst im Jahre 140 (757 bis 758 n. Chr.) gegründet und entzog zwei Nachbarorten Ziz und Tergha sogleich alles Leben. Sedschelmessa lag am Rande der großen Wüste und war der südlichste Punkt für die Karawanen, die nach dem Sudan giengen. Die Wüste selbst wurde in 51 Tagen durchschritten, und die schlimmste Stelle, wo sich kein Wasser fand, war vier Tagereisen lang, sonst traf man an den Halteplätzen gute Brunnen, welche edle muhammedanische Fürsten hatten graben lassen. Eine Plage des Handels waren aber schon damals wie heute noch die Schwärme raub-

gieriger Tuareg, welche den Karawanen auflauerten und sie plünderten. Die Stadt Timbuktu stand damals noch nicht, aber ihre heutige mer- cantile Rolle versah zum Theil Audaghast, das man ehemals mit Aga- des in der Oase Aeben verwechselt hat. El Bekri selbst aber beschreibt schon beide Städte besonders, so daß eine Identificirung unmöglich ist. Hr. Desborough Cooley suchte Audaghast ein paar Tagereisen nord- östlich von Timbuktu, Barth dagegen verlegt die Stadt in den Westen von Timbuktu und in halber Entfernung vom Meer. Nach El Bekri lag die Stadt in einer sandigen Ebene am Fuße eines völlig kahlen Ber- ges, enthielt eine sehr starke Bevölkerung und mehrere Moscheen. Rings um die Stadt zogen sich Palmenhaine, auch gediehen Melonen in gro- ßer Vollkommenheit, und selbst etwas Weizen wurde gezogen, aber nur so künstlich daß bloß die Reicheren diese Brodfrucht genießen durften, während die Bevölkerung sich mit Negerhirse (Derra) begnügen mußte. Die Viehzucht scheint ein lohnendes Gewerbe gewesen zu seyn, und Schöpsenfleisch war so wohlfeil daß man zehn Widder um einen Mitchal (Goldstück sehr verschiedenen Werthes, hier vielleicht 10 Francs) kaufen konnte. Als Zahlungsmittel diente Goldstaub, der vielleicht aus den Goldwäschen am Senegal herstammte. Der Goldhandel war es, wel- cher die Karawanen wohl am mächtigsten nach dem Sudan zog, außer- dem aber holte man aus Audaghast graues Ambra von ausgezeichneter Güte, welches an dem nahen atlantischen Ocean gewonnen wurde.[1] Die Karawanen aus dem Norden brachten Kupfergeräthe so wie blaue und rothgefärbte Toben (Mäntel). Ganz besonders gepriesen waren die Frauen des großen Meßplatzes. Sie besaßen alle Reize welche die Araber suchen, nämlich außer einer unverwüstlichen Virginität einen breiten Bau um die Hüften. Einer der arabischen Reisenden wollte in Audaghast eine Frau auf einem Ruhebett ausgestreckt gesehen haben, während ihr Kind sich belustigte oberhalb der Hüften und unter dem Körper der Mutter durchzuschlüpfen, so schlank sey die Taille dieser Person gewesen! Dieß war nach arabischen Geschmack etwas außer- ordentliches, Griechen und Römer aber dachten bekanntlich anders und jedenfalls richtiger. Diese Schönen von Audaghast müssen übrigens berberische Damen gewesen seyn, und nicht Negerinnen, da ihre helle Haut gerühmt wird. In der Stadt selbst herrschten Fieber, deren Spuren sich in dem üblen Aeußern der Bewohner verkündeten, und vielleicht hat diese ungesunde Lage zum Verfall der Stadt geführt. Außerdem wurde, wie heutigen Tages Timbuktu, Audaghast von innern Parteien zerrüttet, denn die arabische und die berberische Bevölkerung bekämpften sich gegenseitig. Gerade so wie Timbuktu am Ende des 16ten Jahrhunderts in die Hände der Marokkaner fiel, hatte auch Audaghast von Norden her durch Invasionen zu leiden. Zu El Bekri's Zeiten eroberten die Almoraviden die Stadt und ließen sie völlig ausplündern.

Weiter beschreibt uns El Bekri einen Karawanenpfad vom Wadi Dra (28 n. Br.) durch die Sahara nach Ghana. Diese Route führte über eine Strecke der Sahara (vielleicht die westliche Hammada), wo man auf acht Tagreisen keinen Brunnen fand, also sich mit Vorräthen von Wasser versehen mußte. Zuletzt kam man durch das Gebiet eines Berberstammes, die El Bekri die Beni Lemtuna nennt, und welches der Tuaregstamm der Auelimiden ist.[2] In der Lebensweise dieser Raubvögel der Sahara hat sich nichts bis auf unsere Zeiten gelernt. „Sie sind, bemerkt unser Araber, die nächsten Nachbarn der Neger, deren Gebiete nur zehn Tagreisen entfernt liegen. Sie wissen weder wie das Land gepflügt noch wie es besäet wird, sie kennen nicht ein- mal das Brod. Ihren einzigen Reichthum bilden die Heerden, und ihre Nahrung besteht aus Milch und Fleisch.“ Die Milch mußte in der Wüste selbst das Wasser ersetzen, denn Monate verstrichen bis- weilen, ohne daß die Tuareg ein Trunk aus einem Brunnen oder einer Quelle labte. Wie heutigen Tages verhüllten sich die Tuareg ihr Gesicht maskenartig durch zwei Binden, durch das Nicab oder die Stirnbinde, und durch das Litham oder die Mundbinde. Da sie nie- mals diese Maske ablegten, so waren sie ihren nächsten Freunden un- kenntlich, sobald sie die Binden vom Gesicht entfernten. Wurde einer von ihnen in der Schlacht getödtet und ihm die Binden abgerissen, so konnte man die Leiche erst erkennen nachdem man sie wieder mit ihren Binden bedeckt hatte. Die Nahrung dieser kräftigen Wüstensöhne be- stand nur aus Streifen getrockneten Fleisches. Uebrigens waren sie damals die einst christlichen Tuareg zum Islam bekehrt worden, denn sie stritten für den wahren Glauben gegen die heidnischen Neger.

Der äußerste Stamm gegen Süden zu, der zwischen dem Niger bis zum Ocean wohnte, wird von El Bekri die Beni Dschodala ge- nannt. Am Niger oder am (westlichen) Nil, wie er bei den Arabern heißt, zählt der Geograph als Städte von Negerstämmen Sangham auf beiden Ufern des Stromes erbaut, und im Südwesten, also ober- halb, Tekrur auf. Diese Stadt oder dieses Reich hatte noch nicht lange zuvor durch den Uebertritt des Sultans Wardschabi († 432 oder 1040—1041 n. Chr.) den Islam ergriffen. Eine dritte Stadt am „Nil“ nennt er Silla. Auf den Märkten dieser Stadt bediente man sich der Negerhirse, des Salzes, der Kupferringe und kleiner Baumwollenschürzen, Schigé genannt, als Zahlungsmittel. Aus Dr. Barths Schilderungen wissen wir aber daß solche „Valuten“ noch heutigen Tages und selbst ihre Namen sich im Sudan erhalten haben. Unter dem Namen Kafu wird dann das Flußpferd und die Jagd dieses Thieres mit Harpunen beschrieben. Zwanzig Tagereisen (oberhalb?) von Silla lag die große Stadt Ghana, die Hauptstadt des Reiches Ghanata, nach Heinrich Barth das heutige Walata im Reiche Biru, westlich von Timbuktu. Die Lage der Stadt aus unserm Geographen zu errathen ist beinahe unmöglich, so verwirrend und widersprechend klingen seine Angaben. Man erfährt nicht einmal deutlich ob Ghana am Niger lag oder nicht, und im ersten Fall ob man die Stadt oberhalb oder unterhalb von Timbuktu suchen müsse. El Bekri erklärt uns, Ghana sey eigentlich nur der Titel des Königs, das Reich selbst heiße Aukar, und der da- mals (1067—68) regierende Monarch Tenkamenin. Es hat immer im Sudan Universalherrschaften gegeben, so weit wir bis jetzt die Ge- schichte jener Negerländer kennen. Gegenwärtig, aber bereits ihrem Verfall entgegenreifend, befindet sich der größte Theil des Sudan unter der Herrschaft der Fulbe, vor diesen am Ausgang des Mittelalters blühte das Sonrhay-Reich am Niger, vor den Sonrhay das Sultanat von Melli, und vor den Melliern das Reich Ghanata. Die Stadt Ghana bestand aus zwei getrennten Körpern. Der eine volkreichere Theil, die Stadt der Muhammedaner, zählte nicht weniger als 12 Mo- scheen, wovon jede ihre Imam, Mueddin und bezahlte Koranleser besaß. Sonst glänzte Ghana als Sitz von Gelehrten, namentlich trefflichen Ju- risten. Abseits von diesem Platz lag die Residenz des Königs, El Ghaba, das „Gehölz“ genannt, und rings umgeben von einer Ring-

[1] Diese Bemerkung El Bekri's von der Nähe des Meeres rechtfertigt jedenfalls die westliche Lage Audaghasts.

[2] Nach Dr. Barth ist obige Form der Plural von Lemmed oder Le- meth. An einer andern Stelle nennt sie El Bekri die Lemta.

mauer. Dort befand sich nur eine Moschee zum Gebrauch für den muhammedanischen Theil des königlichen Hofstaates, zu welchem die Mehrzahl der Wesire, der Schatzmeister und der Dolmetscher zählten. Der König selbst scheint noch Heide geblieben zu seyn, denn rings um seinen „Palast" lagen Hütten von Zauberern (Fetischpriestern), die Grabmäler der Könige und andere Heiligthümer der Götzendiener. Wichtig wurde Ghana durch seinen großen Goldhandel. Die Stadt, woher dieses Metall gebracht wurde, soll Ghiaru geheißen, 18 Tagreisen von Ghana und 10 arabische Meilen abseits vom „Nil" gelegen gewesen seyn. Da die arabischen Geographen unter dem Nil nicht bloß den pharaonischen Strom und den Niger, sondern außerdem auch noch den Senegal verstehen, so kann man wählen ob das Gold Ghanata's, welches so mächtig die alten Culturvölker nach dem Sudan zog, von Bambuk, einer Landschaft die von einem linken Seitengewässer des Senegal durchzogen wird, oder wahrscheinlicher in Bure am linken Ufer des Dschioliba (Niger) erbeutet wurde. Ghana, obgleich in einer Ebene gelegen, war so ungesund daß Fremde regelmäßig dem Fieber unterlagen, welches zur Zeit der Ernte auszubrechen pflegt. Das Getreide wurde nämlich nach dem Rücktreten der Ueberschwemmungen in den feuchten Nigerschlamm gesäet. Man sollte nach dieser Stelle meinen daß Ghana selbst so nahe am Niger gelegen seyn mußte, daß es sich nicht mit dem Reiche Biru identificiren läßt. Noch unklarer wird der Geograph, wenn er fortfährt: im Westen von Ghana liege die Stadt Anbara [1] neun Tage von Anbara und 15 Tage von Ghana aber die Stadt Kugha. Die Stelle wo diese letztere, die einstige Hauptstadt des Sonrhay-Reiches (Gao, Garho oder Gogo genannt) gestanden ist, hat Dr. Barth ganz genau bestimmen können (2° westl. Paris, 16° 40' n. Br.). Wir sollten also Ghana im Osten von Gogo suchen. Dieß ist aber rein unmöglich, denn im Osten von Gogo liegt noch die Wüste. Es müßte denn geradezu zwei Städte dieses Namens gegeben haben. Wenigstens spricht El Bekri, der in seiner Beschreibung des Sudan außerordentlich verworren ist, noch von einer Neger-Stadt Kaukau, welche am „andern," d. h. am östlichen Ufer des Niger nicht weit von der Stelle liege wo der Strom ein Knie bildet und nach Süden in das Land der Neger zurückfließe. Diese Beschreibung paßt allerdings vortrefflich für das Gogo des Dr. Barth. Wo aber lag dann Ghana?

Ein mittlerer Karawanenplatz zwischen dem Niger und Ghadames war Tadmekka, eine Stadt welche nördlich von Gogo in einer Oase der Sahara gesucht werden muß. El Bekri behauptet, der Name solle „Gestalt von Mekka" bedeuten. Tadmekka war weit besser gebaut wie Ghana oder Kaukau, worunter wir uns nur ungeheure Negerdörfer vorstellen müssen, während jene Stadt wahrscheinlich dem heutigen bessern Stadttheil Timbuktu's glich. Ihre Einwohner waren muhammedanische Tuareg, und schon damals wie noch jetzt in der Wüste, war die Prostitution gegenüber den durchziehenden Karawanen so ausgebildet, daß die Frauen den Kaufleuten entgegenzogen um ihr Haus und sich selbst zur gelegentlichen Benützung anzubieten. Tadmekka lag in einer gebirgigen Oase, und ringsherum wuchs wild das Panisetum distichum, von dessen Früchten sich die Einwohner hauptsächlich ernährten. In vierzig Tagen mußte die Sahara überschritten werden, und zwar fand man in der Richtung nach Ghadames von je zwei bis drei Tagreisen Brunnen. Auch gedenkt El Bekri der großen Trüffeln, die in der Sahara bekanntlich sehr häufig angetroffen werden, wenn sie auch nicht das fabelhafte Volumen erreichen, wie unser Geograph angibt. Ghadames selbst war damals noch eine kleine Stadt, aber mit Brunnen reichlich versehen und von Dattelhainen umgeben. Ihre berberischen Einwohner bekannten sich zum Islam.

Der Verfasser schließt mit einigen Erzählungen welche die feine List der Tuareg verherrlichen sollen. Die beiden besten Anekdoten mögen denn auch hier folgen: Es zog einst ein Greis mit seiner jugendlichen und schönen Frau durch die Wüste, als er einem jungen Menschen begegnete, welcher sogleich das lebenslustige Weib verführte, daß sie sich für seine Frau ausgeben und ihren rechtmäßigen Gemahl verläugnen sollte. Als man aber das Gebiet des Häuptlings Hammad erreichte, zog der Greis das falsche Ehepaar vor Gericht. Hammad fragte den Kläger, da seinen Behauptungen von der Gegenpartei dreist widersprochen wurde, ob er nicht einen Zeugen oder wenigstens einen Begleiter auf der Reise gehabt habe. Aber der arme Tropf konnte sich auf niemand berufen außer auf einen Hund, den er bei sich hatte. Diesen Hund nun befahl Hammad an einen Pfahl zu binden, und hieß hierauf die Frau ihn von der Schnur lösen und abermals wieder festbinden. Als dieß geschehen war, sollte der Ehebrecher den nämlichen Befehl ausführen. Der Hund aber, der vorher seiner Frau geschmeichelt hatte, bellte den ihm fremden Mann an, so daß es durch den Hund klar wurde welches der rechtmäßige Gatte der Frau gewesen war. Der Ehebrecher wurde hierauf hingerichtet.

Da bei den Tuareg die Blutrache gilt, so zeugt es von großem Scharfsinn, wenn man sich rächt, ohne doch die Folgen einer blutigen That auf sich zu ziehen. So hatte ein Tuareghäuptling seine Frau wegen Untreue in Verdacht, da ihm hinterbracht worden war daß so oft er sich entferne, ein Nachbar bei ihr seine Stelle einnehme. Er ließ daher seinem Stamme eines Tages wissen daß er verreisen wolle. Als man den ersten Lagerplatz erreicht hatte, erklärte er unter einem geschickten Vorwand seinen Gefährten daß er noch einmal heimkehren müsse. Als er nun des Nachts sein Zelt erreichte, band er sein Pferd abseits fest, schlich sich herbei und belauschte unentdeckt ein zärtliches Zwiegespräch seiner Frau mit ihrem Liebhaber. Jetzt begab er sich wieder zu seinem Pferde und sprengte an sein Zelt heran, wo inzwischen die Ehebrecherin ihren Galan hastig versteckt hatte. Nachdem das Abendessen aufgetragen worden war, befahl der Häuptling seiner Frau den Gast im Zelte zu rufen. Alles Leugnen half nichts, der Liebhaber mußte aus seinem Versteck hervor und sich an des Häuptlings Tafel setzen. Als die Mahlzeit geschlossen war, entließ der Tuareg, ohne ihn zu mißhandeln, seinen Gast verkleidet, damit der Vorfall kein Aufsehen mache. Er suchte hierauf seine Frau zu trösten. „Betrübe dich nicht, ermuthigte er sie, andere Frauen vor dir haben Fehltritte begangen und sich von ihren Begierden berauschen lassen, denn wenige widerstehen überhaupt den Versuchungen. Ich werde alles anwenden damit das Geschehene geheim bleibe, ja ich will dir erlauben deinen Geliebten zu heirathen, jedoch unter einer einzigen Bedingung. Sobald ihr ein Jahr zusammen gelebt habt, lasse mir wissen, wann und wo ich dich in der Gegenwart deines andern Gatten sehen und sprechen kann. Komm mir dann aufgeputzt in Gazegewändern entgegen und beklage dich über deinen Gemahl. Aus Eifersucht wird er dich dann verstoßen und ich kann wieder für dich werden was ich war." Als der Schlaue diesen Vorschlag machte, wußte er recht wohl daß sein Nebenbuhler ein roher, jähzorniger Mensch war, und daß der Ehebruch die Reize des

[1] Nach Dr. Barth Honbori, südöstlich von Timbuktu.

Verbotenen verliert, sowie er sich in eine Ehe verwandelt. Die Frau war mit dem Vorschlag zufrieden, und so ließ man ihre Eltern rufen. In ihrer Gegenwart bekannte die Frau daß sie zwar von ihrem Manne stets liebreich behandelt worden sey, um der Ruhe ihres Herzens willen aber von ihm geschieden zu werden begehre. Der Ehemann suchte sie auf verstellte Weise von ihrem Entschluß abzubringen, endlich aber gab er ihren standhaften Erklärungen scheinbar betrübt nach und schenkte der Treulosen ihre Freiheit wieder. Die Schwiegereltern priesen daher seine Großmuth mit hohen Worten und gaben ihrer Tochter entschieden Unrecht. Diese sah sich kaum wieder frei, so heirathete sie ihren ehemaligen Liebhaber. Es zeigte sich aber bald welchen schlechten Tausch sie geschlossen hatte, seit aus dem Geliebten ein Ehemann geworden war. Sie konnte daher kaum den Ablauf eines Jahres erwarten, um ihr altes Versprechen zu erfüllen. Verabredeterweise ließ sie ihren ehemaligen Gemahl rufen, und als er vor ihrem Zelte vorbeikam, trat sie hinaus gehüllt in ein so dünnes Gewand daß ihre Gestalt und ihre Reize sichtbar blieben. Sie begann sogleich und zwar von Herzen über ihren neuen Ehemann sich zu beschweren, so daß dieser in Gegenwart seiner Schwiegereltern jedes Wort anhören mußte. Die Eifersucht und die Beschämung sich dem ehemaligen Gatten nachgesetzt zu sehen ergriff ihn so gewaltig, daß er mit einem Speer vor das Zelt sprang und seine Frau niederstieß. Allein die Brüder und die Verwandten des Opfers fielen ihrerseits über den Mörder her und erschlugen ihn wieder. So brach eine blutige Fehde zwischen beiden Familien aus, die sich bis zur völligen Ausrottung bekämpften. Der heimliche Anstifter aber hatte den Ehebrecher durch die Reue der Ehebrecherin beschämt, seine Schande bedeckt und sich blutig an beiden gerächt, ohne daß er selbst der Rache eines andern Stammes verfallen wäre.

Der chinesische Kalender.

(Aus dem Almanach-Annuaire).

Die Erfindung des Kalenders in China verliert sich in das graueste Alterthum. Die geschichtlichen Jahrbücher dieses alten Reichs erwähnen im Jahr 2650 vor unserer Zeitrechnung daß der Kaiser Huang-ti den Befehl ergehen ließ: der Kalender solle nach den astronomischen Beobachtungen festgestellt, und die Jahre nach sechzigjährigen Perioden abgetheilt werden. Drei Jahrhunderte später richtete der Kaiser Yao sein Augenmerk auf die Nothwendigkeit das Mondsjahr mit dem Sonnenjahr zusammenfallen zu lassen, und führte das Schaltsystem ein, welches der fortschreitenden Verrückung der Jahreszeiten vorbeugt.

Wie alle Völker des Morgenlandes, von den Hebräern angefangen, haben die Chinesen die Bewegungen des Mondes zur Richtschnur für die Jahreseintheilung genommen. Im Anfang glaubten sie daß zwölf Monde gleichkämen einer völligen Umdrehung der Sonne um den Thierkreis; allein der regelmäßige Eingriff des Mondes in das Gestirn des Tages zog bald die Aufmerksamkeit auf sich, und man stellte allmählich das Gleichgewicht wieder her: anfänglich dadurch daß man jedem vierten Jahr dreizehn Monde statt zwölf gab, dann dadurch daß man die Mondmonate bald auf 29, bald auf 30 Tage festsetzte, je nach den im Zusammenfallen der Monde mit den Jahreszeiten eingetretenen Störungen.

Der Lauf der Sonne nimmt daher auch eine wichtige Stelle im chinesischen Kalender ein, indem ihre Phasen sich von 15 zu 15 Tagen durch Abtheilungen bezeichnet finden die wir zodiakale nennen wollen, und die dem Durchgang der Sonne durch den ersten und den fünfzehnten Grad jedes Zeichens des Thierkreises entsprechen. Diese halbmonatlichen Perioden stehen in nothwendiger Beziehung zu den Jahreszeiten, und eben darum haben ihnen die Chinesen Namen gegeben welche annäherungsweise die klimatischen Umstände der Epoche unter ihrer Breite andeuten. Allein von dem Augenblick an wo die Feststellung dieser Perioden einzig und allein von der Sonnenbewegung abhängt, begreift man daß sie nicht alle Jahre auf die nämlichen Tage der Monde fallen, und daß man sie für jedes Jahr durch Berechnung bestimmen muß, wie dieß wirklich auf der kaiserlichen Sternwarte zu Peking stattfand, sey es nach directer Beobachtung, sey es nach den astronomischen Tabellen in deren Besitz sich die Chinesen befinden.

Was die Abtheilung der Jahre betrifft, so haben die Chinesen nicht, wie wir, eine aufeinanderfolgende numerische Berechnung mit einem bestimmten Ausgangspunkt angenommen der die Eintheilung der Geschichte in Jahrhunderte oder in Bruchtheile von Jahrhunderten gestattet; sie sind darauf verfallen Perioden von 60 Jahren zu machen, welche aufeinander folgen ohne irgendeine Ordinalzahl zu tragen, und von denen jedes Jahr durch eine aus zwei Buchstaben bestehende Verbindung von zehn Schriftzeichen die sich sechsmal wiederholen, mit zwölf andern Schriftzeichen bezeichnet wird die sich nur fünfmal wiederholen.

Man schreibt die Erfindung dieser Periode, oder des sechzigjährigen Cyclus, dem Ta-nao, einem Minister des Kaisers Huang-ti, zu, was dem Cyclus in welchem wir leben die 75ste Stufe in der geschichtlichen Chronologie China's gibt. Der Grund für die Feststellung einer solchen Periode ruht auf jenem ziemlich seltsamen, in der alten chinesischen Philosophie aber fundamentalen kosmogonischen Princip: daß jedes der fünf Elemente der Natur (das Wasser, das Feuer, das Holz, das Metall und die Erde) eine Periode von zwölf aufeinanderfolgenden Jahren — ein Bild der zwölf Monate des Jahrs — regiere, und daß sonach die sichtbaren oder unsichtbaren Erscheinungen der Natur sich erst nach der aufeinanderfolgenden Wirksamkeit der fünf Elemente in einem Zeitraum vollenden und erneuern der gleich sey fünfmal zwölf Jahren, d. h. einer Periode von sechzig Sonnenumdrehungen. Jedes Jahr trägt daher in diesem Kalender seine aus zwei Buchstaben bestehende cycliche Benennung; allein da die Chinesen, wie wir bemerkt haben, die Zahl der Cyclen nicht zählen, und man also nicht wissen könnte auf welchen Cyclus dieser oder jener Jahresname sich bezieht, so stellen sie mittelbar sein Datum dadurch fest daß sie die Regierung des Kaisers anführen welcher in diesem Moment den Thron innehat. Das Jahr 1860, in der cyclischen Nomenklatur Kang-tschen genannt, findet sich sonach vollkommen in die chronologische Ordnung eingereiht wenn man beifügt daß es das zehnte der Regierung Hien-Fungs, von der Dynastie der Tsing, ist.

Von jeher sind in China Kalender oder Almanache veröffentlicht worden, die — Dank der abergläubischen Leichtgläubigkeit der Bevöl-

kerungen, welche darin jeden Tag das Prognostikon ihres guten oder schlimmen Looses suchen — stets großen Absatz fanden. Die Verfasser dieser astrologischen Ephemeriden verfehlen nie deutlich die Tage anzugeben an denen man sich verheirathen muß um glücklich zu seyn, an denen man eine Seefahrt anzutreten hat um wohlbehalten im Hafen anzukommen, an denen eine Schlacht zu liefern ist um siegreich daraus hervorzugehen, an denen man eine Bittschrift einzureichen hat um eine Stelle zu erhalten, an denen man sein Hab und Gut aufs Spiel setzen darf um ein großes Vermögen zu gewinnen, und was dergleichen Narreteien mehr sind.

Der kaiserliche Almanach, der von dieser Art Zauberkünstlerei ebenfalls nicht frei ist, bezeichnet überdieß die amtlichen Trauertage, an denen die Staatsbeamten die Ceremonienkleidung nicht tragen dürfen. Dieß sind gewöhnlich die Jahrestage des Todes des Kaisers und der Kaiserin der regierenden Dynastie, und da in China die Frauen viel schneller dahingehen als die Männer, so sind sie es welche diese Liste amtlicher Trauer zumeist betrifft.

Gewisse Feste, z. B. das Fest der Laternen, das der Drachenboote, des Gottes der Erde, des Geistes welcher verzeiht, und andere, werden in sämmtlichen Almanachen erwähnt, weil man sie im ganzen Reich beobachtet; allein es gibt noch besondere Feste, die einen für die Buddhisten, die andern für die Tao-se, die sich nur in dem von jeder dieser Secten zum Gebrauch ihrer Anhänger herausgegebenen Kalender befinden. Im allgemeinen sind die Feste mit rein religiösem Charakter alle Jahre auf den gleichen Tag des Mondes festgesetzt, so zwar daß sie in Bezug auf das Sonnenjahr beweglich sind; die Jahrestage der Geburt oder des Todes werden dem nämlichen Gebrauch gemäß berechnet. Uebrigens sind die Kenntnisse der Chinesen über die Theorie des Kalenders lange Zeit sehr unvollständig geblieben, und fast erst unter dem Kaiser Kang-hi, einem Zeitgenossen Ludwigs XIV, haben sie von den am Pekinger Hofe zugelassenen Jesuiten mit befriedigender Genauigkeit die die Jahresläufte bestimmenden Himmelsbewegungen berechnen gelernt. Und dennoch soll, wenn man gewissen Berichten Glauben schenken darf, den gegenwärtigen Hofastronomen die Kenntniß der Logarithmentafeln so vollständig abhanden gekommen seyn, daß sie, um einen vollkommen zuverlässigen Kalender herzustellen, alljährlich ihre Zuflucht zur Dienstgefälligkeit der Russen nehmen müssen.

Abessinische Notizen.

5. Architektonik der Abessinier.

Wenn der abessinische Maurer (anazi oder anterénia, beide Ausdrücke bezeichnen einen der in Metall, Holz oder Stein arbeitet) ein Haus (biet) bauen will, so fragt es sich ob der Bauherr ein Gemb [1] oder Saganat, und bei letzterem fragt es sich ob er ein Kensam Sakala oder ein Keb Sakala verlangt. Unter Gemb wird ein Thurm, sodann ein Haus aus Stein gemacht verstanden, während Saganat zunächst ein Strohdach bedeutet, und sich gewöhnlich auf ein Haus bezieht das hölzerne Mauern hat, auf welchen ein Strohdach ruht. Soll ein Steinhaus gebaut werden, so wird ein Fundament (masarrat) gegraben, das einige Fuß tief seyn muß. Eine steinerne Mauer, bei der es aber auf die gerade Linie nicht ankommt, wird sodann aufgeführt 10 bis 15 und 25 Fuß hoch. Die Steine werden natürlich nicht behauen, sondern im rohen Zustand auf einander gelegt und durch einen Mörtel von Thon, Erde und gehacktem Stroh zusammengehalten. Da wo es Schiefersteine (kázala) gibt, werden feste Mauern gebaut von mehreren Fuß Dicke. Die Zimmermauern werden sodann inwendig mit Kuhmist bestrichen, wobei der Maurer mit der Hand den verdünnten Mist an der Mauer auf- und abstreicht bis die Wand glatt geworden ist. Die Glättung mit Kuhmist macht die Wand sehr fest und schützt vor Ungeziefer. Auf den europäischen Anstand, den der Abessinier nicht kennt, kommt es diesem nicht an. Auch muß man allerdings sagen daß die Wände nicht den unangenehmen Geruch verbreiten, den man voraussetzen möchte.

Ueber den Mauern wird bei Steinhäusern gewöhnlich ein flaches Dach angebracht. Es werden Balken (sarágala oder mesáso) quer über die Mauern (gedgeda) gelegt, worauf eine Lage von Erde, Thon, Steinen, besonders Kiesel- oder Schiefersteinen auf den Balken angebracht und so fest gestampft wird daß der Regen nicht leicht eindringen kann. Gewöhnlich sind diese Querbalken von dem Kolquell-Baum genommen (eine Art Euphorbia), der in Abessinien sehr dick wird und die Höhe von 20—30 Fuß erreicht. Rings um das flache Dach wird ein Vorsprung oder Kranz von hervorstehenden Schiefersteinen (kátala) angebracht, um den Regen von der Mauer abzuhalten. Die innere, gegen das Zimmer von oben her gerichtete Seite (sarwie) des flachen Daches wird mit Thon und Kuhmist ausgestrichen, so daß weder Sand noch sonst etwas zwischen den Querbalken herabfallen kann.

Die Abessinier lieben es auf ihren flachen Dächern in schwülen Sommernächten, auf eine Kuhhaut ausgestreckt, zu schlafen, und Morgens sieht man sie oft noch lange nach Tagesanbruch auf ihren Dächern herumhocken und mit ihren Nachbarn über das Dach hinüberplaudern, oder vom Dach herunter den Untergebenen Befehle ertheilen. Ueberhaupt lieben die Abessinier ein sitzendes Leben, daher sie keinen andern Namen für Einwohner oder Bürger haben als „Talamátsfotsh," d. h. die Sitzenden von dem Zeitwort „Talámata" sitzen, wohnen, leben.

Soll ein Haus mit hölzernen Mauern und Strohdach [1] erbaut werden, so fragt es sich, wie schon erwähnt, ob es ein Kensam Sakala oder ein Keb Sakala werden soll, d. h. ob es groß und länglich gebaut und mit Strohdach versehen werden, oder ob die Form desselben ganz rund seyn und ebenfalls mit Stroh bedeckt seyn soll. Die hölzernen Mauern bestehen aus armsdicken Stangen oder Splittern, die meist aus dem Juniper-Baum (zed) gespalten sind; diese Mauern werden ebenfalls mit Koth beworfen und inwendig mit Kuhmist bestrichen.

Zunächst um die äußere Holzmauer herum läuft inwendig das sogenannte Guada oder Nebenzimmer, das vom Hauptzimmer, welches in der Mitte des Hauses liegt, durch eine Zwischenwand getrennt

[1] Das Gemb (Steinhaus) wird auch Hedmo genannt.

[1] Ein Haus mit Strohdach wird auch Godscho genannt, was Strohdach, kleines Haus, auch Vogelnest bedeutet.

ist. In dem Guada werden die Gefäße, Werkzeuge, Möbel (wenn man so sagen will) u. s. w. aufbewahrt. Auch pflegen daselbst die Knechte und Mägde der Herrschaft zu schlafen, zu backen, zu kochen, Mehl zu mahlen, Getränke zu bereiten u. s. w.

Das Hauptzimmer heißt Adarasch, wörtlich Sitzzimmer, Sprechzimmer, oder derjenige Platz im Hause wo die Besucher empfangen und unterhalten werden, und wo auch die Herrschaft des Hauses den Tag über zubringt, bis sie sich Abends in das Elfeng zurückzieht, was einen geheimen, verborgenen Platz, das innerste Zimmer im Hause bezeichnet. Oefters ist das Elfeng, wo Herr und Frau schlafen, oder wohin sie sich der Ruhe wegen aus dem Adarasch bei Tag zurückziehen, auch nur ein Anbau von dem größern Gebäude, manchmal sogar ist es ein ganz abgesondertes kleines Gebäude, aber natürlich mit einer Mauer umgeben, die sich um mehrere Gebäude eines und desselben Eigenthümers herumzieht. Ueberhaupt lieben es die Abessinier das Territorium worauf ihre Häuser stehen, von dem ihrer Nachbarn durch eine Stein- oder Holzmauer abzugränzen. Es hat dieß auch in Kriegszeiten seine großen Vortheile. Der offene freie Platz, welcher sich zwischen den Häusern in einer Stadt oder einem Dorf ausbreitet, heißt Adababai, was sich durch „Straße“ übersetzen läßt, wiewohl in den abessinischen Städten von keiner Straße die Rede seyn kann, da jeder seine Wohnung aufrichtet wo es ihm gefällt, oder wo er Platz findet. Auf diesen offenen Plätzen wird Handel getrieben; doch ist die Adababai nicht der eigentliche Marktplatz (gébia), wo wöchentlich regelmäßiger Markt gehalten wird. Auch ist die Adababai von der Arada zu unterscheiden, was einen offenen Abhang (wie z. B. inmitten der Stadt Ankober in Schoa) bedeutet, der theils zu mercantilen Zwecken, theils überhaupt zu Volksversammlungen benützt wird, aber nicht gepflastert ist, denn Steinpflaster (zafzaf) sind in Abessinien äußerst selten. Die Herren vornehmer Häuser bestreuen manchmal den innern Hof ihrer Wohnung mit Kieselsteinen; ein solcher Hof heißt Tschentscha, was eigentlich Kieselstein bedeutet.

Unmittelbar über der Holzmauer eines abessinischen Hauses wird auf Seitenpfeilern der Masasi gelegt, d. h. ein langer starker Querbalken, der das runde Strohdach stützt, das oben ganz spitzig wird und in dem Walta ausläuft. Der Ausdruck Walta bedeutet: 1) Schild der Soldaten, 2) eine runde Holzscheibe [1] in der innern Firste oder Spitze eines runden Strohdaches, in welcher die Dachsparren zusammenlaufen, welche Mager heißen. Die beiden Ausdrücke Masasi und Mager erinnern an ein Volkssprüchwort: „Masasi lamager, Gurágue la nager,“ d. h. wie der Masasi (lange Querbalken) für den Mager oder Dachsparren, so ist der Gurague, Mann (Leute aus dem südlich von Schoa gelegenen Land Gurague) für die Rede, d. h. lang, geschwätzig.

Auf den Dachsparren wird das lange, dicke, dürre Gras (guassa) mit Bändern befestigt, damit es fest anliege und weder vom Wind noch Regen weggerissen werde. Diese Grasdecke (madarabia) muß aber schon nach ein paar Jahren ausgebessert oder ganz frisch aufgetragen werden. Die Ringe von Stroh und Reisig welche das Dach inwendig zusammenhalten, heißen Tschemischemo, von dem Zeitwort „Tschamatschama,“ Ringe innerhalb des Strohdaches winden. Da die abessinischen Häuser keine Kamine haben, sondern den Rauch bloß durch die Thüre auslassen, so werden die Strohdächer inwendig in kurzer Zeit voll Ruß (tékerscha oder telat.)

Der Haupteingang in ein abessinisches Haus heißt Dedsch Salam, Hausthüre, Pforte, welche aus zwei dicken Dielen oder Bohlen (sanka) besteht, die als Thürflügel zu betrachten sind und mit einem hölzernen Schloß von außen, und einem Riegel von innen geschlossen werden können. Die dicken hölzernen Schwellen, in denen oben und unten die Thürflügel sich bewegen, heißen Madrak (die untere Schwelle)) und Tamlas (die obere Schwelle). In der Nähe der Thüre, entweder von außen oder von innen, befindet sich ein erhöhter Sitz (madab) aus Erde oder Thon. Er dient theils für den Thürhüter (baranis oder dedschagafári, der welcher durch das Thor einführt), theils für die Besuchenden, die sich auf dem Sitz niederlassen bis sie bei dem Eigenthümer des Hauses angemeldet sind.

Wohl zu unterscheiden von dem Dedsch Salam (Hauptthor) ist das Serkosch, was eine Hinterthür, Schlupfpforte, irgendeine geheime Thüre am Haus, oder im Hof des Hauses bezeichnet; dergleichen Pförtchen fehlen in den Wohnungen der Großen nicht aus allerlei Gründen und für verschiedene Zufälle. Auch fehlen die Geheimzimmer (madschat) nicht. Die Treppen (masalal oder mautscha oder mauradscha) die von außen in das erhöhte Zimmer führen, sind zwar von Stein und Erde gebaut, lassen aber noch viel zu wünschen übrig in Beziehung auf Solidität und Bequemlichkeit. Mehr nach der Weise der europäischen Bau-Art sind die Steintreppen in der Kirche zu Aksum und im königlichen Palast zu Gondar aufgeführt. Sie heißen Arkan zum Unterschied von dem gewöhnlichen abessinischen Masalal.

Fenster im europäischen Styl kennt man in Abessinien nicht. Was sie Maskot nennen, ist eigentlich jedes größere oder kleinere künstliche Loch das durch die Wand gemacht wird, und das etwas Licht und Luft in das Zimmer hineinläßt. An manchen viereckigen Löchern ist eine Art hölzerner Rahmen (saksak) angebracht, in welchem ein bohlendicker Laden (másgia) sich bewegt, der Nachts oder bei Regen geschlossen wird. In die Wände werden Pflöcke (maskaja) oder Haken (enteltel) von Holz oder Ochsen- und Ziegenhörner gesteckt, um Hausgeräthe daran aufzuhängen. Ein solcher Haken in der Wand heißt auch Kulab, was in Schoa „Pulverhorn“ bezeichnet.

Am wenigsten ist in den abessinischen Häusern für eine zweckmäßige Retirade gesorgt, was den Europäer oft in die größte Verlegenheit setzt, da er sein Bedürfniß auf der offenen Straße oder an einem offenen Orte neben dem Haus zu befriedigen sich schämt, während dieß bei den Abessiniern, die sich während der Operation mit ihrer großen Toga bis an den Mund bedecken und oft halbe Stunden lang mit ihren Nachbarn, die ein gleiches Bedürfniß ins Freie treibt, sitzend plaudern, ganz zum guten Ton gehört. Der abessinische Name für „Retirade, Abtritt“ ist asakt und aina meder. Der erste Ausdruck bedeutet eigentlich „Grube, Loch,“ und der zweite „Auge, oder kleines Loch der Erde.“ Der Unterschied zwischen beiden Benennungen besteht darin daß der asakt für längere Zeit gebraucht wird, während der aina meder ein so kleines Loch ist daß er nur für ein paarmal genügt, da er bald voll wird. Jeder Abessinier hat seinen eigenen asakt oder aina meder, denn es würde eine bittere Feindschaft entstehen, wenn sich ein zweiter eindrängen würde, da die Abessinier fürchten durch den gemeinschaftlichen Gebrauch einer Retirade mit Krankheiten, besonders den venerischen angesteckt zu werden, als ob nicht der unerträgliche Gestank, der jeden Morgen die Straßen verpestet,

---

[1] Auf dieser Holzscheibe ruht eine große Urne von Thon, welche Guletat heißt und dazu dient den Regen abzuhalten. Auf den Kirchen werden gewöhnlich drei Straußeneier auf der Urne befestigt, welche die heilige Trinität symbolisiren sollen.

nicht ebenfalls Krankheiten zu erzeugen geeignet wäre. Wir wissen in der That nicht mehr welche unschätzbare Wohlthat es ist daß wir in Europa eine gute Straßenpolizei und so viele andere gute Ordnungen haben, nach denen man sich in Abessinien und im Orient überhaupt vergebens sehnt.

Es möge hier noch bemerkt werden daß die Abessinier, welche mehr Anstand kennen und guten Ton haben, selten oder nie den vulgären Ausdruck „asekt" oder „aina meder" gebrauchen, sondern den anständigeren Namen „gudai mafázamia" d. h. den Ort wo man sein Bedürfniß, sein Geschäft verrichtet. Ueberhaupt macht sich auch in Abessinien der Anstand vor dem Vulgarismus in den Ausdrücken geltend, was der Europäer nur loben kann.

Noch sollte ich der Benennungen eka biet (Waarenhaus, Magazin, Schatzkammer), jagemdschia biet (Musseiinhaus, Kleiderkammer), bieta negus (Königshaus, Staatszimmer), jawoz biet (das Haus wo die Brühe, in die man das Fleisch und Brod tunkt, gekocht wird, also die Küche) erwähnen, allein da bei diesen Gebäulichkeiten nichts besonderes von der abessinischen Architectonik zur Erscheinung kommt, so kann eine nähere Erklärung übergangen werden. Ebenso wenig brauche ich das „Wuschuba" d. h. Haus für die Kranken, auch Badehaus (bagnio) näher zu erklären. Nur des deldel oder deldei (Brücke, Bogen, gewölbtes Thor) möge noch erwähnt werden. Im gegenwärtigen Zustand ihrer Bildung sind die Abessinier unbekannt mit der Construction von Brücken, seyen sie aus Holz oder Stein gemacht. Höchstens legen sie einen Baumstamm über einen Bach oder eine Pfütze. Dagegen war der Brückenbau, und zwar aus Stein, vor einigen Jahrhunderten in Abessinien wohl bekannt, und bis heute haben sich einige solide, steinerne Brücken erhalten, z. B. die Brücke über den Fluß Angreb bei Hondar, und über den Fluß Grep im Südosten von dieser Hauptstadt des westlichen Abessinien. Siehe meine Reisen in Ostafrika, 2. Theil p. 346 und 349.

6. Musikalische Instrumente der Abessinier.

Die Musik und die musikalischen Instrumente befinden sich in Beziehung auf Ausbildung noch im Kindheitszustand in Abessinien, obgleich das Hauptgeschäft der abessinisch-christlichen Priester im Absingen des sogenannten Jared'schen Liederbuchs besteht.

Die hauptsächlichsten musikalischen Instrumente der Abessinier sind folgende:

1. Das Embilta, was eine Art Flöte, aus Rohr gemacht, ist und besonders unter dem Militär gebraucht wird.
2. Das Saguf, ebenfalls eine Art Flöte.
3. Das Wandsch, ein Saiteninstrument, eine Art Laute. Die Saite wird Wotar genannt im Abessinischen, und wird theils aus Schnüren von Bast, theils aus den Gedärmen der Thiere und aus andern Stoffen bereitet.
4. Die Bagana, Leier, ebenfalls ein Saiteninstrument.
5. Die Kinor, eine Art Cither oder Guitarre.
6. Das Masanko, ein Saiteninstrument, Harfe, Geige.
7. Das Malakat, ein Blasinstrument.
8. Das Kand, Horn, Kriegshorn,
9. Die Kando, Handtrommel, das Tamburin.
10. Das Meser kana, ebenfalls ein Blasinstrument.
11. Die Atamo und Kabaro, kleine Handtrommel, Pauke.
12. Die Sanazel, die Cymbel, das Schallbecken, eigentlic Glöckchen. Dieses Instrument gleicht einem Rost, an dem m Glöckchen oder Schellen hangen. Es wird hauptsächlich in den K gebraucht.
13. Die Nagarit, eine große Kesselpauke, die aus einem g spannten Fell besteht. Man gebraucht sie unter dem Militär, i Kirchen und bei festlichen Anlässen. Nur der Gouverneur einer vinz, den man Debschesmatsch nennt, darf eine Nagarit vor si spielen lassen. Wenn er eine weitere Provinz erhält, darf er eine weitere Nagarit beanspruchen. Es gibt Gouverneure von 2 Nagarit.

Zur physischen Geographie des atlantischen Meer

Das Bedürfniß ist in der Regel der Anstifter aller Erfind gewesen. Unser Wissen von den magnetischen Erdkräften verdanke dem Umstand, daß die Schifffahrt dringend begehrte über die thümlichen Affectionen der Magnetnadel Kenntniß zu erlangen. Astronomie wäre längst nicht oder nie zu ihrer jetzigen Höhe ge wenn nicht das kirchliche Bedürfniß nach einer chronologischen Ord vorhanden gewesen wäre, wenn nicht abermals die Schifffahrt verlangt hätte, um von Bord des Fahrzeuges eine Ortsbestimmung zunehmen. Ja selbst eingebildete Bedürfnisse, der astrologische oder die Trugbilder der Goldmacher, haben die Astronomie un Chemie bedeutend gefördert. Als sich nun der Wunsch regte ein graphische Verbindung zwischen Europa und Amerika herzustellen, es vor allen Dingen nöthig die Tiefe des Meeres zu erforschen. dem ersten Versuch unterseeischer Verbindungen lernte man sch Schwierigkeiten kennen. Das telegraphische Seil auf der kurzen S zwischen Dover und Calais wog 250 Tonnen oder 5000 Centner. ergab sich aber später daß es beinahe mehr Schwierigkeiten hat dem schmalen aber ewig unruhigen Canal einen Drath zu legen, wie über das breite aber stille mittelländische Meer. Um nun ga Telegraphentau in den atlantischen Ocean zu versenken, mußte ganz genau die größten Tiefen kennen, damit man aus der Tief Druck der Wassersäule berechnen könnte, welche auf jedem Q. Zoll fläche des Drathes künftig ruhen werde. Man mußte die Tiefe teln um im voraus berechnen zu können wie viel länger als die Linie das Seil seyn müsse, damit es allen Wellenlinien des unterse Profils folgen könne. Man mußte ferner wissen auf welcher lage der Drath ruhen würde wenn er die höchsten Tiefen erreicht Endlich befürchtete man nicht mit Unrecht daß auf dem atlant Meeresboden starke Strömungen vorhanden wären, die vielleicht Seil spannen und mit ihm spielen könnten, in welchem Fall es ders wichtig war zu wissen auf welchem Bett, ob auf Schlamm, Kies oder rauhen Felsen der Drath ruhen würde.

Zu allen diesen Aufgaben besaß man ein höchst rohes Instru nämlich das Loth. Nichts ist einfacher als einen schweren Körp einen Faden zu befestigen, ihn ins Wasser zu senken und die Läng abgewickelten Schnur zu messen. Für unbedeutende Tiefen ist das

strument, wenn es richtig geformt ist, beinahe untrüglich. Geringe Tiefen sind aber nicht bloß solche von etlichen, sondern von etlichen hundert Faden (1 Faden = 6 Fuß), wie sie in der Nähe von Küsten vorkommen und wie sie allein in der nautischen Praxis gemessen werden. Beim Ocean durfte man sich aber auf andere Größen gefaßt machen. Man hat vermuthet daß die größte Meerestiefe noch etwas tiefer seyn werde als das Dreifache des höchsten Berges auf der Erde, weil die wasserbedeckten Räume der Erde dreimal (genauer 2,7) so groß sind als das Feste und Trockene. Auch darf man noch heute nicht die Hoffnung aufgeben auf Tiefen von dreimal 24,000 Fuß zu stoßen. Die Genauigkeit des Lothes nimmt jedoch ab mit den gemessenen Tiefen. Es kann auch nicht anders seyn. Hängt man einen zu starken Körper an den Faden, so würde dieser reißen, wenn man ihn wieder heraufziehen wollte. Ist der Körper aber nicht sehr schwer, so werden die Strömungen des Meeres mit dem Faden spielen, sie werden ihn aufblähen. So hatte man schon früher einmal den atlantischen Ocean für unergründlich ausgegeben, weil der Faden des Lothes noch immer ablief, nachdem man schon 50,000 Fuß hatte laufen lassen. Jetzt weiß man ganz genau daß in solchen Fällen das Blei den Boden erreicht hatte, Strömungen aber den Faden erfaßten und ins Unendliche abrollten. Die scharfsinnigsten Versuche mißlangen. Man versenkte z. B. Hohlkugeln, die, sowie sie den Meeresboden erreichten, explodirten. Da man die Geschwindigkeit des Schalles im Wasser kannte, so hoffte man aus der Zeit zwischen Versenken und Knall die Tiefe zu messen. Allein das sogenannte „blaue Wasser," d. h. die ebemals „unergründlichen" Tiefen ließen keinen Schall heraufgelangen. Ein anderer hoffte, wenn er auf die Tiefe der See ein Instrument hinabließe, welches ähnlich wie unsre Barometer eine Luftsäule enthielte die dem Druck des Meereswasser ausgesetzt würde und einen Apparat zum Selbstaufzeichnen des höchsten Druckes besäße, daß man aus dem stattgefundenen Druck die Tiefe des Wassers ermessen könnte. Man fand aber daß, da in den höchsten Meerestiefen der Druck des Wassers stärker ist als viele Hunderte von Atmosphären, kein Instrument einer solchen Kraft widerstehen kann. Ein anderer Erfinder verband das Loth mit einem außerordentlich schön gearbeiteten Instrument, welches nach Analogie der Schiffsschrauben im Hinabsinken sich drehte und zugleich die Zahl der stattgefundenen Umdrehungen selbst angab. Aber auch dieser Versuch mißlang, denn es ließ sich mit diesem Instrument nicht handtieren, entweder es war für seine Aufgabe zu schwach oder es war für den Faden zum Herausziehen zu stark. Endlich entschloß man sich das Loth überhaupt nicht mehr herausziehen zu wollen. Man befestigte schwere Gewichte an Hanf- oder Seidengarn und hoffte, wenn das Loth den Boden erreicht haben würde, daß man am Faden einen Ruck fühlen oder dieser schlaff werden würde. Mit solchen Instrumenten maß man Tiefen von ein paar Tausend Fuß, jedoch mit geringer Sicherheit. Endlich gerieth man auf einen der richtigen Wege, indem man mit Hülfe einer mathematischen Formel beobachtete. Durch eine Reihe von Versuchen fand sich nämlich daß der Gang des Bleies beim Einsinken langsamer und langsamer wurde, denn da es den Faden durch das Wasser ziehen muß, und die Reibung zwischen Wasser und der Oberfläche des Fadens den Fall verzögert, so muß die Geschwindigkeit des Bleies abnehmen, je länger der Faden wird. Es ergab sich wenn man Lothe und Fäden von gleichem Gewicht und gleicher Art anwendete, daß das Blei, um von vier auf 500 Faden zu fallen, 2 Minuten 21 Secunden brauchte, von 1000 bis 1100 Faden war die Geschwindigkeit auf 3 Min. 26 Sec., zwischen 1800 und 1900 Faden schon auf 4 Min. 29 Sec. vermindert worden. Mit dem Chronometer in der Hand glaubte man daher bestimmen zu können wann die Fallgeschwindigkeit aufhörte und die Strömungen mit dem Faden zu spielen begannen, weil dann natürlich die Geschwindigkeiten einem andern Gesetze folgten. Diese Methode wird (schließlich) noch heute angewendet, und es hat sich gefunden daß sie ganz brauchbare Ergebnisse liefert.

Da erfand ein amerikanischer Seemann, Brooke, ein Instrument, welches uns eine neue Welt erschlossen hat, ähnlich wie es das Fernrohr oder das Mikroskop thaten, nämlich die Welt der höchsten Meerestiefen. Dieses Instrument verrichtet nichts geringeres, als daß es uns den Meeresboden zeigt, wie er sich unsern Blicken etwa darbieten würde wenn plötzlich ein heißer Hauch alles Flüssige zwischen der alten und der neuen Welt ausgetrocknet hätte. Brooke's jetzt noch vervollkommnetes „Loth" bestand aus einer Kanonenkugel von 23 bis 96 Pfund Schwere, die an einem möglichst dünnen Faden, jetzt Harpunenleinen oder auch an seidenen Schnüren versenkt wird. Die Kanonenkugel ist an den Faden selbst nicht befestigt, sondern durch sie hindurch geht eine Spindel, wie wenn Knaben einen Apfel an einen Stock gespießt hätten. Der Stab steht locker in der Kugel, und diese wieder etwa in der Mitte des Stabes. Wenn also die Spitze der Spindel den Meeresboden erreicht, so wird die Kugel vermöge ihrer Schwere am Stabe bis auf den Boden gleiten. Mit dieser Bewegung aber öffnet sie von selbst durch Schnüre ein ganz einfaches, scheerenartiges Schloß an der aufrechten Spitze des Stabes. Dieses Schloß aber war es allein welches Stab und Kugel verband, während der Faden an dem Stab befestigt wird. Dieser wird beim Aufstoßen der Kugel daher frei und kann leicht heraufgezogen werden. Denkt man sich nun an dem aufstoßenden Ende des Stabes ein Stück Talg befestigt, so wird dieses, wenn es auf weichen Boden fiel, vielleicht etliche Proben davon mit heraufbringen, es wird sogar kleine Thiere erhaschen, es wird, wenn Felsen unten lagen, einen Abdruck ihrer Oberfläche gewähren, der wieder unter dem Mikroskop sich untersuchen läßt. Mit diesem merkwürdigen Instrument hat man zunächst im atlantischen Ocean, vorzüglich aber in der nördlichen Hälfte und ganz genau zwischen Irland und Neufundland auf dem Pfade des seligen transatlantischen Telegraphendrathes die Beschaffenheit der Meerestiefen ermittelt, und es ist darüber kürzlich in London ein Werk von dem Schiffslieutenant Joseph Dayman, dem Befehlshaber des „Cyclops," unter dem Titel, Deep-sea Soundings in the North Atlantic Ocean erschienen, welches die Ergebnisse der im Juni und Juli 1857 veranstalteten Recognoscirung der dortigen Meerestiefen enthält.

Als der Cyclops von Valentia auf Irland abfuhr, hatte er den Auftrag, bei tiefem Wasser in Abständen von je 30 bis 50 englischen Meilen das Blei zu werfen, in der Nähe der Küsten aber je nach Bedarf in kürzern Zwischenräumen. Sechzehn Sondirungen wurden auf der geringen Strecke von der irischen Küste bis auf 50 deutsche Meilen Entfernung seewärts ausgeführt. Es ergab sich daß anfangs die See allmählich sich bis auf 540 Fuß, dann aber bei 24 Meilen Abstand sehr rasch bis auf 2500 Fuß sich vertiefe, um dann wieder bis zu 1100 Fuß seicht zu werden, so daß man sich diese Erscheinung etwa vorstellen kann wie das Rheinthal bei Mannheim. Kurze Zeit darauf fällt es wieder auf 3300 Fuß, und steigt dann noch einmal auf 1320 Fuß, so daß zwei Thäler parallel der Küste hinlaufen. Bis dahin hatte man alte Sondirungsmethoden angewendet; als man jedoch den Rand dieser seichten Stelle erreichte, änderte sich die Tiefe des Meeres

auf einem Zwischenraum von nur 5 deutschen Meilen von 1320 auf 10,500 Fuß, ein größerer Fall als ihn die Alpen zur Poebene bilden! Dort an jener Stelle, darf man behaupten, höre die alte Welt auf und beginne das tiefe atlantische Thal. Das Blei selbst gebrauchte nahezu eine Stunde um diese Tiefe zu erreichen, und 1¾ Stunde war zum Heraufziehen der Spindel erforderlich. Als Muster vom Meeresboden brachte diese einen fein zerriebenen Schlamm herauf. Von da ab bis zum 45° w. L. v. Gr. behielt das Meer eine gleichförmige Tiefe zwischen 10—12,000 Fuß, denn nur an einer einzigen Stelle zwischen 32 u. 33° W. wurde das Meer etwas seichter als 10,000 Fuß, und an einer andern Stelle 26° W. bis auf 15,000 Fuß vertieft angetroffen. Vom 45 bis 50° westl. Länge verminderte sich die Tiefe allmählich, und vom 50sten Meridian bis zu der nahen Küste von Neufundland fiel das Blei nicht mehr tiefer als 1200 Fuß. Wir erhalten hier ein ganz klares Bild von den Tiefenverhältnissen der Meeresstrecke zwischen Irland und Neufundland. Der kürzeste Weg der durchmessenen Punkte beträgt 1700 (engl.) Meilen. Um von Neufundland aus das atlantische Telegraphenplateau oder den tiefen Boden des Meeres zu erreichen, senkt sich die Küste 400 (engl.) Meilen lang oder bis zu einem Viertel der gesammten Strecke. Dann erstreckt sich, etwa drei Fünftel des gesammten Abstandes der beiden Welten ausfüllend, das tiefe atlantische Thal in einer Länge von 1100 (engl.) Meilen, bis es etwa 5 geogr. Gr. westlich von Irland den plötzlich jäh aufsteigenden Rand Europa's erreicht, denn an jener Stelle erscheint unser Continent wie aus der Tiefe hinaufgemauert.

Daß diese Messungen mit ziemlicher Genauigkeit ausgeführt worden waren, zeigte sich als man das atlantische Tau gelegt hatte, denn man brauchte überhaupt nur 2050 Meilen auszuwerfen oder 350 Meilen mehr als die kürzeste Linie zwischen den beiden Endpunkten beträgt. Sonst hat man auch beide Methoden, nämlich die Ergebnisse des auf den Zeitmaßen beruhenden Sondirungsapparats von Massey mit denen des Brooke'schen Lothes vergleichen können. Ein Fall war besonders erbaulich. Der Sondirungsapparat hatte eine Tiefe von 2176 Faden (13,056 Fuß) angezeigt, als ein Gewicht von 96 Pfund an einer Harpunenschnur hinabgelassen wurde. Die See war nämlich so stürmisch daß man mit dünneren Fäden nicht operiren konnte. Die Wallfischleine ließ man 2400 Faden (14,400 Fuß) laufen, um ganz sicher zu seyn daß sich der Stab von der Kugel gelöst hätte. Als man die Leine heraufbrachte, fand sich daß 200 Faden zunächst dem Lothe unten auf dem Meeresboden in Spiralen gelegen haben mußten, denn sie waren stellenweis mit dem nämlichen feinen Schlamm bedeckt wie der Stab des Lothes. Da nun während dieser Zeit der Dampfer genau immer über der nämlichen Stelle schwebend gehalten wurde, so ergab sich daraus daß höchstens 2200 Faden abgelaufen waren als der Stab sich von dem Lothe löste, oder bloß 24 Faden mehr als nach den Berechnungen des Sondirungsapparates. Diese gegenseitige Bestätigung muß uns das höchste Vertrauen zu den Instrumenten einflößen mit welchen wir jetzt beobachten. Ueberdieß ist man natürlich ganz sicher daß bei den Sondirungen mit Kugeln alle Fehler nur in Uebertreibungen bestehen können, da die Tiefe wohl zu groß aber nie zu gering ermittelt werden kann; denn daß sie wirklich erreicht worden sey, dafür liefert der Stab selbst Zeugniß, insofern er entweder einen Abdruck des felsigen oder einzelne Theile des lockern Meeresbodens mit heraufbringt.

Der Druck der Luft an der Meeresoberfläche beträgt 15 Pfund auf jeden (engl.) Quadratzoll, in einer Tiefe von 15,000 Fuß unter dem Meere ist aber der Druck des Wassers 400mal größer. Eine Wallfischschnur von 2400 Faden (14,400 Fuß) wiegt 1 Tonne (20 Centner) und sie bietet eine Oberfläche von 2400 Quadratfuß. Natürlich ist die Reibung, wenn die Leine durch das Wasser gezogen werden muß, ganz enorm. Sie heraufzubringen, sind Menschenkräfte überhaupt nicht ausreichend, sondern es bedarf einer Maschine von 10 Pferdekräften, und zwar mußte der Dampf bis zu einem Druck von 12 Pfd. auf den Quadratzoll gespannt werden, ehe die Leine gehoben werden konnte. Der Druck den die Schnur erlitt, war so stark daß der Theer auf eine seltsame Weise aus der Leine gepreßt wurde, daß die Splißungen theilweis aufsprangen und die Schnur selbst sich beträchtlich ausstreckte.

Das unterseeische Tafelland worauf das elektrische Kabel zu liegen kam, ist jedoch keineswegs die tiefste Stelle des nordatlantischen Thales, sondern diese befindet sich auf der amerikanischen Seite südlich von der großen Bank von Neufundland zwischen dem 40. und 35. Breitegrade. Dort erstreckt sich mit der großen Achse von West nach Ost auf viele tausende englischer Meilen ein tieferes Becken, dessen Einsenkung unter den Meeresspiegel für viel tiefer gehalten wird als die höchsten Gipfel der Himalayakette, so zwar daß von der größten atlantischen Tiefe nach dem höchsten Himalayagipfel gemessen ein verticaler Unterschied von 60,000 Fuß sich befindet. Wie sich durch diese Sondirungen aber der Anblick der Karten ändert, mag man aus folgendem Umstand ermessen. Obenhin betrachtet wird man geneigt seyn die Azoren unserm Welttheile zuzurechnen, denn man wird zwischen ihnen und Portugal ein vergleichsweise seichtes Meer erwarten. Die Azoren jedoch sind völlig individualisirt und gehören nicht zu Europa, sondern sind Producte des atlantischen Thales, denn ihre Gruppe steigt plötzlich ohne Uebergang aus der Meerestiefe auf, und zwischen den Inseln und der nahen Küste von Portugal liegt eine Schlucht von 15—18,000 Fuß Tiefe. Ebenso sind die Koralleninseln der Bermudas durch ein 20,000 Fuß tiefes Thal von dem Bahama-Archipel getrennt. Das gleiche gilt von der Gruppe des grünen Vorgebirges, welche ein tiefer Spalt von dem Festlande Afrika's absondert. So scheinen die nördlichen Räume des atlantischen Thales eine viel geringere Tiefe, als die mittleren oder südlichen zu besitzen, in welchen Theilen sowohl der amerikanische wie der afrikanische Continent in geringem Abstand von der sichtbaren Küste aus den gewaltigen Meerestiefen aufsteigen. Das was wir Festländer nennen, sind nichts als große Hochebenen von der Tiefe des atlantischen Bodens aus betrachtet. Mit Hülfe von Buntdruck und einer mit den größeren Tiefen fortschreitenden Scala der blauen Farbe lassen sich dem Auge sehr leicht die Tiefenverhältnisse der Meere veranschaulichen, und großartig wird das Gemälde seyn wenn die Sondirungen sich zahlreich auch auf das stille Meer erstreckt haben werden. Keine Wissenschaft aber wird den Eindruck dieser neuen Entdeckungen mehr spüren als die Geologie. Wie ganz anders erscheinen uns jetzt schon die Erdkräfte welche die Azoren oder die grünen Inseln aus der Meerestiefe aufthürmten! Wie ganz anders klingen die Worte von der Hebung der Continente! Welchen neuen überraschenden Sinn hat der Ausdruck Neue Welt für den andern Continent in unserm Munde gewonnen, seit wir wissen welches tiefe Thal uns von dem atlantischen Jenseits trennt! Oft genug hat man die See eine große Heerstraße der Menschheit genannt, jetzt erscheint sie wie ein herrlicher Brückenbogen, welcher die Ränder zweier Hochlande Europa und Amerika überspannt, damit über unergründlichen Tiefen der Handel sich sicher hin- und herbewege!

Unser Wissen von den Meerestiefen, obgleich erst im Entstehen, ist doch nicht bloß mit der Kenntniß der Höhen- oder Tiefenverhältnisse erschöpft. Im J. 1823 wußte man nur so viel daß die Wärme der tiefen Meeresschichten in tropischen Gewässern unendlich geringer sey als die an der Oberfläche. So fand man daß wenn die See + 22½° R. an ihrer Oberfläche besaß, in einer Tiefe von angeblich 1000 Faden die Temperatur bis auf + 6° R. gesunken war. Dieses Ergebniß erscheint uns jetzt sehr ungenau. Man hat jetzt verschiedene thermometrische Sondirungen ausgeführt, und ist zu dem Ergebniß gelangt daß mit den Tiefen die Temperatur unter allen Zonen sich erniedrigt; hat man jedoch eine gewisse Tiefe überschritten, so nähert sich die Temperatur einer beständigen Größe. Von 3000 bis 14,000 Fuß schwankt die Temperatur nur von nicht ganz + 4° R. bis auf etwas über 3° R., bleibt also innerhalb eines Gradwerthes des achtzigtheiligen Thermometers; ausnahmsweise sind indessen + 2.3° R. bei 8500 Fuß angetroffen worden.

Starke unterseeische Strömungen, welche früher so große Besorgnisse um die Sicherheit des Telegraphenkabels erregten, sind nicht vorhanden, oder sie sind so schwach daß sie sich nicht einmal mit den neuen Sondirungsapparaten beobachten ließen. Andere Gründe lassen sich sogar anführen, um vorauszusetzen daß die größte Ruhe in dem atlantischen Parterre herrsche. Auch hat man aufgehört andere Ungeheuer zu fürchten. Die nordatlantischen Gewässer werden heimgesucht von den schwimmenden Gletschern Grönlands, die als Eisberge aus der Davisstraße nach geringern Breiten herabschwimmen, um im Golfstrom und auf Kosten der Temperatur in der gemäßigten Zone aufzuthauen. Man ist schon auf Individuen gestoßen welche 2 englische Meilen im Umfang besaßen und ihre Häupter 300 Fuß über den Meeresspiegel streckten, so daß ihre Füße 2500 Fuß unter den Meeresspiegel hinabreichten. Jetzt weiß man aber daß die Eisberge noch viele Tausend Fuß über den Drath hinwegschwimmen werden.

Was endlich den Meeresboden betrifft, so hat das Loth von dem unterseeischen Plateau des nordatlantischen Meeres fast nur seinen Schlamm heraufgebracht, so daß sich der Ausdruck der Enthusiasten rechtfertigt, welche angaben daß das elektrische Kabel wie auf Eiderdunen ruhen werde. Es ergab sich aber unter dem Mikroskop daß dieser Schlamm, von so verschiedenen Punkten des subatlantischen Plateau's heraufgeholt, dennoch überall die nämliche Beschaffenheit zeigte. Neun Zehntel der Rückstände nach einer Behandlung mit Säuren bestanden aus den Skeletten der mikroskopischen Schnörkelkorallen (Foraminifera) und zwar unendlicher Varietäten der einzigen Species Globigerina. Das Reich der Foraminiferen beginnt in Meerestiefen, wo keine anderen höher organisirten Thiere hinzudringen vermögen. Ob nun die Foraminiferen den atlantischen Boden wirklich bewohnen, oder ob nur ihre Körperreste dort ihr Grab finden, läßt sich bis jetzt nicht ermitteln, doch ist das erstere zu vermuthen. Neben den Foraminiferen findet man Diotomaceen (hauptsächlich Coscinodiscus), eine Pflanzenart, deren Zelle von einem kieselartigen Gehäuse eingeschlossen wird. Diese Pflanzen vermehren sich durch Zellentheilung, und zwar so rasch, daß sie, da sie im Süß- wie im Salzwasser gedeihen, bisweilen Canäle oder Seehäfen ausfüllen und unbrauchbar machen. In fossilem Zustande finden sie sich außerordentlich häufig in Virginien, auf Bermuda und bei Oran, ja selten ist ein Gewässer ganz frei von ihnen, mag es unter den Tropen oder in den Polargegenden fließen. Eine Schlammbank, die fast nur aus ihren Zellengehäusen bestand, 400 (engl.) Meilen lang und 120 (engl.) Meilen breit war, fand Dr. Hooker bei dem Victoria-Land 78° s. Br.! Endlich entdeckte das Mikroskop in dem atlantischen Schlamm noch Ueberreste von Polycistineen, sowie die Kieselsplitter von Schwämmen. Dieß sind die stillen Bewohner der großen und ruhigen Tiefen, die einfachsten Organismen, welche dem ungeheuren Druck von vielen hundert „Atmosphären" zu widerstehen vermögen. Diese stille Bevölkerung hat ihre eigene große Geschichte, denn in verschiedenen Kreidebildungen treffen wir die nämlichen Thierreste wie in dem feinen atlantischen Schlamm, so daß eigentlich von den Sondirungsspindeln die mikroskopischen Architekten großer Gesteinmassen auf frischer That ergriffen worden sind. Größere Thiere scheinen gänzlich zu fehlen. Ueberhaupt hat man sich selbst die Oberfläche des tiefen Meeres als wenig belebt vorzustellen. Fische sind zahlreich nur auf Untiefen in der Nähe von Küsten, während sich auf wirklicher hoher See nur ausnahmsweise ein paar Walfische oder andere Arten zeigen. Tiefer als wie 3000 Fuß (500 Faden) wird kein höher organisirtes Thier seinen dauernden Aufenthalt nehmen. Thierleichen aber vermögen wohl schwerlich unaufgelöst den Boden der See zu erreichen. Dort sucht man auch vergebens nach „den tausend Wracken, nach den tausend Menschenleichen, an denen Fische nagen, den großen Ankern zwischen Perlenhaufen, die über die Tiefen ausgestreut liegen."

Noch unglücklicher als Shakespeare ist unser Dichter, wenn er die „gräßliche Einsamkeit" beschreibt:

Schwarz wimmelten da in grausem Gemisch
Zu scheußlichen Klumpen geballt,
Der stachlichte Roche, der Klippenfisch,
Des Hammers gräuliche Ungestalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entsetzliche Hai, des Meeres Hyäne.

Doch ist mit Dichtern über physikalische Genauigkeiten nicht zu rechten, sondern nur der Contrast zwischen der wirklichen Natur der tiefen Meeresschichten und den Vorstellungen der Poeten hervorzuheben, damit sich jeder überzeuge um wie vieles großartiger und eindrucksvoller die wirkliche Natur als die gespenstische ist.

Der Mandelbaum im Alterthum.

In der frühesten Zeit finden wir nach sehr zerstreuten und zum Theil kaum mehr enträthselbaren Andeutungen, die uns die griechische Litteratur darüber erhalten hat, die Mandelzucht im oberen Lydien, an der Südküste Kleinasiens und auf der Insel Lemnos. Auf dem letztgenannten Eiland scheint indessen dieser Zweig der Landwirthschaft bald wieder abgestorben zu seyn, so geeignet auch ihre Bodenverhältnisse für ihn gewesen sind; jedenfalls verschwinden die Nachrichten darüber, nachdem man kaum von dem einstigen Mandelreichthum der Insel eine schwache Kunde erhalten hat. In dieses Zeugniß jedoch einen Zweifel zu setzen, dünkt mir übertriebene Skepsis. Aber bei der merkwürdigen Natur von Lemnos, das zur Zeit der ersten Ansiedlung der Griechen noch die Feuersäulen aus seinem Vulcan, wo Hephästos seine Esse hatte, gen Himmel steigen sah, haben seine Bodenverhältnisse so mannichfache

und durchgreifende Umwälzungen durchzumachen gehabt, daß sich niemand wundern darf wenn er auch in den Erzeugnissen dieses Bodens einiges Schwanken bemerkt. Oberlydien führte in frühester Zeit den Namen Mychthonia oder Mygdonia, d. h. das Mandelland. Hier hatte der Legende gemäß Attis, der hochverehrte Liebling jener großen Göttermutter Kybele, seine irdischen Tage verlebt, von dem ein Hymnus singt: „Es hat der früchtereiche Mandelbaum das Götterkind geboren." Und noch heute sind die Hügelketten jenes lieblichen Landstrichs mit wilden Mandeln bewachsen. Ich glaube man thut Unrecht die Zähmung des Mandelbaums als eine europäische Erfindung in Anspruch zu nehmen: sie hat gewiß den Weg von Asien über den Archipelagus zu uns eingeschlagen. In jener Zeit nämlich, über welche wir vollständige und unwiderlegliche Zeugnisse besitzen, verdunkelten die Inseln des ägäischen Meeres durch ihre mit größtem Erfolg betriebene Mandelcultur alle übrigen Länder außer Cypern und die ihm gegenüberliegende Küste Kleinasiens. Thasiae nuces, Θάσια κάρυα, wurde der gewöhnliche Name für zahme Mandeln. Indessen war Thasos bis gegen den Schluß des fünften Jahrhunderts v. Chr. eine wilde waldbedeckte Insel. Archilochus vergleicht sie mit dem borstigen Rücken eines Esels und spricht überhaupt in Ausdrücken von ihr, wie man sie gegenwärtig in dem Brief eines getäuschten Auswanderers nach Australien kaum finden dürfte. Mit der Colonisirung gieng es langsam vor sich; erst als in dem gegenüberliegenden Macedonien die ausgiebigsten Gold- und Silberbergwerke entdeckt waren, da verlohnte es sich auch in Thasos eine solide Niederlassung zu gründen; die Insel war geschickt einen Zufluchtsort wider die Ueberfälle der thrakischen Barbaren abzugeben; die Waldungen lichteten sich und bei dem fruchtbaren, jungfräulichen Boden der Insel gedieh die Mandelcultur, welche die Colonisten von den Cykladen mitgebracht hatten, so vortrefflich daß auch das benachbarte thrakische Festland mit Mandelbäumen besetzt und Mygdonia getauft wurde. Ehe die thasischen Nüsse die Märkte des Abendlandes überflutheten, hatten Naxos und Cypern am meisten Geschäfte in diesem Artikel gemacht. Vorzüglich war es die erstgenannte Cyklade, neben Melos und Tenos, woher die beliebtesten Mandeln in reicher Anzahl nach Athen und ins übrige Hellas gebracht wurden. Und es ist bezeichnend daß gerade um jene Zeit wo die naxischen Mandeln im größten Ansehen standen, ihre Heimath von Pindar als ein fettes Land gepriesen wird (Pind. Pyth. IV, 88.). Die Thasiae nuces übertrafen ihre älteren Rivalen weit an Ausdehnung ihres Rufes. Sie wurden auch nach Italien, nach Großgriechenland sowohl als nach Rom importirt, während die naxischen in Folge der Beschränkung des damaligen Handels nur in hellenische Städte verschifft worden waren. Uebrigens gediehen auch in Griechenland selber und in Italien wenigstens seit der Kaiserzeit schöne Mandeln; allein die Größe und Güte der wahren nuces Thasiae erreichten sie in der Regel nicht. Das Bittermandelöl, welches auch im inneren Kleinasien, z. B. in Armenien und höchst wahrscheinlich in Pamphylien, wo Mygdale, d. h. die Mandelstadt lag, bereitet wurde, bildete einen hauptsächlichen Industriezweig für Cilicien. Es diente nicht bloß zur Ueppigkeit, sondern auch der Gesundheit; zu diesem letzteren Behufe war es schon von Hippokrates empfohlen worden. Daß das Mandelöl nur aus bittern Mandeln mit den verschiedenartigsten, besonders wohlriechenden Ingredienzien fabricirt wurde, wird ausdrücklich angegeben. Außer Cilicien, das sich zum schließlichen Vortheil seiner römischen Statthalter und Publicani durch seine Salbwaaren große Reichthümer verdiente, beschäftigten sich vor allem die Alexandriner mit diesem einträglichen Erwerbszweig. Sie erhielten ihre Mandeln zur See aus Cypern und dem südlichen Kleinasien, mit welchen Ländern sie im lebhaftesten Handelsverkehr standen; im Besitz des Geheimnisses, eine eigenthümliche wahrscheinlich mit arabischen Specereien versetzte Art Bittermandelsalbe zu bereiten, das sogenannte Μετώπιον μύρον, mögen diese Fabrikanten reichen Römerinnen und sonstigen eiteln Damen manche Drachme entlockt haben.

Der Mandelbaum ist wohl der früheste blühende Baum des südlichen Europa: schon im Januar entfaltet er seine lieblichen Blüthen; darum galt er als Sinnbild der im Lenz sich neugebärenden, jung wieder erstehenden Natur. Der Landmann, wie er überall und zu jeder Zeit vor Begierde brennt den Ertrag des Jahres vorauszusehen, und nach abergläubischen Mitteln greift um aus dieser oder jener Zufälligkeit die Hauptsache zu erforschen, benützte den Mandelbaum, eben weil er gleichsam das erste Kind des jungen Lenzes war, um aus der Art und Fülle seiner Blüthen abzunehmen was er von dem kaum angebrochenen Jahrgang für seine Fluren zu hoffen oder zu fürchten habe.

H. Rinks Kritik der Kane'schen Entdeckungen.

Dr. H. Rink, ein dänischer Beamter in Grönland und Verfasser des neuesten und besten Buches über diese Insel oder diesen kleinen arktischen Continent, hat den Werth der Kane'schen Entdeckungen, oder vielmehr des Werkes über diese Entdeckungen, sehr in Zweifel gezogen. Da sich aber Hr. Rink beklagt daß Kane sein Werk De Danske Handelsdistrikter i Nordgrönland nicht benutzt habe, so ist hier verletzte Gelehrteneitelkeit zum Theil mit im Spiel. Aber ganz sicherlich hat sich Kane durch seinen phantastischen Styl vielfach zu geographischen Schwindeleien hinreißen lassen. Was zunächst den berühmten Humboldtgletscher betrifft, so findet Rink in dieser Erscheinung nichts neues, sondern etwas ganz Grönland gemeinsames, da dessen Binnenräume durchgängig mit Eismassen gefüllt scheinen, die im Innern aller tiefen Fiords gletscherartig nach der See hinabwachsen und alljährlich ihre Fragmente abstoßen, die in Gestalt von Eisbergen durch die Davisstraße von Meeresströmungen nach dem atlantischen Meere getragen werden. Da nun alle Franklinsucher eilig durch die Davisstraße gesegelt seyen und sich nicht die Zeit gegönnt hätten das Innere der tiefen Einbuchtungen der grönländischen Westküste zu untersuchen, so sey es geschehen daß ihnen der erste gewaltige Gletscher wie eine ganz absonderliche Merkwürdigkeit vorgekommen sey. Ja der Humboldtgletscher selbst scheine nicht einmal zu den seltsamsten seines Gleichen zu gehören, wenigstens finde sich in Südgrönland bei Julianehaab eine derartige Erscheinung welche dem Humboldtgletscher nichts weniger als etwas nachgebe. Kane behauptet daß das Innere Grönlands vom Humboldtgletscher bis Cap Farewell mit Gletschermassen ausgefüllt sey. Ueber diese Behauptung macht sich Rink mit Recht lustig, denn Kane sah von Grönland nichts als die Umgebung der Rensselaer-Bucht und Upernivik, also könne seine Versicherung nur auf einer sehr gewagten Vermuthung beruhen, die er (Rink) zwar vollkommen theilt, aber erst nachdem er acht Jahre lang zur Erforschung der Küste von Fiord zu Fiord

verwendet habe, und wobei er doch offen bekennen müsse daß er keine Kenntniß der zwischen den Fiords liegenden Strecken besitze. Kane ließ seiner dichterischen Neigung alle Zügel schießen, als er den Humboldtgletscher eine Krystallbrücke nannte welche die Continente von Grönland und Amerika verbinde. Dieser wohlklingenden Phrase zu lieb mußte Grönland zu einem besondern Festland erhoben werden. Doch ist dieser Ausdruck allenfalls verzeihlich, insofern für eine Insel Grönland fast zu massenhaft ist, freilich aber läßt sich weder ein Nutzen noch ein Bedürfniß erblicken Grönland aus dem geographischen Besitzstand Amerika's zu expropriiren. Aber gesetzt man ließe Grönland als Continent gelten, so läßt sich die Kane'sche Sprache doch nicht rechtfertigen, denn der Humboldtgletscher, von dem man eigentlich nichts gesehen hat als seine westliche Kante, kann doch nicht auf dem Meere selbst schwimmen, er kann nicht 15 deutsche Meilen lang von einem Uferrand zum andern wie eine Brücke führen, sondern er muß immer wieder auf festem Lande ruhen, wenn dieses auch von den Eismassen gänzlich maskirt würde. Da nun Kane nicht untersucht hatte, und nicht untersuchen konnte, worauf der Gletscher ruhe, so kann er auch nicht wissen ob jenes andere Land, nach welchem die Krystallbrücke hinüberführt, nicht die nämliche Küste von Grönland gewesen sey. Aber gesetzt es fände wirklich eine Trennung der Ufer statt, die der Gletscher allmählich verstopft habe, so ist es doch ganz willkürlich eine Insel, welche nur 15 Meilen von Grönland entfernt ist, deren einzig bekannte Westküste genau in der Verlängerung der grönländischen Westküste lag, von Grönland geographisch zu sondern und zu Amerika zu rechnen. Ja wenn man auch dieß noch dem edlen Manne nachsehen wollte, so ist es immer noch unverzeihlich zu sagen, der Gletscher verbinde die *Continente* Amerika und Grönland, denn seit der Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt kann nicht mehr eine solche Vorstellung verstattet werden.

Das ist im Grund ein Streit über Ausdrucksweisen, und man mag dem vortrefflichen Kane, der leider sich nicht mehr selbst vertheidigen kann, solche Uebertreibungen des Entdeckerrausches gern nachsehen, besonders da sie keinen Schaden angerichtet haben, denn Grönland ist kein sechster Continent, und der Humboldtgletscher keine Krystallbrücke zwischen zwei Festlanden geworden, der Gegenstand selbst aber, ungeheure Eiswälle von 150 Fuß Länge, die sich auf 15 Meilen am Ufer ausdehnen und jede Spur von festem Lande verhüllen, bleibt merkwürdig genug und entspricht dem hohen Namen den er trägt.

Etwas anderes aber ist die Hypothese eines offenen Polarmeeres, zu deren Beglaubigung Kane eine eigene Karte angefertigt hat. Nun sind aber über das südliche Ende des Humboldtgletschers von der gesammten Expedition nur der Proviantmeister Morton und der Eskimo Hans hinausgedrungen, und da letzterer ein geographisch incompetenter Zeuge ist, so beruht alles auf Aussagen Mortons. Dieser Mann war so glücklich auf seiner arktischen Fahrt die Länge und Breite von mehr als 20 Punkten zu bestimmen. Dieß ist nun freilich ein Ding der Unmöglichkeit, denn wenn ihm viel gelungen ist, so wird er ein paar Breiten annähernd gemessen haben können. Die übrigen Angaben sind mit Hülfe von Compaß und der Berechnung der zurückgelegten Strecken gefunden worden, dürfen also von Irrthümern nicht rein gehalten werden. Im Grund ist auch das Unglück nicht sehr groß, denn für die Wissenschaft genügt es die Hauptzüge der dortigen Ländergestaltung kennen zu lernen.

Auf Mortons Bemerkungen hin zeichnete Kane auch mit sicherer Hand das andere Ufer des Kennedy Channel jenseits des offnen Wassers. Rink bemerkt ganz richtig, daß man in Polarländern auf größere Entfernungen nicht unterscheiden könne wo offenes Wasser aufhöre und die Eisdecke beginne. Er gibt zu daß Morton einige Höhenpunkte gesehen haben möge, allein in solcher Entfernung scheine oft zusammenzuhängen was durch tiefe Fiorde oder Sunde getrennt sey. Daß solche Täuschungen bei den Polarentdeckungen alltäglich waren, ist ganz richtig. Capitän Inglefield z. B., der ein Jahr vor Kane in den Smith Sund lief, hielt seinen äußersten Punkt für eine Insel, die er nach Napoleon III benannte, jetzt aber hat sich diese Insel in ein Vorgebirge des Grinnell-Landes verwandelt. Andere Schicksale ähnlicher Art möchten daher der von Morton gesehenen nördlichen Fortsetzung des Grinnell-Landes bevorstehen, wenn ein späterer Polarentdecker den Fuß an das Land selbst setzt. Aber gewiß war es Kane erlaubt, nach den Aussagen seines Untergebenen eine Karte zu entwerfen, wie er sich die Entwicklung der Küsten dachte, und Rink sollte sich mit seiner Kritik nur gegen die Kartenzeichner wenden, welche in blinder Hast das Kane'sche Bild vervielfältigt haben, ohne durch conventionelle graphische Mittel gegen das Unsichere der Darstellung zu warnen.

Rinks wichtigste Einwürfe betreffen aber das sogenannte offene Polarmeer. Auch dieses besteht nur in Folge einer Hypothese des Entdeckers. Kane selbst ist vorsichtig genug zu sagen daß ein späterer Polarfahrer, an der Stelle wo Morton ein eisfreies Meer sah, eine geschlossene Eisdecke finden möchte, gerade so wie Inglefield 1852, Kane selbst 1853 durch den offnen Smithsund fuhren, während hinter ihm diese Straße zufror und 1854 sowie 1855 geschlossen blieb. Kane hält jedoch für möglich daß der Golfstrom eine Curve um den Pol selbst beschreibe und in rückläufiger Bewegung in den sogenannten Kennedy Channel nördlich vom Humboldtgletscher eindringe.

Rink ist dagegen der Ansicht daß das offene Polarwasser im Kennedy Channel nichts sey als ein großes Wasserloch, wie es sich zu Zeiten und örtlich in den arktischen Räumen bilde. Er führt dafür mehrere Gründe an, die ziemlich schwer ins Gewicht fallen. Die Eisdecke im Kennedy Channel wurde plötzlich dünner und dünner, so daß die Schlitten einzubrechen drohten, bis endlich die offene See erschien. Dieser plötzliche Uebergang von stehendem Eis zu einem beinahe völlig eisfreien Wasser ist erklärlich, wenn man eben an einer Wasserinsel der arktischen Decke angelangt war. Sollte aber der Kennedy Channel nur der südliche Zipfel eines völlig freien Polarbeckens seyn, so mußte, da nach Mortons Aussage ein starker Nordwind blies, die Meeresstraße sich in größerer Ausdehnung mit Treibeis füllen, und auf das stehende Eis mußte zuvor ein Saum von Treibeis folgen, ehe das freie Wasser begann. Kane sage ganz richtig, daß die brandende Bewegung des Wassers gegen die Ufer Merkmal großer offener Wasserräume sey; allein in dem gegebenen Falle konnte diese Beobachtung nicht entscheiden, denn da ein starker Wind blies, so mußte die See branden, möchte sie nun Theil eines Oceans oder nur eine Wasserinsel seyn. Ein großes Gewicht ist auch nicht auf die animalische Belebung des freien Wassers und seiner Umgebung zu legen, ja wenn etwas gegen das Daseyn eines offenen Polarmeeres entscheidet, würde es vielleicht gerade dieser auffallende örtliche Reichthum des Kennedy Channel an Arten und Individuen gewesen seyn. Gerade solche einzelne offene Wasserstellen dienen weit und breit den meist gefiederten Bewohnern der arktischen Welt zum Sammelplatz, und dorthin ziehen auch Seehunde und Walrosse. Wie weit sich das offene Wasser nach Norden erstrecke,

könne Kane nicht angeben, denn Morton mußte an einem steilen und steinigen Vorgebirge umkehren, ohne daß er zu einer Aussicht gelangt sey was dahinter liege. Gerade dort aber sucht Kane seine offene Polar-See.

Wir brauchen wohl nicht hinzuzusetzen daß Kane's Werk durch diese berechtigte Kritik nichts an geographischem Werth oder literarischem Reiz verliert. Es ist eben nur eine Warnung auszusprechen das Hypothetische nur als hypothetisch zu betrachten, von dem dreisten Bilde der Karte sich nicht verführen, und sich den Kern des Buches, nämlich die Beschreibung der arktischen Natur unter den höchsten Breiten, nicht durch die poetischen Sünden des Autors verfälschen zu lassen.

Die Erdfresser in Brasilien.

Zu den wunderbaren, bei den rohen Völkern Brasiliens noch erhaltenen Sitten und Gebräuchen gehört auch das Erdefressen. Doch wenn wir sehen wie ausgezeichnet einigen ostindischen Stämmen die Leichen schmecken, daß sich im ganzen asiatischen Polynesien der Wohlgeschmack auch auf krepirte Thiere ausdehnt; wenn wir sehen wie die Batten auf Sumatra ihre Verwandten verzehren, damit das Fleisch durch Krankheit nicht verderbe, so brauchen wir uns nicht zu wundern wenn wir die in den brasilianischen Urwäldern wohnenden Wilden Erde fressen sehen. Von Humboldt sah diese Angewöhnung am Orinoko, Spix und Martius bemerkten sie auch am Amazonenstrom; überhaupt herrscht diese Sitte bei allen bis zum südlichen Wendekreise wohnenden Indiern. In den Ländern Südamerika's unter dem Wendekreise findet man sie nicht, oder nur selten im Geheimen, und sie verliert sich desto mehr, je mehr die dortigen Einwohner mit der gebildeten Welt verkehren.

Man vermuthete schon verschiedenes über die Entstehung dieser Erdfresserei. Bei näherer Forschung aber werden wir uns überzeugen daß sie bei Jagdvölker leicht entstehen konnte, weil diese, von den Wohnungen entfernt, mit Mangel an Nahrungsmitteln zu kämpfen hatten. Wenn in der Jetztzeit ein sogenannter zahmer Indianer sich auf die Jagd begibt, so nimmt er seinen kleinen Vorrath an Manioc etwas von getrocknetem Fleisch oder einige gekochte Fische mit auf den Weg; der wilde Indianer aber, der solche Mittel noch nicht kannte, stillte den Hunger aus Mangel an einer andern Nahrung mit weicher Erde. Der Wohlgeschmack, der beim Genießen dieser Speise gefühlt wurde, verlockte andere zur Nachahmung, wodurch die weiche Erde bei ihnen zum Leckerbissen geworden ist. Uebrigens läßt sich nicht läugnen daß diese Gewohnheit auch auf einigen Inseln der Südsee und selbst auf dem asiatischen Festland zu Hause ist, und in denselben Ursachen ihren Ursprung hat. Die Eingeborenen Neucaledoniens verschlucken den Speckstein und essen aus Mangel einer andern Nahrung die feine Rinde einiger Pflanzen. In China wird zur Zeit einer Hungersnoth Mehl aus Steinen genossen; es ist nicht unwahrscheinlich daß dieses Mehl aus verwitterten Feldspath gewonnen wird.

Nicht bloß aus dem Hunger, sondern auch aus dem Klima läßt sich diese Erdfresserei erklären. Die Wärme in den Gegenden am Wendekreise erleichtert die Auflösung aller, folglich auch der Nahrungsstoffe. Aus diesem Grund entsteht das in den gemäßigten Klimaten nicht einmal bemerkte Gefühl der innern Leere in den heißen Zonen augenblicklich. Wenn man gehörig gesund ist, so bekommt man in Brasilien jede Stunde einen tüchtigen Appetit. Gage behauptet dasselbe von Mexico, und Hennekin, Ulloa, Piso und Oviedo stimmen mit ihm auch rücksichtlich anderer Gegenden Amerika's überein.

Es ist aber sonderbar daß diese Erscheinung bisher von Reisenden, ja selbst von erfahrenen Aerzten der geringen Ergiebigkeit der Speisen Amerika's zugeschrieben wurde. In den warmen Gegenden hat freilich das Fleisch die Ergiebigkeit nicht wie in den kalten; aber der Hauptgrund dieser geringen Ergiebigkeit liegt in der schnelleren Auflösung der Nahrungsbestandtheile im Magen und außerhalb desselben; diese Eigenschaft besitzen die Fleischspeisen in den Gegenden an den Wendekreisen in sehr hohem Grade. Nur die Pflanzenstoffe, deren Auflösung langsamer vor sich geht, gewähren dem menschlichen Leib eine angemessenere Nahrung, damit seine Kraft im Gleichgewicht erhalten werde, weil sie vermöge ihrer Eigenschaften die unmäßige Drüsensecretion hindern, wo hingegen durch Fleischspeisen die Reizbarkeit erhöht und alle Functionen beschleunigt werden. Daher kommt es daß die Bewohner heißer Gegenden hauptsächlich mit Pflanzen sich nähren. Aus Mangel an einer solchen Nahrung also nehmen vielleicht die Brasilianer ihre Zuflucht zur Erde, weil diese durch ihren Eisengehalt und zusammenziehende Elemente dem schnell auflösenden Princip hemmend in den Weg tritt. Darum nahm man die Erde in Verbindung mit einer anderen Speise als Imbiß, und schlucken noch jetzt einige Urstämme bei jeder Speise einige Stücke davon hinunter. Wenn aber der Körper noch vor der Zeit durch verschiedene Krankheitszufälle abzusterben scheint, so wird jener Appetit auf Lehm noch heftiger und übergeht nicht selten in die Verachtung aller andern Speisen. Ein solches Beispiel sah man an einem Indianer aus dem Stamme Luré, welcher durch längere Zeit keine Nahrung weder aus dem Pflanzen- noch aus dem Thierreiche genossen, und endlich keine aus diesen Reichen angerührt hatte; darauf wurde er fahlgelb und starb.

Es bleibt nun auch noch der Umstand bemerkenswerth daß sich die Sehnsucht nach Lehm auch bei Kindern von weißen und farbigen Eltern in einigen Gegenden Brasiliens kundgibt. Dieß wird besonders in Sertao und Contendao bemerkt, wo Mörtel, Kalk, Holz, Kohle, Tuch vor ihrer Freßgier nicht sicher ist. Man muß auf sie sehr Obacht geben und sie vor dergleichen Dingen warnen, damit sie nicht auf diese Art ums Leben kommen oder durch ihr ganzes Leben kränkeln.

Miscellen.

Ritus bei den Begräbnissen der jetzigen Griechen. In den griechischen Städten, deren Kirchen mit Glocken versehen sind, ist dem Fremdling oft das eintönige Läuten auffallend; es gleicht durch die Ungleichheit der auf einander fallenden Schläge unserem Sturmläuten beim Feuer. Fragen wir nach der Ursache dieser sonderbaren Töne, so überrascht uns nicht eine Nachricht der Art, sondern wir erfahren daß jemand eben in den letzten Zügen sey. Denn wenn bei den Griechen die Krankheit einen so unsicheren Charakter annimmt, daß man an der Genesung zweifeln zu müssen glaubt, so erachtet man's für

die heiligste Pflicht für den Kranken läuten zu lassen, und so für ihn bei Gott ein glückliches Ende zu erbitten. Der Grieche kennt die Bedeutung jener Töne wohl, schlägt dabei auf die Brust, und ruft dem von der Welt Scheidenden nach: Gott segne dich! Wozu er manchmal mit einem Seufzer zugibt: Gott sey auch mir in der letzten Stunde gnädig! Dieß ist fast die einzige gute Seite der bemerkten Sitte, wobei oft nicht genug vorsichtig zu Werke gegangen wird, so daß der Kranke, für dessen glückliches Ende geläutet wird, oft das Sterbeglöckchen hört, worauf er gefährlicher wird und wirklich stirbt. Gleich nach dem Tod des Kranken beginnen die Vorbereitungen zur Begräbniß, und dieß mit einer solchen Eilfertigkeit daß der Todte oft noch an demselben Tage im Schooß der Erde ruht. Diese ungewöhnliche Eile ist im heißen Klima nothwendig, und verliert dadurch an Gefährlichkeit. Die Leichenceremonien fangen, leider, eigens zum Wehklagen gedungene Weiber an, deren es in jedem Ort eine Menge gibt; diese Weiber werden entweder von den Verwandten des Todten gedungen oder von Fremden zum Beweis ihres Beileids in das Haus des Todten geschickt. Es wird befremden wenn wir sagen daß diese Sitte auch bei den höhern Ständen Wurzel gefaßt hat, und gerade diese suchen in der strengen Beobachtung derselben, und wo möglich durch eine doppelte Zahl der gedungenen Klageweiber, einen besondern Ruhm. Diese Weiber ergehen sich in Lobsprüchen über den Verstorbenen im Hause, außer dem Hause und bei dem Leichenbegängniß, und geben durch den größten Lärm ihr tiefes Leid zu erkennen. Das Honorar dafür richtet sich nach ihrer Gewandtheit. Die Leiche geht vom Hause des Verstorbenen zuerst in die Kirche. Voran gehen zwei weiß gekleidete Knaben mit Kerzen, dann folgt die Geistlichkeit, dann ein Mann, gewöhnlich ein Verwandter, welcher den Deckel vom Sarg trägt; dann kommen wieder einige Geistliche, sechs Männer tragen den Verblichenen im offenen Sarge und in seinem gewöhnlichen Anzug. Die Reihe schließen die Begleiter mit brennenden Kerzen und Heiligenbildern. Mit Ausnahme der Klageweiber besteht der Zug aus lauter Männern; die Weiber sind von allen öffentlichen Feierlichkeiten und Gebräuchen ausgeschlossen. In der Kirche wird der Sarg auf den Altar gestellt und wird hier zum letztenmal gesegnet. Von da geht der Zug zum Grab, wo die Arbeit der gedungenen Weiber anfängt; von Lobsprüchen über die Tugenden des Verewigten gehen sie zu den heftigsten Schmerzesäußerungen über, reißen sich die Haare aus, thun als ob sie rasend wären, und das alles für einige Groschen. Oft ziehen sie dem Todten die Kleider aus, welche sie dann statt der Zahlung behalten. Der Sarg wird erst vor dem Einsenken ins Grab geschlossen, worauf die Geistlichkeit sowie das übrige Volk nach Hause zurückkehrt. Nur die Weiber bleiben beim Grab in dem tiefsten Leid, bis der letzte Spaten Erde aufgeworfen wurde — dann aber stärken sie sich — und zwar gleich am Grab, mit einem ordentlichen Mahle, welches sie immer auch ohne ein besonderes Uebereinkommen als Zugabe erhalten. Der widrige Anblick der griechischen Leichenceremonien wird noch erhöht durch die Nachlässigkeit im Anzug der Anwesenden; denn der Grieche ist gewohnt den Feierlichkeiten in der Kleidung beizuwohnen in welcher er von der Arbeit dazu kommt.

Handelsbeziehungen der Ver. Staaten mit Japan. Es scheint daß Hakodadi nicht die Hauptstation der amerikanischen Wallfischfahrer werden wird. Seine vortheilhafte Lage wird durch die strengen Winter mehr als aufgewogen. Die Wallfischfahrer werden deßhalb weiter südlich nach Nangasaki oder Kanagawha gehen, welche Häfen den Amerikanern gleichfalls in Folge des Vertrags eröffnet sind. Der Handel mit Japan dürfte wohl die großen Erwartungen, die man davon hegt, nicht ganz befriedigen. Ein Hauptartikel, der Reis, darf in nicht höheren Quantitäten als 100 Piculs (ein Picul ist 123 Pfd.) auf einmal abgegeben werden, was einem Ausfuhrverbot gleich kommt. Die Nachfrage nach lackirten Waaren ist beschränkt, und dürfte noch geringer werden sobald der Reiz der Neuheit vorüber ist. Was Einfuhrartikel betrifft, so produciren die Japanesen beinahe ihre sämmtlichen Bedürfnisse. Sie machen Baumwollenzeuge, allerdings von geringerer Qualität, aber gut genug für den Gebrauch und billiger als man sie importiren kann. In Hakodadi waren die Fenster von jeder aus durchsichtigem Papier verfertigt, wie solches auch zu den Laternen verwendet wird. Nun haben sich die Japanesen bereits mit großem Erfolg auf Glasfabrication verlegt, und Glas wird bald allgemein im Gebrauch seyn. Die Schiffsbaukunst haben sie schon von den Fremden erlernt, und eine Anzahl von Schoonern gebaut. Alles was wir etwa einführen können, werden die Japanesen bald nachmachen und im eigenen Lande billiger produciren als es importirt werden kann. Ankerketten machen sie bereits nach einem Muster welches sie einem Wallfischfahrer abgesehen. Der Hauptverkehr ist auf englischen und amerikanischen Schiffen mit China. Die Hauptausfuhrartikel sind Provisionen, darunter Erbsen und eine Art von getrocknetem Seegras, welches in China in großer Menge consumirt wird. Das gemeine Volk in Japan sieht die Fremden gern, während dieselben von den bevorrechteten Classen mit eifersüchtigem Auge betrachtet werden. Der neue japanesische Tarif ist folgender: erste Classe geht frei ein, Gold und Silber, geprägtes und ungeprägtes, Kleider, Hausrath, Mobiliar und gedruckte Bücher, welche nicht zum Verkaufe bestimmt, aber das Eigenthum von Personen sind welche in Japan ansässig bleiben wollen. Zweite Classe, fünf Procent, alle zu Bauzwecken, Takelwerk oder Reparaturen von Schiffen und zum Wallfischfang nöthigen Artikel, gesalzene Lebensmittel aller Arten, Brod und Brodstoffe, lebende Thiere aller Art, Kohlen, Bauholz zu Häusern, Reismaschinen, Dampfmaschinen, Zink, Blei, Zinn und Rohseide. Dritte Classe. Ein Zoll von 35 Procent soll von allen betäubenden Liqueuren bezahlt werden, ob dieselben mittelst Destillation, Gährung oder in einer anderen Weise fabricirt werden. Vierte Classe. Alle Waaren welche nicht in den vorhergehenden Classen genannt sind, sollen einen Zoll von 20 Procent bezahlen. Alle Ausfuhrartikel zahlen einen Zoll von 5 Procent, mit Ausnahme von Gold- und Silbermünzen und Kupfer in Barren. Die japanischen Maße und Gewichte sind: 1) Fuß-Maße. 10 Sins 1 Eshakov, 1 Eshakov 1 amerikanischer Fuß. 10 Eshakov 1 Stejo oder Joe, 27 Joe 1 Tarny, 2 Tarny 1 Harke. 2) Ellen-Maße. 1 Tarbarme 1 (10?) Kan, 60 Kan 1 Choe, 36 Choe 1 Re, 1 Re 4275 amerikanische Yards. 3) Flüssigkeits-Maße. 10 Eseva 1 To, 10 To 1 Goco, 1 Goco beinahe 54 amerikanische Gallonen. 4) Gewichte. 10 Epoun 1 Mae, 160 Mae 1 Kin, 1 1/2 Pfund. Avoirdupois. 5) Geldsorten. 425 Genne 1 Eshou, 2 Eshous 1 Neshou, 3 Eshous 1 Sarnshou, 1700 Genne oder 4 Eshous 1 Itzibou, 3 Itzibou 1 amerikanischer Dollar, 4 Itzibous 1 Reo oder Kobang. (Calif. Democr.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 49. Augsburg, 3 December 1859.

Genealogie einiger Pflanzenfamilien.

(Aus Chambers's Journal.)

In jenen guten alten Zeiten über welche männiglich in seinem Innern Mitleid fühlt, und denen entgangen zu seyn er sich von Herzen freut, vertraten die Nesselköpfe die Stelle unserer modernen Spargeln, und trank man Nesselthee so lange der chinesische Bohea noch nicht bekannt war. Beide galten als gut den umnachteten alten Feinschmeckern die so reichen Stoff für ihre Liebestränke in den blauen Blüthen des Burretsch fanden, und die Spinat aus dem Gänsefuß und eine ganz abscheuliche Brühe aus dem Knoblauchkraut machten. Wer hätte daher denken sollen daß nicht nur jenes „giftige Unkraut," der Hopfen, das Heinrich VI so sehr verwünschte, eines Tags zur Nesselfamilie gerechnet würde, sondern daß man auch Hanf und Feigen, Gelbholz und Maulbeeren, die Brodfrucht der Südsee-Inseln und die Knoblauchfrucht (Jack-fruit), die Upas von Java, die Baniane Indiens, die Hya-Hya, Palo di Vaca oder den Kuhbaum Demerara's (obgleich einige sagen dieß sey ein Hundszahn und keineswegs eine Nessel) und die Kautschuk-Bäume Amerika's insgesammt in diese Dominien einführen und als Vettern dem rauhblätterigen Gras, das man damals hauptsächlich als ein unfehlbares Heilmittel gegen Skorbut, Gicht, Gelbsucht und Blutfluß betrachtete, zutheilen werde! Wenn unsere Vorväter von Nesselbäumen gehört hätten welche Brod und Milch und Papier gäben, und auch ein Hauptersatzmittel für Baumwollzeuge wären; wenn sie hätten wissen können daß die süßen Purpurfeigen, welche nur Könige und Fürsten verkosten und genießen durften, und die schwarzen reifen Maulbeeren, die beim Berühren, obgleich nie so leicht, ihre Reinheit verloren, in eine und dieselbe Pflanzenfamilie mit der an den Straßen wachsenden Nessel eingereiht werden würden — sie hätten sicherlich dem der diese beiden Mysterien in Vorschlag gebracht die Ohren gestutzt, das eine Ohr der Lügen, das andere der Verleumdung halber. Sir Walter Raleigh und Bruce wurden beide um weniger wundervoller Dinge willen Lügner gescholten, als diese sind.

Die Familie der Nesseln ist sehr werthvoll, und selbst die gewöhnliche Nessel wird weit nutzbarer verwendet als man denken sollte. Ihre Samen sind gut für den Kropf; ihre Stacheln gut für Lähmung. Hier in Schottland ist Nesseltuch keineswegs ungewöhnlich, und ist ungemein dauerhaft und schön, während Deutschland seine Musseline immer noch Nesseltuch nennt, und so auf deren Ursprung hindeutet, und Frankreich sehr gangbares Nesselpapier macht. Griechenland färbt seine Ostereier grün mit Nesselfarbe — denn Nesselblätter färben grün — und Nesselwurzeln mit Alaun behandelt geben ein schönes Gelb. Beide werden noch für die Wollentücher von Wales gebraucht. Nesselsaft macht ein gutes Lab, und dürre Nesseln sind große Förderer der Kuhmilch. An vielen Orten in England wird in der That eine Pinte Milch bezahlt für ein Tagesnesselfutter in den Monaten April und Mai, und Rußland, Schweden und Holland pflanzen die Nesseln einzig und allein der Milchzwecke halber. Im Norden Englands gibt man den Schweinen junge Nesselblätter, und fein geschnitten, werden sie mit dem Futter alles Hofgeflügels, besonders aber mit dem der Truthühner vermischt, welche sterben wenn sie keine Nesseln zu fressen bekommen, und die ebenfalls sterben wenn sie in ein Nesselbeet gerathen und gestochen werden. Die Nesseln tragen dazu bei gute Mistbeete zu machen, und auf jedem gedeihenden Stachelbeerfeld werden sie, indem sie zur Bodenverbesserung (?) beitragen, der Frucht ebenfalls ausgezeichnete Dienste leisten. Noch einen andern Anspruch auf unsere Dankbarkeit hat die Nessel, denn sie nährt etwa dreißig Arten von Insecten; die Raupen des Pfau-Schmetterlings, der rothe Admiral, das Schildpatt und jenes glänzend beflügelte flatternde Juwel, der Nymphalis gemmatus, gehören unter dieselben. Dieß sind einige der guten Eigenschaften und Liebesdienste unserer gemeinen Hecken- und Feldnessel; die fremden Arten aber sind noch weit nützlicher.

In Kamtschatka macht man Fischleinen aus Nesseln, und das hindustanische Grastuch, Tschu-ma genannt, wird, wie auch das chinesische Grastuch, aus einer Nessel bereitet, und zwar letzteres aus der Schneenessel (Boehmeria nivea). Der Brodfruchtbaum (Artocarpus incisifolia) liefert nicht nur eine höchst köstliche Nahrung, sondern er gibt auch eine schöne Art Tuch für die Südsee-Insulaner; das beste aus dieser Pflanzengattung verfertigte Tuch aber erhält man aus der Broussonetia papyrifera, aus welcher die Chinesen und Japanesen auch eine vortreffliche Qualität Papier erzielen. Dieses Papier wird aus der äußern Rinde gewonnen, und in Japan auf alle mögliche Weise benützt. Vorhänge, Sonnenschirme, Kleider, Sacktücher, Hüte und andere derartige Artikel werden daraus verfertigt; deßgleichen ein Saft den man bei der Vergoldung von Papier und Leder als Leim benützt. Die Timor'sche Nessel ist für den Menschen nicht ganz so wohlthätig. Daun setan oder Teufelslaub genannt, bringt ihr Stich

Wirkungen hervor welche zuweilen ein ganzes Jahr dauern, zuweilen auch den Tod herbeiführen, und es gibt kein Gegengift wie unser Ampferkraut (Rumex L.) gegen unsere Nessel — „Nessel hinein, Ampferkraut heraus" — das sich zur Erleichterung des Schmerzes oder zur Herausziehung des Giftes benützen ließe. Das Daun Setan würde keine Kleinigkeit seyn wenn es mitten unter unsern Stachelbeerbeeten oder am Rande der Hecken wüchse wo die wilden Blumen des Abpflückens harren.

Man denke sich unser Bier ohne einen Bestandtheil aus unserer Nesselfamilie! Was würden wir jetzt thun ohne Hopfen? Hopfen aber sind Nesseln — „giftiges Unkraut" zwar, aber eine liebliche Giftigkeit. Ale war ursprünglich ein mit gewissen Kräutern, wie Myrtenheide, Sumpfmyrte, Erdepheu oder Ginsterzweigen gebrauter Gerstensaft; Bier eine mit Hopfen gebraute Gerste. Die Neuheit erregte einen Sturm, wie alle Neuheiten. „Hopfen und Ketzerei kamen zusammen," sagt Dr. King, und das Unkraut das seinen Namen von einem Wolfe hat, konnte unter keinen Umständen für den Menschen gut seyn. Humulus lupulus ist der botanische Name des Hopfens: die erstere Bezeichnung hat er von dem reichen Boden in welchem allein er gedeiht; die zweite von irgend einer eingebildeten Verbindung mit jenen unbequemen Herren, den Wölfen. Die ganze Benennung wird ein wenig verständlicher durch den wälschen Namen „Wolf's swoon (Wolfs-Ohnmacht)." Ale — d. i. Malz ohne Hopfen, dafür aber mit Wermuth — wird annoch in All Souls, Oxford, gebraut, wo die silbernen Collegiums-Ale-Becher „Ochsenaugen," oder „Wermuthochsenaugen," genannt werden, und die Bewohner der Insel Skye brauen Ale aus einem Theil Malz und zwei Theilen Heidekrautköpfen. Die Aegyptier machten ihren Zythus, oder „Gerstenwein," schmackhaft mit Wolfsbohne, Zuckerwurzel und einer gewissen assyrischen Pflanze — vielleicht fast ganz dasselbe wie unser Malz und Hopfen.

Die Erbsen-Familie, oder die Leguminosen, ist eine andere höchst werthvolle Freundin des Menschen, indem sie eine große Reihe von Verwendungen und eine Menge von Wirkungen umfaßt. Zuerst haben wir die vorzugsweise so genannte Erbse; markfette, preußisch blaue, Früherbsen (early frames), Zwergerbsen, Himmelsröschen (champion), und wie immer phantastische Pflanzer ihre verschiedenen Varietäten benennen mögen. Und dann haben wir Bohnen, sowohl breite Bohnen als Schminkbohnen, und die Linsen, aus denen Du Barry seine Revalenta macht, die von jener Anzeigblätterkönigin, Maria Jolly, und andern, „köstliche Nahrung" genannt wird. Aber diese und die schöne Zuckererbse unserer Gärten stehen nicht allein; denn selbst unter unsern eigenen wilden Varietäten lassen sich andere Zierden finden welche unsern Gaumen bezaubern und unsere Häuser zieren. Zunächst aber, obgleich er nicht zum besondern menschlichen Gebrauch dient, müssen wir ein Wort über den Stechginster, diese besondere englische Herrlichkeit, sagen — über eine Pflanze die in einem heißen Klima verdorrt und in einem kalten verkümmert, und die nirgends auf Erden mit so üppiger goldener Blüthenverschwendung blüht wie in England. Ja, sie ist selten sogar in den Hochlanden, und weiter nördlich noch verschwindet sie dem Auge gänzlich. Dann ist da der Ginster, die Genista oder das Pfriemkraut, die „Zwergmenschen (dwarfmen)," oder die „goldene Frucht der Wiesen," welche einmal einem Königsgeschlechte zu Gevatter stand, und das Lieblingssinnbild der mittelaltrigen Ritterschaft war. Die Ankunft des Hopfens präfigurirend, wurden diese „Zwergmenschen" mit Gerste zu Ale verbraut; jetzt gerben sie Leder, bedachen Hütten, geben in ihrem Samen eine kümmerliche Nachahmung des Kaffee's, und in ihren Knospen ein sehr schlechtes Surrogat für Kapern; aus ihren Fasern läßt sich eine Art Papier und ein schönes Tuch bereiten; das Holz gibt ein erträgliches Furnier, und eine, die waidwächserne (woad waxen), hat eine besondere Eigenschaft zum Färben. Man nennt sie Färbeginster (Genista tinctoria), und sie gibt eine helle gelbe Farbe. Der Klee gehört auch zu den Leguminosen, und Wicken und Luzerne sind seine Verbündeten; einige Arten Esparsette sind gut für das Vieh, und Hochländer welche Hunger leiden essen die Wurzeln des knolligen Bitterklees, denen sie den Namen Cormeille beilegen. Bei Besprechung der Leguminosen-Wurzeln aber müssen wir diejenigen welche die Wurzel der Schminkbohne berühren, warnen auf ihrer Hut zu seyn, denn sie ist ein fast eben so gefährliches Narkotikum wie Mohnsaft oder Bilsenkrautsamen, so angenehm und köstlich auch die Frucht selbst ist.

Wenden wir unsere Blicke über England hinaus, so finden wir die Erbsenfamilie von unendlichem Werth in unserm modernen Haushalt. Gummi-arabicum rührt von einer Akazie her, die Akazien aber gehören zu den Leguminosen, und zwar nicht nur „die auserwählte" — wie die schönste Art arabischen Gummi's genannt wird — sondern auch Berber-Gummi, Dschedda-Gummi und Senegal-Gummi; ferner Traganth-Gummi, von einer Astragalusart (Bocksdorn — hauptsächlich gebraucht beim Steifen des Krepps); verschiedene Kopale; Katechu, Cutch oder japanische Erde, eine starke Lohe, auch von einer Akazie; Dividivi; die Samenhülsen von Caesalpina coriaria, einer andern Lohe; Erdnüsse, welche das feinst bekannte Oel liefern, und die auch von Uhrmachern und ähnlichen Feinarbeitern gebraucht werden; Kino; Soy, von den Hülsen der Soja hispida; die süßriechenden *Tonkinbohnen* und der peruvianische Balsam. In Farben allein schon wäre diese Pflanzenfamilie von unberechenbarem Nutzen für den Menschen, wenn nichts andres übrig bliebe. Campesche- oder Eisenholz gehört zur gleichen Familie. Das Campescheholz wurde zur Zeit der Königin Elisabeth in England eingeführt, weil aber die Färber nicht sogleich das geeignete Beizmittel fanden, so ergieng ein Gesetz „zur Abschaffung gewisser betrügerischer beim Kleiderfärben gebrauchter Stoffe" — ein Gesetz das in Kraft blieb und den Gebrauch des Campescheholzes verbot bis zum Jahr 1661, zu welcher Zeit dieses kleine Stück gesetzgeberischer Thorheit von selbst abgeschafft und zur Ruhe gesetzt wurde. Pfirsich-Holz — Brésil de Ste. Martha — welches roth und pfirsichfarben färbt; Brasilholz, das rosenfarben, roth und gelb färbt; Brasilette-Holz, das schöne rothe und orangerothe Töne gibt; Japan-Holz, womit alle die rothen Telinga-Baumwollzeuge gefärbt werden, und mit dem man nach Belieben auch glänzend gelb färbt; Cam- und Bar-Holz (Sandelholzarten), von deren erstem wir die rothe Farbe unserer ordinären Bandanas erhalten; Sandelholz oder rothes Sandel, welches bräunlichrothe, scharlachrothe, gelbrothe Farben und ein tiefes reines Carmesin liefert; Kessari-Blumen, in Ostindien viel gebraucht für reiche Orange- und gelbe Farben, allein erst sehr spät in Europa eingeführt; endlich die wichtigste von allen, der Indigo, von der Indigofera tinctoria — alle diese gehören zu den Leguminosen: zu derselben Abtheilung im Natursystem wie diejenige welche den hübschen kleinen Steinklee unserer sonnigen Ufer — „Schuhe und Strümpfe," wie Kinder ihn nennen — und den Purpurklee unserer duftenden Wiesen enthält. Der Indigo war den Alten bekannt, gieng aber wieder verloren, und wurde erst von den Holländern in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts wieder ein-

Digitized by Google

geführt (?). Königin Elisabeth verbot den Gebrauch des Indigo's ebenso wie den des Campescheholzes, nannte ihn „Futter für den Teufel," und wollte dessen Abschaffung aus den Färbefässern als Beweis gesunder Moralität und guter Loyalität betrachtet wissen. Allein Karl II hob die absurde Verordnung wieder auf. Senna kommt von einer Pflanze aus der nämlichen Familie her, der Cassia, und das Süßholz von den großen Pfahlwurzeln der Glycyrrhiza glabra. Die Tamarinden sind unter dieselbe Rubrik eingereiht, und der gleiche Fall ist es mit der Carobe, oder dem Heuschreckenbaum (einer Akazienart), sonst St. Johannisbrod genannt, in England nur als Pferdefutter gebraucht, im südlichen Europa aber, wo sie wächst, in Nothjahren nicht verachtet. Sunn, oder bengalischer Hanf, und einige andere nicht besonders wichtige Hanfe, gehören ebenfalls zu dieser Pflanzenfamilie, die, wie wir glauben, in jeder Hinsicht die nützlichste genannt werden kann. Selbst die Möbelhölzer entgehen ihr nicht. Rosenholz ist eins; Purpurholz, oder Purpurherz, ein anderes; Mora-Holz, „einer der prachtvollsten Bäume Guyana's," und über hundert Fuß hoch, dunkler als Mahagony-Holz, und eben so geschlossen und dicht; ostindisches Ebenholz; das hellgelbe Heuschreckenbaumholz; Eisen- und Sadebaum-Holz, aus welch letzterm die Treppen des Krystallpalastes von Hyde-Park verfertigt sind, und das am Ende der Saison in seiner dunkelrothen Farbe und seinem geschlossenen kurzen Korn keine merkliche Abnützung zeigte — alle diese gehören ebenfalls zu den Leguminosen, oder der typischen „Gemüse"-Familie.

Die Rose nimmt die Stelle eines nominellen Oberhaupts eines mächtigen Clans ein; allein nicht viele sind Erzeugnisse fremden Bodens. Sie sind meist britisch und eigenthümlich vielumfassend. In eine und dieselbe nominelle Rubrik gehören Rosen und Aepfel, Mandeln, Brombeeren, Kirschen und Liebfrauenmantel, Aprikosen und die kleine kriechende Tormentill, Himbeeren, Fünffingerkraut, Agrimonie, Quitten, Hagedorn und Salat-Pimpinelle, Stachelbeeren, Birnen und die Gebirgsesche, die Mispeln, das Mehlkraut, Pflaumen, Pfirsiche, portugiesischer Lorbeer, Schleben und Vogelkirschen. Dieß ist ziemlich gut für eine Familie, besonders wenn wir uns erinnern daß die neueren Entdeckungen ihr keine Vermehrung gebracht haben. Die Rosen sind stets und überall beliebt gewesen. Die Griechen liebten sie und überhäuften ihre Lieblingsgottheiten in verschwenderischen Epitheten mit den Schönheiten dieser Blumen. Auch die Mexicaner liebten sie, und als die Spanier landeten um Tod und Verderben unter dieses einfache Volk zu tragen, das sie gleichsam als vom Meer herangekommene bewaffnete Götter anbetete, fanden sie eine Göttin die man „die Rosenerheberin" nannte, und in welcher die Spanier die gebenedeite Jungfrau Maria in anderer Gestalt zu erkennen glaubten; auch vernahmen sie unter den Eingebornen eine Sage welche erzählte die Mutter alles Lebendigen habe ihre erste Sünde dadurch begangen daß sie Rosen aß. Bei den Persern ist die Rose stets die Königin des Gartens und die erhabenste Quelle dichterischer Begeisterung gewesen, und die goldene Rose welche der Papst zu segnen und einzelnen königlichen Personen zu übersenden pflegt, ist nur ein Sinnbild der „Rosa mystica," wie die Litanei auf die gebenedeite Jungfrau die Mutter Christi nennt. Rosenzucker ist annoch ein Artikel unserer Pharmakopöe, und niemand braucht nach den besondern Vorzügen zu fragen die man an Aepfeln, Pflaumen oder Pfirsichen findet, denen die Naturhistoriker ihren Platz neben den Potentillas und der gemeinen Agrimonie anweisen. Von den Mandeln, die ebenfalls zur Gattung der Rosen gehören, kan bemerkt werden daß die sogenannten Jordan-Mandeln von Malaga kommen, und mit Syrien ganz und gar nichts zu thun haben. Die Jordan-Mandeln sind die größten der gewöhnlich eingeführten drei Arten; sie haben klare und staublose Häute, und werden selten in der Hülse gesehen. Die Valencia-Mandeln sind nicht ganz so lang als die Jordan-Mandeln, aber breiter, und die Haut ist mit feinem Staube bedeckt; diese werden zuweilen in der Hülse eingeführt. Die berberischen und italienischen Mandeln sind kürzer, runder und kleiner als die andern, und kommen sehr häufig in ihren Hülsen zu uns.

Von der Familie der Veilchen, welche nicht sehr verzweigt ist, gewinnen wir hauptsächlich Parfüme und eine Art Ipecacuanha; in der That gebraucht man die Wurzeln des Märzveilchens oft zur Verfälschung der ächten Ipecacuanha, die einige Naturforscher unter die Chinin-Familie einreihen. Die Samen und Wurzeln einiger Wasserlilien werden zuweilen für Nahrung benützbar gemacht, und die Wurzeln gewisser Geranien dienen theils als Nahrung, theils als Arzneien. Eine Orchis gibt uns Vanille, eine andere Salep; die Blätter des Weiderichs werden zuweilen mit wohlfeilen Theesorten gemischt und zu verschiedenen Zwecken verkauft, und nicht bloß Ginstersamen und Cichorie — die selbst verfälscht wird — dienen zur Verfälschung des Kaffees, sondern sogar Löwenzahn-Wurzeln und die Samen der gelben Wasserlilie werden zu diesem Zweck gesucht. Diese Lilienfamilie (Iris) ist, nebenbei gesagt, nicht sehr umfangreich, allein sie zeichnet sich durch ein oder zwei bemerkenswerthe Dinge aus: sie gibt uns jene köstliche Schwertelwurzel welche den Geruch der Veilchen hat, und zu fast allen Parfümen verwendet wird; auch liefert sie uns den Crocus-Saffran (Crocus sativus), den wir mehr als Färbestoff denn als Farbe gebrauchen, indem er den Saflor und andere Dinge fast ganz ersetzt hat. Die römischen Damen verwendeten ihn um ihrem Haar den eigenthümlichen castanienfarbigen Anstrich zu geben, und gebrauchten ihn so als Kosmetikum, und mittelst Alkalien, die ihm seine ursprüngliche Goldfarbe benehmen, gibt er den chinesischen Seidenwaaren ihre glänzenden rothen und Purpur-Farben.

Unmittelbar nach der Iris kommt die Amaryllis- oder Lilien-Familie, von der unsere Narcisse eines der schönsten Mitglieder ist. Man hat die Sprache geplündert um Namen zu bekommen für diesen Liebling der Wiesen, und selbst das rauhe, unwirthliche Cornwall ist empfindsam genug gewesen sie unter den besondern Schutz der h. Perpetua zu stellen. Anderswo nennt man sie Fastenlilien, Flocken, Primrose Peerleß, Babies' Bells (Kinderglöckchen), Willkommen Frühling, Asphodel, Das-was-zeitig-kommt, St. Katharinenblume, Arme St. Clara-Tochter, und gibt ihr noch andere weniger malerische Namen. Allein das außerordentlichste Mitglied der Amaryllideen ist die Agave Mexicana, oder amerikanische Aloë, welche nur alle hundert Jahre blüht, und das berühmte Pulque gibt, wovon die Stadt Mexico allein jährlich 11 Millionen Gallonen (1 Gallone = 4 engl. Schoppen) verbraucht. Das Pulque hat einen äußerst widrigen Geruch und Geschmack wenn es alt ist; frisch und jung aber ist es ziemlich feurig und angenehm. Aus der Agave bereitet man Papier und Tuch ebensowohl als Pulque, und der Saft ihrer Blätter ist kein schlechtes Surrogat der Seife. Menschen verfertigen Hüte und prächtige Mäntel für sich aus ihren Blättern, auch kann sie in eine Art von Tauwerk oder Hanf, genannt Pité-Hanf, umgewandelt werden, die man hin und wieder auf englischen Märkten findet. Von den Myrten oder Myrtaceen erhalten wir Granatäpfel, mit ihren feuerfarbenen Blüthen und ihrer blutrothen Frucht.

Die Rinde des Baums wird zum Gerben des Saffian- oder Marokko-Leders gebraucht, und die Blüthen dienen den Mauren sowohl zum Färben wie als Arzenei. Die Guava ist eine Myrtacee. Wer kennt nicht Guava-Gelée? Und Gewürznelken, die ausgespannten und höchst schönen Blüthen des Nelkenbaums, gehören ebenfalls zur Familie der Myrten. Deßgleichen Piment, das einen Geschmack hat wie ein Gemengsel von Muskatnuß, Gewürznelken und Zimmet, ferner ein gewisser malayischer Thee, der von dem Langlebensbaum gesammelt wird, und Maté, eine Art paraguayischen Thees, ebenfalls; sodann das blaue Gummi-Holz Australiens (Eucalyptus) und das Eisenherz (iron heart) — die harten und schweren Metrosideros.

Kaffee, Chinin, Ipecacuanha und ostindischer Krapp, Zebra- und Schildkrötenhölzer gehören zu einer und derselben Familie — dem Chinin oder den Chinchonaceen. Unsere Lindenbäume geben uns das beste was die Gärtner zum Bedecken und Aufbinden der Pflanzen gebrauchen, und das zumeist aus Rußland kommt, obgleich es nur aus den Fasern unserer eigenen gemeinen Lindenbäume gemacht wird. Der indische Hanf (jute hemp) gehört ebenfalls zur Lindenbaum-Familie und kommt zu uns aus Indien und andern Orten in Gunny-Säcken, welche hauptsächlich zur Verpackung von Zucker und dergleichen Dingen gebraucht werden; Fischleinen und Netze, Musiksaiten und Seilwerk sind einige weitere Erzeugnisse aus derselben Gruppe, die in einigen ihrer Mitglieder eßbare Beeren, und in andern knochenartige Samen liefert, welche in Gold gefaßt und als heimische Zierden getragen werden. Die Compositen sind allzu verzweigt für mehr als ein bloßes Namensverzeichniß. Löwenzahn, Cichorie, Disteln, „Windhexe" oder „Spring-ins-Feld," Jerusalemer Artischocken, Dahlien, und Maßlieben die man in Nordamerika als Gartenblumen pflanzt; Chamomillen und Fieberwenig (feverfew) sind nicht zu verwerfen von unbäßlichen Personen; Huflattich und Alantwurzel sind gut für Schwachbrüstige, und Safflor (Carthamus tinctoria), der in Kuchen gepreßt uns zukommt, und aus dem wir Schminke und alle ihre Abscheulichkeiten machen, ist der Samen welcher das Oel (Kusum-Oel) liefert das die Basis der meisten einheimischen indischen Seifen bildet. Dieß sind einige wenige der hauptsächlicheren Pflanzen der Compositen, allein sie erschöpfen die Reihe noch durchaus nicht.

Die Umbelliferen hinwiederum bilden eine große britische Familie, die von auswärtigen Pflanzen nicht sehr bereichert wird, aber doch nicht ganz einheimisch ist. Asafötida, Gummigalbanum, zur Pflasterbereitung gebraucht, Kümmel- und Koriandersamen, Dill, Anis, Ammoniakgummi und Gelbwurz, Schierling, Möhren, Pastinaken, Sellerie, Fenchel und Körbel, Engelwurz, Meerfenchel und Sau-Castanien sind einige der hauptsächlichsten Umbelliferen, mit einer Schaar kleinerer Mitglieder hinter sich. Die Cruciferen haben Kohl, Rüben, Rettige und Kresse, Rübsen — woher das Repsöl — Senf — woher auch Senföl — Stocks und Mauerblumen, „Hirtentasche" und Wasserkressen. Viele Kohlarten enthalten Schwefel, und liefern eine große Menge Stickgas wenn sie verfaulen — eine Thatsache welche den fauligen Geruch des „Kohlwassers" erklärt.

Von den Labiaten rühren viele unserer Wohlgerüche her. Patschuli, Lavendel, Rosmarin — die Basis des „Ungarischen" und des „Kölnischen" Wassers, und das Kraut welches dem Narbonne-Honig seinen eigenthümlichen Geschmack gibt; wilder Thymian, gebraucht zum Wohlriechendmachen der Windsor-Seife, und der dem Hymettischen Honig seinen besondern Wohlgeschmack gibt; Pfefferminz, woher das Oel gleichen Namens, das für alte zu Krämpfen geneigte Damen sehr werthvoll ist; Majoran, Basilienkraut und andere süße Topfpflanzen — alle gehören in dieselbe nominelle Classe mit dem offensiven Hedenwundkraut und dem aromatischen, aber kaum angenehmen Erdepheu. Wir besitzen Ueberfluß an Labiaten auch in unsern Gewächshäusern, keine aber haben irgendeinen commerciellen, oder vielmehr irgend einen menschlichen oder ökonomischen Werth, mit Ausnahme der von uns aufgezählten.

Die Umgebungen des Hudson-Flusses und des Erie-Canals.

Wenn irgendwo in der Welt ein Fluß sich vor unseren Augen als den Erzeuger und Vermittler menschlicher Geschäftigkeit und des Förderer der Speculation zeigt, so ist dieß mit dem Hudson der Fall, welcher die Hülfsmittel eines von Natur reichen Landes der Handelsstadt an seiner Mündung zugeführt hat und noch immerdar zuführt, und ehe die Eisenbahnen in seiner Nähe existirten, seine Ufer mit blühenden Städten, Dörfern und Landsitzen schmückte. Was die großen europäischen Flüsse sind, das sind sie seit Jahrhunderten, und ihre Umgebung trägt seit langer Zeit mit wenigen Ausnahmen den Stempel des Vollendeten, Fertigen; was hier aber lebt und webt und sich regt, das ist offenkundig, trotz aller Vollendung des Einzelnen an sich, so sehr ein im Werden begriffenes Jugendleben, daß es sich dem Beobachter sofort als solches charakterisirt und dadurch ein ganz eigenthümliches Interesse erregt. Kommt hinzu daß es kaum eine reizendere und mannichfacher abwechselnde Gegend geben kann als diejenige ist durch welche der Hudson fließt; daß kaum eine Gegend der Erde so große Interessen in sich vereinigt und so sehr die Blicke der civilisirten Staaten gefesselt hält als diejenige welche der Erie-Canal mit dem Osten verbindet, weil gerade hier die Söhne aus aller Herren Ländern seit einigen Jahren sich zusammeugefunden haben, so kann unser Interesse durch diese Rücksichten nur gehoben und eine Schilderung dieser Gegenden nur umsomehr gerechtfertigt werden. Der Einwanderer aus Europa wird gewöhnlich durch dringende Gründe getrieben dem flüchtigen Curse der Eisenbahnen westwärts zu folgen; wer aber in der Lage ist daß er bequem und gemächlich reisen kann, wem es um die Auffassung der hier stark ausgeprägten anglo-amerikanischen (nationalen) Eigenthümlichkeiten und der physischen Beschaffenheit des Landes zu thun ist, der folge dem Laufe des Flusses ungebunden, und suche nur hie und da das schnellere Beförderungsmittel der Dampf- und anderer Boote. Der Schreiber dieses Aufsatzes hatte selbst die Absicht sich im östlichen Theile des Staates New-York anzusiedeln, und wurde dadurch genöthigt die Verhältnisse persönlich genauer ins Auge zu fassen. Hierin wurde er in nicht geringem Grade durch einen in der Nähe von Salem wohnenden Freund unterstützt, mit dessen Hülfe es ihm gelang, nachdem er den Staat in den verschiedensten Richtungen durchkreuzt, eine bleibende Stätte zu erlangen. Einige

Beobachtungen, welche auf diesen Reisen gesammelt wurden und im nachstehenden folgen, sind freilich nur zerstreute Brocken des Ganzen und ungenügend; doch wolle der Leser nicht unberücksichtigt lassen daß eben was die hiesige Gegend zumeist charakterisirt, und was oben angedeutet wurde, sich der genügenden Schilderung durch Wort und Bild entziehen muß. So ist denn das Folgende absichtlich mehr auf die Beschreibung der stabileren natürlichen Verhältnisse beschränkt als es ursprünglich im Wunsch und Willen lag, doch mag es auch in dieser Form noch das Interesse des Lesers fesseln.

Durcheilt man das lebensvolle New-York nach Norden hin, wo der Hudson sein breites Bett in den Golf ergießt, so wandert man eine lange Strecke weit an den breiten und starken Kaien hinunter, welche seine Mündung einfassen, und an welche die verschiedenartigsten Dampfer in einer langen Reihe sich anlehnen. Von den elegantesten Fahrzeugen der Hudson-Company, wie sie die Verbindung zwischen New-York und Albany, der Hauptstadt des Staates, unterhalten, bis hinab zu den unförmlichen und schmutzigen Schleppdampfern, welche den Strom nach allen Seiten hin kreuzen und die mannichfachsten Fahrzeuge im Schlepptau nach sich ziehen, findet man alle Classen vertreten und auf ihnen ein gewaltiges betäubendes Leben. Auf sie folgt alsdann eine Reihe der buntesten Flußfahrzeuge, und daneben sind die Kaien mit hohen Magazinen und Speichern, mit rauchenden Fabriken und allen jenen Gebäuden besetzt welche dem Handel der wichtigen Stadt zu Vorrathskammern dienen. Diese Gebäude liegen aber nicht in einer ununterbrochenen Reihe, sondern vielfach vereinzelt am Ufer hinunter und öffnen zwischen sich zahllose Fernblicke auf die hinterliegende Landschaft mit ihrem nach Westen hin sanft ansteigenden, nach Osten hin meistentheils ebenen Terrain, aus welchem sich belaubte Gärten, einzelne Landhäuser und größere Farmen in wechselnden Bildern, aber gewöhnlich von Bäumen umringt, hervorheben.

Bei seinem Ausflusse seeartig (von den Holländern „Tappan-Zee" genannt) geweitet, behält der Hudson noch auf einige 30 Meilen die Dimensionen eines großen Flusses bei, in dessen Bette sich hie und da eine kleine Insel befindet, während die Ufer in weitgeschwungenen Wellenlinien gebildet sind. Noch immer bleibt die Scenerie sehr reich, die Ufer sind gartenartig cultivirt und bebaut, obwohl auch der Wald an manchen Stellen in weit größerer Ausdehnung auftritt als man bei der Nähe New-Yorks erwarten sollte. Es scheinen hier einige sehr bedeutende Farmen zu liegen auf einem Boden der gut cultivirt, aber nicht gerade mehr sehr fruchtbar seyn dürfte. Das Terrain ist stark hügelig; mehrere kleine Flüsse ergießen sich in den Hudson, von welchen der Croton River deßhalb am bekanntesten ist, weil bei ihm, und zwar fünf Meilen oberhalb seines Einflusses in den Hudson, die große, 38 engl. Meilen lange Wasserleitung beginnt, welche New-York mit dem nöthigen Trinkwasser versorgt — ein Riesenwerk, das über Hügel und durch Thäler, ja selbst durch den härtesten Felsen hindurchgebaut ist und auf massigen Dämmen, Wällen und Brücken ruht. Nun beginnt aber auch der Hudson ein anderes Bild aufzurollen; die Gegend wird allmählich coupirter und reicher an Wald, dann erheben sich Gebirge von ziemlich felsigem Charakter, und endlich breiten sich dieselben zu den sogenannten Hochlanden des Hudson aus — eine Gebirgspartie welche dieser Fluß in einem ziemlich engen und wilden, aber höchst interessanten Thale durchschneidet. Hier begegnet man in der Nähe des Flusses nur einzelnen Städten, und die Farmhäuser werden seltener, auch die Eisenbahn folgt einem weniger felsigen Terrain; aber Dampfschiffe unterhalten ein nicht unbedeutendes Leben, und senden ihren Rauch in weißen Wolken über die bewaldeten Ufer der Schlucht hin. Inmitten derselben, wo der Fluß eine bogenförmige Krümmung macht, wo sein Bett am engsten ist und steile Felsen bis in seine unmittelbare Nähe hinantreten, liegt auf dem durch jene Krümmung gebildeten Felsvorsprung die Festung West-Point und beherrscht die Schifffahrt auf dem Flusse, indem sie zugleich das südlicher liegende Land vertheidigt. Die Lage dieser Stadt ist demnach ebenso wichtig, wie sie, von Bergen eingeschlossen, wild und romantisch erscheint; sie ist die Militärakademie der Vereinigten Staaten und spielte eine hervorragende Rolle in dem Revolutionskrieg. Die Hochlande sind ziemlich ausgedehnte Bergrücken, welche nach dem Flusse hin steil- und felsartig abfallen, das Becken desselben stark einengen und ihn zu mehreren scharfen Krümmungen zwingen, welche die Schifffahrt in hohem Grad erschweren.

Hat man die eigentlichen Hochlande überschritten, so wird das Terrain bald wieder mehr hügelig; die einzelnen Hügel haben keine unbedeutende Höhe, aber sie wechseln öfter ab mit muldenförmigen Thälern, sind reicher bebaut und bewohnt, und gartenartige Siedlungen erstrecken sich wieder bis hart an die Ufer. Dazwischen tritt dann auch hin und wieder eine steilere felsartige Uferpartie, von welcher aus man schöne Fernsichten über das umliegende Land und den Fluß genießt. Dieser zeigt hier ebenfalls weitere Dimensionen, und wird, ehe er in die Gebirgsschlucht der Hochlande tritt, einem See gleich, dessen ziemlich unbewegten Spiegel eine Menge kleiner lieblicher Inseln bedecken. Anmuthigere Bilder als sie der Hudson hier an seinem westlichen Ufer bietet lassen sich kaum denken; dazu ist die Gegend fruchtbar und reich bedeckt, während die höheren felsartigen Partien sich mehr auf dem östlichen Ufer zusammendrängen. Fast hart an dem Eintritt des Flusses in die Gebirgsschlucht liegt die freundliche Stadt Newburg, von welcher aus ein nur von sanften Hügeln durchzogenes Thal sich nach Norden hin ausdehnt, das in einem Umkreis mehrerer Meilen wieder von ansteigenden Bergmassen eingeschlossen ist. Mehrere Meilen weit bis etwa zu der Stadt Kingston dauert diese Abwechslung von Berg, Hügel und Thal fort, und bietet dem Beschauer reiche Fruchtfelder neben prächtigen alten Wäldern, Gebirge neben Thälern und dazwischen die zahlreichen Wohnungen der Farmer. Ganz im Hintergrund erheben sich die blauen Gipfel der Bergketten, und im Vordergrund zeigt sich der Fluß, bald in weitem Thal dahinfließend und gewöhnlich mit zahlreichen Inseln geschmückt, bald wieder durch herantretende Hügelzüge eingeengt. Diese ganze Gegend ist von der größten landschaftlichen Schönheit, und man wundert sich nicht daß mancher reiche Bürger New-Yorks die Sommermonate hier auf einem geschmackvollen Landsitze zubringt.

Nördlich von Kingston erhebt sich alsdann die Gegend wieder und nimmt einen großartig gebirgigen Charakter an. Die Felsen häufen sich zu den sogenannten Catskill-Bergen, nach der Stadt Catskill genannt, welche an ihrem nördlichen Abhang liegt und von der Eisenbahn nach Boston berührt wird. Diese Berggruppe, die sehr viel besucht wird ist eine der schönsten im Gebiet der Vereinigten Staaten, und zeichnet sich durch ihren Reichthum an Quellen und kleinen Flüssen aus, durch ihre saftigen, schönbelaubten Thäler und die reichen Fernsichten, welche man von den Gipfeln der Berge südwärts bis an die Hudson-Hochlande und West-Point, nordwärts über Albany hinaus bis an die Berge von Saratoga und Utica genießen kann. Nach Norden zu fallen nämlich diese Berge sehr schnell ab, und bilden bis gegen Albany hin eine ziemlich gleichmäßige Ebene auf beiden Ufern des Flusses, deren natürliche

Einförmigkeit jedoch durch die vielen Siedlungen aller Art, welche die Nähe jener bedeutenden Stadt ins Leben gerufen hat, verwischt wird. Diese ganze Gegend ist an beiden Seiten des Flusses aufs sorgfältigste cultivirt, und ist ohne Unterbrechung mit Dörfern und Farmen besetzt, während der Fluß selbst sich wieder einer gemächlichen Breite hingibt. Die Nähe von Albany steht der Umgegend von New-York an Belebung und Betriebsamkeit wenig nach; auf dem Flusse geht es sehr geschäftig her von abgehenden und ankommenden Fahrzeugen; die Eisenbahnen nach New-York, Boston, Lowell und Utica machen Albany zu einem Knotenpunkt des Handels, während die Hudson-Schifffahrt in ihm ihren nördlichen Ausgangspunkt findet. Die Stadt selbst hat theils eine terrassenförmige Lage an dem ziemlich schroff abfallenden rechten Ufer des Flusses, theils ist sie hart an das Bett desselben gebaut, und wird deßhalb in die obere und die untere Stadt getrennt. Erstere ist bei weitem die schönste, voller guten Gebäude, zwischen denen sich die Regierungsgebäude auszeichnen, regelmäßig angelegt, während die letztere in Folge des beschränkten Terrains allerdings etwas eng zusammengedrängt ist, und dem Fluß eine Reihe von Magazinen und Speichern zukehrt, was zwar praktisch, aber nicht eben schön ist. In der Mitte der oberen Stadt, etwa auf dem höchsten Punkt derselben, steht das Capitol auf einem ziemlich freien Platz, und von hier führt eine Straße in völlig gerader Richtung den steilen Abhang hinunter, die obere mit der unteren Stadt verbindend. Wenn man von der linken Seite des Hudson auf die Stadt hinübersieht, so gewährt dieselbe einen sehr interessanten Anblick, indem ihre ganze terrassenförmige Bauweise sich dem Blick darstellt, und die sehr belebte Verbindungsstraße (Statestreet) in ihrem steilen Abfall eine Uebersicht fast vom einen Ende zum anderen gestattet. Dazwischen erheben sich die vergoldeten Kuppeln der öffentlichen Gebäude aus dem Häusercomplex, und bieten sich, da sie fast alle die Anhöhe zieren, dem Beobachter voll und großartig dar. Es ist selbstverständlich daß man, um einen guten Ueberblick zu gewinnen, einen nicht zu nahe liegenden Standpunkt wählen muß; nach der Hudsonseite hin, wo sich zuerst das Flußthal öffnet, dem sich sanft ansteigende Hügelreihen anlehnen, welche allmählich in höhere Bergketten übergehen, findet man tausend Punkte mit der schönsten Aussicht auf die Stadt. Aber auch das Flußthal selbst ist sehr freundlich und prangt im Schmuck der größten landwirthschaftlichen Geschäftigkeit; der Boden ist bis auf einige sandige Gegenden von reicher natürlicher Fruchtbarkeit, und die nach allen Richtungen hin verlaufenden Eisenbahnen, die Hauptstadt selbst, das nicht sehr entfernte Saratoga unterstützen den Betrieb. In dem wellenförmigen Hügellande, welches sich nach Norden hin erstreckt, trifft man die schönsten Farmen und — wie in der Nähe New-Yorks — überwiegt auch hier der Gartenbau, während die eigentlichen Feldfrüchte aus dem Westen des Staates herangeführt werden. Albany's Lage ergibt die Bedeutung der Stadt schon von selbst; sie ist eine Vermittlerin des westlichen Handels zwischen Boston und New-York, und durch die großen Seen, mit welchen sie die Canäle und Eisenbahnen verbinden, greift ihre Bedeutung bis ins westliche Canada hinüber. Dieß alles und daß sie zugleich die Hauptstadt des wichtigsten Staates ist, gibt ihr eine schnell wachsende Tendenz; die Einwohnerzahl dürfte sich auf 70—75,000 belaufen, also im letzten Decennium um 20,000 gewachsen seyn. Die Schätzung wird jedoch dadurch erschwert daß sich hier immer eine große Menge von Durchzüglern aufhält; Albany ist der erste Anhaltspunkt für die Ströme der Auswanderer, welche in fast ununterbrochenem Zug von New-York aus sich in die nordwestlichen Staaten begeben. Der Hudson wird erst wenige Meilen oberhalb der Stadt schiffbar; es führt aber — wie nach Westen — so auch nach Norden ein Canal, der zum Champlain-See läuft und nebst einer Eisenbahn die Verbindung mit Montreal (Canada) unterhält. Besonders nach dieser, der nördlichen Seite hin eröffnet sich hinter Albany eine herrliche Gegend; die Schönheiten des Champlain-Sees, welcher seine langen Arme weit in die gebirgigen Landschaften hinein erstreckt, sind bekannt, ebenso auch diejenigen des Bade-Ortes Saratoga, der etwa 30 engl. Meilen (nach dem Laufe der hier einen spitzen Winkel bildenden Eisenbahn gerechnet) entfernt ist.

Saratoga mit seinen berühmten Heilquellen, denen man eine außerordentliche Wirkung zuschreibt, ist, wie alle Badeorte der alten und neuen Welt, eine in Parade aufgestellte Stadt mit (während der Badezeit) äußerst aufgeputzten Häusern, schnurgeraden Straßen und Alleen, Concerten und Bällen, eleganten Hôtels, unverschämten Kellnern und ditto Rechnungen. Seine eigentliche Blüthezeit erstreckt sich aber nur vom Juli bis in den Anfang Octobers; wer es recht kennen lernen will, muß es während des Augusts besuchen, wo sich, obgleich es nicht mehr fashionable ist, immer eine sehr bedeutende Menge auserlesener Gäste in ihm befindet. Derjenige Theil der eleganten Welt welcher stets etwas für sich allein haben will und die Berührung mit der Welt im allgemeinen möglichst vermeidet, ist zwar in Saratoga nicht mehr so zahlreich vertreten wie früher, doch hat der Ort dadurch jedenfalls nur gewonnen, indem an die Stelle einer gesellschaftlichen Steifheit, welche der Anglo-Amerikaner leicht im Uebermaß zur Schau trägt, ein lebhafterer Umgangston getreten ist, wie er allein zu der freundlichen Gegend und der erfrischenden Gebirgsluft paßt. Das Conventionelle ist hier jetzt wirklich abgestreift, und überall sieht man gemüthliche Naturen auf den feingeschorenen Rasenplätzen, auf Bänken und Stühlen, in den Alleen und an den Quellen sich ihrer Bequemlichkeit hingeben. Die herrliche Gegend, die schönen Felspartien mit den schattigen, kühlen, reichbewässerten Thälern laden zu gemeinschaftlichen Spazierfahrten ein; Lustbarkeiten aller Art füllen die Abende, und freundliche Gesichter ringsum erquicken den Geist. Die Gäste kommen aus allen Theilen der Union hier zusammen, und man erstaunt über die Menge anziehender Mädchengestalten welche sich hier bis zu einem gewissen Grad aus den Umhüllungen der Moden entpuppen. Es hält hier für den welcher sich über die Eigenthümlichkeiten der Menschen hinwegsetzt, nicht schwer angenehme Bekanntschaften zu machen, und diesen folgen in der Regel sofort Einladungen zu gemeinschaftlichen Touren in die Umgegend, auf denen man gern für einige Zeit alles vergißt was hinter und vor einem liegt. Bis an die äußersten Südspitzen der Arme des Champlain-Sees hat man nur etwa 10—12 engl. Meilen, welche durch die schöne Gegend die man durchreist äußerst anziehend und oft von größern Cavalcaden besucht werden. Die Natur ist hier, wie überall in Amerika, sehr unterhaltend; selbst auf beschränktem Raum scheint an die einzelnen Bildungen stets ein größerer Maßstab gelegt werden zu müssen als drüben in Europa: was hier ein Hügel, ist dort ein Fels; was hier ein Berg, ist dort ein Gebirge. Man wird nicht müde die Formverschiedenheiten und den Wechsel der Gestaltung zu beobachten, und hat für einige Wochen eine reiche Quelle des Genusses. Saratoga selbst mit seinem modernen Aeußern steht zwar mit der Natur ringsum in mannichfachem Widerspruch, doch löst sich dieser auf, oder vielmehr man empfindet ihn weniger, weil die Menge von Menschen auf die man überall stößt einen Uebergang zwischen beiden Elementen vermittelt. Außer der Badezeit freilich, wenn die Stadt leer

und öde ist, die Häuser zum Theil verschlossen und die Jalousien herabgelassen sind, ist der Eindruck welchen sie auf den Besucher macht, peinlich und traurig; aber dieß gilt nicht für das junge Amerika allein, da man selbst im alten Europa noch heutigen Tages nicht versteht die Werke der Menschen an diejenigen der Natur übereinstimmend anzupassen, wie unsere Badeorte allenthalben zur Genüge beweisen. Mit Gästen angefüllt ist Saratoga, der amerikanischen Sitte gemäß, ein öffentlicher Ort in des Wortes verwegenster Bedeutung. Der Deutsche sucht sich selbst im Bad ein trauliches Privatzimmer, wo er mindestens einige Stunden des Tages sich und seiner Familie allein gehört, und selbst das Leben außer diesen Wohnungen ist immer ein auf bestimmte Räumlichkeiten beschränktes. Hier aber ist bis auf die Toilette der Damen (die Herren sind darin nicht ängstlich) alles öffentlich, und das macht auf den Fremden einen merkwürdigen Eindruck. Die Privatzimmer sind in der That nur Toilettengemächer, und verschwinden natürlich auch in ihren äußern Dimensionen gegen die Zimmer des Hôtels, wie denn diese Gebäude wieder sich bemühen jedes für sich eine Stadt im Kleinen darzustellen und ihre Bewohner einer einzigen Familie gleichen. Dieß liegt aber so sehr im hiesigen Wesen, und berührt den Beobachter schon in New-York so auffallend, daß er über die äußern Massen, welche ein einziges hiesiges Hôtel darstellen, gar nicht mehr erstaunt, sondern seine Größe sammt dem Inhalt an farbigen dienstbaren Geistern als etwas selbstverständliches übersieht.

Wendet man sich von Albany aus in westlicher Richtung durch den Staat New-York, so hat man die mehr als 370 (engl.) Meilen lange Straße des Erie-Canals vor sich, dessen Ufer fast in seiner ganzen Länge von der nach Buffalo und weiter am Erie-See hinunter führenden Eisenbahn begleitet wird. Dieser westliche Theil des Staates wird in seiner ersten Hälfte von den Ausläufern der Gebirgsketten, welche sich am Hudson hindehnen, durchzogen; die zweite Hälfte fällt allmählich zu einem hügeligen Lande ab, und enthält in der Nähe des Erie- und des Ontario-Sees einzelne Ebenen. Im allgemeinen sehr fruchtbar, ist er lange Zeit hindurch die Kornkammer des aufblühenden New-York gewesen, und liefert auch jetzt noch reiche Ernten, obgleich noch nicht alles zum Anbau nutzbare Land cultivirt ist. Die Gegend durch welche der Canal führt, steht derjenigen am Hudson in ihren Naturschönheiten nur um ein geringes nach; am Ontario-See finden sich sogar einzelne Punkte welche in ihrer Art vollendet sind. Die höhern Gebirge sind noch größtentheils mit dunklen Fichtenwäldern bedeckt, durch welche sich ein großer Reichthum an kleinen, gewöhnlich aber schnell fließenden Strömen Bahn bricht. Es ist bekannt daß die Gegend nördlich von der Albany-Utika-Eisenbahn ziemlich viele und theilweise sehr interessante Wasserfälle aufzuweisen hat; die Gebirgswände stellen sich von dem Mohawk-Thale aus, welches diese beiden Städte verbindet, in terrassenförmigen Abstufungen gleichsam aufeinander gelagert dar. Das Mohawk-Thal ist sehr fruchtbar und vergleichsweise eben, der Fluß selbst auf der letzten Hälfte seines Laufes breit und mächtig, und verliert den vielfach geschlängelten Lauf, welchen er bei Utika zeigt. Das Thal ist sehr gut angebaut und erinnert vielfach an die norddeutschen Marschgegenden mit ihrem fetten Boden und großartigem Pflanzenwuchs. Deßhalb findet man in ihm auch eine Menge von ländlichen Niederlassungen, schönen Farmen mit gartenartiger Cultur, aber wenige zusammenliegende Ortschaften, nur einzelne kleine Städte. Der Boden ist hier allerdings sehr theuer, aber auch rentabel; ein Deutscher, welcher hier eine schöne kleine Besitzung von etwa 100 preuß. Morgen Ackers besäß, hatte dieselbe vor einigen Jahren nach seiner Aussage mit 18,000 Thalern bezahlt, und war noch genöthigt gewesen das ziemlich zerfallene Wohnhaus mit nicht unbedeutenden Kosten zu verbessern. Es war ein Prediger, welcher sich als Abgeordneter in der Kammer eines kleinen Staates zu sehr auf der linken Seite gehalten hatte, der nun hier seinen Mais baute und seine Schweine zog, dabei aber so wohlhäbig aussah wie man sich einen zufriedenen Cincinnatus nur immer denken kann.

Das Mohawk-Thal endigt bei der Stadt Utika, welche letztere augenblicklich ziemlich unbedeutend ist. Ehemals trieb sie wichtigen Handel mit dem Westen, welchen sie aber seit dem Bau der Eisenbahnen an Albany verloren hat. Sie ist übrigens sehr hübsch und hat manche schöne Gebäude, welche von ihrer frühern Bedeutung zeugen, besonders an der geräumigen Genesee-Straße, welche in rechten Winkeln über den Erie-Canal geht, der mitten durch die Stadt führt und von einer schönen Brücke überwölbt wird. Jetzt scheint diese Stadt ein Lieblingsaufenthalt deutscher Schuster zu seyn, welche man sehr zahlreich findet; doch soll damit nicht gesagt seyn daß sie alle andere Bedeutung verloren habe, da sie immer noch 14 bis 16,000 Einwohner zählen mag. Utika ist sehr schön gelegen am Fuße ziemlich bedeutender Hügel, an welchen das Flußthal des Mohawk, an dessen rechtem Ufer die Stadt liegt, sich nach Norden hin in einer Ausdehnung von 5 bis 8 (engl.) Meilen hinzieht. Der Fluß selbst ist hier nur schmal, bewässert aber die Gegend in Folge seiner vielen Krümmungen dennoch reichlich, und trägt an seinen Ufern, welche äußerst fruchtbaren fetten schwarzen Boden enthalten, einen tüchtigen Anbau. Das Thal selbst ist nur auf eine geringe Ausdehnung eben und flach, bald erhebt es sich zu niedrigen Hügeln mit breitem Rücken, die ganz leise aufwärts steigen, zunächst eine Hochebene bildend, dann in mehrern weiten, aber hochgelegenen Thälern abfallend. Auch hier, mehrere Meilen nordwärts sich erstreckend, ist die Gegend noch mit vielen Ansiedelungen besetzt, zwischen denen sich aber schon große Waldungen (Nadelholz) erheben. Etwas weiter nördlich, in einer Entfernung von etwa 12 (engl.) Meilen von Utika, verlieren die Höhen ihren gedehnten Charakter und gruppiren sich, reich mit Wald bestanden, zu einer von Schluchten durchsetzten, terrassenförmig gebauten Felspartie. Man kann sich keine wildere Gegend denken als diejenige ist in welcher sich die von Saratoga aus viel besuchten Trentonfälle (nach dem Orte Trenton genannt) befinden. Zackige, vorspringende, überhängende Felsblöcke, dazwischen finstere, bewaldete Schluchten, durch welche der West-Canada-Creek sich hindurchwindet, ein schäumendes, tosendes Gewässer. Der Fluß bildet auf seinem Laufe durch die Schlucht eine ganze Reihe von Wasserfällen, von denen die drei oder vier größern der besondern Erwähnung werth sind. Von dem obersten, welcher etwa 200 Fuß höher liegt als der unterste größere, steigt man meistens nur auf schmalem Fußpfade, der an einigen Stellen das Wasser so nahe berührt daß der Weg stets schlüpfrig und die Passage nur vermittelst einer Kette, welche an den Felsen befestigt ist, möglich wird, von Fels zu Fels hinunter. In der obern Partie ist dieß Klettern verhältnißmäßig leicht; weiter abwärts jedoch wird die Wand fast senkrecht abfallend und erlaubt ebenfalls nur mit Hülfe einer Kette das weitere Hinabsteigen. Die Fälle sind in ihrer Art imposant, obgleich sie nicht zu den bedeutendsten der Vereinigten Staaten gehören; aber die Wildheit der Gegend, das dunkle Wasser mit dem blendenden Schaum, die groteske Form der Felsen und die Größe der Fälle selbst, deren bedeutendster immerhin eine Höhe

von 60 Fuß hat, dieß alles sind Momente welche den Geist wohl zu fesseln vermögen.

Von diesen eben geschilderten Felspartien westwärts senkt sich das Terrain ziemlich schnell abwärts zum Oneida-See, an dessen westlicher Spitze die Salzwerke von Salina liegen, deren Reichthum ein außerordentlicher seyn soll. Diese Gegend weist nicht gerade vorzügliche Naturschönheiten auf, doch ist sie gut bevölkert und bebaut, auch im Süden der Eisenbahn, wo diese noch immer von einem beträchtlichen Gebirgszug begleitet wird. Hier, um die Stadt Syracus herum und weiter westlich bis nach Rochester hin und abwärts bis zur Gränze von Pennsylvanien wird wohl der bedeutendste Ackerbau des Staates New-York getrieben, welcher sich besonders bemerklich macht, wenn man über das durch sein großartiges, palastähnliches Staatsgefängniß bekannte Auburn hinauskommt. Man gelangt bald an die langgestreckten und schönen Cayuga- und Seneca-Seen, über deren erstern eine fast eine englische Meile lange Pfeilerbrücke die Communication für die Eisenbahn vermittelt. Für den Reisenden ist die Fahrt über diese Brücke sehr peinlich, zumal die Züge mit unverminderter Schnelligkeit über sie hineilen; doch eben in dieser Schnelligkeit liegt auch die Beruhigung für ihn, denn ehe er kaum weiß daß er eine verhältnißmäßig so schwache Unterlage zu passiren hat, ist er schon über sie fort, und genießt hinterher das beruhigende Gefühl einem möglichen Unglück entronnen zu seyn.

An der westnördlichen Spitze des Seneca-Sees liegt die kleine freundliche Stadt Geneva, zur einen Hälfte hart um den See auf einem niedrigen Vorland, zur andern Hälfte oben auf dem 40 bis 50 Fuß hohen, steil abfallenden Ufer, so daß ein Theil der Häuser — aus der Ferne gesehen — gleichsam auf dem andern ruht. Rund um diesen und den Cayuga-See, welche in paralleler Richtung neben einander sich von Nordwest nach Südost erstrecken, liegen ausgezeichnete Landsitze, und der Ackerbau ist eben hier in der höchsten Blüthe. Die Ufer sind sehr abwechselnd, bald flach, bald in Hügeln zusammentretend, und diese Abwechselung gibt den Seen selbst ihren schönsten Reiz, zumal es an der Belebung nicht fehlt und auch einige größere Waldungen schönen Laubholzes die Ufer schmücken. Der Boden ist im allgemeinen fruchtbarer gelblicher Lehm, stellenweise sehr fest und schwer, besonders da wo die höhern Ufer auftreten. Zwischen den Farmern, deren Wohnungen zahlreich aus ihrer Umgebung schattiger Bäume hervorschauen, herrscht wie es scheint eine große Wohlhabenheit, und dieß ist auch um so mehr erklärlich, da aus dieser Gegend lange Jahre hindurch die fast einzige Versorgung der großen östlichen Städte mit Brodfrüchten stattfand. Die Wirthschaften haben äußerlich einen ganz europäischen Charakter, und es dürften nur wenige Wohnungen noch aus Holz errichtet vorhanden seyn; das wellenförmige, in Felder getheilte, mit Landsitzen geschmückte Land erinnert ganz entschieden an die minder flachen Gegenden Norddeutschlands. Freilich sind im letztern die Proportionen geringer, und wenn man die Dampfboote auf dem gegen 42 engl. Meilen langen Seneca-See auf- und nieder fahren sieht, so fühlt man sich sofort wieder nach Amerika versetzt. Dahin führen auch die kleinen Städte schnell wieder zurück, denen man es nicht nur ansieht daß sie erst seit kurzem entstanden sind, sondern die auch zugleich eine so praktische und kluge Auswahl der Lage und Benutzung der Verhältnisse zeigen, wie man sie in der alten Welt leider nicht oft findet. Daher denn auch die Wohlhabenheit, von welcher hier auch die kleinste Stadt auf der Stelle Zeugniß ablegt, und der freundliche Eindruck welchen sie auf den Reisenden machen. Man fühlt deutlich wie sich die Thätigkeit der Umgegend in ihnen concentrirt, wenn man auch, wie es z. B. bei Geneva der Fall ist, nicht gerade zu sagen vermag worin dieselbe besteht und auf welche Weise sie den Bewohnern zur Wohlhabenheit verhilft.

Das gleiche gilt von der kleinen Stadt Canandaigua, welche die nächste Station an der Eisenbahn bildet und sich einer sehr lieblichen Lage erfreut. Man hat von hier nur noch 30 engl. Meilen zu der bedeutenden und in starkem Wachsen begriffenen Stadt Rochester, welche etwa 40,000 Einwohner zählen mag und inmitten der blühendsten Auen liegt welche man sich denken kann. Die Stadt, an deren Stelle sich vor 45 Jahren nur ein einzelnes Blockhaus befand, legt ein glänzendes Zeugniß menschlicher Betriebsamkeit ab und beweist wie eine kluge Wahl der Lage auf das Wohl einer Stadt einzuwirken vermag. Denn bei ihrer Gründung herrschte hauptsächlich die Rücksicht auf die Wasserkraft vor welche der Genessee-Fluß, der die Stadt in zwei Hälften theilt, in unerschöpflichem Maße und mit starkem Gefälle darbot. Es war also die Stadt von vornherein zum Betriebe von Fabriken und Mühlen aller Art bestimmt, und diese Bestimmung wird noch heute in einem staunenswerthen Umfange erfüllt. An beiden Ufern des Flusses dehnen sich in wechselsweiser Reihenfolge Mahl- und Sägmühlen, Fabriken mannichfacher Art und Stapelplätze aus, zwischen denen man nicht selten großartigen Gerbereien begegnet. Die Fabrication von Mehl ist es vornehmlich welche die Einwohner beschäftigt und dieß Product wird in großen Massen ausgeführt. In Folge davon findet dann wieder eine Rückwirkung auf die Umgebung der Stadt und überhaupt auf den ganzen westlichen Theil des Staates New-York statt, welcher sich eines ausgedehnten Acker-, besonders Weizenbaues befleißigt und seine Erzeugnisse zum Vermahlen in diese Stadt liefert. Wie aber der Ackerbau eng mit der Viehzucht verbunden ist, so bildete sich diese sofort neben ihm aus, und dieß wurde wieder Veranlassung zur Gründung von Tuchfabriken, Webereien und Anlage von Gerbereien zur Verarbeitung der Häute. Rochester macht demnach, obwohl es sehr gut gebaut ist und schöne breite Straßen besitzt, den Eindruck einer Fabrikstadt, zumal wenn man die am Flusse gelegenen Straßen durchwandert. Daß es als solche zugleich nicht unbedeutenden Handel treibt, ist natürlich und wird durch die vielen ankommenden und abgehenden Dampfschiffe bezeugt, welchen sich von hier aus ein Hafen am weiten Becken des Ontario-Sees in der geringen Entfernung von 2—2½ engl. Meilen öffnet. Die nächste Umgebung der Stadt ist scheinbar flach hügelig, obwohl das ganze Land in ziemlich schnellem Abfalle sich zum See hin abdacht. Der Fluß hat bis in die Nähe von Rochester einen ruhigen gewundenen Lauf und durchschneidet nur an wenigen Stellen höhere Hügelreihen, welche jedoch, theilweise noch mit dichtem Laubwald bestanden, den Reiz der Landschaft erhöhen. Kurz vor der Stadt treten die Ufer in einer kleinen Felsenpartie näher zusammen, bilden einige kleine Stromschnellen und beschleunigen den Lauf des Flusses zu der Kraft welche ihn befähigt das treibende Material für die nun folgenden Fabrikanlagen zu liefern. So durcheilt er die Stadt in ziemlich raschem Laufe und hat sich nordwärts von ihr ein scharfes Bett ausgehöhlt. Unfern der Stadt treten seinem Laufe die ersten Felsen entgegen, welche er in einem schäumenden und brausenden Falle überspringt. Kurz vor diesem Falle sieht man eins der großartigen Bauwerke welche die Thatkraft der neuen Welt kennzeichnen, den auf den Fels im Flusse von Granitquadern erbaueten Aquäduct, welcher den Erie-Canal über den

Fluß führte. Die Breite des letzteren mag hier gegen 800 Fuß betragen, welche die Wasserleitung in sieben hochgewölbten Bogen überbrückt, während unter ihr der Strom mit wüthender Schnelle an den Pfeilern tobt und zischend durch die Zwischenräume dahinfährt. Denn nun bildet er sofort den ersten der berühmten Genesee-Fälle und schießt in seiner ganzen Breite in eine Tiefe von etwa 100 Fuß dahin, wo er von dunklen zackigen Felsen empfangen und getheilt wird und sein Wasser nach allen Seiten hin schäumend zersprüht. Auch die Boston-Buffalo-Eisenbahn führt, jedoch etwas südlich von der gedachten Wasserleitung, über den Fluß, kann sich jedoch keineswegs einer so soliden Unterlage rühmen, welche indessen jetzt vorbereitet werden soll. Die Flußufer, welche bis zum ersten Falle eben und flach sind, nehmen hinter ihm eine coupirtere Gestalt an und sind häufiger mit schönem, bis nahe an das Wasser tretendem Walde bestanden, zwischen welchem überall Lichtungen sind, auf denen man — kleine ebenere Punkte benutzend — Fabrikanlagen errichtet hat. Die äußerst sorgfältige Benutzung aller zu solchen passenden Punkte und der Wasserkraft selbst geben am besten Zeugniß von der Menge und Bedeutsamkeit der Anlagen. Der Fluß passirt noch zwei größere Fälle, den mittleren, welcher nicht von großer Bedeutung ist, und den unteren, welcher dem oberen an Großartigkeit nichts nachsteht. Die Umgebung des unteren Falles ist viel imposanter, und die Felsgruppen ragen hoch an den Ufern hervor, gewöhnlich einen röthlichen Sandstein zeigend. Von den höheren Punkten aus hat man eine schöne Fernsicht auf den Ontario-See über ein theils reich angebautes, theils in Fels- und Waldgruppen zusammen tretendes Land hinaus, hinter welchem sich das große Wasserbecken ausdehnt, nach keiner Richtung hin zu überschauen und in seinem Wellenschlage an die Ostsee erinnernd.

In gleicher Entfernung vom See führt der Erie-Canal westwärts weiter, während die Eisenbahn von Rochester aus südwestlich nach Buffalo abbiegt. Die beiden kleinen an ersterem liegenden Städte Albion und Erie bieten außer ihrer freundlichen Lage in einer wohl bebauten Landschaft nichts besonderes dar. Von seinem westlichen Punkte aus führt eine Eisenbahn zu den Fällen des Niagara, der Canal aber wendet sich gleichfalls südwestlich über Lockport und endigt seinen 370 Meilen langen Weg, indem er bei Buffalo in den Erie-See tritt. So öffnet dieses großartige Bauwerk, welches nach seiner Erweiterung bei einer Tiefe von 8 Fuß durchweg eine Breite von 80 Fuß besitzt, den östlichen Staaten, zumal New-York, den ganzen reichen Westen der Union, und wie der Canal den ersten Impuls dazu gab daß sich die westliche Hälfte des Staates New-York mit Städten und Landsitzen bedeckte und mit Menschen bevölkerte, so hat er ohne Zweifel auch dazu gedient die Civilisation mit reißender Schnelligkeit in die am Erie-See gelegenen Staaten Ohio und Michigan, und über diese hinaus westwärts nach Wisconsin, Iowa und Minnesota zu tragen. Kleinere Canäle, welche sich mehrfach von ihm abzweigen, bekunden seine Bedeutung, und die Eisenbahn, welche seinem Laufe folgt, den entfernteren Verkehr vermittelnd, während dem Canal mehr der reiche örtliche Verkehr bleibt, wurde erst durch ihn möglich, weil erst durch ihn die Cultur des Staates angebahnt wurde. Ehe der Gouverneur Clinton den Plan faßte diesen Canal zu errichten, und bis er ihn nach Besiegung zahlreicher Schwierigkeiten vollendete, war der Staat New-York in seiner westlichen und nordwestlichen Hälfte ein großer Wald; wie durch Zauber hat er sich zu einem reichen Ackerbaulande umgewandelt und in 35 Jahren sind alle Wildnisse mit sehr geringen Ausnahmen verschwunden. Gewiß war dieß die Folge der durch den Canal erleichterten Verkehrsverbindung und des neu angeregten menschlichen Thätigkeitstriebes, und in dieser Beziehung durfte er sowohl wie der Hudson als Erzeuger und Vermittler menschlicher Geschäftigkeit betrachtet werden.

Die Comoren.

II.

Johanna oder Anzouan. (Andschuan.)

Wenn ich Johanna näher und besser als die übrigen Inseln beschreibe, so liegt der Grund nicht nur in der längern Zeit meines Aufenthaltes daselbst, sondern auch in der größern Leichtigkeit in das innere Leben und Treiben seiner Bewohner wegen ihrer größeren Civilisation einzudringen und Erfahrungen zu sammeln, denn auf keiner andern der Gruppe wird der Weiße freundlicher aufgenommen als hier; freilich gehört ein langer Aufenthalt auf der Insel dazu, um die bei allen strengen Muhamedanern geheim gehaltenen häuslichen Einrichtungen kennen zu lernen, und passirende Fremde werden nie mehr als das öffentliche in die Augen fallende Treiben der Bevölkerung wahrzunehmen im Stande seyn; nach vierjährigem Aufenthalte auf Johanna veränderten sich viele meiner bei meiner ersten Ankunft aufgefaßte Ideen, und Gebräuche deren Bedeutung mir anfangs unklar und abgeschmackt vorkam, erklärten sich mir späterhin als Nothwendigkeiten und durchaus für diese Menschen und Länder passend.

Johanna ist von dreieckiger Gestalt, die eine Spitze nach Süden liegend, die andern beiden nach Nordost und Nordwest sich hinerstreckend; jede Seite hat die Länge von ungefähr 25 englischen Meilen, so daß der Gesammtinhalt der Insel 18 geographische Quadratmeilen beträgt, mit einer Bevölkerung von 19 — 20,000 Einwohnern, theils freien Arabern und Johannesern, theils Sklaven und einige Malagassen. Auf der nördlichen Seite, welche eine tiefe, weite Bay bildet, ist die Hauptstadt Monsamoodu, vor welcher der Ankerplatz für anlaufende Schiffe liegt, die sich mit Wasser und frischen Lebensmitteln versehen wollen, erbaut auf einem schmalen, steinigen Ufer von geringer Ausdehnung, denn unmittelbar im Rücken der Stadt beginnt das Land sich terrassenförmig zu erheben. Der Ankerplatz selbst ist klein und dicht am Ufer entlang gelegen, seine ganze Breite ist höchstens eine Viertel englische Meile, und außerhalb dieser Entfernung vom Lande sinkt der Meeresboden zu einer unergründlichen Tiefe hinab; wahrscheinlich ist der Ankergrund durch die frühern vulcanischen Ausbrüche gebildet worden, deren feste Bestandtheile durch den wehenden Südwind nach dieser Seite der Insel geführt wurden und hier eine Bank bildeten. Die ganze Nordseite von Johanna zeigt deutliche Spuren von vulcanischer Wirkung, und alte Einwohner können sich einiger der Berge in Thätigkeit erinnern; der Boden besteht aus poröser Lava, rothem Tuff und

andern Feuerproducten, welche an den schon seit langer Zeit den Eindrücken des Wetters ausgesetzten Stellen eine unbeschreibliche Fruchtbarkeit besitzen, an andern Stellen aber nackt auf der Oberfläche der Berge erscheinen. Dicht bei der Stadt wird eine vulcanische, harte Masse von solcher Leichtigkeit gefunden daß große Stücke auf dem Wasser schwimmen und ein Neger einen Block von diesem Producte von der Größe von 3 – 4 Cubikfuß mit Leichtigkeit aufrafft und davonträgt, es ist von roth-brauner Farbe und von solcher Härte daß es Glas schneidet. Beim Einlaufen in den Hafen von Monsamoodu gewähren wenige Länder einen reizendern und zugleich imposantern Anblick als Johanna: sobald man von Westen kommend die kleine am nordwestlichen Ende gelegene und von gefährlichen Korallenriffen umgebene kleine Insel Saddle Island (Sattel-Insel) passirt ist, öffnet sich dem Auge das majestätische Panorama der weiten Bay; an den meisten Stellen steigen die dicht bewaldeten Berge steil in die See hinab, an einigen nur bilden sie einen schmalen, mit Hütten und Anpflanzungen bedeckten Strand; zahlreiche Wasserfälle stürzen von den Felsenhöhen senkrecht in das Meer, und durch jede Schlucht und durch jedes Thal schlängelt sich ein rauschender Bach, an dessen Ufern die üppige Tropenvegetation für den Menschen undurchdringliche Dickichte bildet; allenthalben streckt die schlanke Cocos- und Arekapalme ihre Blätterkrone empor und bildet Wälder welche einem grünen, von schlanken, schwankenden Säulen getragenen Dome gleichen, in dessen ewigem Schatten die andern Gewächse, vor den glühenden Strahlen der Sonne geschützt, üppig wuchern. Hier und da erhebt der Riese unter den Riesen, der mächtige Baobab oder Affenbrodbaum, seinen gewaltigen in wenige kurze Aeste sich theilenden Stamm nur mit wenigen Blättern aber desto mehr Früchten bekleidet, welche ihm das Ansehen geben als hätte sich eine Schaar Vögel auf ihm niedergelassen. Ehe man am westlichen Ufer der Bay entlang segelnd die Stadt erreicht, erblickt man einen dichten Cocoswald, welcher sich aus einem Thale bis an den Seestrand erstreckt und von einem kleinen Flusse durchschnitten wird; dieß ist der sogenannte Brownsgarden, wo die meisten Schiffe ankern und sich mit Wasser, welches hier vorzüglich ist, versehen. Der ganze Strand ist ein schöner, fruchtbarer Garten, in welchem sein Besitzer, der gebildete und gastfreundliche Aloe Omar, alle Arten Gemüse und Früchte in Menge anbaut und Schiffe damit versorgt. Der rothe, vulcanische Boden tritt hier auf den dem Strande zunächst liegenden Hügeln an die Oberfläche und bildet mit den höhern, dicht mit dunklem Grund bekleideten Bergketten einen auffallenden Contrast; Stufe über Stufe erhebt sich das Land, bis der steile, unersteigliche, an 5000 Fuß hohe Pic die Aussicht schließt, selbst dieser ist, obgleich gewöhnlich in dichte Wolken gehüllt, bis zu seinem Gipfel mit riesigen Bäumen und Gestrüpp bedeckt. Zwischen Brownsgarden und der Stadt, eine Entfernung von einer kleinen englischen Meile, erstrecken sich Korallenriffe am Ufer entlang und erlauben Schiffen nicht sich demselben zu nähern; bei der Ebbe liegen diese Riffe trocken und ihre Ausdünstungen sind sehr schädlich und fiebererzeugend. Der Strand selbst ist dick mit großen Steinen und Felsblöcken, welche von den Hügeln durch die heftigen Regen heruntergewaschen worden sind, bedeckt, die das Landen der Böte bei einigermaßen bewegter See sehr mühsam machen. An vielen Stellen sind diese Steine von den Eingebornen in niedrige Dämme aufgehäuft um das während der Ebbe zurücktretende Wasser aufzuhalten, welches dann zwischen diesen Dämmen eine Art von kleinem Teiche bildet, dessen Wasser in kurzer Zeit von der Sonne angenehm erwärmt wird, und in welchem die Araber und alle Rechtgläubigen ihre häufigen Gebete und Abwaschungen verrichten; da sich bei jeder Fluth des Meeres das Wasser zwischen den Dämmen erneuert, so bleibt es stets frisch und rein.

Die Stadt Monsamoodu am Ufer eines schönen kühlen, direct vom Pic herabkommenden Flüßchens gelegen, ist von ziemlicher Größe und enthält ungefähr 5—6000 Einwohner; es ist, wie alle arabischen Städte, ohne alle Rücksicht auf Ordnung und Regelmäßigkeit gebaut, und bildet ein Gewirr von Häusern und engen Gassen, in welchem sich Fremde schwer zurechtfinden können; da die Gränzen der Stadt eine hohe starke Mauer sind, über welche hinaus sich dieselbe nicht ausdehnen kann, so sind die Häuser so in einander gebaut und geschoben, und die Straßen so enge daß von Bequemlichkeit und Geräumigkeit keine Rede seyn kann. An wenigen Stellen sind die Straßen breit genug damit sich zwei Personen passiren könnten, und die in der Stadtmauer befindlichen Thore sind Löcher durch welche man sich hindurchzwängen muß, weßhalb die Johanneser genöthigt sind bei der Einführung irgendeines großen Gegenstandes in die Stadt denselben durch einen eigens dazu niedergerissenen Theil der Stadtmauer zu bringen, der im Fall von Belagerung oder in Kriegszeiten schnell wieder zugebaut wird. Die Häuser sind sehr stark und massiv gebaut, und sämmtlich mit flachen Dächern versehen, auf denen die Bewohner die kühle Zeit des Abends zubringen. Die porösen vulcanischen Steine eignen sich wegen ihrer Härte und Leichtigkeit vorzüglich zum Bauen, und der aus Korallen gebrannte Kalk bildet mit ihnen Mauern von unzerstörbarer Härte, welche durch ihre 3—4 Fuß betragende Dicke sowohl Hitze als auch Feuchtigkeit vollkommen ausschließen. Zum Bedecken der Dächer wenden sie den erwähnten leichten, auf dem Wasser schwimmenden Stein an, der fest mit Kalk gestampft eine leichte, aber für Regen undurchdringliche Decke bildet. Im Plafond jedes Zimmers befindet sich ein großes viereckiges Loch, mit einem Dach von Cocosblättern gegen das Eindringen des Regens versehen, welches zur Ventilation des darunter liegenden Zimmers dient, und welches außerdem noch durch den allgemein gebräuchlichen Punkah oder großen Fächer, einer quer durch den obern Theil des Zimmers gespannten beweglichen Matte, kühl gehalten wird. In den Mauern der Zimmer sind nach morgenländischer Art viele Nischen und Vertiefungen angebracht, welche in vielen Häusern die Stelle unserer Commoden und Schränke versehen, in denen allerhand Hausgeräth, wie Gläser, Teller, Flaschen u. dgl. aus der Hand gesetzt werden. Zahlreiche Verzierungen und geschmackvolle Arabesken sind im ganzen Zimmer angebracht, gewöhnlich mit blendenden rothen oder grünen Farben bemalt und von hübsch geschriebenen Koransprüchen durchzogen; jedes hervorragende Balkenende ist künstlich geschnitzt und bemalt, und die Figuren der Verzierungen zeugen von bedeutendem Geschmack. Fenster sind durchgängig nicht angebracht, und wo sie existiren, sind sie durch enges hölzernes oder eisernes Gitterwerk verschlossen, so daß sie nur eine unvollkommene Aussicht gewähren. Die Thüren sind aus hartem Holz verfertigt, mit zahlreichen Schnitzereien geziert, und werden durch massive Riegel, stets auch von Holz, von innen geschlossen, so daß der Eintritt in ein Haus ohne den Willen des Bewohners von außen unmöglich wird, da außer den innen angebrachten Riegel sich kein Schloß an der Thür befindet, weßhalb selbst der Hausherr keines Hausschlüssels nöthig hat, sondern durch Anklopfen Einlaß fordern muß. Die Sitte verbietet es in irgendein Haus ohne vorherige Meldung einzutreten; man klopft an die Thür, indem man ruft „Kuesi," welches so viel sagen will, als „ist es er-

laubt" einzutreten, und die Etikette erfordert es zu warten bis der Ruf „Karibo" (tritt ein) erwiedert wird, woraus der Eintrittfordernde schließen kann daß das Haus in Ordnung und die Frauen entfernt worden sind, welche, wie bekannt, zu sehen Fremden streng verboten ist. Die Gemächer der Frauen sind durch dicke Vorhänge von den übrigen Wohn- und Empfangszimmern geschieden, und niemanden außer dem Hausherrn und den Sklaven ist der Zutritt zu ihnen erlaubt. Wie oft aber habe ich bemerkt daß, sobald der Herr des Hauses den Frauengemächern den Rücken zukehrte, sich die Vorhänge leise und behutsam öffneten und zahlreiche schwarze neugierige Augen den Fremden auf das freundlichste anlächelten; natürlich verschwinden diese bei der geringsten Bewegung des Herrn und Gatten, und keine Bewegung der Vorhänge verräth dem eifersüchtigen Auge desselben die strafbare Neugierde seiner gefangenen Schönen.

Die Zimmer in den ansehnlichern Häusern sind geräumig, kühl und mit guten Möbeln versehen, so daß die Eigenthümer wenig von unsern europäischen Bequemlichkeiten entbehren und sich auf alle mögliche Art und ohne Scheu vor Unkosten sich von weit her mit unsern besten Hausgeräthen zu versehen suchen. Sophas, Stühle, Tische u. dgl. von europäischer Fabrication sind keineswegs selten, sind aber gewöhnlich in den Zimmern mit Möbeln ihrer eigenen rohen Arbeiter vermischt. Auf nichts halten sie mehr als auf ein geräumiges kühles, von feinen Moskitogardinen gegen das Eindringen dieser Ruhestörer wohl geschütztes Bett, welches gewöhnlich mit kühlen, mit Cocosnußfasern gestopften Matratzen gepolstert ist.

Das Haus des Sultans unterscheidet sich in keiner Hinsicht von den andern, wenn es sich nicht durch eine starke, vor seiner Thür aufgestellte Wache von Soldaten bemerkbar machte. Es liegt fast im Mittelpunkt der Stadt, unweit der mit ziemlich hohem Thurm versehenen großen Moschee. Das Innere desselben ist mit Möbeln aller Art, vom gemeinen Holzschemel an bis zum vergoldeten, mit Sammet bedeckten Lehnstuhle angefüllt, die jedoch alle ohne Ordnung, und dick mit Staub bedeckt, allenthalben den freien Durchgang durch die Zimmer versperren. Das Empfangszimmer, in welches man durch die mit zahlreichen Flinten und Patrontaschen behängte Wachtstube gelangt, enthält ein Chaos von Möbeln der verschiedensten Art; an den Wänden hängen große, kostbare, goldberahmte Spiegel, in denen man aber sein Bild nur wie von einer dichten Nebelwolke umhüllt erblickt, in Folge der Quantität des darauf lagernden Staubes; reich mit Silber und Gold verzierte Waffen bedecken in malerischer Unordnung die freien Stellen an den Wänden, farbige Vasen und Glasgefäße füllen die Nischen und Löcher in denselben, alles hat jedoch den unvermeidlichen Ueberzug von angehäuftem Staube, und der Fußboden der Zimmer läßt errathen welche Speisen Se. Hoheit seit den letzten acht Tagen zu sich genommen hat. Es ist dieß der angeborne Fehler der arabischen Stämme, welche, obgleich sehr reinlich an ihrem Körper und ihren Kleidungsstücken, sich wenig um das Aussehen ihrer Wohnungen bekümmern. Unter der Regierung des Vaters des jetzigen Sultans, des im Jahr 1836 verstorbenen Sultans Salem, lebte die königliche Familie in einem noch dürftigeren Hause und mit sehr geringem Aufwand; aber dennoch war der alte Salem ein tüchtiger, weiser Regent, welcher sich durch seine Strenge und Gerechtigkeit eine allgemeine Achtung zu verschaffen wußte; er war es der einen Vertrag mit England schloß, in welchem er sich verpflichtete dem öffentlichen Sklavenhandel Einhalt zu thun, und dafür von Seiten Englands in seinen Besitzungen beschützt und erhalten wird, weßhalb Johanna der Sitz eines Consulats geworden ist, welches seine Interessen überwacht, und Beunruhigungen von Seiten der Malagassen, Franzosen und anderer Nationen, welche seit langer Zeit seine reiche Insel mit neidischen Augen betrachten, verhindern. Schon lange vor seinem Tod ließ er seinen Sohn, den jetzigen Sultan Abdallah, zum König ausrufen, und leitete dessen erste Anfänge in der Kunst des Regierens mit eigener Hand; seit seinem Tod steht der nur 23jährige Abdallah unter der Vormundschaft seines Oheims, Prinz Trabaman, eines tüchtigen, strengen Ministers, der die Angelegenheiten des Landes gegenwärtig in Händen hat und die Erziehung des jungen Sultans fortsetzt. Obgleich Abdallah noch sehr jung ist, so hat er doch schon (nämlich im Jahr 1858) fünf angeheirathete Frauen und Concubinen ad libitum, welche ihn jedoch nicht verhindern sich tüchtig um die ihm anvertraute Regierung zu bekümmern, deren Ruhe oft durch Streitigkeiten mit der ältern königlichen Familie, welche durch den Sultan Salem vom Thron vertrieben wurde, unterbrochen wird. Sultan Salem war eigentlich bloß vornehmer, keineswegs aber königlicher Abkunft; die zerrütteten Zustände der Insel in den dreißiger Jahren, wo sich schon zwei Sultane über die Oberherrschaft der comorischen Inseln stritten, ließen ihn den Plan erfassen sich heimlich einen Anhang zu erwerben, mit welchem es ihm gelang, von seinem eigenen persönlichen Muthe unterstützt, beide Prätendenten zu vertreiben und die Regierung an sich zu reißen. Eines seiner Hauptunternehmen, die Eroberung der Hauptstadt Monsamoodu, zeugt von seiner großen Kenntniß der Leute, mit denen er es zu thun hatte. Um sich nämlich zum Herrn der Stadt zu machen, bedurfte es bloß sich des unmittelbar über derselben gelegenen Forts, welches stark besetzt war, zu bemächtigen; zur Erreichung dieses Zwecks speculirte er klüglich auf die angeborne Vergnügungslust der Johanneser. Einer seiner Anhänger, der ihm treu ergeben war, wurde reichlich mit Geld versehen und zog in die Stadt, öffentlich bekannt machend er wolle sich verheirathen; bald war ein Mädchen gefunden, welches willens war seine Frau zu werden, und er veranstaltete eine großartige Hochzeit, zu welcher er allen freien Zutritt gestattete. Da noch eine Furcht vor Salems Truppen, welche in der Nähe der Stadt lagen, rege war, wußte er diese geschickt zu beschwichtigen, und die Hochzeit gieng vor sich, wozu viele von der Besatzung des Forts nach der Stadt hinabstiegen. Mitten in der Nacht als der Tanz und Lärm in der Stadt am höchsten war, erstieg Salem und seine Getreuen die Rückseite des Forts, überrumpelte die wenigen zurückgebliebenen Wachen, und bei Tagesanbruch hörten die noch vom Tanz halb erschöpften Einwohner von Monsamoodu den gefürchteten Ruf Salems vom Fort herniederschallen sich zu ergeben, oder er werde die Stadt in den Grund schießen lassen; der feindliche Sultan hatte nichts eiligeres zu thun als sich mit seinen Frauen einzuschiffen und die Flucht zu ergreifen, worauf Salem ungestört die Regierung antrat und seitdem mit Kraft und Gewandtheit bis zu seinem Tod führte.

Einige Mitglieder der vertriebenen Familie leben noch auf der Insel, und intriguiren stets um die Wiedererhaltung des Thrones, was oft zu blutigen Zusammentreffen und Gefechten führt, in denen jedoch des Sultans Partei bis jetzt immer Sieger gewesen ist, und welche vielen Unzufriedenen den Kopf gekostet haben. Die letzte Revolution ereignete sich am 1 Januar 1857, an welchem Tag die Rebellen, durch die zufällige Abwesenheit des englischen Consuls ermuthigt, einen neuen Staatsstreich wagten. Ein Mitglied der feindlich gesinnten Familie trat plötzlich an diesem Abend in das Zimmer des Sultans Abdallah und feuerte die beiden mit Kugeln geladenen Rohre eines

Doppelgewehrs, welches er in der Hand hielt, auf ihn ab, glücklicherweise ohne ihn zu verwunden; der Sultan griff aufspringend nach seinem Säbel und die Wache stürzte in das Zimmer, den Meuchelmörder zu verhaften; mit einigen wohlgeführten Schwerthieben streckte dieser zwei der Soldaten todt nieder und entsprang auf die Straße, wo es ihm gelang in der Dunkelheit sein Haus zu erreichen, welches er reichlich mit Schießscharten und Vertheidigungswerken hatte versehen lassen. In diesem Hause hatte sich schon seine Partei mit ihren wohlbewaffneten Sklaven versteckt, und mit Tagesanbruch eröffneten sie aus allen Löchern des weitläufigen, starken Gebäudes ein heftiges Feuer auf die anrückende Partei des Sultans, welcher sich genöthigt sah alle seine Soldaten zusammenzurufen (er hat deren ungefähr 300 regelmäßige Truppen), und eine Belagerung anzufangen, bei der es ziemlich heiß hergieng und es nicht an Todten und Verwundeten fehlte. Zuletzt gelang es den Soldaten zwei zwölfpfündige Kanonen herbeizuschleppen und sie auf das belagerte Haus zu richten; da aber keiner von ihnen weder eine Kanone zu laden noch viel weniger zu richten verstand und sie keine passenden Kugeln hatten, so spielte diese Artillerie eine höchst unparteiische Rolle, bald Freund, bald Feind tödtend, und ward auch bald als unbrauchbar bei Seite geschoben, obwohl einige wohlgezielte Schüsse der ganzen Affaire ein Ende gemacht haben würden. Endlich kam ein kluger Kopf unter des Sultans Partei auf den Gedanken das Haus in die Luft zu sprengen, und in der That gelang es einigen unerschrockenen Sklaven ein Faß voll Pulver in der großen Frontmauer des Hauses anzubringen und so das Leben der Rebellen, welche ihre Familien mit sich im Hause hatten, in die Hand des Sultans Abdallah zu liefern. Die feindliche Partei ergab sich auch bald nachher und wurde zu Gefangenen gemacht. Am nächsten Tag ward sämmtlichen der Proceß gemacht, und sie wurden, wie zu erwarten stand, zum Tode verurtheilt: gegen Sonnenuntergang führte man die rebellischen Sklaven, wie ich selbst Zeuge war, mit auf den Rücken zusammengebundenen Händen nach dem Seestrand, wo sie in einer langen Reihe niederknieen mußten, worauf einem jeden ein langer scharfer Speer durch das Rückgrat gestoßen wurde, was die hier allgemein übliche Strafe für aufrührerische Schwarze ist. Die Anführer, welche von prinzlichem Geblüt, und also unantastbar in ihrer Person waren, wurden auf ein eigenthümliche Weise um das Leben gebracht: man sperrte sie in ein großes leeres Zimmer, in welchem ihnen durch einige herkulische Neger Schlingen über die Köpfe geworfen wurden, und schnürte ihnen die Kehle zu bis sie todt waren, bei welcher Procedur jedoch die Henker selbst bei Todesstrafe ihre Opfer nicht berühren durften. So endete die letzte Empörung; die Namen der Rebellen wurden gebrandmarkt, so daß sie niemand bei Todesstrafe öffentlich aussprechen darf, und seitdem genießt die Insel und der Sultan Abdallah der vollkommensten Ruhe.

Eheliche Moral in den Vereinigten Staaten.

(Aus der Illustration.)

Wie steht es eigentlich in den Vereinigten Staaten mit der Lage welche man den Frauen geschaffen und welche sie sich selbst geschaffen! Hat die unbeschränkte Freiheit deren sie genießen, und welche die wesentliche Grundlage ihrer gegenwärtigen Erziehung ist, die vortrefflichen Früchte getragen die man davon erwartete, oder ist sie überhaupt fähig Früchte zu tragen? Wohl kaum! Wenn auch die den Frauen zugestandene unbeschränkte Freiheit ihnen einerseits unbestreitbar Schutz und Sicherheit gewährt, so mußte sie doch andrerseits im Laufe der Zeit schreckliche Folgen haben; und hat sie wirklich gehabt. Leider aber scheinen diese Lehren denen nicht zu nützen welche tagtäglich Zeugen davon sind. Die Verführungsfälle vervielfältigen sich in Amerika auf eine außerordentliche Weise, und es wird, als ob das Gewerbe eines Don Juan ein ehrbares Handwerk wäre, immer schwieriger Genugthuung für solche Frevel zu erlangen. In einem New-Yorker Blatt waren kürzlich folgende Bemerkungen zu lesen, deren Wahrheit wir bezeugen können, und die wir daher ebenfalls abdrucken wollen. „Man kann sich, sagt das betreffende Blatt, unmöglich verhehlen welch rasche Fortschritte die Entsittlichung in allen Classen der amerikanischen Gesellschaft gemacht hat. Dereinst — und man braucht nicht sehr alt zu seyn um sich dessen zu erinnern — legte man wirklichen Werth und begründeten Stolz auf die wesentlichen Eigenschaften der verheiratheten Frauen. Den englischen Ueberlieferungen gemäß waren die Vergnügungen und die Freiheit das ausschließliche Leibgeding der jungen Mädchen, die im allgemeinen keinen Mißbrauch davon machten — in der guten Gesellschaft nämlich. Alle waren zu dem doppelten Zweck erzogen die Annehmlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens vor der Verheirathung zu genießen, und dann ihr Leben den Pflichten und Genüssen der Familie zu widmen .... Man beklagte sich damals nicht ohne einigen Grund darüber; allein heutzutage hat man keinen Grund mehr sich darüber zu beklagen. Wir verfallen in die entgegengesetzte Uebertreibung, und von nun an scheinen die jungen New-Yorker Frauen von dem Leben fast nur noch seine Freuden und seine Eitelkeiten zu begreifen, nach wie vor der Heirath. Es ist unter der amerikanischen Gesellschaft so ziemlich Mode geworden die strenge Zurückhaltung in welcher die jungen Mädchen in Europa erzogen und gehalten werden ins Lächerliche zu ziehen. Allein beim Lichte betrachtet, scheint es mir mehr als zweifelhaft daß das in New-York befolgte System in etwas vorzuziehen sey oder irgend ein besseres Resultat hervorbringe. Ein unbetheiligter Zuschauer, aus welchem Land er auch komme um unsern Festen beizuwohnen, wird unfehlbar überrascht, wo nicht abgestoßen werden von der äußersten Ungebundenheit welche die Haltung der jungen Mädchen den Männern gegenüber kennzeichnet, und von der zweideutigen Vertraulichkeit mit der man sie — was vielen ganz natürlich dünkt — behandelt. Es liegt hierin etwas schlimmeres als ein bloßer Mangel an äußerer Achtung, es liegt ein Mangel an Zartgefühl, um nicht zu sagen ein Mangel an Schamhaftigkeit darin. Braucht man z. B. sehr streng zu seyn um das Untereinander in welchem Tänzer und Tänzerinnen, ohne Zweifel unter dem Vorwand des Ausruhens, sich so gern auf den Stufen der Treppen ausstrecken, als dem guten Geschmack einer gesitteten Gesellschaft unangemessen zu finden? Ich habe zuweilen auf jeder Treppe ein Paar sitzen gesehen und damit einen Anblick von

Köpfen, Armen, Beinen und Knieen gehabt der unendlich mehr malerisch als geziemend war. Glauben Sie aber nicht daß diese jungen Herren und Fräulein, wenn eine Dame ins obere Stockwerk hinauf muß um sich zum Nachhausegehen vorzubereiten, zur Erleichterung der Circulation daran denken aufzustehen; sie halten es im Gegensatz für besser sich ein wenig zurückzuziehen und eine mehr liegende Stellung einzunehmen, so zwar daß diejenigen welche fortgehen — seyen es Männer oder Frauen, besonders aber letztere — den Weg über sie, statt an ihnen vorbei, nehmen müssen."

Die ganze Gesellschaft der amerikanischen jungen Mädchen und jungen Frauen ist in dieser gelungenen Skizze naturgetreu dargestellt. Ich überlasse den Verächtern einiger unserer lächerlichen Europäer, die ich nicht entschuldigen will, die Sorge diese zu beurtheilen.

In der amerikanischen Gesellschaft spielt die Ehescheidung eine so große Rolle, daß man in Versuchung geräth sich manchmal zu fragen: wozu dient die Ehe in den Vereinigten Staaten? Während meines neulichen Aufenthalts in Amerika ist in Rutland, im Staat Vermont, eine Versammlung von Reformern abgehalten worden, bei welcher alle Ideen, alle Strebungen, alle Extravaganzen aufs Tapet gebracht wurden. Die Versammlung zählte ungefähr tausend Repräsentanten: Abolitionisten, Spiritualisten, Free-Lovers, freie Frauen u. s. f. In dieser Versammlung sind eine Menge die Abschaffung der Sklaverei, die Verherrlichung des Spiritualismus, die Verpönung der Ehe, der Bibel, der Mutterschaft, mit einem Wort die Revision aller constitutionellen und gesellschaftlichen Gesetze der Welt bezweckende Beschlüsse in Vorschlag gebracht worden. Ich will mich indeß vorerst nur mit dem beschäftigen was in Betreff der Lage der Frau gesagt wurde.

Eine der feurigsten Rednerinnen der Versammlung suchte in einer langen Abhandlung zu beweisen daß „der Grund der gesellschaftlichen Wunden in der Ehe liege, und daß die freie Scheidung allein sie heilen könne." Was versteht man, werden Sie mich fragen, unter „freier Scheidung" in einem Lande wo die Scheidung so leicht zu erlangen ist, wenn nicht etwa das daß für die Scheidung nicht einmal mehr die willfährige Dazwischenkunft des Gesetzes erforderlich seyn solle? Diesen Gedanken drückt die folgende von einer New-Yorker Dame, Frau Julia Branch, muthvoll vorgeschlagene Resolution aufs allergenaueste aus — eine Resolution welche, sagt das vor mir liegende Protokoll über die Sitzung, „mit Begeisterung" unterstützt und votirt wurde. Die Resolution lautet: „In Betracht daß die Sklaverei die Entwürdigung der Frau und das Institut der Ehe die Ursache davon ist; daß der Ehevertrag die Frau der Verwaltung ihres Eigenthums, ihrer Person, ihrer Arbeit, der Controle ihrer Neigungen, ihrer Kinder, ihrer Freiheit, ja selbst ihres Namens verlustig gemacht hat: so wird beschlossen daß die Frau die Freiheit zurückfordern, das Recht Unterpfänder gleich den den Männern bewilligten Rechten erhalten, und das Recht haben soll Kinder zu haben wenn ihr dieß beliebt, und mit wem es ihr beliebt xc."

Doch genug dieser absurden und monströsen Citationen.

Gewiß darf man diese Schändlichkeiten nicht der ganzen amerikanischen Gesellschaft zur Last legen, allein es ist nicht zu zweifeln daß das allgemeine Erziehungssystem der Frauen und die allzugroße Freiheit der Sitten diese Extravaganzen wie giftige Parasiten auf dem Gesellschaftsbaum aufschießen läßt. Die Ehescheidung — weil ich eben davon sprach, komme ich darauf zurück — ist, von dem Gesichtspunkt des Mißbrauchs aus betrachtet den man davon macht, eine der ernstesten Excentricitäten auf die man in Amerika stößt. Die folgenden Bemerkungen über diesen Gegenstand entnahm ich einem Journal von San Francisco (Californien) zu Ende des Jahrs 1858: „Die Statistik der Ehescheidungen in Californien ist ein ziemlich sicherer Gradmesser der Sittlichkeit des Landes. Leider muß ich gestehen daß dieß nicht seine glänzende Seite ist. Fassen wir einmal ruhig die Ziffern ins Auge. Die Zahl der in San Francisco allein anhängig gemachten Ehescheidungsfälle während des verflossenen Jahrs betrug 90; 34 Fälle sind abgeurtheilt worden. Von diesen wurden 31 Fälle bejahend, drei verneinend entschieden — ein Beweis mit welcher Nachsicht die Gerichte die Klagen der Parteien annehmen. Die Frauen scheinen die Ehescheidung unbedenklicher in Anspruch zu nehmen als die Männer. Von den 90 Ehescheidungsprocessen sind 67 von den Frauen und nur 23 von den Männern gerichtlich anhängig gemacht. Soll man daraus schließen daß die Frauen weniger leicht als die Männer die Widerwärtigkeiten einer in der Auflösung begriffenen Haushaltung ertragen?"

Diesen Scheidungsgesuchen, die sich auf eine so erschreckende Art nicht allein in Californien, sondern in der ganzen Ausdehnung der Union vervielfältigen, die so unmittelbar die öffentliche Sittlichkeit, die Instincte der Familie und das Gefühl für die Freuden des häuslichen Lebens antasten, liegen meist Ursachen zu Grunde von deren Frivolität man nur mit Schaudern spricht. Dasselbe Journal, das ich so eben angeführt, machte einige Tage später folgende Bemerkung, die, nach den von ihm erzählten Thatsachen und nach der Menge der Scheidungsfälle die es nachgewiesen, billigerweise überraschen durfte: „Wir haben bis jetzt geglaubt, sagt es, das Paradies der Ehescheidung sey in Californien. Wir sind im Irrthum: wir besitzen hier nur eine einfache Succursale. Der Hauptsitz des Instituts befindet sich zur einen Hälfte in Indiana, zur andern in Illinois. Diese beiden Staaten zählen im gegenwärtigen Augenblick nicht weniger als 2000 Fremde welche Bittgesuche um zeitweilige Aufnahme als Bürger eingereicht haben, um sodann ein Ehescheidungsurtel, jeder und jede gegen einen überlästigen Ehegatten, zu erwirken. Moral der Sache: keine!"

Sonach gibt es also in der nordamerikanischen Union einerseits Staaten in welchen Ehescheidungsmaschinen fungiren, andrerseits solche in welchen Heirathsmaschinen in Thätigkeit sind, d. h. es gibt dort Gretna-Greens und Anti-Gretna-Greens, wo die durch die Gesetzgeber votirten, durch die Praxis der Advocaten und der Richter codificirten und sanctionirten Gesetze jenen unmoralischen Krieg mit einander führen: Ehen allzu leicht schließen und dann noch leichter lösen zu lassen. Die Legislatur von Indiana mußte indeß dieser Vervielfältigung der Ehescheidungen einen Zügel anlegen, indem sie das, damals allzu bequeme, Gesetz abänderte; indem sie z. B. festsetzte daß man mindestens ein Jahr lang im Staat gewohnt haben müsse ehe man ein Ehescheidungsgesuch einreichen dürfe; indem sie die Anheftung des Gesuchs während dreißig Tagen, statt nur vierzehn Tage lang, von der Einreichung an gerechnet, forderte; indem sie endlich, unter andern beschränkenden Bedingungen, bestimmte daß, im Fall einer wegen schlechter Aufführung der Frau ausgesprochenen Ehescheidung, der Mann in den Besitz des Vermögens dieser letztern treten werde, gerade als ob die Frau mit Tod abgegangen wäre. Ich will indeß bemerken daß das Ehescheidungsgesetz in den meisten andern Staaten der Union skrupulöser ist, und solchen Zerreißungen der ehelichen Bande wahrhaft ernste Bedingungen entgegengesetzt.

Eben so seltsam wie die Manie der Ehescheidung in Amerika, ist die Heirathswuth. Die Leichtigkeit mit welcher das Gesetz monströsen Verbindungen seine Weihe ertheilt, ist wahrhaft außerordentlich. In Amerika ist die Heirath der Zweck nach welchem die jungen Mädchen, sobald sie darauf Anspruch machen können, unablässig streben, und zwar meist ohne dabei ihren Geschmack, ihre Neigung, die gesellschaftlichen Zukömmlichkeiten, ja selbst auch nur die Altersverhältnisse zu Rathe zu ziehen. Sie wollen sich verheirathen; sie müssen sich also um jeden Preis verheirathen, selbst um den Preis ihres Glücks, ihrer Ruhe, ihrer Gegenwart und ihrer Zukunft, vorbehaltlich später zur Scheidung, zur Trennung, zum Ehebruch ihre Zuflucht zu nehmen, um sich für ihre getäuschten Erwartungen zu entschädigen. Ich tadle die Heirathslust der Amerikanerinnen nicht. Sie ist eine Aufgabe welche die Frau zu erfüllen sich berufen fühlt, und welche eine ihrer natürlichen Pflichten bildet; was in Amerika aber auffällt, und was ich hier besonders hervorhebe, das ist der ganz außerhalb ihres Berufs und eines erhabenen Gefühls liegende Eifer den sie dabei entfalten. Ich kann hundert Beispiele von Verheirathungen anführen welche ernsten Stoff zum Nachdenken geben. So z. B. heirathete eine Dame ihren Schwiegersohn, den Gatten ihrer eigenen Tochter, Großmutter der Kinder dessen mit welchem sie ihrerseits Mutter wird. Eine andere Schwiegermutter heirathete ebenfalls ihren von ihrer Tochter geschiedenen Schwiegersohn. Ein anderer oft vorkommender Fall ist dieser daß eine Frau die Scheidung erlangt; ihr erster Gatte verheirathet sich wieder und erlangt seinerseits die Scheidung. Seine erste Frau heirathet ihn aufs neue, und nach einer zweimonatlichen traurigen Vereinigung sucht sie zum zweitenmal um Scheidung von ihm nach. Ein Mann ist eines Mordes halber zum Tod verurtheilt. Am Vorabend seiner Hinrichtung macht ihm ein junges Mädchen einen Heirathsantrag und, was mehr ist, heirathet ihn wirklich. Welcher Beweggrund reizte sie zu dieser Thorheit? War es der einzige Ehrgeiz das Recht zu haben Wittwe zu seyn, oder etwa die Gewißheit daß sie aus erster Hand in den Besitz des ächten Henkerstricks gelangen werde? Ein Tagblatt von Pennsylvanien erzählte erst kürzlich eine Thatsache welche jedem unglaublich scheinen dürfte der die Excentricitäten, deren die Amerikaner fähig sind wenn sie sich in den Kopf setzen excentrisch zu seyn, nicht kennt. Ein gewisser William Simcock, aus der Grafschaft Washington, in Pennsylvanien, verheirathete sich sogar schon wieder am Abend des Tages an welchem er seine Frau verloren hatte, und Tags darauf geleitete er, in Gesellschaft seiner zweiten Frau, die Ueberreste der ersten auf den Kirchhof. Man sagt nicht daß er geweint habe.

Folgendes ist eine kleine statistische Zusammenstellung die ich vor einigen Monaten in einer Zeitung der Vereinigten Staaten fand. „Die weißen Frauen des Nordens, sagt dieses Blatt, scheinen eine entschiedene Vorliebe für das Negerblut, welche das häßliche Geschlecht durchaus nicht theilt, an den Tag zu legen. Im Jahr 1856 heiratheten neun Frauen in Boston Neger oder farbige Männer. Wir würden von dieser Thatsache nicht sprechen, wenn nicht, durch ein eigenthümliches Zusammentreffen, im Laufe des Jahres 1857 neun andere Bostonerinnen zu ähnlichen Ehen geschritten wären. Während dieser zwei Jahre aber ist in dem amerikanischen Athen nicht ein Beispiel vorgekommen daß ein Weißer eine farbige Frau geheirathet hätte."

Dieses Beispiel trug, wie es scheint, seine Früchte; denn im verflossenen Jahre, 1858, sind im Staat Massachussetts zweiundsiebenzig gesetzmäßige Heirathen zwischen weißen Frauen und Negern oder farbigen Männern geschlossen worden. Ich würde weniger Gewicht auf diese Verbindungen legen, wenn man nicht wüßte welche außergesetzliche Stellung die farbigen Personen, mag ihre Haut so weiß seyn als sie will, in Amerika einnehmen. Allein das Vorurtheil des gemischten Bluts ist unausrottbar. Auch ist die Frau welche einen farbigen Mann oder einen Neger — was in diesem Fall ganz gleich ist — in den Vereinigten Staaten heirathet, entweder von dem besprochenen absoluten Bedürfniß zum Heirathen beherrscht, oder aber, was wahrscheinlicher ist, sie vollführt angesichts einer Propaganda gegen das Vorurtheil einen Act heroischen Muthes.

Wanderungen an der Westküste von Afrika.

(Von A. B.)

3. Bonny.

Das Kameroon-Gebirge (5° nördl. Br.) bildet die Gränze zwischen Nord- und Südguinea, und die Flüsse seiner Basis (der Kalabar und der Kameroon) fließen in die Bucht von Biafra aus, die sich vom Cap Formosa (4° 5′ nördl. B.) bis zum Cap St. Johann (1° 15 nördl. B.) erstreckt. Die Küste nördlich vom Cap Formoso bis zum Cap St. Paul umzieht die Bay von Benin, während die ganze Strömung Afrika's, die mit dem Cap Palmas beginnt, unter dem Namen des Golfs von Guinea zusammengefaßt wird. Indem das Cap Formoso die Bucht von Biafra wieder von der von Benin scheidet, so werden dadurch die Mündungen des Nigers zwischen beiden vertheilt. Der westlichste Arm des Niger bildet den Beninfluß oder den Rio Formoso, wenn man von seinem Zusammenhang mit der Lagune von Lagos und weiter bis zum Cap St. Paul absieht, während es schwer ist von dem intriganten Flußnetze, das sich südöstlich von dort bis zum Kameroon-Gebirge ausbreitet, das Stromgebiet des Niger mit Sicherheit zu bestimmen, da überall eine binnenländische Communication auf künstlichen oder natürlichen Canälen stattzuhaben scheint. Gewöhnlich hört man auf mit dem Bonny zu zählen, doch soll das Land zwischen diesem und dem Antoniusfluß nur eine Insel seyn, und früher wurde auch ein Zusammenhang mit dem Kalabar vermuthet, mittelst des Kroßflusses. Als die Hauptmündung des Niger oder Quorra wird der Runfluß genommen, auf dem Lander 1830 zuerst zur See hinabfuhr, obwohl derselbe, wie beim Rhein, an Wassermasse gegen seine Nebenarme zurücksteht. Zwischen dem Benin und dem Run sind die Flüsse Esclavos, Forcados, Ramoso, Dodo, Penington, Middleton mit zwei Ausläufern, und Sengana bekannt, zwischen dem Run und Bonny die Flüsse Braß oder Bento, St. Nikolaus, St. Barbara, St. Bartholomäus, Sombrero und Neu-Kalabar, der früher mit dem Bonny einerlei Mündung hatte, während sich seit einigen Jahren eine Insel (Breaker-Island) zwischen beiden zu bilden angefangen hat, die mit solcher Schnelligkeit durch das an ihren verschlungenen Mangrovewurzeln angesammelte Erdreich wächst, daß der Capitän un-

feres Dampfbootes behauptete auf seinen alle zwei Monate wiederholten Besuchen deutlich das Zunehmen beobachten zu können. Vor allen Ausflüssen des Niger ziehen sich gefährliche Sandbänke oder Barren hin, die durch den Niederschlag des in dem Flußwasser sich ansammelnden Sandes gebildet werden, indem dort die Fluthwelle des Meeres dem Stromgefälle entgegenschlägt. Innerhalb des durch den umziehenden Kranz der Sandbänke gebildeten Sees ruhigen Wassers ist nun Gelegenheit gegeben zur Entstehung der unzähligen Lagunen und Delta-Inseln aus denen dort die Küste Afrika's besteht, und mit denen dieser Continent gleichsam in das atlantische Meer hinauswächst. Alle Flüsse Afrika's brechen auf mehr oder weniger geringer Entfernung vom Meer durch ein felsiges Thor hindurch, an dem sich die Schifffahrt erschwerende Wasserschnellen bilden (wie bei Buna und Bussa, Layaba im Niger, bei Yellala im Kongo, bei Barraconda im Gambia, bei Felu und Govinea am Senegal, im Kalabar, Kongo, Kameroon, Gaboon u. s. w.), und man hat sich wohl diesen Wall von Felswänden, um den sich meistens weiter aufwärts ein zweiter oder dritter concentrisch herumzieht, als die ursprüngliche Gränze des Welttheils dargestellt, zwischen der und dem die Küste umbrandenden Kreis von Sandbänken das Land durch die Action der Flüsse allmählich angeschwemmt wäre. In dem Delta der Mündungen läßt sich ein solcher Vorgang allerdings nachweisen. Die Häfen Bonny, Neu-Kalabar, Gatto u. s. w. sind nur auf lehmigen Bänken erbaut, die jede Mondsfluth unter Wasser setzt. Auch weiter aufwärts gelegene Städte, wie die Hauptstadt des Braßgebietes, stehen nur auf einem aus Muscheln und Mangrovewurzeln zusammengeklebten Boden, und Aboh, oberhalb der Theilungsstelle gelegen, wird von den Nigerexpeditionen als ein schmutziges und schlüpfriges Neger-Venedig beschrieben, indem die Häuser mehr in als über das Wasser gebaut sind. Die ersten Ansiedlungen in diesen schlammigen Lagunen hatten wahrscheinlich die Bereitung von Salz zum Zweck, welches das Hauptaustauschmittel mit dem Innern bildet, obwohl seine reichliche Einfuhr von Europa jetzt die Fabrication aus dem Meerwasser meistens überflüssig gemacht hat. Lange wurde in den verschlungenen Windungen des Nigerdelta ein kolossaler Handel mit Sklaven getrieben (man rechnete 20,000 auf die jährliche Ausfuhr von Bonny allein), während jetzt der mit Palmöl an die Stelle getreten ist, als dessen bedeutendster Markt in Afrika der Bonny betrachtet werden darf. Obwohl gleichfalls nicht ohne Gefahr macht das breitere Aestuarium des Bonnyflusses doch größeren Schiffen den Zugang möglich, als nach den andern Mündungen des Niger gelangen könnten. Das Wasser nimmt allerdings auf beiden Seiten der Barre rasch an Tiefe ab, aber in ihrem besten Fahrwasser mögen noch Schiffe von 18 Fuß passiren. Segelschiffe pflegen gewöhnlich außerhalb derselben zu ankern und einen Lootsen von Finnema (der Station derselben für Bonny) zu erwarten, um dann mit dem Nachmittags eintretenden Seewinde die Ueberfahrt zu versuchen. Wir waren auf unserem Dampfschiff unabhängig, nahmen aber gerne den schwarzen Lootsen an Bord, der auf seinem Canoe sich zu uns hatte hinausrudern lassen. Er begann sein wichtiges Geschäft, um nach altem Brauch das Meer sich günstig zu stimmen, indem er mit einem Glas Rum an den Bugspriet hinaustrat, denselben besprengte, auf beiden Seiten einige Tropfen ins Wasser fallen ließ und mit dem besten Rest sich selbst bedachte. Eine ähnliche Operation wiederholte sich, nachdem wir Anker geworfen hatten, indem er Brod und Fleisch in kleine Stücke schnitt, auf dem Bugspriet, dem Schiff und dem Fluß umherstreute, das übrige unter den Anwesenden umherreichend, damit jeder davon gekostet hätte. Die Fahrt von der Barre bis zum Ankerplatz der Schiffe, in Front von Bonnystadt, ist nur eine kurze, da diese kaum sechs Meilen von der Mündung des Flusses entfernt und überall durch aufgesteckte Stangen und Landmarken bezeichnet ist. Die Brandung auf der Barre wird bei stürmischem Wetter auf weite Entfernungen gehört, und durch den aufgewühlten Sand ist ihr Wasser stets trüb und schlammig, während es inner- und außerhalb klar aussieht. Der Anblick des Landes zeigt nur die aus dem Wasser hervorragenden Spitzen der Bäume, und selbst nach der Ankunft in Bonny sieht man keinen andern festen Boden als eine das Ufer bildende Sandbank, weiß und kahl, während dahinter Häuser und Pflanzungen in einem schmutzigen Moraste versunken scheinen — eine Illusion die durch das Landen auch nicht zerstört wird. Die Kruneger des Schiffs hatten uns an der Sanddüne des Strandes ausgesetzt, von wo wir die Häuser des nahegelegenen Ortes zu erreichen hoffen, aber schon nach wenigen Schritten sahen wir den Fortgang durch weite Wasserlachen gehemmt, deren Ausdünstungen vor der Betretung ihres schlüpfrigen Bodens warnten. Glücklicherweise boten einige herankommende Neger ihre breiten Rücken, und auf denselben oder vielmehr auf den Schultern nach afrikanischer Sitte sitzend, hielten wir unsern Einzug in Bonny oder Okellama.

Die Straßen bilden ein eigenthümliches Gewimmel von Häusern, an denen sich schwer die Vorder- oder Hinterseite unterscheiden läßt, da sie in allen ihren Ecken vorragen. Bald sind die Gassenlinien so eng, daß kaum zwei Personen neben einander Raum haben, bald erweitern sie sich in kleine Plätze oder Höfe, bald findet man sich zwischen Umzäunungen gartenartiger Anpflanzungen, aus denen Cocospalmen über Bananenbüschen hervorragen oder kleine Beete für Kürbisse und Hülsenfrüchte ausgelegt sind. Größere Bäume, die sich hier und da ausbreiten, sieht man meistens in den Höhlungen des Stammes mit Leinwandstücken behängt, die mit dem Blut von Ziegen und Hühnern besprengt sind oder Flecken des Menstrualblutes tragen, um bei magischen Ceremonien zu dienen, welche die weibliche Fruchtbarkeit versichern sollen.

Der dumpfe Lärm einer Trommel rief uns nach einem offenen Platze, wo eine große Anzahl Neger beim Palmweintrinken zusammensaßen, während vor ihnen ein Feitiçero, zum Schall verschiedener Instrumente, in zuckenden Bewegungen umhertanzte, um den Gottesdienst einzuleiten, der bald darauf in dem daneben stehenden Suju-Hause abgehalten werden sollte. Dieses war ein neues Gebäude, da das alte vor einigen Wochen durch ein Unwetter niedergeworfen war, und bildete ein längliches Rechteck aus neben einander gesteckten Pfählen, über welche Matten fortgezogen waren. Im Innern war ein kleiner Raum eingeschachtelt, in dem unter zwei Pfeilern auf einer Erhöhung eine Art von Altar stand, während eine niedrige Thür zu einem engen Gange führte, der um zwei Drittheile des Gebäudes umherlief, in ähnlicher Weise wie man solche meistens bei den ägyptischen Tempeln findet. Mitunter sieht man an den Fetischhäusern der Westküste auch die eigenthümliche Bauart mit geneigten oder Parapet-Mauern, wie sie allen Epochen der mexicanischen und peruanischen Architektur gemeinsam ist und sich dort aus dem massiven Material es zweckdienend erklärt, während ihre Bedeutung bei dem leichten Fachwerke der Neger nicht wohl einzusehen ist. Der Boden des Fetischhauses war mit menschlichen Schädeln, dicht neben einander liegend, gepflastert, so daß sich viele Hunderte derselben darin finden mußten. Auf die erhobene Platform sollte das Bild des Iguana oder Giddi gestellt werden, des Hauptfetisches im Bonny.

Der ursprüngliche Fetisch soll der Okullema, eine Art Strandpfeifer gewesen seyn, der die ersten Fischer zu ihrer Ansiedlung in Bonny geführt und deßhalb von ihnen zum Gott erhoben worden sey. Später sollen die Spanier (oder Portugiesen) das Volk auf die Nützlichkeit der Iguana (eine schwarze, dem Menschen unschädliche Eidechse) aufmerksam gemacht haben und dieses dadurch bewogen worden seyn seinen Gott zu verändern. Gegenwärtig steht dieselbe in höchster Verehrung, und ihre Beleidigung durch einen Neger würde mit dem augenblicklichen Tode desselben, durch einen Weißen mit dem Interdicte des Handels bestraft werden. Sie schleicht überall in den Straßen umher und scheint von dem Gefühle ihrer Heiligkeit selbst durchdrungen zu seyn, da sie sich kaum die Mühe nimmt auszuweichen. Der Thierdienst hat sich an der Westküste die mannichfaltigsten Objecte der Anbetung gewählt, und man kämpft im Niger-Delta ebenso um den Vorzug der nationalen Götter, wie einst in den Städten des Nils. Geräth eine Iguana zufällig in den Fluß oder in einen der mit Haien gefüllten Canäle, so sieht man sogleich eine Menge Canoe abstoßen um sie ehrfurchtsvoll aufzufischen und ans Land zurückzubringen, da es das traurigste Omen für den Staat seyn würde, sollte sie von dem Hai, dem Fetische der Neu-Kalabaresen, ihren erbittertsten Feinden, beleidigt oder gefressen werden. Seit kurzem soll am Neu-Kalabar indeß eine religiöse Revolution stattgefunden haben, indem die Haie, auf deren Erschlagung Todesstrafe stand, sich in solcher Weise zu vermehren anfiengen daß täglich Frauen und Kinder beim Wasserholen gefressen wurden. Der Groß-Juju, der in dem theokratischen Regimente des Neu-Kalabar noch über dem Könige steht, hatte deßhalb eine Enthüllung daß fortan die Haie zerstört werden müßten. Man setzte eine Belohnung auf ihren Fang und trägt jetzt Halsbinden ihrer Knochen als Fetische. Dagegen ist das Verbot eingeführt sich irgend welcher Figuren oder Bilder zur Kleidung oder zum Gebrauche zu bedienen, so daß europäische Manufactur- nnd Porcellan-Waaren, die für den Neu-Kalabar bestimmt sind, ganz schlicht und einfach seyn müssen.

In Killibium, einem Bonny gegenüber gelegenen Dorfe, wird eine langgeschwänzte Affenart (in Afrika die Taube) als Fetisch verehrt; der Schlangen-Cultus findet sich besonders im Braßlande und an der Westküste, der des Krokodiles fast überall nebenherlaufend. In Senegambien sah ich Teiche, in denen dieses Thier gefüttert wurde wie einst im See Möris, und in Kongo sollen die Feitiçeros dasselbe früher zum Reiten gezähmt und zu ähnlichen Kunststücken abgerichtet haben, für welche nach Strabo die Tentyriten bekannt waren. Nach Diodor sollte der Thierdienst seine Entstehung in dem Gebrauche genommen haben, die Stämme und Geschlechter durch Wappen zu unterscheiden, an der Westküste dagegen werden zu dieser Unterscheidung die Nationalhymnen gebraucht. Ein jeder Häuptling hat seine besondere Horn-Melodie nach der er benannt ist, und wer in den Rang der Adeligen tritt, muß als erstes Geschäft seine Leute anhalten das für sich gewählte Stück zu üben und einzuspielen. Wie sonst der Schlachtruf oder War-hoop, dient diese Musik zur Herausforderung seiner Feinde oder zur Ermunterung seines eigenen Clans und ist überall wohl bekannt. Solche Klänge nachahmend nennen die Neger am Bonny ihre Feinde von Neu-Kalabar: Okullolololobisch, und gebrauchen unter sich keine andere Bezeichnung derselben. Was Diodor weiter von den Aegyptern sagt, daß einige manches Eßbare nicht genössen, einige nichts von Linsen, andere nichts von Bohnen, andere nichts von Käse, Zwiebeln oder andere Speise, eine Bemerkung die wohl Anlaß zu der Vorstellung von den im Garten wachsenden Göttern gegeben hat, findet seine natürliche Parallele in den Speiseverboten, die überall unter den Negern beobachtet werden.

Ueber die Stellung der Priester zum König, die z. B. in Loango seine Lebensweise eben so genau regeln wie einst in Memphis über die an die Mithras-Mysterien erinnernden Einweihungen in die Orden der Semos und Purros; über die ärztliche Behandlung der Krankheiten ließe sich ein langes und breites schreiben, doch sind die meisten dieser Vorstellungen zu wenig specifisch um sie historisch ableiten zu dürfen, da sie vielmehr mit psychologischer Nothwendigkeit bei den verschiedensten Völkern des Erdkreises in der einen oder andern Art wiederkehren. Interessant wäre es immerhin zu wissen wie weit sich der Einfluß des mächtigen Pharaonenreiches, die Handelsverbindungen des ammonischen Heiligthums und die Kriegszüge der Hemyar-Dynastie in Mariaba durch Afrika erstreckt haben mögen, denn eine Geschichte dieses Welttheiles existirt einmal nicht, und auch die aus den mohammedanischen Archiven zu erwartenden Aufschlüsse werden kaum über die Periode des Islam hinausführen. Für die Westküste sind weder aus Nechos' Periplus, noch aus dem des Eudoxus, weder aus des Sataspes Kreuzfahrt, noch aus Hanno's Colonisationsversuchen, weder aus Plinius noch aus Ptolemäus Data zu entnehmen, die sich mit Sicherheit verwerthen ließen. Die arabischen Reisenden des Mittelalters sprechen von den westlichen Häfen südlich von Ulil nur nach Hörensagen, das Land, wohin die Al-Magrurim verschlagen wurden, die normännischen Schiffersagen, die Entdeckungsfahrten der Genueser, der fabelhafte Goldfluß der canarischen Eroberer, die angeblichen Expeditionen der Diepper-Kaufleute lassen sich bis jetzt noch nicht aus ihrer mythischen Umhüllung herausschälen. Für uns beginnt die Geschichte der Westküste mit dem Jahre 1434, wo es Gilianez gelang nach vielen vergeblichen Versuchen der Portugiesen das Cap Bojador zu umsegeln. Bald erquickten das durch die Einförmigkeit des Wüstensandes so lange ermüdete Auge die schwellenden Conturen des grünen Vorgebirges (1445), bald schloß die üppige Tropenwelt des senegambischen Delta den Entdeckern sich auf, und damit war das erste Glied der Kette eingehängt, die ihre Schiffe von einem fremden Volke zum andern weit und weiter in unbekannte Zonen führte, gesteuert von dem Forschungsgeiste der neuen Zeit, der erst Athem schöpfte als er, nach Umseglung des Caps der Hoffnung, neue Welten suchend, sich in der alten wiederfand. Ueber die Völker welche die ersten Entdecker in den Negerländern antrafen, erfahren wir auch jetzt nur wenig. Ausführlichere Berichte existiren erst aus dem nächsten Jahrhundert, aber dennoch läßt sich durch Rückschlüsse unwiderleglich constatiren daß mit dem Erscheinen der Portugiesen eine allgemeine Umwälzung in allen Staaten der Westküste gleichzeitig statthatte, daß die ganze Küste, wie die Berichterstatter sagen, in einem allgemeinen Kriegsbrand loderte. Diese Gleichzeitigkeit darf nicht als zufällig betrachtet werden, da ihr ursächlicher Zusammenhang leicht zu verstehen ist. Umgeben auf der einen Seite von der Wüste, auf der andern von dem wildbrandenden Ocean, der selbst den Fischfang gefährlich oder unmöglich macht, lag Afrika in einem traumähnlichen Daseyn begraben. Ohne äußere Anregung bewegt der Sohn der Tropen weder Hand noch Fuß; der Neger lebte und starb in seiner versteckten Hütte, begränzt von dem engen Bezirk seines heimathlichen Dorfes, der Meeresbewohner lag stumpfsinnig am Strande und brütete apathisch die Stunden des Tages dahin. Es war das goldene Zeitalter, wie es der Neger charakteristisch nennt,

das goldene Zeitalter des großen Herrschers von Benin, dessen Reich sich vom Cap Palmas bis nach Benguela erstreckt haben soll. Die Portugiesen verwandelten es in ein Zeitalter des Eisens. Die Civilisation warf den verhängnißvollen Apfel der Zwietracht zwischen die „unschuldigen Naturkinder," sie füllte ihre Heimath mit Brand und Mord, sie taufte sie wieder und wieder in Strömen heißen Menschenblutes, aber noch immer läßt der Tag der Wiedergeburt vergebens auf sich hoffen. Von den Joloffs im Norden, deren Kaiser bald Name wie Schatten seiner Größe verlor, bis zum König von Kongo jenseits der Linie, dessen Reich nach seiner Bekanntschaft mit den Europäern rasch zusammenfiel, läßt sich überall an der Westküste dieselbe Ursache erkennen. Die neuen Handelsartikel, die von den fremden Schiffen entladen wurden, die dauerhafteren Zeuge, die glänzenden Glaswaaren, der verführerische Branntwein, das nützliche und gefährliche Pulver regten mit der Kenntniß unbekannter Bedürfnisse den Wunsch nach ihrer Befriedigung in dem bisher gedankenleeren Hirn der Neger an. Die Küstenanwohner verführten die Waaren ins Innere, und gaben damit selbst den Anstoß zu der Lawine, die sie bald nachher verschlang. Die kriegerischen Stämme der Gebirge drängten nach dem Meere vor, um Theil zu haben an den dort entfalteten Schätzen. Zurückgeworfen, warteten sie nur die Zeit ab wo sie durch Bündnisse hinlänglich gekräftigt waren um die verweichlichten Kaufleute der Häfen zu überwältigen und sich selbst dort festzusetzen. Ueberall längs der Küste ist die Race, mit der die Weißen jetzt verkehren, eine aus dem Innern eingewanderte, in Folge von Revolutionen, deren bewegendes Moment nicht in centraler Abstoßung, sondern in peripherischer Anziehung gesucht werden muß. Theils wurde die neue Heimath des gelobten Landes mit den Waffen erkämpft, wie durch die Aschantis und Dahomeer, theils auf dem friedlichen Wege des Kaufs und Vertrags, wie bei den Egboes und den Handelsstämmen des Nigerdelta's. Gegenwärtig sind diese eingewanderten Küstenbewohner selbst vielfach wieder durch neu nachdringende Stämme von den Märkten des Binnenlandes abgeschlossen, und können ihre Handelswege nur durch stete Tributzahlungen offen halten.

(Schluß folgt.)

Die Saguenay.

(Nach dem Amerikanischen.)

Es war in der Mitte des vorigen Sommers als ich in Montreal fast drei Tage durch einen Sturm festgehalten wurde der in der Sanct Lorenzoregion wüthete, und fast von der niedrigen Temperatur der Herbstäquinoctialstürme begleitet war, obgleich, wie die Telegraphen meldeten, zu derselben Zeit in Boston, New-York und Philadelphia die Thermometer hundert Grad Hitze im Schatten zeigten. Glücklicherweise saß ich, während draußen der Sturm tobte, in Colemans Montreal House bei einem guten Feuer, und genoß wie alle Fremden in diesem vortrefflichen Hause fast das Gefühl des Daheimseyns; aber dieß konnte mich über die Versäumniß an Zeit nur wenig trösten, und mit Sehnsucht erwartete ich besseres Wetter. Endlich war der Sturm vorüber. Ein frischer Südwestwind begrüßte uns eines Morgens bei Sonnenaufgang, und verjagte die kalten dichten Nebel die über dem Fluß lagen. Die erst halb vollendete Victoria-Brücke wurde von meinem Fenster aus sichtbar, die bleichen Strahlen der Morgensonne durchbrachen das Gewölk, das über der St. Helena-Insel hieng, und versprachen einen guten Tag — und um 8 Uhr befanden wir uns schon in Longueuil, am jenseitigen Flußufer, um die Eisenbahn nach Quebec zu benutzen. Meine Reisegefährten waren zwei junge Damen, die außer am Niagarafall das Gebiet der Königin von England noch nie betreten hatten, denen also jeder Moment etwas neues brachte.

Unsere Reise von der einen alten indianischen Hauptstadt zur andern — von Hochelaga (Montreal) nach Stadaconé (Quebec) — dauerte acht Stunden, und führte größtentheils durch eine Gegend deren Einförmigkeit das Auge bald ermüdet. Die Strecke von Longueuil bis Richmond — eine moderne Stadt am St. Francis-River — ist, so weit man nach jeder Richtung hin sehen kann, mit den weiß angestrichenen Landhäusern der Canadier übersäet, die sich hell von der grünen Flur abhoben, und die erste Unterbrechung dieses ewigen Einerlei findet durch den Uebergang über die große Brücke statt, welche den Richelieu-River — den Ausfluß des Champlain-Sees — in der Nähe der Stadt St. Hilaire überspannt. Ich hatte meinen Freundinnen eine Aussicht auf den rechts von St. Hilaire liegenden Beloeil Mountain versprochen, dessen mit einem blinkenden goldenen Kreuz geschmückte Spitze ich vor 10 Jahren von den Richelieufällen aus mit Entzücken betrachtete, aber das luftige Haupt des Berges war in Nebel gehüllt, und wir sahen nichts als seine Basis, die sich in dunkeln Umrissen von der Ebene zu den geheimnißvollen Regionen der Wolken erhob. Die Schnelligkeit unseres Trains war offenbar größer als die des Windes, denn wir hatten die trägen Nebelmassen, die er vor sich her trieb, längst überholt.

Endlich erreichten wir St. Hyacinthe, ein hübsches französisches Dorf in einer Gegend die ein sarkastischer Geistlicher mit den Worten beschrieb: „Une maison, un four, un petit pont — une maison, un four, un petit pont" — „ein Haus, ein Backofen, eine kleine Brücke — ein Haus, ein Backofen, eine kleine Brücke — und so Meile auf Meile." Oberhalb St. Hyacinthe begann „der Busch," eine Wildniß von Zwergeichen und Immergrün, in der sich hie und da ein Blockhaus voll Kinder zeigte, und nachdem wir den „Busch" hinter uns gelassen hatten, erreichten wir die fruchtbare, von einem hübschen Fluß in zahlreichen Windungen durchschnittene Ebene von St. Francis. In wenigen Minuten waren wir in Richmond, wo wir eine halbe Stunde rasteten, und dann gieng's weiter nach Quebec. Der Himmel war hier noch ganz mit Wolken bedeckt, es regnete ziemlich stark, und die Flüsse, über die wir mit der Schnelligkeit des Pfeils hinwegflogen, waren zum Theil aus ihren Ufern getreten. Von hier an zeigte das Land durch das wir fuhren mehr Abwechslung, und etwas vor vier Uhr Nachmittags erreichten wir die schäumende Chaudière ein wenig oberhalb ihrer prächtigen Fälle, und hielten bei Point Levi vis à vis von Quebec. Hier war es wo während eines Schneefalles in dem kalten November von 1778 Arnold und seine Truppen plötzlich aus dem Urwald hervorbrachen und den erschrockenen Einwohnern der alten canadischen Hauptstadt als Schreckgespenster erschienen — hier war es auch wo 16 Jahr

früher Wolf seine Batterien errichtete, und die alte am Zusammenfluß des St. Lorenzo und St. Charles erbaute „untere Stadt“ zerstörte.

Ueber ein Dampfschiff, das so eben von Liverpool angekommen war und uns zwischen Kisten, Tauen und arbeitenden Matrosen hindurchwindend erreichten wir das Fährboot, das uns in Regen und Sturm über den St. Lorenzo setzte, nachdem ich vorher mit Hülfe meiner verrätherischen, schlüpfrigen Gummischuhe eine unfreiwillige Rutschpartie auf einer mit dem Schmutz von Point Levi bedeckten Planke versucht hatte. Am Ufer fanden wir Russels Omnibus, welcher uns in kürzester Zeit nach einem sichern Hafen, dem Albion Hôtel in der Palace Street, führte.

Am folgenden Morgen sollte der Dampfer Saguenay, Capitän Simard, seine allwöchentliche Tour nach dem Fluß Saguenay, welcher etwa 40 Meilen unterhalb Quebec in den St. Lorenzo mündet, antreten. Das Wetter war so abscheulich daß wir einen Augenblick im Zweifel waren ob wir von dieser Reisegelegenheit Gebrauch machen sollten oder nicht, aber wir erinnerten uns daß wir heute Morgen in Montreal Sonnenschein gehabt hatten, und da der Wind die schweren Wolken nach Labrador zutrieb, hofften wir daß morgen auch in Quebec der Himmel heiter seyn würde. Ich setzte mich also in einen Wagen, begab mich nach der Agentur der Dampfschifffahrtsgesellschaft, traf mein Abkommen für die Reise, und erhielt die liebenswürdige Versicherung daß Capitän Simard meine Absicht zu beobachten und die schönsten Punkte der Gegend zu skizziren auf jede mögliche Weise unterstützen würde.

Am folgenden Morgen war das Wetter noch nichts weniger als angenehm, aber ehe wir um 9 Uhr aufbrachen, drang die Sonne schon durch die Wolken. Die Aussicht auf einen heitern Tag erfreute alle Herzen am Bord. Die Reisegesellschaft bestand aus einigen Touristen aus New-York, einigen Priestern in langen schwarzen Röcken und ihren uniformirten Schülern, aus dem Seminar zu Quebec, die ihre Ferien in der Heimath verleben wollten. Ferner hatten wir drei oder vier Nonnen am Bord; einen protestantischen Geistlichen aus Ottawa, einen Kaufmann von Montreal nebst seiner Familie; den Seignior der Murray Bay, Sir St. George Gore, den berühmten Sportsman, welcher eben mit seinem Gefolge von einer dreijährigen Jagdpartie aus den Rocky Mountains zurückgekehrt war, und einige Bürger von Quebec, welche nach ihren ländlichen Besitzungen giengen um den Sommer dort zuzubringen. Diese Elemente bildeten eine wirklich gute Reisegesellschaft, und da außerdem das Schiff von einem Mustercapitän befehligt wurde, so fehlte nichts um die Reise angenehm zu machen. Auch das Wetter war vortrefflich. Ein leichter Nebelschleier hieng noch immer über uns und milderte das allzu helle Licht und die allzu brennenden Sonnenstrahlen — und ich saß fast den ganzen Tag vor dem Rad des Steuermanns und schaute auf den schönen Strom und seine Ufer, indem ich hie und da die prächtige wechselnde Scenerie mit flüchtigen Strichen skizzirte.

Links erblickten wir fast unmittelbar nach unserer Abfahrt den Montmorencyfall in aller seiner Größe und Pracht, denn der Strom war bis zum Ueberfließen voll. Der Montmorency stürzt sich von einer 250 Fuß hohen Felswand auf mehreren Vorsprüngen und Absätzen zerschellend und zerstäubend in einen hufeisenförmigen wallenden Kessel, aus welchem weiße Gischtwellen und Flocken an den dunkeln Felswänden aufwärts spritzen und endlich eine dünne Nebelwolke bilden, in der, bei günstigem Stand der Sonne, der prachtvollste Regenbogen sichtbar wird.

Nachdem wir den Montmorencyfall hinter uns gelassen hatten, gewannen wir den südlichen Arm des Flusses und dampften längs der reizenden Insel Orleans hinab, welche mit reichen Farmen, Gärten, Dörfern und Kirchen übersäet ist, während der Blick am südlichen Ufer über die hohen Fälle von Beaumont und über einen Landstrich hinstreift, der in der Ferne von einer Kette hoher Berge begränzt wird. Diese Bergkette bildet die Wasserscheide zwischen dem St. Lorenzostrom und den Flüssen von Maine. Die Gegend gehört zu einer der schönsten die ich je gesehen habe. So weit selbst das bewaffnete Auge auf diesem südlichen Ufer reicht, erblickt man die weißen Farmhäuser der französischen Canadier bald einzeln verstreut, bald zu Dörfern und Ortschaften vereinigt. Die Scenerie ist wunderbar friedlich und hinterläßt in der Erinnerung den Eindruck eines lieblichen Traumes.

Nachdem die Insel Orleans umschifft ist, erhoben sich am nördlichen Ufer die dunkelgrauen Massen der Laurentine Mountains, deren Spitzen von weißen Wolkenschleiern verhüllt waren. Am höchsten erhoben sich Cap Anne und Cap Torment, letzteres bis zu einer Höhe von 2000 Fuß über die Meeresfläche. Zur Linken erblickt man bald darauf das Dorf St. Anne und nahe dabei den Fall gleichen Namens, der wie ein weißer blitzender Schleier die dunkle Felsenwand verhüllt von der er herabstürzt.

Am südlichen Ufer liegt das alte Dorf St. Thomas, jetzt der östliche Endpunkt der großen Hauptbahn, und vor uns schimmern zahlreiche Inseln, die theils bewaldet, theils angebaut sind, theils aber nur aus kahlen Felsenriffen bestehen. Als wir uns den zwei bedeutendsten dieser Klippen, die „Pillars“ genannt, näherten, erblickten wir einen dunkeln Gegenstand gerade vor uns auf dem Wasser. Es war das Wrack des Seedampfschiffes „Canadian,“ welches in einer dunkeln, stillen Mainacht auf einem der Riffe aufgelaufen und gescheitert war.

Unterhalb der „Pillars“ ist der St. Lorenzo, der hier eine Breite von mehreren Meilen besitzt, frei von Inseln und Riffen. Er bildet die große Handelsstraße, und wir sahen alle Arten reichbeladener Schiffe mit vollen Segeln auf und abfahren. Eine Stunde später, während wir dinirten, hielt unser Schiff zum erstenmale an. Wir befanden uns etwa 80 Meilen unterhalb Quebek, am River Quelle und fuhren dann quer durch den Strom nach der Murray-Bay am nördlichen Ufer, wo ein Theil unserer Bagage aus Versehen ans Land gebracht wurde. Das Wetter war hier wirklich grau und herbstlich, ein kalter Wind strich von den Saguenay-Bergen herüber, die wir in der Ferne liegen sahen; aber als wir Hare Island passirt hatten und uns der Rivière du Loup näherten, wo wir gegen Abend landeten, änderte sich die Scene in der überraschendsten Weise. Die untergehende Sonne tauchte die Wolkenmassen, die über den kahlen Bergrücken von Kamouraska am östlichen Horizonte hiengen, in wunderbare Farben: Purpur und Gold, dunkles Braun und Perlgrau, tief Blau, Schwarz und Meergrün mischten sich in einem Glanze und in einer Pracht wie es auf keines Malers Palette möglich ist — während sich zu gleicher Zeit ein durchsichtiger, rosiger Nebel über dem Wasser ausbreitete und im Westen goldene Wölkchen am klaren blauen Himmel hinschwammen. Es war ein Anblick von wunderbarer Schönheit!

Um 7 Uhr landeten wir bei der Rivière du Loup, und da die Pfeife unseres Dampfschiffes uns schon angekündigt hatte als wir noch über anderthalb Meilen entfernt waren, so kamen, als wir uns dem Landungsplatze näherten, schon eine Menge Karren, Kaleschen und Gepäckträger herbei gestürmt, um Fracht und Passagiere in Empfang zu neh-

Digitized by Google

men. Einige der Passagiere giengen ans Land und in die Stadt, während ich und meine Gefährtin uns mit einem Spaziergange am Ufer begnügten, wo wir einige sehr schöne Arten blauer Lilien pflückten, und ein Indianerlager am Saume eines Immergrün-Dickichts entdeckten. Aber die Dämmerung war sehr kurz und ein dichter Nebel, der sich aus dem Wasser erhob, machte die Rückkehr bald nothwendig.

Die Rivière du Loup ist einer der breitesten und mächtigsten Nebenflüsse des St. Lorenzo auf der südlichen Seite und gibt dem hübschen kleinen Orte, der an seiner Mündung liegt, den Namen. Bei der Brücke welche den Fluß in unmittelbarer Nähe der Stadt überspannt, ist derselbe 80—90 Yards breit und so seicht daß er kaum für Canoes zu passiren ist. Etwas weiter hin stürzt sich die Rivière du Loup über felsige Klippen und bildet einen hübschen Wasserfall. Das Land ringsumher ist gut bebaut.

Gewöhnlich pflegt das Dampfboot nur bis 1 Uhr Nachts in der Rivière du Loup anzuhalten, dann über den Strom zu fahren und in die Saguenay einzulaufen, so daß es im Stande ist die Reise flußauf und ab bei Tage zurückzulegen. Diese Nacht wurde aber der Nebel so dicht daß wir bis Sonnenaufgang ungestört schliefen, und selbst dann nicht einmal den nahen Landungsplatz zu erkennen vermochten. Da ich die Versicherung erhielt daß bei diesem Wetter nicht an Ausbruch zu denken sey, schickte ich mich zu einem Spaziergang durch die Stadt und nach dem Wasserfalle an, aber die Frühstücksglocke rief mich zurück als ich eben die Brücke erreicht hatte und so mußte mein Ausflug unterbleiben.

Auch nach dem Frühstück lag der Nebel noch über Land und Wasser, und der Capitän bezweifelte daß es möglich seyn würde vor 11 Uhr unsere Reise fortzusetzen. Viele der Passagiere giengen, nachdem wir diesen Bescheid erhalten hatten, nach der Stadt, andere und unter diesen ich, zogen vor, das Indianerlager zu besuchen, welches wir am Abend vorher entdeckt hatten.

Wir fanden dort zwei Männer und zwei Frauen, welche sämmtlich über die mittlern Jahre hinaus waren, und ein junges Mädchen, die Tochter des einen Paares. Sie wohnten alle fünf in einem mit Rinden gedeckten Wigwam und beschäftigten sich mit der Anfertigung von Körben, Pfeilen, Bogen und kleinen Canoes. Sie waren vom Stamme der Micmac, reinster Race, und kamen aus dem County Rimouski, wo sich etwa sechzig Familien ihres Stammes auf einem Gebiet angesiedelt hatten, das ihnen der Earl Dalhousie schenkte als er Gouverneur von Canada war. Eine unserer Reisegefährtinnen welche auf Green-Island, einem der Indianer-Settlement benachbarten Gebiet, daheim war, unterhielt sich mit ihnen in der Micmacsprache, sowie französisch, und die älteste der Indianerinnen sprach vollkommen fertig englisch. Isaak, der älteste der Männer, war ein starker, athletischer Bursche und besaß den größten Mund den ich je bei einem Menschen gesehen habe. Er trug halb indianisches, halb französisch-canadisches Costüm, sein Rock war von naturfarbenem groben Tuch, sein Busenstreifen von fleischfarbenem Baumwollenzeug, und an jeder Seite hatte er eine Tasche von Stinkthierfell hängen, in welcher er sein Messer, seine Pfeife, Tabak und Gold aufbewahrte. Während er dasaß und Ruthen zu einem Korbe schnitzte, zeichnete ich ihn und die Skizze erregte lautes Gelächter unter seinen Landsleuten. Eben hatte ich auch die Umrisse des offenen Wigwams und der alten Frau beendigt die darin saß und einige kleine Canoe-Modells für uns fertigte, als uns die Glocke des Dampfbootes abrief. Glücklicherweise waren unsere Canoes eben fertig. Wir boten den freundlichen Micmacs einen guten Morgen, eilten nach unserem Schiffe und kurze Zeit darauf dampften wir der fünfzehn Meilen entfernten Mündung der dunkeln Saguenay zu.

Es war gegen Mittag, aber kaum hatten wir wenige Meilen zurückgelegt, als die Nebelmassen welche sich auf dem St. Lorenzo daher wälzten so dicht wurden daß wir genöthigt waren unsere Anker auszuwerfen. Wir lagen über eine Stunde still und bewegten uns dann nur mit großer Vorsicht vorwärts. Der Strom ist hier so voll Sandbänke und Klippen daß man unaufhörlich das Senkblei gebrauchte. Die Ufer waren nicht sichtbar. Endlich wußte der Steuermann nicht mehr in welcher Gegend wir uns befanden, und erst der Donner einer Kanone, die, solange der Nebel dauert, aller halben Stunden auf Green-Island abgefeuert wird, machte es ihm möglich sich zu orientiren. Plötzlich wurde die Maschine angehalten und der Anker ausgeworfen, denn die Untersuchung mit dem Senkblei belehrte uns daß wir geradenwegs auf eine Sandbank zuliefen.

Da wir vermutheten daß wir uns in der Nähe von Red Island befänden, ließ der Capitän einen Schuß abfeuern und erhielt sogleich Antwort, und zwar in solcher Nähe daß sich die Officiere unsers Schiffes mit den Leuten auf dem Leuchtthurme mit lauter Stimme unterhielten; zu sehen vermochten sie sich nicht. Volle drei Stunden lagen wir hier still, dann erhob sich ein kräftiger Wind und trieb die trägen Nebelmassen vorwärts und wir setzten uns wieder in Bewegung. Bei alledem fühlten wir uns sehr sicher, denn die Officiere des Schiffes waren so sorgsam und geschickt daß uns kein Gedanke an Gefahr beschleichen konnte. Es verdient Erwähnung daß die Saguenay, solange sie den Strom befuhr, noch nie den mindesten Schaden erlitten hat.

(Schluß folgt.)

Nachträge zu M'Clintocks letzter arktischer Reise.

Der kühne Seemann welcher die entscheidende Botschaft über Sir John Franklins und seiner Gefährten Schicksal heimbrachte, hat kürzlich in Burlington House (London) einen öffentlichen Vortrag über den Verlauf seiner Unternehmung gehalten, dem wir zur Ergänzung unserer frühern Darstellung [1] noch einige Nachträge entlehnen. Der Dampfer „Fox" hatte Aberdeen am 1 Juli 1857 und Upernivik, den nördlichsten dänischen Platz an der Westküste Grönlands, am 6 August verlassen, nachdem er sich dort mit 35 Schlittenhunden und einem Eskimo als Treiber versehen hatte. Als aber das Schiff nach der andern Seite der Davisstraße hinüberdampfen wollte, um durch den Lancaster-Sund in den arktischen Archipel einzudringen, gerieth es unterwegs zwischen Eismassen und fror gänzlich im Treibeis ein. Mit diesem Treibeis in Gesellschaft von Eisbergen erreichte der Fox Lat. 75½°. M'Clintock bemerkt dabei daß das Treibeis fast nur den Winden und nicht unterseeischen Strömungen gehorche. Während des Winters bildeten sich zu Zeiten der Springfluthen starke Spaltungen im Eis, so

[1] S. Ausland 1859 S. 974.

daß Wasserstreifen (lanes) zum Vorschein kamen, die wiederum und bisweilen mit solchem Ungestüm sich zusammenschlossen, daß lange Reihen von Schollenkämmen (hummocks) etliche Fuß hoch entstanden. Während dieser ambulanten Gefangenschaft wurden 70 Seehunde in den offenen Wasserstellen geschossen, deren Fleisch den Hunden und deren Thran den Schiffslampen zu gute kam. Das Treibeis setzte sich dann wieder gegen Süden in Bewegung, und erst als man bis Lat. 63½° abwärts getrieben war, am 25 April 1858, wurde man auf eine für die Betheiligten unvergeßliche Weise wieder eisfrei. Ein gewaltiger Südostwind brachte nämlich den Ocean in solchen Aufruhr, daß alle Eisdecken ausbrachen und die Schollen in wilde Bewegung geriethen, an einander und am Schiff in einer entsetzlichen Weise zerschellten. Nur die Dampfkraft und der scharfe Bau des Fahrzeugs rettete die kühnen Seefahrer. Da wöchentlich zweimal die geographische Lage des „Fox" während seiner 242tägigen Eishaft bestimmt werden konnte, so ergab sich daß man in dieser Zeit in Summe sich 1,194 e. g. Meilen (60 = 1°) bewegt hatte. Zunächst gieng man wieder nach Grönland, um in den dortigen Niederlassungen mit frischen Vorräthen sich zu versehen. Am 18 Juni wurde abermals die Davisstraße gekreuzt, und am 27 Juli befand man sich an dem westlichen Rande der Straße bei Ponds Inlet (Lat. 72—73°). Am nördlichen Ufer dieses Sundes besuchte man ein Eskimodorf, Kapawroktolik, in einer tiefen Schlucht zwischen luftigen und steilen Klippen gelegen. Das Dorf selbst war nur zu Wasser erreichbar, denn die Schlucht selbst füllte ein ungeheurer Gletscher aus, der bis auf ein paar hundert Schritt an das Wasser reichte. Auf dem engen Zwischenraum zwischen Meer und Gletscher hatten die Eskimos, mit denen man sechs Tage lang verkehrte, ihre Sommerzelte aufgeschlagen. Sie berichteten daß das Eis jeden Sommer im Sund aufthaue, daß aber, so lange noch etliches vorhanden sey, Walfische dort sich zahlreich aufhalten. Wirklich tummelten sich auch etliche große Exemplare in der Nähe, sowie auch die freundlichen Eskimos viel Fischbein und Narwalhorn zum Tausch anboten. Die Eingebornen versicherten daß seit 20 bis 30 Jahren kein Schiffbruch an ihrer Küste sich zugetragen habe. Von Ponds Inlet gelangte man durch den Lancaster-Sund oder die arktischen Dardanellen nach der Beechey-Insel (11 August), wo man Grabsteine zu Ehren der während der Franklinfahrten Verunglückten an dem weiland ersten Winterlagerplatz Sir John Franklins aufstellte, und zugleich die dort von früher her deponirten Vorräthe untersuchte, um sich im voraus zu versichern ob es rathsam sey, im Fall der „Fox" verlassen werden müßte, sich nach der Insel zurückzuziehen. Die nächste Wasserstraße nach dem Festland, den Peel-Sund, fand man von Eis verstopft, erreichte aber auf einem Umweg die Bellot-Straße, das Verbindungsglied zwischen Prince-Regents-Inlet und der jetzt sogenannten Franklin-Straße, weil der Entdecker dort mit seinen Schiffen verunglückte. Als man am 20 August die Bellot-Straße erreichte, war sie noch durch schweres Treibeis geschlossen, welches indessen bis zum 6 Sept. abzog, so daß man durch die Straße nach der westlichen Mündung gelangen konnte. Mit höchster Spannung beobachtete man die Bewegung des Eises in der Franklin-Straße. Noch wuchs das freie Wasser mehr und mehr, und das stehende Eis wurde zuletzt bis auf einen Zwischenraum von drei Meilen eingeschränkt. Aber dieses blieb fest an unterstützenden zahlreichen Inseln haften, so daß es allen Herbststürmen Widerstand leisten konnte. Endlich am 27 Sept. mußte man der Hoffnung eines weitern Vordringens entsagen, und sich nach einem Anker- oder vielmehr Einfrierungsplatz umsehen, den man in Port-Kennedy (Bellot-Straße) fand. Bei den nächsten (1859) Frühjahrsschlittenfahrten stieß man bekanntlich auf Eskimos, welche angaben daß zwei Schiffe etwas abseits der Küste von King-William's-Land gescheitert seyen. Die Mannschaft habe sich nach Back's großem Fischfluß zu retten gesucht, sey aber unterwegs erlegen. Dieß jedoch war nur eine Vermuthung der Eskimos, denn sie selbst begegneten den Schiffsleuten nicht, sondern stießen nur ein Jahr später unterwegs auf ihre Leichen. Obgleich M'Clintock die Ogle-Spitze, die Montreal-Insel und die Barrow-Enge genau durchsuchte, und zwar im Mai, zur nämlichen Zeit wo die flüchtigen Leute Franklins an diesen Punkten vorüber nach der nahen Mündung des Fischflusses gezogen waren, so fand man doch nirgends Steinhaufen von ihnen, wie man sie zur Deponirung von Nachrichten erbaut. Daß man an der Nordwestküste von King-William's-Land dagegen zwei solche Denkmale mit gleichlautenden Nachrichten vom 22 und 25 April 1848 fand, nach welchen Sir John Franklin am 11 Juni 1847, überhaupt aber 9 Officiere und 15 Seeleute gestorben waren, wird aus den frühern Mittheilungen noch erinnerlich seyn. Die Mannschaft hatte den dritten arktischen Winter überlebt, war aber in dieser Zeit bei der Beechey-Insel sowohl als in der Franklin-Straße in ganz absonderlich wildarmen Gegenden gewesen, denn M'Clintock selbst, der auf arktische Jagden vollständig vorbereitet war, schoß während seiner langen Schlittenreise nur eine dürftige Anzahl Wild. In Folge dessen mußte im zweiten und noch stärker im dritten Winter der Scorbut auf dem Erebus und Terror geherrscht haben. So lange Franklin lebte, dachte wohl niemand daran die Schiffe zu verlassen, und als er am 11 Juni starb, war die arktische Jahreszeit zu weit vorgerückt, um die nöthigen Vorbereitungen zu einer Ueberlandflucht noch in dem nämlichen Jahr vorzubereiten. Daher erwartete man das nächste Frühjahr; aber bereits war es zu spät geworden, denn der dritte arktische Winter hatte die Seeleute so mürbe gemacht, daß ihnen zur Ueberlandreise die Kraft fehlte. Aus den frühern Mittheilungen wird man sich erinnern daß man gar nicht weit von den Schiffen entfernt auf King-William's-Land ein Schlittenboot voller Vorräthe an Kleidern und Genußmitteln fand, sammt den Skeletten zweier Verunglückten. Es schien schon anfangs nicht recht glaublich daß die Mannschaft bei ihrem Rückzug in solcher Nähe der Schiffe umgekommen seyn sollte; später ergab sich denn auch daß der Schlitten auf dem Rückweg nach den Schiffen verlassen worden war, sey es daß er einer früheren Expedition angehörte, sey es daß etliche Seeleute verzweifelnd wieder zu den Schiffen hatten umkehren wollen. Man könnte noch immer die Hoffung hegen daß noch einer oder der andere von den Verunglückten bei einem Eskimostamm Obdach und Aufnahme gefunden hätte, allein M'Clintock verneint entschieden eine solche Möglichkeit. Erstens sind die Länder in der Nähe des Fischflusses die ödesten, welche äußerst selten von Eskimos besucht werden, denn weder Rae, noch Anderson, noch M'Clintock selbst begegneten dort solchen Stämmen. Zweitens aber würde es einem Europäer sehr schwer fallen sich bei den Eskimos heimisch zu machen und sich zu ernähren, denn ganz falsch sey es zu sagen: wo Eskimos zu leben vermögen, werden Europäer nicht verhungern. Die Eskimos kennen erstens die Jagdgründe für Seehunde, und sind von Jugend auf an diese winterliche Jagd gewöhnt. Die Seehundsjagd erfordert aber die größte Uebung und Geschicklichkeit, und bis jetzt kann sich kein Europäer rühmen die Eskimos darin erreicht zu haben; endlich aber können selbst Eskimos keine Robben fangen, wenn sie nicht abgerichtete

Hunde bei sich führen, um unter dem Schnee und durch die Eisdecke hindurch die Löcher aufzuspüren, denen sich die Seehunde zum Athemholen zu nähern pflegen. Daß ein Europäer sich an das Eskimoleben hätte gewöhnen können, ist ein noch nicht erhörter Fall und an sich höchst unwahrscheinlich, schon deßwegen weil er wieder jung werden müßte, nur um den Gebrauch der Kajaken oder spitzen Kähne aus Seehundsfellen zu lernen, die nur Eine Person fassen, und ohne welche ein Eskimo-Leben nicht denkbar ist. Daß man von 105 Personen bis jetzt nur 3 Leichen auffand, darf nicht befremden, denn von der Zeit an wo sie die Schiffe verließen, bewegten sie sich nicht auf dem Lande, weil die Schlitten dort keine gute Bahn finden, sondern über stehendes Eis, welches seitdem zehnmal geschmolzen und zehnmal neu gebildet worden ist, also keine Spuren der Vermißten noch aufzubewahren vermag.

Scenen aus dem Volksleben in der Bretagne.

Taufe und Begräbniß.

Ein Hauptzug in dem Charakter der Bretagner ist ein Gemisch von Aberglauben und Religiösität, die auf eine wirklich wunderbare Weise in einander fließen. Der Glaube an Geister, Hexen, Elfen und Erscheinungen ist noch überall im Volk verbreitet, und schließt sich in vielen Fällen so an den Mysticismus des Katholicismus an, daß es oft sehr schwer ist die Gränze zwischen beiden zu unterscheiden. Dieß macht es auch daß in vielen der alten Sitten und Gebräuche, wie sie sich in der Bretagne erhalten haben, oft eine so tiefe Poesie liegt. Wenn der Bretagner mit irgend einem andern, sey es ein Mitglied seiner Familie oder ein Bekannter, zusammen ein Glas Wein oder Cider trinkt, so trinkt er immer auf die Gesundheit des andern und seiner Gesellschaft, auch wenn dieser nur ganz allein ist. Dieß thut z. B. der Mann jedesmal mit seiner Frau, und umgekehrt. Man nimmt nämlich an daß jeder Mensch seinen guten Engel habe, der ihn von seiner Geburt bis zu seinem Tode stets begleitet und ihn nie verläßt. Dieser gute Engel ist also die Gesellschaft, die jeder Mensch stets um sich hat, und die Gesundheit dieses wird also mitgetrunken. Das Glas wird nie bis auf den Grund geleert, sondern es werden stets einige Tropfen in demselben gelassen und auf die Erde geschüttet. Einige nehmen an daß dieß ein dem guten Engel gebrachtes Opfer, andere hingegen sagen daß dieß eine noch aus dem Heidenthum herstammende Sitte sey, wo man dieses Opfer jedesmal der Göttin der Erde angeboten habe.

Wenn eine Frau ihrer Entbindung nahe ist, so daß zu dem Arzt oder der Hebamme geschickt werden muß, so darf nie eine Person allein gehen, sondern es müssen wenigstens zwei seyn, die während des ganzen Wegs abwechselnd Gebete hersagen. Geht eine Person allein, so hat dieß jedesmal den Tod der Mutter oder des Kindes zur Folge. Da nämlich das Kind im Augenblick der Geburt noch nicht getauft ist, so hat der Teufel volle Macht über dasselbe, und kann nur durch fortwährendes Gebet abgehalten werden. Wird dieses Gebet auch nur auf einen Augenblick unterbrochen, so ist entweder die Mutter oder das Kind dem Bösen verfallen, und da nun eine Person allein sehr leicht durch irgendetwas in ihrem Gebet unterbrochen werden kann, so gehen immer wenigstens zwei. So wie das Kind geboren ist, werden einige Tropfen Weihwasser, welches zu diesem Zweck bereit gehalten wird, auf dasselbe gesprengt, und dieß hat bis zur Taufe eine schützende Kraft gegen die Macht des Teufels. Kinder welche am Charfreitag geboren sind, oder vor 4 Uhr Morgens die Nothtaufe erhalten, haben die Gabe Geister und Gespenster zu sehen. Gleich nach der Geburt des Kindes wird ein sehr großer Eierkuchen gebacken, wozu aber nur das Gelbe der Eier genommen werden darf. Dieser wird mit Cognac begossen, und wenn jemand kommt um die Wöchnerin zu besuchen oder den Vater zu beglückwünschen, so wird dieser Kuchen durch in Cognac getauchtes Papier, welches auf denselben gelegt und angesteckt wird, erwärmt und dem Besuchenden ein Stück davon gegeben. Unterbliebe dieß, so würde das Kind siech und elend werden und vor seinem vierten Jahre sterben. Die Zahl der zu diesem Eierkuchen verwandten Eier muß eine ungerade seyn, sonst wird das Kind viel Kummer und Noth im Leben haben. Dieses Gericht wird nur bei der Geburt eines Kindes, oder wenn jemand von einer langen Seereise zurückkehrt, bereitet, und es würde gewiß zum Unglück derjenigen ausschlagen die es bei einer andern Gelegenheit machen wollten.

Wenn das Kind getauft werden soll, so wird es nach der Kirche des Dorfs getragen. Jedes Kirchspiel hat nämlich nur eine Kirche, welche entweder in einer zu demselben gehörigen Stadt, oder dem bedeutendsten Dorf liegt, und welche oft mehrere Stunden von einzelnen zu diesem Kirchspiel gehörigen Höfen entfernt ist. In dieser Kirche werden alle geistlichen Amtshandlungen, als Taufen, Trauungen u. s. w. vorgenommen, in derselben wird der Gottesdienst abgehalten, und auf dem Kirchhof dieser Kirche — gewöhnlich steht sie mitten auf demselben — werden alle Todten des Kirchspiels begraben. Außer dieser Kirche hat das Kirchspiel immer noch einige Capellen, in der Regel vier, die an verschiedenen Stellen stehen, und in denen die Gläubigen ihre Privatandacht verrichten. Gottesdienst findet in denselben nur ein-, höchstens zweimal jährlich bei irgend einer besondern Veranlassung, gewöhnlich bei den an einem bestimmten Tage regelmäßig wiederkehrenden Wallfahrten dorthin statt. In diese Kirche wird das Kind zur Taufe getragen, wenn sie auch noch so weit von dem Hause der Eltern entfernt, oder wenn das Wetter auch noch so schlecht ist. Das Kind nach der Kirche zu fahren würde seinen baldigen Tod zur Folge haben, da nur Todte nach der Kirche gefahren werden dürfen. Die Pathen erwarten das Kind in der Kirche, das Kind selbst aber muß von dem Geistlichen in dieselbe hineingeholt werden, und bis zu seiner Ankunft vor der Kirchthür warten. Wird es nicht auf diese Weise in die Kirche eingeführt, so ist die unglückliche Gabe des Geistersehens seine unausbleibliche Mitgift für sein ganzes Leben. Nachdem das Kind getauft ist und der Geistliche die Kirche verlassen hat, tritt die Person die das Kind trägt mit demselben an diejenige Säule heran auf welcher der Schutzpatron der Kirche steht — und eine solche befindet sich in jeder Kirche — und klopft, das Kind auf dem Arm haltend, dreimal an die Säule, zum Zeichen daß nunmehr ein neues Mitglied in die Gemeinde getreten sey, welches hiedurch dem Patron besonders empfohlen werden soll.

Von der Kirche begibt sich der Vater mit den Taufzeugen in das Wirthshaus des Dorfs, und gibt ihnen dort ein kleines Mahl.

Sobald die Wöchnerin so weit hergestellt ist daß sie das Haus verlassen kann, begibt sie sich ebenfalls in die Kirche, in welche sie aber auch von dem Geistlichen eingeführt werden und bis zu dessen Ankunft vor der Kirchenthüre warten muß. So wie sie in die Kirche getreten ist, geht sie zum Altar und legt ein kleines Brod, welches sie mitgebracht, auf denselben. Dieses wird von dem Geistlichen gesegnet und nachher von den Eltern des Kindes in kleine Stücke geschnitten, und jedem der Taufzeugen, den Verwandten der Familie und den Freunden ein Stück davon gesandt. Ein Stück wird für das Kind aufbewahrt, und das gilt für die beste Medicin, wenn dasselbe jemals unwohl ist.

Wenn jemand in dem Kirchspiel verstorben ist, so verkündet die Glocke der zunächstliegenden Capelle seinen Tod den übrigen Bewohnern. Hat der Verstorbene nie im Dorfe gewohnt, so wird der Todesfall im nächsten Hause angezeigt, dessen Bewohner die Kunde zu dem Nachbarhause bringen, und so geschieht die Mittheilung im ganzen Dorf von Haus zu Haus. Unmittelbar nach dem Tode beginnen die Gebete von den im Sterbehause Anwesenden, und diese werden fortgesetzt so lange die Leiche noch in demselben ist. In dem Sterbezimmer werden sofort alle Fenster und Thüren geöffnet, damit die Seele Gelegenheit hat aus dem Zimmer zu kommen; die Leiche wird aus dem Bett genommen, gewaschen und dann, nur mit einem Hemd bekleidet, in ein großes Laken gewickelt, welches auch das Gesicht verhüllt. Dann wird über dem Bett, in welchem der Todte gestorben ist, von weißen Tüchern eine Art von Zelt errichtet, welches mit Guirlanden von Kirschlorbeerblättern, von denen immer zwei und zwei in Kreuzesform zusammengestellt sind, verziert wird. Zuweilen wird auch der Name des Verstorbenen mit schwarzem Band auf die Tücher genäht. Ist ein Mann gestorben, so wird er rasirt, und hiefür werden 5 bis 20 Franken bezahlt, weil das Rasiermesser, womit ein Todter rasirt worden, sofort zerbrochen werden muß, indem der erste, der nach dem Todten mit einem solchen Messer rasirt wird, unbedenklich noch im Laufe des Jahres dem Tod verfallen seyn würde. Ist nun dieß alles geschehen, so wird die Leiche wieder in das Bett gelegt, und die Mitbewohner des Kirchspiels, wenn sie nicht zu weit entfernt sind, erscheinen nun einzeln oder mehrere zugleich, treten in das Todtenzimmer, sagen dort ihre Gebete und entfernen sich, ohne mit jemanden im Hause gesprochen zu haben. In einem Nebenzimmer, oder was gewöhnlicher ist, in der Küche, wird Brod und Cider für diejenigen die etwas genießen wollen, auf einen Tisch gesetzt; es ist aber selten daß jemand etwas nimmt. Von den Bewohnern des Sterbehauses läßt sich niemand sehen, auch wird, so lange die Leiche im Hause ist, auf dem Herd kein Feuer angezündet. Gegen Abend finden sich diejenigen erwachsenen Mitglieder der Gemeinde ein welche lesen können, was in der Bretagne auf dem Lande freilich nicht sehr häufig gefunden wird, und diese lesen abwechselnd die ganze Nacht Gebete oder singen Psalmen. Um Mitternacht wird ihnen in der Küche ein Mahl, bestehend aus kaltem Fleisch, Cider und Brod, bereitet, zwei von den Anwesenden aber bleiben bei dem Todten, damit die Gebete nicht unterbrochen werden. Auch bei diesem Mahl darf keiner der Hausbewohner sich sehen lassen; eine Bekannte des Hauses oder eine gemiethete Dienerin bedient die Gäste. Am Morgen entfernen sich diejenigen Personen welche die Nacht bei der Leiche zugebracht haben, jedoch nicht ehe nicht andere, welche nun mit den Gebeten fortfahren, sich eingefunden haben. Wenn nicht besondere Gründe es nothwendig machen die Leiche früher zu begraben, so bleibt diese 48 Stunden im Hause, und dann wird sie nach dem Kirchhof gebracht. Hat der Todte in dem Dorfe selbst gewohnt, so wird die Leiche nach dem Kirchhofe getragen. Ist ein Mann, oder eine verheirathete Frau, oder ein Kind männlichen Geschlechts gestorben, so tragen vier Männer die Leiche, ist es aber ein junges Mädchen oder ein Kind weiblichen Geschlechts, so wird der Sarg von vier jungen Mädchen getragen, welche in den Städten weiß, auf dem Lande schwarz gekleidet sind. Vier andere junge Mädchen tragen die vier Zipfel des Leichentuches, und eine fünfte geht vor dem Sarge her und trägt eine Krone von blühenden Blumen, und wenn diese der Jahreszeit wegen nicht zu haben sind, von Moos. Die Krone wird mit in das Grab gelegt. Die nächsten Verwandten und die welche dem Verstorbenen besonders eine Ehre erweisen wollen, tragen große Wachskerzen, welche auch dem Begräbniß in der Kirche gelassen werden.

Ehe die Leiche aus dem Hause getragen wird, wird das Gesicht noch einmal enthüllt, um zu sehen ob der Todte auch die Augen und den Mund geschlossen und die Hände auf hat, weil er sonst noch jemanden aus dem Hause mitnimmt. Ist die Leiche nicht in dem Dorf, so wird der Sarg auf einen zweirädrigen Wagen — vierrädrige Wagen findet man in der Bretagne höchst selten — gesetzt und nach dem Kirchhofe gefahren. Der Wagen ist mit zwei großen Laken, einem schwarzen und einem weißen, die kreuzweis übereinander gelegt sind, verdeckt, und wird von zwei Pferden, die aber von gleicher Farbe seyn müssen, gezogen. Nur die nächsten Verwandten sind im Leichenhause anwesend, und folgen von dort aus der Leiche. So wie der Sarg außerhalb des Hauses ist, fangen alle diejenigen welche bereits den Leichenzug bilden, laut zu weinen und zu schluchzen an, und brechen in laute Klagen aus, z. B.: oh, muß ich deinen Todestag erleben — oh, muß ich dich als Leiche sehen, — warum folgst du nicht meiner Leiche u. s. w. Diese lauten Klagen dauern fort, so lange die Leiche noch auf dem zum Sterbehause gehörigen Grund und Boden, oder wenn sie in einem Dorfe liegt, so lange sie noch im Dorfe ist; dann aber verstummen sie plötzlich, und nun darf auch kein lautes Weinen mehr gehört werden. So wie nun der Leichenzug bei einem Hause vorbeikommt, so schließt sich wenigstens Einer der Hausbewohner dem Zuge an. Gewöhnlich geben auch die auf dem Felde Arbeitenden, wenn sie den Zug sehen, dem Todten wenigstens eine Strecke das Geleite, oft auch folgen sie bis zum Kirchhof. Männer und Frauen haben einen Rosenkranz in der Hand; die Männer gehen unbedeckten Hauptes, und während der ganzen Zeit bis zur Ankunft auf dem Kirchhofe werden laut Gebete hergesagt.

Am Eingang des Kirchhofes erwartet der Geistliche die Leiche, die dann aus dem Wagen genommen und von dem Geistlichen eingesegnet wird. Sowie dieß geschehen ist, beginnen die lauten Klagen und das Schluchzen von neuem, und werden nun von allen Anwesenden fortgesetzt, bis der letzte derselben den Kirchhof betreten hat. Ist der Todte eine Person die sich bei Lebzeiten um die Kirche verdient gemacht hat, z. B. durch Geschenke, oder daß er Verwalter des Kirchenvermögens gewesen ist u. s. w., so wird die Leiche von dem Geistlichen auf dem Kirchhof eingesegnet, was als eine sehr große Auszeichnung angesehen wird. Nach der Einsegnung wird die Leiche in die Kirche getragen und in die Mitte derselben niedergesetzt, woselbst sie bleibt bis von dem Geistlichen eine Todtenmesse gelesen ist. Nach Beendigung der Messe tritt der Geistliche an den Sarg, besprengt denselben mit Weihwasser

und segnet die Leiche nochmals ein; dann besprengt jeder der Anwesenden den Sarg ebenfalls mit Weihwasser, zu welchem Behuf ein großer Weihkessel voll Wasser am Fuß des Sarges aufgestellt ist. Nachdem dieß geschehen, nehmen die vier Träger den Sarg auf, und ehe sie mit demselben die Kirche verlassen, treten sie mit ihm an die Säule, auf welcher der Schutzheilige der Kirche steht, und wie bei der Taufe des Kindes, klopfen sie nun mit den Füßen des Sarges dreimal an die Säule als Zeichen, daß nun ein Mitglied der Gemeinde Abschied von der Kirche nimmt und sich dem Schutzpatron derselben nun noch besonders empfiehlt; dann tragen sie den Sarg aus der Kirche und zwar aus einer besondern Thür, indem eine Leiche weder durch dieselbe Thür in die Kirche hinein- noch aus derselben herausgetragen werden darf, durch welche man zum Gottesdienst, zu Trauungen oder zu Taufen hineingeht.

Nach dem Begräbniß kehren diejenigen welche der Leiche gefolgt sind, sofort von dem Kirchhof nach Hause zurück. Nur den nächsten Angehörigen wird im Gasthof von dem Aeltesten der Trauerfamilie ein Glas Wein vorgesetzt, welches stillschweigend getrunken wird, worauf dann auch diese sich entfernen.

Ist ein Kind unter sieben Jahren gestorben, so versammeln sich fast alle welche bei dem Begräbniß zugegen gewesen sind, in dem Gasthof und werden dort von den Eltern des verstorbenen Kindes nach deren Kräften bewirthet, wobei sie oft bis tief in die Nacht hinein zusammen bleiben. Man nimmt nämlich an daß ein Kind unter sieben Jahren noch keine Sünden begangen haben kann, und deßhalb sofort nach seinem Tod in den Himmel komme. Sein Todestag wird also als sein Hochzeitstag mit dem Himmel betrachtet, und da man die Hochzeit, wenn das Kind sie auf Erden gefeiert hätte, mit einem festlichen Mahle begangen haben würde, so muß dieß umsomehr bei der Hochzeit desselben mit dem Himmel geschehen.

Neuere Kartenwerke.

Ergänzungsblätter zu Stielers Handatlas. Stielers Handatlas ist noch immer das vorzüglichste Bildungsmittel für den populären Unterricht in Deutschland, und wird es bleiben, solange es sich beständig mit der fortschreitenden Wissenschaft verjüngt. Wir selbst haben uns oft im stillen gefreut wie fleißig überall das Neueste in diesem Kartenwerk eingetragen wird. Die Ergänzungsblätter, welche die antiquirten Formen beständig verdrängen und ersetzen sollen, werden, was nicht genug gelobt werden kann, einzeln abgegeben, so daß mit sehr geringen Kosten selbst ein Atlas der 10 Jahre und älter ist, durch wenige Ergänzungen, die ja doch immer nur außereuropäische Länder betreffen, sich wieder modernisiren läßt. Unter den neuen Blättern sind besonders zwei Himmelskarten mit Farbendruck gelungen, indem auf dunkelblauem Himmelsgrunde die Sterne sich weiß abheben. Dieß ist eine Verbesserung des graphischen Styles, wie sie in den größern astronomischen Kartenwerken schon längst angewendet wurde, während das bisherige Auftragen der Sterne schwarz auf weißem Grund, so zu sagen das negative Bild der Wirklichkeit gewährte und die Phantasie das Wahrgenommene in das Gegentheil zu übersetzen zwang. Beim Aufsuchen von Sternbildern am wahren Himmel ist die neue Darstellungsart von vorzüglicher Wirksamkeit, weil die Aehnlichkeiten sogleich hervortreten. Die Abgränzungen der Sternbilder dagegen werden minder deutlich auf dem dunkeln Grunde, wer aber bei solchen kleinen Karten sich Belehrung erholt, für den haben in der Regel nur die Sternbilder selbst und ihre größeren Objekte, nicht die kleineren Sterne Anziehungskraft. Auf der südlichen Hemisphäre sind die Magalhaes'schen Wolken und die Kohlensäcke, und auf beiden Blättern überhaupt die Milchstraße sehr glücklich dargestellt, so daß, wenn der Laie von der Sternenöde des Südpols und von dem hohen Lichtglanz in der Nähe der Kuppel der antarktischen Milchstraße liest, die Karte dem Auge ein wirkliches Bild, sowohl für das äußere wie für das innere Auge zum Verständniß jener Ausdrücke bietet. Es folgt dann eine Erdkarte in Mercatorsprojection zur Uebersicht der ausgebreiteten Herrschaften christlicher Völker über den Erdkreis, und hierauf Ad. Stielers Höhenkarte von Deutschland, mit der großen Verbesserung daß hier verschiedene Farbenstufen zur Bezeichnung der variirenden Meereshöhen von 0—300' (mittelgrün), 3—500' (hellgrün), 500—2000' (hellbraun), 2—5000' (grünlichbraun), 5—8000' (dunkelbraun) und über 8000' (weiß) angewendet werden. Durch den Farbenwechsel von Grün nach Braun wird allerdings ein graphisch sehr wirksamer Gegensatz zwischen Tiefland und Hochebene geschaffen, doch sind wir bisher immer noch gewöhnt gewesen mit der grünen Farbe den Begriff vegetabilischer Fruchtbarkeit und mit der braunen Farbe den Begriff der Sterilität zu verbinden, so daß das Bild, welches nur die Höhenverhältnisse darstellen soll, leicht falsche Vorstellungen erregen kann, die sich schwer verwischen lassen. Wenn man für die Tieflande, statt grüne, gelbe Farbenstufen gewählt hätte, so würde das Bild nicht an Eindruck verloren haben, und die Darstellungsmittel würden vielleicht correcter gewesen seyn. Endlich war eine neue Karte Centralamerika's nöthig in Folge mannichfacher Veränderungen der politischen Gränzen; als dankenswerthe Beigabe am Rand finden wir die Landenge von Panama mit der Eisenbahnlinie und den Isthmus von Greytown, jetzt so wichtig wegen der Canalprojecte durch den See von Nicaragua, in größeren Verhältnissen ausgeführt. Auch fehlen der Karte nicht ziemlich detaillirte Höhenprofile der vulcanreichen Andesketten Mittelamerika's.

Miscellen.

Britische Pferde-Ankäufe in Syrien. Ein britischer Officier, der während des Krimkrieges nach Syrien zum Ankauf von Remonten geschickt wurde, gibt folgende Statistik seiner Geschäfte. Die Ge-

sammtzahl der in der Wüste gekauften Pferde belief sich auf hundert, und davon waren 72 aus dem Anazeh, die übrigen vom Serhan-Stamm, von den Beni-Sachr oder Leuten zweifelhafter Abkunft. Was die Anazeh-Rosse betrifft, so wurde als höchster Preis für zwei Stück der edelsten Thiere je 71 Pfd. St. 17 Sh. (863 fl.) gezahlt. Streicht man diese beiden aus der Berechnung, so sinkt der höchste Preis auf 50 Pfd. St. (600 fl.), und der Durchschnittspreis auf 34 Pfd. St. (408 fl.). Die durchschnittliche Höhe betrug 14 Faust $1\frac{1}{2}$ Zoll, und das gewöhnliche Alter waren 4—5 Jahre, jedoch darf man, da die größten und ältesten Pferde ausgesucht wurden, dieß nicht für das durchschnittliche Alter oder die durchschnittliche Größe sämmtlicher Anazeh-Rosse halten, denn es waren viele drei- und zweijährige Pferde viel wohlfeiler zu bekommen. Der Officier bemerkt an einer andern Stelle daß ihm überall nur Hengste zum Verkauf angeboten wurden, nie Stuten. Diese sind nicht feil, damit die gute Race ausschließliches Eigenthum der einzelnen Stämme bleibe. (Nach Blackwood's Magazine.)

Dampfwagen für gewöhnliche Straßen. Der hier zu beschreibende Dampfwagen wurde von Thomas Rickett in Buckingham für den Marquis v. Stafford und einem Hrn. Mac Connel von der London und Nord-Western-Eisenbahn ausgeführt. Er sollte zur Beförderung von drei Passagieren mit 10 engl. Meilen Geschwindigkeit per Stunde dienen, und wir glauben daß derselbe diese Bedingung vollständig erfüllt hat. Das Wagengestell ruht auf drei Rädern, zwei hinteren Laufrädern und einem vorderen Steuerrade. Die Rahmstücke der Maschine, bestehen aus Kasten von schwachem Blech, zwischen denen sich am hinteren Ende der Kohlenbehälter, am vorderen Ende die Verbindung für das Steuerrad befindet, welches so viel Raum hat daß es rechtwinkelig zur Längenachse des Wagens gestellt werden kann. Der Kessel steht über dem Kohlenbehälter am hinteren Ende des Gestelles, und auf jeder Seite desselben liegt einer der horizontalen Dampfcylinder. Am Vordertheil des Gestelles, zwischen dem Kessel und dem Steuerrade, befindet sich ein bequemer Sitz für drei Passagiere. Die Kurbelachse liegt unter dem Sitze, und die Uebertragung der Kraft von den Cylindern auf dieselbe ist in gewöhnlicher Art bewerkstelligt. Diese Achse trägt ein Kettenrad, über welches eine Kette ohne Ende führt, welche die Transmission der Kraft auf ein größeres, auf der Achse der Treibräder sitzendes Kettenrad bewirkt. Die Durchmesser des treibenden und getriebenen Kettenrades verhalten sich = 1:2,5. Die Treibachse liegt am hinteren Ende der Rahmstücke; die Achsbüchsen haben Führungen in denselben, und auf beiden ruht eine querliegende Tragfeder welche das Gestell trägt. Hinter der Treibachse befindet sich ein Fußbrett und ein Sitz, letzterer gleichzeitig als Werkzeugkasten für den Heizer dienend. Das eine Treibrad ist fest mit der Achse verbunden, das andere dagegen lose aufgesteckt und mit einer festen Kuppelung versehen. Diese Kuppelung wird jedoch nur ausgelöst wenn die Maschine durch sehr kurze Curven zu fahren hat, so daß ein Rad das Centrum des zu durchfahrenden Bogens bildet. Die Maschine wird mit Leichtigkeit durch einen mit der Gabel des Steuerrades verbundenen Handhebel gelenkt, welcher, mit einer Feder versehen, gestattet daß das Gestell auf den Tragfedern schwingen kann. Dieser Steuerhebel ist entweder auf der Mitte der Gabel, oder seitlich so angebracht daß er an der rechten Seite des Sitzes in einer Linie mit dem dort befindlichen Regulatorhebel ist. Die dort sitzende Person hat den Führerdienst zu verrichten und die vollständige Aufsicht über die Maschine. Die Dampfcylinder haben 3 Zoll Durchmesser und 9 Zoll Hub, der Dampfdruck ist 110 Pfd. pro Quadratzoll. Die Treibräder haben 3 Fuß Durchmesser. Der Dampfkessel hat innere Heizung und Retourröhren die Veränderung der Ebene hat beim Steigen und Fallen nur wenig Einfluß auf ihn. Derselbe besteht aus Gußstahlblech, hat 19 Zoll Durchmesser und ergibt 31 Quadratfuß Heizfläche. Die Wasserbehälter bilden gleichzeitig die Langbäume des Gestelles und enthalten 42 Gallons Wasser, welche für eine Fahrt von acht bis zehn engl. Meilen ausreichen. Der Vorrath im Kohlenbehälter reicht für 20 bis 30 engl. Meilen Fahrt aus. Das Gewicht der Maschine selbst ist $19\frac{1}{2}$ Ctr. engl.; sammt Passagieren, Heizer, Kohlen und Wasser beträgt es 30 Ctr. engl. Der Brennmaterialverbrauch beträgt 6—7 Pfd. Steinkohlen per engl. Meile, und der Kessel verdampft per Minute etwa 10 Pfd. Wasser. Auf guten ebenen Straßen läuft diese Locomotive leicht mit einer Geschwindigkeit von 12—14 engl. Meilen per Stunde, und sie kann Steigungen bis 1 : 12 ziemlich leicht befahren. Um ihre Leistung in dieser Hinsicht beurtheilen zu können, muß man sich erinnern daß beiläufig fünf Pferdekräfte erforderlich sind um 30 Ctr. mit einer Geschwindigkeit von 4 engl. Meilen eine Steigung von 1 : 12 hinaufzuziehen. Ihre Bewegung beim Fahren ist eine äußerst ruhige, da die Construction der Federn eine sehr gute ist, und die einzige Unannehmlichkeit ist das Geräusch des Ausblaserohrs. Rauch wird selten erzeugt, und die Passagiere können auf ihrem Sitz vor dem Kamin weder durch diesen noch durch Dampf belästigt werden. Die Beförderer dieses neuen Versuches, die Zugkraft der Pferde auf den Landstraßen durch die Dampfkraft zu ersetzen, versprechen sich den besten Erfolg, was jedoch, wie der Erbauer dieser Locomotive selbst zugibt, abgewartet werden muß. Die Constructionsbedingungen für derartige Locomotiven sind wesentlich verschieden von denen für Schienenstraßen. Große Kraft bei geringem Gewicht ist die Hauptsache; wenn derselben nicht entsprochen wird, sind nur theilweise Erfolge zu erreichen. Um die größtmögliche Leichtigkeit der Maschine zu erzielen, wandte Hr. Rickett einen so kleinen Kessel an, und wollte lieber $\frac{1}{2}$ Pfd. Kohle per Meile mehr verbrennen als einen Centner mehr Metall und Wasser unnütz mitschleppen. Die nutzbare Zugkraft der Maschine war bei den ausgedehnten Proben auf den Chausseen in Buckinghamshire und der Nachbarschaft = 380 Pfd., oder $\frac{1}{8}$ ihres Gewichts, oder $\frac{1}{9}$ des Gesammtgewichts in beladenem Zustand. Eine Hauptschwierigkeit bei der Anwendung von Dampfwagen auf gewöhnlichen Straßen dürfte immer die Scheu der Pferde vor den bei ihnen vorbei passirenden, sich automatisch bewegenden Maschinen bleiben, weßhalb letztere häufig zum Stillstand gebracht werden müssen. Uebrigens wird das Befahren der gewöhnlichen Straßen mit Dampfwagen in England jetzt ernstlich in Angriff genommen, denn eine Bill über das zu erhebende Chausséegeld kommt bereits im Parlament zur zweiten Lesung; darnach wäre für jede Locomotive per engl. Meile 1 Shilling, und für jeden von einer derartigen Locomotive gezogenen Wagen, je nach dessen Felgenbreite, 3 bis 4 Pence per Räderpaar zu entrichten; überdieß muß jede Locomotive mit Vorrichtungen zur vollständigen Rauchverbrennung versehen werden. (Polyt. Journal.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 50. Augsburg, 10 December 1859.

Ein Besuch bei den Marquesas-Insulanern.

(Aus Chambers's Journal.)

Gegen Ende des Monats August 1855 warf unser Schiff *** Anker auf der Höhe von Nukahiva, der größten der Marquesas-Inseln. Nie sah ich etwas lieblicheres als diese Meeresansicht. Sonnige kleine Strande weißen Sands, die fast ganz von schwarzen Felsen eingeschlossen waren; Thäler die, wie es schien, selbst mitten in die staunenswerthen Berge sich erstreckten, und über und über in dichtem Pflanzenwuchs prangten; perlende Bäche die sich wie verstohlen durch die dicken Wälder schlängelten, und zuvörderst der ewige Sommer der über allen Dingen in diesen Breiten herrscht — so war das Bild welches unsern Augen sich darbot.

Nukahiva ist, wie gesagt, die größte unter den Inseln dieser Gruppe; ihr zunächst kommen dann Dominica und Santa Christini. Wie bei den Gesellschaftsinseln, zeigt die konische in der Mitte zu unermeßlichen Bergen sich emporhebende Gestalt ihren vulcanischen Ursprung; und obgleich sie an den meisten Stellen von Korallenriffen umgürtet sind, so konnte ich mich doch, für meine Person wenigstens, nicht zu dem Glauben bekehren daß so erstaunliche Erd- und Felsenmassen, selbst wenn man ihr Entstehen in die fernste Ferne der Vorzeit verlegt, das Werk des Koralleninsects seyn könnten.

Die Bäume, welche in den Thälern zu gewaltiger Höhe emporschießen, nehmen an Größe allmählich ab sowie sie die höchste Bodenerhebung erreichen, und lassen die Gipfel der Berge kahl und unbekleidet. Die Eingebornen wohnen in den reichen Thälern, sind aber durch Felsen und unzugängliche Abstürze so von einander getrennt, daß jedes Thal einen besondern und oft feindseligen Volksstamm bildet, und die Leute nur zusammenkommen um sich zu bekriegen und, wie die Sage geht, einander aufzufressen.

Wie ich oben sagte, warfen wir Anker, und waren, der Tiefe des Wassers wegen, im Stande dieß in etwas wenig mehr als einer Kabellänge von der Küste zu thun. Ich war einer der Glücklichen die an die Küste gesendet wurden um Wasser zu holen, und nachdem ich Erlaubniß erhalten einige Stunden verweilen und versuchen zu dürfen ob ich in Schußlinie irgendeine Beute erhaschen könne, machten wir uns zu drei, mit Gewehren bewaffnet, auf den Weg, und kümmerten uns im mindesten nicht um all die Geschichten die man uns von den Inselbewohnern, welche bis jetzt noch unsichtbar waren, erzählt hatte. Nachdem wir unser Wassergeschäft vollendet, brachen wir — d. h. zwei Midshipmen und ich — in munterm Schritt auf, so freudig erregt von dem Bewußtseyn wieder auf terra firma zu stehen, daß ich für meine Person meinen Gefühlen durch einen Stegreiftanz Luft machen zu müssen geglaubt hätte, wären nicht die Augen der Schiffsmannschaft und neidischer im Dienst verbliebener Midshipmen auf uns gerichtet gewesen. Kaum aber waren wir ihnen außer Augen gekommen, so rannte einer von uns mit einem feinen Lungen eigenthümlichen Halloh über Hals und Kopf in das Thal hinauf. Mir selbst ward die Erinnerung an meine Schulzeit und an meine damaligen Jagdspiele wieder lebendig, und mit einem feinem eigenen gleichen Ausruf folgte ich ihm, obschon nicht ohne einigen Argwohn daß vielleicht auch die Wilden an unserer Jagd theilnehmen würden.

Keiner von uns war in der Lage ein Wettrennen zu unternehmen — denn das Kreuzen auf dem Salzwasser verstärkt den Athem eines Menschen nicht; so machten wir denn bald Halt, warfen uns nieder, und fiengen an zu schnaufen wie ebensoviele Nordcaper (Wallfische). Der Platz den wir erreicht hatten, war ein grüner von Bäumen köstlich überschatteter Hügel, unmittelbar an einem breiten Strom, in welchem das Wasser funkelte und lachte, als wolle es uns zum Baden einladen. Wir berathschlagten ob es geeignet sey dieser Einladung Folge zu leisten, blickten aber gleichzeitig einigermaßen besorgt umher ob sich keine Spur von Einwohnern zeige. Plötzlich ward unsere Aufmerksamkeit auf ein leichtes Getöse in dem Strom gelenkt, und als wir uns umwandten, erblickten wir mitten in demselben einen der schönsten Männer die ich je gesehen. Er war über sechs Fuß hoch, und hatte eine Gestalt über die selbst ein Bildhauer in das höchste Entzücken gerathen wäre. Seine Kleidung, nur aus einem Gürtel bestehend, zeigte jedes Glied in voller Schönheit, und trotz der häßlichen Gewohnheit aller wilden Völker, sich zu tätowiren, war er ein vollkommener Adonis. Die Zierde auf seinem Haupt, aus Federn bestehend, deutete auf seinen Rang, und in der einen Hand hielt er einen Speer, während die andere, als Friedenszeichen, auf seiner Brust lag. Einige Augenblicke schauten wir einander verlegen an. Harry, in dessen Familie die Sage lebte einer seiner Oehme sey von den Südsee-Insulanern aufgezehrt worden, wurde sichtlich blässer, gewann aber zuerst seine Fassung wieder, und erhob sich und machte dem Eingebornen eine tiefe Verbeugung. Sie wurde mit gefälligem Lächeln aufgenommen; der Eingeborne schwamm über den Fluß

erüber, kam zu uns heran, und sagte uns er könne englisch sprechen, obgleich ich gestehen muß daß der Versuch kein besonders gelungener war. Einen Blick auf unsere Gewehre werfend, setzte er sich neben uns, untersuchte sie sorgfältig, und gab vielfache Zeichen der Verwunderung und des Staunens. Plötzlich schien er auf einen herrlichen Gedanken gerathen zu seyn; er versuchte sich uns verständlich zu machen — aber erst nach großer Aufregung seinerseits und Belustigung unsererseits wußten wir endlich was er wollte: er wünschte, wir sollten mit ihm auf die Schweinsjagd gehen. Nichts hätte uns angenehmer seyn können: Gesichte von Eberjagden, von denen wir gelesen und geträumt, tauchten vor unserm Geist auf; wir nahmen ihn daher bereitwillig als Führer an, schulterten unsere Gewehre, und gaben ihm das Zeichen vorwärts zu gehen.

Er brach auf, und wir folgten ihm in das Dickicht; plötzlich blieb er stehen, erhob seinen Finger um uns Stillschweigen anzubefehlen, und dann drang das selbstzufriedene Grunzen, das ein Schwein ausstößt wenn es die Erde aufwühlt, an unsere erwartungsvollen Ohren.

Nicht schießen; verstecken! murmelte unser Führer. Wir versteckten uns hinter Bäume, während er ins Gebüsch sprang, in dem wir ihn ein wahres Teufelsgeschrei erheben hörten. Dann erscholl ein ungestümes Halloh! und heraus stürzte eine alte Sau mit einem Dutzend Ferkel, die über Hals und Kopf hinter ihr hertrotteten. Es war keine Zeit zu verlieren, denn die Marquesas-Schweine wetteifern mit den berühmten irischen in ihren langen Beinen und ihrer Geschwindigkeit.

Puff, paff, puff! aus unsern Gewehren, und ein dreifaches Todeswinseln durchdrang die Luft, und beschleunigte die Flucht der hurtigen Mutter, die nur an ihre eigene Sicherheit zu denken schien. Ehe wir unser Wild erreichen konnten, war unser Führer schon wieder bei uns, lachend und die wildeste Freude an den Tag legend; dann tätschelte er die todten Ferkel und pries die Engländer. Plötzlich ergriff er einen der Cadaver, warf ihn über seine Schultern, rannte ohne irgendeine weitere Erklärung davon, und ließ uns in ziemlicher Verlegenheit über den Entschluß zurück welchen wir nun zu fassen hätten. Nach einiger Berathung beschlossen wir uns nach der Küste auf den Weg zu machen, und das frische Fleisch, als etwas höchst erwünschtes, mit uns zu nehmen. Kaum aber hatten wir diesen Entschluß gefaßt, so war die Ausführung desselben auch schon unmöglich gemacht durch den Schall vieler Stimmen; das ganze Gehölz schien lebendig geworden zu seyn und von Eingebornen zu schwärmen. Der Führer kam heran, und mit ihm ein ganzer Trupp lachender und fröhlicher Wilden, die augenscheinlich einer muntern Erzählung horchten, und, wie es allen Anschein hatte, auf unsere Kosten sich lustig machten. Als sie uns nahe kamen, gewann die Neugier die Oberherrschaft über jedes andere Gefühl, sie drängten sich um uns, und gafften uns mit offenen Mäulern und Augen an, anfangs in tiefem Schweigen, das indessen bald von einem wahren Strom von Ausrufungen unterbrochen wurde.

Der Führer gab uns nun zu verstehen, sie erwarteten daß wir einem großen Festgelage, welches diesen Abend stattfinden solle, beiwohnen würden, und er, der Häuptling, lade uns förmlich dazu ein. Einer solchen Einladung, oder einem solchen von mehr als sechzig rüstigen Wilden unterstützten Befehl, konnten wir kein Zaudern entgegensetzen. Es blieb uns nichts übrig als die Einladung anzunehmen, und uns so versöhnlich als möglich zu benehmen. Wir deuteten ihnen daher an wie sehr wir die Freundlichkeit des Häuptlings zu schätzen wüßten, und ließen uns im Triumph nach dem Tempel führen.

Der Weg, obgleich breit und gebahnt, war so mit Felsblöcken übersäet, daß er da und dort ungangbar schien; die Eingebornen sprangen aber so ruhig über dieselben hin als ob es bloße Kieselsteine wären, während wir nur mit der allergrößten Anstrengung hindurchzukommen vermochten. Auf unserm Wege hatten wir Gelegenheit das Aussehen des schönen Geschlechts zu prüfen, von dem viele sich schwatzend und lachend, als ob sie unsere Kleider kritisirten, um uns drängten. Die meisten dieser Mädchen waren wirklich schön; das Urtheil hierüber wurde uns im Ganzen genommen ungemein erleichtert, da, mit Ausnahme einer Art Gürtels oder eines äußerst kurzen Rocks, die einzige Kleidung welche sie trugen nur aus Blumengewinden bestand, womit sie Hälse, Nacken und Arme schmückten. Sie hatten schön spitzulaufende Knöchel und feenartige Füße; langes glänzendes Haar, das in natürlichen Locken über ihre Schultern herabwallte, und eine Gesichtsfarbe um die eine Venus sie beneidet haben könnte, und die, wie ich später fand, durch den beständigen Gebrauch eines aus den Sumerio- oder Keata-Wurzeln bereiteten Kosmetikums erhalten wurde.

Wir erreichten bald den Palast, oder Tempel, oder Club — nennt es wie ihr wollt — denn es hatte von allen dreien etwas, indem es gleichzeitig die Wohnung des Häuptlings, die tabuirte Behausung der Priester und der Versammlungsort für die Männer des Stammes war, welche, wie ihre gesittigten Brüder, großes Behagen daran zu finden scheinen einen Zufluchtsort zu haben in welchen das zarte Geschlecht nicht eintreten darf.

Die Wohnplätze in Nukahiva sind sehr seltsam; die Fundirung, aus einer Art Pyramide von ungeheuren gehauenen, natürlicherweise rohgeformten, Steinblöcken bestehend, ist den jetzigen Eingebornen vollkommen unbekannt; sie schreiben sie den Göttern, und nicht, wie wahrscheinlicher andere thun würden, etwelchen früheren Einwohnern zu. Diese Steine werden an die Seite des Thals gebracht, und bilden die Basis der Wohnung, die aus Bambus gemacht ist, welche mit Hibiscusstäben in ein leichtes und geschmackvolles, der Luft freien Durchzug gestattendes, Gitterwerk verflochten sind. Das Dach erhebt sich von den Seiten aus, welche gewöhnlich ungefähr 5 Fuß hoch sind, allmählich bis zu einer Höhe von 11 oder 12 Fuß. Es ist mit Palmblättern bedeckt, und hat ein eigenthümlich malerisches Aussehen! Rund um das Gebäude dem wir uns nun näherten, war eine niedrige Rohrhecke angelegt, und hie und da sah man sonderbare kleine Tempel, auf denen Streifen heiliger weißer Tapa flatterten. Die Weiber zogen sich insgesammt zurück, da es für sie ein todeswürdiges Verbrechen bildet den Fuß auf den tabuirten Grund zu setzen.

Die Vorbereitungen, die man augenscheinlich für irgendein großes Ereigniß traf, giengen munter von statten. Der Häuptling wies uns mit großer Freude darauf hin, und nahm dann seinen Weg die große Treppenflucht hinauf welche zu seinem Palast führte. Hier setzte er sich auf einen Haufen Matten nieder, die dick umhergelegt waren und den ganzen Boden bedeckten.

Mit der Würde eines morgenländischen Fürsten in seine Hände klatschend, ließ er Erfrischungen herbeibringen, die aus Brodfrucht, in verschiedenen Weisen zubereitet, bestanden. Eine davon war eine Art Schleim, der aus der gemahlenen Frucht gemacht und mit gemahlener Cocosnuß vermischt wird. Sobald ich für meine Person gelernt hatte diesen Schleim in Kugeln zu rollen, und ihn so an meinen Mund zu führen, gieng alles gut bei mir, und ich konnte dann nicht umhin herzlich über die Versuche zu lachen welche meine Gefährten machten.

da sie ihre Gesichter mit dem süßen klebrigen Gerichte völlig überschmierten.

Während der Ruhezeit nach unserm leichten Mahl ergötzten wir uns an den für das Fest getroffenen und rüstig vorschreitenden Vorbereitungen, besonders aber an der Kocherei. Die drei Ferkel hatten sich irgendwie auf die volle dreifache Anzahl vermehrt, und allmählich erschien mir die Jägergeschicklichkeit der Eingebornen in besserm Licht. Die Ferkel wurden durch die Flammen gezogen und auf diese Weise wirksam versengt; sodann wurden sie ausgeweidet, die innern Theile als besonders zarte Bissen beiseite gelegt, und der Leib in eine mit Zweigen fest umbundene Palmlaubdecke eingewickelt. Nachdem man die Glutbasche entfernt, legte man sie auf die heiße Erde, häufte einige Rasenstücke darüber, zündete oberhalb und ringsum Feuer an, und ließ das Fleisch nach Muße kochen. Während der Zwischenzeit genossen wir einer ruhigen Siesta, der sich, wie es scheint, alle Eingebornen überließen, mit Ausnahme nur der mit der Beaufsichtigung der Küchengeschäfte beauftragten. Als wir etwa eine halbe Stunde geschlummert hatten, erhoben wir uns um die Ferkel zu essen, und gewiß, eine köstlichere Kochungsart hätte sich nicht erfinden lassen: da der Dampf im Fleisch zurückgehalten wurde, so war dieses sehr saftig und hatte einen nicht wohl zu schildernden leichten Beigeschmack von den grünen Palmblättern; es wurde uns in einem seltsam ausgeschnitzten Trog überreicht, und da wir sehr hungrig waren, so ließen wir's uns trefflich schmecken, und unsere Messer leisteten uns dabei vortreffliche Dienste.

Eine Zeit lang sahen uns die Eingebornen ruhig zu; dann versuchten sie mit vieler Aufgeräumtheit unsere Ausschneidemethode nachzuahmen, und lachten stets herzlich wenn ihnen dieß fehlschlug. Endlich nahmen sie ihre Zuflucht zu ihrer eigenen Urmethode, indem sie den der Ammenstube eigenthümlichen Satz illustrirten: „daß die Finger vor den Gabeln gemacht worden seyen.“ Als wir, wie die nackten Knochen der Ferkel erwiesen, unsere Eßlust in gehörigem Maß gestillt hatten, kam uns der Gedanke irgend ein Trunk würde auch nichts schlechtes seyn. Dieses Gesuch wurde glücklicherweise von dem Häuptling vorweggenommen, und fünf oder sechs Buben, die um eine große Schüssel herumhockten, waren je mit einer Cocosnuß-Wasserschale zum Waschen des Mundes versehen, was dem Kauen der Nuß vorangeht aus welcher das Aru gemacht wird. Wenn sie diese Nuß gekaut haben, speien sie sie in die Schüssel bis sie halbvoll ist; ist diese dann mit frischem Wasser aufgefüllt, so wird der Inhalt tüchtig umgerührt und, sobald die schweren Theile zu Boden gesunken, herumgereicht. Ich war sehr durstig, und versuchte zu trinken, konnte aber nicht; und zwar nicht etwa deßhalb weil die Bereitung dieses Getränks mir zu großen Ekel eingeflößt hatte, sondern einfach des abscheulichen Geschmacks halber.

Nachdem der Häuptling und seine Freunde die Schüssel ausgetrunken hatten, brachen wir in der Richtung auf aus welcher uns lautes Getöse entgegenschallte — ein Getöse das darauf hinwies daß dort der Mittelpunkt der Lustbarkeit seyn werde. Die Musik, wenn man's so nennen konnte, bestand aus großen, aus den ausgehöhlten Strünken von Bambusbäumen gemachten, aufrecht auf den Boden gestellten Trommeln, deren oberes Ende mit einer stark angespannten und mit Bändern aus heimischem Tuch festgebundenen Haifischhaut bedeckt war. Hinter diesen Trommeln war eine Plattform errichtet, auf welche die Musikanten stiegen, den Kopf der Strünke mit ihren eigenen Händen schlugen, und dadurch das unharmonischste Getöse hervorbrachten das ich je das Unglück gehabt mit anhören zu müssen.

Die Volksmenge welche sich versammelt hatte, war viel größer als die Menschenzahl die meiner Vermuthung nach in dem kleinen Thale wohnen konnte, und bot einen eben so auffallenden als malerischen Anblick dar, indem die Eingebornen insgesammt ihre Gala-Kleider auf dem Leibe hatten. Diese bestanden bei den Männern bloß aus Halsbändern von Wall- und Haifischzähnen, oder hin und wieder aus der Hälfte eines meisterhaft ausgeschnitzten und polirten Trinkbechers, der gleichsam die Stelle eines Harnisches vertrat; die Stirne war mit etwas ähnlichem, so ziemlich einer Mitra in Miniatur gleichendem geschmückt, und dabei trugen sie, neben dem Gürtel den wir als ihre einzige Kleidung erwähnt haben, noch grellfarbige Schärpen von Tapa oder heimischem Tuch, und viele von denen welche einen hohen Rang in Anspruch nahmen, hatten statt eines Federbusches eine Art weißen Haarbusches. Dieses weiße Haar war früher der Bart eines alten Mannes, da auf den Marquesas-Inseln die Gewohnheit herrscht den Bart sehr lang wachsen zu lassen, ihn dann abzuschneiden, und zu oben erwähntem Kopfputz vortheilhaft zu verkaufen.

Die Mädchen, obgleich zuvor schon schön, waren jetzt vollkommene Bacchantinnen; sie trugen insgesammt Blumen- oder Laubsträuße mit dergleichen Halsbändern und Arm- und Ohrringen; ihr Haar fiel in ungekünstelten glänzenden Locken herab, und verhüllte beim Tanzen fast ihr Gesicht; ihre dunklen funkelnden Augen und Wangen strahlten von Heiterkeit und Glück, und endlich wußten sie das aus der durchsichtigsten Tapa verfertigte Gewand, oder den Shawl, auf so kokette Art zu handhaben, daß ihre Reize dadurch eher erhöht als vermindert wurden. Ich habe viel von der Schönheit der Insulaner gehört und gelesen, aber die Wirklichkeit übertraf weit meine sanguinischsten Erwartungen. Kann man sich daher wundern wenn ich sage daß wir über Kopf und Ohren in die bezaubernden Geschöpfe verliebt wurden, und die Abschiedsstunde bitterlich bedauerten, die nur allzu bald, und ehe die Lust des Abends verrauscht war, herannahte, und uns ins Schiff und zu unserer Pflicht zurückführte? Aufs herzlichste versprachen wir wiederzukehren, und ein regelmäßiges Tagesschießen zu veranstalten, indem der Häuptling sich uns dabei als Führer anbot. Der ganze Stamm begleitete uns an den Strand, belud das Boot mit Kokosnüssen und Brodfrucht, und mit wahrem Leidwesen nahmen wir von den freundlichen Eingebornen Abschied, hegten aber nur schwache Hoffnungen daß es uns werde gestattet werden sie aufs neue zu besuchen, selbst wenn unser Aufenthalt einer solchen Bitte kein Hinderniß in den Weg legen würde.

Die Marquesas-Insulaner sind unstreitig die artigsten Wilden unter die ich je kam, und die Art und Weise wie sie den schlechten Ruf erwarben in dem sie stehen, war, wie in den meisten ähnlichen Fällen, die Folge des schlechten Betragens der Seefahrer. Ein Schiff ankerte auf der Höhe der Insel und sandte die Mannschaft ans Land. Diese Leute verübten alle Arten von Unfug — schossen die Eingeborenen nieder, und steckten ihre Wohnungen in Brand. In derselbigen Nacht schwammen die armen erbitterten Geschöpfe ans Schiff und befestigten Taue an dasselbe, was so still und gut geschah, daß kein Allarmzeichen gegeben werden konnte bis das Schiff ganz nahe ans Land gezogen war. Dann aber war es zu spät, nur ein halbes Duzend Leute entwischte, um eine solche Schreckenserzählung in die leichtgläubige Welt hinauszuposaunen, daß man Jahre lang von den Insulanern nur mit grausem Abscheu und Entsetzen sprach — mit wie wenig innerm Grunde aber, davon überzeugte mich meine eigene Erfahrung.

Die Comoren.

III.

Die Bewohner von Johanna.

Die Race, welche die Insel Johanna bewohnt, ist ohne Zweifel die gebildetste der benachbarten Völkerstämme, vielleicht die Hovas auf Madagascar ausgenommen; ihre Sprache verräth die Mischung ihres Blutes aus arabischen, Neger und Malayen-Vorfahren, aus deren sämmtlichen Mundarten sie sich eine eigene, wohlklingende und zugleich sehr reiche Sprache geschaffen haben. Die Johanneser sind von Gestalt schöne, wohlgebildete Menschen, von guter Haltung und ebenmäßigen, feinen Gesichtszügen, in denen man das Feuer des Arabers mit der Verschmitztheit des Malayen erkennen kann; ihr dunkles, brennendes Auge, die fein gekrümmte Nase, der wohlgestaltete Mund und die reine gebräunte Gesichtsfarbe formen zusammen eine Physiognomie welcher es keineswegs an Ausdruck fehlt, der jedoch ihrem Charakter nicht im geringsten entspricht; dieser gleicht mehr den Malayen an Verschlagenheit, Feigheit und Großsprecherei, ist jedoch bei großer Aufregung grausam und blutdürstig, welche Art von Charakter bei den Negerracen sehr hervorragend ist. Die Zahl der Einwohner schätze ich auf nahe an 20,000, unter denen die große Hälfte Sklaven, die andere freie Neger, Araber und andere Nationen sind. Die vorherrschende Sprache ist die Anzouani oder Johanneser, die Kisoëli, welche an der ganzen Ostküste von Afrika nördlich von Mozambique verstanden wird, das reine Arabisch, in welcher Sprache man die Gebete sagt und den Koran liest, und verschiedene Negerdialekte welche von den importirten Sklaven herrühren. Alle diese Mundarten haben viele Aehnlichkeit und lassen sich ohne große Schwierigkeiten von Europäern erlernen, da sie sehr reich an Vocalen sind und nicht die Zungenlaute der südafrikanischen Sprachen, wie der Sulu und Kaffer, enthalten. Ihr Zahlensystem ist das arabische und also wie das unsrige, nur können sie größere Begriffe in Zahlen ausdrücken als wir, welche Eigenschaft ihr System wahrscheinlich von den hier viel verkehrenden Hindus aufgenommen hat, die, wie bekannt, ungeheure Größen durch kurze Zahlen ausdrücken können. Sie drücken ihre Zahlen bald in ihrer eigenen, bald in arabischer Sprache aus, schreiben aber nur die Ziffern in der letztern. Zum Beispiele werde ich die Grundzahlen hier in einigen der gebräuchlichsten Sprachen zusammenstellen:

	Anzouani oder Johanna	Madagascar (Sekalava-Sprache)	Arabisch
1.	monzi	arek	waheb
2.	bili	arui	thinin
3.	taro	tei	thalathia
4.	né	effat	arba
5.	zano	dimé	hamsa
6.	tantaro	tzéotta	sita
7.	fukari	tato	saba
8.	nané	valo	thanania
9.	shenda	sivé	disia
10.	kumi	fulu	ashar
20.	mingomilé	aruiampulu	shiriin
30.	mingomiraro	telampulu	thalathin
100.	msia	sato	msia
1000.	alif	arivo	cha lif etc. etc.

Die Anzouani-Sprache ist reich, aber sehr unregelmäßig in ihrer Construction; die Singulare und Plurale haben oft im Klange nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit einander, sind deßhalb schwierig zu erlernen, z. B. munto *moya*, ein Mann, wato *mingi*, viele Menschen, *mtumshé* memma, eine gute Frau, *watoashé* nkroli, stinkende Weiber, in diesen Constructionen hat diese Sprache sehr viel Aehnlichkeit mit der Kisoëli, welche jedoch in anderer Hinsicht wie im Zahlensystem, wo sie bloß die Zahlen von 1—5 in ihrer eignen, die andern aber in arabischen Ausdrücken besitzen, viel ärmer ist.

Die Johanneser halten viel auf einen saubern, reichen Anzug und verschwenden darin viel Geld; kein Stoff ist ihnen zu theuer und kostbar, und sie besorgen sich mit vieler Mühe die feinsten ostindischen, gewöhnlich mit Gold durchwirkten Stoffe. Ihr Anzug besteht aus den um die Lenden geschlagenen Shawl aus leichter Baumwolle, der ihnen statt der Beinkleider dient, über diesen kommt das weite, feine, bis an die Fersen reichende Hemd, immer mit zierlicher Stickerei versehen und von blendender Weiße; eine Weste von rother oder anderer greller Farbe, an den Näthen und Taschen mit Gold verziert, reicht bis über die Hüften, und der weite, gewöhnlich dunkle und auch gestickte Kaftan oder Ueberrock, von der Länge des Hemdes, wird über alles weggezogen. Eine seidene oder Kaschmirschärpe wird um die Taille geschlungen, welche das unvermeidliche Sambia oder krumme Messer enthält, und ein rother Fes, oft noch von einem großen weißen oder bunten Turban umgeben, bedeckt das kahlgeschorne Haupt. An den Füßen tragen sie die arabischen Sandalen aus dicken, dreidoppelten Ledersohlen, welche von zwei schmalen, zwischen den Zehen hindurchgehenden und auf der Spanne sich kreuzenden Riemen gehalten werden; viele gehen jedoch barfuß. Alle Kleidungsstücke sind so fein und zierlich genäht, daß die Arbeit selbst europäischen Schneidern zur Ehre gereichen würde, und die Stickereien zeugen von einem guten Geschmack; die Johanneser halten dieselben sowohl als auch ihren Körper gewissenhaft rein, und ihre Frauen thun beinahe nichts wie waschen. Außer den vorgeschriebenen Abwaschungen vor jedem Gebete genießt ein jeder noch so oft wie nur möglich der Erfrischung des Seebades, und deßhalb ist der Strand den ganzen Tag über mit Badenden bedeckt, welche sich oft stundenlang in dem behaglich kühlen Seewasser umhertreiben. Die Bewohner von Johanna sind sehr strenge Muhammedaner, und beobachten die Vorschriften und Gebräuche des Korans genauer und gewissenhafter als die Araber der afrikanischen Küste. Kein Geschäft ist zu wichtig sie von ihren vorgeschriebenen Gebeten abzuhalten, und Handel und Wandel wird unterbrochen sobald die Stimme des zum Gebete rufenden Muzin (Priester) erschallt. Freilich ist dieses Beten wohl meistentheils Formalität, und der Rosenkranz (asbihi), den ein jeder in der Hand oder am Gürtel trägt, wird so schnell als möglich durch die Finger gezählt. Dieser Asbihi ist gewöhnlich von Elfenbein, bei den ärmern aus Glasperlen zusammengesetzt, und enthält 99 Perlen, die in drei Abtheilungen von je 33 getheilt und durch größere Perlen von einander getrennt sind. Nicht immer verrichten sie die Gebete in den Moscheen (muskini), sondern oft am Seestrande (baharini) oder am Flusse (maroni); jedem Gebete geht eine Abwaschung voraus, welche viele jedoch, wenn sie in Eile sind, durch eine bloße Benetzung der Hände und Füße verrichten; zu diesem Zweck befindet sich vor jeder Moschee eine große Cisterne mit einem Schöpflöffel, mit deren Wasser jeder Gläubige, ehe er in das heilige Gebäude eintritt, seine Glieder wäscht; die Schuhe oder Sandalen werden an der Thür zurückgelassen

und Strohdecken sind von der Cisterne bis in die Moschee selbst gelegt, damit derjenige welcher seine Abwaschung verrichtet hat, mit seinen bloßen Füßen die Erde nicht wieder berühre, was eine neue Abwaschung erfordern würde.

Schon vor Tagesanbruch ertönt der feierliche Ruf des Muzin durch die stille Nacht, und ruft die Gläubigen zum al faghiri (ersten Gebet). Langsam und schwellend erschallt er mit den Worten: Allahu akabar, allahu akahar, he al eizolahé, he al elzolahé, he al el falat, he al el falat, shedan mohamadi ar russul allah, shedan mohamadi ar russul allah, allahu, sheh hé il allah, hé il allah allahu i (Gott ist groß, Gott ist groß, kommt zum Gebet, es ist besser als Schlaf, Muhammed ist Gottes Prophet, es ist nur ein Gott, Gott ist groß i). Nie verfehlt der rechte Gläubige dieses erste Gebet zu halten und zwischen diesem und dem asahuri (Mittagsgebete) werden alle Geschäfte abgemacht, da dieser Zwischenraum der längste ist. Um 3 Uhr Nachmittags ertönt der Ruf zum allah siri, und um 5 Uhr und 6 Uhr werden die beiden letzten Gebete abgehalten, das letztere gerade um die Zeit wenn die Sonne den westlichen Horizont berührt, welches in diesen Tropengegenden immer nur wenige Minuten vor oder nach 6 Uhr geschieht. Mit diesem Gebete schließt der muhammedanische Tag und beginnt der neue, welcher wieder bis zum nächsten Sonnenuntergange gerechnet wird. Alle Gebete werden mit dem Gesichte nach Norden, der Richtung in welcher Mekka von Johanna liegt, verrichtet, und zerfallen in drei Theile, der erste Theil wird stehend mit über der Brust gekreuzten Armen gebetet, enthält Lobpreisungen Gottes, schließt und beginnt mit dem „allah akabar“ (Gott ist groß), bei welchen Worten der Gläubige auf die Kniee sinkt und dreimal mit der Stirne den Erdboden berührt; der zweite Theil enthält Bitten und Fürbitten, wird in gekrümmter Stellung bald mit erhobenen Händen, bald mit diesen auf den Knieen rastend, gebetet, und schließt wie der erste Theil; der letzte, zu Ehren des Propheten, wird auf den Knieen liegend beschlossen, und abermaliges Berühren der Erde mit der Stirn endet das ganze Gebet, worauf der Gläubige sich erhebt, mit der flachen Hand sich über beide Augen streicht und zu seinem Geschäfte geht.

Wie bei allen muhammedanischen Völkern, beginnt ihr Monat mit jedem Neumonde, und mit großem Interesse beobachten sie das erste Erscheinen eines neuen Mondes, vorzüglich desjenigen welcher ihrem Rhamadan oder Fastenmonat ein Ende macht. Während des Rhamadans ist ihnen, wie allen Gläubigen, das Genießen von Speisen während der Zeit daß die Sonne am Himmel steht, nicht erlaubt, und während der Nächte dürfen sie nur leichte Gerichte von Reis, Früchten und dgl. zu sich nehmen, müssen wachen und beten, und man hört in der Stille dieser Nächte allenthalben die lauten Recitationen der Koranstellen welche die Gläubigen zu jeder Stunde hersagen müssen; selbst das Betelkauen, dieser Hochgenuß der Orientalen, ist ihnen während des Tages im Monat Rhamadan verboten, aber mit weichem Hochgenusse sieht man sie auch, sobald die letzten Strahlen der untergehenden Sonne verschwunden sind, sich den Mund voll Bettel füllen, um die verlorene Zeit durch emsigeres Kauen wieder gut zu machen, und bei den Nachtmahlen entschädigen sie sich für das Fasten während des Tages. Aber wie jedes andere hat auch der Rhamadan ein Ende; der letzte Tag desselben ist endlich da, und am Nachmittag strömt jung und alt aus den Häusern und begibt sich an erhöhte Orte oder an den Strand des Meeres, wo nichts seine Aussicht beschränkt; denn heute, mit dem Erscheinen des Mondes, fängt der festliche Monat an, der die Gläubigen für ihr frommes Dulden während des Rhamadans entschädigen soll. Gegen Abend steigert sich die Spannung, und groß sind die Speculationen ob der westliche Himmel heiter bleiben wird, oder ob Wolken den ängstlich Wartenden das ersehnte, schwache Bild des Mondes entziehen werden, in welchem Fall die ganze Ceremonie bis auf den nächsten Abend verschoben werden müßte. Alle brauchbaren und unbrauchbaren Flinten und Kanonen sind schon geladen, bestimmt ihre Stimme mit in das Jubelgeschrei der Gläubigen zu mischen. Alles steht voller Erwartung nach Westen schauend, und folgt mit gespannten Blicken der untergehenden Sonne, in deren zurückbleibender Gluth das Bild des Gestirns erscheinen muß; Minute verstreicht auf Minute — da erspäht ein scharfes Auge das zarte, kaum bemerkbare Bild wie eine gekrümmte Silberlinie auf dem dunkelrothen Hintergrunde — er deutet es andern aus, das Bild tritt mehr hervor, und im Augenblick erschallt ein mächtiges Geschrei, gemischt mit dem Donner der Kanonen und dem Gelnatter aller Arten von Gewehren. Die Jungen bezeichnen den mit schwächern Augen versehenen Aelteren die Stelle am Himmel, bis endlich auch diese das ersehnte Bild erspähen und ihre Stimmen dem allgemeinen Jubel beimischen; denn mit diesem Erscheinen der feinen Mondsichel endigt der Rhamadan mit seinem Fasten und Beten; Essen, Trinken und Tanzen nimmt seine Stelle ein. Ochsen werden geschlachtet, Reis vertheilt, und die Reichern geben den Aermern freie Festmahle, bei denen es freilich viel zu essen, natürlich aber auch nichts als Wasser zu trinken gibt, höchstens etwas Taddy oder Palmwein.

Die Johanneser haben viel von dem Muth und dem Feuer ihrer Stammgenossen, der ächten Araber, durch Vermischung mit andern Racen verloren; selbst der Ausdruck des Gesichts ist sanfter und weichlicher als der des trotzig umherschauenden Arabers, und ihre Frauen gelten für die schönsten in diesen an Frauen so reichen Erdstrichen. Nie verläßt ein Johanneser von einigem Ansehen sein Haus unbewaffnet, sondern führt stets entweder seinen Dolch, Schwert oder Assegai bei sich. Der letztere ist ihre Lieblingswaffe, und wird hier Fumo genannt; sie schleudern ihn nie, sondern gebrauchen ihn stets als Lanze, weßhalb sie ihn auch schwerer und von stärkerm Holz als die eigentlichen Afrikaner machen; er trägt eine 6—8 Zoll lange, zweischneidige Spitze und ist am andern Ende noch mit einer eisernen Hülse beschlagen, so daß man sich seiner beim Bergklettern als Stab bedienen kann; die ganze Waffe ist etwa 5—6 Fuß lang und wird immer blank und scharf gehalten.

Ihre Schwerter sind entweder gerade und biegsam oder stark gekrümmt, und in diesem Fall dienen sie mehr zur Schau, weßhalb die krummen Schwerter gewöhnlich sehr reich verzierte Griffe und Scheiden haben, während die geraden, geschmeidigen, die wahren Streitschwerter, stets einfache lange Griffe ohne Kreuz oder Korb haben. Das Schwert tragen sie an einer kurzen Lederschlinge an der Schulter hängend, und nicht um den Leib gegürtet; eine solche Waffe aber kostet zwischen 20—100 Thalern, je nach der Menge der goldenen und silbernen Zierrathen welche daran angebracht sind. Im Handhieren ihrer Schwerter sind sie übrigens sehr gewandt, obgleich sie trotzdem einem geübten europäischen Fechter wenig Schaden damit thun könnten, da sie ihre Hiebe ohne Ueberlegung und nach jedem beliebigen Theil des Körpers richten, zu deren Pariren sie sich ihrer kleinen, etwa 10 bis 12 Zoll im Durchmesser haltenden, aus roher Rhinoceroshaut gefertigten Schilde bedienen; ein solcher kleiner Schild widersteht dem stärksten Schlag eines scharfen Schwertes, selbst eine nahe Pistolenkugel

macht nur wenig Eindruck darauf; sie werden bei einem hinten angebrachten Griff mit der linken Hand gehalten, und bewunderungswerth ist die Schnelligkeit und Gewandtheit mit welcher sie die Hiebe auf diesem Schild abfangen. Vorzüglich legen sie ihre Fechtkunst bei den Gelegenheiten welche ihnen die oft aufgeführten Schwerttänze geben dar, bei denen einer den andern zu übertreffen strebt; an einem solchen Tanz können viele theilnehmen, aber nur zwei Personen führen ihre Kunststücke auf einmal auf, während die andern einen Kreis bilden und die Kämpfenden anfeuern; mit Schwert und Schild bewaffnet treten die beiden Gegner in den Kreis, und beginnen nach dem Klang einer Mgomah (Trommel) sich in Zirkeln zu bewegen, jeder sich hütend seinem Gegner eine Blöße zu geben; schwirrend lassen sie während der Zeit ihre Schwerter spielen, bis einer glaubt daß ein Hieb sitzen könnte, welcher jedoch, wenn er gegen den Kopf oder die Brust gerichtet ist, geschickt mit dem Schild aufgefangen wird; einem nach den Beinen geführten Hieb weichen sie durch einen besondern Luftsprung aus, der manchem weißen Tanzmeister Ehre machen würde, und welchen sie so genau berechnen, daß stets das Schwert des Gegners unter den Füßen wegfährt, ein Wagstück das in unsern Augen sehr gefährlich aussieht und in der That große Gelenkigkeit erfordert; sobald die Kämpfenden ermüdet sind, werden sie von einem frischen Paar abgelöst, und so dauert der Schwerttanz oft halbe Tage lang.

Ihre Sambia (krumme Dolche) sind auch von reicher Arbeit, oft mit Griffen von massivem Gold oder Silber, oft von schönem, eingelegtem Horn oder Elfenbein: die Form der Klinge, welche kurz und breit ist, gleicht der des malayischen Kriß und bildet beinahe einen Viertelskreis; diese Waffe ist in geschickten Händen fürchterlich, und die Wunden sind lang und tödtlich, jedoch habe ich sie selten von einem Johanneser anwenden sehen. Von Gewehren ziehen sie die einfache Soldatenmuskete allen gezogenen Büchsen und Percussionsgewehren vor, da sie von langer Zeit her an den Gebrauch derselben gewöhnt sind und von den neuen Verbesserungen nichts wissen wollen; übrigens macht auch diese alte Muskete das meiste Geräusch, was bei ihnen mehr gilt als große Tragweite oder Genauigkeit. Ueberhaupt sind die Johanneser ein friedliebendes, wenn auch großsprecherisches Völkchen, unter denen die meisten Streitigkeiten mit der Zunge ausgemacht werden; reicht diese endlich nicht mehr aus, so bewaffnen sie lieber ihre Sklaven und lassen diese sich unter einander todtschlagen, als ihre eigene werthe Person dieser Gefahr auszusetzen. Zuweilen kommt ihnen aber doch die Kriegslust an, und alle schwärmen für einen Streifzug gegen die ihnen abtrünnig gewordenen Inseln Mohilla oder Comoro; große, lärmende Vorbereitungen werden getroffen, Musketen geputzt, Schwerter geschliffen, Patronen verfertigt, und das Gerumpel der Kriegstrommeln dauert Tag und Nacht für einige Zeit fort, bis irgend einem von ihnen die Idee einleuchtet, er möchte doch wohl in dem bevorstehenden Kampf gegen eine vorbeifliegende Kugel anrennen, was für ihn unangenehm, sogar gefährlich seyn könnte; er theilt diesen Gedanken seinen tapfern Mitbürgern mit, die alle innerlich längst auf solches gehofft haben, und findet Beifall; es bilden sich Parteien, von denen die friedfertige jeden Tag stärkern Anhang erhält, die Trommeln verstummen, die Schwerter werden wieder eingesteckt und der Racheplan auf zukünftige Zeiten verschoben.

Noch vor wenigen Jahren waren die Johanneser sehr anmaßend und mißtrauisch gegen die Weißen, da sie noch nicht die Ueberlegenheit derselben hatten kennen lernen, bis ihnen von den Amerikanern eine tüchtige Lehre gegeben wurde. Es befanden sich nämlich, wie sehr häufig der Fall ist, mehrere amerikanische Walfischfänger im Hafen, um sich mit Wasser und frischen Lebensmitteln zu versehen, welche es hier in Menge gibt. Einer der Capitäne hatte eine Anzahl von Hühnern, Früchten u. s. w. bis zum Werthe von beinahe hundert Thalern an Bord erhalten; anstatt aber dafür zu bezahlen, lichtete er des Nachts heimlich die Anker, und war am nächsten Tag schon aus dem Gesichtskreis verschwunden. Beleidigt über dieses schändliche Betragen ließ der Sultan einen andern, gerade sich am Lande befindenden amerikanischen Capitän ergreifen und in das Fort gefangen setzen, mit der Drohung ihn für die Schuld des entlaufenen Schiffes büßen zu lassen. Obgleich der anwesende englische Consul den Sultan ersuchte den unschuldigen Capitän freizusetzen, da sein Verfahren ihm von Seiten dessen Regierung Unannehmlichkeiten zuziehen würde, so bestand der Sultan dennoch auf seinem Willen, und des gefangenen Capitäns Schiff mußte unter dem Befehl seines ersten Officiers in See gehen. Zwei Monate lang hielt der Sultan den schuldlosen Mann gefangen, nach welcher Zeit er ihn endlich auf dringendes Bitten des englischen Consuls freiließ; die Drohung des Capitäns, bei seiner Regierung Beschwerde über des Sultans Betragen einzureichen, wurde verspottet und verlacht, und da die Johanneser noch nie ein amerikanisches Kriegsschiff gesehen hatten, so belustigten sie sich über den Gedanken, wie Amerika sich mit einem solchen kriegerischen Lande, wie Johanna, messen könne. So vergiengen 4—5 Monate, und man gedachte nicht mehr des Amerikaners, bis eines Morgens plötzlich ein großes Schiff unter amerikanischer Flagge in den Hafen steuerte. Der Adjutant des Sultans fuhr ihm der Sitte gemäß entgegen, um den Rapport des Schiffes für seinen gnädigen Herrn abzuholen, denn sie hatten noch nicht die entfernteste Idee, wer der Fremde eigentlich sey; sich dem Schiff nähernd, rief es der Adjutant mit befehlerischer Stimme an: „What ship is that!" „„United states Corvette Dale,"" kam als Antwort zurück; noch wollte der erschrockene Adjutant seinen Ohren kaum glauben, und war erst überzeugt als er auf dem Verdeck angelangt die gefürchteten Kanonen und einige Hundert rüstiger Matrosen erblickte. Ganz kleinmüthig frug er nach dem Begehr des Capitäns, welcher, ohne ihn einer Antwort zu würdigen, in sein Boot stieg und ans Land fuhr, wo er von der versammelten Menge unter Zittern und Zagen empfangen wurde. Bald erklärte er den Zweck seiner Ankunft; es war nicht mehr oder weniger als die Summe von 20,000 Thalern als Entschädigung für die ungerechte Gefangenschaft des Wallfischjägers; dieser Forderung war die Drohung beigefügt daß, würde das Geld nicht binnen zwei Tagen zum Vorschein kommen, die Corvette die Stadt in Grund und Boden schießen werde. Groß war nun die Bestürzung unter den tapfern Johannesern, denn 20,000 Thaler waren für sie eine ungeheure Summe, welche sie demungeachtet leicht hätten zusammenbringen können; aber ein jeder bestand darauf nichts von der ganzen Geschichte zu wissen und keine Schuld zu tragen, obwohl nur das allgemeine Geschrei den Sultan zur Gefangennehmung des unschuldigen Capitäns vermocht hatte. Der Commandant der Corvette gieng, nachdem er dem Sultan diesen Zweck seiner Sendung bekannt gemacht hatte, ruhig wieder an Bord um die bedungene Frist von 48 Stunden abzuwarten. Am Morgen des zur Zahlung bestimmten Tages erstaunten die Amerikaner eine große Bewegung am nahen Ufer wahrzunehmen; Flinten blitzten in allen Richtungen, Neger schleppten rostige Kanonen ohne Lafetten herbei, Schwerter klirrten, kurz — die muthigen Johan-

neser hatten sich entschlossen, statt sich von ihren geliebten Thalern zu trennen, lieber zu fechten und den Feind wo möglich zu vertreiben. Die festgesetzte Mittagsstunde erschien, aber kein Geld; statt dessen erhob sich ein gewaltiges Kriegsgeschrei und Waffengerassel, und furchtbar waren die Johanneser anzuschauen, wie sie mit ihren funkelnden Schwertern umhersprangen und schon auf das noch eine gute englische Meile entfernte Kriegsschiff einhieben. Plötzlich sahen die Kampflustigen, wie sich die Corvette langsam von ihren Booten geschleppt der Stadt näherte, und ohne sichtbare Furcht zu zeigen sich vor dieselbe vor Anker legte; ruhig kehrte sie ihre breite Seite gegen dieselbe, und ehe noch die tapfern Vertheidiger wußten ob sie bleiben oder fliehen sollten — piff, paff, flogen ihnen schon die schweren 32 Pfünder der Corvette, von einigen Bomben begleitet, über die Köpfe weg, und begruben sich tief in ihre morschen Häuser; die Wirkung der Bomben, welche sie noch nicht kannten, brachte einen magischen Eindruck auf sie hervor; im Nu waren die Tapfern verschwunden und verkrochen sich so gut wie möglich, bald erschienen sie wieder, aber in weiter Entfernung, und eifrig beschäftigt ihre Weiber und Kinder in den Busch in Sicherheit zu bringen. Nach einigem Feuern und Sprengen von Häusern, bei denen jedoch kein Leben verloren gieng, da die Stadt leer war, hielt die Corvette inne, wiederholte jedoch am nächsten Tage als das Geld noch nicht zum Vorschein kam, abermals die Lection. Jetzt sahen die Johanneser daß wenn sie ihre Stadt von gänzlicher Zerstörung retten wollten, sie genöthigt seyen zu bezahlen, was sie auch thaten, obgleich nur theilweise, denn als nach einigen Tagen die Corvette weggieng, war sie nur im Stand 10,000 Thaler aufzubringen, womit sich jedoch die Amerikaner befriedigt erklärten. Bis auf den heutigen Tag rühmen sich die Johanneser, das amerikanische Kriegsschiff geschlagen zu haben; natürlich erzählen sie die Geschichte auf ihre Art, und vergessen zu erwähnen daß sie alle zwei Tage aus Furcht vor den Kugeln der Corvette im Busch campirt haben. Seitdem sind sie viel höflicher und friedlicher, und die beständige Gegenwart eines englischen Consuls und das häufige Anlaufen von englischen Kriegsschiffen halten sie immer in gehöriger Ehrerbietung gegen die Weißen. Ueberall wo die Johanneser bekannt sind, gelten sie für die geriebensten und pfiffigsten Handelsleute dieses Theiles der Welt; nichts ist ihnen zu gering um nicht des Verhandelns werth zu seyn, und mit Vortheil von ihnen verkauft zu werden. Mit den anlaufenden Schiffen treiben sie stets einen lebendigen Handel in Zeugen und Stoffen, Gewehren, Messern, Nadeln und allerlei andern käuflichen und verkäuflichen Gegenständen, welche ihnen die Gelegenheit bieten, durch ihre Hände zu gehen, und aus allem wissen sie einen Profit zu ziehen; sie verstehen sich so gut auf das Abschließen eines Handels daß sie selten oder nie den kürzern dabei ziehen. Obgleich sie gern Tauschhandel betreiben, so ziehen sie doch Bezahlungen in baarem Geld vor, und es hält schwer, einem Johanneser Schuldner seine Thaler herausrücken zu machen; an ihnen hängt er mit Leib und Seele, und läßt sie sobald wie möglich in Schmucksachen umarbeiten oder kauft sich Frauen dafür. Obgleich sie mit vielen unter den Weißen gangbaren Münzen bekannt sind, so ziehen sie doch allen andern den französischen Thaler (5 Frcs.) und den spanischen (black dollar) vor, welchen sie in vier oder acht Stücke zerschneiden. Der ganze Thaler (riali) gilt bei ihnen vier Shillings (sherobo), welche, durch ein Fünffrankenstück in vier gleiche Theile zerschnitten, dargestellt werden; wird ein solches Viertel nochmals zerschnitten, so bildet es ein Achtel des Thalers oder Sixpence (demoony genannt); es ist leicht denkbar, wie viele solcher winzigen Stückchen Silber verloren gehen, und französische Stücke zerschnitten und so aus dem großen Handel verschwinden; denn alle ihre reichlichen silbernen Schmucksachen verfertigen sie aus Münzen. In der letztern Zeit zumal, seitdem die comorischen Inseln viel von französischen Schiffen besucht werden, welche Neger zu engagiren (d. h. zu kaufen) kommen, und welche für dieselben an ihre Herren stets blanke Thaler bezahlen, findet sich französisches Geld in großer Menge auf Johanna vor.

Von Jugend auf wird den Kindern schon von den Eltern eingeschärft, daß einen Weißen zu prellen und zu übervortheilen als eine große That anzusehen ist, und diese üben sich schon zeitig im Kleinhandel mit den sich zufällig am Land befindlichen Seeleuten, welchen sie ganz gewöhnliche Gegenstände als große Seltenheiten aufdringen. Gewöhnlich fordern sie nicht mehr als das vierfache des wahren Werthes eines Gegenstandes und lassen nur mit großer Beharrlichkeit mit sich handeln; im Anfang meines Aufenthaltes wurde ich selbst oft von ihnen angeführt, lernte jedoch bald die beste Art und Weise, um mit ihnen fertig zu werden, kennen. Eines Tages sah ich z. B. einen Johanneser im Besitz einer Doppelflinte, welche mir ziemlich gut schien und welche er, da sie nichts von Percussionsgewehren verstehen, gern verkaufen wollte. Ich rief ihn zu mir, und unser Handel wurde folgender Weise geführt:

„Ino banducky manghabi“ (wie viel für diese Flinte?)

„„Riale mingominé““ (40 Thaler.)

„Fétha mingué, Ka tzezaha“ (zu viel, ich will sie nicht.)

„Mamam bavé, o Allah-hi (Billig, bei Gott, welches mit einer Bewegung seines Fingers über seine Gurgel begleitet wird, zum Zeichen daß er willig sey seinen Kopf zu verlieren, wenn ich es nicht glaube.)

„Riali kumi“ (10 Thaler), sage ich.

„Ka putéa“ (ich kann es nicht, mit einer andern Bewegung des Halsabschneidens.)

„Baasei, Kohéri“ (Gut, so leb wohl), und mich umwendend, mache ich Miene wegzugehen.

„„Monié, riali mingomilé““ (Herr, 20 Thaler), ruft er nach.

„Kabo, kumi“ (Nein, zehn.)

„„Monié, kumi nenzano““ (Herr, fünfzehn.)

„Lisha, zevenza“ (Laß mich, ich will sie nicht), sage ich, und entferne mich schnell. In einer Viertelstunde ist der Mann bei mir im Hause und bringt mir die Flinte, für welche ich ihm 10 Thaler bezahle, womit er befriedigt sich entfernt; denn gewiß hat er irgendwo die Flinte für wenige Thaler einem an Geldmangel Leidenden abgekauft und macht bei der Summe die ich ihm dafür bezahle, noch seinen Profit, und dieß ist die einzige Art und Weise um einigermaßen mit ihnen zu handeln, ohne übermäßig geprellt zu werden.

Der Handel, welchen sie betreiben, ist für die Größe der Insel ziemlich beträchtlich; die Kaufleute machen häufige Reisen nach Mozambique oder Zanzibar, wo sie die nöthigen Güter, bestehend in baumwollenen und seidenen Zeugen, Musketen, Pulver und allerhand zum Haushalt nöthigen Kleinigkeiten einkaufen, und vermittelst ihrer Schiffe nach Johanna transportiren. Die sogenannten ostindischen Grabs, eine Art nach europäischer Weise aufgetakelter Fahrzeuge, welche mit einer Ladung von allen denkbaren Waaren, von einer Nähnadel und Zwirn an bis auf die prächtigsten Waffen- und Kleidungsstücke, Gewürz, Kartoffeln und Zwiebeln, allenthalben umherfahren und eine Art Kramhandel treiben, besuchen die Insel während des Nordostmonsums und lassen viele von ihren Waaren hier. Einige der mehr unternehmenden

Johanneser-Kaufleute legen sich auf den Handel mit Fellen, Kopal und Kauris, von welchen Producten ziemliche Quantitäten vorhanden sind, und die stets einen guten Absatz haben, da in Zanzibar und Mozambique, wie auch an einigen Orten auf Madagascar sich europäische Handelshäuser befinden, welche diese Gegenstände aufkaufen und nach Europa versenden. Wenn ich später von den Producten der Comoren sprechen werde, so werde ich diesen Handel ausführlicher beschreiben.

(Schluß folgt.)

Die Saguenay.

(Nach dem Amerikanischen.)

(Schluß.)

Um 4 Uhr Nachmittags konnten wir endlich unsere Reise fortsetzen. Der Nebel lag zwar noch immer über dem Strom und verhüllte die Landschaft, aber der Capitän schaute von seinem hohen Standpunkt aus über die Nebelschicht hinweg, und vermochte die Felsen welche die Mündung der Saguenay flankiren deutlich zu unterscheiden.

Als wir der Mündung des Flusses näher kamen, erschien selbst der St. Lorenzo, mit dem sich seine schwarzen Wasser mischen, dunkel gefärbt, und aus dem Felsenthore, das seine Mündung bildet, blies uns ein kalter Novemberwind entgegen. Dichte Nebelwolken trieben dann und wann über das Wasser her und umhüllten bald unser Schiff, bald machten sie selbst die Umrisse der Ufer unsichtbar. Wenn der Wind die Schleier zerriß, erblickten wir hier und da ein Segel, deren Zahl sich mehrte, je weiter wir vordrangen. Auf einer Strecke von 5 Meilen zählten wir nicht weniger als dreißig Schiffe, die bald einzeln, bald in Gruppen, aber stets in bescheidener Entfernung, an uns vorüber segelten.

Die Ufer der Saguenay gewähren an der Mündung des Flusses einen sehr eigenthümlichen Anblick. Das westliche Ufer, White Birch Point, ist ein tiefer, außerordentlich fruchtbarer Landstrich, mit einem Hintergrunde von hohen, kahlen Bergen. Vom Ende dieser Strecke zieht sich zwei Meilen weit eine Kette von Felsen nach einer sandigen Insel hin, die man Pointe et Battures aux Alouettes nennt. Wir sahen dort Wasservögel in ungeheurer Zahl, und die Gegend ist sehr reich an vorzüglichen Lachsen. Die andere Seite der Flußmündung wird durch den l'Islet, eine felsige, unfruchtbare Landspitze, gebildet, welche die Saguenay von der Tadoussac-Bay trennt, und auf der sich zwei ungeheure Terrassen, Alluvial-Bildungen, erheben. Hinter ihnen strecken kahle schroffe Felsen ihre Häupter in die Luft, auf denen nur hier und da eine Zwergtanne ihr Leben zu fristen vermag.

Die Mündung der Saguenay lag in Nebel gehüllt, aber über der Nebelschicht sahen wir die hohen, öden, unfruchtbaren Felsenriffe, die auf einer Strecke von 60 Meilen seine Ufer bilden. In der Ferne erblickten wir die Häupter blauer Bergkegel, die sich über- und hintereinander erhoben, und darüber schwebten Wolkenmassen, die von den Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet wurden. Um sechs Uhr legten wir — nachdem wir einen Moment die Kirchthurmspitze von Tadoussac erblickt hatten — bei L'Anse à l'Eau an, einem kleinen Ort, der in einer grottenartigen Höhlung der Felsen, dicht an der Mündung der Saguenay erbaut ist, und hauptsächlich von Fischern und Holzhändlern bewohnt wird.

Wir hatten bis zum Anbruch der Dämmerung noch etwa zwei Stunden Zeit vor uns, und ich beschloß die einem Touristen so selten gebotene Gelegenheit zu benützen um das alte Tadoussac zu besuchen, das in einer Entfernung von etwa drei Viertelmeilen jenseits der Berge lag. Einige meiner Reisegefährten hatten dieselbe Absicht und brachen mit mir zugleich auf, da ich aber den Wunsch hegte die alte Kirche und einige andere Dinge zu skizziren, so eilte ich meinen Gefährten voraus, und hatte meine erste Skizze schon fast vollendet als sie auf der Höhe über mir erschienen. Der Weg, welcher bald an einem frischen Bergstrom hinführte, bald denselben kreuzte, war sehr interessant, und ich würde gern hie und da verweilt und das prachtvolle Panorama genossen haben das sich ringsum ausbreitete, aber die Sonne machte schon Anstalt sich hinter den Bergen der Saguenay zu verstecken, und wenn ich noch zeichnen wollte, hatte ich keine Zeit zu verlieren.

Das erste was ich skizzirte war die kleine alte Kirche von Tadoussac, wie man sagt, eines der ersten derartigen Bauwerke, welches die Franzosen in Canada aufführten. Das kleine Gotteshaus ist von Fachwerk erbaut; sein innerer Raum mag etwa 25—30 Fuß lang und breit seyn, und ist mit einem hübschen, in einer achteckigen Nische aufgestellten Altar geschmückt. Das Altarbild stellt die Kreuzigung Christi dar. An der linken Seite des Altars befinden sich zwei andere Gemälde: das Porträt des ersten Priesters der nach Canada kam, und eine biblische Scene. Die Decke ist gewölbt und blau gemalt. An dem dem Altar entgegengesetzten Ende des Raumes befindet sich eine schmale Gallerie mit rohen Holzbänken für die Gemeinde. Zur linken Seite der Kirche ist ein Gottesacker angelegt.

Die Gemeinde von Tadoussac ist klein wie ihr Gotteshaus. Der Ort ist nur eine Station der Hudsonsbay-Compagnie, dient außerdem einigen, besonders mit Lachsfang beschäftigten, Fischern zum Wohnplatz und besteht nur aus den Waarenhäusern der Compagnie, den Wohngebäuden ihrer Beamten und einigen wenigen andern Häusern. L'Anse à l'Eau gehört mit seinen wenigen Bewohnern ebenfalls zu dem Kirchspiel, aber nur einmal alljährlich kommt ein Priester hieher um eine Messe zu lesen, seinen Pfarrkindern die Beichte abzunehmen, Absolution zu ertheilen, zu copuliren, zu taufen und eine Collecte zu sammeln.

Die alte Kirche von Tadoussac ist auf dem hohen angeschwemmten Strand erbaut, beherrscht die hübsche Bay und schaut nach dem breiten St. Lorenzostrom hinaus, dessen südliche Ufer man bei klarem Wetter von hier aus deutlich sehen kann. Der Lachsfang in der Bay ist sehr bedeutend, und ich fand — wo fände man einen solchen nicht? — in Tadoussac einen speculativen Yankee, aus Rockport in Massachusetts, Namens Hackel, der die Fischerei leitete. Ihm verdanke ich die meisten Nachrichten über die Stadt und die Umgegend, und meine Zeichnung von der Bay, mit seinen Netzen im Vordergrund, fand so sehr seinen Beifall, daß er mir eine schöne eben gefangene Lachsforelle zum Geschenk machte, die wir am folgenden Morgen zum Frühstück verzehrten.

Tadoussac liegt 130 Meilen unterhalb Quebec, und ist seit länger denn 150 Jahren Stapelplatz der Hudsonsbay-Compagnie, und Wohnsitz eines Partners und eines Agenten der Gesellschaft; dieselben besitzen ein hübsches einstöckiges Wohnhaus nebst den übrigen nothwendigen Gebäuden, vor welchen ein Flaggenmast und zwei eiserne Kanonen aufgestellt sind, und einen ziemlich großen Garten, welcher nebst einigen andern cultivirten Stücken Land die für die Bewohner des Postens erforderlichen Gemüse hervorbringt. Ein wenig hinter den Gebäuden liegt ein kleiner Tannenwald. Hier an der Gränze des Platzes, am westlichen Ufer des Gebirgsstromes, befand sich früher ein französisches Befestigungswerk, und in der Nähe des Flaggenmastes bemerkt man noch die Grundmauern des ersten Hauses, welches aus Stein und Mörtel in Canada erbaut wurde. Es gehörte zu den Missionsstationen des Vater Marquette, des Entdeckers des Mississippithales. Jacques Cartier, der Entdecker des St. Lorenzostromes, setzte hier am 1 September 1535 zum erstenmal den Fuß auf canadischen Boden, und drang noch an demselben Tage bis zur Mündung der tiefen düstern Saguenay vor. Er hatte damals nicht Zeit zur weitern Untersuchung des Flusses, aber die hohen düstern Felsen, die dichten Wälder und die ungeheuren Wassermassen, welche sich in kräftiger Strömung vom fernen Nordwesten herabwälzten — die ganze Scenerie in ihrer düstern unheimlichen Schönheit erfüllte den großen Weltumsegler und seine Gefährten mit einer Art von Scheu und den abenteuerlichsten Vorstellungen über das neuentdeckte Land.

Wir wollten L'Anse à l'Eau nicht vor 10 Uhr Abends verlassen, sondern beabsichtigten die eintretende Fluth, die hier 20 Fuß steigt, zu benutzen, um in die Saguenay einzulaufen. Bald nach dem Souper waren mehrere Bewohner des Ortes mit ihren Frauen und Töchtern auf das Schiff gekommen, unter ihnen ein Violinspieler, und es dauerte nicht lange, so war das erleuchtete Deck in einen Tanzsaal verwandelt. Das Vergnügen, an welchem viele Damen, die meisten männlichen Passagiere, der Capitän, der Steuermann und selbst der Stewart theilnahmen, währte über zwei Stunden. Dann führten die Canadier einige ihrer reizenden Tänze auf, und als wir uns endlich in die Cajüten zurückziehen wollten, ergriff einer der Seminaristen die Geige und spielte als Compliment für die anwesenden Amerikaner den „Yankee Doodle," und nun gab es noch eine Scene allgemeiner Heiterkeit, wie der sonst nur für „Busineß" lebende Bürger der Vereinigten Staaten sie selten kennt.

Endlich hatte die Freude ein Ende. Als das Schiff sich in vollem Lauf stromaufwärts befand, kehrte ich auf das nun einsame Deck zurück und genoß ein Schauspiel von wunderbarer Schönheit. Zu beiden Seiten des Flusses erhoben sich dunkle kahle Felsen, und gerade vor uns lag „La Boule," eine runde Granitmasse, die mehr als tausend Fuß hoch aus dem dunkeln Gewässer aufsteigt. Zur Linken erhob sich eben der Mond über die Spitzen der Berge, und rechts schossen die Strahlen eines Nordlichts am Himmel herauf, wie man es in niedrigern Breitegraden nie erblickt. Hie und da schimmerte längs des Ufers das Licht eines Lachsfängers, aber nirgends zeigte sich eine menschliche Wohnung. Zu diesen Erscheinungen gesellte sich der Gedanke daß der felsige Grund des Flusses mehr als tausend Fuß tief unter uns lag, denn gerade an der Mündung ist das Wasser der Saguenay 700 Fuß tiefer als der St. Lorenzostrom, in den sie sich ergießt, und als ich mich endlich in die Cajüte zurückzog, fühlte ich mich dieser gigantischen Natur gegenüber unendlich klein.

Die Saguenay wird durch die Vereinigung zweier Ausflüsse des St. John gebildet, eines Sees von etwa 500 Meilen Oberfläche, der mitten in der Wildniß, 130 Meilen in nordwestlicher Richtung von Tadoussac, liegt. In einiger Entfernung von dem See bildet der Fluß mehrere sehr schöne Fälle von 200—1000 Fuß Höhe, und unterhalb dieser Cascaden drängt er seine Wasser in vielfachen Windungen durch die bald vorspringenden, bald zurückweichenden Felsenufer. Die alten fabelhaften Berichte, welche die Saguenay als unbeschiffbar, von unmeßbarer Tiefe, voll gefährlicher Klippen und Strudel schilderten, sind längst widerlegt.

Der Fluß ist von seiner Mündung bis zur Ha-Ha-Bay, also auf einer Strecke von etwa 60 Meilen, durchschnittlich eine Meile breit, und die Strömung ist so stark, daß man ihre Wirkung in dem St. Lorenzo mehrere Meilen weit bemerkt. Er nimmt mehr denn 30 Nebenflüsse auf. Sein Wasser ist außerordentlich kalt, und so schwarz daß es vom Schiff aus wie Tinte erscheint. Oberhalb der Ha-Ha-Bay sollen Seehunde in der Saguenay leben, und gewiß ist daß in frühern Zeiten das Wallroß der arktischen Region hier gefunden wurde. Roberval, der im Jahr 1543 mit 70 Mann und acht Barken eine Entdeckungsreise flußaufwärts unternahm, berichtet so, und dieß, sowie die Thatsache daß eine Barke und acht Mann verloren giengen, ist das einzige was wir von dieser Expedition wissen.

Wir fuhren bei dunkler Nacht bis zu der großen Bay oder Ha-Ha-Bay hinauf. Um zwei Uhr weckte uns das Geräusch eiliger Fußtritte und das Geschrei der Mannschaft aus tiefem Schlafe. Wir standen um halb 3 Uhr auf, und sahen uns vor dem Eingange der Bay, während der erste matte Tagesschimmer am östlichen Horizont aufstieg. Ihren Namen soll die Bay in früherer Zeit durch die Schiffer erhalten haben, die, nachdem sie die harte Bergfahrt überstanden hatten, in den stillen von allen Seiten geschützten Hafen einliefen, und diesen mit einem freudigen Ausrufe ha, ha! begrüßten. Einige leiten den Namen von der indianischen Benennung: Hesluewasla, d. h. lächelnde oder lachende Bay, ab. Der Ackergrund des Hafens ist vortrefflich, und die Tiefe des Wassers erlaubt auch sehr großen Schiffen hier anzulegen. Bei der Ha-Ha-Bay fangen übrigens die hohen Felsgebirge an zu verschwinden, und im Norden derselben dehnt sich ein Landstrich aus, der sich zur Cultur vortrefflich eignet. Das Klima ist hier, trotz des hohern Breitegrades, milder als in Quebec, und die Tadoussac-Bay ist gewöhnlich 3—4 Wochen früher frei von Eis als der Hafen von Quebec.

Zu beiden Seiten des Hafens liegen kleine Ortschaften, welche zusammen etwa 150 Familien zählen mögen, die zum Theil aus Schotten, hauptsächlich aber aus französischen Canadiern bestehen. Sie haben große Strecken Landes cultivirt, vorzugsweise beschäftigen sie sich aber mit Holzhandel, und die beiden Flüsse Wipuscool und Basigamenlé, an deren Mündungen in die Bay die Ortschaften liegen, liefern die Wasserkraft für mehrere Sägemühlen. Diese Etablissements gehören einem Hrn. David E. Price aus Quebec, in dessen Geschäft, das über ganz Canada verzweigt ist, Winters und Sommers 3—4000 Menschen beschäftigt sind.

Unser Dampfer legte bei dem Dorf am nördlichen Ufer des Hafens an. Die Sonne gieng eben auf als unser Anker fiel, und eine Menge Menschen mit Karren und Kaleschen erwartete unsere Ankunft um sich der Passagiere und des Gepäcks zu bemächtigen. Menschen und Kisten wurden in Booten ans Land gebracht, und ein schönes graues Pferd wurde nur ins Wasser gelassen und schwamm bis ans Ufer, wobei es ein Mann in einem Boote am Zügel hielt.

Wir verweilten in der Ha-Ha-Bay nicht länger als drei Viertelstunden, und traten dann unsere Rückreise nach L'Anse à l'Eau an. Es war eine Reise welche die Seele mit einer Menge der wundervollsten Bilder erfüllte. Zu beiden Seiten des Flusses erhoben sich himmelhohe, meist kahle und unfruchtbare Felsen, die nur hier und da von Spalten durchbrochen waren, durch die sich schäumende Wasser in die Saguenay ergossen. Das Bett des Flusses scheint durch eine ungeheure Eruption entstanden zu seyn, welche die festen Granitmassen der Berge auseinander riß und diesen ungeheuern Abgrund bildete. Wenigstens weist die Gestaltung der Ufer auf diese Vermuthung hin, denn überall wo an einer Seite eine Felsenwand in den Fluß vortritt, zeigt sich am entgegengesetzten Ufer eine correspondirende Ausbiegung. Die scharfen Ecken und Kanten des ungeheuern Bruches sind durch die Einwirkungen der Elemente im Laufe der Jahrhunderte zu Rundungen geworden. Die Tiefe des Flußbettes ist auf der Strecke die wir befuhren durschnittlich 1000, an einigen Stellen aber volle 4000 Fuß, und am Cap Eternity hat man bis zur Tiefe einer englischen Meile gemessen, ohne Grund zu finden.

Als wir die Ha-Ha-Bay verlassen hatten, erblickten wir zur Rechten in seiner ganzen rauhen Majestät das Westcap, das zum Theil aus ungeheuern, unregelmäßig über einander gehäuften Granitmassen besteht, die nur hier und da mit einer verkrüppelten Zwergtanne oder einer weißstämmigen Birke geschmückt sind. In nördlicher Richtung flußaufwärts schauend, erblickten wir in einer Entfernung von 30 Meilen die blauen Berge der St. Marguerita-Kette, die nördlich und östlich vom St. John's See mit den Hudson's-Bay-Ländern correspondirt und noch nie durchforscht worden ist. Nur der Fuß des kühnen Jägers betritt zuweilen die noch ungekannte und unberührte Wildniß. Die höchsten Punkte der Bergkette erheben sich nach der vorläufigen Schätzung der Ingenieure etwa 3000 Fuß über den Wasserspiegel des St. John, sie selbst steht mit dem hohen Bergrücken in Verbindung welcher die westliche Gränze des Bassins des Sees bildet, und kreuzt die Saguenay oberhalb Chicoutimi, da wo die Wasserfälle und Stromschnellen beginnen.

Vierzig Meilen von der Mündung der Saguenay erhoben sich am südlichen Ufer die sogenannten „Tableaux," riesige, perpendiculär aufsteigende, 1000 Fuß hohe Felsenkolosse, deren ziemlich glatte Wände bunte Farbentinten zeigen. Weiße Wolken zogen darüber hin, und den Fuß der Tableaux umschwirrten ungeheure Schwärme von Wasservögeln, die in den Höhlungen und Spal en des Felsens nisten. Landvögel erblickt man an den Ufern der Saguenay sehr selten. Zuweilen findet man ein Schneehuhn, das, wie der canadische Hase, seine Farbe mit der Jahreszeit wechselt, und dann sah ich noch eine oder zwei Arten Vögel, die man in Quebec nicht kannte. Die am häufigsten auf der Saguenay vorkommenden Wasservögel sind die Eistaucher, und unter diesen besonders der „Petit Bonhomme," eine sehr hübsch befiederte Ente, kaum größer als eine Schnepfe.

Den „Tableaux" gegenüber erblickten wir einen starken Wasserstrahl, der sich über eine kahle, fast gerade aufsteigende, mehrere hundert Fuß hohe Klippe in die Saguenay herabstürzt. Wir sahen im Laufe des Tages noch mehrere ähnliche Cascaden, und erfuhren daß sich auf der Höhe mehrerer der bedeutendsten Pics der Saguenay-Kette kalte, klare Seen befinden, deren Ausflüsse diese prachtvollen Fälle bilden.

Fünf Meilen weiter hin erhebt sich ebenfalls am südlichen Ufer des Flusses der sogenannte „Statue Point," ein hoher Felsenvorsprung, an welchem sich 800 Fuß über dem Wasser eine unregelmäßige Nische von annähernd gothischer Form zeigt, die, wie man vermuthet, den Eingang zu einer Höhle bildet. Gesehen hat noch kein menschliches Auge diese geheimnißvolle Grotte. Vor noch etwa zwei oder drei Jahren stand am Eingange derselben ein weißlicher Felsblock, der vom Fluß aus gesehen einige Aehnlichkeit mit einer menschlichen Gestalt hatte, und dem Felsen den Namen gab. Sturm und Ungewitter haben die Figur heruntergestürzt und in den Strom versenkt, der hier mehr als tausend Fuß tief ist.

Von dieser Stelle an flußabwärts werden die Saguenay-Ufer immer malerischer. Der Fluß ist von hier bis Tadoussac mit mächtigen, meist rauhen, kahlen Felsmassen zu beiden Seiten begränzt. Vor etwa achtzehn Jahren beraubte ein Waldbrand die Bergkette des nördlichen Ufers von der „Boule" bis zum Ostcap ihres ursprünglichen Baumschmuckes, und ein großer Theil des südlichen Ufers hatte später dasselbe Schicksal. An den zuletzt abgebrannten Stellen erblickt man noch verkohlte Blöcke und Stämme, und der nackt zu Tage liegende Felsen ist noch von Rauch geschwärzt.

Unterhalb des „Statue Point" gelangen wir nun zu einem der großartigsten Punkte der pittoresken Gegend, zu dem Eingang der „Trinity Bay" am südlichen Flußufer. Die „Trinity Bay" ist ein weites, halbkreisförmiges, gleichsam in den Felsen gehauenes Wasserbecken. Sie ist am Eingang eine Meile breit, und wird durch zwei ungeheure Felsenkegel flankirt, welche 1800 Fuß über den Wasserspiegel fast perpendiculär aufsteigen. Der nördliche Kegel wird seiner drei Spitzen wegen Cap Trinity genannt, der südliche heißt Cap Eternity, ein Name zu dem wohl sein unverwüstliches und von ewiger Dauer scheinendes Material, der festeste schwarze Granit, die Veranlassung gegeben hat.

Die Tiefe des Flusses soll an dieser Stelle der Höhe der Felsen gleichkommen, und wir fuhren so nahe an den mächtigen Steinkolossen hin, daß wir im Stande waren die spärlichen Zwergtannen, die in den Spalten wachsen, mit den Händen zu erreichen. Als wir das Cap Trinity umschifften, fuhr unser Boot dicht am Fuß desselben ein kleines Stück in die Bay hinein, und die ungeheure Klippe schien sich selbst einen Moment über uns hinzuneigen. Ein Gefühl von Furcht erfaßte uns alle in diesem Augenblick, und erst als das Boot wendete und sich aus der unmittelbaren Nähe des dreiköpfigen Riesen entfernte, athmeten wir wieder frei und im Gefühl der Sicherheit.

Unterhalb Cap Eternity erblickten wir eine blitzende, schimmernde Cascade, deren Fluthen sich von der Spitze eines mindestens 1000 Fuß hohen Felsens herabstürzen, um sich dann in einer dunkeln Höhle zu verlieren und für immer dem menschlichen Auge zu entziehen.

Noch einmal überfiel uns das Gefühl der Furcht, als wir im Schatten des Cap Eternity hindampften, an der Granitmauer, die vom Uranfang der Erde so dazustehen scheint, und zu ihrem Gipfel emporschauten, welcher mit Tannen von 40 Fuß Höhe bewachsen ist, die von unserm Standpunkt aus wie kleine Ruthen erschienen. Ich habe am Niagarafall gestanden, und würde es für eine freche Gotteslästerung gehalten haben dort meine Stimme laut werden zu lassen, aber niemals hat sich mir so das Gefühl der Nichtigkeit aufgedrängt wie angesichts dieser beiden stummen Prediger der göttlichen Allmacht, Cap Trinity und Cap Eternity.

Nachdem wir die Trinity-Bay hinter uns gelassen, erreichten wir die am südlichen Ufer des Flusses und etwa 27 Meilen von seiner Mündung liegende „St. John's-Bay." Sie erstreckt sich zwei Meilen

weit ins Land; ist an der Mündung zwischen 2 und 3 Meilen breit und rings mit Bergen umgeben, aber ihre Ufer, so wie einige kleine Inseln die über ihrem Spiegel sichtbar werden, sind mit prächtigen Wiesen bedeckt. Ein ziemlich bedeutender Fluß stürzt sich, nachdem er ein fruchtbares Land durchströmt, über das östliche Felsenufer in die Bay. Hier befindet sich ebenfalls ein Etablissement des Holzhändlers Price und eine große Fischerei. An der obern Seite der Hafenmündung erhebt sich eine etwa 1200 Fuß hohe Felskuppe, und im Hintergrund derselben, in einer Entfernung von 4 bis 5 Meilen, erblickten wir einen Wasserfall, welcher sich vom Gipfel einer noch höhern Felswand ergoß.

Etwas unterhalb der St. John's-Bay" passirten wir am südlichen Ufer die Mündung der kleinen Saguenay, eines der Hauptnebenflüsse des großen Saguenay-Stromes. Auch an seiner Mündung, die eine hübsche Bay bildet, liegen eine Fischerstation und mehrere Sägemühlen des Hrn. Price. Weiterhin erreichten wir den St. Marguerite-River, der sich vom nördlichen Ufer in die Saguenay ergießt, nachdem er mehrere Meilen weit seinen Lauf in paralleler Richtung mit ihr verfolgt hat. In der Nähe des St. Marguerite-River liegt die mit zwerghaftem dichtem Gebüsch bewachsene Insel St. Louis. Dieselbe ist 18 Meilen von Tadoussac entfernt, und bietet den Schiffen die flußaufwärts gehen den ersten Ankergrund. Das Wasser ringsum ist außerordentlich tief, ja am westlichen Ende der Insel will man bis zu 1200 Fuß gemessen haben ohne den Grund zu erreichen. Man fängt in der Gegend die besten Lachsforellen. Näher am nördlichen Ufer der Saguenay liegt eine kleine namenlose Insel, die im Centrum etwa 100 Fuß hoch und mit Immergrünbüschen bewachsen ist.

Wir näherten uns jetzt dem Ende unserer Reise. Die Sonne stand im Meridian, der Himmel war klar, nur wenige Nebelflocken hiengen an den Spitzen der Berge, die Luft war warm, und alles versprach einen schönen Nachmittag; aber als wir uns L'Anse à l'Eau näherten, sahen wir dichte Nebelschichten um die Basis der Boule schweben und waren bald selbst in Dunstmassen eingehüllt welche eine steife Brise von dem St. Lorenzo herauf trieb. Unser vorsichtiger Capitän hielt es nicht für gerathen weiter zu fahren solange der Nebel anhielt, und landete bei L'Anse à l'Eau. Zum Glück für meine speciellen Zwecke lag der Nebel nur auf dem Wasser, und so war es mir möglich während unseres Aufenthaltes vom Deck des Dampfschiffes aus eine Skizze des Ortes und seiner Umgebung zu entwerfen.

Wir hatten bei unserer Bergfahrt an diesem Ort Sir St. George Gore und seine Gefährten zurückgelassen, welche die Tour nicht machten um die Schönheiten der Gegend zu genießen, sondern um sich dem Vergnügen des Angelns hinzugeben. Es ist nicht zu bezweifeln daß die Partie zu ihrer Zufriedenheit ausgefallen ist, denn der Strom wimmelt von Lachsen, Lachsforellen, gewöhnlichen Forellen, Weißfischen, Hechten, Häringen und Cabeljau, und für den höhern Sport liefert die Saguenay Schwein-fische, Störe und selbst Wallfische. Sir St. George hatte auf einem grünen Plateau, am äußersten Ende des Hafens, ein halbkreisförmiges Zelt aufschlagen lassen, und der Rauch seiner Küche war von unserm Schiffe aus deutlich sichtbar. Ich und meine Gefährten beschlossen ihm einen Besuch zu machen und uns sein Lager anzusehen. Wir wurden am Eingang des Zeltes von dem Eigenthümer mit großer Höflichkeit empfangen und gebeten einzutreten, um einige Erfrischungen zu nehmen, was auch geschah, nachdem ein mächtiger Hund und ein ungeheures Kohlenbecken aus dem Wege geschafft waren, die beide den Crinolinen der Damen Gefahr drohten.

Der Nebel hielt uns etwa zwei Stunden in L'Anse à l'Eau fest, dann rief uns die Schiffsglocke zurück an Bord, und gegen 2 Uhr liefen wir aus den schwarzen Gewässern der Saguenay in den St. Lorenzo-Strom ein, um nach Quebec zurückzukehren.

Ernest Renan über den monotheistischen Instinct der Semiten.

In seinem großen Werke über die allgemeine Geschichte und das vergleichende System der semitischen Sprachen hatte Ernest Renan die Ansicht ausgesprochen: daß die Verkündigung und Verbreitung des Glaubens an Einen Gott, daß der Monotheismus das weltgeschichtliche Werk und Verdienst der semitischen Völker gewesen sey. Man hatte ihm entgegnet: daß die drei großen monotheistischen Schöpfungen Judenthum, Christenthum und Islam im Grund doch nur zwei einzelnen Gliedern der semitischen Familie, den Israeliten und den Arabern, zukommen, daß es semitische Völker gegeben habe die einer Pluralität von Göttern dienten, und es daher eine falsche Generalisirung sey der ganzen semitischen Familie zuzusprechen was Eigenthümlichkeiten weniger Zweige gewesen sey. Auf diese Entgegnungen hat Renan in einer höchst bedeutungsvollen und inhaltreichen Schrift [1] geantwortet, die er im Journal Asiatique und dann im zweiten Bande des oben genannten großen Werkes veröffentlicht hat. Der Einwand der Gegner fällt von selbst, wenn man Renan zugibt daß der Charakter einer Race an seinen hervortretenden Einzelngliedern studiert werden muß, an solchen die gleichsam als Ideal der Race gelten müssen, wie z. B. die Hellenen in der indogermanischen Familie, wie unter den Hellenen wiederum die jonischen und attischen Elemente weit kräftiger als das dorische den Stamm vertreten. Die höchste Leistung eines Racengliedes in dem Lebenslauf des menschlichen Geschlechtes müsse als der Charakterzug für die ganze Race aufgefaßt werden.

Er bestreitet vollständig die Ansicht als habe sich bei den Hebräern der Monotheismus aus der Vielgötterei entwickelt, als habe Jehovah, ursprünglich einer unter vielen, zuletzt alle übrigen Götter verschlungen. Allerdings gebe es im Hebräischen einen Plural für den Begriff der Gottheit, wenn aber die Juden Elohim statt Eloah gesagt hätten, so sey das erstere nichts gewesen als ein Plural der Majestät, weil sie doch nicht verschiedene individuelle Eloahs unterschieden hätten. Wo übrigens unter vielen Göttern zuletzt einer die andern sich unterordne, da blieben die geringern Götter fortbestehen als Halbgötter oder Heroen, Jehovah sey aber nie ein oberster Gott, sondern immer Gott, der

[1] Nouvelles considérations sur le caractère général des peuples sémitiques et en particulier sur leur tendance au monothéisme.

Alleinige gewesen. Noch weniger dürfe man Moses als den ersten Schöpfer des jüdischen Monotheismus betrachten, denn ein solches Werk Eines Mannes sey ohne Beispiel in der Geschichte des menschlichen Geistes, und woher hätte Moses auch seine monotheistischen Lehren schöpfen sollen? Doch nicht in der polytheistischen Luft Aegyptens? Moses und alle spätern Propheten seyen in religiöser Beziehung nur von conservativen oder reactionären Instincten getrieben gewesen, welche das jüdische Volk von Abwegen immer wieder zur Uranschauung des Volkes zurückgeführt hätten. Einen Beweis daß vor Moses der Monotheismus unter den Juden geherrscht habe, sieht der Verfasser darin daß kein israelitischer Eigenname aus der vormosaischen Zeit ein entschieden polytheistisches, sehr viele dagegen wie Israel, Samuel, Rahel &c. entschieden monotheistisches Gepräge tragen, wenn er auch zugibt daß in älteren Zeiten der hebräische Monotheismus bei weitem nicht so rein gewesen sey als später. Renan ist nämlich der Ansicht daß Völker entweder mit monotheistischen oder polytheistischen Instincten geboren werden, und daß wo der Deismus aus Vielgötterei sich zu entwickeln trachtet, er immer die Zeichen seines Ursprungs beibehält, wie dieß sichtlich sey bei der Lehre Zoroasters, die von allen heidnischen Religionen sich unbedingt dem Deismus am meisten genähert habe. Renan glaubt daß die Juden im Alterthum nicht der einzige semitische Zweig gewesen seyen welcher Einem Gott gedient habe, denn man müsse zum Monotheismus geboren werden, und die Neigung dazu sey nichts als eine Raceneigenthümlichkeit. Andere palästinische Stämme, die Edomiter, Ismaeliter, Ammoniter, Moabiter &c. scheinen Einem Gott gedient zu haben. Erst in vergleichsweise später Zeit machten die Hebräer sich eine historische Fabel, als seyen diese Stämme in Vielgötterei versunken gewesen, während in der Genesis nichts davon enthalten ist und Namen unter diesen Stämmen auftreten die entschieden auf Monotheismus deuten. Im alten Arabien stoße man überall auf monotheistischen Cultus. Die Erzählung von Ruth beweise daß zur Zeit ihrer Entstehung zwischen dem Gottesdienst von Moab und von Israel die höchste Duldung geherrscht habe. Das Haus Davids gründe sich auf eine Vermählung zwischen einem Israeliten und einer moabitischen Frau, während erst viel später solche Verbindungen Abscheu erweckten. Zur Zeit Salomo's scheint eine religiöse Gleichförmigkeit zwischen den Beni Israel und den Völkern im Osten und Süden von Judäa geherrscht zu haben. Das Gedicht von Hiob, welches bei den Nachbarn Palästina's spiele, bewege sich unter Monotheisten, und ein Araber trete darin auf mit dem monotheistischen Namen Barakel. Unter den alten Arabern zählt Renan noch andere monotheistische Eigennamen auf, darunter als die ältesten Ismael und Abdei. Muhammedanische Autoren behaupten erst um 200 n. Chr. sey der patriarchalische Monotheismus unter den Arabern der Vielgötterei gewichen, bis der Prophet erschienen sey und eine neue monotheistische Reaction bewirkt habe. Renan glaubt diese sonst verdächtige Angabe bestätigen zu können, indem er eine Liste verschiedener Eigennamen von Arabern der älteren Zeit in griechischen Denkmälern, auf Papyrus und unter den sinaitischen Inschriften aufzählt. Allerdings stößt man auch auf eine Menge Namen von polytheistischem Gepräge, denn die zerstreuten Stämme der Araber mußten gar leicht den Verführungen nachbarlicher Vielgötterei verfallen; allein man dürfe daraus ebensowenig schließen daß die Araber im allgemeinen Götzendiener, als daß sie vor dem Auftreten des Propheten Christen gewesen seyen, weil wir etlichen christlichen Namen unter ihnen begegnen, wie z. B. einem Abdelmasih „Knecht Christi." Christus scheint nämlich in der polytheistischen Zeit der Araber eine der Gottheiten gewesen zu seyn die man im Hedschas verehrte, soll doch sogar ein Bildniß von Jesus und Maria zu Zeiten Muhammeds unter den Götzen der Kaaba in Mekka sich befunden haben.

Der Islam war aber durchaus nicht ein Rückschlag welchen Judenthum und Christenthum auf die Araber ausübten, es war auch keine Umwälzung, sondern eine Reformation, wie denn Zeitgenossen des Propheten nach dem nämlichen Ziel, nämlich nach Wiederherstellung der reinen Religion der Patriarchen trachteten, und Muhammed selbst berechtigt war zu sagen, daß er nur zur Religion Abrahams zurückkehre. Ein Rückschlag kann auch in seinen Kraftäußerungen nicht weiter gehen als das bewegende Princip. Nun ist aber der Islam unbedingt viel monotheistischer als es Judenthum und Christenthum im 7ten Jahrhundert waren. Viele christliche Dogmen werden von den Muhammedanern geradezu als Vielgötterei betrachtet, wie die göttliche Natur Christi, die Dreieinigkeit, die Fleischwerdung, die Ausdrücke Sohn und Mutter Gottes. Die semitische Natur des Arabers war es die sich gegen diese völlig fremden Anschauungen empörte, und eben als Gegensatz zum Christenthum entstand der Islam.

Der Monotheismus, fährt Renan fort, gelte fälschlich als das Product einer bigotten Race, er verrathe vielmehr einen Mangel an religiösem Bedürfniß. Als Minimum von Religion sowohl in Bezug auf Dogmen als auf äußerliche Dienste sey der Monotheismus geschaffen für nomadische Völker. Deßhalb sage man mit Recht, der Beduine sey unter den Muhammedanern der wenigst Fromme, dafür aber sein Islam auch der reinste. Der Beduine behandle die Gottheit wie jede andere Macht auf eine cavaliere, um nicht zu sagen geringschätzende Art. Das Gedicht Hiob, sonst so voll von dem Gefühl göttlicher Größe, enthalte Stellen die an Lästerung streiften, oder denen der Gedanke an Ehrerbietung gegen die Gottheit völlig fremd sey. Sehr scharfsinnig behaupte daher der Graf d'Escayrac de Lauture von den Völkern des Sudan, daß sie aus lauter religiöser Gleichgültigkeit sich höchstens zum Monotheismus bekennen. Unter den nomadischen Arabern suche man vergeblich den Aberglauben und den verächtlichen äußern Cultus wie in Syrien, Aegypten oder in Konstantinopel. Die Derwische und die islamitischen Mönchsorden konnten einem Sohn der Wüste nur Ekel erregen.

Daß die Chananäer, Aramäer und Babylonier polytheistische Semiten gewesen seyen, muß Renan zugeben, doch trenne ihre Religion ein Abgrund von den arischen Religionen, während sie durchaus nicht so weit von dem Monotheismus entfernt liegen als man glaube. Bei den Ariern waren alle Götter verkörperte Naturgewalten, während die Götternamen der heidnischen Semiten sich nie auf die Naturkräfte beziehen, sondern im allgemeinen wie Baal oder Bel Herr, Gebieter, wie Moloch König bedeuten. Uebrigens nimmt Renan an daß Babylonier und Phönicier sich zwischen ältern, nicht semitischen und polytheistischen Culturvölkern niedergelassen und von ihnen die Vielgötterei ererbt haben, die jedoch ein auf älteren Monotheismus deutendes Gepräge behielt. Diese Ausnahmen erschütterten jedoch nicht die Gültigkeit des Satzes: daß der Monotheismus zu den semitischen Raceneigenthümlichkeiten gehöre. Man sage ohne Anstoß zu erregen, die Franzosen seyen ein geistreiches Volk. Niemand wolle jedoch mit diesen Worten behaupten daß alle Franzosen geistreich seyen, oder daß es in England, Deutschland und Italien nicht auch geistreiche Leute gebe, sondern nur daß eine gewisse Begabung durch ihre größere Allgemein-

heit die Franzosen kennzeichne. Im gleichen Sinn könne man eine Neigung zum Monotheismus auch den Semiten zusprechen.

Nie sey ein polytheistisches Volk aus sich selbst monotheistisch geworden. Wäre dieß überhaupt möglich, so wäre es gewiß in dem Kampf zwischen hellenischem Heidenthum und dem Christenthum geschehen. Weder die Sarkasmen der Kirchenväter, noch die wachsenden Bedürfnisse des Nachdenkens, noch das Lächeln der Ungläubigen, noch aller Geist eines Julian vermochten den Hellenismus zu reformiren, sondern er zerfiel. Wohl schuf man künstlich eine Art Hierarchie unter den Göttern, von welcher die alten Vorstellungen nichts wissen, aber dem octroyirten Primus inter pares gelang es doch nicht die untergeordneten Gottheiten zweiten Ranges zum Abdanken zu vermögen; vergebens aber sucht man unter einem Jehovah oder Allah nach den Halbgöttern oder Heroen, die sich doch irgendwo finden müßten, wenn sich aus der Vielgötterei der Dienst Eines Gottes entwickeln könnte. Daß der Monotheismus gleichsam im Blut der semitischen Völker lag, kann man auch daran erkennen daß die monotheistischen Schöpfungen der Semiten ihren reinen Charakter verlieren, sobald sie einen andern Völkerkreis betreten. Obgleich im Schooß der semitischen Welt geboren, ruft Renan aus, ist das Christenthum hundert Jahre nachdem es in die Hände der Griechen gefallen war, kaum mehr kenntlich! So wenig kenntlich, daß diejenigen Semiten welche sich auswärtigen Einwirkungen entzogen hatten, nämlich die Araber, im 7ten Jahrhundert es schon nicht mehr annehmen können wegen des fremden mythologischen und metaphysischen Stoffes der hineingeschwärzt worden war, sondern zur Schöpfung eines neuen, streng monotheistischen Systems schreiten müssen. Aber auch der Islam entgeht seinem Schicksal nicht. Er wird in Persien, in Indien, bei den Türken verunstaltet, wo das Auftreten Muhammeds bei den Neubekehrten zu dem Mythus eines Krischna oder Sakyamuni (Buddha) trotz aller Proteste Arabiens aufschwillt. Schon der semitische Städtebewohner begehrt nach einem pomphaften Cultus, und während der Beduine, der in der Nähe der heiligen Stätten seine Heerden weidet, es nicht der Mühe werth hält ein paar Schritte zu gehen um seine Andacht bei den Heiligthümern zu verrichten, und stirbt ohne je als Pilger die Kaaba betreten zu haben, strömt aus den fernsten Winkeln der muhammedanischen Welt eine Schaar von Gläubigen alljährlich nach Medina und Mekka. Die Israeliten selbst wären wohl, wie andere ihrer verwandten Nachbarn, zum Dienst Baal Peor's oder Molochs verführt worden, wenn nicht eine Priesterkaste streng die Reinheit des Monotheismus gehütet hätte, denn jede solche Religion, die nicht durch einen wohlgegliederten Klerus beschützt wird, verfällt nur gar zu leicht der Vielgötterei. Was würde, bemerkt Renan, in Neapel aus dem Christenthum werden, wenn die Geistlichkeit nicht neben dem Heiligendienst streng an dem Gottesdienst festhielte? Auch der semitische Monotheismus wurde nur durch die Anstrengung einer intellectuellen Aristokratie festgehalten, da das Volk immer hingezogen wird zu fremdem Gottesdienst; wie z. B. die Juden in Polen trotz aller Anstrengungen der Rabbinen in Cholerazeiten Messen lesen lassen. Um jedes Bildwerk wird sich bei naiven und mit Einbildungskraft begabten Völkern ein sagenhafter Stoff sammeln. Dieß haben Juden und Araber recht wohl begriffen, und daher alles künstlerische Nachbilden von Gestalten mit Höllenstrafen verboten.

Bei den arischen Völkern war umgekehrt fast jedes Wort gottschwanger und enthielt die Keime eines Mythus. Wenn wir sagen: der Tod hat ihn getroffen, eine Krankheit hat ihn entrissen, der Donner grollt, es regnet, so klingt es überall durch als seyen sichtbare Erscheinungen die Verrichtungen unsichtbarer Wesen. Aeschylus sage an einer Stelle, die eben so gut in den Vedas stehen könne: „der Aether liebt es in die Erde zu dringen, die Erde wiederum sehnt sich nach der Ehe; der Regen der vom liebeseligen Himmel träuft, befruchtet die Erde und diese erzeugt den Sterblichen die Weiden für das Vieh und die Gaben der Demeter.“ In jeder Wurzel der arischen Sprachen lauscht eine Gottheit. Aus der Wurzel Div, welche den Glanz des Aethers bezeichnet, sind entsprungen dies, *Ζεύς*, Jupiter, Diespiter, Dyauschpitar, deva, deus, *θεός*; so erklärt sich auch das gallische Wort Teutates (Teu-tad), denn Teu ist das nämliche wie Zeus, tad bedeutet aber in den celtischen Sprachen Vater, und daher sagt Cäsar, welcher den Namensursprung durchschaute „Galli se ab *Dite patre* prognatos praedicant“ (Comment. VI. 18.). Die Worte Agni (ignis) Feuer, Varuna (*Οὐρανος*) Himmel, Ge oder De (*Δημήτηρ*) Erde bestätigen den tiefen Ausspruch Burnoufs: Nomina numina! Kein semitischer Göttername besitzt einen ähnlichen Ursprung, ihre Nomina sind undurchsichtig, sie lassen nichts hindurchschimmern, überhaupt ist die Unfähigkeit des Hebräischen phylosophische oder abstracte Begriffe auszudrücken ganz bezeichnend für den Geist dieser Völker.

Der Dienst überhaupt welchen die Semiten den andern Racen erwiesen haben, war nur ein negativer und läßt sich nicht vergleichen mit den hohen sittlichen Gütern welche die Welt den Indoeuropäern verdankt, und welche die Grundlage für jede Civilisation bilden. Der Geist der Semiten ist eng und ohne Zartheit, wie denn das Gefühl des Maßes ihnen abgeht. Der frömmste Jude oder Moslim macht sich kein Gewissen daraus seine Zwecke durch Verbrechen zu erreichen. Der Reiz des Empfindsamen fehlt den semitischen Poesien, und wo sie von Liebe sprechen, meinen sie nur die heiße Wollust.[1] Selbstsucht, Falschheit und Gewalt welche die Geschichte des Orients beflecken, sind der Verbreitung des Islam zuzuschreiben. Semitische Sinnlichkeit hat durch Ansteckung den Geschmack an Edelsteinen, an Wohlgerüchen und an narkotischen Genußmitteln über die ganze Welt verbreitet. Die Geringschätzung des Menschen und seiner Fähigkeiten hat den Semiten eine Verachtung vor Vernunft und Wissenschaft eingeflößt, deren Gränzen sie sich viel enger denken als sie wirklich sind. Die Logik der Semiten unterscheidet sich gründlich von der unsrigen. „In dieser Beziehung, fährt Renan fort, bietet der Talmud eine wunderliche und schreckhafte Erscheinung, und die Art wie der Apostel Paulus seine Schlüsse zieht gleicht darin dem Talmud, denn wir erhalten nur Ausbrüche von Gedanken ohne syllogistisches Band.“ Jede Art von Metaphysik, jede Untersuchung der Gesetze und Principien des Weltalls ist den Semiten verboten, sie kennen keine *ἀρχή*, keinen Urheber der Dinge außer Gott, und wo sich metaphysische Untersuchungen bei einem semitischen Volke finden, da geschehen sie verstohlen auf Anstiften der indogermanischen Race und den strengen Geboten der Orthodoxie zum Trotz. Renan ist nicht geneigt einen hohen Werth auf das babylonische Alterthum zu legen, und hält an der Ansicht fest daß die chaldäische Civilisation Erbtheil von einer ältern nicht semitischen Race gewesen sey, und auf den Werken eines zertrümmerten Culturvolkes, vielleicht der Kuschiten, beruhe, wenn

[1] Indessen ist Renan doch vorsichtig genug einige Ausnahmen unter den arabischen Dichtern der Heidenzeit einzugestehen, wo man häufig genug verwandte Klänge mit der christlichen Ritterzeit oder unserer modernen erotischen Romantik antrifft.

sich mit diesem Namen jetzt schon bestimmte ethnographische Beziehungen verbinden ließen. Seit der Seleuciden-Aera aber erben wir aus Babylonien nichts als die Ausartungen der Charlatanerie: die Astrologie, die Weissagekünste, den Gnosticismus, überhaupt allerhand Grimassen. Abgesehen von ihrem theologischen Schriftenwesen fehlt den Werken der Araber die Originalität, denn überall begegnet man nur dem Spiegelbilde Griechenlands, vermischt mit persischen und indischen Einwirkungen. Der Sufismus war die einzige Reaction der Denkfreiheit gegen die muhammedanische Strenge, allein der Sufismus ist persischen, also nicht semitischen Ursprungs und bildet den pantheistischen und materialistischen Rückschlag des arischen Geistes gegen die nüchterne Theologie Arabiens. Mit einziger Ausnahme des kurzen Momentes wo persische Einflüsse an dem Abbassidenhofe herrschten, hat der Islam jede freie Regung des Geistes erwürgt, jede bürgerliche, jede wissenschaftliche und künstlerische Entwicklung unterdrückt, und wenn auch ein großer Theil der Menschheit Muhammed einen gereinigteren Gottesdienst verdankt, für die Geschichte der Menschheit im ganzen darf man zweifeln ob seine Religion eine Wohlthat gewesen sey. Auf den ersten Blick erscheinen wohl politisch und religiös die alten Semiten unsern arabischen Vorfahren überlegen, näher besehen aber haben die Semiten streng genommen nie eine bürgerliche Gesellschaft besessen, wenigstens nicht was wir darunter verstehen. Nie hat das Judenvolk ein öffentliches Leben genossen, und seine Satzungen, welche dem religiösen Fortschritt der Menschheit so viel nützten, haben nichts zur Entwicklung des bürgerlichen Lebens beigetragen.

Die uranfängliche Idee der muhammedanischen Gesellschaft scheint auf den edlen Satz gegründet daß der wahre Gläubige keinen Herrn kenne außer Gott. In Wahrheit aber hat der Islam nur zur Anarchie und zum Despotismus geführt. Da der Orient nie zwischen geistlicher und weltlicher Macht unterschieden hat, worin die Rettung und die geistige Ueberlegenheit des Abendlandes besteht, so erlitt die islamitische Welt das Schicksal dem die unsrige nicht entgangen wäre wenn im Mittelalter die Päpste die weltlichen Obrigkeiten hätten stürzen und sich zu den Oberhäuptern der Gläubigen erheben können. Der Semit erkennt in Wahrheit nur die geistliche Macht in Patriarchen- oder Prophetengestalt an. Für prophetischen Ton und dergleichen Beredsamkeit besitzen die Semiten eine eigene Schwäche, sie haben nur Achtung vor solcher geistiger Trunkenheit. Mythologische Gestalten verwandeln sich in ihrem Geiste zu Propheten, und alle Königsdenkmäler erscheinen in ihren Augen als Prophetengräber. Immer zu verschiedenen Zeiten waren solche von Gott beseelte fromme Schwärmer die Häuptlinge dieser Völker. Aber Propheten sind stets schlechte Staatsmänner gewesen, und die Propheten Israels können vom politischen Standpunkt aus nicht scharf genug verurtheilt werden. Wenn auch Muhammed und seinen Nachfolgern nicht gänzlich der Begriff des Eigenthums gefehlt hat, so entwickelte er sich doch nie bis zu der Stärke um gegen den Despotismus einen Wall zu bilden. In dem scheinbar unschädlichen Grundsatz daß Gott die Erde gehöre, und er sie vertheile wie ihm gutdünkt, war ein Giftpulver enthalten, welches im Orient alle Gemüther unter dem doppelten Druck der Fürstenwillkür und des Fatalismus entkräftet.

Zwölf Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung herrschte in China eine solche Zartheit der Sitten, daß am Hinrichtungstag eines Verbrechers das ganze Reich Trauer an- und der Kaiser selbst sich halbe Fasten auferlegte. Um dieselbe Zeit führten die Hebräer den entsetzlichen Vertilgungskrieg des Josua, während Griechenland sich mit einer ausgebildeten Seeräuberei beschäftigte, wie sie uns in dem trojanischen Krieg abgebildet worden ist. Welch andere Schicksale sind seitdem gereift im Schooß der indogermanischen, der semitischen, der chinesischen Menschheit! Wohl durften damals die Semiten voll Erbarmen herabschauen auf die Hellenen die vor kindischem Spielwerk knieten, aber die geistige Eigenthümlichkeit, welche sie selbst vor dem heidnischen Aberglauben bewahrte, wurde ihnen später zum Hinderniß für eine gestaltenreiche Gesittung.

Racenunterschiede sind in der Geschichte der Menschheit entscheidende Thatsachen gewesen. Anfangs wo unser Geschlecht aus einer bestimmten Anzahl Völkergruppen von großer Verschiedenheit in Begabung und Fehlern bestand, wo noch nicht eine gegenseitige Mischung und Befruchtung stattfand, beherrschte der Racenwerth alle menschlichen Verhältnisse. Allmählich verlor er seine Wichtigkeit durch unberechenbare Begebenheiten, durch solche ausbreitungsfähige Religionen wie der Buddhismus, das Christenthum, der Islam, durch Eroberungen wie die macedonische unter Alexander, oder die römischen, welche den Völkern eine künstliche Gemeinsamkeit gaben. Immer jedoch blieben noch Racenunterschiede wirksam. Die ursprünglichen Impulse der Raceneigenthümlichkeit dauern fort, wenn auch vielleicht der physiologische Unterschied völlig verschwunden ist. Nirgendwo finden sich gegenwärtig strengere Repräsentanten des Semitismus als die Osmanen. Nun waren die Osmanen selbst ganz sicherlich nicht Semiten, sondern Türken, sie gehörten daher einer Race an welche den Semiten so fern stand als wie Indoeuropäer den Indochinesen. Ja selbst vom türkischen Blut ist unendlich wenig noch bei den europäischen Osmanen vorhanden, denn das so wichtige Institut der Janitscharen, von denen mehr als vier Fünftel der heutigen „Türken“ abstammen, mußte ja nothwendig eine völlige Verdrängung des rein türkischen Elements bewirken. Der Koran jedoch, aus dem Semitismus hervorgegangen, war die stählerne Form in welche das ethnographische Gemisch von Georgiern, Griechen, Slaven, Schkipetaren und abendländischen Christensklaven, welches wir jetzt das „türkische“ Volk nennen, hineingepreßt wurde, und der Abdruck auf diesem Teige aus ethnographischen tutti frutti wurde so rein, daß in der That die Türken, sie wissen nicht wie? jetzt die vordersten Repräsentanten des Semitismus geworden sind. Auch genügt oft ein kleiner Tropfen fremden Blutes um einer ethnographischen Masse den Duft eines andern Volksgeistes zu geben. Einer kleinen Schaar von Normannen verdankt das brittische Volk große Vorzüge von Individualität. Die Römer haben den Galliern sehr viel von ihrem Typus hinterlassen. Nach den Römern erschienen germanische Stämme in Frankreich und Spanien, und ganz sicherlich ist das gothische Element noch heute in Spanien außerordentlich wirksam. In diesem Sinn erscheint Manchem die große Revolution in Frankreich im Grunde als der Kampf des galloromanischen gegen den germanischen Geist, der Grundsätze der Gleichheit gegen die Geburtsvorrechte. Doch möge man diese Behauptung nicht so verstehen als ob in Frankreich Abkömmlinge germanischen Blutes gegen ältere Einwohner gekämpft hätten, da es möglicherweise unter den Jacobinern mehr „Deutsche“ als „Franzosen“ in der Gegenpartei, das heißt unter den Feudalen mehr Franzosen (ethnographisch gemeint) als Deutsche gegeben hätte. Mit der Zeit, dem Ideenaustausch, dem Völkerverkehr, der philosophischen Entwicklung der Nationen werde der Einfluß der Raceneigenthümlichkeit geringer oder unkenntlicher, aber wenn man auf den Ursprung der größten Begeben-

heiten zurückgehe, also auf den Ursprung der Religionen, so finde man in jenen ältern Zeiten die Eigenthümlichkeiten der Race als entscheidend, und wir verdanken daher den Semiten den Monotheismus, weil sie als Monotheisten geboren worden waren, der Glaube an Einen Gott in ihrem Blute lag.

Wanderungen an der Westküste von Afrika.

(Von A. B.)

3. Bonny.

(Schluß)

Die Bonny-Neger rechnen sich zu einem Ebani genannten Stamm, der aus dem Innern von Ibo oder Abo nach der Küste gewandert sey, und dort jetzt ein halbes Dutzend Dörfer bewohnt, als deren Hauptort Okulloma gilt. In einem innen und außen mit Ziegenschädeln bedeckten Fetischhause sah ich ein janusartiges Doppelbild, einen Mann und eine Frau darstellend, die Rücken an Rücken gelehnt saßen und am Halse zusammengebunden waren. Dieß, wurde mir gesagt, seyen die Figuren der Vorfahren des Ebani-Volkes. Zwei Reihen von Menschenschädeln, gelb gefärbt mit dem Pulver des Odo-Baumes, umgeben sie, unter denen besonders einer hervortrat, der mit einem langen schwarzen Barte versehen war, als der Schädel des Amakri, des Königs vom Antonius-Flusse, mit dessen Blute Papa, der Stifter von Okulloma, den Grundstein seines Palastes geweiht habe. Nach andern hieß der Gründer Opammaku und soll der Sohn Papa's gewesen seyn. Die Nachfolge in dieser Familie wurde vor einigen Jahren durch eine Usurpation unterbrochen; Anne Peppel, der den noch unmündigen Sohn des letzt verstorbenen Königs aus dem Weg zu schaffen suchte, aber auf das Verlangen der englischen Kriegsschiffe, an die sich die in ihren Handelsspeculationen gestörten Capitäne gewandt hatten, zu seiner Wiedereinsetzung gezwungen wurde. Bald darauf brach indeß eine neue Revolution aus, wodurch König Peppel zur Abdankung bewogen ward. Als man ihm später den plötzlichen Tod des Führers der Volkspartei zur Last legte und seine Familie zu verfolgen anfieng, stellte er sich unter den Schutz des Hrn. Beecroft, englischen Consuls für die Bay von Biafra, und begleitete denselben nach Fernando Po. Von dort gieng er nach England und wurde in London getauft. In Bonny ward eine Regentschaft aus den vier mächtigsten Ducs oder Häuptlingen eingesetzt, unter denen aber während meines Aufenthalts eine Spaltung eingetreten war, so daß man den Ausbruch neuer Parteikämpfe erwartete. Auf dem rasirten Platze, wo Peppels Wohnung gestanden hatte, war ein Fetischhaus gebaut, mit Ziegenschädeln behängt und von einem Hüter bewacht, der uns nur kurze Zeit zu verweilen erlaubte. Sein Name hat insofern einen guten Klang, als er in einem Vertrag, den er nach längerem Kriege mit den Negern des Antonius-Flusses schloß, die Abschaffung des Essens von Menschenfleisch zur Bedingung des Friedens machte. Doch soll in Bonny noch alle drei Jahre das Opfer einer Jungfrau gebracht werden, um das Meer zum Herbeiführen von Handelsschiffen günstig zu stimmen. Das Volk zieht in einer Procession von Canoen nach Finnema hinaus, das unmittelbar am offenen Meer gelegen und besonders von Feiticeros bewohnt wird, weßhalb es auch Juju-town heißt. Man läßt dort das auserschene Opfer ein Brett betreten, das quer über ein Canoe gelegt ist, so daß es beim Weiterschreiten überkippt und ins Wasser fällt. Wenn diese Barbarei jetzt überhaupt noch geübt wird, so geschieht es heimlich um sie vor den Europäern zu verbergen. Früher dagegen wurde das Mädchen schon in frühester Kindheit auserwählt und als ein heiliges, der Gottheit geweihtes Wesen verehrt. Es erschien nie anders als in einer Begleitung zu seinem Dienste bestimmter Fetischmänner, und durfte sich aneignen was ihm beliebte, so daß, wenn es seinen Weg nach dem Markte wandte, dort eine allgemeine Flucht der Verkäufer statt hatte, um ihre Waaren vor der Berührung zu schützen. Zur Zeit des Sklavenhandels wollen Capitäne, wie sie berichten, gesehen haben daß die aus dem Innern herabkommenden Boote Leichen von Kindern an den Masten aufgehängt hatten, die für eine glückliche Reise geopfert waren. Gegenwärtig bestehen alle Arten der Opfer gewöhnlich in einem Huhn, das mit dem Kopf herabhängend, mit den Füßen an einen Pfahl gebunden und dort gelassen wird bis es stirbt. Das Huhn heißt Obio, und die Gebräuche der Obio-Männer in Westindien sind meistens aus diesem Theil der Küste bis nach Whydah hinauf adoptirt. Kranke pflegen sich ein lebendiges Hühnchen auf dem Herzen festzubinden, und wenn das Thier schreit oder mit den Flügeln schlägt, so betrachten sie es als ein günstiges Symptom, weil es die Essenz der Krankheit in sich söge und Schmerzen litte, die sie sonst selbst zu erdulden haben würden. Die Leiche eines Verstorbenen wird mit dem Blut von Ziegen und Hühnern besprengt, und der kopflose Rumpf eines Huhns auf dieselbe gelegt. Schlägt es bei der Köpfung lebhaft mit den Flügeln, so gilt es als ein gutes Zeichen für die künftige Wohlfahrt des Verstorbenen. Bei jedem Flügelschlage, bis das Leben vollständig erloschen, stößt der ganze Kreis der Leidtragenden tiefe Seufzer aus. Im Juju-Hause begehen vornehmere Familien häufig weitere Todtenceremonien, die damit beginnen daß sie wie leblos auf dem Boden ausgestreckt liegen, um verstorbene Menschen vorzustellen.

Die Bevölkerung Bonny's, die auf etwa 6000 Menschen anzuschlagen seyn mag, besteht fast ganz aus Sklaven, und auf meine Fragen erfuhr ich daß sich nur sieben Familien zu den Freigebornen rechnen dürften. Dieses gefährliche Verhältniß, das mit dem wachsenden Reichthum der Palmölhändler noch immer zunehmen muß, hat man dadurch zu bessern gesucht daß Sklaven erlaubt wurde sich frei zu kaufen, von denen schon verschiedene sich ein bedeutendes Vermögen erworben haben. Man unterscheidet hier und in Braß unter den Sklaven die Egbo-bos oder Ruderknechte, und die Winna-bos oder Hausdiener, welch letztere mehr als adoptirte Kinder betrachtet werden. Im Bonny ist die Beschneidung ein Zeichen des Sklaven, während sie in Neu-Kalabar an jedem vollzogen wird. Durch die rege Entwicklung eines praktischen Lebens in dem aufblühenden Handelsverkehr im Bonny sind die Fetischmänner dort in eine untergeordnete Stellung zurückgetreten, und wirken nur als Friedensunterhändler mit feindlichen

Stämmen, während sie in dem den europäischen Schiffen weniger zugänglichen Neu-Kalabar das Volk noch ganz in ihren sklavischen Fesseln geschmiedet halten, und der unter einem breiten Sonnenschirm umherstolzirende Groß-Juju dort bei allen Processionen den Vortritt vor dem König nimmt. Indeß ist seine Macht gleichfalls schon geschwächt, und längs des ganzen Laufes des Niger fangen die alten Priesterstaaten an vor den mit den Muhammedanern und Europäern eindringenden Bewegungen zu verschwinden. Zu Iddah in Igara herrschte während der ersten Niger-Expedition noch ein alter Atta als deificirter König, doch ließ sich der Zusammenbruch seines durch die Eroberungen der Fellatahs erschütterten Reiches leicht voraussehen, und ist bis jetzt nur durch die unter ihnen ausgebrochenen Uneinigkeiten verzögert. Die Fortschritte dieses Volkes, das man später schon auf dem linken Ufer des Niger antraf, müssen auf die fernere Entwicklung des Palmölhandels einen bedeutenden Einfluß ausüben, und wird es darauf ankommen welche Folgen ihre mit der letzten Expedition der Engländer abgeschlossenen Verträge haben werden.

Der directe Nutzen der Dampfschifffahrten war bis jetzt gering, da die Anwohner des Flusses noch zu sehr an ihre alten Handelswege gewohnt sind, und auch selten hinreichende Vorräthe aufgestapelt halten um ein größeres Boot zu füllen. Die Bonnykaufleute sammeln es dagegen in kleinen Quantitäten von den Producenten, oder kaufen es auf dem großen Oelmarkt von Afrikah, der, als im Binnenlande gelegen, von Europäern nicht besucht werden kann. Längs des Niger handelten früher die Canoe von Bonny, sowie aus dem ganzen Braßlande (das wegen der dorthin ausgeführten Neptunes oder Messingschalen zum Abdampfen des Salzes so genannt wird) bis Abo, dem Hauptstapelplatz für das Nigerdelta und Alt-Calabar zu Landers Zeit. Von dort bringen die Kaufleute, wie Hr. Crowther mittheilt, Salz und andere Waaren bis nach Igara, von wo das Volk von Idda diese weiter führt nach der Confluenz, sie dort für Elfenbein und Cowries verkaufend. Die Cowries werden auf den Onitschamarkt (oberhalb Abo) gebracht um Palmöl einzuhandeln. Hr. Crowther fand dem Dorf Kayama gegenüber einen Stamm im Innern (Egen genannt), dessen Sprache dem Idzo gleicht, einem Dialekt des Braß und Bonny, und bemerkt zugleich daß seit der Einrichtung der Missionen der Handelsverkehr der Eingebornen an Lebendigkeit sehr zugenommen hat, und die Braßcanoe zahlreicher und weiter aufwärts auf dem Fluß erscheinen. Da die erste Jahresernte die ergiebigere ist, so ist es empfehlenswerth für die europäischen Schiffe auf April oder Mai ihre Ankunft in den Bonny einzurichten, indem sich dann zugleich die große Hitze mäßigt und für Europäer erträglicher wird.

Die Ausfuhr von Bonny ist eine sehr bedeutende, und wirft trotz der hohen Abgaben ansehnlichen Gewinn ab. Die Schiffe versehen sich an der Kruküste mit Arbeitern, in Fernando-Po mit frischem Wasser (da das des Flusses in Bonny noch salzig und das der Brunnen ungesund ist), und richten sich dann für einen längeren Aufenthalt ein. Der Raum enthält nichts als die zu füllenden Fässer, und um das Oel leichter einzunehmen, wird ein großer Trichter aufgerichtet, der gleich vom Decke in sie hineinreicht. Um Verfälschungen zu entdecken, untersucht man die an Bord gebrachten Fässer mittelst einer eisernen Stange, die auf der Längsfläche ausgehöhlt und mit einem vorzuschiebenden Lide versehen ist, so daß sich die verschiedenen Schichten untersuchen lassen. Auch Wasser wird durch Kochen geprüft (?) Da das auf der Ausreise mit den Waaren der Austauschgegenstände gefüllte Schiff die Fässer nur in Stücken zerlegt mit sich führen kann, so ist am Strand eine Stelle den englischen Capitänen überlassen, wo sie Schuppen gebaut haben, damit ihre Böttiger ungestört arbeiten können. Früher durfte kein Schiff den Handel beginnen ehe nicht die Ceremonie der Eröffnung (to open the trade) vorgenommen war, indem der König in seinem Staatscanoe um das Schiff herumfuhr und ein Ei am Bug zerbrach. Der Capitän oder Supercargo wurde dann in den Tempel geführt um ihn zu fetischiren, indem die Priester ihm mit Lehm ein Zeichen zwischen den Augenbrauen aufdrückten und geweihten Palmwein zu trinken gaben, unter dem Läuten kleiner Glocken. Berauschende Getränke werden bei allen religiösen Ceremonien in Afrika gebraucht, und häufig sind sie selbst der Gegenstand der Verehrung. Die Kaufleute kommen vielfach um ihre befreundeten Capitäne zu besuchen, oder laden dieselben zu sich am Lande ein, besonders am achten Tage, der als allgemeiner Festtag gefeiert wird. Ihre Häuser sind aus einem dünnen Gerüst aus Baumstämmen aufgebaut, auf das ein hohes Dach aus Palmblättern gesetzt ist. Die Wände werden mit Lehm beworfen. Durch eine niedrige Thür mit hoher Schwelle tritt man in dunkle enge Gänge, die sich mit scharfen ein- und ausspringenden Winkeln aneinander setzen, so daß der Zutritt zu den innern Gemächern überall leicht vertheidigt werden kann. Angebaut ist meistens ein sogenanntes Jujuzimmer, einen hohen Tisch, aus roth und weiß bemaltem Lehm enthaltend, in welchem Messingröhren stecken, um Libationen, Rum oder Palmwein den abgeschiedenen Seelen anzugießen. Für andere Opfer von Speisen und Geräthen findet sich ein tiefes Loch am Fuß des Tisches; die Vornehmen lassen sich gewöhnlich unter der Schwelle ihres Hauses begraben, wo dann gleichfalls ein Loch offen bleibt um Getränke hinabzugießen. Der Neger verläßt nie sein Haus, ohne einige Tropfen Rum oder Palmwein dort hinabgegossen zu haben unter dem Murmeln von Gebeten, nachdem er vorher seine Finger eingetaucht und damit seinen Körper an verschiedenen Theilen angezeichnet hat. Am Jahrestage eines Verstorbenen werden alle Töpfergeräthschaften zerbrochen. Niedrige Fetischhütten finden sich zuweilen an den Straßenecken, mit Leinwandtüchern behängt, hinter denen ich nur kleine Lehmfiguren bemerken konnte. An der Thür eines Hauses (einem Mitgliede der Regentschaft gehörig, das wir besuchten) stand unter einem niedrigen Dache die Thonfigur eines Mannes der sich mit der einen Hand auf eine Axt stützte, mit der andern eine Flinte hielt. Um ihn herum standen kleine Thonkegel, und hinter der Thür die Bilder eines Mannes und einer Frau. Kleine Eisenstücke lagen umher, und Federn waren überall angeklebt. Die Frauen leben in einem abgesonderten Theil des Wohnungsgebäude, und manche haben den ganzen Körper mit breiten Arabeskenfiguren bemalt. Eigentliche Nationalzeichen, die man vielfach bei den Sklaven sieht, finden sich bei den freien Bonnynegern nicht, nur daß der älteste Sohn (Itschi genannt) an der Stirnhaut, auf Schläfe, Augenlieder und Nasenrücken tättowirt wird. Eine ähnliche Operation wird mit den adeligen Kindern unter den Ibos vorgenommen, den sogenannten Brecché, bei denen die Stirnhaut, nach den Augenbrauen zu, losgelöst wird, so daß sie eine harte Schwiele von einer Schläfe zur andern bildet.

Die Vorstellung der Gottheit faßt sich dem Bonnyvolk in dem Namen Schuo oder der Wolkenhimmel zusammen, indem sie in allen Naturerscheinungen die Aeußerungen seiner Thätigkeit sehen. Specieller wird Gott als Tamenu bezeichnet. Den Regenbogen fürchten sie als Krankheitspfeile sendend, und meinen daß, wenn er am Himmel erscheine, eines der Häupter in Bonny sterben müsse. Bei wichtigen Angelegen-

heiten wendet man sich an das Orakel des Tschuku in Aro, dessen Bewohner Omo Tschuku (Gottes Kinder) heißen (Afrika Nungos im Braßlande) und ein geheiligtes Gebiet bewohnen. Vor der Stadt fließt ein wilder Bergstrom durch dichtes Waldesdunkel, und dort ist es wo die Priester den Wallfahrer erwarten, um seine Gaben in Empfang zu nehmen. Sie opfern dann ein Huhn, und wenn die Zeichen ungünstig sind, wird das Wasser blutig gefärbt durch hineingeworfene Färberröthe und der Pilger fortgerissen in finstere Schluchten, wo seine Verwandten nie wieder von ihm hören. Er wird in fremde Länder als Sklave verkauft, aber im Volk heißt es daß Tschuku sein Mißfallen zu erkennen gegeben und ihn fortgenommen habe — ein Kunstgriff der auch in manchen brahmanischen Tirtbras geübt wird, und in der Höhle des Trophonius, wie in St. Patricks Fegefeuer gleich gut bekannt war. Neigt die Gottheit dagegen den Gebeten ein wohlgefälliges Ohr, so darf der Fromme dem Heiligthum nahen, um seine Fragen zu stellen, die von den Priestern, im Geist ihrer Inspiration, beantwortet werden. Augen und Stirne werden mit einem gelben Pulver (Edo) eingerieben, das jeden der falschen Herzens ist augenblicklich tödtet, und ist auch diese Probe glücklich überstanden, so empfängt der Hadschi kleine Holzbilder, die er als heilige Reliquien bewahrt, zur Documentirung seiner glücklich vollendeten Pilgerfahrt. Enthüllen darf er keinem die Ceremonien denen er unterzogen ward, und in seine Heimath zurückgekehrt, gilt seine Person sieben Tage lang für heilig, während welcher Zeit er seine Wohnung nicht verlassen und von niemandem berührt werden darf.

Der Götzendienst in Bonny findet sich indeß schon in dem Auflösungsstadium begriffen, wie er überall dem Eindringen fremder Ideen weicht. Hier zuerst an der Westküste verspürt man den Einfluß der muhammedanischen Missionäre, die das Innere Afrika's durchziehen. Obwohl man sie noch nicht selbst antrifft, wie in Yoruba, Dahomey und Ashantie, so sind doch schon manche ihrer Worte und Vorstellungen in die Sprache übergegangen, wie z. B. die See Allah minge oder Gottes Wasser heißt.

Liegen den Richtern in Bonny zweifelhafte Fälle vor, in denen sie keine Verurtheilung wagen, so erkennen sie über den Angeklagten die Probe des Gottesgerichtes. Er muß den Bonny von Ajamma trennenden Canal durchschwimmen, der, mit Haien und Krokodilen angefüllt, selten eine Beute entschlüpfen lassen wird. Der zum Tode Verurtheilte wird an den Strand geführt und dort von der Menge bei lebendigem Leib in Stücke gerissen, eine entsetzliche Art der Hinrichtung, die vielfach an der Westküste wiederkehrt. So grauenhaft sie ist, so unverzeihlich würde es seyn wenn man deßhalb den apathischen Neger zum Neronischen Ungeheuer stempeln wollte, das mit den Qualen eines Gemarterten seine überreizte Sinnlichkeit kitzelt. Beispiele raffinirter Grausamkeit sind von dem aufgeweckteren Volke der Kaffern bekannt, die, gleich den nordamerikanischen Indianern vom Gefühle der Rache geleitet, ihren Feind unter schrecklichen Qualen verscheiden lassen, um seine Standhaftigkeit zu überwinden. Auch bei den Fetischfesten in den Tropenländern rauchen Hekatomben hingeschlachteter Menschenopfer, aber hier liegen religiöse Motive den Handlungen der Gläubigen zum Grunde, und entziehen sie, wie alle bei denen ein übernatürlicher Hebel eingreift, jeder sittlichen Beurtheilung. Bei den erwähnten Hinrichtungen dagegen soll die Blutschuld von der ganzen Gemeinde gleichmäßig getragen werden, weßhalb jeder selbst Hand angelegt haben muß, ähnlich wie für manche Verbrechen im Alterthum die Steinigung gesetzmäßig war, um den Missethäter durch einen gemeinsamen Act des Volkswillens aus der menschlichen Gesellschaft auszustoßen.

Bei Sonnenuntergang, wenn die drückende Hitze des Tages sich mindert, beginnt der Marktverkehr auf dem weitesten von einem alten Baumwollbaum überschatteten Platze der Stadt. Mit Früchten und Vegetabilien beladene Canoes langen aus den Pflanzungen der Umgegend in Bonny an, und in Anbetracht des unfruchtbaren Terrains muß man sich über die Mannichfaltigkeit wundern.

Um die Waldcultur zu pflegen, gilt das nützliche Gesetz daß kein Holz in der Nachbarschaft der Stadt gefällt werden darf, alles steht dort unter dem Schutze des Juju, und die Capitäne müssen nach Finnema senden um ihren Bedarf einzunehmen. Als Münze dient ein hufeisenförmiger Halbring, Igbi oder Manilla genannt, der, früher aus Eisen, jetzt dagegen meistens aus Kupfer, in verschiedenen Provinzen Afrika's im Geldverkehre gebraucht wird. Vor einigen Jahren gelangten einige dieser Ringe durch einen englischen Officier nach Europa, wo sie von der Dubliner-Akademie als identische Seitenstücke zu den in den irländischen Moräften gefundenen erkannt wurden. An geistreichen Hypothesen über phönicischen Weltverkehr fehlte es in Folge dieser Entdeckung nicht, doch ist die ringförmige Form des Geldes auch sonst nichts seltenes. Die öffentliche Besprechung hatte indeß den Nutzen die Aufmerksamkeit der Fabricanten erregt zu haben, die in Folge dessen große Quantitäten dieser Ringe anfertigten, und sie jetzt als regelmäßige Ausfuhrartikel mit den Palmölschiffen nach Bonny senden. Die Hauptnahrungsmittel des Bonnyers sind Bananen, Mais, Yams, Fische und Hühner, und mit Hülfe des frischen, süßen Nußöls der Palmen weiß er daraus ein Gericht zu bereiten, das, etwas mäßiger mit Pfeffer gewürzt, auch bei europäischen Feinschmeckern Glück machen möchte. Die Canoes, mit denen die Bonnyer die Schiffe beladen, sind breit und flach. Um ein solches zu verfertigen, gehen sie in ihre morastigen Wälder, wo sie einen geeigneten Stamm wählen und denselben ausbrennen. Dann wird gewartet bis die nächste Fluth ihn flott macht, um ihn nach der Stadt zu bringen, wo sie ihn dann weiter zum Schiffe ausarbeiten.

Die Entdeckung der großen Binnen-Seen Ost-Afrika's.

3. Speke's Rückkehr vom Nyanza.

Am 6 August 1858 trat Speke von dem großen Binnensee, den er für das Quellenbecken des Nil hält, seine Rückreise nach Kazeh an. Mangel an Zeit, aber noch mehr der Mangel an Geld (Glasperlen), verhinderte ihn daran bis über den Aequator vorzudringen, und mit Einem Sprung alle Zweifel über den Nil und die Hydrographie Ostafrika's zu lösen, besonders da nicht die mindesten Schwierigkeiten im Weg lagen und die Moral wie Disciplin seines Gefolges nichts zu wünschen übrig ließ, während jetzt zur Vollendung der Entdeckungen

eine zweite langwierige und kostspielige Expedition erforderlich ist. Sein Rückweg entfernte sich sehr wenig von dem frühern Pfade, und daher erfahren wir nur gelegentlich etwas neues. Das Thierreich des „Mondlandes“ ist das nämliche wie in Südafrika, doch fand man die Individuen außerordentlich sparsam vertheilt; dieß konnte jedoch daher rühren daß die Karawanenpfade durch die bevölkertsten Räume führen, wo die Thiere bereits von dem Ackerbau verdrängt worden sind. Die dortigen Elephanten sind außerordentlich stattliche Thiere, denn es wurde behauptet daß man Exemplare angetroffen, deren Zähne das Stück je 250 Pfd. wiegen sollen! Sonst besteht die dortige wilde Fauna aus Löwen, Leoparden, Hyänen, Füchsen, Ebern, den Capbüffeln, Gnus, Kudus, Hartebeesten, Pallahs, Steinböcken und den kleinen Madokas oder den Sultanagazellen. Gemein sind die Giraffe, das Zebra, das Quagga, das Nashorn und das Flußpferd. Unter dem Federwild ist zu nennen die Trappe, der Florikan, das Perlhuhn, das Rebhuhn, die Wachtel, die Schnepfe, verschiedene Gänse und Enten, und eine schwarzgefiederte Felsentaube oder ein solches Birkhuhn. Die Bevölkerung dieser Hochebene ist den fremden Reisenden um vieles holder als die Nomadenstämme in der Küstennähe, als die Somali, Gallas und Masai. Die ackerbautreibenden Neger empfiengen den Fremdling wie den Vorboten einer guten Neuigkeit, während die Somali jeden Reisenden auf ihrem Gebiet wie einen Spion betrachten, ihn überhaupt nur dulden wenn er einen einheimischen Begleiter bei sich hat welcher für ihn haftet, und ihn selbst dann noch fortwährend argwöhnischen Nachstellungen aussetzen. Doch sind deßwegen die Negerstämme der Binnenlande durchaus keine Tugendspiegel. Ihre Civilisation besteht vorläufig nur darin daß sie nicht stehlen und rauben, weil sie die Vergeltung fürchten. Im Durchschnitt will Speke bemerkt haben daß die Neger streitsüchtiger und streitbarer werden, je heller ihre Hautfarbe ist. Die Umwohner des großen Sees, Wasukumas oder Nordmannen von ihren südlichen Brüdern geheißen, scheinen sich von diesen sprachlich zu unterscheiden. Alle ihre Wörter, meint Speke, begännen mit einem Laut der vollständig klänge als wolle der Sprecher den Angeredeten anspeien, so daß, wenn man ihnen den Rücken drehe oder die Augen schließe, der Fremde wirklich eine solche Beschimpfung erhalten zu haben sich einbilden könne. Mit dem künftigen Handel nach dieser Negerwelt ist es aber schlecht beschaffen, da den Bewohnern Bedürfnisse mangeln. Die Nacktheit ist beinahe völlig, und wo diese herrscht, hat der Handel, wenn er nicht auf die Branntweineinfuhr sich verlegt, keinen Absatz. Selbst die Frauen, und namentlich die jüngern, sind äußerst spärlich bekleidet, denn ihre Nationaltracht besteht aus einem Fransengürtel, verfertigt aus Aloefasern, der auf den Unterleib herabhängt und etwa eine Fläche von 1 Fuß Breite und 8 Zoll Länge bedeckt. Bisweilen reicht das Vermögen der Damen nicht einmal zu diesem Aufwand hin, und ein Laubbüschel, welcher um die Hüften gewunden wird, bildet die ganze Toilette. Ja es scheint fast als sey auch diese erste geringfügige Regung von Gesittung nur auf dem Karawanenpfad vorhanden gewesen, da weiter binnenwärts völlige Nacktheit herrscht. Dahin gehört der Stamm der Wataturus, von dem Speke etliche männliche Exemplare sah, und welcher, obgleich es keine Muhammedaner unter ihnen gibt, die Beschneidung ausübt. Die Männer eines andern Stammes im Westen und in der Nähe des Tanganyika-Sees sollen nichts auf dem Leib tragen als ein ausgehöhltes Bambusrohr. Die politische Verfassung dieser Stämme ist eine Art Patriarchenthum, da alle aus gleichem Gefühl wie eine Räuberbande der gemeinsamen Sicherheit wegen zusammenhalten. Ein großer Schatz für das Land selbst sind seine eisenhaltigen Sandfelder. Auch wächst Baumwolle daselbst, aber die Pflanze welche die Faser liefert scheint ein Baum zu seyn und zu perenniren. Von den sonstigen Landesproducten eignen sich zur Ausfuhr nur Häute, Horn und vorzüglich Elfenbein, wovon große Massen und wohlfeil im Osten des Nyanza zu haben seyn sollen. Speke meint daß, wenn der Nyanza oder Victoria-See wirklich das Nilquellenbecken sey, der Handel daraus große Vortheile ziehen möchte. Abgesehen aber von der schwierigen Schifffahrt auf dem Fluß zwischen der äußersten Station am weißen Nil ($4\frac{1}{2}^{\circ}$ nördl. Br.) und dem See, wo sich Höhenunterschiede von mehr als 2000 Fuß, also Katarakte oder Stromschnellen befinden müssen, wird Elfenbein das einzige exportfähige Product, der Handel selbst also sehr geringfügig bleiben. Dennoch hofft der Entdecker von einem künftigen Güterverkehr große civilisatorische Einwirkungen auf die binnenafrikanischen Neger, denn schon jetzt habe der neuere Karawanenhandel den nomadischen Räuberstamm der Masai beträchtlich gezähmt. Das Bedürfniß nach Kleidern und andern Luxusgegenständen werde erwachen und die schwarzen Naturkinder erziehen helfen. Wir fürchten aber es gebe nur ein einziges „Geschenk“ der „Civilisation,“ welchem die Neger nicht widerstehen können, nämlich den Schnaps, und der wird ihnen fließen, solange noch ein Elephantenzahn in ihrem Besitz ist. Der Raum aber wo Elfenbein noch producirt wird, verliert jährlich an Durchmesser; deßhalb müssen die arabischen Karawanen immer tiefer und tiefer in den Continent eindringen. Wo einmal eine Büchse geknallt hat, stirbt der Elephant aus, die Heerden werden vernichtet ohne daß man ihnen Zeit gönnt sich zu ersetzen, denn die Jagd auf Dickhäuter in fremden Welttheilen wird ebenso unweidmännisch betrieben, wie die Jagd auf Wallfische in den Weltmeeren. Die Kaffeestaude, die wild an den nördlichen Ufern des Nyanza wächst und deren Kirschen dort zur Nahrung dienen sollen, möchte allerdings, aber doch wohl nur in sehr fernen Zeiten, zur Ausfuhr dienen, und das gleiche gilt wohl vom Zuckerrohr und vom Tabak die beide im Innern gebaut werden. Endlich findet sich auch eine Palmenart die ein Oel liefert wie das westafrikanische, doch ist sie nicht sehr häufig, und das Product selbst ziemlich werthlos.

Die Rückreise verstrich ohne Unfall oder besondere Beschwerden. Jetzt, wo es heim gieng, waren die schwarzen Kulies und die Beludschenleibwache von der besten Laune, gehorsam und willfährig. Ein einzigesmal hatte man sich der lästigen Zudringlichkeit der Eingebornen zu erwehren und stieß dabei auf etwas Rauflust und Widerstand, der jedoch nach etlichen ernsten Worten Speke's aufgegeben wurde. Zweimal hatte man Gelegenheit afrikanische Kriegskunst zu bewundern, indem die kleinen Sultane bei denen man einsprach ihre Leute im Feuer exerciren, das heißt gegen einen eingebildeten unsichtbaren Feind fechten, ihn besiegen und massacriren ließen, gerade so wie es bei uns die Kinder treiben. Das Klima selbst hat etwas räthselhaftes, denn in den ersten acht Monaten hatte jeder der Entdecker und jeder aus dem Gefolge mehr oder weniger von schweren Krankheiten zu leiden. Dennoch scheint alles Land von der Ostküste binnenwärts hoch, trocken und gesund zu liegen. Man stößt nirgends auf verpestende Ausdünstungen, man leidet nicht von großen Temperaturgegensätzen, von zu großer Hitze oder zu großer Kälte, allenthalben trifft man auf Quellen und überall gibt es kräftige Nahrung. Fliegen und Moskitos (mit Ausnahme der Seelandschaften selbst) sind kaum dem Namen nach gekannt, und die giftige Zetzefliege des Livingstone'schen Südafrika wird nirgends angetroffen, nur die Bisse der Zecken trieben des Nachts den

Reisenden aus den Hütten der Eingebornen. Sehr oft konnte er auf der Reise nach dem See des Nachts kein Auge schließen, wozu vielleicht die Aufregung des Entdeckers und die Bemühungen am theilweise bewölkten Himmel Sternhöhen zu messen ein gutes Theil beitrugen. Auf der Rückreise waren die Nächte viel kühler, und der Schlaf stellte sich unerbeten ein. Wechselfieber sind die gewöhnlichen Krankheiten, und zwar sind sie ganz besonders gefährlich, denn ein kleiner Anfall, um den man sich in Indien kaum kümmern würde, hinterließ in Afrika eine wöchentliche Erschöpfung. Sehr schmerzhafte Krämpfe und zeitenweise Erblindungen bildeten die Hinterlassenschaft solcher Erkrankungen.

Unterwegs zog man noch verschiedene Erkundigungen über den See und das Innere des Continents ein. Unter andern sprach Speke einen Neger der dreimal den Weg von Pangani (Ostküste s. Br. 5°) bis zum Nyanza zurückgelegt hatte, und zwar jedesmal in je 2 Monaten. Die einzige Gefahr dieser Reisen lag im Gebiet der räuberischen Masai oder Wahumba, wie sie auch genannt werden. Von einheimischen Hausarbeiten sah man das Brauen eines Biers, des Pombe, welches den Frauen überlassen wird und zu ihren täglichen Beschäftigungen gehört. Es wird aus zwei Hirsearten, Bajeri und Jowari (Dschauerie) bereitet, die man genau wie bei uns die Gerste zuvor in Malz übergeben läßt. Hierauf wird gewöhnlich mitten im Dorf eine Gasse von Brennholz gebaut, dazwischen Gefäße mit Malz und Wasser gesetzt, das Holz angezündet und das Bier gesotten. Nach drei Tagen ist die Gährung vollzogen und das Getränk genießbar. Es besitzt die Stärke von Dünnbier, das Aussehen von Maische, wird aber so lecker und zugleich, da die festen Bestandtheile mitgetrunken werden, so nahrhaft befunden, daß sehr viele Personen sich damit sättigen. Für die Besitzer von Sklaven ist dieses Bier ein wichtiger ökonomischer Hebel, weil ohne seine Nachhülfe kein Sklave ein Glied rühren würde. So aber begegnet man bisweilen ächthomerischen Scenen. Der Herr sitzt unter einem Baum mit patriarchalischer Würde die arbeitenden Knechte überwachend und an die wackersten einen Schluck vertheilend.

Das Land zwischen dem Victoria-See und Kazeh ist eine große Fläche, unterbrochen nur durch Wellen, wie etwa die großen atlantischen Wogen, die sich bisweilen auf ihrem Kamm zu brechen scheinen. Daß es weit und breit keine beträchtlichen Gebirge gibt, scheint die gänzliche Abwesenheit von Flüssen bis hart an den See anzudeuten. Das zu Tage tretende Gestein ist meistens Granit, untermischt mit einem stark eisenhaltigen Sandstein, während der Ackerboden selbst aus einem graubraunen Sand besteht. Niedere Bäume und Buschwerk bekleiden die einzelnen aufragenden Hügel, während verstreute und spärliche Palmen in der Ebene andeuten daß Wasser sich nahe an der Oberfläche befinden müsse, wie denn Brunnen auch sehr zahlreich sind. Die mittlere Erhebung des Landes beträgt 3767 Fuß, der Spiegel des Victoria-Sees aber liegt nur ein paar Fuß (3750′) tiefer.

Am 25 August erreichte man Kazeh wieder, freudig empfangen von den Arabern und Eingebornen. Speke selbst hatte genau Wort gehalten, denn er versprach in sechs Wochen wieder zurückzukehren. Die Araber hatten bis zum See 15 bis 17 Tagmärsche gerechnet, Speke aber war genau in 16 Märschen vom See zurückgekehrt, und da der Hin- und Rückweg genau 425 engl. Meilen betrug, so ist also ein Tagmarsch nach Rechnung der Araber auf 14 engl. Meilen zu schätzen. Speke klagt fortwährend über die Kostspieligkeit der Reise, obgleich man durch wohlernährte Völkerschaften gezogen sey. Dieß rühre aber daher, weil die kleinen Negerhäuptlinge die Gelegenheit sich nicht wollten entgehen lassen die Börse eines reichen Europäers zu schröpfen. Um so mehr muß man erstaunen welche geringe Rechnung der Reisende am Schlusse uns vorlegt, denn vom 9 Juli bis 25 Aug. 1858 hat er in Waaren nur einen Geldwerth von 39 Pf. St. 4 Sch. (480 fl.) oder 188 Dollars ausgegeben, und zwar sind davon hundert Dollars als Trinkgeld für 10 Beludschen und 50 Dollars als Taglohn für sechsundzwanzig afrikanische Kulies abzurechnen, so daß der Entdecker und sein Gefolge im Grunde nur für 38 Dollars in sechs Wochen verzehrten. Eine sechswöchentliche Reise in England würde für eine einzelne Person von mittlerem Vermögen noch weit mehr gekostet haben. Wir erwähnen diese Umstände mit solcher Genauigkeit, weil Speke selbst erst kürzlich in einem Brief an Hrn. August Petermann unserm Landsmann Albert Roscher ein Mißlingen seiner Entdeckungsversuche vorausgesagt hatte, da er mit größern Reisemitteln nicht ausgestattet sey.

Bei der Rückkehr nach Kazeh fand man den vortrefflichen Burton von seinem Fieberanfall geheilt und wieder frisch und kräftig. Speke ist billig und bescheiden genug das Hauptverdienst der großen Entdeckung diesem hochbegabten Manne zuzuschreiben, denn er (Speke) dachte nie an innerafrikanische Entdeckungen, sondern war eben beschäftigt in einem andern Welttheil eine Expedition zu rüsten, als ihn Burton zu seiner Begleitung nach den Seen herbeirief. Die Erfahrungen welche Burton auf seinen frühern Entdeckungsreisen gemacht hatte, trugen wohl auch das meiste zum Gelingen der neuen großen afrikanischen Erforschung bei, welche den unbekannten Weg nach den Nilquellen unendlich abgekürzt hat, wenn auch der Nyanza selbst nicht das vielgesuchte Haupt des Stromes seyn sollte. Nächst Burton aber dankt Speke dem Missionär Rebmann seine große Entdeckung, denn hätten die Missionäre Ostafrika's nicht ihre binnenafrikanische Karte mit Einem großen See gefüllt, weil sie die Aussagen der arabischen Kaufleute sehr leicht mißverstehen konnten, so wäre die Entdeckung der zwei mittelgroßen Binnenseen wahrscheinlich nicht so rasch erfolgt.

Neuere Mittheilungen in Bezug auf die tamulische Litteratur.

(Von K. Graul, Dr. Th.)

Pantscha-Tantra-Kathei, d. i. die fünf Klugheitsregeln in Erzählungen.

Es ist nicht von ungefähr daß die Thierfabel in Ostindien zu Hause ist. Dort saß ja der empfängliche Arier von Anfang an der Natur gleichsam im Schooß, und unterhielt mit allem was lebt und webt ungezwungenen Verkehr, besonders der einsame Waldsiedler, der, von der Menschenwelt abgeschnitten, Aug' und Sinn in die umgebende

Naturwelt versenkte. Dazu kam daß seine pantheistische Weltanschauung ihn „bis zum Stein herab" in allen Naturwesen das gleiche Urwesen sehen ließ, und daß die Menschen- und die Thierwelt unter dem Gesichtspunkt seiner Seelenwanderungslehre nahe aneinander rückten.

Die ältesten Thierfabeln kommen, so viel wir bis jetzt wissen, schon in einer jener philosophischen Abhandlungen zu den vedischen Hymnen vor die man Upanischads nennt, und zwar in derselben Upanischad in welcher uns die Lehre von der Seelenwanderung „zuerst und zwar ziemlich vollendet entgegentritt." (Weber, Ind. Litteraturgesch. S. 70.) Die älteste vorhandene Thierfabel-Sammlung aber besitzen wir in dem sogenannten „Pantscha-Tantram," dessen in diesen Blättern vor nicht langer Zeit bereits gedacht worden.

Es wird sich schwerlich genau ermitteln lassen wann diese Sammlung zu Stande kam; daß sie aber mindestens im 6ten Jahrhundert nach Christo vorhanden war, ist gewiß, denn sie wurde bereits um die Mitte desselben auf Befehl des Sassaniden Nuschirvan in das Pehlvi, die damalige Sprache Persiens, übertragen. Später übersetzte man sie auch in andere vorderasiatische Sprachen, wie das Arabische (im 8ten Jahrhundert), und von Vorderasien her gelangte sie der Reihe nach in alle Hauptsprachen Europa's. Es versteht sich von selbst daß sie aus dem ursprünglichen Sanscrit frühzeitig auch in die verschiedenen Volkssprachen Ostindiens selbst übertragen wurde, besonders in die tamulische, wo sie, unter dem oben angegebenen Titel, vom Volk noch immer viel gelesen wird.

Eine Probe des tamulischen Pantscha-Tantram nun soll hier folgen. Sie wird den Lesern dieser Blätter nicht unwillkommen seyn. Die letzten großen Ereignisse, deren Wellenschlag noch immer zu spüren ist, haben ja die Blicke von ganz Europa auf das indische Volk in einer Weise gerichtet wie nie zuvor, und in dem „Pantscha-Tantra-Kathei," einer Art Diplomatik in Thierfabeln, voller Sentenzen und Sprüchwörter, hat es sich selbst, wie es leibt und lebt, gezeichnet.

Unsere Sammlung besteht aus fünf Büchern, deren Ueberschriften der Reihe nach lauten: „Entzweiung der Verbündeten, Erwerbung von Verbündeten, Ueberwältigung unter dem Schein der Freundschaft, Zerstörung der feindlichen Hülfsmittel, Unbedachtes Handeln." Die Maschinerie ist sehr einfach. Ein in allen praktischen Wissenschaften wohlbewanderter Brahmane, Soma-Sanma, zum Prinzenerzieher von dem König Sudarisen in Pataliputram berufen, hat sich anheischig gemacht seinen Zöglingen in sechs Monaten — und zwar spielender Weise — die Hauptsache von dem beizubringen was für den künftigen Regenten zu wissen noth ist. Er erzählt ihnen dann im ersten Buch, das von der „Entzweiung der Verbündeten" handelt, wie folgt:

•

In einer Stadt des Südens, Machilaruppiam, lebte ein Kaufmann, Varttamanen. Obgleich er schon viel Geld hatte, war er doch begierig seinen Reichthum zu mehren. Er dachte bei sich: „Was zu erwerben schwer ist, das soll man erwerben, das Erworbene wahren, das Bewahrte mehren, das Gemehrte sowohl selbst genießen, als aufs beste anlegen: denn der Reichthum den man nicht wahrt geht verloren; was man nicht mehrt, mindert sich; was man nicht selbst genießt und wohl anlegt, liegt unnütz da. So sagen die heiligen Schriften. Deßhalb — und weil nur diejenigen die Geld in Menge haben, zu Wohlleben, Verdienst, Ruhm, Ansehen, Anhang und zur Vollbringung ihrer Wünsche gelangen, die Mittellosen in dieser Welt aber wandelnde Leichen sind — deßhalb ist es recht und billig daß man immer mehr zu erwerben trachte."

So dachte Varttamanen bei sich, lud seine Waaren auf seinen Wagen, spannte zwei Ochsen, Namens Sansivachen und Nandachen, ein, und begab sich auf die Reise.

Als sie nun eines Tages in einen sehr dichten Wald kamen, stolperte Sansivachen unter der großen Last und beschädigte sich den Fuß. Der Kaufmann spannte an dessen Stelle einen andern Ochsen ein, ließ einen seiner Knechte zur Hut des kranken Thieres zurück, und zog weiter. Allein der Knecht eilte schon ein paar Tage später seinem Herrn nach, und log ihm vor der Ochs sey gestorben. Dieser aber kam durch die Kraft seiner Jugend wieder auf, wurde durch die gute Weide an Gras u. s. w. sehr fett, und streifte, da auch sein zerbrochener Fuß wieder ganz heil wurde, in jenem Wald nach Herzenslust umher.

Nun lebte aber in jenem Wald ein Löwe, Namens Pinglaien, der, ohne förmlich zum König gesalbt zu seyn, nach dem Recht der Stärke über alle Thiere jenes Waldes herrschte, und des durch seine Tapferkeit erworbenen Reiches in aller Ruhe genoß. Als er eines Tages zur Stillung seines Durstes an das Ufer der Jamuna gegangen war, vernahm er das bisher ungehörte donnerähnliche Brüllen des Ochsen, und erschrack über diesen ihm ganz neuen Ton dermaßen, daß er, ohne zu trinken, unbeweglich auf Einem Fleck stehen blieb. Zwei Schakale, Karadachen und Tamanachen, Söhne des Premierministers am Hofe des Löwen, sahen das Staunen des Königs, und begannen folgendes Zwiegespräch:

Tamanachen: Warum doch mag unser König, ohne zu trinken, beim Wasser stehen bleiben?

Karadachen: Was kann uns das Forschen danach nützen? Wird es uns Essen bringen oder Ehre? Was hilft dem Brunnen-Frosch die Feldesfülle? Mische dich nicht darein! Denn wer sich mit Dingen abgibt die ihm nicht zukommen, dem wird es gehen wie jenem Affen der den Keil herauszog.

Als nun Tamanachen frug: „Wie gieng es ihm denn?" erzählte Karadachen:

Man hatte für ein Buddhaheiligthum im Lande Magadha Holz angefahren. Darunter war ein Baumstamm in welchen der Holzhauer um ihn zu spalten Keile getrieben hatte, und dann hinweggegangen war. Da kam einer der Affen die in dem Lusthain des Tempels sich aufhielten, und setzte sich auf jenen Baumstamm. Er merkte nicht daß ein sehr zartes Glied seines Leibes in die Spalte hinabgieng, und zerrte an dem eingetriebenen Keil so lange bis er ihn heraus hatte. So wurde denn das eingeklemmte Glied ganz zerquetscht. Darum — wer immer sich mit Dingen abgibt die ihm nicht zukommen, der bringt sich ums Leben.

So sprach Karadachen, und fügte hinzu: Wir wollen die Ueberbleibsel von gestern essen und es uns dabei wohl seyn lassen. Komm mit mir! — Aber Tamanachen erwiederte: Das ist wohl was rechtes den Herrendienst liegen zu lassen und auf die Jagd zu gehen! Man soll seinen Freunden gutes, seinen Feinden aber böses erweisen. Nun dazu paßt Königsdienst vortrefflich. Das ist ja der Nutzen desselben, daß man immer um den König ist, und auf diese Weise vielen Leuten

gutes thun kann. Die Krähe lebt von Krähenspende,[1] Ueberbleibsel und Schmutz wohl 1000 Jahre; der Hund nagt und nagt gierig an einem dürren Knochen, und obgleich er seine Zähne in Bewegung setzt, stillt er doch seinen Hunger nicht; gleichwohl ist er zufrieden. Er sieht etwa eine Hand voll Ueberbleibsel in seines Herrn Hand; da fällt er zu seinen Füßen nieder, zieht den Bauch zusammen, macht ein jämmerlich Gesicht, blickt auf, wedelt mit dem Schwanz, liegt schmachtend da und bekommt endlich das bißchen Ueberbleibsel. Der Elephant dagegen sieht seinen Pfleger nicht an, nähert sich ihm auch nicht. Dieser reicht ihm ganz von freien Stücken seine Nahrung; der aber nimmt sie mit Stolz hin und verzehrt tausendmal mehr als der Hund. Der Löwe endlich, vom Hunger geplagt, wird, wenn auch ein Schakal ganz in der Nähe wäre, diesen verachten und den Elephanten tödten. So sind denn diejenigen die in der Welt mit Lob leben, die Glücklichen! Ein kleines Loch füllt sich durch wenig Wasser; das Rattenpfötchen faßt nur einige Körner. Auch der Thor, der nicht weiß was frommt und nicht frommt, lebt von wenigem. Aber was ist denn auch für ein Unterschied zwischen ihm und dem Vieh? So ist es denn eine gute Sache die Geschäfte des Königs wohl zu besorgen und auf diese Weise ein ansehnlich Leben zu führen.

Da sagte Karadachen: Genug mit deinen Planen und Reden. Jetzt haben wir eben mit den Geschäften des Königs nichts zu thun, sondern allein mit der Jagd. Was lässest du dich doch von deiner eitlen Einbildungskraft so hinreißen? Wenn der Lahme nach dem Honig auf dem Baume Verlangen trägt, wird der ihm deßhalb zufallen?

Darauf erwiederte Tamanachen: Auch der Tüchtigste wird in Folge von Umständen zuweilen untüchtig; durch Anstrengung und Tugend wird auch der Geringbegabte oft wacker. Jedweder soll nach höheren Dingen trachten. Gelingt's nicht, so trägt er doch Ruhm davon. Weise beschäftigen sich mit großem, Thoren mit kleinem. Auf den Gipfel eines Berges einen großen Stein hinanzuwälzen, ist schwer; ihn von dort hinabzuwälzen, leicht. Das Wasser eines Teiches zu dämmen, ist schwer; es auslaufen zu lassen, leicht. Ehre und Schande bereitet sich jeder selbst. Hast du denn nicht wenigstens das Sprüchwort gehört: „Die sich redlich mühen, wird die Schande fliehen."

Karadachen. Gut. Was willst du denn dem Löwen sagen?

Tamanachen. Unser Herr fürchtet sich aus bloßer Unwissenheit. Du fragst vielleicht, woher ich das wisse. Ei, gesagtes wissen auch Vögel nachzusprechen; wer da weiß, ohne daß man es ihm sagt, ist der wahrhaft Gelehrte. Was hilft denn auch der Verstand, wenn man nicht so weiß? Ich bin von hier aus dahintergekommen; nun will ich damit den Löwen mir zum Freunde machen.

Karadachen. Unsre Könige strafen so schnell, wie einer riecht. Fürst, Feuer und Schlange — 's ist alles eins. Wie willst du, der du in keinem vertrauten Umgang mit ihm stehst, ihn dir zum Freunde machen?

Tamanachen. Weißest du nicht daß ich im Reden geschickt bin? Was ist für den Tüchtigen schwer? Gibt es auch für den fliegenden Vogel eine Ferne und für den Gelehrten ein fremdes Gebiet? Für den freundlich Redenden einen Feind?

[1] Es gilt den Hindus verdienstlich die Krähen, in denen sie die Seelen ihrer Ahnen sehen, zu füttern.

Karadachen. Wenn auch. Nahst du dem König zu ungelegener Zeit, so erfährst du Mißachtung.

Tamanachen. Mag man auch mißachtet werden, es ist doch wünschenswerth in der Nähe des Herrn zu seyn; denn wer in seiner Nähe ist, mit dem spricht der König über seine Angelegenheiten. Die Schlingpflanze erklettert die nächsten Bäume, und Fürsten und Frauen erbarmen sich dessen der sie hegt und pflegt und ihnen angenehmes sagt.

Karadachen. Gut! Wie wirst du dann zu ihm reden?

Tamanachen. Wie bei fruchtbarem Regen aus dem Samen der Sproß hervorgeht, so wird auf die Frage des Königs aus meinem Munde die Antwort sprießen. Uebrigens wird auch Brihaspati (der Gott der Rede) zuweilen in einem Worte fehlen; was Wunder, wenn dann auch andere fehlen? Man braucht eben nur den Umständen gemäß zu reden, so kann kein Mißgriff geschehen. Nun, und wenn dann auch derjenige der des Königs Geschäfte besorgt einmal einen kleinen Fehler begeht, so wird das der König nicht ansehen, sondern ihn dennoch gern beschützen und befördern.

Karadachen. Die Könige sind sehr geneigt hoch wie Berge daher zu fahren.

Tamanachen. Mag seyn! Dennoch muß man das thun was einem nütze ist, indem man sich in seinen Reden ganz nach ihrem Charakter richtet.

Darauf nahm Tamanachen von Karadachen Abschied und gieng zum König. Er blieb erst in der Ferne stehen und machte seine Reverenz, darauf aber setzte er sich mit des Königs Erlaubniß.

Der Löwe. Wir haben dich lange nicht gesehen.

Tamanachen. So eben hat sich eine passende Gelegenheit ergeben Eurer Majestät aufzuwarten. Daher habe ich mich jetzt Eurer Majestät hehrem Fuße genaht. Was könnte sonst mein Kommen nützen? Wenn aber auch ein König von niemandem etwas hat; — zuweilen dient selbst ein Strohhälmlein zum Zahnstocher, um von anderen Dingen gar nicht zu reden. Ferner: Wenn auch die Fürsten einen tüchtigen Mann verächtlich von sich stoßen, geht darum seine Tüchtigkeit verloren? Du magst eine Fackel umkehren, wird nicht doch die Flamme emporschlagen? Wenn ein König sich einen wackeren Mann aussucht und ihn zu einem löblichen Geschäft anstellt, so wird das des Königs Ruhm mehren. Deßhalb sollten mich Eure Majestät nicht als ein unbedeutendes Schakalchen verachten. Verehrt man doch in der Welt auch die von Vischnu angenommene Gestalt des Ebers. Man muß nicht die äußere Gestalt, sondern das innere Wesen ansehen. Empfängt doch der berghohe Wagen (in welchem die Götzen an ihren hohen Festen umhergeführt werden) durch einen kleinen Nagel (den sogenannten „Achsennagel") Festigkeit. Ich aber nehme an den Angelegenheiten meines Herrn treuen Antheil; ich bin auch sonst zu handeln tüchtig, indem ich wohl weiß durch wen und wann etwas zu thun ist. Wenn solche Tüchtigkeit in Eurer Majestät Diensten steht, so wird ihr das zu Glanz verhelfen. Drum Schwert und andere Waffen, Laute und andere Instrumente, Land und Frauen, wackere Männer und gute Schriften, — das alles gelangt nur durch die so es brauchen zu Glanz. Der König der keine tüchtigen Leute um sich hat, wird zu Schanden.

So sprach Tamanachen, und der Löwe antwortete: Tamanachen, du bist meines ersten Ministers Sohn, nicht wahr?

„Mein Herr!“ erwiederte Tamanachen mit einer Verbeugung, und schwieg.

Der Löwe. Was immer es sey, wenn du etwas zu reden hast, rede!

Tamanachen. Eure Majestät giengen ans Wasser und blieben ohne zu trinken selbstvergessen stehen.

Der Löwe. Ganz wahr. Ich lebte lange Zeit in diesem Wald sicher und zufrieden; jetzt ist mir etwas zugestoßen das meine bisherige Ruhe in Frage stellt; denn heute habe ich einen bisher ungehörten donnerähnlichen Ton vernommen; diesem donnerähnlichen Gebrüll wird das Thier selbst entsprechen, nicht wahr? Was du dazu sagst, das soll mir Norm seyn; du bist mir gerade recht gekommen — wie „ein stützender Stab an schlüpfriger Stelle.“

Tamanachen. Mein Herr sollte vor diesem Ton nicht bangen. Einen Ton hat einer auch einmal gehört und sich davor gefürchtet, und — als er näher hinzutrat und davor nachschaute — nichts als ein Stück Leder und einen Ast gesehen.

Löwe. Wie war denn das?

Tamanachen. Ein Schakal, von Hunger geplagt, strich umher und gerieth auf ein Schlachtfeld. Dort vernahm er plötzlich einen gewaltigen Ton, fürchtete sich sehr und fuhr entsetzt zurück, in dem Gedanken daß er verloren sey. Nachdem er aber ein wenig vorwärts gegangen war, sah er eine große Trommel, und fand daß der Ton daher entstand, weil dieselbe von dem Ast eines nahe dabei stehenden Baumes, den der Wind bewegte, geschlagen wurde. Er trat dicht hinzu und überzeugte sich zu seiner Freude daß es sich hier um weiter nichts als ein Stück Leder und einen Baumast handelte; daher soll man sich vor einem bloßen Tone nicht fürchten. Wenn Dieselben befehlen, so will ich der Ursache des Tones auf den Grund zu kommen suchen.

Der Löwe gab hiezu Erlaubniß. Da gieng Tamanachen zu dem Stier Sanfivachen, schloß Freundschaft mit ihm und kam zum Löwen zurück, machte seine Reverenz und blieb dann vor ihm stehen.

Löwe. Hast du dich nach jenem Thier umgesehen und seine Art erkundet?

Tamanachen. Eurer Majestät Befehle gemäß habe ich mich allerdings umgesehen und es so stark gefunden wie Dieselben vermutheten. Es begehrt aber Eurer Majestät Freundschaft. Befehlen Dieselben, so kehre ich zurück, und bringe es zur Audienz her.

Löwe. So sey's.

Darauf begab sich Tamanachen abermals zu dem Stier und lud ihn höflich zu einer Audienz bei dem König ein. Darnach wurden Pingkalen und Sanfivachen dicke Freunde, und der König wollte mit niemanden weiter umgeben. So verstrich eine geraume Zeit. Da nun den beiden Schakalen, Tamanachen und Karadachen, Söhnen des ersten Ministers, gar keine Beute mehr zu Theil wurde, so fiengen sie an zu überlegen.

Tamanachen. Daß wir dem im Wald einsam lebenden Löwen den Stier zum Freunde gemacht haben, das ist gerade so, wie wenn der Elephant, um seinen Hals damit zu stechen, den Stachel in des Treibers Hand gibt. Ferner: Wie durch eigene Schuld beim Kampf des Ziegenbockes der Schakal umkam, durch die Freundschaft mit Aschadabuthi der Sannjasi seinen Schatz einbüßte, durch die Verbindung mit der Hirtenfrau die Frau des Barbiers ihre Nase verlor, so haben wir durch unsere eigene Schuld es dahin gebracht daß wir ohne Nahrung sind.

Karadachen. Wie war das?

Tamanachen. Ein Sannjasi („Allentsager“), Namens Deva Sanma, hatte sich durch Betteln einen Schatz erworben, und diesen, ohne daß jemand davon wußte, in einen Lappen eingenäht. Er zog auch nachher noch, sich seinen Unterhalt mit Betteln verdienend, im Land umher. Ein diebischer Brahmane, der diesen Betrug gemerkt hatte, Ascha-Dabuthi mit Namen, überlegte bei sich: „Wenn ich ihm seinen Lappen auf irgend eine Weise stehlen könnte, so brauchte ich nie mehr zu stehlen; das würde für die „Liebste“ (eigentlich „Tempeldirne“) lange reichen. Unter dem Schein eines Brahmatschari („Lehrjüngers“) schloß er sich daher dem Sannjasi an, fiel zu seinen Füßen nieder und fieng an zu jammern: „O Herr, unterweiset doch euren Knecht, werfet doch einen kleinen Huldblick auf mich, daß ich in dem Meer dieses elenden Weltlaufs nicht länger umherirren muß, rettet mich ans Ufer!“ Da er nun so mit weinendem Auge und triefender Nase jammernd vor dem Sannjasi stand, legte dieser, der die Komödie nicht merkte, die Hand auf seine Brust und sprach: „Fürchte dich nicht!“ Nun schloß sich Ascha-Dabuthi ihm an und verrichtete „die ihm mit dem Fuß angewiesenen Geschäfte mit der Hand.“ Während er nun so auf eine Gelegenheit sich des Lappens zu bemächtigen lauerte, traten sie beide eines Tages in das Haus eines Brahminen. Dort bekamen sie so viel Almosen daß die „Hüften schwollen,“ und nachdem sie eine große Strecke gegangen waren, legte Aschadabuthi heimlich einen Strohhalm auf seinen Kopf, und zeigte ihn dann seinem Lehrer mit den Worten: „O weh, da hat sich aus dem Hause des Brahminen, der uns das Almosen gegeben, ein Strohhalm an meinen Kopf gehängt. Darf man denn aus einem Hause, das Reis gespendet hat, etwas entwenden? Auch sagt das Sprüchwort: Dein Lebenlang denk' an den der dir Salz gegeben! Nicht wahr!“ So sprach er athemlos und zitterte am ganzen Leibe. Dann setzte er hinzu: „Ich will den Strohhalm in das Haus des Reisspenders sogleich zurücktragen; in einem Augenblick komme ich wieder.“ Er lief nun, während der Sannjasi ihm nachsah, eine kleine Strecke in so großer Hast daß die „Fußsohlen an den Hintern schlugen;“ dann aber setzte er sich in das Versteck eines Gebüsches. Nach einiger Zeit kam er keuchend zurückgelaufen, warf sich dem Lehrer zu Füßen, und erhob sich mit den Worten: „O Herr, durch eure Huld habe ich diese Sünde gemieden.“ Als der arme Sannjasi das hörte, meinte er, sein Jünger sey der „nach fremdem Gute kein Verlangen tragende höchste Geist.“ So gab er denn den Lappen, den er selber wie sein Leben schätzte, in die Hand desselben, und hieß ihn am Ufer eines Teiches warten. Er selbst begab sich beiseit um ein Bedürfniß zu befriedigen, und gieng dann seine Füße zu waschen. Da fiengen zwei Ziegenböcke miteinander zu kämpfen an, und ein Schakal, der das dabei herabfließende Blut genießen wollte, kam, von ihnen eingeklemmt, zu Tode. Darüber verweilte sich der Sannjasi, der diesen Unsinn mit ansah, ein wenig. Da dachte der Jünger: „Das ist eine gute Gelegenheit; lässest du diese fahren, wird dann wohl eine zweite wieder kommen? Wenn der Wind weht, so muß man worfeln.“ Er wickelte den Lappen zusammen und lief davon. Alsbald kam der Sannjasi zurück, und da er seinen Jünger nicht sah, fieng er an zu jammern: „O weh, so hat uns denn Ascha-Dabuthi hinters Licht ge-

führt; wir sind betrogen." Am ganzen Leibe zitternd und, „wie jene Brahminen-Frau die ihr gesalzenes Hammelfleisch verloren hatte," zu keinem ein Wort sagend, suchte und suchte er nun umher, fand ihn aber nirgends. Am Abend endlich kam er in eine große Stadt, legte sich auf dem Steinsitz an dem Haupteingang eines Hirtenhauses schlaflos nieder und gab sich seinen Gedanken hin. Während nun der Sannjasi, der seinen Schatz verloren hatte, so dalag, kam zu der Hirtin, die jedesmal, in Abwesenheit ihres Mannes, zu ihrem Galan gieng, auch an jenem Tage die Barbiersfrau die ihre Botschafterin machte, und sagte daß der Liebste gekommen sey. Die Hirtin gieng, da sie ihren Mann nicht zu Hause sah, mit ihr. Unterwegs aber sah sie ihren Mann kommen, da that sie als sey sie einer andern Sache wegen ausgewesen, und kehrte mit ihm in das Haus zurück. Der Mann aber merkte den Betrug und gerieth in großen Zorn. Er schalt sie bis ihm der Mund müde wurde, band sie an eine Säule und schlug sie bis sein Arm matt wurde. Dann sprach er: „Bleib nun so die ganze Nacht stehen, du Schandweib!" und legte sich schlafen. Unterdessen kam die Botschafterin, ihre Nachbarsfrau, wieder und sagte: „O weh, dein Liebster vergeht vor Sehnsucht nach dir. Ich binde dich los, binde mich dafür an, gehe hin, erfreue deinen Galan und komm zurück; ich binde dich dann wieder an." Die Hirtenfrau antwortete: „Das ist in der That eine gute Auskunft!" band die Botschafterin an, löschte das Licht und gieng zu ihrem Galan. Indessen erwachte der Mann, trat zu der an der Säule Angebundenen, und schlug sie zornig. Da es die Barbiersfrau war, so muckste sie nicht, und das überzeugte den Mann vollends von ihrer Schuld. Er wurde daher sehr zornig, nahm sein Messer, schnitt ihr die Nase ab und legte sich dann wieder schlafen. Mittlerweile kam die Hirtenfrau, nachdem sie den Umgang ihres Liebsten genossen hatte, und sprach zu der Angebundenen: „Was ist das?" Während ihr die Botschafterin die Geschichte mit der Nase und alles übrige erzählte, band sie dieselbe los und ließ sich wie vorhin an ihrer Stelle binden. Der Hirt erwachte aufs neue. Die Frau merkte es an dem Geräusch und sprach zu ihm: „Weh, du Bösewicht! Umsonst bist du so grausam gewesen mir die Nase abzuschneiden; ich habe wohl in einem früheren Daseyn mit jemandem die Ehe gebrochen. Möge denn jetzt meine Nase wieder wachsen! Möge denn jetzt der Herr der Welt meine Stimme hören!" Der Hirt stand sogleich auf, und als er die Nase in ihrem früheren Zustande sah, dacht' er voll Furcht und Staunen: „Weil es eine so keusche Frau in der Welt gibt, so regnet es noch, und das Meer steht ohne Ufer fest." Und mit den Worten: „O Frau, du Licht meines Hauses, unberührbares Feuer! Verzeih meinen Fehl und rette mich!" fiel er zu ihren Füßen auf sein Angesicht nieder und band sie los. Unterdessen war die Kupplerin, die ihre Nasenspitze verloren hatte, mit dem abgeschnittenen Stück Nase in der Hand schnell nach Hause geeilt, und dachte nun mit Sorgen darüber nach wie sie ihren Verlust verbergen möchte. Da dämmerte der Tag, und alsbald erhob sich der Barbier und rief: „Frau, ich muß an meine Arbeit gehen, bring mir meinen Scheerbeutel!" Diese stand hinter der Thür und warf ihm von da aus ein Messer vor die Füße. Der Mann wurde sehr zornig, und mit den Worten: „Was ist das? Ich fordere den Scheerbeutel und du wirfst mir ein Messer zu?" warf er es wieder hastig vor sie hin. Kaum war das geschehen, so schrie die Frau: „Tyrann, du hast mich ohne Ursach um meine Nase gebracht." Schnell ergriff sie dann das Messer und die abgeschnittene Nase, lief im heftigen Zorn auf die Straße und jammerte: „O weh, o weh! Dieser Bösewicht hat mir Unschuldigen die Nase abgeschnitten. Hört es denn niemand in diesem Ort?" Das sahen die Ortswächter, packten den Barbier am Nacken und stießen ihn vor sich her. Sie hießen auch die Frau des Barbiers mit sich kommen, und brachten die ganze Sache vor den Fürsten. Dieser fuhr den Barbier an: „Warum hast du dieser die Nase abgeschnitten?" Der aber glotzte den Fürsten an ohne eine Antwort zu geben. Als nun der Fürst befahl diesen Bösewicht an einen Pfahl zu spießen, so hörte davon auch jener Sannjasi, der alles mitangesehen hatte, und begab sich eilend zum Fürsten: „Großer Fürst! Dieser Mann ist unschuldig; ich kenne die ganze wunderliche Geschichte. Wie beim Kampf des Ziegenbocks der Schakal umkam, wie ich durch die Freundschaft des Aschadabuthi meine Habe verlor, so hat sie durch die Verbindung mit der Hirtenfrau ihre Nase eingebüßt!" So sprach er, und erzählte alles von vorn an. Dann sagte er: „Die drei sind selbst schuld, kein anderer. Warum lässest du den Barbier ungerechterweise auf einem Pfahl spießen?" Da entließ ihn der Fürst, und befahl der Hirtin die Nase abzuschneiden.

Als das Karabachen hörte, frug er: „Was ist zu thun?" Tamanachen aber erwiederte: „Was verloren gegangen ist, soll man wieder sammeln; was man noch nicht verloren hat, soll man erwerben; den sich entgegenstellenden Hindernissen soll man begegnen." Wer so denkt und thut — nicht wahr? — ist ein Minister. Wohlan denn! Durch die Freundschaft zwischen Pingalen und Sansivachen ist uns all dieß Unheil gekommen. Wenn wir sie auseinander bringen, so werden wir so viel zu essen bekommen!

Karabachen antwortete: „Wer wird im Stande seyn dieser beiden Freundschaft zu verderben? Kann man auch von dem Edelsteine den Glanz trennen? Unmöglich." Da sagte Tamanachen: „Was redest du da! Was man mit List thun kann, wird man das mit Gewalt thun? Weißest du nicht wie eine Krähe durch einen goldenen Schmuck eine Schlange getödtet hat?" Wie war das? frug Karabachen mit Begierde, und Tamanachen erzählte: In einem großen Baume hatten sich zwei Krähen — Mann und Frau — ein Nest gebaut, und lange darin glücklich gelebt. Da kam eine Schlange und nahm Besitz von der Baumhöhlung; sie trank auch alle Eier aus welche die Krähe legte. Als das die Krähe sah, wurde sie hoch betrübt, nicht wissend was sie thun sollte. Sie erzählte die Geschichte einem ihr befreundeten Schakal und sagte: „Was kann ich thun um meine Eier für die Zukunft wenigstens zu sichern?" Der Schakal antwortete: „Wie jener Krebs dadurch daß er große Liebe zu seinen Genossen vorgab den Reiher tödtete, so mußt du die Schlange auch durch eine List vertilgen." — „Nun, wie tödtete denn der Krebs den Reiher? Erzähl mir's doch!" So frug die Krähe, und der Schakal sprach:

Ein alter Reiher, der in seinem Leben viel Fische verspeist hatte, saß gar traurig am Ufer eines Teiches. Da sprachen zu ihm die im Teiche befindlichen Fische: „Warum sitzest du heute ohne deiner Nahrung nachzugehen müßig da? Sag an!" Darauf der Reiher: „Es ist wahr, ich esse Fische; allein dieweil heute der Fischer hierher kommen und alle Fische fangen will, so geht nun meine ganze Nahrung zu Grund, und daher sitze ich so betrübt hier." Das hörten die Fische und hielten sogleich eine Versammlung, in welcher der Gedanke ausgesprochen wurde: „Der uns die Gefahr angezeigt, der wird uns auch den Ausweg sagen." Darauf sprachen sie zum Reiher: „Du mußt uns nun auch retten." Der Reiher aber erwiederte: „Ich bin nicht der Mann um mit dem Fischer zu streiten, zudem bin ich sehr alt; ich

will euch aber an einen andern Ort schaffen. Dadurch werd' ich mir in dieser Zeit der Hinfälligkeit den Namen eines „„Wohlthäters an Fremden““ erwerben; ihr aber werdet noch lange am Leben bleiben.“ Die dummen Fische, die gerne leben mochten, glaubten dieser Rede und sagten flehend: „Wohlan, schaffe uns fort!“ Da trug der betrügerische Reiher einen nach dem andern in seinem Schnabel fort; die einen aß er sogleich, die andern aber legte er auf einen großen Stein zum Trocknen aus. Endlich sprach ihn auch ein Krebs in jenem Teiche an: „Der du Barmherzigkeit übst gegen alles was lebt, schaffe mich doch auch an jenen Ort!“ Der Reiher dachte bei sich voll Freude: „Wenn die Zeit da ist daß etwas kommen soll, so kommt alles von selbst.“ Dann nahm er auch den Krebs in seinen Schnabel und gieng mit ihm davon. Als nun aber der Krebs unterwegs Fische todt daliegen, Fischgräten umhergestreut, auch Fische auf einem Stein in der Sonne dörren sah, so sprach er bei sich: „O weh, der hat viele Fische getödtet, er wird auch uns tödten wollen; ehe er aber uns tödtet, werden wir ihn tödten.“ Er sann nun auf ein Mittel und sprach dann zum Reiher: „Du hast mich mit großer Beschwerde bis hieher getragen, allein meine Genossen sind dort; wolltest du mich wieder zurück tragen, so würde ich auch sie dir zeigen.“ Da das der Reiher hörte, kehrte er in großer Begierde um: als er aber nahe an den Teich kam, biß ihm der Krebs den Hals entzwei und ließ sich dann in den Teich fallen. Dort lebte er noch lange glücklich.

So mußt du denn, wie jener Krebs den Reiher, die Schlange umbringen.

„Wie soll ich aber das anfangen?“ frug die Krähe, und der Schakal sprach:

„Geh' in das Badezimmer der Königstochter dieser Stadt, und wenn sie beim Baden ihren Schmuck ablegt, so nimm der Edelsteine einen, und trag ihn so daß es die Leute sehen, in jenes Baumloch.“ Die Krähe that also. Da giengen die Diener des Königs hin und spalteten das Baumloch. Die Schlange kam zischend herausgefahren, und die Diener zerhieben sie in zwei Stücke. So wurde der Krähe geholfen. Also — durch List läßt sich alles erlangen, wer klug ist, der ist stark.

(Schluß folgt.)

Ueber die angebliche Gesandtschaft des Porus [1] an Kaiser Augustus.

Ein sehr kurzer Bericht über dieses Ereigniß findet sich im 15ten Buche Strabo's, wo gesagt wird Nikolaus von Damaskus, der die Mitglieder der Gesandtschaft in Antiochia getroffen, habe dasselbe erzählt. Dieser Angabe zufolge hatten diese Personen einen in griechischer Sprache von Porus, „dem König über sechshundert Könige,“ geschriebenen Brief, sowie Geschenke in Sklaven, einer Schildkröte, einer großen Schlange und einigen andern zoologischen Seltenheiten bei sich. Die Gesandten waren nur drei, da alle andern durch die Mühsale ihrer langen Reise den Tod gefunden hatten. Die Thatsache daß eine solche Gesandtschaft stattgefunden, wird von Strabo selbst bestätigt, welcher einige der gebrachten Geschenke sah, und Hr. de Beauvoir Priaulx erwähnt in der am 19 Nov. in der Sitzung der Asiatischen Gesellschaft vorgelesenen Mittheilung auch der Notizen des Dio Cassius, sowie der gelegentlichen Bemerkungen des Horaz, Plutarch und Florus. Mit Achtung spricht er von der Ansicht Lassens, welcher glaube: der Porus der Gesandtschaft sey der Paurava-Fürst, der nach dem Tode des Kadphises, etwa zu Anfang der christlichen Zeitrechnung, im westlichen Pendschab ein unabhängiges Königreich gründete, allein er ist nicht geneigt dieser Ansicht beizustimmen. Hr. Priaulx wirft dann einen Blick auf die auf uns gekommenen Nachrichten, und verbreitet sich über die Unwahrscheinlichkeiten der ganzen Erzählung, als da sind die in griechischer Sprache abgefaßten Beglaubigungsschreiben, die bettelhaften Geschenke von einem Monarchen der sich selbst „den Herrn von sechshundert Königen“ nannte, und der angeführte verhängnißvolle Charakter einer Reise, welche, selbst in jenen fernen Zeiten, kaum der Art war daß sie die Ueberbringer einer von einem mächtigen und reichen Herrscher Abgesandten friedlichen Botschaft gefährden konnte. Indem er die auf uns gekommenen Nachrichten bis zu einem gewissen Grad prüft und die Wahrscheinlichkeiten redlich abwiegt, neigt er sich zu dem Glauben die ganze Sache sey eine Erfindung griechischer Kaufleute in Alexandria, welche natürlich eine unmittelbare Theilnahme wünschten an dem werthvollen indischen Handel, der damals, und noch Jahrhunderte lang später, indirect durch Vermittlung der Araber geführt wurde, bis das Monopol durch die portugiesische Entdeckung des Seewegs um das Vorgebirge der guten Hoffnung sein Ende fand. Er meint es sey nicht unwahrscheinlich daß man irgendeinem indischen Radscha werde angesonnen eine Gesandtschaft in das ferne Reich des Westens zu senden, und daß irgendeine solche Gesandtschaft auf ihrem Weg in Alexandria angekommen seyn könne. Es sey sogar möglich daß sie von den Alexandrinern selbst, denen es am Herzen lag sich mit Augustus auszusöhnen, dessen Feindschaft sie wegen ihrer allbekannten Anhänglichkeit an Antonius fürchteten, ersonnen worden sey. Alexandria und Palmyra seyen damals die zwei großen Märkte für die Erzeugnisse Indiens gewesen, und einer von ihnen daher aller Wahrscheinlichkeit nach die Quelle des ganzen Plans; die Lage Palmyra's im Binnenlande, der syrische Charakter der Stadt und der Umstand daß es als eine freie Stadt seine eigene Politik befolgte, scheinen den Gedanken daß Palmyra einer indischen Gesandtschaft Vorschub geleistet nicht aufkommen zu lassen. Hr. Priaulx entschied sich daher für Alexandria, obgleich er zugab daß, auch angenommen alles sey wahr, noch Schwierigkeiten hinsichtlich des Zwecks bestünden, die er nicht aufzuhellen vermöge. (Athenäum.)

[1] Porus ist kein Eigenname, sondern ein indischer Königstitel.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 51 — Augsburg, 17 December 1859.

Aus der arabischen Heldensage.

(Von Nom.)

Wohl keine Sage hat bei so vielen Völkern eine freundliche Aufnahme gefunden, die Geister ihrer Schriftsteller und Dichter so sehr beschäftigt, und in demselben Maße so vielfache Umgestaltungen erfahren, wie die Sage von den Zügen Alexanders des Großen. Griechen und Römer wetteiferten schon frühzeitig in dem Preise seines Ruhmes, und Julius Valerius, welcher ein eigenes Werk über Alexander verfaßte, läßt ihn seine Fahrten bis in den fernsten Westen ausdehnen, wo nach damaligen Vorstellungen das Licht der Sonne einer ewigen Dämmerung gewichen ist. Perser, Aegypter, Juden und Araber stehen nicht nach, und eine jede Nation möchte ihn ganz zu dem ihrigen machen. So entwickelte sich eine große Anzahl von einzelnen Sagenkreisen, welche erst im Mittelalter durch den lebhaften Verkehr der Völker weiter verbreitet, und schließlich von Dichtern und Gelehrten zu einer großen vollständigen Alexandersage vereinigt wurden. Es ist hier nicht unser Vorhaben über die ganze Alexandersage Betrachtungen anzustellen; wir greifen nur den im Orient entstandenen Theil heraus. Hier, wo Alexander den Beinamen Dhu-l'Karnein [1] erhalten hat, ist eine zwiefache Quelle vorhanden, eine persische und eine arabische. Die persische Alexandersage, wie sie uns in den großen Heldengedichten des Firdusi und Nisam vorliegt, trägt weniger ein abenteuerliches Gepräge; nicht so die arabische Heldensage; sie erscheint vielmehr so auffallend mit geschichtlichen Thatsachen im Widerspruch, und enthält so zahlreiche mythische Bestandtheile daß es wohl eine lohnende Mühe ist die einzelnen Elemente einer näheren Nachforschung in Betreff ihrer Abstammung und Bedeutung zu unterwerfen.

Ziehen wir zunächst die geschichtliche Bedeutung Alexanders des Großen für die Araber in Betracht, so scheint uns für sie nur geringer Grund zu einer so großen Auszeichnung vorhanden zu seyn. Arabien hat nie unter persischer Botmäßigkeit gestanden, und bedurfte somit auch nicht Alexanders Hülfe um von einer Fremdherrschaft befreit zu werden. Der wahre Grund scheint vielmehr an einer anderen Stelle, und zwar im Koran gesucht werden zu müssen. In der 18ten Sure bekämpft nämlich Muhammed, wie an vielen anderen Orten, die Juden und die mit ihnen verwandten Christen, und sucht hier vorzugsweise ihre Hauptheiligen als im Sinn des Islam gottergebene Männer darzustellen. Unter vielen andern redet er auch von Alexander dem Großen, welchen er aber an dieser Stelle schlichtweg Dhu-l'karnein nennt.

„Dhu-l'karnein," heißt es nämlich, „gieng seines Weges bis er kam an den Ort wo die Sonne untergeht; und es schien ihm als tauche sie in einen Brunnen voll schwarzen Schlammes. Von da an verfolgte er seinen Weg weiter, bis er zur Stelle des Sonnenaufgangs kam. Hier fand er zwischen zwei Bergen ein Volk welches kaum seine Sprache verstehen konnte. Die Aeltesten desselben sprachen zu ihm: O Dhu-l'karnein! Jadschudsch und Madschudsch (Gog und Magog) richten Verderben im Lande an. Bist du es nun zufrieden daß wir dir einen Tribut bezahlen, unter der Bedingung daß du zwischen uns und ihnen einen Damm errichtest? Er aber erwiederte: Die Kraft mit welcher der Herr mich ausgerüstet, ist besser als euer Tribut. Steht mir nur kräftig bei, so will ich euch einen festen Wall zwischen euch und ihnen aufführen. Und so wie er gesprochen, that er auch. Aus Eisen und geschmolzenem Erz führte er einen so festen Damm auf, daß Jadschudsch und Madschudsch den Wall weder durchbrechen noch übersteigen konnte. Dann sprach Dhu-l'karnein: Dieß habe ich nun mit der Gnade des Herrn vollbracht. Wenn aber dereinst die Verheißung des Herrn in Erfüllung gehen wird, dann wird er den Damm in Staub verwandeln" u. s. w.

Es kommt nun darauf an, nachzuweisen weßhalb Muhammed so sehr bemüht ist Alexander den Großen als einen im Sinn des Islam frommen und gottbegnadigten Helden darzustellen. Wir müssen schon annehmen daß Alexander bei den Christen und Juden damaliger Zeit in hohem Ansehen gestanden habe, und in der That gewinnt eine solche Voraussetzung große Wahrscheinlichkeit durch den erst kürzlich (?) entdeckten christlichen Schriftsteller Aethicus Ister (etwa 400 n. Chr.), welcher seine weitausgedehnten Reisen in einer eigenen Kosmographie beschrieben hat. Er hält es für eine That Alexanders, die rohen Steppenhorden jenseits des Kaukasus durch die berühmte Mauer bei Derbent am kaspischen Meere eingedämmt, und so vor dieser „Nachkommenschaft Gog und Magogs" Bildung und Glück der cultivirten Länder bewahrt zu haben. In einem so hohen Grade beherrscht das Bild Alexanders seine Vorstellungen, daß er bei jeder Gelegenheit seine geographischen Berichte durchbricht, und sein Werk zu einer allerdings mythischen Geschichte

[1] D. h. der Zwiegehörnte, wahrscheinlich stammt der Name von dem Umstand her daß sich Alexander als Sohn des Jupiter Ammon mit zwei Widderhörnern auf Münzen abbilden ließ.

Alexanders des Großen macht. Die Aufführung jenes Dammes jedoch wird von ihm als einem Christen für die größte angesehen, denn ohne jene Schutzwehr glaubte man sich damals nicht der wilden Völkerschaften Mittelasiens erwehren zu können. Wie einst der Heiland den Widersacher auf geistigem Gebiet bezwungen, so bezwang ihn Alexander auf dem weltlichen. Es bedarf wohl schwerlich einer Hinweisung daß wir viele in der Kosmographie ausgesprochenen Ansichten als damals allgemein verbreitete betrachten dürfen.

So kam es daß Muhammed Alexander den Großen unter dem Namen Dhu-l'karnein in den religiösen Kreis des Islam einzuführen suchte, und es begreift sich leicht wie der Erbauer jenes Walles dem Muhammedaner heilig werden konnte, wenn man die Geschichte der letzten Chalifen liest, welche stets vom Norden her durch die Mongolenhorden bedroht wurden und schließlich auch durch sie ihren Untergang fanden.

Diese so eben angeführte Stelle aus dem Koran war es aber auch, welche das Zusammentreten von ganz fremden Bestandtheilen zu einer arabischen Alexandersage veranlaßte. Die Erklärer des Koran wußten nicht wer jener Dhu-l'karnein war, woher er stammte, in welcher Zeit er lebte u. dgl. m.; sie ergiengen sich in Vermuthungen, und während einige ihre Unkenntniß offen bekennen, stellen andere ganz positive Behauptungen auf. So heißt es in dem Mirat-ul-kjainat betitelten Werke: „Die meisten Bücher sagen, sein Name sey Iskander (Alexander) gewesen, von Abstammung ein Grieche. Andere aber und unter ihnen Ibn Abbas erklären ihn für einen Himjariten. [1] Das erste Wort beweise daß er aus Jemen war; denn in dem Namen der meisten Könige von Jemen kommt das Wort Dhu vor, z. B. Dhu-Nowas, Dhu-Jesen u. s. w. Ob nun Dhu-l'karnein ein Grieche war oder ein Jemenenser, läßt sich nicht ermitteln. Gott allein weiß das Verborgene."

Es ist somit nicht zu verwundern daß die Thaten des großen Macedoniers und seiner Nachfolger mit denen der himjaritischen Fürsten von Jemen auf einen einzigen durch die Sage entstandenen Helden, welcher bald Iskander Dhu-l'Karnein, bald Abraha Dhu-l'karnein oder Dhu-l'minar, bald schlechthin Dhu-l'Karnein genannt ist, übertragen worden sind. Wir theilen in Kürze einige der wichtigsten Erzählungen mit, sowie sie von den arabischen Schriftstellern über Geographie und Geschichte überliefert werden.

„Abraha Dhu-l'minar war ein Sohn des Saab bin el Rajesch. Er war ein Ungläubiger welcher die Sonne anbetete. Seine Herrschaft war sehr stark und mächtig. Er durchzog den ganzen Erdkreis, und um sein Andenken bei der Nachwelt zu erhalten, ließ er am Rand des Oceans und auf einigen Inseln thurmähnliche Säulen errichten und auf diese Figuren setzen welche andeuten sollten: „Jenseits ist kein bewohnter Ort — kehre um!" — Auch ließ er daselbst seinen Namen und sein Bildniß eingraben. In andern Büchern wird dieser Dhu-l'minar auch Dhu-l'karnein genannt." (Mirat-ül-kjainat, Theil 3. Capitel 19.)

In einem noch handschriftlichen Geschichtswerke über Jemen, die Abbasiden und die Tartarchane, heißt es, wie folgt:

„Nach dem Tode Efeifi Dhu-l'efa'r's ward Abraha mit dem Beinamen Dhu-l'minar Tobba (Fürst) von Jemen. Wohin dieser Dhu-l'minar kam, war er siegreich, und welches Land er wünschte, eroberte er. Zuletzt wollte er nach Irak (Mesopotamien) ziehen. Er machte sich also auf und traf zuerst bei Tebris auf Feinde. Die daselbst wohnenden Türken kamen ihm entgegen und führten Krieg mit ihm, sie wurden aber besiegt und mußten Tribut zahlen. Dann kehrte er über Mossul nach Jemen zurück und überließ einem jeden von den arabischen Stämmen, aus denen sein Heer bestand, die Wahl einer Stadt, um dort einen bleibenden Wohnsitz aufzuschlagen. Er selbst blieb in Jemen. Alle Fürsten fürchteten sich vor ihm und es kamen von allen Seiten her Gesandte zu ihm. Auch der Schach von Hindustan übersandte ihm durch einen Abgeordneten reiche Geschenke. Als der Tobba die unermeßliche Pracht derselben sah, gerieth er in Erstaunen und fragte die Gesandten, ob diese Dinge alle in Hindustan erzeugt würden? Diese erwiederten daß die meisten derselben aus Chatay (China) kämen. Nachdem der Tobba auf nähere Erkundigungen von den Gesandten die Lage und Beschaffenheit des Landes kennen gelernt, beschloß er sofort einen Kriegszug gegen dasselbe zu unternehmen. Er versammelte sein Heer und gelangte von Jemen über Kabul nach Hindustan, wo er jedoch zurückblieb und nur seinen Feldherrn Thabit mit einem großen Theile des Heeres vorausschickte, um das Land zu erobern. Der Fürst von Chatay jedoch schlug ihn und Thabit mußte unverrichteter Sache zum Tobba zurückkehren. Da zog Dhu-l'minar selbst aus, und nachdem er an der Gränze von Thübet als Rückhalt 12,000 Mann zurückgelassen hatte, schlug er den Fürsten von Chatay in einer blutigen Schlacht, plünderte seine Städte und zog mit unermeßlichen Reichthümern beladen nach Jemen heim. Jene 12,000 Araber blieben jedoch in Thübet zurück und ihre Nachkommen sind noch heute dort unter den Turkmanen ansäßig. Die Zeit der Feldzüge Dhu-l'minars ist 15 Jahre."

Ein anderes geographisches Werk von Schehab-eddin verfaßt, berichtet folgendes:

„Im fernen Westen jenseits von Andalusien liegen zwei Inseln, die glückseligen Inseln genannt. Man sagt daß in der grauen Vorzeit ehe noch Finsterniß jene Gegenden verhüllte, Dhu-l-karnein dort gelandet sey und drei Bildsäulen erbaut habe. Die eine streckt die Hand aus um zur Umkehr aufzufordern, die andere zeigt auf sich selbst, um dem Schiffer anzudeuten daß er halten solle, die dritte endlich weist auf das Meer hin, um demjenigen sicheren Tod zu verkünden welcher über diese Stelle hinauszufahren wage. Auf der Brust der letzten ist eine Inschrift angebracht welche also lautet: „Bis hierher kam ich Dhu-l-karnein und errichtete diese Säulen meinem Herrn, der Sonne, als Weihgeschenk."

„Gegenüber liegt die Insel Lagus, wo ebenfalls eine Säule derselben Art steht. Hier starb Dhu-l-karnein, und seine Nachfolger errichteten ihm hier in einem Tempel ein prächtiges Grabmal aus Marmor und Edelgestein."

Eine andere Insel des westlichen Oceans, welche El-mustaschirn genannt wird, war vor den Zeiten Dhu-l'karneins von einem wilden Drachen bewohnt. Er zerriß alles was ihm begegnete, den Menschen und ihre Heerden, ohne Unterschied. Als nun Dhu-l'karnein zu dieser Insel kam, klagten die Einwohner über den unendlichen Jammer, den ihnen der Drache bereite. Um nur einigermaßen in Ruhe leben zu können, mußten sie täglich zwei fette Stiere an den Eingang seiner Höhle stellen. Dann komme er zum Vorschein, verschlinge seine Beute und ziehe sich nach Stillung seines Hungers bis zum nächsten Tage zurück, wo er einen neuen Tribut erwarte. So sey bereits der größte Theil ihrer Heerden vernichtet worden und sie flehten daher inständigst um seinen Beistand. Dhu-l'karnein begab sich alsbald in Begleitung

[1] So hieß die Urbevölkerung von Jemen.

der Einwohner mit zwei Stieren dahin, da nahte sich das Ungeheuer gleich einer schwarzen Wolke. Seine Augen sprühten Blitze, und aus seinem Rachen quollen die Flammen stromweise hervor. Er zerriß die Stiere und verschwand. Am folgenden Tage ließ Dhu-l'karnein nur zwei Kälber hinstellen, welche der Drache, ohne gesättigt zu werden, verschlang. Dann füllte er die Häute von zwei frischgeschlachteten Stieren mit einer Mischung aus Schwefel, Kalk, Oel und Arsenik, beide ließ er vor die Behausung des Drachen hinschaffen. Das noch hungrige Ungethüm stürzte sich alsbald auf seine Beute und verschlang sie in kurzer Zeit. Einige Augenblicke später jedoch sich vergiftet fühlend, machte es alle möglichen Anstrengungen um sich des Giftes zu entledigen, jedoch vergebens, die eisernen Widerhaken welche Dhu-l'karnein vorsichtshalber angebracht hatte, klammerten sich überall fest an und hielten die Masse im Leibe des Thieres zurück und vereitelten seine Bemühungen. Wüthend wälzte es sich im Sande umher und blieb schließlich ermattet auf dem Rücken mit gähnendem Rachen liegen. Diesen Augenblick wartete Dhu-l'karnein ab, um ihm mit einer glühenden Masse in den Leib zu fahren. Die Masse entzündete sich und das Ungethüm ward so gänzlich vernichtet. Von hier aus zog Dhu-l'karnein gegen Westen, überall am Wege Säulen als Denkzeichen zurücklassend, bis er an einen Strom kam welcher nicht wie andere Flüsse Wasser, sondern Sand in seinem Bette führte. Dhu-l'karnein sandte mehrere seiner Leute ab, um einen Durchgang zu finden, allein keiner von ihnen kehrte wieder zurück. Da beschloß Dhu-l'karnein umzukehren, nachdem er am Ufer des Flusses eine Säule gesetzt, mit der Inschrift: „Bis hierher gelangte ich Dhu-l'karnein. So viel ich auch nach einem Weg suchte, ich habe keinen entdeckt."

Wir erkennen leicht daß in diesen Berichten Mythologie und geschichtliche Ueberlieferung stark vertreten sind. Wenn wir auch nicht im Stande sind aus ihnen eine vollständige Urgeschichte Arabiens herauszulesen, so bestätigen sie doch das was in griechischen Schriften uns über diesen Punkt aufbehalten ist. Ein kräftiges streitbares Volk bewohnte von jeher diesen südlichen Theil Arabiens, und bedrohte beständig schon in den frühesten Zeiten, wie später nach Einführung des Islam, die Nachbarländer mit Krieg und Plünderung. Jene Ueberlieferung von den siegreichen Fahrten Abraha Dhu-l'minars gegen Osten wird von allen östlichen Geschichtsschreibern bestätigt und ist sogar in abendländischen Berichten wieder zu erkennen, wenn auch die Verschiedenheit der Quelle und des Wiedererzählers dem Berichteten einen anderen Charakter gegeben hat. So erzählt Diodor, ein griechischer Ethnograph, von den Zügen eines Königs Ariäus aus Arabien, in welchem wir beinahe eine Namensähnlichkeit mit dem Tobba Abraha zu entdecken versucht sind, wenn wir bedenken durch wie viele fremdartige Idiome der Name Abraha gehen mußte, um in die Berichte eines Griechen zu gelangen.

„König Ninus von Assyrien, heißt es bei Diodor, sammelte ein ansehnliches Heer und schloß ein Bündniß mit Ariäus, König von Arabien, welches für ein Land voll streitbarer Männer galt. In Verbindung mit diesem unternahm er einen Feldzug gegen die Babylonier, und als er diese überwunden, bekriegte er den König Pharnus von Medien. Er bezwang ihn in einer Schlacht, kreuzigte ihn und durchzog dann die übrigen asiatischen Staaten. Fünfzehn Jahre brachte er mit Eroberung derselben zu, und außer Indien und Bactrien machte er sich zum Herrn aller übrigen Staaten. Bactrien fand er schwer zugänglich und entschloß sich deßhalb den Krieg gegen dieses aufzuschieben und sein Heer nach Assyrien zurückzuführen. Den König der Araber entließ er ebenfalls mit seinem Heere nach Hause, belohnt mit Ehrengeschenken und einem schönen Antheile an der Beute."

Die große Aehnlichkeit der beiden Berichte reicht hin nachzuweisen daß in den arabischen Sagen ein, wenn auch geringer, Rest historischer Reminiscenzen aufbewahrt ist. Die Großthaten der älteren Fürsten waren noch nicht ganz in Vergessenheit gerathen, sie wurden jedoch, wie es im Entwickelungsgange auch anderer Sagen sich zu ereignen pflegt, demjenigen zugeschrieben welcher der betreffenden Zeit näher stand und mit seinem Ruhme den seiner Vorgänger bei weitem überstrahlte.

Wir finden jedoch einen noch größern Schatz von Erinnerungen aus der Götterlehre der Semiten, einer Familie, der auch die Araber angehörten. Da wir die religiösen Anschauungen der Semiten nicht aus ursprünglichen Quellen kennen, uns vielmehr ihre Kenntniß aus griechischen und römischen Schriftstellern haben verschaffeu müssen, so ist es für uns um so merkwürdiger in diesen erst jüngern arabischen Berichten Reminiscenzen anzutreffen, welche in ihren Hauptzügen mit den Resultaten der wissenschaftlichen Forschung übereinstimmen.

Die Hauptrolle in der semitischen Götterlehre fällt dem Sonnengott, Baal oder Herr genannt (griechisch Belus), zu; er wird in seinen beiden Haupteigenschaften als Erhalter und als Zerstörer des organischen Lebens aufgefaßt. In seiner zerstörenden Eigenschaft heißt er Moloch (Milichus); bekannt ist daß noch in ganz späten Zeiten dieser Gottheit zu Karthago Menschenopfer fielen. Die Griechen, welche stets bestrebt waren für fremde Gottheiten einheimische Götter von gleicher Bedeutung zu suchen, nannten ihn bald Kronos (Saturn), bald Dionysos, da auch diesen in frühern Zeiten Menschen geopfert wurden. Dem in seiner erhaltenden Eigenschaft als Melcart (Melicertes) verehrten Sonnengott nannten sie den „tyrischen Herakles." Auch bei ihnen war ja das äußerste Westland, wo nur dichte Nebel herrschen (ereb semitisch = Abendland, griechisch = Erebus) sowie das Westmeer (semitisch jam acheron, griechisch Acheron) der Hauptschauplatz der Heldenthaten des Herakles. Diese Zweitheilung des Sonnengottes klingt nun noch in der arabischen Sage durch, wo wir in Dhu-l'karnein und im Dhu-l'minar den Moloch und Melkart der alten heidnischen Semiten wieder zu erkennen haben. Dhu-l'karnein wörtlich übersetzt, bedeutet den „Zwiegehörnten," und erinnert an den gewöhnlich mit einem Stierkopf abgebildeten Moloch, so wie ihn auch noch erhaltene Bildwerke darstellen. Damit stimmt auch die griechische Tradition überein, welche den libyschen Dionysos mit Widderhörnern versehen darstellt. Dhu-l'minar dagegen so viel als „Säulenherr," deutet auf den tyrischen Herakles oder Melcart (Melicertes), welcher als Hauptgott in Karthago unter dem Namen Baal-Amon (Palämon [1]), was übersetzt ebenfalls „Säulenherr" heißt, verehrt wurde.

Die Phönicier waren bekanntlich ein seefahrendes Volk; nur pflegten sie, statt sich dem offenen Meer anzuvertrauen, sich beständig mit ihren Schiffen nahe an die Küsten zu halten. Daher war es um so nöthiger daß an gefährlichen Stellen Leuchtpfähle und andere Merkzeichen aufgerichtet wurden. Diese Merkzeichen und Leuchtthürme waren aber sämmtlich dem Sonnengott geweiht. In den arabischen Berichten,

[1] Bei den Griechen war Palämon ein Schutzgott der Schiffer. Nach dem Mythos war er ein Sohn der Ino und hieß ursprünglich Melicertes. Er stürzte ins Meer und wurde dann unter dem Namen Palämon zu den Göttern versetzt.

wo der Himjarite eine solche Denksäule „seinem Herrn der Sonne" weiht, erkennen wir deutlich jene religiöse Anschauung wieder, welche von der Mythologie dadurch motivirt wurde daß Melcart auf seinen Zügen zuerst solche Säulen gesetzt haben soll, um die Schiffahrt zu erleichtern.

Auch jene Erzählung des Schechab-eddin, nach welcher Dhu-l'karnein auf seinen Landzügen überall Säulen zurückläßt, findet seine Begründung darin, daß bereits im höchsten Alterthum solche dem Baal-Amon geweihte Säulen in den Wüsten als Wegweiser für die Karawanen aufgepflanzt wurden, deren Zerstörung als ein Frevel an der Gottheit mit den strengsten Strafen bedroht ward.

Als einen noch wichtigeren Beleg für die Ansicht daß unter dem Dhu-l'karnein und Dhu-l'minar der arabischen Sage der Sonnengott der Semiten und die Personification seiner beiden Haupteigenschaften verborgen ist, führen wir die von Diodor gemachten ausführlichen Mittheilungen aus der semitischen Mythologie an. Im ersten Buch berichtet er vom Osiris, dem ägyptischen Sonnengott, dessen Verehrung jedoch weit über Aegypten hinaus bei den Semiten verbreitet war, wo er Anlaß zu selbständigen Mythen gegeben.

„Osiris richtete seine Züge durch Arabien am rothen Meer hin bis zu den Indern und den Gränzen der Welt. Ueberall ließ er Säulen zum Gedächtniß seines Zuges zurück. Man sagt aber, er sey eins mit Dionysos. Sein Grabmal ist zu Nysa in Arabien befindlich, wo auf den davor stehenden Säulen heilige Schriftzüge eingegraben sind. Die Inschrift lautet aber: „Ich bin Osiris, Sohn des Kronos; ich habe alle Länder durchzogen, von den unbewohnten Ländern der Inder und Meder bis zu den Quellen des Ister, und wiederum bis zum äußersten Rand des Oceans. Mein Stamm ist edel und rein, von Geburt der Sonne verwandt."

„Die gebirgsbewohnenden Inder erzählen, daß zur Zeit wo die Leute in Indien noch in Dörfern zerstreut gewohnt hätten, Dionysos dahin gekommen sey, und durch Gründung von Städten, sowie durch Unterricht im Acker- und Weinbau diesem Zustand ein Ende gemacht habe."

Die Libyer, ein ursprünglich semitischer Stamm, berichten von zwei Göttern, dem ältern und jüngern Dionysos. Der ältere unternahm gewaltige Züge, und durchzog wasserlose Wüsten und Strecken, in denen nur Raubthiere lebten. Den größten Ruhm erwarb er sich aber durch den siegreichen Kampf mit einem gewaltigen erdgebornen Drachen, wodurch er die Einwohner jenes Landes von einer großen Plage befreite. Er hatte an seinen Schläfen große Widderhörner, welche von Natur diese Stellung hatten. Sein Sohn, der jüngere Dionysos, ward ebenfalls mit Widderhörnern geboren. Er durchzog wie sein Vater die Welt und hinterließ überall Denksäulen.

Die Hauptzüge in der Dhu-l'karneinsage, die Drachentödtung, das Setzen von Denksäulen finden wir hier überall wieder, selbst die Hörner an den Schläfen. Es bleibt nur, daß wir uns in Betreff seines Grabes auf der Insel Lagus erinnern, daß, wie Strabo ausführlich berichtet, die Gebeine des Melcart in dem prächtigen Tempel zu Gades (Cadiz) in einem Grab von Marmor und Edelgestein aufbewahrt wurden.

Nachdem wir so gesehen daß Alexander der Große für die Araber nur durch die Koranstelle von Wichtigkeit geworden war, daß durch die dort gebrauchte Benennung Dhu-l'karnein Anlaß geboten wurde daß theils historische Reminiscenzen, theils auf den altheidnischen Sonnengott Bezug habende Mythen mit seinem Namen vereinigt wurden, glauben wir keinen angenehmern Schluß finden zu können, als jene Erzählung aus einem orientalischen Märchenwerke, welche so ganz das originelle Gepräge der Morgenländer an sich trägt.

Iskander Dhu-l'karnein fragte die Kinder des Südens:

„Wer wird weise genannt?" Sie antworteten: „Derjenige der die Zukunft vorherschaut!"

„Wer ist ein Held?"

„Der Meister seiner Leidenschaft."

„Wer wird reich genannt?"

„Der mit seinem Antheil Zufriedene."

„Wodurch macht sich der Mensch beliebt bei der Welt?"

„Wenn er sich fern von Fürsten und Großen hält, denn wer bei diesen beliebt ist, wird beneidet und gehaßt."

„Wer ist der weiseste unter euch?"

„Wir sind alle gleich weise. Wir haben deine Fragen einstimmig beantwortet."

„Fürchtet ihr euch nicht vor mir?"

„Will uns das Verhängniß schützen, so hilft dir deine Uebermacht gar nichts."

„O ihr Narren, ich kann euch ja augenblicklich tödten lassen!"

„Du hast die Gewalt; es ziemt aber einem Gewalthaber nicht zu lügen: du hast uns ja Sicherheit zugesagt."

Alsbald ließ Alexander die Weisen mit dem Purpur bekleiden, hieng ihnen goldene Ketten um den Hals und sprach; „Ich bin willens gegen Afrika auszuziehen."

„Das kannst du nicht," sprachen sie. „Die Gebirge der Finsterniß hemmen deine Schritte. Willst du aber über sie hinweg, so laß dir libysche Esel kommen; diese können im Finstern wandeln. Dann stellst du einen Esel diesseits und einen jenseits, und bindest dem einen einen Strick um den Nacken. So kannst du den Weg hin- und zurückmachen."

Iskander that also, und kam in eine Gegend welche nur von Frauen bewohnt wurde. Als er gegen sie Krieg führen wollte, sprachen sie aber; „Wenn du uns tödtest, so heißt es der große Held hat Frauen getödtet, — und tödten wir dich, so heißt es der große Held ist von Frauenhand gefallen."

Da sprach Iskander: „Bringet mir Brod."

Alsbald brachte man ihm ein goldenes Brod auf goldenem Tische.

„Gibt es wohl Menschen," fragte sie Iskander, „welche Gold essen?"

„Wenn es dir," erwiederten die Frauen, „um gewöhnliches Brod zu thun war, so hättest du es auch in deinem Lande haben können, und nicht nothwendig gehabt erst darum hieher zu kommen."

Als Iskander fortgieng, schrieb er auf die Stadtthore: „Ich Iskander war ein Narr, bis ich kam nach Afrika, wo mich Frauen belehrten."

Die Comoren.

III.

Die Bewohner von Johanna.

(Schluß.)

In ihren häuslichen Angelegenheiten und Gebräuchen folgen die Johanneser streng den Vorschriften des Koran, und leisten dessen Verordnungen mehr Gehorsam als die Araber der Küste; wie allen Gläubigen ist ihnen auch erlaubt so viele Weiber zu heirathen als sie im Stande sind zu erhalten, von welcher Erlaubniß jedoch nur die Wohlhabenderen Gebrauch machen, während sich der gewöhnliche Mann mit einer Frau begnügt; alle aber, Reiche sowohl als auch Aermere, halten sich neben ihren geheiratheten Frauen einige Concubinen, Souriah genannt, deren Anzahl durch kein Gesetz bestimmt wird, und von denen ein Mann sich so viele halten kann als ihm beliebt. Die Concubinen werden gekauft und nie von den Haussklaven gewählt, weil diese dadurch bald den ihrem Herrn schuldigen Respect verlieren würden; denn obgleich die gekaufte Souriah ebenfalls Sklavin wird, so steht sie doch im Rang über den Haussklaven und verrichtet keine ihrer Arbeiten; sie bezahlen oft hohe Preise für ein hübsches Mädchen, und ich habe für junge Eingeborene von Comoro, welche sich durch feinen, schlanken Wuchs, helle Gesichtsfarbe und sanfte, regelmäßige Züge auszeichnen, so viel wie 50 Thlr. bezahlen sehen; nur ist es schade daß sich diese Mädchen nicht lange halten, sondern nach dem zwanzigsten Jahre schnell verblühen, nie aber so häßlich wie andere Neger werden. Da ihnen die Vorschriften des Korans verbieten fremde Frauenzimmer zu sehen, so sind sie gezwungen, wenn ihnen die Heirathslust ankommt, auf umständlichere Weise zuwege zu gehen; nur seine Mutter, seine eigenen Frauen und Schwestern sind dem Gläubigen erlaubt von Angesicht zu sehen, selbst die Frau seines Bruders oder seine eigene Tante sind ihm unbekannte Größen. Besitzt nun der Heirathscandidat seine nächsten weiblichen Verwandten, d. h. seine Mutter oder Schwestern noch, so ist ein großer Theil der Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt; sobald er nämlich durch einen dieser Blutsverwandten in Erfahrung gebracht hat daß irgend jemand, dessen Verhältnisse den seinigen ungefähr gleich sind, eine heirathsfähige Tochter besitzt, so sucht er mit dem Vater Bekanntschaft anzuknüpfen und entdeckt ihm in kurzer Zeit seine Absichten. Geht der Vater auf das Project ein, so beginnen sogleich die Verhandlungen über die Geschenke welche der Liebhaber dem Vater seiner Auserwählten machen soll, welches mit andern Worten heißt, um welchen Preis derselbe das Mädchen erkaufen soll, während welcher Zeit die weiblichen Verwandten des Werbers fleißige Besuche bei dem Mädchen abstatten und ihr die guten Eigenschaften und Vorzüge des Werbers rühmen, und auf der andern Seite diesem das Aussehen und den Charakter seiner Zukünftigen schildern. Auf diese Weise sind die Mütter oder Schwestern die Zwischenträger der Liebenden, und die zukünftigen Gatten bekommen sich vor der Hochzeit nie zu sehen, sondern kennen sich nur durch gegenseitige Beschreibung. Es geschieht jedoch häufig daß auf versteckte Weise die Braut eines Abends bei den Schwestern ihres Zukünftigen einen Besuch abstattet, während dessen ihr ein Anblick ihres Anbeters durch eine Ritze des Vorhanges verschafft wird, wodurch entweder die Verhandlungen um vieles verkürzt oder schnell abgebrochen werden; denn gefällt dem Mädchen ihr Freier, so überredet sie ihren Vater bald seine Einwilligung zu geben; im entgegengesetzten Falle läßt sie diesen einen Preis fordern der weit die Mittel und das Vermögen des Werbers übersteigt, und welcher deßhalb von seiner Forderung ablassen muß. Sollte es nun aber der Fall seyn daß der Heirathslustige keine weiblichen Anverwandten mehr habe welche er persönlich sprechen und sehen darf, so wird die Geschichte noch verwickelter, und er ist gezwungen Zuflucht zu einem Freunde zu nehmen welcher dieselben noch besitzt, so daß die Unterhandlungen noch durch so viel mehr Hände geschehen müssen, aber dennoch, da es nun einmal die Sitte des Landes ist, gewöhnlich zu allseitiger Zufriedenheit endigen. Es geschieht auch nicht selten daß beide Seiten sich genöthigt sehen von ihren Favoritsklavinnen Gebrauch als Zwischenträger zu machen, wodurch dann ein gegenseitiges System von Bestechungen entsteht, welches den Verliebten oft kostspielig wird, und aus dem die verschmitzten Sklavinnen den größten Vortheil ziehen.

Sind endlich von beiden Seiten die Unterhandlungen zur gegenseitigen Zufriedenheit beendigt und die Geschenke bestimmt, so kann die Hochzeitsceremonie vollzogen werden, da jahrelanges Freien bei ihnen unbekannt ist. Die Hochzeit wird bei den Reicheren mit vielem Glanz gefeiert; und ist mit vielem Essen, Tanzen und Musiciren verbunden. Am bestimmten Tag wird der Heirathscontract gegenseitig unterschrieben, von dessen hauptsächlichster Clausel, daß die Braut Jungfrau und ohne Naturfehler sey, die Vollgültigkeit der Heirath abhängt; sollte der neue Ehemann einen dieser Artikel nicht so finden, wie ausdrücklich im Contract unterschrieben, so hat er das Recht sich wieder ledig zu erklären, und die Heirath ist ungültig. Zum Beweise der Jungfrauschaft der Neuvermählten begehen sie eine Ceremonie welche sich mit unseren europäischen Sitten nur schwer verträgt, der sie jedoch am Hochzeitstag mit Begierde und Verlangen entgegen sehen. Am Abend nämlich, während die anwesenden Gäste sich beim Gastmahl und mit Tanzen belustigen, wozu der ewige Schall der Tamtams und Guitarren einladet, wird die Braut und der Bräutigam von den ältesten weiblichen Anverwandten in ein Nebenzimmer geführt, dessen Thür durch dicke Vorhänge den andern neugierigen Augen verschlossen wird. In diesem Zimmer sehen sich die Neuvermählten zum erstenmal in der Gegenwart der alten Weiber, und müssen sogleich, nachdem sie mit Hülfe derselben entkleidet worden sind, die Heirathsceremonie auf einem großen, weiß bedeckten Bett vollziehen. Geht diese naturgemäß von statten, so ergreifen die alten Frauen unter Gesang die Bettdecke, welche die Zeichen der Vollziehung der Ehe trägt, und geben diese den versammelten Gästen als Pfand des geschlossenen Contractes dar, welche sie mit Gesang, Musik und Tanz empfangen und im Staat umhertragen. Kommt aber dieses nothwendige Zeichen nicht zum Vorschein, so liegt es den alten Frauen, in deren Gegenwart die Ceremonie vollzogen wurde, ob: zu entscheiden auf wessen Seite die Schuld liegt; sollte es die Schuld des jungen Mannes seyn, und er seine Pflicht als Ehemann nicht haben ausführen können, so wird er öffentlich verlacht und verspottet; liegt aber, nach Aussage der Frauen, der Fehler auf der Seite der jungen Frau, so geht gewöhnlich die Gesellschaft still auseinander, wenn nicht der Mann eine Neigung zu seiner jungen Gattin gefaßt hat, in welchem Falle er die alten Anverwandten leicht besticht, und diese der Bettdecke bald auf künstliche Weise das Ansehen geben als ob die Ceremonie von beiden Seiten zur Zufriedenheit vollzogen worden wäre, wodurch beiden Familien eine Schande erspart wird.

Die Heirathen vollziehen sie sehr jung; ein Mädchen von 12 — 14 Jahren ist hier schon vollkommen heirathsfähig, und es ist nichts un-

gewöhnliches für junge Leute von 16 — 17 Jahren Gatte zweier Frauen und Besitzer diverser Souriah's zu seyn. Da es kein Gesetz gibt welches ihnen die Scheidung von ihren Frauen verbietet, so steht es dem Mann jederzeit frei sich von ihnen zu trennen; nur muß der Mann die verstoßene Frau ernähren und ihr eine Wohnung verschaffen, welches natürlicherweise in diesem Lande keine großen Kosten verursacht; der Mann kann sich sogleich eine andere Frau suchen, die Geschiedene muß jedoch während der Lebzeit ihres ehemaligen Mannes ledig bleiben. Während meines langen Aufenthalts hier habe ich aber nur wenige Beispiele von solchen Trennungen gesehen; und geschieht es daß ein Johanneser sich nicht recht gut mit seinen Frauen verträgt, so heirathet er lieber noch eine dazu und hält so gut wie möglich Frieden unter ihnen. Eine Nacht während jeder Woche ist der Ehemann genöthigt bei seiner Frau zuzubringen; der Rest seiner Zeit steht ihm frei bei seinen Concubinen zu verleben, deren Kinder jedoch Sklaven werden, wenn nicht der Vater der Mutter die Freiheit schenkt, welches gewöhnlich geschieht. Die Kinder der Concubinen werden vom Vater nicht erhalten oder unterstützt, sondern bleiben stets bei der Mutter, dürfen auch des Vaters Namen nicht führen. Bei den Reicheren, welche mehr als eine Frau besitzen, leben diese getrennt von einander, und versammeln sich nur des Abends bei der Frau, in deren Gesellschaft der Gatte aller die Nacht verbringt. Die zuerst verheirathete der Weiber hält stets ein gewisses Obercommando über die jüngeren, beaufsichtigt auch hauptsächlich die Hauswirthschaft und die Sklaven, weßhalb sie auch die boéni (Madam) genannt wird. Keine der Frauen nimmt den Namen ihres Mannes an, sondern behält ihren eigenen, was hier jedoch wenig Unterschied macht, da man in Gesellschaft nie der Frauen erwähnt, und es in den Augen eines Johannesers für unanständig gilt nach dem Befinden seiner Frau gefragt zu werden; oft entschlüpfte mir selbst, wenn ich mich mit einem bekannten Johanneser unterhielt, die Frage: Kabarri sa boéni? Wie geht es Ihrer Frau? Aber nie wurde mir darauf geantwortet, sondern die Conversation schnell verändert. Es gibt wohl keine eifersüchtigeren und strengeren Eheherren als die Johanneser; nie sind ihre Frauen zu sehen, selbst für die Verwandten und besten Freunde, und ich habe während meines langen Aufenthalts nur wenige Ausnahmen gefunden, wo der Herr des Hauses mir erlaubte bei seinen Familiencirkeln gegenwärtig zu seyn. Gewöhnlich werden aber die Weiber streng in ihrem Theil des Hauses eingeschlossen, und sollten eigentlich nie zum Vorschein kommen und eines andern als ihres Gatten Gesicht sehen. Wenn ich sage sie sollten eigentlich nicht gesehen werden, so meine ich damit daß trotz der großen Wachsamkeit der Männer die Frauen dennoch eine größere Freiheit genießen, als diese ihnen zugestehen wollen; mit Hülfe der ihnen mit Leib und Seele ergebenen Sklavinnen gelingt es ihnen leicht die Eifersucht ihrer Männer zu täuschen, und Ehebrüche sind keine Seltenheit unter ihnen; eine solche Liebschaft ist aber von höchst gefährlicher Art, denn ein Mann, welcher die Rache in eigene Hand nimmt und einen fremden Mann in seinem Hause tödtet, ist nicht strafbar. Im Grunde genommen kann man den Männern nicht Unrecht geben daß sie die Weiber so streng zurückgezogen halten, denn auf allen meinen Reisen bin ich nie Frauenzimmern begegnet welche die Coketterie und Verführungskunst besser verstanden hätten als diese Johanneserinnen; von Natur reizend und feurig, wissen sie die ihnen geliehenen Schönheiten auf das beste anzuwenden, und der Blick ihrer Augen läßt sich nicht leicht vergessen. Ich war schon eine geraume Zeit auf der Insel, ehe ich mit den Männern hinreichend bekannt wurde, um des Anblickes ihrer Weiber und Töchter zu genießen; doch da sie gegen Weiße weniger argwöhnisch als gegen einander sind, so ward ich bei nach und nach bekannter und in ihren Familien eingeführt. Ein eigenthümlicher Zufall machte mich mit vielen der vornehmsten Frauen bekannt; ich litt nämlich während der Regenzeit meines ersten Jahres zu Johanna stark an tropischen Fiebern, deren Cur sich sehr in die Länge zog. Als des Sultans Mutter von meinen Leiden hörte, ließ sie mir den Gebrauch ihres Gartens und Hauses in Musici, einem schön am Seestrand gelegenen Theil der Stadt, anbieten, wo ich fleißig im Meer baden und die frische Seeluft genießen konnte. Der Garten ist einer der schönsten der Insel, dicht mit Limonen, Apfelsinen, Guaves und Granaten bepflanzt, mit unabsehbaren Beeten von Ananas, Bananen und andern tropischen Früchten; Nelken- und Mangobäume verbreiten den angenehmsten Schatten, und zahlreiche, prächtige Blumen füllten die Luft mit Wohlgerüchen. Ich machte schnell von der Erlaubniß dieser guten, alten Dame, Boéni Mashéh mit Namen, Gebrauch, und werde nie die mütterliche Sorgfalt vergessen mit welcher sie mich pflegte, und da sie die angesehenste Person auf der Insel war, so fehlte es mir nicht an Freunden unter den Einwohnern. Der große Garten war einer ihrer Lieblingsplätze, wo sie in Gesellschaft der jungen Frauen des Sultans und anderer Mädchen der frischen Luft genoß, ohne fremden, neugierigen Blicken ausgesetzt zu seyn, und sie stattete mir deßhalb ihre häufig Besuche daselbst ab; sie hatte jedoch jedesmal die Delicatesse vor ihrem Besuch eine Sklavin zu schicken, um nach meinem Befinden zu fragen, und sich zu erkundigen ob ihre und der jungen Mädchen Anwesenheit mich in meinem leidenden Zustand auch nicht stören würde. fühlte ich mich stark genug das Lärmen und Singen des jungen Volkes zu ertragen, so kamen gewöhnlich gegen 3 Uhr Nachmittags die bewaffneten Sklaven an und umgaben den ganzen Garten, um fremden Männern das Hineinschauen zu verwehren; bald darauf erschien die alte Dame, von ihrer Gesellschaft umringt, welcher während ihres Durchzugs durch die Straßen eine Abtheilung von Soldaten vorausgieng, die unter dem Rufe „assuja boéni" (es kommt die Herrin) den Weg von allen Personen männlichen Geschlechts befreite; die Sitte erfordert es daß jeder Mann bei der Annäherung des Zuges sich während des Vorbeipassirens desselben in das nächste Haus oder in die nächste Straße flüchtet, wenn er sich nicht Unannehmlichkeiten von Seiten der die Dame begleitenden Sklaven aussetzen will. Eines Tages war ich selbst kaum im Stande einen Bekannten, in dessen Gesellschaft ich die Stadt durchwanderte, vor Mißhandlungen zu retten; ich hörte schon von weitem den Ruf der Sklaven Platz für Boéni Mashéh zu machen, und rieth meinem Gefährten, für einige Zeit in ein Haus zu treten; dieser, ein starrköpfiger Engländer, weigerte sich, obgleich ich ihm zu verstehen gab daß, im Fall ihm Unannehmlichkeiten zustießen, selbst der englische Consul nichts für ihn würde thun können; ich für meine Person, der ich der alten Boéni und ihren Sklaven wohl bekannt war, fürchtete nichts, und trat höflich auf die Seite um sie passiren zu lassen; meinem Freund rückten jedoch augenblicklich einige Sklaven mit gezücktem Speer zu Leibe, worauf sich dieser mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit aus dem Staub machte, doch geschah es nur auf meinen Zuruf daß sie von seiner Verfolgung abließen. Es war ein Vergnügen zu sehen mit welcher Lust die armen sonst eingeschlossenen jungen Frauenzimmer die Freiheit des Gartens genossen; mit welcher Ausgelassenheit sie umhersprangen, tanzten und sangen, und allerlei Spiele spielten, und nun dazu noch die seltene Gelegenheit, ohne Strafe zu befürchten einen Mann, und

noch dazu einen Weißen, nämlich meine Wenigkeit zu sehen, zu sprechen, ja sogar anfassen zu dürfen, welches ihnen alles durch die Gegenwart meiner alten, mütterlichen Freundin, Boéni Masheb erlaubt war; diese saß stets neben mir und erleichterte mir auf jede Weise meine Leiden; bald ließ sie frische Früchte pflücken und mir bringen, bald reichte sie mir kühlende Getränke, und ließ durch die Frauen mein sich gewöhnlich in harmonischer Unordnung befindliches Haus aufräumen, welches diese mit solchem guten Willen thaten daß ich gewöhnlich nachher keinen der Gegenstände, welchen ich gerade haben wollte, wieder fand, und es meinen Schwarzen stundenlange Arbeit gab, um die Dinge wieder nach meinem Geschmack einzurichten. Bei solchen Gelegenheiten lernte ich den Charakter der Frauen, frei vom Zwang ihrer Männer kennen, und fand sie alle gutmüthig, mitleidig und sehr zum fröhlichen Genusse des Lebens aufgelegt; da ihnen die künstlichen Verschönerungsmittel unserer Damen, wie die Schnürleiber, Crinoline u. dgl. unbekannt, so bewegen sich ihre von Natur reizenden schlanken Gestalten frei und ungezwungen, und ihre Schönheiten werden durch ihr malerisches leichtes Costüm nur hervorgehoben. Ihre Tracht im Hause ist sehr einfach, besteht gewöhnlich aus einem feinen, weiten Battisthemd, Akanso genannt, mit kurzen offenen, bis an die Ellenbogen reichenden Aermeln, über welches sie eine Art engeres, kurzes Kleid, Assimbo tragen, das an der Brust anschließt, Arme und Hals aber frei läßt; um die Hüften schlagen sie einen großen, gewöhnlich sehr kostbaren arabischen oder indischen Shawl (pinde), von Seide mit Gold durchgewirkt oder von Kaschmir, den sie mit vieler Grazie zu drapiren wissen; das reiche glänzende Haar tragen sie kurz in einen Knoten geschlungen und bedecken es mit einem kleinen weißen oder bunten Turban, den sie kokett auf einem Ohr tragen. Im Hause gehen sie stets mit nackten Füßen, oberhalb der Knöchel mit schweren goldenen oder silbernen Beinringen umgeben, die gewöhnlich hohl gearbeitet und mit kleinen Kügelchen angefüllt sind, und beim Gehen und Tanzen ein leises Klirren hören lassen; beim Ausgehen tragen sie starke hölzerne Schuhe oder vielmehr Sohlen, welche vermittelst eines aufrechtstehenden Knopfes zwischen den Zehen am Fuß festgehalten werden. Die Ränder der Augenlieder färben sie, wie alle Orientalen, schwarz, wodurch sie ihren von Natur schon feurigen Augen einen eigenthümlichen, durchdringenden und zugleich schmachtenden Ausdruck geben; durch leichte Färbung bringen sie auch die Augenbrauen in Berührung und geben ihnen eine schöne Wölbung, welches die Zartheit und Durchsichtigkeit ihres Teint noch mehr hervorhebt; die Nägel der Finger und Zehen färben sie röthlich mit dem überall im Morgenland gebräuchlichen Henneh. Es ist schade daß sie wie die Männer leidenschaftlich dem Betelkauen ergeben sind, und dadurch ihren von Natur blendendweißen Zähnen und dem Zahnfleische eine schwarzröthliche Farbe geben; und oft gieng meine ganze Illusion beim Anblick eines reizenden Gesichtchens augenblicklich verloren und verwandelte sich in ein dem Ekel nahes Gefühl, wenn dasselbe mich freundlich anlächelte, und dabei statt der weißen Perlen Zähne von schmutzigschwarzer Farbe zeigte. Das Betelkauen ist den Johannesern zur zweiten Natur geworden und vertritt bei ihnen die Stelle des Rauchens und Trinkens; nie fühlt sich ein Johanneser unglücklicher als wenn ihm sein Vorrath von Betel ausgeht, und viele werden muthlos und niedergeschlagen, bis ein neuer Mund voll der geliebten Mischung ihre Geistesfacultäten wieder erweckt. Zum vollen Genusse des Betels gehören verschiedene Ingredientien: erstens die Arekanuß, hier Mbowo genannt, welche sie vorzüglich im noch unreifen Zustande, wenn sie die Größe einer Muskatnuß erreicht hat, vorziehen, da dann der bittere Geschmack vorherrichender ist als wenn die Hülle der Nuß erst hochroth und diese selbst hart geworden ist — der Mbowo liefert den herben zusammenziehenden Geschmack; zweitens haben sie der Blätter des Betelpfeffers (piper betel) nöthig, welche sie Rambo nennen und welchen sie fleißig anbauen, gewöhnlich an der Seite von Felsen und Steinen, an welchen die langen Ranken der Pflanze sich in die Höhe ziehen; die Blätter sind länglich herzförmig, von glänzender Farbe wie Epheu, und haben einen angenehmen aromatischen Geschmack. Auf eines dieser Blätter schmieren sie eine kleine Quantität ungelöschten Kalkes (szoha), welches dient die aromatischen und bittern Eigenschaften der Vegetabilien zu entwickeln, fügen ein Stück der Arekanuß dazu, und stopfen diesen Bissen in den Mund, welcher beim Zerkauen den Speichel roth färbt und auf eine Person die an diesen Genuß nicht gewöhnt ist, die Wirkung hervorbringt welche eine starke Cigarre auf einen nicht dem Rauchen Ergebenen hat; im Anfang regt es auf, bringt aber bald Schwindel und eine Art von Trunkenheit hervor, welche jedoch keine unangenehmen Folgen hinterläßt. Das Betelkauen theilt dem Athem einen angenehmen Geruch mit und soll Zahnschmerz verhüten; der verschluckte bittere Saft soll auch wohlthätig und stärkend auf den Magen wirken, welches alle dem Betelkauen Ergebenen als eine der vorzüglichsten Ursachen, sich dieser Gewohnheit zu überlassen, angeben. Der beigemischte Kalk greift in kurzer Zeit die Politur der Zähne an und färbt diese sowohl als auch das Zahnfleisch roth oder nach langem Gebrauch sogar schwarz. Der Betel steht bei den Johannesern in solcher hohen Verehrung daß sie, wenn sie sich gegenseitig eine Ehre erzeigen wollen, diese durch einen Gruß und ein durch eine hübsche Sklavin überbrachtes Geschenk von Rambo und Mbowo ausdrücken. Damen ebenfalls, welche ihre Gunst einem Mann beweisen, und erklären wollen daß derselbe ihnen nicht gleichgültig sey, schicken dem Auserlesenen durch eine Favoritsklavin einige Blätter und Nüsse, welches das nächste an eine offene Liebeserklärung ist, was sie thun kann, eine Erklärung, wenn auch nicht durch die Blumen, doch durch die Blätter.

Die Frauen sind große Freundinnen von Schmucksachen in Gold oder Silber, und es ist unglaublich was für Quantitäten von Münzen hier zu der Anfertigung dieser Gegenstände verarbeitet werden. Ringe, Ketten, Armbänder und Fußringe von gar nicht verachtungswerther Arbeit bedecken die Personen der Frauen, welche, da sie selbst keine Gelegenheit haben der Welt ihre Schätze zu zeigen, diese ihren Lieblingssklavinnen anhängen und damit in der Stadt umherparadiren und ihre Aufträge verrichten lassen; ich habe Sklavinnen gesehen welche bei festlichen Gelegenheiten Schmucksachen von mehreren Pfunden an Gewicht in Gold oder Silber, Korallen u. dgl. auf sich trugen. Die Hauptzierde der Frauen ist der Nasenring von edlem Metall, welcher durch die Scheidewand der Nase gezogen auf die Oberlippe herabhängt, und oft von solcher Größe getragen wird daß die Dame gezwungen ist während des Essens mit der einen Hand den Ring in die Höhe zu halten, während sie mit der andern die Speisen zum Munde führt; viele tragen statt des Nasenringes eine kleine silberne oder goldene Blume oder Knopf, welche an der Seite der Nase vermittelst eines durch den Nasenflügel gebohrten Loches befestigt wird. Ringe von solcher Größe tragen sie an den Fingern, daß vielen das Schließen der Hand unmöglich wird, und es ist häufig daß ich Ringe gesehen habe die statt eines Steines einen spanischen Thaler in voller Größe an der Stelle trugen, wo bei unsern Ringen gewöhnlich der Stein befestigt ist. Sechs bis acht Fuß lange, mit Perlen und Korallen verzierte Ketten winden sie

sich verschiedenemale um den Hals, und Armbänder von großem Gewichte tragen sie über den ganzen Unterarm bis nahe am Ellenbogen. Bei den Aermern vertreten Glasperlen und Kupferzierathen die Stelle der Perlen und edlen Metalle, aber in allen Classen ist die Putzsucht gleich groß und richtet sich nur nach den Umständen der Familie.

Der Mississippi und seine Ufer.

(Nach der Revue des deux Mondes.)

Der Mississippi ist die Hauptarterie des Flußgebiets von Nordamerika, und die Umrisse seines Beckens sind in vollkommener Uebereinstimmung mit den Umrissen und Erhebungen des ganzen Festlandes. Im Westen sind es die Felsengebirge und die Hochebene von Utah, im Osten die parallellaufenden Erhebungen der Alleghanies, welche die äußersten Ränder der großen Einsenkung bilden die sich von der Baffins-Bay bis zu dem mexicanischen Golf erstreckt. Der Mississippi und seine Zuflüsse nehmen den größten Theil dieser centralen Einsenkung ein, und die übrigen Flüsse, welche in der Nähe seiner Quelle entspringen und sodann gemächlich von See zu See schleichen um in das Eismeer zu münden, können als eine Fortsetzung des großen Stroms angesehen werden dessen geographisches Complement sie bilden, und dessen Lauf von einem Meer zum andern von ihnen fortgesetzt wird. Wollte man auch den Mississippi streng auf die Gränzen seines gegenwärtigen Bassins beschränken, so wäre es doch unmöglich die dürren Hochebenen von Utah mit denen von Neu-Mexico, oder die halbüberschwemmten Einöden von Neu-England mit der weiten fruchtbaren Mississippiregion zu vergleichen; denn nicht die Oberfläche der Länderstriche, sondern hauptsächlich ihre Beziehung zu der menschlichen Existenz muß in Betracht gezogen werden, um deren geographische Wichtigkeit wahrhaft schätzen zu können. Weder der Mackenzie und der Columbia, noch der Red-River des Nordens lassen sich dem Mississippi vergleichen, und selbst der St. Lorenzfluß nimmt ungeachtet seiner Wassermassen nur eine untergeordnete Stelle ein; sein Bassin ist vergleichungsweise beschränkt, und überdieß scheinen die großen canadischen Seen, denen er als Abfluß dient, während einer langen Reihenfolge geologischer Zeiträume dem Mississippi angehört zu haben.

Wenn das Studium der Erdoberfläche dem Mississippi unbestreitbar den ersten Rang unter den Strömen von Nordamerika anweist, so bestätigt eine Untersuchung der Richtung der Wasserläufe ebensosehr die Wichtigkeit dieses Stroms in Beziehung auf die Oekonomie des Continents. In diesem Theile der Welt gibt es zwei Mittelpunkte, von denen die Wasser den entgegengesetzten Meeren zulaufen. Einer derselben findet sich in einem Gebirgsstock, der andere in einer fast unmerklichen Erhebung der Centralebenen. Gegen den 44sten Breitegrad, mitten in dem Felsengebirge, finden sich ganz nahe beisammen die Quellen des Columbia, des Colorado, des Missouri, des Hauptzuflusses des Mississippi; ein wenig südlicher die des Rio-Grande, der gleichsam das Flußnetz des Gebirgsknotens vervollständigt. Der Mittelpunkt der Flußquellen der Ebene liegt etwas westlich von dem Obern-See, in der halb überschwemmten Gegend des Red-Lake, Itasca- und Leech-Sees und mancher andern Süßwasserspiegel, welche bei der geringsten Erhebung sich in das Meer ergießen, oder welche eine leichte Senkung in ein weites Binnenmeer verwandelt.

Hier finden sich die Quellen des obern Mississippi, des St. Lorenz, und des rothen Flusses, der sich durch diese lange Verkettung von Seen und trägen Wasserläufen mit dem Mackenzie verbindet, welche sich bis an das Eismeer hinziehen. So gehört das Quellengebiet des Mississippi beiden Mittelpunkten an, und verbindet dieselben durch seinen riesenhaften Lauf. Ein Bergstrom durch den Missouri, Strom der Ebene in seinem obern Lauf, ist er gleichsam verdoppelt, und in seinem Becken vermischen sich die Straßen des ganzen Festlandes.

Der Mississippi wurde durch Hernando de Soto entdeckt, während des abenteuerlichen Zuges den er zur Eroberung des Königreichs Eldorado und der „Quelle der Jugend" unternahm. Hernando fand auf dieser Fahrt, wobei die Kühnheit sich bis zum Wahnsinn steigerte, seinen Tod, und seine Leiche wurde von seinen Gefährten in die schlammigen Wasser des Stromes geworfen, an dessen Ufer er die Unsterblichkeit zu finden gehofft hatte. Ein einziger Mann blieb übrig von dieser tapfern Schaar, und konnte dem Vicekönig von Mexico berichten von den Entdeckungen und Heldenthaten des Soto; die spanische Regierung aber wollte sich mit eifersüchtiger Sorgfalt die Kenntniß des neuen Stromes bewahren, und wußte dessen Daseyn den andern Völkern so gut zu verbergen. daß es dem Franzosen Marquette beschieden blieb ihn für die übrige Welt zu entdecken. Durch unrichtige geographische Ansichten jener Zeit getäuscht, welche die Flüsse als Uebergänge von einem Meer zum andern betrachtete, glaubte dieser Reisende den Weg nach Indien entdeckt zu haben, und ließ sich von dem Strom forttreiben, in der Hoffnung zu Calcutta oder Goa landen zu können. Später erreichte Chevalier de la Salle die Mündung des Mississippi und Ludwig XIV sicherte ihm die Mittel eine Niederlassung zu gründen in den neuen Landstrichen die seine Krone gewonnen hatte; aber La Salle, der nach Frankreich zurückkehrte um seine Entdeckung anzukündigen, war nicht so glücklich die Flußmündung wieder aufzufinden und scheiterte an den Küsten von Texas, wo seine Gefährten ihn ermordeten.

Der Name Colbert-Fluß, den er dem Strom gegeben, ist ihm nicht geblieben, ebensowenig der von Mechacébé, oder „Vater der Ströme," womit Chateaubriand ihn später geschmückt hat. Der wahre Name, Missi-Sepe, bedeutet ganz einfach „großer Strom" in der Sprache der Algonquinen; andere Indianer nannten ihn auch Cicunga. Seit 1832 weiß man durch Schoolcroft, daß die Mississippiquelle der Itasca-See ist. Dieser liegt in dem wellenförmigen Landstrich, der die Wasserscheide zwischen dem Eismeer, dem atlantischen Ocean und dem Meerbusen von Mexico bildet. Er liegt ungefähr 520 Meter über der Meeresfläche, und sein Ausfluß erreicht den Meerbusen erst nachdem er eine Entfernung von 5085 Kilometern mit einem durchschnittlichen Fall von einem Decimeter auf den Kilometer durchlaufen hat. Anfänglich hat der Bach, aus dem später der große Mississippi wird, nur 4 Meter in der Breite; aber bald, nachdem er von dem Zufluß des Leech-Sees verstärkt worden, nimmt er seinen wahrhaften Charakter an.

Im ersten Theil seines Laufes durchfließt er feuchte Prairien mit wildem Reiß, Röhricht und Iriſſen bewachsen, in denen sich unzählige Flüge von Wasservögeln verbergen. Weiter unten von den Stromschnellen Pecagame bis zu den Wasserfällen von St. Anthony strömt der Mississippi durch ungeheure Wälder von Ulmen, Ahorn, Birken und Eichen, und die Temperatur ausgenommen, könnte man sich in das untere Louisiana versetzt glauben, so sehr gleichen sich die Flußufer auf 4000 Kilometer Entfernung.

Es ist der einzige Ort am Mississippi wohin sich noch der Büffel verirrt; allein in einigen Jahren wird auch dort das überjagte Thier zur Mythe werden, wie der gewaltige Mastodont, der „Vater der Rinder" des Indianers. Die Stromschnellen und Fälle von Pecagame und St. Anthony verändern kaum die Ansicht des Stromes, dessen Spiegelfläche nur leicht von den Schaumwellen gekräuselt wird. Dann setzt er seinen Lauf von Windung zu Windung fort, unter Waldesschatten, bald breitet er sich um grüne Inseln zu einem See aus, bald bricht er sich an hochaufgethürmten Felsufern, auf denen noch die plumpe Zeichenschrift der Algonquinen sichtbar ist. Er nimmt in seinem Lauf von beiden Seiten so viele Flüsse auf, daß er vor seiner Vereinigung mit dem Missouri eben so breit dahinströmt wie von Saint Louis bis zu seiner Mündung in den Golf. Häufig wird er noch von Sandbänken beengt, und seine Tiefe beträgt in der trockenen Jahreszeit kaum 120 Centimeter, so daß bei niederm Wasserstand die Dampfschifffahrt fast gänzlich unterbrochen wird. Die tiefen Prairien welche sich da und dort hinziehen sind augenscheinlich alte ausgetrocknete Seebetten, und unterscheiden sich geologisch in nichts von dem Pepinsee, den der Mississippi in seinem obern Laufe durchströmt. Eines Tages wird vielleicht dieser See ebenso ausgetrocknet und in eine sumpfige Savane verwandelt seyn. Er ist übrigens so schmal, daß er für eine Ausbreitung des Flusses oder eine beständige Ueberfluthung angesehen werden kann.

Zwei oder drei Meilen unter der hübschen Stadt Alton vereinigt sich der Mississippi mit seinem riesenhaften Nebenbuhler, dem Missouri. Der Zusammenfluß bildet während des hohen Wasserstandes ein herrliches Schauspiel dar, wenn die beiden Ströme zusammenstoßen und ihre Wasser in mächtigen Wirbeln sich vereinen. Der wellenförmige Streif welcher die gelben Wogen des Missouri von den blauen des Mississippi scheidet, wechselt beständig seine Einbiegungen und seine Spielarten nach der Richtung und Gewalt des Rückschlags. Hier begegnen sich die entwurzelten Baumstämme, welche in langen Reihen die beiden Flüsse herabschwimmen, zusammenstoßen und sich in weiten Kreisen auf den Wirbeln treiben, bis eine Woge sie faßt und in die Strömung fortreißt. Lange noch rollen die beiden Ströme dahin, ohne daß ihre Wasser sich gänzlich vermischen, bis endlich das gelbe Lehmgeschiebe sich mit der ganzen Wassermasse vermengt hat. Nun ist es um die durchsichtige Spiegelfläche geschehen, um den Wiederschein der Lichter, den Schimmer der Wogen, welche dem Flusse so viel Reiz gaben. In der Furcht vor den Abgründen und Schrecknissen welche die trübe Wassermasse den Indianern verbarg, haben diese den Fluß niemals mit wohlthätigen Gottheiten bevölkert. In ihrer barbarischen Mythologie haben sie ihn zur Wohnung von Höllengeistern ersehen, wo die schrecklichen Manitus hausen, umgeben von Schlangen und Ungeheuern noch furchtbarer als sie.

Jeder der großen Zuflüsse des Mississippi hat seine eigenthümliche Gestaltung; besonders ist der Missouri, dessen Quellen nur sehr selten besucht worden sind, der Aufmerksamkeit der Reisenden und Gelehrten werth. Die Hauptquelle liegt zwei Kilometer von dem Ursprung des Columbia, und von da bis zur Mündung in den Mississippi zählt man ungefähr 7000 Kilometer Entfernung. Wenn diese Länge in gerader Linie sich ausdehnte, würde sie 63 Breitegrade durchschneiden, und vom Aequator bis in die Mitte von Grönland reichen; allein die Windungen des Missouri sind so zahlreich daß er nur 18 Breitegrade durchfließt.

Es ist sehr wahrscheinlich daß der Missouri-Mississippi der längste Fluß der Erde ist, daß er an Länge sogar den Nil übertrifft, dessen Quellen immer weiter zurückzuweichen scheinen je mehr man an seinem Laufe vorwärts dringt. Der eigentliche Missouri wird durch die Vereinigung dreier Gebirgsbäche, des Madison, Jefferson und Gallatin, gebildet. In seinem obern Theile durchfließt er ein vulcanisches von Erdbeben zerrissenes Terrain; an seinen Gestaden mischen sich Bimssteine und Lavatrümmer mit Rollkieseln und granitischem Sande. Sein Bett liegt meist tief in einer Felsenenge welche der Fluß ausgewaschen hat, als das Gebirge und das Festland allmählich sich erhob. Der merkwürdigste Durchbruch findet sich an dem sogenannten Thore der Felsengebirge, wo auf eine Länge von neun Kilometern die Felsen ungefähr 400 Meter hoch senkrecht über dem Fluß aufsteigen. Das Flußbett ist dergestalt eingeengt zwischen diesen dunkeln Wänden, daß sich bei einer Breite von 150 Metern zwischen den Felsen und dem Strome nur selten ein Vorsprung findet wo ein Mensch fußen könnte.

Der Missouri durchschneidet alsdann einen wüsten Landstrich, den die Canadier mit mauvaises terres bezeichnen. Auf einer Ausdehnung von ungefähr 7500 Kilometern ins Gevierte gruppiren sich einige pyramidale Hügel, welche von Ferne den zerstörten Thürmen einer zerfallenen Riesenstadt ähnlich sehen. An gewissen Stellen sind diese Naturthürme so eng zusammengerückt wie die Gebäude einer alten Stadt in Deutschland, und haben alle dieselbe Gestalt und Höhe wie wenn sie nach dem Maßstab abgeschnitten worden wären; an ihren Seiten finden sich die verschiedenen gefärbten Lagerungen von Thon und Eisensandstein ebenfalls in derselben Höhe. Die Beschaffenheit der Stratificationen zeigt daß ehedem der Gipfel dieser Hügel der Grund eines Sees gewesen, und daß die allmähliche Erhebung des Bodens die Wasser dieses Sees gezwungen hat sich in dem leicht zerreiblichen Erdreich eine Menge von unregelmäßigen Rinnen gegen den Missouri und den Yellow-Stone zu graben. Vielleicht haben auch vulcanische Erschütterungen dazu beigetragen diese Wasserrinnen zu bilden, denn man findet in der Nähe der mauvaises terres ungeheure Massen von Bimssteinen, und nach Audubon sieht man auch einen Vulcan in voller Thätigkeit, dessen Haupt oft von Rauch und röthlichen Flammen umgeben ist. Dieses dürre Land ist fast gänzlich wasserlos und ohne Pflanzenwuchs; es wurde noch wenig besucht und wird vielleicht von der Eisenbahn nach dem stillen Meere durchschnitten, bevor seine Topographie vollkommen gekannt ist.

Der Missouri tritt erst in das große Mississippithal ein, nachdem er die Katarakten überschritten hat. Dort schiebt sich eine weite Felsbank durch das Flußbett, und dieses bahnt sich einen Ausgang nach der Ebene durch eine Reihenfolge von Stürzen in der Totalhöhe von 110 Metern, welche auf eine Länge von 26 Kilometern sich ausdehnen. Diese schönen Wasserfälle bilden herrliche Ansichten und harren nur der Besucher um mit dem Niagara zu wetteifern. Während der Zeit des Stromanwachsens steigen kleine Dampfer bis zu dem vierten Fall

empor, der 27 Meter Höhe hat. Unter den Katarakten verliert der Missouri seinen Charakter als Bergstrom, und wird zum zweiten Mississippi, um wie dieser durch das Land zu irren und sich ein Bett zu suchen, indem er bald in Krümmungen sich hinzieht, bald da und dort Sandbänke ansetzt, Inseln bildet, Hügel unterwäscht, und Wälder entwurzelt. Gleich dem Mississippi nimmt er zahlreiche Zuflüsse auf, ohne daß seine Wassermasse dadurch sich zu vermehren scheint. Etwa dreißig Kilometer unter der Vereinigung der beiden Flüsse erhebt sich die Stadt Saint-Louis, welche schon eine Bevölkerung von 120,000 Einwohnern besitzt, und darnach strebt die Hauptstadt der Vereinigten Staaten zu werden.

Ihre geographische Lage ist bewundernswerth; außer den Hülfsquellen des Ackerbaues und den unerschöpflichen Reichthümern welche die Wälder, Kohlengruben, Bleiminen und Eisenbergwerke darbieten, besitzt Saint-Louis noch andere unvergleichliche Vortheile in den prächtigen Handelswegen welche ihm der Mississippi und seine Zuflüsse eröffnen. In der Umgegend dieser Stadt durchschneidet das Querthal, welches sich von den Felsengebirgen bis an die Alleghanies, von den Quellen des Missouri bis zu denen des Ohio sich erstreckt, in rechtem Winkel das Längenthal des Mississippi. Hier begegnen sich die vier Zweige welche das Flußsystem der Vereinigten Staaten bildet; gegen Norden der obere Mississippi, dessen Quelle einem stillen See entspringt, von düstern Nadelwäldern umgeben; gegen Süden der untere Mississippi, reiches angeschwemmtes Land durchschneidend, das beinahe tropische Erzeugnisse hervorbringt; gegen Osten der Ohio, der eine volkreiche Region bewässert, die mit Städten und Fabriken übersäet ist; gegen Westen der Missouri, der den unerforschten Tiefen der Wildniß entströmt.

Obgleich Saint-Louis eigentlich den Mittelpunkt der Vereinigten Staaten in hydrographischer Beziehung einnimmt, ist es dennoch nicht das Centrum der Bevölkerung, das heißt der Punkt um den sich die meisten Einwohner von Nordamerika gruppiren. Die ersten Ansiedler ließen sich alle an den Küsten des atlantischen Weltmeers nieder, am Fuß der Alleghanies, in einer schmalen Zone welche in Folge ihrer Ausdehnung sich natürlich in verschiedenen Staaten abtheilte und ihren Einwohnern die föderale Organisation zur geographischen Nothwendigkeit machte. Als die Amerikaner Washington gründeten, als Hauptstadt der unabhängigen Staaten, fand sich dort in der That der wahre Mittelpunkt der Bevölkerung des Freistaates; aber vom Ende des letzten Jahrhunderts an strebte die Einwanderung den fruchtbaren Ebenen des Ohio zu, und das Centrum der politischen Schwerkraft wurde gegen Westen verrückt.

Dieser Punkt hatte 1820 schon die Kette der Alleghanies überschritten; 1850 setzte er über den Ohio nach der Stadt Marietta, und gegenwärtig fährt er unablässig fort gegen Westen vorzudringen. Es ist augenscheinlich daß in der Umgegend von Saint-Louis er schließlich seine schwingende Bewegung festsetzen wird, denn bei genauerer Kenntniß des Gebietes der Vereinigten Staaten, seiner Ausdehnung, seiner Fruchtbarkeit, seiner klimatischen Erscheinungen findet man bald daß die Landstriche um Saint-Louis nach allen Himmelsgegenden sich gleich sind an Bedeutung, und früher oder später dieselbe Einwohnerzahl ernähren können.

Diese Stadt ist nicht das geometrische, wohl aber das geographische Centrum des ganzen Landes. Eines Tages werden die wüsten Ebenen von Nebraska, die dürren Hochflächen von Utah und der Gebirgsabhang gegen das stille Meer, Dank ihrer Ausdehnung, dem fruchtbaren Becken des Ohio und den Staaten am atlantischen Ocean, ebenso die durch das Klima minder bevorzugten Staaten des Südens dem gesündern Norden die Wage halten.

Saint-Louis, ehedem eine französische Stadt, ist heutzutage gänzlich amerikanisirt, und die meisten Einwohner von canadischer Abstammung reden nicht mehr die Mundart ihrer Ahnen. Nur in den kleinen Städten im Innern, zu Saint Geneviève, Belle Vue ꝛc., findet man noch französische Ansiedler, wo sie sich der Viehzucht, dem Getreide- und Weinbau, aber besonders den Pflanzungen von Aepfelbäumen widmen, deren Frucht in jenen Gegenden zu den Nahrungsmitteln gehört, und wie das Brod bei jeder Mahlzeit genossen wird.

Saint-Louis wird oft auch Mound-City, die Hügelstadt genannt, wegen der weißen Kalkhügel welche sie umgeben. Die Straßen sind alle breit und rechtwinkelig; die mit dem Fluß parallellaufenden werden nach ihren Ordnungsnummern benannt, während die Quergassen je den Namen einer einheimischen Baumart tragen, was die Orientirung sehr erleichtert. Ein tiefer Einschnitt theilt die Stadt in zwei Hälften; an dessen Rand ist ein hölzerner Schuppen errichtet, der bescheidene Bahnhof des Schienenwegs nach dem stillen Meer, der dereinst den ganzen Continent von einem Ocean zum andern durchziehen, und in seiner Länge von 4000 Kilometern bis auf die Salzebene von Utah hinansteigen, und zwei Gebirge, die Rocky Mountains und die Sierra Nevada, überschreiten soll. Dieses Unternehmen, eines der kolossalsten des Jahrhunderts, wurde durch eine Bluttaufe eingeweiht, welche selbst die über solche Zufälligkeiten blasirten Amerikaner erschreckte.

Eines Morgens fuhren die 16 Directoren der Eisenbahn und die vornehmsten Bürger von Saint-Louis in großem Staat von dem Bahnhof ab, um die Vollendung der ersten Bahnstrecke einzuweihen; die Stadt war festlich geschmückt, die Häuser waren beflaggt, Kanonen wurden von Minute zu Minute abgefeuert. Des Abends brachte ein anderer Convoi die Leichen der Directoren und ihrer Gefährten zurück; die Unglücklichen waren von einer 80 Fuß hohen Böschung in den Fluß Gasconade geschleudert worden, und alle waren ertrunken, oder von den Wagentrümmern zerquetscht worden. Gegenwärtig ist dieser Schienenweg bis an die Gränze von Kansas auf eine Länge von 500 Kilometern vollendet.

Uebrigens wird Saint-Louis, diese große Stadt, wohl daran thun nicht allzu sehr auf ihre Wichtigkeit zu vertrauen, denn das viel jüngere Chicago strebt offenbar darnach den Titel der Metropole des Westens an sich zu raffen. Begünstigt durch die Strömung der Einwanderung und den Geist des Fortschritts, den die Freiheit weckt, vermag es zwar Saint-Louis seine Schmelzhütten und Schmieden nicht zu rauben, aber es kann ihm andere Industriezweige entziehen, und es durch seinen äußern Handelsverkehr übertreffen. Einerseits hält Saint-Louis die Augen offen über den ungeheuren Nachtheil den ihm die Fortsetzung der Sklaverei bringen kann, und beginnt sich der Abolition zuzuneigen. Die Zeit ist dahin wo die Einwohner dieser Stadt in das Gebiet von Illinois einfielen, die Pressen eines abolitionistischen Blattes zu Alton zertrümmerten, und dessen Herausgeber eine Kugel vor den Kopf schossen. Schon wagen es einige missourische Zeitungen das Kriegsgeschrei für die freie Arbeit anzustimmen, und die beiden entgegengesetzten Parteien halten sich die Wage bei den Wahlen der Hauptstadt.

Von Saint-Louis nach den Plantagen von Louisiana sind die Stromufer großentheils unbewohnt, und die Amerikaner, einige bevor-

zugte Punkte ausgenommen, zeigen sich nur wie Fremde, die zeitweise sich dort niedergelassen. Sobald die Stadt den Blicken verschwunden ist, könnte man sich in die unberührten Einöden der Wildniß versetzt glauben. Die Wälder fassen beide Ufer ein mit ihrem undurchdringlichen Dickicht, nur von Stunde zu Stunde sieht man eine Hütte aus Baumzweigen, welche irgendein Kohlenbrenner bewohnt; unter dem Waldesschatten verbergen sich Truthühner in großer Menge, welche den Fußtritt eines Menschen oder die Dampfpfeife aus ihrem Versteck mit schrillem Flügelschlag aufschreckt. Wo der Fluß in weitem Bogen einen der Hügel berührt welche den aufgeschwemmten Thalboden einfassen, sieht man ein anmuthiges Dorf an dem Abhang zerstreut und die Eisenbahnzüge an dem Ufer die Wellenlinie ihrer Wagen hinkrümmen. Mit einem Schlag glaubt man auf einem europäischen Strom zu schwimmen, aber noch einige Umdrehungen der Räder, und Berg und Wald entziehen dem Auge plötzlich diese Spuren der Civilisation, und der Dampfer scheint auf einen in den Urwäldern verborgenen See versetzt zu seyn. Bei dem Dorf Herculanum bricht sich die Strömung des Mississippi an den Hügelreihen des rechten Ufers, und hat auf eine große Strecke ihren Fuß so zerfressen, daß diese Hügel dem Fluß zu senkrechte Wände von 50—60 Meter Höhe bilden, welche in ihren Auswaschungen die seltsamsten architektonischen Bildungen in Bogen und Säulenstellungen darbieten.

Dieser Punkt des Mississippi beweist daß ehedem das Niveau des Flusses viel höher gewesen; an dem Grand-Tower, einem thurmförmigen Felsen, der mitten aus der Strömung sich erhebt, sieht man auf 40 Meter Höhe über denselben die kreisförmige Erosionslinie welche die Wasser gezogen haben. Zu Commerce, einem unscheinlichen Dorfe, das seinen Namen wenig rechtfertigt, fließt der Mississippi zum letztenmal über ein Felsenbett. Abwärts entfaltet sich die Ebene in weit großartigerem Maßstab, und setzt in einer Länge von 1800 Kilometern den düstern einförmigen Horizont ihrer Waldungen bis zum Meer fort.

Die Mündung des Ohio kündigt diese große Alluvialfläche würdig an, wo der Reisende sich auf das Meer, mitten in eine Inselwelt versetzt glaubt — in so viele Canäle, Altwasser, Stromzweige theilen sich diese Flußmassen. Die Erdzungen und grünen Inseln erscheinen von ferne wie schwimmende Wälder; auf einem schmalen Landstreifen fast gänzlich hinter einer Dampfschifflotte verborgen, findet sich das Dorf Cairo, das ungeachtet seiner hohen commerciellen Bedeutung einer der häßlichsten und ungesundesten Punkte der ganzen Welt ist, und sich, lange bevor man den stinkenden Schlamm des Ufers betritt, durch furchtbare Ausdünstungen ankündigt. Trotz den anlockenden Verheißungen der Capitalisten und den prächtigen Entwürfen der Bauverständigen weigern sich die Arbeiter beharrlich nach Cairo zu ziehen, dessen feste Bevölkerung aus einigen 20 Gasthausbesitzern besteht, welche die Reisenden zu brandschatzen beschäftigt sind, die von Eisenbahnzügen und Dampfbooten zu Hunderten anlangen und im Flug sich wieder entfernen.

Der Ohio gleicht unter den Flüssen der Vereinigten Staaten am meisten den europäischen Strömen; auch haben ihm die ersten französischen Reisenden, die er an die Heimath erinnerte, den Namen Belle-Rivière gegeben. Die Hügel an seinen Ufern haben sanfte Abhänge und sind mit Bäumen besetzt, ähnlich denen im nördlichen Europa; Städte und Dörfer fassen ihn zu beiden Seiten mit hübschen weißen Häusern ein; angebaute Felder, Obstbaumpflanzungen folgen sich in einförmigen, aber lieblichen Landschaftsbildern. Bei Cincinnati klettert selbst die kühne Rebe an den Hügeln empor, wie an den Ufern der Loire und des Rheins.

Die beiden Flußzweige welche den obern Ohio bilden, steigen von den westlichen Abhängen der Alleghanies herab, und nehmen alle Eis- und Schneebäche auf welche dort entquellen. Einer dieser Zweige entspringt in dem Teich von Chautauque am Eriesee, einige hundert Meter unter dessen Oberfläche, fließt durch enge Thäler und vereinigt sich mit dem andern Zweige, dem Monongheia, bei der mächtigen Stadt Pittsburg. Nun beginnt der mittlere Lauf des Ohio, wo er die großen Zuflüsse aufnimmt welche fruchtbaren Boden anschwemmen, die Erzeugnisse ihrer Ufer absetzen und Verkehrswege mit dem Innern des Continents aufschließen; hier sind auch die volkreichsten Städte erbaut. Das ganze Becken des Ohio wird von acht Millionen Seelen bewohnt; ein einziger seiner Uferstaaten, der seinen Namen trägt, enthält 2,800,000 Einwohner, und es ist glaublich daß, bevor das Jahrhundert zu Ende geht, die Bevölkerung dieses Staates so dicht seyn wird wie die von Belgien. Die Hauptstadt Cincinnati zählt schon mehr als 200,000 Seelen.

Der untere Lauf beginnt bei den Fällen von Louisville. Eine alte Korallenbank, deren Verzweigungen noch so scharf und deutlich sind als wären sie erst gebildet worden, unterbricht den Fluß durch viele gefährliche Stromschnellen. Um diese Fälle zu umgehen, wurden zwei prächtige Canäle gegraben, einer rechts im Staat Indiana, der andere links in Kentucky. Eine Anzahl Städte hat sich um die Fälle gruppirt, welche ohne dieses Hinderniß viel von ihrer Wichtigkeit einbüßen würden. Unterhalb Louisville ändert der Ohio seinen Charakter, und gleicht dem Mississippi; die Ebene weitet sich aus, die Hügel ziehen sich in die Ferne hin, und verstecken sich hinter den dichten Wäldern. Er scheint minder einem eigentlichen Flusse zu gleichen als einem Wasserbehälter des Mississippi, mit dem er endlich seine trüben Fluthen vermischt, nachdem er alle Eigenthümlichkeit eingebüßt hat.

Der Ohio ist in seinem obern, mittlern und untern Lauf in geologischer Beziehung vollkommen verschieden. Der obere liegt in dem reichen Kohlengebilde Pennsylvaniens, und durchschneidet die berühmten Gruben von Monongahela, deren Lager die Uferränder mit schwarzen Streifen durchziehen, und einige Meter von dem Fahrzeug ausgebeutet werden können welches ihr Erzeugniß weiter schafft. Pittsburg, die Stadt des Rauchs und Geräusches, das amerikanische Birmingham, verdankt diesen Kohlengruben eine Bevölkerung von 120,000 Seelen. Von Pittsburg nach Louisville, in seinem ganzen mittlern Lauf, fließt der Ohio durch devonische und silurische Formationen, die dem Ackerbau günstiger sind als der Industrie. Der untere Lauf dringt in ein Kohlenbassin von besonderm Reichthum, welches vorerst nur 200,000 Tonnen jährlich ergibt, dessen Erzeugniß sich jedoch trefflich zur Gewinnung des mineralischen Oels eignet.

Der Ohio ist ein sehr wechselhafter Strom, dessen Wassermasse oft plötzlich anschwillt und abnimmt, und dadurch die Schifffahrt gefährdet. Die verschiedensten Vorschläge sind gemacht worden diesem Uebelstand abzuhelfen, der in der Zukunft noch bedenklicher werden könnte; jedenfalls wird es großer Anstrengung bedürfen den Fluß durch dauerhafte Bauten zu bändigen und in Besitz zu nehmen. Bis jetzt gibt es eine einzige Brücke darüber, die Kettenbrücke von Wheeling; ein Tunnel unter seinem Bett zwischen Cincinnati und der Vorstadt von Lovington soll projectirt seyn.

(Schluß folgt.)

Der Blutegelhändler von Marasch.

(Aus Chambers's Journal.)

Als ich vor einigen Jahren mit einer Anzahl Freunde einen Jagdausflug durch die zu den Paschaliks Adana, Aleppo und Marasch gehörenden Bezirke unternahm, hielten wir uns einige Tage in letzterer Stadt auf um von unsern Mühsalen und Anstrengungen auszuruhen, und wurden bei dieser Gelegenheit die Gäste der Gebrüder Artous, welche die einzigen daselbst wohnhaften Europäer waren, und deren Anwesenheit von der fanatischen und fast ausschließlich türkischen Bevölkerung nur geduldet wurde weil dieselben im Dienste der osmanischen Regierung standen. Sie waren nämlich die Pächter welche das ausschließliche Privilegium des Blutegelfangs in all diesen Bezirken besaßen, und aus diesem Monopol, troß der übermäßigen Summe die sie dafür ursprünglich der Regierung gezahlt hatten, und troß der vielen kleinen und vexatorischen Erpressungen von Seiten der Ortsbehörden, denen sie mit bestmöglicher Miene sich zu fügen gezwungen waren, großen Gewinn zogen.

Der ältere Artous — es waren im ganzen drei Brüder — hatte dieses Feld des Reichthums unter den eigenthümlichsten und bemerkenswerthesten Umständen entdeckt. Wie wir selbst, war er in Gesellschaft einiger französischen Capitäne der Jagdfreuden halber dahin gegangen, und inmitten ihrer Herumschweifungen zufälligerweise über die dortigen ausgedehnten Marschen gekommen, welche von Schnepfen und Wasservögeln aller Arten in gewissen Jahreszeiten wimmeln. Die Jagdgenossen hatten sich, nachdem sie sich über einen Zusammenkunftsort zu einem gemeinschaftlichen Mittagsmahl verständigt, längs der Ufer zerstreut, und bald darauf watete Artous mitten in dem Binsengestrüpp um Wild aufzuspüren. Die Sonne schoß die ganze Gluth ihrer Strahlen auf den ungesunden Ort herab, und plötzlich wankte der von keinem sterblichen Auge bewachte junge Mann, vom Sonnenstich getroffen, und fiel in dem schlammigen Wasser, das an jener Stelle glücklicherweise sehr seicht war, bewußtlos der Länge nach zu Boden. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde er hier bald erlegen und eine Beute der Schakale geworden seyn, wenn nicht zu seinem besondern Glück gerade dieser Platz im buchstäblichen Sinne des Worts von Blutegeln belebt gewesen wäre. Dutzende dieser hungrigen Geschöpfe ließen sich daher eilig auf dem unbedeckten Hals und Gesicht des Kranken nieder. Der Blutverlust, welchen er dadurch erlitt, brachte ihn in kurzem wieder zum Leben, und obgleich äußerst geschwächt und erbarmungswürdig anzuschauen, wußte er sich doch aus seiner unbeneidenswerthen Lage herauszuhelfen und nach dem bestimmten Zusammenkunftsort zu schleppen, wo einige der Schiffsmeister bereits eingetroffen waren, welche mittelst verbrannter Lumpen seinen Blutfluß stillten und ihn in das nächstgelegene Schech-Haus führten, in dem er gastlich gepflegt wurde. Hätte er den Blutverlust nicht gehabt, so würde er sein Leben an der Stelle wo er fiel ausgehaucht haben, und wäre dann je noch ein Ueberbleibsel von ihm zu Tage gekommen, so würde dadurch möglicherweise der ganze Bezirk in Unruhe gestürzt und einem unschuldigen Volke das Brandmal eines feigen Mords aufgeheftet worden seyn. Dieser Unfall hatte indeß für Artous höchst glückliche Folgen. Er sah ein unerschöpfliches Feld von Reichthümern vor sich, denn er kannte den Werth der Blutegel sowie den Begehr darnach in Frankreich. Plötzlich reiste er daher nach Marseille ab, veranlaßte seine Brüder gemeinsame Sache mit ihm zu machen, gieng nach Konstantinopel zurück, schloß daselbst, unter Vermittlung des französischen Botschafters mit der Regierung des Sultans einen Vertrag ab, und nahm unbestrittenen Besitz von diesen entsetzlich ungesunden und, wie man hätte glauben sollen, nutzlosen Marschen, mit einem eigenen Ferman in seiner Tasche. Dieß hatte sich einige Jahre vor unserm Besuch zugetragen, und der Pacht des Monopols war in der Zwischenzeit schon mehr als einmal erloschen und wieder erneuert worden; jedesmal aber war er genöthigt gewesen eine größere und größere Summe für das Privilegium zu bezahlen, denn die Ortsbehörden hatten erkannt welchen Schatz der ungläubige Franke zufälligerweise gefunden und sich angeeignet hatte, und alles was in ihrer Macht stand gethan um ihn aus seiner Stellung zu vertreiben. Allein die höchste Angebotssumme trug stets den Sieg davon, und Artous hätte, bei einer so vielverheißenden Speculation als Stützpunkt, jederzeit Gelder genug an der Marseiller Börse erheben können um damit ganz Adana an sich zu kaufen.

Dieß ist ein kurzer Umriß der früheren Verhältnisse unsers Freundes, des Blutegelhändlers, und nun dürfte eine kurze Skizze seines täglichen Lebens und seiner Beschäftigungen sowie seiner häuslichen Lage unsern Lesern nicht ganz uninteressant seyn. Zu besserer Sicherung sowohl seiner Person als seines Eigenthums hatte er sechs oder acht verfallene alte Häuser gemiethet, deren eines sich eines umfangreichen Hofraums berühmte, und das in der unmittelbaren Nachbarschaft des Serai oder Pascha-Palastes lag, wo eine ansehnliche Leibwache und der persönliche Einfluß des Pascha's dem waghalsigen Fremden genügenden Schutz boten. Die innern Scheidewände niederreißend und alle Straßenthor-Eingänge verbauend, mit Ausnahme des in der Nähe des Pascha-Palastes befindlichen, welchen er erweitern und verstärken ließ, hatte Artous aus den sechs oder acht geschlossenen Räumen eine umfangreiche Anlage gemacht, in welcher ein vollkommener Hain von Orangen- und Limonen- und ein oder zwei stattliche und fruchtbare Aprikosenbäume blühten, deren Schatten ihm während der Hitze des Tages liebliche Kühlung boten. Außerdem gab es da eine oder zwei in vollem Spiel begriffene Fontänen und unzählige Brunnen und Wasserbehälter, deren letztere mit Rücksicht auf das Geschäft angelegt worden waren. Die sämmtlichen Häuser hatte er in statu quo gelassen, verwendete sie aber meist zu Zwecken welche nichts gemein hatten mit denen wozu sie ursprünglich bestimmt waren. Eines dieser Häuser z. B. diente als Vorrathskammer für den eigenthümlichen Thon in welchen die Blutegel vor ihrer Einschiffung verpackt werden müssen, während das zweite bis zur Decke hinauf mit leeren Kisten angefüllt war, bestimmt zur Aufnahme sowohl des Thons als der Blutegel, und insgesammt mit schön durchbohrtem Boden versehen, so daß das überflüssige Wasser, welches während der Reise von Zeit zu Zeit über diese Kisten gegossen werden muß, abfließen kann, ohne daß die Kisten verfaulen und die Blutegel selbst zu Grunde gehen. Ein drittes Haus war ein ungeheurer Behälter ausgewachsener Blutegel, die entsetzlich in allem herumkrochen was zu ihrer Aufnahme dienen konnte, von einer leeren Pökelflasche an bis zu einem großen steinernen Becken im Fußboden. Um diese Thiere häufig mit frischem Wasser versehen zu können, war diese Menge von Quellen und Brunnen ein unumgängliches Bedürfniß gewesen, und in den heißesten Monaten nicht nur nothwendig für die Blutegel, sondern auch für die Gesundheit der menschlichen Inwohner selbst, welche mit den aus schmutzigen und vernachlässigten Straßen herrührenden örtlichen Pestilenzursachen genug zu kämpfen hatten, und nicht auch noch unmittelbar neben ihren Liegerstätten einen Krankheitsherd pflegen durften.

Das vierte Haus war als hübsches Comptoir hergerichtet worden, und in der That ausschließlich diesem Zweck gewidmet. Hier aber, kann man sagen, hat es mit dem geschäftlichen Theil der Gebäude ein Ende.

In plötzlichem und angenehmem Austausch für den Thon und die Blutegel — der ganze Raum ihres Theils des Hofes war gepflastert, mit Ausnahme der Stelle wo Orangen- und Limonenbäume wuchsen — kamen wir auf einen schönen Boden, mit Kiesgängen und da und dort angebrachten lieblichen kleinen Lauben, das Ganze niedlich angelegt mit Rosen und Jasmin und andern wohlriechenden Blumen.

Unser Freund, der Blutegelhändler, von Natur ein Kosmopolit, hatte sehr weislich beschlossen sich während seiner freiwilligen Verbannung unter den ihn umgebenden Barbaren mit allem Nothwendigen, so wie mit allem europäischen und morgenländischen Luxus, über den seine Börse gebieten konnte, zu versorgen. Seine Speisekammern waren gefüllt und boten einen Anblick dar den sicherlich niemand mitten im Herzen einer fanatischen türkischen Stadt zu finden sich hätte träumen lassen. Weine, Bier, Branntweine, Liqueurs, Champagner, Sardellen, Schinken — hör es, o graubärtiger Mufti! — Käse, Würste, Eingepökeltes, mit einem Wort alles was eines Oelhändlers, Brauers und Weinhändlers Magazine zusammengenommen erzeugen konnten, war darin aufgespeichert. Seine Küche war nach europäischem Muster eingerichtet, und er hatte, bis ein schlimmes Fieber ihn grausam dieses Dieners beraubte, sich der Geschicklichkeit eines Künstlers — eines ächten französischen Kochs zu erfreuen gehabt, dessen Ruf Capitäne und Fremde aller Art aus jedem innerhalb zwanzig und mehr Meilen gelegenen Seehafen herbeizog. Aber ach, der Treffliche war den Weg alles Fleisches gegangen, und ein Armenier aus Aleppo in seine Stelle getreten — ein in der That sehr kümmerlicher Ersatz, wie man uns sagte.

Das Haus des Blutegelhändlers selbst war eine sonderbare Mischung von europäischem und morgenländischem Geschmack, der indessen dem Klima nicht übel angepaßt war. Er hatte französischpolirte Bettstätten neben türkischen Divans — Sessel waren auf das Speisezimmer beschränkt — wallnußhölzerne Waschtische mit morgenländischen Wasserkannen und Becken in seinem Schlafzimmer; einige Stubenböden bedeckt mit ägyptischen Matten, einige mit türkischen Teppichen, einige mit französischer Wachsleinwand. Ein außerordentliches Fest aber war es für uns daß er ganze Kisten des vorzüglichsten Thees besaß, und da man in der Stadt eine sehr vortreffliche Milch bekommen konnte, so genossen wir dieses Getränk trotz dem Mufti und den Ulemas und allen andern Fanatikern der Stadt. In einem andern Zimmer im Hause gab es eine Menge Nahrung für den Geist — Bücher und Flugschriften, Reihen von Zeitungen und ein Mikroskop; — ja, eine furchtbare Neuerung! sogar eine photographische Maschine, mit welcher Artous sich in mancher müßigen Stunde unterhielt, und die Bildnisse seiner Arbeitsleute im Hof, ohne daß sie Kenntniß davon hatten, aufnahm. Diese Arbeiter waren insgesammt bigotte Türken, die ihn bis auf den letzten Mann verlassen haben würden, wenn ihnen auch nur im Traume der Gedanke gekommen wäre daß ihre Physiognomien an diesem oder jenem Tag mittelst der Sonne für eine Anzahl fränkischer Ungläubigen abgebildet würden, bloß um sich über ihre Bärte lustig zu machen. Um ihnen jedoch Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß ich bemerken daß sie die häßlichsten Gesellen waren auf die man seine Augen werfen konnte. Ihre Armuth, nicht ihr Wille, veranlaßte sie für einen Christenhund zu arbeiten, und sein Salz zu essen.

Ein Besuch von Reisenden war für den gastfreundlichen kleinen Blutegelhändler stets ein Festtag gewesen, in den letzten Jahren aber waren derartige Ereignisse in der That selten geworden, und sein Leben war in trauriger langweiliger Eintönigkeit verflossen, obgleich sein Geschäft ihm den Tag über vollauf zu thun gab. Selten geschah es daß einer von seinen Brüdern in Zwischenräumen von Monaten für länger als eine oder zwei Wochen bei ihm bleiben konnte, so daß er sich von aller Gesellschaft vollständig abgeschnitten sah, und nur hin und wieder mit dem italienischen Arzte der Truppen, einem gewandten Manne, aber einem Renegaten und Menschenfeind von Kopf bis zu Fuß, eine Unterhaltung pflegen konnte. So war denn Artous ganz auf seine eigenen Hülfsquellen angewiesen. Einer seiner Brüder mußte im District hin- und herreisen um die verschiedenen Agenten zu besuchen, und ein aufmerksames Auge auf die Aerzte und andere Wilderer zu richten, welche, wo immer sich Gelegenheit dazu bot, dem Blutegelmonopol Abbruch thaten, und sich zum großen Nachtheil des Inhabers in kleine Privatspeculationen einließen. Der andere Bruder brachte sein Leben in beständigem Hin- und Herreisen zwischen Marseille und Mersina (der Seehafenstadt von Tarsus) zu, indem er die Blutegel-Ladungen auf die französischen Märkte geleitete, ihre Pflege während der Reise beaufsichtigte, und dann zurückkehrte um eine neue Ladung abzuholen. Daher kam es daß der ältere fast stets allein war, und eine ganze Reihe von Jahren hindurch, wie er uns erzählte und wir selbst Zeuge davon waren, folgende Lebensweise führte.

Er hatte mehr als zweihundertundfünfzig Männer, Weiber und Kinder in seinem Dienste, welchen er je für ein Dutzend Blutegel eine gewisse Summe bezahlte, deren Höhe nach der Größe und Beschaffenheit der Thiere verschieden war. Obgleich diese armen Tröpfe — und beklagenswerthere kränklicher aussehende Menschen lassen sich kaum denken — ihren Lebensunterhalt einzig und allein durch den Blutegelfang erwerben mußten, so waren sie von Natur aus doch so träg, daß Artous selbst sich genöthigt sah schon bei Tagesanbruch aufzustehen, und sie in die Marschen zu treiben. Der Fang ist nämlich stets ein schlechter wenn die Hitze des Tages hereingebrochen ist, da die Blutegel beim Transport aus den Marschen nach den Vorrathskammern leicht hundertweise zu Grunde gehen, so daß man die Leute bei Zeiten ins Wasser bringen muß; dort patschen sie dann mit nackten Beinen, an denen sehr bald das arme Blut herabströmt das ihre Adern enthalten, ein paar Stunden lang herum, besprengen jeden frischen Blutegel der sich an sie angehängt hat, um ihn loszumachen, mit Salz, und legen ihn hierauf in eine tiefe enge Schüssel, die zur Hälfte mit schlammigem Wasser gefüllt ist. Während dieses Zeitraums unterhielt sich unser Wirth, der ein vortreffliches Gestüt und eine Menge guter Hunde besaß, mit Reiten und Schießen in der Umgegend, wobei er, eines etwaigen Unfalls wegen, stets von einigen Leibdienern begleitet wurde. Wild erbeutete er bei solchen Ausflügen in Fülle, und unter andern Gegenständen die man in seinem Hause trifft, befand sich ein zahmer junger Bär, den er während eines dieser Ausflüge eingefangen hatte; ein Flamingo, der in die Flügel geschossen worden war, aber genas; ein Pelican, der sich jeden Tag in den benachbarten Seen seine Nahrung holte, und bei Untergang der Sonne regelmäßig zurückkam, und unzählige andere kleine Brut in der Gestalt von Vögeln und vierfüßigen Thieren aller Arten.

Etwa um 10 Uhr kehrt der Blutegelhändler mit seiner buntscheckigen Arbeitermenge durch die schattigsten Straßen nach Hause zurück; die Blutegel erhalten frisches Wasser, die Aufseher zählen und bezahlen dieselben, und er nimmt sie dann, wenn sie gehörig geordnet sind, und bevor noch die Leute für den Tag entlassen werden, in Augenschein. Selten, sehr selten verwendet er sie während des Abends; geschieht es aber dennoch, so liegt es natürlicherweise in ihrer eigenen Wahl den ganzen übrigen Tag außen zu bleiben wenn sie wollen; denn sie können sich darauf verlassen daß sie, für so viele lebendige Blutegel als sie hereinbringen, bezahlt werden.

Nach dem Frühstück, das man gewöhnlich al fresco unter einem Aprikosenbaum einnimmt — wo in der heißen Jahreszeit oft süße reife Früchte einladend auf den Teller herabfallen, treten gewöhnlich einige alte türkische Officiere, mit Pantoffeln an den Füßen und einer Pfeife in der Hand, herein, um mit dem „Salukdschi Baschi" (buchstäblich: dem „Häuptling der Blutegel") zu plaudern, und einige Damen- oder Dominospiele mit ihm zu machen, dabei aber nicht vergessend nach einem großen Humpen französischen Weins zu schielen. Ziehen dann um Mittag die türkischen Gäste sich zu den Gebeten und der Mahlzeit zurück, und ist die Nachmahlzeit-Siesta vorüber, so findet der einsame Blutegelhändler eine Weile Trost unter seinen Büchern oder Papieren, oder unter dem Einfluß von Latakia-Tabak, und stellt Betrachtungen an über die wahrscheinlichen Ergebnisse seines Blutegelvorraths; oder aber er widmet sich den Geschäften seines Comptoirs, und versenkt sich fadentief in Rechnungen oder Speculationen, oder bringt ein sonstiges Geschäft und eine Privatcorrespondenz, die er wegen ihrer minder großen Dringlichkeit hatte verschieben können, zum Abschluß. Dann wieder klopft, in Zwischenräumen von je sieben Tagen, ein erhitzter und ermüdeter Regierungstatar wüthend an die äußere Thüre, und unterbricht auf angenehme Weise die Monotonie des Alltaglebens in Marasch durch Ueberbringung von Briefpaketen und Zeitungspäcken, die in dieser Einsamkeit eine wahre Himmelsgabe für den Blutegelhändler sind, und seinem Geist eine angenehme Erholung gewähren in jenen langweiligen und dunkeln Stunden zwischen dem Abendessen (6 Uhr) und der Bettzeit — einer Zeit, wo die ganze Stadt sich zur Ruhe gelegt hat — und man zieht sich hier mit den Hähnen und Hennen in sein Nest zurück — wo selbst seine Diener über ihren Abendpfeifen vom Schlaf überfallen werden, und die Einsamkeit und Verlassenheit unerträglich wäre ohne das absorbirende Interesse welches eine Reihe französischer Blätter, oder, wenn diese fehlen, selbst die magere Konstantinopeler Zeitung mit ihrer erfreulichen Nachricht über des Sultans regelmäßigen Moscheebesuch bietet. Damit, so wie mit dem Tschibuk und etwas warmem, das er schlürft bevor er selbst sich zur Ruhe begibt, schleppt sich die Zeit so oder so hin, und es ist für den exilirten Blutegelhändler ein tröstender Gedanke zu wissen daß jede kommende Woche seinen Capitalstock vergrößert, und den Abstand verkürzt zwischen seinem gegenwärtigen Leben und dem welches er sich, wenn der Tod ihn nicht von hinnen ruft, in Aussicht gestellt hat.

Einmal im Jahr, wenn die eigentliche Saison herannaht, und die Ankunft des Marseiller Bruders diese Thatsache ankündigt, tritt eine vollständige Revolution in dem Alltagsleben des Blutegelhändlers ein; vom ersten Grauen des Tages an bis um Mitternacht ist dann alles geschäftig, und drängt zu den Thüren herein. Alle die magern Blutegelfänger haben in dieser Zeit vollauf zu thun um die leeren Kisten zu füllen: jetzt mit einer Schicht weichen Thons, dann mit einer dicken Schicht sich windender Blutegel, sodann abermals mit einer Schicht Thons und weiteren Blutegeln, und so fort abwechslungsweise, wobei der Thon stets sorgsam befeuchtet werden muß. Ueberdieß sind Zimmerleute da um die Kisten zuzunageln, sobald sie bepackt sind, oder neue zu verfertigen, wenn dringende Nachfrage herrscht. Andere Arbeiter häufen dieselben für Kamel- oder Maulthierladungen in gehöriger Größe und Schwere auf, und binden sie mit Stricken fest zusammen. Kamel- und Maulthiertreiber vermehren das Getöse, indem sie unter sich über Gewicht und Ladung hadern. Zollhausbeamte suchen lärmend außer der erhobenen Gebühr noch ein Bakschisch für sich davon zu tragen, und ein soldatisch aussehender Türke, der am einen Fuß einen Pantoffel, am andern einen Stiefel trägt, und der Privatsecretär des Pascha's ist, flüstert Hrn. Artous bedeutungsvoll zu daß die Saison eine sehr gewinnreiche gewesen sey, „Il Hamdil Allah!" (Gott sey gelobt!), und daß der Pascha in einem Duzend Flaschen ächten französischen Cognacs gern die Gesundheit des besagten Kaufmanns und seiner Freunde trinken würde.

Endlich ist alles zum Aufbruch bereit; der junge Bär und der Pelikan und der verwundete Flamingo werden der Obhut des armenischen Kochs empfohlen; Artous und seine Freunde schwingen sich in ihre Sättel, und übernehmen die Leitung einer Karawane welche einige Millionen Blutegel bei sich führt, und die im Verlaufe von etwa vierzehn Tagen — Fracht bezahlt und Ladung versichert — weit in See seyn werden. Nach einem Monat oder sechs Wochen hat dann unser Freund, der Blutegelhändler, die ekelhafte, aber nützliche Waare in solide und eben so nützliche Goldmünzen verwandelt.

Neuere Mittheilungen in Bezug auf die tamulische Literatur.

(Von K. Graul, Dr. Th.)

Pantscha-Tantra-Kathei, d. i. die fünf Klugheitsregeln in Erzählungen.

(Schluß.)

Wer keinen Verstand hat, fährt Tamanachen fort, woher soll denn die Stärke kommen? Einst tödtete ein Hase mit Hülfe seiner Klugheit einen Löwen. Da frug Karadachen: Wie gieng das zu? und Tamanachen antwortete:

In einem dichten Walde lebte ein Löwe Namens Mathonmatten. Er verspeiste alle Thiere die darin sich aufhielten, und wurde dabei ganz fett und üppig. Da kamen alle Thiere zusammen und sprachen zu ihm: „O König der Thiere! Wenn du also alle Thiere deines Waldes tödtest, so wird es bald gar keine mehr geben; wir wollen dir daher täglich eines bringen, das magst du verzehren!" So baten sie, und

der Löwe sagte: „Wohlan, ich schwöre euch daß ich so thun will." Während er nun so that, kam eines Tags die Reihe an einen alten Hasen. Da traten alle Thiere zusammen und sprachen: „Heute bist du an der Reihe, geh!" Der Hase aber dachte bei sich: Da heute mein Tod gekommen ist, so muß ich mir eine List ersinnen. Was doch gelingt dem Klugen nicht? Ich werde jetzt mit List den Löwen tödten, So überlegend begab er sich langsam zum Löwen, so daß er erst nach der Essenszeit desselben anlangte. Da fuhr ihn der Löwe an: „Hase! auch der Elephant wird sich scheuen nach meiner Essenszeit zu kommen. Was bist du für ein Thierlein dagegen? Ist's recht, daß du so säumig kommst?" So sprechend schlug er in großem Zorn mit der Tatze auf die Erde. Der Hase aber antwortete: Herr, es ist nicht meine Schuld; ich habe mich zu deiner Essenszeit eingestellt; auf dem Wege jedoch kam mir ein gewaltiger Löwe entgegen; ich erschrak und verbarg mich, und erst als er weg war, setzte ich meinen Weg hieher fort. „Was?" frug der Löwe, „du hast in diesem Walde einen zweiten Löwen gesehen? Zeig ihn mir!" Mit diesen Worten nahm er den Hasen mit sich. Dieser zeigte dem Löwen einen verfallenen Brunnen, in welchem viel Schlamm und Wasser war, mit der Bemerkung: „Da drinnen ist er." Der Löwe glaubte dem Hasen und reckte sich um in den Brunnen hinabzusehen. Er hielt sein darin abgespiegeltes Bild für jenen Löwen, und sprang, um ihn zu tödten, hocherbost hinunter. Da kam er, im Schlamm versinkend, um.

Daher habe ich dir gesagt: „Wer klug ist, der ist stark." So sprach T., und K. erwiederte: „Wohlan, geh zum Löwen; ich wünsche dir Glück dazu."

Sobald nun Tamanachen eine Gelegenheit ersehen hatte wo der König allein war, begab er sich zu ihm, machte seine Reverenz und sprach: „Herr! Euch ist jetzt etwas schlimmes widerfahren. Ich habe es in Erfahrung gebracht und daher, ohne einen Befehl abzuwarten, um eine Audienz gebeten." Der Löwe erwiederte: „Warum handelt es sich? sprich!" Tamanachen antwortete: „Euer Freund, Sansivachen, stellt sich zwar ergeben gegen Euch, er geht aber damit um Euch der Herrschaft zu berauben und sie an sich zu reißen. Ihr mögt es nicht glauben, und daher zürnen oder gar strafen, — es ist aber die Pflicht eines guten Ministers, wenn dem König etwas schlimmes zustößt, das eigene Interesse nicht anzusehen, vielmehr dem König gute Mittel an die Hand zu geben und ihn zu den nöthigen Maßregeln zu veranlassen. Daher habe ich Euch die Sache nicht vorenthalten wollen."

Der König schwieg verwundert.

Darauf Tamanachen: „Ihr habt ihn zum ersten Minister gemacht. Meinetwegen; was geht es mich an! Allein, wenn der König und sein Premierminister gleichstehen, so wird den einen von beiden das Herrscherglück bald ganz fliehen. Ferner: Wenn ein König einen zum ersten Minister macht, so schwillt diesem gar bald der Kamm, und er trachtet, aus Lust nach selbständiger Herrschaft, den König aus dem Weg zu räumen. Daher ist ein solcher Minister mit der Wurzel auszurotten, sonst kommt durch ihn Unheil. Brauch' ich Euch das erst zu sagen? Ihr selbst wißt alles. Einer der nach dem Glück dieser Welt nicht trachtet, ist eine große Seltenheit."

Der König lachte zu dem allem und sprach: „Ich kann meine Freundschaft für Sansivachen nicht fahren lassen. Denn wenn auch Freunde manches Unrecht thun, so muß man es doch für Liebe ansehen."

Darauf Tamanachen: „Das ist falsche Weisheit; sie wird Euch Gefahr bringen. Denn: Wer nicht der Guten, sondern der Bösen Rath hört, der wird es wie der Kranke, welcher keine Arzenei einnehmen will, büßen müssen. Ein Rath der den Ohren süß und doch heilsam wäre, ist schwer zu haben. Des Mörders Wort mag süß klingen; allein wird man darauf hören dürfen?"

Darauf der Löwe: „Ich habe ihm Zuflucht gewährt; sollte er nun auf Verrath sinnen? Welche Sprache führest du doch! Geh!"

Tamanachen: „Wird sich auch die Natur der Bösen ändern? Läßt sich auch eines Hundes Schweif gerade machen? Gieß Nectar an den Etti-Baum (Strychnos nux vomica C.), er wird doch keine süßen Früchte tragen. Ich habe diese Angelegenheit zu Eurer Majestät Kunde gebracht, wenn auch Dieselben nicht darauf hören. Denn das ist der Guten Hauptpflicht andern wohlzuthun. Ich habe hinfort keine Schuld. Wenn ein König den Rath eines Schwindlers hört und Schaden leidet, so pflegt man seinen Beamten die Schuld beizumessen. Daher habe ich die Sache Eurer Majestät mitgetheilt." So sprach Tamanachen und schwieg.

Darauf der Löwe: „Ich muß darüber mit Sansivachen sprechen."

Tamanachen: „Wenn Ihr das thut, so wird er sich vorsehen und auf andere Weise Unheil anzurichten suchen. Es ist durchaus gerathen mit ihm nicht darüber zu sprechen; denn des Königs geheimer Rath darf nicht ausgeredet werden."

Darauf der Löwe: „Was kann denn Sansivachen, wenn es zu Feindseligkeiten kommt, ausrichten? Was hat es mit seiner Tüchtigkeit zu sagen?"

Tamanachen: „Wir sind nicht im Stande ihn zu taxiren. Wie sollen wir seine Stärke und seinen Charakter kennen? Man soll niemanden zu sich heranziehen ohne seine Art zu kennen. Thut man's doch, so wird's gehen, wie da wo eine Zeuglaus eine Wanze aufnahm und dadurch zu Grunde gieng."

Darauf der Löwe: „Sag an, wie war das?"

Tamanachen: „In dem baumwollenen Bett eines Königs wohnte lange schon eine Zeuglaus, Namens Mandawisarppani. Eines Tages nun kam eine Wanze, Namens Tindiben, in ihr Haus. Die Laus sprach: „He da, du bist ein schlechtes Subject; mit dornartigen Zähnen beißest du, noch ehe die Leute schlafen, unverschämt darauf los. Du verstehst dich nicht auf die rechte Zeit; daher eignest du dich durchaus nicht in dem Bett eines Königs zu logiren. Hinweg mit dir!" So schalt die Laus heftig; aber die Wanze erwiederte: „So handle ich nicht; ich werde dir genau folgen, und fiel der Laus zu Füßen. Diese sprach erweichten Herzens: „Nun gut! Du wirst also nicht gleich zubeißen, sondern wenn du siehst daß der König schläft, ganz sanft anbeißen und nur ein klein wenig Blut trinken." Die Wanze sagte zwar: „Schön!" aber, noch während der König wachte, biß sie hastig los. Dieser fuhr in die Höhe, und schreiend: „Was in aller Welt hat mich gebissen?" rief er seine Diener, die sogleich Licht brachten und die Sache untersuchten. Mittlerweile verkroch sich die Wanze schnell in einen Winkel, und siehe da, die Laus, die ihr Wohnung gegeben hatte, wurde gefangen. — „Aha, du hast unsern König gebissen, nicht wahr?" Mit diesen Worten zerquetschten sie die Diener des Königs, und sie konnte ihrem Untergang nicht entrinnen.

Daher soll man sich ja in niemandes Umgang einlassen, bevor man seine Art kennen gelernt hat.

Der König: „Sobald sich der böse Charakter Sansivachens klar herausstellt, will ich's glauben."

Tamanachen: „Nun, wenn er mit Mordgedanken wider euch, die Hörner herorstreckend, euch nahet, so wird sein Charakter sicherlich klar werden."

So sagend, verließ er den Löwen und begab sich zum Stier. Er stellte sich seelenbetrübt. „Freund, bist du wohl?" fragte Sansivachen. „Woher," erwiederte Tamanachen, „sollte einem Königsdiener das Wohlseyn kommen? Glück und Unglück sind beisammen. Wer ist denn einem König etwas werth? Wird auch ein Bettier von ihm geachtet werden? Ach was sind das für Zeiten! Wer kann auf einen Freund zählen. Man muß immer nachrechnen, was die eigene Kraft vermag."

Darauf Sansivachen: „Warum doch sprichst du so?"

Tamanachen: „Darf man denn über treulose Absichten von Seiten des Königs mit einem andern reden? Erfährt's der König, so tödtet er. Da du jedoch im Vertrauen zu mir mit dem König Freundschaft geschlossen hast, so will ich mich gegen dich aussprechen. Der Löwe ist sehr böse auf dich; er gedenkt dich zu tödten und seinem ganzen Heere ein gutes Festmahl zu bereiten."

Da das Sansivachen hörte, ward er sehr bekümmert und versank in Nachdenken.

Tamanachen: „Was gibt es da für einen andern Rath? Was immer einem zustößt, — dem gemäß muß man sich benehmen."

Sansivachen: „Was du sagst, ist alles sehr wahr. Es ist einmal so in der Welt. Weibern und Schurken ergeben sich die Könige in der Regel zu eigen; sie protegiren Hallunken. Werde mit einem bösen Menschen noch so dick Freund — er ist und bleibt verkehrt gesinnt. Magst du einem Blinden den Spiegel vorhalten, magst du einem Tauben die heilige Formel ins Ohr sagen, sie werden sich doch verkehrte Gedanken machen. So ist es auch mit dem Bösen. Wie der Sandelbaum mit Schlangen und der Tarschei-Strauch (Pandanus odoratissima L.) mit Dornen vergesellschaftet ist, so werden die Könige von schlechten Leuten umringt. Das ist der Grund daß uns solch ein Unheil widerfahren ist."

Tamanachen. Einen süßen Mund hat unser König; sein Herz aber ist sehr bitter. Brahma hat vor Zeiten zur Ueberschreitung des Meeres das Schiff bereitet; er hat zur Vertreibung der Finsterniß das Licht geschaffen; er hat zur Zähmung des Elephanten den Stachel geformt; allein die Weise, eines bösen Menschen Willen zu beugen, hat er nicht gezeigt.

Als dieß alles Sansivachen hörte, seufzte er tief auf und sprach: „Ein großes Unheil ist mir zugestoßen; es zu entfernen, fühle ich mich untüchtig. Wie wird der entkommen, der in des Todesgottes Rachen hängt? Wie die Krähen und die übrigen Thiere ein harmloses Kamel umringten und tödteten, so bringen einen die hinterlistigen Schurken um, wenn man auch ohne Schuld ist."

Da frug Tamanachen: „Wie gieng denn das zu, mein lieber Bruder?" und Sansivachen antwortete:

In einem Wald herrschte ein Löwe, Namens Mathorkkaden, der einen Schakal, einen Tiger und eine Krähe zu Ministern gemacht hatte. In diesen Wald verlief sich eines Tages ein Kamel. Da fragte einer dieser Minister, die Krähe: „Wer bist du?" Das Kamel antwortete: „Ich bin, des Weges verfehlend, hieher gekommen." Die Krähe nahm das Kamel mit zum König. Dieser ließ sich den Vorfall erzählen und sprach dann zu dem Kamel: „Fürchte dich nicht, du sollst unsrer Minister einer werden." Mit diesen Worten nahm er das Kamel unter seinen Schutz, nannte es Mandanachen und behielt es in seiner Nähe. So vergieng eine lange Zeit. Als sich nun der König einmal unbaß fühlte, rief er jene drei und sagte zu ihnen: „Ich kann heute nicht auf die Jagd gehen, gebet daher ihr, und bringt mir irgendwelche Beute; was ich dann übrig lasse, dürft ihr essen!" So giengen denn die drei nach dem Willen des Königs in jenem Wald auf Beute; allein sie fanden keine. Da trug die Krähe dem begleitenden Mandanachen ein Geschäft auf, das ihn abseits führte, und ließ sich dann gegen die beiden anderen so vernehmen: „Heute wollen wir den Mandanachen tödten. Was haben wir von ihm, der Gras und Pflanzen ißt, für Nutzen?" Die anderen antworteten: „Sehr schön, allein unser König hat ihn unter seinen Schutz genommen, wie darf man ihn tödten? Es ist rein unmöglich." Die Krähe: „Aber dann werden wir heute von Königs Hand sterben müssen; denn vor Hunger verläßt auch eine Mutter ihr Kind und die Schlange trinkt die selbst gelegten Eier. Welche Schandthat ist ein von Hunger Geplagter zu verrichten nicht fähig? Leuchtet euch das nicht ein?" So sprach die Krähe und begab sich zum König, den sie so anredete:

„Majestät, heute haben wir auch gar nichts erjagt."

Als nun der Löwe frug, was zu thun wäre, antwortete die Krähe: „Da ihr über eine gute Beute zu verfügen habt, warum doch wolltet ihr nach etwas anderm ausschauen? Warum Ghi suchen, wenn man Butter hat?" Der Löwe: „Wo hab' ich denn irgend Speise?" Die Krähe; „Ei da ist ja das Kamel Mandanachen."

Als das der Löwe hörte, berührte er mit der Hand die Erde, rief laut: „Siva, Siva!" legte die Hand aufs Ohr und sprach: „Ich habe ihn ja in meinen Schutz genommen; wie kannst du solche verkehrte Worte reden? Darf man denn solche die zu einem ihre Zuflucht nehmen, verlassen? Zufluchtgeben ist besser als Kuh-, Land- und Getreidespenden; es ist eine Tugend, die sogar das Pferdeopfer übertrifft. So sagen selbst die heiligen Schriften."

Darauf die Krähe: „Geruhet, nur Eine Bitte anzuhören. Für eine Familie darf man eine einzelne Person fahren lassen, für ein Dorf ein Hauswesen, für ein Land ein Dorf, für die Seele aber ein Land. So ist denn das ganz und gar keine Sünde. Gleichwohl sollt Ihr selbst das Kamel nicht tödten; wir wollen es tödten. Außerdem soll es selbst dazu seine Einwilligung geben; erst dann wollen wir es tödten."

Der Löwe schwieg. Die Krähe nahm das Schweigen als Befehl und holte die andern herbei. Dann trat sie vor den König: „Herr, heute haben wir gar nichts zu essen gefunden, und Ihr müßtet demnach nüchtern bleiben. Das darf aber nicht seyn; verzehret mich!"

Der König: „Wie groß bist du denn? Werde ich satt werden, wenn ich dich esse? Reicht wohl dein Fleisch hin für meinen hintersten Zahn?"

Darauf der Schakal: „So esset denn mich."

Aber der König erwiederte: „Mit dir stehts nicht anders; du bist mit nichten mehr für mich."

Nun trat der Tiger vor: „Da ich von beiden der größte bin, so werdet ihr, wenn Ihr mich verzehret, satt werden."

Allein der König sprach: „Was bist du für meinen Hunger? Meinst du wirklich daß du dazu ausreichst?"

Da das Kamel das hörte, trat es vor den König hin und sagte: „Bin ich nicht von allen der größte? Beliebt's euch, so verzehret mich!"

Kaum hatte es dieß Wort gesprochen, so fielen der Tiger und der Schakal über das Kamel her, tödteten es — o Weh! — im Nu, und so wurde es dann ganz verzehrt.

Darum, wo viel über einen herkommt, da ist nicht gut seyn, man verliert sein Leben. Dieß darf man gewiß seyn, so ist es auch hier. Dennoch ist es besser kämpfen, als ruhig unter den Händen der Bösen sterben; denn „wer in der Schlacht stirbt, der ererbt den Himmel; wer aber den Feind besiegt, der erlangt das Reich." So ist denn dem Helden Leben und Sterben eins. So sprach Sansivachen.

Darauf Tamanachen: „Wer, ohne die Stärke seines Gegners zu kennen, Streit anfängt, der wird in ähnlicher Weise, wie das Meer von dem Sittu (einem Vogel), gedemüthigt werden."

„Wie gieng das zu, Brüderchen?" frug Sansivachen, und Tamanachen antwortete!

Am Meeresufer hatten zwei Sittus unter einem Strauch ein Nest gebaut. Da sprach das Weibchen zum Männchen: „Wo doch kann ich die Eier hinlegen?" Das Männchen erwiederte: „Nun dieß ist ja ein ganz guter Ort." Das Weibchen: „Ach nein, an diesem Meeresgestade möchte es vielleicht gefährlich werden." Das Männchen: „Ei, das Meer hat nicht das Zeug dazu sich mit mir in einen Streit einzulassen." Das Weibchen: „Ich kann mich mit dem Meere weitaus nicht messen. Wer seine Kraft und des Gegners Kraft nicht gegen einander abwägt, dem geräth's zum Verderben; wer sie aber abwägt, dem gereicht's zum Heil." Ferner: „Wer das Wort des zum Heile rathenden Freundes nicht hört, der muß sterben, wie die Schildkröte starb, als sie den Zweig losließ."

Da frug das Männchen: „Wie gieng das zu, Frau? Erzähle!" und das Weibchen erzählte:

Ein Schwanenpaar, Bichada-Sangkadam mit Namen, und eine Schildkröte Kambukkiriven, lebten in einem Teiche freundschaftlich beisammen. Die Schwäne fürchteten, es möchte, weil gar kein Regen fiel, der ganze Teich austrocknen, und hielten es daher für das beste einen andern Teich aufzusuchen. Sie meinten aber, sie müßten ihrem Freunde davon Mittheilung machen. Da sprach Kambukkiriven: „Ihr freilich könnt euch mit Hülfe eurer Flügel leicht hinwegbegeben; wie aber soll ich an einen andern Ort gelangen?" Die Schwäne antworteten: „Nun wenn du, dich auf unser Wort verlassend, Stand hältst, so wollen wir auch dich mitnehmen, unterwegs aber darfst du auch gar nichts sprechen, dann wird's gehen."

Nun holten sie einen Zweig und sprachen zur Schildkröte: „Diesen Zweig nimm in deinen Mund und halt ihn mit den Zähnen fest! Laß ihn ja nicht los! Wir fassen ihn auf beiden Seiten in unsern Schnabel und gehen so durch die Luft."

Die beiden faßten nun den Ast fest, erhoben sich und flogen davon. Das sahen die Leute eines Ortes und riefen mit einander lachend: „Ha, was ist das? Da hat eine Schildkröte einen Zweig gefaßt und zwei Vögel haben denselben aufgehoben und gehen mit ihm durch die Luft." So sprachen sie unter einander sehr laut. Das hörte Kambukkiriven, und kaum hatte er seinen Mund geöffnet, um zu sagen: „Woher doch dieses Geräusch?" so fiel er von dem Zweig herunter auf die Erde. Da tödteten ihn die dortigen Fleischesser (zu niedern Kasten gehörige) auf der Stelle und verzehrten ihn. Daher soll man das Wort derer, die zum Heile reden, ja nicht verachten. Ferner: Wer, ehe etwas eintrifft, nachdenkt, und wenn es eintrifft, nachforscht — diesen beiden wird es wohl gehen. Wer dagegen spricht: „Was kommen soll, laß kommen!" der wird wie der Fisch Vandabieklappaven zu Grunde gehen.

So sprach das Weibchen, und das Männchen sagte: „Wie gieng das zu?" Darauf das Weibchen:

In einem großen Teiche lebten lange Zeit drei Fische, mit Namen Varumunkappaven („einer der sich hütet, ehe es kommt"), Varungkarkappaven („einer der sich hütet, wann es kommt), und Vandabinkappaven („einer der sich hütet, nachdem es gekommen ist"). Eines Tages nun kamen die Fischer und sprachen unter einander: „Das Wasser ist in diesem Teiche sehr klein geworden; so wollen wir denn morgen hierher gehen und die Fische sämmtlich fangen." Das hörte Varumunkappaven, gieng zu seinen Freunden und sagte: „Wir müssen diesen Ort auf der Stelle verlassen, nicht einen Augenblick dürfen wir hier länger verweilen." Aber Varunkarkapparen antwortete: „Wann das Unglück kommt, werden wir zusehen; sobald es geschieht, wird Rath werden!" Und Vandabinkappaven: „Seinen Ort verlassen, ist Thorheit. Denn — was kommen soll, kommt; was nicht kommen soll, kommt nicht und wenn wir's noch so eifrig herbeiriefen; daher gehe ich nicht mit." So sprach er und blieb in jenem Teiche. Varumunkappaven aber begab sich anderswohin. Am folgenden Tage mit Sonnenaufgang kamen denn die Fischer, warfen das Netz aus und fiengen die Fische. Darunter war auch Varungkarkappaven. Dieser stellte sich als wäre er gestorben. Der Fischer hielt ihn für todt und warf ihn auf das Ufer. Sobald der aber sein Auge wandte, schnellte jener ins Wasser und verbarg sich. Doch auch Vandabinkappaven war im Netze gefangen worden. Er sprang hin und her, nicht wissend was nun thun. Als das der Fischer sah, schlug er ihn mit einem Stocke todt. Die beiden andern aber waren in Sicherheit. — Deßhalb soll man alles mit Nachdenken thun.

So sprach das Weibchen und legte dann, der Weisung des Mannes gemäß, die Eier daselbst. Das Meer aber, welches die Macht des Vogels nicht kannte, riß die Eier hinweg. Als das Weibchen das sah, sprach es mit großer Betrübniß zum Männchen: „Herr, ein großes Unheil ist Euch widerfahren; das Meer nämlich hat die Eier hinweggenommen. Was nun thun?" Darauf das Männchen: „Fürchte dich nicht, ich werde die Eier wieder bringen. Schau meine Macht." Mit diesen Worten rief er alle Vögel zusammen und warf sich zu den Füßen des (Vogel-Königs) Garuda. Dieser zeigte es dem Vischnu an und sprach: „Jener Vogel ist in großer Noth, man muß ihm seine Eier wieder geben lassen." Da sah Vischnu das Meer an und gebot: „Gib ihm die Eier sogleich wieder." Kaum war das Gebot ausgegangen, so brachte das Meer die Eier wieder.

Also: Man fange ja keinen Streit an, ohne des Feindes Stärke zu kennen. Davon weiß aber der Löwe in seinem Stolze nichts.

So Tamanachen. Sansivachen aber sagte: „Wohlan! Woran soll ich des Löwen feindselige Absicht erkennen? Sprich!"

Darauf Tamanachen: „Wenn er mit aufgerichteten Ohren seinen Schweif heben wird, so erkennst du daß er dich zu morden gedenkt. Dann mußt auch du das gleiche vor ihm thun. Weißt du das nicht, du durch und durch ein Held? Warum sollte man die belehren die alles wissen?"

So sprach Tamanachen und gieng wieder zu Karadachen. Dieser trug: „Was ist nun geschehen?" Darauf Tamanachen: „In den Mund ihrer Freundschaft ist Erde gefallen. Ich habe Sansivachen eben gesagt, woran er die feindselige Gesinnung des Löwen zu erkennen habe. Nun will ich dafür Sorge tragen daß der Löwe sich demgemäß auch gebärde." Mit diesen Worten gieng er zu Pingkalen und instruirte ihn.

Als nun Sansivachen in die Nähe des Löwen kam, fand er es ganz so, wie ihm Tamanachen gesagt hatte, und ward darüber sehr betrübt. In der Ueberzeugung jedoch daß man sein Leben heldenmüthig lassen müsse, schickte er sich alsbald zum Kampfe an, und so entstand zwischen beiden ein gewaltiges Ringen.

Da sprach Karadachen: „Tamanachen, Bösewicht! durch dein Zusammenhetzen ist es zwischen dem Könige und seinem Freunde zum Kampf gekommen. In dem Buche, das von den Pflichten des Königs handelt, sind vier politische Mittel angegeben: Versöhnung, Geschenk, Spaltung und Züchtigung. Unter diesen vier Mitteln ist aber das erstgenannte das vornehmste; denn, so segensreich wie dieses, wirkt kein anderes. Mag selbst Feindschaft vorhanden seyn, — auf dem Wege der Versöhnung wird sie beseitigt. So hast du den König zu einer großen Schlechtigkeit veranlaßt. Einige unter den Königen gerathen in Gefahr, weil sie auf den Rath der Schlechten hören. Deßhalb sollen die Herrscher die Freundschaft der Guten suchen. Ein falsch gesinnter Minister, wenn er auch noch so klug wäre, sollte nie in der Nähe des Königs geduldet werden. Auch derjenige paßt nicht für einen König, der selbstsüchtig seinen eigenen Vortheil sucht und keinen andern zu ihm lassen will: denn wenn recht viele tüchtige Leute bei einem Könige sind, so gereicht das dem Könige zum Glanze; durch die Freundschaft eines Selbstsüchtigen oder eines Gewissenlosen kann ein König nicht zu Glanz gelangen. Wer da begehrt daß außer ihm niemand beim Könige Zutritt habe, den muß man für einen Feind des Königs halten. So hast du nun dieses Unheil verursacht. Die Diener sollen, wenn sie ihres Herrn Wohlwollen besitzen, sich nicht überheben, sondern bescheiden zurückhalten. Du handelst gerade umgekehrt. Das Sprüchwort: „„der Sohn gleicht dem Vater"" hast du Lügen gestraft. Was soll ich dir nun noch sagen? „Mir scheint, wie der Reiher, den Affen unterweisend, umkam, so werde ich wohl auch durch dich umkommen." So sprach Karadachen und Tamanachen frug: „Wie gieng das zu?" Darauf erzählte Karadachen.

Einst sah eine von Kälte geplagte Affenschaar Leuchtkäfer, und begab sich, da sie dieselben für Feuer hielt, der Erwärmung wegen in ihre Nähe. Nun saß da ein Vogel mit Namen Sumuchen, auf einem Baume. Der sah das, und an die Affen hinantretend sprach er: „Das ist das Feuer von Leuchtkäfern." Kaum hatte er das gesagt, so gerieth einer jener Affen in großen Zorn, faßte den Vogel und schlug ihn unter den Worten: „Mich willst du belehren?" mit einem Steine todt. Man soll daher ja keinen bösen Menschen unterweisen wollen.

Als Karadachen so sprach, verstummte Tamanachen und sagte zuletzt mit großer Herzensbetrübniß: „So habe ich mich denn solcher Schandthat schuldig gemacht!"

Nun sprach Karadachen weiter; „Durch solches Gebahren wirst du wie Tuschtaputti untergehen."

Darauf Tamanachen: „Wie kam denn Tuschtaputti zu Schaden? Sprich!" Darauf erzählte Karadachen:

Zwei Bursche aus der Kaste der Handelsleute, Tuschtaputti und Supatti, giengen des Gelderwerbes halber über Land. Da fand Supatti einen Schatz, und als er das dem andern freundschaftlicher Weise mittheilte, sagte dieser: „Wir wollen diesen Schatz hier verscharren und uns für jetzt nur ein wenig Geld davon nehmen." Supatti war damit zufrieden. Darauf nahmen sie ein wenig Geld davon, gruben am Fuße eines Baumes ein Loch und verscharrten das übrige Geld darin. Sodann kehrten sie nach Hause und lebten wie sonst freundschaftlich mit einander. Eines Tages nun gieng Tuschtaputti allein aus und trug den ganzen Schatz nach Hause. Er ließ erst mehrere Tage vergehen und sprach dann zu Supatti: „Komm wir wollen nun unsern Schatz holen." So giengen dann die beiden, und da sie, an dem bewußten Orte sich umsehend, nichts fanden, so sagte Tuschtaputti sehr betroffen zu Supatti: „Du hast das Geld von hier hinweggenommen und stellst dich nun betroffen." Auf diese Weise jagte er seinem Gefährten einen Schrecken ein und machte dem Könige Anzeige. Dieser ließ den Oberrichter rufen und gab den Befehl, die Sache im „Fünfgericht" abzumachen. Der Oberrichter sagte: in fünf Tagen entscheide ich es! und stellte somit in Gegenwart des Königs den Termin. Er kam dann und schickte sich an zur Abhaltung des Fünfgerichts.

Da sprach Tuschtaputti: „Ich habe einen Zeugen; dieser Zeuge kann jetzt gehört werden." Die Richter sagten: „So hole ihn her." Tuschtaputti gieng nun nach Hause und sprach zu seinem Vater: „Väterchen, durch Ein Wort von Euch könnt ihr mir bis zu 10,000 Sternpagoden verhelfen." — „Wie doch?" frug der Vater, und Tuschtaputti antwortete: „Ihr habt Euch nur für heute Abend in eine Baumhöhlung zu setzen, und wenn dann der Oberrichter und die übrigen Richter kommen und fragen: „Wer hat das Geld von hier hinweggetragen?" so sagt Ihr: „„Supatti hat es hinweggetragen"" — dann ist alles gemacht. Da sprach der Vater: „Durch Böses thun zum Genuß des Guten gelangen wollen, heißt thöricht handeln, wie jener Storch." Tuschtaputti frug: „Wie gieng das zu?" Der Vater erzählte:

Ein dummer Reiher, der alle von ihm ausgebrachten Jungen einer Schlange zur Verspeisung preisgab, saß mit seinem Weib am Strande eines Teiches und dachte darüber nach was sich wohl thun ließe, um seine eben ausgebrachten Jungen zu bewahren. Da kam des Reihers Freund, der Krebs Kuliren, und fragte: „Was sitzet ihr denn heute so betrübt hier?" Nun erzählten sie ihm ihre ganze Geschichte. Darauf sagte Kuliren zu dem Männchen: „Wohlan, ich sage Euch ein Mittel, die Schlange zu tödten. Wenn Ihr von dem Schlupfwinkel des Ichneumons an bis zu dem Ort wo die Schlange sitzt, Fische streut, so wird sich die Sache machen." So that denn der Reiher. Das Ichneumon kam aus seinem Schlupfwinkel heraus, verzehrte die Fische, biß die Schlange todt, verspeiste aber zuletzt auch die Jungen des Reihers. Man soll daher solchem Rath nicht folgen.

Tuschtaputti jedoch hörte nicht auf seines Vaters Rede, schleppte vielmehr seinen Vater mit Gewalt fort und setzte ihn in die Baumhöhle. In der Dämmerung dann führte er den Oberrichter sammt den übrigen, sowie den Supatti mit den Seinen dorthin, und stellte die Forderung, man möchte diesen Baum als Zeugen vernehmen. Nun erscholl eine Stimme aus demselben: „Supatti hat das ganze Geld von hier weggenommen." Da dachte Supatti bei sich selbst: „Was ist das? Offenbar Betrug. Hier ist kein lebendes Wesen; woher also die Stimme? Wäre es eine göttliche Stimme, so möchte sie ja die Wahrheit reden." So bei sich selbst überlegend, erstieg er den Baum und untersuchte ihn. Da zeigte es sich daß darin eine Höhlung war. Er zündete darin ein Feuer an und steckte den Baum in Flammen. Der

darin befindliche Alte biß die Zähne zusammen, bis er halb brannte; dann aber konnte er es nicht mehr aushalten, er kam heulend heraus und stürzte nieder. Da riefen alle Anwesenden: „Was ist das? Was ist das?" und der Alte antwortete: „Mein Sohn, Tuschtaputti, hat mich arglistiger Weise mit Gewalt hiehergebracht und dahingestellt." So sprechend, verschied er. Da das der Oberrichter sah, wandte er sich an den König, und dieser ließ den Tuschtaputti, nachdem er alles aus seinem eigenen Munde erkundet hatte, pfählen.

So sprach Karadachen und sagte dann zu Tamanachen noch weiter: „Mag man auch eine Schlange noch so lange pflegen, zuletzt beißt sie den Pfleger doch. Daher fürchte ich mich vor dir. Hinfort muß ich mich wie Devadatten gegen dich halten." Darauf frug Tamanachen: „Wie hielt sich denn Devadatten? sprich!" und Karadachen erzählte:

In einer Stadt wohnte ein Handelsmann, Namens Devadatten. Er war arm geworden, und da er nun sich wieder etwas zu erwerben gedachte, so gieng er über Land. Er hatte noch tausend eiserne Dräthe; diese übergab er seinem Freund am Ort und reiste fort. Er versuchte alles um sich Geld zu erwerben; umsonst. So kam er wieder nach Hause und forderte seine eisernen Dräthe. Allein sein Freund, der sie in Verwahrung genommen hatte, sprach mit großer Habsucht: „Die haben die Ratten gefressen." Als Devadatten dieses Wunder hörte, sagte er weiter nichts als: „Gut, laß seyn!" und gieng nach Hause. Eines Tages jedoch holte er den Knaben seines Freundes zum Spielen und versteckte ihn in einem andern Hause; dann gieng er zum Freund und setzte sich; jener fragte: „Wo ist denn mein Knabe, der bei dir war?" „Ach," sagte der andere, „den hat ein Vogel hinweggetragen." Da wurde der Freund sehr betrübt und schleppte ihn vor den Ortsrichter: „Dieser Bösewicht hat meinen Sohn hinweggeführt und versteckt, und behauptet nun, ein Vogel habe ihn hinweggetragen, Ihr müßt mir meinen Sohn wiederschaffen."

Als der Ortsrichter dieses hörte, rief er den Verklagten und frug: „Wo ist dessen Sohn?" Dieser antwortete: „Ein Vogel hat ihn hinweggetragen." Da lachte der Ortsrichter daß die Seiten schütterten und sprach: „Solch Wunder ist bis jetzt in der Welt unerhört gewesen. Wie kannst du nur so reden?" Darauf jener: „Ist das ein Wunder? Herr, so gut wie Ratten eiserne Dräthe verzehrt haben, so gut hat sich das auch ereignet." Als das der Richter hörte, erkundigte er sich nach den früheren Vorgängen, und sprach dann: „Wenn du dem seine eisernen Dräthe wieder gibst, wird er dir deinen Knaben wieder geben." So thaten denn beide, und giengen nach Hause.

Solche Geschichten erzählte Karadachen dem Tamanachen und sagte dann: „Wer Gesagtes nicht faßt, gleicht dem Stein; ihn zu belehren ist umsonst."

Darauf giengen beide zu Pingkalen; dieser hatte mit Sanfivachen gekämpft, und ihn getödtet. Nun saß er traurig da. Da sprach Tamanachen:

„Herr, Ihr habt Euren Feind getödtet, und seyd nun betrübt. Ist das nicht unrecht? Die Schrift sagt: „„Den Feind sollst du tödten! Vater, Verwandte, Sohn oder Freund, wer den König zu tödten beabsichtigt, den muß derselbe umbringen; drum: ein gutmütbiger König, ein alles essender Brahmine, ein liebreizendes Weib, ein falscher Freund, ein aufsässiger Diener, ein nachlässiger Minister, ein Undankbarer — das alles ist vom Uebel. Ferner: Wahrheit, Lüge, Härte, Milde, Tödtung, Güte, Spende, Sparen, auf allerlei Weise Erwerben, Freundschaft mit vielen — diese und ähnliche Eigenschaften kommen dem König, wie der Buhlerin, zu. So steht's in dem Buch von des Königs Pflichten geschrieben — und demgemäß habt Ihr auch hier gehandelt."

So sprach Tamanachen und tröstete den König; darauf wurde der Löwe in jenem Wald seiner Herrschaft wie vorher wieder froh, und lebte in Ruhe und Frieden.

Die Mittheilungen aus dem tamulischen „Pantschatantra-Kathei" wurden geschrieben, noch ehe das in diesem Jahr erschienene treffliche Werk Benfey's: „Pantschatantra, fünf Bücher indischer Fabeln, Märchen und Erzählungen, aus dem Sanskrit übersetzt, mit Einleitung und Anmerkungen" — in meine Hände kam. Derselbe sagt Band I. S. 5: „Es wäre sehr zu wünschen daß irgendjemand, dem die schon edirten Uebersetzungen des Pantschatantra in Tamulischer- oder Telugusprache zugänglich sind, das Verhältniß derselben zum Sanskrit-Text genauer bestimmen möchte." Zur Verwirklichung dieses Wunsches hätte ich denn also, ohne es zu wissen, einen kleinen Anfang gemacht, insofern nun die vollständige — und ich füge hinzu — getreue Uebersetzung von dem ersten Buche des tamulischen Pantschatantra zu jener genauern Bestimmung einen Theil der Mittel an die Hand gibt. Ich hoffe — vielleicht in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft — zu weiterer Verwirklichung jenes Wunsches ein mehreres beitragen zu können.

Auch Benfey erkennt an „daß die Inder schon vor Bekanntschaft mit der von den Griechen überkommenen Thierfabel eigene Gebilde von wesentlich gleicher Art — und zwar wahrscheinlich in großer Menge — geschaffen hatten (I, XXI.)" Wenn ich dagegen in der Einleitung zu meinem Artikel Ostindien als das „eigentliche Vaterland der Thierfabel" bezeichnet habe, so sollte das keineswegs so viel heißen, als habe es vor der Verbreitung der indischen Thierfabeln in andern Ländern überall keine Thierfabeln gegeben, sondern nur daß in Ostindien die Bedingungen für die Erzeugung der Thierfabel in besonderem Grad gegeben waren, und daß sie nirgendwo anders in solcher Fülle aufschoß und sich so tief in das Volk einlebte. G.

Rückblicke auf die auswärtige Politik.

1. Großbritannien.

Von allen Ueberraschungen, an denen das ablaufende Jahr so reich gewesen ist, war unbedingt das Verhalten des britischen Cabinets und der britischen Nation während des französisch-österreichischen Krieges die größte. Ganz falsch wäre es die einzige Ursache im Wechsel der Regierung selbst zu finden, und die Neutralität der britischen Nation der Freundschaft Lord Palmerstons für den regierenden Bonaparte, oder dem liberalen Schwindel Lord John Russells für die Italiener zuzuschreiben; denn nicht weil die beiden noch vor kurzem feindlichen Brüder

zu Aemtern gelangten, entschied sich die britische Nation für eine neutrale Rolle, sondern weil man wußte daß beide Staatsmänner neutral dachten, gelangten sie ins Amt. Das merkwürdige und überraschende liegt also darin daß sich die Tories ihren Sturz zuzogen weil das englische Volk von ihnen zu befürchten glaubte sie möchten die britische Macht in die Händel des Festlandes verwickeln. Hier stehen wir vor einer großen innerlichen Umgestaltung der historischen Beziehungen zwischen den europäischen Mächten. Wenn geschichtliche Ueberlieferungen irgendeinen Werth besaßen, so durfte in diesem Frühjahr, als die Franzosen über den Mont Cenis marschirten, nichts geringeres als eine Kriegserklärung Englands an Frankreich erfolgen. England war 1792 dieser Macht entgegengetreten, in einer Zeit wo es seine wichtigste Colonie verloren, wo es in Indien nicht mehr Gebiet besaß als die Franzosen selbst, und es führte 20 Jahre lang Krieg, opferte 700 Mill. Pfd. St., und legte nicht eher die Waffen nieder als bis Frankreich erschöpft und verblutet um Frieden bitten mußte. Seit jener Zeit hat sich die Bevölkerung Großbritanniens in Europa verdoppelt, die Zahl und die Wichtigkeit seiner auswärtigen Niederlassungen ist größer als sie jemals gewesen war, Indien ist vollständig eine Domäne der Krone, die Königin Victoria Padischah Begum auf dem Pfauenthrone geworden, und der Reichthum Englands hat sich seitdem so vervielfältigt, daß, wenn heutigen Tages die öffentliche Schuld sich um eine Milliarde noch vergrößern würde, die Nation diese Last viel leichter tragen könnte als die 800 Mill. welche 1815 auf ihr lagen.

Die neuere Geschichte Englands, wenigstens ihr europäischer Inhalt, besteht fast nur darin der festländischen Uebermacht Frankreichs Gränzen zu ziehen, und zu verhindern daß ehrsüchtige Monarchen die Kriegslust und die hohe Begabung für den Waffendienst, sowie die unersättliche Eitelkeit des französischen Volkes zur Begründung einer Universalherrschaft mißbrauchen möchten. Alle geschichtlichen Ueberlieferungen wiesen England auf ein Bündniß mit Oesterreich und auf einen Widerstand gegen Frankreich hin. Allerdings hatte sich seit dem Wiener Frieden die Lage geändert, insofern Rußland den Knoten der heiligen Allianz geschürzt und bis zum Jahr 1853 die beiden deutschen Mächte im Namen dieses heilig gesprochenen Bündnisses seinem patriarchalischen Schutz unterworfen hatte. Gegen dieses mächtige festländische Bündniß blieb den beiden Seemächten, wenn sie nicht in tödtlicher Einsamkeit verharren und länger noch eigene Interessen durchsetzen wollten, nur eine gegenseitige Annäherung übrig. Wie künstlich aber diese Allianz der Westmächte gewesen ist, wurde bei den türkischen Wirrnissen im Jahr 1828 und 1840 sehr deutlich. Während in dem ersten Fall die französische und die russische Diplomatie heimlich sich sehr nahe standen, wurde das Band zwischen England und Oesterreich von Tag zu Tag stärker; beim zweiten Fall aber, wo Frankreich die Miene machte den Frieden Europa's zu bedrohen, war England hurtig wieder auf der Seite derer welche die Schlacht bei Leipzig gewannen. So vergänglich und so unnatürlich erscheint uns noch fortwährend eine politische Ehe zwischen den Cabinetten der beiden westlichen Nationen! Im letzten Krieg gegen Rußland finden wir sie jedoch — das erstemal in der neueren Geschichte — als Waffenbrüder vor einem gemeinsamen Feind. Die größte Frucht des Sieges aber war sicherlich nicht weder die Zerstörung der russischen Flotte oder des pontischen Kriegshafens, noch die Landfriedenserklärung, welche über das schwarze Meer verhängt wurde, noch der Zipfel Pruth- und Donauland den man vom Saum des russischen Reiches abschnitt, sondern die Vernichtung des festländischen Bündnisses der heiligen Allianz. Diese Frucht aber hatte für die Briten einen höchst geringen, für die Franzosen den höchsten Werth, denn was waren die Wiener Verträge ohne die heilige Allianz? Wenn Rußland seine Erbitterung gegen den Staat richtete dem es in den höchsten Bedrängnissen mit den Waffen zur Hülfe gekommen war, so gab es offenbar nur noch eine Continentalmacht die sich dem Umsturz des alten europäischen Besitzstandes widersetzen konnte, nämlich Oesterreich, und Oesterreich war ein schwacher Gegner Frankreichs, sobald man die Kriegspfeile vorher in das Gift der Racenaufwiegelung eintauchte. Wenn sich England also früher, im Gegensatz zur heiligen Allianz, auf die französische Seite stellte, so fehlte dieser Beweggrund doch völlig in diesem Frühjahr, wo von der heiligen Allianz nur noch ein sehr unheiliger Grimm zwischen Rußland und Oesterreich übrig geblieben war. Nichts also hielt England zurück sich der Rückkehr der altnapoleonischen Zeiten zu widersetzen, sondern die Lage Oesterreichs war vielmehr so gestaltet, daß England selbst wider Willen, ja mit innerlichem Abscheu, dennoch hätte zu Hülfe eilen sollen, denn Oesterreich war die einzige und die letzte Macht des Festlandes von welcher man jemals in Zeiten der Gefahr eine Diversion zu Gunsten Großbritanniens zu erwarten hat.

Die Engländer sind aber in den letzten 40 oder 50 Jahren viel zahmer geworden. Selbst in dem letzten türkischen Kriege umschlichen sie anfangs zaghaft den heißen Brei. Man denke nur daran wie behutsam die Flotten der Alliirten sich in die Beschikabay legten, und welche hohe Sprache Kaiser Nikolaus gegen die vorsichtigen Gegner führte, indem er die Annäherung der Flotten an die Dardanellen für einen Schritt erklärte der es ihm noch schwieriger machen werde nachzugeben, weil es scheinen könne er weiche jenen Anstalten zu Feindseligkeiten. Erst als die türkische Flotte vor Sinope zusammengeschossen war, erwachte die alte Raufluft der Briten, und sie ließ nicht eher nach als bis der Zweck des Krieges erfüllt, bis eine Flotte zweiten Ranges vernichtet worden war. Wir haben im Laufe des Sommers die Ueberzeugung ausgesprochen daß die Stimmung in England gewiß an dem Tage sich gewendet haben würde wo die französische Flotte irgendeinen glänzenden Erfolg erfochten hätte, und daß bei einem österreichischen Sinope der alte Seemannsneid der Briten hoch aufgelodert wäre. Diese Ansicht ist mittelbar durch das Betragen Napoleons III bestätigt worden, insofern er den italienischen Krieg in dem Augenblick abbrach wo er für sein adriatisches Geschwader beginnen sollte, gleichsam im Vorgefühl und in der Furcht eines maritimen Sieges auf den ein Trafalgar unvermeidlich gefolgt seyn würde. Solche Vermuthungen indessen, die ebensowenig sich erhärten als widerlegen lassen, haben wegen ihrer Wohlfeilheit nur geringen Werth, und sie lösen uns nicht das Räthsel warum die Briten des Jahres 1859 sich so unbritisch benahmen, warum sie so unthätig blieben, während sich der jüngere Pitt, Nelson und Wellington in ihren Gräbern umdrehten.

Daß der alte Geist der Bonaparte'schen Zeiten in England nicht gänzlich entflogen war, konnte man zeitenweise im Oberhause vernehmen. Aecht britische Worte kamen aus dem Munde Lord Normanby's, Lord Broughams und Lord Derby's, aber sie fanden kein Echo im Unterhause. Dort herrschten ganz andere Ansichten als sie das Torycabinet anfangs vertreten zu wollen schien. Der Geist und die Stimmung des englischen Volkes, das heißt derjenigen Classen welchen die meisten Sitze im Unterhause zuzufallen pflegen, war aus den Reden Lord Palmerstons und Lord John Russells am sichersten zu erkennen; denn beide Staatsmänner hatten ihn dießmal am besten errathen und dienten ihm

im Geiste des verkehrten Spruches: tel maître, tel valet. Daß nämlich die beiden Staatsmänner die Sprache Pitts geführt hätten wenn die Mittelclassen Englands vom Geiste Pitts beseelt gewesen wären, daran zweifelt wohl niemand wer die Lüsternheit der beiden Parteihäupter nach Staatsämtern kennt. Gegenwärtig ist der wahre Souverän in England die öffentliche Meinung. Wer ihre Gedanken im voraus erräthet, wer ihr am besten hofirt, seinen Gegner bei ihr in Ungnade zu versetzen versteht, sich selbst als gehorsam und geschmeidig im Herrendienste zeigt, der ist der Großwesir des launischen Despoten. Selbst Lord Derby zeigt uns daß er zum Höfling gegen dieses eigensinnige und unberechenbare Wesen werden kann. Im Herzen und im stillen sind wohl Whigs wie Tories gut britisch, d. h. antibonapartisch gesinnt. Im Herrendienste aber, d. h. vor der öffentlichen Meinung, gilt es eine bestimmte Rolle zu spielen. Hätte ein britisches Cabinet die Macht einen originellen Cabinetsgedanken durchzuführen, die Tories mußten, als Lord Cowley kläriich von Napoleon III an der Nase geführt worden war, den Krieg erklären. Allein die britischen Minister werden nur von dem einen Gedanken geleitet, möglichst lange sich im Amte zu halten, wäre es auch nicht um des Amts, um der Amtsehren und Amtssorgen willen, sondern nur darum, ihre Gegner möglichst lange auf ihren Sturz warten zu lassen. Die Gegner umgekehrt haben nichts im Auge als den Sturz der Amtsinhaber. Das Parlament endlich ist das Schachbrett wo die Partien gespielt werden, und verloren ist die Partie für die letzten Sieger wenn sie mit der öffentlichen Meinung in Zwiespalt gerathen. Derselbe Lord Derby der im März lieber als im April dem britischen Todfeind den Krieg erklärt hätte, sah sich um des lieben, täglichen Amtes willen genöthigt öffentlich zu erklären daß er die Herausforderung des Grafen Buol an Piemont für ein „Verbrechen" halte. Die Liberalen erblickten umgekehrt in den Beziehungen des Cabinets zu Oesterreich nichts als einen politischen Fehler der Tories, den sie bis zum Sturz der Gegenspieler ausgebeutet haben. Die britischen Cabinette sind deßhalb mehr oder weniger das Spiegelbild der öffentlichen Meinung, die sie absetzt und einsetzt, mit der sie auch die Ueberzeugungen beständig wechseln würden, wenn dieß nicht die Gesetze des parlamentarischen Schachspieles bis zu einer gewissen Gränze verboten hätten.

Wie aber kam es daß sich seit Pitts Zeiten das Parlament, oder richtiger das Unterhaus, so vollständig geändert hat? Daß sich der Reichthum Englands so staunend, wir hätten beinahe gesagt so grauenhaft, und daß sich äußerlich die Macht des Reiches so beträchtlich vergrößerte, wenn auch nicht vermehrte, hat gerade — so paradox diese Worte auch klingen mögen — die Schwäche der britischen Nation herbeigeführt. Wir können nur wiederholen, was wir schon in den Rückblicken von 1857 ausgesprochen haben: [1] „Das indische Reich hat nichts zur Stärke Großbritanniens als europäischer Macht beigetragen; es zehrte vielmehr von den letzten Kräften, und war eigentlich nichts als ein prunkendes Pfauenrad. Würden sich die Briten beschränken wenige Küstenplätze, wie Kurratschi, Bombay, Madras, Calcutta festzuhalten, sie würden nichts von ihrem Handel einbüßen, ihr indisches Budget würde statt eines Deficits ein dreifaches Plus zeigen, sie hätten 70,000 Mann mehr in einen europäischen Waffenhandel zu werfen, und böten einem Angreifer keine verwundbaren Stellen ... Solange die Engländer Indien besitzen, werden sie nicht aufhören höflich mit ihren Vettern über dem Meere, verbindlich, um nicht zu sagen kleinmüthig, gegen Frankreich, minder spröde oder auch rauh gegen Deutschland, warm (?) gegen Oesterreich und vorsichtig gegen Rußland zu seyn." In dem letzten italienischen Krieg offenbarte sich vollständig die Entkräftung Englands als europäische Macht, und wie waffenlos es zugesehen hat und zusehen mußte, ergab sich aus verschiedenen Eröffnungen die dem Parlament gemacht wurden. So bemerkte Lord Stanley in der Sitzung vom 14 Febr.: Die indische Armee, welche 1857 (vor dem Aufstand der Sipahis) aus 45,547 Europäern bestand, sey auf 91,580 Europäer im Jahre 1858 gewachsen. Aber auch diese Ziffer genügte nicht für das laufende Jahr, denn die Times vom 21 Febr. spricht von 106,000 Europäern im indischen Kriegsdienst, und daß diese Angabe genau gewesen, bestätigte sich in der Unterhaussitzung vom 4 März, wo General Peel das Kriegsbudget vorlegte, aus dem sich ergab daß die gesammte damalige Waffenmacht des Königreichs 229,557 Streiter zählte, wovon 122,655 Mann für Großbritannien und seine Colonien, der Rest, also ungefähr 107,000 Mann (Europäer) auf Indien gerechnet wurden. Einen Monat später, als in den ersten Apriltagen die Bill über das neue indische Anlehen ins Oberhaus gelangte, bekannte Lord Derby daß sich zur Zeit 112,000 Europäer aller Waffengattungen und 320,000 Mann Eingeborne im indischen Dienst befänden, mit dem Zusatz daß schon 80,000 Europäer und 200,000 Sipahis dem indischen Schatz ein jährliches Opfer von 15 Mill. Pf. St. auferlegten, oder weit mehr als die Steuerkräfte des Reiches vertragen könnten. Ueber indische Finanzen fehlt es hier an Raum weitläufige Nachweise zu liefern, genug daß das Budget jährlich mit einem Ausfall schließt und schließen muß, solange auch nur 80,000, geschweige 107,000 oder 112,000 Europäer im indischen Dienste sich befinden. So zehrt das indische Reich jährlich vom Vermögen Großbritanniens, während der Absatz Englands nach Indien sich nur auf 13 Mill. beläuft, also in keinem Verhältniß zu dem Opfer steht. Der britische Handel mit Indien ist überdieß beinahe völlig unabhängig von der britischen Herrschaft; er würde bei dem herrschenden Freihandelssystem ebensowenig leiden, wenn sich die Briten nach den Küstenplätzen zurückzögen, als der englische Handel nach Amerika seit der Befreiung der Vereinigten Staaten gelitten hat. Die asiatische Herrschaft der Briten ist daher nichts anderes als ein Kleinod zum Putz, ein kostspieliges Geschmeide welches die britische Nation trägt, und das sie mit dem werthvollsten Gut, nämlich mit ihrem europäischen Einfluß, ja was verhängnißvoller werden kann, mit ihrer europäischen Sicherheit erkauft hat. Großbritannien besaß, abgesehen von seiner indischen Armee, im März dieses Jahres, sechs Wochen vor dem Ausbruch eines Festlandkrieges, nur 122,655 Soldaten unter den Waffen. Man vertheile davon die nöthigen Garnisonen für Gibraltar, Malta und Corfu, für die beiden Canadas, auf Jamaica und die britischen Antillen, auf die Caplande, auf Honkong, auf Australien, auf Van Diemens- und Neu-Seeland, und rechne nach wie viel schließlich noch, wir sagen nicht zu europäischen Zwecken, sondern nur zur Vertheidigung Englands übrig bleiben. Allerdings besaß es noch seine Flotte, aber für Festlandskriege ist eine Flotte eine selten wirksame Waffe. Die Engländer haben die Ausbreitung der Napoleonischen Macht vom Tejo bis zur Weichsel mit ihrer Flotte nicht verhindert, denn die Schläge womit sie die Macht des Eroberers erschütterten, kamen aus den Reihen britischer Landtruppen unter Sir Arthur Wellesley. Aber in diesem Frühjahr war selbst die Flotte nicht verfügbar, sie war zer-

[1] S. Ausland 1857. S. 1132.

streut nach den entlegensten Punkten des Flüssigen auf unserm Erdball, so daß nach den Präliminarien von Villafranca die Engländer selbst die verhängnißvolle Bilanz ziehen mußten: daß in Europa die Franzosen zur See an Kräften ihnen unbedingt überlegen waren.

Bei diesem Zustande der britischen Wehrkräfte war Neutralität ein Gebot der Klugheit, und man zog sich am besten aus der Schlinge wenn man diese Neutralität hinter irgendeinem wohltönenden Beweggrund versteckte. Dennoch wäre in Pitts Zeitalter der Krieg gegen Frankreich unverzagt erklärt worden, man hätte durch diese muthige That Preußen rasch vorwärts getrieben, man hätte, wenn man keine Soldaten in der ersten Zeit schicken konnte, wenigstens mit Geld geholfen, Frankreich durch eine festländische Coalition vollauf beschäftigt und vielleicht ermattet, so daß man den Canal am Po und am Rhein zugleich vertheidigt hätte. Die Kleinmüthigkeit der Engländer rührte daher nur theilweise vom Bewußtseyn der militärischen Schwäche her, denn im Grunde sind die Briten viel zu stolz und eingebildet, um öffentlich oder unter sich ihre Nullification als europäische Militärmacht einzugestehen. Der wahre Beweggrund ihrer Neutralität liegt viel tiefer und weiter rückwärts in der Vergangenheit.

Die Reformbill von 1831, der Abschluß des Freihandelssystems im Jahr 1847 und die Entdeckung großer Goldlager in den Küstenländern der Südsee haben ganz entschieden die innerliche Verfassung des Reiches und die Stimmung der Massen verändert. Die Reformbill hat in das Parlament eine große Anzahl Mitglieder eingeführt welche die Gewerbe und die arbeitenden Classen vertreten, und den Einfluß der Aristokratie mehr und mehr beschränken. Es ist offenbar daß Napoleon III einen höchst einflußreichen Anhang in England besitzt, welcher bereit ist alle britischen Ueberlieferungen um ein Linsengericht zu verkaufen. Man hat ehemals und mit Recht England eine Krämerpolitik vorgeworfen, aber noch im vorigen Jahrhundert konnte es mit Grund auf diesen Tadel stolz seyn, denn seine „Krämer" waren es welche das indische Reich erobern halfen. Jetzt gleicht sehr oft die britische Aufführung nicht einmal mehr einer Krämerpolitik von hanseatischem Geist, sondern oft genug nur einer Fabricantenpolitik, die alles zugesteht um nur nicht die Kundschaft zu verlieren. Leute wie Cobden, Bright und Roebuck sind der Typus der herrschenden Mittelclassen geworden, und für sie hat die historische Rolle einer Nation einen höchst unsichern Werth, gegenüber einer Erhöhung der Einkommensteuer oder einer Vermehrung der Staatsschuld im Fall eines Krieges. Es ist wahrlich nicht dieses demokratische Element welches Sonne, Mond und Sterne verpufft um die politische Größe des Staates zu retten oder für eine Idee zu fechten. Seine Firma ist Neutralität oder, wie man sich euphemistisch ausdrückt, Zurückziehen aus den europäischen Händeln. Ja wenn England wie ein Floß sich vom alten Continent hinwegsteuern könnte, wenn wir es nicht festhielten in unsrer Nähe und es nicht mit wenigen Meilen elektrischer Drähte an Europa festgebunden wäre! Aber nicht bloß daß seit 1831 der demokratische, d. h. spießbürgerliche, baumwollsammetne Geist seine Sitze im Unterhause durch die Stimmen der großen Manufacturplätze gemehrt sah, das aristokratische Element hat auf der andern Seite beträchtlich in den Grafschaften, d. h. unter den ländlichen Wählern, verloren. War für diese Classe vordem der Streit über geheime oder laute Abstimmung eine entscheidende Frage, so hat die laute Abstimmung in letzter Zeit jährlich mehr an Wichtigkeit verloren. Ehemals nämlich war der Pächter der Client des Lords. Er baute die Güter der Herrschaft nach Verträgen, die auf die Dauer eines Menschenlebens lauteten, und der Sohn erbte gewöhnlich in den Vertrag des Vaters hinein. Bei solch einem patriarchalischen Bande war es natürlich daß der Pächter für den Candidaten seiner Herrschaft stimmte. Diese zärtlichen Gewissensverhältnisse sind aber jetzt völlig gelockert worden. Die Pachtzeiten werden immer kürzer, sie laufen oft nur jahrweis, und der Pacht selbst wird öffentlich versteigert. Der Pächter ist auch kein Bauer mehr, sondern ein gebildeter Gewerbsmann mit großem Vermögen, das ihn ziemlich unabhängig macht, während der Grundherr, um eine hohe Rente zu erzielen, nicht mehr seinen Mann einer politischen Gewissensprüfung unterwerfen kann, sondern an den meistbietenden oder an den creditwürdigsten den Pacht losschlagen läßt.

Seit dem Beginn des Freihandelssystems und den gleichzeitig erfolgten Entdeckungen des californischen Goldes herrscht in England ein niegekannter Wohlstand und hat sich der Reichthum auf eine unerhörte Art vermehrt. Wir besitzen darüber keinen bessern Werthmesser als die Ziffern des britischen Handels. Wenn man beachtet daß im Jahr 1815 der Werth der britischen Ausfuhren bis auf 51⅔ Mill. gestiegen war, und in den letzten drei Jahren (1846—48) vor dem wahren Beginn der Freihandelszeit nur auf durchschnittlich 56 Mill. sich belief, also hinter der Populationsentwicklung in dem 30jährigen Zeitraum eher zurückgeblieben war, anstatt sich zu entwickeln, so wird man die Bedeutung der Thatsache erfassen daß seither in dem kurzen Zeitraum von 1849 bis 1858 die Werthe der Ausfuhren 120 Mill. erreichen, ja einmal sogar überschreiten konnten! Zu diesem Gedeihen hat die Entdeckung des pacifischen Goldschuttes außerordentlich viel beigetragen, weil der Welthandel durch jene Metallfunde neue Impulse bekam, und zu seinem heutigen Durchmesser aufschwoll. In Großbritannien aber gewannen beinahe sämmtliche Stände mittelbar oder unmittelbar durch diesen Aufschwung des Handels, zunächst aber und am meisten die arbeitenden Classen und das gewerbliche Capital. Die Einkünfte des letztern sowie sie bei Erhebung der Einkommensteuer (unter Schedula D) erklärt werden, stiegen in Zeit von acht Jahren von 55 Mill. auf 77½ Mill., also um beinahe 50 Procent! Bei den Arbeitern selbst läßt sich nur unsicher ermitteln in welchen Verhältnissen sie sich verbessert haben, doch berechnete Toole schon im Jahr 1856 daß die Arbeitslöhne seit den Goldentdeckungen sich um 30 Procent gesteigert hatten. Kürzlich erst [1] sahen wir daß die Taglöhnerarbeit mit je 25 Sch. wöchentlich (über 2 fl. 24 kr. täglich) in England bezahlt wird, während bei den Metallgewerken die jährlichen Arbeitslöhne sich bis auf 300 Pfd. St. (3600 fl.) belaufen können. Wenn ein betriebsfleißiges und arbeitsames Volk in so rascher Zeit einen solchen grünen Zweig erreicht und die Gewerbtreibenden nur einen „Arbeitsmangel," d. h. einen Mangel an arbeitenden Händen beklagen, da ist es begreiflich daß eine Nation im Schooß des Ueberflusses sich davor scheut diese goldenen Tage sich zu verkürzen. Zu Pitts Zeiten war ein Krieg mit Frankreich eine prächtige Speculation für Handel und Gewerbe, denn England beherrschte die See und monopolisirte während der Feindseligkeiten den Welthandel. Es stiegen auch von 1805 bis 1815 die Ausfuhren in der vormals unerhörten Proportion von 38 auf 51½ Mill., und sie fielen nach Eintritt des Friedens bis zum Jahr 1819 wieder auf 35 Mill. zurück. Seitdem aber hat sich die Lage beträchtlich geändert, denn mittlerweile sind

[1] S. Ausland 1859. S. 1099, die Arbeitseinstellungen und die geheimen Gesellschaften der Arbeiter in England.

die Ver. Staaten völlig ebenbürtige Mitbewerber der Briten geworden, und ein Seekrieg in Europa würde den britischen Handel nur stören, den Amerikanern aber allein zu gute kommen. Pitt stützte sich auf die reichen Importeure der Seeplätze und auf die Fabrikanten im Innern, deren Geschäfte der Kriegszustand fühlbar gefördert hat, während jetzt der Handels- und Gewerbstand entschieden jede Gefährdung der auswärtigen Ruhe befürchtet. Je demokratischer England wird, je mehr Sitze im Unterhaus dem Dienst der bürgerlichen Gewerbe anheimfallen, um so lauter wird der Neutralitätsschrei sich vernehmen lassen. Die Rückwirkung der amerikanischen Verhältnisse befördert diese stille Demokratisirung höchst beträchtlich, insofern sich jene englische Partei an Zahl vermehrt, welche die Zustände der Vereinigten Staaten als Muster und Ziel für die britische Entwicklung betrachtet. Jeder Schritt in dieser Richtung muß mehr und mehr den geschichtlichen Charakter des britischen Volkes und seiner auswärtigen Politik verändern. Wie kleinmüthig und vorsichtig ist nicht die englische Presse dem jetzigen Beherrscher von Frankreich gegenüber geworden! Es stehen die großen Blätter, selbst die Times, schon unter einer Art unsichtbarer Censur, wenn wir ihre heutige Sprache mit den göttlichen Grobheiten jener Zeit vergleichen wo der Dictator Europa's nur der Erwählte von 6 Millionen hieß, wo dieser Bonaparte den Briten und dem britischen Hof noch schmeichelte, wo er den Schooßkindern des auswärtigen Amtes, dem liebsten Alliirten Englands in der Charles- et Georges-Angelegenheit noch keine Ohrfeige ertheilt, wo er noch nicht in spanisch-afrikanischen Händeln die Briten durch ein Quos ego! von jeder Einmischung heimgeschickt hatte. Natürlich haben die Publicisten, welche für die große Presse arbeiten, persönlich nichts von der Rache des Franzosenkaisers zu fürchten, oder von seiner Gunst zu hoffen, und sie würden, da es viel unterhaltender und genußreicher ist boshaft zu schreiben, den Sieger von Solferino noch immer wie den Autor der verunglückten Putsche in Straßburg und in Boulogne behandeln, wenn sie nicht die öffentliche Meinung in England selbst gegen sich hätten, die bei einem unbedachten Ausdruck der Presse eine Gänsehaut überläuft. So weit ist es gekommen daß man beinahe in Deutschland seinen Worten weniger Zwang anzulegen braucht als im gelobten Lande der freien Presse, in dem weiland unantastbaren Großbritannien.

Die Demokratie in England und in den Vereinigten Staaten, namentlich der nördlichen Hälfte, denkt über Krieg und Frieden ziemlich im Geschmack der Quäker, und selbst in Frankreich hat der sogenannte tiers état, welcher vor zwölf Jahren noch alles war, und jetzt (armer Sieyès!) wieder nichts ist, nichts weniger als Eroberungsgelüste verrathen, da 67 Departements ihren Schauder vor dem italienischen Krieg erklärten. Der britische Leopard aber ist gegenwärtig in viel zu gutem Futter als daß er Menschen anfallen sollte die ein Gewehr schultern können. Er wird aber zahmer werden je mehr der politische Schwerpunkt nach dem Schwerpunkte der gewerbtreibenden Classen rückt. Jede Aenderung des Wahlgesetzes, jede sogenannte Parlamentsreform welche sich dem amerikanischen Muster näherte, würde auf Kosten der historischen Würde Großbritanniens in Europa erfolgen. Man versammle Gevatter Schneider Handschuhmacher und sie werden immer zischen wenn ein Normanby von Trafalgar und Waterloo, und jubeln wenn Mr. Bright von Rindfleisch und Schinken spricht. Dieser ehrenwerthe, ebengenannte Quäker hat erst kürzlich durch ein pfiffig ersonnenes Demagogenstückchen allen Besitzenden und Conservativen Englands einen bleichen Schrecken eingejagt. Mr. Bright verspricht den arbeitenden Classen die Abschaffung von 25 Mill. Pfd. Steuern die auf Verzehrungsgegenständen, auf Zucker, Thee, Kaffee, Tabak, Wein, Branntwein und Bier ruhen, und will diesen Ausfall ersetzen durch eine Capitalsteuer von je 8 Sch. für je 100 Pfd., was bei einer durchschnittlichen Verzinsung von 3 Proc. einen Abzug an der Rente von 13⅓ Proc. betragen würde. Dieser Steuersatz würde bei dem ungeheuren britischen Vermögen allerdings hinreichen alle Zölle und Accisen aufzuheben, es wäre aber ein furchtbarer Griff in die Säckel nicht sowohl der Wohlhabenden, sondern aller Besitzenden, und natürlich die härte e Ungerechtigkeit gegen das Capital. Man hat ermittelt daß die arbeitenden Classen etwa 40 Proc. oder 10 Mill. Pfd. St. vom Ergebniß aller Steuern auf Verzehrungsgegenstände bezahlen, so daß wenn diese aufgehoben würden, die Erleichterung auf den Kopf jeder Arbeiterfamilie wahrscheinlich ein halbes Pfd. St., bei vier Personen also zwei Pfd. St. und bei einer jährlichen Einnahme von 50 Pf. St. eine Verbesserung um 4 Proc. betragen würde. Dieser Bright'sche Köder könnte daher leicht den Appetit der Massen reizen, denen man zugleich predigt daß solche Erleichterungen nur von einem reformirten Parlament erwartet werden dürften. So sucht man der Agitation für Aenderung des Wahlgesetzes ein populäres Ziel zu zeigen. Glücklicherweise scheint gerade dieses Manöver seine Wirkung völlig verfehlt und der Sache selbst geschadet zu haben, denn die Besitzenden unter den Liberalen sind gewarnt worden vor den Folgen einer Reform die gegen den Besitz selbst gerichtet werden soll, und die Massen selbst sind gegenwärtig viel zu satt und viel zu gut gewärmt um für solche Steuerabschaffungen sich zu regen, denn der Hunger allein vermöchte einer Massenerhebung die erwünschte Gefährlichkeit zu verleihen. Mittlerweile wird England sich mehr und mehr daran gewöhnen, Frankreich in ungestörtem Genusse der europäischen Hegemonie zu sehen. So wird denn nichts diese unerquickliche Ruhe und diese unrühmliche historische Entsagung brechen, als dasselbe was unsere besten Patrioten auch zum Heile Deutschlands erwarten, fast möchten wir sagen, herbeiwünschen, nämlich eine Schule großer Trübsale und tiefen Elends.

Miscellen.

Der Weinbau in Griechenland. Daß der Weinbau in Griechenland noch nicht auf der Stufe der Vollkommenheit steht, wie dieß nach der Güte der griechischen Reben und Trauben der Fall seyn könnte, ist bekannt, und namentlich ist die Anwendung des Harzes, welches zur Erhaltung der griechischen Weine für nothwendig erachtet wird, wie es auch schon im Alterthum geschah, die Ursache des weniger angenehmen Geschmacks griechischer Weine. Indeß gilt dieß nicht von allen Weinen die in Griechenland getrunken werden, und bereits werden manche dortige Weine, welche nicht nach der Gewohnheit des Landes

gezogen und gewonnen werden, als vortrefflich gerühmt. So fand der Prof. Vischer aus Basel, der im Jahr 1853 in Griechenland war, auf der Insel Euböa, auf einem von Deutschen verwalteten Gute, selbst gezogenen vortrefflichen Wein (s. „Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenland von Wilh. Vischer," Basel 1857, S. 668), und er macht dabei die Bemerkung daß dieser Wein aufs neue bewiesen habe „wie Schade es sey daß im allgemeinen in Griechenland so wenig Sorgfalt auf dieses Product verwendet werde." Auch dieß ist dort wie manches andere in neuester Zeit anders und besser geworden. So hat sich z. B. in Patras eine Weinbaugesellschaft (*Εταιρία οἰνοποιίας*) gebildet, die über ein Capital von 750,000 Drachmen verfügt und zwei französische Küfer (*οἰνοποιούς*) hat kommen lassen, während noch zwei andere erwartet werden. Die Gesellschaft beabsichtigt, wenn die Erfolge sich als günstig erweisen sollten, noch zwei Filiale, eines in Tripolitza und das andere auf den Cykladen, zu errichten. Die bisher gemachten Versuche mit Trauben von Athen, Aegina, Andros, Syra und Hagios Georgios im Peloponnes, an welchem letzteren Orte schon vor einigen Jahren ein von Fremden als rein, von Harzgeschmack frei und wohlschmeckend gerühmter Wein gewonnen wurde, sind sehr ermuthigend ausgefallen.

*

Die Expedition der HH. Sjäwerzow und Borschtschow nach der Kirgisensteppe. Vor einem Jahre hatte die k. russische Akademie der Wissenschaften zwei junge Naturforscher, die HH. Sjäwerzow und Borschtschow, nach der Kirgisensteppe gesandt, um namentlich die Umgegend des Aral-Sees in zoologischer und botanischer Hinsicht genauer zu untersuchen. Durch den dießjährigen Bericht des Hrn. v. Buschen über die in Rußland im Jahre 1858 ausgeführten geographischen Unternehmungen erhalten wir weitere Nachrichten über das Schicksal und die Resultate dieser Expedition. Darnach hätte die Unternehmung Hrn. Sjäwerzow beinahe das Leben gekostet: in der Steppe, 60 Werst vom Fort Perowski, sah er sich plötzlich von einer Bande räuberischer Kokanzen überfallen, und wurde, mit zwölf Wunden bedeckt, trotz der tapfersten Gegenwehr seiner Begleiter nach der Festung Turkestan in die Gefangenschaft geschleppt. Dank der Festigkeit und Entschlossenheit des russischen Befehlshaber der Sir-Darja-Linie, setzten die Kokanzen Hrn. Sjäwerzow bald wieder auf freien Fuß, der nun seine Forschungen zu einem befriedigenden Abschluß führte, und mit einer reichen zoologischen Sammlung glücklich nach St. Petersburg zurückkehrte. Hr. Borschtschow hatte inzwischen die Flora der aralischen Steppen gründlich studirt; er hat eine Collection von 900 Exemplaren mitgebracht, obgleich der Sommer außerordentlich heiß war, und ein großer Theil des Gebiets am Sir-Darja in Folge des Wassermangels nur unter außergewöhnlichen Beschwerden untersucht werden konnte. Die Sandwüsten Kara-Kum und Kisil-Kum hatte er noch in den Wintermonaten bereist, in denen die zum Theil mit Schnee bedeckte Steppe zugänglicher ist. Das wichtigste Resultat seiner Forschungen besteht darin daß er an der Nordostseite des Aral-Sees eine vollständige Meeresflora entdeckt hat, von zahlreichen Arten und sogar von ganzen Pflanzengeschlechtern, die ausschließlich dem Meeresboden eigen sind und sonst nirgends, weder in Salz- noch in Süßwasser-Binnenseen, angetroffen werden. Diese auch in historischer Hinsicht interessante Entdeckung dient zur Befestigung der Annahme daß der Aralsee nicht ursprünglich ein Binnensee war, sondern daß er der Ueberrest eines frühern Meeres ist. Schon früher wußte man daß in ihm Mollusken vorkommen, die sehr ähnlich, wenn nicht identisch mit Meeresmollusken sind. Beide Facta genügen fast, um die zweifelhafte Frage über die Entstehung des kaspischen Meeres und des Aral-Sees zu entscheiden: sie bildeten früher einen breiten Meerbusen des nördlichen Oceans. (Zeitschr. für Erdkunde.)

*

Weitere Ausbreitung der Russen in der Mandschurei. Man schreibt der Allgemeinen Zeitung aus St. Petersburg: Die Russen haben in der Mandschurei abermals neue Gebiete gewonnen. Den nördlichen Theil von Saghalien haben sie schon vor mehreren Jahren genommen ohne sich um China zu kümmern, und Kaiser Hiuenfang that keine Einsprache, weil ihm jenes Gebiet nach Abtretung der nördlichen Mandschurei nicht ferner von Nutzen war. Nachdem er einmal alles Land am rechten Ufer des Ussuriflusses abgetreten hatte, war die mandschurische Küste zu drei Viertheilen russisches Eigenthum. Aber nach Süden hin, bis zur Gränze der Halbinsel Korea, herrschten bis vor wenigen Wochen die Chinesen; nun haben sie auch dort den Russen Platz gemacht, welche seit Anfang dieses Jahrs darüber aus sind in der großen und sichern Wladimirbucht eine Stadt zu gründen und eine Festung zu bauen. Zwei englische Dampfer, welche in der schmalen Meeresgegend zwischen der westlichen Küste von Saghalien und dem Gestade der Mandschurei kreuzten um zu lothen und Küstenaufnahmen zu machen, trafen dort eine Anzahl russischer Genie-Officiere, die mit einem beträchtlichen Gefolge ans Werk giengen um die neuesten Erwerbungen in der Mandschurei zu vermessen. Rußland besitzt nun das ganze Gestade von der Amurmündung bis zur Victoriabay, das heißt bis dahin wo Korea beginnt! Die Gränze lief bis vor wenigen Monaten am rechten Ufer des Amur und seines Zuflusses, des Ussuri, aufwärts bis zu den Kinka-Landseen; jetzt ist nun der ganze Küstenstrich nach Süden hin bis zur Victoriabucht hinzugekommen. Wie lange wird es dauern bis der König von Korea, welcher seither Tribut an China und Japan zahlte, sich der russischen Oberhoheit unterwirft? Graf Murawieff hat aus diesen Gebieten zwei Provinzen gebildet, nämlich die Amurprovinz mit der Hauptstadt Blagowerschensk, einem von ihm erbauten Platz am linken Ufer des Amur, und die Küstenprovinz mit der Hauptstadt Nikolajeffsk. Zwanzig Stunden flußaufwärts liegt die Stadt Marinsk; an der Eisenbahn von diesem Punkt nach der schönen Castriesbay wird eifrig gebaut; sie soll spätestens im nächsten Frühjahr vollendet seyn; an dem Telegraphen von dort nach Irkutsk wird den ganzen Winter hindurch gearbeitet werden. Am Amur und den ganzen Ussuri entlang sind allemal in der Entfernung von drei deutschen Meilen (20 Werst) Kosakendörfer gegründet worden, und die Einwanderung aus Sibirien war sehr beträchtlich; während der Wintermonate, in welchen das Reisen bequemer ist, wurde ein sehr beträchtlicher Zugang erwartet. Bis jetzt ist an der Küste die am weitesten nach Süden liegende russische Niederlassung am Kaiserhafen (Barrakuta auf unsern Karten); allein es sind bereits Vorkehrungen getroffen worden um im nächsten Frühjahr mit dem Bau einer Stadt an der Olgabay (Port Michael Seymour) zu beginnen. In den japanischen Gewässern schwärmten englische Dampfer in großer Anzahl umher; sie sahen die Fortschritte der Russen in jenen Gegenden sehr ungern.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 52. Augsburg, 24 December 1859.

Die morgenländische Kirche und die vornehmen Griechen der Türkei.[1]

Die griechisch-orthodoxe Kirche erkennt seit dem 5ten Jahrhundert, seit dem Concil von Chalcedon (451), die vier Patriarchate von Konstantinopel, Alexandria, Antiochia (das aber jetzt seinen Sitz in Damascus hat) und Jerusalem an. Dem Grundsatze nach waren diese Patriarchate gleichberechtigt, und sie standen demnach auch gleichberechtigt neben einander; allein der Sitz des kaiserlichen Throns verlieh dem Patriarchat von Konstantinopel den ersten Rang und einen Vorzug vor den übrigen. Bis zur Eroberung Konstantinopels durch die Türken (am 29 Mai 1453) regierten diese Patriarchate die gesammte orthodoxe Kirche; aber in neuerer Zeit ist dieses Verhältniß theils durch Errichtung der russischen Nationalkirche im Anfange des 18ten Jahrhunderts unter Peter dem Großen, theils durch Begründung der besonderen Kirche des Königreichs Griechenland, deren Unabhängigkeit vom Patriarchat von Konstantinopel durch Synodalbeschluß vom 29 Jun. (11 Jul.) 1850 festgestellt worden ist, wesentlich verändert worden. Dessenungeachtet verehren noch immer sämmtliche griechisch-orthodoxe Kirchen in diesem Patriarchat ihre vornehmste und ehrwürdigste Oberhirtenstelle.

Nachdem Muhammed II die Eroberung Konstantinopels (29 Mai 1453) vollendet und den durch Gelehrsamkeit und Charakterfestigkeit ausgezeichneten griechischen Geistlichen Gennadios zum Patriarchen von Konstantinopel ernannt, hiermit aber zugleich die fernere Existenz der morgenländischen Kirche anerkannt hatte, gewährte er ihr auch, sowie dem griechischen Clerus, gewisse Rechte und mit diesen Rechten eine große Macht. Der Sultan ließ sich dabei lediglich von politischen Beweggründen leiten. Er gewährte jene Rechte und jene Macht nur unter der Bedingung daß ihm dagegen der Patriarch und die Kirche überhaupt für den Gehorsam und für die Treue seiner orthodoxen Unterthanen Bürgschaft leiste, und ebenso mußte auch jeder erwachsene griechische Christ für die Vorrechte seiner Kirche, sowie für seine eigene Existenz eine besondere Kopfsteuer (Haradsch) zahlen. Die Möglichkeit und die Wirksamkeit einer solchen Bürgschaft erklärt sich dadurch daß der Patriarch nicht nur das Haupt der Kirche, sondern auch als oberste Verwaltungsbehörde der griechischen Nation ein Beamter der Pforte ist, mit welcher er in steter geschäftlicher Verbindung steht. Die griechische Kirche der Türkei ist nämlich eine Regierungsanstalt des osmanischen Reichs, und das Patriarchat in Konstantinopel gilt als eine, zwar von der Kirche gewählte, aber von der Pforte eingesetzte Behörde. Die ganze Kirche haftet für den Gehorsam und die Treue ihrer Anhänger, der Patriarch und die ihm untergebenen Erzbischöfe und Bischöfe sind nicht nur Priester, sondern auch Beamte des Staats; die Pforte beherrscht durch die griechische Kirche und durch deren oberste Behörde die mit derselben in einem administrativen Zusammenhange stehenden verschiedenen Nationalitäten. Bei den Katholiken der Türkei ist das Verhältniß ein anderes; denn bei ihnen hat die Kirche mit dem Staate gar nichts zu thun, ihre von einem fremden Kirchenregiment abhängigen Organe stehen außerhalb des Staates unter dem unbestrittenen Schutze der katholischen Mächte, vorzüglich Frankreichs, und übernehmen keinerlei Garantie für dessen Unterthanen: die Pforte herrscht über die Katholiken der Türkei, obgleich sie einer von ihr selbst ganz und gar unabhängigen Kirche angehören.

Das Patriarchat von Konstantinopel hat innerhalb des osmanischen Reichs theils geistliche, theils weltliche Befugnisse. Die ersteren erstrecken sich auf sämmtliche Diöcesen in der europäischen Türkei und in Asien, insoweit nicht in Europa die serbische Kirche bereits seit dem 14ten Jahrhundert von dem Patriarchen in Konstantinopel unabhängig und selbständig ist, Montenegro aber in kirchlicher Beziehung von der Synode in Petersburg abhängt, und in Asien gewisse Diöcesen den Patriarchaten von Antiochia und Jerusalem angehören. Was Aegypten anlangt, so ist in geistlicher Beziehung der Patriarch von Alexandria vom Patriarchat in Konstantinopel unabhängig. Anders ist es dagegen in Betreff der weltlichen Befugnisse dieses letzteren. Diese Befugnisse erstrecken sich auf alle Unterthanen der Pforte griechisch-orthodoxer Confession, insoweit nicht die verschiedene politische Stellung dieser Unterthanen zur Pforte auch einen entscheidenden Einfluß auf ihre weltlichen Beziehungen zur kirchlichen Centralbehörde in Konstantinopel ausübt. In der Moldau und Walachei, sowie in Serbien, welche völlig geordnete, von der türkischen Verwaltung getrennte christliche Regierungen besitzen, kann das Patriarchat von Konstantinopel, ebenso wie in Montenegro, keine weltlichen Befugnisse haben, und ein gleiches Verhältniß findet in Aegypten statt, seitdem der dortige Pascha in Betreff der inneren Verwaltung seiner Provinz eine von der Pforte unabhängige

[1] Wir haben bei diesem Artikel besonders das Buch von Eichmann „Die Reformen des osmanischen Reiches" (Berlin, 1858) vor Augen gehabt und benutzt.

Stellung eingenommen hat. Hiernach muß übrigens die Zahl der dem Patriarchat von Konstantinopel untergeordneten Individuen, je nachdem es um dessen geistliche oder weltliche Autorität sich handelt, eine sehr verschiedene seyn. Neuere Schriftsteller haben die Zahl der dem Patriarchat von Konstantinopel bürgerlich oder weltlich untergeordneten Individuen zu sechs Millionen angenommen, während die sämmtlichen Unterthanen der Pforte griechisch-orthodoxen Glaubens auf mehr als zwölf Millionen geschätzt werden; aber die Richtigkeit dieser Angaben läßt sich nicht verbürgen, da die Statistik in der Türkei noch im Zustande der Kindheit sich befindet. Ebenso muß nun auch wieder in Ansehung der Nationalität der dem Patriarchat von Konstantinopel in bürgerlicher Beziehung unterworfenen Unterthanen der Pforte ein Unterschied gemacht werden. Nur ein Drittheil davon gehört dem griechischen Stamm an, die übrigen sind Slaven, und von diesen sind wieder die Bulgaren die zahlreichsten und bedeutendsten. An den Küsten Kleinasiens und Syriens, in Konstantinopel, auf den Inseln des Archipels (insoweit diese Inseln nicht zum Königreich Griechenland gehören, welches hier natürlich nicht in Betracht kommt) bilden die Griechen fast ausschließlich die Bevölkerung, während sie in Thracien und Thessalien, sowie in den anderen europäischen Provinzen sehr vereinzelt und zerstreut wohnen, aber überall reißen sie den Handel an sich und ragen durch bessere Bildung, Klugheit und Gewandtheit hervor. Dagegen nehmen die Bulgaren, deren Zahl man auf drei Millionen schätzt, neben ihnen den größten Theil der europäischen Türkei ein, und dehnen sich vom thracischen bis zum schwarzen Meere hin aus, nördlich durch die Donau bis Silistria, westlich durch Albanien und Serbien begränzt. Außerdem zählt man in Bosnien und in der Herzegowina noch eine Million orthodoxer Slaven. Wenn nun die Pforte durch den höheren Clerus der griechisch-orthodoxen Kirche diesen bedeutendsten Theil ihrer christlichen Unterthanen verwalten läßt, so ergibt sich hieraus auch als eine unläugbare Thatsache daß dadurch in gewissem Sinne der griechischen Nation eine Art Herrschaft über die anderen orthodoxen Nationalitäten des Orients eingeräumt und gesichert wird — eine Herrschaft der jedoch in der neuesten Zeit, z. B. in Bulgarien, nicht ohne Grund ein bedeutender Widerspruch entgegengestellt worden ist.

Für eine irrthümliche Ansicht wird es von Kennern der Zustände des Orients, z. B. auch von Eichmann, in dem obgedachten Buche S. 16 ff. erklärt, als seyen die eigentlichen Griechen die wahren und gefährlichen Gegner der türkischen Herrschaft. Nach ihm ist der kräftige und wilde Stamm der das Gebiet des jetzigen Königreichs Griechenland bewohnt, und welcher sich seinen Unabhängigkeitssinn bewahrt hatte, von derjenigen Race sehr verschieden die, an den Centralpunkten der türkischen Macht lebend, zum Theil die Sitten und Gewohnheiten ihrer Herrscher angenommen, und sich längst an ein Regiment gewöhnt hat aus dem sie vielfach Nutzen für sich zu ziehen weiß. Wenn die Prälaten der griechisch-orthodoxen Kirche, wie häufig geschieht, durch die Protection der Paschas zu den höchsten Aemtern der Kirche gelangen und die Würde und Heiligkeit dieser Kirche ihrem Eigennutz opfern; wenn die Notabeln (die Phanarioten) den Ministern der Pforte schmeicheln, ihnen jede Art Dienste in tiefster Unterwürfigkeit leisten um einflußreiche Stellen zu erhaschen, und mit den fremden Gesandtschaften und den Factionen der türkischen Großen in Intriguen und Cabalen sich einlassen; wenn die großen griechischen Banliers in Konstantinopel ihr Geld der Regierung, dem Sultan, den Paschas, den Frauen des kaiserlichen Harems zu unglaublich hohen Zinsen darleihen; wenn die oberste Behörde der griechischen Nation zum großen Theil in den Händen von Menschen ohne unabhängigen Charakter sich befindet, und es so weit gekommen ist daß sie bisher der Pforte die geeigneten Organe zu seyn schienen, denen die Administration ihrer orthodoxen Unterthanen sicher anvertraut werden könne: so hat die Pforte von diesen allen nichts zu fürchten, so lange die eigenen Interessen aller dieser Organe mit der türkischen Herrschaft eng verbunden sind. Aber alle diese traurigen Verhältnisse sind eine Folge des Drucks und der Knechtschaft, worunter die Nation in den vergangenen Jahrhunderten geseufzt hat. Und doch muß es als eine Wohlthat angesehen werden daß die Knechtung, der die Nation nun einmal verfallen war, durch die Vermittlung ihrer eigenen Söhne, durch die eigene Kirche vollbracht wurde. Nur auf diese Weise war es möglich die Sprache und die Nationalität vor dem gänzlichen Untergang zu retten: solches Wunder geschah nur durch die Kirche und durch die Anhänglichkeit an dieselbe. Hätten sich die Patriarchen und der höhere griechische Clerus den Türken nicht gefügig gezeigt; hätte die griechische Aristokratie (die nach dem Phanar, dem von den vornehmen Griechen bewohnten Quartier in Konstantinopel, wo zugleich das Patriarchatsgebäude liegt, sogenannten Phanarioten), statt sich dem Dienste der Pforte zu weihen und in diesem unterwürfigen Verhältniß auf jede Weise Reichthum und Einfluß zu erwerben, eine nationale Opposition gemacht, so ist kaum zu bezweifeln daß die barbarische Energie der Osmanen das kleine und schwache Griechenvolk völlig vertilgt haben würde. Wäre der Grieche auf die Bedingung sich zu unterwerfen und Tribut zu zahlen nicht eingegangen, so hätte er nur zwischen dem Tod und der Bekehrung zum Islam, allenfalls der Auswanderung, die traurige und bedenkliche Wahl gehabt. Allein der Grieche ist auf die Bedingung eingegangen; er hat sich zum willigen Werkzeug [1] der türkischen Herrschaft hergegeben, und indem er dieß that, rettete er nicht nur die eigene Nationalität, sondern er erwarb zugleich mittelbar die Herrschaft über die Millionen orthodoxer Slaven, welche das Schwert der Sultane nicht nur der Pforte, sondern auch dem griechischen Patriarchen von Konstantinopel unterwarf.

Die Macht welche die Pforte dem griechischen Clerus, mit dem Patriarchen an der Spitze, in geistlicher und weltlicher Hinsicht anvertraut hat, ist an und für sich und namentlich in Ansehung der durch feste und feierlich anerkannte Formen gesicherten Unabhängigkeit eine so große, daß es als ein unbegreifliches Räthsel erscheint wie die siegreichen Sultane solche Macht einer unterdrückten Nationalität haben anvertrauen können. [2] Denn in den Händen jenes Clerus befindet sich die Jurisdiction in den wichtigsten bürgerlichen Angelegenheiten, eine ausgedehnte Straf- und Polizeigewalt, ein unbeschränktes Recht der Besteuerung, die Pflege der geistigen Interessen über eine Bevölkerung von nahe an zehn Millionen Menschen, um die Befugniß, das Recht der Glaubensgenossen zu schützen und vor den höchsten politischen Behörden des Reichs zu vertreten. In Betreff der Ein- und Absetzung dieses Clerus, von seiner höchsten Spitze an bis in seine niedrigsten Organe hinunter, hat sich die Pforte einer jeden Einmischung begeben; aber es muß leider bemerkt werden daß die Christen selbst es sind welche die ihnen durch das Staatsgesetz gewährte völlige Freiheit in der Besetzung ihrer kirchlichen Aemter und die ihnen zugestandene

[1] Leider! D. Red.

[2] Sie kannten ihre Leute — die Byzantiner nämlich!

Selbständigkeit nicht zu behaupten im Stande sind. Die Verderbtheit und der sklavische Sinn der meisten vornehmen Griechen, der höhern Geistlichkeit und der Notabeln ist so groß, daß in Folge dessen namentlich die durch das Gesetz anerkannte Lebenslänglichkeit der Patriarchenwürde in der Wirklichkeit nur als ein nicht in Ausführung gebrachtes Princip sich darstellt, und daß weder die Absetzung noch die Wahl eines Patriarchen gegen den Willen der türkischen Regierung durchgesetzt werden kann. Der Wille des Ministers des Aeußern, zu dessen Ressort die Angelegenheiten des Patriarchats gehören, ist hierbei entscheidend, und er braucht nur gegen die Synode in Konstantinopel, der das Recht der Patriarchenwahl zusteht, die Absicht und den Wunsch eines Wechsels durchblicken zu lassen, so kann er auch durch seine Creaturen und durch Intriguen aller Art seinen Zweck mit leichter Mühe erreichen. Meistens ist es aber nicht die Pforte die deßhalb die Initiative ergreift, sondern der Ehrgeiz und die Habsucht der Synode. Geld ist der Kern der Intrigue, und nur mit Geld vermag der glückliche Candidat den Sieg zu erringen. Die bedeutenden Summen die er dafür ausgeben muß, sucht er bei der Ausübung seiner Würde wieder zu erlangen, und dieß geschieht hauptsächlich durch den Verkauf der Erzbisthümer und Bisthümer, deren Inhaber sich sodann wieder an dem niedern Clerus und an der Nation erholen. Gleiche Verhältnisse gelten freilich auch sonst in der Türkei in Ansehung der obersten Würden der türkischen Staatshierarchie, was die Stellen der Paschas, namentlich die der Pächter der öffentlichen Abgaben, Steuern und Zölle anlangt, wobei das System der Verkäuflichkeit und der Bestechung gleichsam gesetzlich anerkannt ist, indem sich der Staatsschatz selbst hierunter begreiflicherweise am besten steht. Die öffentliche Moral kommt natürlich hierbei um so schlechter weg.

Man sieht aus dem vorstehend über die griechisch-orthodoxe Kirche der Türkei Bemerkten wie eng die egoistischen und eigennützigen Interessen gewisser Organe der ersteren, allerdings nicht im Interesse der Kirche selbst, mit der türkischen Herrschaft verbunden sind. In einem ähnlichen Verhältnisse befinden sich auch die in Konstantinopel residirenden großen griechischen Kaufleute, die jedoch keinen Handel mit Waaren, sondern mit Geld treiben. Sie sind Banquiers, aber die Bankgeschäfte der Türkei sind von denen wie sie in Europa betrieben werden ganz und gar verschieden. Denn in einem Lande wo der übliche Zinsfuß 12 Procent ist, und wo die Regierung sich oft genöthigt sieht für baares Geld bis zu 30 Procent Zinsen zu bewilligen; wo sich das Münzsystem in einer gräulichen Unordnung befindet; wo der größte Theil der Steuern, wo alle Zölle verpachtet werden, wo jedes Ministerium Schuldscheine für Rechnung des Staates ausstellt; wo die Interessen der höchsten Beamten von denen der Regierung oft gar nicht getrennt werden können — in einem solchen Land ist die Rolle des Bankiers eine andere als in geordneten Staaten. Unter der scheinbaren Leitung türkischer Großen befindet sich die Finanzverwaltung des osmanischen Reiches schon seit langer Zeit in den Händen von Griechen und Armeniern, namentlich aber von Griechen. Daß diese klugen Intendanten einer Regierung, die zu bequem ist um selbst Ordnung in die Verwaltung des Staats und dessen Oberhauptes zu bringen, und deren Bedürfnisse fortwährend steigen (quem deus vult perdere, prius dementat!), großen Einfluß gewinnen müssen, ist um so begreiflicher, je wahrer es ist daß sich ohne Geld weder innere noch äußere Politik machen läßt, und es daher nicht möglich ist den Rath derer ganz abzuweisen die das Geld schaffen sollen. Das sind in Konstantinopel die griechischen Bankiers. Diese Finanzfürsten, denen nach dem Jahr 1821 in Folge der griechischen Revolution das politische Erbtheil der Phanarioten zugefallen ist, und die sich in alle möglichen Staatsgeschäfte einmischen, stehen zum größten Theil unter fremdem Schutz und außerhalb der territorialen Gesetze. Dadurch haben sie ihre Personen und ihr Eigenthum gegen gewisse auffallende Willkürlichkeiten sicherstellen wollen, und diese Geldmänner, die über Millionen gebieten, bedürfen daher bei ihren Geschäften nur sehr selten einer gesandtschaftlichen Unterstützung. Das Geld steht da nicht in geringerem Ansehen als die mächtigsten Regierungen des Auslandes.

Diese Schilderung der nationalen und kirchlichen Zustände der Griechen in der Türkei ist im wesentlichen den Mittheilungen Eichmanns entlehnt, der mehrere Jahre vor dem im März 1856 in Paris abgeschlossenen Frieden, und nachher noch, in Konstantinopel sich aufgehalten, und hier Gelegenheit gehabt hatte durch den Verkehr mit den verschiedensten Persönlichkeiten und durch unmittelbare Beobachtung denkwürdiger Ereignisse die Anschauungen und die Erfahrungen sich anzueignen welche er sodann zur Aufklärung für andere in dem schon erwähnten Buche niedergelegt hat. Allerdings sind jene Zustände nach seiner Schilderung in hohem Grade traurig und betrübend, da es dabei um eine Nation sich handelt, deren Schicksal jedem gebildeten Europäer lebhafte Sympathien einflößt. Wie wir aber die Schilderung selbst für völlig wahrheitsgetreu betrachten müssen, so mag man sich auch an die Ueberzeugung halten zu welcher der Verfasser sich ebenfalls bekennt, daß er damit nur die Ansicht der immer zahlreicher werdenden vernünftigen und wohlgesinnten Patrioten unter den Griechen selbst ausspreche. Dabei unterläßt es auch der genannte Deutsche nicht am Schlusse jener unerfreulichen Schilderung noch einige Worte dem Leben der angesehenen griechischen Familien Konstantinopels in dankbarer Erinnerung zu widmen. Er sagt in dieser Hinsicht wörtlich folgendes: „Alle die Europäer die in der jüngst vergangenen, so bewegten Zeit (in den Jahren 1853 f.) das Glück gehabt haben dort eine freundliche Aufnahme zu finden, werden uns gewiß gern bestätigen daß man vergebens in irgendeiner Gesellschaft der occidentalen Hauptstädte mehr wahre Bildung, einen regeren Sinn für Kunst und Wissenschaft, ein lebhafteres Interesse für alles Edle und Schöne, mehr Anmuth und Grazie suchen würde als in gewissen griechischen Kreisen Konstantinopels. Herz und Geist werden dort gleich angenehm berührt, weil man immer durchfühlt daß die Bildung nicht ein oberflächlicher Firniß, sondern die schöne Frucht fest in der Familie gewurzelter, edler Sitten ist. Nicht nur daß Deutsche, Engländer und Franzosen sich in jenen Kreisen in ihrer eigenen Sprache über alles das unterhalten können was die gebildete Welt ihrer Heimath interessirt; nicht nur daß der Weltmann die Gewohnheiten der guten Gesellschaft, der Gelehrte wissenschaftlichen Geist, der Künstler Geschmack und warme Bewunderung seiner Talente, der Schöngeist eine überraschende Kenntniß aller Zweige europäischer Litteratur an den Ufern des Bosporus wieder findet; nein, der Mensch kann sich dort dem Menschen nähern in allen guten, anständigen und edlen Dingen. Auf dem Grunde dieser wohlthuenden Erscheinung aber liegt ein feuriger Enthusiasmus für nationale Bestrebungen, liegt ein patriotisches Gefühl, das sich mit der vollen Lebendigkeit südlicher Naturen geltend macht.“ Und weiter setzt Hr. Eichmann hinzu: „Man kann sich des Gedankens nicht erwehren daß die Nation, in deren höheren Ständen sich ein so schönes reines Zusammenleben der Familien entfalten konnte, ihrer moralischen Wiedergeburt mit schnellen Schritten entgegengeh-

Es ist nicht anders möglich als daß die Erziehung welche der heutigen griechischen Jugend im Orient gegeben wird, nicht nur kluge, unterrichtete und gewandte Menschen — denn an solchen hat es nie gefehlt — sondern auch edle, unabhängige und patriotische Charaktere heranbilden muß. Von ihnen darf einst mit Zuversicht die Abstellung der vielen Mißbräuche, die Reformirung der traurigen Verhältnisse erwartet werden, die wir nicht aus Uebelwollen, sondern mit der treuen Absicht dargestellt haben, so viel wir vermochten, zur Erkenntniß der Wahrheit mitzuhelfen. Auch sind wir überzeugt daß alle einsichtigen Griechen die Nothwendigkeit der Besserung der alten Zustände schon längst begriffen haben. Eine Nation aber die sich ihrer Fehler bewußt zu werden anfängt, ist nicht mehr fern davon sie zu überwältigen. Möge das den Griechen gelingen! Dann wird ihnen in der Zukunft des Orients die Rolle zufallen zu der sie durch ruhmvolle Erinnerungen, glänzende Eigenschaften und ein warmes Nationalgefühl berufen scheinen."

Die Hoffnung welche der Verfasser hier ausspricht, wird auch von anderer Seite her bestätigt, und es wird dabei namentlich darauf kein geringes Gewicht gelegt daß neben dem altbyzantinischen Corruptionselement, das sich in der Verwaltung der Kirche u. s. w. geltend macht, neben dem Materialismus des Clerus, neben dem Fanatismus und dem Verderben des Volkscharakters, sich doch auch im Schooße des griechischen Volks eine Gesundheit des Familienlebens, eine Anhänglichkeit an die Kirche, welche frei ist vom Krebsschaden eines frivolen Indifferentismus, und eine Begier nach Bildung und Unterricht zeigt, die nur der rechten Leitung bedarf um segensreich wirken zu können. Die Entwicklung im Leben eines Volks macht nun einmal keine Sprünge, und Wunder darf man hier am wenigsten erwarten. Aber auch ebensowenig darf man und soll man verzweifeln!

Die Capelle Pellegrini und die Kirche der Madonna di Campagna.

Von Gustav Reisewitz.

Was Goethe von der italienischen Malerei behauptet, nämlich daß man in der Entfernung nur deren erste Künstler kennen lernt, und erst dann wenn man diesem Sternenhimmel näher tritt, die Lichter zweiter und dritter Größe auch zu flimmern anfangen, gilt ebenso gut von der Architektur. Wer nicht speciell die Entwicklung und Fortschritte der Baukunst aller Völker studiert hat, weiß in der Regel kaum von den bedeutendsten architektonischen Denkmälern Italiens den Namen ihrer Schöpfer. Tritt man nun wirklich in Italien ein, so ändert sich dieß für den aufmerksam Beobachtenden; unsere Vorstellungen erweitern sich durch den Reichthum der Kunst, und staunend stehen wir vor den Werken eines Palladio, Falconetto, Fra Giocondo, Sansovino oder Antonio da Ponte.

Fast in jeder einzelnen italienischen Stadt welche vor Zeiten eine Bedeutung hatte, entwickelte sich auch ein selbständiges Kunstleben. In Verona wurde Michele di San Micheli, der ungefähr 1559 gestorben ist, der Vitruv seiner Vaterstadt, und zahlreiche Werke, unter ihnen die Paläste Canossa, Verzi, Bevilaqua, Pompei, das herrliche Thor del Pallio oder Stuppa (weil es stets geschlossen), die kuppelüberwölbte Chiesa San Giorgio, sind ein stummes und doch beredtes Zeugniß seines reichen schöpferischen Geistes. Unter all' seinen Bauten bewunderten wir jedoch bei mehrfachen Besuchen am meisten die Capelle Pellegrini in Verona und die Kirche Madonna di Campagna in dem in der Nähe gelegenen Dorfe San Michele.

Um dieses erste Meisterwerk zu betrachten, begeben wir uns nach der Via San Bernardino, und nehmen, in derselben angelangt, die dicht bei dem gleichnamigen Kloster stehenden Cypressen, welche am heißen Nachmittag dunkle Schatten werfen, zum Ziel unserer Wanderung. Durch ein gemauertes Thor treten wir in den viereckigen Abteihof, an dessen Wänden zahlreiche Grabmonumente lehnen. Ueber der Klosterpforte zeigt sich uns das Bild des heiligen Bernhard von Siena, von Paolo Morando, genannt Cavazzola, al Fresco gemalt, ferner daneben eine Maria von Giolfino und eine Auferstehung und Verkündigung von Farinati, sämmtliche Gemälde von rohen Händen verstümmelt, entweder durch Abkratzen der Farben oder Anzeichnen von Namen und fratzenhaften Gebilden. Ohne einen Blick in die Kirche des heiligen Bernhard zu werfen, durchwandern wir den Klostergarten, dessen an Spalieren rankende Reben schon durchsichtige Trauben tragen, und halten vor einem anspruchslosen Rundbau, der unter seiner Kuppel einige Fenster zeigt, deren Scheiben wie Perlmutter glänzen. Doch das ist nur die äußere unscheinbare Schale, die kostbare Perle aber ruht in ihrem Inneren.

Vom 11ten bis 16ten Jahrhundert blühte in der Lombardei eine Kirchenbaukunst welche zwischen dem germanischen und byzantinischen Style in der Mitte steht, und Verona repräsentirt dieselbe im Dom und in der Kirche San Zeno maggiore.

Palladio von Vicenza und San Micheli entfernten sich mehr von ihr und näherten sich der Antike, und bei beiden ist zu bewundern wie geschickt sie die alten Säulenordnungen bei modernen Bauten anwendeten.

Dieser antike Geist weht uns denn auch an sobald wir die Capelle Pellegrini, welche ihrer Bestimmung und Anordnung nach geradezu ein Mausoleum zu nennen ist, betreten. Im Atrium erinnert ein Epigraph an die Gräfin Margarita, welche 1557 starb und die Stifterin der Capelle ist.

Man braucht kein Katholik, nur Jünger der Schönheit zu seyn um durch die Harmonie die in dieser Tempelrotunde alle ihre Theile durchdringt zu bewundernder Andacht hingerissen zu werden. Vom marmornen Pflaster hinaufschauend in die Kuppel, deren Fenster mit purpurnen Vorhängen verhüllt sind, quillt ein so mildes Licht zu uns hernieder als schauten wir in die am Himmel flatternden warmen Abendgluthen wenn die Sonne zur Ruhe gegangen. Drei Altäre schmücken den inneren Raum; der Hochaltar trägt eine Madonna von Bernardino, deren milde Züge das fromme gottergebene Weib deutlich charakterisiren. Was an der ganzen Capelle nicht genug zu loben, ist die edle Einfachheit. Bei den meisten katholischen Kirchen sind namentlich stets die Altäre überladen; hier findet sich nichts von dem die Sinne gefangennehmenden Flitter, einige Wachskerzen stehen zu beiden Seiten des Tabernakels auf dem Altartisch, korinthische Säulen mit reichem Capitäl stützen einen dreieckigen sanft geschwungenen Giebel.

Während wir noch an das eiserne Gitter lehnen, welches gewöhnlich die Capellenpforte schließt, und den Geist der Schönheit athmen, geht ein altes Weib an uns vorüber und kniet zum Gebet nieder, nachdem sie, wie gebräuchlich, mit dem in Weihwasser genetzten Finger das Kreuz geschlagen. Aber schon nach einigen leis gemurmelten Worten erhebt sie sich, und fleht unsere Carità an, ihre Bitte mit einer sehr bezeichnenden Fingerbewegung begleitend.

Diese schamlose Bettelei stört uns in unsrer andächtigen Betrachtung, und wir treten hinaus ins Freie, uns nach einer Sediola, einem zweirädrigen Wagen, umschauend, das uns nach San Michele bringen soll.

Sobald Porta Vescovo hinter uns liegt, rollen wir auf staubiger Straße der Kirche Madonna di Campagna zu, deren bleigedeckte Kuppel über die grünen Kronen der Maulbeerbäume ragt. Die den Chausseegraben einfassenden Poppeln und Castanienbäume sind fast alle ohne Laub und Zweige, da letztere von den zur Rechten und Linken bivouatirenden Truppen zum Bau ihrer Hütten verwendet werden. Wo indeß das Laub nicht fehlt, ist trotzdem kein Grün zu entdecken, da der feine Staub alles überpudert und seine dichten Wolken uns sogar öfters die Aussicht auf einige Schritte verhüllten. Und wirklich seltsame Gestalten und Fuhrwerke kommen uns entgegen; kleine Wägelchen, gleich dem unsrigem, in denen Officiere mit ihren Bedienten sitzen; Lombarden, den schwarzen breitkrämpigen Hut tief im Gesicht, welche von weißen Büffeln gezogene Karren voll Wein nach der Festung führen; Trupps von Husaren, den Bart in zwei feine Spitzen gedreht und vornehm auf jene Croaten herabblickend die vor Ermüdung kaum im Stande sind sich weiter zu schleppen. Dort schildern Posten vor einem Pionierpark auf- und ab; die auf niedern Wagen ruhenden Pontons wurden schon von den Fluthen des Ticino, der Adda und des Mincio bespült; jetzt sind sie an der Etsch angelangt, denn „Rückwärts, Rückwärts, Don Rodrigo!“ ist die Parole des Tages.

In der Hauptstraße des Dorfes San Michele herrscht ganz dasselbe lebendige Treiben; Jäger und Ulanen, Gränzer und Magyaren, Officiere und Campagnolen gehen in die Cafés und Trattorien, oder kehren wieder aus ihnen zurück.

Die Handwerker arbeiten in ihren nur durch einen Vorhang halb geschlossenen Zimmern; Frauen sitzen spinnend in den Thüren, zu Füßen spielende Kinder, die neugierig die schimmernden Uniformen betrachten. Unter den Weibern sind einige von ausnehmender Schönheit, und, was bei den Italienerinnen so selten ist, sogar blondhaarig und von weißem Teint, Gesichter wie wir sie auf Gemälden des Luca Giordano bewundert haben. An einer kleinen Kirche vorüber, welche den französischen Gefangenen, unter denen sich auch Turkos und Zuaven befinden, eingeräumt ist, erreichen wir einen freien, von Maisfeldern und Maulbeerbäumen umrahmten Platz, in dessen Mitte die „Madonna di Campagna,“ des großen Sanmicheli letzter Bau, sich erhebt. Der Tempel verdankt seine Entstehung einem Gelübde, welches zur Zeit einer Hungersnoth gethan wurde, und ist errichtet in den Jahren 1558—1559. Er besteht aus einer durch eine Kuppel überwölbten Rotunde, um welche ein von dorischen Säulen getragener Porticus führt; eine Gallerie von Fenstern spendet dem Innern Licht in Fülle, um die Kuppel läuft eine Balustrade, und ein kleiner Kuppelthurm krönt das majestätische Werk, dessen Harmonie leider durch einen kleinen Anbau, in welchem die Wendeltreppe angebracht ist, gestört wird. Die Grundform des Innern ist ein Achteck, und seine vier mit Marmorsäulen geschmückten Altäre sind versehen mit Bildern von Paolo Farinati, die Geburt Christi, Felice Brusasorci, die Geißelung des Heilands, Francesco Carotto, die heilige Katharina, und Claudio Ridolfi, der Jungfrau Maria Himmelfahrt. Namentlich das letztere Gemälde ist von ergreifender Wirkung. In güldener Glorie, die Hände gefaltet, schwebt die Mutter des Welterlösers hinauf in jene seligen Sphären nach welchen auch die ihr zu Füßen ruhenden Gestalten zu begehren scheinen.

Die Gruft des Historikers Caterino d'Avila, der ganz in der Nähe des Tempels meuchlings erschossen wurde, befindet sich ebenfalls daselbst; ein mit seinem Namen beschriebener Stein bezeichnet seine Ruhestätte.

An der Decke des kurzen Verbindungsganges, welcher nach dem Presbyterium führt, hängt ein ausgestopftes Krokodil, der Sage nach in der Etsch gefangen, nachdem es vorzugsweise Kinder verschlungen und so Jammer über die ganze Gegend gebracht hatte.

Aus dem Presbyterium, das sich in einem capellenähnlichen Anbau befindet, steigen wir die Stiegen der Wendeltreppe hinauf, und genießen von der Balustrade eine zauberische Fernsicht. Ueber durch die Kriegshorden verwüstete Maisfelder schauen wir nach den weißen Gebäuden Montorio's, dessen zinnenreiches Castell Weinberge, Platanen- und Cypressenhaine beherrscht. Im Norden steigen hinauf in den lichten Aether die felsigen Gipfel der Alpen, von einem blauen Duft umhüllt, Verona und seine mächtigen auf Hügel gelagerten Forts, und die Thürme seiner Kirchen spiegeln sich in den reißenden Fluthen der Etsch, die zu unserer Linken durch frische Wiesen dahinbraust.

Ganz im Nordwesten steht eine einsame Ruine, nur dem geübten Auge erkennbar, der Thurm des Castells von Solferino. Aber wir wenden von diesem blutigen Denkmal unsern Blick, und steigen hinunter von der Balustrade der Madonna di Campagna, im Schatten und harzigen Arom einiger in ihrer Nähe stehenden Pinien, den Tumult des Krieges vergessend und vom Frieden träumend.

Der Mississippi und seine Ufer.

(Schluß.)

Die weite Länderstrecke zwischen den großen canadischen Seen, dem Ohio und Mississippi ist das Canaan von Nordamerika, wovon besonders ein Theil, der Staat Illinois, bevorzugt erscheint, wo alle geographischen Vortheile, selbst die widersprechendsten, sich vereinigen. Diese Region ist hauptsächlich continental im Mittelpunkt des Mississippi-Beckens gelegen, und alle großen Handelslinien, vom Norden nach dem Süden und von Osten nach Westen müssen sich natürlich hier kreuzen; sie besitzt zugleich alle Vorzüge eines Insellandes, weil sie nach allen Seiten von schiffbaren Gewässern umgeben ist. Gegen Westen der

Mississippi, gegen Süden der Ohio, im Osten der Wabaich, gegen Norden der Rock, Illinois und der prächtige Michigan-See ziehen um den Staat Illinois einen Gürtel von Stapelplätzen, von denen die Bodenerzeugnisse unmittelbar nach allen Welttheilen gesendet werden können Das atlantische Meer bildet gleichsam durch den St. Lorenzfluß und die Verkettung der großen Seen eine Art von Mittelmeer im Herzen des Landes.

In Beziehung auf den Ackerbau ist Illinois ebenso begünstigt wie durch den Handelsverkehr; der Boden besteht aus alten Alluvionen und Trümmern die mit Pflanzenerde vermischt sind; es genügt ihn mit dem Spaten oder dem Pflug umzubrechen um reichliche Ernten hervorzubringen. Kaum ein Zehntheil der Bodenfläche ist angebaut, und dennoch ist der Ertrag an Mais und Weizen so ergiebig, daß Chicago der größte Handelsplatz für Getreide und Mehl geworden ist. Auch der Reichthum der Bergwerke ist groß; Bleiglanzgänge sind zahlreich, und wurden eifrig ausgebeutet bevor die Bergleute durch den Golddurst nach Californien gelockt wurden. Auch die Eisengruben sind sehr ergiebig und die Kohlenlager so ausgedehnt wie in keinem andern Lande der Welt. Diese Formation nimmt 10 bis 15 Millionen Hektaren ein, und wird künftig dem Gewerbfleiß in dem Mississippibecken zu einer unerschöpflichen Hülfsquelle an Brennmaterial werden. Man könnte sagen, die moralische wie die materielle Zukunft der Vereinigten Staaten sey in diesem schönen Lande zu suchen.

Die Einwanderung erfolgt mit ungeheurer Raschheit. Zwischen 1850 und 1855 hat sich die Einwohnerzahl beinahe verdoppelt, und gegenwärtig erhebt sie sich auf mehr als anderthalb Millionen. Eine Stadt von 120,000 Seelen hat sich an den Ufern des Michigan-Sees gruppirt, mit Palästen und Thürmen gleich den phantastischen Gebilden welche die Wolken am Abendhimmel gestalten; Schiffe landen in Menge, und fünfzehn Eisenbahnen laufen von allen Punkten Amerika's zusammen; denn in den Staaten des Westens warten die Yankees nicht auf die Existenz von Mittelpunkten der Bevölkerung. Sie gehen „ahead" und legen ihre Schienengeleise ohne Furcht, da sie wohl wissen daß die Städte sich alsbald daran reihen werden wie die Perlen eines Halsbandes.

Darum eile, wer noch jene weiten Prairien durchstreifen will welche dem Meer gleichen, deren Horizont keine Gränzen hat, und wo das Gras so hoch steht daß es über den Kopf des Wanderers sich zusammenneigt und das Reh unbemerkt hindurchschlüpfen kann! Bald wird die unerbittliche Pflugschar diese grünen Savannen in Furchen gelegt haben, die dann nur in der Sage noch fortleben. Die Amerikaner sind eilig zum Genuß, und bemächtigen sich gierig dieses fetten Bodens. Bevor sie eine Hütte besitzen, selbst bevor sie wissen wo sie dereinst ihr Haupt niederlegen werden, beuten schon einige den Boden aus. Ackerbauer bringen Pferde und Mähmaschinen auf die Eisenbahn, lassen sich mitten in der Savanne absetzen; alsdann führt sie der Abendzug mit ihrer Heuernte und ihrem Gespann wieder zurück nach Chicago. Die Ländereien sind streng katastrirt und in Townships von 6 Meilen nach allen Seiten hin abgetheilt; diese in 1000 Vierecke zerschnitten, die wieder vier Theile haben. Alle sind vollständig orientirt, und jede Seite ist nach einer der vier Himmelsgegenden gerichtet. Mag der Käufer ein großes oder kleines Viereck erworben haben, er erlaubt sich niemals von der geraden Linie abzuweichen. So werden jene so schönen Prairien mit ihren leicht gewellten Umrissen der duftigen Ferne in ein ungeheures langweiliges Schachbrett verwandelt.

Unterhalb der Einmündung des Ohio wird die Alluvialebene des Mississippi sehr breit, und es scheint, wenn man die zahlreichen Flußarme um die Inseln betrachtet, als versuche der Fluß schon ein Delta zu bilden. Gegen Süden gruppirt die werdende Stadt von Hickman's Point ihre hübschen Häuser an dem Abhang eines Hügels, einer von den fünfzehn deren Fuß der Mississippi in seinem ganzen Laufe von Cairo bis Balize bespült. Diese Stadt wird bedeutend werden, weil sie einer der Punkte ist wo die angebauten Hochflächen des Innern an den Fluß stoßen, von dem sie sonst allenthalben durch Urwälder und Sümpfe getrennt sind. Der Hügel auf dem sich Hickmann's Point erhebt, hat noch den Vorzug vor andern Oertlichkeiten der Mündung eines großen Flusses nahe zu seyn. Noch vor einigen Jahren vermittelte sich aller Handelsverkehr der Mississippistaaten auf dem Wasserwege. Damals gab es noch nicht einmal Fußpfade längs der Ströme; diese bestehen auch jetzt noch nicht, dafür aber zahlreiche Schienenwege, welche auf diesem Punkte zusammenlaufen und ihn dereinst zum Emporium für die Ohiomündung machen werden.

Weiter unten an dem rechten Ufer finden sich die Trümmer eines Dorfes, dem seine Lage auf einem höheren Hügel und sein reicher Boden einige Wichtigkeit verleihen mußten. Als die Spanier noch im Besitz von diesem Theil Amerika's waren, wurden sie von den Vortheilen dieser Position überrascht, und legten den Grund zu einer Stadt welche sie Nueva-Madrid nannten, in der Hoffnung sie dereinst zur Metropole von Nordamerika zu erheben. Das Erdbeben von 1812 zernichtete alle diese Voraussetzungen, und Nueva- oder New-Madrid ist ein unbedeutendes Dorf geblieben, dem die Ueberschwemmungen eine Hütte nach der andern wegfluthen. Man glaubt gewöhnlich daß weite aufgeschwemmte Ebenen nichts von Erdbeben zu befürchten haben, und dennoch wurde das ganze Mississippithal 1812 während drei Monaten beständig erschüttert. Es war zur Zeit der Zerstörung von Carracas; indeß schien die Bewegung nicht von Südamerika auszugehen, sondern von der Region zwischen dem Mississippi, dem Arkansas und dem Missouri. In New-Orleans und in dem ganzen Delta von Louisiana war die Erschütterung des Bodens kaum merkbar, aber im Westen vom Mississippi, unter der Breite von New-Madrid sanken, weite Landstrecken plötzlich ein. Was die Amerikaner Sunk-Country nennen, nimmt einen Flächenraum von 5830 Geviertkilometern ein. Hügel stürzten ein, angebaute Felder verschwanden, große Seen von 30—40 Kilometern wurden gebildet, während andere plötzlich vertrockneten. An mehreren Stellen spaltete sich die Erde mit schrecklichem Geräusch, und ungeheure Risse mehrere Stunden lang und 50—60 Meter tief entstanden in dem convulsivischen Boden. Sogar das Flußbett des Stromes ward zerrissen, und die Wasser wurden aufgewühlt, welche die abwärtsgehenden Boote zurückwarfen. Zum Glück waren diese Gegenden damals noch beinahe unbewohnt, und das Unheil deßhalb geringer.

Memphis ist herrlich gelegen über dem hohen Gestade, an dessen Fuß der Strom sich zwischen grünen Inseln dahinzieht, und wird vielleicht einst dem prätentiösen Namen entsprechen den sich diese Stadt beigelegt, welche jetzt schon mit Nashville, der Hauptstadt von Tennessee, wetteifert. Zwischen der Mündung des Ohio und New-Orleans, erhält der Mississippi auf dem linken Ufer keinen großen Zufluß mehr. Da es deßhalb an einem Wasserwege fehlt, mußten die Uferbewohner Schienenwege bauen um mit den Alleghanies und den Küsten des atlantischen Meeres zu verkehren. Von Memphis aus führen diese die Erzeugnisse des Stromthales nach den Häfen von Baltimore, Charleston und Savannah. Eine

andere Bahn wird von hier aus dereinst nach den Ebenen des Westens und Californien gebaut werden, und dem Ort erst seine volle Wichtigkeit und Ausdehnung geben. Aber nicht dem Handel allein wollte Memphis seine Wohlfahrt verdanken. Unter dem Präsidenten Polk ließ sich die Stadt die Vollmacht ertheilen See-Arsenale und Schiffswerften anzulegen. Die Projectenmacher vergaßen dabei einzig daß Memphis 1500 Kilometer vom Meer entfernt ist, und daß bei niederem Wasserstand der Fluß unter der Arkansasmündung oft nur drei Meter Tiefe hat. Man legte große Bauten an, Seilereien, Schmelzen, Schmieden, Werkstätten aller Art; dann als alles vollendet war, Werften, Bassins, wurde man mit Erstaunen gewahr daß Memphis kein Seehafen ist, und verkaufte alle Gebäude um den vierzigsten Theil dessen was ihre Anlage gekostet hatte. Die Städte des Südens verlassen sich in der Sorge für ihre Wohlfahrt nicht allein auf ihre Energie, was sie von denen des Nordens unterscheidet. In den Kaufläden zu Memphis, in den Bahnhöfen und den Landungsstätten der Dampfschiffe sieht man die Fahrtenplane der Eisenbahnen von Illinois und Ohio, während es große Mühe kostet einige Nachweisungen über die Schienenwege von Tennessee, dem Staat in welchem die Stadt gelegen ist, zu erhalten. Diese einzige Erscheinung zeigt um wie vieles die freien Staaten unternehmender sind, und ihr Interesse besser zu wahren verstehen als die Sklavenstaaten.

Der Arkansas und White-River haben geologisch eine gemeinsame Mündung, obgleich die Hauptzweige dieser Zuflüsse in einer Entfernung von 20 Kilometern sich in den Strom ergießen. Ersterer ist weit weniger wichtig als man es bei Betrachtung seines Laufes auf der Karte vermuthen könnte. Obgleich er von seiner Quelle in den Felsengebirgen bis zu seiner Mündung in den Mississippi 3500 Kilometer mißt, kann seine Wassermenge nicht mit andern Strömen verglichen werden, die selbst an der Mündung nicht immer die Schifffahrt gestattet, welche einen großen Theil des Jahres unterbrochen ist. Der Regen, welcher auf die staubigen Prairien des Westens fällt, ist nicht hinreichend einen großen Fluß zu speisen, und ein bedeutender Theil des Wassers das er aufnimmt, verdampft unterwegs oder wird von den Baumwurzeln angesogen. Der Mangel an schiffbaren Flüssen hat bisher den Staat Arkansas in einer beziehungsweisen Unterordnung erhalten. Bald werden aber Eisenbahnen den Mangel an Fluvialverbindungen theilweise ersetzen; aber wie man es auch angreifen wird, das Land wird den übrigen Staaten Nordamerika's stets nachstehen. Sein Boden ist im allgemeinen von geringer Fruchtbarkeit, außer in den bewaldeten Flußthälern, und an vielen Orten gewahrt man salinische Ausschwitzungen auf der Erdoberfläche. Auch das Klima ist wechselhafter als anderswo; man konnte zu Fort-Gibson bis zu 47 Centigrad im Schatten beobachten. Später vielleicht werden die Erzgruben und Heilquellen diesem Land den Reichthum bringen; bis jetzt kennt man in Arkansas nur den primitivsten Ackerbau, und keine andere Arbeit als die der Sklaven. Seine Metropole ist das Dörfchen Little-Rock, wie sein Name andeutet auf einem Felsen am Flußufer erbaut, und nur seiner Lage wegen im Mittelpunkt des Staates zu dieser Würde erhoben. Napoleon, an dem rechten Ufer des Arkansas, an seiner Mündung in den Mississippi, ist die größte Stadt des Landes. Von da werden alle Erzeugnisse des Innern, Baumwolle, Mais, Büffelhäute ausgeführt, und den Bewohnern des Staates beinahe alle Manufacturgegenstände deren sie bedürfen übermittelt. Mit seinen hölzernen Kuppeln, den getünchten Häusern, dem mächtigen Pflanzenwuchs und der Umgebung von dunkeln Wäldern bietet Napoleon einen sehr malerischen Anblick dar.

Einige Meilen unter dem hübschen Städtchen Vicksburg mündet der Yazoo in den Mississippi durch stille Canäle die mit Weiden bewachsen sind. Dieser Fluß führt beinahe ebensoviel Wasser als der Arkansas, obgleich sein Lauf nur den sechsten Theil der Ausdehnung hat; er durchschneidet ein sehr fruchtbares angeschwemmtes Boden, wo die Baumwollpflanzungen trefflich gedeihen, deren Product aus Mangel an Verkehrsmitteln — der Fluß ist durch unverständiges Austrocknen eines seiner Zuflüsse für die Schifffahrt unzugänglich geworden — oft lange liegen bleiben müssen bis sie zu Markte gebracht werden können.

In diesem Theil seines Laufes berührt der Mississippi den Fuß vieler Erhebungen oder Bluffs, und seine Ansicht belebt sich immer mehr. Jedes Bluff trägt seine kleine Stadt, und man sieht Vicksburg, Grand-Golf, Natchez, Fort-Adams sich abwechselnd über dem Strom erheben. Vicksburg, dessen weiße und rothe Häuser amphitheatralisch an einem von Nußbäumen beschatteten Hügel erbaut sind, ist die wichtigste dieser Städte, und gleich Memphis einer der Kreuzungs- oder Centralpunkte, wo die Eisenbahnen und Dampfschiffe sich begegnen. Schon wird eifrig an dem Schienenweg gearbeitet der in das Innere von Texas dringen und später über das weite Plateau, das die Spanier Llanos estacados nennen, sich bis nach San-Diego in Californien fortsetzen soll. Diesen zum Theil vollendeten Verbindungswegen verdankt es Vicksburg die bevölkertste Stadt des Staates Mississippi zu seyn, während Natchez dessen älteste ist. Schon bei den ersten Colonisirungsversuchen erbauten die Franzosen ein Fort auf der Stelle welche jetzt die Stadt einnimmt, die bald der Hauptort des mittlern Mississippi wurde, gegenwärtig aber viel von ihrer Bedeutung eingebüßt hat. Die Stadt ist wunderherrlich gelegen auf dem Gipfel einer steilen Ufererhebung, welche man auf einer beschwerlichen Treppe erklimmt, die in das rothe Conglomerat gehauen ist. Von der Felsenhöhe herab, die, mit Bäumen bepflanzt, zur Promenade angelegt ist, genießt man einer entzückenden Aussicht über den Strom, der seine gelblichen Wogen durch die Ebenen windet, und auf die Zuckerfelder mit ihren zerstreuten Wohnungen, die in der Ferne von dunkeln Wäldern eingefaßt werden. Die Stadt selbst gleicht den englischen Watering-Places, deren einzeln liegende Häuser halb in Laubwerk begraben sind. Auch die nächsten Umgebungen sind äußerst reizend und von den Fällen von St. Anthony bis La Balize findet man keine schönere Gegend, die da und dort auf den Höhen zerstreuten Villas in ihren Rosengärten sind alle in italienischem Styl erbaut, und weite Gallerien lassen die frische Abendluft eindringen. An dem Ende der Thäler stürzen die Bäche in prächtigen Cascaden in tiefe wilde Schluchten, welche der Regen ausgespült hat. Alles vereinigt sich Natchez zu einem zauberhaften Aufenthalt zu gestalten. Dieß ist es vielleicht was die Stadt in Zerfall gebracht hat; nur von Capitalisten bewohnt welche von ihren Besitzungen entfernt waren und nicht von der Classe kühner und unternehmender Arbeiter, sah sie allmählich sich das Leben entschwinden. Anstatt neue Schienenwege anzulegen, haben die Bewohner von Natchez die einzige Zweigbahn welche sie mit dem Innern verband öffentlich versteigert! Die Schienen wurden centnerweise verkauft, und die Bahn ist gegenwärtig ein holperiger Fahrweg, voll Koth, Pfützen und Löcher. Das gelbe Fieber hat 1855 Natchez schwer betroffen; trotz aller Vorsichtsmaßregeln nahte sich der Tod auf den Wassern des Stromes und raffte in wenigen Tagen den vierten Theil der Bevölkerung dahin. Die Stadt zählt gegenwärtig 5000 Einwohner.

Nicht weit unter der kleinen Stadt Fort-Adams, sehr hübsch auf einem Hügel gelegen, der wie eine Citadelle einen weiten Bogen des Stromes beherrscht, ergießt sich in denselben ein Arm des Red-River (Rothen Flusses), nach der Färbung seines Wassers so benannt.

Auf den langen Fahrten der Mississippidampfboote, die von New-Orleans nach Saint-Louis oder Cincinnati acht-, zehn bis fünfzehn Tage unterwegs sind, bilden die Wettfahrten derselben den Hauptzeitvertreib der Passagiere. Diese haben nicht selten den betrübendsten Ausgang und sind nächst den Mahlzeiten viel anziehender für den Amerikaner als die Schönheiten der Natur. Sobald der Gong ertönt um zwei- oder dreihundert Passagiere zur Tafel zu laden, stürzen diese mit der Eile von Schulknaben herbei, warten ungeduldig bis die Damen sich gesetzt haben, werfen sich auf die Schüsseln, häufen Fleischspeisen und Getränke vor sich auf und plündern den Tisch völlig. Nach der Mahlzeit kehren die Damen in ihren reservirten Salon zurück, während das stärkere Geschlecht sich an die Spiel- oder Trinktische begibt und sich im Rauchzimmer zur Verdauung niederläßt. Wenn die weißen Passagiere sich von der Tafel erheben, kommt die Reihe an die Schiffsofficiere, dann an die weiße Dienerschaft und zuletzt an die Sklaven. Bald ruft der Gong zu einer neuen Mahlzeit, und die weißen Passagiere kehrten, wie wenn sie vollkommen nüchtern wären, mit furchtbarem Heißhunger zu der Abfütterung zurück. So reiht sich Mahl an Mahl, und die große hölzerne Tafel bleibt beständig gedeckt.

Von Fort-Adams an nähert man sich rasch der Seezone oder dem Delta des Mississippi. Der Strom und das Meer begegnen sich, und ersterer zeigt sich ebenso großartig wie auf seinem langen Lauf durch die Einöden, welche dereinst die reichsten Länder des nordamerikanischen Festlandes seyn werden.

Zwischen dem maritimen Theile des Mississippi, welcher mit der ersten Verzweigung seines Delta's beginnt, und dem continentalen Stromgebiete fehlt so zu sagen die Zwischenzone, die allen großen Flüssen eigen ist, gänzlich. Unmittelbar unter dem Orte wo der rothe Fluß 500 Kilometer von dem Meere einströmt, bezeichnet die Verzweigung des Mississippi und des Atchafalaya einigermaßen die Schwelle einer neuen Region, wo die Entfaltung menschlicher Thätigkeit mehr und mehr der großartigen Naturansicht Wechsel verleiht.

Der rothe Fluß nimmt seinen Ursprung auf der Hochfläche der Llanos estacados. Lange Zeit hat man vergeblich seine Hauptquelle aufgesucht, und die Widersprüche der Entdecker beweisen daß ihr Standpunkt wechselt, je nach der Menge des in den Felsengebirgen gefallenen Regens. Das Plateau der Llanos nimmt eine Fläche von mehreren hundert Quadratmeilen ein, und steigt allmählich von den Ebenen von Texas zu einer Höhe von 200 bis 300 Metern an. Wie manchen andern alten Seeboden, die heutzutage in Wüsten verwandelt sind, fehlt es ihm fast gänzlich an Wasser. Die Bäche welche es durchschneiden sind fast beständig versiegt, dennoch haben sie sich in dem Kalkboden tiefe Rinnsale gegraben, mit senkrechten Wänden welche in dieser unbegränzten Einöde kaum geahnt werden, und den Uebergang über diese dünnen Wasserfäden sehr erschweren. Der große Schienenweg aus Texas nach San-Diego in Californien wird früher oder später über diese dürre Fläche hinwegführen; man fürchtete anfangs daß der Wassermangel den Ingenieuren unübersteigliche Hindernisse schaffen würde, aber die neuesten Untersuchungen haben erwiesen daß ein weites Lager wasserhaltigen Sandes sich unter der Oberfläche der Wüste in einer mittlern Tiefe von 200 Metern hinzieht.

Der rothe Fluß bietet von seiner Quelle an bis zu dem Caddosee und der ungeheuern Anhäufung von Bäumen, unter welchem seine Wasser verschwinden, wie ehedem die der Rhone unter einer Felsenwölbung, nichts merkwürdiges dar. Von dieser fabelhaften Masse von Stämmen, deren Zweige und Wurzeln sich verschlingen, läßt sich gar keine Vorstellung machen. In dem Uferschlamme hingestreckt oder ihre phantastischen Wipfel aus dem schwärzlichen Wasser erhebend, gleichen sie den Plesiosauriern, welche ehedem sich in diesem morastigen Chaos hinschleppten. Diese Barre, welche jedes Jahr um zwei Kilometer sich weiter gegen die Quellen des Flusses hinangeschoben hat, bildet gleichsam ein Wehr, wodurch das Wasser gezwungen das umliegende Land überfluthet. Das weite Bett des Caddosees war noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eine Prairie, und die Indianer jagten den Büffel, wo jetzt die Dampfschiffe keuchen.

Die Regierung von Louisiana hat seit 1833 Arbeiten angeordnet um diesen Damm zu zerstören, der damals 200 Kilometer lang sich hinzog; gegenwärtig beträgt er deren nur fünfundzwanzig, und in wenigen Jahren wird er ganz verschwunden seyn. Dann werden die Seen die er gebildet hat sich allmählich austrocknen, und um eine ähnliche chaotische Masse von Flüssen, Lagunen, lebenden und abgestorbenen Wäldern aufzufinden, wird der Reisende sich in die geheimnißvollen Furos des Japura und Putumayo an den Ufern des Amazonenstromes vertiefen müssen.

Auch die Baumstämme welche die Strömung des Mississippi mit sich führt werden alljährlich minder zahlreich, und dadurch verändert sich das Ansehen des Flusses.

Die Sägemühlen an seinem Gestade fangen die größten Stämme auf, während die kleinern bei hohem Wasserstande durch zahlreiche Kähne aufgefischt werden. Auch die in den Sandbänken halb begrabenen Sawyers oder Snags welche die Schifffahrt so sehr gefährden, werden durch Dampfeskraft mühsam entfernt.

Ungeachtet der Abnahme des Treibholzes in den letzten Jahren überrascht der erste Anblick des Mississippi dennoch aufs höchste durch die ungeheuren Massen von Holz und Bäumen die ihn umgeben. Wohin auch der Blick sich wendet, begränzen schwärzliche Waldungen den Horizont, kahle Stämme treiben in der Strömung, und das Ufer ist mit entwurzelten Bäumen besäet, welche mit dem angeschwemmten Sand und Lehm sich vermischen, und in dem ganzen Delta von Nieder-Louisiana dereinst eine ungeheure Steinkohlengrube für künftige Geschlechter bilden werden.

Von dem höchsten Punkte des Delta bis zu der Stelle wo der Hauptarm sich in vier oder fünf Verzweigungen, die sich fächerartig ausbreiten, in das Meer wirft, verlieren die Ufer des Mississippi ihren wilden Anblick, und angebautes Land folgt auf die schweigsamen Wälder. Aber selbst in seiner Einförmigkeit bewahrt das Landschaftsbild seinen großartigen Charakter, denn die Felder, Wohnstätten, Zuckermühlen bieten sich dem Blick in einer Ausdehnung von 500 Kilometern in so vollkommen gleichförmiger Abwechslung dar, daß sie nur wie eine Decoration des Stromes erscheinen, und dieser in seiner ganzen Großartigkeit gleich einem bewegten Meere dahinrollt.

Die agricole Industrie des Mississippi-Delta's besteht hauptsächlich in dem Anbau des Zuckerrohrs, und diese Pflanze stimmt gut zu dem Ansehen des Landes, dessen nothwendige Ergänzung sie zu seyn scheint. Im Sommer und Herbste gleichen die Zuckerfelder großen viereckigen

Massen, in denen Blätter und Stämme so dicht zusammengedrängt stehen daß sie einen ungeheuren Cubus von Grün bilden.

Wegen der zeitig eintretenden Abkühlung der Atmosphäre bringt das Zuckerrohr in Louisiana keine Blüthen hervor, was ihm ein widerliches düsteres Ansehen gibt. Ganze Kriegsheere könnten unbemerkt auf den Durchgängen hinziehen welche die Pflanzungen rechtwinkelig durchschneiden, denn das Rohr erhebt sich zu solcher Höhe, daß ein Reiter auf seinem Pferde völlig durch diese grüne Mauer versteckt ist. Gegen den Januar beginnen die Neger die Stämme abzuschneiden, und in einigen Tagen ist diese unermeßliche Ebene in eine gleichförmige Fläche von schwarzem Erdreich und welken Blättern verwandelt. Wenn der Sonnenschein diese getrocknet hat, werden sie in Haufen angezündet, und der Brand zieht sich von Feld zu Feld; des Tages sieht man nur Rauchwolken, welche der Wind wie einen Schleier um die Wälder rollt; Nachts ist alles in Flammen, die aus dem Boden zu züngeln scheinen, während der Himmel von dem Wiederschein des Brandes glüht.

Nur da und dort findet sich in den Pflanzungen eine Baumgruppe zerstreut, welche den Negern zum Schutz gegen Regen und Sonne dient, während die Wohnhäuser dem Blicke durch einen dichten Blättervorhang entzogen werden. Hier wächst die Magnolie mit ihren großen duftenden Blumen und den Korallensträußen ähnlichen Früchten, die immergrüne Eiche mit dem knorrigen harten Stamme ꝛc.

Hinter den Pflanzungen liegt noch vieles Land unangebaut und bildet weite Savanen, Baumgruppen und Rohrstrecken, welche malerisch abwechseln. Besonders sind die Wälder mit ihrem vielgestaltigen Baumwuchs, den Lianen welche von Stamm zu Stamm klettern und in malerischen Windungen niederhängen, von einer Schönheit wie man sie nirgends findet. Eichen, Ahorn, Eschen, Magnolien, Copalbäume Weiden, virginische Pappeln gruppiren sich in deutlich unterschiedenen Massen, wie um geheimen Sympathien zu gehorchen. Während des Herbstes prangen diese Wälder in ihrem schönsten Schmucke, wenn die Blätter sich in ihre bunten Farben kleiden; statt gelbroth oder braun, wie die Bäume in Europa, färben sie sich hier in den grellsten und prächtigsten Tönen, violett, purpurfarbig, orange, goldgelb, so daß der ganze Forst in einen Blüthenmantel gehüllt erscheint.

Drei oder vier Kilometer von dem Stromufer wird der Boden ganz schwammig und niedrig, und hier herrscht allein der Cyperbaum mit seinem geraden hohen Wuchs und dem zwiebelartigen Wulst über den Wurzeln, an dem wie ungeheure Dolche neue Schooße emporwuchern. Der Wipfel des Baumes breitet sich in dünnen Zweigen mit blaßgrünem Laubwerk aus, von denen lange Fäden der Tillandsia usneoides herabhängen. Jeder scharf abgegränzten geologischen Region entspricht eine besondere Pflanzen- und Thierwelt; in dieser Beziehung kann das Mississippi-Delta als Muster gelten, so vollkommen harmonirt die Beschaffenheit des Bodens mit seinen Pflanzen und Thieren, ja man könnte sagen Nieder-Louisiana befinde sich gegenwärtig in einem geologischen Zeitraum der für das übrige Festland schon längst vorüber gegangen ist, dem der Reptilien, welche nächst den Sumpfvögeln allein einheimisch sind, während alle andern Thiere nur als Gäste oder Ansiedler aus den umliegenden Landstrichen angesehen werden müssen.

Das Thier welches am meisten diese Fauna charakterisirt, ist das Krokodil. Wenn an schönen Sommertagen die Sonne die glatte Oberfläche der Seen mit ihren brennenden Strahlen trifft, so sieht man Hunderte dieser Thiere gleich rauhen Baumstämmen auf der Oberfläche des Wassers gereiht, andere liegen in dem Röhricht halb in dem Schlamm begraben, und stürzen sich beim Näherkommen in das hoch aufspritzende Wasser. Mit dem ersten Froste birgt sich das Krokodil in dem Moraste, dessen warme Umhüllung seinen Winterschlaf beschützt. Frösche und Kröten sind hier in ihrem Element und erfüllen die Luft mit ihrem ununterbrochenen Gequake, in welches die brüllende Stimme des Ochsenfrosches hineintönt. Schlangen sind nicht minder zahlreich als andere Reptilien, und kriechen am Lande, schwimmen im Wasser in jeder Größe und Färbung umher, außer einigen Klapperschlangenarten sind sie jedoch alle unschädlich. Die größte Plage, unter allem was hier fleugt und kreucht, ist die Schnake, der weder Hitze noch Kälte, weder Trockenheit noch Regen etwas anzuhaben vermag.

Diese Moskitoschwärme dringen überall ein und sind besonders häufig in der Nähe von Plantagen die an Sümpfen liegen, und deren Werth sich deßhalb steigert oder vermindert, je nachdem sie dieser Plage mehr oder weniger unterworfen sind.

Die Vierfüßer können in Nieder-Louisiana als Einwanderer aus den höher gelegenen Gegenden angesehen werden. Der Jaguar, der Bär sind sehr selten. Tigerkatzen und Rehe haben sich am Rande der Sümpfe akklimatisirt, und als einheimisch können nur die Kletterer aus dem Geschlechte der Eichhörnchen und Beutelthiere gelten.

Ueber diesem Thierleben kreist der Carrancrau, ein Vogel der dem Raben und Geyer verwandt ist, und die Ebene von dem Aase reinigt. In weiten Kreisen sich am Himmel drehend, dringt sein scharfes Auge in jede Spalte, jede Lichtung, wo er einen Fraß wittert, auf den er mit seinen Gefährten niederschießt und in kurzem dessen letzte Spur vertilgt hat.

In einem Lande dessen Natur so einförmig ist, bieten die Beschäftigungen der Einwohner wenig Wechsel dar, die keine andere Erholung kennen als die Jagd, Besuche von einer Familie zur andern, und reichliche Gastmähler. Jeder junge Creole besitzt ein Pferd und eine Büchse, mit welcher er die Zuckerfelder und den Wald durchstreift, und bei dieser Erziehung in der freien Natur frühzeitig seine Kräfte stählt und übt.

Die Creolen von französischer Abkunft verschwinden immer mehr, und binnen wenigen Jahren werden sie gänzlich von der angelsächsischen Race verschlungen seyn. In ganz Louisiana machen sie nur noch den fünfzehnten Theil der Bevölkerung aus, und viele unter ihnen besitzen einzig ihren Namen: alles übrige, Sprache, Sitten, Gewohnheiten, Verwandtschaft, alles ist amerikanisirt worden. Ihre Sorglosigkeit und Genußsucht zwingt sie nur allzu häufig ihr Besitzthum mit Schulden zu belasten, welches, bei dem geringsten Unfall den sie durch eine Mißernte, Krankheit ihrer Sklaven oder eine Feuersbrunst trifft, in fremde Hände übergeben muß und sie zum Auswandern nöthigt.

Die schwarzen Creolen schwinden dahin wie die weißen, und finden sich gegenwärtig nur noch in größerer Zahl in entlegenen Pflanzungen. Die meisten Neger werden aus Maryland, Kentucky oder hauptsächlich aus Virginien, dieser großen Züchterei der Sklavenstaaten, eingeführt, und sind minder einfältig, minder ihren Herren ergeben, und weit aufgeweckter als die afrikanischen Neger.

Was die Indianer betrifft, so sieht man nur da und dort Spuren ihrer Lagerstätten; sie selbst sind verschwunden, und bald wird zwischen ihnen und den Angelsachsen kein anderes Bündniß mehr bestehen als das des Grabes, und ihr Andenken nur noch in den hohen Tumuli fortleben auf welchen seit Jahrhunderten große Bäume wachsen.

An dem rechten Ufer beginnt das Mississippidelta einige hundert Kilometer weiter flußaufwärts als an dem linken. An dieser Seite

ziebt sich die Kette von Gestadhöhen oder Bluffs hin, welche sich von der Mündung des Ohio an fortsetzt bis zu dem Bayou Ibberville, und den Strom zwingt von Norden sich gegen Süden zu richten. An drei Stellen trifft die Strömung den Fuß der Bluffs, als wollten sie einen Ausgang suchen, und erst unter Baton-Rouge, wo die Hügelkette endigt, läuft der Fluß gegen Südost in seiner normalen Richtung. Dreißig Kilometer ungefähr oberhalb New-Orleans bildet der Strom einen großen Bogen unter dem Namen Bonnet-Carré! Hier öffnete sich im Jahre 1850 gegen den See Pontchartrain einer der schrecklichsten Dammbrüche, dessen sich die Pflanzer zu erinnern vermögen, durch welchen sich die Wasser über das angebaute Land ergossen. Die neue Flußmündung strömte während mehr als eines Monats, und ihre ehemaligen Ufer sind noch durch Sandstreifen angedeutet. Bald nachdem Bonnet-Carré passirt ist, kündigt alles an daß man sich einer großen Stadt nähert; die Niederlassungen werden schöner, die Häuser gruppiren sich zu Dörfern, die Dampfschiffe begegnen sich in Schwärmen, und über den großen Uferbäumen steigen die hohen Thürme New-Orleans empor. Unterhalb der hübschen Stadt Carrollton macht der Mississippi plötzlich eine Wendung, und mit einemmal entrollt sich dem Blick diese drei und vierfache Reihe von Schiffen, diese weiten Quais, dieser Halbcirkel von Gebäuden, welchem New-Orleans den poetischen Namen der Crescent-City, Halbmondstadt, zu verdanken hat. Schiffe und Fahrzeuge aller Art beleben den Fluß; die ungeheuern Dampfer kreuzen sich keuchend, kleine Schlepper lassen die schweren Dreimaster hinter sich auf den Wellen tanzen, Fährboote fliegen von einem Bord zum andern. Mitten unter diesen mächtigen Ungeheuern schwimmen kleine Kähne wie Insecten, und wie um zu beweisen daß all diese Bewegung erst von gestern ist, lassen sich große Entenflüge auf die Wasser nieder, welche vor kurzem noch so still und öde waren. An dem linken Ufer stehen die Dampfschiffe gereiht wie eine Façade von dreistöckigen Häusern; die großen Hafendämme sind mit Baumwollballen, Zuckerfässern, Mehltonnen angefüllt; der Quai ist ganz bedeckt mit Wagen und Karren, und dahinter dieser Halbmond von Gebäuden, der sich auf eine Länge von zehn Kilometern hinzieht und hinter einer Waldspitze verschwindet; dieß alles ist von einer Großartigkeit, der kein anderer Hafen der Welt gleichkommt. Selbst London und Liverpool, diese beiden Hauptsitze des Handels, können mit New-Orleans sich nicht vergleichen.

Obgleich New-Orleans 180 Kilometer oberhalb der Mündung liegt, beträgt die mittlere Höhe der Stadt doch nur drei Meter, und in den von dem Fluß entferntesten Vorstädten ist der niedere schwammige Boden fast unter die Meeresfläche gedrückt. Vom Jahre 1727 an, als die Stadt noch nicht durch einen Damm geschützt war, wurde sie periodisch überschwemmt und bot den Anblick einer Cloake dar; damals war die Landenge, welche die Wasser des Flusses von denen des Sees scheidet, zu einer schmalen Zunge vermindert, welche Terre haute des Lépreux genannt wurde.

Seit den ersten Arbeiten welche der Gouverneur Perier vor 130 Jahren unternahm, hat New-Orleans aufgehört eine amphibische Stadt zu seyn; gegenwärtig ist sie gänzlich geschützt gegen die Flußseite durch einen prächtigen Damm, der an hundert Meter breit ist. Indeß ist das Terrain so niedrig daß jede Ungleichheit des Bodens das Regenwasser aufnimmt; große Wolkenbrüche machen New-Orleans zu einem zweiten Venedig, und man muß Dampfkraft anwenden um die Stadt auszutrocknen. Um die Leichen nicht in dem Schlamm zu begraben, ist es nöthig in den Friedhöfen Grabgewölbe von mehreren Stockwerken aufzumauern, wo die Todten wie die Bücher einer Bibliothek gereiht sind. Alle Bauwerke müssen so leicht als möglich ausgeführt werden um nicht einzusinken, und wahrscheinlich wird in künftigen Jahren allein Eisen dazu verwendet werden.

Feuchtigkeit und ungesunde Luft ausgenommen, bietet New-Orleans die schönste commercielle Lage dar die man sich denken kann, indem es mitten zwischen der Mündung und der Theilung des Flusses zumal den Handel ins Innere des Landes und nach außen beherrscht. Der Verkehr der Hauptstadt der südlichen Staaten ist unermeßlich, und das Verschicken der Baumwolle, des Getreides und Schlachtviehs beschäftigt eine große Anzahl Segel- und Dampfschiffe. Beinahe der ganze Handel von Louisiana mit den nördlichen Staaten und dem Mittelpunkt des Landes wird durch Dampfkraft vermittelt, welche auf dem Strom herrschend ist.

Das gelbe Fieber, welches periodisch in Louisiana auftritt, und so zu sagen an dem Eingang des großen Mississippibeckens Wache hält, ist ein großes Hemmniß für die Wohlfahrt von New-Orleans, und bringt seltsame Fluctuationen in der Einwohnerzahl von einer Jahreszeit zur andern hervor. Einige Monate, nachdem die Stadt 200,000 Einwohner gezählt hat, enthält sie nur noch 100,000, so großen Schrecken verbreitet die entsetzliche Krankheit. Nichts traurigeres als ihre Straßen wenn die tödtlichen Dünste über ihr hängen, und nur der Leichenwagen, der in Eile nach dem Friedhofe fährt, die Stille unterbricht. Darum lassen sich auch die fremden Capitalisten, Kaufleute, Handwerker nur zeitweilig in Louisiana nieder, und verfolgen das Glück mit Hast, in der Hoffnung eines Tages nach einer gesündern Gegend entfliehen zu können. New-Orleans ist deßhalb keine Heimath, es ist nur eine Herberge, wo Neuankommende beständig die Auswanderer oder die Todten ersetzen. Selbst in ihren Bauwerken hat die Stadt etwas transitorisches, und wenn sich ein anderer eben so günstiger Handelsplatz fände, würde sie bald in Trümmer fallen.

Das gelbe Fieber ist nicht das einzige Hinderniß für das Emporkommen von New-Orleans; andere Uebelstände, dessen betrübendster eine Unsittlichkeit ohne Namen ist, wirken in ungünstiger Weise auf die Zukunft dieser Weltstadt. Man kann sich nicht vorstellen wie häufig Gewaltthaten aller Art in der südlichen Metropole vorkommen, wo Monden lang jeder Tag sein Contingent von Morden bringt, die Zweikämpfe, Ueberfälle und Schlägereien gar nicht zu zählen. Die meisten Todtschläge werden von der Polizei systematisch ignorirt, und dennoch erhebt sich der mittlere Durchschnitt der in Haft Genommenen jährlich auf 25 bis 30,000, oder ein Sechstheil der ganzen Bevölkerung. Keine Stadt der Welt, Mexico und die Hauptstadt von Californien etwa ausgenommen, wird von einem solchen Strom von Uebelthätern überfluthet.

Bis auf diesen Tag hat New-Orleans nur den ungeheuern Verkehr aufgenommen den ihm der Mississippi zuführt, aber es hat wenig gethan um denselben zu fixiren und sich den Spediteuren des Nordens unentbehrlich zu machen, während die Ortschaften am obern und mittlern Mississippi Eisenbahnen und Canäle gebaut haben, um sich unmittelbar mit den Staaten am atlantischen Meer in Verbindung zu setzen. Darum ist es an der Zeit daß die Metropole des Südens aus ihrer Schlafsucht erwache, denn beim Handel finden sich verlorene Augenblicke nie wieder. Vor allem muß die Stadt durch Abzugscanäle und Baumpflanzungen gesünder gemacht und ein Schienennetz um ihre

Niederlagen angelegt werden, um Reisende und Handeltreibende anzuloden. Die Flüsse und Canäle müssen verbessert und die innere Schifffahrt geregelt werden; auch die Barre muß verschwinden, damit die tiefstgehenden Schiffe mit ausgespannten Segeln in den Fluß einlaufen können. In einem Lande wie die Vereinigten Staaten, wo der Verkehr so beweglich ist und so leicht durch äußere Umstände beeinflußt wird, genügt ein weniges um aus New-Orleans eines der drei oder vier Emporien der Welt zu machen oder die Stadt in Verfall gerathen zu lassen.

Nach der ersten Wendung des Flusses unterhalb New-Orleans glaubt man sich auf das Meer versetzt, so sehr gleicht der Mississippi einer weiten Durchfahrt zwischen zwei Inseln; schon macht sich die herbe salzige Seeluft bemerkbar, die Wolken schichten sich in regelmäßigen Lagen wie auf offenem Meer, und große Seevögel fliegen in Schaaren gegen den Wind. Bald werden die Pflanzungen kleiner und seltener; die Gestade sind nicht mehr angebaut, und die Cypernbäume mit ihrem webenden Bartmoose fassen sie zu beiden Seiten ein. Hier beginnt die merkwürdige Halbinsel von Alluvien, welche dem Fluß als Scheide dient bis zur Mitte des Golfs. Diese Scheide ist nur 4 bis 5 Kilometer breit, und hinter derselben verstecken sich sumpfige Savanen oder schwankende Prairien, welche das lehmige Wasser des Stromes in Bayous und Inselchen zertheilt. Nach Jahrhunderten werden sich diese Prairien in prächtige Steinkohlenformationen verwandeln, denn der Boden besteht ganz aus Baumstämmen, Aesten und Wurzeln, welche das Wasser durch seine Niederschläge ausgefüllt und befestigt hat.

Von New-Orleans an schifft man zwischen zwei schmalen Erdstreifen, welche zugleich Flußufer und Meergestade sind. Endlich gelangt man an den Ort wo der Mississippi sich wie in einen See ausbreitet und in mehrere Aeste theilt. Jede der Mündungen ist von der andern wie durch ein Gestade getrennt, über das während der Stürme die Meereswogen hereinbrechen. Hier wird der Boden vollkommen schwammig, selbst Weiden können nicht mehr darin wurzeln, und großer Schilf, Miegia macrosperma, ist die einzige Vegetation, deren fibröse Wurzeln dem Schlamm einigen Halt geben. Weiterhin verschwindet auch diese, und die Lehmgestade bilden sich, werden verschlungen, und bilden sich wieder, indem sie gleichsam zwischen dem Strom und der See durch Wind und Wogen getrieben umherirren. Es gibt gegenwärtig zwei Haupteinfahrten, wovon bald die eine, bald die andere die wahrhafte Mündung wird, je nachdem sie durch das Geschiebe mehr oder weniger ausgefüllt werden. Die südöstliche Barre dient New-Orleans als Vorhafen, und die Schiffe warten dort der Schlepper welche sie den Fluß hinaufbringen. An dem linken Ufer hat man so leicht als möglich die Bretterhütten eines kleinen Dorfes hingestellt, dessen Häuser vor Anker liegen, damit der Sturm sie nicht wegwehe. Hier ist alles Schlamm; das Land gleicht dem Meer, so sehr ist es überfluthet, und das Meer dem Lande, so angefüllt zeigt es sich von dem Schlamm; über diesem Chaos hat der Geist des Herrn noch nicht geschwebt.

Der Mississippi, welcher von den Quellen des Missouri bis an das Meer 7000 Kilometer in der Länge mißt, erhält seine Wasser aus einem Flußgebiet von mehr als zwei Millionen Kilometer ins Gevierte, und ergießt in den Golf eine Wassermasse von 15—30,000 Tonnen in der Secunde. Dieser Fluß, von dem einer der ersten Gouverneure von Louisiana behauptete er könne keine Pirogue flott machen, trägt gegenwärtig 750 Dampfschiffe, die mit einem Waarenwerth von drei Milliarden Fr. belastet sind und 13,000 Kilometer Fahrwasser beschiffen, die er mit seinen Zweigen und Nebenflüssen darbietet. Gegenwärtig beträgt die Bevölkerung der Mississippi-Ebene 14, zu Ende des Jahrhunderts vielleicht 50 Millionen Seelen.

Die Ströme sind heutzutage nicht mehr von so großer Wichtigkeit, denn sie bilden nicht mehr die einzigen Verbindungswege zwischen den Völkern. Kein Fluß kann mehr, wie der Nil für die Aegyptier, zugleich Gott und Erzeuger seyn, der die Völker werden ließ, die Ernten und die Gesittung reifte in seinem Schlamm, den die Sonnenstrahlen erwärmten. Auch einen Ganges mit seinen heiligen Wassern wird man vergeblich auf der Erde suchen, denn der Mensch ist nicht mehr Sklave der Natur. Er vermag sich künstliche Wege zu schaffen, kürzer und rascher als die natürlichen, und eine andere Natur, eine lebendigere, die er durch die Arbeit seiner Hände hervorbringt, befreit ihn davon die erstere anzubeten, welche er sich dienstbar gemacht hat. Der Mississippi wird jedoch wichtiger seyn als Sklave, als er es je als ein Gott gewesen wäre. Eines Tages wird er der große Arbeiter seyn, dessen sich der Mensch bedienen wird um eine Natur nach seinem Belieben hervorzubringen; er wird die Hügel durchbrechen, die Seen ausfüllen und Halbinseln in dem Meere gründen, um der Menschen Befehle zu vollbringen und durch seine ewig mächtige Existenz die unsere ergänzen zu helfen.

Die Chinesen auf der Insel Formosa.

Die im chinesischen Meere liegende Insel Formosa oder Hermosa ist bei den Chinesen unter dem Namen Taiwan gekannt, und soll früher unter den Ureinwohnern, nach Valentyn, Pelan oder Paelan geheißen haben. Sie ist etwa 240 Meilen lang und deren 60 breit. Von der chinesischen Provinz Fo-kien wird sie durch einen acht Meilen breiten Canal getrennt. Eine Gebirgskette theilt sie in zwei Theile, in dem westlichen Theile hatten die Deutschen früher eine Niederlassung. Im Jahre 1682 unterwarf sich die Insel dem Kaiser von China. Sie ist mit ausgedehnten und fruchtbaren Ebenen bedeckt, deren einige mit Reis, Getreide und indischen Früchten bebaut sind. Die Eingebornen leben von Reis und Geflügel; ihre Hauptstadt ist Tai Wang.

Ein Mitarbeiter und Zeichner der Illustrated London News, welcher diese Insel kürzlich besuchte, gibt folgende charakteristische Schilderung von seinem Besuche der Insel:

„Wenn Sie erfahren werden daß ich mich auf der Insel Formosa befinde, welche von der übrigen Welt gleichsam abgeschieden und weniger gekannt als irgend ein anderer Theil des chinesischen Reiches ist, auf welcher die bei uns als zu langsam betrachtete Mallepost wie eine recht rasche Verbindung angesehen würde, mag es Ihnen wohl erklärlich seyn weßhalb meine Zeichnungen so lange auf sich warten lassen. Dafür kann ich Ihnen von einem sehr schönen, ja herrlichen Land erzählen. Tai-Wang liegt auf einem südwestlichen Abhange der Insel.

Ein großer klimatischer Vortheil, mindestens für mich, ist die Seltenheit des Regens. Die Hitze ist in der That eine tropische, allein die erfrischenden Windstöße vom Morgen bis zum Abend mildern dieselbe, und dadurch ist die Temperatur eine sehr angenehme. Es gibt in diesem Land eigentlich keine kalte Jahreszeit. Von dem Ort aus dem ich Ihnen schreibe, erblicke ich eine Bergkette von 8—10,000′ Höhe, deren Gipfel mit Wald bedeckt sind welche Kampfer und andere kostbare Essenzen liefern.

„Die Insel ist reich an vegetabilischen und mineralogischen Producten, an Bambusrohren, Kampferbäumen, Rohr- und Reisfeldern, Ananas u. s. w. Das Innere ist noch nicht ausgeforscht. Die andere Seite ist von den Urstämmen bewohnt, und die Chinesen haben einen wahren Abscheu vor diesen Leuten.

„Der Hafen bietet die seltsamste Einfahrt die man sich denken kann. Ein schmaler zwischen hohen Felsen gelegener Canal läßt kaum zwei Briggs neben einander durch. Der Felsen zur Seite der Stadt wird als befestigt angesehen, allein die Mauer und das Fort sind nicht von Bedeutung. Tausende von Palmbäumen welche diese Höhen bedecken, geben denselben ein wirklich tropisches Aussehen. Die Felsen sehen Korallen gleich. Ihr Gestein bricht sich leicht, und vergangenes Jahr löste sich eine ungeheure Masse los und fiel ins Meer, indessen noch eine andere Masse gleichsam oben schwebend blieb. Im allgemeinen bietet das Land viele Aehnlichkeit mit Manilla, wozu besonders die Bambusstauden das ihrige beitragen.

„Die Frauen sind hier alle von der Tribus der Kleinfüßer. Sie gehören meistens dem Fischerstand an, ihre Männer scheinen eine große Verehrung für sie zu hegen. Der Kopfputz dieser Chinesinnen ist sehr geschmackvoll und ganz unterschieden von dem der Bewohnerinnen von Canton. Sie tragen künstliche Blumen in dem Haare, so daß man sie leicht für Frauen von Mandarinen halten könnte.

„Die Häuser haben nur ein Stockwerk und sind gewöhnlich mit Stroh bedeckt, einige sind aus Bambusrohren und Erde, andere aus an der Sonne getrockneten Backsteinen erbaut. Die Städte sind übrigens reinlicher als diejenigen der übrigen Chinesen. Die Backsteine sind von rother Farbe wie in Europa und nicht grau wie in Canton. Die Straßen sind mit kleineren Backsteinen gepflastert, und zu jeder Seite rinnt ein Canal, in dem sich die Schweine zu erfrischen pflegen.

„Bei meiner Ankunft kam der Mandarin an Bord, und da ich mich gerade anschickte einen Felsen abzuzeichnen, so dachte ich mir, die Gelegenheit sey günstig um mir einen Freund zu gewinnen. Ich zeichnete deßhalb auf mein Landschaftsbild das fröhliche Gesicht des Mandarins, und bot dieser hohen Person mein Croquis mit aller üblichen Höflichkeit dar. Man war darüber ganz entzückt, und der freundlichste Empfang wurde mir zu Theil. Man schiffte mich mit meinem Diener aus, bot mir Thee, die Betelnuß und die Opiumpfeife, aus der ich einige Züge rauchte; hierauf führte mich der Mandarin in ein Haus, in welchem wir uns niedersetzten und Ananas mit Zucker aßen. Der Dialekt des Landes war meinem Ohr unbekannt, und auch mein Diener hatte Mühe sich verständlich zu machen. Allein mit Hülfe von Papier und Feder verständigten wir uns durch die Schrift, indem die Charaktere für alle Dialekte im Reiche dieselben sind. Die Ortsbewohner kamen bald in Menge herbei, und waren entzückt über die Caricaturen die ich von ihnen entwarf.

„Die Grobheit ist hier unbekannt, man beschimpft die Fremden nicht, und das Wort Fanqui ist noch nicht bis in diese Insel gedrungen. Wenn diese Inselbewohner mehr besucht würden, könnten sie vielleicht die Gebräuche, die Vorurtheile und Leidenschaften der Bewohner von Canton annehmen, bis jetzt sind sie ungefährlich, und man kann unangefochten auf mehrere Meilen ins Innere dringen, ohne angegriffen zu werden.

„Der Mandarin nahm sich meiner an, führte mich in sein Haus, und bat mich ihn zu porträtiren, was ich auch that. Der Thee, welchen mir mein neuer Freund und Client bot, war ausgezeichnet. Nachdem ich mit Höflichkeiten überschüttet worden war, verließ ich sein Haus um mich zum Barbier zu begeben, wohin mir die Menge folgte. Man bot mir ohne Unterlaß Pfeifen dar, und ich ward gezwungen die mir erwiesene Höflichkeit dadurch zu erwiedern daß ich aus jeder einen Zug that. Aus Erkenntlichkeit machte ich zur großen Zufriedenheit der Anwesenden einige Porträte.

„Einige Tage nachher begab ich mich nach Pi-Tau, der größten Stadt der Umgegend. Die Sonnenstrahlen waren sengend, und unsere Füße brannten als ob wir auf Kohlen giengen. Bei der Wendung eines Weges vernahmen wir eine wirklich seltsame Musik. Bald erfuhr ich die Ursache. Diese Töne kamen von dem Kreischen der Räder eines von Büffeln gezogenen Wagens, welcher Salz nach Pi-Tau führte; der Gebrauch die Räder mit Fett zu schmieren, scheint auf dieser Insel noch unbekannt zu seyn.

„Nachdem wir uns den Wagen, den ersten den ich hier sah, betrachtet hatten, labte ich mich an der wirklich schönen Landschaft welche sich vor unseren Blicken entrollte. Am Saume der Straße stand ein Feigenbaum, in dessen Schatten niedergekauerte Lastträger ausruhten, welche weißes Pulver für die Frauengesichter mit sich führten. Unter dem Baum befand sich eine Art Schenktisch, auf dem man Erfrischungen verkaufte; wir machten hier für einige Augenblicke Halt, und zogen dann weiter fort bis vor die Thore der Stadt, woselbst wir von neuem ausruhten und in einem gut bebauten Gemüsegarten uns erlabten. Als wir daselbst ankamen, wollten unsere Begleiter, die Träger des weißen Pulvers, uns das Gesicht pudern, was wir jedoch nicht gestatteten. Endlich traten wir nach Ueberschreitung einer Brücke in die Stadt.

Wir kamen so in die von Gallerien vollständig bedeckten Straßen, und gelangten endlich durch einen schmalen von Ananas zu beiden Seiten gezierten Weg nach einem Hause, dessen Veranda mit reich gekleideten jungen Frauen geschmückt war. Eine in blauem Stoffe gekleidete Dame bot uns mit wirklich feinem Anstand Sitze an. Später kamen Männer herbei, welche uns mit einer Neugierde betrachteten als ob sie noch niemals Gelegenheit gehabt hätten einen Weißen zu sehen. Hierauf drangen wir in die Stadt selbst ein, begleitet von mehreren Individuen welche Luntenflinten trugen, in der Hand die brennende Lunte haltend. Es waren dieß ohne Zweifel Sportsmen; wir zogen einen Bach hinauf, den wir auf dem Rücken unserer Führer überschritten.

„Ich will versuchen," schließt der englische Berichterstatter, „bis zur Hauptstadt der Insel zu gelangen, obgleich nach den Aussagen des Mandarins des Ortes, in dem ich mich befinde, noch kein Weißer bis dahin gelangt ist. Es ist seltsam daß die Nationalflagge von Formosa die deutschen Farben trägt."

Die Meerenge von Gibraltar.

Gibraltar ist eine furchtbare Festung. Die stufenweise übereinander angelegten, mit Kanonen vollgepfropften Batterien, welche auf das Meer gerichtet sind, und die steilen Felsen welche diese Veste auf der Landseite vertheidigen, geben ihr ein wahrhaft schreckliches Aussehen. Sie gilt für uneinnehmbar. Allein wenn man der Strömung der Meerenge folgt, sieht man das Panorama der Länder Spaniens und Afrika's sich langsam entrollen, mißt mit dem Auge die Entfernung welche die beiden Küsten trennt, erkennt daß der Canal in seiner größten Verengerung noch fünf Stunden (lieues) Breite hat, und fängt an zu zweifeln ob es den Kanonen des Forts möglich sey ein Schiff an der Durchfahrt zu hindern. Offenbar wird man also, wie uns dünkt, dem Feuer der Batterien dadurch ausweichen können daß man entweder längs der afrikanischen Küste hinsegelt, oder sich sogar in der Mitte der Meerenge hält. Es ist eine unbestreitbare Wahrheit daß das Fort von Gibraltar an und für sich selbst nichts über die Schiffe vermag welche die Meerenge durchfahren, allein man darf deßhalb nicht glauben daß die Engländer zur Erhaltung desselben kein anderes Interesse besitzen als das Vergnügen allen seefahrenden Nationen Europa's beschwerlich zu fallen. Gibraltar beherrscht eine prächtige Rhede, und die Flotte welche diese Rhede zum Zufluchtsort hat kann sich zur unumschränkten Gebieterin der Meerenge machen. Im Westen von Gibraltar dacht sich die spanische Küste ab, die Berge weichen in dem Maße zurück als sie an Höhe abnehmen, und das Meer findet ein tiefes, gegen die Winde hinlänglich geschütztes Becken. Dieß ist die Bucht von Algesiras. Der eigentlich sogenannte Hafen von Gibraltar öffnet sich auf diese Bucht fast der Stadt Algesiras gegenüber, die auf dem andern Ufer der Bucht liegt. Dank der Beschaffenheit der Küsten, welche die Kunst geschickt benützt hat, kann die das Fort und die Stadt beherrschende Nation in der Rhede und in dem weiten Becken von Algesiras eine zahlreiche, durch die Kanonen des Forts wider jeglichen Angriff geschützte Flotte halten. Diese an sicherem Ort geborgene Flotte vermag ungestraft in die Meerenge und an den Zugängen zur Meerenge in das Mittelmeer und den Ocean auszulaufen, die Schifffahrt auf einer ihrer Hauptrouten zu behelligen und eine Schlacht zu liefern, wenn es ihr beliebt, ohne sich fast irgendwie um Windveränderungen zu kümmern. Der Sturm und die nach dem Kampf auszubessernden Havarien sind nur denjenigen Schiffen gefährlich welche sich nicht in der Nähe eines befreundeten Hafens befinden. Gibraltar ist daher eine der stärksten Schiffsstationen des Erdballs. Die entsetzliche Schlacht bei Trafalgar hat der französischen Flotte die ganze Wichtigkeit derselben kennen gelehrt. Auch die Naturerscheinungen darf man, wie nur allzu oft geschieht, nicht außer Acht lassen wenn man von der Meerenge von Gibraltar spricht: die Unregelmäßigkeit der Winde und die Richtung der Strömung erhöhen den Werth des Besitzes dieser Stadt noch um vieles. Die Strömung geht von Westen nach Osten, und es ist den Segelschiffen unmöglich hindurchzukommen wenn sie von den Ostwinden nicht begünstigt sind; diese Ostwinde aber sind in der Meerenge weniger beständig und seltener. Die Handelsschiffe, welche fast alle mit Segeln fahren, gelangen daher sehr oft an den Eingang der Meerenge, und können ihre Fahrt erst dann wieder fortsetzen wenn der Wind umgeschlagen hat; es wäre gefährlich für sie wenn sie sich entfernen oder das Meer halten wollten; sie müssen daher in der Bucht von Algesiras, wo sie zuweilen 14 Tage lang bleiben, die günstigen Winde abwarten. Man begreift sonach wie schwer es in Kriegszeiten den Marseiller Schiffen würde den Ocean zu erreichen ohne gecapert zu werden. Man sieht nicht selten drei- oder vierhundert Schiffe mit eingezogenen Segeln in der Bucht, die genöthigt sind sich zu gedulden und wider Willen eine kostbare Zeit zu verlieren. Sobald der Ostwind zu wehen beginnt, entsteht unaussprechliches Untereinander und Verwirrung, und die Meerenge bedeckt sich mit Segeln. Es handelt sich darum wer am bäldesten herauskommt, und die kleinsten sind vor Unfällen nicht immer gesichert. (Musée des Sciences.)

Ueber die rothen, schwarzen und weißen Bevölkerer Nord- und Mittel-Amerika's.

(Vorgetragen in der ersten allgemeinen Sitzung der 32sten Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Wien.)

Der nachfolgende Vortrag welchen der Unterzeichnete in der ersten allgemeinen Sitzung der 32sten Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Wien zu halten die Auszeichnung genoß, ist in dem eben erst ausgegebenen amtlichen Bericht durch ein kaum begreifliches Versehen dermaßen entstellt, das unterste zu oberst gekehrt, im Druck erschienen, daß der Unterzeichnete es aus Achtung für die gelehrte Versammlung wie für den Leser im allgemeinen als Pflicht erachtet, diesen Vortrag in seiner ursprünglichen richtigen Fassung, wie derselbe im k. k. Redoutensaale in Wien (am 16 September 1856) vor einem Auditorium von mehrern tausend Zuhörern gehalten wurde, in einer der angesehensten und verbreitetsten Zeitschriften Deutschlands wieder abzudrucken. Der Unterzeichnete hätte wohl gerne so manches hinzugefügt was er seither während der ersten Fahrt eines Kriegsschiffes einer deutschen Großmacht um die Erde zu sammeln Gelegenheit fand, und was die in dem erwähnten Vortrag ausgesprochenen Ansichten nur noch mehr zu bestätigen geeignet seyn dürfte. Allein dieß würde den Hauptzweck des Abdrucks beeinträchtigen, und er erlaubt sich daher in dieser Beziehung auf jenen Bericht zu verweisen, welcher bereits im Laufe des nächsten Jahres über die Resultate auf dem Gebiet der Ethnographie und Anthropologie, während der Weltfahrt der österreichischen Fregatte „Novara" auf Kosten des k. k. Marine-Obercommando's mit zahlreichen Illustrationen erscheinen dürfte.

Triest, December 1859.

Dr. K. Scherzer.

Mehrfach und gewaltig ist das Interesse welches das Auge jedes Gebildeten nach jenem wundervollen Welttheile hinzieht den drei an Form, Farbe und Sprache völlig verschiedene Menschenracen bevölkern: das geringe Licht das noch bis heute über den Ursprung seiner rothen Bewohner verbreitet ist; das furchtbare Geschick welches eine unfreiwillig dahin versetzte schwarze Bevölkerung seit mehr als drei Jahrhunderten

in trauriger Knechtschaft gefangen hält, endlich die freudige Entwicklung einer Ansiedlerschaft welche, bald vor religiöser und politischer Unterdrückung, bald vor den socialen Uebeln des alten Continents fliehend, alle die edelsten und mühsamen Resultate europäischer Civilisation mit in die neue Heimath verpflanzte, und dadurch eine Bewegung unter den Geistern, einen Aufschwung in allen Gebieten menschlicher Thätigkeit hervorrief, so rasch und riesig, wie wohl die Geschichte keiner Zeit ein ähnliches Beispiel aufzuweisen im Stande ist.

Wenn ich mir für die folgenden Betrachtungen die Geduld und Muße der hochverehrten Versammlung zu erbitten erlaube, so liegt vielleicht ein Entschuldigungsgrund dafür in dem Umstand daß ich die interessanten Bevölkerer des amerikanischen Festlandes auf zahlreichen Punkten aus persönlicher Anschauung kennen gelernt, und im mündlichen Verkehr mit den angesehensten Männern der Union, Mittel-Amerika's und Westindiens manche werthvolle Mittheilungen und Erfahrungen über ihre Zustände zu sammeln Gelegenheit gefunden habe.

Die vorcolumbische Zeit ist noch bis zur Stunde reich an ungelösten historischen Räthseln. Die mosaische Schöpfungsgeschichte zur Basis nehmend und betroffen von der auffallenden Aehnlichkeit wodurch viele Sitten und Gebräuche, Feste und religiöse Ceremonien der verschiedensten Indianerstämme unwillkürlich an jene des semitischen Volkes erinnern, [1] fühlten sich zahlreiche ältere Autoren über Amerika veranlaßt Hypothesen von einer asiatischen Emigration, von der Niederlassung wandernder Priestercolonien des Ostens, ja sogar von einer phönicischen Entdeckung Amerika's, welche der spanischen um Jahrtausende vorausgegangen seyn sollte, aufzustellen.

Weniger darum bekümmert durch vorurtheilsfreie Forschung historische Wahrheiten aufzufinden und nachzuweisen, als die Abstammung der Indianer mit der mosaischen Ueberlieferung in Einklang zu bringen, bemühten sich mehrere Autoren sogar die theils loh- und kupferfarbenen, theils zimmetbraunen, immer aber ins röthliche spielenden Bewohner der neuen Welt als die directen Abkömmlinge von Sem, dem Sohn Noahs, zu schildern, und glaubten gleichzeitig in mehreren indianischen Namen noch ganz deutliche Spuren asiatischen Ursprungs zu entdecken. So wollte z. B. der Dominicanermönch Gregorio Garcia in seinem, zu Anfang des 17ten Jahrhunderts geschriebenen Werk über den Ursprung der Indianer, nebst anderen höchst wunderlichen Combinationen, in der Benennung Yucatan nur eine Modification von Yectan, dem Vater Ophirs, finden, welchen Namen letzterer, der angebliche Stammvater des neuen Continents, [1] nach des befangenen Padre Meinung der ersten amerikanischen Provinz beigelegt haben sollte. Sobald jedoch mehrere Forscher beflissen waren die Frage über den Ursprung der Indianer Amerika's von dem unsicheren Gebiete der Tradition auf den festen Boden der Wissenschaft zu übertragen, kam bald bei einer gründlichen und unbefangenen Untersuchung des Körperbaues, der Schädelbildung, der Sprache, der Künste und der Culturstufe der Urbewohner Amerika's eine große Anzahl von Thatsachen zum Vorschein, welche der Wahrscheinlichkeit einer Abstammung derselben aus Ostasien schnurstracks entgegenliefen. Vielmehr schien sich immer deutlicher herauszustellen zu wollen daß die amerikanische Race sowohl in physischer wie in intellectueller Beziehung als eine völlig verschiedene eigenthümliche Race betrachtet werden müsse, welche keine einzige hervorstehende Eigenschaft mit den Völkern der alten Welt gemein habe. [2]

Die Eingebornen Amerika's besaßen weder ein phonetisches Schriftsystem, noch läßt eine Vergleichungsstufe ihrer zahlreichen Idiome mit denen asiatischer Völker irgendein consequentes Verwandtschaftsverhältniß wahrnehmen; ihre Weise zu rechnen war ganz eigenthümlicher Art, wie ihre Jahreseintheilung sich wesentlich von der irgendeines Volkes der östlichen Hemisphäre unterschied. [3]

---

[1] Von den indianischen Gebräuchen, deren Aehnlichkeit mit jenen des mosaischen Volkes mehrere der älteren Geschichtschreiber Neu-Spaniens zur Annahme einer Abstammung der braunen Bewohner Amerika's von den Israeliten verleiteten, beschränken wir uns hervorzuheben: „Die Beschneidung war angeblich bei mehreren Indianerstämmen üblich.“ A. de Herrera Historia General de las Indias Occidentales, Decad. III, lib. II, c. 7, p. 73. (Einige Schriftsteller meinen indeß daß die Mittheilungen verschiedener katholischer Missionäre über die Sitte der Beschneidung unter den Indianern bloß auf einem Irrthum beruhe: *„Se equivocasen con las bubas de los indios*, como discurrio Laet, de que se rió Grotio.“ Garcia, Origen de los Indios lib. III, §. 1, p. 125.) — „No dormian con sus mugeres estando con sus costumbres, ni en tiempo de los sementeros, ni ayunos; ni comian entonces sal, ni aji, ni se embriagaban; *ni con sus costumbres entraban los mugeres en los templos*. A. de Herrera, Dec III, lib. IV, c. 5, p. 121. — Los indios de toda la costa hasta La Florida no comian lo que tocaban sus mugeres, cuando estaban con sus reglos y se pasaban cerca de los vasos, cuando cocian la Chicha, que es su vino, si no estaban tapados, los derramaban; se apartaban de la muger, estando ella con su costumbre. Garcia, Origen de los Indios, lib. III, §. 2, p. 110. — „Los de la Española aspiraban las palabras como los Hebreos y Arabos. Pedro Martyr ab Angleria.“ Garcia, Origen de los Indios, lib. III, c. 2, p. 110. Domingo de Vico, Theologia Indorum. part. II, p. 101. — „Perdido en el matrimonio la flor de la virginidad *se cortaba la muger el pelo*; como se lo cortan hasta hoy los mas inmediatos deudos del que muere, por ser este el unico luto en sus sentimientos y pensares.“ Apostolicos Afanes de la Compañia de Jesus, escritos por un padre de la misma sagrada Religion de su Provincia de Mejico. Barcelona 1754, tom. I, p. 22. — José de Acosta, historia natural y moral de los Indios, lib. 5, c 6. — G Roman, Republica Indorum, part. II, lib. 2, c. 9. — L. de Gomara, Historia de los Indios, part. II, fol. 9.

[1] „Los indios desciendeu de Sem, hijo de Noe. Sem tubo cinco hijos que fueron Elam, Assur, Arphaxad, Lud y Aram. Arphaxad engendró á Salé, Salé á Heber, Heber á Jectan, Jectan tubo muchos hijos, uno de los cuales fué *Ophir*, *cabeza de nuestros Indios*; y Solorzano dice, que poblaron la India Oriental, la China y las Islas orientales del Norte.“ Garcia, Origen de los Indios, l. IV, c. 1, p. 130, y c. 24, p. 315. — Muchos Indios de discrecion decian haber oido de sus antepasados que aquella tierra (Yucatan) habian poblado cierta gente venidas por la parte del Oriente, *a los cuales Dios habia librado de otras, abriendoles camino por el mar*. A. de Herrera, Dec. IV, lib. X. c. 2, p. 206. Lizana, Historia de nuestra Señora de Yzamal, Part. I, c. III. — Cogolludo, Historia de Yucatan, tom. I, lib. IV, c. III. — Domingo Juarros, Compendio de la Historia de la ciudad de Guatemala 1818, tom. II. p. 4. — Nach la Ostindien ist unter den dortigen katholischen Missionären vielfach die Annahme verbreitet, als würden die braunen Eingebornen von dem jüdischen Volke abstammen: „Je dois vous dire que nous remarquons parmi ces peuples tant de coutumes du peuple juif, qu'on ne peut s'empêcher de croire qu'ils en descendent.“ Lettres édifiantes et curieuses, écrites par les Missionnaires. Paris 1780, vol. II. p. 27, 349. — „J'ai vu dans un manuscrit du père de Bourzes, que dans certains pays de la côte de Malabar les gentils célèbrent la délivrance des juifs sous Esther, et qu'ils donnaient à cette fête le nom de Yuda Tirounal.“ Lettre du Père Pons au Père du Halde. dd. 23 Novembre 1740. Lettres édifiantes, vol. II. p. 642 ff.

[2] „The american race is essentially separate and peculiar, whether we regard it in its physical, moral or its intellectual relations to us; there are no direct or obvious links between the people of the old world, and the new.“ Morton, An inquiry into the distinctive character of the aboriginal race of America. MS. — „*Our species had its origin not in one*, but in *several or many* creations, and these, diverging from their primitive centres, met and amalgamated in the progress of time, and have thus given rise to these intermediate links of organisation which now connect the extremes together.“ Morton. ibid.

[3] Vergl. Types of mankind, or ethnological researches based upon the ancient monuments, paintings, sculptures and cranies of races and upon their natural, geographical, philological and biblical history etc. by Dr. J. C. Nott and Dr. G. R. Gliddon. Philadelphia, Lippincott et Co. 1854.

Zur Zeit der Eroberung de Landes durch spanische Abenteurer waren die Eingebornen nur mit sehr wenigen der ältesten Künste der Völker des Ostens vertraut, der Gebrauch des Eisens war ihnen gänzlich fremd. Zu ihren rohen Sculpturarbeiten benützten sie nur höchst unvollkommene Werkzeuge aus Kupfer und Stein. Ihre Denkmäler und Opferaltäre, von denen ich selbst eine ziemliche Anzahl in den Wäldern Central-Amerika's zu besuchen in die Lage kam, bekunden in Bau, Form und Bestimmung eine bedeutende Verschiedenheit von den plastischen Werken Aegyptens und Vorderasiens. Während z. B. den ägyptischen Pyramiden immer der tempelartige Oberbau der centralamerikanischen Stufengebäude fehlt, zeigen letztere nichts von den inneren Gemächern und Räumlichkeiten, welche an den ägyptischen Pyramiden so charakteristisch sind. Eine nüchterne Betrachtung dieser Denkmäler und ihres gegenwärtigen Zustandes muß uns in der Meinung derjenigen bestärken welche denselben kein sehr hohes Alter zuschreiben, in ihnen nicht die Werke eines Volkes von hoher Bildungsstufe, aus der östlichen Hemisphäre stammend, wohl aber die wesentlichen Merkmale der Bauten wieder erkennen welche die Spanier zur Zeit ihrer ersten Invasion in diesen Gegenden vorgefunden haben. Schon die petrographische Beschaffenheit des Materials aus dem alle diese Sculpturen bestehen, widerlegt die Ansicht eines sehr hohen Alters dieser Ruinen. In einer so feuchten Atmosphäre, die so zersetzend auf alles Gestein, selbst auf den Granit wirkt, würde von den ohnedieß wenig erhabenen Basrelief-Figuren sicherlich jede Spur verschwunden seyn, wenn ein Jahrtausend mit allen seinen zerstörenden Einflüssen über dieselben hingegangen wäre.

Ein weiterer Grund, welcher gegen die Annahme eines asiatischen Ursprungs der rothen Bewohner Amerika's spricht, ist der Umstand daß zur Zeit der ersten Ankunft der Spanier die Eingebornen noch keine einzige Gattung von Hausthieren des alten Continents, wie Pferde, Rinder, Schafe, Ziegen u. s. w., besaßen, und ihre Hauptcultur nur in einheimischen Nahrungspflanzen bestand, worunter der Maisbau, jenes wichtigste Kennzeichen amerikanischer Civilisation, den ersten Rang einnahm, während ihnen die sämmtlichen Cerealien der östlichen Hemisphäre, wie z. B. Weizen, Hafer, Gerste, Roggen, Hirse u. s. w., völlig unbekannt waren und es zum Theil sogar noch bis heute sind.

Es war die Aufgabe der neueren Forschung: durch die Darlegung solcher und ähnlicher Thatsachen nicht nur die Voraussetzung zu widerlegen als wären die ersten Besiedler Amerika's über die Behringsstraße aus dem östlichen Asien eingewandert, sondern gleichzeitig eine neue Theorie an deren Stelle zu setzen. Naturwissenschaftliche Autoritäten Amerika's ersten Ranges, wie z. B. Morton, Nott, Gliddon, Agassiz u. a., giengen sogar so weit die rothe Bevölkerung Amerika's als Autochthonen, als die primitiven Bewohner jenes weiten Continents zu bezeichnen,[1] welche gleich ursprünglich mit jenen speciellen Eigenschaften begabt wurden, um ihre Fortentwicklung in dem Klima und auf dem Boden zu sichern für welche sie erschaffen waren; ja die genannten Gelehrten glaubten sich unter dem Eindruck jahrelanger, umfassender und vorurtheilsfreier Untersuchungen zur Auslegung berechtigt daß die älteste Geschichte der Menschheit nicht auf das gesammte Menschengeschlecht, sondern bloß auf die weiße Race und namentlich auf das Volk der Juden bezogen werden dürfe.[1]

Was jedoch immer auch das Endresultat der wichtigen Forschungen dieser Gelehrten seyn mag, jedenfalls hat das von ihnen gesammelte höchst werthvolle Material wesentlich dazu beigetragen die Ansicht einer Einwanderung der rothen Bewohner Amerika's aus dem Orient und die bisherige Meinung von einem völlig verschwundenen Geschlechte von höherer Bildungsstufe zu entkräften. Vielmehr gewinnt die Annahme immer festeren Boden daß das friedliche, culturfreundliche Volk der Tolteken, welche nach spanischen Quellen um die Mitte des 7ten Jahrhunderts unserer Aera zuerst auf dem Plateau von Mexico erschienen, die Erbauer jener Denkmäler waren, deren Reste wir noch heute gleich stummen Zeugen einer aufkeimenden Kunst in den Urforsten der Cordilleren bewundern. Vermischt mit anderen Stämmen, hat dieses Volk leider allmählich unter der grausamen Herrschaft der Castilier nicht nur seine Künste verlernt, sondern ist in starrer Knechtschaft sogar in die Nacht der Barbarei zurückgesunken.

Nur ihr großes numerisches Uebergewicht und der Umstand daß sie, den Boden bebauend, auf festen Wohnsitzen leben, retteten die central amerikanischen Völkerschaften vor dem Schicksal ihrer Raceverwandten im Norden. Mit nur etwas Theilnahme und Humanität würde es selbst jetzt noch nicht schwer fallen den Zustand der Indianer Mittel-Amerika's zu heben und ihre schätzenswerthen Arbeitskräfte dem Land in vielfältiger Weise nutzbringend zu machen.

Ganz anders verhält es sich dagegen mit den nomadisirenden Jägerstämmen Nord-Amerika's. Wenige Decennien noch, und die rothen Urbewohner der Union, dermalen noch ungefähr 350,000 Seelen, werden, durch die weißen Ansiedler von ihren üppigen Waldgründen und fischreichen Flüssen verdrängt, und zu jeder Cultur unfähig, aus dem Gebiet der Vereinigten Staaten gänzlich verschwunden seyn! Bloß die Sage und das Lied werden noch von ihrem einstmaligen Daseyn erzählen. Und fast hat es den Anschein als ob ganze Völkerschaften, gleich gewissen Geschlechtern der Thier- und Pflanzenwelt, nachdem sie einen bestimmten Zweck der Schöpfung erfüllt haben, wieder unabweisbar dem Untergang verfallen sollten! Eine zweite Gattung von Einwohnern, welche jedoch unser Interesse weniger durch das Dunkel ihrer Vergangenheit, als durch das erbarmungswürdige Geschick ihrer Gegenwart auf sich ziehen, sind die schwarzen Bewohner Amerika's. Ohne Zwang und Gewalt würden diese Söhne Aethiopiens wohl schwerlich jemals ihren Fuß auf amerikanischen Boden gesetzt haben. Auch hier trifft die Spanier der bittere Vorwurf den von ihnen entdeckten neuen und freien Continent schon wenige Jahre nach dessen Eroberung mit

---

[1] „I regard the american nations as the true autochthones, the *primeval* inhabitants of this vast continent. . . . . Whenever I have ventured an opinion on this question, it has been in favour of the doctrine of *primeval diversities* among men, — *an original adaptation of the several races* to those *varied circumstances of climate and locality* which, while congenial to the one, are destructive to the other.“ Inedited memoir of Dr. Morton in Types of Mankind p. 35 sq. — By the simultaneous creation of a plurality of original stocks, the population of the earth *became not an accidental result*, but a *matter of certainty*. Many and distant regions, which, in accordance with the doctrine of a single origin, would have remained for 1000 of years unpeopled and unknown, received at once their allotted inhabitants, and these, instead of being left to struggle with the vicissitudes of chance, were from the beginning adapted to those varied circumstances of climate and locality, which yet mark their respective positions upon the earth.“ Samuel Morton, inedited Ms. on the origin of human races. Nott, Types of Mankind, p. 307.

[1] „To suppose, that all men originated from Adam and Eve is to assume that the order of creation has been changed in the course of historical times, and to give to the Mosaic Record a meaning that it was never intended to have. On that ground we would particularly insist upon the propriety of considering Genesis as chiefly relating to the history of the white race, with special reference to the history of the Jews.“ L. Agassiz, on the distribution of animals, in Dr. Nott Types of Mankind, p. 79.

der Schande des Sklaventhums befleckt zu haben. Harter Egoismus und brutale Gewinnsucht machten den Sklavenhandel bald zu einer sehr gesuchten Erwerbsquelle.

In Nordamerika wurden die ersten Negersklaven im Jahre 1670 auf einem holländischen Schiffe nach dem Staate Virginien eingeführt. Im Jahre 1790 gab es in den Vereinigten Staaten bereits 697,697 Negersklaven oder fast 18 Proc. der damaligen ganzen Einwohnerzahl. Im Jahre 1850, wo der letzte Census aufgenommen wurde, war die Union bereits von 3,523,058 Negern bevölkert, von denen mehr als 3 Millionen unter dem Drucke des Sklaventhums seufzen!

Vom Jahre 1840 bis 1850 vermehrte sich die Sklavenbevölkerung der Vereinigten Staaten um 692,254 Seelen, und man glaubt daß dieselbe bis zum nächsten Census im Jahre 1860 um 800,000 Seelen zugenommen haben wird. Es dürfte sich daher die Gesammtzahl der Sklavenbevölkerung in der Union im Jahre 1860 auf 4 Millionen belaufen.

Die Frage ob dem Weißen, selbst in dem Falle daß die äthiopische Race wirklich einem niederer organisirten Menschentypus angehörte, das Recht zustehe dieselbe zu seinen Sklaven zu machen, ist bereits so vielfach erörtert worden, daß es wohl schwer fallen möchte derselben noch eine neue interessante Seite abzugewinnen; dagegen dürfte es nicht ganz unwichtig seyn die verschiedenen socialen Zustände zu schildern unter welchen ich die schwarze Race in Amerika zu sehen und zu studieren Gelegenheit hatte, um so dasjenige Verhältniß aufzufinden in welchem der Neger vergleichsweise physisch, geistig und sittlich am besten gedeiht, und sich am wenigsten unbehaglich fühlt.

Im Laufe eines dreijährigen Aufenthalts in der neuen Welt sah ich die Negerbevölkerung als Sklaven in den Vereinigten Staaten von Nordamerika unter dem Einflusse republicanischer Gesetze, und auf der Insel Cuba unter fast autokratischen Institutionen; als emancipirte, freie Menschen auf den britischen und dänischen Besitzungen in Westindien und endlich als ausschließliche Herrscher mit allen Prärogativen und Privilegien der schwarzen Farbe auf der Insel Hayti.

In Nordamerika sind die Negersklaven keineswegs aus Menschlichkeit, sondern bloß aus wohlberechnetem persönlichen Interesse am besten genährt und gepflegt; sie müssen aber auch am meisten angestrengt arbeiten, namentlich während der Zucker- und Baumwollenernte, wo sie häufig 18 Stunden des Tages thätig sind, während sie nur sechs Stunden der Ruhe genießen dürfen. — Der speculirende Nordamerikaner betrachtet den Neger völlig als eine Sache, die ihm in dem Maße mehr einträgt als er sie in gutem, tauglichem Zustand erhält, und darum läßt er seinen Sklaven fast niemals Mangel leiden. Der indolente Spanier hingegen ernährt seine Sklaven weniger reichlich, und ist minder für ihr körperliches Gedeihen bedacht, dafür aber zeigt er sich auch nicht so strenge gegen sie wie der Nordamerikaner, und verlangt von ihnen keine so anhaltende erschöpfende Arbeit. Die amerikanischen Gesetze welche die Sklaven betreffen, sind weit weniger human als die spanischen, obschon ein Theil der letzteren in den sogenannten Black Code der Nordamerikaner aufgenommen wurde. In den Vereinigten Staaten ist der Preis für einen Negersklaven so hoch und willkürlich (oft über 1500 Dollars), daß es nur wenigen einzelnen gelingt sich frei machen zu können, während im spanischen Amerika ein Sklave sich zu jeder Zeit um den gesetzlich bestimmten Preis von 500 (?) Dollars loszulaufen vermag. Ebenso kann eine Sklavin ihre Leibesfrucht für 15 Dollars, und wenn das Kind gesund zur Welt gekommen ist, für 30 Dollars frei kaufen.

Diese tröstliche Möglichkeit jeden Moment für eine festgesetzte Summe die Freiheit erwirken zu können, ist zugleich Ursache daß die Neger, welche sich auf der Insel Cuba nach den Stämmen gruppiren, denen sie im afrikanischen Mutterlande angehörten, häufig ihre kleinen Ersparnisse zusammenlegen, um damit Lotterieloose zu erwerben, in der freudigen Hoffnung durch einen zufälligen Gewinnst einige Leidensgefährten aus der Sklaverei befreien zu können. Die Lucumis sollen, wie man mich in Havana versicherte, auf diese Weise einmal schon 20,000 Dollars gewonnen und dafür einer nicht unbedeutenden Anzahl ihrer Stammgenossen das Glück der persönlichen Freiheit erkauft haben. Trotz dieser milderen Form der Gesetze und der im allgemeinen humaneren Behandlung der Negersklaven fand ich gleichwohl ihren physischen und intellectuellen Zustand auf der Insel Cuba weit weniger günstig, als auf den verschiedenen von mir besuchten Plantagen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Ein Hauptgrund dieser Erscheinung mag allerdings nebst klimatischen und socialen Einflüssen hauptsächlich darin liegen daß in Nordamerika seit dem Anfange dieses Jahrhunderts keine Sklaven mehr eingeführt werden dürfen, während auf der Insel Cuba der Sklavenschmuggel noch immer fortdauert. Ein englischer Commissär, Namens Backhouse, in Havana, der leider seither durch Mörderhand ums Leben kam, versicherte mir während meines Aufenthaltes in der Hauptstadt Cuba's daß die Zahl der jährlich von der afrikanischen Küste nach dieser Insel eingeschmuggelten Negersklaven füglich auf 6000 Seelen angenommen werden könne.[1] Dieselben sind zwar leicht dadurch erkennbar daß sie kein Wort spanisch sprechen, und von dunklerer Gesichtsfarbe und kräftigerem Körperbau sind als die auf der Insel gebornen Neger; allein ein neueres Gesetz verbietet selbst den Landesbehörden die Durchsuchung der Plantagen nach eingeschmuggelten Sklaven, und unterstützt so gewissermaßen indirect den Sklavenhandel.

Höchst belehrend für den Forscher wie für den Philanthropen ist ein Aufenthalt unter den schwarzen Bewohnern der Insel Hayti oder San Domingo. — Hier auf einer der herrlichsten Inseln des westindischen Archipelagus schienen der schwarzen Race alle Mittel geboten, um, unterstützt von einem ihr zusagenden Klima und einer überreichen Fruchtbarkeit des Bodens, als ein freies unabhängiges Volk der Welt den Beweis zu liefern daß sie nicht weniger als die weiße befähigt sey die Segnungen der Freiheit zu ihrem Wohle, zu ihrer materiellen und geistigen Entwicklung zu benützen.

Allein die schwarze Bevölkerung, durch Jahrhunderte der Knechtschaft gewohnt die Arbeit als eine Schmach zu betrachten und zur Freiheit nicht erzogen, fand das Glück ihres neuen Zustandes nur in der Behaglichkeit des Nichtsthuns. Die gleichmäßige Wärme des Klima's und der Reichthum der Vegetation trugen vielmehr noch dazu bei ihre träge Lebensweise permanent zu machen. In einfachen Palmhütten, fast ohne Kleider lebend, nähren sich deren schwarze Bewohner häufig nur von Wurzeln und Waldfrüchten welche eine üppige Tropennatur mit so freigebiger Hand gewährt.

---

[1] Im verflossenen Jahre stieg sie nach der Statistik im Anti-Slavery-Reporter auf mehr als 10,000, und zwar sind hier nur solche Fälle gerechnet die zur Kenntniß europäischer Consulate gelangten. D. Red.

Auf die kurze Zeit einer wilden Bewegung während des Befreiungskrieges unter Toussaint Louverture folgten Decennien der Erschlaffung, und seit dem Schauermoment, wo eine sich selbst befreiende siegende Sklavenmasse in ihrem Rachedurst jenen furchtbaren Toast ausbrachte: „Auf den letzten Tropfen weißen Blutes!" bis zum heutigen Tag ist die emancipirte Negerbevölkerung von Hayti fortwährend im Zustande des Siechthums begriffen. Selbst der wunderliche Staatsstreich Soulouque's, die Errichtung eines schwarzen Kaiserreiches, die Gründung eines Faustin-Ordens und die burleske Schöpfung eines pechschwarzen Erbadels haben nicht vermocht den Zustand der Insel zu heben, sondern nur noch mehr beigetragen den Verfall zu beschleunigen.

Einen viel tröstlicheren Anblick als die Lage der Dinge im Negerkaiserreich und selbst in Jamaica gewährt der Zustand der schwarzen Bevölkerung auf der dänischen Insel St. Thomas, wo die Neger seit dem Jahre 1848 zwar emancipirt und frei sind, gleichwohl aber noch immer in einem gewissen Hörigkeitsverhältnisse stehen. Die dänische Regierung gewährt ihnen jedmöglichen Schutz, und sorgt auf das wohlwollendste für ihre Heranbildung und ihr Wohlbefinden, aber sie nöthigt sie bis zu einem gewissen Grade zur Arbeit, und erlaubt nicht daß sie ihren Arbeitsherrn, den sie für eine gewisse Zeit zu wählen das Recht haben, verlassen, ohne sich ausweisen zu können anderswo wieder in Dienst getreten zu seyn. Nur wenn ein Neger sich so viel Eigenthum erworben hat um eine selbständige Existenz begründen zu können, hört dieses Hörigkeitsverhältniß auf.

Wenden wir endlich unsere Blicke von dem düsteren Gemälde indianischen Verfalles und äthiopischer Knechtschaft nach jenen glücklichen Gefilden im Osten und Westen der Union, wo freie weiße Ansiedler unter dem Einfluß liberaler Institutionen traurige Urforste in fruchtbare Saatfelder verwandelten, so tritt uns überall der Segen des Fleißes und der Thätigkeit in den herrlichsten Gestalten entgegen. Kein Volk, weder in der älteren noch neueren Geschichte, hat in einem verhältnißmäßig so kurzen Zeitraume so außerordentliches und großes geleistet wie die Anglo-Amerikaner seit dem Tage wo mit ihrer Lostrennung von England ihre eigene Geschichte begann. Und es ist dabei ein nicht wenig erhebendes Gefühl für den deutschen Reisenden in den meisten gewaltigen Schöpfungen der neuen Welt Spuren deutscher Kraft und deutschen Geistes zu erkennen! Zwar haben es auffallenderweise die fünf Millionen germanischen Stammes, welche dermalen die Vereinigten Staaten von Nordamerika bewohnen, noch immer nicht zu so viel politischer Bedeutung gebracht um einen eigenen Staat zu bilden, in welchem deutsche Sprache und deutsche Sitten vorherrschten, und in dem das politische wie das gesellige Leben ächt deutscher Geist durchathmete. Alle bisher in dieser Richtung geschehenen Versuche sind gescheitert und von manchen deutschen Patrioten ist dieses Mißglücken schon tief beklagt worden. Uns aber scheint die weltgeschichtliche Sendung der Deutschen in Amerika nicht darin zu bestehen mitten unter einem stammverwandten Volk ein abgeschlossenes Ganzes zu bilden, sondern vielmehr in der Aufgabe den Segen ihres Fleißes, ihrer Cultur und ihrer Wissenschaft nach allen Richtungen hin zu verbreiten und nutzbringend zu machen.

Und während die rothen und schwarzen Bewohner nur im Verhältniß ihrer Vermischung mit den Kaukasiern im Stande sind sich auf den Höhepunkt moderner Bildung und Civilisation zu erheben, sehen wir die weiße Race sich immer gewaltiger und unüberwindlicher über jenen naturbevorzugten Welttheil ausbreiten, und durch ihre Strebungen und Erfolge die Brust jedes Europäers mit dem stolzen Bewußtseyn erfüllen, daß es die geistigen Errungenschaften des alten Continents sind welche die einsamen Wildnisse der westlichen Hemisphäre in blühende Culturstaaten verwandelten, und das Material zu jenem gewaltigen Bau glücklicher Institutionen lieferten, zu dem der edle William Penn einst den Grundstein gelegt.

Das Muaka in Ostafrika.

Muaka heißt eigentlich in vielen ostafrikanischen Sprachen „das Jahr," bedeutet aber im engern Sinn die Zeit des Jahres in welcher die Saaten der mütterlichen Erde anvertraut werden, um die Wohlthat der Regenzeit zu genießen, und dem fleißigen Säemann seine Arbeit hundertfältig zu vergelten. Diese Zeit fällt um die letzte Woche unsers Augustmonats, also vor Anfang der ersten Regenzeit des Nordost-Monsuns, wenn der üppige Pflanzenwuchs der vergangenen Regenzeit durch die heiße Sonne wieder vertrocknet, und dem ackerbauenden Eingebornen dessen Ausrottung durch Feuer möglich ist. Um diese Zeit werden dann der Reis, die Hirse, Sesam und überhaupt alle körnertragenden Gewächse gesäet, und sobald die Felder damit bestellt sind, fängt das Nationalfest an.

Das große Hülfsmittel des Negers, dessen er sich bedient um den zu bebauenden Boden von allem Unkraut zu reinigen, ist das Feuer, welches nicht bloß die Stauden, sondern auch die reifen Samen der Gewächse zerstört und deren Keimen nach dem Ausfallen verhindert, so daß er sein Feld nach der Bestellung mit leichter Mühe vom Unkraut rein halten kann; höchstens die Samen welche der Wind mit sich führt und auf seinen Acker weht, können noch Wurzel fassen, das alte Gras und Unkraut ist bis auf die Wurzel zerstört. Die zurückbleibende Asche dient ihm als vorzügliches Düngungsmittel, welches er leicht mit seiner rohen Hacke unter den Boden mischt, der auch zum Hervorbringen einer reichlichen neuen Vegetation keiner andern Beihülfe bedarf.

Um die Mitte Augusts beginnt die Thätigkeit auf den Feldern; allenthalben erheben sich Rauchsäulen in die Luft, und in der Entfernung gleichen die Hügel des Nachts brennenden Vulcanen, von dem Feuer, welches, von allen Seiten angefacht, die dicht mit trockenen Kräutern und Gräsern bewachsenen Abhänge hinanläuft; der Anblick ist prächtig, denn die Flammen bewegen sich mit der Schnelligkeit des Blitzes, hier große Bogen durch die Luft beschreibend, wenn sie ein Gewirr dürrer Schlingewächse erfaßt haben und an ihnen die schlanken Baumstämme erklettern, dort scheinbar ersterbend, doch nur auf wenige Augenblicke, um plötzlich mit noch größerer Macht wieder hervorzubrechen. Allenthalben die schwarzen nackten Gestalten der Neger, welche in den Flammen unter Freudengeschrei einherspringen und lebhaft an eine Darstellung der Hölle erinnern; lange Feuerbrände schwingend, schüren sie den Brand von allen Seiten, helfen ihm wo er zu erlöschen droht, löschen ihn aus wo er einen nutzbaren Baum oder Strauch

verzehren könnte, kurz, diese Vorbereitungen zum Muaka allein sind schon für den Europäer von großem Interesse, und gewähren einen eigenthümlichen, nicht leicht vergeßlichen Anblick.

Nachdem das Feuer seine Schuldigkeit gethan hat, nimmt die Bestellung der Felder einen ruhigern, friedlichern Charakter an; Männer, Weiber und Kinder sieht man eifrig beschäftigt, mit Hacken, Schambos (eine Art kleiner Spaten mit kurzen Handgriffen) und andern rohen Instrumenten versehen, die schwarz gerösteten Felder aufwühlen und von Wurzeln, Steinen u. s. w. befreien; nie lockern sie den Boden zu einer größern Tiefe als 2 bis 3 Zoll auf, und sind es auch mit ihren Werkzeugen nicht im Stande; der Name und das Aussehen eines Pfluges ist ihnen unbekannt, und es existirt kein solches Instrument zwischen Natal und dem rothen Meer; die ganze Vorbereitung des Bodens besteht mehr in einem Aufkratzen seiner Oberfläche als einem regelmäßigen Umarbeiten, und ist nur mit wenig Mühe verbunden.

Der Same wird nun aus freier Hand über das Erdreich hingeworfen und vermittelst der Hacke untergebracht, denn so wenig Begriff sie von einem Pflug haben, so wenig kennen sie auch den Gebrauch eines Rechens oder einer Egge; bei ihnen gilt nichts als die Hacke. Mit ihr pflanzen sie auch ihre süßen Kartoffeln (Bataten), indem sie ein flaches Loch machen und eine Ranke dieses Convolvolus hineinstecken, welche sehr bald wächst und Knollen ansetzt.

Wir wollen jetzt annehmen die Felder seyen bestellt und besäet; die Eingebornen kehren wieder nach ihren Dörfern zurück, nur einige Kinder bleiben auf denselben, um durch das Geräusch irgend eines lärmenden Instruments das wilde Geflügel, wie Perlhühner, Wachteln u. s. w., von den jungen Saaten abzuhalten; denn diese Thiere, vorzüglich die erstern, hier Kanga genannt, scheint ein wahrer Instinct aus den innern Bergen hervorzulocken, sobald nur die Feuer erloschen sind; in großen Schwärmen finden sie sich dann ein und richten auf unbewachten Feldern großen Schaden an. Dieß ist die Zeit für den Jagdliebhaber; während weniger Stunden des Morgens und Abends kann er seine Lust kühlen, und mehr schießen als ein rüstiger Neger zu schleppen vermag. Und nun beginnen die Vorbereitungen zum Feste, welches an vielen Orten, wo Mitglieder verschiedener Stämme untereinander leben, drei bis vier Tage dauert. Auf Anzouan und allen andern der Comoren besteht die schwarze Bevölkerung aus Maluas, Madsauas und Betschuanas, welche alle gewöhnlich in keinen freundlichen Beziehungen miteinander stehen; aber während des Muaka hört aller Parteihaß auf, eine allgemeine Fröhlichkeit bemeistert sich aller Gemüther, und folgendes ist ungefähr der Verlauf des Festes.

Schon im voraus haben sich die Mitglieder eines jeden Stammes mit Lebensmitteln, wie Reis, Kunde (kleine Bohnen), Hirse, Hühnern, die reichern sogar vielleicht mit einer Ziege oder einiger kleinen Münze versehen. Am frühesten Morgen versammeln sich die einzelnen Stämme und wählen mit vielem Lärm und Geschrei ein jeder seinen monié oder magunja, auf deutsch Oberhaupt, für die Dauer des Festes, dem es obliegt die Interessen seiner Landsleute zu vertreten; er wählt sich wieder einen Hofstaat, eine Leibwache, ja sogar einen Leibnarren, der während des Festes eine Hauptrolle spielt. Die improvisirte Leibwache bewaffnet sich mit Stöcken, Keulen, nie aber mit scharfen Waffen; ihr größtes Glück ist es wenn sie irgend einer alten rostigen Muskete und etwas Pulver habhaft werden können, mit deren Geknall sie sodann alle Ceremonien des Festes begleiten, bis sie entweder durch zu starke Ladungen platzt, oder das Pulver ausgeht. Die Hofbeamten bauen aus einigen Stangen und Tüchern einen Palankin für den Monié, aus Palmblättern einen riesigen Sonnenschirm, um seinen Wollkopf vor der Sonne zu schützen, und verschaffen sich alle möglichen musikalischen Instrumente, welche sie auftreiben können, mghomas (Holztrommeln) von allen Größen, daesaes (Clarinetten) und eine Unzahl anderer mehr oder weniger lärmender Instrumente. Der Narr befestigt sich an Armen und Beinen eine Art von Klapper oder Rattel, aus einer Menge kleiner, hohler, auf einem Stück Matte befestigter Calabassen bestehend, in welchen sich kleine Steinchen befinden; bei der geringsten Bewegung seiner Glieder machen diese ein rasselndes, lautes Geräusch, das deßhalb alle seine Tänze und Sprünge begleitet; außerdem schmückt er sein Haupt mit einem Stück Thierfell, an dem Hörner, Schwänze und andere Zierathen befestigt sind; das Instrument, mit welchem er seinen Theil zur allgemeinen Harmonie beiträgt, ist gewöhnlich eine lange gewundene Muschel, mit einem kleinen Seitenloch an ihrem spitzen Ende, der er die furchtbarsten brüllenden Töne entlocken kann.

Nachdem nun jeder Monié mit seinem Zug zu Stande gekommen ist, so setzen sie sich alle in Bewegung; der Monié der Maluas besucht mit seinem Gefolge die Hütten der Madsauas und Betschuanas, der der Madsauas die Wohnungen der Mitglieder der andern beiden Stämme und der Betschuana-Monié ebenfalls. Langt nun der Monié und sein Zug bei der Hütte eines den andern Stämmen Angehörigen an, so läßt er den Palankin, in welchem er von vier seiner Hofleute getragen wird, anhalten: die Trommeln, Clarinetten, Cymbeln und Muschein beginnen ein Concert, um dem Bewohner der Hütte die Ankunft des Monié zu melden; gewöhnlich öffnet dieser auch bald die Thür, und reicht ihnen ein Geschenk von Reis, Kunde, ein Huhn oder dergleichen, welches in den Palankin gepackt wird; erscheint jedoch der Inwohner nicht, so wird, nachdem die Musik in einer stärkern Tonart wiederholt worden ist, die Hütte auf Befehl des Monié ihrer Dachdeckung beraubt, was den Besitzer bald zwingt sich loszukaufen, wenn er nicht sein ganzes Haus demolirt sehen will; er darf auch ein solches gewaltsames Verfahren durchaus nicht übel nehmen, denn während des Muaka herrscht eine allgemeine Freiheit und Gleichheit, und die Moniés der andern Nationen können ebenso verfahren. Ist das Geschenk gegeben und empfangen worden, so geht der Zug zum nächsten Hause, welches einem Mitglied eines andern Stammes angehört; die Ceremonie wird wiederholt, und auf diese Weise geht es das ganze Dorf herum. Dadurch wird bezweckt daß alle Einwohner gleich stark zum großen Schmause, welcher am nächsten Tag stattfindet, beitragen. Erscheint aus einer Hütte ein etwas größeres als gewöhnliches Geschenk, vielleicht eine Ziege oder Münze im Werth von einem englischen Schilling und darüber, so wird dem großmüthigen Geber noch ein Extraständchen gebracht, von dessen Harmonie und Wirkung auf menschliche Ohren, ausgenommen Negers Ohren, man sich nur einen dunkeln Begriff machen kann. Man denke sich Holztrommeln von allen Größen, selbst bis zu sechs Fuß, Tamburine von verschiedenen Dimensionen, eine Anzahl von Clarinetten, von denen jede nur drei, höchstens vier Töne hervorzubringen im Stand ist, und welche diese Töne bunt durcheinander wohl an zehn Minuten lang mit unerschöpflichem Athem wiederholen; hin und wieder brüllt der Narr mit seiner mächtigen Muschel dazwischen und rasselt mit seinen Schellen, und die Cymbelschläger, deren Instrument gewöhnlich aus einem bei den Füßen an einem Fa-

den hängenden Kochtopf besteht, strengen sich an Harmonie und Kraft in die ganze Musik zu bringen.

Während dieser Zeit bleibt auch das weibliche Geschlecht nicht müßig, sondern trägt nach Kräften zum allgemeinen Toben und Treiben bei; Banden der jüngern Mädchen, mit großen grünen Kränzen geschmückt, dick bemalt und parfümirt, ziehen zu den Häusern ihrer Herren, und holen unter Gesang und Tanz deren Beiträge zum Festessen; ein solcher Zug macht sich aus großer Entfernung schon nicht nur den Ohren, sondern auch den Geruchsnerven bemerkbar, denn die Wohlgerüche, mit denen sich die Mädchen bedecken, sind von der stärksten Art; gepulvertes Sandelholz, mit Wasser zu einem consistenten Brei angerührt und in Masse auf Gesicht, Brust und Arme geschmiert, die stark duftenden Herzblätter des Pandanus, welche einen für Europäer schwer zu ertragenden Geruch an sich haben, so daß sie für ein Abwehrungsmittel gegen Moskitos gehalten werden, nehmen die Hauptplätze in der Toilette dieser schwarzen Schönheiten ein. Die Geschenke welche sie zusammenbringen, fallen immer sehr reichlich aus, da diese keineswegs spröden Mädchen stets willig sind dem Geber ihre Dankbarkeit auf irgend eine Weise kundzugeben.

Die Tollheit und das ausgelassene Treiben erreichen den Gipfel, wenn sich die Züge zweier Moniés begegnen, in welchem Falle sie sich das Recht auf der Mitte des Weges zu bleiben streitig machen; keine Partei will der andern weichen, und jede sucht den Palankin ihres Herrn genau in der Mitte der Straße zu erhalten; die Soldaten greifen sich gegenseitig an, drängen sich, stoßen sich und suchen die feindlichen Träger ihrer Last zu entledigen; dazu spielen die beiden nebenbuhlerischen Musikbanden, und jede bemüht sich die andere zu übertoben; ein allgemeines Balgen und Ringen erfolgt, aber alles in der besten Laune und von lautem Gekreisch und Gelächter begleitet, bis der Fall des einen Monié aus seinem Palankin den Scheinkampf endigt; dieses Resultat wird immer mit dem ausgelassensten Geschrei begleitet und häufig durch die Hofnarren entschieden, welche sich während des Gemenges unter den Palankin des Gegners schleichen, und denselben durch einen kräftigen Stoß mit ihrem Kopf daraus entfernen. Obgleich es mitunter derbe Stöße und Tritte gibt, so achtet doch keiner der Kämpfenden darauf, und jeder empfängt seinen Theil mit der größten Gemüthlichkeit. Der Sieger setzt unter Triumphgeschrei seinen Weg fort und sucht sobald wie möglich einem andern Monié zu begegnen, wo sich dann die Scene wiederholt. Jede Partei behält die empfangenen Gaben und Geschenke, welche bis zum Verbrauch in der Hütte des Monié untergebracht werden. Tanz und Musik, von allen versammelten Stämmen um ein mächtiges Feuer ausgeführt, beschließen die Feier dieses ersten Tages.

Am nächsten Tage bereitet die eine Partei die Vorräthe welche sie erbettelt hat, und richtet aus ihnen eine große Mahlzeit her; mit lärmender Musik werden nun die andern zur Theilnahme am ersten Festessen eingeladen; diese erscheinen auch bald, ihre Moniés und deren Gefolge an der Spitze, und in Gemeinschaft werden die Vorräthe, welche der erste Stamm sich zusammengeholt hatte, verzehrt. Nach dem Essen ist abermaliger Ball im Freien mit Holzfeuerbeleuchtung und barbarischer Musik von allen drei vereinigten Musikbanden.

Der folgende Tag bringt bei einer andern Partei eine Wiederholung derselben Festlichkeiten, und so geht es der Reihe nach durch, bis alle erbettelten Vorräthe in Gemeinschaft aufgegessen, die Tänzer und Musikanten erschöpft und eine allgemeine Sättigung eingetreten ist. Dann hat das Muala ein Ende, und der Neger freut sich schon auf das nächste Jahr, welches wiederum sein Hauptfest bringen wird, während dessen Dauer er seine größte Glückseligkeit, d. h. einen vollen Magen, Tanz und lärmende Musik, genießt.

Rückblicke auf die auswärtige Politik.

2. Die Vereinigten Staaten.

Das dritte Jahr von Buchanans Amtsführung neigt sich zum Ende, und mit dem nächsten Jahre, einem Schaltjahre, beginnt abermals ein neuer Feldzug für die Präsidentenwahl zwischen den beiden großen Parteien, Republicanern und Demokraten, zwischen Nord und Süd, zwischen freier Arbeit und Sklaverei. Man darf sich nicht täuschen daß die erstere Partei keine Fortschritte gemacht hat, im Gegentheil den siegreichen Demokraten wahrscheinlich wieder nachstehen wird. Schon bei der letzten Wahl zeigte sich daß die Kräfte der Republicaner beträchtlich abgenommen hatten. Es stimmten nämlich für die demokratischen, die republicanischen und die nativistischen (Know-nothing-) Candidaten:

	Pierce.	Scott.	Hale.
1852	1,590,490	1,378,589	157,296
	Buchanan.	Fremont.	Fillmore.
1856	1,850,960	1,334,553	885,960

Daraus ergibt sich daß die Republicaner an Stimmen verloren, während sich die Demokraten beträchtlich verstärkten. Als Buchanan zum Amt gelangte, erklärte er alle seine Fähigkeiten und sein Ansehen als Staatsmann dem hohen Zweck opfern zu wollen den Süden mit dem Norden auszusöhnen und einen Bruch der Union zu verhindern. Er hat dieses Wort auch glücklich gehalten, denn die bisherige Zeit seiner Amtsführung ist ohne einen Bürgerkrieg zwischen Süd und Nord, zwischen Freibodenmännern und Sklavereienthusiasten verstrichen, während doch bei seinem Amtsantritt Kansas vom Blutgeruch erfüllt war und zum Kriegsschauplatz zwei bis auf den Tod erbitterten Gegnern diente, die sich gegenseitig als vogelfrei behandelten, mit Mordgewehr und mit der Brandfackel bekriegten, ja nach Rothhautart die Kopfhäute abzogen und die erbeuteten Scalpe am Gürtel trugen. Der Streit um den künftigen Staat und seine Stimmen im Senat ist zwar noch nicht entschieden, aber gegenwärtig läßt man die Zukunft ohne gewaltsame Einmischung reifen, und da sich die Prairien dieses zwischen dem 40. und 36. Breitegrade gelegenen und von einem Continentalklima beherrschten Gebietes niemals für den Baumwollenbau eignen werden, so ist dort eine Plantagenwirthschaft nicht haltbar, und die Sklaverei könnte wirthschaftlich sich nur durch das Negerzüchten bezahlt machen, wie in Virginien und den anderen Gränzsklavereistaaten. Wir wissen indessen daß sie schon im nördlichen Missouri beinahe gänzlich aufgehört hat, und der Fluß selbst, der den Staat in zwei gleiche Hälften theilt, gegenwärtig ein Freiboden- von einem Sklavereigebiete scheidet. Selbst in St. Louis, der Hauptstadt des Staates, sind die Abolitionisten oder, richtiger, die Freibodenmänner gegenwärtig schon den Gegnern überlegen. Das angränzende Kentucky gehört zu den sogenannten negerzüchtenden

Staaten, wo die Pflanzerwirthschaft bereits aufgehört hat, die Schwarzen nur als Dienstboten benutzt werden, und der Staat selbst als ein großes Sklavengestüt betrachtet wird, dessen Producte nach den jungen Sklavereistaaten abgesetzt werden sollen. Natürlich muß im Laufe der Zeit die Sklavereibevölkerung allmählich aussterben, da nur vollkommene Exemplare, nämlich Neger, nach dem Eintritt der Geschlechtsreife, hoch bezahlt, mithin ausgeführt werden, während das alternde also minder werthvolle Geschlecht im Lande zurückbleibt. Dieser langsame Proceß geht auch in Virginien, Vermont und Delaware vor sich, und so besorgt sind die südlichen Proslavereimänner vor den Folgen dieser Ausverkäufe und der anbrechenden Freibodenzeit in diesen ältesten Sitzen der Sklaverei, daß ihre Presse oft genug schon nach einem Verbot der Verkäufe von einem Staat in den andern verlangt hat.

Ein untrügliches Zeichen des siegreichen Vordringens der Freibodengrundsätze gewährt uns folgende Liste der Gegensklavereipresse in den nördlichen Sklavenstaaten.

	Ort.	Staat.
The Missouri Democrat	St. Louis	Missouri
The Free Democrat	St. Joseph	"
The Sentinel	Kansas City	"
The Free South	Newport	Kentucky
The Intelligencer	Wheeling	Virginia
The Wellsburgh Herald	Wellsburgh	"
The Ceredo Crescent	Ceredo	"
The National Era	Washington	Col. Distr.
The Republic	"	"
The News and Advertiser	Milford	Delaware.
	Ferner deutsch:	
Der Anzeiger des Westens	St. Louis	Missouri
Die westliche Post	"	"
Das Herrmann Wochenblatt	Herrmann	"
Der St. Charles Democrat	St. Charles	"
Die deutsche Zeitung	St. Joseph	"
Die Missouri Post	Kansas City	"
Der Louisville Anzeiger	Louisville	Kentucky.
Der Baltimore-Wecker	Baltimore	Maryland.

Die deutsche Presse ist hier auf einem rühmlichen Posten, denn noch vor wenigen Jahren wagte jeder Redacteur eines Freibodenblattes in den Sklavenstaaten seine Habe und sein Leben. Jetzt ist das Amt minder halsbrecherisch, gilt es doch als erwiesen daß, wenn in den nördlichen Staaten, ganz besonders in Kentucky, die geheime Abstimmung eingeführt und dadurch der Terrorismus der wenigen Sklavenhalter gebrochen würde, der Sieg der Freibodenmänner sogleich entschieden wäre. Im natürlichen Ablauf der Dinge wird nothwendig die Wendung eintreten daß die Sklaverei an geographischer Breite verliert, daß sie sich immer mehr aus der gemäßigten Zone zurückzieht, und daß sie überhaupt in den und in der Nähe der Tropen, und dort wiederum nur auf jungfräulichem und neuem Lande, freudig gedeihen kann, da sie im Grunde nur ein Ackerraubbau ist, der sich nach Ablauf größerer oder geringerer Zeiträume mit dem Rückschreiten der Ernten rächt, wo dann der ausgesogene Boden die aufgewendete menschliche Arbeit nicht mehr lohnend bezahlt. Außerdem wird die Negerarbeit von Jahr zu Jahr theurer. Vor zehn Jahren noch berechnete man den Werth eines gesunden kräftigen Sklaven beim Antritt des arbeitsfähigen Alters auf 800 Dollars, jetzt aber hat der Preis 1200 Dollars schon überstiegen.[1] Läßt man gelten daß ein solcher 20 Jahre lang ganz arbeitstüchtig bleibt, so folgt daraus daß an diesem „Capital“ jährlich 60 Dollars amortisirt werden müssen, man füge ferner 60—80 Dollars für Zinsen und mögliche Verluste des Capitals durch allzufrühen Tod, ferner 30 Dollars für Ernährung, Obdach und Bekleidung hinzu, vergesse außerdem nicht daß die Neger in der Jahreszeit der schweren Arbeit durchschnittlich zur Hälfte krank sind, oder sich krank stellen, so wird man am Schluß zu dem überraschenden Ergebniß gelangen daß die Tagesarbeit eines Negers beinahe mit einem Dollar bezahlt wird, und deßhalb auf Cuba z. B. die Plantagenbesitzer mit Vortheil chinesische Culies für 400 Dollars auf acht Jahre miethen, obgleich sie diesen außerdem noch an Kost, Kleidung und Lohn etwa 100 Dollars jährlich zahlen müssen.

Lange Zeit hat man gehofft, und hofft auch noch jetzt, den Baumwollenbedarf nicht mehr mit amerikanischen, sondern mit afrikanischen oder indischen Producten zu decken. Es hat sich aber in neuerer Zeit ergeben daß in Indien nur Baumwolle der gröbsten Sorte wächst, und es ist nicht sehr wahrscheinlich daß — wie man neuerdings sich wieder tröstet — durch eine bessere Bewässerung der Fluren ein edleres Product sich erzeugen lasse, denn sonst würde längst schon in den gut bewässerten Theilen Indiens Baumwolle gebaut worden seyn, wenn es mit Nutzen geschehen könnte, was jedoch notorisch nicht der Fall ist. Wahrscheinlich wird sich finden daß gut bewässertes Land in Indien eine viel höhere Rente trägt wenn es mit anderen Früchten bestellt wird als gerade mit Baumwolle, die man bisher eben nur da baute wo die Bewässerung für andere Saaten zu mangelhaft war. Afrika freilich wäre viel geschickter für den Baumwollenbau, da die Staude beinahe sich in der ganzen Ausdehnung des Festlandes findet. Aber jedermann sieht daß es nicht genug ist Boden und Klima für eine Nutzpflanze zu besitzen, sondern daß man auch für Arbeitskräfte sorgen muß, die zwar in Afrika vorhanden sind, aber denen wiederum nicht bloß die Organisation der Plantagenwirthschaft fehlen würde, sondern auch die Verkehrsmittel und die bürgerliche Rechtssicherheit, ohne welche eine Massenproduction nicht möglich ist. Warum wurden ehemals öffentlich, und jetzt noch heimlich, Tausende von Negern aus einem Welttheil in den andern geschleppt, während es doch viel einfacher wäre daß Plantagenbesitzer sich mit ihrem Apparat zur Organisation der Arbeit, d. h. mit der Peitsche, nach Afrika begeben würden, wo sie von jedem kleinen Despoten gegen einen wohlfeilen Tribut in Branntwein Baumwollenland und Negerarbeit so viel erhalten möchten als sie nur begehrten? Der Neger ist eben kein Capital solange er Afrikaner bleibt, er wird es erst in Amerika, in einer Gesellschaft von europäischer Abkunft, und innerhalb des Dunstkreises von Gesetz und Justiz. Deßhalb mögen wohl theilweise Erfolge für den Baumwollenbau in Afrika erzielt werden, allein man bedenke immer daß, wenn nicht die außeramerikanische Production sich in raschem Tempo um etliche Hunderte Millionen Pfund zu steigern vermag, sie machtlos zur Erlösung der schwarzen Menschheit bleiben muß.

---

[1] Im Richmond Dispatch vom 26 Jul. l. J. findet sich folgender Preiscourant für virginische „Waare“:

Männer	von	20—26	Jahren	1450—1500	Dollar
Gutgewachsene Dirnen	"	17—20	"	1275—1325	"
"	"	15—17	"	1150—1250	"
"	"	12—15	"	1000—1100	"
Buben	"	17—20	"	1350—1425	"
"	"	15—17	"	1250—1375	"
"	"	12—15	"	1100—1200	"

Bekanntlich war die Sklaverei zur Zeit Washingtons im Erlöschen, und die Vereinigten Staaten am Ende des vorigen Jahrhunderts dem Zeitpunkt sehr nahe wo die „patriarchalische" Institution, damals noch als ein ererbter Fluch aus den Zeiten der Abhängigkeit gescholten, beseitigt werden sollte, als die verhängnißvolle Entcapselungsmaschine für Baumwolle erfunden wurde, und durch sie der Baumwollenbau mit Negerarbeit in den Vereinigten Staaten als ein höchst ergiebiges Geschäft sich erprobte. Seitdem hat aber die Vervollkommnung des Maschinenwesens in Europa mächtig dazu beigetragen die amerikanische Negersklaverei zu befestigen. Die Erfinder der Mule Jenny- und der Selfacting-Stühle spielten den Antisklaverei-Gesellschaften die schlimmsten Streiche, denn je größere Quantitäten von Baumwolle durch die Maschinen verarbeitet werden konnten, desto mehr Ausbreitung gewann die Plantagenwirthschaft, insofern sich mit jedem Jahr die Nachfrage nach dem Rohstoff steigern mußte. Gewiß wäre es nun eine merkwürdige Fügung in der Culturgeschichte unsrer Race, wenn die Maschinen welche den amerikanischen Neger tiefer in die Sklaverei hinabstießen, endlich als abolitionistische Werkzeuge auftreten würden. Es ist möglich daß etwas ähnliches bevorsteht, seit man in England die Aufgabe des Ackerbaues durch Maschinenkräfte besser und besser zu lösen beginnt. Steamploughing ist bereits ein stehender Artikel in den Fachzeitungen geworden, und haben, wie man jetzt annehmen darf, die Erfinder nur den richtigen Pfad eingeschlagen, so wird es gar nicht lange dauern und wir bekommen Ackerbauwerkzeuge mit Dampfkräften, die ebenso entschieden die Ackergäule vom Pflug verdrängen werden, wie sie sie bereits von den großen Güterfrachten verdrängt haben.[1] Ein wohlfeil arbeitender Dampfpflug wäre ein unwiderstehlicher Abolitionistenapostel, da neben einem solchen Plantagenthier die Negerarbeit nicht mehr die Fütterungskosten decken möchte. Wir gedenken aber dieser halbreifen Erfindungen nicht etwa, um einen baldigen Sieg der philanthropischen Grundsätze zu verkündigen, da kein Mensch die Fortschritte unsrer Maschinenkunde und ihre Gränzen zu ergründen vermag, sondern wir wollen, das Mögliche als das Wahrscheinliche gedacht, daran den politischen Werth der beiden großen Parteien der Vereinigten Staaten, der Demokraten und der Republicaner, zu erkennen suchen.

Nicht alle Republicaner sind Abolitionisten, ja die Zahl solcher Politiker welche diesen Namen wirklich verdienen, wird in der gesammten Union außerordentlich klein seyn. Sparsam, selbst im Norden, wird man auf solche Leute stoßen denen mit einer völligen Emancipation aller Neger gedient wäre, oder die, wenn es durch ihre Willenserklärung geschehen könnte, ohne sich zu besinnen die Freiheit der Afrikaner verkündigen würden, koste es und möge eintreten was da wolle. Wie alle Schwärmer, haben auch sie einer guten Sache, der sie zu dienen meinten, nur geschadet. Ein solcher ererbter Leibesschaden wie die Sklaverei, den die Jahrhunderte groß gesäugt, und der mit dem Reich selbst gewachsen ist, erfordert eine besonnene und langsame Heilung. Alles was man vernünftigerweise dem Süden zumuthen kann, besteht darin dem Uebel räumliche Gränzen zu ziehen. Dieß ist nun früher wohl durch den sogenannten Missouricompromiß geschehen, später aber hat die Prosklaverei die Gränze wieder vernichtet, wie denn in der Sklavensache der Süden stets der angreifende und in Bezug auf Gesetzgebung auch der siegreiche, der Norden der abwehrende und unterliegende Theil gewesen ist. Zur Milderung der Sklaverei hat aber der Süden nie etwas gethan, und dieß ist der härteste Vorwurf welcher sich gegen die Prosklavereipartei begründen läßt. Es gibt einen Weg den man ohne Gefahr betreten kann, und der zur Erlösung von der Sklaverei führen möchte die zuletzt doch nur in eine Afrikanisirung der südlichen Union ausarten kann. Diesen Weg kennen wir aus der römischen Rechtsgeschichte, und obgleich der römische Sklavenstand, der seinen Ursprung aus der Kriegsgefangenschaft oder einer Verpfändung der Freiheit herleitete, sich wesentlich von dem amerikanischen unterschied, der auf Ueberlegenheit der Racen beruht, so würde doch das Rechtsmittel in beiden Fällen das nämliche seyn. Nun wissen wir aus der römischen Geschichte daß die Sklaverei sich von der Zeit an zu lösen begann als den Sklaven die rechtliche Möglichkeit gegönnt wurde ein Peculium, d. h. ein Vermögen und durch dieses die Freiheit zu erwerben. Längst schon genießt dieses Recht der Sklave auf Cuba, wie denn seit den frühesten Zeiten unter Karl V, ja selbst unter der castilischen Isabel, die spanische Gesetzgebung sowohl die eingeborne Bevölkerung Amerika's als auch die verschleppten Afrikaner durch humane Gesetze geschützt hat. Dagegen ist im Süden der Union der Sklave nie als ein Inhaber von Rechten betrachtet worden, doch hat erst die neueste Zeit die Doctrinen bis zu dem widerlichen Grade verhärtet daß dem Neger selbst seine Eigenschaft als Mensch abgestritten worden ist, daß man ihn nicht mehr als fremde Race oder Abart, sondern geradezu als andere Art behandelte, gleichsam als sey der Mensch selbst nur eine zoologische Gattung wie die Hunde und die Katzen, und zwischen Neger und Europäer ein Unterschied wie zwischen Fuchs und Hund, zwischen Tiger und Löwe.

Die Sklaverei wird sittlich sich nie rechtfertigen lassen, da sie nur auf rohen Mißbrauch überlegener Stärke sich gründet und der schnöden Habsucht dienen soll. Wer ein Wort zu ihrer Vertheidigung spricht, der befleckt und erniedrigt sich. Am unerträglichsten aber sind jene Menschen die sogar die heilige Schrift der Prosklaverei verdächtigen und sich in die Gottgefälligkeit der Peitschenarbeit hineintrömmeln. Es gibt aber eine sittliche Weltordnung welche dafür sorgt daß jeder Frevel sich räche, wenn nicht an denjenigen die ihn begingen, doch an ihren Kindern und Kindeskindern, die ihn duldeten. Daher sehen wir daß im Süden in Folge der Sklaverei die Arbeit selbst verachtet wird, und die besitzlosen Weißen, die keine Sklaven halten, die mean whites, wie man sie wegwerfend nennt, dem Sklavenhalter zuletzt ebenso verworfen scheinen als die Neger selbst, ja daß die europäische Abkunft durchaus nicht mehr die Freiheit sichert, wie denn mehrmals schon die Rede gewesen ist die weißen Arbeiter des Südens in Leibeigene zu verwandeln.

Man kann aber die Sklaverei hassen und verabscheuen, und dennoch nicht mit den Republicanern stimmen. Ebenso wenig als diese sämmtlich Abolitionisten sind, gehören auch die Demokraten nicht sämmtlich zu den Prosklavereimännern,[1] sondern es sind nur sämmtliche Prosklavereimänner Demokraten. Die demokratische Partei herrscht im Süden wie im Norden, ja wenn es keine nördlichen Demokraten gäbe, die südlichen würden längst durch eine massenhafte Majorität erdrückt worden seyn. Sowie die Sachen bei der letzten Präsidentenwahl standen, würde ein Sieg der Republicaner wahrscheinlich zu einer Theilung der Union geführt haben. Sobald diese Theilung aber geschehen wäre, würden bleibende Gegensätze in der neuen Welt entstanden seyn, und wir wissen wie bitter der Haß gerade zwischen Gliedern einer Familie und Staaten

[1] Siehe das Nähere in dem Aufsatz: „Ackerbau durch Maschinenkräfte." Ausland 1859. S. 1122.

[1] Das beste Beispiel bieten die Californier, welche in großer Mehrzahl zur demokratischen Partei zählen, obwohl Californien ein Freibodenstaat von jeher gewesen ist.

geschwisterlichen Ursprungs werden kann. Zwei Reiche in der neuen Welt könnten nicht neben einander bestehen ohne sich zu befehden, und würden dann verschiedene politische Interessen sich bekämpfen, so wäre es um jede friedliche Entwicklung geschehen, und die Staaten der neuen Welt bedürften fortan, so gut wie wir, der stehenden Heere, einer größern Centralisation der öffentlichen Gewalt, militärischer, aristokratischer, monarchischer Institutionen. Mit einem Wort, das Wachsthum der amerikanischen Völker wäre unterbrochen, und ihre bürgerliche Freiheit wankte zum Grabe. Bei solchen Aussichten wird jeder politische Kopf und jeder Patriot in der Union, solange eine Hoffnung noch vorhanden ist, sich derjenigen Partei zugesellen welche den Bruch allein verzögern kann. Dieß war wohl die Bedeutung des Sieges den die demokratische Partei bei der letzten Präsidentenwahl erfocht. Da wo man zu wählen hat zwischen sittlichen Uebeln oder der Vernichtung des Vaterlandes, da ist es verzeihlich, es kann sogar löblich seyn, um das eine zu retten, das andere zu ertragen, wenn man es auch bitter verabscheut.

Wir können uns ohne Schwierigkeit vorstellen daß man von Herzen die Prosklavereisache hassen und doch als Demokrat stimmen kann. Zeit gewinnen heißt in der Politik alles gewinnen. Wir sehen ja daß die Sklaverei auf ganz natürlichem Weg immer weiter nach Süden weicht und langsam in den ältesten Staaten der Union abstirbt. Jedes Jahr kann eine Erfindung bringen, wie den Dampfpflug, welcher die Negerarbeit ihres Werthes beraubt und die Sklaverei ohne äußern Zwang beseitigt. Dann wird man sich glücklich preisen wenn die Union noch ungetheilt erhalten, wenn noch nichts geschehen ist was sich nicht wieder gut machen läßt. Dieß ist der gesunde Gedanke welcher die demokratische Partei zusammenhält, und der ihre Zahl in den letzten Jahren so beträchtlich vermehrt hat. Auch läßt sich nicht verkennen daß die südlichen Prosklavereimänner der nördlichen Demokraten wegen doch zu Zugeständnissen sich herbeilassen müssen; denn wenn man nicht den Verlust dieser Bundsgenossen fürchtete, würde der Süden wahrscheinlich längst zu den schlimmsten Schritten von seinen heißblutigen Führern verleitet worden seyn. Die Wahl Buchanans, eines nördlichen Demokraten, war dagegen ein solches Zugeständniß des Südens und der einzige Ausweg eine Theilung der Union zu verhindern. Dieß gibt uns von neuem einen hohen Begriff von der politischen Reife der jungen Nation, und vermindert in unsern Augen die Gefahren des merkwürdigen Organismus der amerikanischen Parteien. Politische Reife aber ist nach unserm Verständniß die Gabe eines Volkes, einem Zweck und Ziel zu lieb sich unterzuordnen und einer Disciplin zu unterwerfen. Der Amerikaner gehorcht blindlings seinen Führern, um seiner Partei zum Sieg zu verhelfen. Er verläßt diese Partei niemals, weil er weiß daß er mit dem Brandmal eines Renegaten sein Lebenlang gezeichnet wird. Wo es aber gilt einen entscheidenden Schlag zu führen, verschwinden alle Nüancen in der Partei, jeder einzelne opfert dem Willen der Mehrheit, nachdem er einmal ermittelt worden ist, eine abweichende Meinung, weil eben jedermann begreift daß frei seyn so viel heißt als zur richtigen Zeit gehorchen. Wie könnte auch in Amerika den Gesetzen Achtung verschafft werden wenn die Parteien die sie geben ihre eigene Partei-Ordnung und Parteiregeln nicht beobachten würden? Bekanntlich hat bei den Präsidentenwahlen in jedem Staat jeder Wähler so viel Wahlmänner zu ernennen als der fragliche Staat zu stellen hat. Niemals kommt es aber vor daß diese Wahlmänner gemischt aus Demokraten oder Republicanern beständen, sondern sie sind entweder sämmtlich das eine oder das andere. Daraus folgt denn daß bisweilen Tausende und Hunderttausende streng nach den vorgelegten Wahlzetteln gestimmt haben. Ebenso wenig geschieht es daß irgendein Wahlmann der Partei die ihn erkoren hat untreu würde. So vortrefflich sind die Amerikaner disciplinirt, so pünktlich folgen sie ihren Häuptlingen!

Man hat ehemals gefürchtet daß diese Parteiherrschaft nothwendig der Mittelmäßigkeit zum Amt verhelfen müsse und die Staatsmänner durch die Demagogen verdrängt werden würden. Das letztere lag besonders sehr nahe, als die Demokraten den völlig obscuren und unbedeutenden Pierce gerade wegen seiner Unbedeutenheit und Obscurität zum Präsidenten wählen ließen. Sie haben jedoch diese Politik als fehlerhaft erkannt, und den Schaden den sie erlitten durch die Wahl Buchanans wieder auszugleichen gesucht. Wohl ist es wahr daß sehr leicht die Parteiherrschaft in einen Parteidespotismus ausarten kann. Die Parteien und ihre Führer sind aber gezwungen ihre Siege mäßig auszubeuten, weil jeder Fehltritt ihren Gegnern zur Ueberlegenheit verhelfen müßte. Er beschränkt sich, ähnlich wie in England, die Gewalt der Parteien von selbst, denn jede nächste Wahl bringt die Vergeltung für begangene Mißgriffe.

Auch stehen die Parteien selbst unter der Aufsicht und dem Druck der öffentlichen Meinung. Die Schandthaten und Gräuel der Banden welche die blauen (Prosklaverei-) Logen nach Kansas gegen die Freibodenmänner aussendeten, hatten die Demokraten in solche Gefahr gesetzt daß ein Theil der Partei unter Douglas mit gänzlichem Abfall drohte. Auf der andern Seite aber kann der tolle Putsch unter Brown an der virginischen Gränze nur zu einer nächsten und schweren Niederlage der Republicaner führen. Dieß fühlt die Partei selbst am tiefsten, und daß sie es fühlt, und daß jedermann die Folgen voraussieht, offenbart uns ganz deutlich daß die Parteien nichts weniger als allmächtig sind, sondern eine höhere, richtende Gewalt über ihnen steht, nämlich die öffentliche Meinung, welche ihre Aufführung streng überwacht. Manchem mag es unbillig oder gar verkehrt erscheinen daß die Unschuldigen mit den Schuldigen leiden, und daß die Republicaner, welche keine Brüderschaft mit den Abolitionisten geschlossen haben, dafür büßen sollen was eine Handvoll Wahnsinniger gesündigt hat. Es ist dieß aber stets im politischen Leben so gewesen, daß jede Partei für das Betragen ihrer Anhänger verantwortlich gemacht wird, und zwar mit Fug und Recht, denn wenn sie nicht moralische Macht genug besitzt um jeden Gedanken an gewaltsame und ungesetzliche Anschläge bei ihren Mitgliedern zu ersticken, so wird sie selbst zum Uebel im Staat und verdient die Nachtheile zunächst zu empfinden. Eine Partei die nicht durch ihren Abscheu das politische Verbrechen unterdrückt, ist in Folge ihrer laxen Moral mitschuldig, wenn Verbrechen verübt und der Grundsatz durchgeführt wird daß man siegen müsse, durch Kugel oder Kugelung (by ballot or by bullet). In selbstherrlichen Staaten müssen die Parteien die Polizei gegen ihre eigenen Mitglieder üben, weil sie für deren Betragen verantwortlich sind, sonst richtet die öffentliche Meinung die Partei selbst.

Es ist natürlich daß uns die wir an die Ordnung monarchischer Staaten gewöhnt sind, sehr viele Erscheinungen des amerikanischen Lebens anstößig und aus der Ferne sogar unerträglich erscheinen mögen. Am letzten können wir uns daran gewöhnen daß nicht der Fähigste und Würdigste, sondern der Mann der die Massen zu führen und zu verführen versteht, der ihnen schmeicheln kann und der sie kitzelt, den Sieg davon trägt, daß überhaupt die Massen den Ausschlag geben, die Stimmen nur gezählt und nicht gewogen werden sollen. Wir entsetzen uns über die Rohheit der überseeischen Rechtszustände und über die beinahe asiatische Größe des Despotismus, daß eine Mehrheit der

Minderheit vorschreiben soll Wasser, Limonade oder Thee, statt Bier, Wein oder Branntwein zu trinken, daß in sogenannten Freistaaten eine freche Polizei ihre Nachstellungen gegen den Alkohol bis in die Keller der Bürger erstrecken darf. Es fragt sich aber bei solchen Zweifeln immer wieder ob man mehr Werth legt auf das was geschieht, oder wie es geschieht. Genau dasselbe was sich für oder gegen die Schwurgerichtspflege sagen läßt, gilt auch von den demokratischen Formen. Ganz sicherlich ist die Rückkehr zum Schwurgericht ein wissenschaftlicher und ein civilisatorischer Rückschritt, denn immer wird der gelehrte Richter der wahren Gerechtigkeit besser dienen als der Laien-Richter, den das Loos aus der Menge herausrafft, allein was die Gerechtigkeitspflege leiden mag, gewinnt das Rechtsgefühl und die Gerechtigkeitsliebe des Volkes. Das Schwurgericht ist sicherlich nicht vorhanden damit die bürgerliche Gerechtigkeit vollkommener werde, sondern damit die Bürger selbst die Rechtspflege lieb gewinnen. Ganz ähnlich machen sich die Vorzüge des sogenannten monarchischen Polizeistaates gegenüber der demokratischen Anarchie der Vereinigten Staaten sehr fühlbar in jedem Reisebericht der Europäer aus der westlichen Republik. Daher stammen die Klagen der Auswanderer über die „Ungemüthlichkeit" der fremden Zustände und die naiven Bekenntnisse der heimkehrenden Touristen, daß wir eigentlich gar nicht wissen wie gut wir es haben, wie bequem es uns der Staat macht, wie sicher wir uns unter seinem Schutze fühlen können, und welche socialen Freiheiten wir unter diesem „unerträglichen Druck" genießen. Neben einander verglichen erscheinen die überseeischen Zustände viel roher und viel uncivilisirter, allein wenn wir gerecht seyn wollen, müssen wir doch anerkennen daß das Volk, nämlich die große Zahl, bei uns unendlich weniger politisches Verständniß und noch weniger politische Opferfähigkeit als Verständniß besitze. Wir haben auch kein Recht über die Tölpeleien oder Wunderlichkeiten der amerikanischen Demokratie zu spotten, sondern müssen uns immer bescheiden fragen welche Dinge bei uns zum Vorschein kommen würden wenn unser Volk, d. h. unsere Massen sich selbst regieren sollten, jene Massen die in der erleuchteten Hauptstadt deutschen Wissens dem Sarg Humboldts mit Steinwürfen das Geleite zum Grabe gegeben haben.

Wir können auch das Massenurtheil nicht herabsetzen, welches bei der letzten Präsidentenwahl derjenigen Partei Recht gab die den ganzen Staat, die große Union, gerettet hat, die lieber noch eine Weile den Fluch der Sklaverei mit tragen und von der Zeit Besserung hoffen, mit den stillen Fortschritten der guten Idee und der natürlichen Einschränkung der Sklaverei sich begnügen, als das Vaterland selbst zertheilen wollte, wozu ja noch immer Zeit und Gelegenheit bleibt. Für uns Deutsche ist ein Vergleich mit den Amerikanern ganz besonders lehrreich, aber auch niederschlagend. Unsere Stärke ist es nicht sich einem gemeinsamen Zweck unterzuordnen, sondern vielmehr durch Separatvoten zu glänzen. Uns ist das Vaterland feil, wenn unsere Lieblingsgrundsätze nur zum Siege gelangen. Wir sind hämisch und gehässig gegen alles was unserm landsmannschaftlichen Geist widerspricht, und wir freuen uns mehr über die Niederlage als über die Siege eines Gegners im Bunde. Und dazu haben wir uns seit Jahren gewöhnt frecher Schmeichelei zu lauschen, die uns zu sagen wagt daß wir politische Fortschritte machen, daß wir etwas leisten und die Nachbarn uns anfangen zu fürchten, während wir doch im Grunde dem Rheinbund, dem sieben- und dem dreißigjährigen Krieg weit näher stehen als dem Jahre 1809 oder 1813!

Saleh.

Saleh, oder besser Slâ, ist eine zum Königreich Fez gehörende Stadt von Marokko; sie liegt an der Einmündung des Burgreb oder Burargag in den atlantischen Ocean, 165 Kilometer westlich von Fez, und besitzt eine Bevölkerung von 25,000 Seelen, von denen mehr als 600 dem israelitischen Cultus angehören. Der heutzutage fast ganz versandete Hafen ist ehedem einer der berüchtigtsten Seeräuberschlupfwinkel gewesen welche das nordwestliche Afrika besaß. Während des 16ten Jahrhunderts war es den Handelsschiffen unmöglich die Meerenge von Gibraltar zu durchfahren ohne diesen Seeräubern Schoß zu bezahlen. In Saleh befinden sich das Zeughaus und die Werften der kaiserlichen Marine. Die Stadt ist mit einer zehn Meter hohen von viereckigen Thürmen flankirten Mauer umgeben. Im Jahr 1630 wurde daselbst ein französisches Consulat errichtet, das seitdem aber wieder eingegangen ist. In der Umgebung von Saleh befindet sich das alte Sala, die letzte von den Römern im Süden Mauritaniens besetzt gehaltene Stadt. Auf dem linken Ufer des Burgreb, Saleh gegenüber, liegt Rabat, das auch den Namen Arbath oder Neu-Saleh führt. Es ist von einer umfangreichen Ringmauer umgeben, und auf einer von der Kasbah (einer befestigten Burg) gekrönten Anhöhe erbaut. Auf der Meeresseite wird es von Batterien vertheidigt. Sein großer und guter Hafen ist nur den Westwinden bloßgestellt. Er wird sehr besucht. Die Bevölkerung beläuft sich auf 27,000 Seelen, welche einen sehr belangreichen und eifrigen Handel mit dem Innern und mit der Küste betreiben. (Nouvelles du Jour.)

Miscellen.

Unverbrennliche Hölzer. Man hat bereits eine große Anzahl Salzauflösungen als geeignet zur Verhinderung der Verbrennung des Holzes in Vorschlag gebracht. Unter diesen Auflösungen bemerkt man besonders das auflösbare Glas (kieselsaures Kali oder Soda). Die englische Admiralität ließ unter der Leitung der HH. Abel und Hay Versuche anstellen, welche die große Wirksamkeit des auflösbaren Glases zur Verminderung der Entzündbarkeit des Holzes erwiesen haben. Das Holz wird auf folgende Art zugerichtet: Man gibt dem Holz zuerst zwei oder drei Schichten einer schwachen aus einem Volum einer syrupartigen Auflösung kieselsauren Kali's und 3 Volumen Wassers bereiteten Auflösung. Das Holz saugt diesen Anwurf ziemlich stark auf. Wenn er beinahe trocken ist, bringt man eine auf die gewöhnliche Weise bereitete Schicht Kalkmilch an. Ist diese Schicht selbst auch wieder fast trocken, so fixirt man sie mittelst einer concentrirteren, durch die Mischung von zwei Volumen syrupartiger Auflösung mit drei Volumen Wassers gewonnenen Auflösung. Falls die Kalkmilch sehr dick verwendet worden ist, so wird die Anbringung einer neuen Schicht auflösbaren

Glases nothwendig. Der so gewonnene Anwurf setzt der Thätigkeit der Hitze einen großen Widerstand entgegen; er löst sich von der Oberfläche des Holzes, selbst wenn dieses stark erhitzt wird, nicht ab. Er verhindert lange Zeit das Holz mit Flamme zu brennen, und schützt es sehr wirksam gegen die Thätigkeit einer die Oberfläche desselben beleckenden Flamme. Der Anwurf von auflösbarem Glase widersteht dem Regenwasser vollkommen. (Journ. pour Tous.)

*

Heroismus der Negergarde in Marocco. Der verstorbene James Richardson erzählt in seinen „Reisen in Marocco:“ „Als die französische Invasionsarmee das Kaiser-Fort belagerte, und alle Kanonen desselben zum Schweigen gebracht hatte, befahl der Dey dem türkischen General sich in die Kasbah zurückzuziehen, und drei Neger im Fort zu lassen um es in die Luft zu sprengen. Es schien daher aufgegeben, allein immer noch wehten zwei rothe Fahnen auf seiner äußeren Vertheidigungslinie, und eine dritte auf dem Winkel gegen die Stadt zu. Die Franzosen boten ununterbrochen alle ihre Kräfte auf um eine gangbare Bresche herzustellen. Man sah nun drei Neger ruhig auf den Wällen herumgehen, und von Zeit zu Zeit darüber hinausschauen, als ob sie die Fortschritte der Bresche untersuchen wollten. Einer derselben wurde von einer Kanonenkugel getroffen, und fiel; die andern liefen, gleichsam als ob sie seinen Tod rächen wollten, an eine Kanone, zielten und feuerten drei Schüsse aus derselben ab. Beim dritten überschlug sich die Kanone, und sie waren nicht im Stande sie wieder aufzustellen. Sie versuchten es mit einer andern, und als sie gerade im Begriff waren sie in die Höhe zu richten, riß ein Schuß einem von ihnen die Beine weg. Der übrigbleibende Neger betrachtete einen Augenblick seinen Cameraden, zog ihn ein wenig beiseite, verließ ihn, und untersuchte noch einmal die Bresche. Dann ergriff er eine der Fahnen, und zog sich in das Innere des Thurms zurück. In einigen Minuten erschien er wieder, nahm eine zweite Fahne, und stieg herunter. Die Franzosen setzten ihre Kanonade ununterbrochen fort, und die Bresche war bereits fast gangbar gemacht, als sie plötzlich durch eine schreckliche Explosion, welche den ganzen Boden wie bei einem Erdbeben erschütterte, in Staunen versetzt wurden. Eine ungeheure Rauchsäule, vermischt mit Flammenstreifen, brach aus dem Mittelpunkt der Veste hervor; Massen festen Mauerwerks wurden in erstaunliche Höhe in die Luft geschleudert, während Kanonen, Steine, Bauholz, Wurfgeschosse und todte Leiber in allen Richtungen hin zerstreut wurden. Was war dieß alles? Der Neger hatte seine Pflicht gethan — das Fort war in die Luft geflogen.“

*

Die künstliche Austernzucht. Der Austernfang ist ein wichtiger Erwerbszweig an den Küsten des atlantischen Meeres, und England, Frankreich, Belgien und Deutschland betheiligen sich gleicherweise dabei, so sehr sie es vermögen. Bekanntlich hat man in Frankreich den Gegenstand der nachhelfenden Befruchtung der Fische in den Strömen sehr ernsthaft ins Auge gefaßt. Diese Nachhülfe dehnt man jetzt auch auf Austernbänke aus. Man hat dazu einen Theil der Bay von St. Brieux gewählt, einen Platz, der von Natur dazu geschaffen scheint und auf eine Ausdehnung von 12,000 Hektaren (zu 2 Acker) der Austernzucht alle Vortheile bietet, denn der Boden ist feiner Sand, wenig gemischt mit Schlick oder Klei. Die Fluth, welche dort von NW zu SW und umgekehrt steigt und fällt, mit einer Geschwindigkeit von 3 engl. Meilen in der Stunde, erneuert das Wasser fortwährend und führt allen unreinen Niederschlag ab und faßt, indem es sich gegen die Felsen bricht, alle wünschenswerthen belebenden Eigenschaften in sich. Die Auslegung der Brutaustern geschah im März und schloß mit April dieses Jahres, während welcher Zeit 3 Millionen Austern ausgelegt wurden, die zum Theil aus der See, zum Theil von den Bänken von Cancale und Treguier genommen wurden. Man legte sie in 10 längwegs laufende Bänke, die zusammen eine Oberfläche von 1000 Hektaren ausmachen. Die Lage dieser Bank hat man im vorweg auf einer Karte ausgemessen und schwimmende Flaggen Behufs der Zurechtfindung der Schiffe ausgesteckt. Damit die Auslegung der Austern mit gehöriger Regelmäßigkeit geschehe und die weiblichen Austern nicht verletzt werden dadurch, daß man sie zu dicht aufeinander legt, bedient man sich zweier Dampfer, welche die mit den Austern beladenen Boote nachschleppen und sich innerhalb der ausgemarkten Stellen von einem Ende zum andern bewegen und dabei das Aussetzen von Austern vor sich gehen lassen, und wenn sie an einem Ende angekommen sind, auf demselben Wege zurückkehren und das Aussetzbeet fortziehen, so daß das Setzen genau so bewirkt wird als wenn man Pflugfurchen auf dem Feld zieht. Nach geschehener Aussetzung oder Auslegung tritt sofort auch die Nothwendigkeit ein rings um die Bänke und oben darüber Vorrichtungen anzubringen daß der Laich sich gehörig sammle und auf einem und demselben Platz verbleibe. Ein Mittel, was man zu diesem Ende anwendet, besteht darin daß man die Bank mit alten Austernschalen bedeckt, damit nicht einziges Samenkorn irgendwohin falle, wo es nicht zu befruchten vermag. Das zweite Mittel ist die Legung von Faschinen von einem Ende der Bank zum andern, die man an der Wurzel mit Steinen belastet und an der Spitze fest macht, ähnlich wie Spaliere. Die Faschinen stehen 18 bis 20 Zoll über der Bank und verhindern dadurch daß der Laich von der Fluth mit fortgerissen werde. Gelegt werden die Faschinen durch Männer in Taucherkleidung. Da die Stricke, mit denen die Faschinen vor der Hand befestigt wurden, wahrscheinlich sich bald abnutzen werden, so wird man später dünne eiserne verzinkte Ketten dazu anwenden, welche in Werkstätten des Staats gefertigt werden. Die Bänke und Faschinenbecken sind ganz genau auf der Karte verzeichnet, so daß es thunlich ist sie nach der Reihe aufzunehmen, gerade wie ein Bauer seine Aepfel Baum für Baum pflückt. Der Bericht der Commission für jene künstliche Austernzucht führt an, daß kaum 6 Monate seit der Vollendung der Anlage verflossen seyen, und das Ergebniß derselben bereits die kühnsten Erwartungen übertreffe. Die Austernbänke von Cancala und Granville selbst in ihren besten Tagen hätten nie eine solche Masse Austern geliefert. Die Faschinenzweige sitzen gehäuft voll Austern gleich wie Blüthen, die im Frühling einen Baum ganz bedecken. Man könnte die Faschinen in der That für versteinert halten. Eine dieser Faschinen hat man nach Paris geschafft und an derselben 20,000 junge Austern gezählt. Sie sind bereits größer als 1 Zoll im Durchmesser und die Faschine nimmt mehr Platz im Wasser ein als eine Garbe auf dem Felde. Die Austern, wenn sie vollkommen ausgewachsen wären, würden einen Preis von 16 Francs (etwa 5 Thlr. das Tausend) holen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03925 5123